BLÄTTER
FÜR
LITERARISCHE
UNTERHALTUNG

1831
July-Dec.

Digitized by Google

B 54566 6 DUPL

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1917
SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1831.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1831.

Zweiter Band.

Juli bis Dezember.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 19—30, literarische Anzeiger Nr. XVI—XXXIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

830.6
B
1831
July - Dec.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1831.

Monat Juli;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 182—212, 2 Beilagen: Nr. 19, 20, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVI—XVIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

830.6
B
1831
July - Dec.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1831.

Monat Juli;

enthaltend:

31 Stück: Nr. 182—212, 2 Beilagen: Nr. 19, 20, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVI—XVIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Kgl. Bibl. Berlin
Lesesaal Grün. 2

Inhalt.

Nr. 182. Zur Nachricht. — Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. — Deutsche Flugschriften. (1. Der Völkerstrübling und seine Verfünder. Von J. Brunow. 2. Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. v. Moltke. Herausgegeben von H. Heine. 3. Ueber jetzige Zeit und Deutschlands zeitgemäße Politik. Von Reinhard. 4. Aufruf an die deutsche Nation, deutsche Fürsten und Stände. 5. Einiges über Mehres, das uns nahe geht. Ein Beitrag zur Verständnißlehre der Dialektik französischer Tagesblätter. 6. Wo ist man liberal, in Frankreich oder in Preußen? Von C. W. K. 7. Der Aufstand im Königreiche Hanover im Januar 1831, actenmäßig dargestellt mit besonderer Rücksicht auf seine Entstehungsursachen und Folgen.) — Literarische Anzeige.

183. Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Fortsetzung.) — Deutsche Flugschriften. (Beschluß.) — Die Geschichte Polens. Bearbeitet von F. A. v. Witzleben. — Miszellen aus dem Morgenlande.

184. Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Fortsetzung.) — Die Gedächtnißrede des Freiherrn von Hormayr. — Balzac über die Politik der französischen Ministerien. — Notizen.

185. Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Beschluß.) — Leben, Thaten und Fahrten eines jungen Buchhändlers, oder Erziehung und Leben. — Kritische Kränze. Von J. F. v. Meyer. — Der alte und der junge Adler. — Notizen.

186. Politische Flugschriften, welche Bezug haben auf die neuern Ereignisse im Königreiche Hanover und im Herzogthume Braunschweig, und gelegentlich manches Wort über die Ereignisse selbst. (1. Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung. 2. Actenmäßige Würdigung einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", in dem Königreiche Hanover verbreitet worden ist. 3. Erklärung des Ministers Grafen von Münster, über einige in der Schmähschrift: „Anklage u. s. w.", ihm persönlich gemachte Vorwürfe, sowie über seinen Austritt aus dem königlich hanöverischen Staatsdienste. 4. Ueber die Verarmung der Städte und des Landmannes, und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschland, besonders im Königreiche Hanover. Versuch einer Darstellung der allgemeinen Hauptursachen dieser unglücklichen Erscheinungen und der Mittel zur Abhülfe derselben. Von S. P. Gans. 5. Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen. Mit officiellen Actenstücken begleitet. 6. Betrachtungen über den Aufstand der Braunschweiger, und den gewünschten endlichen Regierungsantritt Sr. Durchlaucht des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, aus dem Standpunkte des Naturrechts, des positiven Staatsrechts und der Politik. 7. Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Erörtert und beantwortet von F. K. v. Strombeck. 8. Ueber die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands. Mit einleitenden Bemerkungen über die vom Hrn. v. Strombeck vor Kurzem abgehandelte Frage: „Was ist Rechtens u. s. w." Von K. H. Jürgens. 9. Die Rechtssache des der verletzten Ehrerbietung gegen Se. Durchlaucht den Herzog Karl v. Braunschweig-Lüneburg beschuldigten Freiherrn v. Siersdorff ꝛc. Als ein Beitrag zur Geschichte der braunschweigischen Landes- und deutschen Bundesjustiz, in einer Reihe von Actenstücken mit Anmerkungen herausgegeben von G. Brunow. 10. Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig, von F. K. v. Strombeck. Erstes Heft. 11. Wünsche der Braunschweiger, zur Beherzigung bei den bevorstehenden landschaftlichen Verhandlungen. Von K. Steinacker. Erstes Heft. 12. Verantwortung gegen die Anschuldigung des engern Ausschusses der Landschaft, Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzoge von Braunschweig-Lüneburg und Oels, eingereicht vom zweiten Kammerdirector G. P. v. Bülow.) — Ein polnischer Roman und eine polnische Novelle. (1. Petronella, die polnische Einsiedlerin auf dem Annaberge in Oberschlesien. Von D. Dittmann. Erster Theil. 2. Warschau. Ein Zeitbild von A. Lewald.)

187. Politische Flugschriften über Hanover und Braunschweig. (Fortsetzung.) — Ein polnischer Roman und eine polnische Novelle. (Beschluß.) — Allgemeine geographische Handbibliothek, oder geographisch-statistische Beschreibung aller Länder, nebst einer Skizze der ältern und neuern Geschichte. Ein Hülfsbuch beim Studium der Tagesgeschichte für denkende und gebildete Leser von H. J. Jacobsen. Erster, zweiter, dritter und fünfter Theil. — Wie sucht man das Militair zu mystificiren? — Literarische Anzeige.

188. Politische Flugschriften über Hanover und Braunschweig. (Fortsetzung.) — Geschichte von England von J. Mackintosh. Aus dem Englischen. Erster Theil. — Notiz.

189. Politische Flugschriften über Hanover und Braunschweig. (Fortsetzung.) — Die Brautfahrt nach China, oder wenn's nur chinesisch ist. Satyrischer Zeitspiegel in humoristischen Rahmen mit einer Räthselbeilage. Von F. Ohnesorgen. — Mittheilungen aus der anhaltischen Geschichte. Erstes und zweites Heft. — Warnung.

190. Politische Flugschriften über Hanover und Braunschweig. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Karlsruhe. — Notizen.

191. Geschichte des preußischen Staates seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit, von K. Hanke. Erster bis vierter Band. — Skizzen aus England, von Adrian. Erster Theil. — Literarische Anzeige.

192. Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von P. v. Bohlen. 2 Theile. — Le rouge et le noir, chronique de 1829, par M. de Stendhal. 2 Bände. — Die neueste Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum". — Notiz.

193. Das alte Indien, von P. v. Bohlen. 2 Theile. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Stuttgart. — Aus Italien. — Notiz.

Beilage Nr. 19. Geschichte des osmanischen Reichs, durch J. v. Hammer. Sechster und siebenter Band. — Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft, Gesundheits- und Heilkunde, sowie auch um Länder-, Völker- und Menschenkunde von ältester Zeit bis auf die neueste. Ein Beitrag zur Geschichte geistiger Cultur, und der Natur- und Heilkunde insbesondere. Von C. F. Harleß. — Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses. Verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt, und mit dem Originaltexte nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus andern unedirten Originalwerken herausgegeben von J. J. Schmidt. — Handbuch der alten Geschichte, von F. Stroß. Zweiter Band.

194. Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen. III. — Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815—24. Zuvor ein Brief von Göthe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres 1831 herausgegeben von C. G. Carus. — Miszellen.

195. Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen. III. (Fortsetzung.) — Deutsche Flugschriften. (1. J.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1831.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

Diese Briefe erscheinen in einigen Monaten in der Verlagshandlung d. Bl., und wir hoffen durch die nachfolgenden Mittheilungen daraus die Aufmerksamkeit des Publicums darauf hinzulenken. Wir dürfen eine reiche Ausbeute an Unterhaltung und Belehrung versprechen. Zuerst Einiges zur Unterhaltung.
D. Red.

Zehnter Brief.

Beschreibung Dänemarks aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Torquato Pecchia.

Um die Zeit, wo ein Theil der kaiserlichen Heere während des dreißigjährigen Krieges bis nach Dänemark vorgedrungen war, entwarf Torquato Pecchia, der Hausmeister des kaiserlichen Feldherrn Torquato Conti, eine Beschreibung jenes Landes, seiner Beschaffenheit, Einwohner, Sitten u. s. w. und übersandte dieselbe dem Fürsten von S.-Gregorio. Sie verdiente ihrer Originalität halber vollständig gedruckt zu werden; vorläufig theile ich Ihnen einige der anziehendern Abschnitte im Auszuge mit.

In Dänemark gibt es viele Dörfer, welche zwar nicht mit Mauern eingefaßt sind, aber ihre eigne Kirche und ihren eignen Prediger haben. Stirbt ein solcher, so heirathet seine Witwe einen andern Prediger, der jedoch sein Amt vor königlicher Genehmigung nicht antreten darf. Solche Ernennung oder Bestätigung ist für alle Geistliche und Bischöfe erfoderlich. Jetzt sollte, in Abwesenheit des Königs, der General Conti dieselbe ertheilen, hat aber vorgegeben, einem Obersten des Geschützes übertragen. Das ganze Land ist sehr bevölkert, und Alle scheinen in guter Lage zu sein. Denn ungerechnet, daß sie sich an Festtagen höchst prachtvoll kleiden, findet man keinen Landmann so arm, daß er nicht silberne Löffel und einen silbernen Becher besäße. Die hölzernen und mit Stroh gedeckten Häuser weiß man, ohne auch nur einen eisernen Nagel zu verbrauchen, so fest und trefflich einzurichten, daß sie sehr lange dauern und weder Wind noch Wasser hindurchdringt.

Die ungemein schönen Kirchen haben meist 5 Schiffe, treffliche Thürme und Glocken. Viele von den Städten liegen am Meere, sind wohlgebaut, gepflastert, mit Plätzen und Springbrunnen versehen und stark befestigt. Einige Landstraßen darf außer dem König Derjenige benutzen, welcher eine gewisse Geldsumme bezahlt.

Die Edelleute sind von solcher Größe, daß ich glaube, der heilige Christoforus war aus diesem Lande. Das Volk ist überhaupt schön, blond, von guten Anlagen und den Wissenschaften ergeben. Ein Prediger daselbst versteht aus Wasser Wein zu machen, von dem ich selbst getrunken habe. Er wird nach Rom kommen, katholisch werden und Eure Durchlaucht seine Aufwartung machen.

Es gibt in Dänemark abergläubige Zauberer (incantatori) oder Beschwörer, die sich aufs wunderlichste kleiden, wie aus den übersandten Zeichnungen hervorgeht. Die meisten sind indeß mit dem Könige entflohen. Da das Land sehr fruchtbar ist und in 100 Jahren nicht mit Krieg überzogen ward, finden sich daselbst ansehnliche Reichthümer. Sowie einst dem Könige, müssen jetzt die Bauern den Soldaten Jagddienste leisten und das Geschäft der Hunde übernehmen.

In Holstein blieben einige mit dem Könige verwandte Familien und schlossen sich den Siegern an, aber sie sind arm; der Herzog von Gottorp hingegen ist ungemein reich und besitzt mehr Land als der Großherzog und wohlgebaute, schöne Städte. Die kaiserlichen Soldaten belästigen ihn und die Seinen indeß so übermäßig, daß er jeden Tag an den General Conti schreibt, bittet, vorstellt und um Mitleid flehet; aber der Hund bellt und der Ochse frißt.

Alle Einwohner ſind lutheriſch und reden eine Sprache, die nicht ganz deutſch, ſondern gemiſcht iſt. Wenn ſie ſprechen, ſo klingt es, als ob ſie weinten. Auf den im Ozean belegenen Inſeln wird eine Sprache geredet, die Niemand verſteht. Aus Mangel an Holz brennen ſie Miſt, und eine aus den Moräſten hergenommene Erde, welche ſie Turta nennen und in die Form von Ziegelſteinen zurechtſchneiden. Das Eſſen wird in einem großen Keſſel gekocht, in welchen ſie alle einzelne Gegenſtände, Fleiſch, Fiſche, Eier u. dgl., hineinwerfen. Auf ähnliche Weiſe fertigen ſie den Käſe, der, ſelbſt von Fäulniß angegangen, keine Würmer erzeugt.

Auf bloßem Leibe tragen Männer und Weiber einen Pelz (pellicione) und ziehen das Hemde und andere Kleider erſt über denſelben. Die hölzernen Schuhe ſind mit der größten Geſchicklichkeit gemacht; die Frauenkleider reichen nur bis zum Knie.

Die Pferde ſind wilder als in andern Ländern und leben faſt immer im Freien.

In Friedenszeiten reiſet man mit der Poſt (si corre la posta) auf Wagen, an denen, der größern Leichtigkeit wegen, auch nicht das Mindeſte von Eiſen iſt. Kommt man an Moräſte, ſo werden jene mit größter Schnelligkeit auseinandergenommen und nachher wieder zuſammengeſetzt.

Auf der Inſel Seeland findet ſich ein Fluß, über den eine Brücke führt, und zur Seite zeigt ſich eine Höhle. Jeder kann hier ungehindert vorübergehen; ſobald aber Jemand die Brücke betritt, der etwas gegen den König unternehmen will, oder nach der Herrſchaft trachtet, ſo entſteht in der Höhle ein ungeheurer Lärm, als wenn ein Kriegsheer nahte, und die Brücke ſtürzt zuſammen. Dies hat man geſehen und gehört, es iſt geſchehen und geſchieht noch. In einem gewiſſen Theile des Landes gibt es Mäuſe, die, gleichwie ſo viel Teufel, vor dem Zeichen des Kreuzes entfliehen. Naht ſich ein Schiff dieſem Lande, ſo ſpringen die darauf befindlichen Mäuſe wie beſeſſen ins Waſſer.

Alle Einwohner des Landes begehen eine unerläßliche Sünde, ſie eſſen nämlich Kälber und andere kleine Thiere. Den kein Gewiſſen habenden Soldaten gefiel dieſer Gebrauch dergeſtalt, daß man das Schlachten der Kälber verbieten mußte.

Wenn ſich Braut und Bräutigam verheirathen, laufen Beide nach einem Ziele, wo ein Bündel Stroh aufgeſteckt iſt. Wer zuerſt anlangt, erhält die Herrſchaft im Hauſe, der Mann wird zur Frau, die Frau zum Manne. Aus dem Stroh wird ein Kiſſen geflochten, worauf die Brautleute in der Kirche knien.

Stirbt Jemand, ſo weint und jammert man nicht, ſondern man lacht, ißt, trinkt, tanzt um den Leichnam herum, und legt Koſtbarkeiten und andere Dinge in das Grab, nach Maßgabe des Standes und Reichthums.

Verheirathete Frauen, die ſich der Unkeuſchheit ergeben, werden hart gezüchtigt. Läßt ſich ein Mädchen ſchwängern, ſo erhalten die Verwandten 4 und der König 14 Thaler, wodurch die Ehre der Geſchwächten ſo hergeſtellt wird, als ſei gar nichts vorgefallen. In Abweſenheit des Königs läßt ſich der Herr General Conti dies Geld auszahlen.

In Norwegen gibt es außerordentlich ſchöne und gar bewundernswürdige Dinge. So z. B. haben Leute, die ſich ins Meer ſtürzten, unter dem Waſſer Gärten, Paläſte und andere herrliche Sachen gefunden, und Jemand, der Daſſelbe that, weil er zweifelte, ob einer ſeiner Freunde ertrunken ſei, fand ihn ganz vergnügt in einem Palaſte. In demſelben Lande verkauft man den Schiffern den Wind auf gewiſſe Stunden in einem Schnupftuche. Soll er ſtärker oder ſchwächer blaſen, ſo öffnet man das Schnupftuch mehr oder weniger. Zwar glaube ich, daß dies Teufelskünſte ſind, die Sache jedoch iſt über allen Zweifel gewiß.

Von einem ſehr ſchönen Gebrauche (uso bellissimo), den man am Hofe des Herzogs von Gottorp findet, muß ich Euer Durchlaucht Bericht erſtatten. Wenn nämlich Abends bei Tiſche die Lichter anfangen, dunkler zu brennen, ſo holt ſich ein Page ein Meſſer, ſpuckt darauf, macht ſich ähnlicher Weiſe die Finger naß, hebt den Leuchter in die Höhe, putzt das Licht mit Meſſer und Finger in Gegenwart des Herzogs, ſetzt den Leuchter an ſeine Stelle, bringt das Meſſer zurück, und alſo verfährt man während der Abendmahlzeit.

In Norwegen reiſet man auf Schlitten, mit Rennthieren beſpannt. Bei der Abfahrt ſagt der Poſtmeiſter den Thieren ins Ohr, wohin die Fahrt gehen ſoll, und nun laufen ſie, ohne ſtill zu ſtehen, bis zur bezeichneten Stelle, und würden ſich eher todtſchlagen laſſen, als einen Schritt weiter thun.

Der Herr Torquato Conti regiert das eroberte Reich mit ſolcher Leichtigkeit, als wäre es ein Dorf mit 4 Feuerſtellen. Der Adel macht ihm ſeine Aufwartung, und die meiſten haben jetzt dem Kaiſer Treue geſchworen. Aber freilich kommen auch Dinge vor, die Mitleid erregen, und ich habe wol geſehen, daß Soldaten die Einwohner wie das Vieh vor ſich hertrieben und mit Stöcken darauf losſchlugen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Flugſchriften.

1. Der Völkerfrühling und ſeine Verkünder. Von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 9 Gr.
2. Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke. Herausgegeben von H. Heine. Nürnberg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 20 Gr.
3. Ueber jetzige Zeit und Deutſchlands zeitgemäße Politik. Vom Staatsrath Reinhard. Karlsruhe, Marr. 1831. Gr. 8. 14 Gr.
4. Aufruf an die deutſche Nation, deutſche Fürſten und Stände. Rothenburg, Deubeld. 1831. Gr. 8. 6 Gr.
5. Einiges über Mehres, das Uns nahe geht. Ein Beitrag zur Verſtändnißlehre der Dialektik franzöſiſcher Tagesblätter. Berlin, Rauck. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
6. Wo iſt man liberal, in Frankreich oder in Preußen? Von C. W. K. Berlin, Laue. 1831. 12. 4 Gr.
7. Der Aufſtand im Königreiche Hanover im Januar 1831, actenmäßig dargeſtellt mit beſonderer Rückſicht auf ſeine Entſtehungsurſachen und Folgen. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Was hat Deutſchland gegenwärtig zu thun, wenn es eine des deutſchen Namens würdige Stellung nach Außen annehmen und

in Innern jeden Keim des Mißbehagens, des Mistrauens und der Unruhe entfernen und dauerndes Glück begründen will? Die Fürsten und ihre Räthe scheinen dies so wenig zu wissen als die Völker. Von der einen Seite übereilte Hoffnungen, unmäßige Wünsche, drohende Beschwerden; von der andern halbe Maßregeln, die bald durch unzulängliche Zugeständnisse beschwichtigen, bald durch ebenso unzulängliche Zwangsmittel zügeln sollen. Ein Gedanke hat in dieser allgemeinen Gährung sich zur Klarheit durchgearbeitet: eine Krankheit, welche den ganzen Organismus ergriffen hat und daher unter verschiedenen Formen in den verschiedensten Theilen desselben ausbricht, kann nicht durch örtliche Behandlung eines einzelnen dieser Theile geheilt werden. Den Leiden, über welche man mit Recht oder mit Unrecht in allen Gegenden Deutschlands klagt, entnervendem Geistesdruck, zunehmender Verarmung, allgemeinem Stillstand des Handels und der Gewerbe, vermag kein einzelner Staat wirksam zu begegnen, weil kein einzelner Staat sie verschuldet hat. Nirgend in Deutschland will man den Geist niederdrücken, überall sucht man den Wohlstand zu heben, die commerzielle und industriöse Thätigkeit durch jede Begünstigung zu befördern; und man kann sagen, daß es vielleicht keine einzige Regierung in ganz Deutschland gibt, welche zum Heil ihrer Unterthanen nicht gern jedes Opfer brächte. Dennoch bleiben alle diese Bemühungen fruchtlos. Nur die äußerste Verblendung möchte es leugnen, daß, obwol wir klüger und besser zu sein glauben als unsere Väter, diese doch glücklicher waren als wir. An den intellectuellen und moralischen Fortschritten, welche unsere Nachbarn seit 50 Jahren machen, haben wir Theil genommen, aber nicht in gleichem Verhältniß an den ebenso wichtigen Fortschritten, die sie in der Verbesserung ihrer äußern Lage gemacht haben.

Die Nachtheile, in welchen wir uns in dieser Beziehung befinden, lassen sich auf *einen* Hauptgrund zurückführen: die Auflösung des deutschen Reichsverbandes, ohne daß ein anderes ausreichendes Band an die Stelle getreten wäre. Bei allen Klagen, denen unter der alten Verfassung der Unterthan von seinen kleinen Gewalthabern ausgesetzt war; bei aller Ohnmacht, in welcher die sonderbaren verratteten Formen dieser Verfassung das ganze Reich hielten, war Deutschland doch ein einziger großer in sich abgeschlossener und gerundeter Staat; der Württemberger ging nicht ins Ausland, wenn er die Grenzen seines kleinen Herzogthumes überschritt; der Sachse brauchte seinen Kampf mit den bairischen Gendarmen zu bestehen, wenn er seine Fabrikwaren nach Nürnberg auf den Markt führte; das großartige Institut des deutschen Buchhandels, welches sich nicht durch den Schutz unserer Regierungen, sondern ungeachtet ihres Schutzes, in dem allgemeinen Verfall, noch bis auf diese Stunde erhalten hat, konnte sich zu einer wahren geistigen Republik erheben; und es fiel Niemand ein, derselben durch Circulare vorzuschreiben, welche Art von Geist sie verbreiten und welche an die Verleger zurückschicken sollte. Deutschland, mit einem Worte, war ein lebendiger Leib, in welchem das Blut zwar langsam und träge, aber doch frei und ungehemmt circulirte. Wenn man den Leib eines Menschen, eines Thieres zerstückte, oder wenn man die einzelnen Glieder desselben durch Binden, die ebenso tief einschnitten als unsere Douanenlinien, trennte, ihm Venen und Arterien unterbände, würde man sich wundern, wenn das Blut zu circuliren aufhörte? Wenn eine Fäulniß einträte, welche die edelsten Theile verzehrte?

Was schädlich, verderblich ist, das ist immer auch unrecht, obgleich unrecht wird es aber, wenn dadurch zugleich bestimmte gesetzliche Verpflichtungen verletzt werden. Dies ist bei der Auflösung des deutschen Reiches geschehen. Die Fürsten, welche die verschiedenen Provinzen Deutschlands beherrschten, waren nicht Regenten selbständiger Staaten, sondern nur mit zeitlichen Souverainetätsrechten beliehene Verweser von Kaiser und Reich, und gleich dem geringsten ihrer Unterthanen, diesem verantwortlich. Selbst Friedrich der Große, so ungescheut er sonst alle Rechte verletzte, sobald der Vortheil es gebot, vergaß dies nicht, weil er wohl begriff, welcher Nutzen jedem Gliede des Reiches aus der fortbestehenden Verbindung erwuchs. Wenn er selbständig gegen Oestreich auftrat, that er dies, als König von Preußen, das nie zum deutschen Reiche gehört hatte; auch Schlesien, das er eroberte, war gleich Preußen, als eine von Polen gewonnene Provinz, dem deutschen Reiche fremd.

Machte äußere Gewalt die Auflösung des Reiches nothwendig, so mußte, sobald diese Gewalt aufhörte, entweder der frühere Zustand zurückkehren oder, wenn dies unmöglich war, wenigstens eine Ausgleichung des factischen status quo mit dem frühern rechtlichen Bestande versucht werden. Alle deutschen Stämme hatten gekämpft, um das Vaterland von fremdem Joche zu befreien. Der Sieg war errungen, die Beute, die der Feind gemacht hatte, ihm wieder abgejagt; und es war daher das Einfachste, daß Jeder aus derselben, was er als sein Eigenthum erkannte, zurücknahm: den deutschen Fürsten ihre Rechte, dem deutschen Volke die seinigen. Davon ist aber bei der Theilung nicht die Rede gewesen. Das alte deutsche Reich war gestorben und begraben, und den deutschen Bund, welcher sich der Erbschaft bemächtigte, haben die Fürsten allein geschlossen.

Die ungerechte Erbschaft, fürchten wir, ist ihnen nicht zum Besten bekommen. Unbedingte Souverainetät ist ein leerer Titel, wenn sie nicht durch Macht unterstützt wird; und die alten Kurfürsten waren, wenn auch nicht Souveraine, doch in mehr als einer Beziehung mächtiger als unsere neuen Könige. Das deutsche Reich, so ohnmächtig es war, vermochte doch innerhalb seiner Grenzen Ruhe und Frieden zu erhalten. Der Spruch des Reichskammergerichtes führte einen vertriebenen Fürsten in seine empörte Hauptstadt zurück, sowie er auf der andern Seite dem bedrückten Unterthanen Recht schaffte gegen seinen Fürsten; daß der Bundestag zu Frankfurt dies vermöchte, haben wir bisher noch nicht erfahren. Seine Unzulänglichkeit kann, nach den neuesten Erfahrungen, nicht länger in Abrede gestellt werden; im Interesse der Fürsten ebenso sehr als der Völker liegt es, ein kräftigeres Regiment in Deutschland einzuführen. Jetzt ist die Zeit, wo Deutschland eins werden muß, oder nie. Jeder, der das Seinige nicht früher oder später ganz verlieren will, wird wohl thun, freiwillig einen Theil davon aufzugeben, um den Rest zu retten. Nur in der mathematischen Welt ist das Ganze immer mehr als ein Theil; in der Politik ist oft die Hälfte mehr werth, als das Ganze. Ein constitutioneller Fürst, der sich eines Theils seiner Gewalt — der gesetzgebenden und der richterlichen — begeben hat, ist, für seine Person, deshalb nicht weniger mächtig; bei der Beschränkung seiner Macht auf die vernünftige, unter gegebenen Voraussetzungen räthliche und mögliche That ist er nicht nur vor Fehlgriffen, sondern auch vor der Bestimmung durch fremden Einfluß mehr gesichert. Nur wer im Dunkeln tappt oder auf ungebahntem Wege schreitet, bedarf des Führers. So sind auch kleine Fürsten mächtiger, wenn sie sich einem freigewählten Oberhaupte unterordnen und demselben einen Theil ihrer Macht übertragen, als wenn sie stolz im Besitze des Ganzen bleiben wollen. Bei der Wahl eines Hauptes steht es ihnen frei, selbst zu bestimmen, wie weit der Einfluß desselben reichen soll, während sein Schutz sie vor jeder fremden Anmaßung sichert. Gegen den selbständigen Souverain hat der Nachbar jedes Recht, das er sich erlaubt; und wieviel ein übermächtiger Nachbar sich oft erlaubt, ist uns nur zu wohl und durch zu traurige Erfahrungen bekannt.

Diese Betrachtungen, die wir hier nur andeuten konnten, liegen so nahe, daß es unbegreiflich scheint, wie sie nicht längst von Jedermann gemacht worden sind. Die nothwendigen Folgerungen aus klar und offen gegebenen Vordersätzen zu ziehen, ist, sollte man meinen, nur ein sehr geringes Maß von Urtheil, von Verstand erforderlich. Aber wo die Leidenschaften, wo die Interessen des Eigennutzes, der Selbstsucht in das Spiel kommen, wird leicht auch der hellste Verstand verdüstert. Der leidenschaftlich Erregte erräth oft mit überraschendem Scharfsinn das Fernste und Schwierigste, während er das Nächste, Leichteste übersieht; und wer sollte nicht leidenschaftlich erregt sein, wenn es die höchsten, wenn es alle Interessen des Daseins gilt?

Indem wir auf diese Weise es uns erklären, weshalb noch immer keine Hoffnung ist, daß in unserm armen zerrütteten Vaterlande auch nur das Nothwendigste zu seiner Rettung geschehe, dürfen wir auf der andern Seite doch nicht verbergen, daß es allmälig hier und da in einzelnen Köpfen zu tagen beginnt. Die Schritte, die in Baiern, Baden, Hessen geschehen sind, um Denkfreiheit und Handelsfreiheit zu erhalten, die Zollvereine, die zwischen Baiern, Würtemberg, Preußen und andern deutschen Staaten geschlossen werden sind, zeigen, daß man allmälig wol zu fühlen anfängt, worauf es ankommt. Möge bald die klare Einsicht dem dunkeln Gefühle folgen!

1. Unter den Schwägern, die durch leidenschaftliches sinnloses Geschrei die Verwirrten nur noch mehr verwirren, steht Heine oben an. Eine gewisse leichte Erregbarkeit des Gemüthes, die ihm mit der Mehrzahl seiner Stammgenossen gemein ist, verbunden mit einer aus gleicher Quelle stammenden Bescheidenheit, die sich Alles erlaubt, was keine unmittelbare körperliche Gefahr droht, zeichnen ihn um so mehr aus, da ihm natürlicher Witz und Glanz und Appretur der Rede zu Gebote stehen. Wer mit diesen Eigenschaften sich nur auf der Heerstraße der Gedanken und Gefühle hält, auf welcher die große Masse vorwärtsstrebt, kann eines zahlreichen, lobpreisenden und begeisterten Publicums gewiß sein; und Heine ist klug genug gewesen, sich von jener Heerstraße nicht zu entfernen. Freiheit ist in diesem Augenblicke das Wort der Menge. Das Wort ist gut, obgleich Heine so wenig als die Menge weiß, was es bedeutet. Was Heine unter Freiheit versteht, ist die Losgebundenheit von Sitte und Sittlichkeit; — Die wahre Freiheit kennt er nicht; der Mensch, der in dem Freiheitskampfe der Tiroler, diesem strahlentsten Glanzpunkte der neuern deutschen Geschichte, keine andern Motive sah, als — wie Heine sich witzig ausdrückt — „die rothen Hosen des Kaisers", kennt keine Freiheit. Aber er braucht das Wort und verbindet es geschickt mit hundert angenehm in Ohr und Auge fallenden Beziehungen; und siehe da! er ist ein Freiheitsheld und, wenn er vielleicht — — — — — — — — stirbt, ein Märtyrer der Freiheit.

Aus der Mitte der bewundernden Menge ist für Heine bereits mehr als eine Stimme laut geworden; eine tönendere aber noch nie als jene des pseudonymen Verf. des „Völkerfrühlings", Jordanus Brunew.

„Es gibt eine Sache, welche aus dem Meinungskampf auf Tod und Leben mit herkulischer Kraft sich emporwindet und mit unwiderstehlicher Gewalt der Herzen aller Hochgesinnten sich bemächtigt. Es ist die Sache der Freiheit im Staate und der Gleichheit vor dem Gesetz".

„Es gibt ein Land, dessen Eingeborene die Fesseln sprengten, worin der Geist geschlagen, das Götzenbild einer von Gott geheiligten Tyrannei stürzten, die Souverainetät des Volks predigten, und statt der angeborenen Privilegien und Feudalrechte die Zauberworte Freiheit und Gleichheit um des Herrschers Thron stellten, als die besten Beschützer des liberalen Königthums. Dies Land ist Frankreich".

„Und einen Jüngling gibts im deutschen Vaterlande, der jüngst zum Manne gereift, jene Sache und jenes Land mit glühendem Enthusiasmus gepriesen und muthig es ausgesprochen: sein Streben sei's, sein geliebtes Volk zu erheben, durch die Gewalt seines Wortes, um es in Grundsätzen und Gesinnungen dem nachbarlichen Volke entgegenzuführen, zu Bruderkuß und gleicher Thatkraft. Dieser Jünglingmann ist Heine, und das kühne Wort waltet (wo?) in den „Nachträgen zu den Reisebildern!"

Eine Buchhändleranzeige! Mehr haben wir, nach dem Gesagten, über das ganze Buch oder Büchlein nicht zu sagen, außer daß mit Heine, als Verkünder des neuen Völkerfrühlings, im Verfolg noch Börne und Weitzel zusammengestellt werden. Den Letzten halten wir für einen Druckfehler; der scharfsinnige Verf. wollte zuverlässig schreiben: Saphir. Heine, Börne und Saphir! „Heine, wackerer Kämpe, jüngst hast Du einen Ri[senschritt] gemacht, fahre fort auf der Bahn, die Du in Deine[r] letzten Richtung betreten! Börne, raffe Deine herrlichen Kräf[te] zusammen und richte sie unaufhaltsam auf ein Ziel! Wache au[f] alter Weitzel, kehre von den Gräbern der Gracchen und Scipio[] nen zurück in die Arme Deines Vaterlandes!" Der Schluß sieht man, will nicht recht passen; folgt man unserer Conjectu[r] und liest, statt Weitzel, Saphir, und denkt man bei den Gräber[n] der Gracchen und Scipionen an den Père de la Chaise un[d] — — — — und bei den Armen des Vaterlandes an di[e] Arme — — — — — — des münchner Publicums, so erhält die Sache nicht blos eine andere Wendung, sondern auch eine ganz andere Haltung und Consequenz.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Hermes,
oder
Kritisches Jahrbuch der Literatur.
Fünfunddreißigster Band.
Zweites Heft.
Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung
von
Karl Ernst Schmid.

Gr. 8. Geh. 11 Bogen. Preis des Bandes von 2 Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes.

VII. Nationelle Grammatik in Frankreich.
Grammaire de la langue grecque et de ses différens dialectes, présentée dans un ordre analytique et synoptique, par *A. Gerfaux*.

VIII. Historische Uebersicht der Militair-Literatur.
Dritter Abschnitt. Die Kriegsgeschichte seit dem Jahre 1740.
Von v. Hoyer.

IX. Blick auf Nordafrikas Geschichte, insoweit sie aus arabischen Quellen geschöpft ist.
Von Karl Theodor Johannsen.

X. Was ist für die deutsche Geschichte in der letzten Zeit geschehen? und was thut auf dem dadurch gewonnenen Standpunkte besonders Noth?
Zweiter Artikel.
Von Heinrich Leo.

XI. Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwei Theile.

XII. Kritische Miszellen.

Mit diesem Hefte hört der Hermes auf zu erscheinen.

Im herabgesetzten Preise kostet der Hermes:

Jahrgang 1819—24, mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange, und fünfundzwanzigster bis fünfunddreißigster Band. (1819 herausgegeben von Wilhelm Traugott Krug, 1820—23 herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus, 1824 fg. herausgegeben von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Ladenpreis 87 Thlr. 16 Gr.

Jetzt für dreißig Thaler.
Jeder Band einzeln 1 Thaler.
Jedes Repertorium 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 183. — 2. Juli 1831.

Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Siebenundsiebzigster Brief.

Sitten, Gebräuche, Feste u. s. w. Die Königin Eleonore in Brüssel. Fest des Ordens vom goldenen Vließe. Feste der Königin Marie von Ungarn. Auto da Fe in Valladolid.

Die Kenntniß der Sitten, Gebräuche, Feste, Ergötzungen u. s. w. ist nicht minder anziehend und lehrreich als die der Kriege und anderer scheinbar weltgeschichtlichen Begebenheiten. Weil sich indessen diese Dinge wechselseitig erläutern, habe ich sie nicht bei den einzelnen Ländern mitgetheilt, sondern will in diesen und den nächsten Briefen Mehres der Art in einer Folge beibringen. Ich beginne mit den Niederlanden. Dem Tagebuche, welches Johann Vandenesse über die Reisen Karls V. und Phlipps II. hinterlassen hat, ist Nachstehendes entnommen.

Als die Königin Eleonore von Frankreich, ihren Bruder Kaiser Karl V. im Oktober 1544 in Brüssel besuchte, erhielt sie (Gemüse, Suppen, Pasteten, Salate u. s. w. nicht zu erwähnen) für ihren Mund (pour sa bouche) täglich 128 Pfund Rindfleisch, 2½ Hammel, 1 Kalb, 2 Schweine, 2 fette Kapaunen, 18 Hühner, 4 Repphühner, 2 Becassen, 2 Fasanen, 2 Hasen, 24 Wachteln oder Turteltauben. Für das Gefolge der Königin (cuisine du commun) wurden täglich geliefert: 2 Ochsen, 18 Hammel, 3 Kälber, 12 Schweine, 60 Kapaunen, 48 Hühner und Tauben, 40 Stück Wild aller Art. Außerdem Suppen, Pasteten, Kalbaunen, Marksknochen, Schmalz, Speck, Butter, Eier, Zucker, Gewürze u. s. w. Und nicht minder reich waren die Fasttage besetzt.

Bei einem Feste für die Ritter des goldenen Vließes im Dezember 1545, gab es 3 Gänge. Zum ersten gehörten: Rindfleisch und Hammelfleisch, Schinken und Zungen, Suppe, Kalbskopf, Wild mit Rüben, durchgeschlagene Erbsen, Kalbsbraten, heißen Schwan (signe chault), Gans, Hühner, Truthühner, Pastete von Kuheuter und Zwischendaunen, Coteletten, Ragout und Pastete von Wildpret und Repphühnern, gebratene Fasanen, Kapaunen und Tauben, Vögel anderer Art u. s. w. Dritter Gang: Pfauen, Repphühner, Wasserhühner, Gelée von Schweinen, warme Taubenpastete, kalte Reiherpastete, Blancmanger, klaren Gelée, gebratene Kaninchen und Enten, Hammelbraten und Zwischenessen. Hierauf folgten: Hühnerpastete, kalte Puter, kalte Wildpastete, desgleichen von Hasen und Repphühnern, wilder Schweinskopf, kalter Schwan, Gans, Krammetsvögel, Fasanen, Kaninchenpasteten. Endlich 3 Arten Gelée, 3 Arten Confituren, Torte mit Aufguß, Aepfel, Birnen, Mispeln, Kastanien, Anis, Käse. Nachdem Alles (mit Ausnahme der Tischtücher) weggenommen war, blieben noch Oblaten, Biscuit, Hypocras und Wein stehen. Zu Anfang der Tafel hatte man geröstetes Brot (roustics seches) und Malvasier umhergereicht.

Im August 1549 gab die Königin Marie von Ungarn ein Fest, worüber Vandenesse Folgendes berichtet: Zu Bins (Binche?) im großen Saale erschienen irrende Ritter, raubten mehre Damen und entführten sie desselben Abends auf Wagen nach Marienburg, wo die Königin eine Burg mit 4 Thürmen hatte erbauen lassen. Drinnen waren viele Ritter zur Vertheidigung, angeführt von dem Grafen von Lalaing, reichlich mit Kriegsbedarf und Geschütz versehen; draußen standen 16 Kanonen, Fußvolk und Reiterei, um den Platz zu erobern. Beide Theile zeichneten sich bei Angriff und Vertheidigung sehr aus. Als nun Kunde erscholl, die Kanonen hätten schon Bresche geschossen, fuhren der Kaiser und die Königin mit ihrem Hofstaate von Bins nach Marienburg und nahmen auf einem Gerüste Platz, was in der Nähe der Burg erbaut war. Die Königinnen wurden diesmal nicht von Edelleuten bedient, sondern von 24 Damen, die als Nymphen, Hirtinnen und Göttinnen gekleidet, und so mit Edelsteinen und Perlen bedeckt waren, daß man glauben konnte, alle Reichthümer der Welt wären hier vereinigt. Nachdem man das Schloß eingenommen und die geraubten Damen befreit hatte, kehrten Kaiser und Königinnen, Nymphen und Göttinnen triumphirend nach der Stadt zurück, wo dem Abendessen ein Ball folgte.

Wenige Tage darauf fand ein anderes Fest in Brüssel statt. Der Saal war schön tapezirt, und die Decke bestand aus gemalter Leinwand, Wolken vorstellend, an denen viele kleine Lampen, Sternen gleich, befestigt waren. In einer Ecke erblickte man einen Felsen, aus welchem Springbrunnen hervorbrachen von frischem Wasser, Wein, Hypocras und wohlriechenden Wassern. In einem andern Win-

kel des Saals sah man einen Thurm, der Blitze und Feuer spie; der Rauch aber war wohlriechend und der Hagel bestand aus Zuckergebacknem. Jetzt ließ sich von oben herab eine Tafel auf 4 Pfeilern nieder, besetzt mit Schüsseln voll von Gebacknem aller Art. Augenblicks war dieselbe von den vielen Gästen geleert, sie versank in die Erde; Blitz und Donner begannen von Neuem, und eine zweite Tafel, noch reicher mit Marzipan und andern Dingen besetzt, ließ sich herab und verschwand wie die erste. Auf der dritten Tafel, welche nach dem dritten Donner erschien, standen 3 Lorberbäume, an deren Blättern die Wappen des Kaisers und mehrer Herren befestigt waren. Außerdem standen zur Seite Speisen mancherlei Art in goldenen Gefäßen. Erst nach 9 Tagen nahmen die Feste, Turniere, Ringelrennen u. s. w. ein Ende, welche die Königin Marie zu Ehren ihres Bruders, des Kaisers, ihrer Schwester, der Königin von Frankreich, und ihres Neffen Philipp, angeordnet hatte, und in der That ist sie ein Muster aller Damen, so in Tugend und Anstand, wie in allerhand Erfindungen und Dienstfertigkeiten u. s. w.

So in den Niederlanden zur Zeit Karls V. Als Vandenesse von ihm zu seinem Sohne Philipp II. überging, berichtet er von einem Feste anderer Art, nach seines neuen Herrn Geschmack. „Am 8. Oktober 1559", sagt er, „begab sich der König, der Prinz, sein Sohn und seine Schwester, mit den Herren vom Hofe, vom Rathe und der Inquisition nach dem Hauptplatze von Valladolid. Da wurden dann 28 Personen, Männer und Weiber herbeigeführt, und ihnen als Ketzern ihr Verdammungsurtheil vorgelesen. Die, welche in ihrer Ueberzeugung verharrten, wurden lebendig verbrannt, und die Andern in die Gefängnisse zurückgeführt".

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 182.)

2. In der Vorrede zu Kahldorf's Briefen über den Adel befolgt Heine den Rath seines Freundes Jordanus Brunow. Wenn man diese Blätter liest, sollte man wirklich glauben, der heldenmüthige Vorredner habe, zwar nicht den Kopf, aber den Verstand verloren. Wahrlich auch die Freiheit, wenn sie verkörpert zu uns herniederstiege, könnte ausrufen: „Hüte mich Gott vor meinen Freunden!" Daraus, daß wir in der Philosophie Frankreich vorangegangen sind, schließt Heine, daß wir in der Politik Frankreich nachtreten müssen. „In der Philosophie", sagt er, nach einer mehr witzigen als wahren Kritik der philosophischen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's, „hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité du salut publique oder mit dem System des ordre légal den Cursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockene sein oder eine naßrothe?" Ob Heine je begreifen wird, daß blutdürstige Andeutungen à la Marat unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht blos verbrecherisch, sondern dumm sind, müssen wir dahingestellt sein lassen; aber für Pflicht halten wir es, dies als die Ueberzeugung der großen Mehrheit aller wahrhaft freisinnigen Männer in Deutschland auszusprechen. Darin unterscheidet sich erlogene Begeisterung von der wahren, daß jene das Bewußtsein ihrer Schwäche durch tolle und aberwitzige Sprünge nach allen Richtungen der Windrose zu verbergen sucht, während diese festen Schrittes, nach Umständen langsam und überlegt, oder im Sturmlauf, aber nie ohne Berücksichtigung des Nothwendigen, dem Ziele entgegenschreitet. In diesem Sinne reichen wir dem ungenannten Verf. der Briefe die Hand, die wir dem Vorredner entziehen würden. Daß Heine diese Briefe nicht selbst geschrieben, hätte er kaum nöthig gehabt zu versichern. Aus jeder Zeile spricht der durch Jahre und Erfahrung geprüfte und gereifte Verstand; und eher wollen wir Heine alles Andere, sogar Gefühl, sogar Muth zugestehen, nur keinen Verstand. Keine Spur von jenem Schellengeklingel, das die gezierten Redensarten und die sich überstürzenden Bilder Heine's auf jedem Schritt begleitet; überall die ruhige, unbefangene, klare und überzeugende Sprache des Mannes, der, seiner Sache gewiß, keines falschen Schmucks bedarf, um für dieselbe zu gewinnen. Die Gründe, die für die Verwerflichkeit des Adels geltendgemacht werden, sind zwar nur die alten, bereits hundert Mal geltendgemachten; aber eine Wahrheit, die nur theoretisch erkannt und noch nicht in das praktische Leben übergegangen ist, kann nicht oft genug wiederholt werden und kann man sich selbst nicht oft genug wiederholen. Ein Punkt, der in diesen Briefen nur beiläufig erwähnt ist, verdiente eine ausführlichere Erörterung: das Duell. „Es unterliegt wol keinem Zweifel", sagt der Verf., „daß dieser Ueberrest des Faustrechts zugleich auch die erste Grundfeste des germanischen Gesellschaftslebens war. Die vollständige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerläßliche Bedingung aller socialen Beziehungen zu einander, und kraft dieser hohen Bedeutung der Ehre hat sich dieselbe Bedingung erhalten bis auf diesen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß die Ehre groß und umfassend genug sei, welche der Freie vom Gesetz erhalten kann". — „Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Gesetze nicht in dem Maße geschützt finde, wie ich als Sohn Germaniens sie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da eine sittliche Grenze der Macht der Staatsgesetzgebung anzunehmen, wo die höhere Autonomie der Ehre ihren Anfang nimmt. Diese Autonomie ist so zart, sie ist so inwendig in der Brust des gebildeten Mannes begründet, daß schwerlich ein allgemeines Gesetz sie jemals ganz beseitigen wird". Wir theilen die hier ausgesprochene Ansicht; nur mit der Beschränkung, daß wir die Einsetzung eines Ehrengerichtes von Geschwornen, das für Beschimpfungen, wie dies in gewissen Fällen und nur nicht allgemein genug in England geschieht, auf eine den Umständen angemessene Strafe erkannte, vollkommen hinreichend achten, das Duell allmälig ganz abzuschaffen; aber auch nur die Einsetzung eines solchen Ehrengerichts. Denn eine Injurienklage unter den gesetzlichen Formen, die gegenwärtig beinahe überall noch die üblichen sind, führt in der Regel zu keinem andern Resultate, als daß auf den Beleidigten neue Beschimpfungen fallen. Die Anekdote von dem witzigen Kästner, der dazu verurtheilt worden war, einem seiner Collegen Abbitte zu leisten, ist bekannt. Er stieß den guten Mann, wie aus Versehen, in die Seite und bat ihn, mit einem tiefen Bückling, tausend Mal um Verzeihung; darauf setzte er in plötzlich verändertem Tone, der über seine Meinung keinen Zweifel ließ, hinzu: „Ich habe gesagt: Sie sind ein Esel; das thut mir leid".

3. Wenn wir in den Briefen über den Adel die Ruhe und Mäßigung des gebildeten Mannes anerkannten, die sich bei der Behandlung eines dem großen allgemeinen Interesse des Augenblickes untergeordneten Gegenstandes bewährte, so müssen wir in noch höherm Grade nicht blos die würdevolle Haltung, sondern auch den tiefen durchdringenden Blick des Diplomaten anerkennen, der die wichtigsten Fragen, welche die europäische Gesellschaft beschäftigen können, auf die befriedigendste Weise löst. Staatsrath Reinhard gehört nicht zu jenen Politikern der alten Schule, deren einzige Aufgabe die möglichst unveränderte Erhaltung des Alten, Bestehenden scheint; er erkennt ein fortschrei-

tes Princip in der Geschichte und er unterscheidet dasselbe so-
ger in jenen Momenten, die dem kurzsichtigen Blicke leicht als
Rückschritte erscheinen können. So weist er als das Princip der
heiligen Allianz, in der unsere gewöhnlichen liberalen Wortfüh-
rer nichts als einen Rückfall zu dem alten Absolutismus von
Ancien sehen, das großartige, der Menschheit und der Civilisa-
tion würdige Zusammenwirken der Mächte zur Erhaltung des
Friedens, der Ruhe und der Ordnung in Europa nach, dem
wir es verdanken, daß ungeachtet der schwierigsten Conjuncturen
bis jetzt seit dem Sturze Napoleons noch kein allgemeiner Krieg
ausgebrochen ist. Anfangs war mit diesem Principe zwar zu-
gleich stets der Legitimität verbunden, wie man dies von dem
Charakter und den Gesinnungen der contrahirenden Fürsten nicht
anders erwarten konnte; und lediglich im Interesse der Legitimi-
tät erfolgte das Einschreiten der heiligen Allianz in Neapel und
Piemont und Spanien. Den ersten Stoß erlitt das Legitimi-
tätsprincip des Bundes indessen bereits durch den Aufstand der
Griechen; die öffentliche Meinung und die Civilisation erwies
sich hier mächtiger als die persönlichen Ansichten einiger Macht-
haber: der Bund schritt zu Gunsten des Volkes gegen seinen
Herrscher ein. Völlig umgestürzt wurde jenes Princip endlich
durch die Revolution der Julitage. Nachdem Ludwig Philipp
von den Mächten als König der Franzosen anerkannt worden ist,
kann von der heiligen Allianz, in dem Sinn eines Bundes zur
Behauptung der Legitimitätsrechte der Herrscher, nicht länger die
Rede sein; ein Irrthum wäre es aber, deshalb zu behaupten,
daß die heilige Allianz aufgelöst worden sei. Die Protokolle der
Conferenzen zur Ausgleichung der belgischen Frage sind nichts
als die Fortsetzung der Protokolle der heiligen Allianz in Bezug
auf die griechisch-türkische Frage. Der einzige Zweck war, bei
beiden, die Erhaltung des allgemeinen Friedens. Wahrscheinlich
ist, daß ebenso wie über Belgien, auch über Polen verhandelt
wird; und erfreulich muß es jedem Freunde der Humanität sein,
daß die polnische Nationalregierung, in ihrem Aufrufe an die
Polen, sich zum voraus bereit erklärt hat, ihre Sache dem
Ausspruche eines unparteiischen Amphyktionengerichtes zu unter-
werfen. Kaiser Nicolaus wird die erhabene Schöpfung seines
kaiserlichen Bruders nicht zerstören wollen; auch er wird dem
Ausspruche des heiligen Bundes sich nicht widersetzen. Eine
Schwierigkeit tritt freilich der Lösung der polnischen Frage ent-
gegen, die weder bei der belgischen, noch bei der griechischen,
noch einer andern frühern vorhanden war. Von den 5 Mäch-
ten scheidet eine, Rußland, als betheiligt aus; und die übrig-
bleibenden: Oestreich und Preußen auf der einen, Frankreich
und England auf der andern Seite, sind durch ihre politische
Stellung so getheilt, daß sie mit gleicher Stimmenzahl einander
gegenüberstehen; welche andere Entscheidung kann daher erfol-
gen, als die einer Spaltung, Entzweiung? Noch geben wir die
Hoffnung nicht auf, daß die Civilisation und Humanität und,
wenn man will, das Christenthum auch hier den Sieg über das
selbstische Interesse davontragen werden; sofern dies nicht ge-
schieht, was freilich auch ein möglicher Fall bleibt, sehen wir
keinen andern Ausweg, als Krieg, — einen allgemeinen Krieg!
In Warschau, nicht in Brüssel, wie man wol gemeint hat,
oder in Bologna, nicht einmal in Luxemburg, wie selbst Rein-
hard glaubt, liegt der Erisapfel. Wenn nun aber ein Krieg
entbrennt, so drängt sich uns, den Deutschen, deren Haus und
Hof und Herd zwischen den streitenden Parteien mitteninne
liegt, zuerst die Frage auf: Wie wird es uns ergehen? Was
haben wir zu thun? Die Antwort kann Demjenigen, der mit
uns gleicher Meinung ist, nicht schwer fallen: sie liegt in der
Einleitung dieses Aufsatzes, wenn auch, aus leicht begreiflichen
Gründen, nicht ausgesprochen, doch — angedeutet. Reinhard gibt
eine andere Antwort, und, wie es uns scheint, eine zwar nicht
von dem höchsten Standpunkte deutscher Politik aus unbedingt
zu rechtfertigende, aber jedenfalls eine unter den bestehenden
Verhältnissen, wenigstens für das Erste, zweckmäßigere. Er
macht den Vorschlag, daß (in Uebereinstimmung mit dem Art.
11 der Bundesacte) die kleinern Staaten des deutschen Bundes,
die wir gegenwärtig beinahe ohne Ausnahme constitutionelle nen-
nen, sich zu der Errichtung einer bewaffneten Neutralität ver-
binden. Die Gründe zu wiederholen, die, mindestens, einen
solchen Verein allen kleinern deutschen Staaten nicht nur räth-
lich, sondern nothwendig machen, würde uns über die Grenzen
d. Bl. hinausführen; wir fodern jeden Freund des deutschen
Vaterlandes auf, sich hierüber durch die treffliche Schrift des
Staatsrath Reinhard selbst belehren zu lassen.

4. Von einem niedern Standpunkte ausgehend als Rein-
hard, und in Ausführung und Begründung mit diesem nicht zu
vergleichen, kommt der ungenannte Verf. des „Aufrufs an die
deutsche Nation" unserer Ansicht näher. Er findet, zur Be-
hauptung der Würde des deutschen Volkes, es nothwendig, daß
die einzelnen Glieder desselben sich enger aneinanderschließen.
Der Bundestag hat sich als unzulänglich bewährt. Macht und
Kraft ist nur, wo Einheit; und diese ist nur durch „ein ener-
gisches Centralcommando" möglich, welches der „Aufruf" dem
Könige von Preußen zu übertragen räth. In diesem letzten
Punkte erlauben wir uns abweichender Meinung zu sein. Preu-
ßen scheint, ungeachtet der deutschen Sprache und Sitte der
Mehrzahl seiner Bewohner, schon durch seine geographische Lage
dem deutschen Interesse zu sehr entfremdet, als daß es vortheil-
haft sein sollte, es an die Spitze desselben zu stellen. Auch von
einem andern Gesichtspunkte aus würden wir dem deutschen
Bunde, sofern dieser sich je zum deutschen Reiche erhöbe, eine
andere Wahl anrathen. Nicht dadurch, daß Deutschland unthä-
tig, neutral bleibt, kann für die Dauer Ruhe und Ordnung in
Europa gesichert werden, sondern dadurch, daß seiner Stimme
im Völkerrathe das gebührende Gewicht wird. Das einfachste
Mittel hiezu ist aber wol, daß die kleinern deutschen Staaten
einem Fürsten aus ihrer Mitte in Bezug auf die auswärtige
Politik alle Vollmacht ertheilen; wodurch neben Oestreich und
Preußen auch der deutsche Bund unter den Mächten ersten Ran-
ges eine Stelle und in ihren Berathungen eine Stimme ge-
wänne. Die Lösung manches politischen Verhältnisses, die gegen-
wärtig mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden scheint,
würde dadurch außerordentlich erleichtert; und auch im Innern
wären Verbesserungen, die gegenwärtig in den einzelnen Staa-
ten ebenso nothwendig oder wünschenswerth als unausführbar
erscheinen, dem Gebiete der Möglichkeit bedeutend näher gerückt.

5. Wer irgend mit unserer Ansicht in Bezug auf Preußen,
in seiner gegenwärtigen Stellung, nicht einverstanden sein sollte,
dem empfehlen wir auf das Angelegentlichste das echt preußische
„Einiges über Mehres". Das ganze Buch ist, wie es scheint,
gegen einen Artikel des unbedeutenden „Messager des cham-
bres" geschrieben; „wir Preußen", ist darin das dritte Wort,
und die Glorie oder eigentlich der Inhalt des Ganzen die glo-
riöse Behauptung, daß „Preußen nur Freunde, aber keine Feinde,
höchstens Neider, zählt". Eine „Constitution" hat Preußen, nach
der Meinung des Verfs. so wenig nöthig, als „Preßfreiheit".
Denn: „Wir Preußen besitzen nicht nur eine Verfassung, wir
sind auch mit vollem Rechte stolz darauf, das (daß) sie Das ist,
was sie ist, und sich unter allen politischen Constellationen als
festes, unauflösliches Band zwischen Fürst und Volk bewährt
hat. Eine seit 300 (?) Jahren ruhig fortschreitende ununter-
brochene Entwickelung auf der Bahn der Gerechtigkeit und Milde
von Seiten unserer Regenten und der Liebe und Treue von
Seiten des Volkes ist keine bloße Zufälligkeit, sie ist das Er-
gebniß gegenseitiger Achtung und Anhänglichkeit, wechselseitiger
Anerkennung und Würdigung". Das bekannte Urtheil Friedrichs
des Großen nicht blos über seine „Preußen", sondern über die
Deutschen im Allgemeinen dürfte diese gegenseitige Anerkennung
und Würdigung doch etwas unter die angegebenen 300 Jahre
hinabdatiren. Auch wären wir begierig zu erfahren, wo der
preußische Hr. Verf. vor 300 Jahren sein „preußisches Vater-
land" eigentlich suchen mag, ob in dem damals der Krone
Polen unterworfenen Herzogthum Preußen, oder in der
Mark Brandenburg, oder etwa auf der alten Burg der Hohen-
zollern im Schwabenlande? Wir würden es als Zeitverschwen-

dung betrachten, über dergleichen Absurditäten, die gewiß einer weisen Regierung ebenso unangenehm sind, als jedem verständigen Preußen, nur noch ein Wort zu verlieren; und begnügen uns daher hinzuzufügen, daß dem „Einigen über Mehres" eine recht fleißig compilirte „Uebersicht der im europäischen Staatensysteme theils bestehenden, theils wieder erloschenen schriftlichen Verfassungsurkunden und darauf Bezug habenden bedeutendsten organischen Edicte" angehängt ist. Charakteristisch für den Verf. ist es übrigens, daß diese Uebersicht, obgleich im März 1831 erschienen und uns erst im Juni d. J. zugekommen, dennoch nur bis zu den Julitagen 1830 reicht, und daher z. B. die neue französische Verfassung — übersieht.

6. Gefallen lassen „wir Deutschen" uns das Preußenthum, wenn es so vernünftig und bescheiden auftritt, als in der Broschüre, welche, immerhin zu Gunsten Preußens, die Frage beantwortet: „Wo ist man liberal, in Frankreich oder in Preußen?" Die Vorzüge, welche die preußische Municipalverfassung vor der französischen besitzt, sind bekannt; aber daß die „Provinzialstände für die Mark Brandenburg und das Markgrafthum Niederlausitz" der französischen Deputirtenkammer vorgezogen werden, wie S. 15 fg. zu geschehen scheint, dürfte der Mehrzahl unserer Leser doch auch etwas stark vorkommen.

7. Daß der gegenwärtige Zustand von Preußen in mancher Hinsicht jenem des übrigen Deutschlands vorzuziehen sein mag, wollen wir nicht in Abrede stellen. Erklärt wird dies, ganz abgesehen von der Vortrefflichkeit der Verwaltung, wie so mancher Institutionen, schon durch die Größe des Staates, die, mit der einzigen Ausnahme von Oestreich, alle übrigen deutschen Staaten weit hinter sich zurückläßt, und den Unterthanen daher manche Vortheile gewährt, die bei der Beschränkung auf einen kleineren Raum unerreichbar sind. So unverständig wie in Hanover sind die Verwaltungsbehörden in wenigen deutschen Staaten verfahren. Nur in Hanover, und etwa in Braunschweig, hat man es angemessen gefunden, bereits eingeführte wichtige Verbesserungen unter dem Vorwande wieder rückgängig zu machen, daß sie vom Feinde (!) ausgegangen wären. Die Folgen sind in der kleinen Schrift über den Aufstand in Hanover, die wir, um Licht und Schatten dicht nebeneinander zustellen, den preußischen Flugschriften anreihten, einfach und unbefangen, nach authentischen Quellen entwickelt. „De Chöttinger hebbet ne harte Nott uppeknacket, aber et wert chaut darna"*), sagte ein Landmann am Weserstrome. Möge dies treuherzige Wort bald in Erfüllung gehen! Nicht blos für Hanover, sondern für ganz Deutschland ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß ein so beträchtlicher Landestheil, der sich noch immer in bedenklicher Gährung befindet, für die Dauer beruhigt und befriedigt werde. Daß dies aber freilich durch einseitige Verbesserungen im Innern nicht allein zu bewirken sein, sondern gemeinschaftliches Handeln von allen, oder wenigstens von den constitutionellen deutschen Bundesstaaten erfodern dürfte, haben wir bereits in dem Eingangsworte, welches wir diesen Bemerkungen vorausfandten, ausgesprochen. 74.

Die Geschichte Polens. Bearbeitet von Ferd. Aug. v. Witzleben. Halberstadt, Brüggemann. 1831. 8. 16 Gr.

Während ich das vorgenannte Büchlein zur Hand nehme, ertönt unter meinem Fenster die Drehorgel und ruft ein beachtungswerthes Publicum zusammen vor einem, an hoher Stange schwebenden Bilde, wo dargestellt ist: „Die dreitägige Schlacht vor Warschau, in welcher die tapfern Polen das russische Hauptheer geschlagen und ihrem Vaterlande die Freiheit erkämpft haben". Den das Gemälde commentirenden Singsang verstehe ich so wenig, als ich die Richtigkeit jener Angabe der Unterschrift verbürgen kann; aber als Augenzeuge bestätige ich, da Jung und Alt mit gläubiger Andacht zu dem wunderlichen Gemälde hinblickt, während der nirgends fehlende Trödeljude, mit seiner Bemerkung: „Es ist doch halb wahr und halb erlogen!" kaum den Mißhandlungen der Straßenjungen entgeht.

Woher dieses Interesse an die politisch völlig vernichtete, geglaubten, auf der Stufenleiter der Gesittung nie sehr ausgezeichneten Polen? Haben solche etwa die Schriftsteller dem Volke aufgedrungen? Oder reden die Schriftsteller auf mancherlei Weise von den Polen zum Volke, weil darüber Kunde verlangt wird? Ja, wo man auf der Bühne der Literatur hinblickt und hinblicken kann, insofern nicht der bewußte Vorhang es verbietet, wird von und über Polens Vorzeit, Gegenwart und Zukunft geredet, geschrieben und gedruckt. Wir sind der Meinung, daß über jenes Volk, wie über jede bedeutsame Zuterscheinung, geschichtlich nie zu viel geschrieben, nie der Standpunkt zu verschiedenartig genommen werden kann; deshalb verdient auch vorgenanntes skizzirtes Rundgemälde der Geschichte Polens Empfehlung und weitere Bekanntwerdung. In einfachem fließenden Vortrage erzählt der Verf. die Hauptmomente der Geschichte Polens, mit geschickter Benutzung der Vorarbeiten, unter welchen er die neuesten Bereicherungen der Geschichte der slawischen Völker von Voigt, Mailáth, Karamsin u. s. f. nicht übersah, auch Hammer's „Geschichte des osmanischen Reiches" nicht unbeachtet ließ. Daß der Verf. bei Erwähnung der neuesten Anstrebungen nicht weiter geht, als deren verhängnißvolles Beginnen anzudeuten, ist durch sich selbst gerechtfertigt. Wo er über Thatsachen urtheilt, zeigt er Wahrheitsliebe und lautere Gesinnung; so sagt er von der letzten Theilung Polens:

„So verschwand Polen aus der Reihe der Staaten Europas, als ein für alle Völker warnendes Beispiel, wohin Selbstsucht und innere Zwietracht führen können! Zur Steuer der Wahrheit darf jedoch nicht verhehlt bleiben, daß die Polen die letzten Theilungen ihres Vaterlandes weniger verschuldet haben als die erste, und wenn man bei dieser nur eine gerechte Strafe für ewige innere Unruhen und für das Widerstreben gegen jede geregelte Verfassung erblickt, so kann man bei jenen nur ein Volk bedauern, dessen Mehrzahl seinen Fehler eingesehen hat, und sich davon frei machen will, aber, durch wenige Schlechtgesinnte und durch die Uebermacht des Auslandes daran verhindert, im Kampfe für seine Freiheit fällt".

Das Ganze ist in 7 Abschnitte eingetheilt, welche die Uebersicht erleichtern; sie sind überschrieben: Die Sagenzeit der polnischen Geschichte; Das Geschlecht der Piasten von 842—1370; Geschichte Lithauens; Das Haus der Jagellonen von 1386—1572; Könige aus verschiedenen Häusern, bis auf Stanislaus August, von 1572—1764; Die drei Theilungen Polens von 1764—95; Die neueste Geschichte Polens von 1795—1831. 4.

*) Die Göttinger haben eine harte Nuß aufgeknackt, aber es wird gut darnach.

Miszellen aus dem Morgenlande.

Nach den „Transactions of the royal asiatic society of Great Britain and Ireland" (2 Bde., London, 1824—30), Bd. II, behaupten die Sinesen, die Blatternkrankheit sei bereits 1120 Jahre vor Christus in Sina bekannt gewesen. Man findet einige Spuren, daß die Schutzpockenimpfung bereits im Alterthum in Indien üblich war, und daß man sie, ohne alle Verbindung mit einer europäischen Quelle, an den Ufern des Euphrat kennt.

Das indische Wort Chatara, von cha, sechs, und tar, Saite, ist das Original des griechischen Kithara und des neuen Guitarre.

Die Aerolithen, die der europäische Naturforscher erst in neuern Zeiten zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht hat, kommen bereits in einem Dichter vor, der zu Davids Zeiten lebte. 106.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 184. — 3. Juli 1831.

Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geſchichte des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortſetzung aus Nr. 183.)

Achtundſiebzigſter Brief.

Ausſtattungen der Prinzeſſinnen aus dem 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderte. Ball der Königin Margarethe von Valois. Tafel Heinrichs IV. Lieferungen für den Tiſch des Cardinals Montalto. Friedensfeſt in Paris 1629. Geiſtliches Gutachten über das Tanzen.

Ich wende mich heut von den Niederlanden nach Frankreich, und theile Ihnen zunächſt Nachrichten über die Ausſtattung franzöſiſcher Prinzeſſinnen im 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderte mit.

Iſabelle, die Tochter König Philipps IV. von Frankreich, erhielt bei ihrer Verheirathung mit Eduard II. von England im Jahre 1308 eine Ausſtattung, die 28,179 Livres koſtete. Zu derſelben gehörten 2 Kronen, eine für 700 und eine für 600 Livres, goldene Löffel, goldene und ſilberne Trinkgeſchirre, 50 ſilberne Teller oder Näpfe (escuelles), 12 große und 12 kleine Schüſſeln u. ſ. w. Kleider von Goldſtoff, Sammet, brüſſeler Tuch, ſchillerndem Taft (tartaire changeant); 6 Garnituren (garnemens) von grünem Tuche aus Douay, 6 ſehr ſchön marmorirt (d'un très-beau marbre), 6 von roſenrothem Scharlach (d'escarlate rosée); mehre Pelze, viel Leinwand, ſo allein 419 Ellen für die Bäder. Dann Wagen, Pferde, Geſchirr, Behängungen der Zimmer und der Kapelle u. ſ. w. Unter anderm war ein Zimmer mit rautenförmigen Goldſtoffe ausgekleidet und mit den Wappen Englands, Frankreichs und Brabants geziert. Wenn für 6 Dutzend de coiffes 18 Livres in Ausgabe ſtehen, ſo möchte man eher an coiffes, Nachtmützen, als an coffres, Koffer, denken.

Etwa 100 Jahre ſpäter (1396) heirathete Iſabelle, die Tochter Karls VI. von Frankreich, den König Richard II. von England, und erhielt eine ſehr große Menge von Ketten, Ringen, Halsbändern, Spangen, Roſenkränzen u. ſ. w. Eine Robe und Mantel, von rothem gekörnten Sammt geſtickt, mit goldenen Vögeln von Goldſchmiedarbeit, die auf Zweigen von Perlen und grünen Smaragden ſitzen. Zur Robe gehören noch 4 Stück, nämlich Kragen und Kappe, einfache Seitenflügel mit kleinem Grauwerk gefüttert, und der Mantel ähnlicherweiſe mit Hermelin gefüttert.

Eine Robe von Sammet geſtickt, mit Vögeln, Zweigen von Frauenblumen (mouroy, mereron) und Roſen, Alles von Perlen. Ein Leibchen von rothem gekörnten Sammet, mit Zweigen von Frauenblumen, und Ginſter in Perlen geſtickt und mit Grauwerk gefüttert. Eine Robe von feinem Goldſtoff mit rothem Grunde. Mehre Frauenmäntel (houppelandes) von Goldſtoff auf grünem, weißem und anderm Grunde u. ſ. w.

Die Zimmer waren mit rothem, weißem oder anderm Atlas ausgeſchlagen und mit Stickereien oder Tapeten bedeckt, welche Frauen vorſtellten, die da Weinleſe halten, oder Schäfer, Bäume, Blumen und Springbrunnen. Andere Tapeten ſtellten Scenen dar aus der bibliſchen oder florentiniſchen Geſchichte.

Dann folgt ein Verzeichniß des trefflich gearbeiteten goldenen und ſilbernen Geſchirres und unzähliger anderer Dinge. Auf jeden Fall iſt die Ausſtattung ungemein reich und groß.

Wiederum 100 Jahre ſpäter finden wir eine dritte Ausſtattung, die der Marie von England, welche 1514 den König Ludwig XII. von Frankreich heirathete. Unter den unzähligen Dingen aller Art, die ſie erhielt, befanden ſich auch goldene und ſilberne Bilder, der heilige Georg, Eduard, Thomas Becket, Katharine u. A. Es werden erwähnt eine Robe von purpurnem Sammet mit Goldſtoff gefüttert, von gelbem Goldſtoff aus Damaskus, von Silberſtoff mit carmoiſinrothem Sammet gefüttert, von Goldſtoff mit purpurnem Grunde, von carmoiſinrothem Atlas mit Vogelaugen (Pfauenaugen?) geſtickt, mit purpurnem Sammet gefüttert und mit Gold beſetzt; von carmoiſinrothem Sammet, mit Goldſtoff und carmoiſinrothem Damaſt ſchachbretartig gefüttert; von ſchwarzem Sammet mit Hermelin gefüttert, von Goldſtoff mit grünem Sammet und grünem Taft gefüttert und mit carmoiſinrothem Atlas beſetzt u. ſ. w.

Die umſtändlichſten Nachrichten fand ich endlich über eine vierte Ausſtattung, die der Prinzeſſin Henriette von Frankreich, welche im Jahre 1625 den König Karl I. von England heirathete.

Nachdem Alles aufgeführt worden, was an Edelſteinen und Koſtbarkeiten, an Schmuck für Kapellen und Altäre mitgegeben ward, folgt Das, was zur Zimmerverzierung gehört, z. B. eine Kapelle von carmoiſinrothem

Sammet mit goldener und silberner Stickerei u. s. w. Dann ein Verzeichniß von Schemeln, Bänken, Stühlen, Koffern u. s. w., meist mit Sammet überzogen. Ein gewaltiges Himmelbett, dessen Beschreibung ich nicht ganz verstehe, mit carmoisinrothen Vorhängen, Pfeilern, weißen Federbüschen, taffetnen oder mit Spitzen besetzten Kissen u. s. w. Kleider aller Art in allen Farben und Stoffen, z. B. schwarzer Atlas mit Gold und Silber gestickt, Silberstoff mit Blumen, Sammet mit silbernen und goldenen Blumen. Ein Königsmantel von carmoisinrothem Sammet mit langer Schleppe, goldenen Lilien und Hermelinfutter u. s. w. Mehre Reitröcke, z. B. von schwarzem Atlas, mit Gold und Silber gestickt, nebst Aermeln und Zubehör. Eine Wärmflasche, ein Waschbecken, ein Ofen (poisle), eine Klystirspritze, eine Gießkanne, mehre Schalen, Näpfchen und Löffel u. s. w. Vier Dutzend Tages- und 4 Dutzend Nachthemden, ein sehr schönes Hemde von Spitzen (point coupé), 2 Dutzend Hauben (cornettes), 2 Dutzend Nachtmützen mit Kanten und Schnuren (bordées et barrées), desgleichen 2 Dutzend von point coupé, 11 Pudermäntel, 4 Dutzend Schnupftücher, viel anderes Leinenzeug, goldenes und silbernes ciselirtes Geschirr, 1 Paar rothe Sammetstiefelchen mit Marder gefüttert, 12 Paar Schuhe in Gold und Silber gestickt, 12 Paar mit Rosen und goldenen Zierathen (dentilles), 18 Paar mit großen Schleifen, 6 Paar wohlriechende Handschuh, 6 Dutzend Schleifen (lacets), 18 Dutzend geflochtene Schnürsenkel und 18 Dutzend von Band, 18 Kämme, 50,000 Stecknadeln.

Ferner für die Pagen, 4 Kleider von rothem Sammet, Stickerei in Silber und Seide, seidene Strümpfe, rothe Strumpfbänder, Hüte, Federn, Degengürtel, andere Kleider von Tuch. Endlich Pferde, Maulthiere, Sänften von Sammet, mehre Wagen, den einen mit rothem Sammet ausgeschlagen, Innen und Außen fast mit Gold und Silber bedeckt, vergoldete Räder, prachtvolle Vorhänge und Kissen.

Ich lasse diesen Nachrichten über Ausstattungen von Prinzessinnen sogleich einige andere über einen prachtvollen Ball folgen, welchen die Königin Margarethe von Valois dem Herzoge von Pastrano gab.

Der König trug ein meergrünes Wamms mit Gold gestickt, faltige Beinkleider und seidene Strümpfe gleicher Farbe. Die Aermel von Goldstoff und grünen Blumen, mit Diamantenschnuren gebunden und aufgebauscht. Das blaue Ordensband, mit doppelter Kette von Diamanten versehen. Der Hut (toque) von schwarzem Sammet mit weißer Feder und einem Reiherbusche (masse d'airons). Schuhe von schwarzem Sammet, blaue Schärpe.

Die Königin in schwarzem Sammet, Kette von großen Perlen über die Robe, Halsband und Ohrgehänge ebenfalls von großen Perlen.

Die Königin Margarethe, Kleid von Silberstoff mit diamantnen Rosen geschmückt, aufgeschlitzte Aermel, das Haar (la houppe) mit Perlen und Diamanten bedeckt, Halsband von großen Diamanten, die Handschuh (mousfle) ebenfalls damit besetzt.

Die Prinzessin von Conti, Robe von Silberstoff mit Pfauenaugen bedeckt, Bauschärmel mit Palmen und goldener Stickerei, der Mantel von incarnater Gaze mit Silberstreifen, das Vordertheil mit Diamanten besetzt, in den Haaren Perlen und Diamantnadeln, in der Hand ein farbiges Schnupftuch von spanischen Kanten (points).

Die Herzogin von Guise, Robe von gestreiftem grünen Sammet, das Vorderkleid (la devantière) von Gold- und Silberstoff mit diamantnen Rosen bedeckt, Bauschärmel mit diamantnen Spangen gehalten, der Brustbesatz der Robe von Kanten und großen Perlen, die Brust bedeckt mit gefalteter Gaze, der Mantel von weißer Gaze, mit silbernen Liebesbändern (laces d'amour) zusammengehalten und aufgenommen. Dieser mit Kanten und großen Perlen besetzte Schleppmantel war auch am Haarschmuck befestigt und fiel in 2 Absätzen (areades) über die Schultern u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gedächtnißrede des Freiherrn von Hormayr.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß Ausländer die Talente in Baiern anregen und beflügeln, daß Letztere, unbekannt mit der eignen ihnen eingeborenen Kraft und Fähigkeit, von den herbeigerufenen Fremdlingen, wenn nicht aus einer gewissen literarischen Lethargie aufgeweckt, doch zu einer raschern Thätigkeit, zu einer lebhaftern, weiter hindringenden Richtung und zu einem feurigen Aufschwunge geführt wurden, wenn auch einzelne wissenschaftliche Fächer in harmloser, ruhiger Aemsigkeit gepflegt wurden; wenn auch tüchtige Resultate als Frucht eines nicht selten ängstlich-bescheidenen Wirkens an das Licht traten, und besonders den tiefeindringenden Fleiß beurkundeten: so kann man doch noch nicht behaupten, daß sich Baiern mit seinen deutschen Nachbarstaaten auf gleiche Linie — unbedingt stellen darf; daß eine umfassende, geistige Aufregung, ein großartiges literarisches Gesammtwirken ihm jenen Rang verschafft, zu dem es berufen ist — wozu jener unsterbliche Kurfürst, Maxmilian Joseph vor 72 Jahren den Grund gelegt hatte.

Wir führen Sie absichtlich auf diesen liebenswürdigen, letzten Ludewingen, diesen letzten Sprossen des großen Kaisers Ludwig zurück, der es zuerst unternahm, im herrlichen Gefühle deutscher Nationalkraft und Würde, das völkerbeugende, unmäßige Ansehen des politisch-hierarchischen Ungethüms in Rom zu brechen und einen zündenden Lichtstral in das Chaos seiner Zeit zu schleudern. Wenn wir es in d. Bl. in Erinnerung bringen, daß Kurfürst Maxmilian Joseph vor 72 Jahren, als der Jesuitismus mit seinem furchtbaren Bau, mit allen Grundpfeilern zusammengestürzt war, um nie wieder die Fürsten und Völker am schnöden Gängelbande zu führen und für ihre Zwecke zu benutzen, eine Akademie der Wissenschaften gründete, so werden Sie es für keine müßige Lückenausfüllung erklären. Sie wissen oder bedenken vielleicht nicht, daß jener gütige, für den Aufschwung seines Volkes so empfängliche Baiernfürst noch im letzten Nachglanze, im letzten Zucken der Jesuitenhydra, begeistert von begeisterten, edeln Männern den Geistern auf dem Trümmerschutte jesuitischer Herrlichkeit einen Thron, eine Hortenburg, einen mächtigen Schirm erbaute. Selbst auch in der Nähe einer jesuitischen Atmosphäre, umgeben von den Einflüsterungen eines Jesuiten, seines Beichtigers, gab er zum Trotze und zum Aerger dieses bairischen Loyoliten die Geister frei und eröffnete ihnen eine bequeme, heitere Bahn, um Baiern geistig zu emancipiren, und im Kreise aufstrebender Talente die Morgenröthe einer schönen, folgenreichen, literarischen Wirksamkeit am finstern Horizont Baierns heraufzuführen.

Dieser Nationalact wurde von König Ludwig als eine glänzende Epoche seines treuen, kräftigen Volkes durch Künstlerhände

in den Annalen des Vaterls, wo mehre Großthaten des Schwertes mit der Gesinnung im frischen Farbenglanze schimmern, vereinigt. Er bildet ein köstliches Seitenstück zur Constitutionsurkunde — und in jenem lag unverkennbar diese — die Charte. Haben sie Beide im Leben verwirklicht? Drangen Beide tief in unser Nationalleben?

Zur versucht es seit 72 Jahren, diese wird allmälig in ihr Recht eintreten! — Doch, wo ließen wir Hrn. v. Hormayr, den wir an die Spitze des Referats — als ein bedeutsames Datum — stellten? Wir haben in München eine neue literarisch-benannte Trias in Görres, Oken und Hormayr. Deutschland kennt das Wirken dieser Männer seit Jahren. Der Erste, der feindlich uns gegenüberstand, der in den Baiern den letzten Cohen mittelbar durch seine muthvollen, Freiheit liebenden Landsleute bekämpfte, beging schon oft die Sühne jener blutigen Tage durch glänzende Thatenaufzählung eines Volkes, in dessen deutscher Mitte er nun behaglich und glücklich wandelt. Der stets er sich in die reichen Fundgruben, in die tiefen Schächte der bairischen Geschichten und taucht dann wieder auf, beladener, beladet mit bekannten und unbekannten Schätzen, und reiht in den „Freskogemälden", den bekannten Skizzen, erschien in der weiland Franckh'schen Buchhandlung: „Ohne Kaiser kein Oestreich mehr!" Jene Abhandlungen über die Fresken aus der Geschichte Baierns sind unverkennbar mit einer glücklichen Hinneigung für das bairische Volk und seine Regentenstamm geschrieben. Ueberladenheit, unmäßiger Prunk und ein künstlicher Styl ziemen aber dem Historiker nicht. Hormayr schießt oft in die Darstellung des Dichters über, und glänzt dann zu sehr durch Farbenmassen, als daß man sie für den Historiengrafen passend finden möchte. Wir kommen zu seiner neuesten Gedächtnißrede, zum 72. Stiftungstage der Königlich baierischen Akademie der Wissenschaften, gelesen am 28. März l. J., den vormaligen Staatsminister von Montgelas, „als geringes Zeichen längst verehrungsvoll huldigender Anerkennung" anweist. Sie führt die Aufschrift: „Herzog Luitpold". Auf 35 Seiten verbreitet er sich über Karl den Großen, über die Anlagen, über das Wirken und Schaffen des gewaltigen, Europa und seine zu verbessernde Cultur mächtig umstrahlenden Kaisers, der ein Volk nach dem andern beugte, und mit seinem schweren Zepter in den Kreis seiner Macht und seiner Ideen rücksichtslos bannte. Das rasche Emporsteigen dieses großen Despoten, dieses begabten Abkömmlings des Pipin, dem Hr. v. Hormayr neuerdings an den Ufern des reizenden Würmsees in Baiern seine Wiege anweist, und das ebenso schnelle Verfallen seiner Macht unter entarteten Nachkömmlingen, faßt der Redner in ein ziemlich überschaubliches Tableau zusammen. In diesen Gemälde berührt er den Untergang der Agilolfingen, namentlich Thassilo's, den Karl, der Große, der Heilige (das barbarische Priesterthum des Katholizism ertheilte so freigebig das „Heilig", wie die Römer das „Divus" der menschlichen Größe) mit einer längst erspähte Beute verschlang und mit seinem ganzen Stamme gewissenlos vertilgte! Der Verf. dieser geschichtlichen Rede verfolgt mit oft bündigem Raisonnement die Politik jenes Karls, sein Jahrhundert, seine Institutionen, seine Kriege und Waffenthaten, und läßt aus den Ruinen dieser gährungsvollen Zeit, erschüttert durch den gewaltigen Geist des riesenhaften Kaisers den neuen Blütenstamm des bairischen Regentenhauses in Arnulf und Luitpold sich freudig erheben. Es gilt, das tausendjährige Alter eines Regentenhauses zu feiern, und die mannichfachen Kämpfe und Schicksale Baierns in festen Umrissen zur Anschauung zu bringen und zu beweisen, wie es immer seine Selbständigkeit, so oft gefährdet, so oft untergraben, ruhmvoll behauptete. Hormayr, einst Müller's Liebling, stehen in mancher Beziehung seinem Meister und Vorbilde unglücklich, schönen nicht so anspruchslos und gemüthlich, da er nur literarisch herrschen will und Niemand neben sich gelten läßt, dessen Bücken, dessen Gesinnungen und Richtung nicht mit ihm zusammenfließen oder in genauer Parallele gehen, würde, wenn er es aufrichtig meinte mit Baierns Talenten, bestimmt eine literarische Aera gründen können, da er sich einer universellen Bildung und eines Reichthums gediegener Kenntnisse mit Recht rühmen darf. Allein er scheint sich in Allem Selbstzweck zu sein, und wer ihm nicht als Mittel dient, ist von seinem Kreise ausgeschlossen. Es ist schwer, sich selbst zu verleugnen, und ebenso schwer, sich mit einer neuen Nationalität so zu identificiren, daß Gesinnung und That ganz ihr Gepräge tragen. Der Gelehrte, der sich so absichtlich isolirt, der sich im stolzen Bewußtsein glänzender Geistesvorzüge selbst so hoch stellt, um hinauszuragen, und nicht in die Mitte seiner Umgebungen herabsteigt, um sie nach allen Richtungen mit der Glut der Begeisterung zu durchdringen und zum gleichen Schaffen zu erwärmen, kann bei allem Schmucke einer schönen Relation nicht zur Ueberzeugung führen, daß er mit ungetheiltem Interesse das Volk umfaßt, dem er angehört, aber wol die Meinung befestigen, daß er auf sich aufmerksam machen will.

Wer Vertrauen bringt, dem wird Vertrauen lohnen! Es möchte nicht außer dem Bereiche d. Bl. liegen, wenn wir einzelne Partien der Hormayr'schen Gedächtnißrede mittheilten. Wir heben eine Stelle von S. 8 aus: „Es waren Boden, Glauben und Nationalität wider eine neue Barbarei zu beschirmen, und mit göttergleicher Stärke, durch ein halbes Jahrhundert hat Karl dagegen geschirmt. Was diesen Schirm des Bodens und des Glaubens betrifft, hat Karl die Noth und den Wunsch seiner Zeit verstanden. Er hat sich um so leichter all' ihrer Kräfte bemeistert, er hat um so leichter ihrer Richtung strenge Einheit gegeben, mochte er nun, ungebeugt durch Roland's und anderer Helden Verlust, das arabische Saragossa bedrohen, mochte er die unbändigen lombardischen Herren in Benevent, Friaul und Spoleto, die Ränke der Griechen in den liburnischen Seestädten oder (die Schmach seiner Enkel mit Thränen des Unwillens ahnend) vom hohen Wartthurme der Normannen Schiffe beobachten, mochte er im hunnirarischen Ring an der morastigen Theiß (wo einst der Geißel Gottes, König Ezel's hölzerner Palast) unermeßliche Beute holen, oder über Tausende, von Christus wieder abgefallene Sachsen das gemeinsame Todeswort donnern; waren auch seine Mittel so rauh und rauher als seine Zeit, darin hat er sie verstanden und beherrscht. Das Christenthum war sein einziger Schlüssel zur andern Pforte. So heiß sein Gemüth an der kaum geahnten höhern Bildung hing, so ungeduldig er war, die edelsten Geister in vertraulichem Kreis als Freunde um sich zu versammeln: Karl konnte nichts mehr brauchen noch nehmen aus dem heidnischen Alterthum. Daß er aber die Idee des Kaiserthumes dennoch daraus genommen, daß er, dessen Wiege an unserm Würmsee, dessen Grab in Aachen, dessen Sprache und Tracht, Thun und Leben vorzugsweise deutsch war, das Undeutsche in der Ausdehnung jener Idee nicht gefühlt, trug nicht wenig bei zum schnellern Verwittern seines Baues. Ungestraft nahm kein Sterblicher Platz auf dem Sitze der Versehung". S. 11 lautet eine Stelle: „Auch die Richtung der heutigen Weltbewegung ist keineswegs unbedenklich für die mindermächtigen Staaten. „Wachet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet!" möchte man Allen einflüstern, und hätte der Kampf schon begonnen, ihnen hellauf zurufen: Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden! Die tausendjährige Unzerstörbarkeit dieses Landes (Baierns) und seiner Dynastie muß ihm (wie in des Mittelalters Schlachten, ein plötzliches Zeichen in den Wolken) ein Unterpfand sein: es sei noch zu Edlem und Großem berufen!"

Solche Aussprüche eines Historiographen, der aus der Vergangenheit her am besten wissen kann, wie die Karte für Baiern im Osten liegt, sind warnende und aufmunternde Orakelsprüche, und beinahe klarer als jene der Pythia: „Se moenibus defendant ligneis". Diese Rede voll dichterischen Schmuckes, voll Bilder und Sentenzen, rauscht wie eine Katarakte. Das Fest und die Gegenwart rechtfertigen einen solchen Zuruf aus dem Munde eines Gelehrten, der wie ein Seher die Blätter der Zukunft einem Volke aufrollt, das sich an seiner Bildersprache erhebt und ermannt!

Dieser Gedächtnißrede schließen sich Anmerkungen von 107 Seiten, ebenfalls in Großquartformat an. Dieser gelehrte, reinhistorische Anhang, der mit dem J. 884 beginnt, und bis ins 10. Jahrhundert, als eine Quellenforschung mit kritischem Geiste fortgeführt, die interessantesten Aufschlüsse gibt, bewährt neuerdings die Rüstigkeit des Mannes, der seit seiner frühesten Jugend den Griffel der Klio mit Ruhm führt und sich einen Rang unter den vorzüglichen Geschichtschreibern erwarb. Allein, so entschieden die ausgezeichneten Verdienste der Akademie rücksichtlich der Geschichtskunde sind, so muß man es doch beklagen, daß die übrigen Zweige der Wissenschaft der sorgfältigen Pflege der Geschichte seit Jahren nachstehen, daß sie es noch nicht vermochte, über den Raum ihrer Aula hinauszuwirken ins Nationalleben, daß selbst die Stimme der Geschichte, so mächtig sie alle Jahre in München tönt, in den Provinzen kaum als ein matter Nachklang vernehmbar ist. Eine Akademie muß ins Leben eingreifen und es befruchten mit Ideen, es muß sich in ihr ein Gesammtwirken offenbaren, aber sie darf nicht blos Schätze für die Gelehrten ausschließlich sammeln und aufhäufen, sie muß das Volk bilden! 186.

Balzac über die Politik der französischen Ministerien.

Auch in Deutschland ist Balzac's Name nicht mehr fremd; wir setzen ihn ohne Bedenken den größten Meistern in der Novelle an die Seite. Die schöne poetische leidenschaftliche Sprache, die Balzac in diesem Felde vor allen Mitbewerbern auszeichnete, finden wir jetzt in einem andern Gebiete wieder; es scheint die eigenste Aufgabe des Ministeriums Perrier gewesen zu sein, alle geistreichen Köpfe wider sich zu empören. Befremden kann uns dies nicht; denn Geld und Geist sind überall in stetem Kampfe: wie die Banquiers und Geldmenschen übel zufrieden mit einer Verwaltung sein würden, an deren Spitze ein Genie stände, müssen dies die Genies und Talente mit einer Verwaltung sein, die von einem Geldmanne geleitet wird. Die Kritik, der Balzac die gegenwärtige Lage Frankreichs und die Politik seiner Machthaber unterwirft, ist in folgendem Fragmente zusammengefaßt.

„Den andern Morgen nach dem Tage, wo in aller Eil hundert und einige Deputirte einen König in dem Blute des Juli kauften, knüpften sich unglücklicherweise alle Fragen, welche die Revolution aufgeworfen hatte, an den Bestand dieses Thrones, den man aus den Trümmern des von dem Volke zerstörten aufgebaut hatte. Zwei gleich selbstischen Bestrebungen, denen das Volkes und denen einer Krone, 2 Existenzen, 2 Interessen mußte jetzt Genüge geleistet werden. Man hatte die Anerkennung eines Monarchen in der Familie der europäischen Könige zu bewirken, während das Volk diplomatische Legitimationen nicht zu erbetteln brauchte".

„Die Räthe, das Volk und der Fürst hatten zwischen 3 Wegen die Wahl. Gewiß, wir können diesen Gedanken nicht von uns zurückweisen, gab es einen energischen Menschen, der sich erhob, eine Karte von Europa nahm und ausbreitete. Diese einzige stumme, einfache Handlung war ein ganzes politisches System".

„Wer würde, bei dem Anblicke von Europa, uns nicht die Pyrenäen, die beiden Meere, die Alpen und den Rhein (?) zu Grenzen anweisen? Dieses ganze Bassin ist Frankreich; Savoyen ist Frankreich, Belgien und die Ufer des Rheins (?) sind Frankreich. In diesem großen Viereck ist alle Sprache (?), jedes Herz, alles Wissen, jeder Geist französisch".

„Zwischen diesen 4 Mauern des Gebirgs und des Wassers sind wir vollendet, in dichte Umhegungen geschlossen, zu Hause, in Sicherheit, wie England mit seinen Felsgestaden. Das ist unsere Insel, uns eigen, wo keine andere Macht als der gallische Hahn eindringen, ihr Gesetz ausrufen kann".

„Die erste Frage, für diesen Menschen, war: nehmen die Franzosen heute noch die Verträge von 1814 und 1815 an oder sollen sie dieselben mit dem Schwerte zerreißen?"

„Dieser Mensch hätte die gefährlichste unter den 3 Straßen auf dem Kreuzwege der Politik gerathen, aber er hätte wenigstens ein in sich vollendetes, großes und offenes System ausgesprochen".

„Ein anderer würde ohne Zweifel für den Frieden gesprochen haben. In der That, sobald man die Partei des Krieges ergriffen hatte, war eine vollständige Wiederherstellung des alten republikanischen Systems unvermeidlich. In dieser großen Bewegung konnte das neue Königthum seinen Untergang finden wie im Jahre 1793. Würde auch mitten unter Stürmen ein junger Thron gedeihen? Die Julirevolution war nur eine Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung; Paris hatte nur gekämpft, um die Charte zu einem gegenseitig verbindlichen Vertrag zu machen, und dieser Vertrag war eben unterzeichnet".

„Auch in diesen Ansichten lag ein gesetzmäßiges System, ein auf volksthümlicher Logik begründeter Plan, der den Wünschen von einem großen Theile von Frankreich entsprach. Dies hieß doch einen Weg einschlagen und sich an eine Richtschnur halten, deren Ausgang jeder Mann begriffen haben würde".

„Uebrig war eine Mischlings- und Bastardsituation, ein dritter Weg".

„Denke man sich einen Menschen, eine Art von Atheisten in Bezug auf Gegenstände der Regierung, der vorgeschlagen hätte, eine doppelsinnige Politik zu versuchen, die Begeisterung des Volkes zu schonen und zwischen der Kriegs- und Friedenspartei zu laviren. Dies war weniger ein System, als die Abwesenheit jedes Systems. Das hieß sich allen Winden überlassen, ohne nach irgend einer Richtung zu steuern, alle politischen Verlegenheiten und Gefahren der beiden vorhergehenden Systeme aufsichnehmen, ohne ihre Vortheile einzuernten".

„Im Monat August 1830 hatte das Cabinet nur diese 3 Wege". Wir entlehnen diese nicht blos für Balzac, sondern für Tausend Gleichgesinnte bezeichnende Stelle aus: „Enquête sur la politique des deux ministères, par M. de Balzac, électeur éligible" (Paris, 1831). 163.

Notizen.

Albinos in Hindostan.

Der britische Arzt Kinslin hat kürzlich auf die unglückliche Spielart des Menschen, die Albinos, aufmerksam gemacht, welche unter denselben Erscheinungen wie in Europa in den südlichsten Gegenden Indiens angetroffen werden. Sie sind hier unter den Namen Ben Pandu, Tella Pandu und Goraloke bekannt, an Farbe schneeweiß und einer europäischen Leiche nicht unähnlich. Selten leben sie lange, sind äußerst schwach an Körper und Geist, pflanzen sich sehr selten fort und zeugen dann Kinder von der Farbe desjenigen Stammes, dem sie angehören. Meistentheils sind sie blind, bis sie ins Dunkele gebracht werden.

Bevölkerung Chinas.

Bekanntlich wird die Population des chinesischen Reiches, freilich nach Angaben, welche gar sehr der Berichtigung zu bedürfen scheinen, als ungeheuer angegeben und allein Peking soll 3 Millionen Einwohner zählen. Folgendes Verhältniß zu der Bevölkerung europäischer Staaten ist von den Engländern aufgestellt worden: es leben auf demselben Flächenraum in China 1471 Individuen, auf Malta 1103, in England 152, in Deutschland 127, in Spanien 63, in Schweden 14, in Norwegen 5, auf Island 1. Ein umgekehrtes Verhältniß soll in Beziehung auf die Abgaben eintreten und der Chinese nur 1 Thlr. 12 Gr. Kopfsteuer zahlen, wo der Brite 8 Thlr. entrichtet; Staunton schätzt die sämmtlichen Einkünfte des Reiches nur auf 429 Millionen. 179.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 185. — 4. Juli 1831.

Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geſchichte des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Beſchluß aus Nr. 184.)

Noch mehr Aufwand als hinſichtlich der Kleidung machte man, ſo ſcheint es, bisweilen in Frankreich bei der Tafel. Für den Tiſch König Heinrichs IV. ward täglich gereicht: 6 Dutzend Brote, 4 Seſter (septicos) Wein, 1 Stück königlichen Rindfleiſches, 2 gewöhnlicher Art, 24 Stück Hammel, 16 Stück Kälber (die Carbonnaden nicht gerechnet), 19 Kapaunen, 24 Hühner, Tauben und Haſenbraten, 1 Truthahn, 12 Stück Wild (gibiers), 24 Pfund Speck, Früchte, Salat u. ſ. w. Außer dieſem königlichen Tiſche gab es Tiſche für die Edelleute, Kammerdiener u. ſ. w.

Bei Verheirathung Henriettens, der Tochter Heinrichs IV. an Karl I. von England, ward die Zahl ihrer Hofdamen, die Beſetzung ihrer Tafel u. ſ. w. ausgemacht. Sie erhielt 5 Schüſſeln zum Frühſtück, 24 zu Mittag und 24 zu Abend; Zwiſchengerichte, Nachtiſch und ähnliche Dinge ungerechnet. Jede ihrer 2 erſten Damen erhält täglich 7 Gerichte, 100 Livres Gehalt und 200 Livres Prämien vom Könige. Vier Hoffräulein (filles d'atour) jede 4 Gerichte und 50 Livres jährlich. Zwei Kammerfrauen 50 Livres und keine eigne Beköſtigung, es ſei einige Schüſſeln, die von der königlichen Tafel übrig blieben. Sechs Ehrendamen (filles d'honneur) jede 10 Livres Gehalt und 6 Gerichte. Die Wäſcherin 24 Livres Gehalt und 2 Gerichte. Der Arzt 200 Livres und 5 Gerichte, ein Apotheker 20 Livres und 3 Gerichte, ein Koch 50 Livres und 5 Gerichte, ein Advokat 50 Livres, ein Procurator 30 Livres u. ſ. w.

Es iſt nicht geſagt, ob hier von franzöſiſchen Livres oder Pfunden Sterling die Rede iſt, doch heißt es auf einem andern Blatte: der Oberſtallmeiſter (grand écuyer) erhält 10 Schüſſeln und 50 Pfund Sterling oder 500 franzöſiſche Livres, 4 Bereiter (écuyers) haben den Tiſch mit jenem, und erhalten 20 Pfund oder 200 Livres. Ein Bedienter zu Fuß bekommt 6—10 Pfund, und für ſeine Kleidung 6 Pfund 15 Schilling.

Dem Cardinale Aldobrandini, welcher Marie von Medici nach Frankreich begleitete, ließ Heinrich IV. in Lyon täglich verabreichen: 45 Dutzend Brote, 6 Fäſſer Wein (barili) für das Gefolge, 24—26 Flaſchen für die Tafel des Cardinals, 5 Hammel, 150 Pfund Rindfleiſch, 2 junge Kälber und bisweilen 1, 2 Zicklein, 10—20 Truthühner; wenn aber über 13 geliefert werden, pflegt einiges Andere zu fehlen; 6—8 große, und 30—36 gewöhnliche Kapaunen, 8—10 Enten, 2 Reiher (arioni), doch nicht täglich, 6—10 Rephühner, 9—12 Beccaſſinen, 12—15 Krammetsvögel, 24 Lerchen, 6 Kaninchen, 2—4 Haſen, 1 Schinken, 6 Blutwürſte, 12 Lendenbraten (lombre), 2 geſalzene Ochſenzungen, 4 Pfund Schmalz, 2 Pfund Butter, 30—40 Eier, 4 Pfund Reis, 2—3 Pfund Zucker, 1 Pfund Gewürze mancherlei Art, 1 Pfund Zibeben, 2 Pfund Kapern, 3 Unzen Saffran, 4 große, 10—12 kleine Fackeln, 12 Wachslichte, 10 Pfund Talglichte, 2 Paſteten, 40 Kuchen von Blätterteig und anderer Art, 1 Käſe, 4 Pfund ſchwer, 4 große Carden (cardi), Salat, Früchte, Gemüſe und ähnliche Dinge im Ueberfluß. An Faſttagen 25 Forellen von 2—30 Pfund, 8—10 Hechte von 10—12 Pfund, 30 andere Fiſche, 8—10 Geldkarpfen, 9—10 Barben, 6—8 Harder (cefali). Nach einer Aufzählung noch vieler andern Fiſche, folgt: 30—40 Pfund Oel, 10—12 Pfund Butter und 200 Eier.

Um die, Frankreich betreffenden Nachrichten nicht von einander zu trennen, mag hier ſogleich die Beſchreibung eines Feſtes folgen, welches im Jahre 1629 zu Paris nach Abſchluß des Friedens mit England gegeben wurde. Sobald der König Ludwig XIII. ſich geſetzt hatte, bat er den engliſchen Geſandten, Thomas Edmont, daſſelbe zu thun, welche Weiſung dieſer auch befolgte, nachdem er Sr. Majeſtät einen tiefen Bückling gemacht hatte. Der Controleur général Coquet, welcher die für den Abgeſandten beſtimmten Gerichte auf den Tiſch geſetzt hatte, reichte ihm jetzt das Handtuch zum Waſchen und nahm es auch wieder zurück. Uebrigens erhielt jener und der König dieſelben, etwa 30 Gerichte; von denen an jedem Ende des Tiſches etwa 15 und ſo aufgetragen wurden, daß die königlichen Speiſen doch etwas von denen des Geſandten getrennt blieben.

Der erſte Gang (le premier service) dauerte ſehr lange, indem er beinahe aus zweien Gängen, nämlich aus Suppen, allen Arten großen und kalten Fleiſchſpeiſen und aus Zwiſchenеſſen beſtand. Alles war gut gewürzt, und (was zu merken iſt) es gehörten zu jedem großen Fleiſch-

gerichte mehre Sachen, nämlich Fasanen, hutaudeaux (?), Truthühner und 12 kleinere Stücke.

Der zweite Gang hatte dieselbe Zahl, aber feinere Gerichte, also: Ortolane, Wachteln, Rephühner, Beccassinen, Turteltauben, Holztauben, kurz alle Arten des besten Wildprets, das nur zu bekommen war.

Nach diesem Gange, worunter der Abgesandte manche Speise, z. B. die Ortolanen, nach seinem Geschmacke fand, kam der dritte Gang, welcher aus lauter Ungeheuern von Fischen bestand: nämlich Forellen, Karpfen, Hechte, Schollen und andere Fische, von solcher entsetzlichen Größe, daß jeder Page oder Beamte kaum einen tragen konnte. Auch gab dies dem Gesandten Gelegenheit, in Erstaunen zu gerathen und dem Könige etwas über die Fische, die Ortolanen und anderes Wild zu sagen; worauf Se. Majestät (obgleich ihre Natur sonst dem Lügen ganz zuwider ist) jenem dennoch scherzhafterweise glauben machten, die Fische wären in den Seen und Kanälen, und die Ortolanen und anderes Wild in den Wäldern und Gärten von Fontainebleau gefangen worden.

Unterdeß ließ sich der Gesandte von einem Edelmanne seines Gefolges zum zweiten Mal zu trinken bringen, stand auf, und brachte nach einer tiefen Verbeugung des Königs Gesundheit aus; worauf Se. Majestät sich ein wenig vom Stuhle erhoben und ihrerseits den König von England leben ließen.

Zwischen dem zweiten und dritten Gange wurden vor dem Könige und dem Gesandten 2 Körbe mit den schönsten Apfelsinen, Citronen und andern Früchten hingestellt. Als der Gesandte bemerkte, daß der König die seinigen der Königin Mutter übersandte, vertheilte er seinen Antheil den Frauen und Fräulein, die in der Nähe saßen.

Als vierten Gang kann man die außerordentlich zarten und vortrefflichen Kuchen und Pasteten betrachten, welche jetzt unter gleichen Feierlichkeiten aufgetragen wurden. Als Se. Majestät sahen, daß der Gesandte aus einer Art von Ehrfurcht Bedenken trug, eine große Torte anzugreifen, die vor ihm stand, schnitten sie ein Stück von der ihrigen und geberdeten sich, als wenn sie es äßen, was den Ambassadeur vermochte, auch seinen Appetit zurückzurufen und zu kosten. Der König sandte übrigens seine Torte den Hoffräulein der Königin Mutter, der Gesandte aber den Hoffräulein der regierenden Königin.

Der letzte Gang bestand aus guten und schönen eingemachten Früchten und trocknen Confituren.

Nach beendeter Mahlzeit wurde dem Könige wie dem Gesandten ein nasses Handtuch zum Waschen überreicht; dann machte der König eine ziemlich tiefe Verbeugung, und ging mit dem Gesandten sprechend in sein Zimmer zurück. Während des Mahles spielten die Violinen des Königs, und zuletzt auch die Hautbois und Dudelsäcke (musettes) von Poitou.

Damals, wie früher und später, ward über die Sittlichkeit des Tanzens gestritten, und von katholischen Geistlichen rührt angeblich folgendes Gutachten her: „Die Uebung des Körpers, welche bei ehrbaren Tänzen stattfindet, kann zuvörderst gesund sein. Dann erkennt man beim Tanzen, ob eine Person gesund ist und keinen fehlerhaften Leib hat, was zu wissen Denen sehr gelegen ist, die sich verheirathen wollen. Auch wird man dabei oft gewahr, ob eine Person lebhafter oder schläfriger Natur ist, denn eine Einfältige und Ungeschickte kann nicht gut tanzen. Endlich wissen bei Hochzeiten und Festen die jungen Mädchen nicht, was sie nach Tische anfangen sollen, oder wozu sie ihre schönen Kleider angezogen haben, besonders im Fall es regnet oder schlechtes Wetter sein sollte. Die reformirte Kirche verbietet streng alles Tanzen; wollte die katholische dasselbe thun, würde eine Unzahl von Leuten zu jener übertreten" u. s. w.

Leben, Thaten und Fahrten eines jungen Buchhändlers, oder Erziehung und Leben. Schwelm, Scherz. 1830. 8. 1 Thlr.

Wer ist der namenlose Verfasser dieses trefflichen, geiststärkenden und herzerhebenden Romans? Wir wissen es nicht zu sagen, aber gewiß ist, daß er seinen Namen mit größerer Sicherheit vor dies vortreffliche Werk hätte setzen können, als von A bis Z hundert und aber hundert Andere. Wie reich der Quell zufließe, aus dem der Romandichter schöpft, kann diese Arbeit von Neuem beweisen. Sie hat nichts Aehnliches mit den berühmtesten Romanen unserer Tage und doch verdient sie diesen allen an die Seite gesetzt zu werden. Der Verf. hat einen übeln Titel gewählt, einen solchen, der geringer von seiner Schrift denken läßt, als sie verdient. „Erziehung und Leben" hätte er sie allein nennen sollen. Unter dem jetzigen Titel wird es vielen Lesern ergehen, wie dem Berichterstatter, daß sie dies jedes Lobes würdige Buch mit schwacher Erwartung zur Hand nehmen. Die Geschichte darin ist Nebensache, sie ist mit 2 Worten erzählt, aber der köstliche Schatz von Lebensmaximen, von Erziehungsgrundsätzen, die lautere, weitsehende Humanität, die darin waltet, das Ueberschauende der Lehren, die sie liefert, die schmucklose und dennoch treffliche Darstellung, und die schöne, reine Form, in der das ganze, aus dem Leben gegriffene Bild erscheint, haben uns dies Buch zu einer höchst anziehenden Lecture gemacht. Der Verf. arbeite in dieser Bahn fort, und unterrichte uns, wem wir eine so schätzbare Gabe verdanken. Sollte er selbst ein Buchhändler sein? Kaum! wiewol er alle Beziehungen dieses Standes aufs Genaueste kennt. Wir ahnen einen Geistlichen, aber einen von der freiesten und seltensten Geistesbildung. Dies Buch ist für das Herz geschrieben. Wir wüßten kaum ein anderes zu nennen, das man mit gleicher Sicherheit Jünglingen, denen das Leben sich aufschließt, Müttern, die ihre Pflichten lieben, Erziehern, die über ihren Beruf nachdenken, Aeltern, denen das Wohl ihrer Kinder werth ist, Jungfrauen, die sich an sittlicher Lecture erfreuen, in die Hand geben könnte. Die christliche Lebensphilosophie hat eine Stütze an ihm gewonnen, aber wie vorherrschend auch die ethische, die humane Tendenz dieses Buches sei; es ist als Kunstwerk nicht minder ansprechend. Die Lehren gehen aus der Begebenheit hervor, die Wirkung guter und böser Thaten ist mit Nothwendigkeit, nicht mit Willkür gezeichnet, und die Fabel (der allerdings ein historischer Stoff zum Grunde zu liegen scheint) ist in aller ihrer Einfachheit fesselnd und voller Anziehungskraft. Es geht damit, wie in Vosgaru's „Liebesgeschichten"; sie ist Nebensache und doch Hauptsache, unentbehrlich als Einfassung des Gemäldes, nothwendig als Begrenzung und schön an sich.

Die Erziehung des jungen Buchhändlersohnes, August, durch Lehre und Leben ist das Thema. Der schöne Charakter des Vaters, Halm, voll von sittlicher Grazie, und der feurige des Sohnes, die echte Weiblichkeit der Mutter und die kühne Ida, feseln uns auf gleiche Weise. Zugleich zieht das politische Ele-

zent herin an. August trägt mit Mühe die politische Erniedrigung Deutschlands; glühend von Unwillen gegen das Franzosenthum, reißt eine Unbesonnenheit ihn aus dem Schooß der Aeltern; er muß fliehen; seine Tugend läutert sich, aus den Quellen seiner Erziehung fließt ihm Kraft zu, das Leben lehrt ihn Besonnenheit; er kämpft muthig gegen den verhaßten Feind, aber er lernt, daß der Haß nichts Würdiges erschafft ꝛc. und gereift kehrt er zurück. Er ist ein fertiger Mensch; wie die Loose fallen: er kann nur glücklich sein. Dies die Geschichte in wenigen Zügen, aber so schön an sich, so fesselnd, so wohl erzählt sie ist, sie ist doch nur ein schönes Bauwerk. Augusts Erziehung im Vaterhause ist der Punkt des Lichteinfalls für das ganze Buch. Wir wollen einige Züge, einige Sätze aus dem Schatz von Erziehungslehren mittheilen, die hier niedergelegt sind, denn auf ihnen beruht vor Allem der Werth dieses Buchs. Halm, der Vater, ist durch Fleiß, Ordnung und Klugheit, aber auch durch gute Leitung Anderer, Alles aus sich selbst geworden; hierauf gründet sich sein Erziehungssystem bei seinem Sohne. Eindrücke und Beispiel werden ihm gegeben, aber es wird ihm die Muße gelassen, die Lehre daraus für sich selbst zu entwickeln. Er lernt bis zum 10. Jahr nur malen und Das kennen, was aus der Natur ihn Theilnahme abgewinnt. Der Sprachunterricht basirt nach einem uns sehr beachtenswerth scheinenden System auf der Kenntniß der Muttersprache, die er von den Stammsylben herleitet. In den fremden Sprachen wird dasselbe System befolgt, das Mechanische ohne Unterbrechung schnell fortgelernt, und Alles Weitere dem Lexikon überlassen. Doch wir verweisen die sehr merkwürdigen Ideen des Verf. hierüber an einen andern Ort und geben lieber einige seiner Gedanken über die sittliche Erziehung. „Halm sah ein, wer gute Kinder haben will, muß stets an der Fortbildung der Mutter arbeiten. Der Mann muß hauptsächlich den Willen der Frau lenken und ihre Seele in ruhiger Stimmung erhalten; den Geist aber muß der Umgang ordnen.... Es gibt Menschen, die in sich selbst den Zank haben, den ihre Aeltern einer gegen den andern führten... Gute Menschen gleichen sich in der Ehe immer mehr aus; darum sind auch die jüngern Kinder gewöhnlich die bessern, wenigstens sanfter als die ältern, weil der Aeltern Einheit in sie übergeht.... Eine Hauptsache ist es daher auch, das erste Kind sorgfältig zu bilden, das erleichtert das Erziehungsgeschäft bei den andern.... Es ist viel werth, wenn ein verständiger Sohn des verständigen Vaters Stand ergreift; es gibt nicht blos den Rang, den man gewöhnlich so nennt; es gibt auch einen Gelehrten- und einen Geschäftsadel... Eine Mutter, die mit ihrem Sinn sich an die Erde und mit ihrem Glauben an den Himmel anschließt, bringt auf einmal in ihre Kinder, was in andern Familien oft erst in Generationen kann erlangt werden.... Die ersten Kinder werden im Alter so leicht die Zuchtruthen der Aeltern und entfernen die jüngern Geschwister von diesen.... Wer den Kindern zu früh viele beschränkte Fertigkeiten verschafft, tödtet in ihnen den Keim für das Höhere. Aeltern müssen sich der Hülfe ihrer Kinder so wenig als möglich, und nie zu ihrem eigen Vortheil bedienen.... Wisse, der Haß gegen die Bösen führt nie Gutes. Fasse das Große und Edle ins Auge; übe es, daß Dein Wesen davon durchdrungen werden, dann wirst Du langsam wirken, wie die Sonne, aber gleich ihr Eismassen schmelzen.... Glücklich der Mensch, dessen Darstellungsgabe gebildet ist, der seinen Empfindungen Worte zu geben weiß. Die innern Geister werden dann äußere, und diese lösen sich bald in Duft auf, wenn man ihnen nur nahe tritt... Möchte mancher Zweifler nur seine Resignation hinschreiben; das Glaubensbekenntniß würde bald folgen... Die Geheimnisse keiner Gesellschaft haben so viel Reiz für den Jüngling und das Mädchen, als die Offenbarung, daß Liebe und Treue wenigstens hie und da auf Erden gestiftet haben.... Wer aus dem Kampf und dem Dulden um Liebe als Ueberwinder hervorgeht, der ist an eine edle Schar von Menschen durch geheime und schöne Bande gebunden... Bloßes Mitleid kann mir und den Leidenden nicht passen; ein Quentchen Hülfe dem Gegenwärtigen ist besser als ein Centner Mitleid dem aus meinem Wirkungskreis Entrückten..." Diese Proben, vom Ungefähr ergriffen, werden hoffentlich ausreichen, auf den Schatz von Ideen hinzuweisen, der in diesem Buche verborgen liegt. Wie viel köstliche Stellen müssen wir mit Schweigen übergehen? Wie sinnvoll ist z. B. Idas Gewohnheit, ein Kreuz zu machen, und nun vom Grübeln zum Handeln überzugehen? Wie schön Augusts nächtliches Abenteuer mit den Verfolgern, der Augenblick seiner Wiederkehr zu Vater und Mutter, oder Idas Flucht u. s. w. Der Styl des Verf. dieses trefflichen Romans ist anspruchslos, mannichfaltig und schwunghaft, wiewol von dieser Seite noch Einiges zu bessern bleibt. Aber wer bemerkt einen mangelhaften Pinselstrich in einem so durchweg gelungenen Gemälde? Möchte es uns gelungen sein, dem trefflichen Buche durch diese Anzeige recht viele Leser zugewendet, dem unbekannten Verf. recht viele und recht würdige Freunde gewonnen zu haben! 28.

Kritische Kränze. Von J. F. von Meyer. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. beliebt seine Recensionen, die er aus verschiedenen Zeitschriften gesammelt, zu einem voluminösen Buche hat zusammendrucken lassen, „Kritische Kränze" zu tituliren, und in einem in gereimten Distichen verfaßten „Prodialog" ruft er ordentlich die richtende Muse an, ihm unverwelkliche (?) Kränze zu winden. Er unterläßt auch nicht, den Grund dafür anzuführen, indem er mit recht vielem Pathos zur Muse sagt:

Krönen muß ich damit die Häupter weiser Genossen,
Deiner Schwestern, zu Lob oder zu Tadel nach Recht;
Flicht auch, sind sie es werth, nach Dem, was der Feder entflossen,
Spitzige Dornen hinein, oder der Distel Geschlecht!

Manches Treffliche, das in den Zeitschriften vereinzelt erschienen und das eine mehr als nur ephemere Lebensdauer verdient, wartet längst darauf gesammelt zu werden und in der stabilen Reihe der Literatur einen Ehrenplatz zu erhalten. Zu diesem Trefflichen können wir nun zwar des Verf. Recensionen nicht zählen, bewundern aber doch sein Glück oder vielmehr seinen Verleger, der sich dazu entschlossen, die Arbeiten des Verf. zur Sammlung kommen zu lassen, was vielen geistreichen Männern heutzutage schwer gemacht wird. Die Kritik des Hrn. J. F. v. Meyer erstreckt sich vorzugsweise auf theologische Literatur und was von der Philosophie dahin einschlägt; auch in das Gebiet der Aesthetik versteigt er sich mitunter und theilt in dieser Sammlung unter andern eine sehr lange, zu lange Recension über Göthe's „Aus meinem Leben" mit, welche, besonders da so viel bloße Relation darin enthalten ist, besser nicht wieder abgedruckt worden wäre; für die damalige Zeit, als die Göthe'sche Selbstbiographie erschien, erfüllte sie, in einem Journal mitgetheilt, ihren Zweck, heutzutage aber ist sie unnütz, weil man weder dem Stoffe nach etwas Neues mehr darin liest, noch die Behandlung und Das, was der Recensent darin de suo gibt, so eigenthümlich ist, um ein selbständiges Interesse zu gewähren. Besser ist der Aufsatz über die „Zugabe zu den Werken des Wandsbecker Boten". In den wissenschaftlichen Recensionen des Verf. vermißt man eine durchgreifende und bestimmt sich geltendmachende wissenschaftliche Ansicht. Es fehlt durchaus an einer entschiedenen Individualität, welche sich in seiner Kritik ausspräche. Zu den bedeutendsten und bekanntesten Werken, welche man in dieser Sammlung recensirt findet, gehören folgende: F. H. Jacobi's „Werke"; Kanne's „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen"; „Das Gericht des Herrn über Europa", von Windischmann; „Geschichte der deutschen Reformation", von Marheineke; „Altes und Neues aus dem Gebiet der Seelenkunde", von Schubert; „De Jesu Christi Ecclesia", von Kleuker; „Ueber den alten und neuen Protestantismus", von Kleuker; „Geschichte der Vulgata", von L. van Eß; „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa", von Mone; „Glauben, Wissen und Kunst der Hindu", von Müller; „Die

Psalmen", übersetzt von de Wette, nebst Commentar; letztere Recension war bisher noch nicht gedruckt. Alle diese Aufsätze theilen aber fast gleichmäßig die eine Eigenschaft ihres Verf., nämlich eine sehr unangenehme Weitschweifigkeit und den Mangel an kritischem Salz. Seine Kritik scheint mehr kritische Dilettantenarbeit eines die Wissenschaften liebenden Mannes, der seine Mußestunden mit einer so behaglichen Beschäftigung, als die ist, über Bücher wieder ein Buch zu machen, sich auszufüllen sucht. Sollen aber vereinzelte Bücherkritiken auch noch in einer Sammlung wieder lesbar und von Bedeutung sein, so muß eine solche Sammlung theils eine bestimmte, in ihr sich geltendmachende Tendenz und ideelle Einheit ihrer Beziehung zur Literatur haben, wodurch das Vereinzelte einen gegenseitig sich ergänzenden Zusammenhang erhält, theils müssen solche Kritiken auch durch die Persönlichkeit und Individualität des Kritikers ein Interesse behaupten können, sodaß es für den Leser anziehend wird zu verfolgen, wie eine solche Individualität gerade so und nicht anders über diesen und jenen Gegenstand der Literatur urtheilen mußte. Bei den „Charakteristiken und Kritiken" der Gebrüder Schlegel z. B. wird man Beides befriedigt finden können und ebendarum ist diese kritische Sammlung ein Buch in der Literatur, das eine bestimmte Stelle darin einnimmt und zur Bezeichnung einer gewissen Periode derselben als Actenstück dient. Beides kann man der Kritikensammlung des Hrn. J. F. v. Meyer nicht nachrühmen, und so fürchten wir fast, daß sie ebenso spurlos wieder verschwinden wird als sie gekommen ist.

55.

Der alte und der junge Adler.

Ohne Zweifel wünschen wir alle den Dichtern, besonders den guten, ein langes Leben; wir sollten aber dabei nicht vergessen, ihnen auch Kraft zu wünschen, die ihnen gewiß sehr nöthig ist, um die große Aufgabe zu lösen, alt und jung zu gleicher Zeit zu sein. Es tönt wahrlich wie Grabgeläut, wenn Young in seinen „Nachtgedanken" sagt:

— — — My world is dead;
A new world rises, and new manners reign.

(Meine Welt ist todt; eine neue Welt steht auf, und neue Sitten — Formen und Manieren — herrschen.) Es ist sehr begreiflich und sehr verzeihlich, daß selbst ein Young so klagt; aber das Publicum mag von dergleichen Seufzern nichts hören, sondern zuckt die Achseln und geht nach Hause, um irgend einem aufs Gerathewohl aufgefangenen neuern Poeten, und wäre er auch ein wenig spatzenhaft, zuzuhorchen. Dann denkt der Alte, wie geschrieben steht:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Der Dichter aber soll größer sein als seine Pein, und wenn es ihn auch in schwachen Stunden zu sehr verdrießen sollte, daß junge Spatzen mitunter viel Glück machen, so möge er doch ja nicht vergessen, daß es auch junge Adler gibt, die er nicht bereiben, sondern lieben soll. Er sei der alte Adler und lehre die glückliche Jugend, wie sie es anzufangen habe, um auch im Alter jung zu bleiben, mit frischem Auge und ungeschwächter Flügelkraft. Daß eine solche Aufgabe zu lösen sei, wird Niemand leugnen, der die Geschichte unserer Literatur kennt, die einige gar herrliche Beispiele bietet, und es fällt uns wol Allen dabei zuerst der deutsche Dichter ein, den ich nicht zu nennen brauche, eben weil er Allen gleich einfällt. Der leuchtet noch aus ganz andern Augen, als etwa Anakreon geleuchtet haben mag, und kann noch eine ganz andere, höhere Jugend aufzeigen, als die sich durch den Geburtsschein erweisen läßt.

130.

Notizen.

Condorcet O'Connor an Lafayette.

Einer der ältesten und vertrautesten Freunde Lafayette's, der General Arthur Condorcet O'Connor, tritt in einer Flugschrift: „Lettre du général A. C. O'Connor au général Lafayette, sur les causes qui ont privé la France des avantages de la révolution de 1830" (Paris, 1831) mit aufgeschlagenem Visir gegen die bestehende Regierung in die Schranken. Zwei Ursachen, behauptet er, hätten zusammengewirkt, um Frankreich alle Vortheile, die es sich von den glorreichen Julitagen versprechen konnte, zu rauben. Zuvörderst fanden sich, als das Volk, in der Meinung, daß sein Werk von seinen Anführern schon weiter fortgeführt und vollendet werden würde, seine Entlassung nahm und in seine alte Dunkelheit zurücktrat, nicht genug geistig und sittlich befähigte Capacitäten, die diese Aufgabe übernommen hätten; die Schicksale der Revolution wurden alten Dienern der Republik, alten Höflingen des Kaiserreiches und scheinheiligen Kammerherren der Restauration in die Hände gelegt, die, sämmtlich durch diese lange Uebung der Heuchelei und Habsucht gleich demoralisirt und verdorben, aber auch gleich geschickt zur Intrigue waren. Dies ist, von einer andern Seite, so ziemlich Dasselbe, was, von der seinigen ausgehend, Chateaubriand sagte. Der Gewährsmann O'Connor's, und ein gewichtiger fürwahr, ist Napoleon. „Die Masse", sagte dieser auf St.-Helena von den Franzosen, „war gewiß unter allen Völkern Europas dasjenige, welches das tiefste und kräftigste Nationalgefühl hatte. Sie hatte sich ihre 25 Revolutionsjahre wohl zu Nutze gemacht; aber zum Unglücke entsprach die Classe, welche sie über sich erhob, ihrer neuen Bestimmung nicht; diese hat nichts als Verdorbenheit und Unbeständigkeit gezeigt; sie hat in den letzten Krisen weder Talent, noch Charakter, noch Tugend bewährt; sie hat die Ehre des Volkes verloren" („Mémorial de Sainte-Hélène", IV, S. 161). Die zweite Ursache ist, nach O'Connor, daß die neuen Machthaber nicht sowol in dem Interesse der Nation, als dem einer neuen Dynastie regiert haben. Daher die Nothwendigkeit, in Frankreich keinen zu sehr in die Augen fallenden Contrast mit den alten europäischen Monarchien aufzustellen. Da man bis zu der absoluten Gewalt und dem göttlichen Rechte unmöglich hinaufsteigen konnte, so begnügte man sich, wenigstens den Entwurf des aristokratischen Gebäudes wiederaufzunehmen, das die Restauration begonnen, aber in ihrer Ungeduld aufgegeben hatte: das beliebte gouvernement à l'anglaise, zu dem in Frankreich doch nicht die geringsten Elemente vorhanden sind, mußte wieder zurückgerufen werden. „Ces phraseurs qui fatiguent le public de leurs éternels paradoxes devraient bien nous dire sur quels intérêts ils prétendent apuyer leur aristocratie héréditaire, leur anglo-monarchie quasi-féodale. La chambre des pairs sera-t-elle un hôpital défrayé par le public, ou se soutiendra-t-elle par de riches mariages, comme le troupeau de Rambouillet par la vente de ses béliers?"

Armoricanisches Lyceum.

Immer lebhafter wird, wenn nicht die politische, doch die literarische Opposition der Provinzen gegen die Suprematie von Paris. Auch in den größern Provinzialstädten fehlt es nicht an geistreichen Köpfen; und obwol die meisten, was sie schreiben, in Paris drucken lassen, so setzen doch auch manche eine Art von Ehre darein, sich auf keine Weise um die Gunst der Hauptstadt zu bewerben. Zu diesen gehören die Herausgeber eines Journals, das unter dem Titel: „Lycée armoricain; Revue de l'Ouest", seit 9 Jahren zu Nantes erscheint. Man findet außer sehr bedeutenden historischen und antiquarischen Aufsätzen in diesem Journal auch Artikel, die zu der Gattung gehören, welche man in Deutschland gewöhnlich die ästhetische, in Frankreich die literarische nennt, und unter denselben viele, die nicht blos in Nantes Glück machen würden.

163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literärische Anzeige.

Im Verlage der

J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag

ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Die

Einrichtungskunst der Landgüter,

auf

fortwährendes Steigen der Bodenrente.

Aus einer zwanzigjährigen Praxis an mehr als achtzig Gütern in den verschiedensten Ländern und Klimaten Teutschlands, hiermit zu Grundriß und System gebracht

von

C. H. Nebbien,
Wirthschaftsrath.

In drei Bänden.

Mit sechs erklärenden Einrichtungskarten, drei System- und neun Uebergangstabellen verschiedener Landgüter.

Gr. 8. 1831. 75 Bogen stark. Preis: 6 Rthlr. 21 gr.

Das Werk, welches wir hier dem gesammten staats- und landwirthschaftlichen Publikum ankündigen, ist gewiß eine der eigenthümlichsten, tiefgedachtesten und folgenreichsten Erscheinungen der Literatur; denn es wird, wenn die Ideen des Herrn Verfassers allgemeine Anerkennung finden, den Landbau auf eine Stufe der Vollkommenheit bringen, welche wahrscheinlich noch Niemand geahnet hat, deren Einwirkung aber auf das Wohl des Einzelnen wie des Ganzen von unabsehbaren Folgen seyn dürfte.

Es ist jedoch unmöglich, von dem Werke selbst, ohne die Originalität des Herrn Verfassers, zu der auch seine ganz eigenthümliche Darstellungsweise gehört, mehr oder weniger zu verwischen, einen auch nur gedrängten Auszug zu geben, wenigstens nicht in einem so beschränkten Raume, wie ihn eine bloße Ankündigung darbietet. Wir begnügen uns daher, nur auf das Wesentlichste hinzudeuten und auf den obersten Zweck aufmerksam zu machen, welcher durch das neue System des Herrn Verfassers erreicht werden soll. Dieser ist nämlich kein anderer, als:

„Ohne neuen Aufwand bloß mit den Hilfsmitteln, welche Natur und Localität selbst und für sich allein an die Hand geben, die Bodenkraft der Landgüter jährlich zu mehren und dadurch die Produktion und folglich die Rente zu steigern."

Diesem obersten Zwecke gemäß lehrt das Werk den Landwirth 1. wie er den Uebergang von seiner bisherigen Bewirthschaftungsweise zu der neuen, vom Herrn Verfasser angegebnen, bewirken kann, ohne dazu anfänglicher Kapitalvorschüsse zu bedürfen, indem er zeigt, wie das Gut alle Hilfsmittel, von der ersten Stufe des Uebergangs bis zu der höchsten seiner vollendeten Ausbildung, selbst liefert; 2. zeigt er, daß bei seinem Systeme weder Störungen des bisherigen Wirthschaftsganges, noch Ausfälle in den bisherigen Einkünften denkbar seyen, sondern daß dasselbe vielmehr alle Störungen und Nachtheile, denen die Landgüter nach der bisherigen Bewirthschaftungsart ausgesetzt sind, unmöglich mache; 3. beweist er, daß seine neue Einrichtungskunst der Landgüter ihrem Besitzer die unbeschränkteste Sicherheit gegen die Wechselfälle der Natur in der Wahl der Früchte und der Fruchtfolge, in der Art und Weise, dieselben den Absatzverhältnissen, Böden, Lagen und den Oertlichkeiten überhaupt anzupassen, und viele andere Vortheile mehr gewähre.

Ganz eigenthümlich ist dem Systeme des Herrn Verfassers der Begriff, welchen er mit dem Worte Arbeit verbindet, und die Anwendung, die er davon macht, indem das, was er unter Arbeit versteht, oft eben so viel ist, als Arbeitersparung. Alles muß bei ihm arbeiten, nicht bloß der Mensch und das Vieh, sondern auch der Boden, der Weg, der Waldbaum, der Obstbaum, der Strauch, die Gebäude, und zwar nicht bloß durch Anwendung der Kräfte, durch

Thätigkeit oder Arbeit im gewöhnlichen Sinne, sondern schon durch ihr bloßes Daseyn und ihre Lebensäußerungen, durch ihre Verbindung mit, und ihr Verhältniß zu einander. Eine Landwirthschaft im Sinne des Herrn Verfassers ist, wie er sie selbst sehr geistvoll bezeichnet, ein wahrer Organismus, ein lebendiges Ganzes, dessen Theile nicht einzeln für sich, sondern Jeder für Alle, und Alle für Jeden da sind und wirken.

Ein Haupthebel, dessen sich der Herr Verfasser bei seiner Organisation der Landgüter bedient, ist unter andern auch die Rücksicht auf die moralische Natur des Landbaues. Er zeigt die Unmöglichkeit, auf eine andere Weise durch den Landbau wohlhabend zu werden, als durch eine stetige und geflissentliche Entwickelung und Anwendung nicht bloß der Kunstfähigkeiten, sondern auch des Eifers, der Treue und Anhänglichkeit des gesammten Wirthschaftspersonales, vom obersten Beamten bis zum letzten Taglöhner und dessen Familie herab. Das Mittel, sich derselben zu versichern, findet er in dem, was er den Ausführungsantheil nennt, oder eine bestimmte Tantieme, welche sowohl Beamten und Pächter, als auch Gesinde und Tagelöhner über ihre bisherigen Gehalte und Löhnungen, von dem jährlichen Betrage der Rentemehrung und der Ertragsmehrung erhalten sollen, jene nämlich von der Ersteren, oder in Gelde, diese von der Letzteren, oder in natura. Sein System soll also hervorbringen: einen immer wohlhabendern Grundbesitz, und zwar einerseits: durch einen, verhältnißmäßig zu demselben, mittelst größerer Bewirthschaftungskunst, immer wohlhabender werdenden, landbaulichen Mittelstand (d. h. der Pächter und Beamten); andererseits: durch ein, mittelst immer geschickterer Arbeit, immer größeren Eifer, Treue und Anhänglichkeit, ebenfalls in seiner Art immer wohlhabender werdendes Landvolk, d. h. Gesinde und Taglöhner.

Und nun denke man sich die finanziellen Vortheile, die aus einer Einrichtung der Landgüter nach dem Systeme des Herrn Verfassers für den einzelnen Besitzer sowohl als für den ganzen Staat hervorgehen dürften. Er zeigt, daß nach einem allgemeinen Durchschnitte sein System dem einzelnen Besitzer schon in den ersten zehn Jahren wenigstens einen dreimal größern Getreideertrag und einen sechsmal größern Futterertrag — wohl zu merken: Alles, ohne den bisherigen Kostenaufwand zu erhöhen! — schaffen müsse. Eben so berechnet er, in nationalökonomischer Beziehung, für eine Masse Wirthschaftsländereien von nur 10 Quadratmeilen, schon für die ersten 20 Jahre eine Boden-Ertragsmehrung von 20 Millionen Gulden Conventions-Münze, ungerechnet die Einwirkung, welche diese aus dem Boden allmählich gewonnenen Kapitalien auf die Steigerung des Nationalreichthums äußern müssen, und die wahrscheinlich eben so viel betragen dürfte.

Darstellung
der vorzüglichsten
landwirthschaftlichen Verhältnisse,
in so fern sie
auf Bewirthschaftung des Grundes und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie
Bezug haben.

Ein Handbuch
für
praktische Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft.

Verfaßt
von
Rudolph André.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen
von
Augustin Rieger.

Gr. 8. Prag, 1831. 12 Bogen stark. Brosch. 1 Rthr. 6 gr.

Wie beifällig diese Schrift von dem landwirthschaftlichen Publikum aufgenommen wurde, beweisen die bereits vergriffenen zwei Auflagen; es bedarf daher nur der Anzeige der eben erschienenen dritten Auflage, welche Herr Verwalter Rieger durch bedeutende Zusätze und Ergänzungen bereicherte.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Deutschlands Rechtspflege,

wie sie ist und seyn sollte. Mit besonderer Beziehung auf die französische Justizverfassung und die preußische Gesetzrevision. Erster Theil. Von den bei der Rechtspflege vorkommenden Personen. gr. 8. 25 Bogen. Geheftet in eleg. Umschlag. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verf., ein mit den umfassendsten sowohl theoretischen als praktischen Rechtskenntnissen ausgerüsteter Jurist entwickelt in obigem Werke partheilos die Mängel und Gebrechen des gemeinen deutschen Gerichtsverfahrens, vom praktischen Standpunkte des Anwaltes und Richters betrachtet; er zeigt klar, wie unzureichend alle Gesetzrevisionen und angeblichen Verbesserungen dem Uebel abzuhelfen sind, wie sie vielmehr nur dazu dienen, die gerügten Gebrechen um so fühlbarer zu machen, wenn nicht eine gründliche, gänzliche Umgestaltung des Gerichtswesens vorgenommen wird, und legt mit siegenden Gründen dar, daß nur durch Einführung der Oeffentlichkeit der Rechtspflege diese vollständig zu bewirken ist, indem er allen dagegen gemachten Einwürfen begegnet. Jeder Gebildete, der unbefangen die neuesten Zeitereignisse beobachtet hat, wird unwillkührlich darauf geleitet, wie namentlich das allgemein wahrgenommene, wenn auch nicht überall in offene Empörung ausgebrochene Mißtrauen gegen Regierungen seinen gerechten Grund lediglich in der zweck- und zeitwidrigen Actien-Geheimnißkrämerei hat, und muß mit dem Verf. wünschen, daß sowohl in der Verwaltung, als im Justizwesen Oeffentlichkeit eingeführt, dadurch namentlich der Rechtsgang vereinfacht und abgekürzt wird. Wir machen daher auf dieses höchst wichtige, für jeden Juristen und für Alle, die an Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und gesetzmäßiger Rechtsrevolution Theil nehmen, sehr interessante und gerade in der gegenwärtigen Crise besonders ansprechende Werk das Publicum aufmerksam. Der zweite Theil, welcher eine Prüfung der bei der Rechtspflege vorkommenden Handlungen vornehmen wird, soll dem ersten unverzüglich folgen.

Luther über Revolutionen und Empörungen. Auszug aus seinen Schriften. 8. 7 Bogen. Eleg. broch. 12 Gr.

Luthers, des großen Reformators, kräftiges Wort gegen Aufruhr, verdient wohl in keiner Zeit mehr gehört zu werden, als in der stürmischen unsrigen. Innig überzeugt, daß das Bessere nicht erstürmt, sondern durch Einsicht und Verstand erstrebt, nicht von unten und Außen, sondern von Innen und Oben herkommen müsse, trat Er mit starker Stimme den aufrührerischen Horden in dem verderblichen Bauernkriege entgegen. — Sichtbar erntete sein Eifer damals die goldenen Früchte der Herstellung der Ruhe und des Friedens ein. Möge sein Wort auch jetzt beherzigt werden und gleiche Früchte bringen.

Journal.

Jagdliebhaber, Industrie.

ndirendem Mitgliede der k. k.
it in der Oberaufsicht, wirkendem

. Der Pränumerations-
Gr. sächsisch.

---

in einem Fache nachgewiesen
ichische Staat größtentheils den
eweckt, wo dieses oft ganz zu

Sprechsaal zu eröffnen, haben
zur Evidenz bewiesen worden,
Der dadurch errungene Stand-
samen Forstmanns um
Leitung regulirt wurden, und
Vorschlägen den praktischen
ner Entfernung von mehr als
hr den Ortsverhältnissen ganz
sultate haben alle Erwartungen
trieben und der unstreitig
gen. Alle scheinbar unüber-
besiegt worden, und die bald
sichkeit erhoben, daß der Wald-
erden und landwirthschaftlichen
en Herrschaftsbesitzer und ihrer

ie Operate, auf welche sich jene
mehrseitig von sehr ausgezeich-
kann es nicht an Materiale für
rittes wandeln, und auch dem

bingt außerordentliche Bekannt-
nem hohen Grade von Energie,
ten soll, daher der Redacteur
ie Hand bieten muß. An alle
Freunde der Industrie, an alle
besitzer wird deßhalb die Bitte

ern den Forstämtern alljährlich
. Waldvorsteher werden dann

andlung zu haben.

Thätigkeit oder Arbeit im gewöhn
Verbindung mit, und ihr Verh
selbst sehr geistvoll bezeichnet, ein
sondern Jeder für Alle, uni
Ein Haupthebel, dessen
die Rücksicht auf die moralisch
Landbau wohlhabend zu werden,
Kunstfähigkeiten, sondern
Wirthschaftspersonales,
sich derselben zu versichern, findet
welche sowohl Beamten und Päch
dem jährlichen Betrage der Ren
Ersteren, oder in Gelde, diese v
wohlhabendern Grundbesitz, und zw
schaftungskunst, immer wohlhabend
durch ein, mittelst immer geschickter
wohlhabender werdendes Landvolk,
Und nun denke man sich
Systeme des Herrn Verfassers für
daß nach einem allgemeinen Durchsc
einen dreimal größern Ge
merken: Alles, ohne den bisher
nationalökonomischer Beziehung, fü
20 Jahre eine Boden-Ertragsmehr
Einwirkung, welche diese aus dem
äußern müssen, und die wahrscheinli

D

landwirthsc

auf Bewirthschaftung

E

praktische Lan

Dritte verbesserte und ver

Gr. 8. Prag

Wie beifällig diese Schrift von dem
zwei Auflagen; es bedarf daher nur de
durch bedeutende Zusätze und Ergänzun

C. W. M. Wendroth, faßliche Worte der Wahrheit an alle gebildete Protestanten, oder offene Erklärung gegen den Dr. de Valenti und seine Glaubensgenossen. 8. 10 Bogen. Eleg. broch. 16 Gr.

Auf dieses Buch machen wir alle Gebildete aufmerksam, und empfehlen es ganz besonders den angehenden Theologen. Es handelt in verständlicher Ausdrucksweise frei und offen über die Wahrheiten der christlichen Religion, und wird gewiß — auch neben den Schriften, welche bereits Hr. Dr. Bretschneider und mehrere Andere zum Verständniß der neuesten theologischen Streitigkeiten und zur Verbreitung religiöser Erkenntniß dem Publikum übergeben haben — jedem Freunde des Lichtes eine willkommene Gabe seyn. Möge der Inhalt desselben in einer Zeit, in welcher das echt evangelische, vernunftgemäße Christenthum nicht nur von den Dienern des römischen Stuhles, sondern sogar von Gliedern unserer protestantischen Kirche selbst so sehr befeindet und gefährdet wird, die weiteste Verbreitung und innigste Beherzigung finden.

Wohlfarth, Dr., daß der Geist des Christenthums vor dem Geiste der Empörung kräftig verwahre. Predigt am Michaelis-Feste 1830. (Motto: „Es „ist niemals weniger Aufruhr zu befürchten, als wenn das Wort „Gottes gelehret wird. Denn Gott, als ein Gott des Friedens, „ist alsdann zugegen." [Luther.]) gr. 8. geh. 3 Gr.

Wohlfeiler Preis

von

v. Aretin's Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie,

fortgesetzt von Karl v. Rotteck. 3 Bände. gr. 8. 1824—1828.
Sonst 5 Thlr. — Jetzt 3 Thlr.

In jetziger sturmbewegter Zeit ist die freie Vertretung der Völker die große Frage, welche von Westen bis Osten wiederhallt. Welcher denkende Staatsbürger und Staatsbeamte, und besonders welcher landständische Deputirte fühlt nicht das Bedürfniß, sich über die Grundzüge gesunder konstitutioneller Ideen zu unterrichten?

Das von dem freisinnigen Hofrath von Rotteck vollendete Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie von Aretin ist als das beste Werk über diesen Gegenstand anerkannt. Der Preis dieses trefflichen Buches hielt indeß bisher Viele weniger Bemittelte ab, sich dasselbe anzuschaffen. — Die Anforderungen der Zeit erkennend, haben wir, mit Aufopferung unsers eignen Interesses, uns entschlossen, um den Ankauf desselben zu erleichtern, dieß Buch von Fünf auf Drei Thaler herabzusetzen.

Altenburg, im Januar 1831.

Literatur-Comptoir.

Allgemeines Forst- und Jagd-Journal.

Zeitblatt für Forst- und Landwirthe, Jagdliebhaber, Herrschaftsbesitzer und Freunde der Industrie.

Herausgegeben

von

Christoph Liebich,

k. k. quiesc. Kameral-Forstingenieur von Böhmen, Forst-Inspector einiger Herrschaften, korrespondirendem Mitgliede der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft von Krain, korrespondirendem Ehrenmitgliede der naturforschenden Gesellschaft in der Oberlausitz, wirkendem Mitgliede des pomologischen Vereins im Königreiche Böhmen ꝛc. ꝛc.

Erster Jahrgang, 1831, in 4 Heften.

Der Jahrgang enthält 24 bis 26 Bogen Text in gr. 4. mit den nöthigen Beilagen. Der Pränumerations-Preis ist: ganzjährig 2 Rthlr. 16 gGr.; halbjährig 1 Rthlr. 8 gGr. sächsisch.

Die Journale sind die Mutter wissenschaftlicher Kultur; es dürfte kein reges thätiges Leben in einem Fache nachgewiesen werden können, das nicht aus ihrem fruchtbaren Schooße hervorging. Ihnen verdankt der österreichische Staat größtentheils den hohen Standpunkt seiner Landwirthschaft; ja, sie sind der Wärmeleiter, der selbst dort Leben erweckt, wo dieses oft ganz zu fehlen scheint.

Die seit wenig Jahren gemachten Versuche, dem vaterländischen Forstwesen einen Sprechsaal zu eröffnen, haben für den Unterrichteten alle Erwartungen übertroffen, es sind hier Gegenstände verhandelt und bis zur Evidenz bewiesen worden, die sonst, ungeachtet der Wahrheit, die ihnen zur Seite stand, gänzlich untergegangen wären. Der dadurch errungene Standpunkt fordert nun aber ein erweitertes Unternehmen, dem sich der Herausgeber des aufmerksamen Forstmanns um so williger unterzieht, als ihm nun 20 Herrschaften und Güter, deren Waldungen unter seiner Leitung regulirt wurden, und nach seinen Einrichtungen bewirthschaftet werden, das Materiale bieten, seinen Ansichten und Vorschlägen den praktischen Werth an die Seite stellen zu können, indem diese unter den extremsten Lokalverhältnissen in einer Entfernung von mehr als 70 Meilen vorkommen und die verschiedenartigste, nicht an Generalregeln gebundene, vielmehr den Ortsverhältnissen ganz zusagende Bewirthschaftung erhalten haben. Die aus diesen Regulirungen hervorgegangenen Resultate haben alle Erwartungen weit hinter sich zurückgelassen. Die Material-Etats sind bei denselben früheren Umtrieben und der unstreitig nachhaltigsten aller Wirthschaften meist auf das Doppelte und Dreifache gestiegen. Alle scheinbar unüberwindbaren Hindernisse, in Bezug auf Arbeitskräfte und Holzabsatz, sind in wenig Jahren besiegt worden, und die bald erfolgten gesteigerten Netto-Renten haben die Behauptung des Herausgebers bis zur Unumstößlichkeit erhoben, daß der Waldbesitz bei einer plangemäßen und razionellen Wirthschaft alle Einkünfte von veredelten Schafheerden und landwirthschaftlichen Zweigen weit überbietet, daher aber auch die Aufmerksamkeit hoher Regierungen, der Herren Herrschaftsbesitzer und ihrer Bevollmächtigten um so mehr anspricht.

Bei solchen Thatsachen, welche sich um so mehr Vertrauen erworben haben, als die Operate, auf welche sich jene stützen, vom Herausgeber sammt allen Dokumenten öffentlich zur Prüfung angetragen und mehrseitig von sehr ausgezeichneten Forstmännern, sowohl ihrer Theorie nach, wie im Walde speciell, geprüft wurden, kann es nicht an Materiale für ein Zeitblatt fehlen, welches insbesondere auf dem Wege der Erfahrung ruhig aber festen Schrittes wandeln, und auch dem Landwirthe sehr nützliche Erfahrungen mittheilen soll.

Ein Unternehmen, wie es hier vorliegt, fordert jedoch große Unterstützung; es bedingt außerordentliche Bekanntschaft mit der alten und neuesten Literatur, eine ausgedehnte kostbare Correspondenz neben einem hohen Grade von Energie, wenn die Worte fruchtbringend in den Wald eingehen, und der todte Buchstabe Leben erhalten soll, daher der Redacteur unablässig und unermüdet aufmuntern, und zu Versuchen und Unternehmungen überall die Hand bieten muß. An alle Beförderer der Forst- und Landwirthschaft, an die k. k. Landwirthschaftsgesellschaften, an alle Freunde der Industrie, an alle Forst- und Landwirthe, insbesondere auch an alle hier am meisten betheiligten Herren Waldbesitzer wird deßhalb die Bitte gestellt, dieses Unternehmen zu unterstützen.

Bei vielen Dominien ist eine kleine Geldsumme zur Anschaffung von Forstbüchern den Forstämtern alljährlich fixirt. Möchte doch diese äußerst wohlthätige Einrichtung allgemeine Nachahmung finden. Waldvorsteher werden dann pflichtgemäß die Wissenschaft befördern müssen, statt sie zu unterdrücken.

Das erste Heft dieser Zeitschrift ist bereits erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben.

Jahrbücher des böhmischen Museums

für

Natur- und Länderkunde, Geschichte, Kunst und Literatur.

Zweiter Jahrgang, 1831, in 4 Heften.

Gr. 8. Prag. Pränumerationspreis für den ganzen Jahrgang: 2 Rthlr. 16 gGr.

Diese Jahrbücher erscheinen seit 1830 jährlich in 4 Heften, jedes zu ungefähr acht Druckbogen, zu Ende der Monate Januar, April, Juli und Oktober. Der Pränumerationspreis ist für den Jahrgang 2 Thlr. 16 gGr. sächs. Die früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift, welche in den Jahren 1827—1829 unter dem Titel: „Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" zu 12 Heften jährlich erschien, sind ebenfalls noch zu haben, und zwar der Jahrgang der Monatschrift einzeln genommen für 5 Thlr. sächs., und wenn alle Jahrgänge (1827—1831) zusammen genommen werden, für 17½ Thlr. sächs. — Einzelne Hefte werden jedoch nicht abgelassen.

Symbolae botanicae,

sive

icones et descriptiones plantarum novarum vel minus cognitarum.

Auctore

Carolo Bor. Presl,

Medicinae Doctore, in Musco Bohemico Custode.

Fasciculus I. — III. Quart maj. Pragae 1830 et 1831. Jedes Heft 4 Thlr. 6 gGr.

Reliquiae Haenkeanae,

seu

descriptiones et icones plantarum, quas in America meridionali et boreali, in insulis philippinis et marianis

collegit

Thaddäus Haenke,

Philosophiae Doctor, Phytographus regis Hispaniae.

Redegit et in ordinem digessit

Carolus Bor. Presl,

Medicinae Doctor, in Museo boh. custos, Bot. prof. extraord.

Tomus II. Fasciculus I. Cum tabulis XII aeri incisis. Quart. Pragae 1831. Carton. 5 Thlr. sächs.

Gedruckt bei C. W. Medau, in Leitmeritz.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 186. —— 5. Juli 1831.

politische Flugschriften, welche Bezug haben auf die neuen Ereignisse im Königreiche Hanover und im Herzogthume Braunschweig, und gelegentlich manches Wort über die Ereignisse selbst.

1. Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung.
2. Unparteiische Würdigung einer Schmähschrift, welche unter dem Titel: „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", in dem Königreiche Hanover verbreitet worden ist. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
3. Erklärung des Ministers Grafen v. Münster, über einige in der Schmähschrift: „Anklage u. s. w.", ihm persönlich gemachte Vorwürfe, sowie über seinen Austritt aus dem königlich hanöverischen Staatsdienste. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
4. Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns, und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschlande, besonders im Königreiche Hanover. Versuch einer Darstellung der allgemeinen Hauptursachen dieser unglücklichen Erscheinungen und der Mittel zur Abhülfe derselben. Von S. P. Gans. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 6 Gr.
5. Der Aufstand der Braunschweiger am 6. und 7. September, seine Veranlassung und seine nächsten Folgen. Mit officiellen Actenstücken begleitet. Braunschweig, Vieweg. 1830. Gr. 8. 6 Gr.
6. Betrachtungen über den Aufstand der Braunschweiger, und den gewünschten endlichen Regierungsantritt Sr. Durchlaucht des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, aus dem Standpunkte des Naturrechts, des positiven Staatsrechts und der Politik. Braunschweig, Vieweg. 1830. Gr. 8. 4 Gr.
7. Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Erörtert und beantwortet von Friedrich Karl von Strombeck. Dritte, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg. 1830. Gr. 8. 8 Gr.
8. Ueber die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands. Mit einleitenden Bemerkungen über die vom Hrn. v. Strombeck vor Kurzem abgehandelte Frage: „Was ist Rechtens u. s. w." Von K. H. Jürgens. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 16 Gr.
9. Die Rechtssache des der verletzten Ehrerbietung gegen Se. Durchlaucht den Herzog Karl von Braunschweig-Lüneburg beschuldigten Freiherrn v. Siersdorff ꝛc. Als ein Beitrag zur Geschichte der braunschweigischen Landes- und deutschen Bundesjustiz, in einer Reihe von Actenstücken mit Anmerkungen herausgegeben von Georg Bruns. Braunschweig, Vieweg. 1830. Gr. 8. 16 Gr.
10. Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig, von Friedrich Karl von Strombeck. Erstes Heft. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 16 Gr.
11. Wünsche der Braunschweiger, zur Beherzigung bei den bevorstehenden landschaftlichen Verhandlungen. Erstes Heft: Ueber Verbesserung der Volksvertretung, von K. Steinacker. Braunschweig, Vieweg. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
12. Verantwortung gegen die Anschuldigung des engern Ausschusses der Landschaft, Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzoge von Braunschweig-Lüneburg und Oels, eingereicht vom zweiten Kammerdirector G. P. von Bülow. Als Handschrift gedruckt. Gr. 8.

Daß die Zusammenstellung der benannten Flugschriften einen tiefer liegenden Grund hat als die geographischen und genealogischen Verhältnisse, welche zwischen Hanover und Braunschweig stattfinden, braucht kaum erwähnt zu werden, wenngleich die revolutionnairen Begebenheiten, welche neuerlich in beiden Staaten stattfanden, aus völlig verschiedenen Anregungen hervorgingen. An eine geheime Verschwörung, welche, durch Europa verbreitet, gewaltsamen Widerstand gegen Gesetz und Verfassung weckte, zu glauben, fällt nur noch den aristokratischen Sonntagskindern oder den wilden Lärmschlägern ein, welche Letztere behaupten, daß Unsinn oder böser Wille der Gewalthaber geflissentlich jene außerordentlichen Erscheinungen erzwungen habe, um in der Besiegung der Aufrührer den Despotismus mit dem entscheidendsten Erfolge geltendzumachen. Man beruft sich in Verfechtung solcher Meinung auf die notorischen Umtriebe des letzten Ministeriums des Königs Karl X., welches auf eine so schmachvolle Weise, unter den Verwünschungen aller edelsinnigen Menschen, von dem Schauplatz geschleudert ist.

Es ist hier nicht der Ort, tiefer einzudringen in den politischen Standpunkt des heutigen Europas und seiner verschiedenen Staaten, um zu zeigen, wie auf demselben die in vielen Ländern unerwartet hervorbrechende Revolutionssucht entstand. Hier ist nur darauf aufmerksam zu machen, daß, in besonderer Beziehung auf Hanover, Anfeindung des Ministeriums, das von Unterlassungssünden nicht frei ist, zu den naheliegenden Maßregeln gehört.

Nr. 1 der oben namhaft gemachten Flugschriften hat offenbar keinen andern Zweck als diesen, indem sie vor und mit den Unruhen zu Osterode und Göttingen handschriftlich und im Druck verbreitet wurde und, allgemeines Interesse weckend, Bedeutsamkeit gewann. Hier wird der Inhalt dieser „Anklage" nach dem Abdrucke in Erwägung gezogen, welchen wir in in Nr. 24 der „Sachsenzeitung", S. 170 fg., finden. Wie das Aushängeschild, der Titel derselben „Anklage des Ministeriums Münster", grammatisch unrichtig ist, so ist auch der Inhalt derselben schlecht zusammengestellt und erscheint unlauter. Nur daraus, daß ein *solches* Machwerk große Aufmerksamkeit wecken, Aufregung bewirken und Theilnahme finden konnte, ergibt sich, daß große Unzufriedenheit in den Einwohnern des Königreichs Hanover mit dem dermaligen Regierungssysteme verbreitet war. Der Titel „Anklage" läßt hoffen, über die Ursachen dieser Unzufriedenheit factischen Aufschluß zu erhalten; doch diese Erwartung wird nicht erfüllt. Zwar läßt es der Verf. nirgends an Beschuldigungen gegen den Minister Grafen v. Münster mangeln; das gleich im Eingange ausgesprochene Résumé lautet:

Das Ministerium Münster hat uns schmählicherweise in die Leibeigenschaft zurückgeworfen; das Lehnwesen, die Zehnten, Frohnen, Bannale und Zwangsrechte, die abgeschafften Innungen und Zünfte wiederhergestellt; es hat ferner die Domainen der Staatscasse geraubt; die Einkünfte aus den Posten, den Bergwerken, Salinen, Waldungen, den Mühlen, Eisen- und Kupferhütten als ein Privatgut des Regenten ansichgerissen, Sinecuren erschaffen; die Bürgerlichen aus den hohen Staatsämtern verdrängt; die Beamten wiederum auf eine dreimonatliche Kündigung gesetzt, um sie willkürlich aus dem Staatsdienste entlassen zu können; den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und Verkehr mit unerschwinglichen Steuern und Abgaben belastet, die Presse durch eine furchtbare Censur gefesselt, und den Schwung der Wissenschaften und Künste gelähmt.

Jeder Menschen- und Vaterlandsfreund, der die Existenz dieser sträflichen Verbrechen wußte, war verpflichtet, solche zur Rüge zu bringen. Bei wahrhaft rechtlicher, lauterer Gesinnung bleibt die Wahl des Weges zu diesem Zwecke den individuellen Ansichten und Verhältnissen des Anklägers überlassen. Will er nicht als verächtlicher Verläumder erscheinen, so darf er keinen Anklagepunkt ohne strengen, auf Thatsachen begründeten Beweis lassen. Dieser unerläßliche Prüfstein wird *hier* zum Verdammungsurtheil für den Verf. der „Anklage". Wo er beweisen soll, verirrt er sich entweder in Raisonnements, in halbwahres, seichtes Geschwätz, oder er bringt unrichtig aufgefaßte, absichtlich entstellte Thatsachen, mitunter auch offenbare Lügen zu Markte. Beweise davon trifft der prüfende Leser in jedem der 12 mit Ziffern bezeichneten Sätze. Man höre:

Nr. 7: Sinecuren, diese Schmarotzerpflanze, welche wir vor 1814 nicht kannten, sind auf heimischen Boden verpflanzt und erfreuen sich eines segensreichen Gedeihens. Wegen dieser englischen Misbräuche, welche der gewaltige Minister nach Hanover verpflanzt hat, soll er zu seiner Zeit dem Volke Rede stehen.

War denn der Verf. so blind, nicht zu erkennen, daß er die Sinecuren namhaft machen, nachweisen mußte, wenn die vorgebliche Anklage mehr als eine strafbare Schmähung sein sollte?

Nr. 11: Die Künste und Wissenschaften erfreuten sich des Gedeihens. Die Oeffentlichkeit vor den Gerichten, das Gericht der Geschwornen, die Trennung der Verwaltung von der Justiz waren ganz vollendete (???) Erschaffungen, als im Jahre 1814 der Graf Münster die Gewalt der Regierung aus der Hand des königlichen Vormundes bekam. Ohne zu untersuchen, zu prüfen, zerstörte er diese schönen, neuen, segensreichen Schöpfungen, welche das Leben der Staatsgesellschaft und der Familie verherrlichten und sicherten, auf eine wahrlich unsinnige Weise.

Dies in den Jahren 1808—13 schön und herrlich aufgerichtete Staatsgebäude (welches?) wurde von ungeweihter Hand in einem Augenblicke wieder niedergerissen, und der alte Schlendrian, den mehr die Zeit und die fortschreitende Civilisation als des Menschen Hand zerstört hatte, sollte wieder aufgebaut werden. Seit 16 Jahren bauen und zimmern die ungeschickten Bauleute an dem Ausbaue dieser alten Ruine und sind heute noch nicht weiter als am ersten Tage ihrer Arbeit, wol aber verworrener unter sich als die Erbauer des babylonischen Thurmes.

Wer kann in solchem Geschwätze vernünftige Begründung, die wichtigsten Staatsverhältnisse berührender Anklagepunkte finden?

Was unter der Ueberschrift: „Steuererhöhung im Königreiche Hanover seit 1813", gesagt ist, wo sich der Verf. endlich beikommen läßt, Thatsachen und Zahlen anzugeben, da ist auch das Gewebe der Unwahrheiten am leichtesten nachzuweisen, wenn man die öffentlich bekanntgemachten Actenstücke der provisorischen Ständeversammlung (Band 3) zur Hand nimmt und sieht, wie der Verf. die hieraus entlehnten Angaben nicht einmal redlich wiederzugeben beflissen ist. Hier sei nur zur Bestätigung dieser Rüge aus der zweiten oben angeführten Schrift: „Actenmäßige Würdigung u. s. w.", der Kürze halber, die hierhergehörige Stelle ausgehoben:

Aus jener Uebersicht (der eben erwähnten Actenstücke der prov. Ständeverf.) sind jene Zahlen (der Anklage) völlig richtig entnommen, nur mit der *Verfälschung*, daß in der sogenannten Anklage diejenigen Zahlen, welche die in den Actenstücken enthaltene Vergleichung als ordinaire Landsteuer vor 1803 oder vor der französisch-westfälischen Occupation bezeichnet, *als der Betrag derjenigen Steuer* angeführt werden, welche angeblich im Jahre 1813 zu westfälischer Zeit bestanden haben sollen, und daß dagegen diejenigen Beträge, *welche im Jahre 1814 erhoben wurden*, als für das Jahr 1830 gültig angegeben sind, wobei denn immer nur diejenigen Beträge extrahirt sind, welche die sogenannten *pflichtigen allein* bezahlten, während diejenigen Summen verschwiegen sind, welche die Freien zu den Grundabgaben contribuirten. Auch ist dabei zu bemerken, daß die Zahlen, welche als Vergleichung der Grundsteuer für Hildesheim resp. für 1813 und 1830 angeführt sind, zugleich insofern falsch sind, als diese Beträge *nicht für Hildesheim* richtig, sondern diejenigen Beträge sind, welche resp. 1813 und 1814 *in dem Fürstenthume Osnabrück* erhoben wurden.

Rechtfertigt sich der Verf. der „Anklage" wider diese Anstellungen nicht, so hat er sich sein Urthel gesprochen mit den Worten: „Der Geschichtschreiber, die Nachkommen, meine Enkel und Urenkel sollen mich brandmarken, wenn ich die Lüge an die Stelle der Wahrheit setze". Des Verfs. Bekenntniß: „Ich weiß, daß Sokrates den Giftbecher nahm, Christus an das Kreuz geschlagen ist und Huß verbrannt wurde", kann nur Mitleid wecken und der mildgesinnten Mitwelt die Pflicht auferlegen, für Heilung und Unschädlichmachung unheilstiftender Geisteskranken Sorge zu tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein polnischer Roman und eine polnische Novelle.

1. Jerewalle, die polnische Einsiedlerin auf dem Annaberge in Oberschlesien. Historische Erzählung aus der Zeit der letzten Unruhen in Polen. Von Daniel Dittmann. Erster Theil. Leipzig, Weidrecht. 1831. 8. 1 Thlr.

2. Boschan. Ein Zeitbild von A. Lewald. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 16 Gr.

Der Roman ist das Epos der neuern Zeit; er vertritt nicht blos die Stelle des letztern, sondern er ist mit ihm wesentlich eins und dasselbe. Daß der Roman in Prosa geschrieben ist, das Epos in Versen, kann ebenso wenig einen Unterschied der Gattung begründen, als man in dem Drama einen Unterschied darauf gründen wird, ob dasselbe in Prosa oder in Versen geschrieben ist. Der Vers entstand im grauesten Alterthume, vor der Erfindung der Schrift; er war das natürlichste Hülfsmittel, welches sich dem Geiste darbot, das flüchtige Wort, als die *knüpfende* der Rede, dauernd festzuhalten, indem er sie durch bestimmte Wiederkehr, bald der Gedanken und Worte, wie bei den Hebräern, bald des Tonfalls, wie bei den Griechen, bald des Reims, wie bei den Deutschen, dem Gedächtniß einprägte. Ein gutes Gedicht, wenn es nicht gar zu lang ist, muß Jeder, dessen Gedächtniß nicht durch geistige oder physische Ausschweifungen entnervt ist, sobald er es das erste Mal aufmerksam hört, auswendig können. Das Epos und der Roman ist nichts Anderes, als die Erzählung einer Geschichte, die entweder wahr oder erdichtet, unwillkürlich verfälscht oder absichtlich ersonnen sein kann, und in sich wieder von Dem, was wir eigentlich Geschichte, im ganzen Sinne dieses Wortes nennen, durch nichts unterschieden, als daß diese mit dem prüfenden Verstande auffaßt und die reine Wahrheit, die treue Herausstellung des erzählten Factums als den Hauptzweck setzt, während die leichtern Geschwister, Epos und Roman, der Phantasie freies Spiel lassen und mit der innern Wahrheit der Idee zufrieden sind. Es braucht daher noch gerade kein Vorwurf zu sein, obwol es in der Regel ein Vorwurf ist, wenn man ein Geschichtswerk einen Roman nennt. Und unsere Kritiker und Aesthetiker, die etwas ganz Besonders gesagt zu haben glaubten, als sie Ségur's „Geschichte des russischen Feldzuges" ein Epos nannten, hatten allerdings in dieser Behauptung vollkommen Recht; doch hätten sie sich wenigstens deutlicher ausdrücken können, wenn sie gesagt hätten, was durch Ségurs Arbeit längst bewiesen war, daß sie ein Roman sei.

Von dem Epos unterscheidet sich die Ballade und die Romanze, und von dem Roman die Novelle nur dadurch, daß die Ballade und Romanze ein kleineres Epos, die Novelle ein kleiner Roman ist. Alle übrigen Unterscheidungszeichen, die man mit mehr oder weniger Scharfsinn herausgesucht hat, sind ganz nach durch die Bemessung des Raumes bedingt. So ist es z. B. nicht zu leugnen, daß in der Ballade das lyrische, in der Romanze das dramatische Element mehr hervortreten wird, als in dem Epos; aber der Grund ist kein anderer, als der einfache, daß man, je kürzer man sich bei einer Erzählung fassen kann, um so mehr sich auf die lyrischen oder dramatischen Momente derselben beschränken muß; die weitere Ausmalung und Ausschmückung, die im Epos und im Roman der Dichter übernimmt, bleibt in der Romanze, in der Ballade und in der Novelle der Phantasie des Zuhörers oder Lesers überlassen. Nothwendig ist aber auch dies nicht einmal durchgängig; manche der schönsten Romanzen beschäftigen die Phantasie auf vollkommen epische Art mit umständlicher Beschreibung scheinbar unbedeutender Aeußerlichkeiten; aber aus diesen Aeußerlichkeiten entwickelt sich dann plötzlich und überraschend eine poetische Idee, eine That, welche, in kühnen Zügen angedeutet, der Phantasie als vollendetes Ganzes entgegentritt.

Eine größere Würde liegt an und für sich in dem Epos und im Roman keineswegs, da Werke des Geistes nicht nach der Elle gemessen werden können. Oft liegt in einem kleinen Kupferstiche mehr schöpferische Kraft, als in 20 großen Altargemälden; für manche spanische oder englische Romanze würden wir, außer den unsterblichen Alten, Homer und Virgil, und außer Dante, Tasso, Ariosto, Milton und unserm deutschen Nibelungenliede, alle Heldengedichte der Welt geben; ebenso würden wir für eine gute Novelle ohne Bedenken den gesammten Vorrath aller Leihbibliotheken des heil. römischen Reiches hingeben. Die Wahrheit ist: eine gute Novelle ist unendliche Mal mehr werth, als ein mittelmäßiger Roman. Ob aber eine gute Novelle oder ein guter Roman mehr werth sei, läßt sich ebenso schwer entscheiden, als die Frage, ob die Rosenknospe mehr werth sei, oder die entfaltete hundertblättrige Rose, ein Kuß der Geliebten, oder eine lange Umarmung? Die Antwort ist: Beides ist besser, als eins von Beiden.

1. Auf die beiden Werkchen, deren Titel an der Spitze dieses Aufsatzes steht, angewandt, müßte die Antwort heißen: keines von Beiden besser als Beides. Mit der „Polnischen Einsiedlerin" waren wir eine Zeitlang im Dunkeln, und wußten nicht, ob wir sie als Roman oder als Novelle betrachten sollten. Der Grund, weshalb wir uns für den erstern entschieden, war theils die Langeweile, die wir bei dem Durchlesen empfanden, indem wir uns erinnerten, daß auch mehre unserer gepriesensten classischen Romane uns außerordentliche Langeweile gemacht hatten. Ein anderer Grund war der Umfang der „Einsiedlerin", welcher, nach dem in unsern Händen befindlichen Anfang zu schließen, ziemlich respectabel ist. Der Stoff ist durch diese Ausdehnung zwar zu einer unendlichen Wassersuppe verdünnt worden, während er bei einiger Präcision kaum für eine mäßige Novelle hingereicht hätte. „An einem stürmischen Novemberabend des Jahres 1780 fand der Sacristan des Klosters auf dem Annaberge in Oberschlesien vor dem Gnadenbilde der heil. Anna eine Pilgerin kniend beten". Bei dieser Gelegenheit werden wir unterrichtet, daß „dergleichen Pilger beiderlei Geschlechts" — breitläufig gesagt, ebenso naiv, als was wir neulich in einem Anzeigeblatt lasen: „Knaben beiderlei Geschlechts" — daß also dergleichen Pilger beiderlei Geschlechts damals noch häufiger als jetzt das wunderthätige Gnadenbild des Klosters besuchten. Die Pilgerin ist indessen kein Pilger beiderlei Geschlechts, auch nicht, wie die Bewohner von Annaberg vermuthen, eine polnische Gräfin, sondern die Tochter eines polnischen Fürsten, welche einem vornehmen Polen bestimmt, von einem deutschen Offizier in Warschau Mutter wird, und diese Sünde durch eine vielleicht etwas übertriebene Reue abbüßt. Sie wählt, nachdem sie aus der Heimath entflohen ist, zu ihrem Aufenthaltsorte eine Einsiedelei auf dem Annaberge und läßt sich hier, da sie die Anhänglichkeit an ihr Vaterland doch nicht ganz verleugnen kann, erzählen, was während ihrer Abwesenheit in demselben vorgeht. Dagegen würden wir nicht das Geringste haben; denn auf den Rahmen, in welchen ein Gemälde gefaßt wird, kommt es am Ende so sehr nicht an. Aber leider ist hier das Gemälde wenig mehr als eine Zusammenstellung der dürftigsten Zeitungsberichte, nicht „aus der Zeit der letzten Unruhen in Polen", wie es auf dem Titel heißt, sondern aus den Jahren 1780—95. Unter der Feder des Hrn. Daniel Dittmann ist nicht die Geschichte zum Roman geworden, wie bei Ségur, sondern der Roman zur Geschichte, nur leider zur trockensten, un-

erfreulichsten, und zugleich ungerechtesten und unglaubwürdigsten. Der Todeskampf des polnischen Volkes, der so viele schöne und große Züge hat, und den man selbst in der trockenen „Histoire des démembremens“ nicht ohne Rührung lesen kann, wird hier in der Art dargestellt, wie dies gegenwärtig mit den Schlachten des wiedergebornen Polens in gewissen Bulletins geschieht, die nicht 100 Meilen von dem Orte, wo wir dies schreiben, ausgegeben werden. Den ruhmwürdigen Reichstag, der die Constitution von 1791 schuf, schildert eine Polin, indem sie ausruft: „Ach! Frieden wird mein Vaterland nicht wieder haben, und ich sehe es selbst ein — durch eigne Schuld. Mit der glühendsten Vaterlandsliebe im Munde haben die meisten Machthaber bei diesem schon in das dritte Jahr dauernden Reichstage doch nur ihren eigensüchtigen Absichten gefröhnt; der günstige Zeitpunkt ist unwiederbringlich verloren!“ Eine der schönsten Scenen der Geschichte ist jene auf dem Reichstage von Grodno, der durch russische Bajonette gezwungen werden sollte, die zweite Theilung zu billigen. Schon waren die Häupter der Patrioten — in einem unabhängigen Lande von Fremden — als Rebellen verhaftet; der Versammlungsort war von Bewaffneten umstellt: General Rautenfeld mit russischen Kriegern war mitten in der Versammlung und traf bereits Anstalt, gegen dieselbe Gewalt zu brauchen. Wie die römischen Senatoren bei dem Einzuge der Gallier, saßen die Stellvertreter Polens wehrlos, schweigend, unbeweglich. Endlich fragte der Marschall Bielinski, ob man den Vertrag, den die 3 Mächte vorschrieben, genehmige oder nicht? Drei Mal wurde diese Frage wiederholt. Keine Antwort. Die Russen und 2 oder 3 Verräther erklärten, daß keine Antwort auch eine Antwort sei; der Reichstag habe durch sein Stillschweigen den Vertrag genehmigt. Und so sieht denn allerdings auch Hr. Dittmann die Sache an. „Ein Paar Bataillone Russen“, sagt er, „und die Anwesenheit des Generals Rautenfeld hatte hingereicht, die Genehmigung zu erzwingen“. Dabei ist nur vergessen, daß die polnischen Gesetze in dem genausten Detail über die Art der Abstimmung verfügen, durch welche ein Vorschlag gesetzliche Kraft erhalten kann; von einer schweigenden Abstimmung haben wir aber noch nie etwas gehört. Mit demselben Rechte könnte man den römischen Senatoren, die sich von den Galliern niedermetzeln ließen, den Vorwurf machen, daß sie mit dem Feinde eine Capitulation abgeschlossen hätten, weil sie auf seine Frage oder vielleicht — wovon die Geschichte freilich nichts weiß — auf die eines pflichtvergessenen Bürgers keine Antwort geben. Natürlich ist es, daß bei solchen Ansichten der scharfsinnige Verf. der „Polnischen Einsiedlerin“ die Theilung und Vernichtung Polens vollkommen billig findet: „Die von Polen abgetretenen Provinzen wurden in Besitz genommen“, heißt es, „und jeder Unparteiische bekannte, daß ein so unzuverlässiger Nachbar unschädlich gemacht werden mußte, nachdem er von allen Seiten so viele Kriegsrüstungen nothwendig gemacht hatte“. Dies ist die bekannte Fabel vom Wolf und dem Lamm. „Ein so unzuverlässiger Nachbar“, sagte der Wolf, indem er sich über den Widerspruch des Lammes ereiferte, „muß unschädlich gemacht werden“, und damit verzehrte er das unzuverlässige Thier.

Mehr historische Treue, wenn auch nicht mehr poetische, als in der Darstellung der polnischen Angelegenheiten, finden wir in jener der schlesischen, und namentlich der oberschlesischen Verhältnisse. Localität, Geschichte, Sitten und Gebräuche, Alles ist hier wohl beachtet; und wenn Mangel an Phantasie und Erfindung nicht auch hier gar zu grell hervorträte, so fänden wir in der That wenig auszusetzen. Wer liest nicht mit Vergnügen eine Schilderung, wie die folgende, die den landschaftlichen Charakter des ganzen Oberthales bezeichnet.

„Pater Seraphicus machte sie (die Einsiedlerin) auf die reiche Ebene des Oberthales aufmerksam, die von dem Anna-, auch Ehelm- und Kulmberge genannt, sich weit und breit übersehen läßt; auf das herrliche Amphitheater von blauen Bergen, das sich von den Bergen jenseits der Oder und Neisse, bei Strehlen bis zu den glazer Bergen, mit dem Schneeberge und dem Altvatergebirge, bis dahin, wo sich die Sudeten mit den Karpathen verbinden, und die Höhen dieses Gebirges, wo die Quellen der Oder und der Weichsel sich befinden (?), bis zu der Jablunka. Dort bemerkte er den Punkt, wo sich Schlesien, Polen und Ungarn berühren; zeigte dann die ungeheuern Wälder, welche von Pleß an die ganze polnische Seite bis Beuthen, Lublinitz und nach Rosenberg hin bedecken, und die Höhen bei Czenstochau in Polen, und besonders die hohe Wasserscheide im Fürstenthum Severien, wo die Malapana nach Abend, die Wartha nach Mitternacht und die Brinitza nach Mittag abfließt. Auch auf die nahe gelegenen Ortschaften ward Petronella aufmerksam gemacht, auf Oberglogau, Kosel, Krappitz und Großstrelitz, sowie auf die unmittelbar unter dem Berge belegenen Dörfer Zyrawa, Wysoka, Kalirowitz und andere. Bei jedem Dorfe pflegte der hier besonders bekannte Mönch stets die Namen der Herrschaft zu nennen und zu bemerken, ob sie hart oder menschlich mit den Bauern umging“.

Wenn der Verf. einen Begriff von poetischer Kunst hätte, mußte er uns nicht erzählen, was der Mönch sagte oder that, sondern den guten Pater selbst redend und handelnd einführen. Selbst der nächste Zweck, der doch wol der war, uns eine Vorstellung von dem Zustande des oberschlesischen Bauern zu geben, wäre dadurch besser und vollständiger erreicht worden. Doch ist diese Seite des Buches allerdings die schätzbarste, und wir verdanken ihm in dieser Beziehung manche Belehrung, die wir in den ausführlichsten historischen und statistischen Werken vergebens gesucht haben. Sehr interessant war uns die Auseinandersetzung der legislativen Maßregeln, durch welche es allmälig gelungen ist, auch in Oberschlesien, an der Stelle von rechtund besitzlosen Leibeignen, einen unabhängigen Stand von kleinen Landeigenthümern zu schaffen, und das Edict vom 9. Nov. 1783, durch welches die sogenannten Dienststreitigkeiten in Oberschlesien regulirt wurde, würden wir nicht blos eine goldene Bulle, wie der Verf., sondern eine wahre Magna charta genannt haben. Aber was soll man dazu sagen, wenn dieses Edict, das bei der unbehülflichen Art seiner Abfassung selbst in einem historischen Werke nur unter den pièces justificatives eine Stelle verdient hätte, in einem Roman seinem größern Theil nach wörtlich abgedruckt wird?

„Bei der Theilnahme, welche Petronella (die Einsiedlerin) an seinem Werke durch ihren Unterricht nahm, glaubte Pater Seraphicus ihn folgende Stellen aus dieser goldenen Bulle, wie er diese Verordnung nannte, mittheilen zu müssen:

„Seine königliche Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr sind, verschiedentlich, und noch bei Höchstdero letzterm Anwesenheit in Schlesien, von vielen adeligen Unterthanen und Gemeinden aus Oberschlesien darüber angetreten worden, daß sie mit unerträglichen Diensten beschweret, solche von ihnen mit der größten Strenge erzwungen, auch von Jahr zu Jahr vermehrt würden. Nun tragen zwar Allerhöchst gedachte Sr. königl. Majestät Bedenken, deshalb ein allgemeines Dienstreglement für Oberschlesien zu erlassen, damit nicht bei der großen Verschiedenheit der Dienstverfassung auf den dortigen adeligen Gütern, durch allgemeine Bestimmungen entweder den Herrschaften oder den Unterthanen zu nahe getreten werde, noch auch letzter aus Misverstand der landesväterlichen Intention Sr. königl. Majestät dahero Gelegenheit nehmen mögen, sich gegen ihre wirkliche und bisher ohne Einwendung anerkannte Schuldigkeit aufzulehnen. Inzwischen geht dennoch dero Allerhöchste ernstliche Willensmeinung dahin, daß den wirklichen und gegründeten Beschwerden der Unterthanen abgeholfen und dem willkürlichen Verfahren der Herrschaften Maaß und Ziel gesetzt werde“. Die Befehle, welche Se. königl. Majestät von Preußen in dieser Absicht erließen, mögen unsere geneigten Leser in dem Romane des Hrn. Daniel Dittmann S. 75—83 in extenso nachlesen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 187. — 6. Juli 1831.

Politische Flugschriften über Hanover und Braunschweig.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Nr. 2 entspricht der auf dem Titel angegebenen Absicht, mit unbefangener Ruhe und mit so weniger Mißbilligung Mängel der hanöverischen Staatsverwaltung zu beschönigen, daß hieraus ein günstiges Vorurtheil für die Wahrheitsliebe des Verfs. erwächst. Je mehr er hierin mit seinem Widersacher contrastirt, um so weniger ist es erfoderlich, in die einzelnen Ausführungen einzugehen. Schärfere Beleuchtung der Anklage und Präcision in der Vertheidigung vermißt man hin und wieder. Auch ergibt sich an mehren Stellen die Schwierigkeit der Vertheidigung, da der Verf. genöthigt wird, ohne den Rückhalt einer kategorischen Gesetzgebung zu haben, an die Milde der Verwaltung seine Defension des Ministeriums zu knüpfen. So hat der Verf. der „Anklage" unter Nr. 10 zur Sprache gebracht, daß die hanöverischen Staatsbeamten auf dreimonatliche Kündigung stehen. Ihm stand es zu, durch Anführung von bestimmt angegebenen Thatsachen darzuthun, daß das offenbare Versäumniß der Gesetzgebung, hierin eine Abänderung zu treffen, Dienstentlassungen von Beamten herbeigeführt habe. Wie er solche Beweise zu führen beliebt, mag auch dieses Beispiel ins Licht stellen. Er sagt:

Die Regierung fand sich vor einigen Jahren bewogen, einige Beamte zur Untersuchung vor die höhern Gerichte zu stellen. Einer von ihnen wurde durch Urtel und Recht als ein Unwürdiger zum Staatsdienste cassirt, und die andern Beiden wurden freigesprochen. Damit nicht zufrieden, wurde ihnen ihr Amt gekündigt, und das Ministerium hat dadurch klar genug ausgesprochen, daß die vorbehaltene Kündigung keine leere Formalität ist, daß es ungefällige Staatsdiener durch bloße Willkür zu entfernen nicht behindert ist, wenn sich ihnen die Justiz mit ihren Rechtssprüchen nicht gefällig erweisen sollte.

Das nebligе Dunkel, worin hier eine als Beweis angeführte Thatsache erscheint, ist die gewöhnliche Kriegslist des Leumundes; auch die gewählten Ausdrücke: „ungefällige Staatsdiener", welche dienstentsetzt werden, wenn die Justiz mit ihren Rechtssprüchen sich nicht gefällig erweisen sollte, lassen das Schlimmste vermuthen. Der Verf. der „Würdigung" erwidert:

Der erwähnte Fall wird durch wenige Worte in das rechte Licht gestellt werden. Zuvörderst verdient es eine Bemerkung, daß in diesem Falle eine Dienstvernachlässigung in mehren gewöhnlichen Criminalsachen, mithin ein Vergehen in Frage kam, in welchem von einer Ungefälligkeit gegen die Wünsche der Regierung in dem Sinne, in welchem dieser Ausdruck in der sogenannten „Anklage" gebraucht worden, überall nicht die Rede sein kann. Sodann wurden auch die fraglichen beiden Beamten keineswegs von dem Gerichte freigesprochen, vielmehr in der ersten Instanz zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt und Einem derselben daneben ein scharfer Verweis ertheilt. Wenn die Regierung sie nunmehr zu der Bekleidung ihrer damaligen Stellen nicht mehr für geeignet hielt und, durch Rücksichten auf das Beste der Unterthanen geleitet, welches zu leicht durch Vernachlässigungen in Criminalsachen gefährdet werden kann, sie einstweilen aus dem Dienste entließ, so nahm dieselbe doch keinen Anstand, als von dem Oberrappellationsgerichte das Erkenntniß der ersten Instanz zwar bestätigt, dabei aber mehren der gegen sie vorgebrachten Anklagen als nicht erwiesen angenommen und ihnen über ihre sonstige Dienstführung ein vortheilhaftes Zeugniß ertheilt wurde, Beide an andern Orten und unter Beilegung eines der frühern Diensteinnahme völlig gleichkommenden Gehaltes eine Wiederanstellung zu verleihen.

Irren wir nicht, so ist hier, wie dort, die Rede von beispiellosen Vernachlässigungen in Ausübung der Criminalrechtspflege zu D—t, wo man kaum eines Vergehens Angeschuldigte unverhört und urtellos längere Zeit im Kerker schmachten ließ. Diese empörenden Vorfälle entstanden nicht aus fehlerhafter Justizverfassung, sondern durch alleiniges Verschulden der Beamten; sie gaben aber, wie Ref. weiß, einen entschiedenen Beweis von der Handlungsweise des Ministers Münster: er verfügte persönlich die strengste gerichtliche Untersuchung der Dienstnachlässigkeiten, er wies viele Verwendungen für die zur Verantwortung Gezogenen zurück, indem er erklärte: daß der Rechtsgang durch Begnadigungen nicht gestört werden dürfe, und zeigte in den tadelsfreien Verwaltungsanordnungen — der Versetzung der minderstrafälligen Beamten — ebenso viel Ernst als Milde. Wie mangelhaft indeß im Königreiche Hanover die Gesetzgebung, rücksichtlich der Verantwortlichkeit und der Möglichkeit der Dienstentsetzung der Beamten, ist, geht schon daraus hervor, daß Letztere nicht allein durch Urtel der Justizbehörden, sondern auch durch Verwaltungsbehörden bewirkt werden kann, da die Amtsordnung vom 18. April 1823, §. 7, 9, 10 u. 11, feststellt: „daß alle zu einer gerichtlichen Untersuchung und Beurtheilung nicht geeigneten schweren Vergehen der Beamten in Administrationssachen

im administrativen Wege untersucht, und wenn die Angeschuldigten genügend gehört und vertheidigt sind, dem versammelten Geheimenrathe zur Beurtheilung vorgelegt werden sollen" („Würdigung", S. 27). Welches sind die in diese Kategorie gezogenen schweren Vergehen? An welche Rechtsformen sind die Untersuchungen auf administrativem Wege geknüpft? Tritt der Geheimerath bei der Beurtheilung der Sache als erkennender Richter auf und sind Gesetze vorhanden, welche das Verfahren des Geheimenraths in richterlicher Qualität feststellen? Findet gegen solche Beurtheilung, welche die Autorität eines Rechtsspruches genießt, kein Rechtsmittel statt? — Und der Fragen noch manche reihen sich an eine nähere Beleuchtung des hier in Rede gestellten Gegenstandes.

Die begründetsten Vorwürfe, welche der hannöverschen Regierung gemacht werden können, z. B. der des aristokratischen Nepotismus bei Verleihung der Beamtenstellen, werden unter der Feder des Anklageschreibers zur Caricatur. So sagt er: „Alter Adel war hinlänglich, die allerwichtigsten hohen Staatsstellen zu bekleiden. So mußte der dritte Stand erfahren, daß er zu einem Nichts herabgewürdigt, als Canaille behandelt werde". Der Verf. muß das Betragen der adeligen Beamten im Königreiche Hanover nicht kennen oder nicht richtig zu bezeichnen wissen; nicht in hochfahrender, zurückstoßender Handlungsweise, sondern in gar höflichen Formen suchen sie jede nähere Verbindung mit Bürgerlichen zu verhindern und so ihre eingebildete Bevorrechtung zu sichern. Der Verf. der „Actenmäßigen Würdigung" versteht es schlecht, die Anklage zu beseitigen. Nichtssagend ist die Aufwerfung der Frage: „Wenn der Adel allerdings manche Dienststelle bekleidet, ist nicht auch in andern Ländern ein Gleiches der Fall, und fehlt es uns an Beispielen, daß gerade durch Männer von altem Adel die wohlthätigsten, auf späte Generationen fortwirkenden Anstalten geschaffen und eingerichtet sind?" Davon ist ja gar nicht die Rede, sondern von dem Bestreben, höhere, einträglichere Staatsämter ausschließlich oder vorzugsweise Adeligen zu verleihen. Daß durch die hieraus erwachsende Bevorrechtung der Edelleute dem höhern Gebiete der Staatsverwaltung ein bedeutender Theil der in der Nation verbreiteten Intelligenz verloren ging, daß letztere, anstatt mit und durch die Staatsverwaltung zu wirken, suchen mußte, eine Opposition wider dieselbe zu bilden, ist eine Thatsache, welche zu so mancher revolutionnairen Erscheinung unserer Tage den Schlüssel gibt.

Nr. 3 hat in d. Bl. schon eine ausführliche Beurtheilung gefunden.*) Unbezweifelt war die Ministerialwirksamkeit Münster's einsichtsvoller als seine Vertheidigung derselben. Doch läßt es sich leicht erklären, daß ein auf dem höchsten Staatsposten viele Jahre hindurch redlicher, nicht ruhm- oder erfolglos wirkender Mann durch ein Beschuldigungsgewebe, wie das obenangezeigte, durch unerhörte Vorgänge, die ganz außer dem Gebiete seiner Combinationen lagen, und durch unmittelbar darauf erfolgende, nicht ohne Verletzung, eingetretene Verabschiedung für eine mit sehr zarten Verhältnissen verflochtene Selbstrechtfertigung um so leichter die rechte Haltung entbehrt, da die gründlichste Vertheidigung nicht ohne das Bekenntniß mancher Misgriffe und Versäumnisse geführt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 110 sowie Nr. 82 d. Bl. D. Red.

Ein polnischer Roman und eine polnische Novelle.

(Beschluß aus Nr. 186.)

2. Kenntniß Polens, polnischer Art und Sitte und Kenntniß des polnischen Nationalcharakters dürfen wir Lewald nicht absprechen; auch an Phantasie fehlt es ihm nicht; lebendige Gestalten, nicht trockene Auszüge aus Acten und Edicten führt er uns vorüber; und da überdies das Ganze sich zu einem gerundeten Bilde schließt, so können wir sein „Warschau" allerdings mit mehr Recht eine Novelle nennen, als Dittmann's „Petronella" einen Roman. Ein junger Pole, der Sohn eines alten Conföderirten, der nach Kosciuszko's Untergange sein Vaterland verlassen hat, im Auslande geboren und erzogen, und daher zwar der Sitte, aber nicht der Sprache Polens fremd, kommt zu Anfang des Frühjahres 1815, noch während des Carnevals, in Warschau an. Die bevorstehende Königskrönung, ein Schauspiel, welches selbst die ältesten Greise nur als Knaben gesehen haben konnten, hatte bis tief aus dem fernsten Lithauen, aus Volhynien, Podolien und der Ukraine Alles in die Hauptstadt gezogen, was unter russischer Herrschaft noch nicht das Gedächtniß des polnischen Namens verloren. Mit Mühe findet der Unbekannte ein Unterkommen; aber kaum hat er in seiner neuen Wohnung, in einem Seitenflügel des halb verlassenen Palastes Potocki, sich eingerichtet, so führt ihm der Zufall ein Glück entgegen, das man in Romanen und Novellen nie vermißt, so selten es auch in der Wirklichkeit begegnet: eine Geliebte. Sein Vaterland hat er gleichfalls wieder, und da er seinen Gott wahrscheinlich mitgebracht, so wäre das Motto, aus Börne: „Gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fodere ja so wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!" schon auf einer der ersten Seiten des Büchleins erfüllt. Eine junge schöne Dame, die, nach polnischer Sitte, Almosen für eine milde Stiftung erbittet, läßt in S—ky's Zimmer ein Taschentuch zurück, welches bei einer zweiten Begegnung, auf dem Maskenballe, Gelegenheit zur Anknüpfung eines Gespräches bietet. Sie ist, wie durch die unerwartete Ankunft ihres Vaters sich zeigt, die Tochter eines alten Starosten, des Grafen Korecki, eines echten Polen von gutem unverfälschtem Schrot und Korn und überdies eines Jugendfreundes von dem Vater S—ky's. In dem Hause des Grafen ist der Sohn des Freundes natürlich wie das eigne Kind aufgenommen; Nichts, was in Warschau vorgeht, bleibt ihm verborgen, und bald ist er auch in die Geheimnisse einer Verschwörung eingeweiht, welche, von den ersten Männern Polens gebildet, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Vaterlandes zum Zwecke hat. S—ky wird von dem Starosten für diese Gesellschaft geworben; und Natalie Korecka ist der Preis, der für treue thätige Theilnahme geboten wird. Die Nachricht von der Landung Napoleons fällt wie ein elektrischer Funke in den Kreis der Verbündeten; S—ky wird, nebst seinem jungen Freunde Adrian Korecki, dem Bruder seiner Natalie, sogleich nach Paris entsandt, um die alten Verbindungen wieder anzuknüpfen. An dem Abende, der zu seiner Abreise bestimmt ist, besucht er mit seiner Braut noch einen Ball. Eine, wie es scheint, nicht ganz ungegründete Anwandlung von Eifersucht hält ihn von Natalien entfernt; und während er sich, für einen Polen und noch dazu einen in Deutschland erzogenen, doch etwas gar zu kaltblütig-sentimental, quälenden Träumereien überläßt, wird die von einem elenden Kuppler verrathene Geliebte gewaltsam entführt. Der Festgeber, ein russischer Fürst, treu nach dem Leben gezeichnet, ist der Thäter; eine Kugel des jungen Korecki rächt die Ehre der Schwester; die Freunde eilen

nach Paris. Fünfzehn Jahre schweift S—ky, nachdem mit dem Tage von Mont St.-Jean auch Polens Sonne untergegangen, in der Fremde umher; die Kunde vom 29. November ruft ihn nach Polen zurück. In der Schlacht bei Grochow wird ihm der Arm zerschmettert; der Schlitten, der ihn von dem Schlachtfelde entführt, hält durch einen Pulvertransport aus dem Wege gezwungen, auf einem Kirchhofe. „Der Mond beschien ein einfaches Denkmal, das fern von den übrigen Gräbern, in einem Winkel des Kirchhofes, wahrscheinlich einem Unglücklichen errichtet war. Ich heftete meine Blicke auf die Inschrift. Die schwarzen Buchstaben starrten mir groß von dem weißen Grunde entgegen; ich las den Namen: Natalia Korecka".

In diese einfache und wenige Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, recht geschickt erfundene Erzählung werden auf ungezwungene Weise die treffendsten Schilderungen der Nationalsitten und Nationalgebräuche verwebt, die jeden sehr auf das angenehmste unterhalten werden. Auch eine geheimnißvolle Sage ist erwähnt, die, keinem Polen unbekannt, sich vielleicht bald noch als etwas mehr als bloße Sage bewährt. „Mein Nachbar", sagt S—ky, dem die ganze Erzählung in den Mund gelegt wird, bei der Beschreibung eines Festes, „war der alte Starost mit dem Patriarchengesicht. Auch seine tiefgefurchten, ernsten Züge fing an die Freude einen lieblichen Anstrich zu geben. Er hatte viel erlebt und pries sich glücklich, daß seine eisenfeste Gesundheit ihm die Hoffnung gab, auch die bessern Tage Polens, wenngleich als hoher Greis, noch zu sehen, da er so unglücklich gewesen war, in dessen tiefster Erniedrigung seine Jugend zu verleben. „Und welch ein großes Amt haben mir meine Landsleute vertraut!" setzte er mit Stolz hinzu; „haben Sie jemals von dem Drachen gehört, welchem die Obhut von unermeßlichen Schätzen anvertraut ist? Je nun, ich bin ein solcher Drache". Ich riß die Augen weit auf und wußte nicht, ob ich glauben durfte, der anscheinend so gescheute Mann werde zu Zeiten plötzlich von einer fixen Idee befallen".

„Ja, ja", fuhr er fort, „mir hat man sie anvertraut. Ich bin zu Lithauen; tief hinter Wilna, in einem Urforste von mehr denn hundert Meilen im Umfange, hause ich. Meine Nachbarn sind Wölfe, Elenthiere, Bären und Ure. Nur der große Augenblick der Königskrönung konnte mich aus meiner Wildniß locken, und die Neugier, was die Herren über unsern Tod wol für Gesichter schneiden werden". Der Mann wurde mir immer räthselhafter und ich bat ihn sich deutlicher zu erklären".

„So hören Sie", sprach er in gedämpftem Tone, „in meinem Schlosse, das nie eines Fremden Fuß betritt, liegen in einem dazu gehörigen Gewölbe, neben den Särgen meiner Ahnen die heiligen Reichskleinodien, die vormals bei der Krönung der polnischen Könige gebraucht worden sind. Boleslaus des Kühnen Schwert und der goldene Reif, der nur die Stirn eines Piasten zieren soll, wird nicht den neuen Herrscher Polens schmücken; mag er doch die Krone, die er sich unbefugt und unaufgefordert aufsetzt, beim Goldschmiede bestellen. Meiner Ahnen Heldengeister, unter denen kein Verräther sich jemals blicken ließ, halten wachsthätig Wache; ich bin der Drache, der dem Unberufenen den Eingang verwehrt, und sollte einst das Geheimniß verrathen werden, und der Macht es gelingen, den Weg zum Schatze zu erzwingen, so wird der Drache Feuer speien, und Schatz und Drache und die dasoch Suchenden in die Luft sprengen".

„Wir halten treu und fest an unserm Glauben; nennt ihn immerhin Aberglauben, armselige Spötter!" sprach dicht hinter mir Graf Korecki. „So lange die Kleinodien in dem Gewahrsam der Getreuen sind, wird die Herrschaft des Fremden nicht dauernd sein und Polens Freiheit nicht untergehen".

Die alten Polen, der alte Graf Korecki, sein Sohn Adrian und seine Tochter Natalia sind gut gezeichnet; nur in dem Helden der Novelle hat die Phantasie dem Verf. leider einen üblen Streich gespielt. Es ist gar zu verführerisch, eine Erzählung in der ersten Person zu schreiben; unwillkürlich verwechselt man sich selbst mit dem Helden; und so hat uns denn auch Hr. Anton Edmund in S—ky, nicht den Sohn eines Waffengefährten Kosciuszko's, sondern einen träumenden Novellendichter hingestellt, in der beliebten Art, wie uns Göthe den Hamlet schildert. Die Farblosigkeit und Haltungslosigkeit der Hauptperson verdirbt die ganze Geschichte. Jedes poetische Kunstwerk muß, wenn es irgend einen Werth haben soll, von einer Idee beseelt sein; und in der Novelle und dem Roman, wie im Drama muß diese Idee in den Charakter des Helden gelegt werden, wenn das Ganze Interesse einflößen, wenn es ergreifen, hinreißen soll. Welche Idee läge aber wol in dem Charakter eines sentimentalen Traumhelden, der mit Leib und Seele nichts weiter ist, als eben ein Träumer? Wenigstens gewiß keine, die mitten in dem großartigen Kampfe von tausend dem Untergange geweihten Römerherzen auch nur noch einen tausendtheil Zoll Relief behielte. 180.

Allgemeine geographische Handbibliothek, oder geographisch-statistische Beschreibung aller Länder, nebst einer Skizze der ältern und neuern Geschichte. Ein Hülfsbuch beim Studium der Tagsgeschichte für denkende und gebildete Leser von H. J. Jacobsen. Erster, zweiter (in 2 Bändchen), dritter und fünfter Theil. Altona, Aue. 1829—30. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

Es ist der Zweck des Verf., eine vollständige Erdbeschreibung zu liefern, worin demnach alles Dasjenige enthalten sein muß, was, ohne einen speciellen Theil der Naturwissenschaft wissenschaftlich zu ergründen oder streitige Punkte zu discutiren, von der Erde uns bekannt ist. Da ein solches Werk keineswegs zu einer flüchtigen Lecture sich eignet, mithin von Denen, welche es benutzen wollen, angeschafft werden muß, überdies nothwendig ziemlich viel Bände enthält: so ist es um so wichtiger, daß Derjenige, welcher sich zu eigner Belehrung oder zum Zweck des Unterrichts in dessen Besitz setzt, auch wirklich ein dem Zweck entsprechendes Buch erhalte, sodaß z. B. ein Familienvater dadurch in den Stand gesetzt werde, bei Belehrung der Seinigen ein bequemes, alle etwanigen Lücken seiner positiven Kenntnisse ergänzendes Lehrbuch erhalte. In so weit es mir erscheint, erfüllt das vorliegende Werk diese Anfederung. Der 1. Theil enthält die mathematische Geographie, nämlich Beschreibung der Größe, Gestalt und Bewegung unserer Erde sowie deren Verhältniß zu unserm Sonnensostem; darauf folgt die physische Geographie, nämlich geognostische, geologische und mineralogische Betrachtungen über den Erdboden, Beschreibung der vulkanischen Phänemene, der Verhältnisse und Eintheilungen des festen Landes und Meeres, sowie Darstellung der Lufterscheinungen und der Einwirkung der Wärme, der Elektricität, des Lichts auf die Erde. Alles ist sehr populair und einfach dargestellt, dabei nichts Wesentliches übergangen und enthält Dasjenige, was jeder gebildete Mensch darüber wissen muß.

Der 2., aus 2 Bändchen bestehende Theil, beginnt die specielle Geographie mit unserm Welttheil und umfaßt das britische Reich. Es scheint mir eine sehr lobenswerthe Einrichtung dieses Buchs, daß der geographischen Beschreibung eines Landes stets eine historische Einleitung vorangeht, die Geschichte desselben von seiner Entstehung bis auf jetzige Zeiten enthaltend, wodurch es dem Lehrer erleichtert wird, die der geographischen Betrachtung eigentlich das meiste Interesse gebenden historischen Begebenheiten damit zu verbinden, und die ohnedem eine sterile Nomenclatur bildenden Ortsnamen durch Erzählung Dessen, was daselbst Wichtiges oder Ungewöhnliches zutrug, zu beleben. Ich halte diese Bemerkung für nicht ganz unwichtig, denn die höchst langweilige Art, mit welcher die Geographie auf Schulen vorgetragen wird, ist gewiß die einzige Ursache der oft unglaublichen Unwissenheit sonst gebildeter Menschen in diesem Zweige der Wissenschaft. Ueber die innere Einrichtung, Verwaltung und Statistik der Länder, sowie die Merkwürdigkeiten einzelner Oerter enthält das Buch alles Nöthige und Wissenswürdige. Ein ausführliches Register schließt die Abhandlung über jedes Land.

Der 3. Theil enthält die Geschichte und Geographie der pyrenäischen Halbinsel, der 4. soll Frankreich umfassen, ist mit der historischen Einleitung begonnen, aber vermuthlich wegen der neuesten Ereignisse, welche einen additionellen Artikel zu der Geschichte dieses Landes nöthig machten, noch nicht vollendet. Der 5. Theil behandelt Belgien und Holland sowie die Schweiz, aber aus ähnlichen Gründen wie bei Frankreich fehlt die historische Einleitung zu dem seitdem in 2 Hälften gespaltenen Königreich der Niederlande, welche der zu erwartende 4. Theil ebenfalls nachbringen wird.

Indem ich glaube das vorliegende Werk für ein sowol zur eigenen Belehrung als zum Unterricht sehr geeignetes Buch empfehlen und behaupten zu dürfen, daß ein die Geographie nach diesem Leitfaden vortragender Lehrer die Aufmerksamkeit seiner, nur einigermaßen wißbegierigen Schüler in steter Thätigkeit erhalten werde, füge ich noch hinzu, daß der Verf. sich, sowol bei den historischen Darstellungen als den Bemerkungen über Municipal- und sonstige volksthümliche Einrichtungen, als ein durchaus freisinniger Mann bewährt. Von ganzem Herzen wünsche ich übrigens, daß die Abfassung eines geographischen Werks in unsern Zeiten kein der Verfertigung des Gewandes der Penelope ähnliches Beginnen sein und daß besonders der Theil des Werks, welcher die geographischen Grenzen unsers deutschen Vaterlandes beschreiben wird, keine ephemere, sondern eine recht viele Jahre hindurch wahrbleibende Schilderung werden möge, sodaß der Verf. bei der einstigen zu erwartenden zweiten Auflage seines Buchs nur erfreuliche Nachrichten über zweckmäßige Ausbildung des innern Lebens, vermehrten Vertrauens gegen Regierung, Consolidirung des materiellen Wohlstandes, Verbreitung allgemeinerer Cultur, kurz, nur Kunden wohlthuenden Inhalts nachzutragen habe. 62.

Wie sucht man das Militair zu mystificiren?

Der geniale Verf. der bei Wagner in Neustadt a. d. O. (1831) erschienenen Schrift: „Obscurus, oder Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings, in vertrauten Briefen u. s. w.", macht uns nicht nur mit den Kennzeichen der Mystiker und den verschiedenen Mitteln und Wegen ihrer verderblichen Täuschungssucht vertraut, sondern schildert uns auch, wie und warum man das Militair zu mystificiren sucht. Man höre und prüfe, was er durch das Mittel des installirten Priesters der Finsterniß kundmacht: „Schwerer wird es uns aber bei einer andern Classe von Menschen, nämlich bei dem (doch rathe! denn das ließest Du Dir im Traume nicht einfallen, daß wir auch suchen bei diesen Proselyten zu machen und Kopfhänger zu bilden, da bei ihnen der Kopf verfassungsmäßig nicht nur mit dem Herzen auf dem rechten Flecke, sondern auch in die Höhe gerichtet sein muß) Militair. *) Du erstaunst? Bewundere daher unsere Taktik um so mehr! Es gibt freilich in diesem Stande so Manchen, der gern mit Säbel und Sporn klirrt und ein: „Jott straf mir!" nach dem andern unter dem pechschwarzen Schnurrbarte hervorstößt und von seinem „gottvollen Braunen", oder von einem „süperben Mädchen" mehr und lieber spricht, als von geistlichen Dingen; aber in unserer mystischen Schule werden Viele derselben gar demüthiglich und fromm, und muß auch gleich der körperliche Kopf sich auf der Parade noch soldatisch in die Höhe richten: so hängt der Geisteskopf doch oft desto tiefer in den Cirkeln der Eingeweiheten, wo es nicht an Aufpassern fehlt, die es sogleich bemerken, ob der neue Glaube sich durch das eingeführte Werk des Mienenspieles als echt erprobe, oder nicht".

„Aber Du wirst fragen, mein Theuerster! wie ich und meine Consorten den weltlichen Söhnen des Mars beikommen könnten? Wie sie in die Kirche, in die Betstunde, Conventikel und ans Lesen der Tractätchen zu bringen seien? Oder wie der Kopf herunter gebracht werden kann? Geht sehr leicht! Wir machen die genannten Sächelchen zur Bedingung zum Aufwärtsrücken und lassen dem niederhängenden Kopfe doch so viel Spielraum, daß er die Vortheile in der Entfernung erblickt, die es bringt, wenn man sich in den guten hohen Ton fügt, und dieser ist heutzutage mystisch. Sonst wäre es ein Hauptverbrechen gewesen, wenn bei einem Soldaten auf der Parade Etwas gebauscht hätte. Wenn ihm aber jetzt die Tasche von einem Gebetbuche, oder einem Packete Tractätchen bauscht, da wird Nichts gesagt; ja, wir sehen dies als ein Zeichen von seiner Gottseligkeit an. Er könnte sogar auf seinem Wachtposten sitzen und Alles vergessen, wenn er nur mit gefalteten Händen betend oder lesend angetroffen würde. Auf Deine abermalige Frage: Was wir denn nun aber hiermit bezwecken, daß wir sogar auch Soldaten zu mystificiren und für unsere Verfinsterungsabsichten zu gewinnen suchen, diene Dir, in engster Vertraulichkeit, zur Antwort: Wenn wir das Militair, das doch in manchen Staaten eine so wichtige Rolle spielt und die Grundveste des Thrones ist, auf unsere Seite ziehen: so haben wir dann gewonnen, wenn der große Schlag gemacht werden, die weltlichen, ja oft sehr weltlichen Throne umgestürzt und der heilige Stuhl für den allgemeinen Dalai Lama, das ist: für den Oberscheffeldirector nicht nur auf unserer Hermopaga, sondern auf allen Planeten aufgerichtet werden soll. Denn dies ist der Zweck von allem unsern mystischen Streben. Unsere kleinen Scheffelchen, Ecclesiolae genannt, die neben dem bisherigen Erzscheffel wie Termitenhaufen neben einer Stadt stehen, sind jetzt wie Quecksilberkügelchen, die dann alle in Einem großen Tropfen, nämlich in den großen Aufscheffel, zusammenfließen und den ungeheuern Koloß des hierarchischen Gebäudes ausmachen werden, wo sich das ganze Menschengeschlecht dann theilen wird in Laien oder Canaillen, und in Priester oder Götter, und wo dann der bisherige Scheffeldirector den heuchlerischen Titel: „Knecht der Knechte" abwerfen und den eines Obergottes annehmen wird. Und wenn dies anfängt zu geschehen: so heben wir unsere Häupter empor; denn nun ist das bisherige fabelhafte, goldene Zeitalter (wenigstens für uns) verwirklicht". 149.

*) Daß wir nicht Alle erobern können, wird Jedem von selbst klar sein; denn in diesem Stande gibt es kräftige Naturen, die am Geiste ebenso gesund sind als am Körper.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Dritten Bandes drittes Heft.
(XIX.)

Gr. 8. 96 Seiten. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Sir Humphry Davy. Versuch einer Lebensbeschreibung von Dr. O. W. Kühn.
Biographische Andeutungen.
Fürst Blücher von Wahlstadt. Von Friedrich Cramer.
Michael Graf Wiczay.
Louis François Elisabeth Baron Ramond.

Das vierte und fünfte Heft des dritten Bandes erscheinen im Juli 1831.

Leipzig, im Juni 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 188. — 7. Juli 1831.

Politiſche Flugſchriften über Hanover und Braunſchweig.

(Fortſetzung aus Nr. 187.)

Nr. 4 ſteht, wie ſchon der Titel ergibt, zu den neueſten Vorfällen, welche in mehren Städten des Königreichs Hanover ſtattfanden, mithin auch zu der Münſter'ſchen Miniſterverwaltung in Beziehung. Was das Thema ſelbſt betrifft, ſo iſt Ref. mit dem Verf. dieſer geiſtvollen Abhandlung von vornherein inſofern verſchiedener Meinung, als er, ſo viel auch darüber geſchrieben und geſchrien iſt, nie die Ueberzeugung hat gewinnen können: Verarmung und Verfall der ſtädtiſchen Gewerbe finde in der Maße Statt, als häufig angenommen wird. Dieſer Anſicht widerſpricht der Verf. im §. 2, das dort Geſagte iſt aber keine Widerlegung der Behauptung in ihrer Allgemeinheit, ſondern gilt nur für einzelne Fälle, wie denn auch die Behauptung: „Durch Gewerbsfleiß und Betriebſamkeit laſſen ſich heutzutage keine Reichthümer mehr erwerben", kaum einer Widerlegung bedarf. Ref. hat ſeit einer Reihe von Jahren in mehren Städten Norddeutſchlands (nur in keiner hanöveriſchen) gewohnt und außerdem Gelegenheit gehabt, mehre derſelben genau kennen zu lernen; überall hat ſich ihm die Erfahrung beſtätigt, daß tüchtiger Gewerbsfleiß noch immer ſeinen guten Lohn, und ausgezeichneter, mit Klugheit und Glück verbundener reichen Gewinn, der zum Sammeln von Reichthümern führt, findet. Traf er auch einzelne Ausnahmen, ſo hatten dieſe in Local- und Perſonalverhältniſſen ihren Grund. Nach dem Zuſatze des Titels: „beſonders im Königreiche Hanover", kann der Verf. inſofern mit ſeiner Behauptung Recht haben, als dort vielleicht Das durch Mehrzahl der Fälle als Regel angenommen werden muß, was anderwärts als Ausnahme erſcheint. Verhält es ſich in der That ſo, dann gewinnt die Entwickelung der Urſachen dieſer Anomalie gedoppeltes Intereſſe.

Indem der Verf. ſeinem Zwecke näher tritt und ſich zu den mitwirkenden Urſachen des Verfalles der Städte, welche irrig für Haupturſachen entgegengeſetzt werden, wendet, redet er über den Luxus im Allgemeinen, über Zunftzwang und Gewerbfreiheit, über Steuer- und Zollbeſchränkungen u. ſ. w. Manche hier gegebene Mittheilung ruft zur Gegenrede auf. So iſt offenbar, daß einſeitige, geſchichtlich nicht beſtätigte Anſichten vorwalten, wenn er bemerkt:

Der Mangel an zeitgemäßen mittlern Schulanſtalten zwingt den Bürger, ſeine Kinder entweder zu den Volksſchulen zu ſchicken und ihre Erziehung zu vernachläſſigen (?), oder mit Aufopferung ſeines Vermögens ſie den höhern Schulanſtalten zuzuſenden, wo ſie im vertraulichen Umgange mit der Jugend der höhern Stände beider Geſchlechter Dinge, Sitten und Gewohnheiten kennen lernen und annehmen, denen in reifern Jahren ohne einen gewiſſen, nur ſelten anzutreffenden Grad von Seelenſtärke ſchwer zu entſagen iſt, und die den unglücklichſten Einfluß auf die Verhältniſſe der Aeltern, mögen ſie den Neigungen ihrer Kinder entgegenkommen oder denſelben widerſtreben, und auf ihr eignes künftiges äußeres und inneres Lebensglück äußern müſſen.

Hiergegen iſt zu erwidern: Erziehung und Unterricht dürfen nicht getrennt, aber auch nicht verwechſelt werden; einer ſchroffen Trennung der Stände kann nicht gründlicher entgegengearbeitet werden, als dadurch, daß jene beiden von Jugend an Verbrüderung erzeugen; die Trennung der Vorſchulen für das bürgerliche Leben von den untern Claſſen der gelehrten Schulen iſt ein offenbarer Misgriff ſelbſtſüchtiger, hochmüthig ſich blähender Schulreformatoren, und das Volksſchulweſen iſt durch das Schullehrerſeminarienweſen nach neueſtem Zuſchnitte auf verhängnißvolle Irrwege geleitet. Der Wunſch des Verfs.: „Möge die von der hanöveriſchen Regierung ſo ſpät erſt projectirte Einrichtung von Realſchulen einen günſtigen Erfolg haben, was gewiß der Fall ſein wird, wenn ihre Einrichtung ſie mit dem Bürger befreundet", iſt gewiß gutgemeint, ſtellt ſich aber nach Veranlaſſung, Ausführung und Erfolg nicht deutlich dar.

Nach des Verfs. langjähriger Erfahrung ſoll die erſte Hauptquelle der Verarmung der Städte und des Verfalles ſtädtiſcher Gewerbe (NB. im Königreiche Hanover) in den Städten ſelbſt liegen, nämlich „in der Unterdrückung einer jeglichen freien, kräftigen Entwickelung ſtädtiſcher Verfaſſung und Lebens durch die Magiſtrate". Hierbei hebt der Verf. folgende Punkte beſonders hervor: 1. den dem Bürger gänzlich entzogenen Einfluß auf die ſtädtiſche Verwaltung des Gemeinweſens; 2. daß die Magiſtrate ſich aus ſich ſelbſt beſetzen; 3. den Schneckengang der Juſtiz und die Art und Weiſe der Rechtsverwaltung; 4. das Subjectionsverhältniß, in welches die Magiſtrate zu den Adminiſtrationsbehörden gelangt ſind; 5. das Vor-

zugsrecht der Bürger in Concursen gegen Ausländer, und 6. den Nachtheil, welcher dem Gewerbe aus der Steuererhebung erwächst. Wir gestehen, daß es uns scheint, als ob der Verf. zu sehr von der Beachtung localer Verhältnisse befangen sei, um für die Anordnung städtischer Verwaltung durchgreifende Maßregeln aufstellen zu können. So nimmt er wie sich von selbst verstehend an, daß die städtische Verwaltung mit der Rechtspflege verbunden sei, da doch nothwendig erstere von letzterer völlig getrennt bleiben muß, wenn Abwege und Misbrauch verhütet werden sollen. S. 21 u. 22 sagt der Verf.:

Früher wurde ein Richter von der Bürgerschaft frei und selbständig, meist nicht auf Lebenszeit gewählt (wann und wo geschah dieses?), jezt haben nicht allein des Richteramts, was ihnen nicht einmal durchgängig zukommt, sondern auch der ganzen städtischen Verwaltung die Juristen sich bemächtigt; sie sind es, welche, ohne Kenntniß der städtischen Gewerbe, des Handels und seiner tausendfältigen Verzweigungen sich das Regiment darüber und die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller vortheilhaften Rechte des Eigenthümers an dem gemeinschaftlichen Eigenthume angemaßt und dem Eigenthümer selbst nur die Lasten davon übrig gelassen haben.

Wenn der Verf. dann die Frage aufwirft: „Was Wunder denn, daß es am Ende kommen mußte, wie es gekommen ist?“ so ist doch noch nicht einleuchtend, wie Mängel der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens, die mehr oder minder überall gefunden werden, in den Städten des Königreiches Hanover zur drückendsten Verarmung führen sollen? daß es gerade dort, um mit dem Verf. zu reden, „kommen mußte, wie es gekommen ist“? daß die verhältnißmäßig begünstigtern Städte, Göttingen und Osterode, zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben? Der Verf. gibt mitunter Andeutungen, welche allen bisherigen Erfahrungen zuwiderlaufen; nach dem Gange vielfacher Erfahrungen ist, daß in Städten, in welchen Magistrate sich selbst recrutiren, der Nepotismus vorwaltet; der Verf. macht gerade das Gegentheil zum bittern Vorwurfe, indem er (S. 23 u. 24) sagt: „Das Prädicat, ein Fremder zu sein, dient hier (bei der Wahl neuer Magistratsglieder) zur schönsten Empfehlung, damit ja kein näheres, herzlicheres vaterländisches Interesse aufkommen und den eingeschlichenen Misbräuchen zu wehren suche“.

Die zweite zerstörende Quelle städtischen Gewerbfleißes hat, nach dem Verf. S. 37, ihren Ursprung in der immer mehr zunehmenden Verarmung des Landmannes, als deren Ursachen hervorgehoben werden die übergroßen Lasten, womit derselbe dem Staate, der Gutsherrschaft und der Gemeinde verpflichtet ist, die Ausdehnung der Gemeinheitstheilungen, übergroße Ausdehnung der Domainen und der adeligen Güter, ferner die Verkoppelungen, worunter bekanntlich der Austausch der Grundstücke, Behufs der Zusammenlegung des Grundeigenthumes in Eine Flur, verstanden wird u. s. w.

Nach der obigen Angabe von zunehmender Verarmung des Landmannes ist die Verarmung des hanöverischen Landes eine allgemeine; hinsichtlich des Ertrages des Gewerbfleißes zeigt sich die Wechselwirkung zwischen Stadt- und Landbewohner überall. In der Ausführung der eben angedeuteten Belästigung des hanöverischen Landmannes scheint das Wichtigste zu sein, was der Verf. sagt über ungünstige Vertheilung des Grundeigenthumes und darüber, daß der dortige Landmann, unter der doppelten, sich oft durchkreuzenden Vormundschaft der Verwaltungsbehörden und der Gutsherrschaft, nicht Herr seiner Zeit, seiner Arbeit, seines Ackers und seiner Ernte sei. Kaum läßt sich mehr Nachtheiliges von dem Zustande eines auf Landbau gewiesenen Volkes sagen; doch ergibt sich bei näherer Erwägung dieser Beschwerde die Vermuthung, daß Einseitigkeit und Uebertreibung die Stimme führt; finden wir doch, daß 2 Hauptmaßregeln weiser Regierungen, um den Wohlstand der Landleute zu befördern, Gemeinheitstheilung und Verkoppelung hier als Ursachen der Verarmung namhaft gemacht werden; unter Beibringung von Scheinbeweisen, welche höchstens darthun, daß damit vorsichtig vorgeschritten werden muß, daß das Preiswürdigste dem Einzelnen drückend, und daß der Segen neuer Einrichtungen nicht gleich heute oder morgen vom Zaune gebrochen werden kann. Soll man Geschwätz wie folgendes widerlegen, welches im Betreff der Verkoppelung beigebracht wird? Man höre:

Diese, gleichsam eine Colonisation des Bauern in sich begreifende Institution gewährt, wenn sie aus völlig freier Entschließung und Berathung einer Gemeinde ins Leben gerufen wird (wo fände das gemeinnützige Neue nicht Widerspruch?), unstreitig sehr große Vortheile in Beförderung des Ackerbaues und Vermehrung der Production; allein auch selbst dann führt sie einige sehr bedeutende Nachtheile mit sich. Diese bestehen in der Isolirung des Landmannes, in der Aufhebung des freundlichen nachbarlichen Verhältnisses und der Ertödtung alles Gemeinsinnes (?), und dadurch in der Erzeugung eines mürrischen, egoistischen Geistes (???), der dem hanöverischen Landmanne bisher völlig unbekannt war; denn der arbeitslustige Bauer bekommt dann in der Regel in der ganzen Woche seinen Nachbar nicht zu sehen, da ihre Wege sich nicht mehr durchkreuzen, und selbst der Sonntag schließt Manchen von dem Verkehre mit seinen Gemeindegenossen aus, da mancher Landmann oft im eignen Dorfe stundenlang gehen muß, um zur Kirche oder zum Kruge zu gelangen. Sollten also solche Einrichtungen einen wahrhaften allgemeinen Nutzen gewähren, so muß man sehr sorgfältig bei denselben zu Werke gehen, und sie nur da befördern, wo die Vortheile zu überwiegend sind, als daß jene Nachtheile dabei in Betracht kommen können.

Ist hier auf irgend eine Weise dargethan, daß ein Uebergewicht des Nachtheils hinsichtlich der Verkoppelung stattfinde? Und doch wird dieses Uebergewicht als entschieden angenommen, indem Verkoppelung als eine Hauptursache der Verarmung des Landmannes bemerklich gemacht wird?

Wenn hiernach die Entwickelung der Ursachen der Verarmung nicht genügt, so ist solches noch weniger der Fall, wo der Verf. Rathschläge ertheilt, wie dem Uebel vermittelst einer durchgreifenden Reform aller Zweige der Staatsverwaltung abzuhelfen sei. Man trifft hier nur auf längst anerkannte, vielbesprochene Gemeinsätze: freie Städteverfassung, rasche öffentliche Justizpflege, Aufhebung der Monopolien und Privilegien, Vereinfachung und Herabsetzung der Steuern u. s. f. — Alles Gegenstände, welche von einer vernünftigen Regierung nicht übersehen werden dürfen, und deren Anempfehlung vielleicht im Königreiche Hanover besonders

Noth thut, die aber der Verf. aus sehr beschränktem Standpunkte auffaßt, so z. B. wenn er „Einschränkung der Domainen in Vermehrung ihrer Einkünfte" (sic), oder „Aufhebung der Concessionen zur Treibung städtischer Gewerbe und des Colonial- und Manufacturwaarenhandels auf dem Land, und Verpflanzung der überflüssigen Concessionisten in die Städte", empfiehlt.

Wir sind in der Anzeige dieser Schrift ausführlicher gewesen, um zu beweisen, daß die hannöverischen Nationalangelegenheiten in den Verf. von Nr. 1 und Nr. 4 keine wahrhaften Stimmführer gefunden haben, und daß nur leidenschaftliche Aufregung jenen Schriften einige Bedeutsamkeit beimessen konnte.

Sollen wir über die jetzt so vielem Tadel unterworfene hannöverische Regierung unsere Meinung aussprechen, so wird sie ungefähr darauf hinauslaufen, daß die hannöverischen höchsten Behörden zu wenig regieren, indem die Regierungen anderer Länder den Vorwurf des Zuvielregierens verschulden; daraus entsteht ein schlaffes Obrigkeitswesen, in welchem Aristokratismus und Nepotismus sich recht weich betten, ohne die Erfordernisse fortschreitender Civilisation zu beachten. Wenn man sich auch befliß, in innern engen Gleise herablassenden Anstand und formelle Gerechtigkeit zu handhaben, so konnte es doch nicht an Verletzung mündiggewordener Volkswünsche fehlen. Neben den Adel drückte der Beamtendespotismus, dessen Nepotismus veranlaßte, daß Anerkennung eigentlicher Vaterlandsliebe und Vertrauen auf Einsicht und guten Willen der Opposition gegen die Regierung zufielen; daher wird es erklärlich, daß Lärmgeschrei und Aufstandsunfug nicht da zum Ausbruche kamen, wo vorwaltend Noth oder Druck vorhanden war, sondern wo Aufwiegler sich der gegenwärtigen Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten bemächtigten, und mit frecher Zuversicht Abstellung aller nichtbeliebter öffentlicher Einrichtungen verhießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte von England von Sir James Mackintosh. Aus dem Englischen. Erster Theil. Erste und zweite Abtheilung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Hamburg, J. Campe. 1831. 8. 2 Thlr.

Anstand für die Lardner'sche „Cabinet Cyclopaedia" 2 der ausgezeichnetsten belletristischen Schriftsteller Englands die Geschichte Schottlands und Irlands bearbeiteten, so übernahm die Darstellung der englischen Geschichte ein Mann, der ebenso sehr durch seine Kenntniß der Gesetze und Verfassung Großbritanniens als durch seine, namentlich gerichtliche, Beredsamkeit sich auszeichnet, und welcher daher für eine treffliche Ausführung des übernommenen Geschäfts so begabt erscheint, daß wol Niemand ohne lebhafte Theilnahme und in nicht geringer Erwartung seine Arbeit in die Hand nehmen wird. Obwol die Einrichtung eines solchen Werks, in welchem das Wissenswertheste aus der Geschichte desjenigen Landes, welchem dasselbe gewidmet ist, in einen gedrängten Abriß für das größere Publicum zusammengefaßt werden soll, im Allgemeinen als feststehend und bekannt betrachtet werden kann, so leidet sie doch nach der Individualität des Verf. so manche Modificationen im Einzelnen, daß es nicht als überflüssig erscheint, mit den eignen Worten des Verf. das vorliegenden Buchs zu bezeichnen, was derselbe insbesondere erstrebt habe. „Mein Zweck", heißt es in der Vorrede, „war, eine Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse der englischen Geschichte in ununterbrochener Reihefolge vorzulegen und zugleich eine Beschreibung des Charakters und der fortschreitenden Entwickelung unserer politischen Institutionen, verständlich für gebildete und denkende Leser, aber mit so wenig Raisonnement begleitet, als die letztere Rücksicht es gestatten wird, und ohne weiteres Eingehen in Einzelnheiten, als erforderlich sein wird, um charakteristische Züge eines Volkes oder eines Zeitalters ins rechte Licht zu setzen, um das innere Leben der Geister zu schildern, die auf das Volk mächtig eingewirkt haben, und vor Allem, um das sittliche Gefühl zu kräftigen und es zur rechten Würdigung jeder ausgezeichneten Persönlichkeit aufzufordern". Bevor wir uns nun darüber erklären, inwiefern die Begrenzung und die Durchführung der Absicht des Verf. befriedigend ist, muß auf einen Unterschied aufmerksam gemacht werden, welcher zwischen den beiden Abtheilungen, in welche der 1. Theil zerfällt und welche durch das Ende des 12. Jahrhunderts getrennt werden, stattfindet. Die erste Abtheilung und besonders die erste Hälfte derselben trägt nämlich nicht sowol den Charakter einer geschlossenen historischen Darstellung, sondern vielmehr den Charakter historischer Vorträge eines geistreichen Mannes, welcher, durch die Form der Mittheilung berechtigt, theils einzelne Punkte, welche zwar nur in geringer Beziehung auf den eigentlichen Gegenstand stehen, ihn aber besonders angezogen und zum weitern Nachdenken angeregt haben, mit einer über eine ebenmäßige Behandlung hinausgehenden Ausführlichkeit erörtert, theils in der Anordnung des Einzelnen und in der Weise des Uebergangs mehr den Bestimmungen des Augenblicks, als einem vorher bis ins kleinste angelegten Plane folgt; während in der zweiten Abtheilung ein immer ruhigeres, gehalteneres Fortschreiten vorherrscht und die Subjectivität des Verf. sich immer mehr dem gegebenen Stoffe unterordnet. Jene Beschaffenheit des Anfangs des Werks erklärt sich übrigens leicht daraus, daß der Verf., obwol als juristischer und politischer Schriftsteller bekannt, in demselben zuerst das Gebiet eigentlicher Geschichtschreibung betritt, und daß er bei der Herausgabe dieses 1. Theils noch nicht eine bestimmtere Erklärung über die Zahl der übrigen zu geben vermag, sondern den sichern Maßstab dazu erst von der Erfahrung, welche ihm durch die Bearbeitung von wenigstens noch einem Theile werden wird, erwartet.

Abgesehen von der angedeuteten Beschaffenheit des Anfangs oder der ersten Bogen des Werks, ist es anzuerkennen, daß der Verf. stets in der Auswahl des Stoffs die Gesichtspunkte des Denkwürdigen und des Charakteristischen festgehalten hat und auch in Dem, was über die Verfassung und die Gesetze Englands gesagt worden ist, hat er das richtige Maß so fest gehalten, daß seine Leser ihm schwerlich den von ihm selbst befürchteten Vorwurf eines Zuviel oder Zuwenig machen werden. Dagegen können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß er seinem Plane nach einer andern Seite hin eine größere Ausdehnung gegeben und der Entwickelung des politischen Lebens Englands eine ebenso genaue Darstellung des geistigen und sittlichen Lebens angereiht hätte; denn nur in der angelsächsischen Zeit ist auf eine solche besonders und ausführlicher Rücksicht genommen worden, für die folgenden Jahrhunderte vermindert sich diese Rücksicht fast bis zum gänzlichen Verschwinden; jedoch steht zu erwarten, daß die an geistigen Erzeugnissen reiche neuere Zeit den Verf. an die Anerkennung des Gehalts und der Bedeutung derselben mahnen wird, und ein Ersatz für das Vermißte gibt gewissermaßen das geistige und sittliche Leben, und der der Würde der Geschichtschreibung angemessene Ernst, welche das ganze Werk, wie fast alle historischen Werke der englischen Literatur, beseelen. Auch hat der Verf. sich nicht begnügt, zur Erreichung seines Zwecks nur die neuern trefflichen Darstellungen der Geschichte Großbritanniens zu benutzen, sondern er ist überall zu den Quellen selbst, Chroniken und Urkunden, zurückgegangen und hat bisweilen sehr wohl gewählte, besonders charakterisirende Stellen seiner Darstellung eingeschaltet.

Nachdem wir so im Allgemeinen Gehalt und Weise des Werks bezeichnet haben, sei es uns erlaubt, noch einige einzelne Punkte hervorzuheben. Für die Sprache der ältesten Einwohner Englands hält der Verf. den gaelischen Zweig der alten celtischen Sprache, da aus diesem sich eine größere Zahl der Namen von Gebirgen, Seen und Flüssen als aus dem andern Zweige jener Sprache erklärt; er gedenkt bei der Darstellung der römischen Zeit der noch bis auf diesen Tag fortdauernden Früchte derselben, indem er daran erinnert, daß das Gedächtniß und die Ueberreste der städtischen Verhältnisse unter der römischen Herrschaft zu der Bildung und Erhaltung des Wahlsystems in den Städten Englands beigetragen hat, worauf die Grundlage der Freiheit in der neuern Geschichte beruht; und er würdigt auf eine treffende und unbefangene Weise bei der Erwähnung des Kampfes zwischen den Sachsen und Briten die Sagen der britischen Vorzeit, welche in demselben wurzeln. Die einförmigen Begebenheiten der angelsächsischen Zeit sind in gedrängter Kürze dargestellt, und der dadurch gewonnene Raum ist theils der Darstellung und Würdigung der wichtigsten Erscheinungen und Institute der christlichen Kirche damaliger Zeit, theils einer Beschreibung des Zustandes, namentlich des politischen, der Angelsachsen gewidmet, bei dessen Untersuchung ebenso das Vorurtheil und die Absichtlichkeit der Whig- als der Torypartei zurückgewiesen wird. Es scheint hier nicht unpassend aus der Geschichte der angelsächsischen Periode eine Stelle zur Mittheilung zu entlehnen, welche für des Verf. Ansicht und Darstellungsweise besonders bezeichnend ist. Nachdem nämlich der Tod des letzten angelsächsischen Königs erwähnt ist, heißt es:

„Vielleicht können die Tugenden und die Fehler des 11. Jahrhunderts in ihren Hauptzügen und auffallendsten Erscheinungen nicht besser bezeichnet werden, als durch die Charaktere von Dunstan, Kanut und Eduard. Es war die Periode ehrgeiziger, herrschsüchtiger Geistlichen und roher Regenten, mit einigen Anfangsgründen der Kriegs- und Regierungskünste vertraut; aber Diejenigen, welche sich grobe Verbrechen nicht zu Schulden kommen ließen, waren zu unwissend und zu engherzig, um nicht den Aberglauben für die Religion zu nehmen. Dunstan war ein eifriger, vielleicht nützlicher Reformator der religiösen Bildung, von überlegenem Talent, von hochfahrendem, finsterm und unruhigem Charakter, vielleicht ohne ein größeres Maß von Ehrsucht, als sich mit öffentlichen Unternehmungen insgemein verbindet, und der, wenn er des frommen Betruges in mehr als einem Falle schuldig erfunden wird, einiges Recht haben würde, einen Theil der Schuld auf die Zeit, in der er lebte, zu wälzen. Kanut war ein barbarischer Eroberer, der seine rohen Unterthanen nach Maximen regierte, welche in einer bessern Periode weit mehr Tadel verdient haben würden, als in jenen unruhigen und gesetzlosen Zeiten. Umsicht und Mäßigung, wenn nicht Menschlichkeit, veredelten seine wilde Kraft, und es läßt sich vielleicht ohne Uebertreibung von ihm sagen, daß seine Fehler seiner Zeit angehörten, seine Tugenden aber seiner Persönlichkeit. Eduard war ein Einsiedler auf dem Throne, der als entschiedener Anachoret oder selbst als Privatmann unsere Achtung oder wenigstens unsere Nachsicht verdient haben würde, je nach dem Maße verschiedener Meinungen oder Vorurtheile, mit welchen wir einen solchen Charakter zu betrachten geneigt sein mögen. Aber sein unwürdiger Aberglaube nahm seiner Gewissenhaftigkeit die Heiterkeit und Ruhe, welche ihr von Natur angehörten; seine kleinlichen Andachtsübungen hielten seinen Geist von der Erfüllung heiliger und hochwichtiger Pflichten ab; seine abenteuerlichen Kasteiungen ließen ihn die Gottheit im Lichte knechtischer Furcht erscheinen und entfremdeten ihn der Liebe zu den Menschen. Seine Regierung war nicht sein eignes Werk; er war das blinde Werkzeug von Parteien, die für den Augenblick seiner Person sich bemächtigten und seinen schwachen Sinn sich unterwarfen. Wenn man die 3 Repräsentanten des 11. Jahrhunderts betrachtet, so wird es um so bewundernswürdiger, daß Alfred in solchem Maße ihre Tugenden in sich vereinte und ihren Fehlern sich entzog. Trotz seiner Schwächen war er als Reformator eifrig wie Dunstan, als Christ fromm wie Eduard und als Regent zum mindesten so scharfsichtig und kräftig wie Kanut".

Ausführlicher als die Begebenheiten der angelsächsischen Zeit, jedoch einfach und der chronologischen Folge sich anschließend, werden darauf die Ereignisse der 2 folgenden Perioden der englischen Geschichte erzählt, von welchen die erstere durch das Ende der Regierung Eduards I. oder durch die Begründung der parlamentarischen Verfassung und der englischen Sprache, die andere durch das Ende des englisch-französischen Kriegs und den Beginn des Kampfes zwischen den beiden Rosen begrenzt wird; die Erzählung wird jedoch an passenden Stellen unterbrochen durch Erwähnung und Würdigung der großartigen Erscheinungen des Mittelalters, wie des Lehnssystems, der Kreuzzüge und des Ritterthums, und besonders durch wiederholte Berücksichtigung der Bildung der englischen Verfassung. Daß alle diese Episoden den kenntnißreichen, selbständig denkenden Mann bekunden, bedarf wol kaum der Versicherung, und wir sind überzeugt, daß Niemand das Buch aus den Händen legen wird, ohne vielfach belehrt und angeregt zu sein und ohne den Wunsch zu hegen, daß der Verf. sehr bald dem Anfange seines Werks die Fortsetzung anreihen möge. 23.

Notiz.

Land- und Wasserstraßen in Frankreich.

Ueber den großen politischen Fragen, welche die Leidenschaften aller Völker aufgeregt haben, wird die geräuschlosere und langsamere, aber in ihren Folgen nicht minder wichtige Thätigkeit, die den materiellen Zustand zu verbessern sucht, oft ungerecht übersehen. Charles Dupin, der als Politiker mit seinem Bruder, dem berühmten Rechtsgelehrten, die Ungnade der liberalen Partei in Frankreich theilt, hat sich während der letzten Sitzung der Kammern als Berichterstatter des Comité der öffentlichen Arbeiten ein Verdienst um sein Vaterland erworben, welches auch der erbittertste Gegner dankbar anerkennen muß. Es handelte sich darum zu untersuchen, ob es zweckmäßig oder nothwendig sei, das Departement der öffentlichen Arbeiten einer allgemeinen Revision zu unterwerfen, und in diesem Falle den Plan, den Gang und die Grenzen einer solchen Revision vorzuzeichnen. „Um den ersten Theil unserer Aufgabe zu erfüllen", sagt Dupin in seinem Bericht, „haben wir zuvörderst untersucht, welches der gegenwärtige Stand der Arbeiten an den Brücken und Straßen sei; wir haben dieselben in 2 große Abtheilungen getheilt, deren jede ihre speciellen Fragen darbietet, die man nothwendig besonders behandeln muß. Diese beiden Abtheilungen umfassen die Wasserwege, von denen der Berichterstatter eine gedrängte aber zur Aufklärung der Gesetzgebung hinreichende Uebersicht gibt, und die Landwege, die in unsern Tagen bei weitem mehr als die Flüsse und Kanäle der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, sowie der Klagen gegen die Verwaltung und selbst gegen die Regierung sind. Die Eisenbahnen nehmen in dem Gesammtumfange unserer Transportmittel noch einen zu geringen Raum ein, als daß wir denselben einen Platz in diesem Bericht hätten zuweisen können; auch war es hinreichend, da es hier nur die Untersuchung der Zweckmäßigkeit einer Revision galt, jene Motive zu sammeln und der Kammer vorzulegen, die sie zu der Annahme dieses Beschlusses veranlassen konnten. Wenn die Revision statt hat, werden die Eisenbahnen und ihr Einfluß auf das Gesammtsystem unserer Transportmittel alle Aufmerksamkeit finden, die ihnen gebührt". Es bedarf keiner Erinnerung, daß der angeführte Bericht, der unter dem Titel: „Rapport fait au nom de la commission préparatoire, chargée d'examiner la proposition d'une enquête relative à la situation des routes et des canaux par M. Charles Dupin" (Paris, 1831) gedruckt wurde, für jeden Statistiker von hoher Wichtigkeit ist. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 189. — 8. Juli 1831.

Politiſche Flugſchriften über Hanover und Braunſchweig.

(Fortſetzung aus Nr. 188.)

Unter völlig von den im Königreiche Hanover verſchiedenen Verhältniſſen trat mehre Monate früher in Braunſchweig eine revolutionnaire Kataſtrophe ein. Als der Herzog Karl im Okt. 1823 die Regierung ſeiner Erblande antrat, jubelten die Einwohner, ohne zu wiſſen warum. In den braunſchweigiſchen Landen hatte bis dahin eine gerechte und milde Regierung unter vormundſchaftlicher Autorität den Gemeinweſen ruhmvoll vorgeſtanden; die Nachrichten, welche man von der Perſönlichkeit des als volljährig auftretenden Herzogs hatte, waren nicht geeignet, für denſelben, als zukünftigen Regenten, günſtige Erwartungen zu hegen. Aber die Braunſchweiger jubelten, vielleicht noch mehr, als es beim Regentenwechſel gebräuchlich iſt. Wurde dadurch indirect Undank wider die bisherige vormundſchaftliche Regierung an den Tag gelegt, wurde die öffentlich bekannt gewordene Beſorgniß des Miniſters, Grafen v. Münſter, ob der junge Herzog regierungsfähig ſei, leichtſinnig überſehen, ſo haben die Braunſchweiger jede Verletzung der Gutmüthigkeit büßen müſſen. Zunächſt traf nur des entarteten Fürſtenſohnes Despotenſinn nur die mit ihm in näherer Beziehung ſtehende Civil- und Militairbeamtenclaſſe, welcher der Herzog Vieles bieten zu können glauben mußte, da ſie, kurz vor ſeinem Regierungsantritte, in der Feier der Befreiung Ferdinands VII. von Spanien ihr politiſches Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. (S. Venturini's „Chronik des 19. Jahrhunderts", 20. Bd., S. 391.) Den Bürger und Landmann direct zu drücken, hinter zu beſchatzen und durch Rechtswidrigkeit ſeines Eigenthumes ſich zu bemächtigen, dahin war der Herzog noch nicht gelangt, theils weil er zu unkundig war, um zu wiſſen, wie er dieſes anfangen ſollte, theils weil ihm, bei einer aus Liſt und Feigheit zuſammengeſetzten Charaktermiſchung, ein dunkeles Gefühl ſagte: er dürfe den Haß der Unterthanen nicht aufregen. Während er ſchändender Geldſucht und eines entſchiedenen Widerſtreites gegen Recht und Edelſinn ſich ergab, jeden pflichttreuen Staatsdiener von ſich entfernte und ſich mit feilen, aber ſchlechtbezahlten Söldlingen umgab, trauerte die Maſſe der Einwohner über den jungen Herzog und meinte, nach dem Schonung empfehlenden Sprichworte „Tugend kommt nicht vor Jahren", mit der Zeit werde er von den Abwegen zurückkommen. Nur in der Hauptſtadt, wo man dem Thun und Treiben näherſtand, wo man ſah, wie jeder Rechtliche, der ſich entfernen konnte, des Herzogs Nähe floh, wo man erkannte, daß der Schimpf der Hofhaltung und der Verfall der Staatsmaſchine unaufhaltſam zum Unglück führete, wo die Verarmung und die Nahrungsloſigkeit der niedern Stände täglich ſtieg: in Braunſchweig ſelbſt wuchs die Unzufriedenheit mit dem Herzoge, vertheilte ſich unter allen Einwohnern und erhielt die Reife, welche zu den verhängnißvollſten Folgen führen mußte. Der vom Herzoge nur halbverſchuldete Druck nahrungsloſer Zeit wurde ihm allein beigemeſſen von der nichts zu verlierenhabenden Claſſe der Tagelöhner und geringern Handwerker, während er dafür ſorgte, daß ſich ihm die Herzen aller Rechtlichen immer mehr entfremdeten. So kam am 6. u. 7. Sept. v. J. der Aufſtand zum Ausbruche, welchen Herzog Karl durch Feigheit, Wortbruch und Verſchmähung vernünftigen Rathes ſo gefahrvoll machte, daß die begüterte Claſſe der Einwohner Braunſchweigs froh ſein mußte, nach der Vertreibung des Herzogs und nach der Verwüſtung und Abbrennung ſeines Schloſſes die bürgerliche Ordnung wiederherſtellen zu können.

Nr. 6 der Flugſchriften erzählt dieſe Vorgänge mit Ruhe und Wahrheitsliebe, ohne gerade Aufſchlüſſe über manche im Dunkel liegende Erſcheinungen derſelben zu geben. Nr. 9 gibt dagegen Auskunft über die empörende Behandlung, welche der Freiherr von Siersdorff von dem Herzoge erdulden mußte; dieſe Schrift iſt ein ſpecieller, ihrem ſummariſchen Inhalte nach, aus vielen Zeitungsnachrichten bekannter Beleg zu der Handlungsweiſe des Herzogs und zu der Schamloſigkeit, mit welcher er, jeder Rechtlichkeit Trotz bietend, ſeine Sündenſchuld zur Schau brachte, und zu der Langſamkeit, mit welcher der Bedrückte hiergegen endlich Hülfe fand, in der gewaltſam hervorgerufenen Moralität des deutſchen Volkes; denn die in der Sache gegründete Verzögerung der von der deutſchen Bundesverſammlung bewilligten Rechtshülfe kam zu ſpät; ſie wurde ausgeſprochen den 15. Okt. v. J., nachdem dem Herzoge Karl ſchon 5 Wochen vorher die Despotengewalt entriſſen war. Nähere Aufmerkſamkeit verdient unter den hier mitgetheilten Actenſtücken die unter dem 5. Auguſt v. J. der Bundesverſammlung vorgelegte, im Namen der herzoglich braunſchweigſchen Regierung abge-

faßte, scheinbare Vertheidigung des Herzogs in der von Siersdorff'schen Sache; sie ist ein Beweis, bis zu welchem Grade der Verworfenheit feile Rabulisten versinken. Die schamloseste Frechheit stellt sich hier zur Schau; Behauptungen, wie folgende: „Es steht in der Wahl des Landesherrn, die ihm von seinen Unterthanen unmittelbar zugefügten Beleidigungen selbst zu ahnden, oder die Untersuchung und Bestrafung durch eine Commission oder ein Gericht zu verfügen" (S. 102 u. 103), zeigen deutlich, welches Gelichters die Wortführer des Herzogs waren.

An Nr. 6 und 7, über welche schon früher in d. Bl. geredet wurde *), schließt sich das 1. Heft der „Staatswissenschaftlichen Mittheilungen". Letztere weisen durch einen besondern Titel ihren Inhalt nach, indem hier gar interessante Beiträge zur Geschichte der erneuerten Landtagsordnung des Herzogthums Braunschweig vom J. 1820, welche das Grundgesetz der Landesverfassung enthält, mitgetheilt werden. Zuerst erhalten wir hier eine Nachweisung der geschichtlichen Grundlage der erneuerten Landschaftsordnung, wo gezeigt wird, daß, „wie die organischen Gestaltungen des Lebens sich aus der Natur desselben entwickeln müssen, auch im Leben der Staaten Alles schwach und hinfällig ist, was treibhausmäßig schnell hervorwuchert". Die Verfassungsfabricationen, welche von einseitigen, gnadeverheißenden Kundmachungen der Fürsten, oder von aufgeregten Volksführern improvisirt wurden, sind „warnende Leichname für jede besonnene Volksvertretung". Wie treffend — sagt der Hr. Verf.:

Wie sich allmälig die Volkscultur ausbildete, änderte sich auch die Verfassung: nirgend erblickt man trennende Lücken. Eben diejenige Natur war hier thätig, welche durch unzählbare Abstufungen aus dem Zustande der Urwelt ein Europa, wie wir es bewohnen, hervorgehen ließ. Wie sich die tausendjährige Eiche aus dem zerknickbaren Reise entwickelte, dann aber auch den Stürmen trotzet: so steht ein Volk in seiner Cultur da, die auf naturgemäße Weise zu herrlichen Ernten reifte. Entwickelt sich nun mit eben dieser Cultur die Verfassung des Staates, ist sie jener entsprechend, dann wurzelt sie auch tief in dem Innern des Ganzen; sie erscheint als nothwendige äußere Gestaltung eines innern freien Lebens. Unermeßlich sind die Vorzüge, die aus einer naturgemäßen Staatsentwickelung für das Volk hervorgehen, und eben diese Vorzüge bietet uns Braunschweigern die erneuerte Landschaftsordnung dar, welche aus den Berathungen der vormundschaftlichen Regierung Königs Georg IV. mit den gesetzlichen Ständen des Herzogthums vertragsmäßig und mit steter Berücksichtigung Desjenigen, welches bestanden, hervorging. (S. 2 und 3.)

Gezeigt wird, wie die Gerechtsame des Landes und die Gerechtsame der Stände identisch wurden, wenn sie auch die Form der Privilegien erhielten, welche die Vereinigung der Prälaten, Ritter und Städte als Corporation, Landschaft genannt, herbeiführten. Mit der Ausbildung der Landeshoheit, nach neuerm Begriffe, wurde es ein consequent verfolgtes System der Regenten, die Landesverfassungsverträge als eine feindliche Opposition zu betrachten, die man abpressen, die man zum Schweigen bringen müsse bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. Durch solches, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Verfahren ward manches Unheil gestiftet; vorzüglich ward dadurch eine zeitgemäße Fortbildung der Landesverfassung und der Landesvertretung bei der Gesetzgebung unmöglich gemacht und der traurige Zustand der Dinge herbeigeführt, wonach man sich neuerlich hier und dort genöthigt sah, Landesconstitutionen zu fabriciren, oder vielmehr zu improvisiren. Daß die erneute Landtagsordnung des Herzogthums Braunschweig vom J. 1820 nicht zu jenen zu zählen ist, sondern der ruhigen Abwägung gegenseitiger Foderungen und hieraus hervorgegangener Verträge ihr Dasein zu verdanken hat, berichtet der zweite Aufsatz. Unter den Männern, welche bei ihrem Entstehen besonders thätig, besonnen und erfolgreich mitwirkten, behauptet Hr. von Strombeck eine ausgezeichnete Stelle und ist also, mit dem ganzen Hergange innigst vertraut, der berufenste Berichterstatter; welche Mängel auch jenem Staatsgrundgesetze nachgewiesen werden mögen, seine Geschichte ist seine Rechtfertigung, und dieses ist das Durchgreifendste, was zum Lobe jeder Staatsinstitution gesagt werden kann. Die letzten Blätter dieses Heftes, welches bald eine Fortsetzung wünschen macht, beschäftigen sich mit der Frage: „Ist der engere Ausschuß der Stände befugt, wegen bemerkter Mängel oder Misbräuche bei der Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, angemessene Vorträge an den Landesfürsten zu richten und sich über deren Abstellung gutachtlich zu äußern?" „Wie schlimm steht es um jeden Staat, welcher ein dem engern Ausschusse der Stände im Herzogthum Braunschweig gleiches oder ähnliches Institut besitzt, und wo diese Frage verneint werden könnte".

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 19 d. Bl. D. Red.

Die Brautfahrt nach China, oder wenn's nur chinesisch ist. Satyrischer Zeitspiegel in humoristischem Rahmen mit einer Räthseldevise. Von Freimund Ohnesorgen. Berlin, Krause. 1831. 8. 1 Thlr.

Wem es schon für Witz gilt, wenn er die Eigenthümlichkeiten eines fremden Volkes, aus ihrem sittlichen Zusammenhange herausgerissen, durch Uebertreibung schneidender gemacht und im Tone des Spottes geschildert hört, der wird dieses Buch ungemein witzig finden. Denn nicht blos, daß Alles dies geschehen ist, so wird der Humor, falls dergleichen darin ist, durch die Intention, welche der Titel ausspricht, für ihn noch um Vieles erhöht werden. Wir aber haben keine besonders geistvolle Lecture darin finden können. Die Erfindung ist von der allergrößten Schwäche, die Geschichte von einer Willkürlichkeit, welche den Begriff eines Kunstwerks fast ausschließt, die Intention ist naiv, aber weder fein noch witzig, und die einzelnen, humoristisch seinsollenden Scenen sind meistens so trivial und so nachlässig, so obenhin erfunden, daß der Verf. die bekanntesten Anekdoten und Geschichten in anderer Form wiederzugeben nicht verschmäht hat. Was ist z. B. die lange Geschichte, wo Master Beefsteak als Menschenaffe behandelt wird anders, als eine breitere Paraphrase der alten Anekdote von Voltaire in der Mark? Viele andere Situationen erinnern uns an ähnliche verbrauchte Geschichten und bezeugen die Armuth des Verf. und wie schwer ihm eine neue Erfindung werden mag.

Die ganze Geschichte ist aus den verbrauchtesten Elementen zusammengesetzt. Master Beefsteak, einem Volk angehörig, das, wie die armen Italiener in unsern Romanen sich alle Schandthaten gefallen lassen müssen, ebenso alle Narrheiten ausbaden muß, ist in das Chinesenthum vernarrt und sucht, als Chinese-

nau, eine chinesische Braut. Auf dieser Fahrt begleiten ihn der deutsche Literator Grützmacher, der seine Geschichte schreiben soll, gerade somit in jenem französischen Lustspiel ein Lustspiel gespielt wird (also abermals eine entlehnte Idee), die Sänger Sgr. Trillerini, ganz arme Gestalt, Johns, ein körniger Matrose und Andere. In China angekommen, ist er der Gegenstand der Prellereien Pfiffli-hopo's, welcher die Liebe des entlaufenen Fanny, zu seiner Braut, Lülü, begünstigt. Pfiffli-hopo ist ein Urbild von Schlauheit, der Brautvater von Albernheit, Fanny von Edelmuth, Fettelsi von Gemeinheit, Nasab, der Henker, von Rohheit. Man kann sich die Scenen denken, die daraus entstehen. Der Verf. hat so weit ganz gute komische Studien gemacht; Ceremonien, Sitten, Lebensweise seiner bisherigen recht gut caricirt, aber wie alles Das für uns ein satyrischer Zeitspiegel sein soll, begreifen wir nicht recht. Oder genügt es dem Leser etwa, wenn er z. B. liest: „Nasab: Ganz recht, das Vergnügen kannst Du haben, wenn Du unter meine Schranken tritt.... So etwas auf Schrauben Bestelltes, Gemachtes der Literatur" — und Aehnliches. Wenn dies wirklich Satyre ist, so ist es wenigstens auf Schrauben gestellter. Oder liegt in den gemeinen Henkergreueln Nasab's vielleicht ein besserer Sinn verborgen, als wir zu entdecken vermögen? Wir wissen es nicht, allein das scheint uns gewiß, daß von dieser Seite her wenig oder nichts von dem Verf. dieses Buches zu erwarten steht. Vielleicht ist er irgend im Geheimen ein großer Tragöde, ein Dramaturg, oder ein Lyriker wie Uhland und Rücker? Immöglich, aber ein Satyriker ist er nicht, nicht einmal einer wie Fritsch, und das will viel sagen. Die Anspielungen auf neuere Zustände sind viel zu roh, als daß sie Wirkung machen könnten, die Persiflage sind durchweg zu albern, die Begebenheiten zu abenteuerlich, trivial und schlecht erfunden; von dem poetischen Element der Satyre, oder von der Analogie, von symbolischer Bedeutung der Ereignisse und Geschicke ist gar keine Rede. Was nicht ausdrücklich gesagt ist, steht nicht im Buche, und von jenem Lesen zwischen den Zeilen, worauf die gute Satyre eigentlich berechnet, hat der Verf. keine Vorstellung. So zeigt sich auch nicht eine Spur vom eigentlichen Talent zur Satyre in seinem ganz gewöhnlichen Buche, das Alles eher ist als ein witziges.

Der Verf. hat die Pseudonymität gewählt; allein, wir glauben, er dürfte sich dreist nennen können, kein Haar wäre ihm gekrümmt worden, als von der Kritik, der er freilich wol von Rechts wegen gern beide Augen ausreißen ließe. Mit seiner Grammatik, mit seinem Styl steht es vollkommen gleich übel aus wie mit seinem Witz. So schreibt er unter andern Unrichtigkeiten z. B. „am großen Fo appelliren" und verräth sich dadurch als ein echtes Kind von Berlin, wo Jedermann am König schreibt und am König appellirt. So kennzeichnet er ferner berlinisch die Fähndrichs, braucht Spektakel für Lärmen und hundert andere Dinge.

Der Verf. könnte etwas Besseres thun, als satyrisch seine Bücher schreiben; denn in der Art von Witz, welche er hat, wird er in Berlin von zehntausend kleinen, naseweisen Meistern noch hundert Mal übertroffen, wiewol diese nicht schreiben, sondern nur schreien.

40.

Nachlesungen aus der anhaltischen Geschichte. Erstes und zweites Heft. Mit dem Bildnisse Georgs des Frommen. Dessau, Ackermann. 1830. 8. 18 Gr.

Das Bedürfniß eines geschichtlichen Magazins, zur Aufnahme einzelner Quellenforschungen, ist in neuern Zeiten um so lebhafter gefühlt, da die literarische Thätigkeit des Zeitalters sich mit regter Wirksamkeit der Geschichte zugewandt hat. Unter manchen Hilfsmitteln wurden für einzelne Staaten und Länder Deutschlands schriftstellerische Institute des angedeuteten Zweckes, Journale, welche oft nicht werthlos, dennoch bald wieder eingingen, weil der Kostenaufwand nicht durch entsprechenden Debit gedeckt wurde. Die Beschränkung des Planes machte, daß solche Nachlesungen außer dem Bereiche ihrer nächsten Bestimmung wenig bekannt wurden; und diesem ist es auch mit beizumessen, daß, wie die Vorrede bemerkt, die Zeitschriften, welche ihrem Namen und Inhalte nach blos für Anhalt bestimmt waren, sich, gewöhnlich des zu geringen Absatzes wegen, nicht halten konnten. Hr. Bibliothekar Heinrich Lindner, zu Dessau, versucht hier, bisherige Misgriffe verbessernd, eine neue Zeitschrift zu begründen, indem er den Stoff, welchen die vaterländische Geschichte darbietet, dadurch erweitert, daß er dem übertriebenen Ansehen Beckmann's entgegentritt — ein löbliches Unternehmen, durch welches er sich legitimirt, als wohl vorbereitet und unterrichtet zur Bearbeitung der von ihm angekündigten Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt.

Das 1. Heft dieser „Mittheilungen", welches mit einem brav lithographirten Bildnisse des Fürsten Georg des Frommen von Anhalt geziert ist, enthält 4 Aufsätze: 1. Fürst Christian II., wo wir dessen nicht uninteressanten Bericht seiner Theilnahme an der prager Schlacht (1620), seiner Gefangennehmung und der nächstfolgenden Schicksale finden. 2. Das Jahr 1530 gibt Berichtigung einiger speciellen Thatsachen der Reformationsgeschichte Anhalts; wer aber ein Gemälde erwartet, wie es damals um und mit Anhalt und seine Bewohner stand, verrechnet sich. 3. Das Jahr 1480 spricht mehr an; hier werden Fehdescenen aus Peter Becker's Chronik mitgetheilt. Den Schluß machen 4. einige Notizen zur ältesten Geschichte Dessaus. — Das 2. Heft gibt, wie auch ein besonderer Titel besagt, Luther's Briefe an die Fürsten von Anhalt, aus dem Zeitraume 1532—46: 39 bisher ungedruckte, 21 mit der Urschrift verglichene, schon gedruckte und 11 solche Briefe, welche aber nicht verglichen werden konnten. Luther's Charaktergröße mischt selbst seinen unbedeutendern Briefen interessante Züge und Aeußerungen bei, deshalb ist diese Mittheilung besonders dankenswerth, und verdient um so mehr Lob, da Hr. Lindner die Briefe genau nach der Urschrift, ohne alle Veränderung hat abdrucken lassen. Wir stimmen mit voller Ueberzeugung seiner Aeußerung bei, daß de Wette, in der vollständigen Sammlung der Briefe L.'s (die hier einige Nachträge erhält), „nicht immer auf die glücklichste Weise Luther's alte Sprache und Schriftart in eine halb neue verwandelt hat" (S. XII des Vorwortes).

In einer Stelle der Vorrede des ersten Heftes läßt sich Hr. B. Lindner eine Ungerechtigkeit gegen Stenzel zu Schulden kommen, welche wir um so mehr hier zu rügen uns für verpflichtet halten, da sie mindestens kundthut, wie wenig man sich auf Hrn. Lindner's Autorität verlassen darf. Indem er in jener Vorrede, S. VII, Stenzel's als Verf. eines bekannten „Abrisses der anhaltischen Geschichte" gedenkt, fügt Hr. Lindner in einer Anmerkung Folgendes hinzu:

„Er (Stenzel) hat sich wenigstens für den Befähigtsten erklärt, indem er S. 6 seines Anhangs sagt: „Mit reinerm Willen, mit bessern Wünschen für das Wohl Anhalts — das fühle ich — wird Niemand Anhalts Geschichte schreiben". Indessen da unter allen bisher erfundenen Gemetern sich noch kein Gefühlsmesser befindet, so ist es immer eine mißliche Sache, sich selber ein höheres und reineres Gefühl zuzuschreiben als allen andern Menschenkindern".

Jedermann, welcher Deutsch versteht, wird mit uns übereinstimmen, daß es unwahr ist, wenn Hr. L. fälscht: Stenzel habe sich in der angeführten Stelle für „den Befähigten" (sic) zur Geschichtschreibung Anhalts erklärt; Sr. sagt nichts, als daß er das Gefühl in sich trage, Niemand könne bei solcher Unternehmung reinern Willen und bessere Wünsche für das Wohl Anhalts haben, als er; hierdurch schließt er die Anerkennung nicht aus, daß Andere ebenso reinen Willen, ebenso gute Wünsche, als er, haben, mithin von dieser Seite ebenso befähigt sind. Jene so höhnlich gemisdeutete Stelle enthält durchaus nicht, wie Hr. L. glauben machen will, eine literarische Arroganz, sondern eine völlig schuldlose Aeußerung patriotischer Gefühle, denen gegenüber fade Witzeleien kein Lob verdienen.

4.

Warnung.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die, von mancherlei menschlichen Leidenschaften und Ansichten getrieben, die königliche Gewalt auch bis in ihre ärgsten frechsten Misbräuche zu rechtfertigen suchten, und ähnliche Helfershelfer hat die Aristokratie und die Theokratie gefunden; aber es war unserer Zeit aufbehalten, solche Leidenschaften und Ansichten in ein System zu bringen — es war namentlich uns Deutschen aufbehalten, den edeln Versuch zu wagen, diesem System mit löblicher pedantischer Eitelkeit eine philosophische Form und Terminologie und eine historische Grundlage zu geben, und es mit religiösen Phrasen herauszustutzen. Unsere historischen, juristischen, philosophischen und religiösen Legitimisten und Absolutisten sprechen mit zu viel gelehrter Arroganz, als daß man es wagen könnte, in irgend einem Punkte bei ihnen Unwissenheit vorauszusetzen, es bleibt daher nichts Anderes übrig, als sie der absichtlichsten mauvaise foi zu zeihen, wenn sie das Zeugniß der Geschichte, die Gesetze und Begriffe des Mittelalters für ihre Systeme anführen. Wie sich aber Beide vertragen, mag ein Beispiel aus der Geschichte Spaniens beweisen. In dem alten spanischen Gesetzbuch: „De las siete partidas" (13. Jahrhundert) findet sich part. 2, titol. 1, lei 3, Folgendes:

„Weiter", sagten die Weisen, „daß die größte Macht und die vollständigste, die ein Fürst in seiner Herrschaft erlangen kann, darauf beruht, daß er sein Volk liebt, und von ihm geliebt wird. Und sie lehrten, daß diese Liebe erworben werden könne, wenn der Fürst Recht und Gerechtigkeit übe gegen Die, so ihrer bedürfen, und wenn er auch zuweilen Gnade erweise, so oft er es mit guter Ursache thun kann, und indem er sich gewaltig zeige und aufgelegt zu großen Dingen und großen Thaten zum Wohl des Reiches. Und sie sprachen ferner, daß, obgleich er sein Volk liebe und sein Volk ihn, diese Liebe verloren werden könne durch 3 Ursachen. Die erste, wenn er offenbar ungerecht ist. Die zweite, wenn er die Männer seines Reiches verachtet und erniedrigt. Die dritte, wenn er so gewaltthätig gegen sie ist, daß sie sich allzu sehr vor ihm fürchten müssen". Ferner heißt es ebendaselbst in lei 9: „Der Fürst kann die Herrschaft des Reiches auf diese viererlei Weise erlangen. Erstens, durch Erbschaft. Zweitens, durch gemeinsamen Willen der Landesbewohner, die ihn zum Herrn erwählen. Drittens, durch Heirath. Viertens, durch Erlaubniß des Papstes oder des Kaisers, wenn einer von diesen Beiden einen Fürsten einsetzt, in solchen Ländern, wo sie das Recht haben, es zu thun. Wenn sie die Herrschaft erlangen auf eine der 4 Weisen, die wir oben gesagt, so werden sie wahrhaftig Könige genannt. Ueberdies aber sind sie gehalten, mehr das allgemeine Beste zu wahren als ihr eignes. Denn das Wohl und das Gut des Gemeinwesens ist gleichsam das Ihrige. Ferner sollen sie lieben und ehren die Großen, die Mittlern und die Geringen, jeden nach seinem Stande, und sollen sich gefallen mit den Weisen, und umgehen mit den Verständigen, und Einigkeit und Liebe unter ihrem Volk stiften, und gerecht sein und Jedem sein Recht geben. Und soll mehr auf die Seinigen bauen und vertrauen als auf Fremde". Ferner heißt es ebendaselbst lei 3: „Tyrann will so viel sagen als ein Herrscher, der sich eines Landes oder Reiches bemächtigt hat durch Gewalt, oder List, oder Verrath. Diese selbigen sind solcher Art, daß, nachdem sie sich wohl befestigt haben in dem Lande, sie mehr für ihren eignen Vortheil sorgen, wenngleich er dem Lande zum Schaden gereicht, als für das gemeine Beste Aller, weil sie immer im schlimmen Argwohn und Furcht leben, es zu verlieren. Und damit sie ihre Willkür ohne Hinderniß ausüben können, bedienen sie sich ihrer Macht auf dreierlei boshaftige Art gegen das Volk. Die erste Art ist: daß sie immer darnach trachten, daß Die, so unter ihrer Herrschaft stehen, dumm und feige werden, damit, wenn sie das denn geworden, sie es nicht wagen mögen, sich gegen sie zu erheben, noch ihrer Willkür zu widerstehen. Die zweite ist, daß die vom Volke unter sich uneins seien, also, daß sie sich nicht unter einander trauen und sich nicht gegen ihn verbinden mögen. Die dritte ist, daß sie danach trachten, sie arm zu machen, und sie in so große Unternehmungen anführen, da sie nimmer mit zu Ende kommen können. Und über Alles dies trachten solche Tyrannen immer danach, die Großen zu unterdrücken und die Weisen zu tödten, und verbieten in ihren Ländern alle Verbindungen und Vereinigungen der Männer, und suchen immer Alles zu erfahren, was die Leute thun oder sagen, und vertrauen ihre Vorhaben und die Bewachung ihres Leibes und Lebens mehr den Fremden an, die ihrer Willkür dienen, als den Eingebornen des Landes, die nur bedingungsweise dienen. Ferner aber sagen wir, daß, wenn auch Einer die Herrschaft erworben hätte auf eine der 4 Weisen, welche wir oben angegeben haben (lei 9), wenn derselbige seine Macht misbrauchen sollte, in der Art, wie wir eben gesagt, dann kann ihn das Volk mit Recht einen Tyrannen nennen, und verwandelt sich die Herrschaft, welche eine rechtmäßige war, in eine unrechtmäßige".

Hieraus geht zur Gnüge hervor, daß nach den Gesetzen und Begriffen jener Zeit ein sogenannter legitimer Fürst, der seine Macht misbraucht, in dieselbe Kategorie tritt wie ein Tyrann, der sich der Herrschaft durch List, Gewalt oder Verrath bemächtigt hat. Wie aber gegen einen solchen zu verfahren ist, besagt lei 3, titol. 19 der partida 2: „Wenn Einer sich mit Gewalt der Herrschaft bemächtigt hat, so sollen Alle so eilig wie möglich herbeikommen und sich, sobald sie es nur erfahren haben, zu Haufen sammeln, und wenn alles Andere fehlschlüge, so sollen auch die Weiber herbeikommen und helfen ein solches Unwesen zu zerstören". Daß dies aber nicht blos leere Theorien waren, sondern daß das Volk, oder Einzelne oder ganze Stände nach solchen Grundsätzen und Gesetzen handelten, beweisen zwanzig Thatsachen aus der Geschichte statt einer. Man höre, wie die Stadt Toledo durch Pedro Sarmiento, ihren Wortführer, zu König Juan II. sprach, als dieser Land und Leute der Willkür seines Günstlings, Don Alvaro de Luna preisgab: „Wenn solchen Uebeln keine passende Abhülfe werde, so würde sie ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit aufsagen, und die Städte und Flecken seines Reiches würden sich vereinigen und die Herrschaft dem erlauchten Fürsten Don Enrique übertragen, seinem Erben und Sohn — sintemalen er selbst ihnen Gerechtigkeit verweigere, und seinen Unterthanen und Landeskindern viel Unrecht und Schaden und Uebel zufüge und zufügen lassen, weshalb sie ihn für einen verdächtigen König (rei sospechoso) halten". Wie lange aber der Begriff von dem unveräußerlichen Recht der Gegenwehr des Volks gegen den Misbrauch der fürstlichen Gewalt sich in Spanien erhalten hat, beweist folgende Stelle aus einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts (P. Juan Marquez: „Gobernador cristiano", Madrid, 1612): „Niemand wird zweifeln, daß es erlaubt ist, den Gewaltthaten des Tyrannen zu widerstehen, ungeachtet die königliche Gewalt heilig ist; denn von dem Augenblicke an, wo er Gewaltthätigkeit und Tyrannei übt, handelt er nicht als König; das menschliche Gesetz betrachtet ihn als einen Privatmann, und das göttliche Gesetz als ein reißendes Thier, gegen den die allgemeine Ueberzeugung die Völker bewaffnet zu ihrer Vertheidigung. Hierzu kommt, daß das Gemeinwesen (republica), aus dem die königliche Gewalt entspringt, dieselbige dem Fürsten nicht so unbedingt übertragen hat, daß es sie nicht im äußersten Falle sich selbst vorbehalten hätte".

Unsere Absicht ist keineswegs, zu untersuchen, ob diese Ansichten richtig oder allgemein, oder auf diesen oder jenen Fall der gegenwärtigen Zeit anwendbar sind, sondern nur den historischen Legitimisten eine Veranlassung zu geben, mit etwas weniger Zuversicht sich auf die précedents der Geschichte zu berufen.

165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1831.

Politiſche Flugſchriften über Hanover und Braunſchweig.

(Beſchluß aus Nr. 189.)

Von den von Strombeck'ſchen Schriften kehren wir zurück zu Nr. 8, worin Hr. Jürgens, nicht ohne Scharfſinn, Ausſtellungen beibringt gegen die Theorie vom Geſellſchaftsvertrage, auf welche Hr. v. Strombeck die Beantwortung der unter Nr. 7 aufgeworfenen Frage baut. Wenn auch der Gang der Schlußfolge verſchieden iſt, aus welchem der eine wie der andere Schriftſteller zu dem Reſultate, daß die oberſte Staatsgewalt nur im Bereiche des Rechtes Befugniſſe üben darf, gelangt, ſo kommen doch alle vorſtändige Unterſuchungen über das Weſen der Staatsgewalt auf demſelben Punkte zuſammen. In jedem vorliegenden Falle bleibt es ſchwierig, oft unmöglich, nach dem Rechtsprincipe den Moment zu beſtimmen, wo als entſchieden anzunehmen iſt, daß die oberſte Staatsgewalt dem Staatszwecke entgegenhandelt; denn die Verflechtungen der Wirkſamkeit des Staates ſind unendlich. Ferner kann man über den Staatszweck im Allgemeinen ſehr wohl im Reinen ſein, und dennoch im völligen Widerſpruche ſtehen über Das, was der Staatszweck in einzelnen Fällen fodert, woraus die größte Verſchiedenheit der Meinung, wenn eigentlich dem Staatszwecke entgegengehandelt wird, entſpringen muß, ohne einmal zu erwähnen, daß die Beurtheilung der Erfüllung des Staatszweckes nach Materie und Form immer ſchwankender wird, je mehr man ſich geneigt fühlt, nicht der Regierung, ſondern der Nation ſelbſt darüber die letzte Entſcheidung vorzubehalten, ohne dieſe Befugniß nach eigentlichen Rechtsformen beſchränken zu können. Was hier Hr. v. Strombeck durch Herbeiziehung der Polizei zu erreichen ſucht, glaubt Hr. Jürgens durch Recurs auf den Ausſpruch der Moral zu erlangen, ohne zu verhehlen, daß Recht, Politik und Moral in gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit nicht im Stande ſind, genaue Beſtimmungen über den Eintritt des äußerſten Falles (den des gemeinſamen Widerſtandes) zu geben. Er weiſt darauf hin, daß „was rechtliche Beſtimmungen unbeſtimmt laſſen, der Willkür (dem Schickſale), was Pflichtgebote, dem Gewiſſen (der über daſſelbe gebietenden Sittlichkeit) anheimfällt" (S. 27). Was hier beigebracht wird über die Unzulänglichkeit der Bürgſchaft des Volksglückes in der ruhigen Perſönlichkeit des Regenten, oder in der Volksvertretung durch kaſtenartige Landſtände, verdient ernſte Berückſichtigung. Auch kann man dem Verf. nicht abfallen, wenn er behauptet, die Veranlaſſung aller neuen Revolutionserſcheinungen liege darin, daß die zeitgemäße, dem Bedürfniſſe entſprechende Fortbildung der Verfaſſung verhindert ſei, und hinzufügt: „Die ganze Geſchichte der 50 letzten Jahre, von Joſeph II. bis auf unſere Tage, läßt ſich auf einen Kampf der Privilegirten für hiſtoriſches Recht und gemeinſchädlichen Beſitz, und der Völker für die Herbeiführung eines, den gemeinen Bedürfniſſen und Intereſſen gemäßen, mit jenem Beſitze unverträglichen Rechtszuſtandes zurückführen". Die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen zu einer dem Culturzuſtande des deutſchen Volkes entſprechenden Staatsverfaſſung wird auf das Ueberzeugendſte dargethan, wogegen man weniger Befriedigung findet rückſichtlich der Beantwortung der hieran ſich unmittelbar reihenden Fragen. Am wenigſten ſcheint der Verf. in ſeiner Sphäre zu ſein, wenn er auf Gegenſtände, wie die der Beſteurung (S. 75) zu reden kommt; dagegen ſtimmt jeder dem Parteiwahnſinne nicht Anheimgefallene darin mit dem Verf. überein, daß Friede und Glück ſei, wo Gerechtigkeit iſt. „Dieſe iſt", ſo lautet ſein Glaubensbekenntniß, „die einzige Tugend, welche uns fehlt. Wir wollen keine (Regenten-) Gnade, wir wollen Gerechtigkeit. Gnade gehört blos für Verbrecher, und meiſtens ſind Könige ungerecht, wo ſie gnädig ſind. Wer den Begriff der Gnade zuerſt ins bürgerliche Leben und an die Stühle der Fürſten getragen hat, ſoll verdammt ſein, von bloßer Gnade zu leben: vermuthlich war er ein Menſch, der mit Gerechtigkeit nichts fodern konnte" (S. 87). Auch verdienen viele ſeiner Fingerzeige ernſte Berückſichtigung zur Verbeſſerung des Staatslebens und zur harmoniſchen Verbrüderung deſſelben mit dem Volksleben; ſo, wenn er ſagt: „Zwei Fehler ſind es vor Allen, die bei vorzunehmenden Reformen, beſonders bei uns in Deutſchland, ihrer Heimath (!!), ſorgfältig zu vermeiden ſind: die Halbheit und die Langſamkeit. Man kann darauf zählen, wenn bei uns eine Stimme Raſchheit, Energie, That, an die Stelle des Zauderns, ewigen Anſchickens und Redens und Schreibens verlangt, daß man ſogleich Ach und Zeter ſchreien und von allen Seiten ein ermüdendes und nicht eher endendes Einpredigen von Weisheit, Mäßigung, Ordnung und Beſonnenheit hört, bis das Alles überflüſſig wird, weil der rechte Zeitpunkt

zum Handeln vorüber ist" (S. 149). Gleichzeitig verschweigt der Verf. nicht, daß es schwer sei, zu beurtheilen, was einem Volke unter verwickelten Zeitverhältnissen Noth thut und frommen mag; und so mag mit der Anerkenntniß, daß nur wahre innige Liebe zum Vaterlande und für Wahrheit, Recht und Freiheit seine Feder führt, diese Reihefolge werthvoller Betrachtungen allen das Beste der Menschheit ernstlich Erwägenden nochmals empfohlen sein.

In Nr. 11 macht Hr. Steinacker sich zum Organ der Wünsche der Braunschweiger, indem er bei den bevorstehenden landschaftlichen Verhandlungen die Verbesserung der Volksvertretung in nähere Erwägung stellt. Es hat sein Gutes, wenn viele einsichtsvolle und wohlgesinnte Männer Staatsangelegenheiten aus *ihrem* Standpunkte beleuchten, und nichtig ist das Vorgeben Derjenigen, die behaupten, durch solche schriftstellerische Mittheilungen würden Unzufriedenheit säende Wünsche im Volke, welches sich bis dahin recht behaglich gefühlt, erst geweckt. Doch geben wir auch dem Verf. im Allgemeinen nicht zu, daß es „die bitterste Ironie sei, den bisherigen Zustand des Volkes einen behaglichen zu nennen". Wichtig ist die Behauptung: „daß die vaterländischen Angelegenheiten (die braunschweigischen nämlich) nicht zu dem Punkte einer schreckenden Explosion geführt haben würden, wenn es den Ständen nicht an einer innigen Verbindung mit dem Volke, an Kraft und Nachdruck gefehlt hätte". Die Mangelhaftigkeit der Volksvertretung nach der gegenwärtigen Verfassung der Landschaft (sie besteht aus 78 Rittergutsbesitzern, 19 Abgeordneten der Städte, 13 Prälaten und 19 erwählten Freisassen) wird gezeigt, ohne daß die Principien der Volksvertretung näher bezeichnet werden. Soll bei derselben das Grundeigenthum und eigentliche Bürgerthum, oder das höhere Princip geltendgemachter Intelligenz und des daraus erwachsenden Volksvertrauens Wahlfähigkeit begründen, ohne alle weitere Berücksichtigung der Standesverhältnisse? Inwiefern ist dazu Deutschland und besonders Braunschweig reif? Nach der Ansicht des Ref. ist nur Ein Stand, als solcher, von jeder directen Theilnahme der Volksvertretung auszuschließen; dieses ist der der Advokaten; denn je mehr dieser Stand sich im Ganzen, wie in der einzelnen Person seinem Ideale nähert, um so mehr hat er einen Amtsberuf zur speciellen Rechtsvertretung, welcher durch Wahrnehmung der Nationalvertretung nur gestört wird; und je mehr er sich von jenem Ideale entfernt, um so mehr mischt der Advokat Streitlust und Rabulisterei in die landständischen Berathungen.

Nr. 12 ist nicht in den Buchhandel, jedoch ins Publicum gekommen, weshalb wir keinen Anstand nehmen, hier dieser Vertheidigungsschrift zu gedenken. Hr. v. B. ward vom Herzoge Karl zur einstweiligen Uebernahme des durch Schmidt-Phiseldeck's Verabschiedung erledigten Portefeuille des herzoglichen Staatsministeriums berufen und unterzeichnete in diesem Verhältnisse mehre herzogliche Cabinetsbefehle, welche dem Besten des Staats zuwiderwaren und die Landesverfassung, zu welcher er als Beamter, und besonders Mitglied des engern Ausschusses der Landschaft verpflichtet war, verletzten. Der engere Ausschuß trug unterm 29. Dez. 1830 beim Herzog Wilhelm darauf an, die Einleitung einer Untersuchung gegen den v. B. zu verfügen. Ein herzogliches Rescript vom 3. Jan. d. J. an den Angeschuldigten gab die Veranlassung zu vorliegender „Verantwortung". Die summarisch angegebenen Beschuldigungen sind, „daß v. B. seinen feierlich auf die erneuerte Landschaftsordnung und das Schuldenedict vom 1. Mai 1794 geleisteten Eiden zum Hohne (???), die Verordnung vom 28. Januar v. J., die Einsetzung eines Finanzcollegiums betreffend, vom 20. März v. J., die Einsetzung eines Oberhofgerichts und eines Generalkriegsgerichts betreffend, das Verbot an die herrschaftlichen Diener, welche zugleich Landstände sind, an den ständischen Verhandlungen Theil zu nehmen, das Rescript vom 20. Nov. v. J. an die Mitglieder der ständischen Ausschüsse, worin die erneuerte Landschaftsordnung für ungültig erklärt wird, den Befehl an die vormalige herzogl. Kammer, die Zinsen der von der herzogl. Privatcasse bei ihr belegten Capitalien ordnungswidrig zu erhöhen, die Verfügung an dasselbe Collegium, die Creirung neuer Schuldverschreibungen auf die Kammercasse betreffend u. s. w., — durch seine Unterschrift vollzogen, ja sogar in unaufgefodert ausgearbeiteten schriftlichen Gutachten die Ungültigkeit der von ihm beschworenen Verfassung darzuthun suchte *und sich nicht scheuete, öffentlich die Ansicht zu vertheidigen, daß er sich für die unter seiner Unterschrift ergangenen Verfügungen des Ministeriums gar nicht verantwortlich halte*". Jeder dieser Punkte bedarf erst einer nähern Begründung und dann einer nochmaligen Vertheidigung, ehe ein Urtel, in welcher Form es auch sein mag, über die Sache abgegeben werden kann; doch scheint uns, aufrichtig gestanden, in dem letzten Anklagepunkte die Vertheidigung wider alle Anschuldigungen zu liegen, insofern nicht bewiesen werden kann, daß des Hrn. v. B. Ansicht von der Unverantwortlichkeit für seine Unterschrift gesetzlich strafbar ist. Ein, wie der Angeschuldigte, schon seit langen Jahren in höhern Beamtenstellen ruhmvoll lebender Mann muß um so schmerzlicher von harten Beschuldigungen, veranlaßt durch politische Aufregungen, betroffen werden, wenn er sich gestehen muß, durch Fügsamkeit gegen einen schlechten Fürsten, vielleicht in der löblichen Absicht, größere Gewaltthaten zu verhindern, manche Vorwürfe, wenn nicht verschuldet, doch veranlaßt zu haben. Während übrigens Braunschweig recht gut die eigentlichen staatsverbrecherischen Rathgeber des Herzogs Karl kennt und mit Verachtung bestraft, wird Hr. v. B. gegen im Dunkel ausgebreitete Anfeindungen am sichersten seine Vertheidigung durchzuführen im Stande sein, da mit der bestimmt ausgesprochenen Anklage ihm erst die Rechtfertigung möglich geworden ist. Nach diesen Beziehungen können auch die Schritte des engern Ausschusses der Landschaft, welche Hr. v. B. der Form nach ansicht, ihr wesentlich Gutes haben; aber in den, nach S. 56, dem Herzoge gemachten Anträgen, den Beschuldigten vorläufig der Dienstthätigkeit zu entsetzen und ihm seinen Gehalt zu entziehen, sieht man nur rechtswidrige Aufregung des

Parteigeistes. Mit der Verantwortlichkeit der Minister, als der Unverantwortlichkeit der Regenten ist es eine ganz eigne, so viel uns bekannt ist, noch in keiner Gesetzgebung genau bestimmte Sache. Je strenger jene genommen wird, um so näher liegt die Frage: „Was hat die Gesetzgebung gethan, um solche Minister, welche eingedenk ihrer Verantwortlichkeit den Regenten bei unerlaubten Gewaltstreichen, ihre Zustimmung und Mitunterzeichnung der Befehle versagen, zu schützen im Lebensunterhalte und in der Ehre?"

Bei der Beurtheilung der Handlungsweise entsetzter Minister findet gewöhnlich die Ansicht der dominirenden Partei mehr Gehör, als die des prüfenden Rechtes.

Das Hauptmoment der Vertheidigung des Hrn. v. B., wie sie hier geführt ist, bleibt die Behauptung, daß nach der braunschweigischen Verfassung die Contrasignatur des Ministers eine Beglaubigungsform der Ausfertigung sei, aus derselben aber für den Inhalt der Ausfertigung dem Minister keine Verantwortlichkeit erwachse, besonders wenn ihre Mitwirkung und Theilnahme zur Bewirkung des Regentenbeschlusses nicht einmal juridisch bewiesen werden kann.

Uebrigens ist es Hr. v. B. sich selbst schuldig, seine meine Rechtfertigung öffentlich zu führen, am besten durch eine fremde Feder, denn so gut auch hier die Lehrverhältnisse dargestellt sind, so fehlt doch dem Ganzen die lichtvolle Präcision, welche auch die gewandtesten Sachführer leicht einbüßen, wenn ihre Persönlichkeit hart angegriffen wird. 188.

Correspondenznachrichten.

Karlsruhe, Juni 1831.

— — — Baden zählt 5 Zeitungen: 4 deutsche und eine französische; es ist aber nicht möglich, daß diese Institute gedeihen können, wenn die Censur in dem Maße fortdauert. Die „Karlsruher Zeitung" war lange Zeit das Urlicht der Politik für Baden und hieß deshalb auch früher die „Badische Staatszeitung". Sie hatte lange Jahre das Privilegium, die einzige dazu Gelichen zu sein. Auf dem Landtage von 1819 wurde der Antrag gestellt, den größern Städten auch das Zeitungsprivilegium zu geben; es geschah: in Freiburg, Manheim und Konstanz erschienen politische Blätter. Die karlsruher Collegin blieb zwar immer noch die Säugamme für die Kindlein, und es that Noth, ihnen Windeln unterzuschlagen, wenn man sich nicht beschmutzen wollte. Es mochte um das Jahr 1824 sein, da begann ein neuer Redacteur der „Karlsruher Zeitung" einen neuen Lebenshauch einzuathmen; der Mann machte sich, statt eines liberalen Namens, einen Luftballon, und flog, freiwillig gezwungen, alsbald über die Grenze. Von dieser Zeit an wurde diese Zeitung in der That ein ganz nichtswürdiges Zusammengeschreibsel des albernsten, gedankenlosesten Absolutismus. Als Censor stand ihr vor ein Favorit des verstorbenen Großherzogs, ein gewisser Major v. Hennenhofer, bekannt an vielen deutschen Höfen, eingeweiht in die Künste der Diplomatie, selbst leitend die diplomatischen Angelegenheiten Badens, später als Director der diplomatischen Section des Ministeriums des Auswärtigen. Don Miguel und sein Bob war ein stehender Artikel, nachdem dieser Gottprinz, von dem zarten Gefühle der Sympathie getrieben, eine kurze Zeit hier verweilt hatte. „Portugal wird unter diesem vortrefflichen Prinzen zu frischem Leben erblühen", rief der Censor in einem Artikel nach, dem man schon von vorne herein den portugiesischen Verdienstorden absah; doch siehe da! Portugal erblühte von Blut gedüngt und der Orden blieb aus, weil der milde portugiesische Sämann zu viel Ungeziefer auf seinen Feldern tödten mußte. Wie bei Don Miguel — so gings überall; je schlechter Einer war, desto mehr wurde er gelobt, denn von dem Andern gespendeten Lobe fällt immer etwas auf den Spender zurück. Auf diese Art trieb die „Karlsruher Zeitung" ihr Unwesen fort und bekümmerte sich um Besprechung vaterländischer Angelegenheiten gar nichts. Man hatte immer gehofft sie würde unter des milden Leopolds Regierung eine bessere Gestalt annehmen. Vielleicht geschieht es jetzt; der Censor hat seine Stelle niedergelegt und ist in den Ruhestand getreten, nachdem er durch einen Aufsatz in dem zu Stuttgart erscheinenden Blatte: „Der Hochwächter", dazu gezwungen worden war. Hoffentlich wird sich diese Zeitung der Residenz Badens den Spottnamen: Der karlsruher Freimüthige, jetzt in einen Ehrennamen zu verwandeln suchen.

Das gleiche unglückliche Censurschicksal waltete über dem „Journal universel", einer in französischer Sprache geschriebenen Zeitung, die seit dem 1. Jan. d. J. hier erscheint und besonders auf die Menge der Franzosen berechnet ist, die längere oder kürzere Zeit in unserm schönen Lande zubringen. Die Müller'sche Verlagshandlung hat sichs viele Mühe kosten lassen, ihrem Unternehmen Nachdruck zu geben; sie hat deshalb theure Verbindungen eingeleitet, wodurch sie die Nachrichten aus Frankreich, namentlich aus Paris um 24 Stunden früher erhält. Die Redaction kam mit dem vielberüchtigten Censor auch bei dieser literarischen Anstalt in Reibungen und das Blatt erschien einmal sogar mit weißen Spalten. Die Engherzigkeit dieses nun abgedankten Censors soll den ersten Grund zu dem Aufsatze in dem „Hochwächter" gelegt haben, worin dem besagten Herrn insbesondere Censurfrevel und Entweihung des Briefgeheimnisses zum Vorwurfe gemacht worden sind. Im Uebrigen halten wir das Unternehmen einer franz. Zeitung in Deutschland für ein zeitgemäßes; die theuern franz. Originalzeitungen können nur Wenige halten, es erscheint viel Falsches und nicht allein über vaterländische, sondern vorzüglich über ausländische Angelegenheiten viel Unwahres, Falsches und Absurdes in ihnen; es ist daher dienlich, diese Blätter zu läutern und das Gute in ein Blatt zu vereinen.

Die „Manheimer Zeitung" trägt ihren Namen nur uneigentlich, denn sie erscheint seit einem Jahre in Heidelberg. Der Redacteur ist unbekannt, und das ist das Beste an ihm. In neuester Zeit hat sich diese Zeitung, nachdem sie vorher nur mit dem Raube sich abgab, einige Originalität beigelegt; sie begann nämlich das Nächstliegende zu besprechen; jedoch zeigte sich bald, daß es mit der guten Sache nicht so ernstlich gemeint war, und als erst der Landtag eröffnet war, warf sie die Maske ab, in offener Fehde gegen die Stände kämpfend. Den Anstoß dazu gab Welcker, indem er in seiner Motion wegen Preßfreiheit die Stelle hervorhob, wo in der „Manheimer Zeitung" den Russen ein kleines Loblied gesungen wird; hierüber trat bei der Manheimerin Erbitterung ein. So viel man erfährt, ist der saubere Verf. der meisten Artikel — sie sind mit H. T. unterschrieben — ein verunglückter Deputirter, der, geziert mit dem Titel eines Ritters, sich in den Geruch der Liberalität zu bringen strebte, indem er sich unter den Volksdeputirten auch als Volkshirt aufzuführen gedachte — eingedenk der Jahre 1825 und 1828 und seines damaligen Collegen und jetzigen Leidensbruders. Wodurch sich die „Manheimer Zeitung" ferner der karlsruher nähert, ist, daß sie über die Siege des Absolutismus alsbald ein Tedeum absingt; trotz dem haben die armen Polen ihr die Freude noch nicht gegönnt, ein Grabeslied zu singen; sie hat uns bis jetzt noch nicht erklärt, wie es möglich ist, daß die philanthropischen Russen seit 6 Monaten immer siegen und doch nicht anders vom Flecke kommen als rückwärts. Die Betrachtung über diese Zeitung stößt Mitleid ein; allein weit gefehlt ist, wenn man glaubt, es spreche aus ihr die öffentliche Meinung. Lächerlich und kindisch sind die Ehrentempel, die von diesem

Blatte unsern hochseligen Ministern von Berkheim und Berstett erbaut werden; wahrscheinlich hat die nun ebenfalls hochselige Hand den Januskopfe noch den letzten Liebesdienst erwiesen!

Die „Freiburger Zeitung" zeichnet sich vor den übrigen dadurch aus, daß sie in neuerer Zeit die landständischen Verhandlungen historisch vollständig bringt, was die übrigen Zeitungen Badens nur sehr spärlich und aphoristisch thun; kritisch können diese Verhandlungen auch nicht wohl geliefert werden, wenn wir die badische Zeitungscensur betrachten. Der „Freiburger Zeitung" bestes Lob ist das, daß sie vom Auslande referirt, ohne eine Parteilichkeit für das System der Rückschritte an den Tag zu legen.

Von der „Konstanzer politischen Zeitung" läßt sich nicht viel sagen; sie bringt der Neuigkeiten so viele und so rasch, daß es uns längst gewundert hat, von ihr noch nicht vernommen zu haben, daß Huß in Konstanz verbrannt wurde.

Seit einigen Monaten hat sich ein Blatt angekündigt, welches unter dem Namen des „Badischen Merkurs" in Karlsruhe erscheint. Dem Prospectus zufolge ist es keinem politischen Zwecke gewidmet, sondern hat sich die Besprechung vaterländischer Angelegenheiten vorzüglich zur Aufgabe gesetzt, ein Vorhaben, das gewiß sehr löblich ist. Von dem Erreichen dieses Zweckes läßt sich bis jetzt noch nicht viel Rühmens machen; es hat sich noch kein bestimmter Charakter, keine Haltung ausgesprochen; doch muß bemerkt werden, daß auch schon sehr freie Aeußerungen über die Regierung darin vorkamen, wobei man sich nur zu verwundern hat, daß in Baden noch keine Revolution ausgebrochen ist. Die Censur dieses Blattes wurde dem Geh.-Rath v. Weiler, Mitglied des Staatsministeriums, anvertraut; man sagte schon vor Eröffnung des Landtages, derselbe sei mit Ausarbeitung eines Preßgesetzes beauftragt. Von Seiten der zweiten Kammer wird mit aller Macht an Emancipation der Presse getrieben. Wenn wir jedoch die Aengstlichkeit betrachten, mit welcher die Censur fast überall in Deutschland geübt wird, dann fällt uns bei, was Royer-Collard in seiner „Rede gegen das Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit" bemerkte: „Es liegt in dem innern Wesen aller Censuranstalten der Sinn, daß der Schöpfer am großen Schöpfungstage unklug gewesen sei, den Menschen frei und einsichtsvoll in das Weltall ausgehen zu lassen. Daraus entstanden Irrthum und Sünde. Die höhere Weisheit der Censurordnung macht den Fehler der Vorsehung gut, beschränkt die unkluge Liberalität derselben, und leistet der nun auf eine weise Art zugestutzten Menschheit den Dienst, sie endlich zu der glücklichen Unschuld des Viehs zu erheben".

Man spricht immer davon, es werde die Preßfreiheit gefodert; nein! es ist nur zurückgefodert, was entzogen wurde: „Die Freiheit des menschlichen Gedankens und seiner Mittheilung" — wie der Deputirte Duttlinger in seinem Berichte über den Welcker'schen Antrag auf Preßfreiheit wahr sagte. 174.

Notizen.

Die Gesellschaft der Freunde von Guatemala.

Nichts konnte den Sklavenseelen, welche in unserm alten Europa noch beinahe überall die Majorität bilden, erwünschter kommen, als die innern Uneinigkeiten und Unruhen in den neuen Republiken des spanischen Amerika. Jetzt war es heller bewiesen als der Tag, daß der Mensch nicht zur Freiheit, sondern zur Unterwürfigkeit geboren sei; denn es wurde in Ländern, welche durch die Unterdrückung von Jahrhunderten der Freiheit entwöhnt waren, Mißbrauch von der neu gewonnenen Freiheit gemacht. Nun wollen wir nicht leugnen, daß, wie in allen Dingen der plötzliche Uebergang von dem einen Extrem zu dem andern seine Nachtheile hat, so auch in der politischen Verfassung eines Staates nicht ohne Gefahr die unbeschränkteste Freiheit mit einem Schlage an die Stelle der drückendsten Sklaverei gesetzt werden kann. Wer aus einem dunkeln Raume plötzlich an das Licht tritt, fühlt sich geblendet und taumelt wie ein Betrunkener; aber nur Eulen werden daraus folgern, daß das Licht überhaupt schädlich und für den Menschen nicht gemacht sei. Wie Betrunkene taumelten in den südamerikanischen Freistaaten die befreiten Sklaven gegeneinander; aber allmälig fangen sie an sich an die Freiheit zu gewöhnen; und wir zweifeln nicht, nachdem die Erfahrung weniger Jahre sie belehrt und gereift hat, werden sie, wenn auch in anderer eigenthümlichen Art, der Welt ein ebenso würdiges und erfreuliches Beispiel der Anerkennung und der Entwickelung des angeborenen Adels der Menschennatur darbieten, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon jetzt beweisen, wenigstens in einem Punkte, die jungen Republiken eine entschiedene Ueberlegenheit über alle Nationen der alten Welt. Während in Europa der gebildete und unterrichtete Mensch verdächtig wird, sowie sein Vermögen an Geld und Gut nicht eine bestimmte willkürlich festgesetzte Höhe erreicht, kann in Amerika der Reiche nur dadurch das Vertrauen seiner Mitbürger gewinnen, daß er ihnen Beweise seiner wissenschaftlichen Bildung gibt; und geistige Auszeichnung ist ein Rechtetitel, der auf alle politischen Rechte, sowie auf alle Aemter Anspruch gibt. Auf der andern Seite müssen wir freilich gestehen, daß wissenschaftliche Bildung in den jungen Staaten noch selten genug ist, um ihr Bedürfniß fühlbar zu machen, während bei uns in den meisten Ländern die große Masse hinreichende Kenntnisse besitzt, um die Personen, die sie beherrschen, beurtheilen, ihre Dummheiten bemerken und signalisiren zu können. In Amerika können daher Vereine, welche den Zweck verfolgen, politische Kenntnisse zu verbreiten, nicht schaden; bei uns, wie man weiß, würden dergleichen Gesellschaften sich keiner besondern Gunst erfreuen. Merkwürdig bleibt es immer, daß gerade in einer der am wenigsten beachteten spanisch-amerikanischen Republiken, in Guatemala, nicht ein Verein von Einzelnen, sondern der Staat es übernommen hat, in der Sociedad economica de los amigos de Guatemala, eine Art von Akademie zu stiften, deren Aufgabe die Ausbildung und Verbreitung der Staatswissenschaft ist. Die Statuten dieser gelehrten Gesellschaft, sowie die Aufsicht über dieselbe gehen unmittelbar von der gesetzgebenden Versammlung aus; der gegenwärtige Präsident der Republik, Jose Delavalle, ist ihr Director, unter ihm der Vicedirector Juan Warundia, die Secretairs Francisco Valenzuela und Marco Dardon. Im November 1829 hielt die Gesellschaft ihre erste Sitzung, und bereits ist unter dem Titel: „Memorias de la sociedad economica de los amigos de Guatemala" der 1. Band ihrer Arbeiten erschienen; ihr Journal wird in Monatsheften herausgegeben, von denen das erste im April v. J. erschienen ist.

Chodźko und die Italiener.

Die „Histoire des legions polonaises en Italie" von dem Lithauer Leonard Chodźko wird mit Recht, als ein nicht unbedeutender Beitrag zu der Geschichte der großmüthigen Anstrengungen der Polen, zu einer Zeit, wo jede Hoffnung verloren schien, geschätzt. Ein Flecken in diesem Werke ist jedoch die Nichtachtung gegen die nationellen Interessen eines andern Volkes, das nicht weniger unglücklich als die Polen und vielleicht noch ungerechter verkannt ist, als die Polen vor ihrer letzten heldenmüthigen Erhebung dies waren. In mehren Districten von Mittel- und Unteritalien hatte sich die Bevölkerung gegen die eindringenden Franzosen zur Wehre gesetzt; Chodźko erzählt mit vielem Wohlgefallen, wie „das Bajonett der Republikaner die Erde von diesem Gesindel reinigt". Jeden Augenblick nennt er die Italiener Rebellen. Das römische, neapolitanische, toscanische Landvolk rebellirt gegen die Franzosen! Mit gleichem Rechte nannte Suwaroff auch die Polen Rebellen! 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Lebensversicherungsbank
für Deutschland.

Auf Oeffentlichkeit und Gegenseitigkeit im Jahr 1827 gegründet.
Eröffnet am ersten Januar 1829.
Sammelte in zwei Jahren einen Reservefonds von 98891 Thlr., und
Einen Sicherheitsfonds von 72937 Thlr.
Erspart wurden zum Besten der Theilhaber bereits 41108 Thlr.
Am 1. Juni 1831 war:
Die Gesammtsumme der Versicherungen 3,608900 Thlr.
Der Gesammtfonds der Bank 301081 Thlr.
Die Zahl der Versicherten 1895.

Bankvorstand zu Erfurt, Gotha und Weimar.

Hr. Steuerrath Krause in Erfurt, Dirigent.
» Regierungssekretair Straube in Erfurt.
Hr. Oberkonsistorialdirektor Peucer in Weimar.
» Geheimregierungsrath Stieler in Gotha.

Bankdirektor.

Hr. Rath E. W. Arnoldi in Gotha.

Bankarzt.

Hr. Medizinalrath Dr. Buddeus in Gotha.

Die Lebensversicherungen sind Maaßregeln der Vorsicht gegen die Wechselfälle des menschlichen Lebens. Sie dienen dem Familienvater, um den Seinen, auf den Fall eines frühen oder plötzlichen Todes, ein Kapital zu sichern, dem Geschäftsmann, um sich Kredit oder Gewährsleute zu verschaffen, dem Kaufmann, um Verlusten bei Darlehen oder Forderungen vorzubeugen. Diese Hülfsmittel auf dem mindest kostspieligen und sichersten Wege den Bewohnern der deutschen Staaten zu gewähren, war die Absicht der Begründer der Lebensversicherungsbank.

Sie ist minder kostspielig für die Versicherten als alle andern bis jetzt bestehenden Anstalten. Alle Personen, welche sich selbst oder einen Andern bei der Bank auf Lebenszeit versichern, sind Theilhaber der Anstalt. Ihnen gehören alle sich ergebenden Ueberschüsse; einem jeden unter ihnen werden dieselben entweder an seinen Beiträgen zu gut gerechnet oder baar ausgezahlt werden. Bei den auf kaufmännische Spekulazion gegründeten Anstalten nehmen die sogenannten Aktionaire entweder den ganzen Ueberschuß für sich, oder sie lassen den Versicherten, denen keine Rechenschaft abgelegt wird, nur einen Theil desselben zukommen.

Sie steht auf einer festen Grundlage, dem gesetzlichen Verband ihrer Mitglieder. Die Erfahrung von mehr als einem halben Jahrhundert spricht für diese Grundlage; unter allen englischen Anstalten ist das Vorbild der Bank, die auf Gegenseitigkeit beruhende Equitable die älteste, angesehenste und reichste. Außerdem steht der Lebensversicherungsbank ein fortwährend anwachsender Reserve- und Sicherheitsfonds zu Gebote, wovon ersterer für den künftigen wahrscheinlichen Bedarf, letzterer bei außerordentlichen Fällen eine mehr als ausreichende Sicherheit darbietet. Der Sicherheitsfonds wird allmählig, so wie etwas davon entbehrt werden kann, den Banktheilhabern zurückgegeben, womit, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon im Jahr 1834 der Anfang gemacht und den Versicherten somit eine beträchtliche Erleichterung in den Beiträgen wird gewährt werden.

Sie ist unzugänglich für Eigennutz und Willkühr. Die Oeffentlichkeit der Verwaltung, die jährliche genaue Rechnungsablegung vor dem ganzen deutschen Publikum ist die beste Bürgschaft dafür. Nur Versicherte haben Stimme bei der obern Leitung der Anstalt und diese werden aus drei verschiedenen deutschen Staaten gewählt.

Die Lebensversicherungsbank ist für ganz Deutschland und ganz für Deutschland berechnet. Agentschaften derselben sind fast in jeder bedeutendern deutschen Stadt; ihre Zahl beträgt über dreihundert. Die Agenten ertheilen jede gewünschte nähere Auskunft über das Wesen und

die Bedingungen der Anstalt, und vermitteln den Abschluß der Versicherungen. Eine ganz Deutschland umfassende Anstalt muß aber nothwendigerweise festere Stützpunkte gewinnen, und zu einer höhern Entwickelung gelangen als andere, die für einzelne deutsche Staaten berechnet sind. Das Bürgerrecht in allen deutschen Landen erwirbt sie besonders dadurch, daß sie die empfangenen Gelder in den Ländern, woher sie stammen, so viel immer thunlich wieder ausleiht, daher sie für jeden Staat gleich einer ihm eignen Anstalt handelt.

Abgehende Theilhaber der Bank erhalten gegen Zurückgabe der Policen eine Entschädigung aus dem Reservefonds nach Verhältniß der eingezahlten Beiträge. Dieß wird besonders Militairpersonen, wenn die Theilnahme an einem ausbrechenden Kriege sie zum Ausscheiden aus der Anstalt veranlaßt, zu Statten kommen. Abgehende Mitglieder behalten überdieß eben so, wie die Erben Verstorbener, Anspruch auf Vergütung des eingezahlten Antrittsgelds und der Dividende für die Jahre ihrer Mitgliedschaft.

Auch als Wittwenkasse kann die Lebensversicherungsbank mit Vortheil benutzt werden. In sehr vielen Fällen wird der Wittwe ein Kapital willkommner seyn und nützlicher werden als ein Jahrgehalt. Die Bank hat keine Probejahre wie die meisten Wittwenkassen; sie bezahlt die volle versicherte Summe, wenn auch der Versicherte schon im ersten Jahre sterben sollte. Bei ihr gehen auch nicht, wie bei Wittwenkassen der Fall ist, die Beiträge verloren, wenn die Frau vor dem Manne stirbt. Es steht diesem in einem solchen Falle frei, die Beiträge fortzuzahlen und das Kapital bei seinem Tode einem Andern zu bestimmen, oder seinen Versicherungsschein, gegen Entschädigung aus dem Reservefonds, der Bank zurück zu geben.

Außerdem gewähren die Versicherungen bei der Bank noch mehrere eigenthümliche Vortheile:

Bei Anmeldungen zur Versicherung wird keine Vorausbezahlung verlangt.

Es können Summen von 300 Thlr. bis 7000 Thlr. versichert werden.

Wenn der Aufzunehmende sich nicht für die Lebensdauer versichern will, so kann die Versicherung nach seinem Belieben auf 1 bis 10 Jahre abgeschlossen werden.

Versicherungen auf das Leben eines Andern erheischen nur vor ihrem Abschluß, aber nicht nach dem Tode des Versicherten die Nachweisung eines bestehenden Interesses.

Bei Bezahlung der jährlichen Beiträge werden dem Versicherten, wenn er es wünscht, vier Wochen Frist gestattet.

Vorausbezahlung von Prämien auf mehrere Jahre kann bei der Bank Statt finden, und dieselbe vergütet dabei für jedes Jahr drei Prozent Rabatt.

Die Versicherungsscheine können beliebig cedirt werden.

Die Zahlungen bei Todesfällen geschehen an den Inhaber der Police; die bei andern Gesellschaften erforderlichen, immer kostspieligen und oft schwierigen Beweise über das Eigenthumsrecht an den Policen werden bei der Bank nicht verlangt.

Jährliche Beiträge für 100 Thlr. Versicherungssumme.

In Preuß. Thlrn. zu 80 Silbergroschen.

Alter.	Auf Lebenszeit.			Auf 5 Jahre.			Auf 1 Jahr.			Alter.	Auf Lebenszeit.			Auf 5 Jahre.			Auf 1 Jahr.		
Jahre.	thlr.	sgl.	spf.	thlr.	sgl.	spf.	thlr.	sgl.	spf.	Jahre.	thlr.	sgl.	spf.	thlr.	sgl.	spf.	thlr.	sgl.	spf.
15	1	25	6	0	25	11	0	24	3	38	3	6	2	1	20	8	1	20	0
16	1	26	11	0	26	9	0	25	2	39	3	8	9	1	21	0	1	20	4
17	1	28	6	0	27	7	0	26	0	40	3	11	7	1	21	6	1	20	8
18	2	0	0	0	28	6	0	26	10	41	3	14	7	1	22	3	1	21	0
19	2	1	4	0	29	7	0	27	7	42	3	17	10	1	23	6	1	21	5
20	2	2	11	1	0	10	0	28	5	43	3	21	3	1	25	3	1	21	9
21	2	4	5	1	2	2	0	29	2	44	3	24	10	1	27	8	1	23	0
22	2	6	0	1	3	9	1	0	9	45	3	28	10	2	0	8	1	24	4
23	2	7	6	1	5	3	1	2	3	46	4	3	0	2	4	2	1	27	5
24	2	9	0	1	6	8	1	3	9	47	4	7	5	2	7	7	2	0	6
25	2	10	8	1	8	0	1	5	4	48	4	12	0	2	11	3	2	3	10
26	2	12	3	1	9	2	1	6	11	49	4	16	11	2	15	0	2	8	2
27	2	13	10	1	10	2	1	8	6	50	4	22	0	2	18	8	2	11	9
28	2	15	6	1	11	1	1	9	4	51	4	27	2	2	22	6	2	14	8
29	2	17	2	1	12	2	1	10	3	52	5	2	11	2	26	9	2	18	8
30	2	19	0	1	13	5	1	11	1	53	5	9	0	3	1	1	2	22	10
31	2	20	11	1	14	8	1	12	1	54	5	15	5	3	5	8	2	26	4
32	2	22	11	1	16	0	1	13	0	55	5	22	3	3	10	7	3	1	0
33	2	24	11	1	17	4	1	14	9	56	5	29	6	3	15	5	3	6	0
34	2	26	11	1	18	4	1	16	5	57	6	7	4	3	20	6	3	10	4
35	2	29	1	1	19	2	1	17	6	58	6	15	9	3	26	4	3	15	10
36	3	1	4	1	19	10	1	18	7	59	6	24	11	4	2	7	3	21	0
37	3	3	8	1	20	4	1	19	7	60	7	4	10	4	9	6	3	25	4

Gotha, 1831.

Das Bureau der Lebensversicherungsbank.

☞ Wenn ein Versicherter an der Cholera sterben sollte, so wird die Bank, wie es sich von selbst versteht, ihre Zahlungsverbindlichkeit in gleicher Maaße erfüllen, als wenn er an irgend einer andern Krankheit gestorben wäre.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 191. — 10. Juli 1831.

Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit der Entſtehung bis auf die gegenwärtige Zeit, von Karl Panſe. Erſter bis vierter Band. Berlin, Rücker. 1830. 8. 4 Thlr.

Wenn man bedenkt, daß der gegenwärtig ſo rege Eifer für hiſtoriſche Forſchung ſich auch auf die Geſchichte der einzelnen Beſtandtheile des preußiſchen Staates gewandt, daß er allerdings manche höchſtſchätzbare Reſultate für einzelne Theile ſchon zu Tage gefördert hat, daß dieſe Erzeugniſſe aber zugleich die Mangelhaftigkeit der Kenntniß anderer Theile erſt recht ſichtbar gemacht haben: ſo möchte man wol die Frage aufwerfen, ob es jetzt an der Zeit ſei, eine Geſchichte des geſammten preußiſchen Staats zu ſchreiben, oder ob es beſſer ſei, ein ſolches Unternehmen zu verſchieben, bis die nur einzeln vorhandenen Grundſteine zu einer zuſammenhängenden Grundlage vervollſtändigt worden ſind. Für das Letztere wird man ſich unbedenklich entſcheiden müſſen, wenn eine Darſtellung beabſichtigt wird, welche zugleich durch ihren Gehalt, wenn auch nicht auf immer, doch auf Jahrzehende genügen ſoll; für das Erſtere dagegen, wenn entweder ein Ueberblick des Ertrags der bisherigen Forſchungen oder eine Darſtellung bezweckt wird, welche allerdings auch belehren, aber zugleich und vornämlich durch gefällige Form unterhalten will, und zwar den größern Kreis gebildeter Leſer.

Der Verf. des vorliegenden Werks ſpricht ſich zwar in den bisher erſchienenen Bänden nicht ſelbſt über Zweck und Beſtimmung deſſelben aus; erſt am Ende wird er in einer beſondern Nachſchrift ſich über die Grundſätze, die ihn leiteten, und über einige andere Umſtände näher erklären, und er beſchränkt ſich jetzt auf die Mittheilung, daß, als er es übernommen habe, die Geſchichte des preußiſchen Staats zu ſchreiben, es nicht ohne vorausgegangene langjährige Beſchäftigung mit dieſem Stoffe geſchehen ſei; allein, der ganze Charakter ſeines Werks ſpricht es auf das deutlichſte und beſtimmteſte aus, daß er die beiden der ebenangedeuteten Tendenzen vornehmlich feſtgehalten und verfolgt hat; und die Beurtheilung hat ſonach lediglich darnach zu fragen, ob derſelben genügt iſt. Indem wir dieſe Frage ohne Bedenken bejahen, können wir nicht umhin, auch zugleich eines Uebelſtandes zu gedenken, welcher zum Theil durch das zu weitgehende Verfolgen jener Tendenz herbeigeführt wird. Der Verf. fand nämlich, daß ſein Stoff, beſonders in den frühern Zeiten, nur ein beſchränktes Intereſſe habe; er fühlte ſich ſelbſt auf dem engbegrenzten Gebiete unbehaglich, er wollte dem Gegenſtande eine allgemeinere Bedeutung geben, indem er ihn mit bedeutenden, eine weitere Ausſicht eröffnenden und anziehendere Unterhaltung gewährenden Begebenheiten verknüpfte, und er gerieth ſo unvermerkt und allmälig auf den Abweg, in den Kreis ſeiner Darſtellung Manches hineinzuziehen, was dem Gegenſtande derſelben fremd iſt oder nur in loſeſter Verbindung mit demſelben ſteht. Dieſer Uebelſtand findet ſich beſonders häufig in den erſten 2 Bänden, welche die Geſchichte bis zum Jahre 1535 herabführen; nicht nur iſt Vieles in dieſelben aufgenommen, was einer allgemeinen Geſchichte des deutſchen Reichs angehört, aber nicht der Geſchichte Brandenburgs, ſondern es iſt der Geſichts- und Darſtellungskreis auch über Staaten ausgedehnt, deren Schickſale zumal bis zu dem genannten Jahre in gar keiner Beziehung auf den eigentlichen Gegenſtand ſtehen. Denn wem ſollte es nicht ungehörig erſcheinen, daß hier die Gründung der öſtreichiſchen Macht unter Maximilian I. und der ſpaniſchen unter den katholiſchen Königen entwickelt; daß der Schlacht bei Bosworth und der derſelben voraufgehenden Begebenheiten der engliſchen Geſchichte gedacht; daß, wenn auch nur beiläufig, der Vertrag der Einkünfte des Königs Heinrich VII. angeführt und Heinrichs VIII. Regierungsweiſe charakteriſirt wird. Dieſe Weiſe, einem Gegenſtande von geringerer Bedeutung allgemeineres Intereſſe zu geben, erſcheint aber um ſo unſtatthafter, als ſie ihrem Zwecke geradezu entgegenwirkt, indem der Leſer, von dem Verf. auf ein weites und freies Feld einmal hinausgeführt, nur ungern in den engern Kreis wieder zurückkehrt. Die richtigere, aber auch ungleich ſchwierigere Behandlung einer Specialgeſchichte muß ſolches fremden Schmuckes entbehren können und das Intereſſe für den Gegenſtand ſelbſt zu feſſeln ſuchen durch eine genaue, bis ins Einzelnſte gehende Entwickelung nicht ſowol der demſelben angehörigen Begebenheiten und Ereigniſſe, ſondern der verſchiedenartigen Zuſtände und Verhältniſſe; eine ſolche Geſchichte wird aber freilich von der Mark Brandenburg während des Mittelalters nur dann auf eine befriedigende Weiſe gegeben werden können, wenn der Zuſtand derſelben in

dieſer Zeit ſo gelehrt und vielſeitig unterſucht und dargeſtellt wird, wie es z. B. in der ſehr gehaltreichen, im vorigen Jahre erſchienenen Schrift: „Ueber die älteſte Geſchichte und Verfaſſung der Kurmark Brandenburg, insbeſondere der Altmark und Mittelmark", geſchehen iſt. Damit man unſere Aeußerungen aber nicht dahin misverſtehe, als habe der Verf. der vorliegenden Geſchichte die Zuſtände der frühern Zeiten gar nicht berückſichtigt, ſo müſſen wir bemerken, daß er beſondere Darſtellungen von dem Zuſtande Brandenburgs im Anfange des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts vor der Einführung der Reformation gibt; nur beziehen ſich dieſelben mehr auf die Sitten als auf die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe.

Die vornehmlich an den 2 erſten Bänden gerügte Aufnahme manches fremdartigen Stoffes beginnt indeſſen ſchon mit dem Anfange des 3. Bandes ſich zu verlieren, und ſie verſchwindet in demſelben Maße, als das Werk fortſchreitet und der Gegenſtand deſſelben an eigenthümlicher Bedeutung gewinnt. Der richtige hiſtoriſche Blick und das umſichtige Urtheil des Verfs. findet ſogleich im Anfange jenes Bandes an dem eigentlichen Stoffe Gelegenheit, ſich zu bewähren; das Verhältniß des Kurfürſten Joachim II. zu den beiden Religionsparteien, ſein ſchwankendes Vermitteln, ſeine allmälige Entſcheidung und die Gründe derſelben werden auf eine ſehr befriedigende Weiſe erörtert. Als die wichtigſte politiſche Folge der Reformation für Brandenburg wird die dadurch vorbereitete und herbeigeführte Erwerbung Preußens anerkannt:

Hatte das hohenzollerſche Geſchlecht (wird in dieſer Beziehung geſagt) auf dem kurfürſtlichen Stuhle bis jetzt (nämlich bis zu den Zeiten Joachims II.) Glück gehabt, ſo hatte es ſeinen Waffen wenig, ſeiner weiſen Berechnung der Umſtände und ſeinen Verträgen faſt Alles zu verdanken. Aber noch lagen alle Bereicherungen, die ihm im Laufe von anderthalb Jahrhunderten zu Theil geworden waren, innerhalb des Verbandes des deutſchen Reiches, und ſo ſehr alle Veränderungen, die dieſen Körper bisher getroffen hatten, nur für die Vergrößerung der Fürſtenmacht gearbeitet zu haben ſchienen, ſo mußte dieſe Stellung doch immer von Oeſtreich abhängig bleiben, ſo lange es dieſem Hauſe gelang, den Kaiſerthron zu beſetzen; ſie mußte noch ſchwankender werden, wenn es ihm nicht gelang. Das Gewicht Brandenburgs mußte daher in dem Grade ſteigen, je weniger es an dem baufälligen Reichskörper hing, und die letzte Stufe zur Souverainetät war einem glücklichen Enkel um ſo leichter zu erklimmen, je weniger es bei dem Reiche ſtand, es zu verhindern. Dieſer Weg öffnete dem Cabinette Joachims das Herzogthum Preußen; und wenn man bei dem Entwurf, die Kurlinie dorthin zu verſetzen, an nichts weiter gedacht haben mag als an Ländererwerb; wenn man es einem kommenden Erben überließ, eine tiefere Abſicht hineinzulegen, ſo war der Gedanke immer noch wichtig genug.

Der 4. Band, welcher aus Urſachen, die dem Geſagten leicht zu entnehmen ſind, der gelungenſte unter den bisher erſchienenen iſt, beginnt mit einer ſehr intereſſanten Schilderung des Zuſtandes der Marken, wie derſelbe ſich bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges entwickelt hatte; man lernt die verſchiedenartigen, theils im Kampf mitelnander begriffenen, theils ruhig oder gleichgiltig nebeneinander beſtehenden Elemente deſſelben kennen, ſowol die durch die Reformation angeregte freiere geiſtige Entwickelung, als auch die alte, zum Theil noch fortdauernde Gebundenheit des Geiſtes durch Aberglauben und Unwiſſenheit; ſowol feinere und edlere Sitte und einen heitern Genuß des Lebens als auch überkommene Rohheit im gegenſeitigen Verhalten und im Genießen; ſowol Verſchwendung und Pracht im äußern Erſcheinen, als auch Unbequemlichkeit, Geſchmackloſigkeit und ſelbſt widerwärtige Unreinlichkeit im häuslichen Leben. Alle dieſe Gegenſätze treten durch Zuſammenſtellung darüber ſprechender Thatſachen in einem lebendigen, anſchaulichen Bilde vor den Blick des Leſers, und Berückſichtigung der Staatsverwaltung, des Handels und der Induſtrie iſt über die Darſtellung des häuslichen, geſelligen und feſtlichen Lebens nicht verſäumt. Der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs iſt darauf nicht übermäßiger Raum, der bei Weitem größere Theil des Bandes aber, wie ſich gebührte, dem großen Kurfürſten gewidmet. In welchem Zuſtande dieſer die ihm überkommene Erbſchaft vorfand, wird mit wenigen, aber treffenden Zügen geſchildert; ſeine erſten Leiſtungen unter den vorhandenen harten Bedingungen, ſeine verwickelten Verhältniſſe und ſeine Intereſſen, ſein berechnetes, umſichtiges Benehmen in dem Kriege zwiſchen Polen und Schweden, welches zuletzt zum ſichern Beſitz der Souverainetät über Preußen führte, werden ſehr genügend entwickelt. In gleicher Weiſe werden darauf des großen Fürſten Bemühungen um das innere Gedeihen ſeiner Staaten gewürdigt, und mit Einſicht und in lebendiger Darſtellung die damaligen verwickelten politiſchen Verhältniſſe und Bezüge des europäiſchen Staatenſyſtems, die dadurch bedingte Stellung des Kurfürſten, ſeine Hoffnungen und Entwürfe, was er gethan, um dieſe auszuführen, und welche ungünſtige Verwickelungen ſie gehindert, erörtert; und alle dieſe Erörterungen bewähren von Neuem und ſehr beſtimmt das Talent und die Geübtheit des Verfs. für die Darſtellung politiſcher Verhältniſſe und Entwickelungen, welche ſeinem Werke einen eigenthümlichen Vorzug gibt. In der Anordnung des verſchiedenartigen Stoffes iſt das einfache und angemeſſene Verfahren beibehalten, welches von der Mark Brandenburg, als dem Kerne und Stammlande des preußiſchen Staates, ausgeht und die frühere Geſchichte der übrigen Beſtandtheile deſſelben dann einſchaltet, wenn ihrer Vereinigung mit jenem zu gedenken iſt. Den noch fehlenden Bänden können wir aber mit der Erwartung entgegenſehen, daß ſie in demſelben Maße das Intereſſe des Leſers ſteigern werden, als die erhöhte Bedeutung des preußiſchen Staats, beſonders ſeit ſeinem Eintritt unter die Hauptmächte Europas, den Verf. auf das weite hiſtoriſche Gebiet hinführt, auf welchem er ſich mit gleichem Talente und Behagen bewegt. 23.

Skizzen aus England, von Adrian. Erſter Theil. Mit 1 Kupfer und 2 Steindrucken. Frankfurt, Sauerländer, 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Maler der „Bilder aus England" gibt uns hier nun auch „Skizzen" aus dieſem Lande, obſchon ein recht gewiſſen-

…ndschaftsmaler mit diesem angefangen und mit jenen …gen habe würde. Doch, unsere Anzeige dieses Buches soll …e Landschafterei, sondern vielmehr ein dankbares Anerkennt…ß für die leichte, angenehme und lehrreiche Unterhaltung lie…, die uns der Verf. mit diesem Buche verschafft hat. Min… anschaulich und weniger naiv, als die „Briefe eines Ver…storbenen" geben diese „Skizzen" nicht weniger lebendige, detail…ch und anziehende Bilder als jene, und wir müssen aner…nen, daß die Kunst der Landschaftmalerei mit der Feder …ch diesen Schriften nicht unerhebliche Fortschritte gemacht …. Hr. Adrian faßt weniger die große Welt, als der Verf. …Kreise"; dagegen faßt er die gelehrten, die Mittelstände, …Stadt besser und treffender ins Auge. In seinen Land…schaftschilderungen ist er mehr Dilettant als Künstler, und in …r Farbengebung liebt er starke Contraste und grelle Far…n; aber er malt einzelne Portraits mit sprechender Treue …d so charakteristischen Zügen, daß man aus weiter Ferne er…nnt, wie sie im Leben sind. Sein Styl ist kunst…oser als der des Verfs. der „Briefe"; aber die schöne Hin…igung des leichten Sich-gehen-lassen, das jene auszeichnet, …lt ihm. Er hat es auf ein Kunstgemälde abgesehen und …r Effekt steht zuweilen neben der Wahrheit vorbei, welche …m seiner Skizzirt nie verfehlt. Die Kenntniß des Landes …m Leben etwa in gleichem Maße bei; doch umfaßt der …f. der „Briefe" eine größere Menge von Verhältnissen, …nnt Hr. Adrian einige besser kennt.

Nach dieser allgemein gehaltenen Beurtheilung wollen wir …ch einige Umrisse aus diesem Skizzenbuch be…rechen, welche uns als die anziehendsten und bedeutend…n erschien sah.

Der erste Abschnitt: „Das Dampfschiff Altwood", schildert die …ise von Rotterdam nach London. Der Verf. erlebt Ei…s, der nicht viel. Rec., der auf eben diesem Wege einen …ndigen Binnensturm bestand, kann seine „Schrecken" nur …ndern finden; Andern werden sie gefallen, wiewol er keine …ahr, wie jener, neben sich untergehen sah. „Die ersten …ge" sind nicht anziehend. London ist, wie ein wahrer Pro…us, jeder Tag ein anderes. Nach einer zweijährigen Abwe…nheit findet sich der Verf. kaum wieder zurecht; so der Verf.; …e Schilderung der Veränderungen ist naiv und anziehend.

Der Skizzist wählt für seine Bilder eine eigne Methode. Er …ellt gleichsam Hogarth'sche Kupfer und erklärt diese auf …ndersche Manier. Diese Weise ist sehr zu empfehlen; …ie der Bildern Leben, indem sie die Phantasie zu ihrer …ätigkeit aufruft. Hr. Adrian hat einige meisterhafte See…en dieser Art dargestellt, und „Ein Morgen in London" liefert die …ten Beispiele. Von nun an treten wir in die Details des eng…chen Lebens ein. An den neuen Zugängen zum Jamespark war …e sonderbare Bekanntmachung angeschlagen mit den Worten: „Das …blikum wird höflich ersucht, die Arbeiter nicht zu stören" ꝛc. …e „is respectfully requested" sticht freilich etwas grell …gen die Standardformel diesseits des Kanals: „Bei Geld oder …ch einjähriger Kettenstrafe" . . . ab, und es ist närrisch ge…g, daß die englischen Behörden bei einem ziemlich rohen Pö…el immer selten weit kommen, als die unsrigen bei einem viel …ildern — ein mot aux législateurs! — Die Marktschreie…ei in London sorgsam und physicians übertrifft dagegen …eit weit an ein anschaulicheres und sogar die pariser Doc…en sind nichtswürdige Schwächlinge gegen sie. Man kann …ch einen Tages durch den Strand wandern, ohne alle …n mit ausgeschrienen Recepte gegen alle denkbare Krank…eit nach Hause zu bringen. Pillen für Kranke und für …sunde, gegen Zahnschmerz, gegen Ohnmacht, ge…n den schnellsichtigsten Tod werden uns in die Hand ge…ckt und füllen den Raum, den uns hyperpoetische Empfeh…ngen aller Art übrig lassen. Von der raschen Selbstjustiz des …lks erzählt der Verf. S. 49 ein hübsches Prächen; …ch ändert in unserer Meinung nach das Volk von London …ng doch allzu roh, und unsere eigne Erfahrung nöthigt uns, hier in Widerspruch mit ihm zu treten. Heftig und leicht reizbar haben wir Monate lang bei Tag und bei Nacht die Straßen der englischen Hauptstadt durchstrichen, ohne jemals auf eine Ungebühr gestoßen zu sein und dies, obgleich wir den Fremden nie verleugnet haben, der solchen Angriffen doch be…sonders bloßgestellt sein soll. „Der Morgen" des Verfs. en…det in dem brittischen Museum, dessen Einrichtungen ein wohl…verdientes Lob finden. „Ein Besuch im Kings-Bench-Gefängniß" ist ganz Hogarthisch. Das Tollhausleben in dieser Gefan…genstadt ist vortrefflich geschildert. Der Kerker ist von solchem Umfang, daß man leicht vergessen kann, wo seine Grenzen sind. Alles, was zum Wohlleben, zum behaglichen Lebensgenuß erfo…derlich ist, findet sich hier vereint; ja, es herrscht in diesem Bezirk sogar eine Art republikanischer Freiheit und Gleichheit, die nirgends anders in praxi angetroffen wird. Die „Hans…wurstiaden", denen der Verf. hier beiwohnt, sind höchst ergötz…lich; man vertreibt sich die Langeweile der Gefangenschaft in Kaffeehäusern, Spielzimmern, mit carikirten Aufzügen und Possen aller Art. Die tolle Scene der frazenhaften Volks…wahl, welche die Gefangenen parodiren und die ein Kupfer versinnlicht, wird keinen Leser ernsthaft lassen. Das Spaßhaf…teste ist, daß kein Gerichtsdiener in den Gefängnißraum, der al…lein unter dem Marschall steht, einzudringen wagen darf, und daß ein solcher, der sich verkleidet einschlich, um im Ge…fängniß eine Witwe zu verhaften, von den Gefangenen eine arge Justiz erfahren mußte. Ein hieher geflüchteter Schuldner lacht alle seine Gläubiger aus — er ist ein freier Mann! „Der Maskenball" ist reich an tüchtigen Portraits. Hr. Adrian ist ein gewandter und liebenswürdiger Cicerone; Yorick's Laune und Yorick's Sentimentalität wechseln in seinen Erzählungen ab. Von den hübschen hessischen Besenmädchen (die aus der Gegend von Butzbach alljährlich in großer Zahl nach London wandern und dort Gegenstände der Volksliebe sind, denen nie ein Leid widerfahren darf) springt er zu der Lebensgeschichte des berühmten Straßenräubers Page über, der, wie es scheint, das Urbild zu dem Paul Clifford in diesem viel gelesenen Roman geliefert hat. Ein junger Mensch von Bildung, Pachters…sohn, Schauspieler, Bedienter bei großen Herren, ergreift das Metier eines Highwayman. Aber er führt dies mit so vieler Grazie und zugleich mit so viel Schlauheit durch, daß er der Schützling seiner Beraubten wird, mancher Dame das Herz klopfen macht, und den rohen Krallen der Justiz auf die spaß…hafteste Weise beständig entgeht. Des Morgens in guter Ge…sellschaft, oder auf seinem Phaeton als ein junger Dandy durch die Gassen Londons kutschirend, spielt er am Abend, mit Perücke und Bart verkleidet, den Wegelagerer. Aber er zeigt seine Wechsel nur den Damen vor, die er, nach erhaltener Be…zahlung, aufs galanteste behandelt. Die Tochter einer Herzo…gin verliebt sich in ihn und betrügt ihn; er läßt sich von den Damen dafür bezahlen. Da er stets ein Anderer ist, können seine Ankläger nicht auf die Identität der Person schwören, und er entgeht viele Jahre hindurch der Justiz; endlich hing er zu Maidstone. Das Leben dieses Königs der Gauner ist psy…chologisch und ethnographisch anziehend. Das sechste Bild stellt eine Scene im Exchequergericht dar, die an sich und durch Ne…benumstände zwiefach unterhält. Brougham, der jetzige Mini…ster, plaidirt für eine literarische Injurienklage. Sein Gegen…anwalt ist Campbell; der Gegenstand ist eine neue Methode, Latein zu lehren, und der Prozeß dreht sich so anmuthig und wunderlich, daß zuletzt die beiden Advokaten zu Parteien wer…den. Beide kämpfen mit Waffen des Witzes und der Gelehr…samkeit gegeneinander, Campbell citirt den ersten Vers des Virgil falsch, und Brougham hält ihm vor, daß es, wiewol er die alte Methode der 7 Jahr und der Zugabe von einer Menge Schläge, vertheidige, doch mit seinem Latein schlecht stehe; den…noch siegt Campbell. Diese frische und lustige Art, Justiz zu administriren, sagt unserm deutschen Ernst wenig zu. Niemals würden wir uns daran gewöhnen, ja, uns fröstelt, den Tempel der Themis zu einem Schauplatz für Harlequinaden herabge-

würdigt zu sehen. Scherz, wo er sein soll, und Ernst, wo es sich um Gerechtigkeit handelt, und wäre der Gegenstand noch so frivol. Blind ist, wer den Engländern ihre Justiz beneidet, oder wer an dem schallenden Gelächter ihrer Gerichtssäle Geschmack findet. Hr. Adrian erzählt, aber er beurtheilt nicht, und für diese Erzählung danken wir ihm, schon wegen der Charakteristik Brougham's als Counsel. Allein, der jetzige Minister mag wol ein ernsteres Gesicht machen und seine starren, scharfgezeichneten Züge in angenehmere Falten legen. Der Abschnitt: „Gassenlieder in London", ist allerliebst. Der Verf. theilt hier reizende Proben von solchen Liedern mit und gibt sie mit ihren spaßhaften prosaischen Zwischenreden, die ganz so originell sind, wie zu erwarten stand. Der Volkswitz gleicht sich zu Neapel, zu Berlin und zu London; nur daß der Londoner mit Keulen dreinschlägt, während der Neapolitaner sticht. Am witzigsten ist die Probe, „Der Bartholomäusmarkt". „Schauen Sie die wundervolle Hanimal — mißt 15 Fuß von der Schnauz bis zum Schwanz und nur 12 vom Schwanz bis zur Schnauz, lebt 100 Jahr, wächst jährlich handerthalb Zoll und erreicht niemals seine beigentliche Größe".

Weiter — weiter, säumt nicht lange,
Seht, jetzt ist die Lust im Gange!
O wie herrlich! O wie schön! O!
Wo kann man was Gleiches sehn! O! —

Eine gräßliche Schilderung gewährt der Abschnitt: „Die Gauner!" Allein, der Leser beruhige sich — der Verf. übertreibt! Nach seinen Bildern soll und muß man glauben, es sei unmöglich, sich eine Viertelstunde lang in Holborn oder Fleet aufzuhalten, ohne seine Taschen geleert zu sehen, ja, Abends oder bei der Nacht müsse man durchaus sein Testament machen, ehe man diese Gegenden zu betreten wagt. Es mag sein, daß die neue Polizei in London Vieles verschlimmert hat — aber Rec. kann mit gutem Gewissen betheuern, daß er eben diese so gefahrvoll geschilderten Gegenden vielleicht 50 Mal mitten im Winter und bei stockfinsterer Nacht, ganz allein und ohne jemals die geringste Vorsicht zu gebrauchen, ohne je den Fremden zu verbergen, aber auch ohne Furcht durchwandelt ist, und daß ihm nie ein Schnupftuch — das er meistens lang aus der Tasche hängen läßt — geschweige denn etwas Werthvolleres entwendet worden, ja mehr, ohne daß er je etwas Verdächtiges gesehen oder Zeuge einer Raubscene, wie sie hier stündlich vorfallen sollen, gewesen wäre. Alle solche und ähnliche Schilderungen sind ihm von Hause aus verdächtig, ein fünfjähriger Aufenthalt in Neapel, Paris und London hat ihm nicht eine Stecknadel Verlust gebracht, vielleicht ebendeshalb, weil er sich nie gefürchtet und niemals Vorsicht gebraucht hat. Er empfiehlt dies Verhalten aus eigner Erfahrung allen Reisenden auf das Wohlmeinendste. Wer Vorsicht blicken läßt, verräth Furcht und der Furchtsame ist der rechte Mann für Diebe. Der Verf. lehrt anders: er bringt die Gaunerei dieser Gegend in ein System; allein wir wetten, er hat sich von seinem Trödler oder Diebshehler eine Nase drehen lassen; oder dieser hat ihn mit interessanten Geschichten unterhalten, um ihn auszuhorchen. Wie dem auch sei, sein Gemälde ist falsch, durchaus falsch, wie pikant und anziehend es auch sei. Die Geschichte von dem alten Mütterchen von 16 Jahren, dieser Semiramis der Gauner, liest sich allerliebst; aber sie ist eine schöne Fabel, wie ihre Ahnfrau. Mit der Gaunerei der Nachtwächter ist es nicht anders; aber die Art, wie man Kutscher um ihre Ueberröcke bringt, mag ein Mal oder das andere gelungen sein. Daraus aber Gaunerregeln zu machen, oder die Gegend um Coventgarden u. s. w. wie eine Mord- und Raubhöhle darzustellen, das ist zu arg. Nichts, von alledem — der Beurtheiler verbürgt es — ist wahr; es ist undenkbar, daß ihm bei einer so totalen Sorglosigkeit, wie die war, mit der er sich vielleicht hundert Mal unter diese Haufen mischte, nicht irgend Etwas der Art zugestoßen sein sollte. Also — Niemand lasse sich abschrecken: er sei dreist, er wird wol von Dieben hören, aber nicht leicht etwas sehen. Besser und wahrer ist „Der September", offenbar der schönste Monat in London. Der Skizzist schildert die englische Flora um diese Zeit in alle ihrem unvergleichlichen Reiz; diese — diese Frische, dieses Grün — ist, was uns eine Reise über den Kanal bezahlt. „Der Nachmittag in Norwood" ist reizend. Rec. bedauert, diese Zigeunercolonie nicht gesehen zu haben. Allein, sollten wirklich 12,000 Zigeunerinnen (?) in England leben? Das Lied S. 225 ist charmant und verdiente eine gute Uebersetzung. Die niedrige Gutschmeckerei der Engländer, die wahre Erbsünde der höhern Stände — ist dem „Clubb essen" treu und abschreckend genug geschildert, wenngleich auch hier wieder etwas grelles Colorit herrscht. „Die deutsche Handschrift" im Museum ist wunderlich. Die Geschichte scheint die der Fräuleins von Trotha (hier Hort genannt) zu sein, die nicht Trom litz, sondern Blumenhagen zu einer Novelle verarbeitet hat. Die „Heldenbriefe" sind nicht ohne Interesse. Der Abschnitt: „Aberglaube in England", zeigt, wie es dort mit der Volksbildung im Großen steht. Die Regierung thut weniger als Nichts dafür und das Interesse der Aristokratie ist für die Ewigkeit der Dummheit. Die Geschichte S. 272 malt mit guten Farben; die von einem Hund gebissene Frau muß das Herz des Beißers essen. Wenn Jemand im Hause gestorben ist, so muß man mit dem Hausschlüssel 3 Mal an den Bienenkorb klopfen und den Hinscheid melden, sonst stirbt der ganze Stock. John Bull in Westengland glaubt fest an den Bucca (Bargmot, Boggont), den Kobold, und das leichtgläubigste alte Weib unter uns ist ein Freigeist, in Vergleich zu einem englischen Matrosen. Doch in man nun über die Furcht vor der Sonntagsentweihung we und die Musik schallt jetzt an diesem Tage in den leeren Gasse Londons. Der folgende Abschnitt malt die minor theaters, d Boxer und Fußringer, in sehr treuen Bildern. Warum kenne die Engländer, auf blutige Menschenkämpfe so erpicht, wol d Stiergefechte nicht? Diese sind ein menschliches Vergnügen i Vergleich zu ihren unmenschlichen Boxereien. Der Verf. hät uns zur Abkühlung auch die großen Theater vorführen solle Rec. gedenkt noch immer mit freudiger Erinnerung des „Ham let", des „Macbeth", der „Two gentlemen" von Kean, v Kemble und von Liston. Nie hat ihm ein Schauspiel den G nuß gewährt, wie das in Coventgarden und Drurylane; u wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Weise der engl schen Aufführung Shakspeare'scher Stücke einer ernsten Anal zu würdigen, da so Vieles für uns zu lernen, darin verborg ist? Wir hätten eine solche ernste Würdigung höher angesch gen, wie die blutigen Ringer- und Boxerscenen bis S. 3 Der „Regent-Park" macht den Beschluß und liefert ein vortr liches Bild dieses reizvollen Gartens inmitten der ungeheu Dampfstadt. Wir entlassen hiermit den Skizzisten und erw ten mit Neigung und Liebe den versprochenen 2. Th Hr. Adrian ist durchaus ein angenehmer Redner, ein guter F rer für Den, dem London nicht ganz unbekannt ist, ein schmackvoller Erzähler, ein wissender und denkender Berich statter.

Der beigelegte Plan vom Regent-Park und die Kupfer unbedeutend. Wir hätten lieber einen neuen Plan von Lon an ihrer Stelle gesehen, überzeugt, daß den Käufern des Bi weit mehr damit gedient gewesen wäre. 28.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlu zu erhalten:

Stimme aus Preußen. 8. Geh. 6 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhau

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 192. — 11. Juli 1831.

Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von P. von Bohlen. 2 Theile. Königsberg, Borntträger. 1830. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Indien! — Wer denkt bei dem Namen nicht gleich an mit Treppen eingefaßte Ströme und ausgemeißelte Berge, an Banianen, die mit niederstrebenden Zweigen wieder in der Erde wurzeln, und an heilige Stiere, an Braminen und Bajaderen, an Witwen, die sich verbrennen, und an Fürsten auf goldbedeckten Elefanten. Alle diese noch jetzt bestehenden Zauber fand schon Alexander von Macedonien dort vor; dieselbe Religion, die noch jetzt an den Ufern des heilig gehaltenen Ganges mit ihren Priestern, Tempeln, Altären mit ihren heiligen Büchern und Gesängen, ihren religiösen Gebräuchen und Dogmen besteht, hat er schon dort angetroffen. Denn ewig alt und ewig neu steht Indien noch jetzt aufrecht auf seinen Trümmern, und noch erscheint es dem Beobachter, der im Stande ist, seinen Erscheinungen näher auf den Grund zu gehen, als der Herd, von wo die Stralen ausgingen, welche die Welt einst erleuchtend und blendend umflossen.

Indien zu beurtheilen und seinen Einfluß auf andere Länder zu würdigen, hatte man längst schon die Zeugnisse und die Schriften der Alten, wie die Beobachtungen neuerer Reisenden, die durch ihre Untersuchungen über erhaltene und verfallende Denkmäler immer genauere Aufschlüsse gaben. Aber erst seit sehr kurzer Zeit ist unter den Deutschen eine der Hauptquellen der Einsicht zugängig, die einheimische Literatur, und doch darf man sich von ihr gerade die Lösung sehr vieler Räthsel versprechen. Hr. v. Bohlen, der in dem vorliegenden Werke eine Alterthumskunde des so wundervollen Landes versucht hat, war gerade durch die Kenntniß der in Indien heiligen Sprache zu einem solchen Wagniß mehr befähigt als viele seiner Vorgänger, und im Vertrauen auf den Reichthum, der dadurch ihm zugängig war, konnte er sich an sein Werk wagen, selbst ohne einige Hülfsmittel zur Seite zu haben, die man für fast unerläßlich hätte halten mögen. Er hatte dabei, wie er selbst in der Vorrede angibt, einen doppelten Zweck, nämlich die unübertroffene Darstellung Heeren's über Indien (im 12. Bande seiner historischen Werke) wo nicht zu beglaubigen, so doch zu zeigen versuchen, wie die Kenntniß der Sprache hier Vieles ergänzen und manche fruchtreiche Ergebnisse noch gewinnen könne, die dem besonnenen Historiker nothwendig hatten entgehen müssen; dann war ein polemischer dem Verf. gegenwärtig. Eine mächtige Anregung entsprang aus dem Widerspruche gegen das Studium des indischen Alterthums von Seiten geachteter Philologen und Historiker. Die Polemik, die er ihrer Befangenheit entgegenstellt, ist jedoch ohne Einfluß auf die Darstellung geblieben. Nur Thatsachen läßt er sprechen und widerlegen. Bei diesen Forschungen kam er nothwendig auf die Behauptung, die im vorigen Jahrhunderte sehr willige Aufnahme fand, als habe das alte Aegypten seine Cultur und Weisheit bis nach Indien hin ausgedehnt. Gerade dieser Ansicht widersprachen alle Angaben, die er bei dem weitern Fortgange seiner Untersuchung gewann; im Gegentheil kam er zu der Ueberzeugung, daß das Entgegengesetzte sich wahrscheinlicher machen ließ, und ein leichthin gesprochenes Wort von William Jones scheint sogar so viel bei ihm zu gelten, daß er eine genetische Verwandtschaft zwischen den Göttern Griechenlands, Italiens und Indiens annehmen möchte (I, S. 198). Da gerade dieser Punkt durch Creuzer mit großer Gelehrsamkeit und Intuition zur Sprache gebracht worden ist, bekanntlich aber von Otfried Müller mit ebenso scharfer Kritik als Umfassung aller classischen Hülfsmittel ist abgewiesen worden, so hätte man wol darauf rechnen dürfen, die Entscheidungsgründe gerade diesen Wortführern entnommen zu sehen, was um so leichter sein konnte, je ausführlicher diese Gelehrten ihre Systeme dargelegt haben. Durch die Beeilung, die er sich auferlegen mußte, war es dem Verf. nicht möglich, die Schriften Creuzer's zum 1. Theile zu benutzen, und man sieht kaum ab, wie er eine solche Versäumniß glaubt entschuldigen zu können. Ein sehr wichtiger Abschnitt seines Werkes, das ganze zweite Capitel, das über Religion und Cultus spricht, würde an Gründlichkeit und bestimmterer Auffassung der Thatsachen gewonnen haben, wenn er die französische Bearbeitung von Creuzer's „Symbolik", Guigniaut's „Religions de l'antiquité" zu Rathe gezogen hätte, die in dem 1. Theile die Religionen Indiens, Persiens und Aegyptens bekanntlich erläutern, und zwar durch Zusätze von Creuzer selbst allgemein verständlicher gemacht. Was William Jones, verführt durch überraschende Anklänge, mit orienta-

lischer Phantasie als Thatsache hinstellte, würde er hier besser begründet, scharfsinniger erörtert und noch überraschender nebeneinandergestellt gefunden haben. Sein Zweck war, Indien zu zeigen, wie es nach den classischen Hülfsmitteln uns erscheint, und seinen Zusammenhang mit Aegypten genauer zu erörtern; die Beziehung auf Griechenland und die griechische Mythe lag ihm daher ferner ab. Da er aber im zweiten Capitel einmal einen §. (den 8.) der Gleichförmigkeit der griechischen und indischen Mythe gewidmet hat, so würde eine Antwort auf die Einwürfe, die Otfr. Müller in seinen „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (S. 177) vorbringt, wol kein hors d'oeuvre gewesen sein, und Voß's „Antisymbolik" hätte wol reichlichen Stoff zu größern Ausführungen gegeben. Sollte dem so gehaltreichen Werke, wie zu hoffen ist, eine zweite Ausgabe bevorstehen, so wären diese Nachträge aus erster und echter Quelle sehr zu wünschen. Der Verf., der durch seine ganze Arbeit bewiesen hat, wie klar ihm seine Aufgabe vor der Seele stand, wird durch Austausch mancher Citate gegen andere, durch Berufung auf Werke selbst, die er jetzt nur aus Uebersetzungen anführt, Vieles erhärten und bestimmter begründen, was im 1. Theile noch zu locker hingestellt scheint. Dulcius et purius ex ipso fonte bibuntur aquae, gilt hier wie bei den nachgemachten Gesundbrunnen; und Hr. v. Bohlen, der sich vor den verschnörkeltesten ostasiatischen Buchstaben nicht zu fürchten braucht; der auf dem trojanischen Pferde wie auf einem arabischen Kameel und einem bengalischen Elefanten gleich fest im Sattel sitzt, wird zuletzt Hrn. Klaproth nach China nachziehen, um über Tibet, seinen Buddha und seine Lama dort sich Auskunft zu holen.

(Der Beschluß folgt.)

Le rouge et le noir, chronique de 1829, par M. *de Stendhal*. 2 Bände. Paris, 1830.

Wir beginnen mit der Analyse des Titels, über dessen Bedeutung der Verf. sich näher zu erklären nicht für gut befunden hat; hieran aber werden wir eine skizzirte Zeichnung der Hauptcharaktere, sowie einen kurzen Abriß des Sujets, das dem Roman zu Grunde liegt, knüpfen. Irren wir nicht, so wollte Hr. v. Stendhal den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich so schildern, wie ihn der Jesuitismus der Restauration gebildet hatte. Da er indessen das Ding nicht bei seinem rechten Namen geradehin nennen wollte, wie z. B. die Liberalen und die Congregation, so kam er auf den Einfall, Beide durch sinnbildliche Farben zu bezeichnen. Gleichwol ist es uns, bei Durchgehung des Buches, niemals ganz klar geworden, welche von beiden Parteien oder politischen Schattirungen durch jene Farben individuell bezeichnet werden sollten, zumal da ein Jesuit, nach Dem was der Verf. darunter versteht, ebenso wol in einem Weiberrock, in einer Uniform u. s. w., als in einem Missionskleide stecken kann. Der Schauplatz, wo zuerst das Stück spielt, ist Verrières, eine artige Stadt in der Franche-Comté, die Hr. v. Stendhal zum Typus der Provinzialstädte Frankreichs gewählt hat. Der Held des Romans oder die Hauptperson der Handlung ist Julian Lovel, ein junger, schwachmüthiger und hübscher Mensch, der zuerst als Hofmeister im Hause des Maire von Verrières, Hrn. v. Rémal, auftritt. Sowie dieser den Ministeriellen, den Mann von Bedeutung in kleinen Städten repräsentirt, so ein Hr. Valerad, Director der Armenpflege, den Jesuiten im Kurzrock. Diese fruchtbare Idee verfolgt der Verf. im ganzen Buche. An sie knüpft er das Leben jenes jungen Mannes, der als ein Spielball jener beiden Principien aufwächst, bald liberal, bald Jesuit ist, auf dieser und jener Seite in gleiche Verlegenheiten geräth und der endlich auf dem Schaffot stirbt, um sich dem Wechselfalle, ein großer Herr oder ein schlichter Bürger zu sein, zu entziehen. Eitelkeit, um es Hrn. Valerad, der Chaise und Pferde hielt, an Aufwand gleich zu thun, oder ihn zu überflügeln, hatte Hr. v. Rémal bestimmt, Julian Lovel in seinem Hause als Privatlehrer anzustellen. Dieser, der Sohn eines Zimmermannes dieses Städtchens, war im älterlichen Hause nicht gut behandelt worden; in Folge davon hatten sich bei ihm, als Grundzüge des Charakters, Mistrauen, Neid, verhaltener Grimm, vornehmlich aber Stolz, frühzeitig entwickelt. Sein ganzes Wissen beschränkte sich auf die lateinische Vulgata des Alten Testaments, diese aber hatte er so vollkommen auswendig gelernt, daß er sie von Anfang bis zu Ende herzusagen wußte. Hierdurch hatte er sich bald die Bewunderung seines Prinzipals, sowie der Freunde und der Bedienten des Hauses erworben. Was ihm jedoch den Kopf verrückte, dies war die Lecture der Schriften über Napoleon: das „Memorial von St.-Helena" war Julians Lieblingsbuch. Er las es häufig und sagte endlich zu sich selber: „Ich werde ein Bonaparte sein!" Seinem Vorbilde getreu, faßte er den Vorsatz, Herz und Kopf zu stählen; und nicht lange währte es, so war der 16jährige Jüngling ein bösartiger Fanatiker, voller Hochmuth und Erbärmlichkeiten geworden. Sein erstes Probestück sollte er bei Frau v. Rémal ablegen, eine jener liebenswürdigen Frauen, die kaum wissen, daß sie schön sind, die in ihrem Gatten den ersten Mann auf der Welt verehren und ihm von ganzem Herzen zu lieben glauben, die ihrer Haushaltung mit Gewissenhaftigkeit vorstehen, keusch und zurückhaltend sind, Gott lieben und zu ihm beten. An einem schönen Maiabende nun saß Julian mit Frau v. Rémal unter den Kastanienbäumen des Hauses im Mondenschein. Ihre Hand berührte zufällig Julians Hand, ward aber sogleich zurückgezogen. Julian sagte bei sich selbst: „Napoleon an meiner Stelle würde Frau v. Rémal's Hand ergreifen". Kaum aber hatte er dies gesagt, so ergriff ihn Zagen und Zittern, wie einen Jüngling, bevor er zum ersten Male die Hand einer Frau erfaßt. Doch er ermuthigte und befeuerte sich mit den Worten: „Habe ich bis um Mitternacht nicht Frau v. Rémal's Hand ergriffen, so stürze ich mich morgen zum Fenster hinaus". Er thut also sein Aeußerstes, er ergreift jene weiße und fleischige Hand, die ihm nicht zurückgezogen wird, und die er jetzt ohne Furcht wie ohne Liebe in der seinigen hält. Jetzt hält sich unser Mann für einen Bonaparte und beschließt, folgenden Tages Frau v. Rémal eine Liebeserklärung zu machen, wiewol er selbst keine Liebe für sie fühlte. Nicht so diese, die wirklich einer Leidenschaft für ihn sich hingab und auf die Gemeinplätze, die er irgend einem Romane entlehnte und ihr kalt vorplauderte, mit allem Ernst der Liebe antwortete. Im Verlaufe dieses Liebeshandels nun, der bald stadtkundig wurde, überlassen sich die Bewohner von Verrières allen jenen boshaften Umtrieben, wie sie in kleinen Städten gewöhnlich sind. Dort, wie überall, triumphiren die Jesuiten. Mehre Zwischenpersonen betreten die Bühne, als: der Ortspfarrer, ein Schützling der Congregation; der Bischof des Sprengels, ein großer Dümmling von 25 Jahren, der sich vor dem Spiegel im Austheilen des Segens übt; Missionnaire und endlich sogar ein schwachköpfiger König, der vollends den guten Leuten die Köpfe verrückt. Mit dem Allen bezweckt der Verf. uns eine Schilderung des Lebens in der Provinz zu geben. Darf man ihm anders glauben, so ist diese eine wahre Höhle des Lasters und aller Schändlichkeiten: die Inquisition besteht daselbst in Kraft; überall herrscht Wirrwarr; man ist Bösewicht, scheinfromm oder spielt den Klugen auf eine Schauder erregende Weise; der Nachbar bespionirt den Nachbarn; die heiligen Brüderschaften intriguiren

gen ertönen; Angeberien wegen Journalen, Besuchen, Briefen, Denunziazen sind an der Tagesordnung. Inzwischen macht ein compromittirender Brief, den Hr. v. Rémal erhält, Julians Liebesabenteuer ein Ende und unser Held kommt in das Seminarium zu Besançon. Wie Verrières der Typus der Provinzialstädte ist, so ist dieses Seminarium der Typus aller Anstalten der geistlichen Art. Es besteht aus rohen Tölpeln, ungeschlachten Bauern und andern Aspiranten des Priesterthums, die sich glücklich schätzen, eine Soutane und Suppe zu haben; die begierig auf Brot und Sauerkraut sind; Unglückliche ohne Intelligenz, verlorene Heuchler, Frömmlinge mit rauhen Händen und rothen Augen. Auch hier gibt es, wie zu Verrières, Jansenisten zu schauen. Der Jansenist ist ein ehrlicher Mann, den der Jesuit von seiner Stelle vertreibt. Der Jesuit ist ein Bösewicht, der Julien tausend Schlingen legt. Ein echtes Seitenstück zu Verrières, ist hier das Leben abscheulich, zum Verzweifeln das verworfenste Laster paart sich mit der heuchlerischen Demuth. Man gewahrt Tartuffe ohne Hemdkrause, in schmutziger Gemeinheit, an der Straßenecke, wie er sich seinen schändlichen Neigungen überläßt. Sagt Hr. v. Stendhal die Wahrheit, so muß man ihm in der That Dank wissen, dieselbe entdeckt zu haben, so häßlich sie auch in ihrer Nacktheit dastehe. Verlassen wir indessen mit Julian diese Stätte, um ihn nach Paris zu begleiten, wo er hingeschickt wird, um Secretair des Herrn Marquis de la Möle zu werden, so finden wir dieselben Unsittlichkeiten wieder. Wie Hr. v. Rémal zu Verrières als ein Parvenüadelsmann, der durch Kriechterei emporzukommen sucht, repräsentirte, so dieser Marquis den vornehmen Gatten der Herrstadt, den Hofmann. Julian bleibt zu Paris unbekannt derselbe. Der schmutzige Seminarist tritt in dem prunkenden Salon des Hrn. de la Möle mit eben der Zuversicht, mit eben der Selbstgenügsamkeit auf, wie der Zimmermannssohn in den Speisesaal der Frau v. Rémal. Auch geht hier Alles so wie bei Frau v. Rémal zu. Julian verführt Fräulein de la Möle, die ihm ihre Liebe durch einen Brief erklärt und sich ihm mit der Unbekümmertheit einer Grisette in die Arme wirft. Allein bald lernt sie den nichtigen Gehalt des Geliebten an seinen Romanphrasen kennen; sie schämt sich vor sich selber, verjagt ihn aus ihrem Bette und behandelt ihn als Lakai. Doch dies rührt Julian wenig. Er macht eine Reise, um sich zu zerstreuen, und wird sogar von seinem Prinzipal mit einer geheimen Sendung beauftragt, wobei die Jesuiten eine Rolle zu spielen scheinen. Bei seiner Rückkunft wandelt ihn die Lust an, mit seiner schönen Geliebten wieder anzuknüpfen. Er schreibt zu dem Ende Briefe ab, die er ganz fertig von einem seiner Freunde erhält, die er aber nicht an Fräulein de la Möle, sondern an eine andere Schönheit, die Nichte eines Erzbischofs und Mätresse eines Marschalls, adressirt. Man begreift die Natur dieser neuen Liebe gar nicht, es sei denn, Hr. v. Stendhal habe uns den eleganten Jesuiten unter Augen stellen wollen, nachdem er uns vorher den schmutzigen und den einflußreichen geschildert. Doch geht diese Absicht des Verfs. um so weniger klar hervor, da, ist man in der Lecture des Buchs bis zu diesem Punkt gelangt, Fräulein de la Möle das ganze Interesse allein in Anspruch nimmt. Bei dieser nämlich ist inzwischen die Liebe zu Julian wieder bis zu einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft erwacht. Sie wird von ihm schwanger und hofft im Begriff ihn zu heirathen, als die Jesuiten dazwischentreten. Frau v. Rémal nämlich, ihre frühern Verbrechen bereuend, hatte sich dem vorerwähnten Ortspfarrer zu Verrières, einem Jesuiten, in die Arme geworfen, der ihr, um den Marquis de la Möle zu gefallen und seine Tochter von Julian loszureißen, einen Brief in die Feder sagt, worin Julian als ein Bösewicht behandelt wird. Dieser Brief wird Fräulein de la Möle zugeschickt, die ihn Julian zeigt. Dieser, wüthend, eilt nach Verrières, wo er zur Stunde des Gottesdienstes ankommt. Er erblickt Frau v. Rémal und feuert, ohne weitere Umschweife, 2 Pistolen auf sie ab. Der armen Frau wird das Schulterblatt zerschmettert, Julian verhaftet und ins Gefängniß geführt. Folgenden Tages ward er nach Besançon abgeliefert. Diese Entwickelung wird manchem Leser höchst abgeschmackt vorkommen. Das Schaffot, der Nachrichter, die Geschworenen, dieser ganze Verein moralischer und physischer Marter muß mit ebenso viel Mäßigung in einem Sujet herbeigeführt werden, als Horazens Gott. Der Nachrichter durchhaut zu schnell eine Schwierigkeit, zumal wenn man nicht recht weiß, weshalb der Held eines Romans sich in seine Hände stürzt. So schließt jedoch Julians Geschichte. Er wird zum Tode verurtheilt und stirbt, nachdem er noch über das unglückliche Fräulein de la Möle alle Schauder der Eifersucht und des gedemüthigten Stolzes verhängt hat: denn Julian versöhnt sich in seinem Kerker mit Frau v. Rémal, er stirbt, ohne an das Fräulein zu denken, und beschäftigt sich im Augenblicke des Todes nur mit dem Memorial und seiner schönen Haltung auf dem Armensünderkarren.

Zum Schlusse fügen wir noch einige Worte über den Verfasser dieser seltsamen Chronik, dessen Motive und Tendenzen bei. Ist sein jüngster Roman, mit allen seinen groben und oft ziemlich unmoralischen Unwahrscheinlichkeiten, gleichwol ein merkwürdiges Werk, das wegen der Lebendigkeit und Zornmüthigkeit, die darin herrscht, viel Interesse gewährt und große Rührungen erweckt, so zieht Hr. v. Stendhal selber auch noch in einer anderen Hinsicht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe ist nämlich einer jener Schriftsteller mit unterschiedlichen Namen und einem dreifachen, stets ernstem Gesichte, dem man nicht zu sehr mistrauen kann. Er ist ein kalter Beobachter, ein grausamer Spötter, ein boshafter Skeptiker, der sich glücklich fühlt, an Nichts zu glauben, weil er bei seinem Unglauben das Recht hat, Nichts zu achten und Alles zu verunehren, was er berührt. Ein solcher Autor geht seinen Gang fort ohne Bekümmernisse und ohne Gewissensbisse, indem er Alles, was ihm aufstößt, begeifert. Jugend, Schönheit, Anmuth, alle Illusionen des Lebens und selbst die Natur entkleidet er ihres Schmuckes. Ein Philosoph, wie er, gleicht den bösen Genien des Orients, die Einen wider Willen mit sich fortreißen, die stets drohen und die Den, der sich ihnen hingab, von Zeit zu Zeit in einer reizenden Gegend verweilen lassen, um ihm den schrecklichsten Abgrund zu zeigen. Ein so erdachtes und erdichtetes Buch kann allerdings Glück machen; aber niemals werden wir den Verf. lieben, der uns alle unsere Illusionen verdarb und der uns die Welt in einem allzu häßlichen Lichte darstellte, um daß wir sie fernerhin zu bewohnen, ohne zu erbleichen, wagen dürften. 27.

Die neueste Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum".

Die „Epistolae obscurorum virorum", die, beiläufig, nicht Briefe von Finsterlingen, sondern Briefe von obscuren, unbedeutenden Gesellen bedeuten, sind ein Werk von europäischem Interesse. Kein anderes Buch hat so viel zu dem Siege der Reformation über das Papstthum beigetragen, als diese schneidende Satyre, welche das Mönchswesen, diese Hauptstütze der Hierarchie, in seiner ganzen scheußlichen Blöße zeigte. Für Deutschland haben die „Epistolae obscurorum virorum", wie Herder mit Recht bemerkt, unendlich mehr gethan, als Hudibras für England, Gargantua für Frankreich und der Ritter von La Mancha für Spanien. Aber während Buttler, Rabelais und Cervantes in jeder Hand sind und nicht blos in ihrem Vaterlande, sondern durch ganz Europa die Freunde und Begleiter jedes Gebildeten sind, liegen die „Epistolae obscurorum virorum" zur Schmach für Deutschland noch immer in dem Staube der Bibliotheken begraben. Zwar hat C. Münch eine Ausgabe unternommen; aber wie wenig diese selbst den gemäßigtesten Forderungen entspricht, wollen wir mit den Worten eines kritischen, also hoffentlich doch wol unparteiischen Richters beweisen. Schmeichelhaft klingt das Urtheil nicht. „Eine zweckmäßige Aus-

gabe der „Epistolae obscurorum virorum“ erfoderte: 1. Eine Geſchichte der Verhältniſſe und Umſtände, welche die Erſcheinung und den Charakter der Satyre beſtimmten, nebſt einer Unterſuchung über ihre Verf. 2. Eine kritiſche Angabe der verſchiedenen Ausgaben des Werkes. 3. Einen correcten Text, begründet auf einer Vergleichung aller Originalausgaben, in welcher die Auslaſſungen, Interpolationen und Varianten einer jeden bemerkt wären, und 4. einen Commentar zu den häufigen Anſpielungen auf Dinge und Perſonen, die eine Erläuterung nothwendig machen. Was die erſte dieſer Foderungen betrifft, ſo hat Dr. Münch gar nichts zu dem bereits allgemein Bekannten hinzugefügt, und es iſt nicht wenig, was noch fehlt. Um die allgemeinen Beziehungen der Satyre zu erläutern, war es nicht hinreichend, den Verlauf des Reuchlin'ſchen Prozeſſes als iſolirtes Factum zu erzählen; und ſelbſt in der Compilaten dieſer Erzählung — denn ſie zeigt keine eignen Forſchungen — hat er ſeine Vorgänger noch mit Ungenauigkeit copirt (nor has he even copied his predecessors without inaccuracy). Seine Unterſuchung über den Urſprung des Werkes kann bei dem Mangel an Nachweiſungen nur von Denen verſtanden werden, die ſchon mit der Sache bekannt ſind, ſeine Angabe der verſchiedenen Meinungen in Bezug auf den Verf. iſt aus der zweiten Hand entlehnt und ſehr unvollſtändig, und ſeine eigne Hypotheſe hierüber völlig unbrauchbar (good for nothing). In Hinſicht auf die zweite Foderung hat Münch einen gewaltigen Fehler begangen, wenn er von den 7 oder eigentlich 6 Briefen, die zuerſt der dritten Ausgabe des 1. Bandes — ſchwerlich ſpäter als ein Jahr nach der erſten Ausgabe und faſt gewiß vor dem Erſcheinen des 2. Bandes — beigefügt wurden, ſagt: „Die folgenden Briefe kommen erſt in den ſpätern Ausgaben hinzu, und ihr Verf., ſowie die Gelegenheit, die ſie hervorrief, iſt unbekannt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach waren ſie das Werk der noch lebenden Verf. des 1. und 2. Bandes“. Mit Panzer (den er zu einem Leipziger macht!) und Ebert in der Hand iſt dieſer Verſtoß unbegreiflich. Einige geringere Fehler unter dieſer Rubrik übergehen wir, weil Münch hier nur nachſchreibt“.

„Die dritte Foderung, obwol von höchſter Wichtigkeit und verhältnißmäßig leicht, hat der Herausgeber nicht erfüllt. Er erklärt, daß er den 1. Band nach der zweiten Ausgabe abgedruckt habe; nach welcher Ausgabe der 2. Band und der Anhang des 1. gedruckt ſind, werden wir nicht unterrichtet. Er hat nicht daran gedacht, eine Vergleichung zwiſchen den verſchiedenen Ausgaben anzuſtellen; und nichts überſteigt die Nachläſſigkeit (negligence), um nicht zu ſagen Unwiſſenheit (ignorance), welche ſelbſt dieſer unvergleichene Text beweiſt. Es war doch wol die erſte Pflicht eines Herausgebers, den Text von den furchtbaren Druckfehlern zu ſäubern, die in allen frühern Ausgaben wimmeln. Die gegenwärtige Ausgabe vermehrt die alten Böcke nur mit neuen. Wir würden dieſe Fehler einer unverzeihlichen Nachläſſigkeit zuſchreiben, wenn Münch nicht zuweilen Irrthümer (blunders) beginge, die man nur durch Mangel an Wiſſen und Unkenntniß der Literaturgeſchichte erklären kann. So führt er in ſeiner Einleitung wiederholt eine Stelle aus einem von Hutten's Briefen an, die anfängt: „Rumpantur utilia“, während doch jeder Schulknabe auf den erſten Blick leſen würde: „Rumpantur, ut ilia“. Zu der Erfüllung der vierten Foderung hat E. Münch wenig oder nichts beigetragen. Kein Werk erfoderte und verdiente mehr einen Commentar, als dieſe Briefe. Unſer Herausgeber hat indeſſen nirgend auch nur einen Verſuch gemacht, die zahlreichen jetzt dunkeln Anſpielungen zu erläutern, — obwol dies gerade keine allzu ſchwierige Unternehmung für einen Mann geweſen wäre, der in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und überhaupt in der Literatur jener Periode einige Beleſenheit beſäße; aber die biographiſchen Notizen, die er über einige wenige der im Text erwähnten Perſonen beigebracht hat, beweiſen hinlänglich, wie wenig er dieſer Aufgabe gewachſen war (his utter incompetence to the task). Dieſe magern Notizen ſind aus den allergewöhnlichſten Quellen entlehnt, und ein oder ein paar Beiſpiele werden die Zuverläſſigkeit derſelben zur Genüge charakteriſiren. Der berühmte Dichter Johannes Baptiſta (Hiſpaniolus Spagnoli) von Mantua, geſt. im März 1516, wird, den Worten der Briefe und ihrem Datum zum Trotz, mit einem obſcuren Arzte Baptiſta Fiera, der viel ſpäter ſtarb, verwechſelt. Jeder Anfänger in der Literaturgeſchichte des Mittelalters kennt wenigſtens dem Namen nach den Alexander de Villa Dei, deſſen lateiniſche Grammatik, das „Doctrinale puerorum“, vom Anfang des 13. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts in allen Schulen Europas herrſchte. Die Verbannung derſelben war einer der hervorragendſten Züge in der Geſchichte der Wiederherſtellung der claſſiſchen Studien in Deutſchland; und die „Ep. obsc. vir.“ ſind voll von Anſpielungen auf den Kampf. Münch weiß von dieſem Alexander nicht ein Wort: „Gallus Alexander“, ſagt er, „wie es ſcheint, ein tüchtiger Grammatiker des 15. Jahrhunderts, ein geübter Caſuiſt u. ſ. f.“ Der berüchtigte Dominicaner Wigand Wirt wurde nach Dr. Münch im J. 1509 hingerichtet; hätte der Dr. die Briefe geleſen, die er herausgibt, ſo hätte er erfahren, daß Wigand im J. 1514 die „Sturmglock“ gegen Reuchlin ſchrieb und im J. 1516 noch lebte. Bartholomäus Zehender von Mainz, einer der unwiſſendſten und unduldſamſten Gegner Reuchlin's, wird mit Bartholomäus Colonienſis von Minden verwechſelt, der, ein Schüler von Hegius und Freund des Franciscus, wegen ſeiner Bemühungen in der Sache der claſſiſchen Latinät und der Alterthumswiſſenſchaft von den Verfolgern Reuchlin's aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben wurde. — Was wir geſagt haben, wird hinreichend ſein, um zu beweiſen, daß dieſe Briefe ihren Herausgeber noch erwarten“. („Edinburgh review“, 1831, März.) 178.

Notiz.

Manuſcript, gefunden in den Tuilerien.

Wer ſich erinnert, wie großes Aufſehen ihrer Zeit die „Manuscrits trouvés dans l'armoire de fer“ gemacht haben, wird es natürlich finden, daß es auch der zweiten franzöſiſchen Revolution an ihren Manuſcripten, die in den Tuilerien gefunden wurden, nicht fehlt. Das Werk, das vor einigen Monaten unter dem Titel: „Manuscrit trouvé aux tuileries le 29 juillet 1830 et publié par M. Noguès, compositeur-typographe“ (Paris, 1830) herausgegeben wurde, iſt indeſſen nicht, wie man leicht glauben könnte, eine Myſtification; es iſt wirklich im Manuſcripte in den Tuilerien gefunden worden, und man darf es nur leſen, um ſich zu überzeugen, daß dieſer Geiſt der alberenſten Höflingsariſtokratie unmöglich nachgeahmt werden konnte. Die Plane, die entworfen, die Rathſchläge, die dem König gegeben werden, ſind von der Art, daß man in der That nur darüber lachen kann. „Je ne vois pas“, heißt es an einer Stelle, „que les instituteurs doivent être si fort encouragés: que résulte-il de leur travail?“ Ebenſo weiſe iſt folgende Bemerkung an einer andern: „Ce sont les baïonnettes qui maintiennent la royauté, ce sont les orateurs qui culbutent les trônes“. Der ſcharfſinnige Verf. unterſcheidet, gleich den meiſten modernen Politikern, 3 Gewalten im Staate; man höre, wie? „Dans tout état monarchique on reconnaît trois pouvoirs: le roi qui gouverne, le sacerdoce qui prêche les vertus religieuses et l'obéissance au roi, et la noblesse à laquelle est confié le soin de défendre les deux premiers“. Das Mittel, um dieſe 3 Gewalten in ihrem alten Glanze herzuſtellen, war nicht vergeſſen: „Pour arriver à ce but — il suffit de vouloir faire *un grand acte de justice* en ramenant à leur première destination ces biens immenses du clergé que la révolution a si scandaleusement usurpés“. Und all das Glück, was aus dieſem grand acte de justice hervorgegangen wäre, iſt jetzt für Frankreich unwiederbringlich verloren. 168.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 193. — 12. Juli 1831.

Das alte Indien, von P. v. Bohlen. 2 Theile.

(Beſchluß aus Nr. 192.)

Der 2. Theil des Werkes beſpricht zunächſt im dritten Capitel die Verfaſſung und die Rechtsverhältniſſe, immer zurückweiſend auf die alten heimiſchen Satzungen und daher gründlicher als in irgend einem Werke, das über Indien zu des Ref. Kenntniß gekommen iſt. Die große Belehrſamkeit des Verfs. weiß eine Menge der ſcheinbar auffallendſten Eigenthümlichkeiten der Indier durch Beiſpiele ähnlicher Sitten und Gebräuche oder Gegenſätze bei andern Völkern zu belegen, und ſo erlangt z. B. ſeine Entwickelung der Kaſtenverhältniſſe (§. 2) eine Deutlichkeit, die man nur zu ſehr bei manchen Schriftſtellern bisher vermißte, die darüber geſprochen haben. Zur Auseinanderſetzung der bürgerlichen und häuslichen Alterthümer hat der Verf. im vierten Capitel auch die Nachrichten über Baudenkmäler gezogen. Es möchte ihm leicht geworden ſein, aus ſehr vornehm klingenden Reiſewerken, die auf dem ganzen Feſtlande von Europa vielleicht kaum ein Dutzend Menſchen geſehen haben, zum Belege Kupfer zu citiren. Aber mit der Verzichtung auf eiteln Prunk, die im ganzen Buche ſich darthut, wo die citirten Sanſkritſtellen ſtets mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſind, obgleich die exotiſchen Schriftzüge ſich weit flimmernder würden aufgenommen haben, begnügt ſich Hr. v. Bohlen, dieſe Monumente in weit zugänglicheren Darſtellungen bei Wickelmann, Zimmermann, in dem „Berliner Kalender“ u. ſ. w. nachzuweiſen. Das iſt jedoch eine Verzichtung, die dem Verleger theuer zu ſtehen kommen kann. Es gibt Leute, die Bücher ungern in die Hände nehmen, wenn ſie nicht medicinisch gebunden ſind; und gelehrte Leute, die pedantiſch genug ſind, Werke, und verdienſtliche Werke, oberflächig zu behandeln, weil in den Noten nur nobodys der Literatur vorkommen. Vielleicht fügt Hr. v. Bohlen einer folgenden Ausgabe ſelbſt einen Atlas bei, der, aus den unzugänglichſten Werken genommen, gerade darum auf allgemeinere Beachtung zu rechnen hätte, weil die Auswahl auch archäologiſchen Rückſichten dabei vorherrſchend ſein könnte. Genauigkeit und Sorgfalt, wie in den von Text ſeinem Werke beigegebenen Kupfern müßte das höchſte Geſetz für die Zeichner ſein.

Wäre von des alten Indiens Größe und Bedeutendheit nichts übriggeblieben als der einzige Grottentempel zu Ellora, ſo müßte der hinreichen, das Land zum Gegenſtande tiefer Studien zu machen. Aber wie viele ſind außerdem auf dem Feſtlande und den nächſten Inſeln europäiſchen Forſchern bekannt geworden, und doch liegen gewiß noch ebenſo viele unentdeckt verborgen. Erſt durch tieferes Eindringen in die alte Religionslehre werden die bis jetzt nur theilweiſe und mangelhaft bekannt gewordenen Bildwerke an den Felſenwänden verſtändlicher werden, und die Bedeutſamkeit dieſer Darſtellungen wird ihnen etwas von ihrem Bizarren nehmen. Hr. v. Bohlen konnte ihnen nur ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenken, als ihm Raum in ſeiner Anordnung dazu freiblieb. Aber die Aufſchlüſſe über Handel und Verkehr, über Gewerbthätigkeit, Seehandel, Schifffahrt, über geſellige Verhältniſſe, Hochzeitgebräuche, Verhältniß der Frauen und Witwen, über Kleidung, Putz, Beluſtigungen und Todtenbeſtattung, die hier gegeben werden, müſſen das beſſere Verſtändniß dieſer Denkmäler vorbereiten, da bekanntlich alle mit der alten Poeſie, beſonders der epiſchen, in ſo vielen Beziehungen ſtehen.

Dieſen Quellen der Einſicht hat ſich der Verf. im fünften Capitel, „Literatur und Kunſt“ überſchrieben, zugewendet, und bei dem großen Antheil, den Sanſkrit und die Weisheit der Indier jetzt in Deutſchland findet, wird man gewiß mit Vergnügen bemerken, daß Hr. v. Bohlen dieſen Abſchnitt durch reichliche Proben anſchaulicher gemacht hat. Es lag in dem Plane des Werkes, daß er die Abſtammung der indiſchen Cultur aus der Fremde oder der claſſiſchen aus Indien hier wieder zur Sprache bringen mußte (S. 332 fg.). Sollte ein Mißverſtehen der Controverspunkte nicht Unterſuchungen einen Werth geben, die nur ſo lange intereſſiren, als man die Syſteme in Maſſe anſieht, dann aber, wenn man die Behauptungen immer ſchärfer ins Auge faßt, ſich in ſich ſelbſt auflöſen? Muß denn für Sätze, die der menſchlichen Grübelei ſich in gewiſſen Stadien der Entwickelung aufdringen, eine Geneſis erwieſen, ein Stammbaum vorgelegt werden? Glücklicherweiſe geht der Verf. von dieſen Sätzen bald zu der Charakteriſirung der einzelnen Gedichte über, und ſehr gelungene Ueberſetzungen, die er fleißig einflicht, ſuchen dem ausgeſprochenen Urtheile feſtere Begründung zu geben. Der Verf. hat meiſt an die Uebertragungen von Rückert, Bopp u. ſ. w. ſich gehalten, beſonders aber bei den Proben aus „Sakontala“ hat er ſich

einer Glätte und Leichtigkeit befleißigt, die mit den regelmäßigen Slokas fast unvereinbar scheint. Vielleicht findet er darum bei den Verehrern des Sanskrit von der strengen Observanz selbst Anstoß; doch sollten wir meinen, daß in der schönen Elegie: „Ghatakarparam", trotz des elegischen Metrums, nichts von der Glut und der Farbenpracht verloren gegangen wäre, die Hrn. Chezy's wörtliche prosaische Umschreibung andeutet. Dieses vortreffliche Gedicht, welches die klagende Sehnsucht einer jungen Frau nach ihrem abwesenden Gatten beim Einbruche der Regenzeit ausspricht, versetzt so auf einmal in jene glücklichbedachten Gegenden, wo am Fuße der höchsten Gebirge der Erde, welche prächtige Wälder bekrönen, blühende Thäler um die Hügel sich hinziehen, in denen milde Lüfte zwischen den Gebüschen sich wiegen und durch entzückende Düfte alle Sinne berauschen, welche nicht schon durch die mannichfaltigsten Töne befangen waren; wo der Mensch, zur Dichtkunst geweckt, einem Dasein sich hingibt, daß in süßer Vertrautheit mit dieser prangenden und nie rastenden Natur heiterer vorbeifließt. Die letzten Abtheilungen dieses so außerordentlich reichhaltigen Werkes, das auch in den gelegentlichen Untersuchungen einen Schatz trefflicher Winke oder Aufschlüsse enthält, verbreiten sich über das Grammatische des Sanskrit, über seinen Bau, seine einzelnen Dialekte u. s. w., bis zur letzten Seite die Kenntniß und die Liebe des Verfs. zu seiner gewählten Aufgabe bewährend. 68.

Correspondenznachrichten.

Stuttgart, Juni 1831.

Das Werk eines jungen Rechtsgelehrten, des Justizassessors P. A. Pfizer: „Briefwechsel zweier Deutschen" *), Deutschlands philosophischen, dichterischen und politischen Zustand betreffend, macht in dem Vaterlande des Verfs., der bei dem Tribunale in Tübingen angestellt ist, im Allgemeinen eine sehr vortheilhafte Sensation. Von öffentlichen Blättern hat das Menzel'sche „Litteraturblatt" des „Morgenblatt" zuerst es zur Anzeige gebracht; allein, uns scheint der Gesichtspunkt in dieser übrigens nicht unvortheilhaften Anzeige verfehlt. Schon daß dies Werk der Rubrik: „Tagespolitik", untergeordnet ist und mit dem zweiten oder dem praktischen Theile beginnt, und von dem ersten, dem philosophischen Theil, der gar für einen bloßen Lückenbüßer, um das Buch durch diese Anfüllung censurfrei zu machen, gehalten wird, zuletzt spricht, dünkt uns nicht angemessen und verrückt ganz den Gesichtspunkt, sowie die ganze Anzeige mehr ein Raisonnement über Einzelheiten in diesem interessanten Werke ist, als daß sie dem Leser einen gehörigen Begriff davon gibt. Noch dazu muß der politische Theil nothwendig auch dem Unbefangenen, der mit dem theoretischen unbekannt ist, manchen Anstoß geben, denn in Süddeutschland von einer Hegemonie des übrigens in seinem hohen Werthe als Regierung für seine Völker willig anerkannten Preußens zu sprechen, die man fast ebenso sehr als die Oestreichs fürchten würde, kann wenig Anklang beim Volke, und der Vorschlag, daß die deutschen Fürsten sich freiwillig ihrer nun einmal durch die frühern Verhältnisse hinaufgeschraubten Würde, sowie der damit verknüpften Souverainetätsrechte wieder begeben möchten, wenig Anklang bei diesen erwarten. Das Ganze aber hat den ganz eigenthümlichen Stempel der rechtlichsten vaterländischen, d. h. deutschen Gesinnung, und nur aus dieser läßt sich die Idee und Absicht des Werkes beurtheilen. Uns ging daraus folgender Gang hervor: Deutschland steht in der Achtung der Völker gegenwärtig in wissenschaftlicher und dichterischer Ausbildung sehr hoch, in politischer sehr niedrig. Deutschland rühmt sich jener Höhe und glaubt sich berufen, den wissenschaftlichen und dichterischen Mittelpunkt für die europäische Cultur zu bilden. Darin findet es nun auch bei Vielen, besonders bei der im engern Sinne gebildeten Classe, seine Bestimmung und wähnt, auf diesem Wege auch politische Ausbildung und Bedeutung zu gewinnen. Aber genauer betrachtet, ist seine Philosophie und seine Poesie ebenso zerrissen als seine politische Gestaltung, es fehlt beiden an dem rechten Boden. Die Philosophie löst sich in lauter Antinomien auf, die der Verf. mit seltenem Scharfsinn und seltener Klarheit aufstellt. Die Poesie hat keinen Zielpunkt und verliert sich in ein Nebeln und Schweben ins Blaue hinein. Beide können nicht ohne ein politisches Leben und noch weniger bei politischer Schmach wahrhaft gedeihen. Wie kann da geholfen werden? Dies führen 2 Freunde, von denen der Eine den strengphilosophischen, der Andere den ästhetischen Weg einschlägt, in Briefen durch, gelangen so zur politischen Betrachtung Deutschlands und suchen den mildesten Weg zum Ziele für dasselbe auf. Ist es nur im gewaltsamen Sprunge zu erreichen — desto schlimmer. Zu diesem aber zu rathen oder aufzuregen, davon ist dies Werkchen weit entfernt, denn weder Gang noch Sprache, die musterhaft ist, eignen es zum Eindringen in die Classe, die zu einem solchen gewaltsamen Sprung, und wol ohne erkanntes Ziel, allenfalls geneigt sein möchte. Im philosophischen oder dem ersten Theile, der uns unentbehrlich scheint für dies Werkchen, dessen Absicht auch die ist, Philosophie und Dichtkunst mit dem Leben zu verknüpfen und für dasselbe fruchtbar zu machen, zeugt von der Bekanntschaft des Verfs. mit dem Gange der deutschen Philosophie und besonders der neuern Systeme, von einer großen Klarheit und Schärfe der Begriffe, und von einer großen Gewandtheit bei einem reifen Urtheil in der trefflich durchgeführten Polemik; der politische Theil zeugt von seiner, freier Beobachtungsgabe und einem reinen, man möchte fast sagen, jungfräulichen Sinn. Dieser letztere Theil enthält allerdings bittere Wahrheiten für die Regierungen, allein, die Bitterkeit liegt vornehmlich darin, daß es Wahrheiten sind. Daß der Verf. wohl weiß, was er will und ihm dazu die vielseitigsten Mittel zu Gebote stehen, zeigt sich in den angehängten herrlichen Gedichten, die echten, hochherzigen, deutschen Patriotismus und echten Dichtergeist athmen. Wir rechnen vorzüglich dahin die herrliche „Phantasie am Rhein". Ob dem Verf. wol Nachtheil in seiner Carriere aus diesem Werke entstehen dürfte? Wir glauben, nein! Geradezu ist ihm wenigstens nicht beizukommen. Aber ein darüber lautgewordenes Schreiberurtheil hat uns sehr amusirt, welches die Unverfänglichkeit des Werkes darin fand, daß der Verf. ja immer auf der folgenden Seite widerlege und zurücknehme, was er auf der vorhergehenden behauptet habe. Das Land ist auf den jungen Mann bei einem in jeder Hinsicht so ausgezeichneten ersten Auftritt mit Recht aufmerksam; und es ist wol nicht zu zweifeln, daß er bei der nächsten Ständeversammlung, die jedoch erst 1832 im Spätjahre eintritt, Gelegenheit finden werde, seinen gereiften, wohlwollenden Geist für das unmittelbare Wohl seines Vaterlandes thätig zu erweisen. Seine Schrift ist wenigstens ein sehr beachtungswerthes Beispiel von freiem, aber keineswegs, wie jetzt leider so häufig, frechem Geistesmuthe. — Soeben hören wir, daß Hr. Pf., auf ein Schreiben des Justizministers, seines frühern großen Protectors, um seinen Abschied aus dem Staatsdienste eingekommen sei. Also doch?!!!

Der hiesige „Hochwächter", dessen unlängst in d. Bl. erwähnt wurde, hat durch einen sehr scharfen Artikel über einen unter der vorigen Regierung im benachbarten Baden einflußreichen Staatsbeamten, M. v. H—, diesen, wie die öffentlichen Blätter behaupten, veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Der am

D. Red.

*) Vgl. hierüber Nr. 175—178 d. Bl.

lichem Hofe accreditirte badische Gesandte soll die Redaction zur Nennung des Einsenders jenes Artikels aufgefodert haben. Nach der ganzen Fassung desselben kann der Einsender wol nicht beabsichtigt haben, die Anonymität bei einer Nachfrage behaupten zu wollen. Uebrigens soll die Redaction des „Hochwächters" in mannichfaltige Rechtsklagen verwickelt sein. Besonders soll die oft ohne gehörige Prüfung aufgenommenen Anschuldigungen gegen Beamte ihr zu schaffen machen. Wir können doch auch, für so wohlthätig wir immer die Rüge des gewiß oft vorkommenden Beamtenunfugs erkennen mögen, doch nicht billigen, daß wenigstens scheinbar die Tendenz hervortritt, die Beamten als solche überhaupt zu verdächtigen; und am wenigsten können wir es gut finden, wenn das Volk nur immer darauf aufmerksam gemacht wird, als etwas gleichsam Ungehöriges, als was anders das äußere Leben der Beamten und der Staatsdiener überhaupt sich gestalte als das des Landmannes. Dieser ist nur zu geneigt zu der Meinung, Alles, was ein solcher besitze und verwende, komme aus seiner Tasche und werde ihm entzogen. So wird Bitterkeit über vermeintlich erleidendes Unrecht, Neid gegen den Höhern erweckt und genährt, und die Richtung zur sinnlichen Behaglichkeit, der der Reichthum, per fas et nefas erworben, für das Leben als das Begehrungswürdigste und Beglückendste erscheinen muß. Auch ist es mit dem Wohlleben der Beamten und der meisten Staatsdiener in Würtemberg entweder im Allgemeinen gar nicht so sonderlich bestellt. — In politischen Blättern zeigt sich hier gegenwärtig eine lebhafte Concurrenz. Bis vor einem Jahrzehend genügte die sehr beschränkte ehemalige Hof-, nachmals „Stuttgarter Zeitung", und der weitverbreitete „Schwäbische Merkur", welcher letztere in jüngster Zeit an Reichhaltigkeit und eigner Correspondenz sehr gewonnen hat. Dann kam die „Neckarzeitung", die sich einige Jahre hindurch einer großen Theilnahme erfreute, bei veränderten Verhältnissen aber bedeutend eingebüßt hat. Jetzt soll in der hiesigen angesehenen Metzler'schen Buchhandlung eine „Stuttgarter allgemeine Zeitung" mit dem 1. Juli erscheinen, und es sind bereits noch mehre Gesuche um die dazu nöthigen Concessionen bei dem Ministerium des Innern eingebracht worden. Da wird denn eine Unternehmung die andere zu Schaden bringen. König Friedrich I. von Würtemberg gab gern Concessionen zur Errichtung von Buchhandlungen, weil er meinte, sie würden einander ruiniren, und um so weniger würde gedruckt werden. Der Erfolg hat dieser politischen Ansicht nicht ganz entsprochen; bei den Zeitungen kann sie sich aber bewähren.

Der hiesige Kunstverein zur Beförderung der vaterländischen, d. h. würtembergischen Kunst, welcher nach den münchener und karlsruher Vereinen mit der erste und das Vorbild vieler anderer war, hat seine erste dreijährige Periode vollendet. Der Rechenschaftsbericht der bisherigen Verwaltung, welche übrigens bereits im November hätte abtreten sollen, und sich auch endlich aller ferneren activen Thätigkeit von diesem Zeitpunkte an entschlagen hat, ist noch nicht erschienen, jedoch bereits von dem neuen Gesellschaftsausschuß begutachtet worden. Die im Herbst 1830 statutenmäßig erfolgte Verlesung hat im Ganzen, besonders in Laube ordnen, wohin die meisten Gewinnste gefallen sind, günstig gewirkt und die Theilnahme an der neuen dreijährigen Periode sehr verstärkt. Wenn man nun auch bei geläuterterm Geschmacke nicht mit allen Ankäufen, und auch nicht mit den auch für die bessern Arbeiten zum Theil gezahlten Preisen einverstanden sein kann, so weiß der Billigdenkende wohl, daß ein Verein immer Schwierigkeiten ganz eigner Art darbietet bei noch mangelhafter Erfahrung, und womit er in der zweiten Periode schon zufrieden sein würde, das rechnet er der ersten nicht so hoch an. Der Hauptzweck ist wenigstens augenscheinlich erreicht: Verbreitung des Sinnes für Kunst im größern Publicum, und Aufmunterung der Künstler, die sich in erfreulichen Erfolgen bereits bewährt haben. Eberhard Wächter hat für mehre, größtentheils freilich ältere, großartige Compositionen im Vereine seine Abnehmer gefunden, und mehre jüngere talentvolle Künstler haben für ihre, wenigstens vielversprechenden Leistungen eine, diesen Leistungen vielleicht selbst unangemessen reichliche, aber ihnen in ihren Studien sehr förderliche Belohnung erhalten. Wie gut diese Gelder zum Theil wenigstens verwandt sind, zeigte sich in einem höchst achtungswürdigen großen historischen Gemälde des würtembergischen Pensionnairs in Rom, Hrn. Rehr, von dem der Verein ein Bild von kleinerm Format, von vielem Verdienst im Einzelnen, doch auch manchen Tadel begründend, für den Preis von 70 Karolin erstanden hatte. Diese Unterstützung setzte den jungen talentvollen Künstler vorzüglich in Stand, seinen ganzen Fleiß auf die Ausführung des Gemäldes zu wenden, das er als einen Beweis des Erfolgts seines Studiums für die Unterstützung von Seiten des Staats zu liefern verbunden war, welches aber zu diesem Behufe nicht von dieser Größe und folglich von diesem Zeit- und Kostenaufwande nöthig gewesen wäre. Es stellt die Erweckung des Jünglings zu Nain vor. Es theilt sich in 3 Gruppen. Die mittlere bildet der auf einer Bahre, von 2 kaum anhaltenden Trägern getragene Jüngling, der sich, noch bewußtlos, mit etwas grassem Hinausstarren aus den Leichentüchern aufrichtet. Am Ende der Bahre links vom Beschauer steht Christus, in erhabener Stellung das Aufleben gebietend. Ihm zu Füßen liegt in sehr gelungener Verkürzung die Mutter in dankbarer Anbetung mit ergreifendem Ausdruck in den nur halben zu Christus aufblickenden Gesichte. Hinter Christus stehen die 3 Apostel: Petrus, ein alter Kopf von, Ref. wenigstens, zweideutigem Ausdrucke, übrigens aber schön ausgeführt; ihm rechts Jacobus, gegen den er sich wendet, und links Johannes, im Anschauen des Wunders versunken (wol in der Zeichnung, besonders im Halse verfehlt, zu weiblich und nichtssagend); zum Kopfe der Bahre, rechts vom Beschauer, steht in der Mitte eine in Schleier gehüllte tief trauernde weibliche Gestalt, der zur Rechten eine andere, wahrhaft rafael'sche jugendlichere, welche mit einer höchst anmuthigen und ausdrucksvollen Bewegung der Hand die Trauernde auf das sich begebende Wunder aufmerksam macht, und der Trauernden zur Linken, ganz im Vorgrunde eine noch jüngere weibliche goldlockige, mit dem Ausdrucke des Erstaunens, der aber ziemlich geistlos ist. So ist auch der Ausdruck in Christus, den man nur im scharfen Profil sieht, nicht ausgezeichnet. Den Hintergrund bildet eine gutgedachte Landschaft. Gruppirung voll Mannichfaltigkeit und Leben, Beleuchtung und Carnation trefflich, die Gewände in sanfter Harmonie der Farben, sowie überhaupt das Ganze sehr glücklich im Tone gehalten ist (worin es sich von jenem frühern Gemälde des Künstlers sehr vortheilhaft unterscheidet). So hat sich das schöne Bild beim einmaligen nicht wiederholten Anschauen dem Ref. dargestellt, der übrigens auf den Namen eines Kenners keine Ansprüche macht, doch viel Schönes in der Kunst mit Interesse gesehen hat. Sollte Eins oder das Andere ihm entfallen oder zu flüchtig aufgefaßt sein, so bittet er besonders den Künstler um Nachsicht. Das Gemälde, welches von Künstlern auf 200 Karolinen geschätzt wird, und folglich den Betrag der erhaltenen Staatsunterstützung fast erreicht, ist vom Könige der neuerrichteten Kunst- und Gewerbschule zugetheilt, der schon früher die herrliche und reiche königliche Sammlung der Abgüsse von Antiken geschenkt worden ist. Der Kunstverein erwartet noch zur abgelaufenen Periode gehörig, ein lithographirtes Blatt nach dem herrlichen Steinkopf'schen Gemälde: der rothe Berg mit der Begräbnißcapelle der zu früh entschlafenen Königin Katharina, hinter welcher — voll Bedeutung — die Sonne untergeht; ein Gemälde voll ergreifender Poesie! Noch bleiben über 1000 Gulden übrig, zu deren Verwendung sich keine Gelegenheit fand, die aber noch für den Verein von 1827 — 30 verwendet werden müssen. Von solchen lithographirten Blättern erhält jedes Mitglied ein Exemplar. Das erste so vertheilte — aber radirte — Blatt nach einem schönen Gemälde von Eberhard Wächter: Die Mutter der Gracchen mit ihren Kindern, einem hiesigen Privatmann zuständig, entsprach nicht der Erwartung; von dieser Lithographie läßt sich aber etwas Vorzügliches erwarten. Sie wird von Hinsmann in München,

einem geborenen Würtemberger, durch mehre Lithographien rühmlich bekannt, ausgeführt.

Ein sehr geschickter Schüler Dannecker's, der seine Studien nachmals in Rom unter Thorwaldsen vollendet hat, Namens Wagner, hat die in Berlin von Rauch angefertigte Büste Schleiermacher's zum Abgusse erhalten, der sehr gelungen ist und zahlreiche Abnehmer findet. Hr. Wagner selbst ist in Büsten vorzüglich, wovon die schöne Büste des frühverstorbenen Dichters Hauff das rühmlichste Zeugniß gibt. Hofrath Dannecker hat nun seinen zweiten Christus vollendet, und will bei seinem vorgerückten Alter damit seine Meisterbahn beschließen. 191.

Aus Italien.

Im Jahre 1784 erschien zu Mailand bei Galeazzi eine Sammlung von Kupfern nach Zeichnungen Leonardos da Vinci (61 Blätter), die Carlo Giuseppe Gerli nach den Originalen in der Ambrosiana und zum Theil nach den Zeichnungen im Besitze des Rathes Don Venanzio de Pagave ausgeführt hatte. Abate Amoretti, der 20 Jahre später seine „Memorie storiche di Leonardo da Vinci“ herausgab, sollte schon damals einen erklärenden Text dazu schreiben. Jene Sammlung war fast nicht mehr zu haben seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Die Versetzung der Werke Leonardo's aus S.-Ambrogio nach Paris hatte vielleicht zur vermehrten Nachfrage beigetragen. Aber die Kupferplatten von Gerli waren noch vorhanden und gelangten 1819 in den Besitz eines Kunsthändlers, der, zugleich Kunstsammler und Kunstfreund, diesen Schatz zum Gemeingut zu machen den löblichen Vorsatz faßte. Anfänglich war Hrn. Joseph Vallardi's, des jetzigen Besitzers, Absicht, mit dieser Sammlung auch die Zeichnungen zu vereinigen, die seitdem in seinen Besitz gelangt waren, oder von denen er sonst in Italien wußte; aber die Schwierigkeit oder richtiger die Unmöglichkeit, diesen Plan zur Ausführung zu bringen, weil viele der letztern ins Ausland sich zerstreut hatten, bestimmten ihn sich auf das Werk von Gerli zu beschränken, mit Hinweglassung jedoch des Monogramms von Leonardo, das auf den Originalzeichnungen nicht vorkam. Um seine Ausgabe zu bereichern, ließ er Amoretti's Abhandlung und seine Kupfererklärung beidrucken und gab in Noten zu beiden Berichtigungen oder Nachträge, wo er es für nöthig hielt. Wie reich eine erweiterte Ausgabe des Hrn. Vallardi hätte ausfallen können, ergibt sich aus der Notiz in der Vorrede zu der neuen Ausgabe, die unter dem Titel: „Disegni di Leon. da Vinci incisi sugli originali di C. G. Gerli, riprodotte c. noto illustrative da Gius. Vallardi“ (Mailand, 1830, 1831, größtes Folio), erschien, daß der jetzige Herausgeber im Besitz von etwa 370 Kreide-, Feder- und ausgeführten Zeichnungen des Künstlers ist, der reichsten Sammlung, welche in Italien oder sonst wo vorkommt. Durch die Noten erfährt man, daß die einst von de Pagave besessenen Zeichnungen später an den Maler Bossi kamen und von ihm für die k. k. Kunstakademie zu Venedig erkauft wurden, sowie man auch über die charakteristischen Zeichen belehrt wird, aus denen man die Echtheit der Zeichnungen Leonardo's erkennen kann. Die Anwendung der hier beigebrachten Gesetze wird leicht sein. Daß Leonardo für die Glasgemälde der Domfenster zu Mailand beschäftigt war, glaubt der neueste Herausgeber durch Zeichnungen, die er hat, beweisen zu können. Ueber mehre Gemälde, die Leonardo zugeschrieben werden, kommen Verhandlungen vor. So über das Bild bei Graf Alb. Litta; über das Portrait Moroni's im Besitze der Familie Scotti; über das mit vielem Grunde angefochtene der Brera, das Hr. Vallardi in Schutz nimmt. Ein bisher nicht bekanntes Bild, eine Madonna mit dem Kinde, das Johannes segnet, unter einem Zelte, aus dem ein Blick in die Landschaft frei ist, wo der Mincio mit seinen Schwänen erscheint, wird als das Eigenthum eines Hrn. Belluti in Mantua hier aufgeführt. Leonardo soll dies Bild für eine Nonne aus der herzoglichen Familie von Mantua gemalt haben, daher die herkömmliche Andeutung des Mincio. Gelegentlich spricht Hr. Vallardi auch über ein Bild von Leonardo's Schüler und Freunde Leonardo Melzi; über des Meisters Virtuosität im Malen von Blumen, Mäusen und Schmetterlingen, und über seine Kenntniß der Antike. Kurz, die Noten umfassen einen Reichthum von Notizen zur genauern Kenntniß des Künstlers und sind nicht der geringste Werth dieser äußerlich auch sehr würdig ausgestatteten Ausgabe, die auf Velinpapier zu 50 italienischen Lire; auf chinesischem Papier zu 100 Lire und in bestellten Exemplaren, colorirt nach den Originalen, zu 200 Lire ausgegeben wird.

Einer der wunderlichsten Vorschläge in unserer projectenreichen Zeit ist der Plan eines Hrn. G. P., Venedig mit dem Festlande durch eine Brücke zu verbinden, den er in der folgenden Schrift: „Progetto per l'erezione di un ponte congiuntivo Venezia colla terraferma“ (Venedig, Picotti, 1830 [15. Juni], gr. 4.) mit einem Ansichtblatte vorgelegt hat. Der auf dem geduldigen Papiere dreiste Baumeister schlägt seine 3 Miglien lange Brücke von der ehemaligen Scuola di misericordia aus (wo aber noch ein rio mit Erde ausgefüllt werden müßte, um an den Brückenkopf zu gelangen), bis nach Campalto auf dem Gestade von Mestre, breit wie eine Poststraße, eingefaßt von Fußwegen und von Baumreihen; und damit sie von doppeltem Nutzen sei, läßt er eine Wasserleitung für süßes Wasser darüber weglaufen. Dieser riesenhafte Plan ist übrigens nicht der erste dieser Art. Schon im J. 1820 wurde ein ähnlicher den Behörden von Venedig zur Begutachtung übergeben, aber, wie vorauszusehen war, zu den Acten gelegt, da er, ungerechnet die unendlichen Schwierigkeiten, aus den mühsam freiströmend erhaltenen Lagunen in kurzem einen giftigen Sumpf zu machen drohte. Gewöhnlich sind mit Plänen der Art Leute bei der Hand, die sich mehr auf Theaterdecorationen als auf die Wasserbaukunst verstehen, die mehr Kenntniß von landschaftlichen Effecten als von dem praktischen Bauwesen, vom Material u. s. w. haben. Schon das möchte schwierig genug sein, in dem engen und winkeligen Venedig einen Platz herzustellen, wo die eintreffenden Reiter und Fuhrwerke anhalten und umwenden könnten; eine Straße ausfindig zu machen, wo die Waaren auf der Axe könnten nach den Gewölben gebracht werden, wäre im jetzigen Venedig anzulegen beinahe unmöglich. Aber wozu auch? Venedig vereinigte bei sich die Schätze Indiens und des Mittelmeers, herrschte auf den Märkten des Orients und des bekannten Europas, als es noch tiefer in den salzigen Fluten lag, als es jetzt liegt. Sein Reichthum und seine alte Bedeutenheit möchte durch 10 Brücken jetzt nicht herzustellen sein; der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung müßte denn mit tausend andern Wegen wiederum verschlossen werden. Mehre der sich aufdrängenden Einwürfe, besonders die praktischen, zählt die „Lettera di un amico sopra il progetto dell' erezione di un ponto da Venezia a Campalto“ (Venedig, 1830, 4.) und mit ihr einstimmig die „Biblioteca italiana“ (März) auf. 155.

Notiz.

Die Minister Louis Philippes.

„Biographie des ministres de Louis-Philippe, ou galerie des hommes d'état de la révolution de 1830, qui se sont succédés au pouvoir jusqu'à ce jour“ (Paris, 1831): 2 mäßige Octavbände, die auf die Neugierde des Publicums berechnet in der Eil zusammengeraffte Notizen über die bedeutendsten Staatsmänner enthalten, die seit den Julitagen an der französischen Verwaltung Theil genommen haben. Diese sind: Année, d'Argout, Barante, Barthe, Baude, Bavoux, Belliard, Bignon, Bondy, Broglie, Delaborde, Dupin d. Ä., Dupont von der Eure, Gérard, Girod vom Ain, Grouchy, Guizot, Jourdan, Lafayette, Laffitte, Lamarque, Louis, Maison, Mérilhou, Molé, Montalivet, Odilon-Barrot, Casimir Perrier, Quéten, Rigny, Sébastiani, Soult, Sourd, Talleyrand, Treilhard, Vivien. 163.

Hierzu Beilage Nr. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literariſche Unterhaltung.

Nr. 19. 12. Juli 1831.

Geſchichte des osmaniſchen Reichs, durch Joſeph von Hammer. Sechster und ſiebenter Band. Mit 2 Karten. Peſth, Hartleben. 1830—31. Gr. 8. 10 Thlr. *)

Das alte Wort: Der Menſch denkt, Gott lenkt, oder wie der Engländer poetiſcher ſagt: Wir rudern nur, das Schickſal aber ſteuert uns (We do but row, we are steered by fate), hat ſich doch auch wieder an dem Nachbar mit dem Turban erwieſen. Wie der Mohnkopf will auch der Opiumseſſer, wie das Mohnfeld will auch jenes ganze Land ſeine Zeit zur Ernte haben. Vor 2 Jahren waren wir feſt überzeugt, daß unſers Hammer's Geſchichtswerk nur der Leichenſtein und das Epitaphium jenes Volkes ſein würde, und wer denkt jetzt noch an einen Untergang der Türken; ſtehen ſie nicht wie das nothwendigſte Glied in der Kette der europäiſchen Völker und Staaten da? Könnten ſie nicht gar, wenn auch nicht wieder Eroberer, doch mit der von ihnen gerühmten Rechtlichkeit die Schiedsrichter unter den Mitgliedern der heiligen Allianz werden, wenn dieſen einmal die Bundesnote nicht mehr im friſchen Gedächtniſſe ſein ſollte. Oder ſollte man gar noch einmal die Sure der Eroberung bei ihnen vorleſen hören! Es gibt ein Morea zum dritten Male zu erobern! und es gibt Conjuncturen, wo adrianopler Friedensſchlüſſe und londner Conferenzprotokolle Maculatur werden ſein könnten!

Der 6. Band dieſes auf 8 Bände berechneten großen Werkes enthält außer der Ueberſicht der für dieſen Band benutzten morgenländiſchen Quellen, im 55.—60. Buche die Jahre 1656—59, oder die Zeit von der Großweſſirſchaft Mohammed Köprili's bis zum karlowitzer Frieden. Man kann ſagen, es war das letzte Ringen aſiatiſcher Barbarei mit europäiſcher Sitte, das letzte Aufloben des alten Fanatismus zur Ehre Allah's und zur Schmach der Chriſten, welches ſich hier darſtellt, aber auch deſſen letztem Aufflammen vor den Mauern Wiens 1683 mußte ſich der halbe Mond beſcheiden, ſich ins letzte Viertel ſtellen zu laſſen. Dank dem großen Sieger von Slankamen, Zenta, Peterwardein und Belgrad! Man hat die berühmte Miſchlingsfamilie der Köprili (Kiuprili) für Franzoſen gehalten, die etwa à la Bonneval Renegaten geworden wären, und des Märchen oft nachgeſchrieben; der Verf. aber zeigt ihren albaneſiſchen Urſprung. Auch waren von den 5 Köprili's nur die 3 erſten von Bedeutung. Auch die Herren Ranke und Salvandy haben es dem Verf. nicht recht gemacht, daß ſie Köprili nach la Croix und Vigneau zum Sohn eines griechiſchen oder ſerbiſchen Prieſters geſtempelt haben. Der Kampf der Orthodoxen und Tartuffe, an dem auch die Studenten Antheil nehmen, würde uns an unſere Zeit erinnern, wenn es nicht dort gegen die Minarete, die Gold- und Silbergeſchirre, die ſeidenen Kleider, Taback, Kaffee, Opium, den Geſang der Hymnen u. ſ. w. gegangen wäre. Aber auch die Walzer, aber nur der Derwiſche, waren ihnen ein Greuel. Uebrigens ſollen unter Mohammed Köprili in den 5 Jahren ſeiner Großweſſirſchaft 36,000 Menſchen gewaltſamen Todes geſtorben ſein, ſodaß, ſelbſt nur 30,000 angenommen, auf den Monat 500 kommen, „was der doppelte Betrag der Köpfe, welche nach einer vom Despotismus der Sklaverei eingeſtreuten Volksſage der Sultan ſelbſt täglich an Menſchenblut vertrinken mag, der Sultan nämlich täglich 7 Köpfe, der Großweſſir 6 und ſo in abſteigender Linie bis zum ſiebenten Weſſir der Kuppel und jeder andere Weſſir täglich einen".

Das Intereſſe, welches dieſe Geſchichte einflößt, nimmt in der That nicht ab, da trotz vieler ſtereotypen Erſcheinungen doch auch eine ſehr große Abwechſelung durch das Ganze geht. Bald ſind es Schilderungen von Gelehrten, die ausgezeichnet zu werden verdienten, bald der Unterricht des Hofpredigers beim Kronprinzen, der wahrlich nicht zu anſtrengend iſt, bald die Beſchreibungen der Beſchneidungs- und Hochzeitfeſte, der Lampen- und Tulpenfeſte, der Spiele, der Intriguen im Serai oder im Harem, bald die Empörungen und Hinrichtungen, die Kriege und Schlachten, oder die ſeltſamen diplomatiſchen Verhandlungen und Großbotſchafteraufzüge in Konſtantinopel und Wien, das Aufzählen der Geſchenke, von denen jedes Mal erſt ein Verzeichniß zu den Füßen des hohen Empfängers niedergelegt werden mußte; auch Naturſcenen, wie (VI, 452) der Waſſerfall der Cettina in Dalmatien, oder Gräßlichkeiten wie die halebidiſche Veſper oder die veteraniſche Höhle, bald Abſetzungen und Entthronungen, bald Inventirungen des Schatzes und ſeiner Herrlichkeiten, bald Bauen, bald Zerſtören von Köſken und Paläſten, bald Städteerſtürmungen, bald Ländereroberungen, bald Feuer, Peſt und Hungersnoth, bald Schilderung des ungeheuern Luxus, Verbote gegen zu verführeriſche Trachten, bald Religionsverfolgungen, die hier ſich in bunter Reihe folgen. Nicht nur der Hiſtoriker, der Literator, der Diplomat, ſondern auch der Geograph, beſonders durch die beigelegte Karte und deren Beſchreibung, auch der Ethnograph, der Philoſoph und jeder gebildete Leſer wird hier Nahrung ſeines Geiſtes finden.

Da wir in dieſen Tagen ein kleines Schriftchen des nürnberger Gelehrten, Prof. Lochner „Ueber Johann III., Sobieski's und Johann Georgs III. von Sachſen Antheil an dem Entſatz von Wien 1683" *) geleſen, war es uns von höherm Intereſſe, die Schilderung dieſes Krieges, der mit Wiens Falle, bei Frankreichs Intereſſe daran, leicht von unberechenbaren Folgen hätte werden können, beſonders ins Auge zu faſſen. Allerdings hätte Hr. Lochner manche hier angeführte Notiz aus ihm unbekannten Quellen noch benutzen können, wenn dieſer 6. Band von Hammer ſchon, als er ſchrieb, erſchienen geweſen wäre. Aber auffallend iſt, daß die orientaliſchen Geſchichtſchreiber von dieſem Theil des Krieges faſt gänzlich ſchweigen. Auch von einem Vortreffen am 11. Sept. bei der Beſetzung des Kahlenbergs iſt hier keine Spur, aber das iſt nicht unwichtig, daß nicht nur Mangel des Feldherrntalentes von Seiten des Großweſſirs Kara Muſtapha, ſondern auch ſein Geiz und Hochmuth Veranlaſſung wurden, daß Wien nicht fiel; denn er habe aus Geiz, um die Schätze der Stadt mit Niemandem zu theilen, dieſelbe der Plünderung des Heers nicht preisgeben und ſie daher nicht durch Sturm, ſondern durch Uebergabe gewinnen wollen. Aus Hochmuth nahm er von Dem, was jenſeits des Kahlenbergs vorging, von dem ſo leicht zu hindernden Uebergang der Verbündeten über die Donau keine Kunde und ſo ſcheiterte durch eigne Schuld ſein ſtolzer Plan, ein moslimiſches Reich im Weſten zu gründen, deſſen Hauptſtadt Wien und deſſen Sultan er ſelbſt geweſen wäre.

Sehr merkwürdig iſt das Treiben der verſchiedenen auswärtigen Diplomaten bei der Pforte, und es werden der letztern oft gar eigenthümliche Motive ihrer Entſcheidungen untergelegt. So nimmt unſer Verf. nach Vorgang von Metraye's „Voyages" (I, 359) an, daß, als der franzöſiſche Botſchafter der Anerkennung des Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) als Königes von England entgegenarbeitete, die Türken, welche ihren vorletzten Sultan (Ibrahim) gleichzeitig wie die Engländer ihren König (Karl I.) hingerichtet, ihren Sultan (Mohammed IV.) faſt gleichzeitig wie die Engländer ihren letzten König (Jakob II.) entthront hatten, zu große Uebereinſtimmung zwiſchen ihren eignen und den engliſchen Staatshandlungen gefunden hätten, um nicht wider die franzöſiſchen Einſtreuungen taub zu ſein! Mit Betrachtungen über den karlowitzer Frieden, der den Zeitpunkt des Verfalls osmaniſcher Macht der Welt völkerrechtlich verkündete, wo nicht immer mehr von den der Pforte bisher ge-

*) Vgl. Beil. Nr. 12 d. Bl. f. 1830. D. Red.

*) Vgl. Nr. 114 d. Bl. D. Red.

zahlten Ehrengeschenken (Tributen) die Rede war, wo die Neuerung europäischer Dazwischenkunft durch Vermittler zuerst aufkam, schließt dieser Band, dessen Erläuterungen (679—770) manche sehr interessante Urkunde, besonders die über die Ansprüche der Franciscaner auf die heiligen Orte in Palästina, die hier aufgezählt werden, enthalten. Das schöne Doppelkärtchen stellt die Jagdgebiete Mohammeds IV. am Meerbusen von Selanik (Salonichi) und bei Adrianopel vor.

Der 7. Band enthält die 40 Jahre vom karlowitzer bis zum belgrader Frieden 1699—1739, im 61.—67. Buche. Gar trostlich beginnt gleich der Eingang über das Menschlichwerden der osmanischen Geschichte: „Endlich kann der Schreiber und Leser osmanischer Geschichte freier aufathmen von dem erstickenden Brodem der Blutqual. Zwar umfaßt dieser Zeitraum noch 2 Thronumwälzungen durch Aufruhr, aber keine von beiden mit Sultansmorde gebrandmarkt, und noch mehre blutige Kriege und Hinrichtungen; aber dennoch lichtet sich allmälig die Nacht der Barbarei und es ziehen durch dieselbe keine Greuelerscheinungen mehr, wie die Tyrannei Murads IV., die Soldatenarchie während der Minderjährigkeit Mohammeds IV. und die Mordpolitik des alten Köprili. Die starre Eisrinde des Türkenthumes thauet wenigstens von Außen auf, in dem warmen Verkehre europäischer Politik und Cultur, es wehet ein sanfterer Hauch menschlicher Milde und feiner Gesittung, und mit der Epoche der Druckerei ist auch im osmanischen Reiche, wie drittehalb Jahrhunderte früher im übrigen Europa ein neues Leben erwacht".

Auch in diesem Bande mangelt es an sehr anziehenden Erscheinungen keineswegs, wenngleich wir nicht aller derselben gedenken können. Wir übergehen die für das westliche Europa so wichtige Blatternelnimpfung, welche die berühmte englische Botschafterin Lady Worthley Montague um die Zeit des passarowitzer Friedens 1718 mit ihrem 6jährigen Sohne vornahm (der bekannten Anekdote, wie diese schöne Eva, trotz des Verbotes ihres Gemahls, ihre Neugierde, sich im Harem umzusehen, mit der Aufopferung ihrer Frauenehre an den Sultan büßen mußte, ist nicht gedacht); wir deuten nur kurz an, wie ein ungarischer Renegat, dessen christlicher Name verloren gegangen, der Großwessir Ibrahim, theils durch Stiftung einer Bibliothek, theils durch veranlaßte Uebersetzung der 2 besten Universalgeschichten und vor Allem durch Anlegung der ersten Druckerei sich um den Staat unsterbliche Verdienste erwarb, gleichzeitig 1729 ein anderer Renegat, der französische Graf von Bonneval, General der Bombardiere, der wahre geheime Rath des Verkehrs osmanischer Politik mit den Höfen Europas und der Anhaltspunkt Frankreichs und Schwedens wider Oestreich und Rußland wird, und noch andere Franzosen als Renegaten nachsichzieht (S. 449); wir lassen den König von Preußen seine Riesensoldaten selbst in der Türkei aufsuchen (S. 526), und halten uns nur an 3 interessante Erscheinungen, Karls XII., Patrona-Chalil's und des unglücklichen belgrader Friedens.

Nach S. 136 fg. scheint Karl XII., den die Türken nur den Eisenkopf, sowie Zar Peter den weißen Schnurrbart nannten, vorzüglich durch die Vorspiegelungen des Großwessirs Ali von Tscherli, daß der Khan der Krim ihn mit einem Heere gegen Rußland unterstützen werde, was aber, weil Ahmed III. nicht mit Rußland brechen wollte, ohne Karls Wissen unterbleiben mußte, zu der Schlacht von Pultawa verleitet worden zu sein. Die Rolle, welche Karl in der Türkei spielte, ist bekannt genug, nicht aber, daß die Geldsummen, die er vom Sultan erhielt, später von ihm wiederbezahlt werden mußten. Der Sultan arbeitete vergeblich an seiner Aussöhnung mit August II. von Polen (den die Türken den Hufeisenbrecher nennen). Sehr naiv antwortet der neue bestochene Großwessir nach Abschluß des Friedens am Pruth auf Karls Vorwurf: warum er nicht den Zar gefangen nach Konstantinopel geführt habe: „Wer würde in seiner Abwesenheit sein Reich regieret haben?"

Ahmed wurde durch den Aufstand des Albaneser Patrona Chalil 1730 entthront. Dieser Aufstand ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, begonnen von 17 Janitscharen und geendet mit dem Sturz des Sultans und aller seiner hohen Staatsbeamten, selbst in der Theorie der Aufstände und Volksbewegungen, die noch im J. 1830 so wichtige Erfahrungszusätze erhielt, nicht unwichtig, weil er zeigt, wie ohne das schnellste und kräftigste Eingreifen, beim Verachten anfänglich unscheinbarer Bewegungen die Unternehmung lawinenartig bis zur furchtbarsten Größe anwachsen kann, wenn sie auch zuletzt, wie hier, verderblich gegen die ersten Anstifter auslaufen mag (S. 381—395).

Mit patriotischem Schmerz erzählt von S. 532—544 der Verf. die traurige Geschichte des belgrader Friedens, von 1739, der freilich nach einem so schlecht geführten Kriege kaum anders ausfallen konnte und die herrlichen Früchte des karlowitzer Friedens ganz vernichtete. Die Schuld wird weniger auf Neipperg als auf Graf Wallis geschoben, wenn auch des Erstern Uebereilung nicht verschwiegen wird. Die Schmettau'schen Berichte (denen auch Coxe folgte) werden als lügenhaft verworfen. Eines Einflusses der Maria Theresia auf so schleunige Beendigung des Kriegs wird nicht gedacht, nur S. 618 in der letzten der Erläuterungen die allerdings verdächtige schnelle Begnadigung und Wiederanstellung Beider durch Maria Theresia nach ihres Vaters Tode angeführt. Unter den übrigen Erläuterungen befinden sich wieder wichtige Urkunden über den persischen Krieg und über die polnischen und russischen Länderverhältnisse. Die auf dem Titel angeführte, auch S. 628—630 beschriebene Karte befand sich bei dem Exemplare, welches Ref. zu benutzen hatte, nicht, muß aber die damaligen Grenzgebiete zwischen Persien, Rußland und der Pforte enthalten. Geschlechtstafel- und Beamtenverzeichnisse sind auch hinter diesen beiden Bänden, nur würden bei den Sultanen, Großmogols, bei den Schahs von Persien und den Khans der Krim außer den Geburts-, Absetzungs- oder Sterbejahren, auch die Thronbesteigungsjahre zur schnellern Uebersicht erwünscht gewesen sein. Möchten der Verfasser und Verleger am Schlusse des ganzen Werkes zu einer Gesammtkarte des osmanischen Reiches Rath zu schaffen wissen, die in der That ein wesentliches Bedürfniß für jeden Leser eines Werkes ist, dem sich an Umfang und Originalität so wenige neuere an die Seite stellen können. 41.

Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft, Gesundheits- und Heilkunde, sowie auch um Länder-, Völker- und Menschenkunde von ältester Zeit bis auf die neueste. Ein Beitrag zur Geschichte geistiger Cultur, und der Natur- und Heilkunde insbesondere. Von C. F. Harleß. Mit Abbildungen. Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Von jeher hat das schöne Geschlecht das Loos erfahren müssen, bald mit Uebermäßigkeit gepriesen, bald mit Unverschämtheit herabgewürdigt zu werden, je nachdem eine junge Schöne mit erhörter Liebe das Gemüth eines feurigen Stizzisten entflammte, oder eine würdige Betagte ihre beglückte männliche Ehehälfte zu Dankbarkeit verpflichtete, und auch je nachdem ein betrogener Geliebter oder ein eifersüchtiger Ehemann die Feder ergriff, sich gegen dieses Geschlecht Luft zu machen. Wenn nach Lyserus („Polygamia triumphatrix", p. 128) im Mittelalter eine Kirchenversammlung lange darüber gestritten, ob die Weiber auch Menschen sind, so haben wir dagegen schon aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert eine nicht geringe Anzahl von Verzeichnissen, Biographien, Apologien und Elogien berühmter Frauen, und wenn noch im Anfange unsers erleuchteten 19. Jahrhunderts die Anhänger jener auf einem rein männlichen Principe basirten Identitätsphilosophie das Weib ungemein niedrig stellten, so gewinnt dagegen in unsern Tagen die alte platonische Ansicht, daß Mann und Weib in jeder Hinsicht gleiche, ergänzende Glieder der Menschheit sind, immer mehr die Oberhand. Nicht nur unsere Dichter alle, sondern auch die Psychologen lassen in ihren Schilderungen überall der weiblichen An-

auch und ihrer hohen Empfindung, der Erhabenheit der weiblichen Gesinnung und der eigenthümlichen Klarheit und Festigkeit ihres Gemüthes die vollste Anerkennung wiederfahren; sie erkennt bei diesem Geschlechte alle bekannte Elemente des Geistes an, und suchen den dennoch bei ihm — im Allgemeinen — wahrnehmenden Mangel an Originalität und Genialität, an wahrhaft schaffender Phantasie und durchdringendem wissenschaftlichen Geist nicht in der Unterdrückung dieser Kräfte — denn der Geist läßt sich nun einmal nicht unterdrücken —, sondern nur im verengenden Gemüthsleiden, sowie in der Bestimmung und dem Berufe des weiblichen Wesens. Was sich darum bei den Frauen findet, ist nur als eine lebhafte, regsame, reproducirende Phantasie, als eine gewisse Leichtigkeit im Auffassen und Combiniren, ein großes Talent zur Abstraction anzuerkennen, und in ihrer Anlage ist der Verstand, der das Verhältniß der Erscheinungen unter einander auffaßt, prädominirend über die Vernunft, welche die Idee anschaut und das Unendliche zum Gegenstande hat.

Wie wir schon oben angedeutet, besitzen wir zwar eine Menge von Schriften von gar sehr verschiedenem Werthe, die theils ausführlich und speciell, und theils in kürzern Anzeigen mit der Geschichte und Literatur berühmter Frauen und Schriftstellerinnen beschäftigt haben, allein die größern sind fast ohne historische Kritik und bald ohne sachliche Würdigung, die kürzern wiederum sind großentheils nur zu kurz, und oberflächlich, und wenn freilich die, von C. W. von Schindel (Leipz. 1823—25) gegebene biographisch-bibliographische Uebersicht der sämmtlichen deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts eine sehr treffliche ist, so beschränken sich ihre 3 Bände doch blos auf das erste Viertel unsers Jahrhunderts, und dann auch blos auf die deutschen Schriftstellerinnen. In jedem Falle fehlte es also unserer sonst so regen bibliographischen Literatur ebenso sehr an einer dem eigenthümlichen Gegenstande vollkommen entsprechenden, aus dem Standpunkte der Mythologie und symbolisirenden Naturlehre ausgehenden speciellen kritischen und auf die Quellen zurückweisenden Darstellung der älteren Geschichtlerinnen und Traditionen weiblicher Wirksamkeit in dem Felde der Naturbeobachtung, der Kräuter- und Heilkunde (u. s. w., als überhaupt an einer für jeden Freund und jede Freundin der Geistesgeschichte wünschenswerthen, vollständig hinreichenden und kürzerfassenden geist- und kenntnißreichen Frauen, welche von der frühesten Zeit an bis auf unsere neueste, durch Beobachtung und Erfahrung, durch Schriften oder sonstiges öffentliches Wirken sowol in den verschiedenen Zweigen der Naturkunde und Bücherkunde, als in allen Gebieten der Gesundheits- und Heilkunde sich bekannt, verdient oder berühmt gemacht haben.

Diesen Allen will nun der Hr. Verf. durch diese Schrift ehren, und wir sehen auch dieselbe noch der Vollständigkeit ungeachtet, und namentlich der vollständigen Mittheilung des vielen Bedeutsamen und Antheils von Ausländerinnen an der Cultur der Naturwissenschaft, so mögen wir doch dankbar anerkennen, daß mit ihr der Geschichte des weiblichen Geschlechts, die wir durch ihren Bearbeiter sucht, von literarischer Seite ein nicht unbedeutender Vorschub gethan worden. Ganz besonders gilt dies von dem mythographischen Segment des Werkes, welches der Hr. Verf. — als Arzt — eine bewundernswerthe Belesenheit und Kenntniß zeigt. Da nun diesem auch äußerlich in einem Werke zwar ein vollständiges, auf ungefähr 400 Namen sich beziehendes Register, aber keine allgemeine Inhaltsübersicht beigefügt ist, so glauben wir den Lesern und Leserinnen (auf welche letztere der Hr. Verf. es vorzüglich abgesehen haben will) hier uns mit einem solchen zu verbinden, wenn das sonstige Epitomiren bei Schriften solchen Inhalts nicht gar unmöglich ist.

Das Buch zerfällt in 3 Abschnitte auf 296 Seiten, denen Noten mit mythologischen Anmerkungen und Erläuterungen beigefügt sind.

Im ersten Abschnitt wird das Zeitalter der Mythen vorgeführt. Nach allgemeinen einleitenden Bemerkungen verweilt der Hr. Verf. (S. 10—30) bei Aegyptens ältester Heilgöttin, der Isis, welche gleichsam als das Ur- oder Stammbild der übrigen an der Spitze steht, und geht dann zu Griechenlands heilkundigen Göttinnen und Heroinen über, deren Reihe (S. 30) mit Diana oder Artemis beginnt, die zugleich als Hekate und Ilithyia vorgeführt ist. Darauf folgen (S. 44) Minerva, (S. 49) Cybele als mater dearum, (S. 52) Hygieia und ihre Schwestern, (S. 64) Pasiphae, (S. 67) Medea, (S. 84) Circe, und (S. 90) Angitia und Angerona, Agameda, Polydamna, Helena, Oenone, insofern diese mythischen Personen wirklich gelebt haben, noch zu den Heroinen aus demselben Zeitalter des Argonautenzugs und trojanischen Krieges gehören.

Im zweiten Abschnitte, welcher die geschichtliche Zeit bis auf das 18. Jahrhundert umfaßt, werden 1) die natur- und heilkundigen Frauen bei den Griechen und Römern nach der homerischen Zeit bis zum Mittelalter aufgezählt, unter welcher kleiner Schar Naturforscherinnen und Aerztinnen von sehr verschiedenartiger Berühmtheit (S. 102) Artamisia, (S. 104) die ältere und jüngere Aspasia, (S. 107) die Geburtshelferin Agnodice, (S. 114) Ariothea, ein von Plato sehr ausgezeichnetes, junges Mädchen aus Arkadien, die mit dessen Idealphilosophie sehr vertraut war, (S. 115) Arete, Tochter des berühmten Aristipp, eine ebenso schöne und liebenswürdige als tugendhafte und gelehrte Schriftstellerin (deren ausdrucksvoller Kopf die Vignette auf dem Titelblatte des Werkes darstellt), (S. 116) Periclione, deren Buch über die Weisheit selbst Aristoteles sehr hochstellte, (S. 117) Aesera, eine große Anthropologin, und (S. 118) Hypatia, eine in ihrer Zeit sehr berühmte Philosophin und Naturforscherin u. A. hervorragen. 2) Werden alle im Mittelalter bis zu dem 16. Jahrhundert in Italien (S. 184), Deutschland und Britannien (S. 138) und den andern nördlichen Ländern vorgekommene natur- und heilkundige Frauen aufgezählt, die fast alle in der theosophischen und theurgischen Mystik jener Zeit befangen waren. Darauf werden 3) die berühmten Frauen des 16., 17. und bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland und auch (wenngleich sehr spärlich) im Auslande und namentlich in Frankreich und England erwähnt. S. 154 erfahren wir auch schon viele Förderungen der Naturkunde unter einigen 20 Fürstinnen jener Zeitperiode.

Der dritte und reichhaltigste Abschnitt umschließt das 18. Jahrhundert und die neueste Zeit, und zerfällt zur bequemen Uebersicht in 2 Abtheilungen ohne scharfe Grenzscheidung. S. 199 beginnt die Aufzählung aller Fürstinnen des In- und Auslandes, denen die Naturwissenschaften bis zu diesem Jahre besondere Beförderung und Unterstützung verdanken (Ref. stieß gerade hier auf nicht wenige Namen, die der höfliche Herr Verfasser wahrscheinlich nur als Freund von beringten Fingern, aufgenommen haben konnte); S. 220 kommen die andern Frauen aus dem 18. Jahrhundert heran, welche sich sowol mit Natur- und Heilkunst als auch mit der edeln Kochkunst beschäftigten. Von S. 253 an, bis zu Ende wird die neueste Periode mit ihren Schriftstellerinnen vorgeführt, welche letztere im Vergleich mit der sehr großen Zahl derer, die in dem Gebiete der Romantik und Novellendichtung, der lyrischen und dramatischen Dichtkunst, sowie der andern schönen Wissenschaften seit den letzten 3 Decennien im ablaufenden Theile unsers Säculums mit bald größerm und bald kleinerm Glück aufgetreten sind, ziemlich klein zu nennen, ja, rein numerisch genommen, wirklich weit kleiner als im vorhergegangenen Zeitabschnitte zu nennen sind; blos die Schriften in den Fächern der Diätetik und der hierauf bezüglichen Speise- und Trankbereitungs- und Haushaltungskunst sind sehr zahlreich. Unter den Frauen, die sich mit einzelnen Zweigen der Physik beschäftigten, hat Ref. eine sehr berühmte englische Optikerin vermißt, deren Name ihm augenblicklich entfallen ist, die aber von A. v. Humboldt in dessen zu Berlin 1828 gehaltenen öffentlichen Vorlesungen sehr herausgehoben ward. Den Botanikerinnen wäre auch noch die Baronin Josika, irgendwo in Siebenbürgen lebend, beizugesellen, nach

deren Namen eine neue Syringa, welche Hr. v. Jacquin aus Wien der botanischen Section der vorjährigen Versammlung der Naturforscher zu Hamburg vorlegte, benannt wurde. Ferner — doch der Hr. Verfasser wünscht im Vorworte Ergänzungen und Berichtigungen nur unmittelbar aus den schönen Händen verehrter Frauen zu erhalten, demnach wäre hier — Zuvorkommenheit nicht am rechten Orte. 139.

Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses. Verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt, und mit dem Originaltexte nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus andern unedirten Originalwerken herausgegeben von Isaak Jakob Schmidt. St.-Petersburg, 1829. Gr. 4. 6 Thlr.

Die rege Thätigkeit der russischen Gelehrten auf dem unermeßlich reichen, bis jetzt noch so wenig angebautem Felde der asiatischen Literatur und die großartige Unterstützung, die sie von der Regierung dabei genießen, gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit und sind als eine wesentliche Eroberung im Gebiete des Wissens zu betrachten, die von dieser Seite eine unübersehbare Ausdehnung zu gewinnen scheint. Nie geahnete Schätze werden zu Tage gefördert, Zeiten und Räume, die noch vor Kurzem ein stygisches Dunkel beschattete, mit hellem Lichte beleuchtet; der Geschichte, der Erdkunde, der Dichtkunst sind neue Pforten aufgethan, neue Bahnen gebrochen, und binnen kurzen Jahren wird unsre Kenntniß von den Begebenheiten und Schicksalen der Völker des östlichen Asiens eine völlig veränderte Gestalt gewonnen haben. Die gegenwärtige Geschichte der Ostmongolen ist nach Dem, was bekanntlich seit den letzten beiden Lustren von der petersburger Akademie zu Tage gefördert worden, abermals ein glänzender Beweis für die Richtigkeit des Gesagten. Der Uebersetzer und Herausgeber hat die historische Literatur durch die Herausgabe dieser Geschichte um ein wichtiges Werk bereichert, denn bis dahin war Ssanang Ssetsen's Geschichte der gelehrten Welt bis auf den Namen unbekannt, und zu benutzen war sie ohnehin nicht leicht von wem, da die Handschrift selbst in den größern Bibliotheken vergeblich gesucht werden dürfte und überdies sich nicht leicht Einer findet, der der mongolischen Sprache mächtig ist. Des Herausgebers Verdienst beschränkt sich nicht nur auf die Uebersetzung, die er dem Original beigefügt hat, sondern er hat auch aus andern noch unedirten orientalischen Geschichtswerken zahlreiche Ergänzungen und Berichtigungen hinzugethan, die allein über 20 Bogen einnehmen, und dadurch abermals manche bis jetzt verborgene Quelle zugänglich gemacht. Dieses verdienstvolle Unternehmen ist von Rußlands erhabenem Kaiser auf das freigebigste unterstützt worden, der die Summe von 10,000 Rubel zu den Druckkosten hat anweisen lassen, wodurch es allein möglich wurde, zum ersten Male einen vollständigen mongolischen Schriftsteller in der Originalsprache — einer Sprache, die bis jetzt fast nur dem Namen nach bekannt war — erscheinen zu lassen. Der Uebersetzer sucht in einer ausführlichen wacker ausgearbeiteten Vorrede den Gesichtspunkt festzustellen, aus dem das von ihm herausgegebene Geschichtswerk beurtheilt werden muß. Er gibt zu dem Zweck eine kurze Uebersicht von dem Gange der Cultur der Mongolen und erweist, daß solche nie eine aus dem Volke selbst hervorgegangene, sondern nur eine von den überwundenen Völkern angenommene gewesen sei, daher sie denn auch, den Schicksalen der Mongolen gemäß, weder dauernd, noch gründlich sein konnte. Und so darf denn auch die Geschichte des Ssanang Ssetsen nicht auf den Namen eines Geschichtswerkes vom ersten Range Anspruch machen, da dem fürstlichen Verf. alles Das, was nicht unmittelbar mit seinem Volke in Berührung kam, unbekannt und seine Ansicht eine beschränkte blieb. Indessen hat sein Werk sowol des Standpunktes seines Verfs. wegen, als auch in mancher andern Hinsicht, besonders aber in Bezug auf die Religionsgeschichte des östlichen Asiens eine ganz ausgezeichnete Wichtigkeit. Ssanang Ssetsen war nämlich ein Abkömmling des Dschingis-Khan und Fürst des volkreichen Stammes Ordus, zur Zeit als die Herrschaft der Mandschu emporkam. Ist er nun gleich von einer gewissen Dunkelheit und Verworrenheit nicht frei, so liefert er dagegen schätzbare Aufschlüsse über die Sitten und aus der Religionsgeschichte seines Volks. Als ein eifriger Anhänger der Buddhalehre verweilt er am längsten bei religiösen Gegenständen und macht den Leser mit den Glaubensansichten und mit den gottesdienstlichen Ceremonien seines Volkes auf das umständlichste bekannt. Von ganz besonderer Wichtigkeit dürfte die Darstellung von der Einführung des Buddhaismus in Thibet und die Verbreitung desselben, ferner die Geschichte Dschingis-Khan's, von dem wir hier erfahren, daß er eines gewaltsamen Todes starb, und endlich die Vertreibung der Mongolen aus China und die Wiedervereinigung der mongolischen Stämme unter einem Oberhaupt sein. Ueberhaupt aber verbreitet diese Geschichte ein großes Licht über das Volksleben der östlichen Mongolen. Durch eine genaue Berichtigung und Berechnung der Chronologie und durch ein beigegebenes Namen- und Sachregister hat der verdienstvolle Herausgeber den Gebrauch des Werkes erleichtert. 31.

Handbuch der alten Geschichte, von Friedrich Straß. Zweiter Band. Jena, Frommann. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Es ist immer ein sehr angenehmes Geschäft, den Fortgang eines besonnen unternommenen und tüchtig ausgeführten Werkes ankündigen zu können, und Ref. befindet sich um so mehr in diesem erfreulichen Falle, da er, bei Anzeige des 1. Bandes, nicht ohne Besorgniß war, daß überhäufte Berufsgeschäfte den unermüdlichen Lehrer an weiterer Bearbeitung hindern möchten. Mit dem vorliegenden Bande nun ist zugleich ein für sich bestehendes Werk geschlossen; und wir sehen den ganzen Zeitraum von Alexander dem Großen — oder dem Abschnitte, wo die Geschichte endlich aus der Mythe hervortrat (wenn sie auch noch vielfach von ihr umschlungen geblieben) — bis auf Augustus, und von ihm bis zum Untergange des weströmischen Reichs, in derjenigen Klarheit der Darstellung vor uns entwickelt, die man in der That nur von einem so langsam gereiften Werke erwarten kann. Nach altlöblicher, leider allzu oft hintangesetzter Sitte umfaßt ein vollständiges Register das Ganze. Ist es Ref. vergönnt, irgend einen Abschnitt dieses 800jährigen Zeitraums hervorzuheben, so ist es die ruhige und zugleich religiöse Schilderung, wie das Christenthum so klein in seinen Anfängen in den Bereich der Geschichte getreten und immer weitern Raum gewonnen habe. Auch das erste Erscheinen unserer germanischen Vorfahren gehört zu den wohlthuenden Lichtfunken, nach der langen Reihe von Eroberungs- und Vertilgungskriegen. Ueberall finden wir, als Ermunterungsmittel und Gegengewicht gegen die weitverbreitete rohe Willkür, das Bedürfniß der Ordnung und die moralische Würde hervorgehoben; und von dieser Seite ist dieses Werk recht eigentlich einem Bedürfniß unserer Zeit entgegengekommen, deren Zerwürfnisse eben auf dem Felde geschichtlicher Darstellung den bequemsten Schauplatz ihrer Parteiansichten und Kämpfe suchen und nur allzuoft gefunden haben. Auch „das ekle Niederfaulen der Nationen", wie Jean Paul in Bezug auf eine nicht ferne Vergangenheit sich ausdrückte, hat noch einen Keim besserer Zukunft in sich, und möge uns daher die Freude werden, in der Fortsetzung des Werkes, die der zweite Titel: „Handbuch der Weltgeschichte", hoffen läßt, aus dem bisher festgehaltenen Gesichtspunkte und so gewandter Feder, die Fortsetzung des weltgeschichtlichen Entwickelungsganges zu empfangen. 13.

*) Vgl. Nr. 297 d. Bl. f. 1830.

D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Stimme aus Preußen. 8. Geh. 6 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

Die nachsichtsvolle Aufnahme, welche die kleine Schrift: „Die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, Brücken und Plätze Berlins; nach Chroniken etymologisch erklärt und herausgegeben von Alex. Cosmar" — bei dem berliner Publicum fand, veranlaßte die Unterzeichneten zur Herausgabe des folgenden Werkchens:

Sagen und Miszellen

aus

Berlins Vorzeit.

Nach Chroniken und Traditionen;

herausgegeben

von

Alex. Cosmar.

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Sauber geheftet, mit 6 feinen Kupfern, worauf folgende Abbildungen:

1. Die weiße Frau. 2. Das berliner Rathhaus. 3. Das Kreuz auf dem Marien-Kirchhofe. 4. Der Neidkopf. 5. Der Lustgarten. 6. Der Schloßplatz im Jahre 1690.

Der vorstehende Titel spricht deutlich den Inhalt des Buches aus, welches sich keineswegs in die Reihen der wissenschaftlichen Werke über Berlin von Küster, Nicolai, König, Gädicke u. A. drängen, sondern dem gebildeten Bürger eine freundliche Unterhaltung von dem Interessantesten der Vorzeit seiner Vaterstadt bieten will. Aber nicht allein Berlins Einwohner, auch Fremde dürften die „Sagen und Miszellen" — selbst wenn ihnen der Schauplatz derselben unbekannt wäre — vielleicht nicht ohne einiges Interesse lesen! So viel Werke auch über Berlin erschienen sind, so hat doch keines derselben eine ähnliche Tendenz; denn wenn auch vielleicht eine einzelne Sage, wie z. B. die von der weißen Frau schon früher in einer andern Gestalt gedruckt wurde, so existirt doch noch keine Sammlung dieser Art, deren Hauptinhalt dem größten Theile des Publicums bis jetzt gewiß ganz unbekannt geblieben ist.

Cosmar und Krause
in Berlin.

In Fr. Wilmans' Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Röhling, Deutschlands Flora, nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet von Prof. T. C. Mertens und Prof. Dr. Koch. 3ter Bd. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Kruse, C., Mir und Mich, oder vollständige Anweisung zum richtigen Gebrauche des Dativs und Accusativs. Zweite Aufl. Durchgesehen und verbessert von G. A. Ph. Lorberg. 8. Brosch. 10 Gr., oder 45 Kr.

Behlen, S., Lehrbuch der deutschen Forst- und Jagdgeschichte. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Durch alle Buchhandlungen ist von J. A. Mayer in Aachen zu beziehen:

Obras literarias de D. Francisco Martinez de la Rosa. 5 Bände. Mit dem Portrait des Verfassers. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 11 Thlr. 16 Gr.

Daraus einzeln:

Aben Humeya ó la rebelion de los Moriscos, Drama historico. 8. Geheftet. 16 Gr.

Dasselbe in französischer Sprache. 8. Geheftet. 16 Gr.

Für Freunde der französischen Literatur

ist soeben bei Karl Hoffmann in Stuttgart erschienen:

La France. Journal périodique, rédigé par CHARLES COURTIN. Première Année, p. 1831. 12 cah. in 8. Pap. vel. Ier semestre. Livr. 1 à 6. Prix 3 Fl., oder 2 Thlr.

Ausführliche Prospecte dieser besonders für die jetzige Zeit höchst interessanten Zeitschrift, sowie die ersten 4 Monatshefte derselben, sind in allen Buchhandlungen zu haben, und mögen alle Freunde der französischen Literatur überzeugen, daß es dem Herausgeber um würdige Ausführung seines Planes Ernst ist. Das Aeußere ist geschmackvoll zu nennen.

Bei mir sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Actenstücke, Zwei merkwürdige, zur Kenntniß des Papstthums und der römisch-katholischen Kirche, aus dem sechszehnten und achtzehnten Jahrhunderte nach Christo. Allen Katholiken, denen das wahre Christenthum am Herzen liegt, in christlichem Sinne gewidmet von K. 8. Geh. 1831. Preis 4 Gr.

Auch mit diesen beiden Actenstücken bekämpft der Herausgeber die römisch-katholische Kirche und deren verderbliche Grundsätze und frevelhafte Zwecke. Das erste Actenstück ist das Gutachten, welches im Jahr 1553 drei Bischöfe über die beste Art und Weise, das wankende Ansehen der römischen Kirche zu befestigen, dem Papste Julius III. auf Verlangen gegeben haben; das andere ist das Glaubensbekenntniß, welches der sächsische Kurprinz Friedrich August, nachheriger Kurfürst Friedrich August II., bei seinem öffentlichen Uebertritte zur römisch-katholischen Kirche abgelegt haben soll. Denn kann auch der Herausgeber die Authenticität desselben nicht gehörig nachweisen, so zeigt er doch die innere Uebereinstimmung desselben mit dem Wesen der römisch-katholischen Kirche. Er hat die Schrift

allen Katholiken, denen das wahre Christenthum am Herzen liegt, gewidmet: auch er kämpft für die christlich-katholische Kirche gegen die römisch-katholische.

Eisenschmid, L. M., Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen, durch alle Jahrhunderte, bis auf die neueste Zeit, übersetzt und mit fortlaufenden historischen, archäologischen und andern nöthigen Bemerkungen versehen. 2ter Band. Vom Jahre 1535—1830. Gr. 8. 1831. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Freimund, Was verlangt unsere Zeit in Staat und in Kirche von den Regierungen und Völkern? Ein Wort des Ernstes und des Friedens. 8. Geh. 1831. Preis 3 Gr.

Der Verfasser gibt in diesen Bogen für Regierungen und Völker einen Beitrag zur Erkenntniß Dessen, was unsere Zeit für Staat und Kirche fodert. Er gründet diese Foderungen auf den Grundsatz allseitiger Freiheit und wendet denselben nicht im Sinne des Demokratismus, sondern denselben bekämpfend im Allgemeinen und Einzelnen auf unsere staatlichen und kirchlichen Vereine an.

Karl und sein Oheim, oder der aufrichtige Katholik. Allen aufrichtigen Katholiken, besonders den 127 gleiches Glaubens und Sinnes, wie auch allen redlichen Protestanten gewidmet. Herausgegeben von Thimotheus Christianus. 8. 1831. Preis 18 Gr.

Diese Schrift verdient mit Recht von Katholiken und Protestanten gelesen und beherzigt zu werden!

Sincerus, Chr., Beleuchtung der Grundzüge der rein katholischen Kirche. 8. Geh. 1831. Preis 4 Gr.

Neustadt a. d. O., im Juni 1831.

J. K. G. Wagner.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. Fünftes und sechstes Heft. Mit 1 Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat Juni, oder Nr. 152—181, mit 3 Beilagen: Nr. 16—18, und 3 literarischen Anzeigern: Nr. XIII—XV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat Juni: Nr. 44—52, mit 1 Beilage und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XIII, XIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen:

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jakob Berzelius, eingereicht an die schwedische Akademie der Wissenschaften den 31sten März 1830. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Wöhler. 10ter Jahrgang. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr.

In unserm Verlag erschien vor Kurzem:

Commentare

über die Ursachen, Gestaltungen, Symptome und moralische wie medizinische Behandlung des

Wahnsinns,

von George Man Burrows, M. D.

Aus dem Englischen.

Auch unter dem Titel:

Klinische Handbibliothek.

Eine auserlesene Sammlung

der besten neuern klinisch-medizinischen Schriften des Auslandes. IV. Band. 53 Bogen. Gr. 8. Preis 3 Thlr. 18 Gr., oder 6 Fl. 45 Kr.

Weimar, im Juni 1831.

Großh. s. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Bei P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Wachsmuth, W., Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. 1ster Theil: Das Reformationszeitalter bis Ende des 16ten Jahrhunderts. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

(Der 2te Theil erscheint zu Michaelis.)

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Ludwig Anthom. Ein Fragment aus einer Biographie. 8. Geh. 1 Thlr 6 Gr.

Eine erst kürzlich über diese Briefsammlung gegebene Kritik sagt: „Erfreulich ist es wenn jetzt ein Werk erscheint, das, wie Anthom's Biographie, an die Tage erinnert, wo mit Göthe's aufgehendem Gestirne ein neuer Glanz über unsere Literatur geworfen wurde. Jedem gefühlvollen Leser kann ich die Biographie nicht genug empfehlen. Möge dem Verfasser das Lob, das ich ihm aus vollem Herzen spende, anfeuern, weiter zu streben auf der rühmlich betretenen Bahn; bei seinem Reichthum an Ideen, bei der Correctheit seiner Sprache, bei seiner wissenschaftlichen und allseitigen Bildung läßt sich nur Schönes und Vortreffliches von ihm erwarten".

Anzeige.

Annalen der gesammten theologischen Literatur und der christlichen Kirche überhaupt. Herausg. von mehren Gelehrten, unter Mitwirkung von Eisenschmid, Gruner, Henkel, Jacobi, Lomler, Aler. Müller, Pertsch, Schreiber, Schwabe, Wald, Weber und Wohlfahrt

erscheinen wie bisher bei uns in monatlichen Heften von 6—7 Bogen zu dem halbjährigen Preis von 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr. Rhein.) und sind durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen. Die allgemeine Theilnahme im Publicum und die rühmliche Anerkennung, die diese Zeitschrift in kritischen Blättern erlangt hat, mögen als Thatsachen statt aller Empfehlung sprechen. Eine zweite Auflage der ersten Hefte setzt uns in den Stand allen Nachbestellungen zu genügen. In besonderm Abdruck wird ausgegeben:

Die Repräsentation der evangelischen Kirche nach ihrer rechtl., polit. und sittlichen Nothwendigkeit und ihrer unabweislichen Zeitdringlichkeit. Ein Votum der Kirche (Joh. XVIII, 23). Gr. 8. 4½ Bog. 10 Gr.

Das Interesse, welches der besprochene Gegenstand gegenwärtig, namentlich in Sachsen erregt, macht diese Abhandlung auch für den Nichttheologen besonders wichtig, der über das Verhältniß der Kirche zum Staat in gegenwärtiger Zeit

ein richtiges Urtheil bei ſich zu begründen wünſcht, und wir beſſer durch dieſen Abdruck eine allgemeine Verbreitung richtiger Anſichten hierüber möglichſt erleichtert zu haben. Zu 6 Exemplaren wird das 7te gratis gegeben.

Ferner iſt bei uns erſchienen:

„Allerlei“. Ein ergötzliches Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk zur Unterhaltung und Bildung der Jugend durch Schauſpiele, Erzählungen, Märchen, ſinnreiche Geſpräche und Gedankenſpiele, von Luiſe Hölder. Mit einem Titelkupfer. Preis 1 Thlr. Sächſ.

Der in der literariſchen Welt ſeit einer Reihe von Jahren vortheilhaft begründete Ruhm der Verfaſſerin im Fache der Jugendſchriften verbürgt dieſem Werkchen ſchon an ſich in den Strudel erſcheinender Schriften dieſer Art eine aufmerkſame Beachtung, die gewiß bei genauerer Würdigung ſich reichlich belohnt finden wird.

Katechismus der Sittenlehre, von Dr. Joh. Georg Schloſſer, vormaligen badenſchen Geheimen Rathe, vormalich für Bürger und Landmann. Die vierte verbeſſerte Ausgabe mit einer Haustafel für das chriſtliche Landvolk und einem Anhang zur Kindererziehung von Dr. Joh. Heinr. Erneſti.

Variations pour le Pianoforte, composées par Chrétien *Henri Henkel.*

Koburg und Leipzig, im Juni 1831.

Sinner'ſche Buchhandlung.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Lehrbuch der Phyſik

von

F. S. Beudant.

Nach der vierten franzöſiſchen Originalausgabe überſetzt von

Karl Friedrich Aler. Hartmann.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 56 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei Perthes und Beſſer in Hamburg iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Warnerin.

Romantiſches Gemälde aus der Jugendgeſchichte des großen Kurfürſten Friedr. Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben v. Georg Lotz. Preis 1 Thlr.

Der Name des durch belletriſtiſche Arbeiten rühmlichſt bekannten Herausgebers verbürgt, daß die Leſewelt auch in dieſem neuen Werk eine höchſt anſprechende, anziehende Unterhaltung finden werde.

Anzeige über die Verſteigerung einer 40,000 Bände enthaltenden Bibliothek.

Im 15ten September 1831 und an den folgenden Tagen ſoll in Schaffhauſen die an naturwiſſenſchaftlichen Werken reiche Bibliothek des berühmten hieſigen aarauer Naturforſchers Rudolf Meyer öffentlich verſteigert werden. Sie umfaßt als mehr oder minder vollſtändig folgende Wiſſenſchaften: Mathematik, Phyſik, Chemie (Alchymie, Magie), Medizin, Botanik, Aſtronomie, Mineralogie, Naturgeſchichte, Geographie (Reiſebeſchreibungen), Kriegswiſſenſchaft, Technologie und Landwirthſchaft, ferner ſeltene encyklopädiſche und Prachtwerke, Inkunabeln, akademiſche und Societätsſchriften eingeſchloſſen ſind, nebſt vielen Diſſertationen, im Ganzen 40,000 Bände enthaltend. Dieſe kurzen Bemerkungen werden hinreichen, um Liebhaber und Kenner zur Theilnahme aufzufodern und wir bemerken nur noch, daß Kataloge in Berlin beid. Hrn. Antiquaren Aſher, Fincke und Liſt, in Leipzig bei Hrn. Proclamator Weigel, in Halle bei Hrn. Buchhändler Fleiſchmann, in München bei Hrn. Antiquar Lippert, in Göttingen bei Hrn. Antiquaren Schneider und Otto, in Hamburg, Frankfurt, Heidelberg, Nürnberg und Tübingen bei ſämmtlichen Herren Antiquaren, ſowie in den bedeutenden Städten bei Einzelnen gratis zu haben ſind.

Schaffhauſen, den 1ſten Juni 1831.

Gebrüder von Waldkirch.

Der groſſe Absatz von

POLEN von BROUGHAM

(wovon die erſte Auflage von 5000 Exempl. vergriffen iſt), hat den Herausgeber dieſes Werks veranlaſst in Druck zu nehmen

Den politiſchen

ZUSTAND VON EUROPA im Jahr 1831,

als Fortſetzung von Polen von Brougham.

1 vol. in 18. (Ueberſetzt aus dem Engliſchen.)

Dieſe wichtige politiſche Bekanntmachung hat in England die gröſste Senſation erregt; man ſagt das dieſes Werk von einem Mitglied des Cabinets geſchrieben worden iſt. Der Herausgeber ſchmeichelt ſich, daſs es auf den Continent mit dem nämlichen Beifall aufgenommen werden wird. — Die Ueberſetzung iſt der nämlichen Feder anvertraut worden, welche Polen von Brougham überſetzt hat. Druck und Format dieſes neuen Werkes iſt derſelbe, ſodaſs es den zweiten Band bildet, der Preis ord. iſt 1 Thlr.

Die Allgemeine Niederländiſche Buchhandlung in Leipzig nimmt Beſtellungen auf dieſes von Brüſſel angekündigte Werk an.

Unterhaltungsſchriften zu äuſserſt billigen Preiſen.

In der Joſ. Lindauer'ſchen Buchhandlung in München iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harro Harring's Erzählungen

aus den Papieren eines Reiſenden. Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Die drei Novellen die dieſes Buch enthält: Der Mönch, Das gebrochene Herz und Der Flüchtling, gehören wol mit zu dem Intereſſanteſten, was die Romanenliteratur unſerer Tage aufweiſt, und beurkunden die reiche Phantaſie und Darſtellungskunſt des Verfaſſers, der ſich bereits unter den Dichtern und Erzählern einen geachteten Namen erworben hat.

Harro Harring's Theokla,

ein Trauerſpiel in vier Aufzügen, und Der Armenier, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen in einem Bande. Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Beide Tragödien, die ſich durch den Ausdruck eines tiefgefühlenden Gemüths und durch eine blühende und kräftige Sprache auszeichnen, wurden früher im Manuſcripte von der k. Hoftheaterintendanz dahier zur Darſtellung angenommen, was in gegenwärtiger Zeit gewiſs ein beſſeres Zeugniſs für den Werth derſelben als jede Lobpreiſung ſein dürfte.

Harring, Harro, Serenaden und Phantaſien

eines frieſiſchen Sängers, nebſt Klängen während des

Stimmens; als Vorläufer des Rhonghar Jarr. Gr. 12. Geheftet. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr., jetzt 12 Gr., oder 54 Kr.

Harring, Harro, Rhonghar Jarr, Fahrten eines Friesen

in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz. In vier Bänden nebst einem Vorläufer. Mit einem Wort an Johannes Witt, genannt v. Dörring. Alle 4 Bände, die nicht getrennt werden. 8. Im Umschlag geheftet. 5 Thlr. 12 Gr., oder 9 Fl. 54 Kr., jetzt 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Die Preise der beiden letztern bestehen jedoch nur auf kurze Zeit.

Vor Kurzem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Neue merkwürdige Erscheinungen in Sachen des Lichts und der Finsterniß, belegt durch Actenstücke aus dem Jahre 1830, oder: Beiträge zur Kenntniß Roms und seiner Kampfgenossen in Sachsen und Baiern, von einem anti-jesuitischen Rechtsfreunde aus Weimar, jetzt in Leipzig. Gr. 8. 14 Gr.

Die große Einheit der CXXVII anti-römischen Katholiken in Dresden, oder: Die neu anhebende rein-katholische christliche Kirche im Lande der Sachsen. Ein Wort zur gegenseitigen geistigen Vervollkommnung in Lehre und That und zur allseitigen Entfesselung von Rom. Gr. 8. 9 Gr.

Wider römische Verketzerungssucht. Gutachten eines aufrichtigen Canonisten über die, von der Katholischen Kirchenzeitung des Dr. Göschl und dem Allgemeinen Religions- und Kirchenfreunde des Dr. Benkert, erhobene Anklage gegen Dr. Frhrn. v. Reichlin Meldegg zu Freiburg. 8. 8 Gr.

Diese drei Schriften sind in jetziger Zeit nicht nur äußerst interessant ihres Inhalts wegen, sondern es ist derselbe auch so zweck- und zeitgemäß vorgetragen, daß sie verdienen allgemein gelesen und beherzigt zu werden. Darum aber auch wird sie kein Käufer unbefriedigt aus der Hand legen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Baur, P., Neue Liedersammlung für Gymnasien, höhere Bürger-, Töchter- und Elementarschulen. Erstes Heft, enthaltend zweistimmige Lieder. Quer 4. Geheftet. 6 Gr.

Kempen, Des ehrwürdigen Thomas von, vier Bücher von der Nachfolge Christi; nebst Morgens- und Abends-, Meß-, Beicht- und Communion-Gebeten, übersetzt und verfaßt von J. Erkens, Kanonikus, mit einer Vorrede von J. M. Claessen, Propst ꝛc. 8. Geheftet. 12 Gr.

Liebmann, Fr., Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen. Regenten- und Charaktergemälde in zwei Theilen. Erster Theil. 1797—1809. 8. Geheftet. 20 Gr.

Müffat, P. C., Die Buchhaltungskunde, oder: Gründliche, theoretisch-praktische Abhandlung der einfachen und doppelten Buchhaltung, mit besonderer Rücksicht der darüber erschienenen Gesetze und namentlich des in den Rheinprovinzen bestehenden Handelsgesetzbuches (Code de commerce), für Handelsinstitute, höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht angehender Kaufleute. 8. Geheftet. 1 Thlr.

Münch, Ernst, Schwarzwaldrosen. Velin, elegant cartonnirt. 12 Gr.

In der F. E. C. Leuckart'schen Buch- und Kunsthandlung in Breslau sind folgende von den hohen Behörden der Schulen zur Einführung empfohlene und in öffentlichen Blättern günstig beurtheilte Schriften erschienen:

Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments für katholische Schulen, von Joseph Kabath, Director des königlichen Gymnasiums zu Gleiwitz. 2 Theile. Dritte Auflage. 1ster Th. XVI und 260 S. 2ter Th. 138 S. 14 Gr.

Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments im Auszuge für katholische Elementarschulen nach seinem größern Werke bearbeitet von Joseph Kabath. Dritte Auflage. VI und 125 S. 6 Gr.

Kleine Gedichte für das früheste Jugendalter, gesammelt von Joseph Kabath. VIII und 80 S. Gebunden. 8 Gr.

Deutsches Lese- und Declamationsbuch für die untern Classen der Gymnasien und für höhere Bürgerschulen, von Joseph Kabath. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. X und 163 S. 10 Gr.

Bei *Karl Schumann* in *Schneeberg* ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

THE LIFE AND OPINIONS OF TRISTRAM SHANDY, GENTLEMAN. BY L. STERNE. 3 vols. Brosch. 1 Thlr.

Der Subscriptionspreis von dieser schönen Ausgabe beträgt für ein Bändchen von 10—12 Bogen nur 8 Gr., oder 36 Kr.

Neue Blumen- und Blättersprache. Ein Weihgeschenk für das Herz mit seinen verborgenen Leiden und Freuden. Brosch. 6 Gr.

Soeben ist erschienen und an die Herren Subscribenten versendet worden, die neunte Lieferung von:

TOTIUS LATINITATIS LEXICON, CONSILIO ET CURA JACOBI FACCIOLATI, OPERA ET STUDIO AEGIDII FORCELLINI. CORRECTUM ET AUCTUM LABORE VARIORUM.

Pränumerationspreis für diese Lieferung 1 Thlr.

Interessante Neuigkeit.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828.

Von

Johanna Schopenhauer.

2 Theile. Mit einer Vignette. 8. 40½ Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 194. — 13. Juli 1831.

Briefe über die Zeit, Anſichten, Begebenheiten und Menſchen.

III. *)

Die eigentlichſte und tiefſte Urſache der Uebel, an denen unſere Zeit leidet, die Quelle, aus der das Gift fließt, deſſen ſie ſich in mannichfachen furchtbaren Wehen zu entledigen ſucht, ſcheint beſonders in dem feindlichen Verhältniſſe zu liegen, welches durch allſeitigen Misbrauch, Mißverſtändniß, Leidenſchaft, Action und Reaction zwiſchen den beiden Hauptelementen des geiſtigen Lebens, des Einzelnen, der Völker und der Menſchheit überhaupt, zwiſchen Freiheit und Glauben entſtanden iſt. Beide ſind weſentlich unzertrennlich, ſie verhalten ſich wie Bahn und Ziel; und iſt die höchſte Aufgabe des Menſchen: ſein ganzes Weſen mit Liebe, Glaube und Hoffnung im Sinne der chriſtlichen Offenbarung zu durchdringen, ſo kann er dahin von dem Standpunkte der Bildung unſerer Zeit aus nur auf der Bahn der Freiheit gelangen, durch freiwillige Demuth und Entſagung, Erkenntniß der Sündhaftigkeit ſeines Weſens, der Beſchränktheit und Unzulänglichkeit ſeiner Vernunft; ſo kann er auch wieder nur in dem Glauben der Liebe, der Hoffnung des Evangeliums die wahre Freiheit finden, die Befreiung von den Feſſeln, welche die Sündhaftigkeit ſeines Weſens und die Beſchränktheit ſeiner Vernunft in allen Syſtemen und Formen ihm anlegen, worin er die Räthſel und Aufgaben des Lebens aus und in ſich ſelbſt zu löſen ſucht. Wie iſt aber dies Verhältniß aufgelöſt und verkehrt worden! Auf der einen Seite iſt der Glaube der Offenbarung, mit mannichfachem Menſchenwerk verunſtaltet und vermengt, zum Geſetz verſteinert, zu gemeinen Zwecken gemisbraucht, der Freiheit des Geiſtes und jeder andern Freiheit entgegenſtellt worden; auf der andern Seite hat durch unvermeidliche Reaction der Geiſt, dem die Freiheit Lebensbedingung iſt, den Glauben, der, ſo entſtellt, als Gegenſatz und Ausſchließung der Freiheit erſchien, von ſich geſtoßen. Er hat nach Freiheit gerungen; aber da die Freiheit, ſobald ſie nicht im Glauben und durch den Glauben beſteht, nur etwas Negatives, nur Bahn und nicht Ziel, nur Mittel und nicht Reſultat iſt, ſo fällt er, ſobald er dieſe Freiheit erkämpft hat, nur in die Knechtſchaft der Materie, der Sinne, in die tauſendfachen Banden und Schranken ſeiner eiteln, hülfloſen, beſchränkten, verkehrten Vernunft, die ſich ihm nun ſtatt der göttlichen Offenbarung als höchſte Geſetzgeberin aufdrängte. Dies Misverhältniß, dieſer unnatürliche und unheilvolle Zwieſpalt auf den höchſten Stufen und in den tiefſten Grundlagen des geiſtigen Lebens muß ſich nothwendigerweiſe in allen Lebensverhältniſſen des Einzelnen und der Völker fühlbar machen, vor Allem aber in dem politiſchen Leben, worin alle Elemente des geiſtigen und materiellen Lebens ihre Entwickelung, alle Aufgaben ihre Löſung finden ſollen, die endlich in der höchſten Aufgabe des Chriſtenthums, der Bildung eines Reiches Gottes begriffen ſind. Hier finden wir nun auf der einen Seite eine Partei, welche, wie im geiſtigen Leben, ſo auch im politiſchen den Glauben, die Religion, die Kirche zur Unterdrückung der Freiheit misbrauchen, und auf der andern Seite eine Partei, welche in dem Glauben unbedingt eine Beſchränkung der Freiheit ſieht, und der die Freiheit ebendeshalb weder Heil noch Frucht bringen kann, da ſie ſogleich in den Anmaßungen der Vernunft und den Anſprüchen der Sinne, der Materie untergeht. So ſtehen auf der einen Seite Diejenigen, welche aus ihrem Chriſtenthum, gleichviel ob aus dem römiſch-katholiſchen oder berliniſch-proteſtantiſchen, die ſchrankenloſe Gewalt der Fürſten, die Ariſtokratie und Theokratie mit allen ihren furchtbaren Misbräuchen rechtfertigen; welche unbedingten Gehorſam der Völker als weſentliche Bedingung des Glaubens, und jeden Widerſtand als weſentliches Symptom, Beweis und Folge des Unglaubens darſtellen wollen; auf der andern Seite Diejenigen, die Beſchränkung der fürſtlichen Macht, der Anmaßungen der Ariſtokratie und Theokratie, Sicherheit gegen den Misbrauch der Macht überhaupt, mit Einem Worte, bürgerliche und geiſtige Freiheit durch Verträge zwiſchen den Hauptelementen des Staates, durch freie Verfaſſungen wollen. So weit und in dieſem Gegenſatz zu den Verfechtern des Despotismus erſcheint dieſes Streben unbedingt lobenswerth und heilſam; aber ſobald ſein nächſtes Ziel erreicht iſt, zeigt ſich auch gleich, daß es ein weſentlich negatives iſt, was zu keinem Reſultate führen kann. Dieſe Freiheit, dieſe freien Verfaſſungen ſind ja eben im beſten Falle nichts als die Bahn, das Feld, auf dem das Volksleben ſich frei, begünſtigt

*) Vgl. Nr. 67, 110 u. 111 d. Bl. D. Red.

entwickeln, auf dem die große Aufgabe der Menschheit, das höchste Ziel des Volkes in dem höchsten Ziel des Individuums erreicht werden soll; da aber die Offenbarung dieses Zieles im Evangelium nicht erkannt oder nicht anerkannt wird; da statt der göttlichen Offenbarung die Sinnlichkeit und die Vernunft auftreten, um Völker und Individuen auf dem erworbenen freien Raume zu führen, so bringt diese negative Freiheit keine gesunden, heilsamen Früchte. Wol ist die Bahn frei, aber wir sehen das Ziel nicht oder folgen falschen Führern, Blinde den Blinden; was dient aber die Bahn ohne Ziel? Sie führt die Völker nicht durch das Christenthum zur positiven, wahren Freiheit, sondern schlägt sie in die Fesseln der Sinne und der Systeme; sie führt sie zu dem materiellen, industriellen Liberalismus, dem dürren, seichten, unfruchtbaren Rationalismus, dem schlaffen, weichlichen Philanthropismus. Ja, endlich führt sie zum Aberglauben zurück und findet sich hier vereinigt in gleichem Irrsal und Elend mit jener ganz entgegengesetzten Ansicht, die den Glauben zum Werkzeuge, zur Grundlage der Unfreiheit, des geistlichen und weltlichen Despotismus machen will. In der That, so verschieden, ja, wesentlich entgegengesetzt sie auf den ersten Blick erscheinen, haben doch beide Einen Ursprung; beide entstehen daraus, daß die blöde, beschränkte Vernunft, die sündige Natur des Menschen statt in der göttlichen Offenbarung ihr höchstes Gesetz und eben darin Erlösung, wahre Freiheit zu suchen, diese in sich selbst suchen, sei es im Volk, sei es im Fürsten, im Einzelnen oder in Allen. Der ganze Unterschied liegt am Ende darin, daß die Einen die Offenbarung entstellen und misbrauchen, während die Andern sie meistens gar nicht anerkennen. Insofern aber erscheinen jene allerdings unendlich viel strafbarer und verderblicher, und das um so mehr, da von ihrer Seite der Druck, die Action, der grenzenlose Misbrauch geistlicher und weltlicher Gewalt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgegangen ist, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erst von der andern Seite eine verhältnißmäßige Reaction herbeigeführt hat. Und diese selben Menschen sind es auch jetzt noch, deren Treiben als das größte Hinderniß einer heilsamen Entwickelung auf der Bahn der Freiheit, einer allgemeinen und fruchtbringenden Anerkennung der göttlichen Offenbarung des Christenthums erscheint, indem sie dieselbe durch ihre eignen Deutungen und Erfindungen entstellt, als eine Offenbarung der Knechtschaft, des unbedingten Gehorsams, als eine Rechtfertigung und Schützerin des geistlichen und weltlichen Despotismus darbieten. Das ist die verderbliche Wirksamkeit dieser Menschen. Nicht der Freiheit sind sie gefährlich, die werden sie uns nicht mehr nehmen, sondern der einzigen heilbringenden Benutzung dieser Freiheit, dem Christenthum sind sie die ärgsten Feinde. Sie sind es, die immer und immer wieder, und jetzt wieder bei den furchtbaren, großartigen Erschütterungen und Wehen unserer Zeit, welche sich in ihrer ziellosen, fruchtlosen, zukunftlosen Freiheit nach einer Zukunft, nach einem Glauben, wenn auch meist bewußtlos sehnt; sie sind es, die diese Zeit auf den trostlosen Weg des Unglaubens zwingen, indem sie die Freiheit selbst, den Grund und Boden, die Athemluft ihres Daseins bedrohen durch und im Namen Dessen, was sie in schnöder, frecher Entweihung zum Wesen, zur Bedingung des Christenthums machen. Nur dadurch aber, daß immer wieder der Kampf um die Freiheit, um den Grund und Boden unserer Entwickelung angeregt wird, nur dadurch erhält sich der Einfluß Derjenigen, die diese Freiheit nicht als Weg zum Glauben der göttlichen Offenbarung, sondern als Tummelplatz für die unerquicklichen, unfruchtbaren, unheimlichen, blöden Geschöpfe ihrer höchsten Vernunft, ihrer sündlichen Natur wollen. Nur dadurch werden auch wir gezwungen, mit diesen vereinigt zu streiten, da wir doch die Freiheit nur zum Glauben und durch den Glauben wollen. Aber Freiheit vor allen Dingen und um jeden Preis, denn Glauben ohne Freiheit ist uns ebenso undenkbar, unmöglich, als Freiheit ohne Glauben. Und wahrlich, wenn auch jetzt, da bei uns wenigstens eigentliche Gefahr für die Freiheit nicht vorhanden ist, da sie unwiderstehlich, wenn auch langsam, ihren Sieg begründet, wenn wir auch jetzt den meisten unserer Streiter für die Freiheit unserer Rationalisten und Liberalen kein großes Verdienst des Muthes, der Aufopferung, der Begeisterung, der geistigen Kraft zugestehen mögen; wenn wir auch kaum ohne Spott sehen können, wie sie sich da und dort als Märtyrer, als Helden geberden, da leider gerade in ihren schlimmsten Tendenzen die Macht oft genug auf ihrer Seite ist, so blicken wir dagegen auf die wahren Helden der Freiheit, die Männer, die nicht nur dem Tode um ihretwillen freudig trotzten, sondern in dem furchtbarsten Kampfe sich zur Rettung der Freiheit mit dem Tode und seinen Schrecken verbündeten, mit einer begeisterten Bewunderung, aber auch mit dem unendlichen Schmerz, daß solche Männer, daß eine ganze Generation als Opfer für die Freiheit fallen mußte, ohne daß die Meisten das Ziel der Freiheit, den Glauben auch nur ahnen konnten, in der scheußlichen Entweihung und Entstellung, die er durch die Tyrannei und ihre Helfershelfer erlitten hatte und noch täglich erleidet. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie selten sind in unserer Zeit Erscheinungen wie der ehrwürdige, edle Bischof Grégoire, bei dem die aufrichtigste, kindlichste, katholische Frömmigkeit mit dem unerschütterlichsten republikanischen Freiheitssinn, der grenzenlosesten, allumfassenden, edelsten Philanthropie sich wunderbar vereinten, der aber ebendeshalb vielleicht von allen seinen Zeitgenossen der war, der von den Jesuiten, Aristokraten und Höflingen mit den wüthendsten, giftigsten Verleumdungen und Angriffen bis auf sein Sterbebett, bis in das Grab und, wo möglich, bis über das Grab hinaus verfolgt worden ist, und von dem ohne allen Zweifel die berliner Legitimisten mit ebenderselben dürren, pedantischen Anmaßung, Unwissenheit und mauvaise foi sprechen zu dürfen meinen, wie z. B. Jarke in seiner neuesten Schrift über Lafayette thut, worin jene charakteristischen Eigenschaften in seltenem Grade glänzen. Man braucht Lafayette eben nicht für einen großen Mann, sondern nur für einen tüchtigen, rechtlichen, wohlmeinenden Mann zu halten, der sein ganzes Leben einem edeln Zweck geweiht hat, der im Juli durch Das, was er that und was er nicht that, Frankreich

Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815—24. Zuvor ein Brief von Göthe als Einleitung. Zum Beginn des Jahres 1831 herausgegeben von C. G. Carus. Leipzig, G. Fleischer. 1831. 8. 1 Thlr.

Da diese 9 Briefe eines unserer ersten Psychologen und Landschaftsmalers leicht zu den Geistvollsten gehören möchten, was über Landschaftsmalerei überhaupt gedacht und geschrieben worden ist, so kommt es uns besonders darauf an, vor den Neigung des Verf. eine gedrängte Skizze vorzulegen, welche den Freunden der Kunst die Lecture dieses Buchs ohne Weiteres empfehlen wird.

Der Verf. dieser Blätter ist Philosoph und Künstler zugleich; wir dürfen also in seinem Vortrage auf diejenige philosophische Schärfe und Begründung künstlerischer Ideen rechnen, ohne welche Kunstanweisungen nur den Namen technischer Handgriffe verdienen; allein er ist auf der andern Seite auch ausübender Künstler, und diese Eigenschaft wird ihn vor dem innern Theoretisiren schützen, das den Künstlern von Fach bereits vor langer Zeit alle Kunsttheorie verdächtig gemacht hat. Ein Buch ist ein solches, welches diesen Aesthetikern und praktischen Künstlern gleich hülfreich, gleich nützlich, ja durch die Neuheit der Ideen, durch die Begründung einer Kunstdisciplin, nach man so lange fast nur zufälligen und dunkeln Gefühlen überlassen, gleich überraschend und wichtig erscheinen wird. Die Landschaftsmalerei war in der That bisher diejenige Kunstübung, welcher System und Theorie am wenigsten beizukommen vermochten und gegen welche diese sich wirklich stets sehr zaghaft zeigten. Unser Dem, was Göthe im „Winckelmann" und an a. O. und Gessner in seinen „Briefen" darüber sagen, ist in der That kaum ein ernsthafter Versuch gemacht worden, diesen Zweig der Kunst der Speculation oder irgend einem ästhetischen System zu unterwerfen. Das Bestreben des Verf., diese Lücke der Aesthetik auszufüllen, ist daher um so dankenswerther, als seine Gedankenreiche Neuheit mit Tiefe und mit einer Wahrheit imponirt, welche überrascht und durch ihre innere Kraft überzeugt und hinreißt. Wir gehen daher ohne weitere Vorrede zu der Skizzirung seines Systems. Der erste dieser vortrefflich geschriebenen Briefe stellt zunächst den Beruf und das Recht der Reflexion fest, diese Materie vor ihr Forum zu ziehen, indem er ihr zugleich ihre Grenzen anweist. Die freie poetische Neigung wird hier in ihrer dreifachen Richtung, auf Rede, Ton und Masse verfolgt und der Uebergang zu der Kunst, welche die schaffenden Gestalten der Natur zum Stoff nimmt, gefunden. Die Landschaftsmalerei ist nach dem Verf. die Kunst, welche der neuern Zeit am ausschließlichsten angehört, die ihrem Blüthenalter mit entgegensieht, während alle andere Kunstübungen nach dem rückwärtsgewandten Januskopf gleichen (S. 26). Die nachahmende Kunst wirkt zweifach auf uns: 1) Durch den der Natur nachgebildeten Gegenstand und 2) als eine Schöpfung des Menschengeistes, welcher durch ein wahrhaftes Erscheinen seiner Gedanken den Geist über das Gemeine erhebt. In dieser doppelten Beziehung betrachtet der zweite Brief die Wirkung landschaftlicher Gemälde. Der Gottesgeist mit seinem Walten über der Sinnenwelt soll darin anschaulich werden. Der dritte Brief behandelt zunächst die Wahrheit des Bildes. Warum wirkt die landschaftliche Natur, im Spiegel betrachtet, nicht mit den Wirkungen eines Kunstwerks auf unsere Seele, während doch hier die höchste Wahrheit verbreitet ist? Antwort: Weil sie nicht als Schöpfung des Menschengeistes, sondern als ein Bruchstück todter, wiewol organischer Natur selbst erscheint. Ein landschaftliches Kunstwerk muß es also fühlbar werden lassen, daß es die Schöpfung des Menschengeistes sei; Wahrheit an sich ist weder hier noch überhaupt in der Kunst befriedigend. „Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthlebens (Sinn), durch Nachbildung einer entsprechenden Stimmung im Naturleben (Wahrheit) ist also die Aufgabe der Landschaftsmalerei" (S. 41). Zur Lösung dieser Aufgabe ist es nothwendig: „1) zusammenzustellen, wie Regungen des Gemüths und Zustände der Natur sich entsprechen; 2) die Wirkung nachgebildeter Gegenstände der Natur zu erörtern, und 3) zu erwägen, auf welche Art in diesem Wiedergeben des Naturlebens die Idee der Schönheit erreichbar sei". Diese anziehenden Fragen werden in einer Reihe von freien Aufsätzen beantwortet. Zuerst werden die 4 Stadien in den Verwandlungen der Natur, Entwickelung, Vollendung, Verwelken und Zerstörung betrachtet, und die ihnen entsprechenden Gemüthszustände, Aufstreben, innere Klarheit, Schwermuth und Verzweiflung, entwickelt. Die Wirkung des Einzelnen in der landschaftlichen Schöpfung auf das Gemüth bietet zu einer zweiten Abhandlung Stoff; Erde, Luft, Himmel, Wasser, und endlich Staffage, menschliche und thierische Gestalten, der Jäger im Morgennebel, das flüchtige Reh, der Pilger, die Zugvögel. Die Darstellung der Idee der Schönheit in der Landschaft führt zur Erörterung dieser Idee selbst (S. 55). Schönheit ist nach dem Verf. die Darstellung des göttlichen Wesens in der Sinnenwelt. Rec. gesteht, daß diese fast naive Erklärung des Wesens der Schönheit ihm unter den hundert Erklärungsversuchen des Unerklärlichen stets noch am besten gefallen hat. Innige Vereinigung zwischen Natur und Vernunft: diese Erklärung des Schönen läßt wenigstens dem Gefühl die nöthige Weite. Störung innerer Gesetzmäßigkeit nennen wir häßlich. Also, die Darstellung innerer Gesetzmäßigkeit wird die Leiterin der Idee landschaftlicher Schönheit sein. Im vierten Briefe wird vom Styl, Charakter und Vortrag gehandelt. Der erstere kann skizzenhaft, gemeinnatürlich, phantastisch manierirt sein, der Vortrag übertrieben, gewaltig, rauh, edel, kleinlich, ängstlich, incorrect, der Charakter kann die mannichfaltigsten Töne in der Menschennatur aussprechen. Einerleiheit des Styls ist nirgends weniger zu befürchten, als in der Landschaftsmalerei. Der fünfte Brief erörtert die Frage: Warum die Alten in der Landschaftsmalerei bei den Anfängen stehen blieben. Die Jugend der Völker (wie des Einzelnen) beobachtet den Menschen, die Natur ist der Beobachtung reiferer Jahre aufgespart. In den folgenden Briefen ist eine Würdigung der größten Meister der Landschaftsmalerei der Zweck des Verf. Claude, der das Urwahre der Natur zur Darstellung bringt, Rosa, Ruysdael, Breil, Poussin, Waterloo finden Jeder seine Stelle; selbst Swanefeldt, Moucheron, Berghem, die die Technik auf Kosten der Idee ausbildeten; während jene in Claude's Bildern sich oft vernachlässigt findet und bei Ruysdael skizzenhafte Behandlung hervortritt. Zuletzt wird über eine mystische Landschaftsmalerei als vorliegendes Kunstideal gehandelt, ein Punkt, über den uns die Meinung des Verf. nicht recht deutlich geworden ist. Im siebenten und achten Briefe geht der Verf. in die Details des Optischen, auf die Vegetation und andere technische Materien ein, bei denen ihm zu folgen uns der Raum verbietet, während der neunte Brief das Leben des Künstlers selbst in Betrachtung zieht. Hier ist uns die

und Europa vielleicht vom Verderben gerettet hat, um solche übermüthige Verleumdungen, die ein deutscher Pedant im „Quotidienne" und „Gazette de France" nachbetet, mit unaussprechlichem Ekel und wahrer Verachtung anzuhören. Auch von dem alten, abgedroschenen dummen Witz der Alltagsköpfe über den cheval blanc des alten Lafayette hat der sogar Ironie etwas gehört und verfehlt nicht ihn hier zu kennzeichnen. Von solchen Menschen ist uns nichts unbegreiflich, aber unbegreiflich ist es, wie auch ganz aufrichtige und unterrichtete Leute dies alberne Geschwätz von Lafayette's republikanischer Monomanie aufnehmen und wiedererzählen mögen. Lafayette hat von 1789—91 Leib und Leben und Popularität daran gesetzt, um die constitutionnelle Monarchie gegen die Republik zu vertheidigen; und wo wäre wol jetzt das Königthum in Frankreich, wenn Lafayette im Juli die Republik hätte ausrufen wollen? Solche Lügen können wahrlich nur durch das Uebermaß der Dummheit und Frechheit einigen Eindruck machen.

Meinung aufgefallen, daß die Kunst dabei gewinne, wenn der Künstler den alltäglichen Bedarf durch irgend ein alltägliches Geschäft erziele, eine Meinung, die in These wahr sein mag, bei der jedoch die Natur des Menschen allzu wenig in Anschlag gebracht ist. Wer 6 Tage der Woche hindurch dem Gewöhnlichen (um nicht zu sagen, dem Gemeinen) huldigt, wird am siebenten wenig aufgelegt sein, das Edle und Hohe darzustellen. Das Alltägliche selbst aber großartig anzusehen, wie der Verf. räth, ist allzu wenigen Menschen gegeben. Der Verf. geräth hier in einen Irrthum, den eine individuelle glückliche Lage vielleicht verschuldet hat. Drei Beilagen machen den Beschluß des Ganzen. Die erste enthält Andeutungen zu einer „Physiognomik der Gebirge"; die zweite „Blätter aus einem landschaftlichen Tagebuch", in den künstlerisch stets vorragenden Umgebungen Dresdens gesammelt; die dritte liefert selbst ein größeres Bild eines solchen abgeschlossenen landschaftlichen Moments. Für den Künstler von Fach sind diese Beilagen voll der wichtigsten Fingerzeige, sie fesseln, leiten und regeln die Phantasie, sodaß sie nun das wirklich Schöne wohlgefällig aufzufassen gelehrt wird.

Die ganze Schrift flößt innige Achtung für den Verf. in dreifacher Beziehung, als Mensch, als Philosoph und als Künstler ein. Sie reicht in der That beinahe aus, die Lücke, welche in diesem Zweige der Aesthetik fühlbar ist, auszufüllen und wird namentlich für den Künstler voll Anregung und voll des trefflichsten Unterrichts gefunden werden. Wenigstens sind die Grundzüge zu einem vollständigen System der Landschaftsmalerei in kunstphilosophischer Beziehung darin entwickelt und auf die anziehendste Art zur Darstellung gebracht. Styl und Vortrag nähern sich merklich gewissen Göthe'schen Vorbildern, eine gewisse behagliche Breite möchte durch die Form gerechtfertigt werden; hier und da wird sie jedoch zu etwas übertriebener Wortfülle. Der Brief von Göthe, als Einleitung mitgetheilt, ist etwas unbedeutend, eine Zierde, die eben keine Zierde ist. Das treffliche Buch ist sehr rein und sehr glänzend gedruckt, und empfiehlt sich so in jeder Beziehung den Liebhabern der Kunsttheorie, in deren Bibliothek es mit Recht eine verdiente Stelle einnehmen wird. 120.

Miszellen.

Wir entsinnen uns in diesen Blättern gelesen zu haben, daß Jean Paul's Werke in Polen unter der russischen Herrschaft verboten gewesen, und waren, wir bekennen es, dadurch etwas überrascht — bei der russischen Censur so viel Takt und einen so guten Feuergeruch anzutreffen. Denn Jean Paul ist ein gar feiner Kauz, der revolutionnaires Brennmaterial und Zündkraut geschickt zu verbergen weiß. Wir führen zum Beweise Einiges aus seinen „Dämmerungen für Deutschland" und seiner „Friedenspredigt" an. „Volksentschädigung. Die Kriegswunden eines Landes dadurch heilen, daß man es vergrößert, oder sonst den Fürsten entschädigt, ist ein Grundsatz, welchen die politische Sympathie mit Glück von der gemeinen sympathetischen Curart entlehnt, welche ebenfalls die Wundsalbe nicht auf eine Wunde streicht, sondern auf das verwundende Instrument, und dadurch heilt!" „Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut, gewesen wäre, wenn Millionen ihn beschlossen und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt und nur wenig vom schönen Fruchtkorb des Friedens, und oft die Lorberkränze mit Pechkränzen erkauft, da es in die Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird seine verlierende Mehrheit viel seltner als die gewinnende Minderzahl ausgedehntes Opfern und Bluten beschließen". „Das Volk. Erziehung und Unterricht treiben aus uns schöne Keime, als sollten wir zu Griechen erwachsen; später nimmt uns statt des Gärtners, der Braumeister, der Staat in Empfang. So läßt man die Gerste erst lebendig keimen, ehe man sie auf dem Darrofen zu gutem Malz abtödtet. Unsere Staatsgebäude sind fast ganz Mörtel, den hohen Schlußstein etwa ausgenommen; die Alten legten die Quader ohne Mörtel auf einander; aber deren Reste blieben fast unverwüstlich". „Censurfreiheit. Die indische Frau darf den wahren Namen ihres Mannes nie vor seinem Tode aussprechen; eine ähnliche Ehrfurcht erlaubt den Unterthanen nicht, manchen Fürsten und Sieger früher als nach seinem Ableben bei seinem ordentlichen Namen zu nennen.... O, es ist zu viel politisches Licht vorhanden, als daß die Fürsten nicht lieber das Ganze zuließen; und sie haben in Rücksicht des Vortheils nur die Wahl zwischen gänzlicher (obwol unmöglicher) Sultans- und Mönchsverfinsterung, oder zwischen Friedrichs II. Aufhellungsfreiheit. Ein bloßes elendes, vergittertes Mittellicht erinnert an Bazko's Bemerkung über physische Blinde, von welchen die mit einigem Schimmer mehr tappen, weniger lernen und weniger sich helfen, als die ganz Blinden. Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land; hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirrschen. Man kann, wenn man jenes thut, denselben Stoff, der sich als Licht mild und still umhergegossen hat, zu einer Flamme verdichten, die brausend fortfrißt und niederreißt".

In M. Aubenelle's „Essai statistique sur les frontières nordeast de la France" wird ein eigenthümlicher Gebrauch der jungen Bursche auf der Eiffel erzählt. Am St.-Matthäustage versammeln sich diese aus den verschiedenen Gemeinden und versteigern alle Mädchen, indem sie eine nach der andern namentlich aufrufen und jede dem Meistbietenden zuschlagen. Dieser erhält dadurch das ausschließende Recht, 6 Monate lang mit ihr umzugehen. In einigen andern Districten losen die Bursche, wenn sie den Maibaum aufrichten, um die Mädchen des Dorfes und jeder wird auf ein ganzes Jahr der Galan derjenigen, welche ihm durch das Loos zugefallen ist. Er muß, wenn sie heirathet, im Fall er sich nicht vorher von seinem Vorrechte losgesagt, für ihre Jungfrauschaft bürgen.

Curiosität. In einem Schriftchen: „Der Völkerfrühling und seine Verkünder", von Jordanus Brunow*), wird das Heil Deutschlands von einem Dreimännerbund oder einem Schriftstellerkleeblatt, von Börne, Heine und Weitzel erwartet. „Befreit die Fürsten und das Volk", ruft Jordanus, der Täufer in der Wüste, seinen 3 Helden zu, „und vernichtet die Schranken, durch welche eigensüchtiger Feudalismus beide so lange von einander trennte. Befreit die Religion aus den Fesseln der Hierarchie, und legt sie dem Menschen ans Herz; sein Glaube sei Menschenwürde, sein Streben sei Menschenwohl. Befreit die Kinder vom ewigen Schulzwang und Bücherdruck, befreit sie aus dem Kerker dumpfluftiger Schulstuben; die Kinder so froh, so gut und ohne Falsch.... Seid die Organe Eures Volkes, die Herolde seiner Wünsche, seiner Klagen, seiner Kraft. Vertheidigt es gegen jede anmaßliche Gewalt, gegen Bosheit, Blödsinn und Aberwih.... Wendet die Kraft Eurer Rede an, moralische und politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten, die Bürger mit den Angelegenheiten ihres Landes, ihres Staatshaushaltes und ihrer Verwaltung bekannt, das Wesen der Volksvertretung und den klaren Sinn der rechtlichen Freiheit begreiflich zu machen, sowie die Nothwendigkeit und die Vorzüge der Erziehung zur Gesetzlichkeit". Man ist auf das Ergebniß dieser wichtigen Allianz sehr gespannt und sieht nächstens einem Aufrufe der 3 Männer am Jordanus (in dem Einige den gefürchteten Kritiker in Stuttgart erkennen wollen) zur Theilnahme an dem Erlösungswerke der deutschen Nation entgegen. Wahrscheinlich werden einige belletristische Journale die Stelle der Trompeten von Jericho einnehmen müssen. 154.

*) Vgl. Nr. 182 u. 183 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 195. — 14. Juli 1831.

Briefe über die Zeit, Anſichten, Begebenheiten und Menſchen.

III.

(Fortſetzung aus Nr. 194.)

Obgleich nun aber eben durch die Schuld Derjenigen, die den Glauben zum Knechte der Tyrannei entwürdigen, der Unglaube für die Freiheit ſtreitet, ſo muß dennoch, ſo lange die Freiheit gefährdet iſt, eben um des Glaubens willen für die Freiheit geſtritten werden. Denn nur dann erſt, wenn die Freiheit geſichert iſt, kann der Glaube ſiegen, denn nur als Kämpfer für die Freiheit hat der Liberalismus und Rationalismus Kraft und Leben. Iſt dieſer Kampf durch den Sieg beendigt, ſo wird doch das, Gott Lob, bei einer großen Mehrzahl unter allen europäiſchen Völkern, beſonders in Deutſchland und bei dem Volke im engern Sinne fortlebende chriſtliche Element ſich ungeſtört entwickeln und kräftigen; es wird aber auch ohne allen Zweifel die große Maſſe der ſogenannten Gebildeten, der jetzt ſchon unverkennbaren, wenn auch ſelten bewußten Sehnſucht nach Glauben folgend, ſich dem Volke wieder nähern. Wir geſtehen offen, daß, wenn wir glaubten, die Freiheit in jedem Sinne, und zunächſt die bürgerliche Freiheit, um die unſere Zeit kämpft, ſei mit dem Chriſtenthum, und zwar nicht etwa dem rationaliſtiſchen Chriſtenthum, unverträglich, wir keinen Augenblick anſtehen würden, weltlichen und geiſtlichen Despotismus als die einzige zuträgliche Form der Entwickelung des Volkslebens anzuerkennen; aber wenn die Erfahrung der Geſchichte überhaupt irgend eine Lehre als unumſtößlich und unläugbar bewährt hat, ſo iſt es die, daß geiſtlicher und weltlicher Despotismus Unglauben und Aberglauben erzeugen und befördern. Ebenſo überzeugt aber ſind wir, daß auf dem Gebiete der Freiheit der Glaube, das wahre Chriſtenthum, die frucht- und ſegenreiche Kunde von der Erlöſung des hülfloſen und ſündigen Menſchen, durch den Tod des Sohnes Gottes ſiegen wird. Denn in der That empfinden wir alle Dem, was der Liberalismus und Rationalismus in Schriften u. ſ. w. hervorbringt, Das, was ſich auf den Kampf um die Freiheit bezieht, was er aus dieſem Kampfe ſchöpft, die Waffen, die ihm der freche Mißbrauch, das hülfloſe Treiben der Feinde der Freiheit darbietet, halten wir uns an Dasjenige, was er nun auf dem Felde der Freiheit zu ſäen gedenkt und geſät hat, was er uns ſtatt jener frohen Kunde als Geſetz zu verkünden weiß: ſo iſt alles Dies ſo ſeicht, ſo dürr, ſo beſchränkt, ſo unfruchtbar, ſo einſeitig, zeugt von einem ſo gänzlichen affectirten oder wirklichen Mangel an jeder Ahnung von den unergründlichen Tiefen des Lebens der Völker und des Menſchen, daß ſie kaum einer ernſten Widerlegung bedürfen, weder für Solche, die das Glück hatten, den einfachen, kräftigen Glauben ihrer Kindheit zu bewahren, noch für Solche, die der unerträgliche Schmerz des Lebens zur Demuth und zum Glauben zurückgeführt hat. Denn freilich werden gar Viele, die jetzt als Helden und große Männer der Zeit, beſonders bei uns erſcheinen, die großen Lärm und Getöſe machen, weil ſie ihren Mund an die Schlachtpoſaune der Freiheit ſetzen und wohlbekannte Weiſen anſtimmen dürfen, die das Ohr der Völker verſteht, die den Geiſt der Zeit aufregen — Solche werden, auf ihre eigne ſchwache und ziemlich leere Bruſt beſchränkt, kaum mehr vernommen werden; ebenſo wenig wie Jene, ihre Gegner, die mit der Wuth des Eigennutzes, des Vorurtheils oder mit der düreren Pedanterie heuchleriſcher Syſteme ihr ohnmächtiges Gift gegen die ſiegende Freiheit verſpritzen. Auch wiſſen wir gar wohl und es liegt am Tage, daß Viele von Denen, die jetzt nach Freiheit rufen, dieſe Freiheit nur dazu benutzen würden, uns das Geſetz ihrer armſeligen Vernunft aufzuzwingen; wohl wiſſen wir, daß die Intoleranz, die Liebloſigkeit, die Illiberalität, die Verketzerungsſucht vieler Liberalen und Aufgeklärten wo möglich noch größer iſt als die vieler Orthodoxen und Myſtiker; wohl vernehmen wir es, wie ſie jeden Augenblick die Macht aufrufen, um den Umtrieben der Myſtiker, der Dunkelmänner zu ſteuern, die ſie mit wahrhaft inquiſitoriſcher Schlauheit erſpüren; wie ſie mit jeſuitiſcher mauvaise foi Alles deuten und verdrehen; wie ihnen Alles, was nicht ihre Vernunft höher achten will als die göttliche Offenbarung, Myſticismus, Finſterniß, Jeſuitismus u. ſ. w. heißt. Alles dies drängt ſich zu widrig auf, als daß wir uns darüber täuſchen könnten, daß, ſowie die ärgſten Feinde des Glaubens unter Denen zu finden ſind, die ſich zu ausſchließlichen Zionswächtern aufwerfen, ſo die ärgſten Feinde der Freiheit unter Jenen, welche Freiheit und Aufklärung beſtändig im Munde führen; aber wir wiſſen auch, daß dieſe Herren nur in demſelben Maße gefährlich werden können,

als die Grenzen der Freiheit bestritten und beengt werden. Bei dem besten Willen wird es ihnen nicht gelingen, im Namen der Freiheit die Herrschaft zu erlangen, denn die Losung, das Banner der Freiheit ist es allein, was ihnen moralischen Einfluß, und die Reste des Despotismus, besonders im Bureaukratismus, sind es allein, die ihnen materielle Gewalt verschaffen; der Sieg der Freiheit wird sie auf jeden Fall wehrlos machen und in ihre Unbedeutendheit zurücksenden. Wahrlich aber, sollten wir durchaus die harte Wahl treffen, so erscheint es uns erträglicher, wenn Diese uns zwingen wollen, Dies und Das zu glauben, als wenn Jene uns zwingen wollen, Dies und Das nicht zu glauben — eine berlinisch-protestantische oder römisch-katholische Inquisition wäre den Völkern weniger verderblich als eine rationalistische. Denn Jene geben dem Volke neben dem Unwahren, was sie beimischen, doch immer noch die positive heilbringende Wahrheit, und bei dem jetzigen Bildungsstande Europas gibt es und wird es noch lange Millionen genug geben, bei denen diese Wahrheit frucht- und segenbringend wirken kann, während jene beigemischten Lügen theils außerhalb ihres Ideenkreises, ihrer Bedürfnisse liegen, theils ganz gleichgiltig sind. Und jedenfalls ist die Kraft, das Heil jener Wahrheit so gewaltig, daß sie meistens alle jene schlimmen Zuthaten überwiegt, sobald diese nicht geradezu der Wahrheit den Weg verschließen. Aber eben in diesem letzten Falle sind wiederum auch bei unserm jetzigen Bildungsstand Millionen, und wenn diese Millionen ebendeshalb den Trost, das Leben der Wahrheit entbehren, wenn sie mit Pilatus immer noch fragen: Was ist Wahrheit? wenn sie den armseligen Irrlichtern ihrer eignen, oder bald dieser bald jener Vernunft nachjagen; wenn sie sich auf dem schwankenden, treulosen Boden der sogenannten Moral flüchten, oder wenn gerade die tiefern, kräftigern, kühnern, poetischern Geister sich in dem finstern Gebiet satanisirender Negativität umtreiben; wenn bei jenen Andern Millionen der Glaube endlich doch im Aberglauben untergeht — wer ist für diese trostlose Verwirrung verantwortlich als eben Jene, die den Glauben der Freiheit entgegenstellen, und alle Diejenigen, welche sich in dem Gebiete des praktischen, wie des systematischen Despotismus ihnen anschließen, von den bureaukratischen bis zu den aristokratisch-historischen Legitimisten hinauf? Denn, wir wiederholen es, und hoffen es dereinst aus der Geschichte der Zeit und der Vergangenheit zu beweisen: der Unglaube erhält sich nur unter dem Banner der Unfreiheit, und sobald die Freiheit gesiegt hat, muß und wird er der Kraft des Glaubens, der Wahrheit, der Freiheit durch den Glauben weichen. Diese Angriffe auf die Freiheit, dieser hartnäckige, blinde, tolle Widerstand allein ist Schuld daran, daß auch Tausende der ausgezeichnetern, kräftigern Geister sich immer noch nicht überzeugen können, daß, wenngleich allerdings von beiden Seiten Gefahr droht, doch die dringendste Gefahr, das größte Uebel der Zeit im Unglauben, im Egoismus, in der Schlaffheit, im Materialismus der Mehrzahl liegt, und nicht in der Unfreiheit, nicht im religiösen Fanatismus, im Mysticismus. Der protestantische und katholische Jesuitismus aber ist eben nur insofern gefährlich, als der Unglaube eine unvermeidliche Reaction gegen sein heilloses Treiben ist. So läßt es sich erklären, wie viele wirklich tüchtige, wackere Leute sich, wenigstens in ihren Reden und Schriften, gewiß oft gegen ihre bessere Ueberzeugung kopfüber in den Unglauben werfen, und der Heerde der seichtesten, dürrsten Aufklärer und Philanthropen zugesellen; während, sobald ihre Besorgniß wegen der Freiheit gestillt wäre, jenes bessere Element sich frei entwickeln würde. Sicher würden sie sich dann wenigstens, indem sie gegen Mystiker, Jesuiten, Dunkelmänner u. s. w. sprechen und schreiben, nicht mehr geberden, als ob sie nichts Geringeres als den Scheiterhaufen wagen. Denn freilich es gibt Deren genug, die gern solche und ähnliche heilsame Zwangsmittel ad majorem dei gloriam wieder in Gebrauch setzen möchten — aber was kümmert euch ihre ohnmächtige Wuth — die eben nur durch eure Feigheit schädlich wird. Auf der andern Seite ist freilich ebenso erklärlich, wie so viele aufrichtig fromme Gemüther durch die entschiedene oder (die noch verderblichere) versteckte Feindseligkeit gegen das Christenthum, welche bei so vielen der Wortführer der Freiheit sich ausspricht, durch die widerliche Anmaßung, die Intoleranz, die Unredlichkeit, die Heuchelei, die ekelhaft trostlose Gemeinheit, Plattheit und Seichtigkeit so vieler von Denen, die unter den Fahnen der Aufklärung, des Rationalismus, des Liberalismus einherziehen, endlich durch die blinde Altweiberfurcht vor den Erinnerungen an die französische Revolution, über deren Wesen, Ursachen, Wirkungen noch immer so verkehrte Ansichten herrschen, sich verleiten lassen, die Freiheit selbst für die Ursache und Bedingung jener Uebel zu halten, und sich entweder Jenen anzuschließen, welche die wahre Ursache der Uebel des Despotismus und des Aberglaubens nicht nur, sondern auch ihrer Reaction, der Anarchie und des Unglaubens sind; oder ganz unthätig und stumm in den verhängnißvollen Bewegungen der Zeit zu bleiben; statt den Sieg des Glaubens durch die Freiheit und die Freiheit im Glauben zu erkämpfen. Wahrlich, würde nur erst das Banner erhoben für Freiheit und Glauben, es würden Tausende sich darunter scharen und es erkennen als das Zeichen, was sie gesucht, worauf sie gewartet, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, es würden Tausende die Fahnen des Unglaubens oder des Despotismus verlassen, unter denen sie bisher gekämpft, weil jener mit der Freiheit, dieser mit dem Glauben nothwendig verbündet schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Immanuel Kant über Aufklärung. Eine Stimme der Vorzeit an die Gegenwart. Mit Noten begleitet von einem katholischen Geistlichen. Leipzig, Hartmann. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
2. Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen von G. Riesser. Zweite Auflage. Altona, Hammerich. 1831. Gr. 8. 10 Gr.
3. Einige Gedanken über die Reform des Judenthums. Altona, Hammerich. 1831. Gr. 8. 4 Gr.

6. Zu mein Vaterland. Neuſtadt a. d. O., Wagner. 1831. 8. 4 Gr.

5. Das Jahr 1830 ꝛc. von L. Strahlheim. Zweiter Band. Stuttgart, Hoffmann. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

4. Holland und Belgien in gegenſeitiger Beziehung, ſeit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I. von H. v. Moltke. Berlin, Mittler. 1831. Gr. 8. 6 Gr.

7. Kurzer Abriß der Geſchichte Polens bis auf die neueſte Zeit, nach dem Franzöſiſchen nach Malte Brun's Tableau de la Pologne. Stuttgart, Löflund. 1831. 8. 20 Gr.

Unter wenig Gegenſtänden herrſchen verwirrtere und verkehrtere Vorſtellungen als über den Zweck und den Begriff des Staates. Setzen wir indeſſen bei den verſchiedenen Anſichten, die uns entgegentreten, nur etwas tiefer auf den Grund und laſſen wir uns weniger durch die auswendig gelernten Redensarten der Schule nicht irremachen, ſo werden wir, wenn nicht Alles, doch gewiß das Meiſte, was wir zu hören bekommen, mit geringer kritiſcher Schärfe auf die alte naive Meinung Ludwigs XIV. zurückführen können: „L'état c'est moi". Der Fürſt und der Krieger, der Bürger, der Bauer, der Gelehrte und der Krieger, jeder denkt für ſich insgeheim: „L'état c'est moi". Ich bin der Staat, und der Zweck des Staates, die wichtigſte Aufgabe der menſchlichen Geſellſchaft, iſt: meine Bedürfniſſe zu befriedigen, meinen Wünſchen entgegenzukommen, für die Erfüllung derſelben zu ſorgen. Daß es ein Irrthum iſt, wenn ein einzelnes Mitglied der Geſellſchaft, ſei es das höchſte oder das niedrigſte, ſich allein für den Zweck derſelben hält, bedarf keines Beweiſes; aber Irrthümer, die in den Neigungen und Leidenſchaften der Menſchen ihre Wurzel haben, werden auch durch Beweiſe nicht ausgerottet. In jedem Irrthum liegt immer ein Theil der Wahrheit, und dieſer iſt für die Leidenſchaft hinreichend, um mit aller Kraft der Ueberzeugung daran zu haften.

Die Wahrheit iſt, daß jeder Einzelne zwar nicht allein der Staat iſt, aber doch ein Theil des Staates, daß er zwar nicht alle die Vortheile der Staatsverbindung anſprechen kann, aber doch einen Theil dieſer Vortheile, und daß er namentlich das Recht hat, von dem Staate zu fodern, daß dieſer ihm möglichſt freien Raum zu der Entwickelung ſeiner Thätigkeit gewähre. Die höchſte Aufgabe des Staates iſt Freiheit. Die Beſchränkungen, welche der Menſch im vereinzelten Zuſtande nicht aus dem Wege zu räumen vermöchte, ſoll der Staat aus dem Wege räumen; darauf laſſen ſich alle Aufgaben des Staates zurückführen. Unter dieſen Beſchränkungen befinden ſich aber neben jenen, welche die Natur auferlegt, auch ſolche, die von den Menſchen ſelbſt entſtehen; und es iſt daher klar, daß jeder Menſch, während er auf der einen Seite von der Geſellſchaft oder vom Staate Freiheit erwartet, auf der andern wieder einen Theil ſeiner Freiheit aufopfern muß, nämlich die Macht, die Freiheit anderer Menſchen zu beſchränken, Andere willkürlich gefangen zu nehmen, zu beſitzen, zu berauben, zu ermorden oder, mit einem Worte, Andern Unrecht zu thun. Daß die Menſchen geglaubt haben, den Zweck des Staates leichter zu erreichen, indem ſie die Sorge für die Freiheit in eine einzelne Hand legten, läßt ſich begreifen. Denn ein Einzelner alle Gewalt in ſich vereint, kann dieſe viel ſtarker, entſchiedener, wirkſamer gehandhabt werden, als wenn über jeden Beſchluß erſt berathſchlagt werden ſoll. Dadurch daß einem einzelnen Menſchen alle Macht der Geſellſchaft anvertraut wird, hört er aber nicht auf Mitglied der Geſellſchaft zu ſein; und als ſolches muß er natürlich auch die Verpflichtungen jedes Geſellſchaftsgliedes theilen. Das Staatsoberhaupt kann das Recht haben, jedes Mittel anzuwenden, um es zu verhindern, daß einem Mitgliede des Staates Unrecht geſchehe, aber nie kann ein Fürſt, ein Kaiſer oder ein König das Recht haben, ſelbſt Unrecht zu thun; nie kann er das Recht haben, den Zweck des Staats aufzuheben und die Freiheit, ſtatt ſie zu befördern, zu vernichten. Da es ſich aber dennoch gezeigt hat, daß dies geſchah, daß Kaiſer, Könige, Fürſten, ſtatt die Freiheit aller Staatsmitglieder zu ſchirmen, vielmehr alle Freiheit für ſich allein genommen und ihren Unterthanen kein anderes Recht übriggelaſſen haben, als das Recht zu gehorchen: ſo iſt man allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nothwendig ſei, nicht blos gegen die Willkür der niedern Mitglieder der Staatsgemeinde, ſondern auch gegen die Willkür des Staatsoberhauptes Schranken zu errichten; und da durch dieſe Schranken das Staatsoberhaupt nur davon abgehalten werden ſoll, Unrecht zu thun, zum Unrechtthun aber Niemand das Recht hat, ſo kann von einer Rechtsverletzung gegen den Monarchen, ſobald man die willkürliche Gewalt deſſelben beſchränkt, gar nicht die Rede ſein.

Alle dieſe Sätze ſind ſo einfach, ja, wir können ſagen, ſo trivial, daß manche unſerer Leſer uns einen Vorwurf daraus machen werden, ſie hier wiederholt zu haben. Und doch, wie viele ſelbſt unter den Leſern dieſer Blätter ſind, welche die natürlichſten Folgerungen aus jenen ſo einfachen, ſo trivialen Sätzen nicht zugeben werden? Der Zweck des Staates iſt, die Freiheit zu befördern und nur ſo weit ſie zu beſchränken, als ſie durch Willkür zum Zwange gegen Andere ausartete. Die höchſte Freiheit und zugleich die, welche nie zur Willkür ausarten kann, da ſie auf die ewigen Geſetze des Denkens gegründet iſt, bleibt aber die geiſtige Freiheit, die Freiheit, in dem unendlichen Reiche des Gedankens jede mögliche Combination zu verfolgen. Wenn dieſe Freiheit beſchränkt und, ſoweit dies durch äußere Mittel möglich iſt, aufgehoben wird, hebt daher der Staat geradezu den Zweck ſeiner Exiſtenz auf. Der Fürſt, welcher die Freiheit des Gedankens bedroht, unterſchreibt in der Acte, in welcher er dieſe feindſelige Geſinnung ausſpricht, zugleich ſein Entſagungsdecret; denn ohne Staat gibt es keine Fürſten und ohne Geiſtesfreiheit keinen Staat.

1. Dieſe Folgerungen ſcheinen uns unwiderleglich und dennoch, wer hätte in ganz Europa vor den glorreichen Julitagen ſie zu ziehen gewagt? Merkwürdig iſt es zu ſehen, wie beſchelden, wie demüthig und wie zurückhaltend vor der erſten franzöſiſchen Revolution ein ſo ſcharfer Denker, wie Kant, eine ähnliche Anſicht ausſprach. Dem katholiſchen Geiſtlichen, der uns ſein Wort über Aufklärung in das Gedächtniß zurückrief, ſind wir großen Dank ſchuldig. Beſonders jetzt, wo die Partei der Dunkelmänner, in ihrem letzten Verſteck angegriffen, alle Kräfte aufbietet, um die verlorene Sache zu retten, jetzt war es in doppelter Beziehung heilſam, ſowol an die noch nicht längſt vergangene Zeit zu erinnern, wo — in Preußen — einem Kant der freie Gebrauch der Rede unterſagt werden konnte, und die Stimme des Weiſen wieder zu beleben, den doch wol Niemand, auch der Verblendetſte nicht, revolutionnairen Schwindels oder blinder Parteiwuth beſchuldigen wird.

„Aufklärung", ſagt Kant, „iſt der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit iſt das Unvermögen, ſich ſeines Verſtandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbſtverſchuldet iſt dieſe Unmündigkeit, wenn die Urſache derſelben nicht am Mangel des Verſtandes, ſondern der Entſchließung und des Muthes liegt, ſich ſeiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, Dich Deines eignen Verſtandes zu bedienen, iſt alſo der Wahlſpruch der Aufklärung.... Zu dieſer Aufklärung aber wird nichts erfodert als Freiheit, und zwar die unſchädlichſte unter Allem, was nur Freiheit heißt, nämlich die, von ſeiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: raiſonnirt nicht! Der Offizier ſagt: raiſonnirt nicht, ſondern exercirt! Der Finanzrath: raiſonnirt nicht, ſondern bezahlt! Der Geiſtliche: raiſonnirt nicht, ſondern glaubt! Hier iſt überall Einſchränkung der Freiheit".

„Welche Einſchränkung aber iſt der Aufklärung hinderlich? welche nicht, ſondern ihr wol gar beförderlich? Ich antworte, der öffentliche Gebrauch ſeiner Vernunft muß jederzeit frei ſein, und der allein kann Aufklärung unter Menſchen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derſelben aber darf öfters ſehr enge eingeſchränkt ſein, ohne doch darum den Fortſchritt der Aufklä-

*) Vgl. Nr. 142 d. Bl. D. Red.

rung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eignen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Lesewelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanism nothwendig, vermittelst dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich blos passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt zu raisonniren, sondern man muß gehorchen. Sofern sich aber dieser Theil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität des Gelehrten, der sich an ein Publicum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet, kann er allerdings raisonniren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Theil als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinen Obern Etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter, über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen machen und diese seinem Publicum zur Beurtheilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Skandal, das allgemeine Widersetzlichkeiten veranlassen könnte, bestraft werden. Ebenderselbe handelt demungeachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er, als Gelehrter, wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Ebenso ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu thun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publicum mitzutheilen".

„Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in Dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzliches Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammenbestehe, so kann er seine Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheiles willen zu thun nöthig finden; das geht ihn nichts an; wol aber zu verhüten, daß nicht einer den andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinem Vermögen zu arbeiten. Es thut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierein mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt; sowol wenn er dieses aus eigner höchster Einsicht thut, wo er sich dem Vorwurf aussetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch und noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt soweit erniedrigt, den geistlichen (geistigen) Despotism einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen".

Wie sehr Kant's Ansicht mit der unserigen übereinstimmt, haben wir wol kaum nöthig hervorzuheben. Jede Rückkehr zu den Schriften des großen königsberger Philosophen erfüllt uns mit neuer Verehrung; kein Gedanke der neuern philosophischen Schulen, in wie barocke Formen sie ihn auch kleiden mögen, ist so originell und so kühn, den Kant nicht wenigstens im Keime gehegt und geahnt hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Charakter der englischen Literatur.

In England, sagt das „Westminster review", Nr. 28, haben die Gelehrten als Gesammtheit wenig Mitgefühl mit der Masse des Volkes. Unsere Literatur war und ist noch immer wesentlich aristokratisch. Die Schriftsteller werben hauptsächlich um den Beifall der aristokratischen Gesellschaft, und von ihr empfangen sie meist ihre Belohnung. So lange ein niedriger Ehrgeiz auf ihre Seelen Einfluß hat, werden sie nichts als die Diener einer herrschenden Classe sein. Wenn aber statt Geldes, statt einer flüchtigen Berühmtheit und des Zutritts in die vornehme Gesellschaft, das edle und redliche Verlangen, die Lehrer eines Volkes zu sein, die Hoffnung, eine volksmäßige Literatur emporzubringen, eine Literatur, die ihren weit verbreiteten und wohlthätigen Einfluß auf das ganze Volk erstreckt, die Haupttriebfeder ihrer Handlungen und nur das würdige Bewußtsein, zu einem solchen Werke beigetragen zu haben, die einzige erwartete Belohnung gewesen wäre, dann würden Englands Gelehrte ihren angemessenen Platz unter den Gelehrtenvereinen Europas eingenommen und nicht länger mit den Lakeien und Miethlingen eines anmaßenden Adels auf gleicher Linie gestanden haben.

Quäker in Indien.

Im Jahre 1544 empfing ein Bewohner von Birdschasir in der Landschaft Delhi, Namens Birbhan, eine Mittheilung von Udaja Das, welche ihm die Glaubenslehren eröffnete, die jetzt die Sekte Sahk bekennt. Eine Abschrift des Pothi, ihres Religionsbuches, das in Versen im reinen Hindidialekt geschrieben ist, legte Trant der Asiatischen Gesellschaft zu London vor. Nach seiner Denkschrift, in der „Transactions of the royal asiatic society", verwirft diese Sekte alle Arten von Götzendienst. Sie hält den Ganges nicht für heilig. Sie findet ihre Jünger hauptsächlich unter den Hindu, welchen sie im Aeußern gleichen. Die Sahk haben in ihren Sitten eine auffallende Aehnlichkeit mit den Quäkern in England. Zierathen und bunte Kleidung aller Art sind strenge verboten. Sie sind immer weiß gekleidet. Sie grüßen Niemand und verbeugen sich nie. Sie legen keinen Eid ab, und sind in den Gerichtshöfen von der Eidleistung befreit. Wie bei den Quäkern wird ihre Versicherung einem Schwure gleichgeachtet. Sie versagen sich alle üppigen Genüsse, wie Taback, Betel, Opium, Wein. Der Tanz ist bei ihnen verboten. Jede Gewaltthätigkeit gegen Menschen und Thiere ist untersagt; zur Selbstvertheidigung aber ist Widerstand erlaubt. Zu Fleiß wird eifrig ermuntert. Die Sahk sorgen, wie die Quäker, theilnehmend für ihre Armen und Kranken. Beistand von Jemand außerhalb der Sekte oder des Stammes zu empfangen, würde für schimpflich gehalten werden und den Empfängern die Strafe der Ausschließung zuziehen. Aller Prunkgottesdienst ist verboten. Stilles Gebet wird empfohlen. Almosen sollen nicht prahlend gereicht werden, da man sie nicht geben soll, damit sie gesehen werden. Bewachung der Zunge ist eine Hauptpflicht. Die vornehmsten Sitze der Sekte sind Delhi, Agra, Dschajapur und Farrukhabad. Einzelne Mitglieder aber sind auch in andern Theilen des Landes zerstreut. In einer der genannten Städte findet eine jährliche Versammlung statt, wo die Angelegenheiten der Sekte verhandelt werden. In Farrukhabad wohnen gegen 3000. Nach dem Zeugnisse der Beamten sind die Sahk ordentliche, gesittete Leute und beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Handel. 106.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 196. — 15. Juli 1831.

Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen.

III.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

Doch wir fühlen, daß die Wichtigkeit der Sache uns weiter geführt hat, als eigentlich unsere Absicht war und die nächste Veranlassung erfoderte. Diese gab uns ein Aufsatz in der berliner „Evangelischen Kirchenzeitung", worin zu beweisen gesucht wird, daß das Christenthum unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit gebietet, daß deshalb alle sogenannten revolutionnairen Bewegungen der Zeit vom christlichen Standpunkte aus als sündlich und verbrecherisch verdammt werden müssen. Fühlen wir uns nun gedrungen, einer solchen Behauptung als durchaus unwahr und unchristlich zu widersprechen, so beschwert uns dabei nur eine Sorge, nämlich: daß der heillose heuchlerische Misbrauch, den die Partei, deren Organ oder Werkzeug die „Evangelische Kirchenzeitung", und die ihr verwandten Partien heutzutage und seit Jahrhunderten mit dem Christenthum treiben, die Folge gehabt hat, daß so Viele von Denjenigen, die an den revolutionnairen Bewegungen der Zeit Theil nehmen, Wenig oder Nichts danach fragen, ob ihr Treiben vom christlichen Standpunkte aus gerechtfertigt oder verdammt werde. Freilich ist dies ein furchtbares Unheil, und die falschen Propheten und Apostel in Berlin und anderswo mögen es verantworten. *Solchen aber, die allerdings in dem Christenthum, in der Schrift das höchste Gesetz für das Leben der Menschen und Völker anerkennen, wird es nicht schwer sein, zu erkennen, daß die Schrift uns nirgends gebietet, die große Woche der Franzosen, den glorreichen Riesenkampf der Polen zu verdammen, daß wir als Christen nicht eben genöthigt sind, mit den Staatszeitungen, der „Kirchenzeitung" und dem „berliner Handelsstand"*) zu wünschen, daß die Ruhe in Polen bald wiederhergestellt werde, oder die europäische Diplomatie zu bewundern, wenn sie in unverwüstlicher Selbstgefälligkeit sich Glück wünscht zu ihrem großen Werke, dem sogenannten Frieden von Europa, der es ihnen erlaubt, wie seit 15 Jahren, so auch noch ferner von Tag zu Tage sich dem Zufall zu überlassen, ihre gänzliche Nullität hinter Phrasen zu verbergen und als Schaum der Zeit obenaufzuschwimmen, — einem Frieden, zu dessen Feier ein herrliches Volk im Angesicht des gaffenden Europas sich im Todeskampfe verblutet, — einen Frieden, dessen Bedingungen sind: daß Portugal, Spanien und Italien dem heillosesten Unwesen weltlichen und geistlichen Despotismus unabänderlich und gegen alle Anstrengungen ihrer besten Söhne überlassen bleiben, daß Griechenland und Belgien durch erzwungenes Provisorium ein Raub der Anarchie werden, daß der deutsche Bund in Luxemburg die Fußtritte der belgischen Anarchie nicht nur ertrage, sondern laut für sich vindicire, daß mit einem Wort mehr wie je Deutschland fühle, daß es ein für allemal bestimmt ist, das unwürdige Spielwerk der sogenannten großen Mächte zu sein, daß ihm kaum eine andere Rettung bleibt, als nur von vornherein jedem Funken von Nationalehre zu entsagen.

Sehr wenige einfache Bemerkungen werden hinreichen, zu beweisen, daß die „Evangelische Kirchenzeitung" den Ausspruch der Schrift entweder wirklich nicht versteht, oder absichtlich falsch deutet. Und zwar ist allerdings der Ausspruch der Schrift (an mehren Stellen) entscheidend und heißt in ein Wort zusammengefaßt: „Die Obrigkeit ist von Gott, und deshalb sind wir ihr unbedingten Gehorsam schuldig". Aber die Frage ist eben: Welche Macht haben wir als unsere Obrigkeit anzuerkennen? Und von der Beantwortung dieser Frage allein hängt die Anwendung der Schriftstellen ab. Ist etwa der Räuber, der den Reisenden überfällt, der Sklavenhändler, der den Neger entführt, seine Obrigkeit? Offenbar nicht, und so könnten wir hundert ganz triviale Fälle bis zur gewaltsamen Eroberung hinauf anführen, wo die Gewalt, die Macht offenbar **nicht** die Obrigkeit im Sinne der Schrift ist. Und warum nicht? Offenbar weil ihr die Bedingungen fehlen, wodurch die bloße Gewalt zur Obrigkeit erhoben und geheiligt wird. Welches aber sind diese Bedingungen? Die Schrift nennt sie nicht ausdrücklich, und ebendeshalb ist es unserer Vernunft und unserm Gewissen überlassen, sie aufzusuchen und festzusetzen; und reichen Beide um so

*) Zeitungsberichte aus Berlin versicherten, der berliner Handelsstand habe die (erste) Nachricht von der Niederlage der Polen bei Ostrolenka mit Freude aufgenommen, in der Hoffnung, daß nun die Ruhe bald wiederhergestellt werde. Indem wir hier den Handelsstand nennen, wollen wir ihm nur Gelegenheit geben, sich gegen solche Verleumdungen zu verwahren — wenn er es kann.

mehr hin, da die Frage zu den einfachsten und klarsten gehört, und nur der böse Wille der Partei, deren Organ oder vielleicht absichtloses Werkzeug die „Evangelische Kirchenzeitung" ist, sie verwirren kann, und freilich nur zu lange zum Unglück Europas verwirrt hat. Diese Bedingungen sind theils allgemeine, theils besondere. Die allgemeinen liegen in der möglichst vollständigen Erfüllung, oder doch in dem aufrichtigen Streben der Erfüllung derjenigen Grundsätze der Moral und der Religion, welche, seit die Welt steht, das bessere Gefühl und der gesunde Verstand des Menschen unter verschiedenen Namen, als Menschenrechte, Völkerrechte u. s. w. begriffen hat, und deren Erfüllung auch das Christenthum, freilich als sich von selbst verstehend, herbeiführt, indem es ihnen aber noch eine viel höhere Bedeutung verleiht, wodurch sie die Mittel zur Gründung eines wahren Reiches Gottes werden sollen. Daß ein gänzliches Nichtachten, eine absichtliche, zum Wesen und zur Gewohnheit gewordene Nichterfüllung und Verletzung dieser allgemeinen Bedingungen, mit dem Wesen einer Obrigkeit unverträglich ist, und sie zur bloßen Gewalt herabsinken läßt, ist also mit dem Buchstaben der Schrift keineswegs unverträglich und im Geiste der Schrift vollkommen gerechtfertigt. Ist es nun aber, eben weil die Obrigkeit in Menschenhänden ist, unmöglich, daß diese Bedingungen immer und vollständig erfüllt werden, sind Fehler, Unrecht, Irrthum, Sünde auch hier unvermeidlich, unzertrennlich von dem menschlichen Wesen, so tritt eben auch die Liebe ein, welche die Grundlage des Christenthums ist, und wahrlich man kann den Völkern nicht vorwerfen, daß es ihnen an christlicher Liebe und Geduld gegen die Sünden und Irrthümer der Obrigkeit fehle, am wenigsten uns Deutschen. Alles Theoretisiren aber über den Punkt, wo die Geduld und Liebe des Volks ein Ende haben darf und muß, über den Tropfen, der das Maß voll macht und die Obrigkeit in Gewalt verwandelt, ist ebenso unersprießlich als frevelhaft. Ein solches Unglück geschieht nie und ist noch nie geschehen, so lange es irgend zu vermeiden war, und wenn es geschieht, so ist es ein Naturereigniß, eine Fügung und Strafe Gottes, deren Zeit der Einzelne weder eigenmächtig vorherbestimmen, noch sich ihr entziehen kann und darf. Von allen heuchlerischen Absurditäten, die immer wieder bis zum Ekel wiederholt und Erörterungen über Zeit und Geschichte zum Grunde gelegt werden, ist unstreitig eine der abgeschmacktesten die, daß die Völker jemals für Nichts und wieder Nichts sich entschlossen haben, oder entschließen werden, in ihrer Obrigkeit nur die Gewalt zu sehen. Uebrigens brauchen wir in Bezug auf die meisten und wichtigsten der sogenannten revolutionnairen Bewegungen der Zeit uns gar nicht auf jene allgemeine Bedingungen des Wesens der Obrigkeit zu berufen, indem jene Bewegungen unmittelbar herbeigeführt wurden durch die Verletzung oder Nichterfüllung solcher besonderer Bedingungen von Seiten der Obrigkeit, worauf nach bestehenden, von ihr freiwillig beschworenen Verträgen ihr Wesen als Obrigkeit allein beruhte, eine Verletzung oder Nichterfüllung, wodurch sie um so mehr aus einer Obrigkeit zu einer Gewalt wurde, da diese besondern Bedingungen wesentlich auf jenen allgemeinen Bedingungen begründet waren, als Form und Mittel ihrer Entwickelung. So fällt also die heuchlerische Nutzanwendung, welche die „Evangelische Kirchenzeitung" und Ihresgleichen so gerne von der Schrift machen möchten, gänzlich weg, denn die Schrift verlangt allerdings unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber keineswegs unbedingten Gehorsam gegen jede Gewalt; und überhaupt läßt die Schrift gerade auf dieser Seite der Entwickelung des Menschen, des Volks- und Staatslebens, dem Gewissen, der Vernunft des Menschen den allerfreiesten Spielraum, in welcher Form und auf welchem Wege er sie in ihrer Beziehung auf das höchste Ziel der Menschheit nach den Bedürfnissen und Bedingungen von Zeit und Ort durchführen möge. Das Christenthum schließt nicht aus, sondern es nimmt auf, und heiligt und belebt.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 186.)

2. Die Frage, ob seine Zeit eine aufgeklärte sei, beantwortete Kant, in der eben angeführten kleinen Schrift, mit nein; er nannte sie die Zeit der Aufklärung. Und mit Recht. In diesem jetzt so verachteten und verhöhnten 18. Jahrhunderte bereiteten sich alle die großen Entwicklungen vor, die wir in unseren Tagen in das Leben treten sehen. Ohne das 18. Jahrhundert kein 19. Dieses letztere aber glauben wir mit vollem Rechte ein aufgeklärtes nennen zu können. Die Zeit der allgemeinen Unmündigkeit ist vorbei; Niemand ist faul und feig genug, Andere für sich denken zu lassen; das Gängelband, an dem unsere Väter geführt wurden, ist zerrissen und kein Sterblicher wage es, uns zu demselben zurückzuführen! Daß dies die Lage der Dinge sei, davon sind mit uns viele Tausende überzeugt; dennoch fehlt es nicht an Einwürfen, die, auf den ersten Anblick, wol geeignet sind, uns zweifelhaft zu machen. „Ihr sprecht von Aufklärung, sagt der Jude, von Gedankenfreiheit; und seid ihr es nicht, die ein ganzes Volk, wegen religiöser Meinungen und Gebräuche, die von den eurigen abweichen, in der unwürdigsten Unterdrückung haltet?" Wie verwerflich, wie ungerecht, wie verabscheuungswürdig es ist, den Juden, weil sie ihrer eigenthümlichen durch das graueste Alterthum geheiligten religiösen Ueberzeugung folgen, die Theilnahme an bürgerlichen Rechten zu verweigern, hat Hr. Dr. Riesser in seiner Schrift „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland" mit tiefem Gefühl für Recht und Ehre und mit achtungswerther Wärme nachgewiesen. „Die Intoleranz unser Zeit verhält sich zum Religionseifer des Mittelalters, wie sich die Lüge zum Glauben, wie sich eiskalter Hohn zur warmen Verehrung verhält. Es gab Jahrhunderte, wo die Menschen in den Glauben an die alleinseligmachende Kirche der Religion, in der sie geboren, so durchaus versunken waren, daß sie ohne eine totale Vernichtung ihres moralischen Seins nicht aus dieser Sphäre heraustreten und den fremden Glauben nicht begreifen, viel weniger anerkennen konnten. Damals war neben dem glühenden Haß eine glühende Liebe und unüberwindlicher Muth. Ketzer und Juden wurden verbrannt; aber Millionen wagten Gut und Blut, um das Grab des Heilands aus den entweihten Händen der Ungläubigen zu befreien. Man unterdrückte die anders glaubende Minderzahl mit unerhörter Grausamkeit; aber man war auch bereit, den eignen Glauben gegen die gewaltigste Uebermacht mit Heldenkühnheit zu behaupten. Aus dem Henker konnte ein Märtyrer, aus dem Inquisitor ein Heiliger werden. Man muß die Menschheit auf diesem Standpunkt innig bedauern von der intellectuellen, aber man kann sie nicht verachten von der moralischen Seite.... Werfen wir nun

sen Blick auf den heutigen Zustand der Dinge, wie ihn der gegenwärtige Stand der Civilisation, insbesondere in Deutschland, erzeugt. An die Stelle der unveränderlichen Einheit des Glaubens ist eine solche Mannichfaltigkeit individueller Ueberzeugungen getreten, daß es eine Thorheit wäre, die sich auch in der That Niemand mehr zu Schulden kommen läßt, aus dem Kreise, in dem der Einzelne geboren ist, und zu dem er sich, soweit es der Staat verlangt, bekennt, einen Schluß auf seine innere religiöse Gesinnung ziehen zu wollen". Selten hat eine Verfolgungsänderung einen andern Grund als den Eigennutz. Das Einzige, was sich derselben entgegenstellt, ist „der einfache, rein menschliche Grundsatz der Wahrheitsliebe und der Rechtlichkeit, daß die Lippen nicht bekennen sollen, was dem Herzen fremd ist... Es ist demnach nicht mehr ein Kampf zwischen Glauben und Glauben, sondern zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Redlichkeit und Falschheit, um den es sich handelt; es ist die Frage, ob der Staat länger auf die Lüge, die entweder in der Maske der Heuchelei erscheinen, oder sich nicht die Mühe geben und ihre Häßlichkeit offen zur Schau tragen könne, einen Preis setzen, ob er einen Zustand der Dinge fortdauern lassen, der der öffentlichen Moral Hohn spricht, der die entschiedene Tendenz hat, Rechtlichkeit und Wahrheit nicht mehr als Glaube und Gottesfurcht zum höchsten Wort zu machen. Wenn der Teufel ein System der Gesetzgebung zu ersinnen gehabt hätte, darauf berechnet, die Menschen zu demoralisiren, und eine freche Frivolität, die Gott, wie die Wahrheit, wie das Recht höhnt und das Heiligste mit Füßen tritt, zum herrschenden Geist zu machen, er hätte fürwahr für unsere Tage kein passenderes erfinden können, als das der religiösen Unfähigkeit des Glaubens wegen".

Der Grund dieser Fortdauer der Verfolgung, nachdem die übrigen religiösen Ursachen der Verfolgung aufgehört haben, sieht der Verf. gerade in der allgemeinen Indifferenz, mit der man unsern Tagen alle Glaubensangelegenheiten ansieht. Man betrachte den Uebertritt zu einem andern Religionsbekenntniß als etwas Gleichgültiges, Aeußerliches, daß man es nicht für nöthig hält, drückende Bestimmungen für die Bekenner eines Glaubens aufrecht zu halten, da denselben ja jederzeit der Uebertritt zu der herrschenden Religion freistand. Hr. Dr. Riesser erklärt sich mit einer Indignation gegen die Lauheit und Schlaffheit, wie er solches Verfahren bekundet; aber, und hier liegt ohne Zweifel die Schwäche seiner Schrift und seiner Sache, die ganze Voraussetzung, daß die Juden ihres Glaubens wegen von bürgerlichen Rechten ausgeschlossen wären, beruht auf einer Verwechslung. Nicht deshalb, weil er seinen Glauben verleugnet, und der Jude, der zum Christenthume übertritt, zu allen bürgerlichen Rechten zugelassen, sondern weil er mit seinem Austritt aus dem Religionsverbande seiner Glaubensgenossen auch den politischen Verband entsagt, der diese zu einer großen geschlossenen Gesellschaft, zu einem Staate im Staate vereinigt. Der Judaismus ist nicht, wie das Christenthum, eine blos auf innerer Ueberzeugung beruhende Religion, sondern sie ist, wie der Mohammedanismus zugleich ein politisches System. So lange die Juden sich zum Mosaismus bekennen, werden sie überall ein besonderes Volk bilden; und wenn es auch unrecht ist, Fremde blos, weil sie Fremde sind, zu verachten, oder, wie der Doctor sich in seiner energischen Sprache ausdrückt, sie nach Art der Wilden aufzufressen, so ist es doch nicht unrecht, ihnen den Genuß von Rechten vorzuenthalten, die in der Volksgemeinschaft ihren Ursprung haben und daher nur den Genossen dieser Gemeinschaft zustehen. Der ganze Irrthum Riesser's wird schon durch den Titel: „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland", bezeichnet. Es handelt sich hier nicht um die Stellung der Bekenner dieses oder jenes Glaubens, sondern um die Stellung eines Volkes, das über die ganze Erde zerstreut überall den Genuß aller Rechte anspricht, während es sie Rechtverleiher, als Gojim, von dem Genusse seiner eignen Rechte ausschließt. Das gemeine Volk, das in vielen Dingen durch seinen Instinkt richtiger geleitet wird, als unsere Staatsmänner durch alle ihre Weisheit, haßt nicht den Bekenner des mosaischen Glaubens, sondern den Juden, und zwar den getauften, so gut als den ungetauften, weil es in dem Juden nicht den Landsmann sieht, der seine Hoffnungen, Neigungen und Wünsche theilt, sondern einen Fremden, der bei den bittersten Leiden der Gojim ungerührt vorübergeht. In Polen, wo unter 4 Millionen E. 400,000 Juden sind, sehen wir, wie die Juden die liebevollste Aufnahme vergelten. Hier sind sie nie verfolgt worden; sie genießen aller bürgerlichen Rechte, außer denen, die bisher dem Adel vorbehalten waren, und namentlich bei weitem höherer Rechte, als der christliche Bauer: eine gewisse Anzahl jüdischer Familien, die sich in einem Flecken niederlassen, sind hinreichend, um diesen zur Stadt zu erheben und den Bewohnern alle Rechte der Städtebürger zu verschaffen. Erst unter der russischen Regierung sind den Juden manche ihrer frühern Rechte und Privilegien genommen worden; dennoch sehen sie dem Kampfe, in welchem jetzt das polnische Volk begriffen ist, theilnahmlos zu. Statt eine Heeresschar zu bilden, die in dem Verhältniß des Heeres, welches ihre christlichen Mitbürger in das Feld stellen, wenigstens 20,000 Mann stark sein müßte, dienen sie den Russen zu Kundschaftern und Führern und rechtfertigen dadurch den Beschluß des Reichstages, der sie in unsern Tagen erst zu Fremden erklärt, welche auf den polnischen Namen keinen Anspruch haben.

5. Bürgerrechte können wir den Juden nicht eher bewilligen, als bis sie Bürger werden, bis sie aufhören, einen politischen Verein zu bilden, der allein darauf bedacht ist, mit der Ausschließung aller Fremden, seinen Angehörigen Alles zuzuwenden, bis sie selbst die Scheidewand niedergerissen haben, die sie auf ihrer Seite, nicht auf der unsrigen, von uns trennt. Diese Scheidewand ist aber nicht der religiöse Glaube des Mosaismus, sondern die mit demselben verbundene Politik. Sobald die Juden aufhören, ihre eigenthümliche Politik zu verfolgen, werden wir aufhören, sie als Juden, d. i. als Bürger eines fremden Staates zu betrachten. Dies scheint der Verf. der „Gedanken über die Reformation des Judenthums" wohl gefühlt zu haben; indem er vorschlägt, das Judenthum zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, und alle die Zusätze von albernen Ceremonien und, wir glauben, wol noch von etwas mehr als Ceremonien, die sich demselben im Verlaufe der Jahrhunderte angehängt haben, abzuschaffen, bezeichnet er den Weg, auf dem es den Juden allein gelingen kann, die Stellung zu erreichen, die sie in der europäischen Gesellschaft einzunehmen wünschen. Denn mit dem Ceremonienwesen fällt unausbleiblich das ganze veraltete System, welches der wahre Grund alles Hasses der Völker ist; ohne seine politische Beimischung ist der Mosaismus reiner Deismus, und diesen wird in unserer Zeit Niemand einfallen zu verfolgen.

4. Während die Juden sich schon bereit halten, die Früchte der Aufklärung, deren Wachsthum und Gedeihen einmal nicht mehr aufgehalten werden können, vorwegzunehmen, fehlt es unter uns Andern nicht an Blödsichtigen und Kurzsichtigen, die vor Helle den Tag nicht sehen und uns überreden möchten, die sogenannte Aufklärung sei nicht, wie alles Gute, ein Werk Gottes, sondern ein Werk des Teufels. Ungern zählen wir dieser Classe den sonst redlichen und wohlmeinenden Verf. der kleinen Schrift „An mein Vaterland" bei. Der würdige Mann, wahrscheinlich ein braver alter Landgeistlicher, wird sich ein solches Urtheil um so weniger vermuthen, als er ein eignes Capitel des Schriftchens „den Verfinsterern" gewidmet hat und gegen Jesuiten, Tractätchenvertheiler und Obscuranten mit einem Eifer zu Felde zieht, als gälte es das Capitol gegen stürmende Gallier zu vertheidigen. Aber er selbst sagt, an einer Stelle, wo er über den Indifferentismus spricht: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Wir wiederholen diesen Satz nur, indem wir sagen: Wer die Aufklärung und Vernunft und Geistesfreiheit im Munde führt und die Folgen der Aufklärung nicht annehmen will, ist ebenso sehr unser Feind, als wer sich offen gegen Vernunft und Freiheit erklärt. Den Inhalt der kleinen Schrift charakterisirt das Motto:

Laßt uns besser werden,
Bald wird's besser sein.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden alle Wünsche einer äußern Verbesserung, durch Reformen der Verfassung, Aufhebung des Druckes, der auf den niedern Ständen lastet u. s. w. zurückgewiesen: weil man, „um glücklich zu sein, nichts braucht als zufrieden zu sein, und zufrieden ist, wer gut ist". Dergleichen Raisonnement ist Fraubasengeschwätz, das wir in einer stürmischen Zeit, wie die unsere, füglich entbehren können.

5. Von dem „Jahr 1830", welches wir schon einmal besprochen haben, ist uns soeben ein 2. Band zugekommen. Wir zählen das Ganze unter die Flugschriften, weil es gleich diesen offenbar nur auf die augenblickliche Wirkung, nämlich den schnellen Absatz berechnet ist. Die Ideen, die wir in beiden Bänden gefunden haben, würden nicht hinreichen, der dünnleibigsten Broschüre den geringsten Schein von Gehalt zu leihen; für den Bürger und Bauer, der die Zeitungen des vor. J. entweder nur halb gelesen, oder wenigstens zur Hälfte wieder vergessen hat, mag indessen eine Compilation dieser Art immer nicht ohne Nutzen sein. Zu bedauern bleibt nur, daß durch solche Schreibereien oft gediegenere Arbeiten aus dem Felde gedrängt werden. Loben müssen wir, daß über den größern Ereignissen des Auslandes nicht die für den Deutschen immer beachtenswerthen Begebenheiten in Deutschland vergessen sind. Der Ton, in welchem diese Angelegenheiten besprochen werden, ist, wenn auch nicht würdig, doch freimüthig.

6. Von der kleinen Schrift des Hrn. von Moltke über Holland und Belgien können wir umgekehrt zwar nicht das letzte, aber doch das erste rühmen: sie ist nicht freimüthig, weil sie unter dem Vorwande, daß über Ereignisse der Gegenwart das Urtheil der Zukunft vorbehalten bleiben müsse, sich jedes Urtheils enthält; aber sie ist würdig, denn sie stimmt nicht in die ekelhaften Tiraden und Schimpfreden gegen die Belgier ein, mit denen uns die meisten deutschen Zeitungen übersättigt haben. Der Weg, den Hr. v. Moltke eingeschlagen hat, ist jedenfalls der richtige: aus der Vergangenheit lassen sich alle Erscheinungen der Gegenwart erklären; nur muß, wer dieses Ziel erreichen will, tiefer in den Geist der Vergangenheit eindringen, als hier geschehen ist. Schon in der Lage des Landes, welches die Mündungen deutscher und französischer Ströme vereinigt, liegen die ersten Keime der uralten, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen immer wiederkehrenden Entzweiung seiner Bewohner, wie dies in einem Aufsatze „Ueber die Ursachen der belgischen Revolution", den das zu München erscheinende „Ausland" im Februar d. J. anfing, aber, der Gewohnheit dieses Journals nach, nicht vollendete, dargethan ist. Von einer solchen Entwicklung des Völkerlebens aus seinen ursprünglichsten Quellen hat aber, wie es scheint, Hr. v. Moltke keine Ahnung, da er sich begnügt, die bekannten in hundert Compendien erzählten Geschichten uns noch einmal zu erzählen.

7. Denselben Vorwurf würden wir Chodźko und seinem deutschen Uebersetzer machen, wenn die polnische Geschichte nicht in der That in Deutschland noch so unbekannt wäre, daß jede Darstellung derselben, auch die trockenste Aufzählung der sogenannten historischen Thatsachen, ein Gewinn für die Lesewelt ist. Chodźko theilt den Irrthum der Mehrzahl seiner Landsleute, die, weil ihnen viel Uebles durch die Deutschen widerfahren ist, alles Unheil und Unglück ihres Vaterlandes aus Deutschland herleiten. Sogar der polnische Adel, mit seiner höchst eigenthümlichen Verfassung, soll aus Deutschland eingeführt sein, indem die polnischen Grafen, die sich ursprünglich nur durch ihre Verdienste aus der Masse des Volkes emporgeschwungen hatten, durch das Beispiel des deutschen Lehenwesens zur Nachahmung verleitet wurden. Diese Ansicht, die zuerst von Lelewel aufgestellt und mit außerordentlichem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit für den Unkundigen zu dem höchsten Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, widerspricht ebenso sehr der Natur als der Geschichte. Der Natur widerspricht es, daß ein auf die eigenthümlichste Weise ausgebildetes Institut, das mit Leben, Sitten und Verfassung eines Volkes, in dem genauesten Zusammenhange steht, von Außen, gleich einer Mode, erborgt sein sollte. In Frankreich, sowie in allen andern romanischen Ländern, war der Adel durch Gewalt der Waffen eingeführt; aus 2 Völkern, einem herrschenden und einem beherrschten, erwuchs im Verlaufe der Zeit ein einziges, in dem aber immer der Adel der herrschende Stand blieb. In Deutschland ist der Adel ein Geschenk Karls des Großen. Aus der Verfassung, die er den Deutschen aufdrängte, bildete sich die spätere Adelsherrschaft heraus, aber nicht ohne gewaltige, blutige, verzweifelte Kämpfe mit den Freien. Ganze Volksstämme, wie der Stamm der freien Friesen, von dem nur in dem holländischen Westfriesland und an der westlichen Küste von Schleswig sich Reste erhalten haben, mußten von der Erde vertilgt werden, ehe die Stammbäume unserer Herren Edelleute gediehen. Und unter den kriegerischen Sarmaten wäre, dem Gesetz und der Landesart zum Trotz, der Adel wie eine Schmarotzerpflanze über Nacht aufgeschossen und das unterdrückte Volk hätte keinen Versuch gemacht, das Unkraut, das seine Felder überwucherte, auszurotten? Das Wahrscheinlichste bleibt uns nach Allem, daß unter den Slawen, wie bei den keltischen Völkerstämmen der Adel sich allmälig aus dem patriarchalischen Familienverhältniß entwickelt hat. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, wie sein Druck der Masse des Volkes im Ganzen so wenig lästig war; von einem Aufstande der polnischen Bauern gegen ihre Herren kennt die Geschichte kein Beispiel. Gründlicher und ausführlicher als die ältere Zeit hat Chodźko die neuere behandelt; die allmälige Wiedererhebung Polens, noch unter dem Joch der Fremden, ist mit einer Kraft und Wahrheit dargestellt, wie sie von dem vaterlandsliebenden Verf. der „Geschichte der polnischen Legionen in Italien" zu erwarten war. Eine kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Bestandtheile des alten durch die kurzsichtige Politik seiner Nachbarn zertrümmerten Königreiches Polen bildet den Beschluß. Aber schon ist das letzte Wort, welches diese Uebersicht zusammenfaßt, nicht mehr wahr. „Mögen die Polen sich nicht täuschen", rief er seinen Landsleuten zu, „sie haben noch kein Vaterland". Dies galt, als Chodźko schrieb; denn von 20 Millionen Polen genossen kaum 4 einer volksmäßigen Regierung, und diese unter fremder Bevormundung. Wer wollte jetzt noch sagen: die Polen haben kein Vaterland? Mit dem Blute seiner besten Söhne ist der Boden Polens getränkt; aber nicht umsonst ist dieses Blut vergossen worden. Die Theilnahme aller Völker hat Polen der Freiheit würdig erkannt; und lange werden die Regierungen sich nicht weigern, dieser Anerkennung, der ruhmvollsten und kräftigsten, durch die ihrige beizutreten. Den Grund, weshalb dies noch nicht geschieht, haben wir in dem Eingange dieses Aufsatzes angedeutet. Die Begriffe, die man in gewissen Kreisen von dem Zweck und der Aufgabe des Staates hat, sind noch so verwirrt und verkehrt, daß man vollen Ernstes einen Monarchen seinem Volke gegenüberstellen, von Rechten, die der Monarch persönlich an das Volk, und die das Volk an den Monarchen habe, sprechen und beide Arten von Recht gegen einander in die Wagschale legen kann. Aber gering ist die Zahl der Menschen, die diese Verblendung theilen; ihre Macht ist gebrochen und der Befreiungskampf der edeln Polen ist hoffentlich der letzte, der für diese Sache gefochten wird. 74.

Druckfehler.

In den sonst recht correcten 5. Theil von Franz Horn's erläutertem Shakspeare hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Man lese nämlich S. 153, Zeile 6 von unten, beschlitteten (sledded) statt beschnittenen. Andere kleine unbedeutende Druckfehler, besonders in den in englischer Sprache mitgetheilten Stellen, Buchstabenversetzungen u. s. w. wird der günstige Leser leicht entschuldigen und verbessern.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 197. — 16. Juli 1831.

Briefe über die Zeit, Anſichten, Begebenheiten und Menſchen.

III.

(Beſchluß aus Nr. 196.)

Außerdem aber liegt in den Behauptungen der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ noch Etwas, was freilich nur eine Wiederholung Deſſen iſt, was wir von den Legitimiſten aller Farben wiſſen, beſonders aber von Denen, die mit unbegreiflicher Frechheit den Lehren des unbedingten Gehorſams gegen den Misbrauch der Gewalt, der Fürſten, des Adels, der Kirche eine ſogenannte hiſtoriſche Grundlage zu geben ſuchen. Und doch iſt die Annahme, als wenn Das, was man revolutionnaire Bewegungen nennt, der Widerſtand der Völker gegen den Misbrauch der Gewalt eine eigenthümliche und ausſchließliche Frucht und Erſcheinung der neuern Zeit ſei, ſo lächerlich, ſo augenſcheinlich unwahr, ſo offenbar durch die Geſchichte des Mittelalters (worauf man ſich ja beſonders beruft) widerlegt, daß man mit dem beſten Willen keine andere Wahl hat, ſolche Behauptungen zu erklären, als durch die gröbſte Unwiſſenheit oder durch den ſchamloſeſten abſichtlichſten Betrug. Freilich beruht das Recht unſerer Zeit, dem Misbrauch der Gewalt zu widerſtehen, nicht auf dem Recht oder Gebrauch des Mittelalters, ſondern Beide ſind höhern Urſprungs; aber allerdings iſt es wichtig zu wiſſen und es feſtzuhalten, daß dieſes Recht, wenn irgend Etwas, ein hiſtoriſch begründetes, aus dem ganzen germaniſchen Volksweſen und Leben hervorgehendes iſt; und daß eben die Verbindung von Glauben und Freiheit zu einem kräftigen, friſchen, echtdeutſchen Volksleben, welche die ſchwierige Aufgabe unſerer Zeit iſt, der weſentliche Charakter des germaniſchen Mittelalters war, den wir nur den Bedürfniſſen unſerer Zeit gemäß und mit Beſeitigung der zufälligen oder ſchädlichen, jedenfalls nur vorübergehend zeitgemäßen Elemente umzubilden brauchten. Das Weſen der Obrigkeit im ganzen Mittelalter beruhte auf der Erfüllung der oben angeführten allgemeinen, und der nach Ort und Zeit mannichfaltigſten beſondern, vertragsmäßigen Bedingungen, — und die Nichterfüllung dieſer Bedingungen, dieſer Verträge, gab dem Volke das Recht, die Obrigkeit als bloße Gewalt zu betrachten. Ja, dieſes Recht iſt im Mittelalter häufig ſo ausdrücklich, ſo unbedingt ausgeſprochen und ſo weit ausgedehnt, daß in unſerer Zeit und bei uns wahrlich nur ſehr wenige und ganz bedeutungsloſe Stimmen zu finden ſein werden, die eine ſolche Ausdehnung irgend billigen oder wünſchen möchten. Will man aber praktiſche Belege zu den ſchönen Lehren unſerer Legitimiſten finden, ſo muß man ſie nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, und beſonders ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts ſuchen, in den Zeiten, wo das Uebermaß von Sünden und Verbrechen, von frechem teufliſchem Misbrauch der fürſtlichen, geiſtlichen und ariſtokratiſchen Gewalt, beſonders in Frankreich ſich häufte, deren furchtbare und dennoch kaum angemeſſene und freilich bald vergeſſene Vergeltung die franzöſiſche Revolution wurde. Was alſo alt, hiſtoriſch begründet, chriſtlich und menſchlich gerechtfertigt iſt in unſerer Zeit, das iſt der Sinn, das Bedürfniß der Freiheit, die Ueberzeugung von dem Recht des Widerſtandes gegen gemisbrauchte Gewalt. Ebenſo alt freilich iſt der Misbrauch der Gewalt, und je mehr verſchiedene Rechte und dadurch begründete verſchiedene Gewalten im Mittelalter einander gegenüberſtanden, deſto mannichfaltiger mußte auch der Misbrauch der Gewalten ſein; aber dieſe Misbräuche, und ſogar der noch weit ärgere Misbrauch, in welchem das Mittelalter zu Grunde ging und die neuere Zeit ſich entwickelte, alle dieſe ältern praktiſchen Anwendungen unſerer Legitimitätsſyſteme fanden eine Art von Entſchuldigung darin, daß es eben blos Praxis war, daß (wenigſtens im Ganzen, und wenn wir die römiſche Curie ausnehmen) die Urheber dieſer Misbräuche in einer Art von dummer Unſchuld, und nach dem natürlichen Triebe der Selbſterhaltung und des Eigennutzes ſündigten, ohne ſich eben weiter Rechenſchaft von wie? und warum? abzulegen. Alles dies iſt alt, uralt. Aber neu, ganz neu und unſerer Zeit eigenthümlich ſind die ſophiſtiſchen, heuchleriſchen Syſteme unſerer Legitimiſten, worin meiſtens Menſchen, die (im allerbeſten Fall und abgeſehen von offenbarer Käuflichkeit) in ihrer Lage, in ihrem Stande, in ihren natürlichen, nahelegenden Vorurtheilen oder Bedürfniſſen oder Leidenſchaften, gar keine Entſchuldigung oder Veranlaſſung dazu finden können, worin unabhängige Gelehrte, oder die doch unabhängig ſein könnten und ſollten, entweder aus angeborener hündiſcher Niederträchtigkeit oder aus dürrer Pedanterie, Conſequenzenſucht und Gelehrteneitelkeit, oder Gott weiß aus welcher heilloſen Verkehrtheit, ſich

zu Verfechtern geistlicher und weltlicher Tyrannei und aristokratischer Anmaßungen herabwürdigen. Und, leider Gottes, sind wir Deutsche es, wir, von denen im Mittelalter ein auf Glauben und Freiheit begründetes urkräftiges Volksleben sich über Europa ergoß, wir sind es vor Allen, die jetzt auf dieser tiefsten Stufe der Erniedrigung sich auszeichnen. Denn gewiß ist das Treiben eines spanischen Mönches, eines französischen incorrigible, die am Ende Beide in ihrer Stelle um ihre Existenz kämpfen, unendlich weniger ekelhaft und empörend, als dasjenige eines deutschen Gelehrten, der mit kaltem Blut, mit voller Ueberlegung hinter seinem Ofen, unter seiner Nachtmütze ein schwerfälliges, gelehrtes, philosophisches, theologisches, historisches System ausbrütet, womit Jener Treiben und alle ähnliche Mißbräuche der Gewalt gerechtfertigt, jeder Widerstand gegen diese Mißbräuche aber verdammt werden soll. Es sind dies freilich nur einzelne, verhältnißmäßig nur wenige und meistens unbedeutende Menschen, und im Ganzen sind unsere Regierungen weit entfernt, solche Ansichten unbedingt zu theilen oder geradezu zu begünstigen; immer aber gibt der Mangel an Preßfreiheit, der denn doch offenbar (aus welchen Gründen es auch sein mag) ihnen selbst selten, ihren Gegnern aber jeden Augenblick fühlbar ist, der halboffizielle Ton, den man ihnen anzustimmen erlaubt, diesen Menschen doch eine solche Stellung, eine solche Wirksamkeit der öffentlichen Meinung gegenüber, daß ihr heilloses niederträchtiges Gewäsch mehr wie irgend etwas Anderes uns Deutschen endlich doch noch mit der Gefahr bedroht, gerade das Element zu verlieren, was wir vor den meisten andern Völkern voraushaben, was alle Vortheile, deren andere Völker vor uns sich rühmen, aufwiegen könnte, was uns allein eine zwar langsame, vielleicht weniger glänzende, aber sichere und wohlthätige Entwickelung der gegenwärtigen Krise sichern könnte, das kostbare Kleinod des Vertrauens, der Liebe zwischen Obrigkeiten und Völkern.

Endlich noch eine Absurdität, welche die „Evangelische Kirchenzeitung" sich ebenfalls nicht schämt zum tausendsten Mal nachzuschwatzen. In demselben Aufsatz, von dem hier die Rede ist, thut sie dergleichen, als wenn die Ursachen der Bewegungen der Zeit, des Widerstandes gegen die Gewalt, aus dem Begriff eines sogenannten freien Naturzustandes, aus dem Wunsche nach einer unerreichbaren, idealen Glückseligkeit auf Erden entstehen, und beweist ganz ernsthaft, daß es einen solchen freien Naturzustand nie gegeben hat, und daß die freien Verfassungen, nach denen die Zeit schreit, eine solche Glückseligkeit keineswegs verbürgen. Sollen wir uns wirklich die Mühe geben, dagegen zu beweisen, was die „Evangelische Kirchenzeitung" ohnehin recht gut weiß? Daß kein vernünftiger Mensch heutzutage noch an Rousseau's Naturzustand denkt, oder im geringsten danach fragt, ob es ein solches Ding gegeben habe oder nicht; daß es sich ganz und gar nicht um einen solchen ideellen Zustand unbedingter Freiheit handelt, sondern nur darum, daß einige sehr einfache, sehr bescheidene Bedingungen in dem Verhältniß zwischen Volk und Obrigkeit festgesetzt werden, nur darum, daß dies Verhältniß wieder auf Treu und Glauben, auf Beobachtung von Eiden und Verträgen begründet werde, statt auf Willkür der Obrigkeit oder des Volkes, oder gar des Adels und der Kirche. Sollen wir beweisen, daß kein vernünftiger Mensch von diesen Bedingungen und Verträgen erwartet, daß sie uns hienieden einem Zustande überschwenglicher Glückseligkeit zuführen werden, sondern nur, daß sie das positive dringende moralische und materielle Elend eines großen Theils der Nation vermindern sollen, indem sie die Vermeidung der Fehler der Verwaltung, woraus jenes Elend entsteht, erleichtern, daß sie nur wenigstens vor den Rückschritten und Fehlern bewahren, zu denen die Aristokratie und Theokratie die Obrigkeiten zu verleiten suchen? Sollen wir endlich noch hinzufügen, was die „Kirchenzeitung" ebenfalls recht gut weiß, daß bis jetzt noch kein vernünftiger, rechtlicher Mann in Deutschland daran denkt, jene Bedingungen und Verträge auf irgend eine andere Weise zu erhalten oder zu behaupten, als durch die bessere Einsicht und die freie Liebe und das Vertrauen der Obrigkeit, daß wir Alle es für ein unermeßliches Unglück halten würden, wenn es dem heillosen unchristlichen Treiben der „Kirchenzeitung" und der Legitimisten jeder Art endlich dennoch gelänge, Herz und Ohr der Obrigkeiten so zu vergiften, daß wir an jener bessern Einsicht, jenem freien Vertrauen und Liebe verzweifeln müßten?

165.

Neueste polnische Geschichtsschreibung.

Die politische Verwickelung, in der sich die Polen befinden, hat Manchen zum Schwert und zur Leier greifen lassen. Es ward bis jetzt gefochten und gesungen, dagegen wenig geschrieben, ausgenommen Zeitungen, indessen ist neuerdings doch auch ein kleines Geschichtswerk erschienen. Joachim Lelewel, früher Professor der Geschichte in Wilna, dann Landbote zum Reichstage und seit dem 29. November vorigen Jahres, zuerst Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts und hierauf Mitglied der höchsten Volksregierung, hat ein Büchelchen herausgegeben unter dem Titel: „Ponowanie etc.", d. i. „Die Regierung des Königs von Polen Stanislaus Augustus Poniatowski" (Warschau, 1831). Schon bereits 1818 ließ der Verf. einen kurzen Abriß dieses Zeitraums der polnischen Geschichte drucken und die kleine Schrift erlebte 1819 eine zweite Auflage. Jetzt erscheint sie ansehnlich vermehrt, beträgt jedoch nicht über 168 Octavseiten. In der Vorrede gibt der Verf. seine Quellen an. Die einheimischen sind reichhaltig, aber, wie L. behauptet, nicht hinlänglich gesammelt und geläutert. Unter den ausländischen nennt er die bekannten französischen Werke von Rulhière, Ferrand, Wiomenil und Anderer, ohne jedoch der Memoiren des Michael Oginski zu erwähnen, obgleich sie bis in die Regierungsjahre Königs Stanislaus zurückgehen und die Vorgänge in Lithauen beschreiben. Die angeführten deutschen Werke sind nur folgende: 1. „Geschichte der polnischen Insurrection", von Karl Woyda (Zürich, 1796). 2. „Beitrag zur Geschichte der polnischen Revolution im J. 1794" (Frankfurt, 1796). 3. „Geordnete Sammlung der Regierungsschriften und Proclamationen, die seit dem 25. März 1794 in Polen erschienen sind, mit einer Beschreibung der warschauer Revolution" (Warschau, 1794). Alle andern deutschen Materialien zur Kenntniß der neuern polnischen Geschichte, selbst die wichtigen Beiträge dazu in Dohm's „Denkwürdigkeiten" sind mit Stillschweigen übergangen. Daß sie dem fleißigen Geschichtsforscher unbekannt sein sollten, darf man nicht annehmen und um so unerklärlicher ist sein Schweigen, besonders da unter

den Text keine Citate stellweise benutzter, anderweitiger Quellen sich vorfinden. Die Schreibart ist ruhig, gedrängt, ohne eingestreute Reflexionen und soll in ihrer Kürze die inhaltschwere Erzählungsart des Tacitus nachahmen. Eine deutsche Uebersetzung dieses Buchs von v. Drake ist bei Vieweg in Braunschweig erschienen.*)

Ein anderer Beitrag zur polnischen Geschichtschreibung ist zwar früher entstanden, jetzt aber zum erstenmal durch den Druck bekannt gemacht worden. Es sind die: „Pamientniki etc.", d. i. „Denkwürdigkeiten des Johann Kilinski, Schusters und zugleich Obersten des 20. Regiments" (Warschau, 1830). Kilinski, seinem Gewerbe nach ein Schuster und im J. 1794 Rathmann der Stadt Warschau, wurde durch seine verwegene Denkungsart und durch das Vertrauen, das seine Standesgenossen in ihn setzten, nebst dem Schlächter Sierakowski, einer der Hauptleiter des Aufstandes, der durch den versteckten und unvermutheten Ueberfall der russischen Truppen deren Niederlage bewirkte. Kosciuszko ernannte später Kilinski zum Obersten des 20. Regiments, das er in der Eile formirte und das Praga mitvertheidigen half, doch stand es dazumal nicht mehr unter den Befehlen seines Obersten, denn Kilinski ward, noch bevor der Sturm von Praga stattfand, verkleidet nach Posen, seiner Vaterstadt, beordert, um daselbst einen ähnlichen Aufstand, wie in Warschau, zu veranlassen. Die Preußen waren aber auf ihrer Hut; er wurde festgenommen und später auf Suworoff's Requisition nach Warschau geführt. Während dieses Transports beschwert er sich über die Behandlung, die ihm widerfuhr, besonders darüber, daß man ihn nicht wie den gefangenen Obersten eines Regiments ansah, sondern wie einen aufrührerischen, gefährlichen Handwerksmann, der als geheimer Emissar aufgegriffen worden war. Fast überall ward er in den Wachthäusern nicht in die Offiziersstube geführt, sondern bei den Gemeinen festgehalten. Die groben Soldatenspäße, die dabei vorfielen, hat er nicht vergessen; als ihn einst breitschultrige Dragoner bewachten, sollen sie, nach eingenommener derben Abendkost, bei jeder lautgewordenen Wahrung ausgerufen haben: Vivat Polak! Besser ist er schlecht auf die Preußen zu sprechen, nennt den Feldmarschall Möllendorf, zu dem er geführt ward, einen alten Narren und meint, wenn er ein Stückchen Eisen bei sich gehabt hätte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, diese ganze niederträchtige Deutschheit mitten in Polen niederzumetzeln. In Warschau entläßt ihn Suworoff zuerst in seine Behausung, später wird er jedoch wieder aufgehoben und nach St.-Petersburg geführt. Auf diesem Transport widerfährt ihm das Nämliche, wie auf dem frühern von Posen aus. Er wird als ein Mann niedern Standes von Kosciuszko, den gefangenen Generalen und Senatoren getrennt. Merkwürdig sind in diesen Denkwürdigkeiten die auf verwirrten Vorstellungen und halbwahren Voraussetzungen gegründeten, in der damaligen Zeit jedoch sehr einflußreichen Urtheile Kilinski's über die Veranlassungen zur Volksbewegung und über die Personen, die dabei thätig waren oder ein Opfer der Wuth des gereizten Haufens wurden. Bischof Kossakowski, der damals an einen der 11 Galgen, die das Volk in einer Nacht errichtete, gehängt wurde, soll, nach Kilinski's Behauptung, dem russischen General Igelström folgenden Plan zu einem allgemeinen Blutbad und gänzlicher Vertilgung der Bevölkerung Warschaus gemacht haben. Das nahe Fest der Auferstehung Christi wollte er in allen Kirchen zu einer Stunde (um 3 Uhr Abends am Sonnabend in der Charwoche) begehen lassen; hierauf sollten Kanonen vor die Kirchthüren aufgefahren und die ganze innerhalb befindliche Volksmenge niedergeschossen werden. Mit solchen Gerüchten haben vielleicht die im Stillen wirkenden Ordner des Aufstandes (in ihrer Zahl befand sich wahrscheinlich der von unserm Verf. oft angeführte katholische Geistliche Meier), für sich von ihrer Grundlosigkeit überzeugt, nur das Volk zu reizen gesucht; Kilinski zweifelte indessen nicht an der Wahrheit derselben und beruft sich dabei auf die Aussage einer russischen Militairperson, mit der er zuweilen in der Schenke ein Glas Branntwein zu trinken pflegte. „Dieser Bischof", drückt sich Kilinski aus, „hat durch diesen seinen Anschlag, den er gegen die Bürger Warschaus ausgeheckt, sein Maß voll geschüttet, ich aber hatte nicht den allerkleinsten Anschlag gegen ihn, aber dennoch kam ich in den Stand ihn, sammt seinen Entwürfen, am Hals in die Höhe ziehen zu lassen, darum daß er den Könige hintergangen, den Senat hintergangen, die Pfaffen hintergangen und doch nicht dahintergekommen ist, daß ein warschauer Schuster sein Meister werden würde". Eine kleine charakteristische Anekdote aus jener Zeit mag diese Auszüge schließen: Die Gräfin Krasinska bedurfte, um Warschau zu verlassen, eines Passes und ließ deshalb Kilinski und seinen Collegen, den Schlächter Sierakowski zu sich bitten. Nachdem die Verhandlung über ihr Anliegen beendet war, stand Kilinski auf und küßte der Gräfin die mit einem Handschuh bedeckte Hand. Sierakowski wollte ebenso artig sein, fügte aber hinzu: „Mein College ist ein Schuster und küßt schon gern das Leder; ich ein Schlächter habe es mit dem Fleisch zu thun und bitte den Handschuh abzuziehen!"

Drittens sind die mannichfaltigen auf den Aufstand vom 29. November sich beziehenden Flugblätter zusammengedruckt worden, unter dem Titel: „Zbior pism rozmaitych etc.", d. i. „Sammlung verschiedener Schriften, die während des Aufstandes des polnischen Volks erschienen sind" (Warschau, 1831), bis jetzt 24 Nummern. Den Eingang macht die bekannte Proclamation des bis zum 29. November bestandenen königlichen Administrationsraths, durch welche zur allgemeinen Wissenschaft gebracht wird, daß derselbe, in Erwägung der eingetretenen Umstände, neue Mitglieder in seine Mitte aufgenommen. Schon am folgenden Tage, den 30. November, bildete sich jedoch aus demselben, mit Zuziehung neuerdings erwählter Personen, die provisorische Regierung, die wiederum der Dictatur des Helden und Liebhabers des Volks (bohater i kochanek narodu), des Generals Chłopicki wich. Die Nummern 10—13 enthalten den Bericht des Unterlieutenants Peter Wysocki über die geheime Gesellschaft, die sich, nach seinem Ausdruck, zu dem Endzwecke bildete, die bestehende Regierung umzustürzen und die constitutionnelle Freiheit im Königreich zu begründen. Dieser Bericht ist auch in der bekannten Broschüre: „Die große Woche der Polen", mitabgedruckt und außerdem in viele deutsche Zeitschriften aufgenommen worden, sodaß er unter uns hinlänglich bekannt ist. Bis jetzt enthält er die einzigen, authentischen Aufschlüsse über die geheim betriebenen Anstalten, die zu dem Ausbruch der polnischen Volksbewegung führten. Indem der Verf. des Berichts, den auf die russischen Garden am Abend des 29. November ausgeführten Angriff beschreibt, hebt er die ungemeine Kühnheit desselben hervor; doch da, wie es aus seinen eignen Worten hervorgeht, die russischen Cavaleristen keineswegs auf den Angriff vorbereitet und so gut wie unbewaffnet waren, oder doch in den ersten Augenblicken keine geladenen Schießgewehre hatten, außerdem in den Polen ihre Waffengefährten erblickten, so muß doch sehr viel auf Rechnung des unvermutheten Ueberfalls, der Bestürzung und der eigenthümlichen Lage gesetzt werden, in dem bisherigen Freunde einen plötzlichen, ohne alle vorhergehende Erklärung mit überlegenen Waffen angreifenden Feind zu begegnen. Die übrigen Nummern der Sammlung füllen gleichfalls verschiedene Bekanntmachungen der Oberbehörden, sodann Reden, Adressen und eine große Anzahl von Gedichten, die sich auf Zeitereignisse und Zeitstimmung beziehen und in sofern der Zeitgeschichte angehören.

58.

*) Vgl. Nr. 168 u. 169 d. Bl.

D. Red.

Spanische Novellen.

Gleichsam, um uns zu zeigen, daß mit den edeln Verbannten, welche der Despotismus aus dem schönen Spanien vertrieb, doch noch nicht aller Geist, nicht alles Talent ausgewandert sei, erscheint von Zeit zu Zeit einmal in Madrid oder in Barcelona

oder in Cadix ein Buch, welches es wagt, sich mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen als dem „Breviarium romanum“. Eines der interessantesten ist eine Novellensammlung, die vor 2 Jahren erschien: „Taréas de un solitario, o nueva coleccion de novelas“ (Madrid, 1829). Der Titel ist, in unserm Sinne, sehr bezeichnend. Ein Mann, der Verstand hat, ist in einem Lande, wo der Verstand verboten ist, immer ein Solitario; und daß der Verf. der „Taréas“ Verstand hat, sowie — was in seinem Vaterlande gewiß noch gefährlicher ist — daß er schreiben gelernt hat, beweist sein Buch. Dieses enthält, statt der Einleitung, einen allegorischen Traum, und 5 Novellen. Nur die erste: „El cuadro misterioso“ (Das geheimnißvolle Bild) ist Original. Von den 4 übrigen sind 2 auf Shakspeare's „Twelfth night“ und „Much ado about nothing“ gegründet, die dritte von Washington Irving's „Schlafendem Helden“ und die vierte aus irgend einem alten italienischen Novelliero erborgt. Die Nachahmung ist aber nie sklavisch; nur der Grundgedanke wird entlehnt, Localität, Nebenpersonen und Ausführung werden dem Geschmack des Verf. angepaßt. Das Beste im Buche bleibt jedoch die Einleitung. Der Verf. liegt bei einem Besuche in der königl. Bibliothek, während er in tiefes Nachdenken über die Verachtung versunken ist, in welcher die spanische Literatur gerade bei jenen Nationen steht, deren Schriftsteller sie am häufigsten geplündert haben, sein Haupt auf einen gewichtigen Folianten und fällt in Schlaf. Da sieht er eine Anzahl zerlumpter, hagerer, elend aussehender Wesen in die Bibliothek eintreten und sich der Bücher bemächtigen, die durch ihre Berührung in die prächtigsten Gewande verwandelt werden.

„Unter dem Haufen waren einige Wenige, die an Tracht und Mienen nicht ganz so erbärmlich aussahen, als der Rest. In einem von diesen, der sich durch sein anständiges Benehmen, gebildete Manieren und schöne Sprache auszeichnete, erkannte ich sogleich Herrn Le Sage. Dieser Mann wandte sich mit ein Paar einnehmenden Redensarten an Don Vincente Espinel und entledigte ihn mit vieler Höflichkeit seines Mantels. Hierauf bewunderte er sein Camisol und seine Halskrause und eignete sich sehr ruhig auch diese Artikel zu, und endlich, unfähig der Anziehungskraft seines Hutes zu widerstehen, setzte er diesen mit all seinen prächtigen Federn sich auf den Kopf. Indem er jetzt den armen Espinel in vollkommenem déshabillé verließ, erschien er selbst so stattlich und trefflich equipirt, daß er wie ein wahrhafter Spanier aussah“.

„In diesem Augenblicke bemerkte ich einen sehr seltsamen Herrn, der mit theatralischem Schritt und mit der Affectation großer Wichtigkeit zu Guillen de Castro herantritt, und mit einer Geberde, als ob er ihm eine außerordentliche Gunst erwiese, die Tizona des Cid ihm von der Seite riß, die goldenen Sporen sich anschnallte, die Donna Urraca dem Helden geschenkt, und weder Helm, noch Schild oder Handschuh sich entgehen ließ. Auf diese Weise als Ritter gewaffnet, zog er sich mit einem so martialischen Gesicht zurück, daß ich geglaubt hätte, Don Ruy Diaz de Bivar selbst zu sehen. Wie ärgerte ich mich, als ich in dem Räuber den berühmten Corneille entdeckte!“

„Bald darauf zeigte sich ein Stutzer, geputzt und parfumirt, mit adeligen Manieren und einem Orden auf der Brust. Diese Zeichen konnten nicht trügen; ich wußte, es war Florian. Er, ohne seine Zeit mit Complimenten zu verlieren, legte Hand an an D. Gines de Hita, indem er ihm Boabdil's Schimetar, Zoraide's Kaftan und Muley's Turban entzog. Alle diese Prisen wußte er mit so vielem Geschick auf seiner eignen Person anzubringen, daß man ihn für einen echten Abencerragen hätte halten sollen“.

„Wer sollte es glauben? Nicht einmal das schöne Geschlecht war sicher vor der Raubsucht der Eindringlinge. Da fehlte es nicht an Komödienfabrikanten, die Donna Maria de Zayas ihrer Capa und ihres seidenen Gewandes beraubten und sie erröthend und außer sich über diese Schmach zurückließen“. 165.

J. Gurlitt's archäologische Schriften, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Cornelius Müller. Altona, Hammerich. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Gurlitt, themals Professor und Director des Johanneums, und Professor der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium zu Hamburg, suchte auf anerkennenswerthe Weise, so viel es ihm in seinem Berufskreise vergönnt war, für das Studium der schönen Künste des Alterthums zu wirken, indem er eine ausgewählte Anzahl seiner begabtern Schüler um sich her versammelte und denselben Vorträge über archäologische Gegenstände hielt. Diese Vorträge pflegte er nachher in seinen Schulprogrammen gründlicher auszuführen und seine äußerst fleißige Durcharbeitung der Gegenstände war immer schätzbar, wenn auch seine Ideen selten neu waren. Diese längst abhanden gekommenen kleinen Schulschriften, in denen jetzt freilich schon ungemein viel Veraltetes ist, wieder zu sammeln, mag jedoch noch immer nicht für ganz überflüssig angesehen werden, da sie ihrer populairen Abfassung wegen besonders dem lernenden Anfänger auch jetzt noch nützlich werden können. Die Anmerkungen, welche der Herausgeber unter dem Text in großer Anzahl hinzugefügt hat, vervollständigen die Bücherkunde für die Kunstgeschichte in Nachträgen, die bis auf die neueste Zeit gehen, auf eine sehr gründliche besonders dem Lernenden zugutekommende Weise. Die Sammlung enthält folgende Abhandlungen: „Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums“; „Ueber die Gemmenkunde“; „Ueber die Mosaik“; „Versuch über die Büstenkunde“; „Fragment einer archäologischen Abhandlung über Herkules“; „Biographische und literarische Notiz von Johann Winckelmann“. Gurlitt folgte in seinen mythologischen Ansichten mehr oder weniger den Voß'schen. 156.

Literarische Anzeige.

Herabgesetzte Preise.

Schwedische und russische Literatur.

1. Atterbom (D. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in 5 Abenteuren. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. 1831. Gr. 8. 18¼ Bogen auf feinem Druckpapier.
   Ladenpreis: Einen Thaler und zwölf Groschen.
2. Karamsin, Aglaja. Romantische und historische Erzählungen. Nach dem Russischen von Ferdinand von Biedenfeld. 1819. 8. 17¼ Bogen auf Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr. 8 Gr.
   Jetzt für sechszehn Groschen.
3. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Altrussische Heldenlieder. 1819. 8. 11 Bogen auf feinem Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr.
   Jetzt für zwölf Groschen.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Subscriptions-Anzeige

der

zweiten Auflage

der

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere.

Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche

entworfen

von

H. R. Schinz, Med. Dr.

Lehrer der Naturgeschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalen gezeichnet und lithographirt

von

K. J. Brodtmann in Zürich.

Des Thierreichs erster Band.

Während die Franzosen, welche das Studium der Natur mit besonderer Vorliebe pflegen, so manche schöne, aber eben so kostspielige naturhistorische Werke besitzen, wird man sich vergebens in dem sonst so thätigen deutschen Buchhandel nach einem ausgezeichneten und weniger kostbaren Werke über das Thierreich umsehen, in welchem die Naturgeschichte, auf die neuesten Erfahrungen gegründet, möglichst vollständig und systematisch geordnet, mit einer Reihe naturgetreuer und mit der größten Sorgfalt ausgeführter Abbildungen von allen bis jetzt bekannten Gattungen der Thiere sich bearbeitet findet.

Diese Aufgabe zu lösen, ist der Zweck des hier angekündigten, in der zweiten und verbesserten Auflage erscheinenden, Werkes. Eine reichhaltige physicalische Bibliothek, so wie mehrere kostbare zoologische Sammlungen, wenn die Originale nicht nach dem Leben

gezeichnet werden konnten, ſetzten den Herausgeber in den Stand, die beſten und getreueſten Abbildungen dem Werke beifügen zu können, die in Hinſicht auf die ſtets vorwärts ſchreitende Lithographie von jedem Kenner als vorzüglich gefunden werden müſſen.

Was den Text betrifft, ſo iſt dieſer von einem in dieſem Fache allgemein anerkannt bewanderten Gelehrten, mit Sorgfalt und Benutzung der neueſten und beſten Werke zu einem Ganzen zuſammengetragen, faßlich und leicht für Jedermann, und dabei ſtreng wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch geordnet.

Der Liebhaber der Naturgeſchichte, der Lehrer, der Erzieher erhält hier ein Werk, das ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, und in die Hände der Jugend niedergelegt, wird es derſelben eine der nützlichſten Unterhaltungen gewähren. — Es iſt der Grund der Wiſſenſchaft ſelbſt, der ſich auch bei künftigem höherem Studium als nützlich bewähren muß, und wodurch ſich Jeder über die vorzüglichſten Weſen des Thierreichs und ihrer Eigenſchaften, ſo weit der menſchliche Forſchungsgeiſt in dieſelben eingedrungen, in Verbindung mit den großen und treuen Abbildungen unterrichten kann.

Dieſes nützliche und vorzügliche Werk erſcheint in 14 Lieferungen, jede 12 Blätter Abbildungen und den dazu gehörigen Text enthaltend. Der höchſt billige Subſcriptionspreis einer ſolchen Lieferung iſt Ein Thaler zwölf Groſchen Sächſ., oder Zwei Gulden 45 Kreuzer Rheiniſch, wofür es in jeder Buchhandlung zu bekommen iſt. Der ſpätere Ladenpreis wird beträchtlich höher ſeyn. — Das erſte Heft iſt bereits fertig, dem von zwei zu zwei Monaten die Uebrigen folgen werden, ſo daß in einem Zeitraum von zwei Jahren das ganze Werk in den Händen der Subſcribenten ſich befinden wird.

Die übrigen Claſſen des Thierreichs werden den Säugethieren folgen.

Wie könnte ſich der gebildete Menſch nach einer würdigeren Erholung umſehen, als das Studium im großen Buche der Natur iſt, welches der Schöpfer ſo reichhaltig vor ihm aufgeſchlagen, und bei deſſen Betrachtung er zugleich mit den höchſten religiöſen Gefühlen erfüllt werden muß.

Probeblätter der Abbildungen ſind in jeder Buchhandlung zur Anſicht zu haben.

Leipzig, im Januar 1831.

Gerhard Fleiſcher,
Verleger.

In Commiſſion bei Adolf Frohberger.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 198. — 17. Juli 1831.

Tableaux généalogiques et historiques de l'empire britannique. Accompagné de notes critiques et de quatre dissertations historiques critiques. Par *F.* Baron *de Reden*. Hanover, Hahn. 1830. Fol. 16 Thlr.

Ref. freut sich allemal herzlich, wenn er ein neues Werk aus dem Gebiete der historischen Hülfswissenschaften zur Hand bekommt, besonders aus der Chronologie und Genealogie; erstlich aus dem höchst egoistischen Grunde, weil ihm selbst das Studium dieser Zweige geschichtlichen Wissens unendlich trocken und mühselig erscheint, und er daher froh ist, wenn zum reinen Anbau der Geschichte Andere wieder neues Material herbeigefördert haben; zweitens weil er bei der Unzahl historischer Werke glaubt, daß man den Bau der politischen Geschichte jetzt ohne die nothwendigen Stützen und Gerüste mitunter zu hoch in die Lüfte treibt, also oft in Gefahr kommt, wieder abtragen und sicherer stützen zu müssen. Demungeachtet finden sich immer noch Männer eisernen Fleißes, welche in die für uns trostlosen Tiefen jener Wissenschaften hinabzusteigen wagen, und als kühne Taucher im Meere der Wissenschaft köstliche Perlen heraufzufördern wissen. Zu diesen gehörte der Verf. obengenannten Werkes, bis zu seinem vor Kurzem erfolgten Tode königl. großbritannischer und hanöverscher bevollmächtigte Minister an den Höfen zu Berlin und Dresden, Baron Reden, welcher die Stunden der Muße schon längst zu genealogischen Untersuchungen über das hohe Haus der Welfen verwendete, und in einem schönen, dem König Wilhelm IV. von England zugeeigneten, Folianten die Resultate vorgelegt hat.

Das Ganze zerfällt in einen rein-genealogischen und einen genealogisch-historischen Theil, nämlich 4 Abhandlungen, von denen wir später sprechen werden. Der erstere enthält theils die Genealogien aller fürstlichen Häuser, die seit der Römer Abzug aus England sowol hier als in Schottland und Irland geherrscht haben, theils (selbst die Häuser, welche durch uneheliche Descendenten entstanden, oder durch andere Linien gegründet wurden, finden ihren Platz) diejenigen von 72—75 großen Familien der Peers der 3 Königreiche, auf 12 großen Tafeln, von denen jede mehre einzelne Stammbäume enthält. Diese Arbeit war gewiß eine der schwierigsten, und verdient um so mehr die dankbarste Anerkennung als die vorhandenen Werke über die baronage und peerage jener Königreiche, Dugdale, Arthur, Collin, Chaplain, Will. Owen, Debrett, John Burke's „General and heraldic dictionary of the british empire", Walton, Dermod O'Connor u. A., entweder die neueste Zeit gar nicht erreichen, oder wenigstens uns wegen ihrer Seltenheit und Kostbarkeit ganz unzugänglich sind. Vielleicht sind in Deutschland nicht 4—5 öffentliche Bibliotheken *), welche diese Werke vollständig besitzen. So viele Werke der Hr. Verf. auch angeführt und benutzt hat, er würde in einem Buche, welches er allerdings noch nicht kennen konnte, welches aber wegen seiner Reichhaltigkeit auch hier eine ehrenvolle Erwähnung verdient, noch manche Nachweisung gefunden haben. Dies ist des bonner Prof. Theod. Bernd „Allgemeine Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft, mit beurtheilenden und anderen zur Bücher- und Gelehrtengeschichte gehörenden Bemerkungen und Nachweisungen" (2 Theile, Bonn, 1830). Es enthält über 3300 Nummern oder Titel von Werken oder bloßen Abhandlungen über die Heraldik (und nothwendig auch über Genealogie), die mit ungewöhnlichem Fleiße zusammengetragen und zum Theil mit wissenschaftlichen oder bibliographischen Bemerkungen begleitet sind. Zeigt sich darin einerseits der unermüdliche deutsche Sammlerfleiß in seinem schönsten Lichte, so zeigt dies Werk auch die Reichhaltigkeit, zu welcher diese historische Hülfswissenschaft in ihrer Literatur bereits angewachsen ist. Hierher würden Th. I, S. 212—219, und II, 522—544 oder beinahe 200 Nummern gehören.

Unser Verf. würde diese kleine Abschweifung verziehen haben. Nur Damen soll man gegen Andere ihres Geschlechts nicht loben; hier aber würde hoffentlich kein Neid eingetreten sein. Um aber nun auch den Umfang des vorliegenden großen Werkes zu zeigen, bemerken wir, daß die erste Tafel 1) die 3 Hauptkönigreiche der alten Briten (Südalbion, Dun Britton und Dammonium), 2) die Könige der angelsächsischen Heptarchie oder besser Octarchie, und endlich 3) die Könige von Nordalbion, d. i. der Picten und Scoten enthält. Es versteht sich, daß manches Dutzend Namen, die auf Odin und Balder folgen, noch keineswegs historisch sind, sondern nur mit derselben Gewißheit bestehen, wie Nennius und nach ihm Rapin und Sharon Turner sie geben. Hinter den meisten Tabellen sind einige Seiten historische und kritische Noten als Commentar, welche zeigen, wie sorgfältig der Verf. bei der Prüfung seiner Nach-

*) Drei derselben nennt der Verf. in der Vorrede, nämlich die zu Dresden, Berlin und Göttingen.

richten und der Autoritäten für dieselben zu Werke ging. Hier wird man auch das rein Historische über den König Arthur, das Schooßkind älterer und neuerer Romantik, finden. Die zweite Tafel gibt die angelsächsische Dynastie von 828—1066, und die dänische von Ragner Lodbrogh und seinen Nachkommen. Die dritte und vierte Tafel geben das normännische Haus Wilhelms des Eroberers, und die von Rollo's Brüdern abstammenden Seitenlinien, welche die Herzoge und die Insel Man abgesondert regierten. Die fünfte Tafel stellt das Haus Plantagenet, dessen sonderbarer Name wol in einer der Noten hätte erläutert werden können, und die sechste Tafel die Seitenlinien von Arundel, Howard, Norfolk und Mowbray dar. Die vereinigte große siebente und achte Tafel enthält die Genealogien der rothen und weißen Rose, oder der Häuser Lancaster und York. Die Verzweigung des Hauses Lancaster nach Portugal, durch die an König Johann I. vermählte Philippine erläutert eine eigne Tabelle in den Noten. Die 3 folgenden Tabellen, 9, 10, 11, sind den Häusern Tudor, Stuart und Hanover auf dem englischen Throne gewidmet. Bei den Welfen angelangt, durften auch die Dynastien, die italienischen und deutschen Welfen nicht fehlen, und ihnen ist die riesenmäßige zwölfte Tabelle gewidmet. Einige absichtlich ausgelassene Namen enthalten die historischen Noten. Die dreizehnte Tafel hat es mit den natürlichen Kindern der beiden Stuarte, Karl II. und Jakob II. zu thun, die in ihren Descendenten noch fortdauern. Etwas unerwartet wirft uns die vierzehnte Tafel wieder in die ältern Zeiten, und zwar unter die alten Fürsten von Wales, von Mälgwyn († 560) bis auf Llewellyn († 1281) und dann der armorischen Könige und bretagnischen Fürsten zurück, ja noch weiter die funfzehnte, unter die Könige Schottlands von der ersten Dynastie Ferguß Mac Feradachs (300 J. vor Christus bis 854 nach Chr.), der Könige aus dem Hause Trenmore (unter denen Fingal, Ossian und Oscar figuriren), und unter die Könige der Picten in Irland. In den Noten sind die alten genealogischen Gedichte aus dem Scotichronicon nach Oconnor mitgetheilt, die freilich weder poetischen noch eigentlich historischen Werth haben. Eine Genealogie wie die von Ferguß, die bei der Krönung Alexanders III. 1249 von Schottland vorgetragen oder vorgesungen worden ist und bis auf den ersten Ptolemäer zurückgeht, erinnert an das bekannte: „Stammbäume ziehen sie groß und dick in Mistbeeten mit vielem Glück". Viel historischer ist schon die zweite Tafel der schottischen Könige (in der ganzen Reihe die sechzehnte) bis auf David Bruce, gest. 1370, nach welchem bekanntlich die Krone Schottlands an die Familie Stuart kam. Jede dieser großen Tabellen, die oft mehre 100 Namen enggedruckt enthalten, erfodert ihr eignes Studium, und wir müssen trotz dieser Fülle doch das Technische der Anordnung sehr rühmen, welche dem Verf. große Mühe gemacht haben muß. Den Beschluß dieser Abtheilung macht ein genealogischer Baum, der von dem jetzigen Könige Wilhelm IV. in seiner verschiedenen Ramification bis auf Karl den Großen, Siegfried von Lucca, ja bis auf Mac Ferguß und Odin hinaufgeht.

Kürzer müssen wir uns über die zweite genealogische Section oder über die 12 Tafeln fassen, welche den hohen Adel der 3 Königreiche in einigen 70 verschiedenen Genealogien enthalten. Wir wollen nur einige dieser Familien ohne ihre Würdentitel als Baronets, Grafen, Marquis, Herzoge u. s. w. angeben, z. B. die Douglas, Hamilton, Seymour, Wellesley, Russel, Gordon, Spencer, Churchill, Manners, Clinton, Montagu, Buttler, Temple, Grenville, Nugent, Bentink, Berkeley, Fitz-William, Fox, Walpole, Harley, Talbot, Stanhope, Osborne, Hyde, Beauchamp, Neville, Herbert, Grey, Erskine, North, Waldegrave, Bruce, Harlings, Sackville, Townshend, Byron u. s. w. Einige Seitenlinien der Familie Hay, die Marquis von Tweedale und die Grafen von Kinnoul sind noch in den Erratis und Addendis hinzugefügt. Bei der Wichtigkeit der englischen Aristokratie, aber auch der Schwierigkeit, die durch erhöhete Titel herbeigeführten Namensveränderungen alle im Gedächtniß zu behalten, sind diese Tabellen doppelt brauchbar, zumal da auch bei den meisten Personen ihre wichtigern Lebensmomente mitangeführt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Kritische Miszellen.

1. Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Würtemberg und den Ständen des Landes. Eine Sammlung von ungedruckten Briefen des Königs und andern Actenstücken; herausgegeben und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von R. Mohl. Tübingen, Osiander. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.*)

Eine eigentliche Geschichte Würtembergs fehle noch; Spittler sei eine geistreiche flüchtige Skizze; in Pfaff fühle man den Mangel staatswissenschaftlicher Kenntnisse; Pahl sei ein Lesebuch fürs Volk; Sattler und Reyscher nichts weiter als Materialiensammler. Die gegenwärtigen Beiträge habe sich der Herausgeber aus der Verlassenschaft eines ehemaligen Legationssecretairs erworben. An der Echtheit ist nicht zu zweifeln. Briefe Friedrichs möchten wir sie aber nicht nennen; es sind nur trockene Cabinetsrescripte in dem gewöhnlichen langweiligen Styl der damaligen Concipisten. Die Theilnahme des preußischen Hofes ging wol nicht von höhern Ansichten aus Friedrichs Geiste hervor, sondern lediglich aus Interessen der Hausverwandtschaft, nachdem 2 brandenburgische Prinzessinnen in das Haus Würtemberg übergegangen waren, von Baireuth und Schwed. Der Gang der Unterhandlungen selbst war auch verzagt und schläfrig. Des Herausgebers eigne Einleitungen und Erläuterungen sind gut und bedeutend.

Was lernen wir aber daraus? Es ist nicht wol ein Land ohne alle ständische Verfassung so unglückselig und willkürlich regiert worden, als früher das Herzogthum Würtemberg, unter seiner sogenannten landständischen Verfassung und den Ausschüssen der Prälaten und Bürgermeister; ein warnendes Beispiel, was leere Namen ohne Garantie nützen, und wie unrecht man darin hat, daß man soeben wieder die und da in den größern Ständeversammlungen solche bleibende Ausschüsse hervorgehen lassen will, was, wie auch der Herausgeber zugibt, noch immer der faule Fleck des Ganzen geworden. Hier nur noch einige der auffallendsten Schilderungen herausgehoben.

Herzog Karl: In der letzten Hälfte seiner Regierung suchte er Manches wiedergutzumachen, was in der frühern stürmischen Zeit Leidenschaft und schlechter Wille verdorben; übrigens mag auch an diesem Bessern weniger Pflichtgefühl Ursache gewesen sein als Liebhaberei, die sich jetzt auf edlere Gegenstände warf, Eitelkeit und Einfluß besserer Umgebungen. Bei auffallenden Geistesgaben und vielfachen (unzusammenhängenden) Kenntnissen, vermochte der Fürst am wenigsten seine

*) Auch mit dem Titel: Beiträge zur Geschichte Würtembergs. Erster Band.

sinnlichen Leidenschaften zu beherrschen. Eitelkeit und Sitte jener Zeit zogen ihn zur besondern Vorliebe fürs Militair, für das er gerade die wenigsten Talente hatte; sodann zu prächtigen Festen, galanten Banken, kostbaren Reisen, von denen gewöhnlich italienische Buhlerinnen zurückgebracht wurden. Ueberall mehr nur unbedingter Gehorsam gefodert. Freche Gehülfen kamen sich von allen Seiten an. Hunderttausende wurden auf die Orientalische gewendet; mitten im Winter Gärten, Felder, Weinberge, feurige Pallaste und Tempel hervorgezaubert, welche kaum der Hofhistoriograph Uriot (dergleichen gab es auch damals schon) im orientalischen Styl beschreiben mußte.

Käuflichkeit der Aemter wurde unter dem Consistorialdirector Wittleder mit unglaublicher Schamlosigkeit getrieben. Jedes, auch das nicht erledigte Amt war käuflich; selbst Grenzämter bis zum Nachtwächter herab. Man drang im Käufen die Aemter auf; man schaffte neue Aemter; man kaufte sogar ganze Dörfer, denen es unter einem Amtmann nicht gefiel, endlich gegen alle geographische Lage, sich in ein anderes Amt einkaufen. Nicht selten mußte aber der schon einverleibte Käufer wieder einem Höherbietenden weichen, versteht sich ohne alle Rückerstattung.

Andere Quälereien: Durch die Lustlager wurden die Felder stadenweis verwüstet; der Unterthan mußte dazu seine Pferde hergeben; dagegen dem Herzog die ausgestoßenen Pferde seines Marstalls um ungeheure Preise abkaufen; zu den herzoglichen Bauten wurde den Leuten, selbst den Zimmerleuten und auf den Zimmerplätzen das Holz weggenommen, wo man es fand, und dabei noch Handwerker und Taglöhner zur unentgeldlichen Arbeit gepreßt. Man gab den Müllern für Geld Brunnengerechtigkeiten. Einmal verlangte man von allen Stadt- schaften 50,000 Fl., „weil ihr Verdienst zu groß sei". Man schickte den kleinsten Dörfern ganze Salzwagen zu, und ließ dem bisse 1000 und mehr Gulden executivisch beitreiben. Die Jagdlande mußten von den Bauern zu Tausenden genährt werden. Es gab Dörfer, die wegen des Wildfraßes 200 Morgen liegen lassen mußten. Zum Soldaten hob man nach Willkür Knechte und Handwerker aus, und handelte dann wieder um die Freiheit, wodurch nach und nach mehre Tonnen Goldes eingingen; einmal wurden sammt und sonders alle Dienstknechte weggenommen, unter dem Vorwande, daß sie wol ihrem theuern Landesherrn lieber dienen würden, als solchen groben Bauern. Da sich die Landstände über das Lotto beschwerten, wurde ihnen zum Spott die nächste Ziehung im Ständehause vorgenommen und jeder Deputirte gezwungen, für 100 und mehr Gulden Lottozettel zu nehmen, dergleichen man auch allen Gemeinden in Bündeln zuschickte. Die Sprache des Herzogs gegen die Stände war immer die der tiefsten Verachtung; „bei der so schwachen und geringen Einsicht des corporis; dessen respectswidriger Zudringlichkeit; sie sollten sich nicht unterfangen von Dingen zu reden, die weit über ihre beschränkteste Einsicht gingen; was sie vorbrächten, zeugte von ihrem übertriebenen fanatischen Eifer, sträflichen Neuerungssucht und einfältiger Bosheit". Dagegen spricht der Herzog in seinen eigenhändig unterzeichneten Rescripten von sich selbst also: „Was für inbrünstige und lebhafteste Dankopfer würden nicht andere getreue Landstände einem so verehrungswürdigen, weisen Landesvater bringen, der sich seiner Länder Wohlfahrt mit so hohen Begabnissen und zärtlicher Liebe angelegen sein". Ein anderes Mal spricht er ebenso „von seiner durchdringendesten Erleuchtung, beiwohnenden fürtrefflichen Talenten, natürlich hohen Begabnissen, erleuchteter Penetration und unterthänigster Zärtlichkeit, welche die Stände tiefinnigst zu verehren hätten". Ueber alle Beschreibung sei denn endlich auch die Schlechtigkeit dieser Abgeordneten und Stimmführer gegangen, soweit, daß sie selber den berühmten Moser, den sie sie als ihr Consulent aufgeopfert und 6 Jahre in einem ungerechten Festungsarrest gelechmachtet, nach dessen Befreiung nicht mehr in sein altes Amt und zu ihren Sitzungen rufen wollten, weil sie wußten, daß er zu ihrer unterdessen geführten schlechten Verwaltung der Landesgelder nicht gut sein würde. Man schützte dabei vor: Moser könne ohne Streit nicht leben; es sei ein Mann, „der in kein Collegium tauge", am wenigsten in die Landschaft: ein Benehmen, welches nach dem Urtheil des Hrn. Herausgebers S. 295 der damaligen Landschaft freilich zum ewigen Schandfleck gereiche.

2. C. M. Eisenschmid's „Römisches Bullarium"*); eine historisch gründliche und canonisch rechtsgelehrte Arbeit, worin der Romanismus durch die Widersprüche, Anmaßungen und Abenteuerlichkeiten seiner vorzüglichsten Bullen, die überall vollständig gegeben sind, sehr sinnreich und glücklich angegriffen wird. Spaßhaft wirklich sind die vielen Argumente, welche die Päpste für ihren Primat segar aus dem alten Testament herbeigezogen haben; z. B. daß es heiße: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und nicht „in den Anfängen"; ergo könnten neben dem Principio des Papstes keine andern Principia oder Principatus stattfinden: item, daß Gott nur Eine Arche zu bauen befohlen, daß es nur Einen Noah gegeben. Wer da nicht sehen wollte, müßte doch blind sein. Wenn dem Verf. S. 50 folgende Stelle aus der Bulle Innocenz IV. von 1245 unverständlich blieb: „Et *Batatio*, Dei et ecclesiae inimico, a communione fidelium per excommunicationis sententiam cum adjutoribus, consiliariis et fautoribus solenniter separato, filiam suam tradidit in uxorem", nämlich der Kaiser Friedrich, worüber er auch bei Raumer keine Aufklärung gefunden, so verweisen wir auf Lebraus „Geschichte des morgenländischen Kaiserthums", Buch XCVIII, Jahr 1244: Vatazes, Kaiser der Griechen, Witwer von der Kaiserin Irene, der nachher eine natürliche Tochter des Kaiser Friedrichs, eine Schwester des Manfreds geheirathet.

3. Die Waldenser.**) Diese Waldenser nehmen jetzt noch in den Alpen von Piemont 26 Dörfer ein, im Raum nach gegen sonst beschränkt, aber in der Seelenzahl verstärkt, vermaleten 19,710, da ihnen immer wieder andere früher versteckt gebliebene Anhängter zufallen. Der Name kommt nicht, wie man insgemein annimmt, vom Petrus Waldus, sondern von Vallis, Vallenses her, zu deutsch Thalleute; doch haben sie sich durch die Anhänger des Petrus Valdus (1160) sehr vermehrt. Sie sind nicht sowol von der katholischen Kirche abgefallen, sondern haben sich vielmehr nur in der Abgeschiedenheit ihrer Thäler rein von allen spätern Zusätzen des Romanismus und streng an den Typus des Urchristenthums gehalten, und gehören jetzt im Grunde der reformirten Kirche an. Es ist in der That ein merkwürdiger Umstand, wie sie sich beiderseits von selbst begegnet; die Waldenser durch Bewahrung der ältesten Christennorm, die Reformirten durch das richtig aufgefaßte Zurückgehen auf das früheste Alterthum. Doch mögen bei den Waldensern die eingewanderten und benachbarten Reformirten, besonders von Genf aus, Vieles zur gänzlichen Verschmelzung beigetragen haben. Den in den Beilagen gegebenen Katechismus können wir unmöglich ins Jahr 1100 setzen; er ist gewiß erst aus dem 16. Jahrhundert. Unsers Wissens gibt es keinen ältern Katechismus, als den des Dr. Luther, und selbst die jetzigen katholischen Katechismen sind blos Nachahmungen desselben. Im Jahr 1688 wanderten 840 solcher Waldenser in Preußen ein, und wurden mit Mühseligkeit und großem Widerspruch der Einwohner, bei denen man sie gleichsam nur einquartirt, in Stendal, Burg, Spandau untergebracht; Viele fanden auch, wie es scheint, Unterkunft in Magdeburg. Ein anderer Zug zertheilte sich in den fränkischen Fürstenthümern zu Schwabach, Erlangen, Münchaurach u. s. w. Im nächsten Jahr rückten aber die aus dem südlichen Deutschland und der Schweiz mit gewaffneter Hand, und unter Anführung des jungen Predigers Henry Arnaud, wieder in Savoyen ein, wo sie sich mit dem Herzog von Savoyen aussöhnten und sich im Kriege gegen Frankreich gebrauchen ließen. 1690 folgten auch die in Preußen nach, und nur 26 Familien blieben zurück, unter welchen man die Namen Fouqué,

*) Vgl. Nr. 162 d. Bl. D. Red.

**) Die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem brandenburgisch-preußischen Staate. Von W. Dieterici. Mit einem Plan und einer Karte. Berlin, Mittler. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Bernard, Guyot, Bonin, Bonnet u. s. w. findet. Der militairisch merkwürdige und kühne Zurückzug des Henry Arnaud über die Alpen Savoyens, von Vielen dem Rückzuge des Xenophon verglichen, ist wirklich an Ort und Stelle selbst von Napoleon bewundert worden. 1693 kam es zu neuen Auswanderungen, eigentlich zwar nur von Seiten der ausgebotenen französischen Refugiés, die aber eine große Zahl abermals aufgeregter Waldenser mit sich zogen. Der König von Preußen trieb 1724 heftig an dem Corpus evangelicorum in Regensburg, daß es sich für diese Leute beim König von Sardinien verwenden solle. Aber diese Herren waren vorher schon ganz starr vor Entsetzen darüber geworden, daß der König von Sardinien an ihre durchlauchtigst durchlauchtig hochgeborenen Prinzipale auf der Adresse nur mon Cousin, nicht mon Frère gesetzt, sodaß sie zu einer weitern Verwendung auch nicht einen Finger mehr ansetzen konnten. 1733 brach wieder ein großer Schwarm in die Schweiz heraus. Jetzt ist die Lage der Zurückgebliebenen um Vieles leidentlicher, besonders durch die fortwährende preußische Vertretung und selbst pecuniaire Unterstützung, obgleich nicht so erfreulich, wie unter Napoleon. Die neubergestellten Jesuiten unterlassen nicht, selbst in diese tiefen Thäler und Klüfte hineinzuschnüffeln; sie werden aber kaum verhindern können, daß nicht eher noch ganze Thäler die alte Vereinigung mit diesen Waldensern wiederherstellen. Wie wär's, wenn einmal ein Waldenser aus dieser Ecclesia Christi primitiva ein sogenannter Barbe oder Onkel, wie sie ihre Pfarrer heißen, den päpstlichen Stuhl bestiege und den Versuch machte, mit den Schlüsseln Petri nicht zu binden oder zu lösen, sondern die eisernen Pforten und Riegel aufzusperren, womit eine grausame Hand die Kinder desselben Vaters von einander getrennt und abgesondert hat?

4. Waisenhaus; großes Almosenierwaisenhaus in Amsterdam; zugleich Findelhaus; zählt im Durchschnitt 3612 Kinder. Die Findlinge, Säuglinge und Kinder unter 8 Jahren werden gegen Kostgeld zu 60—70 Fl. untergebracht, und erhalten dazu noch die Bekleidung. Den Kindern im Hause fehlt Bewegung und Luft; das Kind kommt jährlich auf 100 Fl. zu stehen. Von 6 Kindern im Hause stirbt jährlich 1; sie bleiben meistens klein, sind von Farbe bleich, leiden an Krätze und Grind; zu diesen Uebelständen kommt noch unpassende Nahrung und enges Schlafen. (S. Theodor Fliedner, evangelischen Pfarrers in Kaiserswerth bei Düsseldorf, „Collectenreise nach Holland und England". 2 Bände, Essen, 1831.*)).

Anzahl der Gefangenen in den preußischen Staaten (ebendas.): werden Jahr aus, Jahr ein etwa auf 100,000 berechnet. In den rheinisch-westfälischen Provinzen 25,802; auf 15,000, in mehr oder minder kurzen Zeiträumen, wird die jährliche Anzahl in Berlin angenommen. Die guten Folgen der verschiedenen Hülfsvereine seien jetzt schon zu spüren. Im ganzen Königreich Holland zählte man 6000 Irre.

Auch über die Armencolonien in Holland werden gute Nachrichten mitgetheilt. — Von Jacotot hier einige Maximen: 1. Alle Menschen haben gleichviel Verstand. 2. Es gibt kein Genie. 3. Wer Eine Sprache kennt, weiß sie alle. 4. Wer sich nicht im Stande glaubt, zu lehren, was er nicht weiß, versteht den allgemeinen Unterricht noch nicht. 5. Im allgemeinen Unterricht ist kein guter und kein schlechter Lehrer, wenn er nur den erfoderlichen Charakter besitzt. 6. Wer 18 oder 20 Jahre gelebt hat, weiß Alles, was in der Literatur ist. 7. Die öffentlichen Prüfungen und Preisaustheilungen sind Beleidigungen der Menschheit. 8. Der Mensch wird weder gut noch bös geboren. Er thut Beides zugleich, sonst wär er kein Mensch mehr. Die Resultate dieses neuen Lehrsystems sollen aber bis jetzt den Erwartungen nicht entsprechen. Der Verf. ist für getrennte Confessionsschulen. Obgleich selbst noch jung, hängt er fest am alten System und jammert nicht wenig über den theologischen Unglauben. Von dem Erfolg seiner Collecte gibt er keine Rechenschaft; er hat manchen Unglimpf über seine Bettelei, dafür aber auch viele Rollen Gold eingesteckt. Große Thaler waren ihm gleichsam nur Pfennige. Dem König von Holland ist beinah das Treiben selbst zuviel geworden. Die Sammlung war eigentlich für einen Fonds der evangelischen Kirche zu Kaiserswerth und Düsseldorf, deren Patron cum omni pia causa bankerott gemacht. Holland ist aber auch ein gutes Feld der Ernte, nur muß man dem Holländer den Sack wiederbringen, worin das Geld gewesen, sonst wird er verdrießlich. „Die Säckchen", sagt er, „sind rar".

5. Constitution; was eine Constitution sei? („Einiges über Mehres, das uns nahe angeht", Berlin, 1831.*)) Constitution im alten Sinn sei gleichbedeutend mit Verfassung, d. h. mit dem Inbegriff der Grundbestimmungen aller bestehenden Rechtsverhältnisse zwischen Regenten und Volk und dessen einzelnen Ständen. Constitutionen dieser Art habe bisher schon jeder civilisirte Staat besessen, ohne Ausnahme. Constitution im neuen Sinn bedeute dagegen eine schriftliche Urkunde, nach einer gewöhnlichen Folge von Artikeln und einem neuersonnenen System des öffentlichen Rechts, mittelst willkürlicher Bestimmung über Bildung und Grenze der verschiedenen Zweige der öffentlichen Gewalt, sowie über die Rechtsverhältnisse zwischen Regenten und Volk, welche man mit den neuerfundenen Formen einer Nationalrepräsentation umgibt. Constitutionen in dieser modernen Bedeutung seien nicht auf europäischem Boden (sondern auf amerikanischem 1789) entstanden und hätten in Europa erst mit dem Jahr 1791 begonnen. Es falle in die Augen, daß die zwar unverdient so gepriesene Magna charta von Großbritannien keine Constitution dieser Art sei. Die englische Verfassung beruhe nicht auf einer Urkunde a priori, sondern habe sich erst praktisch herausgebildet. Die Magna charta war ursprünglich nur auf den Vortheil einer widerspenstigen Geistlichkeit und der Barone berechnet. An Bürger und Bauern wurde dabei gar nicht gedacht. Die Summe aller seit 1791 entstandenen Constitutionen berechnet sich auf 151 Stück; davon sind 11 ganz und gar unvollzogen geblieben, 73 bereits wieder erloschen, 65 aber im Augenblick bestehend. 134.

*) Wir kommen noch darauf zurück. D. Red.

Literarische Notizen.

Th. Bulgarin's nationaler Roman „Iwan Wischygin" hat einen so angenehmen Erfolg gehabt, daß in Verfolg desselben der Verf. nun einen zweiten Roman hat erscheinen lassen, unter dem Titel: „Peter Iwan's Sohn Wischygin (Peter Iwanowitsch Wischygin), ein sittenbeschreibender Roman aus dem 19. Jahrhundert" (4 Theile, St.-Petersburg, 1831). Das ethnographische Gemälde darin ist noch reicher als in dem frühern Werke. Das ganze verhängnißvolle Jahr 1812, nebst Napoleon und seinen Hunderttausenden treten darin auf und die Begebenheiten des Helden (d. h. des Romans, nicht jenes des Continentalsystems), die er in diesem Jahr erlebt, füllen neben Kriegsanekdoten die beiden mittlern Theile ganz. Eine Uebersetzung dieses Buchs würde in Deutschland gewiß Leser finden. Außerdem sind noch 2 neue russische Originalromane erschienen: 1. Von Nikolaus Gretsch, dem Herausgeber der Zeitschrift: „Sohn des Vaterlandes", betitelt: „Pojesdka etc." d. i. „Die Reise nach Deutschland, ein Roman in Briefen" (2 Theile, St.-Petersburg, 1831).**) 2. „Kirgis-Kaisak etc." d. i. „Kirgis-Kaissak, ein kirgisischer Roman", von W. Uschakof (2 Theile, Moskau, 1830). — Die Zahl der diesjährigen russischen Almanache hat sich um 2 neuerdings herausgekommene vermehrt: 1. „Die nordischen Blumen" („Sewernyje Zwety") und „Halcyone" („Alcione") vom Baron v. Rosen. — Von den Werken des berühmten russischen Tragikers Oserow ist eine neue Prachtausgabe besorgt, die den schönsten Editionen englischer und französischer Classiker an die Seite gesetzt werden darf. Eine lesenswerthe Zugabe ist die Biographie Oserow's vom Fürsten P. Wiasemsky. 58.

*) Vgl. hierüber Nr. 122 u. 123 d. Bl. D. Red.

**) Es erscheint davon nächstens eine deutsche Uebersetzung in der Verlagshandlung d. Bl., über die wir näher berichten. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 199. —— 18. Juli 1831.

Tableaux généalogiques et historiques de l'empire britannique etc., par *F. de Reden.*

(Beschluß aus Nr. 198.)

Die zweite Hauptabtheilung des Ganzen enthält auf 115 Folioseiten 4 Dissertationen; die erste derselben ist überschrieben: „Diss. critique-historique sur l'origine de la nation des Eccossais et de leur première dynastie royale, ditte Fergussienne". (Daß sich ein Diplomat der französischen Sprache bedient, und bei einem Werke, welches nicht blos den englischen und deutschen Genealogen interessiren muß, bedurfte wol keiner Entschuldigung. Die lateinische Sprache aber sei kaum noch für rein-wissenschaftliche Zwecke im Gebrauch, und würde, erlauben wir uns hinzuzusetzen, auch manche Leser und Leserinnen zurückgewiesen haben.) Der Verf. macht vor Allem auf die Wichtigkeit der Schotten oder Scoten, als eines der wenigen Völker aufmerksam, welche noch unter den nämlichen Namen, Eigenschaften und Gewohnheiten wie sonst bestehen, und deren Sprache noch die Sprache der Barden von Eirin und Morven ist. Dies theilen sie mit den Basken oder Vasken, welche, mit Humboldt, als Abkömmlinge des spanischen Urvolkes der Iberer angenommen werden. An sie grenzten die Celtiberier, und endlich eine reinceltische Nation, von welcher die Scoten stammen. Diese Celten in Galicien waren eine von den Galen oder Galliern sehr verschiedene Nation, und kamen aus dem Süden Spaniens vom Guadalquivir her, und dorthin wahrscheinlich erst aus Afrika. Aus beiden Gegenden mögen sie vor den Phöniziern und Karthagern nach dem Norden Spaniens entwichen sein. Von hier gingen sie notorisch nach dem schräg gegenüberliegenden Irland, wo aber schon Fiebolgs (Belgen von Belg: Bogen, also Bogenschützen) ihre Sitze hatten, die sich endlich nach Jahrhunderten mit ihnen amalgamirten. Sie waren von den Briten und Pinten sehr verschieden. Diese Einwanderung Fremder in Irland wird von den ältesten Schriftstellern, einem Gildas, Nennius und Beda schon als gewiß angenommen. Wenn aber auch von solchen alten Chronisten von der Prinzessin Scota, der Tochter des im rothen Meere ertrunkenen Pharao, behauptet wird, daß sie in Irland gelandet sei, so kühlt dies allerdings den Glauben an deren Unzulänglichkeit in etwas ab. Die spätern Bearbeiter jener Geschichte bescheiden sich indeß selbst, daß man nicht wohl mehr bis auf Noah hinausgehen könne; daß aber die erste Einwanderung der Scoten aus Irland nach Albion unter Ferguß zur Zeit Ptolemäus I. und Alexanders stattgefunden habe, nehmen sie an, und findet unser Verf. nach einer approximativen Generationenrechnung wenigstens nicht unwahrscheinlich. Spätere Einwanderung nach Albion (im Gegensatz von Eirin, Jerna oder Irland) fanden unter Redar und einem zweiten Ferguß statt. Fiongal's (Fingal's), des Königs von Ullin oder Ulster, Heldenthaten fallen aber noch nach Irland. Der interessantere Theil der ganzen Abhandlung ist die versuchte Beweisführung der Echtheit der Gedichte Oisin's oder Ossian's, auf welche der Verf. großen Fleiß und Scharfsinn wendet. Er findet auch in diesen Gedichten (die am Ende, wenn sie ja unecht wären, doch nur ein zweiter Ossian gedichtet haben könnte) einen von den Barden- und Druidenliedern sehr verschiedenen Geist voll orientalischer Anklänge, der allerdings von dem uralten heißern Vaterlande der Celteneinwanderer in Irland noch herrühren könnte. Selbst die Harfe des Irländers und des Hebridenbewohners und die des Juden werden hier in Berührung gebracht. Diese in Irland eingewanderten Celten dürften aber nicht mit den Caledoniern (Galen auf dem Gebirge von Don oder Dungebirge) verwechselt werden, welche Briten waren. Dann sucht der Verf. die Existenz der ersten Dynastien und deren Genealogien zu erweisen. Er bemerkt, daß die irländischen Scoten ungleich mehr historische Nachrichten als die Briten in gleicher Zeit gehabt hätten, was von der Menge und Celebrität ihrer christlichen Seminarien und dem Eifer der darin lebenden Priester, die ja auch auf dem Continent so unermüdliche Heidenboten wurden, herrühre. Im dritten Capitel werden die Könige aus dem Hause Trenmore nach einer zwischen den irländischen Chroniken und den Ossianschen Gedichten angestellten Vergleichung besprochen. Wer nun den Verf. fragt, was damit ausgerichtet sei, dem antwortet er S. 32:

L'auteur se flatte, qu'il est parvenu à éclaircir les doutes sur l'origine des Scoti et Hiberniens et de leurs premières dynasties. Si les preuves qu'il a produites pour constater les hauts faits de Finghall, Ossian et Osgar, tels qu'ils sont dépeints dans les poésies d'Ossian, ainsi que l'authenticité de ces poèmes publiés par Macpherson, n'atteignent peut-être point encore une evidence historique, il croit pourtant d'avoir démontré assez clairement l'authenticité des

poésies d'Ossian publiées par Macpherson, et avoir rendu l'existence de Fingholl, de ses descendans et de leurs hauts faits plus que vraisemblable.

Darauf folgt eine „Dissertation historique et critique de l'illustre maison des Stuarts, rois d'Ecosse" (S. 32—55). Noch hat dies vielleicht unglücklichste Herrscherhaus der neuern Zeit nicht aufgehört, die menschliche Theilnahme zu erregen, und sie wird gesteigert, wenn man es in seinen Wurzeln verfolgt und mit Wahrscheinlichkeit in jenem durch Shakspeare's „Macbeth" wohlbekannten Banko, Than von Lochober, und dessen Sohn, Flins (Fleanch, Flaathald), die Ahnherrn des Geschlechts, findet. Dabei ist es eines von den wenigen regierenden Häusern gewesen, welches, wie die Visconti in Mailand, ihren Namen von einer Anfangs bekleideten Würde, nämlich der Stewards oder Truchsesse, dann auch Seneschalle von Schottland ableitet. Fleanch's Sohn, Alain, wird tige indubitable de la maison des Stuarts genannt, und dessen Sohn, Walter, war erster Steward. Der Mord Macbeth's (Machabäus) an Malcolm (Milcolumbus) wird nach der Tafel XVII in das J. 1040 gesetzt, und der Verf. legt auf Shakspeare darum einigen historischen Werth, weil dieser in seinen Verhältnissen zum Hofe mehr als Andere im Stande gewesen sei, die Details der interessanten Ueberlieferung zu sammeln. S. 34 befindet sich noch ein Stammbaum, in welchem Banko's Geschlecht von einigen vielleicht zu dienstfertigen Genealogen noch einige Jahrhunderte höher bis auf Kenneth Mac Alpine, den ersten König Schottlands, 839, hinaufgeführt wird. Die beiden letzten gelehrten Dissertationen: „Sur l'origine et la série des filiations des premiers Guelphes" (S. 56—89), welcher noch die interessante Erzählung der Liebe und Vermählung zwischen Heinrich dem Jüngern (des Löwen Sohne) und der Agnes von Hohenstaufen beigefügt ist, und die „Diss. pour éclaircir les doutes sur le tableau généalogique historique de la maison Este-Guelphe" sind hier nicht wohl eines Auszugs fähig, und, wenn sie theils einige ältere genealogische Angaben wiederherzustellen, theils die Estische Famille gegen Leibnitz nicht von einem longobardischen, sondern von einem ursprünglich in Italien einheimischen Hause abzuleiten suchen, wol noch mancher Discussion zu unterwerfen, welche, hier vorzunehmen, uns unsere Leser vielleicht wenig danken möchten. Aber auch in ihnen spricht sich der große Fleiß und Scharfsinn des Verfs. aus, dem wir nochmals für diese so mühsame aber treffliche Bereicherung der historischen Literatur hiermit gedankt haben wollen. Die würdige äußere Ausstattung entspricht dem Geschmack des Verfs. und der Verlagshandlung vollkommen. 122.

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Juni 1831.

Finster und drückend umstarrt uns die Gegenwart; grausenvoll liegt die Zukunft vor uns, wie ein stürmendes von nächtlichem Dunkel umhülltes Meer, aus welchem von fern das zerstörende Wogengewirr, das Lärmschießen der Bedrängten und das Angstgeschrei der Sinkenden dem erschrockenen Schiffer durch die Finsterniß entgegenschallt. Ein siecher Frühling wandelt durch unsere Gärten: seine Düfte quälen die Brust, sein Odem entzündet; auf goldenen Wolken, von Nachtigallen und Schmetterlingen umflattert, folgen ihm Schwindel und Husten und Fieber. Und im Hintergrunde die Cholera, die bald vielleicht ihre giftigen Schwingen über die ungeheure Hauptstadt schütten und ihre Sichelwagen durch die Hunderttausende treiben wird, die hier, in engen, feuchten Gassen aufeinandergehäuft, abwechselnd hungern und schwelgen. Die Emeute hat aufs Neue ihre Schrecken verbreitende Stimme erhoben und brüllt bis in die späte Nacht. Der Pöbel raset gegen die Nationalgarde; ein Patriot hat vor Gericht den Bürgerkönig mit einem Dolchstoße bedroht, und dieser Patriot ist freigesprochen worden. In den Provinzen wüthet der Bürgerkrieg: Mordbrenner haben das unbefleckte Banner der Lilien aufgesteckt; Straßenräuber kämpfen für den Thron des heiligen Ludwigs. Und aus der Ferne wird von allen Seiten Grauenvolles, Entsetzliches berichtet; die Völker, wo sie in dem Streite gesiegt, der seit dem Juli begonnen, haben Menschlichkeit geübt: Karl X. und der Großfürst konnten unverletzt abziehen, mitten durch die Nation, die sie gestürzt. Der Terror ist ein Höfling geworden: Robespierre sitzt auf dem Throne, die Legitimität berauscht sich in Bürgerblut! Ein tapferes Volk, das seine heiligsten Rechte gegen die grausamste Unterdrückung vertheidigt, taumelt von Sieg zu Niederlage und von Heldenthat zu Heldenthat seinem Verderben entgegen, von Allen bewundert und bedauert und von Allen verlassen! Und alle Nationen stehen einander bewaffnet gegenüber, und suchen ängstlich Freunde und Feinde zu erkennen; Millionen Bajonette sind gezückt, Feuerschlünde stehen zu Tausenden aufgepflanzt, und von den Ufern des Tajo bis zum mächtigen Berggürtel, der sich in den ewigen Nebeln des Eismeers verliert, vom Nordcap bis zu den Felsen, welche die Wogen der Scylla und der Charybdis umbellen, erstreckt sich von Thron zu Thron, von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf eine ununterbrochene Mine, und diese kann in einem Jahre, oder morgen, oder heute in die Luft fliegen, so sorgfältig sie auch von Diplomaten und Nationalgarden bewacht wird.

Wie die Zeit, so ist hier die Literatur. Sucht Ihr Trost und Beruhigung in der Poesie, so stoßt zurück, was Euch von hier aus geboten wird; was Euch drückt und ängstigt, findet Ihr darin wieder concentrirt und geschärft. Wer Kraft hat das Gemüth zu bewegen, erfüllt es mit Grausen; wer einen Pinsel besitzt, taucht ihn in Blut. Alle Gestalten, welche die künstlerische Phantasie zu Tage bringt, führen den Mordstahl; Alles, was die Menschen ehren, wird gebrandmarkt; Alles, was die Menschen aneinanderfesselt, wird zerrissen; Alles, was erhebt, wird verhöhnt, Alles, was quält, was foltert, was zur Verzweiflung führt, wird mit teuflischem Kunstfleiße zubereitet, ausgearbeitet, gewetzt, geglüht, vergiftet und Euch mit furchtbarer Kraft in die Seele gestoßen. Wären die Schriften, über die wir heute zu berichten haben, nicht unter dem Einflusse so schrecklicher Zeitverhältnisse entstanden, sie würden uns mit unversöhnlichem Abscheu erfüllen. In jedem Falle werfen sie ein gräßliches Licht auf den augenblicklichen Zustand der Gemüther.

„La prima donna et le garçon boucher" ist halb im Wahnsinn, halb in wahrhaft poetischer Begeisterung geschrieben. Ein Fleischerjunge sieht „Robin des bois" zu Marseille aufführen und verliebt sich in die Anna (im „Freischütz" die Agathe). Er verläßt seine Fleischerbude, folgt der Primadonna auf Weg und Steg und wird abgewiesen. Seine Geliebte tobt in wilder Sinnenlust; die Verworfene öffnet ihr Arme den Verworfenen; vom treuen Schlächterjungen wendet sie sich mit Hohn und Verachtung ab. Da greift dieser endlich in wilder Eifersucht zum Schlachtmesser und schlachtet seine Schöne. Die Namen der bisher unbekannten Verf., denn es sind ihrer 2, sind uns wieder entfallen. In „Les intimes", von Michel Raymond, dem Verf. von „Les maçons", wird auch gemordet, der Mord ist hier aber eigentlich nur Nebensache: Hr. Raymond bezweckt etwas ganz Anderes als auf einige Augenblicke durch einen Stoß ins Herz oder einen Schnitt durch die Gurgel zu erschrecken. Anfangs rührt er und erhebt und läßt das Zarteste und Lieblichste erwarten. Eine heitere Dorfkirche funkelt im

Glanz der Morgensonne; man betet, man ſingt; Weihrauch, Blumenduft, Orgel, Glockengeläute, fromme Jungfrauen, mit weißen Schleiern und weißen Roſen, die zum erſten Mal zur Communion gehen, und eine fromme ſelige Liebe, und ſelige innige Freundſchaft zwiſchen den liebenden Paaren, und dann Eiferſucht, Ehebruch, Duell. Eduard erſchießt ſeinen Freund Karl, der ihm Marielle, ſeine Frau, verführt; Ariſtie, Karls Frau, ſtirbt vor Gram, Marielle wird zuletzt die Maitreſſe eines gemeinen Schurken, der ſie mit der Reitpeitſche übers Geſicht haut. Und Alles, was nur mit den „Intimes“ in einiger Berührung ſteht, kommt um in Schande oder Verachtung. Werft Eure Vertrauten zum Haus und Herzen hinaus, erwerbet den Erſten Beſten, den Ihr bei Eurer Frau oder Geliebten allein antreffet, ſperret dieſe in den Keller oder auf den Boden, und lebt dann glücklich und ruhig; dies ſind ſo beiläufig die Lehren, die uns der Verf. der „Intimes“ geben zu wollen ſcheint. Gräßlicheres noch finden wir in „Atar-Gull“, den Hrn. Sue, dem Verf. von „Plick et Plock“; doch läßt es ſich wenigſtens durch das zum Grunde liegende Motiv entſchuldigen. Sehen Sie dieſe flinke, zierliche Corvette, die im friſchen Morgenwinde durch das indiſche Meer ſegelt? Es iſt die Katharine von Nantes, ſie kommt von der afrikaniſchen Küſte, wo ſie Ebenholz geladen am Ufer des Fiſchfluſſes. Durch die feuchten Nebel zuckt ein Blitz, eine Kugel zischt über den Maſt weg. Von der Hyäne, einem Corſarenſchiff, erhält der Capitain die Weiſung, an Bord zu kommen. Mit Todesangſt ſchreitet der unglückliche Benoit durch die Mannſchaft der Hyäne, mitte, von der Sonne verbrannte Kerls, „un peu joueurs, un peu tueurs“, zwiſchen Kanonen, an denen noch hier und da menſchliche Ueberreſte kleben, „débris membraneux, séchés et recornés au soleil“, und gelangt endlich zu Brulart, dem Sclavenhauptmann, eine Art Karl Moor oder Lara, die Beide aus derſelben Familie abſtammen. Was meinen Sie wol, was dieſer Eiſenfreſſer, der bei den Hirnſchädeln ſchwört, die er geſpalten, bei den Schiffen, die er geplündert u. ſ. w., mit dem Negerhändler anfangen wird? Foltern, ſpießen, rädern iſt zu alltäglich: Brulart läßt 2 Schwarze ſchlachten und beide Leichen mit dem Capitain Benoit und einem Dolmetſcher in ein Boot packen und zu den kleinen Namaquois fahren und ihnen ſagen, er ſende ihnen hier den Weißen, der mit ihren Brüdern Handel treibe. Nun iſt es wirklich ſchade, daß man nicht zu ſehen kriegt, wie Benoit von den Wilden geröſtet und verſchlungen wird. Es wird blos berichtet, die Namaquois haben bei ſeinem Anblicke „une joie délirante“ gezeigt und geſungen: „Nous l'emérellons là (en se caressant l'estomac), noble tombeau pour les hommes pâles, et nous donnerons ses yeux et ses cœurs au grand Tommaw owouh“. Doch dieſes iſt nur das Vorſpiel: Atar-Gull iſt kaum noch im Vorbeigehen erſchienen, Atar-Gull, der athletiſch gebaute Sclave, mit dem unbändigen Grimm, dem unverſöhnlichen Rachedurſt in der Rieſenbruſt und dem boshaften Lächeln und dem ſanften Blicke und der heitern Stirn, die ſich ſtets voll Ergebung und Ruhe vor dem Herrn beugt, der ſeinen Vater hat morden laſſen und dem er Verderben geſchworen. Und dieſen Schwur hält er, bringt den Pflanzer Will nach und nach um Alles, ſodaß dieſer endlich ſeine Pflanzung in Jamaica verläßt und mit ſeinem treuen Atar-Gull nach Paris geht. Hier pflegt ihn der Schwarze eine Zeitlang mit der größten Sorgfalt, und wird vom ganzen Hauſe und bald von der ganzen Nachbarſchaft als ein Muſter von Dienſttreue und Erkenntlichkeit geprieſen. Aber eines Abends als der Greis in ſeinem Seſſel eingeſchlummert, nachdem er mit Thränen von ſeiner verſtorbenen Gattin und von ſeiner Tochter, die von einer Schlange erſtickt wurde, von allen ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten geſprochen, die er in ſo kurzer Zeit verloren, weckt ihn plötzlich der Sclave mit einem Schlage der mächtigen Fauſt auf die Schulter: „Meiſter“, ſagt er zu ihm, „ich will Dir eine ſeltſame Geſchichte erzählen. Der alte Job, den Du haſt henken laſſen, war mein Vater. Ich bin's, der Deine Heerden und Deine Sclaven vergiftet, und Deine Pflanzungen angezündet; und um allen Verdacht von mir abzuwenden, habe ich in meiner eignen Hütte Feuer angelegt und mein eignes Kind vergiftet“. Der Alte erhebt ſich und geht drohend 2 Schritte dem Neger entgegen und ſtürzt zu Boden: „Ich habe Deine Frau vergiftet, ich habe Deinen Schwiegerſohn ermordet, ich habe die Schlange, die Deine Tochter getödtet, in deren Gemach gelockt!“ Doch genug, wir bemerken nur noch, daß, nachdem Atar-Gull ſeinen Herrn zu Tode gemartert, er von der Académie française einen der ſogenannten prix de vertu oder prix de Monthyon erhielt.

In den Theatern finden wir dieſelbe Anhäufung moraliſcher und phyſiſcher Marterſcenen. Die Gallé zeichnet ſich beſonders durch die Uebertreibung des Gräßlichen aus. In dieſer Gallé ſieht man Menſchen bei lebendigem Leibe verbrennen; man ſieht ferner Ugolino und ſeine Kinder ſich über einen faulenden Leichnam ſtürzen. Im erſten Akte des „Marquis de Farron“ wird einem Becker in der erſten Scene der Kopf abgeſchnitten, am Ende des Stückes ſteigt der Marquis auf die Guillotine. Das Publicum war vernünftig genug um zu rufen: „Otez l'échafaud“. Sogar im Théâtre français fängt der Henker an eine Rolle zu ſpielen: Camille Desmoulins erſcheint vor dem Revolutionsgerichte. Als man ihn fragt: „Quel âge avez-vous? — L'âge qu'avait le républicain Jésus quand il mourut, trente-trois ans“, ſo lautet die Antwort im Drama; in der Geſchichte ſteht: „le sanculotte Jésus“. Und dieſer Desmoulins wurde hingerichtet, weil er zu den modérés gehörte! Sodann fährt ein Karren vor, nämlich im Théâtre français. Desmoulins ſagt ſeiner Frau Lebewohl und wird zur Guillotine geführt, wie heutzutage die italieniſchen und ſpaniſchen Patrioten zum Galgen. Vor Desmoulins war Charlotte Corday auf derſelben Bühne erſchienen, ein großer, herrlicher Charakter, der mit Kraft und Wahrheit entwickelt, in dieſer Zeit der patriotiſchen Exaltation mächtig ergreifen würde. Der Dichter iſt durchaus nicht ins Innere ihrer Großthat gedrungen; er ſcheint es gar nicht einmal geahnt zu haben, daß es hier vor Allem Noth thue, uns in jene tiefe Stunde tiefer ſchauen zu laſſen, wo die Heldin zu ſich ſagte: „Mein Leben ſei verloren, Verzicht ſei gethan auf Alles, was die Menſchen beglücken kann. Gebt mir die Todesfackel ſtatt der Brautfackel, und die Todesgöttin drückt als Blumengöttin das ſchwarze Siegel auf mein Blumenleben“; — daß dieſe letztere Worte von J. Paul ſind, brauchen wir wol nicht zu bemerken. Der franzöſiſche Dichter hat dieſe holde und kräftige Jungfrauengeſtalt in den Rahmen einer alltäglichen Melodramheldin gezwängt; ſein Drama thut dieſelbe Wirkung wie jedes andere, in welchem gemordet und getödtet wird. Im Théâtre des nouveautés ſchändet ein katholiſcher Prieſter die Leiche eines jungen Mädchens. Ja, wir wiſſen nicht mehr in welchem Theater erhandelt der Liebhaber einer verheiratheten Frau die Leiche ſeiner Geliebten vom Todtengräber; im Odeon endlich iſt der Satan in Perſon erſchienen, nebſt zahlreichem Gefolge von Teufeln und Teufelinnen; den „Mönch von Lewis“ hat Hr. Fontan für dieſes Theater bearbeitet. Es iſt dieſer Mönch ein gräßlicher Roman. Der Teufel ſchleicht ſich in Geſtalt einer jungen Frau, die als Novize verkleidet iſt, in Ambroſios Kloſter, verführt den jungen Franciscaner, ſtürzt ihn in die entſetzlichſten Verbrechen, nimmt ihn zuletzt mit ſich fort in die Lüfte, und ſchleudert ihn wider die Felſen der Sierra Morena. Dies ließ ſich denn doch füglich auf der Bühne nicht thun. Im Stücke des Hrn. Fontan fodert der Teufel ſein Schlachtopfer zum Zweikampf, was dem Parterre nicht ſonderlich behagt hat. Von „Kernox le fou“, einer Nachbildung des „Götz von Berlichingen“, wiſſen wir weiter nichts zu ſagen, als daß das Stück ausgezischt und nach der erſten Vorſtellung vom Verf. zurückgenommen worden. Der Leſer wird dieſer Mordſcenen, dieſer Blutgemälde, Leichen und Teufeleien nachgerade anfangen, überdrüſſig zu werden, wenn er es nicht ſchon iſt, und uns iſt zu Muthe, als hätten wir die Nacht im Kerker eines armen Sünders zugebracht, der am Morgen ſoll geſchunden oder gerädert werden, oder an den Ufern der Narew, oder in einem Spital von Cholerakranken. Zu etwas Anderm alſo.

Ueber Napoleon ſind bekanntlich eine unzählige Menge Memoiren erſchienen; ſeine Feldzüge, ſein Privatleben, ſeine Verwal-

tung, seine Politik sind durch die umfassendsten Schriften bis ins kleinste Detail beleuchtet worden; nur seine Kindheit, die ersten Schritte in seiner ungeheuern Laufbahn waren bisher so ziemlich im Dunkel geblieben, und darüber geben die soeben erschienenen Memoiren der Herzogin von Abrantes vollständige Auskunft. Sie ist eine geborene Permon; ihre Mutter, welche aus dem Hause der Komnenen abstammt, war die Busenfreundin der Madame Lätitia; der Herzog von Abrantes war stets um Napoleon von der Belagerung von Toulon bis zum ägyptischen Feldzuge. Bei ihrem Vater starb Karl Bonaparte, der nicht wußte „qu'il laissait tant de rois héritiers de son nom". Die Frau Herzogin kennt demnach die frühern Verhältnisse Napoleons und seiner Familie aufs genaueste. Ihre Mutter und Oheims haben ihr hundert Mal versichert: Der Kaiser habe sich als Kind durch nichts besonders ausgezeichnet. Es war ein dicker, hübscher Junge, von dem man weniger als von allen seinen Geschwistern vermuthet hätte, daß er so Außerordentliches leisten würde. Seine Familie war arm; er empfand dieses in der Militairschule zu Paris aufs schmerzlichste. Bei seinen Kameraden ging es oft flott her; es wurden Diners und Dejeuners gegeben, denen Bonaparte mit trockenem Munde zusehen mußte, weil er nichts im Beutel hatte. Darüber ergrimmte er gewaltig. So oft er des Sonntags bei Hrn. Permon zu Mittag aß, schimpfte er über den Luxus in der Militairschule, sprach von spartanischer Erziehung u. s. w. Eines Tages trieb er es so arg, daß ihm Hr. Permon im Zorn sagte: „Tais-toi, élève de la charité du roi, il ne t'apartient pas de parler ainsi". Bonaparte wurde blau und schwarz vor Aerger: „Je ne suis pas élève du roi", erwiderte er mit bebender Stimme, „je suis élève de l'état". Als Offizier und selbst als General ging es ihm nicht viel besser. Er konnte nicht einmal einen Fiacre bezahlen, um zu Hrn. Permon zu fahren, sodaß er immer mit nassen und beschmuzten Stiefeln kam, die er am Kaminfeuer trocknen ließ. Madam Permon scheint ein wenig „petite-maîtresse" gewesen zu sein; sie konnte den Geruch des trocknenden Leders nicht ertragen und verließ dann oft auf eine halbe Stunde das Zimmer. Bonaparte zog endlich die Kammerfrau in sein Interesse. Diese hatte die Gefälligkeit, ihm die Stiefeln abzuwischen, ehe er in den Salon trat. Das Alles hat freilich nur dann Interesse, wenn man bedenkt, daß der General, dem damals ein Fiacre zu theuer war, 10 Jahre später im Prachtwagen nach Notre-Dame fuhr, um sich die Kaiserkrone aufzusetzen. Am 13. Vendemiaire ließ er bekanntlich in der Straße St.-Roch mit Kanonen unter das Volk feuern; am Abende desselben Tages kam er zu Madam Permon, sprach aber kein Wort von den Ereignissen des Tages. Er soll später den Antheil bereut haben, den er daran genommen, indessen gestalteten sich Bonaparte's Verhältnisse vom 13. Vendemiaire an ganz anders. Er bezog ein anständiges Haus in der rue des Capucins, hielt Equipage, und war wie durch einen Zauberschlag plötzlich eine wichtige Person geworden. Die Familie Permon besuchte er nach wie vor, und zeigte nicht den mindesten Stolz; oft brachte er seine Adjutanten mit, unter Andern auch Junot, den nachherigen Gemahl der Verfasserin. Diese gibt der thätigen Philanthropie B.'s ein sehr ehrenvolles Zeugniß. Es herrschte damals in Paris Hungersnoth; unter der arbeitenden Classe war der Selbstmord etwas ganz Alltägliches: Napoleon erhielt über hundert Familien auf seine Kosten. Wir haben vergessen zu bemerken, daß inzwischen Hr. Permon gestorben; Madame Permon war schon über die dreißig, aber noch frisch und von jugendlichem Ansehen. Eines Abends, es war in einer Loge im Théâtre Feydeau, machte ihr Bonaparte den Vorschlag zu einer ehelichen Verbindung zwischen ihrem Sohne und der jolie Paulette, so hieß Napoleons Schwester Pauline in der Familie, und bat um Laurettens Hand für seinen Bruder Louis. Laurette ist eben unsere Herzogin von Abrantes. Es erfolgte darüber keine entscheidende Antwort, und wie man weiß, wurde aus diesen Eheprojecten nichts. Nun kam aber ein dritter Antrag zum Vorschein; der junge 25jährige General hielt um die Hand der Madame Permon für sich an. Sie brach Anfangs in ein lautes Gelächter aus; B. blieb ernsthaft. Er foderte Gründe. Sie sprach von ihrem Alter: „L'âge de la femme que j'épouse m'est indifférent", erwiderte B., „si comme vous elle ne paraît pas avoir trente ans; je veux me marier, on veut me donner une femme charmante et qui tient au faubourg St.-Germain (wahrscheinlich Josephine); mes amis de Paris veulent le mariage, mes anciens amis m'en éloignent". Madame Permon bestand auf ihrer Weigerung, und es war weiter von der Sache keine Rede mehr. Späterhin sprach Laurette darüber mit Junot; dieser fand den Heirathsantrag B.'s sehr natürlich. Das Ziel seines Ehrgeizes war damals der Orient; seine Verbindung mit dem alten Geschlechte der Komnenen konnte ihm zur Ausführung seiner Plane von großem Nutzen sein. Kurz darauf heirathete Bonaparte die Frau von Beauharnais, erhielt den Oberbefehl über die Armee in Italien, und bald erscholl ganz Europa von seinem Ruhme. Bei seiner Rückkehr nach Paris bezeigte er der Familie, die ihn in seiner frühern dürftigen Lage gekannt, ohne die er oft nicht hätte zu Mittag essen können, dieselbe Freundschaft und Hochachtung wie früher. Ueberhaupt macht uns das ganze Verhältniß zu den Permon's den Helden von einer sehr schätzbaren und liebenswürdigen Seite kennen. Späterhin löste es sich zwar auf; B. brouillirte sich sogar mit der etwas empfindlichen Madame Permon, allein das Unrecht war auf ihrer Seite, nach dem Geständniß ihrer eignen Tochter.

Von Barthélemy's „Némésis" ist eben die zwölfte Lieferung erschienen: „Le poète et l'émeute". Der Dichter ist bei dem letzten Aufstande vor einigen Tagen, von der Nationalgarde aufgegriffen und mißhandelt worden. Man wollte ihn auf die Wache führen, allein er schlug sich durch und kam glücklich mit zerfetzten Kleidern und blaugestoßenen Rippen aus dem Gedränge. Das Gedicht selbst haben wir noch nicht gelesen. Uebrigens macht Barthélemy mit seiner „Némésis" gute Geschäfte; das Abonnement beträgt 20 Francs jährlich, und die Zahl seiner Abnehmer soll sich auf 3000 belaufen. Unter den sonstigen literarischen Neuigkeiten müssen „La vision d'Hébal" von Ballanche, und die zweite Lieferung von den „Mémoires, correspondences, et ouvrages inédits de Diderot" bemerkt werden. Diderot ist einer der tiefsten Denker der Franzosen, der vielleicht mehr reelle Kenntnisse und einen eindringendern Scharfsinn besaß, als alle übrigen literarischen Heroen des 18. Jahrhunderts; allein er war zur Sophisterei geneigt, zur Declamation und zu rhetorischem Schwulste. Laharpe, der in einem Schriftsteller nie etwas Anderes sieht als die Form, hat Diderot gar nicht begriffen. Unter den Werken dieses Philosophen, die hier zum ersten Male erscheinen, dürfte „La promenade d'un sceptique" das interessanteste sein. Diderot wollte es eben drucken lassen, als ein Polizeibeamter zu ihm kommt, in seinen Papieren herumstöbert, das Werkchen findet und mit den Worten: „Voilà qui est bien, c'est ce que je cherchais" in die Tasche steckt. Es war damals eine Preßfreiheit in Paris, wie sie kaum noch mancher deutsche Bundesstaat besitzt! In der Vorrede sagt Diderot: „Le plus sur est d'obéir et de se taire, à moins qu'on n'ait trouvé dans les airs quelque point fixe hors de la portée de leurs traits d'où l'on puisse leur annoncer la vérité". Ein Wink für deutsche politische Schriftsteller. 76.

Literarische Anzeige.

Ich besitze ein ganz neues Exemplar der londner Originalausgabe von

Lingard, Dr. *John*, A history of England from the first invasion by the Romans. Second edition. 12 vols.

die in England über 40 Thlr. kostet, und bin bereit es für dreißig Thlr. Preuß. abzulassen.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 200. — 19. Juli 1831.

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828. Von Johanna Schopenhauer. 2 Theile. Mit einer Vignette. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Die deutſche Leſewelt iſt lange ſchon gewohnt, die rechte Frau, welche uns mit dieſem „Ausflug" beſchenkt, durch die Gebiete der Phantaſie oder auf Reiſen durch ideale Länder zu begleiten und ihrer Feder heitere Unterhaltung oder Belehrung zu verdanken. Mit dem günſtigſten Vorurtheil, welches ſich ſchon an den Namen der Verfaſſerin knüpft, hat daher auch Ref. dieſe ihre neueſte Gabe zur Hand genommen und ſich in ſeiner Erwartung vollkommen befriedigt geſehen. Sein Intereſſe für dieſe Mittheilungen wurde aber noch dadurch erhöht, daß er ſelbſt, faſt um die nämliche Zeit, die von der Verfaſſerin geſchilderten Gegenden bereiſte, und nun bei ihrem Buche Gelegenheit fand, nicht nur theuere Erinnerungen aufzufriſchen, ſondern auch aus voller Ueberzeugung einem längſt bewährten Talente für ſchöne Darſtellung von Neuem zu huldigen. **) Sollen wir, um genau zu erfahren, was ſich ziemt, bei edeln Frauen anfragen, ſo können wir unbedingt von der Verfn. lernen, in welchem Style und Tone anſpruchsloſe, über Natur, Kunſt und Leben ſich verbreitende Reiſeſchilderungen gehalten ſein ſollen. Wir können, ohne Andern zunahezutreten, die vorliegenden als Muſter empfehlen, wenn es eine durchgeführte, von feinem Beobachtungsgeiſte, von reinem Sinn für alles Schöne und Gute, und von ruhhaft weiblicher Anmuth beſeelte Darſtellung gilt. Es iſt die Charis des Verſtandes, wie wir ſie nennen möchten, welche der Verfn. Worte leiht und einen mildernden, durchſichtigen Schleier auch über ſolche ihrer Gaben wirft, die der Mann in ſeinem Dünkel bei Frauen nicht recht gelten laſſen will, die er aber, wo ſie ſo beſcheiden und doch ſo begründet erſcheinen, ehrerbietig anerkennen muß. Zu dieſen Gaben rechnet Ref. das ſichere, durch Reichthum der Erfahrung und der mannichfachſten Kenntniſſe gebildete Urtheil, den richtigen Blick, den Geſchmack und die Kennerſchaft in der Kunſt, und ſo manches Andere noch, was die Mittheilungen unſerer Verfn., und namentlich dieſen ihren letzten Ausflug (der aber keineswegs der letzte ſei), ſelbſt mancher kleinen Breiten ungeachtet, ſo anziehend macht. Wir wollen ihr auf demſelben folgen und durch kurze Andeutungen und Ausheburgen die Leſer zum eignen Genuſſe einladen.

Den Anfang macht ein Rückblick auf die Zeit, da die Verfn. vor 20 und mehr Jahren in Erfurt im Glanze der Napoleon'ſchen Herrlichkeit ſich Könige ſonnen und dieſe Geſtirne vor einer Bühne ſtralen ſah, auf welcher vergebens Talma und die Raucourt die jenen Erdengöttern zugewendete Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Schnell werden wir dann nach Frankfurt übergeführt, deſſen Reize, beſonders um die das Volksleben dort anmuthig hervorhebende Pfingſtzeit, uns hier in der freundlichſten Schilderung entgegentreten. Aber auch bei den Kunſtſchätzen Frankfurts verweilt die Verfn., wie denn überhaupt der ſinnigen Kunſtanſchauung der größte Theil ihrer Blätter gewidmet iſt, die ſich hierdurch den Freunden von „J. van Eyck und ſeine Nachfolger" zur reichen Nachleſe beſonders empfehlen werden. In Frankfurt, wo ſich im Privatbeſitze ſehr bedeutende Kunſtſchätze befinden, bewundert die Verfn., „als die Krone aller hier befindlichen Gemälde", eine vortreffliche Abnahme vom Kreuz, von van Dyk, bei Hrn. Senator Brentano; bei der Familie v. Holzhauſen ein ſchönes Bild von L. Kranach: Chriſtus die Kinder ſegnend, auf welchem auch Luther und Katharina v. Bora als Kinder dargeſtellt ſind, und der Maler, wie die Verfn. geiſtreich bemerkt, die bisher unbekannte oder nicht angewendete Kunſt, „gleichſam rückwärts zu portraitiren", verſucht hat. Was außerdem die Verfn. noch in der Sammlung eines brüſſeler Kunſthändlers und bei den Herren Fr. Wilmans und Wendelſtedt Ausgezeichnetes ſah, finden wir theils angedeutet, theils ausführlicher beſchrieben. Dann beſteigen wir mit ihr das Dampfſchiff, freuen uns der wunderbaren Einrichtung deſſelben, der Geſellſchaft, der herrlichen Rhein-

*) Vgl. Nr. 116 d. Bl. D. Red.

**) Seitdem der geniale Georg Forſter in ſeinen noch immer claſſiſchen „Anſichten des Niederrheins" und gleichſam zuerſt den Reichthum jener Länder aufſchloß, haben Dampfſchiffe und Dampfpreſſen weidlich für die Kundmachung und Verbreitung jenes Reichthums, wenigſtens auf literariſchem Wege, geſorgt und manchen harmloſen Reiſenden zu einem unberufenen Schriftſteller gemacht, wenn er als ſolcher auch nur in Tagblättern ſeine Begeiſterung ausſtrömen ließ.

fahrt, selbst der Küche und des Mittagessens und landen in Godesberg, wo die Verfn. länger verweilt. Und schwerlich bietet ein anderer Ort am Rheine so mannichfache Annehmlichkeiten dar wie G., deren Schilderung mit Liebe entworfen ist. Dort gesellt sich zu den Reizen der Natur auch der Ernst der Geschichte und des Alterthums, deren Denkmale dort reichlich über und unter dem Boden sich finden, wie auch der Zauber der Kunst dort waltet, wenngleich die bedeutende Sammlung des Hrn. Aders jetzt nach London verpflanzt ist, woselbst Ref. sie in Euston-Terrace sah. Bei dieser Gelegenheit werden die Vortheile, welche die Reisenden unserer Zeit vor ihren Vorfahren genießen, ans Licht gestellt, dann aber die Unsitten der englischen Reisenden, mit welchen die Rheinufer jetzt fast übermäßig staffirt sind, treffend geschildert. Noch kaustischer jedoch ist dies in einem Aufsatze geschehen, welcher, wenn Ref. nicht irrt, zu Anfang dieses Jahres im „Globe“ unter der Ueberschrift: „Les Anglais en Italie“, erschien. Bonn findet auf wenigen Seiten eine kurze, aber angemessene Würdigung, dagegen Köln verdientermaßen die Verfn. viel länger (von S. 141—316) beschäftigt. Alles, was diese uralte Stadt für Kunst, Alterthum und Leben so wichtig, ja einzig macht, finden wir hier nicht blos vorübergehend erwähnt, sondern auch mit Liebe betrachtet. Daß vor Allem der kölner Dom den Blick einer so sinnigen Beschauerin fesselt und die erhabensten Gedanken und Gefühle in ihr weckt, ist begreiflich; darum wird Alles, was hier über diesen Wunderbau gesagt ist, jeden sinnigen Leser ansprechen, zumal wenn er jemals selbst an Ort und Stelle von den Schauern des gewaltigen Heiligthums ergriffen ward. Interessant ist eine Bemerkung über den Meister des berühmten Dombildes, für welchen Einige Philipp Kalf, Andere Meister Wilhelm, de Herle genannt, zu halten pflegen, der aber, nach einer Stelle in A. Dürer's Tagebuche, ein Meister Stephan von Köln gewesen zu sein scheint. Auch in andere merkwürdige Kirchen Kölns führt die Verfn. uns ein, namentlich in S.-Maria vom Capitol, welche einst das jetzt in München befindliche Meisterwerk Schoreel's, den Tod der heil. Jungfrau, als Altarbild besaß, dann in St.-Peter, St.-Gereon, St.-Kunibert und St.-Ursula, von diesen heiligen Stätten aber in das ursprünglich zu öffentlichen Festen bestimmte und jetzt ihnen wiedergegebene Haus Gürzenich. Hier nämlich finden die großen Faschingsbälle statt und die Hauptlust des kölner Carnevals, der, seit mehren Jahren bekanntlich zu neuem Leben und neuem Humor erwacht, auch durch die plastische Feder unserer Verfn. verjüngt und belebt, in seinem buntscheckigen Gewande und seiner sinnigen Ausgelassenheit sich vor unsern Augen herumtummelt. Daß endlich Frau S. den kölner Gemäldesammlungen in ihrem Buche einen großen Raum (fast 70 Seiten) verstattet, ist bei dem Reichthum derselben nicht befremdend. Sie beschreibt das schon durch Göthe bekannte Jabach'sche Familiengemälde, im Hause des Hrn. de Groot, von Lebrun, und verweilt vor vielen ausgezeichneten Bildern in den Sammlungen der Herren Lieversberg, Oppenheim und der Frau v. Schaafhausen, vorzugsweise aber wird sie durch Wallraf und sein Museum in Anspruch genommen. Die mit wahrer Liebe entworfene Biographie des merkwürdigen, um seine Vaterstadt so hochverdienten Mannes, dessen Sammlereifer keine Grenzen kannte, und die Musterung seiner fast unzähligen Kunstschätze, unter welchen jedoch eine antike, auch als Titelvignette des Buches abgebildete Medusenmaske und das Gemälde einer sterbenden Maria v. Schoreel (kleiner als das Boisserée'sche Bild) den Preis davontragen, gehört zu den gelungensten Partien des ganzen Buches. *)

(Der Beschluß folgt.)

Fürstin Radziwill, eine polnische Tragödie.

Der Zufall führt Ref. ein, wie es scheint, nicht für den Buchhandel bestimmtes Werkchen in die Hände, dessen Inhalt doch wol in diesen Blättern Erwähnung verdient. Eine polnische renommirte Tragödie: „Fürstin Radziwill“, in 5 Akten, von Felinnski. Der Titel gibt an: Frei nach dem Polnischen von Orion Julius. Und darunter steht: Auf Kosten des Verf. (Berlin 1831, gedruckt bei F. Riebeck). Wer übersetzt aus dem Polnischen ins Deutsche! Nicht einmal die neueste Heroenzeit des polnischen Volkes hat Uebersetzer hervorgerufen, daß wir schon dankbar sein müssen, wer es auch sei, der uns auch einmal etwas von der Literatur unserer Nachbarn mittheilt. Nach dem Vorwort war der Uebersetzer (ob derselbe Orion Julius, der mehrfach als theatralischer und literarischer Zugvogel bekannt ist?) in den Jahren 1819 u. 1820 in Warschau, und lernte daselbst die, wie er sagt, „mit Recht berühmte wie von den Polen als das Juwel ihrer Bühne“ anerkannte Tragödie des zu früh verstorbenen Felinnski: „Barbara Radziwilowna“ kennen. Durch die mannichfaltigen und eigenthümlichen Schönheiten des Gedichts fand er sich zu dem Versuch veranlaßt, „solche mit der Einfachheit und Kraft, welche ihnen inwohnt, in Folge des allen slawischen Dialekten eingeborenen „Naturausdrucks“, in das davon so ausserordentlich verschiedene, verkünstelte germanische Idiom zu übertragen“ (!) Die bedeutendsten Literatoren Warschaus sollen die wenigen Bruchstücke, welche er ihnen damals zeigte, über sein Erwarten günstig beurtheilt haben. Dies mag sein, entweder hatte der Uebersetzer die Erwartung, sie würden ihn gar nicht anhören, sondern zur Thür hinauswerfen, oder die Literatoren mögen sehr gut Polnisch, aber kein Deutsch gekonnt haben. Denn aus dem Polnischen hat Hr. Orion Julius allerdings übersetzt, aber noch nicht ins Deutsche. Die deutsche „verkünstelte“ (!) Sprache mag nicht die Naturkraft der slawonischen haben, wenn man aber einmal ins Deutsche übersetzt, so hat man die Verpflichtung deutsch zu schreiben, d. h. in Constructionen, welche durch den Gebrauch bei uns geheiligt sind. Geht das nicht, so lasse man es lieber ganz. Statt Einfachheit und Kraft der Sprache kommt sie an manchen Stellen wie das Lallen eines Kindes heraus, das eben Deutsch lernt, es aber noch nicht kann. Wenn irgend eine Sprache die Fähigkeit hat, ohne ihre Eigenthümlichkeit einzubüßen, den Wendungen der fremden nachzukommen, so ist es die deutsche, man glaube aber nicht mit völliger Willkürlichkeit mit ihr umspringen zu können. Und Herr Julius thut das hier mehr als der selige Johann Heinrich Voß. Noch fügt der Uebersetzer hinzu, daß die Uebertragung horazische neun Jahr in seinem Pulte gelegen und das Publicum ja nicht vergessen soll, daß es keine widerstreitendern Elemente gibt, behufs Versinnlichung menschlichen Gedankens als die slawischen und germanischen Sprachen im Allgemeinen, und daß demnach bei poetischer Uebertragung aus der einen in die andere eine zuweilige Abweichung von der Strenge grammatischer Formen erlaubt sein müsse. Ref. statuirt jede Abweichung von grammatischer

*) Vgl. Nr. 121—124 d. Bl. f. 1830. D. Red.

ſen im Deutſchen, wenn ſie aus der Bildung und dem Gewalt der Sprache ſich herleitet und das Ohr nicht beleidigt. Da hat aber Hrn. Julius Sprache nur zu oft. Zudem haben wir ſchon in den trefflichen Ueberſetzungen der ſerbiſchen Volkslieder von Talvj und Gerhard geſehen, daß man auch ſlawiſche Gedichte in gutem Deutſch wiedergeben kann.

Wie ſich bei einer beſſern deutſchen Ueberſetzung die polniſche Tragödie uns präſentirt hätte, läßt ſich nicht ſagen; ihre dramatiſche Länge hätte aber vor Allem eines einſchmeichelnden Rahmens bedurft. Denn man denke ja nicht nach des Ueberſetzers Worten, daß Reden und Gegenreden von draſtiſcher Kraft ſprühen, daß die Handlung vor Drang und Raſchheit keine Zeit findet; ganz umgekehrt wird ſo viel geſprochen, geredet, leidet, erzählt, declamirt, daß man vor Worten die Handlung kaum gewahr wird. Wie ſie vor uns liegt, iſt es allerdings ein Ganzes, welches ihre Schönheiten im Einzelnen hat, doch dazu gehört polniſcher Patriotismus dazu, um mit wacher Theilnahme durch die Längen ihrer politiſchen Discurſe hindurchzuwandern. Ganz nach franzöſiſch antikem Schritt ſetzen die dramatis personae ihre Empfindungen und Gedanken in wohlgebauten Reden auseinander, alle eben nicht viel um einander, jede faſt nur um ſich ſelbſt bekümmert. Die Politik wird gründlich verhandelt und ein deutſches Publicum, wie es auch anfängt ſelbſt zu merken, ſtürbe bei der unverkürzten Aufführung vor Langeweile. Ref. ſagt: ein deutſches Publicum; ein polniſches mag anders geſtaltet ſein. An ein polniſches macht das Stück jetzt auch noch ganz andere als äſthetiſche Anſprüche. Es iſt ein durchaus patriotiſches Nationalſtück und jede Rede darin athmet die reine Vaterlandsbegeiſterung, welche den Polen zu jeder hohen Idee fähig macht. Das Drama behandelt einen Abſchnitt aus der polniſchen Geſchichte, der zu den blühendſten, wenn auch nicht des Landes, doch der ariſtokratiſchen Republik zählt, wo Adel und König, Krone und Reichstag, Landboten, Senatoren und Conföderationen trotzig ihre Kräfte gegeneinander erwogen, aber auch ſchon anfingen fremder Mächte Hülfe und Beiſtand in ihre Parteienwagſchalen zu legen und dadurch den Fall des Staates herbeiführten.

Der Inhalt iſt ſehr einfach. König Sigmund Auguſt hat die Tochter eines Unterthanen, des Fürſten Radziwil geheirathet. Rath und Senat wollen ſie nicht als Königin anerkennen, und fodern von ihm, daß er ſich von ihr ſcheiden laſſe oder dem Thron entſage. Der König will keines von Beiden und ſeine Standhaftigkeit, Barbaras Tugenden und der Ungeſtüm ſeiner unbeſonnenen Gegner ſiegen endlich für ihn. Der Reichstag gibt nach, aber Barbara überlebt nicht ihr Glück, denn des Königs herrſchſüchtige Mutter, eine geborene Italienerin, hat ſie vergiften laſſen. Die Verwickelung beruht auf den verſchiedenen Anſichten der gegen die Heirath aufgebrachten Parteien, zugeſtalte Patrioten, die aber eine Verletzung der Reichsgeſetze darin erblicken, herrſchſüchtige Factionnaire, welche durch Oppoſition ſiegen wollen, Andere, von fremdem Golde beſtochen, eine Königin Mutter, die mit keinem andern Weibe ihre Herrſchaft theilen will. Geſetzestreue und Politik führen ſehr ſpitzfindige Reden gegen und werden ebenſo ſpitzfindig beantwortet. Die Fabel des Stücks möchte anziehend genug ſein, wenn ſie, ſtatt mit franzöſiſcher, mit menſchlicher Wahrheit behandelt wäre, wenn die Handlung draſtiſcher herausträte und ſtatt einer Menge Rhetoren mehr Charaktere aufträten.

Uebrigens hat das Drama auch ſeine politiſche Bedeutung. Es entſtand, welches das alte Nationalgefühl und den Unabhängigkeitsſinn der Polen unwillkürlich in allen ſeinen emphatiſchen Saiten erſchüttert, wurde es von der ruſſiſchen Regierung während dem Dauer in Warſchau nicht zur Aufführung gelaſſen, dagegen gleich nach der Revolution mit ungeheurem Jubel auf den Brettern empfangen. Doch bezweifelt Ref., daß die Polen jetzt Zeit haben, dergleichen lange exoteriſche Stücke anzuhören. Der Ueberſetzer behauptet, man habe 1820 in Warſchau in ihn gedrungen, die Ueberſetzung zu vollenden und herauszugeben, und deßhalb hätten die angeſehenſten Einwohner ihm die Bürgſchaft gegeben, für den Abſatz der ganzen Auflage einzuſtehen. Ob ſie die Sache jetzt noch für wichtig genug halten und daran denken werden, Hrn. Julius' Ueberſetzung zu kaufen, ſteht dahin. Wie dem nun ſei, ſie hat immer den Werth der Neuheit und des erſten Erſcheinens. 20.

Bericht über die diesjährige neunte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte in Hamburg. Mit kritiſchen Anmerkungen fürs größere Publicum. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 12. 12 Gr.

Die Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte, zu welcher der wiſſenſchaftliebende Oken im Jahr 1822 die erſte Anregung gegeben, und die ſich nicht mehr blos auf deutſche Mitglieder, ſondern auch auf Zunftgenoſſen naher und ferner Länder erſtreckt, belief ſich im vorigen Herbſt zu Hamburg auf 410 Perſonen, unter denen ſich 152 Hamburger und Altonaer befanden, und würde unſtreitig noch zahlreicher geweſen ſein, wenn die Verhältniſſe der Zeit nicht manchem Ausländer Luſt und Vermögen geraubt hätten, ſeine Heimath zu verlaſſen. Mit Vergnügen erblickt man, in dem hier mitgetheilten Verzeichniſſe derſelben, Namen von begründetem Ruf, und unter den Minderbekannten Solche, deren ſtilles, bis jetzt nur von einem nahgelegenen Kreiſe nach Würden geſchätztes Verdienſt einſt die Huldigungen eines größern empfangen wird. Bis wiſſenſchaftliche Zeitſchriften Muße finden, über die Verhandlungen dieſes Vereins ausführlich zu berichten und ſolche ihrer Prüfung zu unterwerfen, iſt es ſehr angenehm, wenigſtens im Allgemeinen zu erfahren, womit ſich die Mitglieder in ihren Zuſammenkünften beſchäftigten. Dieſen Anſpruch befriedigt die Darſtellung eines Ungenannten, der nicht vom Hörenſagen redet und Liebe für die Wiſſenſchaft, Bekanntſchaft mit ihr, Achtung für ihre Bewerber und Wohlwollen für die Unternehmung an den Tag legt, ohne auf beſcheidene Freimüthigkeit eigner Anſicht zu verzichten. Die wird nicht Jeder theilen, der auch berechtigt iſt eine Meinung aufzuſtellen; wer aber in keiner Aeußerung etwas anders als ſeine beſondere Ueberzeugung zu finden begehrt, thut ſehr wohl nichts zu leſen, als was er ſelbſt geſchrieben hat. Die angeführten Thatſachen ſind nicht entſtellt, das Urtheil darüber iſt das eines Einzelnen, mit dem es jeder Einzelne halten mag, wie er vor ſeinem Verſtande zu verantworten ſich getraut. Von Seiten der ſtädtiſchen Behörden ſcheint Alles aufgeboten, was dazu beitragen konnte, ehrenwerthen Beſuchern den Aufenthalt unterrichtend, behaglich und bequem zu machen. Die Eingeſeſſenen Hamburgs kamen ihnen gefällig und gaſtfrei entgegen, die Gäſte benutzten die flüchtige Zeit ihres Aufenthalts. Der Hauptzweck, den der kundige Oken durch eine Veranſtaltung dieſer Art erreichen wollte, Bewerbern um eine gemeinſchaftliche Lieblingswiſſenſchaft Gelegenheit zu geben, ſich perſönlich kennen zu lernen, ward vollkommen erfüllt. Sie haben ſich gefunden, ſie haben ſich kennen gelernt, nun mögen ſie ſelbſt beſtimmen, inwiefern Einer von ihnen für den Andern taugt, um ſich näher mit ihm zu verbinden oder weiter von ihm zu entfernen. Darüber läßt ſich, in mehr als einer Rückſicht, durch Leſung von Druckſchriften und ſelbſt durch Briefwechſel, ſo leicht und untrüglich nicht zur Gewißheit kommen, als durch wirkliche Gegenwart und mündliche Unterredung. Ein einziges Wort zur rechten Zeit geſprochen, ein einziger Blick, der für das Herz entſcheidet, gilt mehr als bogenlange Erklärungen, und Lavater's Denkſpruch: „Menſchen von nahem geſehen, verlieren oder gewinnen", hat einen tiefern Sinn, einen bleibendern Gehalt, als der oberflächliche Hörer ihm beilegt. Welche Frucht dieſe geprieſene Ausſaat ſonſt noch bringen mag, bleibt nothwendig dem wandelbaren Schickſal unterworfen. Sie wird, wie Alles, was Menſchen unternehmen, einige Erwartungen hintergehen, andere übertreffen. Immer wäre viel gewonnen, wenn das Aufſehen, das ſie erregt, die Begünſtigung, welche ſie findet, den Künſten des Friedens, den einzigen ernährenden, das Wort redete; wenn Menſchen, die der Trieb nach Thätigkeit ver-

gehrt, dadurch Luft bekämen, von der Natur zu lernen, und den Gelüsten entsagten, die Natur aller vorhandenen Dinge zu verändern und umzuschaffen. Aber die Leidenschaften sterben nicht aus, welche die Pfleger dieses Gelüstens sind. Ob einige Zöglinge der Wissenschaft ihre Ansprüche an die allgemeine Theilnahme nicht zu hoch spannen? ob nothwendig ist, daß die Glieder des gelehrten Sanhedrin einen Harem mit sich führen, um Anderen Ueberlast, ihnen selbst Langweile zu machen? ob die Zeit der herbstlichen Nachtgleiche glücklich gewählt worden? ob eine jährliche Zusammenkunft nicht zu oft wiederkehrt, um die Begegnung würdiger Besucher rege zu erhalten? darüber hat der Nichtbetheiligte keine Stimme, darüber kann nur die Erfahrung der Berufenen entscheiden, deren Einsicht nicht verfehlen wird das rechte Mittel zu treffen, abzuändern und hinzuzufügen, was angemessen ist. Der größern gemeinschaftlichen Zusammenkünfte, über deren Vorträge umständlicher berichtet wird, waren 4 Specialversammlungen, von denen Sprecher und Themata angegeben sind, fanden statt für praktische Medizin und Chirurgie; für Zoologie, Anatomie und Physiologie; für Botanik; für allgemeine Physik und für physikalische und pharmaceutische Chemie. Gesellschaftliche Fahrten in die Elbgegenden und nach Helgoland, denen sogar ein belehrender Sturm nicht abging, welcher jedoch wenig Beifall fand, und Besichtigungen wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen wurden angestellt. Wien ward zum diesjährigen Versammlungsort erkoren. Man sieht, der Bericht hat nichts Bedeutendes übergangen, obgleich er keinen Anspruch darauf machen wollen und dürfen, so viel Wichtiges zu erschöpfen. Die aufgenommenen Gelegenheitsgedichte sind so gut gemeint wie das Buch selbst. *) 42.

Notizen.

Statistik von Corsica.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 23. Mai d. J. erstattete Héron de Villefosse im Namen der Commission zur Verleihung des statistischen Preises, den Hr. de Monthyon gestiftet, Bericht über die eingegangenen Schriften. Gekrönt wurde eine „Statistique de la Corse" von Robiquet, welche die erste vollständige Beschreibung dieser merkwürdigen und noch immer so wenig gekannten Insel liefert und, nach dem Urtheil der Akademie, allen ähnlichen Arbeiten zum Muster dienen kann. Das ganze Werk zerfällt in 4 Abtheilungen. Die erste handelt von dem alten Corsica, welches die Griechen Kyrnos nannten. Der Verf. vergleicht die Karte, die Ptolemäus seinem Werke einverleibt hat, mit dem gegenwärtigen Zustand der Insel. Der Text enthält eine Reihe von Documenten, Berichten und Abhandlungen, deren Grundzüge in einem von Karten begleiteten Tableau enthalten sind. Die zweite Abtheilung bildet eine physische Beschreibung von Corsica, die 6 Unterabtheilungen umfaßt: 1. Die geographische Lage, Größe und Form der Insel; 2. Geologie und Mineralogie; 3. Mineralquellen; 4. Pflanzen; 5. Thiere; 6. Meteorologie. An diesen Theil des Textes schließen sich als Beweisstücke 16 sehr detaillirte große Tableaux und mehre Karten und Zeichnungen. Die dritte Abtheilung enthält einen Abriß der Geschichte von Corsica. Dieser beginnt mit der Epoche, wo die Phocäer, noch vor der Stiftung der Stadt Marseille, im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, auf der Ostküste von Corsica die alte Stadt Aleria oder Alalia gründeten, und reicht bis zum J. 1816. Alle ältern und neuern Autoren, die über Corsica geschrieben haben, sind angeführt und verglichen. Die vierte Abtheilung: Der gegenwärtige Zustand von Corsica, begreift 9 Abschnitte: 1. Sitten; 2. Bevölkerung; 3. Ackerbau; 4. Wälder; 5. Industrie; 6. Handel; 7. Abgaben; 8. Wege; 9. Brücken und andere öffentliche Bauten und Arbeiten. Hierzu gehören 14 große Tableaux und 4 Karten. Alle Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat, sind gewissenhaft angegeben.

*) Vgl. Nr. 309—311 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Schreiben an die Saint-Simonisten.

Der Katholicismus, gegen welchen St.-Simon doch hauptsächlich seine Standarte erhob, hat bisher, so viel uns bekannt geworden, diesen Angriff noch keiner Erwiderung gewürdigt. Dagegen hat sich aus der Mitte der französischen reformirten Kirche ein Streiter aufgemacht, um seinen Glauben gegen die neue Lehre zu vertheidigen. H. Hollard, so heißt der Verf. einer vor Kurzem zu Paris erschienenen „Lettre à Mrs. les disciples de Saint-Simon, sur quelques points de leur doctrine", behauptet, daß Alles, was Saint-Simon zum Nachtheil des Katholicismus sage, vollkommen gegründet sein möge, daß aber dadurch die reformirte Kirche, welche die hergestellte alte und echte christliche sei, keinen Abbruch erleide. Er leugnet das große historische System der Saint-Simonisten, wonach das menschliche Geschlecht denselben Gesetzen unterworfen ist als das Individuum; er leugnet, daß die Menschheit ein Collectivwesen sei, welches seine Kindheit, seine Entwickelung und darauf einen unendlichen Fortgang ohne Alter und Altersschwäche habe. Daß die Kindheit des menschlichen Geschlechtes dem Fetischismus ergeben war, erklärt er für ebenso unbegründet, als daß der Uebergang von demselben zu dem heidnischen Polytheismus ein Fortschritt gewesen sei, oder daß man das Christenthum als einen Ring in der logischen Kette der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes betrachten könne. Wir erlauben uns, in mehren wesentlichen Punkten von Hrn. Hollard abweichender Meinung zu sein; darin sind wir aber vollkommen mit ihm einverstanden, daß die Lehre Saint-Simon's auch in ihrer gegenwärtigen mystischen Form keine Religion, sondern ein philosophisches System ist. Als solches, nicht als eine neue Religion, wird der ruhige, scharfsichtige und hellsehende Forscher diese Lehre beurtheilen; die Versuche, welche enthusiastische Anhänger gemacht haben und noch machen, diesen Standpunkt der Beurtheilung, den einzigen richtigen, zu verrücken, haben ihrer Sache mehr geschadet als alle Ausfälle alberner Witzlinge und als aller Zorn erbitterter Gegner.

Reise chinesischer Buddhisten.

In einer Sitzung der Académie des inscriptions et belles-lettres zu Paris las Abel Rémusat eine lange Abhandlung über eine Reise, die mehre chinesische Buddhisten in den Jahren 399 — 411 n. Chr. G. durch das Innere von Asien machten. Das Originalmanuscript befindet sich in der Bibliothèque royale, und Deguignes, der mit der Existenz desselben bekannt war, hatte die Absicht, es zu übersetzen, die er aber aufgab, weil er unübersteigliche Schwierigkeiten in der Ermittelung der Namen der Plätze fand, welche die Reisenden erwähnten und von denen der größere Theil im Verlaufe von 14 Jahrhunderten vom Erdboden verschwunden war. Abel Rémusat ist es gelungen, durch Vergleichung der Materialien, die andere chinesische Reisende boten, und der spärlichen Hülfsmittel, die sich in einigen indischen Schriften fanden, die ganze Reihe der von den Reisenden besuchten Plätze herzustellen. Aus seiner Abhandlung ergibt sich, daß Chi-fa-hian und seine Begleiter, nachdem sie die Stadt Si-an-fu, in Chen-si, verlassen, durch verschiedene Staaten in das Land der Uiguren, von da nach Khotan und endlich nach Kaschmir kamen; sie gingen über das riesenhafte Himalehgebirge und über den Indus und fanden auf dem linken Ufer dieses Flusses, in der Nachbarschaft von Attock oder Peschawer eine in Sprache, Sitten und Religion reinindische Bevölkerung, deren Fürsten sich zum Buddhismus bekannten. Alle Localnamen sind Sanscrit. Wir hoffen, daß die wichtige Abhandlung Rémusat's, so wie seine Uebersetzung der Reise, die über die alte Geographie von Indien, sowie über die Geschichte des Buddhismus so viele Aufschlüsse gibt, baldigst durch den Druck allgemeiner bekannt werden wird. Die Anmerkungen, welche die Uebersetzung begleiten, machen uns mit andern ähnlichen Reisen bekannt und enthalten scharfsinnige Forschungen über den Zustand von Hindostan im 4. und 5. Jahrhundert. 165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 201. —— 20. Juli 1831.

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828. Von Johanna Schopenhauer. 2 Theile.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Im 2. Theile betreten wir zuerst die alte Kaiserstadt Aachen, welche jetzt unter preußischem Scepter wieder zu schönem und kräftigem Dasein gedeiht. Alle Vorzüge und Annehmlichkeiten dieses merkwürdigen Ortes rufen uns durch die hier mitgetheilte Schilderung sehr erfreulich; namentlich verdienen der tausendjährige Dom, welchem die Verfn. eine ausführliche Beschreibung widmet, das schöne neue Brunnengebäude, das neue Schauspielhaus, welches auch Ref. für eins der geschmackvollsten hält, die ihnen hier zu Theil gewordene Auszeichnung. Das der Bettendorf'schen Gemäldesammlung gespendete große Lob wird durch die Meisterwerke alter deutscher Kunst, namentlich eines Hubert und Joh. van Eyck, Hemmling (Memmeling), Schorel, Mabuse u. A., deren mehre die Verfn. auch anderweitig beschrieben hat, gerechtfertigt. Von Aachen geht es zu dem unfernen Lüttich, welches die Verfn. nach 42jähriger Abwesenheit wiedersieht und sehr vortheilhaft verändert findet, ohne dort länger zu verweilen. Nun folgt die Reise durch das Maasthal, dessen seltene, durch Kunst und Industrie erhöhte Schönheit auch aus der hier entworfenen Skizze mit frischen und glänzenden Farben wiederstralt. Was wir hier über Huy, Namur und Dinant bemerkt finden, ist ebenso anschaulich als wahr. Endlich stellt die Verfn. den Rhein und die Maas geistreich zusammen, beider Flüsse eigenthümliche Reize würdigend, wobei sie sich gewiß unparteiisch auf die Seite des vaterländischen Stromes neigt. „Aus am Rhein", sagt sie, „spricht zu uns von einst trübern bessern, glutreichen Tagen; anders ist es an der dem unbedeutendern Maas: das Thal, durch welches ihr ruhiger Lauf sich windet, ist der lebensreichsten, thätigsten Gegenwart geweiht, wie das Rheinthal dem ernsten Zurückblicken". Ueber das Schlachtfeld geht es sodann nach Brüssel, welche lebendige, reiche Stadt im Jahre 1828 auf jeden Reisenden den höchstangenehmen Eindruck machte, von dem auch die vorliegende Beschreibung zeugt. Ob Wohlstand und Frohsinn nach allen den furchtbaren Ereignissen dort noch einheimisch sein mögen? An einer bejahenden Antwort auf diese Frage dürfen wir mit Recht zweifeln. Nachdem wir von der Stadt, den Einwohnern und dem Theater viel Interessantes vernommen, erhalten wir eine ausführliche Beschreibung der Kathedrale St.-Gudula. Die außerordentliche Bewunderung der gemalten Fenster dieser Kirche kann Ref. mit der Verfn. nicht theilen; sie sind allerdings schön, doch mit denen des kölner Doms im Schiff der Kirche, von denen die Verfn. kein Wort gesagt hat, gar nicht zu vergleichen. Auch über die merkwürdige Kanzel jener Kirche befindet sich die Verfn. in einem Irrthume, wenn sie dieselbe zwar für ein Werk neuerer Zeit hält, wahrscheinlich gegen Ende des 16. oder den Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden, doch an der Ausmittelung des Künstlers verzweifelt. Jede gute Beschreibung von Brüssel hätte ihre Forschbegierde befriedigen und ihr sagen können, daß Heinrich Verbruggen diese Kanzel im Jahr 1699 für die Jesuiten zu Löwen verfertigte, wo sie nach der Aufhebung des Ordens von Maria Theresia gekauft und der Kirche St.-Gudula geschenkt ward. Unter den Kunstsammlungen kommt zuerst das Museum an die Reihe, welches damals durch seine Unordnung und seine Gemälde auf Ref. nicht den erfreulichsten Eindruck machte. Von den vielen werthvollen Bildern des hier in seiner kühnsten Manier erscheinenden Rubens erwähnt die Verfn. allein die grausenvoll, selbst ekelhafte Marter des heil. Livinius, ohne anderer Bilder dieses Meisters, namentlich einer sehr schönen Anbetung der heil. 3 Könige zu gedenken. Die Gemäldesammlung des Herzogs von Aremberg, reich an vorzüglichen Kunstwerken, befindet sich in dem höchstgeschmackvoll eingerichteten Palaste oder vielmehr Hause desselben, welches einst die Wohnung Egmont's war. Was aus der prachtvollen, fast überreichen Sammlung im Palais des Prinzen von Oranien geworden ist, ist Ref. unbekannt. Von Privatsammlungen lernt die Verfn. noch die Sammlung des Herrn v. Hennesay kennen, besieht das wenig interessante Lacken und begibt sich nach Gent. Das neue Leben, zu welchem auch diese alte Stadt unter der vorigen Regierung erblüht war und das sich durch treffliche öffentliche Anstalten und rege Industrie kundgab, mag wol jetzt wieder in ein verderbliches Stocken gerathen sein. Was die Verfn. von dem prächtigen Universitätsgebäude rühmt, ist durchgängig wahr; auch Ref. ist der Meinung, daß, mit Ausnahme der ehrwürdigen Hallen und Collegien in Oxford und Cambridge, den Mu-

sen, zumal in der neuesten Zeit, nirgends mit größerer Pracht und Eleganz die Wohnung bereitet worden, wie hier durch das schöne Talent des Architekten Hrn. Roelant's geschehen ist. Von öffentlichen Anstalten beschreibt die Verfn. noch das im Geiste neuerer Philanthropie eingerichtete Zuchthaus in Gent und das seltsame sogenannte Béguinage, wobei Ref. sich wundert, von ihr in Brüssel das höchstmerkwürdige und für Damenbesuche besonders anziehende Hospice du Béguinage nicht erwähnt gefunden zu haben. Unter den vielen Kirchen Gents steht St.-Bavon oben an, einzig durch das aus 12 Tafeln bestehende Meisterwerk der beiden van Eyck, von welchem Bilde jetzt 6 Tafeln den Hauptschmuck des berliner Museums ausmachen. Die Kirche St.-Michael, nicht minder schön als die vorige, besitzt mehre ausgezeichnete Bilder neuerer niederländischer Meister, als: von Mans, Paelück, Lens. Von Kunstsammlungen und Cabineten, woran es in Gent nicht fehlt, sieht die Verfn. die sehr reichhaltige der Herren Descamp, Professor van Rotterdam, der eine herrliche Anbetung der heil. 3 Könige von J. van Eyck besitzt, Dewater und Gelbeck, dessen Sammlung einzig aus Cabinetsstücken neuerer niederländischer Kunst und sehr merkwürdigem altem Haus-, Küchen- und Tischgeräth besteht. Des genter Museums erwähnt die Verfn. nicht, auch ist es in der That sehr unerheblich. Von Gent aus wird ein Abstecher nach dem benachbarten Brügge gemacht, einer sehr alterthümlichen, stillen, aber dennoch nicht düstern Stadt, deren Besuch von keinem Kunstfreunde versäumt werden darf. Namentlich ist es Hemmling oder Memmeling, dessen Werke das Johannisspital und das mit diesem verbundene Ursulinerkloster verherrlichen, in welchem Kloster Hemmling im J. 1477 nach der Schlacht bei Nancy, in ärmliche Lumpen gehüllt, krank, entstellt und ungekannt anlangte, von den frommen Schwestern im Hospital aufgenommen und verpflegt wurde, und dann als Genesener alle seine Kunst aufbot, um die kleine ärmliche Kirche und das Haus, wo er zu neuem Leben erstanden war, zu schmücken und so auf würdige Weise seinen Pflegerinnen sich dankbar zu beweisen. Dieser Schmuck ist ein Reliquienkasten der heil. Ursula, köstlich mit Scenen aus dem Leben der Heiligen bemalt; das Portrait der Aebtissin Sibylle Zambeth; eine Anbetung der heil. 3 Könige als Altargemälde, auf dessen Flügeln Johannes der Täufer und die heil. Veronika; endlich eine Vermählung der heil. Katharina, nebst 4 Seitentafeln. Außerdem besitzen noch die Kunstakademie, die St.-Salvatorkirche und der Versammlungssaal der zur Oberaufsicht über alle wohlthätigen Anstalten in Brügge ernannten Commission herrliche Werke des großen Meisters. In der Kirche Notre-Dame befinden sich die schönen Grabmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria, aber auch die Marmorstatue einer Madonna mit dem Kinde, von Michel Angelo, deren Echtheit schon A. Dürer anerkannt hat. Im Besitze eines Buchhändlers findet die Verfn. ein berühmtes Gemälde J. van Eyck's, das ehemals den Altar der großen Kathedralkirche St.-Martin in Ypern schmückte und dessen hoher Vortrefflichkeit kein Abbruch geschieht, wenn es auch von Kennern für eine gleichzeitige Copie von Rogier van Brügge, einem Lieblingsschüler J. van Eyck's, gehalten wird. Nach solchen Genüssen kehrt die Verfn. in demselben brügger Bocke (einer sehr eleganten Trekschuyt, deren Einrichtung und table d'hôte auch Ref. loben muß), in welcher sie angekommen, nach Gent zurück, von wo sie sich nach Antwerpen begibt. Diese unvergleichliche Stadt befand sich eben damals in einer doppelt festlichen Bewegung wegen des Jubiläums des wunderthätigen Marienbildes in der Kathedralkirche und der eben anfangenden großen Kunstausstellung. Aber auch ohne diese zufällig gesteigerte Lebendigkeit machte Antwerpen zu jener Zeit einen so höchst angenehmen Eindruck auf jeden sinnigen Gast, daß Keiner derselben ihn vergessen und ohne Schmerz sich das Sonst und Jetzt denken kann. Von der großen der heil. Jungfrau geweihten Kathedralkirche wird uns hier nicht zu viel Rühmens gemacht; wer hätte jemals, ohne tief ergriffen zu werden, vor und in dem herrlichen Gebäude verweilt? Doch irrt die Verfn., wenn sie das berühmte Bild von Rubens in dieser Kirche eine Grablegung nennt; es ist bekanntlich die Abnahme vom Kreuz, der zur Seite eine sehr kolossale Kreuzaufrichtung hängt. Wahrhaft einzig für altniederländische Kunst ist das Museum. Hierher, wer Rubens, von welchem 18 Gemälde vorhanden sind, wer van Dyk, Venius, Quintin Messis in ihrer Größe und Reinheit bewundern will! Rubens lebt noch in Antwerpen, wenn schon die St.-Jakobskirche sein Grab umschließt. Daß es in Antwerpen an vortrefflichen Kunstsammlungen nicht fehle, versteht sich von selbst; unsere Verfn. erwähnt jedoch nur die allerdings höchstausgezeichnete und für alte Kunst interessante Gemäldesammlung des Hrn. van Ertborn, ohne anderer, namentlich der trefflichen Galerie des Hrn. v. Lankers, zu gedenken. So sind auch mehre herrliche Kirchen mit darin befindlichen Kunstschätzen nicht erwähnt, und doch hätte wenigstens die Kirche des heil. Augustin mit dem schon in Paris vom Ref. bewunderten Meisterstück van Dyk's, die Entzückung des heil. Augustinus, eine Auszeichnung verdient. Doch, wir wollen mit der Verfn. wegen so mancher Auslassungen nicht rechten, sondern dankbar uns an dem Gegebenen genügen lassen. Ungern nur begleiten wir sie zur Abreise und über Mecheln, Löwen und Maestricht, dessen Petersberg mit seinen unterirdischen Merkwürdigkeiten noch gemustert wird, kehren wir nach Godesberg zurück, wo die verehrte Führerin nach dem genußreichsten Ausfluge uns, durchdrungen von dem Gefühl der Dankbarkeit und der angenehmsten Befriedigung, entläßt.

19.

Angelsächsische Bibliothek.

Als eine der Folgen der Adelsherrschaft, der England so lange unterworfen gewesen ist, können wir es betrachten, daß eine der wichtigsten Quellen der neuern Geschichte, die angelsächsische Literatur, bis jetzt nur spärlich oder gar nicht bekannt geworden ist. Zu einer Zeit, wo überall Wissenschaft, Kunst und Gelehrsamkeit unter den Schwertern der Barbaren erlegen

vern, flüchtete die Bildung der alten Welt von den Gestaden des Mittelmeeres sich zu den britischen Küsten, und 4 Jahrhunderte lang, vom Anfang des 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, war das von den christlichen Angelsachsen bewohnte England der civilisirteste Punkt der Erdoberfläche. Hier wurden in vaterländischen Weisen Caedmon's und Alcuin's Lieder gesungen, während Frankreich und Italien nur noch die rohesten, barbarischsten Mischlingstöne kannte. Von hier holte Karl der Große die Lehrer der Westwelt. Von hier aus kam das Christenthum, und mit diesem die Civilisation nach Deutschland und dem ganzen Norden von Europa. Die reiche isländische Literatur, die während des 12. und 13. Jahrhunderts blühte, war eine Schülerin der angelsächsischen. Aber in England selbst wurde, mit der Freiheit der Angelsachsen, ihre Bildung und ihre Nationalliteratur unterdrückt; und die normannischen Edelleute, die später das Land beherrscht haben, scheinen den Haß, mit dem ihre Väter die freien Sachsen verfolgten, unbewußt auch auf die letzten Reste ihrer Sprache übertragen zu haben. Viele der wichtigsten Denkmale sind verloren gegangen, viele liegen noch unbeachtet in den Bibliotheken; das Wenigste ist zum Theil durch Antiquare bekannt geworden und Nichts auf würdige Weise. Jetzt kündigt der geschätzte dänische Dichter und Historiker Grundtvig, der mit dem Studium der angelsächsischen Manuscripte beschäftigt, auf Kosten der dänischen Regierung bereits den dritten Sommer in England zubringt, eine vollständige „Bibliotheca Anglo-Saxonica" an, die in 10 Octavbänden Alles umfassen soll, was aus der angels. Literatur irgend Bedeutendes sich erhalten hat. Ausgenommen sind nur die angels. Uebersetzung des Beda, die angels. Chronik und die angels. Gesetze, die in der „Bibliotheca" keine Stelle verlangen konnten, da sie dieselbe in dem „Corpus historicum" finden, welches auf Kosten der britischen Regierung von den Hrn. Petrie und Price herausgegeben wird. An der Spitze der „Bibliotheca saxonica" soll Letzteres in 2 Bänden eine neue Ausgabe von Beowulf, diesen ältesten und ältesten unter allen Heldengedichten in den Sprachen des modernen Europas (aus dem Mscpt. der „Bibl. cotton."), liefern. Die Ausgabe, die im J. 1815 Thorkelin in Kopenhagen veranstaltete, ist durch Druckfehler so verunstaltet und durch eine völlig verfehlte lateinische Uebersetzung so verunziert, daß eine neue Ausgabe zugleich mit vollem Rechte als editio princeps betrachtet werden kann. Beowulf ist aber nicht blos als Sprachdenkmal, sondern auch als poetisches Kunstwerk von den höchsten Interesse. Obgleich in der Anlage so roh, als die meisten ältern romantischen Gedichte, ist dieses älteste doch reich an wahren poetischen Schönheiten; ein einfacher und doch lebendiger Dialog, schöne Beschreibungen und edle Gesinnungen würden auch in unsern Tagen noch den unbefangenen Leser fesseln. Kommt dazu noch der hohe Werth, den Beowulf für die Sagengeschichte des Nordens hat, so können wir den Platz, der in der „Bibliotheca Anglo-Saxonica" ihm eingeräumt wird, nicht anders als wohlverdient nennen. Der 3. Band der Bibliothek soll Caedmon's „Poetische Paraphrase der Genesis" (aus dem Mscpt. der „Bibl. oxon.") mit den Fortsetzungen und Nachahmungen enthalten. Die Ausgabe, die Junius im J. 1655 von diesem Gedichte zu Amsterdam veranstaltete, ist theils so selten, daß sie nur in wenigen großen Bibliotheken gefunden wird, theils durch Druckfehler und den Mangel an allen Erläuterungen nur für Wenige brauchbar. Die Meinung, die Hickes in seinem „Thesaurus" äußerte und die darauf in alle Compendien übergegangen ist, daß der echte Caedmon verloren und nur eine viel spätere Nachahmung erhalten wäre, ist zuverlässig grundlos. Denn zuvörderst wäre es an und für sich auffallend, daß von einem einst so berühmten Werke sich kaum eine Spur erhalten hätte, während ein anderes gleichfalls vortreffliches Gedicht, über denselben Gegenstand, das aber von keinem Zeitgenossen auch nur erwähnt wird, uns geblieben wäre; dann ist es widersinnig, wie man im Geringsten daran zweifeln kann, daß wir in diesem Gedichte eben den echten alten Caedmon besitzen, wenn wir sehen, daß der Anfang des letztern, den Beda und Alfred citiren, mit dem Anfange des Gedichtes wörtlich ein und derselbe ist. Der 4. Band wird eine Sammlung vermischter angels. Gedichte bringen, die meist aus dem großen Buche der Bibliothek zu Exeter, einem Vermächtniß des Bischofs Leofric im 11. Jahrhundert gezogen sind. Die erste Notiz von diesem merkwürdigen Manuscript gab uns Wanley, die erste vollständigere Beschreibung Conybeare in seinen „Illustrations of anglo-saxon poetry" (London, 1826). Das „Lied des Reisenden", das in den „Illustrations" zuerst gedruckt ist, besitzt als ein trockenes alliterirendes Namenregister wenig poetischen Werth, dagegen um so höhern historischen, indem es theils mehre Stellen in Beowulf erläutert, theils bedeutende Aufklärungen über die altdeutsche Sagengeschichte, und besonders hochwichtige Parallelen zu den isländischen Eddaliedern darbietet. In poetischer Hinsicht ist ein anderes, bisher noch ganz unbekanntes Gedicht interessanter: Die Klage eines alten Kriegshelden, der das Unglück gehabt hat, seinen königl. Herrn, die zu den Wolken ragenden Thürme, die hohen Hallen und allen Ruhm seines Landes zu überleben. Neben diesen beiden Gedichten wird der 4. Band das „Siegeslied auf die Schlacht von Brunanburh" und andere metrische Stellen des „Chronicon saxonicum", so wie das „Klagelied auf Brithnoth", der unter der unglücklichen Regierung Ethelred's in der Schlacht von Maldun fiel (nach dem Abdrucke Hearne's), enthalten. Der 5., 6. und 7. Band soll die „Rythmische Chronik Layamon's", aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts enthalten, die man gewöhnlich mit Unrecht als eine bloße Uebersetzung von Robert Wale betrachtet; eines der wichtigsten Sprachdenkmale, da man in diesem Werke den Uebergang der alten angelsächsischen zu der neuen englischen Sprache sieht. Der 8., 9. und 10. Band ist für ein angels. Homiliarium bestimmt. Als die einzigen Originalwerke in angels. Prosa sind diese Predigten schon in sprachlicher Hinsicht von großem Interesse; noch wichtiger erscheinen sie uns aber als Denkmale der Bildung und Denkweise jener Zeit; und wir erhalten durch dieselben von der angels. Geistlichkeit einen ganz andern Begriff, als die gewöhnlichen Geschichtsbücher uns nur vermuthen lassen. Nur sehr wenige von diesen Predigten waren bisher gedruckt; die ältesten sind aus den „Cottoni Mss. Faustina, A. IX." entlehnt. Den Verlag dieses verdienstlichen Werkes haben Black, Young und Young übernommen; der Subscriptionspreis jedes Bandes (zu 30 Bogen gr. 8.) ist auf 25 Shillings, der spätere Ladenpreis auf 1 Pf. 11 Sh. 6 D. festgesetzt. 178.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse. Briefauszüge von Joseph Nürnberger. Berlin, Nauck. 1831. Gr. 12. 20 Gr.

Ein Schriftsteller, welcher sich vornimmt, ein ganzes Buch hindurch humoristisch und phantasiereich zu sein, gleicht einem, stetes Auffinden verborgener Reichthümer nicht bezweifelnden Schatzgräber und wie Letzterer sogenanntes Katzengold oft für das edle Metall selbst hält, so sieht der Autor leicht glänzenden Witz in einem eigentlich nur grell ausgedrückten Gedanken. Der Verfasser stellt sich in Unterhaltungen mit einer jungen vornehmen Dame dar, welche, von dem Gegenstand ihrer Neigung getrennt, sich dem Himmel und zwar dem astronomischen zuwendet, jedoch weniger um die Leere des Herzens durch wissenschaftliches Streben oder poetisches Aufschauen in ferne Welten auszufüllen, sondern mehr um zwar etwas zu schwärmen, wesentlich jedoch einige moderne Verbildung zur Schau zu tragen; auch soll nach der Vorrede diese Dame ein wirklich existirendes Wesen sein. Auf dem Mond sollen Luftfahrten angestellt und die langen 7 tägigen Mondabende zum Abspielen der l'Hombrobälles benutzt werden, wobei der uns zugekehrten Seite des Mondes ein besonderes Vermögen, das Licht zu reflectiren, der uns abgewendeten eine Fähigkeit, dasselbe aufzusaugen, angedichtet wird. Im Saturn wünscht die Dame nach dessen Ring zu fliegen, worauf ihr

gefälliger Lehrer auf die dortige Ausbildung der Luftschifffahrt schließt. Hierauf verlangt sie nach einer Schlittenpartie im Saturn und der astronomische Freund folgert aus dem bleichen Licht des Planeten auf Schnee; beide Theile streuen sich viel Blumen und exaltiren sich durch einige mystische Betrachtungen, wobei sie gar in das Gebiet der Astrologie gerathen. Ich kann nicht leugnen, daß ich einen Augenblick vergaß, wie der in eigner Person sprechende Autor der reisende Astronom selbst sei, mithin von seinem Unterricht nur Löbliches berichten könne, und dachte mir, der entrüstete Erdgeist werde die den fernen Planeten zuschwebenden Wesen erfassen und an ihren dermaligen irdischen Zustand erinnern, wobei ich mir die Verlegenheit des zum Endymion gewordenen Astronomen und der dann wirklich in eine Luna verwandelten Dame sehr ergötzlich dachte. Wer weiß aber, was geschehen wäre, wenn der verlorene Liebhaber, ein Oberst, nicht plötzlich erschienen wäre, zwar nicht wie der Hauptmann im „Pater Brey", dem unberufenen Lehrer zürnend, aber doch den astronomischen Unterricht unterbrechend, sodaß dem astronomischen Freund weiter nichts übrigblieb, als eine auf eine alte Familiensage sich gründende Conjunction der Gestirne, zu berechnen, zu welcher Zeit die astrologische Dame ihre Verbindung feiern wollte. 53.

Miszellen.

Daß der Philosoph Jacobi keine geringe Menschenkenntniß besaß, beweist unter Anderm auch sein Urtheil über die französischen Emigranten. In einem Briefe an Reinhold („Reinhold's Leben", S. 237) sagt er: „Welche Rettung für die Franzosen, wenn ihr ausgestoßener Adel sie ihnen bringen soll! Ich habe Gelegenheit genug gehabt, diese Menschen den vergangenen Winter näher zu betrachten, da in und um Düsseldorf ihrer an 8000 zusammengekrochen waren, und bin vollkommen überzeugt, daß es ihnen nur an der Lage dazu fehlt, um wo möglich noch tollere und abscheulichere Dinge als der Nationalconvent sehen zu lassen. Nach Dummheit und Aberglauben strecken alle, wie nach dem Heil der Menschheit, die Arme aus. Unwissenheit, Leichtsinn, Kälte und Verdorbenheit des Herzens, eine giftig gewordene, durchgängige Immoralität machen ihren Charakter". Die meisten französischen Emigranten, welche wie verirrte Zugvögel sich hie und da zeigen und nur an kleinen Fürstenhöfen, die mit dem Hause Bourbon verwandt sind, günstige Aufnahme finden, gleichen ihren Vorgängern, was Dummheit und Aberglauben, Unwissenheit und Leichtsinn betrifft, aufs Haar, und übertreffen sie vielleicht noch in der Kunst, ihre verlorene Sache lügenhaft darzustellen. So lebt in W. ein Hr. v. W., der das Ende der Regierung Ludwig Philipps und die glorreiche Rückkehr Karls X. auf die Weihnachtsfeier vorigen Jahres prophezeihte und durch seine Schilderungen von dem vortrefflichen Gemüthe des Königs und seiner gänzlichen Unschuld an den Vorfällen des Juli unter dem hohen Adel, welcher das Haus Bourbon aufrichtig bedauert, eine allgemeine Sensation erregte.

Die Klagen über Steuern und Abgaben in Deutschland sind alt. Kaspar Klocke, ein Rechtsgelehrter und braunschweigischer Rath, sagt in seinem, 1634 erschienenen Tractate: „De contributionibus", Cap. I, §. 156: „Est nativitas et incrementum contributionum instar crocodyli, ac successu temporis sese formidabile reddit, nec quicquam retinet de causis primae suae institutionis, quam praetextum et adparentiam. Quae quandoque tanquam subsidium charitativum et non tanquam debitum irrogata sunt, termino aliquot annorum lapso perpetuantur, et extorquentur per repetundas poena dignissimas. Inde crescunt subditorum querelae, odia, conspirationes, et veri praeludium, imaginarium bellum, quae utrique parti gravia damna vel etiam extremum periculum adferre solent. Quippe res illa *animos populi, caetera placidos, neque temere moveri faciles incitat*, et post spem exhaustam, profligata patientia iram accendit, atque ad arma (extremam vitae et publicae libertatis tutelam) aut animosius inferenda, aut constantius perferrenda, aut adversus fortius excipienda impellit". Was würde der ehrliche Klocke sagen, wenn er die Steuerlisten unserer Tage vergleichen und dabei den ungemessenen Aufwand, welchen viele kleine Höfe machen, sehen könnte. In solchen Fällen sind zwar exempla odiosa, aber eines aus der neusten Zeit führen wir doch an. Ein junger deutscher Fürst, der im Rufe eines großen vaterländischen Sinnes steht, schickte voriges Jahr sein sämmtliches altes Silberzeug, das von seinen Ahnen auf ihn herab vererbt worden, nach Paris, um es nach der neuesten Façon umarbeiten zu lassen. Diese Metamorphose kostete die Chatoull- oder Kammerkasse 80,000 Gulden, etwa den dritten Theil seiner Civilliste. Auch der einsichtsvolle und redliche J. J. Moser klagt in seinem Buche „Von der Landeshoheit in Steuersachen" (1773), über die hohe Besteurung und die Vergeudung der Abgaben. „Das alte sonst von Rom übliche Sprichwort, daß dort die 10 Gebote in den 10 Buchstaben beständen, Da pecuniam, gilt schon lange und je länger je besser von ganz Deutschland. Dadurch suchen sich die Kameralisten beliebt zu machen und ihren Scharfsinn zu zeigen. Darüber entstehen so viele Beschwerden und Processe der Repräsentanten, der Landstände und Unterthanen gegen die Obern, weil diese zu viel fodern und jene zu wenig geben wollen. Dies ist eine vorzügliche Ursache der in allen deutschen Ländern immer mehr zunehmenden Armuth, und daraus können für manche Herren und für manches Land die betrübtesten Folgen und die schrecklichsten Ausbrüche entstehen. Das Geld ist im Staate Das, was das Blut im menschlichen Körper ist. Wenn man zu viel abzapft, so ist die natürliche und unvermeidliche Folge, daß die Glieder matt werden, oder der Körper gar über den Haufen fällt".

Die Entsetzung eines Fürsten, wie wir sie jüngst im Herzogthume Braunschweig gesehen haben, ist in der deutschen Geschichte nicht ohne Beispiel. Die würtembergische Landschaft, d. h. die Landstände, sagten dem Herzog Eberhard II. den 10. April 1498 feierlich ihre Pflicht auf, „weil er ein unwesentlich, untauglich und mangelhaft Regiment geführt, die alten Verträge gebrochen und nur nach seinem Gefallen Herr im Lande habe sein wollen". Der Kaiser Maximilian I. bestätigte, ohne den Brand des Schlosses zu Stuttgart und eine Erhebung des Volkes abzuwarten, dieses Verfahren und bezeugte den Landständen, sie hätten als fromme Leute gehandelt, indem sie von ihrem Herrn solche Handlungen dargethan, daß davon zu reden und zu schreiben erbärmlich sei.

Seit der Erhebung der polnischen Nation sind im Königreiche Polen, wo sonst nur 3 elende periodische Blätter erschienen, über 20 neue Zeitschriften entstanden. In Warschau erscheinen: 1. „Der weiße Adler". 2. „Das neue Polen". 3. „Das Journal der Universitätsgarde". 4. „Der gewissenhafte Pole". 5. „L'écho de Pologne". 6. Die „Polnische Zeitung" mit einem Beiblatte. 7. „Der Phönix". 8. „Der polnische Israelit". 9. „Die Eintracht". 10. Die „Warschauer Zeitung" und 11. das „Warschauer Blatt", beide letztere in deutscher Sprache. Außerdem erscheint in Plock der „Plocker Kurier", in Lublin der „Lubliner Kurier", in Radan „Der Invalide" und in Kalisch das „Groß-polnische Journal!" O. Spazier, aus dessen „Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im J. 1831" (Ansbach, 1831) wir diese Notiz entlehnen, weist nach (S. 77), wie sehr man Ursache hat, der „Preußischen Staatszeitung" in ihren Nachrichten über die polnischen Ereignisse zu mißtrauen, indem sie sich zum Nachtheile der Polen Entstellungen und Auslassungen oder Verstümmlungen erlaubt. 154.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 202. — 21. Juli 1831.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Hamburg im J. 1830. *)

Es wird den Lesern d. Bl. nicht uninteressant seyn, Bemerkungen eines geistreichen jungen Schotten, des Dr. Johnston zu Portobello bei Edinburg, über die letzte Zusammenkunft der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg im September v. J. zu lesen. Es ist derselbe, von dem wir früher **) Bemerkungen über einen Besuch bei Berzelius in Stockholm mittheilten. Uebrigens beschränken wir uns nur auf Das, was weder in dem officiellen Bericht der Geschäftsführer noch in der „Isis" vorhanden ist.

Ueber den Stifter der Zusammenkünfte, den Hofrath Oken, sagt J. unter Anderm Folgendes:

Oken ist ein kleiner Mann, von ungefähr 50 Jahren, von blassem, aber lebhaftem Ansehen und Zügen, deren gewöhnlicher, wenn auch nicht natürlicher Ausdruck von Strenge und Bestimmtheit spricht. Sein dunkles Auge und seine zusammengedrückten Lippen haben einen zurückhaltenden Ausdruck, als könnte man unser Nationalmotto: „Nemo me impune lacessit", darauf lesen. Ich weiß nicht, inwiefern dieser Anschein mit der Wahrheit übereintrifft, ist diese aber nur halb so wie jener, so ist Der, welcher unter seine Geißel geräth, wirklich zu beklagen.

In der Conversation ist Oken dennoch sehr angenehm und mittheilend, und ich werde die plötzliche und allgemeine Aufmerksamkeit, das Wenden der Augen, das Bewegen der Füße nicht vergessen, als es in der ersten Abendversammlung im Apollosaal hieß: „Oken ist da!" Seine Freunde begrüßten ihn zuerst und nach und nach stellten sich ihm die Fremden vor.

Dr. Johnston erzählt nun seinen mit den jährlichen Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte weniger bekannten Landsleuten, wie es Oken im Jahr 1822 gelungen sei, die erste Zusammenkunft in Leipzig zu Stande zu bringen, wie sie von Jahr zu Jahr bedeutender geworden sei, und endlich 1828 bei der siebenten Versammlung in Berlin, durch die Bemühungen der beiden Geschäftsführer, A. v. Humboldt und Lichtenstein, durch die bekannte Munificenz des mit allen Regenten- und Menschentugenden geschmückten Königs und seines hochverdienten Ministers v. Altenstein einen Glanz erreicht, von dem die folgende zu Heidelberg, aller Anstrengungen der Geschäftsführer und der Stadt ungeachtet, nicht den Schatten zu erreichen im Stande war, da der vorige Großherzog von Baden, der einen adeligen Fähndrich höher achtete als den berühmtesten Gelehrten, nichts thun wollte. Es ist bekannt, daß zu der neunten Versammlung mehre Städte, unter andern auch Kopenhagen, in Vorschlag kamen, daß aber für Hamburg entschieden wurde. Dr. Johnston macht den Vorschlag, daß sich auch für die skandinavischen Länder, Dänemark, Schweden und Norwegen, solche Zusammenkünfte bilden möchten, wie es in diesem Jahre schon für die britischen Inseln der Fall sein wird.

Diese Versammlungen (sagt unser Schotte) würden nicht so zahlreich besucht als die in Deutschland sein, dagegen aber anderes Interesse und doppelten Nutzen haben. Ich betrachte es als eine der größten, gegen die deutschen Zusammenkünfte zu machenden Einwendung, daß sie nämlich jetzt zu groß sind, und daß sie den großen Zweck, für welchen sie eigentlich gestiftet worden sind, nämlich um die Gelehrten persönlich miteinander bekanntzumachen, verfehlen. Man braucht zur Bestätigung dieser Behauptung nur die Versammlung in Hamburg als Beispiel zu nehmen, um einzusehen, wie ganz unmöglich es war, dort genauere Bekanntschaften zu machen. Die angenehmsten Tage, die ich dort verbrachte, waren die ersten, wo ich Muße hatte, wenige Männer recht gut kennen zu lernen. Als der Haufen kam, redeten Alle miteinander, und es war nicht möglich, zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte mit irgend einem Menschen besonders zu sprechen. Man sah Gesichter und lernte viele Menschen kennen, für die man kein weiteres Interesse hegte, und fand man Jemanden und glaubte sich dessen Rede erfreuen zu dürfen, so kam ein Anderer in derselben Absicht, setzte sich zu uns, und verschwunden war das lehrreiche tête-à-tête. Einen oder 2 Tage ist es wol angenehm, auf diese Weise von Blume zu Blume zu flattern, hier ein paar Worte zu sprechen und dort es ebenso zu machen, aber zuletzt wird man der Sache überdrüssig. Will man sich nun an dem Abende eines Tages oder am Ende einer Woche Rechenschaft ablegen, was man gelernt, worin man weiter gegangen und aufgeklärter geworden ist, so findet man, daß man sich nur vergnügt habe. Mag dies an andern Orten weniger der Fall gewesen sein und mögen Andere mehr geleistet haben, im Allgemeinen sind dies doch die Uebel der so zahlreichen Zusammenkünfte, wie die in Hamburg war.

Dr. Johnston bemerkt, daß es nicht seine Absicht sei, einen vollständigen Bericht über die Versammlung zu geben, wie wir ihn zur Zeit von den Geschäftsführern bereits erhalten haben und in der „Isis" von unserm vortrefflichen Oken noch vollständiger erhalten werden; er wolle nur flüchtige Bemerkungen über die in Hamburg anwesenden Personen und ihre Zusammenkünfte geben, um seine Landsleute mit denselben näher bekanntzumachen.

*) Vgl. Nr. 309—311 d. Bl. f. 1830, sowie Nr. 200 f. 1831. D. Red.

**) Vgl. Nr. 251 u. B. 35 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Die Leser d. Bl. werden sich aber, wie schon bemerkt, durch diese fragmentarischen Mittheilungen aus dem Aufsatz des Hrn. Johnston (im „Edinburgh journ. of science", April 1831) überzeugen, daß er auch für Deutschland recht viel Interessantes enthält.

Ich kam (fährt der Verf. fort) sehr früh nach Hamburg, sodaß ich das Vergnügen hatte, einen großen Theil der fremden Gelehrten ankommen zu sehen und mit Wenigen zu verkehren, die nun noch gänzlich Herr ihrer Zeit waren. Unter den wenigen schon Angekommenen befand sich auch der liebenswürdige Agardh, den ich zuerst in Lund kennen lernte und diese Bekanntschaft hier erneuerte und befestigte.

In Hamburg, einer Handelsstadt, wo das Steigen oder Fallen der Fonds, mit denen es im Verkehr steht, das vorherrschende Interesse gibt; unter diesem luxuriösen Volk, von dem man mit Wahrheit sagen kann, daß „ihr Bauch ihr Gott sei", war es sehr schwer, war es fast unmöglich, einen Mann zu finden, der wegen bloßer wissenschaftlicher Verdienste den Präsidentensessel in der Versammlung der Naturforscher einzunehmen im Stande war. In dem Oberbürgermeister Dr. Bartels fand sich aber ein Mann, der als Verfasser einer früher Epoche machenden Reisebeschreibung zu der Wahl berechtigte, und der wissenschaftliche Kenntnisse genug besaß, um den Zweck und den Werth der wissenschaftlichen Zusammenkünfte gehörig zu würdigen; der ferner bekanntes Rednertalent hatte, um das Präsidium mit gehöriger Würde zu führen, und der endlich als oberste Magistratsperson der Stadt am ersten die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme der Gäste u. s. w. zu treffen im Stande war. Die Wahl des Präsidenten war daher eine sehr glückliche, und wir üben nur die strengste Gerechtigkeit, wenn wir von dem würdigen, angenehmen und klugen Greise sagen, daß er sein Amt zur Zufriedenheit Aller geführt habe, daß die auf seine Anordnungen gemachten Einrichtungen zur Behaglichkeit und zum Vergnügen der Einzelnen und des Ganzen sehr befriedigend gewesen seien.

Nicht so glücklich und, wie es sich zeigte, sehr unbefriedigend war dagegen die Wahl des Secretairs. Ich will durchaus nichts Nachtheiliges von dem Dr. Fricke sagen, allein, offenbar machten ihn sein Temperament, sein Benehmen gegen die Fremden und die Weise, wie er sich im Allgemeinen seiner Obliegenheiten entledigte, unfähig zu solch einem eigenthümlichen Ehrenamte. Als Arzt steht Fricke hoch in Hamburg, besonders als geschickter Operateur, und vor Allem hat er sich dort durch Heilung der Syphilis ohne Quecksilber (im allgemeinen Krankenhause, dessen Director er ist) bekanntgemacht. Unter den Gelehrten Hamburgs war unstreitig Dr. Lehmann, Director des botanischen Gartens, am passendsten zu dem Secretariat, nicht allein wegen seines wissenschaftlichen Rufs, sondern auch wegen seines liebenswürdigen, gentilen Benehmens. Es treten aber immer Nebenumstände ein, welche die Wahl der Geschäftsführer leiten; Dr. Fricke hatte die Ehre, die Versammlung in Heidelberg nach Hamburg einzuladen.

Bei der Ankunft in Hamburg war es das erste Geschäft der Fremden, nach dem Stadthause zu gehen, woselbst die Geschäftsführer in den Morgenstunden von 9—11 Uhr bereit waren, die Gäste zu empfangen. Dies geschah in einem schönen, großen, gothisch verzierten Saale, in welchem die Banner Hamburgs von den Wänden flatterten und wo die mit kostbaren Rüstungen oder mit dem Doctorhut geschmückten Statuen und Gemälde an die berühmten Freunde des Hansebundes erinnerten und zugleich ein würdiges Bild von der Größe des souveränen Senats dieser Königin von den Handelsstädten Deutschlands gaben.

Es hing lediglich von dem Tage des Monats ab, ob die Scene, welche sich beim Eintritt in den großen Saal des Stadthauses begab, der besondern Erwähnung werth war oder nicht. Bis zum 13. oder 14. Sept. sah man vielleicht ein Dutzend oder 20 Männer, die, zu Dreien und Vieren zusammen, in verschiedenen Theilen des Saals standen; hier und da wurde eine interessante Mittheilung gemacht, oder eine Vermuthung geäußert, wer wol zu den Versammlungen kommen möchte. Dies war der Fall, als Agardh und ich am 12. in den Saal traten. Zu allen vorhandenen Gelehrten wurden wir von den Directoren geführt, Jeder von uns fand eine besonders anziehende Person, mit der er eine Unterhaltung anknüpfen konnte, und so gingen, indem man persönlich mit Männern bekannt wurde, deren Namen man schon oft gehört hatte, die Stunden schnell hin. Mit jedem folgenden Tage wuchs das Interesse dieser ersten Zusammenkünfte. Ein Mann im Reisanzuge tritt in den Saal und geht gerade auf eine Gruppe linker Hand zu, in welcher er ein bekanntes Gesicht bemerkt. Es folgt ein freudiges Erkennen, ein lautes Bewillkommen, Kuß und Händedruck. Man frägt: „Wer ist das? wer ist das?" Erfährt man es von Denen, die ihn kennen, so setzt man das unterbrochene Gespräch wieder fort, bis es durch den Eintritt eines großen Mannes in einer andern Wissenschaft von Neuem unterbrochen wird. Man hört Ausdrücke tiefempfundener Freude von Denen, die nun Heroen ihrer Wissenschaft sehen, welche sie schon lange aus ihren Werken gekannt und die sie, ungesehen, tief verehrt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Champollion's Vorlesungen.

Unter den Cours publiques, welche diesen Sommer in Paris gehalten werden, gehört zu den interessantesten und wol auch für die Wissenschaft bedeutendsten der kürzlich von Champollion dem J. über die ägyptischen Alterthümer eröffnete. Die erste Vorlesung, von der wir nach französischen Journalen in d. Bl. einen gedrängten Auszug mittheilen, begann mit einer allgemeinen Einleitung über den Werth und die Wichtigkeit der Philologie und der Alterthumswissenschaft, ohne welche gründliche Geschichtskunde nicht denkbar wäre. Den genannten beiden Zweigen der Archäologie gehören auch die Denkmale des alten Aegyptens an, welche der Hauptgegenstand der Vorlesungen Champollion's sind. Die Aufmerksamkeit der Archäologen beschränkte sich Anfangs auf die römischen Denkmale, und beschäftigte sich darauf auch mit den Monumenten Griechenlands, als man erkannte, daß von hier aus Rom seine künstlerische Bildung empfangen hatte. Aber die Meinung, die jetzt Griechenland zu der ursprünglichen Wiege der Civilisation machte, als ob die Künste und Wissenschaften auf diesem reichen Boden von selbst ohne Pflege emporgeschossen wären, nahm durch das Studium der Ueberlieferungen und Denkmale der Griechen allmälig eine andere Richtung; man überzeugte sich, daß der hellenische Stamm aus dem Norden eingewandert war, während die griechische Civilisation viel später durch Fremdlinge aus dem Orient der alten Welt eingeführt wurde. Im Orient sucht daher gegenwärtig die Archäologie die Anfänge griechischer Bildung.

Die Geschichtschreiber behaupten, daß die ersten Bildner (civilisateurs) über Meer aus Aegypten nach Griechenland gekommen sind; und in der That war Aegypten die Schule, in welcher die griechischen Weisen und Gesetzgeber Unterricht suchten. Wir werden daher durch eine gründliche Kenntniß der ägyptischen Alterthümer, indem wir das hohe Alter der Civilisation an den Ufern des Nil beweisen und auf die zahlreichen Verbindungen zwischen dem werdenden Griechenland und dem gealterten Aegypten deuten, zu dem Ursprunge der Künste Griechenlands, zu der Quelle eines großen Theils seiner religiösen Ansichten und der Formen seines Cultus gelangen.

Zwei Ursachen haben bisher allen Fortschritten in unsern ägyptischen Studien entgegengestanden: die Seltenheit der Denkmale und die Unbekanntschaft mit der Sprache der alten Aegypter. Seit dem 17. Jahrhundert besaßen einige Cabinete eine gewisse Anzahl von Kunstgegenständen, die man als merkwürdige Raritäten sammelte. Dies waren Amulette, Figürchen von emaillirter Erde, und endlich gewöhnliche, durch nichts ausge-

zierte Mumien. Später erhielt man Bruchstücke von Manuscripten auf Linnen, Bänder, die mit heiligen Zeichen bedeckt waren, und Särge mit Inschriften. Diese Dinge zogen die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf das Schriftsystem der Aegypter. Man studirte die Obelisken in Rom, und die Archäologie wurde mit einem neuen Zweige bereichert, der nur lange Zeit durch die falsche Richtung der Nachforschungen der Gelehrten unfruchtbar blieb. Man übersah die Unterscheidungen, welche die Alten zwischen den verschiedenen bei den Aegyptern gebräuchlichen Schriftsystemen treffen. Man setzte voraus, daß die Hieroglyphenschrift auf keine Weise die Laute der Wörter, wie sie gesprochen wurden, darstelle, daß jedes Bild das Zeichen einer bestimmten Idee sei und daß die ganze Schrift nur aus Symbolen und Emblemen bestände. Diese Grundsätze mußten der Einbildungskraft eine schrankenlose Laufbahn eröffnen. Kircher warf sich in dieselbe und gab unter dem Titel eines „Oedipus aegyptiacus" mystische Uebersetzungen der hieroglyphischen Legenden auf den Obelisken in Rom heraus; aber was war von einem Manne zu erwarten, der es geradezu unternahm, die Hieroglyphen a priori zu erklären, ohne sich an irgend eine Methode zu binden oder auf Beweise einzulassen? Er trug dazu bei, ein Vorurtheil zu verbreiten, als ob die hieroglyphischen Inschriften, die man auf allen Denkmalen eingegraben findet, nur von jenen Aegyptern verstanden worden wären, die bereits höhere Grade ihrer religiösen Weihen erreicht hätten. Man glaubte, daß die Texte sich auf kufenbergene und mysteriöse Gegenstände bezögen und nur die Geheimlehren der ägyptischen Theosophie behandelten. Dabei versäumte man das einzige Mittel, um zu dem Verständniß dieser Inschriften zu gelangen, nämlich die Kenntniß der gesprochenen Sprache der Aegypter, ohne welche man nichts thun konnte, welche Hypothese man auch in Bezug auf ihr Schriftsystem annahm. Selbst wenn die Hieroglyphenschrift nur aus ideographischen Zeichen bestanden hätte, müßte man die gesprochene Sprache kennen, weil die Symbole, welche die Stelle der Worte vertreten, in derselben logischen Ordnung sich aneinanderreihen und dieselben Constructionsregeln befolgen müßten, wie die Worte. Sobald dagegen die Hieroglyphen Lautbuchstaben oder phonetische Zeichen waren, so mußten diese Zeichen natürlich die Laute der Worte und Buchstaben der gesprochenen Sprache darstellen.

Selbst dann dachte man noch nicht daran, sich dieses Hülfsmittels zu bedienen, als die koptischen Manuscripte, welche die Missionaire aus Aegypten brachten, keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß die ägyptische Sprache sich auch in leicht zu entziffernden Zeichen erhalten habe. Denn das koptische Alphabet ist kein anderes als das griechische, welches die Kopten mit dem Christenthume angenommen und mit einigen Buchstaben vermehrt haben. Kircher selbst gab in seiner „Lingua aegyptiaca restituta" die erste koptische Grammatik und das erste Vocabular. Dieses Werk hat, ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, das Studium der koptischen Sprache sehr gefördert. Später, nach den Arbeiten von Wilkins und Lacroze, wurde die Archäologie zu den ägyptischen Studien durch die Hoffnung zurückgeführt, das Religionssystem des alten Aegyptens aufzuklären, indem man die bei lateinischen und griechischen Autoren zerstreuten Stellen sammelte und zugleich die Namen der Gottheiten mittelst des coptischen Wörterbuches erklärte. Dies war der Zweck, den Jablonsky sich in seinem „Pantheon Aegyptorum" gesetzt hatte; aber es war vorauszusehen, daß Fremde nur in dieser Beziehung sehr unvollständige Aufschlüsse geben würden, und daß selbst die Namen, indem sie in eine fremde Sprache übergingen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt waren.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurden neue aber ebenso unfruchtbare Versuche zur Erklärung der Monumente Aegyptens gemacht. Größtentheils begnügte man sich die verschiedenen Producte der alten ägyptischen Kunst in den Museen zu sammeln; die ernstern Studien begannen erst mit der Herausgabe des großen Werkes von Zoega über die römischen Obelisken. Dieser Gelehrte führte, indem er die verschiedenen Angaben der Alten über das graphische System der Aegypter kritisch verglich, die Frage auf ihren wahren Ausdruck zurück und ahnte zuerst das Vorhandensein eines phonetischen Elementes in der heil. Schrift: er beschränkte dasselbe aber auf einige Charaktere, welche die Laute in der Art der sogenannten Rebus bezeichneten. Er bekämpfte das herrschende Vorurtheil über den geheimnißvollen Gebrauch der Hieroglyphen. Er glaubte mit Recht, daß diese Schrift auf Gegenstände aller Art angewandt wurde, doch war er der Meinung, daß sie ihrer außerordentlichen Schwierigkeit wegen nie in der großen Masse des Volkes Eingang gefunden habe.

Unmittelbar nach der Herausgabe des Werkes von Zoega erfolgte die Eroberung von Aegypten durch die französische Armee. Die Gelehrten, welche die Expedition begleiteten, gaben der Archäologie einen neuen Antrieb. Die Monumente wurden mit Genauigkeit gezeichnet und diese Zeichnungen in dem großen und schönen Werke der „Description de l'Egypte" gesammelt. Zum ersten Male erhielt die gelehrte Welt einen richtigen Begriff von der ägyptischen Civilisation.

Im August 1799 fand ein Ingenieuroffizier zu Rosette ein Denkmal in 2 Sprachen, welches die gegründete Hoffnung gab, daß man mit Hülfe desselben in die Geheimnisse der Hieroglyphenschrift eindringen werde. Es war ein schwarzer Granitstein, auf dessen Oberfläche man 3 Inschriften in 3 verschiedenen Charakteren sah. Die eine, zum Theil zerstört, ist in Hieroglyphen, der mittlere Text besteht in einer ägyptischen Cursivschrift, die dritte Inschrift ist griechisch. Das Ganze ist ein Beschluß der Priesterschaft, dem Könige Ptolomeus Epiphanes große religiöse Ehrenbezeigungen zu erweisen. Der Besitz der beiden ägyptischen Texte nebst einer Uebersetzung in eine bekannte Sprache stellte endlich sichere und unzweifelhafte Ausgangspunkte fest, von denen man allmälig zu der Kenntniß des ägyptischen Schriftsystemes gelangen konnte. Man mußte jetzt den Weg der Hypothesen verlassen und sich auf die Erforschung der Thatsachen beschränken. Im J. 1802 unternahm Sylvester de Sacy, der ein Facsimile des Monumentes von Rosette erhalten hatte, den demotischen Text, indem er denselben mit dem griechischen verglich, und gab eine Schrift heraus, welche die ersten Grundlagen zu der Entzifferung des erstern enthält. Bald darauf gab der gelehrte Schwede Akerblad eine Analyse der griechischen Eigennamen heraus, die in dem demotischen Texte angeführt werden und stellte in Folge derselben ein kurzes demotisches Alphabet her. Aber so glücklich Akerblad in der Entzifferung der Eigennamen war, so wenig genügende Resultate erhielt er in Bezug auf die übrigen Theile der Inschrift, weil es ihm entging, daß die Aegypter einen großen Theil der Mittelvocale, nach Art der Hebräer und Araber, unterdrückten, während auf der andern Seite mehre Zeichen des Textes der Classe der symbolischen Charaktere angehörten. So viel war indessen immer bewiesen, daß die gemeine Schrift der alten Aegypter die fremden Eigennamen mittelst wahrhaft alphabetischer Zeichen ausdrückte. Was den hieroglyphischen Text betrifft, so blieb dieser wegen des schlechten Zustandes, in welchem man denselben fand, lange Zeit ganz unberührt liegen.

Die Verf. der verschiedenen Memoiren, welche den Text der „Description de l'Egypte" bilden, beschäftigten sich mit den verschiedenen Schriftarten der Aegypter nur unter rein materiellen Beziehungen. Sie gaben von einer großen Anzahl von Inscriptionen möglichst treue Copien heraus, behandelten aber die Fragen, zu welchen die Elementarzeichen derselben veranlassen mußten, nur im Allgemeinen. Dieses große Werk erhob es über allen Zweifel, daß in den hieroglyphischen Inschriften, die man auf allen ägyptischen Gebäuden fand, die wichtigsten Aufschlüsse zu erwarten waren; aber einige unrichtige Schlüsse, die man aus der Untersuchung astronomischer Gemälde auf dem Plafond mehrer Tempel zog, verbreiteten in Bezug auf das Alter dieser Denkmäler grobe Irrthümer. So bildete man sich ein, daß jedes Monument in ägyptischem Styl, welches mit Hieroglyphen geziert sei, aus der Zeit vor der Eroberung Aegyptens durch Kambyses herrühren müsse.

Ein englischer Gelehrter, Dr. Young, erkannte, indem er das Denkmal von Rosette untersuchte, in den erhaltenen Theilen der demotischen wie der hieroglyphischen Inschrift die Gruppen von Charakteren, welche den Worten in der griechischen Inschrift entsprachen. Er lieferte den materiellen Beweis für die Behauptung der Alten in Bezug auf die Anwendung bildlicher und symbolischer Charaktere in der Hieroglyphenschrift; aber ihre Verhältnisse zu der gesprochenen Sprache, die Zahl, die Bedeutung und die Combinationen ihrer Grundelemente blieben noch im Dunkeln. Dr. Young nahm in dem Verlauf seiner Forschungen 2 völlig entgegengesetzte Systeme an. Im J. 1816 war er der Meinung, daß alle Zeichen, welche den mittlern Text von Rosette bildeten, alphabetischer Art wären; im J. 1819 behauptete er dagegen, alle Schriftzeichen der Aegypter wären ideographisch.

Die Bemühungen Champollion's haben bewiesen, daß die Wahrheit zwischen diesen beiden entgegengesetzten Hypothesen in der Mitte liegt, d. h., daß in dem ägyptischen Schriftsystem gleichzeitig Zeichen für Ideen und Zeichen für Laute gebraucht wurden, daß die phonetischen Charaktere von derselben Art wie die Buchstaben unsers Systems den bedeutendsten Theil der ägyptischen Texte bilden und die Laute und Articulationen der in der gesprochenen Sprache üblichen Wörter darstellen.

Sechzehn Monate, die mitten unter den Ruinen von Ober- und Unterägypten zugebracht wurden, haben diesen Grundsatz, dessen Sicherheit und Fruchtbarkeit Champollion bei so vielen Gelegenheiten erfuhr, auch nicht im geringsten modificirt. Seine Anwendung allein hat es möglich gemacht, daß er im Stande war, alle phonetischen Theile, welche wenigstens Dreiviertheil jedes hieroglyphischen Zeichens bilden, zu lesen; und es hat sich hieraus ergeben, daß die alte ägyptische Sprache in keinem wesentlichen Punkte von der Sprache, die man gewöhnlich die koptische nennt, verschieden war, daß die ägyptischen Wörter, die man in hieroglyphischen Charakteren auf den ältesten Denkmälern von Theben und mit griechischen Buchstaben geschrieben in den koptischen Manuscripten findet, dieselbe Bedeutung haben und sich im Allgemeinen nur dadurch unterscheiden, daß in den erstern nach orientalischer Art gewisse Mittelvocale ausgelassen sind. Die symbolischen Charaktere treten dadurch schärfer unterschieden hervor, Champollion konnte ihre Combinationen (aber, wie es scheint, nicht ihre Bedeutung) auffassen und alle in den ägyptischen Texten ausgedrückten grammatischen Formen und Bezeichnungen erkennen. So fiel der Schleier, der so viele Jahrhunderte das graphische System der Aegypter bedeckt hatte. 178.

Die Verslehre der Isländer, von Erasmus Christian Rask. Verdeutscht von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 10 Gr.

Den Uebersetzer führte seine Beschäftigung mit den poetischen Theilen der isländischen „Fridthjofs-Saga", die er verdeutscht hat, auf die Verslehre der Isländer, die am besten von Rask in seiner isländischen Grammatik behandelt worden ist. Den Abschnitt dieser Grammatik, welcher die Verslehre enthält, übertrug er in das Deutsche und zwar aus der im J. 1818 herausgekommenen schwedischen Ausgabe, die vor der 7 Jahre früher erschienenen dänischen wesentliche Vorzüge voraushat. Durch die Herausgabe hat er sich um alle Diejenigen verdient gemacht, die ohne nähere Sprachkenntniß sich mit den Formen der altnordischen Poesie bekanntmachen wollen. Zwar hat Jemand, der sich Legis nennt, in sogenannten „Fundgruben des alten Nordens" auch eine „Poetik der Skalden" geliefert, die für eine eigne Arbeit gelten will, aber nichts weiter ist als eine Uebersetzung desselben Abschnitts der Rask'schen Grammatik, aber nach der dänischen Ausgabe und mit mehren sehr unglückseligen Fehlern versehen. Hr. Mohnike hat sich bei seiner Uebersetzung persönlicher Mittheilungen des Verf. zu erfreuen gehabt und dieselbe mit sehr zweckmäßigen Anmerkungen ausgestattet.

Das erste Capitel handelt von der Metrik, d. h. von Alliteration, Quantität, Assonanz, Reim. Das zweite von den Versarten nach den 3 Hauptarten, die Rask annimmt, dem erzählenden Gedichte, das sich am meisten der gewöhnlichen Rede nähert und blos alliterirt, dem Heldengedichte, bei dem auch Assonanz stattfindet, und der Volksweise, die außer der Alliteration auch den Reim hat. Noch spricht dieses Capitel von dem Kehrreime. Das dritte spricht von den Dichtarten. Das vierte handelt von der neuern Poesie. Hierzu kommen 8 Anhänge, deren erster eine historische Uebersicht über die alte nordische Sprache, gleichfalls aus Rask's Grammatik, enthält. Die übrigen ergänzen und erläutern Einzelnes. Da nun dies Alles mit Fleiß und Sorgfalt geschehen ist, so ist dies Büchlein sehr zu empfehlen und wird vielleicht Manchen zu näherm Studium der isländischen Poesie anreizen. 133.

Bemerkungen.

Wenn man die Berichte über die Vergifterin in Bremen liest, so staunt man weniger über die verruchte Verkehrtheit eines weiblichen Wesens, als — über die unbegreifliche Nachlässigkeit der bremer Behörden und Unachtsamkeit der bremer Aerzte. Wie in aller Welt war es denn möglich, daß so häufige und oft ohne alle Vorsicht bewerkstelligte Todesfälle, die alle mit einer und derselben Person in Verbindung standen, vorfallen konnten, ohne den Argwohn der Behörden und der Aerzte zu erwecken? Die Letztern müssen auch gar kein Interesse für ihre Wissenschaft haben, denn sonst würden sie sich doch bei so auffallenden Symptomen durch Seciren von dem innern körperlichen Verhalt überzeugt haben. Ueberhaupt sollte das Seciren der Verstorbenen allgemeiner werden, wodurch auch der furchtbaren Möglichkeit des Erwachens im Grabe vorgebeugt und von verbrecherischer Abkürzung des Lebens durch die fast unvermeidliche Entdeckung abgeschreckt wird.

Der Nekrolog des Dichters Fr. v. Matthisson in der „Zeitung f. d. elegante Welt", aus der Feder eines Anverwandten, zeugt bis auf die Periode des Eintritts Matthisson's in die Dienste der Herzogin von Dessau von ziemlich genauer Bekanntschaft mit seinem frühesten Leben; von dort an ist sie aber völlig unzulänglich, und also gerade in dem wichtigsten Theile seines Lebens. Weder Matthisson's Verhältniß zur Fürstin, noch das in königl. würtemb. Diensten ist gehörig aufgefaßt und dargelegt. Der ersten, bald wieder getrennten Ehe Matthisson's mit einer Hofdame der Herzogin ist gar nicht erwähnt; und überhaupt erhält man kein Bild von dem Menschen und Dichter. 111.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Dritter und vierter Theil. 8. 50½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Theil, von gleicher Stärke, kosten auch 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 203. — 22. Juli 1831.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Hamburg im J. 1830.

(Fortsetzung aus Nr. 202.)

Besonders interessant für uns Insulaner waren die verschiedenen Arten von Begrüßungen. Das Küssen unter Männern mag von Tornea bis zur Straße von Gibraltar nichts Ungewöhnliches sein, allein, an einem Orte findet man es häufiger als an andern, und unter einigen nördlichen, besonders slavonischen Völkern ist es lächerlich häufig. Da nun bei diesen Völkern auch das Rauchen gewöhnlich ist, so erscheint die Sitte des Küssens um so mehr den Nichtrauchern unangenehm; allein das unaufhörliche Bücken bei der Vorstellung eines Fremden. Ein Bückling vorwärts, dann einer links, darauf einer rechts und zuletzt einer wieder vorwärts und dabei stets ein Schritt vor oder zurück. Das ist skandinavisch und wenigstens, was man gegen einen vornehmen Mann thun kann; sind Damen da, so bückt sich der Schwede unaufhörlich, indem er an ihnen vorbeigeht, von dem einen Ende der Reihe bis zu der andern. Oder in Deutschland nähern sich 2 sich bekannte Männer, bis sich ihre Köpfe fast berühren, und dann verbeugen sie sich gegen einander wie chinesische Mandarinen; und dann ist es höchst interessant, in einem und demselben Zimmer so viel verschiedene wörtliche Begrüßungen zu hören. „Myckaste Tjenare", sagt der Schwede; „Hvorledes befinner de Dem", murmelt der Däne; „Guten Tag, guten Tag, wie gehts, Lieber?" sagt der Deutsche, wogegen das französische: „Comment vous portez-vous?" als ein allgemeiner Gruß Denen dient, die diese andere Sprache verstehen.

Die Ankunft der fremden Gelehrten geschah selten einzeln, gewöhnlich kamen sie paarweise, oder es langten von einer Universität, geführt von einem berühmten Lehrer derselben, der sich einem Fürsten, von seinem Hofe umgeben war, eine ganze Reihe an. Berzelius hatte von Stockholm nur Einen Begleiter mitgebracht, in Berlin hatte sich ihm noch ein ehemaliger Schüler angeschlossen. Pfaff und Wiedemann dagegen, die Lehrer der Universität Kiel, kamen in Begleitung vieler Gelehrten derselben. Pfaff, berühmt als naturhistorischer Lehrer und Schriftsteller, ist ein außerordentlich lebhafter und angenehmer Mann und trägt, wie man zu sagen pflegt, sein Herz zu sehr auf der Zunge, was man ihm in seinem jetzigen Vaterlande (von Geburt ist er ein Schwabe) seines trefflichen Charakters wegen zu Gute hält, was aber doch hin und wieder Mißhelligkeiten erregt hat. Vor mehren Jahren reiste er in ....., zu einer Zeit, als die Regierungen der demagogischen Umtriebe wegen in Alarm waren, und sprach freier, als man dort zu thun es mochte. Der Gesandte des Staats am kopenhagener Hofe beklagte sich darüber beim Ministerium, allein, da der König nicht darauf achtete, konnte ihm jenes keine Genugthuung verschaffen. Nun verlangte der Gesandte in einer Audienz beim König, Namens seiner Regierung, die Bestrafung des Staatsrath Pfaff. „Ach", sagte der König, „Pfaff ist wirklich mein sehr guter Freund, allein er ist zuweilen etwas zerstreut, und da hat er in meinem Lande zu sein geglaubt, wo er reden kann, was ihm beliebt". Wiedemann, der Astley-Cooper Deutschlands und dessen berühmtester Accoucheur, ist bis jetzt der einzige Arzt, der den Kaiserschnitt 2 Mal an einem Individuum, einer kleinen verwachsenen Person in Hamburg, mit gutem Erfolge ausgeführt hat. Früher war er Professor in Braunschweig, seiner Geburtsstadt, wurde auch von der herzoglichen Familie consultirt und förderte den nun entthronten Herzog Karl zur Welt. Leider ist Wiedemann sehr kränklich. Er ist auch ein ausgezeichneter Entomolog, wie sich denn überhaupt sehr viele berühmte Aerzte Deutschlands mit diesem oder jenem Zweige der Naturwissenschaften beschäftigen, welches in England nicht der Fall ist.

Dr. Johnston führt nun die ausgezeichnetern Männer auf, die zu der Versammlung in Hamburg kamen; allein, so viel Interesse diese Zusammenstellung auch im Allgemeinen haben mag, so müssen wir doch darüber weggehen, da die Verzeichnisse der Versammelten bekannt sind und unser Platz beschränkt ist. Wir erwähnen nur Folgendes:

Petersburg (sagt er) sandte Fischer, den Director des botanischen Gartens, und Moskau Fischer, den Zoologen und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften; nicht der vegetabilische, sondern der animalische Fischer, wie er selbst sehr witzig bemerkte, als ich mich ihm vorstellte; und von der großen Universität Göttingen, der Perle deutscher Hochschulen, dem Versammlungsorte so nahe liegend, so berühmt in der Geschichte der Wissenschaften, kam nur Ein Mann, Prof. Ostander; Prag, die Mutter der deutschen Universitäten, obgleich jetzt gesunken, dennoch immer noch 1500 Studenten und 55 Professoren zählend — die Universität Prag sandte blos Einen Mann, den Prof. der Botanik und Zoologie, Presl. Schämen muß sich das stolze Prag, schämen muß sich das anmaßende Göttingen, daß Archangel am weißen Meere, daß Baltimore, jenseits des atlantischen Meeres, gleiches Interesse an der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte nahmen!

In Folge einer Unterredung des Dr. Johnston mit dem Prof. Marx aus Braunschweig, in welcher dieser es bedauert, daß der berühmte Physiker Dr. Brewster zu Edinburg, dem wir so viel wichtige Entdeckungen über das Licht verdanken, nicht öffentlicher Lehrer sei, macht unser Schotte folgende Bemerkung:

Was Prof. Marx da sagte, ist sehr wahr; sowie die Dinge jetzt stehen (Brewster wohnt auf dem Lande), müssen mit dem Dr. Brewster sehr viel wichtige Kenntnisse untergehen. Es gibt manche Dinge in dem praktischen Wissen, welche durch Schriften entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen, durch mündlichen Vortrag aber in Verbindung mit Experimenten sehr gut mitgetheilt werden können. Es wäre sehr zu wünschen,

daß unsern Musensitzen die nöthigen Mittel zu Gebote ständen, durch welche ausgezeichnete Männer entschädigt würden, wenn sie in ihren abstracten und schwierigen Wissenschaften, wenn auch nur wenige, Schüler ausbildeten. Auf dem Festlande ist dies leicht gemacht. Es wird der Regierung oder dem Landesherrn gesagt, daß solch ein Mann ausgezeichnet in gewissen Zweigen des Wissens sei, und er wird ohne seine Bitte mit dem Professortitel beehrt; es wird ihm ein Gehalt ausgesetzt und die Erlaubniß ertheilt, Vorlesungen zu halten. Werden seine Vorlesungen aus irgend einem Grunde nicht besucht, so hat er die Freiheit, seine Studien ungestört fortzusetzen, indem der ihm verliehene Titel ein gerechter Zoll seiner wissenschaftlichen Berühmtheit ist. Der Staat leidet wenig dabei; die Besoldung hört mit dem Tode des Mannes auf, allein es wird die Wissenschaft befördert und das Land hat Ehre davon.

Wenn unser trefflicher Schotte aber glaubt, daß solche herrliche Einrichtungen überall auf dem Continente herrschen, so irrt er gewaltig, und Referent muß einen Gegensatz erzählen, der in einem sonst sehr aufgeklärten norddeutschen Staate sich ereignete. Ein junger sehr wissenschaftlichgebildeter Beamter beschäftigte sich, da seine Dienstarbeiten die langweiligsten von der Welt waren, in seinen Nebenstunden mit schriftstellerischen Arbeiten, die in das Wissenschaftliche seines noch nicht sehr bearbeiteten Faches gehörten, und machte sich sogleich durch Bearbeitung eines großen französischen Werks bekannt, welches er mit Opfern von Geld und Zeit seinen Landsleuten zugänglich machte. Er schickte dem damals allmächtigen Minister seines Vaterlandes ein Exemplar von dem Werke und bat bei der Gelegenheit um baldige Beförderung. Was that da die gefeierte Excellenz? sie schrieb dem armen Scribenten, seine Beförderung hinge nur von seiner Qualification in seinen Dienstgeschäften, die in einer höchst untergeordneten, von jedem dienstunfähigen, des Schreibens und Rechnens kundigen Unteroffizier zu leistenden Rechnungsführung bestanden, ab!! Dergleichen Gesinnungen, die der Minister auch dadurch ausgesprochen hatte, daß er zu dem Rector eines Gymnasiums sagte: „Erziehen Sie uns nur gute Geschäftsleute, Gelehrte brauchen wir nicht", merkte sich denn auch der Departementschef unsers jungen Schriftstellers und suchte ihn auf alle mögliche Weise von den wissenschaftlichen Arbeiten abzuziehen, obwol er weit wohler gethan hätte, die Talente und den Fleiß seines Untergebenen zu unterstützen. Der ließ sich aber nicht irremachen, ging im Stillen, d. h., ohne daß es sein, die Verlagskataloge nicht studirender Vorgesetzter erfuhr, auf dem betretenen Pfade weiter und hat jetzt einen ganz bedeutenden Namen. Der Minister nahm schon früher seine Entlassung.

Wir lassen nach dieser Abschweifung unsern geistreichen Schotten wieder reden.

Die löbliche Bürgerschaft Hamburgs konnte den Zweck dieser Zusammenkunft von allen Enden des Landes, von den Ufern des baltischen Meeres, von denen der Belte u. s. w. nicht recht begreifen. Schon Monate vorher lasen sie davon in den Zeitungen und in andern Tagesblättern, da aber in diesen Artikeln nicht von Handelsgegenständen geredet wurde, so gingen sie darüber weg. Als aber der Zeitpunkt der Versammlung näher kam, als das Stadthaus, die Börsenhalle, der Apollosaal, sowie mehre andere Räume zu derselben in Stand gesetzt wurden, als es hieß, die Fremden wollten auch gut Essen und Trinken, die Bürgerschaft solle alles Dies bezahlen, da wurden sie bekannter mit der Sache, erkundigten sich nach dem Zweck der Versammlung und nach den ungefähren Kosten, die sie veranlassen würden. Man konnte in der Börsenhalle bei den Zeitungen oder bei einer Verschiffungsliste, in den Kaffeehäusern bei einer Tasse Kaffee, oder in einer Restauration bei einer Portion Beefsteak über diesen Gegenstand disputiren hören. „So viel Menschen kommen zusammen, um sich zu sehen, kommen so weit her, blos um sich zu sehen — dummes Zeug!" „Und dann", sagte ein Anderer, indem er den Faden des Gesprächs wieder aufnahm, „heißt es, sollen wir sie füttern, wenn aber der Senat unser Geld so verschwendet, so wird er, zumal in den jetzigen revolutionnairen Zeiten, die Stadt auf dem Halse haben. Wenn Sie oder ich in unsern Geschäften nach einem fremden Orte reisen, so wird es Niemanden einfallen, uns zu tractiren, warum sollen wir also diese Naturforscher, wie sie sich nennen, tractiren?" „Darum wird auch", sagte ein Dritter, „der alte Bartels ihr Präsident...." Solche und manche andere Reden, die zu den Ohren der Fremden kamen, wenn sie sich an öffentlichen Orten sehen ließen; wenn sie auf der Promenade des Jungfernstieges den im Alsterpavillon versammelten jungen Hamburgern Revue spazirten, war eine Quelle mancher Vergnügungen.

(Der Beschluß folgt.)

Das constitutionnelle Deutschland. Ein Wort der Zeit an das deutsche Volk, zur Abwehr fremden Uebermuths. Von einem süddeutschen Constitutionnellen. Darmstadt, Leske. 1831. 8. 3 Gr.

Es ist bekannt, daß unter dem Titel: „Das constitutionnelle Deutschland", als Beilage des „Niederrheinischen Kuriers", in Strasburg eine Wochenschrift erscheint, deren Redacteur, wenn wir recht berichtet sind, anfänglich ein Dr. Herold aus Frankfurt a. M. gewesen, die aber jetzt vom Verleger, G. Silbermann in Strasburg, redigirt wird. Wie nach der beginnenden Roma die Aufgegebenen und Vertriebenen aller umliegenden Länder wanderten, so nach Strasburg, ins „Constitutionnelle Deutschland", alle Artikel, welche deutsche Censuren schwerlich passiren ließen. Kein Wunder also, daß bei manchem Kräftigen, Tüchtigen, Wahren, auch manches Falsche, Lügenhafte oder doch Schielende sich einfindet und nebeneinander sich ansiedelt. Alles, wie es ehemals im beginnenden Rom geschehen ist und, auf gewisse Art, geschehen mußte. Denn Druck erzeugt Gegendruck; was das Unverwandte abstieß, wird mit um so größerer Heftigkeit vom Verwandten angezogen, und die Assimilation ist dann auch um so leichter, entschiedener und schneller.

Hiervon ausgehend, war nicht sehr zu verwundern, wenn „Das constitutionnelle Deutschland" zwar über Deutschland und meist seine constitutionnellen Staaten schreibt, aber der Sinn des Schreibens mehr von Frankreich eingegeben ist. Keineswegs jedoch so, daß es Frankreichs Interessen entschieden priese und auf ihre Realisirung entschieden hinarbeitete. Nein! das Blatt, so sagt es, will Deutschlands Wohl; es will Deutschland frei und constitutionnell. Also fragt sich nur: Ob es allein auf diese Zwecke hinarbeite? Ob nicht Frankreichs Interessen mit der Realisirung dieser Interessen sich verschmelzen? Ob mindestens nicht möglicherweise Frankreichs Interessen hierdurch Förderung erhalten; etwa so, daß sie, wie ein glücklich aufgesäugter kleiner Canibale, kämen sie zu Kraft, alsbald den Vater erschlügen? Es ist schwer, diese Fragen hier gründlich zu erörtern; um so schwerer, als man politischen Speculationen beim Gegner am wenigsten Gerechtigkeit widerfahren läßt und als man seine Speculationen gern als das einzige Infallible anpreist. Wie dem übrigens auch sei, und welche Zwecke einzelne jener Aufsätze im „Constitutionnellen Deutschland" auch haben mögen, sie werden so lange Einfluß äußern und, wenn man will, ihr Unkraut säen, als nicht deutsche Preßfreiheit

mit den erforderlichen Garantien ihnen die Schwebe hält. Mögen wir Schmach vom Fremdlinge, der ja seine Fremdlingschaft keineswegs leugnet, erdulden, bis wir die Fesseln lösen, welche wir selbst an unsere Hände gelegt haben. Oder ist es klug, klüger zu sein, als Ulyß, der nur sich binden ließ, und nicht auch, gleich seinen Gefährten, gegen Sirenengesang die Ohren sich verstopfte? Gut, dann kehrten wir wieder in Mutterland der Civilisation und Intelligenz! Aber, wir meinen, der Deutsche sei mündig geworden. Unsere Vorältern pflegten Mündige zu bewehren.

Obige Flugschrift ist nun gegen ihre liebe Pathin, die frankfurter Wochenschrift. Allen Respect verleugnend, sagt sie ihr, daß sie sich „frecherweise" das constitutionnelle Deutschland nenne, aber für das revolutionnaire Frankreich arbeite; daß sie ganz im Geiste der französischen Propaganda sei, die beabsichtige, „in allen Ländern, namentlich aber in unserm deutschen Vaterlande, Zwietracht und Aufruhr anzufachen, alle Bande der Ordnung zu lösen, die Liebe für alles Heilige und Ehrwürdige zu ersticken, um dann als Coterie ein leichteres Spiel zu finden, wenn es ihr endlich gelingt, ihre eitlen, ehrsüchtigen Eroberungspläne in Ausführung zu bringen". Von Mehren, wir gaben es schon oben zu, mag dies gelten; aber nicht von Allen, vielleicht nur von Einigen. Die Natur des Anathems, welches der Verf. der Flugschrift auf jene ihr gleichnamige Wochenschrift schleudert, ergibt sich noch deutlicher daraus, was ihm die Tendenzen des „Inland" (aus neuerer Zeit) in Beziehung auf Luxemburg für Holland, und auf Preußen, so lange es noch keiner Repräsentativverfassung sich erfreut, sind und wie er mit diesen Tendenzen umspringt. Texte sind die betreffenden Artikel in Nr. 119, 120 und 122 des „Inland". Willkürlich nimmt der Verf. an, bei jenem Punkte sei Absicht der Inlandspublicisten, Luxemburg an Frankreich übergehen zu sehen, ja selbst wol das linke Rheinufer Frankreich zuzuspielen und den vaterländischen Rhein mit Deutschlands Grenze, wie der 1815, zu identificiren. Willkürlich nimmt er weiter an, bei diesem Punkte sei es Preußenhaß, welcher Mistrauen und Zwist bei den Einwohnern süddeutscher constitutioneller Staaten erregt, welcher mindestens einen Tropfen linderndes Oel, als Garantie künftiger echter Repräsentativverfassung auch in jenen Gauen, wünsche und um ihn bitte. Diesen sogenannten Preußenhaß nennt der Verf. der Flugschrift: „antinational, gefährlich, verbrecherisch".

Gewiß, das deutsche Volk neigt nicht zu Frankreich und seinen Interessen; aber es wäre Thorheit, die Sympathien constitutioneller Völker zu leugnen. Sie bestehen, wie die Sympathien absoluter und auch constitutioneller Regierungen. Diese Sympathien sind so lange nicht bedenklich, als man nicht Realitäten dadurch zu erlangen sucht, welche Realitäten man höher schätzt, als die Integrität der bisherigen Existenz, des bisherigen politischen Zustandes. Und Gottlob! so weit ist es deutlich noch nicht mit den deutschen constitutionnellen Staaten. Ihre Fürsten geben und erwecken Vertrauen. Viele Verbindungsfäden sind da und dorthin angeknüpft. Viel Verbundenes, ganz Verbundenes, im Sinne einer freien Zeit, in deutschem Sinne Verbundenes wird sich — gebe dies der Himmel! — daran reihen. Je mehr aber dies sich entwickelt, desto erklärter fällt das Anlehnen an Frankreich weg, das Anlehnen, was jedoch nicht für politisches Anschließen, gar für ein Schutz- und Trutzbündniß zu halten, sondern vorübergehender Natur, aber mehr oder minder lebhaft ist, bis durch die diesseits mehr sinkende Schranke zwischen Gedanken und Gedankenäußerung, Neigung zu freiem Verkehre und wirklichen Ferien der Andrang nach jenseits gehoben und besänftigt und jener politische unnatürliche Krampf aufgelöst ist.

Mit Recht sagt der Verf.: „Deutsche Männer! wahrlich, es ist jetzt Zeit, wachsam zu sein und laut zu reden für Recht, Freiheit und Vaterland!" Aber das ist ja gerade jetzt der Jammer, daß das deutsche Volk in seinen Schriftstellern sich spaltet über diese Begriffe, daß es sich insbesondere über ihre Voraussetzungen, über die Mittel und Wege, dahin zu gelangen, und über die Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit, die größere oder mindere Eile der Garantien spaltet, welche, in Beziehung hierauf, vom Throne den Völkern zu geben wären.

So wenig das deutsche Volk zu unnatürlicher Liebe gegen das Ausland neigt, so wenig ist es revolutionnair oder bösartig oder meuterisch. Es verdient Vertrauen. Und bei „deutschem Volk" meinen wir nicht blos die Kreise des alten Kaiserreichs. Die ewig bewegte Flut der Zeit hat die jetzigen Staaten Deutschlands weiter gespült. O daß Die, welche in solchem Irr- und Wirrsale sicher zu helfen und einzuschreiten vermöchten, es rüstig thäten! Auf Preußens edelm Könige ruht besonders hier mit Hoffnung und Erwartung das Auge von Deutschlands Volk. Gewiß, der Süddeutsche, der Deutsche überhaupt haßt den Preußen nicht. Er erkennt ihn als Bruder! Aber Volksbrüder sind nicht wirkliche, durchs Blut. Dies genügt nicht. Soll Vertrauen und Liebe da sein, muß dort auch die Vernunft, die Ueberzeugung, das Gesichertsein sprechen. 200.

---

1. Phantasiegemälde von Georg Döring. Für 1831. Mit einem Kupfer. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Die Italiener. Novelle von Georg Döring. Stuttgart, Hoffmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Die „Phantasiegemälde", aus welchen G. Döring eine Jahresgabe für die Lesewelt gemacht hat, pflegen dieser stets willkommen zu sein, seitdem er sich zuerst durch seine „Rheinfahrt" als ein geschmackvoller und sinnreicher Erzähler ausgewiesen hat. Seine Erfindungen bewegen sich gewöhnlich in dem Gebiet des wirklichen Lebens und verlassen selten den tiers-état desselben. Dafür liegt aber auch meistens irgend ein bedeutendes Verhältniß und das Bild irgend eines anziehenden Seelenzustandes seinen Gemälden zum Grunde, und er schmückt diese mit gutem Dialog und einer fesselnden Form der Erzählung. Alle diese achtbaren Eigenschaften zeigten sich besonders an der „Rheinfahrt", die wir, was Gegenstand und Form betrifft, für die beste Arbeit des Verf. in diesem Gebiete halten müssen.

So bedeutend und so sinnvoll wie jene ist nun zwar die jetzt vorliegende Erzählung nicht. Es sind mehr verbrauchte und gewöhnliche Romaninteressen, die uns hier entgegentreten, und es fehlt viel, daß diese Novelle so kunstreich durch Erfindung und so hervorstechend durch die Idee sei, als es jene war. Der Verf. schildert uns eine englische Badegesellschaft aus den Mittelständen, wie sie sich zu Morgate zu versammeln pflegt. Zwei Personen, der indische Nabob und der irländische Pariser, sind darin mit glücklicher Satyre ausgestattet, und die empfindsame, blasse Buchhändlerstochter, Miß Sensitive, ist eine geschmackvolle Caricatur; dennoch stehen diese alle den satyrischen Gestalten seiner frühern Dichtung bedeutend nach. Die übrigen Personen, selbst Frank nicht ausgenommen, sind mit großer Willkür behandelt, und in der Geschichte selbst wird die nothwendige Schonung der Wahrscheinlichkeitsverhältnisse vermißt, ohne welche keine Erzählung von Wirkung ist. Der kurze Zusammenhang ist dieser. Miß Annabella, von Sir Eduard im Stillen geliebt, wird von dem Nabob und dem Irländer mit Huldigung umringt. Der braune Sonderling, Frank, erzählt seine Geschichte, aus welcher der Leser die Vermuthung schöpft, daß Annabella seine Tochter sei, die sein Schwager Rotheridge ihm vorenthält. Er selbst ist darüber noch in Zweifel. Diese lösen sich, die Versöhnung der Schwäger und die Beglückung der Liebenden schließt die Erzählung. Drei kleinere Novellen, vom „Traurigen Jäger" und des „Teufels Punschnapf" auf einer bekannten irländischen Sage basirt, und gleich zu Anfang eine indische Geschichte, sind in diese Erzählung mit geringer Nothwendigkeit so eingeschaltet, daß für die Hauptfabel wenig Raum übrigbleibt. Um die Wahrscheinlichkeit derselben steht es bedenklich. Frank durfte bei seiner Erzählung nur den Namen seines Schwagers oder seiner Gattin

nennen, so war die ganze Geschichte nicht vorhanden. Ebenso ist nicht einzusehen, warum er nicht nach der Dienerin forscht, die bei Elisabeth zurückblieb, oder wie weder er noch Louis sich auf den Landungsplatz an der Küste von Kent erinnern konnten und dergleichen mehr. Eine andere Episode ist Tom's Liebe zu Annabella. Ob es wol schon vorgekommen sein mag, daß ein Matrose sich wirklich in eine Dame aus den höhern Ständen verliebt und darüber seinem Mädchen ungetreu geworden ist? Wir zweifeln an der Naturgemäßheit eines solchen Vorganges. Doch, wie dem auch sei, die Geschichte unterhält, und wer die Haupterzählung nicht nach seinem Geschmack findet, wird doch wahrscheinlich in einer den 3 episodischen Novellen Befriedigung gewinnen. Die Form der Erzählung ist durchweg zu loben, und vermissen wir gleich eine höhere Idee darin, ohne welche keine Novelle den Anfoderungen der Kunst genügen kann, so bewährt sich doch das Erzähltalent des Verf. hier von Neuem. Sein Styl ist rein, gefällig, belebt und mannichfaltig; allein, wie oft soll man es noch wiederholen, daß der Engländer nicht: Sir Watersield, Sir Landaff und Sir Ballinrobe sagt? Und wie wenig englisch ist es auch, von einer confortablen Heurath zu sprechen? Sonst scheint der Verf. England und englische Denkweise doch ziemlich gut zu kennen.

Nach dieser im Ganzen lobenswerthen Arbeit gehen wir zu Nr. 2, einer Leistung von sehr zweifelhaftem Werth, über, bei der uns im ersten Augenblicke wirklich Bedenken aufgestoßen sind, ob sie auch einer und derselben Feder, mit der ersten, ihren Ursprung verdanke. „Die Italiener" bieten eine höchst abenteuerliche Erfindung dar, und zeigen ein Bestreben nach Effecten, eine Lust an Greul- und Blutscenen, die dem Verf. der „Phantasiegemälde" sonst fremd ist. Auch der Humor darin ist nicht seiner Art. Die Schlemmerei des Meuselwitz wird durch Uebertreibung und Unnatur eher widerwärtig, als daß sie, was sie doch soll, angenehme Contraste bewirkte. Die Verbindung zwischen Giulietta und dem musiknärrischen Gärtner ist mindestens ebenso unnatürlich, als daß diese Aeltern ihre Tochter, Röschen, Nachts zum Betteln auf die Straße hinaussenden, während wir sie selbst später in einer gewissen Wohlhäbigkeit erblicken. Vor Allem unnatürlich aber ist die Katastrophe. Daß Giulietta mit ihrer Tochter die Bühne besteigt, um ihren Verführer Zechi als Anna und Elvira in Angst und Schrecken zu versetzen, ist wenigstens ebenso naturwidrig und abenteuerlich, als es schwer zu glauben ist, daß ihnen ein solches Project gelingen kann, und daß der wilde Sebastiano Infelice das Ende des Stücks abwartet, um den Mörder seiner Tochter meuchlings anzufallen. Aus lauter solchen Elementen kann keine gute Erzählung entstehen, und in der That sind diese „Italiener" auch keine Arbeit, die dem Verf. zur Ehre gereichte. Wir wollen der Geschichte eine gewisse Anziehungskraft nicht abstreiten; aber die bloße Erregung der Neugier gibt noch keinen Beweis von der Würdigkeit einer Erzählung. Manches Einzelne ist zu loben; so ist z. B. Blümlein, der Polizeiactuar, eine wirklich humoristische Gestalt, der nur etwas zu viel Feld eingeräumt wird. Das Lied, die Maremma (S. 48—53), ist gefällig und von einer anziehenden Idee erfüllt; auch die Lösung des Knotens und die Art, wie der Verf. die poetische Gerechtigkeit handhabt, ist besonders in dem Punkt zu loben, daß Röschen nicht Frau Baronin wird. Aber vieles Andere ist auch äußerst schwach und kaum einem viel ungeübtern Autor, wie der Verf. ist, nachzusehen. Dahin gehört z. B. die Art von Kauderwelsch, welches der Verf. dem alten Sebastiano in den Mund legt. Ist es Unkunde des Italienischen, was er ihn S. 64 z. B. sagen läßt: „Er gelernt haben fleißig, er dann gesungen haben auf allen Theatern von Italia, ein miracio del mundo... Ich hatte ihn eingeführt in den templo del arte, dafür hat er mich eingeführt in die casa des Elends und der Verzweifelung". Ein Ausländer, der Elend und Verzweifelung kennt, weiß auch daß casa das Haus heißt u. s. w. Der höchste Gipfel der Unnatur ist und bleibt aber, daß Caroli einem Freund schreibt, wie er sein Weib erworben wolle, und diesen Brief, der zur Entlarvung des Schändlichen führt, 18 Jahr in seinem Portefeuille mit sich herumträgt. Hier will uns der Verf. etwas weismachen, was Niemand glaubt, und noch obendrein etwas Unnützes. Wir haben dem Verf., der offenbar sehr leicht und gefällig erzählen kann, schon mehrmals gerathen, seine Erfindungen von Seiten der Wahrscheinlichkeit strenger zu prüfen, und wir wiederholen diese wohlgemeinte Mahnung hier alles Ernstes. 25.

Notiz.

Sieben Jahre auf Sanct-Mauritius.

Ein kleines Werk, das kürzlich unter dem Titel: „Recollections of seven years' residence at the Mauritius or Isle de France, by a Lady" (London, 1831), erschien, gibt in leichter angenehmer Schreibart uns eine recht gute Vorstellung von dem geselligen Leben in dieser französisch-englischen Colonie. Eine Geschichte, welche die Verf. erzählt, wird ohne Zweifel, nachdem sie durch d. Bl. weitere Circulation erhalten hat, uns des Nächsten in der Gestalt einer Novelle oder eines dreibändigen Romans zurückkehren.

Charlotte Christine Sophie von Wolfenbüttel, Gemahlin des Zarowitsch Alexis, des Sohnes Peters I., war bei all ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit von ihrem Gemahl nicht geliebt; in der Hitze gab er ihr eines Tages einen Schlag, der Ursache wurde, daß sie zu früh mit einem todten Kinde niederkam. Die Gräfin Königsmark, eine Hofdame und Freundin der Prinzessin, sah ein, daß sie, sobald sie genas, nur neuen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt sein würde, und entschloß sich daher vorzugeben, daß sie gestorben wäre. Der Zarowitsch, dem dies eine angenehme Nachricht war, befahl, sie sogleich zu beerdigen; Kuriere wurden abgesandt, um den Zar von diesem Ereigniß zu benachrichtigen, und alle Höfe von Europa legten Trauer an. Die Prinzessin entkam mit einem alten Diener, der als ihr Vater galt, und einer Dienerin nach Amerika. Während sie in großer Zurückgezogenheit in Louisiana lebte, erkannte sie ein Offizier, Namens d'Auband, der sie in Rußland gesehen hatte, und bot ihr seine Dienste an. Bald darauf hörten sie, daß der Zarowitsch todt sei und d'Auband erbot sich, die Prinzessin nach Rußland zurückzuführen. Diese fand sich indessen im Privatleben glücklicher und erklärte, daß sie ihre Zurückgezogenheit nicht verlassen wolle. Da der alte Diener um diese Zeit starb, so war sie ohne männlichen Schutz, und d'Auband, der seit lange eine geheime Neigung zu ihr hegte, bot ihr seine Hand an; sie nahm sie an. So wurde eine Frau, die dazu bestimmt gewesen war, die kaiserliche Krone zu tragen, das Weib eines Infanterielieutenants. Die Prinzessin hatte keinen Grund, ihre zweite Heirath zu bereuen; glücklich in der Liebe eines Mannes, mit dem sie sich aus freier Wahl verbunden hatte, lebte sie 10 Jahre lang in ununterbrochenem Frieden und Wohlsein, ohne den geringsten Wunsch, sich wieder in die glänzenden Scenen zu mischen, in denen sie nur Elend gekannt hatte; aber d'Auband wurde krank, und seine Gemahlin, ängstlich besorgt um seine Wiederherstellung, drang jetzt darauf, daß sie nach Frankreich gehen sollten, um dort bessere ärztliche Pflege zu suchen. Sie schifften sich daher nach seinem Geburtslande ein und bald war seine Gesundheit wiederhergestellt. Er suchte darauf eine Anstellung auf Isle de France nach, wo er zum Major ernannt wurde. Die Prinzessin war jedoch, ehe sie Frankreich verließ, von dem Marschall von Sachsen erkannt worden, der sie besuchte, und als er ihre merkwürdige Geschichte erfuhr, seine Entdeckung dem Könige mittheilte. Ludwig XIV. befahl seinem Marineminister an den Gouverneur von Mauritius zu schreiben und anzuordnen, daß Hrn. und Madame d'Auband jede Aufmerksamkeit erwiesen werde und man ihnen beständig mit der höchsten Achtung begegne. Diese Befehle wurden pünktlich befolgt; die Prinzessin lebte in stillem Glück auf der Insel bis zum Jahr 1747, wo ihr geliebter Gemahl starb. Sie kehrte darauf nach Paris zurück und erreichte ein hohes Alter. Mehre Memoiren aus jener Zeit erzählen diese romantische Geschichte. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1831.

Die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte in Hamburg im J. 1830.

(Beſchluß aus Nr. 203.)

Dr. Johnſton redet nun von den hamburger Muſeen und Sammlungen, was hier füglich wegbleibt; wir theilen dagegen wieder Folgendes mit:

„In einem von diesen Tagen beſuchte ich den Dr. Schmeiſſer, der Vorleſungen über Phyſik und Chemie hält, und in deſſen Laboratorium die chemiſch-phyſikaliſche und die pharmaceutiſche Section ihre Sitzungen hielten. Dr. Schmeiſſer iſt ein alter Schüler und Freund des verehrungswürdigen Dr. Black und hat manche angenehme Erinnerung an Edinburg. Es iſt höchſt intereſſant, den alten Mann von der Chemie in ſeiner Jugend reden zu hören und von dem Erſtaunen, mit welchem jede neue Entdeckung betrachtet wurde. „Bald nach der Entdeckung des elektriſchen Funkens“, ſagte Schmeiſſer, „beſchäftigte ich mich mit ſeiner Zerſetzung dadurch, daß ich ihn in Waſſer warf, worauf das ſich bildende phosphorſaure Hydrogen von ſelbſt explodirte“. — „Wir müſſen Euch deutſche Kerls zum Lande hinausjagen“, ſagte ein Witzkopf zu ihm, „ſonſt ſetzt Ihr noch die Themſe in Brand“. Und nun erzählte er mir mit Lachen, wie er, als das Verfahren aus halbverfaulten Muskeln, mittels Schwefelſäure künſtlichen Wallrath darzuſtellen, erſt bekannt geworden ſei, er eine Partie und einige Kerzen davon gemacht, die er Blumenbach mit der Bemerkung zugeſandt habe, daß ſie aus den Schenkeln eines Mannes entſtanden ſeien, der im Leben nichts getaugt habe, worauf ihm Blumenbach erwiderte: „Mortui bene qui in vita obscuri fuerunt“. Armer Schmeiſſer, Du biſt nicht ſehr glücklich in der Welt geweſen und Deine kümmerlichen Geſundheitsumſtände haben Dich immer an das Haus gefeſſelt.“

Die verſammelten Aerzte waren ſehr darauf geſpannt, einen der unſern edinburger Männern von dem Meſſer und der Lancette zu ſehen. „Ihre Wundärzte in Edinburg“, ſagte ein berühmter Profeſſor, Director der ſchwediſchen Wundarzneiſchule, zu mir, „ſind ſehr dreiſt, dreiſter als wir hier auf dem Feſtlande. Ihr Lizars hält nichts von gemeinſchaftlichen Operationen, allein, er iſt der Kühnſten Einer. Er führt eine Operation ſehr geſchickt und ſehr beherzt aus, geht Abends heim, ſchreibt ſie für das „Edinburgh medical journal“ nieder und Alles geht recht gut; allein, die nächſte Nummer erſcheint und — der Patient — iſt geſtorben!“

Wir übergehen wiederum mehre Bemerkungen über die am begonnenen allgemeinen Mittagsmahle und Abendverſammlungen im Hotel de Ruſſie und im Apolloſaale, über das allgemeine Krankenhaus, über die erſte öffentliche Verſammlung in der Börſenhalle, über die Bildung der Sectionen u. ſ. w. Unſer Schotte iſt, ſowie wir es waren, hingeriſſen von dem angenehmen Genuſſe, den uns der herrliche Geſang eines auserleſenen Männerchors, unter der Leitung des trefflichen Methfeſſels, während des Eſſens verſchaffte. Unter den Geſangſtücken hat auch ihm beſonders Arndt's: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“, von welchem ſein Freund P..... auf der Tour nach Helgoland eine engliſche Ueberſetzung gemacht hat, gefallen. Man wurde bei dieſem erhebenden Geſange, in dieſer Verſammlung zum Theil ſo berühmter Männer, zu einer Zeit, als auch ſchon in Deutſchland einige drückende Joche abgeworfen waren, von einem unausſprechlichen Gefühle hingeriſſen. Auch dem Dr. Johnſton gewährte die Ausflucht an dem herrlichen ſonnigen Sonntage nach Flotbeck und Blankeneſe, durch eine von der Natur und Kunſt gleichbegünſtigte Gegend, den angenehmſten Genuß. Er läßt den Anlagen ſeiner Landsleute Booths zu Flotbeck und der Gefälligkeit, mit welcher ſie die Geſellſchaft aufnahmen, die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen ſo ſehr gebührt. Dagegen tadelt er mit Recht das Benehmen des Kaufmanns Bauer, der ſeinen ſchönen Park bei Blankeneſe nur Wenigen von der Geſellſchaft ſehen ließ. „Der Mann zeigt, daß er ſeinen Namen mit Recht führt“, ſagte ein ſcharfzüngiger Stern erſter Größe von der Geſellſchaft.

Es folgen nun in dem Aufſatz des Schotten einige Bemerkungen über die einzelnen Sectionen der Naturforſcher und Aerzte, über einige einzelne Individuen unter denſelben und über einiges andere Intereſſante, von dem wir noch Manches mittheilen, auch unſern eignen Senf dazu geben wollen. Die Geduld der Mitglieder der mineralogiſchen Section wurde eines Tages durch den Mineralienhändler Menge aus Lübeck auf eine ſehr ſtarke Probe geſtellt. Er hielt eine ſehr lange, vielen Unſinn enthaltende Vorleſung über die Lagerſtätten der edeln Metalle und der Edelſteine. So etwas ſollte man doch nicht geſtatten. — Bei Gelegenheit der Arbeiten der mediziniſchen Section erwähnt Dr. Johnſton einen ihm von dem anweſenden Dr. Jamieſon aus Baltimore erzählten Witz. „Ein Landmann geht eine Straße von Neuyork entlang und findet ſein Weitergehen plötzlich durch eine hölzerne Barricade gehemmt. „Was iſt das“, fragt er Jemanden auf der Straße. „O, das iſt dahin gemacht, um das gelbe Fieber aufzuhalten“. „Ei! Oft ſchon habe ich von einer Geſundheitscommiſſion gehört, geſehen habe ich ſie aber bis jetzt noch nicht!“

Bei dem Besuch des botanischen Gartens hatte die Stadt Hamburg es sich angelegen sein lassen, den Besuchenden ein prächtiges Frühstück zu geben, welches nach dem langen Herumtreiben recht angenehm war.

An einem angenehmen Abhange nach der Stadt zu, zur linken und rechten Hand die Kalthäuser habend, waren 2 große Zelte errichtet, die sehr reich und geschmackvoll mit Blumenguirlanden und Festons geschmückt waren. In denselben erlagen fast 2 lange Tafeln unter der Last der Speisen und Getränke. Das eine Zelt wurde von den Damen, den Botanikern und Zoologen eingenommen, das andere, in welches auch ich gelangte, diente den schwereren, wenn auch nicht trägern Leuten von den mineralogischen und physikalischen Sectionen zum Sammelplatz. Nicht etwa, daß diese Trennung streng gewesen wäre, sie war blos zufällig, denn wir hatten den Dr. A. v. Chamisso von dem berliner botanischen Garten, einen Dichter, Botaniker und Weltumsegler, obendrein einen sehr geistreichen, witzigen und liebenswürdigen Mann, bei uns. Nach kurzer Zeit fing der Champagner bei uns zu fließen an, und nun erreichten das Toasttrinken, das Anstoßen, die Trinksprüche, gegenseitige Witze und Gelächter einen solchen Grad, daß man sich selbst darüber wundern mußte. Besonders waren Pfaff und Chamisso unerschöpflich in geistreichen Witzen; und obwol Manche von den Steifen unter uns den Kopf schüttelten, so blicke ich doch auf diese Stunde, als auf eine der angenehmsten in Hamburg verlebten, zurück.

In der allgemeinen Versammlung kam dann die Wahl des künftigen Zusammenkunftsortes zur Sprache; es wurde bekanntlich Wien dazu, Prof. Baron v. Jacquin zum Präsidenten, und Prof. und Director der Sternwarte, Littrow, zum Secretair erwählt.

Ich habe wiederholt von Präsidenten gesprochen (fährt Dr. Johnston fort), Oken sagt aber: „Wir haben keine Präsidenten, keine Vorgesetzten. Wir sind einander gleich. Wir haben einen ersten und einen zweiten Geschäftsführer, das ist aber keine Erhöhung". — Vor mehren Jahren waren diese Versammlungen ein Gegenstand des Argwohns für die deutschen Machthaber, und sie wurden von denselben mehre Jahre hindurch sorgfältig bewacht, ehe sie ihnen eine äußere Aufmerksamkeit bewiesen. Gelehrte Professoren wurden zu den Zusammenkünften gesendet, nicht gerade als Spione, sondern um genaue Kunde von denselben mit heimzubringen. Der Minister nahm großes Interesse an den Fortschritten der Wissenschaften und war neugierig, zu erfahren, was bei diesen großen Versammlungen vorging. Als sein Freund, Professer .... auch zu denselben zu reisen wünschte, wollte er ihm die Reisekosten verschaffen, welches der Hr. Professor recht gern sah und nach seiner Rückkehr die aimable curiosité Seiner Excellenz befriedigte. Daß die deutschen Fürsten nun die Versammlungen befördern, ist ein Beweis von ihrem ungerechten Mißtrauen; allein, sie sollten nur auf keine Weise irgend einen Einfluß auf die Beschränkung der Freiheit ausüben suchen, wie es z. B. gewöhnlich bei der Wahl der Geschäftsführer der Fall ist. Es werden zwar mehre Gelehrte, die mit der Einladung, die nächste Versammlung in der Residenz zu halten, beauftragt sind, abgeschickt, allein sie wissen es schon so einzuleiten, daß Die gewählt werden, welche die Regierung dazu designirt hat, mögen sie auch übrigens nicht dazu passend sein.

Der Dr. Johnston fährt fort, diesen Gegenstand speciell und mit einem bekannten Beispiele zu beleuchten; wir wollen aber die nagelneue Preßfreiheit (?) einiger deutschen Länder nicht so weit ausdehnen, als es der Engländer thut, sonst möchte man uns vorwerfen, wir misbrauchten (nach bisheriger Observanz gesprochen) das errungene (?) Kleinod, und um diesem Vorwurfe zu entgehen, übersetzen wir hier nicht weiter.

Die Fahrt nach Helgoland machte unser Schotte nicht mit; er wohnt dicht an der Meeresküste und „betrachtet die Wunder der vegetabilischen Welt, die den Binnenländer mit Erstaunen erfüllen, zu Portobello mit stoischer Gleichgültigkeit". Er theilt Bemerkungen eines Freundes und Landsmannes über die Fahrt mit, die wir aber auch übergehen, da sie Bekanntes enthalten. Für den Binnenländer war diese Fahrt auf der seeartigen Elbe und auf dem Meere selbst sicher einer der angenehmsten Theile von der an Interesse so reichen Reise nach und bei dem Aufenthalt in Hamburg selbst. Der für den nicht daran Gewöhnten schreckliche Sturm, am Tage der Heimfahrt sogar, war ein Reiz mehr; die Ansicht so vieler verschiedener Schiffe; die malerische Lage von Helgoland; die Fahrt von dort nach und von der Dünen-insel in kleinen Lootsenbooten durch die schäumende Brandung; die Ansicht des weiten Meeres von dem Leuchtthurme in der Abenddämmerung, als bereits der Sturm ein greuliches Lied gurgelte; die wirklich mit Lebensgefahr verbundene Einschiffung am folgenden Morgen; die hausshohen Meereswogen, die mit dem 156 Fuß langen Dampfschiff wie mit einem Schilf spielten, und hundert andere interessante Ereignisse und Erscheinungen sind Dinge, welche die Erinnerung an diese 3 Tage stets bewahren werden. Auch die biedern, kräftigen und hübschen Bewohner Helgolands haben sich durch ihre freundliche und herzliche Aufnahme eine bleibende Erinnerung bei den Theilnehmern geschaffen, und besucht Referent ein Seebad, welches ja jedem Stubensitzer Noth thut, so wird er kein anderes als Helgoland wählen, welches ja ohnehin das beste sein muß, denn solch reines Seewasser hat kein anderes Seebad, dorthin kann der Einfluß des Flußwassers nicht dringen.

Dr. Johnston machte in diesen 3 Tagen mehre Ausflüge aufs andere Elbufer nach Haarburg u. s. w. und besuchte einige Sectionsversammlungen, bestieg den Michaelisthurm u. s. w. „Die Abendversammlungen", sagt er, „waren wenig besucht; die Damen in dem Tanzsaal sahen sich vergebens nach Tänzern um, und es war ordentlich melancholisch, sie so einsam und verloren sitzen zu sehen".

Bei Erwähnung der letzten öffentlichen Versammlung und der von den Sectionssecretarien vorgelesenen Berichte über die Arbeiten der einzelnen Sectionen tadelt unser Schotte mit Recht das Ungeziemende des Prof. Leuckart aus Heidelberg, Secretairs der zoologischen Section, welches in der Rüge lag, daß 2 Engländer an zweien auf einander folgenden Tagen zu Vorständen erwählt worden seien. Hr. Prof. Leuckart zeigte sich außerdem mehrmals von einer eben nicht sehr liebenswürdigen Seite, und die oben ausgesprochene Einseitigkeit und Engherzigkeit wurde allgemein gefühlt.

Dr. Johnston beschließt seinen Aufsatz mit einer befriedigenden Anerkennung des großen Nutzens und des großen Interesses der Versammlungen überhaupt, sowie des Glanzes dieser neunten Versammlung zu Hamburg. Er freut sich, daß sie ihm Gelegenheit gegeben habe, so viel

berühmte und interessante Bekanntschaften gemacht zu haben und wünscht, daß (wie nun geschehen wird) auch in Großbritannien ähnliche Institute geschaffen werden möchten. 103.

Chronologisch geordneter Bildersaal zum Conversations-Lexiken, oder Portraits und Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer und Frauen, welche in diesem (?) und ähnlichen encyklopädischen Werken (?) aufgeführt werden. Nebst einem universalhistorischen Ueberblick der Begebenheiten, mit denen die Thaten und Schicksale jener Personen in Wechselwirkung gestanden, zugleich als Leitfaden durch die allgemeine Weltgeschichte. Von Max Karl Baldamus. Erste und zweite Lieferung. Mit 16 in Kupfer gestochenen Portraits. Wien, A. Doll. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Titel kündigt so Vieles und unter so mannichfachen Modificationen an, daß Ref. es den Lesern und künftigen Käufern des Werks schuldig zu sein glaubt, zu berichten, was er nach öfterm und Wiederlesen desselben wirklich vorgefunden habe. Setzen wir dabei dem Titel als gegebenen Text, so gibt uns die Lecture den Commentar dazu.

„Ein Bildersaal, chronologisch geordnet". Zu keiner Zeit fehlte es, seit Frau Dido ihr „quantus Achilles?" sprach, und besonders unter den jüngern Schwestern derselben, an Personen, die großes Interesse daran fanden, zu wissen, wie der Mann en gonflon wol ausgesehen haben möge; und es wird auch künftig so bleiben; es war daher ein sehr glücklicher Gedanke, einen solchen Bildersaal zu eröffnen; die chronologische Ordnung aber gab der Sache eine höhere, wissenschaftliche Tendenz. „Uns leitete", so lesen wir auf der Kehrseite des provisorischen Titelblatts, „wir stünden in einem geräumigen Saal, dessen Wände sich nach und nach mit Bildnissen bedeckten, an deren chronologischer Reihefolge sich gleichsam das große Drama der Weltgeschichte vor uns aufrollte, und wo wir zu unserer gänzlichen Befriedigung nur die Hand eines Mentors zu fassen brauchten, der unserm Gedächtnisse bald von einem Bildniß zum andern die Verbindungsbrücke baute, bald mit seinem Stabe um Mehre einen Kreis zöge, um uns aufmerksam zu machen, daß sich innerhalb dieser Gruppe ein Act jenes Welttrauma durchgespielt habe. Daß sich um einen solchen Mentor schnell ein großes Publicum sammeln würde, war nicht zweifelhaft, und so wurde derselbe gesucht, und ganz auf die gewünschte Art und in dem Verf. des gegenwärtigen „universalhistorischen Ueberblicks" (also dem Hrn. Baldamus) gefunden". Den letztern dürfen wir daher auch als den sprechenden Cicerone betrachten, sind aber wegen des erwähnten „universalhistorischen Ueberblicks" in einiger Verlegenheit, wo wir ihn suchen sollen. In den gegenwärtigen beiden Heften konnten wir ihn nicht finden, und nach dem Titel scheint derselbe von dem übrigen Text, bis jetzt überhaupt 64 Seiten, auch durchaus getrennt.

Da wir den Mentor aber einmal haben, zögern wir auch nicht die Portraits näher zu beschauen. Wir waren freilich bisher gewohnt, den letzten Ausdruck so zu deuten, daß dadurch die Züge, wie sie dem Lebenden einst eigen gewesen, mit möglichster Treue wiedergegeben werden sollen. Nun aber ist aus dem ganzen Zeitraume, auf welchen die erste Abtheilung des Werks sich ausdehnt und aus dem 180 Portraits mitgetheilt werden sollen, „von Homer bis zum Untergang des weströmischen Reichs", das verum scon gar nicht einmal ausgenommen, auch nicht ein einziges authentisches Portrait vorhanden, ja, der Sprachgebrauch sträubt sich so sehr dagegen, daß wir nicht ohne Lächeln, z. B. von einem Portrait Homer's oder anderer Männer sprechen hören, deren individuelle Existenz nicht einmal unbestritten ist. Allerdings treten an deren Stelle gewisse traditionnelle Typen, die, seit Jahrhunderten festgehalten, eine gewissermaßen classische Autorität bekommen haben. Durften nun die Unternehmer voraussetzen, daß dies den Käufern des Werks bekannt sei — wörtlich erwähnt fand es Ref. nicht —, so dürfen die schönen Leserinnen sich auch nicht beklagen, wenn sie anstatt des wirklichen Abbildes nur eine Zeichnung erhalten, die andeutet, wie man meint, daß der Mann etwa ausgesehen haben möge. Eine Bedingung aber scheint dabei unerläßlich, daß nämlich bei jeder Abbildung bestimmt angegeben werde, aus welchem Museum, nach welcher Antike dieselbe entnommen sei? Nur dadurch kann sich ein Werk dieser Art über ein sogenanntes Bilderbuch erheben und der Besorgniß vorbeugen, unter den Hunderten von Portraits aus einer Zeit, die uns keine hinterließ, einer großen Anzahl willkürlicher Erzeugnisse einer nicht einmal classisch gebildeten Einbildungskraft zu begegnen. Das Unternehmen gewänne dadurch auf jede Weise. Es erhielte auch in der technischen Ausstattung einen höhern, künstlerischen Werth und unstreitig viel größere Theilnahme, andererseits aber würde eine bedeutende Kostenersparung daraus hervorgehen, denn da alle diese bildlichen Ueberlieferungen doch nur auf dem Wege der Plastik auf uns übergegangen sein können, so vertreten Umrisse, skizzirte Zeichnungen, wie sie Flaxman und Retzsch in so hoher Vollendung gegeben, weit besser als ausgeführte Köpfe die Stelle des Originals. Ganz unerträglich aber und alle Illusion zerstörend ist es, wenn wir wie hier einen Agamemnon und Andere, anstatt des antiken Ernstes in französischem Theateranstand vor uns sehen; bei Andern, wie Thales, sehen wir die modernste Bildung eines Mannes, den wir gestern gesprochen zu haben glauben, oder höchstens unter den Freunden Melanchthon's suchen würden. Es ist gewissermaßen schwer, die frühere edlere Idee wieder zu gewinnen, wenn man diesen Lykurg, diesen Homer zuletzt gesehen hat. Würden skizzirte Köpfe gewählt, so könnten auf einem Blatte mehre gegeben und die wirklich ungemein schöne Idee einer Gruppirung welthistorischer Charaktere auf ebenso anziehende als einfache Weise realisirt werden.

Sollten dann auch die bis jetzt gelieferten 16 Köpfe durch neue Skizzen ersetzt werden müssen, so wäre es jetzt noch Zeit, und die ungenannt gebliebenen Künstler (die Firma Chr. Fr. Schade in Wien, die auf so gutem Papier den trefflichen Druck lieferte, hat sehr wohl gethan sich zu nennen) dürften bei veränderter Tendenz sich um so weniger zu beklagen haben. Daneben würden für ausführlichere Behandlung des Textes Raum und Mittel gewonnen werden. Ist dieser auch unverkennbar bessern Werken entlehnt, so kann man doch keinen Schritt vorwärtsgehen, ohne sich von den nicht immer in gleicher Anmuth duftenden, unzählbaren Blumengewinden aufgehalten zu sehen. Möchte sich doch der beredte Autor durch das von ihm selbst S. 40 erzählte schreckliche Schicksal des Draco haben warnen lassen. Der Unglückliche wurde unter den vom entzückten Volke ihm zugeworfenen Ehrengewändern erdrückt.

Aber wir sind mit unserm Texte noch nicht ganz zu Ende. Zum „Conversations-Lexikon", wahrscheinlich dem Brockhaus'schen? soll ein Bildersaal errichtet werden? Es dringt sich die Frage auf, in welcher Beziehung dieses neue Unternehmen mit dem erstgenannten Werke eigentlich stehen solle, und nach manchem vergeblichen Sinnen bot sich Ref. eine einzige und sehr einfache Antwort dar: „In der entgegengesetztesten!" Hatte das „Conversations-Lexikon" es sich zur Aufgabe gemacht, auf möglichst beschränktem Raum und für den mindesten Preis die größtmögliche Masse einzelner Gegenstände aus allen Kreisen des menschlichen Wissens alphabetisch einzureihen, um jedem Gebildeten über den eben in Frage genommenen speciellen Punkt Bericht zu geben, und hatte das Publicum der consequenten Ausführung dieses Plans durch eine vielleicht beispiellose, seit 20 Jahren immer steigende Theilnahme seinen unzweideutigen Beifall bezeugt; so sehen wir hier ein Werk beginnen, das einen einzelnen Kreis der Wissenschaft, die Geschichte, herausheben und diese systematisch durch anschauliche Bilder belebt. Niemand könnte es tadeln, wenn Andere diesem Beispiel nachahmten und z. B. die

Geographie durch Abbildung der bedeutendsten Städte, Seehäfen, Schlösser u. s. w., die Mechanik durch alle Maschinen und Werkzeuge, die Heraldik durch alle fürstliche und erbliche Wappen, die im „Conversations-Lexikon" genannt werden, versinnlichen wollte; denn, beiläufig gesprochen, ist die in der Einleitung zwischen Geschichte und Portraits, Erdbeschreibung und Landkarten gezogene Parallele nicht ganz richtig, denn sehr füglich könnte man anstatt der Portraits synchronistische Tabellen empfehlen. Die trefflichsten geschichtlichen Werke kann man ohne Bilder, nicht aber eine Erdbeschreibung ohne Landkartenapparat denken.

Wohin nun aber ein solches Amplificationssystem endlich führen solle, das ist schwer abzusehen. Man würde vor allen diesen Seitenschößlingen zu dem Stamme selbst gar nicht mehr gelangen können; der Kostenaufwand, denn wo fände der Unternehmungsgeist eine Grenze? würde sich bald verhundertfachen, da schon die erste auf 22—23 Hefte, und 180 jedenfalls in hohem Grade problematische Portraits berechnete Abtheilung dem Preis des ganzen „Conversations-Lexikons" ungefähr gleichkommt. Aber wahrhaft komisch erscheint die Idee, wenn wir sie von der Seite aufnehmen, daß aus allen einzelnen, zur Bequemlichkeit des Publicums alphabetisch geordneten Artikeln das Universelle der verschiedenen Wissenschaften reconstruirt und dann bildlich erläutert werden sollte.

Man sieht also, das „Conversations-Lexikon" wird auf eine solche, höchst unerwartete encyklische Bedeutung wol verzichten, und die bei Eröffnung des „Bildersaals" geschehene freundliche Erwähnung desselben zwar als eine sonst nicht sehr gewöhnliche Aufmerksamkeit dankbar erkennen, aber doch ablehnen müssen. Auch haben die Unternehmer des „Bildersaals", laut Vorbericht, dies selbst gefühlt, „denn", sagen sie a. a. O., „je glücklicher wir in dem Zusammentragen dieser Bildnisse waren, um so weniger wollte es uns gefallen, unser Unternehmen gegen einen so einseitigen Zweck hinzurichten, und so wurde der Leitfaden ergriffen, an dem wir das ganze Gebiet der Geschichte durchwandern können". Darum auch trete denn jedes Werk für sich in den ihm angemessenen Kreis: eins kann ganz abgesehen von dem andern benutzt werden, und den Preis gewinnt, wer dem Publicum am besten gedient hat. 13.

Notizen.

Raumer's Briefe aus Paris und Frankreich.

Zu den geistreichsten Büchern, welche, wie man in Buchhändleranzeigen zu sagen pflegt — „seit lange" erschienen sind, gehören die in d. Bl. bereits mehrfach besprochenen Raumer'schen Briefe.*) Wir setzen daher voraus, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein wird, zu hören, wie dies deutsche Werk über französische Ereignisse in Frankreich aufgenommen worden ist. „Ein Professor der Geschichte von Berlin", sagt ein sehr geachtetes französisches Blatt, „kommt nach Paris, um die Manuscripte in der Bibliothèque du roi zu Rathe zu ziehen. Während seiner Anwesenheit entwickelt sich ein politisches Ungewitter. Er hört in allen Gesellschaften von nichts sprechen, als von den Wahlen, von Staatsstreichen, von Abgabenverweigerungen. Auf einmal wirft der König die Charte bei Seite, und das Volk seinerseits wirft den König zum Lande hinaus. Man ist auswärts begierig, alle diese Dinge im Detail kennen zu lernen, und Hr. von Raumer schreibt daher an seine Freunde Briefe in Menge über Alles, was er in Paris gethan, gesehen und gedacht hat. Der Hr. Prof. ist in seinen Urtheilen sehr scharf; er hat die Einrichtungen und die Begebenheiten, die er beurtheilt, nicht immer richtig verstanden.**) Er hätte manche persönliche Details unterdrücken können, die zwar für seine Freunde recht interessant sein mochten, dies aber nicht für den mit dem Verf. unbekannten Leser sind.*) Auch war es überflüssig, das Publicum davon in Kenntniß zu setzen, was er beinahe Tag für Tag in Paris that und vornahm. Und da Hr. v. R. die Gesellschaften, bei denen er Zutritt erhielt, und die Personen, die seinen Besuch annahmen, nicht nennen wollte, so sah er sich genöthigt, ihre Namen nur durch die Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, was im Auslande wieder bedeutend das Interesse schwächen muß". **)

„Was die politischen Meinungen des Hrn. v. R. betrifft, so ist er als guter Preuße mit der festen Ueberzeugung nach Paris gekommen und von Paris abgereist, daß Preußen sehr glücklich sei, auch ohne Constitution; daß die französischen Ultra keinen Menschenverstand gehabt haben, wenn sie das ancien régime wieder heraufrufen wollten, und daß von den Liberalen große Fehler gemacht worden sind. Obgleich Unterthan eines absoluten Königs, und sein Werk in einem Lande herausgebend, wo das göttliche Recht und die Legitimität noch Censoren besolden, ist der Verf. doch der Meinung, daß Karl X. sein Schicksal verdient habe und daß nichts Abenteuerers denkbar sei, als seine Regierung unter den Hrn. Polignac und Peyronnet; daß diese Regierung sich selbst muthwillig in das Verderben gestürzt habe und daher von den Völkern kein Mitleid verdiene. Uebrigens fand es der Verf. außerordentlich langweilig, in allen Gesellschaften immer nur dasselbe Thema verhandeln zu hören; und man begreift es, daß für einen Fremden, der kein anderes Interesse dabei hatte als das der Neugierde, diese beständige Wiederholung nichts weniger als unterhaltend sein konnte; um so mehr, da alle Verständigen über den wahrscheinlichen Ausgang dieses unseligen Kampfes des Ministeriums gegen die Nation nur eine Meinung hatten. Was die literarischen Urtheile des Hrn. v. R. angeht, so glaubt er, daß die classischen Formen des französischen Theaters verbraucht sind und ist daher nicht verwundert über die Einsamkeit, in welcher er den Saal der ersten Bühne der Nation fand. Aber um so mehr verwundert er sich über die Hartnäckigkeit, mit welcher man in mehren Journalen den „Henri III" und „Hernani" als Muster der Romantik aufstellen will. Er hat beide Stücke gesehen und sie abscheulich gefunden, besonders das letzte. Die Deutschen würden einer Composition der Art nie den Namen einer romantischen Dichtung zugestehen. Hr. v. R. behauptet, daß die Oper arm an Gesang sei und sich in dieser Beziehung mit Deutschland nicht messen könne. Er findet die Couplets in dem Vaudeville albern und verwirft, ihrer Leichfertigkeit wegen, die kleinen Stücke, die man auf den Theatern zweiten Ranges in Masse emporschießen sieht".

„Vor seiner Rückkehr nach Berlin macht der Verf. noch einen Ausflug in die Normandie und in das südliche Frankreich. Er vernimmt unterwegs den Aufstand von Belgien und die Empörungen in mehren kleinen deutschen Staaten; seiner Meinung nach haben nur die Pariser es verstanden, ihre Revolution tüchtig durchzuführen".

Notiz über Algier.

„Notice sur Alger, par F. Caze, secrétaire général du gouvernement de ce pays" (Paris, 1831), ist der Titel einer Broschüre, welche in äußerst nachlässiger und fast unlesbarer Sprache Rechenschaft von den Maßregeln gibt, die General Clausel während seines Befehls in Algier ergriff. Man findet in dieser kleinen Schrift manche gute Winke über eine künftige Colonisation des Landes, und sie ist daher Allen, welche in der gegenwärtigen politischen Aufregung diesen für ganz Europa so wichtigen Gegenstand nicht vergessen, zu empfehlen. 163.

*) Zuletzt in Nr. 130—132 d. Bl. D. Red.

**) Eine sehr wohlfeile Art, jeden Tadel zurückzuweisen; gegen Raumer aber doch wol nicht ganz am rechten Ort.

*) Aber gerade diese persönlichen Beziehungen sind die beste Beglaubigung für die Echtheit der Briefe, die 6 Monate nach den Julitagen mancher Andere auch hätte schreiben können.

**) Daß manche Namen nicht genannt sind, wird Den, der Paris kennt, nicht stören; und wer selbst zu wenig mit der pariser „Gesellschaft" bekannt ist, um diese Lücken sich auszufüllen, der wird doch wenigstens nah oder fern irgend einen guten Freund haben, der seiner Neugierde diesen Dienst leistet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 205. —— 24. Juli 1831.

Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. Nouvelle édition, avec des notes et renseignemens. 4 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1830. Gr. 8. 6 Thlr.

Die Werke eines Monarchen wie Friedrich der Große müſſen jedem Denkenden anziehend und wichtig ſein, in noch höherem Grade aber die hiſtoriſchen, wenn ſie, wie es zum größten Theile hier der Fall iſt, der Periode gewidmet ſind, in welcher der Verf. ſelbſt wirkte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Niemand einen Feldzug oder eine politiſche Unterhandlung nach Urſache und Wirkung beſſer zu beſchreiben vermag als Der, welcher ſie leitete, inſofern er will; allein leider iſt bei vielen Memoiren von Staats- und Kriegsmännern entweder an dieſem Willen zu zweifeln, oder er ſcheiterte augenfällig an der Klippe der Eigenliebe und einer zu lebhaften Phantaſie. Dieſes Bedenken findet in Bezug auf die Schriften, worin der große König ſeine Thätigkeit als Regent, Politiker und Feldherr ſchildert, beinahe gar nicht ſtatt, denn die ſtrengſte hiſtoriſche Kritik wird nur ſelten eine Abweichung von der Wahrheit entdecken können, und dann liegt dieſe meiſt in den Angaben des Verluſtes bei Schlachten, iſt alſo für die Geſchichte von keiner Erheblichkeit. Man hat in den Memoiren Napoleons ein Gegenſtück zu jenen Schriften finden wollen, und der Wichtigkeit des Gegenſtandes nach mag ſie es allerdings, allein auch nur unter dieſem Geſichtspunkte kann eine Vergleichung ſtattfinden; — was die Wahrhaftigkeit betrifft, ſtehen die Schriften von St.-Helena tief unter denen des Königs.

Da dieſer bekanntlich zugleich ſein eigner Staatskanzler war, alle Unterhandlungen perſönlich, oft ohne Mitwiſſen der Miniſter leitete, alle Depeſchen ſeiner Geſandten ſelbſt las, ſo mußte ſich dadurch eine Kenntniß der Verhältniſſe in fremden Reichen bilden, wie ſie der thätigſte Gelehrte faſt nie, der Staatsmann nur ſelten haben kann; dadurch erhalten dieſe hiſtoriſchen Schriften einen eigenthümlichen Werth, und bilden eine unſchätzbare Quelle für den Geſchichtſchreiber. Hierzu kommt, daß ſie die wichtigſte Periode für den preußiſchen Staat umfaſſen, welche zugleich die wichtigſte des 18. Jahrhunderts für ganz Europa war; das raſche Anwachſen des früher wenig beachteten Kurfürſtenthums Brandenburg und Königreichs Preußen zu einer Macht, welche durch das Genie ihres Schöpfers eine europäiſche wurde, veranlaßte eine Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe, deren Entwickelung für die Geſchichte von der größten Bedeutung iſt.

Trotz alledem haben die hiſtoriſchen Werke des großen Königs weniger Eingang bei dem gebildeten Publicum gefunden, als man glauben ſollte, und Ref. hat zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen mehrmals die Erfahrung gemacht, daß ſie in dem Lande, wo ſie keiner Privatbibliothek fehlen ſollten, Männern, welche mit Recht für gebildet galten, ſo gut wie fremd waren. Die vorzüglichſte Urſache davon mag ſein, daß der größte Theil derſelben ſich in den „Oeuvres posthumes“ befindet, einer Sammlung, welche ſchon wegen ihres Preiſes nicht Jedem zugänglich iſt, und überdem wegen der tadelnswerthen Nachläſſigkeit, womit ſie redigirt wurde, niemals ſehr beliebt war. Man kann es daher gewiß einen glücklichen Gedanken nennen, eine beſondere Ausgabe dieſer Werke zu veranſtalten, wodurch ſie hoffentlich ſo allgemein bekannt und verbreitet werden, als es zu wünſchen iſt. Von der Redaction wird weiterhin die Rede ſein, vorläufig gedenken wir nur des Aeußern, welches, des Inhalts würdig, den beſten Erzeugniſſen engliſcher und franzöſiſcher Preſſen zu vergleichen iſt und der Verlagshandlung wahrhaft zur Ehre gereicht.

Obwol eine kritiſche Erörterung der Werke des Königs im Jahre 1831 etwas zu ſpät käme, ſo kann Ref. doch der Verſuchung nicht widerſtehen, bei Aufzählung der einzelnen Abtheilungen einige Bemerkungen einzuflechten. Die Sammlung enthält folgende Abſchnitte: 1. „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg“. Wir beſitzen jetzt ohne Zweifel umfaſſendere und auch gründlichere Werke über die frühere Geſchichte von Brandenburg, aber intereſſanter iſt keins, und es gewährt wahrhaften Genuß, die Urtheile eines ſo geiſtreichen Monarchen über ſeine Vorfahren zu leſen. Sie ſind im höchſten Grade unbefangen, ja bisweilen ſcheint es, als habe den König das Beſtreben, unparteiiſch zu ſein, über die Grenze der Billigkeit hinausgeführt; Ref. wenigſtens hat die (übrigens höchſt geiſtvolle) Vergleichung zwiſchen dem großen Kurfürſten und Ludwig XIV. niemals ohne das Gefühl leſen können, daß der innere Werth und die wahrhafte Größe des deutſchen Helden nicht in ihrem vollen Glanze den Vorzügen des franzöſiſchen Monarchen gegenübergeſtellt ſei. Jedes Wort, welches der König über

seinen Vater sagt, gereicht seinem Herzen zur Ehre, vor Allem aber die herrliche Stelle (I, S. 266): „Nous avons de même passé sous silence les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans en faveur des vertus d'un tel père". 2. „Du militaire depuis son institution jusqu'à la fin du règne de Frédéric Guillaume". 3. „Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences". 4. „Du gouvernement ancien et moderne du Brandebourg". Die Memoiren beschäftigen sich hauptsächlich mit der Regentengeschichte; der König, welcher das Einseitige dieser Behandlungsart wol fühlen mochte, suchte es durch die eben genannten 3 Aufsätze zu beseitigen, welche in Verbindung mit der erstern Schrift ein Ganzes bilden. Alles, was bisher erwähnt wurde, erschien bekanntlich noch während des Lebens des erhabenen Verfassers; die nun folgenden Schriften kamen erst durch die „Oeuvres posthumes" ins Publicum. 5. „Histoire de mon temps". Hiermit beginnt die Regierungsgeschichte des Königs selbst, und es ist nicht zu leugnen, daß er sich auch bei ihr die Unbefangenheit erhalten hat, die bei der Darstellung der Regierung seiner Vorfahren zu rühmen war; nur in einem einzigen Falle dürfte man den historischen Gleichmuth vermissen, indem das Benehmen des sächsischen Hofes, namentlich aber des Grafen Brühl, nie ohne eine gewisse Bitterkeit berührt wird. An der Spitze steht eine treffliche Uebersicht der politischen Verhältnisse Europas im J. 1740, die Geschichte wird bis zu dem am 25. Dezember 1745 zu Dresden geschlossenen Frieden fortgeführt; als der König kurz darauf diese Memoiren mit heiterm Geiste niederschrieb, mochte er freilich nicht glauben, welch ernsten Vernichtungskampf er noch zu bestehen haben werde. 6. „Histoire de la guerre de sept ans". Der Titel sagt schon hinlänglich, was man hier zu erwarten habe. Friedrich der Große hatte die Gewohnheit, in der Muße der Winterquartiere die Ereignisse des verflossenen Jahres aufzuzeichnen, woraus nachher dieses Werk zusammengesetzt wurde; ob die Anekdote von dessen Vernichtung durch ein Windspiel genau wahr ist, vermögen wir nicht anzugeben, viele Umstände vereinigen sich aber, die Meinung zu begründen, daß der König allerdings genöthigt gewesen sei, das Ganze noch einmal auszuarbeiten. Hier mag auch die Bemerkung Platz finden, daß der Abdruck der historischen Schriften in den „Oeuvres posthumes" nicht immer das Manuscript ganz treu wiedergibt, indem man damals einige Abänderungen für angemessen erachtet hat; nach den Nachrichten, welche Ref. sich zu verschaffen vermochte, berühren diese Abänderungen keine Thatsachen, sondern nur Ausdrücke, worin eine gewisse Animosität zu liegen schien und die man deshalb unterdrückte. Was die Geschichte des siebenjährigen Krieges betrifft, so gehört sie trotz einiger Schwächen zu den besten, welche existiren, und sie ist Dem, welcher über diese Periode sich unterrichten will, ganz unentbehrlich. Außer den bereits erwähnten unrichtigen Angaben über die erlittenen Verluste, stößt der Sachkenner aber noch auf einige Stellen, wo entweder der Wahrheit ein leichter Schleier übergeworfen, oder gar Gewalt angethan ist; das Letztere findet unsers Wissens nur in Bezug auf die Schlacht von Kolin statt, das Erstere bei der Darstellung der Schlacht von Kunnersdorf und 2 oder 3 andern ungünstigen Ereignissen. Wenn dies beweist, daß selbst die größten Männer Menschen bleiben, so ist es doch hier viel leichter zu entschuldigen als anderwärts. Einmal lag es in den Verhältnissen, daß jede verlorene Schlacht den Staat an den Rand des Abgrunds brachte, und da der König sehr wohl wußte, daß an den Niederlagen, welche er erlitt, Niemand als er selbst schuld war, so ists wol sehr begreiflich, daß er über eine so schmerzliche Erinnerung si bien que mal hinwegzukommen suchte. Dann soll sich nach der Versicherung sehr wohlunterrichteter Männer bei ihm der Grundsatz erzeugt haben, daß seine Führung des siebenjährigen Krieges über aller Kritik stehe; er gab im Gespräch die beiden ersten schlesischen Kriege preis, ertrug aber durchaus keine über den siebenjährigen; fast ebenso verhält es sich in der schriftlichen Darstellung, denn er beurtheilt z. B. den Feldzug von 1744 in Böhmen mit einer Schärfe, welche späterhin nie wieder zu finden ist. 7. „Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775". So wichtig auch in politischer Beziehung die erste Theilung von Polen ist, so hat Ref. doch immer in diesem Abschnitte Dasjenige mehr angesprochen, was über die innern Angelegenheiten Preußens bemerkt wird. Der größte Theil des Königreichs war nach dem siebenjährigen Kriege furchtbar verwüstet und nahm die ganze Fürsorge des Monarchen in Anspruch; was damals mit ungemeiner Thätigkeit und in wahrhaft väterlicher Weise für das Land geschehen, wird hier ohne alle Ostentation geschildert. 8. „Appendice de ce qui s'est passé de plus important depuis 1774 jusqu'à 1778". In den „Oeuvres posthumes" ist dieser ganze Abschnitt als ein Capitel der unter Nr. 7 aufgeführten Memoiren abgedruckt, was zu deren Titel freilich sehr schlecht paßt, sodaß die hier getroffene Einrichtung nur gebilligt werden kann. 9. „Mémoires de la guerre de 1778". Schwerlich hat der König mit großer Lust an dieser Darstellung gearbeitet, da ihn das Darzustellende wenig erfreuen konnte; das erlangte Resultat war die Hauptsache, der Feldzug an sich des Meisters, welcher die großen 7 Jahre durchgekämpft hatte, kaum würdig, obwol es nicht an Leuten gefehlt hat, die eben in dieser Campagne den Triumph der Kriegskunst erkennen wollten.

Damit schließt der historische Nachlaß des Monarchen, wie er uns hier geboten wird. Die „Eloges" hat der Herausgeber nicht aufgenommen, und wie sie mehr akademische Lobreden als biographische Kunstwerke sind, würden sie auch wol schwerlich einen passenden Platz in dieser Sammlung gefunden haben. Den oben bei den „Mémoires de Brandebourg" erwähnten Abhandlungen ist in der Regel noch eine vierte „Ueber die Regierungsformen" beigefügt, welche aber hier fehlt, und wie es scheint mit Recht, denn welchen Werth sie immer haben mag, für ein rein-historisches Werk kann sie nicht gelten.

Es bleibt noch übrig, einige Worte über Das, was der Herausgeber geleiſtet, hinzuzufügen. Zuerſt iſt der Text correct herzeſtellt, indem der König eine Menge Eigennamen von Menſchen und Orten gewaltig verſtümmelt, und der Redacteur der „Oeuvres posthumes“ ſich nicht die Mühe genommen hatte, das Manuſcript mit einer guten Karte in der Hand und Vergleichung anderer hiſtoriſchen Werke durchzugehen. Sodann ſind einzelne irrige Angaben in Noten berichtigt, und dabei meiſt die Quellen benannt, auf deren Autorität die Berichtigung erfolgte; bei der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges fehlt dieſe Nachweiſung, wie Ref. glaubt, aus dem Grunde, weil die abweichenden Notizen aus einem höchſt zuverläſſigen Werke über dieſen Krieg genommen ſind, welches aber nie in den Buchhandel gekommen iſt. Ebenſo liefern Noten die Nachweiſung der Urkundenſammlungen u. ſ. w., in welchen die im Text erwähnten Staatsverträge abgedruckt ſind; das Datum derſelben, ſowie der übrigen ohne ſpecielle Angabe erwähnten Ereigniſſe iſt zur großen Bequemlichkeit der Leſer am Rande bemerkt, und ebenſo zweckmäßig am obern Ende des Randes jeder Seite das Jahr angegeben, welchem die auf der Seite behandelten Ereigniſſe angehören; ſpecielle, jedem Bande vorgeſetzte Ueberſichten des Inhalts erleichtern überdem das Nachſchlagen ungemein, ſodaß ſelbſt für denjenigen Leſer faſt nichts zu wünſchen übrigbleibt, welcher in der Geſchichte nicht feſt genug ſind, um der Erzählung mit klarem Ueberblick folgen zu können.

Hiernach befinden wir uns zum erſten Male im Beſitz einer vollſtändigen und des Gegenſtandes würdigen Ausgabe der ſämmtlichen hiſtoriſchen Werke des großen Königs. Dieſe Anzeige reicht hoffentlich hin, alle Geſchichtsfreunde darauf aufmerkſam zu machen, was Ref. zur hauptſächlich der Sache, doch auch des Verlegers wegen wünſcht, welchem dieſes wahrhaft vaterländiſche Unternehmen einen bedeutenden Aufwand verurſacht haben muß; es wäre nicht ſehr erfreulich, wenn er die Entſchädigung erſt aus England und Frankreich erwarten ſollte! 184.

Franzöſiſche Romane.

Unter der Flut franzöſiſcher Romane, die den pariſer Preſſen entſtrömt und über das leſende Europa ſich ergießt, zeichnen ſich nur wenige durch einen gediegenen Inhalt aus. Die Mehrzahl iſt Product eiliger Federn, wird leicht geſchrieben, breit gedruckt, ſchnell geleſen. Indeſſen gibt es doch einige, die es verdienen aus der vorbeiſtürzenden Woge der Leihbibliotheken herausgefiſcht zu werden, um mehr als vorübereilende Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Zu dieſer Zahl gehören, nach des Ref. Dafürhalten, die Romane eines anonymen oder pſeudonymen Autors, der auf den Titeln ſeiner Productionen ſich P. L. Jacob, Bibliophile, nennt. Sein erſtes bekannt gewordenes Buch: „Les soirées de Walter Scott à Paris“, hat ihm einen gewiſſen Namen verſchafft, vermuthlich durch die literariſche Allmacht des Namens, den er auf dem Titel zu dem ſeinigen geſellt, denn ſeine ſpätern Beſtrebungen haben nicht mehr gleichen Erfolg gehabt, obſchon ſie den genannten „Abenden“ nicht nachſtehen. Ueber ſeine Schreibart, die er gothiſch nennt, ſowie über ſeinen Beruf zum Schriftſteller gibt er in den Vorreden zu ſeinen Romanen folgende Erklärungen und Aufſchlüſſe: „Der Autor meint, daß Das, was man ſeit einigen Jahren die Farbe des hiſtoriſchen Styls nennt, nur ein mehr oder weniger manierirter Anſtrich iſt, ein Zuſammenwerfen nicht zu einander gehöriger Worte, die theils provinziell, theils veraltet ſind und die an einander gereiht ein Ganzes bilden, das weder der neuen noch der alten Rede gleicht. Dieſe Wahrnehmung hat ihn auf den Gedanken gebracht, daß man den hiſtoriſchen Dialog entweder ſo ſchreiben muß, wie jetzt geſprochen wird, oder aber die veraltete Sprechweiſe in dem Maße in ſeiner Gewalt haben, daß man die alte Rede ſo herzuſtellen vermag, daß die Copie vom Original nicht mehr zu unterſcheiden wäre. Daß ſeine Productionen dies vorgeſetzte Ziel wirklich erreicht haben, wagt der Autor nicht zu behaupten, denn obgleich er viel geleſen und nachgeſchlagen und einen wirklich deutſchen (sic) Fleiß angewandt hat, um die Sprache alter franzöſiſcher Schriftſteller ſich zuzueignen, ſo können doch moderne Ueberreſtungen ſtattgefunden haben. Rabelais, Marot, Margaretha von Navarra, Bonaventure Desperriers, Fleurange, Dubellay und der herrliche Geſchichtſchreiber der Thaten des Ritters Bayard waren ſeine Muſter, auch der nur etwas ſpätere Amyot und Montaigne ſind von ihm nicht unbenutzt geblieben. Er glaubt, das Alles ergriffen zu haben, was dieſe großen Schriftſteller Reiches, Eigenthümliches und Naives in ihrer Rede, in ihrer Darſtellung Gewaltiges und Tiefbewegendes haben; er hat das mit redlichem Fleiß Aufgeleſene als guten Samen in ſeinen Büchern niedergelegt, der Meinung, daß, wenn auch unter ſeinen Händen ſich keine Luſtwälder geſtaltet haben, ſo dürften doch, dadurch angeregt, künftige geſchicktere Anbauer erfreulichere Pflanzungen zu Stande bringen“. Hören wir ihn nun auch über ſeinen Beruf zum Schriftſteller reden: „Literariſche Beſchäftigung hat eine ausnehmende Süßigkeit für Den, der daraus kein Gewerbe macht. Die Literatur ſteht dann zu ihm in einer innern Beziehung, wie eine Freundſchaft oder wie eine Liebe; alle die Genüſſe, die ſie ihm bietet und die ihrem Weſen nach nur geiſtig ſind, vervielfältigen oder modificiren ſich, gemäß der Gewohnheit, der Sinnesart und dem Stande eines Jeden. Aber das Vergnügen, mit den Geiſteswerken eines Andern ſeine Zeit zu verbringen, kommt nicht dem Genuß gleich, den ein Dichter oder Schriftner, ſo mittelmäßig er auch ſein mag, darin findet, ſich mit ſeinen Gedanken und Träumen, ſeinen Schriftzügen und den erdichteten Weſen zu umgeben, denen er Seele und Leib gegeben hat. Dieſes Glücks erfreute ich mich ſeit langen Jahren. Ich beſaß Freunde und Geliebte broſchirt und gebunden; ich unterhielt mich mit den Jahrhunderten und ihren großen Männern; ſodann, wenn die Unterhaltung außerhalb meiner zu ſtecken anfing, ſchlüpfte ich mich ſchnell in mich ſelbſt hinein. Die Einbildungskraft ſchuf, d. h. ſie erinnerte ſich; der Geiſt arbeitete, d. h. er erinnerte ſich; das Gefühl erwachte, die Feder belebte dieſe Bewegungen, und ich ward glücklich durch die Erinnerung. Ich wandte mich mit Leidenſchaft zum Mittelalter. Je weiter man in dies wenig bekannte Gebiet eindringt, je mehr überzeugt man ſich, daß es hier noch viel zu thun gibt; es iſt ein ausgedehntes Land mit eignen Sitten, Gebräuchen, Geſchichten und Rede; aus Bruchſtücken muß man das ehemalige Gebäude zuſammenſetzen, durch Folgerung und Schluß das Mangelnde erſetzen und unterhalb Dem, was wir Hiſtorie nennen, ſo zu ſagen eine anders ausgraben, die localer, wahrer und ausführlicher als die vorhandene iſt“. Aus dieſen Worten erhellt, welches Ziel unſer Autor ſich geſteckt hatte, und Ref. iſt der Meinung, daß ſeine hiſtoriſchen Romane vielleicht mehr wie die irgend eines andern Verf., ſelbſt die des großen Schotten, die vergangenen Zeiten und das Leben in denſelben, durch treue, eigenthümliche, ſorgfältig und mit Geiſt ausgearbeitete Darſtellung vergegenwärtigen. Vor Ref. liegen gerade 2 dieſer Romane, deren Inhalt er näher anzugeben gedenkt. Der erſte heißt: „Les deux sous, histoire du tems de François I.“ (Paris, 1830). König Franz I., ſein Liebesverhältniß zu Diana von Poitiers, das Geſchick und die Intriguen der beiden Hofnarren Caillette und Triboulet ſind die Hauptmomente, um die ſich eine lebhaft durchgeführte Handlung dreht. Caillette iſt durch Zwang der Verhält-

nisse Hofnarr; er ist großmüthig, herzhaft, witzig und wird durch diese Eigenschaften unglücklich. Triboulet hat den erniedrigenden Stand freiwillig erwählt, ist eigennützig, tückisch, gefräßig, feige, mehr spaßhaft als witzig, erhält sich in der Gunst des Herrn und macht, was man sagt, sein Glück. Der Gegensatz in der Sinnesart und dem Schicksal der beiden Narren ist grell herausgehoben und wird, obgleich nicht erfreulich für das Gefühl, so doch belehrend für den philosophischen Beobachter des Weltlaufs ausgeführt. Der Charakter Franz I. ist mit Meisterhand gezeichnet. Wir sehen den stolzen, herrschsüchtigen, kriegerischen, wollüstigen Gegner Karls V., wie er mehr auf den Ehrenpunkt als auf Ehrlichkeit hält, lebendig vor uns auftreten. Eine andere merkwürdige, vom Verf. mit sinnreicher Auffassung und wahrer Vorliebe behandelte Person ist der wunderliche Arzt, Adept und unser Landsmann, Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Königs Astrolog und Hofgelehrter. Freunde französischer Memoiren können getrost nach diesem Buche greifen; sie finden darin einen Abschnitt damaliger Hof- und Staatsgeschichte, in treuer Darstellung und zeitgemäßem äußern Gewande, als hätte sie ein witziger, geistreicher Zeitgenoß geschrieben.*) — Der zweite Roman desselben Verf., auf den Ref. die Aufmerksamkeit deutscher Leser zu wenden gedenkt, bewegt sich in einem größern Raume. Er führt den Titel: „Les mauvais garcons“ (Paris, 1830), und spielt ebenfalls zur Zeit Königs Franz I. Die sogenannten schlimmen Jungen waren berüchtigte Räuber, die damals Jahre hindurch die Umgegend von Paris und die Stadt selbst zum Schauplatz ihrer furchtbaren Thätigkeit gemacht hatten. Die Geschichte hat die Namen ihrer Anführer erhalten, sowie das Kriegsgeschrei: „Es lebe Burgund, Feuer und Mord!“ mit dem sie die Straßen durchzogen. In ihre grauenhafte Gesellschaft geräth ein junger Mensch, der für einen deutschen Edelmann gehalten wird, obgleich er selbst seine Herkunft nicht recht kennt, indem er von früher Jugend an von wandernden Zigeunern erzogen wurde. Die dunkle Ahnung seiner hohen Geburt macht, daß er seine Erzieher und ihre herumschweifende Lebensart in deutschen Wäldern verläßt und sich nach Paris begibt. Hier wohnt er in dem Hause eines guten, rechtlichen Handelsmanns, der eine schöne Tochter, Jacqueline, hat. Der deutsche Junker verliebt sich in sie und sie in ihn, und die Sache hätte vielleicht gut enden können, wenn nicht eine zweite Liebe sich dazwischengeschoben hätte. Der Junker erweist nämlich einen großen Dienst einer vornehmen Dame, die auf der Straße von unartigen pariser Studenten überfallen wird. Aus Dankbarkeit und weil der Erretter ein sehr hübscher Jüngling ist, verliebt sich die Dame in ihn und verwickelt ihn durch ihre Liebe in gefährliche Händel. Er erregt nämlich die Eifersucht eines mächtigen Abtes und eines gewaltigen Kriegshauptmanns, deren Bewerbungen die Dame zurückgewiesen. Zwar ist der Junker mit einer außerordentlichen Leibesstärke und Waffenfertigkeit begabt, er siegt im Turnier, im Zweikampf, in vielen Gefechten und Angriffen mit der Faust, doch hilft das Alles nicht, er muß doch aus Paris weichen und bei den schlimmen Jungen Zuflucht suchen. Hier wird er, wie es einem Romanhelden nicht anders begegnen kann, Hauptmann einer Section Räuber, verbrennt ein Schloß und rettet seine geliebte Jacqueline aus einer verzweifelten Lage. Das verbrannte Schloß gehört jener vornehmen Dame, deren Liebe der Junker zurückgewiesen. Es findet sich dabei, daß er ihr Stiefsohn und der älteste Sohn und Erbe ihres Gemahls, des Grafen Laborne, ist. Die Stiefmutter hatte ihn nämlich in früher Jugend ermorden lassen wollen, um ihrem eignen Sohne den Grafentitel und die reiche Erbschaft zu sichern. Der zu dem Morde gedungene Soldat hatte den armen Knaben in eine tiefe Bergschlucht hinabgeworfen und darauf gedacht, seinen Auftrag vollständig vollführt zu haben. Der junge Graf war jedoch nicht ums Leben gekommen, Zigeuner hatten ihn gefunden und bei sich aufgezogen. Nachdem das Geheimniß der Geburt einmal entdeckt war, hätte der Junker sich auf seine Güter zurückziehen und allenfalls mit Jacqueline sich vermählen können. Doch geschieht von dem Allen nichts; Jacqueline ist im Kloster und er mit der bürgerlichen Gesellschaft zerfallen. Er folgt also dem Rufe eines seiner Genossen und schließt sich an die Bande weniger Wagehälse, um unter Franz Pizarro Peru zu erobern. Damit endet der Roman. In dieser Uebersicht sind nur die Hauptmomente einer Handlung berührt, die ebenso reich ist, wie die irgend einer Spindler'schen Geschichte. Der Name, den der Graf Laborne, während seines verhängnißvollen Incognito trägt, ist ein deutscher, aber vom Verf. wol unglücklich gewählt. Der heldenmüthige Jüngling, schön wie Siegfried und tapfer wie der grimme Hagen, in den sich alle Damen verlieben und der alle Männer besiegt, heißt Ludder. Trotz des doppelten Mittelbuchstabens kränkt ein solcher Name doch das deutsche Ohr, und sollten „Die schlimmen Jungen“ einen deutschen Uebersetzer finden, so möge jener Name in den verwandten Lothar umgestaltet werden. Es wäre übrigens eine interessante, aber für einen gewöhnlichen Uebersetzer schwere Aufgabe, die altfranzösische Rede in gleich veralteten deutschen Ausdrücken nachzubilden. Die Verf. der Ritterromane, die vor etwa 30 Jahren geschrieben wurden, befleißigten sich zum Theil, ihren bunten Hervorbringungen einen alterthümlichen Anstrich zu geben, doch bestand dieser nur in der Aufnahme einiger veralteter Worte, wie Rüden, Humpen, schier u. s. w. Wir haben oben gesehen, daß der Bibliophil Jacob mehr verlangt, und er leistet auch wirklich mehr. Für Nachahmer und künftige Verf. von Räuberromanen wäre aus den „Schlimmen Jungen“ eine Lection zu holen, wie Räuber der Wahrheit gemäß abzuconterfeien wären. Von deutschen Dichtern erhält diese Gattung von Leuten gewöhnlicherweise so viel Edelsinn, Großmuth und Tapferkeit, daß die Diener der Gerechtigkeit dagegen wie feige, unsinnige Verfolger der edelsten Menschen erscheinen. Anders und mit größerer Einsicht in die Natur der Sache und in Criminalacten verfährt Hr. Jacob. Seine schlimmen Jungen sind wirklich Räuber, feige, aber mit dem Bluthandwerke vertraute und an den entschlossenen Gebrauch der Waffen gewohnte Menschen, unter sich uneinig, rachsüchtig, zu Zank und gefährlicher Rauferei bereit. Doch nicht blos solche blutige Auftritte enthält der Roman, auch der Hof mit seinen heitern, glänzenden Festen erscheint darin, und bei Gelegenheit einer Mummerei in dem Palaste des Staatskanzlers Duprat wird Rabelais in einer sinnreichen Maske aufgeführt. 58.

*) Vgl. auch Nr. 42 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Großbritanniens Handel und Schifffahrt.

Großbritannien zählt dermalen 19,110 Handelsschiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 2,199,959 Tonnen, während Frankreich deren nur 14,600 besitzt (700,000 Tonnen). Von diesen 19,110 engl. Handelsfahrzeugen kommen auf London 2663, auf Newcastle 987, Liverpool 805, Hull 579, Sunderland 624, Yarmouth 585, Bristol 316. In Schottland finden wir Aberdeen mit 350 Schiffen, Glasgow mit 235, Greenock mit 371, Leith mit 263; in Irland Belfast mit 247 Schiffen, Dublin mit 289, Cork mit 256, Newry mit 161, die Insel Jersey besitzt deren 200, die Insel Guernsey 75 und die Insel Man 218. In sämmtlichen Häfen Englands sind 13,977 Schiffe, in denen Schottlands 3228, und Irlands 1413. Im Jahre 1829 hat Großbritannien für 1,180,000,000 Francs Waaren eingeführt; die Ausfuhr betrug 1,288,954,575 Fr., darunter für 200,000,000 rohe oder verarbeitete Baumwolle. Allein nach Nordamerika führte England für 150,000,000 Fr. Waaren aus. Im Jahre 1829 sind durch den Sund passirt 4790 englische Handelsschiffe, 2185 preußische, 1176 norwegische, 1152 schwedische, 1120 niederländische, 861 dänische, 629 mecklenburgische, 103 lübeckische, 63 bremische u. s. w., zusammen 13,475. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—1796. Mit zwei Uebersichtskarten. Gr. 12. 15 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

In diesem Augenblick, wo jene Gegend wieder die Aufmerksamkeit aufsichzieht, verdient diese Schrift besondere Beachtung.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart ist soeben erschienen:

Schopenhauer, Joh., Meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. 1831. 8. Velinp. Brosch. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Dieser neueste Roman der mit Recht verehrten Verfasserin steht ihren frühern Erzählungen keineswegs nach; allen Freunden der belletristischen Literatur wird er willkommen, und in jeder auch nur mittelmäßigen Leihbibliothek zu finden sein.

Verlagsanzeigen
der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Wie ich wieder Lutheraner wurde
und
was mir das Lutherthum ist.
Eine Confession
von Henrich Steffens.

8. 1831. Geheftet. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Inhalt: 1) Einleitendes. 2) Fragment aus meinen Knabenjahren. 3) Unsterbliche Persönlichkeit. 4) Das Christenthum. 5) Luther. 6) Kirche. Gemeinde. 7) Theologen. Laien. 8) Duldung. Anerkennung. 9) Wissenschaft und Zunft. 10) Mysticismus. Fanatismus.

Mit der bereitwilligen Anerkennung der Union, als einer welthistorischen Erscheinung, verbindet der berühmte Verfasser dieser Schrift die entschiedenste Anhänglichkeit an die lutherische Kirche, und der Endzweck dieser Schrift ist, das fernere Bestehen dieser Kirche, gegen die Union, die sie zu verschlingen droht, zu vertheidigen, ohne doch diese irgendwie anzugreifen. Damit aber klar werde, daß es sich hier nicht um einzelne theologische Meinungen, sondern um eine lebendige, selbständige, in sich abgeschlossene religiöse Gesinnung handele, so verwandelt der Herr Verfasser diese Vertheidigung in ein persönliches Bekenntniß, in welchem er sein inneres Leben, mit der strengsten Aufrichtigkeit, mit der reinsten, unbefangensten Hingebung enthüllt. In dem klaren Spiegel einer unter einfachen Verhältnissen höchst einfach und doch wahrhaft großartig und bedeutsam sich gestaltenden, von einer trefflichen frommen Mutter treu gepflegten Kindheit, deren liebliche Schilderung in lebendiger Anschaulichkeit und innerer Wahrheit von nichts Aehnlichem in unserer neuesten Literatur übertroffen wird, schauen wir die Gesinnungen und Ueberzeugungen vorgebildet, zu denen der Mann im reifern Alter nach mancherlei geistigen Kämpfen, die er mit seiner Zeit redlich theilte, zurückgekehrt ist. Die Gegenwart seines religiösen Lebens stellt sich dar in Bekenntnissen über unsterbliche Persönlichkeit, über das Christenthum im Allgemeinen und die Bedeutung, die das Wunder darin hat, über das heil. Abendmahl, das Wesen einer Gemeinde und das Verhältniß zwischen Theologen und Laien. — Wem der große kirchliche Kampf unserer Tage nicht ganz gleichgültig ist, für den wird diese Schrift, indem sie ihn tiefer in das Wesen und den Grund dieses Kampfes hineinführt, unfehlbar das höchste Interesse haben.

Von der falschen Theologie
und
dem wahren Glauben.
Eine Stimme aus der Gemeinde
von
Henrich Steffens.
Zweite unveränderte Ausgabe.

8. 1831. Geheftet. 20 Gr., oder 25 Sgr.

Diese Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Einleitendes. 2) Erste Ansicht des Christenthums. 3) Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweiten. 4) Was eine Mythe sei und wie sie auf die heil. Schrift angewendet worden. 5) Der wahre Glaube. 6) Die Lehrer. 7) Die Union.

Das Heil in Christo
und
seine Aneignung und Verschmähung.
Drei Predigten
von
Julius Müller,
evangelischem Pfarrer in Schönbrunn.

Gr. 8. 1831. Geheftet. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

Die Predigerliteratur Deutschlands hat durch obige Predigten des Herrn Pfarrer Julius Müller — der seitdem einen Ruf als Universitätsprediger in Göttingen angenommen hat — eine gewiß sehr dankenswerthe und sehr anzuerkennende Bereicherung erhalten. Wie der Titel andeutet, stehen sie in einer engen Beziehung zu einander, und bilden gewissermaßen ein zusammenhängendes Ganzes. Die eigenthüm-

liche, Geist und Gemüth ansprechende Auffassung und Entwickelung biblischer Texte, sowie die Gediegenheit der Darstellungsform und die Schönheit der Sprache und des Ausdrucks werden diesen Predigten überall Eingang verschaffen, und wir sind im Voraus überzeugt, daß die öffentliche Kritik dieselben nicht blos den Herren Predigern, sondern auch allen religiös Gebildeten als eine wahrhaft erbauende Lectüre dringend anempfehlen wird.

Memoirenliteratur.

Denkwürdigkeiten einer Frau vom Stande über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung.

Aus dem Französischen übersetzt von Karl Schall.

4ter Band. 8. 1831. Geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Lit. Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern, Jahrg. 1830, 9tes Stück, urtheilt über diese höchst reichhaltigen Memoiren wie folgt:

„Dieses unter allen Umständen überaus interessante und merkwürdige Buch erhält durch die neuesten Staatsveränderungen in Frankreich den höchsten Grad von Wichtigkeit. Diese letzten werden erst vollkommen und in ihren eigentlichen Ursachen verstanden, wenn man die mancherlei Umtriebe, Intriguen und Bestrebungen der Ultraroyalisten, die Ordnung der Dinge vor der französischen Revolution zurückzuführen, überschaut, von welchen diese Denkwürdigkeiten ein höchst lebendiges, ohne allen Zweifel wahres, mitunter ärgerliches, immer aber die Aufmerksamkeit im höchsten Grade spannendes Gemälde liefern. Es ist daher kaum ein literarisches Erzeugniß namhaft zu machen, welches so in jeder Hinsicht zeitgemäß erschiene, als eben dieses".

Um mit dem noch geringen Vorrath der drei ersten Bände gänzlich aufzuräumen, sind diese auf 1 Thlr. 15 Sgr. im Preise herabgesetzt. Das vollständige Werk in 4 Bänden, 110 Bogen, ist nun für 5 Thlr. zu haben.

Soeben ist erschienen:

Hänige, Dr. Al. Albr., Entwurf eines Grundrisses der Forstwissenschaft in ihrem ganzen Umfange

erläutert durch eine systematische Reihenfolge der wichtigsten Fragen in jedem einzelnen Zweige dieser Wissenschaft.

Erste Abthlg. Gr. 8.

14 Gr. Sächs., oder 54 Kr. Rhein.

Von allen Zweigen der Staatswissenschaft und der Staatsverwaltung berührt keiner so unmittelbar die Wohlfahrt auch des Geringsten im Volke, als das Forstwesen und seine Behandlung; und keiner ist folgereicher und darum wichtiger, da bei keinem in gleichem Maße richtige oder falsche Behandlung auf Jahrhunderte fortwirken. Von jeher ist dieses erkannt; Vieles ist für die Ausbildung der Wissenschaft, für ihre möglichst richtige Anwendung geleistet; aber ebenso oft ist durch die Stürme zerstörender Zeitverhältnisse das sorgfältig Begründete vereitelt worden, als dieses durch Anwendung irriger Grundsätze und gewagter Versuche geschehen ist, und fortwährend besteht noch mit letztern ein gefährlicher Kampf.

Der Herr Verfasser, welcher sich der Wissenschaft für Theorie und Praxis mit seltenem Fleiße und Hingebung gewidmet, welcher sich mit ihrer Anwendung in den verschiedensten Ländern durch eignen Augenschein bekanntgemacht, und auch in der Literatur schon für manche Leistungen verdiente Anerkennung gefunden hat, geht von der Ueberzeugung aus, daß nur durch Sicherstellung und ebenso gründliche als deutliche Entwickelung der ersten und obersten Grundsätze ein gedeihliches Resultat der Wissenschaft erzielt und gefördert werden könne, und hat diese Ueberzeugung hier mit unermüdlichem Fleiße und mit seltener Umsicht auszuführen begonnen. Es wird dieses Jedem bei Ansicht der ersten Abtheilung in die Augen springen und die Begierde nach der Fortsetzung unfehlbar ebenso lebhaft sich äußern, als der Verfasser dieselbe zu liefern sich zum gewissenhaften Anliegen machen wird.

Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit seine frühere Schrift, welche ohne Anfangs in den Buchhandel zu kommen, doch so starke Nachfrage gefunden hat, daß davon nur noch ein kleiner Vorrath vorhanden ist.

Hänige, Dr. Al. Albr., Von dem nachhaltigen Ertrage der Waldungen bei verschiedenen Betriebsarten in Hinsicht auf Nationalwohlstand und Steuerung des Holzmangels

wenn bei der Ausmittelung des Geldertrages der Wälder das Holz nur als Brennmaterial in Anschlag gebracht wird.

16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. Rhein.

Heidelberg, Juni 1831.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bley, Dr. L. Fr., Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Badereisende, die Bestandtheile und physischen Eigenschaften der vorzüglichern Mineralquellen Deutschlands, der Schweiz und angrenzender Länder, nach den neuesten und besten Analysen derselben enthaltend. Mit einem Vorworte von Dr. J. W. Trommsdorf. 516 Seiten, gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Menge der Heilquellen, welche man in allen Gegenden Deutschlands und einiger Nachbarländer aufzufinden, chemisch zu untersuchen und zu beschreiben bemüht gewesen ist, machte es für Aerzte und Kranke sehr wünschenswerth, eine genaue Aufzählung derselben in einer Schrift von wenigem Umfange zu erhalten. Früher waren zwar schon einige Schriften dieser Art erschienen, aber wie groß war die Menge neu aufgefundener Heilquellen, ihre chemischen Untersuchungen und der über sie erschienenen Schriften geworden! Der Verfasser gegenwärtigen Taschenbuchs hat daher eine verdienstliche Arbeit unternommen, daß er gegen 300 Brunnen- und Badeorte in alphabetischer Ordnung aufgeführt, ihre Bestandtheile nach den neuesten chemischen Analysen bemerkt und die Schriften genannt hat, welche sie beschrieben und ihre Heilkräfte bekanntgemacht haben. Der Werth dieser Schrift ist auch schon von sachkundigen Beurtheilern anerkannt worden. Ich habe meinerseits diese Schrift durch correcten und guten Druck und schönes Papier auszustatten mir angelegen sein lassen.

Leipzig, im Juni 1831.

Karl Cnobloch.

Bei mir iſt erſchienen und durch jede andere ſolide Buchhandlung zu beziehen:

Vorleſungen über die Naturlehre

zur Belehrung Derer, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt,

von

H. W. Brandes.

Iſter, 1ter Theil mit 9 Kupfertafeln. 6 Thaler.

Der erſte Theil enthält die Mechanik, die Lehre vom Gleichgewichte feſter und flüſſiger Körper, nebſt der Akuſtik. Im zweiten Theile ſind die Erſcheinungen der Anziehungskraft, ſo weit ſie ſich bei der Cohärenz, Adhäſion, in den Haarröhrchen und bei chemiſchen Wirkungen äußert, und ſodann die Optik abgehandelt. Die ſchwierigen Lehren von den Interferenzen und der Polariſation des Lichtes, ſowie die Prüfung der für die Undulationstheorie aufgeſtellten Beweiſe, machen einen Hauptheil der in der Optik gelieferten Unterſuchungen aus. Der dritte, letzte Theil wird gegen Ende dieſes Jahres erſcheinen.

Georg Joachim Göſchen in Leipzig.

In der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung in Baſel iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stroznlli, Prof. Ch., Schweizeriſches Archiv für Statiſtik und Nationalökonomie, oder Beiträge zur Kenntniß und Förderung unſers Nationalwohlſtandes. Fünftes Bändchen. 1ſtes und 2tes Heft. 1 Thlr. 8 Gr.

(Die erſten vier Bändchen jedes 18 Gr.)

C. Crispi Salustii quae extant. Recognovit varias lectiones, e codicibus Basiliensibus, Bernensibus, Turicensibus, Parisinis, Erlangensi, Tegernseensi, ceterisque quos Wassius, Havercampius, Cortius aliique editores contulerunt, collectas, commentarios atque indices locupletissimas adjecit Fr. Dor. Gerlach, Prof. Vol. III.

Auch unter dem Titel:

Commentarii et indices in C. Salustii Crispi Catilinam, Jugurtham et historiarum fragmenta accedunt, fragmenta Vaticana, Julii Exsuperantii de bellis civilibus Marii Iepidi ac Sertori opusculum et varietas lectionis e codicibus Parisinis, Sangallensibus et Einsidlensi, auctore Fr. Dor. Gerlach. Vol. II. 4. 3 Thlr. 3 Gr. Velinpapier 4 Thlr. 9 Gr.

Bei Anzeige des dritten Bandes dieſes höchſt wichtigen, auch durch typographiſche Ausſtattung ausgezeichneten Werkes, womit daſſelbe nun beendigt iſt, glauben wir mit Recht ſämmtliche Bibliotheken und Philologen auf die beiden erſten Bände wiederholt aufmerkſam machen zu dürfen, wovon der erſte den Text mit den Varianten enthält und der zweite den erſten Theil der Commentarien bildet.

Das ganze Werk in 4. koſtet auf ſchön weiß Druckpapier, der 150 Bogen ſtark, 9 Thlr. 9 Gr., auf Velinpapier 15 Thlr. 18 Gr.; jeder Band einzeln 3 Thlr. 3 Gr.

Azzger, Dr. J. N., Naturgeſchichte der Säugthiere von Paraguay. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Fetz, Dr. Em. Rem., Die Quellen des baſler Stadtrechts, ein Beitrag zur Bildungsgeſchichte ſchweizeriſcher Stadtgeſetze, nebſt einigen Nachrichten über die Schickſale des römiſchen Rechts in einzelnen Gegenden der Schweiz. Gr. 8. 15 Gr.

Stroznlli, Prof. Ch., Rationelle oder theoretiſch-praktiſche Darſtellung der geſammten mechaniſchen Baumwollenſpinnerei, für Fabrikanten, Technologen, Mechaniker und alle Freunde der Induſtrie, mit einem Atlas von 14 Steindrucktafeln. Gr. 8. 4 Thlr.

Auch dieſes Werk wurde in verſchiedenen Zeitſchriften günſtig beurtheilt und der bedeutende Abſatz im Elſaß beweiſt von ſeinem praktiſchen Werthe.

Hanhart, Prof. R., Erzählungen aus der Schweizergeſchichte nach den Chroniken. 3 Theile. 8. Mit Lithographien. 4 Thlr.

Der erſte Theil enthält den Zeitraum von den Helvetiern gegen Cäſar bis zum erſten Bund, der zweite von da bis Waldmann's Tod, der dritte bis zum beremäiſchen Bund, der vierte unter der Preſſe befindliche wird die Erzählungen bis auf die neueſte Zeit enthalten.

Auch von dieſem Werke erſchienen mehre ſehr günſtige Recenſionen, Jung und Alt werden immer mit Intereſſe daſſelbe leſen.

— —, Abriß der Schweizerhiſtorie zum Schulgebrauch. Gr. 8. 12 Gr.

Mit ſteter Hinweiſung auf obiges Werk für den Lehrer.

Bei uns erſchien vor Kurzem:

Grundzüge der Anfangsgründe der Botanik

von John Lindley, Prof. d. Bot. zu London.

Aus dem Engliſchen.

5 Bogen. Gr. 12. Mit 4 Tafeln Abbild. 15 Gr., oder 1 Fl. 7½ Kr.

Dieſe Schrift enthält die Grundlage der vom Verf. zu London gehaltenen Vorleſungen, durch welche die erſten Grundzüge der Botanik auf ihre einfachſte Form zurückgeführt und dem jungen Anfänger das Verſtehen der Sätze erleichtert werden ſoll, welche aus Thatſachen entnommen ſind, wie ſie Zutrauen verdienende Beobachter und der Verfaſſer geſammelt haben.

Weimar, im Juni 1831.

Großh. ſ. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Kürzlich iſt erſchienen:

Leſebuch zum Ueberſetzen vom Deutſchen ins Franzöſiſche,

zum

Unterricht und zu eigner Uebung

von

Profeſſor G. Kißling,

Hauptlehrer an der Realanſtalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der franzöſiſchen Sprache an dieſer Anſtalt und an dem Gymnaſium daſelbſt.

8. 10 Gr. Sächſ., oder 42 Kr. Rhein.

Die franzöſiſche Sprache, welche ſeit Jahrhunderten in ganz Europa das einzige allgemeine Verſtändigungsmittel für höhere Staatsverhandlungen, für die Unterhaltung der Gebildeten und für Handel und Verkehr der verſchiedenſten Zungen geweſen iſt, hat in neuerer Zeit wieder ein geſteigertes Intereſſe gewonnen durch die Ereigniſſe, welche jetzt die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt beſchäftigen, und ihre Kenntniß wird, durch die Theilnahme an Staats- und Volksangelegenheiten, deren Verbreitung bis zu den niederſten Claſſen aus der Entwickelung unſerer Zeit gefloſſen iſt, und ihre daraus ſich ergebenden, vermehrten und vervielfältigten Beziehungen zum unentbehrlichſten Bedürfniß.

Der Herr Verfaſſer des vorliegenden Leſebuchs hat dem Unterrichte in dieſer Sprache eine Seite abgewonnen, welche

denselben nicht nur für Lehrer und Schüler gleichmäßig erleichtert, sondern auch das Erlernte auf eine gerade bei dieser Sprache bisher häufig versäumte Weise befestigt; sodaß seine Anwendung im Leben sich daraus gewissermaßen von selbst ergibt. Seinen entschiedenen Beruf hierzu hat er bereits bewährt in seinen phraseologischen Bearbeitungen von Florian's Guillaume Tell, Numa Pompil und Voltaire's Charles XII, welche sich neben den zahlreichen davon bestehenden Ausgaben eines so ausgezeichneten Beifalls erfreuten, daß mehre davon nach kurzer Frist in neuen Auflagen erscheinen mußten.

Unser Lesebuch, welches durch das Interesse der gewählten Uebungsstücke die Aufmerksamkeit fortwährend belebt, erleichtert in den beigefügten Noten durch die sorgfältigste Nuancirung von Wort und Ausdruck die für Deutsche so oft verfehlte Schwierigkeit, den Geist der Sprache richtig zu treffen, sowie die Stufenfolge der Erkenntnißfähigkeit darin nach den vieljährigen Erfahrungen des Herrn Verfassers treulich beobachtet ist. Wir dürfen ihm daher zuversichtlich einen Vorzug und nach Maßgabe desselben eine recht vielfältige Aufnahme versprechen, welche der Verleger, bei dem an sich schon äußerst billigen Preise, für Anwendung in größerer Zahl, bei Lehranstalten durch möglichst billige Bedingungen begünstigen wird.

Heidelberg, Juni 1831.

August Oßwald.

Bei C. H. Henning in Greiz sind neu erschienen:

Anger, M. C. E. (Pfarrer und Superintendent zu Blankenhayn im Weimarischen), Kern des evangelisch-christlichen Glaubensbekenntnisses. In einer Folge von Predigten zur dritten Säcularfeier der Uebergabe der augsb. Confession über ausgewählte Stellen derselben in Verbindung mit bibl. Texten gehalten. 8. 16 Bogen. 20 Gr.

Die kurze Angabe der Hauptsätze der einzelnen Predigten wird den Leser sogleich in Stand setzen zu beurtheilen, wie alles Wesentliche überall berührt ist. 1. Das Jubeljahr. 2. Die freie Kirche. 3. Die Ueberlieferung. 4. Das Irdische und das Himmlische. 5. Die fromme Gemeinschaft mit den Vollendeten. 6. Der Mensch in seiner Schwäche und in seinem natürlichen Unvermögen. 7. Der Mensch unter dem Einflusse der göttl. Gnade. 8. Die christliche Tugend. 9. Die Buße. 10. Das Sacrament. 11. Fromme Wünsche für unsere evangel. Kirche am Morgen ihres vierten Jahrhunderts. Jubelpredigt. 12. Aussichten in die Zukunft der Kirche. Als Anhang ist beigefügt: Evangelischer Jubelgesang beim dritten Säcularfeste der Uebergabe des augsburgischen Glaubensbekenntnisses.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, Jakob Böhme. Ein biographischer Denkstein. 8. Geh. 9¼ Bogen. 12 Gr.

Krankentabellen für praktische Aerzte. Mit Erläuterungen zum zweckmäßigen Gebrauche derselben. Herausgegeben vom Rath und Leibarzt Dr. E. F. W. Streit in Waldenburg. Zweiter verbesserter Abdruck. Fol. 24 Bogen Schreibpapier. 12 Gr.

Als bestes Hülfsmittel für vielbeschäftigte Aerzte, besonders in gegenwärtiger Zeit drohender Epidemien, verdienen diese Tabellen vorzügliche Beachtung.

Schmidt, Dr. G., Die Geschichten der heiligen Schrift. Zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen. Zweite Auflage. 8. 16 Bogen enger Druck. 6 Gr. (Partiepreis: 25 Exempl. 3 Thlr. 12 Gr. Sächs. netto baar.)

Die zu Anfang 1830 erschienene starke erste Auflage konnte, wegen unerwartet häufiger Nachfrage in der nähern Umgebung, nicht in den Buchhandel gebracht werden.

Schmidt, M. K. C. G. (Lehrer an der Domschule in Naumburg), Das Osterfest, oder Glaube und Liebe. 8. Geh. 7 Bogen. 10 Gr.

In der Weise des Krummacher'schen Festbüchleins, und als Ergänzung desselben, entwickelt obige Schrift in dem anziehenden Gemälde eines ländlichen Familienlebens, die Gründe für unsere persönliche Fortdauer und für das Wiedersehen unserer Lieben. Sie wird darum für Viele, besonders auch für jugendliche Gemüther, eine recht willkommene Festgabe sein.

Bei J. H. Bon in Königsberg erschien soeben:

Loder, J. Ch. v., Staatsr. und Leibarzt in Moskwa, Zusätze zu seiner Schrift über die Cholera. 8. Geh. 6 Gr.

Obiges wird gewiss allen Abnehmern der ersten Schrift des berühmten Verfassers über die Cholera, die auch noch um 9 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist, willkommen sein.

Literarische Neuigkeit.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen für 12 Gr. zu haben:

Agnes Bernauerin.

Dialogisirte historische Novelle.

Von

Dr. Schiff.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kübler, J. G., Unterricht im Schönschreiben für Schulen und für Diejenigen, welche sich der Handlung widmen wollen. 1tes Heft, deutsche Currentvorschriften, 2tes Heft, englische Vorschriften, jedes in 48 Blättern. Preis für beide Hefte 2 Thlr.

Herr Kübler, Lehrer bei 2 hiesigen öffentlichen Schulen, gab bereits 2 Hefte Vorschriften für Stadt- und Landschulen heraus, welche großen Beifall fanden und namentlich in Sachsen in sehr vielen Schulen eingeführt wurden. Die jetzo erschienenen sind vorzüglich für junge Leute bestimmt, die sich der Handlung widmen wollen, und ein Jeder wird bei Anwendung der von Herrn Kübler angegebenen Lehrmethode finden, daß man in kurzer Zeit eine schöne Handschrift erlernt. Der beigefügte Steindruck liefert eine genaue Abbildung von der richtigen Haltung des Körpers und der Feder.

Leipzig, im Juni 1831.

Karl Cnobloch.

Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. 68¾ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte, und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 206. —— 25. Juli 1831.

Das Thierreich, geordnet nach ſeiner Organiſation. Als Grundlage der Naturgeſchichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Vom Baron von Cuvier. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe überſetzt und erweitert von F. S. Voigt. Erſter Band, die Säugthiere und Vögel enthaltend. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 4 Thlr.

Indem Ref. ſich als den deutſchen Herausgeber dieſes Werkes angibt, hofft er den Misdeutungen zuvorzukommen, denen eine Anzeige gerade in d. Bl. etwa ausgeſetzt ſein könnte; er glaubt aber, bei der vertrauten Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande, den Leſern ein kleines Bild der gegenwärtigen Höhe der Naturgeſchichte nicht vorenthalten zu dürfen, da es von allgemeinerm Intereſſe ſein möchte.

Man weiß, daß in jeder Wiſſenſchaft von Zeit zu Zeit Männer auftreten, die, indem ſie den Vorrath alles Gefundenen ſich anzueignen wiſſen, denſelben in eine feſte, ihrer Zeit entſprechende Form bringen und nun für die nächſte Folgezeit wieder als Reſtauratoren daſtehen. Georg Cuvier iſt für die Zoologie ein ſolcher Mann. Sein Vormann war Linné, aber weiter zurück iſt Keiner zu finden, der dieſen Beiden gliche, und man wird nicht zu viel thun, wenn man geradezu von Linné bis auf Ariſtoteles zurückgeht.

Solche Reſtauratoren, ja Reformatoren, werden aber nicht allein durch ihr Genie erzeugt, auch der Zufall tritt ihnen zu Hülfe. Sie fallen in die Zeit, hängen nothwendig zuſammen mit dem Gange der Wiſſenſchaft, ſo wie dieſe wieder mit der allgemeinen Richtung des Geiſtes, und dieſer mit der Weltgeſchichte. Wer ſich etwas jenſeits des Kreiſes ſeiner Specialfächer umſieht, wird die Gründe ſolcher Erſcheinungen leicht erſpähen.

Als Griechenland um die Zeit Alexanders des Großen einer neuen Zeit entgegenging, hatte ſich bereits die Realphiloſophie im Gegenſatz einer Naturphiloſophie gebildet. Ariſtoteles folgte auf Sokrates und Platon, und ſammelte in klarer Sonderung die Gewinne ſeiner Vorgänger. Als wahrer Repräſentant aller Realität verſuchte er die Form als das Höchſte aufzuſtellen, und erkannte vollkommen richtig, daß für die Natur beobachten und erfahren die beſte Richtſchnur ſei. So bewies er denn durch die uns überbliebene Thiergeſchichte, welchen Reichthum an Erfahrungen ſeine Zeitgenoſſen bereits beſeſſen, wie Vieles er ſelbſt beobachtet und mit welchem Scharfblick er Verhältniſſe zu benutzen im Stande war, ſodaß wir die ſchon öfter citirte Aeußerung Cuvier's hier wiederholen können: „daß bei Ariſtoteles die Beſchreibung des Elefanten genauer ſei als bei Buffon". Ja, hätten die Alten die Kunſt verſtanden, Experimente zu machen, ſo würde ſicher Ariſtoteles auch hierin nicht zurückgeblieben ſein.

Einen anderthalbtauſendjährigen Zeitraum mußte aber die Welt durchlaufen, ehe die Zoologie wieder ſo raſche Fortſchritte machte, als ſie zur Zeit jenes Altvaters der Naturgeſchichte gemacht zu haben ſcheint. Denn Alles, was uns die Zwiſchenzeit aufbewahrt hat, Plinius, Aelian und die nachchriſtlichen Zoologen, Keiner hat einen ſo mit Geiſt durchdrungenen Reichthum eigner Beobachtungen aufzuweiſen als Jener, und darum werden ihre Werke auch ſelten noch citirt und geleſen. Sie wimmeln von Fabeln, ſelbſt die der ſpäteſten Autoren, bis auf Gesner und Aldrovand, und es ſcheint, als ob die Zoologie recht eigentlich der Tummelplatz toller Märchen und abergläubiſcher Sagen geworden wäre; ein kräftiges Seitenſtück zur Sterndeute- und Goldmacherkunſt jener Zeiten.

Allerdings liegt in dieſem Glauben ein tiefer Grund verborgen. Was ſind Monſtra? lebendige, ins Unglaubliche ausgeartete Formen, oft von uns nachbarlich ſtehenden Geſchöpfen, ja, aus unſerm Geſchlechte ſelbſt, wie denn noch der heutige Tag ſolche Wunder aufzuweiſen hat. Iſt aber der gigantiſche Elefant, das plumpe Nashorn, der grimmige Biſamſtier weniger ſtaunenerregend als ein zweiköpfiges Weſen, nicht eine wahre Naturmonſtroſität, gegen unſere Menſchengeſtalt gehalten? Wie verzeihlich alſo, wenn der einbildlich-fantaſtiſche Menſch des Mittelalters hier keine Grenzen des Glaubens zu finden wußte, und vielköpfige Ungeheuer oder Adlerköpfe auf Löwenleibern für möglich hielt, da ihm dergleichen von Männern vom Fach ſelbſt vorgeführt wurden? So glaubte unter Anderm ein berühmter Gelehrter jener Zeit, daß der Löwe nur Ein Mal gebären könne, weil das Junge mit ſeinen Klauen jedes Mal der Mutter Uterus zerreiße, und Aldrovand bildet einen Meerbiſchof (Episcopus marinus) ab, vom Biſchof, hinten Fiſch, der, in der Oſtſee gefan-

gen, einſt lange in einem Teich beim König von Polen gelebt, bei einer Ueberſchwemmung aber wieder ins Meer entwiſcht ſei.

Eine genauere Beobachtung der Natur auf dem Wege der Sammlung und der Erfahrung, zumal durch Baco von Verulam angeregt, reinigte die Folgezeit allmälig von ſolchen Irrthümern. Es entſtanden die gelehrten Societäten, zumal die engliſche und die pariſer Akademie; man legte Naturalienſammlungen an, entdeckte die Kunſt des Ausſtopfens und konnte ſich nun leichter orientiren. Zumal die Städte in der Nähe des Meeres waren zu ſolchen Sammlungen und Gärten günſtig gelegen, daher Linné auch in Holland ſo großen Reichthum vorfand, daß er 3 volle Jahre an dieſen Schätzen ſtudiren konnte, und noch immer haben jene Küſtenländer manchmal Neuigkeiten vor uns voraus.

Allmälig wurde es möglich, den aufgeſchichteten Vorrath unter eine gemeinſchaftliche Form zu ſammeln, und dies that Linné. Auf das glücklichſte hatten ſich in ihm alle hierzu erfoderlichen Eigenſchaften vereinigt, Geſchmack, Scharfſinn, Tiefe, Fleiß und vortheilhafte Unterſtützung. Sie befähigten ihn, zu leiſten, was noch Keinem vor ihm möglich geweſen war. Mit eiſerner Beharrlichkeit arbeitete er ſich durch alle ſchriftſtelleriſchen Werke hindurch, und höchſt geiſtreich erfand er eine leichtfaßliche Terminologie, ganz ſeinem Zeitalter gemäß, unter welche er die endloſe Zahl der Weſen zuſammenſtellte. So ſinnvoll ſein Syſtem der Natur aber auch war, ſo blieb es doch nur ein nach dem Aeußern entworfenes Schema; die Welt vermeinte indeß nun damit auch das Innere erfaſſen zu können und wandte ſich mit immer größerm Eifer dieſer Wiſſenſchaft zu. So geſchah es denn, daß allmälig die Naturgeſchichte einen höhern Aufſchwung nahm, daß ſich Regenten ſelbſt dafür lebhaft intereſſirten, Expeditionen um ihrentwillen ausgerüſtet und alle Naturwiſſenſchaften mit größerer Achtung behandelt wurden. Etwa um die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts trat dieſer Zeitpunkt recht ein; auf den Univerſitäten errichtete man immer mehr Lehrſtühle für ihre Fächer, und die nachbarlichen, ſelbſt die der phyſiſchen entgegengeſetzten Wiſſenſchaften fingen an, ſich um die Natur und ihre Wirkungen lebhafter zu bekümmern. Unter allen europäiſchen Ländern, man kann es entſchieden ausſprechen, war aber ſtets Frankreich bemüht, es den andern gleich, wo nicht zuvorzuthun, und die größten und glänzendſten Naturalienſammlungen ſich zu bereiten. Unter Buffon's Leitung, der als vielgeleſener Schriftſteller der großen Welt die Naturgeſchichte unterhaltend machte, wuchs das Muſeum von Paris, unter Daubenton das zootomiſche Cabinet daſelbſt an; und auch Holland, England und Deutſchland eilten, ſich nicht zu weit den Rang hierin ablaufen zu laſſen.

So ſchien die Zoologie, der man in Verbindung mit Mineralogie vorzugsweiſe den Namen Naturgeſchichte gab, mit der Botanik noch immer gleichen Schritt zu halten, als einerſeits die Vermehrung an neuen Arten, welche, wie Cuvier anderswo ſagt, ſo erſtaunlich ward, daß die Engländer allein ihre Zahl in der letztern Zeit verzehnfachten, und daß einzelne Thierclaſſen jetzt mehr Bände füllen als bei Linné das ganze Naturſyſtem; andererſeits eine übertriebene Populariſirung dieſer ſchönen Wiſſenſchaft, Verfall und Abfall drohte. Die ſtets ſich erneuenden Bilderbücher ſtumpften den Reiz der Neuheit für ihr Studium bei Vielen ab, und die voluminöſen, immer trockener werdenden Zoographien erſchreckten die Anfänger, ſich in dieſe Unendlichkeit hineinzuwerfen, denn man mußte es ſich allmälig geſtehen, das bewunderte Gebäude Linné's blieb doch nur eine Außenſeite, die noch eine Menge wichtiger Fragen unerörtert ließ. In Deutſchland zumal, wo Herder's unſterbliches Werk („Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit") und Kant's ſich verbreitende Philoſophie auf die innern Gründe der Dinge dringender hinwieſen, wo begeiſterte Dichter der Natur ſchon ihre tiefſten Geheimniſſe abzugewinnen wagten, da blieb man nicht gern mehr bei jenen empiriſchen Merkmalen ſtehen und ſuchte bald von der bald von jener Seite mehr in das Verborgene hinabzuſteigen. Auch auf dem Erfahrungswege ſchritt man unermüdlich vorwärts, die vergleichende Anatomie gewann ſich täglich mehr Bearbeiter. In Holland waren es unter Andern Camper, in Deutſchland Pallas und Blumenbach, die hierin thätig hervortraten.

(Der Beſchluß folgt.)

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeſchichte, mit ſteter Rückſicht auf die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten; nach den Quellen und beſten Hülfsmitteln bearbeitet von Gregor Wolny. Erſte Abtheilung. Wien, Heubner. 1830. Gr. 8. Preis für 2 Abth. 3 Thlr.

Wieder ein Lehrbuch der allgemeinen Weltgeſchichte! Wir werden bald vor lauter Lehrbüchern nicht mehr zur Geſchichte ſelbſt kommen, das heißt den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr ſehen. Ref. bot ſich indeſſen zu einer kurzen Anzeige dieſes Buches in dieſen Blättern an, um ſie von dem Vorwurf zu reinigen, als wenn in denſelben auf öſtreichiſche Literatur zu wenig Rückſicht genommen würde; aber es iſt ihm mit dieſem Buche gegangen, wie mit mancher Reiſebeſchreibung nach Italien, man lernt eben nicht viel Neues aus demſelben. Indeß erinnert er ſich zur rechten Stunde daran, wie auch ſolchen Büchern Luden in einer Vorrede zu ſeiner „Deutſchen Geſchichte" das Wort redet und ſehr richtig meint, jedes Buch werde wenigſtens von Einigen geleſen, und von Solchen, die noch kein anderes der Art geleſen hätten, werde doch immer etwas daraus gelernt. Dies wird nun allerdings mit vorliegendem der Fall ſein, da der Verf. Profeſſor der allgemeinen Weltgeſchichte (es wäre an allgemeiner oder an Weltgeſchichte ſchon genug) und der lateiniſchen Philologie an der philoſophiſchen Lehranſtalt zu Brünn iſt, alſo in ſeinen Umgebungen und unter ſeinen Schülern das Buch ſchon ausbreiten wird.

Wir wollen es ohne Anmaßung geſagt haben, daß wir im nördlichen Deutſchland mit beſſern Lehrbüchern verſehen ſind, und deswegen nicht zu dieſem unſere Zuflucht zu nehmen brauchen, aber doch auch die erfreuliche Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir uns freuen, wenn wenigſtens in der öſtreichiſchen Monarchie, wo unſere meiſten und beſten Lehrbücher verbotene Waare ſind, dieſes Buch allgemeiner eingeführt würde, da es doch Anklänge von unſerer norddeutſchen Methode und Gedan-

in es unsern bessern Schriftstellern aufgenommen hat. Vorzüglich scheint der Verf. mit Herren's Schriften nicht unbekannt geblieben zu sein. Er nimmt mehr als es sonst auf den östreichischen Schulen und Lehranstalten zu geschehen pflegte (und Ref. spricht aus mehrjähriger Bekanntschaft mit Oestreich, vorzüglich mit dessen Hauptstadt), auf Cultur in ihren verschiedenen Beziehungen Rücksicht, und pflegt jedem Volke oder wenigstens Jedem seiner Zeiträume einen Culturabschnitt anzuhängen. Diese Abtheilung enthält blos die Geschichte der Völker der alten Welt und des Mittelalters, denn eine Völker- und Staatengeschichte, nicht eine allgemeine Geschichte ist sein Werk, und eine 2. Abtheilung soll dann die neue Zeit enthalten. Der Verleger, dem wir beim Mangel einer Vorrede des Verf. eine Art Vorwort entnahmen, hat sich veranlaßt gefunden, um das Werk schneller in die Hände des Publicums zu bringen, einstweilen blos die erste Abtheilung auszugeben. Fast möchten wir glauben, es möge eher Vermissen des Verf. geschehen, der sonst wol über die Bestimmung des Buches und die Art, es zu benutzen und die Tabellen zu gebrauchen, etwas gesagt, ja noch ein sehr nothwendiges Requisit, nämlich ein Druckfehlerverzeichniß beigefügt haben würde. Denn der arme Schüler, der ohne Beihülfe eines Lehrers dieß Buch benutzt, wird Manches 2 Mal lernen müssen. Oder sagt man etwa in Oestreich Meroen statt Meroe, Chrysi, Arthopands statt Amschaspands, Merremaden statt Merremaden, Zeugitai statt Zeugitai, Polygrotus statt Polygnotus, lesbischen Krieg statt lamischen Krieg, Borthius statt Boëthius, Tribonian statt Tribonian u. s. w., wenn man auch Anschgar und Dorasicht passiren lassen wollte. Die Schriften von Hoff und Emin scheint der Verf. auch nicht gelesen zu haben, wenn er auch die Veränderungen der Erde, als des Wohnplatzes der Menschen, von der Geschichte ausschließt; und unsere Lehrer der Staatswissenschaften werden es dem Verf. schlechten Dank wissen, daß er diese Disciplinen gar zu Hülfswissenschaften der Geschichte macht. Der Verf. führt, was sehr löblich ist, Literatur, aber sehr sparsam an. Aber sowie er von Raumer's längst vollendeten „Hohenstaufen" nur 4 Bände kennt, hätte auch Böttticher's Werk über Karthago, Böttiger's „Heinrich der Löwe", Ritter's „Erdkunde", Zeller's „Chronologie" und noch vieles Andere angeführt werden können, was ihm wenigstens aus den wiener „Jahrbüchern" hätte bekannt sein müssen. Die beigelegten Tabellen (über die alte Geschichte) sind mühsam und fleißig, möchten aber durch Ausfüllung die leichte Uebersicht erschweren; wenigstens hätte das entschieden Wichtigere durch veränderte Schrift hervorgehoben sein sollen. Daß etwas Parteilichkeit für Oestreich und eine strenge Devotion gegen die Päpste durchschimmert, wollen wir des erstrischen Imprimatur wegen nicht besonders rügen. Es wird noch lange Erdkrankheit der östreichischen Historiker bleiben! Als Probe des im Ganzen reinen Styles heben wir aus S. 245 eine Stelle aus: „Der kirchlich-politische Einfluß der Päpste, welcher am Ende dieses Zeitraums seine Vollendung erhielt (das Wort Hierarchie dafür ist nämlich confiscirt!) und auf die Verhältnisse der meisten Staaten im Mittelalter so vielfältig einwirkte, war schon seit dem 8. Jahrhundert im Steigen, und die Ehrfurcht, welche Christen jeden Standes gegen die Päpste, die sich durch Reinheit ihrer Sitten, durch Heiligkeit ihres Wandels, Verachtung der zeitlichen Güter, unverdrossene Thätigkeit und Gelehrsamkeit auszeichneten und daher (!?) auch gegen ihr Haupt, den Papst hegten, am meisten beitrug. Seit dem J. 455 wurden vorzugsweise, wie früher sehr häufig, die meisten Religionsstreitigkeiten und Zweifel von den Päpsten als Schiedsrichtern entschieden, und seit der Völkerwanderung nahm auch das Ansehen und der Einfluß der Geistlichkeit und der Päpste auf die Völker und öffentlichen Angelegenheiten bedeutend zu. Denn die rauhen Sieger wurden mit Ehrfurcht für die Diener der Religion erfüllt, welche mit würdevollem Nachdruck als Vermittler und Fürsprecher ihrer Gemeinden auftraten und nur zu bald durch ihre überwiegenden Kenntnisse, nicht allein im Lesen und Schreiben, sondern auch im römischen Rechte, in der Leitung der Geschäfte, als Erzieher und Räthe der Fürsten, den neuen Herren beinahe unentbehrlich wurden und deshalb frühzeitig Sitz und Stimme bei gemeinsamen Berathungen über Staatsangelegenheiten erhielten u. s. w." Daß diese Lichtseite auch ihre Schattenseite hatte, hat Ref. an anderm Ort gezeigt, nur wirds dem hochwürdigen Mitgliede der Benedictinerabtei Raigern, denn das ist der Verf., auch nicht zu Augen gekommen sein. 122.

Lese- und Denkfrüchte.

Was thut den Deutschen Noth?

(Niedergeschrieben im Herbst 1807, und zur Vergleichung mitgetheilt 1831.)

Deutschland ist durch eine Jahrhunderte lang schon vorbereitete Folge von Begebenheiten für den Augenblick aus der Reihe selbständiger Nationen ausgelöscht. Es muß fremden Gesetzen gehorchen, seine Streitkräfte für fremde Interessen hinopfern, hat fremde Beherrscher, die nothwendig ein anderes Interesse haben als Deutschland, und zur Vollendung seiner Schmach gehört noch, daß die freie Entwickelung seines eigenthümlichen Geistes, der ihn, und zwar sehr zu seinem Vortheile, von den übrigen eigentlich nur neu-römischen Nationen unterschied, und welchen die letztern nicht recht zu begreifen vermögen, gehemmt wird. Woher ist Deutschland so tief gesunken? Weil es zuviel Ausländerei oder Nichtdeutschheit unter sich hat aufkommen lassen, und weil die größere Masse ohne Volksbedeutsamkeit ist. In der Jetztzeit ist der Verstand schon soweit, daß er die Verkrüppelung dieser Masse und ihre gänzliche Untauglichkeit und Unselbständigkeit erkennt und einsieht, daß auf dem bis daher betretenen Wege nichts Ersprießliches herauskommen konnte. Soll nicht Alles verloren gehen, so muß bald, ja sofort ein neuer Weg eingeschlagen, es müssen durchgreifende Maßregeln ergriffen werden. Auf die Mitwelt läßt sich nicht mehr mit Erfolg wirken; also bleibt nichts anders übrig, als daß man für eine bessere Bildung der Nachwelt sorge, und zwar nicht blos der begünstigtern Classen, sondern der größern Masse vorzüglich. Bisher suchte man mehr auf den jungen Stamm zu pfropfen, als aus ihm selbst zu entwickeln; man suchte seine Begriffe mehr historisch aufzuklären, wenn man selbst diese Mühe sich noch gab, als daß man sie sich hätte erzeugen lassen. Die Bildung des Volkes hatte weniger sein Wohlsein in diesem, als in einer andern Welt zum Hauptzweck: nur des bischen Christenthums wegen lehrte man es lesen, und wenns hoch kam, schreiben. Ueber die Verhältnisse der Welt und des Bürgers zum Staate ließ man es ganz unbelehrt, oder flößte ihm nur fremde Meinungen ein, die es nicht verstehen konnte, und die auch nicht wohlthätig und lebendig in sein Leben einzugreifen vermochten, weil sie nicht sein Eigenthum waren. Es kömmt aber darauf an, in dem Einzelnen die Idee des Lebens zu erziehen, sodaß er nun diese in sich zur Erscheinung zu bringen vermöge. Er muß, sobald er sich in der Welt zu erkennen vermag, sich als Bürger eines Staates, als nothwendiges Glied eines Ganzen erkennen, zu dessen Erhaltung und Wohlsein er nach Maßgabe seiner Kräfte thätig beitragen müsse. Mit der verdorbenen Welt muß er in keine Berührung treten; der Gedanke, daß man in der Welt seinen eignen Nutzen berathen müsse, muß ihm fremd bleiben; was es mit dem Staate, mit dem Vaterlande für eine Bewandniß habe, muß er früh durch Anschauung, die nur bei inniger Theilnahme stattfindet, erkennen lernen, und früh muß er gewöhnt werden, selbst für das Wohlsein desselben wirken zu wollen, wozu erfoderlich ist, daß er sich selbst den Plan eines Staates zu entwickeln vermöge. Nur durch eine solche Nationalerziehung läßt sich Wirkung versprechen. Die Geschicklichkeiten, womit man sonst gewöhnlich anfängt, lesen und schreiben, müssen zuletzt, gleichsam als Zugabe erfolgen; mit Allem muß er aber bekanntgemacht werden, was unmittelbar zur Erhaltung eines Staates erfodert wird. Nur die hervorstechendsten Talente müssen, als künftige Lehrer der Nation, nachdem sie ihre frühere Entwickelung in

der Nationalerziehungsanstalt empfangen haben, eine gelehrte gründliche Bildung genießen. Mit der klaren Einsicht in Das, was Noth thut, muß jeder Einzelne auch den guten Willen haben, das Seinige dazu zu thun. Dieser kann nicht ausbleiben, wenn er in der Liebe, die sich durch Mitwirken zum Wohlsein stärkt und im Pflichtgefühl aufwächst. Dahin strebt Pestalozzi, ohne sich dessen ganz klar bewußt zu sein; er vergreift sich nur in den Mitteln. Nicht sein Abc der Anschauung, sondern ein Abc des Gefühls muß den Anfang machen; aber nicht eines schmelzenden todten Gefühls, sondern jenes wackern lebenden, das zur That antreibt und nicht Rast noch Ruhe läßt, ohne ihm genügt zu haben. Für eine solche Nationalerziehung ist nun keine Nation so empfänglich als die deutsche; ja eine andere kann sich nicht einmal zu dieser Idee erheben. Der Deutsche ist ein Urvolk, das seiner innern Natur getreu geblieben ist, und das verdankt es hauptsächlich seiner Sprache: nicht als todter Buchstabe, sondern als die Hülle, in welcher sich ein mächtiger Geist offenbart. Dieser Geist muß in der größern Masse geweckt werden. Zunächst liegt diese Pflicht dem Staate ob, und die Regierungen können dadurch allein Deutschland seine Selbständigkeit, die unter ihnen verlorengegangen ist, wiedergewinnen. Der Staat soll nach der Idee nicht blos für das leibliche Wohl, für Sicherheit des Eigenthums u. s. w., und allenfalls für die Mittel zur sogenannten Ausbildung des Geistes durch Wissenschaften und Aehnliches sorgen; sondern auch dafür, daß des Staates Selbständigkeit gesichert werde, und diese kann nur gesichert werden, wenn der Unterthan selbst dafür mit Einsicht wirkt: dazu muß er ihn bilden. Wohlsein des Volkes ist aber zu Allem die höchste und erste und letzte Bedingung.

Soweit niedergeschrieben im Herbste 1807. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen, erfüllt mit den erstaunenswürdigsten Begebenheiten, die zum größern Theil von Deutschlands Intelligenz ausgingen und es zu einem schönen Ziele zu führen schienen, zur Nationalität und nationalen Selbständigkeit. Und wo stehen wir jetzt im Jahre 1881? Die Beherrscher mit fremden Namen sind weg, es gehorcht wenigstens sichtbar Deutschland nicht mehr fremden Gesetzen, und war neuerlich auch nicht gezwungen seine Staatskräfte für fremdes Interesse hinzuopfern; Mittel- und Süddeutschland hat größtentheils volksthümlichere Verfassungen, die sich immer mehr auszubilden streben, für Volkserziehung ist dagegen in Norddeutschland am meisten geschehen. Wo aber ist die Einheit? Wo ist eignes deutsches Interesse im engern Sinne? Wo ist seine Selbständigkeit im höhern Sinne? Wo ist Sicherung für diese im Geiste des Volkes, ohne welche sie eine bloße luftige Chimäre ist? Was ist für dessen Wohlstand geschehen, und für seine Reife zum thätigen Mitwirken im erhebenden Gefühle als Bürger? Und wenn nun Deutschlands Selbständigkeit nicht gesichert ist im Wohlsein und im Geiste und Gefühle des Volkes, wo glaubt man denn, daß sie gesichert sei? In den Bajonetten? Sie gehen aus dem Volke hervor!

Der Begriff Volksbildung, mit welchem Aufklärung im genauesten Zusammenhange steht, ist noch lange nicht im Reinen. Was soll im Volke gebildet werden, und wie? Was? Natürlich die Menschennatur mit allen ihren Anlagen, den physischen, ästhetischen, intellectuellen und moralischen. Der Mensch soll seine Sinne gebrauchen lernen, er soll sein Gefühl entwickeln, er soll denken, er soll handeln. Nur in der Uebereinstimmung dieser verschiedenen Anlagen kann der Menschencharakter bestehen, den man auch sehr richtig und bedeutend mit Herder Humanität nennen kann. Die Humanität muß also in jedem Einzelnen entwickelt werden, er stehe auf welcher Stufe es sei. Und wie? Durch Selbstthätigkeit. Zu dieser ihn anzuregen ist die große Aufgabe der Erziehung, und zwar nicht sowol sie zu leiten auf einen gewissen Punkt, als sie vor Abwegen zu bewahren. Zu dieser Erziehung an sich ist es nicht einmal so nöthig, daß er lesen und schreiben könne, worin gegenwärtig fast die ganze Erziehung des Volkes gesetzt wird, und das wir ihm auch herzlich gönnen, ja nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge für unentbehrlich halten; es ist aber weit nöthiger, daß er selbstthätig wirken, und was in ihm und seiner Natur liegt, zu Tage fördern lerne. Er muß aus ihrer Thätigkeit seine Kräfte, und sich als ein Glied in der großen Kette der Wesen erkennen lernen. Er muß lernen seine Kräfte zu gebrauchen, Alles, was in seinen Kreis eintritt, zu erforschen und ihm den Platz anzuweisen, der ihm in diesem Kreise gebührt, muß sich des Eindruckes bewußt werden, den die Gegenstände auf sein Gefühl hervorbringen und ihn zu deuten wissen; muß wissen, wie sein Wille sich zum Ganzen verhalte, und was er als Mensch wollen dürfe. Und dies muß er nicht aus fremdem Munde, sondern durch Selbstthätigkeit aus seinem Innern lernen. Bei dieser Bildung muß vom Einfachsten ausgegangen werden; aber ein jeder Gegenstand, an dem seine Kraft sich üben soll, muß ihm in allen menschlichen Beziehungen und in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen erscheinen. Auf das Individuum braucht bei diesem Gange der Bildung durchaus nicht gesehen zu werden, denn es soll ja nicht der besondere, sondern der allgemeine Menschencharakter entwickelt werden: der besondere Charakter entwickelt sich von selbst nach seinen ihm eignen Gesetzen, wenn nur dieser Entwickelung nicht aus Unverstand entgegengewirkt wird. Feinere und höhere individuelle Cultur gehört gar nicht fürs Volk, insofern wir die größere Masse der Landleute, Gewerbleute und Handarbeiter darunter verstehen, obgleich sie in einem Volke niemals fehlen darf. Das Volk bedarf nur einer genauen Kenntniß der Natur und ihrer Producte, worauf vorzüglich die Aufmerksamkeit hingeleitet werden muß; einer genauen Kenntniß von der bürgerlichen Verfassung, als unentbehrliche Anstalt für das höhere menschliche Dasein; von seinem wahren Verhältnisse zu dieser Verfassung; einer richtigen Einsicht in sein Gewerbe und in die Mittel, dieses am vortheilhaftesten für das Ganze und für sich selbst zu betreiben; einer richtigen Einsicht von seinem Verhältniß als Mensch zu seinen Mitgeschöpfen, Mitmenschen und zur Gottheit, deren Dasein er fühlt, und die er, nicht irregeleitet von grübelnder Spitzfindigkeit, in seinem Innern in ihrem wahren Wesen erkennt. Man muß dem Volke — und dem Menschen überhaupt — weniger geben als erwerben lassen, im Physischen wie im Moralischen. Auf die Belebung seiner geistigen Kräfte, darauf kommt einzig Alles an. Pestalozzi hat dies fürs Volk am tiefsten erkannt, ob aber die von ihm dazu vorgeschlagenen Mittel hier ausreichen? Er scheint den Begriff der Menschennatur, die entwickelt werden soll, zu einseitig aufgefaßt zu haben. Nicht blos die Kräfte des Anschauungsvermögens und der daraus hervorgehenden Combinationen sind im Menschen zu entwickeln, obgleich dies für den Menschen unstreitig das vorzüglichste Vermögen ist. Er hat die Grundprincipien der Anschauung aufgesucht, und glaubte sie gefunden zu haben in Zahl, Raum und Wort. Daher hält er für die Elemente des Volksunterrichtes Rechenkunst, Geometrie und Sprache. Er verlangt, daß ein jeder Mensch richtige Begriffe von den Zahlverhältnissen, Raumverhältnissen und den Worten, womit er diese ausdrückt, haben solle. Dies ist nicht erschöpfend für alle Anlagen der Menschennatur. Allerdings sind diese Verhältnisse an allen körperlichen Gegenständen die vorzüglichsten, denn die Zahl gibt mir den Begriff des Selbständigen, der Raum, die Form und das Wort fixirt und erweckt in mir die richtig aufgefaßte Vorstellung. Der Mensch soll sich aber nicht blos auf körperliche Gegenstände einschränken: seine Natur macht höhere Anfoderungen an ihn. Die in der jungen Menschennatur besonders stattfindende Lebendigkeit des höhern Anschauungsvermögens, der Phantasie, deutet schon darauf hin, da diese mit dem Tiefsten im Menschen, dem Gemüth, in so unmittelbarem Zusammenhange steht und ihr Leben in alle Adern seiner Natur einströmt. 111.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1831.

Das Thierreich, geordnet nach ſeiner Organiſation. Vom Baron v. Cuvier. Ueberſetzt und erweitert von F. S. Voigt. Erſter Band.

(Beſchluß aus Nr. 206.)

Um dieſe Zeit brach die franzöſiſche Revolution aus. Sie hemmte auf längere Zeit den Verkehr mit fremden Welttheilen, ja, den mehrer europäiſcher Länder untereinander. Ohne Zweifel trug dieſe Stockung bei, daß die Naturforſcher, denen es an Zufluß von Außen zu fehlen begann, ſich nun mit ihren Forſchungen nach Innen warfen, das Geſammelte ferner prüften, auf bloßes Aufſchichten geiſtvolleres Ordnen folgen ließen. Mit Einem Wort, man wandte ſich wieder zur zoologiſchen und botaniſchen Speculation zurück und ſuchte mit Erforſchung des Innern das Aeußere zu ergründen. Wie viel Cuvier, der ſich hier ausgezeichnet hervorthat, den Deutſchen, deren philoſophiſcher Geiſt auf dieſem Felde bereits Großes ahnete und ausſprach, zu verdanken gehabt haben mag, iſt hier nicht zu unterſuchen: genug, er anatomirte, ſkeletirte, zeichnete unermüdlich, und war daher ſchon im Jahr 1795 im Stande, auf eine neue veränderte Thieranordnung anzutragen; eine genauere Auseinanderſetzung in ſeinem „Tableau élémentaire des animaux“ (1798) trat ſchon feſter auf, und die erſte Ausgabe ſeines „Règne animal“, im Jahr 1816, führte dieſe verbeſſerten Anſichten völlig durch, auf ſeine ebenſo ausgeführten „Leçons d'anatomie comparée“ gegründet.

Zur Zeit, als jenes „Règne animal“ erſchien, war der allgemeine Friede bereits hergeſtellt, und die Meere, insbeſondere aber England, uns wieder geöffnet. Es ſtrömten jetzt neue Species bis dahin unbekannt geweſener Naturalien zu vielen Tauſenden uns zu; jedes Land ſandte neue Reiſende, neue Expeditionen aus, um ihrer noch mehr heimzubringen, ſodaß die Cabinete und Gärten, ſo zu ſagen, von den andringenden Reichthümern ſchwollen. England jedoch, das deren die meiſten zuſammengebracht hatte, blieb in ihrer Behandlung zurück; ſeine Zoologen blieben ſteife, trockene Zoographen in unverändert Linné'ſcher Manier, ſeine Zootomen waren noch unbedeutender: dieſes wird allerdings dadurch erklärlich, daß dort den Naturwiſſenſchaften öffentliche Aufmunterung und Unterſtützung vom Staate fehlte; aber ein Cuvier trat in jenem Lande keſſinniger, kräftiger Männer bis jetzt nicht auf.

Deutſchland dagegen, mehr nach Innen gelegen und ſchwieriger zum Beſitz großer Sammlungen durch Seeexpeditionen, die es wegen ſeiner geographiſchen Stellung nicht unternehmen kann, gelangend, nahm einen nach ſeinen Kräften bewundernswerthen Flug und verband gleichſam der Franzoſen doppelte Richtung in umgekehrter Weiſe. Während es in unſerm Vaterlande nicht an meiſterhaften Forſchern auf empiriſchem Wege, Sammlern und Beſchreibern gebrach, während es unter ſeinen Zootomen einen Meckel aufzuweiſen hatte, entwickelte es auf dem Pfade einer neuen Philoſophie die kühnſten phyſiologiſchen Anſichten. Man ſprach den Zuſammenhang des Einzelnen aus, ſchematiſirte die organiſche Geſtalt, begründete die äußere Eintheilung auf die Geſetzmäßigkeit des Innern, dieſe geradezu auf die des Geiſtes, und, indem der Eine einen Urtypus aufſtellte, aus welchem er jede beſondere organiſche Geſtalt ableitete, jedes Organ als eine Metamorphoſe des benachbarten erkannte, fand ein Anderer in einem durchgeführten Paradigma der ganzen Natur ſeine Evidenz, während ein Dritter die Uebereinſtimmung des Körperlichen mit dem Geiſtigen der Welt aufzuzeigen Probe ablegte. Eifrig benutzen die Deutſchen dabei die ihnen ſo ſchönen Vorſchub leiſtenden Franzoſen; dieſe aber, wenn auch ſpät erſt, faſt möchte es ſcheinen, erſt ſeit einigen Jahren, ſind jetzt nicht minder erkenntlich, deutſche Ideen an- und aufzunehmen, und wenn namentlich unſer Cuvier bei dieſer Lage der Dinge auf einem erhabenen Mittelpunkte ſtehen bleibt, ſo kann man, ähnliche Stellung Mehren von uns zugeſtehend, doch wol ſagen, daß gegenwärtig Deutſchland und Frankreich an der Spitze der zoologiſchen Wiſſenſchaft erblickt werden und alle andere Länder, was Tiefe der Behandlung in derſelben anbetrifft, ihnen nachfolgen müſſen.

Cuvier fand, als er vor etwa 40 Jahren ſich dem Studium der vergleichenden Anatomie zu widmen anfing, kein anderes Systema animalium vor, als die letzte Ausgabe Linné's von Gmelin. Es war das einzige, durch alle Claſſen hindurchgeführte Werk (denn alle übrige treffliche Schriften betrafen nur einzelne Claſſen), allein, dieſes Werk war ſo wenig im Geiſte ſeines unſterblichen Stifters fortgeſetzt, daß es gerade Jenes meiſterhafte Kritik wieder vernichtete. Ohne bedeutender praktiſcher Zoolog geweſen zu ſein, ſchichtete Gmelin bloße Materialien auf-

einander, verglich sie nicht nur nicht immer unter sich, sondern beachtete auch nicht einmal die von Linné und mehren Nachfolgern bereits angedeuteten anatomischen Beziehungen. Geht auch Cuvier in der unaufhörlich wiederholten scharfen Kritisirung dieses Herausgebers etwas zu leidenschaftlich zu Werke, so bleibt doch richtig, daß dasselbe nicht die Classicität hatte, die Linné's Originalausgaben sich erworben, und daß man selbst jetzt lieber eine von diesen als jene Gmelin'sche Ausgabe anführt.

Cuvier fand sich daher, wie er selbst sagt, bei seinen zootomischen Untersuchungen häufig verlassen, und wurde genöthigt, Thier vor Thier neu zu anatomiren, um zu erfahren, wo jedes im Natursostem eigentlich hin- und was zusammengehöre. Dieses führte ihn denn vom Studium der Zootomie nothwendig auf das der Zoologie, und hier fand er nicht minder aufzuräumen, Irrthümer zu berichtigen, entrissenes Eigenthum zurückzugeben und Uebersehenes zu Ehren zu bringen, als seiner Zeit Linné. Parallel sonach in 2 verwandten Wissenschaften vorwärtsschreitend, im Mittelpunkt aller nur erdenklichen wünschenswerthen Hülfsmittel, unterstützt durch den täglichen Umgang mit den geistreichsten, fremden wie einheimischen, Gelehrten, stets der deutschen Literatur, sowie der übrigen in- und ausländischen folgend, konnte es nicht anders kommen, als daß er, der fleißige, unermüdliche, geistreiche, genialische Mann, die Zoologie zu einer wahrhaft neuen, gleichsam verjüngten Wissenschaft endlich heranhob, indem er „das gesammte Thierreich, geordnet nach seiner innern Organisation", zusammenstellte und in jener oben angeführten ersten Ausgabe („Le règne animal, distribué d'après son organisation") herausgab.

Es empfing den Beifall, dessen es werth war. Durch alle Classen und Ordnungen der Thiere waren die Charaktere in logisch subsumirender Ordnung, gleich einem zusammenhängenden Gebäude, neu aufgestellt und somit das Unübersehliche wieder übersehbar gemacht. Sowie aber dieses Werk einen Theil seiner Entstehung den Bemühungen Anderer verdankte, so wurde es nun wiederum Diesen nützlich, und hat ohne Zweifel wol Keinem der vielen Reisenden, die seitdem als Naturforscher fremde Länder besuchten, gefehlt. Die grenzenlose Menge von neuen Geschöpfen, die seitdem durch diese wieder in die Museen Europas zurückgebracht worden sind, ist so unglaublich und enthält wiederum so viel wunderbar Neues, daß Cuvier noch neuerlich erklärte, die Zoologie müsse abermals völlig umgeschrieben werden. Er besorgte dies in der zweiten Ausgabe, von welcher der 1. Band ihrer erweiterten Uebersetzung dem deutschen Publicum hier vorliegt.

Cuvier mußte aber in seinem Werke, um der Last einer ungeheuern Arbeit nicht zu erliegen, an der Grenze der Species Stillstand machen und von hieraus auf die unzähligen Specialschriften, die diese weiter beschreiben, verweisen. Auch im Allgemeinen ward ihre Beschränkung nöthig, und so ist er an manchen Stellen kurz, und unterläßt hier und da eine interessante Angabe zuzufügen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, von dem Gedanken ergriffen, daß es bei solcher Vorarbeit möglich sein würde, zu ergänzen, entschloß sich daher zu einer Uebersetzung des Originals, mit Zufügung eigner und fremder Bemerkungen, zumal aber mit Ausführung der blos dem Namen nach angedeuteten Thiere, deren Zahl in die Tausende steigt, durch Angabe ihrer Charakteristik. Soeben erfährt er, daß in England etwas Aehnliches unternommen worden ist.

F. S. Voigt.

Julius. Eine Lebensgeschichte aus der Zeit, von F. A. Märcker. Berlin, Reimer. 1829. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ehe wir uns über dieses Buch urtheilend äußern, wollen wir den Leser mit dem Inhalte desselben bekanntmachen. Julius, ein nicht mehr ganz junger Mann, gehört zu den unseligen Gemüthern, die nirgend eine Befriedigung finden, die wenig er unter dem Druck des Lebens, als dem ihres eignen Herzens erliegen. Der Dichter hat wenigstens die Absicht gehabt, einen solchen Charakter hinzustellen, wenngleich wir glauben ihn auch in manchen Widersprüchen mit diesem Vorhaben zu betreffen. Jedoch ist dies schwer nachzuweisen, da Charaktere, deren Wesen der Widerspruch, die Zerrissenheit, das Unnatürliche ist, nicht leicht verzeichnet werden können, als höchstens durch einige Züge von Vernunft, Beharrlichkeit u. dgl. Doch wir schweifen schon von der Erzählung zum Urtheil ab. Julius, über den wir, doch vielleicht nicht mehr als er selbst, ungewiß bleiben, ob er Maler, Dichter, Musiker, Geschäftsmann, oder was sonst ist, lebt in W..... Die Begebenheiten seines äußern Lebens sind sehr einfach. Doch die neue Geschichte desselben legt er in Briefen an seine Schwester Wilhelmine und in seinem Tagebuche nieder, aus welchem uns Aphorismen mitgetheilt werden. Wie natürlich findet Julius bald ein Wesen, das er liebt, das ihn wieder liebt, wodurch sich aber doch kein Verhältniß der Befriedigung bildet. Ganz dem Sinn des Buchs gemäß muß Julius auch auf seltsame Freunde stoßen, mit denen er oft in Zwiespalt ist; er muß tiefschmerzliche, idyllische Verhältnisse kennen lernen, überall auf Jammer und Elend stoßen. Er muß Spaziergänge, Fußreisen machen, wobei er nie auf dem rechten Wege bleibt wie im Leben auch. Elise, seine Geliebte, verheirathet sich plötzlich mit einem Oberamtmann. Weshalb? Der Dichter läßt hier eine Lücke. Uns scheint, es stand ihm dazu in einem Buche, das alle Ereignisse nur ganz als Nebendinge betrachtet und uns stets nur die Eindrücke desselben auf die Seele des Helden vor Augen führt, das volle Recht zu. Allein wie dieser Schritt eines liebenden Mädchens innerlich möglich wird, das hätte er uns nicht verschweigen sollen. Julius ist in einem solchen Zustande jammervoller Zerrissenheit, daß dieses Ereigniß (entweder ein furchtbarer Treubruch, oder, wie es hier dargestellt ist, eine entsetzenvolle Aufopferung der Geliebten) fast gar keinen Eindruck auf ihn macht. Er geht auf Reisen. Der Bräutigam ladet ihn ein zur Hochzeit zu kommen. Er kommt, trifft aber, so scheint es, zu spät ein. Bald darauf stirbt die geliebte Schwester Wilhelmine. Er geht auf Reisen. Plötzlich, des Nachts, tritt in einem Gasthofe eine bleiche Gestalt in sein Zimmer, an sein Lager. Es ist Elise, die mit ihrem Gatten in demselben Gasthofe wohnt. Sie bringt ihm einen Abschiedsbrief, den die Schwester ihm auf dem Todbette geschrieben. Julius bringt die Nacht wie in Fieberträumen zu. Da bricht Feuer aus. Er rettet sich, flüchtet. In Elisens Zimmer wüthen die Flammen am heftigsten. Er stürzt hinauf und rettet sie, ein Anderer rettet den Gatten. Elise bleibt als Pflegerin bei dem halbverbrannten Gemahl. Julius geht gleich darauf wieder auf Reisen. Ihn begleitet ein Freund, Eißler, den der Dichter sich bemüht hat als einen jener eisig und eisern erscheinenden Menschen, jener Caricaturen des Gefühls, die sich wie die Erzfeinde der menschlichen Gesellschaft hinstellen, aber doch männlich warm und trefflich sind, darzustellen. Unserer Meinung nach ist der Charakter ganz mislungen; hauptsächlich deshalb, weil diese

Ereignissen nur erzählt, nicht dargestellt werden. Endlich nimmt Julius eine Lehrerstelle in einem Institut auf dem Lande an (z. B. Hofwyl), macht von dort aus eine weite Fußreise durch die Gebirge und stirbt in einem kleinen Gasthause an Entkräftung, durch innere und äußere Qualen aufgerieben. Elise läßt sich von dem durch ihre Pflege hergestellten Gemahl scheiden, und lebt in tiefster Zurückgezogenheit.

Es ist nicht zu leugnen, daß Bücher dieser Gattung einen sehr mächtigen Reiz auf den Leser üben können. Sie sind in neuerer Zeit, zuerst durch Werther angeregt, Mode geworden. Allein, es gehört eine große Tiefe des Geistes dazu, in der Schilderung dieser düstern Melancholie des Lebens nicht weichlich, zu lächerlich zu werden. Vollends aber erschwert sich die Aufgabe, wenn man sie durch ein ziemlich starkes Buch hindurch verlängern will. Ferner ist es unumgänglich nöthig, daß man die steten Selbstbetrachtungen durch den Fortgang der Ereignisse bedinge, fördern, auf den Gipfel treibe und endlich zu einem nothwendigen Ziel führe. Es ist allerdings im Wesen solcher Bücher begründet, daß die Ereignisse nur angedeutet, nicht nach einem vermittelten Plan, sondern, ehe wir zufällig eintretend herbeigeführt werden. Allein diese Behandlung der Thatsachen ist nur eine scheinbare; der Dichter soll nur den Schein des Zufälligen geben, aber dabei die höchste Absichtlichkeit der Kunst, das verborgenste Gesetz, in der künstlichen Nachlässigkeit verbergen. Zum Theil hat der Dichter dies wohl gefühlt, und einige Momente dieser Art sind ihm gelungen; allein, im Ganzen hat er unsers Erachtens die größten Fehler begangen, indem seine Ereignisse oft nur wirklicher Willkür unterthänig sind, ja etwas Erzwungnes haben, statt einer scheinbaren Zufälligkeit zu folgen, wenn der denkende Leser jedoch ein höheres Gesetz erkennt. Dies ist die Ursache, weshalb das Buch, obwol es an manchen Stellen spannt und anzieht, doch im Ganzen sehr ermüdet.

Daß ein Mann von Geist und Bildung das Buch geschrieben habe, sehen wir auf jeder Seite. Allein, so häufig der Verf. etwas Wahres, Gutes, Schönes ausspricht, ebenso häufig sagt er auch das Unbedeutendste, sagt halbe Wahrheiten, die nicht einmal alle in dem Charakter seines Helden wahr sind. Gewiß würde er uns mit der Hälfte seiner Truppen ungleich sicherer geschlagen haben; die überflüssigen Völker, die er ins Gefecht führt, liegen ihm mehr zur Last, als sie zu seinem Siege beitragen. Wer würde nicht die schmerzlich schöne Betrachtung über Deutschland, die in folgenden 2 Zeilen auch energisch gefaßt ist, gern lesen: „Zerfallen sind wir wie die Hellenen, aber nicht verdorben wie sie". Wir werden getroffen von der Wahrheit der nachstehenden Bemerkung über die neuere dramatische Kunst, z. B. Müllner's, Raupach's und Anderer: „Diese Schneidergenien müssen ihren Puppen einen Wortrock an, manövriren sie auf die Bühne, und meinen, sie haben eine Tragödie geschrieben". Zu den Halbwahrheiten, die ebenso gut zu bejahen sind, als selben durchaus widersprochen werden kann, gehört folgender Satz, der noch dazu in dem Charakter des Helden gar keine Begründung hat: „Die Natur des Weibes ist zu empfangen. Sprödigkeit rächt sich an Jeder selbst". Es gehört nicht hieher auseinanderzusetzen, wie behutsam dieser Ausspruch anzunehmen ist, wie vielen Modificationen bis zum völligsten Gegensatz er unterliegt. Manche Aphorismen sind so unnöthig im Buch, bedeuten so wenig in sich, daß es uns oft weh thut, mit Anstrengung die Seiten sich füllen zu sehen. Z. B. der Satz aus Julius Tagebuch: „Schlafen möchte ich 14 Tage; dann wird' ich gestärkt sein". Dieser Satz könnte nur in der engsten Verbindung mit der durch Ereignisse auf einen gewissen Punkt der Krisis gedrängten Stimmung des Helden von Wirkung sein. Er ist aber so hingestellt, daß man ihn ohne Schaden des Buches 50 Seiten vor- oder zurücksetzen könnte.

Doch wir wollen nicht länger bei einzelnen Erinnerungen stehen bleiben. Das Haupturtheil über das Buch haben wir schon in wenig Worten ausgesprochen. Doch scheint uns gut, noch einen Lebenspunkt desselben herauszuheben. Wir fanden das Buch ermüdend; warum? Weil der Charakter auf der ersten Seite fertig ist. Dies ist, scheint uns der größte Fehler, den wir dem Dichter vorwerfen können. Wenn die Ereignisse drängender, mächtiger fortschritten, wenn wir das Unheil des Lebens auf Julius immer mehr herandringen sähen, so würden wir durch das Interesse gefesselt werden, seine Gestalt im brausenden Strome der Begebenheiten zerschmettert zu sehen. Allein, wir finden auf dem ersten Blatte einen Menschen, dem vorweg die Möglichkeit, zu leben und glücklich zu sein fehlt. Wir sehen nirgend eine Rettung für ihn, daher werden wir kalt gegen sein endliches Untergehen. Viel rührender ist aus demselben Grunde Elisens Geschick, weil wir lebhaft fühlen, wäre Julius ein Anderer, hätte er durch die Liebe ein Gefühl für Recht und Pflicht gewinnen können, so würde sie gerettet worden sein. Aber bei dem kranken Wesen des Helden selber empfinden wir gleich im ersten Augenblicke Mitleid, sehen aber, daß ihm durchaus nicht zu helfen ist; es treibt ihn nicht auf sein furchtbares Ziel zu, sondern im Gegentheil wir müssen froh sein, wenn die Qual geendet ist; aber dazu ist das Buch viel zu lang. Ref. hat ein ganz ähnliches Werkchen selbst geschrieben. Wenn er sich einen Vorzug vor dem Verf. des gegenwärtigen selbst zugestehen darf, so ist es der, daß er sich mit dem zehnten Theil des Raumes genügen ließ. 47.

Ueber Dante von Karl Witte. Neu bearbeitet. Breslau, Pelz. 1831. 8. 6 Gr.

Wenn der Verehrer des Dante jeden auch noch so geringfügigen auf den großen italienischen Dichter hinweisenden Beitrag mit Freude willkommen heißen wird, so muß dies um so mehr der Fall sein bei einer Abhandlung über Dante von einem Gelehrten, der sich mit diesem Dichter anhaltend beschäftigt und schon viele Proben seiner gründlichen und tiefen Kenntniß der italienischen Literatur und besonders der Werke des Dante gegeben hat. Den Eingang macht eine Vergleichung des gothischen Doms, als Erzeugnisses und Symbols des Mittelalters, und insbesondere seiner 2 Spitzen mit dem Kaiserthum und dem Papstthum. Zu Dante's Zeit waren beide Gewalten schon zwieträchtig geworden; der Dichter faßt sie aber in der „Göttlichen Komödie" der Idee gemäß als einträchtig auf und schilt Papst und Kaiser wegen ihres Haders. Auf Glauben und Gehorsam sind die beiden Weltpfeiler gegründet. „Des Dichters, oder richtiger überhaupt des Menschen Abirren von den Wegen Gottes und seine Errettung durch christlichen Glauben sind der Stoff seines Liedes, und doch umfaßt es mit einem Arme die Abgründe der Hölle, mit dem andern den fernsten Himmel und seine ungezählten Gestirne. So ist es; denn die Erlösung des Menschen ist zugleich der Friede der Menschheit, und der wohlgeordnete und fromme Staat ist ein ferner Abglanz des himmlischen Jerusalem; ja, in die ganze Natur hinein spiegeln sich Fall und Wiedererrettung des Menschengeschlechts". Das Gedicht faßt das Universum auf, und zwar in scharfen und bestimmten Umrissen; daher ist es dem Kirchenschiff des Mittelalters, wie wol auch der Blume Lotos, als Sinnbild des ewigen Lebens, zu vergleichen. Des Dichters Person verliert sich, sein Lied ist eine Periode in der Geschichte; aber es ist auch sein Leben, und die beiden frühern Werke Dante's, „Vita nuova" und „Convito amoroso", die Darstellung seiner Jugendliebe, als einer Allegorie der Frömmigkeit oder als des Anschauens Gottes auf Erden, in dem erstern, sowie die des fruchtlosen philosophischen Bestrebens in dem andern, sind Vorläufer der „Göttlichen Komödie", des allgemeinsten ewig wahren Epos unsers geistigen Lebens. Die Hölle ist die fortgesetzte unbereute Sünde, das symbolisch aufgefaßte Leben, die Strafe ist die That selber, nicht ihr Widerspiel; das Fegefeuer ist die fortgesetzte Reue, die Strafen sind kein Ausfluß des gerechten Zorns Gottes, sondern nur Arzeneien; das Paradies der Zustand, wo sich die Religion mit himmlischer Klarheit in das geläuterte Herz senkt und es von irdischer Schwachheit und Beschränkung zum Born unendlicher Gnade und göttlichen Lichtes erhebt. Zum Schluß wird über Dante als Bildner seiner Muttersprache mit

Bezug auf sein Gedicht gesprochen. Angehängt sind 2 Sonette über Dante von Michel Angelo Buonarotti in trefflicher Uebersetzung. Auf dem Umschlage ist vorn die Tauf- und hinten die Grabkapelle des Dichters abgebildet, eine sehr willkommene Zugabe. Das Werkchen enthält freilich nur die schon bekannten Ideen des Verfassers, aber sie sind hier kurz, kräftig und auffregend wiederholt, und insofern ist diese kleine Gabe allerdings sehr dankenswerth; für die Kenner des Dante ist es indeß zu wenig, und ich darf wol das Verlangen nach etwas Ausführlicherem und die Aufforderung an den Verf., diesem Wunsche zu genügen, in ihrem Namen aussprechen. 71.

Miszellen.

Plagiat eines Polenfreundes.

Es ist zwar sehr schön, wenn man für eine gute und unterdrückte Sache Partei nimmt; und man verzeiht einem Schriftsteller, der dies thut, Allerlei, was man sonst nicht verzeihen würde. Indessen von den gewöhnlichen Foderungen der Redlichkeit kann auch die beste Sache nicht entbinden; sich fremdes Eigenthum zuzueignen und mit fremden Federn sich zu schmücken, ist niemals erlaubt. Wir halten uns daher für verpflichtet, das Resultat einer Vergleichung, die wir zufällig zwischen der bekannten in mancher Rücksicht recht lebenswerthen Schrift: „Polens Schicksale seit dem Jahre 1768" (Paris, Didot, 1831), und einer früher erschienenen: „Die Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen, von K. H. Hermes" (München, Cotta, 1831) anstellten, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

„Polens Schicksale".

Die Russen traten frühe in Verkehr mit dem griechischen Kaiserthum, von dem sie Religion, Kunst, Regierungsform und Wissenschaft erhielten; die Polen mehr nach dem Westen Europas zugelegen, nahmen Roms Religion, unsere Schrift und Kunst an; u. s. w.

In beiden Ländern war ein zahlreicher Adel, neben drückender Sklaverei, die auf der Mehrzahl lastete. Aber dort gehorchte er knechtisch dem obersten Gebieter gleich dem an die Scholle gefesselten Bauer, und hier nur soweit es der eigene Wille gestattete. Dort war abgeschlossene Monarchie mit einem Worte und hier Demokratie, sofern von dem zahllosen Adel die Rede war.

„Verfall von Polen".

Der Verkehr, in welchen Rußland durch das Bekenntniß desgriechischen Cultus mit Konstantinopel trat, u. s. w.

Den Polen wurden dagegen durch die nahe Berührung, in welche ihr Glaube sie mit Rom und dem lateinischen Abendlande versetzte, hundert Wege eröffnet, u. s. w.

Bei beiden Völkern war die große Masse leibeigen und willenlos den Geboten eines zahlreichen Adels unterworfen.

Bei den Polen war der Adel frei, selbständig, souverain, nur so weit es das gemeine Beste erfoderte oder sein eigener Wille gestattete, einem gemeinsamen Oberhaupte dem König unterthan; die Verfassung war daher, sobald man den Adel oder die freie Bevölkerung allein in Betracht zog, eine rein demokratische. In Rußland war der Adel ebenso knechtisch, als ihm der leibeigene Bauer, der Willkür eines Fürsten unterworfen, u. s. w.

Daß der Verf. von „Polens Schicksalen" die auf so handgreifliche Weise geplünderte Schrift an einer andern indifferenten Stelle anführt, ist ein gewöhnlicher Kunstgriff, durch welchen sich der Plagiator dem Vorwurfe entziehen will, seine Quellen nicht genannt zu haben. 199.

Cooper's Spion.

Einer der besten Romane Cooper's ist ohne Zweifel sein „Spion"; und einer der eigenthümlichsten Charaktere, die Cooper geschaffen hat, der Held dieses Romans: Harvey Birch. Die Muthmaßungen, die von verschiedenen Seiten über die historische Person, welche der poetischen zum Vorbilde diente, geäußert worden sind, erklärt der Verf. in der Vorrede, die eine soeben erschienene neue Ausgabe begleitet, sämmtlich für falsch und gibt uns dagegen selbst die Wahrheit.

„Hr. — hatte Gelegenheiten, einen Agenten zu gebrauchen, dessen Dienste sich wenig von denen eines gemeinen Spions unterschieden. Dieser Mann, wie man voraussetzen wird, gehörte einem Stande an, der das Opfer erleichterte, welches er bringen mußte, indem er eine so zweideutige Rolle übernahm. Er war arm, unwissend oder vielmehr ohne wissenschaftliche Bildung, aber kaltblütig, verschlagen und furchtlos von Natur. Seine Aufgabe war, zu erforschen, in welchen Gegenden des Landes die Agenten der Krone ihre geheimen Machinationen trieben, sich an den Ort zu begeben, anwerben zu lassen, den größten Eifer für die Sache zu zeigen, der er zu dienen vorgab und auf diese und andere Weise so viel von den Geheimnissen des Feindes zu erfahren als möglich. Diese theilte er dann natürlich seinen Freunden mit, die alle in ihrer Macht liegenden Mittel anwendeten, um die Plane der Engländer zu vereiteln, was oft vollkommen gelang. Man kann sich leicht denken, daß ein Dienst wie dieser mit großer persönlicher Gefahr verbunden war. Zu der Gefahr der Entdeckung kam die zweite, den Amerikanern selbst in die Hände zu fallen, welche Sünden dieser Art an den Eingeborenen des Landes stets strenger bestraften als an den Engländern, die ihnen in die Hände fielen. In der That wurde der Agent des Hrn. — mehre Mal von den Localbehörden verhaftet, und einmal wurde er von seinen erbitterten Landsleuten wirklich zum Galgen verurtheilt. Schnelle und geheime Befehle an den Gefängnißwärter allein retteten ihn von einem schmählichen Tode. Es wurde ihm Gelegenheit gegeben zu entfliehen, und diese nicht blos scheinbare, sondern wirkliche Gefahr trug viel dazu bei, ihm für seine angenommene Rolle bei den Engländern Glauben zu verschaffen. Von den Amerikanern wurde er, in seinem kleinen Kreise, als ein kühner und unverbesserlicher Tory betrachtet. Auf diese Weise leistete er seinem Vaterlande während der frühern Periode des Kampfes, stündlich von Gefahren umgeben und von seinen Mitbürgern gehaßt und verachtet, nicht unwesentliche Dienste. Im Jahre — wurde Hr. — zu einem hohen und ehrenvollen Amte an einem europäischen Hofe ernannt. Ehe er seinen Sitz im Congreß aufgab, berichtete er dieser Corporation die oben erwähnten Umstände, verschwieg aber aus politischen Gründen den Namen des Agenten, und verlangte eine Entschädigung für den Mann, der sich so großer persönlicher Gefahr ausgesetzt hatte. Eine angemessene Summe wurde votirt und die Aushändigung derselben wurde dem Präsidenten des geheimen Comité anvertraut. Hr. — traf die geeigneten Maßregeln, um seinen Agenten zu einer persönlichen Zusammenkunft zu veranlassen. Sie sahen sich in einem Walde um Mitternacht. Hier dankte Hr. — seinem Gefährten für seine Treue und Gewandtheit, gab ihm die Gründe an, weshalb ihr bisheriger Verkehr jetzt aufhören müsse und bot ihm zum Schlusse das Geld. Der Andere trat zurück und weigerte sich, es anzunehmen. „Das Vaterland ist aller seiner Mittel bedürftig", sagte er; „und was mich betrifft, ich kann arbeiten und mir auf mehr als eine Weise mein Brot verdienen". Jede Ueberredung war umsonst; denn der Patriotismus nahm die vornehmste Stelle in dem Herzen dieses merkwürdigen Mannes ein; und Hr. — ging nach Hause und brachte sein Geld wieder mit sich zurück, zugleich aber auch die tiefste Achtung vor einem Menschen, der so lange ohne den geringsten Lohn sein Leben für die Sache gewagt hatte, der sie Beide dienten. Der Verf. ist der Meinung, daß später der Agent des Hrn. — einwilligte eine Belohnung für Das, was er gethan, anzunehmen; aber dies geschah nicht eher, als bis sein Vaterland vollkommen in der Lage war, sie geben zu können". Cooper kennt den wahren Namen des Spions selbst nicht. 165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 208. — 27. Juli 1831.

Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten und seinen Schriften, mit seinen Freunden und Feinden; nebst allerlei über Leben und Treiben, Geist und Ungeist in kleinen Republiken. Von Ernst Münch. Haag, Hartmann. 1831. 8. 1 Thlr.*)

Dem Verf. der vorliegenden Biographie läßt sich der Beruf zu seinem Unternehmen gewiß nicht absprechen, da er mehr als mancher Andere vertraut sein konnte mit den Localitäten und persönlichen Verhältnissen, welche sich an den ausgezeichneten Mann, den er zum Gegenstand einer neuen Darstellung gemacht, knüpfen. Die ästhetische Würdigung Zschokke's ist in diesem Buche zwar etwas dürftig ausgefallen, und was Hr. E. Münch über diese Seite seines gefeierten Helden beibringt, ist zu flüchtig und ungenügend, um den Platz, der Zschokke als Dichter in der deutschen Literatur gebührt, vollständiger zu bezeichnen, als es bisher wol von den deutschen Literatoren geschehen ist. Freilich sind wir auch der Meinung, daß die politischen, allgemein-wissenschaftlichen und historiographischen Bestrebungen dieses Schriftstellers das eigentlich Glänzende an ihm sind, das von seinen Verdiensten unverbleicht in die Nachwelt hinüberstralen wird; aber doch stehen uns auch seine poetischen Leistungen, wie der „Alamontade" u. a., höher, als daß wir sie nur, wie Manche thun, für jugendliche Ergießungen oder für Nebenstundenarbeiten halten sollten. Jene Seite seines Wirkens aber, die publicistische und wissenschaftliche, hat Hr. Münch mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit, und mit der an ihm gewohnten und seinem diesmaligen Gegenstande verwandten, freimüthigen und lichtvollen Gesinnung vornehmlich herausgestellt. Zschokke hat bekanntlich selbst seinen Freunden die Grundzüge einer Autobiographie im Druck mitgetheilt, und darin die interessante Entwickelung seines geistigen, politischen und individuellen Lebens dem Publicum vor Augen gestellt, aber dies — wie Hr. M. sagt — „mit einer Bescheidenheit, welche die Lücken nur doppelt fühlbar macht und Befreundete auffodert, sie ihrerseits nach Kräften zu ergänzen". Eine solche Ergänzung hat der neue Biograph aus mehren kleinen Schriften und Briefen Zschokke's, aus einer Reihe in Zeitblättern zerstreuter Notizen, sowie aus den in Z.'s persönlicher Nähe gesammelten Beobachtungen in seinem Buche zu liefern gesucht. Er wollte aber ein treues Gesammtbild dieses Schriftstellers in seinen verschiedenen Leistungen und Bestrebungen nicht nur für die Freunde desselben entwerfen, sondern er hatte auch die Absicht, darin „mancherlei Ungerechtigkeiten und Verleumdungen zu beleuchten und zu würdigen, welche, besonders in neuester Zeit, theils von unbefugter Kunstrichterei, theils von politischem Parteihaß, und noch mehr von talenthassender Mittelmäßigkeit, in Zschokke's unmittelbarer Umgebung gewagt worden sind".

Das literarische Banditensystem — fährt Hr. M. fort — welches zum größten Schaden der Wissenschaft wie der Nationalität in der deutschen Gelehrtenrepublik seit einer Anzahl von Jahren sich organisirt hat, und welches eine wissenschaftliche Illustration nach der andern, bald mit der Scheinheiligkeit philosophischer Strenge, mystisch-religiösen Ernstes und romantischen Tiefgefühls, bald mit den offenen Waffen des Jesuitism und Absolutism, somit der Verleumdung und Niederträchtigkeit, der Selbstentehrung und des Freiheitshasses, bald mit den noch verächtlichern Künsten des Zunftneides und der Kleingeistigkeit, anzugreifen und herunter in den Schlamm zu zerren sich vornimmt, — dieses System hat ganz besonders auch gegen Zschokke, sein Leben und seine Schriften stattgefunden.

Der Verf., der, wie er hinzusetzt, „in manche Geheimnisse gewisser Leute nicht ganz uneingeweiht ist", will es in dieser Biographie unternehmen, „einige der schimpflichsten Attentate mit ihren Urhebern an den wohlverdienten Pranger zu stellen". Wenn der Verf., als einer der kräftigsten Lichtfreunde unserer Zeit, in der That vor Allen dazu berufen sein möchte, so wünschten wir doch, er wäre im Verfolg der Schrift selbst hinundwieder namentlicher zu Felde gezogen, und hätte sich bei einigen Gelegenheiten dieser Art nicht mit zu allgemeinen Charakteristiken begnügt, die Mancher, der diese Verhältnisse weniger im Zusammenhange kennt, nicht immer richtig möchte deuten können.

Zschokke's geniales Jugendleben, seine Universitätslaufbahn, sein theatralischer Abstecher in die Bretterwelt Thaliens sind größtentheils aus seinen eignen biographischen Mittheilungen bekannt. Ueber die monströse dramatische Erstgeburt Zschokke's, den großen Banditen „Abällino", der zum größten Leidwesen des Dichters selbst eine so um

*) Auch unter dem Titel: Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften. Supplementbändchen, enthaltend: Zschokke's kleine Biographie und Charakteristik, nebst verschiedenen in der Sammlung nicht befindlichen Dingen.

sich wuchernde Berühmtheit auf den deutschen Bühnen erlangte, bringt der Verf. einiges Neue in Betreff der Entstehung derselben bei. Hr. M. erinnert sich von Zschokke selbst gehört zu haben, daß der Stoff des „Abällino" aus einem damals cursirenden italienischen Romane, etwa von der Gattung wie „Eli Loro", oder aus einem ältern, schon im Anfange des 17. Jahrhunderts gedruckten, deutschen Buche entnommen sei, worin die Geschichte eines klugen venetianischen Edelmannes enthalten war, der, um eine Verschwörung gegen den Staat zu entdecken, sich mit großer Kunst verstellt unter die Banditen begeben und mit ihnen gemeine Sache gemacht habe. Das Stück selbst entstand in Frankfurt an der Oder, wo Zschokke im 24. Jahre seines Alters als Privatdocent an der dortigen Universität lebte, in den gesellig-poetischen Cirkeln, welche sich damals zwischen ihm, Ludwig Wieland, dem Sohne des berühmten Dichters, Heinrich von Kleist u. A. daselbst bildeten und ihnen zur gegenseitigen Anregung zu dichterischen Arbeiten dienten. Hr. M. ist der Meinung, daß die übrigen dramatischen Arbeiten Zschokke's, als „Monaldeschi, oder Weibermuth und Männertreue", „Die Zauberin Sidonia", „Der Mann mit der eisernen Maske", „Julius von Sassen" u. a., ebenfalls in diese Periode gehören. Der Ernst einer höhern Muse schien aber dem vielseitig strebenden Jünglinge, der die mannichfachsten und verschiedenartigsten Gebiete der Wissenschaft mit rastloser Begeisterung durchflogen und einen seltenen Schatz von Kenntnissen sich zueigengemacht hatte, zu winken. Das Ideal eines gesellschaftlich-politischen Lebens, dem er nachrang, glaubte er nur in dem Zustande einer Republik verwirklicht finden zu können. Er verließ sein monarchisch verwaltetes Vaterland, in dem er dies Ideal nicht befriedigt sah, um es „in dem Lande der Freiheit, wie man die Schweiz noch zu Ende des 18. Jahrhunderts zu nennen beliebte, bei den unschuldigen Hirtenvölkern, im Schoos der Alpen und am Fuße des Jura verwahrlicht zu finden". In der Schweiz hatte Zschokke in jeder Hinsicht höchst bedeutend gewirkt, und für die Entwickelung der geistigen Bildung, für die Cultur des Volkslebens wie für die politische Freiheit dieses Landes zur Zeit seiner Revolutionirung mehr gethan und unternommen, als einem Einzelnen, dem sein Beruf in der Wissenschaft angewiesen, sonst auf das öffentliche Leben zu wirken vergönnt wird. Als Reformator des pädagogischen Seminariums zu Reichenau gründete er durch gänzliche Umformung der bisher bestandenen Einrichtungen gewissermaßen ein neues schweizerisches Erziehungsinstitut, das unter seiner Leitung einen unberechenbaren Einfluß, der noch lange nachwirken wird, auf die Bildung der Jugend für das Gemeinwesen des Vaterlandes ausgeübt hat. Dies war — beiläufig erwähnt — die nämliche Anstalt, an welcher der Herzog von Orleans, der jetzige König der Franzosen, als Lehrer der Mathematik unter dem angenommenen Namen Gabos mehre Jahre unterrichtete. Die erste politische Wirksamkeit Zschokke's begann in Graubündten, wo z. als Anhänger und Verfechter der helvetischen Einheitspartei auftrat und sich mit Denen verband, welche das Anschließen der kleinen Republik an die neue helvetische Eidgenossenschaft durchzuführen strebten. Flüchtig geworden, sodann wieder zu den wichtigsten Aufträgen im Dienst seines zweiten Vaterlandes verwandt, das ihm nicht selten mit dem schnödesten Undank lohnte, schien er seiner diplomatischen Bestrebungen überdrüssig geworden zu sein und zog sich an die Ufer des Züricherseés zurück, um dort die endliche Entscheidung der Begebenheiten abzuwarten, als die helvetische Regierung, die ihre Aufmerksamkeit auf den ausgezeichneten Mann gerichtet hatte, ihm die Administration des Schulwesens übertrug. Dieser neue, ihm ganz zusagende Wirkungskreis, in dem er mit Begeisterung thätig war, wurde ihm jedoch auch bald wieder durch den Gang der politischen Begebenheiten, deren unglücklicher Spielball die Schweiz war, gestört. Im Winter 1802 finden wir Zschokke ganz in den Privatstand zurückgezogen, in dem ihm — nach seiner eignen Bemerkung — „das nicht unangenehme Bewußtsein blieb, keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, welche ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden war, selbst in kleinen Umständen je misbraucht zu haben". Der Muße seines jetzigen, wieder ganz den wissenschaftlichen Studien und den Künsten gewidmeten Lebens, das er in der Nähe von Aarau, in dem am Fuße des Jura reizend gelegenen Schloß Biberstein, bei dem Dorfe gleichen Namens lebte, verdanken wir die Vollendung mancher trefflichen literarischen Arbeit. Hr. Münch glaubt annehmen zu dürfen, daß sich die Vollendung seiner Uebersetzung des Molière aus dieser Periode datire, wie auch die Herausgabe seiner „Helvetischen Denkwürdigkeiten", in denen er den Zusammenhang seiner eignen Lebensschicksale mit der Politik und den Ereignissen in Rhätien und Helvetien darstellte, und zugleich viele wichtige Documente zur Geschichte der Zeit mittheilte. Eines seiner berühmtesten Werke: „Die Geschichte vom Kampf und Untergang der Waldcantone", hatte er schon früher herausgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Stimme aus Preußen. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 6 Gr.

Daß Preußen durch seine politische Stellung als Macht des ersten Ranges und zugleich als der einzige unter den größern europäischen Staaten, welcher, mit Ausnahme einiger Districte in dem Großherzogthum Posen, in Schlesien und in den beiden Preußen, ein reindeutscher ist, vor allen andern dazu berufen scheine, an die Spitze der deutschen Verhältnisse zu treten; daß unter den gegenwärtigen Umständen, wo die nachtheiligen Folgen der Zersplitterung Deutschlands theils im Innern durch Verarmung und Stockung des Handels und der Gewerbe, theils nach Außen durch wehrlose Schwäche immer fühlbarer sich aufdrängen, die Anordnung einer festen obersten Gewalt in ganz Deutschland für jeden einzelnen deutschen Staat beinahe einzige Bedingung der Rettung sei: alles Dies ist so oft gesagt und bewiesen worden, daß wir uns hier jeder neuen Beweisführung wol enthalten dürfen.

Leider ist Das, was nothwendig scheint, nicht immer möglich. So nothwendig von jedem vernünftigen Gesichtspunkte aus auch die Vereinigung Deutschlands zu einem großen Bundesstaate, statt des bisherigen Staatenbundes, erscheinen muß, so schwierig, ja unmöglich erscheint bei näherer Betrachtung der

bestehenden Verhältnisse die Ausführung dieser Vereinigung. Werden die deutschen Fürsten zu bewegen sein, einem so wesentlichen Theile ihrer Souverainetätsrechte zu entsagen, als erforderlich ist, um alle Zoll- und Douanenlinien in Deutschland aufzuheben und an die Grenzen des deutschen Bundes zu verlegen? um alle Streitkräfte des deutschen Bundes zu einer einzigen gemeinten, disponiblen deutschen Kriegsmacht zu vereinigen? um die Stellung Deutschlands zum Auslande nicht mehr von den Einflusse der fremden Mächte auf jeden einzelnen kleinen deutschen Hof abhängen zu lassen, sondern dem kräftigen Willen einer consequenten, nationalen und auf nationale Interessen berechneten Politik zu unterwerfen?

Wir halten, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen, zwar für schwierig, aber nicht für unmöglich, weil wir allen deutschen Fürsten den besten Willen für das Beste ihres Landes zutrauen. Auch dürften sie durch das Aufgeben einer scheinbaren Selbständigkeit in der That nicht so viel verlieren, als man vielleicht zu allgemein annimmt. Von Beschränkung der Souverainetätsrechte im Innern ist nicht die Rede; und was die Unabhängigkeit in Bezug auf das Aeußere betrifft, so möchte es sich noch gar sehr fragen lassen, ob Baden oder Sachsen oder die freie Stadt Hamburg unter der Aegide eines deutschen Bundesoberhauptes nicht freier und unabhängiger daständen, als bei ihrer gegenwärtigen Quasiunabhängigkeit. Welche Politik will Braunschweig oder Hohenzollern-Sigmaringen gegen das Ausland verfolgen? und was verliert Wurtemberg, wenn es seine theils kostspielige als unnütze auswärtige Politik der Vorsorge eines mächtigern Freundes überläßt? Was dadurch gewonnen würde? Viel, sehr viel. Die kleinen Staaten und Ländchen, die für sich nicht zählen, zählen wenigstens in der Masse. Vom Heere gilt Dasselbe. Die Armee manches deutschen Fürsten, die dem Lande schweres Geld kostet, wird es in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht mit den Studenten einer einigermaßen stark besuchten deutschen Universität aufnehmen. Was hilft also den Fürsten seine Armee? Oder glaubt man, daß man durch das Zusammenwerfen der verschiedenen Contingente ein Heer zu bilden im Stande sei? Vielleicht eine Reichsarmee auf dem Fuße der bekannten und berüchtigten von Anno 1760, aber kein Heer, wie es die Kriegskunst unserer Zeit verlangt. Auf welche Weise die Hindernisse zu beseitigen wären, die sich einem allgemeinen Zollvereine entgegenstellen, ist durch den partiellen und deshalb auch für diese Staaten nicht ausreichenden Beitritt von Baiern und Würtemberg bereits gezeigt worden. Entweder folge man diesem Beispiel, oder man sei gewärtig, daß die Douanenlinien, die uns in diesem Augenblicke noch die Brust einengen, auf eine Weise aufgehoben werden, die weder den ihren Nutzen noch irgend einem Freunde der Ordnung angenehm sein kann.

Von dieser Seite also sehen wir keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Die Nothwendigkeit eines engern Verbandes fühlen unsere Fürsten so sehr, als wir selbst. Der Schatten, der auf ihre Kronen fiele, wenn dieselben wieder einem Kaiser untergeordnet wären, gäbe keinen Anstand; denn Noth ist stärker als Eitelkeit. Auch brauchte ja nicht einmal der alte prächtige Name wiederzukehren, da Bundesfürst oder Bundesherzog vollkommen genügte. Aber wer, welcher deutsche Fürst sollte das Haupt werden? Preußen! erschallt es von hundert Seiten, und wir selbst haben im Eingange dieses Aufsatzes mit dem allgemeinen Rufe unsere Stimme vereint.

Preußen: ein Staat von 12 Millionen Einwohnern, mit einer Kriegsmacht, welche jeder andern in Europa die Spitze bietet, mit einer Verwaltung, welche durch Ordnung, Klugheit und, wir glauben, auch Redlichkeit jede andere übertrifft: Preußen müßte an der Spitze des deutschen Bundes stehen.

„Aber warum nicht Oestreich — wirft ein greiser Freund uns ein —, das ja noch mächtiger ist und überdies den Vorzug unläugbar hohen, freilich verjährten Besitzes der Kaiserwürde hat? Hat Kaisertreue getragen hat, so kränken, daß man bei seinem Leben einen andern Mitbewerber erwählte, einen Gegenkaiser wider ihn erhöbe".

Diese persönliche Rücksicht kann gegen das Interesse der gesammten deutschen Nation nicht in die Wage gelegt werden. Oestreich hat sich selbst seit vielen Jahren so sehr von dem deutschen Namen abgesondert, daß es ohne Inconsequenz auf das Recht, deutsche Interessen zu vertreten, keinen Anspruch machen kann.

„Aber gilt Dasselbe nicht auch von Preußen?" So sehr wir uns sträuben, so ungern wir unsere Vorliebe aufgeben, können wir nicht anders antworten, als: Leider! wenn auch nicht in gleichem Grade, doch in einem hinreichenden, um jeden Vaterlandsfreund in deutschen Landen bedenklich zu machen. Kaum hört man in Preußen noch das Wort Deutschland; hier ist jeder nicht Deutscher, sondern Preuße, und Mancher würde es als eine Beleidigung ansehen, wenn man ihm die Ehre erzeigte, ihn einen Deutschen zu nennen. Dieses kräftige Nationalgefühl macht ohne Zweifel die Regierung stark und muß dieser daher willkommen sein; aber wer wollte uns Deutschen zumuthen, uns einem Staate unterzuordnen, der uns am Ende nöthigen könnte, unserem geliebten, ehrenwerthen deutschen Namen zu entsagen, um ihn gegen das junge aufstrebende Preußenthum zu vertauschen? Wenn man uns einwendet, daß an ein Unterwerfen unter Preußen ohnehin nirgend gedacht wird, sondern nur an ein Anschließen an Preußen, so erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß das Anschließen schwächerer Staaten an einen unverhältnißmäßig stärkern immer, wenn nicht der Form und dem Namen, doch der Sache nach ein wahres Unterwerfen ist. Und damit glauben wir ein Haupthinderniß bezeichnet zu haben, was jeder Einigung Deutschlands unter preußischem Schilde entgegensteht. Niemand kann von unsern Fürsten, Niemand von den deutschen Völkern verlangen, daß sie sich Preußen unterwerfen sollen. Der Staat, der an die Spitze der deutschen Interessen treten soll, muß mächtig genug sein, um nöthigenfalls auch allein einem Sturme die Stirn bieten zu können; aber er darf nicht so mächtig sein, daß er seine Bundesgenossen zu Unterthanen herabwürdigen könnte. Und der einzige Staat, der von diesem Gesichtspunkte aus, sowie, wenn man billig ist und keine überspannten Foderungen stellt, vielleicht von jedem andern, als der einzige erscheint, der zu der deutschen Hegemonie befähigt wäre, ist Baiern, das durch den treuen Bürgersinn, den festen Muth und die edle Aufopferung seiner Volksvertreter und die hochherzige Selbstbezwingung seines Herrschers aus tiefer Erniedrigung wiederemporgehobene, wiedergeborene Baiern.

Preußen gewiß nicht. Auch wenn die Gefahr weniger groß wäre, die von der Arrondirungspolitik eines so wenig arrondirten Staates drohte, schon deshalb nicht, weil seine Institutionen, wie trefflich auch für andere z. B. kriegerische Zwecke geeignet, uns keine Garantie für jene gesetzliche Freiheit gewähren, welche, sobald wir unsere eignen Wünsche nur recht verstehen, zuletzt immer als das höchste Ziel derselben sich ergeben wird. Warum wünschen, warum verlangen wir Einigung Deutschlands, als weil wir fühlen, daß nur in der Einheit Kraft und nur in dieser die Gewähr der Freiheit liegt. Kraft des Ganzen ohne Freiheit des Einzelnen, wie sie in der Autokratie sich geltendmacht, würde unsere Herzen kalt lassen; Preußen ist aber seiner Verfassung nach eine zwar durch die weiseste Mäßigung von Seiten des Regenten gemilderte, jedoch deshalb nicht weniger unumschränkte Autokratie; und nur von einem Hauche der Luft hängt es ab, ob die Autokratie des besten Regenten nicht zur Despotie umschlagen soll.

Wenn es noch einer Bestätigung für diese Ansicht bedürfte, die zwar nicht von der Majorität unserer deutschen Liberalen, doch von jedem Freunde der Freiheit, der zugleich ein Unterrichteter ist, getheilt wird, so erhielte sie die gediegenste durch die kleine Schrift, deren Titel diesen Zeilen vorgedruckt ist.

Der Verf. hat dies schwerlich beabsichtigt; gleich im Eingange sagt er uns: „Wie Oestreich durch sein geistiges Isoli-

rungssystem nach und nach fast alle innere Verbindung mit Deutschland aufgegeben hat, so hat sich in demselben Grade das Band, welches Preußen mit dem übrigen Deutschland längst durch Sprache und Gesittung verknüpft, in der jüngsten Zeit noch durch den Eingang verstärkt, den die preußische Unterrichts-, Handels-, Gewerbe- und Communalverfassung in den übrigen Städten deutscher Zunge theils schon gefunden hat, theils täglich findet. Auf Preußen blicken die Gebildeten aller Confessionen als auf den Hort bürgerlicher und geistiger Freiheit, und keinem Deutschen kann es gleichgültig sein, was er in den gegenwärtigen kritischen Augenblicken von dem preußischen Volke zu hoffen oder zu fürchten habe". (S. 6.)

Und dies, was, der Meinung des Verf. nach, Deutschland von Preußen zu hoffen hat — denn zu fürchten gibt es nichts — ist es, was die „Stimme aus Preußen" berichtet.

Das Meiste, wenn man durch die glatte Oberfläche sich täuschen läßt, ist allerdings von der Art, daß es jedem Redlichen die freudigste Befriedigung zu gewähren scheint; und merkwürdig ist es uns, der Verf., der mit der genauesten Detailkenntniß sonst den umfassendsten und hellsten Blick verbindet, wird durch diese Oberfläche, durch diesen Schein, der die wesentlichsten und wichtigsten Mängel verbirgt, selbst getäuscht, während er Das, was unter der Oberfläche verborgen liegt, mit der edelsten und rücksichtslosesten Offenheit aufdeckt. Die ganze erste Hälfte seiner Schrift, welche die Vorzüge Preußens mit den glänzendsten Farben schildert, wird durch die ganze zweite Hälfte, welche einiger bei allen jenen Vorzügen unvermeidlichen Gebrechen erwähnt, auf das vollständigste widerlegt; und wir können daher unsern zahlreichen Freunden, welche gleich ihm sich durch den Schein haben blenden lassen, welche gleich ihm Preußen noch auf dem obersten Gipfel des deutschen Nationallebens sehen, keine Lecture angelegentlicher empfehlen, als die der „Stimme aus Preußen".

Preußen *scheint* durch seinen äußern Glanz berufen, an der Spitze der deutschen Verhältnisse zu stehen, — dies ist oft genug gesagt und am Ende auch erwiesen worden, und wird von dem Verf. der „Stimme" zum Ueberfluß aufs Neue erwiesen.

„Könnte es ein Volk geben", sagt er S. 11, „das eine Verfassung und ein Gesetzbuch besäße, wodurch jedem Gliede die ihm angemessene Stellung zugewiesen und versichert, jede Ausschreitung unmöglich gemacht oder mit unbeugsamer Gerechtigkeit geahndet würde, ein solches Volk würde vielleicht zufrieden sein, — aber auch nur *vielleicht*! Glücklicher gewiß ist das Volk, das mit voller Zuversicht sein Geschick einem Fürsten anvertraut, der im Bewußtsein menschlicher Schwäche Richter ist, wo er muß, aber Vater, wo er darf, — das seinen König nicht heut anbetet, um morgen sein Bild in den Staub zu treten; das ihn liebt und verehrt, weil er sich ihm in Drangsalen standhaft, im Glück demüthig, als ein Vorbild christlicher Tugend bewährt hat; das von ihm nichts fürchtet, Alles hofft; das von ihm nichts bittet als *Vertrauen, volles Vertrauen*!"

Diese Worte sind das Schiboleth der Gesinnung des Verf.; und fürwahr selten haben wir von dem „Bewußtsein menschlicher Schwäche" einen geschicktern Gebrauch machen sehen. Weil kein einzelner Mensch — selbst der Papst in Rom nicht — Alles übersehen, Alles wissen, Alles allein ordnen kann, deshalb soll man dem unbeschränkten wohlmeinenden Willen des Einzelnen Alles allein zu ordnen überlassen. Uns scheint dieser Schluß, sobald man ihn in seiner unverhüllten Nacktheit hinstellt, wie wir dies gethan haben, auffallend fehlerhaft. Und in diesem einzigen falschen Schluß liegt die Schuld, nicht blos daß die angeführte kleine Schrift einen dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Zweck erreicht, sondern auch — und dies ist viel schlimmer — daß der preußische Staat zu der Bevormundung Deutschlands zwar berufen *scheint*, aber weder berufen noch befähigt *ist*.

(Der Beschluß folgt.)

Art und Weise der öffentlich bekannten Parlamentsverhandlungen in England.

Eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern schickt unter dem Vorwande der Durchsicht des Druckes eine sorgfältig gearbeitete Rede, welche nie gehalten worden, zum Einrücken an den Herausgeber der großen und kostbaren Sammlung der Parlamentsreden; andere lassen von dem Herausgeber, der als Fabrikant in dieser Gattung großen Ruf hat, Reden verfertigen; keine einzige erscheint so, wie sie gehalten worden. Die Zeitungen verfahren auf eben diese Weise. Brougham sagte, als er im Parlamente von der kostbaren Sammlung der Parlamentsverhandlungen sprach, unter Anderm: wer nach den dort vorkommenden Reden und aus ihrem Inhalte urtheile, der werde glauben, daß manche Mitglieder, von denen man kaum etwas wisse, sehr beredt seien und den Hauptantheil an den Arbeiten des Hauses hätten. Peel gesteht ebenfalls öffentlich im Parlamente ein, daß er und seine Collegen den Redacteren jener Sammlungen, sowie den Verfertigern der Parlamentsreden in den Zeitungen dafür verbindlich sein müßten, daß sie ihren Reden und Vorschlägen die Form gäben, welche das Publicum fodere. Manche Redner haben sich freilich mitunter zu beklagen: Herr Sadler und einige Andere sahen sich aber sehr in ihrer Erwartung betrogen, als sie selbst ihre Rede drucken ließen, wie sie sie gehalten hatten, man las die Zeitungsschreiber lieber und fand ihren Vortrag angenehmer.

Diese Thatsachen, welche Schlosser in seinem „Archive für Geschichte und Literatur", Bd. II, S. 255 fg., anführt, geben freilich keinen sonderlichen Begriff von der wissenschaftlichen Genauigkeit der Engländer in historischen Ueberlieferungen und Forschungen. 118.

Braunschweigische Curialien.

Der verjagte Herzog Karl von Braunschweig schraubte die gegen ihn zu beobachtenden Curialien auf das Höchste, indem *Allerhöchstdieselben*, wie den *allerunterthänigsten* Behörden unterm 30. Mai 1828 bekanntgemacht wurde, die Conterteurialien der regierenden Könige in Anspruch zu nehmen die Thorheit hatten; vielleicht auf Rath seines speichellecterischen Hofnarren, der einst in den Zeitungen 1826 von der allgemeinen Freude berichtete, welche in Braunschweig die Stiftung einer Civil- und Militairverdienstmedaille verursacht habe. Von dieser prahlerisch verkündigten Stiftung hat demnächst nichts weiter verlautet.

Um aber auf jenen braunschweigischen Curialienschnitt zurückzukommen, so bildet er einen auffallenden Contrast mit der Erklärung, welche der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, als er nach seinem Regierungsantritte zum ersten Male den Sitzungen des Geheimenrathscollegiums beiwohnte, dahin gab, daß er den Gebrauch der Curialien, besonders das „Gnädigst, unterthänigst" u. s. f. sich verbat, „indem die Annahme solcher Ausdrücke unrühmlichen Stolz zeigten und Den, welcher sie darbrächte, zu sehr erniedrigten". 188.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

***Fechner* (*Gustav Theodor*), Massbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.**

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 209. — 28. Juli 1831.

Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten. Von E. Münch.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Zschokke's Einfluß auf die Cultur des schweizerischen Volkslebens ist nicht minder hoch anzuschlagen als seine naturwissenschaftliche Wirksamkeit. Die verwahrloste und in intellectueller Hinsicht ganz verhärtete Bildung des gemeinen Mannes in der Schweiz konnte schwerlich durch irgend etwas Anderes so wohlthätig aufgeregt werden, als durch das im populairen Sinne mit so vielem Geschick und Talent geschriebene Volksblatt, welches Zschokke unter dem Titel: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben schweizerischen Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun", herausgab, und worin er, obgleich im strengsten Sinne sich populair haltend, doch zugleich auf alle Stände und Classen der bürgerlichen Gesellschaft anregend, belehrend und unterhaltend wirkte, was der auf 3000 Exemplare sich belaufende Absatz dieses Blattes beweist. Wie schwer es war, für diesen Zweck den rechten Ton zu treffen, zeigte sich an dem zuvor von Pestalozzi und H. Geßner (dem Sohn des Dichters) unternommenen „Helvetischen Volksblatt", dem die populaire Eindringlichkeit fehlte und das, von den Herausgebern an Zschokke überlassen, von ihm in den „Schweizerboten" umgewandelt wurde. Die Kernsprüche dieses Blattes hat Zschokke in einem eigenen Büchlein unter dem Titel: „Des Schweizerboten Spruch und Schwank", gesammelt, die auch in dieser Gestalt noch tausendfältig in der Schweiz nachgewirkt haben.

Zschokke's Berufskreis, der sich auch in Aarau bald wieder zu ämtlichen Beschäftigungen erweiterte, war der vielseitigste, in dem je ein Mann zum Besten der Welt thätig gewesen.

Sein Leben theilte sich — wie der Biograph es hier schildert — in ein publicistisches als politischer Schriftsteller, in ein patriotisches als Beamter, Mitglied des gesetzgebenden Rathes und mehrer andern Behörden, in die er während verschiedener Jahre hinterrinander gewählt wurde, als z. B. des Oberforst- und Bergwesens, des evangelischen Kirchenraths, des Gemeinderathes, der Cantonsbibliothek und der Schulpflege des Bezirks Aarau; sodann als Gründer, oder Vorstand, oder Mitglied mehrer gemeinnützigen und vaterländischen Gesellschaften; als Lehrer, der eigenen Söhne und an dem bürgerlichen Lehrerinstitute, sowie der Gewerbsschule zu Aarau; in ein rein literarisches, als Historiker, als Belletrist und als Redacteur mehrer gleichzeitig erscheinenden Journale; endlich sodann in das Privatleben, als Hausvater und im Kreise und Briefverkehr mit fernen und nahen Freunden. Es erregt Erstaunen, in wie vielfachen Sphären seine Thätigkeit wirksam erblickt wird, und noch mehr, wenn man die Gewissenhaftigkeit, den Eifer und den Erfolg betrachtet, womit er allen schwierigen Aufgaben zu genügen verstand.

Die hämischen Verfolgungen und jesuitischen Angriffe auf seinen guten Namen, welche Zschokke in seinem öffentlichen Wirken so vielfältig und schmerzhaft zu erdulden hatte, sind von Hrn. Münch eindringlich und beredt dargestellt und in ihren finstern Zusammenhängen beleuchtet.

Es würde Zschokke's Freunden — heißt es Seite 155 — nicht schwer fallen, viele der Männer, welche seine Grundsätze und seine Person angefeindet, mit ihren eignen frühern Aeußerungen und Bekenntnissen zu schlagen, und man muß die Zartheit einer Gesinnung wirklich bewundern, welche, zur Zeit der heftigsten Angriffe, von Briefen und Actenstücken der schlagendsten Art keinen Gebrauch gemacht hat. So beantwortete Zschokke, von Anfang bis jetzt, die Verleumdungen eines Haller öffentlich mit stillschweigender Verachtung, ungeachtet er im Briefwechsel einer Niederträchtigkeit erster Classe, begangen während seines Censor- und Professoramtes zu Bern, und auf Kosten eines Dritten, Schuldlosen, ihn überführt und beschämt hatte.

Unter Zschokke's historischen Werken ist die „Bairische Geschichte" eines der ausgezeichnetsten, das dem trefflichen Verf. freilich auch wieder fast ebenso viele Anfeindung als Anerkennung erregte, aber dennoch schien die letztere, welcher der verstorbene König von Baiern selbst mit den glänzendsten Anerbietungen beitrat, diesmal zu überwiegen. Die Vorwürfe, welche hinsichtlich seiner historisch-rednerischen Darstellung Zschokke gemacht worden, daß er nämlich zu viel Manier und zu große Preziosität und überpuristischen Hang nach classischem Ausdruck in seinem Styl verrathe, werden von Hrn. Münch, der über historische Darstellung gewiß für einen befugten Richter gelten kann, wol mit Recht als unbegründet zurückgewiesen. Neben diesem Werke steht die „Schweizerlandesgeschichte für das Schweizervolk" in gleicher, wenn nicht noch überragender Trefflichkeit da, welches fast in ganz Europa durch Uebersetzungen in allen Sprachen verbreitet wurde und in dem Volke selbst, für das es geschrieben worden, eine ungemeine Wirksamkeit gehabt hat. Unter den historischen Romanen Zschokke's sind es besonders die „Bilder aus der Schweiz" und „Der Creole", die einen

vorzüglichen Rang behaupten können. Der letztere gehört zu den neuesten Arbeiten des Verfs., und der Hauptinhalt desselben ist, wie Hr. Münch berichtet, wirklich aus dem Tagebuch des Schweizers entlehnt, welcher darin eine so wunderbare Rolle spielt. Mehre Personen, die in dem Roman auftreten, sollen noch leben, und Hr. M. versichert, das Tagebuch selbst gesehen und auch den Brief eines italienischen Prinzen gelesen zu haben, welcher die Wahrheit vieler Thatsachen bestätige. Ueber den pädagogisch-volksthümlichen Roman: „Oswald, oder das Goldmacherdorf", sagt der Biograph:

Es ist der Tendenz nach ein würdiges Gegenstück zu Lienhard und Gertrud Pestalozzi's, zu Becker's Oberstein Mühlheim, Schlez's Traubenheim und Huber's Isidor, an artistischem Werth aber vielleicht höher als alle, zum mindesten dem erstern allein ebenbürtig. So viel wir uns erinnern, erregte es selbst die Aufmerksamkeit des Herzogs Decazes, damaligen Premierministers in Frankreich, und es war die Rede davon, die Uebersetzung dieses Volksbüchleins in allen Schulen des Königreiches einzuführen.

Die meisten der kleinern und leichtern Romane und Erzählungen Zschokke's erschienen ursprünglich in der von ihm, vom Jahre 1811—27 herausgegebenen und vielgelesenen Zeitschrift: „Erheiterungen", welche 1827 aufhören mußte, „als — wie sich Hr. Münch ausdrückt — die philo-jesuitische Censur des Hrn. von Reding u. A. ihr den Todesschnitt versetzte, denn bis zu diesen harmlosen Ergüssen der Phantasie und der Laune erstreckte sich die Reaction des diplomatischen Bütteldienstes republikanischer Gewalthaber".

Was die vielbesprochene Autorschaft Zschokke's hinsichtlich der „Stunden der Andacht" oder seinen muthmaßlichen Antheil an derselben betrifft, so verspricht Hr. Münch an einem andern Orte darüber eine neue Erklärung zu geben, „die vor allen übrigen Meinungen vielleicht am meisten Stich halten dürfte". Zschokke selbst habe, wie er hinzufügt, „trotz aller directen und indirecten Aufforderungen, sich über das Ja oder Nein öffentlich zu erklären, stets darin ausgewichen", und zwar mit Gründen, die auch den schlagendsten Gegengründen Stich halten. Als er von einem hochverehrten Freunde zum letzten Mal sehr in die Enge getrieben ward, erwiderte er, alles fernere Gespräch über die Materie abbrechend, blos: „Wenn ich auch der Verf. wäre, so würde ich dennoch nie mich nennen".

Einige Züge aus Zschokke's Privatleben, welche der Biograph beibringt, werden den Freunden des trefflichen Mannes nicht unwillkommen sein:

Es gibt nicht leicht ein schöneres Bild häuslichen Lebens und häuslicher Zufriedenheit, als auf der bescheidenen Villa des Hungerberges bei Aarau. Unter wissenschaftlichen Arbeiten, unter Selbsterziehen der Kinder, unter Vorlesungen und Gartenarbeiten, an deren letztern jedes junge Mitglied mit einem eignen Schild, als Lehen gleichsam ausgestattet, Theil nimmt, verstreicht genußreich und thätig zugleich die Zeit. Musik, naturwissenschaftliche Spielereien würzen die Stunden der Muße, welche von vielfachen Berufsgeschäften und geistigen Arbeiten, sowie von der Redaction des durch ihn fortwährend besorgten „Schweizerboten", übrig sind. Eine ausgebreitete Correspondenz unterhält den geistigen Verkehr mit entfernten Freunden; doch fehlt es nicht an zahlreichen Besuchen von Schweizern und Fremden das ganze Jahr hindurch, und nichts Ausgezeichnetes geht durch Aarau, was nicht den kleinen Berg jenseits des Flusses bestiege. Zschokke ist in seinem Aeußern lebhaft, jedoch mit gemäßigtem Feuer, von zuvorkommenden Manieren, im Gespräche witzig, geistreich und gemüthlich; diese 3 nicht immer vereinigten Eigenschaften machen seinen Umgang so sehr angenehm. Jedes fremde Verdienst weiß er hervorzuheben und zu würdigen, während er sein eignes in ein bescheidenes Incognito zu hüllen sucht. —— Seine liebenswürdige und biedere Gattin gebar ihm 13 Kinder, 12 Knaben und eine Tochter, von erstern leben 9 annoch; mehre sind schon herangewachsen und treiben, neben gelehrten Berufszweigen, zugleich jeder ein Gewerbe.

Eine sehr heitere und angenehme Zugabe zu der Biographie bilden die angehängten Briefe zwischen Zschokke und Joseph von Ittner, dem Verf. mancher launigen und gemüthlichen Erzählung in den „Erheiterungen", dessen Schriften Aloys Schreiber herausgegeben. Diese Briefe athmen die reinste und liebenswürdigste Urbanität, und lassen am Schluß der Münch'schen Biographie den Wunsch entstehen, daß es Zschokke selbst einmal gefallen möchte, uns eine zusammenhängende und vollständige Darstellung seines äußern und innern, reichen und früchtevollen Lebens zu geben. 156.

Stimme aus Preußen.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Der trügende Schein, der die öffentliche Meinung in einem großen Theile von Deutschland, vorzüglich dem nordöstlichen, gewonnen hat, ist von dem Verf. durch wenige Worte treffend bezeichnet:

„Als nah und fern die Facteln der Zwietracht flammten, in Preußen fanden sie keinen Stoff zum Zünden. Hier gab es keine geheime, keine drückende und verhaßte Polizei, keinen Beamtenübermuth oder Beamtenwillkür, keine sittenverderbenden Mauthanstalten, keine Reibung der Religionsparteien; die Justiz war von der Administration und Polizei längst getrennt; es gab einen unabhängigen achtbaren Richterstand; der Bauerstand war aus seinem Hörigkeitsverhältniß, die Bürgerschaft aus der Bevormundung der Staatsbehörden emancipirt; die Ablösung der Reallasten hatte einen ununterbrochenen und größtentheils gedeihlichen Fortgang; der Soldat war tüchtig beschäftigt, aber wohl genährt, menschlich behandelt und nicht das halbe Leben hindurch an die Fahne geschmiedet. Das Alles verdankt das Volk dem guten freien Willen seines Königs und hat es nicht vergessen, so wenig als es die Männer vergessen wird, die in der Zeit des Elendes und der Schmach, der Noth und Gefahr nicht verzweifelten, sondern trotz Widerspruch und Verkennung mit ihrem König rüstig die Hand ans Werk legten und, gleichwie mit Sehergeiste begabt, nicht rasteten, bis das schwere Werk vollendet war; — da erschien auch schon der Tag, an dem es sich bewähren sollte. Nur wenige jener Edeln wandeln noch unter uns; jetzt hat ihr Auge geschaut, wie ihr Werk zum zweiten Male die Feuerprobe bestanden; in Frieden werden sie ihren grauen, mit den schönsten Lorbern geschmückten Scheitel zur Ruhe legen". (S. 12.)

So viel wir auch wider Manches dieser beredten Darstellung einzuwenden hätten, — namentlich was einen freien Willen betrifft, der doch wol durch eine eiserne Nothwendigkeit bedingt war —, so übergehen wir gern Alles, um mit dem Verf. zu fragen: „Was wünschen die Preußen nun noch?" Denn sie „verlangen", wie wir hören, nichts; aber in Dem, was sie wünschen, ist in der That Das, was Deutschland von ihnen zu hoffen, zu erwarten hat, enthalten; man müßte denn glauben, daß die vortrefflichen Dinge, welche die Preußen bereits besitzen, hinreichend

dern, um eine allgemeine Sehnsucht nach dem neuen „gelobten Lande“ zu erwecken.

Die Preußen wünschen zuvörderst, was die Baiern, Würtemberger, Badener, Hessen u. s. w. bereits haben, — eine Constitution. Aber „daß die gegenwärtige aufgeregte Zeit zur glücklichen Ausführung eines solchen, die höchste Unbefangenheit und Besonnenheit heischenden Werkes völlig ungeeignet sei, darüber ist es nur eine Stimme, und — [man merke es sich!] — kaum hat irgend ein Verständiger den leisesten darüber umlaufenden Gerüchten einigen Glauben geschenkt“. (S. 13.)

Wir auch nicht, obwol aus anderm Grunde; denn daß die Aufregung unserer Zeit der Verleihung einer Constitution im Wege stehen soll, will uns doch etwas absonderlich bedünken, da die Aufregung der Zeit, welche jene so viel gerühmten andern Reiche hat, schwerlich geringer war. Und diese kamen ohne Verzögerung, während jetzt für den künftigen Bau einer Verfassung seit mehr als zwanzig Jahren der Grund gelegt ist.

Auch hat man auf diesem Grunde bereits Etwas aufgeführt, nämlich die preußischen Provinzialstände, die kürzlich auch nach dem absoluten Dänemark hinübergewandert sind. Den Provinzialständen erweist der Verf. mit ehrenwerthem Freimuthe alle Gerechtigkeit: „Diese Provinzialversammlungen bestehen aus 4 Abtheilungen, den Standesherren, den Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, denjenigen der Städte und denjenigen der Landgutsbesitzer. Die beiden ersten zusammengenommen, zählen ungefähr ebenso viel Stimmen, als die beiden letzten zusammengenommen. Die Abstimmung geschieht in der Regel nach Ständen, aber, sowie die ganze Berathung, in gemeinschaftlicher Versammlung. Die beiden ersten Stände bestehen durchaus aus Rittergutsbesitzern; der letzte, der sich in den Berathungen überhaupt wenig bedeutsam gezeigt hat, hängt theils durch Furcht, theils durch Convenienz meist mit den vorigen zusammen, und so bleibt denn der dritte in den meisten Fällen einsam und in der Minorität. Nun besteht ferner der erste Stand natürlich allein aus Adeligen; unter den Rittergutsbesitzern gibt es freilich eine sehr große Anzahl Bürgerlicher, indessen machen sie doch, wenige Kreise ausgenommen, die entschiedene Majorität aus; noch mehr aber stehen sie ihren adeligen Genossen an Bildung nach, da die Fähigern unter den begüterten Bürgerlichen sich stets lieber dem Staatsdienste widmen. Unter diesen Umständen ist es sehr begreiflich, wie auch der zweite Stand fast allein durch Adelige repräsentirt wird. Demungeachtet läßt sich nicht behaupten (?), daß sich in diesen Versammlungen eine entschiedene Tendenz zur Rückkehr in die gute alte Zeit bemerklich gemacht hätte. Ob dies Resultat dem liberalen Sinne der Majorität (?) oder der Accommodirung in die offenkundigen Ansichten der Regierung beizumessen sei, darüber darf sich die Außenwelt bei der Unbekanntschaft, worin sie über die Verhandlungen erhalten wird, kein Urtheil erlauben. Wenn aber auch der Argwohn, der durch die einmal gewählte Zusammenstellung erregt war, durch den Erfolg nicht (?) gerechtfertigt wurde, so traf sie nichtsdestoweniger das härteste Schicksal, das einer zur Förderung des allgemeinen Besten im Namen des Volkes zusammentretenden Versammlung begegnen kann, eine gänzliche Nichtbeachtung von Seiten des Publicums“. (S. 25.)

Zu diesem treffenden Gemälde haben wir, außer den eingeklammerten Bedenklichkeitszeichen, keinen Zug hinzuzusetzen; der Verf. meint, das Preußens künftige Constitution — wenn anders in Schooße der Zukunft eine Constitution für Preußen liegt — doch wol nicht nach dem Vorbilde der Provinzialstände geordnet sein würde; wir hoffen dies mit ihm.

Der Mangel an Oeffentlichkeit in den Provinzialständen führt den Verf. natürlich zu einem andern Mangel: dem Mangel an Preßfreiheit.

„Unzähliges und von Unzähligen ist über diesen Gegenstand gesprochen und geschrieben worden; es würde aber noch viel häufiger geschehen sein, wenn nicht die gänzliche Erfolglosigkeit der Bestrebungen am Ende auch den Beharrlichsten ermüdete. Alle Waffen des Unmuths, des Spotts, der Satyre, Klagen und Bitten, bescheidene und gründliche Vorstellungen sind angewendet worden; doch diese so wenig als jene wurden eines andern Bescheides gewürdigt, als des thatsächlichen durch verschärfte Handhabung der Censurvorschriften. Wird hierdurch nicht die Meinung aufgedrungen, daß diejenige Censur, welche seit 12 (?) Jahren in dem größten Theile von Deutschland besteht, einer nur einigermaßen giltigen Rechtfertigung unfähig sei? Wie harte Urtheile auch über den deutschen Bundestag ergangen sind, das härteste hat er über sich selbst gefällt durch das Verbot, seine Verhandlungen in öffentlichen Blättern zu besprechen. Die preußische Censur, ohne übermäßige Strenge (?), aber, gerade weil den Censoren selbst die innere Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit (!) ihres Berufs mangelt, ängstlich, launisch, wankelmüthig, an demselben Tage, in derselben Stadt in stetem Widerspruche mit sich selbst, versetzt Jeden, der ihr verfällt, in einen völlig rechtlosen Zustand, da ohne Kenntniß der bestehenden Vorschriften jede Reclamation nutz- und wirkungslos bleiben muß; — und ohne eben aus den Druckereien und aus politischen Discussionen alles Heil der Welt zu erwarten, darf man behaupten, daß sich der nachtheilige Einfluß einer so misverstandenen Institution auch in alle andere Zweige des Staatslebens erstrecke“. (S. 30.)

Interessant war uns zu erfahren (S. 31), daß an alle Civil- und Militairdienstete in Preußen das Verbot ergangen ist, sich vor lauter (mündlicher) Aeußerungen über politische Gegenstände zu enthalten. Bis zu dem Wunsche nach Preßfreiheit erstrecken sich übrigens die kühnsten Wünsche der Preußen nicht; das Höchste, was der Verf. zu hoffen wagt, nachdem er über die Nachtheile des bestehenden Preßzwanges noch Vieles und Lesenswerthes gesagt hat, ist: „Eine allmälig fortschreitende Erleichterung der Censur bis zu dem Grade, daß sie einer völligen Preßfreiheit nahe käme“. (S. 38.)

Dann, hofft der Verf., wenn es Dem, der sich gedrückt fühlt, erlaubt sein wird, zu klagen, wo es ihm fehlt, werden wahrscheinlich auch die Mittel an den Tag kommen, um der allmälig zunehmenden Verarmung zu steuern. Diese, „die allmälig zunehmende Verarmung der Nation im Ganzen ist eine unleugbare Thatsache, die aber natürlich in den untersten Volksclassen am grellsten in die Augen springt“.

„Zur Erklärung der auffallenden Erscheinung, daß 15 Jahre tiefen Friedens den allgemeinen Wohlstand nicht vorwärts, sondern rückwärts geführt haben, ist die Berufung auf die vieljährige Entwerthung der Naturproducte, die Vernichtung aller Ausfuhr nach Rußland und Polen, das Sinken des schlesischen Leinwandhandels, neben der fortdauernd ungemessenen Einfuhr von ausländischen, namentlich Colonialwaaren, gewiß nicht zu übersehen, aber allein nicht hinreichend“. (S. 41.)

Sehr wahr; denn der Hauptgrund liegt in der traurigen Thatsache, daß dieser 15jährige Friede eben der Friede des Kirchhofes war. Auf dem Leichenacker gedeihen nur Leichensteine. Der scharfsinnige Verf. findet einen andern Ausdruck für unsere Ansicht, indem er sagt: „Daß der Druck der Auflagen am schwersten auf den Armen lastet (und die Abgaben an den Staat sind ja nicht seine einzigen, auch vielleicht nicht immer die größten), ist allgemein anerkannt und in der Natur der Verhältnisse begründet“. (S. 41.)

Riecht Niemand in dieser Natur der Verhältnisse den Leichenduft? Im Folgenden bemerkt der achtungswerthe Verf., und wir stimmen hierin, wie in so vielem Andern ihm vollkommen bei, daß Volksschulen zwar sehr gut sind, aber wenn der Arme, um seine Kinder in die Schule zu schicken, hungern muß, schlimm. Mit den Kirchen verhält es sich auf ähnliche Weise: „Wenn die bittere Armuth nur die Wahl hat, entweder der Tröstungen der Religion zu entbehren, oder ihre Kinder vor

Hunger verschmachten zu lassen, sollte da nicht auch der Langmüthigste ausrufen: Das muß anders werden!" (S. 44.)

Man sieht, daß auch der enthusiastischeste Preuße, wenn sein Herz nicht durch die Dressur verknöchert ist, zuweilen ungeduldig werden kann. Für das übrige Deutschland gerade kein Beispiel zur Nachahmung!

„Ganz übergangen ist", wie der Verf. S. 49 bemerkt, „der Pöbel der Hauptstädte", nur wird derselbe beiläufig mit den bekannten geschlossenen Gesellschaften auf eine Stufe gestellt. Was in dieser Beziehung in Preußen noch zu wünschen ist, bleibt uns daher verborgen. Dagegen „muß eines Umstandes gedacht werden, der zu der gedrückten Lage des Unbemittelten [d. h. der sehr großen Mehrheit der Nation] bald mehr, bald weniger mitwirkt: es ist die Schwierigkeit, sein Recht zu finden (!!) — Muß es denn nicht seine (nicht guten) Gründe haben, daß diejenige Institution, welche bestimmt ist, dem Volke die höchste irdische Wohlthat zu gewähren [sein Recht!], so oft — auch ohne seine Schuld — zu seiner schwersten Plage wird?" (S. 50.) Der Schluß, den der Verf. aus allen den Thatsachen, welche er über die argen Mängel der preußischen Rechtspflege beibringt, zieht, ist genial: „Wer von dem Allen", ruft er S. 51 aus, „Ohren- und Augenzeuge gewesen ist, der muß wol zu der Ueberzeugung gelangen, wo durch solche Uebelstände das öffentliche Vertrauen nicht hat geschwächt werden können, da ist gewiß der Kern gut; da ist ein Fundament vorhanden, auf welches mit Zuversicht und mit Glück weiter fortgebaut werden kann!" Die Geschichte von dem Juden, der in Rom sich taufen ließ, weil er überzeugt war, daß eine Religion, die bei solchen Greueln fortbestand, die göttliche Offenbarung sein müßte, ist bekannt.

Sehr bedauern müssen wir, daß der Verf. nicht diese Gelegenheit ergriffen hat, in gleicher Weise „alle Theile der Staatsverwaltung" zu besprechen. „Wer sich einer guten Absicht bewußt ist", sagt er S. 53, „hat keine Freude daran, in Wunden zu wühlen, die seiner Pflege nicht anvertraut sind". Dieser Grund ist freilich achtenswerth; aber er kann uns nicht vermögen, in das hohe Lied einzustimmen, was denn doch wieder dieser Verwaltung zur Ehre gesungen wird: „Der preußische Staat hat seine festeste Stütze in der auf gutem Grunde ruhenden Ueberzeugung seiner Bewohner, daß sie bei keinem Tausche mit irgend einem Volke der Erde, bei keiner Radicalveränderung gewinnen können".

Sollte die hohe Meinung, welche die preußische Verwaltung von sich selbst und von dem Glücke ihrer Verwalteten hat, nicht großentheils darauf beruhen, daß die vox publica in Preußen nur von zwei Ständen gebildet wird, von dem Militair und dem Civil? Unter Civil versteht man aber in Preußen gewöhnlich nur den Staatsdiener; das eigentliche Volk ist weder Militair noch Civil, sondern — gar nichts.

Was wir schließen, wenn wir alle diese traurigen Erscheinungen sehen, ist gerade nicht das römische: Carthaginem delendam esse, aber doch: daß Preußen, in seiner gegenwärtigen Verfassung, keineswegs berufen ist, an die Spitze der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland zu treten. 74.

Bemerkungen.

Als Oliver Cromwell zum Protector der britischen Reiche ernannt worden war, eröffnete er am 20. Jan. 1657 das Parlament mit einer Rede, worin folgende Aeußerungen vorkommen, die, ungeachtet einer damals üblichen biblischen Ausdrucksweise, ganz für unsere Tage passend scheinen und zur ernsthaftesten Betrachtung empfohlen werden dürften.

„Diejenigen, welche ein Volk in Unruhe stürzen, erreichen selten das Ziel ihrer Absichten; gewöhnlich endigt das Trauerspiel ganz anders als sie hofften. Wer Feuer in ein Haus wirft, kann, sobald die Flamme ausgebrochen ist, nicht sagen: soweit und nicht weiter! Sie nimmt vielmehr ihren eignen Gang, oder folgt dem Zuge ungestümer Winde. Es gibt eine Wurzel des Bösen, deren zwei verschiedenartige Früchte mit gleicher Macht unsern edeln Zweck, Friede und Beruhigung der Völker, vereiteln. Diese Wurzel heißt Bitterkeit und Unmuth bei den gegenwärtigen Segnungen Gottes, die Früchte aber sind der stätige (halsstarrige) und unstäte Geist. Jener treibt die Menschen, weil sie nicht alles Gewünschte besitzen, Mißvergnügen auszubreiten und darum Gottes Bahn zu meiden, weil sie auf der eignen nicht wandeln können; dieser zwingt die Menschen, unstät zu bleiben, immer die Grundlagen zu untergraben und alle Dinge auseinander und ineinander zu werfen. Die erste Gattung Sterblicher sollte auf das Beispiel Gottes blicken, dessen Weisheit eine stufenmäßige Schöpfung vorzog, daher muß man auch in menschlichen Werken keine Vollkommenheit erwarten, sondern eine allmälige Annäherung an das Gute und Tüchtige erstreben. Der Mensch darf nicht still sitzen, den Gebrechen und Irrthümern ruhig zuschauen, er soll jene nach Kräften heilen, diese berichtigen, Gutes aus dem Bösen ziehen; denn Böses thun, damit Gutes komme, ist die Lehre der Teufel, aber aus dem Bösen das Gute entwickeln, heißt Gott nachahmen. — Von der andern Menschengattung, welche der übergeschäftige Geist treibt, will ich nicht weitläufig handeln; denn diese Leute träumen von eingebildeten Republiken Utopias und von der Wiederkehr des goldenen Zeitalters; ihre Begriffe wurzeln mehr in der Einbildungskraft als in der Vernunft, und können deshalb nicht sowol durch diese, als durch Erfahrung widerlegt werden. Solchen Menschen enthüllt die Wirklichkeit ihre Ohnmacht, wider sie hat sich Gottes Riesenschritt in den jüngsten Ereignissen auf das Unzweideutigste ausgesprochen. Aber das verblendete Geschlecht verkennt die Warnungen Gottes. Was soll man thun mit diesen unruhigen Menschen?"

Derselbe Redner spricht wider den heillosen Geist des Gewissenszwanges, gegen die Gleichförmigkeitssucht, welche solchen Haß gebiert, daß, wer Siboleth statt Schiboleth sagt, ohne Weiteres erwürgt werden darf; die goldene Mitte sei in Glaubenssachen das Beste. Er spricht auch gegen Diejenigen, welche Gott, den Erlöser und heiligen Geist verleugnen, über Himmel, Hölle und Schrift spotten, sich den zügellosesten Meinungen, Grundsätzen und Handlungen überlassen. Sich selber aber bezeichnet er als den Einigungspunkt, und sein Regiment als ein solches, welches ein weises Gleichgewicht und Gegengewicht der Kräfte (le juste milieu) darstelle.

Würde unsere Zeit vollkommen diese Wahrheiten beherzigen, so kann sie füglich eines Protectors entbehren, aber außerdem wird durch heillose Zustände dessen keineswegs wünschenswerthes Heil herbeigeführt.

Der Prediger Salomo sagt (Cap. 2, 13 fg.): „Ich sahe, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß; daß dem Weisen seine Augen im Haupt stehen, aber die Narren in Finsterniß gehen; und merkte doch, daß es Einem gehet wie dem Andern..... darum verdroß mich zu leben..... denn wer weiß, ob er weise oder toll sein wird?"

Welches Motto für Philosophie! Aber Salomo ist zugleich ein neuerer Philosoph; denn er kennt das dialektische Umschlagen der Begriffe, weiß selber nicht, ob er weise sein wird oder toll, indem ja die Weisheit (nach Hegel) als abstracter Begriff umschlagen muß in ihr Gegentheil, die Narrheit; — nur hatte Salomo noch nicht den Gedanken gefaßt, daß aus diesem Umschlagen ins Andere, und Rückschlagen in das Andere des Andern die philosophische Weisheit hervorgeht, worin Narrheit oder auch Verrücktheit zur Basis des Lebens der substantiellen Weisheit oder Vernunft dienen, in welche die Letztern eintauchen und wieder daraus hervortauchen müssen; von welcher sie aufgezehrt werden, indem sie selber an ihnen zehren, und daß hierin das Wesen des absoluten Werdens besteht, vermöge dessen allerdings Niemand weiß, ob er weise oder toll ist, Niemand aber sich dies verdrießen läßt, sondern Jeder eben — predigt. „Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen". (Pred. Sal. 1, 13.) 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 210. —— 29. Juli 1831.

Die unbeſchränkte Fürſtenſchaft. Politiſche Anſichten des 19. Jahrhunderts. Von Friedrich Murhard. Kaſſel, Bohné. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Seit den pariſer Juſtitagen des vorigen Jahres haben ſich auch in Deutſchland über politiſche Dinge zahlreichere Stimmen vernehmen laſſen, als geraume Zeit zuvor. Unter denſelben befinden ſich manche, die ſchon zu einer frühern Epoche ſehr gern gehört wurden, die aber ſeit mehren Jahren verſtummt waren, ſei es, weil gebieteriſche Zeitumſtände ihnen Stillſchweigen auferlegten, ſei es, weil doch nur ihre Worte in der Wüſte verhallt wären, oder doch da keinen Wiederklang fanden, wo ſie anſuchen mußten, ſollte anders das Gute bewirkt werden, das der Zweck ihrer edelmüthigen Beſtrebungen war. Zu dieſer Kategorie ſchriftſtellernder Staatsgelehrten gehört auch Friedrich Murhard. Nachdem er zuletzt mehre Jahre hindurch Herausgeber der „Allgemeinen politiſchen Annalen“ geweſen, ſeiner frühern ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen nicht zu erwähnen, trat er mit dem Schluſſe des Jahres 1823 gänzlich von der publiciſtiſchen Laufbahn ab, gewiß zum großen Bedauern jenes zahlreichen Publicums, das für die Bedrängniſſe der Zeit aus der Lecture dieſes damals mit ebenſo viel Geiſt als Freimüthigkeit geleiteten Inſtituts einige Entſchädigung ſchöpfte. Fr. M. hat jedoch die Zeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Muße keineswegs in Unthätigkeit zugebracht. Schon vor einigen Jahren ließen uns öffentliche Blätter ein umfaſſendes politiſches Werk von ſeiner Feder hoffen; und ward bis jetzt dieſe Erwartung aus Gründen, die wir nicht kennen, noch nicht verwirklicht, ſo iſt doch das gegenwärtige Buch eine ſehr dankenswerthe Gabe, die uns den Vorgeſchmack von Dem gibt, was uns demnächſt in reichlicherm und erſchöpfenderm Maße von dieſem Staatsgelehrten wird verabreicht werden. Außerdem — wie ſchon der Titel anzeigt, der dieſes Mal kein bloßes Aushängeſchild iſt, um Leſer anzulocken und zu täuſchen — behandelt der Verf. hier einen Gegenſtand, der ein ganz ſpeciell zeitgemäßes Intereſſe hat. Denn nicht nur iſt im Verlaufe der neuern Geſchichtsperiode die betreffende Frage wol nie ſo vielfältig wie jetzt von theoretiſchen Staatsgelehrten zur Sprache gebracht und erörtert worden, ſondern ſie iſt auch heutigen Tages ganz eigentlich die wichtigſte Aufgabe der praktiſchen Staatskunſt geworden, an deren Löſung auf die eine oder die andere Art ſich das Schickſal der civiliſirten Nationen, insbeſondere aber das der Völkerſchaften Deutſchlands, auf Jahrhunderte hinaus zu knüpfen ſcheint. Im Weſentlichen iſt „Die unbeſchränkte Fürſtenſchaft“ ein Werk polemiſcher Tendenz; demſelben liegt daher ſchon als Stoff eine ungemeine Beleſenheit oder vielmehr ein gründliches Studium aller derjenigen Autoren zu Grunde, die ſich, von Ariſtoteles an bis auf Karl Ludwig v. Haller, mit dem Thema beſchäftigt haben, deſſen Bearbeitung Fr. M. hier unternimmt, und die mit mehr oder weniger Glück und Beifall das weite Feld der Politik zum Gegenſtand ihres Nachdenkens und ihrer Geiſteslucubrationen machten. Sollten wir nun aber vorläufig das Reſultat der Abſtractionen unſers Staatsgelehrten in kurzen Worten angeben, ſo würde es darauf hinauslaufen, daß Fr. M., ſo weit entfernt er auch iſt, der unbeſchränkten Fürſtenſchaft, oder, was nach ſeinen Beweisgründen das Nämliche iſt, dem Autokratismus zu huldigen, doch auch keineswegs dem abſoluten Gegenſatze, dem Demokratismus, das Wort redet, am wenigſten aber dieſen für die Staatsgeſellſchaften des neuern Europas paſſend findet. Seine Lieblingsidee jedoch, die er gern überall und unter denjenigen Modificationen, welche die Bildungsſtufe der verſchiedenen Völker geſtattet, ins praktiſche Leben gerufen ſehen möchte, iſt — das conſtitutionnelle Königthum. Weniger noch auf poſitive Weiſe, wie durch Demonſtration der Gegenſätze ſucht er dieſer Regierungsform alleinige Zweckmäßigkeit und Angemeſſenheit für das Bedürfniß der heutigen Zeit außer Zweifel zu ſetzen; nach unſerer Ueberzeugung aber iſt ihm dieſes um ſo vollkommener gelungen, da man auf jeder Seite des Buches gewahrt, daß der Verf. kein bloßer Verſtandesmenſch, auch kein blos ſpeculativer Theoretiker iſt. Man überzeugt ſich vielmehr überall, daß er aus der Fülle eines für das Wohl der Menſchheit warmfühlenden Herzens ſpricht, und daß ſeine Foderungen an Regierende und Regierte um ſo ſtatthafter, ja, unerläßlicher ſind, als er ihre Vernunft- und Rechtmäßigkeit auf hiſtoriſchen Thatſachen und auf Beobachtungen ſtützt, die er während eines mannichfaltig bewegten und in die Zeitereigniſſe mitverflochtenen Lebens anzuſtellen die Gelegenheit hatte. Nach dieſem Vorworte gehen wir auf den Inhalt des Buches ſelber ein, um durch einige

Anführungen, insoweit der Raum d. Bl. solche gestattet, unsere Leser mit dessen Haupttendenz näher bekanntzumachen. Gleich Anfangs tritt Fr. M., indem er sich über das unbeschränkte Monarchenthum im Allgemeinen verbreitet, jenen dogmatisirenden Staatsphilosophen mit Nachdruck entgegen, die, gleich wahren Despoten, jeden Widerspruch vernichten und alles Bestehende auf ein Princip zurückführen zu können glauben. So antwortet er Hobbes, der bekanntlich die absolute Monarchie als die vollkommenste Staatsform aufstellt:

Eine ganz uneingeschränkte Monarchie ist nicht Staat, sondern Naturzustand zwischen Regent und Volk. Beide stehen gegen einander, inwiefern der Naturzustand ein bellum omnium ist, als Feinde, und die Unterwerfung des Volks ist nur ein Waffenstillstand, der aufgekündigt werden kann.

Allein, nach unserm Verf., gibt es nirgendwo eine ganz uneingeschränkte Monarchie, da selbst die Despotien des Orients durch Gewohnheit, Sitte, Herkommen, Vorurtheil, Aberglauben u. s. w. in ihrer Ausübung mehr oder weniger beschränkt und an gewisse Formen gebunden sind.

Die absolute Herrschaft eines Einzigen ist (demnach) — so lautet die Schlußziehung —, sehen wir auf den Grund, worauf sie sich stützt und der zu ihrer Erhaltung dient, gemeiniglich mehr oder weniger gemischter Art. In ihrer Reinheit könnte sie nur entweder auf körperlicher oder auf geistiger Ueberlegenheit beruhen. Eine auf bloße physische Stärke basirte Gewaltherrschaft eines einzelnen Menschen ist nur bei einer wenig zahlreichen Horde von Wilden oder Halbwilden möglich. Die unumschränkte Einherrschaft wird, wenn sie sich über Hunderte oder gar Tausende von Familien erstrecken und von einiger Dauer sein soll, bei nur einigermaßen vorgeschrittener Bildung der Menschen, irgend eine rechtliche oder moralische Stütze haben müssen. Und was die Geistesüberlegenheit eines Einzelnen betrifft, die eine Alleinherrschaft begründen und behaupten will, so bedarf sie, um des willigen Gehorsams der Untergebenen gewiß zu sein, ebenfalls einer solchen Stütze. Sie muß, um ihrer angemaßten Autorität allgemeine Anerkennung zu verschaffen und dieselbe in den Augen der Menge zu rechtfertigen, sich auf eine Vollmacht des Himmels, auf einen göttlichen Machtbrief berufen, und als Gottesherrschaft hat sie schon eine Rechtsbasis. Denn einem göttlichen Herrschaftsrechte liegt die Idee des Rechts an sich zum Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Streitbare. Von Karoline Pichler. 4 Theile. Wien, Pichler. 1831. 8. 6 Thlr.

Friedrich der Streitbare, als ein geschichtlicher Roman von ansehnlichem Umfange, gehört unstreitig zu den besten Arbeiten dieser Schriftstellerin und überhaupt zu den guten in diesem Fache unserer Literatur. Die Verf. ist hier vielleicht weniger lebendig und phantasievoll als in frühern Leistungen dieser Art, allein sie ist wahrer, gedankenreicher und würdiger als in den meisten der vorangehenden. Das ganze Werk enthält vielleicht keine einzige Scene von ganz besonders hervorstechender Wirkung, aber Alles ist geziemend, wohlbedacht, ohne Mühe erfunden und an seinen Ort gestellt, und ein mäßiges und würdiges Interesse erweckend. Wir verkennen die weibliche Hand nicht, die zuweilen etwas zaghaft, hie und da von der Geschichte nicht gehörig unterstützt, von merkbarer Vorliebe für Scenen voll Wehmuth und Weiche, und unsicher in der Zeichnung vollkommen männlicher Charaktere, oft die Ereignisse mehr bespricht als darstellt; aber die besonnene Schriftstellerin, die Frau von Geschmack und Bildung und ein Talent, das in der Darstellung weiblicher Seelenzustände am glücklichsten ist, verbirgt sich uns niemals.

Friedrich von Oestreich, genannt der Streitbare, ist wie zum Helden eines Romans geboren. Kühn und gerecht, stolz, unbeugsam, und doch höchst mild und nachgebend, wenn man ihm sein Recht nur in thesi zugibt, schön und stark und voll Leidenschaft, etwas eitel auf seinen Rang, ein glücklicher Krieger, am größten und unbeugsamsten im Mißgeschick, im Glück heftig und unvorsichtig, von einem Ehrgefühl ohne Maß und ein Freund der Tugend, wenn diese seiner Leidenschaft nicht widerspricht, reicht dieser Fürst und die reiche Geschichte seiner Regierung für sich allein als Stoff zu einem ansehnlichen Roman aus. Die Verf. hat keinen erwähnenswerthen Umstand aus seinem Leben ganz unberührt gelassen, sie hat mit sehr geschickter Hand das blos Historischwichtige in kurzen Sätzen zwischen solche Ereignisse seines Lebens eingeschoben, welche ihren romantischen Zwecken näher lagen, und indem sie auch in diesen die geschichtliche Wahrheit nie verletzt, ein nicht blos sehr unterhaltendes, sondern auch lehrreiches Gemälde hingestellt. Die Umgebung ihres Helden ist aufs reichste mit Personen von bedeutendem Charakter und mit Begebenheiten von anziehender Färbung ausgestattet. Eine Galerie von liebenswürdigen oder interessanten Frauen umsteht den Helden zunächst, und wiewol derselbe, in diesen Kreis gebannt und zu langen Dialogen verleitet, hier etwas weniger ritterlich und thatliebend erscheint als wir ihn wünschten, so ist der Kreis selbst durch Erfindung und Colorit doch höchst achtbar. An der Spitze dieser edeln Frauen steht Margarethe, die Königin der Deutschen, des unglücklichen Heinrichs Witwe und Friedrichs Schwester, eine Gestalt, die der Dichterin auf alle Weise vorzüglich gelungen ist. Wie eine hohe Natur den irdischen Schmerz nicht blos erträgt, sondern verklärt, zeigt Margarethe. Ihr gegenüber lehrt die Herzogin, Friedrichs Gemahlin, wie eine niedere Natur gegen eben diesen Schmerz kummervoll kämpft und am Ende doch von ihm besiegt wird, während Melisende, die Geliebte des Herzogs, die von Leidenschaft verirrte und von Reue zerrissene, eines kräftigen Entschlusses zur Wiedergeburt unfähige weibliche Natur, und die Herzogin Mutter die unbedingte Resignation im Schmerz — in vier verschiedenen Richtungen zur Darstellung bringen. Mehre andere weibliche Gestalten, wie Bertha, die Aebtissin u. s. w. sind schöne Nebenfiguren. Nach diesem glücklich gebildeten weiblichen Kreise könnten wir der Verf. verzeihen, wenn ihr die Männer weniger gelungen sein sollten. Allein auch hier ist mehr als ein glücklicher Wurf. Kaiser Friedrich II. ist eine Gestalt, die beinahe immer Glück machen muß, und obschon diese kolossale Figur fast über die Kräfte der Verf. hinausgreift, so ist seine Erscheinung doch wenigstens nicht mißglückt. Sie hat den guten Geist gehabt, den Heros mehr durch seine Umgebung, als an und für sich selbst zu malen. Marschall Künring ist weder gut noch schlecht; aber vortrefflich sind die wenigen Scenen wo Rudolf, Graf von Habsburg, der nachherige erste Fürst der Christenheit, im Incognito eines jovialen, anspruchslosen, ja etwas ärmlichen Ritters, bei seinem guten Freund, dem Gastwirth Schallauzer, verkehrt. Diese Scene halten wir für ein kleines Meisterstück in ihrer Art, aller ähnlichen Gebilde des großen Allbekannten würdig. Ulrich v. Pottendorf, der eiteln und treubrüchigen Melisende Gemahl, ist eine unkräftige und wenig erbauliche Erscheinung, und sein Wiederaufleben — nach langem vermeintlichen Tode — ein verbrauchtes und hier obenein wirkungsloses Motiv. Wir wünschten, er wäre im Grabe geblieben, da er nicht einmal Manns genug ist, durch seine Erscheinung einen tüchtigen Schrecken zu verbreiten. Unter den zahlreichen Gegnern Friedrichs nimmt Frangepani das größte Interesse in Anspruch. Diese Gestalt und ihre ganze Geschichte ist wieder höchst glücklich und würdig erfunden. Frangepani ist der Blutzeuge für das Talent der Verfasserin. An ihm ist jeder Zug künstlerisch gut, effectvoll und durch geschicktes Maßhalten trefflich. Frangepani, stolz auf Vermögen und Ansehen in Italien, wie in Ungarn, beim Kaiser, wie bei König Bela,

...s Feindes Todfeind, weil er ihn um die Hand der Schwe...
...den jener trefflichen deutschen Königin, die ihn liebte, ge...
...macht hat. Das Motiv ist ausreichend und der Haß, den es
...weckt, mehr, glücklich benutzt und höchst wirkungsvoll. Fran...
...cesco ist der geheime Urheber alles Unglücks, das den Helden
...trifft, wichtet seinen Gegner weder ahnet, noch irgendwo er...
...kennt. Als er von seiner Hand auf dem Schlachtfelde den Tod
...empfängt: Der stille Schauer und die Art von Geheimniß,
...welche diese Gestalt umgibt, wird durch ein kräftiges Gegenbild
...gehoben. Dies ist Emmerich Frangepani, sein Bruder, eine Er...
...scheinung von zweifelhafter Wahrheit. Emmerich ist ein religiöser
...Schwärmer, von einer Frömmigkeit, die, wie wir glauben, dem
...13. Jahrhundert viel ziemlich fremd war. Er predigt dem
...Kaiser so lange Buße und Vergebung, und geberdet sich oft
...wunderlich und seltsam, daß dieser ihn endlich einsperren
...läßt. Dies Verhältniß hat bei aller seiner Wirksamkeit uns
...wenig gefallen, allein immer müssen wir gestehen, daß die Verf.
...in jenen beiden Italienern die beiden Hauptzüge des italieni...
...schen Volkscharakters, Rachsucht und religiöse Schwärmerei, gut
...gezeichnet hat. Dennoch bleibt Emmerich vom Verdacht der
...Verwandtschaft nicht frei, die einzige Gestalt, bei deren Bildung
...der Verf. das dichterische Maß nicht vorgeschwebt hat. Der
...Tod Herzog Friedrichs von Frangepani's Hand ist historisch;
...daß aber Frangepani war in Italien der Verräther des letz...
...ten Hohenstaufen, und so schließt sich die tragische Wirkung des
...ganzen Romans rund und lebendig an die historische Gewißheit an.

Diese geschickte Verbindung zwischen Geschichte und Roman
...und überhaupt den vorzüglichsten Anspruch dieses Werkes und
...seinen Werth begründen. Die Verf. ist dabei so besonnen ver...
...fahren, daß wir auch nicht eine Verletzung der pragmatischen
...Würde des Helden und seiner Zeit namhaft zu machen wis...
...sen. Im Ganzen aber verhält es sich freilich mit der Culturge...
...schichte dieses Jahrhunderts. Hier rückt die Verf. wol oft über
...die Grenzen ihrer Periode hinaus, nicht sowol im Thatsächli...
...chen, als in dem, was der allgemeinen Bildung, der Gesellschaft
...angehört. Sie liebt es z. B., ihre Gruppen bei Tafel zu zei...
...gen. Ritter und Ritterfrauen sitzen überall in bunten Reihen,
...und nicht in galanten und feinen Gesprächen. Solche Bilder
...passen noch wenig für eine Zeit, wo die Frau die erste Die...
...nerin in der Burg ihres Herrn war und nicht anders als in
...dieser Eigenschaft in seinem Trinksaal erschien. Ueberhaupt spielt
...die Galanterie eine zu große Rolle in diesem Roman; wir kön...
...nen dieselbe nur ausnahmsweise dem Heinrich von Ofterdingen, ei...
...ner Dichtung nicht besonders gelungenen Gestalt zugutehalten.
...Auch in Hinsicht ist der Ton der Erzählung zu breit, und
...manche Partien sind auf unbehagliche Weise gedehnt und in
...die Länge gezogen. Dahin gehört z. B. der Streit zwischen
...Hildegund und dem Pilger im Wirthshause, Melisendens Auf...
...enthalt im Kloster, Pottendorf und Bertha und manche andere.
...Kürzer, kräftig und sehr wirksam sind dagegen viele andere Sce...
...nen, wie bei Herzogs Aechterklärung, Margarethe im Kloster,
...die letzte Scene im ganzen Roman und Anderes. Ei...
...nen ganz besonders spannenden oder überraschenden Auftritt hat
...der Verf. nicht; doch dergleichen, das auch wol Anfängern ge...
...lingen will, hat an Werth, einer besonnenen Durcharbeitung, Ver...
...meidung und der harmonischen Wirkung eines großen Ganzen
...nicht viel.

Die Diktion der Verf. ist von großer Anmuth. Eine
...große sprachliche Ruhe tritt als das entschiedene Colorit ihres
...Styles hervor. Sie strebt wenig nach raschen Effecten, und
...ist gemäßigt, klarhaft und rundet ihre Perioden mit desto größerer
...Sorgfalt. Dessenungeachtet fehlt es ihrem Styl gar nicht an
...Kraft, und wir sind sehr geneigt, ihrer Ausdrucksweise, wenn
...sie von einigen störenden Austrizismen frei wäre, den ersten
...Rang unter der alter ihrer Mitschwestern, welche jetzt schreiben,
...anzuweisen. Sie ist harmonischer als die von Johanna Scho...
...penhauer, lebendiger als die der Scheppe oder der Hanke, gleich...
...edel als die von Friede. Lohmann, und natürlicher als die
...der v. Hedemann.

Und so wünschen wir denn diesem Werke einer geschmackvollen Dichterin, das von achtbarer Geschichtsforschung, von geübtem Darstellungstalent und von unverkennbaren poetischen Gaben zeugt, das durch sein historisches Element auf angenehme Art belehrt, durch romantische Erfindung mäßig und ohne Anstrengung unterhält, und überdies durch einige gar wohlgelungene Lieder, und selbst durch glückliche humoristische Versuche (diesem großen Stein des Anstoßes für alle weibliche Autorschaften) ergötzt, recht viele und dankbare Leser. Die Ausstattung steht mit der ganzen Sammlung im Einklang, und die geschichtlichen Anmerkungen am Ende jedes Bandes sind als gute Fingerzeige dankenswerth. Zum Schluß bemerken wir, daß das Lied, I, S. 195, wirklich mit wenigen Veränderungen so von Walther v. der Vogelweide gedichtet wurde, während das S. 199 der Verf. Eigenthum zu sein scheint.

25.

Geist der französischen Revolution.

Unter den Männern, die in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt haben, war oder ist Rœderer einer der geistreichsten; das Urtheil eines solchen Mannes, wenn auch nicht mit neuen Facten begleitet, ist schon deshalb merkwürdig, weil es selbst ein historisches Factum ist. Die kleine Schrift, die Rœderer kürzlich unter dem Titel: „L'esprit de la révolution de 1789“ (Paris, 1831), herausgegeben hat, würde aber auch, wenn sie jeden andern Namen an der Stirn trüge, die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen, da nach so Vielem, was über die französische Revolution, ihre Ursachen und ihre Folgen gesagt worden ist, Rœderer noch immer manches Neue gesagt hat. Dahin gehört Etwas, das längst von jedem Denkenden gefühlt, aber sonderbar genug in Frankreich noch nie mit klaren Worten ausgesprochen worden war: die Idee der Revolution. „Der vornehmste Grund und Zweck der Revolution“, sagt Rœderer, „war keineswegs Land und Leute von knechtischen Lasten und den Fleiß von hemmenden Fesseln zu befreien; er lag weder in dem Interesse des Eigenthumes noch der Freiheit; er war die Unzufriedenheit über die Ungleichheit der Rechte, die damals bestanden, er war die Leidenschaft der Gleichheit“. Rœderer findet dieses Wort so gefährlich oder vielleicht für die französische Nation so beleidigend, daß er nicht Umwege und Ausbiegungen genug zu machen weiß, ehe er dahinkommt, es bestimmt auszusprechen. Wir begreifen diese Vorsicht in der That nicht. Denn gibt es ein natürlicheres, ein allgemeiner verbreitetes Gefühl, als jenes der Gleichheit? Das Gefühl, das in jedem Menschen nur den Bruder, und ebenso wenig den gebietenden Herren als den willenlosen Sklaven erkennt? Wir sehen darin wahrlich weder etwas Gefährliches noch etwas Beleidigendes; aber freilich, Rœderer hat seit der Revolution die Schule des Höflings durchgemacht, und dieser muß allerdings zittern und beben, wenn er an die Kühnheit denkt, daß es einem Menschen einfallen kann, sich für einen Menschen zu halten und Ander eben auch nur für Menschen. Aufrichtig gestanden, wir glauben nicht, daß in unsern Tagen selbst der mächtigste Fürst es leugnen würde, daß er ein Mensch sei. Die Zeiten Nebukadnezar's, allerhöchsten Andenkens, kehren nun einmal nicht wieder; und zu schämen haben wir uns dessen wahrlich nicht. Selbst unter der Voraussetzung, daß dem Wunsche, jedem andern Menschen gleich zu sein, eine noch so große Zugabe von Eitelkeit beigemischt wäre, sehen wir in demselben nichts Strafbares; daß die verletzte Eitelkeit zuletzt gegen die unterdrückende Eitelkeit sich erhebt, scheint uns ganz in der Ordnung; denn Niemand hat, weder von Gott, noch aus einer andern Quelle, das Recht, seinen Nebenmenschen zu unterdrücken. Der Widerstand der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker hatte lange vor der Revolution begonnen; die Revolution war nur das Ende, der siegreiche Ausgang dieses Kampfes. Daß an den ersten Bewegungen der Revolution das Volk, die große Masse der Nation keinen Theil hatte, läßt sich nicht leugnen: der erste Schritt, der die Theil-

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 211. — 30. Juli 1831.

Die unbeschränkte Fürstenschaft. Von Fr. Murhard.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Haben wir den Verf. anders recht verstanden, so gilt ihm die eigentlich sogenannte despotische Verfassung für wesentlich identisch mit jenen absolut-monarchischen Verfassungen, welche „die europäische Staatsgelahrtheit von den despotischen zu unterscheiden und mit dem besondern Namen von autokratischen zu bezeichnen pflegt". Diese wie jene müssen sich — nach des Verfs. fernerweitiger Entwickelung, der auch wir unsererseits nur beipflichten können, gründen sie sich nicht lediglich auf Gewalt und Zwingherrschaft durch Waffenmacht, um eine rechtliche oder doch moralische Basis für ihren Bestand zu gewinnen — bald auf das theokratische, bald auf das patriarchalische, bald auf das patrimoniale Princip, bisweilen auf alle drei zugleich oder doch auf die beiden letzten stützen. Ferner stimmen alle von den Staatsgelehrten unter dem generischen Namen autokratischer begriffenen Verfassungen mit den despotischen darin überein, daß in allen eine einzige physische Person alle öffentlichen Gewalten in sich vereinigt, und daß sie selten ohne eine Beimischung aristokratischer oder demokratischer Elemente bestehen. Endlich, gleichwie in der Despotie die Person des Herrschenden als Hauptsache hervortritt, in der die Idee des Staats sich gleichsam verliert oder völlig untergeht, so auch in der Autokratie; „daher auch Autokraten, ebensowie Despoten, so sehr geneigt sind, sich und den Staat zu identificiren". Da nun aber in der autokratischen Monarchie der Herrscher gemeinhin mit einem französischen Ausdruck Souverain genannt wird, so führt diese Benennung den Verf., um das Wesen dieser Monarchie zu bestimmen, zur Definition des mit dem Worte Souverainetät verknüpften Begriffs. Den Typus dazu findet Fr. M. in dem 26. Art. der Rheinbundesacte, wonach die den deutschen Fürsten dadurch zugetheilte Souverainetät folgende Prärogative insichschließt: „Das Recht der Gesetzgebung, das der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei, der militairischen Conscription oder des Recrutenzuges für das stehende Heer, und das der Auflagen". Die Bemerkungen, womit Fr. M. den angezogenen Artikel begleitet, verdienen um so mehr Beherzigung, da er als königl. westfälischer Staatsbeamter, zur Blütezeit des Rheinbundes, wol mancherlei Erfahrungen dürfte gemacht haben, wohin der Besitz und die Ausübung so ausgedehnter Prärogativen führen.

Es dürfte (sagt er in dieser Beziehung) gar nicht schwer halten, aus diesem Verzeichnisse von Rechten, die das monarchische Staatsoberhaupt besitzen solle, ein vollkommen willkürliches Verfahren für das souveraine Individuum, Fürst genannt, abzuleiten. Regenten, denen diese Rechte in voller Ausdehnung zustehen, sind effectiv absolute Herrscher. Die souveraine Gewalt in diesem Sinne und Umfange sich vindiciren wollen, heißt daher, genauer betrachtet, nichts Anderes, als willkürliche Alleinherrschaft verlangen. Denn es wird bei dem Besitz einer solchen Machtfülle immer mehr oder weniger von dem guten Willen des Herrschenden, der durch dessen Individualität und andere zufällige Umstände bestimmt wird, abhängen, ob und inwiefern er den Despoten spielt oder nicht. Ein solcher moderner Despot auf einem europäischen Throne wird freilich weder das Verfahren eines morgenländischen Despoten noch das manches Autokraten im alten Rom sich zum Muster nehmen — die verschiedene Gesittung führt ein verschiedenes Benehmen auch auf den Herrscherstühlen herbei —, aber er wird doch ein System des Despotismus und der eigenmächtigen Willkürherrschaft auf die Bahn bringen und mehr oder weniger begründen und befestigen können, das in unserer Zeit nicht viel weniger heillos in seinen Wirkungen und gebildeten Europäern ebenso unerträglich erscheinen möchte als Mißbräuche der Despotie im Orient und weiland bei den Römern.

Wie im Princip Despotie und Autokratie nicht von einander wesentlich verschieden, so sind auch beide Arten monarchischer Beherrschungsform den nämlichen Wechselfällen unterworfen. Die eine wie die andere nämlich — weiset der Verf. im Verfolg seiner Untersuchung und namentlich da nach, wo er die gegentheilige Meinung anderer Staatsgelehrten einer speciellen Prüfung unterwirft — wird durch Ausartung und Schwäche der Herrscher insofern in ihrer Reinheit getrübt, daß sie allmälig die aristokratische Form annimmt. Hat aber das aristokratische Element einmal festen Fuß in die Despotie gesetzt, dann ist es dort ebenso schwierig, das monarchische Princip in seiner Reinheit wiederherzustellen wie in der Autokratie bei ähnlichen Vorkommnissen. Dem Despoten wie dem Autokraten, fügt Fr. M. mit Rückblick auf die Geschichte hinzu, bleibe alsdann nur die Alternative, entweder mit der Aristokratie und in ihrem Interesse zu herrschen oder mit derselben fort und fort Kämpfe zu bestehen. In dem einen Falle könne der Oberherrscher, was die reelle Machtübung betrifft, zu einer bloßen Scheingewalt, zu einem Roi fainéant, nach dem sehr bezeich-

nenden Ausdrucke der französischen Publicisten, herabsinken; in dem andern Falle aber bleibe seine Oberherrschaft immerfort unsicher und schwankend, und er selbst wol gar der Gefahr ausgesetzt, Thron und Leben zu verlieren. — Einer der längsten Abschnitte des Werkes ist den „Panegyrikern des fürstlichen Absolutismus" gewidmet. Der Verf. fühlte es wohl, daß es besonders in unserer vielbewegten Zeit Noth thut, diejenigen Menschen zu entlarven und in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen, welche die Throne umlagern und nicht selten zwischen Fürst und Volk treten, um durch ihre insidiösen und vom schmutzigsten Selbstinteresse hervorgerufenen Einflüsterungen Ersteren für die billigsten und gerechtesten Wünsche des Letztern unzugänglich zu machen. Man muß ihm aber für diese an sich schon so löblichen Bestrebungen nur um so größern Dank zu einer Epoche wissen, wo so viel darauf ankommt, recht bald Verständigung da zu bewirken, wo Misverständnisse obwalten, welche die Wohlfahrt der Völker, ja, vielleicht selbst die Existenz von Staaten und Thronen auf das Spiel zu setzen drohen.

(Der Beschluß folgt.)

Gjengaanger-Breve, eller poetiske Epistler fra Paradis. Kopenhagen, 1830.

„Die „Gjengaanger-Breve"" („Geisterbriefe"), sagt ein geachtetes dänisches Blatt in der Anzeige dieses kürzlich erschienenen Werkes, „waren für jeden Freund des Schönen ein ebenso unvermuthetes als angenehmes Neujahrsgeschenk. Allen den Geist, Wohlklang und Reiz, der Baggesen's glücklichste Arbeiten auszeichnet, finden wir hier wieder, und überdies befreit von manchen Flecken, wie unter andern von der Feindschaft gegen Oehlenschläger, die einen großen Theil seiner letzten dänischen Arbeiten so widerlich entstellt. Uebrigens sind diese Dichterbriefe, die angeblich von dem zu früh geschiedenen Baggesen aus dem Reiche der Schatten uns zukommen, so durchaus baggesensch, daß man versucht werden könnte, die Nachricht von seinem Tode für falsch zu halten, so wohlbekräftigt wir sie auch zugeben müssen. Es ist beinahe undegreiflich, wie Jemand so vollkommen nicht blos seinen Vers, seinen Ton, seinen Styl nachahmen, sondern sich auch ganz in seinen Geist und Gedankengang versetzen könne, wie unser Verf." Dieser tritt, wie man dies auch im Reiche der Seligen von Baggesen wol nicht anders erwarten kann, als Kämpfer gegen die unberufenen Kritiker der neuen Schule im Gebiete der ästhetischen Literatur in die Schranken und entwickelt zugleich in fließenden Versen und schöner poetischer Sprache seine eigne Ansicht über die Poesie:

Men seer Du, Kjaere, det hvorfor jeg strider,
Er ikke just den gode gamle Sags
Befordring, men en streng og critisk Smags.
Betragt et Hav, en Flod, hvor Strömmen glider
Med Ilen og harmonisk frem
Og ta' er ei blot fra Himlen over den
Men og fra Stranden blomsterrige Sider
Et eget Farvespil, en Colorit,
Der under Stoffets Eenshed vexle tidt —
Og see et Billede paa det, jeg kraever
Af Digtet, der med Tidens Strömme svaever.
Som Havet, naar det smart idyllisk hviler,
I Ro og Storhed Billede paa Gud,
Snart pidiket af Orkaner spiler
Til Mynster Taarnets Höider ud
Sin rynkede, bevaegelige Hud,
Og skummer dybt, naar Stormen iler
At slaae det med forfaerdelige Kiler:

Saaledes for mit Oeie Digtet staaer
I Forhold til det indre Liv, der gaaer
Igjennem det og til dets Ydre naaer;
Thi enten det er roligt eller stormer
Dets flydende, bevaegelige Masse
Er eet og smeltet sammen med dens Former etc.*).

Mit Recht verlangt der Verf. von einem poetischen Kunstwerke die innigste Verschmelzung von Form und Stoff, auch mag er wol nicht so ganz unrecht haben, wenn er der großen Masse der Kritiker und der einseitigen Gelehrten den Vorwurf macht, daß sie über dem Stoffe nur zu häufig die Form übersehen, während diese doch nicht weniger wesentlich ist; aber offenbar zu weit geht er, wenn er behauptet, daß die Wissenschaft überall gleichgültig gegen die Formen mache. „Die bloße Büchergelehrsamkeit", entgegnet der dänische Kritiker, den wir bereits im Eingange angeführt haben, „schwächt allerdings leicht die geistige Sehkraft, in mehr als einer Beziehung; aber die Wissenschaft, wenn sie so geübt wird, wie sie es sein soll, eröffnet den Sinn für das Schöne. Die Vollkommenheit der Form ist so wenig der Wissenschaft fremd, daß diese vielmehr die strengste Foderung an dieselbe macht. Daß man viele Wissenschaftsmänner findet, welche die Nothwendigkeit der Form nicht fassen, ist so wenig zu verwundern, als daß es viele Dichter gibt, welche sie versäumen. Man meint oft, daß unsere wesentlichen Fortschritte in den Wissenschaften blos materielle wären, während sie doch auch auf das Formelle großen Einfluß haben. Jede große Entdeckung rundet unsere Einsicht in einem oder dem andern Theile der Wissenschaft zu einem vollkommener in sich selbst geschlossenen Ganzen ab und macht den organischen Zusammenhang dieses Theiles mehr anschaulich. Form und Materie werden in der Wissenschaft nicht weniger durch einander gegenseitig bestimmt, als in der Kunst. Der, welcher die geistige Anstrengung nicht gescheut hat, die dazu erfodert wird, Einsicht in eine Wissenschaft zu erlangen, wird auch die Vollkommenheit und innige Verschmelzung der Form mit dem Stoffe derselben als ein Ganzes vor seine Einbildungskraft treten sehen, und so wird Das,

*) Doch siehst Du, Lieber, Das, wofür ich streite, ist grade nicht der guten alten Sache Beförderung, sondern ein strenger und kritischer Geschmack. Betrachte das Meer, den Fluß, wo die Strömung mit Eile und harmonisch dahingleitet und nicht blos vom Himmel über ihr, sondern auch von des Strandes blütenreichen Seiten ein eigen Farbenspiel, ein Colorit annimmt, das unter des Stoffes Einheit häufig wechselt — und sieh, ein Bild davon, verlange ich, soll das Gedicht sein, das mit dem Strom der Zeit dahinfließt. Wie das Meer, nachdem es kaum idyllisch weilte, in Ruhe und Größe ein Bild der Gottheit, bald von den Orkanen gepeitscht, seine runzlige bewegliche Haut zu des Münsterthurmes Höhe ausspannt und tief schäumt, wenn der Sturm eilt, es mit seinen schrecklichen Keilen zu schlagen: so steht vor meinem Auge das Gedicht im Verhältniß zu dem innern Leben, das durch dasselbe hindurchgeht und bis zu seinem Aeußern reicht; denn ob es ruhig ist oder stürmt, seine fließende und bewegliche Masse ist mit seinen Formen eins und zusammengeschmolzen. Wenn nun ein Dichter verstanden hat, die genaue Verschmelzung seines Stoffes mit der Form, seinen Farbenwechsel nach Zeit und Ort zu schicken; sein Gedicht nicht allein den Himmel abspiegeln ließ, sondern auch Das, was näher liegt (obwol dies minder leicht ist), so ist dies, wenn ich nicht gänzlich irre, der wahre Gegenstand für die Kritik, der Punkt, in welchem der Geschmack sich bewähren kann. Aber, lieber Bruder, das ist eben die Sache: für Form und Farbe hat nicht Jeder ein Auge, für Ideen und Stoff haben es fast Alle. So wunderlich es auch im Druck sich ausnehmen mag, so ist es doch gewiß, daß die Leute, denen man begegnet, die Formen meist als ein Abstractum betrachten, über das man so oder so hinwegkommen mag, die Ideen dagegen als ein Factum, das man doch ordentlich verstehen kann; das schmeckt mehr nach dem Reellen, das man greifen kann, man kann von einer Idee, von einem Stoff weit und breit erzählen, doch ach! wer kümmert sich um das Formelle.

es Anfangs vor seinem Verstande als Form und System stand, seinem innern Sinn als Schönheit erscheinen. Vielleicht gibt es kein höheres Zeichen für die wahre Einweihung in die Wissenschaft, als gerade diese frohe Anschauung ihrer Schönheit. So viel ist richtig, daß man nicht mit der Wissenschaft den Schönheitssinn zu bilden anfangen muß; aber wo dieser Sinn einmal erweckt ist, wird er durch gründliche Wissenschaftlichkeit nur gestärkt werden."

„Der Verf. fragt:

Wer schärfte seinen Blick
Für Formenschönheit, für Metrik
Durch Medizin und durch Physik?

haben wir zugegeben haben, daß man die Bildung des Geschmacks nicht in den Wissenschaften anfangen soll, dürfen wir wol behaupten, daß das Studium der Anatomie und der Physiologie doch auch seinen Beitrag zu der Bildung des Urtheils über die Schönheit der Formen gibt; und die größten ausübenden Künstler haben es nothwendig gefunden, nicht unkundig in der Anatomie zu sein. Die Einsicht, welche uns die Physik in das Wesen der Töne gibt, und die Naturnothwendigkeit, welche sie uns in der Schönheit der Takte und der Tonverhältnisse kennen lehrt, sind gewiß nicht bedeutungslos. Die Wissenschaft, welche die Beschaffenheit des Gesichts und die Art behandelt, wie das Auge die äußere Welt auffaßt, kann auch nicht ganz gleichgültig für die Untersuchung des Schönen sein; längst hat die Perspective einen wesentlichen Bestandtheil der Kunst ausgemacht; und über die Beschaffenheit und Schönheit der Farben nimmt sich die Physik von Tage zu Tage mehr heraus, ein Wort mitzureden".

„Man wird uns vielleicht sagen, daß die Wissenschaft zwar manche Irrthümer zerstöre, welche bei dem Studium des Schönen nicht selten irren können; aber daß dies nicht allgemein sei, daß sie keinen Einfluß auf den Schönheitssinn der Gelehrten habe. Das ist allerdings der Fall, wenn der Gelehrte seinen Geschmack nicht vorzüglich an den Kunstwerken gebildet hat; aber hat er es gethan, so kommen seine wissenschaftlichen Einsichten ihm auch zu gute. Die Einblicke der Wissenschaft in die Kennzeichen der Schönheit ermuntern den Gelehrten, wenn er etwas natürlichen Geschmack hat, denselben auszubilden. Man vergesse hierbei nicht, daß die Wissenschaft gegenwärtig mit einem ganz neuen Sinn für ihren Zusammenhang mit der Welt geübt ist als in frühern Jahrhunderten. Wir wollen den Dichter nicht beschuldigen, daß er dies nicht wisse; aber daß er es einmal aus den Augen verloren habe, ist offenbar".

Ferner sagt der Dichter:

Was weißt Du, haben Fichte, Schelling, Kant
Sich je gekümmert um poet'schen Tand?
In ein Gedicht, worin des Stoffes Fülle,
In aller seiner Theile Harmonie,
Entblößen nur von schöner Formenhülle,
Und doch kein eigentliches Factum lieb?

Allein es ist ja bekannt, daß der Mann, der in dem dänischen Lande im Rufe steht, Schelling, sich gerade in dem Fache versucht hat, um welches es nach der Meinung unseres Dichters sich nicht gekümmert haben soll. Man findet von ihm in einem kleinen Musenalmanach für 1801 oder 1802 die bekannte seelische Geschichte von der nächtlichen Trauung in der Kirche sehr poetisch bearbeitet. So weit Rec. sich jetzt noch auf das Gedicht besinnen kann, welches er bei dem Lesen fühlte, war das Gedicht gelungen; aber auf alle Fälle ist hier nur die Rede von der lateinischen Denkweise Schelling's. Einen noch stärkern Beweis für seine Liebe zu dem Schönen sehen wir in der Art, wie er Fichte in seinen philosophischen Schriften behandelt. Ist er auch Fichte sich nicht in der poetischen Erzählung versucht, hat er doch wenigstens einige altlateinische Kirchenlieder mit Glück in sein schönes und kräftiges Deutsch übersetzt. Außerdem spricht er in seiner „Anweisung zum seligen Leben" und in seinen „Reden an die deutsche Nation" eine Wohlredenheit und einen Sinn für die rechte Bildung der Sprache, der wol beweist, daß er ein lebendiges Gefühl für das Schöne hatte. Kant's Untersuchungen über das Schöne in seiner „Kritik der Urtheilskraft" tragen ein so entschiedenes Gepräge der höchsten Genialität, daß der Verf. gewiß sie nicht anders als der größten Aufmerksamkeit werthachten kann; und selbst wenn er der entgegengesetzten Meinung sein sollte, so muß er doch einen offenbaren Beweis in denselben finden, daß Kant sich allerdings gar sehr um das Schöne bekümmert hat". 180.

Funfzehn politische Gedichte. Zweite, mit einem Anhange vermehrte Auflage. Stuttgart, Wachendorf. 1831. 8. *)

In der Hoffnung, daß diese Lieder, die in ihrer Vaterstadt binnen wenigen Wochen vergriffen waren, in der zweiten Auflage auch den Weg nach dem übrigen Deutschland finden, berichten wir zum zweite Mal über sie, indem wir auf den Anhang, der sie begleitet, aufmerksam machen. Derselbe enthält 3 Gedichte, und zwar, wie aus dem Tone geschlossen werden darf, von Einer Hand. Das erste ist: „Der Griechen Gruß an den neuen König", in 3 Abtheilungen; reich an schönen Gedanken, im Ganzen etwas zu breit und nicht von derselben Harmonie beseelt, wie manche der 15 frühern Lieder. Aber Strophen wie folgende sind Goldes werth:

Wenn Du je von Goldesbeute
Und von Spiel und Wollust träumst:
Rath' ich Dir, daß Du noch heute
Diesen Boden wieder räumst.

Eine Warnung, König! schlage
Nicht zu hart mit Deinem Stab
An den Fels! Es geht die Sage,
Drin bereitet sei ein Grab!

Das zweite Lied: „Die Bürger", hat eine wahre Einheit. Es stellt den alten Halbgöttern, den Ahnen des Adels, mit Anerkennung ihres Verdienstes, die Bürger, die ganzen Menschen und Männer, entgegen. Das beste Lied aber, dem eigentlich diese Anzeige gilt, kommt zuletzt. Es ist gerichtet

An den deutschen Adel.

Als Theben's unglückselige Fürsten
In Bruderblut gestillt ihr Dürsten,
Ein Holzstoß beider Leib umschloß;
War doch noch nicht der Haß gebeilet,
Und unversöhnlich noch getheilet
Entzwei der Flamme Gipfel floß!

Wann Euch vor solchem Hasse grauet:
Wohlan! mit ernstem Blicke schauet,
Was sich so nahe drängt heran;
Noch jetzt, ich sag's mit bittern Schmerzen,
Sind abgekehrt verwandte Herzen,
Durch unglückselger Zwietracht Wahn.

Der Dichter rechtet nicht mit dem Schicksal, das in grauer Zeit die Edeln von den Knechten schied; aber er verlangt vom Adel, daß er vorwärtsschreite und das Volk, das aus des Freiheitthums Schranken bricht, nicht eines Verbrechens anklage.

Von Eures Volkes Schmerz und Streben,
Von seinem Ruhm und seinem Leben
Trennt Euch des alten Stolzes Wahn!
Eh' reichet Ihr dem Mandarinen,
Der Chinas Kaiser darf bedienen,
Als deutschen Bürgern Eure Hand.

Daß Wahrheit, unserer Tage Leuchte,
Noch nicht den alten Traum verscheuchte
Von fleischlich fortgeerbtem Ruhm!
Ihr rühmt Euch altem Stamm entsprossen:
O, theilt nicht mit Arabiens Rossen
Des Stammbaums Privilegium!

*) Vgl. Nr. 158 d. Bl.

D. Red.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 212. — 31. Juli 1831.

Die unbeschränkte Fürstenschaft. Von Fr. Murhard.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Streben nach Gewalt betrachtet Fr. M. sehr wahr als die Haupttriebfeder Derjenigen, welche dem Systeme des monarchischen Absolutismus das Wort reden. Daher ist denn der Mensch ebenso geneigt, die Macht, an der er Theil zu nehmen sich schmeichelt, zu vertheidigen als die, welche er selbst besitzt. Ein geheimer Instinkt treibt ihn zu ihrer möglichsten Vermehrung und Vergrößerung, ohne zu überlegen, was er damit machen werde, ohne an die Gefahren zu denken, denen sie Diejenigen blosstellt, welche von derselben keinen guten Gebrauch zu machen wissen. Den Misbrauch dieser Gewalt schreibt jedoch Fr. M., vielleicht mit weniger Wahrheit als aus individuellen Motiven, die jedoch seinem Charakter nur zur Ehre gereichen können, vielmehr den Fehlern des Verstandes als denen des Herzens zu, und meint demnach, daß nur wenige Menschen für die absolute Gewalt sein würden, hätten sie Geistesumfang genug, um alle Folgen derselben zu überschauen.

Manche wähnen (sagt der Verf. im Verfolg seiner Rede), der Fürstenschaft einen Dienst zu thun, wenn sie gar keine Schranken ihrer Macht statuiren und das absolute Königthum vertheidigen. Aber sehen denn diese mit dem Namen reiner Royalisten sich so sehr Brüstenden nicht ein, daß die vollste Machtvollkommenheit, d. h. unumschränkte höchste Gewalt, schon an sich die höchste Unrechtmäßigkeit inschschließt, und daß, wer alle Rechte in sich vereint, gar kein Recht haben kann? Sie sollten erkennen, daß es keine unvernünftigen Rechte gibt.

Dem bekannten Vicomte de Bonald und andern Koryphäen der kirchlich-politischen Partei in Frankreich erwidert Fr. M. auf ihre Behauptung, beschränkte Monarchien seien nichts weiter als verlarvte Republiken, es seien absolute Monarchien nichts weiter als verlarvte Oligarchien, jenen Herren aber wäre wenig an der Reinheit der Monarchie gelegen, wenn sie nicht mitherrschen könnten. Ueberdies sei es eine seltsame Begriffsverwirrung, welche die Absolutisten in die Staatslehre einzuführen suchten, wenn sie ein durch privilegirte geistliche und weltliche Corporationen beschränktes Monarchenthum für ein absolutes gelten lassen wollten, nicht aber ein solches, dessen Machtvollkommenheit durch eine wirkliche Nationalrepräsentation beschränkt ist.

Indessen muß man doch gestehen (so schließt Fr. M. seine vornehmlich gegen die französischen Absolutisten gerichtete Polemik), daß die Vertheidigung der Sache der absoluten Monarchie in Frankreich wenigstens mit dem der französischen Nation eignen esprit geführt wurde, hinter dem man die Sophismen oft geschickt zu verbergen wußte, während sie in Deutschland nicht selten, wie z. B. in dem geistesarmen Pfeilschifter'schen sogenannten „Staatsmann", in ein langweiliges Geschwätz ausartete, das schon darum Niemand lesen mochte.

Nach Dem, was wir bisher aus Fr. M.'s Buche zum Theil mit des Verfs. eignen Worten mitgetheilt haben, läßt sich leicht erachten, daß, wenn er im letzten Abschnite desselben die „Licht- und Schattenseite der absoluten Monarchie" vergleichend zusammenstellt, das Resultat dieser Parallele keineswegs zu Gunsten des unbeschränkten Königthums ausfallen kann. Mit großer Unparteilichkeit geht indessen unser Staatsgelehrter bei dieser Erörterung zu Werke. Seine Absicht liegt klar zu Tage, daß er überzeugen und nicht überreden will, was ihm bei seiner sonst so blühenden und vorzüglich die Phantasie und das Gemüth ansprechenden Schreibart, bei Vielen wenigstens, wol auch nicht mislungen wäre. Zu jenem Ende nun prüft derselbe mit vielem Scharfsinn die Haltbarkeit der Gründe, welche sich für die unbeschränkte Einherrschaft anführen lassen dürften. Er gibt im Verfolg dieser Untersuchung sogar zu, daß sich solche, wird sie mit Weisheit geübt, als heilbringend für Völker bewähren könne und auch schon bewährt habe, wie z. B. für die Bewohner der Sandwichinseln, wo, nach Berichten von Reisenden, 2 auf einander folgende absolute Regenten so gute Gesetze gegeben und Einrichtungen getroffen, daß die dortige Bevölkerung wahrhaft wunderbare Fortschritte in der Cultur habe machen können. Ja, er geht noch weiter, indem er, sich unter Anderm auf das Beispiel Preußens stützend, darthut, daß in einem sonst schon civilisirten Staate, der aber in seinem Innern großer durchgreifender Reformen bedarf, um zahllose, seit Jahrhunderten aufgehäufte Misbräuche aus dem Wege zu räumen und zu einem bessern gesellschaftlichen Zustande den Weg zu bahnen, dieser Zweck unter einer autokratischen Regierung, mit einem wohlwollenden, aufgeklärten Fürsten an der Spitze, der tüchtige Minister schalten und walten läßt, schneller und wol auch besser erreicht werde als durch einen Regenten, „der genöthigt ist, bei allen vorzunehmenden Maßregeln erst die Einwilligung von Ständever-

sammlungen nachzusuchen, die, wegen mangelhafter Organisation der Volksvertretung, Vertheidiger der widersprechendsten Interessen und viele Freunde der alten bisher bestandenen Ordnung in ihrer Mitte zählen". Allein, im Wesentlichen und im Allgemeinen gelangt er doch zu der Schlußziehung, deren Richtigkeit durch eine Menge der Geschichte aller Staaten und Reiche entlehnten thatsächlichen Beweisgründe außer Zweifel gesetzt wird, daß sich in der Wirklichkeit und Regel die monarchische Verfassung um so unvollkommener und dem Zwecke des Staats um so weniger Genüge leistend zeige, je reiner das monarchische Princip darin vorherrscht. Wir glauben, mit Bezugnahme auf das Vorstehende, unsern Bericht über dieses merkwürdige Buch, das sich, beiläufig gesagt, auch noch durch typographische Eleganz und Genauigkeit, sowie durch schönes Papier und sonstige Erfodernisse einer guten buchhändlerischen Ausstattung, auszeichnet, nicht angemessener beendigen zu können, als indem wir noch die eignen Schlußworte des Verfs. hier anführen. Mit Bezugnahme auf Das, was ältere und neuere Schriftsteller über die Schrecken der absoluten Einherrschaft im Alterthume und bei den barbarischen Völkern unserer Epoche erzählen, heißt es an dieser Stelle wie folgt:

Nichts verächtlicher und erbärmlicher aber als ein Fürst von einem despotischen Charakter und mit einer niedrigen Denkart und unedler Gesinnung auf dem Throne in einem Zeitalter der Civilisation und Bildung. Daß ein solcher Fürst in allem seinen Thun und Lassen nur vom gröbsten Egoismus geleitet werden wird, läßt sich schon aus der angegebenen Beschaffenheit seines Charakters abnehmen. Sein Gemüth ist blos empfänglich für Regungen der crassesten Selbstsucht, und wenn auch andere Gefühle bisweilen in ihm auftauchen, so walten sie doch nur vorübergehend, indem die selbstsüchtigen Triebe nur zu bald wieder die Oberhand gewinnen und den Sieg über die bessern Empfindungen davontragen. Ueberall aber, wo die Staatsverfassung absolut monarchisch ist, wird man nicht nur nicht verhindern können, daß dergleichen Fürsten von niedriger Denkart auf den Thron kommen; es wird ihnen sogar da die Macht und Gelegenheit dargeboten, nicht etwa blos despotisch gesinnt zu sein, sondern auch ihren schlechten und verwerflichen Charakter recht nach Lust, als Despoten in der Wirklichkeit, zu entwickeln.

27.

Notre-Dame de Paris. *)

Wenn wir gefragt würden, worin wir den größten Vorzug unserer Zeit vor jeder frühern sähen, so würden wir antworten, in ihrer Sittlichkeit. Die höchste Aufgabe der Menschheit oder, wenn man will, der Geschichte ist die äußere Darstellung, die fortschreitende Verwirklichung der Idee des Guten; jede Epoche der Geschichte bringt die Menschheit dieser Idee um einen Schritt näher; und es ist daher natürlich, daß die Söhne, die Enkel, besser und sittlicher sind als die Väter. Die Perioden, in denen dies für unsern Blick nicht anschaulich hervortritt und die daher eine Ausnahme zu machen scheinen, sind jene, in denen die Menschheit, nachdem sie eine Seite ihrer Aufgabe vollendet hat, sich von derselben ab zu einer neuen wendet; es sind die negativen zerstörenden Zeiten, die den Tod im Völkerleben darstellen, in denen das Alte — alte Sitte, Religion, Verfassung — verfällt, ohne daß ein neues positives Element sichtbar würde, welches an die Stelle träte. Solche Perioden waren zuerst der Verfall der uralten Cultur in Aegypten; dann der Verfall der griechischen Kunst, Wissenschaft und Freiheit; endlich der Verfall des Römerreiches. In der neuesten Zeit war für ganz Europa eine solche Periode das 18. Jahrhundert. Religion, Sitten und Gebräuche, Verfassungen und bürgerliche Einrichtungen der Völker, Alles war in langsamerer oder schnellerer Auflösung begriffen; diese zu befördern war nicht etwa blos in Frankreich, sondern überall die vornehmste Tendenz der Literatur. Und was war es, das uns für den alten unbrauchbaren Haushalt der Väter, den man uns hinwegnahm, geboten wurde? Keine neue Idee; ein Embryo, dessen bestimmteste oder am wenigsten unbestimmte Gestaltung wir durch den Namen der Philanthropie bezeichnen können.

Wer irgend das 18. Jahrhundert kennt, wird uns zugeben, daß die Philanthropie desselben mehr ein allgemeiner Schwindel, ein wesenloser Schatten war, der sich plötzlich der Gemüther bemächtigte, um die unbehagliche Leere derselben auszufüllen, als eine bestimmte, scharf begrenzte, praktisch ausführbare Idee. Der Heros dieser Philanthropie war Robespierre; wir dürfen nur die Reden lesen, die er im Nationalconvente hielt, um uns hiervon zu überzeugen. Aber wird man es gegenwärtig wol für etwas Anderes als Hohn oder Verrücktheit nehmen, wenn man Robespierre, den Schrecklichen, einen Philanthropen, einen Menschenfreund nennt?

Darin unterscheidet sich der geistreiche Kopf von dem Dummkopf und von dem Schwärmer, daß jener klare bestimmte Begriffe, in sich gerundete und abgeschlossene Gedanken verlangt, während dieser sich mit schwankenden verschwimmenden Nebelbildern begnügt. Die geistreichen Köpfe des 18. Jahrhunderts erscheinen daher sämmtlich der Philanthropie mehr oder weniger abgeneigt; aber diesmal haben die Schwärmer und die Dummköpfe Recht behalten. Wie Thiere, durch einen dunkeln Trieb geleitet, vor einem Bergsturze den bedrohten Punkt verlassen und sich auf sichere Stellen zurückziehen, so retteten die bêtes des 18. Jahrhunderts, im Vorgefühl der Revolution, sich aus ihren alten Behausungen in die Nebelgründe der Philanthropie hinüber. Ihre Ahnung, die ihnen sagte, daß hier sicherer Boden sei, hat sie nicht betrogen.

Denn, was ist am Ende die ganze Aufgabe unserer Zeit, als die Realisation der philanthropischen Träume des 18. Jahrhunderts? Was ist die Idee der sittlichen und volksthümlichen Freiheit, die wir im äußern Leben zur Erscheinung zu bringen, oder um uns etwas weniger doctrinair und hoffentlich verständlicher auszudrücken, praktisch durchzuführen berufen sind, was ist sie Anderes als die verachtete Philanthropie unserer Väter, von der nur die nebelhafte Hülle, die ihren Kern verbarg, gefallen ist? Wir wissen, was wir wollen; deshalb sind wir sittlicher und besser als unsere Väter.

Freiheit und sittliche Würde sind ihrem innern Gehalte nach eins. Wir wollen frei sein, deshalb müssen wir sittlich sein; und weil wir es fühlen, daß die erste Foderung, die wir an uns selbst richten müssen, Sittlichkeit ist, deshalb sind wir auch streng und unerbittlich, indem wir von jedem andern Menschen und von jeder fremden Bestrebung in Leben, Wissenschaft und Kunst vor Allem Sittlichkeit, sittliche Würde fodern.

Welche Verheerung diese Forderung in unserer Literatur anrichten muß, ist uns wohl bekannt. Manches classische Meisterstück, das wir seiner Vollendung in der Form wegen von früher Jugend auf zu bewundern gewöhnt waren, wird jetzt, mit Verachtung, in den Winkel geworfen werden. Eine neue Bilderstürmerei beginnt! Die hohen Götterbilder werden durch barbarische Fäuste zertrümmert, weil sie zu unheiligem Gebrauche dienten. Und was wird an ihre Stelle gesetzt werden? Was Anderes als die ungestalten Ausgeburten einer kranken Phantasie, die für das Schöne keine Empfänglichkeit hat?

Mögen unsere besorgten Leser und Leserinnen sich beruhigen! Das wahre Schöne ist immer auch das sittlich Gute. Homer, Sophokles und Plato, denn die Dialogen des Letztern ge-

*) Vgl. Nr. 53 d. Bl. D. Red.

Men der Poesie nicht weniger an als der Philosophie, sind eben-
so gut Dichter als Moralisten. Der jungfräuliche Virgil,
in höhere Dante und der ritterliche Tasso lehren eine höhere
Moral als alle Katechismen. Calderon und Cervantes, Shak-
speare und Walter Scott und selbst Byron, wo er sich selbst
übersteigt und ganz Dichter ist, wer wird es wagen, sie un-
sittlich zu nennen? Von Dem, was in der französischen und in
unserer deutschen Literatur bleibend ist, gilt Dasselbe. Unser
Schiller ist, wenn wir seine 3 ersten dramatischen Versuche aus-
nehmen, der sittlichste Dichter, dessen eine Nation sich rühmen
kann.

Am wundersamsten ist die Veränderung, die in Bezug auf
Sittlichkeit im Leben und Literatur in Frankreich vorsichge-
gangen ist. Wie ein befruchtendes Gewitter ist die Revolution
über das dürre, schlaffe, todesmatte Frankreich hinweggezogen;
wenige Furchen hat die Guillotine in den Boden gerissen, Lei-
chen haben ihn gedüngt; aber überall keimt reines, frisches,
kräftiges Leben auf. Nur blinde Thoren oder Sklaven können
leugnen, daß die heutigen Franzosen noch dieselben wie jene
von 1789 sind.

Beschränken wir unsern Blick nur auf die Literatur. Eine
kurze Skizze ist hinreichend die unermeßliche Veränderung
darzustellen, die in dieser die Revolution hervorgebracht hat.
Jener Kritiker, der unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. dem Dich-
ter die Moralität zugemuthet hätte, würde Jedermann als fadem
Pedanten gelehrt haben; jetzt begegnet dies dem Dich-
ter, der gegen die Gebote der Moral verstößt. „Der Cid", das
erste Werk, womit Corneille sich eine neue Bahn brechen
wollte, wurde von den Höflingen Ludwigs XIV. verlacht; wer
hätte noch ernsthaft bleiben können, der eine so romanhafte Ver-
letzung der Ehre auf der Bühne sah? Victor Hugo hat
diese Verletzung, den Gedanken, daß die Ehre das Höchste
sei, und höher als dieses selbst sei, auf die Bühne ge-
bracht, und die „frivolen" Pariser lachten nicht, obwol durch
solche lächerliche Auswüchse ihr Ernst auf eine harte Probe
gestellt wurde. Der „Hernani" Victor Hugo's, mit all seinen
Unwahrscheinlichkeiten, wird die Bahn brechen, die der große Cor-
neille mit seinem „Cid" vergebens zu eröffnen versuchte. Warum?
Weil damals die Grundlage alles Dichtens und Denkens Sitten-
losigkeit war, die nur für glatten Flitterschmuck Gefühl hat;
jetzt ist die Grundlage des öffentlichen Lebens sowie des
Denkens sittliche Würde ist, die nur durch das Große und
Erhabene sich begeistern läßt. Wie würde ein Parterre aus dem
Zeitalter Louis XIV. über „Hernani" gelacht
haben!

Dadurch macht Victor Hugo sich würdig an der Spitze der
neuen Schule in Frankreich zu stehen, daß sittlicher Adel die
Seele aller seiner Schöpfungen ist. Ob er die poetischen Mit-
tel, deren er sich bedient, immer mit vollkommener Klarheit des
Geistes wählt, möchten wir nicht entscheiden; daß eine
solche poetische Idee, die immer zugleich auch eine sitt-
liche ist, als seine Possen beherrscht, kann man dagegen nicht
in Abrede stellen. Von seinem letzten größern Werke, dem No-
tre-Dame de Paris" ist dies durch französische Kri-
tiker in Zweifel gezogen worden; doch wol nur, weil überhaupt
der Roman, das moderne Epos, weniger scharf und
bestimmt als die ältere, knappere Form hervortritt als die
des Dramas. Uns wenigstens ist als die Idee der „No-
tre-Dame" die alles durchdringende Gedanke klar geworden, daß die Liebe Al-
les heiligt, adelt, erhebt, aber nur die wahre, reine, sitt-
liche; während die irregeleitete sinnliche Leidenschaft Alles
entweiht, entsittlicht, stört. Die wahre Liebe ist aber mit der
Idee der sittlichen Würde und mit der sittlichen Freiheit
so innig verbunden, sondern in ihrer tiefsten Bedeutung,
aus derselben ursprünglichen Quelle wesentlich Eins; und mit Recht
hebt die Stimme des Volkes die sinnliche Leidenschaft,
die ihre Wirkung äußerlich hervortritt, als den Gegensatz der
Liebe hervor. Wir entlehnen von einem jener tadelnden Kri-
tiker eine Skizze des Romans, weil diese offenbar nicht in der
Absicht entworfen sein kann, eine Idee hervorzuheben und in
vortheilhafteres Licht zu stellen, die der Zeichner nicht einmal
begriffen hatte.

„Eine Novelle des Cervantes: „Die Zigeunerin", mag die
erste Idee zu dem Romane „Notre-Dame" gegeben haben. Ein
junges Mädchen, in seiner Kindheit von Zigeunern geraubt und
zum Schlusse von seiner Mutter wiedergefunden, ist die Hel-
din beider Geschichten. In der einen, wie in der andern, hat
das Mädchen, ungeachtet seines Gewerbes als herumziehende
Tänzerin und ungeachtet der schlechten Gesellschaft, in welcher
es gezwungen ist, zu leben, allen Verführungen der Männer und
seiner eignen Schönheit widerstanden. Aber hier hört auch jede
Vergleichung auf, und nichts ist unähnlicher als das Colorit der
beiden Dichter und die Abenteuer der beiden Zigeunerinnen.
Jene des Cervantes ist die Tochter eines edeln Corregidors von
Murcia; die Victor Hugo's, von einem unbekannten Vater er-
zeugt, hat zur Mutter eine jener Unglücklichen, die, zu der tief-
sten Stufe der Schande heruntergesunken, keinen andern Trost
auf Erden finden, als in dem Kinde, welches die Frucht ihrer
letzten Verirrungen ist. Die Freude, welche sie darüber empfin-
det, Mutter zu sein, die zärtlichen Bemühungen, mit denen sie
ihr Kind überhäuft, ihre Verzweiflung, als es ihr geraubt ist,
bilden in der naiven Erzählung einer Nachbarin ein ebenso
wahres als reizendes und anziehendes Gemälde. Die unglück-
liche Mutter hat sich freiwillig in einen Kerker eingeschlossen,
der für die Reue bestimmt und auf der Place de Grève gelegen
ist. Hier schmachtet sie 16 lange Jahre, erwartet ihr Brot
von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden und flucht allen
Zigeunern und Zigeunerinnen, welche sie sieht, und besonders
der jungen hübschen Tänzerin, deren Alter ihr das Kind zu-
rückruft, das man ihr entrissen hat. Esmeralda, so heißt das
Mädchen, hat schon mehr als eine Leidenschaft erregt. Die mat-
teste und am wenigsten feurige ist jene eines armen Teufels
von Poeten, genannt Pierre Gringoire, den sie heirathet, um
aus ihm einen Ehemann ad honores zu machen; ihre ein-
zige Absicht ist, durch diesen Schritt sein Leben zu retten. Grin-
goire ist nämlich eines Abends, in den Straßen von Paris ver-
irrt, den Spitzbuben und Bettlern in die Hände gefallen, wel-
che die Cour des miracles bewohnen, und er hat nur unter
der Bedingung Gnade vor ihnen finden können, daß er sich in
dieser seltsamen Gesellschaft durch eine vierjährige Heirath natu-
ralisirt; Esmeralda opfert sich für ihn auf. Aber vollkommen
den Kopf verrückt hat die schöne Zigeunerinn dem gelehrten
Frollo, Archidiaconus von Notre-Dame, der um das Mädchen
seine hermetischen Speculationen und seine Forschungen nach dem
Stein der Weisen verachtet. Der gelehrte Mann gibt dem Glöck-
ner Quasimodo, einer Art von Ungeheuer, das ebenso ausgezeichnet
durch seine physische Kraft ist als durch seine Mißgestalt, den
Auftrag, das schöne Kind zu entführen. Quasimodo hat sich des
Mädchens in der That bereits bemächtigt und durchwandert,
mit dieser angenehmen Last beladen, das Nachts nur großen
Schritten die Straßen von Paris, als der Hauptmann der
Scharwache, der schöne Phöbus de Châteaupers, die Angenehme
befreit. Dieser Zufall veranlaßt eine gegenseitige Liebe, die aber
von Seiten des Mädchens tiefe Leidenschaft ist, während sie
bei dem Offizier leichte sinnliche Erregung bleibt. Der arme
Quasimodo wird indessen zur Strafe für diese Entführung ver-
urtheilt, an den Pranger gestellt und ausgepeitscht zu werden.
Während er erschöpft durch Schmerz und Wuth mit jedem
Geschrei einen Tropfen Wasser verlangt, sieht man mitten aus
der Menge, die sich an diesem Schauspiele ergötzt, die Zigeune-
rin sich losreißen, um dem Leidenden zu trinken zu geben.
Aber die Liebe ist bei ihr nicht weniger keck als das Mitleid.
Immer noch von ihrem Phöbus eingenommen, willigt sie ein, ihm
ein Rendezvous an einem jener Oerter zu geben, deren Namen
die Delicatesse unserer Sprache nicht mehr duldet. Da, in dem
Augenblicke, wo sie im Begriff ist, ihrem Geliebten Alles zuzu-
gestehen, stürzt der eifersüchtige Frollo, den der Offizier selbst

in das Haus eingeführt hat, sich auf den Nebenbuhler, erdolcht ihn und verschwindet. Die Gerechtigkeit erscheint, verhaftet das Mädchen und stellt dasselbe als Mörderin und Zauberin vor Gericht. Umsonst betheuert Esmeralda ihre Unschuld; die Tortur entreißt ihr Geständnisse, die sie nicht mehr zurücknehmen kann; sie wird verurtheilt, öffentliche Kirchenbuße vor der Notre-Dame zu thun und den Tod durch den Strang zu erleiden. In den schrecklichsten Kerker geworfen, in welchem sie, von allen Leiden des Körpers und der Seele verzehrt, langsam hinstirbt, sieht sie einen Priester zu sich herabsteigen. Es ist Frollo, der ihr das Leben anbietet, unter der Bedingung, daß sie miteinander fliehen und ihr Loos vereinigen. Die Zigeunerin weist dieses Anerbieten mit Abscheu zurück; der Tag ihrer Hinrichtung naht; schon hat sie die Kirchenbuße gethan, und man will sie zu der Grève abführen, als der Glöckner Quasimodo, der nicht weniger in sie verliebt ist als der Archidiaconus, sie den Henkern entreißt, in die Kathedrale der Notre-Dame, ein damals geheiligtes Asyl, entführt und in einer Zelle seines Glockenthurmes verbirgt. Das Mädchen sieht seinen Retter nur mit Schrecken; aber die Leidenschaft, die den Priester verderbt hat, bringt auf Quasimodo die entgegengesetzte Wirkung hervor; nicht zufrieden, das Wesen gerettet zu haben, welches er liebt, schätzt er dasselbe auch und umgibt es mit Bemühungen der zartesten Sorgfalt, für die er doch nicht einmal einen Blick zum Lohne erhält. Er ist zu häßlich. Inzwischen kommen die Bettler, die Diebe und die übrigen Bewohner der Cour des miracles und belagern die Kathedrale, um ihre liebe Gefährtin zu befreien. Der starke Quasimodo besteht eine förmliche Berennung; auf der andern Seite fallen die Häscher über die Belagerer her. Die Nacht macht den Kampf noch furchtbarer. Während desselben entführen Gringoire und Frollo die Zigeunerin noch einmal und bringen sie auf das rechte Seineufer. Hier weist sie nochmals alle Anerbietungen des Archidiaconus zurück, der sie hierauf der Wuth der Büßenden überliefert. Bald entdeckt diese aber an ihrer Gefangenen ein Zeichen, woran sie sie als ihre Tochter erkennt. Trunken vor Freude, aber zugleich voll Schrecken, verbirgt sie das geliebte Kind in ihrer Zelle. Umsonst! Der Prevost Tristan kommt mit seinen Gehülfen; die unglückliche Zigeunerin wird erkannt; man entreißt sie ihrer Mutter und der Roman findet seine Lösung auf dem Grèveplatze und dem Anger von Montfaucon".

Die Geschichte, wie man sieht, ist wild und phantastisch genug; und als ein treues Gemälde des Mittelalters möchten wir dieselbe, mit all ihrer glänzenden Darstellung keineswegs empfehlen. Aber der Vorwurf, daß es an einer leitenden Idee, an einer idée-mère, wie die Franzosen sich ausdrücken, fehle, scheint uns höchst ungerecht und selbst durch den dürftigen Auszug, den wir gegeben haben, widerlegt. Daß eine Dichtung geradezu zur Allegorie werde, kann man doch wol, ohne äußerste Einseitigkeit, von keinem Dichter verlangen. Unserer Meinung nach hat Victor Hugo nicht blos der ersten Foderung entsprochen, die wir an jeden Dichter stellen, daß eine Idee in seinem Werke liege, sondern auch, ungeachtet der Wahl des bedenklichsten Stoffes, der zweiten, ebenso unerläßlichen, daß diese Idee eine sittliche sei. Die französische Lesewelt, die in wenigen Monaten 4 Auflagen des Buches nöthig machte, hat daher diesmal, wie so häufig, richtiger geurtheilt als eine überscharfe wegwerfende Kritik. 168.

Kleine und große Bücher.

D'Israeli sagt in seinen „Curiosities of literature", die Kleinheit eines Buches sei stets seine Empfehlung gewesen, seine Größe und Beleibtheit aber sein Nachtheil. Er meint, ein dickes Buch sei eine Vogelscheuche für die Köpfe, wie für die Taschen, für Schreibende, Lernende, Kaufende und Verkaufende; kurz, ein Hafen der Unwissenheit, ein Bollwerk für Barbarei und Aberglauben, welche sich hinter den mächtigen Foliobänden verschanzten und den freien Zutritt des Lichtes hemmten; eine Art intellectueller Presse, wo das Gewicht und die Last der Bände jeden Aufschwung unmöglich mache. Dabei wirft er seinen Blick auf Heiden und Juden, auf pfäffische Scholastiker und Canonisten und den unerstürmbaren Eselsbrückenkopf ihrer Foliobände. Wie glücklich würde sich der gelehrte Mann fühlen, wenn er noch lebte und die tausend kleinen, winzigen Büchlein sähe, welche jetzt das geistige Licht in Deutschland, England, Frankreich und Italien verbreiten. Wie sehr würde er sich freuen, wenn er wüßte, daß jetzt sogar philosophische Werke, wie der Auszug aus Fischer's Lehre von den Arten und der charakteristischen Natur der Vermögen und Einrichtungen unserer Seele in einem unsäglichen Format, nämlich zwei Zoll hoch und anderthalb Zoll breit erscheinen. Wie lieblich und hold erscheinen solche Büchlein, wenn man sie mit dem Großfolio vergleicht, welches, nach dem Traum eines Rabbinen, der Engel Raziel seinem Schützling Adam gab und in welchem, wie in der Vollgraff'schen „Encyklopädie", alle Wissenschaften und noch etwas mehr vollständig enthalten waren; oder mit den von Zoroaster geschriebenen und „Die Aehnlichkeit" betitelten Bänden, welche nur den Raum von 1260 Stierhäuten eingenommen haben sollen, und wobei seine 25,000 oder nach andern 36,000 Bände kleiner und 525 noch kleinerer Handschriften gar nicht gerechnet sind. Wie viele Schriften wären nicht verbrannt worden, wenn sie in kleinem Formate geschrieben worden wären! Wie Mancher läßt den Plutarch ungelesen, weil er sich vor dem beleibten Format fürchtet. Liest und lebt man Boileau's „Lutrin" mehr als die „Pucelle" von Chapelain, weil jenes Werk höhern poetischen Werth hat? Nein, weil es kurz, klein und bündig ist, die „Pucelle" aber den gutmüthigsten Leser wie ein Alp drückt. Die Verf. von Foliobänden mistrauen der Fassungskraft der Leser; sie beschränken seinen Geist wie seine Zeit; die kleinen Bücher huldigen dem schnellen und großen Verstande der Leser. Wer nur kleine Bücher schreibt, entgeht dem Witze Cicero's, daß man ihn vermittels seiner Schriften verbrennen könne, ein Witz, den man mit Recht auf die 21 Foliobände Alfreds des Großen anwendete. Francis Osborn sagt: Große Bücher machten viele Arbeit, aber wenig Vergnügen. Man kann sie mit dem Ochsen vergleichen, der auf der Kaiserkrönung zu Frankfurt ganz gebraten wurde und bei weitem das Saftige, Delicate und Schmackhafte nicht hatte, das ein geschickter Koch kleinern Stücken zu geben weiß. Manche denken freilich mit Verachtung der kleinen niedlichen Gaben, von denen schon ältere Schriftsteller mit Wonne sprechen, und ihre Verehrung für Aulus Gellius z. B. sinkt bedeutend, wenn sie hören, daß er die Leichtigkeit und Schönheit kleiner Erzeugnisse, wie das „Blumenkörbchen", den „Besetzten Mantel", die „Bunte Aue" u. s. w. gepriesen habe. Solche Leute sind im Stande, wie Scaliger dem Drusius wegen seiner kleinen Bücher zürnte, mit Jemandem zu hadern, weil er kein Taschenbuch in Folio herausgibt, oder ihm, wie Jurieu dem Colomies vorzuwerfen, er sei ein großer Autor von kleinen Büchern, oder wie ein gewisser Engländer, von welchem Addison in seinem „Spectator" erzählt, seine Gäste nach dem Format ihrer Bücher zu setzen, oder es zu machen, wie der Nachfolger des berühmten Plantin, der den gelehrten Puteanus aus seinem Laden warf, weil er so kleine Bücher schrieb. Was hätten unsere Buchhändler nicht zu thun, wenn sie alle Verf. von kleinen Büchern aus ihren Läden werfen wollten. Darin hat D'Israeli ohne Zweifel recht, daß für den Verkaufenden der Octav- und Duodezbuchhandel zuträglicher ist als der Imperialfoliobuchhandel. An dem Verlage eines Bändchen Novellen oder ähnlichen Leihbibliothekenfutters verarmt kein Buchhändler; wenn aber Origenes wieder erstände und die 6000 Bände seiner Werke (sofern nämlich Epiphan nicht gelogen hat ist die Zahl richtig) einem Buchhändler zum Verlag anböte so dürfte er das Schicksal des Puteanus theilen und Niemand würde den Buchhändler deshalb tadeln. 92.

Hierzu Beilage Nr. 20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 20. 31. Juli 1831.

Oeuvres complètes de Thomas Reid, chef de l'école écossaise. Publiées par *J. Th. Jouffroy*, avec des fragmens de *Royer-Collard*, et une introduction de l'éditeur. Zweiter bis sechster Band. Paris, 1828—29. *)

„Plenus venter non studet libenter" sagt ein altes Sprichwort. Wenn man die Klage hört, welche selbst britische Gelehrte über den Rückschritt und das Stocken der strengern Wissenschaften in England führen (z. B. „Reflexions on the decline of science in England and on some of its causes. By Ch. Babbage", London, 1830), so möchte man jenes Sprichwort fast auf jene Insulaner anwenden, indem man dem „plenus venter" nur noch eine etwas weitere Bedeutung gibt und das vorherrschende weltliche Treiben überhaupt darunter versteht.

„Der Contrast", sagt ebenfalls ein Brite, „in welchem die jetzige Begeisterung für das Studium der Philosophie bei den Franzosen zu der gegenwärtigen speculativen Apathie in England steht, ist so schmachvoll wie unleugbar. Die Franzosen haben diesen Geist metaphysischer Forschungen von den Deutschen und Briten eingesogen; bei den Letztern aber scheint derselbe seitdem gänzlich erloschen zu sein".

Unter den britischen (eigentlich schottischen) Philosophen, die sich in neuerer Zeit ausgezeichnet, besonders aber dem Studium der menschlichen Seele sich gewidmet und dann ein ähnliches in Frankreich angeregt haben, sind gemeint: Dugald Stewart und Thomas Reid. Beide haben sich bemüht, die Philosophie auf eine gründlichere Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens aus dem empirischen Standpunkte zurückzuführen. Reid insbesondere stützte sich bei seinem Philosophiren auf das natürliche Bewußtsein oder den gemeinen Menschenverstand, und suchte hiedurch nicht nur die Idealisten, sondern auch die Skeptiker zu bekämpfen. Sein System ist das des natürlichen Realismus oder natürlichen Dualismus, wo die Wahrheit des Bewußtseins unbedingt zugelassen wird, sowol in Beziehung auf das Ich, als auf das Nicht-Ich, als von einander verschieden. „Wenn wir unser Bewußtsein befragen, so ist die Antwort kategorisch und klar. Wir kehren mit der unwiderstehlichsten Ueberzeugung von 2 Thatsachen zurück, nämlich: 1) daß Ich bin; und 2) daß etwas von mir Verschiedenes existirt. Und in diesem Act bin ich mich meiner, als des wahrnehmenden Subjects, nächstdem aber auch einer äußern Realität, nämlich des wahrgenommenen Objects bewußt; und dieser beiden Existenzien bin ich mich in demselben, untheilbaren Moment der Anschauung bewußt. Die Erkenntniß des Subjects läuft der Erkenntniß des Objects nicht voraus, noch folgt sie auf dieselbe. Keine von beiden bestimmt die andere, noch wird sie von ihr bestimmt. Diese ist die Thatsache der Wahrnehmung, wie sie sich im Bewußtsein offenbart und wie sie die Menschen im Allgemeinen zu einer gleichen Zuversicht auf die Wirklichkeit einer äußern Welt, sowie auf das Dasein ihrer eignen Seele bestimmt. Selbst die Philosophen, welche eine intuitive Wahrnehmung verwerfen, geben doch zu, daß ihre Lehre entschieden entgegenstehe der Stimme des Bewußtseins und der natürlichen Ueberzeugung der Menschen".

Gegen Reid's (und auch Steward's) System des natürlichen Realismus oder natürlichen Dualismus, dessen Grundansicht wir im Obigen angedeutet haben, hat sich neuerdings auch in England ein Gegner erhoben, Thomas Brown, der in seinen „Lectures on the philos. and human mind" einem andern System, dem des hypothetischen Realismus oder hypothetischen Dualismus huldigt. Die Grundzüge desselben sind: Brown hält dafür, die Seele sei über ihre subjectiven Zustände hinaus sich nichts bewußt und ermangele darüber hinaus aller unmittelbaren Erkenntniß. Er nimmt aber dennoch die Existenz einer äußern Welt jenseits der Sphäre des Bewußtseins an, nicht aber deshalb, weil wir uns dieser Existenz einer äußern Welt (eines Nicht-Ichs) bewußt wären, sondern weil ein unwiderstehlicher Glaube an die (obwol unerkannte) Wirklichkeit einer äußern Welt uns zu jener Annahme hinziehe. Außer diesem Glauben meint er, gäbe es kein Raisonnement, wodurch das Dasein der äußern Welt erwiesen werden könne. Zur Hälfte ist er also Idealist, indem er den Gegenstand des Bewußtseins in der Wahrnehmung nur als eine Modification des wahrnehmenden Subjects betrachtet; zur Hälfte aber nicht, indem er die Verneinung einer äußern Welt nicht zulassen, sondern deren Wirklichkeit und die Erkenntniß dieser Wirklichkeit durch verschiedene Hypothesen festzustellen und zu erklären sucht. Man sieht leicht, daß dieses System des hypothetischen Realismus oder hypothetischen Dualismus ein höchst inconsequentes sei, sowie überhaupt Brown's Schriften, worin er nebenbei seine Vorgänger Steward und Reid auf das Aeußerste zu verkleinern sucht, weder von richtigem Denken, noch auch von sonderlicher Gelehrsamkeit in seinem Fache zeugen. Dennoch hat er in England eine Menge Bewunderer gefunden, und es war bisher immer nur erst ein tüchtiger Kritiker gegen ihn aufgetreten, James Mackintosh, in einer vortrefflichen Abhandlung: „Dissertation on the progress of ethical philosophy", die sich vor der neuen Ausgabe der „Encyclopaedia britannica" findet. Jetzt kommen aber 2 Andere hinzu, nämlich der auf dem Titel genannte, berühmte Royer-Collard, in den Bruchstücken seiner Vorlesungen, womit er Reid's ins Franz. übersetzte „Essays on the intellectual powers of man" (Edinburg, 1785) (auszugsweise auch deutsch in Feder's und Meiners' „Philos. Bibl.", I, S. 43) begleitet; und dann ein Recensent im „Edinburgh review", Oktober 1830, S. 158—207, dessen Abhandlung sich durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit auszeichnet. Es wird darin Reid's (des Streiters für die Wahrheit und Wahrhaftigkeit des Bewußtseins eines Ichs und eines Nicht-Ichs) natürlicher Realismus gegen Brown's und Anderer Angriffe vertheidigt, und daneben werden die Sünden Brown's, als eines Ungelehrten und eines schwachen Denkers, aufgezählt, nachgewiesen und scharf gerügt. Zur Probe geben wir nur folgende Schlußstelle: „Was wir bei dem System des Idealismus beklagen, ist, daß er das Bewußtsein zum Lügner machen will. Ist das Bewußtsein erst einmal der Lügenhaftigkeit überführt, so sind wir auch zugleich einem unbedingten Zweifeln (Scepticism) dahingegeben, welches dann unser intellectuelles Sein beherrscht. Jeder Schluß kann nun ungestraft gegen die Würde und die Hoffnungen der menschlichen Natur gewagt werden. Unsere Persönlichkeit, unsere Freiheit sind dann aller Vertheidigungswaffen beraubt. Der Mensch ist dann der Traum eines Schattens; und Gott ist der Traum dieses Traumes". — — „Was wir vom Ich, vom Selbst, von der Persönlichkeit kennen, kennen wir nur als im Bewußtsein gegeben. In unserm wahrnehmenden Bewußtsein ist als letzte Thatsache ein Ich und ein Nicht-Ich uns offenbart. Jedes ist uns gegeben als unabhängig vom Andern, jedes nur erkannt in der Entgegensetzung zum Andern. Es gibt keinen Glauben, der intuitiver, allgemeiner, unmittelbarer, unwiderstehlicher wäre als der, daß obige Entgegensetzung wirklich und auch als wirklich anerkannt sei. Kein Glaube ist demnach wahrer als dieser. Ist jene Entgegensetzung täuschend, so sind Ich und Nicht-Ich, Selbst und Nicht-Selbst, Subject und Object, Ich und Du Unterscheidungen ohne Verschiedenheit,

*) Der erste Band, der die „Introduction" enthalten wird, ist noch nicht erschienen. S. die Artikel: Reid, Steward, Brown, in Krug's „Handwörterbuch der Philosophie" (Leipzig, 1827—29).

und das Bewußtsein ist so weit davon entfernt, die innere Stimme unsers Schöpfers zu sein, daß es vielmehr, gleich dem Satan, uns als ein Lügner vom Anfang an erscheinen muß. Die Realität jener Entgegensetzung bejaht Brown und verneint sie auch wieder in verschiedenen Theilen seiner seltsamen Philosophie. Indem er seine Theorie der Wahrnehmung (perception) aufbaut, verneint er ausdrücklich, daß die Seele sich irgend etwas Anderm, außer ihr selbst bewußt sei, und behauptet, daß Das, was uns, im Bewußtsein, als Nicht-Ich gegeben ist, nur eine täuschende Erscheinung (phänomenale Illusion), eine Modification unsers Ichs (des Subjects) sei, welche dann unser Bewußtsein zu dem Glauben bestimme, es sei wirklich etwas numerisch und substantial Verschiedenes, ein Nicht-Ich, vorhanden".

Ille ego sum sensi, sed me mea fallit imago. Nachdem er nun so in einem Theile seines Systems behauptet hat, unser Glaube bei der Unterscheidung eines Ich und Nicht-Ich sei nichts anders, als der Betrug eines lügnerischen Bewußtseins, sieht man ihn zu höchster Verwunderung in einem andern Theile seines Systems sich auf den Glauben an eben dieses Bewußtsein, als eine höhere Offenbarung berufen, ja! eben diesen Glauben, durch dessen Trüglichkeit er anderswo das Bewußtsein der Lügenhaftigkeit beschuldigt hat, nun speciell als die Stimme unseres Schöpfers bezeichnen. Auf die Wahrhaftigkeit dieses lügnerischen Glaubens (wie er ihn früherhin dargestellt hat) gründet er nämlich (in der 12. — 15. Vorlesung) seinen Beweis von personaler Identität. Wo es den Gegenstand der Wahrnehmung betraf, wies er diesen Glauben als incompetent, das Nicht-Ich vom Ich zu unterscheiden, zurück. Wo aber unsere persönliche Identität in Frage kommt und hier das Zeugniß dieses Glaubens willkommen ist, da citirt ihn Brown mit lauter Stimme als einen inspirirten Zeugen, der ausschließlich competent sei, Ich und Nicht-Ich zu distinguiren.

Aber wie, wenn dieser Glaube sich im Ich für Nicht-Ich irrt, er nicht auch im andern Fall irren und im Nicht-Ich für das Ich sich vergreifen werde, möchte wol zu den Problemen gehören, welche nicht leicht zu lösen sind. Dennoch wird dieser Glaube, mit derselben Incensequenz (in der 96. Vorlesung) noch einmal zu Hülfe gerufen, um auch die Individualität der Seele zu beweisen.

6.

Nordfriesland im Mittelalter. Eine historische Skizze von N. L. J. Michelsen. Mit einem Wappen- und Urkundenbuche. Schleswig, Taubstummeninstitut. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Westseite des südlichen Jütlands, jetzigen Herzogthums Schleswig, von der nördlichen Widau an bis herab zur Eider, wird, so weit Geschichten und Sagen reichen, von einem friesischen Völkerstamme bewohnt, dessen Sprache, Sitte und Gestaltung zwar germanische Abkunft und Verwandtschaft mit den Sassen nicht verleugnet, sich aber doch als eigenthümlich unterscheidet. Die Nordfriesen sind Meeresanwohner, geriethen schon im Anfange des 9. Jahrhunderts unter dänische Hoheit, bezahlten Landgeld, und fochten unter Stallern (Statthaltern); doch bildeten sie fortwährend eine freie Volksgemeinde, unter eignen Obrigkeiten, nach eigner Wahl. Harald Blauzahn theilte das Land in 16 Bezirke, Harden genannt, wahrscheinlich nach der Zahl der Kirchspiele, wovon 3 aus Gerstland, die übrigen aus Marsch und Inseln bestehen, zu welcher als siebzehnte Helgoland gerechnet ward. Nachbarn der See, berufen sie zu beschiffen und zu besischen, oder ihr Ackerland und Weide mit dem Spaten abzuringen, bedurften sie kräftiger fesselfreier Hände, denen wenig geschenkt ward, die das Meiste von Dem umschufen, was sie erwarben, und mit der Natur selbst in Kampf treten mußten, um es zu behaupten. Der Geschichtschreiber des 12. Jahrhunderts, Saxo Grammaticus berichtet, Nordfriesland sei ringsum mit Deichen eingefaßt, welche das spätere Sprichwort ein goldenes Band nennt; aber aus seiner Beschreibung erhellt, daß dieses damals nur noch niedrige Seedeiche gewesen. Aelter sind sie unstreitig als die der Eidermarschen. Ließe sich die Zeit der Einführung eines geregelten Deichwesens bestimmen, so wäre damit auch die der Bildung eines höhern und festern Gemeinwesens angedeutet. Weniger hochfahrend, hart, heftig, rauh und stolz als ihre Halbbrüder, die dithmarschen Friesen, weniger unzuverlässige Verbündete, unerbittliche Feinde und beschwerliche Nachbarn, standen sie ihnen an Mannhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Sinn für Unabhängigkeit nicht nach. Aber eben dieser Sinn, nicht durch Klugheit geleitet und einzig den vorübergehenden Vortheil jeder besondern Gemeinde ins Auge fassend, verhinderte die verschiedenen Bezirke in Glück und Unglück für einen Mann zu stehen und den großartigen Gemeingeist zu entfalten, wodurch den Dithmarschen gelang, um mehr als ein Jahrhundert länger dem Andrang einer übermächtigen aber irregeführten Nachbarschaft zu widerstehen, und wenigstens der That, wenn auch nicht dem Recht nach, einen kleinen Staat innerhalb des Gebiets eines größern zu bilden. Hätte das freigesinnte Bauernvolk der Dithmarschen nicht zu viel Bauernstolz besessen, um sich mit den brüderlichen glaubensfesten Nordfriesen zu Schutz und Trutz gleicher Vorrechte zu vereinigen; hätte dem verblendeten nicht mehr behagt, habsüchtige Gewalt und augenblickliche Befriedigung gehässiger Leidenschaftlichkeit gegen sie zu üben und ihnen mit Keulenschlägen die Wahrheit einzuprägen, wie viel sanfter die Leitung eines Fürsten ist, als die tausendköpfige Willkür wankelmüthiger Menge; hätte der befestigte Freistaat Bescheidenheit gelernt, sich auf Vertheidigung beschränkt, jedem Angriffe entsagt, und dem langsamern aber sichern Erwerb der Künste des Friedens dem ebenso schnell zerronnenen als gewonnenen Ertrage unsicherer Fehden vorgezogen: so läßt sich denken, daß er die Stürme der Zeit ebenso wohl hätte überdauern können, als die nicht minder angefochtenen und beneideten, nicht immer tadelfreien, doch im Ganzen besser berathenen, klüglich einlenkenden Hansestädte. Freiheitsliebe und Tapferkeit sind so glänzende Tugenden, daß sie der Empfehlung nicht bedürfen, um überall Bewunderer und Lobredner zu finden. Aber jede Vergangenheit bewährt und jede Zukunft wird bewähren, daß sie nicht die einzigen unerläßlichen Tugenden sind, und daß Klugheit, Billigkeit und Bescheidenheit ihre Gesetzgeber sein müssen, wenn sie nicht das Glück ihrer Besitzer und ihrer Umgebung untergraben und den Unwillen des Schicksals rechtfertigen sollen, dem sie endlich erliegen. Alle beglaubigten Erfahrungen verbürgen die heilsame Wirksamkeit der Mäßigung; nun ist diese zum Unglück für das Menschengeschlecht so glanzlos, daß der ehrsüchtige Glückliche fast sich ihrer schämt, der kraftvolle Unglückliche sich lieber anklagt zu wenig als zu viel gewollt zu haben; und der Geschichtschreiber selbst, von dem allgemeinen Taumel ergriffen, nur selten wagt seine Stimme zu ihrem Lobe zu erheben, indeß er nicht verfehlt, die Ueberspannung blendender Entwürfe und Maßregeln mit sophistischer Beredtsamkeit zu beschönigen. Der Gläubige bildet sich seinen Gott, der Zuschauer seinen Schauspieler, der Leser seinen Schriftsteller. Die Ernte entspricht der Saat. Hr. Michelsen, der sich seit Langem beschäftigt, handschriftliche Erkenntnißquellen der dithmarschen Vorzeit zu sammeln, zu sichten und zu bearbeiten, gerieth dabei auf manche unbekannte Urkunde der nordfriesischen Geschichte. Der Zusammenhang ihrer Geschichte und Thaten mit den Dithmarschen während des Mittelalters zog ihn an, er erwarb sich das Verdienst sie zu ordnen, und seine schätzbaren aber unvollständigen Vorgänger, Heimreich, Peter Sax und Petrejus zu ergänzen und zu berichtigen. Treue, Fleiß und Scharfsinn sind unverkennbar. Einige Bekanntschaft mit der dänischen Geschichte ist erfoderlich, um ihn vollkommen zu verstehen; wer aber diese besitzt, wird ihn mit wachsender Theilnahme lesen; denn die Kunde des Rechts, der Sitten und der Sprache gewinnt durch seine Forschungen, welche Möser's Ansicht vom öffentlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustande im Sachsenlande bestätigen. Mit großem Lobe erwähnt er der nordfriesischen Lieder Hansens und der fylter Komödie, die er für echt volksthümlich erklärt und der Holberg'schen an die Seite stellt; was er

mit einem Abdruck derselben sehr wünschenswerth macht, der den Sprachkundigen nicht unverständlich bleiben dürfte, da Outzen's „Nordfriesischer Glossar" von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen zum Druck befördert wird, in deren Gewahrsame sich gleichfalls eine nordfriesische Sprachlehre befindet, 1824 von Bendsen zu Arrieskjöping ausgefertigt, aus welcher einige angeführte Sprichwörter dem Niedersachsen keine unerfreulichen Räthsel darbieten. 75 mitgetheilte Urkunden reichen vom Jahre 1291—1544 unter Christian III., und die Geschichtserzählung des Verf. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Zum Letztern schwerlich bedeutend vermehrt werden können, diese weil der bescheidene Forscher selbst nur als Vorarbeit angesehen wissen, die einen Nordfriesen erwecken soll, etwas Vollständigeres zu liefern, wiewol ihm das Lob nicht versagt werden darf, die verbrauchten wenigen gedruckten Quellen wohl gekannt, sorgfältig geprüft und verständig benutzt zu haben. Den Meyer'schen Karten zu Dankwerth's trefflicher Landesbeschreibung läßt er völlig Gerechtigkeit widerfahren, beweist jedoch, daß sie einzelnen nordfriesischen Landesbezirken, besonders Helgoland, eine zu große Ausdehnung beilegen, weil den wackern Zeichner die Uebertreibung alter Sagen verleitete. Dankbar rühmt der Verf. die Unterstützung hoher Behörden und verdienter Gelehrten, und das vorliegende Werk beurkundet, wie wohl diese Beförderung angewendet worden. 42.

Fürst, oder die Religionen und Culte der bekanntesten Völker der Erde alter und neuer Zeit. Von J. P. Gerlach. Zweiter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Den früher von uns in d. Bl. angezeigten 1. Bande dieses Werkes schließt sich der vorliegende 2. als die andere vollendete Hälfte an. Dieselben Vorzüge und Mängel bezeichnen auch diesen. Indem hier der Verf. die Religion und den Cultus der Israeliten, der Mohammedaner, der verschiedenen Klassen von Fetischdienern, der Skandinavier und Germanen, endlich des Christenthums in seinen ursprünglichen Ideen und Anordnungen, seinen spätern geschichtlichen Entwickelungen und den wesentlichen Lehren und Gebräuchen der einzelnen Kirchen und Secten beschreibt, ist der große Fleiß nicht zu verkennen, mit welchem er von allen Seiten her frühere Bearbeitungen seines Gegenstandes gesammelt hat. Von besonderm Interesse für Leser, welche im Christenthume erzogen, mit dessen verschiedenen Gestaltungen mehr bekannt, auch über die Vorhalle des christlichen Tempels, den Mosaismus und das ihm angewachsene Judenthum besser unterrichtet sind, werden die vielen Mittheilungen über die Religionen der Urvölker von Nord- und Südamerika, über die Vorstellungen der heidnischen Nordasiaten und der afrikanischen Negerhorden sein. Hat Ref. in seiner Anzeige des ersten Bandes auf die reinen Religionsideen des hellenischen Alterthums, wie solche von unserm Verf. zusammengestellt worden sind, hingewiesen, so macht er hier vornämlich auf die Anklänge unserer Heiligkeit in den Meinungen der wilden Völker aufmerksam. Die Anbetung des großen unsichtbaren Geistes unter den Stämmen des nördlichen Amerika ist längst aus Reisebeschreibungen nicht allein, sondern auch aus den Romanen Cooper's bekannt. Doch es verdienen auch die für stumpfsinnig gehaltenen Schwarzen Afrikas gleiche Anerkennung ihrer ähnlichen Ansichten; und Ref. könnte zu Demjenigen, was Hr. Gerlach angeführt hat, aus eigenem Umgange mit einem im 11. oder 12. Lebensjahre von Mamlucken geraubten Jünglinge aus einem dieser Geschlechter der nicht mohammedanischen, auch nicht christlichen, sondern dem sabäischen Dienste noch zugethanen Neger die befriedigendsten Zeugnisse beibringen; mag es wahr sein, daß die Räthe des Mohammedanismus, namentlich der Islam, daß die Fürsten jener Negerstämme gewöhnlich sich zum Islam bekennen, zur Läuterung jenes Fetischismus ungemein viel beigetragen habe, doch ist es der Bewunderung werth, daß Völker, die als Nomaden auf einer ganz niedrigen Stufe der Civilisation stehen, ihren Kindern den Glauben an einen ansichtbaren Vater aller Dinge und das Gebet zu demselben frühe lehren.

Wir vermissen eine das Ganze umfassende und nach seinen Entwickelungsstufen bezeichnende Uebersicht, zumal, da die Reflexionen über einzelne Religionen und ihre Vorstellungen oder Mythen gerade in diesem Bande dürftig ausgefallen sind. Auch fehlt es nicht an kleinen historischen Unrichtigkeiten, deren Nachweisung wir den gelehrten Journalen überlassen müssen. Der Verf. konnte aber auch wol keine gründliche Darstellung zu Stande bringen, weil er nicht aus den Quellen selbst, sondern auch hier oft mehr aus gelegentlichen Nachrichten und andern Sammlungen schöpft. Nicht einmal die Darstellung der Lehre Jesu hat er sich selbst zugetraut, sondern dazu der Worte eines bekannten modernen theologischen Büchleins sich bedient; es wäre Unrecht, die große Bescheidenheit des Schriftstellers verkennen zu wollen; aber tadeln müssen wir auch sie. Denn wer ein solches Buch schreibt, muß doch darin irgendwo selbsthandelnd auftreten, und zudem von dem Lehrer des Evangeliums stand zu erwarten, daß er desselben auch nur so, wie es eigenthümlich zu ihm rede und in ihm wohne, Erwähnung thun werde. In der Darstellung des Christenthums und in der Definition des Protestantismus herrscht ein gemäßigter Rationalismus vor, der dem tiefern Bedürfnisse nach Etwas mehr als Theorie und Lehre kein rechtes Genüge gibt; so wenig sich übrigens eine trockene und kalte Auffassung an dem Verf. zu erkennen gibt, so wenig läßt die Methode, der er folgt, eine recht lebendige und kraftvolle Entwickelung des — nicht nur so um der Form willen beachtungswerthen — historisch Gegebenen zu. 12.

*) Vgl. Nr. 178 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Geschichte der italienischen Literatur seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Camillo Ugoni. Aus dem Italienischen. Dritter Theil. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Frühere kritische Anzeigen haben den wissenschaftlichen Werth dieser Erscheinung bereits festgestellt und verstatten uns hier mit einer bloßen Inhaltsanzeige zu begnügen. Der Verf. (Präfect des Lyceums und Präsident des Athenäums zu Brescia) führt fort, die Literaturgeschichte Italiens von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, in derselben behaglichen und ansprechenden Weise, wie bisher, mehr als Lebensgeschichte der Literatoren, denn als eigentliche Literaturgeschichte darzustellen. In dem vorliegenden Bande ist es zunächst Giuseppe Torelli, geb. zu Verona den 8. Nov. 1721, der erste Mathematiker und Physiker Italiens im verflossenen Jahrh., Uebersetzer des Archimedes und des Catull und sehr geachteter Antiquar und Kunstkenner, dessen Lebensgeschichte uns geliefert wird. Hierauf folgt Carlo Gozzi's, geb. im März 1722 zu Venedig, des geistreichen Lustspieldichters und Widersachers Goldoni's, Leben, dessen Arbeiten, in Italien beinahe vergessen, in Deutschland, Frankreich und England ein Gegenstand gerechter Vorliebe sind. Francesco Milizia, geb. zu Oria bei Otranto 1725, hat uns sein Leben von ihm selbst beschrieben hinterlassen, es gewährt eine sehr anziehende Lectüre und nimmt die dritte Stelle ein. Der launige Verspotter der Puristen malt sich hier treu und wahr. Hierauf folgt Melchior Cesarotti's, des Uebersetzers des Homer und des Ossian, geb. den 15. Mai 1730 zu Padua, Lebensgeschichte. Die Italiener sehen einen kühnen Geist in ihm, wir lieber einen geschmackvollen, mit Kunstgefühl begabten. Die geringe Unabhängigkeit seines Geistes malt sich am deutlichsten in seinem Verhältniß zu den Franzosen, und in seiner Lobrede an Napoleon, die die berüchtigte „Pronea" an Schmeichelei noch übertraf. Auf ihn folgt Carlo Giovanni Maria Denina, einer der ersten Linguisten und Philologen Italiens, geb. zu Revello in Piemont den 28. Febr. 1731. Dieselbe Gegend hatte in einem Zeitraum von wenig Jahren Lagrange, den ersten Geometer seiner Zeit, Alfieri,

den hochsinnigen Tragöden, 2 der tiefsten Orientalisten, de Rossi und Caluso, den großen Typographen Bodoni und den geschätzten Anatomisten Malacarne geboren. Denina's philologische Arbeiten sind bekannt; wenige seiner Landsleute kommen ihm an Tiefe der Studien und Umfang des Wissens gleich; er war eigentlich der Erste, welcher auf die Abstammung aller europäischen Idiome von einer großen scythischen (thrazischen) Stammmutter hinwies, von der das Griechische und Lateinische, wie das Keltische und Germanische als Töchter hervorgingen. Viele, die jetzt weiter gekommen zu sein glauben als er, fußen nur auf seinen Forschungen, deren Quellen sie vergessen haben. Eitelkeit war die einzige hervorstehende Charakterschwäche dieses sonst tüchtigen Geistes; man behauptet, er habe sich sogar mit Orden geschmückt, die ihm nicht verliehen waren. Girolamo Pompei, geb. zu Verona am 18. April 1781, Dichter und Antiquar von großem Ansehen, nimmt die nächste Stelle ein. Auf ihn folgt Girolamo Tiraboschi, geb. den 18. Dezember 1781 zu Bergamo. Er verdankt seinen Ruhm vor allen den literarhistorischen Studien, zu denen er in Italien die Bahn brach, und ist als einer der kühnsten Vertheidiger des Copernicanischen Systems in Italien namhaft. Er starb arm und mit Hinterlassung einer großen Anzahl von meist lateinisch geschriebenen literarischen Streitschriften. Seine natürliche Sanftmuth verließ ihn nur dann, wenn man seine Muttersprache angriff, oder sie in ihrer Reinheit zu untergraben trachtete. Den Beschluß macht Luigi Lanzi, durch seine „Geschichte der Malerei" besonders bekannt, aber auch als gelehrter Alterthumskenner sehr achtbar. Er war den 14. Juni 1732 zu Mont' Olmo bei Termo geboren. Sein großes Werk entstand in einzelnen Bruchstücken; seine Arbeit über die etruskische Sprache, und das über die Vasen, bildet die Grundlage dieser jetzt freilich sehr vorgeschrittenen Disciplin. Hiermit schließt der 3. Theil dieses schätzbaren Werkes. Die Uebersetzung ist ebenso treu, geschmackvoll und lobenswerth wie die der vorangehenden Bände. 40.

Geschichte der neuen Zeiten. Von Christian Ferdinand Schulze. Erster und zweiter Band. Mit Kupfern. Gotha, J. Perthes. 1827—29. Gr. 8. 7 Thlr. *)

Unter den historischen Schriften, deren Zweck es ist, durch ansprechende Darstellung die Kenntniß der geschichtlichen Hauptbegebenheiten zum Gemeingut aller gebildeten Leser zu machen, wird dem von K. F. Lessius begonnenen, von C. F. Schulze fortgesetzten „Historischen Bildersaal" von unsern kritischen Zeitschriften beinah einstimmig ein ganz vorzüglicher Werth zuerkannt. Die vorliegenden beiden Bände der „Geschichte der neuen Zeiten", die eine Fortsetzung des „Bildersaals" bis zum Jahre 1789 enthalten, verdienen ein gleiches Lob. Neue Ansichten, kühne Wagesätze und Folgerungen dürfen begreiflich in dergleichen Schriften nicht erwartet werden. Sie würden im Gegentheil ein unwillkommener Ueberfluß sein und den Lesern den gehofften Genuß verleiden. Auch läßt sich der gelehrte Verf. nicht darauf ein, obgleich seine Arbeit dem Kenner ein gründliches und selbständiges Quellenstudium verräth; wol aber ist alles durch neuere Forschungen bereits Festgestellte sorgfältig benutzt und dadurch mancher Umstand in den großen Weltbegebenheiten, welcher in andern derartigen Geschichtsbücher dunkel gelassen oder übergangen worden, aufgeklärt und anschaulich gemacht. Die Vorzüge dieses Werks sind: gute Auswahl und einsichtsvolle Zusammenstellung der Thatsachen, würdevolle und lebensvolle Schreibart und ein reifes, besonnenes Urtheil des Autors. In alle Diesem könnte das Werk für eine Musterschrift gelten. Um seinen Darstellungen Rundung und Ebenmaß zu geben, hat der Verf. jede große, auf das Schicksal der Menschheit sichtlichen Einfluß ausübende Begebenheit als ein vollständig abgeschlossenes Ganzes dargestellt, und so die wichtigen welthistorischen Ereignisse aufeinanderfolgen lassen, dann aber in einer zweiter Abtheilung in jedem Bande die Charakterschilderungen der wichtigsten, auf dem Schauplatz der Begebenheiten handelnd auftretenden Personen geliefert. So finden wir in dem 1. Bande die Reformation und den dreißigjährigen Krieg als Hauptgemälde, die Geschichten der darin verflochtenen Staaten als Nebenbilder; im zweiten Abschnitt Luther's, Karls V., Wilhelms von Oranien, Egmont's, Heinrichs IV., Elisabeths, Gustav Wasa's, Gustav Adolfs u. s. w. Leben und mehre einzelne historische Scenen; im 2. Bande aber die Regierung und das Zeitalter Ludwigs XIV., den nordischen Krieg und die Staatshändel, Unterhandlungen und Kriege von 1715—86; im zweiten Abschnitt die Schilderung Ludwig XIV., der Maintenon, Christinens und Karls XII. von Schweden, Peter des Großen, Thaddäus Kosciuszko. Die Geschichten der Völker und Staaten, in kurzen, doch scharf bezeichneten Umrissen, sind deshalb getrennt von dem Hauptgemälde gegeben, damit der Leser seine Aufmerksamkeit ungetheilt dem Hauptgemälde zuwenden kann. Unter den vielen meisterhaft abgefaßten Darstellungen dürften nach des Ref. Ansicht im 1. Bande Luther's Leben und Wirken, S. 204—242, und Karls V. Abdankung, S. 264—276, im 2. Bande aber die Schilderung Ludwigs XIV. und seiner Regierung, S. 183—205, und die Bemerkungen über den siebenjährigen Krieg, S. 381—395, die gelungensten sein.

Papier und Druck sind tadellos und die jedem Bande beigegebenen 10 Kupfer vortrefflich, einige darunter aber, wie die zu Ludwigs XIV. Leben gehörigen und das, welches die Zusammenkunft Kaiser Leopolds mit Johann Sobieski darstellt, ausgezeichnet schön. Gern würden wir dieses in typographischer Hinsicht glänzend ausgestattete Werk als einen Beweis anführen, daß die deutschen Buchhändler sich ohne Grund über den Mangel an Absatz solcher Bücher beklagen, deren äußere Ausstattung einen höhern Ladenpreis bedingt, wenn nicht das langsame Erscheinen der Fortsetzung dieses nützlichen Buchs vermuthen ließ, daß sie dennoch Recht haben. 31.

*) Auch unter dem Titel: Historischer Bildersaal oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände. Fünften Bandes erster und zweiter Theil.

Notiz.

Desmarets.

Man hat Desmarets den größten Narren unter den Dichtern und den größten Dichter unter den Narren genannt. Seitdem uns eines seiner Stücke: „Les visionnaires", in die Hände gerathen ist, sind wir fast gesonnen, obigen Ausspruch zu unterschreiben. Man kann sich kaum etwas Tolleres denken als dieses sogenannte dramatische Werk. Allen darin auftretenden Personen scheint es, wie man im gemeinen Leben sagt, in dem Kopfe zu rappeln. Artabaze ist ein feiger Tropf, der nichtsdestoweniger glaubt, das Weltall erobert zu haben; Amidor ein Barbar von Dichterling, der Homer und Pindar weit unter sich sieht; Filidan ist in die eilftausend Jungfrauen verliebt und brennt für alle Romanenheldinnen in lichtern Flammen auf, als je der berühmte Held von Mancha für seine berühmte Stalljungfer that. Mélise ist in Alexander den Großen verliebt und hat ein Gelübde gethan, daß sie die Frau des macedonischen Königs werden müsse oder nie heirathen werde. Ihre 2 Schwestern, Hesperie und Sestiane, sind nicht weniger toll und ihr Vater Alcidon beweist eine Einfalt, welche der Thorheit seiner süßen Töchter das Gleichgewicht hält. Das Schicksal fügt die Dinge so, daß die Liebhaber der Mädchen sich zuletzt aus dem Staube machen. Man erwartet nun, daß die schönen Kinder insichgehen, eine Versöhnung herbeizuführen bemüht sind? Nichts weniger als dies. Sie sind vor Freuden außer sich, daß sie jetzt ungestört ihren Neigungen und süßen Träumen nachhängen und als Jungfrauen sterben können, während der gute Vater freilich in der größten Verlegenheit ist, was er anfangen soll. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bulletin universel.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu mir zu beziehen:

Bulletin universel des sciences et de l'industrie, publié par la société pour la propagation des connaissances scientifiques et industrielles sous la direction de M. le baron *de Férussac*. Jahrgang 1831. 25 Bände von zusammen 600 Bogen. Gr. 8. 8½ Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint in 8 Sectionen, die sämmtlich einzeln unter besondern Titeln zu folgenden Preisen zu erhalten sind:

Erste Section: Sciences mathématiques, physiques et chimiques. Der Jahrgang von 12 Heften (48 Bogen in 2 Bänden) 7 Thlr. 12 Gr.

Zweite Section: Sciences naturelles et géologie. Der Jahrgang (96 B. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 4 Gr.

Dritte Section: Sciences médicales etc. Der Jahrgang (96 B. in 4 Bdn.) 13 Thlr. 12 Gr.

Vierte Section: Sciences agricoles, économiques etc. Der Jahrgang (60 B. in 3 Bdn.) 8 Thlr. 12 Gr.

Fünfte Section: Sciences technologiques. Der Jahrgang (60 B. mit 12 Kupfert. in 3 Bdn.) 10 Thlr. 12 Gr.

Sechste Section: Sciences géographiques, écon. publique, voyages. Der Jahrgang (120 B. in 4 Bdn.) 16 Thlr.

Siebente Section: Sciences historiques, antiquité, philologie. Der Jahrgang (84 Bogen in 3 Bdn.) 11 Thlr. 21 Gr.

Achte Section: Sciences militaires. Der Jahrgang (36 Bog. in 2 Bdn.) 6 Thlr.

Zugleich erneuere ich die Anzeige, daß ich alle Zusendungen von Büchern, Zeitschriften u. s. w., die mir durch Buchhandlungen oder portofrei für das Bulletin universel zukommen, befördere.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Verkauf eines bedeutenden Herbarii.

Die Pflanzensammlung des am 9. Dez. 1830 verstorbenen ord. Prof. Dr. G. F. Kaulfuss zu Halle soll verkauft werden. Sie enthält ungefähr 12,000 Arten, unter welchen 1212 Farnkräuter, gegen 700 Laub- und Lebermoose, über 800 Flechten, 200 Algen und 500 Pilze. Man erwartet, unter einer der später erwähnten Adressen, bis zu dem Schlusse der Auction der Kaulfuss'schen Bibliothek und spätestens bis zu Ende dieses Jahres Gebote. Diese dürften für die ganze Sammlung nicht unter 800 Thlr. Pr. C. betragen. Die Erben sind jedoch geneigt, auch auf die einzelnen Abtheilungen Offerten anzunehmen und es würde das Herbarium in 4 Abtheilungen zerfallen können:

I. Phanerogamen,	Gebot nicht unter	500 Thlr. P. C.
II. Farnkräuter,	- - -	200 - -
III. Laub- und Lebermoose	- - -	70 - -
IV. Flechten, Algen und Pilze,	- - -	40 - -

Nähere Auskunft ertheilt auf portofreie Briefe der Prof. Dr. Kunze und die Voss'sche Buchhandlung in Leipzig. Um in Halle das Herbarium in Augenschein nehmen zu können, wendet man sich an

den Justizrath Dr. Dryander.

Halle, im Juli 1831.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie.

Zum Selbstunterricht und zur Grundlage seiner ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen,

entworfen

von

P. T. Meißner,

Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Fünften Bandes

dritte Abtheilung:

detaillirt die noch nicht näher untersuchten und problematischen Substanzen.

Auch unter dem Titel:

Anfangsgründe des chemischen Theiles der Naturwissenschaft.

Gr. 8. Wien, 1831. Preis 4 Thlr. Sächs.

In dieser Abtheilung der organischen Chemie findet der Leser umfassende Abhandlungen über den Aether und die verschiedenen Naphten, die ätherischen Oele und Kampferarten, das Amylum und die verwandten Substanzen, die minder vollständig untersuchten organischen Basen, die verschiedenen Arten des Bitters, den Extractivstoff und die Extracte, das Caoutchouc und die verwandten Stoffe, die verschiedenen Arten des Gummi und Bassorins, die dem Eiweiß und Faserstoff verwandten Stoffe, die Fettsubstanzen und verwandten Stoffe, die Harze und verwandte Substanzen, und verschiedene andere neuerlich bekannt gewordene organische Stoffe.

Man darf kaum erinnern, daß der wohlbekannte Verfasser auch in diesem Theile seiner Arbeiten neue Proben geliefert hat, von der ihm vor vielen Andern eignen Gabe, die verworrensten Gegenstände zu ordnen, und zu jener einfachern An- und Uebersicht zurückzuführen, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft mit jedem Tage dringender erforderlich wird. Ganz vorzüglich aber wird man in der Abhandlung vom Aether eine sehr gelungene Arbeit finden, da der Aether als organische Basis erscheint, und alle Naphten als Verbindungen

dieser Basis mit verschiedenen Säuren, und insbesondere die sogenannten schweren Naphten, sehr einfach, als Verbindungen einer andern Basis des Weinöls, mit Säuren nachgewiesen sind.

Indem die Verlagshandlung alle weitere Empfehlung dieser Fortsetzung für überflüssig hält, ist sie zugleich ermächtigt, bekanntmachen zu können, daß der Beschluß dieses in seiner Art vollständigsten Werkes, welcher nebst einigen andern neuen Gegenständen der organischen Chemie, die Pigmente, die noch nicht aufgeführten organischen Säuren, die Gerbstoffarten und die zweifelhaften organischen Substanzen umfassen soll, bereits bearbeitet, und ohne Zweifel im Verlaufe dieses Jahres vollendet werden wird.

Die

Artesischen Brunnen in und um Wien.

Von

Freiherrn J. von Jacquin.

Nebst

Geognostischen Bemerkungen

über dieselben

von

Paul Partsch.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 8. Wien, 1831.

In Umschlag broschirt. Preis 8 Gr. Sächs.

Selten erregt ein technischer Gegenstand so allgemeine Aufmerksamkeit, und verdient sie in so hohem Grade, wie dieses mit den artesischen Brunnen der Fall ist. Die darüber erschienenen Werke wurden ungemein schnell aufgekauft und mußten in neuen Auflagen erscheinen. Unter solchen Umständen muß wol jede weitere Empfehlung des obengenannten Werkes als überflüssig erscheinen; die Verlagshandlung würde auch kein Wort mehr darüber verlieren, wenn nicht Umstände stattfänden, welche dieses Werk besonders auszeichnen. Es ist dasselbe nämlich von zwei unserer ausgezeichnetsten Gelehrten verfaßt, und handelt von den Bohrbrunnen in jener Gegend, wo dieselben in so großer Zahl vorhanden sind, wo man sie schon über 150 Jahre kennt, und von wo sie selbst die Franzosen, die ihnen doch den Namen gaben, erst kennen lernten. Die geognostischen Bemerkungen über die Gegend um Wien, welche einen Theil dieses Werkchens ausmachen, werden als ganz originell und noch nie im Drucke erschienen auch für den Geognosten ein besonderes Interesse haben.

Erinnerungen

aus

Aegypten und Kleinasien.

Von

Anton von Prokesch,

Major in der k. k. Marine und Ritter mehrer Orden.

Dritter Band.

12. Wien, 1831. In Umschlag broschirt.

Preis 1 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Diesem Bande sind in fünf Tafeln die Hieroglyphenringe beigefügt, durch welche der rühmlichst bekannte Herr Verfasser die Zeitfolge aller Monumente aus der pharaonischen, ptolemäischen und römischen Zeit bestimmt hat, welche zwischen den großen Katarakten des Nil und der Mündung dieses Stromes in das Meer sich befinden. Herr v. Prokesch ist zwei Jahre vor dem Herrn Champollion gereiset; sein Verdienst in Erklärung der Hieroglyphenringe ist daher unangefochten. Jeder Oestreicher wird in diesem Werke ein Nationalgut sehen und es als solches ehren. Dieser Band enthält unter andern sehr ansprechenden Aufsätzen eine Schilderung von Troja, die vollständigste, die noch irgend geliefert worden ist. Die alte Hauptstadt des Krösus, Sardis, mit ihren königlichen Gräbern, Brusse, Nicäa, Cyrikus, das Idagebirge, Pergamus u. s. w. schildert der Verfasser mit Farben der Wahrheit. Wer über diese Länder sich Kenntnisse verschaffen will, kann keinen bessern Wegweiser finden als dies Werk unsers vielgewanderten Landsmannes.

Die ersten beiden Bände sind gleichfalls jeder zu 1 Thlr. 16 Gr. Sächs. in obiger Buchhandlung zu haben.

Reise

ins

heilige Land.

Im Jahr 1829.

von

A. Prokesch, Ritter von Osten,

k. k. Major.

12. Wien, 1831. In Umschlag broschirt.

Preis 12 Gr. Sächs.

Mit Vergnügen legen wir vor die Augen des Publicums dies neueste Werkchen des durch seine Reisen in drei Welttheilen durch schriftstellerischen Ruf und durch den Beifall aller gelehrten Blätter des In- und Auslandes rühmlichst bekannten Verfassers der Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. Es ist über die Wiege unserer geheiligten Religion kein Gemälde so umfassender Natur, so treuer Zeichnung und eigenthümlich angemessener Färbung in irgend einem Lande gegeben worden. Es blieb unserm Landsmann vorbehalten, innerhalb dem kleinen Umfange dieses Werkchens Alles zu vereinigen, was dem Geschichtforscher, dem Archäologen, dem Beobachter der Umwandlungen unserer Tage, und dem Christen wichtig sein kann. Die Einfachheit und der Ernst des Styles ist des Stoffes würdig.

Victor Hugo.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart ist soeben erschienen:

Victor Hugo, Notre-Dame de Paris. 2 vols. 8. Pap. velin. Broché. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Eine correcte und schöne Ausgabe des neuesten Romans von Victor Hugo, deren Preis jedem Liebhaber französischer Literatur die Anschaffung möglich macht. Die pariser Ausgabe dieses herrlichen Werkes erlebte in zwei Monaten fünf Auflagen!

Es ist kürzlich erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kerndörffer, Dr., Chrestomathie für Declamation, ein Leitfaden zu dem öffentlichen Unterrichte und zum Privatgebrauche, für die Bildung des richtigen mündlichen Vortrages, mit besonderer Hinsicht auf das Charakteristische der verschiedenen Dichtungsarten. Gr. 8. 2 Thlr.

In der Ueberzeugung, daß dieses neue Werk des rühmlich bekannten Verfassers wegen seiner Brauchbarkeit keiner besondern Lobpreisung bedürfe, begnüge ich mich mit der einfachen Anzeige, daß der Inhalt dieses Buches vornämlich auf den Foderungen beruhet, welche bei der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung, namentlich auch in Ansehung des vollkommenen rednerischen Vortrages stattfinden. Mit genauer Hinsicht hierauf, sind nicht allein die wesentlichen Grundregeln echter Declamirkunst in einer gedrängten, leicht faßlichen Uebersicht entwickelt worden, sondern es ist auch demselben eine reichhaltige Beispielsammlung von hierher gehörigen Musterstücken, für die Anwendung dieser

Regeln beigefügt. Die dabei befindlichen besondern Bemerkungen werden sehr zweckmäßig dazu dienen, die bestimmtere genaue Verständlichkeit dieser Aufgaben, sowie die bessere und leichtere Anwendung der aufgestellten Regeln, in Ansehung der richtigen Betonung und des declamatorischen Ausdrucks, hauptsächlich für den Privatgebrauch des Buches zu befördern.

Leipzig, im Juni 1831.

Karl Knobloch.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reinke, Dr. J. A., Die christliche Volksbildung nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt. Gr. 8. 4 Thlr.

Soeben ist erschienen:

Ludwig Ideler
und
Luise Feld,
oder:
Briefe
über
Töchterbildung und Töchterschulen.
Weihgeschenk für deutsche Töchter
von
Christian Ludwig Fecht,
Professor in Lahr.

8. 16 Gr. Sächs., oder 1 Fl. Rhein.

Unerschöpflich ist die Aufgabe für Erziehung und Bildung, stets ihre Lösung fortwährend wichtigster Wunsch und Bestreben aller Aeltern und jedes Menschen bleibt, dem menschliche Wohlfahrt heilig ist. Die neuere Zeit hat sich vorzüglich ausgezeichnet in der Erkenntniß, daß der weiblichen Erziehung und Bildung eine größere Aufmerksamkeit gebühre als ihr früher gewidmet wurde und des Guten und Trefflichen ist viel darin geleistet, aber auch manche Mißgriffe sind begangen. Beides nach den Resultaten vieljähriger eigner Erfahrung und nach gewissenhafter Prüfung ins Gleichgewicht zu stellen, das die Aufgabe des Herrn Verfassers, der seinen Beruf dazu schon durch mehre anerkannte pädagogische Schriften bewährt hat, und zur Herausgabe der vorliegenden nach Mittheilung der Handschrift aufs dringendste aufgefodert worden ist. — Die gewählte Form in Briefen dürfte wol die geeignetste sein, um den Gegenstand dem Leben recht nahe zu rücken, und ebensowol als die dadurch entwickelten Grundsätze für Erzieher, für Mütter und Erzieherinnen, sowie für ihre Zöglinge sichere Befriedigung geben.

Gefälliges Aeußere dient dem Werkchen zu weiterer Empfehlung.

Heidelberg, Juni 1831.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Karl Hofmann.

Inhalt der ersten Lieferung: I. Grundzüge der Geschichte des deutschen Volkslebens. II. Die deutsche Volkseinheit. III. Die Sache des Volkes. IV. Ein Wort über das Treiben der Studenten. V. Die persönliche Freiheit des Staatsbürgers im Großherzogthum Hessen in der Theorie und in der Praxis. VI. Massenscheu. VII. Antwort auf die luxemburgische Frage. VIII. Betrachtungen, veranlaßt durch die neueste französische Revolution. IX. Ueber Honoratioren. X. Das constitutionnelle Deutschland; erster Aufsatz; zweiter Aufsatz. XI. Mauscheltei.

Jeder Band wird 21 bis 24 Bogen enthalten und die weitern Lieferungen sollen schnell folgen. Der Preis dieser 1sten Lieferung ist 12 Gr., oder 54 Kr.

Es wird hinreichen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser der wegen demagogischer Umtriebe so lange in Untersuchung gewesene und endlich gänzlich freigesprochene Advocat Hofmann sei, der hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden seine Ansichten freimüthig ausspricht, um die Theilnahme des Publicums auf diese neue Erscheinung zu lenken.

Darmstadt, den 5ten Juli 1831.

C. W. Leske.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taubmanniana, oder des launigen wittenberger Professors, Fr. Taubmann, Leben, Einfälle und Schriftproben. Kritisch bearbeitet vom Professor Oertel. Mit Taubmann's Bildniß. Gr. 12. In Umschlag. 1831. 12 Gr., oder 45 Kr.

Taubmann, dieser höchst originelle Mann, gehört unter die vortrefflichsten Geister, die man bewundern und lieben muß. Sein Leben läßt uns einen Blick in den Geist jener Zeit thun; seine Schriften geben uns nähern Aufschluß über das damalige Studium der Gelehrsamkeit, und die launigen Anekdoten von ihm gewähren eine sehr angenehme Unterhaltung. Diesem ungemein interessanten Werkchen, reichlich ausgestattet mit fröhlicher Laune und gutmüthiger Satyre, wird aber der verdiente Beifall gewiß nicht fehlen.

In der Hartmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Storch, L., Kunz von Kauffung. Novelle in 3 Theilen. 2te wohlfeile Ausgabe. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar erschien:

Theater der Hindus.

Aus der englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals
von
H. H. Wilson;
metrisch übersetzt
von
O. L. B. Wolff.

2 Bände von 44 Bogen. Gr. 8. 1828 und 1831. Preis. Geh. 3 Thlr. 18 Gr., oder 6 Fl. 45 Kr.

Ohne Widerspruch ist dieses Werk, wovon das Publicum hier eine genaue Uebertragung erhält, eine der wichtigsten Erscheinungen der neuern Literatur. Nachdem bisher in Europa nur sehr wenig von der dramatischen Literatur Indiens bekannt war, was sich in Deutschland fast ausschließlich auf die Saconтala beschränkte, haben wir hier auf einmal durch H. H. Wilson eine, das Ganze umfassende und fast vollständige, Uebersicht derselben. Die drei Bändchen des englischen Originals sind ohne Abkürzung, des bequemen Gebrauchs wegen, in zwei vereinigt. Der erste Theil enthält außer der Einleitung, I. eine sehr interessante Abhandlung über das dramatische System der Hindus; II. ein Verzeichniß von sechzig indischen Dramen; III. Mrichakati, oder das Kinderwägelchen; ein Drama in zehn Akten (vollständig); IV. Vicrama und Urvasi, oder der Held und die Nymphe; ein Drama von Kalidás (dem Vf. der Sacontalà), in fünf Akten (vollständig). — Der zweite Theil enthält: I. Malati und Madhava, oder die heimliche Heirath, ein Drama in zehn Akten (vollständig); II. Rehnàvali, oder das Halsband, ein Drama in vier Akten (vollständig); und III. mehr

oder minder vollständige Auszüge und Bruchstücke von vierundzwanzig indischen Dramen.

Ueber den Werth der Uebertragung des ersten Theils haben kritische Blätter sich schon ausgesprochen. Druck und Papier sind gefällig.

Bei A. Rücker in Berlin erschienen:

Journale:

Annalen, Möglinsche, der Landwirthschaft. Herausgegeben von den Lehrern der Akademie des Landbaues zu Möglin. XXVII. Band. 1stes Stück. 8. Der Jahrgang 6 Thlr.

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Redigirt von Dr. Friedenberg. Gr. 8. Januar bis Junk. Der Jahrgang mit 12 Kupfern 7 Thlr. 15 Sgr.

Zeitblatt für Gewerbtreibende und Freunde der Gewerbe. Unter Mitwirkung mehrer Techniker und Fabrikanten herausgegeben von dem Fabriken-Commissionsrathe Weber. Gr. 8. Band V. Nr. 1—17. Der Band von 36 Nummern mit Kupfern 3 Thlr. 10 Sgr.

Graaf, B. C., Handbuch des Staats-, Cassen- und Rechnungswesen im königl. preuß. Staate. Gr. 8. 35 Bogen. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ideler, Ludwig, Lehrbuch der Chronologie. Gr. 8. 33 Bogen. 2 Thlr. 10 Sgr.

Panse, Karl, Geschichte des preußischen Staates seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. 8. 5ter Band. 18½ Bogen. 25 Sgr.

Thierry, A., Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen. Aus d. Franz. übers. von A. Volzenthal. Band 2. Gr. 8. 25 Bogen. 1 Thlr. 15 Sgr.

Unter der Presse befinden sich:

Naumann, Dr. M. E. A., Handbuch der medizinischen Klinik. 3ter Band. 1ste Abtheil. Gr. 8. Circa 50 Bogen.

Poinsot, Lehrbuch der Statik. Aus dem Franz. übers. von Dr. Hartmann. Mit 3 Kupfern. 8. Circa 16 Bogen.

Richter, Dr. G. A., Ausführliche Arzneimittellehre. Supplementband. Gr. 8. Circa 40 Bogen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt von Dr. Karl August Credner, Prof. d. Theol. in Jena. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Commentare erhält das theologische Publicum die erste freie und durchaus selbständige Erklärung des Propheten Joel, welcher durch den Inhalt und Vortrag seiner Weissagung ebenso sehr das ästhetische als theologische Interesse der Leser in Anspruch nimmt. In den ausführlichen Prolegomenen wird die Anlage des Ganzen, das Zeitalter und Verhältniß Joel's zu andern Propheten, auf eine durchaus neue Weise klar und gründlich dargethan. Die Uebersetzung strebt nach Treue, ohne darum der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, und bewegt sich innerhalb eines gewissen Rhythmus. In der Erklärung selbst, welche man einen commentarius perpetuus mit Recht nennen kann, wird, mit steter Rücksicht auf Ideengang und Vorstellungsweise, das Sprachliche und Sachliche gründlich erörtert und in allen diesen Beziehungen viel ganz Neues beigebracht, und mit verwandten Erscheinungen bei andern Völkern verglichen. Wir verweisen namentlich auf die Untersuchungen über das Kalenderwesen, die hohen Feste der Hebräer u. A. m. Die am Schlusse befindliche Beilage verbreitet sich über die Naturgeschichte der Heuschrecken und deren Namen im A. T., wobei zugleich sämmtliche hierher gehörige Stellen des A. T. erläutert werden.

Von demselben Verfasser erscheinen in unserm Verlage: Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften, deren erster Band zu Michaelis die Presse verlassen wird.

Halle, im Mai 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Neue Jugendschrift.

Aeltern, die ihren Kindern ein schönes und unterhaltendes Bilderbuch kaufen wollen, mache ich auf nachstehendes, bei mir soeben fertig gewordenes und an alle Buchhandlungen versandtes aufmerksam:

Bilder der Jugend, Unschuld und Tugend zum Vergnügen und zur Belehrung für das Kindheitsalter der Knaben und der Mädchen, abwechselnd und nach alphabetischer Ordnung dargestellt von H. Müller (Verfasser von Bitte! Bitte!) mit 49 fein colorirten Bildern. Gebunden in ausgemaltem Umschlag. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Ich glaube nicht, daß es zu anmaßend von mir ist, wenn ich behaupte, daß dieses Bilderbuch eines der hübschesten und zugleich angenehmsten ist, das seit mehren Jahren erschienen und ich zweifle nicht, daß dasselbe allgemein gefallen wird.

Leipzig, im Juni 1831.

Karl Enobloch.

Bei Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Henrici, Dr. G., Sammlung einiger Predigten und religiösen Gelegenheitsreden. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Vorstehende Predigten sind zur häuslichen Erbauung für gebildete Leser bestimmt. Bei Abfassung derselben hat der Verfasser sich wol mit Recht den Unterschied, welcher zwischen den Verhältnissen eines Hörers und Lesers zu dem Redner stattfindet, zur Richtschnur dienen lassen. Das lebendige Wort ergreift mächtiger, rauscht aber schneller vorüber; das geschriebene wirkt zwar machtloser, aber dauernder. Der denkende Leser macht daher auch größere Ansprüche auf den innern Werth einer Predigt. Daß der Verfasser diesen Ansprüchen zu genügen gesucht hat, davon wird sich der Leser gewiß überzeugen und seine Erwartungen nicht getäuscht finden.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1831. F. A. Brockhaus.

Jost über Aufklärung. Eine Stimme der Vorzeit an die Gegenwart. Mit Noten begleitet von einem katholischen Christen. 2. Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen von G. Nieritz. 3. Einige Gedanken über die Reform des Judenthums. 4. An mein Vaterland. 5. Das Judenthum, von L. Strahlheim. Zweiter Band. 6. Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung, seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I., von H. v. Meikle. 7. Kurzer Abriß der Geschichte Polens bis auf die neueste Zeit, aus dem Französischen nach Malte Brun's Tableau de la Pologne.) — Literarische Anzeige.

197. Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen. III. (Fortsetzung.) — Deutsche Flugschriften. (Schluß.) — Druckfehler.

197. Briefe über die Zeit, Ansichten, Begebenheiten und Menschen. III. (Beschluß.) — Neueste polnische Geschichtsschreibung. — Spanische Novellen. — J. Gurlitt's archäologische Schriften, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von C. Müller. — Literarische Anzeige.

198. Tableau généalogiques et historiques de l'empire britannique. Accompagné de notes critiques et de quatre appendices historiques-critiques. Par F. de Reden. — Literarische Anzeige. — Literarische Notizen.

198. Tableau généalogiques et historiques de l'empire britannique etc., par F. de Reden. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Literarische Anzeige.

199. Reise an den Mittelrhein und nach Belgien im Jahr 1820. Von Johanna Schopenhauer. 2 Theile. — Fürstin Ramona, eine polnische Tragödie. — Bericht über die vierzehnte neunte Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Hamburg. Mit kritischen Anmerkungen und [illegible] — Notizen.

199. Reise an den Mittelrhein und nach Belgien im Jahr 1820. Von Johanna Schopenhauer. 2 Theile. (Beschluß.) — Landwirthschaftliche Miscellen. — Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Landschlosse. Briefauszüge von J. Nachtigall. — Correspondenz.

200. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg im J. 1830. — Chompollion's Vorlesungen. — Die Geschichte der Irländer, von G. C. Rask. Verdeutscht von H. C. F. Mechnitz. — Bemerkungen. — Literarische Anzeige.

201. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg im J. 1830. (Fortsetzung.) — Das constitutionelle Deutschland. Ein Wort der Zeit an das deutsche Volk, zur Abwehr feindlichen Uebermuthes. Von einem süddeutschen Constitutionellen. — 1. Phantasiegemälde von [illegible] Fur 1831. 2. Die Italiener. Novelle von [illegible]. — Notiz.

202. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg im J. 1830. (Beschluß.) — Chronologisch geordnetes Handbuch zum Conversations-Lexikon, oder Personal- und Literaturgeschichtstabellen der berühmtesten Männer aller Völker, welche in diesem und ihnlichen encyklopädischen Werken aufgenommen werden. Nebst einem universalhistorischen Lesebuche der Begebenheiten, mit denen die Thaten und Schicksale dieser Personen in Wechselwirkung gestanden, zugleich als Leitfaden durch die allgemeine Weltgeschichte. Von M. K. Baldamus. Erste und zweite Lieferung. — Notizen.

Nr. 205. Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. Nouvelle édition, avec des notes et renseignemens. 4 Bände. — Französische Romane. (1. Les deux fous, histoire du tems de François I., par P. L. Jacob. 2. Les mauvais garçons, par P. L. Jacob.) — Notiz.

206. Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Vom Baron von Cuvier. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und erweitert von F. S. Voigt. Erster Band, die Säugthiere und Vögel enthaltend. Von F. S. Voigt. — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, mit steter Rücksicht auf die Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten; nach den Quellen und besten Hülfsmitteln bearbeitet von G. Weber. Erste Abtheilung. — Lese- und Denksteine.

207. Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Vom Baron v. Cuvier. Uebersetzt und erweitert von F. S. Voigt. Erster Band. Von F. S. Voigt. (Beschluß.) — Julius, eine Lebensgeschichte aus der Zeit, von F. A. Mörder. — Ueber Dante von K. Witte. — Miszellen.

208. Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten und seinen Schriften, mit seinen Freunden und Feinden; nebst allerlei über Leben und Treiben, Geist und Ungeist in kleinen Republiken. Von E. Münch. — Stimme aus Preußen. — Art und Weise der öffentlich bekannten Parlamentsverhandlungen in England. — Braunschweiglische Curialien. — Literarische Anzeige.

209. Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten. Von E. Münch. (Beschluß.) — Stimme aus Preußen. (Beschluß.) — Bemerkungen.

210. Die unbeschränkte Fürstenschaft. Politische Ansichten des 19. Jahrhunderts. Von F. Murhard. — Friedrich der Streitbare. Von Karoline Pichler. 4 Theile. — Geist der französischen Revolution. — Abriß der Weltgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt von G. Friedenberg. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

211. Die unbeschränkte Fürstenschaft. Von F. Murhard. (Fortsetzung.) — Gjengangar-Breve, eller poetiske Epistler fra Paradis. — Funfzehn politische Gedichte. Zweite, mit einem Anhange vermehrte Auflage. — Nekrolog von A. G. Lange. — Notizen.

212. Die unbeschränkte Fürstenschaft. Von F. Murhard. (Beschluß.) — Notre-Dame de Paris. — Kleine und große Bücher.

Beilage Nr. 20. Oeuvres complètes de T. Reid, chef de l'école écossaise. Publiées par J. T. Jouffroy, avec des fragmens de Royer-Collard, et une introduction de l'éditeur. Zweiter bis sechster Band. — Nordfriesland im Mittelalter. Eine historische Skizze von A. L. J. Michelsen. Mit einem Wappen- und Urkundenbuche. — Fides, oder die Religionen und Culte der bekanntesten Völker der Erde alter und neuer Zeit. Von J. P. Gerlach. Zweiter Band. — Geschichte der italienischen Literatur seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von C. Ugent. Aus dem Italienischen. Dritter Theil. — Geschichte der neuen Zeiten. Von C. F. Schulze. Erster und zweiter Band. — Notiz.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

I.

Philipp Melanchthons Werke,

in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.

Herausgegeben
von
Dr. Friedrich August Koethe.

Sechs Theile. 1829—30. 8. 107½ Bogen.
Subscriptionspreis: 2 Thlr. 8 Gr.

Man ist längst darüber einverstanden, daß Melanchthon der gelehrteste, unbefangenste und thätigste Mitarbeiter Luther's war, auf die Entwickelung des evangelischen Lehrbegriffs, auf die Ausbildung des echten Protestantismus und auf das ganze große Werk der Reformation einen mächtigen Einfluß hatte. Um so mehr ist es zu verwundern, daß seine vielen trefflichen Schriften, deren mehre auch durch edle Popularität sich auszeichnen, in neuerer Zeit weder einzeln weiter abgedruckt worden, noch in Auszügen, noch in einer vollständigen Ausgabe erschienen sind, weshalb sie denn den meisten Nichttheologen unzugänglich und fremd bleiben. Der Eintritt des Jubeljahres der augsburger Confession mahnte nachdrücklich an die unsterblichen Verdienste dieses hochherzigen Verfassers, und es schien jetzt besonders an der Zeit zu sein, seine Wirksamkeit auch durch weitere Verbreitung der ausgewähltesten Früchte seines reichen Geistes zu erneuern. Der Verleger der vorliegenden Sammlung, welche in Format und Druck an die zweite Auflage der bei Perthes in Hamburg erschienenen Auswahl aus Luther's Schriften sich anschließt, ging auf den Antrag des Herausgebers bereitwillig ein, weil auch er einen werthvollen Beitrag zu der bedeutungsvollen Jubelfeier liefern und den zweckmäßigen Plan, die geeignetsten Arbeiten Melanchthon's unserm Zeitgenossen in erneuerter Gestalt darzubieten, unterstützen wollte; auf seinen eignen Vortheil sah er dabei so wenig, daß er die angekündigten sechs Theile (zusammen 107½ Bogen, welche nach den jetzt üblichen Büchlerpreisen auf 6 Thlr. zu berechnen gewesen wären) den Subscribenten zu 2 Thlr. 8 Gr. darbot, welcher Preis auch jetzt noch fortbestehen soll, um auch den Minderbemittelten den Ankauf eines so reichhaltigen Werkes zu erleichtern. Dasselbe ist nun vollständig erschienen, und der Herausgeber ist ernstlich bemüht gewesen, seine Aufgabe möglichst befriedigend zu lösen. Nicht Auszüge, sondern ganze Schriften, „und zwar in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl", — also auch für den Nichttheologen und Nichtgelehrten brauchbar, sowol Belehrung als Erbauung enthaltend, sollten in deutscher Sprache vorgelegt werden. Die Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit dieser Auswahl erhellt aus folgender Uebersicht des Inhalts:

Erster Theil. Melanchthon's Biographie. Erste Hälfte, als Einleitung in das Verständniß seiner Schriften. — Unterricht an die Visitatoren in Sachsen. 1527. — Von der leipziger Disputation. 1519. — Wider die pariser Theologen. 1521. — Wider die Artikel der Bauernschaft. 1525. — Historie Thomas Münzer's. 1525. — M. an Oecolampadius über das heil. Abendmahl. 1529. — 38 Briefe aus Augsburg. 1530. — Bericht vom augsb. Reichstage. 1530.

Zweiter Theil. Die augsburger Confession und ihre Apologie, letztere in einer neuen und treuen Uebersetzung.

Dritter Theil. Gutachten und Bedenken (von 1526—50), die wichtigsten Streitfragen der Zeit umfassend.

Vierter Theil. M.'s eigne sorgfältige Bearbeitung seiner loci theologici oder Hauptartikel christlicher Lehre, — eine vollständige Entwickelung des evangelischen Lehrbegriffs, lichtvoll und gründlich.

Fünfter Theil. Auserwählte Reden geistlichen und geschichtlichen Inhalts.

Sechster Theil. Aus M.'s Postille und Psalmenerklärung. — M.'s Biographie. Zweite Hälfte.

So ist hier Alles, was für den allgemeinen Gebrauch sich eignet, sorgfältig zusammengestellt.

II.

Concordia.

Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche,

mit Einleitungen
herausgegeben
von
Dr. Friedrich August Koethe.

40 Bogen. Gr. 8. Subscriptionspreis: 1 Thlr. 12 Gr.

In einer Zeit, da der Geist des Forschens und Prüfens allgemeiner als je erwacht ist, da Viele ernstlich darnach streben, ihres Glaubens und ihres Verhältnisses zu der Kirche, der sie angehören, gewiß zu werden, da zudem mancherlei Abweichungen von den kirchlichen Bekenntnissen hervortreten, und die Proselytenmacherei ihr nicht immer redliches Spiel treibt, da es um so nöthiger ist, daß Jeder die wesentlichen Unterscheidungslehren seiner Kirche genau kenne und mit Einsicht würdige, scheint eine neue Ausgabe der symbolischen Bücher dem unverkennbaren Bedürfniß zu entsprechen. Obwol mehre ältere und neuere Ausgaben vorhanden sind, so kommen diese doch meist nur in die Hände der Geistlichen; eine bequeme, durchaus correcte, auf schönem weißem Papier sehr anständig und auch für schwache Augen leserlich gedruckte, dabei höchst wohlfeile Handausgabe will daher hoffentlich Vielen willkommen sein, und die allgemeinere Bekanntschaft mit den evangelisch-lutherischen Bekenntnissen befördern, um so mehr, als die vorangestellten Einleitungen auch dem Nichtgelehrten deutliche und vollständige Aufschlüsse über die Bedeutung, den Werth und die Gültigkeit kirchlicher Symbole überhaupt, und über den Ursprung, die Abfassung und die übrigen geschichtlichen Verhältnisse jedes einzelnen Bekenntnisses mittheilen. Möge denn die wohlmeinende Absicht dieses Unternehmens erreicht werden!

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

P 20.4
B
1831
Aug.

1831.

Monat August;

enthaltend:

Nr. 214—243, 2 Beilagen: Nr. 21, 22, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XIX, XX.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Diejenigen Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell bekannt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Kritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Sächsischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Redaction eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Kgl. Bibliothek Berlin

[I]nhalt.

Nr. 213. Zur Nachricht. — Geschichte von [Spanien], von F. W. Lembke. Erster Band. Von B. A. [Huber]. — Russische Almanache für 1831. — Huldre-[Eventyr] af Ole Nannbrinks Levnets-Eventyr, samlede [og] udgivet af B. S. Ingemann. — Literarische Anzeige.

214. Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band. Von B. A. Huber. (Fortsetzung.) — Proteus. Auswahl der vorzüglichsten Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis vierter Band. — Uebersicht der Geschichte Perus bis auf unsere Tage, mit ausführlicher Darstellung des Interessantesten und Wichtigsten daraus. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung der gegenwärtigen peruischen Revolution. Von F. Grebe. — Demeter. Sommertaschenbuch zum geselligen Vergnügen für alle Stände auf das Jahr 1830. Herausgegeben von C. A. Beinhofer und Weissenburg sen. — Notiz.

215. Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band. Von B. A. Huber. (Fortsetzung.) — Lawrence's Leben und Correspondenz. — Souvenirs de la Morée, recueillies pendant le séjour des Français dans le Péloponnèse, par F. Mangeart. — Notiz.

216. Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band. Von B. A. Huber. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus München. — Die Entdeckung des Nigers. — Die höchsten Ideen über Kunst. Für Freunde des Schönen und angehende Künstler zusammengestellt und herausgegeben von D. G. v. Glenbassl. — Lese- und Denkfrüchte.

217. Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 u. 1829. 2 Theile. — Deutsche Flugschriften. (1. Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von H. K. Hofmann. Erster Band. 2. Was verlangt unsere Zeit in Staat und Kirche von den Regierungen und Völkern? Ein Wort des Ernstes und des Friedens von Freimund. 3. Ueber den Einfluß der neuesten Revolution in Frankreich und den Niederlanden auf den Handel dieser Länder, sowie besonders auf den Handel Deutschlands, und über Das, was Deutschland Noth thut. Von G. v. Gülich. 4. Gutachtliche Meinungsschrift über die jetzigen Bewegungen in Europa, ihre Ursachen, Zwecke, ihre dringenden Gefahren, und Vorschläge zur Verminderung und Abwendung derselben, nebst Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsformen. Den Fürsten und allen Rathgebern gewidmet vom Verf. der Triebfedern der Seele. 5. Europa, eine monatliche Uebersicht der politischen Begebenheiten dieses Welttheils. Für Freunde der Tagesgeschichte, Zeitungsleser und Politiker aus allen Ständen. Erstes und zweites Heft. 6. Pfefferkörner im Geschmack der Zeit, ernster und satyrischer Gattung, von G. A. v. Maltitz. Erstes Heftlein. 7. Gesetzlosigkeit das Grab aller Weisheit. Ein Beitrag zur Geschichte des Mittelalters und des zerstörten Hohenstaufers, von St. Kunze.) — Literarische Nachrichten aus England.

218. Briefe eines Verstorbenen. 2 Theile. (Beschluß.) — Deutsche Flugschriften. (Fortsetzung.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

219. Erindringer af min politiske, selskabelige og literaire Vandel i Frankrige, Rhapsodie af P. A. Heiberg. — Deutsche Flugschriften. (Beschluß.) — Paulus-Spiel. Das älteste Denkmal germanisch-nordischer Sprache, nebst einigen Gedanken über Nordens Wissen und Glauben und nordische Dichtkunst, von L. Ettmüller. — Literarische Nachrichten aus England.

220. Erindringer af min politiske, selskabelige og literaire Vandel i Frankrige, Rhapsodie af P. A. Heiberg. (Beschluß.) — Hans Karl Friedrich Anton Graf von Diebitsch-Sabalkanski, kaiserl. russ. Feldmarschall, neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren; nach mitgetheilten Familiennachrichten dargestellt von Belmont. — Barthélemy's Némésis. — Bemerkungen.

Nr. 221. Ueber den Geist der Gesellschaft in Frankreich und England. — Handbuch der Geographie, zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser, von W. F. Volger. 2 Abtheilungen. — Correspondenznachrichten aus München. — Literarische Anzeige.

222. Ueber den Geist der Gesellschaft in Frankreich und England. (Beschluß.) — Reisen nach Gothland im Januar 1807. — Der öffentliche Unterricht in Spanien.

223. Kritik. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte, hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff. — Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa, von C. Kutzki. Erster Theil. — Zwei Worte von Tobolsky und über ihn. Von J. Horn. — 1. Narrative of discovery and adventure in the polar seas and regions; with illustrations of their climate, geology, and natural history, and an account of the whale-fishery. By Leslie, Jameson and H. Murray. 2. Narrative of discovery and adventure in Africa from the earliest ages to the present time, with illustrations of the geology, mineralogy and zoology. By Jameson, J. Wilson and H. Murray. — Druckfehler.

224. Kritik. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte, hochdeutsche Gedicht, herausgegeben von E. G. Graff. (Beschluß.) — Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Ein Handbuch für Lehrer, Schüler und zum Selbstunterricht. Verfaßt und herausgegeben von L. Süvern. Mit einer Einleitung von A. W. Schmid. Erstes und zweites Bändchen. — Bilder aus der Heimath. Von J. Baumann. Erster Band. — Geheime Gesellschaften in Sina. — Notizen.

225. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. — Historisch-ethnographische Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichischen Kaiserthums, nach seinen mannichfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. In skizzirten Umrissen herausgegeben von F. Sartori. Erster Theil. — Literarische Anzeige.

226. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Fortsetzung.) — Einige Bemerkungen über T. Mundt's Vorschlag in Nr. 152—154 d. Bl. das Melodrama betreffend. — Notiz.

227. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Fortsetzung.) — Der Einfluß der verschiedenen Gewerbe auf die Gesundheit. — Lesefrüchte.

228. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Fortsetzung.) — Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. — Jeremias der Volkscomponist. Eine humoristische Skizze aus dem 16. Jahrhundert von G. Nicolai. — Malerische Reise im obern Italien. Von M. v. Freiberg. — Notizen.

229. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von F. v. Raumer. (Beschluß.) — Amerikanische Literatur. — Shakspeare's dramatische Werke. Neunter Theil. Zweite Abtheilung. Fortsetzung der Verdeutschung von A. W. v. Schlegel. — Notiz.

230. Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre. — Neueste Erscheinungen im Gebiete der morgenländischen Literatur. —

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 213. — 1. August 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band. Hamburg, Perthes. 1831. Gr. 8. *)

Die Geschichte von Spanien gehört unstreitig, in Hinsicht auf eigenthümliche Entwickelung der Sittigung der Bewohner verschiedenster Abkunft, auf unermeßlich tiefes und weites Eingreifen in die Schicksale der Menschheit im Allgemeinen, zu den merkwürdigsten und anziehendsten unter den Geschichten europäischer Völker und Länder; und dennoch ist kein Theil der Geschichte bisher so gänzlich vernachlässigt worden als gerade dieser; und während diese Wissenschaft überhaupt in den letzten 30 Jahren bei uns so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, sowol in Hinsicht auf tiefe und umfassende Ansicht als auf Gründlichkeit des Quellenstudiums, so ist die Geschichte von Spanien, bis vor wenigen Jahren, dieser Vortheile so wenig theilhaftig geworden, daß wir in der That, einen einzigen partiellen Versuch in Schmidt's „Geschichte von Aragon im Mittelalter" und allenfalls die ganz im Allgemeinsten sich bewegende Schlosser'sche „Weltgeschichte" abgerechnet, aus dieser ganzen Zeit nicht einen einzigen Schriftsteller zu nennen wüßten, der auch nur einen Begriff von Dem hätte, was eigentlich in der spanischen Geschichte noch zu thun ist, und von den mannichfachen, zum Theil sehr verborgenen und entfernten Quellen, aus denen hier geschöpft werden muß. Daß dies in noch größerm Maße von den Engländern und Franzosen gilt, darf uns nicht wundern, da sie überhaupt erst seit sehr kurzer Zeit angefangen haben, den Standpunkt, auf dem die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung bei uns steht, zu begreifen und sich ihm zu nähern, und da sie zunächst genug damit zu thun haben, ihre eigne Geschichte von diesem neuen Standpunkte aus zu bearbeiten. Wenn endlich die Spanier selbst noch keine Geschichte ihres Landes und Volkes besitzen, die unsern jetzigen Anforderungen genügte, so erklärt sich dies leicht daraus, daß die furchtbar-ernste, alle Kräfte lähmende oder hinnehmende Gegenwart den bessern Köpfen der Nation in den letzten 30 Jahren kaum einen Augenblick Muße zur ruhigen, freien Erforschung der Vergangenheit läßt; und doch dürfen wir nicht vergessen, daß Spanien seinen Mariana zu einer Zeit besaß, wo an ein ähnliches, nach den bis vor wenig Jahren allgemeingeltenden Begriffen, der Vollkommenheit so nahes Geschichtswerk, wie seine „Geschichte von Spanien" in andern europäischen Ländern noch lange nicht zu denken war, und womit überhaupt (wenngleich in anderm Sinn geschrieben) blos Hume zu vergleichen ist.

Die Ursachen, welche bei uns so lange eine genügende Behandlung der spanischen Geschichte verhindert haben, liegen größtentheils in den eigenthümlichen Schwierigkeiten des Unternehmens, nämlich der Seltenheit derjenigen Werke, die als Quellen der spanischen Geschichte unentbehrlich sind, wozu noch besonders die Nothwendigkeit einer gründlichen Kenntniß der arabischen Sprache kommt. Ref. kennt diese Schwierigkeiten und das Verdienst, was darin liegt, sich nicht von ihnen abschrecken zu lassen, da er selbst das Studium der spanischen Geschichtsquellen eine Zeitlang zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht hat und, durch Umstände zu der Aufopferung einer Lieblingsidee gezwungen, ist er wenigstens im Stande, zu beurtheilen, inwiefern Andere, von den Umständen mehr Begünstigte der vollständigen Lösung der Aufgabe und dem ihm damals vorschwebenden Ziele nahekommen, und jeden Fortschritt in dieser Hinsicht freudig anzuerkennen.

Das Verdienst, zuerst in einem umfassenden Werke die ältere Geschichte von Spanien auf einen den Ansprüchen unserer Zeit genügenden Standpunkt erhoben zu haben, gebührt unstreitig Aschbach, der in seiner „Geschichte

*) Vgl. Nr. 134 d. Bl. D. Red.

der Westgothen", und besonders in seiner „Geschichte der Ommaijaden in Spanien" (Frankfurt, 1830) mehr für diese beiden Epochen der spanischen Geschichte gethan hat als alle seine Vorgänger sowol in Deutschland als im Auslande zusammengenommen. Gleichzeitig mit Aschbach war nun auch der Verf. des vorliegenden Werkes mit Nachforschungen über denselben Gegenstand beschäftigt, deren Resultate er hier niedergelegt hat. Das Publicum kann sich nur Glück wünschen, daß 2 so ausgezeichnete Gelehrte dieselbe Bahn betreten haben; und wir hoffen zuversichtlich, daß eine so ersprießliche und rühmliche Concurrenz bei Keinem von Beiden kleinliche Eifersucht erzeugen werde, und daß einige Keime zu dergleichen, die allerdings hin und wieder zum Vorschein gekommen sind, spurlos verschwinden werden. So erschien z. B. in einer mit großer Selbstzufriedenheit und dem immer sehr zweideutigen Versprechen strenger Unparteilichkeit angekündigten Zeitschrift *) ein Aufsatz, worin Lembke und seine damals noch nicht erschienene „Geschichte von Spanien" im Verhältniß zu Aschbach's Werk auf eine so wenig zu rechtfertigende Art erwähnt wird, daß wir es Lembke nicht eben verargen möchten, wenn er bei Gelegenheit einige Empfindlichkeit gegen Aschbach nicht ganz unterdrückt. Dennoch aber hoffen wir sehr, daß dies nicht überhandnehmen werde, um so mehr, da wir von Aschbach eine zu gute Meinung haben, um zu glauben, daß er zu jenem Artikel mehr als die Materialien gegeben habe; der Ton desselben aber gehört wol einem der Herausgeber des Journals. Sollte aber von dieser Seite der Streit in demselben Tone fortgeführt werden, so wollen wir hiermit das Publicum auf die unlautern Quellen desselben im Voraus aufmerksam machen, überlassen es übrigens sehr ruhig Lembke, seine Sache selbst zu verfechten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich meine das „Archiv f. Gesch. u. Liter." von Schlosser und Bercht, und kann nicht umhin, hier mein Bedauern auszudrücken, daß eine im Plan und Möglichkeit so lobenswerthe Unternehmung durch die Art der Ausführung, und besonders durch den Geist und Ton der Herausgeber seine Bestimmung so ganz zu verfehlen droht. Wer Hrn. Bercht als ehemaligen Redacteur der „Bremer Zeitung" kennt, wird sich schon denken können, welche Art von Unparteilichkeit von ihm z. B. in Bezug auf alles Das zu erwarten ist, was Frankreich, Franzosen, Napoleon u. s. w. betrifft. Seine damalige offene kräftige Parteilichkeit ist aber viel ersprießlicher und erträglicher als diese vorgebliche Unparteilichkeit. Was soll man aber zu der kleinlichen, krittlichen, pedantischen Galle sagen, die er in einem Artikel über Heeren ergießt? Für uns bedarf es danach weiter keines Beweises, daß Hr. Bercht nicht berufen ist, uns ein den Anfoderungen der Zeit entsprechendes historisches Journal zu geben.

Russische Almanache für 1831.

Der Anfang des Jahres brachte 2 Almanache: 1) „Newski Almanach", d. i. „Der Almanach von der Newa", herausgegeben von E. Aladjin (St.-Petersburg). 2) „Meteor", d. i. „Das Meteor", ein Almanach auf 1831, besorgt von Th. Solowjef (Moskau). Andere Almanache werden vorbereitet und gedruckt, und sollen im Lauf des Jahres erscheinen, denn das russische Publicum ist nachsichtig und nimmt ein für 1831 bestimmtes Büchelchen nicht blos ausschließlich im Monat Januar an, wie umgekehrt in Deutschland dergleichen goldberänderte Duodezbändchen für ein bestimmtes Jahr oft schon in der ersten Hälfte des vorhergehenden erscheinen.

Der Inhalt der diesjährigen russischen Jahresgabe ist Prosa und Poesie, und wiederum Poesie und Prosa in bunter Mischung von bekannten und genannten, und unbekannten und ungenannten Autoren. Ohne in eine Beurtheilung der einzelnen Aufsätze und Poesien einzugehen, welche von deutschen Lesern in der Eile des Journoldurchblätterns vermuthlich überschlagen werden würde, theilen wir lieber die Uebersetzung eines Briefes mit, den ein russischer Reisender in Karamsin's Art aus Deutschland an seine Freunde in der Heimath über die Deutschen schrieb. Zwar unterschreiben wir die darin ausgesprochenen Ansichten keineswegs, aber wir geben dennoch den Brief trotz seines wenig verbindlichen Inhalts. Sagt doch Jean Paul in seiner Recension des Werks der Frau von Staël-Holstein über Deutschland folgendes: „Nicht der äußere Mensch, aber der innere hat Spiegel nöthig. Man kann sich nicht anders ganz sehen, als im Auge eines fremden Sehers. Rec. sähe und träte mit Freuden in ein Spiegel- oder vielmehr Bilderzimmer, worin unsere Gesichter von ganz verschiedenen Völkern, von Portugiesen, von Schotten, Russen, von Corsen entworfen, hingen und wo wir erführen, wie verschieden wir den Verschiedenen vorkommen. An fremder Eigenthümlichkeit erkennt und veredelt sich die eigne. So hält und wirft zu unserm Vortheil die Verfasserin (nämlich die Frau v. Staël) uns die deutschen Longueurs, die platte Spaßhaftigkeit, die Phantasterei und die deutsche Gleichgültigkeit gegen Feile vor". Diese Worte ermuthigen uns zur Uebersetzung der unartigen Skizze des portraitirenden Reisenden. Mehr als Skizze ist es nicht und dazu offenbar witzelnd, d. h. caricirend ausgeführt. Zur Entschuldigung des Briefstellers führen wir noch eine Bemerkung Jean Paul's an: „Niemanden werden so leicht Grobheiten gesagt, als recht Vielen auf einmal, nämlich einem Volk". Nach dieser Verwahrung wenden wir uns nun zum Briefe selbst. „Als ich", schreibt der Reisende, „aus dem Theater (in Aachen) nach einer ziemlich gelungenen Darstellung des „Oberon" von Weber nach Hause ging, um die letzte Nacht auf deutschem Boden zuzubringen (denn morgen reise ich nach Lüttich, Namur u. s. w. auf Paris zu), summirte ich meine Reisebemerkungen in den Ländern deutscher Nation zusammen, um Euch, meine Freunde, ein Resultat meiner Beobachtungen mitzutheilen. Ihr wißt aber, daß ich weder Fabrikant noch Negociant, weder Architect noch Hybrauliker, weder Statistiker noch Politiker bin, demnach ruhten meine Blicke nur mit oberflächlicher Aufmerksamkeit oder unkundiger Zerstreutheit auf allen Gegenständen, die in die Gesichtskreise jener Männer gehören. Ich betrachtete blos Volk und Sitten und den Nationalgeschmack. Ich höre Euch bei dem dritten Worte aufrauschen und fragen: was ich meine? ich bitte, laßt mich in meiner Ordnung fortschreiten; es ist spät, ich will schlafen und werde kurz sein. Nachdem ich Wien, Berlin und München gesehen, an Höfen und Wirthstafeln gespeist, einer Heerschau und einem Vogelschießen beigewohnt, im Thiergarten, im Prater und in Nürnberg während des Volksfestes spazirt, desgleichen wie Göthe Philine sagen läßt, mit raschen Cavalieren, kaltüberlegenden Geschäftsmännern, demüthigstolz verlegenen Gelehrten, beweglichen Ladendienern verkehrt habe, glaube ich sagen zu können, ich kenne das deutsche Volk; aber ich füge hinzu, die Deutschen sind kein Volk, sie sind nur ein sehr großer Haufen Menschen, der dieselbe Sprache auf verschiedene Art spricht, aber ziemlich in einer Weise schreibt. Diese Schriftsprache ist nun das Band, das die über eine beträchtliche Ausdehnung von Land zerstreuten Deutschen auf eine lose Weise zusammenknüpft. Nationale Ansichten, Ueberzeugungen, Wünsche besitzen sie nicht; in politischer Hinsicht haben sie englische und französische Sympathien, welchen sie sehr ergeben sein können, selbst wenn dieselben dem deutschen Interesse entgegensind. Indessen ist eine gewisse sittliche Affinität unter den verschiedenen deutschen Stämmen oder richtiger Staatsgenossen

nicht zu verkennen. Ich finde diese in einer gewissen Richtung der Sinnesart, die ich, weil mir keine bessere Benennung einfällt, die idyllische nenne. Darin gleichen die Dütsen, anders genannt die Holländer den Tirolern, die Appenzeller und Graubündtner den Preußen an der Memel, sowie alle deutsche Sprachgenossen, die in der Mitte dieser äußersten Marken deutscher Länder wohnen, sich untereinander. Andere Völker haben eine epische, dramatische, lyrische, die Deutschen diese idyllische Sinnesart. Sie spricht sich in ihrer Vergangenheit und Gegenwart aus und besteht in der Liebe zur Häuslichkeit, dem Hang zur Ruhe und ungestörter Beschäftigung in einem beschränkten Kreise, der Lust an mäßigen Spekulationen und der Ausbildung der Tugenden und geistigen Eigenschaften, die diesen Neigungen entsprechen. Auch die Tapferkeit der Deutschen ist dieser Sinnesart angemessen; sie ist nicht offensiv, sondern defensiv. In den wenigen Kriegen, die für die Deutschen günstig ausfielen, sind sie nicht durch ungestüme, kühne Aggression, sondern durch hartnäckigen, ausdauernden Widerstand Sieger geblieben. Die Franzosen haben den offensiven, die Deutschen und Dütsen (Kuhhorn) den defensiven Krieg ausgebildet. Die Tendenz zur Ruhe liegt so tief in ihrer Natur, daß, nachdem sie alle Kriegsausdrücke für sich aus der französischen Sprache entlehnt, sie ihrerseits die Franzosen nur mit 2 soldatischen Worten aus der ihrigen versehen haben, die beide auf Ruhe hinweisen. Das eine ist bivouac, der Ausdruck für die soldatische häusliche Niederlassung, das andere gar halte, die unnachläßliche Bedingung jeder Art von Ruhe. Somit denke ich die häusliche Richtung des deutschen Kriegssinnes nachgewiesen zu haben. Als Grundlage der übrigen, häuslichen, idyllischen Tugenden denken sich die Deutschen eine innere Eigenschaft, für die sie in ihrer Sprache ein entschiedenes Wort gefunden haben, das sie häufig im Munde führen. Es heißt Gemüth; ein solches existirt weder in der unsrigen, noch in andern mir bekannten Sprachen. Eine deutsche Definition desselben fällt mir nicht ein, auch würde sie für Euch, liebe Freunde, die ihr nicht 15 Monate zwischen Memel und der Mosel Euch aufgehalten habt, unverständlich sein. Hier ist eine von mir, so gut ich sie von diesem Mysterium liefern kann. Gemüth ist diejenige innere Anlage im Menschen, wodurch er die Gegenstände außer sich, nicht blos durch den Verstand, sondern vielmehr durch das Gefühl zu würdigen fähig wird. Ihr lächelt, lieben Freunde, und sagt, so Etwas nennen wir, ohne Phrase, Gefühl, wenn es in gewissen Grenzen bleibt; Empfindelei, wenn es über dieselben hinausschweift. Ich hingegen antworte: lieben Freunde, Ihr habt kein Gemüth in Euerm individuellen Organismus und daher keinen Begriff dafür und kein Wort. Noch eins: das comfortable des sinnlichen Engländers entspricht dem „gemüthlich" des nur innerlich schwelgenden Deutschen. Wenn Ihr nun den Sinn des Worts noch nicht gefaßt habt, so kann ich nichts mehr zum Verständnisse beitragen und damit genug vom Gemüth; ich will schlafen und es ist Zeit zu meiner dritten Untersuchung, dem Geschmack, überzugehen. Hier falle ich, gleich Anfangs, wieder auf die Schwierigkeit einer Definition. Es ist bekannt, wie schon Diderot sich vergebens bemüht hat, den Begriff Geschmack in ästhetischer Hinsicht festzustellen. „Was ist Geschmack?" Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich hier schulgerecht und genügend definiren soll. „Geschmack ist — Geschmack!" läßt Diderot sagen und ich, ein schläfriger, eilger Reisender, der aufs Gerathewohl einige ethnographische Bemerkungen macht, ich sage: Geschmack ist derjenige innere Sinn, den die Deutschen nicht besitzen. Den Mangel dieses Sinnes beurkunden ihre Theater, ihre Moden, ihre Gesellschaften, ihre Tafel, die meisten Hervorbringungen ihrer Literatur und Kunst. Wo thätiger Fleiß und unverdrossene Anstrengung, mit der reifen Ueberlegung, eifrig erworbener Kenntniß und tiefem Gefühl schaffen können, da wird Etwas hervorgebracht, das zwar nicht jenes Wohlgefallen des befriedigten Geschmacks erregt, aber imponirt und zur Bewunderung zwingt. Dahin gehören denn, in raschem Ueberblick, die Riesendenkmäler der alten Baukunst, die reiche Harmonie ihrer großen Opern, der ungemeine Fleiß in ihren Gemälden, das Ergreifende in der Darstellung ihrer Tragödien, das Tiefsinnige ihrer Geschichtswerke, die unglaubliche Mannichfaltigkeit ihrer schönen Literatur. Von der Philosophie rede ich nicht, indem bei dieser Das, was Geschmack heißt, nicht in Anwendung kommt; übrigens für praktische Naturen, wie wir sind, haben deutsche Philosophen seit Christian Wolf, einige Gedankenblitze von Kant, die auch uns erreichen, ausgenommen, nicht gearbeitet. Die neuere deutsche Philosophie ist für uns wie die Kabbala der Juden eine Gedankenschwelgerei, ein maßloser Mißbrauch der Worte für gelehrte Müßiggänger. Ich habe es hier, wenn ich von Geschmack spreche, mit der niedlichen, geistreichen Kleinigkeit, in jeder Gestaltung der Literatur, der Kunst und des Lebens zu thun und behaupte, daß diese, außer der Auffassung des deutschen Geschmacksinns liegt. Der deutsche Witz, die deutsche Eleganz ist für uns Andere grottester Art, und was sie gar ihren Welthumor nennen (ich werde Euch dieses Wort besonders erklären), erscheint wie ein kleinstädtisches Prachtstück. Wegen des Mangels an natürlichem Geschmack lastet vielleicht auf der Nation um so mehr der ungünstige Umstand, daß sie keinen machtübenden Centralpunkt hat, denn das Dasein eines großartigen Nationallebens würde wenigstens die kleinliche Geschmacklosigkeit zu einer großartigen machen. Die Engländer, die eine unverkennbare nationale Affinität mit den Deutschen haben, sind in dieser Hinsicht glücklicher und imponiren durch die Masse. Zwar ist Wien eine große Stadt, der einzige wirklich großstädtische Punkt in Deutschland, aber er ist kein Mittelpunkt des deutschen Lebens, sondern nur die Hauptstadt des gemischten östreichischen Staats. Dennoch repräsentirt sich dort, vermöge des Reichthums und der großen Bevölkerung der Stadt, das deutsche Volksleben in seiner großartigsten Gestalt. Dort wird auch das deutsche Lustspiel, so gut oder eigentlich so schlecht es nun einmal ist, am geistreichsten aufgeführt. Dort ist die deutsche Oper großgezogen worden und die beste deutsche Küche und die beste Kleidermode ist auch daselbst. Wenn die Deutschen noch einmal denjenigen höhern Geschmack, den haut goût in der Literatur, der Kunst und dem Luxus erhalten sollten, den andere Völker bereit sein würden als solchen anzuerkennen, so kann er nur aus Wien ausgehen, so lange wenigstens bis sie nicht, durch das wechselnde Schicksal der Staaten, einen andern großstädtischen Punkt in den Ländern ihrer Zunge besitzen werden. In ihrer schönen Literatur haben sie neuerdings eine curiose Erfindung gemacht: sie nennen sie eine Novelle und verstehen darunter eine schlecht erdachte Erzählung mit breiten Raisonnements über Literatur, Leben, Kunst und Wissenschaft. In eine solche Schachtel packen sie nun die ganze Langweiligkeit ihres kleinstädtischen Lebens und pedantischen Gespräches, handeln breit ab über Zopftragen, Tabackrauchen, Küchenwirthschaft u. s. w. und thun unglaublich dick auf diese literarischen Productionen, die sie vor Franzosen und Italienern voraus zu haben denken. Es ist aber kein Zweifel, daß, wenn Italiener und Franzosen verurtheilt werden sollten diese langweiligen, fast aller Verstrickung entbehrenden Geschichten zu lesen, sie entweder stehend einschlafen, oder aus Verzweiflung in einen brennenden Ofen hineinzuspringen bereit sein dürften. Dieser Mangel an Geschmack endlich, der den andern Völkern als ein wesentlicher Mangel an den Deutschen auffällt, mag die Ursache sein, warum die Deutschen von den Fremden nicht so geachtet werden, wie sie es verdienen. Der Engländer setzt den Deutschen dem Franzosen nach, obgleich er diesen haßt und verspottet, der Franzose thut es auch, obgleich er den Engländer zum Gegenstand seiner Witzeleien macht. Auf diese Weise könnte ich noch andere Völker anführen. Dennoch gestehen sie alle dem Deutschen ein: er sei gelehrt, aufgeklärt, duldsam, tapfer, erfinderisch, gerecht, treu, bescheiden, halte auf Sitten. Aber nun genug über deutschen Geschmack, d. h. über Etwas, was im Grunde noch nicht existirt; meine allzu lange Verhandlung sollte Euch nicht Land und Leute beschreiben (wo nähme ich die Zeit dazu?), sondern nur meine abgerissene Meinung über einige dahingehörige Gegenstände mittheilen. Ich nehme jetzt Abschied von den redlichen, fleißigen, gründlichen, ein-

sichtsvollen, gemüthlichen, aber geschmacklosen, idyllischen Deutschen und gehe in Gedanken und bald mit meinem Leibe über zu den kühnen, beweglichen, veränderlichen, oberflächlichen, aber geschmackvollen, dramatischen Franzosen. Man wirft uns vor, daß wir die Franzosen zu hoch achten und sie gleichsam zu unsern Mustern nehmen. Doch Ihr, meine Freunde, wißt, was daran ist. Die Franzosen sind uns gracculi, die uns mit ihren niedlichen Liedern, mit ihrem artigen, politischen Hahnengefecht, mit ihren hübschen, bunten Kleinigkeiten mehr wie Andere amusiren, und wenn wir gern ihre Sprache sprechen, so ist dies natürlich, denn bis jetzt hat keine andere Nation sich die Mühe gegeben, ihre Sprache für den gesellschaftlichen Markt so auszubilden, wie die Franzosen die ihrige. So viel und nicht mehr; lebt wohl. Ich freue mich darauf unterwegs, den anstandsvollen, französischen Bettlern ein paar Sous aus dem Wagen zu werfen und darauf in Paris die dankbare Miene eines verwegenen Opponenten der Regierung zu sehen, der froh ist, bei mir servilen Menschen ein Trüffelhuhn gratis zu verzehren".

So weit der Reisende. Nachdem wir uns die Mühe gegeben haben, die ganze, lange und doch nicht tiefeindringende Untersuchung zu übersetzen, indem wir in den obenangeführten Worten Jean Paul's gleichsam eine Aufforderung zu dieser Mühe fanden, fügen wir eine kurze Bemerkung hinzu. Der Reisende, vermuthlich ein Zögling der Residenzen und befangen in französischen Ansichten des Lebens, urtheilt einseitig und dazu aus einem schiefen Gesichtspunkte. Wenn Erzeugnisse des Geistes, um dem geistigen Geschmack zu genügen, nur in den Treibhäusern der größten Städte, im heißen Dunst zusammengedrängter Bevölkerung reifen könnten, wie hätten wir dann die Werke des classischen Alterthums, vorzüglich die der Griechen erhalten können? In der Reibung der größten Städte mag wol eine gefällige Glätte jeder Art entstehen, der zusammengehäufte Reichthum mannichfachen Glanz entwickeln, ob aber diese gerade Zeichen größerer Vollendung sind, könnte doch bezweifelt werden.

Aus dem Gesammtvorrath der diesjährigen poetischen Ernte, insoweit sie in Almanachen aufgespeichert worden ist, wählen wir ein kleines von einem, nur mit K. B. bezeichneten Verfasser im Volkston gedichtetes Lied. Es vergegenwärtigt in seiner schalkhaften Naivetät den eigenthümlichen Geist russischer Volkslieder.

Die Bräutigamswahl.

Mein Töchterchen, Täubchen, schau um Dich und sprich,
Wen willst Du zum Liebsten, zum Manne für Dich?
— Ich möchte den Zeisig, er kleidet sich hübsch,
Ist niedlich und witzig, doch ist er arm!
— Ich möchte den Finken, er thut so verliebt,
Doch ist er gar zornig, er schlug' mich todt!
— Ich möchte den Specht, ist ein vornehmer Herr,
Er redet so artig, doch ist er stolz!
— Ich möchte den Gimpel, der ist gar gelehrt,
Kann lesen und schreiben, doch blieb er dumm!
— Ich möchte den Raben, ist diebisch und reich,
Doch ist er mir häßlich und gar zu alt! —
Mein Töchterchen, Täubchen, Du wählest zu viel,
Nicht Aber und Doch, ein Mann sei Dein Ziel!
— Mein Väterchen sorg' nicht, ich hab' schon gewählt,
Ich liebe den Falken, der ist Soldat. 58.

Huldre-Gaverne, eller Ole Navnloeses Levnets-Eventyr, fortalt af ham selv, udgivet af B. S. Ingemann.*) Kopenhagen, 1831.

Dieses allerneueste Product des, auch in Deutschland wohlbekannten Dichters Ingemann ist ein so seltsames, daß es nicht leicht classificirt werden könnte. Es ist die Selbstbiographie eines Schwärmers, der nach vielen, langjährigen Prüfungen die Erfahrung erlangt, ein liebendes Herz und ein denkender Geist sei das Höchste auf Erden. Der Gang der Erzählung ist folgender. Er ist der Sohn eines norwegischen Bauers, der im sechsten Jahre von seiner Mutter getrennt wird und erst nach ihrem Tode die Nachricht ihres stillen Wahnsinns erfährt. Sie hinterläßt ihm einen Salbenkrug und 8 Ringe; mit der Salbe bestreicht er sich Augen und Ohren und erhält so helleres Gesicht und Gehör. Nun erscheinen ihm die Menschen in Thiergestalten, nun hört er nichts als Unsinn in den Unterhaltungen. Dies verleidet ihm allen Genuß; da er nun auch ganz ohne Vermögen ist, denkt er seine Ringe zu verkaufen, zuvor setzt er einen davon auf einen Finger, ihn umstralt heller Glanz und er entdeckt der Ringe Wundermacht. Er lebt nun in Verschwendung und Pracht, bis ihm einer seiner Diener die Ringe raubt. So wieder ganz in Armuth verfallen, kommt er in das Haus eines Grafen, in dessen Tochter Camilla er sich verliebt. Dieser Graf beschäftigt sich mit der Kabbala, will ihn in die höhere Geisterwelt einführen, vertreibt ihn aber, als er seine Lebensgeschichte von ihm erfährt. Nun wandert er durch die Welt, wird in Italien Mitglied einer Räuberbande, dann sucht er weiter ziehend durch Berauschung den Endzweck des Lebens kennen zu lernen (wo sich ihm der Weingott zeigt), gelangt endlich zur Schläferhöle, in der er viele Jahre verschläft. Endlich wieder erwacht, hat er greise Haare, hat seinen eignen Namen vergessen und streift nun als Namenlos durch seine Heimath, bis er zum Schlosse des alten, schon gestorbenen Grafen gelangt, dessen Tochter in blühender Schönheit von Vielen gefreit wird: der Wandrer tritt auch hinein und findet die Freier, wie sie ihre Lebensabenteuer erzählen; einer davon schreibt seine Würde dreien vom Vater ererbten Ringen zu. „Die waren mir gestohlen", ruft der Greis, zeigt sich der Gräfin Camilla, sie erscheint auf einmal als 200jährige Jungfrau und reicht dem Namenlosen ihre Hand. „Warum bist Du mir stets so treu geblieben?" fragt dieser. „Es war das Herz und der strebende Geist, den ich in Dir liebte, theuerster Freund: das war mir mehr werth als Alles. Diese Kleinode hast Du doch in allen Verirrungen bewahrt. Damit hast Du auch Deine Seele und Dein Leben gehütet, indeß sich alles Andre rings um Dich veränderte". So vermählen sie sich. „In den ersten Tagen dachten wir kaum an unser grenzenloses Glück und unsere Liebe, aber bald hörten wir, daß die verschmähten Werber Alles, was sie von uns zu wissen glaubten, erzählt hatten, und daß man uns allgemein in der großen Welt für ein paar alte Leute ansah, die sich nur jung zu sein einbildeten. Wir lächelten ruhig darüber. Wir ließen von uns reden und glauben, was sie wollten: aber wir waren glücklich und machten Andere um uns dazu". Dies der Schluß der seltsamen Geschichte, welche an Hoffmann erinnert; sie enthält jedoch in ihrer Ausführung so viel Geistreiches und bietet der Phantasie wie dem Verstande so manchen Genuß, daß sie wol auf deutschen Boden verpflanzt zu werden verdiente. 181.

*) Zaubergaben, oder des Ole Namenlos Lebensabenteuer, von ihm selbst erzählt, herausgegeben von Ingemann.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—1796. Mit zwei Uebersichtskarten. Gr. 12. 15 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

In diesem Augenblick, wo jene Gegend wieder die Aufmerksamkeit auf sich zieht, verdient diese Schrift besondere Beachtung.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 214. — 2. August 1831.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Daß aber die Arbeiten beider Gelehrten sehr wohl nebeneinander bestehen können, geht schon daraus hervor, daß Lembke's Geschichte, zu dem umfassenden Ganzen der englischen Herren-Ukert'schen Unternehmung gehörend, nothwendig sich in beschränktern Grenzen halten muß als die ganz unabhängige Arbeit von Aschbach; und dieser Unterschied ergibt sich schon daraus, daß Aschbach in 3 dicken Bänden denselben Zeitraum (bis auf etwa 50 Jahre Unterschied) behandelt, den Lembke in einem mäßigen Band zusammendrängen muß. Wenn aus diesem Verhältniß für Lembke größere eigenthümliche Schwierigkeiten hervorgehen, so vereinigen sich bei ihm auch alle Bedingungen, die eine genügende Lösung dieser Aufgabe im höchsten Grade verbürgen. Eine genaue Bekanntschaft, richtige Würdigung und gründliche Benutzung der christlichen Quellen der spanischen Geschichte ist ein beiden Schriftstellern gemeinsames Verdienst, was Beide gleich sehr von allen ihren Vorgängern auszeichnet; doch konnte Lembke, besonders durch seinen Aufenthalt in Göttingen begünstigt, einige, wenn auch nicht ganz unentbehrliche Werke benutzen, die Aschbach fehlten. Was aber die Benutzung arabischer Quellen betrifft, so hat Lembke offenbar einen bedeutenden Vorzug, theils durch seine genauere Kenntniß der arabischen Sprache, besonders aber dadurch, daß er einen der wichtigsten arabischen Schriftsteller, El Mokri, in einer der gothaer Bibliothek gehörigen Handschrift vollständig benutzen konnte, während derselbe uns bis jetzt nur in den sehr mangelhaften, übersetzten Auszügen des Engländers Murphy (Shakspeare) zugänglich war. El Mokri selbst lebte zwar erst im Anfang des 17. Jahrhunderts, aber sein Werk enthält meist wörtliche Auszüge aus mehr als 50 ältern spanisch-arabischen und nordafrikanischen Geschichtschreibern, und ist in dieser Hinsicht dem Werke v. Conde weit vorzuziehen, der ohne einen merkwürdigen Grundsatz historischer Kritik die Berichte meist an Glaubwürdigkeit sehr verschiedener arabischer Schriftsteller in ein Ganzes verschmelzt, wo es meist unmöglich ist, zu wissen, welchen Antheil ein jeder dieser Schriftsteller daran hat. Der ganz unzweckmäßige Plan, nach welchem Conde sein Werk verfaßte, macht, daß der gewissenhafte Geschichtsforscher dieses Werk durchaus nicht zu eigner Beruhigung und Befriedigung benutzen kann, und doch ist es bisher die einzige, einigermaßen reichhaltige und zugängliche Quelle für die Geschichte der Araber in Spanien gewesen, da Murphy's und Casiri's Werke sehr selten und doch mager genug sind, Cardonne und andere französische, sowie alle spanische Autoren aber als Quellen, oder auch nur als gewissenhafte Geschichtschreiber gar nicht in Betracht kommen. Hrn. Lembke's Benutzung des El Mokri ist demnach allerdings als ein sehr bedeutender Fortschritt in der Bearbeitung der Geschichte der Araber in Spanien anzusehen; dennoch aber ist in diesem Felde noch sehr viel zu thun. Es fehlt sogar noch zum Theil an den ersten Grundlagen einer genügenden historischen Forschung, nämlich an einer kritischen Sichtung und Vertheilung der arabischen Schriftsteller nach Zeit, Ort, Lage, äußerer und innerer Glaubwürdigkeit und Bedeutung überhaupt. Eine solche, unumgänglich nöthige Arbeit ist aber leider so gut wie unmöglich, so lange wir blos Bruchstücke von diesen Schriftstellern, wie in El Mokri und Casiri, oder gar Verschmelzungen der heterogensten Elemente wie bei Conde haben, und es wird deshalb eine Benutzung der noch vorhandenen vollständigen Handschriften an Ort und Stelle, vor allen Dingen im Escorial, dringend und unumgänglich nothwendig.

Ueberhaupt können wir nicht umhin, einen Wunsch auszusprechen, ein Bedürfniß zu bezeichnen, das uns gerade durch Veranlassung und in Bezug auf das vorliegende Werk wieder recht lebhaft fühlbar wurde. Da nämlich sowol durch Aschbach als insbesondere hier durch Lembke für die Bearbeitung der spanischen Geschichte eine ganz neue, vielversprechende Bahn gebrochen ist, so muß Jedem, der überhaupt für Dergleichen Sinn hat, daran liegen, daß nun auch wirklich ein genügendes, tüchtiges Resultat entstehe; es muß vor allen Dingen den Verlegern und Leitern einer so umfassenden, großartigen Unternehmung wie diejenige, wozu die gegenwärtige Geschichte gehört, daran liegen, daß alle einzelnen Theile des Ganzen würdig seien und den unter bestehenden Umständen möglichen Grad der Vollkommenheit erreichen. Es ist nun aber unsere Ueberzeugung, daß überhaupt, um eine gute Geschichte zu schreiben, eine genaue Kenntniß des Volkes

und des Landes, dessen Geschichte man schreiben will, durchaus nöthig ist. Der Geschichtschreiber muß ein klares, lebendiges Bild des Schauplatzes haben und geben, auf dem er den Leser einführen will, sonst werden die Gestalten, die er handeln läßt, immer schattenartig in der Luft schweben, niemals kräftig, lebendig hervortreten. Die Erfüllung dieser Bedingung wird aber in gewisser Hinsicht auch um so unumgänglicher nöthig, je möglicher sie wird, nämlich je näher die Zeit und das Land uns liegt, indem dann das Bedürfniß einer lebendigen Anschauung bei dem Leser um so dringender ist. Auf diese Seite der Geschichtschreibung ist nun freilich leider bisher wenig oder gar keine Rücksicht genommen worden, sodaß wir fürchten müßten, daß der Werth, den wir darauf legen, Vielen als eine paradoxe Grille erscheinen werde, wenn nicht gerade in einem der dem Heeren-Uckert'schen Cyklus angehörigen Werke, in der „Geschichte von Italien" der geistreiche Leo einen in die Augen fallenden Beweis gegeben hätte, wie sehr das Studium und die Darstellung der Geschichte durch eine solche Localkenntniß gefördert wird. Kann diese nun auch bei bekannteren Ländern kaum in einem irgend genügenden Maße anders als durch eigne Anschauung erlangt werden, wie viel weniger denn bei einem so eigenthümlichen, so wenig bekannten Lande wie Spanien. Hierzu kommt denn noch, daß besonders für die Geschichte des eigentlichen Mittelalters und noch mehr der neuern Zeit vollständige Materialien durchaus nirgends als nur in Spanien selbst gesammelt werden können. So scheint es uns denn im höchsten Grade wünschenswerth, ja zur Erlangung eines würdigen Resultates unumgänglich nothwendig, daß, wer eine Geschichte von Spanien schreiben will, Spanien selbst bereise. Wir müssen aber dies dem Verf. des vorliegenden Werkes um so mehr wünschen, oder vielmehr, wir müssen es der literarischen Unternehmung, an der er Theil nimmt, der Geschichtsforschung überhaupt umsomehr wünschen, da er alle Eigenschaften, die einen Aufenthalt in Spanien recht fruchtbar machen müßten, in so hohem und seltenem Grade vereinigt. Wir können mit vollkommener Sachkenntniß versichern, daß die Kosten, welche ein solcher Aufenthalt mehr als irgend ein anderer betragen kann, nichts weniger als bedeutend sind, und legen dem Unternehmer des vorliegenden Werkes die Sache um so mehr sehr ernstlich ans Herz, da wir überzeugt sind, daß er bei dieser großen Unternehmung nicht einen unmittelbaren, kleinlichen Krämervortheil im Auge haben kann. Alle andere Schwierigkeiten, die man bei der Ausführung eines solchen Entschlusses etwa erblicken könnte, liegen größtentheils nur in der Einbildungskraft Solcher, die Spanien nicht kennen, und es bedürfte nur der Ueberzeugung und des Entschlusses und sehr geringer Opfer für den Augenblick, um die Sache sehr leicht zu machen.

Das Bedürfniß, welches wir hier angedeutet haben, ist zwar für den Zeitraum, von dem dieser 1. Band handelt und allenfalls der nächste handeln wird, weniger dringend; aber es wird, je weiter das Werk vorrückt, desto fühlbarer werden, und wenn ihm nicht zur rechten Zeit abgeholfen wird, so muß es die Ausführung des Ganzen nothwendig sehr mangelhaft lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proteus. Auswahl der vorzüglichsten Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis vierter Band. Aus dem Italienischen. Erster Band: Vier Novellen, erzählt von einem Schulmeister. Zweiter bis vierter Band: Die Edelnonne von Monza. Eine Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen von Giov. Rosini. 3 Theile.*) Leipzig, Barth. 1831. 8. 3 Thlr. 15 Gr.

Das „Pantheon" ist noch nicht geschlossen, und es zeigt sich auch Proteus" in Gestalt eines Novellensammlers. Dieser Eifer verräth nur, daß, so reich Deutschland an Novellendichtern und Erzählern ist, doch von diesen noch immer der ganze Verbrauch an solchen Erzeugnissen nicht befriedigend hervorgebracht und das Ausland noch immer ausgebeutet werden muß. Nach den vorliegenden Proben zu schließen, scheint dieser „Proteus" jedoch eine unter allen Gesichtspunkten achtbare Unternehmung zu werden und wir haben nur zu wünschen, daß die Herausgeber ihren in der sehr gutgeschriebenen Vorrede aufgestellten Grundsätzen, was Form und Auswahl betrifft, treu bleiben. Die Uebersetzung, so weit sie sich aus diesen 4 Bänden beurtheilen läßt, ist vortrefflich; die Gesetze der Treue, wie die des geschmackvollen Styls finden sich darin befriedigt und Alles verkündet ein gewisses tüchtiges Entgegenstreben gegen den Unfug der Dutzendübersetzungen. Die Arbeit rührt offenbar aus einer sehr gebildeten Feder her, und wir zweifeln daher nicht, daß diese Unternehmung sich Freunde gewinnen wird.

Die bis jetzt erschienenen Bände liefern: Der erste 4 Novellen vom Grafen Balbo, Mustererzählungen nach dem Vorbilde Cervantes' und Boccaccio's. Diese Novellen haben in Italien den Beifall gefunden, den sie verdienen. Sie werden von einem alten Schulmeister erzählt, aber der Ton des gebildeten Weltmannes, eine feine Lebensbeobachtung, dichterische Weltanschauung und ein tiefes und reiches Gemüth zeichnen sich unverkennbar in ihnen. Wir erstaunen gewissermaßen, diese schönen Dichtungen noch nirgends übersetzt gesehen zu haben, und bekennen, daß sie auch uns neu waren. Für deutsche Novellenschreiber ist unendlich viel aus ihnen zu lernen; denn Natur und warmes, wahres Gefühl haben sie eingegeben, und ein kunstloser, aber wie aus einer bewegten Brust hervorgehender Erzählungston fesselt uns an sie. Ihre hervorstechendste Eigenthümlichkeit ist eine unterdrückte Rührung, ein beherrschtes Gefühl, eine gewisse, nach unbedeutenden Ausdruck strebende Sentimentalität, die eben dadurch nur um so eindringlicher wird. Yorick, Jean Paul und Bernhardin de St.-Pierre sind Muster in dieser Erzählungsweise und Graf Balbo schließt sich diesen Vorbildern für den Styl, wie dem unerreichbaren Cervantes für die Erfindung an.

Die erste dieser Erzählungen: „Franziska", ist ganz in Boccaccio's Weise; sie erschüttert weniger als sie unterhält. Die Begebenheit aus der Zeit der Kreuzzüge liegt uns allzu fern. Doch die zweite Novelle: „Anton und Maria", tritt uns durch Zustände, welche wir Alle kennen, nahe, und ergreift durch die einfache, treffliche Darstellung. Ein Conscribirter hat sein Mädchen verlassen müssen: er kehrt aus Rußland heim, und findet sie vermählt, Mutter. Dieser einfache Stoff ist meisterhaft behandelt und so, daß uns die innigste Theilnahme fast unwiderstehlich abgewonnen wird. Die dritte Geschichte: „Die schöne Alda", hat die Eroberungskriege der Franzosen in Italien unter Franz I.

*) Eine andere Uebersetzung der „Nonne von Monza" erschien von Dan. Beßmann (Berlin, Verlagsbuchhandlung, 1830, 8., 2 Thlr. 12 Gr.). D. Red.

jum hiſtoriſchen Hintergrunde; auch ſie iſt anziehend und gefällig, etwas minder tief geſchöpft als die vorhergehende. Dagegen iſt dieſe Novelle reicher an Malerei von Zeit und Sitte und durch ſchöne Contraſte der Argliſt und der Unſchuld feſſelnd. Der Verf. macht von einer eigenthümlichen Kunſt der Erzählung Gebrauch, die beſonders an den orientaliſchen Märchen reizt: an der Kunſt, den Hörer hinzuhalten und ſeine Erwartung zu ſpannen. Wir müſſen eine Probe davon geben, die zugleich für die Gewandtheit des Ueberſetzers zeugen mag. „Die Glocke des hüten Kloſters am Monginevra erſchallt plötzlich, zu ungewohnter Stunde. Die Bauern eilen heraus, ſehen erſt nach dem Thurm, dann in die Luft, dann auf die Erde hin, um zu entdecken, was dieſen ſonderbaren Klang der Glocke veranlaſſe. Nun hätten ſie wol unter hundert Malen neunundneunzig vom Morgen bis zum Abend hinſehen können, ohne darum aus der Bewegungen der Glocke oder irgend einem andern ſichtbaren Zeichen zu entdecken, was oder welcher Gegenſtand die Kloſterherrn zur Berathung zuſammenrufe. Diesmal aber war eins von den Hunderten, wo ihre Neugier geſtillt werden konnte. Denn Alle, die in die Luft ſahen, entdeckten nichts, nichts auch Die, welche in das Land hinein nach Abend, Mitternacht oder Morgen ſchauten, wol aber Die, welche zufällig die Augen nach Mittag zu dem dritten Wege, der von der Sacra nach Giaveno führte, gewandt hatten" u. ſ. w.

Dieſer feine Kunſtgriff des Erzählers ſtattet die Erzählung mit beſonderm Reiz aus. Maß und Geſchmack ſind dabei jedoch tadelnswerth. Die vierte Novelle: „Margrethe" iſt mehr eine moraliſche Skizze als eine gute Erzählung, doch in ihrer Art voll Verdienſt. Der Ueberſetzer, oft glücklich in neuen Wortbildungen, läßt hier auf einige treffen, die minder löblich ſind. Er ſchreibt die Königiſchen, die ſeeliſchen Urſachen der Krankheit, erkraften — lauter unglückliche Neuerungen, welche jedoch durch viele glückliche derſelben Art, erſetzt werden.

Der 2., 3. und 4. Band der Sammlung liefert den in Italien beliebten und anerkannten hiſtoriſchen Roman: „La monaca di Monza", von Giovanni Roſini, bis jetzt dem einzigen namhaften Nebenbuhler Manzoni's in dieſer für Italien neuen Gattung. Man ſieht daraus, wie ſchnell, ſeit dieſes Dichters „Verlobten" der Geſchmack für Arbeiten dieſer Art Eingang gewonnen hat, und obſchon Italien nicht das Land der Lectüre iſt und aller Wahrſcheinlichkeit nach auch nie werden wird, ſo beweiſt uns doch dieſe ſinnreiche, friſche und lebenvolle Arbeit, daß auch von hier Novellen im neuen Styl hervorgehen können und werden, welche dem Schöpfer dieſer Gattung, wie ſie jetzt begriffen wird, Walter Scott ſelbſt, keineswegs zur Unehre gereichen würden. Etwas zu viel Breite im Styl und einen etwas zu ſteifen und ungelenkigen Perioden zeigt der italieniſche Roman immer noch, und es wird noch einige Zeit hingehen, ehe ſich der Fülle und der langhinwirkenden Verknüpfung entkleiden wird, welche eine Erbſchaft der Väter der italieniſchen Proſa iſt; aber an Erfindung, an Phantaſie, an originellen Charakteren und an Scenen voll Spannkraft und Effekt fehlt es dieſem Roman ſo wenig, wie den „Verlobten", welche in einer ihrer Epiſoden den Kern zu dieſer Erzählung hergegeben haben, wodurch in doppelter Weiſe dann Manzoni's Muſe zur Mutter der Roſini'ſchen geworden iſt. Ripamonti erzählt in der Kürze die Geſchichte, welche Manzoni zu ſeiner beliebten Epiſode und Roſini zu ſeinem Roman den hiſtoriſchen Inhalt hergegeben hat. Die Tochter eines fürſtlichen Hauſes in Monza wird von dem älterlichen Stolz bewogen, den Nonnenſchleier zu nehmen. Hier knüpft ſie mit dem jungen Grafen Egidio ein Liebesverhältniß an, das der Treuloſe dazu benutzt, ein anderes von ihm geliebtes Mädchen, Lucia von Lecco, unter den Schutz Gertrudens, der Nonne, zu ſtellen. Lucia wird auf ihre Veranſtaltung entführt, Gertrude entflieht dem Kloſter, und der Roman ſchildert nun, durch welche Schickſale Gertrude zur Verſöhnung mit der Kirche, Egidio und ihr Vater zu verdienter Strafe, und Lucia zum Weg des Heils zurückgeführt wird. Die Geſchichte iſt, beſonders in den erſten Abſchnitten gut erzählt, wenngleich der Verf. den Fehler begangen hat, das Verſtändniß derſelben zu ſehr von der Kenntniß der „Verlobten" abhängig gemacht zu haben. Weiterhin tritt zuweilen Breite und [illegible] ein, die jedoch durch die ſchönen Acte poetiſcher Gerechtigkeit am Schluß vergeſſen gemacht werden. Die Uebertragung iſt von dem [illegible] Verdienſt und wol auch von derſelben Hand, wie die der Walter Scott'ſchen Novellen, und der Ueberſetzer hat ihren Werth noch durch eine Reihe von ſchätzbaren erklärenden und belehrenden Anmerkungen am Schluß jedes Bandes erhöht, welche allein ſchon hinreichen, zu beweiſen, daß hier nicht von einer gewöhnlichen Fabrikarbeit im Ueberſetzen die Rede iſt. Möge dies Unternehmen, das wir bis jetzt nur aus dieſen beiden Werken kennen, in dem Geiſte fortgeführt werden, der ſich darin kundgibt! dann wird es ihm weder an dem Beifall der Verſtändigen, noch an einer hinreichenden Zahl von Liebhabern unter den Unterhaltung Suchenden fehlen, welchen wir es pflichtmäßig hiermit empfehlen wollen. 40.

Ueberſicht der Geſchichte Polens bis auf unſere Tage, mit ausführlicher Darſtellung des Intereſſanteſten und Wichtigſten daraus. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung der gegenwärtigen polniſchen Revolution. Von Friedrich Grohe. Karlsruhe, Braun. 1831. 8. 20 Gr.

Wir verſäumen nicht von dem eben erſchienenen Werke den an dem Schickſale einer großen Nation warmen Antheil zollenden Leſern d. Bl. kurzen Bericht zu erſtatten. Das Buch iſt das Erzeugniß eines eifrigen Polenfreundes, eines wackern evangeliſchen Geiſtlichen in der Nähe von Karlsruhe. Der Reinertrag iſt den Verwundeten der, in ihrem Aufleben bereits ſchon erſtarkten Heldenſchar gewidmet. Wenn dieſer Zweck ſchon von dem Verfaſſer eine gute Meinung faſſen läßt, ſo befreundet uns auch der Inhalt und das obwol nur ſpärlich eingeſtreute Raiſonnement mit den Geſinnungen des Verf., der uns als Feind alles Abſolutismus erſcheint, ſei dieſer nun der Leitſtern der Legitimität, einer dem Volke Hohn ſprechenden Ariſtokratie, einer hab- und herrſchſüchtigen Hierarchie, oder eines ſchrankenloſen Pöbels.

Den Eingang zu dem Buche macht ein „Blick auf das Ganze der polniſchen Geſchichte". Der Verf. legt darin ſein Glaubensbekenntniß über die Ereigniſſe, welche Polens Schickſale bedingten, nieder. Er verfällt dabei nicht in die Kurzſichtigkeit jener Halbdulder und Halbentſchuldiger, die in Revolutionen immer in der nächſtliegenden Urſache auch die Grundurſache finden. „Unmöglichkeit der Nationaleinheit in Folge des ſeit Jahrhunderten herrſchend gewordenen Ariſtokratismus" iſt dem Verf. die Löſung des Räthſels der polniſchen Geſchichte bis zur erſten und zweiten Theilung, welche unmittelbare Folgen jener Unmöglichkeit der Einheit waren. Die polniſche Geſchichte ſondert ſich in 5 große Partien, indem Polen zuerſt als Monarchie in der Geſchichte der europäiſchen Völker auftritt, dann als Ariſtokratie aus derſelben abtritt und endlich, durch die Wegräumung der die Nationaleinheit vernichtenden Verfaſſung, durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft und durch die Wiedergeburt eines beſſern Nationalgeiſtes, aus dem Grabe wiedererſteht, eine Periode, die mit Napoleon anhebt und deren intereſſanteſte Begebenheiten uns zu erleben vorbehalten ſcheint. Daß Rußland, Oeſtreich und Preußen durch den Coeſen auf der politiſchen Arena in den Staub gelegt wurden, mag freilich Mitgrund jenes Erwachens der polniſchen Nationaleinheit geweſen ſein. „Geſetzt auch, daß es den Ruſſen gelänge und daß ſie es für klug hielten, die Polen wieder gänzlich zu unterdrücken, ſo wäre es doch nur das Ende des Anfanges, das Ende des erſten Stadiums der Wiedergeburtswehen einer Nation, die an Heldenmuth und Vaterlandsliebe von keiner übertroffen wird und deren dauernde Unterdrückung als eine moraliſche Unmöglichkeit erſcheint". Daß es den Ruſſen gelingt, iſt mindeſtens unwahr-

scheinlich; daß sie es für klug halte, wer hat sie darum gefragt? Staatsklugheit und Diplomatie sind keine Bundesgenossen, so wenig als Canning und Metternich gute Freunde sein konnten.

In dem Capitel „Polens dunkle Vorzeit" handelt der Verf. die Periode vom Jahre 550—992 ab und geht hierüber nur kurz weg, indem er bald zur Geschichte übergeht, in deren ersten Theil er Polen als Monarchie uns vorführt, und zwar den ersten Zeitraum, „die monarchische Gewalt unter eingeborenen Erbfürsten nur hierarisch beschränkt". Unser Verf. scheint weniger eigne Forschungen zu Grunde gelegt, als aus den bewährtesten Schriften gesammelt zu haben. Dem strengen Geschichtforscher mag daher Manches in anderm Lichte erscheinen, allein es läßt sich doch nicht verkennen, daß der Verf. die Bausteine gut zusammenfügte und Sorge trug, dem Leser Ursache und Wirkung klar erscheinen zu lassen. Ueberdies konnte es nicht Zweck des Verf. sein, eine eigne kritische Geschichte zu geben. Ohne Zweifel ist der Zweck des Buches dadurch erreicht, daß Derjenige, der sich nicht mit dem tiefern Studium der Geschichte befassen kann, eine gedrängte Uebersicht erhält, aus der ihm die Ereignisse der neuesten Geschichte Polens in innigem Zusammenhange mit den frühern erscheinen werden. Das Werkchen kann daher der großen Schar der Zeitungsleser als ein Verständigungsmittel dienen, als Wegweiser bis zum 29. November 1830.

Die zweite Periode ist am ausführlichsten behandelt (S. 56—302); sie war auch die ereignißvollste und legte ja den Grund zu Allem, was eben jetzt geschieht, was das wiedererstandene Polen vollbrachte oder was mit ihm vollbracht wurde. Diese Zeit umfaßt also die Napoleonisch-Sächsische und die Russische; sie umfaßt aber auch den großen Rachekampf gegen den unerhörtesten Despotismus, den Freiheitskampf, der eben jetzt geschlagen wird, den Kampf, den eine engherzige, jedoch von dem nie ruhenden Gewissen gepeinigte Aristokratie einen Todeskampf nennen möchte; ein solcher wird es aber nicht „für die Rebellen" sein.

Die Nemesis hat dem Verf. die Worte in die Feder dictirt: „Eine Nation von solchem Heldenmuthe und solchem Nationalsinn, wie die polnische dauernd zu unterdrücken, ist eine moralische Unmöglichkeit; und je größer die Opfer, die Anstrengungen sind, die ihre Unabhängigkeit sie kostet, desto höher wird ihr Aufschwung sein, desto glänzender die Stufe, die sie nach so langer Schmach politischer Vernichtung unter den europäischen Völkern einnehmen wird. Sie wird der Phönix der Völker sein!" Hieran zu zweifeln, wäre Sünde an der Gottheit; könnten Kanonen und Bajonette sie erreichen, wer weiß, ob ihr nicht schon längst der Krieg erklärt worden wäre! Vielleicht nützte es noch etwas, wenn man für die Patronen .....papier nähme. — Die neueste Periode ist sehr kurz bearbeitet. 174.

Demeter. Sommertaschenbuch zum geselligen Vergnügen für alle Stände auf das Jahr 1830. Herausgegeben von C. A. Beinhöfer und Weißenburg sen. Rinteln, Osterwald. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

An diesem Büchlein ist Alles auffallend, und doch eigentlich gar Nichts außerordentlich. Es soll ein Taschenbuch sein, und ist doch nicht in Taschenformat gedruckt; es soll ein Sommertaschenbuch für 1830 sein und wird dem Referenten erst jetzt bekannt, nachdem die Jahreszeit 1830 längst abgeblüht ist; es nennt sich Demeter und bringt doch fast gar keine eignen Früchte hervor, da es fast lediglich nur Uebersetzungen aus englischem und italienischem Boden in seinen Sommer herüberverpflanzt; es bestimmt sich „zum geselligen Vergnügen für alle Stände", und doch ist nicht zu begreifen, wie das gesellige Vergnügen des Lesers dabei wird bestehen können, wenn man ihm nur Altbekanntes und Längstübersetztes noch einmal bekanntmacht und übersetzt. „Demeter" bringt uns ganz bona fide zuerst eine Uebersetzung von Lord Byron's „Belagerung von Korinth", welche der Feder des Hrn. Karl Adolf Beinhöfer ihr Dasein schuldet. Derselbe übersetzt sodann auch mehre Stücke aus Thomas Moore, und schwingt sich in seinem Demeterdienst zu einem Gipfel auf, indem er auch noch das treffliche Lustspiel von Goldoni: „Molière's Triumph, oder der beschämte Heuchler", nicht übersetzt, sondern „metrisch bearbeitet". Seine Versuche fallen freilich sehr schwach aus und wir können ihnen, wenn wir auch aus Gutmüthigkeit wollten, kein Uebersetzertalent ansehen. Nicht weniger unglücklich scheint sein College im Demeterdienst, Hr. Weißenburg sen., im eignen Produciren zu sein, wovon er in seinem „Don Fernando de Serbilongi, oder: Der Liebe Opfer", einer romantischen Erzählung, Proben abgibt, welche mit großer Mäßigung im Aufwande von Poesie, spanische Inquisitionsgreuel, Sklaverei und Unglück aller Art erzählt. Ein Recensent müßte jedoch ein Tigerherz im Leibe haben, wenn er alle diese so gutgemeinten Dilettantenversuche, die einmal nicht dafür können, daß sie nicht mehr geworden sind, ernstlich befeinden wollte. In dem Zueignungsgedicht „An Demeter" rufen die „schüchternen Gärtner", welche der erhabenen Tochter des Kronos „diese Myrthengewinde" (?) weihen, ihrer Demeter zum Schluß zu:

Also beginne den Lauf, nichts Schmerzliches kann Dir begegnen,
Flocht doch den lindernden Mohn selber Dir Zeus in das Haar!

So soll dem Büchlein dann auch von Ref. nichts Schmerzliches weiter begegnen und wir wollen es im lindernden Mohn der Vergessenheit gern ruhen lassen, denn vor Zeus hat auch ein Recensent Manschetten. 156.

Notiz.

Freimuth in China.

Vielen unserer Leser, die durch Reisebeschreibungen und Romane einige Bekanntschaft mit China gemacht haben, wird es befremdlich scheinen, daß es sogar in China Freimuth geben soll. Daß dem indessen so ist, beweist folgende Anekdote, die ein Missionnair des Collegiums San-Jose in Macao in seinen der britisch-asiatischen Gesellschaft mitgetheilten Notizen über China erzählt. Unter der Regierung des Vaters des gegenwärtigen Kaisers schrieb ein ausgezeichneter Mandarin, Sung-kaun, ein Memoire, in welchem er mehre, wie er glaubte, mit der „wahren Mitte" oder dem Recht unvereinbare Handlungen des Kaisers tadelte. Er wurde sogleich nach Hofe gerufen und befragt, ob er der Verf. dieser bittern Schrift sei. Er bekannte sich ohne Zögern zu seinem Werke. Darauf fragte man ihn, welche Strafe er wol verdient habe; er antwortete: „Geviertheilt zu werden". Man foderte ihn auf eine andere Strafe zu wählen: „Gut, so möge man mir den Kopf abschneiden!" Und auf eine dritte ähnliche Auffoderung entschied er sich für das Erdrosseln. Man befahl ihm sich zu entfernen; des andern Tages wurde er zum Gouverneur von Ele (dem Lande der Verbannten) gemacht.

Bei dieser Gelegenheit, „da gerade von China die Rede ist", möchte Nr. 163 sich wol erlauben, einen ihr unbekannten Hrn. Collegen und Colloboratoren in d. Bl. zu fragen, warum er sich so gar hart und grausam gegen die chinesischen Sittenschilderungen des beliebten: „Wenns nur chinesisch ist!" erwiesen hat?*) Die unterzeichnete Nr. bekam zufällig, in einem müßigen Augenblicke, das spaßhafte Product in die Hand und mußte, was doch wahrlich von einem gefühllosen Ding wie eine Ziffer viel ist, mehrmals laut auflachen. Bester Hr. College, wie konnten Sie diese berliner Frescogemälde für echtes Chinagut, für veritable chinesische Portraits halten? Meriten Sie denn nicht die Ironie? 163.

*) Vgl. Nr. 189 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 215. — 3. August 1831.

Geschichte von Spanien, von F. W. Lembke. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Wir gehen nun zu einer kurzen Uebersicht des Inhalts des vorliegenden Werkes über, wobei wir freilich nicht eigentlich kritisch verfahren können, da wir der Hülfsmittel zur Belegung etwaiger Zweifel oder abweichender Meinung gänzlich entbehren. Diese könnten in der That auch nur Nebensachen treffen, da der Verf. seine Ansichten und Resultate durchgängig mit den triftigsten Gründen und entscheidendsten Citationen belegt. *) Der Zeitraum, den dieser 1. Band behandelt, geht von den Völkerwanderungen bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. In einer Einleitung gibt der Verf. eine kurze Uebersicht des Zustandes und der Verwaltung Spaniens in den letzten Zeiten der römischen Herrschaft und der Geschichte der Westgothen, bis zur Auflösung ihres tolosanischen Reiches in Gallien und der Begründung ihrer Herrschaft in Spanien, wo sie Anfangs als Hülfsvölker der Römer, dann als Flüchtlinge vor der Uebermacht der Franken und gleichsam nothgedrungen als Eroberer erschienen. Dies Alles ist ein sehr undankbarer Stoff, wo die beharrlichste und mühsamste Forschung verschwendet werden muß, um eine endlose Reihe von sehr gleichförmigen, wenig zusammenhängenden, wenig entscheidenden Gewaltthätigkeiten und Treulosigkeiten chronologisch zu ordnen, ohne daß, wenn wir Alarich, Attila, Aetius, die Hunnenschlacht bei Chalons und Theoderich abrechnen, die doch nur beiläufig berührt werden können, der Blick auf irgend einem vorspringenden Punkte, einer bedeutendern Thatsache oder Gestalt ruhen könnte. Es ist in der That ein Uebelstand, daß man sich erst durch diesen Wust hindurcharbeiten muß, um auf fruchtbaren historischen Boden zu gelangen, und der Verf. hätte hier vielleicht besser gethan, noch eine viel größere Menge von Einzelheiten (die doch keine Details sind) aufzuopfern und mit ein paar Zügen den Hauptcharakter und die Resultate dieser Epoche darzustellen. Vielleicht würde dann auch die eigentliche Stellung der Gothenfürsten, als römischer Condottieri, die ihren Sold in Grund und Boden bezogen (wie dies kürzlich von Leo so plausibel ausgemalt worden ist), deutlicher hervortreten. Was der Verf. über den Zustand Spaniens seit den Zeiten Konstantins sagt, macht es übrigens noch erklärlicher, weshalb die Bewohner diese germanischen Scharen keineswegs als wilde Verwüster, sondern eher als Befreier von dem Joche der römischen Steuerbeamten ansahen. Deutlich geht hervor, daß auch hier, wie zu allen Zeiten, Zerstörung der Städtefreiheiten die Hauptursache des Untergangs des Reiches war.

Nun folgt die Geschichte des westgothischen Reiches in Spanien, von 531—711. Auch dies ist kein sehr ergiebiger oder anziehender Stoff, der mit seinen Gewaltthaten und Treulosigkeiten ohne kräftige Rohheit in seiner Bastardbildung zwischen entartetem romanischen und entartetem germanischen Wesen uns viel zu sehr an das byzantinische Unwesen erinnert. Der Verf. hat jedoch Alles daraus gemacht, was möglicherweise daraus gemacht werden kann, und wenn gerade auf diesem Felde, nach Aschbach, wenig neue Früchte zu sammeln waren, so bleibt doch Lembke's gedrängtere Darstellung der innern Verhältnisse, der Verfassung, der Gesetzgebung, Kirche, der Sitten und Bildung u. s. w. der Westgothen in Spanien meisterhaft. In der Darstellung der äußern Ereignisse wäre vielleicht auch hier gerade, von dem Standpunkte des Verfs. aus, manche ermüdende Einzelheit zu ersparen gewesen, um die Hauptpunkte heller hervortreten zu lassen: Lewigild; das Ende des suevischen Reichs in

*) Der Verf. führt in der Vorrede die Gründe an, weshalb er mehr Citationen beibringt als sonst wol nöthig sein könnte, und diese Gründe scheinen uns vollkommen befriedigend und machen seiner Bescheidenheit Ehre. Wolfgang Menzel, der in seinem „Literaturblatt" dem vorliegenden Werke einige Zeilen widmet, ist anderer Meinung und äußert sich auch in einer gleich darauffolgenden Anzeige meiner „Geschichte des Cid" sehr vernehm über Citationen. Da Hr. Wolfgang Menzel durchaus nichts von diesen Dingen versteht und von gründlichem, gewissenhaftem Arbeiten überhaupt keinen Begriff zu haben scheint, wie die Oberflächlichkeit zur Genüge beweist, die sich in den meisten seiner Anzeigen wissenschaftlicher Werke wenigstens ebenso entscheidend ausspricht als seine nachgerade frechenhafte Suffisance, so kann sein Tadel sehr gleichgültig sein; wenn er nur Werke, die das Resultat einer gewissenhaften, ernsten, mühsamen, jahrelangen Thätigkeit sind, über die ihm keinerlei Art von Urtheil zusteht, wie z. B. das vorliegende, mit seiner Protectionsmine, seinem Lobe verschonen wollte, die es denjenigen Erzeugnissen gleichsetzen, welche mit mehr Recht innerhalb des Kreises seiner Gerichtsbarkeit liegen.

Galicien; der Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche unter Ricared; die Zerstörung der byzantinischen Herrschaft an der Südküste.

Der 2. Theil dieses Bandes führt uns auf ein fruchtbareres, anziehenderes Gebiet: der Untergang des westgothischen Reiches; die arabische Eroberung, Ansiedelung, Herrschaft und Bürgerkriege bis an die Pyrenäen, ihre Einbrüche bis an die Rhone und Seine, denen die Niederlage bei Poitiers ein Ziel setzt, und worauf unter den Karolingern umgekehrt fränkische Züge bis an den Ebro und Begründung fränkischer Marken in Catalonien; endlich, während dieses lauten, gewaltigen Treibens, die stille, allmälige Entwickelung der Keime neuer christlicher Staaten in den Gebirgen von Asturien und Cantabrien. Dies ist die natürliche Gruppirung der Begebenheiten und der Völker während dieser Epoche, und obgleich der Verf. sie im Ganzen nicht stören konnte, so scheint es uns doch, daß er sie im Einzelnen unnöthigerweise zersplittert hat, indem er in 3 ziemlich weit voneinander entfernten Capiteln die Geschichten der christlichen Reiche in Asturien und Leon, und in 2 auch von einander entfernten Capiteln die Gründung der fränkischen Mark abhandelt. Noch weniger können wir es billigen, daß er diesen ganzen Band nur bis zur Mitte der Ommaijadenherrschaft in Spanien führt, statt mit dem Untergang derselben und mit einer Darstellung des Zustandes des arabischen Spaniens während dieser Glanzperiode zu schließen. Schon eine gewisse Autorspolitik müßte eine solche Eintheilung angerathen haben, da, sowie er jetzt vorliegt, diesem 1. Bande ein eigentlicher Glanzpunkt, ein überwiegendes Interesse fehlt und mancher gewöhnliche Leser ihn ohne die erwartete Befriedigung aus der Hand legen wird. Daß wir diese aber im höchsten Grade in des Verfs. Darstellung der angeführten Periode, besonders des charakteristischen, reichen, blühenden Lebens und Treibens der Araber in Spanien finden werden, bezweifeln wir keinen Augenblick, und eben dies vermehrt unser Bedauern über eine solche Eintheilung, die diesen Genuß auf eine unbestimmte Zeit hinausschiebt. Wir meinen, daß dies um so eher hätte vermieden werden können, da der vorliegende Band verhältnißmäßig gar nicht stark ist und, wie wir oben andeuteten, noch mancher Raum hätte erspart werden können. Sollten Buchhändlerrücksichten hier gewirkt haben, so müssen wir sehr ernstlich und um der Sache willen wünschen, daß Hemmungen der Art bei der Fortsetzung des Werkes ein für alle Mal wegfallen und dem Verf. in jeder Hinsicht unbedingt freie Hände gelassen werden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Lawrence's Leben und Correspondenz.

Auch auf dem Festlande, wo allerdings in der Regel britische Künstlernamen selten Eingang finden, wird Sir Thomas Lawrence wenigen Freunden der Kunst unbekannt sein. Der Engländer nennt ihn den ersten Portraitmaler, der je existirt hat, und der Fremde zählt ihn den ersten bei; poetischer hat nicht leicht ein anderer Maler vor Lawrence eine bestimmte Individualität aufgefaßt und wiedergegeben. Er war, obgleich auf einen untergeordneten Zweig der Kunst beschränkt, Künstler im vollsten, seltensten Sinne des Wortes und verdiente es daher wohl, daß sein Gedächtniß nicht blos durch seine Werke sondern auch durch eine lesbare Biographie erhalten würde. Eine Biographie hat uns in: „The life and correspondence of Sir Thomas Lawrence, by *D. E. Williams*, Esq." (London, 1831), die britische Presse gebracht, aber leider keine lesbare. In 2 dicken Octavbänden ist Alles, was in Journalen über Lawrence gesagt worden war, mit einigen oberflächlichen Notizen über sein Leben zusammengestellt, und diese Compilation wird uns als eine Biographie des Künstlers geboten. Volle Entschädigung für den Aerger, den der Biograph uns verursacht, wird uns indessen durch eine Auswahl aus Lawrence's Correspondenz, die den ganzen 2. Band füllt und den genialen Künstler, den liebenswürdigen Menschen uns reiner und heller vor die Seele stellt, als eine hundert Mal bessere Biographie dies vermocht hätte. Den Künstler sehen wir in einem Briefe an Mrs. Wolff, den er schrieb, nachdem er das Portrait von dem persischen Mirsa Abul Hassan Khan vollendet hatte:

„Wenn das den Anspruch auf den Namen eines großen Malers gibt, daß er Meister seiner Kunst ist, so habe ich keinen Anspruch auf diesen Namen, denn ich werde beständig von der Kunst bemeistert; ich bin so sehr der Sklave jedes Gemäldes, das ich male, als ob es lebende persönliche Existenz hätte und mich mit Ketten an sich fesselte. Wie oft habe ich wol bei dem Malen eines Bildes gesagt: Gut, nun will ich es sein lassen, und, wenn ich nun meine Palette und Pinsel niedergelegt und mir die Hände gewaschen hatte, sah ich, während ich sie mir trocknete, noch eine Kleinigkeit, die mich nöthigte, meine Instrumente wiederaufzunehmen. Es ist schön, daß bei aller äußern Schwierigkeit jedes Bild seine eignen Gesetze hat und, indem es die Natur copirt, auch ihre unendliche Mannichfaltigkeit theilt. Doch gibt es hier keine lose Unbestimmtheit; die Wahrheit ist da, und unsere Sache ist es, sie herauszufinden. Ein wahrer Kritiker sollte, wenn er ein Gemälde sähe, im Stande sein, für jede Form und Farbe in demselben einen Grund und eine Bedeutung anzugeben, da nichts zufällig ist außer für den unwissenden und anmaßenden. Es gibt nur eine Art von berechnetem, vorhergesehenem Zufall, der oft glücklich ist. Ich wähle einen lockerern Pinsel, dessen Strich unregelmäßig ist, und ich nehme ihn irgend einer besondern Eigenthümlichkeit meines Gegenstandes wegen; aber dies ist Absicht, nicht Zufall, oder Zufall durch jene geleitet. Ich habe viel Vergnügen und Stolz an Gemälden, die ich in ferne Länder schicke, die mit den höhern Leistungen und Grundsätzen der Kunst unbekannt sind. Ich könnte sie ohne alle Gefahr hintergehen und betrügen. Das Urtheil, die Schwierigkeit, wenn ich so sagen darf, die Wissenschaft des Gemäldes ist bei ihnen verloren; aber nachdem sie es vielleicht Jahre lang seiner Aehnlichkeit wegen bewundert haben, in der festen Ueberzeugung, daß es eine tüchtige Probe meines Talentes ist, mag vielleicht ein großer Künstler oder Kenner zu ihnen kommen, und dann werden sie hören, daß es in jedem seiner Theile eines meiner vollendetesten Werke ist, daß ich selbst für den Monarchen meines Landes nicht mit mehr Geschicklichkeit und Achtsamkeit gearbeitet haben konnte, als ich dies für Fremde that, die ich nie sehen werde und von denen ich weder Lob erwarten, noch ihren Tadel fürchten darf".

Den Menschen zeigen uns einige Zeilen eines andern Briefes, an Miß Lee, als er sich eben in Geldverlegenheit befand.

„Ich wünsche die Fortdauer der bisherigen Freundschaft, weil ich sie fühle; und Geldgeschäfte haben keinen Antheil an meinen Gefühlen. Aber denken Sie, wie wenig ich gewohnt war, um meinetwillen darauf zu achten. Ich bin nie verschwenderisch in dem Gebrauche des Geldes gewesen; weder Spiel, Pferde, Wagen, kostspielige Unterhaltungen, noch gemeine Ausschweifungen haben mir dasselbe entzogen. Ich bin in jeder andern Beziehung, außer in Bezug auf die Folgen der äußersten Sorglosigkeit in Geldsachen, noch ganz derselbe Mensch, der ich

s Gut war. Dieſelbe Fertde an den einfachſten Vergnügen, ſelbe Verachtung gegen niedren Genuß, dieſelbe Empfänglich- er für edle Große, wie hoch es auch über mich erhaben ſein ag, liebliche Bewunderung für alles Schöne, denſelben Enthu- ſmus für edle Aufgezeichnete in den Schöpfungen, für alles ble in den Leidenſchaften des Geiſtes. Ich bin auf Hinterliſt nd Duplicität geſtoßen, die ich nie geübt habe, und ſie haben ein Vertrauen auf die Menſchheit und meinen feſten Glauben, ß der Gute in derſelben das Böſe unendlich überwiegt, nicht wankend. In Augenblicken der Aufregung mag ich anders ge- prochen haben; aber dies war ein erratum meines Herzens, ins Buch, das ich offen der Welt vorlegen könnte, wenn mein Leben jetzt zu Ende wäre". Daß Lawrence kein Verſchwen- er war, in dem Sinne, den er ſelbſt mit dieſem Worte erband, war allerdings richtig; aber er betrachtete es nicht als Verſchwendung, wenn er auf den Ankauf von Kunſtwerken Summen verwandte, die über ſeine Mittel gingen; und war die Quelle ſeiner mehr als einmal wiederkehrenden Verlegenheit.

Intereſſant iſt Lawrence's Briefwechſel nicht blos dadurch, daß wir ihn ſelbſt aus demſelben kennen lernen, ſondern ebenſo ehr durch ſeine Urtheile über Perſonen und Begebenheiten von ſchätzbarer Bedeutung und, wie dies von einem großen Künſt- er nicht anders zu erwarten iſt, über Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke intereſſant. So ſagt er in einem ſeiner Briefe von Lever:

„Seine lebendige und, obwol düſtere, außerordentliche Ener- ie des Gedankens weckt die Einbildungskraft und zwingt uns in Stolz zu ehren, ehe wir über den Menſchen urtheilen; wenn er uns aber nöthigt, das Letztere zu thun, wird auch der Geiſt ein Gegenſtand des Mistrauens und Widerwillens. Nie beſtätigt Lavater's Syſtem ſeine Wahrheit auffallender als in ſeck Byron's Zügen, in denen man ſeinen ganzen Charakter ieht: ſeinen ſcharfen und ſchnellen Geiſt, ſeinen beſchränkten Ver- ſtand, ſeine Bitterkeit und ſeine Bitterkeit; ſeine urſprüng- liche Symmetrie, wie ſie von den Leidenſchaften zerriſſen worden iſt, ſein halb fröhliches, halb höhnendes Lachen; die Stirn offen und ſein, die Brauen kühn vorragend, die Augen glänzend und ausdrucksvoll, die Naſe fein und die Naſenlöcher ſcharf gebildet, der Mund wohlgeformt, aber groß und ſelbſt im Lächeln verächtlich, in den Winkeln ſonderbar herabfallend, und ſein rachſüchtiger, höhniſcher Ausdruck erhöht durch die maſſive Feſtigkeit des Kinns, welches von der Mitte der vollen Unterlippe auf einmal zerſpringt, das Haar dunkel und gelockt, aber unregel- mäßig in ſeinem Wachsthum: Alles dies malt Ihnen den Dich- ter und den Menſchen; und der allgemeine Eindruck wird ver- kleinert durch die dünne ſpärliche Geſtalt und, wie Sie gehört haben werden, durch die Entſtellung des einen Beines".

Ein Beſuch in Claremont, wo Lawrence die Prinzeſſin Charlotte malte, wird unſern Leſer mit dem erwählten König der Belgier, Prinzen Leopold, bekanntmachen.

„Ich bin jetzt von Claremont zurückgekehrt, deſſen Beſuch mir in jeder Beziehung angenehm war: ſowol in Bezug auf Das, was mich ſelbſt betrifft, meine Aufnahme und den guten Erfolg meiner künſtleriſchen Bemühungen, als auf die vollkom- mene Harmonie, in welcher das junge Paar jetzt lebt, und die guten Eigenſchaften, die derſelben beſtändige Fortdauer verſpre- chen. Der Prinzeſſin, wie Sie wiſſen, fehlt es an aller Eleganz in ihrer Haltung, aber ſie hat nichts von der ungeſtümen Lebhaftigkeit, die man ihr zuſchreibt; ihr Benehmen iſt außerordent- lich offen und einfach, hat jedoch nichts roh Auffallendes oder Gemeines; und ich habe, während dieſes kurzen Aufenthaltes von 9 Tagen die unverkennbarſten Beweiſe einer geraden, ehrli- chen, engliſchen Natur geſehen, die mich durch ihre ſchnelle Un- terſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht und durch ihr geſundes unverſtelltes Gefühl an den guten König (Georg III.), ihren Großvater, erinnerte. Wenn ſie nichts anmuthig thut, ſo thut ſie doch Alles gutmüthig. Sie hat bereits viele Kenntniß von der Geſchichte unſers Vaterlandes, die einen vorzüglichen Zweig ihrer Erziehung bilden muß. [illegible] ſehr ſie den Prinzen Leopold liebt [illegible] und Charakter in der That dieſe [illegible] dienen ſcheinen. Nach dem Zeugniß der [illegible] halte iſt er bedächtig, wohlwollend [illegible] einnehmendem Weſen. Meine eignen [illegible] ſchließen, daß er in ſeinem Benehmen gegen [illegible] voll und aufmerkſam, verſtändig und [illegible] Urtheil einmal zur Oppoſition gegen eine [illegible] keit aufgefodert wird, bleibt er freundlich und [illegible] ſodaß es offenbar iſt, daß ſie ſeine Meinung [illegible] tet als ſeine Unzufriedenheit. Ihre Lebensweiſe iſt ſehr [illegible] mäßig: ſie frühſtücken mit einander allein, um 11; um [illegible] 1 kam ſie, von dem Prinzen begleitet, der den größten Theil der Zeit zugegen blieb, zu mir, um mir zu ſitzen; gegen 3 Uhr verließ ſie mein Arbeitszimmer, um eine Spazierfahrt in einem niedern Phaeton, der von Eſein gezogen war, zu machen, wobei der Prinz beſtändig neben ihr ging; um 5 kam ſie zurück und ſaß mir bis gegen 7; um 6 oder etwas früher nahm er ſeine Flinte und ging auf die Haſen- oder Kaninchenjagd, von der er um 7 oder halb 8 zurückkam. Bald darauf gingen wir zum Diner, bei welchem der Prinz und die Prinzeſſin erſchienen, ſo- wie ſervirt war. Bald nachdem das Deſſert aufgetragen war, zogen der Prinz und die Prinzeſſin ſich in ihr Geſellſchaftszimmer zurück, aus dem wir dann das Pianoforte ihre Stimmen begleiten hörten. Zu ſeiner Zeit foderte Obriſt Addenbrooke, der Haushofmeiſter, uns auf, ihnen zu folgen, wodurch ſie, wie es mir ſchien, immer geſtört wurden. Nach dem Kaffee wurde der Kartentiſch gebracht, und ſie ſetzten ſich zum Whiſt, bei dem das junge Paar immer Partner blieb, während die andern Spieler wechſelten. Sie kennen meine Superiorität im Whiſt und die Unredlichkeit, die ich beginge, wenn ich mich zu unge- ſchickten Spielern ſetzte; ich gehorchte daher dem Gebote nicht und, da man die Delicateſſe meiner Motive nicht errieth, er- hielt ich den Rath, vor meinem Beſuche in der nächſten Woche, den Hoyle zu ſtudiren. Der Prinz und die Prinzeſſin zogen ſich um 11 Uhr zurück".

Nach Dem, was wir aus dieſen wenigen und, wie es vielleicht der Mehrzahl unſerer Leſer ſcheint, ganz unbedeuten- den Bemerkungen ſchließen, würden wir dem Prinzen wohl- meinend gerathen haben, die Krone der Belgier nicht anzu- nehmen.

Doch der Künſtler ſollte uns in das Gebiet der Kunſt, nicht der Politik führen; hören wir daher, ehe wir Abſchied von ihm nehmen, was er aus Rom über Rafael und Michel Angelo ſchreibt.

„Haben Sie je Rom an einem ſchönen Abende von dem Gipfel der Villa Pamfili geſehen? Sie ſehen, in ſchmalem Raum zuſammengedrängt, 8 Gegenſtände von großem Intereſſe und hoher Schönheit: Monte Mario, St.-Peter und in der weiteſten Ferne zwiſchen beiden ſich erhebend, den Soracte. Auf der andern Seite überblickt man die ganze Landſchaft, welche die Albanerberge beherrſchen, mit Tivoli und ſeiner Gebirgsſcenerie, welche die ſchönen mannichfaltigen Linien des Horizonts ver- einigt, bis ſie durch die Maſſen des Vatican gebrochen werden. Ich bin dieſen Abend allein hierhergefahren und habe die außer- ordentliche Schönheit dieſer Scene mit jener unbeſchreiblichen Einſamkeit des Entzückens gefühlt, die von ſo mannichfachen Ur- ſachen, Erinnerungen an die Vergangenheit, die Jugend, die Freunde, die Abweſenden, hervorgerufen, beinahe bis zum Schmerz ſteigt. Ich brachte meinen Morgen in der Seſtiniſchen Capelle und im Vatican zu, und da ich die ſchönſte Beleuchtung fand, ſo ließ ich mir die Erlaubniß auswirken, um die Kuppel der Capelle in der engen Galerie, deren Sie ſich vielleicht erinnern, herumzugehen. Ich ſah ſo dies großartige Werk näher und vortheilhafter. Mit all Ihrer Liebe zu Rafael, meine theuern Damen, ſollen und müſſen Sie an die Ueberlegenheit dieſes grö- ßern Weſens glauben, von dem in dankbarer ehrenwerther Auf- richtigkeit Ihr Meiſter ſelbſt ſagte: „Ich preiſe Gott, daß ich

in der Zeit Michel Angelo's lebe". Bewundert und allgemein beliebt, wie er war, war es schön, doch nur gerecht von ihm, daß er so sprach. Michel Angelo's Zeichnung ist gewöhnlich streng und rein; oft ist er aber auch im höchsten Grade elegant in seinen Formen und Proportionen; seine Eva, die nach dem Apfel reicht, ist ein Beispiel hiervon, und in würdiger Schönheit kommt keine Schöpfung Rafael's ihr gleich; während die große, herrliche Einfachheit des Tons, diese Breite des Lichts und des Schattens, die Fuseli in seinem trefflichen Werke so schön beschrieben hat, einen Eindruck auf den Verstand wie auf die Phantasie hervorbringen, gegen welchen alle Mannichfaltigkeit, Schönheit und Größe Rafael's vergebens ankämpft. Es ist Hektor gegen Achill; wir lieben ihn, sehen aber, daß er unterliegen muß".

Das Werk ist sehr geschmackvoll ausgestattet und mit 3 trefflichen Portraits von Lawrence, aus 3 verschiedenen Perioden seines Lebens, geziert. 178.

Souvenirs de la Morée, recueillies pendant le séjour des Français dans le Péloponnèse, par *F. Mangeart*. Paris, 1830.

Bekanntlich wurde, zur Epoche der französischen Expedition auf Morea, unter den Auspicien der Militairbehörden, daselbst ein Journalinstitut errichtet, das unter dem Titel: „Courrier d'Orient" getreue und verlässige Berichte über alles Das liefern sollte, was die Armee interessiren könnte; zugleich aber sollte auch dieses Journal Nachrichten über die Armee für Frankreich enthalten. Obrist Raybaud, der an den ersten Feldzügen der Griechen rühmlich Theil genommen und darüber höchst lesenswürdige Memoiren geschrieben hatte, unterzog sich der Leitung dieses Instituts, Hr. Mangeart aber wurde bei der Redaction des Blattes angestellt. Vorliegendes Buch nun enthält die Beobachtungen, welche der Verf. vornehmlich während seines Aufenthaltes in Patras und gelegenheitlich seiner Ausflüge nach andern Orten der Halbinsel machte und in sein Tagebuch eintrug. Viel Neues und besonders Merkwürdiges findet man eben nicht darin; allein man gewahrt, daß es Hr. Mangeart aufrichtig meint; daher denn auch Alles, was er erzählt, das Gepräge der Glaubwürdigkeit und einer großen Wahrheitsliebe ansichträgt. So schildert derselbe mit wirklicher Naivetät die unangenehme Täuschung, die er gleich Anfangs erfuhr, als er, anstatt jener Helden des wiedergeborenen Griechenlands, die er auf den rauchenden Trümmern ihres Vaterlandes zu bewundern gekommen war, nur einen Haufen habgieriger Speculanten sah, die vielmehr italienisch als griechisch sprachen, sehr wenig Heldenmuth, aber desto mehr Ungeduld, sich auf Kosten ihrer Nebenmenschen zu bereichern, an den Tag legten, und die demnach in dem die Befreiung Griechenlands bezweckenden Heereszuge auch blos die Gelegenheit erblickten, ihre Gewinnsucht durch Ueberlistung zu befriedigen. Nicht weniger war Hr. Mangeart, sowie wol jeder Andere an seiner Stelle, erstaunt, als er die Bereitwilligkeit wahrnahm, womit, bei der Abfahrt der Aegyptier, die meisten morreotischen Mädchen und Frauen, die jene entführt hatten, dem heimathlichen Boden entsagten, um ihren neuen Gebietern zu folgen. Allein der ungünstige Eindruck, den diese widerlichen Scenen auf Hrn. Mangeart machen mußten, ward bald verwischt, als er Gelegenheit fand, sich Zutritt in das Innere jener echt griechischen Familien zu verschaffen, welche die traurigen Ueberreste des Gemetzels von Missolunghi waren. Hier konnte derselbe den wahren Charakter der so vielfältig verleumdeten Nation näher kennen lernen; und er läßt ihr volle Gerechtigkeit widerfahren. Man liest mit Vergnügen die Schilderung, die der Verf. mit ebenso viel Lebendigkeit als innerer Ueberzeugung von den häuslichen Tugenden jener Hellenen, von ihrer heißen Vaterlandsliebe und von ihrer Dankbarkeit gegen die Franzosen entwirft, welche ihnen, mit der Freiheit, alle Künste der Civilisation überbrachten. Da das Buch vornehmlich für das französische Lesepublicum bestimmt ist, so verweilt der Verf. lange und mit sichtlichem Wohlgefallen bei Darstellung der glücklichen Umkehr, die, nach Ankunft des Expeditionsheeres, innerhalb wenigen Tagen in den von demselben besetzten Städten, besonders aber zu Patras bewirkt ward. Hier ging, wie durch einen Zauberschlag, eine neue Stadt aus den ekelhaften Trümmern der alten hervor. Bald entstanden daselbst Waarenlager, mit allen Verbrauchs- und Luxusgegenständen angefüllt, zierliche Kaufläden, Kaffeehäuser und Billards, deren Eigenthümer nicht aus der Acht ließen, ihnen französische Namen zu ertheilen. Unglücklicherweise hatte die Civilisation mit ihren Wohlthaten auch ihre Laster mitgebracht, bei deren Schilderung der Verf. jedoch auf Details eingeht, die ihm das Schicklichkeitsgefühl hätte verbieten sollen. Was endlich die Schreibart des Hrn. Mangeart anbelangt, so ist dieselbe zwar klar und lebendig, doch aber ein wenig zu sehr mit Bildern und mythologischen Anspielungen überladen. Der Verf., so scheint es, hat sich von der Begeisterung, die der classische Boden Moreas ihm einflößte, gar zu sehr beherrschen lassen. 27.

Notiz.

Die große Moschee von Akhaltsikeh.

Das größte Gebäude der Stadt Akhaltsikeh, der wichtigsten Eroberung, welche die Russen in ihrem letzten Türkenkriege gemacht haben, ist eine große Moschee. Mitten in einem seltsamen Gewirre von orientalischen Gebäuden aller Art, und von den alten Mauern der Citadelle umschlossen, erheben sich die vergoldeten Kuppeln der Moschee Achmed's, die nach europäischem Geschmack sehr regelmäßig gebaut ist. Noch tragen die Kuppeln überall die deutlichen Spuren der Bomben, welche die Russen in dem letzten Kriege hineinsandten. Der muselmännische Halbmond ist heruntergeschlagen. Die Moschee und alle Nebengebäude sind von gehauenen Steinen aufgeführt. Zur Rechten des hohen Bogens, der zum Eingange dient, sieht man einen Saal, in welchem die türkischen Befehlshaber während der Belagerung sich von ihren Beschwerden ausruhten. In dem Hofe sind 2 mit einer Balustrade umgebene Monumente dem Gedächtnisse des Stifters der Moschee, dem Wisir Hadschi Achmed-Pascha und seiner Gemahlin, geweiht. Im Westen ist die Bibliothek, die Achmed mit vieler Sorgfalt gesammelt hat, und die für eine der ausgewähltesten, wenn nicht der reichsten des Orients gilt. Die Russen haben einen Theil der literarischen Schätze, die sie einschloß, hinweggeführt. Als besonders merkwürdig führt man an: den 1. Theil des Kitab Sibewe, einer Anleitung zur arabischen Beredtsamkeit, in einer Handschrift, die vor 697 Jahren nach einem damals bereits 158 Jahr alten Manuscripte abgeschrieben wurde; 3 kostbare Exemplare des Koran, Commentare dieses Buches, eine arabische Uebersetzung der Psalmen, mehre philosophische Schriften; Abhandlungen über die Gesetze und Grundsätze der Auslegung derselben von Abu-Hanife, dem ersten der 4 Gesetzgeber der Anhänger Omar's; türkische und arabische Grammatiken u. s. w. In der historischen Abtheilung eine Erzählung der vornehmsten Ereignisse der türkischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, der Bibliothek von Sultan Mahmud geschenkt; mehre Biographien des Propheten, arabische und persische Gedichte u. s. w. Manche seltene Werke, die bisher vergebens in den persischen Bibliotheken gesucht worden waren, fanden sich in jener des Achmed, z. B. der Anwari Tansil von Kasi-Beisawi, Keschaff, Ochtâri-Kabir, Hafiz mit den Commentatoren, Kitab Siase u. s. w. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 216. — 4. August 1831.

Geschichte von Spanien. Von F. W. Lembke. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Wir kommen nun noch auf einige einzelne Punkte dieser Epoche. Der Untergang des Gothenreiches, der blutige Kampf am Guadalada, die Kriegsthaten des Tarek und Muza nehmen hier, wie billig, eine hervorstechende Stelle ein, und ihre Darstellung ist dem Verf. besonders gelungen, sowie denn auch El Mokri ihm mehre bis dahin unbekannte Züge dazu geliefert hat. Sind auch hier die Ursachen des schnellen, fast widerstandslosen Untergangs des Westgothenreiches nach dem Verlust einer Schlacht nicht ganz deutlich, so gibt der Verf. selbst die Gründe an, weshalb dieser Gegenstand wol nie befriedigend aufgeklärt werden wird. Der Sturz der ostgothischen Herrschaft in Italien läßt sich leicht dadurch erklären, daß die Ostgothen sich niemals mit den übrigen Bewohnern des Landes amalgamirten, sondern eine isolirte Kriegerkaste bildeten; bei den Westgothen in Spanien fand aber gerade das Gegentheil statt, und während in allen andern römischen Provinzen germanisches und römisches Recht getrennt neben einander fortbestand, so ging Spanien dies in dem westgothischen fuero juzgo unter, welches das gemeinschaftliche Gesetz für römische und germanische Abkömmlinge wurde, und eben dadurch mußte der Stammunterschied sehr bald verschwinden, besonders seitdem auch die Gothen den Arrianismus abgeschworen hatten. *) Fand nun aber vielleicht dennoch eine solche Verschmelzung so verschiedener Stämme, wozu noch Sueven kamen, nicht in dem Grade statt, wie man es hätte erwarten sollen, sodaß die Araber nicht die ganze Bevölkerung von Spanien zu besiegen hatten, sondern nur den geringsten gothischen Theil derselben; oder trug eben die Verschmelzung mit der Masse der Bevölkerung dazu bei, die kriegerischen Tugenden, den germanischen Freiheitssinn der Gothen zu unterdrücken? Wie dem auch sei, der Verrath des Grafen Julian, der Abfall der Verwandten und Freunde Witiza's erklärt zwar die Niederlage am Guadalada, aber nicht ganz die darauf folgenden Ereignisse.

Was von der Blüte, dem Glücke, dem Glanze der arabischen Herrschaft in Spanien gesagt wird, gilt jedenfalls nicht von dem 1. Jahrhundert dieser Epoche. Im Gegentheil bietet dies ein fast ununterbrochenes Bild von Bürgerkriegen und Treulosigkeiten der Eroberer unter einander und von Bedrückungen und Erpressungen der unterjochten Christen dar, fast so arg, so verworren, wie wir sie nur in einer Geschichte der fränkischen Herrschaft in Gallien finden können. Die Ursachen lagen in der großen Entfernung von dem Sitz der Herrschaft der Khalifen von Damaskus, der daraus entstehenden factischen Unabhängigkeit der Statthalter, die doch jeder gesetzlichen Grundlage entbehrte; der beständigen Einmischung der Statthalter von Afrika, welche jede Gelegenheit benutzten, um Spanien als einen Theil ihres Gebietes in Anspruch zu nehmen, vor allen Dingen aber in der großen Verschiedenheit der Abstammung unter den Eroberern selbst, welche nur durch das gemeinsame Band des Islam verbunden waren, und welche eigentlich sehr unrichtig mit dem gemeinsamen Namen Araber, vielleicht richtiger mit demjenigen der Mauren bezeichnet werden. Denn in der That waren die Mehrzahl afrikanische Berbern (die moros der Spanier) und es gab darunter auch viele eigentliche Neger. Aus Asien selbst aber fanden sich nicht nur Araber ein, die wieder Erinnerungen an ihre uralten Stammfehden mitbrachten, sondern auch Syrer, Perser, Aegypter und andere bekehrte Völker. Der Verf. hat die Bedeutsamkeit dieser Verhältnisse nicht übersehen, doch fehlen offenbar hier noch unentbehrliche Nachweisungen, wie denn z. B. die Vertheilung des Landes unter die verschiedenen Volksstämme durch den Statthalter Abu Khatar nach fast 50jähriger Ansiedelung uns nicht sehr erklärlich scheint. Dem verworrenen, wilden Zustande der Halbinsel macht die Ankunft des einzigen Sprößlings des Hauses Ommaijah, der den blutigen Händen der Abbassiden entronnen, einigermaßen ein Ende, obgleich dieser Abderrahman el Dakhel nur nach harten Kämpfen das ommaijadische Reich in Spanien begründet und nach seinem Tode Bürgerkriege um den Thron an die Stelle der Kämpfe zwischen ehrgeizigen Statthaltern und feindlichen Stämmen treten.

*) Leo meint in einem trefflichen Aufsatz im „Hermes", daß vielleicht eine Fortdauer der arrianischen Ketzerei und daraus entstehende Spaltung unter den Gothen und Entfremdung von den Fürsten zu dem Sturz des Reiches beigetragen; allein davon findet sich, meines Wissens, keine Spur. Sehr bedeutend erscheint dagegen der Einfluß der Juden.

Daß der Verf. bei der Darstellung der Thaten des Pelayo und seiner Gefährten, obgleich er der Sage, als solcher, einigen Raum gibt, sich nicht gescheut hat, den Maßstab strenger historischer Kritik anzulegen, müssen wir um so mehr loben, da hier und da seit einiger Zeit Ansichten laut werden, die eine klägliche Verwirrung der Grenzen, der Geschichte und der Sage, und einen gänzlichen Mangel an Sinn für die Bedeutung der einen sowol als der andern beurkunden. Pelayo ist ganz unbezweifelt der Rächer, der Erhalter, Wiederbeleber der Ehre, des Ruhms, der Religion, der Freiheit der Gothen, der Gründer des neuen christlichen Spaniens; hier aber hört die Geschichte auf und überläßt es der Sage, der Dichtung, den Helden zu schmücken, zu individualisiren. Schlimmer steht es um den blutigen Kampf von Roncesvalles, die Heldenthaten des Bernardo del Carpio, den Tod Rolands und der Zwölfe, die in den herrlichen Romanzen Spaniens so hell und weit tönen wie das Horn des sterbenden Roland. Die Geschichte weiß nur, daß in den Schluchten der westlichen Pyrenäen der Nachzug des fränkischen Heeres von leichtbewaffneten, ortskundigen Gebirgsbewohnern überfallen, daß viele Helden und Führer, darunter der Markgraf der britannischen Küste Hruddland, einen ruhmlosen, ungerächten Tod gefunden.

Ungern trennen wir uns von einer so bedeutenden Erscheinung in der historischen Literatur, in der Hoffnung, recht bald den 2. Band des Werkes begrüßen zu können. Der Styl des Verfs. ist im Ganzen fließend, zuweilen könnte er klarer, gerundeter, kräftiger sein; auch würde er gewinnen, wenn gewisse, etwas altmodische Redensarten, wie z. B.: „der Schleier der Nacht" u. dgl., vermieden oder doch weniger oft wiederholt würden. V. A. Huber.

Correspondenznachrichten.

München, im Juli 1831.

Es geht uns wie den Berlinern: auch unsere interessanteste Lectüre ist die „Preußische Staatszeitung", die, kaum angekommen, in allen größern Lesegesellschaften vor einem zahlreichen Publicum sogleich vorgelesen wird. Die Theilnahme an der polnischen Sache ist durch Europa überall dieselbe, nur zögert man hier und da, wie z. B. bei uns etwas mit der Theilgabe. Es ist noch kein Verein für diese Angelegenheit hier zu Stande gebracht und nur die Deputirten des Reichs, die einen Taggehalt ihrer monatlichen Besoldung den Polen gewidmet, machen eine rühmliche Ausnahme. Das übrige Interesse ruht natürlich auf unserer und der benachbarten badischen Ständeversammlung, und auch nur die dahin einschlagende Zeitliteratur findet ihre Leser. Großen Eindruck hat der Ausspruch der zweiten Kammer verursacht, wodurch eine von der Regierung verausgabte Summe von einer Million als ungesetzliche Posten gestrichen worden ist. Man war durchaus nicht gefaßt auf diese Entscheidung, da sich mehre ausgezeichnete Häupter der Opposition, wie Seuffert, Eulmann und Closen für Annahme ausgesprochen hatten, und während nun diese Männer um den Ruhm ihrer Popularität gekommen, weiß man andererseits durchaus nicht, wie zu dem einmal ausgegebenen Gelde wieder zu kommen sei. Vor der Hand hat wenigstens Jedermann das Recht, seine Weisheit darüber vernehmen zu lassen, da die Censurordonnanz außer Wirksamkeit gesetzt ist und zwar in Verbindung mit einer Begebenheit, die außer Zweifel läßt, daß man der öffentlichen Meinung zuwider nicht handeln will. Ich meine jenes ungemessene Aufjauchzen und Bravorufen des Volkes im Theater, bei Aufführung des „Don Carlos" an der Stelle, wo Posa zu Philipp sagt: „Leuchte vor den Königen Deiner Zeit, gib uns wieder, was Du uns genommen, gib uns Gedankenfreiheit!" Es war dies wenige Tage vor der Zurücknahme der Ordonnanz.

Außerdem ists schwer, ein Organ der öffentlichen Meinung zu bezeichnen. Am gelesensten ist ein neu erschienenes Blatt: „Die deutsche Tribune", redigirt vom Dr. Wirth aus Baireuth (jetzt hier). Es widmet sich zunächst Baiern, allein mit vorzüglicher Rücksicht auf ganz Deutschland, und hält einen steten Ueberblick der politischen Welteregnisse. Die Richtung ist ganz der der äußersten Linken in Frankreich zu vergleichen, und man sieht, welche Fortschritte wir in unserm Vaterlande gemacht haben, da noch vor etwa 6 Jahren Das zu denken bei Festungsstrafe verboten war, was hier auf jedem Blatte gedruckt erscheinen darf, wie z. B. die positive Aufforderung zu einem allgemeinen constitutionnellen Deutschland, die Betrachtungen über den hohen Bundestag in Frankfurt, das Urtheil über den Kronprinz von Preußen u. s. w. Passirt es Ihre Grenze, so rathe ich Ihnen das Lesen dieses Blattes, und wär es nur, um zu wissen, was man hier liest. Merkwürdig ist, daß andere in demselben Sinne redigirte Blätter, wie die von Coremanns, fast unbeachtet liegen bleiben. Der entgegensetzten Staatsansicht fehlt es leider! an einem Organ, was um so mehr zu bedauern ist, als sich bei allen Häuptern der liberalen Partei unverkennbar eine Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit zeigt, die es eben nicht gestatten will, daß das in die Erde gelegte Samenkorn die verlangten Früchte durch alle Vermittelungen von Wurzel, Stengel, Blatt, Blüte ꝛc. reife. Fast ist Görres allein thätig gewesen. Er hat in einigen Briefen voll bissigen Witzes den Abgeordneten Eulmann wegen seiner Anzeige von einer Congregation in Baiern verfolgt; doch eben für die ernste Sache wollte der Spott nicht Wiederklang finden; in einem ernsten Briefe an den Abgeordneten von Rotenhahn hat er es besser gemeint, allein eine durchaus gelähmte Schwungkraft offenbart. Die politischen Verhältnisse des Mittelalters lassen ihn nicht über sich hinaus und so muß er natürlich in der Hierarchie die letzte Zuflucht finden. In gleichem Sinne hat auch Franz v. Baader einige geistreiche und in vieler Beziehung freisinnige Broschüren herausgegeben; die eine über den „Avenir" in Frankreich, die andere über den bairischen Kammerbeschluß, die gemischten Ehen betreffend. Er unterscheidet sich darin von Görres, daß Letzterer die Herrschaft, er nur die Freiheit der Kirche verlangt, jener streng und unbedingt an der katholischen Kirche hält, dieser an eine Vereinigung beider glaubt, so daß die ältere die jüngere mit ihren wesentlichen Verbesserungen in sich aufnähme. Diesen Glauben bedeckt, um halb zu einem eben angewendeten Bilde zurückzukehren, die jetzige politische Zeit wie nährende Erde und bei wiederkommendem Frieden wird er in tausend Pflanzenschößlingen hervorbrechen.

Auf einen zweiten Fall macht v. Baader in seiner letzten Schrift aufmerksam, an den man bisher noch nicht gedacht. Sowie sich nämlich bei einer thätigen Kammer alle bisherigen Verfassungen als höchst unvollständig zeigen, man denke nur an die Verantwortlichkeit der Minister, für die an gar keine Möglichkeit, also an kein Gesetz gedacht war, so stellt sich Einem sogleich bei derselben Thätigkeit die Frage nach einer Verantwortlichkeit der Kammer. Bis jetzt ist sie absolut. Dagegen protestirt v. Baader und die Zukunft wird lehren, welche Grenzen ihr gezogen werden dürfen und müssen. Sehr viel erwartet man hier im Allgemeinen von einer preußischen Verfassung, weil diese Regierung in ganz Deutschland das Vorurtheil für sich hat, als bezwecke sie aufrichtig die Realisirung des besten Staates, ein Vorurtheil, das selbst durch so viele harte Handlungen in kürzlich verflossener und in neuester Zeit nicht gebrochen worden ist.

Unser neues Ministerium ist noch nicht eigentlich zum Vorschein gekommen. Bei dem Vortrag über den wirklich scheuß-

den Mißbrauch der Militairgewalt in den Dezembertagen zu rächen hat es sich passiv gehalten. Gegen die Vertriebenen [illegible] Jahre scheint es zuerst seine milde Hand aufgehoben zu haben, da Hr. Saphir aus Paris hieher zurückgekehrt ist um mit einem deutschen „Figaro" noch einmal sein Glück hier zu versuchen. Bei der Kammer wird in diesen Tagen das neue Gesetz zur Erörterung kommen und durch die einschlägigen Verhandlungen in der badischen Kammer wesentliche Veränderungen erfahren. 193.

Die Entdeckung des Nigers.

Noch Allem, was durch die letzten englischen Reisen im Innern von Afrika über den Lauf des Niger bekannt geworden war, erforderte es vielleicht keinen außerordentlichen Scharfsinn, um die Richtung, welche der Strom von dem letzten bekannten Punkte aus verfolgte, mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Die Angaben der Neger waren zwar widersprechend. Die Einen ließen ihn seine Quelle in die Bai von Benin, die Andern in einen Landsee ausmünden und Viele ganz Afrika in seiner größten Länge durchströmen, um sich mit dem Nil zu vereinigen; indessen schien dem Schreiber dieser Zeilen schon im Jahre 1829, als die zweite Reise Clapperton's bekannt wurde, diese Schwierigkeit leicht zu beseitigen. Wenn die afrikanischen Geographen Recht weiten waren, ob nicht in dieser oder jener Richtung ein Strom fließe, so antworteten sie mit der größten Gefälligkeit: Ja; und bei dem Wasserreichthum des innern Afrika konnten sie nicht einmal eine Unwahrheit zu sagen: nur war es ein Strom, von dem sie sprachen, nicht der, nach dem man sie gefragt hatte. Daß der Niger oder Quolla von Funda aus, bis wohin sein Lauf bekannt worden war, unmöglich sich weit nach dem Osten wenden könne, ging schon aus der stufenweisen Senkung des Landes nach dieser Richtung hervor; beinahe eben so unwahrscheinlich war es, daß in der Nähe von Funda, wie die Sage ging, ein Binnensee sei, groß genug, um die ganze ungeheure Wassermasse eines Stromes erster Größe aufzunehmen. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als sich der [illegible] anzuschließen, die Reichardt mit viel geringern Hülfsmitteln bereits vor mehren Jahren in seinem Atlas dargestellt hatte. Alle Gründe für diese Hypothese wurden in einem Aufsatze, dessen sich vielleicht einige Leser des „Auslandes" erinnern werden, entwickelt; jetzt hat Das, was damals nur noch Vermuthung war, seine glänzendste Bestätigung erhalten. Am 9. Mai d. J. brachte die londner „Literary gazette", in einer zweiten Ausgabe die Nachricht, daß die beiden Brüder Lander von Yauri aus auf einem Arme des Niger — genannt Nun oder Prasseefluß — die Bai von Biafra erreicht hätten und auf ihrer Rückreise nach Europa begriffen wären.

Am 5. Juni kamen die Brüder Lander auf dem William Harris zu Portsmouth, und am folgenden Tage Richard, der ältere Bruder, in London an. Er war gesund, obwol braun wie ein Mohr, und wurde, als der erste Europäer, der den Niger hinabgefahren war bis zu seiner Mündung, von Beechey und Gurney mit Jubel empfangen. Das große Problem, was seit Mungo Park's unglücklichem Ende alle Geographen beschäftigt hatte, war durch einen schlichten einfachen Mann, ohne alle wissenschaftliche Bildung, aber mit Muth und gesundem Menschenverstand, gelöst.

Aus einer kurzen Notiz, die in einer Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London (am 13. Juni) gelesen wurde, entnehmen wir folgende nähere Nachrichten:

Richard Lander und sein Bruder John waren zu Badagry, an der Bai von Benin, gelandet und beinahe auf demselben Wege, den Richard bereits mit Clapperton gemacht hatte, nach Boussa am Niger und von dort nach Yauri gegangen, was sie in einer viel nördlichern Lage als der auf den Karten verzeichneten, beinahe ganz westlich von Socoatoo, fanden. Sie gingen stromaufwärts bis zu dem Cubbie, einem bedeutenden Nebenflusse des Niger; oder, wie er hier heißt, des Quorra —, der bei Socoatoo vorüberströmt, sowie ostwärts bei einer andern Stadt Cubbie, und eine kurze Strecke oberhalb Yauri in den Quorra fällt. Auf diesem schifften sie sich ein und fuhren den Strom hinab nach Funda, dem letzten Punkte, der auf Clapperton's Karte angegeben ist. Hier ist der Fluß 5—6 englische Meilen breit und an einigen Stellen noch breiter; er wendet sich Anfangs gerade nach dem Osten, bald darauf aber südostwärts und südlich, nimmt einen 3—4 Meilen weiten Nebenstrom auf, den Shary, der von Osten kommt und nicht mit dem Shary des Aschadsees verwechselt werden muß. Beide Sharys haben ihre Quelle wahrscheinlich in demselben Hochlande; und möglich wäre es daher, daß zur Regenzeit zwischen beiden eine Wassercommunication stattfände, die dann die Gleichnamigkeit erklären würde. Es müßte denn sein, daß Shary, wie Barrow vermuthet, überhaupt nur so viel als Wasser bedeutet. Nachdem der Niger den Shary aufgenommen hat, wendet er sich südwestlich und westlich und breitet sich zu einem großen See aus, aus welchem der Fluß Nun, auf dem die Lander herabfuhren, und wahrscheinlich noch mehre andere Ströme, die in der Nachbarschaft desselben in die Bai von Benin fallen, ihren Ursprung nehmen.

Indem die Reisenden den Nun herabfuhren, der nicht über 300 Schritt breit ist, wurden sie von einem wilden Negerstamme, den Hibbus, angefallen und gefangen genommen. Sie verloren alle ihre Effecten und einen großen Theil ihrer Reisebemerkungen; zum Glück ergänzt sich, was jeder der Brüder von dem Seinigen gerettet hat, gegenseitig, und es wird sich daher die Beschreibung der ganzen Reise ohne bedeutende Lücken herstellen lassen. Ihre Befreiung verdanken die Reisenden dem König oder Häuptling von Brasse, der sich gerade im Lande der Hibbus befand, um Sklaven einzukaufen, und für Jeden der Weißen den Preis von 6 schwarzen Sklaven zahlte.

Von dem Punkte, wo Mungo Park sich im J. 1805 zuerst einschiffte, können wir jetzt den Niger über 2000 engl. Meilen weit durch das Herz von Afrika verfolgen; und nach Richard Lander's Meinung wäre der größere Theil dieses Riesenstromes für kleinere Dampfboote schiffbar. Die Bevölkerung des Innern, begierig mit den Europäern in Verkehr zu treten, ist civilisirt genug, um die Anknüpfung einer Handelsverbindung möglich zu machen. Die größte Schwierigkeit, die dieser entgegensteht, ist der Sklavenhandel an der Mündung des Stromes, der die Bevölkerung jedem friedlichern und menschlichern Verkehr abgeneigt macht; da es weniger Mühe kostet, sich durch einen Ueberfall eines arglosen Nebenmenschen zu bemächtigen und durch seinen Verkauf sich zu bereichern, als den Boden zu bauen und mit dem Ertrage desselben Handel zu treiben. Dennoch ist in London schon von der Bildung von Gesellschaften für die Beschiffung des Niger die Rede; und dem britischen Gelde, sowie der britischen Seemacht sind schwierigere Aufgaben als diese nicht unauflösbar gewesen. 163.

Die höchsten Ideen über Kunst. Für Freunde des Schönen und angehende Künstler zusammengestellt und herausgegeben von D. G. von Ekendahl. Frankfurt a. M., Brönner. 1831. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Gott sei Dank eines von den Büchern, mit deren Beurtheilung man bald fertig wird.

Auf dem Titelblatte steht zu lesen: „Die höchsten Ideen über Kunst", auf dem zweiten Blatte: „Diotime gewidmet"; der Verf. hat sonach weder bei Grimm noch bei Adelung, weder bei Stephani noch Heyse deutsch schreiben gelernt; dies ist eine Ueberzeugung, die jede Seite fernerhin beim Lesen zur Evidenz bringt. Aber schlimmer noch ist es, daß er nicht denken gelernt hat, denn Sätze wie: „diese Offenbarung des Unendlichen im Endlichen durch die Kunst, heißt Urbild", S. 38; „das Pathetische kann man sagen, ist eine Inoculation des unvermeidlichen

Schicksals, wodurch er seiner Bösartigkeit beraubt und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird", S. 61, braucht man nicht lange zu suchen.

Wie gewachsen der Verf. der Aufgabe war, über das Geheimnißvolle in der Kunst Belehrung zu geben, denn das Buch will eine Aesthetik sein, mag man nach folgenden Stellen beurtheilen:

S. 92: „Zeichnung, Colorit, Helldunkel sind es vorzüglich, wodurch die Malerkunst über ihre Werke den unsäglichen Zauber verbreitet. Keines von ihnen darf in einem Gemälde vermißt werden, wenn es Anspruch auf Schönheit machen soll, doch werden wir sie nie in einem und demselben Gemälde in gleicher Vortrefflichkeit zusammenfinden, sondern nur das eine oder das andere über die übrigen in hoher Vollkommenheit vorherrschen sehen".

S. 98: „Die lange Gewohnheit al fresco zu malen, hat Rafael's Oelmalerei verdorben ꝛc."

S. 113: „Was die Darstellung der Seestücke betrifft, so wird der Maler, auch bei der größten Fruchtbarkeit seines Genies, sich als dürftig beweisen; denn hier sieht eine Scene der andern ziemlich ähnlich".

S. 134: „Die Plastik, welche die Bau- und Bildhauerkunst insichfaßt".

S. 140: „Sarkophage stimmen das Gemüth zur elegischen Schwermuth. Dumpfe, aber nicht unvernehmbare Laute der sich aussprechenden Idee, aber, gleich jenen der Musik, nur innerlich vernehmbar".

S. 153: „Pallas hat gewöhnlich die Haare lang von dem Haupte gebunden, die hernach unter dem Bande länger oder kürzer in Locken reihenweise herunterhängen ꝛc."

Man ermüdet solche Albernheiten abzuschreiben. Doch sei nicht geleugnet, daß auch etwas Gutes in dem Buche sich findet, nämlich abgeschriebene Verse aus verschiedenen Dichtern, dann guter Druck auf gutem Papiere. 68.

Lese- und Denkfrüchte. *)

Herder hat bewiesen, daß der Mensch, um sich zu erhalten, denken muß, wenigstens wenn er Mensch bleiben will, d. h. ein Wesen, in welchem sinnliche Kräfte und Organe geistigen Zwecken zu dienen bestimmt sind, und das eben darum die Aufgabe hat, mit Freiheit sich zu entwickeln, nicht aus Instinct und blinder Naturnothwendigkeit, wie die Spinne ihr Gewebe zieht und die Biene ihre Zelle baut. Wer nun dem Volke das Denken untersagen, oder es in ihm unterdrücken will, der begeht Hochverrath an der Menschheit. Im Gegentheil ist es eine heilige Pflicht der Cultur und des Staates, für die freie Entwickelung des Denkvermögens beim Volke, besonders in Hinsicht auf Klarheit und Richtigkeit seiner Begriffe, Urtheile und Schlüsse, die höchste Sorgfalt zu tragen. Der Stoff dazu braucht nicht weit gesucht zu werden: er liegt überreichlich in seiner nächsten Umgebung, und zwar nach allen möglichen Richtungen hin. Hat der unbefangene Sinn für diesen Interesse gefaßt — und das kann er nur durch Denken darüber — und er hat ihn liebgewonnen — macht, daß er dies könne, indem er sich nicht in Dem, was ihm zunächst liegt, beengt fühle durch unnöthige Beschränkung in der Handhabung desselben und Verkümmerung seines bescheiden menschlichen Genusses — so könnt ihr unbesorgt sein, das Volk — wenigstens das auf dem Lande und in kleinern Städten, wird nicht über seinen Kreis hinausgehen. Das Volk dazu aufzureizen — welches besonders dann leicht zu bewirken ist, wenn es nicht klar und richtig zu denken geübt ist — das ist Hochverrath an dem Volke. Kann aber das Denken des Volkes in seinem Kreise, besonders des deutschen, mit euern Privilegien, Einrichtungen, Anordnungen nicht bestehen, so werft diese als unnütz weg, ihr werdet sie doch nicht retten; und wollt ihr sie dennoch behaupten, so — könnt ihr den Feuerfunken Gedanken doch nicht vom Volke abhalten, daß er nicht von Außen her hineingeworfen werde, und — unbewacht von der Vernunft, die selbst nicht wacht, weil sie nicht erweckt worden ist — den fürchterlichsten Brand entzünde, der seinen Sturm sich selbst erzeugt und Alles — das Würdige und Unwürdige, Thorheit und Weisheit zusammt ergreift und verzehrt.

*) Vgl. Nr. 206 d. Bl. D. Red.

Rousseau leugnet (in seiner Abhandlung „Sur l'origine et les fondamens de l'inégalité parmi les hommes"), daß die Ursache der Ungleichheit unter den Menschen in dem Stande der Natur zu suchen sei. „Hier", sagt er, „sind die Menschen einander weit mehr gleich; sie haben dieselben einfachen Bedürfnisse, dieselben wenigen Neigungen, dieselbe Leichtigkeit, Beide zu befriedigen". Er streitet gegen Hobbes, daß die Menschen im Stande der Natur gegen einander feindselig gesinnt sein sollten; im Gegentheil fällt bei dem Menschen noch eine große Gelegenheit zu dieser Feindseligkeit hinweg, indem die Begattung nicht von einem gewissen Zeitpunkte abhängt und das weibliche Geschlecht zahlreicher ist als das männliche. Was sollte den Menschen in diesem Stande denn nun wild machen? Vielleicht der stete Kampf gegen Thiere anderer Art? Dieser Kampf findet weit weniger statt, als man gewöhnlich glaubt, denn die andern Thiere merken leicht die Uebermacht, welche List und die Fähigkeit zur Vernunft dem Menschen über sie gibt. Der Karaibe schläft unbesorgt vor wilden Thieren in seinem Walde, und man hört nicht, daß er von ihnen gefährdet werde. Dabei hat der Mensch auch in diesem Stande ein Gefühl von der Natur empfangen, das Wildheit und Grausamkeit in ihm zu unterdrücken sehr geeignet ist, nämlich das Gefühl des Mitleidens, welches sich im Ungebildeten weit stärker äußert als im Gebildeten, und welches sich selbst bis in die niedere Thierwelt hinab erstreckt. Ungereizt können also Wildheit und Grausamkeit nicht in ihm erwachen, und was wäre im Stande der Natur vermögend sie zu reizen? Aber Ungeselligkeit und Faulheit werden charakteristische Züge dieses Standes sein, denn selbst die Familienbande finden nicht statt. Die Begattung geschieht nach dem (an sich mäßigen) Antriebe der Natur ohne besondere Wahl und ohne viele Umstände; die Verbindung der beiden Geschlechter findet nur für den Augenblick des Bedürfnisses statt. Die Mutter kennt den Vater zu ihrem Kinde nicht. Aus eigenem Bedürfniß erhält sie das Kind, und dann aus Neigung für dasselbe, welche Neigung dieses aber nicht erwidert, sobald es im Stande ist für sich selbst zu sorgen: dann verläßt es die Mutter. Nur wo Leidenschaften erwachen, da findet eigentliche Wildheit statt, und Leidenschaften setzen schon den Menschen in geselligter Verbindung, im Stande des Eigenthums voraus. In diesem civilisirten Stande muß folglich auch der Grund der Ungleichheit unter den Menschen und ihr Ursprung zu suchen sein: im Stande der Natur findet unstreitig nur physische und moralische Gleichheit statt. — Mag sein! Aber die Ungleichheit ist nun einmal vorhanden und ist durchaus nothwendig, da sie von der Civilisation unzertrennlich und der Mensch zur Civilisation bestimmt ist. Es ist nun gewiß keineswegs gleichgültig, wie diese Ungleichheit und der daraus nothwendig hervorgehende Unterschied der Stände von den Classen erkannt und betrachtet wird, welche dem Stande der Natur und der Gleichheit noch näher stehen. So lange dieser Unterschied für die untern Classen wohlthätig wirkt, hat es damit keine Noth; aber wenn davon nicht die Rede ist, sondern nur der Nachtheil davon gefühlt wird, wie will man dann bei diesen Classen ihn rechtfertigen? Darum, ihr Höherstehenden, rechtfertigt euern höhern Stand durch wohlthätige Einwirkung aufs Volk, und es läßt Euch nicht nur unangetastet, sondern schließt sich an Euch und segnet Euch! 111.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bericht

über die zur Jubilatemesse 1831

bei

Joh. Ambr. Barth in Leip

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen,

welche in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Annalen der Physik und Chemie.

Herausgegeben zu Berlin

von

J. C. Poggendorff.

Jahrgang 1831. 12 Hefte, 21r, 22r, 23r Band (der ganzen Folge 97r, 98r, 99r Band).

Mit Kupfertafeln. gr. 8. 9 Rthlr. 8 Gr.

Die frühern Jahrgänge dieses Journals bilden:

Annalen der Physik. Herausgegeben von Dr. *L. W. Gilbert.* 1799 bis 1808, oder 1—30 Band. 30 Rthlr.

— — Neue Folge. Jahrgang 1809 bis 1818, oder 31—60 Band. 46 Rthlr. 12 Gr.

(NB. Die Jahrgänge 1817 u. 1818, oder 55—60 Band fehlen und deduciren sich dieselben an der neuen Folge mit 10 Rthlr.)

— — der Physik und der physikalischen Chemie. Herausgegeben von Dr. *L. W. Gilbert.* Jahrgang 1809 bis 1824. 48 Heft, oder 61—76 Band. 29 Rthlr. 12 Gr.

(NB. Ganz complete Suiten vom 1—76 Band, nebst Generalregister, sind vorräthig und kosten 109 Rthlr.)

— — der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff.* Jahrgang 1824. 25—28 Heft, oder 1. u. 2. Band (der ganzen Folge 77 und 78 Band). 4 Rthlr.

— — der Physik und Chemie. Jahrgang 1825 u. 1826, oder 3—8 Band (der ganzen Folge 79—84 Band). à 6 Rthlr. 12 Rthlr.

— — — Jahrgang 1827 bis 1830, oder 9—20 Band (der ganzen Folge 85—96 Band). Nach erweitertem Plane. à 6 Rthlr. 8 Gr. 25 Rthlr. 8 Gr.

Ludwig Anthom.

Ein Fragment aus einer Biographie.

8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Eine Briefsammlung, welche sowohl durch die Begebenheiten, welche sie schildert, wie durch die Tiefe der aufgestellten Lebensansichten, ein hohes Interesse gewinnt und jeden gefühlvollen Leser zu warmer Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Mannes, von dem sie herrührt, hinreißen wird.

Baumgarten, J. C. F., Vorübungen zu schriftlichen Aufsätzen und Aufgaben zu Stylübungen, in fortschreitender Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern, auf Vorlegeblättern, zum Schul- und Privatgebrauche ꝛc. 6te, größtentheils umgearbeitete und abermals vermehrte Ausgabe. quer. 8. 1 Rthlr. 3 Gr.

C. G. Carus,

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie.

Heft III, enthaltend auf 9 Kupfertaf., die Erläuterung der Entwickelungsgeschichte in den verschiedenen Thierclassen.

gr. Fol. 12 Rthlr.

Heft I, enthaltend auf 8 Kupfertafeln die Erläuterung der Bewegungswerkzeuge in den verschiedenen Thierklassen, erschien 1826 und kostet 12 Rthlr.

Heft II, enthaltend auf 9 Kupfertafeln die Erläuterung der Skeletbildungen in den verschiedenen Thierklassen, 1827. 12 Rthlr.

C. G. Carus,

Tabulae anatomiam comparativam illustrantes.

Textum in latinum sermonem vertit

F. A. L. Thienemann.

Pars III.

cont. IX Tabulas aeri incisas, variarium animalium classium historiam evolutoriam illustrantes.

Fol. maj. 12 Rthlr.

Heft I u. II, ebenfalls gleichen Inhalts mit der deutschen Ausgabe, jedes 12 Rthlr.

W. F. Clo

Hermene

des römische

und

Einleitu

in das

Corpus juris civilis, i

Mit einer Chrestomathi

gr. 8. 1 Rthlr

Dr. D. von

und

Dr. D. S

zwei Antwort

an

Herrn

Dr. Friedr. Schl

(Vergleiche Studien und

1831. 1 Heft.) gr.

Conjugations

des

regelmässigen Lat

Deutschen Z

nach den Bildungstheil

seiner Verhältniss-Forme

tung (im Latei

1 Blatt, gr. F

Dr. F.

Bibliothek christ

Erster Be

J. G. Hamann und

8. 1 Rthlr.

Biographie und Char

ner zu geben, welche in

des Christenthums die Un

sophische Speculation ert

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 217. — 5. August 1831.

Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 u. 1829. 2 Theile. Mit 2 Steindrucken. München, Franckh. 1830. 8. 3 Thlr. 18 Gr. *)

Zufällig ist dieses vielberedete Buch mir etwas spät zu Handen gekommen. Ich merkte aus den Gesprächen darüber wohl, daß der Verf. ein Scandälchen liebt, und sehe nun auch, daß er dergleichen klüglich in den Vordergrund gestellt und dadurch viel gewonnen hat. Es hält nicht schwer, Wirkung zu machen, wenn man so rücksichts- und schonungslos über Persönlichkeiten her- und hinfährt und zwar die Leute nicht nennt, aber mit dem Schreibfinger so deutlich auf sie hinzeigt, daß sie nicht zu verkennen sind und das leichte Errathen noch dabei schmeichelt. Der Verf. verräth sein Geheimniß durch freie Empfehlung der Maxime: „bouche riante et front d'airain, et vous passez partout" (I, 251). Die Unbefangenheit, womit er dies Alles hinschreibt, macht es wieder etwas gut, und er würde, wie es scheint, nicht blos gezwungen bonne mine machen, wenn ihm ähnlich mitgespielt würde. Er gibt schon in diesen Briefen Blößen und Waffen genug gegen sich. Sie sind eigentlich confessions von der Lebensreise eines, wenn auch noch nicht ganz, doch theilweise Verstorbenen oder Selbstüberlebten (I, 170), der die Welt nicht mehr genießt, sondern schon verdaut (II, 170), wie sie denn auch an eine, wie es scheint, schon abgeschiedene Freundin gerichtet sind. Der Verf. reist zwar incognito, sans décoration, als Mensch (wie ein gewisser preußischer General sagte); aber wenn gleich er zweifelt, ob er wol auch noch einen Orden bekommen werde (I, 51) und man ihn wegen der wunderlichen Geberden beim langen Waschen und der vielen Ringe an den Fingern für einen Juden hielt: er bekennt sich selber zu den Vornehmen, knöpft den Ueberrock zuweilen auf und läßt selbst die Todtenmaske fallen, sodaß man ihn in Irland wieder öffentlich für einen Prinzen von Moskau und Bastard Napoleons ausruft (II, 78). Man erkennt wohl den ins Deutsche übersetzten wendischen Staroſten, welcher durch die elenden Irländer, die er trefend mit den Slawen, als eben solche Kartoffelesser, Branntweintrinker, Plusmacher und Dudelsackspieler, vergleicht (II, 97), seine sandomirigen landes colonisiren will. Er zeigt dabei eine gewisse schiefe Stellung, welche in der Schlachtordnung besser sein soll als in der Gesellschaft, und ist ein gewaltig Liberaler, besonders nach oben, in Opposition gegen Regierung, Beamte (welche er, I, 34, in Beamtete berichtigt), zumal gegen die Räthe aller Art und gegen die Priester.

Die Letzten und die Religion machen ihm vor Allem zu schaffen, und er kommt immer wieder darauf zurück, wie auf einen kitzlichen Fleck. Er bekennt sich wiederholt zum Protestantismus „außer Krug und Paulus" (II, 153), oder zur reinen Vernunft, als der einzigen und echten Offenbarung Gottes, welche nur auch Christus gehabt und gelehrt, eben nur als der edelste Mensch, ohne besondere göttliche Natur und Beglaubigung durch Wunder, welche Märchen und Atrocitäten gegen den gesunden Menschenverstand sind (II, 171). Die Menschheit, sagt er, schreite unendlich weiter und werde aus sich selbst fort (sic), bis sie ihren möglichen Lebenscyklus geendigt (NB. Fortschreiten im Cyklus! I, 102). Das Christenthum ist auch nur „eine Folge dieser fortschreitenden Civilisation", wie früher Moses und später die Reformation, dann die Revolution, und jetzo die Denk- und Preßbengelfreiheit (II, 171), Dampfmaschinen und Verfassungen à la carte auf Tabatièren und Schnupftüchern. „Christus war der liberalste der Menschen" (II, 232), und „die Politik in höchster Bedeutung ist die Religion unserer Tage" (II, 233). Nordamerika scheint die letzte Station des Cyklus menschlicher Perfectibilität (II, 220). Künftig wird es gar keine positive Religion mehr geben, dergleichen nur für Könige und Priester taugt, während das Volk sich vielleicht mit bonnes lois und gouvernement libre begnügte (II, 104). Das Christenthum wird also nicht mehr Staatsreligion, überhaupt keine Staatsreligion mehr sein (II, 100), so wenig als eine Staatspoesie, sondern Poesie und Religion werden als Schwestern leben (II, 198). Poesie, Liebe und wahre Religion werden zusammen reifen, denn die Christuslehre ist der Kern zum Ansetzen der Zeitenfrucht (I, 102). Und dies Alles geschieht durchaus nur auf menschliche Weise, durch menschliche Mittel, denn die Menschheit ist ein der eignen Mannschaft überlassenes Schiff (I, 102),

*) Vgl. hierüber Nr. 292 d. Bl. f. 1830. D. Red.

und es ist anmaßend und thörig, noch immer eine besondere Vorsehung und deren Einwirkung für jeden Einzelnen zu glauben. Klug und Thörig sind die ersten Begriffe des Menschen, als Einzelen, weil sie sich auch schon in Beziehung auf die Natur ergeben; die Begriffe Gut und Böse dagegen entstehen und bestehen erst in der Gesellschaft, wo man eigne Vortheile aufgeben und sich für Andere hingeben muß (ebend.) zum höhern Vortheil und wahren Nutzen, als eigentlichem Zwecke; und das Leben, Glück und Unglück besteht hauptsächlich in dem Verhältniß und der Wechselwirkung dieser Potenzen. Dies Leben ist der wahre Zweck der Welt, daher: „was ist, kann nur vollkommen und nothwendig sein, sonst wäre es nicht" (II, 221). Durch den Geist sind wir ein Theil des Weltgeistes, die Seele aber schaffen wir eigentlich uns selber erst durch das Leben. Die Thiere sind auch auf dem besten Wege dazu, es fehlt ihnen nur noch die Sprache.

Der Verf. hat hier nicht an die Papageien und Staare gedacht, welche ihm doch so nahe standen. Er verkündigt uns hier wiederum ein Système de la nature und die natürliche Entwickelung der Menschheit vom Affen bis zum Schlaraffen und Voltaire, der bekanntlich selber noch eine Zwischenart von Tigeraffen annimmt. Die französische Revolution war ja auch schon ganz nahe an der Erfüllung aller dieser Herrlichkeiten. Und wie unermeßlich hier die Aussicht sich aufthut, zeigt die auf Helvetius' und Condillac's Schultern stehende irländische Sybille Lady Morgan, welche mit ihren Orakeln über das schreckliche Welträthsel, ob denn auch wirklich ein Gott dahinterstecke, und ob dieser Gott, wenn er allmächtig, nicht etwa gar auch böse sein könnte, unsern Halbfranken doch beinahe erschreckte (II, 168). Er schwebt aber ganz à la hauteur des neuesten Zeitalters, und auch hierdurch spricht er so weit umher an. Nur Schade, daß er, wie eben jene französische Revolution, mit ihrer officiellen Erklärung des Daseins Gottes, mit ihrer reinen, nackten Vernunftgöttin wieder in allerlei kleine Abgöttereien und Aberglauben verfällt. Einzig und sublim ist die Vergötzung der Cavalierparole und des point d'honneur. Der edle Verf., wenn er gar nicht zur Ausführung eines löblichen Vorsatzes kommen kann, gibt sich endlich selber das Ehrenwort darauf und versichert ganz ernsthaft, daß er (dem das bekannte Rotznäschen den ganzen „Werther" verleidet), wenn er dieses Ehrenwort jemals bräche, sich mit sich selber duelliren müßte, aber nicht etwa blos vor dem Spiegel, sondern sich ermorden würde. Das heißt doch chevaleresk den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Sodann eben dieser Teufel, der spielt in den Reisebriefen eine wichtige Rolle. Der Reisende spricht zwar spottend den nobelsten Unglauben über ihn aus, aber der Bocks- oder Pferdefuß des Herrn Urian kommt immer wieder zum Vorschein, sodaß man an jenen geistreichen Engländer erinnert wird, der aus Furcht vor Geistern eine Gesellschaft mit allerlei freigeisterischen Geschichten lebhaft unterhielt, bis die Gespensterstunde vorüberwar. Um sich endlich vom Sein oder Nichtsein des Fürsten dieser Welt zu versichern, citirt der Reisende ihn sogar förmlich, als er in stürmisch-regnerischer Mitternacht allein umherirrt, und ruft sich selber, nach alter Ueberlieferung, 3 Mal beim eignen Namen: und siehe, es erscheint ihm ein junges Mädchen im nassen Gewande, und, sagt er, „le diable n'y perdit rien" (I, 321). Und so erscheint ihm denn der Teufel häufig weiblich, in den Wirthshäusern als Aufwärterin, anderswo als afrikanische Zauberin, mit welcher er sich auch durch den Magnetismus in Rapport setzen will, aber, vermuthlich weil er den Hahnenfuß entdeckt, plötzlich entflieht. Der Verf. scheint in den Magnetismus eingeweiht, dessen Wunder er wol nicht anfechten wird, weil er selber als Wunderthäter dabei auftreten kann; er sehe nur zu, daß der Teufel auch hier nicht seine Hand im Spiele habe. Er erfährt ja so schon, wie bedenklich es ist, mit dem Schwarzen zu spaßen; und es geht ihm wie im Puppenspiele von Dr. Faust dem Kasperle, der die Teufel nicht wieder loswerden kann, welche er citirt hat. Besonders treibt der Reisende sein unheimliches Spuk- und Gespensterwesen in Irland, wo allerdings der Teufel loszusein scheint, im Volkselend und in der Parteienwuth; dies ist aber des Wallenden gelobtes Land, hier ist er in seinem Elemente; abenteuerlich und nächtlich irrt er umher, von Meg-Merrilis zu O'Connel, vom race course zur Afrikanerin, vom Teufel zu seiner Großmutter, und am freiesten läßt er hier errer sa plume.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von H. K. Hofmann. Erster Band. Darmstadt, Leske. 1831. 8. 12 Gr.
2. Was verlangt unsere Zeit in Staat und Kirche von den Regierungen und Völkern? Ein Wort des Ernstes und des Friedens von Freimund. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. 8. 3 Gr.
3. Ueber den Einfluß der neuesten Revolution in Frankreich und den Niederlanden auf den Handel dieser Länder, sowie besonders auf den Handel Deutschlands, und über Das, was Deutschland Noth thut. Von G. von Gülich. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1831. Gr. 8. 8 Gr.
4. Gelegenheitsschrift über die jetzigen Bewegungen in Europa, ihre Ursachen, Zwecke, ihre dringenden Gefahren und Vorschläge zur Verminderung und Abwendung derselben, nebst Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsformen. Den Fürsten und allen Betheiligten gewidmet vom Verf. der Triebfedern der Seele. Emden, 1831. Gr. 8. 8 Gr.
5. Europa, eine monatliche Uebersicht der politischen Begebenheiten dieses Welttheils. Für Freunde der Tagesgeschichte, Zeitungsleser und Politiker aus allen Ständen. Erstes und zweites Heft. Stuttgart, Brodhag. 1831. 8. 8 Gr.
6. Pfefferkörner im Geschmack der Zeit, ernster und satyrischer Gattung, von G. A. von Maltitz. Erstes Heftlein. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1831. 12. 16 Gr.
7. Gesetzlosigkeit das Grab aller Wohlfahrt. Ein Beitrag zur Geschichte des Mittelalters und des zerstörten Hohenneindorfs, von St. Kunze. Halberstadt, Helm. 1831. 12. 8 Gr.

Lange ist die deutsche Jugend von feilen Wohlredners und Pedanten verleumdet und geschmäht worden, ohne daß unter dem Schutze unserer gerechten Preßgesetzgebung sich eine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben hätte. Da die Gendarmen

in der großen Mehrzahl die edle Flamme glücklich erstickt haben, die unsere weisen Gesetzgeber für die Fackel des Aufruhrs erklärten, und da man die Gefahr jetzt auf einer ganz andern Seite sieht, so wird es den Wenigen, die in der schlimmen Zeit sich treu erwiesen haben, bei dem verheißenen Anfange der guten vielleicht erlaubt sein, die Rechtfertigung einer — wir fürchten — vergangenen Richtung des deutschen Volksgeistes zu versuchen.

Die erste Frage, die wir in stolzem Bewußtsein an uns selbst richten, ist: Was war es, das wir Mitglieder der Burschenschaften und der hochverpönten geheimen demagogischen Gesellschaften vor Allem wollten? Einheit des deutschen Vaterlandes! Nichts Anderes.

Das Losungswort, welches Oestreich in dem Kampfe des Jahres 1809, Preußen in dem sogenannten Freiheitskriege während der Jahre 1813, 1814 u. 1815 in allen seinen Fahnen und Standarten führte; das Zeichen, welches jetzt die deutschen Fürsten und alle wahren Deutschen mit dem besten Blute ihres Herzens zurückkaufen möchten.

Was war natürlicher, was löblicher und rühmlicher, als daß die Jugend, die zum Theil aus diesen Kämpfen zurückkehrte, zum Theil, mit Thränen in den Augen, den in die Schlacht ziehenden Brüdern nachgeblickt hatte, sich einer unter dem Donner der Geschütze und dem Pfeifen der Kugeln erprobten Gesinnung auch in der Ruhe des Friedens würdig zu machen strebte? Oder glaubte man, daß die Vaterlandsliebe, wenn sie einmal in den Herzen entbrannt war, nach geleistetem Dienst sich auslöschen lasse wie ein Licht, oder ausziehen wie ein alter Rock? Vaterlandsliebe, billige, großherzige Liebe zu dem deutschen Vaterlande, dessen Bild über dem zerstückten und verstümmelten Deutschland zum ersten Male in strahlender Glorie wiederaufgegangen war, nicht Geist des Aufruhrs, der Widersetzlichkeit, der Selbstüberschätzung leitete die ersten Stifter der deutschen Burschenschaft. Der erste Schwur jedes Burschen war der Schwur der Treue dem deutschen Vaterlande. Kein Vorurtheil sollte mehr die Gauen Deutschlands einander entfremden, um jeden einzeln desto leichter unter das Joch zu beugen. Kein Deutscher sollte, selbst über dem pflichtmäßigen Gehorsam, den er dem Fürsten seines Heimathlandes schuldete, nicht vergessen, daß er ein Deutscher war. Diese Gesinnung, diese Gefühle fortzupflanzen, war der vornehmste Zweck der Burschenschaft. Immer weiter, durch alle Kreise und Stände des Volkes breiteten von den Hochschulen diese Gefühle sich aus; sie sind erloschen, weil man sie gewaltsam unterdrückte. Sie sind erloschen: denn beseelten sie jetzt noch die deutsche Jugend, so dürften wir nicht zittern um das linke Rheinufer, so schalteten die Belgier nicht mit Luxemburg nach Willkür, so brächten die Russen uns nicht die Cholera. Deutschland, wenn es einig ist, kann der ganzen Welt die Spitze bieten.

Aber wenn man uns, die diese Lehre begeisterte, verfolgte, eingzirte, einkerkerte, um die schönsten Jahre und um alles Glück unseres Lebens betrog, erwartet man, daß die Generation, die nach uns herangewachsen ist, sich durch unser Beispiel nicht sollte warnen lassen?

Wurde doch selbst der Rock, den wir trugen, die schönste, die anständigste und zweckmäßigste Tracht, verboten, weil er der deutsche Rock hieß! Das Turnen, diese unschuldige, in der Behandlung unserer großen Städte unentbehrliche Leibesübung, wurde verboten, weil man auf einigen Turnplätzen Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" sang. „Das deutsche Vaterland", erklärte man uns, „existirt nur in den Köpfen der Aufwiegler; Preußen, Würtemberg, Baiern ist euer Vaterland!" Wie man aussäet, so wird man ernten.

War denn aber wirklich, wirft man uns ein, gar kein Grund vorhanden, der die Bestrebungen der Universitätsjugend mit Recht verdächtigte? Gab es keine geheimen Gesellschaften, die geradezu auf Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge ausgingen?

Wir antworten, die Hand auf das Herz gelegt, bei Ehre und Gewissen: „Nein!" Geheime Gesellschaften entstanden erst, als die öffentlichen, die Burschenschaften, verboten wurden; Mistrauen und feindselige Gesinnungen gegen die Regierungen entwickelten sich erst, als die Verfolgungen der Regierungen begannen. Die unselige That eines Schwärmers und die metaphysischen Träume einer Theegesellschaft, die sich in Jena unter dem Vorsitze eines angehenden Privatdocenten versammelte, wird kein Besonnener und Verständiger gegen uns anführen. Hätte man, statt aller weitläufigen Untersuchungen, Sand für wahnsinnig erklärt, wie er dies war, und Karl Follenius eine Professur gegeben, so würde die ganze „jenaer Verschwörung" sich, gleich einer Seifenblase, in das ihr gebührende Nichts aufgelöst haben.

So fremd war jede eigentliche politische Tendenz dem Streben der Burschenschaft und der deutschen Jugend, daß die wichtigsten Resultate der Demagogenuntersuchungen sich auf einige unreife Schülerexercitien beschränkten, die — wenn wir nicht irren — zum Theil in Stellen aus der Bibel und in Uebersetzungen aus dem Tacitus bestanden.

Aber statt vernünftigerweise zu schließen: wo man bei strenger Nachforschung nichts Gefährliches gefunden habe, müsse auch nichts vorhanden sein, zog man den sonderbaren Schluß: wir haben nichts gefunden, folglich müssen wir noch länger darnach suchen. Endlich, als nach mehren Jahren die Demagogenjagd noch immer fortdauerte, kamen einige hitzige Köpfe auf den Einfall, daß es doch wol nicht übel wäre, einige revolutionnaire Clubs zu errichten; und man kann daher recht eigentlich sagen, daß die Demagogenjäger die „demagogischen Umtriebe", die sie im Jahr 1823 wirklich entdeckten, selbst gemacht und veranstaltet haben. In diesem Sinne wird — — — in der deutschen Geschichte vielleicht noch einmal als der größte Demagoge genannt werden.

Und worauf lief am Ende, als — Dank der mainzer Commission! — das Complott glücklich zu Stande gebracht war, die ganze Sache hinaus?

Die geheimen Verbindungen, die sich gebildet hatten, wollten darauf hinwirken, Deutschland an Frankreich zu verrathen, wie die Herren Görres und Consorten in den neunziger Jahren, oder an eine andere Macht, wie andere Herren später? Nein, Deutschland mächtig und groß und einig zu machen und zu diesem Zwecke das alte ehrwürdige römische Kaiserthum deutscher Nation wiederherzustellen. Die deutschen Fürsten sollten auf ihren Thronen bleiben und nur, wie früher, ein Oberhaupt aus ihrer Mitte wählen, dem sie sich freiwillig unterordneten. Deutschland sollte — wie Nordamerika eine Föderativrepublik — so eine Föderativmonarchie werden. Wer in diesem Wunsche ein Verbrechen sehen will, dem können wir nicht helfen!

„Aber das deutsche Parlament, mit einem Oberhause aus den mediatisirten Fürsten und einem Unterhause aus dem Volke? Und die Eintheilung in Gaue nach den natürlichen Grenzen? War dies Alles nichts?"

Ungefähr ebenso viel als nichts, nämlich Träume, zu deren Ausführung nicht die geringsten Mittel vorhanden waren; man müßte denn die sogenannte „Burschenloge", wo sich Abgeordnete von den verschiedenen Universitäten versammelten, als einen Anfang der Ausführung betrachten. Eine Verbindung mit der italienischen Carbonaria, wie Wit-Dörring uns überreden möchte, hat so wenig stattgefunden, daß ein Mitglied des Jünglingsbundes, welches bei Gelegenheit des piemontesischen Aufstandes auf eigne Faust den Italienern zu Hülfe zog, beinahe als östreichischer Spion gehängt worden wäre, wenn ein Zufall ihn nicht gerettet hätte. Ebenso wenig bestand eine regelmäßige Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, oder mit dem fabelhaften Comité directeur in Frankreich. Einzelne Besprechungen mit einzelnen Franzosen fanden statt, aber nie als Bundessache. Gerade in den Mitgliedern der Burschenschaften und des Geheimbundes, der aus diesen hervorging, war die Vaterlandsliebe, war echtdeutsche Gesinnung so stark, daß ihnen am wenigsten eine verrätherische Verbindung mit dem Auslande möglich war.

Wenn man sie auch noch so hart gedrängt hätte, würde doch nur die mindeste Zahl sich haben entschließen können, Hülfe in Frankreich zu suchen.

1. Nicht so unumwunden, wie wir es hier gethan haben, aber für den Kundigen verständlich genug ist alles Dies in einem ausführlichen Aufsatze entwickelt, welcher Hofmanns' „Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten" eröffnet. Der Verf. ist 11 Jahre lang als Verschwörer gegen seinen Fürsten und — mirabile dictu! — gegen den deutschen Bund verfolgt worden; und dennoch in dem ganzen Walde literarischen Krautes und Unkrautes, der in der allgemeinen Aufregung emporgeschossen ist, haben wir nicht eine Stimme vernommen, die — wir wollen nicht sagen — schärfern politischen Blick, aber reinern vaterländischen Sinn bewährte als die des ehemaligen Demagogen. „Kein System", sagt er in einem andern Aufsatze, der sich dem zuersterwähnten anschließt, „keine Regierungsform, keine Verfassungsart wird vom Volke vorzugsweise gewünscht; der Deutsche verlangt keine Republik, er haßt ebenso wenig die Monarchie; er will nur Freiheit, und diese so wohlfeil als möglich; also gewiß, wo möglich, ohne Krieg. Deswegen ist es gewiß nicht Wunsch und Wille des Volkes und war es auch im Jubel der Juliustage nicht, daß Frankreich unsere Grenzen überschreiten und mit Gewalt der Waffen seine république déguisée bei uns einführen sollte. Der Friede ist so theuer, daß Viele vor ihm davenlaufen bis nach Amerika; wie könnten wir die Lasten des Krieges erschwingen, wie gar sie herbeiwünschen!"

„Aber bloße Vertröstungen, unbestimmte Hoffnungen haben doch den Credit verloren. In den Jahren 1813 u. 1814 wurde so viel versprochen, was bis jetzt nicht in Erfüllung ging, daß nach so kurzer Zeit dasselbe Spiel nicht wieder versucht werden kann. Das Volk verweigert deswegen auch Denjenigen Gehör und mit Recht, welche es glauben machen wollen: „jetzt, wo die Gemüther so aufgeregt seien, wo von allen Seiten Krieg und Aufruhr drohe, sei die Zeit nicht, an dem Bestehenden zu ändern; erst müsse die äußere Gefahr entfernt, Frankreich gedemüthigt, Belgien und Holland entwaffnet werden; dann erst könne an Hebung einheimischer Beschwerden gedacht werden; das Volk solle Truppen und Geld geben, dann solle ihm Erleichterung zu Theil werden". Aber 16 Jahre lang hat man ihm auf dieselben Beschwerden keine Antwort gegeben; erst seitdem die Ruhe Europas gestört, der deutsche Bund bedroht ist, läßt man sich herab, zu trösten und zu versprechen; wäre dieser äußere Drang entfernt, wer steht dafür, daß dann in Erfüllung gehen würde, was seit 16 Jahren nicht schwieriger zu machen war, als es jetzt sein könnte und in Zukunft sein wird!"

„Deswegen wird sich gewiß das Volk nicht zum zweiten Male durch schöne Worte auf die Schlachtbank locken lassen; den Angriff gegen Frankreich, gegen Belgien und Polen (!!) würde kaum das stehende Heer und gewiß nur mit Unmuth beginnen; zur Vertheidigung gegen eingedrungene Feinde das Volk sich nicht in Masse erheben, wenn nicht vorher ihm die Gewißheit gegeben würde, daß es mit jenem Troste, jenen Verheißungen dies Mal Ernst sei. Nur wenn es erwarten darf, daß Ruhe und Ordnung zur Erfüllung seiner Wünsche führen werden, wird es den Krieg abwehren helfen; nur wenn es von seinen eignen Häuptern Erleichterung und Befreiung zu erhalten gewiß ist, wird es fremde Einmischung zurückweisen. Wer also durch Verfassung oder innern Drang berufen ist, unser Volk vor den Fürsten und dem Bunde zu vertreten, der fodere zunächst und unbedingt und immer wieder diese Erleichterung, diese Befreiung durch:

Verminderung der Abgaben und Lasten,
Aufhebung der (Binnen-) Mauthen und Zölle,
Abschaffung des Vielregierens und Vielstrafens und
Aufhebung des Gewissens- und Preßzwanges.

Aber er hüte sich, dafür die Einmischung des Auslandes aufzurufen; er hüte sich ebenso sehr, das Volk zu Opfern aufzufodern, ehe ihm Sicherheit gegeben ist für die Erfüllung dieser gerechten und bescheidenen Wünsche. Im erstern Falle würde er in den Verdacht kommen, vom Auslande, im andern von der Partei der Schranzen und Finsterlinge bestochen oder geblendet zu sein".

Der ist kein Freund seines Fürsten und seines Volkes, der nicht das hier Gesagte mit vollkommener Zustimmung unterschreibt. Druck der Abgaben, Druck der Mauthen, Druck der Justiz und Verwaltung, Druck der Presse — darin ist in der That Alles zusammengefaßt, worüber das deutsche Volk überall sich beklagt. Auf welche Weise diesem Druck abzuhelfen sei, ist schon so vielfach besprochen worden, daß wir hier kaum die äußersten Grundzüge wiederholen dürfen. Kein einzelner deutscher Staat kann den Beschwerden seiner Unterthanen gründlich abhelfen, so lange die Nachbarn zurückbleiben. Was würde es z. B. Sachsen nutzen, seine Zölle aufzuheben, wenn die fremden Douanenlinien, die das ganze Land umstellen, nicht aufgehoben würden? Das Erste, was jeder Verbesserung vorausgehen muß, ist daher engere Verbindung und Vereinigung aller oder wenigstens der gleichgesinnten deutschen Bundesstaaten, als dies bisher bei den vagen Bestimmungen des deutschen Bundes möglich war. Ist dieser erste Schritt, die Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, einmal geschehen, so ergeben sich alle übrigen von selbst. Hätten nicht also am Ende auch hierin die „Demagogen" mit ihrer Föderativmonarchie, wenn auch nur in dunkelm Gefühle, das Richtige geahnt?

Nicht mit allen Ansichten, die in Hofmann's „Beiträgen" bevorwortet werden, sind wir gleich einverstanden, am wenigsten mit den grund- und bodenlosen Ausfällen auf die belgische Revolution; aber Verschiedenheit der Meinungen im Einzelnen, wo wir im Ganzen einverstanden sind, wird uns nie bestimmen, aufrichtige Anerkennung eines achtungswerthen Strebens zurückzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus England.

In der neuesten Lieferung einer vor Kurzem begonnenen Sammlung der vorzüglichsten englischen Romane („The standart novels") befindet sich eine neue verbesserte Ausgabe des beliebten Romans von Johanna Porter: „Thaddäus von Warschau". *) Das Buch hat besonders auch in Polen Beifall gefunden, und als es zuerst erschienen, dankten Kosciuszko und mehre angesehene Polen der Verfasserin für die Dienste, die sie dem Lande geleistet hatte. Sie hat eine Einleitung vorgesetzt, worin sie mehre anziehende, mit dem Roman in Verbindung stehende Anekdoten mittheilt.

J. Banim, der geistreiche Verf. der „Tales of the O'Hara family" gibt einen neuen Roman heraus: „Der Schleichhändler" („The smuggler"). Einer seiner ersten Romane, den Frau Demeier, ohne — sonderbar genug — das Original zu nennen, unter dem Titel: „Der Zwerg", etwas steif übersetzt hat, ist auch in Deutschland günstig aufgenommen worden. Eine andere Erzählung: „Hauptmann Reh", wurde durch W. A. Lindau (Dresden, 1830), verpflanzt. Eine Uebersetzung des anziehenden Romans „The nowlans" hat Adolf Wagner schon vor längerer Zeit angekündigt. Möchte er sie doch bald bringen!

W. Ellis gibt in Kurzem den 3. Band seiner „Polynesian researches" heraus. Er sammelte den Stoff dazu während eines achtjährigen Aufenthaltes auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln.

Die ausgezeichneten Kupferstecher W. und E. Finden geben in Verbindung mit Brokeden, der den Text liefert, einen Wegweiser für die Reise von London nach Neapel heraus. 106.

*) Eine deutsche Uebersetzung ist unter dem Titel: „Thaddäus Konstantin, Graf von Sobiesky" in Dresden erschienen, über die wir noch näher berichten. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 219. — 7. August 1831.

Eindringer af min politiske, selskabelige og literaire Vandel i Frankrige, Rhapsodie af *P. A. Heiberg*. Mit des Verfassers lithographirtem Portrait. Christiania, 1830. Gr. 8.

Vor einigen Jahren gab der als dänischer Lustspieldichter berühmte und auch durch politische Schriften von liberaler Tendenz bekannte Verf., der, als von norwegischen Aeltern, wiewol in Dänemark geboren, Norwegen als sein Vaterland betrachtet, in Drammen ein Bruchstück seiner Selbstbiographie: „Drei Jahre in Bergen", heraus, gegen welche sich zwar von einer gewissen Seite her Widerspruch erhob, deren Glaubwürdigkeit indessen wenigstens bis jetzt fest steht. An diese beifällig aufgenommene Schrift schließen sich vorliegende Erinnerungen aus seinem politischen, geselligen und literarischen Leben in Frankreich an, in dessen Hauptstadt der 72jährige Verf. von einer ihm von der französischen Regierung verwilligten Pension von 3000 Francs in wissenschaftlicher Thätigkeit lebt. Durch das bekannte Urtheil des dänischen Hof- und Stadtgerichts im Februar 1800 wegen seiner freimüthigen und sarkastischen Schriften des Landes verwiesen, doch mit möglichster Schonung behandelt, wandte sich der Verbannte mit Zurücklassung seiner Gattin und seines Sohnes (bis 1825 Lector der dänischen Sprache in Kiel, auch als dänischer Lustspieldichter bekannt) nach Paris, und erhielt hier im Jahre 1803 eine Anstellung als Unterstecretair in der nördlichen Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welche er auch unter den Ministern Talleyrand, Champagny, Maret und Caulaincourt mit Ruhm bekleidete, bis er zu Anfange des Jahres 1817 vom Herzoge von Richelieu einen ehrenvollen Abschied erhielt. Seine Berufsgeschäfte bestanden hauptsächlich im Uebersetzen und Berichterstatten von dem politischen Inhalte ausländischer Zeitungen für Napoleon; und was der „Moniteur" während dieser Periode von Neuigkeiten aus der Fremde enthielt, war zum großen Theile aus der Feder Hriberg's. Im Gefolge seiner Chefs war er in Berlin, Warschau, Wien, Ungrisch-Altenburg (Magyar O'Var), Erfurt, Bayonne, Amsterdam und Wilna. Ungeachtet der überhäuften Arbeiten der Regierung beschränkte sich die Bureauzeit auf die Stunden von 12 Uhr Mittags bis 5 Uhr Nachmittags, und selten gab es außerordentliche Geschäfte, zumal solche, wobei die Nacht zu Hülfe genommen werden mußte. Das Bureaupersonale speiste im Auslande immer an der Tafel des Ministers, und ward auch in Paris häufig an dieselbe gezogen, wo es denn nicht an Gelegenheiten fehlte, die durch Rang und Geist ausgezeichnetsten Männer der Nation kennen zu lernen, mit welchen letztern der Verf. überdies vielfältigen Umgang pflog. Seine Memoiren sind sonach eine Sammlung von Anekdoten, die größtentheils das Gepräge der Glaubwürdigkeit anschtragen, deren jedoch einige blos auf Hof-, Bureau- und Stadtgeschwätz zu beruhen scheinen, indessen eine recht interessante Lectüre gewähren, da der Verf. auch in dieser Schrift seinen festen männlichen Charakter behauptet und als ein entschiedener, geistreicher Feind der Unredlichkeit, des Wankelmuthes, der Hofschranzen und Parteigänger erscheint. Für den Fürsten Talleyrand, wie gegen den Dichter Etienne möchte er indessen etwas zu sehr eingenommen sein.

Bei seiner Anstellung im Bureau des traducteurs machte Heiberg dem Minister Talleyrand bemerklich, daß er zwar Französisch verstehen und einigermaßen schreiben könne, allein als Ausländer letzteres nicht mit aller erforderlichen Zierlichkeit und Correctheit. Der Minister sagte: „Ich verlange von Ihnen keine Phrasen; will ich Phrasen, so habe ich, Gott Lob! Phrasenmacher die Menge, die mir mit dem Nöthigen aushelfen. Ich fodere nur von Ihnen, daß Sie sich klar und ohne Zweideutigkeit ausdrücken; das Uebrige ist von keinem Belang".

Der Divisionschef im Ministerium, Hr. Roux, übrigens ein achtungswerther, wohldenkender und gutmüthiger Mann, hatte die Schwachheit, in den Concepten seiner Depeschen etwas zu sehr nach Zierlichkeit und gefälligen Wendungen zu haschen, was denn der Deutlichkeit Eintrag that. Als Talleyrand einstmals über Diensteifer und Geschäftsthätigkeit sprechen hörte, sagte er: „Ich glaube, diese beiden Eigenschaften müssen im umgekehrten Verhältnisse zur Wichtigkeit des Postens stehen, welchen Jemand bekleidet. Z. B., ich als Minister darf ohne Diensteifer sein; Sie, Hr. Roux, als Divisionschef, brauchen eben nicht viel davon, doch etwas mehr als ich; Sie, Hr. Challape, als Copist, müssen viel Diensteifer besitzen; allein ein Bureauaufwärter kann nicht Diensteifer und Geschäftsthätigkeit genug haben".

Talleyrand wurde gefragt, ob er seine Memoiren geschrieben habe. „Das ist unnöthig", antwortete er, „denn ich weiß, daß mein Kammerdiener und mein Koch an ihren Memoiren schreiben". Dies hält jedoch Heiberg für eine scherzhaft ausweichende Antwort; denn er sagt, „er kenne Jemanden, der ihm versichert habe, Talleyrand's Memoiren mit eigner Hand ins Reine geschrieben und geäußert zu haben, er wünsche sich nichts mehr, als diese Schrift zum Geschenke, weil sie ihn unfehlbar zum reichen Manne machen würde".

Von der Beschuldigung, daß Talleyrand seinem Kaiser die Idee des berüchtigten berliner Decrets und der verderblichen Blokade der Häfen des europäischen Festlandes eingeflößt habe, reinigt Heiberg jenen durch folgende Erzählung. „Eines Abends, gegen 10 Uhr, als ich in Berlin aus der Komödie kam, sagte mir der Portier, der Minister habe befohlen, daß sich das ganze Personale in seinem Cabinete versammeln solle. Ich kam zuerst, und fand den Minister allein. Dieser äußerte, wir würden die ganze Nacht zu thun bekommen. Nach und nach erschienen meine Collegen und endlich Hr. Labesnardière, der Erste im Range und in Talleyrand's Vertrauen. Nun ließ sich der Minister folgendermaßen aus: „Hier will ich Ihnen etwas zeigen, wobei Ihnen die Haare zu Berge stehen werden". Darauf ging er an sein Pult und zog ein Papier heraus, welches er diesem mit den Worten überreichte: „Nach Sitte und Brauch muß sich ein kaiserliches Decret auf einen vorhergegangenen und von dem betheiligten Minister dem Kaiser vorgelegten Rapport gründen; hier haben wir aber ein vom Kaiser schon unterschriebenes Decret, das sich auf einen noch nicht vorhandenen Rapport bezieht; diesen gilt es also zu verfassen, und es ist Ihre Sache, Hr. Labesnardière, zuzusehen, daß in diese Unordnung Ordnung komme. Morgen früh sollen Kuriere nach allen französischen Legationen abgeschickt werden, um Abschriften, sowol des Rapports als des Decrets zu überbringen". Nun ging Labesnardière in sein Cabinet, und wir Andern setzten uns um einen Tisch, um Copien des Decrets und des Rapports zu schreiben, als dieser fertig und vom Minister gutgeheißen war". — Heiberg hält den damaligen Staatssecretair Maret für den eigentlichen Urheber jener Maßregel.

Bei Gelegenheit seiner polnischen Reise äußert der Verf.: „Ich hatte Gelegenheit, eine besondere Bemerkung über die polnischen Bauern zu machen. Unter ihnen fand ich mehre Köpfe und Gesichter, die sich durch ungewöhnliche Schönheit und Lieblichkeit auszeichneten; und ich glaube, ein Maler, der einen Christuskopf malen will, thue nicht übel daran, sich das Modell unter den polnischen Bauern zu wählen. Resignation oder Ergebung in das Schicksal, und Sanftmuth sind die hervorstechenden Züge dieser mehr langen als runden Gesichter und mit blondem Haare gekrönten Köpfe; einige haben sich meinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt, daß sie sich noch nach mehr denn 20 Jahren meiner Phantasie darstellen. Nimmt man an, daß diese Erscheinung von dem Zustande der Leibeigenschaft herrühre, welche das Landvolk seit Jahrhunderten drückt, so frage ich: Woher kommt es, daß einerlei Natur und einerlei Verhältnisse den Bauern anderer Länder nicht dasselbe schöne charakteristische Aeußere ertheilt haben?"

Der Herzog von Rovigo, Savary, Talleyrand's Gegner, ist dem Verf. ein Gegenstand des Abscheus, und ihm schreibt er die Hauptrolle bei der Ermordung des Herzogs von Enghien zu. Von ihm erzählt er folgende Anekdote, welche wol unter die Rubrik des Hof-, Bureau- und Stadtgeschwätzes gehören mag. „Savary kam einst bei später Nacht nach Hause und ging, um sich zu entkleiden, in seine Schlafkammer, wo die Frau schon im Bette lag. „Wo warst Du so spät?" fragt sie. „Auf einer wichtigen Expedition; endlich haben wir den Halunken weggeputzt". „Wen? welchen?" „Wen sonst als den Herzog von Enghien!" „Und was ist aus ihm geworden?" „Nun! er bekam 3 Kugeln in den Leib und liegt 3 Ellen unter der Erde". „Abscheulich!" rief die Frau, drehte sich zur Seite und that, als ob sie schliefe. Figaro sagt: „Einem Weibe steht immer die Rache zu Gebote", und ich glaube, er hat Recht. Madame Savary war schön, und Einer von Napoleons Kammerherren, ein Hr. Villoutreys, sterblich in sie verliebt. Bis dahin hatte er aber kein Gehör gefunden. Tages nach jenem Gespräche ließ sie ihn aber wissen, sie wünsche, sich mit ihm zu unterreden".

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 218.)

5. Der Verf. der „Monatlichen Uebersicht der politischen Begebenheiten von Europa", glaubt eine andere Lösung der großen Frage gefunden zu haben, die alle Gemüther beschäftigt.

„Funfzehn Jahre hindurch", sagt er, „ward Europa von dem Systeme der heil. Allianz beherrscht: einem Systeme, entstanden in dem wohlwollenden Geiste eines mächtigen Regenten zur Beruhigung und Befestigung des erschütterten europäischen Staatenwesens, und das, nach seiner ursprünglichen Auffassung, den Anfoderungen der Zeit und dem Fortschreiten der Civilisation keineswegs feindselig entgegentreten sollte. War es doch die, jetzt so vielfach herabgewürdigte, sogenannte heilige Allianz, welche den alten Thron der Bourbonen nur unter der Bedingung herstellte, daß dem französischen Volke in einer constitutionnellen Charte Garantien für den durch die Revolution geschaffenen, neuen Zustand der Dinge gegeben werden; verdankt ihr doch Polen die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit und Deutschland den ersten Artikel der Bundesacte, der allen Staaten des Bundes landständische Verfassungen zusicherte. Wenn aber dieses Fürstenbündniß schon einige Jahre darauf bedeutend von seiner ursprünglichen Tendenz abwich, so lag der Grund dazu lediglich darin, daß bei seinen Beschlüssen nur die Regierenden und nie die Regierten befragt wurden. Daher entstand zuerst Einseitigkeit von der einen, Mistrauen von der andern Seite; hier die natürliche Tendenz jeder Gewalt auf Festhaltung des Bestehenden und Erweiterung ihrer Rechte, dort ein mehr oder minder kräftig hervortretendes Ankämpfen gegen das aufgezwungene Verhältniß und das Gefühl der beleidigten wirklichen oder vermeinten Mündigkeit. Nun ward der Bund eine gegenseitige Assecuranzgesellschaft der Fürsten gegen die Völker, glaubten Viele. In der nunmehrigen Tendenz des Bundes aber lag schon der Keim seiner Auflösung: das Bestehende wollte er festhalten, sowie er es fand; und doch ist es ein ewiges Naturgesetz, daß nichts dauer-

sich bricht auf Erden, daß Alles beständig vorwärts schreitet oder zurück. Als hierauf die Ereignisse lehrten, wie unausführbar ein solches Unternehmen sei, da wähnten die Machthaber nicht genug gethan zu haben, und statt auf die ursprüngliche Tendenz zurückzukehren, glaubten sie das Unmögliche versuchen zu müssen. Der Geist, die freie menschliche Intelligenz sind die natürlichen Gegner des Stehenbleibens; sie einzufesseln, in einen engen Kreis zu bannen, wollte man versuchen; Jesuitismus und Censur, die Säulen der Finsterniß, die Stützen der Despotie, sollten helfen. Da war Europa ruhig, stille, ähnlich der Ruhe und Stille der Natur, wenn ein Gewitter am Himmel steht. Da trieb eine tollkühne Hand die Räder der Systemmaschine (?) stärker an, und ein elektrischer Funke fiel herab und zündete die Stoffe, die sich längst gesammelt hatten; am 28. Juli 1830 endete der ewige Bund unter dem Kanonendonner einer legitimen Revolution".

Scharfsinnig, aber weder tief noch wahr. Die heil. Allianz ist wenig als das Comité directeur hat die Julirevolution gemacht. Der Volksgeist, der in der ersten französischen Revolution zum ersten Male zum Bewußtsein erwachte, war unter der gewaltigen Herrschaft Napoleons, wie unter der schwachen Leitung der Bourbonen unaufhaltsam in seiner Entwickelung fortgeschritten; nicht die heil. Allianz, sondern die alberne Verblendung Karls X. stellte sich ihr, aber freilich auch nur nothgedrungen, entgegen: der Sturz der Bourbonen war ihre eigne Schuld. Und warum wird dieses System der heil. Allianz, welches hier so viel verbrochen haben soll, nicht, da es bekannt genug ist, mit einem Worte bezeichnet? Das ganze System der heil. Allianz beruhte auf dem Grundsatze des gegenseitigen Wohlwollens: dahin der Zweck, den Frieden zu erhalten und, wo er gestört war, herzustellen. Daß dies zuweilen nicht auf die zweckmäßigste Weise geschah, und daß es nicht immer möglich war, liegt in der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen, kann aber nicht gerade als Abweichung von der ursprünglichen Tendenz angelegt werden. Die Tendenz blieb dieselbe; nur die Mittel, deren man sich bediente, waren verfehlt. Und hierin, noch mehr aber in der verkehrten Anwendung, welche die einzelnen Regierungen von der Staatsgewalt machten, die sie in offenen Widerspruch mit den Wünschen und Bestrebungen der Völker versetzten, liegt der wahre Grund zu der allgemeinen Erschütterung, welche die Julitage d. vor. J. plötzlich wie ein elektrischer Schlag hervorriefen. Die aus den Zeitungen bekannten Thatsachen sind in der „Monatlichen Uebersicht" ziemlich vollständig und treu zusammengestellt; von dem Wichtigsten, den Ereignissen in Polen, konnte der Verf. sich indessen, wie es scheint, bei aller Mühe, keine recht deutliche Vorstellung machen. Die Schilderung des Kriegsschauplatzes im Februar und März als eines „amphitheatralischen (?) Halbkreises" beweist, daß er von dem Terrain, die Darstellung der Operationen beider Heere, daß er von den einfachsten Grundsätzen der Strategie keinen Begriff hat.

6. Was hundert Stimmen dem deutschen Volk und seinen Fürsten in Prosa sagen, — daß es mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes schlecht bestellt sei und einer radicalen Verbesserung bedürfe, ungefähr dasselbe wiederholt Hr. von Maltitz uns seit einer Reihe von Jahren in Versen. Daß diese, den Zorn und Mißmuth eingegeben, nicht immer so zart und glatt sind, wie die galanten Seufzer, in die sich unsere moderne deutsche Poesie größtentheils aufgelöst hat, gereicht dem Styl, aber nicht dem Charakter des Dichters zum Vorwurf. Ueberdies haben wir volksmäßige Dichter so wenig, daß es ebenso unklug als undankbar wäre, nachdem sie sich glücklich durch Polizei und Censur durchgeschlagen haben, die Ermüdeten noch durch die Spitzruthen der Kritik zu jagen. Wir melden daher die „Flugschriften" des biedern Maltitz mit seinen eignen Worten an:

Nimm, guter Freund, nach altem Schlag,
Hier Scherz und Ernst in einem Sack!
Schon Manches war davon zu lesen,
Ist hier und da gedruckt gewesen.
Doch weil es trägt den Zeitgeschmack
Blieb es verschont vom kritschen Wesen;
Ward wenig nur und still — gelesen,
Als liberaler Schadernack.
. . . . . .
Zum Zeitgeschmack gehört der Pfeffer,
Und zeigt Dir meine Körnersaat
Auch nicht ein jedes Korn als Treffer,
So nimm den Willen für die That.
Verschieden ist der Menschen Weise;
Doch Jeder dahn' in seinem Kreise
Der Wahrheit ewigem Mandat
Den Weg zu ew'gem Ruhm und Preise;
Und zeig, zum Heil der Völkerkraft,
Auf ernste oder laun'ge Weise
In Kunst, Natur und Wissenschaft
Den lichten Pfad zur lichten Reise.
Dann lebt im Schwächsten auch die Kraft
Und Alles kommt ins rechte Gleise.

7. Der halberstädter Doctor, der uns seine Broschüre über die Gesetzlosigkeit feilbietet, scheint das rechte Gleis auf einem andern Wege gefunden zu haben. Er hat in seinem Sophokles gelesen:

Ἀναρχίας γὰρ οὐκ ἔστι κακόν·

und als er eines Morgens aus seinem Studirkämmerlein nach dem Wetter schaute, sah er zu seinem Schrecken die Anarchie, die er bisher nur in Büchern kennen gelernt hatte, von Frankreichs Hauptstadt wie eine Riesin sich aufmachen und mit erhobenem Haupte das ganze westliche Europa durchschreiten. Ueber Kassel, Göttingen und Osterode war sie bereits ganz in die Nähe des friedlichen Halberstadt gekommen, und überall fiel alles Volk ihr zu und tobte hinter ihr her. Da fiel es dem Doctor ein, daß er vielleicht dazu berufen sei, der verwirrten Menge das Capitel zu lesen; und weil Beispiele aus dem Leben meist eindringlicher zu den Gemüthern sprechen als dürre Ermahnungen, so setzte er sich flugs an sein Schreibpult und beschrieb die Geschichte eines halberstädter Dorfes, das im 15. Jahrhunderte auf unbekannte Weise zu Grunde ging. Damals war Fürst und Volk nichts, der Adel Alles; und weil in dem gesetzlosen Treiben des Adels wahrscheinlich auch Hohenneindorf zerstört wurde, daß keine Spur davon übrigblieb, soll das bewegte Europa sich an der wüsten Stätte spiegeln und ein Exempel nehmen, damit es ihm nicht durch das Kanonenrecht gehe, wie dem unglücklichen Hohenneindorf durch das Faustrecht. Wer keinen vernünftigen Sinn in dieser Bußrede finden kann, dem geht es immer noch besser als uns; denn er braucht sie wenigstens nicht in originali nachzulesen. Auch würden wir ihn nicht einmal mit diesem Auszuge behelligt haben, wenn wir nicht an denselben gleichfalls ein Exempel knüpfen wollten. Besonders in unserm lieben Deutschland gibt es der graduirten und ungraduirten Personen, die ähnliche Syllogismen bauen, wie Hr. Dr. St. Kunze, zu Hunderten. Weil ihr Blick nicht weiter reicht als von ihrem Hause oder Garten bis in das nächste Dorf, so setzen sie voraus, daß jenseits desselben die Welt zu Ende sei. Was sie etwa in Geographien und Reisebeschreibungen von fremden Ländern lesen, ergötzt sie wie ein unterhaltender Roman; und wenn es auswärts recht bunt zugeht, so sind die guten Leute seelenvergnügt, weil es jetzt in den Zeitungen doch einmal etwas Interessantes zu lesen und zu politisiren gibt. Macht die Welt aber Miene, sich auch einmal ihr Recht zu nehmen; droht der Gang der großen Ereignisse auch über die Zäune und Hecken des friedlichen Dorfes hereinzubrechen: dann verliert der Politiker alle Besinnung und möchte am liebsten den Weltbrand mit seiner Hausspritze löschen. Wer ihm am meisten Angst macht oder wer die Gewalt am nächsten zur Hand hat, dem ergibt er sich mit Leib und Leben. „Beste Nachbarn", ruft er in Todesangst, „nur ja hübsch ruhig und bedächtig! Laßt doch Alles gehen, wie es will; wir können doch nichts ändern, und wenn wir nur fein behaglich hinter dem Ofen sitzen bleiben, wird Gott wohl Alles zum Besten wenden!" Daß diese Gesinnung, seit dem

dreißigjährigen Kriege, der die letzte deutsche Kraft gebrochen hat, in Deutschland beinahe immer die vorherrschende, wenn nicht die allgemeine gewesen ist, war das größte Unglück, die Quelle aller Ohnmacht und aller Schmach unsers Vaterlandes. Im siebenjährigen Kriege wurde Deutschland zum ersten Male wieder wie durch ein Frühlingsgewitter erfrischt; in dem Kampfe gegen Napoleons Riesengeist regte es die erschlafften schlummernden Glieder und richtete sich hoch empor. Bald darauf ist es wieder in seine alte Schwäche zurückgesunken; und während rings die Erde erbebt, liegt Deutschland, von den Schlafliedern und Schlaftränkchen unserer weisen und vorsichtigen Politik, am Rande eines Abgrundes in bewußtlosem Schlummer, und nur krampfhafte Zuckungen zeugen von der Fortdauer des Lebens. Auf Dank mache der Arzt, der den Schläfer weckt, sich keine Rechnung! 74.

Vaulu-Spá. Das älteste Denkmal germanisch-nordischer Sprache, nebst einigen Gedanken über Nordens Wissen und Glauben und nordische Dichtkunst, von Ludwig Ettmüller. Leipzig, Weidmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Diese neue Bearbeitung der „Vaulu-Spá" stützt sich auf die ältern Ausgaben von Resenius, Stephan Olaffen und Gudmundur Andreae (Kopenhagen, 1665) und von Bartholin (Kopenhagen, 1667), welche der von Hrn. Ettmüller gegebenen Kritik des Textes zum Grunde liegen. Nach einigen in der Einleitung ausgeführten sprachlichen Untersuchungen über den Namen des Gedichts sucht der Verf. die Hypothese früherer Gelehrten zu bestreiten, welche das Alter der „Vaulu-Spá" noch vor die Einwanderung der Asen in den Norden hinausrücken, indem er dagegen bemerklich macht, daß die Asalehre zu vollkommen im Gedichte selbst ausgebildet erscheine, als daß man annehmen könnte, dasselbe sei älter als die Asen im Norden. Hr. E. ist der Meinung, daß man die Entstehung des Liedes erst in den Zeiten suchen könne, wo die Asalehre längst schon ausgebildet und ins Leben getreten war, wo man schon längst Mängel in ihr entdeckt hatte und ihren Untergang aus diesen selbst herleiten konnte. „Genau läßt sich freilich das Jahrhundert nicht angeben", fährt der Verf. fort, „da die Sprache des Nordens überhaupt durch ihre Abgeschlossenheit viel stetiger blieb als andere; aber wenn man die Denkmäler unsers Alterthums damit vergleicht, so kann man doch Wahrscheinlichkeit, wenn auch noch nicht Gewißheit erlangen. Am innigsten ist die Sprache des Liedes mit der gothischen des Ulfilas verwandt, und dann mit den angelsächsischen Mundarten. Schon ferner steht ihr das fränkische des 8. und 9. Jahrhunderts, sowol was die Wurzeln als was die Formen anbelangt, und ich glaube nicht viel zu fehlen, wenn ich die „Vaulu-Spá" zwischen das 5. und 7. Jahrhundert setze. Hierzu habe ich noch einen besondern Grund, nämlich die fast wörtliche Uebereinstimmung des Liedes III. mit dem Eingange des wessobrunner Gebetes. Nun ist wol anzunehmen, daß der Schreiber des Gebetes die „Vaulu-Spá" kannte, vielleicht gar in niedersassischer Mundart kannte, das Gegentheil aber ist nicht annehmbar. Nun wird aber fast allgemein das wessobrunner Gebet in das 7. bis 8. Jahrhundert gesetzt". Zweckmäßig fügt jedoch der Verf. hinzu, daß es sich nicht beweisen lasse, da diese Uebereinstimmung ebenso gut eine Zufälligkeit sein kann.

Was die umfangsreiche Einleitung außerdem noch Eigenthümliches enthält, ist die Polemik, in welche sich der Verf. gegen die Beziehung des Nordischen auf die griechische Mythologie zu setzen scheint. Er knüpft seine diesfallsigen Bemerkungen zunächst an Bartholin an, der bekanntlich in der „Völu-Spá" nichts anders als eine Ilias fand, d. h. eine Beschreibung der Zerstörung Iliums, welche die Asen auf ihrem Zuge von Phrygien bis Norwegen als ein Heiligthum mitgetragen hatten. Im Allgemeinen ermangelt jedoch diese Polemik in ihrer Durchführung der Wissenschaftlichkeit; sie ist zu flüchtig, um für Etwas gelten zu können. Was die Ordnung des Gedichts anbetrifft, so hat der Herausgeber an 2 Stellen an der Liederfolge gebessert. Seine eignen Anmerkungen zu dem Gedicht enthalten außer den philologisch-kritischen einige Excurse über „Ursprung und Wesen der Zwerge und Alfen"; „Ueber Nornen und Walküren"; „Ueber Loki's Nachkommenschaft", u. A. Zum Schluß bringt der Verf. zu einigen Stellen der „Vaulu-Spá" Parallelstellen aus ältern und neuern Dichtern bei, deren Ergebniß nicht ohne Interesse ist. 156.

Literarische Nachrichten aus England.

Fräulein Ferrier, die Verfasserin der Romane: „Marriage" und „Inheritance", hat nach einer langen Pause eine neue Erzählung gegeben: „Destiny, or the chief's daughter". Die Verfasserin zeigt sich auch hier des Lobes würdig, das Walter Scott ihr in einem seiner Werke spendete, und einige Mängel in der Anlage werden reichlich vergütet durch tiefe Kenntniß der Menschennatur, scharfen Witz und treffliche Charakterzeichnung.

Die „Sketches of irish character" von Frau Hall gehören zu den vorzüglichsten Schilderungen des irländischen Volkscharakters. Die Verfasserin hat soeben eine Fortsetzung derselben gegeben. Sie ist eine Geistesverwandte der edeln Maria Edgeworth, die sich zuerst die Aufgabe machte, den Charakter der Irländer in ähnlichen Darstellungen zu schildern. Irland den Engländern von einer vortheilhaften Seite bekanntzumachen, ist der Zweck, den sie sich vorsetzte, und sie hat ihn glücklich erreicht. Sie gibt eine Reihe anziehender Erzählungen, die zuweilen humoristisch und heiter, zuweilen ernst, ja tragisch sind und mit ungemeiner Wahrheit den Charakter des Volkes schildern. Es weht in ihren Darstellungen ein milder, echtchristlicher Sinn, den nie der religiöse Parteigeist trübt und der von allen Parteiunterscheidungen wegsieht, um Frieden und Wohlfahrt in das zerrüttete Land zurückzuführen.

Zu den zahlreichen Unternehmungen, die man seit einigen Jahren auch in England begonnen hat, um dem Volke Kenntnisse in faßlicher Form zugänglich zu machen, gehört die bei Murray erscheinende „Family library", eine Sammlung, die einige gut bearbeitete Abtheilungen *) enthält. Die 22. Lieferung bringt den Anfang einer Reihe von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Schottländer: „Lives of scottish worthies". Der Verf. ist der achtbare Tytler, dem wir eine noch unvollendete „Geschichte Schottlands" **) verdanken. Der 1. Band enthält das Leben Alexanders III, der so viel für Schottlands Cultur that, des merkwürdigen Michael Scott, des ritterlichen Wallace, und den Anfang der Geschichte des heldenmüthigen Robert Bruce. Die Kupfer stellen theils die verschiedenen, von schottischen Königen gebrauchten Siegel, theils Ansichten von Gegenden dar, welche durch historische Erinnerungen wichtig geworden sind.

Eine ähnliche beliebte Sammlung ist das vom Buchhändler Constable in Edinburg begonnene und von seinem Nachfolger fortgesetzte „Miscellany", das eine sehr bunte Reihe verschiedener Werke von ungleichem Gehalte enthält. Die neueste Lieferung ist eine Erzählung der Thaten der Malteserritter, eine recht unterhaltende Compilation.

Robert Vaughan, bekannt durch eine vor 2 Jahren erschienene Biographie Wicklisse's, gibt ein Werk über die Geschichte der Stuarte auf dem englischen Throne bis auf Jakobs II. Abdankung, heraus, worin zugleich die Geschichte der englischen Verfassung und der Landeskirche dargestellt wird. 106.

*) Z. B. Elelg's „History of british India", Southey's „Leben Nelson's", Walter Scott's „Letters on demonology and witchcraft".

**) Darüber nächstens mehr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 220. —— 8. Auguſt 1831.

Eriadringer af min politiske, selskabelige og literaire Vandel i Frankrige, Rhapsodie af *P. A. Heiberg.*

(Beſchluß aus Nr. 219.)

Eines Abends, als Heiberg den Miniſter nicht zu Hauſe glaubte, ging er in ſein Cabinet, wo er ihn am Pulte und Hrn. Labesnardière neben ihm ſitzen ſah, der ihm einen Brief dictirte. Kaum bemerkt er dies, als er Miene macht hinauszugehen; allein der Miniſter, der ſeiner anſichtig wird, ſagt: „Bleiben Sie nur, ſetzen Sie ſich hin und nehmen ſich ein Buch; wir ſind bald fertig". Nun fuhr der Secretair fort zu dictiren und der Miniſter zu ſchreiben, indem er von Zeit zu Zeit ſcherzend über das lange Schreiben klagte, das ihn ermüdete. Die Sache war nämlich, daß der Miniſter dem Kaiſer jeden andern oder dritten Tag einen Bericht von dem Vorgefallenen überſenden und der Etikette gemäß ſelbſt ſchreiben ſollte. Unter ähnlichen Umſtänden, bemerkt der Verf., würde jeder andere Miniſter ſeine Thüre dreifach verriegelt haben.

Einmal als Talleyrand einen ſeiner Privatſecretaire aufſucht und ihm Heiberg ſeine Dienſte anbietet, heißt er ihn ein Blatt Papier mit vergoldetem Schnitte nehmen, niederſitzen und einen Brief an die Kaiſerin Joſephine ſchreiben. Jener ging an ſein Pult und wühlte in einigen Papieren, bis er endlich fragt, ob der Brief fertig ſei. Lächelnd antwortet Heiberg, er wiſſe ja noch nicht deſſen Inhalt. „Wie einfältig!" ſagte Talleyrand; „wiſſen Sie denn nicht, daß man, wenn man an eine Dame ſchreibt, zu reden hat von ihrer Schönheit, ihrem einnehmenden Weſen, Verſtande, Witze u. ſ. w.; iſt das geſchehen, ſo iſt der Brief fertig; das Uebrige thut nichts zur Sache und gehört ins Poſtſcript. Da muß ich denn ſelber dictiren". Hierauf ſetzte er ſich hin und dictirte.

Die Entlaſſung Talleyrand's aus dem Miniſterium ſchreibt der Verf. der Eiferſucht Napoleons über ſeinen Ruhm zu. „Ich will", ſoll dieſer geſagt haben, „der Welt zeigen, daß ich keines Hofmeiſters bedarf; ſtatt ſeiner will ich einen Klotz haben". Graf Champagny, Herzog von Cadore, ward nunmehr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. An ihm fand Napoleon einen demüthigen Diener, der ſich Alles von ihm gefallen ließ und ſeine Befehle ſtracklich vollzog. Uebrigens bezeichnet ihn der Verf. als einen rechtlichen, gutmüthigen Mann.

Während der Verhandlungen in Bayonne ſagte eines Morgens dieſer Miniſter lächelnd zu Heiberg: „Wiſſen Sie wol, geſtern ſagte der Kaiſer, Sie wären une bête". „Se. Majeſtät", antwortete dieſer, „haben die Machtvollkommenheit, von mir zu ſagen, was Höchſtdenſelben beliebt; allein Ew. Excellenz erlauben mir, zu fragen, worauf der Kaiſer ſein Urtheil gründete?" „Auf eine Ueberſetzung", antwortete er, „von König Karls IV. Brief aus dem Spaniſchen, die Sie mir geſtern zuſtellten, und worin der ſpaniſche König von ſeinen Pflichten gegen ſeine Unterthanen redet. Der Kaiſer behauptet, es müſſe heißen: ſeiner Unterthanen Pflichten gegen ihn". Heiberg bewies auf der Stelle dem Miniſter die Richtigkeit ſeiner Ueberſetzung.

Den Friedensfürſten beſchreibt der Verf. als einen ſtämmigen, plumpen Geſellen mit einem Alltagsgeſichte, ohne alle Kenntniſſe, der von nichts Anderm als von Pferden und was in dieſes Fach einſchlägt, reden konnte. Die Mehrzahl der anweſenden ſpaniſchen Granden war verkrüppelt und häßlich.

Der Privatſecretair des Herzogs von Cadore war ein gewiſſer Poſuel de Verneaux. Es galt einmal ein Rundſchreiben an alle auswärtigen franzöſiſchen Geſandten zu ſchreiben. Die Secretaire verſammelten ſich um einen großen Tiſch, jeder mit der Feder in der Hand und ſeinem Bogen Papier. Einer dictirte, die Andern ſchrieben. Im Originale kam eine Phraſe vor, worin von Etwas geredet wurde, auf welches der Kaiſer ein großes Gewicht (poids) legte. St.-André, der neben Poſuel ſaß, gukte in das Papier des Letztern und ſah, daß er pois (Erbſen) geſchrieben hatte. Lachend ſagte er: „Hr. Poſuel, der Kaiſer legt keine grünen Erbſen in die Wagſchale". „Sie haben Recht", antwortete Poſuel; „es war ein Schreibfehler"; und nun verbeſſerte er das Wort in poix (Pech). Als die Arbeit fertig war und überlegt wurde, was mit dieſer Abſchrift anzufangen, entſchied ſich die Meinung dahin, daß ſie an Niemanden in der ganzen Chriſtenheit geſchickt werden könne, weswegen man ſie an die franzöſiſche Geſandtſchaft in Konſtantinopel expedirte.

Auf den Herzog von Cadore folgte Maret, Herzog von Baſſano, und auf dieſen Caulincourt, Herzog von Vicenza, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und nach der Thronentſagung Napoleons übernahm wieder Talleyrand dieſes Departement. Napoleon kehrte in-

dessen von Elba zurück. Den Tag, als er, etwa um 9 Uhr des Abends, seinen Einzug in Paris hielt, stand Heiberg in einem Fenster der Rue du Bacq, durch welche er zog, und bezeugt, daß er in dieser großen, langen, bevölkerten Straße auch nicht das allergeringste Zeichen von jenem Enthusiasmus merkte, dessen die Zeitungsschreiber erwähnten, als sie am folgenden Tage jenes Ereigniß beschrieben.

Talleyrand entfernte sich während der hundert Tage, und der Herzog von Vicenza nahm seinen frühern Posten wieder ein. „Wenige Tage nachher", erzählt der Verf., „ließ er mich in sein Cabinet rufen. Ich kam, und er gab mir etwa ein Dutzend versiegelter Briefe, einem Kurier oder andern Reisenden abgenommen, der sie hätte nach Deutschland beingen sollen, mit dem Befehle, ihren Inhalt zu untersuchen und ihm davon schriftlichen Bericht abzustatten, um dem Kaiser vorgelegt zu werden. Doch, fügte er hinzu, die Lage der Dinge sei jetzt so schlüpfrig, daß man sich mit gutem Gewissen eine Handlung erlauben dürfe, die in ruhigen Zeitläuften unmoralisch und nicht zu verantworten sei. Ich fand in diesen Briefen nichts als Declamationen und Jeremiaden über das Unglück des Königs, warme Wünsche für ihn, Verwünschungen gegen Napoleon und Aufforderungen, allen Einfluß zur Beförderung der sogenannten guten Sache der Bourbons anzuwenden. Als ich mit meinem Berichte fertig war, brachte ich ihn dem Minister ins Cabinet. Er war allein und wärmte sich stehend am Kamin. Nachdem er die Schrift gelesen, sagte er: „Wissen Sie was, Hr. Heiberg? man muß in dieser Welt so viel wie möglich vermeiden, Andern zu schaden, und daher". . . . Mit diesen Worten warf er Bericht und Briefe ins Feuer".

Nach Napoleons völligem Sturze ward Talleyrand zum dritten Male Minister, bis ihn durch russischen Einfluß der Herzog von Richelieu verdrängte, welcher den von unserm Verf. bekleideten Posten dem in der literarischen Welt nicht unbekannten Hrn. Baudus anvertraute.

Durch seine Verabschiedung wurde Heiberg's Lage eher verbessert als verschlechtert; denn sein Gehalt war ihm als Pension geblieben, und er bekam nun die zu seinen literarischen Beschäftigungen nöthige Muße, die ihm vorher gefehlt hatte. Er ward Mitarbeiter an der „Revue encyclopédique", wie auch an der „Revue européenne", einem riesenhaften Unternehmen des Engländers Alexander Walter, welches aber scheiterte. Ueberdies wirkte er mit glücklichem Erfolge durch Schriften auf die öffentliche Stimmung in seinem Vaterlande, mit welchem er in genauer Verbindung steht. Mit seinem ebenfalls landesverwiesenen dänischen Landsmann Malte Brun pflog er keinen Umgang. Ueber ihn äußerte er sich folgendermaßen: „Als Malte Brun nach Frankreich kam und sich nach Mitteln zu einem ehrenvollen Dasein umsehen mußte, entdeckte er bald mit seinem scharfen Blicke, wenn er es vielleicht nicht zuvor entdeckt hatte, daß diejenige Wissenschaft, worin die französische allen übrigen Nationen am meisten nachstehe, die Geographie sei. Nun lag er mit Eifer und Jugendkraft dieser Wissenschaft ob, worin er glücklicherweise keinen Nebenbuhler fand, der ihm hätte furchtbar sein können. Franzosen, die nichts weniger als zur Classe der Ungebildeten gehörten, waren in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Paris so wenig zu Hause in der Geographie, daß ich habe sagen hören, man wisse gar wohl, Danzig sei nicht die Hauptstadt Dänemarks, allein doch immer eine ansehnliche Handelsstadt in diesem Königreiche. Zum Glück fand Malte Brun, der den theoretischen Theil der Unterweisung der Nation in dieser Wissenschaft übernommen hatte, einen Collegen, der den praktischen Theil der Geographie anbaute; und dieser war Bonaparte, der durch seine Feldzüge und Eroberungen in fremden Ländern geographische Kenntnisse nicht blos in der Armee, sondern durch die ganze Nation verbreitete, sodaß man mit völliger Wahrheit von Bonaparte und Malte Brun sagen kann, daß sie die gelehrtesten Geographen waren, welche Frankreich damals besaß; und Beide waren, merkwürdig genug, Ausländer". 185.

Hans Karl Friedrich Anton Graf von Diebitsch-Sabalkanski, kaiserl. russ. Feldmarschall, neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren; nach mitgetheilten Familiennachrichten dargestellt von Belmont. Dresden, Arnold. 1830. 8. 1 Thlr.

Der Mann, dessen Lebensgeschichte obiges Buch zu geben verspricht, ruht nun bereits im Grabe, und reichen Stoff zum Nachdenken gibt die Betrachtung seiner letzten Momente. Am Balkan hatten ihm Lorbern geblüht; mit Theilnahme sah damals Europa auf ihn und sein Wirken. An der Spitze eines Heeres zog er hin gegen eine despotische Macht, und mittelbar wenigstens focht sein Schwert für die gute Sache der Griechen. Wer hätte ihm, wer Rußlands Doppeladler damals nicht den Sieg gewünscht und gegönnt! Fühlte man sich doch schmerzlich bewegt, als Englands Vermittelung dem fernern Kampf ein Ziel setzte und die Pforte über die Besorgniß erhob, ihre Stunde in Europa schlagen zu sehen.

Und wie anders war es wenige Jahre später! Die Tage des Juli stürzten das System, das unglückselige, der Restauration factisch, nachdem es längst bereits in der Meinung der Menschen gestürzt war. Da erscholl die Nachricht, Rußland rüste sich auszuzuziehen gegen die wieder hervorbrechenden Ideen der Zeit, und der Besieger der Türken werde die Mission erhalten, wie dort die Barbarei, hier die Freiheit zu bekämpfen. Mit dieser Nachricht schon trübte sich der Glanz der Lorbern vom Balkan; bald sollten sie — so wollte es das Geschick des Hinübergegangenen — traurig verdorren. Polen stand auf; das zertretene, gemishandelte, verrathene und verlassene Polen stand auf, seine ewigen Rechte mit Eisen und Blut, als der letzten ihm gebliebenen Zuflucht, zu reclamiren, und Diebitsch erhielt den traurigen Auftrag, hier als Unterdrücker zu wirken.

Was er in dieser Rolle that und vollführte, ist bekannt; daß er nicht den Muth hatte, eine Sendung abzulehnen, die ihm als geborenen Deutschen doppelt fürchterlich hätte sein müssen, machte den früher verdienten Kranz um seine Stirn welken. Von dem Augenblicke an, wo er Polens Boden in der Absicht betrat, die Flamme der Freiheit und Nationalität zu ersticken, wendete sich die Meinung gegen ihn, und jeder Unfall, der ihn traf, war ein Trost, war ein Hoffnungsstral für die Herzen der Bessern. Es ist aber ein trauriges Loos, so dazustehen, daß man in der Perspective nur den stillen Widerwillen der Welt oder den eignen Untergang sieht, denn wenn es dem Feldherrn auch geglückt wäre, Polen zu unterdrücken, was würde sein Lohn, nicht am Kaiserhofe, wol aber am höhern Hofe der Weltgeschichte gewesen sein? Den Nachruhm eines Suworoff,

erungen bei Prag, oder den eines Potemkin, benutzt heutzutage schwerlich Jemand mehr.

Dürfen wir Mittheilungen trauen, die uns Personen machten, welche Gelegenheit hatten, Diebitsch näher kennen zu lernen, so scheinen diese Betrachtungen den Feldherrn öfters umschwebt zu haben. Er fühlte, was er verlor, wenn er siegte; er fühlte, was ihm wurde, wenn er unterlag, und — so sagt man uns — empfand er es tief, eine solche Aussicht zu haben.

Als Militair und Feldherr that er jedenfalls in dem unglücklichen und unheiligen Kampfe gegen die Polen seine Schuldigkeit; diese Blume des Ruhms raubt seinem Grabe Niemand; traurig genug für ihn, daß sein Geschick ihm nicht das Glück gewährte, einige Jahre früher dem frühen Tod in die Arme zu fallen, wenn es ihn durch eine längere Dauer des Daseins nicht vor dem Conflict bewahren konnte, als Sieger ein Unterdrücker, oder als Besiegter ein in der Meinung für sein Feldherrntalent Gestürzter zu werden.

Die Biographie, welche der unter dem Namen Belmont als Schriftsteller bekannte ehemalige sächsische Rittmeister v. Schönberg (jetzt zu Kamenz lebend) dem Publicum hier von Diebitsch gibt, verdient, abgesehen von manchen darin aufgestellten Ansichten, lob, und hat den Vortheil für sich, zum Theil auf privatlichen Mittheilungen zu ruhen, die der Verf. von einer Schwester des Generals, der Gattin des Justizcommissars Herrmann in Glogau, erhielt.

Diebitsch ist 1785 zu Großleippe, einem Gute seines Vaters im trebnitzer Kreise in Schlesien geboren; 1797 kam er in das Cadettenhaus in Berlin, 1801 trat er in russ. Dienste. Geist und Wißbegierde zeichneten ihn früh aus, das Glück gewährte ihm bald Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen. Bei Austerlitz stand er zum ersten Male dem Feinde gegenüber; seine Tapferkeit verschaffte ihm daselbst als Lohn einen Ehrendegen. Später focht er bei Eilau und Friedland mit. Bei dem Ausbruche des Krieges 1812 kam er als Oberstlieutenant in den Generalstab. Jetzt, sagt sein Biograph, hatten seine Talente den Wirkungskreis gefunden, in welchem er sich bemerkbarer machen konnte, und in der That war dies der Fall, denn fast an allen Schlachten und Gefechten jenes großen Kampfes nahm er Theil, auch war er es, der die bekannte Capitulation mit dem preuß. General York abschloß. 1813 sehen wir ihn bereits als Generalmajor und Chef des Generalstabes des Wittgenstein'schen Corps. Im 14. Juli 1813 half er den geheimen Vertrag zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und England zu Reichenbach abschließen. In der Kürze schildert der Verf. den fernern Antheil des Generals an dem Kampfe mit Napoleon bis zum pariser Frieden. Diebitsch wurde Generaladjutant bei Alexander und wohnte in dieser Eigenschaft dem hinreichend in seiner Tendenz bekannt gewordenen Monarchencongreß zu Laibach bei. Den 1. Dezember 1825 stand er an der Leichenbahre seines Kaisers; ihm ward die Mission, die Todeskunde nach Petersburg zu bringen. Der neue Kaiser beehrte ihn gleichfalls mit seinem Vertrauen, und als 1828 die Verhältnisse den Krieg mit der Pforte herbeiführten, folgte Diebitsch dem Kaiser zur Armee.

Wie bekannt, fiel der erste Feldzug gegen die Türken keineswegs glänzend für die russ. Waffen aus. Der Verf. läßt es im Dunkeln, ob der Plan zu diesem Feldzuge Diebitsch angehört habe oder von einem Andern vorgezeichnet worden sei. Die Geschichte des zweiten Feldzuges, in welchem Diebitsch den Oberbefehl hatte, sowie des Letztern Thaten in dieser Zeit, bilden den Schluß des Werkes, dem noch ein kleiner Nachtrag von, sowol den General als dessen Familie betreffenden Nachweisungen und ein Acrostichon zum Preise des Feldherrn, von Böttiger in Dresden, folgen.

Das Buch ist laut Unterschrift des Verf. im Frühling des J. geschrieben. Wie viel sich seitdem geändert, wie sehr sich das Schicksal des Besprochenen in dieser Zeit gewendet, weiß Jeder, und daß es ein Anderes ist gegen einen gewöhnlichen Feind zu fechten, und ein Anderes, einem für die Freiheit begeisterten Volke gegenüberzustehen, das mit Verzweiflung für sein Dasein kämpft, das hat der für seinen am Balkan erworbenen Grafentitel keinen Erben hinterlassende Diebitsch-Sabalkanski hinreichend erfahren.

Den Zusatz auf dem Titel des Buches: „neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren", muß man nicht streng nehmen. Das Ganze in dieser Hinsicht beschränkt sich auf, theils am Eingang, theils weiterhin eingewebte Andeutungen über Peter I., Potemkin, Suworoff und die im Kriege mit Napoleon, wenigstens durch die Zeitungen bekannt gewordenen Führer der Russen: Andeutungen, die auf geschichtlichen Werth Anspruch nicht zu machen haben und in dieser Rücksicht mit den Lobtiraden auf einer Stufe stehen, die Hr. Belmont seinem Helden und den Russen überhaupt so reichlich weiht. 48.

Barthélemy's Némésis. *)

Die politischen Satyren, mit denen Barthélemy — wie die Volksdichter in den Tagen der Fronde — die Macht bekämpft, sind unter den Hülfstruppen des Liberalismus, wie es scheint, nicht die am wenigsten gefährlichen. Die Männer des juste milieu müssen durch Barthélemy's poetische Geschosse an sehr empfindlichen Stellen verletzt worden sein; sollte man es für möglich halten, daß in Frankreich, wo die Scheu des Lächerlichen doch sonst so groß ist, eine Partei so weit gehen kann, weil die Poesie ihr mißfällig wird, einen Zoll auf die Poesie zu legen? Man hat sich nicht geschämt, unter dem armseligen Vorwande, daß Barthélemy's „Némésis" in poetischem Gewande politische Fragen behandle, dies Blatt gleich den politischen Journalen einem Stempel zu unterwerfen. Barthélemy selbst macht uns dies bekannt:

Ils voulaient m'arrêter! quand au bruit des bravos
A peine je prélude à mes rudes travaux!
Némésis a flétri des noms impopulaires,
Elle a tiré leur honte à vingt mille exemplaires;
Ses arrêts de vengeance ou ses rires moqueurs
Ont trouvé des échos dans tous les nobles coeurs;
Eh bien! jusqu'à ce jour, ma satire morose
N'a couché le pouvoir que sur un lit de rose;
Laissez faire, attendez: sur un feu dévorant
Je prépare à leurs corps le gril de Saint-Laurent,
Pour que la France, en deuil, par eux assassinée,
J'enivre des parfums de leur chair calcinée.

Man sieht, daß die Verfolgung wenig geeignet ist, den Haß des Dichters zu mildern. Das Bild, in welchem er seinen Grimm ausspricht, hätten wir nicht blos um der Menschlichkeit, sondern schon um der Poesie willen gern etwas weniger kannibalisch gesehen. Die Zeiten, wo man Meinungsverschiedenheit auf dem Scheiterhaufen oder dem Roste büßen ließ, darf uns auch der Dichter nicht in unsere menschlichere Gegenwart zurückführen. Freilich hat er seine Entschuldigung:

Ils auraient trouvé bon de dormir leur sommeil,
De digérer en paix sur les bancs du conseil,
D'avoir un long ruban la poitrine moirée;
D'étaler leur famille à l'auguste soirée;
D'accueillir la cliente aux heures du matin,
De froisser, à pleins bras, sa robe de satin;
Et dans un air serein, bienheureuses pagodes,
Humer pompeusement notre encens et nos odes.
Aveugles! voilà donc ce qu'ils s'étaient promis!
Eux qui voyant tomber nos tyrans leurs amis,
Pour saisir le pouvoir, par des ruses subtiles,
Ont marché sur le ventre ainsi que des reptiles,
Et rétifs au combat, au butin toujours prêts,
Ne firent jamais rien, avant, pendant, après.
Et nous qui, dans quinze ans, sous trente ministères,
Avons brûlé le sang qui bat dans nos artères,

*) Vgl. außer unserer pariser Correspondenz Nr. 114 u. 115 d. Bl. D. Red.

Nous qui pourrons un jour conter à nos neveux
Quel souci politique a blanchi nos cheveux;
Et nous qui, les premiers, dans la grande décade,
Avons posé le pied sur une barricade;
Qui laissant aux *Dupins* l'abri de leurs volets,
Avons suivi trois jours le chemin des boulets,
Qui depuis, les bras teints d'une sanglante argile,
Apôtres et martyrs du nouvel évangile,
Devant ce peuple fort qui sent sa puberté,
Proclamons son hymen avec la liberté;
Nous serions des hochets! des instrumens qu'on brise
Quand au noir ouragan a succédé la brise.

Wir haben diese ganze Stelle abgeschrieben, weil der Dichter mit einer in Prosa seltenen Naivetät uns in derselben die wahren Beweggründe des Kampfes der politischen Parteien in Frankreich vor Augen stellt. Das vielbelobte juste milieu ist in den ersten Versen mit treffender Wahrheit geschildert; und aus den letzten geht klar genug hervor, daß die

Apôtres et martyrs du nouvel évangile

nur zu gut wissen, was sie wollen —, nämlich die Macht, die sie verdient, ihre Gegner erschlichen haben. Der Streit der Principe wäre demnach reeller, als man gewöhnlich glaubt. Die Volksunruhen, die man bald den Republikanern, bald den Karlisten, bald den Bonapartisten zur Last legt, haben nach Barthélemy — und uns gilt sein Name in diesen Dingen als keine geringe Autorität — gleichfalls einen sehr reellen oder materiellen Grund:

Voilà donc quels soucis dévorent nos semaines!
Quelle cause a produit ces tristes phénomènes?
Aux veilles de gaité quelle invisible main
Prépare dans la nuit le deuil du lendemain?
Quel mage, quel divin, quel prophète biblique
Expliquera ce mot? *Est-ce la république?*
Ou le pâle jeune homme, impérial tison,
Qui des cirdes d'Autriche a brisé la prison?
Eh qu'avons nous besoin de subtils interprètes?
Que sert de recourir à des causes secrètes?
La cause est sous nos yeux; cette émeute sans fin,
Ce vivace géant, qui le nourrit? la faim.
La faim! c'est le fléau méconnu par ces sages;
Voyez sa main de plomb sillonne ces visages;
Quand l'atelier se ferme et que, dans les faubourgs,
L'artisan n'obtient plus son pain de tous les jours,
Alors, les bras pendans, l'oeil creux, la barbe inculte,
Il vient pour travailler au chantier du tumulte.

Von dem Anblick dieses Elendes ergriffen, zürnt der Dichter mit Recht den herzlosen unfranzösischen Seelen, die in dem armen, durch die Noth zum Tumult getriebenen Volke am liebsten nur entlaufene Galerensklaven sähen:

Et pourtant voilà ceux que l'infâme journal
Nous montre tous flétris des fers de l'arsenal;
Des forçats libérés, que la honte accompagne,
Qui tous portent aux pieds les stigmates du bagne.
Taisez vous! depouillez ces faux airs de grandeur,
Hommes de calomnie et de lâche impudeur!
Ce peuple incriminé par nos plumes vénales,
De ses trois jours de règne explorez les annales;
Vous étiez dans sa main comme des passeraux;
Il pouvait vous broyer, vous, vos fils, vos bureaux;
Eh bien! tous ces forçats altérés de pillage,
Ont-ils de vos comptoirs effleuré le grillage?
Aujourd'hui, grâce enfin à l'ordre revenu,
C'est vous, pillards, qui les mettez à nu.

Zum Schluß erklärt Barthélemy, daß er allen Bewegungen des gedrückten verleumdeten Volkes als treuer Freund und Beobachter sich anschließen werde, und wenn die poetischen Annalen, die er verspricht, erscheinen, werden sie wahrlich nicht den uninteressantesten Theil der Zeitgeschichte bilden:

Pour moi, qui ne frémis de toucher et de voir
Que les hommes ferrés *au bagne du pouvoir*,
Toujours quand une voix, s'élevant de la foule,
Viendra me révéler qu'un sang généreux coule:
Dans ses heures de gloire ou de calamités,
Que le peuple au forum tiendra ses comités,
Toujours je nagerai dans la foule mouvante
Pour buriner au vol son histoire vivante;
Toujours, quand sous mes yeux l'orage né du sol
Montera vers la nue en brûlant parasol,
Pour peindre le volcan, bravant le sort de Pline,
J'accourrai du vallon sur la haute colline,
Et dans le choc public, aventurant mon nom,
Je verrai de mes yeux si je suis libre ou non. 163.

Bemerkungen.

Was Mystik heißt, wurzelt tief im menschlichen Geiste, zeigt sich daher in allen Zeitaltern, verkehrt gern mit unbestimmten Gefühlen, Worten, Bildern. Die theologische Mystik wendet sich weg vom festgeschlossenen Kirchensystem und überläßt sich einer religiösen Schwärmerei, welche man eine mit Phantasie versetzte Mystik nennen könnte. Die philosophische Mystik liebt ein Hin und Her der Begriffe (Dialektik), welches gleichfalls von der Phantasie in Bewegung gebracht wird und eine Subtilitätsmystik heißen könnte. Erstere hat eine innere Neigung zum Unfesten, flüssig Aufgelösten; letztere hat eine Neigung zum festen Kirchenthume und zu fester Kirchenherrschaft. Aus dem Festen ins Unfeste und aus diesem in jenes strebend, begegnen sich Beide in der Mitte.

Noch auf eine andere Weise ließe sich die Sache stellen. Pascal spricht von der Verborgenheit Gottes in der Natur, und von seiner noch größern Verborgenheit in der Menschwerdung. Il était bien plus reconnaissable, quand il était invisible, que non pas quand il s'est rendu visible. Vollkommen richtig für Theologie und Philosophie. In Beiden wird ein erstes Unbegreifliches, mit welchem sie anheben müssen, Sein Gottes, Sein des Unendlichen, oder wie man es ausdrücken mag, angeblich näher gebracht zum Verständniß durch ein zweites Unbegreifliches: Menschwerdung, Umschlagen des Unendlichen ins Endliche, Emanation u. s. w., welches noch weniger begriffen wird. Hiernach gäbe es einen Unterschied zwischen dem natürlichen unvermeidlichen Mysticismus und dem secundairen, kunstgemachten oder angeschwemmten. Ersterer hält fest am Ersten, Unbegreiflichen, der andere am zweiten, dritten oder vierten Unbegreiflichen.

Nichts ist schwerer als eine bündige Definition der Philosophie, und sie lautet in jedem Lehrgebäude anders. Man thut daher wohl, sich gleich mit einem Dutzend Definitionen für mögliche Anfragen zu versehen. Jemand machte daher folgende. Philosophie ist — Wissenschaft Dessen, was man nicht weiß — Wissenschaft der ersten Voraussetzungen — Wissenschaft des Fragens ohne Antwort — Wissenschaft der Extreme, welche zwischen ihnen das Centrum sucht — Wissenschaft der primitiven Phantasirung des Verstandes — Wissenschaft der Verdrießlichkeiten des Denkens — Wissenschaft der Präpositionen als, durch, in, aus — Wissenschaft der Noth, die sich selber helfen soll — Chirurgie der Vernunftbeinbrüche — Pathologie der Hautkrankheiten des Geistes — Mathematik der Urgefühle — Auf den Kopf gestellte Erfahrung — Rückwärtsgekehrte Lebenspoesie.

Noch sagt Agrippa von Nettesheim in seinem Buche „De incertitudine et vanitate scientiarum" Folgendes: „Nihil exitialius, quam cum ratione insanire". Hier ist offenbar das Verderbliche falsch; denn das Menschengeschlecht blüht und grünt trotz alles Rasens mit Vernunft. Außerdem kommt eine neue Definition der Philosophie zum Vorschein, und zwar eine solche, welche zugleich das Glück verbürgt, welches eine Philosophie in Deutschland macht. Es muß nämlich heißen: „Nihil melius, quam cum ratione insanire". 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 221. — 9. Auguſt 1831.

Ueber den Geiſt der Geſellſchaft in Frankreich und England.

Was Göthe in „Kunſt und Alterthum“ ausſprach, daß eine Weltliteratur ſich zu entwickeln anfange, die berufen ſei, überall an die Stelle der einzelnen Nationalliteraturen zu treten, war die einſeitige Erkenntniß einer großen allgemeinen welthiſtoriſchen Thatſache: des allmäligen Verſchwindens der Schranken, durch welche Vorurtheile aller Art ſo lange die Völker von einander getrennt, in feindſeliger Spannung einander entfremdet haben. Wie auch kurzſichtige Politiker darüber ſpötteln mögen: es läßt ſich nicht länger zu leugnen, daß alle Aufgaben unſerer Zeit ſich auf die eine größte zurückführen laſſen, die Liebe zum Gerechten der politiſchen Beziehungen aller Völker zu erheben. Wie der Moſaismus, während er den ſtrengen Grundſatz des Rechts als die Norm der gegenſeitigen Verhältniſſe der Individuen aufſtellte, den Egoismus in den Gemüthern durch Religioſität zur Selbſtliebe läuterte; wie das Chriſtenthum, welches die Ordnung der Geſellſchaft im Großen in unbedingter Paſſivität dem Recht oder der Willkür überließ, in den Beziehungen von einem Individuum zu dem andern das ſtarre Geſetz durch das Gebot der Liebe verdrängte: ſo muß ein neuer Glaube in unſerer Zeit, mögt man ihn nun Politik oder Religion nennen, auch in den Beziehungen der Geſellſchaft, in den Verhältniſſen der Staaten zu einander die alte dunkle Willkür oder Geſetzmäßigkeit durch die Liebe verdrängen. Das Geſetz oder das ſogenannte Recht iſt, wie parador dies auch ſcheinen mag, immer nur Willkür; denn es iſt Willkür, das ſtets wechſelnde innere geiſtige Leben einer feſten unwandelbaren äußern Form zu unterwerfen. Das einzige wahre Recht, die einzige wahre Nothwendigkeit iſt die Liebe; und dieſe von ihrem erſten noch halb traumhaften Erwachen zu der höchſten Stufe des allgemeinen Bewußtſeins zu erheben, iſt die Aufgabe des ganzen Menſchheitlebens, oder, wenn wir uns eines gewöhnlichern Ausdrucks bedienen ſollen, der Weltgeſchichte. Wie die Liebe des Moſaismus in ihrer Beſchränkung auf das einzelne Individuum nicht möglich war, da bloße Selbſtliebe keine Liebe iſt, ſo war auch die Liebe des Chriſtenthums in ihrer Beſchränkung auf die Beziehungen der einzelnen Individuen zu einander nicht möglich, denn Liebe der Einzelnen bei liebloſer Anordnung der Geſellſchaft iſt ebenſo wenig wahre Liebe als die Selbſtliebe. Indem unſere Zeit die Idee der Liebe in dem Staatsleben verwirklichet, hebt ſie daher weder den Moſaismus noch das Chriſtenthum auf, ſondern bringt vielmehr Beide erſt zu ihrer Vollendung, gewährt Beiden erſt die Möglichkeit ihrer praktiſchen Ausführung.

Welcher große Lehrer die Idee, die in dem allgemeinen Bewußtſein ſich entwickelt, in einer alle Gemüther mit hinreißender Kraft ergreifenden Form ausſprechen wird, dies liegt unſerm Blick verhüllt im Schooße der Zukunft. Saint-Simon in Frankreich hat es gewagt; aber nach Dem, was wir bisher über ihn und über ſeine Schüler erfahren haben, iſt er kaum der Johannes der neuen Lehre.

Aber wenn ſich auch noch kein würdiger Verkünder für dieſe gefunden hat, überall werden ihr die Wege gebahnt; überall erheben ſich, mit größerer oder geringerer Klarheit, Stimmen, welche die Gemüther auf ihren Empfang vorbereiten.

Unter den Zeichen und Wundern, welche dem gemeinen Glauben nach das Erſcheinen echter Propheten begleiten müſſen, und an denen es auch in dieſen Tagen nicht fehlt, iſt keines merkwürdiger, als die Ausſöhnung zweier Völker, deren blinder Haß ſeit Jahrhunderten ſprichwörtlich geworden war, der Engländer und der Franzoſen. Wohl verdient dieſe Erſcheinung, daß wir ihr, für einen Augenblick wenigſtens unſere ganze Aufmerkſamkeit zuwenden; hören wir daher, wie ein in der höchſten Achtung ſtehendes engliſches Journal ſich in Bezug hierauf ausdrückt.

Nach einer Eiferſucht von 800 Jahren haben wir angefangen, unſere Vorurtheile zu beſiegen und unſere irrigen Meinungen zurückzunehmen; und wir ſind jetzt wohl zufrieden, von den Sitten und Gewohnheiten unſerer Nachbarn etwas wichtigere Vortheile zu entlehnen, als neue Moden in Hüten oder Mützen und Verbeſſerungen in der Kochkunſt, die ſo ziemlich Alles umfaſſen, was die Ambition unſerer Vorältern von dem „Erbfeinde“ nachahmte. Die neueſten Ereigniſſe haben dem Volksvorurtheile den letzten Streich gegeben, und wir haben jetzt von den beiden Extremen eher das entgegengeſetzte zu vermeiden, das Verlangen blinder Nachahmung, als die Fortdauer fanatiſcher Verachtung. Jene Nationalgefühle, „ernſt, mit frohem Hohn“, die Vorſtellungen von „Monsieur“ und „La soupe maigre“, die dem britiſchen Theater einen ſo patriotiſchen Charakter geben, werden nie wieder die Sympathie der Galerie zu „lautem Klatſchen Beifall gebender Hände“ erregen.

Aber der Charakter des Volkes und der Geiſt der Geſellſchaft iſt in den beiden Ländern noch immer in manchen Beziehungen außerordentlich verſchieden. Wenn ein franzöſiſcher Volkshaufen aufgeregt iſt, ſo ſchreit er nach Ruhm; zeigt ein engliſcher Volkshaufen Neigung, ſich bemerklich zu machen, ſo iſt er durſtig auf Bier. Bei einer zweifelhaften Parlamentswahl müſſen die Gefühle der arbeitenden Claſſen nothwendig in großer Aufregung ſein. Die auf ihre Begriffe berechneten Reden, die Adreſſen in den öffentlichen Blättern, die Bemühungen, ihre Neigung zu gewinnen, das Zuſammenkommen ſelbſt, die Unterhandlungen, der Streit, der Parteigeiſt — alles Dies, ſollte man meinen, muß den Menſchen außer ſich bringen, aus der innerſten Tiefe ſeines Gemüthes die großmüthigſten wie die feindlichſten Empfindungen heraufrufen, ihn zu blinder und rückſichtsloſer Aufopferung für die Sache drängen, der er ſich ergeben hat, und zu unbeſtechlicher Verachtung gegen Jene, welchen er ſich entgegenſtellt. Und ſo mag die Wahl auch wol dem uneingeweihten Zuſchauer erſcheinen; aber wie allgemein iſt dieſe lärmende Hitze nur die Folge eines Kaufes, wie Viele werden bei einer ſolchen Gelegenheit ſich auf Koſten des Einen berauſchen, während ſie die Abſicht haben, für den Andern zu ſtimmen; wie groß iſt die Menge Derer, die ungerührt bleiben, wenn man ihnen von Erſparungen oder Reform ſpricht, bis ſich ihnen die Ausſicht auf eine angemeſſene Belohnung zeigt, und die Stimme, die für jeden Grundſatz ſtumm bleibt, durch die Börſe geweckt

wird! Als bei einer der letzten allgemeinen Wahlen ein patriotischer Wagling den Versuch machte — wie der Kunstausdruck ist — eine geschlossene Burg zu öffnen (to open a close borough), fügte einer seiner eifrigsten Freunde, nachdem er lange gegen die Erbärmlichkeit einiger privilegirten Wähler declamirt hatte, die sich für ihre Stimmen 50 Pfund geben ließen, mit der Miene eines Mannes von dem zartesten Gewissen hinzu: „Aber wenn Sie die Burg öffnen, Herr, wollen wir es für 6 Pfund thun".

Doch wir verlassen die ernstere Seite der bürgerlichen Institutionen, und wenden uns zu jenem Geiste der Gesellschaft, der sich unter den höhern Ständen bildet, und von den weiter von aristokratischer Auszeichnung Entfernten nachgeahmt wird.

Der große Unterschied der „Mode", wie sie in Frankreich war und wie sie in England ist, scheint uns folgender zu sein. In dem ersten Lande wurden die natürlichen Vorzüge affectirt, in dem andern sucht man den Schein der erworbenen. Wer dort zu der guten Gesellschaft gehören wollte, stellte sich witzig, wer hier zu derselben gehören will, stellt sich reich. In England ist, aus Gründen, die hinlänglich bekannt sind, die gesellige Achtung bisher nach der Länge der Zinsscheine gemessen worden; Ansehen war nur ein anderes Wort für Geld; und der Punkt, in welchem Nebenbuhler mit einander zu wetteifern sich bemühten, war gerade jener, bei dem persönliches Verdienst auch nicht das geringste Gewicht haben kann. Der Ehrgeiz des Franzosen, wenn auch auf einen frivolen Gegenstand gerichtet, war wenigstens mehr darauf berechnet, der Gesellschaft einen heitern und angenehmen Ton zu geben, als die unthätige und ununterstützte Ostentation des Engländers. Und Kreise, zu denen ein bon mot den Zutritt eröffnete, mußten jedenfalls unterhaltender sein als solche, in denen es hinreichend ist, die Anwartschaft auf eine gute Erbschaft zu haben, um allgemein geschmeichelt zu werden. Der Franzose hatte wenigstens einen geistigen Reiz bei seinem geselligen Ehrgeiz: Zutritt zu der guten Gesellschaft zu erhalten, war ebenso viel als Zutritt zu den fröhlichsten und witzigsten Cirkeln der Hauptstadt zu erhalten. In London besteht das einzige Vergnügen, welches die sogenannte gute Gesellschaft gewährt, in der Ehre, sich mitten unter einer reich decorirten stummen Menge zu sehen, oder in dem Genuß, an einem köstlichen Mittagsessen Theil zu nehmen.

Das, was besonders dazu beiträgt, den guten Ton in England unerträglich zu machen, ist eine Art von Oppesition, welche die mit Titeln und Bändern gezierten Aristokraten jenem Stande entgegensetzen, welchem sie doch der Mehrzahl nach selbst ihren Ursprung verdanken. Obwol sie selbst größtentheils von reichen Männern ohne Stammbäume herstammen, wollen sie doch ihre geselligen Kreise vor dieser Classe verschließen. Während sie selbst nichts Anderes als den Reichthum anerkennen, affectiren sie, dem Reichen ihren „Ton" abzusprechen. „Si le financier manque son coup, les courtisans disent de lui: C'est un bourgeois, un homme de rien, un malotru; s'il réussit, ils lui demandent sa fille". Dieser alberne Kampf, in welchem zuletzt doch der Reichthum immer siegt, macht die Reichen nur um so begieriger, sich auf einem Felde zu zeigen, auf welchem sie lächerlich sind, bis sie gesiegt haben. Wenn der Kaufmann oder der Banquier auch vielleicht noch so viel Vernunft hat, die Stellung, in welcher er geachtet wird, dem eiteln Streben nach einer andern vorzuziehen, in welcher seine wahre Auszeichnung keine Geltung hat, während sie nur den Schatten einer nachgeäfften Vornehmheit gewährt, so ist sein Weib, seine Tochter, sein Sohn nicht immer so verständig. Statt ihren Reichthum den Gebieter wahren Genusses bleiben zu lassen, machen sie ihn zu dem Sklaven einer Eitelkeit, die unter allen andern Abarten dieser rastlosen Leidenschaft am meisten und am leichtesten empfindlichen Verletzungen ausgesetzt ist. Es gibt Kreise in London, in welche man nur zugelassen wird, um sich auf das Angenehmste zu unterhalten und zu bewundern; aber diese Kreise sind aus Personen zusammengesetzt, die entweder über die Mode und den Ton erhaben sind, oder auf beide keinen Anspruch machen. Von denen, wo diese Flittergottheiten präsidiren, kann man ohne Uebertreibung sagen, daß das Leben in denselben nichts als ein beständiger Wechsel von Neid, Unterwürfigkeit, Heuchelei, Niedrigkeit, Undankbarkeit, Insolenz und Demüthigung ist.

Der „Ton" unterscheidet sich in England auch besonders dadurch von dem Ton in Frankreich, daß der Engländer keinen geselligen Enthusiasmus für den Genius kennt. Es beweis gerade nicht die Fähigkeit, seine Talente zu würdigen, aber doch die Fähigkeit, geistige Auszeichnung zu bewundern — was, wie wir uns die Erlaubniß nehmen wollen, zu sagen, nichts weniger als ein lächerlicher Zug in dem Nationalcharakter eines Volkes ist —, daß der schweigsame und unelegante Hume in den brillantesten Coterien von Paris gesucht wurde. In England gilt der Enthusiasmus einem klingendern oder mehr vorragenden Verdienst. Wenn ein großer Schriftsteller nach London käme, so würde sich Niemand um ihn bekümmern; einem kleinen Prinzen dagegen würde man von allen Seiten den Hof machen. Ein Mann von jener Art von Genie, welche nicht erhebt, sondern amusirt, könnte vielleicht für einige Zeit Aufsehen machen. Das Orakel der Weisheit, der Entdecker der höchsten Wahrheit würde vielleicht von einem herablassenden Mäcenas gelegentlich zu einer Soirée geladen; aber jedes Visitenzimmer stände, wenigstens eine season hindurch, dem neu eingelaufenen Musiker oder der neuen Actrice offen. Dies ist der natürliche Lauf der Dinge in einer reichen Aristokratie, von welcher man zwar wenig Theilnahme für Personen verlangen kann, die belehren, aber um so mehr Dankbarkeit gegen Den, der unterhält, bis die Unterhaltung die Beute der Uebersättigung geworden ist und das Steckenpferd der neuen season die Kinderklapper der alten ersetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch der Geographie, zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser, von W. F. Volger. 2 Abtheilungen. Zweite, stark vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage. Hanover, Hahn. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Es liegt zwar nicht im Plane d. Bl., Anzeigen von Büchern zu geben, welche zunächst für die Schulen bestimmt sind; aber mit vollem Rechte darf hier eine Ausnahme stattfinden. Das vorliegende Handbuch in seiner neuen Gestalt muß unbedenklich für das beste erklärt werden, was wir in dieser Art besitzen. Plan, Einrichtung und Ausführung sind gleich musterhaft; mit gleichem angestrengten Fleiße ist das Ganze gleichmäßig bearbeitet; mit sorgfältiger Auswahl die besten Quellen benutzt; es ist einfach und klar in der Anordnung, reichhaltig an Stoff, gedrängt in der Darstellung. Der Verf. bestrebt sich immer der größten Kürze, ohne jedoch den Gegenstand in einer Zwangsjacke erscheinen zu lassen; auch vermeidet er sehr löblich jene ermüdende Monotonie, welche wir in den meisten geographischen Werken, namentlich des oberflächlichen Hassel's und des schwulstigen Gutsmuth's, finden. Die erste Abtheilung enthält nebst der allgemeinen Einleitung, welche in die mathematische, physische und politische Geographie zerfällt, Deutschland, die Niederlande, die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, das britische Reich, Dänemark, Schweden, Norwegen und das Königreich Preußen. Der Verf. hat bei seiner Darstellung die alte historische Eintheilung zum Grunde gelegt, dabei jedoch immer auf den jetzigen Staatenumfang gebührend Rücksicht genommen. Meistens sehr gelungen sind seine allgemeinen Schilderungen, die er bei jedem Staate als Einleitung vorausschickt. Wir geben davon einige Proben; von Deutschland sagt er, S. 85: „In wissenschaftlicher Bildung stehen die Deutschen mit Engländern und Franzosen auf der ersten Stufe; kein Feld der Wissenschaften ist von ihnen ohne ausgezeichnete Arbeiter, und viele ihrer Gelehrten und Dichter strahlen als Sterne erster Größe. Deutsche Gelehrte in ansehnlicher Zahl auf fremden (russischen, niederländischen, selbst englischen und französischen) Unterrichtsanstalten zeugen von der Anerkennung deutschen Verdienstes. Auch die Künste werden treulich gepflegt

und Kunst in Deutschland berühmte Meister. Dreiundzwanzig Universitäten (über 20 sind noch vor 1817 aufgehoben), mehr als irgend ein anderes Land hat, bewahren und erweitern durch zahlreiche Lehrer und mancherlei Anstalten und Sammlungen Wissenschaft und Kunst; nur in der Tanzkunst steht der Deutsche dem Franzosen nach" u. s. w. — „Landwirthschaft im weitesten Sinne des Wortes, Bergbau, Fabriken und Handel sind die Beschäftigungen der Deutschen, alle blühend, aber nicht allenthalben gleich vertheilt. Im Bergbau und in der Forstwirthschaft ist der Deutsche Muster allen übrigen Völkern, in Ackerbau und Viehzucht steht er dem Engländer nahe, weit über dem Franzosen; im Fabrikwesen muß er, was den Umfang der Geschäfte betrifft, nicht aber in der Güte der meisten Waaren, Ende all Meister anerkennen" u. s. w. Von Italien, S. 335: „Reich ist das herrliche Land an mannichfaltigen Erzeugnissen, wenig das Volk und seinen Reichthum benutzend nur im Norden, vorzüglich wo deutsche Regenten wirkten. Wichtig ist der Getreidebau; im Norden wird Getreide- und Oelbau am eifrigsten betrieben; im Süden werden Südfrüchte gezogen; Viehzucht ist im ganzen Lande stark, Bergbau hat nur im Norden einige Bedeutung, Fischerei ist an der Meeresküste erheblich, aber zum Bedarf der Einwohner nicht hinreichend; Fabriken und Handwerke im Innern nur im Norden blühend, in der Südhälfte, wo man keine Landstraßen kennt und keine schiffbaren Flüsse sind, gar nicht; zahlreiche Kanäle und herrliche Landstraßen im Norden der Apenninen; der Seehandel ist meistentheils in den Händen von Ausländern. Wissenschaften sind hoch geachtet, Volksbildung ist kläglich. Obgleich die Finsterniß des Mittelalters durch das erneuerte Studium der Classiker zuerst in Italien erhellt wurde, so steht dieses Land doch an Höhe der Bildung und an Zahl der Gelehrten vielen andern europäischen Ländern nach. Noch immer liegt aber Italien Meister und Meisterstücke der schönen Künste, für welche selbst im Volke hier mehr Sinn ist, als in irgend einem andern Lande". Von Spanien, S. 393: „Die Inquisition, welche seit 1480 nicht weniger als 34,000 Opfer verbrannte, ist 1820 abgeschafft; die damals aufgehobenen mehr als 5000 Klöster sind wieder hergestellt und besitzen ein Drittel des Bodens. Die Industrie der Einwohner ist in einigen Provinzen, z. B. Catalonien, Biscaya, Andalusien und Valencia nicht unbedeutend, erliegt aber dem allgemeinen Drucke der Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, nicht weniger der gänzlichen Zerrüttung des Staates. Ackerbau, Bergbau, Viehzucht und Fischerei werden keineswegs hinlänglich getrieben; Fabriken gibt es in Aragonien zu wenig; der Seehandel ist seit dem Verluste der amerikanischen Provinzen allein in den Händen fremder Nationen, der innere Verkehr durch Mangel an Landstraßen, schiffbaren Flüssen und Canälen so gering, daß oft Bewohner benachbarter Thäler sich fremd bleiben. Für geistige Bildung ist durch 11 Universitäten, Akademien und gelehrte Gesellschaften hinlänglich gesorgt, wenn nur nicht der Fanatismus der Geistlichkeit und die Politik der Regierung dem Geiste drückende Fesseln anlegte. Die niedern Classen schmachten in tiefer Unwissenheit, während den nach höherer Bildung strebenden Köpfen die wissenschaftlichen Schätze des Auslandes vorenthalten und jeder Schritt zur Aufklärung des Volkes durch die strenge Staatsmacht fast unmöglich gemacht wird". Die Vermehrung alter Irrthümer in einem solchen Werke ist beinahe unvermeidlich; doch hatten wir nur wenige und meistens nur unbedeutende in den Zahlenangaben, Höhenmessungen, einzelnen Ortsbeschreibungen der ersten Abtheilung, einzelnen Völkerbeschreibungen hier zu weitläufig sein würde.

Bedeutendere Fehler und Irrthümer finden sich aber in der zweiten Abtheilung, welche der Verf. zwar mit gleichem Eifer bearbeitet hat, aber darin nicht von gleich guten Vorarbeiten und Karten unterstützt wurde. Er enthält Rußland, Polen, Ungarn, die Türkei, die asiatischen, afrikanischen, amerikanischen Länder und Australien. Unter die Staaten, deren Darstellung die meisten Irrthümer entstellen, gehören die südamerikanischen, besonders Peru und Bolivia, die zu berichtigen wir vielleicht Gelegenheit finden. Die Angabe des Flächenraums von Peru, S. 889, auf 45—50,000 Quadratmeilen ist durchaus unrichtig, und beruht höchst wahrscheinlich auf Angaben, welche sich auf eine Zeit beziehen, in der die Grenzen des Vicekönigreichs weit ausgedehnter waren als die des Freistaates, oder es liegt eine Verwechselung spanischer Meilen mit geographischen zu Grunde. Die höchsten Angaben der Statistiker geben Peru nur ungefähr 28,000 Quadratmeilen, nach Humboldt hat das Land nur etwa 24,000 Quadratmeilen. Die Pampas sind keine Hochebenen, sondern im Gegentheil Tiefebenen, nur wenig über die Meeresfläche erhoben. Man hat zwar in den peruanischen Pampas keine Höhenmessungen, doch geht die Tiefe dieser Gegend aus dem geringen Gefälle der Flüsse weiter abwärts bis zum atlantischen Ozean, aus der herrschenden Temperatur, dem Charakter der Vegetation, und endlich aus der beinahe sehr geringen Höhe der östlichen Ebene von Bolivia (Ebenen der Moxos und Chiquitos) hervor, eine Gegend, welche, wie man durch Hrn. von Eschwege weiß, so tief ist, daß zur Regenzeit die Möglichkeit verhanden ist, zu Wasser aus dem Gebiete des Platastromes in das des Maranon zu gelangen. Die Flüsse des Stromgebietes des Maranon in Peru sind richtig beschrieben. Der Juruay soll wol der Javari sein, dessen Mündung der nordöstlichste Grenzpunkt gegen Brasilien ist. Der Berg Cuipicani soll heißen Chipicani und Tajera Tacera. Die Quichuasprache, die alte Sprache des Inkareiches, ist nicht nur, wie der Verf. sagt, „in manchen Gegenden noch ganz allgemein", sondern sie ist mit der Aimarasprache, welche im südlichen Theile des Freistaates, in einigen Gegenden der Departemente Cuzco und Puno gesprochen wird, und der Chimusprache, welche nur an einem einzigen Orte des Departements Truxillo noch existirt, die einzige Sprache, welche nicht nur von sämmtlichen Indianern des westlichen Peru's als einzige Sprache geredet wird (wenn auch diese Indianer häufig zugleich Spanisch kennen), sondern sie ist auch in Lima und Cuzco die Sprache der Galanterie und der feinen Zirkel der Creolen. Gänzlich falsch ist, daß die Kartoffeln in Peru von geringer Wichtigkeit seien. Sie sind das Hauptnahrungsmittel vieler Provinzen der Sierra (Gebirgsprovinzen). Selbst in Lima gehören Kartoffelspeisen zu den beliebtesten Gerichten. Gefrorene Kartoffeln (Chuno) machen einen wichtigen Handelsartikel der Gebirgsprovinzen nach denen der Küste aus. Moyobamba liegt nicht in der Sierra, sondern in der sogenannten Montaña. Das Departement Tarma heißt seit der Revolution Junin. Cocoma soll heißen Cacma, gehört aber nicht zum Depart. Tarma, da dieses nirgends an die Küste reicht. Der Verf. hat die beiden Depart. Arequipa und Puno unter dem Namen Arequipa vereinigt; uns ist nicht bekannt, worauf sich diese Vereinigung gründet. So viel wir wissen, macht Puno ein eignes Departement aus. Rechnet der Verf. Puno zu Arequipa, so kann er wenigstens dieses Depart. nicht „ein schmales Küstenland" nennen, da es dann einen sehr großen Raum gegen Osten einnimmt. Chucuito, welches der Verf. im Depart. Cuzco aufführt, ist der Hauptort einer Provinz, welche, so viel Ref. bekannt, zum Depart. Puno gehört. Die beiden ehemaligen spanischen Intendanzen Guamanga und Guancavelica sind zu einem Depart. vereinigt worden, welches den Namen Ayacucho erhalten hat. — Bolivia, S. 893. In dem Hochthale des Desaguadero liegen keineswegs alle Städte des Landes, sondern im Gegentheil, es liegt in demselben nur die Stadt Oruro; denn Paria und Curahuara sind eigentlich nur Flecken; die größern Oerter des Freistaates aber, nämlich die Hauptstadt Chuquisaca und die Departementshauptstadt la Paz, Oropesa, Potosi und Santa-Cruz liegen alle östlich von dem genannten Hochthale, zum Theil weit davon entfernt. Die Hauptstadt des Depart. Cochabamba ist zwar auch unter dem Namen des Depart. bekannt; doch ist ihr gebräuchlicher Name Oropesa. Oropesa und Cochabamba ist also ein und derselbe Ort, und die Höhenzahl, 7900 Fuß, bezieht sich auf die Hauptstadt. Die Pampas selbst heißen nicht Moxos, sondern Pampas de los Moxos, d. i. Ebenen der Moxosindianer. Daß das Depart. Santa-Cruz de la Sierra einen eignen Staat bildet, ist keineswegs gewiß; so viel Ref. bekannt, kann sich diese Angabe nur auf eine im „Columbus" mit-

getheilte Nachricht gründen, welche keineswegs durch andere Nachrichten bestätigt worden ist und um so mehr Mistrauen verdient, als dieselbe über Brasilien nach Europa gekommen war. In einem gewissen Verhältniß der Unterordnung steht dieser ausgedehnte District auf jeden Fall gegen Bolivia. Die Hauptstadt desselben führt allerdings den Namen San-Lorenzo de la Frontera, doch ist der gewöhnlichere Santa-Cruz de la Sierra. Vormals wurde sie zum Unterschiede von dem alten Santa-Cruz (Santa-Cruz de la Sierra la vieja) Neu-Santa-Cruz (Santa-Cruz de la Sierra la nueva) genannt.

Möge der Verf. bei einer neuen Auflage diese Fingerzeige nicht unbeachtet lassen. Noch muß erwähnt werden, daß Druck und Papier recht gut sind, und daß auch der Preis, im Verhältnisse zu der Stärke des Werkes, 65 ökonomisch gedruckte Bogen, billig ist. Wir können es jedem gebildeten Leser aus voller Ueberzeugung empfehlen. 154.

Correspondenznachrichten.

München, im Juli 1831.

Während die Stände des Reichs noch über die Zulässigkeit des Pinakothekbaues und dessen Vollendung debattiren, wird inzwischen unverdrossen daran fortgearbeitet, und schon steht, seiner Umdachung zum größten Theil entblößt, das Gebäude in äußerer Vollendung da und gereicht seinem Meister zu großer Ehre. Es ist kein schöneres Bauwerk in München. Nicht nur, daß die Bestimmung ihm an der Stirne — auch ohne Inschrift — zu lesen ist, es herrscht ein solches Ebenmaß zwischen Theilen und Ganzem, zwischen Höhe, Länge und Tiefe, es hat eine so glückliche Lage, daß es gerade bei diesem Werke unserer architektonischen Bestrebungen schmerzlich empfunden werden würde, wenn die Bedürfnisse des Landes seine Vollendung nicht gestatteten. Es macht sich hier eine Klippe bemerklich, die unsere am Steuer sitzenden Stände nicht übergehen dürften. Gar zu leicht sieht man den Staat als eine Versorgungsanstalt an, in dem eben für die nöthigen Bedürfnisse, für des Leibes Nothdurft und Nahrung gesorgt werden müsse, und wahr ist, so lange noch die Noth schreit, wie etwa auf Schlachtfeldern oder in verhungernden Dörfern, kann man nicht an Kunst, nicht einmal an Wissenschaft denken. Allein, es wird bei Fortentwickelung der Völker und ihrer staatsrechtlichen Verhältnisse immer klarer, daß für jede Regung des Geistes nach oben die Pflege von der Gemeinschaft ausgehen oder unterstützt werden müsse, und sowie man denn auch Weinbau neben Kartoffelfeldern, Dorfschulen neben Baumschulen und Veredlung der Menschen, wie des Viehes, sich angelegen sein läßt, weil Alles endlich den großen Bau, zu dem die Menschheit instinktmäßig getrieben wird, vollenden hilft, so wird man erkennen, daß Beförderung der Kunst Beförderung des Lebens selbst heißt, und daß man damit, wie dem Einzelnen, der oft aus Naturnothwendigkeit Künstler ist, so dem Ganzen, das solcher Entwickelung bedarf, durch dem öffentlichen Leben geweihte Werke wesentlichen Dienst erweist. Wie leicht daher auch fehlgegriffen und Luxus statt Kunst dem Volke gegeben werden könnte, dennoch sollte unter einer bestimmten Rubrik: „Beförderung der Künste", jeder Staat diese mehr und mehr für das Gesammtleben gewinnen, während so in den meisten Fällen die Anstalten nur dazu dienen, der Gesellschaft eine Anzahl angenehmer, aber unnützer Subjecte zu erziehen. Es scheint, daß man, trotz einigen nur an der Scholle klebenden Geistern in der Kammer, doch jene Ansichten theilt, und daß das vom König Ludwig wahrhaft großartig unternommene Beginnen, der höhern Kunst eine Heimath zu gründen, nicht gehemmt oder gar gebrochen werde, wenn auch strengere Aufsicht über Ausführung im Einzelnen obwalten dürfte. Indeß ruht wegen mangelnder Geldmittel auch der Bau der Ludwigskirche, was um so mehr zu bedauern ist, als damit nicht nur München seine schönste Zierde, sondern dem gesammten Vaterlande ein Werk gegeben werden wird, wie es noch keines besitzt, und welches vielleicht die Keime einer bessern architektonischen Zukunft in sich trägt. Der Architekt, Hr. Prof. Gärtner, gründlich durchgebildet im Studium der antiken Baukunst, erfaßt, wie mit einem Male die Elemente der romantischen, und findet einen solchen Reichthum noch unentwickelter, daß auf Grund und Boden mittelalterlicher Architektur vollkommene neue Werke entstehen können. Läßt uns der Himmel den Frieden, so wird der stets zunehmende Wohlstand der Hauptstadt die Vollendung dieses Baues leicht möglich machen und wir werden einmal, bei der Absicht des Gründers, Alles in Harmonie zu setzen, eine vom Allgemeinsten und Größten bis ins Einzelnste und Kleinste vollständige Kirche haben, und erst dieses Zusammenwirken aller Kräfte auf einem uns bekannten Boden wird das Wesen heiliger Kunst und ihrer Gewalt über uns erschließen, wie es auf fremdem Gebiet mit der Glyptothek erstrebt und zum Theil erreicht ist.

Unsere Künstler arbeiten ununterbrochen an ihren begonnenen Werken: J. Schnorr bereits in seinen Nibelungensälen in der neuen Residenz, P. Heß in der Allerheiligenkapelle an seiner ersten Kuppel. Cornelius wird in diesen Tagen von Rom zurückkommen, und zwar in Gesellschaft seines Freundes Overbeck, der einmal die Heilkräfte der vaterländischen Luft prüfen will, da das römische Klima fast fortwährend an seinem theuern Leben genagt hat.

Unter den Begebnissen, welche die Aufmerksamkeit unsers Publicums in Anspruch genommen, nenne ich Ihnen vorzüglich eine Erfindung des Hrn. Dr. Steinheil, die Vervielfachung der Kraft der Kanonen, bei vereinfachtem Mechanismus — ohne Pulver —, sodaß ein ununterbrochner Kugelregen veranstaltet werden kann, und das Geschütz, da es nicht zurückgestoßen wird, fortwährend gerichtet werden kann. Vor wenigen Tagen hat eine Militaircommission die Vorrichtung besichtigt; sobald das Resultat bekannt sein wird, werde ich das Nähere Ihnen schreiben. Dabei ist aber fast allgemein der Wunsch ausgesprochen worden, Hr. Steinheil möchte den nächsten Gebrauch dieser Erfindung tapfern Europavertheidigern im Osten zugutekommen lassen.

Unsere Tagesliteratur nimmt immer mehr die Farbe der Unschuld an. „Die deutsche Tribune" liefert die meisten Blätter weiß, ein Beweis, daß sie über fremde Staaten Dinge zu sagen weiß, die man ihr höhern Orts hier nicht will sagen lassen. Indessen erfreute sie sich nicht fortdauernder Theilnahme, und das bekannte liberale „Bairische Volksblatt" tritt als Gegner in die Schranken. „Der Publicist" vertiert mit der Haltung allen Gehalt. Leidenschaften, Verdruß, Bitterkeit begründen aufs Gerechteste den Zweifel am ungefälschten Interesse; und es ist nicht zu verkennen, daß die „Tribune", wo die That ihrer Erwartung nicht entspricht, eine wegwerfende Richterin wird. 198.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 222. —— 10. August 1831.

Ueber den Geist der Gesellschaft in Frankreich und England.

(Beschluß aus Nr. 221.)

Der Ton der Gesellschaft ist überall nichts Anderes als das Aggregat der Meinungen und Ansichten der Damen. Um den Ton, der an irgend einem Orte herrscht, sich zu erklären, muß man daher vor Allem nach der Erziehung der Frauenzimmer forschen. Diese zerfallen in England aber in 2 Classen, die häuslichen und die ausschweifenden. Die Letztern bringen ihr Leben in den kleinlichsten Intriguen oder, günstigsten Falls, in einer Folge von Eitelkeiten zu, denen man mißbräuchlich den Namen des Amusements gibt. Nur Damen vom höchsten Range nehmen einigen Antheil am Staatsleben, an der Politik; und dieser Antheil, müssen wir gestehen, ist weit davon entfernt, dem Staate Vortheil zu bringen. Die häusliche Classe ist, wie wir fürchten, jetzt nicht mehr so zahlreich, wie die gewöhnlichen Schilderungen des britischen Nationalcharakters sie vorgeben. Wir wollen über ihren Werth keinen Streit erheben; aber wir fragen, ob der wesentlichste Inhalt dieses Werthes nicht gerade darin besteht, daß auch nicht von der leisesten Berührung mit der öffentlichen Meinung die Rede ist. Der Werth des Weibes schließt selbst die Kenntniß der Tugenden aus, welche das wirkliche öffentliche Leben erfodert. Die Sphäre des Weibes ist der engste häusliche Kreis, die Grenze seiner Tugenden die Liebe zu Mann und Kind. Wenn es nun wahr wäre, daß die Weiber keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, so würden wir gegen alle die Gemeinplätze von häuslicher Zurückgezogenheit und allem Reize der Weiblichkeit unterschreiben, die man uns so oft vorerzählt hat. Aber wir halten dafür, daß der Einfluß der Weiber, wie geheim er auch sei, immer außerordentlich groß ist, und daß er, da ihre Unwissenheit in Allem, was öffentliche Angelegenheiten betrifft, zugestanden wird, nothwendig verderblich sein muß. Die Weiber, ungeübt, von ihrer Vernunft freien Gebrauch zu machen, sind immer der letzte Rückhalt ohne Bestehen; diese Meinungen und althergebrachter Vorurtheile beherrschen die Erziehung, die sie ihren Kindern, und den Rath, den sie ihren Männern geben. Wir gestehen ihnen gern zu, daß sie süße Freundinnen und zärtliche Pflegerinnen sein mögen; aber dies Verdienst, so hoch wir es schätzen, ist auch das einzige, was wir ihnen einräumen können. In der Stunde, wo es den Kampf zwischen aufopfernder Großmuth und eigennütziger Selbstsucht, zwischen der Idee und dem Interesse gilt, auf welche Seite wird ihr Einfluß sich neigen? Werden sie vor der Schmach einer guten Preußen warnen, oder den Ruhm rücksichtsloser Hingebung vorziehen? Und, wenn wir uns auf einen engern Kreis beschränken, wie groß und wie nachtheilig ist der Einfluß, den die Weiber, wegen ihrer Unkenntniß höherer Principe, nur auf die Fragen des geselligen Lebens üben müssen! Ist die Nothwendigkeit, in welcher beinahe jedes Hauswesen sich sieht, einen Aufwand zu machen, der seine Mittel überschreitet, nicht eine Folge des Einflusses der Weiber? Wer kann sagen, daß dieses ganze unbehagliche, unvernünftige, herzlose System der Ostentation, welches die Gesellschaft durchdringt, nicht seine Ursache in den Weibern, oder zuletzt in der Erziehung hat, die sie von Jugend auf erhalten?

Würden wir also wünschen, daß der Einfluß der Weiber geringer wäre? Wir weichen dieser verfänglichen Frage aus, indem wir sagen, wir wünschen, daß er eine andere Richtung erhielte. Dadurch, daß wir den Weibern engherzige Gesinnungen einflößen, beengen wir uns selbst; sobald wir die Motive der Weiber veredeln, wird auch die Gesellschaft einen höhern und würdigern Ton annehmen; und die Mode selbst kann ebenso gut dazu benutzt werden, wahren Ruhm zu belohnen als frivole Eitelkeit.

Merkwürdig ist es, daß jene Macht des Ridicule, die in Frankreich doch so allgemein als eine Wissenschaft geübt wird, in diesem Lande bei weitem nicht so niederdrückende Wirkung gehabt hat als in England. Nie hat das Ridicule bei den Franzosen das Streben nach theatralischem Effect vernichtet, und selbst unter der Herrschaft der herzlosen Sitten des ancien régime vermochte es nie, sie von romantischen Gefühlen zurückzuschrecken, sobald diese sich nur in hofmäßiger Sprache äußerten. Nie war es ganz aus der Mode, Edelmuth oder eine großherzige Bewegung wenigstens zu affectiren, und die erhabenen Verse Corneille's wurden von den Höflingen eines Bourbon oder den Freunden einer Pompadour mit Enthusiasmus wiederholt. In England hat ein kaltes abgemessenes Benehmen nur zu oft sich mit der Neigung vereint, nicht blos den übertriebenen, sondern auch den wahrsten Ausdruck einer edeln Gesinnung zu verhöhnen. Das Laster selbst überrascht nicht so unangenehm, als die „Extravaganz", von erhabenen Motiven zu sprechen, wenn man es nicht nöthig hat, etwa den Pöbel damit zu blenden. Wir gestehen, daß wir es für ein schlechtes Zeichen halten, wenn große Gesinnungen als Bombast betrachtet werden, und wenn eine Nation, die weder viel Leichtsinn noch selbst nur Lebhaftigkeit besitzt, es sich zum Geschäft macht, das Große und Erhabene zu verlachen. Ein 12jähriger Knabe, der auf den Champs Elysées den Vorübergehenden die Schuhe putzte, wurde von einem andern Knaben, der 4 Jahr jünger war, geschlagen. Er war im Begriff den Schlag zu erwidern, als ein altes Obstweib ihm in den Arm fiel, indem sie ihm zurief: „Est-ce donc que vous n'avez pas de grandeur d'ame?" Nichts konnte bombastischer sein als dieser Vorwurf. Zugegeben. Aber wer kann sagen, wie viel Antheil dieser Bombast an dem großherzigen Benehmen der niedrigsten Stände bei dem letzten großen Ereignisse hatte, welches nicht blos eine Revolution in Frankreich, sondern ein entscheidender Sieg für die Sache der Menschheit war?

Ein Gegenstand, der eine weitere Berücksichtigung verdiente als wir ihm hier einräumen können, wäre, nachzuforschen, inwiefern die Literatur in England durch den Standpunkt bestimmt wird, welchen die Schriftsteller in der Gesellschaft einnehmen. Daß der Gelehrte in England nicht nach Gebühr

geschätzt wird, ist eine alte Klage. Ein englischer Schriftsteller von sehr mäßiger Auszeichnung in der Heimath ist oft erstaunt über die Achtung, die ihm in der Fremde erwiesen wird. Die politische Macht, das Ziel aller Wünsche in England, läßt jenen Richtungen des Geistes, welche dieselbe nicht gebieten, nur eine sehr laue und mäßige Anerkennung übrig. Die Mode kann vielleicht einen neuen Autor mit momentanem Glanz bekleiden; aber der „Löwe" verliert seine Neuheit, und Niemand denkt mehr daran, dem guten Autor den Hof zu machen. Die Eitelkeit des Schriftstellers ist daher nicht auf die Sphäre seines Standes beschränkt, da dieser ihm keinen hinreichend in die Augen fallenden Lohn bringt. Gleich dem Rest seiner Landsleute durch die Modesucht beherrscht, strebt er mehr nach der Auszeichnung, in der „guten Gesellschaft" zu glänzen, als nach der Achtung, die ihm in literarischen Kreisen bewiesen wird. Eine Folge hiervon ist, daß englische Schriftsteller selten jenes gesellige Brillantfeuer besitzen, welches den französischen Literaten auszeichnet. Ein bekannter englischer Moralist sagt: er habe nie einen Mann von Verstand gekannt, der ein allgemeiner Liebling gewesen wäre. In England hatte er Recht. In Frankreich strebt jeder Mann von Verstand danach, allgemein beliebt zu sein, und dem Manne von literarischer Auszeichnung ist nichts leichter, als dies zu erreichen. Aber in England ist es nicht der Geist allein, der den guten Ton bildet, und der Autor, der von demselben ausgeschlossen ist, behält nichts als das Bewußtsein, daß er sich weder in der ihm gebührenden Stellung befindet, noch auf die Weise geehrt wird, wie er dies wünschen muß: ein Bewußtsein, das nothwendig jenes Selbstvertrauen und jene Selbstzufriedenheit zerstört, ohne die Niemand weder in der Gunst der Gesellschaft große Fortschritte machen wird, noch in dem kühnen Amte eines witzigen Kopfes. Eine andere Folge, welche aus dem Wunsche, in andern Zirkeln als ihren eignen zu glänzen, hervorgeht, zeigt sich in der flüchtigen und zerstreuten Art, mit der in England Literaten einander begegnen; sie halten nicht zusammen; sie kennen das innige Band nicht, welches die Autoren und beaux esprits in Paris vereinigt und einen so bedeutenden Einfluß auf ihre Werke äußert, ihrer Philosophie alle Anmuth einer heitern Unterhaltung, ihrem Styl jenes Colorit des Lebens und der Weltkenntniß gibt, das unter allen Veränderungen und Launen ihrer Literatur immer der vorherrschende Charakterzug derselben sein wird. Als Helvetius sein berühmtes Werk herausgab, das so reich an Anekdoten, witzigen und scharfsinnigen Bemerkungen und isolirten Glanzpunkten ist, warf man ihm vor, daß er nur den Stoff der Conversation, an der er in seiner täglichen Gesellschaft Theil nahm, gesammelt und in ein Ganzes verarbeitet habe; einem englischen Philosophen wird man diesen Vorwurf nicht leicht machen.

Zwei Punkte, die wir bei einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft nicht vergessen dürfen, sind auf der einen Seite: die Abnahme der Gastfreiheit, über die man häufige Klage hört, auf der andern die Zunahme der Clubs oder geschlossenen Gesellschaften. Was zuvörderst die Abnahme der Gastfreiheit betrifft, so ist diese, in dem Sinne, der gewöhnlich mit diesem Worte verbunden wird, eine wahre Verbesserung des geselligen Tones. Denn Gastfreiheit war, besonders auf dem Lande, noch während des vergangenen Jahrhunderts nur ein anderer Ausdruck für Völlerei. Man sieht jetzt in seinem Hause mehr Gäste und weniger Trunkenbolde, mehr freundliche Besuche und weniger große festliche Schmausereien. Dies ist die einzige Veränderung, die in dieser Beziehung eingetreten sein dürfte.

Ueber die Vermehrung der Clubs wird ebenso sehr geklagt als über die Abnahme der Gastfreiheit, und vielleicht mit gleichem Rechte. Daß die Männer durch dieselben weniger häuslich würden, und die Söhne sich an Genüsse gewöhnten, die über ihre Mittel gingen, mag beides sehr wohl begründet sein. Aber unter den Ständen, für welche die Clubs vorzüglich bestimmt sind, ist strenge Häuslichkeit überhaupt selten zu finden; in den Stunden, welche der Herr vom Hause in seinem Club zubringt, bringen Frau und Tochter ihre Zeit ebenso vergnügt auf dem Ball oder in der Soirée zu. Und daß die Clubs an unverhältmäßigen Aufwand gewöhnten, ist wahrhaft lächerlich. So sehr es zu beklagen ist, daß nicht alle Menschen reich genug sind, den Genuß eines schön eingerichteten Hauses, hoher geräumiger Zimmer, neuer literarischer Erscheinungen und der beständigen Gesellschaft ihrer Freunde zu haben, so sehen wir doch in diesem Genusse selbst nicht das geringste Uebel, und ebenso wenig darin, daß man sich denselben verschafft, wenn dies möglich ist, ohne reich zu sein.

Die Zunahme der Clubs muß allmälig einen sehr vortheilhaften Einfluß auf das öffentliche Leben äußern. Durch die Gewohnheit beständigen Umgangs werden neue Wahrheiten in Umlauf gesetzt und alte Vorurtheile verwischt. Selten werden in dem engen Kreise des Privatlebens öffentliche Angelegenheiten mit Verstand besprochen. In den Clubs bilden sie den Hauptgegenstand der Unterhaltung, und wenn sie auf diese Weise einmal Interesse gewonnen haben, verlieren sie dasselbe auch nicht leicht außerhalb des Clubs.

Ein wesentlicher und allgemeiner Charakterzug unserer Zeit, welcher der Vergangenheit beinahe völlig fremd war, ist die Rücksicht und die Achtung, die man der großen Masse des Volkes zu erweisen anfängt. Selbst in den alten Demokratien, in welchen die Kunst, dem Volke zu schmeicheln, einen Theil der Staatswissenschaft bildete, sowie unter jenen Paladinen des Ritterthumes, „stolz gegen den Stolzen, doch sanft und mild dem Niedern", athmet die Literatur die höchste Verachtung gegen die Gefühle und Meinungen der Menge. Und Shakspeare! Wäre es nicht undankbar, einen so ruhmwürdigen Wohlthäter eines Fehltrittes zu beschuldigen, so könnte man vielleicht bemerken, daß seine Werke, während sie voll sind von Sarcasmen über die Schwächen des gemeinen Volkes, nie die edlern Eigenschaften desselben hervorgehoben haben; selbst die Tugenden, die ihm zugestanden werden, sind die Tugenden des Knechts und des Dieners und gehen selten über die Treue zu einem Herrn im Unglück hinaus. Während in seinen gewaltigen Blättern, fast jedem Geheimnisse des menschlichen Charakters in den höhern und mittlern Ständen der gerechteste und unparteiischeste Spiegel vorgehalten wird, sehen wir von den Beweggründen und von der Lebensweise der großen Masse beinahe nur das Verächtliche. Wie viele Gelegenheiten, ihre Festigkeit, ihre Tapferkeit, ihren entschlossenen Widerstand gegen die Unterdrückung darzustellen oder Mitgefühl mit ihrem Unglück und ihrem Unrecht zu zeigen, sind mit Stillschweigen übergangen oder eher der Satyre als dem Ruhme geweiht worden! Doch das ist jetzt, Gott sei Dank, nicht die Mode, Verachtung gegen die große Majorität unserer Mitgeschöpfe zu affectiren, sich gedankenlosen Hohn gegen ihre Meinungen und Beschäftigungen zu erlauben: die Philosophie der Vorzeit hatte zu ihrem letzten Zwecke absolute Indifferenz, die Philosophie der Gegenwart sucht sich mit Philanthropie zu vereinigen.

Welchen Antheil an dieser allgemeinen Stimmung wir vielleicht Schriftstellern beizumessen haben, die gegenwärtig so gut als vergessen sind und in ihrer eignen Lebenszeit sich geringer Achtung erfreuten, dies zu untersuchen müssen wir einem künftigen Forscher überlassen. Es ist das glorreiche Loos der Literatur, daß das Schlechte untergeht und das Gute bleibt. Wenn auch der ursprüngliche Entdecker einer heilsamen und nützlichen Wahrheit vergessen ist, so lebt doch die Wahrheit fort und geht in Werke über, die besser darauf berechnet sind, sie von allem Irrthum zu reinigen und zum Vortheil der Menschheit zu verewigen. Wie viel wir von dem allgemeinen Streben, das Volk aufzuklären und zu berathen, wie viel wir von den jetzt allgemein angenommenen vernünftigen Ansichten manchen der blindesten Enthusiasten des vorigen Jahrhunderts verdanken, können wir nicht sagen. Die Zeit hat die wilden Theorien und die ausschweifenden Lehren, welche in ihren Werken die Neigung zum Wohlwollen und das Streben nach Freiheit verkleideten, gerechter Vergessenheit übergeben. Aber die Zeit hat gereift, was in

ihren Schriften dauernden Werth hatte; und mitten unter den Unruhen der Zeit begrüßen wir diesen Gewinn als die beste Gewähr der Ordnung, als das sicherste Schutzmittel für den einen Stand und als das fröhlichste Vorzeichen für den andern. Kein Widerstand vermag den Sieg der Gesellschaft aufzuhalten; die Verbesserung ihres Zustandes wird zugleich ruhig und allgemein. Die Nothwendigkeit von Revolutionen hört auf, und was früher durch die Gewalt erzwungen wurde, wird jetzt durch die öffentliche Meinung bewirkt.

Wir haben diesen Worten des Engländers nichts hinzuzufügen, als daß fast Alles, was er über England sagt, auch auf Deutschland seine vollste Anwendung findet; die Modificationen, welche die Verschiedenheit der Verfassung bedingt, ergeben sich von selbst. 178.

Ausflug nach Ehstland im Junius 1807. Mit Musikbeilagen. Meiningen, Keßner. 1830. 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Ein anspruchloses Büchlein, das seinen Zweck, angenehm zu unterhalten, nicht ganz verfehlt und sich nur in seinem Erscheinen etwas zu sehr verspätet hat. Man darf nichts weniger als eine mit Erudition angefüllte Topographie des Landes, welches der gemüthlich beobachtende Verfasser durchreist, darin erwarten, sondern es sind leicht hingeworfene Skizzen zu einem Kleingemälde, das die eben nicht große und gehaltreiche Individualität, welche es darzustellen hat, recht lebendig veranschaulicht. Besonders ausführlich sind die Mittheilungen über die Volkspoesie der Ehsten, welcher Abschnitt uns am meisten befriedigt hat. In dem ehstländischen Volkscharakter ist zwar nichts weniger als ein Fonds von eigenthümlicher Geisteskraft vorhanden, und der Verfasser ist sogar der Meinung, daß der russische Bauer, dessen natürliche Anlage er sehr hoch stellt, so weit über dem Ehsten stehe, daß nicht einmal eine Parallele zwischen beiden gezogen werden könne. Des Ehsten finnische Abkunft ist, wie der Verf. meint, bei ihm ein Keim geistiger Eingeschränktheit und Dumpfheit, und er hat, heißt es treffend, „die finnische Meraftluft zugleich in die bessern Gegenden Ehstlands mithinübergenommen; er hängt mit einer gewissen Festigkeit an dem Gedanken eines beinahe türkischen Fatums, das ihm wol ein Balsam in seiner jetzigen Lage so manchmal sein mag, aber ihn an dem möglichst starken Gebrauche seiner geistigen Kräfte hindert". Obwol ein solcher Volksstamm nicht dazu berufen scheint, es je zu einer wissenschaftlichen und artistischen Cultur zu bringen, so rühmt doch unser Reisender auf der andern Seite an dem Ehsten eine gewisse mechanische Geschicklichkeit und besonders die Geistesbeweglichkeit des weiblichen Geschlechts, das mit Leichtigkeit aus dem Stegreif selbsterfonnene Lieder singt, welche nach den in dieser Reisebeschreibung mitgetheilten Proben unstreitig von Gefühl und Phantasie, selbst von zarter Gesinnung zeugen. Der Sprache der Ehsten, welche besonders an Diphthongen sehr reich ist, fehlt es nicht an Weichheit. Ihre Substantive haben nur ein Geschlecht, und um die Geschlechtsverschiedenheit auszudrücken, setzt der Ehste das Wort Männchen oder Weibchen dazu. Seine Syntax ist sehr einfach, auch hat er nur eine einzige Conjugation, sowie eine einzige Hauptdeclination, durch deren Hülfe man sich bei jedem, selbst bei einem sehr abweichenden Worte, ohne viele Schwierigkeit helfen kann. Den Accent setzen die Ehsten immer auf die erste Sylbe des Wortes. Die beiden Hauptdialekte sind der revalsche und dörptsche, welcher letztere den erstern noch an Weichheit übertrifft.

Die Nationalpoesien der Ehsten scheinen besonders bei ihren Festen und selbst beim Arbeiten zu entstehen, wo Gesang ihre Liebslingsunterhaltung bildet. Das Ersinnen ihrer Lieder ist aber, wie bemerkt wurde, so sehr Sache der Frauen und Mädchen, daß die Männer nur ausnahmsweise, und nur, wenn geistige Getränke ihre Lebensgeister in Bewegung gebracht haben, dichten und singen. „Das Frauenzimmer bei seiner zartern Organisation", sagt der Verf. mit Recht, „braucht nicht erst so stark reizende Mittel, um seine Fibern in einen gewissen poetischen und musikalischen Schwung zu bringen. Sein feineres Gefühl findet an mehren Gegenständen Ursache zur Freude, und wenn diese einen gewissen Grad erreicht, geräth Fuß und Zunge in Bewegung".

Ihre Lieder sind jedoch so kunstlos, daß sie selbst des Reims entbehren. Man findet wol auch gereimte darunter, aber diese zeigen schon einen deutschen Ursprung an. Durch die aus dem Deutschen ins Ehstnische übersetzten Kirchenlieder sind erst Reime in die ehstnische Poesie gekommen. Der Verf. unterscheidet dreierlei Gattungen der ehstnischen Volkspoesie: 1) Schnitterlieder, zur Zeit der Heu- und Roggenernte, 2) Hochzeitlieder, 3) Schaukellieder. In ihrer Gesangweise offenbart sich jedoch eine solche Armuth an Melodien, daß sie für ihre 3 verschiedenen Liedergattungen auch nicht mehr als 3 Melodien haben, denen sie Alles, was sie singen, anpassen. Mit der Sprache nehmen sich die ehstnischen Dichter oder vielmehr Dichterinnen eine solche Freiheit heraus, als sie die licentia poetica bei keiner andern Nation gestattet. Sie ziehen die Sylben nicht selten so sehr zusammen, oder verlängern sie wegen der Melodie, auf die sie passen sollen, so, daß selbst Personen, welche des Ehstnischen kundig sind, Vieles davon nicht begreifen. Auf diese Weise verstoßen sie nicht allein gegen alles Sylbenmaß, sondern verwechseln auch oft den Casus mit einem andern, setzen Wörter an eine falsche Stelle, verändern die Endsylben, und hängen auch wol, besonders bei Hochzeitliedern, gewisse Endwörter an, die an sich gar keinen Sinn haben, z. B. Kassike, Kamicke u. a.

Es fehlt manchen ihrer Liedchen jedoch keineswegs an poetischen Schönheiten, und es wäre zu wünschen, daß sich einmal eine kunstvollere Hand an die Bearbeitung und Sammlung derselben begebe. Eine besondere Naivetät herrscht in ihren Hochzeitsgesängen, sowie in ihren Ceremonien bei der Feier selbst. Bei den Ehsten, erzählt der Verf., werden die ersten Werbegeschäfte um eine Braut mit Branntwein, oder wenn der Bräutigam reich ist, mit Wein gemacht. Den Aeltern Branntwein senden, heißt daher so viel als um ihre Tochter ansprechen; denselben trinken gilt für ein Zeichen des Jaworts. Als eines der niedlichsten und poesiereichsten Hochzeitlieder führen wir folgendes an:

Kui pruudi wiakse.

Minno alla wennakenne
Teggin kannelta koeasse
Wioli keelte kelderisse
Pillita perre toasse
Otsisin pilli peksijatta
Kandeli karristajatta
Wirro soidin wie ratsu
Arjo kuel aeaksetta
Jerwa särwe seilsemelle
Ei saand pilli peksijatta
Kandeli karristajatta
Peksa isse, wennakenne
Peksa isse, peidelinne.
Robba rauda sörmega
Süs wöltub kannel kummada
Nönda püdis wenna pilli:
Kui nuttawad nejud nored
Uigawad nioallused,
Issa koddant wiessane
Mehhe koco minnessane
Eida hue onedesse
Kasa nore kamberille.

Wenn die Braut weggeführt wird.

Mein liebes Brüderchen!
Auf der Hausflur macht' ich eine Harfe,

*) Auch unter dem Titel: Reisen in mehre russische Gouvernements in den Jahren 1801, 1807 und 1815.

Im Keller eine Violine,
In der Gesindestube eine Sackpfeife;
Ich sucht' einen Bläser für die Pfeife,
Einen Streicher für die Harfe.
Nach Wirland ritt' ich mit Fünfen,
Nach Harrien fuhr ich mit Sechsen,
Nach Jerwan mit Sieben,
Für die Pfeife bekam ich keinen Bläser,
Für die Harfe keinen Streicher.
Blase selbst, mein Brüderchen,
Blase selbst, Bräutigamchen!
Schlag das Eisen mit dem Finger,
So erhält die Harfe einen Ton.
So sang die Pfeife des Bruders,
Wenn die jungen Gespielinnen weinen
Und alle Hausgenossen schluchzen,
Daß Du aus des Vaters Hause geführt,
Und in des Mannes Haus gebracht wirst.
Lege Dich ins junge Haus,
In des Manns neue Kammer.

Was die im Originaltext für die Aussprache bemerklich gemachten Zeichen anbetrifft, so werden die mit ⌒ bezeichneten Laute weich und gleichsam darüber hinhüpfend ausgesprochen; die, über welchen ein — steht, hingegen hart.

Unter den Sprüchwörtern und Räthseln der Ehsten, von denen der Verf. in einem eignen Abschnitt eine kleine Sammlung veranstaltet, findet sich manches Interessante. Wir heben einige davon heraus: Schätze den Hund nicht nach dem Haar, sondern nach dem Zahn. — Schönheit wird nicht in den Grapen (Kessel, in dem man das Essen kocht) gethan. (Von Schönheit lebt man nicht.) — Je mehr man in den Koth tritt, desto breiter wird er. — Je mehr man dem Thoren nachgibt, desto impertinenter wird er. — Krauser Kopf, Schelms Sinn. — Wer arm geworden ist, bleibt immer arm. — Eine fleischerne Zunge zerschneidet einen knöchernen Hals. — Ein Fremder ist ein Hexenmeister in einem Gesinde (d. i. sieht und bemerkt gleich Alles). — Arbeit hört nicht eher auf, als bis man 2 Hände auf die Brust legt (im Sarg). — Die Räthsel der Ehsten haben viel Liebenswürdiges und Naives und setzen eine lebhafte Einbildungskraft und einen nicht gewöhnlichen Fonds von Witz voraus. Wir entnehmen gleichfalls einige von dem Verfasser, der ihrer mehre sammelt, indem wir die von ihm gegebene Auflösung, die sich nicht immer sogleich finden läßt, in der Parenthese hinzufügen: Was läuft ohne Füße an der Welt Ende? (Wolken.) — Was ist süßer als Honig? (Muttermilch.) — Was in der Erde nicht verfault, im Wasser nicht ersäuft, im Feuer nicht verbrennt. (Des Menschen Name.) — Ein Faß, zweierlei Bier darin. (Ei.) — Weiß ist es, schwarzen Koth gibt es von sich. (Talglicht.) — Ein schwarzer Hahn mit goldenen Adern. (Harfe.) — Eine Stube mit 5 Kammern. (Ein Fingerhandschuh.) — 100 und 1000 küssen sich und kommen nie zusammen. (Die Wollenkratzer.) — Der Kerl geht nach dem Walde und der Bauch ist dem Hause zugekehrt. (Waden.) — Mit Recht ist der Verf. der Meinung, daß man die Ehsten schon um ihrer artigen Räthsel willen liebgewinnen könne. 156.

Der öffentliche Unterricht in Spanien.

Die Systeme Pestalozzi's, Bell's, Lancaster's sind in Spanien der Reihe nach versucht worden; und in diesem Augenblicke ist der gegenseitige Unterricht beinahe in allen Städten verbreitet. Unter Karl III. stifteten einige patriotische Spanier, mit Genehmigung, doch ohne Unterstützung der Regierung, in 2 oder 3 Provinzen Gesellschaften zur Beförderung der Fortschritte in der Erziehungskunst und der Landwirthschaft, die Sociedades economicas, ó de los amigos del pais. Aehnliche Gesellschaften entstanden bald an allen Orten und erwiesen sich äußerst nützlich. Jene von Madrid, von Saragossa, von Valladolid, von Valencia, die Bascongada, die Cantabrica und andere beschränkten sich nicht darauf, Elementarschulen zu errichten, sondern begründeten Vorlesungen über Staatswissenschaft, Chemie, Landwirthschaft u. s. w. Zu Anfang des Jahrhunderts gab es an 50 Gesellschaften dieser Art; gegenwärtig ist ihre Zahl auf 22 gesunken.

Die Elementarschulen nahmen an Zahl außerordentlich schnell zu, mehr noch, als durch die Bemühungen der Sociedades und die Empfehlungen des Königs, vielleicht durch die Erlaubniß, die bereits im J. 1580 den Municipalitäten verliehen worden war, die Lehrer aus dem öffentlichen Schatze zu besolden. Es ist eine Thatsache, daß im letztvergangenen Jahrhunderte die Hälfte aller Bewohner Spaniens nicht lesen konnte; seit dem Jahre 1800 hat sich das Verhältniß dagegen ganz anders gestellt. Beinahe in allen Städten Spaniens gibt es öffentliche Lehrer, die dafür besoldet werden, daß sie die Kinder der Armen unentgeltlich unterrichten. Zu demselben Zwecke sind in einigen Klöstern Schulen eingerichtet. Der Unterricht ist in diesen Schulen, wie man sich leicht denken kann, eben nicht der ausgedehnteste: er beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, die 4 Species und den Katechismus. In den Schulen der ökonomischen Gesellschaften werden auch die Elemente der Sprachkunde gelehrt, und die Grundsätze der Religion nach einem weniger beengten Plane vorgetragen.

Einen allgemeinen Unterrichtsplan, wie in Frankreich, kennt man in den spanischen Schulen nicht. Vor dem Jahre 1808 bestand ein sehr berühmtes Collegium für die Söhne von Edelleuten zu Madrid, das aber nach dem Frieden nicht wiederhergestellt worden ist. Jenes von Bergara, das die Sociedad Bascongada vor 70 Jahren stiftete, ist noch immer das beste in Spanien. Andere sind nach demselben Plane angelegt worden. Aehnliche Anstalten findet man in einigen Benedictinerklöstern, doch ist in diesen der Unterricht beschränkter, wenn auch in anderer Hinsicht nicht schlecht.

Die weibliche Erziehung hat in Spanien seit 50 Jahren mehr gewonnen als die Erziehung der Knaben. Vor Karl III. galt es beinahe für unanständig, einem Mädchen das Schreiben zu lehren, weil dies ihnen die Mittel zu verliebten Correspondenzen in die Hand geben hieß. Gegenwärtig ist dieses Vorurtheil verschwunden und alle Damen des ancien régime gestehen nur mit Erröthen, daß sie nicht schreiben können. Beinahe alle Mädchen erhalten eine recht gute Erziehung, theils durch Privatlehrer, theils in den Klöstern oder in öffentlichen Schulen.

Im Jahr 1806 hatte Spanien 22 Universitäten; ihre Zahl wurde in dem genannten Jahr auf 11 herabgesetzt, und in diesem Augenblicke gibt es deren 16. Von diesen sind 3 die mayores oder Universitäten der ersten Classe genannt, nämlich die von Salamanca, von Valladolid und von Alcala; die übrigen heißen menores oder Universitäten der zweiten Ordnung: dies sind jene von Valencia, von Cervera, Saragossa, Grenada, Sevilla, Oviedo, San-Jago, Huesca, Majorca, Orihuela, Ossena und Ognate. Wenn die Spanier nicht das gelehrteste Volk in Europa sind, so liegt die Schuld daher nicht an dem Mangel von Universitäten; denn man zählt eine auf 700,000 Einwohner. Aber 3 oder 4 gut dotirte Universitäten wären freilich besser als 16 arme. Zu Salamanca sind die Professoren im Allgemeinen gut besoldet; aber auf den übrigen Universitäten ist in der That schlecht für sie gesorgt. Man findet Professoren, die nicht über 100 Francs des Jahres beziehen, z. B. die der Mathematik und der Philosophie. Viele müssen sich mit 100 Thalern begnügen, und die, welche 1000—1200 Fr. erhalten, können sich als reichlich bedacht ansehen. Die Folge davon ist, daß eine Professur an einer Universität an und für sich nicht leicht der Gegenstand des Ehrgeizes ist; die meisten Professoren verbinden mit ihrem Lehramte zugleich noch irgend eine andere Function, und gewöhnlich betrachtet man dasselbe nur als eine Uebergangsstufe zu höhern und einträglichern Stellen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 223. — 11. Auguſt 1831.

Kräft. Das älteſte, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte, hochdeutſche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handſchriften kritiſch herausgegeben von E. G. Graff. Mit einem Facſimile aus jeder der drei Handſchriften. Königsberg, Borntträger. 1831. Gr. 4. 5 Thlr. 16 Gr.

Der Ausbau der von Jakob Grimm begründeten deutſchen Philologie iſt, ſehr ungleich dem babyloniſchen Thurmbau in andern wiſſenſchaftlichen Gebieten, wo es um die Meiſter von Geſellen und Handlangern in oft mißhelligem und hinderlichem Gedränge wimmelt, den Händen Weniger, aber Würdiger anvertraut, die, nicht ſelten von der Zeitgenoſſen Theilnahme gefördert, als hofften auf die Anerkennung der Nachlebenden dem herrlichen Werke unermüdende Kräfte widmen, und unter denen der Herausgeber des Otfrid mit hohen Ehren zu nennen iſt. Aus dem Mittelalter ragen hohe Münſter in unſere Zeit herüber, Denkmäler frommer Begeiſterung, die Leben und Kunſt einigend durchdrang, aber meiſt unvollendet und daher zugleich Zeugen zwieſpältiger Tage, wo in der Theilnahmloſigkeit der Menge die Kunſt abſtarb; umgekehrt, hoffen wir, wird die deutſche Philologie nach und nach ſich allgemeinere Würdigung erringen, und wie das Werk der Bauenden fortſchreitet, wird es, als ein Bedeutendes und Großes, mannichfaltige Kräfte und Beſtrebungen anſichziehen.

Von der ernſten Thätigkeit, die der Herausgeber auf die Erforſchung beſonders der althochdeutſchen Sprache wendet, legte ſchon im J. 1824 ſeine Schrift über die althochdeutſchen Präpoſitionen vollgiltiges Zeugniß ab, noch erfreulichere Ausſichten eröffnend als Ankündigung eines althochdeutſchen Sprachſchatzes. Dies wichtige Werk möglich zu machen, unternahm er im J. 1825 eine Reiſe durch Deutſchland, nach Paris, durch die Schweiz, durch Italien, die er im J. 1827 beendigte und von deren reicher Ausbeute an deutſchen Sprachdenkmälern er in seiner „Diutiska“ (Stuttgart, Cotta, 1826—29, in 3 Heften erſchienen) Bericht erſtattet und nicht Weniges vollſtändig oder im Auszuge mittheilt.

Eine Frucht dieſer Reiſe, eine Arbeit, die mit dem Ziele, worauf der Herausgeber ſein ganzes Leben und Streben gerichtet hat, mit dem althochdeutſchen Sprachſchatze genau zuſammenhängt, iſt auch dieſe Ausgabe der Otfrid'ſchen „Evangelienharmonie“, jetzt würdiger „Kriſt“ genannt, ſowie Schmeller der altſächſiſchen Evangelienharmonie, die er nun endlich aus ihren Banden befreit und zu Tage gefördert hat, den beſſern Namen „Heliand“ gibt. Eine Geſchichte der Bemühungen, welche, ſeit Tritheim, der im J. 1494 die erſte Nachricht über Otfrid gab, dieſem wichtigſten Werke unſerer älteſten Sprache zugewendet worden ſind, ſ. Hoffmann „Fundgruben“, I, 38—48. Es gab bisher 2 Ausgaben, die eine von Matthias Flacius, 1571, die andere von Scherz, 1726, im 1. Bande des Schilter'ſchen „Thesaurus antiquitatum teutonicarum“; die erſte höchſt ſelten, unkritiſch beide, ja, philologiſch völlig unbrauchbar. Während ſich nun in ihnen, häufiger Ungenauigkeiten und Entſtellungen zu geſchweigen, eine klare Einſicht in die tiefe Geſetzmäßigkeit der Sprache durchgängig vermiſſen läßt, wird hier das Bedürfniß Aller, die ſich ernſtlich mit der deutſchen Sprache beſchäftigen, durch eine Ausgabe befriedigt, die nicht nur den neuern grammatiſchen Entdeckungen überall entſpricht, ſondern durchaus von ſelbſtändiger und fortſchreitender Forſchung zeugt und der weitern Ausbildung der Grammatik nicht wenig förderlich iſt. Die 3 Handſchriften des ganzen Werkes, die uns, außer einzelnen Bruchſtücken, aufbehalten ſind, hat der Herausgeber alle ſelbſt mit buchſtäblicher Genauigkeit verglichen, wozu noch die Mühe kam, die für Grammatik und Metrik ſehr wichtigen Accente, die in den frühern Ausgaben fehlen, in den Text von faſt 15,000 Reimverſen einzutragen und auch hierbei die Abweichungen der Handſchriften zu verzeichnen. Nach dieſer Sammlung des Materials war erfoderlich eine genaue Unterſuchung der Otfrid'ſchen Sprache, um mit Beſeitigung der Irrungen und Abweichungen der Schreiber, deren mehr als Einer an jeder Handſchrift geſchrieben hat, das Werk zu geben in möglichſt urſprünglicher Geſtalt, nicht mit gleichmachender Strenge umgeformt nach der althochdeutſchen Sprachregel, ſondern in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit. Dies ward durch den Umfang des Gedichts, der für die einzelnen Fälle reichliche Beiſpiele bot, und durch das Versmaß, das den Beobachtungen Sicherheit und Halt gab, erleichtert, wiederum aber erſchwert durch Otfrid's eignes Schwanken.

Hierbei mußten denn selbst die Irrthümer der Abschreiber behülflich sein, das Echte durch Vergleichung und Beobachtung des Wiederkehrenden zu finden, wie dem Meister verborgener Künste die bösen Geister zu gutem Zwecke fröhnen müssen. So ist es dem Herausgeber gelungen, die mannichfaltigen Schwierigkeiten durch Fleiß und Kenntniß zu überwinden und das herrliche Werk in würdiger Gestalt herzustellen. Den gewonnenen Text, der besonders auf die wiener Handschrift, die sorgfältigste und vollständigste, gegründet ist, begleiten die Abweichungen der übrigen, und die Ergebnisse seiner Forschungen über die Eigenthümlichkeiten Otfrid's in Consonantismus, Vocalismus und Flexionssystem sind von Hrn. Graff in der Vorrede aufgestellt. Nur die Unkundigen, die nicht wissen, daß ein fester Organismus die Sprachen bis in das Einzelnste durchdringt, gleichwie Krystalle immer in ihre ursprüngliche Form spalten, und daß in der Wissenschaft das Kleinste an das Größte rührt, wird die Sorgfalt, die Graff diesen Forschungen gewidmet hat, befremden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa, von Ludwig Kufahl. Erster Theil. Mit einer Karte. Berlin, Nauck. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Es gereicht dem Ref. zu großer Befriedigung, die Leser dieser Blätter auf ein Buch aufmerksam machen zu können, welches zwar seinen Verf. zuerst in der literarischen Welt bekanntmacht, aber zugleich den Beruf desselben zur Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auf eine so ausgezeichnete Weise beurkundet, daß es sich den gehaltvollsten Leistungen auf dem historischen Gebiete anschließt. Die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt hat, ist ebenso dankbar als schwierig. Denn was kann erfreulicher und lohnender sein als die Bearbeitung der Geschichte des Vaterlandes, der Thaten der Vorfahren, zumal wenn, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, die mächtigsten und aufgeklärtesten Nationen Europas dieselben mit einer Aufmerksamkeit und einer Theilnahme betrachten, wie sie der späte Enkel den Erzählungen aus dem Leben eines berühmten Ahnherrn schenkt? Allein sehr schwierig ist es auch, eine Geschichte zu behandeln, deren Quellen sehr mangelhaft, besonders höchst einseitig sind, und die so vielfach und von so ausgezeichneten Männern bearbeitet ist, daß immer schwerer zu befriedigende Foderungen an jede neue Darstellung gemacht werden. Der Verf. hat die Bedeutung und Schwierigkeit seiner Aufgabe erkannt und sich mit dem gediegensten Ernste zur Lösung derselben vorbereitet: er hat, wir können uns hier der Worte seiner eignen Vorrede bedienen, da dieselben durch das Buch selbst vollkommen bestätigt werden, nicht allein die römischen und griechischen Quellen sorgfältig studirt und unparteiisch verglichen, sondern auch Dasjenige, was von den ältesten Ueberresten der germanischen Sprachen und der Literatur des Mittelalters über die zu behandelnden Gegenstände Licht zu verbreiten schien, nach Kräften benutzt. Einer ebenso umfassenden als sorgfältigen Quellenbenutzung zur Seite steht eine Unparteilichkeit, welche nicht, wie es bei der Behandlung der ältern deutschen Geschichte leider so oft der Fall gewesen ist, durch vorgefaßte Ansichten, durch eine aus den eignen Erlebnissen hervorgegangene Stimmung und einen übelangewandten Patriotismus gestört wird, sondern welche die Eindrücke und Resultate des Quellenstudiums völlig gewähren und nur durch diese sich bestimmen läßt. In der Anordnung des gewonnenen Stoffes hat der Verf., statt nach der bisher meist üblichen Weise das Band der Ereignisse von den Thaten der Römer zu entnehmen, stets danach gestrebt, die Thaten und Schicksale der Deutschen selbst als die Vereinigungspunkte der einzelnen Theile ihrer Geschichte darzustellen: ein Verfahren, welches freilich sich erst seit der Zeit ganz durchführen läßt, als die Deutschen sich nicht mehr meistentheils auf Abwehr beschränkten, sondern der angreifende Theil wurden. Der Charakter der stylistischen Darstellung ist eine edle Einfachheit, welche denjenigen Gebrauch glänzender Farben verschmäht, welcher nur blendet und die Reinheit und Richtigkeit des Gemäldes trübt.

Das gesammte Werk ist auf 3 Theile berechnet, von welchen der bisher allein erschienene erste bis zum Ende des markomannischen Kriegs herabgeht, der zweite bis auf Attila und der dritte bis zu der auf dem Titel bezeichneten Begebenheit reichen wird. Die gewöhnlichen Vorfragen über die ursprüngliche Heimath und den Gesammtnamen des deutschen Volks, über welche man so oft sich in einem ebenso weitläufigen als nutzlosen Hin- und Herreden auslässt, sind hier durch Hervorhebung der Bedingungen, von welchen die Beantwortung abhängt, kurz, bündig und genügend abgethan. Das Bedürfniß, die von vielen Seiten hervordringenden deutschen Völkernamen unter Gesammtnamen zusammenzufassen, führte den Verf. zu einer auf Tacitus und die andern vorzüglichsten Quellenschriftsteller sich stützenden Untersuchung, welche ihn bestimmt, für die frühesten Zeiten „drei große, in Sprache, Sitten, Verfassung, besonders aber im Verfolg politischer Zwecke mannichfach von einander abweichende Völkergruppen, die cimbrisch-teutonischen, die suevisch-vandalischen und die rheinländischen Deutschen" anzunehmen. Indem wir die Begründung dieser Gruppirung und ihre Brauchbarkeit für die Darstellung der Begebenheiten anerkennen und ihre vollständige Rechtfertigung von der Fortsetzung des Werks erwarten, bemerken wir hier nur, daß die Bedeutung, welche den Teutonen gegeben ist, nur als eine wahrscheinliche Annahme betrachtet werden kann, indem die wenigen Stellen, welche derselben als eines seßhaften Volkes gedenken, von einer Beschaffenheit sind, daß sie wol eine annehmliche Vermuthung veranlassen, allein keine ganz sichere Behauptung begründen können. Ueberhaupt erscheint uns Vieles, was darauf an die Geschichte der cimbrisch-teutonischen Völker sich anknüpft, weniger zuverlässig als dem Verf. Um nämlich zu erklären, wie dieselben die ausgedehnten Wohnsitze, welche sie nach seiner Meinung früher im germanischen Norden innegehabt, verloren haben, läßt er sie im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt durch einen längern Krieg aus denselben durch die suevisch-vandalischen Völker verdrängen, welche in der spätern Zeit, als dieselben innehabend, erwähnt werden, und als den Anführer dieser Eroberer stellt er Odhin dar. Obgleich wir den ausgezeichneten Scharfsinn nicht verkennen, durch welchen der Verf. seine Meinung namentlich in Beziehung auf Odhin vielleicht auf den höchsten Punkt der hier möglichen Wahrscheinlichkeit erhoben hat, so macht es nach unserer Ueberzeugung die Beschaffenheit der Quellen unmöglich, mehr als Wahrscheinlichkeit und zwar nur eine beschränkte Wahrscheinlichkeit zu geben; und der Verf. scheint selbst gegen die Begründung seiner Ansicht von Odhin einigen Zweifel zu hegen, indem er in der Vorrede äußert: Odhin's Dasein und Thaten als Mensch unterliege allerdings schwer zu beseitigenden Zweifeln, aber es habe ihm nicht unwichtig für die Kenntniß des Charakters unserer Vorfahren geschienen, das Bild eines vollkommenen altgermanischen Helden aus germanischen Nachrichten zu entwerfen. Eine Aufzählung der Völker des rheinländischen Germaniens und ein mit besonnener Vorsicht durchgeführter Versuch, die Grenzen ihrer Wohnsitze zu bestimmen, ist sehr passend den in die Zeit des Augustus fallenden Unternehmungen der Römer gegen Deutschland vorangestellt, weil dieselben gerade gegen jenen Theil dieses Landes gerichtet waren. Diese Unternehmungen selbst tragen zwar zum Theil wenigstens das Gepräge der Einförmigkeit, allein der Verf. wird auch hier das Interesse seiner Leser fesseln, indem

er über diese Begebenheiten manche neue Aufklärung gibt und die Beurtheilung derselben vom kriegswissenschaftlichen Standpunkte aus nicht versäumt. Wie der große Mann, welcher die Entscheidung in jenen Ereignissen herbeigeführt hat, von dem Verf. aufgefaßt und dargestellt ist, mag die von ihm gegebene Charakteristik selbst dem Leser vor Augen stellen. „Sein Aeußeres war schön und edel; sein Geist aufgeklärt, erhaben und gleich fähig, die größten Entwürfe zu fassen und auszuführen, sein Gemüth nicht rein von den Fehlern und Mängeln seiner barbarischen und selbst gebildetern Zeiten. Verschwiegen, klug und vorsichtig im Handeln, unerschöpflich in immer neuen Hülfsmitteln, ein großer, obwol nicht stets glücklicher Feldherr, schirmte er 8 Jahre hindurch die Freiheit des Vaterlandes und blieb römischen und deutschen Waffen gleich unüberwunden. Sein hochfliegender Geist, das Bewußtsein seiner außerordentlichen Thaten und das Gefühl des eignen Werthes erhoben ihn über den beschränkten Gesichtskreis seiner Umgebungen und machten es ihm bei seiner Stellung zu den übrigen Gewalthabern der Nation und bei der Feindschaft zwischen ihm und seinen nächsten Verwandten in der letzten Zeit schwer, wenn nicht unmöglich, den Ruhm eines guten Bürgers zu bewahren; allein auf dem Scheiterhaufen des Opfers gingen Haß und Mißgunst und Neid zur Ruhe, und lange ertönte sein Name und seiner Thaten unsterblicher Ruhm in den Liedern eines dankbaren Volks". Den bis zu dem eben erwähnten Zeitpunkte herabgeführten und in 6 Capitel vertheilten Ereignissen der deutschen Geschichte schließt sich in einem siebenten Capitel eine Darlegung des innern Lebens der alten germanischen Welt an; die körperliche Beschaffenheit und die Geistesfähigkeiten der Deutschen, ihre Lebensart und ihre häuslichen Beschäftigungen, ihre geistigen Bestrebungen, ihre Familienverhältnisse, ihr Staat und ihr Charakter werden in dieser Folge einzeln erörtert. Auch in diesem Theile seines Werks, welcher allerdings schwieriger, aber auch reicher an geistigem Gehalte ist und deshalb die Theilnahme des Lesers in noch höherm Grade in Anspruch nimmt als der erste, hat der Verf. die Vergleichung mit seinen Vorgängern, auch nicht mit den trefflichsten unter denselben, zu scheuen, da er seine Untersuchung selbst, ausgerüstet mit der Kenntniß und Umsicht, welche er bei einer solchen für nothwendig hält, beginnt und sie auf eine so selbständige und unbefangene Weise durchführt, daß, wo seine Ansichten mit schon vorhandenen zusammentreffen, diese dadurch keinen geringen Zuwachs von Gewißheit erhalten, und wo er abweichende Meinungen aufstellt, dieselben so begründet sind, daß ein unbefangener Leser nicht anstehen wird, sie sich anzueignen, oder doch wenigstens zu strengerer Prüfung des bisher Angenommenen sich genöthigt sieht. Statt in eine Erörterung der einzelnen Punkte dieses Abschnitts tiefer einzugehen, welche dem Zwecke d. Bl. nicht angemessen erscheinen dürfte, benutzen wir den Raum, den wir noch in Anspruch nehmen zu können glauben, um den Schluß des Buches, nämlich die von den Deutschen gegebene allgemeine Charakteristik mitzutheilen, zumal wir auch dadurch unsere Absicht, auf den Gehalt dieser ausgezeichneten historischen Leistung aufmerksam zu machen, nicht wenig fördern werden. „Umfassen wir endlich mit einem Blicke den allgemeinen Charakter der Nation, welche von der Vorsehung auserkoren war, auf den Trümmern des mehr und mehr verfaulenden Alterthums ihre jugendlichen Staaten zu erbauen, so finden wir ihn ruhend auf der sichern und breiten Grundlage eines Alle durchdringenden lebendigen Gefühls für persönliche Würde, Ehre und Freiheit und auf der innigen Zuneigung gegen die Glieder der Familie und des kleinen Gemeinwesens. Aus dieser Quelle strömten ihre Tugenden und ihre Laster. Voll von Ansprüchen an Alles, was nach seiner Meinung dem Dasein einen Reiz und Werth gab, voll von Ungeduld und brennender Begier, scherzte der stolze, finstere Krieger mit dem Leben; für einen vorüberfliehenden, rohen Genuß warf er es verächtlich hin, um das höchste Gut, den Nachruhm zu gewinnen. Wer hätte seine Ehre ungestraft angetastet! Selten vergab er eine erlittene Unbill, nie eine Beleidigung, und über ein Wort oder eine Miene mochten die unzertrennlichsten Freunde plötzlich in tödtlicher Erbitterung den Degen entblößen. Der Deutsche focht für sein Volk, wie für sich selbst; wer es ehrte, ehrte ihn, wer es beschimpfte, hatte seine Rache zu fürchten; aber seine Tapferkeit, bisweilen glänzend durch Großmuth, ward oft durch barbarische Wildheit und Blutdurst verdunkelt. Die Arier, ein lygischer Stamm, erschienen schwarz in den Waffen und wählten die dunkelste Nacht für ihre mörderischen Gefechte, und mehr als einmal übernahmen die geehrtesten der Chatten das furchtbare Gelübde, durch den Tod eines Feindes eine freiwillige Schmach zu tilgen. Bei aller Aufregung der Gemüther kannte der Deutsche kaum ein anderes geistiges Leben als ein düsteres Hinstarren auf die Gefahren und die Ehre des Krieges; bei aller Anhänglichkeit an die Seinen entbehrte er des Genusses, den wahre Geselligkeit darbeut; selbst durch die so allgemein und so bereitwillig geübte Gastfreundschaft schien er nur seine Verachtung gegen äußere Güter und seine soldatische Freigebigkeit zeigen zu wollen; er foderte Geschenke, wie er sie gab, ohne ihren Werth durch sein Betragen zu erhöhen, ohne dadurch Verbindlichkeiten aufzulegen oder zu übernehmen. Noch lag ein düsterer Nebel der Barbarei und der Unwissenheit auf den hohen Tugenden und den herrlichen Fähigkeiten der Nation, von einzelnen prachtvollen, aber seltenen Stralen durchbrochen; und sowie sie heranzog gleich einem unheildrohenden Gewölk aus dem finstern Schoße des Nordens, folgten Jahrhunderte hindurch ihren Schritten nur Tod und Verwüstung". 23.

Zwei Worte von Leibnitz und über ihn.

Unter den vielen bedeutenden Worten, die unser unvergeßlicher Leibnitz über sich selbst gesagt hat, und die um so wichtiger sind, je anspruchloser er sie hinwarf, scheinen mir besonders zwei hervorzuragen. Das eine lautet: „Je n'ai pas l'esprit désapprobateur". Irre ich nicht, so hat man in neuern Zeiten dieses Ausspruchs ein wenig gespottet, denn da man so leicht darüber ein paar Witze machen kann, wie hätte man sich die bequeme Gelegenheit dazu verkümmern sollen? und es klingt doch immer stattlich, wenn es heißt: „Der kühne Magister V. hat Leibnitzen verhöhnt!" Was mich betrifft, so finde ich jenes Wort sehr anziehend und rührend. Diese Rührung aber ist nicht von gewöhnlicher wohlfeiler Sorte, sondern wahrhaft bedeutsam und rein. Leibnitz, als ein durchaus klarer Denker, mußte — er konnte schlechthin nicht anders — sich selbst als den größten Denker und geistreichsten Schriftsteller seiner gesammten Zeit anerkennen. Eine solche Ansicht gibt jedoch ein wahrhaft schauerliches Gefühl der Einsamkeit, das nur Eitelkeit verscheuchen könnte. Eitelkeit ist aber immer nur bei der Ungründlichkeit und Halbheit, und da Leibnitz weder ungründlich noch halb war, so konnte er auch durchaus nicht eitel sein. Was war also zu thun, wenn er nicht in jener geistigen Einsamkeit, die nun einmal dem lebendig fühlenden Menschen unerträglich ist, untergehen wollte? Er mußte *lieben*, und diese Liebe ging bei seiner Ueberfülle von Geist in jenen esprit désapprobateur über. Leicht wurde ihm das gewiß nicht, aber er setzte es dennoch durch, er zwang sich, anzunehmen, daß jeder Schriftsteller ein Denker sei und etwas Tüchtiges wenigstens gewollt habe, und da er nun gar häufig auf engherzige Pedanterie, Verworrenheit, Armuth u. s. w. traf, so hatte er das schwere Geschäft, diese Schriften, die er, der unersättlich Lesende, alle las, in Gedanken gleichsam umzuarbeiten und den Autoren selbst und sich selbst klar zu machen. Dieses schwere Geschäft wird aber nach und nach zu einem schönen, und so konnte er sich zuletzt dergestalt daran gewöhnen, daß er kaum mehr recht wußte, wie die Sache zugegangen sei. Hatte er dann einen armen Schriftsteller in Gedanken reich gemacht, und kamen nun Andere, die sehr richtig den Armen als arm auffaßten, so sagte der Ueberreiche, um nur schnell von der ganzen Sache loszukommen und sich

nicht selber rühmen zu müssen: „Je n'ai pas l'esprit désapprobateur".

Möge Niemand glauben, daß ich seltsamerweise Leibnitz für einen liebevollen und tiefsinnigen Dichter erklären wolle, denn es könnte freilich scheinen, als wenn nur ein solcher bei seiner Lectüre einer so genialen Procedur fähig sei; allein die Liebe kann in dieser Hinsicht die Poesie ersetzen, denn sie ist selbst Poesie, und eine solche Liebe findet sich bei unserm scharfsinnigen und sinnreichen Leibnitz in nicht geringem Grade. Wir können und sollen herzlich bedauern, daß er von den großen Poeten der Vergangenheit wenig wahre durchgreifend fruchtbare Notiz nahm — eine blos historische kann nicht genügen — aber wir wollen ihm nachrühmen, daß er, um jenes esprit willen, wenn auch nicht ein Dichter war, doch — a piece of him (ein Stück von ihm).

Das zweite Leibnitz'sche Geständniß knüpft sich befreundet an das erste. „Ihm seien nämlich", bekennt er, „alle sogenannte schwere Bücher und Sachen leicht vorgekommen", woraus natürlich folgt, daß ihm die sogenannten leichten schwer geworden. (S. „Otium Hanoveranum etc.", herausgegeben von J. F. Feller, Leipzig, 1717, S. 160 fg.) Er hat mit einer solchen Eröffnung durchaus kein eitles Lob erzielen wollen, sondern scheint sich eher dabei vor Tadel gefürchtet zu haben, weshalb er sich auch ein wenig zu entschuldigen sucht, indem er den allgemeinen, ziemlich unbedeutenden Satz voranstellt, man treffe nun einmal unter den menschlichen Gemüthern „einen ganz außerordentlichen" Unterschied an. Erklärt hat er seinen Ausspruch nicht, und er that wohl daran, denn der denkende Leser bedarf hier keiner Erläuterung.

Endlich möchte ich noch Folgendes erinnern: Es ist über Leibnitz manches Schätzbare in Deutschland und Frankreich geschrieben; ich bin weit entfernt das zu verkennen, und habe mich im Gegentheil oft gefreut, daß, wie mancher Wackere sonst auch verkannt worden sein mag, Leibnitz wirklich in vieler Hinsicht näher betrachtet und mit Gerechtigkeit gelobt worden ist. Dennoch fehlt uns eine befriedigende, ausführliche Beschreibung seines Lebens, denn was bisher als solches galt, mag zwar im Einzelnen Beifall verdienen, aber ein Ganzes ist es nicht, und auch jenen Einzelnheiten fehlt oft die Genauigkeit. Wir hören zwar manche höchst interessante Data aus seinem eignen Munde, aber er konnte nur selten gemüthlich, und nie mimisch beschreiben und darstellen. Wenn wir z. B. vernehmen, daß er bereits im 15. Lebensjahre täglich in dem nahegelegenen Wäldchen spazieren ging, nicht um Verse zu machen, sondern um über die wichtigsten philosophischen und mathematischen Sätze nachzudenken, so ist uns das zwar sehr interessant, aber wir möchten ihn auch gern spazieren gehen sehen, und wir bedauern, daß er nicht einen Freund hatte, wie Göthe, der es uns würde so erzählt haben, daß wir selbst dabei gewesen zu sein glauben müßten. Doch wir wollen nicht so unbescheidene Prätensionen machen, denn die Einzigkeit Göthe's (der uns z. B. sogar mit Anmuth zeigen kann, wie er als Kind Töpfe zerworfen hat) sollen wir nie aus den Augen lassen, aber daß ihm auch ein Freund mittler Gattung mit mäßigem Erzählertalent fehlte, das dürfen wir bedauern, und so ist es gekommen, daß wir ihn nicht blos nicht auf jenen Knabenspaziergängen, sondern auch nicht als Jüngling und Mann erblicken, z. B. an den Höfen von Berlin und Hanover. Daß er besonders an dem erstgenannten sehr geschätzt ward, daß die wißbegierige Königin Sophie Charlotte, die bekanntlich selbst nach dem pourquoi *du* pourquoi fragte, ihn stets mit großer Auszeichnung behandelte u. s. w., das wissen wir Alle sehr wohl; aber ich frage wieder: Sehen wir ihn dabei in allen seinen Verhältnissen, als Unterthan, als Freund, als Lehrer, in Schmerzen und Freuden? mit Einem Worte: als Menschen, vom Scheitel bis zur Ferse? in allen seinen Wurzeln und Adern? oder, wenn das zu viel verlangt ist, kennen wir ihn auch nur so, wie wir etwa Gellert und Rabener, Gleim und Jacobi u. A., die doch auch nicht ihr Leben beschrieben haben, kennen? Ach nein! denn was wir von ihm wissen: er war ein trefflicher Mann, ein scharfer Denker, er äußerte Dies und Jenes, er lebte bald da, bald dort u. s. w., das Alles gibt kein Bild. Es ist nichts als ein biographischer Strohkranz, dem auch ein paar hineingeflochtene rhetorische Blumen nicht zum Leben verhelfen können.

Um eine in allen Punkten gesicherte, verbriefte und mit allen Urkunden versehene Biographie Leibnitz's zu schreiben, ist es jetzt wol zu spät; aber eine dem Ideal genäherte wäre auch jetzt noch möglich; wo ist aber der Odysseus, der diesen Bogen spannen möchte und könnte? Ein solcher, keine Anstrengung scheuender Mann wäre wirklich dazu nöthig, denn er müßte zuvörderst Leibnitz's sämmtliche philosophische, rhetorische, historische, kritische Werke, sowie dessen Episteln nebst den Antworten lesen, worauf dann auch die Lectüre, wenigstens des Hauptsächlichsten, was jemals für und wider ihn geschrieben worden, folgen müßte; dies Alles müßte er so in Saft und Blut verwandeln, daß sich seine ganze Anschauung des Mannes in einen Brennpunkt versammelte. Hätte er diesen gefunden, dann erst dürfte er schreiben. Um aber des Gegenstandes würdig schreiben zu können, bedürfte er sodann zweitens des biographischen Genies, über dessen Wesenheit bis jetzt noch wenig in gedruckten Schriften zu vernehmen gewesen ist. Vielleicht versuche ich einmal gelegentlich darüber einige bescheidene Ansichten mitzutheilen, oder, was mir besonders lieb wäre, regt dieser kleine Aufsatz würdige Männer an, sich darüber auszusprechen.

Franz Horn.

---

1. Narrative of discovery and adventure in the polar seas and regions; with illustrations of their climate, geology, and natural history, and an account of the whale-fishery. By Prof. *Leslie*, Prof. *Jameson*, and *Hugh Murray*.
2. Narrative of discovery and adventure in Africa from the earliest ages to the present time, with illustrations of the geology, mineralogy and zoology. By Prof. *Jameson*, *James Wilson* Esq., and *Hugh Murray*.

Diese Bände bilden die beiden ersten Nummern der „Edinburgh cabinet library", welche von den Buchhändlern Oliver und Boyd herausgegeben wird. Dies Unternehmen ist sehr gewagt und der liberalen Art, mit der es begonnen worden, wegen sehr gefährlich, wenn das englische Publicum den Unternehmern nicht großen Beistand leistet. Die Erzählung von den nördlichen Reisen in Nr. 1 ist aus der Feder des Hrn. Hugh Murray, dessen Reisebeschreibungen durch Afrika, Asien und Amerika rühmlich bekannt sind. Prof. Leslie handelt von dem Klima und dies ist bei weitem der beste Theil des Buches; Prof. Jameson's Abriß der Geognosie der Polargegenden ist sehr mager und überhaupt das Naturhistorische in diesem Bande nicht viel werth. Dagegen ist die Beschreibung des Wallfischfanges sehr gut. Vierzehn Holzschnitte erläutern den Text. Nr. 2 besteht aus 512 sehr schön gedruckten Seiten, die auch sehr viele treffliche Holzschnitte enthalten. Außer dem historischen Theil, der einen Abriß der gemachten Entdeckungen, sowie eine Skizze von dem moralischen und politischen Zustand der afrikanischen Stämme umfaßt, enthält es ein langes Capitel über Mineralogie und Geognosie vom Prof. Jameson, sowie 8 Capitel über die Naturgeschichte der Thiere des Festlandes von Afrika, von Wilson. Der Preis — 5 Schilling für jeden Band — ist höchst billig. 108.

Druckfehler.

In dem Aufsatze: „Deutsche Flugschriften", in Nr. 217 d. Bl. ist S. 917, Sp. 2, Z. 16 v. u., Burschentage für Burschentage zu lesen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 224. — 12. August 1831.

Kriß. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte, hochdeutsche Gedicht, herausgegeben von E. G. Graff.

(Beschluß aus Nr. 223.)

Nun pflegt es zu geschehen, daß Der, welcher dem Studium eines würdigen und reichen Werkes ernsten Fleiß, aufopfernde Liebe geweiht hat, die Trefflichkeit desselben gern allenthalben anerkannt wissen möchte; ja, träte das Werk förderlich und heilsam in das Leben ein, so würde er sich für alle Anstrengung und Aufopferung belohnt fühlen. So setzt denn auch der Herausgeber die hohe Wichtigkeit des Otfrid'schen Gedichtes in der Vorrede eindringlich auseinander, um dadurch demselben auf Universitäten und Schulen Eingang zu verschaffen. Und auf den bessern Universitäten, wo auch der deutschen Philologie ihre Stelle eingeräumt ist, werden die Lehrer sich sicherlich dieses Werkes als des allertauglichsten zu Vorträgen über unsere älteste Sprache bedienen; inwiefern wir eine Einführung desselben in die Gelehrtenschulen erwarten dürfen, ist eine Frage, die mit dem ganzen Gange unserer Bildung, mit der Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts, die früher oder später unabweislich eintritt, in engem Zusammenhange steht. Daß jener erbärmliche und über die Maßen jämmerliche Unterricht in der deutschen Sprache, der auf fast allen Gelehrtenschulen herrscht, endlich einmal mit der Verachtung, die er schon längst verdient hat, weggeworfen werden muß, ist unleugbar. Jene seichte und aberwitzige Betrachtung der Sprache als eines Dinges von heute und gestern; jenes Einschulen nach lächerlichen Lehrbüchern, das den gesunden Sinn, der die Muttersprache nach natürlichem Gefühle zu handhaben weiß, immer verletzt und belästigt, abstumpft und verkehrt; jene trotzige Unwissenheit, die ihre zahllosen Irrthümer immer wieder von Neuem auftischt und dabei noch viel zu thun und den Sprachsinn recht zu bilden meint, und es sich nicht einreden läßt, daß man über die Muttersprache durch fremde Sprachen zum Bewußtsein kommt, aber nicht umgekehrt: dies Alles wird endlich abgethan werden, ein wissenschaftlicher Unterricht wird allmälig beginnen, und die historische Begründung der deutschen Grammatik, die Herrlichkeit unserer alten Dichter auch für die Gelehrtenschulen nicht verschlossen bleiben. Aber gewiß ist es, daß hierbei mit der Umsicht zu Werke gegangen werden muß, die das Allgemeinbildende immer im Auge behält, achtsam auf die Foderungen der Zeit, aber frei von Uebereilung und einseitiger Vorliebe. Von solcher Einseitigkeit ist der Herausgeber am weitesten entfernt, denn echtes Studium, weil es in die Tiefe geht, wo die Wurzeln sich berühren, bewahrt am sichersten davor. Auch ist seine Schilderung der Bedeutsamkeit des Otfrid'schen Werkes durchaus frei von Uebertreibung und gewiß höchst zweckmäßig zu nennen. In andern Räumen der Wissenschaft verschaffen sich bedeutende Erscheinungen selbst ihr Recht, hier ist eine Darstellung des Werthes und der Wichtigkeit leider sehr nöthig.

Der Herausgeber hebt zuerst den vielkönigen Wohlklang der deutschen Sprache jener Zeit, die Mannichfaltigkeit und Entschiedenheit der Bildungen und Biegungen gegen die heutigen verdünnten, eintönigen, vieldeutigen Formen hervor. Die Geschichte unserer Sprache zeigt dieselbe Erscheinung, die wir bei den übrigen finden, deren Abwandlungen wir durch Jahrhunderte verfolgen können; überall schleift sich nach und nach das Gepräge ab, die Vocale werden gedämpft, woraus das Zusammenfallen getrennter Formen hervorgeht. Unsere Pronominalform die muß uns im Singular für Nominativ und Accusativ des Femininums, im Plural für beide Casus aller Geschlechter ausreichen; im Mittelhochdeutschen ist noch bis in das 14. Jahrhundert der Nom. Sing. des Fem. und der Nom. und Acc. Plur. des Neutrums diu, von dem die der übrigen Fälle streng geschieden; im Althochdeutschen lautet im Plural das Masc. sowol Nom. als Acc. die, aber im Fem. ist der Nom. Sing. diu, der mit dem Plural des Neutrums gleichlautet, vom Acc. dia und wieder vom Nom. und Acc. Plur. diô getrennt. So hat sich die, dia, diô, diu nach und nach in die abgeschwächt, bis das e gänzlich verstummt ist, sodaß wir in ie nichts mehr hören als ein langes i. Dies sind in der That sehr triviale Dinge für Jeden, der von der historischen deutschen Grammatik nur einige Notiz genommen hat; aber wie wenig eben davon Notiz genommen wird, können z. B. die principlosen Verhandlungen über die Aussprache des Griechischen lehren.

Neben dem Reichthume der Laute und Formen tritt der der Wörter hervor. Graff verzeichnet beispielsweise

allein aus Otfrid gegen 100 jetzt ganz verschollene. Dergleichen ist aus so ferner Vergangenheit nicht wieder zurückzuführen; seien wir zufrieden, wenn nach und nach aus dem ältesten Neuhochdeutsch Manches wiedererweckt wird. Jener unwiederbringliche Reichthum wird der Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung bleiben, wie man sich an dem köstlichen Gepräge alter Münzen erfreut und belehrt, aber sie in Umlauf zu setzen sich nicht einfallen läßt. Doch kann insofern der Schatz der alten Sprache lebendig auf die Gegenwart einwirken, als die Betrachtung jenes unentstellten Organismus, jener Ursprünglichkeit der Bedeutungen zur Wiederbeseelung (wie Graff es schön ausdrückt) vieler heutiger Wörter, die jetzt als todte Zeichen erscheinen, das einzige Mittel ist. Doch wird auch hier das unmittelbare sprachliche Bewußtsein wol kaum zurückzubringen sein und die Erkenntniß der lebendigen Wortbedeutungen immer in den Schranken der Wissenschaft bleiben.

Den Unfug, der mit den Wörtern in ihrer jetzigen Gestalt von thörichten Etymologisirern, die ohne Kenntniß geschichtlicher Grammatik frisch darauf losdeuteln und schwindeln, getrieben wird, rügt der Herausgeber mit Recht. Leichtfertiger und unsinniger wird nichts getrieben als dieses Etymologisiren, und es scheint diesen Wurzelsuchern zu gehen wie denen, die unvorsichtig nach Alraunen graben: sie werden toll. Selbst sehr ausgezeichnete Männer können sich von dieser unhistorischen und grundlosen Ansicht der deutschen Sprache nicht losmachen. Hr. Graff führt Buttmann's Beispiel an, gewiß eines Mannes, der unter den Sprachforschern mit höchstem Ruhme zu nennen ist. Sobald er in seinem „Lexilogus" deutsche Wörter zur Vergleichung zieht, entstellt er fast immer seine einsichtigsten Forschungen durch ganz unhaltbare Einfälle. Aber die classischen Philologen sind meist Widerspiele des Antäus: sobald sie den Boden der Muttersprache berühren, sind sie kraftlos. Erst nach und nach lassen sie ab, Grimm's Entdeckungen, die ihnen längst Muster und Beispiel hätten sein sollen, zu ignoriren, und seine Lehren (z. B. die von der Lautverschiebung, deren Beachtung ihnen so nahe liegt) gewinnen erst allmälig auf ihre Untersuchungen Einfluß.

Eigenthümliche Vorzüge vor den übrigen Denkmälern der althochdeutschen Sprache hat für die Grammatik Otfrid's Gedicht, besonders in syntaktischer Hinsicht, als freies Werk, während sonst aus jener Zeit meist wörtliche Uebersetzungen übrig sind, und gleichwichtig ist es für die Metrik. Aber außer diesem philologischen Interesse ist das Gedicht selbst von hohem Werthe. Der fromme Sinn, der das Ganze durchdringt, das reine, kräftige Gemüth, das oft in herrlichen Blüten der Poesie ausbricht, die edle vaterländische Gesinnung, die Wichtigkeit einzelner Stellen für die Kenntniß der Sitten der Zeit: alles Dieses ist einer ausführlichen Darstellung würdig, die nun, da das Gedicht zu ursprünglicher Reinheit hergestellt ist, vielleicht zu hoffen steht.

Hr. Prof. Graff verheißt, nach der Vollendung des althochdeutschen Sprachschatzes in einem Nachtrage eine Grammatik und ein Glossar der Sprache Otfrid's, sowie eine Darstellung der Prosodie, Versification und Accentuation zu geben. Der Erfüllung dieses Versprechens sehen wir mit Verlangen entgegen. Der Mangel eines althochdeutschen und eines mittelhochdeutschen Wörterbuches ist gewiß ein Haupthinderniß der weitern Verbreitung dieser Studien. Dem Herausgeber, der sein Werk unter körperlichen Leiden fördert, werde der Lohn, es zu vollenden und sich der wachsenden Wirksamkeit seiner Leistungen in ungetrübter Gesundheit und Heiterkeit noch spät zu freuen!

188.

Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Ein Handbuch für Lehrer, Schüler und zum Selbstunterricht. Verfaßt und herausgegeben von L. Süren. Mit einer Einleitung von Herrn Inspector R. B. Schmitz. Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Altdeutschland. Köln, Tonger. 1830. Zweites Bändchen (nach dem Umschlage) Köln, in Commission bei M. Du Mont-Schauberg (der eigentliche Titel nennt den frühern Verleger). 8. Preis von 8 Heften 2 Thlr.

Der hier seiner Weitläufigkeit wegen nicht vollständig mitgetheilte Titel verheißt noch des Guten Vieles, als da ist: „Geschichte der Religion, der Sitten, Gebräuche und der politischen Verfassung der Urbewohner jener Länder", sowie „stete Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Geschichte".

Das Vorwort führt Hr. Schmitz, der Verf. der Einleitung: „Nicht genug lieben und würdigen Diejenigen die Geschichte, welche sie eine trockene Verkünderin vergangener Thaten nennen und sie als solche behandeln. Denn Der heißt nicht mit Recht ein Geschichtkundiger, der es für das Höchste hält, die Zeitrechnung berühmter Völker in ihren Perioden aufzuzählen, oder der auf kleinliche Umstände einen hohen Werth legen zu müssen glaubt". Das sind Gemeinplätze, von welchen sich Hr. Schmitz zu den Aufgaben der eigentlichen Geschichte wendet, verweilend bei dem „erfreuenden Beispiele, wie durch Klugheit und Tapferkeit sich ein kleiner Staat zum ersten Range erheben könne. Dieses belegt der Hr. Verf. unter Anderm mit dem glänzenden Beispiele des preußischen Staates, wo die Thaten großer Ahnen auch die spätesten Enkel zu ähnlichen Thaten anfeuern; wo ein Herrscher durch eigne Kraft und Klugheit, auch im Unglücke groß, durch Weisheit und Muth an der Spitze eines tapfern Volkes, siegend und ruhmvoll, nun seine herrlichen, erweiterten Staaten in Frieden und Sicherheit überschauet".

Die Einleitung, zu der sich, nach dem Titel, Hr. Schmitz als Verf. bekennt, holt, wie das Werk selbst, weit aus, und berichtet dann, daß die brandenburgisch-preußische Geschichte in folgende 3 große Abschnitte zerfällt und so hier abgehandelt werden soll:

1) „In die vorbrandenburgische Geschichte, welche von den frühesten bekannten Bewohnern des Landes, bis auf Albrecht von Askanien oder bis zum Jahre 1144 geht. 2) In die eigentliche brandenburgische Geschichte, die mit Albrecht von Askanien, als Markgrafen von Brandenburg, beginnt und bis zur Selbstständigkeit Brandenburg-Preußens sich erstreckt, die also den Zeitraum von 1144—1701 umschließt, und die Geschichte der Brandenburger, mit dem Regierungsantritte des Hauses Hohenzollern umfaßt und mit der Erlangung der Königskrone schließt. 3) In die Geschichte der preußischen Monarchie von 1701 bis auf gegenwärtige Zeit".

Nach dieser Eintheilung wird es klar, daß der Verf. den Zeitpunkt, wo die verschiedenen von den hohenzollerisch-bran-

brandenburgischen Fürsten regierten Länder zu Einem Staate vereinigt wurden, nicht für bedeutsam genug hielt, um damit einen neuen Geschichtsabschnitt zu beginnen; denn kaum läßt sich glauben, daß ein Geschichtskundiger denselben verkannt, oder übersehen habe. Hierüber wird erst die Fortsetzung des vorliegend begonnenen Werkes Auskunft geben; denn das 2. Bändchen schließt mit dem Zeitpunkte, wo Albrecht der Bär 1144 als Markgraf von Brandenburg auftritt, also mit dem ersten jener 5 Abschnitte. Mit der Beurtheilung des zweiten Abschnittes, welcher „bis zur Selbstständigkeit Brandenburg-Preußens" sich erstrecken soll, werden wir auch erfahren, was es mit dieser für eine Bewandniß habe. Es wird zwar schon in der Einleitung gesagt, daß der Zeitpunkt der Erlangung der Königskrone hier gemeint sei; doch vergingen bekanntlich noch mehre Menschenalter, ohne daß in der politischen Stellung der brandenburgischen Fürsten, in der Beziehung zu ihren deutschen Reichslanden, wie zu dem eigentlich preußischen eine früher nicht vorhandene Selbstständigkeit sichtbar geworden wäre, mag das brandenburg-preußische Fürstenhaus den Titel „der Könige in Preußen" führen oder nicht.

Der Inhalt dieser beiden Bändchen gibt noch nichts von Dem, was der Titel als die Hauptsache des Unternehmens angibt: nichts von der eigentlichen Geschichte des brandenburg-preußischen Staates; dagegen oberflächliches Geschreibsel über die frühere Geschichte Deutschlands. Dinge, die dem Unterrichtenden sehr zweifelhaft sind, werden hier mit unbefangenem Vertrauen, als entschiedene Thatsachen, aufgetischt. Kaum steht zu erwarten, daß der Verf., wenn er dem Hauptzwecke näher tritt, etwas Gehaltvolles und Ausgezeichnetes darbieten wird. 4.

Bilder aus der Heimath. Von J. Baumann. Erster Band. Cotta, Stuttgart. 1830. 8. 1 Thlr.

Die Zeit des Idylls scheint in Deutschland vorüberzusein; wenigstens geschieht es nur selten, daß irgend ein junger Autor auch in diesem Gebiete sein Glück versucht. Die günstigste Periode für das Idyll ist unstreitig die, wo der Zustand der Gesellschaft der unnatürlichste ist; je verkehrter, gezierter und naturentwöhnter die Gesellschaft ist, desto inniger erfreut sich der reine Sinn an den Bildern beschränkten Glücks, der genügsamen Armuth, der stillen Zufriedenheit, welche Gegenstand des Idylls sind. Dieser Fall war in Frankreich zur Zeit der Scuderi, in Deutschland zu Geßner's Zeit vorhanden. Jetzt ist die Gesellschaft der Natur wieder näher gerückt und das idyllische Glück reizt nun weniger durch den Contrast. Die vorliegenden 9 kleinen Erzählungen eines Schweizers, der sein Vaterland liebt, gehören in das Gebiet des Idylls, und wiewol die Erzählung, und nicht der Dialog, als Form des Vortrags gewählt ist, so sind uns doch vielleicht seit Geßner keine lieblichern Gemälde dieser Art dargeboten worden. Der Verf., dessen genügsamer und reiner Sinn sich hinreichend in dieser Arbeit zurückspiegelt, hat das rechte Verständniß des Idylls aufgefaßt, er stellt es ganz, als eine Welt für sich, ohne allen Gegensatz mit dem bösern Leben hin. Seine Bilder wurzeln mehr in der Wirklichkeit, wie die Geßner's, und knüpfen sich immer an gewisse Stände und Beschäftigungen. Der Charakter der Wahrheit und einer strengen Festhaltung des Colorits wohnt allen bei; sein Styl ist blühend, ohne den Ton zu überbieten, der der idyllischen Erzählung zukommt. Die Erzählungen sind theils heitern, theils tragischen Inhalts; alle aber preisen die Beseligung durch Ruhe und Zufriedenheit; wir könnten viel Gutes von diesen kleinen Erfindungen und wenig Tadelndes sagen; es ist eine eigenthümliche Bahn, die der Verf. geht, aber sie steht mit seiner Natur und mit seinen Anlagen in vollkommenem Einklang und kein Zwang, keine künstliche Mäßigung wird sichtbar. Hirten, Alpenjäger, Fischer sind die Personen, welche ihre Lebensschicksale oder eine besondere Begebenheit aus diesen erzählen; Alles darin ist Ruhe, Sorglosigkeit, Reinheit: Dinge, die nach so viel sich selbst überstürzenden Erfindungen dem Gemüth wohlthun. „Der blinde Aelpler" erzählt das Leben eines Sennen; „Ulli und Elsi" nimmt einen tragischen Ausgang; „Die Rose von Jericho" ist ganz Idyll; „Der Alpenjäger" bezeugt die prophetischen Gaben der Liebe. „Der Kreuzstein", „Der Schutzengel" haben Sagen und Volksglauben zum Gegenstand, „Die Wunderfäule in Grindelwald" klingt wie ein Märchen, „Der Fischer am Wielersee" und „Der Abend auf Goldaus Schutt" sind als Erzählungen voll Reiz. Der Verf. streut sehr hübsche Lieder im Schweizerdialekt und andere, wie das S. 133, in seine Geschichten ein, und zeigt sich nicht hier allein als Dichter. Die Gebräuche und Sitten, die Beschäftigungen und die Feste des Schweizerhirtenlebens malt er mit gefälligem Pinsel, und die Natur ist das Buch, aus dem er schöpft. Offenbar schildert er sein Vaterland mit Vorliebe; der Schweizer ist nicht überall und ganz so, wie er ihn uns darstellt, und gegen manchen seiner Züge regt sich in uns der Geist des Widerspruchs. Wir erinnern uns z. B., wenn er von der Gastfreundlichkeit des Sennen spricht, des Falls, daß wir einmal in eine solche Sennhütte traten, um uns ihre Einrichtung anzusehen, und daß uns, indem wir dankend von den Bewohnern Abschied nahmen, nachgerufen wurde, ob wir denn glaubten, daß Jeder so umsonst in eine Sennhütte treten und sie sich ansehen dürfe! Das sind freilich Züge, die dem Idyllendichter nicht taugen, und glücklicherweise ist Geldsucht und Habsucht auch noch nicht überall in die Schweiz eingedrungen. Ein hypochondrischer Reisender, wie so mancher in Italien, würde freilich aus einem solchen Zuge Entsetzliches schließen.

Einzelne Seltsamkeiten im Ausdruck verrathen den Schweizer; allein im Ganzen ist Ton und Diction den Gegenständen anpassend. Ruhe und eine heitere, behagliche Stimmung gehen aus dieser Lecture hervor, und so nehmen wir denn diese „Bilder", von denen der Verf. im poetischen Vorwort sagt:

.... Nehmt sie hin in Güte;
Strebt doch auch die kleinste Frühlingsblüte
Mitzuschmücken reiche Frühlingsflur!

mit Dank und Anerkennung hin. 25.

Geheime Gesellschaften in Sina.

In den „Transactions of the royal asiatic society of Great-Britain and Ireland" gibt der verstorbene Dr. Milne eine interessante Nachricht über die Triasgesellschaft, welche den Zweck hat, die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen. Sie bildete sich bereits unter der Regierung des letzten Kaisers, aber unter dem Namen: himmlisch-irdische Gesellschaft. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sie sich im Reiche und hätte die Regierung beinahe umgestürzt; aber ihre Umtriebe wurden erst im achten Regierungsjahre des Kaisers entdeckt. Die Häupter wurden hingerichtet, und in dem gewöhnlichen Pomp amtlicher Berichte wurde gesagt, nicht ein Glied jener aufrührerischen Verbrüderung wäre mehr unter dem weiten Himmelsraum. Es war aber ganz anders; die Verbindung besteht und wirkt, aber weit heimlicher. Vor einigen Jahren soll sie ihren jetzigen Namen angenommen haben. Hauptsächlich aber unterscheidet sie sich durch den Namen: Flutfamilie. Es gibt noch einige andere geheime Gesellschaften in Sina und den chinesischen Colonien, wie die Himmelskönigin-Gesellschaft. Diese Vereine haben aber mehr kaufmännische und abgöttische Zwecke, als staatsverderbliche Absichten. Doch sollen die, in Bengal und andern Gegenden angesiedelten Glieder der Himmelskönigin-Gesellschaft sich zu Einbrüchen verbinden. Die Gesellschaft der Trias soll anfänglich keine verderblichen Zwecke gehabt haben, als sie aber zahlreich wurde, verwandelte sich der Zweck gegenseitiger Unterstützung in Diebstahl, Räuberei und Umsturz der Regierung. Die erklärte Absicht des Vereins aber ist Wohlthätigkeit, wie auch sein Wahlspruch sagt: Gemeinsam theilt das Glück — ge-

meinsam tragt das Weh. Sie leisten sich überall Beistand, sobald sie sich einander durch ihre geheimen Zeichen kennen gelernt haben. Die Leitung der Gesellschaft haben 3 Mitglieder, die Ko, ältere Brüder, heißen und, um sie zu unterscheiden, der erste, zweite, dritte Bruder genannt werden. Der gemeinschaftliche Name der Mitglieder ist Brüder. Ueber die innere Verfassung, die Gesetze, die Feierlichkeiten der Aufnahme konnte Dr. Milne gar keine, oder nur unvollkommene Nachrichten erhalten, und es bleibt daher zweifelhaft, wie viel Wahres an den Mittheilungen sei, die er über diese Dinge gibt. Die Aufnahme findet zur Nachtzeit in einem sehr abgelegenen Gemache statt. Es ist ein Götzenbild aufgestellt, dem man Opfer darbringt, und vor welchem der Eid der Verschwiegenheit geleistet wird. Wie die Sinesen sagen, werden bei der Aufnahme 36 Eide abgelegt. Die Aufgenommenen zahlen eine kleine Summe als Beitrag zu den allgemeinen Gesellschaftskosten. Unter den Aufnahmsfeierlichkeiten ist eine, die der Brückengang heißt. Die Brücke wird aus Degen gebildet, die man zwischen 2 Tische legt, oder auf die Griffe stellt, oder von 2 Reihen von Mitgliedern emporhalten läßt, daß die sich berührenden Spitzen ein Gewölbe bilden. Der Eid wird unter dieser Brücke geleistet. Der Ji Ko, oder erste vorsitzende Bruder sitzt am Anfang dieser Stahlbrücke und liest die Punkte des Eides vor, die das neue Mitglied nacheinander bejahend beantworten muß. Darauf haut er einem Hahn den Kopf ab, was in Sina gewöhnlich bei Eidleistungen geschieht, um anzudeuten, daß so Alle umkommen sollen, die das Geheimniß verletzen. Die Mitglieder der Gesellschaft haben verschiedene Erkennungszeichen. Dazu gehören mystische Zahlen, besonders die Zahl drei. Daher wahrscheinlich auch der Name des Vereins: Triasgesellschaft. Eine andere Art von Zeichen besteht in gewissen Fingerbewegungen. Man gebraucht 3 Finger, um Etwas zu fassen. Will ein Mitglied entdecken, ob sich in einer Gesellschaft ein Bruder befinde, so wird die Theetasse oder der Deckel der Tasse mit dem Daumen, dem Vorderfinger und Mittelfinger gefaßt, oder mit dem Vorderfinger, dem Mittelfinger und dem dritten Finger. Bemerkt dies ein Eingeweihter, so folgt als Antwort ein entsprechendes Zeichen. Dr. Milne glaubt, daß der Name Flutfamilie den Umfang und die Wirksamkeit der Bemühungen der Gesellschaft andeuten solle, die wie eine Flut sich verbreite und Alles fortreiße. Er weiß nicht, ob die Gesellschaft bestimmte Zusammenkünfte habe, bezweifelt es aber, da die Gesetze gegen diesen Verein so strenge sind, daß die Mitgliedschaft als ein todeswürdiges Verbrechen bestraft wird. 106.

Notizen.

Fürst Metternich in Rom.

In den Briefen, die der in d. Bl. bereits erwähnten Lebensbeschreibung des Sir Thomas Lawrence *) beigegeben sind, finden wir des Fürsten Metternich auf eine Weise gedacht, welche gewiß die meisten unserer Leser überraschen wird. „Seine Tochter", schreibt L. aus Rom, „obwol sie nie in England gewesen, spricht das Englische sehr geläufig; sie ist ihm, durch ihren Verstand, ihr Naturell und ihre gegenseitige Liebe, was Portia dem Cicero war. Ich vergleiche einen modernen Staatsmann diesem Vater der römischen Beredtsamkeit, durch alle Ehren der Geschichte und der Zeit geheiligt, nur auf der Höhe politischer Bedeutung und in der Gewißheit dieses süßen häuslichen Gefühls. Damit Sie einen Theil des Bandes kennen, welches mich außer seiner Güte und den äußern Verhältnissen an den Fürsten kettet, sehen Sie ihn mit mir zu Tivoli, vor der niedern donnernden Cascade, die außerhalb des Gesichts der Stadt ist, obgleich man, wenn man emporschaut, gerade noch den Tempel der Sibylle erblickt. Wir standen allein und schweigend vor dem Wasserfall, gerade so weit, um nicht durch das Geräusch betäubt zu werden: „Und hier", sagte er, „strömt es dahin, immer majestätisch, immer groß, unbesorgt, ob eine Zuhörerschaft sich versammelt oder nicht, ohne eine Spur von Eifersucht um Macht! Hier ist kein Neid, kein Streben nach Effect. Zufrieden mit seiner eignen Größe, hat der Strom keine Eitelkeit, keine Selbstliebe!" Wenn Sie dies unsern Diplomaten oder Politikern von dem gewandten, ehrgeizigen, schlauen Metternich erzählen, von ihm, der diese Audienz eines ganzen langen Tages bei Napoleon in Dresden aushielt und, wie Lord Grey ihm vorwarf, Napoleon so völlig täuschte — von dem Prinzen Metternich der vornehmen Gesellschaft, dem heitern, witzigen Metternich, so würden sie es nicht glauben oder die Geschichte lächerlich machen. Aber dies ist der Metternich, den ich liebe, der zu einer Abendgesellschaft bei einem Gesandten angekleidet, während seine Equipage und seine Diener warten, um halb 10 Uhr auf meine erste Aufforderung seine Kleider wechselt, mich in das Gemach seiner Tochter führt, wo diese an dem Bett ihres kranken Gemahls ihr kleines Nachtmahl einnimmt, seine „Marie" überredet, sogleich ihren Hut und Mantel zu nehmen und mit uns zu kommen, um das Colosseum beim Scheine des Vollmondes zu sehen; wo wir blieben, bis er, als wir bei dem französischen Gesandten vorüberkamen, bemerkte, daß es 12 Uhr sei. Er hatte jetzt nur eine leichte Veränderung in seinem Anzuge vorzunehmen; da ich nicht in diesem Fall war, so lehnte ich es ab, miteinzutreten, und wollte den Wagen verlassen, um in dem meinigen, der uns gefolgt war, nach Hause zu fahren. Metternich drang aber darauf, daß ich seine Tochter nicht allein lassen dürfe; ich begleitete sie nach Hause. Eine kurze Anekdote von ihr und ich schließe diesen bereits zu langen Brief. Als ich eines Tages meine Verwunderung darüber äußerte, daß sie die Niederlande jedem andern Lande vorzog, welches sie gesehen, erwiederte sie: „Dies Land ist so herrlich angebaut, die Landleute sind so glücklich. Ich weiß, daß es keine Felsen und Wasserfälle hat; aber Gott schuf die Erde für den Menschen, und wo er nicht glücklich ist, da erzählen Sie mir umsonst von Felsen und Wasserfällen". Dies sagte sie in einem ernsten, gleichmäßigen Tone der Stimme, ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben, mit dem Ausdruck des tiefsten, innigsten Gefühles".

*) Vgl. Nr. 215 d. Bl. D. Red.

Neuguinea.

In der letzten Sitzung der königl. asiatischen Gesellschaft zu London las unter Anderm Hr. Marsden eine Notiz über die Bewohner von Neuguinea, nach den Berichten zweier malaischen Matrosen, die auf der Insel gelandet waren, um ihr Schiff mit Holz und Wasser zu versehen und, mit ihren Gefährten, von den Eingeborenen überfallen wurden. Mehre wurden getödtet, die übrigen zu Gefangenen gemacht. Man schnitt diesen die Haare ab und band ihnen die Hände; sonst hatten sie indessen keine üble Behandlung zu erfahren und durften bei Tage ungehindert herumgehen. Die Leichname der Erschlagenen wurden verzehrt; aber von den Gefangenen wurde keiner geschlachtet. Die Eingeborenen machten übrigens keinen Unterschied zwischen den Leichnamen Derer, die sie getödtet hatten, und jener, die natürlichen Todes gestorben waren. Sie aßen ihre nächsten Verwandten und Freunde mit ebenso gutem Appetit als ihre Feinde. Sie rissen das Fleisch von den Knochen, zerschnitten es und kochten es in irdenen Geschirren, worauf sie es ohne Pfeffer und ohne Salz verzehrten. Merkwürdig ist, daß das Land fruchtbar war und an Lebensmitteln keinen Mangel hatte. Der Sago, aus dem sie eine Art Brot, Tovo, machen, ist besonders im Ueberflusse vorhanden. Die Bevölkerung ist zahlreich und steht unter verschiedenen Häuptlingen, ohne einen gemeinschaftlichen König. Die Männer, welche diese Nachrichten brachten, wurden nach sechsmonatlicher Gefangenschaft, auf die Verwendung des Raja einer benachbarten Insel, losgelassen. 168.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Dritter und vierter Theil. 8. 50½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Theil, von gleicher Stärke, kosten auch 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in alle Buchhandlungen versandt:

Erinnerungen, Episoden und Charaktere aus der Zeit der Revolution und des Kaiserthums, von Charles Nodier.

Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Louis Lar.

8. Zwei Bände. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Nodier's literarischer Ruf ist bekannt. Charakter, Phantasie, originelle Schreibart haben ihm einen hohen, ihm eigenthümlichen Standpunkt angewiesen. Was er erzählt, hat er gesehen; die Portraits, die er zeichnet, leben; die Zeit, die er schildert, steht vor uns; die Episoden, die er einflicht, würden den Dichter Ehre machen, aber sie sind wahr. Roman und Geschichte; dies Buch ist Beides.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die chirurgischen Operationen beschrieben von Michael Hager,

Doctor der Medizin und der Chirurgie, k. k. Raths und Stabs-Feldarzte.

Mit vier Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien, 1831. Preis 2 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Bei den sich täglich mehrenden Verbesserungen der chirurgischen Operationen war es wol nöthig dieselben mit ihren Vervollkommnungen zusammenzutragen und in einer faßlichen Ordnung aufzustellen, um den Anfängern das Studium und die Ausübung derselben zu erleichtern. Der Hr. Verfasser hat sich bemüht, nicht nur diese Aufgabe nach Möglichkeit zu lösen, sondern auch einige Instrumente zu vereinfachen, die Handgriffe bei den kleinern und größern Operationen deutlich zu beschreiben und die wichtigsten Methoden der einzelnen Operationen alle anzuführen. Er hat im Allgemeinen auf ausgebreitete Anwendbarkeit der gewöhnlichen bekannten und wohlfeilen Instrumente aufmerksam gemacht und namentlich ein Besteck (Etui) für die Amputationen und die Trepanation abgebildet und beschrieben, welches den Wundarzt im Felde sowie den Landwundarzt in den Stand setzt, die genannten Operationen mit aller Genauigkeit zu verüben, die heutzutage dabei gefodert wird.

Beschreibung und Abbildung eines neu zusammengesetzten chirurgischen Instrumenten-Apparates für das Schlachtfeld.

Nebst einem Anhang über die Brauchbarkeit desselben für den Landwundarzt.

Von Dr. Joseph Koeth,

k. k. Regiments-Feldarzte.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Wien, 1831.

In Umschlag broschirt. Preis 8 Gr. Sächs.

Ehrenspiegel der k. k. östreichischen Armee.

Eine Darstellung derjenigen k. k. Militairindividuen, welche in- und ausländische Ritterorden, Würden und Ehrenzeichen besitzen, in alphabetischer Reihenfolge der europäischen Staaten geordnet. Nebst einer gedrängten Geschichte und Beschreibung sämmtlicher Orden und Ehrenzeichen.

Nach den vorzüglichsten, grösstentheils offiziellen Quellen bearbeitet von Franz Sales Kandler,

k. k. Artillerie-Hauptzeugamts-Conceptist.

Gr. 8. Wien, 1831. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 4 Gr. Sächs.

Skizzen einer Reise

von

Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg, Manheim, Karlsruhe, Stuttgardt, München, Salzburg, Linz, und von dort nach Wien zurück,

in Briefen an einen Freund

von

Deinhardstein.

12. Wien, 1831. In Umschlag broschirt. Preis 20 Gr. Sächs.

In der Voß'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orfila, M., Rettungsverfahren für vergiftete und asphyctische Personen. Begleitet mit den Mitteln die Gifte zu entdecken, verfälschte Weine zu erkennen und den wahren Tod von dem Scheintode zu unterscheiden. Nach der 4ten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. und Prof. J. F. John. 8. 1831. 20 Gr.

Nachdem die erste Auflage dieses nützlichen Werks vergriffen war, haben wir nach der neuesten französischen 4ten Originalausgabe von 1830 uns veranlaßt gefunden, durch den rühmlichst bekannten Herrn Dr. und Prof. J. F. John eine neue Auflage zu veranstalten, welche sich durch getreue Wiedergabe des Originals besonders auszeichnet, und glauben wir daher das Publicum auf ein so höchst wichtiges Werk aufmerksam machen zu müssen.

Heinemann, M., Uebersetzung des Koheleth, nebst grammatisch-exegetischem Commentar. 8. 1831. 18 Gr.

Vorbenanntes Werk können wir allen Freunden der heiligen Schrift aufs beste empfehlen, da der Hr. Herausgeber zur Uebersetzung und Erklärung dieses äußerst schwierigen Theils der Bibel aufgefodert, und als höchst brauchbar gefunden wurde.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Treitschke, Dr. G. C., Alphabetische Encyklopädie der Wechselrechte und Wechselgesetze. 2 Bände. Gr. 8. 7 Thlr.

Dieses für jeden Juristen, Geschäftsmann und Kaufmann unentbehrliche Werk verdient wegen seiner Vollständigkeit, sorgfältigen Zusammenstellung aller das Wechselrecht der europäischen wie aussereurop. Staaten betreffenden Gesetze, und der Klarheit und Bündigkeit der verarbeiteten überreichen Stoffe, die angelegentlichste Empfehlung. Bei Partien von 12 Exempl. wird das 13te gratis gegeben.

In der Hartmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Die

Weihe der Jungfrau

bei dem Eintritt in die größere Welt.

Von Th. Huber.

8. Gebunden. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Büchlein gehört nach den mehrfach ausgesprochenen Urtheilen von Männern, die langjährig sich mit der Erziehung junger Mädchen beschäftigten, unbedingt zu den besten der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Der geschätzten Verfasserin war es hauptsächlich darum zu thun, Jungfrauen, die eine für weitere Ausbildung sorgende Mutter, Schwester u. s. w. entbehren, zu der Anmuth und feinen Geselligkeit anzuleiten, welche die Natur dem schönen Geschlechte als eine vorzügliche Mitgabe gewährte. Von diesen äußern Weihgeschenken der Natur führt die Verf. immer auf die sittlichen Gründe zurück und zeigt so, daß wahre Anmuth und Schönheit nur auf sittlicher Würde beruhen, und im Innern Anklang finden müssen.

Im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar sind seit Kurzem folgende Landkarten erschienen:

Das Königr. **Polen** u. die Gouv. **Wilno, Grodno, Witepsk, Mohylew, Minsk, Volhynien, Podolien** und **Bialystock**, von *C. F. Weiland.* Gr. Fol. Mit Grenzillum. 4 Gr. S., oder 5 Sgr., oder 18 Kr. Rh.

Grundriss von **Warschau und Praga.** Royalfolio. 6 Gr. S., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr. Rh.

Das Grossherzogthum **Luxemburg**, von *C. F. Weiland.* Gr. Fol. Mit Grenzillum. 6 Gr. S., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr. Rh.

Specialkarte von dem **Harzgebirge** und den umliegenden Gegenden, vorzüglich für Reisende in dieses Gebirge und auf den Brocken, von *C. F. Weiland.* Imper.-Fol. 16 Gr. S., oder 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Das Herzogthum **Nassau** nebst dem Grundriss von Wiesbaden, von *C. F. Weiland.* Imper.-Fol. Mit Grenzillum. 8 Gr. S., oder 10 Sgr., oder 36 Kr. Rh.

Das **nördliche Italien** u. **Corsica**, mit 2 Beikärtchen, enth. Rom und Venedig nebst Umgebungen, von *C. F. Weiland.* Ein Blatt in Imper.-Fol. Mit Grenzillum. 8 Gr. S., oder 10 Sgr., oder 36 Kr. Rh.

Arabien, nebst 2 Beik., enth. das Petraeische Arabien und die Umgeb. von Derayeh, von *C. F. Weiland.* Ein Blatt in Imper.-Fol. Mit Grenzillum. 8 Gr. S., oder 10 Sgr., oder 36 Kr. Rh.

Die interessante Schrift:

Mémoires et actes autentiques relatifs aux négociations qui ont précédées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien ministre de XVIIIième siècle. 18 Bogen. Gr. 8. 1810. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Dr. E. Zimmermann (großh. Hofprediger und Herausgeber der Allg. Kirchen- und Schulzeitung),

Stimmen aus dem Reiche Gottes

an und für die bewegte Zeit.

Gr. 8. Preis geheftet 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

In zwölf verschiedenen Abhandlungen und christlichen Vorträgen spricht der würdige Verfasser seine ebenso freisinnigen als echt christlichen Ansichten über unsere ernste Zeit hier aus. Zur nähern Bezeichnung derselben mögen nachfolgende Worte aus dem Vorwort dienen: „Ich kann die mit jedem Tage von Neuem sich begründende Ueberzeugung nicht aufgeben, daß es durchaus kein Heil mehr für unsere Zeit gibt, als Rückkehr zu christlichem Glauben und Leben. Gebe oder ertrotze man Ver-

fassungen, Gesetze und Ordonnanzen, wie man nur immer kann und will: ohne ein sittlich-religiöses Leben der Völker, wie es das Christenthum bildet, ist ein Zustand dauernder Wohlfahrt nicht zu erzielen; die immer haltloser und ungezügelter werdende Reizbarkeit der Gemüther wird unbedenklich morgen wieder niederreißen, was heute unter jubelnder Acclamation gebaut ist, und wenn die Welt nicht bald zur Besinnung kommt, so bedarf es keiner Prophetengabe, um in der Kürze die tollgewordenen Völker in den Wirren eines politischen Veitstanzes sich zu Tode revolutioniren zu sehen".

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat Juli, oder Nr. 182—212, mit 2 Beilagen: Nr. 19, 20, und 3 literarischen Anzeigern: Nr. XVI—XVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat Juli: Nr. 53—60, mit 2 Beilagen und 3 literarischen Anzeigern: Nr. XV—XVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Privat- und Leihbibliotheken

mache ich auf nachstehenden sehr interessanten Roman aufmerksam:

Die zwölfjährige Heldin, Fürstin Nadeshda Pugatowsky. Ein historischer Roman des siebzehnten Jahrhunderts, nach verschiedenen Klosterlegenden frei erzählt von L. F. W. Borck. 2 Bände. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

Karl Cnobloch.

Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wesernymphe, Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Theod. v. Kobbe. Mit Beiträgen von A. Andresen, Bärmann, Ed. Kloster, A. M. Gebauer, Ernst Greif, G. von Halem, H. Heine, Ernst v. Heimburg, Hedwig Hülle, Karl Meyer, A. v. Remmekampf, Prätzel u. A. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Der unsterbliche Schiller hat sich in seinen Epigrammen an die Weser versündigt. Das Bett dieses Stromes fließt durch Gegenden, mit Recht beneidet von einem großen Theil des übrigen Deutschlands. An seinen Ufern wandeln Menschen, die in geistiger Hinsicht mit ihren übrigen Landsleuten die Parallele mindestens aushalten. Männer von abstracter aufgezeichneter Gelehrsamkeit, schönwissenschaftlich Gebildete, Dichter u. s. w. wohnen in den Gegenden, durch die er ins Weltmeer das Verbindungsmittel des Verkehrs aller Völker sich ergießt.

Die Wesernymphe, eine angenehm unterhaltende, mit reichem Humor ausgestattete Schrift ist das Werk von Schriftstellern aus den Gauen der Weser, längst zu Deutschlands ausgezeichnetern mit Recht gezählt. Daher wird die freundliche Wasserjungfrau im lieblichen Gewande sich überall da Freunde erwerben, wo des gemeinsamen Vaterlandes Ströme vorüberrauschen.

Die Nymphen der Donau, der Elbe, der Oder und des Rheins werden die bescheiden einherschreitende Weser ihren nähern und fernern Nachbarn gern und freundlich zuführen, da ihr ausgezeichneter Werth der zu Empfehlenden überall nur zu Ehre und Freude gereichen wird.

Humoristische Skizzen und Bilder von Theod. von Kobbe. 8. Brosch. 21 Gr.

Dieses neueste Product des bekannten geistreichen Herrn Verfassers bedarf nur der Anzeige seiner Erscheinung.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Staatswissenschaft

geschichts-philosophisch

begründet

von

Johann Schoen,

Doctor der Philosophie und der Rechte, Privatdocenten der Staatswissenschaften an der königlichen Universität in Breslau.

Gr. 8. X u. 400 Seiten. Preis: 1 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf.

Zur Anempfehlung dieses gründlich ausgearbeiteten Werkes bedarf es nur der Inhaltsanzeige.

Einleitung. Begriff der Staatswissenschaft. Gewöhnliche Begründungsweisen. Geschichtsphilosophische Begründungsweise. — ***Staatslehre.*** Erscheinung des Staates. Natürliches Element der Erscheinung. Freies Element. Naturzweck des Staates. Vernunftzweck. Ursprung des Staates. Widerlegung des Staatsvertrages. Vielfältigkeit des Staates. Dauer des Staates. Idee des Staates. — ***Staatsrecht. Inneres Staatsrecht.*** A. Das öffentliche Recht. Die Majestät. Die Herrschaft. Die Regierung. Die gesetzgebende Gewalt. Die vollziehende Gewalt. Verhältniss beider Gewalten. Die Hoheiten. a. Die Justizhoheit. b. Die Polizeihoheit. c. Die Finanzhoheit. d. Die äussern Hoheiten. Die Verfassung. B. Das Privatrecht. Ansicht desselben. Das Personenrecht. Das Sachenrecht. Das Vertheidigungsrecht. Die Vorrechte. Rechtliche Minderung des Privatrechts. — ***Aeusseres Staatsrecht.*** Ansicht desselben. Die Selbstständigkeit. Die Verträge. Die Gesandtschaften. Der Krieg. Die Neutralität. Der Frieden. Das Staatensystem. Das Staatengericht. — ***Staatskunst. I. Die Verfassungskunst.*** Grundgesetze. Die Staatsformen. a. Monarchie, Polyarchie. b. Wahlherrschaft, Erbherrschaft. Einfluss der Herrschaftsformen auf die Regierung. Die Regierungsformen. a. Die absolute Regierung. b. Die getheilte Regierung. System der Mischung. Repräsentativsystem. c. Die beschränkte Regierung. Die ideale Beschränkung. Die reale Beschränkung. Das ständische System. Das System der reinen Stellvertretung. Das Zweikammersystem. Die Staatsformen. a. Die absolute Monarchie. b. Die Republik. c. Die constitutionnelle Monarchie. Erhaltung der Verfassungen. Umänderung der Verfassungen. — ***II. Die Regierungskunst.*** Allgemeine Grundsätze. ***A. Gesetzgebungskunst.*** Die Gesetzgebung. Der Gesetzgeber. Eigenschaften des Gesetzes. Theile der Gesetzgebung. 1. ***Die Justizgesetzgebung.*** Das bürgerliche Gesetz. Ueber die persönlichen Verhältnisse. Ueber die dinglichen Verhältnisse. Ueber die Vertragsverhältnisse. Ueber die bürgerliche Genugthuung. Das peinliche Gesetz. Ueber die Verbrechen. Ueber die Strafen. Ueber die Zurechnung. Die gerichtliche Vertheidigung des Rechtes. 2. ***Die Polizeigesetzgebung.*** Zusammenhang und Unterschied zwischen Polizei und Justiz. *a.* ***Die Sicherheitspolizeigesetzgebung.*** Grundrichtung der Sicherheitspolizeigesetze. Beförderung der öffentlichen Sicherheit. Beförderung der Privatsicherheit.

b. Die Wohlfahrtspolizeigesetzgebung. Die Tendenz der Wohlfahrtspolizeigesetze. Ueber die Gütererzeugung. Ueber die Gütervertheilung. Ueber die Güterverzehrung. *c. Die Culturpolizeigesetzgebung.* Grundbestimmung der Culturpolizeigesetze. Ueber das Schulwesen. Ueber das Kirchenwesen. Ueber das Sittenwesen. *3. Die Finanzgesetzgebung.* Ansicht der Staatshaushaltung. Ueber die Staatsausgaben. Ueber die Staatseinkünfte. Ueber directe und indirecte Steuern insbesondere. Ueber Staatsschulden. — *Die Codification.* — *B. Verwaltungskunst.* Bestandtheile der Staatsverwaltung. Die Organisation der Behörden. Die Wirksamkeit der Behörden. *a. Die innere Verwaltung.* Die Systeme derselben. Die Justizverwaltung. Die Polizeiverwaltung. Die Finanzverwaltung. *b. Die äussere Verwaltung.* Die Systeme derselben. Die Kriegsverwaltung. Die Friedensverwaltung. — *Schluss.* Die Staatswissenschaft und die Staatswissenschaften.

Breslau, den 10. Februar 1831.

Wilhelm Gottlieb Korn.

Bei Fr. Laue in Berlin ist erschienen:

Algier und Paris im Jahre 1830.

In 2 Novellen (Die Aventure und Die Juliustage) von

L. Rellstab.

3 Bde. 66 Bogen. 8. Brochirt 4 Thlr. 12 Gr.

Diese beiden Novellen gründen sich auf denkwürdige Ereignisse des vorigen Jahres, deren Folgen noch jetzt Europa bewegen. Sie stehen durch die darin auftretenden Personen unter sich im innigsten Zusammenhange, sodaß sie ein Ganzes, jedoch in zweien für sich organisch gegliederten Hälften, bilden. Sie sind durchaus auf bekannte historische Thatsachen gestützt und empfehlen sich demnach, außer durch ihren ästhetischen Werth, zugleich als ein treues Gemälde jener großen Begebenheit.

Von der münchner Sammlung der röm. Classiker hat soeben bei Fleischmann in München die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Cajus Sallustius Krispus Werke. Uebersetzt und erklärt von J. H. M. Ernesti. Gr. 12. 1831. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Der große Beifall, dessen sich die treffliche Uebersetzung des Horaz von demselben berühmten Gelehrten erfreut, wird in eben dem Maße auch dieser Uebersetzung zu Theil werden. Auch hier bilden die erklärenden, alles erschöpfenden Anmerkungen, worin der Verfasser wol seines Gleichen sucht, einen wahren Schatz. Nur so behandelt können Uebersetzungen der alten Classiker fruchttragend werden.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1831.

Sechstes Heft.

Dieses Heft wurde soeben an alle Buchhandlungen versendet. Es enthält: I. Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs 1788 der k. k. Hauptarmee gegen die Türken. — II. Bemerkungen über Jomini's Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre. — III. Den Feldzug des dritten deutschen Armeecorps in Flandern 1814. — IV. Briefe des Feldmarschalls Grafen von Suwaroff. — V. Neueste Militairveränderungen.

Alle Buchhandlungen nehmen auf den Jahrgang 1831 Pränumeration mit acht Thaler Sächsisch an. Auch ist für diesen Preis jeder der frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift zu erhalten. Wer die ganze Sammlung der Jahrgänge 1818—30 zugleich abnimmt, dem wird jeder Jahrgang nur zu sechs Thalern gerechnet.

Die frühern fünf Hefte dieses Jahrgangs 1831 enthalten folgende Aufsätze: Winterfeldzug in Holland 1794—95. — Krieg der Engländer gegen die Birmanen 1824—26, mit einer Karte des Birmanenreichs. — Suwaroff's Feldzug 1794 in Polen. — Feldzug der Russen 1829 in der Türkei. — Ueber militairische Selbstbildung. — Denkschrift des Feldmarschalls Prinz Koburg über den Operationsplan zum Feldzug 1794 am Rheine. — Verwendung der großen Geschützreserve in den Schlachten. — Die Flotten der verschiedenen europäischen Staaten. — Skizzen der Armee von Frankreich, Preußen, von der Türkei, von Persien, Nordamerika, Griechenland u. s. w.

J. G. Heubner,
Buchhändler in Wien.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fryxel, A., Leben und Thaten Gustavs I. Wasa, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. G. v. Ekendahl. 1831. Gr. 8. Preis 21 Gr.

Haurenski, E., Stimme eines Unbekannten an das edle Sachsenvolk, nach den traurigen Ereignissen im April 1831 vernommen und wiederholt. Motto: „Sehet euch vor, vor denen, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind". 1831. Gr. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Neustadt a. d. O., im Juli 1831.

J. K. G. Wagner.

Liederbuch mit beigedruckten Melodien.

In unserm Verlage erscheint Ende Oktober:

Liederbuch für deutsche Künstler,

herausgegeben von

Franz Kugler und A. Reinick, Maler.

Zweihundert Künstler- und Volkslieder, die Melodien mit neuen Notentypen gedruckt; dazu zwölf bis funfzehn neuer Vignetten im Holzschnitt (von Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt). Subscriptionspreis (bis Ende Oktober) 20 Gr., nachheriger Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Das Nähere darüber im „Kunstblatt" (zum „Gesellschafter") Nr. 8.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 5tes Heft. Gr. 8. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen.

Die Herausgeber, denen die sichersten authentischen Quellen zu Gebote standen, bieten dem Historiker wie dem Liebhaber der Geschichte der so überaus wichtigen Ereignisse der letzten Jahre in dieser Arbeit nur actenmäßige, der Wahrheit ganz getreue Darstellungen, und es dürfte deshalb gerade diese Sammlung vor der großen Menge compilatorischer und mit subjectiven Ansichten begleiteter ähnlichen Artikel die besondere Aufmerksamkeit aller Unparteiischen in Anspruch nehmen.

Ich besitze ein ganz neues Exemplar der londner Originalausgabe von

Lingard, Dr. *John*, A history of England from the first invasion by the Romans. Second edition. 12 vols.

die in England über 40 Thlr. kostet, und bin bereit es für dreißig Thlr. Preuß. abzulassen.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 225. — 13. August 1831.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer. *)

Funfzehnter Brief.

Don Karlos Gemüthsart. Krankheiten. Fall in Alkala. Unfähigkeit. Die Königin Isabelle. Ihre guten Eigenschaften, Verhältniß zu Philipp II. Heirathsplane für Karlos. Plane für Flandern. Verhaftung des Prinzen, Benehmen, Schuld und Tod. Verschiedene Berichte darüber. Briefe Philipps. Erzählung des Antonio Perez u. s. w. Tod der Königin. Berichte. Exsequien.

Ranke hat in seiner so scharfsinnigen als gründlichen Abhandlung über Don Karlos den allein richtigen Weg eingeschlagen, diese zweifelhafte Geschichte aufzuklären. Doch fügt er bescheiden hinzu: „vollkommene Auflösungen bieten sich nicht sogleich dar"; und so sei es mir verstattet, einige unbekannte erläuternde Actenstücke mitzutheilen, welche seine Ansicht bestätigen.

Die erste umständlichere Nachricht über Karlos gibt der Venetianer Badoer in einem Berichte von 1557. Es heißt daselbst: Der Prinz ist 12 Jahr alt und schwacher Leibesbeschaffenheit; er hat einen übermäßig großen Kopf, schwarzes Haar und einen stolzen Sinn (animo fiero). So erzählt man, daß wenn ihm auf der Jagd Hasen oder andere Thiere gebracht werden, er ein Vergnügen daran findet, sie lebendig braten zu sehen. Als ihm einst eine geschwänzte Eidechse (bissa codellata) geschenkt ward und diese ihn in den Finger biß, so biß er ihr rasch mit den Zähnen den Kopf ab, und zeigte dadurch seine dereinstige Kühnheit. Auch glaubt man, daß ihm die Weiber übermäßig gefallen dürften. Im Fall er kein Geld hat, verschenkt er (ohne Wissen der Prinzessin, seiner Tante) Ketten, Schaumünzen und selbst seine Kleider, obgleich er sonst die Pracht liebt. Als er hörte, daß, nach dem Vertrage zwischen König Philipp und der Königin Marie von England, ihr etwaniger Sohn die Niederlande erhalten sollte, sagte er: Dies werde ich nie zugeben, sondern ihn bekämpfen; auch ließ er den Kaiser (welcher sich damals in Brüssel aufhielt) um eine Rüstung bitten, worüber dieser sich sehr freute. Ungemeinen Stolz zeigt Karlos auch darin, daß er nicht lange vor seinem Vater stehen oder die Mütze abnehmen will, und daß er den Kaiser Vater, seinen Vater aber nur Bruder nennt. Für seine Meinungen ist er so leidenschaftlich eingenommen und so zornig, wie es irgend ein junger Mensch nur sein kann. Er ergötzt sich, bei jeder Gelegenheit so viel Prophezeihungen auszusprechen, daß sein Lehrer sie in einem Büchlein sammelte und es dem Kaiser überschickte.

Sein Lehrer Giovanni hat die besten Sitten, und läßt ihn Cicero von den Pflichten lesen, um seine zu brennenden Begierden zu beruhigen; er aber will nur von Kriegssachen reden und lesen, und wenn einer seiner Unterthanen (was oft zu geschehen pflegt) ihm ein Geschenk bringt, so nimmt er es an, führt aber den Ueberbringer in eine Kammer und zwingt ihn, auf ein Buch zu schwören: er werde dem Prinzen in jeden Krieg folgen, wohin dieser gehen wolle.

Bei seiner Ankunft in Spanien zeigte der Kaiser die größte Zuneigung zu seinem Enkel und erzählte ihm seine Thaten und Lebensereignisse. Mit Allem, sagte Karlos (der höchst aufmerksam zuhörte), sei er zufrieden, nur nicht damit, daß er vor dem Kurfürsten Moritz geflohen sei. Der Kaiser erwiderte: Mangel an Gelde und Soldaten, sowie Krankheit, hätten ihn dazu gezwungen; aber Karlos wiederholte: Ich wäre nicht geflohen. Nochmals setzte ihm der Kaiser die Gründe auseinander, allein Karlos blieb (zur Verwunderung seines Großvaters und der Umstehenden) bei seiner Rede.

Daß der Kaiser indeß bald die schwachen Seiten seines Enkels entdeckte, geht daraus hervor, daß er dem Könige Philipp schrieb: er möge Karlos nicht eher den Niederländern zeigen, als bis er besser erzogen sei und sich besser benehme.

Aber Karlos besserte sich weder an Leib noch Geist, wie zum Theil aus den Berichten des französischen Gesandten Gulbert hervorgeht. Er schreibt den 5. Sept. 1561 aus Madrid an Katharine von Medici: Der König will seinen Sohn nach Segovia führen und von da, der milden und gemäßigten Luft halber, nach Valentia und Tarragona senden. Man hofft, er werde daselbst eher das Quartanfieber los werden als hier, wo es im Winter kälter und feuchter ist. Der arme Prinz erscheint ganz betrübt und ausgemergelt, und die klügsten Aerzte geben wenig Hoffnung für die Zukunft, weil er an der Auszehrung leide.

Im November 1561 ging Karlos (obgleich noch krank) mit Don Juan von Oestreich und Alexander von

*) Vgl. Nr. 182—186 d. Bl. D. Red.

Parma nach Alkala, und um dieselbe Zeit wandte sich die Königin von Böhmen an die Königin Isabelle von Spanien, um die Heirath ihrer Tochter mit dem Prinzen zu befördern. Isabelle hatte um so weniger Lust, sich in diese Sache zu mischen, da sie (angenehmer Gesellschaft wegen) lieber ihre eigne Schwester an Karlos verheirathet hätte; doch entschloß sie sich, über beide Plane mit dem Könige zu sprechen, welcher antwortete: die Krankheit des Prinzen und andere Gründe erlaubten nicht, sogleich darüber zu entscheiden.

Am 3. April 1562 meldet Guibert: das Fieber habe den Prinzen verlassen und es gehe besser mit seiner Gesundheit, obgleich ihm durch seine Thorheiten (fols ordres) noch ein Andenken an die frühern Uebel zurückbleibe. Mit der Sommerwärme werde dies Alles wol verschwinden. Diese Hoffnung täuschte indeß gänzlich, als Karlos in Alkala den schweren Fall von der Treppe that. Der Jammer (schreibt Guibert den 15. Mai 1562), die Noth und Verzweiflung des Königs und seiner Umgebungen ist unglaublich. Karlos stürzte mit dem Kopfe voran eine dunkle Windeltreppe hinunter, welche er allein und heimlich hinabsteigen wollte, um im Garten die junge Tochter eines Aufsehers (concierge) zu finden, die er für schön hielt. Die Wundärzte haben, unbegnügt die Wunde zu verbinden, sie vielmehr erweitert. — Man will (schreibt der neue französische Gesandte St.-Sulpice den 10. Mai aus Burgos) den Prinzen trepaniren und hält heute feierliche Bittgänge für seine Gesundheit. — Laut einer sehr genauen Beschreibung der ganzen Krankheit und Heilungsweise von dem königl. Arzte Olivarez, fiel der Prinz mit dem Kopf gegen eine verschlossene Thür und verletzte sich bedeutend auf der linken Seite.

Gegen die anfängliche Erwartung ward Karlos, so schien es, ganz wiederhergestellt, litt aber, zufolge eines Briefes von Granvella an Gonzalo Peres, im Herbste 1564 von Neuem eine Zeitlang am Fieber. Manche, fährt Jener fort, sind mit dem Prinzen zufrieden, Andere nicht: ich halte ihn für bescheiden und geneigt, sich mit Geschäften abzugeben, was für den Erben so großer Reiche höchst nothwendig und wichtig ist.

Bald aber lauten die Urtheile viel strenger. Im Februar 1565 schreibt ein Ungenannter an Granvella: Der Prinz ist traurig und melancholisch und denkt an gar nichts. Weder Philipp noch alle Sprößlinge jener Seite werden die Tugend Derer erreichen, die in unsern Tagen zu ihren Vätern gegangen sind. Noch stärker drückt sich Hopper aus und schreibt: Es ist nichts mit Don Karlos. Er glaubt Alles, was man ihm sagt; ja, wenn man ihm sagte, er sei todt, so würde er es glauben.

Ehe ich spätere Nachrichten über den Prinzen mittheile, will ich Berichte über die Königin Isabelle beibringen und dann die Schicksale Beider bis an ihren Tod aufzuklären suchen.

Den 25. Februar 1562 schreibt der französische Gesandte Guibert an die Königin Katharine von Medici: Der König fährt fort, seine Gemahlin immer mehr und mehr zu lieben. Wenn Andere das Gegentheil sagen, so ist das nur kindische Furcht (Vogelscheuchen, épouvantaux à chenevières) und Lügen; vielmehr hat sich Ansehen und Einfluß Ihrer Tochter seit 3 Monaten verdreifacht, und ihr Gemahl erscheint heiter und zufrieden. Sie besitzt eine außerordentliche Bescheidenheit und Anmuth, und dabei so viel Lebhaftigkeit und Klugheit, wie sehr selten eine Frau von 30 Jahren. Alle Großen Spaniens sind ihr zugethan; sie bedarf keiner Vormundschaft mehr, sondern versteht die Gemüther zu lenken und Andern Lehren zu geben.

Die Königin von Spanien (meldet St.-Sulpice den 12. Juni 1564) ist gut und schön, und nicht minder froh und zufrieden über die Rückkunft ihres Gemahls, wie sie über seine Reise und lange Abwesenheit betrübt war. Sie leben miteinander in der größten Freundschaft und schlafen zusammen, sodaß nach 9 Monaten wol ein schöner Prinz in die Welt kommen wird. Als die Königin im Dezember erkrankte, sagte Philipp: Ihr Verlust wäre größer und wichtiger und würde mich mehr schmerzen als Alles, was mir je im Leben widerfahren ist. Denn sie besitzt gar viele Tugenden und gute Eigenschaften, und verdient auf jede Weise meine Freundschaft und Zuneigung.

Den 11. August 1565 schreibt St.-Sulpice an Katharine von Medici: Der König und die Königin empfingen sich (nach der Zusammenkunft in Bayonne) so freundlich, wie man nur denken kann, und Jeder bemühte sich, wer dem Andern mehr Ehre erweisen könnte. Sie wohnten zu Sepulveda in Einem Hause, ja in demselben obwol engen Zimmer, und blieben daselbst beisammen bis des andern Tages um 5 Uhr nach Tische. Dann legten sie in Gesellschaft 5 Lieues zurück und erreichten den andern Tag Segovia. Prinz Karlos war ihnen 3 Lieues weit entgegengekommen, näherte sich der Königin zu Fuß und suchte ihre Hand zu ergreifen, um sie zu küssen, und sie unterließ nicht, ihm seinen Gruß freundlich zurückzugeben.

Ich kann Ihnen versichern, Madame, daß die Königin, Ihre Tochter, in der größten Zufriedenheit auf Erden lebt ob der vollkommenen Freundschaft, die der König, ihr Gemahl, immer mehr zeigt. Täglich macht er ihr vertraute Mittheilungen und ist so freundlich im Umgange, daß man gar nicht mehr wünschen kann. Auch hat der König über ihr tugendhaftes Benehmen auf der ganzen Reise so günstige Berichte erhalten und ist darüber so sehr zufrieden, daß er sie immer liebt, achtet und ehrt, und alle die Ihrigen sie ebenfalls desto mehr achten und ehren werden.

Es ist die Rede davon gewesen, Don Karlos an die älteste Tochter des Kaisers oder an die Schwester der Königin zu vermählen. Diese erzählte mir: Ich zeigte das Bildniß meiner Schwester an Karlos, welches er lange betrachtete und dann sagte: Sie hat schöne Augen, einen schönen Mund, sie ist ganz schön. In Bezug auf diese Heirath redete ich offenherzig mit dem Fürsten Eboli und sagte ihm: Obgleich der König viel väterliche Liebe zum Prinzen, und dieser viel Gehorsam und Ehrfurcht gegen seinen Vater zeigt, so könnte sich dies doch unglücklicherweise ändern. Auch ist der Prinz schon herangewachsen und bekömmt vielleicht ein Bedürfniß nach Italien oder Flandern zu gehen, wo er dann entfernt von seinem Va-

ut leben würde. Alsdann gibt es keine Prinzessin auf Erden, die geschickter wäre, ihn zu mäßigen und sich in seine Gemüthsweise zu finden, da sie so viele Sanftmuth, Güte und Tugend besitzt. Sie wird sich gegen ihre Schwester, die Königin, wie eine Tochter benehmen, dem Könige gehorchen und die Dinge ohne Argwohn in Frieden erhalten. Schwerlich dürfte in der Christenheit eine Prinzessin anzutreffen sein, die für den Vater und den Sohn und alle die Ihrigen so passend wäre.

Eboli ging auf diese Plane scheinbar am meisten ein, und klagte, daß Alba in Bayonne sich so kalt und förmlich gezeigt und diese Sachen nicht weiter geführt habe. Philipp antwortete zunächst nur: man müsse darüber nachdenken und rathschlagen.

(Die Fortsetzung folgt).

Historisch-ethnographische Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichischen Kaiserthums, nach seinen mannichfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. In skizzirten Umrissen herausgegeben von F. Sartori. Erster Theil. Wien, Gerold. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Titel des Werks verspricht nicht mehr, als dessen Inhalt gewährt. Es ist das erste, welches die Gesammtliteratur des östreichischen Kaiserthums, in allen ihren Zungen und nach allen ihren Theilen umfaßt, und erstreckt sich über die Literatur der 14 einheimischen lebenden Sprachen, unter denen sich sogar die armenische, neugriechische und hebräische befindet. Neugriechenland hat einen großen Theil seiner Kenntnisse aus Oestreich erhalten. Verdiente Orientalisten des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts waren Oestreicher. Die Sprache des lombardisch-venetianischen Königreichs ist auch die der Seefahrer auf dem adriatischen, mittelländischen und zum Theil auf dem schwarzen Meer. Da aber eine Volksmenge von 32 Millionen nicht eine gemeinschaftliche Sprache hat, da der Deutsche in der Regel keine ungarischen, der Böhme keine italienischen, der Jude keine neugriechischen, der Walach keine serbischen, der Armenier keine armenischen Bücher kauft, so gibt es keinen Mittelpunkt für die östreichische Literatur, wie Leipzig für die deutsche bildet. Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Venedig, Mailand befriedigen ihre Sprachgenossen zunächst am vollkommensten, und die deutsche Zunge macht nur ein Sechstheil der Bevölkerung aus, nach welchem allein die Literatur nicht abgemessen und gewürdigt werden darf. Der östreichische Staatsverein zählt nur gegen 6 Millionen Deutsche, dagegen über 14 Millionen Slaven, mehr als 4 Millionen Ungarn oder Madscharen, 4½ Millionen Italiener, gegen 2 Millionen Walachen, gegen eine halbe Million Juden, der Griechen, Armenier und anderer Nationen nicht zu gedenken. Die deutsche Sprache ist also nicht die einzige des Kaiserreichs, in Hinsicht auf die Zahl der Bewohner sogar der slawischen untergeordnet, und hat an den obengenannten ebenbürtige Milchschwestern. Soll daher von der Literatur der Monarchie die Rede sein, so darf nicht blos die deutsche ins Auge gefaßt werden, sondern die aller Völker, deren Ausbildung so weit vorgeschritten ist, daß sie eine Büchersprache besitzen, und es ist lehrreich und unterhaltend, deren Fortschritte und Standpunkt kennen zu lernen. Die Beförderung dieser Kunde war die Absicht des Verf., sein Beruf als Vorsteher des Central-Büchercensuramts berechtigte ihn dazu, er beschäftigt sich seit 30 Jahren mit der Literatur seines Staats, hat über 2000 Quellen dazu gesammelt, seine Materialien fleißig benutzt, und weiß sehr ausführlich und anschaulich darüber zu berichten. Daß man in dem Freunde der Wissenschaften und der Aufklärung auch den Freund seines Vaterlandes und den dankbaren Untergebenen seiner Regierung erkennt, darf ihm nicht zum Vorwurf, muß ihm zur Ehre gereichen; da er keine Thatsachen entstellt, des Lesers eignes Urtheil nicht bestechen kann, und es wol einmal Zeit ist noch etwas Anderes zu vernehmen als die Stimme der Tadelsucht, des Neides und der Unwissenheit. Die hier mitgetheilte Uebersicht ist nur Vorläuferin eines bereits 1811 angekündigten Gelehrten- und Schriftstellernamenbuchs der östreichischen Monarchie, wozu außer den gedruckten auch 3000 handschriftliche Biographien benutzt sind, deren erster Band zum Druck bereit liegt, der zweite seine Vollendung von der Hand des Abschreibers erwartet, und die folgenden rasch erscheinen können, da alle Materialien schon geordnet sind. Daß Hr. Sartori mit der nichtdeutschen Literatur den Anfang zu machen für gut fand muß dem Leser willkommen sein, weil sie ihm gerade Das zuführt, wovon er bisher am wenigsten wußte. Dieser 1. Theil beschäftigt sich mit der Literatur der Böhmen und Mähren; der Slowaken in Ungarn; der Polen in Galizien und dem östreichischen Schlesien; der Slawoserben griechischen Ritus in Ungarn, Kroatien, Slawonien, Syrmien und Dalmatien; der Bulgaren; der katholischen Slawoserben in Dalmatien, Slawonien und Kroatien; der Dalmatier und Ragusaner; der Slawonier abendländischen Ritus; der Kroaten; der Winden in Illyrien, Steiermark und Ungarn; der Madscharen; der Walachen in Ungarn und Siebenbürgen; der Neugriechen; der Italiener im lombardisch-venetianischen Königreich, in Dalmatien, Illyrien und Tirol; der armenischen in Venedig und Wien; der hebräischen in allen östreichischen Staaten; des Zustandes der morgenländischen daselbst; und ein Anhang enthält das Vaterunser in den Sprachen und Typen der verschiedenen in der Monarchie heimischen Nationen. Der 2., auf Ostern verheißene Theil widmet sich der Geschichte der deutschen Literatur, der lateinischen in Ungarn, der sächsischen Sprache in Siebenbürgen, der Dialekte in Italien, der Volksmundarten, einer biographischen und bibliographischen Bibliothek, der Zeitschriften und Taschenbücher jeder Art, der Bildungsanstalten, der Bibliotheken, Museen und gelehrten Gesellschaften, der wissenschaftlichen Reisen, des Theaterwesens, des Buchhandels, der Druckereien, der Papierfabriken und Buchbinderkunst, zuletzt auch des Büchernachdrucks. Man sieht, der Verf. hat den Umfang seiner Aufgabe wohl erkundet, und nicht verzweifelt ihn zu erhalten.

Ein Auszug eines so reichen und gedrängten Entwurfs ist unmöglich, hier genügen einige Fingerzeige. Unter allen europäischen Staaten hat Oestreich, nach Rußland, die meisten Sprachverschiedenheiten. Seine Literatur trägt das Gepräge der Besonnenheit und Gesetztheit. Eine andere mag Schriftsteller aufzuweisen haben die sich durch Kühnheit, Neuheit, Leichtigkeit und Anmuth mehr auszeichnen; der übrigen fehlt es nicht an Gründlichkeit, Umsicht und Würde. Von der Preßschriftstellerei hat man wenig Begriffe, noch weniger Beispiele. Ruhmsucht führt hier seltener zu dieser Beschäftigung, als das Verlangen, nützlich zu werden. Auch ist die praktische Literatur die reichste und gehaltvollste; minder die ästhetische, linguistische und theoretische; noch weniger die politische, kritische und speculative, obgleich es auch hier nicht an ausgezeichneten und selbst im Auslande geschätzten Erzeugnissen fehlt. Von der scandalosen hat sich Oestreich rein erhalten. Der gesammte slawische Volksstamm begreift gegen 60 Millionen, und umfaßt beinahe halb Europa und ein Drittheil von Asien. Fast die Hälfte der Bevölkerung des Kaiserreichs besteht aus Slawen, und sie sind, mit Ausnahme von Niederöstreich, Salzburg, Tirol und dem lombardisch-venetianischen Königreiche, über alle Provinzen desselben vertheilt. Erst mit ihrer Bekehrung zum Christenthum beginnt ihre wahrhafte Culturgeschichte, aber schon geraume Zeit vor Kyrill und Methon. Der Zwist der griechischen und lateinischen Kirche zerspaltete auch ihre Büchersprache. Zwei Drittheile der Böhmen und Mähren sind Slawen, der großen Mehrheit nach Katholiken. Der älteste Druck ist von 1468. Seit 1775 hat sich die Landessprache rasch und bedeutend gehoben, ältere Schriftsteller sind neu gedruckt, neuere mit verdientem Beifall aufgenommen. Der Slowaken in Ungarn

sind 1,800,000, worunter 500,000 Protestanten. Auf ihre Literatur haben die Jesuiten vortheilhaft gewirkt. Ihre Schriftsteller beschäftigen sich vorzüglich mit geistlichen, grammatischen, historischen und dichterischen Werken. Die polnische Literatur übertrifft ihre slawischen Schwestern an Bildung und Reichthum. Seit 1760 sind die Fortschritte des guten Geschmacks und der Wissenschaften unverkennbar. Die Sprache der Slawoserben in Ungarn u. s. w. ist rein und voll tönender Anmuth, an Weichheit, Milde und melodischem Klang der polnischen überlegen. 1771 ward eine Druckerei für sie in Wien angelegt, die 1796 an die Universität in Ofen überging, und etwa 400 Bücher theologischen, unterrichtenden und dichterischen Inhalts aufzuweisen hat. Die bulgarische Mundart ist slawische Materie in altserbischer Form; einige Versuche in ihrer Schriftsprache finden sich in der wiener serbischen Zeitung. Ragusa ist Hauptsitz der dalmatinischen Literatur, die sich zu heben anfängt, Schriftsteller von Bedeutung beschäftigt und an Stulli's Wörterbuch ein Werk 50jähriger Arbeit besitzt, das Kaiser Franz beförderte und belohnte. Kroatische Religions- und Unterrichtsbücher werden in Agram und Ofen gedruckt. Um die Sprachbildung der Winden, deren Landsmann der gelehrte Pojewitsch war, hat sich Kopitar höchlich verdient gemacht. Eine Bibelübersetzung nach der Vulgata ward 1800 vollendet. Auch fehlt es nicht an Unterrichts- und Unterhaltungsbüchern, und seit einigen Jahren ist in Laibach eine eigne Professur ihrer Landessprache errichtet. Wie viel Erfreuliches von der ungarischen Literatur zu melden war, erräth jeder Gebildete, und wird ihre höchst gelungene Darstellung mit Theilnahme begleiten. Dichterwerke machen ihren größern werthvollern Theil aus, nur in der dramatischen steht sie bisher zurück. Ihrer Zeitschriften werden 22 aufgeführt. Die walachische Sprache ist offenbar die älteste Tochter der lateinischen, da sie schon 100 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, mithin 6 Jahrhunderte vor der Völkerwanderung, von den Römern nach Illyrien verpflanzt ward, aber mit thrakischer Mundart stark vermischt. Wlach stammt wahrscheinlich aus dem keltischen Walch, und bedeutete ursprünglich das Nämliche, was durch Wälsche und Wahlen bezeichnet wird. 1770 erschien das erste walachische Lesebuch, jetzt gibt es eine Buchdruckerei in dieser Sprache zu Ofen und 3 in Siebenbürgen, deren Verlag viel Absatz findet. Wie vortheilhaft die neugriechischen Gemeinden der Monarchie auf die wissenschaftliche Bildung ihrer Heimath gewirkt haben, ist nachgewiesen. Fortschritte ihrer italienischen Literatur, die für 5 Millionen Einwohner heimathlich ist. Was der Verf. aus ältern und neuern Zeiten darüber beibringt, ist gründlich und unterhaltend. Die Schilderung der Pflege und des Schutzes, welcher die armenische Literatur in Venedig und Wien mehr als in irgend einem Lande, selbst in der eignen Heimath gefunden, ist vielleicht der anziehendste Theil eines durchaus mit Liebe gearbeiteten Buchs. Flüchtige Armenier wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Siebenbürgen aufgenommen und nach und nach bevorrechtet. Schon 2 Jahrhunderte früher hatten sie sich nach Polen und Galizien gewendet, und haben einen Erzbischof in Lemberg. Mekither, gewöhnlich Mechiter genannt, 1678 zu Sebasta in Kleinarmenien geboren, erhielt nach vielen, hier erzählten denkwürdigen Schicksalen, endlich 1717 die Erlaubniß ein Kloster auf der kleinern Insel San-Lazzaro bei Venedig zu errichten. Hier legte er eine Druckerei an, welche eine große Anzahl armenischer und türkischer Werke verbreitete, und starb 1749. Die Congregation der Mechiteristen dauert fort, war das einzige 1810 nicht aufgehobene Kloster, und besteht blos aus Armeniern. Mechiter's unschätzbares Wörterbuch seiner Muttersprache geht einer neuen verbesserten Ausgabe entgegen. Das Gesangbuch der Nation enthält ihre ältesten Sprachdenkmale. Gerechte Würdigung ihres classischen Geschichtschreibers, Moses von Choren, aus dem 4. Jahrhundert. Eine neue Welt schließt sich auf in ihren Geschichtschreibern bis zum 15. Jahrhunderte, darin überstralen sie alle Völker der Erde. Nur in ihren Uebersetzungen haben sich manche wichtige altgriechische Schriftsteller erhalten. Hier ist für künftige Forscher viel zu erobern. Die Druckerei auf San-Lazzaro arbeitet ihnen treulich in die Hände, wovon besonders die Herausgabe der Chronik des Eusebius in armenischer, griechischer und lateinischer Sprache zeugt. Ein Verzeichniß ihrer seit 1773 geförderten Druckschriften ist angehängt. Ihre armenische Zeitung verbreitet sich über die ganze Levante, 3 Exemplare kommen sogar ins Serail von Konstantinopel, mit deren Hülfe die Bulletins berichtigt werden, welche die Hospodaren der Moldau und Walachei wöchentlich einzusenden gehalten sind. In Wien besteht eine Congregation der Mechiteristen seit 1811, und druckt in armenischer und türkischer Sprache. Für die hebräische Literatur ist Schönes und Segenreiches geschehen. Theresia und Joseph II. begünstigten ihre Aufnahme, um durch sie auf Bildung und Unterricht der Juden zu wirken, und man muß diesen einräumen, daß sie dafür empfänglicher und erkenntlicher gewesen, als Manche, die sich Christen nennen. Das ihnen 1782 ertheilte herrliche Toleranzpatent war aber auch das erste seiner Art, und hat nie Schmälerung, vielmehr von Franz II. weise und wohlthätige Erweiterung erfahren. In keinem europäischen Staate ist für bürgerliche, moralische und intellectuelle Verbesserung der Juden so viel, so früh und mit so glücklichem Erfolge geschehen. Sieben jüdische Druckereien in der Monarchie sind vollauf beschäftigt, unter denen die Landau'sche in Prag sich vortheilhaft auszeichnet. Alle aber übertrifft die ehemals Kurzbeck'sche, jetzt Schmidt'sche in Wien, die mit Elzevier'schen Stempeln und Matrizen arbeitet, und an äußerer und innerer Pflege ihrer Erzeugnisse nicht zu übertreffen ist. Auch für türkische Juden wird in ihrer sogenannten gemischten Sprache gedruckt. Kritisches Verzeichniß der seit 1791 erschienenen hebräischen Werke, aus denen man mit Vergnügen ersieht, daß die 3 lichtverbreitenden Freunde, Mendelssohn, David Friedländer und Hartwig Wessely, nicht vernachlässigt worden. Was seit Jahrhunderten für die Literatur des gesammten Morgenlandes in der Monarchie geschah und zu geschehen glänzend fortfährt, ist allgemein anerkannt, durfte aber in gedrängter Uebersicht diesem Werke nicht fremd bleiben und muß gern gelesen werden. Es ist eine eigne, aber begreifliche Erscheinung, daß die Diplomaten Oestreichs, von Busbeck an, unermüdet dafür gewirkt. Fürst Kaunitz schuf die orientalische Akademie in Wien, welche diesen Fortschritten Unsterblichkeit sichert. Unter den Gelehrten ragen Widmanstedt, Löwenklau, Megiser, Tenznagel, Memiski, Kollar, von Jenisch, von Herbert, Revitzky, von Hammer, Chabert hervor. Von Hammer hat dem Druck der Nestalikschrift eine bezaubernde Schönheit gegeben. Ein Nachtrag über die Typographie der orientalischen Sprachen ist überaus anschaulich und unterrichtend. Durch das ganze Buch bewährt sich der Geschichtschreiber als glücklicher Zögling classischer Muster in der seltnen Kunst, nichts Ueberflüssiges zu sagen, dem Kenner zu genügen und dem Nichtkenner faßlich zu bleiben. Es ist unmöglich sich von ihm zu trennen, ohne gegen ihn selbst, und woran ihm unstreitig mehr gelegen ist, gegen sein Vaterland Erkenntlichkeit zu empfinden. Introite, nam et heic dii sunt! 42.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. 68¼ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im August 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 226. — 14. August 1831.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Gegen den Herbst 1565 erkrankte aber Karlos von Neuem am Fieber, und als Philipp dem Herrn von St.-Sulpice erzählte, der Prinz sei hergestellt, fügte er mit einem Seufzer hinzu: Ich hoffe, meine häufigen Ermahnungen sollen ihn abhalten, fernerhin so auf seine Gesundheit loszustürmen, und die Unbequemlichkeiten der Krankheiten, in welche er immer wieder zurückfällt, werden ihn, wo möglich, für die Zukunft klüger und vorsichtiger machen.

Der König und die Königin begaben sich auf ein Landhaus, wohin der Prinz nach seiner Herstellung auch kam. Als er mit der Königin und andern Damen einst im Thiergarten auf einem mit Stieren bespannten Wagen spazieren fuhr und eine Zeitlang nicht sprach, fragte ihn die Königin: wo er mit seinen Gedanken sei? Er antwortete: „Mehr als 200 Meilen von hier". „Und wo ist das so weit?" (Où est cela si loin?) fragte die Königin weiter. „Ich denke an meine Muhme", erwiderte der Prinz.

Dies Gespräch deutet gewiß keine Liebe zur Königin an, ja, wenn man unter der Muhme eine östreichische Prinzessin verstehen muß, so lehnte Karlos auch den Heirathsplan ab, welchen Isabelle begünstigte.

Am 10. Oktober 1567 meldet der französische Gesandte Fourquevaulx, daß diese in Gegenwart des Königs leicht von einer Tochter entbunden sei, und fügt hinzu: Alle, Große wie Kleine, haben gewünscht, es möchte ein Sohn sein — nur vielleicht Prinz Karlos nicht, welcher dies auch keineswegs verhehlte, sondern es der Königin oft sagte. Doch ließ er es nachher an Bezeigungen seiner Theilnahme und Bitten in den Kirchen nicht fehlen.

Um die Zeit, wo man zweifelte, ob Philipp oder Alba nach den Niederlanden gehen sollte, erfuhr Karlos, daß die Cortes (les cours) vorschlagen wollten: er solle während des Königs Abwesenheit in Spanien bleiben. Darauf begab er sich in ihre Versammlung und sagte ihnen: Jeder, der jenem Antrage beistimme, könne ihn für seinen Hauptfeind halten. Desgleichen, wer so toll sein werde, wie vor 3 Jahren, eine Verheirathung mit seiner Tante in Vorschlag zu bringen. Uebrigens befehle er ihnen bei Todesstrafe, diese seine Aeußerungen geheim zu halten. Dennoch wurden sie bald bekannt.

Am 11. Dezember eröffnete übrigens der König den Ständen: die Unruhen in Flandern zwängen ihn, dahin zu gehen, und sie möchten eine gute Summe beisteuern. Hierauf legte zunächst der Procurator der Stadt Burgos dar, welchen Schmerz ganz Spanien empfinde, wenn sein König es verlassen wolle. Das heiße den Vater von seinen Kindern, den Hirten von seiner Heerde trennen. Der Procurator wußte dies so rührend zu beschreiben, daß Mehre anfingen zu weinen. Endlich blieb er dabei stehen: es sei sehr nothwendig, daß der König die flandrischen Aufrührer zur Ordnung zurückbringe, denn hiervon hange selbst die Ruhe Spaniens ab, und sobald Jene sich der Inquisition erwehrten, werde man auch hier diesem Beispiele folgen wollen.

Unter den merkwürdigen Nachrichten, welche sich bestimmter auf die letzten Schicksale des Prinzen Karlos beziehen, mögen die Berichte des französischen Gesandten Fourquevaulx den Anfang machen. Er schreibt den 19. Januar 1568: „Den 14. dieses Monats hat der König allen Kirchen und Klöstern dieser Stadt befehlen lassen, in allen canonischen Stunden und bei allen Messen Gott zu bitten: er möge ihm Rath und Eingebung hinsichtlich eines Plans und einer Ueberlegung angedeihen lassen, die er in seinem Herzen trage. Dies hat allen Neugierigen dieses Hofes viel zu reden gegeben, und ich bin nicht ganz sicher, ob es sich auf den Prinzen beziehe. Wahr ist es jedoch, daß der König lange vor seiner Abreise nach dem Escurial nicht mehr mit ihm sprach, große Unzufriedenheit zwischen Beiden obwaltete und der Prinz den Groll (rancoeur), welchen er gegen seinen Vater hegte, nicht zu verdecken wußte. Vielmehr sagte er unvorsichtig: „Unter 5 Personen, denen ich aufs Aeußerste übel will, ist der König nächst Ruy Gomez der erste". Diesem nämlich legt er Alles zur Last, was gegen seine Wünsche geschieht.

Man weiß sehr wohl, daß er Weihnachten nicht zum Abendmahl gegangen, oder am Jubiläum Theil genommen hat, weil er seinen Haß nicht ablegen, nicht verzeihen, und sein Beichtvater ihm die Lossprechung nicht ertheilen wollte. Hierauf wandte er sich an andere Doctoren der Theologie, erhielt aber denselben Bescheid. Ja, es gibt

Leute, die da sagen, er habe seinem Vater einen übeln Streich (un mauvais tour) spielen wollen. Wie dem auch sei, vergangene Nacht ging der König in das Zimmer des Prinzen, fand eine geladene (bandée) Pistole unter dem Bette, und übergab ihn zur Bewachung an Ruy Gomez, den Herzog von Feria, den Prior Antonio und Don Lope Quichada, unter ausdrücklichem Befehl, er dürfe mit keiner lebendigen Seele sprechen, wenn sie es nicht sähen und hörten.

Ich vernehme, daß auch Don Juan von Oestreich sich seit Sonnabend entfernt hat, und weiß nicht, ob er sich vor dem Könige oder dem Prinzen scheut. Doch war er bis vorigen Sonnabend mit Jenem im Escurial, und ging nach der Rückkunft wie gewöhnlich in Gesellschaft des Prinzen zu ihm. Der König bekümmerte sich gar nicht um Diesen, sprach aber sehr freundlich mit Jenem. Vielleicht hat nun Eifersucht oder Verdacht, daß Juan seine Geheimnisse entdeckt habe, den Prinzen so ergriffen, daß er ihm beim Weggehen vom Könige trotzte (bravé); vielleicht walten auch andere Gründe ob: genug, seit jenem Abend sieht man Don Juan nicht mehr, und der ganze Hof spricht von nichts als von der Verhaftung des Prinzen".

In dem nächsten Berichte Fourquevaulx vom 5. Februar 1568 heißt es: „Der König von Spanien will, daß Eure Majestät über die Angelegenheit des Prinzen nichts als die Wahrheit erfahren, und hat mir am 27. vorigen Monats durch Ruy Gomez sagen lassen: Es sind bereits über 3 Jahre, als der König sehr wohl bemerkte, daß es mit dem Kopfe des Prinzen noch übler stände als sonst mit seiner Person, und er seinen Verstand nie gehörig beisammen habe. Täglich gaben seine Handlungen seit jener Zeit hiefür die Beweise; der König hat aber lange dazu in der Hoffnung geschwiegen, die Zeit werde Verstand und Maß (discretion) zurückführen. Dies ist aber zum Gegentheil ausgeschlagen, täglich ward die Sache schlimmer, und der König verlor alle Hoffnung, der Prinz werde jemals verständig und der Thronfolge würdig werden. Ihm so viele Länder und Reiche übergeben, hieße deren Auflösung und das Verderben aller Unterthanen herbeiführen. Nach einer langen und reiflichen Ueberlegung und mit einem so großen Schmerze, daß er sich nicht ausdrücken läßt, hat der König andere Maßregeln beschließen müssen: nämlich ihm eine gute Stube in einem großen Thurm des madrider Palastes, gerade unter derjenigen anzuweisen, wo die Prinzessin wohnt. Er wird daselbst wie der Prinz eines guten Hauses bedient und gehalten, aber so streng bewacht werden, daß er weder Uebles thun, noch entfliehen und sich etwa außer Landes begeben kann.

Sein Plan war (wie ich von Andern höre), sich über Genua in die italienischen Staaten zu begeben, wo es nicht würde an Leuten gefehlt haben, die ihn aufgereizt hätten, Alles in Unruhe zu stürzen, und von seinem Vater Dinge gegen allen Sinn und Verstand zu fodern. Auch drang er, wie ich höre, sehr in Don Juan: er solle zu allererst eine Liste derjenigen Herren unterschreiben, die da versprechen würden, ihm zu folgen und seine Partei zu begünstigen und aufrechtzuhalten. Dies hat Juan stets abgeschlagen und sich, um solcher Zudringlichkeit zu entgehen, diese Weihnachten nach dem Escurial begeben, wo er auch bis zur Rückkehr des Königs blieb. Hierüber war Karlos so eifersüchtig und misvergnügt, daß er den 17. Januar Abends, wo der König mit Juan zurückkehrte, diesen an einen gewissen Ort seiner Wohnung hinzulocken wußte, nachdem er durch 11 Thüren gegangen und diese hinter sich verschlossen hatte. Endlich an der bezweckten Stelle angekommen, wollte er Juan mit einer Pistole erschießen, welche ihm dieser jedoch entwand und sich zum Könige begab. In dem Augenblicke ergriff Philipp keine Maßregel, ja am andern Tage, wo ich bei der Audienz war, erschien er mir so guten Angesichts wie sonst, obgleich er schon entschlossen war, in derselben Nacht Hand an seinen Sohn zu legen, und nicht länger seine Thorheiten und mehr als jugendlichen Ausschweifungen zu dulden oder zu verdecken. Die letzte war, wie gesagt, Don Juan selbst zu tödten, oder durch Leava, einen seiner Leute, der hinter einer Tapete versteckt war, erschießen zu lassen. Der Himmel hielt den Herzog jedoch ab, in diese Stube hineinzugehen.

In der Nacht trat der König in das Zimmer seines Sohnes, und übergab ihn an Ruy Gomez und Feria, die mit ihrem Leben für ihn haften. Er nahm ferner dessen Papiere hinweg, und da Karlos die Gewohnheit hatte, Alles niederzuschreiben, was er dachte, so lernte Philipp auf diese Weise seine Absichten und die 10,000 wunderlichen und tollen Träumereien kennen, die sich in seinem Kopfe befanden. Doch hat er nicht daran gedacht, gegen das Leben des Königs und der Königin etwas zu unternehmen, wie das allgemeine Gerücht an diesem Hofe war. Man fand bei ihm nur 3000 Thaler und eine Zahl portugiesischer Münzen (desires); das war sein ganzer Schatz. Doch besaß er noch mehre Ringe. Er blieb im Besitz von dem Allen, und kann noch jetzt nach Willkür darüber schalten. Sein Hofstaat ist den 26. vorigen Monats aufgelöset worden. Die, welche ihn bedienen, tragen weder Degen noch Dolch und werden oft gewechselt. Das Fleisch, was man ihm bringt, ist kleingeschnitten, und er hat nicht einmal ein Brotmesser. Die Küchenjungen tragen die Gerichte bis an seine Stubenthür, wo man sie ihnen abnimmt. Nur jene eine Stube ist ihm eingeräumt und das Fenster stark vergittert, wie Eure Majestät näher von Louis du Fois, dem Ueberbringer dieses Berichts, hören werden".

„Man will übrigens (schreibt Fourquevaulx an demselben Tage der Königin Katharine) gegen den Prinzen im Wege der Gerechtigkeit verfahren und ihn für unfähig erklären, den Thron zu besteigen, wodurch mit Gottes Hülfe die Kinder der Königin dereinst herrschen werden. Ob ihr nun gleich der Schade des Prinzen großen Vortheil bringt, ist sie doch so klug, darüber keine Freude zu zeigen, sondern sich ganz dem Willen des Königs ihres Herrn zu unterwerfen, bis er ihr das Weinen verbot. Denn sie hat 2 Tage das Unglück ihres Stiefsohns beweint".

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über Theodor Mundt's Vorschlag in Nr. 152—154 d. Bl. das Melodrama betreffend.

Der Verf. des Aufsatzes: „Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältnisse zueinander und zum Theater", in Nr. 152—154 d. Bl., fodert alle begeisterte Kunstfreunde auf sich dafür zu vereinigen, um jede Bestrebung zur Aufhülfe des in sich so wichtigen und gegenwärtig so tief gesunkenen deutschen Theaters, auf welchem sich die Oper immer mehr der Alleinherrschaft bemächtigt und das Drama verdrängt, durch Rath und That zu unterstützen. Er selbst macht dazu den Vorschlag, das von den pariser Boulevards-Theatern uns zugekommene Melodrama in höherer Kunstform auszubilden und so zur Rettung des eigentlich Dramatischen, welches seit Rossini in der Oper immer mehr verloren geht, indem nur der Gesang sich vordrängt, und das sich im eigentlichen Drama dem Geschmacke des Publicums nicht mehr geltendmachen kann, indem dieses keins sehen mag, eine Verschmelzung in der Art vorzunehmen, daß von der Oper das Recitativ mit Instrumentalbegleitung dem Drama gewonnen würde, sodaß statt der declamatorischen Rede ein declamatorischer Gesang einträte, der Oper dagegen Arie und überhaupt die Musikstücke überlassen blieben. Der Verf. zeigt im Eingange seines Aufsatzes ein so verständiges und gebildetes Urtheil über Musik und Poesie, und besonders über Oper und Drama, daß man einen Vorschlag von ihm in dieser Hinsicht nicht als eine leere ästhetische Phantasie (er selbst nennt ihn nur treffend einen Einfall), etwa lächelnd hingehen lassen kann, besonders da es ihm völlig Ernst damit ist und er an die Ausführung sofort selbst Hand anlegen möchte. Unter diesen Umständen verdient die Sache denn doch eine nähere Prüfung, bevor vielleicht bedeutende Talente sich, statt des gehofften Lorbeerkranzes einen Strohkranz erringen.

Der Verf. führt im Eingange auf eine geistreiche und treffende Weise zur Einsicht der unleugbaren Thatsache, daß durch Rossini's gelungenes Streben der Ausbildung des Gesanges das Singen erst zur eigentlichen Mode geworden ist, wofür wir dem Maestro wirklich Dank wissen, indem er den gesellschaftlichen Genuß überhaupt dadurch erhöht hat, und wenn er das gewöhnliche gesellschaftliche Gespräch, besonders des jüngern weiblichen Geschlechts, zur Nebensache macht, so steigert dies eigentlich seine Ansprüche auf Dank, wenigstens bei weniger jugendlichen Theilnehmern. Daß Rossini durch seine Opernmusik mehr Gesangvirtuosen gebildet hat, die mit einer Kehlfertigkeit ohne Gleichen auf dem Tonseile die halsbrechendsten Sprünge und Wirbel ausführen, als dies Gluck und Mozart vermochten, ist gewiß, sowie, daß der Gesang auch auf der Bühne das Gespräch leider verdrängt, worüber wir dem Maestro weiter keine Vorwürfe machen wollen, weil dies mehr seinen Grund in dem zerfaserten charakterlosen Publicum hat als in ihm. Wenn wir ihm aber nun auch nicht seine Verdienste absprechen wollen, so können wir ihm für die Beförderung einer so bedauernswürdigen Erscheinung wenigstens nicht danken. Nach dieser Auseinandersetzung geht der Verf. auf das Melodrama über. Dabei hat er aber eine ursprünglich deutsche Erscheinung desselben ganz übersehen; wenigstens trifft, was er über das Melodrama sagt, nicht weit, die wieder ein Mordspectakelstück mit musikalischem Criminalurtheile ist, noch im Stoffe gar nichts Musikalisches hat, noch ein Hülferuf der vom Zeitgeschmacke verlassenen dramatischen Kunst war, sondern ein irriges ästhetisches Project, welches allerdings den Uebergang zu des Verf. ästhetischer Phantasie bilden könnte, nämlich das Benda'sche Melodrama in „Ariadne auf Naxos" und in „Medea", durchaus lyrische Declamation umwallt von dem Zaubergewebe Euterpe's, das aber der Natur seines Stoffes nach einen zu reichen Faltenwurf bildete. So müssen wir auch bemerken, daß sich der gegenwärtige Verfall des Schauspiels gegen die Oper nicht aus dem Zustande der Oper, und noch weniger des Drama an sich herleiten läßt, sondern einzig aus der durch äußere Verhältnisse bewirkten gänzlichen Mißbildung des deutschen Theaters und seines Publicums durch zerflossenen Hofsinn, bei welchem Nationalgeschmack und Nationalsinn immer mehr verloren gehen. Die fürstlichen Eigenthümer mögen nicht, was ihr Inneres, die eigentliche Menschheit in ihnen, stärker ergreifen könnte, und insofern sie im Theater, das ihnen einfältige Landstände selbst zur freien Disposition zum Theil aufgedrungen haben, weil sie in ihrem rohen beschränkten Sinn die höhere Wichtigkeit der Bühne nicht zu erkennen vermochten, blos Unterhaltung suchen und ein gleichgesinntes oder auch ungebildetes Publicum, dem behagliche Sinnlichkeit auch wol Hauptbestimmung des Lebens dünkt, ihnen darin entgegenkommt, so sind sie auch gerade nicht zu tadeln.

Sehr richtig finden wir auseinandergesetzt, daß man niemals eine Kunst auf Kosten einer andern herabsetzen müsse. „Jede Kunst ist auf ihrem Gebiete eine vollendete Schönheit, sie ist eine Göttin, die nur mit sich selbst verglichen werden darf", und wer der einen von der andern den Apfel zuertheilen wollte, würde allerdings einen philistermäßigen Kunstsinn verrathen. (Was die Ertheilung des Apfels betrifft, die Hr. Mundt an des Paris Stelle vorgenommen haben würde, so hat er darin einen Vorgänger an Brandchen in Bretzner's „Das Räuschchen".) Wenn der Verf. aber daraus den Schluß zieht, daß man von einem Vortheil oder Nachtheil in dieser Hinsicht nicht sprechen könne, der durch die Alleinherrschaft der einen auf dem Theater hervorginge, so hat er nicht beachtet, daß jede Einseitigkeit sich von sich selbst rächt. Drama und Oper sind zwei nothwendige Ausbildungen der dramatischen Kunst, beide sind der bestimmte Gegensatz, und die Stufe der Entwickelung unserer ästhetischen Cultur, die sich in der Bühne am meisten bethätigt, erfodert unerläßlich die Ausbildung nach beiden Richtungen: die plastisch-dramatische und die lyrisch-dramatische.

Der Verf. geht hierauf zu der Eigenthümlichkeit der Musik und der Poesie über, und ihre Charakteristik ist treffend, und die Absurdität des Tadels eines Amouskos (Kotzebue war es, nicht Müllner), der die öftere Wiederholung eines musikalischen Gedankens im Gesange für zudringlich erklärte, ist mit Recht gerügt; gerade aber aus dieser Charakteristik geht unwidersprechlich hervor, daß die Musik niemals den durch recitirende Declamation darzustellenden Ausdruck der Poesie ersetzen kann, wenn sie auch in Gefühls- und Phantasiemalerei weit reicher ist als diese; und es stehen ihr selbst nicht einmal alle Gebiete des Gefühls offen. Wie wollte sie, um bei dem Beispiele des Verfs. „Das Lebewohl!" zu bleiben, wol das zürnende, das neckende, das bittere, das höhnische Lebewohl! ausdrücken. Dies kann nur die recitirende Declamation in den feinsten Schattirungen und Nuancen; die Musikdeclamation würde in der nothwendigen Idealisirung ihres Elementes den Ausdruck verwischen und schwächen. Daß jede Kunst ihre Individualität behaupten müsse, das hätte der Verf. nicht aus den Augen lassen sollen; denn seine Individualität aufgeben heißt sich selbst vernichten. Wenn als Beleg der selbst größern Bestimmtheit des musikalischen Ausdrucks die Zweideutigkeit, die bei Sprachausdrücken stattfinden kann, angeführt wird, z. B. in dem Macduff'schen im „Macbeth": „Er hat keine Kinder!" so liegt diese Zweideutigkeit nicht im Ausdrucke an sich, sondern in der Möglichkeit einer falschen Beziehung desselben, welche dann blos dem darstellenden Künstler anheimfällt, und der denkende Künstler, der sich nicht durch das mehr oder minder Pikante leiten läßt, wird leicht der Meinung Tieck's beipflichten, der diesen Ausruf nicht auf Macbeth, sondern auf Malcolm bezieht, wenn er bedenkt, daß in der Schilderung Macduff's bei Shakspeare nichts liegt, was es rechtfertigen könnte, ihn der Rohheit fähig zu halten, daß er den Verlust seiner Kinder an Macbeth's Kindern rächen möchte. Was von dem Sangkünstler gesagt wird, daß er oft durch den Vortrag das Geberdenspiel gewissermaßen entbehrlich mache, ist so wahr und zugleich für die Kunst so bedeutend, daß es wol einer genauern Untersuchung lohnt, ob nicht durch ein zu ausgeführtes Geberdenspiel der Wirkung, wenigstens des ernstern Gesanges Eintrag geschehen würde; nur der ganz leblose Klotz, mag er auch noch

so schön tönen, bleibt immer unleidlich auf der Bühne. Das Dilemma zwischen dem Sänger und dem Schauspieler möchte doch nicht wohl umgangen werden können.

Was der Verf. (Nr. 154) über die Oper sagt, ist nicht gerade neu, aber eine noch nicht allgemein erkannte Wahrheit kann nicht zu oft wiederholt werden, und die größere und zugänglichere Wirkung der Oper für das größere Publicum ist allerdings entschieden, denn es gehört weit mehr dazu Poesie aufzufassen als Musik, wozu im Grunde nur wenig eigentliche Bildung erfoderlich ist. Wahr ist auch, daß die Oper durch Rossini und seine Nachahmer (worunter aber Boyeldieu auch schon der Zeit nach, und überhaupt nicht zu rechnen sein möchte), verdorben ist durch die fast gänzliche Unterdrückung des bei Gluck und Mozart so ausdrucksvollen Recitativs, das dramatische Element der Oper. Da dies nun einmal geschehen ist, so schlägt der Verf. vor, nun — das Drama lieber auch zu verderben, um nur für den verwöhnten Zeitgeschmack das Dramatische zu retten. Ist es denn dem Verf. nicht einleuchtend, daß — wenn die heutige Oper schon ein Wechselbalg ist, sein Vorschlag ein noch weit größeres Ungeheuer hervorbringen würde? Noch dazu will er, wie dies bei der Oper schon ästhetisch störend ist, Rede soll stattfinden und in den affectvollen Stellen in declamatorischen Gesang übergehen. Der Verf. meint, wir würden uns auch dadurch den Genuß der antiken Tragödie der Griechen verschaffen. Wir glauben, diese Meinung beruhe auf einer nicht zu begründenden, ja dem griechischen Kunstsinn widersprechenden Annahme, nämlich: daß die griechischen Mimen im eigentlichen Sinne gesungen hätten. Ihr Vortrag war wol nur eine erhöhte und bestimmtgemessene Declamation, und die begleitende Flöte, keine Instrumentalbegleitung in unserm Sinne, diente nur zur Angabe der Modulation, wie dies z. B. bei den heutigen italienischen Improvisatoren mit dem Fortepiano der Fall ist. Wir übergehen die unendliche Schwierigkeit, Schauspieler zu finden, die auch nur solche Partien wie Ariadne oder Medea oder Pygmalion, bei welchen wir uns dies neue Genre noch am ersten denken könnten, in denen aber Alles aufs Spiel ankommt, durchzuführen vermöchten und zugleich musikalisches Organ und Gesangbildung genug besäßen, den Anfoderungen der Tonkunst zu entsprechen. Der Verf. verwahrt sich dagegen, daß er nicht die Oper verdrängen wolle. Will er denn lieber das Drama verdrängen, da sein Vorschlag Dramen wie „Julius Cäsar", „Lear", „Macbeth", „Wallenstein" u. ähnl. nach seiner eignen Aeußerung nicht treffen kann? Er sagt: „Das Drama wird, um nicht ganz zu verfallen und dem Zeitgeschmacke sich zu entfremden, der Erneuerung sich nicht entziehen können, und so mag es denn die zeitgemäße Musik nach einem bestimmten Plan zu Hülfe nehmen und fortan als kunstvoll geformtes Melodram zu wirken suchen". O herrlicher Fortschritt der Kunst! O Ihr Göthe! Ihr Schiller! Sein Drama wäre zur Hälfte Oper, und müßte auch der Dichtung nach dies sein, würde also stets als eine Halbheit erscheinen, bei der man die Ausmalung des Gefühls, zu der die Musik anregt, vermissen und dadurch eine gewisse Leere empfinden würde. Dem Drama also kann eine solche Zwittergattung nicht aufhelfen; allenfalls nur, wenn sie Mode werden könnte, der Theatercasse, und der Theatercasse unserer heutigen deutschen Bühnen aufzuhelfen, dazu wird kein echter Dichter beitragen wollen, indem er die freien Göttinnen zur Nothzucht zwingt. Zerfällt das Drama an sich, wenn es seltner auf der Bühne erscheint? Wenn es an sich verzweifelt, dann zerfällt es gewiß. Uebrigens bleibt das echte Drama noch keineswegs ohne alle Wirkung beim größern — nicht beim Hof- — Publicum, und in Hinsicht der Oper kann die Unart der überwiegenden Neigung zum Ariengesang, wobei das eigentlich Dramatische gänzlich erdrückt wird, sich wieder verlieren, wenn die darstellenden Gesangkünstler selbst und die Intendanten zur Einsicht gelangen, daß sie sich durch den sich zuletzt abstumpfenden Ueberreiz selbst das Spiel verderben. Es ist nur traurig, daß bei diesen Classen eine Einsicht so selten sich Bahn macht. Bei den Gesangkünstlern versteht sich das von selbst; und bei den Intendanten, das ist gemeiniglich der fürstliche Theatereigenthümer selbst, der nur einen Handlanger, und vielleicht zu mancherlei, dabei anstellt, und es auch wol nicht einmal nöthig findet, darin selbst nur die dehors zu beobachten und Einen zu wählen, dem man Einsicht allenfalls zutrauen könnte. Nun, dann wird die Einsicht vom Publicum ausgehen, und um so besser! 111.

Notiz.

Die Weiber in Griechenland.

Es gibt wenig Länder, wo die Weiber so geringgeachtet werden wie in Griechenland. Ihre Lage ist nicht viel besser als die der Sklavinnen, nicht der Sklavinnen, die den Harem eines Muselmannes zieren, die man mit der aufmerksamsten Zuvorkommenheit behandelt, die der üppigste Luxus umgibt, sondern derjenigen, welche zum Vortheil gefühlloser Barbaren ihre Kräfte in schwerer Arbeit erschöpfen. Der Capitain Trant, der neuerdings dieses Land besucht hat, versichert, daß er weder bei den Kaffern noch bei den Karaiben eine so scharf gezogene Scheidungslinie zwischen beiden Geschlechtern gefunden als in Griechenland. Dieser sklavische Zustand der Weiber, der allmälig aus den höhern Classen verschwindet, ist tief im Volke eingewurzelt; man kann ihn als eine Folge der türkischen Herrschaft betrachten. Der Grieche, der sich unter der Peitsche seiner Tyrannen krümmte, behandelte die Glieder seiner Familie aufs grausamste; wenn er nur mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzen konnte wie seine Herren und seine Pfeife rauchen, um die Sorgen und Arbeiten, die auf seiner Frau und seinen Töchtern lasteten, bekümmerte er sich wenig. In den Cantonen, wo die Griechen der Tyrannei der Türken weniger ausgesetzt waren, werden die Weiber jedoch besser behandelt.

Wer Griechenland zum ersten Male durchwandert und an die so lieblichen Frauengestalten in Byron's Gedichten denkt, dem fällt der Anblick ihrer elenden Lage schmerzlich auf. Bei jedem Schritte hofft er eine Joe oder eine Haidii mit Engelszügen, mit einem Nymphenwuchse zu finden, und überzeugt sich bald, daß seine Hoffnung ein Traum war. Es gibt freilich wol auch schöne Weiber in diesem schönen Lande; aber das Gesicht der Weiber aus dem Volke ist dergestalt durch die Sonne gebräunt, die übermäßige Arbeit stört so schnell die Regelmäßigkeit ihrer Züge und die zarten Umrisse der Formen, daß sie in ihrem 20. Jahre bereits verwelkt sind. Die jungen Mädchen aus den höhern Classen werden mit so behutsamer Sorgfalt allen Blicken entzogen, daß sie ein Fremder nie zu sehen bekommt; es trifft sich wol mitunter, daß selbst der Grieche die Tochter seines Freundes nicht kennt.

In Smyrna und Konstantinopel findet man heutzutage die reizendsten Frauen. Scio war einst das Vaterland des Schönsten und Liebenswürdigsten, was Griechenland aufzuweisen hatte; aber Scio ist nicht mehr!

Die türkischen Weiber, die man bei uns als Sklavinnen betrachtet, gehen aus, wenn es ihnen gefällt; sie schalten und walten im Hause nach Willkür, und dürfen sogar, wenn es ihnen gutdünkt, dem Manne ihre Gemächer verschließen.

Man sieht oft zu Konstantinopel und in der Umgegend Arobas oder Wagen voll türkischer Frauen, welche sich zu einer Lustpartie an die Ufer des Bosphorus begeben oder ohne Begleitung spazieren gehen. Der Capitain Trant versichert, daß er während seines Aufenthalts zu Konstantinopel nie griechische Weiber auf den Spaziergängen erblickt. Man trifft wol einige hellenische Damen in den Gesellschaften der europäischen Gesandten, es sind das aber meistentheils die Weiber oder Töchter der Personen, welche bei den Gesandtschaften angestellt sind, daher sie den griechischen Weibern, welche im Fanar wohnen, nicht gleichgestellt werden dürfen. Diese gehen nicht aus, und suchen sich in ihrer Einsamkeit damit zu trösten, daß sie durch die Jalousieläden auf die Straßen sehen. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 227. —— 15. Auguſt 1831.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortſetzung aus Nr. 226.)

Nach Empfang dieſer Berichte ſchrieb Karl IX. den 13. Februar an Fourquevaulx: „Das, was Sie mir über die Verhaftung des Prinzen von Spanien melden, iſt die ſonderbarſte (etrange) Sache, von der ich jemals gehört habe, und ich kann nicht glauben, daß ein Menſch auf Das gekommen wäre, was Sie mir melden und was man denen ſagt. Daher will ich über die Wahrheit aufgeklärt ſein und bitte Sie, mir ſogleich Nachrichten, und wo möglich wahrhafte zukommen zu laſſen. Zwei Tage nach Empfang Ihres erſten Berichts ließ der ſpaniſche Geſandte Alava um eine Audienz bitten, die ich ihm auch auf der Stelle bewilligte, in der Erwartung, er werde mir über jenes Ereigniß genaue Auskunft geben, wie er denn, laut eines Briefes der Königin von Spanien, dazu von ſeinem Herrn Auftrag erhalten hatte. Aber er that gar nicht, als wolle er darüber mit uns ſprechen, bis er aus meinen Reden abnahm, ich ſei von dem Hergange bereits unterrichtet. Doch ſagte er auch jetzt ſo wenig, daß ich wol bemerkte, er wolle nicht anbeißen (mordre à la grappe) und auf die Sache eingehen. Er blieb nämlich dabei: es ſeien Sachen, die nur Vater und Sohn beträfen, keine weiteren Folgen haben würden und leicht beizulegen wären.

Was mich anbetrifft, ſo können Sie leicht denken, daß mir die Sache ſehr leid thut und ich Diejenigen beklage, welche ſie betrifft" u. ſ. w.

Ganz in ähnlicher Weiſe ſchrieb Katharine an Fourquevaulx, und fügte den 23. Februar hinzu: „Ich bin überzeugt, daß der Hergang meine Tochter, die Königin, ſehr ſchmerzt, ſowol in Beziehung auf ihren Gemahl, als in Rückſicht auf den Prinzen, welcher ſtets die Geſinnung, die er gegen ſie hegt, hat erkennen laſſen".

In ſeinem nächſten Berichte vom 18. Februar ſchreibt der Geſandte: „Der Prinz iſt noch immer in ſeiner Stube eingeſchloſſen und bewacht. Er ißt ſehr wenig und ungern, und ſchläft faſt gar nicht, was keineswegs dazu dienen kann, ſeinen Verſtand herzuſtellen. Sichtbarlich wird er mager und trocknet aus, und die Augen liegen ihm tief im Kopfe. Man gibt ihm bisweilen ſtärkende Suppen und Kapaunenbrühe (presses de chapon), worin man Ambra oder andere nahrhafte Dinge aufgelöſt hat, damit er nicht ganz von Kräften komme und zuſammenfalle. Dieſe Suppen werden heimlich in dem Zimmer des Ruy Gomez gemacht, durch welches man in das des Prinzen kommt. Noch immer darf dieſer nicht hinausgehen, ja nicht einmal zum Fenſter hinausſehen.

Die Großmutter des Prinzen hat vor Kurzem dem Könige, ihrem Schwiegerſohne, geſchrieben: ſie wolle gern zu ihm kommen, um ihn zu tröſten und in ſeinem Unglück wie eine Mutter zu pflegen; aber ich höre, daß man ihr gern dieſe Mühe erſpart. Ferner ſagt man, es ſollen Abgeordnete aus Aragonien, Valencia und Catalonien ankommen, um nach der Veranlaſſung der Haft des Prinzen zu fragen und ſeine Befreiung zu erbitten: welches Vorhaben aber dem Könige ſehr mißfällt. Es heißt, der Connetable von Caſtilien habe einige Aeußerungen fallen laſſen: man hätte ihn als Erſten unter den Granden, welche dem Prinzen als Thronfolger ſchwuren, bei dieſer Gelegenheit zuziehen müſſen; aber ich glaube, daß ſich der König um alle dieſe Dinge wenig kümmert".

„Den 26. März 1568", fährt Fourquevaulx fort: „Es verfließt kein Tag, wo der Prinz nicht irgend eine Thorheit begeht. So hat er letzt einen großen Diamant, den er am Finger trug, verſchluckt, ohne es zu bemerken, und ihn nachher aller Orten geſucht. Weil er vor 3, 4 Jahren in ähnlicher Zerſtreuung eine ungemein große Perle verſchluckt hatte, kam man jetzt auf denſelben Gedanken, und mit Hülfe von Arzneien hat ſich denn der Diamant am 17. Tage wiedergefunden.

Man erzählte: der König habe den Prinzen eines Morgens beſucht; er iſt aber nicht weiter gekommen als bis in das Zimmer des Ruy Gomez, von wo aus er Jenen deutlich hören und, ich glaube, auch ſehen konnte. Körperlich befindet ſich Karlos gut genug, aber er iſt höchſt misvergnügt und kann ſich nicht zurückhalten, Thorheiten zu begehen und übel zu ſprechen, was ihn als Thoren und Feind ſeines Vaters bezeichnet. Die Naturen und Richtungen des Vaters und des Sohnes ſind übrigens ſo verſchieden, daß einer von Beiden durch ein Wunder ein ganz anderer Menſch werden müßte, bevor man irgend hoffen könnte, daß der Prinz beim Leben ſeines Vaters werde aus der Haft befreit werden. Doch dauert die Kirchenbitte noch fort: Et famulos tuos, papam, Philippum

regem nostrum, reginam, et principem nostrum cum prole regia etc.; nur hat der König den Geistlichen untersagen lassen, in ihren Predigten des Prinzen zu erwähnen".

„Die Abgeordneten (sagt Fourquevaulx den 13. April) von Aragonien, Valencia und Catalonien erhielten Gegenbefehl, und Keiner wagte, seine Reise fortzusetzen. Auch hat der König allen Großen und Städten gleich Anfangs geschrieben: er habe den Prinzen aus guten Gründen verhaften lassen. Jetzt ist von ihm so wenig die Rede, als wäre er vor 10 Jahren gestorben.

Dies, Sire, entsteht daher, weil es der König durch seine Klugheit dahin gebracht hat, daß Niemand in diesem Reiche wagt seine Handlungen zu beaufsichtigen, oder sich seinen Befehlen zu widersetzen; sondern Jeder ihm gern oder ungern gehorcht, und Alle, wenn sie ihn nicht lieben, es doch zu thun scheinen".

Den 8. Mai 1568 schreibt Fourquevaulx dem Könige von Frankreich: „Der Prinz befindet sich wohl für seine Person. Auch hat er sich, wie seine Freunde sagen, in der heiligen Woche so geheiligt, daß man Gottes Hand darin erkennt. Denn seit der Fastenzeit bis zu Ostern hat er (um den Leib des Herrn zu empfangen) die Pflicht eines guten Christen durch Fasten erfüllt und ist nach vierfacher Beichte, Reue und Zerknirschung von seinem Beichtiger zur Communion zugelassen worden. Zwei Tage lang verschob dieser die Handlung um gewisser Fragen und Antworten willen, die er vom Könige empfangen hatte, und sagte zuletzt dem Prinzen: aus einigen wichtigen Gründen könne man ihm das Sacrament noch nicht geben, worüber dieser in große Traurigkeit, Seufzen und Weinen gerieth. Als der Beichtiger dies sah, und wie schwer er diesen Aufschub nahm, entschuldigte er sich damit, daß es noch an gewissem Schmuck in der Kapelle und andern nöthigen Dingen fehle. Hierauf antwortete der Prinz: Wenn weiter kein Hinderniß obwalte, möge er ihn nur behandeln wie ein anderes Beichtkind. Dies geschah, der Geistliche sang die Messe und verlangte, daß Karlos zum Empfang der Hostie in einen kleinen benachbarten Saal komme. Dessen weigerte sich der Prinz, sofern ihm sein Vater nicht vorher die ausdrückliche Erlaubniß gebe, seine Stube zu verlassen, wofür ihn der Beichtvater lobte und eine andere Auskunft traf.

Seit dieser Zeit ist Karlos gegen seine Gewohnheit sanft und menschlich geworden, was Denen, die seine Befreiung wünschen, sowie seinen Dienern große Freude macht, weil daraus hervorgehe, es mangele ihm nicht so an Verstand und Urtheil, wie Viele und der König behaupten; denn wenn er nicht bei Sinnen wäre, würde man ihm das Sacrament nicht gereicht haben. Sie hoffen, die Haft werde ihm zur Buße und Besserung gereichen, und sein Vater ihn binnen kurzer Frist begnadigen.

Ungeachtet dieser verschiedenen Angaben, Sire, habe ich von Jemand erfahren, der Alles weiß was vorgeht, und mehr von den Angelegenheiten des Prinzen, als Die, welche sonst davon reden: die Communion sei nach Rath der Theologen zugelassen worden, um den Glauben Vieler zu widerlegen, die da meinen, der Prinz gehöre zur Secte der Sacramentirer, während er dieselben in Wahrheit tödtlich haßt. Jene Theologen haben ferner gesagt: wahnsinnigen Leuten dürfe man in hellen Augenblicken, wo ihr Verstand zurückkehre, das Abendmahl reichen, wie es denn auch mit dem Prinzen geschehen sei. In Wahrheit aber ist gar keine Hoffnung vorhanden, daß er jemals verständig oder fähig zur Thronfolge sein wird, denn sein Verstand nimmt täglich ab, und auf seine Befreiung ist gar nicht zu rechnen. Ein Anderer sagt mir: des Prinzen Beamten und Diener sollten entlassen und abgefunden werden, was ebenfalls die Hoffnung widerlegt, man werde ihn bald freilassen.

Ich weiß von guter Hand, daß der Kaiser und die Kaiserin die Verhaftung des Prinzen um so übler aufgenommen haben, als der König ihnen die Gründe nicht entwickelte, sondern nur im Allgemeinen sagte: es geschähe aus guten Gründen, die er ihnen dereinst mittheilen werde. Jene Majestäten haben unter Anderm geantwortet: sie hofften, der König werde den Prinzen nach kurzer Haft wieder freilassen, und diese Buße ihm zur Besserung und Genugthuung dienen. Durch diese Worte gibt der Kaiser zu erkennen, daß er die wahren Gründe des Einsperrens nicht kennt, oder nicht kennen will: nämlich die offenbare Unfähigkeit und Mangel an Sinnen des armen jungen Prinzen. Es ging das Gerücht: der Kaiser wolle einen Edelmann herschicken, sich des Prinzen annehmen und um seine Befreiung bitten; aber der kaiserliche Gesandte sagt mir, daß keiner zu diesem Zwecke eintreffen wird. Der König hat dem Kaiser geschrieben: er möge die Prinzen von Böhmen noch in Spanien lassen, da ihm dies bei dem Unglücke seines Sohnes einen großen Trost gewähre".

Nach den bisher mitgetheilten, umständlichen Berichten Fourquevaulx's, erwartet man von ihm die beste Kunde über den Tod des Prinzen zu erhalten. Ich fand aber nur, in einem Schreiben vom 1. August 1568 an Katharine von Medici, folgende Worte: „Gestern erstattete ich der Königin meine Beileidsbezeigungen über den Verlust ihres Stiefsohnes, welches für sie und die Ihrigen ein sehr vortheilhafter Verlust ist. Sie wünscht, daß man eine recht in die Augen fallende und königliche Beileidsbezeigung ergehen lasse. Hier verfährt man mit Trauern und Begräbnißfeierlichkeiten, als wäre Karlos König gewesen".

Man muß annehmen, daß aus der Reihe der Gesandtschaftsberichte gerade der wichtige über den Tod Karlos hinweggenommen, oder verloren, oder zufällig wo anders aufbewahrt ist. Mir war es unmöglich, darüber in der Eile weitere Untersuchungen anzustellen. Doch scheint mir jener Mangel nichts Erhebliches etwa wider Philipp II. zu erweisen, denn erstens war der französische Hof gar nicht geneigt, dem spanischen irgend eine Schuld abzunehmen, oder sie zu verdecken. Zweitens geht aus allen Berichten Fourquevaulx's hervor, daß er die Verhaftung des Karlos für natürlich und nothwendig, für Philipp II. aber durchaus nicht für gefährlich hielt. Also hatte drittens Philipp nicht den mindesten Grund, seinen wahnsinnigen Sohn gewaltsam aus dem Wege zu räumen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß der verschiedenen Gewerbe auf die Gesundheit.

Eine der wichtigsten Fragen, welche den Menschenfreund beschäftigen können, ist ohne Zweifel die nach dem Einflusse, den die verschiedenen Beschäftigungen, die Künste und Gewerbe, der äußere Zustand und die Lebensweise des Menschen auf seine Gesundheit und auf die Dauer seines Lebens üben. Daß im Allgemeinen der Landmann, sofern er nicht durch Leibeigenschaft und andere Lasten niedergedrückt wird, gesunder ist und länger lebt als der Städter, ist bekannt; so auch, daß von den Gewerben des Städters diejenigen, die im Freien betrieben werden, der Gesundheit zuträglicher sind als jene, welche unausgesetztes Verweilen an einem von Mauern eingeschlossenen Ort erfodern. Das Verhältniß, in welchem in Bezug auf die Gesundheit die einzelnen Zweige der menschlichen Thätigkeit stehen, hat indessen bisher noch Niemand mit einiger wissenschaftlichen Schärfe nachgewiesen, und ein Versuch, den ganz vor Kurzem in einer soeben uns zukommenden kleinen Schrift: „The effects of the principal arts, trades, and professions, and of civic states and habits of living, on health and longevity, by *C. Turner Thackrah*“ (London, 1831), ein britischer Arzt machte, verdient daher schon in dieser Rücksicht aufmerksame Beachtung. Ohne uns auf die wissenschaftliche Seite seiner Untersuchungen einzulassen, theilen wir unsern Lesern einige seiner Resultate in gedrängter Uebersicht mit.

I. Gewerbe, die im Freien betrieben werden.

1. Fleischer, sowie ihre Weiber und ihre Leute, essen wenigstens 2 Mal des Tages frisches Fleisch. Sie sind beleibt und blühend. Meist sind sie auch heiter und gutmüthig; und es ist völlig falsch, was einige Theoretiker annehmen, daß ihre blutige Beschäftigung oder ihr Fleischessen sie blutdürstig mache. Sie sind wenig Unpäßlichkeiten unterworfen, und diese sind meist die Folge der Vollblütigkeit; aber weil sie zu gut leben und ihre Lebenskräfte daher zu schnell consumiren, erreichen sie selten ein hohes Alter. 2. Vieh- und Pferdehändler sind gewöhnlich gesund, außer wenn ihre Lebensart sie zu Unmäßigkeit verleitet. 3. Fischhändler, obwol häufig dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, sind muthig, mäßig, gesund und kommen zu hohem Alter. 4. Kärrner und Führleute, wenn sie hinreichend zu leben haben und mäßig sind, ebenso. 5. Tagelöhner auf dem Lande u. s. w. leiden oft durch Mangel an Nahrung. 6. Ziegelmacher, mit voller Muskelthätigkeit in offener Luft, obwol dem Wechsel von Kälte und Nässe ausgesetzt, vermeiden Rheumatismus und Entzündungen und erreichen ein hohes Alter. 7. Jockeys, Postillone, Kutscher, Wächter u. s. w. sind, die ersten Beiden wegen ihres Sitzens auf dem Sattel, unregelmäßigen Lebens u. s. f., die beiden letzten wegen des Mangels an Muskelthätigkeit gastrischen Beschwerden und endlich der Apoplexie und Gliederlähmung ausgesetzt, welche ihr Leben verkürzt. 8. Zimmerleute, Böttcher und Radmacher gesund und lange lebend. 9. Schmiede oft unmäßig, sterben unverhältnißmäßig jung. 10. Seiler und Gärtner leiden durch ihre gebückte Stellung. 11. Pflasterer sind Lendenschmerzen unterworfen, die mit den Jahren zunehmen, erreichen aber ein hohes Alter.

II. Gewerbe, die innerhalb des Hauses betrieben werden.

13. Schneider sind, ungeachtet ihrer beschränkten Atmosphäre und schlechten Stellung, schweren Krankheiten nicht unterworfen, erliegen aber gewöhnlich Magenbeschwerden und der Schwindsucht. Derbe gesunde Gestalten sieht man unter ihnen nicht; der nachtheilige Einfluß ihres Gewerbes zerstört jedoch die Gesundheit nicht plötzlich, sondern untergräbt sie allmälig. Von 22 Schneidern in Leeds hatte nicht einer das Alter von Sechzigen erreicht; 2 waren über die Funfzig hinaus, und von den übrigen waren nur 2 Vierzig alt geworden. 14. Putzmacherinnen und andere Personen, die sich mit ähnlichen weiblichen Arbeiten beschäftigen, sind ungesund und werden selten alt. 15. Tuchmacher, Weber, Spinner sind mehr oder weniger gesund, da sie Luft und Bewegung haben. 16. Schuhmacher sind in einer ebenso schlechten Stellung als Schneider. Durch die Unterdrückung der Perspiration und anderer Secretionen wird das Blut unrein und die Gesichtsfarbe dunkel. Eingeweidebeschwerden sind häufig. Wenige Schuhmacher werden alt. 17. Gerber und Lederbereiter sind sehr gesund und erreichen hohes Alter. 18. Sattler lehnen sich viel vorwärts und leiden daher an Kopfweh und Indigestionen. 19. Drucker befinden sich in einer beengten Atmosphäre und haben in der Regel nicht hinreichende Bewegung; ausgenommen sind nur die bei der Presse unmittelbar beschäftigten, die eine gesunde vielfach wechselnde Arbeit haben. Die fortwährende Beschäftigung des Auges mit kleinen Gegenständen schwächt diese Organe. Das lange Stehen bei diesem wie bei andern Gewerben schadet den Verdauungswerkzeugen. Viele Drucker klagen über Kopf- und Magenbeschwerden, wenige genießen einer festen Gesundheit. Schwindsucht ist häufig. Selten sieht man einen Setzer, der über funfzig Jahre alt wird. 20. Buchbinder, eine gesunde Beschäftigung. 21. Bildschnitzer und Vergolder sehen schwach und blaß aus, doch wird ihr Leben durch ihre Beschäftigung nicht auffallend verkürzt. 22. Uhrmacher: Wanduhrmacher gesund und alt, Taschenuhrmacher das Umgekehrte.

III. Beschäftigungen, mit denen Staub, übler Geruch und Gasausdünstungen verbunden sind.

23. Tabackbereiter scheinen von dem in ihrer Atmosphäre schwimmenden Gift nicht zu leiden. 24. Schnupftabackmachen ist dagegen gefährlicher. 25. Leute in Oelmühlen sind gewöhnlich gesund. 26. Bürstenbinder erreichen ein hohes Alter. 27. Stallknechte und Stallaufseher athmen viel Salmiakgas ein, sind stark und gesund und kommen zu hohem Alter. 28. Leimsieder, obgleich dem abscheulichsten Gestank ausgesetzt, sind frisch und gesund und stark. 29. Seifensieder, gleichfalls einem lästigen animalischen Geruch ausgesetzt, erreichen ein hohes Alter. Bei der großen Pest in London wurde bemerkt, daß diese Classe bei weitem weniger zu leiden hatte, als andere Personen. 30. Lohgerber, sehr stark und immer frei von Schwindsucht. 31. Müller athmen eine mit Mehl überladene Atmosphäre, sind blaß und kränklich und erreichen selten ein hohes Alter. 32. Malzer können nicht lange leben. 33. Papiermacher können, wenn sie altern, den Staub, der bei dem Lumpenzerschneiden entsteht, nicht ertragen. Durch die Nässe und die übrige Mühlenarbeit leiden sie wenig; sie leben lange. 34. Maurer sterben gewöhnlich vor 40. Sie athmen Theilchen von Sand und Staub ein, heben schwere Lasten und sind meist unmäßig. 35. Bergleute sterben vorzeitig. 36. Kupfergießer leiden durch das Einathmen des verflüchtigten Metalls. Bei dem Gießen des Messings besonders ist die Verflüchtigung des Zinkoxyds sehr groß. Sie erreichen selten 40 Jahre. 37. Auch die Kupferschmiede leiden viel von den feinen Kupfertheilchen, die von dem unvollkommen verflüchtigten Metall aufsteigen, sowie von dem Dampf des Zinks. 38. Zinngießer sind dem Dampf des salzsauern Ammonium und den Schwefelausströmungen der Kohlen ausgesetzt, die sie brennen. Diese Ausdünstungen scheinen indessen weniger schädlich als unangenehm zu sein; gewöhnlich sind diese Leute gesund und erreichen ein ziemlich hohes Alter. 39. Bleigießer sind dem verflüchtigten Bleioxyd ausgesetzt, das während des Gießens emporsteigt; sie sind kränklich und leben nicht lange. 40. Stubenmaler sind ungesund und erreichen kein hohes Alter. 41. Chemiker und Arbeiter in Laboratorien sind kränklich, oft schwindsüchtig. 42. Töpfer, bei denen besonders die Poren der Haut afficirt sind, werden paralytisch und leiden an Verstopfungen. 43. Hutmacher, Specereihändler, Bäcker und Kaminfeger leiden gleichfalls durch die Poren, aber die Krankheiten, welche durch die Reizbarkeit derselben veranlaßt werden, sind nur bei der letzten Classe gefährlich. 44. Färber gesund und von hohem Alter. 45. Brauer verbergen unter einem kräftigen und oft blühendem Aussehen chronische Krankheiten des Unter-

leibs besonders Verdickungen des Venensystems. Wenn diese Leute zufällig verletzt werden, so sind ihre Wunden schwer zu heilen. 46. Köche und Conditors haben mit bedeutender Hitze zu kämpfen. Köchinnen sind weniger gesund als andere Dienstmädchen. Ihre Verdauungswerkzeuge sind häufig in Unordnung, sie klagen über Kopfweh und sind von außerordentlich reizbarem Temperament. 47. Glasarbeiter sind gesund; Glasbläser sterben oft plötzlich.

IV. Kaufleute, Beamte und Gelehrte.

48. Krämer und Ladendiener leiden durch Mangel an Luft und an Bewegung. Sie sind blaß, verdauen schlecht und klagen über Kopfweh. Sie schleppen ein trauriges Leben hin, sterben vor der Zeit und hinterlassen eine Nachkommenschaft, die ihnen gleicht. 49. Handelsreisende sind genöthigt, täglich mehr hitzige Getränke zu sich zu nehmen, als die Natur erfodert. Die Folge ist, daß, ungeachtet ihres thätigen Lebens, wenige dasselbe 30, ja nur 20 Jahre aushalten, denn wenn der Trinker nicht plötzlich durch Apoplexie oder eine andere Krankheit des Gehirns hingerafft wird, so droht ihm die Wassersucht und die aufgeschwellene Masse sinkt in ein frühes Grab. 50. Kaufleute und Manufacturbesitzer, wenn sie sich nicht zuviel in ihren Zimmern einschließen oder schädlichen Staub und Ausdünstungen von den Manufacturen einsaugen, führen eine recht gesunde Lebensweise. Nur kommt bei ihnen zu den physischen Krankheitsursachen oft eine noch viel nachtheiligere geistige: Gemüthsunruhe. Wenn wir in den Straßen großer Handelsstädte gehen, werden wir durch den eiligen Gang und die sorgenvollen Mienen aller dieser wohlgekleideten Männer überrascht; daß übertriebene Anstrengung nicht blos den Körper, sondern auch die für ihr Geschäft so nothwendige geistige Kraft schwächt, scheint unsern Kaufleuten nicht einzufallen. 51. Baumeister, Feldmesser u. s. w., obwol oft an den Tisch gefesselt, haben doch noch öfter Veranlassung zu freier Bewegung und sind daher selten ungesund, außer bei unregelmäßiger Lebensart oder Schwelgerei. 52. Geistliche haben eine ähnliche Abwechselung von Studium und äußerer Uebung. Die letztere ist indessen für kräftige Männer nicht hinreichend; und da ihr Stand die Theilnahme an manchen mit körperlicher Anstrengung verbundenen Vergnügungen verhindert, so sind Congestionen des Venensystems in den Eingeweiden häufig. Geistliche, die lange und mit Heftigkeit reden, sind gleich Schauspielern, Sängern und Personen, die Blaseinstrumente spielen, Brustschmerzen, dem Blutspeien und Luströhrenkrankheiten unterworfen. 53. Aerzte und Chirurgen sind durch ihre Lebensweise, nächtliche Ausgänge, unregelmäßiges Essen und dergl. nicht so gefährdet, als man gewöhnlich glaubt. Gemüthsunruhe ist schädlicher als Abbruch des Schlafs. Dennoch sind im Allgemeinen Aerzte nicht gesund und unter den Studirenden herrscht eine außerordentliche Sterblichkeit. 54. Schreiber, Buchhalter u. s. w. leiden durch beengte Atmosphäre und anhaltendes Sitzen. Obwol hierdurch nicht leicht eine entschiedene Krankheit veranlaßt wird, so leidet doch die Gesundheit, die Constitution wird geschwächt und das Individuum bleibt sein Leben lang kränklich. 55. In Schulen sind die Kinder gewöhnlich viel zu sehr zusammengedrängt, wodurch die Luft verdorben wird. Die Kinder werden täglich viele Stunden lang in einem Zustande gehalten, der so bewegungslos ist, als die Lehrer dies irgend erzwingen können. Statt, daß jetzt kaum 2 oder 3 Stunden zum Spielen übrig bleiben, sollten nur 2 oder 3 Stunden des Tages zur Arbeit bestimmt werden. Ein Kind stundenlang in einer festen Stellung zu halten, ist eine abscheuliche Tyrannei und der grausamste Zwang der Natur. Auch die Geistesanstrengung an und für sich schwächt die Körperkraft. Das Lernen verzehrt die Nervenenergie, die für den Körper nothwendig ist. Skrophulöse Krankheiten entwickeln sich, und die Constitution wird oft für das ganze Leben untergraben. Bei Mädchen ist die Hauptursache der meisten Krankheiten Mangel an Bewegung. 56. Studirende, Gelehrte und höhere Beamte sind selten gesund. Vieles Sitzen, Mangel an Bewegung, Ehrgeiz untergraben die Gesundheit. Schon die Stellung, in welcher der Studirende den größten Theil des Tages zubringt, ist offenbar schlecht. Vorwärts gelehnt hält er die meisten Muskeln ganz unthätig, athmet unvollkommen und unregelmäßig und nimmt sein volles Quantum Luft nur ein, wenn er seufzt! 178.

Lesefrüchte.

Jacobus de Teramo.

Man hat vielfach, und auch früher in d. Bl. Jacob Palladino, Erzbischof von Florenz, als Verfasser von: „Lis Christi contra Belial, seu processus judiciarius etc.“ angegeben. Allein nicht der genannte Palladino, sondern Jacobus de Teramo (de Trani et Ancarano), Erzbischof von Taranto, Bischof von Florenz und Spoleti (geb. 1349, starb 1417), ist Verf. dieses Werkes. (S. Tiraboschi, „Stor.“, VI, 1, S. 232.) Das Buch sollte kein Roman sein, sondern das rechtliche Verfahren, wie es sich bei den geistlichen Gerichten gestaltet hatte, darstellen. Die erste Uebersetzung erschien bei G. Zeiner zu Reutlingen 1472 in Folio. Der Uebersetzer ist unbekannt. Jakob Ayrer hat das Original unter dem Titel: „J. de Ancarano Processus Luciferi contra Christum“ (Hanau, 1611), mit Anmerkungen herausgeben. Er hat aber auch eine Uebersetzung und beziehungsweise Ueberarbeitung für Deutsche geliefert, welche zuerst unter dem Titel: „Historischer Processus juris B. contra J.“ zu Frankfurt 1597 und zuletzt zu Marburg und Frankfurt 1716 erschien. Das Original ist für den Processualisten von Bedeutung.

Jouy.

Jouy's Sittengemälde, wie er sie in seinem „Hermite de la chaussée d'Antin“ u. A. aufgestellt hat, zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung und einen leichten gefälligen Styl aus. Seine Schriften sind voller Geist und Gefühl; er fesselt und reißt den Leser unwillkürlich hin. Bald ist er leicht, flüchtig, und wirft seine Gesellschaftsskizzen mit einer bezaubernden Leichtigkeit hin, welche zuweilen an Frivolität grenzt; bald ist er ernst, streng und malt mit keckem satyrischen Pinsel. Er führt uns in das Innere der Häuser; er zieht den Schleier weg, der die Laster und Lächerlichkeiten aller Classen der menschlichen Gesellschaft bedeckt. Er geleitet uns in die Umgebungen der Hauptstadt Frankreichs und mischt die frischesten, lebendigsten Farben, um uns seine Landschaften, die Sitten und Gebräuche seines Landes in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Bald irren wir mit ihm in dem schönen Thale von Montmorency, unter dem Schatten der Eichen, die so alt sind wie die Felsen, in welche sie ihre Wurzeln eingeschlagen haben; bald führt er uns auf die Boulevards, um uns das Elend und die Freuden des menschlichen Daseins zu zeigen; bald heißt er uns in die Geschichte vergangener Zeiten blicken und läßt uns Gemälde sehen, die denen unserer Tage ganz entgegengesetzt sind; bald bespricht er die Geschichte unserer Zeit mit alle dem Feuer eines Vaterlandsfreundes. Nichts ist anziehender, als einen Tag mit diesem geistreichen Schriftsteller hinzubringen, mit ihm in ein Kaffeehaus zu treten, wo er alle Welt kennt, ihn die politischen und literarischen Neuigkeiten besprechen zu hören, ihm in das Theater zu folgen, seine bittere Klage über den Verfall der Kunst zu vernehmen. Allein wir sind der Stadt und ihrer Freuden und Leiden müde; wir finden das Thal von Montmorency zu einsam, das Schauspiel der tollen Menge langweilt uns und im Nu versetzt uns die Zauberruthe unsers Eremiten an die reizenden Ufer der Rhone, umgibt uns mit dem entzückenden Gebüsch, wo sich einst Petrarca und Laura sahen und von der Wonne sich unterhielten, welche sie von dem Wiedersehen in den Gefilden Elysiums erwarteten; er zeigt uns die Quelle, welche ihren Durst stillte, und die Grotte, wo sie ihre Frühlingsmorgen hinbrachten, von den aromatischen Düften umweht, welche die blühenden Gesträuche und die mit glänzenden Thautropfen geschmückten Kräuter verhauchten. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 228. — 16. August 1831.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 227.)

Lehrreich ist es jedoch, über diese Ereignisse noch andere Zeugnisse und zunächst Philipp II. selbst zu hören.

1) Schreiben Philipps II. an den Vicekönig von Neapel, den Herzog von Alcala, über die Verhaftung des Don Karlos.

Wir haben die Verhaftung unsers geliebten Sohnes anbefohlen, und solche Veränderung hinsichtlich seiner Lebensweise, Unterhaltung, Hofstaat u. dgl. vorgenommen, daß es passend ist Euch davon zu benachrichtigen, damit Ihr wisset, der Beschluß sei gefaßt aus gerechten Gründen und sehr dringenden Ursachen. Nach den uns obliegenden Pflichten mußten wir dies Mittel ergreifen, denn wir sind überzeugt, es sei das angemessenste und zweckmäßigste für den Dienst Gottes und die öffentliche Wohlfahrt u. s. w.

2) Als der Kaiser (wie Fourquevaulx oben ganz richtig bemerkt) die von Philipp ertheilte Auskunft ungenügend fand, gibt dieser seinem Gesandten in Wien am 20. Mai 1568 neue Anweisungen. Sie enthalten aber ebenfalls nur allgemeine Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgründe und gewähren keine neue Aufklärungen. Als der Kaiser nicht antwortete, ward Philipp verdrießlich und sagte: er habe ihm (vielleicht ein ander Mal) deutlich geschrieben, daß Karlos aus vielen und guten Gründen nie die Haft verlassen, oder seine Tochter heirathen werde.

3) Dem Herzoge von Alba schreibt Philipp über den Tod seines Sohnes: Da es Gott gefallen hat den Prinzen, meinen sehr geliebten Sohn, zu sich zu nehmen, so können Sie ermessen, in welchem Schmerz und welcher Traurigkeit ich mich befinde. Er starb den 24. Julius auf christliche Weise, nachdem er noch 3 Tage zuvor die heiligen Sakramente empfangen, und Reue und Buße gezeigt hatte, welches Alles mir in dieser Noth zu Trost und Erleichterung dient. Denn ich hoffe, daß ihn Gott zu sich gerufen hat, damit er immerdar bei ihm sei und daß er mir seine Gnade und Beistand gewähren wird, damit ich den Schmerz mit christlichem Herzen und Geduld ertrage und überstehe.

Nächstdem ordnet Philipp noch Todtenmessen und Gebete an, für die Seele seines Sohnes und für den Fortgang seiner Angelegenheiten zum Dienste Gottes.

4) Karl IX. schickte den Herrn von Tremouille nach Madrid, um dem Könige Philipp sein Beileid über den Tod des Don Karlos zu bezeigen. In der Anweisung für den Gesandten vom 26. September 1568 heißt es, nachdem der Prinz gelobt worden: der König ist überzeugt, daß seine katholische Majestät sehr große Trauer empfindet; denn außerdem daß ihn die Schuldigkeit eines guten Vaters verpflichtet, zu beklagen, daß er seinen einzigen Sohn in dem Augenblicke verlor, wo er Hülfe von ihm erwarten sollte, muß man glauben, daß die Art, wie er ihn verlor, den König schmerzen muß und er dadurch schwer betrübt ist. — Nach dem Könige wird der Gesandte auch der Königin seine Aufwartung machen und ihr gleiches Zeugniß ablegen von der Trauer, welche der König Karl IX. und die Königin über den Tod des Prinzen empfinden. Außerdem aber auch weil ihre Majestäten wußten, daß die Königin Isabelle dem Don Karlos besonders zugethan war und von ihm Trost und Zufriedenheit hatte.

Diese Worte einer durch die Ministerien entworfenen, in die Akten gekommenen Anweisung dürfen auf keine Weise wider Philipp und Isabelle ausgelegt werden: sie wollen nur sagen, daß der an Wahnsinn sich anreihende Tod des Sohnes den Vater schmerzen mußte und die Königin nicht in Feindschaft mit Karlos lebte, wie man aus einigen mitgetheilten Aeußerungen über Heirath und Thronfolge herausklügeln könnte. Im höchsten Grade thöricht wäre es endlich gewesen, dem Gesandten Worte in den Mund zu legen, die spitzig auf Mord und Ehebruch hingedeutet hätten.

5) Unter den Handschriften der pariser Bibliothek findet sich folgende gleichzeitige Erzählung eines Ungenannten über die Verhaftung des Prinzen Don Karlos. König Philipp kam später als in andern Jahren vom Escurial zurück und befahl am 18. Januar 1568 insgeheim den Kammerherren des Prinzen, dem Grafen Lerma und Don Diego de Mendoza, sie sollten die zu dessen Wohnung führenden Thüren in nächster Nacht offen lassen und sich mit ihm unterhalten, damit er nicht einschlafe. Drauf hieß der König seinen Adjutanten Santorio und Barnate Nägel und Hammer nehmen, und ging Abends um 11 Uhr ohne Licht und im Hauskleide zum Prinzen. Mit

ihm waren außer jenen Adjutanten nur 4 Personen: der Herzog von Feria, Ruy Gomez, der Prior Antonio und Don Louis de Quexada. Als sie eintraten, sprach der Prinz mit seinen Kammerherren, den Rücken gegen die Thür gewendet. Bevor Karlos ihn bemerkte, nahm der König Schwert und Dolch von seinem Bette und gab beides dem Santorio. Jetzt es gewahrend, stand der Prinz vom Bette auf und fragte bestürzt seinen Vater: ob er gekommen sei ihn des Lebens oder der Freiheit zu berauben. Der König antwortete: weder des Einen, noch des Andern; beruhige dich. Als er aber den Adjutanten befahl, die Fenster zuzunageln, gerieth der Prinz in solche Leidenschaft, daß er sich in ein großes Feuer stürzen wollte, was im Zimmer brannte, aber der Prior Antonio hielt ihn zurück. Nun rannte er auf gewisse Leuchter los, welche aber gleich allen ähnlichen Dingen fortgebracht wurden. — Jetzt fiel Karlos seinem Vater zu Füßen und bat, er möge ihn umbringen: der ihm aber mit seiner gewohnten Mäßigung wiederholte, er möge sich beruhigen, und ihn ins Bett zurückführen ließ. — Alle Koffer und Schriften wurden ebenfalls hinweggebracht, und der Prinz jenen 4 Männern, insbesondere aber dem Herzoge von Feria, als Anführer der königlichen Leibwache, übergeben, und ihnen das eidliche Versprechen treuer Bewachung abgenommen.

Montag den 19. berief der König die verschiedenen Behörden seiner Reiche, gab jeder besonders Rechenschaft vom Geschehenen, und sagte ihnen: es sei nothwendig und nützlich gewesen, wie sie zu seiner Zeit weiter erfahren würden. Auch die Landschaften erhielten eine Benachrichtigung.

Jenen 4 Männern verblieb die Bewachung des Prinzen bis zum 25., da übertrug sie der König dem Ruy Gomez allein und gesellte ihm 6 Edelleute zu, von denen täglich 2 den Dienst übernahmen. Dem Prinzen ist nur eine Stube geblieben, der Thurm geheißen, ohne Kamin (camino), mit hohen, kleinen, vergitterten Fenstern. Die übrigen Zimmer sind dem Ruy Gomez eingeräumt worden, und damit er bequemer seinem neuen Geschäfte obliegen könne, hat der König gewollt, daß er seine Gemahlin zu sich nehme.

Die Gründe der Verhaftung des Prinzen mißt man hauptsächlich einer Krankheit des Gehirns und der Verzweiflung über strenge Aufsicht bei; denn man hatte Anzeichen, daß er Spanien verlassen wollte. Dann fügt man hinzu, er sei von diesem Plane weiter gegangen und habe die Absicht gehegt, durch den Tod des Vaters dessen Staaten an sich zu reißen. Ferner heißt es: er sei Willens gewesen, nach Portugal und von da nach Flandern zu gehen. Für diesen Zweck habe er Viele durch ihr Wort gewonnen, das Geheimniß aber nur dem Don Juan von Oestreich und etwa noch dem Marchese von Pescara anvertraut, deren Einer es vielleicht dem Könige, jedoch wol schon 4 Monate früher, verrieth.

6) Antonio Perez erzählte dem Parlamentsrathe du Vair in Paris: die Verhaftung und der Tod des Don Karlos sei herbeigeführt worden durch seine boshafte, zu Unruhen geneigte Natur; durch den Verdruß über seines Vaters Verheirathung mit der Anfangs ihm bestimmten französischen Prinzessin; durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er seine Unzufriedenheit an den Tag legte, welches seinem Vater Gelegenheit zu Argwohn und einigen Flandrern zu dem Versuche gab, ihn für sich zu gewinnen und an die Spitze ihres Aufstandes zu stellen.

König Philipp gewann den Don Juan von Oestreich und trug ihm auf, den Unzufriedenen zu spielen und das Vertrauen des Prinzen zu erwerben. Dies geschah mit so vieler Ausdauer und Kunst, daß es endlich dem Prinzen entschlüpfte zu sagen: er habe einen großen Feind. Bin ich nicht, fuhr Karlos fort, der elendeste Mensch meines Standes, der jemals lebte? Gehalten wie ein Sklave, ohne Antheil an den Geschäften, ohne Ansehn und Thätigkeit, wodurch ich mich zum Regieren fähig machen könnte. Es ist nothwendig, mich aus den Händen meines Vaters zu befreien und mich in die Arme meiner flandrischen Freunde zu werfen, die meinen Beistand verlangen.

Nachdem der König dies erfahren, rathschlagte er mit Eboli, Mora und einem Andern, welche Maßregeln man ergreifen solle. Je mehr aber jener darauf bestand, Hand an den Prinzen zu legen, desto mehr suchten diese seinen gerechten Zorn zu mäßigen, weil sie (anderer Gründe nicht zu erwähnen) fürchteten: welch Versehn der Prinz auch möchte begangen haben, werde er doch zuletzt Verzeihung erhalten und aus der Haft frei hervorgehen. In solchem Falle würden sie sich bei seiner befremdlichen Gemüthsart in der übelsten Lage befinden. Dazu komme, daß schwerlich Jemand die Kühnheit haben werde, sich seiner Person zu bemächtigen. Der König aber wollte sich dessen selbst unterziehen, und da er gehört, der Prinz habe an seiner Thüre ein Schloß, das Keiner als er selbst zu öffnen verstehe, und ich weiß nicht wie viel Waffen und Pistolen in seinem Bette: so ließ er einen seiner Kammerdiener bestechen, um die Art zu zeigen, wie man jene Thüre öffne, und anzugeben, wo die Pistolen versteckt seien. Eines Morgens nun ließ der König (begleitet von Ruy Gomez und einigen Andern) leise die Thür zur Stube öffnen, legte die Hand ans Schwert und zog den Vorhang des Bettes hinweg. Karlos war sehr verwundert; der König aber sagte: er solle ruhig bleiben. Alles, was geschehe, sei zu seinem Besten, um aber den Sinn der Jugend zu mäßigen, müsse der Vater weise sein für sich und den Sohn. Unterdeß entwaffnete man Karlos und ließ ihn ankleiden u. s. w.

Hierauf erzählte Perez weiter: Eboli und die Andern hätten auf Befreiung des Prinzen, oder sofern er schuldig wäre, auf Bestrafung gedrungen, und dies um so eher, da sie gefürchtet hätten, er möchte entfliehen, oder durch Abgang Philipps gar König werden und sie dann arg behandeln. — Da ihn nun Philipp schuldig gefunden, sei Karlos von den Casuistikern und Inquisitoren zum Tode verurtheilt worden; damit aber dieser Spruch nicht zu öffentlich vollzogen werde, habe man ihm 4 Monate lang in jede seiner Speisen ein langsames Gift gemischt!

Dieser Bericht des zweideutigen, dem Könige feindlichen Perez würde wenig Glauben verdienen, selbst wenn er nicht so viel innere Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche zur Schau trüge und durch bessere Quellen widerlegt würde.

(Der Beschluß folgt.)

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Obgleich Recensionen und kritische Referate in literarischen Blättern sich möglichst auf alle Bücher erstrecken, so trifft man doch selten auf Beurtheilungen von Zeitschriften. Woher mag das kommen? Wenn ein Jahr, oder auch nur ein Vierteljahr um ist, so stellt die Zeitschrift einen Band oder mehre und tritt in Reih und Glied, wie ein Buch oder ein Almanach. Warum sollte sie dann nicht bei der äußern Gestalt einem gleichen Schicksal unterliegen, wie ein Buch? die Ehre oder den Schimpf einer Beurtheilung erfahren? Oder ist es gar ein Vorzug, ein Privilegium, eine Immunität, so einer Zeitschrift zu Theil wird, daß sie nicht beurtheilt werden kann? Wenden die andern Zeitschriften, rücksichtlich ihrer Schwester, die alte sprichwörtliche Kirchenvorschrift an: clericus clericum non decimat? Ref. wirft Fragen auf, die Andere beantworten mögen. Seine Absicht ist, wenn nicht eine Zeitschrift zu recensiren, so doch über eine zu referiren. So viele verschiedene Zeitblätter literarischen und belletristischen Inhalts erscheinen in den verschiedenen deutschen Gauen, innerhalb des Bundes und außerhalb desselben, wovon nur die wenigsten zu einer größern Verbreitung und einer nur einigermaßen allgemeinen Kenntniß gelangen. Die meisten zerreiben sich und verkümmern auf den Lesetischen der Speise-, Kaffee- und Trinkhäuser. Wenige Exemplare erreichen die Gunst des Schicksals, gebunden in Leihbibliotheken aufgenommen zu werden und in Privatbibliotheken kommen gar keine, ausgenommen in die des eignen Redacteurs. Armseliges Loos solcher Zeitblätter! und doch enthalten viele von ihnen Aufsätze, Gedichte und Schriftchen bunter Art, die ebenso gut des Besprechens, des Aufhebens und des Wiederlesens werth sind als diejenigen, die das Licht der Welt in Büchern eingereiht erblicken und, durch Pappdeckel und vielleicht gar durch einen Lederrücken geschützt, einer gewissen Fortdauer sich erfreuen. Möchte die Zeitschriften wenigstens die Gunst oder Ungunst einer Erwähnung in kritischen Blättern treffen und in diesem Wege der Name derselben und das Gedächtniß manches bemerkenswerthen Bruchstücks daraus auf längere Zeit erhalten werden. Die Zeitschrift, deren Ref. zunächst gedenken will, gehört nun eigentlich nicht in die Zahl der unbekannten oder wenniggenannten, dennoch ist sie, den umfangsreichen Markt ihrer Heimath ausgenommen, in den andern deutschen Ländern verhältnißmäßig wenig verbreitet. Ref. meint die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode", von welcher der Jahrgang 1830 ganz und der diesjährige in den bis jetzt erschienenen Heften vor ihm liegt. Ihr Inhalt im Allgemeinen ist dem ähnlicher Zeitschriften gleich und bekannt genug, um nur kurz angegeben zu werden. Novelle, Gedicht, Reisebeschreibung, kleine wissenschaftliche Aufsätze über Gegenstände, die im Gesellschaftszimmer besprochen werden können, wechseln mit Theaternachrichten, kurzen, kritischen Anzeigen neu erschienener Bücher und Beschreibungen modischer Anzüge ab, welche letztere jedoch nur einen bescheidenen Theil des Blatts einnehmen, insofern dieselben zur nähern Verständlichung der Modebilder nothwendig sind. Was nun die Modebilder selbst betrifft, so sind sie die schönsten, die Deutschland liefert; die pariser stehen ihnen nach, nur die englischen, wie sie sonst Ackermann seinem Journal beifügte, sind vielleicht vorzüglicher. In den vorliegenden 17 Monatsheften hat Ref. die Erzählung eines Ungenannten: „Kynast", angesprochen. Es wird darin die bekannte Sage von dem abenteuerlichen Ritt auf der Mauer des schlesischen Bergschlosses mit einem kleinen, gesellschaftlichen Ereigniß in dem naheliegenden Warmbrunn auf eine ungezwungene Art in Verbindung gesetzt und die alte Fabel etwas abweichend von der gewöhnlichen Weise mit einer harmlosen, heitern Ironie erzählt, welche für solche Geschichten wohl passend ist, wenn sie mit Maß und der rechten Laune angewandt wird. Da die wüsten Schlösser sich eines immer mehr zunehmenden Besuchs erfreuen, so sollte man die alten Sagen nicht vernachlässigen; um aber die leeren, düstern Räume anmuthig zu beleben, dazu dient die ironische Erzählungsart dieser Mordgeschichten wol am füglichsten. Indem einmal von alten Erzählungen die Rede ist, gedenkt Ref. einer zipser Sage, die das diesjährige Januarheft der Zeitschrift mittheilt. Viele Leser werden darin nicht ungern die frühesten Anklänge deutschen Lebens in ungarischen Bergschluchten und Forsten finden. Die Sage ist „Die feurige Fuchtel" überschrieben und erzählt die glücklichen Begebenheiten eines deutschen Jünglings, der in seiner zipser Heimath viel plötzliche Angst ausstehet, dafür aber auch plötzlich reich wird. Unter den Gedichten zeichnen sich die von A. von Maltitz aus. Ihnen allen ist der Stempel dieses Dichters aufgedrückt: tiefes Gefühl und kraftvoller, gedrängter Ausdruck des Gedankens, neben der überall sich durchdrängenden Wehmuth, die aus einer düstern Ansicht des Lebens entsteht. Ein Sonnet von ihm aus dem diesjährigen Februarheft hier mitzutheilen, kann Ref. sich nicht versagen, selbst auf die Gefahr hin, sich dem Vorwurf auszusetzen, ein anderes Journal durch Ausschreiben gleichsam decimirt zu haben.

Die Schriftdeuterin.

Du weißt den Grund der Seelen zu enthüllen
Aus unsrer Schrift geheimnißvollem Zuge,
Wo jeder von uns übt den letzten Willen
Und wir nicht ganz gerüstet sind zum Truge.
Tief dringt dein Blick, der prüfend seelenkluge,
So manches Blatt entflöhe gern im Stillen,
Vielleicht, daß darum jene der Sibyllen
So schnell verwehten in des Windes Fluge.
Wer je geliebt, der kennt des Auges Lüge
Des Schädels Formen täuschen meist den Späher,
Das Antlitz trägt nur unsers Schicksals Falten.
In Hirn und Herz nur gibt es tiefe Züge.
Sei längst sein Geist, sein Mund der Wahrheit Schmäher,
Des Menschen Hand will noch zurück sie halten.

Die in der Zeitschrift enthaltenen kritischen Anzeigen neuer Bücher scheinen Ref. etwas leicht und oberflächlich gearbeitet zu sein; doch da diese Kritik zunächst für die Toilettentische bestimmt ist, so mag sie in sofern ihrem Endzweck entsprechen. Die Beilage, um die seit 2 Jahrgängen die Zeitschrift vergrößert worden, enthält buntscheckige Notizen, die aus verschiedenen andern Blättern in flüchtigen Excerpten zusammengeworfen werden. Verdienst ist bei dieser Arbeit nicht, vielleicht interessirt aber die Beilage eine gewisse, zahlreiche Classe von Lesern, und Leser finden ist ja das Ziel, dem man nachstrebt. 58.

Jeremias der Volkscomponist. Eine humoristische Vision aus dem 25. Jahrhundert von Gustav Nicolai. Berlin, Wagenführ. 1830. 8. 6 Gr.

Der Verf. hat eine Satyre auf die Zeit oder vielmehr auf den Musikzustand derselben schreiben wollen, aber hätte er es doch bei dem Wollen bewenden lassen, denn zur Ausführung fehlen ihm nicht nur alle nöthigen Geistesgaben, welche eine gute Satyre ausmachen, als da sind Witz und Humor, sondern es gebricht ihm auch an dem jedem Satyriker unerläßlichen Standpunkt des Darüberstehens über seinem Gegenstand. Wenn er daher im Einzelnen statt jener Geistesgaben des Witzes und Humors nur platte berliner Redensarten und Gassenhauer aufgreift, um damit ganz abgeschmackte und längst verbrauchte Effecte hervorzubringen, so erscheint er im Ganzen, wo er sich zu jenem Standpunkt des Satyrikers nie aufschwingen konnte, nur als ein übelgesinnter Pasquillant. Dazu ist sein Talent der Darstellung und Explicirung überhaupt so schwach, daß man in seiner ganzen Schrift kaum einmal recht weiß, was er will und worauf er mit dem Aufwand von Gemeinheit, die er sich anzuhäufen bemüht, eigentlich hinausgeht. Er sagt in der Vorrede: „Wer nicht im Stande ist, die Sache von der Person zu trennen, wer einseitig befangen einem oder dem andern Modecomponisten der Zeit huldigt, wer Diejenigen mit glühendem Haß verfolgt, die seiner Ansicht entgegensind, der betrachte dies Büchlein als ein noli me tangere". Wenn es sich nur um An-

ſichten darin handelte! Ref. aber iſt bei dem beſten Willen nicht im Stande geweſen, irgend einen ideellen Zuſammenhang in dieſem Pasquill zu entdecken oder auch nur eine Spur davon wahrzunehmen, daß die darin vorkommenden gehäſſigen Inſinuationen und Perſönlichkeiten einen Gegenhalt an wirklichen Kunſtanſichten hätten. In den Figuren und Perſonen, welche in dieſer Farce burlesk abgeſchildert werden, ſcheinen lebende Künſtler, beſonders berliner, portraitirt werden zu ſollen, aber die Charakteriſtik iſt ſo unſtätig und in die niedrigſten Sphären hinüberſpielend, daß Niemand, auch ſelbſt der mit Recht Perſiflirte nicht, nöthig hat, ſich darin wiederzuerkennen. Hinundwieder könnte es gar ſcheinen, als habe der Verf. in ſeinem Hauptheldeu, dem Volkscomponiſten Jeremias, den unſterblichen Weber perſiflliren wollen, und das Stralende zu ſchwärzen, wäre eines ſolchen Verfaſſers ganz würdig; aber wir unterdrücken dennoch lieber dieſe Vermuthung, weil ſie uns zu ſehr anekelt. Worauf wollte aber der Verf. nur hinaus oder wen wollte er damit treffen, wenn er in dieſem Jeremias — den die berliner Schuſterjungen anſtehen würden für ihren Collegen anzuerkennen — und in ſeinen ihn umgebenden Freunden und Verehrern das liederlichſte Geſindel ſchildert, das nicht nur nach den geſellſchaftlichen Sitten unſers Jahrhunderts unter der Beſprechung iſt, ſondern auch hoffentlich nach denen des 25. Jahrh. ebenfalls. Jeremias, der große Volkscomponiſt, der gefeierte Held ſeiner Zeit, der durch ſeine Oper „Der Volksteufel" beſonders Furore gemacht, „ein kleines, dürres, bäckerbeiniges, abgelebtes Männlein, einige und dreißig Jahre alt, ſchwarz gekleidet, blaß, bartlos, mit dünnen, glatt heruntergekämmten graublonden Haaren, hohlen, blaßblauen Augen und einer grünen Brille auf der magern Naſe", dieſer Held des Verfaſſers endigt zuletzt in einer Goſſe, in die er, in der Betrunkenheit einem Freudenmädchen nachlaufend, gefallen, und in der ihn einer ſeiner größten Verehrer, der Muſikenthuſiaſt Lumpenknote, unwillkürlich todttritt. Oho, jam satis! Ref. ſpricht in d. Bl. gern ſeine Anſicht über Literatur aus, weil er ſich hier in anſtändiger Geſellſchaft befindet, und eben darum wird er ſich hüten, von dem unſaubern Inhalt dieſes Büchleins, der nicht vor die Ohren anſtändiger Geſellſchaft gehört, weiter Etwas verlauten zu laſſen. Es thut uns um ſo mehr leid, daß Hr. Nicolai eine ſolche Schrift, in der er nur einen ganz gemeinen Privathaß befriedigt zu haben ſcheint, ſchreiben oder drucken laſſen konnte, da er ſchon früher in ſeinen „Geweihten" bei weitem beſſere Beſtrebungen begonnen hatte. Die Unverſchämtheit iſt aber auf die Spitze getrieben, wenn er zu einer ſolchen Schrift die Worte: Odi profanum vulgus! zu ſeinem Motto wählt. Dieſe Worte paſſen nur in den Mund ſeiner Leſer und Recenſenten, welche ihrem gerechten Unwillen über dies profane Pasquill des Verfaſſers dadurch billig Luft machen mögen. 156.

Maleriſche Reiſe im obern Italien. Von M. Freih. v. Freiberg. München, Lindauer. 1830. 8. 6 Gr.

Wenn irgend Etwas in der Welt Eulen nach Athen tragen heißt, ſo iſt es gewiß das Geſchäft eines Reiſenden, der uns Oberitalien maleriſch zu ſchildern ſich bemüht. Geſchieht dies aber vollends mit Unkenntniß des ſchon Vorhandenen, ſo wird aus einem ſolchen Werke nichts mehr als Maculatur. Dies muß auch das Schickſal der vorliegenden Bogen ſein und wir können ſie mit dem beſten Willen davor nicht retten. Zwar ſind die Briefe, als ſolche, gar nicht übel geſchrieben, und den Empfängern mögen ſie ganz werth ſein; aber wer ſchreibt nicht beſſer als gewöhnlich, wenn er in Italien iſt? Auch Kunſtſinn und ſelbſt eine nicht gemeine Kunſtkenntniß wohnt dem Verf. bei; aber wem iſt dieſe jetzt noch unzugänglich, wenn er einmal nach Italien reiſt? Am ausführlichſten iſt der Verf. über Mailand, aber er thut hier wenig mehr, als Abſchreiben. Mit Mailand fängt ſeine Schilderung an und mit Padua endet ſie. Er beſchäftigt ſich viel mit Malern zweiter und dritter Ordnung und gibt hier einiges Bemerkenswerthe. So bezeichnet er S. 17 ein Bild von Rafael's Vater, Giovanni Sanzio, eine Verkündigung, in der mailänder Galerie, das wir uns nicht erinnern geſehen zu haben und das wir auch noch nirgend erwähnt gefunden. Aus dem Palazzo T., der Gonzagen, bringt er einiges Neue bei. Mantegna's Kunſt hat ihm eine beſondere Vorliebe, und unſers Erachtens mit Recht, abgewonnen. Er gehört durch Strenge und Mühſamkeit den Alten an, und doch keimen in ihm Tizian, Correggio und Bellini, wie der Verf. recht gut ausführt. Nach dieſen einzelnen Anerkenntniſſen kann es ſcheinen, als hätten wir dem Verf. oben Unrecht gethan.

Aber wir tadeln auch nur ſeine Abſicht, Oberitalien maleriſch zu ſchildern. Niemand verlangt nach einer ſolchen Schilderung, Niemand greift danach; denn Jeder weiß, was er darin zu finden hat. Der Verf. hat ſeinem Buch durch dieſen Titel Schaden gethan; es würden ſich eher Leſer dazu gefunden haben, hätte er es, wie es benannt zu werden verdient, als: „Kunſtbemerkungen auf einer Reiſe in Oberitalien" bezeichnet. So ſchadet die Prätenſion des Titels oft auch guten Arbeiten! Der Verf. ſagt S. 18 ſelbſt: „Ich ſchreibe Dir meiſt nur von Kunſt, ich möchte das Schöne als die höchſte Zierde des Lebens, als die Verſinnlichung des Göttlichen, ganz erkennen und mir aneignen. Ich halte auch alle Zerſtreuung von mir ab, damit ich das Kleinod dieſer Ruhe unverletzt bewahre, die für den Samen des Göttlichen am empfänglichſten iſt". Dieſe Verſätze ſind zu loben und zeugen von einer achtbaren Gemüthsrichtung in dem Schreiber. Andere Stellen ſprechen ſeinen offenen Sinn für Schönheit, einige ſeine nicht geringe Kunſtkenntniß und noch andere ſeine ſtyliſtiſche Gewandtheit aus. Nur von der Naturmalerei müſſen wir ihm ganz abrathen: es kommt nichts dabei heraus, ſeine Empfindungen drucken zu laſſen. 25.

Notizen.

Klima von Nordamerika.

Die Meinung, daß durch große Wälder das Klima rauher werde, als die geographiſche Lage an und für ſich bedingte, hat neuerer Zeit manche gewichtige Gegner gefunden. Ueberall, wo die Temperatur von Winden abhängt, welche aus kalten Gegenden her wehen, dürften gerade große Wälder das einzige Mittel ſein, den nachtheiligen Einfluß dieſer Ausſtrömungen zu hindern. So behauptet das „American journal of sciences and arts", daß man, um das Klima von Nordamerika zu mildern, nichts Beſſeres zu thun habe, als ausgedehnte Waldungen anzulegen, die gegen den Nordwind eine Barriere bildeten. 163.

Die Geiſtlichkeit in Irland.

Eine dem Parlament vorgelegte Ueberſicht des Reichthums der biſchöflichen Kirche in Irland liefert merkwürdige Ergebniſſe. Vom Auguſt 1812 zählt man 26 Beförderungen oder Verſetzungen auf Biſchofſtühle, und die meiſten Namen gehören ariſtokratiſchen Häuſern, oder Familien, die Einfluß auf Parlamentswahlen haben. Man kann höchſtens eine einzige Wahl auszeichnen, die blos durch vorleuchtendes Talent entſchieden wurde. Die jährlichen Einkünfte der Erzbiſchöfe werden in folgenden Summen angegeben: Armagh 15,080 Pf. Sterling, Tuam 5548, Caſhel 3500. Von Dublin findet ſich keine Angabe. Die Einkünfte der Biſchöfe ſtehen ſo: Clogher 9000 Pf., Derry über 10,000, Meath 5815, Raphon 5379, Leighlin und Ferns 5000, Oſſory 3000, Dromore 5863, Waterford 5000, Cork 3000, Limerick 2915, Cloyne 2000, Killala 4600. Merkwürdig iſt die große Anzahl gleichnamiger Pfründenbeſitzer, die bald nach der Beförderung eines glücklichen Vetters in einem biſchöflichen Sprengel erſcheinen. 105.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 229. — 17. August 1831.

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich von Raumer.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Ebenso geringen Werthes und wahrscheinlich desselben Ursprungs ist ein Bericht über den Tod der Königin Elisabeth, welcher in der pariser Handschrift gleich nach der soeben mitgetheilten Erzählung über Don Karlos folgt. Es heißt daselbst: Nach dem Tode des Prinzen, auf welchen Philipp nicht blos wegen des Staates, sondern auch deshalb eifersüchtig war, weil man ihm die Königin früher zugedacht hatte, — beschloß jener — sich auch der letzten zu entledigen, und Das, was ihn dazu brachte, war, daß ein Marchese del Pozzo einem Fräulein den Hof machte, und einige Male Nachts in die Wohnung der Königin kam, um jene zu sehen. Als der König dies erfuhr, veranlaßte er, daß einige Edelleute unter seinen Vertrauten sich als Bettler auskleideten und in einer benachbarten Halle schlafen legten. Sie folgten dem Marchese, als er aus dem Palaste kam, und ermittelten, es sei Der, dessen man sich versah.

Das Unglück wollte, daß die Königin später bei einem Ringelrennen ihr Schnupftuch von einem Fenster herabfallen ließ und jener es aufhob. Dies erhöhte den Verdacht, und als der Marchese ein zweites Mal Nachts aus dem Palaste kam, ward er mit den Worten erstochen: Es sterbe der Verräther! Hierüber erhob sich weiter kein Lärm. Der König richtete es ein, daß die Herzogin von Alba, erste Ehrendame der Königin und alte Matrone, eines Morgens zu ihr kam, sie aufweckte und ihr sagte: die Aerzte fänden gut, daß sie eine kleine Arznei nehme, weil sie sonst ihre Frucht nicht erretten könne. Die Königin lehnte dies ab, behauptete, sie habe sich nie wohler befunden, und sie dürfe am wenigsten in ihrem Zustande der Schwangerschaft darauf eingehen. — Als die Herzogin aber auf ihrem Antrage bestand, siehe so tritt der König (welcher nicht weit davon schlief) in seinem Nachtkleide ein, erkundigt sich nach dem Grunde des Streits, gibt Anfangs der Herzogin Unrecht, sucht aber nach Anhörung ihrer Gründe ebenfalls seine Gemahlin zu überzeugen. Sie widerstand lange, bis der König ihr sagte: das Wohl des Staates verlange es also, und ihr selbst den Trank überreichte. Drei oder vier Stunden darauf kam sie vorzeitig mit einem Sohne nieder, dessen Hirnschale ganz verbrannt war, und starb bald nachher.

Glücklicherweise sind Fourquevaulx's genaue Berichte über den Tod der Königin nicht (wie die über Don Karlos) verloren gegangen, sondern zur Widerlegung jener Fabeleien noch vorhanden.

Am 3. Junius schreibt derselbe: Die Königin fühlt, daß ihr Kind sich bewegt, sie war über eine Stunde ohnmächtig. In einem andern Berichte vom 1. August 1568 heißt es: Die Königin hat kein Leiden, oder Schmerzen, ausgenommen wenn sie in Ohnmacht fällt, oder ein Zittern des Arms und linken Beins sie ergreift. Bisweilen muß sie sich auch übergeben.

Am 3. Oktober schreibt er dem Könige von Frankreich: Heute zu Mittag haben wir die Königin von Spanien auf die Weise verloren, wie ich es Ihrer Mutter, der Königin Katharine, beschreibe. Erfüllen Sie, Sire, die Bitte der Verstorbenen, sich dem Willen Gottes zu fügen und sich mit ihrem Gefühl und Glauben zu trösten, sie gehe in das Paradies. Der König Philipp hat sich auf einige Zeit in das Hieronymitenkloster zurückgezogen. Die Leiche der Königin wird morgen im Kloster der Barfüßer beigesetzt, bis man sie in die königliche Gruft bringen wird.

Fourquevaulx's Bericht an die Königin Katharine von Medici von demselben Tage lautet: Möchte doch das traurige Ereigniß, welches ich Ihnen zu melden gezwungen bin, nicht eingetreten sein, hätte ich darüber auch mein eignes Leben verlieren sollen u. s. w. Die Sache ist die. Der irrige Glaube, die Königin sei schwanger, veranlaßte vor einigen Monaten, daß man sie unzählige Mittel zur Erhaltung des Kindes gebrauchen ließ, wodurch aber unglücklicher Weise nur ihre Reinigungen aufhörten, und als sie nun wirklich schwanger ward, ist sie nicht 8 Tage ganz gesund gewesen ohne Uebelkeiten, Ohnmachten und Erbrechen. Von diesen Leiden ward sie in den letzten 3 Tagen so angegriffen, daß Gott sie heut Mittag zu sich rief, nachdem sie ungefähr eine Stunde vorher eine etwa 5 Monat alte, wohlgebildete Tochter geboren hatte, welche auch sogleich getauft wurde. Der König ihr Gemahl hatte sie des Morgens vor Tagesanbruch besucht, wo sie sehr verständig und sehr christlich sprach und von ihm für immer Abschied nahm, sodaß nie eine Fürstin sich besser

und heiliger zeigte. Sie empfahl ihm hierauf ihre Töchter, Eurer Majestät Freundschaft, den Frieden, ihre Dienerschaft, nebst andern Reden, welche Bewunderung verdienten und das Herz eines guten Ehemannes, wie es der König war, zerreißen konnten. Er antwortete mit gleicher Standhaftigkeit, versprach alle ihre Bitten zu erfüllen und fügte hinzu: er glaube nicht, daß ihr Ende so nahe sei. Dann begab er sich (wie man mir gesagt hat) sehr traurig und geängstet in sein Zimmer zurück.

In der Nacht beichtete die Königin, machte ihr Testament, empfing gegen Morgen das heilige Abendmahl und, auf ihr Verlangen, die letzte Oelung. Erst zwischen 5 und 6 Uhr erfuhr ich durch Don Juan Manriquez die große Gefahr und ging sogleich mit Herrn von Lignerolles zur Königin. Sie erkannte uns und sagte mir: Herr Abgesandter! Sie sehen mich im Begriff, diese elende Welt zu verlassen, um in ein andres angenehmeres Reich zu gehen, wo ich immerdar bei meinem Gotte zu sein gedenke. Sagen Sie der Königin meiner Mutter und dem Könige meinem Bruder: sie sollen meinen Tod geduldig ertragen und sich damit beruhigen, daß kein Glück auf Erden mich je so zufriedengestellt hat, als die Aussicht zu meinem Schöpfer zu gelangen. Ich werde dann besser im Stande sein ihnen Dienste zu leisten, und Gott bitten, er möge sie und meine Brüder lange in seine heilige Obhut nehmen. Ersuchen Sie dieselben in meinem Namen, daß sie für ihr Königreich Sorge tragen, damit die dort verbreiteten Ketzereien ein Ende nehmen; ich dagegen werde Gott bitten, daß er ihnen dazu die Mittel verleihe, und sie meinen Tod geduldig hinnehmen und mich für glücklich halten.

Ich gab zur Antwort: Ich hoffe, Euer Majestät werden mit Gottes Gnade noch so lange leben, daß sie zu seiner Zeit sehen, welche Ordnung der König und die Königin in Frankreich gründen, und wie Gott daselbst ihren Wünschen gemäß wird gedient werden. Die Königin erwiderte: Ich wünsche, daß dies geschehen möge, aber nicht daß ich es sehe, denn ich will lieber Das bald sehen, worauf ich hoffe. — Ich suchte ihr so gut als möglich Muth einzusprechen, sie aber sagte: Ihr werdet bald erkennen, wie nahe ich meinem Ende bin. Auch gibt mir Gott die Gnade, die Welt und ihre Größe zu verachten und alle Hoffnung auf ihn und Jesus Christus zu setzen. Niemals hat mir eine Sache weniger Sorge (soucy) gemacht, als zu sterben.

Nach einiger Zeit fragte ich sie: ob sie mir nicht irgend etwas Besonders (quelque particularité) für Euer Majestät aufzutragen hätte? Sie antwortete: Nein! nur möchten Sie, um Gottes willen, sich nicht über ihren Verlust betrüben, denn sie gehe hin zu den Seligen, was das Beste sei, was man ihr wünschen könne. Sie werde Euer Majestät dort erwarten, nachdem Gott dieselben aus den Anstrengungen und dem Elende herausgezogen, welche sie für das Wohl des Königs und seiner Unterthanen ertragen. Sie bitte auch ihren Bruder sich als König und Herr zu zeigen, denn er sei dies seinem Königreiche und seinen Unterthanen schuldig.

Dies und Anderes, was ich vor großer Angst nicht behalten konnte, sagte die Königin; denn ich bedurfte eher des Trostes, als daß ich ihn ertheilen konnte. Aehnlicherweise sprach sie mit Herrn von Lignerolles, und ward dann von ihrem Beichtvater ermahnt, worauf sie als fromme Christin und mit vollem Bewußtsein antwortete, bis etwa eine halbe Viertelstunde vor ihrem Hinscheiden. Dann gerieth sie in Unruhe (travail), welche aber schnell vorüberging, sodaß sie so sanft starb, daß man den Augenblick nicht angeben kann, wann sie ihren Geist aufgab. Doch öffnete sie noch einmal die Augen hell und glänzend, und es schien, als beföhlen sie mir etwas, wenigstens waren sie auf mich hingerichtet.

Bald darauf entfernten wir uns, und ließen Palast, Stadt und Volk in Thränen, denn Alle, groß und klein, beklagen sie als die beste Königin, die sie je hatten oder haben werden.

In der Antwort Karls IX. an Fourquevaulx vom 15. Oktober 1568 und der Anweisung für den Kardinal Guise, den er nach Madrid sandte, um dem Könige sein Beileid zu bezeugen, findet sich auch nicht die leiseste Andeutung eines Verdachts, die Königin sei gewaltsamen Todes gestorben. Katharine von Medici dagegen (vielleicht von sich auf Andere schließend) scheint allerdings einigen Argwohn darzulegen, wenn sie von Fourquevaulx noch genauere Nachrichten verlangt und sagt: Ich bitte Sie aber, sich mit gewöhnlicher Discretion und so zu benehmen, wie Sie es für nöthig und passend halten. Geben Sie sich Mühe, alle Reden zu erfahren, welche über diesen Todesfall geführt werden, um sie uns sogleich mit allem Dem zu melden, was Sie für den Dienst meines Sohnes zuträglich erachten.

Der Gesandte weiß aber in den spätern Berichten seiner frühern Erzählung weder Thatsachen noch Gerüchte hinzuzufügen. Er schreibt blos am 30. Oktober: daß er und Lignerolles allein unter allen Gesandten den König gesprochen hätten. Philipp legte nochmals seinen Schmerz über den Tod der Königin dar, und freute sich, daß der König von Frankreich strenge Maßregeln wider die Ketzer ergreifen wolle.

Den 6. Februar 1569 berichtet der Kardinal Guise: Auf meine Beileidsbezeigungen antwortete König Philipp, er habe kein besseres Trostmittel gefunden, als dasjenige, was Ihre Majestäten angewandt hätten: nämlich das Andenken an das einfache und treffliche Leben seiner Gemahlin und an ihr sehr christliches und glückliches Ende. Alle ihre Diener, Frauen und Mädchen wüßten, wie sehr er sie stets geliebt und wie gut er sie behandelt habe, und der außerordentliche Schmerz, welchen er über ihren Tod empfinde, gebe dafür ebenfalls ein offenbares Zeugniß. — Hierauf lobte er ihre Eigenschaften und Tugenden auf alle Weise und sagte: wenn er eine Frau wählen sollte, würde er wünschen eine solche zu finden.

Den 6. Junius 1573 wurden die Leichen von Karlos und Elisabeth mit großen Feierlichkeiten im Eskurial beigesetzt. Das ganze Volk folgte der letzten und nannte sie eine Heilige.

Wenn ich alle die Urkunden, welche ich hier vorlegte, mit den übrigen bereits bekannten Nachrichten und For-

schungen vergleiche, so bietet sich Stoff genug zu einer langen kritischen Abhandlung. Da indeß der Zweck all dieser Briefe lediglich dahin geht, unbekannte Quellen vorzulegen und ihre Benutzung Andern zu überlassen, oder sie an anderer Stelle vorzunehmen, so genüge es hier folgende Sätze als erwiesen, oder erweislich aufzustellen:

1) Karles hatte von Anfang an eine körperlich schwache und eine geistig bösartige Natur. Das letzte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten.

2) In solchen Zeiten höchster Leidenschaft kann der Haß, welchen er unleugbar wider seinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf dessen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu sagen, wie weit hier eigentlicher Vorsatz, Besinnung und Zurechnungsfähigkeit stattfand.

3) Jedenfalls war Karlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer strengern Aufsicht vorhanden.

4) Er und die Königin sind natürlichen Todes gestorben, und niemals hat auch nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen stattgefunden.

Amerikanische Literatur.

Die englischen Kritiker, welche die Vorurtheile und den nur etwas altfränkischen Dünkel des übrigen John Bull nicht immer verleugnen können, wenn sie über den atlantischen Ozean blicken, haben dem Bruder Jonathan, der sich dort recht behaglich fühlt, oft vorgeworfen, es fehlte ihm an Phantasie, wenn sie auch sonst gegen seine schriftstellerischen Leistungen sich gerecht erwiesen. Es gibt dort nun Leute, die reich genug sind, das dolce far niente zu genießen und ihre Phantasiekraft wachsen zu lassen. Man hat besonders die Bemerkung gemacht, daß aus der Mitte der zahlreichen Rechtsgelehrten und Zeitschriftenherausgeber viele Dichter und Romanschreiber als üppige Schößlinge hervorgesproßt sind. Verdankt doch auch in England die poetische Literatur nicht wenig einer frühen Neigung gegen die Rechtsgelehrsamkeit oder einer beharrlichen Liebe zu den Musen, die selbst in reifern Jahren manchen Jünger der Themis nicht verließ. Die Zeitungsschriftsteller bilden ein, durch Anzahl und Stellung furchtbares stehendes Heer der Presse. Ueber Politik kann man nicht immer schreiben, und so ergießt sich die Dintenflut auf das Feld der Dichtkunst. Das Feld ist nun reichlich angebaut. Ja, wie selbst eine einheimische Stimme uns sagt, die Schreibsucht ergreift ganze Familien, die Furcht, in Büchern besprochen zu werden, macht das Benehmen steif und abgemessen, und junge Mädchen wagen es nicht den Mund zu öffnen, damit nicht ihre Tanten drucken lassen, was sie sagen. An Stoff kann es den Dichtern nicht fehlen. Die Geschichte des Landes, die Sitten und Ueberlieferungen der Urbewohner, die mannichfaltigen Eigenheiten der Abkömmlinge von Europäern sind ein unerschöpflicher romantischer Stoff. Die Schönheit des Landes, seine unermeßlichen Wälder, seine gewaltigen Ströme, seine jugendlichen Gesellschaften, seine entstehenden Städte, Alles erscheint dem dichterischen Auge in tausend anziehenden Gestalten. Und hat Amerika nicht auch seine Alterthümer? Ohne die Spuren von Völkern zu erwähnen, die schon längst von der Erde verschwunden sind, hat doch die älteste Geschichte der ersten Ansiedlungen, zu Elisabeths und Jakobs Zeit ein so ehrwürdiges Ansehen, daß sie wol einen Romantiker fesseln kann, der sich auf dem Schauplatze der Vorzeit ergehen will. Die Geschichte jener Ansiedlungen ist höchst romantisch, von Neuengland bis nach Florida. Wie merkwürdig die Niederlassung englischer Puritaner in Massachussets — Penn's Wanderungen und seine Verhandlungen mit den Indianern — der furchtbar romantische Rachezug, den Gorges gegen Florida unternahm! Selbst der Freiheitskampf mit seinen großen Ereignissen, seinen außerordentlichen Charakteren, seinen furchtbaren Eigenthümlichkeiten, ist jetzt so weit in den Hintergrund der Vergangenheit getreten, daß er zu den Absichten des Dichters paßt. Die Ueberlieferung gibt den Ereignissen noch frische Farben, und die Zeitentfernung hat sie in jenes zweifelhafte Licht gerückt, das den Schöpfungen der Phantasie so günstig ist.

Bei dem Reichthum, den die amerikanische Literatur in diesem Gebiete aufzuweisen hat, war es ein glücklicher Gedanke, das Anziehendste zusammenzustellen. Das Geschäft ist in sorgfältige Hände gefallen. Die geistreiche Maria Russil Mitford, bekannt durch ihr anziehendes Sittengemälde „Our village", hat in den „Stories of american life, by american writers" (London, 1830) eine anziehende Auswahl getroffen, die in 3 Bänden einen großen Reichthum mehrer der vorzüglichsten Darstellungen liefert. Die beschriebenen Scenen und die eingeführten Personen, sagt sie, sind so mannichfaltig als die Verfassung, sie umfassen den geographischen Raum von Canada bis Mexico, sie umschließen beinahe jede Stufe der Gesittung, von dem wilden Indianer und dem fast ebenso wilden Jäger in den Wäldern und den Graswüsten (prairies) bis zu dem gebildeten Bewohner der Städte und des Flachlandes. Schade, daß die Herausgeberin nicht jede Geschichte ihrem Verf. zugetheilt hat; sie nennt uns nur im Allgemeinen die beliebtesten Schriftsteller, deren Darstellungen ihr den Stoff zu dieser Sammlung geliefert haben: Verplank, Paulding, Hall, Neal, Barker, Willis, Stone und Fräulein Sedgwick. Unter diesen ist John Neal einer der fruchtbarsten Schriftsteller, der während seines Aufenthalts in England, außer seinem „Jonathan in England", Beiträge zu den meisten Zeitschriften, besonders zu dem „New monthly magazine", lieferte. Seine unruhige Darstellung, seine stürmische Heftigkeit und die Kraft, wozu er sich zuweilen erhebt, sind gleich in der ersten Geschichte der Sammlung: „Otterbay, der Häuptling vom Oneidastamm", nicht zu verkennen. Der Titel der Sammlung hätte einen den anziehendsten Theile ihres Inhalts andeuten sollen, die kräftigen und lebenvollen Schilderungen amerikanischer Landschaften, die wir hier finden, z. B. in der höchst charakteristischen Erzählung: „Das französische Dorf", die uns an die Ufer des Mississippi versetzt, in der nicht minder anziehenden Darstellung: „Unwritten poetry". Wir sehen hier, daß die den englischen Dichtern besonders eigne Sympathie mit der Natur auch auf das Tochterland übergegangen ist.

Das amerikanische Leben wird in dieser Sammlung in 3 verschiedenen Beziehungen geschildert: das historische Leben, oder das Leben vor 60 Jahren, das Leben der Grenzbewohner in den äußersten Ansiedlungen (back settlements), und das städtische Leben, das die Sitten schildert, die man jetzt in Neuyork, Philadelphia und andern großen Städten findet. Diese Sittengemälde sind gerade am wenigsten durch Eigenthümlichkeit anziehend, weil das Leben in diesen Kreisen von dem europäischen nur in Schattirungen abweicht. Die historischen Erzählungen, die uns in die Zeit der ersten Ansiedlungen oder in die Tage des großen Kampfes versetzen, sind dagegen sehr anziehend und mehre derselben ausgezeichnete Darstellungen, z. B. „The country cousin", und „Romance of the border". Die meisten Leser aber werden sich von den malerischen Sittenschilderungen aus den Grenzgebieten des gesitteten und wilden Lebens angezogen fühlen, wie „Pete Featherton", „The rifle", „The sick man cured". Hier finden wir den Menschen in einer ganz neuen Gestalt. Er hat alle Bedürfnisse des gesitteten Lebens, unter allen Entbehrungen des wilden Zustandes, und es ist ein erhebender und erfreulicher Anblick, wie er die Einöden unermeßlicher Wälder und einsamer Graswüsten seinen Neigungen, seinen Gewohnheiten und seinen Bedürfnissen unterthänig macht. Während er

aber die Natur zu seinen Wünschen zwingt, wirkt sie nothwendig wieder auf ihn zurück, und er, der in das wilde Leben Gesittung bringt, wird selber wieder ein Halbwilder. Seine ganze Kraft, durch stete Anstrengung aufgeregt, wird entwickelt, sein psychisches Wesen in die höchste Spannung gesetzt. 106.

Shakspeare's dramatische Werke. Neunter Theil. Zweite Abtheilung. Fortsetzung der Verdeutschung von August Wilhelm von Schlegel. Berlin, Reimer. 1830. 8. 6 Gr.

Die ersten 8 Theile der A. W. Schlegel'schen Uebersetzung der dramatischen Werke Shakspeare's erschienen sämmtlich in einem Jahre, nämlich 1801, der neunte 1810, der zehnte, oder die zweite Abtheilung des neunten Theiles, erscheint jetzt nach einem Zwischenraum von 20 Jahren, wahrscheinlich auf Veranlassung der neuesten den ganzen dramatischen Shakspeare in sich begreifenden Uebersetzung von Benda. Und wer sollte diese Fortsetzung, wie der Titel besagt, ungeachtet der inzwischen gemachten Versuche, nicht höchlich willkommen heißen, da Schlegel vor Allen für ein solches Unternehmen sich eignet, sofern nur wirklich Schlegel der Uebersetzer ist, denn aus dem Titel geht dies nicht klar hervor, und sich nicht ein Anderer unter dieser Maske birgt. Diesmal erhalten wir nur die 1818 bei Perthes und Besser in Hamburg erschienene, freilich hier veränderte und meistens verbesserte Uebersetzung des in dieser Fortsetzung enthaltenen „Königs Heinrich VIII." durch Wolf, Grafen von Baudissin. Wie es damit zugegangen ist, weiß ich nicht; entweder hat der Graf selbst oder Schlegel jene Uebersetzung zum Grunde gelegt, und im letztern Fall ist es mit oder ohne des Grafen Wissen geschehen. Am Epilogus, den ich zuerst las, ist auch nicht eine Sylbe geändert, der Prologus dagegen, einige Verse vor dem Schluß abgerechnet, ganz neu gearbeitet. In der letzten Scene sind die von Baudissin weggelassenen, in mehren Ausgaben eingeklammerten Verse, 17 an der Zahl, hinzugethan. Die erste Scene enthält gegen 120 Verse; hievon sind etwa 20 ganz umgeändert, in etwa ebenso vielen sind kleine, zum Theil ganz unbedeutende Aenderungen vorgenommen. Von den bedeutenden Veränderungen mögen hier einige aus dieser ersten Scene zur Vergleichung stehen. „What four thron'd one's could have weigh'd such a compounded one". Baud.: „Und wären sie's: ob vier Throneigner wol der Doppeleinheit wichen:" Schl.: „Und wären sie's: wo gab's vier Könige Dem Doppelteinen gleich?" Hier scheint weigh'd von Baudissin misverstanden zu sein. „Till the last day Made former wonders its". Baud.: „Bis der letzte Tag Noch höhre Wunder sein hieß". Schl.: „Bis der letzte Tag Die vor'gen Wunder einschlang". Eigentlich: die vorigen Wunder zu den seinigen machte. — Die Rede Norfolk's: „As I belong etc." ist bei Schlegel treuer und richtiger. „One certes, that promises no element In such a business". Baud.: „Einer fürwahr, der kaum die Anfangsgründe Für solch Geschäft versprichts". Schl.: „Nun Einer, wahrlich, der kein Geschick Für solch Geschäft verheißt". Hier hat Schlegel weniger treu, aber richtiger übersetzt, mit Einmischung eines Knapästs. „No man's pye is freed From his ambitious finger". Baud.: „Bleibt doch keine Schüssel Von den ehrsüchtgen Fingern frei". Schl.: „Er muß an jedem Brei Ehrgeizig kochen helfen". Hier ist Baudissin treuer, aber Schlegel drückt den Sinn besser aus. „And he begins A new hell in himself". Baud.: „Und hebt Mit diesem eine neue Hölle an". Ganz falsch! Schl.: „Und er Erschafft 'ne neue Höll' in sich". Nur in seltenern Fällen hat Schlegel falsche oder undeutliche Stellen stehen lassen, z. B. in derselben ersten Scene: „Every man was A thing inspir'd, and not consulting, broke Into a general prophecy". „Ward jeder nicht Vom Geist erfüllt und sprach, unabgeredet, Das allgemeine Prophezein". Eigentlich: und brach ohne Verabredung in die allgemeine Prophezeiung aus. Sprach und unabgeredet sind hier unpaßlich. Bisweilen verdient Baudissin beinahe den Vorzug, z. B. Akt 2, Sc. 3, ist „I know, your back will bear a dutchess" von Baud. durch: „Euer Rücken trägt auch wol den Herzogstitel?" von Schl. durch: „Tragt ihr wol auch die Herzogin?" übersetzt. — Indeß auf jeden Fall sind Schlegel's Veränderungen größtentheils Verbesserungen, und ich würde auch an dem Verfahren, eine gute Uebersetzung zum Grunde zu legen (und die übrigen, z. B. die von Benda, die freilich meistens umschreibend ist, damit zu vergleichen) nichts auszusetzen haben, wenn eben dies Verfahren nur in einem Vorworte aufrichtig erwähnt wäre. 71.

Notiz.

Der Gelehrtenstand in England.

„Die gerühmte Achtung, welche Literatur und Wissenschaft in England finden sollen", sagt ein geachteter Schriftsteller, der nicht ohne Erfahrung zu urtheilen scheint, „ist ein eitles Wort: kein anderer Zweig der Thätigkeit kann weniger belohnt werden als die Literatur. Durch Baumwollespinnen oder Stiefelwichsebereiten kann in England ein Mann Millionen erwerben; aber wenn ein Schriftsteller ein paar hundert Guineen des Jahres durch seine Arbeiten gewinnt, ist Alles verwundert. Es ist ebenso lächerlich als ekelhaft, den Nadelmacher oder Seifensieder in kläglichem Tone von dem Glück oder dem Vermögen reden zu hören, welches dem Gelehrten zufalle; diese Leute betrachten es allen Ernstes als eine sündliche Verschwendung, wenn man für Geistesnahrung ausgibt, was ihrer unvorgreiflichen Meinung nach nur auf die physische Nahrung und etwa auf Nadeln und Talglichte verwandt werden müßte: die Thatsache ist, daß das literarische Gewerbe — denn hier ist von der Wissenschaft nur unter dem Gesichtspunkte des Gewerbes die Rede — in Bezug auf Gewinn in der ganzen Scala menschlicher Thätigkeit das niedrigste ist. Sir Walter Scott, Southey und zwei oder drei Andere, die an der Spitze der Literatur stehen, haben allerdings bedeutende Summen erworben; aber sollten diese eine hinreichende Entschädigung für die Anstrengungen eines ganzen mühevollen Lebens sein? Daß ein erhabener Genius, ein Mann, der so mächtig zu der Verbesserung und Unterhaltung der Menschen beigetragen hat, ein Mann, der sein Leben dem angestrengtesten Studium weiht, um sein Wissen zu erweitern, durch seine Thätigkeit zu einem Vermögen von 40,000 oder 50,000 Pf. St. kommt, ist erstaunlich; aber wie viele Hohlköpfe gibt es, die das Doppelte zusammenbringen, indem sie Zwirnband messen oder Syrup verkaufen? Darüber verwundert sich aber Niemand. Die Zahl der Gelehrten, die in der äußersten Dürftigkeit leben, ist sehr groß; und wirklich mit 3 oder 4 Ausnahmen ist durch literarische Leistungen noch Niemand zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangt. Am besten befinden sich noch Dilettanten; denn diese, die nicht gerade von dem Ertrage ihrer Arbeit leben müssen, können ihre Zeit abwarten, ihren Handel schließen oder aufgeben, wie ihnen dies vortheilhaft scheint. Auch gibt der Umstand allein, daß sie nicht gerade unumgänglich sein Geld bedürfen, in den Augen des Buchhändlers ihnen eine Wichtigkeit, auf die ihre ärmern und niedern Brüder keineswegs Anspruch machen dürfen". Welcher deutsche Schriftsteller setzte nicht hinzu: Tout comme chez nous? auch in Bezug auf die zuletzt erwähnte Eigenheit der Herren vom Handwerk, of the trade, wie der Engländer sagt. Das albernste Geschwätz, wenn es von einem Manne in unabhängiger äußerer Lage, von einem Prediger an der Hauptkirche, einem königlichen Rathe und nun gar von einem Professor zum Kauf ausgeboten wird, findet leicht einen Verleger; während die werthvollsten gediegensten Arbeiten, die aber kein anderes Verdienst haben als das des Talentes oder des Genies, geringschätzig bei Seite geworfen werden. Um Talent, um Genie zu erkennen, muß man aber freilich, wenigstens im niedern Grade, Beides selbst haben; einen Titel kann dagegen Jeder zusammenbuchstabiren, wenn er nur das Abc gelernt hat. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 230. — 18. August 1831.

Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre.

Die Staatswirthschaftslehre hat in England meist eine praktische Richtung genommen. Ihr großer Begründer, Adam Smith, hat, ohne nach genauer und scharfer Bestimmung der Begriffe zu streben, ohne sich in viele Erklärungen einzulassen, durch seine gewandte Darstellung und seine ebenso reichlichen als treffenden Erläuterungen zu einem klaren Verständnisse der wichtigsten Momente, von welchen der Reichthum eines Staates abhängt, hingeleitet. Seine gelungenen Bemühungen gingen eher dahin, praktische Fragen überzeugend zu lösen, als ein vollkommenes System zu gründen; und es gibt wol keinen moralischen oder politischen Schriftsteller, der in seinen Lesern eine so genügende Ueberzeugung zurückließe, daß er seinen Gegenstand durchaus verstanden und erschöpft hat. Diese Richtung, die er der Wissenschaft gab, hat bei dem praktischen Sinne der englischen Staatsmänner besonders dazu beigetragen, den von ihm verfochtenen Lehren bei diesen Eingang zu verschaffen. Dies war vorzüglich der Fall bei den Staatsmännern, die sich zu den politischen Grundsätzen der Whigpartei bekennen, während die Gegenpartei, eben weil Smith's und seiner Jünger Lehren durch das beharrliche Streben der liberalen Partei in neuerer Zeit entschiedene Geltung gewannen, durch einige ihrer literarischen Organe, z. B. Blackwood's „Magazine", noch jetzt die Wissenschaft selbst in Misachtung zu bringen sucht. Diejenigen, die nach Smith dieses Feld anbauten, hatten zwar einige Misbegriffe, die er einführte, zu berichtigen, aber das von ihm aufgestellte hohe Muster mußten auch sie im Auge behalten, und auch sie blieben meist der von ihm befolgten Richtung treu. Die angesehensten Schriftsteller, mit Ausnahme einiger Männer, welche sich in vielbestrittene Theorien verloren, beschäftigten sich vorzüglich mit denjenigen Fragen, die für England ein praktisches, mit den eigenthümlichen Verhältnissen seines innern Staatslebens verwandtes Interesse hatten, z. B. über Bevölkerungsverhältnisse, Geldumlauf, Handelsfreiheit, Beförderung des Nationalreichthums. Die Fortschritte, welche die Wissenschaft den Bemühungen einiger scharfsinnigen Franzosen, z. B. Say's, sowol durch genaue Bestimmung der Begriffe als durch klare Darstellung der leitenden Grundsätze verdankt, blieben nicht ohne Einfluß auf die Bearbeitung derselben in England.

Unter den neuesten Pflegern der Wissenschaft in Großbritannien behauptet einen ausgezeichneten Rang der Schottländer M'Culloch, Lehrer der Staatswirthschaft an der Universität zu London. Sein Werk: „The principles of political economy, with a sketch of the rise and progress of the science", erschien 1830 (London) in der zweiten verbesserten und vielvermehrten Ausgabe, und gehört in dieser vervollkommneten Gestalt gewiß zu den besten Darstellungen des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaft. Ausgebreitete historische und statistische Kenntnisse geben dem Verf. die Mittel, die Theorie fruchtbar zu erläutern; und wenn er auch über manche Fragen, die noch streitig sind, zu entscheidend spricht, so entwickelt er doch die Begriffe so klar und bündig, daß man ihm gern folgt. Er hat in der neuen Ausgabe viele polemische Erörterungen weggeschnitten und seinem Buche eine praktischere Richtung zu geben gesucht. *)

Wir müssen uns begnügen, nur einige Seiten seiner Darstellung hervorzuheben. Wir wählen zuerst den gutbearbeiteten Abschnitt, worin er den Einfluß der Zunahme des menschlichen Geschlechts auf den Zustand desselben entwickelt. Wer die Geschichte der Wissenschaft kennt, weiß, daß die Zeit noch nicht allzu fern von uns liegt, wo man es für eine der ersten Pflichten der Regierung hielt, die Bevölkerung durch alle Arten künstlicher Mittel zu befördern. Seit Malthus mit seiner bekannten Lehre auftrat, hat eine ganz entgegengesetzte Ansicht Eingang gewonnen, die Meinung nämlich, daß das Wachsthum der Bevölkerung keineswegs einer künstlichen Unterstützung von Seiten Derjenigen bedürfe, welche die Wohlfahrt des Staates beachten, sondern an sich ein furchtbares Hinderniß der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes und der Glückseligkeit der Menschen sei. Wer weiß nicht, daß diese Meinung Vorschläge zur Hemmung des Fortschrittes der Bevölkerung herbeigeführt hat, die zu lächerlich waren, als daß man sich im Ernste einem gerechten Unwillen hätte überlassen können. Die Anhänger der ältern Meinung hielten irrig eine Wirkung für eine Ursache. Sie sahen volkreiche Länder in Wohlstand und

*) Eine deutsche Uebersetzung erscheint davon soeben unter dem Titel: Grundsätze der politischen Oekonomie, nebst kurzer Darstellung des Ursprungs und Fortschritts dieser Wissenschaft, von J. R. MacCulloch. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Vorrede versehen von Georg Michael v. Weber. Stuttgart, Hallberger. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. D. Red.

Ueberfluß und glaubten, daß man durch Aufmunterung der Bevölkerung den Ueberfluß sichern könne, während doch stets nichts als Wohlstand nöthig war, um eine große Bevölkerung hervorzubringen. Im Alterthum wurde die Bevölkerung nicht im Allgemeinen ermuntert, sondern nur die Zunahme freier Staatsbürger, und es ist ein Unterschied zwischen den Bemühungen, die Zahl von Staatsangehörigen zu vermehren, welchen die Erhaltung der Staatseinrichtungen wichtig ist und die waffenfähig sind, und der von so vielen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts begünstigten Ansicht, daß es zu wünschen sei, die Gesammtmasse einer gleichartigen Volksmenge durch künstliche Reizungen anzuschwellen. M'Culloch faßt die Folgerungen, die aus den von Malthus aufgestellten Grundsätzen sich ziehen lassen, in folgenden Worten zusammen: „Jede Zunahme der Volkszahl, die durch künstliche Vorkehrungen bewirkt wird und welcher nicht eine verhältnißmäßige, angemessene Zunahme der Mittel des Unterhaltes voran- oder zur Seite geht, kann nur Elend oder vermehrte Sterblichkeit zur Folge haben. Die Welt mit Menschen zu bevölkern, ist nicht schwer, wol aber, sie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wenn sie in der Welt sind. Die Zahl der Menschen vermehrt sich überall, bis ihre Vermehrung durch die Schwierigkeit, ihnen Unterhalt zu verschaffen und die Verarmung eines Theiles derselben gehindert wird. Man muß daher, statt das Princip der Zunahme zu begünstigen, vielmehr trachten, es zu leiten und zu ordnen". Malthus hat durch eine nicht völlig bündige Darstellung Anlaß zu vielfachem Streit und Mißverständniß gegeben. Er scheint sagen zu wollen, daß, wenn wir die wahrscheinliche Zunahme der Mittel des Unterhalts in irgend einem Lande oder in der Welt mit der möglichen Zunahme der Bevölkerung unter den günstigsten Umständen, d. h. bei reichlicher gesundheitgemäßer Nahrung und frühen Ehen, vergleichen, das Ergebniß kein anderes sein kann, als daß das vorausgesagte Verhältniß der Zunahme in dem einen Falle sich leicht ausmitteln läßt und gleichförmig ist, da die wirkliche Zunahme in dem andern Falle aber sich auf keiner Stufe bestimmen läßt und auf allen nicht gleichförmig sein wird. Seine Darstellung ist überdies auch in einer andern Hinsicht mangelhaft. Er stellt seine Theorie in der Absicht auf, übertriebene Hoffnungen zu mäßigen, eitle Besorgnisse zu zerstreuen und die Erwartungen Derjenigen herabzustimmen, welche die Menschheit einer unendlichen Veredlung fähig halten, zu gleicher Zeit aber auch die herrschende Ansicht anderer Schriftsteller, welche eine Abnahme der Bevölkerung fürchten, durch die Besorgniß zu berichtigen, daß das Menschengeschlecht in Vergleichung mit den Mitteln des Unterhaltes übermäßig anwachsen werde. Malthus hat die Wirkungen des Princips der Bevölkerungszunahme auch nur einseitig aufgefaßt. Das Streben des Menschengeschlechts, sich zu vermehren, ist an sich so mächtig, daß es keiner künstlichen Reizung bedarf; es bringt zufällige, nachtheilige Folgen hervor, und würde, wenn es ungehemmt fortschreiten könnte, gewiß eine Quelle des Elends sein und die menschliche oder thierische Schöpfung tief herabwürdigen. Ebenso gewiß ist es aber auf der andern Seite, daß eben dieses Streben, während es denkende Wesen zum Vorbedacht leitet, zu dem ungehinderten Fortschritt der Gesellschaft wesentlich nothwendig ist. Diese Thatsache muß Diejenigen beruhigen, die das Princip der Volkszunahme, oder der Uebervölkerung, wie sie es nennen, mit ihren Begriffen von den Absichten des Schöpfers unvereinbar finden und der Vorsehung durch ihren Unmuth und ihre Misgriffe Beistand leisten wollen. M'Culloch spricht über diesen Punkt befriedigend und zeigt, daß die von ihm vertheidigte Ansicht keineswegs alle Versuche zur Verbesserung des Zustandes der Menschen, die doch nur hoffnungslos sein könnten, lähmen müsse, wie Mancher glaube. Fleiß und Vorbedacht sind dem Menschen natürlich, und sein Fortschreiten ist von der Ausbildung und Erhöhung dieser Eigenschaften abhängig.

Man kann sich ein Volk denken, das ohne wirkliche Zunahme der Bevölkerung in einen bessern Zustand gelangt, kaum aber läßt sich ein Fortschreiten zum Bessern denken, wo in der Volksmenge kein Streben zur Vermehrung sichtbar wäre. Daher, sagt M'Culloch, würden gelungene Versuche, die Bevölkerung zu hemmen, die Thatkraft der menschlichen Gesellschaft vernichten. Das Princip des moralischen Zwanges, oder die Uebung besonnener Vorsicht ist, nach seiner Meinung, die einzig wirksame Hemmung einer nachtheiligen, ungemessenen Bevölkerungszunahme. In einer gebildeten Menschengesellschaft, sagt er, wo es keine die Unvorsichtigkeit begünstigende Einrichtungen gibt, ist diese Hemmung mächtig genug, den Fortschritt der Bevölkerung in gehörigen Grenzen zu halten, aber auch nicht so mächtig, daß derselbe dadurch gehindert werden könnte, in allen Fällen als die kräftigste Anreizung zu Fleiß und Sparsamkeit zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt).

Neueste Erscheinungen im Gebiete der morgenländischen Literatur.

Ein regeres Streben als jemals hat sich in den letzten Jahren auf dem Felde der orientalischen Literatur gezeigt, und besonders ist es erfreulich, zu bemerken, wie es meist der ernste Deutsche gewesen, der dem hervorstechenden Zuge seines Nationalcharakters gemäß, die einmal betretene Bahn mit Eifer, Ausdauer und unbekümmert um eitle Bewunderung verfolgt hat. Die arabische Literatur, welche im Auslande fast nur der Fürsorge ihres würdigen Veteranen, des gründlichen, vielseitigen und unermüdlichen Silvestre de Sacy sich erfreut, hat unter uns durch Freytag die größte Bereicherung an der „Hammasa", einer Sammlung von Gedichten aus der vormohammedanischen Zeit erhalten, welche für Geschichte und Denkart des Volkes unendlich wichtiger werden als alle Chroniken der spätern Araber, gegen deren Ueberschätzung de Sacy mit Recht seine Stimme erhoben hat. Zugleich enthalten die Scholien zur „Hammasa" einen reichen Schatz von grammatischen Bemerkungen, geschichtlichen Nachweisungen, sprichwörtlichen Redensarten und Liederfragmenten, welche den Sprachgelehrten, Historiker und Alterthumsforscher auf gleiche Weise anziehen möchten, wenn nur das Arabische eines ernstlichern Studiums gewürdigt würde, als es in den Händen der Theologen erhalten kann. Von seinem großen arabischen Wörterbuche hat Freytag den 1. Theil erscheinen lassen; die andern werden mit Sehnsucht erwartet, besonders aber wird immer noch ein Auszug für Anfänger, in der Weise des hebräischen Wörterbuches von Gesenius, schmerzlich vermißt. Eine arabische Metrik haben wir dem Eifer desselben Mannes zu danken: sie ist reich an Beispielen und Be-

gen aus den seltensten arabischen Dichtern, und legt das System der Versekunst, wie es die Söhne der Wüste sich geschaffen und nach Regeln festgestellt haben, bis auf die feinsten Einzelheiten dar; jedoch wird Ewald's kurzes Compendium über denselben Gegenstand auch neben diesem Werke nicht entbehrt werden können und durch die geistreiche Auffassung der arabischen Metrik seinen Werth behalten. Zum bessern Verständnisse der arabischen Rhetoren, Grammatiker und Scholiasten hat Silvestre de Sacy eine grammatische Anthologie veranstaltet, welche aus dem leichtern Commentare des Beidhavi zum Korane, zu schwerern Stücken von Hariri und andern Sprachkünstlern übergeht; die Auszüge sind im Originale mitgetheilt, übersetzt und von den ausgesuchtesten Anmerkungen aus dem Schatze der gesammten arabischen Literatur begleitet. Für den ersten Unterricht im Arabischen hat Rödiger durch eine neue kritische und sehr zweckmäßig eingerichtete Ausgabe der Fabeln des Lokman gesorgt.

Die neupersische Literatur, welche so sehr des Anbaues verlangt, ist seit langer Zeit unbeachtet geblieben, dagegen aber liegen bereits 5 Lieferungen von dem Zendtexte des Vendidad-Sade der, welchen der tüchtige Burnouf zu Paris im Facsimile lithographirt, und sodann mit Uebersetzung und Commentar ausgestattet verspricht, wodurch manches Dogma der Zendreste eine völlig neue Gestalt erhalten dürfte. Vor Allem jedoch hat gegenwärtig das Studium des Sanskrit einen hohen Schwung genommen, und droht alle übrigen morgenländischen Sprachen zu überflügeln, weil es mit unserer eignen Muttersprache und den classischen Studien zu innig verschwistert ist, um von den Philologen unbeachtet zu bleiben, und schon die „Literatur des Sanskrit" von Adelung, welche jedenfalls vor der Hand eine wichtige Lücke füllt, wenn sie auch die „Bibliotheca arabica" von Schnurrer nicht erreicht, kann einen Beleg geben, wie warm sich unser Jahrhundert der altindischen Sprache angenommen habe. Besonders führt der rastlose Bopp fort, für passende Auszüge aus den epischen Gedichten sowie für grammatische und lexikalische Hülfsmittel zu sorgen: er hat durch sein Lehrgebäude und eine lateinische Uebersetzung desselben, vorzüglich aber durch ein Glossarium über die meisten in Deutschland gedruckten Werke den ersten und dringendsten Bedürfnissen der Anfänger abgeholfen, und edirt gegenwärtig von Neuem die schöne Episode „Nalus" aus dem „Mahabharata", weil die erste Ausgabe vergriffen war und seitdem noch mehr Handschriften verglichen wurden. Eine neue und kritische Ausgabe des „Hitopadesa" ist von Schlegel, ein neuer Abdruck der Gesetze des Manus aber in Paris von Loiseleur Deslongchamps besorgt worden; der Text ist sehr rein, nur fehlt durch ein Versehen der 52. Vers vom 11. Buche. Möchte nur der Herausgeber statt einer neuen Uebersetzung, welche schwerlich die von Jones übertreffen kann, uns Auszüge und Verarbeitung der Scholien geben. Aus dem „Rigveda" hat Rosen in London 7 Hymnen, an Feuer, Sonne, Morgenröthe und Regen gerichtet, drucken lassen, welche für Religionsideen und Sprache gleichwichtig sind und einen merkwürdigen Abstand zeigen von den Bruchstücken aus einem Purana, welche von Stenzler bekanntgemacht sind. Vom „Ramayana" ist bis jetzt nur von 8 zu erwartenden Bänden der 1. erschienen, geschmackvoll und schlierfrei, wie es sich von Schlegel erwarten ließ, aber über Gebühr vertheuert, insofern schon dieser 1. Band über 14 Thaler kostet. Dieselbe Klage kann mit noch größerm Rechte geführt werden über die „Sakontala" von Chézy, welche, seit einer Reihe von Jahren versprochen, endlich mit einer redseligen Vorrede: wie Hr. Chézy Sanskrit studirt habe und nun auf seinen Lorbern ruhe, ans Licht getreten ist. Die einfache „Sakontala", welche kaum mit einer Blume sich schmückte, ist hier mit einer Menge von unnützem Flitter behangen: zuerst finden sich zu dem durch Druckfehler ziemlich entstellten Originale Noten; sodann erscheint eine periphrastische Uebersetzung, gegen welche wenigstens der Deutsche die von Jones oder Forster lieber lesen wird; darauf folgen Anmerkungen zu der Uebersetzung, größtentheils für Solche, welche das Original lesen, überflüssig und gesucht, um den Raum zu verschwenden, denn es finden sich sogar Stellen aus dem „Paria" von Delavigne angebracht; nach diesen erscheint die Episode „Sakontala" aus dem Epos; alsdann Noten zu dieser; darauf dieselbe Episode in der persischen Uebertragung; dann die französische Periphrase (traduction libre), und endlich, damit ein Quartblatt des schönen Velin mehr zum Nachtheile der Käufer vergeudet würde, noch ein isolirter Spruch aus W. Scott. Gar sehr sticht gegen diese Ausgabe die Bearbeitung des „Nalodaya" von Benary ab, ein Werk, welches wegen seiner Schwierigkeit, und weil es recht eigentlich auf Prunk ausgeht, weit mehr Anmerkungen vertragen hätte, als ihm geworden sind, denn die wenigen Noten betreffen meist das Kritische oder geben nur bedeutsame Winke. Dagegen aber hat Benary das Gedicht, welches sicherlich zu den schwierigsten Erzeugnissen der Sanskritliteratur gehört, meisterhaft verstanden, wie aus der wörtlichen Uebersetzung und den Scholien mit durchgeführter Worttrennung hervorgeht; nur hie und da hat die lateinische Version ein Wort zu wenig, welches leicht ausfallen konnte. Der „Nalodaya" erzählt in 4 Gesängen die Geschichte des Nalus und der Damayanti; aber eine Iliade in Sonette umzudichten, wie der geniale Rückert sich ausdrückt, wäre gegen jenes Geklingel mit Worten nur Kinderspiel: jeder Vers hat einen vierfachen Reim, der sich durch gleichklingende Formen in den jambischen und anapästischen Versmaßen gewöhnlich über ein Viertel des Verses fortzieht und die ausgesuchtesten obsoleten Wörter gebraucht, um das Ziel zu erreichen, weshalb der sprachliche Gewinn bei diesem Gedichte fast allein in Anschlag kommt. Denn das einfache epische Märchen ist kaum wiederzuerkennen und die Poesie völlig untergegangen, besonders wo der historische Stoff zu verarbeiten war. Nur im zweiten Gesange gönnt sich der Verskünstler einigen Spielraum durch Liebesständeleien und Frühlingsbilder; indessen haben auch diese alle Frische verloren und bestehen nur in matten Anklängen an Kalidasa's Naturschilderungen; zugleich werden hier die Naturtöne nachgeahmt: die Bienen summen ihr bhramadabhramadabhram, und die Nachtigall seufzt ihr pikopikopikopiko und itänitänitänita, nur daß die Worte sich zerlegen lassen und, ungleich dem bekannten παππαξ, einen Sinn geben. Ohne Scholien und darnach getrennten Einzelwörtern wäre das Gedicht durchaus unverständlich, und selbst für die langen Composita sollten noch Trennungszeichen angewandt werden. Letztere hat bekanntlich Rückert im Deutschen nachzuahmen gesucht, und wir geben hier als Seitenstück eine Anrede an das Podagra von Fischart, welche dem Sanskrit in dieser Beziehung nicht nachsteht: „O du diamantringwürdiges, güldinkettenlöbliches, vieltausenddukatenlöthiges, Doctorehren- und Seckelnährendes liebes Podagram! Du Poten-Noten-Knotenmächtiges Heltum. O du Königin aller Reichthumliegendbesitzender Menschen! o du Knöchelliebende, gleichübende, betthütende, stubenwüthende Fürstin! O du hartstracktrümmendes, fersenpeinendes, fußsohlenbrennendes, zehenzwickizwackendes, leisetretendes, spitzsteinhassendes, beinmürbemachendes, kniebrechendes, Löttelstrümpfhaftes, Schuhschnittgeweitertes, durch Mark leuchtendes, geblütgebornes Fräule!" Daß auch Sylbenstechereien und Wortgeklingel nach Art des „Nalodaya" unsern Vorfahren nicht fremd gewesen, zeigen Verse wie folgender, den Cäsar sollte ausgesprochen haben, als er Rom überwunden:

Tete roro mama nunu dada tete lala tete;

oder ein anderer auf einen Hund und alten Dekan:

De cane non cano, non de cane, a cane Decane,
De cane non cano, cane Decane, cano. 179.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1774—78. Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der potsdamer Garnison. Herausgegeben von Karoline Baronin de la Motte Fouqué. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. 9 Gr.

Das Buch von wenigen Bogen ist reich an Gehalt. Es zeigt den damaligen Zeitgeist unter gebildeten und vornehmen

Offizieren in der Nähe des großen Königs, deren Verhältnisse in Potsdam einem ehrenvollen Festungsarrest glichen, der drückende Beschwerlichkeiten hatte, aber ihre Tauglichkeit im Dienst wesentlich beförderte und Verstand und Herz aufforderte, sich durch freundschaftlichen Umgang und Theilnahme an allen wichtigen Erscheinungen, nicht blos ihres Fachs, sondern auch der Wissenschaft und Kunst zu entschädigen. Die Briefe der 3 Offiziere sind an ihren ehemaligen Waffenbruder von Briest (Vater der Herausgeberin?), der Potsdam und den Dienst verlassen, und sich auf sein Landgut Nennhausen bei Rathenau zurückgezogen hatte, wirklich geschrieben und unverändert mitgetheilt. Von Münchow, von Winanko und von Knoblauch, welcher Letzte gleichfalls die Einsamkeit seines Landsitzes, Schulkeimen, eine Tagereise von Königsberg in Preußen gelegen, der Militairbeförderung vorzog, sind Geistesverwandte des unvergeßlichen Kleist, gleich ihm Verehrer, vielleicht Zöglinge Ramler's, und hätten gleich ihm verdient, von gelehrten Freunden mit literarischen Neuigkeiten unterhalten zu werden. Anhänglichkeit für ihren unnachahmlichen König beeinträchtigte ihr tiefes aber aufgeklärtes Religionsgefühl nicht, das sich in herzlichen und reinen Aeußerungen ergießt, und auch dadurch bewährt, daß Campe, der damals als Feldprediger eines Regiments in Potsdam sich aufhielt, ihnen sehr zusagte und sie einige seiner Vorträge, die besondern Eindruck auf sie gemacht hatten, ihrem abwesenden Freunde in Abschrift übersandten. Lord Marschall würdigte Winanko'n seiner Gunst, ertheilte ihm die Weihe der spanischen Literatur und beschenkte ihn mit ihren Schätzen. Darnn erkennt man den originellen, kunstehrenden Schotten, daß er ihm Santa-Cruz, Calderon, und die Corona Gotica ungebeten zum Besitz gab, und ihn noch immer nicht für gereift genug hielt, sich dem classischen Don Quixote zu nahen. Ueber die Genannten, Ossian, Hudibras, Stella, worüber die Urtheile der Freunde abweichen, Julius von Tarent, Claudius, Lavater's Physiognomik u. s. w., Gutes und Selbstgedachtes, nie Nachgebetetes. Der vielgereiste Abenteurer, der sich der Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen und dem gastfreundlichen Kreise des Prinzen von Preußen aufdrang, ja sich fast erdreistete den Liebhaber der Prinzessin zu spielen, vorgab Hospodar von Albanien, Besitzer von 200,000 Dukaten jährlicher Einkünfte, Gebieter über 30,000 Krieger und Nachkömmling Skanderbeg's zu sein, aber endlich seiner Unverschämtheit wegen aus Berlin verwiesen, war, nannte sich weder Zarowitz noch Jannowitz, wie Winanko schreibt, der übrigens den schamlosen Dieb fremden schriftstellerischen Eigenthums in ihm entdeckte, sondern Stefano Zannowich aus Montenegro, und war kein Geisterseher und Quacksalber wie sein Zeitgenosse Cagliostro, aber ein ebenso plumper und um nichts besserer Gauner und Betrüger, von dem die Zeitschriften damaliger Periode viel berichteten. Er wandte sich nach Amsterdam, trieb arge Geldschneidereien, hätte um ein Haar die Republik der Niederlande mit Venedig in Fehde verwickelt und starb in einem holländischen Schuldgefängnisse. Der letzte Brief dieser kleinen Sammlung, welcher der Tod des Empfängers keine weitere Ausdehnung gab, ist während des kurzen bairischen Erbfolgekriegs, aus dem Lager bei Schatzlar, im Herbst 1778 geschrieben. Daß sie auch über Friedrich II., dessen Schützling, den alten verarmten Grafen Hoditz und andern Umgebungen des Unsterblichen Merkwürdiges enthält, ist leicht zu ermessen. Wenige Dichtungen sind so unterhaltend als ihre Wahrheit. 42.

Biographische Skizze des Generals Francisco de Paula Santander, Colombias Moreau. Nach authentischen Quellen bearbeitet von C. N. Röding. Mit Santander's Bildniß und einem Facsimile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1830. 8. 8 Gr.

Wie groß auch der den Europäern eigenthümliche Weltbürgersinn, die Theilnahme an den Ereignissen des Menschengeschlechtes, sei es des Herdes Nachbar, oder wohne es jenseits des Ozeans, sein mag: die neuesten Zeiten nahmen die Beachtung der nächsten Umgebung zu sehr in Anspruch, als daß wir im Stande gewesen wären, die großen Ereignisse Südamerikas, besonders Colombias, mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Diese Bl., wie die biographischen Mittheilungen der „Zeitgenossen", haben indeß öfter Gelegenheit gefunden, zur Ausfüllung dieser Lücke der Zeitgeschichte mitzuwirken. Ganz speciellen Beruf dazu hatte die verdienstvolle Zeitschrift „Columbus, oder amerikanische Miszellen", aus welcher vorliegende biographische Skizze Santander's besonders abgedruckt ist. Hr. Dr. Röding, der Herausgeber jener und der Verfasser dieser, erfreute sich bei seiner Arbeit der authentischen Mittheilung Santander's, der sich bekanntlich längere Zeit in Hamburg aufhielt, nachdem er durch eine Faction die Vicepräsidentenstelle Colombias verloren, eine Zeitlang in gefänglichem Gewahrsam geschmachtet hatte, und erst im Herbste 1829 durch ein Verbannungsurtheil den Verfolgungen seines undankbaren Vaterlandes entzogen wurde. Zu seinen Feinden gehörte auch Bolivar, der hier nicht mehr als Befreier Colombias, als der Washington Südamerikas, sondern als ein durch Kriegerruhm zum Militairdespotismus übergehender Unterdrücker seines Vaterlandes erscheint. Hierauf wird schon durch den Titel dieser biographischen Skizze hingewiesen, indem Santander der Moreau Colombias genannt ist. Wie lauter aber auch des französischen großen Feldherrn freiheitssinnige Vaterlandsliebe dasteht, so ist von ihm doch nicht zu sagen, daß er die Charaktergröße, das Talent, in schwierigen Zeitpunkten mit Erfolg in das Volks- und Staatsleben einzugreifen, gehabt hätte. Sollte durch die angedeutete Parallele darauf aufmerksam gemacht werden, daß solche auch Santander nicht besitze? Seine hier mitgetheilten geschichtlich wichtigen Schreiben an Bolivar vom 15. Juli 1826, an den General Paez vom 27. August 1826 und an den Regierungsrath von Bogota vom 1. April 1829 deuten bei unverkennbar edelmüthiger Gesinnung auf Charakterweichheit, die in redselige Breite ausartet; diese kann gerade in jenen südamerikanischen Ländern keine Früchte bringen, wo die Mehrzahl der spärlichen Bevölkerung noch nicht für die Werthanerkennung des gesetzlichen Bürgerthums gebildet ist, wo kräftiges Eingreifen die rohen Menschen, welche so vereinzelt dastehen, erst bändigen muß und wo die große Culturverschiedenheit zwischen den Regierten und den Vollziehern der Staatsgewalt erst ausgeglichen werden soll. Dabei darf nicht übersehen werden, wie dort in den südamerikanischen Regionen die Ländermassen so unermeßlich, die Darbietungen der Natur so überschwenglich reich, die Menschenzahl so dürftig ist, woraus für Bildung der Staatsverhältnisse eigenthümliche Schwierigkeiten erwachsen, welche der Eine auf dem Wege kräftiger Gewaltübung, der Andere durch sorgfältige Beachtung der Gesetze des beim Gebären kreißenden Staates zu besiegen glaubt. So standen Bolivar und Santander einander gegenüber. Welchen Vortheil die Menschheit und besonders das neuhervortretende Colombia davon zu erwarten hat, daß Letzterer landflüchtig hat werden müssen und jener seine Dictatorgewalt vergrößert sah, wird die Zukunft lehren.

Hr. Dr. Röding sammelt mit verdienstlichem Fleiß die Acten dieses wichtigen Theiles der Zeitgeschichte. Santander's Lebensskizze hat leider ein zu lobpreisendes Colorit erhalten; dagegen wird Bolivar's Verdienst zu wenig anerkannt, was sich auch in der dieser Schrift angehängten Ankündigung der „Denkwürdigkeiten Bolivar's", nach Ducoudray-Holstein deutsch bearbeitet von Röding, ausspricht, wo das schnelle Erscheinen dieses Werkes verheißen wird, „damit man noch vor dem Falle des Despoten vernehme, was seinen Fall herbeiführte". Doch Bolivar's Tod kam dieser Berechnung zuvor; er starb den 17. Dez. v. J. zu S.-Pedro bei Santa-Marta, „in Folge seiner mühseligen, unaufhörlichen Anstrengungen zur Verfechtung und Begründung der Freiheit der Heimath gebeugt, durch die Anfeindungen seiner Gegner bei den edelsten Zwecken verkannt zu werden", wie sich eine englische Zeitschrift ausdrückte. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 231. — 19. August 1831.

Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Mit der Bevölkerungsangelegenheit muß, besonders für einen englischen Staatswirthschaftslehrer, die Frage über die Armenversorgung enge verbunden sein, da es hier besonders auf den Umstand ankommt, ob diese die Richtung habe, die Zunahme der dürftigen Volksclasse auf eine wohlthätige Weise zu leiten. Hat eine gezwungene Unterstützung der Armen die Wirkung, durch Erlödtung oder Schwächung der Vorsicht die Zahl der dürftigen Arbeiter, außer allem Verhältniß zu den Mitteln des Unterhaltes, zu vermehren, so ist nur ein nichtiger Schein von Mildthätigkeit da, und die Volksclasse, der man Wohlthaten zu erweisen scheint, muß verschlechtert werden. Es kommen hier die englischen Armengesetze zur Sprache, und wir wollen aus des Verfs. Erörterungen mittheilen, was Licht auf diese in neuern Zeiten vielbesprochene Einrichtung werfen kann. M'Culloch hat jetzt, gegen seine frühere Ansicht, die Meinung angenommen, daß der gesunde Arme, der arbeiten will, aber keine Beschäftigung finden oder nicht so viel Lohn verdienen kann, als er zu seinem Unterhalte braucht, einen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung habe. Er gesteht einem solchen Anspruch freilich nicht in dem Umfange zu, daß er Jedem, der zur Arbeit bereit ist oder sich bereit erklärt, einen hinlänglichen Unterhalt für sich selbst und für so viele Kinder, als er haben mag, gewähren will, da die Annahme einer solchen Regel die stärksten Antreibungen zur Vorsicht und Sparsamkeit aufheben würde. Aber er glaubt, daß die Nachtheile der englischen Armeneinrichtung unter gewissen beschränkenden Anordnungen sich heben lassen. Diese Armeneinrichtung besteht gegen 230 Jahre. Wie der Verf. behauptet, war nach der Gründung derselben keine bedeutende Zunahme der Bevölkerung, als eine daraus hervorgehende Folge, sichtbar. Die arbeitende Volksclasse in England war bis in die neueste Zeit durch Vorsicht und Ueberlegsamkeit ausgezeichnet. Als einen Beweis, daß sie in dieser Hinsicht mit allen andern Völkern die Vergleichung aushalte, führt der Verf. an, daß man im Jahre 1815 nicht weniger als 925,439 Mitglieder wohlthätiger Gesellschaften zählte, deren Zweck war, kranke und bejahrte Arme zu unterstützen, ohne sie den öffentlichen Armencassen zur Last fallen zu lassen, daß jetzt die in sämmtlichen Sparcassen angelegten Gelder 14 Millionen Pf. St. betragen, und daß sich für den herabgewürdigten Zustand der Armen in gewissen Landestheilen viele Nebenursachen auffinden lassen, wozu besonders die Einwanderung armer Irländer gehört. M'Culloch glaubt, daß die Gegner der gezwungenen Armensteuern nicht sowol darum in einen Irrthum gefallen sind, weil sie die Wirkung der Armeneinrichtung auf die arbeitenden Classen unrichtig schätzen, als weil sie ihre Aufmerksamkeit ausschließend auf diese richten, ohne die Wirkung auf Andere zu beachten. Das Gesetz vom Jahr 1580, das den Gutsherren und den Pachtern die Pflicht auflegte, für die Armen zu sorgen, überließ es ihnen, die Armenpflege selbst nach ihrer besten Einsicht einzurichten. Diese Einrichtung spornte sie an, Mittel aufzubieten, die Zunahme der Armen zu verhindern, und, wie der Verf. glaubt, wurde diese dadurch mehr beschränkt, als es der Fall gewesen sein würde, wenn die verordnete Armenversorgung nicht gewesen wäre. Dahin rechnet er die schweren Bedingungen, unter welchen eine Unterstützung gewährt wurde, die Abneigung der Landeigenthümer, die Erbauung kleiner Häuslerwohnungen und Landtheilungen zu gestatten, und das Heimathgesetz. Bis 1795 beklagte man sich nicht darüber, daß die Armenversorgung die Bevölkerung vermehrt und den Lohn herabgedrückt, sondern daß sie jene vermindert und diesen erhöht hätte. Wir sehen aus Arthur Young's „Landwirthschaftlichen Briefen", daß die den Ansiedlungen entgegengesetzten Beschränkungen die Zunahme der Bevölkerung hinderten. In allen Kirchspielen suchte man die jungen Tagelöhner durch Schwierigkeiten aller Art vom Heirathen abzuhalten, besonders dadurch, daß man es jungen Eheleuten so schwer als möglich machte, eine Wohnung zu erhalten. Wer über die Wirkung der Armenversorgung auf die Ueberlegsamkeit und Vorsicht spreche, sagt M'Culloch, gehöre gewöhnlich zu den höhern Classen und setze voraus, daß die geringern Stände von denselben Beweggründen geleitet würden, die er bei seinen Standesgenossen finde. Wer im Wohlstande lebt, muß allerdings, um nicht seine Stellung zu verlieren und sich die Fortdauer der Vortheile zu sichern, die er genießt, in einem gewissen Grade Vorsicht üben; wer aber wenig Lebensannehmlichkeiten besitzt und nicht viel zu verlieren hat, ist nicht einer so ernsten Verantwortlich-

keit ausgesetzt. Ist er unbedachtsam, so schadet es ihm wenig, und er hütet sich daher nicht sonderlich davor. Die Erfahrung zeigt, wie sehr dies der Fall ist. Je tiefer wir in die Reihen der menschlichen Gesellschaft hinabsteigen, desto weniger Ueberlegsamkeit und Vorsicht finden wir. Vergleichen wir die verschiedenen Volksclassen eines Landes oder verschiedener Länder, so finden wir stets, daß die Armuth nie weniger als gerade von Denjenigen gefürchtet wird, die am wahrscheinlichsten ihre Opfer werden. Der Verf. schließt aus all' diesen Umständen, daß die bloße Furcht, hülflos zu bleiben, wenn die Armeneinrichtung nicht bestanden hätte, die arbeitenden Volksclassen nicht so kräftig von unbesonnenen Ehen abgeschreckt haben würde als die furchtbaren Beschränkungen, die eine Folge dieser Einrichtung waren.

Es ist Thatsache, daß die Armengelder in frühern Zeiten sehr mäßig waren und die Einrichtung einen wohlthätigen Einfluß auf die Verhütung übermäßiger Bevölkerung hatte, zu der Zeit, als das System der gezwungenen Armenversorgung mit den Freiheitsbeschränkungen der arbeitenden Classen verbunden war, welche viele achtbare Schriftsteller als den unerträglichsten Druck anklagten. So wurden ungefähr 60 Jahre nach der Erlassung des Gesetzes die Friedensrichter ermächtigt, auf die Beschwerden der Kirchspielaufseher Jeden wegzuweisen, welcher der Gemeinde zur Last fallen konnte. Kein Tagelöhner oder Armer konnte sich in einem Kirchspiele ansiedeln, wenn er nicht eine Pachtung übernahm, die ihm jährlich 10 Pfund eintrug. Die Landeigenthümer hatten eine fast unbeschränkte Gewalt über die armen Tagelöhner. Ein Armer konnte nicht heirathen in seinem Kirchspiele, weil er keine Wohnung gefunden haben würde, und hätte er sich mit seiner Frau in ein anderes begeben, so wäre er unfehlbar weggejagt worden. Nach einer Verordnung von 1695 mußte Jeder, der von einem Kirchspiel Almosen empfing, ein gewisses Abzeichen tragen, bei Strafe sein Almosen zu verlieren, oder mit Gefängniß oder schwerer Arbeit zu büßen, oder Geißelhiebe zu erleiden. Gab ein Kirchspielvorsteher einem Armen ohne Abzeichen eine Unterstützung, so ward er gestraft. Im Jahre 1722 wurde der Anspruch auf Unterstützung jedem Armen genommen, der nicht in einem Arbeitshause wohnen wollte, und die Gemeinden wurden ermächtigt, Gebäude zu kaufen oder zu errichten, um solche Anstalten anzulegen. Diese strengen Einrichtungen dauerten bis zu Anfange des Krieges mit Frankreich, bis zu der Zeit, wo die Schwierigkeiten, welche man jetzt bei der Armenversorgung findet, mit raschem Fortschritte zunahmen. Im Jahre 1793 ward eine Verordnung erlassen, welche verbot, Arme wegzuweisen, ehe sie wirklich der Gemeinde zur Last geworden waren. In demselben Jahre ermächtigte man die Friedensrichter, Armen in ihren Wohnungen Unterstützung zufließen zu lassen, selbst an Orten, wo es Arbeitshäuser gab. Das Gesetz, das Abzeichen zu tragen befahl und schon lange unbräuchlich geworden war, wurde später förmlich aufgehoben. Die Aufhebung der ältern Gesetze aber war nicht die einzige, vielleicht nicht einmal die vornehmste Ursache, die seitdem zu wirken begann, sondern es trat noch eine andere Veränderung hinzu, welche der Armenversorgung die entgegenwirkenden Beschränkungen nahm, die früher bestanden. Die Wirkung eines Systems gezwungener Armenunterstützung zeigte sich nun in ihrer eigentlichen Gestalt. Dies geschah im Jahre 1795. Der Durchschnittspreis des Weizens in den 3 vorhergegangenen Jahren stieg von 54 auf 74 Schillinge. Das Arbeitslohn hingegen behielt die frühere Höhe. Die Noth der Armen stieg, und viele Arbeitsfähige, die früher nie Unterstützung gesucht hatten, baten dringend um Hülfe. Unter diesen Umständen führte man eine neue gleichförmige Einrichtung ein, statt dem Bedürfnisse des Augenblickes durch Unterstützungen abzuhelfen, die jedem einzelnen Falle angemessen waren, wie es hätte geschehen sollen. Die Obrigkeiten einiger südlichen Grafschaften entwarfen Tabellen, welche das Arbeitslohn angaben, das jeder Tagelöhner, laut ihrer Versicherung, nach Verhältniß der Zahl seiner Familienglieder und des Brotpreises erhalten mußte, und sie gaben diese Tabellen mit einer Verordnung aus, welche die Kirchspielbeamten anwies, den Ausfall in dem täglichen Verdienst eines Tagelöhners zu decken, wenn das Arbeitslohn unter dem in der Tabelle angegebenen Satze blieb. Diese Einrichtung hörte nicht auf, als die Umstände, welche sie hervorgerufen hatten, nicht mehr wirkten, und ist seitdem geblieben. Sie besteht jetzt beinahe im ganzen südlichen England, und hat Nachtheile hervorgebracht, die man in solcher Ausdehnung kaum hätte erwarten können.

(Der Beschluß folgt.)

Brooke's Skizzen aus Spanien und Marocco.

Spanien steht zu Marocco in einem ähnlichen geographischen Verhältnisse wie Frankreich zu Algier: das Meer trennt nicht, sondern verbindet gegenüberliegende Küsten. Welche Quelle von Reichthümern für Europa und welcher mächtige Hebel zur Beförderung des Wohlstandes und des Glücks der niedern Classen, wenn die ganze Nordküste von Afrika, wie Algier, den Händen der Barbaren, die ein Paradies veröden, entrissen würde! Schon jetzt ist es uns unbegreiflich, wie die Auswanderung nach Nordamerika noch beständig fortdauern kann, da doch ein schöneres Land uns so viel näher liegt, wo jeder Ankömmling, beinahe umsonst, so viel von dem besten Boden erhalten kann, als er nur will. Freiheit ist nicht blos in Nordamerika, sondern überall, wo der Wille ist, frei zu sein.

Das englische Werk: „Sketches of Spain and Morocco, by Sir *Arthur de Capell Brooke*" (2 Bände, London, 1831), das diese Betrachtungen veranlaßte, führt uns von Lissabon über Sevilla, Cadix, Gibraltar nach Marocco. Das Land ist, selbst in seiner jetzigen Verwilderung noch, wo die Vernachlässigung einer zweckmäßigen Bewässerung es nicht zur Wüste gemacht hat, herrlich; aber um so trauriger ist der Zustand der Bevölkerung und um so abscheulicher die Verwaltung. Zwar haben die beiden letzten Sultane oder, wie sie von den Europäern genannt werden, Kaiser von Marocco die Grausamkeit nicht bis zu jener entsetzlichen Höhe getrieben, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem furchtbaren Muley Ismael und seinen Nachfolgern an der Tagesordnung war. Muley ging auf die Menschenjagd wie ein deutscher Landjunker auf die Hasen- oder Entenjagd. Entzweisägen, die Augen ausreißen, Kreuzigen, Lebendigbegraben oder der Scheiterhaufen waren

die gewöhnlichen Strafen für das leichteste Vergehen und oft für gar kein Vergehen, außer dem unverzeihlichen, dem Tiger in den Weg gekommen zu sein, wenn er gerade nach Menschenblut dürstete. Niemand erschien vor ihm ohne Zittern. Wenn er aus Laune oder Leidenschaft einen seiner Lieblinge, denn auch der Tiger hat Lieblinge, getödtet hatte, so vergaß er zuweilen, was er gethan, und fragte nach dem Ermordeten. Sagte man ihm dann, er sei todt, so fragte er, wer ihn erschlagen habe? worauf seine Diener zagend antworteten: Sie wüßten dies nicht, aber sie glaubten, es sei Gottes Hand gewesen. Das ist eine sanglante Anwendung der Lehre vom göttlichen Rechte, welches unsere Pfaffen und Aristokraten den Fürsten zuschreiben. Hatte der legitime Schlächter irrthümlich in der Eile, aus Versehen, einen seiner Unterthanen statt eines andern getödtet, was ihm häufig begegnete, so bat er den Erschlagenen höflich um Verzeihung, indem er sagte, er habe nicht die Absicht gehabt, den armen Mann zu tödten. Wenn er irgend Jemand tüchtig durchgeprügelt und in Ketten gelegen hatte, so gratulirte man diesem; denn unter Muley's blutiger Regierung war dies der sicherste Weg zur Auszeichnung. Gewöhnlich ließ er wenige Tage darauf den Verhafteten rufen, und fand er ihn dann im Kerker, so stellte er sich, als ob er sehr überrascht sei, nannte ihn seinen theuern Freund und fragte ihn, wie er zu diesem unangenehmen Aufenthalte gekommen sei? Dann sandte er ihm eine vollständige Bekleidung aus seiner eigenen Garderobe und gab ihm einen hohen und einträglichen Staatsposten. Da der Mann diesen ohne Vermögen angetreten hatte, so ließ sich um so leichter berechnen, wie viel er binnen einer gegebenen Frist gewonnen haben würde; dies wurde ihm dann, sowie die Zeit kam, von seinem königlichen Freunde wieder abgenommen. Eine andere noch sinnreichere Methode, die Schatzkammer zu füllen, bestand darin, daß der Sultan seine Unterthanen einen dem andern verkaufte. Dies wurde förmlich als Speculation betrieben. Wer in der Meinung stand, daß er durch einen solchen Kauf Etwas gewinnen könnte, ging zu dem Pascha oder Gouverneur des Districts und handelte mit ihm um diese oder jene Person. Waren sie über den Preis einig geworden, wobei jede Partei die andere hinter das Licht zu führen suchte, so wurde das Kaufgeld gezahlt und dafür ein Schein gegeben, der den Käufer berechtigte, sich des gekauften Individuums, wo sich dasselbe immer finden möge, zu bemächtigen. Auf welche Weise der Speculant nun zu seinem Gelde zu kommen suchte, können wir nicht besser schildern, als indem wir aus einem um das Jahr 1721 geschriebenen Briefe eines englischen Residenten zu Tetuan (von Brooke aus einer ältern Reisebeschreibung entlehnt) eine Stelle anführen: „Gestern ging Herr Noble mit mir bei dem Kerker vorüber, wo wir einen Mann bei den Fersen aufgehängt sahen, Ketten an den Beinen, Kneipzangen auf der Nase, die Muskeln von Messern zerschnitten und neben ihm 2 Männer, die ihn beständig schlugen und Geld von ihm verlangten. Wenn der Arme nicht im Stande war zu sprechen, erneuten sie ihre Schläge; und dies war ein gekaufter Mann, für den sie 500 Dukaten gegeben hatten, und hofften, daß sie durch diese Peinigungen noch 500 Dukaten von ihm erpressen würden. Seine Qualen waren so arg, daß Noble, als er ihn sah, ausrief: O Gott! das sind die Früchte einer willkürlichen Regierung!"

Scenen dieser Art sollen gegenwärtig bei dem milden und gütigen Charakter des regierenden Sultans nicht mehr gewöhnlich sein. Mehre europäische Zeitungen haben die Großmuth dieses Mannes gerühmt, der in Tangier den geflüchteten spanischen Constitutionnellen seinen Schutz gewährt, und als sein königlicher Bruder von Spanien die Auslieferung der Unglücklichen verlangte und einen hohen Preis auf diese Gefälligkeit setzte, sich beharrlich weigerte, den diplomatischen Menschenhandel abzuschließen. Hören wir, wie Sir Arthur Brooke uns diesen Menschenfreund schildert: „Muley Abderahman Ben Hishem, der gegenwärtige Sultan, hat seine Seehäfen und die angebauten Landschaften an der Küste noch nicht besucht, da er seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1822 vollauf zu thun gehabt hat, seine Macht im Innern des Reiches zu consolidiren und seine rebellischen Unterthanen zu Paaren zu treiben. Da die Thronfolge in Marocco nicht festgesetzt ist, so bringt das Abtreten des regierenden Sultans gewöhnlich eine lange dauernde Scene von Blutvergießen und Bürgerkriegen über das unglückliche Land; und obwol Muley Abderahman sich verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeiten auf den Thron setzte, so wurde seine Aufmerksamkeit doch durch Empörungen, besonders von Seiten der wilden Stämme im Atlas, vollkommen in Anspruch genommen. Sein Charakter ist diget, träge und schwelgerisch; er besitzt wenig gute Eigenschaften, zeichnet sich aber auch nicht durch besondere Tyrannei und Grausamkeit aus und wird deshalb von seinen Unterthanen, die ihn nach dem Maßstab der Landessitte messen, ein guter Monarch genannt. Raub und Erpressung sind in Marocco so gemein, daß sie im Vergleich mit den gewöhnlichen Greuelthaten zu Tugenden werden; und von diesen Privilegien macht der gegenwärtige Sultan, nach allen Berichten, einen sehr ausgedehnten Gebrauch. Auf wie schwankendem Grunde die Gewalt eines Despoten beruht und wie lose die Bande zwischen einem Tyrannen und seinen Sklaven sind, sieht man aus der beständigen Unruhe, in welcher dieses Land sich befindet, und der Mühe, die der Sultan hat, seine rebellischen Unterthanen im Gehorsam zu halten. Bricht er von Marocco nach Fez oder Mequinez auf, so sind zuverlässig die südlichen Provinzen bald in vollem Aufstande; und wenn er die letztgenannten Hauptstädte verläßt, so folgt auf seine Abreise gewöhnlich eine allgemeine Empörung in den nördlichen Theilen des Reiches".

In welchem Sinne wir die Milde und Gnade Muley Abderahman's verstehen müssen, können wir aus einem einzigen Beispiel lernen, das Sir Arthur anführt. Gegen Amaar, den Pascha von El Garb, einem Districte, der beinahe das ganze Land zwischen Mequinez und Tetuan begreift, hatten mehre Gebirgsstämme bei dem Sultan Klage geführt und von dem Letztern den Bescheid erhalten, daß er entfernt werden sollte, wenn sie 100,000 Dollars bezahlten. Dies willigten sie ein zu thun; worauf der Pascha sich an den Sultan wandte und ihn bat, doch unter keiner Bedingung mit jenen Leuten abzuschließen; denn er wolle 300,000 Dollars geben, wenn er bleiben dürfe. Dies war dem Sultan angenehm; inzwischen standen aber die Bergstämme auf, schlugen die Truppen, die gegen sie gesandt wurden; und jetzt nahm der Sultan dem armen Pascha nicht nur Alles, was er besaß, sondern sperrte ihn überdies ein und ließ ihm jeden Morgen und Abend eine gewisse Anzahl von Stockstreichen geben.

Daß unter einem solchen Regimente das Volk elend und schlecht wird, kann Niemand befremden; die Schilderung, die Brooke uns von dem Charakter der Mauren macht, möchte daher, wie abschreckend sie auch ist, sich von der Wahrheit nicht allzu weit entfernen.

„An Gestalt ist der Maure groß und wohlgewachsen, ausgezeichnet durch Muskelkraft, mit schwarzen Augen, weißen Zähnen, einem Barte wie Ebenholz und schönen Zügen, die einen einnehmenden Ernst ausdrücken. Sein ganzes Wesen hat etwas Römerhaftes, und die Würde seines Benehmens ist so täuschend, daß, wenn man ihn in die Falten seines schneeweißen Mantels gehüllt sieht, man glauben sollte, ein Senator der alten Roma stände vor einem. Aber wie verschieden in anderer Beziehung sind die beiden Charaktere!"

„Wenn man den Charakter des Maurem untersucht, so findet man, daß derselbe aus einer Zusammensetzung von allem möglichen Unwürdigen und Verächtlichern besteht; die wenigen guten Eigenschaften, die er besitzt, sind ganz verloren in dem tiefen Schatten, der sich um sie her breitet. Ohne einen Gedanken von Treu und Glauben weiß er bei seinen Versprechungen einen solchen Schein der Aufrichtigkeit anzunehmen, daß er es selten verfehlt, sein Opfer zu hintergehen; die Wahrheit ist seinen Lippen so fremd und die Lüge ihm so geläufig, daß man sich

selten auf irgend Etwas verlassen kann, was er gesagt hat. Den Christen zu betrügen, rechnet er sich zur Ehre, da ihm dies von frühester Jugend auf als Religionsvorschrift eingeprägt wird. Seinen Gemüthsneigungen nach ist er grausam, unbarmherzig, übermüthig und tyrannisch; Wohlwollen und Menschlichkeit sind aus seiner Brust vollkommen vertilgt. Stolz, anmaßend und hochmüthig, wie sein gewöhnliches Benehmen ist, besonders gegen Niedere, ist er ebenso kriechend und unterwürfig gegen Die, welche über ihm stehen, und ein wahrer Sklave gegen Jeden, von dessen Macht er das Geringste zu fürchten hat. Argwöhnisch, wie er schon bei der allgemeinen Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Marocco sein muß, kennt er kein Band der Freundschaft, welches er nicht lösen würde, wenn dadurch irgend Etwas zu gewinnen ist; und um dies zu erreichen, wird er sich zu der niedrigsten Schmeichelei, zu der verächtlichsten List der Speichelleckerei herablassen. Großmuth und Freigebigkeit sind ihm unbekannt, und wenn er diese Eigenschaften zeigt, so geschieht dies gewiß nur in der sichern Ueberzeugung, daß sie ihm reichlich vergolten werden".

Die einzige Schwierigkeit, die es haben kann, ein Land, das von einem solchen Volke bewohnt wird, zu unterwerfen, liegt in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens; und die Nordküste von Afrika kann in dieser Beziehung unmöglich größere Schwierigkeiten darbieten als der glühende Küstensaum von Mexico oder Peru. Welche Thorheit war es daher von Spanien, die unermeßlichsten Opfer zu bringen, um einem fernen Welttheil die zerbrochenen Fesseln wieder aufzudrängen, während vor seiner Thür eine Beute lag, die man — nach dem classischen Ausdruck Katharinas II. „nur aufzunehmen brauchte"? 178.

Beschreibung einer Reise in das Achenthal und durch einige Gegenden des Isarkreises. Von J. Th. von R. München, Lindauer. 1830. 8. 16 Gr.

Gewiß wird Niemand, welcher mit der neuern Zeit nur einigermaßen fortgeschritten ist, in Abrede stellen, daß es äußerst leicht sei, Bücher zu schreiben, nachdem man sich von der pedantischen Ansicht, als müsse ein Schriftsteller erst positive Kenntnisse erwerben, bevor er das Publicum belehren könne, ungefähr wie der bologneser Stein erst Licht einsaugt und später ausstralt, großartig losgemacht, vielmehr bei dem Vorhaben, Autor zu werden, auf eine unmittelbare sofortige Inspiration zu rechnen begonnen hat. Aber auch diese moderne Ansicht in ihrem tiefen Sinn gänzlicher Oberflächlichkeit angenommen, so übertrifft doch die vorliegende Schrift die zeitgemäße Erlaubniß, ohne vieles Nachdenken Bücher in Curs zu setzen. Der Verf. reist von München über Tegernsee nach dem Bade Kreuth, welches er sehr lobt, und kehrt über Tölz, Benedictbeuern, Weilheim u. s. w. nach München zurück, ohne irgend etwas Interessantes zu sehen oder zu hören; man müßte denn dahin rechnen, daß er einen Wasserfall nicht sah, weil der Bote, welcher ihn geleiten sollte, einen großen Stock trug, er aber nur von einem kleinen Hunde begleitet war, mithin die Sache gefährlich schien. Außer einigen Bemerkungen über die Häuser- und Einwohnerzahl der Dörfer, Wiederkäuen der genossenen Mahlzeiten, Klagen über Insekten, welche den Autor und seinen weißen Hund molestirten, enthält das Buch vielfache, oft lange Citate aus den Schriften von Tacitus, Pope, Pütter, Garve, v. Schrank, Dr. Krämer, Medizinalrath Graf, Professor Carl, v. Halberg, v. Obernberg, Mannert u. s. w., welche Herren wol schwerlich erwartet hätten, hier als Lückenbüßer zusammengerufen zu werden.

Wirklich komisch aber ist es, daß S. 57 der Verf. ganz naiv versichert, er habe das heitere und liebliche Achenthal, welches dem Titel zufolge das Ziel der Reise war, wie Moses das gelobte Land nur in der Ferne gesehen, nämlich beim Herfahren bis zum Wirthshaus in das Dorf gleichen Namens. Uebrigens scheint der Verf. sich in der Rolle eines Autors zu gefallen, denn er gibt zu der Schrift noch einen Zusatz: „Beschreibung des Klosters Ettal", dann einen Anhang: „Zwei Gedichte auf das langenauer Thal beim Badeort Kreuth und den Hirschberg bei Weilheim", welche man beim ersten Anblick für eine Zoologie in Versen halten sollte, indem Wölfe, Bären, Luchse, nebst Nachtigallen, Lerchen und Bienen darin heulend, singend und schnurrend aufgeführt werden; hierauf noch einen Nachtrag, worin wieder diverse Schriften als Belege allegirt sind, und endlich ein 2 Seiten langes Verzeichniß der Druckfehler. 58.

Die alte ägyptische Zeitrechnung, nach den Quellen neu bearbeitet von R. Rask. Aus dem Dänischen übersetzt, mit Zusätzen des Verfassers. Altona, Aue. 1830. 8. 15 Gr.

Die Untersuchungen des gelehrten Verfassers über den ebenso wichtigen als schwierigen Gegenstand zeichnen sich durch ein klares und besonnenes Streben aus, mit dem er in dem Labyrinth der ägyptischen Zeitrechnung den richtigen Weg aufzufinden sucht, ohne durch gekünstelte Hypothesen glänzen zu wollen. Prichard's berühmtes Werk, das zuerst für die Entwirrung der alten ägyptischen Quellenschriften, welche dem Forscher hier vorliegen, einen lichtverbreitenden Leitfaden lieferte, hat den Verf. nach seinem Geständniß besonders ermuthigt, seinerseits ebenfalls an diese Untersuchungen zu gehen, deren Resultat allerdings nicht blos von vereinzeltem archäologischen Interesse ist, sondern auf die älteste Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt erhellend zurückwirken muß. Hr. Rask ist darin noch einige Schritte weiter zur Berichtigung und Bestimmung der in Rede stehenden Zeitrechnung gegangen, daß er die von Prichard unbenutzt gebliebene parische Marmorchronik verglichen, welche er insofern als von der äußersten Wichtigkeit bezeichnet, da sie die griechische Zeitrechnung mit bestimmter Angabe des Jahres beinahe ebenso weit zurückbringt als die hebräische (nämlich bis Kekrops, sowie diese eigentlich bis Moses geht). Der Verf. geht jedoch in seinen Berechnungen nicht weiter als bis zur persischen Eroberung, aus dem Grunde, weil man nach dem Jahre 525 manche bessere und reichere Quellen für die Zeitrechnung habe als die ägyptische, die auch von da ab weniger Interesse hat, weil nun Europa immer mehr und mehr der Schauplatz der Geschichte wird. 156.

Notiz.

Paris und London.

Unter den geistvollen, tapfern und ehrenwerthen Spaniern, welche der albernste Despotismus aus ihrem Vaterlande vertrieben hat, ist einer der ausgezeichnetsten Don Telesforo de Trueba. Nicht leicht wird ein anderer Fremder so gut und so echt englisch schreiben als dieser Spanier. Sein Roman: „The Castilian", gehört, wenn nicht zu den britischen standard novels, doch zu dem Gelesensten in seiner Art; sein Lustspiel: „The exquisites", steht keinem andern nach, welches seit Jahren auf der englischen Bühne erschienen ist; sein neuestes Werk: „Paris and London" (3 Bände, London, 1830), ein Roman der eigentlich kein Roman ist, eine Geschichte ohne Geschichte, ist indessen dem allgemeinen Urtheil nach ein entschiedener Misgriff. Eine Reihe von schlüpfrigen Intriguen, mit Gemeinplätzen und Persönlichkeiten aufgeschmückt, hätten wir in der That von Trueba am wenigsten erwartet. Einzelne unterhaltende Scenen wiegen die Werthlosigkeit des Ganzen nicht auf. 168.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 232. —— 20. August 1831.

Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Es bedarf keiner umständlichen Erörterung, sagt M'Culloch, daß es ein thöriges Beginnen ist, das Arbeitslohn mit jeder Veränderung des Brotkompreises mittelbar oder unmittelbar zu ändern. Jedermann sieht ein, daß, wenn man dieses System thätlich befolgte, wenn man die Armen immer in Stand setzte, eine gleiche Menge von Brot einzukaufen, es mag in Ueberfluß verhanden und wohlfeil, oder selten und theuer sein, so würden sie keinen Beweggrund haben, in Zeiten des Mangels den Verbrauch zu vermindern, und der ganze Druck der Noth würde in solchen Fällen ihnen entnommen und gänzlich auf Andere, besonders auf die Mittelclassen gelegt werden. Aber davon abgesehen, wollen wir erwägen, welche praktische Wirkungen dieses System auf den Taglöhner und auf den Arbeitgeber hat. Die Tabellen, welche die Obrigkeiten von Zeit zu Zeit ausgeben, beruhen auf dem Grundsatze, daß jeder Arbeiter wöchentlich ein Laib Weizenbrot von bestimmtem Gewicht für jedes Glied seiner Familie und eines darüber erhalten soll, mithin 4 Brote für 3 Personen, 5 für 4. Gesetzt nun, ein Laib Brot koste 1½ Schilling und das durchschnittliche Arbeitslohn eines Bezirkes sei 8 Schillinge; ein fleißiger, unverheiratheter Tagelöhner verdient sein Wochenlohn, ein Verheiratheter aber, der 4 Kinder hat, kann 7 Brote oder 10½ Schillinge wöchentlich verlangen, und da sein Lohn nur 8 Schillinge beträgt, so erhält er wöchentlich 2½ Schillinge von der Gemeinde; ein Dritter, der eine Frau und 6 Kinder hat, erhält 9 Brote, folglich über sein Tagelohn wöchentlich 5½ Schillinge; ein vierter Arbeiter ist so faul und unordentlich, daß Niemand ihn zur Arbeit dingen mag, aber er hat eine Frau und 5 Kinder, muß daher 8 Brote erhalten, um sich und sie zu ernähren, und die Gemeinde gibt ihm ein Wochengeld von 12 Schillingen, um ihn in seiner trägen Lebensweise zu unterstützen. Es liegt am Tage, daß diese Einrichtung wie eine Eheprämie wirkt, das Arbeitslohn herabdrückt, Trägheit und Liederlichkeit befördert, einige der kräftigsten Beweggründe zu Fleiß und guter Aufführung hinwegnimmt, daß sie von Stückarbeiten abhält und von jeder Anstrengung, sich außerordentlichen Verdienst zu verschaffen, welcher die wöchentliche Spende gefährden würde, und daß sie die Wirkung hat, die arbeitende Classe eines Bezirkes in Almosenempfänger zu verwandeln, welche weder die Mittel noch kaum den Wunsch haben, sich aus der Herabwürdigung zu erheben, in welche sie versunken sind.

Wollen wir das Drangsal allgemeiner Verarmung von dem Lande abwenden, sagt der Verf., so muß diesem System kräftig entgegengewirkt werden. Er räth, zu der vor 1795 bestandenen Einrichtung zurückzukehren und zu verfügen, daß künftig ein arbeitsfähiger Armer nur unter der Bedingung einen gesetzlichen Anspruch auf eine Unterstützung haben soll, daß er dieselbe in einem Arbeitshause empfange. Er ist zwar nicht der Meinung, daß in allen Fällen eine Unterstützung nur an Bewohner von Arbeitshäusern gegeben werden solle, und gibt zu, daß es in den meisten Fällen zweckmäßiger sein werde, Arbeitsfähigen eine zeitliche Unterstützung, und Gebrechlichen und Schwachen die regelmäßigen Gaben in ihren Wohnungen zu reichen; aber die Ermächtigung, jedem Nichtbewohner eines Arbeitshauses eine Gabe zu versagen, hält er für unumgänglich nöthig. Man ist in England ziemlich einig, daß das bestehende System aufgehoben werden muß, aber man äußert die Besorgniß, es werde schwer sein, zu verhindern, daß man in denjenigen Gegenden, wo jene Einrichtung die schlimmste Wirkung, Ueberfluß an Arbeitern, hervorgebracht hat, einige fast ebenso verderbliche Mittel wähle. In vielen Bezirken, wo jene Einrichtung die nachtheiligsten Folgen gehabt hat, sind die Armensteuerpflichtigen zugleich die Bezahler des Arbeitslohnes, mit andern Worten: die Landbauer müssen entweder als Steuerpflichtige oder als Lohnbezahler die ganze arbeitende Classe unterhalten. Es gibt keinen festgesetzten Arbeitslohn, sondern die Landbauer werden durch die vereinte Wirkung der Gesetze, des Herkommens, der Mildthätigkeit und der Furcht gezwungen, der arbeitenden Classe die Mittel zu verschaffen, sich mit der landüblichen Nahrung zu versehen. Gesetzt, es gäbe in einem Kirchspiele, wo die beschriebene Art der Armenversorgung eingeführt wäre, aber nur 60 Tagelöhner Arbeit finden könnten, deren 80, die in 4 gleiche Classen getheilt wären, ledige Männer und Verheirathete mit Familien, die aus 2—6 Gliedern beständen. Nach dem herrschenden Unterstützungssystem würde jeder der unverheiratheten Männer 6 Schillinge erhalten, als die geringste zu ihrem Unterhalt erfoderliche wöchentliche Summe, und die Uebrigen nach Verhältniß 8—12 Schillinge

Wahrscheinlich würde eine gleiche Zahl aus jeder Classe Arbeit finden. Nach der Aufhebung des Unterstützungssystems würde das Arbeitslohn sowol für Verheirathete als Ledige wegen der Mitbewerbung unter einer so zahlreichen Volksmenge, als wir vorausgesetzt haben, auf 6 Schillinge, ja, noch tiefer fallen. Eine solche Herabsetzung des Lohnes würde die Familien vieler Tagelöhner dem Verhungern preisgeben. Das Lohn würde wahrscheinlich nicht durch Mitbewerbung, sondern durch die Wirkung des Mitleids oder der Furcht auf 9—10 Schillinge festgesetzt werden. Die Tagelöhner würden alsdann nicht mehr eine regelmäßige Unterstützung aus der Armencasse erhalten und insofern würde eine Verbesserung eintreten; aber noch immer würden die Nichtbeschäftigten der Gemeinde zur Last fallen, d. h., von den Landbauern in einer andern Art erhalten werden müssen; und diese würden sich dann fragen, welche Classe von Tagelöhnern sie, die Steuerpflichtigen, am besten unterhalten könnten. Wollten sie, nach der neuen Einrichtung, den Unverheiratheten wöchentlich 10 Schillinge bezahlen und die Verheiratheten mit 10—12 Schillingen aus der Armencasse unterhalten, so würden sie bei der Veränderung verlieren, und man würde daher nur Verheirathete zur Arbeit dingen, die Ledigen aber auf die wohlfeilste Weise aus der Armencasse ernähren und sie, damit sie nicht ein zu bequemes Leben führten, zu Arbeiten für die Gemeinde benutzen. Eine solche Veränderung des Versorgungssystems würde eine neue Art von Ermunterung zu unbesonnenen Ehen sein, und dieser Plan ist nicht blos eingebildet, sondern besteht wirklich in einigen Kirchspielen. Wie Lord King vor einiger Zeit im Oberhause anführte, ist es in einem ihm bekannten Kirchspiele häufig der Fall, daß Bursche von 19—20 Jahren sich zur Trauung melden, weil sie kein anderes Mittel haben, sich Arbeit zu verschaffen. Es ergibt sich daraus, wie schwer es zu verhüten ist, daß Aufmunterungen zu frühen, und unter solchen Umständen kaum unbesonnen zu nennenden Ehen in irgend einer Form entstehen, wo eine reichliche Bevölkerung es dem Landbauer möglich macht, den ledigen Tagelöhner auf den niedrigsten Unterhaltssatz herabzusetzen und die Armenpflegeanstalt zu gleicher Zeit den verheiratheten Tagelöhner gegen völligen Mangel schützt, wo folglich der Arme nichts zu verlieren und nichts zu fürchten hat, wenn er dem Zuge der mächtigsten Leidenschaft folgt. Erwägt man die Mittel, den Zustand der Armen in England zu verbessern, so ist der Umstand wohl zu beachten, daß die Armensteuer fast ausschließend von den Inhabern, nicht von den Eigenthümern der Ländereien entrichtet und verwendet wird. Das Interesse dieser beiden Classen ist, hinsichtlich der Armensteuer, nicht in allen Fällen dasselbe. Der Inhaber beachtet nicht die Zunahme oder Verminderung der Steuer auf eine unbestimmt entfernte Zeit hinaus, sondern nur den Druck derselben während der Zeit seiner Pachtung. Dem Landeigenthümer muß natürlich daran liegen, die den verheiratheten und ledigen Tagelöhnern gewährten Zahlungen so bestimmt zu sehen, daß sie nicht eine fortdauernde Zunahme der Bevölkerung begünstigen; der Pachter hingegen, auf dessen Pachtbedingungen bei jeder Pachterneuerung der Betrag der Armensteuer Einfluß haben muß, hat kein solches Interesse. Sein Zweck ist, aus dem Zustande der Bevölkerung so viel augenblicklichen Vortheil zu ziehen, als er kann, allen Aufwand an Steuer oder Arbeitslohn so viel möglich zu vermeiden und dem Himmel und seinem Gutsherrn die Sorge für die Zukunft zu überlassen. Wenn einst die Bevölkerung in den Ackerbaugegenden sich so sehr vermindert hätte, daß man es der freien Mitbewerbung überlassen könnte, das Arbeitslohn in ein angemessenes Verhältniß zu bringen, so würde man in dem eignen Interesse der Pachter und in ihrer Furcht vor unmittelbarer Zunahme ihrer Lasten ein erhaltendes Princip zu Gunsten der arbeitenden Classe finden. Sie würden sich dann allerdings eifrig bemühen, gegen Träge und Liederliche diejenigen Mittel zu gebrauchen, die M'Culloch wieder in ihre Hände gelegt zu sehen wünscht, die aber doch nicht hinreichend sein möchten, die Masse des Volkes aus dem Helotenzustande zu erheben, in welchen sie versunken ist. Die Uebel, welche aus der Verminderung der früher mit der Armenversorgung verbundenen, entgegenwirkenden Beschränkungen entstanden sind, erstrecken sich jedoch nicht auf einen großen Theil Englands. Die Pest allgemeiner Verarmung kann noch abgewendet werden, aber Diejenigen, welche die Pest ergriffen hat, lassen sich nicht durch die Vorsichtsmaßregeln heilen, welche die Gesunden bewahren können.

106.

Napoleon, sein Charakter und seine Zeit. Nach der dritten Auflage von W. E. Channing's „Analysis of the character of Napoleon Bonaparte". Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Heinrich Hermes. Leipzig, Dyk. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Diese höchst merkwürdige Schrift muß durch zwei Auszeichnungen vor unserer Tagesliteratur geehrt werden, zuerst, daß sie mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit und reizenden Frische des Urtheils über der Bewunderung des homme du siècle die sittliche und freisinnige Foderung nicht vergißt, und dann, daß allen diesen Foderungen eine reelle Grundlage, die beneidenswerthe sittliche und politische Vollkommenheit der freien Staaten von Nordamerika, die vollständigste Berechtigung gibt. Denn das wollen wir nicht leugnen, soweit ist es einmal mit uns gekommen, daß eine Sprache, wie sie dieses Buch redet, für tolle idealistische Vision ausgeschrien werden würde, wenn nicht 13 Millionen nordamerikanischer Zeugen sie unterstützten. Wir hören von dem außerordentlichen Aufsehen, welches zu seiner Zeit Thomas Payne mit dem „Gesunden Menschenverstande" gemacht. Damals war es noch zweifelhaft, ob ihm die transatlantische Wirklichkeit entsprechen werde, jetzt zeugen 55 Jahre für ihn, und wenn sie nicht allen Klugen unter uns das Raisonniren abschneiden, so sind sie doch lästig durch die Aufstellung einer so fremdartigen Thatsache. Diese 55 Jahre haben freilich mit dem mächtigen Hauch, der zuerst über den atlantischen Ozean heranwehte und in reinigenden Stürmen von der Seine bis zum Niemen noch heute braust, eine bedeutende Erhebung aus der europäischen Versunkenheit bewirkt; dennoch wird Vielen diese freie Stimme von jenseit einen ganz ähnlichen Eindruck erwecken, wie jener „Gesunde Menschenverstand" von Payne, ja, was noch mehr ist, eine große Partei spricht, auch in politischen

Dingen, dem gesunden Menschenverstande alle Competenz ab und meint, er sei oberflächlich und schief, während sie selbst auf gedrimißvollen Leitern zu der bodenlosesten Tiefe senkrecht hinabdringen. So wenig es interessen zu verwundern ist, wenn der Amerikaner bei diesen anstößt, so interessant ist sein Conflict mit unsern freisinnigsten Leuten, den Journalisten. Diese werden ganz dunkel wie die Teufel bei Klopstock, wenn man sie gegen den reinen Republikaner hält, und alle Gründlichkeit deutschverworrener Katheder-gründlichkeit, selbst wenn sie Hegel'n und Krause'n citiren sollte, wie Herr Hermes, kann sie nicht retten.

Eine gewisse Regsamkeit in der deutschen Preßklemme, eine altkluge Grundsatzlosigkeit in politischen Dingen, die mit demselben Hahnenanstand liberale Körnerchen aufscharrt und den Großen dieser Welt geziemende Kratzfüße macht — dieses Wesen sind wir bis zum Ueberdruß gewohnt; aber wird es sich neben der rücksichtslose Consequenz eines Nordamerikaners wagen? Was ist zu thun? reden muß es ja — und nun ist seit der französischen Unterdrückung und den ersten Jahren des Sieges keine sittliche Größe und keine begeisternde Idee in der deutschen poetischen und politischen Literatur, wenn man von seltenen Ausnahmen, wie das Pfizer'sche Werk und sehr einzelnen Stimmen in wenigen Tagesblättern absieht. Das lederne Futteral, worin der deutsche Geist und unsere Nationalehre bis jetzt noch steckt, ist ein herrschaftliches Etui mit silbernen Häkchen, und wenn es den Franzosen nicht beigeht hier einen Kaiserschnitt zu versuchen, so wird der arme Nationalgeist sich wol mit seinen bisherigen Dudelsacktönen begnügen müssen in Dingen, die ihn selbst und die bedeutendsten politischen Fragen angehen. In diesen altschottische Concert und Lob auf Glan Dummdy klingt Channing's transatlantische Stimme hinein wie ein Ruf aus der Höhe, und wir wundern uns nur, daß man sie nicht gleich beim Flügel genommen und confiscirt hat.

Der Amerikaner findet die Abgötterei, welche mit dem Freiheitsräuber Napoleon getrieben wird, der Sache der Menschheit verderblich und gibt eine sittliche Würdigung des Mannes; der Herausgeber, als ehrlicher deutscher Journalist, lobt zwar die heutten Grundsätze des Republikaners, construirt jedoch mit unglaublicher Gelehrsamkeit den großen Mann nach Vermögen aus den Umständen heraus, und findet jenes Beginnen im Allgemeinen unhistorisch; wir endlich, als republikanisch modificirter anglicanischer Recensent, geben zwar unserm Landsmann in einzelnen Reten, die unserm nordamerikanischen Freunde unhistorisches Beginnen nachweisen, Recht, finden jedoch die Abweichung jedes sittlichen Maßstabes im Großen ebenso ruchlos als im Kleinen. Freilich fragt der Historiker, warum mußte der Mann unter diesen Umständen dies thun? allein das hindert keineswegs die sittliche Kritik zu fragen: achtete oder verachtete er dabei fremdes Recht und sein eignes Gewissen? Freilich geschieht im Dienste der ewigen Wahrheit, der Idee der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, des Nationalheils keine Ungerechtigkeit mit Rechtskränkungen Einzelner, die der nothwendig gewordenen Realisirung der Idee oder der Rettung des Ganzen im Wege stehen: unser Herr Christus durfte die Tische der Wechsler im Tempel umstoßen, Luther die wohlerworbenen Rechte des Papstes; den rotten boroughs darf das Wahlrecht privilegirter Usurpation ohne vollständige Entschädigung der Privilegien genommen werden; um die Cholera abzusperren, wird Handel und Wechselstand der angesteckten Stadt verletzt u. s. w.; aber welche Idee, welche ähnliche Nothwendigkeit rechtfertigt Napoleons unzählige Meuchelmorde, Rechtsverletzungen und andere durch und durch gewissenlose Handlungen? Der kleine Maßstab an den großen Mann! Welche Beschränktheit, ruft hier die kannibalisirende Schar. Ist der Maßstab nicht groß genug, meine jungen Herren, der es dem großen Manne freistellt, seine große Idee aufzuweisen? Wie aber, wenn er bisweilen keine andere hatte als seine eigne Rolle, oder den Terrorismus seiner Tyrannei, wie bei dem Verfahren mit Palm und Enghien? Oder setzen wir uns die guten Redensarten über die humanen Plane, an deren Ausführung ihn sein Sturz gehindert hätte, wie er sie uns auf St.-Helena als echter Franzose verdeclamirt, für baare Münze verkaufen lassen? Die Zumuthung ist lächerlich; auch hat sein despotisches Kaiserreich Geniales und Großes genug zu Hause und draußen gezeigt und gewirkt, um ihn hinlänglich loben zu können, ohne von dem Boden der Geschichte auf den des Leichenredners hinüberzuirren. Was die Geschichte und jeder Unbefangene als Groß an ihm anerkennt, sein Genie im Gebiet der That und Erkenntniß, das hat ihn gehoben; was ihm aber als unleugbarer Adel anklebt, die häufige Gewissenlosigkeit, die Verachtung der Freiheit und Nationalität, das hat ihn noch viel schneller wieder gestürzt, und nicht mit Unrecht stand er da als ein Frevler vor der sittlichen, nationalen und freisinnigen Entrüstung von ganz Europa. Damals gingen Einige soweit, daß sie in dieser Entrüstung seine Größe verkannten, jetzt sind Viele so niedrig gesonnen, daß sie ihm für seine geniale Größe die leichtsinnigsten Ablaßbriefe verkaufen. So verfährt man in Deutschland mit einem großen, aber unsittlich und knechtisch gesinnten Poeten, so mit Napoleon, und ein Wunder ist es nur noch, daß die anerkannte Sittlichkeit eines jetzt lebenden wichtigen europäischen Mannes, obgleich ihr alle Genialität abgeht, so viel Kraft und Gewalt zeigt — freilich besonders auf eine große Masse, an die jene heillose Genialitätsprepheten nicht kommen. Zu diesem systematischen Urtheil gesellt sich noch eine urtheilslose und eine poetische Bewunderung und alle Drei besingen Napoleon nach Kräften.

Dagegen zieht der wackere Channing entrüstet zu Felde. Gleich auf der ersten Seite spricht er sich folgendermaßen aus: „Der Charakter Napoleons, fürchten wir, wird keineswegs so betrachtet, wie er es sollte. Die Bewunderung, welche er selbst in freien Ländern einflößt, ist ein übles Zeichen. Das größte Verbrechen gegen eine Gesellschaft, das, sie ihrer Rechte zu berauben und mit Fesseln zu beladen, bringt noch immer nicht jenen tiefen Abscheu hervor, welcher ihm gebührt, und der, wenn er wirklich gefühlt würde, dem Usurpator das Brandmal unverlöschlicher Ehrlosigkeit aufdrücken würde. Uns gilt Freiheit als das wichtigste Interesse der Menschheit, als gleich wesentlich für ihre geistigen, moralischen und religiösen Fortschritte; und wir betrachten daher Männer, die sich durch ihre Feindseligkeit gegen die Freiheit ausgezeichnet haben, mit der ernstesten und schmerzlichsten Entrüstung, von der wir uns weder durch den Glanz glücklicher Kriege noch durch die Bewunderung der Menge abhalten lassen. — Die Völker haben durch ihre dumme unvernünftige Bewunderung glücklicher Tyrannen sich um Unterdrückung und Sklaverei gleichsam beworben. Das wahre moralische Gefühl in Bezug auf die Verbrechen des öffentlichen Lebens muß noch beinahe ganz erst geschaffen werden. Wir glauben daher, daß ein Charakter wie der Bonaparte's mit einem äußerst geringen Bewußtsein seiner Schlechtigkeit bestehen kann; die Gesellschaft, welche so viel zu seiner Ausbildung beiträgt, ist für sein Dasein mitverantwortlich, und verdient zum Theil das Elend, welches er über sie verbreitet".

Das bisher Gesagte und diese Anführungen beweisen im Allgemeinen zur Genüge die Richtung und den Standpunkt des Buches, bewahren aber auch zugleich vor dem Verdacht, als sähe der Verf. in Napoleon ein moralisches Ungeheuer, wie ihn einige bornirte Fanatiker vor 15 Jahren wol geschimpft haben, denn das leidet doch keinen Zweifel, Napoleon existirte wirklich mit einem sehr geringen Bewußtsein seiner Unsittlichkeit, sodaß wir ihn nicht ohne die größte Ungerechtigkeit schlechthin verdammen könnten, wenngleich die Foderung, auch der Kaiser solle ein Gewissen haben, niemals aufgegeben werden darf. Auf der einen Seite müssen wir anerkennen, daß er liebenswürdig, menschlich und gut, ja in einer gewissen Sphäre auch gerecht war, und darum von den Seinigen mit seltener Liebe umgeben wurde, ohne daß die Behauptung zusammenfällt, er habe die heiligsten Rechte mit Füßen getreten und häufig gegen sein Gewissen gehandelt.

In dieser Anerkennung gehen wir einen Schritt weiter

als Channing, glauben darin gerecht zu sein, aber keineswegs spitzfindig; denn welcher Sterbliche stände ohne Zweifel und gänzlich auf der guten oder auf der bösen Seite? und wenn wir noch außerdem zugeben müssen, daß „ein unbegrenzter Egoismus und eine fast wahnsinnige Selbstüberhebung" ihm allen redlichen Dienst der Idee unmöglich machten, so wird er wahrlich genug getadelt sein, und fast thut es uns leid, dennoch einige Aussprüche, namentlich Folgerungen aus solcher Gesinnung nicht ablehnen zu können. Z. B. S. 61: „Napoleon bewies einen gemeinen Sinn, als er den Eigennutz für die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen erklärte. Mit dem Schwerte in der einen und Bestechungen in der andern Hand, hielt er sich für den unumschränkten Herrscher des menschlichen Geistes. Die Kraft des sittlichen, volksthümlichen und häuslichen Gefühls vermochte er nicht zu begreifen".

Wenn aber Channing ihm seine Kriege zur Last legt, wenn er seinen Ehrgeiz als einzige Ursache „jener großen Menschenschlächterei" spielen läßt, so thut er ihm offenbar das schreiendste Unrecht, denn da war Napoleon selten frei von der force des choses, und wol am allerwenigsten bei der Unternehmung gegen Rußland, die er nach den besten Zeugnissen sehr ungern unternommen, und nur ergriffen von der Gewalt seines Schicksals und des Schicksals von Europa ausgeführt hat. In diesen und mehren andern Dingen geht der Eifer der Charakteristik offenbar zu weit, und übersieht die giltige Vertheidigung der Geschichte, wie denn dieselbe von Herrn Hermes zu mehren Malen mit dem besten Erfolge geltendgemacht wird.

Ueberraschend wahr finden wir dagegen andere Gedanken, z. B. das Handwerk eines Generals sei nicht weit von dem eines großen Mechanikers verschieden, und häufig mit großer Brutalität der Gesinnung und beschränkten Fähigkeiten verbunden, wie z. B. bei dem Helden von Waterloo. In ihrer ganzen Stärke tritt die Ansicht hervor in dem Ausdruck: „Wir wollen zur Unterstützung unserer Ansicht nicht bis zu Männern heruntergehen wie Nelson, der, groß auf dem Verdeck, durch die abscheulichsten Laster erniedrigt war, und nie den geringsten Anspruch auf Erweiterung der Vernunftsphäre machte. Sich in eine Vergleichung auf Talent und Genie zwischen solchen Menschen und Milton, Bacon und Shakspeare einzulassen, ist beinahe eine Beleidigung für diese erlauchten Namen".

Wir schließen diese Anzeige mit den Worten des edeln Mannes, die er gegen die sentimentalen Reden über Napoleons Verbannung richtet: „Bonaparte's Geschichte ist für uns zu ernst, die Verbrechen, deren die Humanität und die Freiheit ihn anklagen, zu schreiend, als daß es uns möglich wäre, an seinem Grabe auf St.-Helena eine sentimentale Rolle zu spielen. Wir überlassen dies der feiner gebildeten Zeit, in welcher wir leben; und wir thun dies in der Hoffnung, daß eine Zeit kommen wird, die von weniger zärtlichem Bau, aber von hochherzigerer strengerer Gesinnung und von tieferm Mitgefühl für das ganze menschliche Geschlecht beseelt ist. Sollte dieses unbedeutende Büchlein dann noch leben, so hegen wir das feste Vertrauen, daß der unerbittliche Zorn, mit welchem wir die Sache unserer unterdrückten und verhöhnten Natur verfochten, nicht auf die Rechnung unserer Rachsucht oder Herzenshärtigkeit gesetzt werden wird".

Diese Gesinnung ist erhebend, und das „Quarterly review" hat das beste Recht zu dem Ausspruch: „Channing ist einer von den Männern, welche ein Segen und ein Ruhm für ihr Zeitalter und ihr Vaterland sind". 153.

Die poetische Panruhe.

Wer die Alten kennt und z. B. Theokrit gelesen hat, weiß, daß sie glaubten, Pan, das Symbol der Natur, und mit ihm alle Götter ruheten um die Mittagszeit. Wer viel im Freien lebt, besonders aber wer viel gereist ist, ahnet in der träumerischen Stille und trunkenen Müdigkeit (völlig verschieden von der abendlichen), welche die Natur um jene Stunde zu zeigen pflegt, gar wohl, was die Alten mit jenem Mythus meinten, und findet, beruhigter als sie, in jener Stunde den heitern Gegensatz der mitternächtigen Geisterstunde.

Eine solche Pansstille finden wir auch in dem Leben der Dichter, selbst in dem der größern, und wir können sie bei Manchen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Bei Göthe scheint sie in die Jahre 1791—94, bei Schiller in die 1789—94 gefallen zu sein, Zeiten, in denen sie nur wenig gaben und süß zu ruhen schienen, um dann, neu gestärkt, sehr viel und zwar sehr Treffliches zu spenden. Jean Paul scheint nur eine sehr kurze Panzeit gehabt zu haben, vielleicht nur kurze Panzeiten, wenigstens stellt er sich vom Jahr 1792 bis zum Tode in nie unterbrochener edler Thätigkeit auch öffentlich dar.

Daß Shakspeare jene süße, nicht götterlose, sondern göttervolle Panzeit in ihrer geheimsten und tiefsten Bedeutung gekannt habe, weiß Jeder, der z. B. den „Sturm", das „Wintermärchen", „Die beiden Veronesen" u. a. kennt; ob er sie aber jemals selbst gehabt, können wir nicht inseweit zeigen, als wir es bei Göthe und Schiller vermochten.

Lieber Dichter — ich meine Dich, der den großen Namen verdient — naht sich Dir einmal jene Götterstille, lehne Dich nicht gewaltsam auf gegen die süße Traumstunde, und verscheuche den Gott nicht, der Dir vielleicht in Deinem Schlummer viel Schönes zuflüstern wird.

Die Homerischen Götter entführten zuweilen die verwundeten Helden der staubigen Schlacht, um sie bald mit neuer Kraft und frischer Jünglingsheiterkeit zurückzusenden. Franz Horn.

Notizen.

Englische und französische Complimente.

„Wir hatten bereits mehre Schilling gegeben", erzählt Don Telesforo de Trueba, indem er seinen Besuch in dem Tower beschreibt *), „und wollten eben hinweggehen, als ich über der Thür eine Tafel bemerkte, auf der folgende Worte geschrieben waren: „It is expected visitors will compliment the warden". Mein französischer Begleiter, der damals nur noch wenig englisch verstand, las die Inschrift und nahm sie à la lettre. Während der plumpe und ernste Aufseher schweigend das Compliment erwartete, glaubte der ausgezeichnet höfliche Franzose sich der Weisung der Inschrift fügen zu müssen, machte dem Warden eine elegante Verbeugung und fing an ihm in gebrochenem Englisch die höchste Dankbarkeit und Verbindlichkeit für seine Gefälligkeit auszudrücken. Der Mann, dem etwas der Art noch nicht begegnet sein mochte, stand in stummer Verwunderung; Stanley brach in ein lautes Gelächter aus, und ich konnte mich nicht enthalten einzustimmen. Der Aufseher meinte jetzt, daß man sich einen Spaß mit ihm machen wollte, und wurde in demselben Verhältnisse finsterer, als unsere Heiterkeit zunahm. Als der Franzmann diese unerwarteter Wirkung seine ausgesuchtesten Complimente sah, begann er seinerseits zu erstaunen und schrieb zuletzt die ganze Scene seiner Unerfahrenheit in der englischen Sprache zu. Seine Zweifel wurden jedoch bald aufgeklärt. Ich ließ dem Warden eine halbe Krone in die Hand gleiten, welche seine finster zusammengezogene Stirn entfalteten, und ein paar Worte von Stanley gaben unserm Freunde Aufschluß über sein Mißverständniß. „Diable", rief dieser lachend, „voilà donc ce que les Anglais appellent des complimens; c'est bon, c'est bon!" Gewiß wird er noch in Paris manchmal über die Complimens à l'anglaise gelacht haben". 169.

*) Vgl. hierüber die vorige Nr. d. Bl. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 21.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 21. 20. August 1831.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. Preis für beide Theile 3 Thlr. *)

Erster Abschnitt. „Anstellung in Jena. Verheirathung". Schiller als akademischer Lehrer angestellt! möchte wol einiges Bedenken erwecken bei Denen, die sich den Schritt des hochbegabten Mannes als einen solchen dachten, der ihn zu Ansässigkeit in einem akademischen Staate und zu gelehrter und lehrender Wirksamkeit in einem bestimmten Fache führen sollte. Und in der That war ein solches Bedenken nicht ungegründet. Am Ende des Jahres 1788, da Schiller eben die Professur erhalten hatte, schrieb er an die künftige Gattin: „Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Feder, so werde ich sie regieren wie ein Haus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurechtkomme, das ist eine andere Frage" (Th. 1, S. 355). Auch der treue Freund Körner äußerte sein Bedenken, und Schiller selbst sah den Schritt an „als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten 3 Jahren" (S. 359). Das Einzige tröstete ihn, daß er durch denselben „in der Folge eine lichte Zukunft zu gewinnen hoffte". Wie er sich dies gedacht haben möge, ist ungewiß; aber erfüllt ward sein Wunsch, und schöner als er es sich dachte.

Durch Gelehrsamkeit konnte Schiller in Jena nicht imponiren, wie er selbst so naiv eingesteht; in die herkömmlichen Formen der akademischen Welt sich zu fügen, das machte ihm sein männlicher, freier Sinn schwer. Aber er wirkte begeisternd auf eine bedeutende Zahl von Zuhörern (über 400 strömten zu seinen Vorlesungen; Th. 2, S. 10); und ohne Zweifel ward das neue Leben, das sich damals in Jena entzündete und eine Reihe von Jahren dauerte, mit durch ihn geweckt. Er hatte Ideen; und wie diese damals begierig aufgefaßt wurden, wie sie wirkten, das ist Vielen noch in lebendiger Erinnerung. Waren Schiller's Ansichten von der Geschichte auch sehr verschieden von denen eines Johannes Müller oder der Alten (S. 8), immer waren es Ideen, und fruchtbare, begeisternde. Wie viel man von ihm lernte, von ihm, der bei dem Reichthum seines Geistes fern war von dem Absprechenden, was so manchen auch begeisternden Philologen mit der übrigen Welt in Zwiespalt brachte, das erkennen wir in der Weise, in der Griesbach den neuen akademischen Lehrer behandelte, dieser gelehrte, hochbegabte, für die Universität Jena unendlich thätige und wichtige Mann. „Mit dem Griesbach'schen Hause", schreibt Schiller (S. 12), „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern mit ihm". Nicht so liberal handelte ein anderer College, der ehemalige Professor der Geschichte. Dieser glaubte sich beeinträchtigt und empfand es übel, daß sich Schiller auf dem Titel einer gedruckten Vorlesung Professor der Geschichte genannt hatte; daß er Professor der Philosophie hieß und zu einem solchen ernannt worden war, hatte er erst jetzt erfahren. Der Unmuthige erlaubte sich sogar, den Titel jener Vorlesung von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, abzureißen (S. 46). Wol mochte Schiller des obigen Wortes gedenken: „Wie ich mit meinen Herren Collegen zurechtkommen werde, ist eine Frage"; und die Klage entfuhr ihm gegen die Geliebte: „Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen; aber unendlich verloren" (S. 48).

Und dennoch ging jener Wunsch, die Anstellung in Jena möge ihm eine lichte Zukunft eröffnen, in Erfüllung. Wir reden hier nicht von äußerm Glück. In dieser Hinsicht stehen die deutschen Genien denen weit nach, die England und Frankreich pflegt. Aber was Schiller mehr bedurfte als Reichthum, eine Gattin, die ihn zu ehren wußte und liebte, wie es's verdiente, die Freundschaft Göthe's, die ihm mehr werth und theurer war als die größesten Schätze und eine abhängige, wenn auch nicht glänzende Lage — die wurden ihm in Folge des Entschlusses, nach Jena zu gehen.

Und so sehen wir Schiller, noch ehe ihm hier ein Jahr verflossen war, durch eine Verbindung mit der Geliebten beglückt. Am 20. Februar 1790 reichte ihm Charlotte von Lengefeld ihre Hand, nachdem er im Sommer zuvor, in Lauchstädt, in Gegenwart der ältern Schwester, der Verfasserin dieses Buches, sich mit ihr verlobt hatte. Wir tragen kein Bedenken, die Briefe, die Schiller als Bräutigam der Braut schrieb, für das Schönste und Anziehendste in dem sonst so reichen Buche zu erklären. Dies sollte nicht darstellen, wie Schiller's Geist sich entwickelte, nicht seine Ansichten in Philosophie und Kunst darlegen, es sollte vor Allem ein Bild von dem Leben Schiller's geben, wie dieses sich in dem Geiste und Gemüthe einer vertrauten Freundin, einer nahen Verwandten, gestaltet hatte. Wir haben es also hier vorzüglich mit dem Menschen zu thun; und wo fänden wir den Silberblick im Leben eines ausgezeichneten Mannes schöner, als in der Zeit seiner glücklichen Liebe? In der That gewähren uns diese Briefe den unvergleichlichen Genuß, den Anblick eines sein Leben lang dem Ideale huldigenden Mannes in der Zeit, wo dieses Ideal sich der Wirklichkeit vermählt. So mußte Schiller lieben. Und wer gönnte dem einzigen Manne nicht das Glück, dessen Genuß er ausspricht: „Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung; und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben" (S. 81).

Aber unthätig, ohne Spur des Daseins verflog es nicht. Die Liebe konnte in einem Schiller nur wie eine Sonne wirken, die die herrlichen, reichen Keime seines Geistes zu voller Entfaltung brachte. Hören wir ihn, wie er (im November 1789) zu der Braut spricht (S. 89): „Eine Arbeit *), die mir Anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht. — Du wirst mich auslachen über mein Selbstlob; aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. — Noch einmal, Du wirst mich auslachen; aber möchtest Du es immer, wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen! Ach! und mir hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebstes, mein Alles angeschlossen, und ist von Dir schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstge-

*) Von dem Ref. über den 1. Theil in Nr. 263 d. Bl. f. 1830. Vgl. die Mittheilungen eines andern Ref. in Nr. 43, 44, 96 u. 97 f. 1831. D. Red.

*) Die Abhandlung über den Memoiren.

fühl wird zu einem lebhaften Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammenwohnen werden, theuere Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird!"

Glücklicher Mann! Dein Leben war kurz, und nicht ohne Mühe und Sorgen; und Du hast auch des Lebens Bitterkeit geschmeckt. Aber wer bezweifelt, daß Du das höchste Glück der Erde genossen, daß ihre schönste Gabe Dir zu Theil geworden sei!

Zweiter Abschnitt. „Häusliches Leben, Krankheit, Reise nach Schwaben". Diese höchste Begeisterung der Liebe konnte nicht in gleicher Stärke dauern; aber gewiß war es nicht blos die Stimmung der Flitterwochen, die der S. 69 mitgetheilte Brief an Körner ausspricht. Auch mit Jena söhnte sich Schiller mehr aus; er nahm Theil an der Gesellschaft, und hielt mit Lust seine Vorlesungen, nun auch ästhetische. Vor Allem aber zog ihn die Kant'sche Philosophie an, die einen so entschiedenen Einfluß auf ihn üben sollte; sie war, wie wir aus den S. 79—82 mitgetheilten Briefen sehen, in den Jahren 1791 u. 1792 seine Hauptbeschäftigung.

Eine schwere Krankheit, die ihn in dieser Zeit befiel und von der er nie gänzlich genas, zeigte ihm, welcher ungemeinen Liebe er genoß. Mehre Beweise von dieser werden mitgetheilt; keiner ist rührender und erhebender als der Brief von dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann (S. 90 fg.). Für wie manches Verletzende finden wir einen Trost, einen beschwichtigenden Balsamtropfen in den Worten dieses Briefes: „Der Anblick unserer Titel bewege sie nicht, das Geschenk abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen".

Rührend ist, was die Verfasserin bei Gelegenheit jener Krankheit schreibt: „In dieser Epoche fing die Unordnung in Schlaf und Wachen zuerst bei ihm an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwarte. Unsere Hausjungfern (Schiller hatte eine Erholungsreise nach Rudolstadt gemacht, wo ein Recidiv eintrat) spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, sodaß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen" (S. 85). Wie manches abgeschmackte Gerede haben wir gehört, von Schiller's Nachtwachen, von Champagnergenuß während nächtlicher Arbeit u. s. w.*), und es ist kein kleines Verdienst dieses Buchs, daß es zeigt, wie so ganz einfach und natürlich Schiller's tägliches Leben war. Das ist es bei jedem wahrhaft großen Menschen.

Kaum war Schiller genesen, so regte sich die alte Thätigkeit wieder. Damals hatte die französische Revolution die schreckliche Wendung genommen, die jedes menschliche Herz mit Schauder erfüllt; des Königs Proceß hatte begonnen. Wenn man ein Unternehmen nicht blos nach dem Vollbringen mißt, dann wird man Schiller's Absicht, in einem Memoire für des unglücklichen Königs Sache aufzutreten, gleichsam als Wortführer seiner Nation, eine der schönsten Thaten nennen, die sein Leben schmückt, wenn auch die rasche Entscheidung des Processes die Ausführung des Vorhabens vereitelte (S. 93). Schade, daß jenes Memoire nicht geschrieben ward. Den eigentlichen Zweck hätte es nicht erreicht. Aber wir würden eine vortreffliche Schrift mehr von Schiller besitzen. Denn dieser hatte das herrlichste Talent zum gerichtlichen Redner, das sich denken läßt. Sein „Sonnenwirth" ist ein Zeugniß für diese Behauptung.

Einen ähnlichen edeln Zug seiner großen Seele finden wir in den Worten, die er am Grabe des Herzogs Karl von Würtemberg, der seine Jugend so vielfach trübte, an einen Jugendfreund richtete: „Da ruht er also dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die erstern wurden von seinen großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir: Wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch" (S. 108).

In Schiller war nämlich die Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen, lebendig geworden, und er machte im Sommer 1793 mit seiner Gattin dahin eine Reise. Er sah den Kreis der Seinigen noch vollzählig; und zu seinem Entzücken ward ihm im Vaterlande das erste Kind, ein Sohn, geboren.

Sehr merkwürdig ist aus dieser Periode ein Wort an Körner: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle. In der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant" (S. 97); dann ein anderes, worin er den Gang der französischen Revolution prophezeit (S. 109).

Dritter Abschnitt. „Rückkehr nach Jena, die Horen, Verbindung mit Göthe". Zu Ergänzung der eigentlichen Biographie Schiller's trägt dieser Abschnitt wenig bei; dennoch ist er sehr wichtig, besonders durch Mittheilung bisher unbekannter Briefe. Die von Kant, Herder und besonders die von dem damaligen Coadjutor Dalberg, nachmaligem Fürsten Primas, sind alle Beweise von der hohen Achtung, die diese ausgezeichneten Männer Schiller erwiesen. In wie edelm Lichte erscheint Dalberg, der so oft Verkannte, wenn er schreibt (6. November 1796): „Daß so Viele mit mir unglaublich Vieles verloren haben, will ich nicht erwähnen; aber Greuelthaten, Verstimmung, Entweihung der Menschheit! so mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreise! Doch darf der wahre Muth niemals wanken; um so kraftvoller und lauterer müssen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und sprechen" (S. 141).

Von wie edler, fruchtbringender Art die Freundschaft zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt war, die um diese Zeit entstand (S. 116), wissen wir aus dem unlängst erschienenen Briefwechsel zwischen Beiden.*) Das größte Glück aber, was Schiller durch freundschaftliche Verbindung und Geistesverkehr, ohne den ein geistvoller Mann nicht leben kann, werden konnte, war die Verbindung mit Göthe, von der wir jetzt ein so einziges Document besitzen. Es bedarf keines weitern. Doch hören wir auch die Verfasserin gern bezeugen, wie in Stunden der Muthlosigkeit, die von physischem Uebelbefinden herrührte, Göthe's Einfluß auf Schiller so belebend wirkte (S. 147). Was mochte dieser genießen in Momenten, wie der folgende: „Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Göthe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen", sagte er, indem er sich die Augen trocknete" (S. 172).

In dieser Periode finden wir Schiller, außerdem daß ihn die „Horen" vielfach in Anspruch nehmen, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Göthe wissen, ernst als Dichter beschäftigt. Der Gedanke, den wir oben von ihm anführten (S. 97), wurde zur Wirklichkeit; viele seiner bedeutendsten Gedichte entstanden, zunächst für den „Musenalmanach" und die „Horen"; und wie Schiller in ihnen sein tiefes Forschen, den hohen Ernst seines Lebens niederzulegen strebte, das sehen wir klar in den Briefen an Humboldt. Die Stelle aus diesen, wo er der projectirten Idylle gedenkt, die er damals als ein Maximum ansah, finden wir abgedruckt (S. 123). Uns fiel ein, da wir sie lasen, in wie glück-

*) S. 294 heißt es noch: „Beim Schreiben trank er nie Wein".

*) Vgl. hierüber Nr. 137—139 d. Bl. D. Red.

richer Stimmung sich Schiller befinden mochte, da Göthe in seiner Nähe die „Achilleis" entwarf und auszuführen begann. Ueber die „Xenien" finden wir ein schönes, wahrhaft humanes Wort an den Coadjutor Dalberg (S. 141). Wie lange Schiller den „Wallenstein" im Geiste trug, bis das große Werk zur Ausführung kam, wird uns ebenfalls berichtet.

Und wie wohlthätig ist uns bei den großen, geistigen Bestrebungen des Mannes ein Blick in sein edles, menschliches Herz! Eine solche Wirkung hatte die Verfasserin beabsichtigt, und schon erreicht sie ihren Zweck durch Mittheilung einiger Briefe Schiller's an seine Schwester und deren Gatten, worin die Erstere aufgefodert wird, den durch das traurige Kriegsjahr 1796 und durch Krankheit hart bedrängten Aeltern und Geschwistern zu Hülfe zu eilen (S. 158 fg.). Sie that es, an Gesinnung des Bruders würdig. Rec. erinnert sich mit Freude der Zeit, wo er die Bekanntschaft dieser trefflichen Frau machte, der in einer beschränkten Lage die Liebe zu dem schon hingeschiedenen Bruder wahrer Lebensbalsam war. Sie weidete sich täglich an seinem Bilde, unter das sie die Worte aus dem „Don Carlos" geschrieben hatte:

Du warst so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In Deinem weiten Busen Raum. Das Alles
Ist nun dahin.

Vierter Abschnitt. „Erste Vorstellung des Wallenstein. Aufenthalt in Weimar". Mit Recht bezeichnet die Verfasserin den neuen Abschnitt mit der „Ersten Vorstellung des Wallenstein". Und wer stimmte ihr nicht bei, wenn sie sagt: „Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, was nach „Göz von Berlichingen" unser eignes deutsches Leben ansprach und mächtig in die Zeit eingriff, ja auf die Erhaltung des Nationalsinns unter fremder Unterjochung entscheidend wirkte. —— Es ist eine so weite und reiche Welt, die der „Wallenstein" umfaßt, es gibt der seelenergreifenden Worte und Reden in ihm so viele, daß alle erregbaren Gemüther sich gern damit begrüßten und sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Dasein sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück" (S. 179).

Interessant ist auch die mitgetheilte Notiz, daß Schiller schon in Rudelstadt i. J. 1789 sich mit der Idee der „Glocke" tragen mochte (S. 182). Das Große reift in einem Dichter langsam und allmälig, und Gedanken, die eine Welt umfassen sollen, bilden sich erst aus, wie die wirkliche Welt sich dem sinnigen, geistvollen Betrachter erschließt.

Seit 1800 war Weimar der Wohnort Schiller's. Die Vorlesungen in Jena hatten lange aufgehört; seine Gesundheit erlaubte sie nicht mehr; auch vertrugen sie sich nicht mit den ernsten Beschäftigungen, die die Welt entzücken und belehren sollten; und Göthe's Umgang war ihm unentbehrlich geworden; er mußte ganz in seiner Nähe wohnen. „Ein edler Mensch", sagt der Dichter, „zieht edle Menschen an". Dies sehen wir auch an Schiller. Welche interessante, würdige Personen werden uns hier vorgeführt! (S. 189—194.) Das schönste Denkmal aber hat die Verfasserin der Prinzessin Karolina von Weimar gestiftet (S 187), die leider! so früh der Erde entrissen ward. So war es recht! Diesem Engel gebührte ein Denkmal, und ein solches, in einem Buche, das dem reinsten und edelsten Geiste gewidmet ward.

Sehr naiv stehen noch in diesem Buche Göthe und Kozebue nebeneinander, von welchem Letztern Schiller sagte: „Er ist wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt" (S. 192).

In so edeln und würdigen Verhältnissen lebte Schiller in Weimar; und wie er so das ihm gehörige Element der Geselligkeit gefunden, schritt er mächtig fort auf seiner eigenthümlichen Bahn und erfüllte den großen Beruf, der ihm vorschwebte, als er sang:

Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Still und ernst an uns vorüberziehn? (S. 199.)

Wie Schiller jedes auch minder bedeutende Verhältniß durch Geist und Herz zu adeln wußte, wie die häusliche Unterhaltung voll war dieses Geistes, und dieser sich in Herzlichkeit und Theilnahme offenbarte, davon haben wir ein schönes Document in dem Tagebuche einer Verwandten des Schiller'schen Hauses, das uns S. 204—223 mitgetheilt wird.

Schiller trug den höchsten Adel in sich, er war ihm durch die Natur verliehen; und er bedurfte des Adelsbriefes nicht, den ihm aus freier Bewegung der Herzog von Weimar schenkte (S. 228). Aber erfreulich ist die Wahrnehmung, daß dieser edle und große Fürst den fürstlichen Beruf erkannte, das Große zu ehren, und deutlich auszusprechen, welche Stellung in der Welt ihm gebühre. Der Name dieses Fürsten durfte in dem Buche nicht fehlen.

Fünfter Abschnitt. „Letzte Lebensjahre und Tod". Wir haben oben bemerkt, daß das Werk eines Dichters lange Zeit bedürfe, damit es in dessen Innern reife und eine Gestalt gewinne, in der es äußerlich erscheint. Hat aber ein großer Dichter einmal seine eigenthümliche Sphäre gefunden, ist sein Geist in die ihm gehörige Bahn der Thätigkeit gekommen, hat er sich ganz Das zueigengemacht, was man das Handwerk seiner Kunst nennen möchte: dann ist er auch im Stande, in kurzer Zeit unendlich viel zu leisten. „Wallenstein" erschien 1799; „Maria Stuart" 1800; „Die Jungfrau von Orleans" 1801; „Die Braut von Messina" 1803; „Wilhelm Tell" 1804 (S. 230); und dazu kamen noch manche nicht unbedeutende Nebenarbeiten. Es ist, als ob der Genius des Todes, der seine Fackel schon zu neigen im Begriff war, noch einmal dieselbe vor dem Erlöschen in hellster Flamme und Glorie straten ließ.

Auch Freuden der Freundschaft, der Liebe und Achtung schmückten noch die letzten Jahre seines Lebens. Eine Reise nach Berlin (1804) belehrte ihn, wie große Anerkennung sein Geist und seine Werke gefunden; man ging damit um, ihn nach Berlin zu ziehen, und Schiller vernahm aus dem Munde der liebenswürdigsten Königin diesen Wunsch (S. 261). Doch siegte die Anhänglichkeit an Weimar und ein Gefühl zunehmender Kränklichkeit; und Göthe blieb ihm unveränderlich zugethan. Schiller sollte noch das Entstehen eines der vorzüglichsten Werke dieses Genius, „Die natürliche Tochter", erleben. Eine Aeußerung von ihm über dieses Werk ist sehr bedeutend (S. 238). Frau von Staël war noch eine höchst interessante und merkwürdige Erscheinung in dem weimarischen Kreise (S. 257). Wie die häusliche Freude, Zufriedenheit und Behaglichkeit, die Schiller genoß, sich immer gleichblieb, sehen wir aus Briefen, die er von Lauchstädt aus an seine Gattin schrieb (im Jahre 1803, S. 239 fg.).

So blieb er dem Fürstenhause werth, unter dessen Schirm er lebte, und Die, die bestimmt waren, des regierenden Fürstenpaares Stelle einzunehmen, übertrugen auf ihn die Huld des Letztern. Der Erbprinz ehrte Schiller'n; und erfreulich ist, was die Verfasserin von dessen Gemahlin, der jetzigen Großherzogin, berichtet: Der reine, würdige Herzenston (in der „Huldigung der Künste", die Schiller zum Empfang der jungen Erbprinzessin im Theater gedichtet), der aus dieser Dichtung spricht, ergriff das jugendliche Gemüth, dem sie geweiht war. Als ich nach Jahren mit Wohlgefallen ihrer Zustimmung erwähnte zu Einschränkungen, die der Großherzog nothwendig gefunden, da sie doch des Großen von Kindheit an gewohnt gewesen sei, sprach sie: sie gedenke oft der Zeilen Schiller's (in der „Huldigung der Künste"):

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

„Das ist wol die schönste Frucht eines Dichterwerks, wenn der Geist desselben in das Leben (und in solch ein Leben!) übergeht!" (S. 267—268.)

Aber wie auch Schiller von Großen gefeiert ward, er blieb der Einfalt getreu; zu Schmeichelei ließ er sich nie herab; und was ihm Huldvolles von fürstlichen Personen widerfuhr, kam ja

auch von Solchen, die Schmeichelei tief unter sich sahen. „Ich hätte, sprach Schiller, als er den „Demetrius" schrieb, eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen". Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben" (S. 259).

So nahte dem Reinen, Edeln der Tod, ihm, von dem Göthe mit so voller Wahrheit sang:

Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Durch Einfalt der Darstellung rührend ist die Schilderung von Schiller's letzten Lebenstagen, von seiner Krankheit und seinem Tode. Wer hätte hier Schmuck der Rede aufbieten können! und wie konnte es vollends die Verfasserin!

Einen Zug heben wir als charakteristisch aus der Schilderung heraus. Das Gemeine zu meiden, war dem sein Leben lang nach dem Ideale strebenden Geiste so zur Natur geworden, daß er, auch dem Tode nahe, seine Nähe nicht dulden konnte. Zwei Tage vor seinem Ende bemerkte er ein Blatt des „Freimüthigen" von Kotzebue, das sich in sein Zimmer verirrt hatte. „Thut es doch gleich hinaus", sagte er, „daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen" (S. 275).

Bedeutend sind oft die Worte eines großen Mannes bei seinem Hinscheiden. Was mochte in Schiller's Seele vorgehen, als er im halben Schlafe die Worte ausstieß: „Ist das eure Hölle? ist das euer Himmel?" (S. 276.) Am letzten Tage antwortete er der Verfasserin auf ihre Frage, wie es ihm gehe? „Immer besser, immer heiterer" (S. 276). Diese Worte bedürfen keiner Erklärung.

Der Monolog der Marfa (im „Demetrius") ward auf dem Tische des Hingeschiedenen gefunden (S. 279). In ihm haben wir also das letzte geistige Erzeugniß des Unvergeßlichen.

„Das ist wol der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz", sagt die Verfasserin (S. 278), „die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehen, die Augen, aus denen Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blicke auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt".

Wer das Buch, das wir anzeigen, gelesen, wird von einem ähnlichen Gefühle erfüllt sein; und wir wüßten den Dank, den wir der Verfasserin schuldig sind, nicht besser auszudrücken, als indem wir sagen, daß ihre edle, einfache Darstellung des Schiller'schen Lebens gewiß in allen Edlern das herrliche Gefühl erzeugen wird, welches der Geist genießt, wenn er, über den Schmerz und die Banden der Erde hinaus, in das Ewige dringt und mit heißen Armen sich an ihm festhält.

Sechster Abschnitt. „Allgemeines über Schiller's Charakter und Persönlichkeit". Dieser letzte Abschnitt leidet keinen Auszug, keine weitere Darstellung. Es genügt zu bemerken, daß die Verfasserin in ihm vollkommen dargethan hat, wie sie das Einzelne in Schiller's Leben, was sie mitgetheilt, vollkommen empfunden und aus ihm sich das wahre geistige Bild des Einzigen geschaffen habe. Sie war würdig, die Biographin eines solchen Mannes zu sein. Trüge ihre ganze Darstellung nicht das Gepräge der Wahrheit, dann würden wir mit größerm Nachdruck aussprechen, daß Personen, die Schiller'n sehr genau kannten, die wir gesprochen haben, versichern, das Bild, welches die Freundin von dem Freunde entwerfen, insoweit sie diesen darstellen wollte, sei vollkommen wahr und treu. Wer diesen letzten Abschnitt liest, wird von dem Gefühle erfüllt sein, welches der große Freund des Verstorbenen so schön ausspricht:

Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auf ewig jung im Reiche Persefoneia's;
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig erfreuet. 44.

Vaterlehren in sittlichen Wortdeutungen. Ein Vermächtniß von Vater Pestalozzi an seine Zöglinge. Bewahrt und gesammelt von H. Krüsi. Trogen, Meyer. 1829. Gr. 8. 8 Gr.

Vater Pestalozzi glaubte mit Recht, das Kind müsse reden lernen, ehe man mit ihm reden könne. Die Sprache war seiner Ansicht nach eine unermeßliche Kunst, der Inbegriff aller, zu denen das Menschengeschlecht gelangt ist, weil sie die Eindrücke zurückgibt, welche die Natur auf dieses hervorbringt. Darum enthielt er sich, selbst wo es zunächst grammatische Gestaltung und Biegung galt, leerer, vielleicht gar der Mißdeutung fähiger Wortverbindungen, und gab denen, welche er seinen Zöglingen vortrug, immer eine Erläuterung und Anwendung, wodurch die Erkenntniß, das Gefühl und die Uebung des Wahren, Schönen und Guten belebt und genährt ward. Nun enthält dieses auf 7 Bogen beschränkte Büchlein, in allgemeinverständlichen, ansprechenden, durch ernsten Witz eindringlichen Sätzen, was der Ueberzeugung eines solchen Lehrers zufolge, der Mensch von Kindesbeinen an glauben und wissen, fühlen und wollen, können und thun soll. Es sind anwendbare sittliche Wahrheiten, die beim Gebrauch alphabetisch vorgeführter Wörter vor die Seele des Weisen treten, dem Unwissenden faßlich, dem Wissenden ehrwürdig und willkommen. Diesem wird nicht schwer fallen, jede solcher Bemerkungen durch Erfahrungen eignes und fremdes Lebens zu bestätigen, und was kein Herz ungerührt, keinen Verstand unbefriedigt läßt, auch dem Gedächtniß und der Phantasie unterhaltend zu machen. Ref. kann nicht umhin zu wünschen, daß eine so reiche, reine und kräftige Sammlung echter Kern- und Sittenlehren in niedern und vornehmern Schulen eingeführt und dadurch zum allgemeinen Hausbuch werden möge, von dem sich auch das reifere Alter jeglichen Geschlechts ergriffen und angezogen fühlen muß, und dessen Bekanntschaft es sicherlich gern und oft erneuert, wenn es sie einmal gemacht hat. Hier befand sich P., was auch gegen ihn als Unternehmer und Vorsteher einer umfassenden Anstalt erinnert werden mag, auf unstreitig eigenthümlichem Gebiet; für diese schriftstellerische Wirksamkeit war er geboren: und der Herausgeber verdient Dank, daß er das kostbare ihm anvertraute Vermächtniß des redlichen Denkers so treu dem Gebrauch übergeben wollen, für den es bestimmt war. 42.

Notiz.

Ein Korb mit Eiern.

Es ist wenig bekannt, durch welche besondere Umstände der große Friedrich in der schlechten Stellung bei Hochkirch festgehalten wurde, in welcher ihm, wie man sich erinnert, Daun am 14. Okt. 1758 durch einen geschickt geleiteten Ueberfall einen so empfindlichen Verlust beibrachte. Der König hatte in der östreichischen Armee einen gewisser Major Schollner erkauft, durch welchen er Alles erfuhr, was bei derselben vorging. Die Rapports wurden in einem Korbe mit Eiern überbracht, von denen ein ausgeblasenes das Schreiben erhielt. Unglücklicherweise mußte Daun dem Eierträger bei einem Spazierritte begegnen; er fragte ihn, was er zu verkaufen habe, kaufte die Eier selbst und ließ sie nach seiner Küche bringen. Hierdurch wurde die Verrätherei entdeckt, und Daun nutzte den Umstand, um den König sicher zu machen. Er ließ den Correspondenten sogleich fodern, und nachdem er ihn auf das Härteste angegangen hatte, schenkte er ihm das Leben unter der Bedingung, den König durch Nachrichten, die er ihm in die Feder dictiren würde, zu hintergehen. Dies wiegte Friedrich in eine Sorglosigkeit ein, die ihm eine Schlacht und den Kern seines Heeres kostete. An einem Korbe mit Eiern hing Leben und Tod vieler tausend Menschen. Und auf den Grund einer solchen Analogie lernt man die Begebenheiten unserer Tage freilich aus einem andern Gesichtspunkte nehmen. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue empfehlungswerthe Bücher und Musikalien

welche in der

Brüggemann'schen Verlags-Expedition

in

Leipzig

erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind.

Die Naturgeschichte

in getreuen Abbildungen und mit ausführlicher Beschreibung derselben.

Säugethiere.

20 Hefte,

147 Tafeln, mit 305 lithographirten Abbildungen und 27 Bogen Text, in Quart-Format, enthaltend.

Subscript. Preis für schwarze Abdrücke 4⅔ Thlr.

" " " sauber illuminirte Abdrücke 10 Thlr.

Der Ladenpreis ⅓ höher.

Naturgetreut, schöne Ausführung der Abbildungen, gründlich und systematisch bearbeiteter Text, und bei alle dem der äußerst billige Preis zeichnen diese Naturgeschichte vor allen Andern vortheilhaft aus. Eltern, welche ihre Kinder mit einem, sowohl belehrenden als unterhaltenden Geschenk erfreuen, Liebhabern der Naturgeschichte, welche sich ein, zum Selbst-Studium ganz geeignetes Werk anschaffen wollen, so wie Lehrern, um den Kindern bei Erklärung der naturhistorischen Gegenstände solche durch Anschauung deutlich zu machen, empfehlen wir diese Naturgeschichte. Wir enthalten uns aller weitern Anpreisung; Jeder, der sie sieht, wird sich von der Brauchbarkeit und guten Ausführung überzeugen.

Von der zweiten Abtheilung, die Amphibien enthaltend, sind auch bereits die ersten Hefte schwarz à 5 Gr. oder 6½ Sgr. colorirt à 12 Gr. oder 15 Sgr. erschienen. Die dritte Abtheilung wird die Vögel enthalten.

Almanach
der
Novellen und Sagen,
herausgegeben
von
Alexander Bronikowski.

12mo broschirt.

Ir Jahrg. 1s — 4s Bändchen.

Preis jedes Bändchens 16 Gr. oder 20 Sgr.

Inhalt: 1s B. Der Ursprung des Lotto, genues. Volkssage von Alex. Bronikowski.
2s u. 3s B. Erzählungen von Demf.
4s B. Die Schicksale des Harald Hardrada von M. Adolphi.

Polen
im siebzehnten Jahrhunderte
oder
Johannes der Dritte, Sobieski und sein Hof.
Von
Alexander Bronikowski.

5 Bände in 8. brosch. Preis 8 Thlr.

Das geschichtliche und zeitgemäße Interesse, was sich an diese geistreiche aus echten Quellen geschöpfte Erzählung des berühmten Verfassers knüpft, macht dieses Buch doppelt empfehlungswerth, und der Verleger ist erfreut es dem Publikum zu einer Zeit vollständig darbieten zu können, wo Alles was zur Charakteristik der Polen beiträgt, allgemeine Theilnahme erregt.

Repetitorium
über
das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten.

Ein Hand- und Hülfsbuch für angehende Juristen beim Studium dieses Gesetzbuches überhaupt und bei der Vorbereitung zu den ersten juristischen Prüfungen.

Von
Joh. Aug. Ludw. Fürstenthal,
Königl. O. L. Ger. Assessor.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Dieses Werk enthält die wichtigsten Grundsätze des allgemeinen Landrechts nach der Titelfolge desselben, in einem gedrängten und übersichtlichen Auszuge, und hat den Zweck angehenden Juristen beim Studium jenes Gesetzbuches als Leitfaden zu dienen, sie aber auch mit den Grundwahrheiten des gesammten preußischen materiellen Rechts, deren genaueste Kenntniß ihnen bei ihren Amtsverrichtungen unentbehrlich ist, bekannt zu machen. Die Verlagshandlung hat durch den höchst billigen Preis dieses Buch auch minder begüterten angehenden Beamten zugänglich gemacht.

Neue Jugendzeitung
zur
Belehrung und Unterhaltung
der
reifern Jugend.
Herausgegeben
von
L. Jung.
Director der höhern Töchterschule zu Halberstadt.

1r Jahrgang. 6 Hefte. in 4. brosch. mit 24 Kupfern.
Preis 1 Thlr.

Der reifern Jugend zur Belehrung und Unterhaltung zu dienen ist zunächst der Zweck dieser Jugendzeitung, sie strebt aber auch zugleich dahin, die Aufmerksamkeit aller derer zu gewinnen, denen Erziehung und Unterricht Sache des Herzens ist. Sie soll die Jugend zur Anschauung des Sittlichen im Leben führen, ohne dieselbe durch abstracte moralische Belehrung zu ermüden; soll durch geschichtliche Einkleidung und Dichtung zu moralischen Zwecken die Aufmerksamkeit ihrer jungen Leser und Leserinnen auf sich ziehn, und das jugendliche Gemüth vor jenem Siechthume bewahren, welches durch Geist und Herz verderbende Romane, die häufig ohne Unterschied von der Jugend benutzt werden, herbeigeführt wird.

Die Gegenstände, welche den Inhalt unserer Jugendzeitung ausmachen, sind: Erzählungen, Mährchen, kleine dramatische Unterhaltungen, Gedichte, Räthsel, Schilderungen merkwürdiger Begebenheiten aus der Geschichte, Biographie berühmter Personen, Auszüge aus Reisebeschreibungen, technologische Belehrungen, naturhistorische Merkwürdigkeiten, Mannigfaltigkeiten aller Art, Literatur empfehlungswerther Jugendschriften.

Wir erlauben uns die Zueignung an die jungen Leser und Leserinnen der Jugendzeitung hier abzudrucken.

Euch, denen noch des Lebens schöner Morgen
In unbewölkter Bläue freundlich lacht
Und denen nicht der Eulenruf der Sorgen
Den Schlummer stört in stiller Mitternacht,
Euch grüß' ich jetzt mit diesen ersten Zeilen,
Die, voll Vertraun auf freundlichen Empfang,
Zu Euch, Ihr heitern, jungen Seelen, eilen,
Für die zum Kranz ich diese Blüthen schlang,
Was er Euch beut zum Nutzen und Vergnügen,
Nicht soll es Euch um Euren Kindessinn,
Nicht um der Jugend schönen Traum betrügen;
Es sichert Euch für Kopf und Herz Gewinn.
Drum wird es nicht mit eitlem Flitter glänzen;
Gesunder Nahrung voll für Geist und Herz
Gestalten diese Blätter sich zu Kränzen,
Die Euch gewunden sind aus Ernst und Scherz.
So geb' ich denn die kleine Blumenspende
Vertrauensvoll, wie wir sie Euch gepflückt,
Mit Freundessinn in Eure reinen Hände,
Daß Ihr damit die Zeit der Muße schmückt.
Empfangt sie freundlich, wie wir sie gegeben.
Und wär' auch unsre Gabe noch so klein,
So wird ihr doch das freundliche Bestreben,
Für Euch zu wirken, ihren Werth verleihn.
Und habt Ihr nun in Euren Mußestunden
Durch das, was diese Blätter Euch enthüllt,
Belehrung und Ermunterung gefunden,
Dann ist ja ihres Daseyns Zweck erfüllt.
Doch seyd Ihr freundlich mir dafür gewogen,
Dann ward ich um den köstlichsten Gewinn
Der eignen Mußestunden nicht betrogen;
Denn wißt, daß ich ein Freund der Jugend bin.

Der Herausgeber.

Zweistimmige Kinderlieder
mit
willkührlicher Begleitung des Pianoforte.

1te — 4te Sammlung.

4. in eleg. Umschlag geheftet.

Preis jedes Heftes. 12 Gr. oder 15 Sgr.

1ste Sammlung	enthaltend	12	Lieder	von A. Mühling.
2te — —	—	14	—	von Fr. Schneider.
3te — —	—	12	—	von A. Mühling.
4te — —	—	10	—	von Bern. Klein.

Kurze und gründliche
Elementargesang-Bildungslehre,
für Schullehrer bearbeitet
und
in der Ziffern- und Noten-Zeichnung unterrichtlich dargestellt
von
K. Schade,
Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Halberstadt.

4. Preis 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Der Verfasser, dem pädagogischen Publikum bereits durch mehrere mit Beifall aufgenommene Arbeiten rühmlichst bekannt, hat durch dieses mit dem größten Fleiße ausgearbeitete Werkchen die Vorzüge des Noten- wie des Ziffernsystems gehörig erwägend, und, nach dem Vorbilde Natorp's, Note und Ziffer verbindend, einen Weg gefunden zu haben, der geeignet seyn dürfte, den Frieden hinsichtlich des lange bestrittenen Punktes, wenn auch nicht ganz herbeizuführen, doch etwas wahrscheinlicher zu machen. Dieß ist, wie auch das folgende Schriftchen desselben Verfassers, welches sich seiner Tendenz nach an dieses eng anschließt, wird gewiß von jeden Elementarlehrer bei näherer Durchsicht für sehr brauchbar anerkannt werden.

Für äußere zweckmäßige Ausstattung hat die Verlagshandlung bestens gesorgt.

Wie der Lehrer N. seine Schule,
die erste Klasse einer Dorfschule,
für den Gesang ausbildete.
Oder
kurzer und gründlicher, nicht allein gangbarer, sondern auch gegangener,
Unterrichts-Weg
eines
praktischen Elementarlehrers im Gesange,
von
K. Schade.

8. Preis 8 Gr. oder 10 Sgr.

Schauplatz der Welt.
Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann,
besonders aber für die Jugend.
Erster Jahrgang 1831.

Enthaltend 52 Tafeln mit mehreren hundert Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Natur und Kunst, sowie Darstellungen aus der Geschichte, nebst deren Erläuterungen.

Jede Woche erscheint ein Stück in Quart mit 1 Tafel.

Preis des ganzen Jahrganges 1⅓ Thlr.

Man pränumerirt auf den halben Jahrgang mit 20 Gr. oder 25 Sgr.

Die bereits erschienenen Stücke werden die Schönheit der Abbildungen bezeugen.

Handbuch des Organisten
von
Dr. Friedrich Schneider,
herzogl. anhalt-dessauischer Hofcapellmeister.

Das unter diesem Titel vor zwei Jahren angekündigte Werk, welches alles Dasjenige umfaßt, was ein Organist, oder Derjenige, welcher sich dazu bilden will, gebraucht, welches zum Selbstunterricht, besonders aber zum Unterrichte in Seminarien und andern musikalischen Lehranstalten geeignet ist, ist jetzt vollständig erschienen. Es zerfällt in drei Theile:

1r Grundzüge der Harmonielehre.
2r Orgelschule.
3r Choraldruch und zugleich Beispielsammlung der beiden ersten Theile.

Um die Verbreitung dieses Werkes nicht zu hindern, soll der außerordentlich billige Pränumerationspreis von 3 Thlr. 8 Gr. oder 10 Sgr. (für 78 Notenbogen) noch einige Zeit fortbestehn. Einzelne Theile sind zu etwas erhöhtem Preise zu haben.

Die Geschichte Polens.
Bearbeitet
von
Fr. A. v. Witzleben,
Premier Lieut. im K. Preuß. Generalstabe.

15 Bogen in 8. Geheftet. Preis 16 Gr. oder 20 Sgr.

Die Geschichte der Polen ist ein gegenwärtig so höchst interessanter, und dabei noch so wenig behandelter Gegenstand, daß gewiß Jedermann obiges Büchlein, welches sich durch gediegene Bearbeitung, leicht faßlichen Styl und gedrängte Kürze auszeichnet, willkommen heißen wird. Der Verf. führt den Leser von der Sagenzeit der Geschichte der Polen bis auf die allerneueste Zeit, wo diese hochherzige Nation wiederum die Theilnahme von ganz Europa erweckt.

Kurze und leichte Choralvorspiele
für
die Orgel
zum kirchlichen Gebrauch componirt und den Königlich Preuss. Seminarien gewidmet
von
Xaver Schneider.
Preis 12 Gr. oder 15 Sgr.

Ueber die

symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche,

ihre

Entstehung, Geltung und Vereinigung

mit den evangelisch-reformirten Symbolen.

Eine ausführliche, doch gemeinfaßliche Erörterung allen denkenden Gliedern der evangelischen Kirche zu gewissenhafter Beherzigung gewidmet

von

Dr. K. A. Märtens,

Superintendent, u. Oberprediger an der Martinikirche zu Halberstadt.

25 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Historische Beiträge

zur

Erläuterung und Berichtigung der Begriffe

Pietismus, Mysticismus und Fanatismus

von

Dr. Dan. v. Cölln,

Königl. Consistorial-Rath u. Prof. d. Theologie zu Breslau.

8. brosch. 8 Gr. oder 10 Sgr.

Der

Fall der Bourbons,

älterer Linie

dessen

Ursachen und Folgen.

Dargestellt

von

Alexander Bronikowski.

Erstes Heft.

gr. 8. broschirt. 10 Gr. oder 12½ Sgr.

Taschenbüchlein

für

Jagdfreunde.

Erstes Heft.

12. in lithographirten Umschlag broschirt, mit einer Musikbeilage.

Preis 12 Gr. oder 15 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Die Feier des Hubertus-Festes am 5. November 1829 vom Hubertus-Vereine zu Halberstadt.

Jagdliebhabern wird hier eine kleine aber angenehme und höchst ergötzliche Gabe geboten.

Briefe

von

Johann Heinrich Voß

nebst erläuternden Beilagen

herausgegeben

von

Abraham Voß.

2 Theile. 8. Preis 3 Thlr. 8 Gr. oder 10 Sgr.

(Der dritte Theil ist unter der Presse.)

Praktische

Pianoforte-Schule

oder

deutliche Erklärung der Anfangsgründe der Musik, Regeln der Fingersetzung und Uebungsstücke in den vorzüglichsten Dur- und Moll-Tonarten

von

J. B. Cramer.

Neueste umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe

Preis 1 Thlr.

Museum

für

Pianofortemusik und Gesang.

Herausgegeben

von

A. Mühling.

Vierter Jahrgang 1831.

12 Hefte in Quer-Folio.

Preis des ganzen Jahrganges 2 Thlr.

Einzelne Hefte 6 Gr. oder 7½ Sgr.

Der glückliche Fortgang, dessen sich das Museum neben einer Unzahl anderer den Titel nach ähnlicher Sammlungen immer zu erfreuen hat, zeigt wohl am besten für dessen anerkannt gediegenen Inhalt. Auch dieser vierte Jahrgang enthält, so weit er bereits erschienen ist, eine schöne Auswahl vorzüglicher Original-Compositionen mittlerer Schwierigkeit von ausgezeichneten Meistern, und die noch erscheinenden Hefte sollen den frühern nicht nachstehn.

Wem darum zu thun ist, eine Sammlung guter sowohl instructiver als unterhaltender Clavierstücke elegant ausgestattet, zu einem äusserst niedrigen Preise zu besitzen, dem empfehlen wir das Museum, und man wird diese Behauptung gerechtfertigt finden.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 233. — 21. August 1831.

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96. Mit 2 Uebersichtskarten. Leipzig, Brockhaus. 1831. 12. 1 Thlr.

In dem von uns einige Male besprochenen Werke: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahr 1792" *), werden außer den auswärtigen Kriegen, welche Frankreich zu bestehen hatte, die innern Stürme, denen die Republik ausgesetzt war, dargestellt und demnach die Kriege der östlichen und westlichen Vendée, sowie die Kämpfe der Chouans geschildert. Indessen konnte in dem erwähnten Buche, dessen Zweck es ist, die Kriegsbegebenheiten jener großen Periode in militairischer Hinsicht belehrend vorzutragen, nothwendig nur auf das Reinfactische, wenig auf die dasselbe bedingenden politischen und moralischen Influenzen Rücksicht genommen, unmöglich aber ein specieller Theil der Ereignisse vorzugsweise hervorgehoben werden. Wenn nun an und für sich der Krieg der Vendée, welcher nach der gewiß nicht übertriebenen Berechnung von Chateaubriand (s. dessen „Historische Studien", 1830), Frankreich 900,000 Menschen kostete, worunter sich 15,000 ermordete Frauen und 22,000 getödtete Kinder befanden, als eine höchst wichtige historische Begebenheit erscheint, so ist er zugleich ein furchtbarer Beweis für die Vernichtungswuth, zu welcher jeder Fanatismus, er sei politischer oder religiöser Art, führen kann, und sollte dadurch eine, wie man meinen möchte, unvergeßliche Lehre für Jeden sein, welcher freiwillig oder durch den Drang der Verhältnisse bewogen in ein aufgeregtes Volksleben eingreift. Es ist daher von dem Verfasser der angeführten Schrift ein gewiß sehr verdienstliches Unternehmen, dem Publicum gerade jetzt, wo eine schändliche Partei aus egoistischen Hoffnungen sich bemüht, die Vendée abermals zu einem Schauplatz der nämlichen schauderhaften Scenen zu machen, ein die frühern Kriege derselben mit militairischer Sachkenntniß und historischer Genauigkeit schilderndes Buch zu übergeben, welche Bemühung um so dankbarer erkannt und um so mehr gewürdigt zu werden verdient, als es nicht nur gründliche militairische, historische und geographische Kenntnisse, sondern besonders einen sehr ausgebildeten kritischen Sinn erfodert, um aus den höchst unklaren, aus Parteihaß unlautern, oft aus individuellen Gründen absichtlich verfälschten Quellen die Wahrheit zu ermitteln und ein so klares, factisch und chronologisch geordnetes Ganzes zu liefern, als es hier auf erfreuliche Weise geschieht. Wie schwierig es sei, die mit reiner Hingebung für eine vermeintlich gute und heilige Sache geführten Kriege der östlichen Vendée, die nicht ohne Rücksicht auf egoistische Vortheile und Einflüsterungen der Eitelkeit angeregten Kämpfe des westlichen Theils dieses Landes, sowie die wesentlich Räubereien beabsichtigenden Unternehmungen der Chouans in militairischer Hinsicht als zusammenhängende, den nämlichen Zweck erstrebende Begebenheiten zu behandeln, ohne deshalb die großen innern und äußern Verschiedenheiten, welche in den Motiven und der Art der Ausführung zwischen ihnen stattfanden, aus den Augen zu verlieren, geht schon daraus hervor, daß die oben allegirte „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792" die erste historisch begründete Darstellung jenes Kampfes enthielt, welche jedoch natürlich in vorliegender Schrift, welche dem Vendéekrieg ausschließlich gewidmet ist, mit noch viel größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit vorgelegt wird. Von allen französischen Schriften, welche Zeitgenossen und Personen, die ein unseliges Geschick in jene Periode der schaudervollsten Barbarei verwickelte, uns überliefern, sind die Memoiren der Marquise v. Laroche-Jaquelin die einzigen mit Geist und Wahrheit verfaßten, umfassen aber nur den Theil der Begebenheiten, denen diese unglückliche Frau, Gemahlin, bald Wittwe des tapfern Lescure, später Gattin des Marquis de Laroche-Jaquelin, welcher allein durch sein edles Benehmen der von allem innern und äußern Glanz entblößten Ermission von Karl X., dessen Schicksal er sich anschloß, ohne seine Hof- und Jagdfreuden getheilt zu haben, eine Art von Würde gab, persönlich beiwohnte; alles Uebrige konnte der Verf. nur aus verschiedenen Nachrichten, einseitigen Berichten und Bekanntmachungen des „Moniteur" zusammentragen, welches er mit kritischer Berücksichtigung der Zeit, Localität und Resultate zu einer deutlichen Darstellung zu verbinden wußte.

Was den Krieg in der Vendée an und für sich betrifft, so ist er schon dadurch eine überraschende Erscheinung, daß wir diese aus den frühern Provinzen Anjou, Poitou und einem Theil der Bretagne bestehende Gegend

*) Vgl. Nr. 60 u. 61 d. Bl. f. 1830, und Beil. 4 f. 1831.

D. Red.

in directer Opposition mit dem übrigen Frankreich finden, welches die Ideen der Revolution mit dem ganzen Feuereifer dieser lebhaften Nation ergriff, während die Vendée die Beibehaltung der alten Verhältnisse vertheidigte. Dieser Widerstand, unselig an sich selbst, indem er sich für die Sache der Bigoterie und Beschränktheit aussprach, grenzenlos nachtheilig dadurch, daß er die ursprünglich edeln Wünsche der Revolution eben durch das Widersetzen in Fanatismus verwandelte, ward um so verderblicher, als er die auswärtigen Fürsten über die Einhelligkeit der Ansichten Frankreichs täuschte, und wirkt noch in der jetzigen Zeit durch seine Folgen, wo die Erinnerung an jenen gräßlichen Kampf die Hoffnung der apostolischen Partei zu Anregung neuer Zerstörung belebt, und die Schriftsteller der Bigoterie, des Absolutismus und der starren Aristokratie die Leichenhügel, welche die Vendée bedecken, mit einem wahren Wohlgefallen aufgraben möchten, um durch Detaillirung der einzelnen Mordscenen die Welt und besonders die Fürsten zu überreden: es seien die liberalen Ideen eigentlich weiter nichts als ein Verlangen nach Mord und Raub, welche sich jedoch, ähnlich dem den Pferdefuß zuweilen verleugnenden Mephistopheles, in verführerische Formen zu passen wüßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hofrath Schlosser's und Doctor Bercht's Angriffe auf Heeren in Göttingen.

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit in d. Bl. beiläufig der unter der Leitung der beiden obengenannten Herren erscheinenden historischen Zeitschrift erwähnt *) und unser Bedauern darüber ausgedrückt, daß, dem Inhalte des 1. Heftes nach zu schließen, die in dem Vorworte mit einer fast verdächtigen Emphase versprochene Unparteilichkeit sich nirgends verspüren lassen werde als eben in dem Vorwort. Diese Besorgniß findet sich denn auch wirklich durch den Inhalt des kürzlich erschienenen 2. Heftes nur zu sehr bestätigt, und so müssen wir auch diese Zeitschrift zu der großen Zahl derjenigen rechnen, die durch erbärmliche Gehässigkeit und kleinliche Leidenschaft der Unternehmer ihre Bestimmung verfehlen und die Ansprüche und Erwartungen des achtbaren Publicums betrügen. Das 1. Heft der besagten Zeitschrift enthielt (neben einem sehr interessanten Aufsatz des Hrn. Hofraths Schlosser über die Roland und Staël) eine Art von Antikritik einer in den „Göttinger gel. Anzeigen" erschienenen Recension von Aschbach's „Geschichte der Ommaijaden", worin eine gewisse Bitterkeit gegen jenen göttinger Recensenten und gegen Göttingen überhaupt nicht zu verkennen war. Was nun den Recensenten betrifft, so überlassen wir es ihm sehr getrost, sich gegen diesen und etwaige noch folgende Angriffe von dieser Seite zu wahren, und wollen hier die Herren Schlosser und Bercht nur noch fragen, ob sie glauben, daß ein Mann von Ehre die von ihnen in Bezug auf diesen Gegenstand geschriebenen Briefe ohne Ekel lesen könne? Wenn der Besitzer dieser saubern Documente unsere Ansicht theilte oder unserm Rathe nachgeben wollte, so würde das Publicum bald im Stande sein, selbst darüber zu urtheilen. Doch wir kommen zu der eigentlichen Veranlassung dieser Bemerkungen. Auf jene Antikritik folgt in einem Artikel vom Dr. Bercht ein Angriff auf eines der geachtetsten Mitglieder der göttinger Universität und der europäischen Gelehrtenwelt überhaupt. Dieser Angriff auf Heeren konnte solchen Lesern, die des Hofrath Schlosser bei manchen Gelegenheiten ausgesprochene Gesinnungen gegen Göttingen und gegen Heeren nicht kennen, oder die keinen Begriff davon haben, wie ein Dritter sich zum Organ dieser Gesinnungen misbrauchen lassen kann, nur insofern auffallen, als er ganz unmotivirt erschien und durch gar nichts veranlaßt war; in jeder andern Hinsicht ist er blos abgeschmackt, langweilig, eine widrige Frucht kleinlicher pedantischer Bissigkeit. Heeren antwortete auf diese Angriffe, wie es einem Manne ziemt, der sich seiner wohlerworbenen Stellung in der Gelehrtenwelt bewußt ist und einen solchen Streit mit einem solchen Gegner seiner unwürdig hält. Seine Erklärung in den „Gelehrten Anzeigen" berührt nur kurz die feindselige Tendenz der Schlosser-Bercht'schen Zeitschrift, mit einer Hinweisung auf des Erstern bekannte Gesinnungen gegen Göttingen und der schließlichen Erklärung, daß Angriffe wie der Bercht'sche keiner weitern Antwort bedürfen. In dem folgenden Hefte der Schlosser-Bercht'schen Zeitschrift finden wir nun wieder einen Aufsatz von Bercht, überschrieben: „Noch Etwas, was keiner Antwort bedarf", und worin ähnliche Angriffe auf Heeren wiederholt und weiter ausgesponnen werden — ebenso kleinlich, ebenso abgeschmackt, ebenso geistlos wie der erste, nur mit einer entschiedenern Beimischung absichtlicher mauvaise foi und Gehässigkeit. Und eben diesen Aufsatz glaubte bald darauf Hofrath Schlosser in den „Heidelberger Jahrbüchern" (Mai 1831) als einen „ungemein geistreichen, gelehrten, mit großer Mühe und Fleiß geschriebenen" bezeichnen zu dürfen. Schon dies Lob, was Jedem, der den Aufsatz kennt und ihn ohne weitere moralische Rücksicht blos in Hinsicht auf Geist und Gelehrsamkeit beurtheilt, fast als Persiflage erscheinen könnte, gibt dem weiterhin in dem Aufsatze ausgesprochenen Selbstgefühl eines „gegen Freund und Feind wahren und aufrichtigen Sinnes" dem Abscheu vor Solchen, „die Freund und Clienten loben und schmeicheln", einen Charakter von fast unbegreiflicher Frechheit, unbegreiflich für Jeden, der Hrn. Hofrath Schlosser nicht aus seinen eignen Aeußerungen über sich selbst kennt. *)

Wie weit aber die gehässigste mauvaise foi bei dem frechsten, heuchlerischprahlenden Anspruch auf derbe, freimüthige Biederkeit gehen kann, zeigt Hr. Hofrath Schlosser, wenn er in bestimmter Beziehung auf Bercht's Angriff gegen Heeren sagt: „Er (Schlosser) war erstaunt (aus Bercht's Aufsatz zu erfahren), daß das gute deutsche Publicum von seinen berühmten Schriftstellern behandelt wird wie ein Kind; daß diese anders denken und anders schreiben, was er nie für möglich gehalten hat. Das biederste, treueste Volk von Europa wird also von seinen Wortführern, Schriftstellern, Lehrern der Jugend, die ein Spiel mit der Wahrheit treiben, förmlich betrogen und durch leeren und hohlen Schall der Worte um die Erkenntniß gebracht, nach welcher kein Volk eifriger strebt als das deutsche. Armes Vaterland! Möchten sich doch diese eiteln Sophisten damit begnügen, sich untereinander, ihre Freunde und Clienten zu loben und zu schmeicheln; ihre Feinde und Gegner zu schmähen und herabzusetzen! Möchten sie nur nicht die Taktik und Sophistik der Tageblätter der entgegengesetzten Parteien auch in die Wissenschaft einführen! und wäre es noch aus Bosheit! Aber nein! blos aus Schwäche und Eitelkeit und lächerlichem Hochmuth, der so wenig an der Zeit ist, daß jeder Schüler seinen Spott damit treibt. Diese allgemeinen Bemerkungen mögen hinreichen, den verständigen Leser auf den anziehenden Aufsatz des Hrn. Bercht aufmerksam zu machen". Wer Heeren kennt, sei es persönlich, sei es aus seinen Schriften, für den bedarf es keiner weitern Bemerkung, um in diesem Ausfall des Hofrath Schlosser gegen ihn eine Gehässigkeit und Unwahrheit zu finden, von welcher der unterste, tiefste Schlamm unserer Tagesliteratur bis jetzt, unsers Wissens, kein ähnliches Beispiel darbietet. Hört man aber

*) Vgl. Nr. 213 d. Bl. D. Red.

*) Sollte der Hofrath Schlosser es wünschen, so sind wir gerne bereit, in einer kleinen Auswahl von Schlosseriana unser Urtheil über ihn zu belegen.

Hrn. Hofrath Schlosser ferner versichern: „er dürfe dieser Anzeige kein Wort weiter hinzufügen, da er persönlich bei der Sache im Spiel zu sein scheine", was doch durchaus nicht der Fall ist, wie die Leser d. Bl. aus der Anzeige des 1. Heftes des „Archivs" wissen. Er erklärt wiederholt, „daß er zur Vertheidigung seines Selbst nie die Feder ergreifen, auf die gröbsten Schmähungen nie antworten wird u. s. w."; — hört man einen Menschen in dem Augenblick, wo er die giftigsten, lügenhaftesten Schmähungen ausstößt, versichern, er werde nie auf Schmähungen antworten; sieht man ihn sich in den Mantel des stolzen Selbstgefühls, der Redlichkeit und Unschuld hüllen, so gesellt sich zu der tiefsten Indignation ein Ekel, der diese fast zum Schweigen bringen könnte. Wer aber Hrn. Hofrath Schlosser aus seinen eignen Aeußerungen in Selbstbiographien und sonst kennt, was soll der sagen, wenn er ihn gegen Eitelkeit und lächerlichen Hochmuth predigen hört, ihn, dessen Hochmuth, dessen Eitelkeit bis zur fratzenhaften Naivetät geht; quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes! Den bedauernden Ausruf aber: „Und wäre es noch aus Bosheit!" kann freilich Niemand Hrn. Hofrath Schlosser nachsprechen, wenn von seiner Eitelkeit die Rede ist. Wer weder Heeren noch Hrn. Hofrath Schlosser weiter kennt als aus dem anziehenden Aufsatz des Hrn. Bercht und der obligaten Anzeige des Hofraths, der wird sich jedenfalls höchlich darüber wundern, was der Hr. Hofrath Alles aus dem anziehenden Aufsatz gelernt, was er Alles darin gefunden hat, und da schwerlich irgend Jemand so viel daraus lernen oder darin und daran finden kann, so wird der verständige Leser, trotz der naiven Verwunderung des Hofraths über das Licht, was ihm Hr. Bercht aufgesteckt hat, auf den Argwohn kommen, dieses vorgebliche Licht sei nichts weiter als ein bei den Haaren herbeigezogener Vorwand, eine Lunte, um eine Explosion der in des Hofrath Schlosser redlichem, deutschem, derbem Gemüthe angehauchten Brennstoffe herbeizuführen. Es wird zugleich dem verständigen Leser schwer werden, eine Vergleichung dieses par nobile mit gewissen Charlatans und ihren compères und Hanswurſten abzuweisen; und dann würde er ohne Zweifel finden, daß diese beiden Herren dem edeln Handwerk nicht einmal Ehre machen, da ihre Handgriffe ebenso plump als ihre Absichten gehässig sind. Oder hält Hr. Hofrath Schlosser den verständigen Leser wirklich für so dumm, daß er sich durch die Aeußerung: „jener erste Aufsatz sei gegen sein Wissen im „Historischen Archiv" eingerückt worden", täuschen lassen wird? Doch, unsere Absicht war eigentlich gar nicht, uns hier mit Hrn. Hofrath Schlosser zu beschäftigen, und ist dies um so weniger nöthig, da Heeren es selbst übernommen hat, denselben gebührend abzufertigen. Wir begnügen uns daher, auf dessen soeben (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) erschienene „Antwort auf die Schmähungen des geh. Hofrath und Professor Schlosser in Heidelberg" aufmerksam zu machen.

Es wird nicht an Solchen fehlen, die diese „Antwort" zu derb, leidenschaftlich u. dgl. finden werden. Wir wissen nicht, ob wir solche beneiden oder bedauern sollen, daß sie die gerechte Indignation eines so hämisch und verleumdeten Ehrenmannes nicht verstehen. Andere und hoffentlich eine größere Zahl werden finden, daß Heeren's Ruf einer solchen Rechtfertigung gar nicht bedurfte. Einen Theil dieser Antwort möchten wir fast selbst überflüssig nennen; insofern nämlich Heeren beweist, daß er Schlosser nie irgend eine persönliche Veranlassung zu einem solchen Angriff gegeben hat, und daß die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen ungegründet sind. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es eigentlich sehr gleichgültig, weshalb ein Gemüth wie dasjenige des Hofrath Schlosser, Gift und Galle kocht und gegen Diesen oder Jenen verspritzt. Wir wenigstens möchten uns auf eine so widrige pathologische Untersuchung nicht einlassen; aber daß ein Mann von Heeren's Charakter sich schwer dazu entschließen kann, an die Möglichkeit solcher Gehässigkeit ohne triftige Veranlassung zu glauben, daß er deshalb mit seinem eignen reinen Gewissen zu Rathe geht, um sich selbst und das Publicum zu überzeugen, daß er wirklich keine Veranlassung gegeben hat: das verstehen wir gar wohl und wird hoffentlich jeder Mann von Ehre und Gefühl verstehen. Indessen müßten wir uns sehr in Hofrath Schlosser's Charakter irren, oder er wird eben daraus, daß Heeren ihm keine Veranlassung gegeben hat, den Schluß zu ziehen versuchen, daß sein Angriff nur ein neuer Beweis seines redlichen biedern Eifers für die gute Sache sei, der keiner persönlichen Veranlassung bedarf, um — zu verleumden. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist freilich Heeren's Ruf als Gelehrter in der ganzen civilisirten Welt, die Achtung vor seinem Charakter bei allen Denen, die ihn persönlich kennen, zu wohl begründet, als daß es deshalb eines Wortes bedürfte, und Heeren hat offenbar seinem Gegner zu viel Ehre angethan, indem er seine Verleumdung einer Widerlegung würdigte. Glaubte Heeren aber es sich und dem Publicum schuldig zu sein Etwas zu erwidern — und indem wir zugeben, daß die Meinungen über diese Nothwendigkeit getheilt sein können, gestehen wir doch, daß wir sie vollkommen anerkennen — glaubte Heeren dies, so bedurfte es weiter nichts, als wie er S. 19 seiner „Antwort" thut, die Behauptungen des Hofrath Schlosser: „daß er ein Spiel mit der Wahrheit treibe, das Publicum betrüge u. s. w." für schändliche Lügen zu erklären. Wir glauben zwar nicht, daß diese Erklärung den Hofrath Schlosser sehr afficiren werde; wir glauben, daß seine Begriffe und seine Gefühle von Ehre und Schande, von Recht und Unrecht hinreichend verworren, seine Eitelkeit hinreichend groß, seine Stirn hinreichend frech ist, um sich über die Achtung des bessern Theils des Publicums hinwegzusetzen; dieses Publicum wird aber den moralischen Charakter eines Mannes zu würdigen wissen, der von einem Manne von Heeren's Charakter mit dem Ausdruck der tiefsten, gerechtesten Indignation einer schändlichen Lüge sich zeihen lassen muß.

Wir kommen zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Bemerkungen, dem Hrn. Doctor Bercht und seinem anziehenden Aufsatz. Daß Heeren den Angriff eines solchen Gegners unberücksichtigt ließ, ist ebenso begreiflich, als daß er Schlosser — einen Mann, der als Gelehrter eines so großen und wohlverdienten Rufes genießt, nicht ignoriren konnte. Daraus aber, daß der edle Ritter die wohlverdienten Streiche empfängt, folgt nicht, daß sein würdiger Knappe ganz frei ausgehen soll; und wir, die wir auf einer wo möglich ebenso bescheidenen Stufe literarischer Ritterschaft stehen, wie Hr. Doctor Bercht, können die Mühe einer wohlgemeinten Correction bei ihm übernehmen, ohne in literarischem Sinne unserer Ehre Etwas zu vergeben, obgleich es uns freilich sehr viel lieber wäre, wir brauchten diesen Sancho Pansa nicht auf einem so schmutzigen Felde aufzusuchen, wie dasjenige ist, worauf er sich zu tummeln gefällt. Indem wir aber, um unserer Sünden willen, leider unsere literarische Ebenbürtigkeit mit Doctor Bercht eingestehen müssen und ebendeshalb eine Mühe übernehmen, die Heeren verschmähen konnte, müssen wir doch gleich einen Irrthum zerstören, dem sich Doctor Bercht leicht hingeben könnte, denjenigen nämlich: daß es sich hier um eine literarische Streitfrage handle. Dies ist aber keineswegs der Fall, sondern der casus schlägt lediglich in die morale publique und ihre police correctionnelle. Die Frage ist nicht, ob Heeren in seinen Werken, namentlich in seinem „Handbuche der neuern Geschichte", diese oder jene irrige Ansicht ausspreche, diesen oder jenen Punkt nicht befriedigend darstelle, denn darüber können die Meinungen verschieden sein, und käme am Ende bei einem so umfassenden Werke sehr wenig darauf an, ob dieser und jener Einwurf wirklich mit mehr oder weniger haltbaren Gründen durchgefochten werden könnte. Die Frage ist vielmehr die: was von einem jungen Schriftsteller *) zu halten, der seine

*) Als Schriftsteller ist Doctor Bercht sehr jung, ja kaum vorhanden; er müßte denn im Ernste glauben, daß er seine literarische Ahnenprobe bis auf seine Redaction der „Bremer Zeitung" zurückführen könne, und sich für einen längst berühmten Schriftsteller halten; und freilich am Ende wäre eine solche monomanische Eitelkeit bei einem würdigen Jünger eines Schlosser eben nicht undenkbar.

literarische Laufbahn mit ebenso hämischen als abgeschmackten Angriffen nicht nur auf den literarischen Ruf, sondern durch insidiöse Zusammenstellungen und Folgerungen auch auf den moralischen Charakter eines der ältesten und verdientesten der jetzt lebenden Historiker beginnt? Weiß er denn seinen eignen unbekannten Namen auf keine andere Weise bekanntzumachen, als indem er einen längst bekannten, allgemeingeehrten Namen mit Koth wirft? Wohl sind uns in dieser Zeit nur zu viele Beweise vor Augen getreten, daß nicht nur der eigentliche literarische Pöbel die Rücksichten der Pietät als altmodische Lächerlichkeit verwirft oder gar kein Gefühl für dergleichen hat, sondern, daß auch Viele, die sonst wol zum bessern Theil der jüngern Generation unserer Literatur gehören mögen, in verworrenem Uebermuth nur zu leicht vergessen, daß, wenn wir auch auf dieser und jener Bahn weiter gekommen sind als unsere Vorgänger, wir auch nur von dem Punkte ausgegangen sind, wo sie stehen blieben, eben weil sie vor uns waren, und daß es die lächerlichste Selbsttäuschung von uns wäre, wollten wir das Verdienst der ganzen durchlaufenen Bahn uns zurechnen; dennoch aber und ebendeshalb halten wir es für unsere Pflicht, die freche Impietät des Doctor Brecht vor der öffentlichen Meinung zu belangen. Doctor Brecht gesteht selbst, daß Heeren sein Lehrer war, daß er sogar früher ein unbedingter, blinder Verehrer, ja Nachbeter desselben gewesen sei und ihn wie ein unfehlbares Orakel betrachtet habe. Wenn uns nun eine solche blinde Verehrung eben keinen vortheilhaften Begriff von seiner damaligen Urtheilskraft gibt, so ist die Geringschätzung, womit er Heeren jetzt beurtheilt, nur ein Beweis, daß er jetzt ebenso wenig ein competenter Richter in der Sache ist wie damals, während zugleich die Erbitterung, womit er Heeren seine eigne frühere Uebertreibung und Einseitigkeit büßen lassen möchte, uns keinen bessern Begriff von seinem Gemüthe gibt. Es scheint wirklich Charaktere zu geben, die es Andern nie verzeihen können, Elemente der Achtung, der Liebe, der Bewunderung in ihnen angeregt zu haben, die seitdem in Eitelkeit, Pedanterie und Gehässigkeiten aller Art untergegangen sind; ob Doctor Brecht zu diesen traurigen Gesellen gehört, mag ihm sein eignes Gewissen sagen. Wir werden uns übrigens keineswegs darauf einlassen, Heeren gegen die Beschuldigungen des Doctor Brecht zu vertheidigen. Was Heeren's literarischen Ruf betrifft, so mag derselbe usurpirt sein (wie es dem gelehrten Doctor zu behaupten beliebt) oder nicht, so mag die ganze gelehrte Welt sich von dem Doctor beweisen lassen, daß er allein den rechten Maßstab dafür hat oder nicht, immer bleibt es höchst verächtlich und lächerlich, seinen eignen Ruf gründen zu wollen, indem man Das bemäkelt, was Andere gethan haben, ohne selbst jemals irgend Etwas gethan zu haben, was der Rede werth wäre. Was Heeren's Charakter betrifft, den Brecht und Schlosser dadurch zu verdächtigen suchen, daß sie einige Stellen aus den Ausgaben seines „Handbuchs der neuern Geschichte" vor und nach dem Sturze Napoleons vergleichen, so beweisen gerade die angeführten Stellen, daß dieser Angriff ebenso abgeschmackt als hämisch ist. Denn in der That, sollte das Buch überhaupt gedruckt werden und die weiland königlich westfälische Censur passiren, so möchten wir wol wissen, wie Heeren sich anders als sehr behutsam über Napoleon ausdrücken konnte, eine Schmeichelei aber oder ein unbedingtes Lob in diesen Aeußerungen finden, wird kaum Jemandem anders einfallen als Doctor Brecht und Hofrath Schlosser. Oder glaubt etwa Doctor Brecht, daß seine eignen Declamationen von 1816 u. s. w. jemals als historische Urtheile über Napoleon gelten werden? Daß Heeren's Urtheil als feige Schmeichelei gelten soll, weil es nie in jene wüthenden Schmähungen gegen den gefallenen großen Mann eingestimmt hat? Oder meint Doctor Brecht etwa gar, man soll seine damaligen Declamationen als Beweise eines großen Heldenmuthes ansehen? Wahrlich als Heeren 1810 seinen Aufsatz: „Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker" schrieb, zu einer Zeit, wo Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht erklärte: der Hauptzweck seiner Politik sei, der deutschen Nation ihre Nationalität zu nehmen, so zeigte er damals so viel Bürgermuth als irgend ein deutscher Gelehrter zu jener Zeit, und jedenfalls ein gut Theil mehr als Doctor Brecht und Seinesgleichen, die freilich laut genug krähten, als der Adler erst gelähmt war. Was die schlaue Art betrifft, womit Doctor Brecht die Absicht eines Angriffs auf Göttingen abzuleugnen und den Verdacht gehässiger Gesinnungen von seiner und seines Principals Seite abzuwenden sucht, so erinnert er uns damit an den ehrlichen Simson in „Romeo und Julie", doch wird er uns entschuldigen, wenn wir keinen Beruf fühlen, die Rolle des Abraham zu übernehmen. *) Ebenso wenig wollen wir untersuchen, ob Doctor Brecht in dieser Sache aus eignem Antriebe handelt, oder sich vom Hofrath Schlosser brauchen und hetzen läßt; wir lassen ihm die Wahl zwischen beiden gleich ehrenvollen Prädicaten. Schließlich aber noch eine Bemerkung. Hr. Dr. Brecht wird nicht ermangeln, das von uns hier Ausgesprochene als eine Folge persönlicher Verhältnisse verdächtig zu machen. Und allerdings haben wir dessen auch gar kein Hehl. Zwar nicht unser Urtheil, aber daß wir unser Urtheil hier aussprechen, hat einen ganz persönlichen Grund. Es fällt uns wahrlich nicht ein, an jedem Straßenjungenstreich in der Tagesliteratur zum Ritter werden zu wollen; lieber möchten wir den Augiasstall reinigen, aber uns selbst und Solche, die uns auf irgend eine Weise näher stehen, glauben wir allerdings gegen solche und ähnliche Angriffe wahren und selbige nicht ungeahndet hingehen lassen zu müssen. Insofern sind unsere Beweggründe ganz persönlich. B. A. Huber.

Notizen.

Das „Metropolitan magazine".

Die Stelle unserer ästhetischen Tagblätter vertreten in England bekanntlich die monatlich erscheinenden Magazines, unter denen bisher das von dem Dichter Campbell herausgegebene „New monthly magazine" das geachtetste war. In Folge eines Streites mit dem Verleger hat sich der Redacteur von dem „New monthly" losgesagt und unter dem Titel: „The metropolitan magazine", eine ähnliche Unternehmung auf eigne Hand begonnen. Die meisten englischen Blätter geben sehen jetzt dem „Metropolitan" den Vorzug, und es scheint daher, als wenn diesmal in dem alten Streite zwischen Geistesmacht und Geldmacht die erstere den Sieg davontragen sollte.

Die Fragmente des Rabirius.

Unsern Philologen ist es bekannt, daß unter den Trümmern von Herculanum die Bruchstücke eines Gedichts gefunden wurden, welches man mit Recht oder Unrecht dem Rabirius zuschrieb. Die kostbare neapolitanische Ausgabe dieser Fragmente konnte nur in wenige Hände kommen; es war daher ein verdienstliches Unternehmen, einen neuen, weniger kostspieligen Abdruck derselben zu veranstalten. Dieser, mit einer Geschichte der Entdeckung des Manuscripts, einer Abhandlung über den Vers. und einer italienischen Uebersetzung begleitet, ist im vorigen Jahre unter dem Titel: „Frammenti di Rabirio poeta, trad. per G. J. Montanari" (Forli, 1830) erschienen, und es bedarf wol nur dieser kurzen Anzeige, um unsere Sprach- und Alterthumsforscher auf diese neue Beute aufmerksam zu machen. 163.

*) A. Bohrt ihr uns einen Esel, Herr? — S. Ich bohre einen Esel, Herr. — A. Bohrt ihr uns einen Esel, Herr? — S. Nein, Herr, ich bohre euch keinen Esel, Herr; aber ich bohre einen Esel, Herr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 234. —— 22. August 1831.

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Es scheint mir daher gerade die Ankündigung der vorliegenden Schrift der geeignetste Ort, um die vielfach und noch täglich geäußerte Behauptung der Servilen, als sei die Vendée das eigentliche Frankreich wie es sein soll, der übrige Theil desselben aber, wider besseres Wissen und Gewissen, theils durch die Einflüsterungen philosophischer Sophisten in einen Zustand geistiger Benebelung, theils durch eine mächtige Faction in Sklaverei versetzt gewesen durch die einfache Darstellung der Verschiedenheit, welche zwischen der Vendée und dem übrigen Frankreich in Bezug auf das innere Volksleben herrschte, zu widerlegen. Die eigentliche Ursache, weshalb in Frankreich nicht gerade die specielle Revolution von 1789, welche vielleicht mehr durch secundaire Gründe in diesem bestimmten Jahre hervorgerufen wurde, sondern im Allgemeinen eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse unumgänglich nothwendig geworden war, ist, ihrem innern Wesen nach, die nämliche, aus welcher Frankreich, Italien und Deutschland in Feuer und Flammen gesetzt wurde, als Ludwig der Fromme sein Reich unter seine 3 Söhne bereits getheilt hatte, und sein später geborener Sohn, Karl der Kahle, ebenfalls ein Erbtheil erhalten sollte, ist überhaupt die nämliche, welche im bürgerlichen Leben stets Streit und Zank zu erregen pflegt, wenn sich zu irgend einer Sache, welche bisher unangefochtenes Eigenthum einer Person war, ein neuer Prätendent meldet. Es war nämlich Frankreich, wie die meisten Länder Europas, in Bezug auf die Grundfläche zwischen Adel und Bauern getheilt. Ursprünglich hatte der Adel, bestehend aus den Kriegern Clodwigs, als Belohnung seiner Kriegsthaten und als fortwährenden Sold einen Theil der eroberten Ländereien als Lehn erhalten, wofür er die Verpflichtung hatte, bei einem Aufruf des Fürsten in Waffen zu erscheinen, den übrigen Theil der Ländereien behielt der Fürst als Eigenthum der Krone. Der Adel zog nunmehr von den ihm zugekommenen Ländereien dadurch seine Revenuen, daß er sie den frühern Insassen unter mehr oder weniger drückenden Bedingungen, als Abgaben an Geld oder Naturalien (Geld und Getreidezinsen), unentgeltlich zu leistende Arbeiten (Frohnen), oder sonstige ihm zu verschaffende Ergötzlichkeiten (droit de Seigneur, jus primae noctis) überließ. Das Staatsverhältniß war daher unendlich einfach. Der Fürst bestritt von seinen Domainen alles Dasjenige, was wir unter der ganzen Civiladministration verstehen, der Adel leistete die Kriegsdienste und erhielt seinen Sold von den ihm überwiesenen Lehnen durch die Thätigkeit der arbeitenden Classe. Es kann hier nicht der Ort sein, die Ausbildung der Staatsverhältnisse während einer Periode von mehr als 1000 Jahren näher zu deduciren, aber so viel ist klar, daß die Staatsmaschine gerade ihrer Einfachheit wegen durch das Hinzutreten eines neuen Elements umgestaltet werden mußte. Dieses neue Element war der durch vermehrte Cultur hervorgerufene Bürgerstand, welcher bei seinem Eintreten in die menschliche Gesellschaft, gleich dem Dichter in der Fabel, die Welt bereits vertheilt und nichts übriggelassen fand, dennoch aber durch eine auf Kenntnisse und Bildung gegründete Thätigkeit, welche sich in Ausübung von Künsten auf eine bisher ungekannte Art entwickelte, bald eine gewisse Wohlhabenheit und durch Gründung von Städten einen festen Besitz erlangte, wovon die successive Erlangung von Rechten unzertrennlich war. Den gleich Anfangs sich zeigenden Haß des Adels gegen den emporstrebenden Bürgerstand kann man bei der großen Uncultur dieses Standes unmöglich einer philosophischen Speculation, sondern muß ihn fast mehr einer Art von Instinkt zuschreiben, wonach er, wie uns die Zoologie auch bei andern Geschöpfen lehrt, welche ihren vorher nie gesehenen Feind, durch ein inneres Gefühl bewogen, sogleich als solchen erkennen, den Bürgerstand als eine Schmarotzerpflanze betrachtete, dessen Verbreitung ihm nachtheilig werden müsse. Nun war ohnehin das ursprüngliche einfache Staatsverhältniß durch längern Frieden geändert, denn die ehemalige mehr kameradschaftliche Verbindung, wonach der Fürst, als Feldherr, mit seinen Kriegern, dem Adel, das eroberte Land theilte, mußte wesentlich modificirt werden, als die Gründung eines Staats mit festen Grenzen den Kriegsfürsten in ein Staatsoberhaupt verwandelte, die Lehne erblich und aus einem Militairsold Sinecuren wurden, welches der Adel sich gern gefallen ließ, ohne zu begreifen, daß nun doch auch sein Verhältniß zu seinen Unterthanen sich umgestalten müsse. Dem Fürsten hatten die Bauern bisher weiter nichts geholfen, als daß sie seine Armee, den Adel,

erhielten, und waren nicht einmal mittelbar seine Unterthanen zu nennen, denn die Adeligen, welche ihre Besitzungen dem nämlichen Eroberungsrecht dankten, wodurch der Fürst seine Domainen besaß, sahen die Erhebung ihres ehemaligen Kampfgenossen und aus ihrer Mitte erwählten Anführers im Krieg ohnehin mit zu neidischen Augen, als daß sie zur Consolidirung seiner Macht sich hätten bemühen sollen. Wenn nun die Einkünfte der Domainen ohnehin unzureichend wurden, als die erweiterten Staatsverhältnisse Ausgaben herbeiführten, an welche früher nie gedacht war, so mußte das Misverhältniß um so größer werden, als der Fürst bei vorfallenden Kriegsereignissen nur dann auf Unterstützung des Adels rechnen konnte, wenn der Krieg ihnen annehmlich war, d. h., wenn er Aussicht auf neue Belohnungen oder Beute gab; jedenfalls fielen dem Fürsten die Kosten der im Laufe der Zeit künstlicher gewordenen Kriegsführung zu. Es mußte daher dem Fürsten die Entstehung des Bürgerstandes eine äußerst erfreuliche Erscheinung sein, welcher, ohne sich auf wohlerworbene Rechte als ein Privilegium, nichts zu geben, nichts zu thun und nichts zu lernen, zu stützen, bereit war, die Bedürfnisse des Staats blos dafür zu unterstützen, daß er geduldet und einigermaßen geschützt wurde. Alle Fürsten, welche fühlten, daß sie als Oberhaupt des Staats andere Pflichten hätten als ihre Vorfahren, die nur Anführer erobernder Krieger waren, selbst Fürsten, welche bei großer moralischer Verworfenheit doch einen politischen Takt hatten, wie Ludwig XI. von Frankreich, erkannten in dem Bürgerstand, in dem aufblühenden Wohlstand der Städte, in den entstehenden Häfen, wo unbewaffnete Schiffe friedlich einliefen, im tauschenden Verkehr Gewinn bringend und gebend, in allen den damit verbundenen, unendlich mannichfachen Gewerben, Künsten und sonstigen den Staat bereichernden und veredelnden Instituten die wahre Stütze des Throns und der Ordnung, während der Adel, welcher von seinen Burgen nur herabzog, um in seinen Privatfehden das Land zu verwüsten, die Kaufleute zu berauben oder wenigstens für die Erlaubniß, ungehindert vorbeizuziehen, zu brandschatzen, sich als das störendste Princip jeder Gesetzmäßigkeit darstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. An Könige und Völker. Von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger. 1831. 8. 1 Thlr.
2. Van Speyk. Ein Heldenlied von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1831. Gr. 8. 9 Gr.
3. Vision. Ein Gedicht von C. F. Zick. Fulda, Müller. 1831. 8. 4 Gr.
4. Bellona, eine Zeitschrift für Wahrheit und Recht, herausg. von P. v. Kobbe. Erstes Heft. Celle, Schulze. 1831. Gr. 8. 16 Gr.
5. Betrachtungen über die Unruhen der Zeit und ihre Ursachen. Von G. F. Krause. Gotha, Hennings. 1831. Gr. 8. 6 Gr.
6. Von den besten Mitteln wider Despotie und Revolutionen. Verfaßt von F. W. D. Henrici. Berlin, Jonas. 1831. 8. 10 Gr.
7. Stimme eines Unbekannten an das edle Sachsenvolk, nach den traurigen Ereignissen im April 1831 vernommen und wiederholt von E. Haurenski. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1831. Gr. 8. 6 Gr.

Armes Deutschland! Von Außen verachtet, gehöhnt, gemißhandelt, im Innern getheilt und zerrissen liegst du gefesselt und ohnmächtig am Boden; die Aerzte stehen um dich versammelt und berathen, durch welche Mittel man dich wieder auf die Beine bringen könne, ob durch stärkende Tränklein und Säftlein, oder durch einen heilsamen Aderlaß. Für diese und jene Meinung erheben sie großes Geschrei und rufen den Hippokrates und Galenus und Heiden, Juden und Christen an; aber deine Fesseln zu lösen, deine blutenden Wunden zu heilen, fällt den weisen Freunden nicht ein; und so magst du denn wohlberathen zur Grube fahren! Armes Deutschland! Wird Niemand sich deiner annehmen? Gibt es kein Mittel, dich vom Untergange zu retten? Keines?

Es scheint kaum. Von den nächsten Nachbarn wird der in den letzten Zügen liegende Kranke bereits so gut als verschieden betrachtet; sie halten sich bereit, über die Erbschaft herzufallen und sich davon zuzueignen, was einem Jeden gefällt. Segav die Mäuslein in Belgien sind aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und tanzen lustig auf dem Leichnam des großen Todten. Wie aber, wenn dieser wieder erwachte, wenn er sich ermannte, die Aerzte und Krankenwärter vondannentriebe, durch einen festen Entschluß genesen, sich in alter durch Wunden so wenig als durch Ketten gebrochener Kraft erhöbe und — wie Simson in dem Tempel der Philister — die Säulen des ganzen europäischen Staatengebäudes über seinem Haupte zerbräche? Furchtbar, aber rühmlicher wäre dieser Ausgang gewiß, als jenes feige, langsame Dahinsiechen, das den vom Lebenshauche noch nicht Verlassenen schon zum Scheintodten macht.

Eine Hoffnung — leider müssen wir hinzusetzen: eine schwache Hoffnung — ist uns geblieben. Von seinen Staatskünstlern und Aerzten hat Deutschland so wenig als von einer allgemeinen Volksbewegung Gutes zu erwarten; aber den deutschen Fürsten sind edlere Gefühle nicht fremd; sie müssen auf ihrer reinen, von niedern Leidenschaften nicht erreichten Höhe es fühlen, wie sehr es ihre heiligste Verpflichtung ist, das Unrecht zu sühnen, was ihre Voráltern durch Neid und Mistrauen, Habsucht und Ehrgeiz, was sie selbst durch Unkunde und Fahrlässigkeit an dem deutschen Volke begangen haben. Deutschlands Unglück ist Deutschlands Entzweiung; den deutschen Fürsten liegt es ob, durch großmüthige Opfer, die am Ende gewiß weniger kosten als man glaubt, diese unselige Entzweiung zu beendigen.

Bei allen Dingen ist nur der Anfang das Schwerste. Fassen die deutschen Fürsten erst einmal, in einer einzigen kleinen Sache, den Beschluß, mit wahrer Gemeinschaftlichkeit zu handeln, so zweifeln wir nicht, daß in kürzerer Frist, als man gegenwärtig noch für möglich hält, die größten und wichtigsten und entscheidendsten Maßregeln folgen werden. Ein großes Unglück, das zu den vielen Deutschland erdrückenden Leiden noch hinzuzukommen droht, — die verheerende Seuche, welche binnen wenigen Jahren ihren Weg von dem äußersten Asien bis in das Herz von Mitteleuropa gefunden hat, kann unter diesen Umständen vielleicht die Veranlassung zu der Rettung unsers Vaterlandes werden. Alle deutsche Staaten sind von der Cholera, nachdem diese durch den Krieg im Osten bereits in die östreichischen und preußischen Grenzprovinzen eingeschleppt worden ist, gleich bedroht; für alle ist es von gleichem Interesse, daß gegen die Weiterverbreitung des Uebels gemeinschaftliche, von hinreichender Macht unterstützte Vorkehrungen getroffen werden. Will man Deutschland, wie bisher von seinen Douanenlinien, so in Zukunft vielleicht auch noch von Choleracordons nach allen Richtungen durchkreuzen lassen? Will man den kleinen Krieg zwischen den Schleichhändlern und Zollwächtern zu einem großen gegen vereinzelte und deshalb doch unnütze Gesundheitsvorposten anfachen? Das einzige Mittel, dem Allen vorzubeugen, bleibt eine enge Verbindung

zwischen allen hierbei betheiligten deutschen Staaten zu gemeinschaftlicher Abwehr der Cholera.

Die Errichtung eines bündischen Cholera-cordons gegen die österreichischen und preußischen Grenzen würde, obgleich an und für sich fern von jeder politischen Tendenz, dennoch durch die bloße Thatsache des gemeinschaftlichen Verfahrens den verbündeten Staaten nach Außen die feste Stellung und das politische Gewicht einer europäischen Macht geben. Von dieser Stunde an würde neben Oestreich und Preußen, die — obschon wesentlich deutsche Staaten — doch vielfache dem übrigen Deutschland fremde Interessen haben, auch Deutschland, der deutsche Bund, oder wie man diese neue Macht immer nennen möchte, in dem großen europäischen Völkerrathe eine Stimme haben. Manche politische Fragen von der äußersten Wichtigkeit würden von diesem Augenblicke an eine völlig veränderte Bedeutung annehmen; manche Schwierigkeit, die gegenwärtig unauflösbar scheint, würde mit Leichtigkeit ausgeglichen werden. Der Streit zwischen dem europäischen Osten und dem europäischen Westen, der ungeachtet aller Versicherungen des Gegentheils, so lange die entgegengesetzten Principe der Volkssouverainetät und des göttlichen Rechts nicht versöhnt sind, unser Deutschland immer wieder mit allen Schrecken des Krieges bedrohen und ganz Europa in den Waffen erhalten wird, wäre durch die Trennung der kämpfenden Parteien neutralisirt; und der erste positive Nutzen, den Deutschland aus seiner veränderten Stellung hoffen dürfte, wäre, daß ihm der Schimpf einer Losreißung des Großherzogthums Luxemburg erspart würde. Nur darum bietet Frankreich Alles auf, Luxemburg von dem deutschen Bunde zu trennen, weil es diesen in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung für gleichbedeutend mit Oestreich und Preußen hält.

Also Oestreich und Preußen, fragt man uns bedenklich, sollten von dem deutschen Bunde ausgeschlossen werden, und von dieser neuen Spaltung wäre das zukünftige Heil Deutschlands zu erwarten?

Mit Nichten. Die bisherige freundschaftliche Verbindung der übrigen deutschen Staaten mit den genannten beiden könnte ungehindert fortbestehen, wenn auch jene einen engern Verband unter sich eingingen, an dem diese nicht Theil nehmen. Der deutsche Fürstenbund, den Friedrich der Große gegen Oestreich stiftete, bestand mitten in der alten Reichsverfassung, und der frankfurter Bundestag würde einem neuen Fürstenbunde ebenso wenig im Wege stehen, als der regensburger Reichstag dem damaligen. Oestreich sowol als Preußen würden bei richtiger Erwägung ihrer Interessen den neuen Bund gewiß auf jede Weise begünstigen. Daß ein Fortbestehen Deutschlands nur bei näherm Aneinanderschließen der verschiedenen deutschen Staaten denkbar ist, muß auch der Kurzsichtigste sehen. Nun würde aber näheres Anschließen an Oestreich das eifersüchtige Preußen, an Preußen das eben so eifersüchtige Oestreich beleidigen; folglich bleibt nichts anders übrig, als daß die kleinern deutschen Staaten, mit Uebergehung von Oestreich und Preußen, sich unter einander vereinigen, wie dies auch schon bei der Stiftung des ersten preußischen Fürstenbundes die ursprüngliche Idee war.

1. In Prosa sind für diese Ansicht, die wir für die einzige in diesen Tagen eines deutschen Staatsmannes würdige halten, bereits so viele Stimmen lautgeworden, daß es uns angenehm berührte, sie auch in poetischer Form wiedergegeben zu finden. Ernst Duller, der Sänger der „Wittelsbacher", nennt uns in einem Liede, das nicht blos in Ton und Haltung, sondern ebenso sehr auch durch seine, man könnte sagen, etwas vermittelalterte Benennung an manche mystisch-politische Gedichte der Manesseschen Sammlung erinnert, den hochgeborenen und hochgesinnten Fürsten, der dazu berufen ist, das deutsche Volk zu neuen Ehren emporzuführen.

Wer hat, so fragt' ich mich mit stillem Grimme,
Die thatenlose Zeit ans Licht beschworen,
Daß uns das Herz verschrumpft in dumpfen Ketten?
Weh Dem, den dies Jahrhundert hat geboren!
. . . . . .
Still blieb's um mich, als ich den Aufruf sandte
Mit bangen Fragen an die stummen Götter;
Das Schwert der Lieder barg ich in der Scheide,
Und ohne Hoffnung auf die starken Retter
Fühlt' ich, daß sich das Herz mir brechend wandte.
. . . . . .

Das Dichterroß entrückt den verzweifelnden Sänger in wunderbare Räume:

Wie eine Saat lag vor mir ausgebreitet
Die grenzenlose See mit stillen Wogen,
Und auf den Wässern schien ein Geist zu schweben,
Der leuchtend aufstieg mit dem Regenbogen.
Als sein Gewand war rings die See geweitet,
Indeß sein Scheitel frei und ohne Beben
Mit königlichem Streben
Des Himmels hohe Wogenwölbung streifte,
Daß sich die Stern', im vollen Glanz erglühend,
Als Edelstein' um seine Krone schlangen;
Es war, als ob mit vollen Früchten reifte
Der Baum der Ehren, ewig neu erblühend,
Für ihn allein aufwachsend stolz mit Prangen.

Er erkennt den Geist,

Der auf den Wässern der Gestaltung schwebte:
Ein König war's, unsterblich, weil er lebte.
. . . . . .

An ihn richtet er die Frage, die in innigster Tiefe seine Brust bewegt:

Wo ist das Vaterland? Mit bangem Lallen
Begrüßte unsre Kindheit seine Schanden;
Nur mancher Blitz sprach kühn'ge Siegesmorgen.
Wir wußten nicht, wo unsre Wiegen standen,
Als rings die Trümmer waren hingefallen;
Als unsre Mütter, bang in tausend Sorgen,
In dunkle Schmach geborgen,
In deutschen Landen suchten kräft'ge Herzen,
Als die uralte, als die heil'ge Krone
Zerborst, geschleudert vom entweihten Throne;
Als ihre Edelstein' zerbrochen waren;
Als kaum ein treues Aug' nachsucht' mit Schmerzen
Im Staub, was heilig war seit tausend Jahren.

Von dem Fürsten, der

Gekrönt mit Ehren, statt mit Edelsteinen,

Dem schon an der Wiege der feste Glaube stand,

Daß Deutschland einig sich zusammenreihe;

von den Dichterkönig Ludwig erwartet der Dichter die Herstellung des deutschen Vaterlandes:

Wirst Du es nicht, der mit dem Zauberstabe
Den Funken lockte aus der todten Asche?
Die Gegenwart muß sich ihr Recht erzwingen.
Nicht, daß der Tod das Leben wieder dasche,
Erwecktest Du die Vorzeit aus dem Grabe!
Ganz laß uns sein! Wie soll es wol gelingen
Dem vielzerstückten Ringen,
Aus faulem Keim gesunde Frucht zu reifen?
An deine Kraft laß sich ganz Deutschland retten,
Daß kühn die Hand sich an das Herz darf greifen.
Ins Unheilbare muß die Zeit sich retten,
Daß sich die Morgenröth' verkünd' durch Blitze
Und altes Recht auf alten Thronen sitze.

Wenn wir hoffen dürften, daß unsere Stimme bis zu den Stufen eines Thrones dränge, so würden wir dieselbe mit jener des Dichters vereinen, um Ludwig den Baiern daran zu mahnen, daß es jetzt an der Zeit sei, sich seines großen Ahnen würdig zu zeigen. Er sei der erste, der in dem deutschen Fürstenrathe zu dem Opfer einer unselbständigen und unnützen Scheinunabhängigkeit sich entschließe; und in Erfüllung gehen wird, was er selbst, obwol in anderm Sinne, vorahnend in einem seiner Gedichte sang:

Wie zum freudig schattenreichen Baume
Einst der Same wird, der ausgestreut,
Gebt das Schöne, welches einem Traume
Gleich, verkläret in die Wirklichkeit.

Und von Nord nach Süd, von Ost nach Westen,
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz,
Mit den herrlich lebensfrischen Aesten;
Und Dir wird der ew'ge Siegeskranz.

2. Wenn ungeachtet einer gewissen Formlosigkeit, die jugendlichen Gemüthern wol zu verzeihen ist, wir Duller'n neben dem ehrenwerthen vaterlandsliebenden Sinn wahrhaft poetischen Geist nicht absprechen durften, so müssen wir bedauern, gegen den als Novellendichter uns vortheilhafter bekannten Georg Döring mit unserm Lobe nicht gleich freigebig zu sein. Wilhelm I., König der Niederlande, ist das Heldenlied gewidmet, das den Namen jenes edeln Jünglings an der Spitze trägt, der unter den Batterien der empörten Antwerpener einen freiwilligen Tod der Schmach der Gefangenschaft vorzog: ein poetischer Moment, weil Alles, was aus dem Irdischen in das Ueberirdische hinüberragt, poetisch ist; ein reicher und würdiger Stoff, wenn man die einzelne That in ihrem Zusammenhange mit nähern und fernern Ursachen und Wirkungen betrachtete. Ein Fürst deutschen Stammes, an der Spitze eines deutschen Volkes, das aber in hochmüthiger Verblendung sich von dem Verein seiner Brüder losgerissen, verschließt den Bruderstämmen, die mit großmüthiger Aufopferung seinen Unterthanen die Freiheit, ihm selbst einen Thron erkämpft haben, zum Danke den Strom, den wir wegen der Herrlichkeit seiner geschichtlichen Erinnerungen vor allen andern den deutschen nennen können. Die Strafe blieb nicht aus. Das neue Königreich der Niederlande wollte nichts mit andern, Alles durch sich und für sich allein sein. Daher das widernatürliche Streben, um fremder Hülfe nicht zu bedürfen, im Innern alle Kräfte auf einen Punkt zu vereinigen, — eine Nationalität zu schaffen, wo zwei sehr verschiedene Nationalitäten vorhanden waren; daher der geistige Druck, welcher bei allem materiellen Wohlsein die Belgier zur Empörung trieb. In dem Kampfe stand Holland allein; daß derselbe ein ehrenvoller gewesen sei, wird Niemand sagen wollen. Die einzige glänzende Episode bildete die That, welche Döring zum Gegenstande seines Gedichtes gewählt hat; und merkwürdig genug war ihr Schauplatz ein Strom, an dem Holland sich Jahrhunderte lang ebenso schwer versündigt hatte, als an unserm deutschen Rhein. Die Schelde verlangte ein Sühnopfer, und das edelste wurde ihr gebracht: segenreich für Holland, wenn seine engherzigen Bewohner dasselbe in diesem Sinne betrachten lernen; wenn sie einsehen, daß nur durch das Aufgeben einer einseitigen absondernden Politik, durch festes Anschließen an die deutschen Bruderstämme, durch den Beitritt zum deutschen Bunde noch tiefere Schmach als die erlittene für alle Zukunft abgewandt werden kann. Döring hat sich, wie wahrscheinlich auch die Holländer, mit einer oberflächlichern Auffassung begnügt. Er schildert uns den Heldenjüngling, wie er seine Schaluppe gleich einer geliebten Braut „umfaßt":

Schaluppe mein, wie bist du schön,
Wie glänzen deine Planken;
Dich mag allein mein Auge sehn,
Dich trag ich in Gedanken.

Ich schwor auf deiner Eichenbrust
Dich nimmermehr zu lassen,
Im Tode selber noch mit Lust
Dich liebend zu umfassen.

Diese beiden Strophen sind, wenn nicht die einzigen poetischen, doch die schönsten des Gedichts. Der Gedanke liegt nahe, daß der Seemann ehe sich selbst und seiner Geliebten vereint den Tod gibt, als er diese entehren läßt: die Flagge ist des Schiffes Ehre. Aber auch diese Idee, eine zwar weniger tiefe, als die im obigen von uns angedeutete, doch immer eine sehr poetische, hat Döring nicht ergriffen; dadurch hat das Gedicht alle Consequenz verloren, und wir fürchten, daß es statt des beabsichtigten tief tragischen Eindruckes im Ganzen gar keinen und stellenweise nur einen lächerlichen hervorbringen wird; das Letztere namentlich, so oft der Held in seiner kriegerischen Würde als „Leutnant" eingeführt ist:

Der Leutnant und die Mannschaft,
Die waren nur ein Herz
Und hielten fest zusammen,
Sowie gediegnes Erz.

Sie hielten auch zusammen
In Treue an dem Schiff,
So daß ein Jeder freudig
Zu seinem Werke griff;

So daß ein Jeder freudig
Die Braut des Leutnants schmückt
Und sich bei ihrem Anblick
Im Innern fühlt beglückt.

In diesem Tone wollten wir auf Verlangen 10 Jahre lang fortreimen, und wir sind Hrn. Döring in der That außerordentlich verbunden, daß er seinen Faden zu gutem Glück etwas kürzer gesponnen hat.

(Der Beschluß folgt.)

A journey through Norway, Lapland, and part of Sweden; with some remarks on the geology of the country; its climate and scenery; the ascent of some of its principal mountains; the present political relations of the two countries; statistical tables, meteorological observations etc. By the Rev. *Rob. Everest.* London, 1829.

Ueber Schweden und Norwegen ist die Literatur der Reisebeschreibungen in mehren Sprachen sehr reich; unter die werthvollern neuern Bereicherungen derselben gehört auch das vorliegende Werk. Der Verfasser, der freien Künste Magister, Mitglied der geologischen Societät, ehemaliges Mitglied des Universitätscollegiums zu Oxford, führt uns zuvörderst von London nach Christiania, welches er nebst den Umgebungen beschreibt und von wo aus er mehre Excursionen und unter diesen auch nach Kongsberg macht und dann nach Drontheim geht, von wo er weiter nach Tromsen, Hammerfest, Spitzbergen und den Nordcap reist und wieder nach Hammerfest zurückkehrt und dann Lappland durchreist. Er kehrt über Torneo nach Drontheim zurück und von da über Bergen nach Christiania, von wo aus er endlich nach Schwedens Hauptstadt reist. Es würde uns hier zu weit führen, den Vers. auf seinen Reisen genau zu folgen und des vielen Interessanten zu erwähnen, welches er, mit reichen Kenntnissen aller Art ausgestattet, über Orte, Gegenden, Menschen u. s. w. macht. Es ist daher ganz natürlich, daß die der Reisebeschreibung selbst folgenden wissenschaftlichen Anhänge einen sehr werthvollen Theil des Buchs bilden. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Geognosie der durchreisten Landstriche, sind durch zahlreiche Holzschnitte, geognostische Karten und Durchschnitte erläutert, wobei der Vers. besonders Kellhau's treffliche Arbeiten, die wir schon aus Poggendorff's „Annalen für Physik und Chemie" vom Jahre 1825 (5. Band) kennen, benutzt hat. Außerdem gibt er Bemerkungen über die Temperatur, die Fauna, den Barometerstand, über Exporten, Einkünfte, Bevölkerung, die Eisen-, Silber-, Kupferproduction in Norwegen und in Schweden und eine Menge andrer statistischer Notizen. 103.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 235. — 23. August 1831.

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Es muß daher fast unglaublich erscheinen, daß, obgleich die Geschichte von mehren Jahrhunderten fast nur einen steten Kampf des Fürsten mit seinen widerstrebenden Vasallen darstellt, dennoch selbst in der neuesten Zeit Schriftsteller fortwährend behaupten, der Adel sei die wesentliche Stütze des Throns und müsse zwischen dem Fürsten und dem Volk stehen, gleichsam als ob der Adel ein künstlicher Sonnenschirm und bestimmt wäre, die blöden Augen der Nation vor dem Glanz der Majestät zu bewahren, welche Phrase zwar ohne allen historischen oder philosophischen Grund aufgestellt, dennoch aber so oft wiederholt ist, bis sie bei Vielen Eingang fand.

Als endlich die Macht des Adels gebrochen und derselbe genöthigt wurde, den Fürsten nicht nur als Lehnsherrn, sondern als wirklichen Regenten anzuerkennen, war es eben dieser Stand, welcher unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. den eiteln Königen und den allmächtigen Ministern zu schmeicheln und in der Antichambre wieder zu gewinnen wußte, was ihm an Gewalt genommen war. Die Nachkommen der nämlichen Barone, welche ehemals von ihren Schlössern aus jeder Staatsordnung Hohn gesprochen hatten, bildeten jetzt das neue Institut des Hofadels und verdrängten den Bürgerstand von den höhern Militairposten, fast allen einträglichen und bequemen Civilstellen, besonders aber aus der unmittelbaren Nähe des Königs. Mehr als reichlich wurde er daher für die Abgaben an den Staat, die er unter dem Namen: dons gratuits, erlegte, entschädigt, und überdies behielt er alle Rechte der frühern Zeit gegen die Bauern. Wenn Letztere in alter Zeit einzig und allein ihrem Gutsherren angehörten, welcher ihr Herr im eigentlichsten Sinne des Worts war, so hatten sie jetzt alle ehemaligen Leistungen an diesen behalten, außerdem aber noch die ganzen directen und indirecten Abgaben an den Staat zu bestreiten, und zum Ueberfluß war ihnen die Last des Militairdienstes, den sonst der Adel leistete, zugewachsen. Daß demnach der neuere Zustand der Dinge die Lage der Bauern keineswegs verbesserte, ist evident, wozu noch überdies kam, daß, wenn auch ehemals die gänzliche Abhängigkeit von der Willkür eines ungebildeten, oft sehr rohen Herrn gewiß keine glückliche Stellung war, so hatte doch das lange Zusammenleben von der Kindheit an dem Verhältniß des Unterthanen an seinem Gutsherrn häufig etwas Patriarchalisches gegeben und die despotische Willkür gemildert, jetzt aber war der am Hofe lebende Gutsherr seinen Unterthanen ein ganz fremdes Wesen geworden, dessen pariser Dialekt ihnen so unverständlich war als ihm ihr patois; den sie vielleicht nie sahen, für den sie aber täglich arbeiten und zahlen mußten, ohne daß er sie gegen die wachsenden Foderungen des Staats schützte. Es war daher klar, daß der Bürgerstand in seinem Kampf gegen den Absolutismus der Regierung und die Bevorrechtigungen des Adels auf die Unterstützung des Landmanns rechnen durfte, welcher bei einer Revolution fast nur gewinnen konnte. Nun gab es aber einen Theil des Adels, welcher, von dem Glanz des Hoflebens wenig geblendet, nur in der Zeit der Jugend die Hauptstadt bewohnt oder in der Armee gedient, dann aber einen ruhigen Wohnsitz auf seinen Gütern genommen hatte. Dieses war besonders in der Vendée der Fall, wo der Adel die Schlösser seiner Vorfahren bewohnte, seine Ländereien entweder selbst bewirthschaftete oder an seine Unterthanen verpachtete, mit denen er in freundlicher Beziehung stand, die er durch schiedsrichterliche Schlichtung ihrer Differenzen vor dem Eindringen juristischer Chikane bewahrte, mit denen er überhaupt gleiche Beschäftigungen und bei Ausübung der Jagd gegen Wölfe und wilde Schweine das Vergnügen und die Gefahr theilte. Rechnet man hierzu einen höchst gutmüthigen, durch angeborene Frömmigkeit und seit frühester Jugend anerzogene Bigoterie einer sehr ungebildeten, aber rechtlichen und selbst gläubigen Geistlichkeit unterworfenen Sinn; bedenkt man das fast wunderbar coupirte Terrain jener Gegend, welches die Vendée, besonders den östlichen Theil, den Bocage, von der Cultur und den Verdorbenheiten des übrigen Frankreichs abschloß; nimmt man vorzüglich aber darauf Rücksicht, daß ein gebildeter, durch Cultur weit über dem Adel stehender Bürgerstand, an den der Landmann sich hätte anschließen mögen, in der Vendée gänzlich fehlte, denn die wenigen kleinen Städte derselben waren in jeder Hinsicht zu unbedeutend, um Wohnsitze der neuen Cultur zu sein — vereint man alles Dieses, so wird man sich überzeugen, daß die Bewohner der Vendée gar nicht einzusehen vermochten, wie sich irgend Jemand über Adel und

Geistlichkeit beschweren könnte und in der ganzen Revolution weiter nichts als ein freches Auflehnen gegen ehrwürdige Verhältnisse und Gottlosigkeit erblickten. Ebendadurch hat der Widerstand der Vendée gegen die Revolution viel beigetragen, die apostolische und aristokratische Partei in ihrer beliebten Ansicht, als sei das Zurückdrängen erwachender Ideen und starres Beibehalten alter Vorurtheile und Aberglauben die wesentlichste Regentenpflicht, zu unterstützen; denn allerdings war es die gänzliche Unwissenheit der Vendée, was sie von dem übrigen Frankreich trennte und zu einem passenden Werkzeug in den Händen der höhern Geistlichkeit machte, welche durch ihre Untergebenen sie aufregte: aber dagegen sollte jene Partei doch wenigstens bedenken, daß die Revolution nicht den blutigen Charakter des verfolgenden Hasses angenommen haben würde, wenn die höhere Geistlichkeit und der Hofadel nur einige von den Tugenden der Priester und des Adels in der Vendée besessen hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 234.)

3. Die Kürze, mehr wüßten wir auch von der fuldaer „Vision" des Hrn. C. F. Zick nichts zu loben; Gott, der Herr auf seinem Throne, der sich mit den Fürsten und Königen dieser Welt in ein vertrauliches Gespräch einläßt und ihnen klagt:

Der Menschheit gab ich alle Schöpfungsgaben,
Die ich hervorrief aus der Nächte Graus;
Doch Unkraut reifet nur in meinen Saaten (!),
Der Geist des Bösen hat die Welt umstrickt.

Das heißt doch in der That das Privilegium der Albernheit zu weit getrieben. Wir wenden uns mit Erröthen von dieser Mißgeburt der deutschen Poesie zu unserer guten ehrlichen Prosa zurück, die zwar auch zuweilen den Kopf verliert, doch selten in diesem Grade närrisch wird.

4. Den Beweis von dem Erstern liefert uns gleich der erste Mann, der uns begegnet, der sonst gerade nicht geistlose Herausgeber der „Bellona", Hr. Peter von Kobbe. In einem ausführlichen Vorworte werden wir berichtet, zuvörderst, daß „in dem Verbande der menschlichen Gesellschaft große Mängel herrschen" (S. 4). Der Schluß, der aus dieser Thatsache gezogen wird, ist, daß alle Versuche, die seit der französischen Revolution gemacht worden sind, um jenen Mängeln zu steuern, nur verbrecherische Ausbrüche strafbarer und völlig grundloser Unzufriedenheit waren (S. 29). Durch Gewalt der Waffen müssen diese unterdrückt werden; nichts ist gefährlicher als Concessionen (S. 39); deshalb, weil der einzelne Staat nicht immer im Stande ist, die Ruhe aufrechtzuerhalten, sollen alle Staaten sich vereinigen, den Grundsatz der Intervention als das leitende Princip des Völkerrechts annehmen und sich gegenseitig ihre Verfassungen garantiren. „Dann gebe man gern Preßfreiheit (deren Abschaffung mehr den Gutgesinnten als den Schlechtgesinnten drückt), man gestatte Oeffentlichkeit, man nehme die Ideen der Liberalen an, insofern sie nicht durchaus an sich verwerflich sind, wie z. B. das Geschwornengericht; nie wird großer Schade daraus entstehen, denn nie kann das Werk des Umsturzes ihnen gelingen" (S. 42). Man sieht, daß es Hrn. Peter von Kobbe, der sich mehrmals auf seine durch gesammelte Handschriften documentirte Sehergabe beruft, mit derselben auf ähnliche Weise ergeht, wie dem falschen Propheten Bileam. Er trat hinaus, um den Israeliten zu fluchen, und siehe! er segnete sie. So Hr. von Kobbe; er flucht den Liberalen und räth, daß man ihre Ideen annehme! Lobenswerth ist es, daß er wenigstens selbst zugibt: „Wir sind überhaupt nicht für starre Consequenz in politischen Theorien" (S. 44); aber welche Ansprüche die eingestandene und so glänzend bewiesene Inconsequenz auf das Recht haben will, Fürsten und Völkern ihren Rath zu ertheilen, dies können wir, die wir nur von Consequenz und Logik Rath anzunehmen gewohnt sind, in der That nicht begreifen. Wir wollen Hrn. v. Kobbe, da wir weder an seinem Talent, sobald er sich nur selbst klar geworden sein wird, noch an seinem guten Willen zweifeln, die Ehre erweisen, die bedeutendern Aufsätze seiner „Bellona" einzeln durchzumustern. Der erste beschäftigt sich mit dem Ministerium Münster. Die bekannte, in ihrer Sprache freilich leidenschaftliche, in manchen Einzelnen unbegründete, aber im Ganzen nur zu treffende „Anklage" wird hier nach dem Vorgange der in d. Bl. bereits gewürdigten aktenmäßigen „Würdigung", sowie der „Erklärung" des Grafen von Münster ohne Weiteres als die Schmähschrift eines Jakobiners bezeichnet; es ist „durchaus unwahr", was den Hauptinhalt der Anklage ausmachte, „daß man in Hanover sich in eine förmliche Opposition gegen die neuern Ideen gestellt hat", oder, wie Görres in seinem Buche „Deutschland und die Revolution" sich ausdrückte, daß die hannöversche Regierung „nicht so sehr den Ansprüchen der Zeit widerstrebe, als sie vielmehr gänzlich ignorire". Zum Belege erhalten wir ein Rundschreiben, welches die Repräsentanten der Stadt Osnabrück an die Städte des Landes richteten, und in dem weder mehr noch weniger, sondern gerade Dasselbe verlangt wird, was die berüchtigte „Anklage" — nur in anderm Tone — verlangt hatte!

„Manche dieser Foderungen", heißt es, „werden gegenwärtig in der Ständeversammlung erörtert"; in einem 2. Heft der „Bellona" wird ausführliche Nachricht von ihrer diesjährigen Sitzung versprochen. Ungefähr mit gleichem Glück, wie in dem ersten Aufsatze die „Anklage des Ministeriums Münster" ist in einem zweiten Gans' treffliche Schrift: „Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns", widerlegt; nämlich durch Schimpfreden und in die Luft gebaute Behauptungen, die uns als unumstößliche Gewißheit geboten werden. Die Hauptquelle der allgemeinen Verarmung sei der Luxus; das größte Unglück, daß „das alte ehrenwerthe Bild eines Bürgers des Mittelalters verschwunden sei". Von dem Luxus dieser Bürger des Mittelalters scheint Hr. v. Kobbe nichts zu wissen. Hrn. v. Raumer, wegen seiner „Briefe aus Paris" ergeht es nicht besser, als dem Advokaten Gans: „Der Verf. stellt sich als so durchaus einseitig, so entblößt von eignem Urtheil dar, daß schon jetzt seine Verehrer irre an ihm werden dürften; noch mehr aber wird einst die nüchterne Nachwelt streng über das so ganz verfehlte Werk richten". Hr. v. Raumer ist nämlich anderer Meinung als Peter von Kobbe. Einen Aufsatz über die pariser Freudenmädchen übergehen wir, weil Hr. Peter von Kobbe uns hier etwas gar zu gemein wird; und so, nachdem unser Ekel einmal geweckt worden ist, den ganzen Rest. Nur den Heros des Hrn. v. Kobbe müssen wir noch nennen: „Den ersten Geschichtsforscher, den ersten Redner und den ersten Dichter des Nordens", den Dänen Grundtvig; und jenem zahlreichen Theil unserer Leser, welcher diesen großen Mann auch nicht einmal dem Namen nach kennt, wollen wir berichten, daß der große Mann Hrn. v. Kobbe die Freude gemacht hat, die pariser Julitage auf einer Seite einmal „das Hundstagsrittersspiel der pariser Schulknaben", dann „den glorwürdigen Aufruhr in den Hundstagsferien", und endlich kurzweg, „den Hundstagsaufruhr" zu schelten (S. 89). Welch glänzender Witz, welcher Bilderreichthum für den ersten Redner des Nordens!

5. Lieber als Hr. v. Kobbe, mit seinem Geschmack und mit seiner Consequenz, ist uns, obwol von einer ähnlichen Ansicht ausgehend, der Verf. der „Betrachtungen über die Unruhen der Zeit", Staatsrath Krause. Dieser hat die Entdeckung gemacht, daß die Bevölkerung aller Staaten aus 8 Abtheilungen bestehe: 1. Aus den Reichen und Wohlhabenden; 2. aus den

Armen, aber Gebildeten; 3. aus den Armen und Ungebildeten. Die Ersten sind natürlich mit der bestehenden Ordnung sehr zufrieden; die Zweiten sind in demselben Grade unzufrieden und sie sind die eigentlichen Unruhestifter; die Dritten, welche die ganze große Masse des Volkes, die niedern Stände begreifen, sind mit Wenigem zufrieden und werden erst dann unzufrieden und den Einflüsterungen der zweiten Classe zugänglich, wenn sie auch dieses Wenige nicht mehr erhalten. Das beste Mittel, allen Unruhen vorzubeugen, schließt der Vers. sehr richtig, ist also die Bedürfnisse der niedern Stände zu befriedigen, d. h. ihnen hinreichende Nahrung zu geben; und um diesen Zweck zu erreichen, schlägt er vor, was freilich am Ende allein übrig bleibt — das große Grundeigenthum überall zu parcelliren, und außerdem, neben dem Getreidebau oder statt desselben, den einträglichern Kartoffelbau einzuführen. Ob aber Hr. Staatsrath Krause auch daran gedacht hat, daß ein ähnliches System, wie das von ihm empfohlene, in Irland der Armuth und Noth nicht vorgebeugt, sondern dieselben erst auf den höchsten und furchtbarsten Grad gesteigert hat? Gott verhüte es, daß der deutsche Landmann, wie der irische, auf den Ertrag seiner Kartoffelernte angewiesen, bei dem geringsten Mißwachs der Gefahr ausgesetzt werde, Hungers zu sterben; daß er bis zu jener traurigen Lage herabsinke, wo alle menschlichen Gefühle erstickt und nur der thierische Trieb, von einem Tage zum andern den Hunger zu stillen, noch spricht. Und welche furchtbare Revolution setzt eine durchgehende Parcellirung des Bodens voraus; wie viel leichter ist es, die Lage des Volkes zu verbessern, indem man durch Einschränkungen im Staatshaushalt, z. B. durch Abschaffung der stehenden Heere, seine Lasten erleichtert und durch Handels- und Gewerbfreiheit seine Industrie begünstigt!

6. Hr. von Haller, berüchtigten Andenkens, und seine Schule — da in unserm Deutschland ja so leicht jeder Tollhäusler eine Schule um sich versammelt — würden freilich abweichender Meinung nicht blos von Hrn. Krause, sondern ebenso sehr oder noch vielmehr von uns sein. Merkwürdig ist es, daß diese Leute, während sie in der That dem crassesten Materialismus huldigen, in ihrer Einbildung in dem ausschließlichen Besitze der göttlichsten, d. h. doch wol geistigsten Lehre zu sein glauben. Worauf kommt zuletzt die Haller'sche Staatslehre hinaus, als auf die Anerkennung der in der materiellen Welt allerdings gültigen Thatsache, daß, wer die Gewalt hat, sich auch das Recht dazu nehmen kann; der Wallfisch ist ein gewaltiges Thier; Millionen kleinerer Fische werden von ihm verschlungen, und von Rechtswegen, weil der Wallfisch von der Natur dazu angewiesen ist, die kleinen Fische zu verschlingen. Auf dieselbe Weise, schließt nun Hr. v. Haller und sein Anhang, sehen wir große Menschen, die Millionen kleinerer zwar nicht auffressen, weil ihnen dies Indigestionen bringen würde, doch in andern Sinne allerdings verschlingen, nämlich willkürlich beherrschen, aussaugen, plündern; folglich haben die großen Herren auch das Recht zu diesem Verfahren und die kleinen Menschlein die Pflicht, sich dem allerhöchsten Willen der großen Herren zu fügen. Vergessen ist hierbei nur, daß Menschen keine Wallfische sind, und daß, wenn es diesen erlaubt ist, die kleinen Fischen zu verzehren, es dagegen die menschliche Natur empört, wenn Menschen einander schlachten und durch schnell oder langsam wirkende Gewalt zu Tode martern. Der Gewalt sich sklavisch zu unterwerfen sind die Menschen durch nichts verpflichtet; und wenn man für diese Lehre die höchsten Autoritäten anführen kann, wie z. B. manche Stellen der Bibel und Dr. Luther, so beweist dies nichts, als daß auch die höchsten Autoritäten, wo sie dem gesunden Menschenverstande, wo sie der Vernunft widersprechen, beseitigt werden müssen. Der Vers. der „Besten Mittel wider Despotie" bekennt sich zu der Wallfischlehre, und sein bestes Mittel besteht in dem Rathe, sich geduldig fressen zu lassen, oder, wenn man dazu keine Lust hat, sich durch die Flucht — durch Auswanderung — dem Gefressenwerden zu entziehen. Der Thron, sagt er, ist ebenso Privateigenthum, wie jeder andere Besitz (S. 25); jeder Besitz wird von Gott verliehen, folglich darf Niemand, außer Gott, auch den unwürdigsten Inhaber eines Thrones nicht von demselben verdrängen. Unter einem schlechten Fürsten muß man sich trösten, daß man es vielleicht noch erlebt, einen bessern zu erhalten, und wenn man darüber zu Grunde geht, so muß man dies als eine Fügung und Zulassung Gottes in Demuth hinnehmen. Naiver ist das göttliche Recht selten vertheidigt worden!

7. Das Universalmittel, welches Hr. Henriel uns in erbaulicher Rede an das Herz legt, scheint Hr. Haurenski, der Herausgeber der „Stimme eines Unbekannten" als bekannt vorauszusetzen. Auch wird das edle Sachsenvolk, an welches er sich wendet, ohne Zweifel recht gut wissen, daß es seine Pflicht ist, zu ertragen, was es ertragen kann, und einen Zustand, der nicht der beste ist, durch sinnlose Empörung nicht noch zu verschlimmern. Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß es auch in Sachsen, obwol in geringer Zahl, Menschen gibt, die albern genug sind, zu wähnen, daß sie jeden Druck, der ihnen empfindlich wird, nur abzuwerfen brauchen, um ihn für immer loszusein. Daß dies schon deshalb nicht möglich ist, weil Sachsen nicht allein in der Welt liegt; daß die Last, die man vielleicht von sich werfen könnte, bald mit verdoppelter Gewalt zurückkehren würde, alles Dies, sollte man meinen, müßte auch dem Unverständigsten einleuchten. Besser ist es, das Schlimme zu tragen, als das Schlimmere sich zuzuziehen. Jeder, der in irgend einem deutschen Staate, denn alle befinden sich mit Sachsen so ziemlich in gleicher Lage, zu gewaltsamen Umwälzungen räth, ist daher ein noch größerer Thor als Verbrecher, und man thut wohl, ihn als einen gefährlichen Narren aus der Gesellschaft zu entfernen. Dies ist ungefähr, in vernünftigen Worten, die Meinung des Unbekannten und seines Herausgebers des Hrn. Haurenski. Statt den sinnlosen Revolutionnair einen Narren zu nennen, zieht der würdige Mann es jedoch vor, ihn einen Jesuiten zu heißen, und dadurch verdirbt er, unserer Meinung nach, die beste Sache. Die Jesuitenspürerei ist, durch ihre Uebertreibung, allmälig so lächerlich geworden, daß Warnungen vor den Jesuiten etwa ebenso viel fruchten, als Warnungen vor dem Teufel, an den leider Niemand mehr glaubt. Was man den Sachsen wie allen andern Deutschen nicht oft genug wiederholen kann, ist — weniger, daß sie sich vor den Jesuiten in Acht zu nehmen haben, als daß sie sich hüten müssen, die Ursache ihrer unleugbar vorhandenen Leiden nicht am unrechten Orte zu suchen. Keine einzelne deutsche Regierung hat die Verarmung verschuldet, die härter als jeder andere Druck auf allen Ständen lastet; aber alle gemeinschaftlich haben allerdings viel verschuldet, denn die Quelle alles Unglückes in Deutschland ist die Zersplitterung, durch welche die edelsten Kräfte unsers Vaterlandes gelähmt werden; und dieser vorzubeugen haben freilich unsere Regierungen versäumt. Feste Vereinigung, inniges Aneinanderschließen aller deutschen Staaten, darin allein liegt, wie wir dies nicht oft genug sagen können, die Rettung Deutschlands. Der Fürst, der zu solcher Vereinigung das erste Zeichen gibt, wird vor allen andern sich den Namen eines Vaters des Vaterlandes verdienen; aber gleich ihm werden alle, die sich ihm anschließen, in dem Glück und der Zufriedenheit ihrer Unterthanen und folglich auch in der Sicherung und Vermehrung ihrer Macht, die immer nur auf der Zufriedenheit der Unterthanen beruht, ihre reichste Belohnung finden. 74.

Béranger's Polenlieder.

Ein edles Volk, das Europa mehr als einmal gerettet hat, geht seinem Untergange entgegen; in keiner Schlacht geschlagen, aber durch jede mehr erschöpft, ohne Waffen, ohne Vorräthe, ohne Hülfsmittel sinkt Polen wahrscheinlich dem harten, ernsten, unerbittlichen Tode in die Arme. Der Brand von Warschau wird das letzte Aufflammen seiner verlöschenden Lebensfackel sein. Nach allen Seiten streckt das unglückliche Land sterbend seine Arme aus;

nur die Hand! ruft es den zögernden Nachbarn zu, nur die Hand! und tausend tapfere Heldenherzen, die jetzt noch für alles Schöne und alles Große glühen, sind gerettet. Die Zuschauer gehen mit theilnahmlosen oder mit mitleidigen Geberden vorüber; aber keiner wagt es zu helfen. Dies ist der Gedanke, den Béranger, der Tyrtäus des liberalen Frankreichs, in einem allegorischen Gedichte, überschrieben „Poniatowski", ausgesprochen hat:

Rien qu'une main! malheur à qui l'implore.
Passons! passons! S'arrêter! et pour qui?
Pour un héros que le fleuve dévore,
Blessé trois fois: c'est Poniatowski.
Qu'importe? On fuit; la frayeur rend barbare.
À pas un coeur son cri n'est arrivé.
De son coursier le torrent le sépare.
Rien qu'une main! Français, je suis sauvé!

. . . . . .

Point de secours: il n'est plus, et la rive
Voit l'ennemi camper dans ses roseaux.
Ces temps sont loin; mais une voix plaintive
Dans l'hombre encore appelle au fond des eaux.
Et depuis peu, Français, fais qu'on me croie,
Jusques au ciel son cri s'est élevé.
Pourquoi ce cri que le ciel nous renvoie?
Rien qu'une main! Français, je suis sauvé.

C'est la Pologne et son peuple fidèle
Qui tant de fois a pour nous combattu:
Elle se noie au sang qui coule d'elle,
Sang qui s'épuise en gardant sa vertu.
Comme ce chef, mort pour notre patrie,
Corps en lambeaux dans l'Elster retrouvé,
Au bord du gouffre un peuple entier s'écrie:
Rien qu'une main! Français, je suis sauvé.

Wenn dieser Ruf, der Ruf eines dem Tode geweihten Heldenvolkes, nicht gehört wird, was kann der Dichter für seine schwache Stimme erwarten? Seine Aufforderung: Hâtons nous! die er dem Todtengesange auf Poniatowski in der zum Besten der unglücklichen Polen veranstalteten Ausgabe beigefügt, wird in einem Ministerium des juste milieu kein Echo finden; und wir fürchten, daß der Ertrag der beiden Lieder der einzige materielle Gewinn sein wird, den Polen von denselben zu hoffen hat. Geld! Geld! gilt mehr als die schönsten Worte, und Béranger selbst sagt daher:

Si j'avais des millions
J'irai dire aux braves Sarmates:
Achetons quelques diplomates,
Beaucoup de poudre, et rhabillons
Vos héroïques bataillons.
L'Europe qui marche à béquilles,
Riche goutteuse, ne croit pas,
À la vertu sous des guenilles.

Ehrenvoll ist es für Béranger, daß er auf solche Weise, in so edler Sache, das lange Stillschweigen bricht, welches er seit dem Siege der liberalen Ideen in Frankreich beobachtete; neben Barthélemy tritt jetzt auch er gegen die gerechte Mitte in die Schranken; nicht ohne Widerstreben, wie er naiv erklärt:

Oui, chanson, muse, ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détronait;
Mais chaque parti, ma bonne,
Te rapelle ici.
Chanson, reprends ta couronne;
Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf,
Même étendre un peu la sphère
De quatre-vingt-neuf;
Mais etc. etc.

Te voilà donc restaurée
Chanson, mes amours;
Tricolore et sans livrée
Montre toi toujours;
Ne crains plus qu'on t'emprisonne,
Du moins à Poissy.
Chanson, reprends ta couronne;
Messieurs, grand merci! 163.

Lesefrüchte.

Georg I.

Am 4. Januar 1736 war Alles im Schlosse von Windsor in Bewegung, die Königin Sophie, Gemahlin Georgs I., war dem Tode nahe. Sie hatte den König rufen lassen; Jedermann mußte das Gemach der Sterbenden verlassen; die beiden Gatten waren während mehr denn einer Stunde beisammen und die Höflinge hatten bemerkt, daß der König, trotz seiner gewöhnlichen Kälte, mit Thränen in den Augen aus dem Gemache schied. Die Königin sah ihren Tod ohne Schrecken nahen; ihr Leben war nicht glücklich gewesen; sie sah sich von ihrem Gemahle vernachlässigt, den Lady Horatia D— durch ihre Coquetterie und ihre Reize an sich gefesselt hatte. Sophia von Braunschweig hatte schweigend geduldet; vor ihrem Hintritt wollte sie jedoch versuchen, die sträflichen Ketten ihres Gemahls zu brechen. Als sie Georg an ihrem Bette sah, reichte sie ihm die Hand und sagte mit schwacher Stimme: „Ach, ich würde nicht so früh sterben, wenn Du mich geliebt hättest". Der König beugte sich über ihre Hand, küßte sie und ließ Thränen darauf fallen; er wollte sprechen, aber die Königin sagte: „Georg, jetzt ist Alles vergessen, Alles ist verziehen: Gott, der mich zu sich ruft, sieht in mein Herz; dieses Herz liebt Dich noch und ich werde Dir keinen Vorwurf machen, aber eine Bitte wirst Du mir nicht abschlagen". Bei diesen Worten erhob sie sich ein wenig, drückte die Hand des Königs mit aller der Kraft, die der Sterbenden geblieben war, und sagte: „Im Namen des Welterlösers, Georg, wenn Du nicht meine Liebe und Dein ewiges Heil bedenken willst, beschwöre ich Dich, entsage dem sündhaften Leben, welches Du führst. Wenn mir ein längeres Leben vergönnt wäre, könntest Du glauben, diese Bitte gälte meinem Glück... morgen werde ich aber kalt und gefühllos sein in meinem Leichentuch; Freund, Deine Seele liegt mir am Herzen, meide Lady Horatia". „Ich verspreche es Dir, Sophia", sagte der König; „doch schweige davon, es schadet Dir". „Das war der Fall; doch jetzt sehe ich den Himmel.. dort gibt es keine Eifersucht.. wenn wir uns dort wiederfinden, Georg, wirst Du nur Gott und mich lieben. Dort liebt man nur, was man lieben darf. Morgen.." — „Denke nicht daran; es steht nicht so schlimm mit Dir, die Aerzte geben noch Hoffnung und ganz England betet für Dich". „Das Leben hienieden reizt mich nicht; ich will und begehre nichts mehr, als daß Du der Welt gedenkst, zu der ich hinübergehe.. ich morgen und Du.. in einem Jahre". Bei diesen Worten erhob sich ihre Stimme und sie heftete das Auge starr auf den König und hob den Finger gegen den Himmel. Kein Wort kam mehr von ihrer Lippe.

Beccaria.

Bekanntlich hat Beccaria viel Bewundernswerthes gegen die Todesstrafen geschrieben und drucken lassen. Sein berühmtes Werk war eben erschienen und machte in Italien das größte Aufsehen, als zufällig sein Bedienter, der das Werk gelesen haben mochte, auf den Einfall geräth, die Uhr seines Herrn zu stehlen. Mit den Correcturbogen der zweiten Auflage beschäftigt, gab sich Beccaria alle mögliche Mühe, die Schurkerei seines Bedienten in allen öffentlichen Blättern bekanntzumachen und darauf zu dringen, daß er gehängt werde. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

I.

Philipp Melanchthon's Werke,

in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.

Herausgegeben von

Dr. Friedrich August Koethe.

Sechs Theile. 1829—30. 8. 107½ Bogen.
Subscriptionspreis: 2 Thlr. 8 Gr.

Man ist längst darüber einverstanden, daß Melanchthon der gelehrteste, unbefangenste und thätigste Mitarbeiter Luther's war, auf die Entwickelung des evangelischen Lehrbegriffs, auf die Ausbildung des echten Protestantismus und auf das ganze große Werk der Reformation einen mächtigen Einfluß hatte. Um so mehr ist es zu verwundern, daß seine vielen trefflichen Schriften, deren mehre auch durch edle Popularität sich auszeichnen, in neuerer Zeit weder einzeln wieder abgedruckt werden, noch in Auszügen, noch in einer vollständigen Ausgabe erschienen sind, weshalb sie denn den meisten Nichttheologen unzugänglich und fremd bleiben. Der Eintritt des Jubeljahres der augsburger Confession mahnte nachdrücklich an die unsterblichen Verdienste ihres hochherzigen Verfassers, und es schien jetzt besonders an der Zeit zu sein, seine Wirksamkeit auch durch weitere Verbreitung der ausgewähltesten Früchte seines reichen Geistes zu erneuen. Der Verleger der vorliegenden Sammlung, welche in Format und Druck an die zweite Auflage der bei Perthes in Hamburg erschienenen Auswahl aus Luther's Schriften sich anschließt, ging auf den Antrag des Herausgebers bereitwillig ein, weil auch er einen werthvollen Beitrag zu der bedeutungsvollen Jubelfeier liefern und den zweckmäßigen Plan, die gediegenen Arbeiten Melanchthon's unsern Zeitgenossen in erneuerter Gestalt darzubieten, unterstützen wollte; auf seinen eignen Vortheil sah er dabei so wenig, daß er die angekündigten sechs Theile (zusammen 107½ Bogen, welche nach den jetzt üblichen Bücherpreisen auf 6 Thlr. zu berechnen gewesen wären) den Subscribenten zu 2 Thlr. 8 Gr. darbot, welcher Preis auch jetzt noch fortbestehen soll, um auch den Minderbemittelten den Ankauf eines so reichhaltigen Werkes zu erleichtern. Dasselbe ist nun vollständig erschienen, und der Herausgeber ist ernstlich bemüht gewesen, seine Aufgabe möglichst befriedigend zu lösen. Nicht Auszüge, sondern ganze Schriften, „und zwar in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl", — also auch für den Nichttheologen und Nichtgelehrten brauchbar, sowol Belehrung als Erbauung enthaltend, sollten in deutscher Sprache vorgelegt werden. Die Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit dieser Auswahl erhellt aus folgender Uebersicht des Inhalts:

Erster Theil. Melanchthon's Biographie. Erste Hälfte, als Einleitung in das Verständniß seiner Schriften. — Unterricht an die Visitatoren in Sachsen. 1527. — Von der leipziger Disputation. 1519. — Wider die pariser Theologen. 1521. — Wider die Artikel der Bauernschaft. 1525. — Historie Thomas Münzer's. 1525. — M. an Oecolampadius über das heil. Abendmahl. 1529. — 38 Briefe aus Augsburg. 1530. — Bericht vom augsb. Reichstage. 1530.

Zweiter Theil. Die augsburger Confession und ihre Apologie, letztere in einer neuen und treuen Uebersetzung.

Dritter Theil. Gutachten und Bedenken (von 1524—50), die wichtigsten Streitfragen der Zeit umfassend.

Vierter Theil. M.'s eigne sorgfältige Bearbeitung seiner loci theologici oder Hauptartikel christlicher Lehre, — eine vollständige Entwickelung des evangelischen Lehrbegriffs, lichtvoll und gründlich.

Fünfter Theil. Ausgewählte Reden geistlichen und geschichtlichen Inhalts.

Sechster Theil. Aus M.'s Postille und Psalmenerklärung. — M.'s Biographie. Zweite Hälfte.

So ist hier Alles, was für den allgemeinen Gebrauch sich eignet, sorgfältig zusammengestellt.

II.

Concordia.

Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche,

mit Einleitungen herausgegeben von

Dr. Friedrich August Koethe.

40 Bogen. Gr. 8. Subscriptionspreis: 1 Thlr. 12 Gr.

In einer Zeit, da der Geist des Forschens und Prüfens allgemeiner als je erwacht ist, da Viele ernstlich darnach streben, ihres Glaubens und ihres Verhältnisses zu der Kirche, der sie angehören, gewiß zu werden, da zudem mancherlei Abweichungen von den kirchlichen Bekenntnissen hervortreten, und die Proselytenmacherei ihr nicht immer redliches Spiel treibt, da es um so nöthiger ist, daß Jeder die wesentlichen Unterscheidungslehren seiner Kirche genau kenne und mit Einsicht würdige, scheint eine neue Ausgabe der symbolischen Bücher dem unverkennbaren Bedürfniß zu entsprechen. Obwol mehre ältere und neuere Ausgaben vorhanden sind, so kommen diese doch meist nur in die Hände der Geistlichen; eine bequeme, durchaus correcte, auf schönem weißem Papier sehr anständig und auch für schwache Augen leserlich gedruckte, dabei höchst wohlfeile Handausgabe wird daher hoffentlich

willkommen sein, und die allgemeinere Bekanntschaft mit [illegible]-lutherischen Bekenntnissen befördern, um so mehr, da die vorangestellten Einleitungen auch dem Nichtgelehrten deutliche und vollständige Aufschlüsse über die Bedeutung, den Werth und die Gültigkeit kirchlicher Symbole überhaupt, und über den Ursprung, die Abfassung und die übrigen geschichtlichen Verhältnisse jedes einzelnen Bekenntnisses mittheilen. Möge denn die wohlmeinende Absicht dieses Unternehmens erreicht werden!

Bei Fr. Laue in Berlin ist soeben erschienen:

A. Frhr. von Forstner,

Lehrbuch der theoretischen Mechanik (Gleichgewichts- und Bewegungslehre) fester, tropfbarer und luftförmiger Körper, insofern diese Lehren ohne Kenntniß der höhern Mathematik vorgetragen werden können, mit Hinweisung auf die praktische Mechanik und auf die weitere Ausführung durch höhere Mathematik. 1ster Band. Mit 3 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. 16 Gr. In Partien zu 15 Exemplaren für Schulen 2 Thlr.

Vorstehendes Lehrbuch setzt die Kenntnisse der niedern (reinen) Mathematik voraus, ist ganz wissenschaftlich begründet und geht also nur so weit, als es mit Hülfe der niedern Mathematik geschehen kann. Demnach empfehle ich dasselbe außer den Gewerbschulen besonders allen Denen, welche, nur mit obigen Vorkenntnissen ausgerüstet, doch eine gründliche Belehrung in den so äußerst interessanten mechanischen Wissenschaften zu erlangen wünschen. Da der strengwissenschaftliche Vortrag des Herrn Verfassers aus seinen frühern Werken bereits hinlänglich bekannt ist, so bedarf es auch nur der Anzeige, um diesem neuen Werke Leser und Freunde zu gewinnen.

Der 2te (und letzte) Band erscheint zur Michaelismesse d. J. und wird einzeln etwa 1 Thlr. 16 Gr. kosten; in Partien 1 Thlr. 6 Gr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle namhafte Buchhandlungen versandt:

Die vierte durchaus umgearb., verb. und vermehrte Auflage von dem

Handbuch der französischen Sprache,

nach

einer neuen systematischen Darstellung derselben. Eine faßliche Erörterung aller Regeln dieser Sprache sowol für Lehrer zur Erleichterung des Vortrags als für Diejenigen, welche sich in dieser Sprache noch völlig ausbilden wollen,

entworfen

von

August Barthel,

Lehrer der deutschen und französischen Sprache zu Freiberg.

Erster Theil.

22 Bogen. Auf weiß Mediandruckp. Ladenpreis 1 Thlr. 6 Gr.

Der in diesem Werke nicht zu verkennende praktische Takt des wackern Herrn Verfassers, die Gründlichkeit, und der vieljährige ausgezeichnete Fleiß, mit welchem er seine Aufgabe löste, die überall sich zeigende Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit in der Darstellung, und die Entscheidung des Publicums sowol, als das öffentliche Lob, welches man diesem Werke zu Theil werden läßt, der billige Preis desselben, und endlich der schnelle Absatz der drei ersten Auflagen beweisen schon genügend, daß es ebenso brauchbar als würdig ist in allen französischen Lehranstalten eingeführt zu werden.

Indem der erste Theil die systematische Aufstellung aller Redetheile, sowie die logische Darstellung der Constructionen der französischen Sprache enthält, so wird

der zweite Theil,

welcher bereits unter der Presse ist und ebenfalls auf so oft wiederholtes Verlangen binnen Kurzem erscheinen wird, die praktischen Ausarbeitungen durch metaphorische Darstellungen sämmtlicher Redetheile enthalten, die so faßlich entwickelt sind, daß der Lehrer dem Schüler fast keine Erklärung zu geben bedarf, und daher der Deutsche sowol als der Franzose gleichen Nutzen daraus schöpfen können.

Da nun, wie schon das Urtheil über den ersten Theil günstig genug gefällt worden ist, dies Buch eine Encyklopädie aller Regeln umfaßt, so können wir unbedingt und mit Recht behaupten, daß es alle Lehrbücher dieser Sprache ersetzt.

Der Preis für den zweiten Theil wird den des ersten nicht viel übersteigen.

Uebrigens geben wir bei Partien von je 10 Exempl. 1 Freiexemplar und überdies noch einen annehmlichen Rabatt.

Freiberg, den 25sten Juli 1831.

Engelhardt'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und versandt:

Geschichte Rußlands

und

Peters des Großen,

vom

General, Grafen von Ségur,

Verf. der „Geschichte Napoleons und der großen Armee während des Jahres 1812".

Aus dem Französischen

von

C. D. H. Grimm.

Erstes Bändchen.

12. In eleg. Umschlag brosch. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

Das Ganze wird aus drei, schnell auf einander erscheinenden Bändchen bestehen.

Leipzig, im August 1831.

Brüggemann'sche Verl.-Expedit.

In der Neuen Günter'schen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Handbuch der Geburtshülfe

mit besonderer Berücksichtigung der in den Prüfungen über Geburtshülfe vorkommenden Gegenstände.

Ein Hülfs- und Repetirbuch für Aerzte überhaupt, insbesondere aber für angehende Praktiker, Studirende der Medizin und vorzüglich für solche, die sich zum geburtshülflichen Examen vorbereiten wollen. Nach Boer, Busch, Carus, Froriep, Jörg, Osiander, Siebold u. s. w. bearbeitet und mit einem Anhange: „Die beim mündlichen und schriftlichen Examen über Geburtshülfe vorkommenden Fragen" versehen

von Dr. Wilh. Cohnstein.

Mit einer hysteregraphischen Tabelle und 3 lithogr. Tafeln.

8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Bei J. A. List in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ΥΛΗ ΑΝΘΡΩΠΙΝΗ

scripsit et edidit *Ludovicus Philippson.*

Gr. 8. Weiß Druckpapier (VIII und 252 Seiten). Sauber broschirt. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Inhalt: I. De internarum hum. corp. partium cognitione Platonis et Aristotelis. — II. 1) Theophrasti Eresii fragmentum hist.-philos. de sensu et

sensibus. Textus denno recognitus, prima conversio latina, annotatt. crit. et commentt. de Parmenide, Empedocle, Alcmaeone, Anaxagora, Clidemo, Diogene Apoll., Democrito et Platone. — 2) Aristotelis doctrina de sensibus. — 3) Theophrasti Er. fragmenta de sensu, phantasia et intellectu e Prisciani Lydi metaphrasi primum excerpta.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg ist erschienen:

Belehrung für Nichtärzte über die Verhütung der Cholera.

Im Auftrage der Sanitätscommission zu Königsberg, von K. F. Burdach, Professor und Medizinalrath daselbst.

8. Geheftet. 10 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Niederlande ꝛc. ꝛc. versandt:

Geschichte des Hauses Nassau-Oranien.

Von

Dr. Ernst Münch.

Archiv- und Bibliothekar Sr. Maj. des Königs der Niederlande im Haag.

Erster Band.

Gr. 8. Subscriptionspreis: auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 16 Gr.; auf Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Zu einem schönen und erhabenen Denkmale, welches der geschätzte Verfasser seinem literarischen Ruhme sich in dieser großen und höchst bedeutungsvollen Arbeit zu setzen denkt, erscheint hier der Grundstein in dem ersten, soeben fertig gewordenen Bande. Die Geschichte der Nassauer ist bis jetzt nur unvollkommen und mangelhaft bearbeitet worden. Dem Verfasser haben sich alle Quellen geöffnet, ihn mit ihrem lang verschlossenen Reichthum zu unterstützen. Seine besten Kräfte hat er an ein Werk gesetzt, gleich wichtig für den Forscher, wie anziehend für den Freund der Geschichte. Unparteilichkeit, Freimüthigkeit, echt deutscher Sinn, gründlicher Fleiß leiten, dichterische Phantasie und Sprache beleben diese an großen Thaten und Charakteren so reiche Geschichte, deren würdigen Beschreibung man schon so lange mit Verlangen entgegengesehen hat.

In der Allgem. niederl. Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration. Aus dem Französischen.

3 Bände in 8. Ladenpreis 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 3ten August 1831.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Voigt, F. A., Lehrbuch der Arithmetik, als Leitfaden beim Unterrichte auf Gelehrtenschulen. 8. 20 Gr.

In Partien weit billiger.

Weiske, C. A., Quaestiones juris civilis. Gr. 8. Velinpapier. Geh. 12 Gr.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

*Meyer's**) BRITISH CLASSICS.

The love for the noble language and literature of Britain, ever characteristic to the learned and polite of our country, has of late become almost universal. The avidity to partake of the inexhaustible sources of refined pleasures, which are opened to the English student, is now no more a passion reserved for the higher ranks: it has manifested itself in all classes of society. This new and powerful impulse given to the literary taste and pursuits of the country cannot be to much commended: for it is one of the most effectual means to improve our public spirit, to inspire the nation with the stern and lofty virtues, — these bulwarks of freedom! — for which Albion is so distinguished and the principles of which are imprinted on every page of the noblest works of British Genius.

And nevertheless a publication of the *standard and popular* works of the *BRITISH CLASSICS* and most distinguished writers *OF THE DAY* in a form to combine the advantages of *CHEAPNESS, CONVENIENCE* and *BEAUTY* is, in Germany, still a desideratum. True, a medley collection of English poetical and prose-writers, badly printed and in an unsightly form, has been running on for a number of years and its success has been great. But this only *proofs* the want, not *supplies* it.

Under these circumstances it is presumed by the editor, that his undertaking will meet with a favourable reception and kind patronage in all the circles, where the study of the English language is cultivated. His editorial task, he is well aware, is not a heavy one: yet the more positive is his will to do it well. He has for this purpose been collecting for several years the best original editions of the classical works of British Literature, and every possible information respecting their writers. Their Chéf-d'oeuvres, and from voluminous authors only *these* will be selected, — he will have prefixed by a critical and biographical *memoir* and embellished by an authenticated *portrait* engraved on steel in the first line of the art. Absolute *correctness* will be aimed at. *Paper* and *typography* will rival with the most beautiful productions of the British press. The choosen *size*, a small Octavo, will be deemed both convenient and elegant.

Adding to all this a *price*, often *not so much as ONE TENTH* of that charged for the original London editions, and in general infinitely lower than the prices of the vilest counterfeits issued from german presses, the editor and publishers think themselves justified in hoping, the amateurs of the English language will haste to secure themselves the extra-advantages in price reserved for those, who effectually patronize the undertaking by *immediate* subscription.

SUBSCRIPTIONS- UND ERSCHEINUNGS-BEDINGUNGEN.

MEYER'S BRITISH CLASSICS erscheinen in monatlichen Bänden (englisch cartonnirt) jeder von *mindestens* 240 Seiten. Die Ausstattung wird in *jeder* Beziehung *vortrefflich* sein. Der *Subscriptionspreis* für jeden Band ist 16 Groschen Sächsisch. Die *ersten eintausend Subscribenten*, welche sich bei uns anmelden, geniessen aber auf *sämmtliche* Bände am Subscriptionspreise EIN VIERTHEIL ERLASS. SIE zahlen folglich nur *zwölf* Groschen Sächsisch = ... für jeden Band *bei Ablieferung*.

*) Late editor of the British Chronicle, translator of the writings of Shakspeare, and author of several works on British Literature.

Die Subscription verpflichtet *keineswegs* zur Abnahme *sämmtlicher* erscheinenden Bände. Der Unterzeichner kann vielmehr *aufkündigen wenn er will*, und ist in *dem* Fall nur zur Abnahme der *nächst* erscheinenden 3 Bände verpflichtet.

Man kann bei allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes unterzeichnen.

☞ VOL. I und II. — ROBERT MONTGOMERY'S POETICAL WORKS *complett* enthaltend, — kommen zuerst unter die Presse und erscheinen im Dezember.

• • Sie kosten in der londoner Ausgabe 16 Thaler; in *unserer* den *ersten* Unterzeichnern nur *ein* Thaler!

☞ ☞ Die *Subscription* wird den 1. Dezember GESCHLOSSEN. DANN gilt der LADENPREIS. Er ist ein Thaler Sächsisch für *jeden* Band.

Im August 1831.

Das Bibliographische Institut
zu Hildburghausen und Neuyork.

Bei Fr. Laue in Berlin ist soeben erschienen:

Dr. und Prof. P. F. Stuhr,

Untersuchungen

über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern,

und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung. 12 Bog. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Soeben ist erschienen:

Die

Aufhebung, Ablösung und Umwandlung

der

Zehnten

nach

Rechtsgrundsätzen betrachtet.

Mit Rücksicht auf die Verhandlungen des badenschen Landtags vom Jahre 1831.

Von

Dr. Karl Salomo Zachariä,

Großherzogl. badenschen Geh. Rathe, ord. öffentl. Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg, Command. des großherzogl. bad. Ordens des zähringer Löwens.

Heidelberg, Juli 1831.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Interessante literarische Neuigkeit.

Im Verlage der Heinsius'schen Buchhandlung in Gera ist soeben erschienen und auf feste Bestellungen in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbe,

Novelle

in drei Abtheilungen.

Von Karoline v. Woltmann,

geb. Nasch,

Verfasserin der Bildhauer.

Velinpapier. Preis 4 Thlr. 16 Gr.

Wer sich der Bildhauer erinnert, welche in französischen, englischen, schweizerischen und fast allen deutschen geachteten literarischen Blättern, namentlich im „Wegweiser zur Abendzeitung" durch Theodor Hell (1829, Nr. 61), in der „Jenaer Literatur-Zeitung", Nr. 135, eine Anerkennung fanden, wie man sie selten den Leistungen einer weiblichen Feder gezollt, wird eilen sich den Genuß der Lecture des Erbes zu verschaffen, welches bei allen der Frau v. Woltmann eignem Zauber der Charakterschilderung und Seelenmalerei, vor jenem Roman den Vorzug einer die Leser im Allgemeinen mehr ansprechenden Handlung hat, die uns durch die Art der Darstellung zu dem Grade des Antheils hinreißt, welche man sonst nur dem Selbsterlebten zollt.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Preussen
und
die Revolutionen.

Von

C. L. W. Alberti.

8. Geh. Preis 8 Gr.

Bei Fr. Laue in Berlin ist soeben erschienen:

M. Heinemann,

Die allerneueste Buchhaltungsform für Kaufleute und Banquiers, mit Rücksicht auf den Kleinhandel und das Wechsel- und Fondsgeschäft. Preis 22 Gr. (27½ Sgr.)

Bei Ferdinand v. Ebner in Nürnberg ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands,

histor.-statist.-topogr. von Vielen beschrieben und herausg. vom königl. Bibliothekar Jäck. 1sten Bandes 1ste Abthlg. Mit der sauber gestochenen Ansicht der Abtei Ebrach. 8. Brosch. Subscriptionspreis 14 Gr., oder 1 Fl.

Dieser Band enthält: Tegernsee bei München. — Ebrach. — St.-Urban im Canton Luzern. — Dr. Luther's Kloster. — Antonier zu Höchst. — Fürstenfeld. — Kloster Neuburg bei Wien.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Vorzüge und Mängel

der

indirecten Besteuerung.

Nebst einem Anhange über eine, in der französischen Kammer der Deputirten vorgekommene, diesen Gegenstand betreffende Verhandlung.

Von

J. C. Freiherrn von Ulmenstein,

königl. preuß. Regierungsrathe zu Düsseldorf.

In farbigem Umschlage geheftet. Preis 8 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

***Fechner (Gustav Theodor)*, Massbestimmungen über die galvanische Kette.** Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 236. —— 24. August 1831.

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Ich glaubte, die wesentliche Verschiedenheit des Zustandes der Vendée von dem des übrigen Landes hervorheben zu müssen, um den Leser möglichst deutlich die dadurch hervorgegangene Eigenthümlichkeit des empörenden Bürgerkrieges, sowie überhaupt die Möglichkeit seines Entstehens zu erläutern. Was nun die unmittelbaren Ursachen, welche die Schrecklichkeiten der Revolution und zugleich diesen traurigen Aufstand hervorriefen, betrifft, so sind sie vielfach entstellt und fast nie, selbst nicht von dem Verfasser, mit völliger Unparteilichkeit gewürdigt. Die weisen Einrichtungen der constituirenden Versammlung, die erste Bildung von Communalinstituten, die Aufstellung der Nationalgarde u. s. w. waren geeignet, im Innern Frankreichs ein reges Staatsleben zu erwecken und das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen und beurkundeten den Geist und den reinen Sinn dieser constitutionell-monarchischen Partei, dieser Repräsentantin der Cultur, dieser Blüte Frankreichs, bestehend aus dem gebildeten Bürgerstand, würdig dargestellt vom edeln Bailly, welcher hoffte, durch das Uebergewicht der geistigen Bildung und das Bewußtsein des wahrhaftguten Willens das Volk und den Adel für seine Sache zu gewinnen. Die Vendée war zu unwissend, um ein solches Streben zu begreifen, und da der gebildete Bürgerstand, welcher Gründer und Lehrer der neuen Staatseinrichtung hätte sein müssen, fehlte, war es natürlich, daß sie in den Priestern, welche den Bürgereid zu leisten sich weigerten, keine strafwürdigen Rebellen, sondern treue Diener der Kirche sahen, und zwar um so mehr, als diese Geistlichen ohne alle egoistischen Rücksichten das Gebot ihrer Obern zum Frommen der Kirche zu erfüllen meinten. Dennoch gelang es der constituirenden Versammlung, den Intriguen des Hofes, den Complotten der Aristokratie, den von der Geistlichkeit angeregten Verschwörungen mit ruhiger Kraft zu widerstehen, und sogar den seit der Flucht des Königs nach Varennes mehr als wankend gewordenen Thron nicht nur zu erhalten, sondern durch die Constitution vom Jahr 1791 zu sichern. Als nun aber unter der gesetzgebenden Versammlung die übeln Gesinnungen des Hofes, die Verbindungen mit den Emigranten und den andringenden Feinden, die absichtlichen Hinderungen der Nationalbewaffnung immer offenbarer und augenscheinlicher sich darstellten; als die Geistlichkeit Widerspenstigkeit und Aufruhr predigte, fanatische Circulare durch ganz Frankreich verbreitet wurden, erkannte die Versammlung die Nothwendigkeit, strengere Maßregeln gegen die Emigration und die unvereideten Priester zu ergreifen. Ludwig XVI., welcher selbst am 20. April 1792 den Krieg gegen Oestreich vorgeschlagen hatte, benutzte das ihm ertheilte Recht, das veto einzulegen, um die dringend nothwendigen Mittel zur Vertheidigung zu hemmen; der Feind drang mit dem Manifest des Herzogs von Braunschweig auf Paris los, die Brüder des Königs, der emigrirte Adel nahten mit den feindlichen Fahnen, der Hof, umgeben von einer Garde von 6000 Mann und seinen Dolchrittern, verbarg seine Hoffnung nicht, und die Versammlung sah sich und Frankreich mit eben dem Schicksal bedroht, welches in neuerer Zeit die unglücklichen Cortes und Spanien traf. Der gebildete Bürgerstand sah sich, das ganze Werk der Freiheit, das schöne Vaterland unwiederbringlich verloren; der letzte Versuch, daß der ganz unblutige, in Schranken der Mäßigung gehaltene Aufstand, vom 20. Juni 1792, den Hof schrecken würde, mislang ihm; er rief in der furchtbaren Alternative, worin er sich befand, die Masse des Volks, die rohe Kraft der Menge heran, und so stürzte der 10. August den Thron, die Constitution, die schönsten Hoffnungen des cultivirten Europa mit Einem Schlag, denn die demokratische Wildheit trat an die Spitze der Revolution. Es kann nicht meine Absicht sein, die Greuel der Revolution in irgend einer Hinsicht milder darstellen zu wollen als sie es verdienen, aber daß die furchtbare Verantwortlichkeit dieser Verbrechen nicht auf der edeln constituirenden Versammlung, nicht auf der, wenn auch erregtern, doch aber sich reiner Absichten bewußten gesetzgebenden Versammlung, nicht auf dem Theil derselben, welcher unter dem Namen der Gironde so glänzende Talente entwickelte und erst dann die Masse des Volks aufrief, als nur Gewalt gegen Gewalt retten konnte, selbst nur zum Theil auf dem Convent, welcher, im Kampf mit Europa und einem Theil Frankreichs, nur durch Kraftanstrengungen und eine Consequenz sonder Gleichen zu siegen vermochte, lasten könne, sondern daß sie zurückfallen müsse auf jene Partei, die den König verblendete, den Adel zum Feind übergehen ließ, den Deck-

mantel der Religion benutzte, um Meineid und Aufruhr zu Tugenden zu machen, die Unwissenheit nährte, um Fanatiker zu bilden, ist wol um so klarer, als es eben jene Partei ist, welche, nicht zufrieden mit dem seit 40 Jahren vergossenen Blut, ihr altes Spiel in Frankreich treibt und durch Mordbrennen und bigote Einflüsterungen jene unglückliche Gegend wieder heimsucht.

Unter die traurigen Ereignisse, welche dem 10. August folgten, gehört nun der Krieg der Vendée, dessen Einzelheiten das vorliegende Werk darstellt, und welches, wegen der leider zeitgemäß gewordenen Wichtigkeit desselben, wol von Keinem ungelesen bleiben wird, welcher mit der Geschichte der großen Katastrophe, in der wir leben, fortschreitet. Die eigentliche Empörung der Vendée brach jedoch, einzelne Aufstände abgerechnet, lange nach Veränderung der Regierungsform und nach der Hinrichtung des Königs erst dann aus, als die mit den verbundenen Mächten zu führenden Kriege den Convent nöthigten, im März 1793, eine starke Aushebung anzuordnen, wo die Bewohner der Vendée, durch ihren Widerwillen gegen die Republik geleitet, beschlossen: wenn sie einmal fechten müßten, lieber gegen den Convent als gegen das die königliche Sache vertheidigende Ausland kämpfen wollten. Wie wenig die Vendée sich aus ihren Provinzialansichten zu einer allgemeinern Vaterlandsliebe zu erheben und sich als

ehörig zu betrachten vermochte, oder wie
llungen der Geistlichkeit sie auf ähnliche
rte, wie wir neuerlich in Spanien sahen,
riestern insluenzirte Volk in seiner tiefen
: „Es lebe der absolute König! es sterbe
die Nation!“ sehen wir aus der Erscheinung, daß die Aussicht, das Blut ihrer Mitbürger zu vergießen, gar nichts Empörendes für sie hatte. Ich muß hierin von der Ansicht des Verfs. abweichen, denn ich vermag die Empörung der Vendée in keiner Hinsicht erlaubt, noch weniger löblich zu finden; auch waren ihre Folgen höchst unglücklich, nicht nur für sie selbst, sondern für die Sache der Revolution, denn ohne die den andringenden Feind begünstigenden innern Unruhen hätte der gebildete Bürgerstand, den die Gironde im Convent vertrat, und welcher nur im Drang der Verzweiflung die Masse bewaffnet hatte, die Leitung der Revolution nicht verloren, und die Gironde wäre nicht in dem edeln, aber unmöglichen Bestreben, die Gesetzlichkeit zurückzuführen, gegen die Montagne unterlegen. Eben wegen des bald beginnenden Zwiespalts zwischen der Gironde und dem Montagne gelangen die ersten Unternehmen der Insurgenten unter dem Fuhrmann Cathelineau, dem Förster Stoffler, an welche ersten Führer die Adeligen, Lescure, Laroche-Jacquelin, d'Elbé, Bonchamps u. s. w., sich anschlossen, wobei der Muth, die unbedingte Hingebung, die Milde gegen besiegte Feinde, die Mannszucht, kurz, alle edeln Eigenschaften des menschlichen Kriegers, welche besonders die östliche Vendée auszeichneten, nicht genug gerühmt werden können; auch bewies der kameradschaftliche Sinn, mit welchem der Adel sich mit seinen ehemaligen Unterthanen verband, besonders die einstimmige, von allen Adeligen unterschriebene Wahl des talentvollen Cathelineau zum Oberfeldherrn, nicht im Drange des Moments, sondern in ruhiger Berathung am 12. Juni 1793 zu Saumur, wie verschieden der Adel der Vendée von dem uns leider bekannt gewordenen Hofadel der Emigration war, welcher letztere vor der Idee, unter den Befehlen eines ehemaligen Fuhrmannes zu fechten, ebenso geschaudert hatte wie der Ceremonienmeister Ludwigs XVI., welcher erblaßte, als der Minister Roland ohne Schuhschnallen zur Audienz kam. Gerade in der Vendée, wo so reiner Sinn herrschte, hätte das Licht der Aufklärung eine schöne Morgenröthe eines veredelten Lebens werden können, wenn der gebildete Bürgerstand sein schönbegonnenes Werk friedlich hätte vollführen können, so aber rief die Intrigue des Hofes, die Emigration, die Ränke der Geistlichkeit, als nothwendige Folge die Gewalt der Masse, den 10. August, die Republik herbei; der Aufstand der Vendée, die Empörung von Lyon, Toulon, die Coalition von Europa gegen Frankreich nöthigte den Convent zu unerhörten Anstrengungen, zu Erregung der höchsten Exaltation, und so entstand der Wohlfahrtsausschuß, die Schreckenszeit und alle jene Gewaltthaten, welche den Despotismus, er sei royalistisch oder demokratisch, stets begleiten.

Auf die Einzelheiten des Vendéekriegs glaube ich nicht eingehen zu dürfen, da das vorliegende Werk sie anschaulich und umständlich berichtet, und in Bezug auf Dasjenige, was über einzelne Erscheinungen dieses Kampfes, z. B. über die unbegreifliche Expedition von Quiberon, vielleicht zu sagen wäre, beziehe ich mich auf die obenerwähnten Anzeigen der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“, wo ich mich bei einigen wesentlichen Momenten jenes Krieges verweilte. 62.

Barthélemy und Lamartine.

Zwischen Barthélemy, dem Dichter des Liberalismus, und Lamartine, dem Sänger der Legitimität, ist ein poetischer Zweikampf vorgefallen, in welchem, zu unserm Bedauern müssen wir dies gestehen, der Verfechter des Liberalismus, obwol der angreifende Theil, offenbar den Kürzern gezogen hat. Barthélemy hatte Lamartine zum Vorwurf gemacht, daß seine Poesie nur Heuchelei sei, indem es in Prosa ihm an Nichts fehle, was seine Wünsche begehrten, während er in seinen Versen in die sentimentalsten Klagen ausbreche:

Je me disais: donnons quelques larmes amères
Au poète qui sait de sublimes chimères,
Fuit les cités, s'asseoit au bord des vieilles tours,
Sous les vieux aqueducs prolongés en arcades
Dans l'humide brouillard des sonores cascades,
Et dort sur l'aile des vautours.

Hélas! toujours au bord des lacs, des précipices,
Toujours comme on le peint devant ses frontispices,
Drapant d'un manteau brun ses membres amaigris,
Suivant de l'oeuil, baigné par les feux de la lune,
Les vagues à ses pieds mourant l'une après l'une
Et les aigles dans les cieux gris.

Quelle vie! et toujours poète suicide
Boire et boire à longs flots une existence acide;
Ne donner qu'à la mort un sourire fané;
Se bannir en pleurant loin des cités riantes,
Et dire comme Job en mille variantes:
O mon Dieu, pourquoi suis-je né?

Oh! que je le plaignais! ma douleur inquiète
Demandait aux passans: Où donc est le poète?
Que ne puis-je donner une obole à sa faim!
Et lui dire: Suis moi sous mes pins d'Ionie,
Là tu t'abreuveras d'amour et d'harmonie,
Tu vivras comme un séraphin.

Aber ſiehe da! während Barthélemy noch das unglückliche Loos des Poeten beklagt, begegnet er ihm plötzlich auf dem Boulevard: eine herculiſche Geſtalt, im eleganten Tilbury; morgen, ſagt man ihm, reiſt er ab nach Toscana, um, wie der Satyriker ſich ausdrückt, die Geheimniſſe der Diplomatie zu ergründen, d. h. als Legationsſecretair:

Alors je dis: Heureux le géant romantique
Qui mêle Ezéchiel avec l'arithmétique;
De Sion à la Banque il passe tour à tour;
Pour encaisser les fruits de la littérature;
Ses traites à la main, il s'élance en voiture
En descendant de son vautour.

Nach dieſer Entdeckung kann es nicht mehr befremden, den ſentimentalen Dichter mit Würde ſeinen Platz in der Akademie einnehmen zu ſehen, aber überraſchend bleibt es doch, daß er jetzt ſogar ſich in die Deputirtenkammer zu drängen ſucht:

Oh! frère, cette fois, j'admire ton envie,
Et tu pousses trop loin le dégoût de la vie;
Nous avons bien permis à ton modeste orgueil
D'échanger en cinq ans tes bibliques paroles
Contre la croix d'honneur, l'amitié de Vitrolles
Et l'académique fauteuil;

Mais qu'aujourd'hui, pour prix de tes hymnes dévotes,
Aux hommes de juillet tu demandes leurs votes,
C'en est trop; l'Esprit-saint égare ta fierté;
Sais tu qu'avant d'entrer dans l'arène publique,
Il faut que, devant nous, tout citoyen explique,
Ce qu'il fit pour la liberté?

Mit nicht geringerer Bitterkeit, als dieſe Frage geſtellt iſt, wird ſie beantwortet, und, wie es allerdings uns ſcheint, ſiegreich:

Non sous quelque drapeau que le barde se range,
ruft Lamartine ſeinem Gegner zu:

La muse sert sa gloire et non ses passions!
Non, je n'ai pas coupé les ailes de cet ange
Pour l'atteler hurlant au char des factions!
Non, je n'ai pas couvert du masque populaire
Son front resplendissant des feux du saint parfis;
Ni, pour fouetter et mordre, irritant sa colère,
Changé ma muse en Némésis!

Wie ein eiferſüchtiger Geliebter habe er ſeine Muſe in die Einſamkeit geführt, mit unſterblichen Sternen ihre Stirn gekränzt, und nichts von ihr verlangt als Lieder für ſeine Lyra:

Puis quand l'âge est venu m'enlever son délire,
J'ai dit à cette autre âme un trop précoce adieu:
„Quitte un coeur que le poids de la patrie accable,
Puis nos villes de boue et notre âge de bruit;
Quand l'eau pure des lacs se mêle avec le cable,
Le cygne remonte et s'enfuit".

„Honte à qui peut chanter pendant que Rome brule,
S'il n'a l'âme et la lyre et les yeux de Néron,
Pendant que l'incendie en fleuve ardent circule
Des temples aux palais, du Cirque au Panthéon!
Honte à qui peut chanter pendant que chaque femme
Sur le front de ses fils voit la mort ondoyer,
Que chaque citoyen regarde si la flamme
Dévore déjà son foyer".

Honte à qui peut chanter pendant que les sicaires,
En secuant leur torche, aiguisent leurs poignards,
Jettent les dieux proscrits aux rires populaires,
Ou trainent aux égouts les bustes des Césars!

C'est l'heure de combattre avec l'arme qui reste!
C'est l'heure de monter au rostre ensanglanté,
Et de défendre au moins de la voix et du geste
Rome, les dieux, la liberté".

Für Freiheit behauptet Lamartine ebenſo erglüht zu ſein als ſein Gegner:

La liberté! ce mot dans ma bouche t'outrage?
Tu crois qu'un sang d'ilote est assez pur pour moi,
Et que Dieu de ses dons fit un digne partage:
L'esclavage pour nous, la liberté pour toi?
. . . . . .
Détrompe toi, poète, et permets nous d'être hommes!
Nos mères nous ont faits tous du même limon;
La terre qui vous porte est la terre où nous sommes;
Les fibres de nos coeurs vibrent au même son.
Patrie et liberté, gloire, vertu, courage,
Quel pacte de ses biens m'a donc déshérité?
Quel jour ai-je vendu ma part de l'héritage
Aux élus de la liberté?

Vor dem Zorn ſeines Feindes ſo wenig als vor dem Gotte deſſelben wird der Dichter opfern:

Fais-nous ton dieu plus beau si tu veux qu'on l'adore!
Ouvre un plus large seuil à ses cultes divers;
Chasse de son parvis, que la peur déshonore,
La vengeance et la mort gardiennes des enfers!
Écarte Némésis de l'autel populaire,
Pour que le suppliant n'y soit pas insulté;
Sois la lyre vivante et non pas le Cerbère
Du temple de la liberté!

„Un jour", ruft er dem Gegner zu:

Un jour de nobles pleurs laveront ce délire,
Et ta main, déplorant le son qu'elle a tiré,
Plus juste, arrachera des cordes de ta lyre
La corde injurieuse où la haine a vibré!
Moi, j'aurai bu cent fois l'amère calomnie
Sans que ma lèvre même en garde un souvenir,
Car je sais que le temps est fidèle au génie,
Et mon coeur croit à l'avenir!

165.

Correſpondenznachrichten.

Karlsruhe, 2. Auguſt 1831.

Manche deutſche Staaten ſind wahren Dampfbooten zu vergleichen; eine Menge politiſcher Flugſchriften entſproſſen in ihnen. Von Baden läßt ſich nicht ſagen, daß ſeine Productionskraft an dergleichen Schriften ſehr bedeutend ſei; allein, wer aus ihrer Menge einen Schluß auf das öffentliche Leben machen will, irrt ſich in Bezug auf Baden gewiß. Es gibt Etwas, das ſpricht noch unendlich viel mehr als der gedruckte Buchſtabe, es iſt die Theilnahme an der Wiedergeburt Polens, an der wahrſcheinlichen Wiedergeburt eines nicht von der hell. Allianz zerfleiſchten Deutſchlands. Wie groß dieſe Theilnahme an Polen ſei, beweiſen die Beiträge vom Land und die Motti, mit denen dieſe Beiträge an die Vereine überſendet werden, welche in jeder der größern Städte ihren Sitz haben. Auf welcher Stufe das öffentliche Leben ſtehe, beweiſt ferner die Anzahl von 20 Petitionen um Preßfreiheit, welche aus allen Landestheilen der zweiten Kammer der Stände übergeben wurden; bei Gaſtmahlen ſchallt als Toaſt die Preßfreiheit; die große Sache der Entfeſſelung der Preſſe kann nirgends mehr und wärmere Vertheidiger finden als in Baden, deſſen zweite Kammer bekanntlich den Antrag auf Preßfreiheit mit Stimmeneinhelligkeit geſtellt hat. In der erſten Kammer iſt dieſer Antrag noch nicht zur Sprache gekommen; allein, es zweifelt Niemand mehr daran, daß dieſe Kammer eine glänzende Ausnahme von den übrigen deutſchen erſten Kammern machen werde, welche, dem Syſtem des Zauderns und der Rückſchritte hold, jeden billigen und gerechten Wunſch der Völker als gefährliche Neuerung, als Um-

sturz des Bestehenden behandeln. Die zur Prüfung des Antrages auf Preßfreiheit niedergesetzte, aus dem Schoße der ersten Kammer erwählte Commission besteht aus Männern, die bis jetzt bewiesen haben, daß es ihnen um die Befestigung des constitutionnellen Lebens, dessen kräftigster Zweig die Freiheit der Presse bildet, zu thun ist; sie besteht aus dem Fürsten von Fürstenberg, den Herren v. Wessenberg, Staatsrath Frölich, Prof. Zell und Prälat Hüffell.*) Merkwürdig ist, daß sich bei der Discussion über den fraglichen Gegenstand in der zweiten Kammer die Regierung durch ihre zahlreich anwesenden Commissaire gar nicht äußerte. Sicher ist es aber, daß die Kammern eine nur auf das Inland beschränkte Preßfreiheit gar nicht annehmen werden. In dieser Beschränkung, welche man in neuester Zeit so gerne aus den Bundesgesetzen ableitet, zeigt sich eben Deutschlands Zerrissenheit und die Unselbständigkeit seiner 30 und so viel einzelner Glieder, wovon jedes das nächste als „Ausland" betrachtet, wenn es Preßfreiheit gilt; aber als unzertrennliches Bundesglied, wenn es den Kampf gegen gewisse Principien gilt, die man, in dem Einzelnen als dem Ganzen gefährlich, zu unterdrücken sich die vergebliche Mühe geben will oder wirklich gibt.

Der Landtag hat in seinem Gefolge eine nicht unbeträchtliche Menge von Broschüren. Wir erwähnten früher (Nr. 101 d. Bl.) der von dem edeln v. Wessenberg verfaßten „Wünsche des badischen Volkes", einer in eindringlichem, aber nicht leidenschaftlichem Tone verfaßten Schrift; eine ähnliche ist ihr gefolgt: „Des badischen Volkes Wünsche". Sie enthält ungefähr dieselben Gegenstände wie die vorige, Gegenstände, die in andern deutschen Staaten die nämlichen Wünsche erzeugten. Es sind überall dieselben Calamitäten, dieselben Ursachen, dieselben Wirkungen. Dieses Schriftchen soll unser Scharfsinniger v. Rotteck verfaßt haben; es ist [illegible] ne geschrieben und war deshalb Gegenstand [illegible] von Seiten der Gendarmerie, wie v. [illegible] behauptete. Die von diesem erleuchteten in Anregung gebrachte Abschaffung [illegible] unbedeutende Anzahl von Broschüren [illegible] elberg hat sich hören lassen und seine alte dialektische Kunst verwiesen, die ihn seit den Landtagen von 1825 u. 1828 oft zum, eben nicht rühmlichen, Tagsgespräch gemacht hat; seine Ansichten über den Zehnten weichen von denen v. Rotteck's sehr ab, welcher ihn als Ausfluß des öffentlichen Rechtes betrachtet. Eine andere Schrift: „Ueber den Ursprung des Zehntens" (Karlsruhe, Groos), hat den Prof. Birnbaum in Bonn zum Verf.; auch er ist mit v. Rotteck gar nicht einverstanden, indem er den Zehnten dem Privatrechte zuwendet. Eine weitere Schrift von dem Advokat Ruef in Freiburg macht zu sehr den Ansichten v. Rotteck's unbedingt den Hof; stellt jedoch auch eigne Grundsätze auf. Auch ein Pfarrer hat sich in einer kleinen Schrift und in einem weitern „Sendschreiben an Hofrath von Rotteck" mit aller geistlichen, aber nicht geistigen Salbung an den Laden gelegt. Er hält den Zehnten für eine der leichtesten Abgaben, die der Landmann auch sehr gern gebe. Das ist nun eigentlich ein wenig grundfalsch; denn was die Leichtigkeit betrifft, so ist diese durch die Petitionen von etwa 300 Gemeinden, welche um Abschaffung des Zehntens baten, widerlegt. Der geistliche Herr hat seinen Stand wahrscheinlich an der schwachen Seite, d. h. am Geldbeutel angegriffen gesehen. Seine mitunter plumpen Ausfälle sind daher fruchtlos in jeder Art; die Kammer will die Ablösung dieser lästigen Abgabe nur unter der Voraussetzung gerechter Entschädigung der Berechtigten.

Ein weiteres Schriftchen stellt die Ausführbarkeit einer Capitalsteuer dar; diese Steuer wird bei uns aller Wahrscheinlichkeit nach eingeführt werden.

Mehre Schriften wurden durch den neuen evangelischen Katechismus hervorgerufen, der vor wenigen Monaten erschien. Einige Geistliche, von denen man schon lange weiß, daß sie dem Mysticismus ergeben sind — an ihrer Spitze der berühmte Convertite Hevhöfer — sind mit Hengstenberg's Waffen gegen diesen Katechismus zu Felde gezogen und haben ihn als ketzerisch verschrien in einer eignen zu Speier erschienenen, von Sieben dieser Finsterlinge unterschriebenen Broschüre. Als Widersacher der Zeloten zeigte sich ein würdiger Geistlicher Schlatter; er deckte das Treiben derselben auf, welches auch in der zweiten Kammer besprochen wurde. Geh. Hofrath Langsdorf, Prof. der mathematischen Wissenschaften in Heidelberg, hat sein gewöhnliches Feld verlassen und hat auch einen Streifzug in die Theologie gemacht; er hat jenem nebelhaften Siebengestirne, dem Repräsentanten der pietistischen Milchstraße, die Lanze in die Rippen gestoßen. Seine Schrift verdient auch auswärts gelesen zu werden. 174.

*) Bekanntlich spricht sich der von Hrn. v. Wessenberg abgestattete Commissionsbericht auch günstig für die Freiheit der Presse aus. D. Red.

Notizen.

Dante in England.

Ein vielgelesenes englisches Blatt, welches die dritte Auflage von Carey's Uebersetzung des Dante: „The vision of hell, purgatory and paradise of Dante Alighieri, translated by the rev. H. F. Carey" (3 Bde., London, 1831), anzeigt und derselben einen Platz in jeder Bibliothek verspricht, schließt sein Lob mit der scharfsinnigen Bemerkung: „Fürwahr, selbst in unserer Zeit noch (!) kann Dante mit vielem Vortheil gelesen werden". („Truly, even at this present, Dante may be read to much advantage".)

Basire's Correspondenz.

Privatbriefe von bedeutenden Männern haben, wenn sie auch als Unterhaltungslecture wenig Reiz darbieten sollten, als historischer Stoff ungemeinen Werth, und meist höhern als die sogenannten Memoiren, in denen der Held selbst absichtlich sich gewiß immer in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sucht, während er in dem Briefe sich, ohne Rücksicht auf das Urtheil des Publicums, — von dem er nicht gesehen wird — offen und unbefangen ausspricht. Ganz ohne Interesse ist auch die unbedeutendste Correspondenz, die uns aus der Vorzeit erhalten ist, selten; manche Umstände, welche die Geschichte vornehm vergißt, werden von dem gleichzeitigen Beobachter nicht übersehen; Sitten, Lebensart, Denkweise treten lebendig vor unsern Blick; und selbst die Alterthümlichkeit stört uns wenigstens nicht, weil sie in weiter versöhnender Ferne von uns liegt. In diesem Sinne heißen wir auch den Briefwechsel des ehrwürdigen Isaac Basire willkommen, der unter dem Titel: „The correspondence of Isaac Basire, D. D. etc. in the reigns of Charles I. and Charles II., with a memoir of his life, by W. N. Darnell" (London, 1831), soeben die londoner Pressen verlassen hat. Ein treueres Bild von dem Zustande der Kirche in England in den Jahren Karls I. und Karls II. gibt uns weder Burnet, noch Clarendon. Den Mann charakterisirt eine einzige Stelle aus einem Briefe an seine Braut. Der gute Doctor fodert sie mit tiefem Ernst zum Gebet auf und schließt:

„Fahre fort, süße Seele, und vertraue immer auf Gott; und er wird früher oder später Dich fördern, wenn nicht durch mich (denn was bin ich, daß ich irgend Etwas versprechen sollte? Mein Athem ist in meinen Nasenlöchern), doch durch andere Mittel. Ich flehe zu Gott, daß er sein Antlitz auf Dich scheinen lasse, um uns für einander zu heiligen, unsere Bestrebungen zu begünstigen, und uns die Gnade zu verleihen, in seiner heiligen Furcht weiter zu wandeln, damit dies, wenn es sein heiliger Wille ist, und zu seinem Ruhme mit der Zeit zu unserm gegenseitigen Wohlergehen gereiche und zu der Erbauung unserer beiderseitigen Familien, inzwischen aber uns Beiden viel Geduld und wahre Kasteiung (true mortification) zu verleihen".

Was würde eine Schöne unserer freilich gottvergessenen Tage sagen, wenn ein ehrwürdiger Pastor des. ihr etwa an dem Verlobungstage einen solchen Brief schriebe? 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 237. —— 25. August 1831.

1. Die Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen. Von K. H. Hermes. München, Cotta. 1831. Gr. 8. 9 Gr.
2. — — — — — — — — — — *)
3. Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen, von R. D. Spazier. Erstes und zweites Heft. Ansbach, Dollfuß. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Theilnahme für Polen, welche mehr die Völker als die Fürsten, aber auch jene noch lange nicht im gehörigen Grade begeistert, macht es erklärlich, daß man mit gieriger Hand nach allen Schriften greift, die dieses unglückliche Land und seine heldenmüthigen Bewohner betreffen. Man wird dabei allerdings oft getäuscht, indem man in dem Drange, sich mit dem Geschick dieses großen Volkes vertraut zu machen und Schmerz und Freude mitzufühlen, das geschmack-, geist- und formloseste Zeug verdauen muß, besonders in jenen Schriften, wie sie die Deutschen so gerne schreiben, breit, selbstgefällig, schulmeisterartig, gar nicht ahnend, daß irgend Jemand Das schon hundert Mal gelesen haben kann, was sie als staunenswerthe Selbstschöpfung ausgeben. Keiner dieser Vorwürfe trifft die erste der an der Spitze verzeichneten Schriften, sie ist mit tiefem Ernste, reinobjectiv geschrieben, fesselt in ihrer Gedrängtheit mehr den wissenden als den gewöhnlichen Leser, und kann als ein Muster des historisch-politischen Styls gelten. Dagegen findet sich in den beiden andern Schriften, so lesenswerth sie auch immer sind, eine reiche Dosis von Ichsprecherei, an Abgeschmacktheit grenzender Wichtigthuerei und entsetzlicher buchmacherlicher Breite. Diese 3 Schriften werden hier, trotz ihres so äußerst ungleichartigen Werthes nur darum zusammen angezeigt, weil die erste Polen in seinem Untergang aus ursprünglichem Uebermaß an ungezügelter Kraft, die zweite Polen in seiner tiefsten äußern Erniedrigung, die dritte endlich Polen in seinem heldenmüthigen Aufschwung zur Erringung der Nationalunabhängigkeit schildert, man folglich, nach Durchlesung derselben, eine ziemliche Einsicht in die Gründe, den Verlauf und das Wesen des in jenen schon so oft mit Blut gedüngten Gegenden herrschenden Kampfes erhält.

1. Den Unterschied zwischen Russen und Polen, Beide dem großen Slawenvolke angehörig, gibt der Verf. ebenso klar als bündig, indem er sagt:

Bei den Polen war der Adel frei, selbständig, souverain, nur so weit es das gemeine Beste erfoderte oder sein eigner Wille gestattete, einem gemeinsamen Oberhaupt, dem König, unterthan; die Verfassung war daher, sobald man den Adel oder die freie Bevölkerung allein in Betracht zog, eine rein demokratische. In Rußland war der Adel ebenso knechtisch, als ihm der leibeigne Bauer, der Willkür des Fürsten unterworfen, vor dessen Befehlen jede andere Gewalt schwieg; und die Verfassung der Russen war daher eine durch die Aristokratie nicht gemilderte, sondern nur dauernder begründete und organisirte Despotie. Während die Knechtschaft den russischen Adel feig, demüthig, kriechend und hinterlistig machte, wurde der polnische durch die Freiheit stolz, ehrenhaft, tapfer, übermüthig, herrisch und aufbrausend. Der russische Edelmann kannte kein höheres Glück, als durch unbedingte Hingebung sich die Gunst seines Herrn zu verdienen; der Pole strebte nach Ehre, Ruhm und Auszeichnung, und jeder Weg, der diese versprach, wurde mit Feuer verfolgt.

Wer ersieht nicht aus dieser Charakterverschiedenheit der beiden Nationen augenblicklich den Gang, welchen die Geschichte derselben nehmen mußte? Bei den Russen bedurfte es eines einzigen großen Herrschers, um die schlummernden, aber noch unverwüsteten Kräfte der Nation zu wecken und ein Reich des ersten Ranges zu gründen. Bei den Polen dagegen reichte selbst eine eiserne Nothwendigkeit nicht hin, um sie zu vermögen, ihrer wilden Unabhängigkeit zu entsagen, die Kräfte der Nation zu vereinigen und dem Reiche feste Dauer zu verschaffen. Gerade zur Zeit des äußersten, durch Ausartung des Nie pozwalam (Ich will nicht!) vorzüglich herbeigeführten Verfalls des polnischen Reiches hatte Rußland seinen Peter den Großen, und dessen eiserne Hand lag auch auf Polen, weil in demselben durch eine ungemessene „Freiheit alle Kräfte zersplittert" waren. Mit scharfem Blick hat der Verf. die wichtige Rolle erkannt, welche das Nie pozwalam beim Untergange Polens spielte; das aber ist wahrhaft neu und originell, wie er den Ursprung dieses Vorrechtes, selbst des geringsten Edelmannes, herleitet und zeigt, wie dasselbe anfänglich nicht so gefährlich war, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte:

Alle 2 Jahre versammelten sich alle Edelleute, wohlbewaffnet, zu Pferde, im freien Felde, um die Angelegenheiten des

*) Nr. 2 darf hier nicht erwähnt werden, da das Buch in Sachsen confiscirt worden ist. D. Red.

Reiches zu berathen und die Beschlüsse zu fassen, die dem Besten desselben am zuträglichsten wären. Da aber Jeder dem Andern gleich war und Keiner von dem Andern Befehle zu empfangen hatte, so war zu jedem Beschlusse, der gefaßt werden sollte, vollkommene Einstimmigkeit erforderlich. Fand auch nur ein Einziger einen von allen Andern gebilligten Beschluß seinen Interessen oder den Interessen des Ganzen nachtheilig, so hatte er das Recht, alle Verhandlungen der Versammlung ungültig zu machen, indem er nur zu erklären brauchte: Nie pozwalam, ich will nicht. Sowie dieses Wort ausgesprochen wurde, war die Versammlung aufgelöst, und da dieselbe erst nach einem Zeitraum von 2 Jahren wieder gehalten werden durfte, so war bis dahin jeder Beschluß derselben ausgesetzt. So außerordentlich dieses Vorrecht auch bleibt, so war dasselbe doch weniger gefährlich, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte; denn wer hätte es gewagt, in einer Versammlung von Tausenden von Bewaffneten der allgemeinen Meinung zu widersprechen, wenn er nicht eines zahlreichen Anhanges gewiß war? Und in diesem Falle war es ohne Zweifel besser, den Gang der Verhandlungen völlig aufzuheben, als die Gemüther durch Fortsetzung derselben noch mehr zu erhitzen, und es am Ende auf einen blutigen Kampf ankommen zu lassen, dessen Ausgang, wie das Glück sich auch gewandt haben möchte, für das Ganze immer gleich verderblich sein mußte.

Eine solche Institution war natürlich geeignet, alle Misbräuche zu vereinigen, und, bei der geringen Macht der Könige, bei dem Wahlrecht nach Aussterben der Jagellonen, bei der Abwesenheit eines mächtigen Bürgerstandes, bei dem Conföderationsrechte der Adeligen, besonders dann eine dem Auslande sein verrätherisches Spiel erleichternde, anarchische Oligarchie zu bilden, als das außerordentliche Vorrecht des Nie pozwalam zu einem bloßen Mittel, frevelhafte Parteizwecke zu verfolgen, ausgeartet war. An die Stelle der allgemeinen Reichsversammlungen traten nämlich, 1467, die Versammlungen der Landboten (Reichstage), bei welchen gleichfalls der Grundsatz der Einstimmigkeit galt.

Die Provinzen gaben ihren Repräsentanten bestimmte Vollmachten, von denen sie nicht abweichen durften, wenn sie nicht auf der nächsten Provinzialversammlung den Tod fürchten wollten, und mehr als einmal wurden die unbilligsten Foderungen durchgesetzt, weil einzelne Abgeordnete dieselben zur Bedingung machten, unter der sie den übrigen Beschlüssen der Versammlung ihre Zustimmung gaben.

Da die Reichstage natürlich weniger zahlreich waren als die allgemeinen Versammlungen, folglich der Einzelne, wenn er widersprach, sicherer war als sonst, so wurde das frühere, so selten gebrauchte Nie pozwalam (wol manchmal in Folge von Bestechung) nach und nach so häufig ausgesprochen, daß daran die eifrigsten Bestrebungen der Patrioten scheiterten und nur allein unter der Regierung Augusts III. 15 Reichstage unverrichteter Dinge auseinandergehen mußten. Wie konnte ein so geartetes Reich Souverainen widerstehen, wie Katharina II., Friedrich II. es waren, Kaunitz's und Oestreichs nicht zu vergessen! Die „stolze Semiramis des Nordens" erkannte die für Polen so verderblichen Folgen des Nie pozwalam nur zu gut, darum bestand sie hinterlistigerweise auf Beibehaltung desselben. Dies und die Geschichte der Theilung Polens hat der Verf. so ergreifend geschildert wie Brougham in seinem berühmten Werke, nur mit dem Unterschiede, daß Jener blos die Thatsachen sprechen läßt, Dieser mit dem ganzen Gesetzgeberstolze eines englischen Parlamentsredners durch die glühende Lohe seiner Worte die theilenden Frevler, wo möglich, noch im Grabe versengt.

2. — — — — — — — —*)

(Der Beschluß folgt.)

Nachgrabungen auf physischem und ethischem Gebiete. Eine Mosaik von Johann Baptist Stoll. Köln, Puppers. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Daß man nicht irgend einer Sekte und Schule anzugehören braucht, um Philosoph zu sein und philosophiren zu können, würde, wenn es nicht schon an sich klar genug wäre, auch besonders durch diese, dem Umfange nach kleine, dem Inhalt nach aber sehr beachtenswerthe Schrift eines geistreichen Mannes bewiesen werden, der, ganz unabhängig von irgend einer Parteirichtung, seinen eigenthümlichen Weg des Denkens geht, und auf diesem nicht selten sich und seine Leser in die tiefsten Tiefen der Speculation und des Wissens führt. Es sind aneinandergereihte Ideenbilder, wir möchten sie Gedankenmalereien aus der Natur- und Geistesphilosophie nennen, welche der Verf. hier in einzelnen Paragraphen und fragmentarischer Form, scheinbar unverbunden, zusammenstellt, obwol sich für den tiefer Eingehenden der rothe Faden nicht wird verkennen lassen, der sinnig durch das Ganze hindurchgewunden ist und es zusammenhält. Wenn wir das darin Gegebene für treffliche Gedankenspäne zu einer Metaphysik anerkennen müssen, so können wir uns zugleich den Wunsch nicht versagen, daß der Verf. ein solches Talent für die Philosophie, als wir ihm unzweifelhaft zugestehen müssen, bald einmal über die blos aphoristischen Mittheilungen hinausheben und zu einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Arbeit concentriren möge. Wir wünschen dies um so mehr, da eine solche Freiheit der Gedankenentwickelung, wie sie der Verf. besitzt, verbunden mit der Leichtigkeit, philosophische Gedanken beredt auszusprechen und sie auf productive Weise in poetische Bilder zu kleiden, heutzutage, wo sich die Philosophie noch immer mit der crassesten und nebulosesten Schulsprache umhüllt, wirklich selten angetroffen wird. Wir wollen versuchen, den Ideengang, der sich durch diese philosophischen Bilder, welche der Verf. mit einem nicht gerade anziehend gewählten Titel seine „Nachgrabungen auf physischem und ethischem Gebiet" nennt, hindurchzieht, so viel als möglich nach seiner Folge zu bezeichnen.

Die Einleitung spricht sich im Allgemeinen über Philosophie und ihr Wesen aus. Ueberall findet der Verf. Stoff zum Philosophiren in Menge: „schauet in den blauen Aether; in die Sterne; schauet auf die Erde, unter die Menschen; schauet in euch selber; überall gibt es Reiz zu Betrachtungen, Jeder hat seine Art des Philosophirens". Der Weltweise ist dem Verf. der „verklärte Seher; er spricht die Idee, das ewige Gesetz Gottes aus. Seine Philosophie ist uneigennützig; sie dreht sich um das allgemeine Wohl des Menschengeschlechts, sowol in geistiger als physischer Beziehung. Der wahre Philosoph ist der Patriot der Welt; er holt seine Gedanken im Himmel, und malt seine Madonna als Ideal des Schönen und Wahren; als Fahnenbild des gegen das Gemeine, das Egoistische und die eindringende Arroganz accreditirter Meinungen kämpfenden Menschengeschlechts". Ueber die Vielfältigkeit der Denksysteme sagt der Verf. treffend, obwol nicht neu: „Wenn auch ein philosophisches System das andere verschlang, sowie eine Meereswoge die andere, so erhielt doch das überlebende mehr Lebenskraft, indem es sich mit dem Marke des besiegten oder vertriebenen Systemes nährte".

Die Paragraphen seiner eignen Denkbestimmungen beginnt der Verf. mit den ersten elementaren Sätzen alles metaphysischen Wissens, welche er auf seine Weise so ausspricht: „Die Welt

*) Die hier folgende Mittheilung ist von der Censur gestrichen worden, da ein in Sachsen consistirtes Buch auch nicht beurtheilt werden darf. D. Red.

ist das Reich der Formen; und ihre Natur ist Nothwendigkeit des Erzeugens nach dem Typus der göttlichen Idee: des Stoffes aus dem Nichts und des Geistes aus dem Stoff. Das Nichts ist das Princip des Stoffes". Die verschiedenen Stufen des Seins, die „Jakobsleiter", welche sich von der Versinnlichung des Nichts zum Stoffe, und von der Vergeistigung des Stoffes bis zur freien Vernunftidee hinzieht, bilden nach dem Verf. die sich einander verreihende Kette der gegenseitig durch sich bedingten Naturwesen. Dies führt ihn zu dem gewagten Satz: „Ohne Pflanzenreich gibt es kein Thierreich; ohne dieses kein Geisterreich". Was der Verf. das Erzeugen des Stoffes aus dem Nichts und des Geistes aus dem Stoff nennt, sind die Bestimmungen, welche die Metaphysik sonst unter den Kategorien von Sein und Werden begreift. Zu diesen Kategorien kommt er §. 8 zurück, indem er sagt: „Der Stoff ist das Unendliche des Werdens; der Geist das Unendliche des Seins". Das Unendliche des Seins, bemerkt Ref., ist zunächst eine sehr zweideutige Begriffsbestimmung. Das Unendliche kann hier nicht im Sinne des philosophischen Idealismus verstanden werden, sondern bezeichnet nach Dem, was der Verf. sagen zu wollen scheint, im populairen Sinne dieses Ausdrucks nur das Maßlose und noch Unvollendete, denn in einer Anmerkung zu diesem §. heißt es: „Das vollendete Sein geht jenseits des Grabes auf; das Werden diesseits. Durch den Tod gelangen wir also zum wahren Leben des Geistes". Mithin, müssen wir dem Verf. einwenden, ist der Geist in seiner Diesseitigkeit ebenfalls im Werden begriffen, obwol er nicht Materie ist, welcher der Verf. das Werden als Princip zueignet. Das Diesseits und Jenseits, vom Zustande des Geistes gebraucht, sind aber auch nur populaire Ausdrücke zur Bezeichnung des Werdens, durch welches sich der Geist zu seinem wahren Sein hervorbringt. Wenn aber die Materie immer im Werden verharren muß, so ist es allerdings dagegen das ausschließliche Princip des Geistes, durch das Werden zum Sein zu gelangen. Das Verhältniß des Geistes zur Materie bestimmt der Verf. im folgenden §. so: „Der menschliche Geist ist weder das Princip des Feuers (welches der Verf. in §. 1 als das Belebende und Bewegende der Körper bezeichnet), noch das Princip des Stoffes, sondern ein drittes, das sie erzeugen". Das Wesen des Geistes in seiner Vollendung, also in dem aus Werden zum Sein durchgebildeten Zustande, schildert der Verf. in §. 10 trefflich: „Der Geist, ist er erst geboren, kann nicht mehr irren; er erkennet Gott und sich. Sein Wesen ist Licht und sein Zustand Ruhe; denn er ist. Er hat die getrübte, irdische Halbheit, die Furcht, den Aberglauben, die Veränderlichkeit und die Fessel des Stoffes unter sich. Er ist aus der Donnerwolke des Werdens in die überirdische Klarheit des Seins, in den Himmel Gottes getreten. Nur in den bessern Stunden des innern Regens kann der werdende Geist sein künftiges Selbst ahnen; zuweilen bricht ein Strahl aus seinem trüben Kern hervor, der sein Inneres erhellt und die Zukunft in der Dämmerung ihm zeigt". Aus dem Begriffe des Werdens erklärt der Verf. die Unruhe des irdischen Lebens und seine Stürme.

Von den Anfängen der Bildung des Stoffes geht der Verf. zum menschlichen Organismus aufwärts. Das thierische Leben beginnt ihm „mit einem Pulse; wie jenes der Pflanze mit einer Bewegung". „Im menschlichen Organismus repräsentirt die Empfindung das belebende Princip; der Verstand das bildende; der Begriff ist eine verlängerte oder erweiterte Empfindung (?); die Vernunft ein höherer Verstand; der Verstand ist die instinktmäßige Selbstbeschränkung der Empfindungen durch eine organische Begriffsbildung gesetzt; denn ohne diese würden die Empfindungen zerrinnen, wie dieses bei Geisteskrankheiten oft der Fall ist". In einem spätern §. führt dies der Verf. folgendermaßen aus: „Das Auge des Verstandes ist vielfach geschliffen, und sucht und findet überall die Körner der Perceptionen der Sinne zu Begriffen. Durch die Vernunft — diese Alles verschmelzende Kraft — gelangen die Entdeckungen des Verstandes zur Einheit und zur Anschauung des Geistes; indem dieser sich selbst als Monas der Geisterwelt durch die Eindrücke der Sinnenwelt hat kennen lernen. Hier ist das Ende der geistigen Zeugung für Organisation und den Erfahrungskreis des Geistes. Der Geist hat sich mühsam durch die Natur seines Instinkts und des Reizes aus dem Stoffe herausgearbeitet und freuet sich des Sieges in der heiligsten Lichtempfindung vor Gott, von wo er ausging. Der Zweck und das von der Natur beabsichtigte Glück des Menschen besteht also in dem klaren und tiefen Bewußtsein seiner geistigen Eigenschaften und des erworbenen Talents, den Stoff zu schönen Formen zu begeistigen". Des Verf. „Weltkette" ist daher folgende: „Feuergeist; Nichts; Stoff; Krystall; Pflanze; Thier; Mensch; Geist, wodurch die Kette geschlossen. a. Dämmerung des Geistes im Krystall; b. er nimmt bewegliche Glieder an in der Pflanze und kleidet sich in Farben; er erscheint als Schönheit; c. er denkt und handelt nach sinnlichen Perceptionen".

Das Ausgezeichnetste in dieser kleinen Schrift sind die mit §. 20 beginnenden ethischen Bilder, welche in ihrer blühenden philosophisch-poetischen Ausmalung menschlicher Gemüthszustände und Seelenverhältnisse ein treffliches Darstellungstalent verrathen, das uns um so mehr überrascht hat, je weniger man es bei Gegenständen dieser Art anzutreffen vermuthet. Im Einzelnen möchten wir zwar nicht immer mit den Ansichten des Verf. übereinstimmen, besonders in dem Abschnitt: „Der Baum der Civilisation", wo der waltende Geist der Weltgeschichte seiner unwürdig aufgefaßt und nicht von dem gemäßen Standpunkte aus beurtheilt wird, wenn es von der Geschichte heißt: „Wer die Geschichte, soweit sie uns ihre Karte auflegt, unparteiisch durchforscht und die Begebnisse erwägt; wer die merkwürdigsten Revolutionen des Menschengeschlechts betrachtet, wo unbekannte Kräfte sich regen, und neue Verbindungen der Völker und des Handels sich organisirten, und mit der physischen Welt der Genüsse auch die moralische sich verändern mußte, wird wenige Stellen in Zeit und Raum finden, wo der philosophische Geist mit Freude verweilt: wo es Etwas zu stehlen, zu unterdrücken gab, fanden sich immer Helden für jeden Preis der Gefahren und des Blutes. Ueberall sieht man wilde Stiergefechte um ein Nichts" u. s. w. Dagegen ist in andern Abschnitten, in welchen die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes mehr zu ihrer Ehre kommt als durch die gedachte Ansicht, des Geistreichen und Originellen so viel, daß es uns schwer wird, eine einzelne Stelle daraus hervorzuheben. Um aber den unvortheilhaften Eindruck der eben angeführten gleich wieder zu vernichten, theilen wir Folgendes aus der ethischen Charakterschilderung des Neides mit: „Der Neid ist ein chaotischer Sonderling; Alles um sich herum zu vernichten und Alles aus sich zu machen, ist seine Sache. Er ist der Proteus des Nichts, das ihn erzeugt. Jetzt Stickstoff; und er färbt weiße Gesichter durch seinen Hauch braun und verdunkelt die Sternenkrone des Ruhms. Dann ein lichtscheuer Nachtvogel, der gleich mit seinem schmutzigen Fittig auf jeden Lichtpunkt stößt; bald erscheint er als ein pudelnärrischer Zwerg, welcher lächelt und schwänzelt; sich neben einer großen Gestalt aufrichtet und selbe spottisch und plump findet, bald heult er wie ein Hund, der Musik hört, wenn das Lob eines fremden Verdienstes in seinen Ohren dröhnet oder er sehen muß, daß ihm ein Anderer vorgezogen wird; oder er rauscht wie ein Truthahn daher und gluckert, wenn er ein rothes Bändchen an dem Knopfloch eines Andern sieht. Der Neid sitzt mit den Großen zu Tische und geht mit den Armen betteln. Er ist überall und war zu allen Zeiten, und singt am liebsten Sterbelieder. Nie wird er ruhen, bis Alles wieder in den Schoos des Nichts zurückgekehrt ist. Er ist der Advocatus diaboli auf dieser Erde und der ewige Jude. Er lacht nie; aber er macht zuweilen Andere lachen. Kaiser, Könige Fürsten, Feldherren, große und kleine Priester können sich seines verzehrenden Feuers nicht erwehren; und wehe der Welt, wenn er seinen jüngsten Tag hält. Der Neid theilet allen Leidenschaften seinen chaotischen Charakter mit. Wenn man dieselben abfragt, so wollen sie Alle in weiten Wüsten lieber allein hausen, als sich

befehdet sehen. Jeder will Jupiter im Herrschen und Lieben sein". Andere nicht minder glücklich gezeichnete Bilder sind: „Das Ich"; „Hoher Adel der Ehre"; „Tugend und Vorurtheil"; „Der Haß"; Die Furcht"; „Werth des Scheines"; „Der Verkehr der Sinne mit der Außenwelt"; „Die Zunge und die Sprache".

Im Anhange theilt der Verf. für die Besitzer seines früheren Werkes: „Concentus Sphaerici", eine lateinische Ode als Seitenstück zu dem: „Hymnus in numen divinae Harmoniae" mit, worin die göttliche Weihe und Einsetzung der Aesculapischen Kunst gefeiert wird. Wir wünschen dem Verf. für seine Leistungen die Theilnahme, welche jedes in die Tiefe gehende Streben verdient. 55.

Ueber Köln. Bemerkungen zu dem „Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien" von Frau Johanna Schopenhauer.*)

Wir haben mit vieler Befriedigung das neueste Werk der Frau Johanna Schopenhauer gelesen. Alle Vorzüge der geschätzten Reisebeschreiberin finden sich darin wieder: ihre Schilderungen von Naturscenen, ihre Reisebilder, ihre Urtheile über Menschen und Städte, endlich ihre Urtheile über Gemälde und Kunstsachen sind höchst anziehend und sehr selten nur durch manierirtes Wesen entstellt. So wollen wir nur aus dem genannten Werke ihrer lebendigen Beschreibung der Reise auf dem Dampfschiffe von Mainz bis Koblenz und Köln, ferner auf der brüggerBarke**) oder der Schilderung der Maasgegenden gedenken und sind überzeugt, daß Jeder, der auf einem Dampfschiffe fuhr oder durch jenes Thal reisete, es der Verfasserin Dank wissen wird, ihm durch ihre Erzählungen eine so willkommene Erinnerung hervorgerufen zu haben.

Vorzugsweise hat Frau Schopenhauer im 1. Theile bei Köln verweilt. Wir finden dies aus mehren Gründen sehr lobenswerth, besonders aber auch, weil über diese alte Stadt, die unter der preußischen Herrschaft ein ganz neues Leben erhalten hat, in den Reisebeschreibungen so wenig Befriedigendes gesagt wird. Wie leichtsinnig z. B. der bekannte Stein bei seiner Schilderung Kölns verfahren war, haben wir in Nr. 75 d. Bl. f. 1828 gezeigt. Aber je verdienstlicher das Bestreben der Fr. Schopenhauer ist, um so mehr muß man auch wünschen, Alles in ihren Schilderungen richtig und der strengsten Wahrheit gemäß zu finden. Dies ist aber nicht überall wahrzunehmen, am wenigsten bei der Schilderung, welche die Verfasserin von dem Kunstpatriarchen Kölns, von Wallraf, entworfen hat. Mit sichtbarer Liebe verweilt die geehrte Schriftstellerin bei dem ihr kunstverwandten Manne (Th. I. S. 223—256), aber eben diese Liebe scheint ihr auch da die Feder geführt zu haben, wo sie Umstände mittheilte, die seinen noch lebenden Zeitgenossen unbekannt sind und geradezu als märchenhaft bezeichnet werden müssen. So ist auf S. 225 der Name von Wallraf's Jugendfreundin geschrieben Mendt, aber sie hieß Mende. Ferner scheint die S. 233 fg. berichtete Erzählung, daß Wallraf's Collegen am Montaner Gymnasium einst aus Neid und Scheelsucht seine sämmtlichen Bücher und Kunstschätze auf dem Hofe aufgeschichtet hätten, blos auf einer sehr unklaren Tradition zu beruhen. Dasselbe gilt von einer andern Begebenheit. Frau Schopenhauer erzählt nämlich auf S. 237 fg., daß die französischen Evacuations-Commissarien (so hießen diejenigen Beamten, welche für die große Nation Kunstwerke raubten und Gemäldegalerien plünderten) künstlich ausgestopfte Vögel von schöner, heller Farbe mit nach Köln gebracht hätten, welche den Kölnern so wohl gefallen, daß sie gern dem Wunsche der Verkäufer nachgegeben und ihnen dafür alte Bilder, die ohne Nutzen für sie selbst auf den Speichern oder in den Polterkammern lagen, abgelassen hätten. Abgesehen davon, daß dieser Tauschhandel den Kölnern eben nicht zur Ehre gereicht haben würde, sowie daß ein solches Verschleudern alter Gemälde und Kunstsachen an Fremde niemals in dem Charakter kölnischer Bürger gelegen hat, so ist die ganze Geschichte aber nicht einmal wahr, wie wir auf das Zeugniß von 8 achtbaren Bewohnern Kölns, deren Erinnerungen in jene Zeit hinaufreichen, versichern können. Frau Schopenhauer, die nahe bei Köln jetzt lebt, kann sich leicht durch mündliche Erkundigung davon überzeugen. Solcher und ähnlicher Geschichtchen bedarf auch Wallraf's Name gar nicht, den jeder echte Kölner als ein Muster des Gemeinsinnes und Patriotismus hochzuschätzen sich gedrungen fühlt. Dagegen haben wir uns gewundert, so manche andere Verfälle aus Wallraf's Leben mit Stillschweigen übergangen zu sehn. Er war es, der nach glaubwürdiger Versicherung die prächtigen Fenster der Domkirche rettete, deren Wegnahme bereits beschlossen war, ja, er ließ einmal vor den Augen der französischen Commissarien, die auf die Abführung eines römischen Sarges drangen, es zu, daß derselbe zerschlagen wurde, um nachher die Bruchstücke wieder zusammensetzen und das Ganze für die Stadt erhalten zu können. Sein Nachlaß, den er so edelmüthig der Stadt vermacht hat, ist, was wir wegen der Aeußerungen auf S. 260 bemerken, jetzt größtentheils geordnet und im kölnischen Hofe (dem Wallraf'schen Museum) durch des wackern Kunstfreundes de Noël Thätigkeit aufgestellt worden.

So viel von Wallraf. In Bezug auf das bekannte Bild von Rubens in der Peterskirche ist Fr. Schopenhauer nicht gut unterrichtet und wiederholt S. 188 die irrige Angabe, als ob Eberhard von Jabach dies Bild der Kirche geschenkt habe. Aber das Bild fand sich nach Rubens' Tode in seinem Hause vor und die Correspondenz des Malers mit seinem Freunde Geldorp, die noch zu Antwerpen aufbewahrt wird, zeigt deutlich, daß Rubens dies Bild für Köln bestimmt habe. Demnach ward es auf Veranlassung seiner Familie abgeschätzt und aus dem Kirchenvermögen bezahlt. M. s. die Schrift: „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen" (Köln, 1828), S. 116.

Eins von Kölns berühmtesten Bildern ist das Jabach'sche Bild von Karl Lebrun. Aber Frau Schopenhauer irrt auf S. 203, indem sie angibt, daß dies Bild noch in dem Jabach'schen Stammhause sich befinde, wo es Göthe einstmals sah. Das treffliche Bild befindet sich nicht mehr dort, sondern in der Wohnung des geschätzten Herausgebers des „Tristan", des Hrn. Eberhard von Groote, eines Nachkommen der Jabach'schen Familie.

Daß die von der Verfasserin auf S. 271 erwähnten 12 Bilder, das Märtyrerthum von 12 Heiligen darstellend (damals ein Eigenthum der Tosetti'schen Familie), seit mehren Monaten nicht mehr in Köln sich befinden, sondern nach Frankfurt a. M. verkauft sind, konnte Frau Schopenhauer, als sie Köln verließ, noch nicht wissen; dagegen ist es eine interessante Bemerkung, welche die kunsterfahrene Erzählerin bei Gelegenheit der Lyversberg'schen Sammlung (S. 217) macht. Sie findet nämlich, daß der Engel Michael mit der Wage genau dieselbe Stellung habe, wie derselbe Engel in der Mitte jener berühmten Darstellung des jüngsten Gerichtes zu Danzig und erklärt dadurch ein Bild, das vielen Beschauenden unerklärlich geblieben war. Ueberhaupt dürfte aus dieser Sammlung wol noch manche kunstgeschichtliche Aufhellung zu gewinnen sein, wie z. B. das längere Zeit unbeachtet gebliebene Bild der Anna Boleyn zuerst vom Hr. Dr. Spiker aus Berlin als ein solches erkannt wurde.

Auffallend ist es, daß Fr. Schopenhauer durch ihre kölner Freunde nicht zu der Sammlung niederländischer Gemälde, welche der Kaufmann Riedinger besitzt, geführt ward. M. s. die eben angef. Schrift S. 155 und noch ausführlicher in der französischen Uebersetzung derselben S. 99 fg. Der Werth der darin verwahrten Gemälde stellt diese Sammlung gleich neben die Lyversberg'sche und die Liberalität ihres Besitzers vielleicht noch über dieselbe. Ganz in der Nähe des Domes und des Wallraf'schen Museums belegen, verdient dieselbe die Beachtung aller Kunstfreunde. 164.

*) Vgl. Nr. 116, 200 u. 201 d. Bl. D. Red.

**) Nr. 201, S. 878, Sp. b, Z. 8, steht durch einen Druckfehler: drägger Bocke. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 238. — 26. August 1831.

Ueber Polen.

(Beschluß aus Nr. 237.)

3. Was in diesem Buche besonders stört, das ist das ewig wiederholte „Wir" des Verfs. Auf dem Titel steht doch: „Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1831"; wie konnte es dem Verf. daher einfallen, in die Darstellung so ernster und großartiger Ereignisse immer sein Ich, sein „Wir hoffen — Wir glauben — Wir sprechen — Wir finden — Wir können u. s. w." hineinzubringen? So erzählt der Verf. unter Anderm, daß er die „Vaterlandsglut der Polen schon als Knabe an seinen polnischen Spielgesellen mit bewundernder Liebe und thränendem (oh!) Auge der Rührung anstaunte". Wie in einer Geschichte des polnischen Unabhängigkeitskampfes solche Anekdötchen aufgetischt werden können, ist wahrhaft unbegreiflich. Cäsar erzählte zwar seine eignen Thaten, die größten, welche die Welt bis auf seine Zeit gesehen hatte, aber er sprach von sich immer nur in der dritten Person, gleich als von einem Fremden, und gab nur Ereignisse, nicht Ticaden. Daß Herr Sp. den Ruhm eines Geschichtschreibers durch die Hefte, die von seiner „Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1831" erschienen sind, nicht erreichen konnte, wenn er auch dazu jede Befähigung hätte, liegt am Tage. Wie will man jetzt schon eine Geschichte der Polen und ihrer Feldzüge im J. 1831 schreiben, da so viele wichtige Punkte im Dunkeln sind, da man noch von keiner einzigen Schlacht, keinem Gefecht einen Plan besitzt? Vermuthungen sind keine Geschichte. Wenn Hr. Dr. Spazier von Privatmittheilungen spricht, die ihm als Quelle dienten, so muß man ihm allerdings glauben, da er es sagt. So spricht er (S. 175 des 2. Heftes) von „Briefen polnischer Generale, die wir in Händen hatten". Nun, es sei geglaubt, zumal er (S. 250) wiederholt: „Wir lasen Briefe polnischer Generale", und unten anmerkt: „Wir nennen sie nur aus Discretion nicht". Allein, zahlreich können dieselben nicht gewesen sein, und über die militairischen Operationen mögen sie sich auch nicht sehr verbreitet haben, weil sonst Hr. Spazier nicht genöthigt gewesen wäre, beständig zu der bekannten Schrift des Hrn. v. Willisen, im 2. Hefte, Zuflucht zu nehmen. Man muß daher bei Beurtheilung der Arbeit des Verfs. vorzüglich fragen: Wie hat derselbe die bis jetzt zugänglichen Quellen benutzt, um seinen Lesern einige Einsicht in die Ursachen, die Folgen des Aufstandes, in die innern Angelegenheiten Polens und in den Gang der kriegerischen Ereignisse zu verschaffen? denn daß eine vollkommene Einsicht in dies Alles jetzt schlechterdings unmöglich ist, wird er selbst zugeben. — Er hat, ist die Antwort, diese Quellen fleißig verglichen, und mit löblicher historischer Kritik das Wahre von dem Falschen, soweit es anging, so geschieden, daß Derjenige, welcher diese Quellen nicht selbst zu vergleichen vermag, aus seinem Büchelchen eine recht hübsche Uebersicht von den ewigdenkwürdigen Vorfällen der polnischen Revolution und des polnischen Freiheitskampfes erhalten kann. Dies ist bei dem greulichen Wirrwarr widersprechender Nachrichten und Gerüchte immerhin viel, und deswegen gut, weil der Heldenmuth der Polen, ihr Recht auf Nationalunabhängigkeit, die schmähliche Unterdrückung derselben, ihre Leiden unter russischer Herrschaft, die wohlthätigen Folgen der Wiederherstellung Polens, und die Dienste, welche dieses Reich ganz Europa gegen die Tataren, Türken, und auch in diesem Jahre geleistet hat, dem trägen, eines ewigen Stachels bedürfenden, aber doch wenigstens viel lesenden deutschen Publicum nie oft genug wiederholt werden können. Es ist mit Einem Worte eine Schrift für die Menge, geeignet, die Theilnahme an dem Schicksale Polens insofern zu erhöhen, als man dieselben im Zusammenhang und nicht aus bald vergessenen Zeitungsblättern erfährt. Aber eben darum hätte Hr. Spazier, der doch von seiner Discretion spricht, unterlassen sollen, von dem greisen Dictator Chlopicki zu erzählen, daß „zwei seiner Töchter in Wilna die Rollen von Freudenmädchen spielen". Gesetzt, dies sei wahr, so beweist es nichts gegen Chlopicki, denn während er in den französischen Heeren focht, konnte die Erziehung seiner Töchter leicht vernachlässigt worden sein. Uebrigens gehört dies in keiner Beziehung in eine Geschichte des polnischen Volkes und seines Freiheitskampfes. Als man dem General Chlopicki die Dictatur übertrug, dachte man im Drange der Ereignisse sicherlich nicht im Mindesten an dessen Töchter. Sogar das Kartenspielen mit russischen Generalen vor dem Ausbruch der Revolution macht der Verf. (S. 38) Chlopicki'n zum Verbrechen. Was hat Hr. S. für eine Idee von dem Leben in den Salons und an Höfen?

Wie kann ein General, wenn er unter seinem Standesgenossen erscheint, dadurch ein Verbrechen begehen, daß er mit ihnen spielt? Wenn er mit russischen Subalternoffizieren gespielt hätte, dann allerdings würde dies einen Flecken auf seinen Charakter geworfen und ihn im Auge der Polen als einen Mann, der mit den Russen, auch wenn er nicht muß, umgeht, verdächtigt haben. Ueberhaupt stößt man in Hrn. Spazier's „Geschichte des polnischen Volkes" nicht allzu selten auf Vernachlässigung der Logik, z. B.: „Da in Deutschland sehr häufig von Empörern gesprochen wird, die angeblich dort die Unruhen veranlaßt hatten, so mußten es auch in Polen Franzosen gewesen sein, die das Volk auf einen Augenblick bethört hatten". Oder: „Nicht, das scheint uns am größten, daß die Polen in den Kämpfen siegten, sondern daß sie vorher auf dem Beschluß des Kampfes, als es nur ein Todes- und Verzweiflungskampf schien, besonders nach jenen mörderischen Tagen bei Grochow, beharrten". Was Hr. Spazier in diesen Sätzen sagen wollte, fühlt man wol, aber sowie dieselben dastehen, sind sie unverständlich. Ebenso häufig ist der Styl vernachlässigt, z. B.: die „unglaublich immer erschienenen Wunder" — „Wir hoffen, man werde dieser getreuen Darstellung keine Hemmung des Erscheinens entgegensetzen" — „Alles auf der Stelle aufs Spiel und auf die Spitze treiben". Ferner gebraucht der Verf. Flickwörter, die wol in der Conversation zu entschuldigen sind, im historischen Styl aber den Meister nicht bezeichnen, wie z. B. das fatale eben. Da Hr. Spazier in Bezug auf den Styl Besseres geliefert hat, so scheinen diese Verstöße wol nur durch übergroße Eile veranlaßt worden zu sein, was sie aber keineswegs entschuldigt, weil sie zu auffallend sind, folglich auch bei einer schnellen Durchsicht hätten entfernt werden können. Das 2. Heft ist besser stylisirt als das 1. Schließlich möge der Verf. beherzigen, daß der Geschichtschreiber bei Thatsachen und Handlungen, deren Gründe hinlänglich bekannt sind, den handelnden Personen keine unerwiesenen, insbesondere keine niedrigen Motive unterschieben darf. So z. B. sagt der Verf., als er die Niederlegung der Dictatur von Seite Chlopicki's bespricht: „Ob ihm „Chartorysk" (?) den Rath gegeben, eine noch unumschränktere Dictatur nach Niederlegung der ersten zu verlangen, um durch die Unmöglichkeit der Gewährung ihn dann ganz zu entfernen, steht dahin". Nein, solcher kleinlicher Intriguen ist Czartorysk, der sein ganzes Leben unablässig dem Wohl des Vaterlandes geweiht hat, unfähig, folglich sollte auch der Verf. ein „steht dahin", ob er intriguirte oder nicht, durchaus um so mehr zu schreiben unterlassen haben, als gerade die Niederlegung der Chlopicki'schen Dictatur einer der aufgehelltesten Punkte der neuesten polnischen Geschichte ist. 194.

Parchappe's Reisen in Buenos-Ayres und den benachbarten Landschaften.

(Noch nicht im Druck erschienen.)

Das erste und vielleicht das einzige bedeutendere Werk, welches über die Provinzen des Rio de la Plata in der neuern Zeit erschienen ist, war das spanische des Don Felix de Azara. Als Mitglied der Commission, die damit beauftragt war, die Grenzen zwischen den spanischen und den portugiesischen Besitzungen zu berichtigen, hatte dieser Offizier vielfache Gelegenheit das Land auf eine Weise kennen zu lernen, wie kein anderer Reisender vor ihm. In Allem, was er als Augenzeuge berichtet, verdient er unbedingten Glauben; und wo er genöthigt ist, sich mit Vermuthungen zu begnügen, gibt er diese immer nur als Meinungen, die näherer Untersuchung und Erörterung bedürfen. Aber mitten unter den interessantesten Beobachtungen begegnen wir bei de Azara doch auch Unrichtigkeiten, die mehr oder weniger dazu beigetragen haben, die herrschenden falschen Vorstellungen über die von ihm beschriebenen Landschaften zu verbreiten. Er konnte mit Genauigkeit eigentlich nur die Provinz Paraguay, die ihm bei der Vertheilung der Grenzarbeiten unter die verschiedenen Commissaire zufiel. Was die übrigen Provinzen betrifft, mußte er sich großentheils auf mündliche Mittheilungen verlassen, die doch höchst selten völlig fehlerfrei sind und von ihm in der That mit zu großem Leichtsinn angenommen wurden. So dehnen, nach ihm, alle neuern Geographen die berühmte Laguna Yberá von dem 59. bis zum 61. Grade d. L. aus und überschwemmen, sozusagen, die ganze Provinz Corrientes mit derselben, während die wahre Breite der Laguna kaum den vierten Theil von der gewöhnlich angenommenen beträgt und die schönsten Hügel, große Palmenwälder, Fruchtfelder und Dörfer dort liegen, wo man auf unsern Karten nur Sumpf und Moräste sieht.

Ein französischer Kaufmann und Ansiedler, Hr. Parchappe, der sich 12 Jahre in der argentinischen Republik aufgehalten und den größten Theil dieser Zeit zu Reisen in den Provinzen, welche der Parana und der Uraguay bespülen, verwandt hat, bemerkte auf seinen Kreuz- und Querzügen die zahllosen Irrthümer der europäischen Karten und der europäischen Reisebeschreibungen und nahm sich, Anfangs ohne eine bestimmte Absicht, die Mühe, an Ort und Stelle zu berichtigen, was ihm als unrichtig auffiel.

Ein Umstand, der Hrn. Parchappe außerordentlich begünstigte, war, daß die Regierung der Provinz Corrientes, die er bewohnte, den Beschluß faßte, die ausgedehnten Ländereien, welche dem Indianerstamme des Dorfes Itaty gehörten, aufnehmen zu lassen, um sie in Loose zu theilen und zu verkaufen oder zu vertheilen. Dieses Gebiet dehnt sich an den Ufern des Parana über eine Strecke von mehr als 20 franz. Seemeilen in der Länge, bei einer Breite von ungefähr 8 Meilen, aus. Die Regierung beauftragte Hrn. Parchappe mit dieser großen Arbeit, welche in Verbindung mit mehren andern ähnlichen Unternehmungen von geringerm Umfang ihm die vollständigste Detailkenntniß nicht blos der Ufer des Parana, sondern der ganzen Provinz Corrientes gewähren mußte.

Die Provinz Corrientes bildet einen Theil jener großen herrlichen Landschaft, welche zwischen den beiden Flüssen Parana und Uraguay eingeschlossen ist und außer Corrientes noch die beiden Provinzen der Misiones und Entre-Rios umfaßt, die erstere von den bekannten Missionen der Jesuiten, die letztere von ihrer Lage zwischen den beiden hier sich vereinigenden Flüssen benannt.

Das Gebiet von Corrientes ist von den südlichern Gegenden durch viele in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten verschieden. Beschaffenheit des Bodens, Klima, der Vegetation, Bevölkerung, Sitten, Sprache, Alles ist neu. Weder die Nacktheit und Unbegrenztheit der Ebenen von Buenos-Ayres, noch die schönen Hügel von Entre-Rios und der Banda-Oriental, die jeden Augenblick dem Reisenden das Ziel seiner Wanderung vorspiegeln, begegnen dem Blick. Sumpfige Niederungen, durch kleine Unebenheiten unterbrochen, die aber nur selten von dem schmalen Pfade abzuweichen erlauben, und die Glut der Sonnenstralen mit verdoppelter Kraft zurückzuwerfen scheinen, Heere von Moskitos, hohe Waldungen, die den Gesichtskreis auf allen Seiten begrenzen, bilden den Charakter des Landes, in welches man übergeht, sowie man den Fluß Corrientes überschreitet.

Aber bald erreicht man einen festern und gebirgigern Boden. Lange Reihen von sandigen Hügeln lassen das Auge bis zu einer bläulichgrünen bläulichen Wand schweifen, über deren Bedeutung man eine Zeitlang im Zweifel bleibt. Dies ist der Palmar der Spanier, der Yataity der Guarani, oder in andern Worten, es sind unermeßliche Palmenwälder, welche die Provinz Corrientes in ihrer ganzen Breite durchschneiden und den Lauf des Rio Santa-Lucia begrenzen.

Diese Wälder dienen einer arbeitsamen Bevölkerung zum Asyl, die mit Hacken und Karst bewaffnet, die Felder urbar macht, die sie bauen will. Man ist angenehm überrascht, wenn man mehre Meilen mitten durch eine unendliche Colonnade von Palmen zurückgelegt hat, deren dunkle Tiefe das Auge vergebens zu erforschen sucht, plötzlich ein freundliches Thal, durch die Gewässer einer Laguna erfrischt, zu entdecken; in der Nähe derselben eine Gruppe von Bäumen, deren dunkleres Grün gegen die Blässe der Palmen absticht, und endlich mitten in einem großen Verhau von Palmen, ein Feld, mit Zuckerrohr, Taback, Mais bepflanzt, und eine gastfreie Hütte, klein und dürftig, aber reinlich und gut gebaut.

Kaum haben die Bewohner den Reisenden wahrgenommen, so verläßt der Mann seinen Pflug, die Frau ihre Käse oder ihre Spindel. Man ladet ihn ein, näher zu kommen und vom Pferde zu steigen, bietet ihm einen rohen Sitz und eine brennende Cigarre; und wenn die Sonne auf der Höhe ihrer Bahn die Arbeiten des Tages unterbricht, so setzt er sich mit dem Familienhaupte und dem ältesten seiner Söhne an einen kleinen Tisch, der mit einem weißen Tuche aus selbst geernteter, selbst gesponnener und selbst verwebter Baumwolle bedeckt ist. Eine große Zinnschüssel leistet ihre Dienste für alle Gerichte. Ein Braten von geräuchertem Rindfleisch, oder auch wol von einem Lamm oder Hirsch, bildet das Hauptgericht; das Brot ersetzt ungesalzter Käse, geröstete Mais, Maniockwurzeln oder gebratene Kartoffeln. Eine köstliche Milch, in Schalen von gebrannter Erde aufgetragen, vertritt die Stelle des Weins und des Desserts. Dann kommt ein Becken, in welchem sich die Tischgenossen die Hände waschen. Die Mutter mit den Töchtern und den kleinen Kindern hält ihre Mahlzeit besonders. Nach dem Essen vereinigt sich Alles, um gemeinschaftlich auf das Gebet zu antworten, welches der Herr sagt, und das der Segen beschließt, den er seinen Kindern und seinen Dienstboten gibt.

Die Misiones, auf dem rechten Ufer des Parana durch Paraguay, auf dem linken des Uraguay durch Brasilien begrenzt, bieten in dem gegenwärtigen Augenblicke nichts als Trümmer und eine vollkommene Einöde dar. Von 20 schönen Dörfern sieht man nichts als verfallenes Gemäuer, die Ruinen der Kirchen und Schutt; Orangenhaine und andere Fruchtbäume nehmen die Stätte ein, wo sonst die öffentlichen Plätze und die Straßen waren, und sind selbst in das Innere der Häuser eingedrungen. Die unglücklichen Zöglinge der Jesuiten, ihren friedlichen Gewohnheiten durch die Unruhen der Revolution entzogen, von dem berüchtigten Artigas in Soldaten oder vielmehr in Räuber umgeschaffen, bald von den Portugiesen, bald von den Truppen von Paraguay verfolgt und schonungslos erschlagen, sind beinahe ganz vernichtet worden. Ihre Familien, aus dem schönen Lande, welches sie bauten, vertrieben oder gewaltsam auf Brasiliens Boden verpflanzt, irren jetzt zerstreut umher und beklagen den Verlust ihrer Berge und ihrer Bäche, stets bereit, bei der ersten günstigen Gelegenheit sich zu vereinigen, um an die Orte ihrer Geburt zurückzukehren, die wankenden Reste ihrer Tempel und ihrer Wohnungen wieder zu erheben, und die Tiger (?) und Kuguars daraus zu vertreiben, die sie zu ihren Schlupfwinkeln gewählt haben.

Der berühmte Reisende Bonpland, der bekanntlich nach langer Gefangenschaft endlich die Erlaubniß zu der Rückkehr nach Europa erhalten hat, machte hier den ersten Versuch, das zerstörte Werk der Jesuiten zu erneuen. Das Dorf Santa-Anna, in einer äußerst günstigen Lage, besaß noch mehre einigermaßen erhaltene Gebäude; er faßte den Plan, hier eine große Niederlassung zum Bau der Yerba-Mata oder des Krautes von Paraguay zu gründen, die den zerstreuten Guaranis, und besonders einigen Hunderten dieser Unglücklichen, die in den benachbarten Wäldern verborgen lebten, zum Sammelpunkte dienen sollte. Nachdem er die erfoderlichen Materialien zusammengebracht und sich mit den in den Holzungen verborgenen Indianern in Communication gesetzt hatte, stellte er einen Theil des alten Jesuitencollegiums von Santa-Anna wieder her und schlug darin seine Wohnung auf. Bald furchte das Eisen des Pfluges aufs Neue diese von der Natur mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit begabten Gefilde und reiche Saaten versprachen bereits die Früchte einer Ernte, die unter diesem Klima nie unsicher ist, als eine Bande wilder Söldner plötzlich den Parana überschritt, die aufblühende Niederlassung umringte, einen Theil der Bewohner niedermetzelte und Bonpland selbst mit den Uebrigen gefangen auf das andere Ufer des Flusses abführte.

Darauf ließ der Dictator von Paraguay von seinen Truppen das ganze Gebiet der Misiones durchstreifen, um die unglücklichen Indianer, die in den Wäldern eine Zuflucht gesucht hatten, aus denselben zu vertreiben, und eine Wache, die an der Tranquera de Loreto aufgestellt ist, einem Défilé, welches von der Seite von Corrientes den einzigen Zugang bildet, scheucht die kleinen Caravanen zurück, welche früher in den Wäldern die Yerba-Mata suchen gingen. So ist die schönste Landschaft der argentinischen Republik dazu verurtheilt, eine ewige Wüste zu bleiben.

Wenn Hr. Parchappe die Misiones nur aus den Berichten ihrer frühern Bewohner, sowie aus den Documenten der Jesuiten und durch die Arbeit Azara's kennen lernte, so hatte er dagegen vielfache Gelegenheit, die Provinz Entre-Rios ebenso genau zu erforschen, als Corrientes. Von den Karten der Provinz Entre-Rios muß man vor allen Dingen die hohen Gebirgsketten ausstreichen, die in denselben paradiren; denn 2 niedere Hügelreihen, welche — die eine zwischen dem Uraguay und dem Gualeguay, die andere zwischen dem Gualeguay und dem Parana — die Provinz von N. nach S. parallel durchschneiden, verdienen diesen Namen nicht.

Zu der Zeit, wo Parchappe Entre-Rios bereiste, machte eine große Räuberbande den Wald von Montiel zwischen der Barada de Santa-Fe und Concepcion de Uraguay unsicher. Sein Führer veranlaßte ihn dennoch diesen Weg, als den geradesten, zu wählen, indem er Hrn. Parchappe zu seiner Beruhigung versicherte, daß er im Einverständnisse mit den Räubern sei und ihnen nur einige Geschenke zu machen brauche, um ungestört seines Weges ziehen zu können. Ungeachtet dieser tröstlichen Versicherung machten die Reisenden so wenig Geräusch als möglich.

„Der Führer", erzählt Hr. Parchappe, „beugte sich jeden Augenblick auf den Hals seines Pferdes und seine Blicke suchten das Dunkel des Hochwaldes zu durchdringen. Alles war ruhig, und ich konnte nirgend das geringste Zeichen einer Gefahr entdecken. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm dies zu bemerken, indem ich sagte: ich nehme nicht einmal ein Thier wahr, geschweige einen Menschen. „Das ist es eben", erwiderte er, „was mich besorgt macht; der Wald ist erschreckt; es muß Jemand hier vorübergekommen sein". Aber bald erschallte ein Rollen, welches dem des Donners glich, durch den Wald. Dieses befremdliche Geräusch, welches mich in einige Bewegung versetzte, brachte bei unserm Führer gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. „Es sind wilde Pferde", sagte er, meine Ueberraschung belächelnd, „welche uns gesehen haben und sich von uns entfernen; wenn es Gefahr hätte, würden sie nicht hier sein". Und wirklich begegneten wir bald darauf Heerden von Straußen und Hirschen, die friedlich weideten und die tiefe Einsamkeit bezeugten, die in dieser Gegend herrschte".

Die wilden Pferde sind nicht immer so schüchtern. Mehe als einmal begegneten die Reisenden, als sie aus dem Walde heraustraten, bevor sie die Ufer des Gualeguay erreichten, zahlreichen Trupps, die sich in kurzem Trabe bis dicht an den Weg

wagten. Hier hielten sie einige Augenblicke stille, spitzten die Ohren, öffneten die Nasenlöcher und recognoscirten die Karavane mit der größten Aufmerksamkeit. Bei dem ersten verdächtigen Geräusch ergriffen sie aber aufs schleunigste die Flucht. Die ganze Heerde flog in sausendem Galopp davon und erhob unermeßliche Staubwolken, bis sie im nächsten Augenblicke hinter einer Hügelreihe verschwunden war. Das Elend, in welches die Unruhen der Revolution die Bewohner von Entre-Rios stürzten, hat diese gezwungen, unabläßig auf die wilden Pferde — den einzigen Reichthum, der ihrer Provinz geblieben war — Jagd zu machen, und so sind diese nüzlichen Thiere jezt so gut als völlig ausgerottet.

Hr. Parchappe kehrte im J. 1827 nach Buenos-Ayres zurück, als die Regierung dieser Provinz eben damit umging, ihre Grenzen weiter nach dem Süden auszudehnen, um die Indianer zu verdrängen und die zahlreichen neuen Niederlassungen zu beschüzen, die sich in den unangebauten Flächen immer weiter verbreiteten. Er erhielt den Auftrag, eine Expedition, die nach der weißen Bai abgesandt werden sollte, als Ingenieur zu begleiten, und begab sich mit derselben zuvörderst nach Cruz de Guerra, einem mitten in der weiten Ebene der Pampas, 60 Lieues W. S. W. von Buenos-Ayres gelegenen Punkte.

Sobald man die Gärten und Pfirsichwälder, welche die Hauptstadt umgeben, die reichen Getreidefelder und die unermeßlichen Heerden verlassen hat, die man in dem bewohnten Theile der Provinz findet, verliert man jeden hervorspringenden Gegenstand aus den Augen. Der Horizont wird vollkommen gleichmäßig und man sieht sich in der Mitte eines Ozeans von Grüne, dessen Einförmigkeit und Eintönigkeit durch nichts unterbrochen wird. Man befindet sich in jener unermeßlichen Wüste, die sich bis zu dem Fuße der Anden erstreckt und gewöhnlich unter dem Namen der Pampas bekannt ist. Die Bedeutung, welche man diesem Worte gibt, ist indessen zu allgemein, und die Vorstellung, die man in Europa von der absoluten Gleichmäßigkeit dieser Ebenen hat, bedarf gleichfalls einiger Berichtigung. In der Sprache der Bewohner des Landes, die diesen Ausdruck von den Indianern entlehnt haben, bedeutet Pampa einen vollkommen ebenen und mit Futterkräutern bedeckten Strich Landes, eine Wiese; aber man darf keineswegs glauben, daß die sogenannten Pampas nichts als eine große vollkommen ebene Wiese sind. Das ganze Land zwischen dem Platastrome und dem Rio Salado bietet mehre sehr hervortretende Wellenbildungen dar, und obgleich diese im Süden des zuleztgenannten Flusses allmälig verschwinden, so findet man doch immer noch lange Reihen kleiner Hügel, die dem Auge durch den Gegensaz, in welchem sie zu der übrigen horizontalen Fläche stehen, größer erscheinen als sie sind. Geringere Ungleichheiten des Bodens bilden die Sandhügel, welche die Einwohner Medanos oder Dünen nennen, und die mit einer sparsamern Vegetation bedeckt sind und sich durch ihre gelbliche Farbe von dem tiefen Grün, auf dem sie wie durch einen Zufall verstreut liegen, unterscheiden. Ersteigt man eine dieser Höhen, so überblickt das Auge mit einer Art von Schrecken die weite Einsamkeit, die es umgibt. Kein Baum, kein Strauch, der sich an dem Azur des Himmels zeichnete. Vergebens würde der Vogel einen Zweig suchen, auf dem er ruhen, das bescheidenste Laubwerk, in dem er Schuz suchen könnte. Die Natur würde völlig leblos erscheinen, wenn nicht über diesen Gefilden einige Störche vorüberschwebten, und von Zeit zu Zeit die Hirsche und die Strauße ihre Köpfe aus dem hohen Grase erhöben.

Das thonkalkartige Bassin, welches, von Bäumen und selbst von Gesträuchen völlig entblößt, mit einer Grasvegetation bedeckt, die eigentlich sogenannten Pampas bildet, ist bei weitem enger begrenzt als man bisher glaubte. Es ist von allen Seiten, außer von jenen, welche der Ozean oder die Wässer des Parana bespülen, von einem breiten Gürtel dürren kiesartigen Bodens umgeben, auf dem man nur verkrüppelte dornichte Bäume sieht, die zwischen sich keine andere Vegetation aufkommen lassen, als seltene Büschel eines trockenen und harten Grases. Die Pampas sind daher von ähnlichen Wüsten umgeben, wie jene, die Volney in seinen Reisen in Aegypten und Syrien beschrieben hat. Sie nehmen die Mitte eines viel weiter ausgedehnten Bassins ein, auf dessen Grunde jene außerordentliche Thonmasse niedergelegt worden ist, welche hier ein ununterbrochenes Bett von verschiedener Dicke bildet. Auch der Gürtel, der die Pampas umgibt, ist übrigens so weit, wie man dies häufig darstellt, nämlich von dem glühenden Vaterlande der Palmen bis zu dem ewigen Schnee der magellanischen Meerenge keineswegs ausgedehnt.

Durch eine Excursion von Cruz de Guerra aus bestimmte Hr. Parchappe den Lauf des Rio Saladillo, eines Nebenflusses des Rio Salado, von seiner Quelle in dem Huaminigebirge bis zu seiner Mündung; sowie die Lage der Laguna de Salinas, die sich auf allen neuern Karten unter einer viel zu hohen Länge befindet. Die Laguna de Salinas ist eine jener zahlreichen natürlichen Salinen, die in dem Kiesboden, der die Pampas umgibt, und in den südlichsten Theilen des amerikanischen Continentes ungemein häufig sind. Sie wurde von Don Pablo Zizur im J. 1786 besucht, und ist durch die Karavanen bekannt, die sie damals besuchten, um das für die Consumtion von Buenos-Ayres erforderliche Salz zu holen.

Im Febr. 1828 kehrte Parchappe auf wenige Tage nach Buenos-Ayres zurück und ging, nachdem er die Vorbereitungen zu seiner neuen Reise getroffen, nach dem Fort Independencia, ungefähr 80 Meilen südlich von der Hauptstadt, am Fuße des Gebirges vom Tandil, dem Vereinigungspunkte für die Expedition nach der weißen Bai. Das Land ist nach dieser Richtung in bei weitem größerer Ausdehnung bevölkert; denn die Estancias oder Niederlassungen der Viehzüchter erstrecken sich bis auf 20 Lieues südlich über den Rio Salado hinaus, während sie höher hinauf denselben nicht einmal erreichen. Unter Bevölkerung muß man in diesen Ebenen freilich überhaupt nur die geringe Anzahl der Bewohner der Häuser oder Hütten verstehen, die in weiten und nach der Entfernung von der Stadt immer zunehmenden Zwischenräumen von einander zerstreut sind. In der Nähe der Wüsten betragen diese Zwischenräume nicht weniger als 4 oder 5 Lieues; im Norden des Rio Salado sind sie von unermeßlichen Distelfeldern bedeckt, die alle Straßen begrenzen und vor dem Reisenden die zahlreichen Heerden verbergen, die oft ganz in seiner Nähe weiden.

Im Süden des Salado nehmen die Disteln nur einen geringen Raum ein, weil die Anlagen von neuerm Datum sind und diese Pflanze, die in den Pampas immer den Menschen begleitet und von selbst um seine Wohnung aufschießt, noch nicht Zeit gehabt hat, alles Land zu erobern. Man übersieht daher ohne Hinderniß ein Gebiet, aus welchem die wellenförmigen Erhebungen, die den Reisenden bisher begleiteten, beinahe ganz verschwunden sind, in dem aber dagegen die sumpfigen Stellen sich vervielfältigen, und bald stößt man auf die großen Moräste, welche die von den südlichen Gebirgen herabfallenden Bäche bilden. Das ganze Gebiet zwischen dem Salado und den Gebirgen vom Tandil, den Küsten des Ozeans und dem Saladillo ist eine Niederung, die den untern Theil des Bassins der Pampas ausmacht, und welche die Gewässer in spätrer Zeit verlassen zu haben scheinen. Nur wenige Hügelgruppen beherrschen diese eintönige Fläche und bilden in regnerischen Jahren wahre Inseln. Der eine derselben, Kaquel genannt, dient auf dem Wege nach der weißen Bai den angebauten Landschaften zur Grenze; jenseits desselben tritt man wieder in die wüsten Pampas und man findet nun, außer der Straße, die zu dem Fort Tandil führt, bis in die unmittelbarste Nähe desselben keine Spur von der Anwesenheit des Menschen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 239. —— 27. Auguſt 1831.

Ueber den jetzigen Stand der Geognoſie und Geologie.

Ein Bericht über die neuern literariſchen Erſcheinungen im Felde der Geognoſie und Geologie, welche Ausdrücke jedoch im Allgemeinen als gleichbedeutend anzunehmen ſein dürften, wird den Leſern d. Bl. nicht unlieb ſein, um ſo mehr, da ſich dieſe Wiſſenſchaft einer allgemeinern Verbreitung erfreuet, von vielen Gebildeten zur Erholung getrieben wird, ja faſt zu den Modewiſſenſchaften gehört. Von den eigentlichen Gelehrten wird die Geognoſie überall mit ungewöhnlichem Eifer betrieben und wenn man in Féruſſac's „Bulletin universel des sciences naturelles et de géologie" das monatliche, noch nicht einmal ganz vollſtändige Verzeichniß der geognoſtiſchen Werke und Abhandlungen betrachtet, ſo wird man ſich davon, aber auch von der Unmöglichkeit überzeugen, von denſelben ein ſummariſches Reſultat zu geben. Wir begnügen uns, hier einen kritiſchen Ueberblick der wichtigſten, uns vorliegenden geognoſtiſchen Schriften, die ſeit einigen Jahren erſchienen ſind, zu geben, welches, wie ſchon bemerkt, dem Zweck d. Bl. am meiſten entſprechen wird.

Wir beginnen mit der zweiten Auflage des trefflichen „Traité de géognosie" von dem würdigen franzöſiſchen Oberbergingenieur d'Aubuiſſon de Voiſins, wovon uns bis jetzt nur der, 1828 bei Levrault in Strasburg erſchienene, 1. Band, welcher die Propädeutik enthält, vorliegt. Dieſe neue Auflage ſoll aus 3 Bänden beſtehen, von denen der 2. und 3. das Syſtem enthält. Wir dürfen hoffen, dieſelben bald in die Hände zu bekommen. Der Verf. iſt als ein tüchtiger Geognoſt bekannt, und wir dürfen nicht zweifeln, daß er ſein Syſtem nach dem jetzigen Stande unſerer geognoſtiſchen Kenntniſſe umarbeiten wird. Der 1. Band hat im Allgemeinen wenig Veränderungen erlitten. Daß die Gebirge ſpäter als die Erdrinde und zu verſchiedenen Epochen, deren relative Altersverhältniſſe, wie wir weiter unten ſehen werden, ſogar nachgewieſen, emporgehoben worden ſeien, nimmt d'Aubuiſſon nicht an; ob er ſeine Behauptung auch heute noch wird durchführen können, ohne ſich deſſelben Fehlers ſchuldig zu machen wie ſein berühmter Lehrer Werner, d. h. abweichende Meinungen unberückſichtigt zu laſſen, glauben wir bezweifeln zu müſſen. — Wir wenden uns zu einem zweiten Werke, ebenfalls von einem franzöſiſchen Geognoſten, zu des berühmten Alex. Brongniart (Oberbergingenieur, Profeſſor der Mineralogie ꝛc.) „Tableau des terrains qui composent l'écorce du globe, ou essai sur la structure de la partie connue de la terre" (Strasburg, Levrault, 1829). Von dieſem trefflichen Werke, welches den Artikel Terrains im „Dictionnaire des sciences naturelles" bildet, beſitzen wir eine ſehr gute Ueberſetzung von dem Oberbergrath Kleinſchrod zu München (im Verlage des Verlegers von dem Original, 1830). Die an einem Werke von A. Brongniart (der unſtreitig zu Denen gehört, deren Eifer die außerordentlichen Fortſchritte der Geognoſie in der neuern Zeit hauptſächlich herbeigeführt hat), zu machenden Anfoderungen ſind hoch, allein ſie werden im Allgemeinen durch das Werk befriedigt, welches einen bedeutenden Platz in der Literatur einnimmt. Ueber das Ziel, welches ſich der Verf. bei ſeiner Arbeit vorgeſetzt hatte, werden wir nicht in der Einleitung, oder in einer eignen Vorrede, wie wir es in Deutſchland gewohnt ſind, ſondern erſt am Schluſſe belehrt. Dieſes Ziel beſteht darin: „die vorgetragenen (d. h. wie ſich aus dem Inhalte des Buchs ergibt: die bis jetzt bekannten geognoſtiſchen) Thatſachen zu vereinigen, ſie behufs ihrer leichtern Ueberſicht zuſammenzuſtellen und einige theoretiſche Folgerungen daraus abzuleiten". Ohne hier weiter in den Inhalt des Buches einzugehen, bemerken wir, daß keine unwichtige Zugabe deſſelben eine Ueberſicht der foſſilen organiſchen Körper nach den Claſſen, Ordnungen und Gruppen der Formationen, welchen ſie angehören, iſt. Das Werk iſt nur für Leute vom Fach beſtimmt, für den praktiſchen Bergmann, für den Dilettanten und den Anfänger paßt es offenbar nicht. — Für dieſe hat das folgende Werk weit mehr Werth, nämlich: „Cours élémentaire de géognosie, fait au dépôt général de la guerre, par *Rozet*" (Strasburg, Levrault, 1830). Es hat dieſes Werk, wie der Titel beſagt, zuvörderſt den Zweck, als Leitfaden bei den Vorleſungen zu dienen, die Hr. Rozet, jetzt bei der Expedition in Algier, für den Generalſtab zu halten genöthigt war, ſowie auch zum Selbſtunterricht für Generalſtabs-Ingenieuroffiziere ꝛc., und Ref. muß geſtehen, daß es dieſem Zweck vollkommen entſpricht; allein es wird auch überhaupt von Anfängern und Dilettanten mit Nutzen gebraucht werden können, und da bei denſelben die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache weit weniger vorauszuſetzen iſt als bei dem ei-

gentlichen gelehrten Geognosten, für den das Werk von Brongniart bestimmt ist, so würde eine deutsche Uebersetzung von jenem weit nöthiger als von diesem gewesen sein. Es ist mit großem Fleiße ausgearbeitet, allein man muß diesem Werke sowie dem von Brongniart den Vorwurf machen, daß einzelne Theile, im Allgemeinen die jüngern Gebirgsarten, mit zu großer Vorliebe behandelt worden sind. Ein umsichtiger deutscher Uebersetzer würde diese, sowie andere geringe Mängel leicht abändern können; Hr. Kleinschrod hat nur wörtlich übersetzt. — Wir wenden uns nun zur Betrachtung von 4 englischen Werken, von denen das *erste*: „An introduction to geology: comprising the elements of that science etc., by *Rob. Bakewell*", im Jahre 1828 bei Longman in London in einer dritten Auflage erschien. Dies schon in der zweiten Auflage vom Prof. Müller zu Breslau übersetzte vortreffliche Werk wurde auch in dieser verbesserten Gestalt von dem Bergcommissair Dr. Hartmann zu Blankenburg unter dem Titel „Grundriß der Geognosie" (Berlin, Rücker, 1830) deutsch bearbeitet. Es ist besonders Anfängern und Liebhabern zu empfehlen und wird, einiger Mängel unerachtet, denen auch der Uebersetzer nicht allen abgeholfen hat, stets zu den besten Elementarwerken gehören. — Das zweite, unter dem Titel: „A new system of geology, in which the great revolutions of the earth and animated nature are reconciled at once to modern science and sacred history, by Dr. *A. Ure*", Prof. zu Glasgow (London, 1829), existirt auch in einer recht guten Uebersetzung (Weimar, Industrie-Comptoir, 1830). Der als Chemiker und Physiker bekannte Verf. hat den Plan durchgeführt, neben einer Entwickelung der Wahrheiten und Fragen der Geologie, wie sie durch die neuesten Beobachtungen in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften sich gestaltet haben, auch die Uebereinstimmung darzuthun, welche er zwischen den Thatsachen der neuesten naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen und der biblischen Geschichte unsers Erdkörpers findet. Das Werk hat keinen wissenschaftlichen Werth, es verfolgt einen einseitigen mangelhaften Plan und wird dadurch lächerlich, daß sich der Verf. ängstlich bemüht, keinem Worte der Bibel zu nahe zu treten. Wie kann sich ein gelehrter Mann so tief erniedrigen, aus Furcht vor einer orthodoxen Priesterkaste die Wahrheiten, welche die Natur deutlich darlegt, zu umgehen! Die Bibel ist ein menschlich Werk, und die darin niedergelegten ersten naturwissenschaftlichen Kenntnisse können nur einen historischen Werth haben. Die englischen Geologen haben immer diese ängstlichen Rücksichten gegen die Bibel, oder vielmehr gegen den mächtigen Priesteraristokratismus genommen; nur Lyell, über dessen treffliches Werk wir weiter unten reden werden, hat sich davon freierhalten. — Das dritte englische Werk, von Hrn. W. T. Brande, dem bekannten Prof. am Royal institution, führt den bescheidenen Titel: „Outlines of geology" (London, Murray, 1829), und ist als Leitfaden bei den Vorträgen bestimmt, die Hr. Brande an jener Anstalt hält. Dem Anfänger und Liebhaber der Geognosie wird das Werkchen mit den instructiven Holzschnitten genügen, wissenschaftlichen Werth hat es nicht. — Das vierte englische Werk ist bei weitem das wichtigste von allen denen, die hier erwähnt worden. Sein Titel ist folgender: „Principles of geology, being an attempt to explain the former changes of the earth's surface, by reference to causes now in operation" (London, Murray, 1830), Verfasser ist Hr. Charles Lyell, Mitglied der königl. Wissenschafts-Gesellschaft und die ausländische Correspondenz besorgender Secretair der geologischen Gesellschaft zu London. Der vor uns liegende 1. Band enthält 511 Seiten 8., 3 sehr feine Kupfertafeln und 33 ebenso schöne, dem Texte eingedruckte Holzschnitte. Der 2. Band ist zur Zeit noch nicht erschienen. Der Verf. war, wie sich ergibt, einer solchen Arbeit ganz gewachsen, er hat geognostische Reisen durch die meisten Länder Europas gemacht, er besitzt die erforderlichen wissenschaftlichen und Sprachkenntnisse, und ihm stand eine treffliche Bibliothek zu Gebote, die er auch sehr fleißig benutzt hat. Das Werk empfiehlt sich durch richtige Begriffe, durch eine fleißige Compilation, durch einen angenehmen und klaren Styl, durch die schönen, so Vieles verdeutlichenden Holzschnitte und überhaupt durch ein schönes Aeußeres. Eine Uebersetzung ist angekündigt und wird unsere deutsche geognostische Literatur mit einem vortrefflichen Werke bereichern. Sowie man schon aus dem Titel ersieht, verfährt der Verf. synthetisch und sein gewähltes Motto ist folgender Paragraph aus Playfair's „Erläuterung der Hutton'schen Theorie": „Bei allen Erdumwälzungen ist der Haushalt der Natur gleichgeblieben und seine Gesetze sind die einzigen Dinge, welche der allgemeinen Bewegung widerstanden haben. Flüsse und Felsen, Seen und Continente sind an allen Punkten verändert; allein die Gesetze, welche diese Veränderungen herbeiführten und nach denen sie erfolgten, sind unveränderlich dieselben geblieben".

(Der Beschluß folgt.)

Parchappe's Reisen in Buenos-Ayres und den benachbarten Landschaften.

(Beschluß aus Nr. 238.)

Die Berge vom Tandil entdeckt man in einer Entfernung von 15 Lieues, und ihr Anblick bringt auf das Auge, welches durch die unveränderliche Einförmigkeit von Savannen ermüdet war, einen angenehmen Eindruck hervor. Nachdem man ein Hundert Lieues zurückgelegt hat, ohne einen Stein, ohne nur den geringsten Kiesel zu erblicken, sieht man mit Vergnügen diese Felsmassen, welche an dem Horizonte der Pampas endlich einige Einschnitte zeigen, und man erfreut sich des Contrastes, in dem die röthliche Farbe ihrer Granitgipfel mit dem zarten Grün zu den Füßen, und der schäumende Giesbach, der aus der Schlucht hervorstürzt, zu dem trägen Schweigen des stagnirenden Wassers der Ebene steht.

Die Berge vom Tandil sind nicht sehr hoch; sie bilden mit denen, welche das Vulkangebirge heißen, im Osten und jenen von Tapalquen im Westen eine Reihe von Gruppen, die augenscheinlich zu demselben Systeme mit der Sierra de la Ventana und der Sierra Hamini gehört. Diese mehrfach unterbrochene Gebirgskette läuft in das Cap Corrientes aus und begrenzt im Süden das Bassin der Pampas. Das Fort Independencia ist am nördlichen Abhange des Berges Tandil, am Eingange in eine Schlucht, aus welcher ein Fluß gleiches Namens hervorströmt, gelegen.

Parchappe befand sich in der Avantgarde der Expedition, welche dieser um mehre Tage vorausging. Der Zug durch die Wüste war nicht ganz gefahrlos, da um dieselbe Zeit die Bande des berüchtigten Pincheira in diesen Gegenden umherschweifte und gegen Europäer wie gegen Indianer mit gleich unerbittlicher Grausamkeit wüthete. Man marschirte deshalb mit der äußersten Vorsicht: eine halbe Stunde voran der Baquano oder Führer, die wichtigste Person der ganzen Karavane, welche ohne seine Erfahrung schwerlich ihren Weg zu finden wüßte. Die Kunst, sich in den Wüsten zurechtzufinden, deren gleichförmiger Anblick keinen Gegenstand darbietet, der in dem Gedächtnisse haften könnte, erfodert einen Scharfsinn, von dem wir uns kaum eine Vorstellung machen können und den man nur bei den Wilden oder bei Leuten, wie die Hirten von Südamerika trifft, deren Erziehung und Lebensart dem Naturzustande nahe kommen. Diese Kunst, wie allgemein verbreitet sie auch unter den letztern ist, bildet dennoch ein besonderes Gewerbe; der Führer Parchappe's war in dieser Eigenschaft von der Regierung besoldet. Seine nächsten Begleiter waren ein Dutzend Gauchos, wie die halbwilden Bewohner der Pampas heißen. Theils in seiner Nähe, theils bis zu der Entfernung von einer halben Stunde auf beiden Seiten zerstreut, dienten sie als Plänkler und durchforschten mit scharfem Auge die mit hohen Pflanzen bedeckten Flächen. Nach ihnen kamen ein Dreißig Aucas-Indianer, von dem Stamme der Pehuenches, welcher die Thäler der Anden gegen den Vulkan und Paß Antuco hin, der Stadt Conception de Chile gegenüber, bewohnt. Ihr Kazike war in Buenos-Ayres gewesen, um Hülfe gegen die Horde des Pinchira zu erbitten. Diese wilden Krieger, ihre langen Lanzen in der einen Hand hatten sich weit über die Ebene ausgebreitet, um die Hirsche und Strauße zu erspähen, die selten dem sichern Wurf ihrer Kugeln entgingen. Hinter ihnen führten ihre Weiber und Kinder die Saumthiere und Wechselpferde und galoppirten zur Rechten und zur Linken, um die trägen Bestien anzutreiben, die auf einem so weiten Marsch jeden Augenblick stehen bleiben, um zu weiden. In der Arrieregarde war unter der Bedeckung eines Detachements von 20 Kuirassiren mit ihrem Offizier Hr. Parchappe.

Nachdem die nackten und zerrissenen Gipfel der Granitgruppe des Tandil im Rücken gelassen waren, trat die Karavane in ein schönes Thal, in welchem der kleine Fluß Chapaleufu seinen Ursprung hat, und erreichte bald eine zweite Kette von Kalksteinbergen, deren Abhänge, scharf abgeschnitten, sich gleich einer großen langen Mauer von gleichmäßiger Höhe darstellten: die Sierra de la Tinta, das Gebirge der Farbe, weil der die Indianer den Ocker holen, mit dem sie ihre Leiber und ihr Pelzwerk bemalen. Sowie man diese Berge verläßt, sieht man aufs Neue Ebenen vor sich, die ein Thonkalkbassin bilden, das vollkommen jenem der Pampas gleichkommt, jedoch von viel geringerm Umfange ist. Dieses Bassin wird von mehren kleinen Flüssen durchschnitten, die hier ihre reißende Geschwindigkeit verlieren und eine mehr oder weniger starke Beimischung von Salztheilen annehmen. Bald gelangt man zu schönen aus Thon und Sand bestehenden Hügeln, und kaum verliert man in N. O. die Sierra de la Tinta aus dem Gesichte, so entdeckt man auch schon in S. W. die Sierra de la Ventana.

„Wir erreichten eben", erzählt Parchappe, „den Gipfel eines jener Hügel, als wir an dem Horizonte undeutliche Gruppen wahrnahmen, denen die in diesen Ebenen außerordentlich häufige Luftspiegelung (mirage) tausend phantastische Formen lieh. Bald unterschieden wir Reiter, die verhängten Zügels dahersprengten, dann wieder zurückrannten und sich nach allen Richtungen durchkreuzten. Die Plänkler gingen voran, jedoch als sie zurück waren, befanden wir uns bereits auf dem Schauplatze dieses unerwarteten Lanzenbrechens. Es war eine Jagd der Aucas-Indianer. Die Hirsche, die Strauße, die Armadille lagen auf allen Seiten erwürgt auf dem blutbefleckten Grase, und nicht fern waren die Weiber und Kinder, die in dem Lager an den Ufern eines Sees zurückblieben, beschäftigt, die Beute von gestern zu zerstücken und zu räuchern".

Die einzige Waffe, deren diese Völker sich auf ihren Jagden bedienen, besteht aus 3 runden Steinen, von der Größe einer vierpfündigen Kugel, und mit einem genau anschließenden Lederüberzuge bekleidet. Dieser Ueberzug ist an einem starken Riemen befestigt und die 3 Riemen sind an dem andern Ende vereinigt. Der Reiter hält nun die eine der Kugeln und das verbundene Ende der 3 Riemen in der rechten Hand, während er die beiden andern über seinem Kopfe schwingt. Glaubt er die schwingende Bewegung reißend genug, so läßt er den Vereinigungspunkt der Riemen fahren und schwingt das Ganze, bis er auf Wurfweite von dem Gegenstande, den er treffen will, gekommen ist. Dann schleudert er das Ganze von sich. Die Kugeln drehen sich im Fluge um den Mittelpunkt, an dem sie befestigt sind, und das getroffene Thier wird so in die Riemen verwickelt, daß es sich plötzlich in seiner Flucht aufgehalten sieht. Der gewandte Jäger springt sogleich vom Pferde und in einem Augenblicke hat er mit dem Messer, das er im Gürtel trägt, seine Beute erwürgt und auf sein Pferd geworfen.

Wenn die Pampas-Indianer eine große Jagd halten wollen, so bringen sie die Nacht auf dem Punkte zu, wo dieselbe ihren Anfang nehmen soll, und stellen sich in einer ausgedehnten Linie im Halbkreise. Diese Vorbereitungen sind bereits am Abende getroffen und Jeder schläft auf seinem Posten, sodaß sie mit Tagesanbruch nichts zu thun haben, als zu Pferde zu steigen und langsam vorzurücken. Sie überraschen auf diese Weise auf der ganzen Linie, die sie einnehmen, alles Wild, das noch schläft, oder das Verschwinden des Thaues abwartet, ehe es auf die Weide geht. Zuweilen bilden sie 2 oder 3 concentrische Linien, sodaß das Thier, welches den Jägern der ersten entgeht, unfehlbar jenen der übrigen in die Hände fällt.

Es ist einleuchtend, daß bei einem solchen Jagdsysteme das Wild in einer ganzen Gegend bald vertilgt sein muß; sobald dies geschehen ist, hebt der Stamm sein Lager auf und sucht an einem andern Orte sein Glück.

Der Thonboden, welcher bei dem Ausgange der Sierra de la Tinta beginnt, hat zur Grenze einen kleinen Fluß, dem seine außerordentliche Salzigkeit den leider nur zu sehr vervielfachten Namen des Salado gegeben hat. Dieser trennt die Thonformation von den großen Kalklagern, die sich an die Urgebirge der Ventana lagern, und die eine sehr schwache Erdschicht, eigentlich eine Mischung von Thon und Sand, in welcher der letztere immer mehr vorherrscht, je weiter man nach Süden kommt, bedeckt. Hat man den Arroyo Salado überschritten, so wird das Terrain immer gebirgiger, und die Flüsse, auf welche man stößt, strömen in engen und tiefen Thälern, die von senkrechten Kalkwänden begrenzt werden. Der letzte und der bedeutendste dieser Flüsse, ehe man die Bai erreicht, ist der Rio Sauce Grande, so genannt wegen der schönen Weiden, die seine Ufer bekränzen. Hier sieht man den ersten Baum, den die Natur auf diesem ganzen langen Wege gepflanzt hat; und jetzt fangen auch die bereits früher erwähnten Kiesterrains an, die sich beinahe ununterbrochen bis zu der äußersten südlichen Grenze des Continents erstrecken.

Die weiße Bai ist erst vor einer noch nicht sehr langen Zeit von den Fischern, die diese Küsten besuchten, entdeckt worden; die erste Aufnahme derselben fand in den Jahren 1804 u. 1805 durch eine Kriegsbrigg statt, die der Vicekönig von Buenos-Ayres zu diesem Zweck entsandte. Die nächsten Umgebungen der Bai sind dürr und unfruchtbar, außer an den Ufern von 2 kleinen Flüssen, die in dieselbe einmünden und die Parchappe zuerst auffand. Er steckte an dem linken Ufer von einem derselben, $\frac{1}{2}$ Lieues von der Mündung in einer fruchtbaren Ebene, den Platz zu der projectirten Niederlassung ab und entwarf einen genauen Plan der ganzen Umgegend bis zu dem Hauptgipfel der Ventana, welcher den Seefahrern unter dem Namen Monte Hermoso bekannt, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, unmittelbar an der Küste, sondern 12 Lieues von derselben entfernt ist.

Kaum war die Niederlassung an der weißen Bai begonnen, so kamen alle die verschiedenen Stämme der Lucas-Indianer, die sich in der Nähe fanden, um ihre Lager neben derselben aufzuschlagen. Die Peltsche verließen die Ufer des Colorado, um ihre neuen Gäste zu besuchen, und die Pehuentsche kamen aus einer noch weitern Entfernung, um Hülfe gegen die am Colorado gelagerte Bande des Pincheira zu erflehen. Eine Expedition, die gegen den Räuber unternommen wurde, brachte für die Wissenschaft den Gewinn, daß man erfuhr, wie der Rio Colorado von 2 sich vereinigenden Strömen gebildet wird, von denen der eine von W., der andere von N. kommt. Es ist daher dieser Fluß und nicht, wie man bisher glaubte, der Rio Negro, der den Rio Diamante und andere Flüsse aufnimmt, welche von den Anden herabströmen, an deren Fuß in dieser Gegend die Stadt Mendoza liegt.

Da eine so zahlreiche Versammlung von Indianerstämmen an der Bai vereinigt war, so konnte es nicht schwer fallen, über alle die verschiedenen Nationen, welche die südlichen Gegenden bewohnen, Aufschlüsse zu erhalten. Zuvörderst ergab sich, daß die Zahl dieser Völkerschaften von den Geographen ohne Grund übertrieben vermehrt worden ist, indem sie jeden kleinen Stamm, der sich mit Anhängung der Silbe tsche, d. i. Mensch, von dem Orte nannte, den er bewohnte, für eine besondere Nation nahmen, während doch die meisten gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Ein zweites Resultat dieser Forschungen war eine ziemlich genaue Berechnung der Bevölkerung, welche aus diesen Nationen zusammengesetzt ist. Man muß erschrecken, wenn man sieht, welche geringe Anzahl von menschlichen Wesen über einen so unermeßlichen Flächenraum verbreitet ist.

Von großer Wichtigkeit war die Verbindung, welche von der weißen Bai aus mit der Colonie am Rio Negro, die noch ungefähr 40 Lieues weiter südlich gelegen ist, angeknüpft wurde. Der Rio Negro, der bedeutendste unter allen den Strömen, die man auf der ganzen Küste von dem Rio de la Plata bis zur magellanischen Meerenge findet, hat einige Aehnlichkeit mit dem Nil, obgleich in einem kleinern Maßstabe. Wie der ägyptische Fluß hat er seine Quelle im hohen Gebirge und durchströmt ein Thal, welches er durch periodische Ueberschwemmungen bewässert. Gleich jenem strömt er durch eine weite Strecke Landes, ohne einen einzigen Nebenfluß aufzunehmen, und durchschneidet große unfruchtbare Wüsten, in denen nur der schmale Streifen bewohnbar ist, der von seinen Fluten bespült wird. Was aber diesen Fluß besonders merkwürdig macht, dies ist der Umstand, daß er der einzige ist, durch den eine directe Wasserverbindung mit Chile möglich wird. Er führt nämlich zu jenem berühmten Andenpasse, den der Schnee zu keiner Jahreszeit geschlossen hält, und über den in den ersten Jahren der Eroberung eine gebahnte Straße ging, die von Buenos-Ayres nach Valdivia und andern südlichen Städten von Chile führte. Jetzt sind alle Spuren dieser Straße verschwunden, und nur die Ueberlieferung ist noch nicht aus dem Gedächtnisse verloren. Die genauere Kenntniß des Laufes des Rio Negro, die wir den gewissenhaften Arbeiten Parchappe's verdanken, kann als eine der wichtigsten Bereicherungen der Erdkunde betrachtet werden. Was wir zuvörderst von unsern Karten vertilgen müssen, ist die Masse von fingirten Seen und Flüssen, die dem einsamen Rio Negro aufgebürdet sind; und von denen Don Basilio Villarino, der im J. 1784 diesen Strom von seiner Mündung bis zu seiner Quelle, mitten in den Anden verfolgte, keine Spur entdecken konnte.

Nach der Rückkehr Parchappe's nach Buenos-Ayres, die im Spätjahre 1828 erfolgte, unternahm er keine größern Reisen mehr, jedoch um so häufiger kleinere im Innern der Provinz Buenos-Ayres, in welcher er im Auftrag der Regierung mannichfache topographische Arbeiten zu besorgen hatte. Durch diese Beschäftigung lernte er auch diesen Theil der argentinischen Republik auf eine Weise kennen, wie nicht leicht ein anderer Europäer vor ihm; sein Werk, welches zur Herausgabe vorbereitet wird und von dem wir in d. Bl. einige Proben mitgetheilt haben, muß diese Gegenden uns, von mehr als einem Gesichtspunkt aus, in ganz neuem Lichte darstellen. 178.

Hilarologos, eine Sammlung kleinerer griechischen Gedichte, von Eduard Eyth. Erstes Bändchen. Tübingen, Osiander. 1831. 16. 8 Gr.

Versification in todten Idiomen wird häufig als eine bloße Sprachübung, zu der keine Poesie und höchstens ein Trunk aus den abgeleiteten Quellen der alten Dichter, nicht aber aus der Hippokrene selbst nothwendig sei, betrachtet; und man glaubt, die altclassische Muse könne, mag sie nun ins Deutsche übersetzen oder Originale produciren,

— im Hammerschlag und Dröhnen
Deutschdeclamischer Kamönen
Alles, selbst die alten, kranken,
Allerhäßlichsten Gedanken,
Alles, was sie will, verschönen.

Um so mehr überrascht uns in dem vorliegenden anspruchslosen kleinen Hefte der poetische Geist der kleinen Epigramme und Anakreontischen Lieder, die es enthält, und durch welchen es sich nicht weniger auszeichnet als durch die Gewandtheit und Sicherheit, mit welcher in demselben die altgriechische Sprache mit ihren Rhythmen behandelt ist. Der sprechendste Beweis, daß dieses Lob nicht übertrieben ist, läßt sich durch den Versuch der Uebersetzung einiger niedlichen Kleinigkeiten dieser Sammlung führen, den wir hier aus dem Stegreif anstellen wollen. Man wird sehen, daß Gedanke und Darstellung auch noch im Deutschen ihren Reiz behalten, was bei vielen modernen lateinischen und griechischen Poesien nicht der Fall ist, weil sie mehr aus der Rumpelkammer des Gedächtnisses, in welchem die Horazischen und Homerischen oder Anakreontischen Phrasen unserer Schuljahre aufgestapelt liegen, als aus den Rüstkästen der dichtenden Phantasie hervorgeholt sind. Wir treffen keine besondere Auswahl, sondern nehmen die nächsten, die besten Epigramme.

Ποταμός.

Ἥμενος εἰν ὀχθῃσιν ἐμῇς, ὅθε ῥεύματα φεύγει,
Λαχρύεις στενάχων, παῖ βραχύπτα βίου.
Τοὔμὸν ἄχος καθόρα· δέχεταί σε γὰρ Ἠλυσίον δῶ,
Ἀλλὰ μέγας περ ἐὼν ἐν μέγα δάκρυ ἐγώ.

Der Strom.

Sitzend am Ufer bei mir, und die fliehenden Wellen betrachtend,
Seufzend, o Knabe, beweinst Du die vergängliche Zeit.
Tröste dein mein Gram Dich! Dein harrt das elysische Haus einst;
Aber ich selbst bin ganz Thräne, gewaltige, nur!

Τυφλός.

Ἦλθεν ἔαρ, οὐ δ' ἦλθεν ἐμοί· λάμπει τ' ὀρέεσσιν
Ἀγχεσι τ' ἠελίου φῶς γλυκὺ οὐδὲ ἐμοί.
Δάκρυ μακαρ, ζοφόεντ' ὃ καθερπύζεις λιπὸν οἶκον,
Σοὶ γαρ, σοὶ δέδοται πίνέμεναι τὸ φάος.

Der Blinde.

Frühling kam, doch kam er nicht mir; es glänzt auf den Bergen,
Glänzt in den Thalen das Licht wonniger Sonne — nicht mir!
Glückliche Zähre! du schleichst heraus aus der dunkeln Behausung;
Glückliche du, denn du darfst trinken das himmliche Licht!

Vielleicht erinnert sich der Leser, in einem Tagblatt ein schönes deutsches Lied, das denselben Gedanken behandelt, gelesen zu haben. Nach einer Note zu diesem Epigramme rührt es auch von unserm griechischen Dichter her.

Wie die Epigramme an die Anthologie, so erinnern die Lieder an den Dichter, von welchem sie den Titel „Anacreontica" führen, nicht als Reminiscenzen, sondern als Poesien. In beiden Gattungen wäre zuweilen mehr Klarheit zu wünschen. Der dritte Abschnitt: „Ψελλιάς", behandelt zierlich und witzig einen Gegenstand, den die Muse auf Deutsch — nur in Auerbach's Keller tractiren durfte. 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 240. — 28. Auguſt 1831.

Ueber den jetzigen Stand der Geognoſie und Geologie.

(Beſchluß aus Nr. 239.)

Unter den bis jetzt betrachteten Schriften befand ſich kein einziges deutſches Originalwerk; die, welche wir in dem Folgenden betrachten werden, ſind nur Elementarwerke, und Ref. weiß auch nicht, daß wir irgend ein geognoſtiſches Lehrbuch von Bedeutung zu erwarten hätten, wogegen die Engländer noch von den berühmten Geognoſten Macculloch und Delabeche, die Franzoſen von Omalius d'Halloy Arbeiten der Art erhalten werden. Die Armuth dieſes Zweigs der deutſchen Literatur hat ihren guten Grund in dem chaotiſchen Zuſtande, in welchem ſich die Geognoſie zeither befand. Das erſte dieſer Werke ſind des rühmlichſt bekannten heidelberger Profeſſors, Geheimerath von Leonhard „Grundzüge der Geologie und Geognoſie" (Heidelberg, Engelmann, 1831). Ihr Zweck iſt, als ein „Lehrbuch für öffentliche Vorträge, beſonders auch in Gymnaſien und Realſchulen, ſowie auch zum Selbſtſtudium" zu dienen. Das Buch iſt eine zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage von der zweiten Abtheilung der 1824 erſchienenen „Naturgeſchichte des Mineralreichs" und entſpricht ſeinem Zweck vollkommen. — Einen gleichen Zweck hat Walchner's (Prof. am polytechniſchen Inſtitute zu Karlsruhe) „Handbuch der geſammten Mineralogie", zweite Abth.: Geognoſie (Karlsruhe, Groos, 1830). Jedoch liegt dieſe Abtheilung auch nur erſt zur Hälfte vor uns und wir können daher kein beſtimmtes Urtheil darüber fällen. — Ein treffliches geognoſtiſches Werk bildet der 2. Theil des „Handbuchs der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung", vom Geheimenrath und Profeſſor Ritter Link zu Berlin (Berlin, Dümmler, 1830). Der Name des Verfs., der unter Deutſchlands Naturforſchern glänzt, bürgt uns für eine gediegene Arbeit und man findet ſich nicht getäuſcht; allein das Werk liegt auch erſt zur Hälfte vor uns, und wir wünſchen nur, daß die andere bald folgen möge.

Dies wäre nun eine gedrängte Ueberſicht der eigentlichen Lehr- und Handbücher der Geognoſie. Die verehrten Leſer werden einſehen, daß Ref. nicht im Stande war, viel mehr als das Obige darüber zu ſagen, obgleich er fühlt, daß dies zuweilen mager genug iſt; allein hätte er ſich wollen auf den Inhalt einlaſſen, ſo wären mehre Bogen dazu erfoderlich. Wir erwähnen nun noch einiger Werke, die ſich nur mit einzelnen Theilen oder mit der Geognoſie einzelner Länder beſchäftigen. Hierher gehört zuvörderſt: K. F. Klöden (Director der ſtädtiſchen Gewerbſchule zu Berlin), „Ueber die Geſtalt und die Urgeſchichte der Erde, nebſt den davon abhängenden Erſcheinungen in aſtronomiſcher, geognoſtiſcher, geographiſcher Hinſicht" (zweite Aufl., Berlin, Nauck, 1829). Das Werk nimmt einen vorzüglichen Platz in der Literatur der phyſiſchen Geographie ein. — „Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Beziehung vom Baron G. Cuvier. Nach der fünften franz. Originalausgabe überſetzt und mit beſondern Ausführungen und Beilagen begleitet von Dr. J. Nöggerath, Oberbergrath und Profeſſor zu Bonn" (2 Bände, Bonn, Weber, 1830). Das Original dieſer berühmten Schrift, urſprünglich eine Einleitung zu dem großen Werke „Sur les ossemens fossiles" bildend, führt den Titel: „Discours sur les révolutions de la surface du globe, et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal" und erſchien nach der Herausgabe der Nöggerath'ſchen Bearbeitung in der ſechsten Auflage; in England exiſtirte aber ſchon 1827 die fünfte Auflage einer trefflichen Bearbeitung vom Prof. Jameſon zu Edinburg. Um ſein Werk in Uebereinſtimmung mit dem jetzigen Stand der Geognoſie zu bringen, müßte es der berühmte Verf. umarbeiten; die neueſte Auflage iſt aber wenig verändert und der neueſten Entdeckungen iſt nur eine kurze Erwähnung geſchehen. — „Agenda geognostica. Hülfsbuch für reiſende Gebirgsforſcher", von C. C. v. Leonhard (Heidelberg, Mohr, 1829). Dieſes treffliche Werkchen darf keinem reiſenden Geognoſten fehlen und ſelbſt jeder Gebildete wird durch daſſelbe einen höhern Genuß auf Gebirgsreiſen erlangen. — Unter den neueſten geognoſtiſchen Beſchreibungen einzelner Länder erwähnen wir beſonders: „Geognoſtiſches Gemälde von Deutſchland. Mit Rückſicht auf die Gebirgsbeſchaffenheit nachbarlicher Staaten", von A. Boué, herausgegeben von C. C. v. Leonhard (Frankfurt a. M., Hermann, 1829). Das Studium dieſes intereſſanten Werks wird beſonders lehrreich, wenn man damit das der ſchönen „Geognoſtiſchen Karte von Deutſchland und den umliegenden Staaten in 42 Blättern", bearbeitet nach Angabe des Barons L. v. Buch durch die Herren v. Dechen und F. Hoffmann, her-

Unterzeichneter hat die Commiſſion dieſes Werkes übernommen, welches auf gleichem Papier und wie dieſe Ankündigung gedruckt erſcheinen wird. Subſcribiren kann man durch jede gute Buchhandlung. Da die Subſcribenten dem Erſten Bande vorgedruckt werden ſollen, ſo erſuche ich die löbl. Buchhandlungen, mir ihre Verzeichniſſe zur Zeit auf dem Wege des Buchhandels mitzutheilen.

Jena, im Juli 1831.

Friedrich Mauke.

Ankündigung

und

Subscriptionseinladung.

Die Kanzelvorträge des im Jahr 1828 zu Jena verstorbenen Consistorial-Rath und Superint. D. Marezoll, die von ihm selbst, seit dem Jahre 1787 bis 1827 während des wechselnden Laufes einer einflußreichen amtlichen Wirksamkeit (in Göttingen, Kopenhagen, Jena), bald in kleineren, bald in größeren Sammlungen herausgegeben wurden, haben von jeher, selbst bei veränderten Richtungen des homiletischen Geschmackes, eine so entschiedene Anerkennung ihres eigenthümlichen inneren Werthes, in Hinsicht des geistvoll verarbeiteten Stoffes sowol, als der anziehenden und wahrhaft klassischen Form gefunden, daß die Hinterlassenen des Verewigten fest überzeugt sind, den gerechten Wünschen seiner zahlreichen ehemaligen Zuhörer, Verehrer und Freunde in Deutschland und außer Deutschland entgegen zu kommen, indem sie sich entschlossen haben, die sämmtlichen noch ungedruckten, während seiner 25jährigen Amtsführung zu Jena gehaltenen Predigten desselben, in einer Reihe von 6 Bänden, auf Subscription, unter äußerst billigen Bedingungen, herauszugeben. Nur ein kleiner Theil seines reichhaltigen homiletischen Nachlasses ist bis jetzt, als ein für sich bestehendes Werk: Homilieen und einige andere Predigten in der neuesten Zeit gehalten von D. Marezoll, nebst einigen Nachrichten über das Leben und Wirken des Verewigten, von D. Schott herausgegeben, Neustadt an

schilderungen des englischen Schauspielerlebens aus
wo die größten Künstler die Bühne zierten. Er
den Kreis, wo Garrick, Macklin, Jehn und Ste-
, Wilkinson, Sheridan, Foote, Quin, Bannister,
ie Frauen Cibber, Jordan, Billington, Siddons,
Triumphe feierten, und seine Erzählung zieht uns
n, wenn wir uns erinnern, daß von der flüchti-
Mimen nichts als solche Berichte übrig ist. Er
hne 1774, und verließ sie erst 1820. Seine Er-
in diesen Bänden bis zu seiner Abreise nach Ame-
hält eine Menge interessanter Züge zur Geschichte
urgischen Zeitgenossen und der britischen Bühne.
iele weniger bekannte Anekdoten von Foote und
dem humoristischen Quin, der Jenen an Witz
, obgleich manche seiner Scherze in die Classe der-
, welche die Engländer practical jokes nennen.
n sie und treten mit unserm Erzähler in ein ir-
ter. Wir hören beim Eintritte ein lebhaftes Ge-
der Galerie und dem Orchester, das aus einem
inem Trommler besteht. Der Fiedler fragt einen
hohen Olymp, was er aufspielen soll. Man will's
verlassen. Der Geiger stimmt, aber eine andere
me ruft ihm von oben zu und fodert eine mun-
lebald bewegt sich Alles zum Tanze auf der Ga-
ch die Spalten des Bodens fällt der Staub auf
schauer, die der wilde Lärm noch mehr ergötzt
wenn sie nicht jeden Augenblick gefürchtet hätten,
den Olympier durch die zitternde Decke brechen
ich reißt dem unermüdeten Fiedler eine Saite.
Die lustigen Tänzer aber sind zu aufgeregt, als
ille denken oder nach der Ursache forschen mögen,
es Geigers plötzliche Pflichtvergessenheit für eine
idigung. Die Herren von oben haben keine Pi-
wol aber Kartoffeln, und man kann denken,
chen. Zierliche Beiwörter donnern vom Olymp,
eilst nach seiner Karteffel und zielt geschickt auf
Fiedlers und des Trommlers. Beide zogen sich
en Vorhang zurück, aber da die Karteffeln ge-
brachten sie statt Schaden einigen Nutzen, und
te die Beschimpfung — einstecken. Ein furchte
Der Regisseur wurde gerufen. Endlich steckte
n Kopf hinter dem Vorhange hervor, um die
ren und Damen zu vernehmen. Er versicherte,
nur zufällig gesprungen, und die Herren Thad-
id Patrik Byrne bereit, hervorzutreten und sich
Publicum zu entschuldigen. Aber die Begei-
rie war nun vorüber und die Herren und Da-
ernünftige Vorstellungen und wohlwollende Re-
ich. Der Fiedler und Trommler erschienen, der
uf und Alles war vergessen. Als Gegenstück
inen schönen Zug aus dem Leben des berühm-
e. Während er in Dublin spielte, war er
irrilligen Stadtwehr. Eines Tages, als diese
schaft gemustert wurde, hatte er Urlaub vom
r Dienstpflicht genügen zu können. Am Abend
ig speiste er mit seinen Waffenbrüdern. Mun-
cher. In gesprächiger Weinlaune wendete ein
Kemble und flüsterte ihm ins Ohr, es sollte
r Spaß im Theater vorgehen. Kemble war
, sprach der Nachbar, „Sie sollen wissen, Lord
ie Absicht, Fräulein Philips nach dem Schau-
t. Die Offiziere werden ihm Beistand leisten.
bei sein, aber ich dachte, es würde mir hier
Diese Mittheilung machte Kemble ganz nüch-
Ich zu jener Zeit ein freundliches Verständniß
der schönen Sängerin gebildet, und es konnte
gleichgiltig bleiben, daß der Lord, der eine
der Nachbarschaft beehrigte, der Schauspie-
wies; aber nie hatte er gearwohnt, daß

solche Huldigungen ernstlich gemeint wären oder zu unwürdigen und strafbaren Schritten führen könnten. Er blieb ruhig auf seinem Platze, ohne die, dem Muthe eigne Kaltblütigkeit zu verleugnen, die ihn nie verließ, und schien die Mittheilung lustig aufzunehmen, aber er trank dem Nachbar so munter zu, daß der Mann bald den Kopf auf den Tisch sinken ließ. Kemble ging dann unbemerkt hinaus und erreichte das Schauspielhaus, ehe das letzte Stück zu Ende war. Einige Schritte vom Eingange sah er schon, daß sein Tischnachbar nicht gelogen hatte. Ein Wagen mit 4 Pferden wartete auf den Lord. Hinter der Bühne erhielt er den vollständigen Beweis. Ein Offizier stand an jeder Ecke, und der Lord ging auf und ab. Das Ankleidezimmer der Sängerin stieß gleich an die Bühne. Kemble stellte sich vor die Thüre, entschlossen aber unbefangen. Lord Clanwilliam und seine Gefährten ahneten nichts weniger als seine Absicht, aber aus Furcht, er könnte ihre Plane stören, suchten sie ihn wegzubringen und luden ihn zum Essen ein. Kemble widerstand der Versuchung, und als der Vorhang gefallen war, ging er zu Fräulein Philips. „Ich habe Etwas gehört", sprach er, in Gegenwart Aller, „was ich ungern glauben möchte; aber ich bin hierher gekommen, mich zu überzeugen, daß man den unwürdigen und schändlichen Plan gemacht hat, Sie nach dem Schauspiele zu entführen". Schauspieler, Offiziere, Theaterdiener, Alle waren bestürzt. Fräulein Philips schlug die Hände zusammen. „Sein Sie unbesorgt", fuhr Kemble fort. „Ich komme, Sie zu beschützen. Kommen Sie in den Wagen, der draußen wartet, so soll es nur mit Ihrer Einwilligung geschehen, oder wenn ich die Kraft verloren habe, diesen Degen zu gebrauchen". Mit diesen Worten führte er sie in ihr Ankleidezimmer und, seinen Degen ziehend, stellte er sich vor die Thüre. Seine Uniform gab ihm ein kriegerisches Ansehen, und seine kräftige Gestalt verkündigte, daß er der Mann war, jede Drohung auszuführen. Die Offiziere sahen, daß ihre List vereitelt war. Sie schlichen sich Einer nach dem Andern hinweg, während ihr Anführer sich bestürzt an eine Theaterwand lehnte. Als Fräulein Philips endlich aus ihrem Zimmer kam, faßte sie Kemble's Arm, der sich vor dem Lord verbeugte und sie aus dem Theater führte. Er ging bei den Offizieren vorüber, die draußen versammelt waren, ungehindert und unbeleidigt, und brachte seine schöne Begleiterin nach Hause. 105.

Fortepiano. Kleine heitere Schriften von Franz Horn. 2 Theile. Iserlohn, Langewiesche. 1831. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Heitere Schriften, das sind im eigentlichsten Sinn des Wortes diese in den beiden vorliegenden Bändchen zu einem Ganzen gesammelten Aufsätze, welche einzeln uns zum Theil schon früher hier und da mit fröhlicher Ermunterung begrüßt. Heitere Klarheit der Darstellung vereint sich überall mit jener Seelentiefe, jenem harmonischen Bunde freier innerer Anschauung, zarter Empfindung, und eines überschauenden echt durchgebildeten Denkvermögens, einem Bunde, der gekräftigt und geweiht im bestän-digen vertraulichen Zusammenleben mit den edelsten Erzeugnissen aller Nationen, so ganz das Eigenthum des Mannes ist, den wir in mannichfaltigen Beziehungen hier zu uns sprechen hören. Wir' hören ihn sprechen, sag' ich. Und das ist wiederum eine Eigenthümlichkeit Franz Horn's, eine Gabe, die eben nicht zu den häufigsten gehört, am wenigsten bei dem deutschen Gelehrten, der so leicht ins schreibende Dociren verfällt und darin nur zu oft sein Lebelang verharrt. Franz Horn spricht zu uns. Wir hören überall den umsichtigen erfahrenen Freund, der um so sicherer lehrt und lehrend eindringt, weil er nirgends die Präceptormiene annimmt, auch in der ernsthaftesten Betrachtung nicht. Was er als wahr erkannt, das theilt er mit; was er als schön empfunden, das führt er vor; was er als groß erschaut, das stellt er hin; und so möcht' ich diese kleinen Aufsätze eine Galerie lebender Bilder nennen, in denen uns charakteristische Erscheinungen in die Erinnerung zurückgerufen, oft auch nicht genug beachtete Einzelzüge erst geweckt, vergegenwärtigt und in ihr richtiges Licht gestellt werden: dieses Alles aber aus dem Mittelpunkt einer eigenst gewonnenen Anschauung, gleichsam aus einem heiligen Focus liebevoller Verbrüderung von Leben, Wissenschaft und Kunst. Was sonst nur einzeln und zerstreut sich hier und da bei Manchem kundthut, als steifer Rückzug von gewöhnlicher Alltäglichkeit, als Ausnahmsweihestunde in einer Summe von Nichtigkeiten, als Feierkleid an besonders festlichen Tagen, das ist bei Horn das Eigenthum des ganzen Menschen: ihm ist das Schöne und dessen Anschauung nicht ein vom sonstigen Thun und Treiben Losgerissenes; ihn durchdringt die Poesie und so wird er zu ihrem Priester und lebendigsten Verkündiger, mag er sie nun in der Natur, in That oder in Darstellung erkennen.

Wenn wir nun, was auf solche Weise ebenso zart empfunden als in seelenvoller Tiefe und heiterer Liebe wiedergegeben, eine Liebe, die auch in der Ironie, ja, selbst im Zorne nirgend sich verleugnet, aufmerksam verfolgen, so kann uns ein anderes charakteristisches Merkmal nicht entgehen, was ebensowol die frühern Schriften Horn's als auch diese neuesten bezeichnet und nicht weniger dem kleinsten Epigramm als der umfassendsten historischen Entwickelung von ihm eingeprägt ist; ich meine das Hervorblicken eines leisen Lächelns durch Thränen, vereint mit dem seinem ganzen Wesen so eignen „zwischen den Zeilen sollst Du lesen", das fast nirgends sich verleugnet. Jenes „Lächeln durch Thränen" gewinnt bisweilen einen großartigen Ernst, wie in der herrlichen Betrachtung der „Sage vom ewigen Juden" (Th. I, S. 28 fg.) oder in dem tieftragischen Bilde von Deutschlands geistigem Zustand nach dem dreißigjährigen Kriege (Th. II, S. 68), wo die arme Germania der Aeschyleischen Niobe verglichen wird, die vor Jammer nicht mehr reden konnte, weshalb der Chor es übernahm, für sie die Klagen auszusprechen und auszusingen. Ein wehmüthig ironischer Seufzer eines schwer verhaltenen Zorns, schließt unmittelbar daran sich die Bemerkung: „Für diesen Chor aber gibt die regensburger Reichsversammlung, die freilich genug sprach und schrieb, keinen hinlänglichen Ersatz".

Unmöglich ist's, von diesen durch den inwohnenden Charakter zu einer Gesammtheit sich vereinigenden Einzelgaben Horn's zu scheiden, ohne zugleich seiner neuesten Fortsetzung der Betrachtung Shakspeare's *) wenigstens andeutend zu gedenken. Die treueste Liebe zu dem großen Genius der Briten durchdringt Horn's Leben; in ihm hat er die Höhe aller poetischen Schöpfung, ja, die Poesie selbst erkannt, wie sie frei von den Zufälligkeiten engender Beschränkung wirkt und waltet; und so ist ihm Shakspeare Mittelpunkt und Polstern der Kunstproduction überhaupt. Innig spricht diese Verehrung, welche nie der Klarheit in Betrachtung und Entwickelung Eintrag thut, sich gleich im Eingang der Vorrede aus mit den rührenden Zeilen des guten frommen Gellert:

Als ich von Dir Abschied nahm
Und immer ging und wiederkam —

Und so ist's wirklich. Nachdem Horn uns in 4 Theilen die Resultate jahrelanger Forschung über Shakspeare dargelegt, stellt er, was nach dieser Zeit an Gedanken über den großen Liebling seines Geistes in ihm aufgestiegen, gleichsam in einem Supplementbande zusammen, dessen Einleitung sogleich unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Herrlich thut sich auch hier wieder kund, wie ein großer Stoff auf die Darstellung wirkt. Einem in das Einzelne vergleichend Eingehenden bietet sich hier reichste Fülle der Betrachtung, welche in dieser Andeutung auch nur beginnen zu wollen weit über die Grenzen des vorgesteckten Zieles hinausführen würde. 169.

*) Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Wir berichten nächstens ausführlicher darüber. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 241. — 29. August 1831.

Ueber Belgien.

Geschichte der Niederlande bis zu der Errichtung des Königreiches der Niederlande. Aus dem Englischen des T. C. Grattan übersetzt und fortgeführt bis zur belgischen Revolution im Jahre 1830, von G. Friedenberg. Berlin, Mylius. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Durch die Besetzung des Thrones von Belgien ist der wichtigste Schritt zu der Lösung der belgischen Frage geschehen. Die südlichen Niederländer treten, gleich ihren Brüdern, den nördlichen, in die Reihe der selbständigen Nationen; weder an eine Unterjochung unter fremdes Interesse, noch an eine Zersplitterung und Theilung ist fürder zu denken. Belgien ist frei. Unsere aufrichtige freudige Theilnahme an diesem Ausgange der belgischen Revolution wollen wir nicht verhehlen. Wie jeder Mensch, unter allen Umständen, das unveräußerliche Recht hat, zu existiren, so in ungleich höherm Grade auch jede Nation. Nachdem dieses Recht nun nach langem Unheil drohendem Schwanken den Belgiern zugestanden worden ist, drängt sich uns eine andere Frage auf, die nicht minder wichtig scheint, als jene über Belgiens Existenz, die Frage: Welche Stellung wird der neue belgische Staat in der europäischen Gesellschaft einnehmen?

Die Zukunft jedes Volkes liegt in seiner Vergangenheit. Um zu erfahren, was die Belgier werden sollen, müssen wir vor Allem wissen, was sie gewesen sind. Aber welch verwirrtes Gemälde der wildesten entgegengesetztesten Bestrebungen bietet die Geschichte der Niederlande überhaupt und der südlichen Niederlande insbesondere dar! Gallier und Germanen, Römer und Franken haben hier in grauester Vorzeit vermischt ihr gesetzloses Wesen getrieben, und in der neuern Zeit sind den alten Kämpfen nur neue zwischen Franzosen und Deutschen, Spaniern und Engländern gefolgt: über Recht und Besitz scheint hier von je nur das Schwert entschieden zu haben.

Dies ist der Eindruck, den die Geschichte der Niederlande auf den oberflächlichen Beobachter machen wird.

In den ältesten Zeiten, auf welche die Geschichte uns zurückführt, waren die Niederlande, oder die niedern Küstenstriche um die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheins zwischen Völkern celtischer und germanischer Abkunft getheilt. Belgier hießen mit gemeinschaftlichem Namen die kleinen celtischen Stämme, welche das Land zu beiden Seiten der Schelde und der Maas innehatten; die Inseln und die Niederungen des Rheins bewohnten die germanischen Bataver. Beide wurden von den Römern, als diese Gallien und die Ufer des Rheins ihrer Herrschaft unterworfen hatten, bezwungen; doch blieb nur das Gebiet der Belgier auf die Dauer mit dem römischen Gallien vereinigt. Durch Sprache, Sitten und Gesinnung mit den Celten verwandt, konnten die Römer leicht bei diesen Einrichtungen treffen, die nach wenigen Menschenaltern, ja zum Theil nach wenigen Jahren einheimisch wurden: so waren die celtischen Lande unablösbar dem Römerreiche einverleibt. Anders war dies bei den Germanen. Unermeßliche Opfer an Menschen und Geld hatten immer nur vorübergehende Siege zur Folge. Selbst in dem Italien benachbarten Oberdeutschland, wo die römischen Legionen Jahrhunderte lang ihre Standlager hatten, brachten sie es nie bis zu einer Verschmelzung der unterjochten Germanen mit den römischen Colonisten. In Niederdeutschland erweckten die Adler der Legionen nur glühendern Haß; von der ersten Ankunft bis zu dem Abzuge der Römer ruhte der Kampf keinen Augenblick.

Nach dem Sturze der Weltherrschaft mußte Belgien, gleich allen übrigen römischen Provinzen, diese Feindseligkeit schwer empfinden. Von den Franken erobert, bildete es lange Zeit unter dem Namen Austrasien den Kern einer Macht, die sich durch die Siege Karl des Großen beinahe über das ganze Abendland erstreckte. Wie zu der Römer Zeit waren jetzt die verschiedenartigsten Völker unter einem Scepter vereint; aber nur die blutigste Gewalt vermochte diesen zu befestigen, und schon unter den ersten Nachfolgern Karl des Großen fiel das auf so widernatürliche Weise gegründete Reich auseinander. Ueberall machten die kleinen Herren, die über einzelne Provinzen gesetzt waren, sich unabhängig; und so fand sich das ursprüngliche Verhältniß wiederhergestellt, welches vor den Eroberungen der Römer und Franken bestand, indem jeder einzelne Volksstamm seine besondere gesellschaftliche Verfassung und sein getrenntes und selbständiges politisches Dasein besaß.

Damals entstanden unter vielen andern kleinen Staaten die Herrschaften, welche unter dem Namen der 17 Provinzen der Niederlande bekannt sind: die Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die

Grafschaften Flandern, Artois, Hennegau (Hainaut), Namur, Holland, Zeeland und Zutphen, die letztere später mit dem Herzogthum Geldern vereinigt, die Mark Antwerpen und die Herrschaften Friesland, Overyssel, Groningen und Mecheln (Malines). Wie in den ältesten Zeiten Germanen und Celten, wohnten jetzt in den Niederlanden Deutsche und Welsche nebeneinander; nur bildete der Rhein nicht mehr, wie damals, die Grenze zwischen Beiden. Denn nicht nur die überrheinischen Landschaften Holland, Zeeland, Friesland, Overyssel, Utrecht, Groningen und Zutphen waren deutsch; sondern auch auf dem linken Ufer des Rheins und der Waal Antwerpen und Mecheln, Geldern, ganz Brabant bis zum Sonienwalde, der größte Theil von Flandern zwischen der Schelde und der Somme, und ein Theil von Luxemburg.

Alle diese Provinzen, mit der Ausnahme von Flandern, das bei Frankreich blieb, bildeten zu der Zeit, als die Enkel Karl des Großen seine Macht unter sich vertheilten, einen Theil des Reiches Lotharingen, zu dem, außer den Niederlanden, auch die Landschaften zu beiden Seiten der Maas bis zu der Quelle dieses Stromes gehörten. Bei der Trennung der Franken von den übrigen Deutschen kam Lotharingen an Deutschland; ein Herzog, den der Kaiser einsetzte, hatte schwankende Gewalt, die, nirgends beträchtlich, in den Niederlanden so gut als gar nicht anerkannt wurde. Damals erhielten die Niederlande den Namen Niederlotharingen; und Brabant hat daher bis in die Tage der französischen Revolution in Staatsschriften den veralteten Namen eines Herzogthumes Lothier geführt.

Philipp der Gute, Herzog von Burgund, der von seinem Vater Johann von Valois, nebst dem Herzogthume und der Grafschaft Burgund (Bourgogne und Franche-comté) die Grafschaften Flandern und Artois und die Herrschaft Mecheln ererbt hatte, vereinigte durch geschickte Benutzung der Zeitumstände beinahe die gesammten Niederlande in seiner Hand und gründete auf den Grenzen von Frankreich und Deutschland ein Reich, welches an Reichthum und innerer Ordnung alle gleichzeitigen Staaten übertraf und durch seine Macht und seinen Einfluß in den wichtigsten Angelegenheiten der Nachbarländer die Größe des alten Austrasiens zurückrief. Bis auf diese Stunde lebt Philipp in den Niederlanden unter dem Namen des guten Herzogs im Munde des Volkes. Sein Sohn war Karl der Kühne, der seine Erblande noch durch den Erwerb von Geldern und Zutphen vermehrte und den großartigen Plan faßte, durch die Eroberung von Oberlotharingen (Lorraine) und der Schweiz seine Besitzungen in ununterbrochenem Zusammenhange von den Alpen und den Quellen des Rheins bis zu dem deutschen Meere auszudehnen.

Die Schlacht von Nancy machte seinem Leben und seinen Entwürfen ein Ende. Das Erbe von Burgund wurde zertheilt, indem Ludwig XI. von Frankreich sich der ihm am besten gelegenen Landschaften bemächtigte; die Niederlande kamen durch die Tochter Karls des Kühnen, Marie von Burgund, die dem Erzherzog Maximilian ihre Hand gab, an das Haus Oestreich. Damals war Brugge, die alte Hauptstadt von Flandern, der Mittelpunkt des Welthandels. Künste und Gewerbe blühten in den Niederlanden, wie in keinem andern Lande Europas; Schätze, die Könige beneideten, häuften sich in den Truhen der Bürger; aber der Stolz und der Uebermuth, welchen dieser Wohlstand erregte, zeigte sich auch schon jetzt als eine Ursache des Verfalls. Unablässige Unruhen vertrieben die bedeutendsten Handelshäuser; und das friedlichere Antwerpen fing um diese Zeit an, sich auf Kosten von Brugge zu heben.

Der Enkel Maximilians, Karl, in seiner Jugend Herzog von Luxemburg, als deutscher Kaiser Karl V. genannt, war der Erbe eines Reiches, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Außer Spanien und Neapel, den Erbstaaten des Hauses Oestreich und den Niederlanden war ihm ein ganzer neuentdeckter Welttheil unterthan; während den deutschen Kaiser alle Fürsten Deutschlands als Oberherrn, alle Monarchen Europas als Haupt anerkannten. In den Niederlanden war er geboren und erzogen; Niederländer waren seine vornehmsten Räthe; und sein ganzes Leben hindurch scheint die Vorliebe für alles Niederländische ihn nicht verlassen zu haben. Unter seiner Regierung wurden durch die Abtretung der Landschaften Utrecht, Overyssel und Groningen von Seiten des Bisthums Utrecht sämmtliche 17 Provinzen der Niederlande zu einem Ganzen vereinigt; er schuf die Verfassung, die unter den mannichfaltigsten Wechselfällen in den östreichischen Niederlanden bis auf die Zeiten der französischen Revolution fortbestanden hat; und um den Staat, welchen er auf diese Weise begründete, auch gegen äußere Feinde zu sichern, bewirkte er durch eine besondere Uebereinkunft, daß derselbe unter dem Namen des burgundischen Kreises in den deutschen Reichsverband aufgenommen wurde.

Die Krone Spanien, auf welcher nach dem Willen Karls V. die Herrschaft über die Niederlande überging, behauptete für dieselben länger als hundert Jahre Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage; die Unterstützungen, zu denen das Reich verpflichtet gewesen wäre, sind indessen, obwol häufig versprochen, niemals geleistet worden. Wenn das deutsche Reich an den Kriegen, in welche die Niederlande verwickelt waren, Theil genommen hat, so geschah dies immer aus andern Gründen; und man kann daher sagen, daß die Niederlande, ungeachtet ihres Antheils an den Verhandlungen der Reichstage, eigentlich nie als deutscher Grund und Boden betrachtet worden sind.

Philipp II. rief durch seine Willkür und sein Statthalter Alba durch seine rücksichtslose Strenge die Unruhen hervor, die 50 Jahre hindurch die reichsten und blühendsten Landschaften Europas verwüsteten und zuletzt mit der gänzlichen Losreißung eines Theils derselben von der spanischen Herrschaft und mit dem unaufhaltsamen Verfall des Restes endigten. An dem Vertrage von Gent, welcher nur die Entfernung der spanischen Truppen und die Aufrechthaltung der alten Privilegien der Niederlande zum Zweck hatte, nahmen außer Luxemburg alle Provinzen Theil; der Abfall des welschen Südens von der gemeinschaftlichen Sache vermochte den deutschen Norden nur zu engerer Vereinigung; die Union von Utrecht, die am 23. Jan. 1579 zwischen den Provinzen Geldern, Holland,

Zeland, Friesland, Overyssel, Utrecht und Groningen geschlossen wurde, war der Anfang des Freistaates der Vereinigten Niederlande, der, nach verzweiflungsvollem Kampfe selbst von Spanien anerkannt, während eines Zeitraumes von 225 Jahren als das großartigste Beispiel der Ueberlegenheit, welche die Kraft des Geistes über jede physische Gewalt besitzt, von ganz Europa geachtet und geehrt dastand.

Die Seemacht, welche die armen Fischer von Holland und Zeeland bildeten, setzte sie in den Stand, alle Häfen, die den Spaniern treu geblieben oder von ihnen wiederunterworfen waren, zu verschließen. Antwerpen, seit der Abnahme von Brügge das große Emporium, welches die Producte des niederländischen Fleißes gegen das Gold beider Indien vertauschte, verödete und seine Reichthümer wandten sich den bescheidenen Städten des Nordens zu, die zwar keine gleich günstige Lage, aber die Freiheit besaßen.

Das letzte Mittel, welches Philipp II. versuchte, um die verlorenen Provinzen zu der Rückkehr unter spanische Herrschaft zu vermögen, scheiterte an der richtigen Einsicht, wie jedes frühere an der heldenmüthigen Tapferkeit und Aufopferung der Nordniederländer. Er entsagte (6. Mai 1598) seinen Rechten in den Niederlanden und übertrug die volle Souverainetät seiner Tochter Isabella und ihrem Verlobten, dem Erzherzog Albrecht von Oestreich. Der einzige Erfolg dieser schlau berechneten, aber nur zu spät ergriffenen Maßregel war, daß wie die nördlichen Provinzen, so auch die südlichen jetzt — zum ersten Male — einen für sich bestehenden unabhängigen Staat bildeten. Das alte Verhältniß zwischen der germanischen und der celtischen Bevölkerung der Niederlande, wie es in den ältesten Perioden bestand, war durch die religiöse Spaltung zu einer Zeit, wo alle oder wenigstens die wichtigsten politischen Fragen sich noch in die Form von Religionsstreitigkeiten kleideten, wiederhergestellt worden. So wenig als die Herrschaft der Römer und die der Franken hatte das Feudalwesen des Mittelalters und die auf demselben sich erhebende burgundische und spanische Macht zu ändern vermocht, was in der Natur begründet lag. Ueberall, wo Völker verschiedener Art sich berühren, ohne durch feste natürliche Grenzen geschieden zu sein, wird von beiden Seiten ein Hinüber- und Herübergreifen stattfinden, welches einzelne Gebietsstriche bald dem einen, bald dem andern Theile unterwirft; es bildet sich in den Grenzlanden, welche so oft gemeinschaftlich die Herren gewechselt haben, auch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und leicht kann aus dieser die Vereinigung in einen besondern Staat hervorgehen, da Das, worin diese Provinzen mit einander, gegenüber den Völkern übereinstimmen, denen sie durch Ursprung und Nationalität ihrer Bewohner angehören, oft mächtiger wirken muß, als jede andere Rücksicht. Aber jede solche Vereinigung ist immer nur das Vorspiel zu einer um so entschiedenern Trennung. Nie können die zufälligen Interessen, die sich aus der äußern Lage ergeben, auf die Dauer die Foderungen des Charakters, die Stimme der Natur überwiegen.

(Die Fortsetzung folgt).

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Juli 1831.

Eigentliche Nationalfeste hatten die Franzosen in der letzten Zeit nicht mehr. Die kirchlichen Feiertage erwecken nur noch bei Denjenigen Andacht, die davon leben; im Gemüthe und in der Phantasie des Volkes sind sie längst erloschen. Mag auch das wunderthätige Marienbild im neuesten Geschmeide prangen, und ein kolossaler Heiland aus gediegenem Silber, von den seltensten Blumen umduftet, von zahllosen Wachskerzen umschimmert, sich zwischen den Marmorsäulen des Allerheiligsten erheben; kein Mensch kommt die Pracht zu sehen. Der Glanz des Heiligthums wirft keinen Wiederschein mehr weder auf das öffentliche noch auf das Familienleben; die Altäre des Katholicismus haben ihre Poesie verloren. Politische Feste konnten sich wegen des schnellen Wechsels der Machthaber nicht erhalten. Was in den Freiheitskriegen der Revolution Großes verrichtet worden, mußte unter dem Kaiserreiche dem Unterdrücker der Freiheit als ein Vorwurf erscheinen; die Kriegsthaten Napoleons beeilte sich die Restauration aus ihrem Kalender zu streichen. Ihre Feste waren Trauerfeste, Tage des Zornes und der Rache, die blos dazu dienten den Haß zwischen dem Volke und dem Hofe zu unterhalten. Während man zu St.-Denis den Mördern Ludwigs XVI. fluchte, redeten die Journale dem Convente das Wort. Das Jahrgedächtniß der 3 Julitage ist seit langer Zeit die erste Feierlichkeit gewesen, welche die ganze Nation mit aufrichtigem Jubel begangen, wenigstens hat es die ganze Masse der hiesigen Einwohner in ihren Höhen und Tiefen ergriffen. Während 3 Tagen wogte die Bevölkerung von Paris und der Umgegend in den Straßen. Nichts ist imposanter, großartiger und zugleich beklemmender und betäubender als eine solche ungeheuere Menschenströmung, die unaufhaltsam dahinfluthet, von unzähligen Fuhrwerken durchschnitten und in dichte Haufen auseinandergedrängt, unter stetem Lärmen, Schreien, Singen, unter dem Rollen der Trommeln, dem Schmettern der Trompeten, dem Gerassel der Equipagen und dem Donner der Kanonen, brausend hin und her wirbelt, ohne daß irgendwo Anfang noch Ende abzusehen ist; dazu denke man sich die Julisonne in ihrer ganzen Pracht und Kraft, eine Atmosphäre, die, ohne alle Hülle ihren brennenden Ausströmungen preisgegeben, wie ein flammendes Glasgewölbe unbeweglich über dem Horizonte stand, kein erfrischendes Lüftchen, Staub die Menge, ein glühendes Straßenpflaster, zum Ersticken vollgestopfte Kaffehäuser. Wenn bei alle diesem äußerlichen Ungemache die Pariser den ermüdenden Feierlichkeiten dieser 3 Tage mit unermüdlichem Eifer, mit unbesiegbarer Lust beigewohnt, so scheint uns dieses auf etwas Höheres zu deuten als auf eine unersättliche Schaugierde; es beweist, daß die politischen Interessen tief und weit im Volke wurzeln und daß ihm daran liegt dieses zu erkennen zu geben. Der Franzose thut nichts ohne Zweck: ausgenommen allenfalls spotten. Spott ist oft bei ihm blos der unwillkürliche Ausfluß des Nationalcharakters.

Der erste Tag war eine Todtenfeier, dem Andenken der im vorigen Jahre gebliebenen Patrioten gewidmet. Viel Prunk und Geräusch; Spielereien mit Fahnen, Lorbeerkränzen und Blumen, dreifarbige Bänder, wenig Erhebendes und Rührendes. Auf dem Grabe am Fuße der Colonnade des Louvre hörten wir einen Nationalgardisten eine Ode vortragen; ein Gedicht voll drapeaux tricolors, tyrans, Pulverdampf, Blut, Heldenmuth, Exclamation, Vaterland, Haß und Zorn, aber nicht eine einzige Thräne, keine Aussicht in die Welt jenseits, kein Schmerz und kein Trost. Gleich frostig und prunkend waren alle übrigen Reden und Gedichte, welche diese Feierlichkeit verherrlichen sollten, selbst V. Hugo's Trauerhymne nicht ausgenommen. Und doch sind diese Todten die größten, welche die französische Geschichte aufzuweisen hat; sie sind der Nationallehre gleichsam ein Ersatz für Robespierre und Marat! Nachdem der Declamator unter lautem Bravorufen abgetreten, wurde die Marseillaise geblasen und dann gab es Händel. Ein officier de paix voll Streit und Kampflust trat wüthend zum Capitain der Nationalgarde

und bat um 6 Mann Wache, die unruhigen Gäste hinauszuwerfen. Unwillig über das Gezänk an der heiligen Stätte entfernten wir uns. Vom Palais-Royal her hörten wir das laute Zurufen des Volkes. Der König ritt aus, um sich nach der Bastille zu begeben. Ein Herzog von Orleans das Jahrgedächtniß des 14. Juli 1789 feiernd, den ersten Stein zu einem Denkmal legend, das eine Revolution verherrlichen soll, die Philippe Egalité auf die Guillotine geführt! Der Aufzug des Königs war prachtvoll. Zu Pferd und in Uniform ist Louis Philippe ein stattlicher Mann. Seine Gestalt ist für den mächtigen Kopf, für das breite, muskulöse Angesicht etwas zu klein und schmächtig, daher sein Anstand zu Fuß wenig Königliches hat. Einmal sahen wir ihn im schwarzen Fracke, einen Regenschirm in der Hand auf der Straße: unwillkürlich kam uns Hr. Professor Gabot *) aus Reichenau dabei ins Gedächtniß. Wir folgten dem Zuge nach der Bastille nicht. Das Pantheon fanden wir geschmückt wie ein Boudoir: die grandiosen Säulenhallen waren von niedrigen hölzernen Galerien durchschnitten, die man recht nett lakirt und vergoldet hatte. Es war als hätte Meister Leberfink den Tempel des Ruhmes zu dieser Feierlichkeit decorirt. Der Augenblick, wo der König eintrat, war imposant. Als die Marseillaise plötzlich diese Gewölbe durchhallte, wo vor Kurzem noch die Vespern gesungen und aus denen fanatische Priester die Manen Voltaire's und Rousseau's vertrieben hatten, da fühlten wir uns wahrhaft erhoben und begeistert. Es war dies mehr als ein Todtenfeier; es war eine Siegsfeier der Wahrheit des Lichts über Jesuitismus, eine solenne Consecration des Vertrags zwischen einer großen Nation und ihrem Monarchen, die theuer errungene Freiheit aufs äußerste zu vertheidigen. „Ayant toujours été dévoué à mon pays dans nos armées comme dans l'exil", sprach der König am Schlusse seiner Rede, „je serai toujours le fidèle gardien de ses droits, de son honneur et de son indépendance nationale, toujour prêt à verser mon sang pour les défendre". Hier folgt die erste Strophe der „hymne funèbre", von V. Hugo, welche im Pantheon gesungen werden:

Ceux qui pieusement sont morts pour la patrie,
Ont droit qu'à leur cercueil la foule vienne et prie.
Entre les plus beaux noms leur nom est le plus beau,
Toute gloire près d'eux passe et tombe éphémère:
Et comme ferait une mère
La voix d'un peuple entier les terra en leur tombeau.

Choeur.

Gloire à notre France éternelle!
Gloire à ceux qui sont morts pour elle!
Aux martyrs! aux vaillans! aux forts!
A ceux qu'enflamme leur exemple,
Qui veulent place dans ce temple
Et qui mourront comme ils sont morts, etc.

Der zweite Tag war ein Volksfest, so allgemein, so lärmend, so echt national, wie wir noch keins hier gesehen. Wer das betäubende Gesumse großer Volksmassen nicht scheut, und das ewige Drängen, Schreien und Singen, und die fatalen Hörner und Heerpauken der Gaukler und Marktschreier, der findet bei solchen Festivitäten mannichfaltige Unterhaltung. Man kann sich dreist unter die dichtesten Haufen drängen, überall wird man höflich behandelt und gegen Betrunkene, die nicht sehr häufig sind, von den Umstehenden in Schutz genommen. Witz sprudelt den Horchenden aus allen Gesprächen entgegen, schmutzig freilich mitunter, aber schlagend, ergötzlich und öfters funkelnd von wahrhaft poetischer Kraft. Die bei dem Volke beliebtesten Spiele erfodern meistens viele körperliche Gewandtheit oder Stärke. Es gibt da eine Menge Maschinen, an denen man die Macht seiner Faust versuchen kann und die nie stille stehen. Beim Scheibenschießen mit Bogen, oder Armbrust, oder Blatrohr besteht der einzige Gewinn des richtig Zielenden darin, daß ein hölzerner Genius oben von der Scheibe herabkommt und dem Sieger einen Lorberkranz hinreicht. Um diese Bürgerkrone zu verdienen, verschießt oft mancher Handwerksgeselle einen halben Franc. Auch pflegen sich bei solchen außerordentlichen Veranlassungen alle reißenden Thiere und Ungeheuer aus der Stadt und der ganzen Umgegend einzustellen, Riesen und Riesinnen und Riesenschlangen, und Seetiger und Hühner mit einem Menschengesichte u. s. w. Diesmal machte besonders eine patagonische Prinzessin viel Glück, die, wie der Ausrufer sagte, 20 Engländer mit ihrer Streitkeule erschlagen: „Venez voir çà, messieurs et mesdames", hieß es weiter; „Madame a recu une éducation très-distinguée, elle parle le mexicain et le cochinchinois avec beaucoup d'éloquence, comme les amateurs auront lieu de s'en convaincre. Venez voir çà: il n'en coute qu'un sou". Einen widerwärtigen Anblick gewähren die sogenannten Mâts de Cocagne. Auf ein gegebenes Zeichen springen 4—5 halbnackte Kerls einen großen runden, fast spiegelglatten Tannenbalken hinan, strecken und krümmen und winden sich mit furchtbarer Anstrengung, daß man die Muskeln der bloßen Arme, Beine und Schenkel schwellen und krampfhaft zucken sieht, klettern einer über den andern, werfen Asche und Sand in dichten Wolken über und unter sich, um die Mitbewerber zu vertreiben. Erst nachdem sich die armen Teufel einige Stunden auf diese Art jämmerlich zerarbeitet, gelingt es einem oder dem andern den Kranz zu erreichen und eine silberne Uhr oder Pfeife zu erbeuten. Anziehender sind die sogenannten Joutes auf der Seine. Alles ist dabei dem Auge wohlgefällig und beschäftigt und spannt das Interesse wie ein Drama. Zwei Nachen, mit Bändern und Blumenkränzen geschmückt, rudern pfeilschnell an einander vorüber. Am Hintertheile eines jeden Fahrzeuges steht ein Matrose, im netten weißen Anzuge, mit einer dreifarbigen Schärpe geschmückt. Sobald die beiden Gegner sich einander nahe kommen, legen sie eine hölzerne, vorn abgestumpfte Lanze ein und suchen sich einander über Bord zu schnellen. Es ist unglaublich, welche Gewandtheit und Muskelkraft manche Kämpfer dabei entwickeln. Wir bemerkten unter andern einen alten Schiffer mit schwarzgrauen Haaren, kurz, untersetzt, fest und starr wie aus Stein gehauen, der wol 20 Mal vergebens versucht hatte seinen Rivalen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Dieser war jung, schlank, dem Anscheine nach schmächtig, aber wie an einem glatten Felsen glitt die Waffe seines Gegners an ihm ab. Beim letzten Gang entschied indeß das Glück gegen den Jüngling. Das Bret, auf welchem er stand, brach unter seinen Füßen und er stürzte ins Wasser. Ein gewaltiges Braverufen empfing ihn als er ans Ufer trat.

Das Militairfest des dritten Tags bekam ganz unerwartet eine politische Deutung. Es war die Nachricht von einem großen Siege der Polen über die Russen eingetroffen. Die Adjutanten des Königs hatten es selbst vor der Fronte den Legionen verkündet, da brach plötzlich ein unbeschreiblicher Jubel los: Linientruppen, Nationalgardisten umarmten sich; von der Barrière du trone bis an die Barrière de l'étoile, wurde den ganzen Tag über geschrieen: „Vive la Pologne! guerre aux Russes". Was den Kreuzfahrern das heilige Grab war, und den Kämpfern des Juli die Charte, das ist heute den Franzosen Polen. Louis Philippe kann morgen am Tage doppelte und dreifache Abgaben verlangen, und die sämmtliche Bevölkerung vom Greise bis zum kaum aufgeblühten Jünglinge zu den Waffen rufen, um sie gegen die Russen zu führen, und man würde ihm dafür danken, wie man nie Napoleon für seine großen Siege gedankt hat. Ueberhaupt hat das Anniversarium der Julitage Volk und Monarchen einander nähergebracht als je vorher. Die feindliche Demonstration gegen Holland ist mit jubelnder Anerkennung aufgenommen worden. Aber Polen bleibt immer der Stein des Anstoßes; der Untergang dieses Volkes könnte leicht den Untergang der jetzigen Regierung nachsichziehen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Unter diesem Namen war der Herzog von Orleans in der Lehranstalt bekannt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 242. — 30. August 1831.

Ueber Belgien.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Die Holländer, nach ihrer Trennung, begriffen dies besser als die Belgier. Alle Versuche, welche unter der Regierung des Erzherzogs und der Infantin die Letztern machten, die abgefallenen nördlichen Provinzen durch gütliche Verhandlungen zu der Rückkehr in den alten Verband zu vermögen, wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Die erste Bedingung des 12jährigen Waffenstillstandes, der am 9. April 1609 zu Antwerpen abgeschlossen wurde, war die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande, die von nun an selbst der Stolz des Spaniers nicht mehr ernstlich bestritt, während die ephemere Selbständigkeit Belgiens mit dem Tode des Erzherzogs Albrecht nach wenigen Jahren ihr Ende erreichte. Aber nicht blos die Freiheit, sondern auch aller Wohlstand der Niederlande wurde durch diesen Vertrag für immer nach dem Norden verwiesen. Die treugebliebenen Provinzen waren während des 40jährigen Kampfes verarmt; ihr Handel und ihr Gewerbfleiß vernichtet, und durch den Aufschwung, welchen die losgerissenen Landschaften nahmen, wurden bei der Unmöglichkeit freier Concurrenz selbst alle Aussichten für die Zukunft zerstört.

Der Tractat von Münster bestätigte, 27 Jahre nach dem Verlauf des antwerpener Waffenstillstandes (30. Jan. 1648), alle wesentlichen Bedingungen des letztern. Die Nachtheile des Krieges wurden durch denselben mitten im Frieden für die spanischen Niederlande fortgesetzt und verewigt. Die Gewässer, welche die Natur diesen Landschaften gezogen hat, um die Producte ihres Fleißes in das Ausland zu führen, wurden ihnen durch eine widernatürliche Politik verschlossen. Ueber die blühenden Städte und Gefilde von Brabant und Flandern war das Urtheil gesprochen, aller Anstrengung, aller Gegenwehr zum Trotz in unaufhaltsamen Verfall zu versinken und die letzten Reste frühern Wohlstandes in trauriger Einsamkeit zu verzehren. Nur die Nothwendigkeit, in der Spanien sich befand, von zahlreichen Feinden den gefährlichsten zu beseitigen, kann die Annahme so unbilliger Bedingungen erklären; gemildert wurde die Härte derselben durch den Umstand, daß der Krieg von dem Handel, dem man entsagte, ohnedies wenig Spuren übriggelassen hatte, und daß daher nur der status quo, welchen die Fortdauer des Krieges schwerlich zum Vortheil geändert haben würde, auf unbestimmte Zeit auch im Frieden beibehalten wurde.

Nicht minder nachtheilig für Belgien war die Anwendung, welche derselbe Grundsatz in Bezug auf die Grenzbestimmungen fand: die Uebereinkunft, daß jeder Theil an Land und Leuten behalten sollte, was er bei Abschluß des Friedens besaß, überließ den Holländern alle ihre Eroberungen: in Brabant die Stadt und Meierei Hertogenbosch, die Stadt und Herrschaft Breda, die Stadt und den Bezirk Maestricht (sprich: Maastricht), nebst einigen weniger bedeutenden Districten; in Flandern die ganze den zeeuwschen Inseln gegenüberliegende Küste mit den Ortschaften Hulst und Axel und mehren Forts; in Limburg den Mitbesitz des Pays d'outre-Meuse, oder der 3 Herrschaften Fauquemont, Daelhem und Rolduc; sodaß die Staaten oder Generalstaaten — wie der Freistaat der Niederländer gewöhnlich genannt wurde — nicht blos für sich selbst Freiheit und Unabhängigkeit, sondern auch über einen beträchtlichen Theil von Belgien, — das sogenannte Staatsbrabant, Staatsflandern und Staatslimburg — die Oberherrschaft gewannen.

Der Verbündete, der in den letzten Jahren des Kampfes den Niederlanden zur Seite gestanden hatte und nach dem Abschlusse des Friedens von Münster den Krieg auf eigne Rechnung fortsetzte, — Frankreich — ging ebenso wenig leer aus; und wieder mußten die spanischen Niederlande größtentheils die Kosten tragen. Außer beinahe der ganzen Grafschaft Artois wurde in dem pyrenäischen Frieden (1659) ein bedeutender Theil von dem westlichen Flandern, mit dem wichtigen Seeplatz Dunkerken, von dem Hennegau und von dem Herzogthum Luxemburg die Städte Thionville, Montmédy u. m. a. an Frankreich abgetreten.

Durch den westfälischen Frieden war Ludwig XIV., noch in seiner Kindheit, der Schiedsrichter von Deutschland geworden; durch den pyrenäischen wurde er es 11 Jahre später in ganz Westeuropa. Aber sein Ehrgeiz begnügte sich mit der factischen Herrschaft, welche die Ueberlegenheit gewährt, nicht, sondern verlangte zu derselben auch den anerkannten Besitz des Bodens. Vier Kriege wurden durch diese Verblendung veranlaßt, an denen fast alle europäischen Mächte, und unter diesen auch der Freistaat der Niederlande, Theil nahmen: in jedem dieser

Kriege war Belgien der Schauplatz, auf welchem der Kampf am heftigsten wüthete; in jedem wurden größere oder kleinere Gebietstheile von Belgien abgerissen, um zu der Entschädigung der kriegführenden Parteien zu dienen.

Nach dem Gewohnheitsrechte, welches in Brabant herrschte, „devolvirte" oder fiel, wenn ein Witwer oder eine Witwe zur zweiten Ehe geschritten war, bei ihrem Ableben ihr gesammtes Grundeigenthum den Kindern erster Ehe zu. Dieses Recht, das unter dem Namen des Devolutionsrechtes in der Geschichte eine traurige Berühmtheit erhalten hat, obwol nur unter Privatleuten üblich, gab Ludwig XIV. einen Vorwand, bei dem Tode König Philipps IV. von Spanien, im Namen seiner Gemahlin, einer Tochter jenes Fürsten, ganz Brabant und Limburg anzusprechen. Ein französisches Heer bemächtigte sich beinahe ohne Widerstand der festen Plätze Charleroi, Douai, Tournai u. a.; und der aachener Friede, der unter der Vermittelung der 3 Seemächte, England, Holland und Schweden am 2. Mai 1668 geschlossen wurde, trat diese Eroberungen, ohne Angabe des Rechtsgrundes, nach welchem sie gemacht worden waren, an Frankreich ab.

Wenige Jahre darauf hatte Ludwig XIV. ebenso gegründete Ansprüche an Holland. Spanien eilte dem alten Feinde großmüthig zu Hülfe und entriß den Franzosen, denen der Kurfürst von Köln den Durchmarsch durch seine Lande gestattet hatte, eine Beute, die ihnen bereits gewiß schien. Der Krieg wurde jetzt aufs Neue in die spanischen Niederlande gezogen; hier ging ein Platz nach dem andern an Frankreich verloren, und zum Dank für ihre großmüthige Rettung überließen die Generalstaaten Spanien seinen eignen Kräften, um durch einen besondern Vertrag sich selbst zu sichern. Der Friede zu Nimwegen vom 17. Sept. 1678 gab den Spaniern Charleroi und einige andere Plätze, die sie in dem aachener Frieden abgetreten, zurück, und nahm ihnen dagegen, aus dem Erbe Karls des Kühnen, die Grafschaft Burgund und in den Niederlanden Cambray mit dem Cambresis, Valenciennes, Condé, Saint-Omer und eine Menge kleinerer Ortschaften.

Durch geringe Opfer war die Herrschsucht Ludwigs XIV. nicht zu sättigen. Auf ähnliche Weise wie 100 Jahre später der preußische Friedrich II. aus dem Umstande, daß ein Theil seiner Staaten in frühern Zeiten zu dem Königreiche Polen gehört hatte, einen Anspruch auf Polen herleitete, wußte Ludwig XIV. in seinen Eroberungen den Grund zu neuen Erwerbungen mitten im Frieden zu finden. Er errichtete unter dem Namen der Reunionskammern ein eignes Tribunal, welches untersuchen mußte, wie weit nach alten Rechten sich die Grenzen der ihm abgetretenen Landschaften eigentlich erstreckten; und da von diesen ein Theil in Flandern, Brabant und Luxemburg gelegen war, so war nichts natürlicher, als daß ganz Flandern, Brabant und Luxemburg zu denselben gehörten. Die Gewalt der Waffen ersetzte, was an rechtlichen Beweisen vielleicht noch fehlte; und wenn damals der allgemeine Abscheu vor solchem Rechte nicht dennoch mächtiger gewesen wäre, als physische Ueberlegenheit, so wäre ohne Zweifel schon jetzt ganz Belgien Frankreich zugefallen. Ein 20jähriger Waffenstillstand von kurzer Dauer und der ryswyker Frieden (20. Sept. 1697) stellte im Wesentlichsten den frühern Zustand, nach dem Vertrage von Nimwegen, wieder her.

Nach kurzer Ruhe entzündete bei dem Ausgange der spanischen Linie des Hauses Habsburg der Ehrgeiz Ludwigs XIV. einen neuen allgemeinen Krieg; auf Belgiens Feldern wurden die blutigsten Schlachten desselben geschlagen, und Belgien war der Preis, um welchen der Enkel Ludwigs XIV., von dem schwachen Könige von Spanien zu seinem Erben eingesetzt, nach 10jährigem Kampfe von Oestreich die Anerkennung seiner Rechte auf die spanische Krone erkaufte. Der Friede von Utrecht (11. April 1713) trennte Belgien von der spanischen Monarchie, mit der es seit 200 Jahren vereinigt gewesen war, und brachte das, wenn auch nicht mehr durch seine Fabriken und Manufacturen, doch ungeachtet aller Verheerungen so vieljähriger Kriege noch immer durch seinen natürlichen Reichthum wohlhabende Land an das Haus Oestreich. Holland vergaß bei diesem Gebieterwechsel des Nachbarlandes seinen Vortheil nicht; die alten Bestimmungen, nach welchen allem Rechte der Vernunft und der Natur zuwider, die Scheldemündung und alle Häfen Belgiens für den Handel geschlossen blieben, wurden erneut; die wichtigsten Festungen, nach der französischen Grenze, unter dem Namen der Barrièreplätze, durch einen besondern Vertrag (den Barrièretractat vom 15. Nov. 1715) in Krieg und Frieden holländischen Besatzungen geöffnet.

Belgien, obwol mit den übrigen östreichischen Erbstaaten unter einem Regenten vereinigt, wurde doch in mehr als einer Beziehung nicht als Provinz, sondern als selbständiger Staat behandelt. Der Statthalter, der an der Spitze der Verwaltung stand, empfing fürstliche Ehren und hatte das sonst nur Souverainen vorbehaltene Recht, an seinem Hofe zu Brüssel die Gesandten fremder Mächte anzunehmen. Alle Schritte der Regierung wurden von den Belgiern mit eifersüchtiger Sorge für ihre Privilegien bewacht; und da die wichtigsten Stellen der Verwaltung von Eingeborenen besetzt waren, so genoß Belgien in der That, außer seiner Verbindlichkeit zu der Theilnahme an den Kriegen des Hauses Oestreich aller Vortheile der Unabhängigkeit.

Aber der Despotismus, mit dem Philipp II. jedes freiere Aufstreben des Geistes unterdrückt hatte, trug seine Früchte. Ein einzelner Mensch kann, selbst bei den außerordentlichsten Talenten, unmöglich mehr als dem Namen nach unumschränkter Herrscher sein. Wenn es gelingt, alle Rechte der großen Masse des Volkes zu vernichten, so werden einzelne Stände eine um so größere, für den Fürsten um so gefährlichere Gewalt ansichziehen; und werden auch die Privilegien der Stände aufgehoben, so werden einzelne Individuen, die der Zufall in die Nähe des Hofes drängt, nur um so ungemessenern Einfluß üben. In Belgien herrschte neben dem Kaiser die Geistlichkeit; und wir sehen daher hier das merkwürdige Beispiel, daß, wie die erste Bewegung in den Niederlanden, im 16. Jahrhunderte, davon ausging, daß die frei-

denkenden Bewohner sich dem Gewissensdrucke einer fanatischen von dem Fürsten geschätzten Klerisei zu entziehen strebten, so im 18., nachdem dieser Druck in den südlichen Provinzen gewaltsam befestigt war, eine andere Bewegung gegen den Fürsten ausbricht, weil dieser die Macht und die Rechte der Klerisei zu beschränken versuchte. Das gewöhnliche Urtheil mancher modernen Liberalen verdammt jede Volksbewegung, die nicht zu Gunsten ihrer Meinungen stattfindet; aber warum sollten die Belgier nicht im Jahre 1787 ebenso gut das Recht haben sich gegen das willkürliche Verfahren aufzulehnen, durch welches Joseph II. ihren römisch-katholischen Glauben beleidigte, wie die Holländer und Belgier im Jahre 1566 gegen die Willkür, mit welcher Philipp II. den protestantischen Glauben verfolgte?

Der Erfolg des belgischen Aufstandes war Anfangs glänzend; ganz Belgien war, nach wenigen unbedeutenden Gefechten, von den östreichischen Truppen befreit, und im Frühjahr 1790 wurde von den abgefallenen Provinzen ein Unionstractat geschlossen, nach welchem sie unter dem Namen der belgischen vereinigten Staaten einen Bundesstaat gleich dem nordniederländischen bildeten. Die Prälaten und Mönche, welche das Volk gegen die Regierung zu bewaffnen gewußt hatten, vermochten indessen nicht, die Vertheidigung des Landes gegen einen auswärtigen Feind zu organisiren. Ein kaiserliches Heer, das an den Grenzen des neuen Staates erschien, unterwarf denselben in einem einzigen Feldzuge seinem rechtmäßigen Herrscher; auf kurze Zeit. Denn der Krieg, welcher bald darauf zwischen dem revolutionnairen Frankreich und Oestreich ausbrach, verwandelte, nach mehrfachem Wechsel des Glückes, die belgischen Provinzen, sowie das zwischen denselben eingeschlossene souveraine Bisthum Lüttich und das ganze linke Rheinufer in französische Departements. Holland und die deutschen Küsten der Nordsee theilten bei der zunehmenden Größe des französischen Kaiserreiches dies Schicksal, aber mit sehr verschiedenen Gefühlen. Denn während die Belgier die französischen Heere als ihre Befreier von einer durch Gewalt der Waffen zu ihnen zurückgeführten Herrschaft begrüßten und überdies ein großer Theil der Bevölkerung, durch Sprache und Abstammung mit den Franzosen verwandt, leicht für die Gesinnungen und das Nationalgefühl „der großen Nation" empfänglich wurde, sah der Holländer, sowie der Norddeutsche, in dem Fremden nur den siegreichen und überlegenen, aber so verhaßten Feind. Der Sturz der Napoleonischen Riesenmacht wirkte hier wie ein elektrischer Schlag; wenige Kosakenhaufen reichten hin, um erfolglose oder erfolgreiche Aufstände gegen die französischen Behörden zu erregen. Am 17. November 1813 wurde der Prinz Wilhelm von Oranien, der letzte Statthalter der Niederlande, im Haag zum souverainen Fürsten ausgerufen. In der Proclamation, welche der Prinz am 3. Dezember nach seinem Einzuge in Amsterdam erließ, erklärte er: „Ihr wollt, Niederländer, daß mir eine größere Gewalt anvertraut werde, als mir ohne meine Abwesenheit zu Theil geworden wäre. Euer Vertrauen, Eure Liebe bietet mir die Souverainetät an, und man dringt in mich, sie anzunehmen, weil der Geist meines Vaterlandes und der Geist Europas dies erheische. Ich trete Euern Wünschen bei; nicht achtend die Schwierigkeiten, mit denen ein solcher Schritt verbunden sein dürfte, nehme ich das mir gemachte Anerbieten an, doch nur unter einer Bedingung, der: daß meine Souverainetät begleitet sei von einer weisen Verfassung, welche Eure Freiheiten verbürge und sie gegen jeglichen Angriff sicherstelle".

Die Wiedergeburt Hollands ging schnell vonstatten; ehe noch 4 Monate verflossen, war bereits ein Heer von 25,000 Mann unter den Waffen. Ungefähr um dieselbe Zeit waren auch die Arbeiten der Commission, welche mit dem Entwurfe einer neuen Staatsverfassung beauftragt war, vollendet. Die Urkunde wurde (am 28. März 1814) einer Versammlung, die aus 600 der angesehensten Eigenthümer der 7 Provinzen bestand, zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt; eine Majorität von 457 gegen 25 entschied für die Annahme. Den Tag darauf fand die feierliche Einsetzung des neuen Souverains statt. So nahm Holland durch den freien Willen seiner Bewohner seinen Platz unter den selbständigen Staaten Europas wieder ein.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 241.)

Nun wäre es Zeit, uns nach der Literatur umzuschauen. Es ist aber leider nicht viel da zu sehen; die politischen Stürme haben sie arg mitgenommen, sie kränkelt und treibt spärliche Blüten. Ein literarisches Tagesereigniß ist der Streit zwischen Barthélemy und Lamartine. Die Veranlassung dazu war, daß der Sänger der „Meditations" im Vardepartemente und in einem Departemente des Nordens als Candidat zur Deputirtenwahl auftrat. In seiner „Némésis" fuhr ihn deshalb Barthélemy mit seiner bekannten rauhen Kraft sehr unziemlich an. Man lese nur folgende Strophen, um sich davon zu überzeugen:

D'en haut tu fais tomber sur nous petits atomes
Tes *gloria patri* délayés en deux tomes,
Tes psaumes de David imprimés sur vélin:
Mais quand de tels billets l'échéance est venu,
Poëte financier tu descends de la nue
Pour régler avec Gosselin (ein Buchhändler).
Un trône est-il vacant dans notre académie?
A l'instant sans regrets tu quittes *Jérémie*,
Et le char d'Elisée aux rapides essieux;
Tu daignes ramasser avec ta main d'archange
Des titres, des rubans, joyaux pétris de fange,
Et tu remontes dans les cieux.
Va, les tems sont passés des sublimes extases,
Des harpes de Sion, des saintes paraphrases,
Aujourd'hui tous les chants expirent sans écho;
Va donc selon tes voeux gémir en Palestine,
Et présenter sans peur le nom de Lamartine
Aux électeurs de Jéricho.

Lamartine ließ seine Antwort kurz darauf in Lamennais' Journal: „L'avenir", einrücken. Wir schreiben aufs Gerathewohl einige Stellen daraus ab; es würde uns schwer fallen zu wählen:

Non, sous quelque drapeau que le barde se range,
La muse sert sa gloire et non ses passions!
Non, je n'ai pas coupé les ailes de cet ange,
Pour l'atteler hurlant au char des factions!

Non, je n'ai pas couvert du masque populaire
Son front resplendissant des feux du saint parvis,
Ni pour fouetter et mordre, irritant sa colère
Changé ma muse en Némésis,

D'implacables serpens, je ne l'ai pas coiffée;
Je ne l'ai pas menée, une verge à la main,
Injurant la gloire avec le luth d'Orphée,
Traîner les noms fameux aux ruisseaux du chemin!
Prostituant ses vers aux hames de la rue
Je n'ai pas arraché la prêtresse au saint lieu:
A la dérision je ne l'ai pas vendue
Comme Judas vendit son Dieu.

— — Ton Dieu n'est pas le mien et je m'en glorifie:
J'en adore un plus haut que tu ne comprends pas,
La liberté que j'aime est née avec notre âme,
Le jour où le plus juste a bravé le plus fort,
Le jour où Jéhovah dit au fils de la femme:
„Choisis des fers ou de la mort".

Und so bewegt sich das ganze Gedicht im Tone der zornigsten Ruhe fort. Lamartine's Engel peitschte die „Némésis" mit den frommsten Bildern bis aufs Blut; Barthélemy antwortete im nächsten Hefte der „Némésis". Seine Antwort ist edel, aufrichtig und ohne Groll, er greift nicht mehr an, er rechtfertigt sich, er legt sein politisches Glaubensbekenntniß ab. Die strafende Göttin fühlt sich gestraft; die Reue gibt ihr einen der erhabensten Gesänge ein, die man bis jetzt aus ihrem Munde vernommen. Von Béranger sind einige neue Lieder erschienen, 2 sind den Polen gewidmet: „Poniatowski" und „Hâtons-nous". Wir würden Einiges daraus anführen, wenn wir nicht schon so Vieles angeführt hätten.*) Im Odeon haben 2 Dramen: „La maréchale d'Ancre", von Vigny, und „L'homme au masque de fer", von Fournier und Arnould, außerordentliches Glück gemacht. Bei der furchtbaren Hitze ist es nur dem theaterfüchtigen Franzosen möglich, sich in ein Schauspielhaus einsperren zu lassen; wir haben uns zu einem solchen Opfer nicht entschließen können und beide Stücke weder gesehen noch gelesen. Nächstens mehr davon.

Vor einigen Tagen sind bei Fournier die Memoiren von Lavalette herausgekommen, zu London, in einer engl. Uebersetzung, bei Colburn u. Bentley. Wir haben darin geblättert und manches Anziehende und Neue gefunden. Ueber den deutschen Feldzug gibt Lavalette Winke, die Manches aufklären. In dem letzten Feldzuge in Deutschland fürchteten sich die auf Recognoscirung ausgeschickten Offiziere, besonders die vom Generalstabe, von den Kosacken aufgehoben zu werden. Sie beschränkten sich daher darauf, bei den Bauern Erkundigungen einzuziehen. Der Kaiser konnte auf diese Art die Wahrheit nicht erfahren; die eingehenden Berichte waren befriedigend, weil sie falsch waren. Napoleon lieferte die Schlacht von Leipzig, weil er die feindlichen Armeen um die Hälfte schwächer glaubte als sie waren. Der Rückzug von Leipzig hatte noch verderblichere Folgen als der russische. Nach der Schlacht von Waterloo bezog Napoleon den Palast Elysée-Bourbon. Er hatte Lavalette rufen lassen. Als der Graf in sein Cabinet trat, kam ihm der Kaiser entgegen, mit dem Ausruf: „O mon Dieu!" indem er die Augen gen Himmel aufschlug. Doch bald faßte er sich wieder und erkundigte sich, was in der Deputirtenkammer vorging. Lavalette gestand ihm, die Erbitterung sei aufs höchste gestiegen, die Mehrheit scheine auf seine Abdankung bestehen zu wollen. „Wie", antwortete er, „und man ergreift keine Maßregeln? Ehe 8 Tage vergehen, ist der Feind an den Thoren von Paris. Ach, ich habe sie an so große Siege gewöhnt, sie können keinen Tag Unglück (un jour de malheur) ertragen. Was wird aus dem armen Frankreich werden! Ich habe für dasselbe gethan was ich gekonnt". Thibaudeau nahm sich der Sache Napoleons mit vielem Nachdrucke an, auch Sièyes zeigte viel Energie. Eine zweite Abdankung schien dem Kaiser Anfangs härter als der Tod; indessen entschloß er sich doch später dazu, wie man weiß. An dem Tage, wo er das große Opfer vollbracht, kam Lavalette zu ihm. Er war heiter und gefaßt und sprach von manchen Verhältnissen und Menschen. Folgende Aeußerung Napoleons über den General Drouot scheint uns sehr merkwürdig: „C'est la tête la plus forte et le coeur le plus droit que j'aie rencontrés; il est fait pour être premier ministre partout". Napoleon verlangte von der provisorischen Regierung eine Fregatte, um ihn nach Amerika zu führen. Sie wurde ihm bewilligt, er konnte aber keinen schriftlichen Befehl erhalten. Lavalette ging daher spät in der Nacht zum Seeminister Decrès. Dieser lag im Bette und antwortete dem Grafen mit einer impertinenten Kaltblütigkeit: „Je ne suis que ministre, allez voir Fouché, parlez au gouvernement provisoire; quant à moi, je ne puis rien. Bon soir!"

Das Werk von Hrn. Claveau, betitelt: „De la police, de ses abus et des réformes dont elle est susceptible", verspricht mehr, als es enthält. Der Verf. verliert sich zu oft in Allgemeinheiten über die Politik des Tages, über den Stand der Parteien; man hört das Alles so oft und mitunter in so vortrefflichen Aufsätzen, daß Hr. Claveau füglich mit seinen Commentaren hätte zu Hause bleiben können. Die Ueberschriften einzelner Capitel sind lockend genug; wenn man hinten im Register liest: „Du cabinet noir", wer schlägt da nicht hastig die bezeichnete Seite auf? Alles, was der Verf. darüber sagt, geht am Ende darauf hinaus, daß er nichts darüber weiß, daß er nicht einmal weiß, ob ein schwarzes Cabinet existirt. Interessant sind die Notizen über die Polizeipräfecten, die seit dem Anfange des Jahrhunderts nach und nach an die Spitze dieser Verwaltungszweige gekommen sind. Der erste war Dubois, von dem es heißt: „Il a fait école". Dann kamen Pasquier, der jetzige Präsident der Pairskammer, Rivière, Bourrienne, Courtin, Decazes, Angles, Delaveau, der mächtige Gönner der Jesuiten, der Abgott der Congregation, Belleyme, Mangin, Bavoux, Girod (de l'Ain), der jetzige Präsident der Deputirtenkammer, Treilhard, Baude, und Vivien, der heutzutage noch im Amte ist, aber wahrscheinlich bald austreten wird. Die Spielhäuser trugen von 1814—29 monatlich eine Million brutto ein. Mehren hohen Beamten waren Pensionen darauf angewiesen. Vor der Revolution des Juli bezog der Gouverneur von Paris 48,000 Francs, der Divisionscommandant 36,000 Fr., der Platzcommandant 24,000 Fr., der Polizeipräfect 60,000 Fr. jährlich. Karl X. hatte noch seinen Antheil am Gewinnste; jeden Monat ließ der allerchristlichste König bei der Verwaltung der Spiele 200,000 Fr. in Empfang nehmen. 76.

*) Vgl. über Barthélemy, Lamartine und Béranger Nr. 235 u. 236 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Motto der Coucy.

Merkwürdig ist es, daß die Herren, welche — wie in Frankreich — so auch in Deutschland sich gern ausschließlich Royalisten nennen möchten, zugleich die eifrigsten Freunde der Adelsherrschaft und die entschiedensten Gegner der Volksfreiheit sind. So viele gekrönte Häupter auch in der neuern Zeit durch Volksaufstände, die ursprünglich nur gegen die Aristokratie gerichtet waren, ihre Kronen, und zum Theil noch mehr, verloren haben, so ist es doch offenbar, daß der Adel den Fürsten bei weitem gefährlicher ist als das Volk. Wo wäre es je einem gemeinen Plebejer eingefallen ein Motto zu wählen, wie das bekannte der edlen Herrn de Coucy?

Je ne suis roi, ni prince aussi,
Je suis le Seigneur de Coucy.

Und in diese Zeit, wo jeder Krautjunker seinen König allenfalls für seines Gleichen und die ganze übrige Menschheit für eine willenlose Heerde hielt, die nur dazu geschaffen sei, ihm zu seinem Vergnügen zu dienen, möchten unsere braven Royalisten durch ihre Vertretung des Grundeigenthums und der großen historischen Namen uns am liebsten zurückführen. O heiliger Tartuffe, ora pro nobis! 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 243. — 31. August 1831.

Ueber Belgien.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Sehr verschieden war das Loos, welches den von preußischen und russischen Truppen eroberten belgischen Provinzen fiel. In diesen erhob sich nirgends eine Stimme, welche die Zurückkehr der alten Ordnung der Dinge gewünscht hätte. Oestreich, dem Belgien, durch weite Entfernung von seinen Erbstaaten getrennt, nur zur Last war, erhob keinen Anspruch, und die verbündeten Mächte, entschlossen, Frankreich keine seiner Eroberungen zu lassen, mußten daher dieses schöne Land als res nullius betrachten, die, nach dem Ausspruch der Juristen, dem ersten Besitzergreifer gehört; daran, daß man die Belgier hätte fragen sollen, was sie zu werden wünschten, dachte Niemand; ihr Wunsch war natürlich die Fortdauer der Vereinigung mit Frankreich. Von England ging der Plan aus, die alten, nur kurze Zeit unter fremder Herrschaft vereinten, durch Jahrhunderte lange Entzweiung getrennten 17 Provinzen der Niederlande, mit Lüttich vermehrt, zu einem mächtigen Reiche zu erheben, stark genug, um gegen Frankreich zur Vormauer zu dienen. In dem pariser Tractat (30. Mai 1814) stipulirte ein besonderer Artikel: „daß Holland, unter die Souverainetät des Hauses Oranien gestellt, ein vergrößertes Gebiet erhalten solle". Die Bedingungen, unter denen Belgien mit Holland vereinigt werden sollte, schrieben die verbündeten Mächte vor: Belgien erhielt „billigen" Theil an der holländischen freien Verfassung (Grondwet), an dem holländischen Handel und an den holländischen Colonien, und übernahm dagegen seinerseits die Hälfte der ungeheuern holländischen Schulden.

Die Belgier dankten für diese Geschenke; lieber, so sprach die öffentliche Meinung sich in Petitionen und Adressen aller Stände aus, wollten sie wieder östreichisch werden als holländisch. Aber es war hier nicht die Rede davon, was die Belgier wollten. Der souveraine Fürst der Niederlande wurde von den großen Mächten als König des neugeschaffenen belgisch-holländischen Reiches anerkannt, und es blieb nur noch die Frage, auf welche Weise die widerstrebenden Theile desselben miteinander zu einem organischen Ganzen verschmolzen werden könnten. Der natürlichste Weg war, Belgiern und Holländern, wie dies bei den Unterthanen eines Staates der Fall sein muß, vollkommen gleiche Rechte zuzugestehen. Aber dadurch wären die Holländer, auf ihre alten Vorzüge eifersüchtig, dem neuen Königreiche ebenso abgeneigt geworden, als die Belgier dies schon waren. Man wählte unter allen möglichen Auswegen den schlechtesten, indem man 2 Millionen Holländern an politischen Rechten einen ebenso großen Antheil einräumte als ungefähr 4 Millionen Belgiern, sodaß also, in staatsrechtlicher Beziehung, in dem Königreiche der Niederlande ein Holländer ungefähr ebenso viel werth war und galt als 2 Belgier. Die Belgier, in gerechter Entrüstung, verwarfen in der von dem König zusammenberufenen Versammlung der belgischen Notabeln ein Grundgesetz, welches eine wahre Unterordnung des belgischen Namens aussprach; die Regierung wußte eine entschiedene zahlreiche Majorität, 796 von 1323, in die Minorität, und eine entschiedene Minorität, 527, in die Majorität umzuschaffen, und bediente sich zu diesem Zwecke eines Manövers, welches in der That merkwürdig ist. Eine große Anzahl belgischer Notabeln waren in einer Versammlung, die über die Schande ihres Vaterlandes berathschlagen sollte, gar nicht erschienen; diese wurden der Minorität zugezählt. Ein bedeutender Theil der Majorität hatte bei der Abstimmung seinen Stimmen einen Grund beigefügt, den der Religionsverschiedenheit, diese wurden von der Majorität abgezogen und gleichfalls der Minorität zugezählt, weil die Religionsverschiedenheit keinen politischen Unterschied begründe. So entstand aus einer schwachen Minderzahl eine siegreiche Mehrheit, und das Grundgesetz des Königreiches wurde in Belgien, als ein durch die freie Wahl seiner Bürger angenommener Vertrag, proclamirt.

Wie viel damit gewonnen war, zeigte sich, sowie die repräsentative Verfassung, die dem Königreiche verliehen worden war, in das Leben trat. Während in andern repräsentativen Versammlungen sich Parteien nach der Verschiedenheit der Ansichten bilden, standen in den niederländischen Generalstaaten sich nicht Demokraten und Aristokraten, oder Liberale und Ultras, sondern Belgier und Holländer gegenüber. Alle belgischen Abgeordneten stimmten auf der einen, alle holländischen auf der andern Seite; und es wäre ein völliger Stillstand der Geschäfte erfolgt, wenn es der Regierung nicht gelungen wäre, eine

geringe Anzahl belgischer Deputirten, zum Theil durch Bestechung, in ihr Interesse zu ziehen. Die Folge hiervon war, daß die Belgier ihre Interessen bei jeder Gelegenheit gegen die holländischen vernachlässigt sahen, und ein holländischer Minister, van Maanen, machte geradezu den Versuch, die Belgier in Holländer zu übersetzen, indem er befahl, daß in allen öffentlichen Lehranstalten und bei allen öffentlichen Verhandlungen künftig nur die holländische Sprache, statt der französischen, an welche der gebildete Belgier gewöhnt war, gebraucht werden sollte.

Ein Staatsgebäude, welches aus solchen Elementen zusammengesetzt ist, bedurfte kaum eines Sturmes, um auseinanderzufallen. Zu einer Zeit, wo der tiefste Frieden in ganz Europa herrschte, erreichte die allgemeine Unzufriedenheit in Belgien einen so hohen Grad, daß Männer, die, ihren persönlichen Gesinnungen nach, die entschiedensten Gegner gewesen wären — Jesuiten (?) und Liberale — sich zum Umsturze der bestehenden Ordnung vereinigten. Bittschriften gegen die verhaßtesten Maßregeln der Regierung, mit 400,000 Unterschriften bedeckt, liefen in dem Lande umher. Den Beschwerden der Journale wußte die Regierung kein zweckmäßigeres Mittel entgegenzusetzen als — Beschränkung der Preßfreiheit, Verfolgung der Beschwerdeführer.

Beschwerde führte aber die ganze Nation; und als nach der Revolution der Julitage von Außen nichts zu befürchten schien, ergriffen daher die Belgier die erste Gelegenheit, die ihnen aufgedrängten holländischen Beamten und Besatzungen aus dem Lande zu jagen. Mit lobenswerther Mäßigung verlangten sie von dem Könige, dem sie einmal, gezwungen oder ungezwungen, den Eid der Treue geschworen, nichts als eine getrennte Verwaltung der südlichen und der nördlichen Provinzen; erst als diese Foderung mit dem Angriff auf Brüssel und dem Brande von Antwerpen erwidert wurde, rissen sie sich gänzlich von dem Hause Oranien los.

Die Leiden, die von jeder gewaltsamen Umwälzung untrennbar sind, haben in vollem Maße auch Belgien getroffen; durch die Stockung des Handels und der Gewerbe, welche theils der Mangel an Credit, theils die Sperrung der Schelde und das Verbot der Einfuhr belgischer Producte in Holland zur Folge gehabt hat, sieht der Wohlstand Belgiens, wie zu der Zeit der Unruhen des 16. Jahrhunderts, sich mit der Vernichtung bedroht. Von allem Elende, welches zum Theil bereits hereingebrochen ist, erwartet das unglückliche Land Abhülfe durch die segnende Hand des Fürsten, den es mit der Zustimmung der großen Mächte gewählt hat. Wird dieser im Stande sein, so große auf ihn gesetzte Erwartungen zu erfüllen?

Wir hoffen: ja. Aber nur, wenn Belgien in das von der Natur ihm angewiesene Verhältniß zu den Nachbarstaaten, in welchem es sich unter der burgundischen Herrschaft befand, zurücktritt. Ein reiches, fruchtbares Land, von schiffbaren Strömen durchflossen, an Frankreich und Deutschland grenzend, muß zwischen Deutschen und Franzosen, sowie es sich auf die eine oder die andere Seite neigt, ein steter Gegenstand des Neides und des Haders sein; was ist natürlicher, als daß beide Parteien ihren Ansprüchen entsagen und Beide sich in die Vortheile theilen, die der friedliche Verkehr mit diesen gesegneten Provinzen ihnen sichert? Man erkläre Belgien, wie die Schweiz, für neutralen Boden unter der Garantie aller europäischen Mächte, und eine der Hauptveranlassungen zu künftigen europäischen Kriegen wird aus dem Wege geräumt sein; Belgien, von keinem seiner Nachbaren gefürchtet, wird von Allen begünstigt werden; Ostende, Brügge, Gent und Antwerpen können noch ein Mal in ihrem alten Wohlstande aufblühen.

Wir zweifeln nicht, daß jeder aufmerksame Leser der in d. Bl. niedergelegten Andeutungen, zu welcher politischen Partei er sich auch bekennen mag, mit den Resultaten unserer Ansicht übereinstimmen wird. Wer auch nur die oben als Ueberschrift dieses Aufsatzes angeführte Uebersetzung des Grattan'schen Werkes mit Aufmerksamkeit gelesen hat, kann leicht auf ähnliche Ideen kommen; aber zu wünschen wäre es, daß dieselben einer ausführlichern Bearbeitung der Geschichte der Niederlande zum Grunde gelegt würden. Das Grattan'sche Werk ist doch gar zu oberflächlich, und namentlich in Bezug auf Belgien mit unverantwortlicher Flüchtigkeit behandelt. Sollte man es z. B. für möglich halten, daß bei dem Frieden von Münster der wichtigen Bestimmungen über die Scheldeschifffahrt mit keinem Worte gedacht wird, während doch die spätern Streitigkeiten darüber erwähnt sind? Hr. Dr. Friedenberg hat sein Original getreulich übersetzt, meist ziemlich fließend, nicht immer verständlich, aber ohne alle Ahnung von Kritik. Wie kann ein gebildeter Deutscher einen Verstoß gegen die Geschichte seines Vaterlandes ungerügt vorübergehen lassen wie jenen, wo der Engländer (S. 50 der Uebers.) von einem Kaiser Philipp und dem deutschen Bunde zur Zeit Maximilians spricht? Und wo mag das mehrmals erwähnte Cateau (Château) Cambrésis liegen?

74.

Correspondenznachrichten.

Berlin, im August 1831.

Wiederum ist hier eine Schrift über die vorjährigen Ereignisse in Frankreich erschienen, und natürlich in keinem andern Sinne als dem antiliberalen. Sie führt den Titel: „Historisch-politische Bemerkungen über die französische Revolution des Jahres 1830" (bei Krafft u. Klage). Der Verf. gibt sich zwar die Mühe, nicht als ein Anhänger des Systems und der Maßregeln Polignac's zu erscheinen, aber blos weil der Erfolg die Pläne nicht gerechtfertigt hat. Gegen die liberale oder constitutionnelle Partei ist er aber sehr eingenommen, glaubt jedoch, daß diese ihre Sache klüger angefangen als jene. Er meint, wenn Karl X. sich um beide Parteien nicht gekümmert, und nur ein neues Ministerium aus vollkommen rechtschaffenen, talentvollen und gemäßigten Männern gebildet hätte, so würde Alles zu seinen Gunsten ausgefallen sein. Wer aber diese Männer sein sollen, und woher sie nehmen, da ganz Frankreich in zwei Parteien getheilt war, und jeder Mann von Bedeutung und Talent einer von beiden angehörte, darüber schweigt der Verf. sehr klüglich. In dieser Beziehung erweist sich überhaupt der gute Mann als ein ausgezeichneter Historiker, indem er stets

berechnet, was herausgekommen, wenn das Unmögliche möglich geworden wäre. S. z. B. sagt er, wenn die Minister Karls X. mit recht populair abgefaßten Gesetzen hervorgetreten wären, z. B. einem Municipal-, Communal- und einem den Census und das Alter der Wählbaren und Wähler ermäßigenden Wahlgesetz, so würde die Nation bald gewonnen worden sein. Aber, großer Politiker, sieht Er denn nicht ein, daß, wenn die ältere Linie der Bourbonen überhaupt so gesinnt gewesen wäre, höchst wahrscheinlich gar kein Kampf zwischen dieser Dynastie und der Nation eingetreten sein würde. Aber es scheint fast, als habe der Verf. mehr die Absicht, es nicht einsehen zu wollen, als die Unfähigkeit, es zu können. Darum dreht er sich auch beständig in einem Kreise von Sonderbarkeiten, Absurditäten, Widersprüchen und Unmöglichkeiten herum. Bald meint er, Karl X. habe durch den Art. 14 das Recht zu Staatsstreichen gehabt, bald glaubt er wieder das Gegentheil; zuletzt kommt er auf den glücklichen Einfall: Karl X. sei unstreitig dazu berechtigt gewesen, wenn er es nur klüger angefangen und die Nation vorerst für seine Staatsstreiche gewonnen hätte! Welch ein Wirrwarr! und das Alles nur, um zuletzt mit dem Resultat herauszukommen: „daß die Verfassungsurkunde, welche Ludwig XVIII. in der besten und väterlichsten Absicht gegeben, ein Fluch für ihn und seine Familie, ein Unglück für sein Volk und Europa geworden. Während sie keiner vernünftigen Anforderung, welche der Unterthan an die Regierung zu machen berechtigt ist, vollkommen entsprach, während sie den König der Macht, das Volk der vernünftigen Freiheit beraubte, breitete sie sich vor Beiden aus als ein weiter, scheinbar ebener, in der That aber mit Sümpfen, Schluchten und Abgründen bedeckter, nur durch die Fackel der Parteiwuth erleuchteter Kampfplatz". Hinter alle Diesem blickt aber eine ganz andere Absicht hervor, die unsern berliner politischen Schriftsteller durchgängig charakterisirt, hier aber mit so wenig Schamgefühl über das innere Bewußtsein der Lüge und mit so frecher Stirne sich kundgibt, daß sie, wie alles jesuitische Treiben, ordentlich Ekel erregt. So widerlich mir das Geschrei der französisch-liberalgesinnten Partei ist, welche von einer angeblich gewaltigen Unterdrückung in Preußen redet und uns gern so darstellt, als genössen wir überhaupt gar keiner vernünftigen Freiheit, ebenso empörend ist die Heuchelei Derjenigen, welche dem Volke beständig einreden wollen, daß wir in Preußen eine liberale Verfassung (!), so vorzüglich wie die der Engländer und Nordamerikaner, besäßen. Und hierauf fällt im Grunde der Verf. mit seinem ganzen Buche, obwol er diesen Punkt immer nur wie beiläufig zu berühren scheint. So heißt es bei Gelegenheit des französischen Wahlrechts, woran der Verf. die Bestimmung der Wahl- und Wählbarkeitsfähigkeit durch Geld tadelt, unter Anderm folgendermaßen: „Wo bleibt aber die gepriesene Liberalität der französischen Constitution, wenn man sie mit der Verfassung von Preußen und Nordamerika vergleicht. In dem erstern Lande ist mittelst der Abgeordneten der Städte, der Handwerker und mittelst der Deputirten des Bauernstandes der geringste Landeigenthümer repräsentirt u. s. w." An einer andern Stelle sagt der Verf.: „Daß aber der Regierungsversuch der Bourbonen ein so trauriges Ende nahm, davon liegt die Ursache theils, wie wir bemerkt haben, in der Unbestimmtheit und Unzweckmäßigkeit der Verfassungsurkunde, theils in den Regierenden und Regierten selbst, nicht aber in dem Wesen einer Constitution, wir müßten sonst Preußen mit seinen Ständen, die doch auch Repräsentanten des Volks sind, England mit seinem Parlament und Nordamerika mit seinen Assemblees und seinem Congreß unser aufrichtiges Bedauern widmen"(!!!) Es wäre zu nüchtern, auf eine solche absichtliche und gemeine Täuschung Etwas erwidern zu wollen; man kennt die Absichten der Herren, die eine solche Sprache führen, recht wohl, und gönnt ihnen das Bischen Glück, das sie sich zu erschreiben gedenken. Nur mögen sie sich ja nicht einbilden, daß ihre Worte bei irgend einer Classe vernünftiger Unterthanen Eingang finden. Denn für welches Publicum glauben sie denn geschrieben zu haben? Für den Bauer oder den unerfahrnen und ungelehrten Bürger? Die wissen von der Existenz unserer Provinzialstände gerade so viel als von dem Dasein eines Dalai Lama. Oder für den auf politische Institutionen aufmerksamen Unterthan? Nun, der kennt die gänzliche Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit dieser Stände recht gut, leider oft nur zu gut. Ein Gaukelspiel, mit dem man die gerechte Hoffnung treuer Unterthanen zu blenden sucht! Der Verf. der drei Ihnen erschienenen Schrift: „Stimme aus Preußen" *) hat die Werthlosigkeit, ja die Schädlichkeit jenes Instituts recht deutlich gezeigt. Bei Gelegenheit dieser letzten eben erwähnten Schrift fällt mir ein, daß, wie ich vernommen, unsere Censur die Beurtheilung derselben in einer hiesigen Zeitschrift deshalb untersagt habe, „weil sie die innere und äußere Politik Preußens berühre und sich über dessen Verfassung und staatswirthschaftliche Einrichtungen verbreite"(!) Ich frage, ist das eine der englischen oder nordamerikanischen Verfassung entlehnte Freiheit, über die innere und äußere Politik, sowie über Verfassung und staatswirthschaftliche Einrichtungen schweigen zu dürfen und zu müssen? Was sagt der Hr. Professor in spe, Dr. Kusahl, dazu? Das Verbot geschah nicht etwa deshalb, weil über diese Dinge auf eine ungebührliche Weise gesprochen worden (was man gewiß jener Schrift nicht verwerfen kann, die vielmehr Alles, was Preußen betrifft, in einem äußerst günstigen Lichte darstellt, und, wie ich höre, ebenso wenig der Beurtheilung derselben), sondern weil überhaupt nur öffentlich davon gesprochen worden. — Daß nun das Buch des Hrn. Kusahl über die französische Revolution keinen Beifall gefunden, ist natürlich; es verdient aber insofern Erwähnung, als daraus hervorgeht, daß man noch immer hier nicht aufhören will, dem Publicum Sand in die Augen zu werfen, nachdem man doch erfahren, wie wenig dies den Broschüren von Fouqué, Jarke, Miltitz, Buchholz u. A. gelungen ist.

Von ganz entgegengesetzter Art ist das Buch: „Kahldorff über den Adel, in Briefen an den Grafen v. Moltke, herausgegeben von H. Heine" **), welches hier schon deshalb die Aufmerksamkeit erregte, weil es gleich nach seinem Erscheinen verboten worden ist. Außerdem ist Heine ein Lieblingsschriftsteller der Berliner, trotzdem daß er so gern über Berlin spottet, was aber auch nicht so voller Ernst ist als es scheint, und mehr geschieht, theils weil es Mode ist, theils weil es doch mehr Aufsehen macht, wenn man über Berlin raisonnirt, als etwa über Brandenburg oder Potsdam. Diesmal aber hat mehr der Name Heine's und das Verbot des Buchs die Berliner gereizt, als der Inhalt. Denn obwol man nicht darüber einig ist, ob blos die Vorrede von Heine ist, oder auch die Briefe an den Grafen Moltke selbst, so ist man doch auch mit jener wenig einverstanden. Der Liberalismus, den Heine predigt, ist doch dem Deutschen, besonders aber dem Preußen zu fremd, als daß er wahren Anklang bei uns finden könnte. Auch setzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Heine's, indem es einiges Aufsehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheitsapostel wiederzufinden. Es kommt uns fast vor wie jene Scene in „Heinrich IV.", wo Falstaff die Rolle des Königs übernimmt und dem Prinzen Heinz Vorwürfe über seinen Lebenswandel macht. Obwol Heine sich in seiner Verkleidung etwas geistreicher und geschickter benimmt, so können doch der Eine so wenig wie der Andere ihren Charakter verleugnen. Um so wunderlicher erschien uns nun ein Büchlein, das hier wegen seiner Sonderbarkeit viel gelesen worden, worin Heine, Börne und Weitzel als die Prediger eines neuen Evangeliums angekündigt werden. Das Büchlein führt den Titel: „Der Völkerfrühling und seine Verkünder von Jordanus Brunow". ***) Hier werden uns denn auch die französischen Begriffe von Freiheit und Patriotismus als die alleinrichtigen und allgemeingiltigen angepriesen, und das ein-

*) Vgl. hierüber Nr. 208 u. 209 d. Bl. D. Red.
**) Wir berichteten darüber in Nr. 182 u. 183 d. Bl. D. Red.
***) Auch hierüber war schon in Nr. 122 u. 123 die Rede. D. Red.

zige Heil von Deutschland darein gelegt, daß wir nur in allen Dingen die Franzosen stricte nachahmen sollen. Heine, Börne und Weitzel werden als Anführer aufgerufen, sie sollten durch ihre begeisterten und tiefen Worte die Deutschen zur wahren Religion der Freiheit bekehren. Wir lassen es uns allenfalls gefallen, wenn ein Franzose, von Vaterlandsliebe getrieben und von Ruhmesglanz geblendet, die Begriffe seiner Freiheit so weit auszudehnen für gut findet, daß noch Napoleon als ein Held derselben gelten kann. Ein Deutscher aber, dessen Lippen beständig von der Bewunderung Napoleons überfließen und der dennoch die Freiheit predigen will, bleibt, in meinen Augen wenigstens, beständig verdächtig, entweder wegen seines geringen Verstandes oder wegen des Mißtrauens, das man in seine aufrichtige Liebe für die Freiheit zu setzen gezwungen ist. Kommt nun noch hinzu, wie es wol zu geschehen pflegt, daß solche Leute auf die herrlichen Zeiten der Jahre 1813—15 mit Verachtung herabsehen, weil ihr sogenannter Freiheits- oder Revolutionsheld damals gestürzt ward, so bleibt in der That nichts übrig als sie zu bedauern. Denn in Gemüthern, wo das Gefühl für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Vaterlandes so gänzlich erloschen ist, ist für die wahre Freiheit auch kein Raum übrig. Und zu diesen Leuten gehört sowol Hr. Jordanus Brukow als zum Theil auch Hr. H. Heine. Merkwürdig ist in dieser Beziehung folgende Aeußerung des Erstern: „Ergötzlich sind die Erörterungen über die englische Staatsschuld (in Heine's „Nachträgen zu den Reisebildern"), deren Ursprung aus jenen Kriegen nachgewiesen wird, die England zur Aufrechthaltung der aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten gegen die Grundsätze der französischen Revolution mittelst Geldes auf dem Continente führen ließ: eine Fehde, deren scheinbar letzten Akt wir schlechtweg den deutschen Befreiungskrieg zu nennen pflegen. Gebeugten Knies legt auch hier der Verf. einen duftenden Kranz auf das Grab von St.-Helena nieder, und in der Ferne glaubt man den schauerlich erhabenen Trommelschlag des Monsieur Legrand zu vernehmen....." Aber nicht nur in dieser Beziehung zeigt sich der Verf. wie ein Franzose von der sogenannten äußersten Linken, sondern auch noch in einer andern, die ihn des deutschen Namens gänzlich unwürdig macht. Er scheint es nämlich gewaltig zu bedauern, daß man Frankreich nicht seine frühere Größe in dem Jahre 1814 gelassen hat, und meint, „wenn erst Polen unter die rechtmäßige Herrschaft der Knute gebracht sein wird und es dem Himmel gefallen möchte, daß auch Frankreich unterliegen müßte, einer neuen heiligen Allianz, sodaß der größere Theil des zerstückelten Landes wieder in den Besitz der legitimen Bourbonen käme, die heillosen drei Farben auf ewig vernichtet, und endlich Ruhe sich einstellte unter den Völkern und unter den Thronhimmeln, dann würde schrecklicher als je das Gorgonengeschlecht aus finsterer Nacht hervorzischen und die Großmutter wiedereinsetzen helfen in ihre alten verjährten Rechte, und wehe Denen, die nach ihr schoßen oder warfen mit Pfeil, mit Diskus oder Speer!" Man sieht, der gute Mann nimmt den Mund etwas voll mit tönenden Worten und prahlenden Redensarten, und weiß doch schlecht seine nobeln Gesinnungen dahinter zu verstecken. Solche Freiheitshelden haben uns in der That in Deutschland noch ziemlich gefehlt, und welche Meinung müssen wir von Denen gewinnen, die von ihnen empfohlen werden!

In der belletristischen und wissenschaftlichen Literatur erscheint fast nichts mehr am hiesigen Orte. Die Buchhändler erklären, daß sie die zwar einmal begonnenen Werke fortsetzen und beendigen, dagegen sich in keine neue Unternehmung vor der Hand mehr einlassen wollen. Ueberhaupt sinkt der hiesige Buchhandel ungemein und wird ohne Zweifel in einiger Zeit, wenn die Presse in Baiern, Sachsen, Baden, Hessen und den andern kleinern deutschen Staaten frei sein wird, noch viel tiefer sinken, wenn nicht gänzlich verfallen und sich von Berlin wegziehen. Die einzigen Verlagsartikel, die gegenwärtig noch einigermaßen gekauft werden, sind politische, und diese dürfen hier nicht erscheinen, wenn sie nicht durchaus in einem absolutistischen Sinne abgefaßt sind. Letztere aber finden wieder beim Publicum keinen Eingang. Unsere Censur wird in diesen schwierigen Zeitläuften statt milder weit strenger, und es dürfte vielleicht das Gelächter von ganz Deutschland erregen, wenn man einmal alle die Gründe sammeln wollte, die ein hiesiger Censor anführt, um einer Stelle, die ihm nicht behagt, das imprimatur zu verweigern.

Unsere Theater sind jetzt größtentheils leer, und selbst die Gastrollen einer beliebten Schauspielerin und Schülerin von Tieck, Dem. Gley aus Wien, vermochten nicht das Haus zu füllen. Nur in ihrer letzten Darstellung, dem „Stern von Sevilla", war es einigermaßen voll. Dem. Gley, sagt man, wollte hier engagirt sein, und das Publicum bedauert sehr, daß nichts daraus geworden ist, da Dem. Fournier die durch den Abgang der Dem. Bauer gelassene Lücke durchaus nicht gefüllt hat. Dem. Gley, die ein angenehmes, obwol noch in der Ausbildung begriffenes Talent besitzt, würde gewiß einst noch mehr als die Letztere geleistet haben. Auch hätten wir für den Fall, daß Mad. Crelinger für einige tragische Rollen zu sehr altere, an Dem. Gley einen Ersatz gehabt, die sowol im Komischen als im Tragischen viel verspricht. Ich sage „verspricht"; denn ich bin weit entfernt, Dem. Gley bereits für eine ausgebildete Künstlerin zu erklären. Vielmehr sieht man jeder ihrer Bewegungen, Mienen, Declamationen noch das Studium an, und obwol es, besonders in unserer Zeit, eine löbliche Ausnahme ist, wenn eine Schauspielerin noch Studium auf ihr Fach verwendet, so soll man doch diese Anstrengung der Leistung nicht ansehen dürfen. Zwischen Studium und Kunst liegt noch eine weite Kluft, und die letztere wird erst dann sie selbst, wenn sie sich der Natur gleichstellt, d. h. wenn sie sich frei und selbstschöpferisch in den Grenzen ihres eignen Gebiets bewegt. 78.

Notiz.

Die Lage von Ecbatana.

Ein englisches Werk, das, obwol bereits vor 2 Jahren erschienen, in Deutschland noch wenig bekannt geworden zu sein scheint: „Two essays on the geographia of ancient Asia, by J. Williams" (London, 1829), erläutert manche der dunkelsten Punkte der Geographie und Geschichte des alten Asiens. Während die uralte Größe von Babylon noch in seinen Trümmern kenntlich ist und die Reste von Persepolis den Wanderer mit Staunen erfüllen, scheint die berühmte Hauptstadt von Medien, deren Geschichte wir von dem 8. Jahrh. v. Chr. bis zu dem 4. n. Chr. verfolgen können, spurlos verschwunden, und selbst über ihre Lage wird unter den Gelehrten gestritten, indem die Einen uns nach Tauris, die Andern nach Hamadan weisen. Eine andere alte, aber bisher wenig accreditirte Meinung war, daß Ecbatana das moderne Ispahan sei; und Williams hat in seiner angeführten Schrift so viele Beweise für diese Ansicht gehäuft, daß dieselbe in der That den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnt. Ebenso ungewiß wie über die Lage von Ecbatana war man bisher über jene von Thapsacus und andern in Xenophon's „Rückzuge der 10,000" vorkommenden Orten. Thapsacus war eine Stadt in Arabien, 100 Stadien von dem mesopotamischen Nicephorium. Das Letztere lag, wie schon d'Anville annahm, an der Stelle des heutigen Racca; gegenüber von Racca muß folglich, wie Williams nachweist, Thapsacus gelegen sein; aber unsere neuern Geographen versetzen es auf die Stätte von Ulider, — wahrscheinlich dem Ibidara des Ptolemäus. Ein umfassenderes Werk über die Geographie des alten Asiens, welches Williams verspricht, dürfte, nach diesen Proben, die wichtigsten Bereicherungen unserer Alterthumskunde darbieten. 163.

Hierzu Beilage Nr. 22.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1774—78. Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der potsdamer Garnison. Herausgegeben von Karoline de la Motte Fouqué. — Biographische Skizze des Generals Francisco de Paula Santander, Colombias Moreau. Nach authentischen Quellen bearbeitet von C. N. Röding.

Nr. 231. Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre. (Fortsetzung.) — Brooke's Skizzen aus Spanien und Marocco. — Beschreibung einer Reise in das Achenthal und durch einige Gegenden des Isarkreises. Von J. Th. v. R. — Die alte ägyptische Zeitrechnung, nach den Quellen neu bearbeitet von R. Rask. Aus dem Dänischen übersetzt, mit Zusätzen des Verfassers. — Notiz.

232. Ueber M'Culloch's Staatswirthschaftslehre. (Beschluß.) — Napoleon, sein Charakter und seine Zeit. Nach der dritten Auflage von W. E. Channing's „Analysis of the character of Napoleon Bonaparte". Mit Einleitung und Anmerkungen von K. H. Hermes. — Die poetische Pauruhe. Von F. Horn. — Notiz.

Beilage Nr. 21. Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Zweiter Theil. — Vaterlehren in sittlichen Wortdeutungen. Ein Vermächtniß von Vater Pestalozzi an seine Zöglinge. Bewahrt und gesammelt von H. Krüsi. — Notiz.

233. Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96. — Hofrath Schlosser's und Dr. Bercht's Angriffe auf Herren in Göttingen. Von B. A. Huber. — Notizen.

234. Der Kampf im westlichen Frankreich 1793—96. (Fortsetzung.) — Deutsche Flugschriften. (1. An Könige und Völker. Von E. Duller. 2. Van Speyk. Ein Heldenlied von G. Döring. 3. Vision. Ein Gedicht von C. F. Zick. 4. Bellona, eine Zeitschrift für Wahrheit und Recht, herausgegeben von P. v. Kobbe. Erstes Heft. 5. Betrachtungen über die Unruhen der Zeit und ihre Ursachen. Von C. F. Krause. 6. Von den besten Mitteln wider Despotie und Revolutionen. Verfaßt von F. W. D. Henrici. 7. Stimme eines Unbekannten an das edle Sachsenvolk, nach den traurigen Ereignissen im April 1831 vernommen und wiederholt von E. Haurenski.) — A journey through Norway, Lapland, and part of Sweden; with some remarks on the geology of the country; its climate and scenery; the ascent of some of its principal mountains; the present political relations of the two countries; statistical tables, meteorological observations etc. By the Rev. R. Everest.

Nr. 235. Der [illegible] [illegible]stlichen Frankreich 1793—96. (Fortsetzung.) — [illegible] [illegible]flugschriften. (Beschluß.) — Béranger's Pol[illegible] [illegible]esefrüchte.

236. Der Ka[illegible] [illegible]lichen Frankreich 1793—96. (Beschluß.) — [illegible] und Lamartine. — Correspondenznachrichten [illegible] [illegible]uhe. — Notizen.

237. 1. Die Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen. Von K. H. Hermes. 2. — — —. 3. Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen von R. O. Spazier. Erstes und zweites Heft. — Nachgrabungen auf physischem und ethischem Gebiete. Eine Mosaik von J. B. Stoll. — Ueber Köln. Bemerkungen zu dem „Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien" von Frau Johanna Schopenhauer.

238. Ueber Polen. (Beschluß.) — Parchappe's Reisen in Buenos-Ayres und den benachbarten Landschaften.

239. Ueber den jetzigen Stand der Geognosie und Geologie. — Parchappe's Reisen in Buenos-Ayres und den benachbarten Landschaften. (Beschluß.) — Hilarolygos, eine Sammlung kleinerer griechischen Gedichte, von E. Cyth. Erstes Bändchen.

240. Ueber den jetzigen Stand der Geognosie und Geologie. (Beschluß.) — Vorschriften für das heilige Inquisitionsgericht. Aus dem Spanischen übersetzt. Von Dr. S. — — Zur Geschichte des englischen Theaters. — Fortepiano. Kleine heitere Schriften von F. Horn. 2 Theile.

241. Ueber Belgien. (Geschichte der Niederlande bis zu der Errichtung des Königreiches der Niederlande. Aus dem Englischen des T. C. Grattan übersetzt und fortgeführt bis zur belgischen Revolution im Jahre 1830 von G. Friedenberg.) — Correspondenznachrichten aus Paris.

242. Ueber Belgien. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Notiz.

243. Ueber Belgien. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Notiz.

Beilage Nr. 22. Spontini in Deutschland, oder unparteiische Würdigung seiner Leistungen während seines Aufenthaltes daselbst in den letzten 10 Jahren. — Das Merkwürdigste von der Herrschaft, dem Gotteshause und Kloster Kastel im Regenkreise Baierns, von J. Brunner. — Fünf Monate aus der Geschichte von Paris im Jahre 1830. Von E. L. B. de Lamothe-Langon. Deutsch von F. Gleich. Zweiter Band. — Oestreich unter Herzog Albrecht III. Von F. Kurz. 2 Theile.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Fechner (Gustav Theodor), Massbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Von

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. 68¾ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte, und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Weiße, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Gr. 8. 21⅓ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 4 ersten Theile (1823—27. 85½ Bogen) kosten 6 Thlr. 12 Gr., das ganze nun beendigte Werk 8 Thlr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Herabgesetzter Preis.

Aus dem Verlage von C. J. G. Hartmann in Riga habe ich an mich gebracht und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Erster bis zehnter Band. Mit Karamsin's Bildniß. Riga, 1820—27. Gr. 8. 231 Bogen. Früherer Preis 20 Thlr. Herabgesetzter Preis zehn Thlr. (Einzelne Bände kosten 2 Thlr.)

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830,4
B
1831

1831.

Monat September;

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 241—273, 2 Beilagen: Nr. 23, 24, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXIV.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Anakritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Knjižnica Stalna Grün-a

Inhalt.

Nr. 244. Zur Nachricht. — 1. Das constitutionnelle Leben in seinen Formen und Bedingungen, von K. H. L. Pölitz. 2. Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg, vom 29. April 1831; mit vergleichender Rücksicht auf die Verfassungen von Schwarzburg-Sondershausen, Kurhessen, Hanover und Braunschweig, von K. H. L. Pölitz. — Slawische Volkslieder, übersetzt von J. Wenzig. — Die öffentlichen Schlafsäle in London.

245. Ueber Constitutionen. (Fortsetzung.) — La Sainte-Ligue, ou la manche; pour faire suite aux annales de l'hypocrisie et de la superstition. Par Pigault-Lebrun. — Skizzen von der Insel Java und den verschiedenen Bewohnern derselben, von J. J. A. Pfyffer zu Neuek. Erstes und zweites Heft. — Lesefrüchte.

246. Ueber Constitutionen. (Beschluß.) — Hereids Stimme zu Göthe's Faust, ersten und zweiten Theils, mit besonderer Beziehung auf die Schlußscene des ersten Theils, von C. T. G.....l. — Notiz.

247. Johann Reuchlin und seine Zeit. Von E. L. Mayerhoff. Mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Dr. Neander — Die Todesstrafe in Otaheiti. — Erklärung von Johanna Schopenhauer.

248. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Von K. Rosenkranz. — Leben und Schicksale des Reichsgrafen Herrip Ulfeld und der Gräfin von Schleswig-Holstein, Eleonore Christine. Von J. K. Höst. Nach dem Dänischen frei ins Deutsche übertragen vom Capitain von Jensen. — Notizen.

249. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Von K. Rosenkranz. (Beschluß.) — Etwas über neuere Arbeiten im Fache der sächsischen Geschichte überhaupt und über die Fortsetzung von F. Wachter's sächsischer Geschichte insbesondere. — Notiz.

250. Cours d'histoire des états européens, depuis le bouleversement de l'empire romain d'occident jusqu'en 1789; par M. S. F. Schoell. T. I—XI. — Bairisches Thatenbuch; ein Denkmal der Helden des Vaterlandes. Von K. G·····x. — Die beiden Freunde, oder Zweifel und Ueberzeugung. Eine englische Novelle von der Verfasserin des Pater Clemens (Miß Grace Kennedy). Deutsch von T. Gleich.

251. Cours d'histoire des états européens, depuis le bouleversement de l'empire romain d'occident jusqu'en 1789; par M. S. F. Schoell. T. I—XI. (Beschluß.) — Hamilton und Jacotot. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Reform des Sprachunterrichts. Von C. F. Wurm. — Cranmer's Leben. (The life of Archbishop Cranmer, by H. J. Todd. 2 Bände.) — Literarische Anzeige.

252. Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, K. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Steier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und E. Sarti. Erster Band. — Mistreß Radcliffe.

253. Revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831 — Geschichte der deutschen Nationalliteratur, mit Proben der deutschen Dichtkunst und Beredtsamkeit. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen und zum Selbstunterricht dargestellt von K. Herzog. — Höchster Blütenstand der Literatur in Baiern. — Notizen.

Nr. 254. Revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Darmstadt. — Miszellen.

255. Revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831. (Beschluß.) — Broschüren, zunächst Baden betreffend. (1. Die Frage der Zollvereinigung deutscher Staaten. Beleuchtet von einem badischen Gewerbsmann. 2. Denkschrift über Zollwesen und Zoll- und Handelsvereine in Deutschland; dann über die Klagen und Wünsche mehrer Handelsstände in Baiern und Baden. 3. Ansichten eines Badners über Badens Angelegenheiten.) — Die graue Gans. — Literarische Anzeige.

256. Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen, mit Vorrede und Anmerkungen vom Naturforscher H. v. Meyer. — Der Zuschauer am Main. Zeitschrift für Politik und Geschichte. — Ueber die politischen Verhältnisse der karolingischen Reiche nach dem Vertrage von Verdun. Von A. Zimmermann. — Der Todtentanz. Ein Gedicht von L. Bechstein. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach H. Holbein.

257. Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen von H. v. Meyer. (Fortsetzung.) — Deutsche Flugschriften. (1. Befördert die Aufklärung Revolutionen? Eine Abhandlung, herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. 2. Rede an die Deutschen beim Jahreswechsel 1831. 3. Was uns Noth thut! Ein ehrerbietiges und freies Wort, seinem Fürsten und seinen Landsleuten gewidmet von Wit von Dörring. 4. Freimüthige Betrachtungen über die politischen Angelegenheiten Europas, nebst Bemerkungen über einige in Sachsen verbreitete Ansichten, von H. v. Schweerdtner.) — F. A. Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von J. D. Gürtler. Erster Band.

258. Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen von H. v. Meyer. (Beschluß.) — An den Herausgeber des „Briefwechsels zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer". — Soldatenleben. Kriegsabenteuer in den Pyrenäen und Südfrankreich, von G. R. Gleig. Aus dem Englischen von K. Hort. Herausgegeben von W. A. Lindau. 2 Theile.

Beilage Nr. 23. F. Rahmann's kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller, von der ältern bis auf die jüngste Zeit, aus allen Fächern der Wissenschaften. Mit einer Vorrede über die Sitte der literarischen Verkappung, von J. W. S. Lindner. — Geschichte des Königreichs Hanover und des Herzogthums Braunschweig, von A. Hüne. Zweiten Theils erste Abtheilung. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. Buchholz. Dreizehnter Jahrgang. — Die Barricaden von 1830. Ein Gemälde aus der neuesten Zeit. Nach dem Französischen des E. Debraux.

259. Morgenländische Dichtungen von Oehlenschläger. 2 Theile. — Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und des republikanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften herausgegeben von J. Smidt. — Versuch einer Statistik des preußischen Staats für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten von T. G. Voigtel. Zweite, umgearbeitete und mit einer Handgeneralkarte des preußischen Staats versehene Ausgabe.

260. Morgenländische Dichtungen von Oehlenschläger. (Fortsetzung.) — Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und des republikanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften herausgegeben von J. Smidt. (Beschluß.) — Geschichte

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 244. — 1. September 1831.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

1. Das constitutionnelle Leben in seinen Formen und Bedingungen, von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Leipzig, Hahn. 1831. Gr. 8. 18 Gr. *)
2. Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg, vom 29. April 1831; mit vergleichender Rücksicht auf die Verfassungen von Schwarzburg-Sondershausen, Kurhessen, Hannover und Braunschweig, von K. H. L. Pölitz. Leipzig, Hahn. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Das constitutionnelle Leben ist jetzt der Punkt, um den sich auch in Deutschland fast allgemein das Streben der verschiedenen Parteien, der Anhänger der verschiedenen politischen Systeme bewegt. Daß aber dasselbe so verschieden aufgefaßt und mit so großer Leidenschaftlichkeit theils überhaupt dafür und dagegen, theils über einzelne Stadien dieses Lebens gesprochen und geschrieben wird, davon ist der Grund theils in dem schroffen Gegensatz, in dem sich die politischen Systeme der Revolution und Reaction befinden, theils in der großen politischen Aufregung unserer Zeit, welche hierbei die Leidenschaftlichkeit nur zu sehr miteinmischt, zu finden. Diese Leidenschaftlichkeit aber, mit der das ruhige und besonnene System der Reformen nicht in Einklang zu bringen, und leider auch der Umstand, daß über öffentliche Verhältnisse Jeder sich ein competenter Richter denkt, und daß, im Widerspruch mit der sonst so gerühmten deutschen Gründlichkeit, so Viele ohne klare philosophische Ansichten und mit großem Mangel an positiven Kenntnissen und der geschichtlichen Entwickelung unsers heutigen Zustandes, über öffentliche Angelegenheiten aburtheilen, bewirken, daß eine große Anzahl der über Staatsverhältnisse in Zeitschriften und Flugschriften absprechenden Abhandlungen zu den keineswegs erfreulichen Producten unserer Literatur gehören, nur gemacht, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu schmälern und die Männer vom Fach oft genug mit Ekel zu erfüllen. Wenn jedoch Männer, die mit einem seltenen Umfange von positiven Kenntnissen und einer tiefen und gründlichen Geschichtsforschung klare, philosophische Ansichten und ein gemäßigtes, durch Theorie und Praxis anerkanntes politisches System, das der Reformen, verbinden, bei solchen Verhältnissen sich nicht abhalten lassen, ein ruhiges und besonnenes Wort über die wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zu sprechen, so verdient dies um so mehr Dank und Anerkennung, als überhaupt solche Erscheinungen jetzt seltener und von keiner der kämpfenden Parteien mit Freuden aufgenommen werden. Der berühmte Verf. vorliegender Schriften spricht in der Einleitung zu Nr. 2 sich selbst darüber aus, daß bei der Masse aufregender Flugschriften, bei dem heftigen Parteikampfe unserer Zeit und der merkwürdigen, „nicht blos auf die Herbergen der Handwerker sich beschränkenden" Verbindung ultrarevolutionnairer Ideen mit einem mittelalterlichen Zunftgeiste „ein Wort der Wahrheit und der Mäßigung, selbst auf die Gefahr hin, von beiden Seiten verkannt zu werden, an der Zeit" sei. Ein solches Wort der Wahrheit und der Mäßigung, der wissenschaftlichen Kritik, der umsichtigen Prüfung und eines unbestechbaren Urtheils, in wohlverdientem Lobe oder gegründetem, aber anständigem Tadel sich zeigend, enthalten die beiden hier näher zu besprechenden Schriften, in denen wichtige staatswissenschaftliche Angelegenheiten leidenschaftslos im Lichte der Vernunft und Geschichte betrachtet werden.

Bei der ersten dieser beiden Schriften ging der Hr. Verfasser von der ganz zeitgemäßen Idee aus, Das, was eine schriftliche Verfassung in dem neuern

*) Ohne Schuld der Red. hat sich der Bericht über diese schon vorigen Jahr erschienene Schrift sehr verzögert. D. Red.

Sinne des Worts enthalten und nach den geschichtlichen und örtlichen Verhältnissen leisten kann und soll, als Gegenstand einer besondern wissenschaftlichen Darstellung zu behandeln. Auf eine gründliche Erörterung der Formen und Bedingungen des constitutionnellen Lebens bereitet eine historische Einleitung vor, die in kurzen Umrissen von den wichtigsten neuern schriftlichen Verfassungen, die außer Deutschland entstanden und theils noch bestehen, theils wegen innern Mängeln oder äußern Umständen untergegangen sind, ein anschauliches Bild entwirft. Bei diesen umsichtigen Erörterungen finden sich keine blos philosophische Deductionen, in denen sich die Anhänger der Revolution gefallen, und ebenso nicht blos Darstellungen des historischen Rechts, das Feld der Männer der Reaction und Stabilität, sondern eine genaue und sichere Verbindung staatsrechtlicher Theorien mit der geschichtlichen Grundlage des öffentlichen Lebens, wie sie die Politik nach dem System der Reformen verlangt: ein System, was sich zu seiner Anwendung in Deutschland, dessen Verhältnissen diese Schrift besonders gewidmet, ausdrücklich empfiehlt, indem daselbst weder so viel Veraltetes vorhanden, daß eine Revolution nothwendig, noch auch das Bestehende von der Art ist, daß es ohne Veränderung beizubehalten sei. Nur sind bei der Fortbildung des Staatslebens auf dem Wege der Reformen halbe Maßregeln gänzlich zu vermeiden, die hier besonders schädlich, indem gerade solche Maßregeln es sind, denen man oft den Namen von Reformen gegeben und die den Gegnern dieses Systems als Waffe zum Angriff auf dasselbe dienen mußten.

Versuchten wir es so, den Charakter dieser Schrift auszusprechen, so haben wir nun die Formen und Bedingungen des constitutionnellen Lebens, unter denen die einzelnen Momente desselben selbst aufgeführt werden, in kurzen Umrissen aufzustellen. Von besonderm Einfluß auf das Wesen der Verfassung ist zuvörderst die Staatsform selbst, wobei denn die rechtliche Grundlage des Staats mit in Betrachtung kommt, welche die Revolution als Volkssouverainetät, die Reaction als Ableitung der Regentengewalt von Gott (Legitimität), und das System der Reformen als einen ausdrücklich oder stillschweigend eingegangenen Staatsgrundvertrag anerkennt. Der Hr. Verf., der für Letzteres an vielen Orten schon sich früher ausgesprochen, findet in jeder schriftlichen Verfassungsurkunde diese rechtliche Grundlage anerkannt, und gestattet der Idee der Volkssouverainetät nur in besondern Fällen, die (S. 60) mit Beispielen belegt werden, eine Anwendung, was um so richtiger ist, als da, wo geschichtliche Thatsachen sprechen und entschieden haben, es keiner abstracten staatsrechtlichen Theorien bedarf, und Theorien und Consequenzen, die man aus solchen einzelnen, blos nach den Umständen und der ganzen Sachlage zu beurtheilenden Fällen ableiten könnte, nicht nur unnöthig, sondern selbst schädlich sind. Wesentlich verschieden sind die Verfassungen weiter darnach, ob sie octroyirte, von dem Volke selbst durch seine Vertreter gegebene, oder auf dem Wege des Vertrags entstandene, sind; der Erfahrung und dem richtigen Mittelwege folgend, erkennt der Verf. die letztere Entstehungsart als die beste. Zu sehr beschränkt und daher ohnmächtig wird oft die Regierung durch Verfassungen der zweiten Art, sowie man denn überhaupt bei dem freilich durch Misbräuche oft hervorgerufenen Wunsche nach Beschränkungen nie in der Modalität derselben zu weit gehen darf, indem dann der ganze Staat nur zu leicht dem Feudalsystem sich wieder nähert, dessen Charakter (gänzlich getrennt von dem juristischen Begriff eines Lehns) in dem Zerfallen des Staats in einzelne Corporationen und getrennte Theile im Wesentlichen besteht, was nothwendig dann stets eintreten muß, wenn es der Staatsregierung zu sehr an Kraft und Mitteln gebricht, wozu noch kommt, daß zu große Beschränkung nur zu leicht den Wunsch nach vergrößerter Macht entstehen läßt, sodaß also auch auf diese Weise die Verfassung selbst gefährdet wird. Die Vertretung des Volks selbst, ob nach dem repräsentativen oder dem ständischen System, ist bei jeder Verfassung genau zu beachten. Wenn der Idee nach jenes auch unleugbar höher steht als dieses, so ist jenes doch nur wirklich mit Vortheil und auf die Dauer da einzuführen, wo entweder gar keine historischen Erinnerungen bestehen, oder diese durch eine Revolution selbst vernichtet wurden; daß aber das letztere System unserer Zeit nicht mehr zusagt, muß ebenso zugegeben werden, da, nach ihm, es nur Feudalstände, höchstens mit einigen Modificationen, die stets den halben Maßregeln gleichzusetzen sind, gibt, wobei denn dem Kastengeist immer neue Nahrung zugeführt wird. Verletzt nun das System der Revolution stets die Repräsentation im eigentlichen Sinne und bewilligt das der Reaction und Stabilität höchstens etwas modificirte Feudalstände, so ist es dann den Reformen vorbehalten, ein Mittelglied zwischen beiden aufzustellen, das Gute, was die zeitherige Verfassung enthielt, mit den Ideen einer neuern Zeit in Verbindung zu setzen und so eine Gegenwart und eine Verfassung zu schaffen, die nicht blos dem politischen Ideal, sondern auch den praktischen Bedürfnissen angemessen erscheint, um sodann wol auch, wie wenigstens des Ref. Ueberzeugung ist, auf eine wahre Repräsentation hinzuführen. Dieses Mittelglied zwischen diesen beiden Systemen stellt der Hr. Verf. zuerst unter dem Namen des Systems der politischen Interessen auf, nach dem die Vertretung des Volks nach den hauptsächlichsten Interessen des großen und kleinen Grundbesitzes, der städtischen Gewerbe, Handel und Fabriken, und der Intelligenz erfolgen soll: ein System, was dem öffentlichen Zustand von Deutschland allein zusagt und auch thatsächlich in einigen neuern deutschen Verfassungen schon angewendet ist. Ueber die in neuerer Zeit, besonders in Sachsen erhobenen Ansprüche der Geistlichen auf eine besondere Vertretung, die man häufig mit einer ebenso unstatthaften Vertretung der Kirche hat bemänteln wollen — Ansprüche, die, trotz den dabei gebrauchten schönen Phrasen, mit dem neuerwachten Zunftgeist ganz auf einer Stufe stehen —, spricht der Hr. Verf. (S. 93 fg) sich ganz natürlich abfällig aus, indem er diesem, im gemeinen Leben sogenannten Stand eine Stelle

unter den Vertretern der Intelligenz, aber keine besondere Vertretung sehr richtig anweist. Was die Wahlberechtigung, Wahlfähigkeit und Wahlform anlangt, so werden, besonders wegen der Vertretung der Intelligenz, die so häufig hier vorkommenden Steuerquoten, sowie auch aus theoretischen und praktischen Gründen die Wahlen in den Urversammlungen verworfen und über sämmtliche hier einschlagende Punkte die angemessensten Vorschläge gethan, ohne aber dabei zu übersehen, daß derartige Bestimmungen zu sehr von den Localitäten abhängen, um feststehende allgemeine Normen dafür zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Slawische Volkslieder, übersetzt von Joseph Wenzig. Halle, Renger. 1830. Gr. 16. 1 Thlr.

Wir finden wol, daß Flüsse nach ihrer Vereinigung noch eine Strecke lang sich durch die Farbe ihrer Gewässer unterscheiden; endlich vermischen sich die Wellen und die Wasser vieler Bäche fließen als Ein mächtiger Strom dahin; er erfüllt uns mit Bewunderung; aber wir sehnen uns zu den friedlichen Bächen abgeschiedener Thäler zurück. Dieses Gefühl ist es, welches in diesen Zeiten, wo die allgemeine europäische Bildung ihre gleichmachende Wirkung mehr und mehr verbreitet, den Reiz des Heimischen und des Eigenthümlichen erhöht und den Volksliedern das lebendigste Interesse gewonnen hat. Auch hier zeigt sich die Macht der beginnenden Weltliteratur. Mit rühmlichem Eifer bestreben sich Uebersetzer, die Stimmen der Völker durch die Länder tönen zu lassen: da denn die slawischen Lieder vornemlich zu erwähnen sind. Die serbischen Lieder, die altböhmischen sind den Deutschen aufgethan, die letztern seit Kurzem auch den Engländern; vor wenig Jahren erschienen die „Stimmen des russischen Volks" von Göze, und nun schließt sich Hr. Joseph Wenzig so üblichen Bemühungen würdig an. Seine Sammlung enthält im Ganzen 112 Lieder, 42 böhmische, 16 slowakische, 4 windische, 41 russische, 5 kleinrussische, 4 bulgarische. Mit Ausnahme einiger slowakischen sind die Originale derselben sämmtlich in Celakowsky's Sammlung slawischer Volkslieder enthalten. So wie wir nun nicht anstehen, den Liedern selbst einen ganz vorzüglichen Werth beizumessen, so müssen wir auch der Uebersetzung ein bedeutendes Verdienst zugestehen. Der Uebersetzer, der slawischen Sprachen kundig, bedient sich der deutschen mit Gewandtheit und richtigem Gefühle, und wünschten wir auch hier und da eine Aenderung des Ausdruckes, so sind doch dergleichen Stellen wenige. Daß die Uebersetzung möglichst treu ist, würde einleuchten, bemerkte es der Uebers. auch nicht ausdrücklich in der Vorrede; doch gesteht er, nicht überall das ursprüngliche Metrum genau befolgt zu haben, da die reiche Abwechselung und Vielförmigkeit slawischer Versmaße im Deutschen schwer zu erreichen sein. Hier dürfte denn fortgesetzte Uebung noch größere Genauigkeit erlangen lassen: denn wie viel ein deutscher Uebersetzer, der mit der rechten Ansicht seiner Kunst Sprachgewalt und ernsten Fleiß verbindet, leisten kann, dies hoffen wir, wird der Uebersetzer noch an sich selbst erfahren. Denn sein Uebersetzertalent läßt die vorliegende Arbeit nicht bezweifeln. Volkslieder zu übersetzen, ist aber vielleicht die schwierigste Aufgabe der Uebersetzungskunst. Denn während die Kunstpoesie selbst in ihren schwierigsten Formen und künstlichsten Spielen einem Uebersetzer dadurch erreichbar ist, daß er sich in schlimmen Fällen die Vertauschung oder Hinweglassung eines Beiworts, ja eine vorsichtige Umänderung des Gedankens oder des Bildes erlauben darf — ein Recht, dessen sich treue Gewissenhaftigkeit nicht leichtsinnig bedienen wird: so ist diese Vergünstigung bei Volksliedern immer bedenklich und zweifelhaft. Die Beiwörter sind meist stehende, die ganze Sprache bewegt sich in einem bestimmten Kreise, der nicht überschritten werden darf, ohne einen mißtönigen Eindruck hervorzubringen; nicht weniger halten sich die Bilder in der Grenze, die ihnen eine lebendige und tiefe Betrachtung der Natur angewiesen hat; die Gedanken in ihrer duftigsten Zartheit, in ihrer erhabensten Pracht wurzeln alle in dem Boden eines einigen Volkslebens. Muß nun gleich der Uebersetzer überhaupt, um die Volkslieder in ihrem Wesen wiederzugeben, sich seiner conventionellen Cultur möglichst entledigen, sich ganz in die Einfachheit natürlicher Sitten und Zustände vertiefen, so leuchtet es doch ein, wie schwer es ist, in dieser Entäußerung und Anempfindung es so weit zu bringen, um in einzelnen Fällen, wo z. B. Reim oder Assonanz weder durch strenge Treue erreicht, noch ohne Zerstörung des gleichmäßigen Eindrucks aufgegeben werden kann, eine leise Aenderung des Ursprünglichen wagen zu dürfen. Und dennoch, da wir einmal im Leben der Surrogate nicht entbehren können, wie denn eine Uebersetzung selbst ein Surrogat ist, und ein Surrogat eine Uebersetzung des Wünschenswerthen in das Mögliche, so werden wir den Uebersetzer von Volksliedern von dieser Hülfe nicht ausschließen, wol aber ihm die höchste Vorsicht anempfehlen und im Falle des Gelingens ein bedeutendes Lob spenden dürfen. Hat nun der Vers. Rühmliches geleistet, so glauben wir verpflichtet zu sein, ihn gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen, der sich bei einem Leser, der mit dem Wesen der slawischen Lieder völlig unbekannt ist, leicht bilden kann. Es ist nämlich an dieser Uebersetzung eine gewisse Feinheit und Glätte bemerkbar, welche Dem nothwendig auffallen muß, der etwa nur die deutschen Volkslieder kennt, die eine geringere Feinheit der Sprache zeigen, worin wir freilich nicht etwa einen Fehler suchen, da vielmehr die scheinbare Härte und Regellosigkeit nicht selten von tiefer Wirkung ist. Die Lieder der meisten slawischen Völker haben die Eigenthümlichkeit größerer Regelmäßigkeit und Glätte der Sprache: eine Erscheinung, deren Erklärung den Raum, der uns hier verstattet ist, überschreiten würde. Die Zierlichkeit der Uebersetzung ist demnach wohlbegründet. Aehnlich verhält es sich mit den spanischen Romanzen, deren Uebersetzer sich von gewissen volksmäßigen Freiheiten der Rede fern halten muß, die bei der Uebersetzung dänischer, schwedischer, englischer Lieder am rechten Orte, ja ganz unerläßlich sind.

Der Werth und die Wichtigkeit dieser Sammlung ist so groß, daß wir uns gern ausführlicher darüber verbreiten und es versuchen möchten, die Lieder der verschiedenen Stämme zu charakterisiren. Auch würden sich nicht wenige Vergleichungen mit den Liedern anderer Völker darbieten; denn wenn z. B. in spanischen und neugriechischen Liedern die Turteltaube, deren Täuber geärgert ist, in ihrem Grame das Wasser trübt, ehe sie trinkt, so findet sich dasselbe in einem slowakischen:

Es lüstet sie zu trinken,
Sie fliegt zum klaren Quell,
Von ihrem Flügelschlage
Trübt sich das Wasser schnell.

Sagenhafter Lieder sind in dieser Sammlung wenige, allein auch in diesen wenigen ist des Bemerkenswerthen genug enthalten. Dies Alles nach Kräften zu erörtern, müssen wir uns hier versagen, da es mit wenigen Zügen nicht abgethan ist. Zur Charakteristik der Lieder der verschiedenen Völker hat der Uebersetzer in der Vorrede Einiges beigebracht, wobei er mit Recht bemerkt, daß zu einer genügenden Schilderung reichlicherer Stoff nöthig ist. Gegen die böhmischen und russischen Lieder (des Reichthums der serbischen hier zu geschweigen) steht die Anzahl der übrigen in keinem Verhältnisse. Indem wir aber die Vorrede erwähnen, erinnern wir uns folgender Worte (S. 11): „Zeigt sich der Charakter des Deutschen in sinniger Speculation, so hat die Natur dafür die Weihe zur Dichtung über das Haupt des Slawen gegossen". Gegen diese Floskel ist zwar kein besonderer Kampf nöthig, aber ganz mit Stillschweigen ist diese leere Anmaßung doch nicht zu übergehen. Wir sind weit entfernt den hohen Werth der slawischen Lieder im geringsten bestreiten zu wollen,

ja, wir sind gerechter gegen dieselben als Hr. Wenzig, der, ihren Adel zu preisen, sich Herabsetzung Ebenbürtiger erlaubt; die königinhofer Handschrift läßt untergegangene Schätze ahnen; aber jeglicher Herausforderung stellen wir, — der reichen Poesie des deutschen Mittelalters im Einzelnen nicht zu gedenken, die spätern Volkslieder zu übergehen, unser Lied von der Nibelungennoth unbedenklich entgegen.

Der Uebersetzer erklärt in der Vorrede auch über Volkspoesie im Allgemeinen seine Ansicht. Ohne daß in diesen Bemerkungen geradezu Falsches auffällig ist, gestehen wir doch dieselben uns keineswegs genügen lassen zu können. Es sind ziemlich gewöhnliche Ansichten, die sich auf der Oberfläche halten und nicht einmal richtig gefaßt sind. Denn wenn der Verf., nachdem er Naturpoesie und Volkspoesie unterschieden, ferner von einer Naturvolkspoesie und einer Kunstvolkspoesie spricht, einer unbewußten, unabsichtlichen Darstellung der Eigenthümlichkeit eines Volkes und einer absichtlichen, berechneten, durch Kritik geleiteten, so hat noch Niemand diese letztere Volkspoesie genannt. So läge denn der Fehler blos in der Benennung? Nicht allein. Denn da jede Unterscheidung auf Vergleichung beruht, so trübt die Erwähnung jener kritischen Bemühungen, die Eigenthümlichkeit eines Volkes poetisch zu schildern, die lautere Ansicht von der Volkspoesie, deren Wesen rein und abgeschlossen aus sich selbst zu entwickeln war, nicht zu stören durch einen Gegensatz so weit getrennter Dinge, daß es unmöglich ist sie als gleichartig zu denken. Zweitens spricht der Verf. bei der Darlegung seiner Ansicht mehrmals von dem Naturvolksdichter im Gegensatze zu dem Kunstvolksdichter und dem populairen Dichter. Auch dies würde bei einer tiefern Ansicht vermieden worden sein. Freilich sind alle Volkslieder von einzelnen Dichtern gedichtet worden. Allein darin zeigt sich eben das Wesen der Volkspoesie, daß in dem Liederstrome, in welchem sich das Volksleben ergießt, die Individualität des Einzelnen untergeht. Der Begriff eines Dichters (als Erfinders) gehört überall der Zeit an, wo eine Kunstpoesie entstanden ist; die frühere kennt nur ἀοιδοὺς, nicht ποιητάς. Wenn daher gegen Niebuhr's Annahme altrömischer epischer Lieder eingewendet worden ist, die lateinische Sprache habe ja nicht einmal ein Wort für den Begriff eines Poeten, da vates ursprünglich ein Wahrsager sei, so zerfällt dieser Einwand mit manchen andern in nichts.

Können wir uns nun mit den in der Vorrede ausgesprochenen Bemerkungen über Volkspoesie wenigstens in der Art, wie sie ausgesprochen sind, nicht einverstanden erklären, so thut dies dem Lobe, welches das Werk selbst verdient, keinen Eintrag. Vielmehr hoffen wir von dem Uebers. noch fernere Leistungen auf diesem Felde, wo durch treue Arbeit noch Vieles zu erwerben steht. Bei dieser Gelegenheit sei es uns verstattet, auf den Schatz slawischer Märchen aufmerksam zu machen, der zerstreut und unbekannt der Sammlung und Bekanntmachung entgegenharrt. Möchte auch diese Seite slawischer Sitte und Poesie in dem Sinne durchforscht und dargestellt werden, in welchem die Brüder Grimm in ihrer Sammlung deutscher Hausmärchen Vollendetes geleistet haben. Der rege Eifer, der namentlich in Böhmen sich auf die Erforschung vaterländischer Eigenthümlichkeit wendet, läßt uns hoffen, daß auch dieser Zweig kindlicher und volksthümlicher Poesie verdiente Pflege finden werde. 133.

Die öffentlichen Schlafsäle in London.

Auf keinem andern Punkte der Erdoberfläche berühren sich so häufig die Extreme menschlichen Glücks und Elends als in London. Tausende stehen hier täglich auf und legen sich nieder, die nicht wissen, wovon sie des nächsten Tages ihr Leben fristen sollen. Einen Begriff von der furchtbaren Noth, die unter den niedern Ständen herrscht, geben die Schlafsäle, die vor einigen Jahren errichtet wurden, um die Armen, die ohne Obdach wären, aufzunehmen. Eine Menge Individuen suchen in diesen beiden Sälen, von denen der eine in Grubstreet, der andere Hondurasstreet, Wapping, gelegen ist, für die Nacht eine Zuflucht gegen die Ungunst der Witterung. Um 7 Uhr des Abends oder auch wol kurz nach dem Einbruch der Dämmerung kommen in dem ersten dieser Schlafsäle die Armen an, die in die City gehören, und ihre Zahl ist so groß, daß kaum Platz genug da ist, um sie Alle aufzunehmen. Man läßt sie auf frischem Streh liegen; die ersten Ankömmlinge erhalten abgesonderte Lager, die rund um den Saal herumgehen und in kurzer Zeit angefüllt sind. Um eine größere Anzahl aufnehmen zu können, schichtet man sie neben einander wie Kälber, welche zu Markte gefahren werden. Wenn die Erwachsenen, die zuerst besorgt werden, auf diese Weise untergebracht sind, legt man auf beiden Seiten zu ihren Füßen in einer Reihe von einem Ende des Saals zum andern die jungen Bursche; der Raum zwischen diesen beiden Reihen in der Mitte des Saales wird gleichfalls mit Stroh bedeckt; hier finden die neuen Ankömmlinge ihren Platz, bis der ganze Saal gefüllt ist. Diese Letztern liegen in dichten Reihen, sodaß die Füße des Einen den Kopf des Andern berühren.

In dem strengen Winter des J. 1829 vertheilte man Suppe unter Alle, die sich hier einstellten; aber man sah bald, daß die Fonds der Anstalt nicht zureichten, um alle Ansprüche zu befriedigen; und überdieß zogen diese Vertheilungen eine Menge von Individuen an, die nicht gerade zu der Classe gehörten, zu deren Erleichterung das Institut bestimmt war. Man gibt daher jetzt nur noch Wasser und Brot. Alle, die sich einstellen, erhalten Morgens und Abends ein halbes Pfund Brot. Nach einer Anordnung, welche die Erhaltung der Gesundheit unter dieser Menschenclasse zum Zweck hat, muß jeder sich mit rein gewaschenem Gesicht und reinen Händen zeigen, Wasser, Seife und Servietten finden sich deshalb in dem Hofe des Instituts in Menge. So groß ist aber der Abscheu, den diese Unglücklichen vor dem frischen Wasser haben — denn mit Recht hat man bemerkt, daß die Unreinlichkeit immer untrennbar mit dem Elende verbunden ist —, daß es die größte Mühe kostet, diese Anordnung zur Vollziehung zu bringen. Häufig kommt es vor, daß mehre dieser Wesen, halb verhungert, wie sie sind, es vorziehen sich ohne Nachtessen schlafen zu legen, als sich einer Abwaschung zu unterwerfen. Das Stroh, welches den Fußboden des Saales bedeckt, wird jeden Tag erneut. Der Saal wird durch große Oefen geheizt und auf jede mögliche Weise gelüftet. Von Zeit zu Zeit werden Räucherungen veranstaltet; kurz, man gibt sich die größte Mühe, den übeln Wirkungen zu begegnen, welche die Vereinigung so vieler Individuen in einem und demselben Local haben kann. Unter den Unglücklichen, die hier ihr Nachtlager suchen, erkennt man nicht den zehnten Theil als solche, die schon in frühern Jahren gekommen sind. Die meisten kommen aus den Provinzen: es sind Arbeiter, welche die Hoffnung, Beschäftigung zu finden, in die Hauptstadt gezogen hat.

Unter der Classe, die gegenwärtig am meisten leidet, sieht man viele Individuen, die aus Provinzialstädten gekommen sind, um eine Anstellung in einem Comptoir oder Kaufmannsladen zu suchen, und die, nachdem sie ihre Mittel verzehrt haben, allmälig zu dieser traurigen Lage herabgesunken sind. Die Meisten haben früher in einer Art von Wohlstand gelebt und sind nur durch die Stockung des Handels brotlos geworden.

Außer dem Saale, den wir eben beschrieben haben und in welchem nur Männer aufgenommen werden, befindet sich in demselben Gebäude noch ein anderer, der ausschließlich für Weiber bestimmt ist. Dieser steht unter der Obhut einer Matrone. Zum Glück ist die Zahl der weiblichen Wesen, die hier ihre Zuflucht suchen müssen, bei weitem nicht so groß als die der Männer.

Die Einrichtung in dem Schlafhause auf der Hondurasstreet ist vollkommen dieselbe mit jener in dem Schlafhause der City. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 245. — 2. September 1831.

Ueber Conſtitutionen.

(Fortſetzung aus Nr. 244.)

Von hoher Wichtigkeit ſind die beiden letzten hier einſchlagenden Fragen wegen den Formen der Verfaſſung, ob eine oder zwei Kammern ſtattfinde, und in welchem Verhältniſſe in letzterm Falle beide zu einander ſtehen müſſen. Die Revolution verwirft das Zweikammerſyſtem und mit ihr unſere Schreier, während die Geſchichte nachweiſt, daß es für alle Staaten von mehr als ½ Millionen Menſchen, für Republiken wie für Monarchien nothwendig ſei. Ueber das Verhältniß der beiden Kammern zu einander finden ſich (S. 111 fg.) die mannichfaltigſten Beſtimmungen der verſchiedenen Verfaſſungen mitgetheilt, woraus denn der Hr. Verf. die wol ſehr richtige Schlußfolge zieht, daß eigentliche Pairskammern ſich nur für größere Monarchien und etwa für ſolche deutſche Staaten, in denen ſich mehre Standesherren befinden, eignen, eine erſte Kammer aber auch für andere Staaten ſchon wegen der zweifachen Berathung der Gegenſtände erforderlich ſei. Deswegen wird denn für alle ſolche Staaten, denen die Elemente einer Pairskammer fehlen (z. B. Sachſen), die Bildung der erſten Kammer durch Wahl aus ſämmtlichen Abgeordneten nach einem beſtimmten numeriſchen Verhältniß vorgeſchlagen, wobei dann der Regierung noch einige lebenslängliche oder auch erbliche Mitglieder zu ernennen vorbehalten wird. Daß dieſer zweckmäßige Vorſchlag bei dem Entwurf zur ſächſiſchen Verfaſſung nicht beachtet, ſondern hier dieſe Kammer, wenigſtens theilweiſe, ziemlich erkünſtelt iſt, iſt gewiß nur zu beklagen.

Wenden wir uns nun zu den Bedingungen des conſtitutionnellen Lebens. Als Grundlage bedarf jede Staatsverfaſſung ein gutes, Ort und Zeit angemeſſenes Municipalgeſetz, ohne welches ſelbſt die beſte Verfaſſung nicht die ſonſt zu erwartenden Vortheile haben wird. Nicht aber nach dem beliebten Generaliſirungsſyſtem über einen Leiſten geſchlagen darf ein ſolches Geſetz ſein, ſondern dieſes bedarf ganz beſonders einer genauen und umſichtigen Beachtung der Localitäten, weshalb denn der ſächſiſche Entwurf der Städteordnung, der an und für ſich ſchon viel Gutes enthält, den Vorzug vor den diesfallſigen Geſetzen anderer Staaten verdient, weil nach ihm überall noch ein beſonderes Localſtatut zu entwerfen iſt. Trotz einer ſolchen Grundlage würde aber doch jede Verfaſſung unbeſtimmt und ſchwankend ſein, in der eine feſte und genaue Beſtimmung des gegenſeitigen Verhältniſſes des Regenten und der Abgeordneten des Volks, ſowie des verfaſſungsmäßigen Rechtes der Letztern fehlte: Verhältniſſe, in denen Unbeſtimmtheiten zu den unberechenbarſten nachtheiligen Folgen führen können. Betrachten wir hier nur die Theilnahme der Abgeordneten an der Geſetzgebung, bei der entweder den Ständen allein, oder ihnen und der Regierung zuſammen, oder letzterer allein die Initiative zuſteht. In letzterm Falle ſprechen manche Verfaſſungen den Ständen ein Petitionsrecht zu, worüber der Verf. ſich (S. 139) folgendermaßen erklärt:

Es leuchtet, nach richtigen Grundſätzen des Staatsrechts und der Staatskunſt, von ſelbſt ein, daß dieſer Antheil nicht auf ein ſogenanntes Petitionsrecht beſchränkt werden kann, weil dieſes Recht ſelbſt dem Bittler auf der Landſtraße nicht abgeſprochen und ſogar in Stambul und Teheran nicht verweigert wird. Denn wie ſchon in dem Begriff eines Petitionsrechts eine contradictio in adjecto liegt, ſo hat auch in der Wirklichkeit noch kein Autokrator, ſelbſt nicht ein Dey der Barbareſken ſeinen Unterthanen die Mittheilung von Bitten verweigert, ob es gleich von ſeiner Willkür abhängt, ob er überhaupt und bis wie weit er ſie berückſichtigen will.

Nach einer genauen Mittheilung der Beſtimmungen vieler theils beſtehender, theils untergegangener Verfaſſungen über dieſen Gegenſtand ſtellt nun der Hr. Verf. an die Stelle des nichtsſagenden Petitionsrechts das Recht des Antrags und Vorſchlags neuer Geſetze, was allerdings mehr wie jenes iſt und für Deutſchland auch ſchon deshalb beſſer paßt, weil den Abgeordneten allein die Initiative zu geben eine zu große Schwächung der Regierung herbeiführt, und ſelbſt gegen die Theilung der Initiative zwiſchen Regierung und Abgeordneten in Deutſchland poſitive, und für jetzt wol auch noch andere Gründe ſprechen. Das Recht der Beſchwerdeführung, was ſelbſt die Feudalſtände ausüben, muß endlich den Abgeordneten ſtets zuſtehen, und daß der Hr. Verf. für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Abgeordneten ſich unbedingt ausſprechen würde, war von ſeinen bekannten wahrhaft freiſinnigen Anſichten zu erwarten. Am Schluß dieſer Schrift iſt noch eine Reihe von nothwendigen Prämiſſen aller ſchriftlichen Verfaſſungen (wie perſönliche Freiheit, Gleichheit vor dem Geſetz u. ſ. w.) und ſodann eine kurze Ueberſicht der deutſchen Verfaſſungen mitgetheilt.

In innigem Zusammenhange mit dieser Schrift steht die unter Nr. 2 genannte. Die Ereignisse des Jahres 1830 hatten das Streben nach Constitutionen mächtig erzeugt, und in mehren Staaten, die bis dahin theils blos alte Feudalstände hatten, oder in denen sogar diese aufgehört hatten, sind seitdem theils neue Verfassungen entstanden, theils im Entstehen begriffen. Diesen neuentstandenen Verfassungen ist diese zweite Schrift gewidmet. Ein gewiß zeitgemäßes Unternehmen aber ist es, eine wissenschaftliche und leidenschaftslose Kritik auf diese Verfassungen zu wenden, da die Bemerkung des Hrn. Verfs. vollkommen richtig ist, daß die Art und Weise, wie in neuester Zeit, in Flugschriften und Abhandlungen, Verfassungen gewürdigt wurden, indem man sich begnügte, ohne Aufstellung leitender allgemeiner Grundsätze blos nach der Reihenfolge der §§. abzuurtheilen, höchst einseitig ist. Diese Schrift, die zu der erstern sich wie die Praxis zur Theorie verhält, stellt nun zuvörderst die allgemeinen Grundsätze auf, von denen man bei der Beurtheilung neuer Verfassungen ausgehen muß, um deren staatsrechtlichen und politischen Charakter gehörig darzustellen und zu würdigen, wobei zugleich entwickelt wird, was unter diesem Charakter selbst zu verstehen. Zu dem staatsrechtlichen Charakter rechnet aber der Hr. Verf. die aus der Vernunft selbst abstammenden Bestimmungen über Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz, gleiche Besteuerung nach dem reinen Ertrage, persönliche Freiheit, Aufhebung von Leibeigenschaft, Frohnen u. dgl., und zu den politischen zählt er die aus Geschichte und Erfahrung abzuleitenden Bestimmungen über die Bildung der Kammern, Rechte der Abgeordneten, Wahl u. s. w. Nach dem System der Reformen setzt aber jene Erörterung stets 2 Vorfragen voraus, ohne die der Charakter der Verfassung selbst nie gehörig zu verstehen, ob nämlich vor Eintritt der neuen Verfassung schon eine frühere und mit welchem Grundcharakter sie bestand, und welche Rücksichten die bestehenden geschichtlichen Verhältnisse, die Oertlichkeit des Landes, der Charakter des Volks und der Stand der Civilisation im Allgemeinen erfodert. Namentlich darf aber in letzterer Beziehung nie vergessen werden, daß die Intelligenz im 19. Jahrhundert ganz andere Rücksichten wie früher verlangt, und, wie der Hr. Verf. in der Vorrede auf überraschende Weise entwickelt, die Niederhaltung der Intelligenz mit Hebung der materiellen Interessen, ein charakteristischer Zug des Reactionssystems, es besonders ist, welche die Thatsachen des vergangenen Jahres hervorgerufen. Noch sind aber bei Beurtheilungen von Verfassungen besondere Einzelheiten, die theils aus allgemeinen Rücksichten, theils aus den besondern Verhältnissen der deutschen Staaten entstehen, zu berücksichtigen, die der Hr. Verf. in 50 einzelnen Fragen aufstellt, außer denen dann noch die Geschäftsordnung bei den Verhandlungen und die stylistische Form der Verfassungen, die von großer Wichtigkeit und bisher in Deutschland nur zu sehr vernachlässigt wurden, der Prüfung zu unterwerfen sind.

(Der Beschluß folgt.)

La Sainte-Ligue, ou la mouche; pour faire suite aux annales de l'hypocrisie et de la superstition. Par Mr. *Pigault-Lebrun*. Paris, 1830.

Als Hr. Pigault-Lebrun vor etwas mehr als 30 Jahren die literarische Laufbahn betrat, befand sich in Frankreich die Fahne der Religion zwar wieder aufgepflanzt, allein bei aller äußerlichen Uebung waltete Gottlosigkeit heimlich im Innern. Auf den weiten Trümmern des Nationalconvents hatte sich die todtgeborene Regierung des Directoriums erhoben; und dieses schwache und gebrechliche Gebäude schwankte bei jedem Kanonenschuß, der auf den Schlachtfeldern Italiens fiel. Theils aus Schwäche, theils aus Ueberzeugung hatte diese precaire Regierung die Tempel wiedereröffnet; jedoch die furchtbaren Sympathien, welche überall die Theorien des Nationalconvents und seine hochmüthige Kriegserklärung gegen jede edle göttliche und menschliche Autorität geweckt hatten, waren keineswegs nach dem Wunsche jener amtlichen Reaction wieder eingeschläfert worden. Das hingeopferte Königthum hatte das brennende Verlangen nach politischer Unabhängigkeit befriedigt; allein die religiöse Insurrection hatte einen zu kurzen Triumph genossen, um demselben zu genügen. Jener energische Haß aber, der, nach Maßgabe als er zu den Massen herabstieg, entartete und verächtlich ward, sehnte sich, nachdem er zu den letzten Rangclassen der Gesellschaft gelangt, die zwar minder hochfahrend und stolz, aber beharrlicher und leidenschaftlicher waren, nach einem Widerhall seiner blinden Wuth. Jetzt trat Hr. Pigault-Lebrun auf und dieselbe Insurrection, die von ihrer ersten Höhe in solche Tiefe herabgesunken war, hatte von nun an einen Dolmetsch und Herold. Vergebens trat Bonaparte mit seinem strengen und allmächtigen quos ego dazwischen; er richtete die Altäre wieder auf, aber nicht die Religiosität. Allerdings war in dem Augenblick, wo er einem alten Cultus die Stütze seines jungen und großen Rufes verlieh, das Bedürfniß nach Glauben bei zartfühlenden Gemüthern, welche die Saturnalien des Unglaubens verletzt hatten, lebhaft geworden; allein die Häupter der antireligiösen Opposition verharrten in ihrem unzähmbaren Hasse, und der bei den untern Classen der Gesellschaft, welche durch die in den höhern Sphären gespielten Trauerscenen in keinerlei Weise erschüttert oder benachtheiligt wurden, waltende Hang zum Cynismus und zur scheptischen Ironie ward durch die starke Hand des Dictators keineswegs erstickt. Einen materiellen, man möchte fast sagen physischen Triumph mochte derselbe immerhin über die innere Ueberzeugung erlangen; allein hierdurch bestärkte er die Besiegten nur in ihren Antipathien, indem er zugleich die Thatkraft der Sieger entnervte. Denn die Jugend- und Lebenskeime, welche der Glaube in den Gefängnissen und auf den Richtstätten von 1793 entwickelt hatte, verwelkten unter dem souverainen Schutze, den er fortan genoß, bald wieder, und der Katholicismus besonders versank abermals in Altersschwäche und Hinfälligkeit. Andererseits ward die Gehässigkeit bei dieser gewaltsamen Reform nur noch reger, und Die, welche ihren Widerwillen vor der Autorität beugen mußten, trösteten sich, indem sie einen boshaften Beifall den Sarcasmen ertheilten, die eine fruchtbare Feder über die beschützten Riten und Dogmen verhängte. Unter Begünstigung der Hitze des Kampfes gingen sogar seltsame Angriffe gegen wesentliche Grundsätze der Moral durch, und von dem Reize, gegen die Allgewalt Wiedervergeltung zu üben, hingerissen, folgten die Leser mit Vergnügen dem Schriftsteller auf seinen unglaublichen Verirrungen im Gebiete des Scepticismus und der Ironie. Somit vergrößerte sich denn Hrn. Pigault-Lebrun's schriftstellerisches Verdienst durch die Popularität seiner Sache und der Fanatismus für die Doctrinen führte nothwendigerweise zum Fanatismus für den Verfasser. Was seinem Rufe, zu übertreiben, noch sehr viel beitrug, dies ist die unglaubliche Leichtigkeit, womit der große Haufe, vornehmlich in Frankreich, sich vor dem Talente des Spottes beugt, den er als eine höhere Geisteseigenschaft betrachtet, ohne dabei auf die Quelle, woraus er fließt, Rücksicht zu nehmen. Bei unserm Verf., von dessen Werken uns mehre bekannt sind, ist diese

Quelle weder in jener Erbitterung zu suchen, womit unglückliche Lebensschicksale ein sonst edles Gemüth gegen die ganze Menschheit erfüllen, noch aber in jenem unduldsamen Streben nach geistiger Emancipation, das hohe Verstandesmenschen verführt, alle Bande der Seele als Producte des Wahnglaubens zu betrachten und in Folge wovon sich bei ihnen Spott, Scepticismus und Ironie als natürliche Früchte ihres Geistes entwickeln. Wir glauben vielmehr, daß Hr. Pigault-Lebrun jener Classe kraftloser Frondeurs angehört, die in das Leben mit dem im Voraus gefaßten Entschluß, Spott und Hohn über Alles zu verhängen, treten und sich so, wohlfeilen Kaufes, absichtlich von der Menge zu isoliren suchen. Sein Gemüth trägt keine Narben früher ihm geschlagener Wunden an sich; sein Geist sprüht keine Blitze, welche die Dunkelheit erleuchten; er kann zu seiner Rechtfertigung weder Ekel an der Vergangenheit, noch lichtvolle Blicke in die Zukunft anführen; er gleicht vielmehr einem störrigen, trotzigen und launenhaften Kinde, das nach allen Richtungen hin mit verwegener Blindheit Schläge austheilt, ohne dabei das leidenschaftliche Feuer der Jugend, noch die männliche Geringschätzung, die dem reifern Alter eigen ist, zu besitzen. Vorliegendes Werk ist gewissermaßen der Schlußstein jenes langen Systems von Spott und freigeisterischer Opposition gegen die allgemeine Vernunft der Menschheit, denen er während seines ganzen Lebens huldigte. Die Ligue in ihrem wahren Lichte zu schildern, sammt ihrem religiösen Fanatismus und ihrer politischen Kühnheit, ihren Gaukeleien und ihrem Stolze, ihrer überlegten Hartnäckigkeit und ihrem blutigen Ungestüm, ihren Predigten und ihren Mordthaten, ihren Hellebarden und ihren Crucifixen, ihren Bethbrüdern und ihren Charlatans, dies wäre ein Werk von so zurückschreckender Art gewesen, daß selbst der Entschlossenste, sich demselben zu unterziehen, Bedenken tragen möchte. Auch hat Hr. Pigault-Lebrun dies gar nicht versucht. Allein um andererseits nur die lächerliche Seite der Ligue aufzufassen, so war die „Satyre Menippée" bereits da; und dieses bewunderungswürdige Werk mußte die Verwegenheit zermalmen, die sie zur Verzweiflung zu bringen nicht vermocht hätte. Gerade dies ist Hr. Pigault-Lebrun begegnet. Die Analyse dieses Romans ließe sich in wenig Worten geben. Dessen Hauptbestandtheile nämlich sind: Wiederabdrücke von unsers Verfs. alten und zahlreichen Skizzen unmächtiger Fanatiker, lächerlicher Thoren und kurzsichtiger Verstandesmenschen; eine lange, endlose Geschichte, worin Liebe, Gleisnerei, Heuchelei, Philanthropie u. s. w. vorkommen; Liebende, die Mittel finden, sich in einem Oratorium anzubeten; eine prüde, zänkische, fromme und, wie sich von selbst versteht, dabei gefallsüchtige Herzogin; ein Ränkemacher, der im zwanzigsten Gliede von Gankte abstammt und dessen Blut in dieser langen Geschlechtsfolge entartet ist; ein guter Mensch, der aber, ein bleicher Nachdruck Gil-Blas', eine Menge böser Streiche zu spielen im Stande ist; bekannte Klagen über die Irrthümer der menschlichen Urtheilskraft; selbstgefällige Erörterungen über die Unwissenheit der Abergläubigen, wobei sich die Beweise auf sehr oberflächliche Kenntnisse der Naturlehre stützen; ein ebenso ungerechter als von Unwissenheit zeugender Tadel der alten französischen Dichter; eine Abhandlung über die Bartholomäusnacht, woraus klar hervorgeht, daß Menschenmord ein Verbrechen ist; eine Menge unbestreitbarer und unbestrittener Wahrheiten, die mit der Freude der Erfindung oder dem Stolze des Paradoxons verkündigt werden. Hierzu füge man noch Zwischenfälle, die oder der Leser schon voraussieht, und Färbungen, denen jede Wärme abgeht, und man wird einen Begriff von dem Inhalt und der Tendenz dieses Machwerks haben. Von der Ligue kommt kein Wort darin vor, außer in den ewigen und langweiligen Reden, die der Verf. ganz unpassend der Hauptperson in den Mund legt, woraus es ihm eingefallen ist, einen Historiographen zu machen; alles Uebrige ist ein absichtliches und erkünsteltes Durcheinander. Bald wird ein Convoi angegriffen, sodann ein Meierhof genommen; an einer andern Stelle wird man in die Nähe des Lagers des Herzogs von Guise versetzt; aber nirgendwo findet man eine politische oder kriegerische Scene, die das Werk beleben könnte. Man streiche die Namen Heinrichs III., des Herzogs von Guise, des Generals Lanoue, des Königs von Navarra und ersetze sie durch die irgend eines andern Romans; sodann versetze man die handelnden Personen nach Italien, Deutschland oder sonst wohin man will, so werden sie dort ebenso gut an ihrem Platze sein, als in Frankreich, vor den Thoren von Paris, wo sie sich nach des Verf. Absicht oder Meinung befinden sollen.

Da Pigault-Lebrun's Werke größtentheils durch Uebersetzungen in das Gebiet der deutschen Literatur übergegangen sind, so schließen wir unsere Anzeige mit einer allgemeinen Bemerkung über diesen Autor und dessen letzte Producte. Es liegt, nach unserm Gefühl, etwas höchst Erbärmliches in der Agonie eines leichtfertigen Gedankens. Der an ein ernstes und tiefes Nachdenken gewöhnte Mensch verschleiert, wenn seine Kraft mit dem Alter erlöscht, das Elend seiner Hinfälligkeit durch die Erhabenheit seiner frühern Gedanken; allein ein trauriges Schauspiel gewährt der Mensch, der bei vorgerückten Jahren noch den Lustigmacher zu spielen sich bemüht. Wir möchten jedoch ihn vielmehr bemitleiden, als ihm zürnen; und wir mildern unsere Kritik gegen ihn, wie bei dem Anblicke eines in seinem traurigen Gewerbe gealterten Hofnarren, dem die Peitsche in der Hand zittert und dessen graues Haupt sich unter der Schellenkappe beugt. 27.

Skizzen von der Insel Java und den verschiedenen Bewohnern derselben, von J. J. R. Pfyffer zu Neuek. Erstes und zweites Heft. Mit 8 gemalten Blättern. Schaffhausen, Hurter. 1829—30. Fol. 3 Thlr.

Die beiden letzten Jahre sind der Kunde von Java überaus günstig gewesen. Blume's „Flora Javae", deren zu Brüssel erschienenen 25 Hefte bereits den 1. Band ausmachen, werden mit Kennerlobsprüchen überhäuft; man spricht vortheilhaft von dem eben daselbst herausgekommenen „Coup d'oeil sur Java" Hogendorp's; kräftige javanische Heilmittel, in ihrer Heimath bisher übersehen, hat Waitz uns vorgeführt; und das vorliegende Werk, auf 4 Hefte berechnet, darf sich den beliebtesten malerischen Reisen kühnlich an die Seite stellen. Die wohlgezeichneten und schöngefärbten Bilder schmeicheln dem Auge, ihre lebendige Erläuterung läßt nichts zu wünschen übrig, und der Preis ist so außerordentlich billig, daß ihn nur die glückliche Anwendung der Steinplatten begreiflich macht. Den Reisenden trieb frühe Sehnsucht nach immer grünen Inseln, reger Wunsch, Menschen in ihrem ursprünglichen Naturzustande kennen zu lernen, wie es scheint, auch Misgeschick, in die Dienste der niederländischen ostindischen Gesellschaft. Nach sechsmonatlicher beschwerlicher Seefahrt, während deren er sich mit Zeichnen und Erlernung der malaischen Sprache beschäftigte, betrat er am 10. Oktober 1819 die Rhede von Batavia, verließ Java im September 1827, und lebt jetzt wieder in Luzern. Vorsicht und Glück begünstigten ihn während dieser freiwilligen Entfernung von seinem Vaterlande; er ward von gutmüthigen Indianern verehrt und geliebt, und entging den schädlichen Einflüssen des glühenden Himmelsstrichs. Heißes Verlangen nach der Heimath siegte endlich über Verhältnisse, Verbindungen und schöne Aussichten in die Zukunft, er erhielt seine ehrenvolle Dienstentlassung von der niederländischen Regierung und ein ansehnliches Gnadengeschenk. Sein wohl- und lebhaftgeschriebener Bericht gibt einen verständigen, gutgesinnten Augenzeugen zu erkennen, der nie tadelsüchtig absprechen, aber auch nichts beschönigen will. Kritische Blätter werden ihn mit frühern oder gleichzeitigen Aussagen vergleichen und das Urtheil feststellen; dem unserigen genügt Anzeige des Inhalts. — Erstes Heft: Java, eine der größten Inseln des indischen Archipels, liegt unter dem 6. Grad südlicher Breite und dem 124. der Länge, ist ungefähr 300 Stunden lang, an einigen Stellen 42 breit, und hat, nach neuern Berechnungen, 5 Millionen Einwohner. Große Urwälder, wasserarme, unbebaute oder ungesunde Gegenden und ansteckende Krankheiten verhindern eine größere Bevöl-

kerung. Schönheit und Fruchtbarkeit sind unvergleichlich. Neben tropischen Gewächsen gedeihen, bei gehöriger Pflege und Auswahl des Bodens, auch die des gemäßigten Klima. Die Hitze an der Küste, selbst in der Regenzeit, ist gewöhnlich 85 Grad Fahrenheit und steigt oft bis zu 100. Die Nächte sind kühl, auf den Bergen kalt, und starker Thau erhält die Pflanzen in bleibender Frische. Die verheerendste Krankheit ist die Cholera, zu deren Heilung man sich erhitzender Mittel bedient. Hr. Pf. schreibt sie auf Rechnung plötzlicher Temperaturveränderung, Unterdrückung der Ausdünstung und Uebermaß im Essen und Trinken. Gastrische Krankheiten sind allgemein und gefährlich, ihre Ursachen die bekannten; venerische gleichfalls allgemein, aber nicht so gefährlich als in Europa, der Indianer genesetzt leicht davon und achtet ihrer so wenig als wir einer Erkältung, obwol er in allem Uebrigen nachahmungswürdig mäßig ist. Den östlichen Theil der Insel beherrschen 2 javanische Fürsten, ein Kaiser und ein Sultan. So lange die noch bestehen, bleibt der Besitz der Niederländer ungesichert, denn sie hassen alle Andersgläubige und sind wüthende Schiiten. Das niederländische Besitzthum der Insel ist in Regentschaften, diese sind in Districte abgetheilt. Batavia war die ansehnlichste, reichste und berühmteste Stadt Indostans, aber hat durch eine große Ueberschwemmung sehr verloren, an Ungesundheit des Aufenthalts gewonnen. Jetzt liegt Vieles in Trümmern, verödet, und wohlhabende Europäer verweilen über Nacht nicht in ihr. Die meiste Bevölkerung besteht aus Kreolen, Chinesen, Javanen, Mohren, Arabern, Amboinesen, Balinen u. s. w. Angabe der Naturproducte. Diese Schilderung begleiten die Abbildungen eines javanischen Kindes, Landmanns, Tanzmädchenes und Dörfchens, lehrreich und unterhaltend erklärt. — Zweites Heft: Der Javaner in physischer und moralischer Hinsicht. Der Küstenbewohner ist roh, unternehmend, treulos, Seeräuber vom Handwerk. Der Bergbewohner gutmüthiger und ehrlicher, nur muß man sich nichts gegen ihn vergeben und weder sein Religionsvorurtheil noch seine Eifersucht reizen, in welchem Fall seine Rache keine Grenzen kennt und das unter diesem Himmelsstrich allbekannte Mucklaufen stattfindet, indem der von Opium Berauschte, mit einem Dolch bewaffnet, Jeden ermordet, der ihm in den Weg kommt und nicht einhält, bis er wie ein toller Hund todtgeschlagen wird. Seit Anfang des 15. Jahrhunderts sind die Eingeborenen durch einen arabischen Eroberer gewaltsam zum Islam bekehrt. Nur in einer Berggegend von Bantam haben sich etwa 40 friedliche Buddhistenfamilien erhalten. Die von Mekka zurückgekehrten Pilger zeichnen sich auch hier durch Verdorbenheit aus. Lebensart, Gewohnheiten und Gebräuche der Javaner, ohne Liebe und Haß, mit unverkennbarem Beobachtungsgeist geschildert, auch einige Bruchstücke ihrer Lieder in der Ursprache und Uebersetzung, die dem Wohlklang und der Kürze der malaischen Mundart das Wort reden. Das treulich nachgezeichnete javanische Alphabet und dessen Zahlzeichen fallen angenehm ins Auge. Abgebildet und wohlerläutert sind ein Bote, ein Vorfechter, ein Habschi und ein Tanzfest. Gleichen, woran kein Zweifel ist, Tänzerinnen und Saitenspielerinnen ihren Urbildern, so wird sehr erklärlich, daß der Maler, durch seine schönen Luzernerinnen verwöhnt, so frechen und lüsternen Bajaderen das Schnupftuch nicht hat zuwerfen mögen. — Nach Erwägung dieser schätzbaren Mittheilungen kann man sich der Ueberzeugung kaum erwehren, daß britische Eigenthümer der javanischen Besitzungen zwar weniger gespart, weniger eingeseckelt haben würden als die Holländer, daß aber die dortigen Europäer und Nichteuropäer dabei gewonnen haben dürften. 42.

Lesefrüchte.

George Peele.

George Peele's Werke sind in der sonst so oft ängstlich genauen und ausführlichen „Biographie universelle“ höchst unvollständig angegeben, indem der Verf. des Artikels nur 5 Werke anzugeben wußte, während die Zahl derselben, die Gedichte Peele's in „England's Helicon“ (1600), „England's Parnassus“ (1600), und im „Belvedere, or the garden of the muses“ (1610) ungerechnet, sich auf 13 beläuft. Sein Geburtsjahr ist gar nicht angegeben; es fällt in das J. 1557 oder 1558. Er starb 1598. Folgendes Verzeichniß seiner Werke ist vollständig: 1. „The Arraignement of Paris. A dramatik pastoral“ (London, 1584). 2. „The devise of the pageant borne before Woolstone Dixi“ (London, 1585). Von dieser Schrift sind mehre Abdrücke erschienen; von der ersten Ausgabe kennt man nur ein einziges Exemplar, das sich in der Bodleianischen Bibliothek befindet und in der Farmer'schen Versteigerung um anderthalb Guineen erstanden wurde; diese Ausgabe besteht aus 8 gedruckten Seiten in 4. 3. „A Farewell to the famous and fortunate generalls (sic!) of our english forces, Sir John Norris and Sir Francis Drake“ (London, 1589). 4. „An aegrologue gratulatorie, entituled to the right-honourable and renowned shepheard of Albions Arcadia, Robert, Earl of Essex and Ewre, for his welkome into England from Portugal“ (London, 1589). 5. „Polyhymnia; describing the honourable triumphs at Tylt before her maiestie, with Sir Henry Lea his resignation of honour at Tylt“ (London, 1590). 6. „Descensus Astræœ. The devise of a pageant borne before M. William Web, Lord Maior“ (London, 1591). 7. „The hunting of Cupid“. Von dieser Schrift hat bis jetzt noch kein gedrucktes Exemplar aufgefunden werden können. 8. „The honour of the garter displaied in a poeme gratulatorie, entitled to the Earl of Northumberland“ (London, 1593). 9. „The famous chronicle of King Edward I, an historical play“ (London, 1593. Eine zweite Ausgabe London, 1599). 10. „The old wives tales. A Comedy“ (London, 1595). Ein Exemplar dieses Stücks ist in dem britischen Museum und wurde um 12 Guineen erkauft. In Roxburgh's Versteigerung kam ein zweites Exemplar vor, welches um 12 Pf. St. 17 Sh. erstanden wurde. 11. „The love of King David and fair Bethsabe: with the Tragedie of Absalon“ (London, 1599). Beide Werke sind in Hawkin's „Origins of the english drama“ wieder abgedruckt. 12. „The praise of chastitie“, in „The Phoenix' Nest“ (London, 1593) abgedruckt. 13. „Merry conceidet Jests of George Peele, Gentleman, sometimes student in Oxford. Wherein is showed the course of his life, how he lived: a man very well known in the city of London and elsewhere. London, printed for Henry Bell, dwelling in the little old Bailey in Eliot's Court“ (21 S. ohne das Titelblatt). Das Jahr ist nicht angegeben, wahrscheinlich ist das Exemplar, welches obigen Titel führt, die dritte Ausgabe der „Merry Jest“. Folgende Verse stehen als Motto auf dem Titelblatte:

Buy, read and iudge,
The price do not grudge.
It will do the more pleasure,
Than twice so much treasure.

Die erste Ausgabe der „Merry Jests“ erschien 1607, die zweite 1627. Spätere Editionen sind von 1657, 1671 und 1809. Die von 1627 wurde in der Versteigerung des Herzogs von Roxburgh um 7 Guineen verkauft.

Die Reiterstatuen St.-Peters und St.-Pauls.

Ein Engländer betrachtete mit der gewöhnlichen Geistes- und Seelenruhe dieser glücklichen Nation die Reiterstatuen Karls des Großen und Konstantins zu Rom, welche er für die von Peter und Paul nahm. „Damn“, sagte er zu seinem Begleiter, „welcher von den Beiden mag wol der heil. Paulus sein?“ „Bless me“, versetzte der Gefragte; „ich glaube, Herr, der heil. Paulus hat nach seinem accident kein Pferd mehr bestiegen“. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 246. —— 3. September 1831.

Ueber Constitutionen.

(Beschluß aus Nr. 245.)

Nach dieser Theorie der Verfassungskritik wird nun zuerst die sachsen-altenburgische Verfassung, vom 29. April 1831, die mit dem Edict vom 18. April d. J. über den Staatsdienst, und 2 Beilagen, welche die Wahlordnung und nähere Grundsätze der Finanzverwaltung enthalten, den Staatsorganismus des Herzogthums Altenburg bilden, beurtheilt, wobei wir uns auf einzelne Bemerkungen beschränken müssen. Für einen deutschen Bundesstaat vom vierten politischen Range ist hier auf dem Wege der Reformen das constitutionnelle Leben mit genauer Beachtung der wirklichen Bedürfnisse, der Civilisation mit Gerechtigkeit, Milde und großer Vollständigkeit geordnet, und nur Einzelheiten, nicht aber den ganzen Charakter der Verfassung trifft hier manche tadelnde Bemerkung. Die Verfassungsurkunde selbst, deren logische Anordnung denn überhaupt Manches zu wünschen übrig läßt, handelt in 5 Abtheilungen von dem Herzogthume, dem Landesherrn und dem herzogl. Hause; von den allgemeinen Rechten und Pflichten der Unterthanen; von den Corporationen im Staate; von Kirchen, Schulen und frommen Stiftungen, und von den Landständen. In der ersten Abtheilung befindet sich unter Anderm ein umfassendes Hausgesetz, was aber besonders durch seine Berufung auf die Grundsätze des Gesammthauses Sachsen wegen künftigen Erbtheilungen — Grundsätze, die weder mit solcher Bestimmtheit, daß sie alle Streitigkeiten ausschlössen, ausgesprochen sind, noch auch dem jetzigen Standpunkt entsprechen — recht lebhaft den Wunsch nach einem neuen, das ganze Gesammthaus Sachsen umschließenden Hausgesetz entstehen läßt. In der zweiten Abtheilung läßt sich im Allgemeinen Umsicht, Gerechtigkeit und Anerkennung der Bedürfnisse unserer Zeit nicht verkennen, wogegen aber auch manche Unsicherheiten und Unbestimmtheiten im Ausdruck und einzelne zu tadelnde Bestimmungen zu treffen sind. Dahin gehört denn unter Anderm die Beibehaltung der Patrimonialgerichte; die Bestimmung, daß die Regierung in Fällen offener Empörung oder doch eines thätigen Anstrebens gegen die Staatsgewalt Standgerichte festsetzen kann; auch einzelne Anordnungen über die Verhältnisse der Presse, welche im Ganzen alles Lob verdienen; die Bestimmung, daß die Regierung die Beamten wegen Untauglichkeit und Dienstverfehlung mit zeitiger Dienstenthebung und Versetzung in ein geringeres Amt bestrafen kann: eine Bestimmung, die bei ihrer Unbestimmtheit leicht zu Willkür und Kränkung Veranlassung geben kann. In der dritten Abtheilung befindet sich eine Gemeinde- und Städteordnung, von der der Hr. Verf. viel Lobendes aushebt, und bei der dem Ref. die Art und Weise, wie das Verhältniß der Stadtverordneten erörtert wird, besonders einleuchtend schien, indem es darüber heißt: „Ihre Stellung zum Stadtrath ist der Stellung der Landstände zur Staatsregierung ähnlich". Die vierte Abtheilung behandelt der Hr. Verf. etwas weitläufiger als die vorigen, was wol auch wegen der jetzt neuangeregten hierarchischen Richtung in der protestantischen Kirche zweckmäßig ist. Auffallend ist es, daß hier von einer Landeskirche gesprochen wird, ein bei der übrigen Gleichheit der Bekenner der verschiedenen christlichen Confessionen wenigstens unnöthiger Ausdruck. Wird der Herzog auch hier als Kirchenregent bezeichnet, was auf ein vernünftiges Territorialsystem hinweist, so wird doch zugleich eine Vertretung der Landeskirche in einzelnen Fällen, und zwar „bei Ordnungen der öffentlichen Gottesverehrung und bei Bestimmungen in Bezug auf den öffentlichen Lehrbegriff und die allgemeine Kirchenverfassung, erstere so weit sie nach den Grundsätzen der evangelisch-protestantischen Kirche überhaupt zulässig sind", durch General- und Specialsynoden gestattet. Sehr richtig bemerkt hierzu der Hr. Verf., daß dieses viel zu unbestimmt sei, da es nicht zu bestimmen, was jetzt als ein unbestreitbarer Grundsatz dieser Kirche gelte. Sollen aber etwa die Synoden diese Grundsätze festsetzen? Der Hr. Verf., der das Collegialsystem dem politischen System der Revolution entgegenstellt und somit natürlich verwirft, spricht sich wider alles Synodenwesen kräftig aus, doch gestattet er Presbyterien in Dörfern und Städten, die den Stadtverordneten analog zu betrachten. Ref. kann aber selbst von der bloßen Unschädlichkeit dieser Einrichtung sich nicht überzeugen, indem durch diese anmaßende und herrschsüchtige Geistliche nur zu leicht einen zu großen Einfluß erlangen, und überhaupt leicht ein drückendes Kirchenregiment entstehen könnte, sondern hält dafür, daß diese sogenannten Presbyterialfunctionen sich ganz gut mit denen der Gemeindeverordneten verbinden lassen; sowie man überhaupt den Geistlichen

nicht oft genug zurufen kann, daß sie nichts als Kirchenbeamte und somit denn auch Staatsbeamte sind, und daß eine Vertretung der Kirche durch sie ebenso ungereimt sein würde wie eine Vertretung des Staats durch dessen Beamte. Daß übrigens der Staat, wenn von neuen liturgischen Vorschriften die Rede, Geistliche zusammenberufe und um Rath frage, ist leicht zuzugestehen, dann aber sind sie auch blos ein Collegium von Sachverständigen, dem man den Namen Synode gegeben, und einzig und allein diese Synoden hält der Hr. Verf. (S. 95) für zulässig. Zu der fünften Abtheilung, wo von den Landständen die Rede, bemerkt der Hr. Verf., daß hier der Intelligenz nur theilweise der Eintritt gestattet, indem die Wahl der Stadtbeamten ohne Rücksicht auf Ansässigkeit erlaubt ist, daß aber auch bei dieser Abtheilung sich sehr viele Unbestimmtheiten im Ausdruck finden, und dem vom Herzog zu ernennenden Präsidenten zu viele Rechte eingeräumt, sowie auch den Befugnissen der Landstände, besonders wegen Gesetzgebung, zu enge Grenzen gesetzt sind. Das Schweigen der ganzen Verfassung endlich über viele wesentliche Gegenstände, wie Oeffentlichkeit, Aufhebung des Lehnwesens u. dgl., kann natürlich kein Lob erhalten.

Unter den Beifügen der Verfassung gedenkt der Hr. Verf. besonders des Edicts über den Staatsdienst, wo bei vielen lobenswerthen Bestimmungen es sehr auffallend ist, daß jede künftige Anstellung für die 3 ersten Dienstjahre nur provisorisch und in dieser Zeit der Angestellte ohne Weiteres zu entlassen ist, sowie daß Jeder, der nicht 10 Jahre diente, die zu seiner Ausbildung vom Staate empfangene Unterstützung (mit Ausnahme der Stipendien) bei seinem Austritt aus dem Staatsdienst erstatten muß. Sehr treffend wird hierzu bemerkt, daß die erste Bestimmung, die, wenn der durch Prüfung als der würdigste Anerkannte das Amt bekommt, gar nicht nöthig, auf die Moralität des Angestellten von großem Nachtheil sein kann, und daß die letzte eine dem Staate unwürdige Loskaufung insichfaßt.

Die schwarzburg-sondershausische (octroyirte) Verfassungsurkunde vom 28. Dez. 1831 — die der Hr. Verf. hierauf nur sehr kurz, wahrscheinlich fühlend, difficile esse satyram non scribere, beurtheilt — ist, außer mit der lichtensteinischen, mit keiner neuern Verfassung zu vergleichen. Besonders charakteristisch sind die Bestimmungen, daß die Steuern von den Ständen nie verweigert werden können, der Fürst auch ohne ihre Genehmigung in besonders dringenden Fällen Landesschulden machen darf, die Landescasse allein unter der fürstlichen Regierung steht, und daß in die Verwaltung der Kammer, Finanzen und Forsten, und was damit in Verbindung steht, die Stände (die übrigens männlichen Geschlechts sein und mit Vermeidung alles Zwists sich ruhig und anständig berathen müssen) sich nicht mischen dürfen. Zu loben ist, daß kein Petitionsrecht, sondern ein Recht des Antrags hier vorkommt.

Nie findet sich wol ein größerer Unterschied zwischen Entwurf und Ausführung, als zwischen dem höchst mangelhaften Entwurf vom 7. Okt. 1830, und der vortrefflichen kurhessischen Verfassung vom 5. Jan. 1831: ein Umstand, der uns mit größter Achtung gegen die Stände, die mit Umsicht, Beharrlichkeit und eigner Aufopferung von Rechten eine solche Verfassung schufen, erfüllen muß, während andere Stände leider jetzt ganz den Gegensatz dazu abgegeben haben. Vollständig, wie keine andere, ist diese Verfassung im Geiste des Systems der Reformen durchgebildet, und ihr Charakter beruht vorzugsweise (S. 134): „auf der umsichtigsten Verbindung der bisherigen geschichtlichen Unterlage des innern Staatslebens in Kurhessen mit der, von den Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten der staatsrechtlichen und politischen Theorie geforderten, neuen Gestaltung der gesammten Formen des innern Staatslebens". Ein anderer nicht blos vor deutschen, sondern auch vor vielen außereuropäischen Verfassungen ihr zukommender Vorzug ist, daß ein Theil der Abgeordneten (16), ohne Rücksicht auf Steuerquote und Hufe, frei unter den Männern, die das Vertrauen des Volks besitzen, gewählt werden kann, wodurch eine genugsame Vertretung der Intelligenz bewirkt wird.

Schließlich theilt der Hr. Verf. noch Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hanover, nach dem Patente vom 7. Dez. 1819, und der erneuerten Landschaftsordnung des Herzogthums Braunschweig, vom 25. April 1820, nach vorausgehender geschichtlichen Einleitung, mit, die wir wegen ihrer großen Aehnlichkeit, da sie beide unter dem Grafen v. Münster entworfen, auch hier in der Kürze zusammenfassen. Der Charakter beider Verfassungen läßt sich dadurch bezeichnen, daß man sie als bloße halbe Maßregeln, die keineswegs zu dem System der Reformen gehören, betrachtet, indem im Wesentlichen daselbst die alten Feudalstände erhalten und nur theilweise modificirt sind. Als Grund dieser Erscheinung läßt sich wol die Ansicht des Grafen Münster über den 13. Artikel der deutschen Bundesacte betrachten, die er zur Zeit der karlsbader Conferenzen, unter misbilligender Andeutung des gegentheiligen Verfahrens mehrer süddeutschen Staaten, dahin aussprach, daß jener Artikel sich nur auf Stände im altgermanischen Sinn, nicht aber auf Repräsentativverfassungen beziehe. Doch sieht jetzt schon Hanover einer neuen, gewiß zeitgemäßern Veränderung seiner Verfassung entgegen, und auch in Braunschweig haben sich Stimmen dafür vernehmen lassen, sodaß denn dem nördlichen Deutschland eine weitere Verbreitung des constitutionnellen Lebens bevorsteht.

Bei allen solchen neuen Verfassungen ist aber stets zu bedenken, daß das constitutionnelle Leben nicht auf ein Mal sich begründen läßt, sondern daß dieses erst nach und nach erfolgen kann, wie dies auch sehr richtig in dem königl. sächs. Decret vom 1. März d. J., mit dem der Entwurf der Verfassung — ein Entwurf, der neben vielem Guten doch manche Unbestimmtheiten und besonders eine ebenso geringe Beachtung der Intelligenz wie die altenburger Verfassung enthält, mit der er überhaupt viel

Aehnliches hat — den Landständen übergeben wurde, ausgesprochen ist.

Ein bedeutender Schritt vorwärts ist immer, sei der Anbau des constitutionnellen Lebens auch anfänglich noch so gering, durch jede schriftliche Verfassung gethan, und ganz stimmen wir daher mit dem Hrn. Verf. überein, wenn er am Ende dieser Schrift sagt:

Möge sich daher auch in den bereits erschienenen und in den noch zu erscheinenden neuen Verfassungen der Strahl des constitutionnellen Lebens höchst verschiedenartig brechen, so stammt doch jeder Strahl desselben — selbst der hinter dem Gewölke der Stabilität — aus dem Urlichte der bürgerlichen und politischen Freiheit. Wie aber der Fixstern im Mittelpunkte eines ganzen Sonnensystems steht, um es zu erleuchten und zu erwärmen, so auch die Verfassung im Mittelpunkte des innern Staatslebens. 100.

Herolds Stimme zu Göthe's Faust, ersten und zweiten Theils, mit besonderer Beziehung auf die Schlußscene des ersten Theils, von C. F. G.....l. Leipzig, Lehnhold. 1831. 8. 12 Gr.

Herold auf! nach deiner Weise,
Uns zu schildern, uns zu nennen;
Denn wir sind Allegorien,
Und so sollst du uns kennen.

Diese Worte aus Göthe's „Faust" haben Hrn. G.....l zu dem Titel seines Büchleins Anlaß gegeben, und, was mehr ist, sie haben auf den Inhalt der ganzen Schrift den entschiedensten Einfluß gehabt; wenn nicht etwa die Geistesrichtung des Verfs. ihn vorn herein zu der Ansicht führte, die hier entfaltet wird.

In der Einleitung theilt derselbe seine Gedanken über die Kunst im Allgemeinen mit, und wir erfreuten uns mancher treffenden Aeußerung, wie das nicht fehlen konnte, da sie auf dem Boden einer Philosophie erwachsen, die so tief in das Wesen der Erscheinung eingedrungen ist. So braucht der Verf. gewiß jetzt kein Mißverständniß zu fürchten, wenn er (S. 20) sagt: „Die Schönheit der Form besteht, daß wir uns eines nur zu oft mißverstandenen und gemißbrauchten Gemeinplatzes bedienen, in der Identität mit der Wahrheit und Güte; näher darin, daß sie das Einzelne, wie es an und für sich ist, darstellt, mithin in der Darstellung des Zusammenhangs der einzelnen Erscheinung mit dem Allgemeinen". Sagt doch auch Göthe:

Fühlet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen wie Einen,
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst;

und:

Strebe nur in kindlichem Gemüthe
Die Wahrheit mit der Klugheit und der Güte.

Dann es aber hernach (S. 23) heißt: „Die Schönheit der Form besteht in der Aufhebung der Form, als solcher, indem sie sich selbst, das heißt das Trennende, womit sie sich abzusondern scheint, das Scheidende und Hemmende, welches für sich das Wesen selbst, als das Allgemeine, zu erreichen verzweifeln müßte, von Grund aus überwindet; demnach hat die Form, als schöne Form, nicht allein ihren Inhalt, als mit ihr identisch und in ihr gesetzt, — dies ist das symbolische Moment, — sondern auch als außerhalb ihrer selbst, als ein Anderes ihrer — dies ist das allegorische Moment — auszusprechen und darzustellen"; wenn der Verf. so spricht, so hat er offenbar der Allegorie, indem er ihr eine gleiche Stellung mit der Symbolik gibt, ein zu großes Gewicht beigelegt, ein Gewicht, das sie ohne Nachtheil der wahren Kunst nicht haben kann und darf. Die Symbolik, die in den oben zuerst angeführten Worten von Göthe vortrefflich bezeichnet ist, wird immer das Oberste und Höchste für die Kunst bleiben, und die Geschichte derselben lehrt, daß, je weiter die Allegorie ihr Gebiet ausgedehnt hat, die Kunst ihrem Verderben um so näher gebracht ist.

Auch auf die Betrachtung und den Genuß der Kunstwerke hat die Absicht, die so großes Gewicht auf die Allegorie legt, einen großen, aber verkehrten Einfluß. Und so ist unter den Händen des Hrn. G.....l der herrlichst, lebenvolle „Faust" zu einer wahren Bußpredigt geworden. Wenn Göthe am Osterfeste die gewöhnliche, gemeine Welt als Boden und Unterlage braucht, um Faust's höheres Trachten darauf lebendiger und kräftiger darzustellen: so sagt unser Kritiker (S. 34): „Die Erlösung von der Sünde wird so verkehrt, daß sie selbst zur Sünde wird und zu neuer Sünde reizet; die Auferstehung des Herrn feiern sie damit, daß sie von dem todten Einerlei des Alltagslebens zu neuer, festlicher Wollust auferstehen". Das schöne Wort Amor's (in dem Fragmente zu „Faust"; Sämmtl. Werke, IV, S. 224):

Ich freue mich am goldnen Pfeil und Bogen;
Und kommt dann auch der Teufel hinten nach,
Bin ich schon weit hinweggeflogen —

veranlaßt zu der Bemerkung (S. 36): „Zuletzt springt das Resultat heraus, daß Amor und alle Götter Griechenlands, auf dem Grunde besehen, doch nur verkappte Teufel, ästhetisch aufgeputzte Ungeheuer sein möchten, die auswendig sich rein erhalten, und inwendig sind sie voll Raubes und Fraßes; und Amor selbst kann nicht leugnen, daß, wo er einzieht, der Teufel hintennach kommt". Welcher Unterschied zwischen den Worten sei: „Wenn der Teufel hintennach kommt, bin ich schon weit weggeflogen", und: „Wo ich einziehe, kommt der Teufel hintennach": das scheint dem Kritiker gar nicht eingefallen zu sein.

Wenn ein Recensent Seltsamkeiten zu berichten hat, dann fahren ihm manchmal seltsame Dinge durch den Kopf. Uns kam der Gedanke, was für ein seltsames Gespräch entstehen würde, wenn der Pfarrer in „Hermann und Dorothea", der auch über Welt und Menschen und ihre Verkehrtheiten redet, mit diesem Bußprediger sich über den „Faust" zu unterhalten hätte. Den Pfarrer würde die Worte Faust's, womit die erste Scene des zweiten Theiles schließt:

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben,

besser erklärt haben als der Pseudogeistliche, der sie vollkommen mißversteht (S. 50); er würde sie wohl im Einklang mit jener kirchlichen Osterfeier gefunden haben; wogegen Hr. G.....l in ihnen einen ähnlichen Rückfall Faust's findet, wie da dieser sich von dem Makrokosmus, dem blendenden Lichte der Wahrheit, zu dem Erdgeiste wendet.

Das unglückliche Thema des Kritikers: „Die Kunst hat in Beziehung auf die Menschheit überall nichts Anderes darzustellen und nachzuweisen, als wie der einzelne Menschengeist, von seinem Urquell abgezogen, dennoch aus seinem Zusammenhange mit demselben nicht herausfallen, vielmehr, so sehr er sich auch verirrt, dennoch wieder zurückkehren kann" (S. 31), spukt, wie ein trüber Geist, durch das ganze Büchlein; überall Sünde und Sünde. Stößt die komischen Worte des Volkes in der kaiserlichen Pfalz, da der dicke Narr auf der Treppe zusammengestürzt ist, und Mephistopheles an seinen Platz tritt:

Es war ein Faß — nun ist's ein Span —

werden also kommentirt: „Der böse Geist ist es, der Geist der Sünde, der sich in dem Fettgewicht des materiellen Fleisches hinweggebannt hat, und in anderer Gestalt als ein fratzenhafter Span mit wunderbarer Schnelle an die vacante Stelle sich drängt" (S. 51). Das Sublimste aber, das uns gespendet wird, wirklich Bewunderungswürdiges, ist die Erklärung des Liedes, das Gretchen im Kerker singt. Schade, daß die Stelle zu lang ist, um hier ganz mitgetheilt zu werden. Wir ermahnen aber jeden Verehrer des „Faust" dringend, dieselbe im Buche nachzulesen. Viele, wo nicht alle, werden sich dann, beschämt, in dem Falle der Leser des „Tristam Shandy" finden, denen der Autor eine so scharfe Strafpredigt hält, weil sie aus seinem Vortrage nicht herausgefunden, daß seine Mutter keine Papistin gewesen sei. Wir können nur den Schluß der Erklärung mittheil-

len. Der Kritiker erläutert, nach dem bekannten Volksmärchen, die Worte:

Mein Schwesterlein Lela
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort —

und schließt: „So springt auf einmal aus den gesammelten und aufgehobenen Gebeinen das Dogma hervor, welches zwischen dem Jammer dieses Sündenlebens und der vollendeten Freiheit der Kinder Gottes die Mitte oder die Vermittlung macht, nämlich der Tod und die Auferstehung, die Erneuerung und Verklärung des Fleisches, die Verbindung des Leibes mit der Seele im Geiste" (S. 86). Früher (S. 81) heißt es: „Damals (als Gretchen das Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär!" sang) wollte sie über Stadt und Mauern nach dem Bräutigam ihres Leibes, jetzt sehnt sie sich über Sünde und Elend nach dem Bräutigam ihrer Seele".

Erhabenes Zeitalter! wo die Kritik, dies sonst nur verneinende, egoistische, kalte, tückische Wesen, eins wird mit Moral und Religion, wo eine Recension die Kraft und den Effect einer Bußpredigt gewinnt! Dürfen wir nicht hoffen, daß die Zeit nahe ist, wo das Wort:

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben,

ein flaches, verkehrtes erscheinen, wo jegliche Wissenschaft und alle Kunst Eine große Sonne sein wird, und der Mensch dem höhnenden Erdgeiste, der von einer Aehnlichkeit des Erdgeborenen mit sich nichts wissen will, nicht mehr verzweifelnd zuzurufen braucht: „Nicht dir bin ich gleich? Ich Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!" 44.

Notiz.

„Haverhill, or memoirs of an officer in the army of Wolfe. By *J. A. Jones*" (3 Bde., London, 1831) — ein amerikanischer Roman, in Cooper's Art, aber ohne Cooper's Talent. Amerikanische Sitten, Scenen und Gegenden sind indessen mit scharfer Beobachtungsgabe geschildert; und wenn irgend einer unserer Novellenfabrikanten um einen landschaftlichen Hintergrund verlegen sein sollte, so können wir ihm daher das Werk des Engländers als eine reiche Fundgrube empfehlen. Einige Proben können nicht schaden; also zuerst ein amerikanisches Fest: A huskings.

„Wenn der Mais oder das indianische Korn reif ist und eingeerntet werden kann, wird bekanntgemacht: daß an diesem oder diesem Abend Hr. Johnson oder Hr. Smith ein Husking (Enthülsen) halten will. Hr. J. oder Hr. S. gehen hierauf ans Werk und bringen ihren Mais ein, der unenthülst in größern oder kleinern Reihen auf ein reines Stück Rasen gelegt wurde. Zu der bestimmten Zeit um 7 oder 8 Uhr beginnen Scharen junger Männer und Bursche von nah und fern sich zu versammeln, die zum Theil meilenweit herkommen, um an dem Feste Theil zu nehmen. Sie arbeiten und streifen die Blätter von den Maisähren ab, bis Alles gethan ist, was ungefähr bis um 11 oder 12 Uhr des Nachts dauert. Da die Arbeit nicht von der Art ist, sie zum Stillschweigen zu zwingen, und da Rum in Ueberfluß vertheilt wird, so kann man den Tumult bei einem solchen Feste sich denken. Lieder, meist nicht von der delicatesten Art, sinnloses Geschrei, indianische Kriegsrufe, Hundebellen und Hahnkrähen — genug Alles, was irgend unharmonischen Lärm machen kann, vereint sich, um den Zuhörer zu betäuben. Ist ein armer Neger zugegen, so kann er darauf rechnen, daß der „Teufel und Alles auf seinem schwarzen Rücken gespielt" wird. Armer alter Cäsar! Wie oft habe ich Dich mit verdorbenen Aehren werfen sehen, die von so vielen verschiedenen Seiten zugleich kamen, daß es völlig unmöglich war, irgend eine bestimmte Person anzuklagen, oder zu sagen wie Nathan zu David: „Du bist der Mann!" Noch jetzt, nachdem 40 Jahre vergangen sind, höre ich das Geschrei: „Nun auf den Neger! Triff das Weiße seines Auges, Bill! Ziel' auf seine Zähne, John! Feure hoch, Bluster!" und die Klagen des armen Geschöpfes: „Da! Nicht den Kopf, Massa Lyen! O Lieb, triff den Neger auf seinen Buckel! Glaub, sie bringen mich um!" u. s. w. Aber Cäsar wurde immer belohnt und reichlich belohnt, ehe die Gesellschaft sich trennte. Er wurde mit Speisen und Getränken angefüllt, bis er nicht mehr essen und trinken konnte. Er selbst sagte: „Schwör, ich nie essen so viel!" Geld wurde in Menge über ihn geschüttet. Jeder, welcher glaubte, ihm etwas zu Leide gethan zu haben, gab ihm einen Pfennig, und da Jeder in dieser Lustbarkeit zu excelliren suchte, so kam Cäsar als der reichste Besitzer an Kupfergeld nach Hause. Wenn der Mais Aller enthülst war, so begann das Tanzen, Trinken und Schmausen und fuhr ohne Unterbrechung fort bis zum Tagesanbruch. Ich hätte noch bemerken sollen, daß manche der ländlichen Stutzer ihre Mädchen auf dem Pferde hinter sich mitbrachten, sodaß es den Tanzlustigen an Tänzerinnen nicht fehlte. Eines Gebrauches, der zu vielem Scherz Veranlassung gab, muß hier auch gedacht werden: Wer bei dem Hülsenabstreifen Aehren von rothem Korn fand, oder Andere bewegen konnte, sie ihm zu geben, hatte das Recht, von den Mädchen für jede Aehre einen Kuß zu fodern. Die Strafe wurde nie vergessen, und da die Damen am wenigsten geneigt sind, gute alte Sitten abzuschaffen, immer bezahlt, ungern, — wie sie sagten, aber eben doch bezahlt".

Ein merkwürdiger Rechtsfall: „Ein Matrose, Namens Jack Saunders — ich bin in solchen Dingen gern genau, weil es die Glaubwürdigkeit der Erzählung erhöht; denn wer wollte so unverschämt sein, einen Namen zu erfinden? Jack Saunders also miethete einen Gaul, um von unserm Dorfe nach Pinfold über den Wappingbach zu gehen. Jack hatte etwas zu viel getrunken, und als er durch den Bach kam, der vom Regen angeschwollen war, warf das Pferd, sonst ein sehr ruhiges Thier, ihn ab, und er ertrank. Das Pferd wurde hierauf gefänglich eingezogen und, als des Mordes schuldig, vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen, weil sich der Beweis nicht führen ließ, daß seine That aus böser Absicht geschehen sei. Eine Klage auf einfachen Todtschlag (homicide), behauptete man, würde nicht durchgefallen sein".

Zum Schluß das Beste: ein amerikanisches Heirathsanerbieten. Die lächerlichste Person im Dorfe war ein Krämer, Timothy Dexter, der als neunjähriger Knabe damit angefangen hatte, Knochen zu sammeln und zu verkaufen, und es durch frühes Aufstehen, unermüdliche Thätigkeit und an das Komische grenzende Sparsamkeit zu einem gefüllten Laden und respectablem Vermögen gebracht hatte. Er hielt jetzt um die Hand einer Schwester des Erzählers an, und als der Brief ankam, entstand in der Familie, die Hrn. Timothy Dexter sich bisher immer nur als die Zielscheibe des allgemeinen Witzes gedacht hatte, ein unermeßlicher Aufruhr. „Sobald es möglich war, die Ruhe einigermaßen herzustellen, fragte mein Vater meine Schwester, welche Antwort Hrn. Dexter gegeben werden sollte. Die Sache war bald beendigt, indem sie bescheiden eingestand, daß sie das nicht wisse, obwol sie glaube, wenn die Aeltern es für gut hielten, würde sie versuchen, — ihn zu heirathen. „Aber gefällt er Dir denn?" fragte mein Vater. „Ei nun", sagte Jenny, „und ich glaube, er wird mir um so besser gefallen, je mehr ich ihn kenne".

Gutes Geschöpf! Wie viele Deiner europäischen Mitschwestern werden über Dich lachen, die es doch, genauer betrachtet, nicht um ein Haar besser machen und sich nur besser verstellen. 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 247. — 4. September 1831.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ RUDOLFINUM

Johann Reuchlin und seine Zeit. Von Ernst Theodor Mayerhoff. Mit einer Vorrede des Herrn Professors Dr. Neander. Mit Reuchlin's Bildniß und Wappen. Berlin, Stuhr. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Name und das Verdienst des Johann Reuchlin ist wol im Allgemeinen hinlänglich bekannt. Aber, wie man es überhaupt, trotz der vielfältigen Forschungen in der Geschichte des Mittelalters und der Reformation, unterlassen hatte, die dazwischenliegende Zeit der Dämmerung einer genauern Untersuchung zu unterwerfen, so ist insbesondere derjenigen Erscheinung, welche den Mittelpunkt der unmittelbarsten Vorbereitungen der deutschen Reformation bildet und von Luther selbst als der Johannes der neuen Offenbarung des göttlichen Wortes bezeichnet wird, zu wenig gründliche Aufmerksamkeit gewidmet worden. Ein Schüler Neander's hat sich nun diese aus einem tiefen historischen Bedürfnisse hervorgehende Aufgabe gestellt; und wiefern die Lösung derselben nicht nur mit dem kirchengeschichtlichen Studium des 16. Jahrhunderts im Zusammenhange stehe, sondern auch für die Anerkenntniß und Beurtheilung der religiösen und kirchlichen Bewegungen der gegenwärtigen Zeit eine große Lehre enthalte, dies hat in seinem Vorworte der so verehrte als berühmte Meister ausgesprochen. Das eigne Quellenstudium hat den Verf. in den Stand gesetzt, mehre chronologische und geschichtliche Irrthümer früherer Nachrichten zu berichtigen, und zudem von den merkwürdigsten Verhältnissen, in welche Reuchlin seine Zeit und sein eignes Wirken verwickelt hat, eine umständliche Rechenschaft zu geben, die, so lang sie auch durch den Gegenstand selbst geworden ist, doch nirgends die Haltung und das Maß edler Geschichtschreibung aufopfert. Wir theilen aus dem vorliegenden Werke unsern Lesern Folgendes als das Wichtigste mit, was sowol die geistige Bildung und Thätigkeit Reuchlin's, als seinen Einfluß auf seine und die spätere Zeit betrifft.

Der arme Knabe, 1455 zu Pforzheim geboren, hatte das Glück, eine so schöne Stimme zu besitzen, daß man ihn frühe unter die Chorsänger am badenschen Hofe aufnahm. Hier aber wurden seine höhern Geistesanlagen wahrgenommen und er zur Begleitung des Markgrafen Friedrich, nachmaligen Bischofs von Utrecht, im J. 1473 auf die Universität Paris geschickt. Bei mehrmaligem Aufenthalte daselbst erlernte er vorzüglich die griechische Sprache von Tyfernas, Hermonymus von Sparta und andern jener unglücklichen Gelehrten, welche der Untergang des morgenländischen Römerreiches nach dem Abendlande vertrieben hatte. Das Studium des Aristoteles führte ihn zu den wahren Grundsätzen dieses Philosophen und öffnete ihm die Augen über das Loos, welches der Stagirite unter den Händen der Scholastiker erfahren hatte; während ihn auf der andern Seite Wessel von Gröningen, ein Schüler von Thomas a Kempis, durch seine praktische Mystik in das Wesen christlicher Wahrheit einführte, sowie er auch im Parteikampfe philosophischer Meinungen sich entschieden auf die Seite des Realismus stellte. Von Wessel scheint Reuchlin in Paris auch die Anfangsgründe des Hebräischen erlernt zu haben. Von 1474 an hielt er sich an verschiedenen Orten in Deutschland und Frankreich auf, vollendete namentlich auch seine Studien in der Rechtswissenschaft, und trieb sofort, neben Staats- und Kirchenämtern — als Rath des Herzogs Eberhard im Bart von Würtemberg, Advokat des deutschen Dominicanerordens u. s. w. — seine philologischen Forschungen, bis er sich zu akademischer Wirksamkeit, welche er, nach kurzem Aufenthalt in Basel, in jungen Jahren abgebrochen hatte, wieder entschloß und in Heidelberg, Ingolstadt, Tübingen eine große Anzahl begeisterter Jünger um sich versammelte.

Herzog Eberhard nahm ihn als jungen Mann auf einer Reise nach Italien mit sich, und hier erntete Reuchlin zu Rom einen nicht unbedeutenden Ruhm zur Freude aller edeln Deutschen. Er hielt nämlich, als Eberhard dem Papste, umgeben von Cardinälen, seinen Besuch machte, eine Rede in so reinem fließenden Latein und, was von einem Ultramontaner, der nicht in Italien studirt hatte, damals um so weniger erwartet wurde, mit so feiner Aussprache, daß die ganze Versammlung ihn mit Bewunderung hörte, und Sixtus IV. selbst versicherte, Reuchlin verdiene den besten Rednern Italiens und Frankreichs an die Seite gesetzt zu werden (S. 18). Uebrigens ist Reuchlin's Latein nicht in allen seinen Schriften gleich trefflich, und seine großen literarischen Verdienste beziehen sich überhaupt weniger auf diese Sprache, in

welcher es ihm Andere wol noch zuvorgethan haben, als auf das Griechische und Hebräische. Er war es, der diese beiden Sprachen unter dem deutschen Volke erst einführt und dazu theils durch zahlreiche Bücher, namentlich Grammatiken und Wörterbücher, theils durch akademische Vorlesungen kräftig gewirkt hat.

Nach Reuchlin's Methode wurde damals allenthalben in Deutschland das Griechische gelehrt, und dieser folgten selbst Erasmus, Melanchthon, Luther, Ökolampadius und Zwingli. Man schloß sich daher auch in der Aussprache an Reuchlin an, wie er sie von den griechischen Flüchtlingen erlernt hatte. Erasmus wurde, ohne seinen Willen, die erste Ursache einer Aenderung der Aussprache des Griechischen durch einen mehr scherzhaften Dialog, den er einen Löwen und Bären darüber halten ließ. Er selbst folgte indessen, obgleich er sich darin in Manchem gegen die sogenannte Reuchlin'sche Aussprache erklärt hatte, nach wie vor derselben und empfahl sie auch Andern. Diese scherzhaften Aeußerungen des gelehrten Mannes nahm man im 17. und 18. Jahrhunderte auf, verwirklichte seine Hypothesen durch Einführung in die Grammatiken und erweiterte sie. So ist jene neuere Aussprache unter dem Namen der Erasmischen die unserige geworden, deren unbedingte Richtigkeit aber doch sehr schwankend erscheint (S. 80, 81). Reuchlin hatte wol, da er erst auf der Universität zur Erlernung des Griechischen kam, nicht mehr die Beugsamkeit des Organes und der Stimme, und seine derbe schwäbische Natur mochte sich überhaupt auch weniger dazu eignen, um sich in die feinen Unterschiede der Aussprache des Griechischen, namentlich der Vocalisation, hineinzugewöhnen; daher denn unter Anderm seine vielen J. Die Eintönigkeit, welche dadurch entstand, mochte, zumal in ihrem Misverhältniß zu dem übrigen Reichthum und der Eleganz der griechischen Sprache, einem Manne von dem Geschmack des Erasmus wol auffallen und dadurch das Bedürfniß einer mannichfaltigern und lebendigern Aussprache in ihm rege werden. Daß er selbst aber gerade mit seinen mehr scherzhaften Verbesserungen auf Abwege gerieth, ist nicht zu leugnen, so brauchbar im Ganzen, für den Sprachunterricht der Jugend namentlich, die von Andern nach Erasmus' Andeutungen gebildete Methode sein mag. Gewiß einer der trefflichsten Vorschläge in Betreff der richtigen Aussprache des Altgriechischen ist der unlängst von dem nun dahingeschiedenen Rötger im ersten Heftchen seiner „Veteranenworte" ertheilte, worin seine Modificationen der Vocalisation angegeben werden, die dem Ohre das griechische Sprechen ebenso wohlklingend als kräftig vernehmen lassen, freilich aber für nordische Organe eine große Uebung unerläßlich machen. Mit Recht sagt daher auch unser Verfasser: Die Reuchlin'sche Aussprache habe so manche triftige Gründe für sich, daß man wol nicht berechtigt sei, sie so unbedingt zu verwerfen. Ref. wenigstens wird den Schrecken und Abscheu nicht vergessen, womit seine Vorlesung eines griechischen Satzes in Erasmischer Mundart den freundlichen Bibliothekar im Kloster Grotta Ferrata beim Albanersee erfüllte, als ob ein südliches Ohr zerspringen müßte von dem breiten Ai, Eû, Ei, Oi u. s. w.

Das größte Verdienst erwarb sich Reuchlin unstreitig um das Studium der hebräischen Sprache, wodurch er den Wissenschaften, wie insbesondere der Theologie, ein ganz neues Gebiet eröffnete. Mag ihn auch vorzüglich der Drang, die jüdische Kabbala kennen zu lernen, darin ermuntert haben, so war doch auch die Rücksicht auf die Erörterung und Begründung der christlichen Wahrheit in sein Interesse mitaufgenommen, und die Folgen für letztere nicht zu berechnen. Seine Richtung auf kabbalistische Theoreme und Grübeleien hatte allerdings auf die Zeit einen nachtheiligen Einfluß, weil sie ihn und seine Jünger an einem unmittelbaren und unbefangenen Schöpfen aus den Bibelquellen hinderte. Aber das Bedürfniß nach einem Höhern und das Geständniß des Ungenügenden der Gegenwart sprach sich doch auch darin aus, und es mußte sich bald erweisen, daß auch in jenem das Leben und der Friede nicht wohne. Aus dem Brüten über solchen Studien riß aber den gelehrten Mann ein Streit hervor, der ebenso merkwürdig ist durch das Unbedeutende seines Ursprunges, wie durch das gewaltige Aufsehen, das er erregte, und durch die unermeßlichen Folgen, die er nachschzog. Die Auffoderung, sich über das Verdammen der jüdischen Literatur durch den getauften Juden Pfefferkorn zu äußern, kam Reuchlin zwar ganz von Außen. Aber daß er sich der jüdischen Bücher annahm, daß er eine vortreffliche Apologie des Talmud abfaßte und dessen Werth für die christliche Theologie und andere Wissenschaften darlegte, dies ging aus seiner tiefen und umfassenden Gelehrsamkeit nicht allein, sondern auch aus seiner echten Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe hervor. Der Kampf gestaltete sich allmälig zu einer herrlichen Opposition gegen die Verketzerungs- und Verfolgungssucht, die Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichen und Mönche. Hoogstraten und der Dominicanerorden standen auf Seiten der geistigen Despotie und suchten durch Geld, List und Arroganz aus Unrecht Recht zu machen. Um Reuchlin aber, den von Natur Wenigbeherzten, sammelten sich in allen Theilen Deutschlands nicht nur, sondern auch in Frankreich, England und sogar in Italien die edlern Geister. Der Bund der Reuchlinisten trat mit den Waffen der Vernunft und Bildung in die Schranken, bald ernsthaft zum Kampfe herausfodernd, bald mit satyrischen Stichen hier und dort plänkelnd. Das berühmteste Werk, welches, ohne daß man den oder die Verfasser genau auszumitteln im Stande wäre, von hier unstreitig ausgegangen ist, waren die Briefe der Dunkelmänner („Epistolae obscurorum virorum"), welche auch in der neuesten Zeit wiederabgedruckt worden sind, eine so getreue Nachahmung und, bei aller Freiheit und Derbheit des darin herrschenden Tones, doch so feine Persiflage des Mönchsstandes, daß Thomas Morus und Erasmus schreiben konnten, in England und in den Niederlanden seien diese Briefe von einer großen Anzahl von Mönchen für echt aufgenommen und zum Lesen empfohlen worden, bis sie das Geschrei der lächerlichge-

machten Dominicaner in Köln aus ihrem Traume weckte und ihren Haß nach Maßgabe ihrer Täuschung erhöhte (S. 211).

So wirkte Reuchlin selbst und durch seine Freunde auf seine Mitwelt, indem er alle freier Gesinnten zu einem hochherzigen Kampfe gegen Geistesdruck und Gewissenszwang verband für wahre Freiheit, indem er die Sehnsucht nach der noch mangelnden Wahrheit weckte, obgleich er selbst erst noch in philologischen und kabbalistischen Studien sie zu ergreifen meinte; indem sein Bund namentlich auch die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes angriff und zum Theile mit offnen Armen die Reformation Luther's aufnahm, der nur Ein Jahr nach der Erscheinung der Briefe der Dunkelmänner seine Thesen anschlug. Reuchlin soll über Luther's kräftiges Auftreten geäußert haben: „Gott Lob, nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wol im Frieden werden hinfahren lassen!" Luther selbst aber erkannte in Reuchlin's Sache den Grund der seinigen.

Ganz entschieden war freilich Reuchlin noch nicht. Er stand nur erst auf der Grenzscheide. Ein sonderbarer Streit von Freiheit und Befangenheit währte in ihm fort. So sprach er die Anordnungen des Evangeliums von menschlicher Auctorität frei (S. 127); er rügte die Fehler der Vulgata, und doch unterwarf er sich in seinem ersten Schreiben an die Kölner der dogmatischen Unfehlbarkeit der Kirche. In seinem Gutachten über die Judenschriften bestreitet er die Befugniß der Kirche, dieselben, die doch Gutes unter dem Schlimmen enthalten, zu verdammen, spricht ihr hingegen das Recht zu, die Ketzerbücher, als ob darin eitel Unrath und Fluch wäre, zu verbrennen. Auch seine natürliche Aengstlichkeit steht mit seinem wissenschaftlichen Trieb und seiner Liebe zur Wahrheit in auffallendem Gegensatze. Er starb im Jahre 1522 zu Stuttgart. Dort sollen, nach Schnurrer's Angabe, noch Reliquien des Reuchlin vorhanden sein, auch in Tübingen und Karlsruhe. Unser Verf. sagt nicht, daß er ihnen nachgefragt habe. Nur einiges Literarische ist ihm von der stuttgarter Bibliothek mitgetheilt worden.

Man darf es dem Verf. Dank wissen, daß er eine der bedeutsamsten Stellen in der Geschichte der Literatur und der christlichen Kirche aufgehellt hat, und wir können das Bild, das er von Reuchlin entworfen und zu dem er den Rahmen aus der ganzen damaligen Zeitgeschichte entlehnen mußte, als ein würdiges Seitenstück zu dem „Erasmus" von Müller, empfehlen. In der Diction aber besitzt Hr. Mayerhoff noch nicht durchgängig die Reinheit und den Fluß, welche einem innerlich so tüchtigen Werke auch die äußere Vollendung geben sollten. 121.

Die Todesstrafe in Otaheiti.

Während unsere größten Philosophen und Rechtsgelehrten Europas noch im Streit begriffen sind, ob die Gesellschaft weise und vernünftig oder thöricht und unvernünftig handelt, wenn sie den Mord u. a. schwere Verbrechen durch Mord bestraft, hat das gesunde menschliche Gefühl der Wilden von Otaheiti ohne Schwierigkeit die Lösung dieses Problems gefunden. In einem kürzlich erschienenen englischen Werke: „Missionary voyages and travels, compiled by *J. Montgomery*" (London, 1831) finden wir u. a. die Beschreibung einer Nationalversammlung — auf Otaheiti, die sich zu dem Zwecke vereinigt hatte, die Gewohnheitsgesetze der Insel einer Revision zu unterwerfen. Als die Frage aufgeworfen wurde, ob man auf den vorsätzlichen Todschlag die Todesstrafe oder Verbannung setzen solle, erhob sich Hitoti, der vornehmste Häuptling von Papeete und sagte, indem er sich gegen den Präsidenten und die Versammlung verbeugte: „Ohne Zweifel ist dies ein gutes Gesetz — die vorgeschlagene Verbannung auf eine wüste Insel —, aber es ist seit mehren Tagen in meinem Herzen ein Gedanke erwacht, und wenn Ihr meine kleine Rede gehört habt, werdet Ihr wissen, was es ist. Die Gesetze Englands, von welchem Lande wir so viel Gutes jeder Art erhalten haben, müssen sie nicht gut sein? Und strafen die Gesetze Englands nicht Mörder mit dem Tode? Nun ist mein Gedanke, daß, wenn England so thut, es auch für uns gut sein wird, so zu thun. Dies ist mein Gedanke".

Das tiefste Stillschweigen folgte; und wir wollen überhaupt bei dieser Gelegenheit bemerken, daß während der ganzen Zeit der Sitzung nie 2 Redner sich zu gleicher Zeit erhoben; kein böses Wort wurde gesprochen, und Keiner nahm den Ton an, als wenn er mehr wüßte als die Andern. Keiner widerlegte die Meinung eines vorhergehenden Redners oder machte auch nur eine Bemerkung über dieselbe, ohne das Gute und Löbliche, was darin enthalten sei, achtungsvoll anzuerkennen, während er mit Bescheidenheit aber Festigkeit die Gründe angab, weshalb eine andere Meinung ihm besser schien. So erhob sich Utami, der vornehmste Häuptling von Buanaaula, nachdem er sich umgesehen hatte, ob nicht bereits ein Anderer vor ihm aufgestanden sei, und sagte: „Der Häuptling von Papeete hat wohl gesprochen, daß wir viele gute Dinge von dem lieben christlichen Volke von England erhalten haben. In der That, was haben wir nicht von Beretane erhalten? Sandten sie uns nicht das Evangelium? — Aber geht Hitoti's Rede nicht zu weit? Wenn wir die Gesetze Englands zu unsern Führern nehmen, müssen wir dann nicht, auch Den, welcher in ein Haus einbricht, mit dem Tode bestrafen? Den, welcher einen falschen Namen schreibt? — Den, welcher ein Schaf stiehlt? — Und wird irgend Jemand in Tahiti sagen, daß für diese Alle der Tod erwachsen soll? — Nein, nein! Dies geht zu weit; so denke ich, daß wir innehalten. Das Gesetz, wie es geschrieben ist, denke ich, ist gut; vielleicht habe ich Unrecht; aber das ist meine Meinung".

Nach einem Augenblicke des Stillschweigens trat Upaparu, ein edler, einsichtsvoller und ansehnlicher Häuptling vor. Es war ein Vergnügen, seine belebten Züge und sein offenes Benehmen zu sehen, in dem sich auch nicht die leiseste Spur weder von Anmaßung noch von unwürdiger Erniedrigung zeigte. Er machte den frühern Rednern einige Complimente, da seiner Meinung nach Jeder derselben in Einigem Recht, in Anderm aber Unrecht gehabt hatte: „Mein Bruder Hitoti, der vorschlug, daß wir den Mord mit dem Tode bestrafen sollten, hatte Unrecht, wie Utami gezeigt hat. Denn es sind nicht die Gesetze Englands, die uns leiten müssen, obwol sie gut sind: die Bibel ist unser untrüglicher Führer. Nun hat Mitti Trutu uns am —ten aus der heiligen Schrift gepredigt: Wer das Blut eines Menschen vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden; und er sagte uns, daß dies der Grund sei für das Gesetz von England. Meine Meinung ist deshalb nicht mit Utami, sondern mit Hitoti (obwol nicht weil das Gesetz von England, sondern weil die Bibel es befiehlt): daß wir mit dem Tode bestrafen sollen, wer des Mordes schuldig befunden wird".

Von allen Seiten wurden Blicke gewechselt, als ob Jeder von den Ansichten des Redners tief ergriffen worden wäre; besonders als er den Grund für die Todesstrafe nicht auf den Vorgang der Engländer, sondern auf das Gebot der Bibel stützte. Ein anderer Häuptling folgte, und indem er sich erhob, schien

er „gleich einer Säule des Staates", ein Mann, dessen Anblick, dessen Gestalt und ausgezeichnete Tracht selbst den Redner vergessen ließ, der sich eben niedergelassen hatte. Sein Name war Tati; und auf ihn waren sogleich alle Augen gerichtet, während er mit nicht weniger Einfachheit und Bescheidenheit als seine Vorgänger folgendermaßen sprach: „Vielleicht mögen einige von Euch verwundert sein, daß ich, der ich der erste Häuptling hier bin und der nächste nach dem königlichen Hause, so lange geschwiegen habe. Ich wünschte zu hören, was meine Brüder sagen würden, um die Gedanken zu sammeln, die bei dieser großen Frage in ihrer Brust erwachsen wären. Ich bin froh, daß ich wartete, weil jetzt einige Gedanken in mir erwachsen, die ich nicht mit mir herbrachte. Die Häuptlinge, die vor mir gesprochen haben, haben wohl gesprochen. Aber ist nicht die Rede Upuparu's gleich jener seines Bruders Hitoti — darin? Wenn wir nicht in allen Dingen den Gesetzen von England folgen können, wozu uns vielleicht die Gedanken Hitoti's führen würden, müssen wir dann nicht auch vor Upuparu stehen bleiben, weil seine Gedanken uns gleichfalls zu weit führen würden? Die Bibel, sagt er, ist unser untrüglicher Führer. Das ist sie. Aber was bedeutet das Wort der Schrift: Der, welcher das Blut eines Menschen vergißt, dessen Blut soll wieder vergossen werden? Geht dies nicht so weit, daß wir ihm nicht bis zum Ende folgen können, ebenso wenig, als wir den Gesetzen von England ganz folgen können. Ich bin Tati; ich bin ein Richter; ein Mann wird vor mir überführt; er hat Blut vergossen; ich befehle, ihn vom Leben zum Tode zu bringen; ich vergieße sein Blut; wer soll nun meines vergießen? Hier, weil ich so weit nicht gehen kann, muß ich innehalten. Dies kann nicht die Meinung dieser Worte sein. Aber vielleicht, weil manche der Gesetze des alten Bundes von Jesus Christus niedergeworfen worden sind und nur einige aufrechtbehalten, vielleicht, sage ich, ist dies eines von denen, die niedergeworfen wurden. Inzwischen, da ich unwissend bin, mag irgend ein Anderer mir zeigen, daß in dem Neuen Testamente unser Heiland oder seine Apostel dasselbe über Den gesagt haben, welcher Blut vergießt, was in dem Alten Testamente gesagt worden ist. Zeiget mir dies in dem Neuen Testamente, und dann muß es unser Führer sein".

Die herzlichste Zustimmung folgte dem Schlusse von Tati's Rede und seine Appellation an das Evangelium schien viele Schwierigkeiten und Zweifel zu entfernen, die in Bezug auf die Anwendbarkeit der Autorität der Bibel auf den vorliegenden Fall noch in den Gemüthern schwebten. Zunächst erhob sich Pati, ein Häuptling und Richter von Eymeo, früher Oberpriester von Oro und der Erste, der auf Gefahr seines Lebens den Götzendienst abgeschworen hatte. „Meine Brust", rief er aus, „ist voll von Gedanken und Ueberraschung und Entzücken. Wenn ich um mich blicke in diesem Fare bure ra (Gotteshause), in welchem wir versammelt sind, und bedenke, wer die sind, die hier süßen Rath miteinander fassen, so ist für mich dies Alles mea huru e (ein Gegenstand des Staunens) und mea faa oaoa te aau (ein Ding, das mein Herz erfreut). Tati hat die Frage entschieden; denn ist es nicht das Evangelium, das unser Führer ist? Und wer kann (darin) ein Gebot finden, den Tod zu geben? Ich weiß viele Stellen, die verbieten, aber ich weiß nicht eine einzige, die gebietet zu tödten. Aber dann erwächst ein anderer Gedanke in meiner Brust, und wenn ihr meine kleine Rede hören wollt, so werdet ihr wissen, was es ist. Gesetze, Die zu strafen, welche Verbrechen begehen, sind gut für uns. Aber saget mir, warum Christen strafen? Ist es, weil wir zornig sind und Vergnügen darin finden, Schmerz zu verursachen? Ist es, weil wir die Rache lieben, wie wir thaten, als wir Heiden waren? Keines von diesen: Christen lieben die Rache nicht; Christen sollen nicht zornig sein, sie dürfen kein Vergnügen darin finden, Schmerz zu verursachen. Deshalb also strafen Christen nicht. Geschieht es nicht, damit wir durch die Leiden, welche auferlegt werden, den Verbrecher abhalten, sein Verbrechen zu wiederholen, und Andere abschrecken, zu thun, wie er gethan hat, um das Gleiche zu verdienen? Gut denn, weiß nicht Jedermann, daß es eine größere Strafe sein würde, für immer von Tahiti auf eine wüste Insel verbannt zu sein, als in einem Augenblicke den Tod zu leiden? Und kann der verbannte Mann hier wieder einen Mord begehen? Und würden nicht Andere durch eine solche Strafe mehr geschreckt werden, als durch eine, die ihr Leben hinwegnimmt? So ist mein Gedanke, daß Tati Recht hat und das Gesetz am besten so bleibt, wie es geschrieben ist".

Einer der Taata rii oder kleinen Leute, ein Districtabgeordneter, trat jetzt auf und wurde mit ebenso viel Aufmerksamkeit angehört, als die hohen Herrschaften, welche vor ihm gesprochen hatten. Er sagte: „Da kein Anderer aufsteht, so will ich meine kleine Rede machen, weil mehre angenehme Gedanken in meiner Brust erwachsen sind und ich wünsche, daß ihr sie hört. Vielleicht ist alles Gute und Nothwendige bereits von den Häuptlingen gesagt worden; aber, da wir nicht zusammengekommen sind, um dieses Gesetz oder das Gesetz anzunehmen, weil ein oder der andere große Mann es empfiehlt, sondern wir, die Taata rii, ebenso wie die Häuptlinge alle unsere Gedanken zusammenwerfen sollen, damit die Versammlung aus dem ganzen Haufen die aufrecht stehen lasse, welche die besten sind, woher sie auch kommen, — so ist dies mein Gedanke. Alles, was Pati gesagt hat, war gut; aber er erwähnte nicht, daß ein Grund zum Strafen ist — wie ein Missionnair uns sagte, als er uns das Gesetz las — den Verbrecher wo möglich wieder gut zu machen. Nun, wenn wir einen Mörder tödten, wie können wir ihn besser machen? Aber wenn er auf eine wüste Insel gesandt wird, wo er ganz allein ist und gezwungen, für sich selbst zu denken, so mag es Gott gefallen, die bösen Dinge in seinem Herzen sterben und gute darin wachsen zu lassen? Aber wenn wir ihn tödten, wohin wird seine Seele gehen?"

Andere sprachen in ähnlicher Ansicht, und der Erfolg war der einstimmige Beschluß, daß die Verbannung, nicht der Tod die Strafe der Mörder sein sollte. Hieraus folgte natürlich, daß auch in jedem andern Falle der richterlichen Gewalt für immer das Recht abgesprochen wurde, das Leben hinwegzunehmen.

Unserer bescheidenen Meinung nach, und wir sagen mit Tati, dem Häuptling von Otaheiti, daß wir vielleicht irren, — könnten manche Ständeversammlungen in manchen Dingen den Freimuth und den gesunden Menschenverstand der Nationalversammlung von Otaheiti sich zum Muster nehmen. — Und die Todesstrafe, — dieses schauderhafte Verbrechen an der Menschheit! Wie lange wollen wir europäische Barbaren noch hinter den „Wilden" der Südsee zurückbleiben?

163.

Erklärung.

Ich glaube sowol meinen mir günstigen Lesern als mir selbst die einfache Erklärung schuldig zu sein, daß das sieben Bogen starke Büchelchen, betitelt „Meine Großtante", welches Herr Karl Hoffmann, Buchhändler in Stuttgart, als den in seinem Verlage herausgekommenen neuesten Roman von Johanna Schopenhauer, der Lesewelt, vor Allem aber den Leihbibliotheken, für einen Thaler anbietet, nichts anders ist, als ein ohne meine Einwilligung und ohne mein Vorwissen unternommener Separatabdruck einer Erzählung, die ich für sein „Pantheon", auf sein oft wiederhohltes Anhalten darum, ihm gegeben, und die auch gleichzeitig mit jenem Abdruck im letzten Bande desselben erschienen ist.

Unkel am Rhein, den 7. August 1831.

Johanna Schopenhauer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. 68¾ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr. Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Cholera.

Soeben ist erschienen und versandt:

Die indische Cholera

nach allen ihren Beziehungen, geschichtlich, pathologisch-diagnostisch, therapeutisch und als Gegenstand der Staats- und Sanitätspolizei, dargestellt von

Dr. Christian Friedrich Harleß,

königl. preuß. Geh. Hofrath und Professor ꝛc.

2 Abtheilungen. Gr. 8. Fein Velinpap. Geheftet. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Namen des Verfassers bürgt für die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Arbeit, und wird das gesammte ärztliche Publicum auf dieses wichtige Werk um so mehr aufmerksam gemacht, je rascher die drohende Gefahr herannaht.

Braunschweig, Juli 1831.

Friedrich Vieweg.

In der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig:

Lor. v. Westenrieder's sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Erstes Bändchen, enthält: Schriften über bildende Kunst.

Zweites Bändchen: Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Preis für das Bändchen 8 Gr., oder 30 Kr.

Neue landwirthschaftliche Schriften, welche in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind:

Schweitzer, Dr. A. G., Kurzer Abriß eines Unterrichts in der Landwirthschaft, zum Gebrauch bei Vorlesungen über dieselbe. Erste Abtheilung: Ackerbau. Gr. 8. 1 Thlr.

Falke, J. E. L., Das Auflaufen oder die Trommelsucht der Rinder und der andern Pflanzenfressenden Hausthiere. Mit 1 K. Brosch. 6 Gr.

Blume, J. A., Die artesischen Brunnen. Brosch. 4 Gr.

Einige Worte über die k. sächsischen Staatsforste und deren Administration. Brosch. 4 Gr.

Müller, Fr., Kryptogamen Sachsens und der angrenzenden Gegenden. Zweites Hundert. 3 Thlr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Vierundfunfzigster Band, oder

1831.

April. Mai. Juni.

Inhalt.

Art. I. Uebersicht von dreiundsechzig Werken arabischer, persischer und türkischer Literatur.

II. Historisch-genealogisch-geographischer Atlas von Le Sage, Grafen Las Cases. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe ins Deutsche übersetzt von Alexander von Dusch. Karlsruhe, 1826.

III. *Monumens inédits* d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827. Par M. *Raoul-Rochette.* Deux volumes. Paris.

IV. System der Logik, von W. Esser. Zweite umgearbeitete Auflage. Münster, 1830.

V. 1) Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829.

2) Struensee, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829.

VI. Das gerettete Malta. Episches Gedicht in zweiundzwanzig Gesängen, von A. C. Lindenhan. Altona, 1829.

VII. Ueber die Behandlung der griechischen Dichter bei den Engländern, nebst Bemerkungen über Homer und die Fragmente der Sappho.

VIII. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle, 1830.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LIV.

De epigrammate, carminibus Catulli in codicibus et editione principe praemisso.

Selbstkritik von Flügel.

Bemerkungen über die erste griechische Ausgabe von Aristotelis et Theophrasti Opera, Venetiis, Aldus, 1495—98. Fünf Bände in Folio.

Anzeige
für
das ärztliche Publicum
von wichtigen Werken
die Cholera
betreffend.

Im Verlage bei C. F. Ostander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die ostindische Cholera,
aus dem Englischen des John Mason Good übersetzt und mit einigen Zusätzen versehen
von
Dr. F. G. Gmelin,
ord. öffentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.
Gr. 8. Geh. 1831. 10 Gr.

Diese Schrift ist zunächst eine Uebersetzung aus einem classischen englischen Werke, das nur in den Händen weniger deutschen Aerzte sein dürfte, und sie enthält eine aus den besten Originalquellen geschöpfte Zusammenstellung der Thatsachen, welche die Cholera betreffen. Die Zusätze des Herrn Uebersetzers verbreiten sich über das Alter, die Natur, die Behandlung und die Ursachen dieser Krankheit, und setzen durch die populaire Darstellung der Verschiedenheit endemischer, epidemischer und ansteckender Krankheiten auch den Nichtarzt in den Stand, über den jetzt herrschenden Streit, was man von der Cholera in Deutschland zu fürchten habe, ein Urtheil zu fällen. Der Herr Uebersetzer hat besonders durch viele Thatsachen zu beweisen gesucht, daß diese Krankheit ansteckend sei, und ihr somit durch Quarantainen der Eintritt ins westliche Europa versperrt werden könne. In dem jetzigen Zeitpunkt, wo die Gefahr so drohend ist, wird diese Schrift für Aerzte und Nichtärzte gewiß von dem größten Interesse sein.

Allgemeine Krankheitslehre,
gegründet auf die Erfahrung und auf die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts,
von
Dr. Fr. Schnurrer,
herzogl. nassauischem Leibmedicus.
1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nicht ein weitläufiges neues Compendium der Krankheitslehre, sondern feste innere Begründung derselben und gewissenhafte Benutzung und Prüfung alles Dessen, was in den letzten dreißig Jahren besonders auch die ausländische Literatur lieferte, war Hauptaufgabe des Hrn. Verf. Die Arbeit, die aus zwanzigjährigem Beobachten und Nachdenken allmälig sich ergab, ist daher zunächst eher ein Rapport über Alles, was bis zur Homöopathie für die Krankheitslehre während des neunzehnten Jahrhunderts versucht wurde. Alles aber ist zu einem organischen Ganzen vereinigt und führt zu sehr wichtigen Resultaten. In dem Abschnitte über die allgemeinen Ursachen der Krankheiten hat der Hr. Verf. theils Das, was die neuesten Nachrichten und fernere Forschungen aus Originalwerken und ungedruckten Berichten über die Cholera weiter ergaben, geliefert, theils deren nahe Verwandtschaft mit dem Schweiß- und Wechselfieber, sowie die hieraus folgenden Regeln für die Präservation und Cur dieses zunächst drohenden Uebels nachgewiesen. Daß der Leser überhaupt nirgends bloßes Raisonnement, sondern überall Thatsachen und sorgfältig und kritisch gewählte Belege und Beispiele finden wird, dafür bürgen wol des Herrn Verfassers frühere Arbeiten.

Chronik der Seuchen
in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte des Menschen.
Auch unter dem Titel:
Die
Krankheiten des Menschengeschlechts
historisch und geographisch betrachtet
von
Dr. Friedrich Schnurrer,
d. Z. herzogl. nassauischem Leibarzte.
2 Thle. Mit einem vollständigen Register.
Gr. 8. 1823—25. 4 Thlr. 4 Gr.

Materialien
zu
einer allgemeinen Naturlehre
der
Epidemien und Contagien.
Von Ebendemselben. 8. 1810. 14 Gr.

Den verehrten Subscribenten auf die in meinem Verlage erscheinende Ausgabe der

SCRIPTORES HISTORIAE BYZANTINAE,

wie allen geneigten Gönnern und Beförderern dieses Unternehmens, beehre ich mich hiermit die erfreuliche Nachricht mitzutheilen:

dass die königlich preussische Hohe Akademie der Wissenschaften, den von mir im Interesse dieses Werkes gehorsamst geäusserten Wünschen mit grossmüthiger Bereitwilligkeit entsprechend, einstimmig den Beschluss gefasst hat, die wissenschaftliche Leitung desselben zu übernehmen. Demzufolge werden die fernern Theile von jetzt an unter der Oberaufsicht der Hohen Akademie, unter dem Titel:

CORPUS
SCRIPTORUM HISTORIAE BYZANTINAE.
EDITIO EMENDATIOR ET COPIOSIOR,
A. B. G. NIEBUHRIO
INSTITUTA,
AB ACADEMIA REGIA BORUSSICA
CONTINUATA.
BONNAE, IMPENSIS ED. WEBERI

erscheinen.

Es ist dieser ruhmvolle Beschluss, durch welchen unter der persönlichen Theilnahme dieses bei allen Nationen mit Verehrung anerkannten Vereins gelehrter Männer, dem auch Niebuhr anzugehören stolz war, für die fernere gediegene Ausführung und Vollendung dieses Werkes eine so glänzende Bürgschaft gewährt wird, wie allerdings kein Einzelner in dem Maasse zu bieten im Stande ist, von zu hoher Wichtigkeit, als dass er von der gelehrten Welt, wie überhaupt von Allen, die sich für grossartige literarische Bestrebungen interessiren, nicht mit lebhafter Theilnahme, von den Verehrern und Freunden des verewigten grossen Mannes aber mit innigem Dankgefühl gegen die Hohe Akademie vernommen werden sollte.

Der Druck geht ununterbrochen fort. Soeben ist erschienen: *Io. Cantacuzeni Historiae cur. Schopenii, Vol. II*; unter der Presse sind *Vol. III. et ult.* dessel-

Brüssel, den 1. August 1831.

Da die erste Ausgabe von

POLEN VON BROUGHAM

(stark 3000 Exemplare)

in kurzer Zeit gänzlich vergriffen worden, und täglich von allen Seiten neue Aufträge auf dieses Werk eingehen, welches der edle LAFAYETTE auf der Rednerbühne Frankreichs als das kräftigste Manifest gegen die Gewaltherrschaft angepriesen hat, so halten die Verleger es für zeitgemäss, eine neue bereicherte Ausgabe davon anzukündigen. Als der beredte Publicist Englands das politische Verbrechen der drei Theilungen Polens schilderte, konnte er nicht voraussehen, dass in späterer Zeit sein Werk von neuem die Aufmerksamkeit, so auf sich ziehen würde. Es ist zu bedauern, dass er nicht auch die Auferstehung Polens darstellen konnte; um aber diesen Verlust auf würdige Weise zu ersetzen, werden die Verleger

DIE WIEDERGEBURT POLENS

von 1796 bis jetzt von *Leonard Chodzko*

hinzufügen.

Die Verleger hoffen, diese Ausgabe mit gleichem Erfolg begleitet zu sehn, und glauben dass sie zur Empfehlung dieses ausgezeichneten Geschichtswerks nichts mehr zu bemerken brauchen. 1 Band. Ladenpreiss 1 Thlr. 12 gr.

Verlagskatalog

der allgemeinen niederländischen Buchhdl. in Leipzig.

Fünf Monate aus der Geschichte von Frankreich, im Jahr 1830, von C. L. V. Delamothe-Langon. Deutsch von Dr. Fr. Gleich. 2 Bde in 12. ord. 1 Thlr. 12 Gr.

Polen von Brougham (Brüssel). 1 Band in 12. ord. . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.
(Star k Velinpapier.)

Verte

und classische Stellen zum Beleg zu finden, so wird durch diese Schrift dem Lehrer wie dem Schüler sehr gedient sein; da sie darin die so wichtige Lehre aus einem philosophischen Gesichtspunkte ausführlich und verständlich von einem gelehrten Schul- [illegible] vollständig wissenschaftlich praktisch bearbeitet begreift.

Indem dieses Werk hiermit seine Vollendung erreicht, die Nachträge aber ihres großen Reichthumes wegen nebst dem Register beide bereits bearbeitet und im Drucke befindlich,

binnen wenigen Wochen als ein kleines Supplementbändchen nachfolgen werden: so dient hiermit zur Nachricht, daß der bis dahin dargebotene ungewöhnlich niedrige Preis von 8 Thalern für alle 8 Bände mit dem Anfange künftigen Jahres erlischt, und bei dem unerwartet reichen Anwachse des ganzen Werkes, wie für neue Ankäufer vom 1. Januar 1832 ab auf zehn Thaler erhöht wird.

Das Supplement aber wird gesendet mit 16 Groschen bezahlt, und auch bei dieser erhöheten Bestimmung der Preis für ein Werk von solchem Umfange und wissenschaftlich umfassenden Reichthume seines Inhaltes nur für durchaus gemäßigt erkannt werden können.

Soeben ist erschienen:

Der

Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Zweite Abtheilung.

Vom 1. April bis zum Tode des Feldmarschalls Diebitsch.

Motto:

Im Feld bei Ostrolenka
Da schwebt das Abendroth
Im blut'gem Flor hernieder,
Und drüber sitzt der Tod.
Im Feld bei Ostrolenka
Grünt doch die Eiche fort,
Und ihre Blätter flüstern
Gar manch prophetisch Wort.
„Im Feld bei Ostrolenka
So lang die Eiche steht",
So lebt im Volk die Sage,
„Nie Polen untergeht!"

C. Ortlepp.

8. Velinpapier. Elegant broschirt. 12 Gr.

Soeben ist erschienen:

Forschungen

in dem Gebiete

der

höhern Analysis

mit den

Resultaten und ihrer Anwendung

von

L. Oettinger,

Professor in Heidelberg.

Gr. 4. 2 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Der Herr Verf., welcher seinen Beruf zu höhern Leistungen in der Mathematik schon durch manche literarische Arbeiten und neuerlich durch sein Werk: „Differenzial- und Differenzen-Calcul", bewährte, hat in den vorliegenden Forschungen seinen seltenen Fleiß Problemen gewidmet, welche vorzüglich in neuern Zeiten die größten Meister in der Mathematik beschäftigt haben, und deren Lösung fortwährend dringend gewünschter Gegenstand für Theorie und Praxis geblieben war. Er liefert dieselbe auf einem Wege, welcher nicht allein durch die Neuheit der aufgefundenen Mittel dem Studium aufs höchste förderlich sein muß, sondern auch die unmittelbare Anwendung von einem so wichtigen Theile der Mathematik, der jedoch nach Maßgabe seiner Schwierigkeit bisher manchem Praktiker unzugänglich geblieben, ungemein erleichtert und somit denselben gewissermaßen erst ins Leben einführt; und mit ihm die wichtigen und bedeutungsreichen Folgen, welche aus dieser Anwendung unfehlbar sich verbreiten müssen auf alle Zweige menschlichen Wissens und Wirkens, so in der Stern- und Schiffahrtskunde, als in der Staats- und Kriegswissenschaft, in der Naturkunde und Mechanik und endlich in jedem Gewerbe. In einer ausführlichen Vorrede hat der Herr Verfasser selbst über die von ihm entdeckten und eingeschlagenen Wege, ihre Quellen und glücklichen Erfolge — Rechenschaft gegeben, und wir dürfen daher zur Begründung des Gesagten vertrauensvoll auf dieses Vorwort verweisen.

Heidelberg, August 1831.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Neue Unterrichtsbücher zur Erlernung der französischen Sprache.

Die vierte verbesserte Auflage der

Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung der Umgangssprache im Deutschen und Französischen, von Fr. Beauval,

ist soeben in Taschenformat erschienen und bis zur Michaelmesse für einen ungemein billigen Preis von 1 Thlr. für alle 8 Bändchen, welche Morgen-, Tag- und Abendgespräche enthalten, in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis ist 1 Thlr. 12 Gr. — Einzeln werden die Theile nicht verkauft.

Dresden und Leipzig, im Juni 1831.

Arnold'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Math. Rieger'schen Buchhandlung (J. P. Himmer) in Augsburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Joh. Jak. Balde's Oden und Epoden in fünf Büchern. Aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt von Jos. Aigner, k. Studienrector am kath. Gymnasium in Augsburg. 8. (23 Bogen) Velinpap. Mit Balde's Portrait. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr. (Zugleich als vierter Theil der Christl. lat. Muse.)

Der Name Balde's ist bekannt und seine im Geiste und in der Sprache des ersten römischen Lyrikers singende Muse bedarf keiner Anpreisung. Aber auch den Namen des Uebersetzers kennt ein großer Theil des gelehrten Publicums, und dieses wird nach den frühern Arbeiten desselben in der Erwartung sich nicht getäuscht finden, daß die Uebersetzung nicht minder ausgezeichnet und wahrhaft classisch sei, als die Urschrift des vaterländischen Horatius ist. Einige Oden und Epoden blieben unübersetzt; das Latein ist dem Deutschen nicht beigefügt.

Bei Eduard Weber in Bonn ist soeben erschienen:

Die Identitätslehre des Naturalisten und die des Supranaturalisten im Gegensatz. Von M. N. H. Herausgegeben von Dr. K. H. Sack, Professor und Pfarrer zu Bonn. 8. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Der Herr Herausgeber dieser interessanten Schrift bemerkt darüber unter Anderm: „Hier einmal ist ein großer Gegensatz in der Zeit, ja in aller Zeit mit dialektischer Schärfe und Fülle des christlichen Glaubens zugleich dargestellt, und durch den Charakter des aufrichtigen und wohlwollenden Briefwechsels fern gehalten von persönlicher Bitterkeit und kleinlicher Streitsucht. Dieser Beitrag zur Polemik wird durch Materie und Form reinigend und erbrebend wirken auf Viele in den freilich nothwendigen, aber oft unerfreulich geführten Kämpfen der heutigen Theologie u. s. w."

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Gr. 8. 21¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 4 ersten Theile (1823—27, 85¾ Bogen) kosten 6 Thlr. 12 Gr., das ganze nun beendigte Werk 8 Thlr.

Leipzig, im August 1831. F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 248. — 5. September 1831.

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Von Karl Rosenkranz. Halle, Anton u. Gelbcke. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wie viel Ehrenwerthes und Bedeutendes auch von Seiten der Forschung und Kritik bei uns wie bei andern Nationen bisher für die Geschichte der Literatur geschehen sein mag, so hat sich das Talent der eigentlichen Geschichtschreibung der Literatur doch immer nur als ein höchstseltenes gezeigt, das noch seltener zu einer so freien Ausbildung und Entwickelung gelangt, um ein lebendiges Ganzes zu schaffen und die Gefahr eines Literators, sich in vereinzelte Interessen zu verlieren, glücklich zu umgehen. Wie sich Geschichtsforscher und Geschichtschreiber in der Historie gegenüberstehen, so gibt es auch für das Gebiet der Literaturgeschichte einen ähnlichen, obwol bisher noch weniger zum Bewußtsein gekommenen Gegensatz des Literators und Literaturgeschichtschreibers, und es würde der Sache, der wir noch so sehr entbehren, gewiß vortheilhaft sein, wenn man diesen Gegensatz entschieden als einen solchen faßte und trennte. Das Talent eines Geschichtschreibers der Literatur ist gewiß eine ebenso eigenthümliche Anlage als das des productiven Dichters, und dieses wird im Lauf der Zeiten ohne Zweifel noch öfter geboren als jenes. Die Literaturgeschichten, welche wir bisher erhalten haben, sind bekanntlich entweder nur gelehrte Compendien und eine Mosaik von Literarnotizen, oder sie sind, und dies noch im besten Falle, der Ausdruck einer einseitigen Persönlichkeit, welche ihre in mancherlei Absonderlichkeiten befangene Subjectivität zum Nachtheil der freien Erscheinung der Geschichte in ihre Darstellung der Literatur mit hinüberträgt. So sind uns die süßlich-frommen, so die renommistisch-negativen und andere Darstellungen unserer Literatur entstanden.

Der Verf. der vorliegenden Geschichte der Poesie des Mittelalters scheint sich mit seiner Arbeit zunächst vortheilhaft anzukündigen, denn er verheißt in der Vorrede, nur eine „innere Geschichtschreibung" dieser Poesie liefern zu wollen. Dies ist aber bei ihm auf zweierlei Weise zu deuten, und will einmal so viel sagen, daß Hr. Dr. Rosenkranz ein Philosoph ist, der „nicht vom gelehrten, sondern vom philosophischen Standpunkt aus" die Literaturgeschichte behandeln will. Das andere Mal bedeutet seine „innere Geschichtschreibung" so viel, daß er in seinem Buche das Aeußere des literarischen Stoffes, den er behandelt, als da ist: Kunde der Handschriften, Nachweisung der Ausgaben, Differenzen der bisher geltendgemachten Kritik und, was das Allerwichtigste ist, dessen Vernachlässigung kaum begreiflich scheint, selbst die Zeitbestimmung der Literaturwerke — daß er dies Alles nicht nur zurückgedrängt, sondern fast durchgängig als bekannt vorausgesetzt hat. Was das erstere Merkmal dieser „innern Geschichtschreibung" betrifft, so ließe sich zuvörderst Nichts dagegen einwenden, denn der Literatur ist die Wohlthat, von einem philosophischen Geiste betrachtet und begriffen zu werden, noch gar zu wenig zugutegekommen, und das Gute, das daraus erhellen könnte, würde besonders der für das Bewußtsein so gewinnreiche Zusammenhang der Literatur mit der allgemeinen Culturgeschichte sein, welcher eben noch so wenig zum Bewußtsein hervorgetreten ist. Möchte Hr. Dr. Rosenkranz dieser philosophische Geist sein, welcher der Literatur eine solche Wohlthat erzeigte; aber einiges Bedenken entsteht uns bei ihm, denn er ist nicht nur ein Philosoph — das wäre gut —, sondern er ist auch ein Hegel'scher Philosoph, und von dem Standpunkt der Hegel'schen Philosophie aus kann einmal schlechterdings für Poesie und Kunst nichts Ersprießliches hervorgehen. Was das zweite Merkmal der in Rede stehenden „innern Geschichtschreibung" betrifft, so hat der Verf. dadurch, daß er in der Vorrede den Tadel wegen der auffallenden Vernachlässigung des äußern literarischen Materials voraussieht, diesen gerechten Tadel nicht aufgehoben noch überflüssig gemacht. Seltsam ist es, wenn der Verf. meint, daß er diesen Mangel durch glänzende Arbeiten Anderer auf diesem Gebiet gedeckt sehe, aus denen sich der Leser leicht über Dasjenige unterrichten könne, was er in seinem Buche in dieser Hinsicht vermißt. Dadurch bezeichnet sich nicht nur die Unvollständigkeit seiner Arbeit, zu der man nebenbei noch ein anderes Buch nöthig hat, um den Stoff vollständig zu übersehen, sondern es kann auch so den Anfoderungen, die man an eine Literaturgeschichte machen muß, durchaus nicht genügt werden. Die Geschichte des literarischen Materials so ganz äußerlich abgesondert zu halten von der innern Geschichte der Literaturwerke, ist ein sonderbares und nicht zu rechtfertigendes Verfahren für eine Literaturgeschichte, in der wir die innern und äußern Ver-

hältnisse des in der Literatur erscheinenden Geistes zu einem Ganzen verschmolzen und durchgebildet finden wollen. Wir zweifeln nicht, daß der Verf. alle von ihm besprochenen Werke unserer frühern Literatur selbst gelesen; von Seiten der fleißigen Forschung und Benutzung des bereits Bekannten dürfte ihm kaum ein Vorwurf gemacht werden, obwol er darin selbst nichts ihm eigenthümlich Angehörendes geleistet, aber er hat es sich eben damit so erstaunlich bequem gemacht, daß er das Material der mittelalterlichen Poesie, soweit es von den altdeutschen Gelehrten bisher vorgearbeitet worden, als seinen Stoff voraussetzt, den er selbst nicht weiter fördern will und kann, als er bisher durch diese Vorarbeiten gediehen, und über den er auch da in seiner innern Geschichtschreibung zu keinen Resultaten kommt, wo solche wünschenswerthe Vorarbeiten noch mangeln. Die Resultate sind aber eigentlich Das, worauf seine ganze Arbeit hinauswill, denn er hat sich darin keine andere Aufgabe gesetzt als die, über den ihm vorgearbeiteten Stoff philosophisch zu raisonniren. Dies Raisonnement, verbunden mit dem daraus entspringenden Eintheilen, Anordnen, Rubriciren und Schematisiren des Stoffs, macht dann seine innere Geschichtschreibung aus, und indem er diese in der breiten und schwerfälligen Terminologie der Hegel'schen Philosophie durchführt, glaubt er wahrscheinlich nun eine Philosophie der Literaturgeschichte in optima forma geliefert zu haben. Aber daran fehlt noch viel, wenn nicht Alles; denn durch das Rubriciren und Raisonniren ist der innere Geist und Zusammenhang der Poesiegeschichte, zu deren Erfassung ein poesiebegabtes Gemüth gehört, noch lange nicht erfaßt, vielweniger erschöpft.

Der Verf., dem es als Philosophen darum zu thun ist, überall der Entwickelung des Begriffs nachzugehen, hat die Geschichte der mittelalterlichen Poesie nicht nach dem Fortgang der Zeit und nach chronologischen Perioden behandelt und eingetheilt, obwol er zugestehen muß, daß es nicht bedeutungslos sei, was sich in der Zeit früher oder später zeigt und entwickelt. Die Folge der Zeit ist aber nicht nur nicht bedeutungslos, sondern vielmehr so bedeutend, daß die Stufenfolge des Begriffs, wenn er ein wahrhafter ist, nie der Zeitfolge widersprechen kann und darf, weil die Folge der Begriffe und die Folge der Zeiten hier identisch sein müssen. Wir finden es daher sehr unphilosophisch, daß der Verf. die Poesie des Mittelalters nach den formellen Unterschieden des Epischen, Lyrischen und Didaktischen in drei gesonderten und miteinander unzusammenhängenden Büchern abgehandelt hat, und dadurch mußte ihm ein um so unklareres und verworrenes Bild des Ganzen hervorgehen, weil er bei der auf unternommenen Zusammenstellung von Litewelche durch die Zeit beträchtlich von einandsind, dennoch die Zeitbestimmung selbst fehlen ch das unter eine Rubrik Zusammengestellte wieder seinen Unterschieden aufgefaßt werden könnte, sodaß seine Arbeit für den Leser, welcher sie mit der Absicht, sich über diese Literatur daraus zu unterrichten, in die Hand nimmt, fast ganz unbrauchbar ist.

Die Einleitung beginnt der Verf. mit folgenden Worten, welche zugleich eine Probe seiner geschmacklosen Schreibart geben mögen: „Die Geschichte ist der sich selbst erzeugende Geist, und darum hängt in ihr Alles auf das Engste zusammen. Auch da, wo die Menge der Formen, in welche er sich verliert, ihn aller bündigen Auffassung entziehen will, ist die Centralität einer bestimmten Manifestation in der Zersplitterung der peripherischen Punkte heimisch". Der erste Satz, der mit einer gewissen philosophisch seinsollenden Vornehmheit flüchtig hingeworfen wird, ist offenbar ganz unlogisch, denn ihm fehlt das Mittelglied, nämlich die Behauptung, daß es das Wesen des Geistes sei, sich consequent hervorzubringen, da in der Geschichte nicht darum Alles auf das Engste zusammenhängt, weil sie der sich selbsterzeugende Geist ist, sondern weil es eben das Wesen des in ihr erscheinenden Geistes ist, einen innern Zusammenhang zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Leben und Schicksale des Reichsgrafen Korfitz Ulfeld und (seiner Gemahlin) der Gräfin von Schleswig-Holstein, Eleonore Christine. Von Jens Kragh Höst. Nach dem Dänischen frei ins Deutsche übertragen vom Capitain von Jensen. Schleswig, Taubstummeninstitut. 1829. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

In der Geschichte Dänemarks und der nordischen Reiche spielte Korfitz Ulfeld im 17. Jahrhunderte eine große Rolle; sein Andenken ist verschwistert mit den harten Unfällen, welche sein Vaterland zur Zeit seiner größten Wirksamkeit und bald darauf erlitt, mit der Geschichte der wider ihn verhängten Verfolgungen, und den Vorwürfen des Staatsverraths und des Verbrechens der Majestätsverletzung durch beabsichtigten Königsmord und Königsentsetzung. Die Nachrichten über ihn, welche die beiden frühern Biographen, ein französischer, Rousseau de la Palette, und ein ungenannter dänischer mittheilen, lassen Vieles im Dunkeln und verrathen oft Parteilichkeit; zur Berichtigung und Vervollständigung Beider haben neuerlich dänische Geschichtsforscher, wie auch Ausländer, schätzbare Beiträge geliefert, durch deren Benutzung Dr. Höst in Stand gesetzt wurde, die vorliegende Biographie zu liefern, mit deren Uebersetzung sich Hr. v. Jensen ein Verdienst um die deutsche Literatur erwirbt. Zu bedauern steht, daß es dem Dr. Höst so wenig bei dieser Arbeit als bei einer frühern, unter dem Titel: „Der Geheime Cabinetsminister Graf von Struensee und sein Ministerium", verstattet wurde, die Archive, welche die wichtigsten Quellen enthalten, zu benutzen. Was der Uebersetzer vom mangelhaften Vortrage des Originals sagt, mag seine Richtigkeit haben. Indeß läßt auch der Uebersetzer, der diesen Fehler zu verbessern sich bemüht, an vielen Stellen vermuthen, daß die dänische Sprache ihm geläufiger ist als die deutsche; man trifft auf Unrichtigkeiten, „welche man nicht allein dem Setzer anrechnen darf".

Korfitz Ulfeld, der Sprößling eines alten, angesehenen Geschlechts, dessen Vater Reichsrath und Reichskanzler war, wurde geboren auf einem Familiengute, Hagenskov, auf der Insel Fühnen, den 10. Juli 1606, und entwickelte früh ausgezeichnete körperliche Vorzüge und geistige Talente, während er in Basel studirte und Italien, Deutschland und die Schweiz bereiste. Durch Entzweiung mit dem ihn begleitenden Hofmeister auch mit seinem Vater in Streit gerathen, nahm er 1627 dänische Kriegsdienste, verließ diese bald, durchstreifte Frankreich, Italien und Deutschland, und kam mit einem fremden

Gesandten nach Kopenhagen, wo er von seinem Vater erkannt und liebreich aufgenommen wurde. Zum Kammerjunker ernannt vom Könige, stieg er in dessen Gunst so schnell, daß ihm Christian IV. schon am 18. August 1628 die Zusage der Hand seiner Tochter Eleonore Christine (von der an die linke Hand angetrauten Gemahlin Kirstine Munk) gab. Mit fortwährend steigender Vorliebe des Königs für ihn vermehrten sich Reichthümer, Ehrenstellen, Glanz und Macht so, daß er, zum Reichshofmeister ernannt (1643), der erste Mann des Reiches war und blieb, so lange sein Schwiegervater Christian IV. lebte. Die Verwürfe, welche Ulfeld auf sich lud durch den durch seine Anordnungen herbeigeführten unglücklichen Krieg mit Schweden und dem demüthigenden brömsebroer Frieden (1645), wie auch die Ungnade, in welche die verstoßene Gemahlin des Königs, Kirstine Munk, Ulfeld's nunmehrige Schwiegermutter, fiel, störten seine glänzende Laufbahn nicht. Doch mit dem Regierungsantritte des Sohnes Christians IV., Friedrichs III., zu dessen Thronwahl Ulfeld mitgewirkt hatte (obgleich der hochfahrende Mann lieber die Krone auf sein eignes Haupt gesetzt hätte), verdüsterte sich sein Lebenshorizont; Schicksalswechsel, Unglück und Verfolgungen häuften sich, und der vor Kurzem in Dänemark allmächtige Ulfeld ward, nach nothgedrungener Flucht, zuletzt als Staatsverräther zu der grausamsten Leibes- und Todesstrafe verurtheilt, solche an seinem Bildnisse vollzogen, sein prächtiges Haus in Kopenhagen niedergerissen und an dessen Stelle eine noch jetzt dort stehende Schandsäule errichtet. Ulfeld, schon im höhern Alter, landesflüchtig, entging, von Unglück und Krankheit gebeugt, kaum den Verfolgern, unter welchen sein eigner Schwager Sehested am liebsten den Sündenlohn des Einfangens verdient hätte. Nachdem in den in Dänemark angeordneten Kirchengebeten alles mögliche Unheil auf den Verfolgten herabgefleht war, seine Habhaftwerdung aber nicht erfolgte, wurde eine königl. Verordnung unterm 14. August 1663 bekanntgemacht, wonach „Dem 20,000 Reichsthaler versprochen werden, welcher Ulfeld durch eigne Mittel und Industrie lebend in die Gewalt des Königs liefern würde, dagegen sollte 10,000 Reichsthaler Belohnung erhalten, wer ihn ermordete". Ohne daß solche Schandthat zum Vollzug gekommen wäre, starb Ulfeld auf der Flucht von Basel nach Neuburg auf einem Kahne, den 26. Februar 1664. Der schmerzlichste Kummer seiner letzten Tage war das Unglück, welches über seine tugendhafte, hohe, im Unglück bewährte, geistvolle Gattin der ehrlose, rachsüchtige König Friedrich III. verhängte. Er hatte seine Stiefschwester, des königlichen Vaters Lieblingstochter, den 9. Juli 1663 zu Dover einfangen lassen. Eleonore war nach England gegangen, um von dem schandvollen Könige Karl II. von England von ihrem Gemahle gemachte Vorschüsse und Darlehen einzufordern. Der verworfene König glaubte sich der Anforderungen nicht leichter entledigen zu können, als indem er, nach den Anträgen des dänischen Gesandten, die gesetzwidrige Auslieferung der Gräfin Ulfeld zuließ und sogar versprach, „die Gelegenheit dazu herbeizuführen" (S. 382). Ein englisches Jagdschiff führte die unglückliche Eleonore nach Kopenhagen, wo Mißhandlungen der unwürdigsten Art ihrer — der Schwester des Königs — warteten. Sie schmachtete unter Noth und Jammer im Kerker, welcher erst unter der Regierung des folgenden Königs von Dänemark, Christians V., in eine erträglichere Gefangenschaft verwandelt wurde. Erst der Tod ihrer unerbittlichen Feindin, der Königin Sophia Amalia, öffnete die Kerkerthüren der edeln Frau, am 19. Mai 1685, nachdem sie 22 Jahre, 8 Monate unzeitlich darum gefleht hatte, während sie sich mit zarten weiblichen Arbeiten beschäftigte und ihren Kummer in frommchristlichen Gesängen, welche sie dichtete, ergoß. Nach der Befreiung zog sie sich in die Einsamkeit des ihr auf Lebenszeit verliehenen Schlosses Maribo auf Laland, wo sie mit einer herbeigerufenen Tochter die Zeit in Andachtsübungen, mit Lesen, Dichten, Malen, Sticken und Weben zubrachte. In ein Altartuch webte sie die Worte: „Nichts scheint zu schwer der ehelichen Liebe. Treu ist die Tugend, der man sich nicht schämen darf". Sie schloß den 16. März 1698 im 77. Jahre ihres wechselvollen Lebens die Augen für immer. Die Theilnehmer der Glückszeit ihres Gemahls und die Vertrauten seines Mißgeschicks, welche Alle vielfache Verfolgungen erlitten, waren schon früher hinübergegangen.

Ueberseht man die Lebensgeschichte Ulfeld's nach den hier mit Unparteilichkeit zusammengestellten Thatsachen (nur zuweilen läßt der Verfasser seine Neigung, den Machthabern zu huldigen, zu stark durchblicken), so ergibt sich, daß er ein reichbegabter, ehrsüchtiger, rastloser Mann war, der unter einem so unwürdigen Könige, wie Friedrich III., zum Majestätsverbrecher und Vaterlandsverräther leicht herabsinken konnte; aber auch diese Verbrechen, welche an Ulfeld's Namen haften, stehen durchaus nicht zweifelsfrei da. Der ganze Gang der erlittenen Verfolgungen, die wider ihn erlassenen, offenkundige Lügen enthaltenden officiellen Bekanntmachungen, das Rechtswidrige der wider ihn geführten Untersuchungen und ergangenen Urtheilssprüche stellen einen rachsüchtigen Despoten zur Schau, während die Schuld des Angeklagten in zweifelhaftes Dunkel zurücktritt. Die schamlose Ungeschicklichkeit und blinde Leidenschaft, womit die Verfolger Ulfeld's das Wort führen, erregen Mitleid, ja, Abscheu. War der Graf an Ort und Stelle, drang er auf rechtliches Gehör, genaue Untersuchung und Urtelspruch über alle ihm gemachten Anfeindungen und Verfolgungen, so fand er nie, was er suchte; man ließ unter schlechten Zögerungen und Neckereien Monate, ja, Jahre verstreichen; wußte man ihn aber fern, war er in Verlegenheiten verwickelt, so erfrechte man sich, ihn ungehört zu verurtheilen. Nichts fürchtete man so sehr als seine Vertheidigung, deshalb erließ Friedrich III. am 18. September 1652 eine Verordnung des Inhalts: daß wenn Einer sich unterfange, irgend Etwas schreiben, drucken oder verbreiten zu lassen, was dem Könige, dem Reichsrathe und der Regierung zur Schmälerung ihrer Reputation gereiche, so würden Se. Majestät nicht verfehlen, Solches, nach Beschaffenheit der Umstände (d. h. nach Willkür) mit dem Tode, körperlich, oder mit Gefängniß zu bestrafen, und wollen ohnedies dergleichen Schandschriften durch des Nachrichters Hand verbrennen lassen. Nun ist aber jedem Sach- und Thatkundigen einleuchtend, daß in Beleuchtung der Ulfeld'schen Angelegenheiten und in Vertheidigung seiner Rechte nichts konnte geschrieben, gedruckt oder verbreitet werden, was dem Könige nicht zur Schmälerung seiner Reputation (welche mochte er noch haben?) gereichte, mithin war Ulfeldn jedes Mittel der Vertheidigung genommen. Noch schamloser läßt sich der Despotismus vernehmen in dem Straf- und Todesurtel, welches der König am 23. Juli 1663 unterzeichnete, worin frech gesagt wird: daß Ulfeld zur Sicherstellung des Königs und des königl. Hauses, der Ruhe und des Wohlstandes sämmtlicher Unterthanen, ohne vorgegangene Citation, persönliche Gegenwart und andere übliche Formalitäten und Prozeß — welche die Gesetze aller christlichen Nationen in solchen Fällen suspendiren — seines abscheulichen und verbrecherischen Benehmens wegen verurtheilt und Strafe leiden müsse. Dagegen redet Ulfeld in seinen Vertheidigungsschriften als ein einsichtsvoller, ruhig erwägender, lichtvoll darstellender Mann, der recht gut wiß, daß auf seinen großen Reichthum gerichtete Raubsucht und Furcht vor seiner nichts unerreichbar haltenden Geisteshoheit die eigentlichen Triebfedern seines Sturzes sind. Wehmüthig sagt er: „Es scheint wahrlich, als hätten alle Könige sich gegen mich und meine Familie gewendet, und vorzugsweise Diejenigen, denen ich die wichtigsten Dienste mit meinem Vermögen, ja, mit Gefahr meines Lebens geleistet habe. Das sind Launen und Stöße der wankelsinnigen Fortuna. Ist alles Dieses nicht hinreichend, zur Verzweiflung zu bringen, so weiß ich kein Unglück, selbst für das stärkste Gemüth, hinzuzufügen. Ich erinnere mich stets des Denkspruchs: Rebus in adversis facile est contemnere mortem; fortius ille facit, qui miser esse potest". Aber freilich mußten dergleichen Aeußerungen von des Nachrichters Hand

als Schandschriften verbrannt, ihre Verfasser an Leib und Leben gestraft werden, denn offenbar gereichte sie zur Schmälerung der Reputation des Königs. Auch noch anderer gleichzeitiger Fürsten „Reputation" verliert durch die Lebensgeschichte Ulfeld's. Ohne weiter zu verweilen bei der Beurtheilung des Benehmens der Könige von Schweden und von Frankreich gegen Ulfeld, sei nur noch des Kurfürsten Friedrich Wilhelms von Brandenburg gedacht, der hier keineswegs in fürstlich-hochherziger Handlungsweise auftritt. Ohne über die Richtigkeit der Angaben entscheiden zu wollen, theilen wir das Sachverhältniß, wie es hier erzählt wird, mit:

Ulfeld hatte im Frühjahre 1662 seinen Wohnsitz auf Fühnen verlassen, um, mit königlichem Urlaube auf 18 Monate, die Bäder von Aachen zu besuchen und mehre Reisen zu machen. Auf dem Wege dahin lernte er zu Amsterdam einen Prediger Stephani, welchen der Kurfürst von Brandenburg als Prinzenerzieher berufen hatte, kennen, und vertraute ihm, wie er politische Gegenstände von großer Wichtigkeit dem Kurfürsten, aber nur ihm persönlich, geheim mitzutheilen habe, da die Dazwischenkunft der Minister Verrath befürchten lasse (S. 355). Nach Stephani's Ankunft in Berlin wurde die Sache dem Kurfürsten vorgetragen, welcher einen Secretair an den Grafen absandte; da dieser sich aber nur mit einer Person höhern Amtes einlassen wollte, beauftragte Friedrich Wilhelm den Generalmajor Baron Alexander v. Span (oder Spaen), mit Ulfeld zu unterhandeln, und versicherte dem Grafen in einem eigenhändigen Schreiben, daß er sich ohne Rückhalt dem General vertrauen könne (S. 359). Dieses Eingehen auf die geheimen Anträge eines in der politischen Welt schon übelberüchtigten Mannes, von Seiten des großen Kurfürsten, scheint unrühmlich. Span sucht den Grafen in Brügge auf, wo dieser sich erklärt haben soll, daß die Unzufriedenheit mit Friedrich III. in Dänemark allgemein sei; man denke daran, einen andern König zu wählen, und Ulfeld hoffe, es dahin zu leiten, daß der Kurfürst auf den dänischen Thron berufen würde (S. 360). Nachdem Friedrich Wilhelm hiervon Nachricht erhalten, ließ er den König von Dänemark von diesen landesverrätherischen Anträgen Ulfeld's sofort benachrichtigen. Dieser Bruch des übersandten Versprechens der Verschwiegenheit läßt sich entschuldigen, wenngleich selbst nothgedrungener Verrath eine gehässige Sache ist, hier aber derselbe eine selbstherbeigeführte Folge davon erscheint, daß sich der Kurfürst durch Absendung vertrauter Geschäftsführer mit Ulfeld in Unterhandlung einließ. Nun erfolgte dänischer Seits das Ersuchen: Friedrich Wilhelm möchte das Weitere der Ulfeld'schen Umtriebe auskundschaften lassen. „Der Kurfürst glaubte nun zwar Anfangs, daß es ihm nicht wohl anstehe, sich mit Ulfeld einzulassen, um ihn nachher zu verrathen und zu betrügen, indeß bequemte er sich doch dazu" (S. 364). Baron Span wird wieder nach Brügge an den Grafen geschickt, der die Verschwörungsanträge nicht wieder anknüpfen, davon nichts weiter wissen will. „Der Graf erwiderte ihm: Es habe die Sache so lange hingestanden, sie sei in guter Absicht von ihm mitgetheilt; man könne leicht erachten, daß sich die Zeiten änderten. Er fürchte daher, daß Viele aus Noth zu des Königs Sache zurückgetreten oder aus Verzweiflung sich einem andern Regenten in die Arme geworfen hätten. Er selbst werde nachgerade zu alt. Der General wußte indeß alle Bedenklichkeiten Ulfeld's zu beseitigen und man nahm das alte Thema wieder vor". Selbst nach wiederangeknüpften Verschwörungsplanen wider den König von Dänemark beharrt der Graf bei der Versicherung: „Wenn der Antrag des Kurfürsten Beifall nicht fände, so wolle er seine übrigen Tage in Ruhe verleben" (S. 367). Span also, der Unterhändler des Kurfürsten, setzt nicht allein die von Letzterm eingeleitete Verrätherrolle fort, sondern er macht sich zum Theilnehmer des Verraths, indem er den Neigung zum Rücktritt zeigenden Grafen beim Verbrechen festhält und dessen Verderben auf die boshafteste Weise herbeiführt, denn die unmittelbar darauf erfolgte Verdammung Ulfeld's hatte zum einzigen Scheingrund Span's Worte und Berichte. Ulfeld sagt in seiner Rechtfertigung: „Eine jede Anschuldigung, mag sie auch von noch so hohen Personen kommen, muß erwiesen werden, ehe man zum Urtheil schreitet; denn große Herren sind Menschen, sie können irren, sie können auf vielfache Weise verleitet werden, sich in ihren Beschlüssen zu übereilen. Auf des König Karls (von England) unrichtiges Zeugniß sei er früher verfolgt worden, er habe sich gerechtfertigt. Dazu sei er dieses Mal nicht im Stande, weil ihm die Anhängigmachung einer Sache wider ihn ganz unbekannt geblieben. Ohne Noth fange man die Sache mit der Execution an, um Jeden von Aeußerungen darüber zurückzuschrecken. Man fürchte nichts mehr, als seine Vertheidigung vernehmen zu müssen" (S. 395).

Wie groß auch Ulfeld's Verschulden gewesen sein mag, er steht in der Geschichte fast gerechtfertigt gegen alle Vorwürfe da, denn seine frühere Verurtheilung geschah widerrechtlich. Zu so manchen Betrachtungen leitet die Lebensgeschichte des ausgezeichneten Mannes, keine aber greift mehr in die Gegenwart ein als der Gedanke, daß kein Staat, keine Nation gedeihen können, welche die ersten Staatsbeamten, die unumschränkt gebietenden Minister der Könige oft vom Gipfel der Macht herabgeschleudert sehen in den Kerker der Verbrecher. Dänemarks neuere Geschichte bietet hierzu Beispiele dar, denn in ihr finden sich als verhängnißvolle Andeutungen die Namen Ulfeld, Greifenfeld, Struensee u. s. w. verzeichnet. 4.

Notizen.

Chinesisches Bulletin.

Ungleich unsern Hof- und Staatszeitungen, welche ihre Leser nur mit den irdischen Ereignissen bekanntmachen, melden die chinesischen Zeitungen mit gleicher Genauigkeit auch, was am Himmel vorgeht, und werden dadurch in den Stand gesetzt, die wunderbarsten Dinge zu entdecken. So verkündeten sie die Unruhen und Revolutionen des vergangenen Jahres, nach einer himmlischen Depesche, mehre Monate früher, als sie auf irgend einem andern Wege von denselben hätten Nachricht haben können. „Die Akademie der Sternkunde — heißt es in einem officiellen Bulletin — berichtet, daß in der Nacht des 15. Tages des 7. Monats (20. August) neben dem Zeichen des Zodiacus Tshwei-Tehun 2 Sterne bemerkt wurden und weiße Nebel fielen. Man sah sie um die Stunde, wo die Nachtwache zum vierten Male abgelöst wird (um Mitternacht), und sie bedeuten Unruhen im Westen".

Schottische Biographien.

Der 1. Band einer Sammlung schottischer Biographien, der unter dem Titel: „Lives of scottish worthies, by P. F. Tytler" (London, 1831), kürzlich erschienen ist, enthält in popularer, aber würdiger Sprache die Lebensbeschreibungen von 4 großen Schotten: Alexander III., Michael Scott, William Wallace und Robert Bruce. Tytler ist als gründlicher Forscher bekannt; und wenn seine Arbeit für den gewöhnlichen Leser eine nützliche Unterhaltung gewährt, so darf auch der Gelehrte von derselben sich reiche Ausbeute versprechen.

Sotheby's Iliade.

Eine neue englische Uebersetzung der Iliade ist, bei der wohlverdienten Popularität des nicht treuen, aber in eigenthümlicher Schönheit und Farbenfrische glänzenden Werkes des großen Verskünstlers Pope, ein beinahe hoffnungsloses Unternehmen. William Sotheby hat sich an dasselbe gewagt, und seine Uebersetzung: „The Iliad of Homer, translated by W. Sotheby" (2 Bde., London, 1831), leistet allerdings, wie es scheint, Alles, was an Treue und poetischer Kraft mit der gewählten elegantern Form vereinbar war; aber allen Lobsprüchen der englischen Kritiker ungeachtet bleibt sie doch immer nicht blos in einfachem, sondern in doppeltem Sinne eine Ilias post Homerum. Pope hat von Hrn. Sotheby nichts zu fürchten. 165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 249. — 6. September 1831.

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Von K. Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Darauf findet sich in der Einleitung zunächst ein Abschnitt: „Das Romantische", denn die Kunst der modernen Welt ist dem Verf. die romantische, und die Zeit des Mittelalters ihr erstes Aufblühen. „Was aber das Romantische sei, kann nur verstanden werden, wenn der Zusammenhang dieser Kunstform mit dem Wesen der ihr vorangehenden Formen begriffen wird. Diese sind das Symbolische und Plastische". Wir erschrecken hier im Voraus vor der Aesthetik des Hrn. Dr. Rosenkranz; er spricht von dem Romantischen als von einer bestimmten „Kunstform", als ob der Geist, welcher der romantische ist, an irgend eine Form gebunden wäre und nicht vielmehr jede Kunstform (das Epos wie das Drama) zu seinem Ausdruck wählen könne und gewählt hätte. Doch, wo würden wir hingerathen, wenn wir hier jede Einzelheit herausstellen wollten, in der die philosophische Oberflächlichkeit des Verfs. mit der ehrbarsten Miene, als wenn er das Wichtigste von der Welt gesagt hätte, sich gefällt. Hier genüge nur noch zu bemerken, daß die darauf zum Besten gegebene Entwickelung der sogenannten 3 Momente der Kunst: des Symbolischen, Plastischen und Romantischen, dem Verf. nicht einmal eigenthümlich angehört, obwol er sie für sein Eigenthum ausgibt, denn er hat es nirgends angedeutet, daß er diese Ideen, sowie ihre ganze Auseinandersetzung, aus Hegel's ungedruckten Vorlesungen über Aesthetik, von denen er jedenfalls auch sein Heft nachgeschrieben, entlehnt hat. Er hätte aus pflichtschuldiger Dankbarkeit seinen Meister wenigstens citiren sollen, aber dies versäumen Hegel's Schüler, die aus seinen Heften drucken lassen, unaufhörlich, und es kann Dem Zweierlei zum Grunde liegen, einmal ein seltsamer Begriff von Dem, was man geistiges Eigenthum nennt, und dann die strafwürdige Eitelkeit, auf fremde Unkosten geistreich erscheinen zu wollen. Was aber die Sache selbst betrifft, so würden wir es hier demnach mit Hegel und nicht mit dem Verf. zu thun haben. Auch hat der Verf. hier eigentlich an der Sache selbst einen schlechten Fund gemacht, denn eine Philosophie, wie die in Rede stehende, schließt es schon durch sich selbst aus, daß sie eine gute Aesthetik habe, und in dieser nicht guten Aesthetik sind die genannten Entwickelungsstufen des Symbolischen, Plastischen und Romantischen gewiß das am wenigsten Gute. Unter dem Symbolischen, als der ältesten Stufe der Kunst, wird das Orientalische verstanden. Das Symbolische ist zwar die äußere Verbildlichung eines Innern, aber diese Verbildlichung ist darin noch nicht zu ihrer ganzen Vollkommenheit gediehen, so daß das Aeußere noch keine so vollendet ausgeprägte Form für das Innere ist, um nicht auch noch in Beziehung auf ein Anderes ausgelegt werden zu können. Als die vollendete Verbildlichung des Innern durch das Aeußere setzt aber Hegel das Plastische, auf welcher Stufe ihm die griechische Kunst erscheint. „Wenn nun", lassen wir den Schüler des Philosophen sprechen, „in der symbolischen Kunst Form und Inhalt nicht unmittelbar identisch sind; wenn in der plastischen der Inhalt seine Form erreicht und in der Schönheit des ausgleichenden Maßes kein Unterschied beider von einander übrigbleibt; wenn dort die Natur, hier die menschliche Gestalt den Mittelpunkt ausmacht, so ist für die neuere oder romantische Kunst das Princip in dem einfachen Selbst zu finden, welches die Totalität der Welt als innere Unendlichkeit in sich zu fassen vermag". Abgesehen von Allem, so ist bei dieser Classification nicht zu begreifen, warum das Plastische z. B. so sehr als eine vergangene Stufe der Kunst aufgefaßt wird, daß es nur dem Hellenischen eignen soll. Es ist lächerlich, die vollkommene Darstellung des Innern durch das Aeußere, als welches das Plastische begriffen wird, und welches mithin die höchste Vollendung des Kunstwerks selbst ist, nur als Merkmal einer bestimmten und abgeschlossenen Sphäre der Kunst hinstellen zu wollen, da es vielmehr ein ganz allgemeines, ästhetisches Postulat des Kunstwerks ist, denn die romantische Kunst kann zu ihrer vollendeten Darstellung ja ebenfalls der Plastik nicht entbehren. Sonach fiele diese Classification des Kunstphilosophen in sich zusammen, da sie überhaupt zu enge und dürftig ist, um auf das ganze große Gebiet der Kunstgeschichte, für die sich das systematisch feinfollende Rubriciren am fruchtlosesten erweist, angewandt werden zu können. Hr. Dr. Rosenkranz ergeht sich darüber noch in sehr pathetisch-nebulosen Phrasen, und in den Schlußbemerkungen (S. 612) wird der Leser unter Anderm mit Floskeln abgespeist, wie: „Das Princip der romantischen

Kunst ist der absolute Geist selbst u. s. w." Wer von solchen Abspeisungen Etwas haben könne, ist gar nicht abzusehen.

Als etwas ihm Eigenthümliches in seiner Arbeit spricht der Verf. die Eintheilung, Anordnung und Gliederung der von ihm behandelten Poesie an. Nachdem er (S. 42 u. 43) von dem Epischen, Lyrischen und Dramatischen eine Definition gegeben, kommt er (S. 47) auf das Märchen zu sprechen, das er sonderbar genug aus dem Mangel der Anschauungskraft hervorgehen läßt. „Wo die Kraft der Anschauung ermangelt und der Dichter aus sich heraus erfindet, springt die Dichtung von der verständigen Deutlichkeit in das Phantastische des Märchens über". Mit seiner ohnmächtigen „Gewißheit, welche aus dem Denken sich erzeugt", meint er freilich, es sei eine besondere Aufgabe des Geistes, das Wunderbare „im Verhältniß zur Gegenwart des durch sich selbst klaren Begriffes geringzuachten, und dem christlichen Princip gemäß die Vernichtung des Geheimnißvollen — jedes Wunder aber ist ein Geheimniß — sich zum Zweck zu machen". Diese Ansicht führt zu nichts Anderm als zu dem alten Gerede der Schule hin, daß Alles in der Welt dazu bestimmt sei, sich in den reinen Gedanken aufzulösen. Einer solchen todten Auffassungsweise ist es nicht möglich, Etwas von den Wundern der Poesie und von der Poesie des Wunders zu ahnen; denn das Poetischwunderbare, welches im Leben und in der Poesie ewig ist, ist etwas Anderes und tiefer Liegendes als der Hegelianer meint und sieht, der es nur an die mittelalterlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle, von den Heiligen und der Himmelskönigin zu knüpfen weiß. Diese Vorstellungen sind freilich im Bewußtsein untergegangen, aber deshalb ist das Wunderbare — wir meinen nicht das schlechte Wunderbare des Verfs. — noch nicht aus der Poesie und dem Leben verschwunden.

Von der epischen Poesie gibt der Verf. folgende Eintheilung: Er nennt zuerst das reine Epos, das er in 3 Kreise scheidet: 1) Das Epos des Volkes, „das zunächst mit den Sagen identisch ist, welche der deutsche Volksgeist als den ersten, durch seine That vermittelten Inhalt seines Bewußtseins über sich selbst hat". Der Verf. bedient sich hier der Benennungen der „deutschen Ilias" und „deutschen Odyssee"; unter die erstere stellt er den in den „Nibelungen" concentrirten Sagenkreis, unter die letztere „die heitere, mehr in das Komische übergehende Sphäre des deutschen Epos": Chaudrun, Rother, Otnit. 2) Das Epos der Kirche. „Dem Geist der volksthümlichen Sittlichkeit gegenüber entfaltet sich der absolute Geist der Kirche, mehr sich anschauend, wie in „Barlaam und Josaphat", oder mehr handelnd wie im „Heiligen Georg", oder endlich das theoretische und praktische Element in seiner Geschichte miteinander ausgleichend". Als eine solche Vereinigung gilt dem Verf. z. B. der „Arme Heinrich" des Hartmann von der Aue, wo, wie er sich ausdrückt, „das Contemplative ganz in die Handlung aufgeht". 3) Das romantische Epos. „Der Geist der deutschen Sittlichkeit und der universellen Bestimmtheit der Kirche als der Gegensatz des besondern Volksgeistes und des absoluten Geistes durchdringen sich allmälig. Aus dieser Durchdringung ging das eigentlich romantische Epos hervor, was alle bisher gewonnenen Grundbestimmungen insichsaugt und die Individualität mit ihnen begeistert". Wir wunderten uns sehr, auf diese Bestimmung zu treffen, denn da der Verf., wie wir oben anführten, das Princip des Romantischen als den absoluten Geist selbst bezeichnet hat und ihm mithin die ganze moderne oder christliche Poesie, jedenfalls die ganze mittelalterliche, als romantische gilt, muß es auffallen, daß er hier ein romantisches Epos noch als eine ganz besondere Sphäre von dem kirchlichen, historischen und Volksepos unterscheidet. Er sucht sich hier freilich durch ein Flickwort zu helfen, indem er sagt, dies wäre das eigentlich romantische Epos. Wie unphilosophisch ist jedoch ein solches Flickwort, wie eigentlich und wie wenig gehört es in eine innere Geschichtschreibung der Poesie. Oder sind etwa die „Nibelungen" weniger romantisch als der „Titurel", der „Tristan"? Es läßt sich aber kaum begreifen, wie in der Poesie in diesem Sinne von einem Mehr oder Weniger die Rede sein könne. Unter dem eigentlich romantischen Epos versteht der Verf. die Lieder, welche sich theils an Karl den Großen und die Kreuzzüge anschließen, theils den Kampf des Königs mit den Vasallen, theils den Kampf des Glaubens mit dem Unglauben behandeln. „Beide Kreise ziehen sich hierauf zur besondern Form der Ordensverbindung zusammen. Jene, die weltliche Seite, concentrirt sich um Artus, als dem (?) Mittelpunkt der normannischen Poesie; diese, die geistliche Seite, um den Gral als dem (?) wunderbaren Centrum eines sectirerischen geheimen Cultus; aus ihr geht der „Titurel" als das Streben hervor, alle Elemente des abendländischen und orientalischen Lebens mit dem mystischen Princip in Verbindung zu bringen". Dem von ihm sogenannten reinen Epos stellt der Verf. das historische gegenüber, und läßt die epische Poesie überhaupt in den Volksbüchern auslaufen.

Außer der Eintheilung und Anordnung und dem dadurch veranlaßten allgemeinen Raisonnement gibt der Verf. von den einzelnen Literaturwerken selbst, welche er bespricht, meistentheils sehr ausführlich den Inhalt an, aber fast durchgängig in einer trockenen und prosaischen Erzählungsweise, die noch dazu nicht selten durch einen schlechten Styl uninteressant wird. Zu einer geschmackvoll reproducirenden Kritik, welche von dem Gedicht, aus dem sie sich entwickelt, Duft und Farbe annimmt, scheinen dem Verf. alle Anlagen zu fehlen, die wir aber einem wahren Kunstkritiker kaum erlassen dürfen. Hr. Dr. Rosenkranz besitzt eine gewisse Gewandtheit, fremde und angeeignete Ideen, die ihm selbst keine Kopfschmerzen verursacht haben, als sein Eigenthum auszukramen und mit einer wortreichen Redseligkeit, die ihm um so leichter werden muß, weil er die Ideen selbst so leicht gewonnen hat, zum Besten zu geben. Solche Schriftsteller, die nur in der Abhängigkeit von großen Meistern existiren, werden am unerträglichsten, wenn sie einmal einen eignen Ge-

denken zu haben glauben. Auf einen solchen eignen Gedanken, den wir uns nicht entsinnen, schon irgendwo gehört zu haben, scheint der Verf. am Schluß seines Buches zu kommen, wo er die Bemerkung macht, daß die dramatische Poesie erst die Wahrheit der andern ihr vorausgehenden Formen (des Epischen, Lyrischen und Didaktischen) sei. „Sie erst ist die Vollendung der Poesie und kann daher mit der größten Freiheit die frühern Stufen auch in sich wieder auseinander treten lassen, indem das Drama mehr einen epischen, lyrischen oder didaktischen Ton anschlägt. Das echte Drama besteht darin, die Einseitigkeit des Elementarischen zu vernichten und jedem Element gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen". Wenn das Drama wirklich die vollendetste und, wie hier gewissermaßen gesagt wird, die universale Form der Poesie wäre, so stände die Poesie unserer Tage, in der das Drama fast ganz zurückgetreten ist, in der That auf einer sehr niedrigen Stufe. Im Gegentheil und mit mehr Recht hat man von dem heutzutage in reichster Productivität hervorgetretenen Roman behauptet, daß er ein solches universales Kunstgebiet sei, der den Mangel aller übrigen Gattungen der Poesie in sich ersetzen und befriedigen könne. Wir halten es für unkritisch, die Kunstgattungen, deren jede für sich ein selbständig abgegrenztes Moment der Kunst sein muß, so gegeneinander abzuwägen, daß eine die andere ausschließe. Wenn aber der Verf. im Ernst, obwol ohne es beweisen zu können, die dramatische Poesie für die vollendetste hält, so hat es keinen Sinn, wenn er sich, gleichsam aus Gnade und Barmherzigkeit gegen die übrigen Formen der Poesie hinzuzusetzen gedrungen fühlt: „es verstehe sich jedoch von selbst, daß die epische und lyrische Poesie mit der dramatischen gleiche Würde haben, weil sie mit ihr die gleiche Nothwendigkeit theilen". 55.

Etwas über neuere Arbeiten im Fache der sächsischen Geschichte überhaupt und über die Fortsetzung von Ferd. Wachter's sächsischer Geschichte *) insbesondere.

Als vor 3 Jahren**) des obengenannten Werkes in Verbindung mit mehren andern gedacht wurde, behielten wir uns vor seiner Zeit wieder darauf zurückzukommen. In diesen 3—4 Jahren hat überhaupt die Geschichte Sachsens mannichfache Bereicherungen erhalten, welche andeuten, wie lebhaft man sich (zum Theil selbst außer Sachsen) mit der Geschichte jenes Landes beschäftigt. Zuerst ist der Eifer für die Alterthümer dieser als Grenzmarken zwischen Germanenthum und Slawenthum so wichtigen Gegenden lebhafter als sonst geworden. A Jove principium. Der nun verstorbene Dr. Böhnisch hat zum Besten des Lessingstiftes in Kamenz über die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz, einen mythologisch-archäologischen Versuch geschrieben. Nicht minder haben der Rentamtmann Preusker zu Großenhayn in seinen „Oberlausitzischen Alterthümern" (Görlitz, 1828), sowie in seiner „Beschreibung einiger bei Radeberg aufgefundener Urnen" (1828), und Hr. J. T. Schneider in seiner „Beschreibung der heidnischen Begräbnißplätze zu Hilmsdorf in der Oberlausitz", dann in einem lesenswerthen Aufsatz im „Allgem. Anz. d. Deutschen" vom 26. Febr. 1830, und endlich Hr. Dr. F. A. Wagner, Physikus zu Schlieben, in einer Schrift: „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner des rechten Elbufers unweit des Ausflusses der schwarzen Elster", mehr oder minder wichtige Beiträge zur Urgeschichte Sachsens geliefert. Dr. Alberti in seiner „Varisia", als dem Organe des Voigtländischen Alterthumsvereins, zeigt, daß dieser Verein thätiger als mancher andere ähnliche sein muß, der nach einmaligem Lautwerden wieder verstummt zu sein scheint. Durch Hrn. Dr. Limmer hat jetzt die „Geschichte des Pleißnerlandes" (1830), und durch Hrn. Candidat J. E. Huth die „Geschichte der Stadt Altenburg zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit" (1829) vielfache Aufklärung erhalten (der Ernestinischen Linien gedenken wir hier nicht besonders, zumal da der Schriften über Weimar von Gräbner, über Saalfeld von Wagner, über Röse's treffliches Werk: „Bernhard der Große von S.-Weimar", schon in d. Bl. gedacht worden ist). Schröter's Schrift über den verstorbenen Großherzog Karl August, 1829, möge der Vorläufer einer größern Biographie sein, die freilich noch aus ganz andern Materialien geschöpft und von einem andern Standpunkt aus geschrieben werden müßte. Ueber die „Geschichte des thüringischen Volkes" hat Dr. Karl Herzog (Hamburg, 1827) für Volk und Jugend ein Werk gegeben, welches in solchen Händen weit nützlicher sein wird als alle Producte einer zügellosen und entzügelnden Phantasie. Daß er die alten Sagen als Eigenthum des Volkes betrachtet und aufnimmt, mag mit in der Bestimmung des Werks liegen, ist aber auch sonst nicht verwerflich, wenn sie nur nicht als rein erwiesene Thatsachen gegeben werden. Große Theilnahme hat Pastor Hering's „Geschichte des sächsischen Hochlandes" (Leipzig, 1828) und nicht blos in seinen erzgebirgischen Umgebungen gefunden. Unter den neu erschienenen Geschichten sächsischer Städte gedenken wir hier nur Gretschel's: „Leipzig und seine Umgebungen" (1828) und P. Reinhard's: „Die Stadt Meißen, ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w." (1829). Die sächsische Armee ist nicht unbesprochen geblieben, nur daß wir den Verf. der Schrift: „Sachsen und seine Krieger in den J. 1812 u. 1813" (Leipzig, 1829) nicht in Erfahrung bringen konnten. General von Gersdorff rechtfertigte die Sachsen in einem eignen Schriftchen gegen eine höchst undankbare Aeußerung Napoleons über ihren Antheil an der Schlacht von Wagram; und aus den Papieren des gleichfalls in dieser Zeit verstorbenen General von Funck sind „Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps 1812" bekanntgemacht worden. Von großem Interesse ist sogar der über einen einzelnen ehemals sächsischen General Thielmann entstandene Schriftenwechsel der Hrn. v. Hüttel, Oberreit, Louis de l'Or und Aldr. Graf v. Holzendorff (1828—30). Um zur Regentengeschichte überzugehen (denn Beschreibung und Geschichte einzelner Institute, wie die meisterhafte über die Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein vom Minister Nostitz, 3 Bände, Dresden, 1829, muß hier ausgeschlossen bleiben), so hat Prof. Hasse in Leipzig die Verdienste sächsischer Fürsten um die Staatswirthschaft in einer gelehrten lateinischen Dissertation: „De cura peculiari quam principes Saxoniae imprimisque Augustus elector rei familiari impenderunt" (1828), und vorzüglich die des Kurfürst August I. trefflich geschildert, eines der würdigsten Vorgänger Friedrich Augusts, über welchen, außer einigen kleinern Schriften und Hermann's biographischer Skizze (vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1828) nur (um des angeblichen Bibra verunglückten Werk nicht anzuführen) in Pölitz bekannter großer und urkundlicher Biographie (2 Bände, Leipzig, 1830) des Ref. vor 3 Jahren geäußerter Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Dies Werk wird noch lange, wie es nur aus echten Quellen geschöpft ist, selbst Hauptquelle für die Geschichte Sachsens von 1768—1827 bleiben. Ueber die Geschichte des ganzen Landes ist vor kurzem der 1. Band von Böttiger's zu der Heeren-Ukert'schen Sammlung europäischer Staatengeschichten gehörigen „Geschichte von Sachsen" erschienen, welche im 1. Bande die Geschichte bis zum J. 1555 führt. Seiner Aufgabe eingedenk hat er Sachsen im Lichte der europäischen Geschichte zu zeigen gesucht und darum vorzugsweise die Punkte, welche diese

*) Dritter Abth. Leipzig, Leobnold. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
**) Vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1828. D. Red.

Beziehung haben, hervorgehoben, wie die Stellung Meißens und der damit zusammenhängenden Länder im limes sorabicus als Völkerscheide einer west- und osteuropäischen Welt, oder der Germanen und der Slawen, und dann besonders der Reformation und der von Sachsen ausgegangenen Cultur. Manche Sage, wol weil sie zum Culturcolorit jener Zeit zugehörte und historischen Stoff insichzuschließen schien, ist auch von ihm nicht übergangen worden.

Noch weit strenger in Ausrottung und Vertilgung aller Ueberlieferungen, die ihm nur einigermaßen unecht scheinen, wenngleich sie sich lange Jahrhunderte im Munde des Volkes erhalten hatten, und so gleichsam als historisches Eigenthum in die Schriftsteller des Mittelalters mitübergegangen waren, tritt nun Hr. Wachter im 3. Theile seiner „Thüringischen und obersächsischen Geschichte" (auch „Geschichte Sachsens bis auf die neuesten Zeiten" betitelt) auf. Er führt in diesem Theile die Geschichte blos bis zum Tode Friedrichs des Freudigen 1322, behandelt also, von dem Tode des letzten thüringischen Landgrafen 1247 an gerechnet, nur einen Zeitraum von 75 Jahren mit großer Forschung und Sichtung der Quellen, die ihm bei der Benutzung einer so trefflichen Bibliothek wie die jenaische ist, bei aller Mühe wol leichter werden mußte als dem vorhergenannten Schriftsteller, der in einem von den nöthigen historischen Hülfsmitteln entfernten Lande schrieb. Doch bedauern wir, das manche Blume des Volksglaubens, die selbst von den Schriftstellern des Mittelalters angeführt wird, mit fast zu scharfer Sichel abgemäht worden ist. Auf jeden Fall wäre es wünschenswerth, wenn der Verf. seine Grundsätze bei Beurtheilung des Echten und Unechten bestimmt ausgesprochen hätte, denn so gut er den Schwur des Markgraf Heinrich des Erlauchten auf die Ribbe der heiligen Elisabeth, die Scene, wo Friedrich der Freudige, obschon von Feinden verfolgt, seinen Säugling mitten im Walde durch die Amme stillen läßt, die grausame Ermordung des Velsbach von Eisenach u. a. für Märchen erklärt, so gut mußte wol auch die Ursache des Todes Friedrichs des Freudigen (denn die ganze Erzählung mit dem Bisse seiner Mutter und des davon entlehnten Beinamens wird auch verworfen), über das Schauspiel von den klugen und thörichten Jungfrauen und manches Andere für Sagen (darum noch nicht Märchen) erklärt werden. Dann aber würden wir auch Folgendes hier gar nicht gesucht haben, was wir aber zur Ergötzlichkeit und zum Beweise des Scharfsinns des Verf. hier ausheben wollen (S. 30): „Wundersucht um 1253. Wie wundersüchtig und daher auch wundersichtig die Menschen jener Zeit waren, recht anschaulich darzustellen, kann ich mich nicht enthalten, folgende Stelle eines gleichzeitigen Schriftstellers wörtlich zu übertragen. „In demselben Jahre ereignete sich in Meißen ein sehr empfehlenswerthes Wunder, denn als der Pfarrer des genannten Ortes, um einen Kranken in der Nachbarschaft zu besuchen, mit dem Leibe des Herrn aus der Kirche hervorschritt, unter Begleitung des Volks, so warf sich ein Esel, der am Wege weidend wie gewöhnlich unter mehren stand, vor den Augen des Volks und unter dessen Kniebeugungen, wie ein vernünftiges Thier mit dem ganzen Körper nieder und verehrte seinen Schöpfer; und damit dieser Fall sich nicht vielmehr nicht wunderbarerweise zugeeignet zu haben scheint, so wiederholte er sogleich bei Rückkehr des Priesters dieselbe That. Dieser Sache Zeugen, welche die Handlung selbst sahen, sind der Abt von Celle, der Lector des Brüderpredigerordens in Freiberg und der Protonotarius Magister Christophorus". Dieses ist die möglichst wörtliche Uebersetzung dieser Stelle. Das Wunder selbst ist so leicht zu erklären, daß ich es kaum gewagt habe, die Erklärung niederzuschreiben. Wie bekannt, werden nämlich die Müllerthiere so abgerichtet, daß sie, wenn man sie beladen will, niederknien müssen. Der Esel mochte dieses oft gethan haben, und dessen so gewohnt worden sein, daß er, wenn seine Kameraden sich auf die Knie niederließen, sich von selbst auf die seinigen senkte. Die Schläge und Gewohnheit mochten ihn aber vorzüglich blos auf die Bewegung nach unten, nicht auf Die, die es thaten, aufmerksam gemacht haben. Als er nun jetzt die Menschenmenge auf einmal die Knie beugen sah, machte er unwillkürlich dieselbe Bewegung, unbekümmert, warum jene es thaten. Dabei ist auch zu bemerken, daß nicht alle Thiere von gleicher Gattung mit einerlei Anlagen ausgestattet sind, und dieser Esel, welcher Menschen für seines Gleichen hielt, das Hochbild eines Esels gewesen sein muß".

Von S. 212—410 folgen nun Erläuterungen und Quellenangaben zu den beiden ersten Theilen. Um die Leser zu unterhalten und gleichsam für ihr Geld zu entschädigen, folgt nun eine viele Seiten hindurch fortgesetzte Polemik gegen den Recensenten der beiden ersten Theile dieses Werkes in der hallischen Literaturzeitung, der den Verf. sehr in Harnisch gebracht haben muß, da er sich sehr lebhafter Ausdrücke gegen ihn bedient. Uebrigens wird auch, damit der Recensent Gesellschaft finde, gegen den Dr. Herzog, den wir oben nannten, gegen den verstorbenen Müllner (in gereimter und ungereimter Rede) und gegen Herrn Albert Schiffner polemisirt und dessen Namen durch albern und Schiff Narr paredirt. Nächstdem wird fleißig auf das von dem Verf. herausgegebene „Forum der Kritik" verwiesen, wo, wie Ref. aus einer Ansicht des 1. Bandes weiß, manche sehr fleißige und kritische Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Geschichte angestellt sind. Allein wir brechen hier ab, um uns durch weitere Bemerkungen nicht auch vor dieses „Forum" vorgeladen zu sehen, wo wir nicht erscheinen könnten, weil dort Richter und Partei in einer Person vereinigt wären. 41.

Notiz.

Philipp August, oder die Waffenbrüder.

Wenn genaueste Beobachtung des Costums und überhaupt Gelehrsamkeit das Hauptverdienst des historischen Romans wäre, so hätte Walter Scott in dem Verf. von „De l'Orme", „Darnley" u. s. w., dessen fruchtbarer Feder wir erst kürzlich wieder ein neues Product: „Philip August; or the brothers in arms" (London, 1831) verdanken, unstreitig seinen Meister gefunden. Wenige Geschichtschreiber studiren in unserer eiligen und flüchtigen Zeit ihre Quellen mit solchem Fleiße, wie Hr. James dies mit allen den alten Chroniken aus der romantischen Zeit Philipp Augusts von Frankreich gethan hat; aber um so sonderbarer bleibt der Miegriff, das auf diese Weise gewonnene Materiale nicht in ein Geschichtswerk, sondern in einen Roman zu verarbeiten. Selbst in der Darstellung der Geschichte ist der Ueberfluß an Materiale oft unnützer oder nachtheiliger Balast; die Poesie geberdet sich in dieser Masse von Details wie ein liebliches Kind im Reifrock. Und wozu gerade die Geschichte Philipp Augusts auf diese Weise verunstalten, die in ihrer kritisch beglaubigten Wirklichkeit schon so poetisch ist, daß die treueste Erzählung zugleich zu der dichterischesten wird? Wie unpassend diese Wahl ist, zeigt sich beinahe bei jeder Veränderung, die Hr. James sich an dem Buchstaben der alten Chroniken erlaubt. So erzählen diese: Als der Papst sich geweigert, das Interdict aufzuheben, welches er wegen ungesetzlicher Ehescheidung des Königs auf ganz Frankreich gelegt, habe Agnes, die zweite Gemahlin desselben verzweiflungsvoll ausgerufen: „Mein Gott, mein Gott! wohin soll ich denn meinen Schmerz tragen?" Philipp, in seiner Wuth, erwiderte: „Gut, gut; ich werde der Kirche den Rücken kehren; Saladin war glücklich, daß er keinen Papst hatte". Diese Rede, die als Antwort auf die Erklärung des Papstes von der großartigsten Wirkung ist, macht James zu einer leeren Drohung, die der König vor einem seiner Minister ausstößt. Die Geschichte verbessern ist überhaupt schwierig, und selbst einem Dichtergeiste wie Walter Scott ist dies selten gelungen; was haben wir nun aber gar von den dils minorum gentium zu erwarten? 163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 250. — 7. September 1831.

Cours d'histoire des états européens, depuis le bouleversement de l'empire romain d'occident jusqu'en 1789; par *Max. Samson Fréd. Schoell.* T. I—XI. 1830—31. Berlin u. Paris. Gr. 8.

Der Verf. des vorliegenden Werks gehört zu der äußerst kleinen Zahl von Nichtfranzosen, die sich nicht nur der Sprache und Darstellungsweise unserer westlichen Nachbarn ganz bemächtigt, sondern ihnen auch die Kunst ein Buch zu machen abgelauscht haben, ein Geschick, welches dieser Nation in einem vorzüglichen Grade eigen ist, und woran es vielleicht keiner andern so sehr gebricht, als der unsern. Wir verstehen diese Kunst hier natürlich im guten Sinne, wir meinen das Talent und die Absicht, die gelehrte Schwerfälligkeit abzustreifen; das Mühsame und Steinige des Weges, den der Verf. selbst gegangen, den Blicken und dem Gefühle des Lesers zu entziehen, und ihn über die Unebenheiten desselben so sanft als möglich hinwegzuführen; den Stoff in eine bequeme Uebersicht zu bringen; von Zeit zu Zeit wohlgewählte Ruhepunkte zu Aus- und Rückblicken zu benutzen; zusammenzustellen, was zusammengehört und den Leser nicht unaufhörlich zu nöthigen, es an den verschiedensten Stellen, auch an solchen, wo er es am wenigsten vermuthet hätte, mühsam zusammenzusuchen; sich sein Publicum nicht als so vollkommen bekannt mit den Ergebnissen der bisherigen Forschung zu denken, wie es der grundgelehrte Verf. selbst ist, sondern diese Resultate übersichtlich mitzutheilen; sich einer klaren, fließenden Sprache zu bedienen, sodaß der Sinn nicht erst aus dunkler Verworrenheit mühsam entziffert werden muß; kurz alle die Fehler in Plan und Darstellungsweise zu vermeiden, durch welche bei uns so manche treffliche Werke nur für den vollkommen Eingeweihten brauchbar und förderlich sind, allen Uebrigen aber, zum nicht geringen Schaden der höhern Bildung und ihrer Verbreitung, Bücher mit sieben Siegeln bleiben. Hr. S. hat diese Kunst in seiner „Geschichte der griechischen Literatur" mit so großem Erfolge geübt, daß dieses, großentheils aus den Forschungen deutscher Gelehrten entstandene, für Franzosen und andere mit deutscher Sprache und Literatur unbekannte Ausländer bestimmte, Werk sogar auf den Rath eines unserer strenggesinntesten Philologen ins Deutsche übersetzt, so zu sagen zurückübersetzt worden, und diese berichtigende Uebersetzung, als eine sehr fühlbare Lücke ausfüllend, mit verdienter Anerkennung und gerechtem Beifalle aufgenommen worden ist.

Auch zu dem vorliegenden Werke haben deutsche Ansichten und Forschungen viel beigesteuert, obschon lange nicht in demselben Grade, weil die Materialien hier in verschiedenen Literaturen gesucht werden konnten und mußten. Den Anlaß, es zu unternehmen, berichtet der Verf. in der Vorrede. Die Becker'sche Weltgeschichte, die in Deutschland so viele Freunde und so zahlreiche Leser gefunden hat, zog ihn an, besonders in der Gestalt, die ihr Lorbell durch seine Umarbeitung und Menzel durch seine Fortsetzung gegeben haben. Diese Umschmelzung des deutschen Werks, die von dem ursprünglichen Verf. wenig mehr beibehalten hat, als Namen, Plan und Ton der Darstellung nennt Hr. S. „une des meilleures productions de la littérature allemande". Es war Anfangs seine Absicht, von derselben eine freie Uebersetzung ins Französische zu liefern, er gab aber diesen Vorsatz bald wieder auf, weil ihm die Arbeit selbst die große Verschiedenheit des Geschmacks und der Anfoderungen der Leser beider Nationen lebhaft vor Augen führte. Er beschloß daher statt der Vollendung derselben nur einzelne Abschnitte jener deutschen Weltgeschichte in ein eigenthümlicheres und größeres Werk aufzunehmen, für dessen Anordnung er seines Lehrers Koch bekanntes „Tableau des révolutions de l'Europe" zum Grunde legte, da er ohnehin eine detaillirte Ausführung dieses geschätzten Lehrbuchs längst gewünscht hatte. Wie ihm diese neue Arbeit allmälig entstand, theilte er sie zuerst in Berlin durch Vorlesungen einem auserlesenen Kreise, großentheils aus Personen höhern Standes, Diplomaten, Generalen, Stabsoffizieren u. s. w. mit. Die fremden Gesandten und andere Ausländer, die zu dieser Versammlung gehörten, mögen der im 19. Jahrhundert doppelt auffallenden Erscheinung, daß ein Deutscher eine guten Theils auf deutschen Forschungen ruhende Arbeit in einer deutschen Hauptstadt in französischer Sprache vortrug, etwas von ihrer Seltsamkeit genommen haben.

Der Beifall einer ausgezeichneten, urtheilsfähigen Zuhörerschaft ermunterte den Verf. zur öffentlichen Bekanntmachung seiner, gleich Anfangs nicht blos skizzirten, sondern völlig ausgearbeiteten Hefte, und so liegen denn nun 11 Bände des Werkes vor uns, in einer äußern

Ausstattung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie führen die Geschichte bis zur Eroberung Konstantinopels durch die osmanischen Türken, also bis zum Ende des Mittelalters. Da der Theile des nach Becker genannten deutschen Werks, welche das Mittelalter umfassen, 3 sind, so läßt sich danach das gegenseitige Verhältniß der Ausführlichkeit ermessen. Die gesammte Bändezahl des französischen Werks, bis auf 1789 herabgeführt, wird sich auf 30 belaufen.

Daß diese Darstellung der neuern Geschichte nicht eine auf dem Grunde eigenthümlicher Quellenforschung neuaufgeführte ist, erklärt der Verf. in dem „Discours préliminaire“ selbst. Er gesteht, daß man auf ganze Seiten stoßen werde, die aus bewährten französischen, englischen, italienischen, deutschen Schriftstellern entlehnt seien, doch habe er nie unterlassen, sich durch fleißiges Aufschlagen der Quellen von der Zuverlässigkeit und Genauigkeit der neuern Bearbeitungen, denen er folgte, zu überzeugen. In der That wird man bei einer genauern Betrachtung des Werkes bald inne, wie sehr es sich von der Beschaffenheit gewöhnlicher Compilationen zu seinem Vortheil unterscheidet. Das Verdienst, das Vorhandene nicht ohne eigne Prüfung und mit historischem Takt benutzt und einem weitern Kreise zugeführt zu haben, ist kein verächtliches. Die französische Literatur zumal hat kein die allgemeine Geschichte umfassendes Werk, welches dem vorliegenden nach Anlage, Gründlichkeit der Behandlung und Gleichmäßigkeit der Ausführung den Vorrang streitig machen könnte.

Der Deutsche muß sich freuen, daß eine so fleißige, den Franzosen zu einer genauern Kenntniß der allgemeinen Geschichte gewiß sehr förderliche, Arbeit auf seinem Boden entsprossen ist. Daß aber hier eine Zurückverpflanzung in unsere Sprache sehr unzweckmäßig sein würde, geht schon aus der Erklärung des Verfs., daß er die Uebersetzung eines deutschen Werkes aufgegeben habe, weil er Anfoderungen und Geschmack beider Nationen zu abweichend gefunden, hervor. Wirklich liegen bei einer Literaturgeschichte der Griechen Auffassungsart und Bedürfnisse der neuern Völker einander viel näher, und wir hatten in unserer Sprache keine neuere mit dem Zwecke allgemeiner und doch ausführlicher Belehrung unternommene Darstellung derselben, während wir von der allgemeinen Geschichte so viele, von mannichfaltigen Standpunkten aus unternommene, besitzen.

Jener Rücksicht auf den eigenthümlichen Geschmack aller, oder doch des größten Theils der französischen Leser ist es wol zuzuschreiben, wenn manche aus dem Deutschen übersetzte oder imitirte Stellen, in der Nachbildung matter und farbloser erscheinen als im Original. Eigenthümliche Wendungen, die der Verf. zuweilen in solche Imitationen gebracht hat, welche die Harmonie der dem Deutschen zu Grunde liegenden Ansicht zerstören, dürften indeß wol nicht unter diese Kategorie zu bringen sein. Von beiden Arten mag folgende Stelle als Probe dienen. Bei Gelegenheit Gregors VII. sagt Loebell („Weltgesch.“, 6. Ausg., Th. IV, S. 304):

Wegen dieses Planes und wegen der großen, kräftigen Schritte, die er zu seiner Ausführung that, hat Gregor von der Nachwelt ein schweres Gericht erfahren, ist empörender Anmaßung und unbegrenzten Ehrgeizes bezüchtigt worden. Aber diese Urtheile sind entweder vom Parteigeiste eingegeben, oder auf einem Standpunkte gefällt, auf dem ein Papst des 11. Jahrhunderts nicht gerichtet werden darf. Denn daß die Ueberzeugung spätester Jahrhunderte nach so mannichfach fortgeschrittener Entwickelung diesen Gedanken einer Herrschaft der Kirche über den Staat und der Leitung der Geister durch das höchste Kirchenoberhaupt mit vollem Rechte verwirft und für verderblich erklärt, darf unser Urtheil über Gregor und über den Werth und die Bedeutung seines Wirkens nicht bestimmen. Auch waren diese Gedanken dem Zeitgeiste keineswegs fremd und entgegen, sondern schienen vielmehr aus der einmal genommenen Richtung desselben hervorzugehen, wie denn große Geister oft in Wahrheit und Irrthum nur aussprechen, was in den Gemüthern längst vorbereitet ist, und dunkel geschlummert hat.

Was Hr. S. folgendergestalt wiedergibt:

Les moyens vigoureux que Grégoire VII employa pour rendre l'église indépendante, ont été jugés bien sévèrement et avec beaucoup d'injustice par une postérité qui a prétendu à l'épithète de philosophe: elle n'a vu dans toute la conduite de Grégoire qu'une ambition frénétique et des prétentions démesurées. Mais en admettant que les personnes qui ont porté ce jugement sur le fondateur de la puissance ecclésiastique, n'aient pas été séduites, soit par leur haine pour une réligion *qui a trouvé son plus ferme appui dans cette institution* (hier verläßt der Verf. den historischen Standpunkt, und stellt sich auf die Seite des katholischen Dogma, wovon im Deutschen keine Spur zu finden ist), soit par d'autres préventions, toujours est-il certain que, sans considérer dans quel temps vivait Grégoire, elles ont envisagé son ouvrage sous un point de vue qui ne permet plus d'apprécier à leur juste valeur les actions d'un souverain pontife du onzième siècle. Sans doute une réligion éclairée rejette la théocratie, telle que Grégoire a voulu l'établir; mais la religion du onzième siècle n'était pas éclairée, et ce siècle n'était pas préparé à recevoir une religion qui le fût.

(Der Beschluß folgt.)

Baierisches Thatenbuch; ein Denkmal der Helden des Vaterlandes. Von K. G*******r. Passau, Pustet. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies Buch ist, für den Nichtbaier, eine fast in eben dem Grade peinliche Lectüre, in welchem sie für den bairischen Jüngling ermunternd, und für Diejenigen, die einst unter jenen Kämpfern standen, erfreulich sein mag. Die Tapferkeit des Volks, und dessen Hingebung für Fürsten und Land, stehen über jedem Vorwurf; und in der That werden hier aus den Jahren 1800—15 — denn darauf beschränkt sich das Denkmal — Züge so wahren Heldenmuthes und in so reicher Auswahl dargeboten, daß man denken möchte, es müsse wol kaum einer der Mitkämpfer übrig sein, der nicht aus dem Heldenbuche seinen eignen Antheil nachweisen, auch nach seinem Tode noch so wohlverdienten Nachruhm den Seinigen hinterlassen könnte. Nicht mit Unrecht wird daher im Vorbericht gesagt, dieses Buch sollte keinem Baier fehlen, denn es sei ein herrliches Denkmal den Lebenden, wie den bereits Gestorbenen. Vorzüglich aber und zunächst möchte Ref. es, als „eine Wachtstube-Lectüre“ im edlern Sinne des Worts, dem Heer empfehlen, dessen Thaten hier verewigt werden und Nacheiferung erwecken sollen.

Leider aber hat Baiern, vermöge seiner Stellung zwischen den Habsburgern und Bourbonen, von jeher die Rettung seiner Integrität und Selbständigkeit als Hauptaugenmerk auffassen, und deshalb seit Jahrhunderten zwischen beiden kampfgerüstet

dastehen müssen. Daraus folgte, daß Baiern sich nicht nur mehr als andere Stämme von dem gemeinsamen Vaterlande isolirt hielt, und fast ebenso oft wider als für die deutschen Stammverwandten, immer aber mit ungemeiner Tapferkeit gefochten hat. Die lange und übelbelohnte Ausdauer im Bunde mit Oestreich, während des dreißigjährigen Krieges, beruhte wol zum größern Theil auf dem kirchlichen Princip; in einem oder dem andern Falle aber sehen wir, daß Seiten der Baiern über Undank geklagt wird, und selbst in dem vorliegenden Buche, das jene glänzende Periode umfaßt, in welcher Baiern den Fürstenhut gegen die Königskrone vertauschte und den Umfang, oder wenigstens die Kraft seiner Länder mehr als verdoppelte, begegnen wir mehr als einmal dem oft gehörten Vorwurf. Jetzt hat Baiern ein Gewicht erlangt, das entscheidend wirken würde, wenn je wieder innere Kriege unser Vaterland zerreißen sollten; das Blut seiner Söhne war der theure Preis für die ausschließlich deutschen Landstriche, die es großentheils aus den Händen des fremden Eroberers empfing, und so ist es nicht weniger billig als consequent, daß man das Opfer schmücke, die Kämpfer ehre.

Nur auf den 8 ersten Seiten des Buchs finden wir die Baiern im deutschen Bunde, 1800—05 überall den Rückzug der fliehenden Oestreicher heldenmüthig deckend, und Aeußerungen wie S. 4: „Es war ein kühnes, blutiges Unternehmen, — die Franzosen mit dem Baiern von einer starkbesetzten Anhöhe zu vertreiben, um den Oestreichern den Rückzug über die Donau zu sichern — darum traf es die Baiern!" deuten die noch jetzt vorherrschende Stimmung an, oder geben wenigstens kein sehr erfreuliches Bild von Bundesgenossensinn. In der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden fochten die Baiern zum letzten Male für lange Zeit auf deutscher Seite, sie eroberten einige Kanonen, die einzigen Trophäen des blutigen Tages, und der nachmals so hochgefeierte Fürst Wrede, dessen großes Feldherrntalent auf jedem Blatte auch dieses Buches unverkennbare Bestätigung findet, rettete sich selbst aus großer Gefahr. „Ein französischer Soldat (so lesen wir S. 6), hatte schon auf ihn angelegt; er erblickte ihn, und stach ihn mit rascher Faust nieder". 1805: „Als in diesem Jahre, in Folge der Ereignisse, Baiern sich mit Frankreich alliirte, die östreichische Avantgarde bereits in Baiern eingedrungen war, erklärte der Kurfürst seinen Baiern und der Welt geschichtlich, warum er sich an Frankreich schließe, und foderte seine an allen Enden des Landes zerstreuten Soldaten auf, zu ihren Fahnen nach Würzburg zu eilen. Nun kamen Beurlaubte in Franken an, die 30, 40—60 Stunden Wegs zu machen hatten, nichts hielt sie zurück; sie wanderten durch die allenthalben verbreiteten feindlichen Scharen in dunkler Nacht, und den Tag brachten sie auf Bäumen in Wäldern und in Höhlen zu. Ehe 4 Wochen vorüber waren, umgaben 26,000 kernhafte bairische Männer den geliebten Landesvater, seines Winks gewärtig, für ihn und das theure Vaterland Blut und Leben zum Opfer zu bringen" (S. 7).

Es ist einerseits ebenso unmöglich, ohne Rührung und hohe Anerkennung solcher Treue zu begegnen, als andererseits unter Verhältnissen dieser Art den von allen Parteien so oft gebrauchten Ausruf: „einer bessern Sache würdig!" ganz zu unterdrücken.

Von da an, und auf drittehalbhundert folgenden Seiten dieser Schrift finden wir Baierns Krieger nur immer im Bunde mit Frankreich, Napoleons Schlachten ausfämpfend, voran und auf dem gefahrvollsten Punkt oder mit noch größerer Gefahr den Rücken deckend, jeder Einzelne brav. So u. A. vertheidigt der alte Invalidenhauptmann Schweiger die fast verfallene Festung Oberhaus gegen das russische Heer unter Kutusoff. Er hat 100 Invaliden, 2 alte eiserne Kanonen, 2 Centner Pulver, 4 Centner Mehl, 3 Ochsen und 2 Wagen Erdöpfel. Drei Mal wird er vergeblich aufgefodert; zuletzt mit der Drohung, daß die ganze Mannschaft über die Klinge springen solle. Dennoch erwartete er den feindlichen Sturm, und endlich in der Festung überwältigt, wird er mit seinen Veteranen tief nach Ungern kriegsgefangen abgeführt. 1806 führt die Schlacht von Jena die Baiern nach Schlesien, wo sie den Festungskrieg mit großer Energie betreiben, dann die Pultusk, wo der jetzige König seine ersten Lorbern erkämpfte. 1809 ziehen sie gegen die „wüthenden tiroler Rebellen". Doch überschlagen wir die gräßlich blutigen Blätter! Denn „bei 295 Männer des Infanterieregiments König, großentheils verwundet, wurden theilweise an Händen und Füßen zusammengebunden und in den Fluß gestürzt, und als Leichname nach Reichenall geschwemmt", und „verzeihlicher wird die Rache, welche die wilden Horden der Rebellen durch solche Grausamkeiten veranlaßt haben". So u. A. lesen wir S. 151 und bedauern, daß der Verf. uns nicht ebenso die Details jener Barbarei, wie der des Rachesystems der Baiern geschenkt hat. Bei Landshut, Regensburg verrichteten sie im offenen Felde, Krieger gegen den Kriegsmann des Feindes, Wunder der Tapferkeit; ebenso weltkundig bei Neumarkt und Wagram. Bei Landshut nahm Feldmarschall Wrede, da das Fußvolk nicht schnell genug folgen konnte, 11 östreichische Kanonen mit seiner leichten Reiterei, und er selbst mit den Seinigen schleuderte den Tod in dichte Reihen der fliehenden Feinde nach. Der Wachtmeister Röster voran, und nach ihm viele Baiern, drangen über die noch glimmenden Balken der Isarbrücke in die unglückliche Stadt. Die Brücke ward gerettet, unermeßliche Beute gemacht und noch desselben Tages zog Napoleon in Landshut ein; vor ihm her das bairische Regiment Kronprinz mit den eroberten Fahnen, und öffentlich umarmte Napoleon den tapfern Wachtmeister, dem er das eigne Legionskreuz auf die Heldenbrust heften ließ. Vieles, fast Wunderbare, liest man aus jener Zeit. „Ich fühle in diesem Augenblick nichts so sehr, als den Schmerz, meinem lieben Vaterlande nicht mehr dienen zu können", rief nach S. 26 der Corporal Einkerl aus, als ihm eine Kanonenkugel beide Hände abgerissen hatte. Um den Rückzug der Baiern nach Iglau zu decken, widerstand Wrede 12 Stunden lang mit 800 Reitern, 30,000 Oestreichern, und in Schlesien (1806) sprengte der Lieutenant v. Zandt mit 24 Mann auf dem Marktplatz zu Cauth in 500 preußische Reiter ein, und trieb sie zum Thore hinaus. Doch auch andere, wenngleich weniger glänzende, doch gewiß sehr erfreulich aufgenommene Thaten finden wir aufbewahrt; so erbeutete der tapfere Major Harschme mit einer kleinen weit vorausgesendeten Schar im April 1805 700 östreichische Schlachtochsen, ein reiches Hafermagazin und fing zugleich einen geheimen Boten mit den wichtigsten Depeschen. Was muß der S. 156 gerühmte „Salzeinfädler" Hafner wol für ein Amt haben? Aber nun 1812. Wie viel Jammer liegt zwischen den Blättern 169, „wo Napoleon mit unverhehltem Vergnügen bei Wilna ein Heer von 25,000 kräftiger Baiern musterte", bis S. 214, wo deren noch 1987 Polen wiedersahen, oder S. 223, wo die erste, 12000 Mann stark ausgerückte Division 170 Mann, und diese noch, als die letzten unter den Fechtenden, nach Wilna zurückkehrten. Noch bei der Vertheidigung Danzigs gegen die Russen erwarben die Baiern, und vorzüglich der heldenkühne Hauptmann Jahrbock durch eine spartanische Vertheidigung seines brennenden Blockhauses unvergänglichen Ruhm.

Endlich erntete Baiern auch diesmal den oft erfahrenen Bundesgenossendank, das heißt Undank. So wenigstens entnehmen wir aus den Aeußerungen des Verf., der als Organ der öffentlichen Meinung ein lebhaftes Gefühl dafür zu Tage legte. Denn als S. 16 Napoleon zum ersten Male die bairischen Krieger als Bundesgenossen begrüßte, über die kriegerische Haltung dieser „sonst von Bundesgenossen mit Stolz behandelten Krieger" viel Angenehmes, und über Baierns „künftige günstigere Stellung unter den Staaten" viel Hoffnungsreiches gesagt hatte, fand unser Verf., daß der Mann das menschliche Herz kannte, und Männer zu begeistern wußte, die nur für ihr Vaterland athmeten. Es erfolgte — im Zwielichten des Schicksalwechsels, kann man wol sagen, — und ohne sonderliche Phrasen über Ehrgeiz und ähnliche Dinge des Zwingherrn, auch ohne über großes Deutschthum, der bekannte Uebertritt zu den hohen Alliirten, die Schlacht von Hanau, bei welcher der Verf. den Fürst Wrede entschuldigen zu müssen glaubt, daß er dort dem alten Feldherrn nicht völlig den Garaus gemacht; er mißt die

Schuld zum Theil dem langsamen Nachrücken der bei Leipzig siegreichen großen Armee bei, und berichtet, nur der schmählichste Verrath (?) habe den gewaltigen Dränger vor Gefangennahme durch bairische Chevauxlegers in einem Landhause bei Frankfurt gerettet. Brechen wir jedoch ab, und bemerken nur noch, daß das Buch für seine Bestimmung im Allgemeinen sehr gut geschrieben sei; ja, wollte man, — was wir nicht annehmen wollen — alten Groll unter den deutschen Volksstämmen verewigen, so müßte man nur Jedem derselben ein Aehnliches in die Hand geben; denn hat nicht jeder deutsche Stamm seine Jubel- wie seine Pönitenzwoche durchmachen müssen oder lebt noch darin? Oft auch stieß Ref. beim Lesen des Buchs die Frage auf, ob es mehr in der Armuth unserer Sprache, oder in abweichender Ansicht liege, daß in der Regel auf einer Seite, „mit edelm Heldensinn, Löwenmuth, glänzender Tapferkeit, glühender Vaterlandsliebe", auf der andern aber „mit grimmiger Wuth, Tollkühnheit, Verzweifelung, hartnäckigem Starrsinn", oder hier mit einem Häuflein kühner Heldenherzen, dort mit unübersehbaren Scharen der Kampf geführt wird? Es ist wol erlaubt, die Meinung zu äußern, der Gegentheil würde in vielen Fällen nicht unredlich zu berichten glauben, wenn er einen Tausch der Epitheten vorschlüge. Gewiß aber ist es, daß man das audiatur et altera pars nie aus dem Gemüth loswerden kann, und, wie schon im Eingang gesagt worden, die Lecture für den Freund aller, zumal deutschen Völker wahrhaft peinlich wird. Dagegen sei es erlaubt, zum Schluß noch eine Erzählung beizufügen, die Ref. mit Vielem ausgesöhnt, ja, um offen zu reden, im ganzen Buche am allerbesten gefallen hat. Wir lesen schon S. 27 Folgendes: „Bei der Belagerung von Glogau wurde am 10. Nov. 1806 von der preuß. Besatzung eine alte Frau mit ihrem drei Vierteljahr alten Enkel auf dem Arme auf die Oderbrücke gestoßen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr war die Brücke abgebrochen. So mußte sie unter großer Kälte und Todesangst, in der Gefahr entweder im Schlimmer herabzustürzen oder erschossen zu werden, denn die Preußen hörten nicht auf herüberzufeuern, eine lange Winternacht hinbringen. Als man die Aermste mit Tagesanbruch in so schauervoller Lage erblickte, unternahmen 2 Baiern, Ziegler und Klaiber, die Rettung. Die preuß. Offiziere versprachen, so lange man damit beschäftigt sei, das Feuer auszusetzen. Mit größter Lebensgefahr kletterten jene über einen schmalen Balken und einige Pfeiler, und mit höchster Anstrengung retteten sie die Frau und das Kind. Später schenkte der edle König Max Jedem der braven Männer 20 Dukaten für diese That".

Daß aber, sobald die menschenfreundliche Pause vorüber gewesen, beide Theile, deren keiner den andern vorher gesehen, geschweige gekränkt hatte, mit erneutem Eifer einander todtzuschießen, zu verstümmeln trachteten, das liegt so sehr in der Ordnung, daß der Verf. es gar der Erwähnung nicht werth gehalten haben mag. Es ist doch ein wunderliches Wesen, der s. g. civilisirte Mensch! — Ref. aber glaubt, daß jene Krieger, die sich zur Rettung der alten Frau die Hand geboten hatten, von dem Augenblicke an doch nicht mehr Feinde gewesen sind, sollten sie auch wieder aufeinander geschossen haben. 13.

Die beiden Freunde, oder Zweifel und Ueberzeugung. Eine englische Novelle von der Verfasserin des Pater Clemens (Miß Grace Kennedy). Deutsch von F. Gleich. Gotha, Krug. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Man übersetzt in Deutschland Alles, aber die Uebersetzung ausländischer Erbauungsschriften ist äußerst selten. Diese Erscheinung ist natürlich. Die deutsche Religionsphilosophie ist eine so eigenthümliche, daß ihr selten oder nie ein ausländisches Werk dieser Art ganz zusagt; ja, man könnte recht füglich von einer „deutschen Religion" sprechen. Die Aufgabe des „Pater Clemens" war, zu zeigen, daß gerade ein wahrhaft frommes Gemüth unter den Katholiken, je strenger es an der Kirche festhält, desto weniger innere Befriedigung finde. Diese Ansicht, aus protestantischem Gesichtspunkt aufgefaßt, ist richtig; aus katholischem betrachtet ist sie falsch. Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist, die Nothwendigkeit einer innigen Befreundung mit der Bibel unter den Protestanten darzuthun. Die Schrift hat ihren Werth, schon als Kunstwerk verdient sie anerkannt zu werden. Die Verf. stellt mit vieler Kunst zwei Meinungen gegen einander, die auf den ersten Blick gar nicht mit einander zu streiten scheinen. Zwei gute Christen zeigen sich uns in ihren Gesprächen; keine der auftretenden Personen ist ein Verächter der heil. Schrift; nur in dem Maß ihrer Liebe zu dieser sind sie verschieden. Dies ist fein und dem Zweck der Verf. nützlich. Howard ist von aller Welt für einen tugendhaften Mann gehalten worden, allein er wird krank und in dieser Krankheit wird ihm klar, was ihm gefehlt hat,— das beständige Gefühl der Gottesnähe. Sein Sohn Arthur benutzt diese Seelenstimmung, ihm zur Wiedergeburt heranzuhelfen, er wird nun ein fühlender Christ. Es ist uns schwer, in wenig Worten die Veränderung zu fassen, die mit ihm vorgeht, und zu der er seinen Freund Conway nun in den vorliegenden Gesprächen anleitet. Alles kommt auf das beständige Gefühl der Liebe zu Gott hinaus, ein Gefühl, das in den Meisten schlummert und das durch diese Gespräche geweckt werden soll. Freilich können wir der Verf. dabei nicht immer folgen. Ihr Arthur ist doch mehr oder weniger Schwärmer, und der beste Beweis dafür ist, daß er selbst sterben muß. Der Zornesifer Howard's gegen seinen vernachlässigten Sohn Karl ist auch nicht schön, aber viele Einwendungen Conway's sind trefflich widerlegt. Mit einem Hauptpunkt freilich wissen wir Göthianer besser fertig zu werden, als die Verf., die den „Faust" nicht gelesen hat. Dies ist die Rechtfertigung der Existenz des Bösen. Wir Schüler Göthe's kommen damit bald zu Stande, während die Verf. sich sehr mühen muß, und am Ende doch keine gute Auskunft zu finden weiß. Wir aber sagen kurzweg: Auch Satan ist ein Diener des Herrn, kein Empörer gegen ihn, er gehört zum Hofgesinde des Höchsten, und vollstreckt nur seine Befehle. Denn das Böse ist so gut Mittel in seiner Hand wie das Gute, und zum Schöpfungsproceß so nothwendig wie Nacht, Dunkel, Zerstörung u. s. w. Damit haben wir Alles erwiesen (nur die Hauptsache nicht). Die Verf., welche diese sinnreiche Erklärung nicht kennt, muß sich mit andern Dingen helfen, und das Beste, was sie finden kann, ist ein Wort des Präsidenten Edwards, welcher sagt: „Gott ist der Urheber des Bösen, in demselben Sinn, wie die Sonne Nacht und Frost veranlaßt, nämlich durch ihre Abwesenheit". Der Satz blendet einen Augenblick, aber nicht lange, und doch ist er die einzige menschliche Erklärung, die sie kennt.

Dies Buch ist für uns lesenswerth, weil wir daraus erfahren, wie die besten Köpfe unter unsern Nachbarn jenseits des Canals jetzt über diese wichtigen Gegenstände denken.

Der Uebersetzer verdient Dank für diese nicht sehr lockende Arbeit. Er hat manchen verfänglichen Roman übersetzt, und hier eine Gelegenheit gehabt, sich im keuschen und reinen Styl wiederum zu üben. Seine Sprache ist ziemlich rein und der Ton des Originals scheint gut getroffen zu sein. Eine einzige Stelle wollen wir hier aufnehmen, weil die ganze Denkweise der Verf. sich in ihr zurückspiegelt. Howard sagt: „Gewiß ist es unsere Pflicht, mit Anwendung aller unserer Geisteskräfte, den Versuch zu machen, die Eigenschaften Gottes zu verstehen; aber was ich Ihnen in Erinnerung bringen muß, ist: daß, während wir die Mischung von Größe, Harmonie und Milde eines schönen Sonnenuntergangs, oder den sanften Reiz des herbstlichen Mondlichts betrachteten, wir nicht daran dachten, zu raisonniren, sondern nur liebten und anbeteten. Erst wenn der Eindruck vorüber war, begannen wir wieder zu klügeln" u. s. w. Dahin will die Verf. uns bringen: — mit dem Gefühl anbeten, glauben, lieben! 25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 251. — 8. September 1831.

Cours d'histoire des états européens, depuis le bouleversement de l'empire romain d'occident jusqu'en 1789; par *M. S. F. Schoell.* T. I—XI.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Weiter in das Einzelne einzugehen, dem Verf. manches Uebersehene, einseitig Aufgefaßte, mit zu großer Entschiedenheit Vorgetragene, wo die Vorstellungen der Geschichtsforscher nur auf Hypothesen beruhen, nachzuweisen, überlassen wir, als dem Zweck und der Bestimmung d. Bl. fremd, den kritischen Zeitschriften gelehrter Art und Farbe. Die geschichtlichen Forschungen gedeihen in Deutschland jetzt so sehr, daß der Verf. schon jetzt, so kurze Zeit nach dem Abschlusse seiner Hefte für den Druck, aus den Resultaten der neuesten derselben Manches zu berichtigen, Einiges ganz anders zu fassen, Gelegenheit finden würde. Daß Hr. S. nicht blos Begebenheiten erzählt, sondern auch Zustände schildert, Kirche, Literatur, Kunst u. s. w. berücksichtigt, bedarf, wenn von einem ausgezeichneten historischen Schriftsteller unserer Tage die Rede ist, nicht erst der ausdrücklichen Versicherung. Was man auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft besonders vermißt, ist ein durch die ganze Darstellung hindurchgehender Faden, in welchem alle Verhältnisse des Staats und Lebens als gegenseitig auf einander einfließend und durch innere Nothwendigkeit miteinander verbunden erscheinen, eine mehr verknüpfende Darstellung der Begebenheiten, Thaten und Maßregeln der Herrscher nach ihren ursächlichen Verhältnissen, in welcher Vieles, was sonst als vereinzelt und bedeutungslos erscheint, erst seine wahre Stelle findet. Die allgemeine Geschichte muß danach trachten, Alles, was in diese Verknüpfung nicht gehört, als Ballast über Bord zu werfen.

Sein politisches Glaubensbekenntniß hat Hr. S. im „Discours préliminaire" abgelegt. Indem er dort die Verfassungen der verschiedenen Völker zu den Gegenständen, mit denen sich seine Vorträge beschäftigen sollen, rechnet, setzt er hinzu:

Unter Verfassungen verstehe ich nicht jene metaphysischen Theorien, die seit 40 Jahren aus den Köpfen unserer grübelnden Philosophen hervorgegangen sind. Die Jahrhunderte, deren Geschichte uns beschäftigen soll, kannten allerdings einige politische Grundgesetze, nach welchen die Nationen regiert wurden, aber unbekannt waren ihnen jene gelehrten Systeme, welche nach Capiteln und Paragraphen die Befugnisse aller Zweige der Regierungsgewalt, alle Beziehungen zwischen dem Staatsoberhaupt und den Bürgern, alle Rechte der Fürsten und der Völker regeln. Unsere Vorfahren dachten vielleicht, daß Systeme wohlorganisirten Staaten nicht zur Grundlage dienen könnten, weil alles in Schrift Gestaltete, von der Selbstsucht, dem Parteigeiste, dem Ehrgeize und dem Despotismus begierig ergriffen, den widersprechendsten Auslegungen unterworfen ist, und daß jede geschriebene Constitution nothwendigerweise ein ganzes Geschlecht anderer Constitutionen erzeugen muß. Ich verstehe vielmehr unter Verfassungen jene so zu sagen aus sich selbst geborenen politischen Institutionen, die von der Zeit gebildet und geheiligt durch Erfahrung zur Reife gelangt sind; jene Regierungsformen, welche durch die Bedürfnisse, die geographische Lage, den Charakter der Völker verschiedenartig gestaltet sind; Formen, unter deren Herrschaft der Mensch geboren ist, und die ihm theuer sind, weil er sie als ein Erbtheil betrachtet; das Herkommen und die alten Gesetze, welche die Ausübung der Gewalt festen Regeln unterworfen und dadurch den Regierungen Dauer und den Regierenden Sicherheit gewähren, die dem Bürger seine Pflichten bezeichnen und dadurch seine Rechte und Freiheiten sichern; ich verstehe darunter endlich auch die Religion, die jedes Volk bekennt und die gleichfalls zu seinem Erbtheil gehört.

Man sieht, wie entschieden der Verf. hier der herrschenden, wie die Strömung einer großen Flut wachsenden Richtung unserer Tage entgegentritt, welche das köstlichste Gut des Menschen im Staatsleben, bürgerliche Freiheit, am meisten und sichersten von tiefgreifenden Umgestaltungen und geschriebenen Verfassungsurkunden erwartet. Wir tragen mit Recht Bedenken, bei der Anzeige eines historischen Werks diesen schlüpfrigen Boden selbst zu betreten, auf dem man, wie die Dinge jetzt liegen, auch bei den gründlichsten und erschöpfendsten Erörterungen der Gefahr misverstanden zu werden, selten entgeht. Nur Das müssen wir bemerken, daß der Verf. sich in diesem geharnischten Ausspruch sehr wesentlich von jener Schule deutscher Historiker und Staatsrechtslehrer zu unterscheiden scheint, denen gleichfalls das Erbe der Väter für ein großes, unschätzbares, unersetzliches Gut gilt, die an den aus bloßen Theorien hervorgegangenen Staatsgesetzen gleichfalls die Gewährschaft ihrer Dauer vermissen, welche ferner nur die Entwickelung für die wahre erklären, die allmälig aus der Wurzel des eigenthümlichen historischen Volkslebens hervorwächst. Und zwar eben darin scheint sich Hr. S. von ihnen zu unterscheiden, daß er diese Entwickelung wie überhaupt jeden Fortschritt und deren Bedingungen im Staatsleben ganz unerwähnt

läßt, und somit fortwährendes unbedingtes Beharren beim Alten für das Princip echter politischer Weisheit zu erklären scheint. Wir sagen „scheint", denn näher besehen glauben wir uns nicht berechtigt, dem Verf. seines Stillschweigens wegen diese Lehre zuzuschieben, eine Lehre, die von Vernunft und Erfahrung auf jedem Standpunkte Lügen gestraft wird, die das Menschengeschlecht zum ewigen Stillstehen verdammt, und von Kant nicht mit Unrecht als Abderitismus bezeichnet worden ist. Auch dürfen wir uns hier nur auf den Verf. selbst berufen. Schon einige Seiten weiter spricht er von dem Wiederaufleben der classischen Literatur als von einem Fortschritte der Civilisation, der ein politisches Ereigniß gewesen, das heißt doch wol nichts anders, als ein solcher, der auf die Entwickelung und Umbildung politischer Institutionen Einfluß geübt. So gibt es im Verlaufe des Werkes viele Stellen, wo der Verf., wenn wir jenes Stillschweigen übelmeinend gegen ihn interpretiren wollten, in die größte Folgewidrigkeit verfallen und mit sich selbst in den schreiendsten Widerspruch gerathen wäre. Z. B. Th. IV, S. 41, wo er, mit einem etwas spöttischen Seitenblicke auf Sismondi, zwar eben kein reizendes Bild von dem Zustande Italiens in der Blütezeit der städtischen Republiken entwirft, aber doch gleich darauf das mit dem Uebel der großen Unsicherheit des Lebens verbundene Gute anerkennt, die Befreiung und selbständige Entwickelung der Stadtgemeinden eine heilsame Umwälzung (révolution salutaire) nennt, und bemerkt, daß wir derselben unsern Kunstfleiß und unsere Aufklärung (nos lumières) verdanken. Ferner Th. V, S. 89, wo er sagt, daß durch die Gründung des dritten Standes in Frankreich die Grundsäulen des Feudalsystems erschüttert worden sind. Dies sind doch wol Uebergänge aus einem Zustand in den andern, nicht blos ererbte Zustände und Verhältnisse, insofern diese Entwickelungen Verbesserungen sind, auch Fortschritte, und zwar solche die einen ganz andern Ursprung hatten, als den, welchen Hr. v. Haller allein statuiren will, nämlich Weisheit und Wohlwollen des Mächtigen. Wir bedauern sehr, daß wir durch das Schweigen, welches Hr. S. über diesen Punkt beobachtet, nicht erfahren, welche Quelle solcher Veränderungen er für eine zulässige und heilsame hält.

Sollen wir endlich noch das Verhältniß unsers Verfs. zur französischen Historiographie bezeichnen, so müssen wir sagen, daß er weder der alten noch der neuen Schule derselben angehört. Von der erstern unterscheidet er sich durch weit größere Gründlichkeit, Vielseitigkeit, tiefern historischen Sinn, das Verschmähen rhetorischer Ueberfüllung und prunkender Ausschmückung in Worten und Sachen. Nicht weniger fern steht er aber den neuen Richtungen, die durch Barante, Guizot, Thierry u. A. angegeben sind, indem er weder strebt, die alten Zeiten ganz in ihrer Weise und Form auftreten und in ihrer Sprache reden zu lassen, noch die Begebenheiten ganz mit Gedanken zu durchdringen und sie gleichsam vor den Augen des Lesers aus der Wurzel allgemeiner in der Zeit herrschend gewesener Ideen entstehen zu lassen, Auffassungs- und Darstellungsweisen, deren Würdigung und Kritik eine langathmige Rede erfodern würde und an diesen Ort nicht gehört. 7.

Hamilton und Jacotot. Ein Beitrag zur Geschichte der neuesten Reform des Sprachunterrichts. Von C. F. Wurm. Hamburg, A. Campe. 1831. 8. 6 Gr.

Die Genannten gehen von dem Grundsatz aus, nichts befördere die Bekanntschaft mit einer fremden Sprache schneller und angenehmer, als buchstäblich treue, Wort an Wort schmiegende Uebertragung eines wohlgeschriebenen faßlichen Buches in die Sprache des Lehrlings. Erst, wenn durch öftere Wiederholung der nämlichen Aufgabe, ein Vorrath von Worten und Redensarten seinem Gedächtniß eingeprägt worden, sei die Zeit gekommen, auf die Wortstellung der fremden, auf ihre Besonderheiten aufmerksam zu machen, und grammatische Foderungen zu entwickeln, die einen gereiftern Sinn, ein für Wohllaut, Glätte, Geschmeidigkeit, Kürze, Kraft und Würde gebildetes Ohr voraussetzen, um willig aufgenommen und nach Würden geschätzt zu werden. Auf diese Weise lernte der englische Kaufmann Hamilton vor 38 Jahren in Hamburg Deutsch von einem angeblichen General Angeli — den man geneigt sein möchte für den Schauspieler Angely zu halten, weil sein einziges Lehrbuch ein Vademecum war —, befand sich, nach einem Dutzend Lehrstunden, im Stande ein leichtes Buch zu verstehen, und erlangte durch fortgesetzte Uebung Fertigkeit im Lesen und Sprechen. Unfälle nöthigten ihn aus einem Kaufmann Sprachlehrer zu werden, er machte Glück damit in Amerika und England, und fand dort und in Frankreich Nachfolger und Mitbewerber, die ihn an gründlichen Kenntnissen und philosophischem Geist übertreffen. Das erzählt, das empfiehlt Hr. Wurm auf einigen lebhaft und einleuchtend geschriebenen Bogen, und hätte sich, vor zürnenden Schulgelehrten, unter die Aegide des classischen Ausonius retten dürfen, nach dessen Ausspruch kein Grammatiker jemals glücklich gewesen, noch glücklich werden kann, und wenn es einem, dem Schicksal zum Trotz, damit gelingt, dieser sicherlich die grammatischen Regeln übertreten hat. Ref. ist der letzte Mensch Hrn. Wurm zu widersprechen, denn er selbst hat die wenigen Sprachen, die ihm verständlich sind und in denen er sich, mit Fallen und Aufstehen, verständlich machen kann, von zum Theil höchst ungelehrten Leuten, nie auf andere Weise gelernt, ohne sich jemals träumen zu lassen, daß sie für neu, unerhört und selten ausgegeben werden können. Wenigstens war sie, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, an den Ufern der Niederelbe die alltäglichste von der Welt. Französinnen, Witwen oder Töchter armer Flüchtlinge hielten in allen unbedeutenden Städten kleine Schulen. Von ihnen lernten Kinder zwischen 5—7 Jahren Deutsch und Französisch lesen und plappern. Wie wären die zu einer Grammatik gekommen? wie hätten die eine solche auch nur zu gebrauchen gewußt? Wir versammelten uns um ihren Schoos, wir blickten in ihr mütterliches Auge, und sobald die Fibel einigermaßen abgefunden war, schlug die Schulhalterin ein Fabelbuch auf, französisch und deutsch, mit Bildern, die uns vollkommen zusagten, unsere Neugier erregten, und nur dadurch befriedigten, daß wir die Worte herlasen, die sie erklärten. Sie wurden gern wiederholt, denn sie erzählten uns Etwas, dem unsere beschränkten Begriffe folgen konnten, und wir nahmen als eine verweigerte Gunst auf, eine Fabel von Neuem lesen zu dürfen, die uns besonders angesprochen hatte. Die zweite, vielleicht größere Hälfte des erfreulichen Büchelchens enthielt französische Fabeln ohne nebenstehende Verdeutschung und ohne Bilder. Aber schon waren wir auf neue Erzählungen in einer nicht mehr völlig unbekannten Sprache erpicht, und schon schuf unsere erregte Einbildungskraft die Bilder dazu. Unter sie mischten sich Stellen aus Saurin's Katechismus, deren einfacher herrlicher Ausdruck den Kindersinn erbaut, und hie und da eine Erzählung des Neuen

Teſtaments, auch blickten wir auf den Telemach, deſſen bedeutende Kupfer uns anzogen, als auf das gelobte Land gelungenen Strebens. Damit aber, und höchſtens mit dem „Kindermagazin" der Frau von Beaumont, war auch der ganze Kreis der Bücherſammlung unſerer Pflegerin geſchloſſen; mehr bedurften weder ſie noch ihre Untergebenen, deren weibliche zu gleicher Zeit mit Handarbeiten beſchäftigt wurden, und ſo viel Ref. weiß, hat Niemand von uns in der Folge eines franzöſiſchen Sprachlehrers begehrt. Luſt und Liebe waren geweckt, Leſen, Hören und Nachahmen thaten das Uebrige. Aus dieſer Schule führte Ref. ſein Schutzgeiſt, deſſen Großmuth er jetzt erſt begreifen lernt, in die lateiniſche eines würdigen Zöglings des verſtändigen Geßner, der die nämliche Methode befolgte. Es wäre doch ſonderbar, wenn er der Einzige geweſen wäre, der ſie befolgt hätte, wenigſtens brüſtete er ſich nicht damit. Keiner ſeiner Schüler ward angehalten, ein einziges Wort außer dem Zuſammenhange mit andern ſich einzuprägen, und erſt ſpät und von Hörenſagen vernahm Ref. zu ſeiner Verwunderung, daß andere Knaben in andern Schulen damit gequält ſind. Ihn bedeutete man, Latein und Franzöſiſch weiche im Grunde nicht mehr von einander ab, als Hochdeutſch und Plattdeutſch, gab ihm Terenz und Horaz mit Dacier's gegenüberſtehender Ueberſetzung in die Hand; der Lehrer war eine lebendige Grammatik, und die Schüler vermißten keine todte. Außerhalb der Schule mußten ſie freilich ein Wörterbuch angehen, die Schwierigkeiten ſeines Gebrauchs erforderten einige Zurechtweiſung, aber auch die waren bald beſeitigt, und der unterhaltende lateiniſche Schriftſteller ward auch ohne begleitenden Dolmetſcher willkommen. Eine Grammatik hat Ref. erſt in ungleich vorgerückten, der Schule längſt entzogenen Jahren zuweilen zu Rathe gezogen, wenn kein Bekannter in ſeiner Nähe war, deſſen mündliche Belehrung er anrufen können, und nie eine geleſen, Grimm's deutſche ausgenommen, die ihn zwar mit Ehrfurcht, Bewunderung und Theilnahme, aber auch mit Schrecken vor kaum erreichbarer Forſchung erfüllte. Die Regel, daß man vom Bekannten zum Unbekannten übergehen müſſe, iſt unerläßliche Bedingung alles Unterrichts, und aus ihr folgert ſich, daß bei jeder fremden Sprache Das allein Erörterung fordert, was ſie von der des Lehrlings unterſcheidet. Romaniſche, germaniſche, ſlawiſche, ſemitiſche Sprachverwandte bedürfen ganz verſchiedener Anleitung, wenn ſie ihre Verwandtſchaft verlaſſen, als wenn ſie darin bleiben, und was Einem von ihnen vollkommen angemeſſen iſt, würde für den Andern überflüſſig oder unzureichend ſein. Der hochverdiente Reimann hatte ſich überredet, die niederſächſiſche Mundart treffe in Worten, Laut und Wendungen überraſchend oft mit der altgriechiſchen Sprache zuſammen, wußte ſeinen Hörer durch lebendigen Vortrag und Beiſpiel davon zu überzeugen, und ſchickte mehr und fertigere Helleniſten auf die Univerſität, als irgend eine andere Schule ſeiner Zeit. Sprache und Geſang ſind Naturtrieb des Menſchen, denen ſchon das lebende, noch nicht jährige Kind, ungeheißen nachhängt, weil es verſtehen und verſtanden werden will; aber der hölliſche Frohndienſt des Auswendiglernens unzuſammenhängender Wörter arbeitet mit Gewalt dieſen Trieb zu unterdrücken, und Neigung, die Jedem angeboren iſt, in Abneigung zu verwandeln. Die Redensart, den Denkſpruch, den Gruß, die Liebkoſung, die Schmeichelbitte, die herzerhebende Aeußerung, die Neckerei, die Ablehnung, wer behielte ſie nicht gern und lange? wer muß dazu gezwungen werden? Das einzelne Wort, das ſich auf nichts bezieht, das wenigſtens ein Kind nicht unmittelbar anzuwenden weiß, was gilt ihm das? Te deum laudamus, te dominum confitemur! wird der Knabe nachjauchzen, deſſen empfängliche Seele der Gedanke berührt, und ſogar eine Melodie in wilden Waldnoten dafür erfinden; aber laudo ich lobe, confiteor ich bekenne, ohne zu erfahren wen und was? „Lob' und bekenne, daß Du ſchwarz weißt, was kümmert's mich!" Jeder Schüler wird das Horaziſche: „Die ſüßlächelnde Lalage werd' ich lieben, die ſüßredende!" mit Entzücken vernehmen, mit Freudigkeit nachſprechen, der Geſpielin zurufen, die ihm freundlich entgegentritt, und im Munde führen ſo lang' er lebt. Welchen Werth ſoll er auf vereinzelte Wörter legen, die weder ſeinem Herzen Nahrung geben, noch ſeinem Kopf? Es iſt entſchieden, daß jeder Knabe auf der weiten Erde ſich lieber daran wagen möchte, den ganzen von ſeinem Urgroßvater ererbten „Orbis pictus", alle Sprüchwörter ſeinem Gedächtniß einzurichtern, die Erasmus' reichhaltige Leſe zuſammenfaßt, als 20 türkiſche Vocabeln, die ihm nichts zu koſten geben, als höchſtens die Ruthe des Orbilius. Das Wörterbuch baut doch Wortverbindungen, bei denen ſich etwas denken läßt, und in Geßner's großem Sprachſchatz geht eine ganze Welt des Wohllauts, der Beredtſamkeit und der Lebensweisheit auf, von der es nicht ſelten Ueberwindung koſtet ſich zu trennen. Des Wörterbuchs kann Niemand für eine fremde Sprache, nicht einmal immer für ſeine eigne entbehren. Er wird es umgehen, ſo lange ihm die Nachbarſchaft des Bekannten das Unbekannte zu enträthſeln erlaubt, er wird es mehr als einmal aufſchlagen, Anfangs unwillig über das Wort, nach und nach über ſich ſelbſt, und der Wunſch, dieſe Beſchwerde zu vermeiden, wird ſein Gedächtniß nähren und ſtärken. So machen wir es mit allen Sprachen, die wir ohne Lehrer einüben, mit allen Begriffen und Kenntniſſen. Dazu iſt gar nicht nöthig, daß man, wie Jacotot und ſein Nachfolger, dem Lehrling die Laſt aufbürde, ganze Bücher auswendig zu lernen, wär' es auch der bezaubernde Telemach Fénélon's, dieſes Racine der franzöſiſchen Proſa. Locke traf, wie gewöhnlich, richtiger ins Ziel, als er äſopiſche Fabeln, nicht zu mühſamem Einlernen, ſondern zu unwillkürlichem, bewußtloſem Behalten empfahl. Und wir Deutſchen beſitzen gerade an Leſſing's Fabeln die vollkommenſte Sammlung dieſer Art, hoffentlich dem Höchſten und Geiſtreichſten nicht zu ſchaal und alltäglich, und wie Ref. aus ungeſuchter, wiederholter Erfahrung weiß, wenige ausgenommen, dem Niedrigſten und Unbeleſenſten im Volk nicht zu hoch und unbegreiflich. Die werden dem Ausländer Wort für Wort gedeutet, und lebt ihre Bedeutung in ſeinem Gedächtniſſe, ſo iſt jedes Wörterbuch hinreichend, ihm jedes deutſche Buch verſtändlich zu machen, das verſtanden zu werden verdient; welches freilich mehr iſt, als manchem Erzeugniſſe unſerer neueſten Literatur nachgeredet werden kann. 42.

Cranmer's Leben.

Ungewöhnliche Klugheit, in äußern Verhältniſſen, welche die Herrſchaft untergeordneten Geiſtern geben, wird beinahe immer mit und ohne Schuld des Beſitzers für dieſen den Schein und den Vorwurf der Duplicität nach ſich ziehen. Der Mann, der von jedem Wort, das er ſpricht, und von jeder Handlung, die er thut, die fernſte Folgenreihe von Wirkungen durchſchaut, wird ſich wol hüten, wenn er nicht von der Leidenſchaft übermannt oder von dem Eindrucke eines großen entſcheidenden Augenblickes hingeriſſen iſt — Etwas zu ſagen oder zu thun, was, im Augenblicke vielleicht den Umſtänden angemeſſen, in der Folge wichtigere Zwecke vereiteln kann. Dem Gegner und ſelbſt dem Freunde, den er in ſeine Pläne nicht einweihen will, wird er auf die ernſtlich gemeinte Rede Indifferentes erwidern, das Jeder zu ſeinem Vortheil deuten kann; und wer in ſolchen Aeußerungen ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß ſieht, während er doch nur an der Oberfläche klebt und von dem darunter verborgenen tiefern Sinne keine Ahnung hat, erhebt gewiß, wenn er in ſeinen Erwartungen ſich getäuſcht findet, ein lautes Geſchrei über Abtrünnigkeit, Falſchheit, Verrath.

Daher das alberne Vorurtheil, welches die Menge überhaupt gegen eminente Geiſter hat, ſo lange ſie nicht durch die äußere Gewalt unterſtützt werden. Was der Pöbel nicht verſteht und nicht zu fürchten gezwungen iſt, das verfolgt er. Die allgemeinſte Verſchwörung und die älteſte, iſt die der Dummköpfe gegen die geiſtreichen Leute. „Der Mann hat zwar Verſtand", heißt es dann wol unter Gevattern und Baſen, „aber zutrauen iſt ihm nicht. Haben Sie wol bemerkt, daß er den Hut immer auf dem linken Ohre trägt? Das iſt ein Zeichen, daß er kein gutes Gewiſſen hat. Das böſe Gewiſſen zieht ihm

dem Hut schief. Ja, wenn man ihn reden hört, da sollte man meinen, daß er der Engel Gabriel in Person wäre; aber wie sieht es um das Handeln aus? Glauben Sie wol, daß dieser liebenswürdige Mensch boshaft genug ist, meinem Wilhelmchen ein paar Ohrfeigen zu geben, weil er in seinem Garten ein Spatzennest ausnahm? Und Muth hat er, bei allen seinen Prahlereien, so viel als ein Hase. Neulich schimpft ihn ein ganz gemeiner Bändeljude auf öffentlicher Straße, und der Held hat nicht einmal die Courage, sich mit dem erbärmlichen Juden in eine Prügelei einzulassen".

Urtheile von gleicher Weisheit, wie die angeführten, hört man täglich in allen Kaffeehäusern und bei allen Kaffeevisiten. Da wären sie allenfalls noch zu ertragen; denn der Verständige weiß, wieviel er auf dergleichen Kritiken zu geben hat. Schlimmer aber ist es, wenn sie auch in der Geschichte Platz greifen, und leider ebenso unvermeidlich. Spät gelingt es dann dem scharfen durchdringenden Blick des vorurtheilsfreien Forschers die schmutzige Decke abzustreifen, unter der Neid, Argwohn, Dummheit vielleicht das herrlichste Götterbild begraben haben.

Zu den Männern, die lange ungerecht verkannt worden, gehört unserer Meinung nach auch der Begründer des Protestantismus in England, der Erzbischof Cranmer. Von dem Vorwurfe feiger Nachgiebigkeit und niedriger Schmeichelei gegen den Tyrannen, der zu seiner Zeit auf dem britischen Throne saß, wagen selbst seine Freunde ihn kaum frei zu sprechen; als der treue Diener des Gottes, den er mit dem Munde bekannte, mußte er sich kräftig den Schandthaten widersetzen, die er durch sein Schweigen und zuweilen sogar durch Schlimmeres begünstigte. Dies ist in der That recht schön; aber wie wäre es, wenn Cranmer nun zu seiner Vertheidigung anführte: daß Niemand ihm einen Schritt seines Lebens nachweisen könnte, in welchem er sich durch gemeines Interesse habe leiten lassen; daß er als seine höchste Aufgabe und Pflicht die Beförderung der reinen Lehre erkannt und nur dieser alle andern Rücksichten nachgesetzt habe; daß Alles, was man ihm in seinem Benehmen gegen den König zum Vorwurf mache, nur zu Gunsten der Reformation geschehen sei? Eine kürzlich erschienene, mit vielem Fleiß zusammengestellte Biographie: „The Life of Archbishop Cranmer, by *H. J. Todd*" (London, 1831, 2 Bände), macht es mehr als wahrscheinlich, daß wir allerdings auf diese und keine andere Weise das Verhältniß zu beurtheilen haben, in welchem der Erzbischof sich zu Heinrich VIII. befand. Er hatte die Ueberzeugung, daß ohne den Beistand des Königs die Sache der Reformation verloren war; diesen zu gewinnen, indem er seinen Wünschen und seinem Willen sich widersetzte, konnte er nicht hoffen; nicht Nachgiebigkeit gegen die Macht des Fürsten, sondern gegen Das, was ihm als höhere Fügung, als göttliche Prüfung erschien, war es daher, was ihn zu dem weichen und milden, aber nie treulosen und verrätherischen Benehmen bestimmte, welches er gegen Heinrich VIII. beobachtete. Wenn Cranmer's Weisheit es nicht gelungen wäre, den Despoten, ohne daß dieser selbst es ahnte, zu seinem Werkzeug zu machen, würde das Papstthum in England so wenig als in Frankreich und Spanien unterlegen sein. War es Schwäche, wenn er den Sieg der Wahrheit im Auge, Alles aufbot, um auf jedem Wege, der nur nicht gerade zu durch den Sumpf des Lasters und des Verbrechens führte, dieses Ziel zu erreichen?

Charakteristisch für Cranmer wie für Heinrich VIII. war die erste Zusammenkunft dieser beiden an Gemüthsart und Werth so verschiedenen und doch zu gemeinschaftlichem Werke vereinigten Personen. Es handelte sich um die Ehescheidung des Königs.

„Der Almosenier hatte nicht sobald die Meinung Cranmer's mitgetheilt, als der Fürst hocherfreut ausrief: „Wo ist dieser Dr. Cranmer? Ist er noch zu Waltham?" Gardiner und Foxe erwiderten, daß sie ihn dort verlassen hätten. „Marry", sagte der König, „ich muß mit ihm sprechen; laßt auf der Stelle nach ihm schicken! Ich sehe, daß dieser Mann die rechte Sau bei dem Ohr hat. Wenn ich diesen Rath nur 2 Jahre früher gewußt hätte, so wäre mir ein gutes Stück Geld in den Händen geblieben und auch viele Unruhe erspart worden". Cranmer war von Waltham abgereist; aber ein Bote wurde ihm nachgesandt, und er ward wider seinen Willen vor den König gebracht. Ihre Unterredung ist merkwürdig. „Ich sehe wohl", sagte der König, „daß Ihr die richtige Ansicht von der Sache habt. Ihr müßt wissen, daß ich lange in meinem Gewissen beunruhigt war, und jetzt sehe ich, daß ich längst auf eine oder die andere Weise davon befreit sein könnte, wenn wir so verfahren wären. Und deshalb, Herr Doctor, bitte ich Euch und zugleich, weil Ihr mein Unterthan seid, beauftrage und befehle ich Euch, alle andern Geschäfte und Angelegenheiten bei Seite zu setzen und Euch einige Mühe zu geben, um meine Sache nach Euerm Rathe gefördert zu sehen, sodaß ich bald erfahren mag, worauf ich mich zu verlassen habe". Cranmer scheint diese Berufung auf das Gewissen des Königs für aufrichtig gehalten zu haben. Er selbst war gewiß aufrichtig in der Meinung, daß diese Sache zu der Trennung seines Vaterlandes von der Tyrannei des römischen Stuhles führen könne. Er theilte den Scharfblick der Vielen, die in ganz Europa für die Scheidung waren, um die Dispensationsmacht dem Papste zu nehmen und auf diese Weise den Geist von der absoluten Herrschaft zu befreien, welche der Aberglaube errichtet hatte. Er gab daher, obwol mit der Vorsicht, die ihm immer eigen war, die Unterhaltung zu, in welche er zufällig hineingezogen worden. „Ich bin damit zufrieden", sagte sein Souverain, „doch bestehe ich darauf, daß Ihr Eure Ansicht über die Sache niederschreibt". Und so rief er den Earl von Wiltshire zu sich und sagte: „Ich bitte Euch, Mylord, laßt den Dr. Cranmer in Euerm Hause in Durhamplace für einige Zeit einen angenehmen Aufenthalt anweisen, damit er dort die nöthige Ruhe habe, um mein Verlangen zu erfüllen, und laßt es ihm weder an Büchern noch an sonst Etwas fehlen, was er nöthig haben mag".

Dies war der Ausgang der ersten Zusammenkunft Cranmer's mit dem König; in ihr finden wir, wie in einem prophetischen Spiegel, das ganze künftige Verhältniß Beider zum Voraus angedeutet. 178.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Dritten Bandes viertes und fünftes Heft.
(XX. XXI.)

Gr. 8. 195 Seiten. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Don Gaspar Melchor de Jove Llanos. Von B. A. Huber.
Joseph Chlopicki.
Klamer Eberhard Karl Schmidt.
Biographische Andeutungen.
Johann Jakob Hottinger. Von Heinrich Escher.
Carlo Rosmini.
Ludwig Choris.
Graf de Puisaye.

Das sechste Heft des dritten Bandes erscheint im Oktober 1831.

Leipzig, im August 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 252. —— 9. September 1831.

Beſchreibung der Stadt Rom, von Ernſt Platner, Karl Bunſen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röſſell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognoſtiſchen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufriſſe und Anſichten von den Architekten Knapp und Steier, und begleitet von einem beſondern Urkunden- und Inſchriftenbuch von Ed. Gerhard und Em. Sarti. Erſter Band. Allgemeiner Theil. Mit ſynchroniſtiſchen Tabellen, einem großen Stadtplan und einem geognoſtiſchen Blatte. Stuttgart, Cotta. 1829. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Eine ſpäte Aloe blüht dieſes Werk auf. Seit 1817 unternommen, ſeit 1824 angekündigt, iſt es erſt im Jahre 1830 in die Hände der Leſer (und Käufer?) gekommen, denen einiges Bedenken gegen die Wahrhaftigkeit des Werkes zu Gute zu halten wäre, wenn ſie die Richtigkeit der andern Jahrzahlen nach der des Titelblattes abmäßen. Doch der 1. Band liegt vor, freilich, gegen das Verſprechen des Vorredners (S. XI), ohne Geleit des mitverkündigten 2. und der Karte, und leiſtet er nur, was man nach ſo langen Vorbereitungen erwarten durfte, ſo wird darin die beſte Entſchuldigung für die Verfaſſer liegen.

Aber leiſtet er wirklich? Wir wollen den Verfaſſern auf ihrem Vorbereitungswege folgen. Am leichteſten gewinnt ſo ſich wol Einſicht und Urtheil. Nach einer ziemlich genauen und gründlich charakteriſirenden Aufzählung der frühern Werke über Roms Topographie, in gemächlicher Breite durch Hrn. Bunſen, in der Vorrede, die nicht weniger als LXXVI Seiten umfaßt, folgen noch Vorerinnerungen von Hrn. Bunſen, die gelegentlich beinahe daſſelbe mit einerlei Worten ſagen (z. B. S. 7 vergl. mit S. LXXVI). Es iſt aber ein bedenkliches Zeichen, daß Hr. Bunſen, S. 16 dieſer Vorerinnerungen, die Ausführlichkeit ſeiner Erörterungen über das königliche Rom als hoffentlich nicht übertrieben oder langweilig bevorwortet. Man könnte glauben, ihm habe das Gewiſſen geſchlagen. Nach dieſen Vorreden und Vorerinnerungen, die jedem einzelnen Aufſatze des Ganzen im Voraus eine Schelle anhängen, kommen endlich die Verfaſſer (S. 25) zum wirklichen Texte. Aber aufs Neue nicht ein wirkliches Bild, ſondern eine phyſiſche Einleitung. Jedoch nur der Titel droht hier mit einem Proviſorium. Die Aufſätze: Roms Lage und natürliche Begrenzung, die Tiber und die Erhöhung ihres Bettes, Höhenpunkte in und um Rom, geben ſehr reelle, definitive Angaben. Der beigegebene Anhang (wie die vorhergehenden Aufſätze von Bunſen), eine Vergleichung der alten und neuen römiſchen Maße iſt von Jemand, der in der Metrologie nicht zu Hauſe iſt. Statt der Reduction auf den Meter würde ſonſt die auf den pariſer Fuß gewählt worden ſein, der Ideler in ſeiner claſſiſchen Abhandlung über die Längen- und Flächenmaße der Alten in den Abhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften aus den Jahren 1812—13 mit gutem Grunde den Vorzug gab. Merkwürdig genug iſt dieſe ſchon 1816 erſchienene Abhandlung (S. 43) ebenſo wenig citirt als die viel unbedeutendere von Cagnazzi.

Das zweite Hauptſtück: Thatſachen des römiſchen Bodens, nach der Bildungsverſchiedenheit geordnet vom Prof. Hoffmann, begnügt ſich, das Weſentliche der durch Buch, Breislack und Brocchi ermittelten geognoſtiſchen Verhältniſſe, in klarer Ueberſicht zuſammengeſtellt, der Beurtheilung des Leſers anheimzugeben. Der treffliche Brocchi bot die meiſten Materialien, und das Talent, ſtrengwiſſenſchaftliche Forſchungen in gefälliger, ſelbſt Laien intereſſanter Form wiederzugeben, ſcheint auf ſeinen neueſten Bearbeiter übergegangen zu ſein. An dieſe Unterſuchungen knüpft ſich im dritten Hauptſtück: Die Luft Roms und der Umgegend, wo Hr. Bunſen mit großer Genauigkeit und Erwägung die bisher vorgebrachten Vermuthungen (denn mehr als Vermuthungen war bis jetzt Niemand zu geben im Stande) zuſammengeſtellt hat. Die Berückſichtigung der weſtindiſchen Wechſelfieber, die den römiſchen ganz gleich ſind, hat ſeine Forſchungen weſentlich gefördert. Durch ſie iſt er zu der Anſicht gelangt, daß es nicht die Feuchtigkeit an ſich ſei, ſondern vielmehr der durch das Einwirken der Hitze hervorgebrachte Trocknungsproceß, welcher das Fieber erzeugt, wenn die Oberfläche vollkommen trocken geworden. „Eine Menge Erſcheinungen laſſen durch dieſe Vorausſetzung ſich erklären. Dieſe giftigen Gegenden geſund zu machen, würden große und zuſammenhängende Anlagen erfodert, und zum Anfange einer erfolgreichen Anſiedelung friſche Lebenskraft, die mäßige Lebensweiſe eines getheilten Eigenthumes, dabei geſunde Nahrung und vernünftige Kleidung, verbunden mit allgemeinen Maßregeln zur Austrocknung ſumpfi-

ger Gegenden und zum Abzuge des stehenden Wassers nothwendig sein". Hr. Bunsen trifft also in diesen Forderungen sehr vielfältig mit Bonstetten zusammen, dem ersten Schriftsteller der neuern Zeit, der die Aria cattiva in Rom zum Thema für Finanzleute und Staatsmänner, für Schöngeister und schreibselige Frauenzimmer gemacht hat. Merkwürdig genug ist sein Name hier nicht einmal genannt.

Das zweite Buch ist „Historische Einleitung", überschrieben. Es gibt zunächst (erstes Hauptstück) den so vortrefflichen Aufsatz von Niebuhr, der zuerst im „Morgenblatt", zuletzt in seinen „Kleinen historischen Schriften" erschien, dann erläuternde Erörterungen über die Hauptpunkte der Stadtgeschichte. Sehr geistreiche Entwickelungen der einzelnen classischen und monumentalen Angaben, die aber vielleicht allzu sicher auf einzelne Thatsachen, die uns noch vorliegen, allgemeine Schlüsse bauen. So scheint es etwas vorschnell, wenn S. 170 gesagt ist: „Die Standbilder waren sonst nur Fußstatuen gewesen, jetzt wurden Reiterstatuen gewöhnlich, wie die Marc Aurel's, welche das neue Capitol schmückt. (Jetzt bezieht sich meist auf die Zeit seit dem Neronischen Brande.) Aber daß es Reiterstatuen des August schon gab, läßt sich aus Dio Cassius (LIII, 22) erweisen, und die nach der Bezwingung Latiums errichteten statuae equestres (Plin. H. N., 34, 10) waren auch wol zu berücksichtigen. Die Abhandlungen, die unter dem Gesammttitel zur Geschichte der alten Stadt zusammengefaßt sind, greifen übrigens in die specielste Forschung über Roms Topographie ein. Sie besprechen das allmälige Entstehen der Stadt Rom; die älteste palatinische Stadt (palatium); die älteste Erweiterung der palatinischen Stadt; das Pomörium und seine Erweiterung; das Septimontium; die sabinische Stadt und ihre Verbindung mit der palatinischen; Servius' 4 Regionen und die 27 Capellen der Argäer; die Reste des königlichen Roms; die Cloake und das Alter des Bogenschnittes; das republikanische Rom, seine Epochen und Reste; das kaiserliche Rom, wo die Regionen Augusts ihre Beschreiber und die Uebersicht der Stadt nach denselben zuerst zur Sprache kommen; dann Roms Bevölkerung; der Neronische Brand; die Vermessung der Stadt unter Vespasian; die Wasserleitungen und Frontin's und Anderer Aufzählung derselben. Ebenso Schritt bei Schritt das Einzelne erwägend, beschäftigt sich die zweite Abtheilung mit der Geschichte der christlichen Stadt. Als Einleitung ist eine Prüfung der ältesten Lebensbeschreibungen der Päpste in Hinsicht ihrer Glaubwürdigkeit von Rößell vorausgeschickt und eine Untersuchung über die 7 kirchlichen und die 14 neuen Regionen Roms von Bunsen. Die Erläuterungen über die Hauptpunkte der christlichen Stadt hat Platner gearbeitet, und nach einer sehr natürlichen Abtheilung zerfällt diese Zeit der Trübsal in 3 Perioden: in die Zeit von Konstantin bis zum Einzuge Karls des Großen (eine Zeitabtheilung, aus der Klagestimmen mehr als einer Art zu uns herklingen); dann in die von der Wiederherstellung des westlichen Reichs, bis zum Ende des großen Schisma; und in die Zeit der allmäligen Erholung von so vielem Bedrängniß in der Periode von Martins V. Regierungsantritt bis zur Rückkehr Pius VII. Als Anhang ist von Bunsen eine Uebersicht der Epochen der Stadtgeschichte in diesem Zeitraume, und von Platner eine Uebersetzung des Briefes von Rafael und Castiglione an Leo X. mitgegeben, die, unserer Ueberzeugung nach, wegbleiben konnte, da das Original, oftmals gedruckt, in seinen nachzuweisenden Folgen wichtiger und mehr an seiner Stelle gewesen wäre.

Sehr ins Breite gehend ist das dritte Buch gehalten, „Kunstgeschichtliche Einleitung" überschrieben. Diese Abtheilung zerfällt in 5 Hauptstücke. Roms antike Bildwerke, von Gerhard bearbeitet, in einer sehr gelehrten, inhaltreichen Abhandlung, die wir aber doch in dieser Ausdehnung nicht hier zu suchen gefaßt waren. Archäologen fänden hier, mit dem Verf. zu rechten, vielleicht für ganze Bücher Stoff, denn daß der sterbende Fechter (S. 296) zu den römischen Erzeugnissen gezählt wird, ist mit den neuern Annahmen durchaus nicht einstimmig (m. s. Raoul-Rochette im „Bulletin universel", 1830, August, und früher: Nibby in den „Effem. letter.", 1821, Aprilheft). Der ganze Aufsatz ist wie polemisch gegen einen unsichtbaren Gegner; wir wollen nicht behaupten, daß er dadurch an Klarheit gewonnen hätte. Doch wird diese Hrn. Gerhard's Schriften überhaupt nicht nachgerühmt werden können. Das zweite Hauptstück beschäftigt sich mit den Steinarten an Roms Gebäuden und Bildwerken, mit Vergleichung der alten und neuen Namen (von Platner, mit Zusätzen von Bunsen). Das dritte mit Roms Katakomben und deren Alterthümern (von Rößell). Das vierte behandelt Roms Basiliken und ihre Mosaiken (Platner, mit Anmerkungen von Rößell). Am wenigsten an seiner Stelle scheint Ref. das fünfte Hauptstück: Die Kunst in Rom, von ihrer Wiederherstellung bis auf unsere Zeit, von Platner, eine so ausführliche Kunstgeschichte mit kunstrichterlichen Urtheilen durchflochten, daß man glauben möchte, sie sei für andere Zwecke gearbeitet gewesen, als dieser Beschreibung Roms beigegeben zu werden. Hr. Platner hat diese Gelegenheit benutzt, das Andenken seiner Freunde Carstens und Schick auf eine sehr rühmliche Weise zu erneuern. An ihre Wirksamkeit wird der Aufschwung der neuen Kunst in Deutschland geknüpft, die jenseits der Alpen für Canova's Verdienst nicht willig und gern gerecht ist. Geneigter hat sich Hr. Platner den Baumeistern gezeigt, deren Verirrungen nachsichtige Beurtheilungen im Mehrfalle erhalten.

Als viertes Buch ist die topographische Einleitung diesem propädeutischen Bande beigegeben. Alle Artikel dieses vierten Buches sind von Hrn. Bunsen, der als Einleitung zu dieser Gesammteinleitung sich über die verschiedenen Befestigungen ausgesprochen hat. Im ersten Hauptstücke läßt er die Beschreibung und Geschichte der servischen Befestigung, im zweiten Hauptstücke die der aurelianischen folgen und behandelt im Anhange die Erweiterung der Stadtmauern jenseits der Tiber und die Größe der servisch-aurelianischen und neuen Stadt.

Man sieht aus diesem Abrisse, wie reich der Inhalt

dieſes Werkes iſt, das, nach dem genommenen Zuſchnitte, freilich 6 Bände füllen wird, die leicht alle gleich dick ausfallen könnten. Schwerlich iſt dieſer Plan ſehr zur Verbreitung des Werkes förderlich. Denn wie Wenige werden hoffen dürfen, ſein Ende zu erleben; außerdem vertheuern dieſe ſo gelegentlich eingeflochtenen Excurſe das Werk, das, bei 705 Seiten Text und LXXVI Seiten Vorrede nicht wohlfeil ausfallen kann, wenn die Verlagshandlung anders dazu geneigt wäre.

Noch gehören zu dieſem 1. Bande ſynchroniſtiſche Tabellen über die Stadtgeſchichte Roms, für die alte Stadt von Bunſen, für die neue von Platner gearbeitet. Unter folgenden Rubriken: Hiſtoriſche Hauptpunkte; Allgemeine topographiſche Ereigniſſe; Straßen und Brückenbau; Cloaken, Flußbau und Waſſerleitungen; Tempel; Staatsgebäude; Prachtgebäude; Ehrendenkmäler und Bögen überhaupt, geben ſie eine bequeme Ueberſicht über das Wachsthum der alten Stadt, und erleichtern die weitern Vergleichungen durch die Citate aus den Claſſikern, welche den Angaben, doch nicht immer, beigefügt ſind. Bei dem neuen Rom ſind die Rubriken dahin abgeändert, daß voraus merkwürdige politiſche Begebenheiten gehen, welche Anfangs die Reihe der Kaiſer und der Päpſte, ſpäter die Letztern allein vorzugsweiſe aufzählen; daneben die beſondere Geſchichte der Stadt, beſonders des alten Roms; darauf die Erbauung und Wiederherſtellung der Kirchen und Klöſter; endlich die öffentlichen Gebäude, Paläſte und andere Anlagen aufgezählt ſind. Dieſe Tabellen ſind fortgeführt bis zum J. 1827. Noch gehören zu dieſen Tabellen, die bequem in Querfolio gedruckt ſind, 1) die ſervianiſchen Regionen und ihre 24 Unterabtheilungen, nach den Büchern der Argäer in ihrer Lage und Verhältniß zu den Auguſtiſchen Regionen; 2) Angabe der 14 Regionen, nach der Angabe des Curioſum, verglichen mit der Angabe des ſogenannten Victor und Rufus; 3) eine Ueberſicht der Gebäude und Denkmäler der alten Stadt, nach den Regionariern. Der große Stadtplan, das geognoſtiſche Blatt, die Pläne, Anſichten und Aufriſſe von den Architekten Knapp und Stier, welche der Titel verheißt, werden hoffentlich bei dem 2. Bande erſcheinen, dem man, als Unterpfand der ſichern Fortſetzung, hoffentlich bald entgegenſehen kann. 68.

Miſtreß Radcliffe.

Die Werke dieſer Schriftſtellerin verbreiten ſich in England ungemein, ſeitdem man ſie in einzelnen Heften (zu 6 Pence die Nummer) und in wohlfeilen Ausgaben verkauft. Früher waren ſie wegen des hohen Preiſes der Jugend und dem unbemittelten Stande — alſo der Mehrzahl — nicht zugänglich; jetzt findet ſich kaum ein Lehrling oder eine Näherin, welche nicht die „Myſteries of Udolpho“ in ihrer Kiſte auf der Dachkammer aufbewahrt, um ſie zur Nachtzeit mit Muße zu leſen und ſich den Wundern und ſeligen Schauern, welche die Lectüre in ihnen hervorruft, zu überlaſſen. Betrachten wir dieſe Schriftſtellerin etwas genauer. Mrs. Mary Ann Radcliffe hat etwas Ungewöhnliches in ihren Schwächen ſowie in ihrer Kraft. Ihre Schriften ſind ein wunderliches Gemiſch von Phantaſie und Weltklugheit. Ihre Charaktere ſind bloße Begriffe, ohne Fleiſch und Blut; Verſinnlichungen einer Tugend oder eines Laſters, ohne alles Das, was die Individualität ausmacht. Ihre tugendhaften Perſonen ſind frei von jeder Schwäche der menſchlichen Natur; will ſie ihnen einmal einen Schatten von Fehler oder Schwäche beigeſellen, ſo geſchieht dies ſo ungeſchickt, daß man ſieht, wie ſchwer ihr ein ſolcher Schritt geworden; ihre Böſewichter ſind überall ausgemachte Taugenichtſe und Schurken, auf welche ſie, unähnlich dem höchſten Weſen, nie einen Sonnenſtral ſcheinen läßt. Dergleichen ſpringt ſogleich in die Augen; man erkennt ſie in der erſten Minute, wie man auf der Bühne in den „Räubern“ den ſchlechten Franz ſogleich an der rothen Perücke und dem mehlweißen Geſicht erkennt; denn wie kann ein ſolcher Schurke blondes oder braunes Haar und blühende Wangen haben? Schwarz ginge allenfalls noch, da es die Farbe der Seele bezeichnet.

So langweilig aber ihre männlichen Perſonnagen ſein mögen, ſo ſind ſie doch nichts im Vergleich mit ihren Heldinnen, die uns ohne Barmherzigkeit in das tiefſte Leid verſetzen, nicht zwar durch ihr Unglück, wol aber durch ihr Moraliſiren und ihre Geziertheit und Geſchraubtheit. Jemand, der einſt ein ſchlechtes Landſchaftsgemälde betrachtete, machte die Bemerkung, es würde, wenn die Natur dieſem Gemälde gliche, nie aus ſeinem Hauſe gehen; in gleicher Art läßt ſich von Mrs. Radcliffe's Heldinnen ſagen, daß man dem ſchönen Geſchlecht entſagen müßte, wenn die Frauen ihnen glichen; das iſt aber, Dank dem Himmel, nicht der Fall. Ein wahres Muſterbild dieſer Art iſt Adeline in dem „Romance of the forest“. Die Dichterin gibt ſie uns als ein Mädchen von 18 Jahren, welche bis zu dieſem Alter von ihren Mitmenſchen durchaus fern gehalten worden war, und von der man daher annehmen kann, daß ſie in ihrer Unſchuld und Unerfahrenheit für jede Regung empfänglich und bereit ſei, ihr zu folgen, und die unſchätzbaren aber künſtlichen Qualitäten, Klugheit und Erfahrung, Denen zu überlaſſen, welche ſie auf Koſten ihres Herzens ſich angeeignet haben: es hat aber die beleſenſte Laden- und Kammerjungfer, die Salzmann's „Menſchliches Elend“ und „Sophiens Reiſen“ auswendig weiß und vom Leſen der Cramer'ſchen Romane gypsbleich geworden iſt, nicht den zehnten Theil des ſcharfſinnigen und verſtändigen Wiſſens unſerer Adeline. Wie ſich die geringſte Veranlaſſung zeigt, tritt ſie mit einer langen Rede hervor, in der man Worte und Gedanken findet, die dem beſten Kanzelredner Ehre machen würden: ſie iſt qualvoll klug und in jedem Augenblick bereit, ihre Weisheit vor der Welt zu zeigen. Ein Charakter, wie der Adelinens, ſollte aber zu unwiſſend und zumal zu weiſe ſein, um in ſolcher Weiſe zu plaudern; die echte Einfalt ſieht tiefer als alle mit den ſchärfſten Brillen bewaffneten Sittenprediger und Sittenpredigerinnen.

Adeline zeigt aber nicht allein in Worten, wie weit ſie es in der Selbſtbeherrſchung gebracht hat; ihre Handlungen entſprechen ihren Worten trefflich: denn wenn ſie nach Kränkungen aller Art und mit der gewiſſen Ausſicht auf noch härtere Schläge durch die Anſtrengungen und die Unerſchrockenheit ihres Geliebten Gelegenheit findet, ſich durch die Flucht zu retten und mit ihm in irgend einer ſtillen Dorfſchenke ſitzt, um ſich einige Augenblicke Ruhe vor den Verfolgungen zu gönnen, und er ihr in dieſem rührenden Augenblicke vorſtellt, daß er ſie erfolgreicher ſchützen könne, wenn ſie ſein Weib werde: ſo wird ſie auf der Stelle einen Schritt dieſer Art von allen Seiten beleuchten; die genaueſte Berechnung aller möglichen Folgen ſtellt ſich nicht nur ihr, ſondern auch dem Leſer dar, der doch nichts weniger als die Abſichten ihres Liebhabers theilt, und es wird weitläufig erwogen, was die Freunde denken, was die Verwandten ſagen würden, auf welche Weiſe eine Familie ernährt werden könne u. ſ. w. Alles das iſt ganz vortrefflich, es iſt aber dem Charakter nicht angemeſſen und in keinem Falle ſehr poetiſch. Wir würden uns bei einem ſolchen Mädchen und in ſolcher Lage fürchten, in ſeiner Nähe uns eine Erkältung zuzuziehen.

Ueberdies haben die Heldinnen unſerer Dichterin eine auffallende Hinneigung zum Weinen. Sie vergießen Thränen, wenn ſie die Sonne aufgehen und wenn ſie ſie niedergehen ſehen.

Wenn der Sturm losbricht und durch die Maueröffnungen eines alten Schlosses heult, nehmen sie ihre Zuflucht zum Weinen, und wenn die Natur um sie her sich in träumerischer Ruhe wiegt und in süßen Schlaf versenkt scheint, weinen sie abermals. Die rollende See erpreßt ihnen Thränen, und Berge versetzen sie in Jammer. Ein Wald rührt sie nicht minder wie eine dürre Heide; das Wasser bricht aus ihren Augen, wenn der Geliebte treu und wenn er untreu ist, wenn das Glück ihm lächelt oder das Elend ihn angrinst. Kurz, welches Gefühl sie auch durchkreuze, ob Lust, ob Schmerz — sie weinen.

Mrs. Radcliffe setzt ein nicht genug zu preisendes Vertrauen in ihre Leser und wirft ihnen zuweilen einen Gemeinplatz mit der Miene hin, als habe sie eine Entdeckung gemacht. Eines ihrer Bücher beginnt mit folgendem Aphorism: „Wenn schmuziges Interesse einmal das Herz erfaßt hat, macht es die Quelle jedes warmen und edeln Gefühls erstarren, und wird ein Feind der Tugend zumal und des Geschmacks; diesen verderbt, jene vernichtet es. Die Zeit wird kommen, meine Freunde, wo der Tod die Bande des Geizes zerreißt und die Gerechtigkeit ihre Herrschaft wieder ausüben darf". So fängt das „Romance of the forest" an, und wenn wir uns nicht irren, sagt ein Bischof diese gewichtigen Worte zu La Motte, welcher, wie Falstaff dem Frauenschneider, hätte erwidern sollen: „Laß das genug sein, allgewaltiger Feeble".

Was haben die englischen Kritiker — wenn man diesen Ehrennamen Leuten beilegen darf, die Bücher nicht lesen, sondern Auszüge daraus machen, die nicht urtheilen, sondern dies andern Leuten anheimstellen — nicht Alles über die Leistungen der Mrs. Radcliffe geträumt und geschrieben! Nach einem solchen Kritikaster sind in dem „Romance of the forest" einige Lieder, welche würdig wären, von Shakspeare's Ariel gesungen zu werden; in Dunlop's „History of fiction", einem sonst schätzenswerthen und lehrreichen Buche, ist die Rede von Mrs. Radcliffe's Roman „The Italian", und von einer Scene, in welcher Schedoni und Spalatro damit umgehen, Ellena zu ermorden, welche Scene ein Gemälde von Schuld und Schrecken genannt wird, das von Shakspeare vielleicht erreicht, nicht aber übertroffen worden. Ein großes Lob in der That, und nur Schade, daß es ein unverdientes ist. Jene Lieder sind der Art, wie man sie zu hunderten in den verschiedenen Magazinen für alle Art Menschen und literarische Bedürfnisse finden kann, und die Scene, welche Dunlop so sehr erhebt, ist — eine Theaterscene — Wallungen, Anläufe, Zögerungen, Hinhaltung, neue Spannung, Attituden, Mantelverhüllen, verdeckte Lichter, Glänzen von Dolchen, Ausrufungen aller Art. Der für die That gewählte Platz — ein einsames, ödes Haus am Seegestade — ist ganz gut ersonnen; Alles würde preisenswerth oder vielmehr wirklich grausenerregend sein, wenn man nicht so unmäßig lange auf den Mordschrecken vorbereitet wäre und den mühvoll gesuchten Effect sähe.

So unglücklich wie die Schauer- und Schreckensscenen sind die humoristisch seinsollenden und die Liebesscenen; selbst die Landschaftsgemälde, so anziehend und elegant auch der technische Theil derselben ist, leiden an Etwas, das man bald Mangel an Natur und Wahrscheinlichkeit, bald Haschen nach Effect nennen kann. Wenn man nicht wüßte, daß sie die Gegenden, welche sie beschreibt, wirklich gesehen hat, so würde man glauben, sie male nach Gemälden und zwar von Malern, welche der Natur nicht viel Natürliches lassen, sondern die Berge z. B. so stellen, daß sie eine effectreiche Gruppe bilden und fürchten, eine Landschaft schnappe über, wenn einer Baumgruppe rechts nicht eine zweite links correspondirt. Wir haben beim Lesen solcher Malereien der Mrs. Radcliffe oft die Lichter geputzt, um genauer zu sehen, und oft die Augen geschlossen, um uns alle den Schwall von schönen Phrasen in ein Bild zusammenzudenken, allein wir sahen nichts und konnten uns nichts zusammendenken, das einer erträglichen Landschaft von ferne ähnlich gewesen wäre.

Es ist merkwürdig, wie entschieden unsere Dichterin jeden übernatürlichen Einfluß aus dem Rahmen ihrer Darstellungen abweist; eine so abgesagte Feindin sie auch von jeder Wahrscheinlichkeit ist, so führen doch alle ihre Mysterien den Leser auf eine natürliche Lösung der Fragen, Zweifel u. s. w. Wir wären fast versucht, ihr wegen eines solchen Verfahrens zu zürnen, wenigstens ertragen wir nicht ganz geduldig die Verachtung und Nachlässigkeit gegen die lieben, ehrwürdigen wesenlosen Wesen, die Geister. Es ist undankbar, um nicht zu sagen, ruchlos von einer Romanschreiberin, jeder Art Geist zu entsagen. Die Leser ungerechnet, verliert durch diesen Skepticism Niemand mehr, als Mrs. Radcliffe selbst. Läßt sich z. B. etwas Grausameres denken als die Lage eines ehrlichen, gutmüthigen Lesers, der in den „Mysteries of Udolpho" von einer geheimnißvollen Gestalt, die in bleichen Mondesflimmern unter Emily's Fenstern wandelt, lesen und dann erfahren muß, daß es ein bloßer Mensch gewesen? Man ärgert sich über den Streich, den Einem die Verf. spielt, und faßt den festen Vorsatz, sich nie wieder täuschen zu lassen.

Die Talente unserer Dichterin — denn wir gestehen ihr vielseitige Befähigungen zu — zeigen sich vorzüglich glänzend in den scheinbaren Zufälligkeiten und den verschiedenen Situationen, welche sie mit Geschick und Gewandtheit herbeizuführen und auszumalen weiß. Die „Mysteries of Udolpho" geben hier den besten Beleg ab; auch finden sich hier einige Gemälde stillen Glückes und reizender Anmuth, zu denen die Erinnerung gern wieder und wieder zurückkehrt. Wie schön ist in diesem Romane die Darstellung von St.-Aubert und seiner Familie in seinem Schlosse an den lachenden Ufern der Garonne; wie erregen die Vorfälle, welche sich in Folge des Liebesliedes entwickeln, das in der einsamen, vom Laub versteckten Fischerhütte liegen bleibt, und die Klänge, welche Emily später hier vernimmt. Was kann anmuthiger sein als die Beschreibung des ländlichen Festes, inmitten eines stolzen Waldes, vom Mond überglänzt? Man setze sich mit St.-Aubert in La Voisin's ländliche Wohnung, in das Zimmer, durch dessen offenes Fenster die Düfte des Geisblattes hereinströmen; die geheimnißvollen Töne, welche sich nächtlich da hören lassen und den Blättern dieses abgeschiedenen Platzes zu entschweben scheinen, erhöhen die Wirkung des friedlichen Gemäldes. Es ist etwas überaus Rührendes in der einsamen Rückkehr der nun vaterlosen Emily nach La Valée, das ein alter Diener der Familie gepachtet hat. Man sieht die liebliche Gestalt in den verlassenen Gemächern umhergehen und theilt ihren Schmerz um Die, welche der Tod ihr entrissen. Der Stuhl in der Bibliothek ihres Vaters, der Schreibtisch, die offenen Bücher scheinen ebenso viele Geister, welche ihr von der schönen Vergangenheit zuflüstern. Die Abenteuer zu Venedig sind mit Anmuth und südlicher Wärme erzählt; in der Darstellung des ländlichen Festes in Toscana, wo die Landleute die Seenymphen an der wilden Küste anrufen, ist eine Reihe der lieblichsten Bilder entfaltet.

Nicht minder gelingen ihr Scenen des Schauers und Schreckens. Ergreifend sind ihre Schilderungen der Einsamkeit und Verlassenheit in alten Schlössern und Ruinen; das Düstere der langen, dunkeln Gänge, der öden Zimmer, der hallenden Gewölbe u. s. w. Wir werden nie des Eindrucks vergessen, den die Beschreibung des Schlosses Le Blanc in den „Mysteries of Udolpho" und des Gemaches, in welchem eine Dame ermordet sein sollte, auf einen Kreis schöner Zuhörerinnen machte, die sich um uns versammelt hatten, und welche die Schauer der mitternächtlichen Scene ganz und gar vergessen ließen, daß sie in keinem Gespensterschlosse, sondern auf einem der freundlichsten Landsitze Deutschlands weilten.

Kurz, die Schriften unserer Dichterin haben das Eigenthümliche, daß ihre Schattenseiten, ihre Gemeinplätze, ihre Prosa dem Gedächtniß des Lesers sich entziehen und nur Mondscheinfeste, stille Wasser, italienischer Himmel, düstere Wälder, verlassene Schlösser, Chorgesänge der Nonnen, im düstern Nachtgraun wie Geisterstimmen über die blaue Flut herübertönend, in seinem Geiste zurückbleiben. 92.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Recensentenunfug.

Prof. Aschbach's Recension von Dr. Lembke's Geschichte von Spanien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

In einer Anzeige des 1. Bandes von Lembke's „Geschichte von Spanien" in Nr. 213—216 der „Blätter für lit. Unterhaltung" fand ich mich veranlaßt, das Verhältniß zwischen Lembke und Aschbach als Nebenbuhler auf demselben Felde historischer Forschung zu berühren und die Hoffnung, den Wunsch auszudrücken, daß die Keime gehässiger, kleinlicher Leidenschaften, die etwa in diesen Verhältniß liegen konnten, sich auch von Aschbach's Seite schon geregt hatten, noch zur rechten Zeit durch bessere, der edeln Wissenschaft und ehrenwerther Männer würdigere Gesinnung verdrängt und unterdrückt würden. Aschbach's Recension von Lembke's Schrift im Intelligenzblatt der „Berliner Jahrbücher" beweist mir, daß ich mich in dieser Hoffnung getäuscht habe, und daß die Gesinnungen, auf denen ich sie gründete, bei Hrn. Prof. Aschbach nicht stark genug sind, um unwürdige kleinliche persönliche Rücksichten und Leidenschaften zu überwinden. Es wird nun zwar Lembke nicht schwer fallen, den Ungrund und die Gehässigkeit der Beschuldigungen, welche Aschbach hier gegen ihn erhebt, darzuthun, allein abgesehen von dem Rechte, was Jeder hat, seine Mißbilligung eines öffentlichen Unfugs auszusprechen, steht mir in diesem Falle dies Recht um so mehr zu, da mein eignes öffentlich ausgesprochenes Urtheil über Lembke's Werk als eine lobhudelnde Faselei erscheinen muß, wenn Aschbach's Tadel den geringsten Grund haben konnte; während im entgegengesetzten Falle es meine Pflicht oder mein Recht ist, öffentlich zu erklären, wie sehr ich mich in meiner, bei dieser Gelegenheit in Bezug auf Aschbach's Gefühl für literarische Rechtlichkeit, Würde und Ehre geäußerten Erwartung getäuscht habe. Ohne mich auf Nebendinge in Aschbach's Recension einzulassen, muß ich also erklären, daß die an verschiedenen Stellen mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Behauptung: „Lembke's Werk sei nicht das Resultat eigner gewissenhafter Untersuchungen und Arbeiten, sondern derselbe habe dabei wesentlich nur die beiden Werke von Aschbach über denselben Gegenstand (Geschichte der Westgothen und der Omajaden) benutzt und ausgeschrieben, ohne derselben als seiner Quellen zu erwähnen" — eine Unwahrheit ist. Wer Lembke's Werk kennt und mit dessen Gegenstand einigermaßen bekannt ist, ja wer überhaupt nur eines gesunden unbefangenen Urtheils über den Charakter treuer wissenschaftlicher Forschung fähig ist, der bedarf freilich weder meines noch irgend Jemandes Zeugniß dafür, daß dieses Werk so sehr und so offenbar wie irgend eines in unserer Literatur die Frucht der gewissenhaftesten und umfassendsten eignen Forschung ist. Aschbach ist mehr wie irgend Jemand im Stande, dies Verdienst seines Nebenbuhlers zu erkennen und kennt es so gut wie ich, und es ist allerdings unbegreiflich, wie er sich durch Neid und Eifersucht so sehr bethören lassen konnte, dies Verdienst zu leugnen und wissentlich und öffentlich eine grobe Unwahrheit auszusprechen. Unbegreiflich, weil nicht nur Billigkeit, Ehrgefühl, Rechtlichkeit, sondern auch die gewöhnlichste Klugheit und Vorsicht ein solches Verfahren ausschließen sollte; denn ich müßte mich sehr irren oder der Schaden, den Aschbach durch diese Verleumdung Lembke zugedacht hat, wird auf ihn selbst zurückfallen: Unwillen des bessern Theils des Publicums und der gelehrten Welt, die kaum durch seine unleugbaren Verdienste als Gelehrter versöhnt werden dürfte. Wer Lembke's Buch gelesen hat und beurtheilen kann, für den bedarf es, wie gesagt, keines Beweises, daß Aschbach wissentlich eine Unwahrheit sagt, wenn er ihn seinen Plagiator nennt, für das größere Publicum wird hoffentlich mein Zeugniß um so unverdächtiger sein, da meine öffentlich ausgesprochene Anerkennung von Aschbach's Verdienst als Geschichtsforscher meine Unparteilichkeit verbürgt. Sollte dies und meine Versicherung, daß ich von Lembke's gewissenhafter und gründlicher Art zu arbeiten als Augenzeuge spreche, nicht hinreichen, so würde es auch nicht an solchen Zeugnissen fehlen, die nöthigenfalls gerichtlich beweisen würden, daß zu der Zeit als Aschbach's Werk im Buchhandel erschienen ist, Lembke fast alle wesentlichen Vorarbeiten für seine Bearbeitung derselben Zeitabschnitte vollendet hatte. Wenn aber Lembke's Werk später erschien als Aschbach's, so lag die Ursache eben in dem Umstande, der jenem einen entschiedenen Vorzug vor diesem geben muß; nämlich in der Benutzung der arabischen Quellen, die Aschbach unzugänglich waren. Aschbach thut in seiner Recension, als wenn diese Quellen von keiner Wichtigkeit wären; aber erstlich versteht Aschbach nur sehr wenig Arabisch, und zweitens kann er über das von Lembke benutzte gothaer Manuscript des Almakri gar nicht urtheilen, da er es nicht in Händen gehabt; sodaß er sich in dieser Hinsicht (ebenso wie ich selbst) an Das halten muß, was Lembke darüber sagt. Aber Aschbach hatte sich von vorn herein vorgenommen, nicht zuzugeben, daß Lembke's Werk irgend ein Verdienst habe. Da sich nun in demselben wie in jedem größern Werke der Art einige Punkte finden, die bestritten, andere, die ewig zweifelhaft bleiben werden, so hebt er erstlich diese mit kleinlicher Krittelei heraus, als wenn seine Resultate darüber unbedingt und allein entscheidend wären; da aber Lembke in vielen wichtigen Punkten dieselben Resultate erhalten hat wie er, was bei der Benutzung derselben verhältnißmäßig wenig zahlreichen Quellen unvermeidlich war, so beschuldigt er ihn des Plagiats, und verläßt sich darauf, daß diese Verleumdung wegen der zufällig frühern Erscheinung seines Werkes bei dem unkundigen oder leichtsinnigen und schadenfrohen Leser seiner Recension Glauben finden werde. Da ihm aber nicht entgehen kann, daß die Grundlosigkeit seiner Beschuldigung sehr bald an den Tag kommen muß, so tröstet er sich ohne Zweifel mit einem semper aliquid haeret, und schmeichelt sich vielleicht allen Ernstes, die literarische Laufbahn eines Mannes, der gleich bei seinem ersten Auftreten so große Erwartungen erregt hat, vergiftet zu haben. Aber wahrlich, er irrt sich gewaltig, oder es müßte um unsere Literatur noch viel schlimmer stehen, als es freilich leider nach solchen Erscheinungen den Anschein hat. Diese ganze Sache hat auch ihre sehr lächerliche Seite und verdiente vielleicht, daß ich einen sich aufdrängenden Vergleich mit der alten Frau von Genlis, die auch und mit eben soviel Recht immer über Plagiate klagte, weiter ausführte. Aber in diesem Augenblick wenigstens überwiegt der Unmuth über solches Treiben die Lust, die Blößen zu benutzen, welche es der Persiflage darbietet. Erklären kann ich mir Aschbach's Betragen nur dadurch, daß er sich in die edle Schlosser-Berchtsche Zunft hat einweihen lassen, und dies ist ein Grund mehr für mich, öffentlich meine Meinung über sein Verfahren auszusprechen, in der

Hoffnung, für meine eigne etwanige literarischen Arbeiten die Schmähungen dieser Herren zu erwerben, die nachgerade zu einem ehrenvollen Zeugniß werden dürften.

Noch bliebe mir übrig zu fragen, wie die Redaction der „Berliner Jahrbücher" dazu kommt, unter obwaltenden Verhältnissen Lemble's Buch gerade Aschbach zur Anzeige anzuvertrauen? Ohne Zweifel ging sie von der sehr gegründeten Ansicht aus, daß, was Kenntniß des Gegenstandes betrifft, Aschbach mehr wie irgend Jemand zu dieser Arbeit befugt war und daß die gewöhnlichste Delicatesse ihn vermögen werde, eben wegen jenes Verhältnisses zu Lemble in seinem Urtheil über ihn die größte Billigkeit und Unparteilichkeit walten zu lassen. Diese Herren haben sich ebenso sehr in ihren Voraussetzungen geirrt wie ich selbst. Warum aber ward eine auf den ersten Blick als parteiisch und unredlich zu erkennende Recension dennoch abgedruckt? Wahrscheinlich sah man eben darin, daß Aschbach zu solchen Mitteln greifen mußte, den besten Beweis für Lemble's Verdienste.

V. A. Huber.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1831. F. A. Brockhaus.

Neues Werk

für Verwaltungs- und Wasserbaubeamte, Land- und Staatswirthe, Hydrographen und Geologen.

Bei Friedrich König in Hanau ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gewässer und der Wasserbau der Binnenlande, in naturwissenschaftlicher, technischer und staatswirthschaftlicher Beziehung, oder systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen alle nicht am Meere gelegenen Wasserbauten zu entwerfen und auszuführen sind; von Karl Arnd, kurh. Wasserbaumeister und Straßenbauingenieur. Gr. 8. 17 Bogen. Mit 3 Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Der dem Publicum durch seinen Straßen- und Wegebau bereits vortheilhaft bekannte, mit der Theorie und Praxis gleich vertraute Verfasser sucht durch diese Schrift ein gewiß sehr allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen, da er dem praktischen Wasserbaumeister ein theoretisch begründetes und wissenschaftlich geordnetes System seiner unentbehrlichsten Kenntnisse und dem Staatswirthe eine naturgemäße Anleitung darbietet: wie die Gewässer für die allgemeine Wohlfahrt am wirksamsten benutzt werden können; ferner möchte die Gedrängtheit der Darstellung sie zu einem Leitfaden bei akademischen Vorträgen und die Reichhaltigkeit und lichtvolle Behandlung ihres Stoffes zu einem Handbuche für Polizei- und Verwaltungsbeamte, Landwirthe und Mühlenbesitzer vorzüglich empfehlen.

Unterzeichnete hält es dem gegenwärtigen Zeitinteresse angemessen, ein vor mehren Jahren von einem alten gedienten Offizier herausgegebenes Werk für die leichte Reiterei aufs Neue empfehlen zu dürfen, da die Brauchbarkeit dieses Buchs allgemein anerkannt ist. Der Titel desselben ist:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reiterei von Karl von Reinhardt, königl. würtemb. Oberst und Commandeur eines Reiterregiments ꝛc. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von F. von Baz, Oberstlieutenant der königl. würtemb. Reuterei. Mit dem Bildniß des Verfassers. (1823.)

Um den Ankauf von unserer Seite soviel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen Ladenpreis von 4 Fl. 30 Kr. auf unbestimmte Zeit gegen baar auf 2 Fl. — herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An alle Gebildete.

Von dem

Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen, aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst, von A. Müller,

ist die zweite Abtheilung erschienen und das Ganze noch für 2 Thlr. bis zum Erscheinen der letzten Abtheilung in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen.

Dresden und Leipzig, im Juni 1831.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei mir sind erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Vermischte Schriften

aus den

Kreisen der Geschichte, der Staatskunst und der Literatur überhaupt,

von

K. H. L. Pölitz,

königl. sächs. Hofrath ꝛc.

Zwei Bände. 50½ Bogen. Gr. 8. Weiß Druckpapier 3 Thlr. 18 Gr. Auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. Auf Velinpapier 5 Thlr.

Der rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in dieser Sammlung seine besten, früher in vielen Zeitschriften zerstreuten, Abhandlungen vereinigt, mit neuen Zusätzen bereichert, und ihr ein großes Interesse dadurch gesichert, daß er in der Auswahl dieser Abhandlungen besonders Rücksicht darauf genommen, was unter den jetzigen Zeitverhältnissen die Aufmerksamkeit am Meisten fesseln muß. Der Raum gestattet hier nicht den Inhalt beider Bände anzuführen. Das Ganze bietet dem Leser eine reiche Abwechselung ernster und belehrender Unterhaltung, und mit vollem Recht hat der Herr Verfasser selbst diese Abhandlungen „die Kinder der Liebe ihres schriftstellerischen Vaters" genannt.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Für Medizin Studirende.

Bei Orell Füßli und Comp. in Zürich ist soeben erschienen:

Von der

Erfahrung in der Arzneikunst,

von Dr. J. G. Ritter von Zimmermann. 3te Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat August, oder Nr. 213—243, mit 2 Beilagen: Nr. 21, 22, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XIX, XX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat August, oder Nr. 61—69, mit 4 literarischen Anzeigern: Nr. XVIII—XXI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. Siebentes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im August 1831. F. A. Brockhaus.

Neues Handbuch des verständigen Gärtners.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Handbuch, Neues, des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825—28 frei übersetzt und aus eignen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt, von J. F. Lippold, nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein, von dem Ritter der Ehrenlegion Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzeninstituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris, von dem Eigenthümer und Handelsgärtner Geoffroy, in Ville d'Arvay bei Paris u. a. m. 1ster Band mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 großen Tabellen. Preis 4 Fl. 48 Kr.

Neue zeitgemäße Schriften

in Verlage der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Frei, Dr., Der Staat. Zeitgemäße Erörterungen. 8. Brosch. 6 Gr.

— —, Die Kirche. Seitenstück zum Erstern. 8. Brosch. 8 Gr.

— —, Preußen, in seiner gegenwärtigen Stellung im Innern und nach Außen. Ein kurzer Ueberblick. 8. Brosch. 4 Gr.

Speck, K., Grundzüge zu einem Regulativ für außerordentliche Einquartirung. Gr. 8. Brosch. 4 Gr.

Sammlung mehrer Schriften der Einwohner von Dresden an den Mitregenten Prinzen Friedrich August, Herzog zu Sachsen ꝛc. Gr. 8. Brosch. 12 Gr.

Aktenstücke und Verordnungen über die Verhältnisse der katholischen Glaubensgenossen im Königreiche Sachsen, seit dem posener Frieden. Gr. 8. Brosch. 18 Gr.

Was wünscht man im Königreiche Sachsen und was ist zu wünschen? Brosch. 2 Gr.

Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden. Von Sixtus. Brosch. 3 Gr.

Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche, zunächst in Sachsen und Schlesien. Brosch. 5 Gr.

In der

F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung in Wien, Seizergasse Nr. 427, im Seizerhofe, dem Kriegsgebäude gegenüber,

sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen um beigesetzte Preise in C. M. zu erhalten:

Archiv, Oestreichisches, für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur. 1831. Herausgegeben von J. W. Rieler. 156 Nummern. Gr. 4. Mit monatlichen Umschlägen. 8 Thlr.

Braune, Fr. A. v., Salzburg und Berchtesgaden. Ein Taschenbuch für Reisende und Naturfreunde. 2te Ausgabe. Mit 2 Tafeln und einer Ansicht von Salzburg. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Garnier, F., Ueber die Anwendung des Bergbohrers zur Aufsuchung von Brunnenquellen. Mit 20 Steintafeln. 1824. Gr. 8. Druckpap. 3 Thlr., Velinpap. 4 Thlr.

Waldauf von Waldenstein, J., Die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen von Garnier, Hericart de Thury, Baillet, Omalius d'Halloy, Flachat, Beurrier, v. Bruckmann u. A. m., über die Anlage der artesischen Brunnen. Mit 4 lithographirten Tafeln. 1831. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Die besondern Lagerstätten der nutzbaren Mineralien. Mit vier schwarzen und illum. Kupfert. und einer Tabelle. 1824. Gr. 8. Druckpap. 4 Thlr., Velinpap. 5 Thlr.

Host, N. Th., Flora Austriaca. 2 Vol. 1827, 1831. 8 maj. 7 Thlr. 8 Gr.

Ueber die Cholera morbus.

Humpel, J. G., De abdomine cantharidibus exulcerando in Cholerae morbi curatione remedio. 1830. 8. Geh. 6 Gr.

Burg, A., Handbuch der geradlinigen und sphärischen Trigonometrie. Mit 2 Kupfert. 1826. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, Auflösung algebraischer Gleichungen des ersten und zweiten Grades, und solcher Aufgaben, die zu derlei Gleichungen führen. 1827. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— —, Sammlung trigonometrischer Formeln. Auch ein Nachtrag zu seinem Handbuche der Trigonometrie. 1827. Gr. 4. 2 Thlr.

Mayer, Dr. A. M., Anatomische Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers. Fünfte umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage, besorgt von Dr. A. L. Zeitteles. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mitis, Ferd. Ritter v., Das Nivellement mit einem neu erfundenen Instrumente. Gr. 4. Mit 19 Tabellen und drei Steinplatten in Folio, worauf 21 Figuren. 1831. Geh. 1 Thlr.

Scholz, Dr. B., Lehrbuch der Chemie. 2 Bde. 2te Aufl. Gr. 8. Mit Kupfert. 1829, 1831. 7 Thlr. 8 Gr.

Vega, G. Freiherr von, Vorlesungen über die Mathematik. 1ster Band, die Rechenkunst und Algebra enthaltend. Fünfte verbess. Aufl. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Zang, J. B., Darstellung blutiger heilkünstlerischer Operationen als Leitfaden zu seinen akademischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler. 4 Thle. in 5 Abtheilungen. 1818—21. Gr. 8. Compl. 14 Thlr. 20 Gr.

Zappe, J. K., Mineralogisches Handlexikon, oder: Alphabetische Aufstellung und Beschreibung aller bisher bekannten Fossilien, nach ihrer alten und neuen Nomenclatur und Charakteristik, nach ihrem gegnostischen Vorkommen und technisch-ökonomischen Gebrauch, sammt der in die Ordnung des Alphabets eingeschalteten Kennzeichenlehre und vielen aus der Chemie und Bergmannssprache ausgehobenen nöthigen und nützlichen Kunstwörtern. Zweite verbess. Aufl. 3 Bde. 1817. Gr. 8. 6 Thlr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von L. A. H. In sechs Theilen. Dritter und vierter Theil. 8. 50½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Theil, von gleicher Stärke, kosten auch 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1831.

F. A. Brockhaus.

Vollständiges

Wörterbuch der Artillerie.

Zu dem im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung längst erschienenen rühmlich bekannten:

Hoyer, von, Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält.

ist nunmehr ein Supplementband erschienen, der in gleichem Format mit dem vorstehenden und mit sieben großen lithographirten Tafeln versehen, alle Entdeckungen, Erfahrungen und Fortschritte enthält, durch welche dieses Fach in den letzten zwanzig Jahren und bis auf die neueste Zeit so vielfach bereichert und ausgebildet worden ist.

Mit Recht kann dasselbe daher allen Bibliotheken, Quartiermeisterstäben, Adjutanturen, Artillerie, Commandos und Regimentern, sowie jedem gebildeten Artillerieoffizier empfohlen werden.

Der Preis des Ganzen von 8 Bänden in 5 Abtheilungen, mit 25 Kupfertafeln und 7 lithographirten Tafeln, ist 18 Fl. 36 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Boike in Berlin ist erschienen:

Pfeil, Dr. W., Neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Dritte Abtheilung. Forstschutz und Forstpolizeilehre. Zweite Ausgabe. 2 Thlr. 6 Gr.

Desselben Werks vierte Abtheilung. Forstbenutzung und Forsttechnologie. Zweite Ausgabe. 2 Thlr. 6 Gr.

Die ersten Abtheilungen, die früher erschienen sind, enthalten:

Die erste Abtheilung: Die Literaturnachweisung. 1 Thlr. 4 Gr.

Die zweite Abtheilung: Holzkenntniß und Holzerziehung. Zweite Ausgabe. 1 Thlr. 20 Gr.

Die letzte Abtheilung, die Forsttaxation enthaltend, wird bald folgen.

Herabgesetzte Preise.

In allen Buchhandlungen ist ein Verzeichniß von Büchern meines Verlags, belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts, welche ich bis Ende dieses Jahres bedeutend im Preise herabgesetzt habe, gratis zu erhalten.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Bei F. E. C. Leuckart in Breslau ist soeben erschienen:

Biblische Geschichte

des alten und neuen Testaments, im Auszuge für katholische Elementarschulen, nach seinem größern Werke bearbeitet von J. Kabath, Director des kathol. Gymnasiums zu Gleiwitz. Mit hoher fürstbischöflicher Approbation. Vierte Auflage. 5 Gr.

Durch die ganz besondere Empfehlung der hohen geistlichen und weltlichen Behörden, und durch die günstigsten Beurtheilungen in kritischen Blättern, hat sich vorstehendes Werkchen eines Beifalls zu erfreuen gehabt, die ihm die Einführung in allen Schulen der Provinz, sowie des ganzen katholischen Deutschlands verschaffte, sodaß binnen kurzer Zeit drei sehr starke Auflagen vergriffen wurden.

Im Verlage von Löflund und Sohn in Stuttgart ist erschienen:

Populaire Botanik,

oder

faßliche Anleitung zur Kenntniß der Gewächse ꝛc. ꝛc. Von Professor M. Ch. F. Hochstetter zu Eßlingen. 2 Theile. Mit 328 unter Leitung des Verfassers gezeichneten Abbildungen auf 3 schwarzen und 25 sorgfältig gemalten Tafeln. Gr. 8. Preis 4 Thlr. 12 Gr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Technologische Bildergalerie ꝛc. Nach dem jetzigen Zustande der technischen Gewerbe für Jung und Alt, besonders auch für Lehrer in Schulen bearbeitet. Mit 40 Steindrucktafeln. 1831. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 54 Kr.

Soeben ist erschienen:

Kritz, Dr. P. L., Darstellung praktischer Materien des römischen Rechts. Erster Band: Ueber die Vindication und die Publicianische Klage. Gr. 8.

und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. zu bekommen.

Dresden und Leipzig, im Juni 1831.

Arnold'sche Buchhandlung.

Ich glaube sowol meinen mir günstigen Lesern als mir selbst die einfache Erklärung schuldig zu sein, daß das sieben Bogen starke Büchelchen, betitelt „Meine Großtante", welches Herr Karl Hoffmann, Buchhändler in Stuttgart, als den in seinem Verlage herausgekommenen neuesten Roman von Johanna Schopenhauer, der Lesewelt, vor Allem aber den Leihbibliotheken, für einen Thaler anbietet, nichts anders ist, als ein ohne meine Einwilligung und ohne mein Vorwissen unternommener Separatabdruck einer Erzählung, die ich für sein „Pantheon", auf sein oft wiederholtes Anhalten darum, ihm gegeben, und die auch gleichzeitig mit jenem Abdruck im letzten Bande desselben erschienen ist.

Unkel am Rhein, den 7. August 1831.

Johanna Schopenhauer.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 253. —— 10. September 1831.

Revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831.

Die preußische Städteordnung vom 19. Nov. 1808 ist ein Denkmal der Gesetzgebung, welches im In- und Auslande Anerkennung gefunden hat, und ein Beweis, auf welchen großartigen Grundlagen der kraft- und geistvolle Minister v. Stein die Restauration des preußischen Staates durchzuführen begann. Wie bald er, durch Napoleons Aechtung, auch das preußische Ministerium verlassen mußte, die Frucht seines Wirkens ging nicht verloren. Mochte von Seiten des Staates für nöthig erachtet werden, einzelne Bestimmungen jener Städteordnung abzuändern; mochte hin und wieder diese neue Gestaltung der städtischen Verwaltung manches herkömmlich Liebgewordene zu besiegen haben und Ausstellungen veranlassen; mochte der Prüfstein der Gesetzgebungswissenschaft bis in die neueste Zeit manche Mängel bemerklich machen: der Werth der Institution hat keine wesentliche Anfechtung erlitten, und Preußens edler König, wie sein trefflicher Minister, haben sich durch jenes Gesetz ein ruhmvolles Denkmal in der Geschichte der fortschreitenden Gesittung errichtet. Lauter und gar verständig ist in der Einleitung der Urkunde ausgesprochen, was der weise Gesetzgeber zunächst beabsichtigt, nämlich: dem sichtbar gewordenen Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadtgemeinde abzuhelfen, um eine wirksame Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens zu bewirken, und so einen gesetzlichen Vereinigungspunkt zu bilden zur thätigen Einwirkung und zur Belebung des Gemeinsinnes. Täuschen wir uns nicht, so liegt hierin die Berücksichtigung eines nur von wenigen Staatsmännern nach seiner verhängnißvollen Wichtigkeit gewürdigten Hauptübels, durch welches bis zu unsern Tagen hin von Jahr zu Jahr das Staatsregiment schwieriger geworden und Volksunzufriedenheit geweckt ist. Man schwankte zwischen zwei entgegengesetzten Regierungsprincipien. Nach dem einen versuchte man die Zeituhr zum Stillstande zu bringen, von den Veränderungen des Weltlaufes keine Notiz zu nehmen, im herkömmlichen Gleise beharrend, in veralteten, immer morscher werdenden Formen sein Heil suchend, während die Volksintelligenz unter der Zuchtruthe des Schicksals Riesenfortschritte machte und gleichzeitig die Regierungen ihrem Berufe, den Volkswünschen und den Zeitforderungen immer mehr entfremdet wurden. Auf der andern Seite wollte man sich kräftig wirkend zum Meister des ganzen Menschenlebens machen, um über solches für den Staatszweck desto zuverlässiger zu gebieten. So erfolgte von Seiten der Staatsbehörden eine weitverzweigte Einmischung, eine drückende Bevormundung aller Verhältnisse des Hauses, der Familie und der Gemeinden, ohne daran zu denken, daß jeder Vormundschaft eine Rechenschaft fodernde Volljährigkeit folgt. Der immer mehr erweiterte Wirkungsbereich dieses Regierungssystems ging darauf hinaus, Alles im Officiantenthume zu vereinigen, unter Controle zu stellen, zu uniformiren. Es ist vielleicht noch nirgends öffentlich zur Sprache gebracht, welcher Unterschied ist zwischen den unmittelbar aus dem Bedürfnisse erwachsenen volksthümlichen Magistraturen in Stadt und Land, und der diese erdrückenden Officiantenkaste, von der man immermehr verlangt, daß sie heimathlos, nur den Befehlen der Vorgesetzten folgend, von Localbeziehungen unberührt, von Familienbanden abgeschnitten, dastehen soll, während die Magistratur in der Oertlichkeit, in der Familienstellung, in dem Vertrauen der Landsleute, der Mitbürger und Nachbarn ihren höchsten Werth findet. Welche Last sich der Staat auf diesem Wege aufbürdete, zeigte sich auch darin, daß die umhergeschleuderten Officianten für die Einbuße der Häuslichkeit und des Familienglücks Entschädigung suchen mußten, woraus denn das ewige Drängen und Treiben nach höhern Aemtern und Titeln, nach Gehaltsvermehrung, Orden u. dgl. erwuchs.

Die preußische Städteordnung erhält einen neuen Werth, wenn man sie betrachtet als einen Vermittelungsversuch, von diesem Abwege zurückzukommen. In der That war in den preußischen Staaten jenes alles Lenken-, Leiten- und Regierenwollen am weitesten vorgeschritten, wozu Friedrichs des Einzigen Vorbild bedeutend wirkte. Das Umherjagen der Officianten aus einer Provinz in die andere, veranlaßt durch Territorialvermehrung und Verwaltungsveränderungen, vergrößerte die zwischen der Nation und dem Beamtenstande sich bildende Abneigung, Entfremdung und Spannung; und unter diesem selbst war keine rechte Eintracht, da schwerfällige Provinzialcollegien die selbständige Thätigkeit der Unterbehörden ver-

hinderten, und obenhinauf bald die Ministerien, bald Generalcontrole und Oberrechnungskammer mehr hemmend als fördernd zu wirken sich genöthigt sahen. Was in diesen Beziehungen die neue Städteordnung wirkte, zeigt sich am besten, wenn man sie zusammenstellt mit einer spätern preußischen Institution, der der Provinzialstände, welche offenbar denselben Zweck hat wie jene, nämlich die wirksame Theilnahme der Bürger am Gemeinwesen, welche nach einem höhern Gesichtspunkte die Mitwirkung zum Staatszwecke in sich aufnimmt. Während die Städteordnung, wo sie eingeführt war, einen achtungswerthen Theil der Nation beschäftigte, und in andern Provinzen, welche sie noch nicht hatten, die Wünsche, eine solche zu erhalten, durch vieljährige Zögerung noch gesteigert wurden, ging das Interesse für die berathenden Verhandlungen der Provinzialstände ganz verloren. Diese Erscheinung hatte ihren Grund weder in einer geheimen Absicht der anordnenden höchsten Staatsbehörden, noch in der Unfähigkeit der Nation, nach provinziellem Standpunkte Rathschläge zur Verbesserung des Staatsregimentes auszusprechen. Die bei der Anordnung vorwaltende Besorgniß, daß bei den Aufregungen des Zeitgeistes die zwischen der Staatsverwaltung und den Nationalwünschen bestehende Entfremdung leidenschaftlichen und störenden Lärm in Wort und Schrift veranlassen könnte, schonende Berücksichtigung veralteter ständischer Bevorrechtungen und geringes Vertrauen, welches die Ministerien in ihre eigne Thatkraft setzten, ließ sich in der Anordnung der Provinzialstände, in der geheimnißvollen Verschwiegenheit, welche ihre Verhandlungen umgab, und in den dilatorischen Bescheiden, mit welchen die Resultate der ständischen Verhandlungen der Nation bekanntgemacht wurden, nicht verkennen. Der hieraus entstehende Mangel an Theilnahme für die spärlich sichtbar gewordenen Resultate der ständischen Berathungen, die vorwaltende Meinung, daß jene Resultate auf weit kürzerm, weniger Aufwand an Zeit und Geld kostendem Wege hätten zur Reife gebracht werden können, waren wichtige Zeichen der Zeit. Wie sorgfältig man auch darauf bedacht war, von den Verhandlungen der Provinzialstände das Licht der Publicität entfernt zu halten, man konnte doch nicht verhindern, daß mit der Nachricht von gewissen lebhaften Reibungen die Wahrheit Bestätigung erhielt: der Uhr des politischen Lebens könne nicht nach Willkür Stillstand geboten werden.

Die seit 1815 den mit der preußischen Königskrone vereinigten Provinzen, welche unter der Geißel großer Umwälzungen einen sehr erweiterten politischen Gesichtskreis erlangt hatten, oft verhießene Einführung einer Städteordnung wurde seit einigen Jahren mit den Verhandlungen der Provinzialständeversammlungen in Verbindung gesetzt, indem letztern jenes Gesetz vom 19. Nov. 1808, nebst den hinzugekommenen Abänderungen und Läuterungen, zur Begutachtung vorgelegt ward, woraus, nach der höchsten Ortes erfolgten Prüfung verschiedenartiger Anträge und Foderungen, die vorliegende „Revidirte Städteordnung" vom 17. März d. J. erwuchs. Man mag nicht sagen, daß die volksthümlichste Institution, die gewichtige Gesetzgebung, welche unmittelbar in das Volksleben eingreift (denn bis zur Ertheilung eines allgemeinen Communal- und Gemeindeverfassungsstatutes ist man noch nicht gelangt), nur von obenherab gegeben und höchstens hinter verschlossenen Thüren von einigen sogenannten Volksrepräsentanten berathen ist; wie einmal der Zustand der Dinge angeordnet war — und er hatte wahrlich auch seine guten Seiten —, konnte es nicht füglich anders eingeleitet werden. Mit dieser Anerkennung schreitet man um so vorurtheilsfreier zur Beantwortung der Fragen: Welches ist der wesentliche Unterschied der preußischen Städteordnung von 1808 und von 1831? Welches Resultat ergibt die Vergleichung beider hinsichtlich der Kunst der Gesetzgebung, der Ausbildung des politischen Lebens und der wiederangeknüpften, für das Völkerglück so wichtigen Verbindung zwischen dem Privat- und dem Staatsleben? u. s. w. Hier kann nur der Ort sein, auf solche ertragreiche Punkte echtgeschichtlicher Untersuchungen aufmerksam zu machen und einige hierauf Bezug habende Bemerkungen beizubringen.

(Die Fortsetzung folgt).

Geschichte der deutschen Nationalliteratur, mit Proben der deutschen Dichtkunst und Beredtsamkeit. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen und zum Selbstunterricht dargestellt von Karl Herzog. Jena, Schmid. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

„Ihr seid das Salz der Erde", sagte der geniale Fichte zu den Gelehrten, um mit einem Worte ihre Bestimmung auszudrücken. Das Wort ist alt und bedeutungsvoll; wir könnten aber auch sagen: „Ihr seid wie die Oceaniden", aus euern verborgenen Klausen entspringen, wie aus ihren Grotten, die Quellen jener Strömungen der Geschichte, auf denen wir im gewaltigen Zuge Völker und Könige schwimmen sehen, nach dem ewigen Gesetze, daß der Mächtige nur mächtig ist, so lange er jenes Zuges souverainem Willen folgt. Zwar manches Wort und manche That dieser mysteriösen Klausner hat keine Documente und Diplome, die Zeugniß von ihm geben; dennoch kann es nicht fehlen, daß die Geschichte der Literatur, besonders wenn sie aus jenem erhebenden und einzig richtigen Gesichtspunkte betrachtet wird, einen sehr wichtigen Schlüssel zu dem Geheimniß der Geschichte des Menschengeistes abgeben muß, und wenn Fichte Recht hat, indem er die deutsche Nation den eigentlichen Lebenspunkt der Menschheit und den Hauptbürgen für den Fortschritt der Bildung nennt, so ist die Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Schlüssel zu dem innersten Tempel.

Je zarter und je bedeutungsvoller zugleich dieser Gegenstand ist, desto leichter wird er ungeschickt angefaßt werden; wir können es daher nur erfreulich finden, wenn den Hrn. Verf. überall ein sicherer Takt und eine feste Lebensansicht zu Resultaten geleitet haben, welche die bedeutendsten Fragen aus dem angedeuteten Gesichtspunkte keineswegs unbeantwortet lassen.

Wenn in neuerer Zeit die deutschen Gelehrten dem Staatsleben und der politischen Entwickelung im Allgemeinen so sehr, im Einzelnen oft bis zum Wahnwitz entfremdet sind, so ist dies freilich ungünstig für die Darstellung einer solchen Disciplin wie die deutsche Nationalliteratur, sofern das Urtheil über alle Vergangenheit aus dem lebendigen Auffassen der Gegenwart seine Sicherheit gewinnt, die Literaturgeschichte aber als Grund und Folge der politischen Geschichte jenes Urtheil wesentlich und in einer gehörigen Durchbildung und Sicherheit verlangt. Man erzählt von Archimedes, er habe sich so sehr in seine Wissen-

schaft vertieft, daß er dem römischen Mörder, der in sein Zimmer trat, zugerufen: „Verdirb mir meine Cirkel nicht!“ aber Archimedes focht mit seinen Cirkeln gegen die Räuber seines Vaterlandes. Ganz anders klingt jene Geschichte von dem Gelehrten einer deutschen Haupt- und Residenzstadt. Im Jahr 1813 stürzte eines Morgens der Bediente, bloß vor Entsetzen, in seine Studirstube mit der Nachricht: die Kosaken sprengten durch die Straßen und spießten Weiber und Kinder auf. Der gelehrte Mann drehte sich halb herum und fragte verwundert: „Ists denn Krieg?“ Beide Geschichten mögen erlogen sein, die erste von einem classischen, die zweite von einem bösen Menschen; aber sie sind charakteristisch, das läßt sich nicht leugnen. Unter diesen Umständen war es fast zu befürchten, daß ein etwaniger Bearbeiter unserer Literaturgeschichte mit wenig Sinn für politische Geschichte und ohne feste Ansicht von der Bedeutung der politischen Bewegungen unserer und früherer Zeit an seine Arbeit gehen, ein Praktiker von Fach aber schwerlich dazu gelangen werde. Allein der Zufall hat es diesmal unstreitig nicht übel gemacht. Der Hr. Verf. stand in seiner Jugend in politisch vielfach bewegten Verhältnissen seines republikanischen Vaterlandes, der Schweiz, wurde darauf ein Bewohner des thüringer Waldes, schrieb eine thüringische Geschichte und fand so Veranlassung zu historischen und statistischen Studien, welche bei einem Unternehmen wie die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von der höchsten Wichtigkeit, und hier in ihrem ersprießlichen Einflusse nicht zu verkennen sind.

Der Charakter des Buches ist eine durchaus praktische Richtung, sowol für die Methode, als auch für die Aufweisung des Verhältnisses der Literatur zum jedesmaligen Zeitgeist. In der Methode glaubt der Verf. darin von seinen Vorgängern abweichen zu müssen, daß er nicht bei einer leeren Aufzählung von Namen, Schriften und Jahrzahlen, denen Charakteristik und Kritik des Geleisteten wenig Leben zu gewähren vermag, stehen bleibt; vielmehr „hielt er die Mittheilung von Proben der Dichtkunst und Beredtsamkeit zur lebendigen Veranschaulichung der vaterländischen Literatur für unerläßlich; denn so unmöglich es sei, über die Schönheiten eines Gemäldes, das man nur aus Beschreibungen und Urtheilen kennt, eine richtige Vorstellung zu fassen, ebenso schwer sei es auch, zu einer wahren Ansicht von der Beschaffenheit der Literatur zu gelangen, wenn man sie nur aus einer beurtheilenden Darstellung kennen lernte“. Und in der That man muß sich wundern, daß dies nicht längst erkannt und versucht ist, wiewol auf der andern Seite nicht geleugnet werden soll, daß es für einen Schriftsteller, zumal einen der unsrigen, sehr schwer hält, sich bei so günstiger Gelegenheit, wie eine Literaturgeschichte sie darbietet, von dem kritischen Kitzel nicht in die Breite treiben zu lassen, dann aber auch jene musterhaften Schriften, wie die von Schlegel, Bouterwek, Wachler u. A. erst vorhergegangen sein mußten, um mehr auf die Belege der Ausführungen als auf diese selbst zu halten. Wir müssen hier die Resignation des Hrn. Verf. dankbar anerkennen, daß er weniger nach frischen Kritiken gehascht, als treffende Berichte vom Stande der Sachen zu geben gesucht hat. Charakteristisch ist in dieser Beziehung sein Urtheil über Klopstock (S. 342): „Klopstock ist einer der größten, edelsten und eigenthümlichsten Dichter Deutschlands“. So lautet unstreitig Klopstock's alte Firma, obgleich wir überzeugt sind, daß man dem Hrn. Verf. nicht leicht eine ärgere Lesepönitenz auferlegen könnte, als wenn man von ihm verlangte, er solle den „Messias“ durchlesen, ein Buch, welches in unserer Zeit schon unsleich mehr besrottet als bewundert wird, freilich das Eine vielleicht ebenso sehr mit Unrecht als das Andere, von einer gewissen Seite wenigstens, mit Recht.

Mindestens ebenso wichtig als diese Methode der Veranschaulichung des ganzen Literaturgebiets (oder, um genauer zu reden, des antiquirten Theils der Literatur, denn der neuere Zeitraum ist nicht in derselben Weise behandelt, weil die Belege eben noch in Jedermanns Händen wären), mindestens ebenso wichtig muß uns die Beziehung erscheinen, die zwischen politischer und Literaturgeschichte aufgewiesen worden. Wie der Geist der Zeit sich in der Literatur abspiegele, suchen meistens die Einleitungen zu den verschiedenen Zeiträumen und Abschnitten glücklich zu zeigen. Ein Beispiel davon, das zugleich für unsere Zeit nicht ohne Bedeutung ist und die threnwerthe Gesinnung des Hrn. Verf. auf eine sprechende Weise bethätigt, gibt die Schilderung der Zeit gleich nach dem dreißigjährigen Kriege. Sie verfährt folgendermaßen: „Während der 47jährigen Regierung Kaiser Leopolds I., von 1658—1705, der mit den Türken und Franzosen in Krieg verwickelt war, konnte sich das deutsche Volk aus seiner Erniedrigung und Schlaffheit nicht erheben; das lebendige Gefühl seiner volksthümlichen Einheit und Stärke war für immer verloren und der Gemeinsinn entschwunden; es gab wol Oestreicher, Sachsen, Brandenburger, Baiern u. s. w., aber keine Deutsche mehr. Die Fürsten und Herren, gegen 1300 an der Zahl, regierten alle durch Gottes Gnaden; ihnen war das Land sammt den Leuten; die große Masse des Volkes trug das schwere Joch der Lehnsbarkeit; die Rechte der Landstände waren hier erloschen, dort in der Hand gewissenloser Vertreter den Höfen feil; die öffentliche Verwaltung führten Heere von Beamten; Söldner hielten, indem sie das Mark der Länder verzehrten, deren Bewohner im Zaum; hoch begünstigt durch mancherlei Freiheiten, und sie als rechtliches Erbe in ihrem ganzen Umfange benutzend, ragte der Adel über das Volk empor. Da gab es nur Herren und Unterthanen; höchstens in den Reichsstädten fanden sich noch Bürger; aber nur die wenigsten hatten sich gegen Aristokratismus verwahrt, der auch in republikanischen Verfassungen der Tod des Rechts und der Freiheit ist“.

„Auch der sittliche Zustand des Volkes hatte während des langen Krieges durch die Ausschweifung der Soldaten und die furchtbare Verarmung der Bürger und Landleute viel gelitten; doch zogen mit dem Frieden und der Ruhe auch wieder Ordnung und Zucht, Ehrbarkeit und Frömmigkeit in die Hütten und Werkstätten ein und wurden wieder die hervorstechendsten Eigenschaften des politisch vernichteten Volkes. Die Fürsten, der Adel und die vornehmen Bürger der Städte aber gefielen sich in thörichter Nachahmung der Sitten und Moden des seit Ludwig XIV. herrschend gewordenen Frankreichs. Mit den Sitten wurde auch die französische Sprache in Deutschland einheimisch; der Adel hielt es für ein Abzeichen seines höhern Standes, französisch sprechen oder vielmehr radebrechen zu können; die französische Sprache wurde bald die allgemeine Hofsprache an den deutschen Fürstenhöfen, und die Muttersprache als dienende Magd in die Gesindestuben und Ställe verwiesen. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann unter den sogenannten höhern Ständen die ebenso lächerliche als für die Entwickelung der deutschen Literatur verderbliche Sprachmengerei, das galante Kauderwelsch, indem man französische, lateinische und italienische Wörter und Redensarten mit der Muttersprache mengte und sowol im Gespräch als in Schriften gebrauchte. So zu reden und zu schreiben galt für zierlich und galant, und diese Geschmacklosigkeit riß bald allgemein ein und erreichte gegen das Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts einen sehr hohen Grad. So waren weder die politischen noch die sittlichen Verhältnisse der Nation der Bildung und Entwickelung einer neuen Nationalliteratur günstig“.

Diese einfache klare Darlegung der Wechselbeziehung des politischen und literarischen Lebens halten wir dem Zwecke des Verf. in vollkommen angemessen und sehr fruchtbar, sofern sie nicht über das Historische hinausgeht, dies aber zur möglichst größten Lebendigkeit erhebt und zu den unmittelbaren Interessen jedes für das Gute empfänglichen Gemüthes in die innigste Beziehung setzt.

Von ungleich höherm Interesse dürfte es jedoch sein, dem Verf. in der ihm völlig eigenthümlichen Darstellung der Geschichte der Humanisten, welche auf S. 158 beginnt, zu folgen. Diese Männer, welche zuerst aus eigenen Mitteln Anstalten zur Einführung der humanistischen Studien anlegten,

dann allmälig geltend wurden und zu unserer jetzigen wissenschaftlichen Verfassung den Grund legten, waren die Lehrer der Männer und der Zeit, die der schönste Stern in unserer Geschichte sind. Diese Männer hielten treu zusammen, und „als der alte Rudolf Lange, ein 79jähriger Greis, die Nachricht von den Sätzen, welche Luther gegen den Ablaß bekanntmachte, erhielt, da rief er mit dem Seherblick eines Propheten aus: Gott Lob, die Zeit ist angebrochen, wo die Finsterniß aus Kirchen und Schulen gänzlich vertrieben, und Klarheit und Reinheit eingeführt wird".

Die Entstehung und Ausbreitung dieser Opposition, die Erzeugung und Geltendmachung ihres Ideals, und sein Fortwirken endlich bis auf unsere Tage hinab — dies Alles auf bestimmte Namen, Bestrebungen, Hindernisse und Glücksfälle zurückgeführt zu sehen, ist wahrhaft apokalyptisch für den Gang der Weltgeschichte, und wenn es wahr ist, daß der Hr. Verf., wie wir vernehmen, ein eignes Werk über die Humanisten und ihre Geschichte unter der Feder hat, so können wir ihm nur Glück zu einem solchen Unternehmen wünschen, in der festen Ueberzeugung, daß ihn auch hier seine Gründlichkeit und seine würdige Ansicht der Dinge zu einem guten Gelingen verhelfen werden. Einzelnen Mängeln dieses vorliegenden Buches wird hoffentlich baldigst durch eine zweite Auflage abgeholfen werden, wo wir denn freilich auf eine etwas ausführlichere Behandlung der zweiten Abtheilung dringen müßten. 153.

Höchster Blütenstand der Literatur in Baiern.

Dieser ist dermal ein unglaublicher, nachdem es im Verlauf einiger Jahre gelungen ist, durch die allerwärts neuerrichteten Kapuziner- und Nonnenklöster, die Gesellschaften für gute katholische Bücher*) und die in der Hauptstadt und in Augsburg errichteten Commanditen der als Buchhändler weltberühmten Herren Mechitaristen in Wien dem beinahe ausgelaufenen Rade der Zeit einen neuen Kraftschwung rückwärts zu geben. Das neueste augsburger Novitätenverzeichniß vom Bureau der ausländischen Gebet- und Erbauungsbücher läßt Alles zurück, was man bisher in dem finstern, barbarischen, vandalischen und kunstödden Norddeutschland zu liefern hat versuchen können. Es wird uns hier um die großmüthigsten, allergeringsten Preise, und auch da noch, wenn wir gleich bezahlen, um 50 Proc. Rabatt angeboten: Natter's „Katholisches Andachtsbuch", Desselben „Katholisches Gebet- und Erbauungsbuch"; Reiter's „Katholisches Gebetbuch"; Silbert's „Gelobt sei Jesus Christus", Desselben „Gegrüßt seist Du Maria", Desselben „Geheiligt werde Dein Name", Desselben „Goldener Weihrauchsaltar", Desselben „Schmerzhafter Kreuzweg", „Die sieben Freuden der allerseligsten Jungfrau Maria und die sieben Schmerzen", „Das Ave Maria in sechs Betrachtungen", „Die lieblichen Blumen der süßen Andacht", „Elf kurze Betrachtungen über die zehn Gebot", „Die sieben Haupttugenden", „Die merkwürdige Lebensgeschichte der heiligen Anna", „Der heiligen Notburga", „Die sieben heiligen Sacramente in 8 Kupfern dargestellt", „Das salve regina", „Die acht Seligkeiten". Von dem Hrn. Decan und Pfarrer Märtles in Offenbach, wenn wir nicht irren, dem tapfern Streiter für die Mauern Israels auf dem münchner Landtag, erhalten wir: das Leben des Erzpatriarchen aller Mönche, der heiligen Maria Magdalena, des heiligen Franciscus von Assisi; ja, um Herder's, Göthe's Werken nicht nachzustehen, werden hier ausgeboten: Silbert's (man staune, des großen Silbert!) sämmtliche Werke, in 45 Bänden, jedes Bändchen zu 20 Kr.; o herrliche, o süße Gabe! z. B.: „Leitstern auf der Heilsbahn", „Geistliche Myrthenkron", „Die heilige Lyra", „Der Wegweiser (warum nicht lieber gleich der Eilwagen) zum Himmel", „Der geistliche Kampf", 59 Kupfer, welche die Lauretanische Litanei bildlich darstellen, „Die sieben Werke der Barmherzigkeit" für 12 Kreuzer. Aber auch an Taschenbüchern läßt es dieser herrliche augsburger Zeitgeist nicht fehlen, als: „Taschenbuch für die Erbauung", 24 Bändchen, auf Velinpapier. Diesem herrlichen Wirken schließt sich auch das bairische Oberconsistorium an durch akademische Reden über die Glückseligkeit der alten Merovingerzeit, die Vortrefflichkeit der Klöster, die Würdigkeit der alten Druiden, besonders auch durch die allervortrefflichsten Tractätlein, Gebetlein und Christeffelösagen, welche der treue Knecht Gottes und des Oberconsistoriums, Hr. Brand in Roth, jetzt durch seine gnädigen Gönner zum Dechant in Windsbach befördert, in allen Fuhrmannsniederlagen und selbst auf offener Straße austheilen läßt. Wenn wir sehen, wie die Göttin der Geschichte mit ämsigem Griffel in die Annalen des bairischen Ruhmes schreibt, so sollen wir nur sicherlich glauben, daß es gar nichts anders sei als der Katalogus dieser unsterblichen Werke. Et dixit ad me (Mechitarista et venerabilis Dominus Decanus): Fili hominis, comede volumen istud; et aperui os meum et cibavit me volumine isto et dixit ad me: Fili hominis, venter tuus comedet et viscera tua complebuntur volumine isto, quod ego dedi tibi. Et comedi illud, et factum est in ore meo sicut mel dulce. Ezechiel, Cap. 3. Guten Appetit! 142.

*) Nach dem von S. k. Maj. in Baiern bestätigten münchner katholischen Büchervereln sollen künftig nur Bücher von katholischen Verfassern für nützliche Bücher erachtet werden. Auch ist ebendaselbst eine Aufforderung zu einer katholischen Naturlehre ergangen, in der Münchner Zeitung, 1830, Nr. 331. S. auch die Vorstellung der nürnberger und münchner Buchhändler gegen die Eingriffe dieser sogenannten katholischen Büchervereine (Nürnberg, 1831).

Notizen.

Chateaubriand's eigentlicher Name ist Lepretre; sein Vater, Stockfischhändler in St.-Malo, kaufte sich ein Landgut, das früher der ausgestorbenen Familie von Chateaubriand gehörte und durfte sonach diesen Namen annehmen. (Heiberg's „Grindringer", S. 209.)

Sehr interessante Notizen über das häusliche Leben und die Privatverhältnisse des unsterblichen Canning theilt die jetzt erschienene Correspondenz von Sir John Sinclair im 2. Bande mit (London, 1831, 2 Bände).

In einer zu Neuyork am 20. Okt. 1830 gehaltenen Versammlung von Freunden wissenschaftlicher Bildung sprach unter Andern ein Dr. Lieber aus Boston (der in Halle studirt hat) über die Einrichtung amerikanischer Universitäten nach dem Vorbilde der deutschen. Es heißt darin: „Woher besitzen die deutschen Universitäten eine solche Ausbildung? Was erhält den wahrhaft wissenschaftlichen Geist unter den Professoren? Ich antworte: der wissenschaftliche Geist der ganzen Nation, eine Folge des gänzlichen Mangels an öffentlichem Staatsleben, der Vernichtung ihrer politischen Existenz als Nation seit Jahrhunderten und der durch die Reformation bewirkten Gedankenfreiheit: kurz, eine Folge der Thatsache, daß der Deutsche nur in sich lebt, ein theuer genug gekauftes Gut. Mir däucht, daß ein Deutscher, selbst wenn er, wie die englischen fellows, einen bestimmten Jahrgehalt erhielte, dennoch für die Wissenschaft thätig und eifrig bleiben würde: denn fast das einzige Feld für den deutschen Ehrgeiz (ich meine den Ehrgeiz, welcher sich über das Leben des Einzelnen hinaus nach andern Auszeichnungen als nach Titeln und Reichthum sehnt) ist die Wissenschaft". Die ganze Rede steht in dem von John Delafield herausgegebenen „Journal of the proceedings of a convention of literary and scientific gentlemen" (Neuyork, 1831). 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 254. — 11. September 1831.

Revidirte Städteordnung für die preußiſche Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831.

(Fortſetzung aus Nr. 253.)

Wenn man bei dem Entwurfe einer neuen oder einer revidirten Städteordnung ausgegangen wäre von dem Familienbande, aus welchem das Gemeinweſen (mithin jeder Communalverein) entſteht und ſtufenweiſe zum Staate emporwächſt, und die Zweckmäßigkeit erkannt hätte, eine allgemeine Gemeinordnung der Städteordnung vorauszuſchicken, ſo hätte man ſich wol kürzer faſſen und doch weniger lückenhaft erſcheinen können. Jedes Gebäude wird durch fleißig-ſorgfältiges Ausmauern des Fachwerkes nur noch hinfälliger, wenn nicht zuvor für eine einfach-tüchtige Grundlage geſorgt iſt. Was den äußern Umfang betrifft, ſo hat die neue Städteordnung ſich auf 139 §§. beſchränkt, während die frühere 208 §§. zählte. Die Titel- und Materienfolge iſt bei beiden Geſetzen im Ganzen dieſelbe, mit der Abweichung, daß bei dem frühern der erſte Titel von der oberſten Aufſicht des Staates über die Städte, bei dem revidirten der letzte (XI.) von der Oberaufſicht über die Stadtverwaltung redet. Stellen wir die verſchiedenen Redactionen derſelben Beſtimmung hier in extenso einander gegenüber. Die Städteordnung von 1808, §. 1 u. 2:

Oberſtes Aufſichtsrecht des Staats. Dem Staat und den von ſolchem angeordneten Behörden bleibt das oberſte Aufſichtsrecht über die Städte, ihre Verfaſſung und ihr Vermögen, inſoweit nicht in der gegenwärtigen Ordnung auf eine Theilnahme an der Verwaltung ausdrücklich Verzicht geleiſtet iſt, vorbehalten.

Die Form, das Wort dieſes §. fällt auf durch die ſonderbare Verflechtung poſitiver und negativer Rechtsverhältniſſe, und man eilt um ſo geſpannter zu dem folgenden §., um hier zu erfahren, in welchen poſitiv anzugebenden Punkten der Staat auf eine Theilnahme an der ſtädtiſchen Verwaltung nicht Verzicht geleiſtet habe.

§. 2. Ausübung derſelben. Die oberſte Aufſicht übt der Staat dadurch aus, daß er die gedruckten Rechnungsextracte oder die öffentlich darzulegenden Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einſieht, die Beſchwerden einzelner Bürger oder ganzer Abtheilungen über das Gemeinweſen entſcheidet, neue Statuten beſtätiget und zu den Wahlen der Magiſtratsmitglieder die Genehmigung ertheilt.

Die im erſten Gliede ſtehenden „gedruckten Rechnungsextracte" nehmen ſich um ſo ſonderbarer aus, da mit dem „Einſehen" wenig gewonnen iſt. Man kann es ſich nicht verhehlen, daß die dem Staate nothwendig zuſtehende letzte Entſcheidung und Decharge des ſtädtiſchen Haushaltes beſſer geſichert wäre, wenn ſolche hier nach beſtimmten Formen und Erfolgen, mit Bezugnahme auf hierhergehörige Stellen des Landrechts, ausgeſprochen wurde. Einſichtsvoll dieſe mangelhafte Stelle verbeſſernd und ergänzend, redet dagegen die revidirte Städteordnung:

Die Oberaufſicht des Staates über die Städte wird durch die Regierungen ausgeübt. Dieſe ſind berechtigt und verpflichtet, a) ſich Ueberzeugung zu verſchaffen, ob in jeder Stadt die Verwaltung nach den Geſetzen überhaupt und nach gegenwärtiger Ordnung (vielleicht hätte noch hinzugeſetzt werden können: nach den Statuten) insbeſondere eingerichtet ſei; b) dafür zu ſorgen, daß die Verwaltung fortwährend in dem vorgeſchriebenen Gange bleibe und angezeigte Störungen beſeitigt werden; c) die Beſchwerden Einzelner über die Verletzung der ihnen als Mitglieder der Gemeinde zuſtehenden Rechte zu unterſuchen und zu entſcheiden; d) die Stadtgemeinde zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, und e) in den Fällen zu entſcheiden, welche in dieſer Ordnung (in dieſem Geſetze) dahin verwieſen ſind. In allen Gemeindeangelegenheiten geht der Recurs an die Regierung, und gegen die Entſcheidung derſelben bleibt der Recurs an die höhern Staatsbehörden vorbehalten. (Hätten dieſe nicht namhaft gemacht werden müſſen?) Der Rechtsweg iſt aber gegen die Entſcheidung der Regierung nur dann zuläſſig, wenn die Klage auf einen ſpeciellen privatrechtlichen Titel gegründet wird. Ueber allgemeine Verwaltungsgrundſätze und deren Anwendung gebührt dem Richter kein Ausſpruch (nach „gebührt" haben wir ein ſehr müßiges „aber" ausgelaſſen).

So weit die Verbeſſerung des Geſetzes; dann folgt noch ein Schlußſatz, in welchem auf eine höchſt betrübte Weiſe die neueſten Zeitverirrungen reflectiren.

Wenn wider Erwarten die Mehrzahl der Bürgerſchaft ſich einer ganz beſondern Pflichtverletzung (hatte der Geſetzgeber hier wol nicht Geſetzesübertretung im Sinne, indem er Pflichtverletzung ſchrieb?) ſchuldig machen ſollte, ſo behalten Wir Uns vor, einer ſolchen Stadt die ihr durch dieſe Städteordnung verliehene Verfaſſung zu entziehen.

Ein verhängnißvoller Ausſpruch, nach welchem die Städteordnung mehr wie eine königliche Gnadenverleihung als ein aus dem Staatsbedürfniſſe und dem Staatszwecke hervorgegangenes Geſetz erſcheint. Liegt überall der Fall, welcher hier vorausgeſetzt wird, in der Wahrſcheinlichkeit, und iſt es nicht für jeden Preußen höchſt ſchmerzlich, auf dieſe Weiſe an das Unwahrſcheinlichſte, für deſſen Begegnung es einem kraftvollen Staatsregimente nicht an Mitteln fehlt, erinnert zu werden? Auf welche Weiſe ſoll bei einer ſo hochwichtigen Staatsangelegenheit

die Zählung vorgenommen werden, um die „ganz besondere Pflichtverletzung der Mehrzahl der Bürgerschaft" auszumitteln? Dieses wird um so schwieriger sein, da beim Ausbruche aufrührerischer Parteiungen und des Pöbelunfuges die Einwohner nicht die schlechtesten sind, welche, den Beruf der Hausväter sorglich wahrnehmend, theilnahmlos den Sturm vorüberrauschen lassen. Ferner: Wenn einer Stadt die als Gnade oder als Gesetz verliehene Verfassung so entzogen wird, in welches Verhältniß tritt sie dann? In das der Willkür oder des Gesetzes? Ist Letzteres der Fall, welches ist das Gesetz? Wir wurden neuerlich daran erinnert, daß eine Gesetzgebung des classischen Alterthumes keine Strafe aussprach gegen den Vatermord. Wir müssen den eben zur Rede gebrachten Fall staatsverbrecherischer „Pflichtverletzung" dem Vatermorde gleichstellen und es für ein Wahrzeichen der Gesittung des Zeitalters halten, wenn die Gesetzgebung sich nicht genöthigt glaubte, sich darüber auszusprechen.

Doch, einmal in die Kategorie der Fragenden gerathen, fähret Ref., indem er vorstehende Zeilen wieder durchsieht, fort, sich die Fragen aufzuwerfen: Für wen ist dieses geschrieben? Wer wird es lesen, wer unbefangen würdigen, ohne in Misdeutungen zu verfallen? Kann dem Gesagten der Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden, daß es sein Entstehen nur der wunderlichen Eigenschaft der Menschen, das Interesse für eine Sache durch Tadel kundzuthun, zu verdanken habe? Wie auch hierauf die Antwort lautet, sie wird immer gutes Material zu Unterhaltung über die Gesittung des Zeitalters zugehöriger Gegenstände darbieten und insofern nicht nutzlos sein.

Ein Gesetz wie die Städteordnung muß ganz besonders beurtheilt werden, nach dem in dasselbe gelegten Keime, auf ordnungsmäßigem Wege dessen Mängel zu verbessern, die Allgemeinheit seiner Norm durch gesetzliche, von den Localverhältnissen erfoderlich gemachte Modificationen für einzelne Städte auszugleichen und seine Bestimmungen in der Zukunft nach dem Zeitbedürfnisse fortzubilden. Nur so tritt der Gesetzgeber aus dem gefahrvollen Wahne, unbedingt gebieten zu können, was einzelnen Personen und Corporationen nützen soll; nur so entgeht er dem Vorwurfe, eine vormundschaftliche Machtvollkommenheit über die Nachwelt sich anzumaßen. Schon die frühere Städteordnung, §. 170 fg., enthielt hierüber Bestimmungen, welche in der revidirten Städteordnung ausgebildet und §. 1—4 vornhingestellt sind. Hier heißt es:

Die Verfassung der Städte beruhet auf gegenwärtiger Ordnung und auf besondern Statuten für die einzelnen Städte. Jede Stadt soll ein Statut erhalten, welches alle Vorschriften über die Verfassung in sich begreifen muß, die daselbst außer dieser Ordnung gelten sollen. Jedenfalls muß dasselbe enthalten: 1) eine genaue Bestimmung aller Punkte, in Rücksicht welcher dieses Gesetz selbst Verschiedenheiten innerhalb gewisser Grenzen nachgelassen hat; 2) alle übrigen Punkte, welche noch außerdem in den einzelnen §§. des Gesetzes dahin verwiesen sind. Es kann aber auch ausnahmsweise enthalten: Abweichungen von diesem Gesetze, sofern dergleichen nach der Eigenthümlichkeit einzelner Städte nöthig befunden werden. Vorschläge zur ersten Abfassung der Statuten oder deren Aenderung können sowol von einer der Stadtbehörden (Magistrat und Stadtverordnetenversammlung) als auch von den vorgesetzten Staatsbehörden ausgehen.

Nach der gleich folgenden Bestimmung, wie solche Vorschläge geprüft werden müssen, um ins Leben zu treten, hätte man diesen Vordersatz füglich mit Schweigen übergehen können. Der Einwurf, daß der Fall denkbar sei, wo ein Mann, der weder zu den Stadt- noch den Staatsbehörden gehört, berücksichtigungswerthe Vorschläge zur Abänderung der Statuten macht, erledigt sich dadurch, daß ein solches Individuum leicht auf ordnungsmäßigem Wege Verbesserungsvorschläge durch die Behörden zur Berathung bringen kann. Man konnte ohne Nachtheil den §. beginnen:

Sie (die Vorschläge) werden jederzeit von den Stadtbehörden berathen und begutachtet, dann durch die Regierungen und Oberpräsidenten, mit ihrem Gutachten begleitet, an das Ministerium des Innern eingereicht, dessen Bestätigung zu ihrer Gültigkeit hinreicht, wenn sie sich auf ihren nothwendigen Inhalt (§. 2) beschränken. Enthalten sie aber Abweichungen vom Gesetze (§. 3), so erlangen sie ihre Gültigkeit erst durch Unsere landesherrliche Bestätigung und die gehörige Bekanntmachung.

Der Sinn dieser Bestimmungen ist der Sache entsprechend; dieses möchte sich aber nicht behaupten lassen von der Fassung, vom Vortrage. Dieser ist wol der schwächste Theil der neuen Städteordnung, und doch ein so wesentlicher Theil der schwierigen Gesetzgebungskunst. Jeder Mangel sprachkundiger Präcision wird verhängnißvoll. In der eben mitgetheilten Stelle sind die Worte, bei welchen Ausstellungen zu machen sind, mit größerer Schrift gedruckt.

Die Frage: Welche gesetzliche Bestimmungen sind erlassen, um die Städteordnung von 1808 abzuändern oder näher zu bestimmen? führt auf Punkte, wo, besonders bei der Gewerbsfreiheit, bei der Fähigkeit der Juden zu Gemeindeämtern und bei dem Verhältnisse der Bürger zu den Schutzverwandten entschieden werden muß, was, nach allen Rechtsbeziehungen, ein Staatsbürger, und was mithin das Staatsbürgerrecht sei? Wenngleich nun die Gesetze (z. B. das vom 11. März 1812, §. 1 u. 2, und §. 12, wo ausdrücklich auf ein Staatsbürgerrecht hingewiesen ist, und an mehren Stellen) von preußischen Staatsbürgern reden, so sucht man doch im Bereiche der preußischen Gesetzgebung vergeblich nach einer vollständigen Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand, dessen ausführliche Darlegung das Zeitbedürfniß erheischt. Was übrigens abgeändert und näher bestimmt ist über Zahl und Ernennungsform der städtischen Beamten, über Salarirung und Pensionirung derselben, über Trennung der Justizverwaltung von der Communalverwaltung, über Kostenbestreitung der erstern, über Unterhaltung der gewöhnlich mehr kostspieligen als Nutzen schaffenden Polizei u. s. w., mag recht sachdienlich sein. Wer sich genauer mit dem Unterschiede zwischen der alten und der neuredigirten Städteordnung zu beschäftigen Veranlassung findet, wird nicht ohne Befriedigung nach einer diesen Gegenstand abhandelnden, soeben erschienenen Schrift greifen.

Wichtig ist die Bestimmung der Theilnahme und

Mitgliedschaft des Bürgerrechtes. Die alte Städteordnung sagt, §. 15:

Das Bürgerrecht besteht in der Befugniß, städtische Gewerbe zu treiben und Grundstücke im städtischen Polizeibezirke der Stadt zu besitzen. (Was soll hier der Zusatz: „der Stadt", sagen?) Wenn der Bürger stimmfähig ist, erhält er sogleich das Recht an den Wahlen der Stadtverordneten Theil zu nehmen, zu öffentlichen Stadtämtern wahlfähig zu sein und in deren Besitze die damit verbundene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, nebst Ehrenrechte zu genießen.

Diese Materie behandelt die revidirte Städteordnung, §. 11 fg., nach geläuterten Ansichten: „Bürger ist Derjenige, welcher das Recht gewonnen hat, an den öffentlichen Geschäften der Stadtgemeinde durch Abstimmung bei den Wahlen Theil zu nehmen". Die Befugniß, in einer Stadt zu leben, Gewerbe zu treiben u. s. w., ist nicht abhängig vom Bürgerrechte; dieses ist nur erforderlich, um zu dem Ehrenrechte der Theilnahme an der städtischen Verwaltung zu gelangen; doch sind berechtigt und verpflichtet zur Erwerbung des Bürgerrechtes Diejenigen, welche im Stadtbezirke ein Grundeigenthum haben, dessen geringster Werth in kleinen Städten nicht unter 300 Thlr., in größern nicht über 2000 Thlr. bestimmt sein soll; ferner Diejenigen, welche im Stadtbezirke ein stehendes Gewerbe betreiben und aus demselben eine reine Einnahme beziehen, „deren geringster Betrag auf 200—600 Thlr. zu bestimmen ist". Berechtigt, aber nicht verpflichtet zur Erwerbung des Bürgerrechtes sind Diejenigen, welche aus andern Quellen ein reines Einkommen von wenigstens 400—1200 Thlr. nachweisen und wenigstens 2 Jahre lang in der Stadt gewohnt haben. Hiernach kann eine große Masse von Städtebewohnern von der Theilnahme am Gemeindewesen ausgeschlossen bleiben, weil sie den Normalsatz eines jährlichen reinen Erwerbs von 200 Thlr. nicht nachweisen kann oder will. Wenn hiernach, gewiß nach wohlerwogenen Gründen, die niedere Volksclasse von der Theilnahme an der städtischen Verwaltung ausgeschlossen wird, so kann man sich doch schwer mit dem Gedanken befreunden, daß nicht jeder tadellose Mann, jede Einwohnerclasse einer Gemeinde das Recht haben soll, durch Abgabe einer Stimme die Mitbewohner, welchen sie bei der Stadtverwaltung das meiste Zutrauen schenkt, zu bezeichnen. Den Armen an irdischer Habe muß deshalb, weil sie nur arm sind, nicht die Verpflichtung des stummen Gehorsams auferlegt werden; wo die irdische Habe mangelt, ist oft die beste Entwickelung der geistigen Thätigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Darmstadt, d. 22. August 1831.

Während beinahe überall in Deutschland Bemühungen eintreten, die Censur zu verbannen und vollkommene Preßfreiheit, mit den nothwendigsten Garantien gegen deren Mißbrauch, gesetzlich eingeführt zu sehen, regt es sich auch mehr und mehr, im bezeichneten Sinne, im Großherzogthume Hessen. Bald — so flüstern sich Männer freien Worts und freier Rede nicht zu, sondern sie sagen es laut und offen — wird die Zeit aufhören, wo die Censur in Darmstadt nicht blos Lebenden ihre Gedanken streicht, sondern auch Todten, und wo man nur deswegen in Gießen keinen Censor hat, weil er zufällig am 4. Juni d. J. starb, und dort die ganze Zeit über nichts die Censur passiren konnte oder wollte. Und diese Männer haben mindestens in Dem Recht, was sie Thatsächliches jenem Raisonnement einweben. Als nämlich die „Hessischen Blätter" am Preß- und Concessionszwange elendiglich hier umgekommen waren, aber noch 3 Nummern vom Junimonate d. J. fehlten, sammelte ihr ehrlicher Verleger, was ihm nach und nach von der Censur als „politisch" zur Aufnahme ins Blatt verweigert worden war, that einiges Neue hinzu und bedruckte einen Bogen in Octav damit, welcher den Abonnenten der „Hessischen Blätter" als Entschädigung zugesandt werden sollte. Nichts war natürlicher, als daß man auf dem Umschlage jene eben bezeichnete Eigenschaft zum Titel erhob; darauf setzte: „Entschädigung für die Abonnenten der hessischen Blätter". Aber nein! Der Censor verlangte, das Heftchen solle einen gehörigen Titel haben. Was machen? O, das Leichteste von der Welt — einen Titel. Er hieß: „Ueber einige interessante Gegenstände unserer Zeit, mit besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Hessen". Also das war beseitigt. Aber die Aufsätze selbst? Diese kamen ziemlich gnädig durch, denn wie die Soldaten in Reih' und Glied und die Kinder in der Tanzschule nach und nach Anstand, Conduite oder was sonst bekommen, so auch die Autoren, bei häufiger Berührung mit Censoren. Vielleicht hilft hier schon der Gleichklang: oren, woran diese jene oft nehmen, aber allerdings nicht immer ungestraft. Kurz, die Artikel der Lebenden kamen gut durch, und sogar nachstehendes Räthsel fand Aufnahme:

Cicero und Cato wußten nichts von mir;
Einem Paar' verdankt mein Dasein ihr;
Niemand noch bequem; nicht Schild, nicht Zier;
Sei recht bald auch ein Gesetz dafür:
Unrecht zügelnd, da und dort und hier; —
Rechter Hand nicht, nein, zur Linken sieh' ich Dir.

Allerdings, die Auflösung war dem Räthsel nicht beigefügt, und mit großem Unrecht. Denn gibt es nicht so viele unaufgelöste Räthsel in der Welt — moralische, dogmatische, politische, und nun soll den Autoren gar noch erlaubt sein, unaufgelöste Räthsel wie eine Art Moses ins Schilfrohr der neuesten Litteratur zu setzen, damit Prinzessinnen oder sonst vornehmen Personen die Lösung schwer fällt, oder gar ein wohlthätiger Strich des Censors unterbleibt? Abscheulich! Einem Censor, einem Gelehrten oder Staatsdiener, zuzumuthen, daß er Räthsel löse! Nein, ein Strich wäre hier nicht genug; sondern wenigstens 25, wobei, durch gerechten Schreibefehler, die Striche in Streiche für den Autor sich verwandelten. Dabei das Wort: „Linke" passiren zu lassen, was nothwendig an die äußerste Linke erinnert, denn diese Linken wollen immer das Aeußerste! Gerade jenes unschuldige schuldige Linke aber hätte den Censor aufmerksam machen sollen. Besonders wenn er dabei in Erwägung zog, daß die Anfangsbuchstaben jeder Verszeile mit lateinischen Lettern gedruckt waren. Aneinandergereiht bildeten sie das Wort: „Censur". Es bedurfte also weniger einer eigentlichen Lösung denn einer uneigentlichen Lesung, und so bleibt doch wieder die Wahrscheinlichkeit übrig, daß der hiesige Censor genau wußte, was er that.

Aber — wir kommen zu den Artikeln der Todten, und zwar eines Todten, der schon über 150 Jahre todt ist. Dieser gute Mann — es war Spinoza — hatte nicht nur das Unglück, von jüdischen Aeltern geboren zu sein und während seines Lebens für einen Atheisten gehalten zu werden, nein, auch so lange Zeit nach seinem Tode wiederholte sich ihm eine nicht sehr angenehme Erfahrung seiner ersten Jugendtage: — er ward beschnitten. Wirklich, es klingt unglaublich. Wir wissen zwar von Leuten, die sich 2 Mal taufen lassen, aber dann leben sie mindestens noch; und nun — Beschneidung nach dem Tode! Aber

„Es ist so, es ist wirklich so" —

man hat es Ihrem Einsender nicht blos geschrieben, sondern ein

hiesiger Freund hat's ihm erzählt, dem's wieder ein hiesiger Freund erzählte, der — wenn wir nicht irren — von einem Hessischen-Blatt-Actionnair es erfuhr.

Kurz: Spinoza schrieb vor 160 Jahren einen theologisch-politischen Tractat, worin er über Preßfreiheit Manches äußerte — nicht enthusiastisch (denn das freilich wäre unzulässig gewesen), sondern ordinair-philosophisch, recht klug oder besser vernünftig, recht scharfsinnig und tief. Diese Aeußerungen waren auszugsweise in einem Aufsatze über Preßfreiheit zusammengestellt und mit einer sehr gemäßigten Einleitung versehen worden. Sie sollten einen Theil jener umgetauften Abonnenten-entschädigung füllen. Aber — die Censur! Vergebens, daß Spinoza zwar todt ist, aber fort und fort in seinen Schriften lebt, vergebens, daß diese Schriften in der ganzen Welt und sogar auf der hiesigen großherzoglichen Hofbibliothek sich finden, vergebens, daß jene Auszüge so wortgetreu gewesen sind, um 20 geheime Kanzleien mit bestem Gewissen „in fidem copiae" unter den Abdruck setzen zu lassen — Alles vergebens; wie es in „Nathan der Weise" heißt: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt"; so hieß es hier: Thut nichts, der Jude wird beschnitten oder castrirt, und aus dem Aufsatze des Juden Spinoza fiel in den Händen des Censors ungefähr eine Seite. So die letzten Momente der „Hessischen Blätter".

Was den todten Censor in Gießen anbelangt, so war dieses der berühmte geistliche Geheimerath und Prälat Dr. Schmidt. Ich weiß nicht, ob die Wissenschaft immer in Gießen so niedern Wasserstand hat, daß sie das Zeichen nicht erreicht, wo: Censur, steht, oder vielleicht gar keinen. Genug, der Censor ist todt, es lebe der Censor!

Das Hoftheater hier ist seit meinem letzten Berichte gestorben. Die Trauer darum ist schon abgelegt, wird aber vielleicht im Winter wieder neu. Denn der Concertcyklus, der angekündigt ist, und von nächstem Sonntage an bis in den Monat Mai mit 36 Vorstellungen sich hören lassen soll, scheint in seinem Erfolge sehr ungewiß. Die Leute wollen sehen und nicht hören!

Unsere Hofbibliothekverhältnisse bleiben dieselben. Nichts Neues! ist ihr trauriger Spruch; so traurig als der eines Politikers, der vom Kaffeehause kommt, und dem ein Zweiter, Hineilender fragend begegnet. In der That, man weiß nicht, wie das enden soll. Gewiß werden die Landstände auf dem nächsten Landtage um einen Zuschuß zur Hofbibliothek angegangen, da S. K. der Großherzog Dasjenige, was sein durchlauchtigster Vorfahr hierfür aus eignen Mitteln aufgewandt, nunmehr anderswohin zu zahlen genöthigt wäre. Wahrscheinlich bewilligen auch die Landstände diesen Zuschuß, denn eine Bibliothek nicht ergänzen, heißt, ihr Keime und Blüten ausbrechen. Aber man wird zugleich verlangen, daß die Einwohner des ganzen Landes, unter den erforderlichen Vorkehrungen, Theil an jenen literarischen Schätzen nehmen dürfen, während bisher nur die Stadt-Darmstädter sie gruben.

Das alte Museum ist immer noch verschlossen. Warum? Weil einige Mobilien in dies Local gestellt sind; weil die Bücher aus demselben in die Hofbibliothek wanderten und man nicht weiß, was mit den leeren Fächern anfangen. Vorhänge kosteten Geld, und nach Geld wandern unsere modernen Diogenesse, ohne es zu finden.

Die Bildergalerie ist, wie seither, nur Mittwochs Morgens dem Publicum offen. Wer außerdem die Sachen sich ansehen will, muß nach dem Diener laufen und den Diener bezahlen. Nützen, daß eine Veröffentlichung nicht häufiger stattfinde (sowol in d. Bl. als im „Hesperus"), halfen bisher nichts; und es ist überhaupt eine hier waltende Eigenthümlichkeit, daß man die Schriftsteller und namentlich die Journalisten für nicht viel mehr als Tataren zu achten scheint, daß man ihr Anpochen wie ihr Anstürmen verachtet. Aber das bringt man nicht in Anschlag, daß keine chinesische Mauer, wie dem „himmlischen Reiche", uns zu Gebote steht, und die Tataren immerhin kleine Eroberungen machen, wie selbst in China zuletzt eine große. Eine solche kleine Eroberung war, daß, nachdem die bekannten traurigen Ereignisse in Södel (1. Okt. v. J.) längst stattgehabt hatten und alle auswärtigen Zeitungen davon wiederhallten, demungeachtet die „Darmstädter Zeitung" bei ihrem Stillschweigen verharrt, welches seit der berühmten Nachricht von der Rebellenschlacht wahrhaft karthäuserisch durch sie zur Hand genommen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen Ihrer „Bl. f. lit. Unterh." und der „Allgemeinen Zeitung", die Verstummte und Verstockte aus ihrem dämischen Zustande aufzustochern. Nach 9 Monaten, da der Vorfall geschehen; nach 7 Monaten, da Untersuchung angeordnet; nach 2 Monaten, da die Generaluntersuchung vollendet; nach 1 Monate, da die Specialuntersuchung gegen 23 Individuen, worunter 3 Officiere, verhängt war — brachte die „Darmstädter Zeitung" ein kurzes, aber wahrscheinlich um so lebhafteres Bedauern des Geschehenen. Noch nicht indessen brachte sie Etwas von der Möglichkeit, wie jene Nachricht der Rebellenschlacht nur nach Darmstadt kommen konnte, wer sie brachte und wie sie gebracht ward? Denn actenmäßig erfolgte sogleich nach Schürzung des blutigen Södelräthsels seine Auflösung; diese nämlich: daß der unendlichste, traurigste Irrthum gewaltet; daß die Getödteten, Verwundeten, Mißhandelten nicht Rebellen gewesen. Ueberhaupt muß man im Interesse derjenigen Militairs, welche bei jener Gelegenheit ihre Schuldigkeit thaten, durchaus wünschen, daß, wenn das Urtheil gefällt ist, genaue Bekanntmachung der Untersuchung erfolge. Gewiß thut dies auch das großh. Kriegsministerium. Denn daß es ihm nun Ernst um die Sache ist, geht wol daraus hervor, daß es 23 statt der vom Untersuchungsgerichte angetragenen 20 Individuen vor Gericht stellte, und auch bei Constituirung des Gerichts mit möglichster Umsicht verfahren worden ist. 186.

Miszellen.

Die Dichter in Chr. von Wolf's politischen Schriften.

„Weil aber absonderlich gute und sinnreiche Verse noch mehr Vergnügen geben als eine wohlgesetzte Rede, so sind auch Poeten im gemeinen Wesen nicht unnütze Leute, die mit ihren Versen sich bei ereignenden Gelegenheiten zugleich Nutzen und Ergötzen schaffen. Jedoch hat man zu verhüten, daß sie nicht durch verliebte und unzüchtige Verse gute Sitten verderben und die bösen Lüste rege machen". Aus Chr. von Wolf's „Vernünftigen Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen", S. 386.

Intoleranz eines französischen Katholiken.

„In einem Anfalle von Wahnsinn (wovon das menschliche Geschlecht noch kein Beispiel gesehen hatte und dessen unmittelbare Folge eine Metzelei von 30 Jahren war) haben Luther und Calvin, diese 2 nichtigen Menschen (hommes de néant), der Stolz der Sektirer, die Säure (acrimonie) des Volks und der Fanatismus der Kneipen (cabarets), eine Reform der Kirche verlangt und ausgeführt, aber ohne zu wissen was sie sagten oder was sie thaten. Ein Protestant ist ein Mensch der protestirt, gleichviel ob gegen Dieses oder Jenes, gegen ein oder mehre Dogmen. Die Protestanten gehen von der Volkssouverainetät aus, daher ist Aufstand gegen Souverains bei ihnen ganz in der Ordnung!! Sie sind daran Schuld, daß halb Europa ohne Religion ist; sie werden zu Grunde gehen, wie ein Geschwür, wenn es das letzte lebendige Fleisch gegessen hat. Ein Kennzeichen ihrer Nichtigkeit ist unter Anderm, daß sie zum Christenthum weder bekehren können noch wollen. Frankreich ist selbst nach der Revolution katholisch geblieben: denn Alles, was nicht katholisch geblieben, — ist Nichts". Diese Stellen sind aus des Grafen de Maistre berüchtigtem Buche „Vom Papste" (S. 663, 558, 594) entlehnt. 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 255. — 12. September 1831.

Revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie, d. d. Berlin den 17. März 1831.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Nach Eines Punktes dieser Abänderungen sei hier gedacht, weil er so großes Aufsehen erregte und doch wenige Stadtbewohner trifft; doch gerade darin liegt ein untrügliches Zeichen seiner Wichtigkeit und ein ehrenwerthes Merkmal vorgeschrittener politischer Volksbildung. Die §§. 7 u. 8 der Städteordnung von 1808 sagten:

Der Unterschied, welcher bisher zwischen unmittelbaren und mittelbaren Städten stattfand, soll in allen Beziehungen auf städtische Angelegenheiten aufhören. Den Gutsherren wird nicht gestattet, über mittlere Städte dieser Ordnung (d. h., diesem Gesetze) zuwiderlaufende Rechte und Befugniß auszuüben.

Im revidirten Gesetze lautet diese Stelle, §. 7—9:

Den vormals unmittelbaren deutschen Reichsständen verbleiben sowol in persönlicher Beziehung, als für ihre im Stadtbezirke liegenden Grundstücke und deren Bewohner, die ihnen nach der Instruction vom 30. März 1820 oder durch besondere Recesse zustehenden Rechte. Die Besitzer der übrigen mittelbaren Städte gehören mit ihrem Domanialbesitze und dessen Bewohnern nicht zum Gemeineverbande, wenn sie demselben nicht beitreten. Wenn sich in einzelnen Landestheilen innerhalb der Städte und Vorstädte königliche Grundstücke oder Rittergüter finden, welche noch gegenwärtig für sich bestehen, so bleiben sie mit ihren Bewohnern in der Regel auch ferner von dem Gemeineverbande ausgenommen. Insofern die von dem städtischen Verbande ausgeschlossenen Grundstücke und deren Bewohner an gewissen Vortheilen desselben Theil nehmen, so soll ein bestimmtes Beitragsverhältniß lediglich im Verwaltungswege regulirt werden.

Diese Abänderung kann in einem Staate, wie der preußische ist, nicht auffallen, da derselbe den ihm mit der Restauration überkommenen ehemaligen Reichsunmittelbaren und andern Privilegirten Bevorrechtungen, welche sich mit keiner Gemeine- oder Städteordnung vertragen, eingeräumt hat. Es kam freilich darauf an, ob man es für besser hielt, jene erlauchten Herren, ihre Familien und Systemsverwandte im alten Gleise walten zu lassen, oder über sie zu walten, nach kraftvollem Gesetze zur Vervollkommnung des Rechtszustandes im Staate. Hatten doch große, reiche Provinzen die Wiedereinführung des privilegirten Gerichtsstandes, der Patrimonialgerichte u. s. w. belebt, warum sollte kleineren Landestheilen etwas Analoges besonders nachtheilig werden? In einer Beleuchtung einiger Differenzpunkte zwischen der alten und neuen Städteordnung, welche den Ständen einer Provinz früher, Behufs der Begutachtung, mitgetheilt ist (doch wird hier ihr officieller Charakter nicht verbürgt), heißt es bei diesem §.:

In Rücksicht der Mediatstädte hat die Städteordnung vom Jahre 1808 alle Einwirkung der Grundherren auf die Verwaltung des Gemeinewesens aufgehoben und ihnen blos ihre nutzbaren Rechte gelassen. Durch die Einverleibung der Gebiete mehrer ehemals unmittelbaren deutschen Reichsstände mit der Monarchie hat sich indessen das Verhältniß hierüber (soll vielleicht heißen: hierin) verändert. Auch hält man es für ebenso ungerecht als unbillig, den Grundherren in den neuen und wiedervereinigten Provinzen diejenige Einwirkung und Aufsichtsrechte zu nehmen, in deren Besitz sie sich gegenwärtig noch befinden (oder wiederzusetzen gewußt haben), es auch an sich für zweckmäßig, ihnen solche zu lassen, da sie wegen der nähern Verbindung, worin sie mit den Städten stehen, und ihres eignen Interesses halber die Aufsicht leichter und angemessener führen können, als es vielleicht die Regierungen zu thun im Stande sind.

Als Noten zu diesem Texte hier nur dieses: Durch die Einverleibung der Gebiete ehemaliger Reichsunmittelbarer veränderten sich die Verhältnisse, und es war zu wünschen, daß diese Verhältnisse sich nach den Gesetzen der preußischen Monarchie, nicht diese nach jenen ordneten; ist dieses anerkannt, so braucht kaum noch etwas zur Würdigung des darauffolgenden, an kühnen Behauptungen reichen Satzes hier gesagt zu werden: man braucht nur den Beweis der Unzweckmäßigkeit zuzulassen, so verändert sich das „auch an sich für zweckmäßig" in unzweckmäßig, und das einleitende „ungerecht und unbillig" in „so gerecht als billig". Es ist nachzuweisen, daß die Mediatisirten, die Standesherren, Domcapitel u. s. w. kein lauteres politisches „Interesse" zur Fortführung eines Regentenabglanzes haben können, mithin können sie auch des „eignen Interesses halber die Aufsicht nicht leichter und angemessener führen, als vielleicht die Regierungen zu thun im Stande sind". Diese vielleichtige Beschuldigung wider die Regierungen erhält um so grellere Farben, wenn man die als leichter und angemessener bezeichnete Aufsichtsführung näher zu beobachten Gelegenheit gefunden hat. Dem sei wie ihm wolle: unser Herr Gott wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dieses ist zwar eine von den Redensarten, welche, als Gemeinplätze, übel berüchtigt sind; doch selbst das Uebelberüchtigte darf nicht übersehen werden.

Die revidirte Städteordnung hat, wie nicht zu leugnen steht, ihre schwachen Seiten; in ihr werden unerfreuliche Reactionen sichtbar, Manches erscheint als Flickwerk, wo vielleicht aus vollem Leder geschnitten werden konnte; auch läßt das Formelle derselben, besonders hinsichtlich der Gesetzgebersprache, viel zu wünschen übrig; welche Andeutungen hier schon Belege gefunden haben. Um so erfreulicher ist es aber, anzuerkennen, daß, jener Mängel ungeachtet, die revidirte Städteordnung nach dem darin vorherrschenden Sinne ein treffliches Gesetz ist, welches zur politischen Ausbildung des Bürgerthumes im preußischen Staate nützlich wirken muß, welches durch die in ihm liegenden Keime der Fortbildung und durch die Zulassung der Statuten manche Frucht verheißt, und der mit der Einführung neuer Formen verbundenen Anstöße ungeachtet, immer ein Fortschritt zur Verbesserung des gesetzlichen Zustandes ist. Besonders empfiehlt sich die revidirte Städteordnung den wiedervereinigten und neuen Provinzen der preußischen Monarchie durch den bei der Entwerfung eingeschlagenen Weg. Da die Provinzialstände das Organ der Nationalwünsche sein sollen, so wurde die alte Städteordnung in denselben berathen und begutachtet, auf welchem Wege zwar manche nutzlose Hin- und Herrede zu Tage kam, jedoch blieb der Gewinn mancher nützlichen Bestimmung und der Vortheil, daß wenigstens die städtischen Deputirten näher von dem Inhalte und dem Zwecke der Städteordnung und von dem Verhältnisse des Gesetzes zur Ausführung unterrichtet wurden. Nachdem dann im Staatsrathe und im Staatsministerium die Redaction der revidirten Städteordnung zu Stande gebracht war, und durch eine königl. Cabinetsordre vom 17. März d. J. dieselbe als Gesetz für die Städte, welche die Städteordnung von 1808 noch nicht hatten, publicirt war, blieb es den Städten, die bereits die ältere Städteordnung hatten, freigestellt, die Verleihung der revidirten beim Könige nachzusuchen. Wäre nun letztere als unbedingte Norm den übrigen Städten der Monarchie ertheilt, so entstand in unserm tadelslustigen Zeitalter gewiß eine Opposition, welche sich mit dem Einwurfe hören ließ: Warum werden wir anders behandelt als die altpreußischen Provinzen mit ihrer Städteordnung von 1808? Des Königs Weisheit sah den Nachtheil voraus, welcher hieraus hätte entstehen können. Bei richtiger Würdigung solcher Collisionen wird leicht das Mittel der Ausgleichung gefunden. In den Provinzen, für welche zunächst die revidirte Städteordnung bestimmt war, wurden die städtischen Abgeordneten der Provinzialständeversammlung, als die zunächst Betheiligten, schleunig zusammenberufen zur Abgabe einer definitiven gutachtlichen Entscheidung: ob sie ihre Wünsche für die Städteordnung von 1808 oder für die revidirte aussprächen? Kategorisch sollte der Beschluß lauten; eine bedingte Antwort, neue Ausstellungen über einzelne Punkte der einen oder der andern Städteordnung hätte, da die gegenseitigen Ansichten schon ausgetauscht waren, zu endlosen Weiterungen geführt. Auch war durch diese einfache, in sich strengabgeschlossene Frage dem vorgebeugt, daß vielleicht die städtischen Abgeordneten Einer Provinz in der Verkennung des Nationalbedürfnisses soweit gegangen wären, ihr Gutachten dahin abzugeben: daß sie keine von beiden Städteordnungen für zweckdienlich hielten.

Es spricht für das richtige Verständniß beider einander gegenübergestellter Gesetze, daß bei diesen Versammlungen der städtischen Abgeordneten jener Provinzen der oben bemerklich gemachte Punkt der revidirten Städteordnung über das Verhältniß der Mediatstädte und dessen Fortbestehen für wichtig genug erachtet wurde, die Wagschale der Bestimmung fürs Alte oder fürs Neue schwankend zu machen. Dennoch entschied man sich für Letzteres und mußte es, da viele früher gemachte Erinnerungen bei der Revision volle Berücksichtigung gefunden hatten. Man wählte, wenigstens in Einer Provinz, einen geschickten Ausweg, jenen Gegenstand nochmals zur Sprache zu bringen und sich über dessen Folgen Beruhigung zu verschaffen. Unmittelbar nach abgegebener gutachtlicher Erklärung für die neurevidirte Städteordnung reichten jene städtischen Deputirten dem Könige über die Verleihung derselben eine Dankadresse ein, worin die über die §§. 6, 7 u. 8 noch obwaltenden Besorgnisse aufgenommen waren. Die hierauf unterm 12. Juni d. J. ertheilte Cabinetsresolution ist geeignet, jene Besorgnisse zu beseitigen, indem der König, gerecht und weise, alle umsichgreifende Folgerungen, welche Mediatisirte, Standesherren und Privilegirte, hinsichtlich ihres Einflusses auf ihnen abhängigverbleibende Städte machen könnten, in gesetzliche Schranken zurückweist. Es ist hier nicht der Ort, nach Darlegung localer Verhältnisse, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, wol aber die Stelle bemerklich zu machen, daß viele altherkömmliche Berechtigungen verlorenen Posten gleichen, die ein gescheiter Feldherr, wenn er sie nicht halten kann, lieber zu rechter Zeit einzieht, ehe er sie dem Ueberfalle preisgibt.

Vielleicht noch wichtiger als die Städteordnung selbst ist die Ein- und Ausführung derselben, da bekanntlich auch nicht-fehlerfreie Gesetze durch eine treffliche Verwaltung fördernd und heilbringend wirken. Ob man bei dem vorliegenden Gegenstande Wünsche und Erwartungen zunächst den Ministerien, oder den Provinzialregierungen, oder deren Commissarien, oder den zu erwählenden Magistratsbeamten, oder Allen zugleich zutragen darf, wird die Zukunft bald zu Tage bringen. Den Herrschern und den Beherrschten, den Regierenden und Regierten, den Gesetzgebern und Gesetzempfangenden mag immer gegenwärtig bleiben, daß der biblische Ahnherr aller Gesetzgeber, Moses, das gelobte Land zwar im Auge hatte, es aber nie erreichte.

4.

Broschüren, zunächst Baden betreffend.

1. Die Frage der Zollvereinigung deutscher Staaten. Beleuchtet von einem badischen Gewerbsmann. Heidelberg, Winter. 1851.

Diese große Frage bewegt ganz Deutschland, und hat auch Baden in nicht geringe Oscillation versetzt, als sie vor die zweite Kammer gebracht wurde. Der Parteigeist wurde in den

Zeitungen und Zeitschriften vorzüglich laut; die Einen predigten unbedingten Beitritt, die Andern unbedingten Nichtanschluß. Es ist in der That nicht leicht, hier ein parteiloses juste milieu zu finden, was den Eigennutz Einzelner völlig beschwichtige. Seit Baden eine Verfassung hat, wurden auf allen Landtagen Bitten laut, es möchte endlich der unselige Zwang fallen, der die deutschen Bundesstaaten so feindlich von einander trennt. Der jetzige Landtag wird hoffentlich den Knoten lösen; die Stimmen haben sich gewaltig erhoben; 77 Petitionen sind bei der zweiten Kammer eingegangen, welche unser Zollwesen betreffen; 22 bejahen, 24 verneinen die Frage des Vereins; die andern drücken nur allgemeine Wünsche aus, oder begehren Herabsetzungen einzelner Zollsätze. Die Pfalz und die an Würtemberg grenzenden Gegenden sind dem Vereine geneigt; die Gegenden in der Nähe von Frankreich und der Schweiz wünschen im Ganzen keinen Anschluß an das preußische Mauthsystem. Im Vorbeigehen gesagt: was Viele noch bei Weitem höher anschlagen als hohe Zölle, ist die auch in Baden häufig vermuthete, dem von Preußen so sehr gewünschten Beitritte aller deutschen Staaten (Oestreich ist kein deutscher Staat) zu Grunde liegende politische Basis; Viele erblicken darin nur Vergrößerung des preußischen Einflusses; Viele fürchten Preußens lange, mächtige Arme, von der russischen Grenze bis zur Schweiz; nur Nassau würde fehlen, um dann gegen Frankreich, der ganzen Rheinstrecke nach, eine Kette im Sinne Preußens zu bilden. Man sieht, die Diplomaten werden zuweilen von den Financiers ans Schlepptau genommen. Der „badische Gewerbsmann" ist ein Pfälzer und dem Beitritte sehr hold. Die ersten Zeilen seiner Schrift beweisen das; seine Schrift ist aber darum eine Merkwürdigkeit, weil die Vorrede den vierten Theil des Ganzen ausmacht. Die erste Behauptung des Verfs.: „daß kein deutscher Bürger im Ganzen eine höhere Zollabgabe zahle als der badner", ist ohne allen Halt und wird durch den Ausspruch, daß Preußen seine Zolleinnahme aus wenigen Artikeln, vorzüglich Colonialwaaren, beziehe, während Baden Alles ohne Rücksicht mit Zoll belege, nicht wieder festgestellt. Ich fodere den Verf. auf, die Tarife zu vergleichen. Der höchste badische Zollsatz ist 6 Fl. 40 Kr. Eingangszoll für den Centner, und wird nur bei wenigen Artikeln in Anwendung gebracht.

Der Verf. ist ein unbedingter Lobpreister des preußischen Mauthsystems; er will aber nur eine solche Mauth, wodurch alle Binnenzölle in Deutschland aufgehoben und um die deutschen Bundesstaaten gegen das Ausland eine Mauth, ein Industriecordon, gezogen würde. Er kämpft gegen einen Aufsatz von Zachariä in den Pölitz'schen „Jahrbüchern", welcher „zu Gunsten des Ausschließungssystems deutscher Staaten in Beziehung auf den Handel" geschrieben ist. Unser Verf. strebt, den Einwurf zu widerlegen, daß Badens Verkehr, vermöge seiner Lage gegen Frankreich und die Schweiz, leiden werde, gesteht jedoch selbst zu, daß es „Politiker" gebe, welche in Preußens System etwas mehr als Commerzielles vermutheten. Des Verfs. Ueberzeugung ist, „daß Badens Beitritt sehr bald zu einem Mauthvereine führt, der allen andern europäischen Staaten in dieser Beziehung die Wage hält. Mögen deshalb seine Staatsmänner den augenblicklichen Vortheil der Staatscasse dem Nationalwohlstande zum Opfer bringen". . . Allein die Möglichkeit, sich geirrt zu haben, gibt der Verf. zuletzt zu; er meint darum, „man solle wenigstens einen Versuch mit dem Vereine machen; man habe früher so viele andere Versuche mit Geduld ertragen, man könne ja auch den noch machen". Das Probiren scheint demnach das letzte Argument zu sein, wovor uns der liebe Himmel bewahre. „Wer nichts wagt, gewinnt nichts", ist zwar ein altes Sprüchwort; allein, wenn der Verf. doch einmal von den vielen Versuchen anderer Art spricht, die Badens Volk mit Geduld (ja wohl!!) litt, so spreche ich: „Wir wagen nichts, weil wir durch unser ewiges Versuchen nichts gewonnen haben". Das Wagen wäre hier schon verlorenes Spiel; das Gerüste muß auf fester Basis aufgeführt werden, unsere erleuchtete Kammer hat Baumeister.

2. Denkschrift über Zollwesen und Zoll- und Handelsvereine in Deutschland; dann über die Klagen und Wünsche mehrer Handelsstände in Baiern und Baden. Stuttgart, Cotta. 1831.

Der anonyme Verf., wie es scheint, kein Handelsherr vom Fach, sondern ein Mann von allgemeinen Kenntnissen, aber vorzüglich im Handelsfache, will vom Wagen nichts wissen. Er spricht laut aus, daß eine Vereinigung der deutschen Staaten unter sich dringend nothwendig sei, daß nur aus Deutschlands Einheit Heil entspringe; daß nur dadurch das Ausland gezwungen werden könne, uns auch Eingang bei sich zu verschaffen. Was er sagt, ist sehr beherzigenswerth; er schweift nicht herum auf dem Felde alberner Theorien, sondern er beweist durch Facta und genaue statistische Nachrichten. Der Verf. zieht hier und da in leidenschaftlichem Tone gegen die Krämer und ihre sogenannte Handelsfreiheit zu Felde; die Petenten bei der baierischen Kammer hat er vorzüglich im Auge, und er läßt sich hier sogar in manches Persönliche ein; auch die badischen Petenten gehen nicht leer aus, und der Verf. wirft ihnen geradezu vor, sie seien Schmuggler und sie bäten nur darum, es möge aus dem Anschlusse an Preußen ꝛc. nichts werden, weil sie dann nicht mehr schmuggeln könnten; im Ganzen handle es sich in den Petitionen um nichts Anderes als um Zucker und Kaffee. Dies so allgemein auszusprechen, möchte nicht ganz gerecht sein; zugegeben muß aber werden, daß vielleicht über keinen Gegenstand mehr verkehrte Ansichten herrschen als über diese Alles bewegende Handels- und Zollangelegenheit. Beherzigenswerth ist, was der Verf. über Deutschlands Zerrissenheit und über die Nichterfüllung der Hoffnungen vom Bundestage sagt (allein diese Nichterfüllung ist ja überall eingetreten, das wird der Verf. auch zugeben). Ganz irre ist der Verf., wenn er meint, die Einwendung: „man dürfe sich an Preußen deswegen nicht anschließen, weil es kein constitutioneller Staat sei", gehe von Strasburg aus: das ist ganz falsch, und der Verf. hätte sich hierüber in einer Beilage (des bekannten Hrn. C. C. Hoffmann aus Darmstadt) zum „Badischen Landtagsblatte" belehren können; die Einwendung ist nichts weniger als aus der Luft gegriffen und kommt aus ganz reiner Quelle; das „Constitutionnelle Deutschland" in Strasburg hat nur einen Nachhall gebracht. Der Verf. hat auch nicht so ganz Recht, wenn er den Panegyrikus des darmstädter Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" unterschreibt, worin Preußen über die Maßen gelobt wird, z. B.: „Preußen hat in der neuesten Zeit sein Reich ganz auf Licht gegründet u. s. w." In dem Ganzen läßt sich leicht der Verfasser des „Constitutionnellen Deutschlands ein Wort zur Abwehr fremden Uebermuthes" erblicken; überall predigt er Preußens Hegemonie. *) Für Baden sieht unser Verf. aus dem Anschlusse nur Glück; und Preußen, sagt er, wünscht ihn darum so sehr, weil es dann erst freien Verkehr mit Baiern haben kann. Er meint, die Schweiz und Frankreich würden dennoch von uns nehmen, was sie auch seither von uns genommen hätten; auch würde unser Transit nicht nur nicht gehemmt, sondern gehoben. Ob Preußen bei seinen Versuchen, Mittelpunkt und Focus eines deutschen Handelsvereins zu sein, einen politischen Zweck habe, darüber spricht sich der Verf. nicht aus; er erwähnt der Frage gar nicht einmal. Dies ist dem Ref. aufgefallen; die Frage ist nicht neu, sie mußte dem Verf. bekannt sein; als oft gemachte Einwendung, sei sie gegründet oder ungegründet, mußte sie dann der Verf. jedenfalls einer Widerlegung würdigen; es ist kaum zu glauben, daß, hätte sie der Verf. gewußt, er sie, wenn sie ihm noch so absurd geschienen haben würde, übergangen hätte, denn er hat in der That auch „Alberns" widerlegt; wußte sie aber der Verf., dann war es nicht Recht, daß er sie überging und dadurch sich einen Feind weniger machte. Was dem Ref. bei der großen Frage eines allgemeinen deutschen Handelsvereins immer auffiel, ist, daß die deutschen Regierungen die Nothwendigkeit des Fallens der Mauthschranken innerhalb Deutsch-

*) Vgl. Nr. 88 d. Bl.

D. Red.

lands nicht einsehen und den Reichthum des Landes nur nach der Fülle der Staatscasse bemessen. Darum glaubt Ref. auch nicht mit dem Verf., daß die Krämer an Deutschlands Zwiespalt Schuld sind und sein werden, sondern er ist überzeugt, daß der Einigkeit der deutschen Staaten von ganz andern Seiten her Gefahr droht und gedroht hat — nach dem alten Grundsatze: Divide et impera.

Im Uebrigen bekennt Ref., daß ihn diese Schrift vielfach angesprochen hat, wenn er auch manche Ansichten mit scharfen Waffen angreifen möchte, wovon ihn aber eine allgewaltige Parze abhält.

3. Ansichten eines Badners über Badens Angelegenheiten. Heidelberg, Gutmann. 1831.

Freie und Unfreie sprechen über Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes und seiner einzelnen Glieder, Zu den Unfreien — Dank sei es deutscher Redlichkeit, es gibt nicht gar viele — gehört der „Badner". Im Eingange präsentirt sich der Verf. als Jeremias; er lamentirt über die Franzosen, welche die Wohlthaten der Legitimität muthwillig vonsichstießen, um die wir sie beneidet hätten. Dann schweift er mit dem Scharfblicke eines Kurzsichtigen in dem Gebiete der politischen Faselei herum, und entdeckt endlich mit dem Fernrohre des Absolutismus, daß leider! die Revolution ein übel Ding sei und so schauderhafte Fortschritte mache; er findet 2 Parteien: die, welche Aenderungen will, und die, welche sie fürchtet; die Extreme Beider nenne man Ultras und Beiden gelten die Ideen höher als Staatswohl. Dennoch schämt sich der Verf. nicht, im Widerspruch mit sich zu sagen, die letztere Partei (die Stabilen, die Antireformers) gefährde das Eigenthum und die Sicherheit nicht, und wenn sie siege, so würde sie für lange Zeit den ruhigen Zustand der Gesellschaft sichern. Diese Albernheit hat uns den Appetit am Weiterlesen benommen, allein der Vorwitz sticht. Jetzt sehen wir den Ultra von der Rechten — von der Mittelstraße, wie er sich herausstreicht — als Saubaderer über die französische Constitution Ludwigs XVIII. und die badische; die badische Wahlordnung ist ihm zu demokratisch; dies Wort macht dem Verf. Eiskälte! Sehr naiv spricht unser Ultra der Regierung das Recht zu, bei den Wahlen Einfluß zu äußern — aber bei Leibe keinen wie im Jahre 1825! sagt er —: die Taktik des Hrn. La Mennais!

Ein Mann wie unser „Badner" kann mit der zweiten Kammer von 1831 nicht zufrieden sein; wo er ihr Eins anthun kann, versäumt er es nicht. Rotteck und Welcker, die Kämpfer gegen das alte Babel und die Werke Beelzebubs, sind ihm natürlich arge Revolutionnairs. Dem Hrn. v. Rotteck wirft er (in seinem Antrage auf Abschaffung des Zehnten) „Verwirrung der Begriffe und schiefe Grundlagen seines Gerüstes" vor; allein, Ref. hat sich vergeblich nach dem Beweise umgesehen. Dem Hrn. Welcker grollt er wegen der Preßfreiheit, „welche er vergeblich aus der Bundesacte herausbeschwöre"; sie sei ein „Götze", und aus ihr könne die Wissenschaft nie etwas gewinnen. Zum Beaufsichtigen der Stände und Regierungsbeamten diene sie nicht; sollte sie aber dazu dienen, daß jeder Unreife seine Afterlehre predigen, daß jeder öffentliche und Privatmann getadelt und gebrandmarkt werden könne, dann sei sie verderblich. Es gebe Mittel genug, ein Preßgesetz zu umgehen, und — und — und — dennoch sagt der „Badner", es sei wünschenswerth, daß Preßfreiheit bestehe. Zu solchem Unverstande kann sich eine Feder hergeben!

Dem Deputirten Duttlinger zürnt er heftiglich, weil er ein genaues Gesetz über Verantwortlichkeit der Minister will. Der „Badner" meint, das sei nichts als die Lehre von der Volkssouverainetät, und davor muß ein guter Absolutist allerdings sich kreuzigen. Die Minister seien dem Regenten, nicht den Ständen verantwortlich.

Doch auch die Regierung geht nicht leer aus. Der „Badner" sagt: „Der Wohlgesinnte (!!) zieht sich zurück, da er die Männer an der Spitze der Regierung den Neuerern huldigen, sie unterstützen oder passiv ertragen sieht, was nicht abzuwenden ist. Der Regierung fehlt ein politischer Kopf". Man sieht, die badner Censur ist geduldig. — Wir geben dem geneigten Leser diese Zeilen als einen Beweis, cujus generis der „Badner" ist. Eine Entgegnung verdient er nicht, denn wer solche Blößen darbietet, ist auch mit den Tüchern einer Mumie nicht zu bedecken, es sei denn, daß man mit seiner Schande Mitleid habe. 174.

Die graue Gans.

Die altisländische Gesetzsammlung, welche schon seit dem 17. Jahrhunderte wegen ihres Alters den Titel „graue Gans" (grágás) führt, war bisher nur nothdürftig bekannt und die dänischen Gelehrten haben sich durch die Herausgabe dieses Codex („Grágás, hin forna Lögbók Islendinga", 2 Bde., Kopenh., 1829) sowol um die wissenschaftliche Jurisprudenz als um nordische Alterthums- und Sprachforschung wahrhafte Verdienste erworben. Island wurde bekanntlich zuerst von den Schotten in Besitz genommen, bald darauf aber, besonders unter Harald Schönhaar, durch auswandernde Norweger dermaßen bevölkert, daß von 874 an fast die ganze Insel in ihren Händen verblieb. Um 925 entwarf nun Ulfliot für diese neue Ansiedelung einige Gesetze; sie wurden im Gedächtnisse aufbewahrt und waren wol hauptsächlich gegen den heidnischen Cultus der Eingeborenen gerichtet, der wenigstens im Jahre 1000 ausdrücklich verboten, jedoch heimlicherweise noch geduldet wurde. Da gegen schien es bald nothwendig der heranwachsenden Hierarchie einen Civilcodex an die Seite zu setzen und so entstand im Jahre 1117 durch den damaligen Oberrichter (Lögsögomadr) Bergthor, der die traditionellen Gesetze sammeln und aufschreiben ließ, die Grágás, welche im Verfolge zwar revidirt und mit neuen Bestimmungen vermehrt wurde, ihrer Grundlage nach aber dem 12. Jahrhunderte angehört. Und Spuren des hohen Alters verräth die Gesetzsammlung allerdings, unerachtet die bewundernswürdige Feinheit und Bildung derselben uns die Vorzeit oder den hohen Norden vergessen machen, an welchen man etwa nur durch die Titel: Ueber Wallfische oder weiße Bären (um Biörno), welche gezähmt statt der Hunde dienen, erinnert wird. In den Ehegesetzen findet sich manches heidnische Element, besonders in Ansehung der Ceremonien; die Frau wird mit Geld erkauft und muß, wie im indischen Alterthume, wenn sie des Ehebruchs verdächtig, durch die Feuerprobe mit glühendem Eisen sich reinigen. Die gewöhnlichsten Strafen sind, außer den Geldstrafen, ein gelinderes oder schärferes Exil, Relegation und Proscription. Der Verbannte war vogelfrei, konnte aber, nach einer Bestimmung aus der Heidenzeit, wieder begnadigt werden, wenn er 3 gefährliche Verbannte getödtet hatte. Seine Güter waren confiscirt, die Ehe ward aufgelöst und selbst die Kinder wurden als nicht legitim betrachtet und die Strafe ist überhaupt um so härter, da sie auf die geringsten Vergehungen gesetzt ist, die mitunter einen eignen Charakter tragen. Verbannt wird z. B., wer durch Würfel- und Hazardspiele Gewinn sucht; wer einem Andern die Haare abschneidet oder ihn auszischt; wer einen Andern stößt, daß er blaue Flecken bekommt oder ihn beißt; wer ein Liebesgedicht auf eine Frau macht; wer Jemandem die festgebundene Mütze vom Kopfe reißt; wer an einem Andern sein Wasser läßt (ef mathr migr a mann); wer ihn aber auf eine gröbere Art besudelt (ef mathr skitr a mann) wird vogelfrei. 179.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Audiatur et altera pars. 8. Geh. 8 Gr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 256. — 13. September 1831.

Des Grafen v. Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen, mit Vorrede und Anmerkungen vom Naturforscher Hermann von Meyer. Frankfurt a. M., Brönner. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch enthält die Ansichten des Lieblingsschülers Buffon's über die Formation unsers Sonnensystems und wesentlich unserer Erde, wozu der Verf. anfänglich angeregt wurde durch die in dem Werke: „Epoques de la nature", von seinem großen Lehrer dargelegten Ideen, welche er, fortschreitend mit der geistigen Ausbildung seiner Zeit, besonders nach den erhabenen Entdeckungen von Lagrange und Laplace modificirte. Es erschien dasselbe unter dem Titel: „Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine, par *Lacépède* (Paris, 1830), und sollte sich an das Werk: „Histoire générale, physique et civile de l'Europe", von dem nämlichen Verf. schließen, welches jedoch sein im J. 1825 erfolgter Tod verhinderte, sodaß eine kleine Lücke zwischen beiden Büchern bleibt.

Der Verf. zeichnete sich, gleich seinem Lehrer und dem berühmten Laplace, durch das Talent des schönen Ausdrucks im Styl aus, und es ist gewiß kein leichtes Unternehmen, ein Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, ohne durch Mangel an wissenschaftlicher Kenntniß den Gedanken des Autors zu entstellen oder wenigstens dem Leser den Genuß zu rauben, geistreiche Betrachtungen in einem edeln Styl entwickelt zu lesen. Beides, nämlich Sachkenntniß und Sprachkenntniß im höhern, poetischen Sinne des Worts finden wir vereint bei den französischen Naturforschern, während, besonders im vorigen Jahrhundert, die Sprache der deutschen Gelehrten immer etwas Barbarisches behielt, welches den großen Nachtheil hatte, daß die ausgezeichnetsten Männer, wie z. B. Friedrich II., sich mehr der fremden als der volksthümlichen Bildung zuwandten und in den Augen der Franzosen „un savant allemand" ungefähr synonym mit „einem ungeleckten Bären" betrachtet wurde.

Diese Bemerkung glaubte ich vorausschicken zu müssen, um darzustellen, wie sehr ein Schriftsteller sich verdient macht, wenn er fähig ist, die Erzeugnisse des Wissens und der Speculation in einer angemessenen Sprache vorzutragen und um damit zu beweisen, daß es kein triviales Lob sei, wenn ich die Uebertragung des angekündigten Werks in die deutsche Sprache in jeder Hinsicht für ein sehr gelungenes Unternehmen halte, denn der Uebersetzer hat den abgehandelten Gegenstand nicht nur wissenschaftlich völlig aufgefaßt, sondern auch den schönen Ausdruck von Lacépède auf eine erfreuliche Art in deutscher Rede beibehalten.

Erstes Alter. Zuerst schildert der Verf. die stete Bewegung, welche wir am Weltsystem wahrnehmen, wie Planeten um die Sonnen, diese wieder mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit um einen Centralpunkt sich drehen; er zeigt, daß man Sterne plötzlich erscheinen und verschwinden gesehen habe, woraus man erschließen kann, wie ein fortwährendes Leben, ein Entstehen und Vergehen im Weltall stattfinde. Wie es nun die Betrachtung des Himmels war, welcher wir die Möglichkeit verdankten, unsere Erde zu messen, so ist es gewiß äußerst folgerecht, die Veränderungen, die wir an fremden Sonnen wahrnehmen, zu studiren, um daraus zu entnehmen, welche Umwandlungen die unsere erlitten haben möge.

Man findet Nebelflecken, welche Gruppen von Sternen sind, andere, wo die neblige Lichtmaterie um einen oder mehre glänzende Kerne, die demnach als hervorgegangen aus der Verdichtung jenes leuchtenden Stoffes erscheinen, angehäuft ist. Die Erscheinung, daß man nahe liegende Kerne, jeden von einer leuchtenden Atmosphäre umgeben, die Atmosphären aber von einander getrennt, und diese Kerne, durch größern oder geringern Glanz ihre Lichtatmosphären überstrahlend, wahrnimmt, beurkunden mit einem außerordentlichen Grade von Wahrscheinlichkeit, daß diese Nebelflecken bestimmt sind, sich in Sterne umzubilden, wonach die angeführten Beobachtungen durch die verschiedenen Stufen dieses Ausbildungsprocesses sich erklären, und umgekehrt schließt man daraus auf den frühern nebligen Zustand der bestehenden Sterne, sodaß die größere Verdichtung dieser ursprünglichen Lichtmaterie die Sonnen, die geringere die Planeten, die geringste die noch in der Ausbildung begriffenen Kometen hervorrief.

Interessant ist es, daß der Verf. der Genesis in seiner offenbar aus den Lehren der Aegypter geschöpften Kosmogonie die Entstehung des Lichts in die erste, die Bildung der Sonne, des Mondes und der Sterne in die

vierte Schöpfungsperiode setzt; ebenfalls finden wir in dem vierten (apekryphischen) Buch Esra, Cap. 6, V. 40, daß am ersten Tag der Schöpfung ein helles Licht geschaffen und, V. 45, daß der Sonne Glanz das Licht des Mondes und die Ordnung der Sterne hervorgerufen wurde.

Viel bedeutender in wissenschaftlicher Hinsicht als jene Traditionen ist indessen, daß Laplace bei Prüfung der Erscheinungen des Sonnensystems auf reinmathematischem Wege zu der Ansicht gelangte, daß die Sonne ehedem von einer geräumigen Atmosphäre umgeben gewesen sei, welche aus einer nebligen Materie bestand und sich immer mehr verdichtete.

Da mithin ganz entgegengesetzte Betrachtungen, als nämlich die Beobachtung der Nebelflecken, welche in verschiedenen Ausbildungsstufen begriffen zu sein scheinen, und umgekehrt, die mathematische Prüfung der Erscheinungen unsers Sonnensystems zu gleicher Hypothese der Entstehung der himmlischen Körper durch successive Verdichtung einer ursprünglichen Lichtmaterie führen, so gewinnt diese offenbar an Wahrscheinlichkeit. Auch zeigt Laplace, daß diejenige Urkraft, welche den Planeten ihre Bahn um die Sonne anwies, füglich durch ein mit einer ähnlichen Bewegung begabtes Fluidum von unermeßlicher Ausdehnung vermittelt werden konnte, welches Fluidum die Sonne wie eine Atmosphäre umgab. Da ein in der Mitte dieser Atmosphäre gebildeter Planet nothwendig bei deren Verdichtung um die Sonne in diese hineingezogen wäre, so scheint es demnach nothwendig, daß die Planeten an den successiven Grenzen dieser sich immer mehr zurückziehenden Atmosphäre entstanden wären. Demnach bewiese die größere Entfernung eines Planeten von der Sonne seine frühere Entstehung, und selbige ständen, sowol ihrem Alter als ihrer Sonnenferne nach, in nachstehender Reihenfolge: Uranus, Saturn, Jupiter, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Mars, Erde, Venus und Mercur.

Die Idee von Olbers, welcher die Kleinheit und die fast gleichen Sonnenabstände der 4 Planeten: Ceres, Pallas, Juno und Vesta, dadurch erklärt, daß er sie als Fragmente eines größern, durch eine außerordentliche Ursache zersplitterten Planeten betrachtet, schließt sich übrigens ohne alle Künstelei an diese Hypothese an; denn es ist leicht denkbar, daß die Verdichtung der Planeten aus einem luftförmigen zu einem festen Zustand in seinem Innern große Wärme concentrirte, vielleicht Theile jenes nebligen Lichtstoffs verschloß, welche Explosionen verursachten.

Die erwähnte Ansicht von Olbers bewog Lagrange, das Problem: „Welches die explodirende Gewalt sein dürfte, die nöthig wäre, einen Planeten dergestalt zu zerbrechen, daß aus einem seiner Stücke ein Komet entstehen könnte", dem Calcul zu unterwerfen, und diese geistreiche, des großen Meisters würdige Rechnung gibt höchst interessante Resultate über die mögliche Entstehung der Kometen und Trabanten der Planeten, welche mit der erwähnten, von Laplace in der „Exposition du système du monde" erläuterten Bildung der Planeten aus der Sonnenatmosphäre vereint, eine höchst geistreiche, mit den beobachteten Erscheinungen und den Gesetzen der Mechanik in Einklang stehende Hypothese bilden.

Die angeführte, wie ich glaube, wenig bekannte und nur im Bureau des longitudes verlesene Abhandlung von Lagrange, welche dieses Buch enthält, wird es dem Mathematiker und Naturforscher empfehlen, sowie die Niederlegung dieser Berechnung in diesem Werke die Achtung von Lagrange gegen den Verf. beweist.

Zweites Alter. Die glühende, flüssige Erde, umkreist von dem entweder durch eine besondere Verdichtung der Lichtatmosphäre, oder durch eine jener von Lagrange berechneten Explosionen entstandenen Monde, auf welchen sie ihre Anziehungskraft ausübt, während sie auf gleiche Art von der Sonne beherrscht wird, beginnt zu erkalten und ebenso aus dem tropfbar-flüssigen Zustand in einen festen Körper überzugehen, wie sie in der ersten Periode aus der gasförmigen Beschaffenheit hervorging. Nunmehr erfolgen successive Niederschläge; die erste Kruste des Erdballs bildet sich, und wie in der ersten Periode die Entfernung von der Sonne der Maßstab für die frühere oder spätere Entstehung der Planeten war, so zeigt jetzt die Entfernung vom Mittelpunkt der Erde, welche Substanzen zuerst oder wenigstens am dichtesten sich lagerten, und wie die Aufstellung und Prüfung einer Hypothese über die erste Periode in das Gebiet der Mathematik und Astronomie fällt, wo Lagrange und Laplace unsere großen Lehrer waren, so gehört die Betrachtung der zweiten Periode in das Gebiet der Geologie, und Humboldt's geistreiche Ansichten erlangen besondern Werth. Auch treten nunmehr Kräfte, welche nur in kleinen Entfernungen wirken, als das Gesetz der Anziehungen einzelner Körpertheile gegeneinander, die mehr chemische Action der Wahlverwandtschaften immer mehr hervor, deren Thätigkeit in den Wogen des gewaltigen Feuermeers unterging. Da die Centrifugalkraft der den Körpern eignen Neigung gegen den Mittelpunkt der Erde oder der Schwerkraft widerstrebt und am Aequator besonders wirksam ist, so gewinnt die noch flüssige und glühende Erde ihre bekannte Form eines am Aequator erhabenen, an den Polen abgeplatteten Sphäroids. Wäre die Erkaltung ohne alle störende Influenz vorsichgegangen, so würden wir regelmäßige parallele Schichten der successiv festgewordenen Substanzen erblicken, aber stete Explosionen, eingeschlossenes, von Innen nach Außen wirkendes Feuer bringen diejenigen Phänomene hervor, welche an den primitiven Schichten wahrgenommen werden, sodaß das anfängliche Bestreben nach Regelmäßigkeit und die Uebereinstimmung zu einem gleichförmigen Plane sich nicht auf den ersten Blick verräth und erst dem forschenden Geologen sich dargestellt hat. Auch ist es, nach Laplace, sehr wahrscheinlich, daß die Oberfläche der Erde zuerst eine Rinde erlangt habe, unter welcher die dem Mittelpunkt der Erde nähern Theile der flüssigen Masse sich abkühlten und ablagerten, wobei denn diese zuerstgebildete feste Oberfläche vielfach zertrümmert sein mag. Wäre es uns vergönnt, vom Mittelpunkt der Erde aus einen Weg bis zur Oberfläche der

selben zu haben, so würde die Geologie eine ganz andere umfassende Belehrung geben, aber leider ist es nur die Oberfläche bis zu einer geringen Tiefe, welche sich für unser Studium darbietet. Sehr interessante geologische Betrachtungen von Humboldt, nebst Beobachtungen von Eschwege, dessen Bemühungen in diesen Blättern schon rühmlichst erwähnt sind, über die Granit- und Gneissbildung zu verschiedener Zeit, sowie Aufsuchung der Ursachen, welche es möglich machen, daß man unter den Gebilden der ersten Formation Substanzen finde, welche Gase enthalten, die von geringer Wärme daraus vertrieben werden können, z. B. Kalk, geben diesem Abschnitt große Reichhaltigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zuschauer am Main. Zeitschrift für Politik und Geschichte. Hauch'sche Buchdruckerei zu Offenbach a. M.

Der ehemalige Hr. Pfeilschifter, dem die böse Welt vorwarf, er schreibe einen „Staatsmann", hat seine Feder abermals in die trübe Dinte des Obscurantismus getaucht, um seinem alten Kinde einen neuen Empfehlungsbrief mitzugeben. „Der Zuschauer am Main" ist der alte „Staatsmann", auf dessen runzlicher Stirne die Lilien ihren Sieg aufgeschlagen haben; der, um doch auch Etwas von dem modernen Jakobinismus mitzumachen und die rothe Farbe auszuhängen, den Wanderer im Irrgarten der Politik mit rothen Triefaugen ansieht, und, um die Tricolore vollständig zu machen, die Leute blau anlaufen läßt, „ihm sei es auch Ernst ums Besserwerden auf dieser jammervollen Erde".

Der „Zuschauer" kommt seit den ersten Tagen des Juli d. J. wöchentlich 3 Mal heraus. Seine Tendenz geht aus den ersten Nummern hervor; der Herausgeber hat aber, wie es scheint, in seinem „Staatsmann" sich erschöpft und findet nun in seinem eignen Bienenstock nicht so viel Honigs (oder wie man das Ding nennen will), um seinen Lesern mit eignen Leckspeisen aufzuwarten; er wendet sich daher als trauter Freund der Legitimität an die Nachbarstöcke, d. h. an die „Eos" in München und an die reifröckige „Quotidienne"; mit Aufsätzen aus beiden füllt er seinen „Zuschauer". Der Aufsatz aus der „Eos", jenem bekannten Nebelblatt, enthält ein Gespräch über die dermalige zweite Kammer Baierns und die in ihr vorgekommenen Debatten über geheime Polizei und Congregation in Baiern. Merkwürdig ist, daß die „Bl. f. lit. Unterh." neben den franz. „Revolutionsblättern" stehen und mit ihnen auf gleiche Stufe gestellt werden, „weil auch in ihnen die Congregation denuncirt wurde". Alles, was irgend Unvernünftiges gegen das Repräsentativsystem gesagt wird und der absoluten Monarchie frönt, wird im „Zuschauer" gesammelt, der ein würdiges Seitenstück zu einem gewissen Beobachter, und dessen Raisonnement etwa so wahr ist wie die Nachrichten einer andern gewissen Zeitung „von der polnischen Grenze".

Aus einer Kritik mehrer deutscher Flugschriften wird dem Leser Alles deutlicher werden; es wird in Nr. 2 des „Zuschauer" über Staatsr. Reinhard's „Ueber jetzige Zeit u. s. w.", über Pansch's „Frankreich und Europa", über Münch's „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft", über Krause's „Betrachtungen u. s. w." gesprochen. „Alle vier", so spricht „Der Zuschauer", „sind so ziemlich darüber einig, daß Constitutionen und Protestantismus ein sicher wirkendes Universalheilmittel (gegen die unheilschwangere Zeit nämlich) seien". Man sieht, „Der Zuschauer" ist auch Poet, er dichtet den 4 genannten Broschüren Fanatismus an, indem er sie den Protestantismus zelotisch vertheidigen läßt, wie er als „Staatsmann" und Eosfreund den Ultramontanismus in Schutz nimmt. „Verständig" ist den Finsterlingen des 19. Jahrhunderts synonym mit „protestantisch". Mit Staatsrath Reinhard bindet er allein an, die übrigen Drei läßt er in Frieden; Jener ist ihm um so strafbarer, weil er über „Menschenwerth, unmoralische Mauthsysteme, wohlfeile Regierungen, Ausrottung der gesetzlichen Feudalreste, Sinecuren" — **raisonnirt**; er — „ein Staatsrath, ein vormaliger Director eines Ministeriums, ein Mitglied einer Gesetzgebungscommission und — eines Obercensurcollegiums". (Letzteres wird „Der Zuschauer" wahrscheinlich aus den Acten des Bundestages erspäht haben.)

Warum taugen Constitutionen nichts? „Weil", so sagt „Der Zuschauer", „sie sich in Frankreich für Karl X., in Belgien für Wilhelm I., in Brasilien für Pedro I. u. s. w. nicht erprobt haben". Hier sollte man eigentlich aufhören; denn es ist mit einem Manne, der so Etwas im Ernste behaupten kann, kein vernünftiges Wort zu reden. Die Logik des „Zuschauer" ist jene in Lichtenberg's Zeilen:

Eine alte Frau sei beim Mondenschein
Der Mond muß wol Schuld dran sein.

Ein Legationsrath, der noch nicht einmal Ursache und Wirkung zu unterscheiden vermag, ist noch unter den Schülern der Realclasse. Hätte „Der Zuschauer" die Worte des Helvetius vertheidigt: „**Die Constitutionen, die wir haben, sind die schlechtesten; die wir nicht haben, sind die besten**", — dann würde er doch noch einen gescheiten Gewährsmann für sich gehabt haben.

„Wir erklären uns", sagt der offenbacher Solon, „gegen diese Constitutionen (d. h. mit andern Worten, gegen Garantien für Wahrheit, Aufrichtigkeit und Offenheit der Regierung im ganzen öffentlichen Leben nach Gesetz und Constitution, Achtung für Menschenwerth und Bürgersinn, zeitgemäße Gesetzgebung und Gerichtsverfassung, Freiheit durch Rede und Presse, des Verkehrs, Abschaffung unmoralischer, lästiger Mauthsysteme und fiscalischer Plackerei u. s. w.), welche Absolutismus, Despotismus, Anarchie und Rebellion zusammengemengt insichschlüssen. Oder ist die Absolutheit, womit eine Majorität von Deputirten ihren Willen zum Gesetz erklärt, kein Absolutismus, weil ein gewöhnlich von Leidenschaften und Intrigue gebildeter und durchwühlter Verein von Vermessenheit und Dummheit seine Launen decretirt? (?) Ist die Eigenmacht, womit solche Verfassungen den Völkern aufgelastet und alte Ordnungen und Legitimitäten zerstört werden, weniger Despotismus, weil sie sich constitutionell nennt? Haben diese Constitutionen nicht überall, wo sie bisher bestanden, Anarchie und Rebellion im Gefolge gehabt?" Auf keine glänzendere Art hätte „Der Zuschauer" seine Unfähigkeit, über die großen Weltbegebenheiten sprechen zu wollen, beweisen können; die Dummheit und Vermessenheit, die er den Ständeversammlungen vorwirft, fallen auf ihn zurück. Ihr bethörten Fürsten! nachdem das Herzblut der Bürger Eure Throne sichergestellt hatte und Ihr von dem schönen Gefühle des Dankes hingerissen ward, verspracht Ihr solche „unheilvolle" Constitutionen! verspracht Ihr Gleichheit vor dem Gesetze, Freiheit der Presse und des Verkehrs, Abschaffung drückender Lasten und Abgaben! Nun wirft Euch ein Prediger des Faustrechts, der sich (S. 15) nebenbei einen Feind des Absolutismus und Despotismus nennt, vor, Ihr brächtet Euern Unterthanen, den Bürgern, durch endliche Erfüllung der Constitutionen Unheil, Qual und Höllenpein, eine schmachvolle Last! — Daß ein solcher Angriff auf Deutschlands Fürsten gedruckt werden durfte und unbestraft bleibt, beweist mehr als Alles die Unmacht der Censur und die Fortschritte der Preßfreiheit, von der kein tüchtiger Fürst jemals etwas zu fürchten gehabt hat.

Doch fern sei es, noch weiter mit Gründen Jemanden entgegenzutreten, der selbst nie Gründe hatte.

Producte wie „Der Zuschauer" sind traurige Erscheinungen in der Literatur; die Producenten sind entweder dem Verstande unzugänglich, es sind politische Cretins — dann verdienten sie wegen ihrer Unheilbarkeit unser Mitleid; oder es sind Miethlinge, die ihren innern, bessern Menschen in den Koth werfen und den äußern als Werkzeug dem Meistbietenden verkaufen — diesen wird die Verachtung zu Theil.

Unter den jetzigen Verhältnissen hat „Der Zuschauer" gar nicht gut gethan, seine finstere Taverne zu verlassen; noch schlimmer thut er aber seinem Beutel, denn für 78 Nummern seines Products gibt ihm Niemand 4 Thaler. Vae victis! möchten wir fast rufen. 174.

Ueber die politischen Verhältnisse der karolingischen Reiche nach dem Vertrage von Verdun. Von A. Zimmermann. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Um den Zweck dieser historischen Composition mit des Verf. eignen Worten zu bezeichnen, entlehnen wir zunächst aus der Vorrede, welche darzuthun sucht, daß die politische Geschichte die Summe aller Richtungen menschlicher Thätigkeit und Entwickelung enthalte, indem, wie der Mensch als Staatsbürger in seiner höchsten Potenz sich zeige, ebenfalls ein Volk in seiner politischen Stellung die Gesammtheit seiner Fähigkeit dem betrachtenden Geiste entwickle, folgende Stelle: „Besonders ist in Zeiten, wo sich Volksvereine zu geordneten Staatssystemen ausbilden, zu berücksichtigen, wie sich staatsrechtliche Beziehungen aus localen Gründen oder andern scheinbar zufälligen Nebenumständen in ihrer Besonderheit begründen. Dies war besonders mein Zweck in vorliegendem Buche, welches ich als einen einleitenden Theil zur Geschichte des sächsischen Kaiserhauses ansehe, indem unter diesem Deutschland zu einem bestimmten politischen Ganzen consolidirte, und sich zu gleicher Zeit durch die Einwirkungen desselben auf Italien die äußere politische Richtung des mittlern und südlichen Europas auf Jahrhunderte feststellte. Diese Zeit war durch die politische Richtung der karolingischen Dynastie begründet und vorbereitet, und deshalb entschloß ich mich, über diese einen vorbereitenden Theil voranzuschicken". Nach unserm Bedünken hätte der Verf. einer solchen Rechtfertigung für seine Schrift nicht bedurft, er hätte es kaum nöthig gehabt, sie zu einer bloßen Einleitung herabzusetzen, indem eine Zeit, in welcher die Bestandtheile eines größern Ganzen sich von einander ablösen und zu selbständigen Ganzen sich bilden, in welcher neue, nicht sowol durch Willkür als vielmehr durch Nothwendigkeit begründete Reiche entstehen und den Weg eigenthümlicher Entwickelung beginnen, an und für sich dargestellt zu werden verdient. Indem aber das besondere Interesse einer solchen Darstellung in der Darlegung der innern Verhältnisse, in dem Aufzeigen des früher zwar schon vorhandenen, aber gehemmten und nun erst in freier Wirksamkeit hervortretenden Lebens und in einer vergleichenden Schilderung des Zustandes der verschiedenen Länder besteht, so müssen wir bedauern, daß der Verf. nicht sein vornehmstes Augenmerk nach dieser Seite gewandt und die allerdings nur spärlichen Andeutungen durch Beziehung auf Vergangenes und Zukünftiges zu vervollständigen gesucht hat. Er beschränkt sich nämlich größtentheils auf eine Darstellung der äußern Begebenheiten der Geschichte Deutschlands, Frankreichs und Italiens vom Vertrage zu Verdun bis zum Erlöschen der karolingischen Dynastie in Deutschland, und wenngleich diese überall aus den Quellen geschöpft und denselben getreu gehalten ist, so wird sie doch nothwendig wegen der unerfreulichen Einförmigkeit und der oft sehr geringen Bedeutung des Geschehenen ermüdend werden, um so mehr als der Verf. sich, vielleicht durch den Einfluß der von ihm studirten Chroniken, hat bestimmen lassen, sich zum Theil sehr genau an die annalistische Darstellungsweise zu halten, statt gleichartige und enger zusammengehörige Begebenheiten in größern Massen zu vereinigen und ihnen dadurch größeres Gewicht zu verschaffen. Nicht unerwähnt darf es an dieser Stelle aber bleiben, daß der Verf., ausgehend von der Ansicht, daß die hervorstechenden Begebenheiten, in welchen sich die politische Richtung einer Zeit deutlich ausspricht, wiederum durch den Charakter der handelnden Personen beleuchtet werden, der Charakteristik derselben besondere und erfolgreiche Berücksichtigung zugewandt hat. Zwei Beilagen verbreiten sich über diejenigen Völker, welche während der vom Verf. beschriebenen Zeit die Grenzen besonders Deutschlands durch Angriffe und Verheerungen heimgesucht haben, über die slawischen Völker und die Normannen. 23.

Der Todtentanz. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit 48 Kupfern in treuen Conturen nach H. Holbein. Leipzig, Leo. 1831. Gr. 16. 3 Thlr.

Holbein's berühmter Todtentanz, ein Gedicht an sich selbst und eines der markigsten, bedarf, wenn es poetisch in deutsche Schriftsprache übersetzt werden soll, einer überwiegenden Dichtergabe. Sonst ist die poetische Erläuterung, welche wie eine begleitende musikalische Composition nur mitläuft, ohne Ansprüche auf eignen Werth, die beste. Das vorliegende Todtentanzgedicht macht nicht den Anspruch, ein Epos zu sein; ebenso wenig denkt wol der Dichter, wenn er spricht:

Ernst ist mein Lied: kein heitres Märchen tönt
Zu sanften Lautenklängen, süß und weich;
Ernst ist mein Lied: der Scherze ganz entwöhnt
Ist meine Muse, und die Nacht ihr Reich.

Die Harfe rauscht, von dunkelm Flor verhängt,
Gedämpften Tones nur im dumpfen Moll,
Und der Gestalten Wunderfülle drängt
Um mich, wie sie dem Meister einst entquoll.

Das beßre Leben, seine Lenzespracht,
Wird oft gefeiert, ich besang es auch;
Jetzt aber sing' ich einer andern Macht,
Starr ist ihr Blick, und eisekalt ihr Hauch.

„Und wirst Du Hörer finden solchem Sang?
Die Menschen lieben jenen Mahner nicht!
Sie wenden sich von Deinen Bildern bang
Und grausend weg, verwerfen Dein Gedicht!"

Ich werde Hörer finden meinem Sang,
Deß tröst ich mich mit froher Zuversicht,
Und folge ruhig meinem innern Drang;
Und mit den Bildern lebt auch mein Gedicht.

daran irgend ein Gedicht zu liefern, was ohne die Bilder bestehen soll. Er will nur den dichtenden Maler accompagniren und uns durch Worte verständlich machen, was etwa Pinsel und Griffel undeutlich gelassen hätten. Wie das bei Aufgaben der Art geht, Einzelnes ist ihm gut gelungen, Anderes dagegen wenig. Wo sich der Gegenstand zu oft wiederholt, ist eine Monotonie nicht zu vermeiden. Zwar hat er auch dichterisch-philosophisch einen Zusammenhang hineinzubringen versucht, der bleibt indessen nur locker. Daß der Tod, der ewig lebende, identisch ist mit dem düstern Pilger, der verdammt ist nie zu sterben, ist keine üble Erfindung, allein der psychologische Zusammenhang dieser Grundidee mit den einzelnen Fällen tritt nicht deutlich genug heraus; es gibt manche Sprünge, manche symbolische Erklärung scheint zu willkürlich. Daneben sind treffliche Einzelheiten, Balladen, welche an und für sich Interesse gewähren. Der Verf. hat nicht ungeschickt historische bekannte Vorfälle an die Bilder geknüpft; oft erliegt er aber der Aufgabe oder dem Streben, neue Erklärungen hervorzusuchen. Nur deshalb sind die erstern Bilder den später nachfolgenden vorzuziehen, wo nur zu häufig ein und dasselbe mit anders gestellten Worten gesagt wird.

Das Unternehmen verdient schon um deshalb Anerkennung, weil durch dasselbe die Bilder des Holbein'schen Todtentanzes populair werden. Möchte es aber zu einer gelegenern Zeit erscheinen als jetzt, wo wir den Tod mit seinen Heerscharen so furchtbar heranrücken sehen, und nicht der Bettler, nicht der Kriegsmann, nicht der Geistliche, nicht der Richter, selbst das Kaiserhaus nicht geschont wird! Die Skizzen sind nett, leicht und deutlich. 20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 257. —— 14. September 1831.

Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen von H. v. Meyer.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Drittes Alter. Während die einzelnen Substanzen mit ihren physischen und chemischen Eigenschaften sich bildeten, wol auch das ursprünglich gegebene Licht sich nicht nur als Wärme, sondern in den verschiedenen Modificationen, deren es fähig ist, als Elektricität, Magnetismus offenbarte, und sonach diejenigen chemischen Verbindungen, die man sehr richtig elektrisch-chemische nennt, hervortraten, mithin eine neue Wissenschaft, die Chemie, unsere Begleiterin wird, stellt sich die größte, mächtigste aller chemischen Wahlverwandtschaften, die Wasserbildung aus Sauerstoff und Wasserstoff, unter elektrischer Action aus dar; aus Wolken ergoß sich das Meer, um durch die erhitzte Erde wieder in Luftform verwandelt zu werden und abermals als Wasser herabzustürzen. Die gelatterten Schichten der erhärteten Erde erlitten neue Zertrümmerungen, und viele Explosionen mochten, vielleicht Jahrtausende hindurch, stattfinden, ehe das Meer als friedliches Element in seine Grenzen gewiesen war und die Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff zu atmosphärischer Luft die beruhigte Erde umgab.

In den Mythen des Orpheus, Hesiod und Homer, vermuthlich geheimnißvolle Mittheilungen der ägyptischen Priester, stellten, nach des Verfs. Ansicht, die unter des Uranos (des Himmels) und der Rhea (der Erde) Herrschaft stattgefundenen Titanen- und Gigantenkämpfe diese gewaltsamen Entwickelungen allegorisch dar. Auch führt derselbe mehre andere mythologische Sagen auf, welche wahrscheinlich für den Eingeweihten Deutungen der Naturkunde enthielten, welches übrigens öfter schon bemerkt, mit mehr oder weniger Phantasie aufgefaßt, neuerlich sogar auf die dem Castor und Pollux geheiligten St.-Elmsfeuer ausgedehnt ist.

Viertes Alter. In diese Periode rechnet der Verf. diejenigen Veränderungen, welche die Erde durch vielfache, wegen der zunehmenden Dichtigkeit der primitiven Ablagerungen immer heftiger werdende Explosionen erlitt, wo die großen, durch die Umdrehung der Erde von den Polen gegen den Aequator geführten Wassermassen die Erde umfluteten und durch theilweise Zerstörung der bereits gebildeten Urgebilde neue Ablagerungen, welche wir Uebergangsgebilde nennen, hervorbrachten. Humboldt's Eintheilung derselben in 6 auf einander folgende Formationen, sowie die Beobachtungen von mehren Geologen, führt der Verf. mit gründlicher Genauigkeit an. Wichtig ist es, daß wir in dieser Periode die erste Spur des organischen Lebens erblicken, und zwar in denjenigen Uebergangsgebilden, welche nach ihren Lagerungsverhältnissen die ältesten zu sein scheinen, Abdrücke von Palmen und andern tropische Wärme verlangenden Gewächsen, in den spätern Uebergangsformationen aber Mollusken und Conchylien verschiedener Art auffinden. Das vom Verf. in diese Periode gesetzte Vorkommen von Fischen im Uebergangsgebilde ist jedoch nicht constatirt, und die Schichten von Fischresten, welche in der Schweiz im Uebergangsthonschiefer gefunden sind, gehören wahrscheinlich einer spätern Bildung, dem Flötzgebiet, an.

Fünftes Alter. Die in dem vierten Alter erwähnten, durch Zermalmung und Zersprengung der primitiven oder Urgebilde entstandenen Uebergangsgebilde erlitten durch die Einwirkung frei werdenden Gases, deren Action bei der noch starken Erdwärme viel energischer als jetzt war, neue Zerstörung und wurden von den Fluten des Meeres fortgerissen, sodaß auf den Uebergangsgebilden, zum Theil auch auf den Urgebilden neue Ablagerungen, welche wir Flötzgebilde nennen, sich häuften, in welche die auf der vom Wasser immer mehr freigewordenen Oberfläche der Erde gebildeten Pflanzen zum Theil gerissen wurden, weshalb man an der Grenze zwischen Uebergangs- und Flötzgebirgen Steinkohlen findet. Die Vermuthungen, welche man über die successive Entstehung dieser Flötzgebirge wagen darf, sowie die Beobachtungen über das vermehrte Dasein von Gewächsen und Seethieren sind hier dargestellt.

Sechstes Alter. In dieser Periode betrachtet der Verf. die vulkanischen Erzeugnisse, diese zusammenstellend mit analogen Erscheinungen der Gegenwart, und bemerkend, wie viel mächtiger die Lavaströme sich bei der allgemeinen von den Graden der Breite unabhängigen Innenwärme der Erde in die zerrissene Rinde des Erdballs ergießen und zersprengend wirken konnten. Humboldt's geologische Untersuchungen Amerikas geben über diese vulkanischen Productionen, welche man, gleich den

abgehandelten primitiven, Uebergangs- und Flötzgebirgen in verschiedene Perioden theilen muß, viele Belehrung. Wenn daher auch zum Theil die vulkanischen Phänomene mit jenen früher angenommenen Altern zusammenfallen, so widmet ihnen doch der Verf. eine besondere Periode, in welcher sie als vorzüglich thätig zu betrachten sind und wo die vulkanischen Erzeugnisse vorzugsweise entstanden. Besonders interessant ist dieser Abschnitt dadurch, daß er den Gegenstand näher berührt, über welchen die sogenannten Vulkanisten und Neptunisten einen so langwierigen Streit führten, nämlich die Entstehung der Basalte, und deren bereits durch nähere Beobachtung der Gebirge in der Auvergne sowie der Eifel wahrscheinlich gewordene vulkanische Erzeugung durch Humboldt's Untersuchungen in Amerika fast außer Zweifel gestellt wird.

Siebentes Alter. Bei den primitiven Gebilden, wo die Wärme der Erde jede Entwickelung eines Organismus hinderte, finden wir keine Spur von Pflanzen; erst nach Bildung der Uebergangsgebirge sehen wir sie entstehen, und in den Flötzgebilden zeigen sich, außer den Pflanzen, auch Seethiere; aber Thiere, welche fähig sind, die trockene Oberfläche der Erde zu bewohnen, erblicken wir nur in den sogenannten tertiairen Formationen, welche zeigen, daß das Meer die Oberfläche der Erde verließ, um sie von Neuem zu überfluten und die während der Trockenheit erzeugten Gewächse und Thiere in seinem Schoße zu begraben. Wie das Vorkommen der Steinkohlen die Grenze zwischen den Uebergangs- und Flötzgebirgen zu bezeichnen schien, so bilden Ablagerungen von Braunkohlen ebenfalls eine Scheidewand zwischen den Flötz- und tertiairen Gebilden.

Achtes Alter. Die Erklärung, wie das zurückgetretene Meer höher liegende Theile der Erde, welche es längst verlassen und der Pflanzen- sowie Thierbildung zu ihrer Ausbreitung überlassen hatte, aufs Neue überschwemmen und dadurch die im siebenten Alter betrachteten tertiairen Formationen herbeiführen konnte, wäre vielleicht nicht sowol in einem neuen Erheben des Meeres, als vielmehr darin zu suchen, daß die beim Zurücktreten des allgemeinen Meeres zurückgebliebenen Binnenmeere von großer Ausdehnung wegen der durch die Erdwärme veranlaßten Ausdehnung, eingeschlossener Gase, sowie vulkanischer Eruptionen, die ihnen angewiesenen Schranken häufig durchbrachen und theils die niedrigern Gegenden überschwemmten, theils auch wol durch Durchbrechung der sie vom Meere trennenden Dämme sich mit demselben vereinen konnten, wo auch, welches der Verf. nicht erörtert, die partiellen Fluten der enormen Binnenmeere, nebst denen des allgemeinen Meeres bei der damals größern Expansion des durch die Erdwärme erhitzten Elements Phänomene herbeiführen konnten, welche nur die Phantasie uns zu versinnlichen vermag. Wie dem auch sein möge, so geschahen die Ablagerungen unter einer mehr regelmäßigen Thätigkeit, und der knochenführende Gyps zeigt in seinen obern Schichten Skelette von Thieren, deren fossile Knochen Cuvier zusammenstellte, sodaß die Bemühungen dieses ausgezeichneten Naturforschers das Studium der Zoologie auf eine schöne Art mit der Geologie verband und auf die Urwelt zurückführte.

Neuntes Alter. Die ungeheure Anhäufung von Conchylien in schichtförmigen Ablagerungen, welche einer langen Zeitraum zu einer solchen Vermehrung brauchten, beweist, daß ein großer Theil der Erdoberfläche eine lange Periode hindurch vom Wasser überdeckt war. Das Wasser zog sich endlich zurück; neue Absätze bildeten sich auf der aus den Fluten hervorgetretenen Erde, und wir nehmen in ihnen die nothwendige Einwirkung von süßem Wasser wahr. Die Erde begann sich auszubilden.

Zehntes Alter. Noch immer war die Erdwärme zu stark, als daß eine durch die Sonnenwärme bewirkte Verschiedenheit der Klimate hätte stattfinden können, mithin konnten die jetzt nur auf die heißen Zonen eingeschränkten Thiere sich überall auf dem Erdball verbreiten. Reißende Ströme rissen Felsarten ab und setzten sie, nebst Ueberresten von Pflanzen, in mehr oder weniger großen Entfernungen ab, welche Anschwemmungen von den frühern Ablagerungen zu unterscheiden sind und statt der Stein- und Braunkohle der frühern Formation den seine vegetabilische Natur beibehaltenden Torf bildeten. Das Vorkommen fossiler Knochen, eingewachsen in das Gestein der tertiairen Formationen an manchen Orten, ist daher nicht das Ergebniß der ursprünglichen Ablagerung, sondern dieser Anschwemmungen. Die Existenz vieler Thierarten dürfte aber wol erst mit dieser Periode beginnen, und Höhlen, welche Knochen mancher einander feindlichen Quadrupeden enthalten, sind vermuthlich durch partielle Ueberschwemmungen mit den Resten derselben angefüllt. Zoologische Betrachtungen bilden eine wenn auch nicht scharfabgeschnittene Grenze der Thierarten, welche den frühern Perioden, und derer, die dem zehnten Alter angehören.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Befördert die Aufklärung Revolutionen? Eine Abhandlung, herausgegeben von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Leipzig, Rauck. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
2. Rede an die Deutschen beim Jahreswechsel 1831. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1831. 8. 3 Gr.
3. Was uns Noth thut! Ein ehrerbietiges und freies Wort, seinem Fürsten und seinen Landsleuten gewidmet von Wit von Dörring. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. Gr. 8. 6 Gr.
4. Freimüthige Betrachtungen über die politischen Angelegenheiten Europas nebst Bemerkungen über einige in Sachsen verbreitete Ansichten, von Heinrich von Schwerdtner. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1831. 8. 8 Gr.

Wol zu keiner Zeit ist in Deutschland die Anzahl der Flugschriften so unverhältnißmäßig groß im Vergleich mit umfangreichen Werken gewesen als jetzt. Die Ursache davon mag in der gesunkenen Unternehmungslust der Buchhändler und Schriftsteller liegen, welche bei dem ungewissen Zustand aller Dinge, bei der noch unentschiedenen Frage über Krieg und Frieden, sich in keine viel Geld und viele Zeit wegnehmende Speculationen einlassen wollen. Dagegen kostet ein Flugschriftchen dem Buchhändler wenig Geld und dem Schriftsteller wenig Zeit, denn wer wird an ein solches hohe wissenschaftliche und stylistische Anforderungen stellen! Also immer darauf losgeschrieben, immer ab-

getheilt über Politik der Cabinete und Parlamente, über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, die Deutschen sind ja geduldig und verdauen Alles. Es ist für die deutschen Fürsten ein Glück, daß nicht jede in ihren Staaten erscheinende Flugschrift eine so elektrische, furchtbare Wirkung hervorbringt, wie einst die Beantwortung der Frage: „Was ist der dritte Stand?“ vom schlauen Siéyes, denn sonst wären in Deutschland längst alle Throne umgestürzt. Wenn übrigens die Aufklärung Revolutionen beförderte, so würden viele deutsche Flugschriften sich dies nicht verzuwerfen haben, am wenigsten Nr. 1, wiewol darin von Aufklärung und Revolutionen gehandelt wird, denn sie gibt eigentlich über nichts eine Aufklärung, nicht einmal darüber, wie denn die „leider! schon längst eingegangene gute Zeitschrift“ hieß, welche „vor mehr als 30 Jahren die Beantwortung der interessanten und wichtigen Frage: Befördert die Aufklärung Revolutionen? kräftig und wahr gegeben hat“, und die nun von dem Hrn. Dr. und Professor Schneidawind mit „einigen Modificationen, bedingt durch die Zeit“, wieder „dargelegt“ wird. Indeß halten wir eine ausführliche Beantwortung dieser „wichtigen“ Frage für völlig überflüssig, da sich die Geschichte bereits die Mühe gegeben hat, sie besser zu beantworten, als es alle „alte“ Zeitschriften vermochten. Diese Antwort, besiegelt von dem Blute von Millionen, lautet: So oft ein unterdrücktes Volk über seine Rechte und deren Verletzung aufgeklärt wird, erwacht das Bewußtsein dieser Rechte im Verhältnisse zur Aufklärung über dieselben um so stärker, je eigensinniger die Gewalthaber aus Selbstsucht auf Beibehaltung des Druckes beharren, bis es endlich die unerträglichen Ketten mit Gewalt zersprengt. Man würde die Geschichte verkennen, wenn man leugnete, daß die Aufklärung der Franzosen über ihre Rechte keiner der Factoren gewesen sei, durch deren Zusammenwirkung die französische Revolution entstanden ist. Ohne diese Aufklärung, ohne die feste, in allen Gemüthern wurzelnde Ueberzeugung, daß ein Zustand der Dinge, bei welchem das Volk zu Gunsten des Hofes, der Hierarchie und der Noblesse ausgebeutet wurde, die heiligsten Rechte verletze und schlechterdings nicht länger fortdauern könne und dürfe, wäre die französische Revolution ein gewöhnlicher Aufruhr geblieben, nicht aber Sache des Volkes, des dritten Standes geworden. Vergebens leugnet daher der Verf., oder vielmehr die „gute, alte Zeitschrift“, daß Aufklärung Revolutionen befördere, die Geschichte spricht anders. Darum trägt aber die Aufklärung, als etwas an sich Gutes, nicht die Schuld der Revolutionen, sondern Diejenigen, welche die Stimme des Volkes verachten und im berauschenden Gefühl der Macht es an seinen Rechten zu kränken fortfahren. Wenn das englische Oberhaus aus Selbstsucht die Reformbill verwürfe und eine Volksrevolution ausbräche, so würde eine Ursache derselben allerdings in der Aufklärung des Volkes über die schändlichen Mißbräuche der rotten boroughs und des Einflusses der nobility liegen, aber die Schuld der Revolution fiele ganz auf den Starrsinn der borough-mongers. Uebrigens sieht die Abhandlung, welche der Hr. Prof. Schneidawind neu herausgegeben hat, einer oratorischen Schulübung ähnlich, so weltungeübt sind die in derselben niedergelegten Ansichten und Urtheile.

2. Diese Rede ist gut gemeint, dies aber auch Alles, was wir von ihr rühmen können.

3. Obschon des Hrn. Wit v. Dörring frühere Großsprechereien und Erzählungen unwahrscheinlicher Dinge noch ziemlich frisch im Andenken sind, so wird man doch, einzelne Rückfälle in seine sonstige Schwedenei ausgenommen, seiner Flugschrift im Ganzen Theilnahme nicht versagen können, um der Thatsachen willen, die sie enthält und die einiges Licht über die Verhältnisse in den dänischen Landen verbreiten. Man erfährt aus derselben, daß die Regierung, mithin der König, sich in Bezug auf Schleswig durch das dänische Reichsgrundgesetz, die bekannte lex regia, gebunden erachte. Nach diesem Gesetz ist der König „unwandelbar souverain,“ kraft einer Vollmacht des Volkes, die dieses nur selbst annulliren kann. Erfüllte er daher die gedachte in der Vollmacht (lex regia) ausgesprochene Bedingung (die absolute Erbherrschaft) nicht, und gäbe z. B. einseitig eine repräsentative Verfassung, so verzichtete er dadurch auf die Krone, da seine Verfahren und auch er nur unter dieser Condition (Art. 2 u. 26) die Erballeinherrschaft erlangt haben.... Zugegeben aber auch, was ausgezeichnete Männer behaupten, daß die frühere Generation nicht das Recht gehabt, dermaßen die spätern fesseln zu wollen, so würde dieses doch nie dem Könige das Recht geben, ein neues Staatsgrundgesetz zu entwerfen. Es folgte daraus nur, daß der status ante legem regiam wiederkehrte, und Dänemark ein Wahlreich würde.... Auch das Volk kann rechtlich keine Verfassung begehren; der bisherige Contract, das Königsgesetz, kann nur mit beiderseitiger Einwilligung gelöst werden; das gesammte Volk nur kann, vom Könige dazu aufgefordert, diesem das Recht übertragen, unter veränderten Bedingungen es erblich zu beherrschen“. Wir gratuliren Hrn. Wit zu dieser scharfsinnigen Deduction, die gewiß Allen, denen die Unumschränktheit des Königs von Dänemark Vortheil bringt, sehr willkommen sein wird. Nur Schade, daß dabei die uralte Rechtsregel verletzt ist, daß man Privilegien stets auf die einschränkendste Weise auslegen müsse, folglich auch Verträge, welche einem Fürsten unbedingte Alleinherrschaft (gewiß das enormste aller Privilegien!) übertragen. So kann daher die lex regia gewiß nicht ausgelegt werden, daß der König die absolute Herrschaft auch dann beibehalten muß, wenn dieselbe dem Staatswohle schädlich geworden ist, daß er daher dem Volke Dänemarks auch in diesem Falle keine Constitution geben, d. h. sich rechtlich eines Theils seiner Majestätsrechte begeben dürfe, ohne dadurch die Krone zu verlieren. Ebenso wenig können wir in des Verfs. Bewunderung der dänischen collegialischen Verwaltung der Geschäfte einstimmen, oder zugeben, daß „die de jure unumschränkteste Monarchie de facto die beschränkteste unter allen sei“, denn auch in Oestreich herrscht diese Verwaltungsform, auch dort hat sich der Monarch „jeder Eigenmacht begeben, handelt nie ohne Zuziehung des Collegii (Hofstelle), nur in überaus seltenen Fällen abweichend, und hat sich dergestalt selbst beschränkt, daß er ganz eigentlich die executive Macht im Staate darstellt, die Dasjenige ins Leben ruft, was der Majorität der Collegien als zweckmäßig erscheint“. Allein das Collegialsystem vertritt die „Stelle der Stände“ nicht, denn die Stände sind unabhängig, während in einer absoluten Monarchie die Mitglieder der Collegien vom Monarchen nach Willkür abgesetzt werden können; jene haben das Recht der Controle, der Steuerverweigerung, diese müssen ehrfurchtsvoll verstummen, wenn der „Allmächtige“ befiehlt. Man muß in Dänemark jedoch nicht so ganz recht mit dem Collegialsystem und der Unumschränktheit des Königs zufrieden sein, weil außer den Idealisten, die aus Feuereifer, und den „höchsten Beamten, die aus Furcht vor Unruhen eine Constitution begehren“, auch noch die „Majorität der Grundeigenthümer und aufgeklärten Kaufleute“ — also die wichtigste Menschenclasse — in den Herzogthümern um eine Verfassung nachgesucht hat. „Das eigentliche Volk in Städten und Dörfern ist ganz ruhig, weil die Sache ihm fremd und unverständlich. Wohl unserm Lande, wo nur Das populair, was dem Könige wohlgefällig“. O Wit, o Dörring, wie stimmt zu dieser Schmeichelei, was Sie S. 30 bei Gelegenheit des wechselseitigen Schulunterrichtes sagen, und woraus offenbar hervorgeht, daß der König, Ihnen zufolge, eines der wichtigsten Regierungstalente, das der Controle seiner Collegien, nicht besitzt oder nicht ausübt? oder mit Dem, was Sie S. 32 u. 33 von dem Stande der Communalangelegenheiten, dem „Hebungswesen und der ganzen directen wie indirecten Besteuerung“ offenbaren? Einen König entschuldigt es nie, daß er die Hauptgebrechen der Verwaltung nicht kennt, er muß sich Mühe geben, sie kennen zu lernen, und vor Allem hat diese Pflicht ein unumschränkter Regent, denn einen constitutionnellen Monarchen machen die Volksdeputirten und die freie Presse darauf aufmerksam, auch wenn er gern seine Ohren vor ihren Klagen verstopfen wollte.

4. Diese Broschüre ist in jedem Falle höchst lesenswerth.

Sie zeichnet sich durch Besonnenheit, Auffassungsgabe und edeln Styl aus. Der Vers. gehört zu denjenigen Politikern, welche „die Vortheile des moralischen Umschwungs" durch Revolutionen nicht verkennen, aber dabei „offen gestehen, daß sie den Revolutionen keineswegs Freund sind". „Wollte Gott", ruft er aus, „es wäre möglich, das geistige Leben der Völker auf eine andere, weniger gewaltsame Weise zu befördern! Wollte Gott, dieser Conflict des Geistes mit der Materie könnte vermieden werden durch weises Zurücktreten der Parteien, deren Kampf nur mit ihrem Untergang enden zu können scheint!" Wir könnten, wenn wir uns mit Wünschen und Seufzern abgeben wollten, den Wollte gotts des Verfs. noch viele andere beifügen, allein, da es nichts helfen würde, so unterlassen wir es lieber. Unsere Meinung über Revolutionen ist: „Dieses kleine Leben umgrenzt ein Schlaf". Ob ein geringer Theil der Lebenden in diesen Schlaf etwas früher sinkt, um der ungeheuern Mehrzahl der Ueberlebenden, ja, der ganzen Nachwelt die edelsten, lange vorenthaltenen, auf keine andere Weise erreichbaren Güter zu erringen, ist einerlei, wenn der Kampf in gutem Glauben einmal begonnen hat. Ueber diesen guten Glauben richtet Gott allein, und zuweilen die Geschichte, der Staat aber muß jeden wirklichen Volksaufwiegler unschädlich machen, ja, wenn dies auf keine andere Weise möglich ist, ihn tödten. Wer diese Gefahr verachtet, weil er das Rechte will, ist ein Schwärmer, wenn er sich irrt; wer sie verachtet, um sein persönliches Interesse zu befriedigen, der größte aller Feinde der Menschheit. In der Regel aber fangen die Revolutionen mit plötzlichen, gleichzeitigen Ausbrüchen der Volkswuth an, welche, lange im Stillen genährt, bei einem auffallend falschen Schritte der Machthaber endlich losbebt. In diesem Falle kann man eigentlich Niemanden als Aufwiegler bezeichnen, die Bewegung war, so zu sagen, freiwillig, und erst, wenn der Anstoß bereits gegeben ist und geglückt hat, tauchen jene kühnen Volksführer, die vorher an eine Revolution auch nicht einmal dachten, mit Einem Male auf und vollenden als Werkzeuge des Schicksals, was Andere begonnen haben. — Die Kritik des Verfs. über die Acten des wiener Congresses ist scharf, eine schärfere, blutige liefern die Zeitereignisse in Polen und den Niederlanden. Für die Polen wünscht, aber fürchtet der Verf. (S. 78.) Er sieht kein anderes Heil für dieses heldenmüthige Volk als in „dem Zusammentreten der 3 Mächte, welche früher Polen getheilt, um es wieder so herzustellen, wie es war vor der Theilung". Das wäre in der That die beste Weise, „der Welt durch ein glänzendes Beispiel die Versicherung zu geben, daß die Regenten die Rechte der Völker wie ihre eignen achten und beschützen wollen". Faxit Deus! 202.

Fr. Aug. Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von J. D. Gürtler. Erster Band. Leipzig, Lehnhold. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Man sieht sich bei diesem, seinem Titel nach eine interessante Ausbeute versprechenden Buche mit einiger Ungeduld, aber vergebens, nach einem Vor- oder Nachwort von Seiten des Herausgebers um, wodurch über die nähern Umstände, unter denen er hier diese bisher ungedruckten Vorlesungen des großen Philologen ins Publicum bringt, über die Zeit und den Ort, wann und wo er sie nachgeschrieben, und über ähnliche Verhältnisse, die bei Bekanntmachung von Collegienheften nicht unwichtig sind, eine Auskunft, Erklärung, oder auch Entschuldigung gegeben würde. Einer Entschuldigung vom Herausgeber entgegenzusehen wären wir vielleicht ganz besonders berechtigt, denn die Art und Weise, in welcher hier Vorlesungen, welche Fr. A. Wolf in dieser lotterhaften Gestalt gewiß nicht in den Druck gegeben haben würde, öffentlich gemacht werden, ist kaum ohne Widerwillen zu ertragen. Es scheint überhaupt eine immer bedenkliche Sache, nachgeschriebene Collegienhefte drucken zu lassen, und zwar wörtlich sowie sie vorgetragen werden. Ein Collegium über eine Wissenschaft lesen und ein Buch darüber schreiben, sind gewiß meist zwei sehr verschiedene Dinge, ebenso verschieden, als das Publicum ist, für das sie sich in diesem Falle verhältnißmäßig bestimmen. Der legère Ton, das bequeme Sichgehenlassen, in dem ein berühmter, auf seinem Lehrstuhl alt gewordener Professor zu seinen Zuhörern spricht, nimmt sich mündlich, wo es mit der Persönlichkeit des Mannes zu einem interessanten Bilde zusammenwächst, zwar ganz erträglich aus und erleichtert sogar den Fleißigen das Nachschreiben, aber in ein gedrucktes Buch diese phlegmatische Fahrlässigkeit eines akademischen Vortrags zu übertragen, ist nicht zu billigen, noch ohne Ekel zu lesen. Bei seinen Lebzeiten würde es kein Professor ohne Rüge und Rache dulden, daß ihn einer seiner treufleißigen Zuhörer so, gewissermaßen in Schlafrock und Pantoffeln der Rede, vor das größere Publicum brächte, und so dürfte man auch nach seinem Tode seine Würde in dieser Hinsicht zu bedenken haben. Gerade je wörtlicher ein solches Collegienheft nachgeschrieben wäre, um so häßlicher würde es sich in dieser Treue gedruckt ausnehmen. Hr. Gürtler scheint diese Vorlesungen Wolf's sehr treufleißig nachgeschrieben zu haben, obwol man zuweilen ungewiß ist, ob die Saloperie des Ausdrucks, die Abgebrochenheit der Sätze und die ganze für die Lecture unausstehliche Nachlässigkeit des Vortrags der Flüchtigkeit zuzuschreiben seien, mit der man Hefte im Collegium nachzuschreiben pflegt, oder ob diese Eigenschaften dem mündlichen Vortrag des Vorlesers sebst angehören. Jedenfalls hat der Herausgeber von seiner Hand nicht die geringste Feile an den Styl dieser Vorlesungen gelegt, woraus zu schließen, daß sie in dieser Gestalt, in welcher er sie überliefert, ein werthvolles Andenken für ihn sein müssen. Dennoch wird man von der andern Seite nicht ganz undankbar für die Mittheilung der Wolf'schen Vorlesungen sein dürfen, die auch hier den wirkungsreichen Mann in seinem Bestreben, die Alterthumskunde wissenschaftlich zu begründen, verehrungswürdig erscheinen lassen, wenn auch, wie natürlich, Manches in seiner Ansicht und Behandlungsweise seitdem veraltete. In der Einleitung zu seinen Vorlesungen über Encyklopädie gab Wolf zuerst Betrachtungen über Encyklopädie überhaupt, den Namen derselben und über Encyklopädie der Alterthumswissenschaft insbesondere, entwickelte dann den Begriff der Alterthumswissenschaft und bezeichnete Umfang und Eintheilung derselben. Seine Darstellung selbst zerfiel in 2 Abschnitte, in deren erstem er „Die Fundamentaltheile der Alterthumswissenschaft" umfaßte. Dieser Abschnitt behandelte A „Die Grammatik oder das Sprachstudium", worin theils Begriff und Entstehung der Sprache im Allgemeinen, sowie die Ursachen der Entstehung mehrer Sprachen erörtert, theils das Wesen der philosophischen Grammatik besprochen, und in Erläuterungen über den Formenbau der Sprache nachgewiesen wurde, worauf von den Hauptpunkten der griechischen Grammatik, mit einem Hinblick auf die mittelgriechische und neugriechische Sprache, sowie von der lateinischen Grammatik die Rede kam; B, „Die Hermeneutik", C, „Die Kritik", welche Wolf in die „philologische oder Wortkritik" und in die „historisch-philologische oder höhere Kritik" unterschied. In dem zweiten Abschnitt: „Die Haupttheile der Alterthumswissenschaft", handelte er von der alten Geographie, der politischen Geschichte, den Alterthümern der Griechen und Römer, der Mythologie, der Literatur und Geschichte der Wissenschaften und Künste bei den Griechen und Römern, der Kunstgeschichte oder „Lehre von den Kunstwerken der Alten", und gab in einem Anhange eine allgemeine Uebersicht der Literargeschichte der Alterthumswissenschaft und der Bearbeitung der alten Literatur. 156.

*) Auch u. d. T.: Fr. Aug. Wolf's Vorlesung über die Encyklopädie der Alterthumswissenschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 258. — 15. September 1831.

Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen von H. v. Meyer.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Elftes Alter. Alle Classen von Thieren, welche jetzt die Erde bewohnen, scheinen in diesem Alter gelebt zu haben, wo die mehr abgekühlte Erde der jetzigen heißesten Zone gleichen mochte, und die unsern nordischen Gegenden verbliebenen Geschöpfe, welche jetzt in der heißen Hemisphäre nicht zu leben vermöchten, sind bei der successiven Entwärmung der Erde in ihrer Organisation allmälig verändert, wie man in anderer Hinsicht bei mehren aus dem wilden Zustand zu Hausthieren umgebildeten Thieren eine ähnliche Umwandlung ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit wahrnimmt. Vulkanische Eruptionen bezeichnen auch diese Periode; doch waren nothwendig diese Ausbrüche unendlich weniger energisch als diejenigen früherer Perioden, wo unerschöpfliche Massen eingeschlossener Gase mit einer durch die Erdwärme gesteigerten Spannkraft ihre Behälter sprengten und die vulkanische Action vervielfachten. Sehr interessant sind daher Humboldt's und anderer Geologen Vergleichungen der vulkanischen Erzeugnisse der frühern und dieser Periode.

Zwölftes und letztes Alter und Geschichte des Menschengeschlechts. Der Verf. bemüht sich, wie schon Viele vor ihm, als: Hobbes, Rousseau, Pufendorf u. A., den entstandenen Menschen im Naturzustande darzustellen, welche Schilderung derselbe bereits früher im „Dictionnaire des sciences naturelles", unter dem Artikel „L'homme", niedergelegt hat. Er läßt seinen Naturmenschen Anfangs Fischerei betreiben, wobei er die ohnehin sehr unbekannte Mythe, daß des Menschen erste Gattin die Anchiale (von *αγχω*, ergießen) gewesen sei, etwas künstlich als einen Beweis des Bewohnens von Flußufern annimmt, dann Jäger werden, wo er sich den Hund zugesellt, worauf er mit seiner vermehrten Familie, deren Verhältniß mit moderner Zartheit beschrieben ist, Hütten baut und Ackerbau treibt, dann sich den Künsten zuwendet und, woran man den Franzosen erkennt, baldigst Tänzer wird. Wichtiger als diese Phantasien ist die Bemerkung, daß wegen der noch großen Erdwärme und vorhandenen Gewässer die Höhen von Tibet, Aegypten und Aethiopien wahrscheinlich die ersten Niederlassungen der Menschen waren. Wie weit die Cultur gediehen war, als die letzte große, und wenn auch aus mehren partiellen Ueberflutungen entstandene, doch insofern allgemeine Flut, als der größte Theil der Erdoberfläche damit bedeckt war, eintrat, möchte schwer zu bestimmen sein. Geologische Gründe, welche der Uebersetzer in einer Anmerkung anführt, machen es sehr wahrscheinlich, daß das Menschengeschlecht bereits verbreitet war, und um so mehr, als die Mythen fast aller Völker sich mit dieser Flut und den Mitteln beschäftigten, durch welche die Gottheit einen Theil des Menschengeschlechts rettete. Jupiter erhielt, nach der griechischen, vermuthlich aus dem Aegyptischen entlehnten Mythe den Deukalion und die Pyrrha in einem großen Kasten; der Gott der Juden, nach der ebenfalls von den Aegyptern entlehnten Tradition, den Noah mit den Seinigen in einem Schiff auf gleiche Weise, nur mit dem kleinen Unterschied, daß Deukalion 2 Mal eine Taube ausfliegen ließ (Plutarch „De solertia animal.", c. 28, p. 968), Noah jedoch zur ersten Recognition einen Raben entsendete, und daß Deukalion nach seiner Errettung aus Steinen Menschen schuf und dem Jupiter Phyrius einen Tempel errichtete, Noah aber Wein pflanzte und sich betrank. Auf ganz analoge Art rettete, nach der indischen Mythe, Wischnu (das erhaltende Princip) den König Fattiawiradan nebst seiner Frau. Im höchsten Grad betrübend und ein schmerzlicher Beweis, wie eine geistige Sündflut die herrlichen Gebilde des geistigen Schaffens in unsern Tagen ebenso mit widrigem Schlamm zu überschütten versucht, wie in jener Zeit die wogenden Fluten die glänzenden Gefüge der Krystallisation mit schmuzigen Anschwemmungen verdecken, ist es, daß der Verf., der Graf Lacépède, geboren im Zeitalter Voltaire's, Zeitgenosse von Lagrange und Laplace, Mitglied des Instituts von Frankreich (S. 528), in den Worten: „Es steht uns nicht zu, die Epoche der furchtbaren Sündflut anzugeben, welche Moses in der Genesis erzählt; es ist Sache der Aufseher und Lehrer der christlichen Kirche, diesen Gegenstand angemessen zu erklären", ein offenbares Anathem gegen alle Wissenschaften in allen Ländern ausspricht, denn welche Wissenschaft, etwa die Heraldik ausgenommen, verstieße nicht gegen die Priesterlehren irgend eines Cultus. Es ist diese

Aeußerung wahrhaft schmählig in einem, erhabenen Betrachtungen gewidmeten Werke, welche so geeignet sind, ein Erkennen der Gottheit in der unendlichen Größe unendlicher Welten zu steigern und eine edle, mit Wissenschaft und geistigem Fortschreiten in schöner Verbindung stehende Religiosität zu befördern. In diese Zeit verlegten, wie z. B. aus dem Gespräche des Solon, „Timäus" benannt, hervorgeht, die alten Aegypter den Untergang der fabelhaften Atlantis; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß vor dieser Flut das mittelländische Meer ein Binnensee war, und die Gebirge Afrikas eine Kette bildeten mit den Apenninen und den Gebirgen Gibraltars, welches das Vorkommen fossiler Knochen, denen des afrikanischen Elefanten ähnlich, im Placentinischen, noch mehr die afrikanische Natur des südlichen Theils Spaniens, zu bestätigen scheint, bis in der erwähnten Ueberschwemmung die Dämme durchbrochen und Länder in den Schoß des Meeres um so leichter gerissen werden konnten, als die noch jetzt rauchenden Vulkane Neapels und Siciliens auf furchtbare Eruptionen der Vorzeit schließen lassen.

Auf der nun in der jetzigen Gestalt bestehenden Erde verbreiteten sich die Menschen und modificirten sich, dem Klima und der Oertlichkeit des Aufenthalts zufolge, in verschiedene Racen, von denen der Verf. die europäisch-arabische, die mongolische und die äthiopische als die Hauptvarietäten unterscheidet, welche wieder in Classen zerfallen. Die in Aegypten erblühende, von der Priesterherrschaft, die der Verf. im verdienten affronen Lichte schildert, was man nach seiner frühern Aeußerung nicht erwarten sollte, in willkürlichen Schranken gehaltene und durch Despotismus des Königs eingeengte Cultur liegt in grandiosen Denkmalen und in Hieroglyphen vor uns. Champollion's Verdienste um die Dechiffrirung der alten ägyptischen Schrift geben uns Hoffnung, in dieses Dunkel einzudringen, und begründen die Vermuthung einer gleichzeitigen Cultur in Nubien, welches mit der Annahme der ersten Niederlassungen der Menschen auf den Plateaus der Gebirge im Einklang steht, besonders da die Existenz einer großen Gebirgskette im Innern Afrikas, längst vermuthet aus geologischen Gründen, den Reisebe richten neuer Zeit zufolge immer wahrscheinlicher wird. Die Aegyptenmythen stehen mit astronomischen, wol auch astrologischen Deutungen in wunderlichem Connex und haben eine Analogie mit den indischen, auf die der Verf. übergeht, indem sich vom Himalayagebirge herab eine ziemlich gleichzeitige Cultur entwickelte. Vielleicht könnte daher die zunehmende Kenntniß des Sanskrit und allgemeinere Kenntniß der indischen Sagen eine Hülfswissenschaft für die Enträthselung der ägyptischen Vorzeit werden.

Der übrige Theil des Buchs enthält eine Uebersicht der Weltgeschichte, die wesentlichen, für Wissenschaft, Kunst und politische Ausbildung wichtigen Momente heraushebend.

Indem ich hiermit einen Abriß dieses in vieler Hinsicht interessanten Werkes darlege, will ich mich keineswegs für alle darin enthaltene Ansichten unbedingt erklären, aber ich halte es für würdig, gelesen zu werden, und glaube, daß viele der aufgestellten Ideen als schöne Krystallisationskerne betrachtet werden können, an welche wissenschaftliche Forschungen sich anlagern und vielleicht mit Modificirung der ursprünglichen Form ein gediegenes Ganzes bilden können. Zeigen wollte ich besonders, wie sehr der Naturforscher irrt, wenn er einen Zweig der Naturwissenschaften als ein für sich isolirtes Etwas betrachtet und nicht fühlt, wie alle Wissenschaften nur Eins sind, nur gleichsam Räder Einer großen Maschine zu Einem erhabenen Zweck: Kenntniß der Gesetze der Natur und des Daseins. Darstellen wollte ich, wie die Beobachtung der äußern Erscheinung unserer Erde den denkenden Menschen zur Speculation über ihre Entstehung angeregt, und wie manche Wissenschaft zur Aufstellung einer wenigstens möglichen Theorie, welche kein Gaukelspiel hohler Phrasenhäufung, wie die meisten der deutschen Naturphilosophien, sein soll, im vereinten Streben wirken müsse, indem Mathematik im ausgedehnten Sinne, Astronomie und Mechanik einschließend, die allgemeinen Grenzen fesstellt, innerhalb welcher die Phantasie des Forschers sich bewegen darf, sowie die Gesetze, denen die zu suchende Theorie sich anschließen muß, Physik und Chemie die entferntern und nähern Einwirkungen der Körper, deren Raum- oder Structurveränderung, im Kleinen beobachtet und auf das Große schließen lehrt, Mineralogie die einzelnen Fossilien, Geologie deren Lagerung darstellt, worauf Botanik das erste Beginnen des organischen Lebens zeigt, während die fossilen Knochen zu einer neuen Osteologie, zur Erweiterung der Zoologie und dem Proceß des thierischen Lebens führen. 53.

An den Herausgeber des „Briefwechsels zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer". *)

Mein Herr!

Ich habe die erste Hälfte Ihrer Schrift gelesen, und der Eindruck, den sie hervorbrachte, hätte etwas eigenthümlich Erhebendes haben müssen, auch wenn ich die Materie derselben nicht zum Eigenthum meiner Ueberzeugung zu machen im Stande wäre. Einem Schriftsteller, der selbst die Theilnahme nicht verbirgt, die er für seine Sache hegt, der will, nicht daß sein Gegenstand für ihn, sondern er für seinen Gegenstand Interesse erwecke, dem wird, indem ihm dieses Letzte gelingt, auch Jenes als nothwendiges Accidens nicht fehlen. Das sympathetische Gefühl der Achtung soll mir auch allein das Recht geben (lassen Sie mich, um mit Ihnen über einen ersten Grundsatz mich zu verbinden, gleich hier einfügen, daß der Psychologie das Idiopathische als ein Widerspruch erscheint), jenes sympathetische Gefühl soll mir allein ein Recht geben, auch da, wo mich nur die Form, ich meine die innere, die Gesinnung Ihrer Ansicht befriedigt, als Gegner der Materie Ihrer Thesis Ihnen freundschaftlich entgegenzutreten. Daß ich von der zweiten Hälfte Ihrer Schrift bis jetzt, da ich dieses schreibe, nur im allgemeinen gesellschaftlichen Gespräche gehört, dieselbe absichtlich noch nicht gelesen habe, dies wird mich von der Befangenheit frei machen, in die man so leicht zu Gunsten oder Ungunsten der Grundsätze geräth, von denen man die einzelnen Früchte vor sich sieht. Die Gerechtigkeit hat ein verbundenes Auge, aber alle ihre übrigen Sinne sind frei. War es Ihre Absicht, ein gewisses Treiben der Philosophie, das wol mit dictatorischem Ansehen, wenn in der Philosophie Dictatur möglich wäre, sich geltendmachen

*) Vgl. Nr. 175—178 d. Bl. D. Red.

möchte, das mit dialektischen Binden eine ägyptische Mumie, mit rednerischen Blumen ein übertünchtes Grab, mit erlogener Poesie eine erstarrte Prosa, mit der Begeisterung eines Berauschten eine Trostlosigkeit der Empfindung zu verdecken sucht; war es Ihre Absicht, jene stolzen Systeme, die nicht sein wollten wie Gott, nein, — mehr noch, die ihn schaffen wollten durch die Magie ihrer Schematismen, jene stolzen Systeme, die nicht etwa nur eintreten wollten in das Heiligthum der zeugenden Natur, nein — die den Vorhang des Allerheiligsten ungestüm zerrissen, um den Gott, den sie bewußtlos schlafend wähnen, aus seiner Arcanennacht zu wecken; war es Ihre Absicht, jenes Treiben und diese Systeme in ihrer Dürre, wie sie sich trefflich ausdrücken, darzustellen, darzustellen auch für Die, welche selbst einzugehen für verlorene Mühe oder doch für verlorene Bequemlichkeit halten; — wollten Sie zeigen, daß am Ende kein Bedürfniß der Seele sei, welches hierbei nicht unbefriedigt bliebe, und daß beim Austritt aus dieser Schule zu dem drängenden Gefühl des großen Warum nur noch das zweite hinzukommt: warum man denn hier eingetreten sei; dann fürwahr, dann konnten Sie Ihren Vorsatz nicht trefflicher ausführen, als Sie wirklich gethan haben. War es aber Ihre Absicht, der Philosophie überhaupt — erlauben Sie mir den stärkern Ausdruck — eine Grube zu graben, dann fürchte ich, oder, wenn man sich nicht schämen muß, gegenüber von Ihnen egoistisch zu denken, ich hoffe, daß mehr als jene in integrum restituirte Scholastiker Protest gegen den Erfolg Ihrer Absichten einlegen werden. O Sokrates, Sokrates! höre ich jene Königin rufen, die Sie nach Zerstörung ihres Reichs auf den Scheiterhaufen der Vernichtung gestellt haben, und der alte Meister wird jene noch ältere Kunst, deren Freund zu heißen er für seinen stolzesten Titel zu halten titelsüchtig genug war, nicht 3 Mal rufen lassen, ohne sich ihrer ein Mal zu erbarmen. Sokrates' Geist ist ein Ganymed an Schönheit, oder vielmehr eine Iris am Himmel der neuen Geschichte, er hob die Schale zum Himmel empor, um den Unsterblichkeitstrank der tiefsten Empfindung eines göttlichen Lebens aufzufassen, und nicht dem Zeus, der seiner nicht bedarf, sondern ein edlerer Prometheus, der dürstenden Menschheit zu reichen. Der heidnische Olymp stöhnte laut über dieses Beginnen, aber Athen rächte die Legitimität seiner sinnlichen Bewohner, und schlachtete unbewußt mehr als eine Hekatombe der sich verklärenden Wahrheit. Sie haben Recht, jenes Wissen, wo man Begriffe, wie Karten, zu Schlössern baut, um einem Zweiten die Freude zu lassen, sie einzublasen, einem Dritten, sie im entgegengesetzten Geschmacke wiederaufzubauen, wo das Bauen, nicht das Gebäude die Absicht des ernsthaften Scherzes ist, wird zum kindischen Spiel, in welchem nicht einmal ein hoher Sinn liegt; jene Wuth der Systeme frißt an ihren eignen Eingeweiden. Aber das ist sie auch nicht, jene göttliche Freundin des athenienſischen Zechers, der auf das Wohl seiner Liebe Brüderschaft mit dem Tode trank; es ist nur eine arme Verirrte, die sich in Paläste eindrängte, und die wir, wie Calderon's Siegismund, wie Shakspeare's Schlau, zur Hütte zurückführen müssen, um sie zum Bewußtsein der Wahrheit zu bringen. Sokrates' Freundin wird die stolze Höhe der Wissenschaft verlassen, und forthin ihren wahren Namen, den der Kunst, zurückfordern müssen. So kehrt sie zu jenem göttlichen Instinkte zurück, der ursprünglich ihr das Dasein gab, so wird sie wieder, wie sie in ihrer ersten Gestalt mit Schild und Speer bewaffnet aus dem Gehirne der Menschheit hervorsprang. Irre ich nicht, so ist etwas Aehnliches Ihre Meinung, nur daß sich das Philosophiren Sokratisch-bemüthiger, Sie dasselbe Platonisch-stolzer sich denken. Obendarum kann ich auch nicht anders glauben, als daß es ein Theil der in den heutigen Systemen befangenen Ansicht Ihres Friedrich sei, wenn er den Stolz Deutschlands, wenn er Kant so tief unter Die, die auf seinen Schultern sich groß dünkten, herabsetzt, und es ist ein frappanter Zug, den er ganz in der Aehnlichkeit jener von dem Standpunkte des absoluten Wissens ergangenen Kritiken über die Kritik nachahmt, wenn er jene für einen unvergleichenen und ungemessenen Maßstab, der sich selber messen und zum Maßstab machen soll, ausgeben will. Hätte doch Ihr Friedrich von seiner sublimen, in Wolken schwebenden Stellung ein wenig zu unserer gemeinen Erde sich herablassen wollen, um hier in einer täglichen Erfahrung die Kritik über seine Kritik der Kritik zu vernehmen, wenn das Auge, das das eine Mal den Thurm für rund, das andere Mal für eckig erkannt hat, beide Erscheinungen zusammennimmt, um dadurch sein Urtheil über den besagten Thurm zu rectificiren. Befremden muß es wenigstens einen Augenblick, warum Wilhelm es verschmäht, seinem Freunde für einen einzigen Streich die Waffen abzuborgen und ihn zu fragen: Was denn das Dogma des absoluten Wissens, der wahrhaft ungemessene, schlechthin gesetzte Maßstab vor dem sich selbst messenden voraushabe? Zwar auch jene Zauberformeln der neuern Philosophie, die mit aller Schärfe der logischen Waffen zu beweisen sich bemühen, daß der oberste Grundsatz aller Logik zugleich auch ebenso gut sein Gegentheil sein könne, die uns damit weit kühnere Belege für jene erhabene Identität von Lüge und Wahrheit geben, als es ein sich selbst messender Maßstab thun würde, auch sie sind nicht zufällig in einer Entwickelung der menschlichen Dinge, wo nur der rechnende Mensch seinen error calculi mit jenem Namen zu bedecken sucht. Auch Ihr Friedrich ist ein geistreicher Grübler, welcher der Fortbildung der philosophischen Kunst dadurch nützen wird, daß er in der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Denkens eine bedeutende Stelle einnimmt. Suchen Sie hierin keine Ironie, keine Herabwürdigung Ihres seinen Denkers; — ein großer Irrthum kann wol zunächst nur an eine große Wahrheit grenzen, und in ihrer geistigen Anziehungskraft unterscheiden sie sich häufig nur wie positive und negative Elektricität. Doch war die Absicht Kant's wol nicht die Apotheose des Wissens, noch weniger vielleicht als die aristotelische Scholastik des Mittelalters eine Ahnung des Sokrates. Kant steht einsam in seinen Umgebungen, wie jener, fast ohne nur einen Anaxagoras unmittelbar hinter sich zu haben, aber der menschliche Geist durchbricht die Folge der Schulen und folgt seinem eignen Höhenzuge. Pythagoras sagte: „Ich war einst Aethalides, und zeigte zum Beweis, daß er der hyperboreische Apoll sei, seine goldene Hüfte. Die griechischen Spötter belächelten die Legende, während das Volk staunte, aber seine Weisen ahneten den Sinn des hohenpriesterlichen Symbols. Jene uralte, zu den Hyperboreern gewanderte Kunst hat noch nicht ihre letzte Metempsychose bestanden, sie kann nicht sprechen: ich war einst — Sokrates, Der, der Staatsmänner und Feldherrn, der Denker und Patrioten bildete, und in dessen großer Seele neben Platon der Kampf um Potidäa seinen Platz fand. Darum darf wol auch Wilhelm sie nicht völlig verstoßen wollen und uns anstatt derselben die Poesie zu des Vaterlandes Retterin bestellen. Die Poesie, sagen Sie, habe ich recht verstanden? — Sie haben die Philosophie genommen, wie sie ist, und werden also auch die Poesie nehmen, wie sie ist. Lassen Sie mich noch einmal fragen: was hat sie für Deutschlands Wohl gethan, nicht jene Himmelstochter meine ich, die sich einzelne reine Priester wählte, in deren Seelen sie die einzelnen Accorde von der Harmonie der Sphären griff, sie meine ich vielmehr, die der Sinnlichkeit, dem Thier im Menschen, mit Hautenlust als einem Gott räuchert, die auf den Thron, von welchem sie die Tugend herabgestoßen hatte, eine verbuhlte Schönheit, die mit ihrer vornehm ästhetischen Lust das Gewissen zu Tode kitzelte, zum Götzen erhob, wie die menschenmörderische Schlange des Paradieses unter Blumen bettete, die mit einem wahrhaft diabolischen Hohne das Mark aus den Gebeinen der Nation, Religion und Sitte austrieb, die den Kern des Volks, die geistig Erregten und Erregbaren langsam vergiftete, um das Volk zu entkräften, die mit satanischer Klugheit das Herz suchte, um den Körper zu tödten. Und das wärm deine Retter, unglückliches Vaterland, das wäre die Macht, von der du Heil zu erwarten hättest? O leihe mir deine Geißel, Platon, um jene Verrätherin, die meinem Volke sein Heiligstes verdächtig machen will, noch einmal aus dem Staate zu jagen. Doch ich bin überzeugt nach dem ganzen Geiste Ihrer Schrift,

daß es nicht Ihre Absicht sein konnte, eine Erscheinung in Schutz zu nehmen, ja sie als Volksretterin hinzustellen, die man mit der gerechtesten Gesinnung, wenn irgend Etwas in unserer neuern Geschichte, und sei sie die Ausgeburt des höchsten Genies, Volksverderberin zu nennen berechtigt ist. Ihre Absicht ist vielmehr ohne Zweifel die, Poesie, und zwar eine edlere als die, welche ich eben bezeichnete, und welche in unserer Zeit so große Verehrung gefunden hat und noch findet, an die Stelle zu setzen, wo bisher Philosophie stand, und dies aus dem Grunde, weil Sie die letztere nicht für fähig halten, dem Leben den Aufschwung zu geben, dessen es bedarf, um sich dem Grabe der Passivität zu entwinden und der Geschichte unserer Zeit den Charakter einer Analysis des Todes zu nehmen. In dem Zwecke stimme ich vollkommen mit Ihnen ein, ja ich gebe noch mehr zu, mit Verzichtung auf die Erfahrungen, die mir die Stoa in Griechenland und mehr noch in Rom an die Hand gibt, gestehe ich zu, daß die Poesie nicht nur das Mittel, den Aufschwung zu befördern, sondern der Aufschwung selbst sei, aber nicht jede, sondern nur eine gewisse bestimmte. Erlauben Sie mir zuerst die historische Frage, ob die Blüte der Poesie bei einem Volke immer mit dem höchsten Aufschwunge seines öffentlichen Lebens zusammenfiel? Schade, daß ich Ihnen hier Griechenland nicht zum Beispiel anführen kann, da von seinem Epos bis zur Tragödie eine zu lange Zeit verfloß, als daß sich hier ein entscheidendes Urtheil begründen ließe. Aber Italien, 2 Mal kehrte bei ihm der Geist der Poesie ein, aber werden Sie das augustische Zeitalter, werden Sie die Zeiten der Mediceer auch für die Lichtpunkte seines öffentlichen Lebens halten? Um Frankreichs nicht Erwähnung zu thun, dessen poetisches Jahrhundert mit dem Jahrhundert des Mannes zusammenfiel, der im Hunger despotischer Leidenschaften den Staat in sein Ich aufzufressen gelüstete. Bedenke ich mir alles Das, dann möchte ich wol glauben, daß auch Sie nicht Das, was man gemeinhin Poesie nennt, jenen in Worten nachhallenden Geist der Erhebung, daß Sie den Strom nicht an seiner Mündung, sondern an seiner Quelle meinen, oder doch meinen sollten, wenn Sie in ihm das Geheimniß der Verjüngung unsers Vaterlandes suchen. Das war die schönste Poesie, die Griechenland auf den marathonischen Feldern, an seinen Thermopylen gesungen hat, Rom feierte seine dichterische Stunde, als Hannibal vor seinen Thoren stand. Jene Wortpoesie, und zwar die echte, war stets nur der Nachhall großer Lebensepopöen. Aber, was wäre es denn also eigentlich, das jenen Aufschwung der Völker bedingte, was wäre jenes Poesie und Philosophie übersliegende Etwas, die mächtige Feder in dem ungeheuern Getriebe? Ich wage es nicht, von einer Wechselwirkung der Ideen und Ereignisse zu sprechen, denn ich vermag mir den Widerspruch, der in einer Wechselwirkung ohne höheres Bedingendes liegt, nicht hinwegzudenken. Aber Sie haben es, wie ich glaube, selbst mit dem besten Namen genannt: es ist Das, was der Poesie „ihre Interessen bietet", es ist Geist Gottes in der Geschichte, es ist Offenbarung, Religion oder wie Sie es nennen wollen, je nachdem Sie auf einen Standpunkt der Betrachtung sich stellen. Sie ist es, die Idee und Realität in stetem schöpferischen Wogen erhält; sie ist es, welche die Philosophie sich einbildet geschaffen zu haben, wenn sie die Richtung zu ihr zum Bewußtsein gebracht hat; sie ist es, welche die Kunst sich zu sein dünkt, wenn sie ihrem Wesen irdische Sprache leiht. Philosophie ohne Religion wäre ein Denken ohne Ziel, ein Wissen ohne Wahrheit, Prämissen ohne Schlußsatz, Religion ohne Poesie ein Ereigniß, ohne daß es sich für Jemand ereignete, eine Quelle ohne Fassung, Poesie endlich ohne Philosophie ein Luftschiffer ohne Compaß. Sie sehen, die Ingredienzien des Lebens bleiben auch mir dieselben, wir stehen auf einerlei Boden, ich ordne mir nur seine Naturreiche etwas anders, und ich kann mich nicht überzeugen, daß es auf diese Anordnung am Ende nicht ankomme. Von ihr hängt es ab, daß einerseits das philosophiren nicht im Traume eines absoluten Wissens sich groß dünke, andrerseits daß die poetische Weltanschauung aufhöre von dem Selbstvernichtungsproceß der Philosophie zu erzählen, sich selbst für Ursache zu halten, wo sie nur Wirkung ist. Das Letztere, die Anordnung, hat mich einigermaßen entzweit mit Ihnen, jenes Erste, der Boden, jener Haß gegen die Dürre der vom Lebensbaum abgerissenen Speculation, und erlauben Sie mir hinzuzufügen, jener wenigstens indirect bekannte Haß gegen einen ertrotzten Sensualismus der Poesie, jenes Glühen für das öffentliche Wohl, und jene über all diesem sich wölbende Tempelhalle, in welcher Sie Ihr Bestes als Weihgeschenk niederlegen, dies hält mich Ihnen innig verbunden. Hier meine Hand! Ihr Th. Ingatschow.

198.

Soldatenleben. Kriegsabenteuer in den Pyrenäen und Südfrankreich, von G. R. Gleig. Aus dem Englischen von Konrad Horr. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 2 Theile. Leipzig, Enoblech. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Als Erinnerung an jene Tage, wo die Welt ein Heil darin zu finden glaubte, wenn sie den einen großen Herrscher, den die neueste Geschichte kennt, stürzte, ist dies Buch nicht ohne Interesse. Natürlich darf man darin keine Aufschlüsse über höhere politische Combinationen und Verhältnisse suchen; dergleichen zu geben lag außer der Sphäre und außer den Absichten des Verfassers; aber das Treiben der Masse, die Gesinnungen, Motive und Wünsche, welche sie belebten, stellen sich in manchem Bilde mit Wahrheit dar, und in dieser Beziehung ist das Buch, neben seiner Tendenz zu unterhalten, anerkennungswerth.

Erlaubte es der Raum, so würden wir einige der charakteristischen Züge hier erwähnen, welche der Verf. bei mehren Gelegenheiten sowol über das Leben der Soldaten in jenen Feldzügen als die beobachtete Disciplin, das Benehmen der verschiedenen Orteinwohner u. s. w. beibringt; so begnügen wir uns dies, eine kleine Schilderung mitzutheilen, die er im 2. Theile von einem Haufen spanischer Guerillas macht. „Als ich", erzählt er, „über die Schiffbrücke ging (welche man über die Bidassoa geschlagen hatte), erblickte ich eine Abtheilung spanischer Reiter, die durch eine der höher hinaufliegenden Furten über den Fluß gegangen sein mochte, als sie einen steilen Nebenpfad hinanzog, der unweit des alten Brückenkopfes sich mit der Heerstraße verband. Es waren Guerillas und daher auf eine unglaublich ungleichförmige Weise gekleidet, bewaffnet und beritten. Einige trugen grüne Jacken und niederhangende Hüte mit langen Federbüschen, Andere waren blau gekleidet, mit Helmen bedeckt, wie die Leibwache oder die Geschützfuhrknechte in England, während nicht Wenige auch Harnische und Helmhauben trugen, welche sie wahrscheinlich von ihren erschlagenen Feinden erbeutet hatten. Trotz dieser ungleichförmigen Ausrüstung aber hatten diese Krieger im Ganzen ein ungemein ehrfurchtgebietendes Ansehen. Die meisten waren gut beritten, und sie zogen in jener aufgelösten und ungebundenen Ordnung, welche zwar Mangel an kriegerischer Zucht, aber keineswegs Mangel an Zuversicht bei den Einzelnen verräth. Das ganze Aussehen des Haufens, der nicht mehr als 60—80 Mann sein mochte, erinnerte mich lebhaft an eine Räuberbande, und die Aehnlichkeit war um so auffallender, da sie sich nicht nach dem Tone von Trompeten oder anderer kriegerischer Musik, sondern nach dem Gesange ihrer Stimmen bewegten. Sie sangen, als sie vorüberzogen, eine wilde Melodie, und bald sang Einer allein, bald stimmten Zwei bis Drei an, bis die ganze Schar in einen sehr wohlklingenden und muntern Chor einfiel". Diese Probe wird zugleich den Ton des Werkes wie den Styl der Uebersetzung nachweisen. 48.

Hierzu Beilage Nr. 28.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 23. 15. September 1831.

Fr. Raßmann's kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller, von der ältern bis auf die jüngste Zeit, aus allen Fächern der Wissenschaften. Mit einer Vorrede über die Sitte der literarischen Verkappung, von J. W. S. Lindner. Leipzig, Nauck. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Warum der Vorrede auf dem Titel ausdrücklich gedacht worden, ist nicht wohl einzusehen. Der Ursachen, die einen Schriftsteller bewegen können, unter einem Namen aufzutreten, den ihm weder Taufe noch Beschneidung beigelegt, sind so unzählige, daß sie der verständige und billige Sprecher kaum im Allgemeinen hat andeuten können, und selbst die Umsicht, Erfahrung und Laune eines Meusel würde den reichhaltigen Gegenstand schwerlich erschöpft haben. Auch bedarf Hrn. R.'s verdienstliches Unternehmen keiner Entschuldigung. Theilnehmende Leser eines Buches oder eines Bücherverzeichnisses mögen ebenso gern wissen, wer die Person ist, die ihnen begegnet, als die Besucher einer Maskerade, wen diese oder jene gefällige oder mißfällige Larve verbirgt, und wenden sich deshalb an einen Unterrichteten. Als solchen bewährt sich Hr. R. Er hat seine Vorgänger fleißig benutzt, und jede beiläufige Nachricht kundiger Zeitgenossen sorgfältig gesammelt. Daß ihm Einiges hat entgehen müssen, ist begreiflich, und kritische Blätter werden hoffentlich das wohlangelegte Gebäude der Vollendung näher bringen. Die falschen Namen sind alphabetisch geordnet, enträthselt, und die unter ihnen hervorgetretenen Schriften oder Aufsätze benannt. Die wirklichen Namen führt ein alphabetisches Register auf, das die angenommenen nachweist, und somit jeden Frager befriedigt.

Von einigen Schriftstellern ist unbegreiflich, warum sie sich verkappen wollen, da der Inhalt ihrer Erzeugnisse durchaus nicht anstößig war, und das Buch, welches sie in die Welt schicken, sogar an Beglaubigung gewinnen mußte, wenn sie ihren wirklichen Namen kundgaben. Der Oekonomiedirector Teuchy in Dresden schrieb eine Menge Bücher über Land- und Stadtwirthschaft und Gewerbe, unter 11 verschiedenen Namen, die sein eigner besser empfohlen haben würde. Von mehr als einem wird das große Publicum hier zum ersten Male erfahren, daß sie erdichtet sind, z. B. daß der vielgelesene Ludwig Börne in Frankfurt einen Hrn. Dr. Baruch verbirgt. Bekannt ist nur zum kleinsten Theil Niedmann, welcher zuletzt Müllner's stößige Heerde weidete und seinem Schutzherrn bald in den Hades gefolgt ist, damit es diesem dort an einem würdigen Genossen nicht gebreche; zum größten Theil aber, wie ärztliche Buchhändleranzeigen ergeben, Der, den die Note aufführt. Niedmann, der für den Verf. fremder Schriften gelten wollte, berechtigt zu dem Verdacht, er sei ganz unfähig gewesen, aus eignem Holze zu schneiden. Am Ende liegt nicht viel daran, ob, was Wenige zum ersten Mal lesen, Niemand zum zweiten Mal zu lesen begehrt, in oder außer dem Zuchthause geschrieben ist. Den falschen Erichson, Verf. des giftigen „Manuscripts aus Süddeutschland", hält Hr. R. für den kürzlich verstorbenen Ch. A. Fischer, der unter eignem und fremdem Namen so oft die Presse beschäftigte. Die bekannten Schicksale des Mannes stimmen nicht wohl zu dem Zweck dieser Schmähschrift, und machen das Gerücht ungleich wahrscheinlicher, welches sie dem Dr. Lindner zuschreibt. Fritz Grillengroll ist Joh. Friedr. Schink, vormals Theaterdichter, jetzt herzoglicher Bibliothekar zu Sagan. Simplicius, der 199 Almanachstuhlspiele durch den Würfel herausgab, ist vermuthlich Dr. J. N. Bärmann, Vorsteher einer hamburgischen Erziehungsanstalt, als Uebersetzer des Calderon, Assonanzenkünstler, Verf. verschiedener Bühnenstücke und Gedichte in niedersächsischer Mundart bekannt. Der vorgebliche Kurt Waller, wirkliche Aug. Lewald, ist nicht Theaterdirector in Hamburg, sondern Aufseher der Statisten und Anordner scenischer Vorstellungen am dortigen Stadttheater. Ungern vermißt man ohne Zweifel die Erwähnung des angeblichen Marquis Karl v. Grosse, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, durch wissenschaftliche, geschichtliche und Unterhaltungsschriften, Pressen und Leser viel beschäftigte, und auch unter dem Namen des Grafen von Vargas und Marquis von Bedemar Romane und Novellen herausgab. Der talentvolle junge Mann war Abenteurer im Leben wie in der Schriftstellerei, und in beiden nicht ohne Glück. Er ist verstummt oder verschollen, aber es dürfte Manchem im Publicum willkommen sein, einige Auskunft über Den zu erhalten, dem er mehr Vergnügen verdankt als Diesem und Jenem, der sich für einen Lieblingsschriftsteller Deutschlands ausruft und in unversöhnliche Wuth geräth, wenn Jemand so unglücklich ist, daran zu zweifeln. Auch der Prediger Dan. Jenisch in Berlin, der sich 1804 dem Leben oder der Welt entziehen wollte, den Hr. Raßmann nur als Gustav Necker aufführt, ist sicherlich noch unter andern fremden Namen aufgetreten. Ein Aufschluß über diesen hochbegabten Mann, voll unerklärlicher Widersprüche, wäre ein würdiger Gegenstand für einen kundigen Anthropelogen. Uebergangen ist gleichfalls Germanicus a Sancta Fide, Generalsuperintendent Wahrendorf zu Harburg, dem Hamburgern Bischof's Bekehrung zutraute: „Uebereinstimmung vernünftiger und geoffenbarter Lehrer vom Stande der Unschuld", Hamburg, 1741. Desgleichen der sogenannte ältere Wieland, Verf. einer gern gelesenen kleinen Chronik von Tatojaba, unter welcher Verkappung man den Dichter J. F. W. Zachariä, Professor am Carolinum zu Braunschweig, hat erkennen wollen. Auch hätte der dresdner Thürmer, dieser Clauren seiner Zeit, welcher einst ein großes Publicum unterhielt, mit seinen zahlreichen Erzeugnissen aufgenommen werden sollen, wenn sie, wie ihre Begünstigung vermuthen läßt, wirklich treue Bilder der Welt waren, die der Erzähler kannte. In der Regel urtheilt man viel zu wegwerfend von Darstellern des niedrigkomischen Lebens. Jeder Zeuge verdient Gehör, der treuherzig aussagt, was er weiß, und selbst seine Bemerkungen über vornehme Stände und ihr Benehmen ersetzen oft durch Naivetät und Drolligkeit, was ihnen an Kenntniß der Etikette abgeht. Die Spanier nennen das Ding beim rechten Namen, wenn sie Diener für Graciosos gelten lassen, welche hohe Redensarten und stolzklingende Aeußerungen ihrer Herrschaften in schlichte Volkssprache übersetzen und ihren Gebietern auch Fleisch und Blut zutrauen. Ein derber oder nachlässiger Ausdruck trifft nicht selten den Nagel richtiger auf den Kopf, als ein verfeinerter und gesuchter, und da Niemand der Leute entbehren kann, die das Schicksal minder begünstigt hat als ihn, so ist auch dem Liebling der blinden Göttin die Kenntniß ihrer Eigenthümlichkeiten nicht überflüssig. Sich unter sie selbst zu mischen, hat Unbequemlichkeiten, wäre es auch nur die, daß sich Umgebungen so leicht und stillschweigend nicht zurückschieben lassen wie ein Buch. Begriffe, Sitten und Gewöhnungen der niedern Stände sind bleibender und langsamer wechselnd als die der höhern, und Ref., der von den ihnen gewidmeten Romanen nur wenige, sehr zufällig, und in längst verstrichener Jugendzeit gelesen, hat in spätern Erfahrungen ihre Spiegelbilder Zug vor Zug wiederholt gefunden. Aleman's römische Bettler gleichen den heutigen, und die Gauner des Diego de Mendoza, Cervantes und Quevedo gehören nicht blos der Vorzeit. Belustigende Schilderungen sollten von Tagen nicht zurückgewiesen werden, deren Trübsinn die Mehrheit der Schriftsteller angesteckt zu haben scheint, die uns zu unterhalten glauben, wenn sie Menschen auf die Folter spannen. Die Titel der Verschollenen sind in bekannten literarischen Quellen, dem Katalog

des bekannten Magisters Schwabe, Koch's „Compendium der Literaturgeschichte", am vollständigsten ohne Zweifel in Heinsius' verdienstlichem Verzeichnisse nachgewiesen, aber nur die Titel. Wer Muße, Lust und Laune besäße, in Leipzig, Dresden oder Berlin durchzublättern, was von ihnen der Zahn der Zeit nicht aufgerieben, und damit die Leichtigkeit und den Geschmack der französischen Muster der „Bibliothèque des romans" verbände, anzugeben, was der Erhaltung und Auffrischung nicht unwerth wäre, würde damit fertigen und gewandten Buchmachern eine Quelle eröffnen, die leselustige Welt angenehmer und minder einförmig abzuspeisen, als sie zu thun jetzt fast nicht umhinkönnen. Das beste Pferd will reiche Weide, und Lesage und Walter Scott haben nicht verschmäht ihren Pegasus auf eine solche zu führen.

Hrn. Raßmann's willkommenes Werk bestärkt die Ueberzeugung, daß gute Schriftsteller sowol als schlechte sich unter falschem Namen verstecken, und darum nicht für geringer geachtet werden dürfen als Unvermummte. Von Ungenannten gilt eben das. Gekränkte Schriftsteller und ihre Parteigänger schreien Wunder, welches Heil der Welt wiederfahren werde, wenn alle Recensenten verpflichtet wären sich zu nennen; gleichwol ist leicht zu erweisen, daß nichts der Freimüthigkeit, Wahrhaftigkeit und gerechten Würdigung des Urtheils so wesentlichen Abbruch zu thun vermöchte. Denn nicht wer etwas sagt, sondern was und wie es gesagt worden, soll den Werth des Richterspruchs bestimmen. Buch und Beurtheilung sind dem Leser zugänglich, er kann nicht hintergangen werden, wenn er nicht will, die Entscheidung steht bei ihm. „Aber der abschreckende Tadel eines vielgeltenden Blattes!" Würde der Name eines vielgeltenden Mannes den Tadel nicht noch mehr Gewicht, noch unbedingtern Glauben erwerben? Ist es nöthig, aus alten und neuen Zeiten der Literatur, berühmte und in hohem Ansehen stehende Männer anzuführen, die ihren Namen nicht verschwiegen und um ihres Namens willen Nachbeter fanden, dennoch ein Urtheil fällten, das der Unbefangene für einseitig, für übertrieben, für durchaus unbillig erklärt? Aber es ist ja nicht blos vom Tadel die Rede, auch dem Lobe würde Unrecht und Eintrag geschehen. Schon jetzt kann man zuweilen nicht umhin, bei zu freigebig ertheiltem Preise Bewegungsgründe zu vermuthen, die das Urtheil verdächtig machen. Wie nun, wenn des Genannten nachbarliche oder Dienstverhältnisse den Verdacht bestärken? Das ist noch nicht Alles. Verhältnisse, die Niemand vermeiden kann, müssen wol auch einen stimmberechtigten, unbestechlichen Richter abhalten, namentlich einer Ansicht oder einem Schriftsteller das Wort zu reden, dem er, ohne sich kundzugeben, unbedenklich Gerechtigkeit widerfahren lassen darf. Am unbilligsten und geradezu ungereimt ist die Forderung, der Tadler müsse selbst Besseres hervorbringen können oder hervorgebracht haben, als Das, dessen Unvollkommenheiten er nachweist. Das heißt alle Zuschauer aus dem Schauspielhause verbannen. Jedermann kann wissen, ob seinem Gebrauche zusagt, was zu verfertigen er nicht versteht. Auch ist an Vielseitigkeit der Ansicht gelegen, um die sich der Gewissenhafte immer bewerben kann und soll, die aber der Einzelne nie vollkommen erreicht. Der Schriftsteller war einseitig, der Kunstrichter war es auch, der Leser sieht mehr als Beide, der Beide vernommen hat. Endlich verdient sogar die Rüge eines verzeihlichen Fehlers bekannt zu werden. So lange der Schuster bei seinem Leisten bleibt, ist er sehr berechtigt sein Urtheil über Aphrodite's Fußbekleidung abzugeben, und Apelles that wohl sich danach zu richten. Die guten Eigenschaften eines Werks werden der Bemerkung nicht entgehen, obgleich der Eigensinn nur für seine Mängel Augen hat, und Lobhudeleien sind von jeher der Ausbildung des Talents verderblicher gewesen als Krittelei. Von dieser wird Eigenliebe abnehmen, was irgend abzudringen steht; jene ist sie nur zu sehr geneigt für baare Münze zu nehmen. Wie mancher treffliche Kopf ist verweihraucht! Doch diese flüchtigen Andeutungen bedürfen für Kundige des Beweises nicht, und müßten zur Abhandlung werden, wenn sie Unkundige überzeugen sollten. Sind auch sie vielleicht nicht frei von Einseitigkeit, so werden Jene verzeihen, daß der Schreiber einem Schicksal hat erliegen müssen, welches bessere Häupter nicht verschont. 42.

Geschichte des Königreichs Hanover und des Herzogthums Braunschweig, von Albert Hüne. Zweiten Theils erste Abtheilung. Hanover, Hahn. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Vielleicht erinnern sich manche unserer Leser noch unseres gelehrten Thorschreiberberichtes. *) Wären in dieser Zeit nicht so viele andere Reisende zu unserm gelehrten Pförtchen hereinpassirt, wir würden lange haben pausiren müssen, denn unser ehrenwerther Freund ist statt 1 oder 2 Jahre 6 Jahre ausgeblieben. Das klärt sich aber gleich in der Vorrede ehrenvoll für ihn und für uns genügend auf. Je näher er in seiner Geschichte der neuern und neuesten Zeit kommt, je mehr er Ereignisse, die noch in frischem Andenken sind, zu schildern bekommt, je mehr verlangt die Arbeit Vorsicht, und diese wiederum Ueberlegung und Zeitaufwand. Der Verf. versichert, daß er stets dahin gestrebt habe, sich auf einen möglichst freien Standpunkt zu stellen, nur mit unparteiischen Augen das Feld der Geschichte seines Vaterlandes zu überblicken. Wir müssen dies Bestreben anerkennen und, wo es vielleicht nach mancher Ansicht noch mehr hätte gesteigert werden können, nicht vergessen, welche Schwierigkeiten sich für Einen, der im Lande selbst lebt, angestellt ist, aus nicht immer sich gern öffnenden Archiven schöpfen soll, und besonders in einem Lande sich entgegenstellen, welches, wie die allerneueste Zeit noch mehr zur Sprache gebracht hat, nicht eben blos unter sehr aristokratischen Formen stehen soll. Bringt man dies in Anschlag, erwägt man ferner, daß, je näher die Ereignisse der Zeit ihres Beschreibers fallen, auch der Pragmatismus oder die Darstellung des innern Zusammenhanges derselben immer schwerer aufzufinden und festzuhalten ist (Erfahrungen, bei denen Ref. nicht blos wie der Blinde von der Farbe spricht); setzt man schließlich hinzu, daß die eigentliche kritischste Periode seit 1814 oder 1815 noch gar nicht von dem Verf. behandelt ist: — so kann Ref. nicht umhin, zu gestehen, daß der Verf. nach Zeit und Umständen das Seinige redlich gethan, mit einer tüchtigen Gesinnung für sein Vaterland, einem unermüdetem Fleiße und einer glücklichen Gabe der Darstellung auch diesen Band seiner vaterländischen Geschichte ausgearbeitet hat. Daß in 20 oder 30 Jahren, wenn die jetzige einflußreiche Generation gestorben ist, wenn manche Geheimnißkrämerei mit Archiven und Documenten verschwunden oder wenigstens gemindert sein kann, Manches auch anders dargestellt werden könnte, gereicht dem Verf. gewiß nicht zum Vorwurf, da auch die Landesgeschichte ein sich fortbildendes, erweiterndes, immer mehr nach Freiheit ringendes Erbtheil der Nationen ist.

Gegenwärtiger Band enthält die erste Epoche der zweiten Hauptperiode, nämlich die Geschichte der braunschweig-lüneburgschen Lande seit ihrer Erhebung zum Kurfürstenthum, und der braunschweig-wolfenbüttelschen seit Anton Ulrichs Regierung, also von 1698 und 1705 an bis zum Jahre 1814. Die zweite Abtheilung wird dann die Geschichte seit 1814 enthalten, und wir wünschen, daß der Verf. damit nicht zu sehr eilen möge, damit gerade auch die neuesten Ereignisse, die soeben Aller Augen auffischzogen, eine unparteiische und dann vielleicht auch weniger bedenkliche und gründlichere Würdigung erfahren mögen. Der erste Abschnitt, S. 1—319, enthält auch dies Mal wieder die politische und Regentengeschichte (wobei den Herzogthümern Bremen und Verden besondere Abschnitte gewidmet sind, und das Herzogthum Braunschweig von 1704—1814 seine besondere Darstellung findet); der zweite, bis S. 465, die Geschichte

D. Red.

*) Vgl. Nr. 100 d. Bl. f. 1825.

der Landesverfassung und Verwaltung unter den Rubriken: Hofstaat, Regierungsadministration und Staatsdienerschaft, Kriegsstaat, Adel und Städte, landschaftliche Verfassung und Steuerwesen, Kirchen-, Universitäts- und Schulwesen, Rechtszustand, Gerichtsverfassung, Gerichtsverwaltung und Polizeiwesen; der dritte Abschnitt die Geschichte der Landescultur (Land- und Forstwirthschaft, Bergbau, Münzwesen und Salzwerke, bürgerliche Gewerbe, Fabrik- und Manufacturwesen, Handel und Schifffahrt); der vierte Abschnitt die allgemeine Sittengeschichte, wohin theils religiöse und moralische Bildung, Wissenschaften und Künste, Landessprache, theils gesellschaftlicher Zustand und Familienleben, öffentliche Vergnügungen und Volkslustbarkeiten, theils endlich Veränderungen in Sitten und Gewohnheiten der höhern und niedern Stände durch den immer rascher steigenden Luxus gerechnet werden.

Um aber nicht bei dem bloßen Knochenbau und Gerippe des Buches stehen zu bleiben, will Ref. nur noch einige wenige Bemerkungen mittheilen. Auffallend ist es, daß S. 17 bei der Vermählung Georg Ludwigs (Georgs I. von England) mit der Prinzessin von Celle (einer Staatsheirath zur Vereinigung der calenbergischen und lüneburgischen Lande) der Name der so bekannt gewordenen Fürstin (Sophia Dorothea) gar nicht, sondern erst S. 74 angeführt wird. Uebrigens wird über die sogenannte Prinzeß von Ahlen bemerkt, daß sie, in deren Adern französisch Blut rollte, lebhaft, leidenschaftlich und eifersüchtig war, während der Prinz ernst, kalt und zurückhaltend erschien. Sie war sich ihrer Vorzüge bewußt, war geistreich, schön und liebenswürdig, und rächte Vernachlässigungen, die ihr unerträglich waren, nur zu oft durch eine Satyre, welche des eignen Vaters nicht geschont haben soll. Ihr Versuch, nach Frankreich zu entfliehen und dort katholisch zu werden, muß als nächster Grund der Ehescheidung angeführt werden. Die Fürstin starb nach 30jähriger Gefangenschaft 1694—1726 auf dem lüneburgischen Schlosse Ahlen. Die Begünstigungen schöner Hanovranerinnen durch König Georg I., sogar mit englischen Pairien, sind S. 62 nicht übergangen.

Da unsere Leser schwerlich Lust haben dürften, uns in die alte Geschichte von Bremen und Verden, welche nach dem Kaufe dieser Länder eingeschaltet wird, ihrer Ureinwohner, der Chaucen, die man ehemals von ehrlichen Käuzen abzuleiten nicht übel Lust hatte, ihrer Gauen und Bischöfe zu folgen, auch die dortige Pantoffelsteuer nicht werden kennen lernen wollen; da ihnen ferner eine Untersuchung, ob Bremen von dem Phabiranum des Ptolemäus, oder von den Prahmen oder Fähren seinen Namen habe, herzlich gleichgültig sein dürfte: so verweisen wir sie lieber auf den sehr anziehenden Abschnitt von der braunschweigischen Geschichte dieses Zeitraums unter den Herzogen Karl und Ferdinand, den Helden des siebenjährigen Krieges, und des Erstern Sohne, Karl Wilhelm Ferdinand, der bei Auerstädt tödtlich verwundet wurde. Für Braunschweig wurde der Letztere der wahre Restaurator. Das Land von damals kaum 170,000 Seelen unterhielt manchmal 16,000 M. Soldaten und hatte zuletzt 10—12 Millionen Thlr. Schulden. Dazu kamen Theurung und Mißwachs. Zwar waren Theater und Oper abgeschafft worden, aber der Landtag 1770 besteuerte nur die ärmern Classen, denn die privilegirten Stände hatten sich ihre Privilegien und Immunitäten tapfer zu retten gewußt (S. 283). Man mußte Truppen an England nach Nordamerika verkaufen. In solcher Noth war der Sohn des Landes Retter noch bei des Vaters Leben. Er wußte ihn zu überzeugen, daß es zur Rettung des Landes und der herzoglichen Ehre unerläßlich sei, das Staatsruder kräftigen Händen anzuvertrauen und im Staatshaushalt die möglichsten Ersparungen zu machen. Nach dem Plane des Erbprinzen, in welchen endlich der Vater nothgedrungen einwilligt, wird ein neues Finanzcollegium errichtet, ohne dessen Bewilligung keine Landescasse etwas auszahlen darf, wenn nicht zugleich des Erbprinzen Name mit unter der Anweisung steht. Dem Herzoge selbst, der früher ohne Bedenken Millionen verschleudert hatte, da seine Gutmüthigkeit und Freigebigkeit keine Grenzen kannte und soweit gegangen war, auch den gröbsten Betrügereien seiner Hof- und Cassenbeamten mit übergroßer Nachsicht und Milde durch die Finger zu sehen, waren auf diese Weise die Hände so gebunden, daß er willkürlich auch nicht über die kleinste Summe mehr zu gebieten vermochte, sondern Alles, was er bedurfte, auf dem gesetzlichen Wege in seine Hände bekam. Mit dieser Sparsamkeit konnte man jährlich wenigstens 100,000 Thlr. abtragen (S. 297), und in den letzten 10—20 Jahren des 18. Jahrhunderts war Braunschweig vielleicht eins der glücklichsten Länder deutscher Erde. Der Verlust der Schlacht bei Jena (richtiger bei Auerstädt, denn in der gleichzeitigen Schlacht bei Jena commandirte Hohenlohe) wird S. 305 Ferdinands tödtlicher Verwundung beigemessen; es ist indeß höchst wahrscheinlich, daß auch ohne diese beide Schlachten verloren worden wären. Die Fehler im ganzen Kriegsplan hätten wenigstens angedeutet werden sollen.

Dem zweiten Abschnitte des Bandes der innern Geschichte dieses Zeitraums, wozu die Materialien mit großem Fleiße zusammengebracht sind, muß man volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es gleichwol nicht zum historischen Styl gehört, zu schreiben: „und des jetzigen Königs Georgs IV. Majestät haben eher den Glanz des Hofstaats in Hanover erhöhet als vermindert" (S. 323). Daß der Verf. auch der Theater gedenkt, finden wir sehr zweckmäßig, weil sie für gesellschaftliche und geistige Cultur gewiß von großer Wichtigkeit sind. Dafür sind aber auch die Gesangbücher und die corpora doctrinae nicht vergessen. Warum ist aber S. 435 zwischen Pütter und Hyne Schlözer klein gedruckt? Er schreibt ja keine „Staatsanzeigen" mehr, deren politisches Gewicht in damaliger Zeit (selbst Katharina II. fürchtete sich vor den fatalen Heften) überhaupt noch mehr hätte hervorgehoben werden können. Sie waren auch eine cinquième puissance in ihrer Zeit, wie 40 Jahre später der „Rheinische Merkur"! 122.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Dreizehnter Jahrgang. Berlin, Enslin. 1830. 16. 2 Thlr.*)

Wenn auch das Jahr 1827 nicht so reich an äußern Erscheinungen war als die jetzige bewegte Zeit, so ist es doch wegen vielfacher innerer Krisen in den gesammten europäischen Staaten sehr interessant, und ich möchte es vorzugsweise das vorbereitende Jahr nennen, denn alle diejenigen Ideen und Forderungen, welche im Streben, sich mit dem sie zurückstoßenden Veralteten in das Gleichgewicht zu setzen, die jetzigen Kämpfe hervorbringen, begannen damals sich zu consolidiren, wenn sie auch nirgends siegreich waren. Dieses Fortschreiten der liberalen Tendenz ersieht der aufmerksame Leser aus der klaren Darstellung, welche der Verf. uns über den Zustand der verschiedenen Staaten gibt. Zuerst eröffnet Portugal die Bilderreihe europäischer Staaten, wo wir die liberale, aber vom Kaiser von Brasilien despotisch aufgedrungene Constitution, gleich einer in ein unpassendes Klima versetzten exotischen Pflanze, kränkelnd vegetiren und, nur mit Mühe unter der Regentschaft der Prinzessin Isabella Maria gegen die Revolte des Marquis von Chaves und die Ränke der Königin-Mutter vertheidigt, bei der Ankunft des Don Miguel zusammenfallen sehen. Der Kaiser von Brasilien konnte sein geistiges Kind, die Constitution, ebenso wenig als sein leibliches, die Prinzessin Maria, anders als mit frommen väterlichen Wünschen unterstützen; denn die an sich noch gar nicht befestigte kaiserliche Herrschaft in Brasilien war durch den Krieg mit Buenos-Ayres und die dadurch vermehrten Finanzverlegenheiten geschwächt. In Spanien dauerte das, wie es scheint zur Gewohnheit gewordene Empörungs- und Hinrichtungssystem fort, und obschon das Jahr 1827 zu dem ruhigern dieses unglücklichen Landes gehörte, so folgte doch ein Blutbad

*) Vgl. Bell. 7 d. Bl. f. 1830.

D. Red.

auf das andere. Franzosen und Constitutionnelle wurden gleichmäßig gehaßt, die apostolischen Empörer glimpflich behandelt, wenn sie nicht in die strengen Hände des Grafen d'Espagne fielen, und eine Reise des Königs nach Barcelona muß einen wunderlichen Anblick gegeben haben, denn Truppen säuberten die Straßen, welche die apostolischen Rebellen inzwischen verlassen hatten, während die friedlichen Constitutionnellen aus den Städten vertrieben wurden, damit ihr gräßlicher Anblick die königlichen Augen nicht beleidige. Das ehemalige spanische Südamerika konnte sich in die erlangte Freiheit nicht finden. In Mexico setzte die Verschwörung von Arenas, in Guatemala ein Aufstand gegen den Präsidenten Arce, in Colombia der Streit zwischen Bustamente und Santander, in Peru die Revolte des Generals Lamar die Gemüther in Aufregung, in Chile betrachtete man es als Aufopferung, daß der General Pinto die Regierung zu übernehmen wagte, und Buenos-Ayres, zwar siegreich gegen Brasilien zu See und zu Lande in der Schlacht von Ituzaingo, war sehr erschüttert, wie überhaupt die vereinten Provinzen des Rio de la Plata, ihrem Namen — Argentinische Republik — gleichsam zum Spott, nicht zahlen konnten.

Großbritannien beginnt im Jahre 1827 in diejenige Krisis zu treten, deren Entwickelung noch bevorsteht. Nach dem Tode des Herzogs von York lähmte ein Schlagfluß den Minister Lord Liverpool und brachte Canning an das Staatsruder, dessen geistiger und moralischer Werth im seltenen Einklange stand, welcher die Zeit verstand und ihren Foderungen zuvorzukommen dachte. Im edeln Streben, England aus der traurigen, fast unbegreiflichen Lage einer beständigen, durch die Gesetze autorisirten künstlichen Theuerung durch die Kornbill, Irland aus tiefer Erniedrigung durch die Emancipation zu retten, erlag sein Körper unverdienten Kränkungen im Kampf gegen eine engherzige Aristokratie und eine die despotische Willkür vertheidigende Hierarchie. Eine kurze Biographie dieses ausgezeichneten Mannes ist sehr schön, wie überhaupt die merkwürdigen Parlamentsverhandlungen äußerst klar dargestellt sind. Das auf Canning folgende Ministerium von Robinson (Lord Goderich) konnte noch weniger siegen und war von kurzer Dauer.

In Frankreich stellt das Ministerium von Villèle, Damas, dem Bischof von Hermopolis u. s. w. ein trauriges Gegenstück gegen Canning's hohen Edelmuth auf. Wenn auch der Angriff des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten und des Barons Barante schöne Reden die Pairskammer als nicht ganz verderbt zeigten, so beweisen doch die sinnlosen Apologien, welche der Cardinal Herzog von la Fère, der Herzog von Fitz-James, der Vicomte Dambray sich nicht entblödeten den Jesuiten und dem Versinkungssystem zu halten, wie ein großer Theil der Aristokratie geneigt sei, das, besonders für einen Franzosen nicht kleine Opfer, in dem Licht gänzlicher Absurdität vor der Welt zu erscheinen, aus egoistisch-servilen Rücksichten zu bringen.

Rußland beschäftigte in jenem Jahre der persische Krieg, dessen Führung, nach Entfernung des Generals Yermeloff und Fürsten Madatoff (über welche beide Heerführer Juan van Halen in seinen Memoiren so interessante Nachrichten gibt), dem General Paskewitsch übertragen war, dessen Siege in diesem sowie in dem spätern türkischen Kriege bekannt sind. Die Armeeberichte dieses Feldherrn erinnern auf eine classische Weise an die Darstellungen der alten Griechen über ihre Kriege gegen Persien sowie an die Bulletins Napoleons, denn er läßt die Perser in einer Schlacht über 5000 Mann, die Russen dagegen, obschon er die gut bediente persische Artillerie rühmt, nur 41 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten verlieren.

Das Einschreiten der großen Mächte in die griechischen Angelegenheiten und die ruhmvolle Schlacht bei Navarin — das großartige Document des Siegs der Humanität über kleinliche diplomatische Bedenklichkeiten — zeichnet das Jahr 1827 vorzüglich aus. Griechenlands Zerrissenheit und Anarchie, dessen Tapferkeit und Laster sind treu dargestellt und zeigen das edle Bestreben des Grafen Capodistrias, sich dem nicht beneidenswerthen Geschäft, dieses Chaos zu ordnen, zu unterziehen, in seinem verdienten ehrenwerthen Licht.

Die übrigen Staaten Europas bieten in diesem Jahre wenig Erhebliches dar, aber sehr erfreulich ist es, daß der Verf. die geistreichen und redlichen finanziellen Bemühungen des preuß. Ministers von Motz würdigt und durch eine kurze Entwickelung derselben den Irrthum Derjenigen berichtigt, welche darin ein egoistisches, nur auf Preußen berechnetes Bestreben fahrn.

Ich glaubte aus dem vorliegenden Taschenbuch besonders deshalb einen kurzen Auszug liefern zu müssen, um in der jetzigen Periode — wo die Geschichte der neuesten Zeit mit der Gegenwart nicht nur wissenschaftlich, sondern durch vielfache Verflechtungen in Bezug auf alle geistigen, moralischen und materiellen Interessen verbunden ist, wo Mancher wenigstens mittelbar in das Staatsleben gezogen wird, von welchem er sonst entfernter Zuschauer war — dieses Buch nebst den frühern, noch mehr aber den zu erwartenden spätern Jahrgängen, nicht nur als eine belehrende Lectüre, sondern als ein Studium zu empfehlen. Die Verhandlungen im englischen Parlament und den französischen Kammern berühren Gegenstände, die ihrem innern Wesen nach identisch sind mit denjenigen Foderungen, welche die Zeit bei uns verlangt; den einzelnen Debatten kann nur derjenige Leser Jahre hindurch folgen, dem publicistische Verhältnisse eine Hauptbeschäftigung sind; aber für alle Diejenigen, welche den Gang der Dinge, das Fortschreiten oder Hemmen des geistigen Impulses im Ganzen, abgesehen von kleinen Wortgefechten, kennen lernen wollen, muß ein Buch wichtig und lieb sein, welches in einem einzigen Bande ein anschauliches Bild des Gesammtzustandes von Europa während eines ganzen Jahres gibt, worin nichts einigermaßen Wesentliches, selbst keine Einzelnheit, insofern sie das Streben einer Partei charakterisirt, vergessen ist, und welches sich außer angenehmem Styl durch das sichtbare Streben des Verf., bei der größten Unparteilichkeit verständige liberale Ansichten zu verbreiten, empfiehlt. 62.

Die Barricaden von 1830. Ein Gemälde aus der neuesten Zeit. Nach dem Französischen des Emil Debraux. Leipzig, Peeters. 1830. 8. 21 Gr.

Im Gewande des Dialogs und gewissermaßen in dramatischer Form die Schilderung der 3 berühmten Julitage des vergangenen Jahres. Voran steht eine Einleitung, in welcher auf ungefähr 18 Seiten ein Résumé der Ursachen, welche jene Epoche herbeiführten, gegeben wird. Der Verf. verlegt die Scenen seines Dramas an die verschiedensten Orte, bald in die Salons des Hofes, wo man den Jesuitenzögling Karl X. mit seinen lieben Getreuen schwatzen, bald in die Estaminets oder auf die Straßen, wo man das Volk in seinen verschiedenen Nuancen sich äußern hört und handeln sieht. Die Idee, die folgewichtigen Ereignisse jener Tage in eine solche Form zu bringen, gewährt in müßigen Stunden vielleicht Unterhaltung, förderlam können wir sie jedoch eben nicht nennen. Eine treue, populair geschriebene Darstellung der Ursachen sowol als der Wirkung dieser Ursachen selbst hat jedenfalls mehr Werth, und das dadurch gewonnene Bild tritt klarer, deutlicher und wahrhafter vor den Blick des Lesers; denn, man sollte dies nie vergessen, Worte und bloße Worte, selbst wenn sie, was hier nicht immer der Fall ist, richtig charakterisirend sind, sind bei weitem nicht so schlagend und einflußreich als ruhige, bündige Darlegung der Facta. Daß aber eine solche Darlegung allgemein verstanden werde, dies ist Sache des Autors und nicht schwer zu erreichen, wenn man sich nur von allem Prunk einer in solchen Fällen sehr müßigen Gelahrtheit, Declamation und schriftstellerischen Vornehmthuerei fern halten will. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeige.

In der Anton Doll'schen Universitätsbuchhandlung in Wien erscheint und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Schütz's
allgemeine Erdkunde
oder

Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile, ihrer Lage, ihres Klima's, ihrer Naturproducte, Landescultur, merkwürdigsten Städte, Kunstwerke, Ruinen und Denkmäler; dann ihrer Einwohner, deren Lebensart, Kleidung, Handel, Künste, Wissenschaften, Religion und Staatsverfassung.

In 30 Bänden mit 150 Kupfern.

Neu bearbeitet von

W. Tielke, J. G. Sommer, W. Blumenbach, J. G. Fr. Cannabich, A. Grümes, Neigebaur, v. Schlieben, A. Wolf und G. A. Wimmer.

Eintheilung des Werkes. — Sechs Abtheilungen.

Abth. I. Geschichtliche Uebersicht der Erdkunde und ihrer Fortschritte durch Entdeckungsreisen, Schifffahrt und Handel. 1r und 2r Band.
„ II. Asien, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Erdkunde überhaupt. 3r — 6r Band.
„ III. Amerika und Westindien, 7r — 10r Band.
„ IV. Afrika, 11r und 12r Band.
„ V. Europa, 13r — 28r Band.
„ VI. Australien, 29r Band, und Geschichte der neuesten Entdeckungen seit Magellans erster Weltumseglung, als Schluß der ersten Abtheilung und des ganzen Werkes 30r Band.

Bei dem Eifer, welchen die H. H. Mitarbeiter der Beförderung dieses Unternehmens widmen, wiederholt die Verlagshandlung mit aller Zuversicht ihr Versprechen, daß dasselbe im Laufe von zwei Jahren ganz zum Ziele geführt sein wird.

Von diesem Werke hat so eben die Presse verlassen der zehnte und eilfte Lieferungsband, nämlich:

Neuestes Gemälde
der
Oesterreichischen Monarchie.

Von W. Blumenbach.

Erster Theil. gr. 8. Mit 5 Kupfern. brosch. 1 rthlr. 12 gr.

Welchen Freund des deutschen Vaterlandes, an das sich der österreichische Staatenbund mit seinen bevölkertsten Gebietstheilen anschließt, wird sich nicht freuen, hier die seit 40 Jahren (seit de Luca) schmerzlich gefühlte Lücke unserer Literatur ausgefüllt zu sehen und eine vollständige, statistisch-geographisch-etnographische Darstellung der Gesammtmonarchie von einem Gelehrten zu erhalten, der den Quellen nahe steht und durch seine Bearbeitung anderer vaterländischer Gegenstände (z. B. Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens im österr. Kaiserstaate) als einen Schriftsteller bewährt hat, der jenen Quellen emsig nachgeht und sie mit gewissenhaftem Fleiße benutzt. Mit diesem Werke glauben wir die wohl lieber nicht grundlosen Klagen des Auslandes über Unzulänglichkeit der österr. Landeskunde gänzlich beschwichtigt zu sehen.

Das ganze Gemälde soll in 3 Theilen vollendet werden. Der gegenwärtige enthält: die allgemeine Uebersicht der Gesammtmonarchie, und von dem Einzelnen: die Darstellung des Landes unter und ob der Ens mit Salzburg, der Steyermark und Tyrols. Die Kupfer liefern Ansichten der Städte Wien, Linz, Salzburg, Grätz und Innsbruck.

Neuestes Gemälde
der Schweiz.

Von Dr. Neigebaur.

gr 8. Mit 5 Kupfern. brosch. 1 rthlr. 12 gr.

Den Stoffreichthum dieses Landes für interessante Natur- und Sittenschilderungen konnte gewiß keine Feder besser verarbeiten, als die des Verfassers der beiden Reisehandbücher von Italien und von England (Leipzig, 1826 und 1829), welche in allen beurtheilenden Zeitschriften als Muster für Werke dieser Gattung aufgestellt werden, und ein großes Publikum gefunden haben, daher wir gegenwärtigen Band auch für sich besonders als das neueste und brauchbarste Handbuch für Reisende in der Schweiz empfehlen können. Die Kupfer, sämmtlich nach den neuesten Originalen gearbeitet, liefern Ansichten a) eines Schweizerbauernhauses, b) der Umgegend von Zürich, c) des Klönthals im Canton Glarus, d) der obern Stadt Freyburg, e) der Stadt Brieg mit dem Anfange der Simplonstraße.

Mit diesen 2 neuen Bänden hat nun das Publikum folgende Gemälde complet in Händen:

a) Tielke, geschichtliche Uebersicht der Erdkunde. 2 Bände.
b) Sommer, Gemälde von Asien. 4 Bände mit 23 Kupf.
c) v. Schlieben, Gemälde der preußischen Monarchie. 1 Band mit 5 Kupfern.
d) Wolf, Gemälde Spaniens und Portugals. 1 Band. mit 6 Kupfern.
e) Cannabich, Gemälde Frankreichs. 1 Bd. mit 5 Kupf.
f) Neigebaur, Gemälde der Schweiz. 1 Bd. mit 5 Kupf.
g) Blumenbach, Gemälde der österreichischen Monarchie; erster Theil mit 5 Kupfern.

Neben dieser Ausgabe in Bänden, worin jeder Band für sich à 1 rthlr. 12 gr. verkauft wird, besteht eine — dem schnellen Vorwärtsschreiten und der Verbreitung des Werkes besonders förderliche, jedoch ebenfalls weder mit Vorausbezahlung noch mit andern Verbindlichkeiten belastete:

Ausgabe

Ausgabe in Heften à 12 gr. sächs.

jedes Heft meist mit zwei Kupfern und beiläufig 10 Bogen Text; 3 Hefte einen ganzen Band ausmachend; diese Hefte folgen sich von 14 zu 14 Tagen ohne Unterbrechung. Der Anfang ist bei dieser heftweisen Ausgabe — des näher liegenden Interesses wegen — mit der europäischen Abtheilung gemacht worden, und sind bereits fünf Hefte versendet.

Unter Voraussetzung, daß ohnehin die Vorzüge dieses Werks, rücksichtlich seiner Neuheit, seiner ausgezeichneten Bearbeiter, seiner erschöpfenden Ausführlichkeit und seiner Kupferausstattung (für welche theils Originalzeichnungen, theils Copien aus den kostbarsten neuesten Prachtwerken verwendet werden) allgemein anerkannt sind, soll hier nur des einzigen erwähnt werden, der noch unbesprochen im Hintergrunde steht, aber — sobald er in die Erscheinung tritt — diese Unternehmung erst vor allen früheren ähnlichen auszeichnen wird.

Um nämlich diese Erdkunde vor einem — allen geographisch-statistischen Arbeiten von jeher anklebenden — Krebsschaden, dem Veralten zu bewahren, wird sich um die Zeit der Vollendung, also beiläufig gegen Ausgang des künftigen Jahres, eine Quartalschrift in gleichem Druck und Format anschließen, welche den Besitzern dieses umfassenden Werkes (gegen die jährliche Ausgabe von höchstens 1 rthlr. 12 gr. C. M.) alle von Zeit zu Zeit nöthig werdenden Berichtigungen und Ergänzungen nach dem jedesmaligen Stand der Dinge mittheilt, und somit dieses geographische Gesammtgemälde der bewohnten Erde fortwährend auf der Höhe der Gegenwart erhält.

So eben verläßt in demselben Verlag die Presse und wird im Monat Mai an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Der erste Band einer

Reise durch Oberitalien

mit vorzüglicher Rücksicht

auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft, die Besteurung und den Kauf- und Pachtwerth der Gründe.

Von

Dr. Johann Burger

kaiserl. königl. Gubernialrath ꝛc. ꝛc.

2 Bände. gr. 8. 1831. brosch. Subscriptionspreis: 2 rthlr. 18 gr. sächs., wovon bei Empfang des ersten Bandes 1 rthlr. 18 gr., für den, zur nächsten M. Messe erscheinenden, zweiten Band, 1 rthlr. erlegt werden. Später wird der Preis erhöht.

Bei den anerkannten Verdiensten, welche sich der Verfasser des „Lehrbuchs der Landwirthschaft, (3e Aufl. 1830. Wien bei Gerold) sowohl durch dieses Werk selbst als durch mehre andere kleine Schriften und zerstreute Journal-Aufsätze, um die Belehrung und Ausbildung rationeller deutscher Landwirthe erworben hat, kann sich die Verlagshandlung nicht anmaßen, ein neues in dasselbe Fach einschlagende Werk desselben Gelehrten bei dem Publikum mit einer Empfehlung einführen zu wollen. Es ist genug zu sagen, daß der Herr Gubernialrath Burger im J. 1828 im Verfolge einer Amtsreise Gelegenheit fand, die meisten Provinzen des lombardisch-venezianischen Königreichs zu besuchen, allenthalben über die gemeinüblichsten Wirthschaftsweisen Erkundigungen einzuziehen und die Bekanntschaft der verständigsten Oekonomen Oberitaliens zu machen, um auch schon im Voraus wissen zu können, wie er diese Gelegenheit benutzt haben, und wie er, bei der Ueberzeugung, daß der ausgezeichnete Wohlstand jenes Landes nur auf seiner Landwirthschaft beruht, sich bestreben wird, auf die möglichst praktische Weise den neuerworbenen Schatz von Kenntnissen in diesem Werke auf dem Altare des Vaterlands niederzulegen.

Der erste Band enthält neben dem mit historischen, statistischen, geographischen und vorzüglich landwirthschaftlichen Bemerkungen reichlich ausgestatteten a) Tagebuch der Reise selbst, b) die erste Abtheilung der Beschreibung der Landwirthschaft Oberitaliens in folgenden Abhandlungen:

1) Vom Ackerbaue, sowohl im Allgemeinen, als von der Cultur der Getreidearten und Futterpflanzen ins Besondere. — 2) Von der Cultur der Weinreben. — 3) Von der Cultur der Oliven. — 4) Von der Cultur der Limonien-Frucht- und Kastanienbäume.

Der zweite Band setzt diese Abhandlungen über die Landwirthschaft fort und handelt 5) Von der Cultur der Maulbeerbäume und der Größe der Seidenzucht. — 6) Von der Anlage, Pflege und dem Ertrage der Wiesen. — 7) Von dem Arbeitsviehe und den Kühen. — 8) Von der Erzeugung des Parmesankäses. Diesen rein landwirthschaftlichen Abhandlungen schließen sich einige andere an, welche mit dem Ackerbaue mittelbar zusammenhängen und zum Theile statistischen, zum Theile staatswirthschaftlichen Inhalts sind, als:

9) Von der absoluten und relativen Größe der direkten Steuern und ihrer Umlage im lombardisch-venezianischen Königreiche. — 10) Vom Kauf- und Pachtwerthe der Gründe. — 11) Vom Zustande, in welchem sich die Pächter und Tagelöhner befinden ꝛc. — 12) Kurzgefaßte Geschichte des Mailändischen Katasters und Darstellung des gegenwärtigen Zustandes desselben. — 13) Von der Handelsbilanz der lombardischen Provinzen und den Preisen der natürlichsten Produkte ꝛc.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 262. — 19. September 1831.

Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Dritter Band. Mit einem Notenblatt. Leipzig, Cnobloch. 1830. 8. 2 Thlr.

Die Freunde der Tonkunst sind die Freunde des geehrten Verfassers; was er ihnen darbietet, ist wohl aufgenommen, und eine Ankündigung desselben in d. Bl. käme längst zu spät. Aber der würdige Verf., dem die geliebte Kunst nicht blos ein Zeitvertreib, sondern auch ein Gegenstand des Nachdenkens ist, gibt in Dem, was er über sie ausspricht, auch Andern gern zu denken; und wie er es liebt, verschiedene Ansichten im gemächlichen Gespräche zu verhandeln, so wird er es auch uns gestatten, an seine Rede einige Betrachtungen anzuknüpfen, die sie in uns erregt hat. Wir folgen aber zunächst dem Inhalte dieser neuen Sammlung. Auch hier stellt der Verf. zuerst die Charakteristiken einiger seiner musikalischen Zeitgenossen auf, deren Wirken in größerm oder geringerm Umfange in die Entwickelung die Tonkunst eingegriffen hat. Hier heben sich Naumann und Karl Maria v. Weber durch ihre Kunstwirksamkeit heraus; Andere, wie Tag, Berger, Salomon u. A. sind uns mehr durch die Schilderung des Verfs. interessant. Hier will Ref. nun gleich zum Voraus aussprechen, was ihn in dem Buche unangenehm berührt hat; es ist der Punkt vom künstlerischen-Ruhme, ein Capitel, auf welches der Verf., wie Ref. meint, zu oft zurückkommt (man vergleiche die einleitenden Worte zu dem Aufsatze über Naumann mit der frühern Schilderung Hiller's). Wir können uns aus persönlicher Neigung des Verfs. zu mehren Musikern, deren Persönlichkeit er geschildert hat, die Wehmuth und die verhaltene Klage über Undankbarkeit der Zeitgenossen gegen sie wol erklären, und dies kommt dem Herzen des Verfs. auf jeden Fall zu gute; wir können viele Aeußerungen des Verfs. in dieser Hinsicht als durch die klare und genaue Erkenntniß der Werke jener Männer begründet finden; aber wir glauben doch auch, daß auf den künstlerischen Ruhm ein zu großer Werth gelegt wird, in dem Falle, wo das Uebersehen, Fallenlassen, Vergessen nur der gedankenlosen Menge zu Schulden kommt. Wenn dagegen über den geringern Ruhm geklagt wird, den ein verdienter Mann in Verhältniß zu Andern von nicht höherm Verdienst, aber größerer Begünstigung davongetragen, so kommt man damit in Gefahr, einestheils eine kleinliche Abmessung des Ruhms zu fodern, die doch nicht ausführbar ist, da der Ruhm aus dem unmittelbaren und zum Theil unwillkürlichen Eindrucke der Persönlichkeit und ihrer Werke auf Menschenmassen hervorgeht, und die Wirkung mehr als die Sache ins Auge zu fassen, andertheils aber auch eine Abwägung des Verdienstes und der Begünstigung stillschweigend zu verlangen, welche in der Kunst am wenigsten Raum haben kann, zu deren Ausübung Natur und Bildung ungetrennt zusammenwirken müssen.

Wir kommen auf den bestimmten Fall. Der Verf. meint jenes Uebersehen, Fallenlassen, Vergessen lasse man sich an keinen verdienten und auch als verdient anerkannten Männern so oft zu Schulden kommen als an folgenden zwei Classen: an Denen, die, worin es sei, eine neue Epoche vorbereiten und einleiten, und an Denen, welche eine bisherige abschließen und enden. Er findet das natürlich, aber doch unrecht. Warum?

Für Das, was die Ersten, die Anfangenden bringen, ist man noch nicht befähigt oder eingerichtet; erst nach und nach wird Jedes zur Vollkommenheit gebracht, selten durch den ersten Urheber, meist durch Nachfolger — dann halte man sich aber an die Vervollkommner u. s. w. — S. 5: Für Das hingegen, was die Zweiten, die Abschließenden bringen, ist man gesättigt, oder glaubt es doch zu sein; der Reiz irgend eines Neuen, das zeitgemäß hervorgedrungen, ist zu stark; man hält sich an Die, welche dies dargebracht.

Ref. kann das nicht recht reimen. Die Abschließenden sind ja die Vervollkommner, an die man sich hält; sonach empfingen diese ihren Ruhm vor Jenen; die Anfangenden aber, auf welche man noch nicht recht eingerichtet ist, diese wirken ja mit dem Reize der Neuheit, sie müssen also hiernach auch ihren Ruhm empfangen vor den Andern. Aber das widerspricht sich doch. Allein der würdige Verf. scheint sich die Sache so vorzustellen: Die, welche wir Epoche machende Geister in irgend einer Sphäre zu nennen pflegen, und von Denen man zu sagen gewohnt ist, sie begründeten eine neue Epoche, diese stellt der Verf. in die Mitte der Epoche (welches hierwol mit Periode gleichbedeutend gebraucht wird) und um sie herum, vor und nach ihnen, die Einleitenden und die Abschließenden. Auf das Beispiel mit Ph. Bach und Haydn (S. 6) läßt sich Rec. nicht ein, da dies erst von einer besondern Untersuchung über die Stellung dieser

Männer abhängen würde. Aber hat nicht der Verf. seinen Grund für jene Ansicht aufgestellt? Den nämlich: „Es fällt nichts vollkommen vom Himmel herunter, und selten bringen die ersten Urheber, meist die Nachfolger etwas zur Vollkommenheit". Da fragt sich's aber wieder, wie man die ersten Urheber von den Vervollkommnern absondern kann? Ist von der Darstellung urkräftiger künstlerischer Ideen die Rede, mit welchen ein Genius in die Welt tritt, dann ist er Urheber zu nennen; er wäre aber kein Künstler, wenn er sie nicht auch für die Anschauung kräftig durchbildete oder individuell vervollkommnete. Was kann nun aber einem solchen gegeben werden, das er nicht mit neuer Lebenskraft durchdränge? Oder mit andern Worten: kann er wol ein Vervollkommner Dessen sein, wenn ein Anderer als er Urheber ist? Allerdings von Manchem, wovon aber Urheber zu sein nicht eben zum Wesen des schöpferischen Talents gehören würde. Sonach aber bleibt es immer recht und billig, daß der Genius, durch den allein die Kunst wahrhaft vorwärtsschreitet, und der ein wesentliches Bedürfniß seiner Zeit befriedigt, den ersten Preis davontrage; ja, er trägt ihn gewiß davon, denn er wirkt mit der durchdringenden Kraft, und der Ruhm ist ja das Resultat dieser Wirkung; das Verdienst der Uebrigen aber, die ihm (so möchten wir sagen) Veranlassung geben, eine neue Bahn zu beschreiten, oder Derer, die das von ihm der Welt Mitgetheilte nach verschiedenen Seiten und Formen durcharbeiten, wird allerdings Anerkennung fodern, aber ihr Ruhm kann nicht mit dem jener Schöpfergeister gemessen werden. Und so findet Ref. es recht und billig. Kann man nun aber nicht wieder darüber Klage erheben, daß die Werke großer, aber längst dahingegangener Genien durch die der neuern Zeit verdrängt worden? Man kann es; aber ob in jeder Hinsicht mit Recht, das ist die Frage. In welcher Beziehung man die Nachwelt mit Unrecht undankbar nennt, das will Ref. hier ausführen. Erstens, man vergißt das Wort: „Der Lebende hat Recht", d. h. für unsern Fall: jede Zeit hat ihr eignes Bedürfniß, für welches sie Befriedigung heischt, jede gleichsam ihr Thema eigenthümlich zu bearbeiten. Man kann sich auch in eine frühere Zeit versetzen, frühere Bedürfnisse können sich erneuern, z. B. das des einfachen kirchlichen Gesanges, welches zu Palästrina, Lotti ꝛc. zurückführte in einer, das Religiöse mit weltlichem Glanz umgebenden Zeit; aber keine frühre Zeit und Kunst kann das Bedürfniß gegenwärtiger Zeit unbedingt ausfüllen. Hiermit ist aber gar nicht gesagt, daß die Vorzeit nicht in mancher Hinsicht größere Künstler besessen als eine gegenwärtige Zeit. Zweitens, die jüngere Zeit kann die ferne Vorzeit minder verstehen, als was ihr unmittelbar nahesteht. Zwar wirkt das Wahre der Vorzeit auch in der Gegenwart fort, aber unmerklich und in verwandelter Gestalt, wie des Knaben oder des Jünglings Leben im Manne. Sonach wird, was aus der Kraft der Gegenwart hervorgeht, einen unmittelbaren Eindruck hervorbringen und Ruhm gewinnen in der Gegenwart, nicht wegen des bloßen Reizes der Neuheit, sondern weil es ein mehr Verwandtes und vom Bedürfniß Erheischtes ist. Oder wollte man wol einwenden, daß der Ruhm der antiken Kunst immerfort gestiegen ist? Wir unterscheiden hier, was Gegenstand des Studiums, Geschmacks und der gelehrten Anerkennung ist, und was unmittelbar das Leben der Kunst fodert. Oder sollte man es unverzeihlich finden, daß eine spätere Zeit, von den gewaltigen Eindrücken der Gegenwart und der nächsten Zukunft immerfort bestürmt, nicht so leicht zur reinen und unbefangenen Auffassung des ältern gelangen kann? Hierauf deutet wol auch der Ausdruck hin: „Die Nachwelt wird gerechter". Die Menschheit sucht mit unbefangener Würdigung, wenn eine Periode voll regen Lebens vorübergegangen ist, sich auf das früher Erlebte zu besinnen; da treten große Verdienste wieder in die Erinnerung, und man wendet sich ihnen mit erneuetem Bedürfnisse zu. „Es bleibt nicht so", sagt der Verf. (S. 6), „wenigstens in der Regel, und mit den Haupt- und Flügelmännern bleibt's nicht so". Aber die Flügelmänner zogen eben auch von ihrer Mitwelt und von den Nachfolgern größern Ruhm als die Nebenmänner (man erlaube uns diesen Ausdruck), und also bleibt's doch so in Hinsicht der Letztern. Ja, wir wagen zu behaupten, daß ein Seb. Bach von seinen Zeitgenossen tiefer empfunden worden sei als von uns, aber nicht so vielseitig in ästhetischer und historischer Beziehung gewürdigt. Endlich, und dies liegt zum Theil in dem Vorhergehenden: Kunstwerke können altern, aber die Kunst nicht. Das Erstere findet statt in allem Dem, worin eine Vervollkommnung des Künstlergeistes und ein erweitertes Dasein des Menschen möglich ist. Eitel aber wäre es, eine unbedingte Stabilität in der Kunst zu fodern; denn sollte das vorhandene Alte für den spätern Menschengeist immerfort und unbedingt in gleicher Wirkung bleiben, dann müßte er selbst kein werdender und fortschreitender sein. Erst aber durch den Wechsel des sich entwickelnden Geistes ist auch der Kunst eine nieverblühende Schönheit gesichert; sie wechselt wie die Natur in periodischen Lenzen und Wintern das Gewand, und immer neue Augen und Herzen weiden sich ihr frohlockend zu, wenn sie im reizenden Frühlingsgewand sich schauen läßt. Auf diesem Standpunkt nun verschwindet das Individuum und seine Foderung an den Ruhm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende August 1831.

Der erste Eindruck von „La peau de chagrin" ist blendend, betäubend. Uns braust und sauft der Kopf davon wie vom Sturmwinde; es flimmern uns die Augen, als hätten wir stundenlang in die Brillantsträuße und Flammenguirlanden eines Feuerwerks geblickt. Da ist nichts als Glut, üppige Farbenpracht, Esprit in verschwenderischer Fülle in den mannichfaltigsten Gestalten, in kecken Gegensätzen, in brennenden Epigrammen, in Paradoxen, vor denen man zusammenschaudert, mehr als vor den furchtbarsten Wahrheiten. Und alles Das entsprudelt den gewöhnlichsten Begebenheiten, den verbrauchtesten Scenen. Und nirgends Ruhe, nirgends Erholung; es ist ein glühender Mittag über einer weiten, reichen Ebene ohne

Schatten und Waſſer. Fühlt Ihr Euch ermattet, beängſtigt, ſind Eure Nerven ſchmerzlich zerriſſen, wollt Ihr den Dichter auf einen Augenblick verlaſſen, ſo faßt Euch plötzlich ein neuer Gedankenſtrudel und zieht Euch in ſeine unwiderſtehlichen Kreiſe, und ſo reißt es Euch unaufhaltſam fort durch die ergreifendſten Schilderungen bis ans gräßliche Ende. Wer dieſes aber erreicht, wird ſchwerlich den Weg noch ein Mal machen; das Buch verwundet zu tief, ohne alle Entſchädigung, ohne allen Troſt.

Was will aber Hr. Balzac mit ſeiner „Peau de chagrin“? Warum handelt ſich's? wo ſoll's hinaus? nährt irgend ein tiefliegender Gedanke die alltäglichen Begebenheiten ſeines Romans, daß ſie ſich mit einer ſo neuen, ſo üppigen poetiſchen Vegetation bekleiden? Wir geſtehen, daß wir noch ſelbſt nicht recht darüber mit uns einig ſind. An moraliſchen Reflexionen fehlt es nicht; der Dichter läßt ſie fallen, wie der reich beladene Baum beim leiſeſten Winde ſeine Früchte fallen läßt. Z. B.: „Nous sommes les propres juges et les bourreaux d'une justice ici-bas au-dessus des hommes et au-dessous de Dieu“. Ferner: „Le bonheur engloutit nos forces, mais le malheur fait taire nos vertus“, „Les hommes d'intelligence, s'ils ne sont pas voluptueux, la nature les fait chétifs; la nature moqueuse et jalouse leur vicie l'ame ou le corps pour neutraliser l'effet de leurs talens“. Oder auch: „Tu paies ton tailleur, tu ne seras jamais rien, pas même ministre“. Solche Sentenzen haben uns anfänglich oft getäuſcht; wir glaubten darin endlich den Faden gefunden zu haben, aber bald zerriß er wieder und Alles geſtaltete ſich anders als wir vermutheten. Balzac's Ideengang iſt überhaupt nicht immer leicht zu ermitteln; man muß zuweilen genau zuſehen; nicht ſelten verſchwendet er alle ſeine Dictionskünſte an Das, woran ihm am wenigſten liegt und ſchiebt das Wichtigere bei Seite und ins Dunkele. Um von ſeiner Abſicht Rechenſchaft zu geben, müſſen wir uns die Begebenheiten ſeines Romans ins Gedächtniß zurückrufen; eine pariſer Novelle, deren Tendenz nicht beim erſten Blicke in die Augen ſpringt, iſt denn doch wahrlich eine merkwürdige Erſcheinung.

Wir ſind bei einem Gaſtmahle, welches der Stifter eines neuen Journals ſeinen Redactoren gibt. „En ce moment presque tous les convives se roulaient au sein de ces limbes délicieuses, ou les lumières de l'esprit s'éteignent, ou le corps, délivré de sa tyrannie, s'abandonne à la joie délirante de la liberté“. Während die übrigen Zecher ſich im Kreiſe herrlicher femmes, wie der Pariſer die Hetären nennt, herumtreiben, zwiſchen ſchneeweißen Engländerinnen, luftigen Figuren, von Oſſian's Wolken herabgeſtiegen, Pariſerinnen, eitel auf ihre Toilette und ihren Witz, Syrenen ohne Herz und ohne Leidenſchaft u. ſ. w., liegt Rafael de Valentin, beide Füße auf dem Schoße der üppigen, ſchlummernden Aquitina, auf einem Divan und erzählt ſeinem Freunde, welche jammervolle Tage er in ſeiner rieſigen Manſarde gehabt, wie Hunger und Kummer und dürftiges Studiren an ihm genagt, wie er ſich in ein herzloſes Weib, in die Gräfin Feodora verliebt, wie dieſe Leidenſchaft ihn gefeſſelt, ſodaß endlich der Wahnſinn an den Pforten ſeines Gehirns gerüttelt. Das ganze, etwas lange Capitel: „La femme sans coeur“, iſt eine der meiſterhafteſten pſychologiſchen Studien, die uns je vorgekommen. Um ſich zu zerſtreuen ſpielt Valentin, gewinnt, wird reich, ſchwelgt, macht Schulden, ſpielt wieder, wühlt das Leben bis zum Kothe auf und will ſich endlich in die Seine ſtürzen. „Au diable la mort“, ruft er plötzlich aus, ſeine Erzählung unterbrechend, „je suis riche, j'ai toutes les vertus, rien ne me résiste: je veux vivre maintenant!“ Sie wollen wiſſen warum; einen Augenblick Geduld. Den folgenden Morgen, nämlich nach der Orgie, erſcheint ein Notar und meldet Valentin, daß ſein Onkel in Calcutta geſtorben ſei (wahrſcheinlich an der Cholera) und ihm 6 Millionen hinterlaſſen. Darüber wird der neue Millionnair todtenbleich, greift nach der peau de chagrin, ſeinem Talismän; zu ſeinem Entſetzen iſt ſie um ein Bedeutendes zuſammengeſchrumpft. Dieſe peau de chagrin hat Valentin von einem alten marchand de curiosités am Tage wo er ſich erſchießen wollte, erhalten. „Si tu me possèdes, tu posséderas tout, mais ta vie m'appartiendra; à chaque vouloir, je décroîtrai comme tes jours“. Dies iſt die Inſchrift des Talismans. Alle ſeine Wünſche werden von nun an erfüllt, aber auf Koſten ſeines Lebens. Daher ſein Entſetzen, als er Millionnair wird; daher ſeine Seelenpein, als Pauline ſein Braut und Gattin wird. Jeder Genuß wird ihm zur Folter, und von Glück zu Glück fällt er endlich in das tiefſte Elend und ſtirbt jämmerlich. Sein Tod, wie wir ſchon bemerkt, iſt gräßlich. Pauline, ſeine Gattin, ſitzt neben ihm; der Anblick ihrer Reize entflammt ſeine letzten Kräfte. „Je veux mourir en toi“, ruft er im Wahnſinn des Verlangens aus und ſtürzt ſich auf Pauline, dieſe flüchtet in ein Nebenzimmer. Valentin ſtößt die Thüre ein, ſeine Frau ſitzt auf dem Sopha. Sie hat vergebens ihren Buſen zerfleiſcht und ſucht ſich mit ihrem Shawl zu erdroſſeln: „Si je meurs“, ſagt ſie zu ſich ſelbſt, „il vivra“. Valentin faßt ſie: „Il cherchait dans son gosier des paroles pour exprimer le désir qui héritait de toutes ses forces, mais il n'y trouva que les sons étranglés du râle“. Zuletzt fällt er todt zu ihren Füßen nieder. Balzac ſagt irgendwo in ſeinem Roman: „Tuer les sentimens pour vivre vieux, ou mourir jeune en acceptant le martyre des passions, voilà notre sort“. Dieſe Worte dürften ſeine Abſicht wol am deutlichſten ausſprechen.

Unter dem Miniſterium Martignac hatte bekanntlich die Theatercenſur „Marion Delorme“ verboten. Wenn man bedenkt, daß die Vorſtadt St.-Germain und der Hof Martignac faſt wie einen Jakobiner haßten; daß die Congregation und le petit château alle ihre Maſchinen und Ränke in Bewegung geſetzt, um einen Miniſter zu ſtürzen, der es nicht einmal wagte, Ludwig XIII. auf der Bühne auftreten zu laſſen, ſo kann man ſich nicht ohne Schrecken vorſtellen, daß dieſe Menſchen auf dem Punkte waren, unumſchränkte Herrſcher in Frankreich zu werden. V. Hugo bat damals den König um eine Privataudienz; ſie wurde ihm geſtattet. Hugo galt für einen guten Royaliſten; er hat die Ehouans beſungen wie vor Kurzem die Julitage und ihre Todten. Er verfocht alſo bei Karl X. die Theaterfreiheit, was den alten Monarchen von Seiten eines monarchiſchen Dichters, der Gehalt vom Hofe zog, ſehr befremden mußte; er ſtellte Sr. Maj. vor, daß — doch man weiß ja zur Genüge, was ſich gegen die Theatercenſur ſagen läßt. Die Antwort des Königs iſt uns nicht bekannt geworden. Des andern Tages, am 8. Aug. 1829, wurde Polignac Präſident des Miniſterraths; Hr. Hugo hatte fürwahr ſeine Zeit ſchlecht gewählt! Der neue Miniſter des Innern, Labourdonnaye, bot dem Dichter eine Penſion von 6000 Fr. als Entſchädigung, welche dieſer ausſchlug. Wer hätte nun nicht denken ſollen, die erſte Aufführung von „Marion Delorme“ würde alle Salons, die claſſiſchen und politiſchen wie die romantiſchen, leer machen, der Streit zwiſchen beiden Parteien würde aufs Neue lichterloh emporlodern, kein Vers würde wie in „Hernani“ am Publicum vorüberziehen, ohne von den Einen angebellt, von den Andern angejubelt zu werden? Gepfiffen wurde wol ſo ziemlich, ein anderer Dichter hätte ſich damit begnügen können; aber was war das für V. Hugo, der gewohnt iſt, von ſeiner Loge aus ein halbes Schauſpielhaus gegen ſich raſen und brüllen zu hören. Der „National“ hatte einen feindſeligen Artikel gegen „Marion“ losgelaſſen; ſogleich ſtreuten die Freunde V. Hugo's aus, es ſei eine Kabale gegen das Stück angezettelt; ſie ſollte bei der dritten Vorſtellung losbrechen. Wir wohnten der dritten Vorſtellung bei; es ging ſchrecklich ruhig her. Am Ende erwieſen etliche compères des Dichters ihm den Gefallen, ſich zu zanken und ſtießen einen Nationalgardiſten von einer Bank ins Parterre. Dieſer war aber unglücklicherweiſe ſehr friedfertiger Natur, ein Anhänger des Syſtems de la paix à tout prix. Nachdem er ſich aufgerafft und abgeſtäubt, machte er ſich ganz ſachte davon.

Warum „Marion Delorme“ ſo lau aufgenommen wurde, läßt ſich leicht erklären. Das Publicum im Théâtre de la porte

St.-Martin, wo sie gegeben wird, ist an den Melodramenunsinn gewöhnt, stößt sich also an V. Hugo's Eigenheiten nicht mehr. Sodann, ist man in diesem Augenblicke mit weit wichtigern Dingen beschäftigt als dem ohnedies allmälig sich besänftigenden Streite der Classiker und Romantiker. Endlich hat „Marion Delorme" zu viel Aehnlichkeit mit „Hernani". Donna Sol ist hier Marion, Hernani ist Didier. Dieser liebt ebenso schwärmerisch, so poetisch wie der Spanier; seine Leidenschaft spricht sich oft fast ganz in denselben Formen aus. Und an welches verworfene Geschöpf verschwendet er die Schätze des innigsten, heiligsten Gefühls!

Et l'amant à l'époux garde ta pureté,

sagt Didier zu seiner saubern Marion. Ein Vers, keusch und glühend zugleich wie der erste Liebestraum einer Jungfrau, an eine H—e gerichtet, die im Stücke selbst als solche erscheint, zu welcher die Kammerfrau sagt: „Le monsieur de ce soir est-il riche?" die ihren bezahlenden, genießenden Liebhaber zur Thüre hinauskößt, während der betrogene Anbeter zum Fenster hereinsteigt? Wie die feile Dirne für tugendhafte Liebe empfänglich geworden, wird nicht gezeigt; sie empfindet keine Reue, sie verachtet sich nicht; sie fühlt sich durch Didier's Neigung weder erniedrigt noch erhoben; ihr Innerstes bleibt uns verschlossen. Eine Marion, die in dem Gedächtnisse der Zuschauer nicht anders als betrunken erscheint, als spielend, Zoten reißend, halb nackt in den Armen eines Mannes ruhend, der ihre Küsse bezahlt, den ihre gierigen Liebkosungen ausplündern, ein so allgemeinbekanntes Symbol der niederträchtigsten Leidenschaften im Zauberlichte der Illusionen einer idealischen Liebe einem pariser Parterre vorzuführen, ohne ins Lächerliche und Unbegreifliche zu verfallen, dazu hat Hugo nicht Takt, nicht Welt- und Menschenkenntniß genug. Didier ist ein Findelkind, Didier de rien, davon lebt man nicht, damit kleidet man sich nicht in so schöne hauts de chausses und pourpoints, wie Bolage in dieser Rolle anhat. Didier ist kein Individuum, Didier ist so gut eine abstrahirte Leidenschaft wie die classischen Helden, eine wahre, energische und oft erschütternde Leidenschaft. Den ersten Akt können wir nach dem Gesagten übergehen, wo Zanken, Duell zwischen Didier und Saverny, auf den er eifersüchtig ist; Lärm, Geschrei, Wache; Didier wird festgenommen, Saverny stellt sich todt. Im dritten Aufzuge erfährt Mariens Liebhaber durch Letztern, was seine Geliebte für Geschäfte treibt und liefert sich in der Verzweiflung der ihm nachspähenden Justiz aus. Saverny entdeckt sich gleichfalls dem lieutenant criminel, in der Hoffnung, seinem Gegner das Leben zu retten; Beide werden zum Tode verurtheilt; ein vor Kurzem bekanntgemachtes Edict Richelieu's verhängt über jeden Duellisten die Todesstrafe. Der vierte Aufzug führt uns an den Hof Ludwigs XIII. Dieser vierte Aufzug ist sehr schön; obgleich blos durch den einzigen König beschäftigt, wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer keinen Augenblick müde. Wir bedauern, so kurz darüber weggehen zu müssen. Der Hofnarr erhält die Gnade der beiden Verurtheilten dadurch, daß er sie für treffliche Falkoniere ausgibt; wahrscheinlich war dieser Charakterzug Ludwigs XIII. daran Schuld, daß das Drama unter der vorigen Regierung verboten wurde. Es endigt mit einer sehr pathetischen Scene: Marion dringt zu ihrem Geliebten in den Kerker, um ihn zu retten; er stößt sie zurück; 3 Kanonenschüsse geben das Signal zur Hinrichtung; die Verbrecher werden zum Tode geführt. Ehe Didier von Marion scheidet, bricht die alte Leidenschaft wieder los; er schließt sie in seine Arme. Dieser Moment würde weit spruchsamer sein, wenn Didier keine so lange Rede dabei hielte, sowie auch meine Analyse wol etwas erträglicher wäre, wenn sie kürzer ausgefallen. „Pardonnez moi la longueur de cette lettre", schrieb Pascal einem Freunde, „je n'ai pas eu le tems de la faire plus courte". Eine Parodie ist im Kauderwelsch gegeben worden: „Marionette, parodie de la parodie donnée à la porte St.-Martin".

Außer der Tragödie von Hugo sind noch einige andere Theaterstücke mit Beifall aufgenommen worden: „Dominique, ou le possédé", von Dépagny, im Théâtre français, eine geistreiche Persiflage der seit Kurzem so häufigen Teufelsstücke; „Jaques Clément", ein Drama von Demselben, auf derselben Bühne. Es hat dieses Drama einen Proceß zwischen Scribe und Dépagny und dem Director des Odeon verursacht und nach und nach den Titel: „Le clerc de la Bazoche", „Le bachelier et le théologien", und endlich „J. Clément" erhalten. Es ist zu unbedeutend, als daß wir uns hier weiter damit zu beschäftigen brauchten. Mehr Aufmerksamkeit verdient: „L'homme au masque de fer", gewiß das einzige Theaterstück, das mit der Geburt des Helden anfängt. Wer der Mann mit der eisernen Maske gewesen, ist bekanntlich noch nicht ergründet worden. Im Drama der Herren Arnould und Fournier ist er der Bruder Ludwigs XIV. Es erregt lebhafte Theilnahme: die Handlung geht rasch voran, das Interesse wächst stufenweise; die Charaktere sind zum Theil höchst originell; auch fehlt es dem Verf. nicht an Bühnenkenntniß, wol aber an poetischer Darstellungskraft in Dem, was die Franzosen poésie de style nennen, ohne welche kein poetisches Kunstwerk vollständig ist. In den kleinen, oder Nebentheatern, théâtres secondaires, können wir nicht viel Erhebliches finden, ausgenommen allenfalls „Antonine" im Théâtre de la gaieté. Antonine, die sich von ihrem Geliebten, dem Polen Janowiz, vergessen glaubt, heirathet einen Andern. Plötzlich erscheint der Pole wieder. Antonine stirbt, man hält sie wenigstens für todt. Ihr Geliebter holt sie aus dem Sarge, sie lebt wieder auf, folgt ihrem Janowiz nach Italien, wird seiner Liebe überdrüßig und kehrt zu ihrem Gatten zurück. Janowiz erschießt sie, und indem er sie entseelt zu Salmon's Füßen wirft, sagt er zu ihm: „Je vous ai pris un cadavre, je vous le rends".

Ueber „Les trois amis, histoire du tems présent", von Rey-Dussueil, dem geistreichen Verfasser von „La fin du monde", über „Le roi des ribauds", von dem bekannten Bibliophilen Jacob, und die 2 letzten Bände von den Memoiren von Levasseur, die von hohem Interesse sind, werde ich in meinem nächsten Schreiben berichten.

Vor der „Histoire du règne de Charles X et de la révolution de 1830", von Dubois, glauben wir warnen zu müssen: das Werk entspricht durchaus dem Titel nicht; es ist eine Compilation von Anekdoten, in welcher man nicht einmal Materialien zu einer Geschichte Karls X. findet. Es erscheint aber eine Geschichte der Restauration, deren Verf. uns noch nicht bekannt geworden, die einiges Aufsehen macht. Nächstens ein Mehres, wie auch über die Kunstausstellung, die vor einigen Tagen geschlossen worden. 76.

Notiz.

Der holländische Dichter van Hall.

Van Hall hat sich bereits durch seinen Plinius den jüngern, seinen Val. Messala Corvinus und andere Werke, sowie durch einen Band Gedichte vortheilhaft bekanntgemacht. Er hat letzterm einen zweiten folgen lassen, unter dem Titel: „Gedichten van M. M. C. van Hall; Tweede Verzameling". Es sind die lateinischen Classiker, welche ihm als Vorbilder vorschwebten; ein ernster und männlicher Ton herrscht in allen seinen Gedichten. Darunter zeichnen sich wahrhaft aus: „M. Tullius Cicero", eine Ode auf den 250. Jahrestag der Stiftung der Universität Leyden; und „Cornelia" die Mutter der Gracchen. 217.

Der 6. Band der „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich", sowie der 5. der „Geschichte der Kriege in Europa" können zur Michaelismesse d. J. nicht ausgegeben werden, da die Verfasser durch persönliche Verhältnisse verhindert wurden die Manuscripte druckfertig zu machen; indeß ist die Fortsetzung beider Werke für das nächste Jahr mit Bestimmtheit zu versprechen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 263. — 20. September 1831.

Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Doch ich kehre zurück zu unserm Verf. Die Beurtheilung Naumann's und seiner Werke war die Veranlassung zu diesem Prolog von künstlerischem Ruhm, und was diese Veranlassung anlangt, so können wir dem Verf. wol darin Recht geben: Naumann's Werke sind nicht so allgemein geschätzt worden, wie sie verdienen; aber der zufällige Grund davon ist wol, wie der Verf. auch (S. 49) bemerkt hat, der Umstand, daß Naumann's geistliche Musikpartituren aus dem Archive der königl. sächs. Hofkapelle, für welche er sie schrieb, meist nicht herausgekommen sind. Hierbei will ich noch beiläufig hinzufügen, daß K. M. v. Weber, sein späterer Nachfolger in dieser Stelle, Naumann's Messen sehr hochhielt, und daß es ihm stets ein großes Fest war, wenn es ihm gestattet wurde, Naumann's Messe aus As-dur aufzuführen. Ref. hat dies aus seines Freundes Weber eignem Munde erfahren, und er kann zur Ergänzung Dessen, was der Verf. (S. 32) erzählt, sagen, daß dieses zu seiner Zeit seltener geschah, da der König Friedrich August aus Gründen, die wol nicht in Naumann's Werken lagen, denselben seltener zur Aufführung auswählte. Unter solchen Umständen wird auch unserm würdigen Verf. hoffentlich der Wunsch erfüllt werden, mit welchem sich dieser Prolog schließt, zu Naumann's Ehren durch seine Worte beigetragen zu haben, wie er es für so viele Andere redlich gethan hat. „Verdankt hat mir's Niemand", setzt der Verf. hinzu, und Ref. hatte, als er dieses las, die Empfindung eines Menschen, welcher seinen Freund sich den Finger blutig ritzen sieht. Wendungen der Art kommen in diesem Buche so häufig vor (z. B.: „Es wird, hoff' ich, diese Betrachtung und Darstellung nicht geringer machen, daß sie von mir selbst ausgegangen ist"), daß wir die gereizte Empfindung über unbillige Urtheile, wie sie etwa auch die ganz zu entbehrende Miszelle, Nr 4, S. 304, ausspricht, als eine hypochondrische Grille des Verfs. ansehen und ihm also zu entgegnen uns verpflichtet fühlen. Nein, würdiger Freund, Dein vermittelnder, das Ueberlebte in der Tonkunst zu Ehren bringender, das Ueberschätzte ruhig prüfender Geist wird nicht verkannt. Deine lebendige Beobachtungs- und Schilderungsgabe, Dein Alles billig abmessender Geist werden lange nach uns in den Annalen der Kritik als Vorbild glänzen! Aber der Weichheit, mit welcher Du die Unbilligkeiten Anderer empfindest und die Ueberschätzung des Neuern sowie die Nichtwürdigung des Alten wahrnimmst (vgl. die Miszelle: „Vermittelung"), können wir das Wort nicht sprechen; wir würden Dein reines Selbst verrathen; wir würden Deine Freunde um das Herrlichste bringen, was sie von Dir noch hoffen und erwarten!

Ref. stieß, wie oben bemerkt, an, als er las, daß K. Ph. E. Bach die Haydn'sche Epoche eingeleitet, Naumann die Hasse'sche geschlossen habe, und zwar darum, weil er eine andere Ansicht von der Stellung dieser Männer gegen einander hat, obwol ihm das Erstere ebenfalls gewiß ist. Um so mehr entsprang in ihm der Wunsch, der in dem ganzen Gebiete der Geschichte der Tonkunst bewanderte Verf. möge doch den Entschluß fassen, diese Geschichte, wenn auch nur nach ihren Grundzügen, hinzustellen und statt der chaotischen Materialiensammlungen oder oberflächlichen Excerpten aus denselben, die wir allein bis jetzt in diesem Fache haben, dem ihm so gern folgenden Leser einen Leitfaden zu geben, mit welchem in der Hand er das gesammte Gebiet der bisher verhallten musikalischen Wirksamkeit durchlaufen und die geschichtliche Entwickelung der Tonkunst in ihrer Nothwendigkeit begreifen könne. Dieser Wunsch wurde an mehren Stellen dieses Buchs, in welchem er den geschichtlichen Blick unsers Verfs. mit Freuden wahrnahm, recht lebendig. Da kam Ref. an die Miszelle, welche überschrieben ist: „Verwandtschaft" (S. 327), da heißt es: „Es hat Sie überrascht? Sie glauben eine neue Entdeckung gemacht zu haben? Da haben wir's!"

Lange schon steht es geschrieben, aber es lieset's kein Mensch. Soll ich Ihnen meine opuscula citiren? Das lasse ich wol bleiben u. s. w."; und am Schlusse, wo die Rede gewesen ist (S. 332) von dem wechselseitigen Einflusse der italienischen und deutschen Maler und Tonkünstler auf einander:

Es ist das ein sehr anziehender, Vieles berührender, noch bei Weitem nicht genug zusammengefaßter, viel weniger in seinem Umfange durchgeführter Gegenstand, und in Hinsicht auf die Tonkunst ist er kaum erwähnt. Seit langen Jahren trage ich mich damit; immer kehrt er von Zeit zu Zeit mir wieder, sehr gern möchte ich mich an ihm, wenigstens für diese Künste, und für das Kirchliche, wie weit

beide diesem dienten, versuchen; Vieles dazu ist gesammelt, vorbereitet, im Geiste geordnet, und steht nun als ein lebendiges Ganze vor mir: aber — daß ich es aufrichtig gestehe — die Erfahrung, deren ich im Anfange meines Briefs scherzend gedachte, die ich aber, da sie sich mir immer und immer wiederholt, ernstlich empfinde, lähmt endlich meine Neigung, mich, außer für mich selbst und etwa einen persönlich anfragenden Freund, Arbeiten hinzugeben, deren Ausführung so viele Zeit, Mühe und Beharrlichkeit verlangt. Doch — und ohne Unmuth: transeat!

Der Leser empfindet diesen Unmuth doch schmerzlich; aber wir bitten den würdigen Verf.: Soll denn eine hypochondrische Grille (denn die Erfahrung macht wol jeder reiche und denkende Schriftsteller, daß Andere ihn benutzen, ohne ihn zu nennen, oder sich die Priorität einer Entdeckung von ihm zueignen), soll denn eine solche Grille das deutsche Musikpublicum — und den Verf. selbst — um eine so anziehende geschichtliche Untersuchung bringen, die vielleicht nur der Verfasser zu allgemeiner Befriedigung auszuführen im Stande ist? Nein, wir halten dies Wort des Unmuths noch nicht für des Verfs. letztes Wort, und Ref. hat dies hier ehrlich, und er glaubt im Namen des Publicums ausgesprochen, in der Meinung, daß man in solchen Fällen den hypochondrischen Launen seiner Freunde nicht schmeicheln darf. Daß Ref. keine Anmaßung zu begehen glaubt, wenn er im Namen des Publicums jenen Wunsch ausgesprochen hat, und nicht ohne Grund von hypochondrischer Verstimmung redet, das beweist die verdiente und außerordentlich anerkennende Aufnahme, welche die beiden ersten Bände dieser Sammlung im Publicum gefunden haben.

Und nun, nachdem Ref. dieses ausgesprochen, wendet er sich zu den einzelnen Gegenständen der reichhaltigen Sammlung. Der Verf. fängt an, Naumann in mehren verbürgten Anekdoten nach dem Leben zu schildern, um durch Wohlgefallen an dem Manne auch erneute Aufmerksamkeit auf seine Werke zu erregen. In der That, der Weg des Verfs. ist hier um so sicherer, da aus eines guten und liebenswürdigen Mannes Charakter auch Gutes und Liebenswürdiges in seine Werke übergehen muß, insbesondere aber auch darum, weil der Verf. in solchen Schilderungen gewinnender Persönlichkeiten Meister ist. Dem, welcher sich zum Künstler bestimmt, gewähren des Verfs. Darstellungen noch einen höhern Gewinn, indem er durch aufmerksames Lesen derselben zu einer heilsamen Selbsterkenntniß gelangen kann und zugleich immer auf den Zusammenhang seines Berufs mit dem Sittlichen hingewiesen wird. In jener Beziehung lese man nur die treffende psychologische Bestimmung (S. 12), woran die Anlage erkennbar ist, und die rührende Darstellung der Hindernisse, mit welchen Naumann's Talent gekämpft (S. 16). Die Charakteristik der Werke Naumann's (S. 47 fg.) ist ein erfreulicher Beitrag zur Geschichte der Musik. Was das „Vaterunser" selbst anlangt, so ist der große und würdige Charakter dieser Cantate (denn so nennt der Verf. die Behandlung des Klopstock'schen Gedichts mit Recht) herausgehoben, indeß auch leise angedeutet wird, daß in manchen Partien vorzüglich der Verstand zu loben ist, mit welchen Naumann die Schwierigkeiten des rhetorischen Textes besiegt hat.

Dem Urtheil des Verfs. über Weber's „Oberon" kann Ref. um so unbefangener beistimmen, da er zufällig der Erste gewesen ist, der sich in einem deutschen Blatte („Morgenblatt", 1827, Nr. 7 u. 8) über diesen Schwanengesang Weber's ausgesprochen hat. Ref. kann es sich nur theils aus der äußern Form des Werks (daß es nämlich mehr Schauspiel mit Gesang als Oper ist) und aus den Unebenheiten des Textes, theils aus der ganz besondern Schwierigkeit, welche eine in die ätherische Natur dieser Musik eindringende Ausführung hat, ein Punkt, den unser Verf. sehr gut herausgehoben (S. 87), erklären, warum dieses originelle Werk unseres Weber auf deutschen Bühnen nicht den glänzenden Erfolg gehabt hat, welchen es bei seiner ersten Aufführung auf der leipziger Bühne (am Schlusse des J. 1826) versprach, wo es zuerst und in ganz besonderer Vollendung zur Aufführung gebracht wurde. Der Verf. geht gründlich die einzelnen Charaktere des Stücks durch. Dem Oberon ist am wenigsten vorzuwerfen, daß er selbst so wenig durch Töne sich ausspricht. Aber man muß ihn und seine Elfenwelt als ein Zusammengehöriges annehmen. Das Eigensinnige und Launenhafte des Elfenherrschers, in welchem Kind und Herr vereinigt ist, und der vor selbstverschuldeten Sorgen nicht schlafen kann, sticht auch aus seinem musikalischen Monolog im ersten Akt hervor, aber die lastenden Textworte mußten des Tonsetzers leichten Gang wie eine zur Erde herabziehende Bürde beschweren. Für Hüon wäre wol noch Etwas zu sagen. Der Componist hat das ritterliche Heldenthum in dessen Gesängen sich mit allem Glanze aussprechen lassen. Mit dem Tone der Ritterlichkeit verbindet sich Gottvertrauen, besonders in der innigen Preghiera, deren große Wirkung der Verf. ja auch S. 107 anführt. Unstreitig ist in der Partie des Hüon mehr Charakter als in der der Rezia. Dort war auch die Bravour nicht am unrechten Orte, sowie denn Ref. überhaupt dieselbe, wo sie nur nicht willkürlich sich hervordrängt, aus dem Gebiete des theatralischen Gesanges durchaus nicht ausgeschlossen sehen möchte. Von ebenso großer, feierlicher Wirkung ist der Schluß des kleinen Terzetts, welches der Verf. (S. 113) allzu flüchtig berührt hat, obwol dasselbe besonders zu der Partie des Hüon gehört. Was die (S. 103) berührte Arie Braham's anlangt, so scheint diese ganz dem Sinne des Engländers angepaßt zu sein; der Text ist mehr beschreibend und geht das Ritterleben per partes durch; der Componist ist diesen Schilderungen gefolgt. Ref. kann sie der ursprünglichen Arie Weber's an Werth keineswegs gleichstellen; sie ist zerstückt, wie der Text, ohne innere Einheit und fügt sich weniger leicht in die Handlung ein. Besonders gut hat der Verf. in diesem Aufsatze gezeigt, was Weber bei dieser Oper unter den ihm auferlegten Beschränkungen geleistet hat, die Wirkung derselben trefflich geschildert (S. 114 fg.), aber auch zugestanden (S. 99), daß Weber zu beharrlicher Ausführung von Situationen nicht geeignet

war. Wir hätten noch gewünscht, daß der Verf. über Karls des Großen Erscheinung und den glänzendem Marsch, der damit verbunden ist, seine Ansicht ausgesprochen hätte, da jene seit der leipziger Aufführung auf fast allen Theatern ohne weitere Erklärung weggeblieben ist.

Dann spricht der Verf. von Fesca. In seinen Mittheilungen über diesen Tonkünstler reflectirt der Verf. den Eindruck, welchen dieser selbst in seinen Werken größtentheils hervorbringt, den Eindruck eines reinen Bachs (wie der Verf. S. 118 sagt), „den wir leicht zwischen Ufern voll frischen Rasen und mannichfachen Blumen, hier leichter beschattet von freundlichen Birken, dort ernster von weit sich verbreitenden Eichen, mildbewegten Herzens dahinfließen und zuletzt im Dunkel des stillen Haines sich uns entziehen sehen". Aus Misverständniß, meint der Verf., habe man diesem Componisten das Geniale und Originelle abgesprochen, indem man mit Unrecht das Geniale und Originelle blos in die Erfindungen an und für sich selbst setze. Ref. möchte sich erlauben, abgesehen von dem Gegenstande dieses Urtheils, die Frage aufzuwerfen: ob wol neben dem Vorzuge der Erfindung noch Etwas genial oder originell genannt zu werden verdiene, ob nicht auch die Ausführung, die man sonst der Erfindung fast entgegenzusetzen pflegte, durch ihre Eigenthümlichkeit und Musterhaftigkeit sowie durch ihr Anschließen an die Idee des genialen Werkes vom genialen Tonkünstler in und mit dieser erfunden genannt werden müsse, sodaß also die Erfindung eigentlich Alles umfaßt, wodurch der geniale Künstler sich kundthut? Sicherer scheint uns Das, was der Verf. über das Misverständniß sagt, wahre Genialität müsse sich gleich beim ersten Anblick ohne alles eigne Zuthun von selbst kundgeben, hervordrängen und dahinreißen; denn es gibt eine Ruhe und Größe des Kunstwerks, welche mindestens die Menge nicht sogleich anspricht, während oberflächliche, blendende Werke, welche in den Modegeschmack eingreifen, oft einen glänzenden Erfolg, obwol nur vorübergehend, haben.

Die lebendigste und anziehendste der kleinern Schilderungen, die der würdige Verf. „Lebensbildchen" nennt, ist die des Cantors und Kirchencomponisten Ch. Gotthilf Tag. Es steht ihr das Motto vor: „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann". Wir möchten dies mit Beziehung auf unsern Verf. parodiren: Eine kleine Schilderung ist auch eine Schilderung. Der Verf. stellt den Cantor Tag durchaus als einen Mann von vieler und widerhaltiger Lebenskraft, großer Energie und Beharrlichkeit des Willens dar, der im kleinern Kreise der Welt an seiner Stelle sich entschieden als der Erste behaupten konnte und mit manchen Eigenheiten und Besonderheiten ausgestattet war (vgl. S. 168). Die Schilderung muß man selbst lesen. Darauf 2 Nekrologe von Franz Danzi und J. P. Salomon. Leser, welche diese Aufsätze oder den letztgenannten Mann nicht etwa schon aus der „Leipziger musikalischen Zeitung" kennen, erfahren, daß dieser in Bonn geborene Violinspieler und Concertmeister Joseph Haydn's Herold in England war. Die steife Welt konnte sich lange nicht mit dieses Meisters Humor vertragen. Salomon trug zur Anerkennung Haydn's bei; er zog Haydn nach London, sowie er überhaupt die deutschen Künstler daselbst mit Rath und That eifrig unterstützte. Er starb 1815. — Die vierte Schilderung, die Charakteristik eines durch seine Tüchtigkeit in der Kunst, seine bis ins späte Alter sich gleicherhaltende Musikliebe und auch durch seine persönlichen Eigenheiten ausgezeichneten Violinspielers des leipziger Orchesters steht der Schilderung Tag's würdig zur Seite. Der letzte dieser Aufsätze hat den Componisten Sigm. Neukomm und sein Oratorium: „Christi Grablegung", zum Gegenstand. Der Verf. berichtet uns Mehres aus dem Leben dieses Mannes. Das Interessanteste davon betrifft Neukomm's Versuch, Schiller's Chöre zur „Braut von Messina" in Töne zu setzen, welches dem Verf. Gelegenheit gibt, seine Ansicht von der dramatischen Musik der Alten auszusprechen. Er behauptet, der dramatische Gesang der Alten sei eine höchstbestimmte, genaue, rhetorische Declamation gewesen, mit bestimmt geregeltem Ton. Die Ausführung dieser Ansicht verdient beachtet zu werden. Die entgegengesetzte Meinung, welche heutzutage unter den Archäologen herrschend ist, sagt, es lasse sich schwer vorstellen, daß ein so kunstreiches Volk, wie die Griechen, nicht allen möglichen Vortheil von ihren musikalischen Instrumenten, welche den Gesang begleiteten, sollte gezogen und dieselben blos einer wahren, aber doch einförmigen Declamation untergeordnet haben. Aber der Verf. würde darauf Manches zu erwidern wissen. Ueber Neukomm's andere Werke: „Phantasien für das Orchester", „Lieder zum Pianoforte", hätte der Verf. uns noch Näheres mittheilen können. Was das Oratorium N.'s: „Die Grablegung", anlangt, so geht schon die ganze Aufgabe, zusammengereihte Stellen aus Klopstock's „Messias" (12. Ges.) als Tonstück zu behandeln, auf ein Vorherrschen des Declamatorischen hinaus. Der Verf. macht besonders auf die verständige Auffassung, geschickte Anordnung und Ausarbeitung aufmerksam; aber es ist natürlich, daß der Wiederabdruck einer Beurtheilung in einer solchen Sammlung die beurtheilte Arbeit höher stellt als der Beurtheiler vielleicht selbst will.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, im August 1831.

Mitten unter den betrübenden Aussichten in die nahe Zukunft benutzt man hier noch die letzten Augenblicke ungestörter Gesundheit und läßt sich von der heitern Friedensgöttin zu frohen Festen geleiten. Director Peter v. Cornelius ist von Rom zurückgekehrt. Die Freude war um so größer, als eine sehr schwere Krankheit ihm fast für immer den Weg vertreten hätte, und da in seiner Gesellschaft ein Mann war, der schon lange in seinem Vaterlande mit Achtung und Liebe genannt wurde, dessen Compaß aber die angeborene Richtung nach Norden verlernt hatte — Overbeck. Was von Künstlern sich mobil machen konnte, Jung und Alt, Professoren der Akademie und Universität, war den beiden Männern entgegengegangen, empfing sie mit Musik, Gesang und freudigem Rufen, ungefähr eine Stunde Weges von der Stadt, und führte sie unter solchem Jubel, an dem sich leicht

der einer großen Volksmenge anschloß, wie im Triumphzug in die Stadt zu ihrer Wohnung.

Der Wunsch, dem Hrn. Overbeck zu Ehren ein Fest zu veranstalten, ward bald zur That, zumal die in ihren Werkstätten vereinzelten Künstler gern eine Gelegenheit ergreifen zu gemeinschaftlichem Thun und Sein. Am 13. August zogen sie mit Roß und Wagen nach dem Starenbergersee, wo viele mit Blumenkränzen, Eichengewinden und Fahnen geschmückte Gondeln sie aufnahmen und unter Begleitung von Musik und schönen Liedern ans andere Ufer brachten, wo ein ländliches Mahl unter festlich geschmücktem Zelte ihrer harrte. So friedlich auch die Kunst ihre Jünger erzieht, so hat doch der Weltsturm auch ihre stillen Meere bewegt, und der Gruß, der unter Trompetenschall und Kanonendonner den Polen erklang, zeigte wenigstens, daß noch heutzutage der Gott der Musen zugleich Schlangen würgt und Licht verbreitet.

Andere Feste kamen freilich nicht vor, man müßte denn geträumte dazu rechnen, wie „Die Verklärung, oder der ewige Jude und sein Liebling in München", unter welchem Titel ein hiesiger satyrischer Schriftsteller die 3 Sendschreiben des Hrn. Professor Görres an Hrn. Abgeordneten Culmann mit einer Antwort bedient, deren beide Glanzpunkte eine Procession zu Ehren des Hrn. Görres, als angeblichen Vorfechters der lichtraubenden Congregation in Baiern, und der Jammer des ewigen Juden, des eigentlichen Spiritus Rector derselben, über Aufhebung der Censur bilden. Bei eigentlich kahlen und kalten Motiven enthält die Ausführung mehre witzige Stellen, drängt aber immer von Neuem die Lehre auf: so darf weder von Görres noch von seinem Incognitogegner über Dinge gesprochen werden, die einem Großtheil der Nation so schwer an oder auf dem Herzen liegen. Darum, je ernster die Zeit, je kleiner der Scherz damit, wie je größer das Vergehen des Menschen, je unpassender die Satyre. Was soll z. B. ein Blatt wie „Der deutsche Horizont", mit welchem Hr. Saphir über denselben zurückgekehrt, Anderes bezwecken, als mit Hinweisungen auf Hoffnungen und Befürchtungen des Jahrhunderts Toilettenstunden zu verkürzen? was man sich wol mit einem Vesuvausbruch in Terracina, aber nicht in Portici gefallen läßt; es sei denn mit einem gemalten. Wie übel würde jede Satyre auf ein Nachbarland sich ausnehmen, das sich und uns der Cholera und den Russen opfert, ja wie übel schon jede auf München, daß es unter allen Städten des Südens die einzige ist, die nichts Gemeinsames für die Polen gethan, wenn auch Manches gedacht?

Die „Deutsche Tribune" hält sich mit dem in London und Lausanne geernteten Beifall fort, was ihr bei dem preußischen Einfuhrverbot, bei vielen Hindernissen, die man ihr hier aufbaut und bei unverkennbarem Mangel an publicistischen Fähigkeiten*) nicht leicht gemacht ist. Unter letzteres rechne ich z. B., daß sie dem Publicum vorpredigt, welch saurer Bissen Brot der eines liberalen Journalisten sei, und was sie Alles schon um Recht und Wahrheit nicht nur nicht bekommen, z. B. Orden, Aemter, sondern auch gelitten. Wollt ihr dem Volke Licht geben, und zwar mit dem Schnellfeuerzeug (der Tagesliteratur), so rechnet ihm nicht vor, wie oft ihr euch bei Bereitung des hyperoxydirt salzsauren Kalis die Finger verbrannt. Man denkt sonst, ihr thatet es blos, um bedauert und — honorirt zu werden. Das gelesenste Blatt bei uns bleibt bisher noch das „Bairische Volksblatt", und man muß es den Redactoren Dank wissen, daß sie, während sie unerbittlich das Schlechte angreifen, sich doch nicht von der gesetzlichen Mitte entfernen. Was übrigens noch in Baiern möglich, sieht man aus den ersten Augustblättern d. J. dieser Zeitschrift, und wenn künftig mit etwas mehr Rücksicht das Recht persönlicher Freiheit geehrt wird, dankt man es der wiedergewonnenen Presse, ohne die die übermüthigen und zum Theil verruchten Handlungen einzelner Behörden nie ans Tageslicht kommen und also unter demselben ihre Ranken weitertreiben würden. Lesen Sie, wie eine Frau, die ihre Verwandten besuchen will, unterwegs an und ohne allen Grund 4 Wochen lang im Gefängnisse gehalten und zuletzt — obschon nach angelangtem besten Zeugnisse, — doch per Schub nach Hause (20 Meilen) statt zu ihren Verwandten in Würzburg (4 Meilen) geschafft wird!

In der Kammer geht es etwas langsam, und man sieht kein Ende der Sitzung ab für dieses Jahr. — Der König ist nach Berchtesgaden gereist, wo eine frische Bergluft, Jagdbelustigungen und überhaupt eine momentane Unterbrechung der vielen beschwerlichen Arbeiten seine etwas leidende Gesundheit stärken werden. Einer unserer vorzüglichsten Gelehrten, Hofrath Thiersch, hat in diesen Tagen eine Reise nach Griechenland angetreten. Man kann interessanten Mittheilungen von dort aus seiner Feder entgegensehen.

Unsere Oper erfreut sich seit Kurzem zweier werthen Gäste, des Hrn. Bader aus Berlin und der Demoiselle Heinefetter aus Wien. Wenn solche Töne auch die kriegerischen nicht übertönen, so ziehen sie doch davon hinweg, und gern vergißt man bei einer Figaros-Hochzeit, daß zu einer schlimmern Lagerstatt das Maß genommen wird in Osten und Westen.

Apropos, sollten Sie in der „Allgemeinen Zeitung" einen Aufsatz gelesen haben, worin die ganze Schuld des bisherigen Mistrauens in die Regierung dem Exminister v. Schenk aufgebürdet und dem Ersatzmann (gleich einem total andern System) ein unbedingtes Lob ertheilt wird, so wird es Sie zugleich interessiren zu wissen, daß man denselben nur mit Unwillen hier gelesen, einmal des ganz unwürdigen Verfahrens halber, einen Entwaffneten mit Steinwürfen zu verfolgen, und dann auch, weil das Unbedingte, Absolute in einem constitutionnellen Staate von nichts mehr gilt als vom Recht.

Nachschrift. Das Oberappellationsgericht hat in Bezug auf die Dezemberunruhen in München zu Gunsten der Studenten gegen die Regierung entschieden und auf genaue Untersuchung wegen Pflichtübertretung bei der Militairbehörde angetragen. 193.

*) Der Redacteur gibt freilich die Schuld der Censur, die es ihm unmöglich mache, seine bessern Aufsätze in Druck zu geben.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Gryptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Erster Band. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein geachtetes Blatt äußert über diese Schrift: „Der wahrhaft freisinnige Geist, welcher in diesen Novellen und Erzählungen weht, ist nur äußerst sparsam in den belletristischen Schriften unserer Literatur zu finden, und ein Buch, das gereiftere Lebensansichten darbietet, verdient daher mit vollem Rechte die Anerkennung der bessern Lesewelt. Fährt die Redaction auf dem glücklich begonnenen Wege fort, so verspricht dieses Werk mit der Zeit ein wahres Musterbuch für Deutschlands reifere Jugend zu werden. Unter den sechs Novellen und Erzählungen, die der erste Band enthält, ist „Der Pole und sein Sohn" unstreitig das schönste Denkmal, welches gegenwärtig dem Freiheitskampf dieser Heldennation errichtet werden kann. In rührenden Farben sind die gigantischen Leiden des unterjochten Volkes geschildert".

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 264. —— 21. September 1831.

Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Unter der Rubrik: „Materialien", gibt der Verf. in Keinen, wie wir glauben, bisher noch ungedruckten Aufsätzen Stoff zu eignem Denken über musikalische Gegenstände. Wir haben Einiges davon schon oben berührt. Zu Nr. 1, wo von Alt und Neu in der Musik die Rede ist und gesagt wird: in den Aeußerlichkeiten sei ein ewiger Wechsel, erlaubt sich Ref. hinzuzufügen, daß nicht blos die Aeußerlichkeiten wechseln, die ja doch auch nicht getrennt vom Geiste sind, sondern daß auch in dem Geiste, insofern er fortschreitet und überhaupt sich unter immer andern Verhältnissen entwickelt, ein Neues ist; wie denn jede sogenannte neue Zeit ihren Zeitgeist hat, der insofern ein neuer, wenn auch nicht immer, und besonders in Hinsicht einer besondern Kunst, ein guter ist. Doch der immer billige Verf. erkennt dies gewiß selbst an. So wohlwollend er die Gegenwart beurtheilt (er sagt sogar S. 284 in einer besondern Beziehung: „In der letztvergangnen Zeit standen Einzelne höher als jetzt wol selbst die Besten unter uns, aber Einzelne machen nie die Zeit aus"), so weiß er auch für die Zukunft Rath und Hülfe. Der Vorschlag über Anordnung der Concerte (S. 289) ist beifallswerth; weniger im Geiste der Zeit scheint uns der, daß anerkannte Meister durch wenige Worte (das ist gut, das ist schlecht) mit ihres Namens Unterschrift u. s. w. sich über gewisse musikalische Werke aussprechen möchten, denn der Geschmack läßt sich, wie der Mensch überhaupt in dieser Zeit, nicht mehr von Autoritäten beherrschen. Aber interessant wäre es freilich immer, zu wissen, was Männer in ihrem Fache öffentlich gebilligt oder verworfen, besonders wenn diese Aussprüche die Werke der Todten betreffen.

Einer der trefflichsten Aufsätze ist Nr. 3, überschrieben: „Aussicht". Der Verf. preist darin die Allgemeinheit der musikalischen Sprache. Einleuchtender konnte die Macht und Ausbreitung der Musik wol nicht dargestellt werden, als es der Verf. thut, indem er von einer lebendigen Schilderung Haydn's ausgeht und das Streben der Völker, sich mit einander zu verbinden, vornehmlich an der Tonkunst nachweist. Cherubini und Spontini werden als Beispiel eines großen Einflusses fremder Nationalität angeführt. Was Onslow anlangt, so wissen wir zwar, daß sein Vater Pair von England gewesen, daß er selbst aber zu Clermont geboren und erzogen ist und in Hamburg seine musikalische Bildung durch Cramer ꝛc. gewonnen hat, sodaß sein Beispiel selbst noch weit mehr als es der Verf. angegeben hat (welcher S. 303 von angeborenem, altenglischem Sinn spricht), zu beweisen scheint. In dem schon gedachten Aufsatze: „Verwandtschaft", wird von dem besondern Einfluß der Deutschen und Italiener auf einander in kunstgeschichtlicher Hinsicht gesprochen.

Ins Allgemeinere geht der Aufsatz: „Geist und Buchstabe", und bestimmt das Verhältniß beider zu einander. Nur bleibt der Verf. darin sich nicht ganz gleich. S. 307 sagt er: „Hier, wie in Allem, bekümmert sich die Jetztwelt um die Vorwelt wenig mehr als oberflächlich notizenhaft u. s. w.", und (S. 309): Der Geist, wo er in reiner Einfalt und milder Würde erscheine, werde von sehr Wenigen auch nur erkannt; und doch hieß es (S. 284): „Diejenigen, für welche Werke in höherer Potenz wirklich sind, halten sie höher, bleiben ihnen treuer, als wenigstens in letztvergangener Zeit geschehen", und (S. 6): „Die Nachwelt wird gerechter. Was der Moment in der Neigung hat sinken lassen u. s. w." Allerdings aber ist hier von Erscheinungen die Rede, welche nur eine partielle Allgemeinheit haben, und die mit einer oft lange wiederhallenden Stimmung aufzufassen verzeihlich ist. Sonst würde auch die Strafpredigt, welche der Verf. dem großen Publicum hält (S. 311), und in welcher das große lesende Publicum unserer Tage „unempfänglich und gleichgültig für Das" genannt wird, „was man ihm für eignes Denken, Forschen, Prüfen oder wol geradehin zur Belehrung, Annahme und praktischen Nachachtung darbietet", kaum zu erklären sein. Entweder nämlich nimmt der Verf. den Begriff des großen Publicums in einem Umfange, in welchem das Gesagte von dem großen Publicum aller Zeiten gilt, oder der Vorwurf ist ungerecht, weil er Das übersieht, was Wissenschaft und Industrie jetzt laut sprechen. Uebrigens erkennt der Verf. in einer folgenden Stelle ja auch wieder an: „Was die Tonkunst betrifft, so war es in ihrem vorletzten Zeitalter schwer, dem Geiste sein Recht zu verschaffen, im jetzigen

dem Buchstaben". Zwar wird der Geist des Kunstwerks hier nur von der subjectiven Seite genommen und darunter verstanden die eigenthümliche, erhöhte Stimmung des Künstlers; indessen wird mit dieser Stimmung der Thätigkeit doch auch ein objectiver Gehalt gesetzt, wenn nämlich der Begriff des Künstlers hierbei im prägnanten Sinne genommen wird. Der Aufsatz enthält goldene Worte, weist besonders dem Mechanischen in gegenwärtiger Zeit seine rechte Stelle an und schließt mit einem Worte Fichte's, in welchem die Leichtigkeit in dem Mechanischen in Beziehung auf die Kunst treffend gewürdigt wird.

Die Fragen, welche der Verf. in dem Aufsatze, „Wunsch" überschrieben, vornehmlich an Solche richtet, welche der Pflege und Heilung der Irren sich widmen, nämlich über die Wirkungen der Musik auf letztere, können, durch sorgfältige Beobachtungen beantwortet, zu wichtigen Resultaten führen, wenn die Beobachter das Individuelle hierbei besonders in Anschlag zu bringen oder abzuziehen wissen. — Ein anderer Aufsatz erinnert an Tonkünstler, welche zugleich in anderer Hinsicht berühmte Männer gewesen sind. Aber immer kommt der Verf. auf den ihn ernstbeschäftigenden, oft auch in Laune versetzenden Gegensatz von Jetzt und Sonst, und Neu und Alt in der Musik zurück; so in dem Aufsatz, überschrieben: „Verhältniß", wo der Abneigung gegen das Oratorium und der entschiedenen Vorliebe für Instrumentalmusik gedacht wird. So wenig das diesen Gegenstand behandelnde Gespräch zum Resultat über den Grund dieser Vorliebe zu führen die Absicht hat, so wenig möchte Ref. sich hier eine Entscheidung zutrauen. Aber eine ganz naheliegende Wahrnehmung, die auch durch die verbreiteten Arrangements von Gesangsstücken für das bloße Pianoforte bestätigt wird, erklärt viel, nämlich die gemeine Thatsache, daß ein Jeder auf Instrumenten, besonders dem Pianoforte, leichter Alles spielen kann, auch Gesangsmelodien, als selbst singen. Freilich betrifft dies zunächst nur die eigne Kunstübung; aber es ist doch gewiß, daß die Lust an Execution von Instrumentalmusik auch auf Anhörung derselben übertragen wird. Dann aber ist vor Allem bedeutend, was der Verf. angedeutet hat, die wortlose Instrumentalmusik entbindet mehr die Phantasie und das Gefühl. Doch während wir dies sagen, hat sich schon diese Geistesrichtung verändert, welche der Herrschaft der Instrumentalmusik günstig war, und wir stehen an der Schwelle einer neuen Epoche. Noch mehr kommt der obige Gegensatz in dem Aufsatz, welcher „Neu-Altes" überschrieben ist, zur Sprache. Hier kann nun Ref. mit der Ansicht des würdigen Verfs. nicht übereinstimmen, welche es als eine Eigenheit — wir wollen nicht einmal sagen Mode — der Deutschen ansieht, daß, wenn eine neue und eingreifende Idee aufgekommen, Alles sich darauf werfe, sie durchtreibe u. s. w., bis nichts mehr darin sei (S. 350 fg.). Denn ist das nicht im Grunde der Gang aller Geschichte, daß, nachdem sie durch einzelne große Männer oder aus der Masse neue Aufgaben für die menschliche Thätigkeit hervorgearbeitet hat, eine Generation damit beschäftigt ist, sie zu lösen, und daß eine Menge geringerer Talente dabei theils nur nachahmend verfährt, theils nach besondern Seiten hin Das ausführt und zu erschöpfen sucht, was größere Kräfte angelegt oder im Großen auch schon ausgeführt haben, bis das geistige Bedürfniß, von diesem Stoffe gesättigt, sich abwendet und ein neues, an das Geleistete sich anknüpfendes Bedürfniß neue Arbeit fodert. Nehmen wir nun an, daß die neue Idee, auf welche man sich wirft, wirklich eine Idee und folglich etwas Gehaltvolles ist, so ist die Erscheinung nicht blos etwas Verwerfliches, sondern auch etwas Nothwendiges; und daß jene Nachahmung auch Caricaturen erzeugt, kann der Richtung selbst nicht vorgeworfen werden. Es widerspricht sich auch gar nicht, daß das Bedürfniß oft auf eine frühere Zeit sich zurückwenden kann, wie denn „das glänzende Hervorheben des Mittelalters mit dem Großen und Herrlichen, was es gebracht", allerdings ein solches, tief in dem Charakter der letztvergangenen Zeit gegründetes Bedürfniß war, dessen heilsame Folgen für die Malerei insbesondere auch der Verf. (S. 353) trefflich zu würdigen weiß. Aber es kommt auf die Art und Weise an, wie man den Eindruck der Werke früherer Meister auffaßt, und da unser Verf. so treffliche Vorsichtsmaßregeln über die Nachahmung der alten Meister in der Musik (von S. 354 an) aufstellt, so sehen wir auch, daß er gegen diese Richtung weit weniger eingenommen ist, als es nach den Anfangsworten des Aufsatzes schien.

Unter den Beurtheilungen, welche der Verf. mit dem bescheidnern Namen: „Ansichten", wieder einführt, hat Ref. die Zergliederung der großen Bach'schen Cantate: „Ein' feste Burg ist unser Gott", mit der größten Freude wieder gelesen, da unser Verf. hier auf unübertreffliche und zum tiefern Studium unwiderstehlich ermunternde Weise in die Intensionen des großen Meisters eingegangen ist. Auch die Recension von Reichardt's Compositionen Göthe'scher Lieder u. s. w. legt einen klaren Beweis von der Gründlichkeit und Freisinnigkeit des Beurtheilers ab, wenn es dessen noch bedürfte, und Liedercomponisten dürften insbesondere was der Verf. über das zum Auffassen des Textes nothwendige Verfahren (S. 411) sagt zu Herzen nehmen. Minder bedeutend ist die Recension der musikalischen Aufsätze, welche in den „Phantasien über die Kunst" befindlich sind, und es läßt sich hier Manches einwenden, z. B. über den willkürlichen Unterschied zwischen Speculation und Philosophie (S. 384), von denen die letztere der erstern nachfolgen soll.

In den 2 Gesprächen, welche diese Sammlung beschließen, kehrt der Verf. zu seinem Hauptthema zurück. Das erstere, überschrieben: „Der Organist und der Doctor", möchten wir, seiner Richtung wegen, pädagogisch nennen; es behandelt eine in Beziehung auf den Modegeschmack, der in unsern musikalischen Assembleen, Soiréen u. s. w. herrscht, besonders wichtige Frage: wie der Musikgeschmack junger Frauenzimmer in unserer Zeit vernünftig zu leiten sei. Die Voraussetzung ist dabei nur die

gewöhnliche und doch so selten verwirklichte, vernünftige Uebereinstimmung zwischen Lehrern und Aeltern. Das zweite Gespräch enthält, nach des Ref. Ansicht, das Gediegenste des Buches. Es ist eine Würdigung der heutigen Musik im Verhältniß zu der ältern, wobei noch andere Gesichtspunkte als blos artistische genommen sind. Der ehemalige Musikdirektor, den der Verf. hier redend einführt, erkennt hier billig der Gegenwart ihr Recht zu — was hälfe es auch, zu verweigern — in Phantasie und fertiger Ausführung, wogegen Mangel an Ton, besonders in Hinsicht der Orchester, Mangel an feinern Abstufungen zwischen Schwach und Stark (das berliner, dresdner, kaßler und einige andere Orchester möchten wol dagegen protestiren) und endlich an reiner Intonation zum Vorwurf gemacht wird. Was aber das Geistigere anlangt, so vermißt der sich resignirend von der Praxis zurückziehende Musikdirector in der neuern Musik Das, was bleibend ist. „Das bleibt", setzt er hinzu, „was außer Dem, daß es künstlerisch recht und gut ist, zugleich, daß ich so sage, menschlich groß, menschlich edel und schön hervortritt: ich meine, groß, edel, schön im Geist und Gemüth oder Charakter". Er erinnert an Händel, und später spricht er den Mangel noch treffender aus in den Worten:

Offenbares Talent zu besitzen, Vieles gelernt und geübt, Vieles wahrhaft in der Gewalt zu haben, an diesem Allen mangelt es in der Tonkunst jetzt weniger als jemals. Aber Das reicht nicht aus, um wahrhaft und vollgültig auch in ihr darzulegen, was menschlich, groß, edel und schön ist. Man muß dies sein, oder wenigstens nichts vom Gegentheil; man muß, was man besitzt und was man ist, gemessen zusammenfassen, gemessen beisammen erhalten; man muß es zu deutlich erkannten, sichern und würdigen Zwecken verwenden. So waren, so verfuhren die großen Meister der Vergangenheit. Allerdings wurden sie dabei durch ihre Zeit erleichtert, ja darauf hingeführet, indeß die jetzige unsern Meistern es sehr erschwert und sie davon ablockt. Was jetzt in brausende Bewegung gesetzt ist, muß erst ausgähren — sich abklären.

Mit diesem gewichtigen Worte, dem Ref. nichts zu entgegnen, nichts hinzuzufügen weiß, schließt der Verf. diesen Band, aber hoffentlich nicht diese Sammlung. Sollte er noch an die Ausarbeitung einer geschichtlichen Uebersicht der Tonkunst gehen, die wir vor allen Dingen von ihm wünschten, so könnte er dieselbe gewiß nicht besser aufgenommen sehen als von den Freunden der Tonkunst, welchen er diese Sammlung gewidmet hat.

A. Wendt.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Regenten- und Charaktergemälde von Friedrich Liebmann. Erster Theil von 1797—1809. Aachen, Mayer. 1831. 12. 20 Gr.

An ein unsere nächsten Interessen so nahe berührendes Werk mußte der Beurtheiler (der Preuße und stolz darauf ist) natürlich mit großer Theilnahme gehen. Preußens Regent, der von seinen Völkern mit Recht verehrt und geliebt wird, steht in der jetzigen Zeit für Deutschland so bedeutungsvoll da, daß alle diejenigen Werke, welche sein Thun und Denken aus der Geschichte der Vergangenheit für die Gegenwart zu erläutern bestimmt sind, eine große Wichtigkeit haben. Aus Dem, was Preußens Grundsätze gewesen sind von Anfange der Regierung dieses Königs bis auf unsere Tage, ließe sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Entschlüsse dieses Staats (Monarch und Staat bedeuten uns nämlich dasselbe, nicht aber in dem Sinne wie Ludwig XIV. sagte: „L'état, c'est moi") in unsern verhängnißvollen Tagen schließen. Darum ist uns jedes Werk, was den Charakter des Königs aus seinem öffentlichen Handeln zu entwickeln sucht, ein sehr wichtiges. Eben diese Wichtigkeit der Aufgabe erfodert aber auch von Seiten Dessen, der sich ihr unterziehen will, großen Ernst. Er soll bedenken, daß er Geschichte schreibt, deren erstes Lebensprincip die Wahrheit ist. Mit der Hoffnung, daß der Verf. dies gethan haben würde, gingen wir an sein Buch. Leider aber überzeugten wir uns bereits, nachdem wir erst wenige Seiten gelesen, daß derselbe seine Aufgabe durchaus nicht aus dem historischen Standpunkte fassen wollte, und späterhin, daß er dies auch gar nicht vermochte. Er wird ein reiner Lobredner des Königs von Preußen! Die Gesinnungen der Treue und Liebe gegen den Monarchen sind uns ebenso verehrungswerth und heilig wie irgend Einem; allein wenn diese in eine blinde, unterwürfige Demuth, in ein unablässiges fades Lobpreisen und Bewundern selbst Dessen ausarten, was schlechthin nur die nächste Pflicht des Monarchen ist, was, wenn er dagegen fehlte, ihn in der Achtung und Liebe aller seiner Unterthanen völlig vernichten müßte, dann scheinen sie uns viel weniger einen Beweis wahrhaft treuer Ehrfurcht und Neigung als vielmehr das Zeichen einer knechtischen Seele zu sein, welche durch höfisches Lobreden ein Zeichen der gnädigsten Huld zu erstehlen sucht, oder mindestens sich in eitler Selbstgefälligkeit mit dieser übertriebenen Devotion brüstet. Leider müssen wir dem Verf. die Wahl lassen, welche von unsern beiden Alternativen er wählen will. Historischen Werth hat das Buch in unsern Augen gar nicht; es stellt die Handlungen des Königs Friedrich Wilhelm III. fortwährend als die Muster der Weisheit und Tugend dar. Wir aber achten unsern König zu hoch, um zu glauben, daß er selbst eine solche Meinung über sich hege; wir sind vielmehr der festesten Ueberzeugung, daß diese Art, ihn bei der Mitwelt und für die Nachwelt zu empfehlen, ihm zuwider sein müsse. Vielleicht aber, da das Buch unter die geschichtlichen gar nicht gezählt werden kann, gehört es dem Gebiete der Rhetorik an; es soll, wie man in Akademien neu eintretenden Mitgliedern die Aufgabe stellt, die Lobreden auf die Verstorbenen zu halten, deren Platz sie einnehmen, vielleicht ein reines elogium Friderici Guilielmi III. sein, an dem wir die Form, die Feinheit der Wendungen, den Glanz der Sprache, den Reichthum der Bilder zu bewundern haben? Nein, auch das nicht. Der Verf. begnügt sich damit, alle Regierungsacte des Königs bis in das kleinste Detail hinein mit einem Schwall von lobpreisenden Phrasen zu umgeben. Und wenn er dabei noch eine Auswahl solcher getroffen hätte, die auf das Wesen und die Gestaltung des preußischen Staats vorzugsweise Einfluß gehabt haben, so möchte man wenigstens die Umsicht des Compilators schätzen. Allein auch das nicht. Er überfüllt sein Buch mit Einzelnheiten, druckt das halbe Amtsblatt ab, citirt die Cabinetsordres in ihrer Länge und Breite und wird es nicht müde, jedes Mal, wie ein eitler oder lohnsüchtiger Schriftsteller dem König ein längst vergessenes Opus im rothen Marequinband mit Goldschnitt überreicht und dafür dem Ritus der Cabinetseinrichtung gemäß ein allergnädigstes Handschreiben oder nach Umständen die goldene Medaille erhalten hat, solchen Actus als eine erstaunenswerthe That des Monarchen lobpreisend der Mitwelt zu verkündern. Ueber die großen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts spricht der Verf. mit einer wahrhaft erbarmenswerthen Beschränktheit des Geistes. Er macht Worte darüber wie ein Pfarrer, der ohne Sinn und Verstand Phrasen auf Phrasen häuft, um seine verwunderten Zuhörer zu betäuben. Die französische Revolution, deren Wohlthaten Europa in allen seinen Gliedern fühlt, die sogar England jetzt in ihren Nachwehen mächtig und segensreich empfindet (die Reform), ist

ihm nichts als ein Scheusal, das Europa mit Gifthauch und Pest überfüllt hat. Wie tief der Verf. in die Revolutionsgeschichte geblickt haben mag, geht unter Anderm daraus hervor, daß er z. B. Robespierre und Marat ohne Umstände über einen Leisten schlägt und mit Beiden als mit ein paar scheusslichen Verbrechern auf einer halben Seite fertig ist. Eine treffliche Gewohnheit hat Hr. F. Liebmann, in den reichlichen Strom seines lobenden Weihwassers einige poetische Inseln hineinzusetzen, die er natürlich fremdem Territorio entlehnt. Einige Seiten finden wir aus Schiller, aus Göthe und — Holtei. Dieses Trifolium bildet abermals einen Beweis von der rhetorischen Kraft und Fülle des Verf.: Göthe, Schiller — Holtei. Doch reihen sich daran noch einige andere Dichter, deren Verse das Buch verlängern helfen. Allein, wird man fragen, stößt denn der Verf. in seiner Lobpreisung des Königs von Preußen nirgend auf bedenkliche Klippen? läßt sich wol so Alles, was vom Jahre 1797—1809 geschehen ist, loben, auch wenn man den besten Willen dazu hat? Der Verf. versteht die Kunst. Hören wir z. B., wie er sich über die Besitznahme Hanovers durch Preußen auslässt. Nachdem er Preußens von ganz Deutschland als unselig beseufztes Neutralitätssystem, vermöge dessen es den Franzosen möglich wurde alle deutschen Staaten einzeln aufzureiben, als das Werk der höchsten Staatsweisheit geschildert hat, ohne zu bedenken, daß der Friede von Tilsit das herbe Resultat derselben wurde, spricht er von der Occupation Hanovers folgendermaßen: „Nach so vielen bittern Erfahrungen sah sich jener endlich gezwungen den Kurstaat Hanover in Civilbesitz zu nehmen und den britischen Schiffen der Nordsee Häfen und Ströme zu schließen". In der That, recht artig ausgedrückt! Noch naiver ist aber der folgende Satz: „Allein die Feindschaft Britanniens, der Verlust mehrer hundert Schiffe und eines blühenden Handels und die gehässigsten Ausfälle im Parlament gegen des Königs Verfahren waren die traurigen Folgen". In der That, das Parlament hätte freilich dem Könige von Preußen eine Lobrede dafür halten sollen! Wäre der Verf. unsers Buchs Parlamentsmitglied gewesen, er hätte vielleicht eine Wendung gefunden, sich für die gnädigste Entreißung eines Theils des englischen Gebiets, gehorsamst zu bedanken. Genug, der Proben Dessen, was das Werk als ein historisches ist, bedarf es nach letzter wol nicht ferner. Aber auch von der Rhetorik des Verf. müssen wir ein Beispiel geben, damit er uns nicht anklage, daß wir ihn ungehört verdammen. Es heißt z. B. S. 224: „Sowie die Anspacher ihrer wehmüthigen Gefühle sich in einem rührenden Schreiben entschütteten, so seufzten jetzt seine Millionen, die das Schicksal einem fremden Scepter unterworfen hatte. Der König erklärte nämlich, daß er, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe, sie von ihren Pflichten entbinde u. s. w." Wohlgemerkt aber, der Verf. sperrt die Zeile, womit Isabella ihre Rede an die Aeltesten von Messina beginnt, nicht. Gleich darauf führt der Verf. den Abschied der niedersächsisch-westfälischen Unterthanen an. Er war in jenen Zeiten der Noth gewiß treu und redlich gemeint, ist aber, ruhig betrachtet, doch das Muster eines verzerrten Styls, einer teutonisirenden Empfindsamkeit, die als eine Zeitkrankheit zum Glück jetzt vorübergegangen ist. Der Verf. hätte dabei anführen können, daß dasselbe Volk jetzt den König von Preußen durch seine Landstände um die Erfüllung seines durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 gegebenen Versprechens, eine Volksvertretung einzuführen, bitten ließ, daß aber die Vorstellung eine sehr ungnädige Aufnahme fand, worüber die „Allgemeine Zeitung" sich des Weitern ausgelassen hat. Und doch war derselbe Minister Freiherr von Stein, den der Verf. in seinem Buch mit Recht als den Wohlthäter und Retter des preußischen Staates schildert, der Landtagsmarschall in dieser Versammlung. Diese Winke möge Hr. F. Liebmann, falls er seinem 1. Bande einen 2. nachzuschicken für gut hält, doch zur fernern Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm III. gefälligst benutzen. Damit wollen wir unsern Bericht über das Buch, als mit einem pio desiderio, das uns aber höchst nothwendig schien, beschließen. 47.

Notizen.

Neue Methode des Zeichnenlehrens.

Die Société des méthodes, welche sich mit den Verbreitungsmitteln des Unterrichtes befaßt, hat kürzlich eine neue, sehr zweckmäßige Methode des Zeichnenlehrens, erfunden von dem Historienmaler Alexandre Dupuis zu Paris, sanctionirt. Dieselbe besteht ihrer Wesenheit nach in Folgendem. In der Natur gibt es blos Gegenstände, welche mehr oder minder vorragen, die jedoch auf ebenen Flächen abgezeichnet werden sollen. Der gewöhnlichen Methode nach legt der Lehrer den Schülern Kupferstiche oder Zeichnungen vor, die nur Striche auf ebenen Flächen zur Nachahmung darbieten. Soll er nun nach wirklichen Modellen zeichnen, so muß er dies erst wieder erlernen. Dagegen gibt Dupuis seinen Schülern gleich vom Anfange an Abgüsse, oder Modelle in Gyps, die zu diesem Zwecke eigens verfertigt sind. Da jedoch ein Anfänger nicht sogleich alle Theile eines Ganzen auffassen kann und vom Einfachen zum Zusammengesetzten geleitet werden muß, so gibt man ihm Anfangs nur Köpfe ohne Züge, aber in verschiedenen Stellungen, dann Köpfe, worauf die Flächen und Vorsprünge angezeigt aber nicht ausgeführt sind, dann Köpfe mit scharf markirten Zügen, endlich vollkommene Modelle, sodaß der Schüler zuletzt keine Schwierigkeit mehr findet, die schönsten Modelle des Alterthums wiederzugeben. Das Gute und die Schnelligkeit dieser Methode ist einleuchtend. Der Schüler wird nicht dadurch entmuthigt, daß er Jahre lang Augen, Nasen u. s. w. zeichnen muß. Er sieht mit Dupuis zuerst das Ganze und dann die Einzelnheiten, und dies ist der Gang der Natur, wie denn auch in der That die Fortschritte, welche Dupuis' Schüler in der kürzesten Zeit machen, dies auf das triftigste bestätigen.

Die französische Akademie hat aus den disponiblen Fonds der Monthyon'schen Legate zur Belohnung nützlicher Werke einen außerordentlichen Preis von 10,000 Francs auf die beste, von einem Franzosen verfaßte Tragödie in 5 Akten und in Versen gesetzt. Die Tragödie muß in dem Zeitraum vom 9. August 1831 bis zum nämlichen Tage 1834 in Frankreich dargestellt, gedruckt und ausgegeben worden sein und mit dem literischen Werthe auch das Verdienst, den Sitten und der Aufklärung förderlich zu sein, vereinigen. Ein anderer Preis von 10,000 Francs aus denselben Legaten wird im Jahre 1832 Demjenigen zu Theil, der die beste Abhandlung über den Einfluß der Gesetze auf die Sitten, und der Sitten auf die Gesetze, eingesendet haben wird. Ein dritter Preis von 10,000 Francs endlich hätte schon in der Sitzung vom 9. August dieses Jahres vertheilt werden sollen. Dies wird aber erst später geschehen, da man mit Prüfung der eingesendeten Werke noch nicht zu Stande gekommen war. Gegenstand ist: De la Charité considérée dans son principe, dans ses applications et dans son influence sur les mœurs et sur l'économie sociale.

Von dem bizarren Janin, dem Verfasser der „Beichte" u. s. w. ist ein neuer Roman unter dem Titel „Barnave" erschienen.

Der bekannte neapolitanische Flüchtling Galotti hat zu Paris Memoiren herausgegeben. Wir werden auf dieselben, insofern sie wahr und interessant sind, in d. Bl. zurückkommen.

Von dem geistreichen und sarkastischen Fiévée ist eine politische Broschüre erschienen, welche den Titel führt: „De la pairie, des libertés locales et de la liste civile". 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 265. — 22. September 1831.

Univerſalphiloſophiſche Vorleſungen für Gebildete beiderlei Geſchlechts. Vom Profeſſor Krug in Leipzig. Neuſtadt a. d. O., Wagner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Dieſe Vorleſungen ſind im Winterhalbjahre 1829—30 vor einer Verſammlung Gebildeter, Männer und Frauen, wirklich gehalten worden. Univerſalphiloſophiſch heißen ſie aber deswegen, weil Alles, was darin vorgetragen werden ſollte, ſich um folgende Hauptgegenſtände dreht: Der Menſch, die Geſellſchaft, die Erde, die Körperwelt, die Geiſterwelt, Himmel und Hölle; lauter Gegenſtände von Gewicht, und die ohne Zweifel viele Menſchen, welche nicht gerade Philoſophen ſind, lange intereſſiren, ohne daß ihnen einmal ein wiſſender Mann darüber Rede ſteht, oder gar ein eigner Gedanke käme. Wenn nun Prof. Krug dies nicht eher gethan, ſo muß man ſich in der That darüber wundern; daß er es aber jetzt bereits ausgeführt hat, iſt ohne Zweifel ein Glück für Alle, die es weſentlich intereſſirt, denn jetzt iſt wol ſchwerlich zu ſo allgemeinen Dingen noch Muße und Luſt. Indeſſen der Philoſoph läßt ſich ſein Allgemeines ſo leicht nicht verkümmern; dem ſei alſo wie ihm wolle, wir halten uns hier an die Thatſache. Die Vorleſungen liegen dem Publicum vor, und ſie ſind populair. Seit Herder und Engel iſt dieſe Tendenz nur in ſehr einzelnen Bruchſtücken geblieben; Kant war Vielen verſchloſſen, obgleich er keineswegs das Dunkle in ſeinem Vortrage ſucht; Fichte konnte ſelbſt mit ſeinen „Reden an die deutſche Nation" nicht ins große Publicum hinabreichen, und die Hegel'ſche Schule gar, die jetzt furore macht, wird bald Lexiken und Grammatik zu ihren Werken ſchreiben müſſen, um zugänglich zu bleiben. Die kritiſchen Philoſophen ſind die populairſten, und wenngleich ihre Bücher, die mitunter etwas ledern ſind, wenig geleſen werden, ſo könnten ſie es doch werden; Krug aber iſt unter den populairen der populairſte. Das haben ihm die Berliner ſehr zum Verbrechen gemacht, und Krug'ſche Fundamentalphiloſophie gilt ihnen völlig gleich mit Unphiloſophie, wie ſie ſich vielleicht erlauben würden zu ſagen. Wenn nun die Männer von der berliner Schule mit ihrem Vorwurfe weiter nichts meinen, als der Standpunkt des Philoſophen iſt kein populairer, ſo mögen ſie Recht haben; wenn es aber auf die Darſtellung ankommt, ſo muß der Philoſoph ſich der Sprache der Nation viel mehr unterwerfen, als ſie es gethan haben. Wiſſen ſie Klügeres im Verhältniß zu uns als Platon und Ariſtoteles im Verhältniß zu den Hellenen? Alſo mögen ſie in der Darſtellung darauf ſehen, daß ſie noch einige Jahre nach ihrem Tode geleſen werden können. Das Beſtreben der Philoſophie, ſich an viele Menſchen und wo möglich an kommende Geſchlechter zu bringen, iſt keine Thorheit, weil es jenen unſterblichen Griechen ſchon gelungen iſt; und unſere Ofenhocker von Philoſophen haben ſich keineswegs mit unſerer Dummheit zu entſchuldigen, wenn wir ihr Kauderwelſch nicht verdauen können. Sonach wird Krug's Beſtrebung, die in dieſen Vorleſungen liegt, keineswegs eine Profanation der Philoſophie, ſondern ein Verdienſt begründen, wenngleich wir nicht in Abrede ſtellen wollen, daß auch wieder gerade darin das Bekenntniß einer exoteriſchen und einer andern eſoteriſchen Lehrart liegt, eine Weiſe, die eben jener Mangel an Geiſt und idealer Vollendung iſt, womit alles Neuere vor Platon in den Staub ſinkt.

Im Einzelnen iſt manches ſehr Mittheilungswürdige, und das wollen wir uns hier keineswegs entgehen laſſen. Mit der Einleitung und namentlich dem Anfange derſelben können wir freilich nicht ſonderlich zufrieden ſein. Merkwürdigerweiſe heißt nämlich gleich der erſte Satz: „Alle Menſchen ſind geborne Philoſophen"; und dennoch wird S. 5 weitläufig und alles Ernſtes nach dem geſchichtlichen Urſprunge der Philoſophie gefragt, und zuletzt ſoll es der Orient ſein, deſſen Syſteme, wenn er welche hat, wir noch jetzt nicht einmal berückſichtigen. Es verhalte ſich ganz ähnlich, heißt es, mit dem Urſprunge der Religion und Poeſie, die auch ins graue Alterthum hinaufreichten. Offenbar meint der gelehrte Herr beſtimmte Philoſophenſchulen, beſtimmte poſitive Religionen und gewiſſe Formen der Poeſie, hätte das aber auch ſagen ſollen. Wer in ſich ſchaut und beobachtet, wie ſich in ihm die Welt abſpiegelt und abſpiegeln müſſe, der philoſophirt. Dieſer Wiſſenſchaft haben die Griechen den Namen und die höhere Weihe gegeben; ſchon unter ihnen entſtand aber auch der ewige Streit des Dogmatismus, der zu wiſſen behauptet, und des Skepticismus, der unſer Wiſſen nur für einen Schein hält. Aber nicht nur in ihrem Innern wüthete der Krieg; die Sophiſten be-

zeigten sich als ein äußerer Feind, und noch schlimmer der Volksglaube, dessen tyrannische Organe zu allen Zeiten mit ihren 3 Geboten: Du sollst nicht reden, du sollst nicht schreiben, du sollst nicht leben, auftraten. Die philosophischen Frauen der Griechen wollen wir diesem Volke nicht beneiden, Gott bewähre uns vor ähnlichen Exemplaren, und der philosophische Schuster scheint uns, trotz Böckh's Conjectur, doch immer ein sehr zweifelhafter Autor. Herr Prof. Krug läßt uns daraus schließen, auf welcher Höhe der philosophischen Bildung die Griechen gestanden, und geht dann, mit wahrhaft rührender Resignation im Namen der Neuern, über zu dem Lobe der beiden unerreichten Philosophen dieses geistreichsten Volks der Welt.

Die zweite Vorlesung sucht das Unterscheidende des Menschen von den Thieren auf und findet es mit Helvetius darin, daß der Mensch sich langweilen könne. „Denn", heißt es, „so absurd dies klingt, so viel Wahrheit liegt um deswillen darin, weil der Grund der Langweile der Thätigkeitstrieb, das Streben ins Unendliche — nach möglichster Befreiung von den Banden der Endlichkeit ist". Aus diesem Triebe entsteht jede Wissenschaft, ja sogar auch die Tugend, wie denn auch ein neuerer Philosoph sage: „Tugendhaft sei jene Aeußerung, in welcher das Streben vorherrschend von der Schranke ab nach dem Unendlichen ziehe, lasterhaft aber die, in welcher das Streben vorherrschend nach der Schranke hinziehe". Ferner sei dem Menschen eigenthümlich die Anerkennung des Ewigen — die Religiosität. Religion sei nämlich nichts Anderes, als das Band des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, des Endlichen und des Unendlichen.

Dritte Vorlesung. Seele und Leib. Sie sind durchaus als eine Einheit zu denken, und alle Hypothesen über ihren Zusammenhang als zweier außereinanderbefindlichen Dinge unstatthaft. Widerlegung des Systems der zufälligen Ursachen, des vorausbestimmten Einklanges, des psychischen Einflusses. Darauf entstehen die Fragen: Haben die Thiere Seelen? gibt es eine Weltseele? u. s. w.

Vierte Vorlesung. Was für ein außergewöhnliches Interesse diese Vorträge erregt haben müssen, sieht man aus den Einwürfen, welche dem Hrn. Prof. Krug zugehen, und deren 3 er in dieser Vorlesung förmlich beantwortet.

Fünfte Vorlesung. Die Thätigkeit der Vorstellung und des Strebens. Das Gefühl ist die innere Empfindung, das Afficirtwerden der Seele ganz im Allgemeinen und kein besonderes Vermögen wie Vorstellung und Thatkraft. Bei der Gelegenheit entsteht die Frage nach dem Mysticismus, und der Verf. erklärt sich so darüber: „Der Mysticismus ist ein solcher Hang zum Geheimnißvollen und zum Dunkeln überhaupt, daß man sich beharrlich und fast ausschließlich damit beschäftigt, daß man sich also über denjenigen Kreis des Bewußtseins, wo Gefühl und Einbildungskraft herrschen, gar nicht erheben will, weil es so behaglich oder, wie man sagt, so gemüthlich ist, darin zu verweilen". Daraus folgt seine Gefährlichkeit fürs Leben; die Krüdener, Kaiser Alexander, die heilige Allianz knüpfen sich daran, den Beschluß aber macht die Erklärung: Ein Gebiet gäbe es, wo der Mysticismus gar wohl am Orte sei, nämlich das der Liebe.

Sechste Vorlesung. Gleich von vornherein wieder ein Einwurf gegen Prof. Krug's Verwerfung des Gefühlsvermögens. Es müsse ein Gefühlsvermögen geben, weil es Ahnungen gäbe. Natürlich fällt dies aber nichtsdestoweniger unter den Begriff der Vorstellung. Bei Gelegenheit des Sensualismus kommt die Clairvoyance vor. Der Abschnitt ist interessant.

Auch die siebente Vorlesung über Verstand und Willen gewinnt Reiz durch das Aufgreifen der Parteifrage nach der unbeschränkten Zulässigkeit klarer und richtiger Begriffe und Removirung der Bedenken des Obscurantismus. Ueber das Problem des freien Willens sagt der Verfasser: „Freilich müssen wir gestehen, daß wir nicht eigentlich wissen, wie und wodurch Freiheit und Nothwendigkeit in uns vereinigt, daß also diese Vereinigung für unsere Erkenntniß ein Geheimniß sei". Dies ist einer von den Sätzen, welche die Feinde des Verfs. aus seinem verwerflichen Standpunkt des „gemeinen Bewußtseins" ableiten, während nach ihnen eben die vernünftige, die innere, die moralische Nothwendigkeit die Freiheit ist. Das Abweichen davon ist dem Geist an sich völlig unmöglich; da aber auf unserm Planeten noch eine zweite Gesetzmäßigkeit oder Nothwendigkeit herrscht, nämlich die der Körperwelt, so ist jeder Geist, der in sie hineintritt, zu ewigen Abweichungen von jener blos geistigen Nothwendigkeit genöthigt. Es fragt sich aber, ob denn dies nun eine Erklärung sei? Vielleicht wird Hr. Prof. Krug es leugnen.

(Der Beschluß folgt.)

Jakob Böhme. Ein biographischer Denkstein von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Greiz, Henning. 1831. 8. 12 Gr.

Um Gott, fragte ich, als ich des angezeigten Buches Schildzeichen, oder einfach zu reden, den Titel desselben erblickte, wie kommt der so ritterhafte Hr. Baron de la Motte Fouqué mit dem ehrbaren Schuhmachermeister Jakob Böhme in solch eine vertraute Berührung? Man hörte wol sonst, daß unterthänigste Schuhmacher edle Ritter zu ihren Reisen in die weite Welt beschuhten oder bestiefelten, wie es recht ist, und wie auch Hans Sachs, der kluge Nürnberger, an so manchem biderben Junker in seinen Fastnachtspielen diesen Liebesdienst ausübte; daß aber adelige Hände zu so niedrigem Geschäfte sich herablassen sollten, das hätte ich nun und nimmer zu erleben gemeint. Am wenigsten aber hätte ich von dem Dichter der schalkhaften „Undine" und des herbstlich-bunten „Zauberringes" — eines Werkes, dem ich in mancher Hinsicht einen Eschenbach'schen Geist nicht absprechen will — vermuthet, daß er sich der unbenkbaren Mühe unterziehen würde, einem so anerkannten Schwärmer und Wirrkopfe, wie der ehrliche Jakob Böhme dennoch bei aller seiner Ehrlichkeit war, einen Denkstein zu setzen, und ihn durch die mächtigste aller Zauberruthen, die Feder, neubelebt in die weite Welt zu senden. Wären der Hr. Baron de la Motte Fouqué ein Spitalbruder, oder, sollten die andern Namen liebe lauten, ein ruhmreicher Recke von Rhodus, oder ein achteckigbekreuzter Schirmherr von Malta, seligen Andenkens, so würde ich meinen, der mannhafte Ritter wolle seine Pflicht gegen unbewehrte Pilger oder Kranke (am Geiste oder am Leibe, das gilt hier gleich) auf diese Weise erfüllen, daß er sich zum

Geleitherrn Böhme's in die gefährlichen Höhlen der Finsterlinge und Nachtsüchtler — denn nur dahin kann des inspirirten Schuhmachers Weg gehn — hergäbe, da heutzutage — infandum renovaro jubes dolorem! — keine Pilger mehr weder nach Palästina noch auch nach Rom zu wallfahrten Lust oder Geld haben. Allein diesen Orden haben der Hr. Baron de la Motte Fouqué, so viel ich wenigstens weiß, bis jetzt noch nicht an sich genommen oder darin Profeß gethan, und so muß ich schon einen andern Beweggrund seines mannhaften unverzagten Entschlusses, der Schildbor, d. i. Schildträger Böhme's zu sein, aufsuchen. In der That, dies Suchen sollte mir sauer werden, hätten nicht der Hr. Baron de la Motte Fouqué gnädigst selbst einen Wink gegeben, indem sie sich einen Jünger Jakob Böhme's, zwar keinen unbedingten, aber doch einen Jünger nannten. Es heißt nämlich S. 7 des Büchleins: „Der Verfasser dieses Aufsatzes (der Hr. Baron de la Motte Fouqué, wohl zu merken), nach einer mehr denn 20jährigen genauen Bekanntschaft mit Jakob Böhme's allerdings nicht leicht zu erfassenden Werken, betrachtet es als Pflichterfüllung, das Bild des vielfach gemißdeuteten Theosophen, dem er — obgleich keineswegs unbedingt sein Jünger — gar wesentlich Vieles zu danken hat, so aufzustellen, wie es ihm erscheint". Ueber das (Gott weiß es!) Schwererfaßliche der Werke des Schuhmachers erfahren wir aber S. 87 noch Folgendes. Der Hr. Baron sagen daselbst: „Bei meiner weitern Fortbildung des eignen Innern im Wiederlesen eines Werkes unsers Meisters Jakob an Stellen, wo ich vor 2 Jahren mitleidig hinabzulächeln mich befugt wähnte, hatte ich nun hinaufzusehn, und zwar voll einer recht glühenden Bewunderung und Ehrerbietung hinauf".

Es ist wahr, die Schriften Böhme's müssen unterschwenglich schwer, ja ohne unmittelbare Inspiration gar nicht zu verstehen sein, wenn ein Mann wie der Hr. Baron de la Motte Fouqué trotz eines 20jährigen Studiums so spät erst zu einer vollkommenen Erkenntniß der Böhme'schen Herrlichkeiten, die man demnach recht wohl mit den rauhen finstern böhmischen Wäldern vergleichen könnte, zu gelangen im Stande war. Wer mag jetzt noch die Bewunderung und recht glühende Ehrerbietung, die der Hr. Baron gegen den Meister Jakob fühlen, ihm verargen, oder gar bespötteln? Nein, solcher Frevel sei ferne von mir!

Nachdem ich alles Dies gelesen hatte, wußte ich wohl, warum der kühnhafte Hr. Baron so strenglich gemeint war, seine Lanze gegen Jedermann zu schäften, d. h. das Eisen aufzustecken, der da gegen seinen Meister Jakob nicht mit der gehörigen Ehrerbietung sich zu zeigen etwa gesonnen wäre. Allein den Grund des Grundes, gleichsam das Ei, woraus später der so verderbliche trojanische Krieg entsprang, wie alle Philologen sattsam wissen, den erfuhr ich erst, als ich S. 95 seiner Schrift las, daß er, der Hr. Baron de la Motte Fouqué, sich als einen armen Poeten betrachte, und als ich dann S. 139 in Erfahrung brachte, „daß die sogenannte neuere Poetenschule, d. h. die romantische, Vieles niederend, Vieles hebend (und besonders sich selbst, und zwar über Alles), die Schriften unsers Meisters Jakob wiederum zu Ehren zu bringen suchte oder sie doch wenigstens aus völliger Staubverfinsterung an das Tageslicht herauszog". Jenes habe geschehen sollen, sagt er; und wenn es nur unvollkommen und momentan geschah, so habe der Fehler nicht an Jakob's Werken gelegen.

Welch ein freimüthiges Geständniß über das Streben der romantischen Poetenschule! Es verdient in der That unsere ganze Anerkennung. Also romantische Poeten, Mystiker und andere Finsterlinge sind ein und dasselbe oder sollten es doch wenigstens sein! Nun da ist ja freiwillig eingestanden, was einst in den Oppositionsblättern jenen Dichtern angeschuldigt ward. Uebrigens räumen wir gern ein, daß nicht an Böhme's Werken selbst die Schuld lag, daß sie nicht einer allgemeinen Verehrung würdig befunden wurden; die trägt vielmehr dieselbe durch Kant und Andere etwas geschärfte Vernunft der meisten unserer Zeitgenossen einzig und allein. Keck und getrost konnten diese Böhme, dem schuhmacherischen Theosophen, und jedem nachtfreudigen romantischen Poeten zurufen: Hic Rhodus hic salta! Nur Schade! Böhme hatte sich versessen, mochte auch in der Unterwelt nicht erst die Kant'schen Tanzschritte oder Hüpfsprünge erlernt haben, und die nächtlichen Poeten waren zu solch einem Riesensprunge über die Vernunft hinweg sammt und sonders allzu lendenlahm.

In unserer Zeit möchten demnach die Schriften des theosophischen Jakob's allerdings keinen gesegneten Einfluß der Verfinsterung äußern können, trotz dem, daß die Meister der neuern Poetenschule, Novalis, die Gebrüder Schlegel und Andere, die Schriften des alten und veralteten görlitzer Schuhmachers als echte Poesie priesen, und daß der Hr. Baron de la Motte Fouqué einen hochheiligen Schöpferabglanz, diese Poesie der Poesie, darin zu finden meint, welchen jene Meister selbst sogar damals noch nicht mit der geziemenden Ehrfurcht erfaßt hatten (S. 139). Wahrhaftig, diese Meister gemahnten mich, als ich dies las, wie lauter unglückliche Parcival's, die um ihren heiligen Graal (santo catino) stehen in großer Verblüffung, wie Negerknaben um den heißen Hirsebrei! Glück über Glück jedoch, daß es endlich dem Hrn. Baron de la Motte Fouqué gelungen ist, als ein zweiter Amphortas die Wunder dieses neuen heiligen Graals zu entdecken und zu deuten; und Preis ihm, daß er uns diesen in einem unvergänglichen Lichte stralenden Karfunkel wieder enthüllte!

Ich liebe die Ordnung. Sagte ich bisher, wie und wodurch der Hr. Baron sich bewogen fühlten, solch einen hochherzigen Entschluß zu fassen, so werde ich jetzt näher zeigen, wie er ihn auszuführen für gut befand.

Irre ich nicht, so verlangt man gewöhnlich von einem Biographen, daß er nicht nur das äußere Leben seines erwählten Gegenstandes, genau beschreibe, sondern auch, und dies ganz besonders, das innere desselben. Bei einem Manne, wie Böhme war, scheint letzteres aber vor Allem einer treuen und klaren Darlegung zu bedürfen. Mit Recht erwartet daher der Leser dieser Biographie über Böhme's Theosophie, seine besondern Lehren und Ansichten, Meinungen und Träume etwas Näheres zu erfahren. Diese Erwartung wird jedoch getäuscht. Worin Böhme's Abweichungen von den jener Zeit gemeinsamen Ansichten in Dingen des Glaubens eigentlich bestanden, das erfährt durch diese Biographie Niemand. Dafür erhält man jedoch eine vollständige Erzählung aller Verfolgungen, die er von Seiten des Rathes und des Pastor Primarius zu Görlitz zu erdulden hatte, und die man allerdings nicht gut heißen kann. Zugleich erhält man oft die Versicherung, Böhme sei ein besonders Erleuchteter gewesen, und seine Freunde und Feinde werden hinlänglich gelobt und getadelt. Merkwürdig ist mir dabei erschienen, daß Böhme's Freunde fast alle dem Adelstande angehörten, wenigstens führen bei weitem die meisten derselben, die der Hr. Baron angeben, das Wörtlein „von". Ein Umstand, der dem Adel jener Zeit gewiß sehr zu Ehre gereicht; denn er beweist, daß der gemeine bürgerliche Verstand schon damals zu blöde war, die Tiefen der Böhme'schen Theosophie zu durchdringen. Nur Wenige waren so glücklich wie John Pordage (st. 1698), die Wahrheit dieser theosophischen Schwärmereien durch eigne Offenbarungen bestätigt zu finden, und der Hr. Baron de la Motte Fouqué haben vollkommen Recht, wenn sie sagen (S. 138), daß der Name Jakob Böhme sprüchwörtlich für den eines theologischen Don Quixote gilt, und Jakob-Böhmisch ebens viel als unsinnig bedeute.

Auf eine Eigenheit des Hrn. Barons mache ich noch aufmerksam. Sie betrifft die Bezeichnung der verschiedenen Stände und ist aus den romantischen Gedichten des 13. Jahrhunderts entlehnt. Der Hr. Baron legen nämlich allen in dem Buche genannten fromm-biderben Adeligen das Prädikat „Herr" bei, da die Bürgerlichen insgesammt mit einfachen Namen genannt werden, es sei denn, daß sie einen Titel wie Doctor u. s. w. führen, wo denn dieser dem Namen beigefügt wird; aber das Prädikat „Herr" erhalten nur, so goldene Sporen tragen bür-

sen. Von den andern Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks darf ich wol nichts weiter anführen, da diese Allen zur Gnüge bekannt sind; es wird daher Niemanden auffallen, S. 77 auf den Ausdruck: „ür-ewig schön" zu stoßen, und S. 62 einen „Verunruhiger" erwähnt zu finden.

Die Absicht, welche der Hr. Baron durch diese seine, dem schuhmacherischen Theosophen gewidmete Arbeit zu erreichen strebt, ist: fühlende Herzen auf das ewige Wahre hinzuweisen, oder sie zu einem Aneignen der Böhme'schen Grundsätze zu vermögen; denn das scheint bei ihm ein und dasselbe zu sein.

Mit dem Treiben der jetzigen Welt ist der Hr. Baron gar nicht zufrieden; „ein altfränkisches Gewissen", sagt er, „mag die Dinge um ein Bedeutendes schwerer und feierlicher nehmen, als ein neufränkisches" (S. 124); und: „So erwartet noch heutzutage die Welt — wenn auch mehr im Einzelnen als im Ganzen, auf Wanderfahrten gestellt — doch bald von der, bald von jener blos menschlichen Anordnung oder Forschung das ersehnte Heil, offenbare sich nun die Verheißung als Philosophie, Magnetismus, Alchymie, Lebenstinctur, Republik, Poesie, Constitution, oder unter welchem der zahl- und endlosen Namen jener Gattung sonst. Möge da noch so Treffliches an sich mit vorkommen: in der thörichten Ueberschätzung wird es Abgötterei, und allemal erscheint dann ein Kain an des rettenden Erlösers Statt". Ich begnüge mich hierbei auf die musterhafte Zusammenstellung hinzuweisen: Republik und Lebenstinctur, Poesie und Constitution! Mir scheint jedoch die absolute Monarchie um ein gut Theil poetischer.

Jedermann wird nun begreifen, daß man eine mit wissenschaftlichem Geiste abgefaßte Biographie Böhme's in diesem Büchlein nicht suchen dürfe. Am besten meine ich das Erzeugniß des Hrn. Barons als eine fromme Novelle bezeichnen zu können, zumal da alles Wunderbare in Böhme's Leben, Erscheinungen u. s. w. zwar mitgetheilt, die Wahrheit oder Unwahrheit desselben jedoch dem eignen Nachdenken des Lesers zu beliebiger Annahme oder Verwerfung überlassen wird. Als solch eine fromme Novelle wird das Büchlein gewiß auch sein Publikum finden, besonders unter den biderben, durch allerhand Traktätlein gehörig vorbereiteten Betbrüdern und Betschwestern mit und ohne „von". Bei allen Vernünftigen möchte jedoch der Hr. Baron de la Motte Fouqué mit seinem Denksteine Böhme's sich selbst einen schlechten Denkstein gesetzt haben und daraus die S. 4—5 angegebene Erfahrung: „der Mensch erreicht selten hienieden, was er will!" aufs Neue bestätigt finden. 190.

Convulsivische Scribenten.

Wir haben in neuern Zeiten einige Schriftsteller bekommen, die sich ordentlich desperat anstellen und wie zähnknirschend Gott und Unsterblichkeit leugnen, Tugend, Liebe, Vaterland u. s. w. schmähen und höchstens dem Teufel etwas Weihrauch streuen. Gelegentlich thun sie auch wol recht lustig dabei und versichern, dergleichen sei eben die wahre Genialität und Lebensweisheit. Sie hoffen, es nehme sich das Alles im Drucke hübsch und vornehm aus, und es gelingt ihnen wol gar, mit dergleichen convulsivisch-lachender Raserei den Schwachen zu imponiren.

Aber auch außer diesen Schwachen gibt es noch manche sehr gute, nur ein wenig zur Sorglichkeit geneigte Menschen, die sich dergleichen tumultuarisch ruchlose Wichtolderei sehr zu Herzen nehmen. Traurig ist sie auch freilich genug, nur hütet Euch ja, Ihr Guten, in dieser Stimmung mit oder zu dergleichen Leuten zu redrn, sondern laßt sie lieber ein wenig schnurren; sie werden ohnehin bald müde und fallen dann wie Kreisel ermattet in irgend einem Winkel um. Sie möchten gar zu gern, daß man sie anrühre um von Neuem schnurren zu können; die Lust darf ihnen aber nicht gewährt werden.

So ruchlos und entsetzlich sich übrigens einige jener Gesellen auch auf dem Druckpapier anstellen, so sind sie doch innerlich nicht sonderlich fest, und wenn sie einmal eine tüchtige Migraine bekommen und Arznei nehmen müssen, so wird ihnen sehr bange ums Herz. Sie greifen dann wol zum Porst'schen Gesangbuch und schlagen ein altes ehrliches Bußlied auf. Vielleicht hilft es. 130.

Miszellen.

Luther über Fürstenentsetzungen.

Als der dänische Adel und die Lübecker sich gegen den zweifelsohne ungerecht herrschenden Christian II. verbanden, schrieb ihnen Luther: „Wohlan, es sei allerdings also, daß der König ist ungerecht für Gott und der Welt, und das Recht stehet ganz auf der Dänen und Lübecker Seite; das ist ein Stück für sich. Aber dies ist nun das andere Stück: daß die Dänen und Lübecker sind zugefahren als Richter und Oberherren des Königs und haben solch Unrecht gestraft und gerechen, damit sich des Gerichts und der Rache unterwunden. Hier geht nun die Frage des Gewissens an. Wenn die Sache vor Gott kommt, wird er nicht fragen, ob der König ungerecht oder sie gerecht sind, denn solches ist offenbar worden; sondern er wird fragen: ihr Herren von Dänemark und Lübeck, wer hat solche Rache Euch befohlen zu thun? Hab' ich's Euch befohlen, oder der Kaiser, oder Obrigkeit? So leget Briefe und Siegel auf und beweiset es. Können sie das nicht, so wird Gott urteln: Ihr aufrührerischen Gottesdiebe, die Ihr in mein Amt greift und aus Frevel Euch der göttlichen Rache unterwunden habt, seid schuldig laesae divinae majestatis. Wenn so sollt geschehen, daß ein Jeglicher, der da Recht hätte, möchte die Ungerechten selbst strafen, was sollte in der Welt daraus werden? Da würde es gehen, daß der Knecht den Herrn, die Magd ihre Frau, das Kind die Aeltern, die Schüler den Meister schlügen, das sollte eine löbliche Ordnung werden; was bedürfte man da noch des Richters und weltlicher Obrigkeit von Gott eingesetzt!" M. s. Pretoppidan's „Reformationsgeschichte in Dänemark" (II, S. 779).

Der Franzose Bonald über seine Landsleute.

Die Franzosen, sagt dieser neue Philosoph in seiner „Législation primitive" (I, S. 57), sind das aufgeklärteste Volk in Europa hinsichtlich ihrer pensées, das natürlichste in ihrer Sprache, das geordnetste durch kirchliche, politische und bürgerliche Gesetze, sie sind (S. 251) das Muster aller Völker und der Grund und Eckstein (pierre angulaire, wie Christus) aller bürgerlichen Gesellschaft.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Mondsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 266. — 23. September 1831.

Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts. Vom Prof. Krug in Leipzig.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Die achte Vorlesung, über Moral und Religion, behandelt eine so vielbesuchte Gegend, daß es nicht auffallend sein kann, wenn die Aussichten gewöhnlich sind. Die neunte und zehnte wird specieller. Polytheismus, Pantheismus (die Alten, dann Spinoza, Schelling, Schleiermacher [?]), Judenthum, Christenthum, Muselthum (?) gibt jedes zu lesenswerthen Nachrichten Anlaß, z. B. von der christlichen Dreigötterei, der Transsubstantiationslehre, der Vergötterung der Jungfrau, bei welcher Gelegenheit Chateaubriand's Aeußerung: „daß es doch höchst rührend und tröstlich sei, eine so schöne und darum so mächtige Fürsprecherin bei Gott zu haben", uns profanen Protestanten freilich drollig genug vorkommt, ebensowie das Wort des Hrn. Görres in München: „Die Reformation sei ein zweiter Sündenfall". So theilen sich schon die Christen, aber noch viel ärger die Menschen in Beziehung auf die Religion. Von den 1000 Millionen Menschen, die gegenwärtig auf der Erde leben, sind 600 Mill. Heiden, und nur 400 Mill. Juden, Christen und Muselmänner, und von diesen kaum 200 Mill. Christen. Wenn man dabei bedenkt, wie Viele Christen heißen, ohne es zu sein, so wird die Zahl noch viel kleiner, sodaß viel Glauben dazu gehört, um eine Herrschaft des Christenthums über die ganze Erde zu hoffen. Daher muß es wirklich sehr überraschen, wenn man S. 337 nach Anführung eines sehr günstigen Missionsberichtes von den Sandwichsinseln folgende Betrachtung liest:

> Wenn wir nun auch von diesem schönen Gemälde einige zu stark aufgetragene Farben wegnehmen, so läßt sich doch wol der heilsame Einfluß nicht verkennen, welchen das Christenthum auf jene wilden Volksstämme gehabt hat und künftig noch mehr haben wird, wenn Schifffahrt und Handel ihnen auch die anderweite europäische Bildung nach und nach zuführen werden. Es läßt sich eben darum auch erwarten, daß das Christenthum noch weitere Fortschritte auf der Erde machen und endlich vielleicht alle Bewohner derselben unter eine Fahne sammeln, mithin das Menschengeschlecht in religiöser und kirchlicher Hinsicht zu Einer Heerde unter Einem Hirten bilden werde.

Die Denkungsart des Verfs., welche den strengen Katholicismus mit Recht für Abgötterei (S. 209) hält und selbst weder an Abrahams Schoß noch an die ewige Verdammniß glaubt (S. 485), also zwar recht vernünftig, aber keineswegs christlich ist, hätte uns doch wol berechtigt, eher alles Andere als diese Prophezeiung zu erwarten? Daß der schöne Klang des Titels: „Christ", an der Verwirrung schuld sei, glauben wir nicht, denn einem Philosophen sollte er ja wol ebenso gleichgültig sein als „Ew. Wohlgeboren" und alles dergleichen, da durchaus nicht zugegeben werden kann, daß die ganze Masse der Dogmen, welche zu dem Namen berechtigten, in unserer Zeit überall sich noch geltendzumachen vermöchten.

In der elften, zwölften, dreizehnten Vorlesung handelt der Verf. von der Gesellschaft, und zwar beginnt er von der Ehe, wobei die Monogamie als nothwendige Bedingung der Cultur erscheint, und stellt darauf den ganzen Staat, wie ihn das heutige Bedürfniß anspricht, nämlich die constitutionnelle Monarchie, dar. Auf diesem Gebiete sind die Ansichten des Hrn. Verfs. zu bekannt, um hier neu zu sein, dennoch dürfte gerade dieser Zusammenhang Manchem erwünschte Aufschlüsse bieten.

Merkwürdig sowol wegen des Gegenstandes als wegen dieser Ausführung ist die vierzehnte Vorlesung über die Frage: „Hat der Staat das Recht seine Bürger wegen grober Verbrechen am Leben zu strafen?" Darüber wird im Wesentlichen Folgendes gelehrt: „Das Princip der Strafgerechtigkeit ist in dem Satze gegeben: Art und Grad der Strafe soll der Art und dem Grade der zu bestrafenden Rechtsverletzung möglichst angemessen sein"; also nur der Mord mit dem Tode bestraft werden. Was aber das Recht anbetrifft (S. 308), so wäre es wunderlich, wenn schon der Einzelne das Recht haben sollte, einen angreifenden Mörder zu tödten, der Staat aber nicht. Anders aber als durch Todesstrafe könne er sich nicht sichern, denn die gefangenen Mörder können durchbrechen, die verwiesenen zurückkehren. — Ist denn das Morden aber eine Profession, die sie gleich wieder ergreifen, wenn sie können? Diese Darstellung ist uns in der That etwas zu populair. Denn damit können wir keineswegs jene Frage nach dem Recht der Strafe für beantwortet halten. Vielmehr ist diese Sache gegenwärtig so vielfältiger Erörterung unterworfen worden, daß die Erklärung: der Nationalwille, welcher die Gesetze überhaupt gebe, berechtige auch zu dieser besondern Strafe, ohne Zweifel verstanden worden wäre. Damit hätten wir denn auch in Einklang gefunden, was wir S. 319 lesen:

Wirken die Staaten fortdauernd dahin, die Quellen grober Verbrechen — Unwissenheit, Rohheit, Mangel, Noth — immer mehr zu verstopfen, so werden auch die Fälle seltner werden, wo die Verurtheilung eines Verbrechers zum Tode nothwendig sein dürfte. Es läßt sich sogar eine so hohe Bildungsstufe der Menschheit, sei es überhaupt oder wenigstens in einem gegebenen Staate, denken, daß die Todesstrafe aus der peinlichen Gesetzgebung ganz gestrichen werden könnte.

Ref. setzt hinzu, daß er einen Mann kennt, der dazu nur noch 50 Jahre Zeit verlangt.

Aber wir wollen dem Verf. auch aus seinen Gründen das Recht zur Todesstrafe zugestehen; wie will er sie aber als zweckmäßig rechtfertigen, nach seinem Satze, S. 312: „Nach meiner Ansicht besteht der eigentliche Strafzweck in der Darstellung der Heiligkeit des Rechtsgesetzes". Das ist Rec. auch gar sehr der Meinung und freut sich, es hier ausgesprochen zu finden, dadurch wird aber über den Grad und die Art der Strafe durchaus gar nichts festgesetzt, und für den Mord könnte man sonach noch immer z. B. einen ernstlichen öffentlichen Verweis anordnen. Hier tritt daher ein Anderes hinzu, nämlich die Rücksicht auf die öffentliche Meinung über das Verbrechen, der Zustand der Sittlichkeit und der Bildung der Nation, und diese politische Rücksicht gibt die Art der Strafe an. Daß es wirklich so ist, beweiset gewiß die Geschichte des französischen Sacrilegiengesetzes aufs entschiedenste, und damit steht auch die Ansicht, die der Verf. S. 319 ausspricht und oben von uns angeführt wurde, im Einklang.

Darauf kommt die Kirche und die Schule an die Reihe, und in der siebzehnten Vorlesung die ganze Erde, als Wohnplatz unsers Geschlechts. Natürlich ist die Frage, ob die Erde nicht zu Anfang viel jugendlicher und schöner gewesen. Was ist es daher wol mit der Mythe vom Paradiese? Darauf antwortet eine Anmerkung S. 380: Ein persischer Gelehrter, dessen Namen ich nicht angeben kann, meinte, das eigentliche Paradies sei im Himmel gewesen. Als aber die ersten Menschen von der Frucht des verbotenen Baums gegessen und nach diesem Genusse Leibschmerzen bekommen hätten, so habe sie ein Engel auf die Erde gebracht, um hier das Nöthige zu verrichten, damit sie den Himmel nicht verunreinigen möchten. Seit der Zeit sei erst die Erde von Menschen bewohnt worden, weil diese unvermögend gewesen, sich wieder zu ihrem frühern Wohnsitze aufzuschwingen.

Die 7 sehr verfänglichen Fragen, welche den Verf. seine Zuhörer in der neunzehnten Vorlesung beantworten lassen, geben Veranlassung zu einer Erklärung über die Zuverlässigkeit des Bewußtseins, S. 427, welche die Krug'sche Philosophie am meisten charakterisirt. Diese Ansicht ist aber zu bekannt, als daß mehr als dieses Citat nöthig sein sollte. Eins aber können wir uns nicht enthalten hier mitzutheilen; S. 455 heißt es in der Vorlesung über das Geisterreich:

Eine andere Eintheilung und Bezeichnung der Geister findet sich in einer Urkunde von so hoher Abkunft, daß sie schon darum merkwürdig ist; nämlich in einem Patente, welches im Jahre 1732 der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen, dem Grafen v. Stein als Bestallung desselben zum Vicepräsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ausfertigen ließ. Hier ist die Rede von den in großer Menge vorhandenen Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellen. Der König befiehlt dem Hrn. Präsidenten, sie möglichst auszurotten, und verspricht allergnädigst für jedes ihm todt oder lebendig eingelieferte Stück 6 baare Thaler zu zahlen.

Der Verf. schließt mit einem scherzhaften Vortrage über den Stein der Weisen, gesteht aber zuletzt, das wahre Geheimniß desselben bestehe darin: weise zu werden durch ernstliches Wollen des Guten.

Durch diese kurze Anzeige glauben wir hinlänglich angedeutet zu haben, wie mannichfaltig und wie wichtig, wie unmittelbar jedes Mal zu dem Leben in Beziehung gesetzt, und wie lebhaft durchgeführt die Gegenstände dieser ohne Zweifel sehr gemeinnützigen Vorlesungen sind; und wenngleich von verschiedenen Gesichtspunkten aus Verschiedenes zu wünschen übrig bleibt, wenn namentlich die Sprache keineswegs eine solche ist, wie etwa in Herder's und Engel's ähnlichen Schriften, so wird doch Niemand ohne erhöhte Achtung vor dem Charakter und den Bestrebungen des Verfs. dieses neue Erzeugniß seines wahrhaft erstaunlichen Fleißes aus der Hand legen. 158.

Gedichte von Adalbert von Chamisso. Leipzig, Weidmann. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Der verehrte Dichter und Weltumsegler, Hr. v. Chamisso, hat nicht nur den geselligen Cirkel seiner nächsten Umgebung, sondern auch durch die vereinzelte Mittheilung seiner lyrischen Gedichte in Zeitschriften und Almanachen bereits das größere Publicum für sich gewonnen, und nun, nach der Zusammenstellung seiner lyrischen Productionen, ist es auch wohl Pflicht der Kritik, sich über dieselben auszusprechen und über die ganze Erscheinung des Dichtergestirns, das in besagtem Bande seine Strahlen concentrirt hat, in Summa zu referiren. In lyrischen Productionen producirt sich des Dichters Persönlichkeit wesentlich mit, und so bedarf es denn, um ihn und seine Leistungen nicht zu trennen, vor allen Dingen des Ueberblicks seiner verschiedenen hier und dorthin gewendeten Leistungen, die denn auch sämmtlich vor uns liegen, theils in rein subjectiven Tönen, wie sie Freud' und Leid des eignen Lebens hervorgerufen, theils in epischen Stoffen, mit denen sich die lyrische Form amalgamirte, theils in Uebersetzungen und Nachbildungen aus dem Italienischen, Neugriechischen, Litthauischen, besonders aber aus dem Französischen, wo mehre Lieder von Béranger und V. Hugo mit Geschmack und Talent wiedergegeben sind. Wir beginnen mit den einleitenden Gedichten, in denen uns Hr. v. Chamisso, wie das dem lyrischen Sänger immer ziemt und wohlsteht, seine Person vorführt, und heben hier einen Gedanken heraus, der uns fast in allen Gedichtsammlungen aufstößt und wegen seiner ewigen Wiederholung widerwärtig erscheint. Es ist dies die längst veraltete, aus dem Kant'schen Zeitalter herrührende Verachtung der Kritik, die am Ende, sie mag noch so liebenswürdig ausgedrückt sein, auf den trivialen Satz hinausläuft: Man kann es nicht Allen rechtmachen! — und die sich bei Hrn. v. Chamisso in folgender Strophe äußert. Nachdem er uns sein eignes Bild hingestellt, wie er im häuslichen Kreise der Seinen seine Leier ertönen läßt, schließt er mit diesen Worten:

Und, liebes Kind, laß Thür' und Fenster offen;
Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
Und habe deren manche schon getroffen,
Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
Willkommen sei, wer lauschen will: mein Hoffen
Wär' eben, daß es Vielen wohlgefiele;
Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
Der stört uns nicht, der wird vorüberwallen.

Somit wäre denn dem Kritiker, welchem unter gegenwärtigen

Gedichten etwa Dies oder Jenes mißfiele, der Weg gewiesen; allein dergleichen Redensarten schrecken heutzutage nicht mehr ab, und wir halten vor dem Fenster des Hrn. v. Chamisso, wenn er drinnen singt, so lange aus, bis wir Lob und Tadel, weil uns Beides am Herzen liegt, ihm auch wieder zu Herzen gegeben haben; fühlen uns freilich gedrungen, hinzuzufügen, daß wir nicht zu jenen Kritikern, in Steifleinen gekleidet, gehören, die es um alle Thätigkeit auf dem Felde der Poesie um des abstracten Gedankens willen gethan wissen wollen und die harmlosen Klimpereien einer einfachen, gemüthlich und freundselig gestimmten Leier dem Dichter verkümmern möchten, weil, wie sie sagen, sub specie aeterni nicht viel dahinter wäre. Unserm wackern Dichter hat sogar schon ein griesgrämiger berliner Censor einen friedlichen Spaß verdorben, indem er einem gutgemeinten, in Gesellschaft ausgebrachten Trinkspruche, der — bei gegenwärtiger politischer Bedrängniß — auf die Zukunft „einer bessern Liederzeit" vertröstete, das Imprimatur versagte. So soll denn nicht noch der Kritiker zu Chamisso's freundlichen, lieblichen Versen mit melancholischer Beschränktheit dreinschauen, sondern einfach sagen, was an ihnen sei, und was nicht.

Nach unserer alten Weise, die uns bei der Betrachtung einer Sammlung lyrischer Gedichte stets leitete, sahen wir uns auch hier zuerst nach der ältesten Production um und fanden, wie sich denn die erste Kraft des jugendlichen Dichters an das Schwierigste am liebsten wagt, — „Faust, eine Tragödie in einem Akte. Ein Versuch. 1803." Der bescheidene Zusatz: Versuch, war nun wol unnöthig, denn trotz der schönen Diction ist es zu einleuchtend, daß das Gedicht ein Versuch, ja ein schwacher Versuch ist. Aber es ist auch keine Tragödie, sondern ein lyrischer Monolog Faust's mit Stimmen des guten und des bösen Geistes zu beiden Seiten, der sich nicht über die Sphäre moralischen Raisonnements erhebt.

Was nun die subjectiv lyrischen Gedichte des Verf. betrifft, so ist das hübsche Arrangement derselben dem Leser sehr willkommen. Ein kleiner Cyclus von Liedern: „Frauenliebe und -Leben", eröffnet diese freundliche, mannichfaltige Sammlung, und wir fühlen hier unverkümmert den Werth einer trefflichen Diction, da der Dichter hier mehr als beim eben erwähnten „Faust" Herr seines Stoffes ist. Leiden und Freuden des eignen Lebens bewegen sich bunt, wie das Leben es mit sich bringt, durcheinander. Unsers Dichters Schmerzen sind nicht tief, — das ist wohlthätig; somit sind seine Freuden ebenso wenig excentrisch, und Beides bleibt im ruhigen, freundlichen Gleise. Viele Gefühle und Stimmungen, die in jeder Dichterbrust sich selbst erzeugen, sind natürlich nicht neu; bei dem Liede: „Küssen will ich, ich will küssen", denkt der Leser an Paul Flemming's weit innigeres „Wie er wolle geküsset sein!" Wilhelm Müller's Jagd- und Wanderlieder scheinen uns origineller und frischer, und Chamisso's Liebesklänge sind bei weitem nicht so zartsinnig, tiefgemüthlich und perlenreich als Fr. Rückert's Töne der Liebe, in denen Amor und Psyche kosen und lispeln. Am eigenthümlichsten unter den Liedern ist bei Hrn. v. Chamisso gewiß der Humor, und hier ist „Hans Jürge und sein Kind" Muster einer Ballade in der niedern Komik. Das Lied von der „Weibertreue" ist verfehlt, und was Humor darin sein soll, besonders der Refrain, erscheint uns wenigstens abgeschmackt. Ueberhaupt verräth manche witzige Situation ihr berlinisches Vaterland, besonders das Lied: „Recht empfindsam", und die komische Ballade: „Der Bettler und sein Hund", deren Ueberschrift ebenso gut sein konnte: die Hundesteuer, weil die Taxe von 5 Thlrn. für seinen getreuen Lebens- und Leidensgefährten den armen Mann zur Verzweiflung, ja zum Selbstmorde bringt. Das Gedicht beginnt:

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Statt den Hund zu ersäufen, ertränkt sich der Bettler selbst, und die Ballade schließt:

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Solche, man möchte sagen, grausame Komik, der Hefe des Berlinismus entnommen, erscheint aber verletzend und widerwärtig, um so mehr, da sie der Dichter mit Wohlgefallen ausgesponnen hat. Mag das hierüber Gesagte genügen und der Schluß daraus gezogen werden, daß auch dem Geistreichen nicht ganz mögliche ist, seine Umgebung, in der er heimisch geworden, ganz zu verleugnen. Nur des Gedichtes: „Die Giftmischerin", müssen wir noch Erwähnung thun, um unsern gerechten Unwillen zu äußern, wie der Dichter sein Talent an solchen Stoff vergeuden konnte! Wäre dieser „Giftmischerin" nicht eine frühere Zeit der Entstehung beigefügt, so müßten wir glauben, die Gesche Gottfried habe den Hrn. v. Chamisso — horribile dictu! — dazu begeistert; und das Gedicht erregt, weil die Verbrecherin darin ohne Motiv hingestellt ist, durchaus mehr physischen und moralischen Ekel als die Lecture der Biographie, welche Dr. Vogt von seiner Delinquentin lieferte.

Hr. v. Chamisso ist nicht reich an Bildern der innern Gedankenwelt, deshalb greift sein glänzendes, äußeres Talent so rastlos umher nach fremden Gebilden, und um Treffliches zu leisten, kommt es nur auf die glückliche Wahl des entlehnten Stoffes an. Die Nachahmung fremder Sangesweisen (bald malayisch, französisch, altenglisch, isländisch, neugriechisch) ist höchst glücklich und die Bearbeitung einer gegebenen Katastrophe meisterlich. Je schwieriger das Versmaß, desto höher schwingt sich die Diction, die in den Terzinen ihren Gipfel erreicht, und wir bewundern es, daß Hrn. v. Chamisso, dessen eigentliche Heimath Frankreich ist, die Fülle und Tiefe deutscher Formen und Fügungen so geläufig ist, während sich seine transrhenanische Natur in dem flüchtigen, nicht genug wählerischen Umhersuchen nach allerlei Stoffen vielleicht noch sichtlich verräth.

Zu den Gedichten, die durchaus in die Reihe unserer classischen Werke der Lyrik treten, gehören vor allen andern: „Abdallah", aus „Tausend und einer Nacht"; „Salas y Gomez", wozu der Dichter den Stoff aus seiner Weltumschiffung nach der Heimath brachte; „Das Crucifix", wo der Ungestüm der corsischen Natur trefflich dargestellt ist; „Das Mordthal", mit großartiger Charakterzeichnung indianischer Wildheit; „Georgis", echt neugriechisch; „Die Sterbende", ein schottisches Balladenbild, scharf, kurz und stechend wie die altenglischen und schottischen Lieder von der Chevy-chase; „Die Löwenbraut"; „Lord Byron's letzte Liebe". Voll echt deutschem Geiste ist die Fiction: „Deutsche Barden". Wir sehen den bairischen königlichen Sänger auf dem Felsen, sein sehnendes Auge nach Griechenland gerichtet:

Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freiheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskampf:
Du goldene Freiheit bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du bast dir, Heldenvolk, das Sein gegeben ꝛc."

Zuletzt erwähnen wir noch mit Liebe des ebenfalls in Terzinen geschriebenen „Memento". Um dieses herrlichen Gedichtes willen, das Karl X., den gesunkenen, die Trümmer seines eignen Hauses fliehenden Greis darstellt, welchen sein Blödsinn wie ein Fluch getrieben, sein eignes Schicksal zu vollziehen, selbst wenn die Gräber der alten Revolution sich geöffnet und gepredigt hätten, — um dieses Gedichtes willen ist es uns lieb, daß die ganze Sammlung nicht in Berlin erschienen ist; wir würden dann dasselbe vielleicht entbehren müssen. Hätte Hr. v. Chamisso nur das Eine geschrieben, der Platz neben unsern classischen Lyrikern würde ihm nicht können streitig gemacht werden. Wir fügen schließlich noch das Lob hinzu wegen der glänzenden Ausstattung der Sammlung von Seiten der Buchhandlung.

Palgrave's Geschichte von England.

Neben Mackintosh's auch in Deutschland anerkanntem und nach löblicher Sitte übersetztem Geschichtswerke tritt ein anderes, auf ein anderes Publicum berechnetes, von einem weniger bekannten Namen, Palgrave, in die Schranken. Der 1. Band der „Historie of England by Francis Palgrave" (London, 1831), der zugleich den 21. der geschätzten „Family library" bildet, hat zwischen den ungesuchten und malerischen Details Walter Scott's, in seinen „Tales of a grandfather", und der lichtvollen übersichtlichen Manier Voltaire's, in seiner „Histoire universelle", eine so glückliche Mitte getroffen, daß wir diese anspruchslose Arbeit als das gelungenste Vorbild einer populairen Behandlung der Geschichte empfehlen möchten. Die Resultate der tiefsten Forschungen treten uns in der einfachsten Darstellung, ohne allen gelehrten Flitterstaat entgegen; das Leben, die Sitten, die Verfassung und die Gesetze, mit einem Worte die Geschichte der Angelsachsen, mit denen der 1. Band uns bekannt macht, wird uns so anschaulich vorübergeführt, daß wir selbst Augenzeugen zu sein glauben. Begleiten wir den Verf. zu einem sächsischen Wittenagemot.

„Unterhalb der Geistlichkeit sitzen die weltlichen Pairs und andere Herren, die der Krone zu Lehen verpflichtet sind. Jener leere Sitz gehört Malcolm, dem Könige der Schotten, oder, wie Einige ihn zu nennen anfangen, dem Könige von Schottland. Der verruchte Usurpator Macbeth hatte sich in Besitz seines Thrones und jener Landschaften in Lothian gesetzt, für welche der Lehenseid der schottischen Könige besonders geleistet wird. Malcolm, der Vasall unsers Königs Eduard, hatte volles Recht, den Beistand seines Lehensherren anzusprechen, und diese Hülfe ward ihm nicht versagt. Auf den Befehl König Eduards führte der große Earl Siward alle seine Streitkräfte über den Tweed und erschien an der Spitze eines mächtigen Heeres. Macbeth hatte die Normannen — deine Landsleute, Haken — zu Hülfe gerufen, aber sein Widerstand war umsonst: er wurde vertrieben, und Malcolm, wie König Eduard befohlen hatte, ward in das Erbe seiner Vorfahren wieder eingesetzt. Malcolm sollte eigentlich in Person hier sein. Wenn er kommt, so wird er von Shire zu Shire durch die Earls und Bischöfe geleitet, und in entsprechenden Zwischenräumen sind Behausungen und Plätze für ihn bestimmt, wo er und die Seinigen weilen und ruhen mögen. Ungeachtet aller dieser Erleichterungen ist die Reise indessen unbequem und nicht selten von Gefahr begleitet; außerdem ist es nicht ganz rathsam für Malcolm, die wilden Schotten, seine unruhigen Unterthanen, die lange Zeit hindurch ohne Obhut zu lassen — selten weniger als ein halbes Jahr, welches er unterwegs zubringen muß. Wallingstreet ist in schlechtem Stande; seit der Ankunft von Hengist und Hersa ist kein Stein mehr darauf gelegt worden; der Fahrweg der Römerstraße ist schlimmer als der Grund eines Grabens: und deshalb wird die Abwesenheit des Schottenkönigs gewöhnlich entschuldigt. Der König von Cumbria und die Könige oder Unterkönige von Wales sitzen neben dem Schottenkönige. Die beiden letztern, Blethyn und Rhivallon, haben König Eduard eben den Eid der Treue geschworen und Geißeln gegeben, daß sie ihm in allen Dingen ergeben und immer bereit sein wollen, ihm zu Wasser und zu Lande zu dienen, wie auch, daß sie alle jene Verpflichtungen in Bezug auf ihr Land übernehmen wollen, die ihre Vorfahren gegen seine Vorfahren gehabt haben. Aber die Welschen sind ein treuloses Volk, treulos sogar gegen sich selbst. Griffith, der Bruder der welschen Könige, dem sie auf dem Throne gefolgt sind, ward von seinen eignen Leuten erschlagen und sein blutiges Haupt wurde von Earl Harold dem Könige Eduard nach London gesandt. Die Welschen sind beständig in Empörung gegen uns; aber wir lassen sie uns so leicht nicht entschlüpfen und zwingen sie, so oft dies noththut, unsere Herrschaft anzuerkennen".

„Auf derselben Bank mit diesen lehenspflichtigen Königen sitzen die großen Earls des Reichs, ausgezeichnet durch die goldenen Halsbänder und Schirmhauben, die sie tragen. Diese Ehrenzeichen sind ihnen seit alten Zeiten eigen; denn so ist auch das Bild des ehrwürdigen Aylwine von Eastangeln verziert, das ihr auf seinem Grabmale in dem Münster von Ramsey sehen könnt. Der Mann, der so wild und grimmig sieht, ist Siward, der Sohn Beorn's, Earl von Northumbrien. Die guten Leute im Norden, die allen Sagas oder Lügengeschichten eurer Skalden Glauben beimessen, sind fest überzeugt, daß sein Großvater ein Bär in den Wäldern Norwegens war, und daß, wenn sein Vater Beorn die ungekämmten Locken empor hob, die beiden spitzen zottigen Ohren, die er von dem Bären geerbt hat, die Art seiner Abkunft bezeugten. Siward selbst gibt sich nicht die Mühe der Geschichte zu widersprechen. Im Gegentheil, ich glaube eher, daß er es für ein Stück guter Politik hält, alle Gerüchte zu unterstützen, die zu dem Schrecken seines Namens beitragen können. Er hat erklärt, daß er nie anders als in voller Rüstung sterben will".

„Was jene vermischte Menge angeht, die sich an dem andern Ende des Saales hinter den Thanen drängt, so besteht sie, soviel ich sehen kann, aus derselben Art Leute, die bei den Versammlungen unserer Hundreds und unserer Shires in großen Haufen zusammenkommen. Es ist in diesen Versammlungen die Sitte, daß 4 gute Männer und der Reeve von jeder Ober- und Unterlandgemeinde erscheinen, deren Amt ist, Zeugniß abzulegen und sonst bei der Gerichtsverwaltung mitzusprechen, sowie auch die Befehle ihrer Obern zu empfangen. In dem Witenagemot, glaube ich, werden sie selten aufgerufen; aber sie erscheinen nach einer alten Gewohnheit, die vielleicht aus den Zeiten kommt, wo unsere Könige nur die Aldermen eines einzelnen Shire waren, und der Hof, in dem sie den Vorsitz hatten, nur über die Streitfälle ihres eignen kleinen Gebietes richtete. Sie haben kein Gewicht noch Einfluß auf irgend eine Verfügung; Stimmen mögen sie wohl haben, aber nur um ja! ja! zu schreien, wenn das Urtheil, welches auf den Rath der Witan gefällt ist, ausgesprochen wird. Einige unserer alten Männer meinen, daß diese Art von Zustimmung eine Erinnerung an die Sitte ist, welche unter unsern Vorvätern, den alten Sachsen herrschte, ehe sie die Wälder Deutschlands verließen, wo wie man sagt, das Volk seine Zustimmung zu den Gesetzen gab, welche die Ealdormen und Priester in ihrer feierlichen Versammlung beschlossen hatten. Ich bin nicht gelehrt genug, um diese Sache zu entscheiden; mag es so sein; aber nun ist unser Grundsatz, daß wer nichts werth ist an Land, auch in den öffentlichen Angelegenheiten nichts gilt; es müßte denn sein, wie ich euch zuvorgesagt habe, daß die Stelle des Landes durch Gelehrsamkeit ersetzt wird. Aber die Engländer sind hartnäckig und nicht so leicht herunterzubringen. Ich habe seltsame Dinge sagen hören über die Privilegien, die Athelstane den Gemeinden von Malmsbury und Barnstaple verliehen hat; und wenn die Bursche überhaupt einmal darauf kommen, daß sie das Recht haben, Mitglieder des Witenagemot zu sein, so darf man sich nicht wundern, wenn sie einmal den Kopf in die Höhe werfen und ausrufen: nein! nein! — statt pflichtmäßig zu bestätigen, was bessere Leute als sie für das Beste gehalten haben".

Dies war der Anfang des britischen Parlaments, wie es auch in unserer Zeit, mit wenigen Ausnahmen, so ziemlich überall der Anfang legislativer Versammlungen war. Das Nein! Nein! ist freilich viel unbequemer als das freundliche Ja; daher sind wir auch weder befremdet noch erzürnt darüber, wenn da und dort alles Mögliche geschieht, um die guten alten Tage der Jahrerschaft, wo sie verschwunden sind, möglichst bald wieder zurückzuführen. Doch dies beiläufig. Die Stelle, welche wir aus Palgrave ausgehoben haben, ist der Vorrede entlehnt: ein angelsächsischer Freund führt Haken, einen Fremden aus Nervegien, in den Audienzsaal König Eduards des Bekenners, in welchem das Witenagemot versammelt ist, und erklärt ihm, was er sieht. In ähnlichem Geiste ist das ganze Werk geschrieben.

163.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 267. — 24. September 1831.

Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Elsholtz. Erster Theil. Berlin, Nicolai. 1831. 8. Erster und zweiter Theil 3 Thlr.

Noch eine italienische Reise! In der That, der Gegenstand scheint unerschöpflich zu sein. Wenn man die Menge vortrefflicher Arbeiten überblickt, welche schon über Italien in fast allen Beziehungen erschienen sind, so ist man sehr geneigt, genug! zu rufen, und man möchte für die nächsten Decennien ein Verbot gegen alle Schilderung von Italien, wie in einigen Ländern gegen das Steigenlassen von Luftballons, ergehen lassen. Stößt man jedoch dann wieder auf so manche ganz verkehrte und wahrhaft unbegreifliche Ansichten von diesem Lande des Segens und der Fülle, so erkennt man, wie über Italien noch immer nicht genug geschrieben ist, und daß noch mehr geschehen muß, ehe überall einem vernünftigen und zutreffenden Urtheil Eingang gewonnen ist. Gegenwärtig vereinigen sich zwei Freunde zur Bekanntmachung ihrer Ansichten. Ihre Reise ist nicht die neueste, es scheint vielmehr, daß sie schon vor 7—8 Jahren vollendet wurde, aber der Blick, mit dem sie gesehen haben, ist ein ungetrübter, vorurtheilsfreier und trefflicher. Was ihrem Werke besonders zustattenkommt, ist, daß zwei Charaktere, durch Anlage und Neigung gesondert, durch Freundschaft eng verbunden, dieselben Gemälde auffassen, und indem sie einer des andern Correctiv sind, uns die Wahrheit im Widerspruch zurückspiegeln. Der eine der beiden Berichterstatter repräsentirt das sentimentale, der andere das humoristische Princip; der eine ist der Gereizte, der andere der Gesetzte; der eine stellt die sanguinische, der andere die melancholische Ansicht der Dinge heraus. Hieraus ist dem Buche ein Verdienst und ein Werth hergeflossen, den keine einzelne Arbeit über Italien fast haben kann: Berichtigung durch sich selbst. Rec. liest fast Alles, was über dies Land erscheint, und er gesteht, mit größerer Befriedigung kaum jemals ein Werk über Italien aus der Hand gelegt zu haben als diese Schrift. Eben dies verpflichtet ihn, von dieser Arbeit eine speciellere Nachricht zu geben, als er es sonst zu thun gewohnt ist.

Die Brüder-Autoren, beide kränklich, suchten Italien auf, als das Land der Heilung, und Beide finden diese in ihm. Natürlich ist es daher, daß sie ihr Werk mit einer „Dankadresse" an Italien beginnen, wie man glücklichen und wohlwollenden Aerzten öffentlich zu danken pflegt. Diese, mit Gefühl, aber auch mit Verstand geschriebene Adresse kann als das beste Gegengift für gewisse schulmeisterliche Ansichten von Italien dienen, welche Italien fast wie ein pezzo dell' inferno behandelt, das auf die Erde gefallen ist, wie ein Land voll Banditen, voll Lumpen, voll Elend und mit allen Lastern überfüllt, welche die Welt kennt. Diese „Dankadresse" lautet im Auszuge, wie folgt:

So stehen wir denn an deinen Thoren, schönes Italien — theures, glückliches Land! Mit den Ansprüchen des jugendlichen Sinnes und der Erwartung haben wir dich betreten — und alle Erwartung erfüllt, übertroffen gefunden. Was wir von deinen Reizen geträumt haben, ist uns zur glänzendsten Wahrheit geworden; das hergebrachte Mistrauen gegen deine Bewohner hat sich in Achtung und herzliche Liebe verwandelt. Ein Quell des Heils, ein Arzt an Leib und Seele ward uns der Aufenthalt in deinen Grenzen. O Ihr Alle, die Ihr uns verwandt seid im Dulden und in der Sehnsucht, tragt die gedrückten Seelen in dies herrliche Land — Euer Herz wird dann einst, unter tausend Klagen, dem Schicksal auch einen Dank darzubringen haben. Wenige Monate der Freiheit, und eine Summe, wofür kaum ein Gastmahl, ein Weiberschmuck feil ist, würden genügen, Euch dies Gefühl des Glücks zu gewähren. Italien ist eines der Länder, wo man am wohlfeilsten reist, wenn man das Wesen dem Schein vorzieht und den Unterricht der täglichen Erfahrung benutzt. Statt aller Vorschriften gelte die: gehet Euch hin, sehet, handelt, kauft selbst. Dann werdet ihr in Italien, wo man der Natur näher ist als bei uns, wo die Convenienz nichts ist, überall doppelten Gewinn um halben Preis davontragen; Titel, Würden und Vorrechte aber lasset daheim. Zwei Dinge sind es, die, bei aller Charakterverschiedenheit in den Provinzen, der ganzen Masse der Nation eigen sind: eine angeborene, höchst gutmüthige Gefälligkeit und die Verehrung des Geldes. Daß die letztere bei gewissen Classen leicht in unverschämte Gewinnsucht ausartet, ist freilich gegründet; wollte man aber diese Gewinnsucht zugleich als Quelle jener Gefälligkeit ansehen, so würde man dennoch irren. Beide erscheinen als gesonderte, von einander unabhängige Charakterzüge. Ja, der geschmeidige Diensteifer des Italieners ist offenbar mehr wohlwollender als eigennütziger Natur. Dem Fremden aber, dessen Blick genauere Beobachtung noch nicht geschärft hat, erscheinen alle Zeichen gutmüthiger Theilnahme leicht als ebenso viele Aeußerungen der Gewinnsucht, weil gerade gegen ihn besonders die Anschläge des Eigennutzes gerichtet sind, und die gesonderten Wirkungen

des Wohlwollens verdecken. Hört er jedoch auf ein Fremder zu sein, zeigt er sich von Verhältnissen, Gewohnheiten und Gebräuchen unterrichtet, ist er, mit einem Wort, pratico, wie der Italiener sagt, so verschwinden alle Versuche, ihn zu betrügen, und er wird Eifer, Zuvorkommenheit und Wohlwollen, die er sonst mitbezahlte, als freie Zugabe erkennen und schätzen lernen. Darum sei des Reisenden erste und wichtigste Sorge: heimisch zu werden in Italien. Mit Menschen aber, die sich so leicht hingeben, bei fremden Anforderungen sich selbst vergessen, ohne Eigensinn sich in Personen und Umstände fügen und, selbst getäuscht, weder mürrisch noch lästig werden, ist wahrlich gut leben und verkehren, und der Fremde findet gewiß nirgend mehr Freiheit, Zuvorkommenheit, Fügsamkeit in seine Launen und Antheil als in Italien, nirgends weniger Stolz und Anmaßung von Seiten der Bewohner. Er scheint überall der Herr, und das Volk nur da zu sein, um ihm das große Schauspiel der Wunder und Reize des Landes mit lebendigen Figuren zu schmücken.

Es thut in der That Noth, eine so gesunde, treffende und wahrheitsgemäße Ansicht der Dinge, wie die hier gegebene, einmal öffentlich zur Sprache zu bringen, um so vielen schiefen, krankhaften und völlig falschen Schilderungen, wie wir von Italien und seinem Volke täglich lesen müssen, als Correctiv und Gegengift zu dienen. Es gibt kein natürlicheres, im Geiste freieres, im Wesentlichen glücklicheres, durch Vorurtheile unverdorbeneres und liebenswürdigeres Volk, keines, das jeden Aufschwungs fähiger, jeder edeln Regung zugänglicher wäre als eben dasselbe, keines, bei dem selbst die volksthümlichen Fehler so sehr, so gewiß aus tugendhaften Neigungen herflössen, als das Volk Italiens. Italien ist das Land der Genesung für hundert Leiden des Körpers und der Seele für Den, der Erde und Meer, Volk und Sitte mit unbewölktem Blick betrachten kann; aber freilich — so viel Vertrauen wir auch auf die wundervollen Heilkräfte des Landes setzen, so sehr sie auch geeignet sind, uns von Eingenommenheit, Convenienzanbeterei, Autoritätsglauben, von Dunkel und naturwidriger Engherzigkeit herzustellen — einen schwäbischen Magister oder einen norddeutschen Bureaukönig werden sie kaum jemals gesund machen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserm Buche zurück. Das zweite Mappenstück rührt von dem Gereizten her. Es erzählt die Abreise von Marienbad, wo uns von Göthe und später von Jean Paul viel Anziehendes berichtet wird, und schildert die Reise durch Deutschland und die Schweiz in Gesellschaft liebenswürdiger und unliebenswürdiger Frauen. Der etwas Yorickisirende Ton dieses Theils kann gefallen oder nicht — es kommt darauf nicht viel an. Gewiß gefallen aber werden die poetischen Ergüsse, zu welchem Alexisbad, der Pfaffensprung (S. 60), die Grabesbotschaft auf dem Simplom und viele andere Naturscenen begeistern. Hier zeigt sich der empfängliche und gefühlvolle Dichter, wie der Humorist aus dem Rigilied und den Schilderungen, die diesem folgen, hervortritt. Es ist, was die Reisebeschreibung betrifft, nicht viel Neues, aber lauter Angenehmes, was der Verf. berichtet; wir gewinnen ihn und seine Persönlichkeit lieb und folgen ihm gern über die Alpen. Im sechsten Mappenstück betritt er Italien mit lobenswerthem Maß in der Begeisterung. Der erste Anblick von Italien reißt uns hin, Alles, was uns drückt, fällt hinter uns zurück. Wir fühlen uns leicht, und den Leichten beschwingt die Phantasie. Aber wir thun wohl, unsere Bewunderung für Das aufzusparen, was wirklich der Bewunderung werth ist. In Oberitalien soll der Reisende genießen; staunen und bewundern jenseits des Apennin. Der Verf. fährt fort, in seinem leichten und heitern Ton die Lombardei zu schildern, welchen in Brescia nur ein allerliebstes Abenteuer, in Verona eine tiefempfundene Elegie auf Riego's Tod, unterbricht. Ueber die Sehenswürdigkeiten streift er nur obenhin weg und verweilt dafür lieber bei Betrachtungen, die sie hervorrufen. In Oberitalien, dem durchforschten und fast zu Tode geschilderten, entschuldigen wir dies gern. „Es ist schlimm", sagt der Verf., „daß der Mensch über der Erwartung so oft die Gegenwart ungenossen läßt. So würde uns Vicenza und Padua ein weit lebhafteres Interesse wecken, viel eifriger durchforscht werden, wenn nicht dahinter Venedig läge". Unter den Transportmitteln gibt er denen der Vetturini den Vorzug, so große Mängel auch vornehme und eilfertige Reisende — eilfertig, weil sie vornehm sind — auch daran finden; und er versteht es, allen ihren Mängeln eine vortheilhafte Seite abzugewinnen. Mit solchem Sinn soll der Reisende in Italien reisen. Verschmähen doch selbst die Inhaber von Marquisaten und Grafschaften, oder deren Titel, und die Besitzerinnen noch schönerer Titel, dies Vehikel nicht. Hier auch lernt man die liebenswürdige Weise des Italieners, „die Dinge zu nehmen, wie sie sich bieten, und, den Eingebungen seiner guten Natur folgend, mit humoristischer Gelassenheit sich Dem zu bequemen, was daraus folgt, ohne Verdruß, wenn seine Mühe vergeblich war", am besten kennen. Im Café della Fenice zu Venedig trifft der Reisende auf seinen nunmehrigen Gefährten, den Gesetzten, mit dem er Venedig durchstreift. Neues gibt seine Schilderung nicht; es ist mehr das Leben als die Kunst in Italien, die er zum Gegenstand seiner Schilderung gewählt hat. Das siebente Mappenstück malt die Reise nach Rom. In Bologna, versichert er, daß viel Sehen und Forschen ihn zwar zu den Hauptsachen, die Sachen aber nicht zum Haupte gebracht hätten. Wie Vielen ergeht es ebenso, nur daß sie nicht den Muth zu einem so naiven Geständniß haben! „Der Italiener denkt wenig voraus und zieht es vor, den kommenden Beschwerden lieber eine leidende und höchst philosophische, oft echt humoristische Gelassenheit entgegenzusetzen". Dies sieht der Verf. S. 169. Die gewöhnliche Begrüßung, durch ein zu Ehren des Reisenden gedrucktes Sonett, wird dem Verf. am Morgen nach seiner Ankunft in Florenz richtig dargebracht. Sein Staunen ist uns aus Erfahrung wohlbekannt. Die Papstwahl treibt ihn nach Rom, wo der heilige Vater, einmal fertig, mit seiner Krönung schwerlich auf ihn gewartet haben würde. Doch erfährt der Verf. in einem spaßhaften Abenteuer praktisch und auf seine Kosten, daß zwei Wege nach Rom führen. Zum Glück ist Grobheit und Ungefügigkeit eine ebenso seltene Erscheinung bei den italienischen Vetturini, als sie diesseits

der Alpen gewöhnlich sind. Nun erst, bis zum Absatz des europäischen Stiefels gelangt, ist der Verf. recht in Italien, „in dem Lande, das sich gegen alle Angriffe des Kosmopolitismus und der Völkervermischung tapfer wehrt, und das, seine Eigenthümlichkeit bewahrend, Alles anders zeigt wie andere Länder". Daher denn auch die vielen schiefen Urtheile Solcher, die Italien nur aus ihren geographischen Lehrstunden her kennen, oder, nachdem sie es sehen, nicht vergessen können, daß in jenen Falschheit, Trägheit, Mordlust, Schmuz und Hinterlist stehende Artikel waren. Man hat hinreichend und genug von der Kunst in Italien gesprochen — wir danken es dem Verf., daß er einmal wieder das Leben zu schildern wagt und die Urtheile berichtigt, welche das Volk in neuester Zeit wieder so laut und unverdient in den Staub zu treten anfangen. Bei Spoleto trifft der Verf. auf eine steinalte Frau — die Amme des eben erwählten Papstes, der hier geboren wurde, und die nun der Gegenstand allgemeiner Neugier und Huldigung war. Das achte Mappenstück beginnt mit Ponte molle, diesem großen Markstein aller Reisenden in Italien. Doch selbst in Rom sind es mehr Sitte und Leben als Kunst und Alterthum, denen der Verf. sich hingibt. Er gleicht dem trefflichen Kephalides oder Müller an Beobachtung feiner Züge, und wir lesen ihn, wie jene, mit ununterbrochenem Vergnügen. Er prunkt nicht mit Wissen, aber er weiß; er sucht nicht nach Contrasten, aber er ist feinfühlig für nationelle Unterschiede. Der Raum nöthigt uns, von jetzt an kurz zu sein; aber sein Buch können wir Jedermann als eine geschmackvolle und fesselnde Lecture empfehlen. Ein schönes poetisches Bruchstück feiert S. 224 der Quinta Claudia Ehrensieg in Almo's Flut. Die Kunstschilderungen des Verfs. sind kurz und ohne Ansprüche. Statt der Auszüge daraus geben wir lieber einen Zug folgender Art: „Ein Bettler zeigt dem Wandernden seinen Armstummel vor; sogleich zieht der Gereizte seine Börse. Doch diese enthält keine kleine Münze. Der Bettler nickt freundlich, empfiehlt ihn allen Heiligen und ruft: „Un' altra volta, signor', mi conosce adesso!" und geht zufrieden weiter". Welche Lebensklugheit, Heiterkeit und Billigkeit drückt sich hier aus! Beim Anblick des Capitols verfällt der Verf. nicht in den gewöhnlichen Nänienton; er genießt auch hier heiter, was noch da ist, als Denkmal der Erinnerung. Thorwaldsen's Lob, S. 253:

Statuen sagtet Ihr mir, Gestalten würd' ich erblicken,
Und nun sind' ich, erstaunt, Leben um mich und Geist...

zeugt von dem unverkünstelten Gefühl des Erzählers, der an alles mit offenem Auge Gesehenes anziehende Betrachtungen anzuknüpfen weiß, und dem nichts Gegenstand einer trockenen Schilderung bleibt. Auch das Lied an die Cascatellen ist ein heiterer, dichterischer Erguß, allen pompösen Wortmachereien, wie wir sie so oft antreffen, weit vorzuziehen:

Spiegeltheile Silberbänder,
Die sich an den Himmel reihn,
Senken durch die Felsenränder
Sich ins Thal zu uns hinein.
Und wir glauben, sie zu fassen,
Und sie ziehn uns mit empor
Zu den hohen Wolkenmassen,
Zu des Himmels blauem Thor.

Ihn erblicken wir dort oben,
Ihn, der Alles dies gemacht,
Und es mahnt uns, ihn zu loben,
Ihn — und seiner Werke Pracht. —

Römische Campagnascenen sind mit gleichem Glück gemalt, und der verliebte päpstliche Dragoner (S. 290) ist ein in der That köstliches Genrebild. Endlich besteigt der Verf. St.-Peters Kuppel, ohne selbst hier dahin zu kommen, von der wahren Größe des ungeheuern Baues sich so recht zu durchdringen. Mit dem Panorama, von diesem unvergleichlichen Standpunkt her, schließt der 1. Theil dieser „Ansichten", von dem wir mit der Erwartung Abschied nehmen, den nachfolgenden, der uns nach Neapel und Sicilien führen soll, recht bald erscheinen zu sehen. Eine neue, heitere und humoristische Ansicht der Dinge, ein gewandter, belebter, natürlicher Styl und die Entfernung der Verf. von allem eitlen Prunk, aller gelehrten Pedanterie und allem falschen Enthusiasmus für Kunst u. s. w. machen diese Schrift gewiß Jedem werth, dessen Sinn für Schönheit in der Natur und feine Beobachtung des Volkslebens durch Vorurtheil und wegwerfende Eingenommenheit nicht verdunkelt ist. 25.

Der Liberalismus in seiner weltgeschichtlichen Entwickelung. Von L. Peters. Leipzig, Wepgand. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Eine interessante und merkwürdige Erscheinung, der wir aber lieber von S. 21 der Schrift ein Motto vorgesetzt hätten, worin sich der innerste Sinn des Verf. ausspricht, und das von ihm als das einzig heilbringende Mittel befunden wird, um wieder Ruhe und Zufriedenheit auf unsere Erde zurückzuführen. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist allein nicht schön und nicht edel, sondern auch unchristlich, liberalen Grundsätzen zu huldigen. Der Liberalismus steht in offenbarem Widerspruch mit den Lehren des Christenthums, er schließt in sich ein unheiliges, atheistisches System".

Schon einmal ward in d. Bl. des Verf. Muth Erwähnung gethan, in unsern Zeiten das Lehnrecht vertheidigen und wieder einführen zu wollen. *) Hr. Peters ist dabei nicht stehen geblieben; er ist bedeutend vorgeschritten im Rückschritt zur guten alten Zeit, wo es nur Herren und Knechte gab! Wir sind nicht Willens diese Broschüre zu widerlegen, sondern wir wollen sie nur anzeigen und darauf aufmerksam machen, damit sie nicht in der Cholera- und Pestliteratur unbeachtet untergehe, sondern bald eine tüchtige Würdigung finden möge. Hier sei ein Brief mitgetheilt, der uns darüber zugekommen und folgendermaßen lautet: „Beikommend sende ich Ihnen eine kleine anziehende Schrift, welche den beginnenden Parteikampf in seinem einen äußersten Pole so treffend bezeichnet. Ich bekenne, daß ich bis jetzt selten etwas gelesen habe, was so ganz auf Halb- und Scheingründe und Verdrehungen des wahren Standpunktes gestellt und doch so geistvoll durchgeführt wäre. Betrübt hat es mich nur, daß ein offenbar geistvoller Mensch seine Talente einer solchen Sache weiht. Zwar kann es Niemanden, der mit derselben vertraut ist, schwer werden, seine Aufstellungen zu widerlegen, und ich trage kein Bedenken, fest zu glauben,

*) Vgl. Nr. 8. d. Bl. D. Red.

daß von allen Seiten dies dem Verf. zu Theil werden wird. Das Ganze ist eigentlich nichts als ein allgemeiner Sophismus über Kirche, die der Verf., mit jesuitischer Polemik gegen Reformation und Philosophie, als wahre Liebe und als einziges Mittel darstellt, dem strengen Rechte, wie er wunderbar genug die Despotie nennt, entgegenzuwirken. Der Liberalismus ist natürlicherweise Thron, Kirche und wo möglich die ganze Erde zertrümmernd und nichts als eine wilde Anarchie und vom Eigennutze hervorgebracht. Nun darüber dürfen wir uns trösten! Dies ist der alte Singsang, worin die Verirrungen des Jakobinismus als Liberalismus dargestellt werden, ohne zu bedenken, daß mit gleichem Rechte Nero und Tiber, Philipp II. und Ludwig XV. als die wahren Bilder der Alleinherrschaft betrachtet werden können".

„Von einem auf Vernunft gegründeten Staatsbegriff, vom Recht und Gesetz, durch dieselbe göttliche Kraft geläutert und in Einklang gesetzt mit der Würde, Freiheit und Sittlichkeit des Menschengeschlechts, als wahrem Grundprincip echten Liberalismus, ist natürlich hier nicht die Rede, wo selbst die geringste Concession aufs entschiedenste verworfen wird, was jedoch ganz consequent erscheint. Die Fortschritte des Geistes und der Freiheit durch die Kirchenreformation, durch die Jahrhunderte, welche hierdurch geweckt die großen Denker erzeugten, welchen die neue Philosophie ihr Dasein dankt, sind dem Verf. nur leerer Wortkram oder ganz todt; er sieht in jener geistigen Umwälzung nur eine Spaltung, unheilbringend der Sache und den Grundsätzen, welche er vertheidigt, und ich habe mich belustigt aber auch geärgert, wie er zu beweisen versucht, daß die Kirche (Liebe) es sei, welche harte (ungerechte) Gesetze versüße und in demüthiger Erduldung ihr Recht finde. Solche Anfoderungen und Behauptungen streiten gegen Zeit, Geschichte und Vernunft, die freilich bei dem Verf. nicht in Betracht kommt. Die Vertheidigung, daß es heilbringender sei, wenn das Grundeigenthum in wenigen Händen sich befinde, ist hier völlig unhaltbar und konnte geistreicher sein. Eine gewisse Verworrenheit sagt deutlich, daß dies kein Feld des Verf. sei; ebenso einseitig ist die Vertheidigung des Adels und der Corporationen und der Schluß, welcher Kirche von Staat (freilich diesen als Beschützer des strengen Rechtes oder der Despotie betrachtet, denn weiter sieht Hr. Peters nichts in ihm) trennt und somit einen Staat im Staate bilden heißt: ein Begriff, der den protestantischen Staatseinrichtungen ganz entgegensteht. Auf diese Weise sieht denn der Verf. Staat und Kirche im steten Kampf, aber nicht im Kampf der Gewalt mit Vernunft, sondern der Despotie mit der versöhnenden Liebe und Ueberredung".

„Es gehört viel Ueberredung dazu, sich zu überreden, daß der Verf. diese Ueberredung glaubt, ein Blick auf die Geschichte ist hinreichend diese Träume zu zerstören; doch sie sind auch hier nur der Sache halber hingestellt. Gefährlich allein wird die kleine Schrift, daß der Masse von Unwahrheiten einzelne Wahrheiten, wie z. B. vom Rechtsgefühl, Oeffentlichkeit des Rechts u. s. w. beigemischt sind, welche jedoch eine ganz schiefe Anwendung finden, und ich könnte Sätze zeigen, wo die Endurtheile gar nicht aus den Gründen bewiesen werden können. Wie sich die Parteien doch abmühen, das Einfache und Ewigwahre zu verkehren! Servile und Liberale rufen Religion und Recht zu ihrem Schutze und Beistande auf, aber in welcher Verschiedenheit!"

Starr und unheilbringend soll das Alte, Todte, Vermoderte festgehalten werden, man will kein in alten Vorurtheilen begründetes Privilegium aufgeben, lieber einen Kampf auf Leben und Tod beginnen. Wird die strenge, gerechte Richterin, die Geschichte, nicht die starrbleibenwollende Aristokratie des Unheils allein anklagen, welches mit Sturmesgewalt unsern Welttheil in Aufruhr gebracht? Beschuldigt man, und gewiß mit Recht, die ultraliberale Partei, daß sie eine Propaganda errichtet, so kann man wahrlich die Aristokratie einer zuerst gestifteten Propaganda anklagen, wodurch jene, als gerechte Oppositionen, zuerst hervorgerufen worden ist.

Obenbemerkte Broschüre wird um so schädlicher wirken, als sie in einer sehr zu lobenden Sprache geschrieben ist, und aus jeder Zeile uns der talentvolle Mann anspricht. In Wien ist sie geboren, woselbst der Verf., dem Vorworte zufolge, sich gegenwärtig aufhält. 98.

Geist des Orients. Von E. S. Günsburg. Breslau, Aderholz. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Titel des lehrreichen Buchs kann zu umfassend scheinen für eine Sammlung, die sich auf Sittensprüche und Gleichnisse des Morgenlandes beschränkt. Ein prosaischer Theil enthält 1000 solcher Gnomen aus hebräischen, chaldäischen und syrischen Schriftstellern gezogen, 155 aus dem Buche Kabus, 214 aus Meidani, und 54 aus dem Zendavesta. Der poetische Theil enthält dergleichen aus mehr als 40 arabischen und persischen Dichtern, denen noch ein Anhang Sprüche und Gleichnisse aus dem Sanskrit hinzufügt. Den prosaischen Theil hat der Sammler mehrentheils selbst faßlich übersetzt, beim poetischen sind vorhandene Uebertragungen verdienter Vorgänger benutzt. Die Auswahl ist zweckmäßig, und der Herausgeber bedarf keine Entschuldigung, daß er auch Lehrsätze nicht hat übergehen wollen, die dem Abendländer nichts Befremdliches, zum Theil Irriges sagen. Wer die Vorzeit und Fremde mit Besonnenheit aufsucht, ist wol darauf gefaßt, nicht blos Musterhaftes und Erfreuliches, sondern die Mischung von Weisheit und Thorheit anzutreffen, die über alle Zeiten und Geschlechter der Erde gleichmäßiger und bei weitem so parteiisch nicht vertheilt ist, als kurzsichtige Bewunderung und übersichtige Tadelsucht zu behaupten sich erlauben. Es ist ganz Recht, daß Schulknaben, und Personen die sich über diese wenig erheben, nur Gutes, Schönes und Anwendbares kennen lernen; sie haben an sich selbst zu bauen und keinen Beruf, Andere zu meistern. Gebildete hingegen gewinnen dabei, auch mit Ansichten, Grundsätzen und Lehren bekannt zu werden, die von den ihrigen abweichen, oder zu erkennen, was sie für recht halten, sei weder ihrer Zeit noch ihrer Schule ausschließlich eigen. Mit Vergnügen wird der Leser bemerken, wie reich die von wenig Gelehrten befreundeten, bei der Menge verschrienen Rabbinen an echter Lebensweisheit und ehrenwerthen Sittensprüchen sind; und sollte ihm etwa bedünken, der Herausgeber sei etwas zu freigebig mit mystischen, der Alleinslehre anhängenden Sprüchen aus arabischen, persischen und indostanischen Dichtern gewesen, so mag er sich überzeugen, wie sehr dieser Gegenstand, der bei unsern Zeitgenossen durch gute und böse Gerüchte geht und bis ans Ende unsers Geschlechts fortfahren wird zu gehen, auch im fernen Morgenlande von jeher die Phantasie, das Herz und den Kopf beschäftigt hat. Schätzenswerth ist die vorangeschickte Einleitung, welche eine gedrängte aber genügende Nachricht von den Schriftstellern ertheilt, deren Bruchstücke diese Sammlung vereinigt. Ein alphabetisches Verzeichniß der Pränumeranten und Subscribenten aus allen Ständen beweist, daß es dem Herausgeber besonders in Schlesien nicht an ermunternder Theilnahme gefehlt hat, und mag bei einem Werk, das keine großen Kosten erfodert, ihm wichtiger dünken als der Lesewelt. 42.

Literarische Notiz.

Bemerkenswerth ist die soeben in Paris von Michelet (maître de conférences à l'école normale) erschienene „Introduction à l'histoire universelle", in welcher er Herder's und besonders Giambattista Vico's Ansichten weiter ausführt. In der Geschichte sieht er den fortschreitenden Sieg der Freiheit, einen ewigen Einspruch gegen Unterdrückung. 137.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 268. — 25. September 1831.

Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. 20 Bändchen. Halle, Renger. 1830. 16. 5 Thlr.

In der vorliegenden Sammlung liegt ein geschlossenes Schriftstellerleben vor uns, aus einer harmlosern und sorgenfreiern Periode unserer schönen Literatur, als die nächstvergangene und jetzige ist. Hr. Eberhard hat zwar gerade mit dem ersten Anfange der noch dauernden Umwälzung aller bürgerlichen und geselligen Verhältnisse in Europa zu dichten begonnen (1791); wer weiß aber nicht, daß die Poesie der Deutschen, selbst in ihren größten Meistern, bis auf die neuesten Zeiten von den großen politischen Ereignissen gewissermaßen unberührt geblieben ist. Warum und ob mit Recht, ist hier nicht zu untersuchen der Ort; genug jener alte Literaturfriede herrscht auch in Eberhard's Werken. Nicht als ob von der Zeitgeschichte gar keine Notiz genommen wäre: sie erscheint (besonders die Napoleonische Periode und die sogenannten deutschen Freiheitskriege) häufig in seinen Erzählungen und selbst in seinen lyrischen Gedichten; aber in jenen bildet sie nur den Rahmen zu bürgerlichen Darstellungen oder Familiengemälden, die ihr von Grund aus doch fremd sind, während die neueste Zeit in der Poesie selbst das häusliche Leben auf dem Grunde des öffentlichen zeichnet; und auch seine Lyrik bespricht und beurtheilt zwar die Zeitereignisse mit Eifer und oft mit Feuer; aber sie bilden doch nicht ein Ferment seiner Poesie, sie sind nicht, wie heutzutage, in der Seele des Dichters zur mitwirkenden Leidenschaft geworden. Zu diesem politischen Frieden gesellt sich noch ein anderer: die ästhetischen Grundsätze und Ansichten des Verf., seine ganze Anschauungs- und Darstellungsweise scheinen selbst durch die von den Romantikern unternommene und durchgesetzte Revolution unserer schönen Literatur, welche gleichzeitig, aber unbekümmert um die große, politische Revolution, ihren, dieser entgegengesetzten Gang ging, nicht influenzirt worden zu sein (vgl. I, S. 154); es ist in seinen Geist dadurch nicht, wie in so viele Geister aus jener Periode und Schule, ein maßloses Streben, mit Ueberanstrengung der Kräfte, mit Peinigung der Phantasie und des Gefühls, gekommen; auch wenig innern Streit, Zwiespalt und Widerspruch hat jener Sturm der Literatur in ihm erregt; er ist den angebahnten Pfad sentimentaler Dichtung (im guten Sinne) still und ungestört fortgewandelt und hat auf diesem Wege nur Das nicht verschmäht, was Gesinnung und Ueberzeugung, Lebensansicht und Empfindungsweise sowie deren Ausdruck in Darstellung und Sprache durch Fortschritt und Bildung der Zeit im Allgemeinen gewinnen konnten.

Wer keine andern, offenbar ungerechte Ansprüche an unsern Schriftsteller macht, den wird schon das den Werken vorangeschickte Leben des Verf., welches unter dem Titel: „Schriftstellerische Laufbahn und Proben früherer Versuche", eine kurze Uebersicht seiner poetischen Ausbildung und Thätigkeit gibt, wohlthätig ansprechen. Sie gibt Zeugniß von einem still und friedlich von Innen heraus sich entwickelnden reinen Charakter und anmuthigen Talent. Von dem ganz besonders frommen und inbrünstigen Morgengebete, das der siebenjährige Knabe im Bette, sich unbelauscht glaubend, verrichtet, nimmt sein Vater Veranlassung, fortlaufende Bemerkungen über dessen geistige und körperliche Entwickelung niederzuschreiben. Bis zum achten Jahre war Eberhard kränklich; nach den Grundsätzen der pietistischen Schule erzogen, frühzeitig bibelfest und in den Kirchenliedern bewandert, sang er schon als Knabe eigne geistliche Lieder, und beglückwünschte einen 75jährigen Großvater im Mai 1777 mit frommen Versen, die schon damals gedruckt wurden. Die Genesung von einer seltsam benannten Scharlachfiebergattung feierte er mit einem Lob- und Danklied voll Salbung:

Der Herre Gott macht' mich gesund,
Wie ich hatt' den rothen Hund.

Seit jener Zeit gewann er an körperlichem Wohlsein und wurde ungleich frohern Sinnes als vorher. Er verlor alle Lust, fromme Verse zu machen. Doch ist jener religiösen Erziehung gewiß der frische Hauch von Sittenreinheit zu verdanken, der durch Eberhard's sämmtliche Producte weht. Die Schranken dieser Anzeige erlauben uns nicht, der Darstellung unseres Verf. ins Einzelne seiner schriftstellerischen Laufbahn zu folgen, von jener Stunde poetischer Weihe an, wo im innern Hofe des hallischen Waisenhauses, auf dessen unpoetischem Steinpflaster der Tertianer einherstolpert, der poetische Funke in ihm zur lichten Flamme ward, was I, S. 21 fg. so anschaulich als wahr geschildert wird. Auch sind die Hauptmomente dieses Lebens uns schon im „Conversations-Lexikon" mitgetheilt. Wir begnügen uns daher mit Anführung des schönen, charakteristischen Schlusses jener Darstellung (I, S. 188 fg.):

Es hat mir Freude gemacht, einmal das ganze poetische Leben meines Lebens prüfend zu überschauen und den Rest meiner Jugendpapiere und späterer Arbeiten zu durchblättern, was sonst wol nie geschehen sein würde. War darunter auch Vieles, was sich aus dem oder jenem Grunde zu einer öffentlichen Mittheilung nicht eignete, so wurden doch Erinnerungen dadurch in mir geweckt, die mir wahre Feststunden bereiteten. Möge eine gerechte oder ungerechte Kritik nun noch so streng über meine Arbeiten urtheilen, und möge mein Name in der deutschen Schriftstellerwelt noch so wenig beachtet und noch so schnell vergessen sein: es soll mich nicht irren. Ich habe die Freude des geistigen Schaffens nicht selten in ihrer ganzen Fülle genossen, und diese kann mir nicht wiedergenommen werden. Mein Talent (mag es noch so untergeordnet genannt werden) war vollkommen hinreichend, mir unvergeßlich schöne Stunden zu bereiten und mir in der Nähe und der Ferne Freunde zu erwerben. Von allen Genüssen in meinem Leben sind die, welche ich meiner Muse verdanke, die schönsten und dauerndsten gewesen, denn von meiner Knabenzeit an hat sie mir treu zur Seite gestanden in Freude und Leid, und wenn ich am einsamsten zu sein schien, war ich durch sie am glücklichsten.

Die Wärme und Herzlichkeit, welche diese Stelle belebt, herrscht auch in den übrigen Theilen der Dichterbiographie, und man fühlt es wohl, daß sie zur guten Stunde verfaßt ist.

Ich schrieb dies — schließt der Verf. — unter dem milden Himmel Italiens, hinschwebend in einer leichten Barke auf dem Spiegel des schönen Sees von Como; denn auf der größten und herrlichsten Reise meines Lebens, rasch mit meinen Gefährten von einem Orte zum andern eilend, habe ich Angesichts des Rheins, umleuchtet von den Schneehäuptern der Jungfrau und des Montblanc, in der Cajüte des Dampfboots auf dem lachenden Genfersee und unter den Glockentönen des Marmordoms von Mailand die einzelnen Stunden zum Schreiben des größten Theils dieser Uebersicht erhaschen müssen. Aber wenn mein leibliches Auge auch mit trunkenem Blick über das Schöne und Große, was Natur und Kunst vor mir ausgebreitet hatten, hinschweifte, so blickte dazwischen mein geistiges Auge doch mit völlig nüchternem, prüfendem Blick auf meine schriftstellerische Laufbahn zurück. Dies Zeugniß wird mir hoffentlich Niemand versagen. Angesichts von Novate, am 15. Juli 1830.

Diese einfachen, redlichen Worte, die von Phantasie und Gefühl eingegeben und schön erhellt sind, machen dem Beurtheiler ordentlich Lust zu einer unparteiischen, kritischen Wanderung durch die 20 freundlich ausgestatteten Hallen, aus welchen uns längere und kürzere Erzählungen, Märchen, epische, idyllische und lyrische Gedichte entgegenklingen.

Das 1. Bändchen haben, der Biographie einverleibt, Jugendproben gefüllt, die von einer glücklichen Darstellungsgabe zeigen. Vom 2. bis zum 6. Bändchen einschließlich folgen die kleinern, novellenartigen Erzählungen, die wir der Reihe nach, wenn auch nur flüchtig, ins Auge fassen wollen. Das 2. Bändchen füllen ihrer 3. „List um List" (laut der Biographie schon im J. 1795 verfaßt) behandelt einen idyllischen Stoff und erfreut durch lebendige Naturschilderungen und naive Erfindung. Manches davon ist freilich veraltet und die prosaische Breite schadet dem Eindrucke. Durch metrische Behandlung zusammengedrängt, wäre die Erzählung interessanter, und in Beziehung auf die poetischen Fischer- und Gärtnergestalten glaubwürdiger und idealer zugleich geworden; denn von der poetischen Form verlangt man sogar Manches als natürlich, was in der bequemen Prosa unnatürlich oder manierirt erscheint. Der Verf. selbst legt dieser Erzählung einen sehr untergeordneten Werth bei (I, S. 121 fg.). Sie ist aber merkwürdig durch die Art ihrer Entstehung. Von einem der härtesten Schläge des Schicksals getroffen und vom tiefsten Schmerz erfüllt, kam er auf den Gedanken, sich Heilungs halber gewaltsam zu einer Arbeit zu zwingen, die eine entgegengesetzte Stimmung erheischte. Er nahm sich vor, etwas ganz im Tone heiterer Laune zu schreiben, dem man es auch nicht auf das entfernteste anmerke, in welcher Zerrissenheit des Herzens der Verf. die Feder ergriffen hatte. Der Zweck ward erreicht; er wurde während der Arbeit und durch die Arbeit wieder gesunder an Leib und Seele und fing an mit neuem Lebensmuthe in die Zukunft zu blicken.

„Zwist und Liebe", die zweite Erzählung, enthält eine recht hübsch angelegte Familienliebesgeschichte, die ein besonderes Interesse dadurch erhält, daß uns durch sie die Aenderung, die auf manchem Punkte mit unsern geselligen Sitten vorgegangen ist, unerwartet anschaulich gemacht wird. Was würde z. B. unsere Etikette dazu sagen, wenn in einer heutigen Erzählung der noch nicht anerkannte Liebhaber von einem jungen, unschuldigen und vortrefflich erzogenen Fräulein also zu berichten sich unterstände: „Gegen neun Uhr (Abends), als ich wieder auf meinem Zimmer war, trat Jettchen auf einmal, mit einem Wachsstock in der Hand, zur Thüre herein und sagte mir, die Tante wünsche noch auf ein Weilchen meine Unterhaltung. Ich war augenblicklich bereit ihr zu folgen, aber sie selbst zögerte noch u. s. w....." „Ich hatte sie zu der weichsten Stelle meines altmodischen Canapee's geführt, und sie saß in traulicher Unbefangenheit neben mir und ließ ihre Hand still in der meinigen ruhen". Und man fürchte nicht, daß aus diesen Sitten etwas Unziemliches entspringe. Der Liebende spricht fast nichts, er ergötzt sich in stillem Beschauen und Horchen an dem Rosenkelche ihrer Liebenswürdigkeit, nach einer Viertelstunde stehen sie ruhig und heiter in dem schönen Gefühle, daß sie Freunde seien, auf, und erst an der Thüre wird der erste, heimliche Kuß auf die Stirne der Geliebten von einem Liebhaber gewagt, der kein Gymnasiast oder Student ist, sondern, wie der Anfang der Erzählung besagt, zu den leichtsinnigsten Landjunkern von der Welt gehörte, obgleich er nicht mehr für einen der jüngsten galt.

Die dritte Erzählung: „Liebesglück und Liebesnoth", zeigt uns Personen, welche zum Theil heutzutage als widerliche Carricaturen auffallen; denn es wird uns schwer, zu glauben, daß es je ein Original gegeben haben soll, das zu dem Bilde des Hrn. Fähndrichs Hans von Tachsenburg gesessen. Inzwischen zeichnet sich diese Novelle durch ihre Katastrophe vor den gewöhnlichen Ausgängen sentimentaler Liebesgeschichten der ältern Zeit vortheilhaft aus; denn ein verschmähter, großmüthiger Liebhaber kehrt zwar in das in Verfall gerathene Haus der thörichten, unglücklich gewordenen Geliebten zurück und rettet den kranken Vater (einen Apotheker, dessen Gehülfe er gewe-

sen) aus dem Elende; die Tochter aber, die in diesem Augenblicke der Besinnung zurückgegeben werden konnte, heirathet er nicht: „Moliz ging zu der Tochter ins Zimmer und sagte zu ihr: Ich werde von nun an wieder Ihr Hausgenosse sein; allein fürchten Sie nicht von mir auf irgend eine Weise belästigt zu werden. Ich bin blos gekommen, damit mein armer, alter Freund doch wenigstens einen Sohn habe, da er keine Tochter mehr hat". Das Mädchen findet an der Hand des Fähndrichs das verdiente Jammerschicksal.

(Die Fortsezung folgt.)

An essay on the origin and prospects of man. By *Thomas Hope*. 3 Bände. London, 1831.

Dieses Werk des jüngst verstorbenen Verf. (in der literarischen Welt bereits durch seinen „Anastasius" bekannt) wird für eine lange Zeit die Aufmerksamkeit aller ernsten Denker in Anspruch nehmen. Ewigkeit, Zeit, Raum, Kraft, Bewegung, Geist, Seele, Gott sind die erhabenen Gegenstände, welche darin auf eine vollkommen neue und originelle Weise abgehandelt werden. Des Verf. Ansichten von der Erschaffung der Welt, von dem Ursprung des Menschen aus dem Staub der Erde, vom Uebel als der nothwendigen Folge des zu einem gewissen Grad gediehenen Guten, von den Fortschritten der organischen und nichtorganischen Welt, von dem Lebensprincip, von der Gesellschaft in allen ihren Gestaltungen, von der Zukunft sind so beschaffen und dargestellt, daß sie das tiefste Studium, welches ein Philosoph auf so hochwichtige Fragen nur immer verwenden kann, nothwendigerweise hervorrufen. Der Zweck des ganzen Werkes, welches ein gänzlich neues philosophisches System aufstellt, geht dahin, die Vortheile der Tugend und Redlichkeit schon in dieser Welt zu zeigen und eine glänzende Hoffnung ungetrübter Freuden der (nicht länger als Individuum vorhandenen) Seele in der zukünftigen zu erwecken. Um unsern Lesern einen Begriff von der Darstellungsweise des Verf., von seinem philosophischen Blick und seinem ausgebreiteten Wissen zu geben, heben wir hiemit einige allgemein interessante Stellen aus der Abhandlung über die Spielarten der Menschenracen aus.

„In den Wildnissen des Innern von Borneo und Sumatra und auf den Inseln Polynesiens streifen, vielleicht um bald gänzlich von dem Erdboden zu verschwinden, Horden umher, deren Aehnlichkeit mit dem Pavian unverkennlich, deren Erhabenheit über das unvernünftige Thier an Leib und Seele kaum wahrnehmbar ist. Von allen menschlichen Wesen sind sie es, bei denen die frühesten Grundorgane des Lebens, — jene, welche man Abdominalorgane nennt, — die größte Ausdehnung haben, jene der Reaction und Bewegung dagegen, die auf die erstern sich stützen, am wenigsten entwickelt und vollendet sind. Die äußern Sitze der niedern, mit den Bedürfnissen des Magens in directer Verbindung stehenden Sinne, Zunge, Kinnbacken, Lippen, Nasenhöhlen, haben die ekelhafteste Weite und Breite, während die Organe der höhern Sinne eine ebenso unangenehme und zurückschreckende Schiefe und Enge zeigen. Das Antlitz, oben entsetzlich breit, endet unten plötzlich in eine scharfe, backen- und kinnlose Spitze. Die Organe der Erkenntniß scheinen in ihrem engen, zusammengepreßten Sitze noch vollkommen unentwickelt zu sein. Des mißgestalteten Schädels Vordertheil, welches, je schöner gewölbt, auf desto räumigere Denkorgane deutet, ist so niedrig, so eng, so eingedrückt, daß man es kaum Stirne nennen kann. Die kleinen, tief eingesunkenen Augen bewegen sich, wie die des Pavians, beständig in ihren engen Höhlen. Die breiten, weit geöffneten Nasenlöcher sind nur durch ihre ungeheuren Mündungen von den mehr als die Nase hervorstehenden taschenähnlichen Backen zu unterscheiden. Der häutige Schlund des entsetzlich großen, lippenlosen Maules ist mit langen, vorragenden, weit wie an einer Säge auseinanderstehenden Zähnen bewaffnet. Von einem Kinn ist keine Spur vorhanden. Das Antlitz, scheußlich, wenn von vorn besehen, ist ebenso abschreckend im Profil, das Maul steht am weitesten hervor. Der Kopf, zwischen hohen Schultern steckend, hat nicht Raum genug, um sich zu drehen. Ein Rumpf von ungemeiner Wucht trägt magere, mißgestalte Arme von flossenartiger Kürze oder ungeschickter Länge. Dieser Rumpf steht auf kurzen, krummen und wadenlosen Beinen, welche ihrerseits auf flachen, viereckigen Füßen, ohne Rist und Ferse ruhen, die wegen des Mangels richtig geformter Sohlen mehr zum Umklammern von Baumästen als zum Wandeln auf ebenem Grund und Boden geeignet sind. Die äußerste Größe dieser mißgebildeten Sterblichen beträgt kaum 4 Fuß 9 Zoll.*) Die Muskeln sind durch ihre rauhe schmuzige Haut, deren Farbe ebenso fern ist von einem schönen, glänzenden Schwarz wie von einem reinen durchsichtigen Weiß, kaum wahrnehmbar. Oft ist die Haut mit unregelmäßigen Büscheln von drahtartigen Haaren oder vielmehr Borsten besezt. Ihre Gliedmaßen scheinen kaum in Gelenken zu hängen, und ihre Bewegungen sehen aus wie Fortschnellungen. Sie hocken mehr als sie sizen, und klettern besser als sie gehen. Noch sind ihre Gesichtszüge nicht hinreichend ausgebildet, um aus ihnen auf Jugend oder Alter schließen zu können. Sie sehen schon in ihrer Kindheit welk aus. So besizen auch ihre Gesichtsmuskeln nicht die gehörige Biegsamkeit, um den Uebergang von Ruhe zur Aufregung auszudrücken. Wenig empfänglich für physisch angenehme Empfindungen, sind sie fast noch gleichgültiger gegen körperliche Schmerzen. Sie dulden die größten Entbehrungen, ohne daß die ausgestandenen Leiden sie zu einer Verbesserung ihres Looses anreizen, nähren sich ohne Widerwillen von den schlechtesten Dingen, ertragen Gestank ohne Ekel, sind unempfänglich für alle angenehme Eindrücke auf Ohr und Auge, besizen wenig Gedächtniß und noch weniger Einbildungskraft. Sie scheinen jedes Nachdenkens über die Vergangenheit, jeder Vorsicht für die Zukunft unfähig zu sein. Die Hoffnung einer fernen Wohlthat rührt sie nicht, noch schreckt die Drohung eines fernen Uebels sie ab; man sieht sie nie Freude oder Schmerz äußern, nie lachen oder weinen. Nur dem Hunger, und diesem nur dann huldigend, wenn er sie aufs äußerste pringt, stört nichts sie sonst in ihrer Apathie. Wie die unvernünftigen Thiere sind sie bei gefülltem Magen unbesorgt für die Stunde des Mangels. Für sich selbst ohne Gefühl, ist von ihnen Sympathie mit den Gefühlen Anderer nicht zu erwarten. Keiner hat Gattin oder Kind. Das Weib, durch die Keule errungen, wird, wenn sie aus einem Mittel, Sinneslust zu befriedigen, zur Last geworden, durch dieselbe Keule aus der Welt geschafft. Die Kinder bleiben ohne Pflege. Grausam, feig und leichtgläubig, wie diese Wilden sind, fehlt ihnen doch Neugierde und die Fähigkeit etwas anzustaunen. Da kein Gegenstand ihre Gedanken so beschäftigt, daß er ihnen gewöhnlich wird, so kann ihnen auch nichts als außergewöhnlich erscheinen. Es ist an ihnen keine andere geistige Fähigkeit zu entdecken, als jene niedere Listigkeit, welche man den Affen zuschreibt. Da sie durch Erfindungen der Kunst den natürlichen Mängeln nicht abzuhelfen vermögen, so besizen sie weder Hausgeräthe noch Waffen. Im Innern des Landes verzehren sie den Wurm, der aus der Erde kriecht, am Strande die von der Flut zurückgelassene Auster. Sie gehen ganz nackt und haben keine bleibende Wohnungen. Des Tags schweifen sie in völliger Einsamkeit umher, des Nachts kriechen sie unter den Sand. Ihre Sprache besteht aus wenigen heisern, gekrächzartigen Tönen; doch auch diese sind nur selten von Menschen zu hören, die sich wechselseitig keine Gedanken und Gefühle mitzutheilen haben. Wenn man ihnen Kleider anzwingt, so reißen sie dieselben wieder herab. Werden sie gefangen, so suchen sie zu entspringen. Die beste Behandlung vermag sie nicht zu zähmen. Wenn es ihnen nicht gelingt zu entkommen, so siechen sie ohne sichtbaren Kummer oder Schmerz dahin und sterben bald".

*) Englisches Maß.

„Einst wurde nach Westindien aus dem Innern von Afrika eine ganze Ladung gefangener Neger gebracht, die so tief unter den übrigen Schwarzen standen, von so scheußlichem Antlitz, so misgebildeter Gestalt waren und so wenig von Allem, was menschliche Wesen von unvernünftigen Thieren unterscheidet, besaßen, daß man keinen Käufer für sie finden konnte. Sie glichen den unsern der Küste von Guinea seßhaften Eingeborenen von Alt-Calabar, denen Stirne und Kinn fast gänzlich fehlen, mit Backen oder vielmehr Taschen, die über die Nase vorragen, der Mund weit, vorstehend, ohne Lippen, aber dafür mit langen, scharfen Fangzähnen bewaffnet, die Augen einander fast berührend, der Bauch über die Schenkel niederhängend, die Brust ungemein eng, die Arme außerordentlich lang, die Schenkel äußerst dünn, wadenlose Beine, und der Fuß so schlecht gebildet, um auf ebenem Grund und Boden fest zu stehen, als jener der Affen".

Von den Negern im Allgemeinen sagt der Verf.: „Sie scheinen eines tiefen Nachdenkens gänzlich unfähig zu sein. Nirgends haben sie durch eigne Kraft und ohne Beihülfe der frühern Beispiele und Lehren der weißen Racen in Wissenschaft und Kunst irgend eine auch nur etwas hohe Stufe erreicht. Da in allen Dingen die entgegengesetzte Extreme der richtigen Mitte vorausgehen, so leben die Neger unter ihrem heimischen Himmelsstriche entweder ohne alle gesellschaftliche Bande, oder sie krümmen sich unter der Geißel des schrankenlosesten Despotismus. Entweder erkennen sie kein Band der Vereinigung an, oder sie gehorchen mit der tiefsten Verworfenheit den fürchterlichsten Tyrannen. Das Gefühl für eine überirdische Leitung ist in ihnen entweder noch gar nicht erwacht, oder sie sind dem sinnlosesten Aberglauben ergeben und setzen in abgeschmackte Zaubermittel die festeste Zuversicht. Ihre Religion ist blos eine Religion der Furcht, sie suchen den Zorn der bösen Geister durch Ströme von Blut zu sühnen. Es fehlt ihnen an einer Religion der Liebe, an Ehrfurcht vor dem Schöpfer des Guten, dessen Gnade man durch Ausrottung der übeln Neigungen aus dem eignen Herzen erlangen kann. Jahrhunderte wallen über ihre einförmige Existenz dahin, ohne ihren Geist im mindesten zu bilden, ihre Sitten im mindesten zu verbessern. Aber selbst unter den schwarzen Racen, wiewol sie ursprünglich alle augenscheinlich blos durch und für außerordentlich heiße Klimate entstanden sind, kann man bereits verschiedene Grade von Vorzüglichkeit bemerken. Die vorzüglichsten Negerstämme sind den niedrigsten der weißen Racen in verschiedenen Beziehungen nicht nur gleich, sondern stehen sogar höher. Es gibt in Afrika nördlich vom Aequator einige nubische Völkerschaften und südlich vom Aequator einige Kaffernstämme, deren Gestalten, ja selbst deren Züge in Betreff der Form als Modell für einen Apollo dienen könnten. Ihre Statur ist hoch, ihr Körperbau kräftig, im reinsten Ebenmaß, die Brust breit, Hände und Füße muskulös und doch zart. Sie haben eine gewölbte, mächtige Stirn, ausdrucksvolle, Verstand und Gefühl ausstrahlende Augen, eine schmale, hohe Nase, kleinen Mund und wellenförmige Lippen. Ihre Farbe ist allerdings dunkel, allein es ist das glänzende Schwarz des Marmors oder Achats, für die Betastung angenehmer als selbst das strahlendste Weiß".

Nachdem der Verf. die Verschiedenheit anderer Menschenracen in Bezug auf Geist und Körper, namentlich der Samojeden, Karaiben, der kupferfarbenen Indianer, der Mongolen, Tataren, Chinesen, erörtert hat, geht er zu den vollkommensten Racen über. Er folgt hierin der gewöhnlichen Meinung, daß sie aus den Gegenden südwestlich vom Kaukasus und dem kaspischen Meere stammen, wo die Getreidepflanzen wild wachsen, wo nach der Sündflut die ersten, großen Monarchien entstanden, wo jetzt noch, insbesondere in Circassien, Georgien und Armenien, die schönsten Menschen zu finden sind. „Jene Griechen", fährt er fort, „die in ihrem ursprünglichen Zustande unter sich selbst die Urbilder zu den Alles überragenden Gestalten gefunden haben müssen, die der Kunst noch jetzt zum Vorbilde dienen, und von denen ihre entarteten Nachkommen nur partielle, mit schlechterm Zusatz vermischte und durch das nachfolgende Verderbniß entstellte Ueberreste an sich haben, besaßen uranfänglich nothwendigerweise die vollkommenste Organisation des Körpers, vereint mit den höchsten Gaben des Geistes. Sie waren es, die in der kürzesten Zeit, auf dem kleinsten Raum, mit der geringsten Beihülfe fremden Beispiels und Unterrichts in den verschiedenartigsten Zweigen der Wissenschaft und Kunst die größten Fortschritte gemacht haben: sie müssen an natürlichen Anlagen des Geistes und Körpers alle spätern Nationen weit übertroffen haben, welche, von ihrem Beispiel und ihren Lehren geleitet, doch nur in solchen Dingen mehr geleistet haben, welche die Zeit zur Reife und Vollkommenheit bringt, aber heute noch in Allem, was freiwillige Schöpfungen angeborenen Talentes betrifft, ihre längst vergangene, unerreichbare Vorzüglichkeit anerkennen müssen. In den Abbildern der alten Griechen finden wir den Schädel vollkommen rund, die Stirn höchst breit, die Augenbrauen höchst scharf gezeichnet, die Nase gleich fern von Adlerkrümmung wie von Aufstülpung, die Lippen höchst wellenförmig, höchst nett hingesäumt, höchst üppig übereinandergepreßt, das Kinn höchst convex, der Umriß des Gesichts vollkommen eirund, der Hals höchst entwickelt in seiner Form und höchst frei in seinen Bewegungen, die Brust höchst breit, erhaben und räumig u. s. w. Dennoch scheinen selbst die Griechen jene Vollkommenheit, welche die Natur dem Menschen unter dem Zusammenfluß der günstigsten Umstände zu erreichen gestatten mag, nicht erlangt zu haben. Alle Nationen des Alterthums, ja die Griechen selbst, haben irgend eine Sage von einem noch höher begabten Volk bewahrt, das einst auf der Erde blühte, aber durch eine jener großen Revolutionen, deren Schauplatz unser Planet in seiner Entwickelungsperiode gewesen, von dessen Oberfläche weggetilgt wurde. Die Griechen erzählten von den Titanen, die später von den Göttern unterjocht und in die Glutmassen des Aetna gestürzt worden sind; die Juden haben ihre rebellischen Engel, von Jehova um ihres Stolzes willen in die Flammen der Hölle geschleudert, die Riesen und endlich die Abkömmlinge Adams selbst, deren lange Lebensdauer, gleich der Natur der Titanen, die der spätern Geschlechter weit übertraf und von einer Lebenskraft zeugte, die nach der Sündflut sehr abgenommen haben muß. Auch die Meder und Perser bewahrten Sagen von untergegangenen, vollkommenern Geschlechtern in ihren Peris und jenen präadamitischen Monarchen, die zuletzt ihrer Verbrechen wegen in die Gegenden der ewigen Flammen geschleudert wurden. Selbst in der Mythologie der Hindu findet man diese ursprüngliche Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes in jenen mächtigen Geistern aufbewahrt, die von der Erde aus mit den Scharen des Himmels kriegten, zuletzt von ihrem Erzeuger verschlungen, und in die tiefsten Abgründe des Erdballs zur ewigen Feuerqual verdammt wurden".

Hiemit schließen wir die Auszüge aus diesem ebenso reichhaltigen als originellen und interessanten Werke. Wir wagen vorauszusagen, daß es in kurzer Zeit die Tour durch ganz Europa gemacht haben und in alle Sprachen übersetzt worden sein wird, obschon nur sehr wenige Exemplare desselben gedruckt worden sind, und keins derselben in den Buchhandel gekommen ist. 210.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmalz (Theodor), Die Wissenschaft des natürlichen Rechts. Gr. 8. 14½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 269. — 26. September 1831.

Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. 20 Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Das 3. Bändchen beginnt mit der Erzählung: „Der Polyp im Herzen", deren Erfindung uns indessen unglücklich erscheint, und in welcher das Verlangen, etwas Unerhörtes aufzutischen, über das sonst durchweg erprobte Zartgefühl des Verf. und seinen feinen sittlichen Takt den Sieg davongetragen zu haben scheint. Ein alter Doctor, dessen erwünschte Gesellschaft nur aus Leichen und anatomischen Präparaten besteht, nimmt sich seiner verwaisten Nichte darum an, weil er bei der Section ihrer Mutter mehr gefunden, als er sich immer versprach, nämlich einen prächtigen Polypen im Herzen, fest angewachsen, groß, hübsch geästelt u. s. w. Das Alles erzählt er dem armen Kinde und erklärt, daß er ein Tractätlein darüber herausgeben und ihn in Kupfer stechen lassen wird. Ihre Verzweiflung, ihr lautes Schluchzen begreift er nicht, läßt sie vielmehr in sein grünes Gewölbe (sein Präparatencabinet) ein und zeigt ihr das Herz unter Glas und in Spiritus. Inzwischen kehrt Vetter Franz, ein junger Maler, der Thereſen liebt, aus der Fremde zurück. Mit seiner Hülfe beschließt diese, eine heilige Kindespflicht zu erfüllen; das Herz wird unter großen Fährlichkeiten geraubt und begraben, die Schuld bei dem Onkel auf einen Kater gewälzt, der kleine Grabhügel sorgfältig mit Blumen geschmückt. Der Onkel will den vermeintlichen Delinquenten erwürgen; da gesteht Thereſe ihren Raub und will sein Haus verlassen. Unerwartet wird der alte Onkel um ihre Hand, und zwar — wie sich nachher ergibt — weil er an Symptomen zu erkennen glaubt, daß Thereſe von ihrer Mutter — einen Polypen am Herzen geerbt. Der Vetter Franz aber dingt ihm das Mädchen ab, indem er verspricht, mit ihr im Orte zu leben und ihm die Section zu überlassen, sobald der Polyp die Patientin getödtet hat. Der Hochzeittag und die Flitterwochen gehn glücklich vorüber; vergebens lauert der Doctor auf Thereſens plötzlichen Tod. Als er aber ungeduldig werden will über ihr langweiliges immer blühenderes Wohlsein, nimmt ein unerwarteter Schlagfluß ihm plötzlich das anatomische Messer aus der Hand. In dieser Erzählung ist, den physischen Ekel, den das ganze Motiv erregt, nicht einmal mitgerechnet, Alles Gräuel und Unnatur, der abscheuliche Sonderling wie die fromme Nichte, die wahrlich ganz herzlos sein muß, wenn sie nach der gräßlichen Entdeckung noch einen Augenblick unter dem Dache des Onkels weilen kann, und deren Schmerz und Verzweiflung keiner ordinairen Liebe zu einem für diese Gräuelscenen viel zu leichtsinnigen und trivialen Vetter Raum geben sollte. Auch die Behandlung des Gegenstandes scheint uns unglücklich; ekelhafte Themen können nur durch die buntesten Variationen Jean Paul'schen Humors oder durch die vernichtende Feierlichkeit lächerlicher Details, wie sie in ältern englischen Romanen herrschen, poetisch gerechtfertigt und ungefähr auf dieselbe Weise in die Sphäre der Kunst gezogen werden, wie Gemeinheiten des Lebens und selbst Zoten im Aristophanischen und Shakspeare'schen Lustspiele nobilitirt erschienen. Wenn aber das Häßliche, das Scheußliche selbst einen sentimentalen Effect hervorbringen, edel und rührend wirken soll, so hat sich die Kunst geradezu das Unmögliche zum Ziele gemacht. Ganz fehlt es zwar nicht an Humor in dieser Novelle; wir rechnen hierher z. B. den Schluß selbst; eine Stelle im Anfange, wo der Alte darüber verzweifeln will, daß er sich dereinst nicht selbst seciren kann und daß sich vielleicht ein Stümper an ihm vergreifen wird; endlich das Gespräch des Onkels mit Franz, wo er den Liebeskummer der Nichte für Symptome des geerbten Polypen hält. Das Alles ist aber doch viel zu dünn gesäet, und das Sentimentale theilt fast ausschließlich mit dem Abscheulichen.

Auf den peinlichen Eindruck, den diese Erzählung auf Ref. gemacht hat, folgte ein recht wohlthätiger, den die recht natürliche, mit einer Mannichfaltigkeit von trefflich durchgeführten, aus dem Leben gegriffenen Charakteren reicher, als man es auf dem engen Raum erwarten konnte, ausgestattete Geschichte: „Nur keine Mesſaliance", hervorbringt. — Die „Briefe einer verunglückten Kammerjungfer" zeigen die Kehrseite der feinern Welt, und es fehlt in ihnen nicht an Vorfallenheiten und Charakterzügen, wie Verhältnisse und Personen sie noch heute darbieten und wol immer darbieten werden.

Von den 3 folgenden Erzählungen des 4. Bändchens ist die Idee zu „Bandov, der Glückliche", sehr artig. Der Verf. hat sich lange darnach gesehnt, der Biograph eines Glücklichen zu werden; die briefliche Aeußerung eines Freundes, den er im Scherze gebeten, sich auf seiner Reise

nach den hebridischen Inseln nach dem glücklichen Originale umzusehen, und der ihm antwortet, daß das nicht nöthig sei, indem er in seinem Freunde Bandov schon einen solchen Glücklichen kenne: diese Aeußerung veranlaßt den Schriftsteller einem Minister von Bandov, dessen Vermählung er in der Zeitung gelesen, in Begleitung seines künftigen Verlegers zuzureisen. Auf dem Wege hört er auch wirklich nur von Bandov's Glück sprechen und erfährt, daß der Minister in den Grafenstand erhoben und in wichtigen Aufträgen zum Dei von Algier geschickt ist. In der Nähe betrachtet, ist von diesem Glücke wenig zu sehen. Der Minister hat zwar eine bildschöne Frau, aber er hat sie verlassen müssen und ist bereits nach Algier abgereist. Der Schriftsteller sieht die Bildnisse des vornehmen Paares; die Gräfin ist eine wahre Graziengestalt, aber der Graf, in prunkendem Gallakleide, mit reichen Stickereien und Ordensbändern bedeckt, hat ein widerliches Gesicht, das mit des Dichters Ideale eines Glücklichen in dem schreiendsten Widerspruche steht. In einem Nebenzimmer, wo viele Bildnisse hängen, fällt ihm dagegen ein Gesicht wegen seiner heitern Freundlichkeit auf. Da entdeckt es sich denn, daß der Minister noch einen Bruder, einen still auf seinem Gute lebenden Landedelmann, hat, und daß dieser des Freundes gepriesener Bekannter ist. Hoffnungslos verläßt der enttäuschte Verleger, der einen Spektakelroman erwartet hatte, den Schriftsteller, und dieser findet auf dem Landgute, das er eilig aufsucht, eine glückliche Familie und einen excellenten Mann, von welchem sich aber in der Welt nichts sagen läßt, als, nur nicht im spöttischen Sinne Gellert's: „Er lebte, nahm ein Weib und starb". Denn ein früher und schneller Tod Bandov's schneidet dem Schriftsteller alle Hoffnung auf einen für die Zukunft thatenreichern Lebenslauf seines Glücklichen ab. Der Gedanke ist, wie man sieht, recht hübsch; die Ausführung aber ist zu sehr Skizze geblieben, und die Auflösung, die als ein Aufgehen in ein Nichts komisch hätte behandelt werden sollen, ist sentimental gehalten und doch leer und abschnappend; denn wenn ja das Familienleben des stillen Glücklichen rührend dargestellt werden sollte, so hätte sich der Verf. die Mühe nehmen müssen, es bis ins Einzelne zu schildern, und uns nicht blos mit der Vermählung von Bandov's Tochter abspeisen, wo Braut und Bräutigam vor dem Altar und Priester sich eben als der Dichter eintritt — bei einem innigen Kusse umschlungen halten, mit welchem der Verf. offenbar der falschen Sentimentalität seines Jahrhunderts gehuldigt hat. — Die 2 folgenden Geschichten: „Treue des Glücks" und „Die neue Putzstube", sind, jene voll gräßlicher, diese voll komischer Begebenheiten.

Das Märchen: „Die Zauberkünste", mit welchem sich das 5. Bändchen eröffnet, theilweise von der Phantasie gut ausgestattet, läßt doch Moral und Lehre zu sichtbar durchblicken und beruht am Ende, was den Knoten der Geschichte betrifft, nur auf dem Witzspiele, das mit dem Worte Zauberin getrieben wird. Daß der Held der Geschichte die Tochter des Mannes heirathet, der seinen Vater meuchlings ermordet hat, widerstrebt dem Gefühle, obgleich der Dichter wahrscheinlich gerade darin eine Art von Sühne gesucht hat. — Die „Geständnisse eines Weiberfeindes" haben uns insofern nicht befriedigt, als die entsetzlichen Misverständnisse und Widersprüche psychologisch nicht gehörig motivirt erscheinen. — Die „Geschichte vom dummen Veit" ist ein Spaß im ältern Geschmacke, jetzt nicht mehr recht genießbar.

Von den 4 Erzählungen des 6. Bändchens gilt dasselbe wol noch in höherm Grade von den „Bruchstücken aus dem Tagebuche eines Gymnasiasten", während „Die Sonnenaufgangsfeier", „Hans und Gretchen" und „Tante Gesche" mehre echt komische Partien enthalten, welche nicht veralten werden, die Wortmisverständnisse in der letzten Novelle freilich ausgenommen.

Wir haben uns absichtlich bei den Erzählungen des Verf. länger verweilt, denn die flüchtige Gegenwart solcher Gäste in den Almanachen und Zeitschriften hat das Gute, daß, wenn sie nach 20 und 30 Jahren zusammengesellt wiedererscheinen, sie als neue Ankömmlinge betrachtet werden können, welche wenigstens den jüngern Generationen fremd geworden, und denen man, wenn sie es, wie die unsers Verf., werth sind, doch wol ein Wort des Urtheils und der Empfehlung (und mir däucht, auch der Tadel des Einzelnen an einem im Ganzen achtungswerthen Schriftsteller empfiehlt!) an die Leser mitgeben darf.

(Der Beschluß folgt.)

Auswahl der Gedichte des verstorbenen Oberpredigers M. H. A. Schmidt zu Derenburg. Herausgegeben von seinen beiden Freunden Müller und Herold. 2 Bände. Halberstadt, Brüggemann. 1831. 8.

Der Kunstrichter schreibt Bericht und Recension, theils um den Standpunkt einer Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen zu bezeichnen, den Fort- oder Rückschritt derselben anzudeuten, und Wink und Lehre den Bebauern derselben zu geben; theils aber auch, um den Verfasser selbst zu belehren, ihm die rechte Bahn anzudeuten, wenn er sich verirrt, oder ihm ein ermunterndes Wort zuzurufen, wenn er auf rechtem Pfade wandelt. Letzteres fällt bei Anzeige dieser Gedichte weg; denn ihr Verf. wandelt nicht mehr unter den Lebenden, und zwei seiner Freunde, der Rector Müller zu Blankenburg am Harz und der Pastor Dr. Herold, setzen ihm durch Herausgabe seines poetischen Nachlasses, dem einige biographische Notizen vorangehen, ein kleines anspruchloses Denkmal, wobei wir loben, daß sie nur eine Auswahl und nicht das Ganze liefern. Nicht selten wird der poetische Nachlaß eines Mannes gesammelt, dem nur das Freundesherz den Dichternamen beilegt und das os magna sonaturum zuspricht, während seine Papiere für ein größeres Publicum wenig Interesse haben können; indessen läßt sich diesem Schmidt, so wenig wie seinen frühern Namens- und Kunstverwandten, dem Jakob Friedrich Schmidt in Gotha, dem Klamer Schmidt in Halberstadt und dem Schmidt in Werneuchen, das Dichtertalent absprechen; hoffen wir aber in seinen dichterischen Ergüssen das prismatische Farbenspiel einer sich keck ergehenden Einbildungskraft zu sehen, suchen wir den Ueberschwang eines phantastischen Humors, der sich im schlagenden Gegensatz in weiche, elegische Laute drängt, oder spähen wir hier nach den Formen des europäischen Südens, oder den leckenden Wundergestalten einer orientalischen Phantasie, oder nach dem Streben, die mittelalterliche Gemüthlichkeit und Mystik sich im gegistigen Strome des 19. Jahrhunderts abspiegeln zu lassen: mit

einem Worte, suchen wir Bilder, Gestaltungen und Sangsweisen, wie sie sich in der modernen poetischen Kunstjägerei darstellen, so suchen wir umsonst; denn das Pathos, welches stets gehalten, aber nie schimmerlos oder schwülstig durch diese Erzeugnisse sich hinzieht, die kühle Besonnenheit, die schon bei des Liedes Empfängniß die glättende Feile gebraucht zu haben scheint, die offenbare Hinneigung zum Didaktisch-Lyrischen, in dessen Weizengefilde die Cyane freundlich hervorschimmert, verrathen überall den Dichter in einer frühern Schule gebildet. Glaubt man nun aber, man werde in Geist und Form, ebendeshalb weil S. als Dichter einer frühern Zeit angehört, auf Längstbekanntes und Dagewesenes stoßen und gar hinsichtlich der Sprache an das vorige Jahrhundert erinnert werden, so irrt man; nirgends ein Nachhall früherer Dichter; nirgends das unwillkürliche Plagiat einer Reminiscenz; nirgends eine Mahnung an ein Vorbild, und nur ein einziges Mal stört den Leser, der diese Bemerkungen machen muß, eine Parodie des Schiller'schen Hymnus an die Freude, und wir können nur bedauern, daß sie mit in diesen Kranz geflochten ist, dessen Blumen übrigens sämmtlich in des Dichters eignem Garten gewachsen sind. Die Sprache ist edel und unserer Zeit angemessen; wir haben kein schielendes, fast kein verbrauchtes Bild gefunden; der Reim ist rein; man liest fort, ohne daß Auge, Ohr und innerer Sinn beleidigt würden, und das Gemüth wird auf der ebenen Fläche des Gedankenstromes sanft und ebenmäßig fortgetragen. So das Ganze. Sehen wir auf das Einzelne, so könnte man die patriotischen Gedichte des ersten Abschnitts als Mittel gebrauchen, die erloschenen Flammen einer für Deutschland großen Zeit wieder anzufachen; denn in den Gesängen auf die Thaten der Preußen bei Groß-Görschen, Groß-Behren, bei der Katzbach, bei Kulm, Dennewitz und in dem langen Heldengesange auf Leipzigs Völkerschlacht weht eine patriotische Begeisterung, die in manchen Stellen uns mit fortreißt. Recht lebhaft werden wir da in die Tage von 1813—15 versetzt. In dem zweiten Abschnitt werden uns Gedichte nach Gemälden geboten; sie litten jedoch an einer großen Breite, ein Vorwurf, der aber auch in einem dritten Abschnitt den Romanzen, Balladen, Erzählungen zu machen ist, unter denen wir nur, S. 9 im 2. Bande: „Die Kinder im Walde", auszeichnen möchten, ein kleines artiges Gemälde, nach einem englischen Stoff bearbeitet. Unter den vermischten Gedichten in der vierten Abtheilung sind als gelungen zu nennen: „Nacht und Zukunft", S. 67; „An die Vergangenheit", S. 72; „Der Freude Launen", hübsch gedacht, S. 80; der didaktisch-lyrische Erguß an die Einsamkeit hat das Pathos und die sanfte melancholische Färbung, die man bei der Behandlung von solchen Gegenständen liebt; und mehr Phantasie als in den übrigen Gaben offenbart sich S. 125 in: „Die Träume". Nur die Oden in antiken Versmaßen ermangeln jener Gedankenschwere, die diese Dichtungsart heischt, und der Verf. schreitet da einher, wie in einem weiten Talar, den er weder mit Würde noch mit Anmuth in Falten zu legen oder zu tragen weiß. Was die Uebersetzungen in der fünften Abtheilung anbetrift, so sind sie, streng genommen, nicht treue Uebertragungen, sondern mehr Nachbildungen von Shirley, Pope, Gray und Warton. Ueberhaupt beschäftigten den Verf. unter den neuern Dichtern die Briten am meisten, namentlich Young, dessen Nachtgedanken er, mit Wenzel-Sternau rivalisirend, in dem Versmaße der Urschrift nicht ohne Glück verdeutschte. Da er sich jedoch mit der Verlagshandlung über einige Punkte nicht einigen konnte, so ist nur der 1. Theil der Nachtgedanken erschienen, obwol die ganze Handschrift vollendet ist. Die Gedichte bei besondern Gelegenheiten in der sechsten und letzten Abtheilung haben gewiß zu ihrer Stunde und an ihrem Orte den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt, und Anerkennung verdient die Discretion der beiden Herausgeber, die auch bei der Sammlung und Zusammenstellung dieser Kinder des Augenblicks, die nur auf Augenblicke berechnet sind, das ne quid nimis weise im Auge behalten haben.

45.

Aus Italien.

Bei der Aufmerksamkeit, welche die Italiener ihrer ältern Literatur schenken, durfte man sich wundern, daß Benvenuto Cellini's Leben noch nicht durch eine Ausgabe aufs Neue verbreitet worden war, die allen Ansprüchen der verwöhnten Kritik unserer Tage genügt hätte. Die erste Bekanntmachung des Urtextes durch Ant. Cocchi zu Neapel 1728 (mit dem angeblichen Druckorte Köln) war nach einer sehr mangelhaften Handschrift besorgt; doch trug man kein Bedenken, diese auch bei Göthe's Uebersetzung zum Grunde gelegte Ausgabe 1792 in Florenz nachdrucken zu lassen. Einige Verbesserungen des Textes gab eine mailänder Ausgabe vom J. 1805, bei der man eine Handschrift der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Rathe zog; noch mehr der Abdruck in der Sammlung der „Classici italiani", den Abate Giov. Palamade Carpani, mit Zuziehung einer ehemaligen palatinischen, jetzt Laurentinischen Handschrift besorgte. Größere Sorgfalt in der Benutzung dieser Handschrift hätte den Text wesentlich genauer herstellen können, wie eine zweite Ausgabe dieser Biographie durch Carpani in der „Collezione biografica" zu Mailand dargethan hat; aber noch gab es selbst in dieser letzten Ausgabe, der sorgfältigsten, die bisher erschienen, Stellen, welche es wünschenswerth machten, daß Cellini's Urschrift aufgefunden würde, an deren Vorhandensein man jedoch zweifelte. Doch auch sie hat sich endlich gefunden. Hr. Louis von Poirot, ein in Florenz lebender Freund der Wissenschaften, traf sie zufällig und bereicherte damit seine erlesene Bibliothek, aus der sie in die Laurentinische überging. Dr. Tassi verglich diese Handschrift, die einst im Besitze von Lorenzo Cavalcanti, später von Francesco Redi war und einen kleinen Foliobaud von 520 Blättern, der für das Wörterbuch der Crusca war benutzt worden, ausmacht, und fand bei der Vergleichung mit den bisherigen Ausgaben so viele und wesentliche Varianten, daß er eine neue Ausgabe sich vornahm, die jetzt erschienen ist. Unter dem Titel: „Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo, restituita alla lezione originale sul manoscritto Poirot ora Laurenziano ed arricchita di illustrazioni e documenti inediti dal dottore Franc. Tassi" (3 Bände, Florenz, 1829—31), hat man nun so ziemlich Alles beisammen, was diesen merkwürdigen Mann angeht, der, in den letzten Tagen eines unruhigen Freistaates geboren und mit den wunderlichen Grundsätzen aus der Zeit seines Ueberganges zum Fürstenthume erwachsen, die sonderbarste Mischung von Sinn für das Schöne und von Rohheit zeigt und überall ebenso viel Kenntniß als Scharfsinn, Einbildungskraft als Gewandtheit des Ausdruckes darlegte. Durch den Fleiß des Herausgebers ist keine Seite dieser ganz vollständigen Ausgabe ohne erläuternde und erklärende Noten, keine ohne Berichtigungen ausgegangen. Genau ist die Rechtschreibung und die Absonderung des Textes durch die Schreibezeichen berücksichtigt, kunstgeschichtliche Bemerkungen eingeflochten und die beschriebenen technischen Verfahren genauer erläutert. Nichts ist von dem unterrichteten Herausgeber verabsäumt worden, was zur Vervollständigung des ganz unverkürzten Textes beitragen konnte, und die Archive und Bibliotheken von Florenz enthielten für den verständig Suchenden noch manchen glücklichen Fund, wie besonders der 3. Band darthut. Auch die äußere Ausstattung gewann unter so pflegenden Händen; ein Facsimile der Originalschrift, mehre Tafeln nach Cellini's Werken, namentlich das berühmte Salzfaß, jetzt in der ambraser Sammlung, und ein Bild des alten Meisters aus dem letzten Sakle des Palazzo vecchio zu Florenz sind dem Werke mitgegeben, das bei dem mäßigen Preise (28 Lire) hoffentlich in recht vielen Kunstbibliotheken einen Platz finden wird.

Hochzeits- und Wochenbetten müssen bekanntlich den gelehrten Abbaten Italiens, die an beiden unschuldig sind, den Anlaß zur Hervorsuchung von Schriften geben, deren ganzer Werth häufig in ihrem Alter und ihren berühmten Autornamen, zuweilen auch in Einem verständigen Urtheile besteht. Auch die neueste Zeit ist nicht arm an solchen Proben einer retrospectiven

Literatur gewesen, und ein paar gute Leute sind Schriftsteller geworden, indem sie Aufgefundenes abschrieben. So hat ein Ungenannter bei der Niederkunft einer Dame in Perugia einen Brief über Erziehung vom Jahre 1571 vorgesucht: „Della istituzione di nobile prole e del governo della famiglia, lettera inedita di Astorre II. Baglioni, governatore delle armi venete, scritta da Cipro alla consorte Ginevra Salviati“ (Perugia, 1830), bei dem der Zusammenhang zwischen dem gewählten Anekdoten und dem Ereignisse der Bekanntmachung wol leicht sich auffinden läßt. Weniger deutlich, wenn man nicht schalkhafte Nebengedanken voraussetzt, möchten die Beziehungen zwischen Briefen eines Cardinals Noris über ein heftiges Erdbeben im J. 1703 und einer Hochzeit sein, der zu Ehren sie ans Licht traten: „Lettere inedite dell eminentissimo card. Enrico de' Noris“ (Verona, 1831); vollends gar zwischen einem Beilager und 2 Schriften der Manucci, wo weder von Kindern noch von Kindereien die Rede ist. Diese letztern Schriften, von einem Hrn. Emanuel Cigogna zu Venedig bei der Vermählung einer H. Spiridion Papadopoli herausgegeben, geben nichts als den Wiederabdruck eines seit 1581 vergessenen Büchelchens: „Relazione della qualità di Jacomo di Crettone“, worin von einem liebenswürdigen jungen Schotten, Jakob Criton, die Rede ist, der schwerlich seinen Hochzeittag mit gelehrten Untersuchungen hingebracht hätte, so geläufig sie ihm sonst auch waren, da er, wie Mezzofanti, in 14 Sprachen seinen Hof zu machen und sogar zu disputiren verstand. Der schöne junge Mann ward in Mantua am 3. Juli 1583 von Vincenz Gonzaga, dem Sohne des Herzogs, man weiß nicht warum, grausam ermordet. Die andere Schrift, die Hr. Cigogna als Hochzeitsgabe mit jener verband, ist ein Brief des alten Aldo Manucci an den Herzog von Urbino, der in der Olivierischen Bibliothek zu Pesaro sich gefunden hat. Der Brief mag von dem geplagten Aldo in einem Augenblicke geschrieben sein, wo er endlich sich selbst anzugehören begehrte und, um dem Regen zu entgehen, ins Wasser zu springen entschlossen war. Vielleicht findet Hr. Papadopoli in dieser Beziehung einige Aehnlichkeit mit seinem Zustande und versteht dadurch, wie man das Schriftchen: „Di Aldo Manucci e di Paolo N. di Aldo scritti due rarissimi (Venedig, 1831), gerade für seinen Hochzeitstag auswählte.

Ein Vorgänger Schiller's in dem Versuche, die Aeneis in gereimte Stanzen zu übersetzen, der Lucchese Bartolomeo Beverini (geb. 1629, gest. 1686), hinterließ bei seinem Tode lateinisch geschriebene Annalen seiner Vaterstadt, die man jetzt der Bekanntmachung werthgehalten hat („Bart. Beverini annalium Lucensis reipublicae libri VII“ (2 Bde., Lucca, 1829—30). Sie reichen nur bis zu Karls V. Zeiten, wo die Freiheit von Lucca, von mächtigen Nachbarn bedrängt, den Sturm eines Heeres unter Barnabo Visconti's Befehlen aushalten mußte. Die Beurtheiler des gerühmten Werkes in der „Bibl. ital.“ (Aprilheft, 1831) würden es noch mehr empfehlen, wenn er in der neuen Sprache Italiens verfaßt wäre.

Nach einer Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen, welche unter Ritter Cesari's Leitung täglich auf der Sternwarte der Brera angestellt werden, hatte Mailand im vorigen (1830.) Jahre 178 heitere Tage, und der August, im Vergleich mit den andern Monaten, davon die meisten. Zusammen hatte er 24. Nächst ihm kam der Juli mit 22, der März mit 21, der Oktober mit 20. Der Februar hatte dafür nur 5. Junius und Dezember gaben die größte Masse himmlischen Wassers. Im erstern Monate betrug sie am Regenmesser zusammen 66,11 Linien, im letztern 63,50. Das geringste Volumen des Wassers hatte der März, wo nur 7,59 Linien sich zusammenfanden. Die mittlere Temperatur war am gleichmäßigsten warm im Juli. Während dieses Monats stieg sie zwar nur bis + 25°,5, fiel aber nie unter + 18,9, und ergab daher als mittlere Temperatur 20,63. Der im Allgemeinen kälteste Monat war der Monat Januar. In ihm war + 8,2 der höchste, — 11,5 der niedrigste Temperaturstand. Als Mittelsumme ergab sich daher — 3,20 für den ganzen Monat. Eine solche Kälte hatte man bekanntlich dort seit einer langen Reihe von Jahren nicht erlebt, und öffentliche Blätter erwähnten dieser so auffallenden Strenge der Witterung. Doch glich die Natur wieder aus; denn im Durchschnitte ergab sich als mittlere Temperatur für alle 12 Monate + 10,20. Am auffallendsten war die Gleichmäßigkeit der Barometerstände. Fast zu keiner Zeit entfernte es sich weit von 27 Zoll, 8,... Linien, und fürs ganze Jahr blieb daher die Mittelhöhe 27 Zoll, 8,85 Linien. Daß bei solchen Förderungen des animalischen Lebens Naturwissenschaft und Technologie, namentlich in den noch südlicher gelegenen Theilen der Halbinsel und in den umliegenden Inseln, unerschöpflichreichen Stoff zu Beobachtungen und Versuchen finden werden, würde sich auch ohne den Beweis, den das „Giornale agrario toscano“ aufs Neue dafür gibt, und den die gelehrten Abhandlungen der fleißigen Giecnischen Akademie zu Catania verschaffen (deren 4. Band im Jahr 1830 bei Pappalando zu Catania in 4. unter dem Titel: „Atti dell' accademia Giocnia di scienze naturali di Catania“, herausgekommen ist), wol von selbst verstehen. Kein Zweig der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit ist in dem erstern und keine Erscheinung, welche das ätneische Land eigenthümlich hat, in dem zweiten Werke unerörtert geblieben. Naturforscher würden besonders den Abhandlungen von C. Gemellaro, Giuf. Alessi, Carm. Maravigna und Ferd. Cosentini wegen der vielfachen Beziehungen auf frühere Forschungen über den Vesuv gewiß mit Interesse folgen, und durch diese Arbeiten, beinahe vom südlichsten Punkte europäischer Bildung her, sowie durch P. Savi's „Ornitologia toscana, ossia descr. e storia degli uccelli che trovansi nella Toscana con l'aggiunta delle descrizioni di tutti gli altri proprj al rimanente d'Italia“ (Pisa, 2 Theile, der letztere mit der Jahrzahl 1829, aber viel später ausgegeben) sich überzeugen, wie gewissenhaft Naturforschung in der Halbinsel noch betrieben wird. Eine einzelne Schrift des Doctors M. Ruſconi: „Développement de la grenouille“, zwar angeblich Mailand, 1826, in 4., aber wiederum viel später erschienen, doch nicht in den Buchhandel gekommen, da nur 80 Exemplare auf Velinpapier davon abgezogen wurden, wird durch Zeitschriften wie die „Isis“ wol allgemeiner verbreitet werden. Schon als Fortsetzung der Untersuchung über die Stadien im Leben der Salamander darf sie in keiner Bibliothek eines Physiologen fehlen. Der Einfluß ausländischen Wetteifers möchte bei diesen Studien leicht sich nachweisen lassen, da man selbst in dem rationellen Theile der Naturwissenschaften sich den deutschen Nachbarn immer enger anzuschließen bemüht ist, wie unter Anderm Carlo Nobile's „Vedute generali sui fondamenti della fisica biologica“, eine 1830 zu Pavia erschienene Inauguraldissertation, beweist, deren von Schelling entlehnte Ansichten in der „Bibl. ital.“ (Aprilheft) mit der größten Anerkennung gepriesen werden. 35.

Zelotische Kanzelberedtsamkeit.

„An unserm Orte“, sagt Harms in einer zur Jubelfeier der augsburgischen Confession gehaltenen Predigt, „lieben Brüder, und zu unserer Zeit dient uns wirklich die Confession weniger, ist uns weniger noth wider die päpstliche Kirche, als dazu, daß wir uns von Denen rein erhalten, die unter uns leben als Lutheraner und schreiben Bücher für die Jugend, für das Volk und für Gelehrte, haben Lehrstühle inne, auf niedern und auf hohen Schulen, stehen auf der Kanzel und am Altar und Taufsteine, hören Beichte und werden im Beichtstuhle gehört, lutherische Geistliche, die sich auch mit einem Eide verpflichtet haben, daß sie wollen Alles der augsburgischen Confession gemäß thun, und thun es doch nicht, sondern der Confession und ihrem Versprechen ganz entgegen. Diese finden sich überall, Arianer, Samosataner, Pelagianer u. s. w.“ (S. 17.) 118.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 270. — 27. September 1831.

Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. 20 Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Romane haben eine weniger unterbrochene Lebensdauer beim lesenden Publicum, und so dürfen wir uns wol, was schon der dieser Anzeige gestattete Raum erfodert, bei Erwähnung der Romane: „Ferdinand Warner" (7.—9. Bändchen) und „Westold und sein Freund" (10.—12. Bändchen), kürzer fassen.

„Ferdinand Warner" ist offenbar Eberhard's bestes und gründlichstes Werk in ungebundener Rede, voll wahren, innigen Gefühls, reich an Lebenserfahrungen, an Wahrheit der Situationen und Charaktere, kunstgerecht angelegt und so ausgeführt, daß er noch jetzt, wie neu geschrieben, fesselt und nicht aus der Hand gelegt wird, bis er in einem Zuge durchgelesen ist. Durch den ganzen Roman schreiten als Fatum zwei unglückbringende Dämonen: das Mistrauen edler Seelen gegen befreundete Menschen, und ihr blindes Vertrauen auf feindselige. Aus diesen beiden Seelenstimmungen, viel mehr als aus den auch nicht spärlich eingewobenen äußern Begebenheiten, ergeben sich alle bedeutenden Verwickelungen und die schreckliche aber nicht unnatürliche Katastrophe der Geschichte, und alle bessern Charaktere des Romans werden in jene traurige Verirrung des Geistes hineingezogen; selbst der herrliche, doch immer wahr gehaltene, Welsing ist nicht frei von Mistrauen gegen seinen Ferdinand, und arglosem Vertrauen gegen den allzu abscheulichen Hofrath; und beides zusammen bringt ihm den Tod. Die Charaktere zeigen von vielem und langem Menschenstudium, auch die weiblichen: die übermüthige und leichtsinnige Louise, die nur durch Liebe selbstsüchtige Karoline, die schuldlose, aber doch entweihte Commerzienräthin und die Psyche Adelheit sind jede in ihrer Eigenthümlichkeit mit großer Sicherheit geschildert, und die Charakteristik des Grafen und des Commerzienraths, der beiden natürlich schlechten Menschen (denn die Abscheulichkeit des Hofraths grenzt ans Unnatürliche) beweisen, wie das Böse gerade von einer reinen Seele bis in den Grund durchschaut und vom edeln Talente in seiner ganzen Elendigkeit und Verworfenheit dargestellt werden kann. Dagegen hat sich Eberhard's durchaus gute Natur an der Schilderung Warner's und Welsing's schadlos gehalten, aber auch hier den Pinsel nur in die Farben der Wahrheit getaucht. Dies erhellt aus dem Buche so gut als aus Dem, was der Verf. in seiner Biographie berichtet.

Schon seit 1797 — sagt er dort S. 147 — trug ich den Stoff zu meinem „Ferdinand Warner" mit mir im Kopfe herum. Die Stimmung dazu und der Hauptton, der darin herrscht, waren das Ergebniß meiner langen, tiefen Trauer um meinen Freund Madai, dem ich nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, sehnsuchtsvoll von ihm erwartet, sehnsuchtsvoll entgegeneilte, um acht schreckliche Tage und Nächte lang sein Krankenpfleger zu sein und ihn dann in der schönsten Blüte des Lebens und der Entwickelung geistiger Kräfte, mit einem zur höchsten Ueberspannung gesteigerten Schmerze im März 1796 sterben zu sehen. So groß die natürliche Federkraft meines heitern Sinnes auch war, so blieb doch jahrelang, tief im Grunde meines Herzens, eine nicht zu tilgende Trauer um den unersetzlichen Freund. Es war wie ein dumpfer, tiefer Glockenton in meiner Seele, der freilich häufig von der zerstreuenden Weltmusik überschrien wurde, den ich aber immer gleich wieder forttönen hörte, sobald ich mir selbst in meinem Zimmer oder in der freien Natur überlassen war. Das Klingen dieses Tones schuf meinen „Ferdinand Warner". Mein und meines Freundes Schicksale und Lebensverhältnisse waren nicht wie die von Warner und Welsing; aber wir liebten uns, wir theilten Freude und Schmerz mit einander wie diese Beiden, und ich war in Verzweiflung über den Tod meines Freundes, wie Warner es über den Tod des seinigen war. Kurz, ich würde keinen solchen Roman — das heißt in diesem Grunden — haben schreiben wollen und können, wenn ich nicht durch jene schmerzliche Erfahrung in eine solche Stimmung versetzt worden wäre, wie meine damalige eben war.

Uebrigens hatte dieser Roman die Ehre zwei Mal nachgedruckt zu werden, und der eine Nachdrucker, um ihn noch mehr zu schmücken, beging sogar den Misgriff, Welsing's verwachsene Gestalt in Kupfer stechen zu lassen. Auch noch einen andern Schrecken erlebte der gute Verf. In einer Literaturzeitung erschien sehr bald eine ungemein lobende Anzeige des Buchs. Eine andere Zeitung erklärte dies für Freundeslobhudelei. Eberhard, im Bewußtsein der Unschuld, äußert sich in einem öffentlichen Blatte dahin, der (erste) Recensent könne keiner seiner Freunde sein, weil er sonst wissen müßte, daß ein gegründeter Tadel ihm lieber sei als ein übertriebenes Lob. Alsobald macht der Rec., erzürnt über solchen Undank, in einer Gegenerklärung seiner überlaufenden Galle Luft und sagt, er sehe nun selbst ein, daß er übertrieben gelobt habe.

„Westold und sein Freund", der andere Roman Eberhard's (vom J. 1810 fg.), steht uns unter seinem „Fer-

binand Warner", obgleich des Verf. eignes Urtheil das unserige einschüchtert. Der Letztere erzählt uns (Biogr., S. 175 fg.), daß auch dieser Roman günstige Beurtheiler und theilnehmende Leser gefunden; doch nicht in dem Maße, als es der Fall gewesen sein würde, wenn eine Arbeit, je tiefer sie aus dem Herzen kommt, auch, dem alten Sprichwort gemäß, immer desto tiefer zum Herzen gehen müßte.

Von Allem, was ich habe drucken lassen, ist von mir nichts mit größerer, innerer Wärme geschrieben als mein „Westold"; und wenn ihn die ganze Lesewelt auch verschmähte, würde ich doch nicht aufhören, ihn zu meinen liebsten Arbeiten zu zählen. Zufällig angeregte, lebhaftere Rückblicke in eine frühere Epoche meines Lebens verstärkten unwillkürlich die tragische Haltung, zu welcher der Stoff mich hinlenkte. Ich verfiel in den Fehler eines Schauspielers, welcher, statt nur so zu thun als ob er weine, wirklich bitterlich weint und darüber seine künstlerische Freiheit in Ton und Mimik verliert.

Eberhard zeigt dann noch weiter die begangenen und zum Theil in dieser zweiten Bearbeitung wieder gutgemachten Fehler und vertheidigt sein Werk mit Eifer und Scharfsinn gegen den Tadel eines Recensenten, den wir auf sich beruhen lassen wollen. Der Verf. meint, wenn das Werk auch in seiner jetzigen Gestaltung dem Gefühle richtig urtheilender Leser noch auf eine Weise wehthun sollte, die sie nicht für angemessen hielten, „so müßte ich überhaupt die Erfindung und Verkettung in diesem Roman für verfehlt halten und ihn von dieser Seite aufgeben, sodaß nur noch Charakterschilderung und Darstellungsweise übrigblieben, gegen welche ich keinen Tadel vernommen habe". Ref. erlaubt sich aber doch, seinen Tadel dahin auszusprechen, daß, während sich im „Warner" fast Alles vortrefflich aus innern Motiven entwickelt, hier das Schicksal, oder besser gesagt, der Zufall mit seinen „Teufeleien" die Hauptrolle spielt und die Charaktere gewissermaßen überwältigt; denn daß dazwischenkommende Schläge des Geschicks dem Menschen den Genuß des erträumten Glückes mit schonungsloser Schadenfreude verkümmern und verbittern, ist wol möglich, ja häufig, und ein würdiger Gegenstand der Poesie; aber ein ganzes Donnerwetter von solchen ununterbrochen folgenden Schlägen, wie sie in dem vorliegenden Romane herunterprasseln, läßt weder die Wirklichkeit los, noch muß die Poesie ein solches darstellen wollen. Wo das Schicksal so einbricht, daß gar kein Kampf des Helden, nicht einmal mehr ein moralischer dagegen möglich ist, und man den einen (Hastebeck) thaten- und willenlos den Klippen zum Zerschellen preisgeben, den andern (Westold) in ziemlich passivem Gebete hinsiechen lassen muß, da ist kein Stoff zur Dichtung vorhanden.

Auch die Charakteristik des Verf. in diesem Werke muß Rec., was den Westold betrifft, angreifen, indem sein Verlangen nach dem geistlichen Lehramt, so dargestellt, doch allzu schwächlich und weder aus der Tiefe des Christenthums noch seines eignen Herzens geschöpft erscheint, sondern mehr wie eine kränkliche Sehnsucht aus verworrener Brust nach etwas nicht recht deutlich Erkanntem herauskommt, und fast immer Mitleid, manchmal Lächeln, zuweilen sogar Widerwillen erregt. Sowol die Religion als das Herz und der Charakter, den es ihr unwiderstehlich zutreibt, hätten bestimmter und kräftiger gezeichnet werden müssen, dann hätte aus dieser Gestalt etwas ganz Anderes werden können. Wahrer und nicht nur äußerlich (wie natürlich), sondern auch innerlich lebenskräftiger ausgestattet ist Hastebeck, nur die Darstellung seines gut gedachten Charakters fällt hier und da etwas ins Uebertriebene. Von den übrigen Charakteren ist besonders die Gräfin vortrefflich durchgeführt, wie denn das viele Gute und die ergreifende Wahrheit und Glut einzelner Scenen, die das eigne Urtheil des Verf. über dieses Werk theilweise vollkommen rechtfertigen, vom Ref. über dem offen dargelegten Tadel keineswegs verkannt wird.

Nicht der Raum blos gebietet uns über die weitern 8 Bändchen der Sammlung rascher hinzueilen, sondern der Inhalt selbst erlaubt uns auch dieses. 13 und 14 enthält „Reisebilder" aus der sächsischen Schweiz und der Insel Rügen; beide Darstellungen, was die Natur betrifft, von nie alterndem Interesse, lockend für Den, der jene Gegenden nie betreten, Erinnerungen weckend für Jeden, der sie besuchte. Ref. hat das Letztere an der „Reise in die sächsische Schweiz", das Erstere an den „Erinnerungen von Rügen" erfahren. — Das 15. Bändchen gibt uns „Bruchstücke aus frühern Arbeiten", unter welchen „Der Olympier" die Aufmerksamkeit des Lesers besonders aufsichziehen wird, welcher den Werth des epischen Gedichts: „Der erste Mensch" (20. Bändchen), über welches sich seiner Zeit d. Bl. ausführlich ausgesprochen haben, anerkennt.*) Jenes Fragment enthält nämlich den ersten im J. 1797 gemachten Versuch einer Bearbeitung jenes Themas in Reimen. Eine Vergleichung zeigt wie viel der Stoff durch die neue Behandlung gewonnen hat, und wie durch die strengere antike Form „die mythologische Plaisanterie", die der Verf. beim ersten Plane mit im Sinne hatte, zum großem Vortheil für das Ganze von selbst ausgeschlossen worden ist (vgl. Biogr. S. 181 fg.).

Das 16. Bändchen liefert „Treue Liebe", ein Schauspiel in 5 Aufzügen (1811), und „Das Erdbeben", eine Schicksalskomödie. Jenes hat eine interessante Fabel, mannichfaltige Charaktere und interessante Situationen, eine schöne, einfache Diction; ganz frei von phantastischer Sentimentalität ist es nicht, und die Scene bei Sigmunds Monument (S. 105 fg.) hätte ihren Platz besser in einer Zauberoper gefunden als in einem Schauspiel, dessen Stoff, obgleich pure Erfindung, doch historischen Zuschnitt hat. Die Komödie hat Ref. nicht zum Lachen gebracht.

Das 17. und 18. Bändchen umfaßt die lyrischen und elegischen Gedichte des Verf. Nach Dem, was über das Verhältniß des Verf. zu der Zeitrichtung der Poesie im Eingange dieser Anzeige gesagt worden ist, bedarf es keiner besondern Charakterisirung dieser Gedichte; sie schließen sich, unbekümmert um den herrschenden Geschmack, der ältern Schule an, aber überall, wo des Verf. volle Eigenthümlichkeit aus der gewohnten Form hervorbricht, sind sie durch ihren reinen Sinn, die Klarheit der Anschauungen und die Wahrheit der Gefühle sehr anspre-

*) Vgl. Nr. 211 u. 212 d. Bl. f. 1829. D. Red.

chmd. Unter die gelungensten rechnen wir: „Betrachtung im Freien" (1793), S. 8; „Nachtgesang" (1797), S. 56; „Die Mitternachtsstunde" (1800), S. 77; „Das Glück" (1805), S. 94; „Der mächtige Hammer" (1810), S. 101; „Erinnerungsfest" (1816), S. 120; „Zu einer Säcularfeier" (1816), S. 177. Die Epigramme verrathen eine rege Theilnahme an allem Guten und edeln Widerwillen gegen alles Verkehrte bis auf die neuesten verhängnißvollen Tage herab. Unter den Episteln zeichnet sich „Ehrenrettung" aus (18. Bdchen., S. 21). Die politischen und epischen Mittheilungen haben uns am kältesten gelassen.

„Hannchen und die Küchlein" (19. Bdchen.) ist so einzubürgert unter uns, daß wir das liebliche Idyll mit keiner splitterrichtenden Kritik verfolgen wollen. — Eberhard's bestes Gedicht in gebundener Rede: „Der erste Mensch und die Erde" (20. Bdchen.), ist in d. Bl. früher schon genügend gewürdigt worden. 197.

Correspondenznachrichten.

Aus dem Mecklenburgischen, 31. August 1831.

Auch unser gesegnetes Mecklenburg, welches dem Eindringen der unglückschwangeren Cholera zur See durch die umfassendsten, wohlberechnetsten Maßregeln der zweckmäßigsten Art glücklich gesperrt worden, das und seine Grenzen durch die strengsten Vorkehrungen auf allen Seiten gegen die Anfälle dieser epidemischen Seuche geschützt sieht *), hat sich gleichwol gegen die immer weiter umsichgreifenden Verirrungen einer religiösen Schwärmerei und gegen die vielgestaltigen Ausgeburten des Aberglaubens leider! nicht zu retten vermocht.

Der in einem blinden Glauben und in dumpfen, trüben Gefühlen bis zur Ertödtung jeder freien Geistesthätigkeit, bis zur Unduldsamkeit, Verketzerungswuth und Verfolgungssucht schwelgende Pietismus und Mysticismus hat in verschiedene Gegenden unseres für Erzeugnisse einer ausschweifenden Phantasie nicht sehr empfänglichen Landes sich seit mehren Jahren einzuschleichen, nervenschwacher und erschlaffter Gemüther sich zu bemächtigen gewußt, wie wiederholte Erfahrungen und einheimische Blätter durch die unzweideutigsten Thatsachen beurkunden.

Verwirrende, alle wahre stärkende Religiosität untergrabende, Geist und Herz verkrüppelnde Tractätchen werden auf Landstraßen vertheilt und in Häuser geworfen; Conventikeln, die von Pilgern aus angrenzenden Gebieten und selbst aus entfernten Orten mit sehnsüchtigem Verlangen besucht werden, erregen immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit; verdächtigende Zuflüsterungen sind nicht unwirksam bemüht, freier gesinnten Predigern Ansehen und Vertrauen zu rauben; ja sogar Spaltungen in der christlichen Kirche fangen an in der Mitte solcher Gesellschaften sich zu bilden.

Ein merkwürdiges Actenstück zu diesen niederschlagenden Erscheinungen liefert die allerhöchste Verordnung vom 6. Juni, die wörtlich also lautet: „Da sich seit einiger Zeit eine von der evangelischen Kirche sich absondernde Sekte von Wiedertäufern im Lande hervorgibt, welche in der Gegend von Boitzenburg zuerst entstanden zu sein scheint, so wird allen Polizei- und Gerichtsbehörden in Unsern Landen hiermit aufgegeben, wenn sich Anhänger in ihrem Bezirke anfinden und sich unterfangen, öffentlichen Gottesdienst zu halten, das Abendmahl zu reichen oder Taufhandlungen vorzunehmen, solche ohne Ansehen der Person sofort arretiren zu lassen und davon ungesäumt an Unsere hiesige Justizkanzlei, als die mit Untersuchung des eingerissenen Sectenwesens beauftragte Behörde, Anzeige zu machen".

In Folge dieser Verordnung ist Hr. v. L****, ein Gutsbesitzer in der Nähe von Boitzenburg, das Haupt unserer Mystiker, dem alle Gläubigen mit willenloser Ergebung anhangen, gefänglich eingezogen und nach Schwerin gebracht worden. Doch ist er vor 14 Tagen aus seiner Haft entlassen, nachdem er sich anheischig gemacht hat, Mecklenburg zu verlassen und seine Güter zu verkaufen oder administriren zu lassen.

Möge man nur gegen dieses Unwesen im Schwärmen und Schwindeln kräftig einzuschreiten fortfahren, damit diese den gesunden Boden der menschlichen Vernunft aussaugende Hydra allmälig zerstört werde.

Auffallend ist es, daß, wie die „Allgemeine Kirchenzeitung" berichtet (s. das Julisheft Nr. 111), auch in Hamburg sich eine neue Baptistensekte ausbreitet, und daß die Familie eines ehemals dort angestellten Geistlichen sich bereits öffentlich durch die zweite Taufe der neuen Gemeinde angeschlossen hat.

In Rostock, wo seit dem 25. Jun. 1830 laut einer uns gewordenen gedruckten Ankündigung eine Aufforderung zur Theilnahme an einem Hülfsvereine für auswärtige evangelische Missionsanstalten, von dem Hrn. Vicekanzleidirector Karl von Both, Regierungsbevollmächtigtem bei der Universität, einem Prediger Bruger und einem Justizrathe, Hrn. von Oertzen, unterzeichnet, erlassen werden, sollen pietistische Gesellschaften, die unter den dortigen Professoren zwei Mitglieder, einen aus der juristischen und einen aus der philosophischen Facultät, zählen, seit der Gründung des eben genannten Instituts sich vorzüglich häufig bald in dem Hause des Hrn. Justizraths von Oertzen, bald in dem Hause des Hrn Prof. Elvers *) versammeln und mehrfache Spuren ihrer Wirksamkeit hervortreten lassen, wenn wir anders den häufigen Correspondenznachrichten aus Rostock in dem „Schweriner freimüthigen Abendblatt", einer vielgelesenen vaterländischen Zeitschrift, Glauben beimessen dürfen.

Als wir den vorstehenden Aufsatz geendigt hatten, lasen wir in dem neuesten deutschen Lectionsverzeichnisse der in dem nächsten Winterhalbjahre zu Rostock zu haltenden Vorlesungen, welches das hiesige officielle Wochenblatt uns darbringt, daß der Prof. der Theologie, Hr. Dr. Friesche, öffentliche Vorträge über den jetzigen Pietismus, dessen Quellen, Aeußerungen und Folgen ankündigt, welche Ankündigung zu vielen ernsthaften Betrachtungen den nachdenkenden Leser veranlassen dürfte. 206.

*) Es ist nämlich, um die Verschleppung der Cholera aus andern Provinzen tüchtiger abwehren zu können, von der großherzogl. Regierung zu Schwerin der Befehl ertheilt worden, daß alle einkommende Reisende und Waaren nur an bestimmten Orten vernommen und untersucht, dagegen alle übrige Landstraßen, Communicationswege, Fußsteige und Schleichwege dergestalt verboten sein sollen, daß das Ueberschreiten der Landesgrenze an allen nicht ausdrücklich freigelassenen Punkten nicht nur ausdrücklich verwehrt, sondern auch mit einer angemessenen Geldstrafe u. s. w. belegt werden soll. Auch ist von derselben höchsten Behörde verordnet worden, daß nur solche einheimische Handwerksburschen, die seit 40 Tagen an unverdächtigen Orten sich aufgehalten haben, zugelassen, alle fremde Handwerksburschen aber, welche nicht darthun können, daß sie von einem Meister ihres Gewerks im Lande verschrieben sind, und sich gleichfalls seit 40 Tagen an Orten aufgehalten haben, welche von der Cholera nicht ergriffen waren, abgewiesen werden sollen.

Justus Möser und die Gegenwart.

Der Verf. der „Patriotischen Phantasien", der in seiner Zeit wie in einem klaren Spiegel das jüngste Decennium des

*) Derselbe, der in der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen juristischen Zeitung" laut sagt: „Alle rationalistisch gesinnte Prediger müssen ganz den Rechtsverhältnissen gemäß abgesetzt werden, und jede Gemeinde das Recht haben, auf die Absetzung ihres einer solchen Denkart ergebenen Pfarrers bei ihrer Regierung zu dringen, und wenn sie nicht gehört werde, sich an den Bundestag wenden".

19. Jahrhunderts mit einem Seherblick erschaute, sagt in einer seiner Schriften: „Zu der politischen Freiheit eines Volkes gehört unumgänglich die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben. Die Freiheit zu denken, d. i. alles Dasjenige zu erwägen, zu prüfen und zu eröffnen, was dem innern politischen und moralischen Wohlstand eines Landes überhaupt verträglich oder schädlich sein möchte. Man kann, ohne sich an das abstracte Bild der äußern Regierungsform zu halten, auch nur daraus auf die Weisheit oder Nachlässigkeit eines Regenten, auf die Härte oder Gelindigkeit des Regiments, auf den stärkern oder schwächern Geist der politischen Freiheit, auf den moralischen Wohl- oder Uebelstand eines Volkes schließen, wenn man Land für Land betrachtet, wie eng oder weit die Grenzen der Freiheit zu denken in demselben seien, und auf welche Objecte eigentlich das Genie eines Volkes sich lenke: es sei mir vergönnt, einen kleinen Riß einer solchen moralisch-politischen Landkarte zu machen!

Rußland. Historie, Mathematik, Physik, Geographie, Feuerwerkerei, Kameral- und Handlungsprojecte, äußerste Pracht am Hofe; nichts zu allgemeiner Erleuchtung der Nation, scheues Gefühl einer strengen Despoterei.

Polen. Etwas Literatur, Uneinigkeit und Verwirrung bei den Großen, Armuth und Knechtschaft bei den Kleinen, Unmöglichkeit, daß es bei der polnischen Freiheit je anders werde".

So sprach sich Möser im J. 1761 aus! Die gegenwärtige Literatur Rußlands, seine Verhältnisse zu Polen — und Polen selbst seit dem November 1830 würden den edeln Möser zu einigen Modificationen seines Ausspruches bestimmen!

„Ungarn. Erstickter Geist einer sonst freien, feurigen und einsichtsvollen Nation, hartes Joch der gewalthabenden Klerisei, benommene Freiheit der Presse, geschmeidig gemachter Adel, reiches Land in sich, arm aus Politik, Unterdrückung aller Anschläge, so dessen Nahrungs- und Wohlstand verbessern könnten, schüchternes Andenken der ehemaligen Freiheiten und unglücklichen, innern Krieges.

Böhmen. Moralische Waldungen und Wüsteneien.

Portugal. Etwas Literatur und Historie, Pracht, Galanterie, Aberglauben, Pfaffen, Conspirationen, Erdbeben unter dem Thron wie unter der Residenz, blutige Morgenröthe eines noch ungewissen Tages".

Wir ergänzen diese Umrisse und schmücken sie mit dem Caligula des 19. Jahrhunderts aus — mit Don Miguel.

„Italien. Nichts mehr vom alten Muth, kaum noch das Andenken längst verlorener Freiheit, ein Tummelplatz fremder Völker, einheimischer Eifersucht und bürgerlicher Kriege, eine fürchterliche Freiheit bei dem offenen Rachen des Löwen auf dem Marcusplatz, Aberglauben, Armuth, Trägheit, weibischer Sinn, Gemälde, Bildhauerei, Musik, Opern, Komödien, ein Tasso und Goldoni anstatt der Catonen, gelehrtes Spielwerk, Romane, buhlerische Lieder, Galanterie, Tändeleien, ungefähr so wie in Sachsen".

Dem gebildeten Sachsenlande, das sich entschiedener Vorzüge bewußt ist, wird Möser's Stelle gleichgültig sein. Seine Schriftsteller, wie überhaupt sein literarisches Wirken stellt es in die Reihe der civilisirtesten Staaten. J. Müller's Urtheil wird es mit Möser's Tableau versöhnen!

„Spanien. Eine Nation voll Scharfsinn und Stärke des Geistes, gebunden unter die fürchterlichen Ketten der Inquisition, fortwährende Foltern des in einem Cervantes und Quevedo durch Abenteuer und Romanzen noch hervorblickenden Verstandes eines Volkes, welches vor 200 Jahren das erste in der Christenwelt und Geisterwelt war; viele Freiheiten in den Archiven der Provinzen, wenig mehr im Genuß, Stolz auf sich selbst, Neid gegen Fremde, Aberglauben, Unwissenheit, Muthlosigkeit, Trägheit und Armuth; eine Regierung von Weibern, Beichtvätern und Jesuiten, welche schlechte Minister erhoben und gute exilirten; ein König, der die Schlafsucht seines Volkes zu vertreiben, ihren Fleiß zu erwecken, ihre Wohlfahrt zu befördern, ihre Trägheit zu beschämen und den Glanz der Krone zu erneuern sucht, der eben in der Mitte einer so schönen Laufbahn allemal wird stehen bleiben müssen, so lange die Fensterläden nicht ausgehoben werden, welche bisher verhindert, daß kein Tag in den Geist der Nation fallen können, und sobald wird er dieses nicht thun, so wird auch seiner Tage Ende sein.

Deutschland. Das Vaterland und die Helden gleichen den italienischen Gemälden: um die Hochachtung gegen sie nicht zu verlieren, muß man sie niemals zu nahe betrachten. Ein Blatt weiß Papier hier beigebunden, läßt Jedem so viel Raum, die eignen Anmerkungen über sein besonderes deutsches Vaterland zu verzeichnen. Ins Ganze zu sprechen, können wir uns zwar nicht berühmen, daß die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben unter uns so allgemein herrschend sei, wie ehedem in Griechenland und Rom und heutzutage in Britannien; wir würden aber auch eine Ungerechtigkeit an uns selbst begehen, wenn wir miskennen wollten, daß sie nicht annoch und zwar in einem solchen Grade vorhanden wäre, als vor unsere Reichsverfassung hinreichend ist!" 186.

Notizen.

Die Citadelle von Antwerpen.

Es war der Herzog von Alba, der den Grundstein zur Citadelle von Antwerpen im Jahre 1568 legte. Ihre Bestimmung war, die Einwohner im Zaum zu halten. Ihr Umkreis beträgt 2500 Schritte. In der Kirche findet man noch viele Denkmäler dort begrabener Spanier. Auf dem großen Platze stand sonst die Reiterstatue des Herzogs von Alba, welche er sich selbst aus eroberten feindlichen Kanonen hatte errichten lassen, eine Handlung des Stolzes, die ihm Philipp II. nie vergab. Die Citadelle, obschon sie in den letzten Jahrhunderten mehre Male erobert wurde, ist dennoch sehr stark. Carnot hat im Jahre 1814 gezeigt, wie leicht und zweckmäßig sie vertheidigt werden kann. (S. Adam Simon: „Over het Kasteel van Antwerpen". Utrecht, 1831.)

„Du mouvement des ondes et des travaux hydrauliques maritimes, par *A. R. Emy*, colonel du génie en retraite" (Paris, 1831). Dieses gemeinnützige Werk wird allenthalben, wo die Wissenschaften und Künste blühen, die Naturalisation erhalten, d. h. es wird mindestens in das Englische und Deutsche übersetzt werden. Der Verfasser leitete lange Zeit die Befestigungsarbeiten von Rochelle und Bayonne. Er studirte mit der größten Aufmerksamkeit die Bewegung der Wellen und ihre Wirkung auf die ihnen entgegengesetzten Hindernisse. Die Thatsachen, welche er in dieser Beziehung beobachtet hat, haben ihn in den Stand gesetzt, eine neue, von der bisherigen ganz verschiedene Theorie der Wellen aufzustellen. Es ist jedoch unmöglich von derselben eine Idee zu geben ohne Beihülfe der dem Werke beiliegenden Kupferstiche. Wir müssen daher unsere Leser, wenn sie diese Theorie kennen lernen wollen, auf dasselbe verweisen. Nachdem der Verf. eine große Menge von Erscheinungen in verschiedenen Theilen der Erde aus seiner Theorie auf die befriedigendste Weise erklärt hat, geht er auf die Kunst der Bauten am Meere über und schlägt für die ebene Bekleidung die concave vor, eine Neuerung, die gewiß auf die besten Gründe gestützt ist, weil mehre Ingenieure sie bereits annahmen, ohne vorher das Resultat einer hinreichend langen Erfahrung abgewartet zu haben.

Horazens Oden sind „par un ancien général de division de la grande armée" in das Französische auf eine höchst gelungene Weise übersetzt worden. 217.

Hierzu Beilage Nr. 24.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 24. 27. September 1831.

Das Leben und die Zeiten Kaiser Ottos des Großen, aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von Eduard Vehse. Mit Beilagen und einer Karte. Dresden, Hilscher. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Regierungszeit Kaiser Ottos des Großen gehört zu den Glanzpunkten der deutschen Geschichte, denn in keiner andern Zeit hat das deutsche Reich nach Außen hin größeres Ansehen, größere Würde und Kraft bewiesen, nie im Innern sich ein regeres Streben aller Stände, ihre bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse zu vervollständigen, nie ein größerer Thatendrang sich im deutschen Volke offenbart. Welch eine Menge kraftvoller und weiser Fürsten, den großen Kaiser an ihrer Spitze, welche Anzahl gelehrter, einsichtsvoller Kirchenfürsten zählt die Geschichte jener Zeiten, wie herrlich blühte die Wissenschaft und Kunst empor! Wie viele Thatsachen rechtfertigen die Aeußerung Dietmars von Merseburg: „Wie herrlich unter diesem großen Kaiser das Reich geblühet habe, läßt sich mit Worten kaum beschreiben".

Die Geschichte dieser großen herrlichen Zeit und ihres hochberühmten Trägers ausführlich und anschaulich zu beschreiben, hat Hr. Vehse unternommen; wir können die Wahl des Gegenstandes nur billigen, denn in dem ganzen langen, 15 Jahrhunderte umfassenden Zeitraume der ältern und mittlern deutschen Geschichte ist kein Zeitpunkt glänzender und geeigneter, den Deutschen die hohe Tugend ihrer Altvordern und die Verpflichtung, sich ihrer würdig zu zeigen, in Erinnerung zu bringen, als der, in welchem der gewaltige Otto I. das Zepter führte. Auch sind gerade über die Regierung dieses glorreichen Fürsten die mehrsten und klarsten Quellen vorhanden, deren umsichtige Benutzung ein treues und in allen Einzelnheiten vollendetes Gemälde jener thaten- und ereignißreichen Zeit zu liefern erlaubt. Der bescheidene Verf. nennt seine Geschichte einen Versuch; mit voller Ueberzeugung versichert aber Ref., daß es ein gelungener sei, und bittet den Verf., unsere historische Literatur durch mehre dergleichen Versuche zu bereichern. Der Verf. hat nicht nur die Quellenschriften alle mit Einsicht und, wir möchten sagen, erschöpfend benutzt, sondern auch durch eine würdevolle gedrängte, doch klare, licht- und lebenvolle Schreibart seine Schrift so anziehend für Belehrung suchende Leser als befriedigend für den Kenner gemacht. Als ein besonderer Vorzug dieser Geschichte ist das reife, selbständige Urtheil des Verf. zu rühmen, welches sich unbekümmert um die herrschenden Meinungen, doch stets mit gültigen Gründen gerechtfertigt, ausspricht. Als Beweis davon theilen wir das mit, was er S. 7 und 9 über das Christenthum und über das Lehnswesen äußert: „Denn der innerste Kern der christlichen Religion besteht in dem Bestreben, alle Menschen als vor Gott gleich darzustellen, und ihr großer Zweck ist, dereinst sie alle zu einer einigen umfassenden Gemeinde zu versammeln, in der nur die lebendige und thätige Liebe walte, die einem Jeden den geruhigen Gebrauch der ihm von Gott verliehenen Gaben sichert. Indem sie alle unrechtmäßige Gewalt verdammt, beruft sie einen Jeden zu der freien Uebung der Kraft, welche die schaffende Natur ihm zuertheilte, und setzt dieser großen Freiheit keine andern Schranken als die hohe Pflicht und Wahrheit und das erhabene Gebot einer echten und reinen Liebe. Da aber, wo überall die inwohnende Kraft ungehindert sich äußern darf und die angeborene Tüchtigkeit ihre volle Anerkennung findet, indem der Bahn, welche sie sich schafft und bereitet, nichts Hemmendes in den Weg tritt, da wird ein Jeder auf den Standpunkt sich zu stellen vollkommen befähigt sein, zu welchem er ursprünglich durch jenes bestimmte Maß von Kraft, welches ihm zu Theil wurde, berufen war. Eben diese Ordnung aber nun, in der einzig der Maßstab gilt, den die Natur selbst vorgezeichnet hat, ist es, welche auch der Lehnsverfassung zu Grunde liegt; denn auch sie will ihrem Wesen nach nichts Anderes, als daß überall nur die persönliche Tüchtigkeit frei sich entfalte, und Derjenige nur über Andere herrschen und reich an Ehren und Gütern werden solle, der dazu die Kraft und die Würdigkeit in sich trage. Deßhalb verstattet sie keinen festen Besitz und will, indem sie denselben auf des Einzelnen Lebensdauer beschränkt und jeden erblichen Anspruch ausschließt, daß die Herrschaft über Grund und Boden immerhin nur in den Händen Derer sich befinde, von denen man sich sicher versehen dürfe, daß sie kräftig von ihnen werde gehandhabt werden". — „Und so läßt es sich an der ganzen Geschichte des fränkischen Staats und der spätern deutschen durchgehends nachweisen, daß überall, so lange jene großen bildenden Kräfte in ihrer Reinheit und Klarheit gebraucht wurden, glorreich und herrlich die Reiche blühten und um so höher sich erhoben, je kräftiger und umfassender jene großen Gedanken in das wirkliche Leben ausgeprägt wurden, und daß nur dann erst, als gemeinere Antriebe jene edlern anfochten und befeindeten und endlich an ihre Stelle sich drängten, jene unsägliche Verwirrung und Zerwürfniß herbeigeführt ward, die man so ganz mit Unrecht dem Lehnssysteme selbst Schuld zu geben gewohnt ist, während dieselbe ausschließlich durch die Ausartung der ursprünglichen Lehnsverfassung und das immer leidenschaftlicher und gieriger sich Bahn brechende Allodialsystem bedingt ward". Noch mögen hier das Endurtheil und die beherzigenswerthen Schlußworte des Werkes eine Stelle finden:

„Aber wenn auch nichts Körperliches mehr uns die Erinnerung an den großen Kaiser zuführte, so sind es doch seine Thaten, die seinem Namen ein dauerndes Angedenken sichern. Treu bewahrt, was er Großes gethan hat, die Geschichte; in ihr, die verherrlicht, was edel und erhaben war auf Erden, hat er eine Denksäule sich gesetzt, die weithin jene Monumente überragt von Erz und in Steinen. Wenn jemals die Stimme der Welt und Nachwelt gerecht war in der Ertheilung des Beinamens des Großen, so ist sie bei ihm es gewesen; solch einen Kaiser, so groß, aber einfach, so ernst, aber sanft, hat Deutschland nicht wieder gesehen. Das aber ist das Heil, das die Welt von großen Männern hat auf den Thronen, daß sie nicht blos unter Denen, die mit ihnen leben, Wohlfahrt verbreiten und die ganze Zeit, in der sie stehen, zu gleicher Tugend erheben, sondern daß der Einfluß ihrer reichen bildenden Kraft noch in späten Jahrhunderten gefühlt wird und selbst dann, wenn keine äußerliche Spur von ihren Thaten mehr da ist, geistig noch durch das Vorbild fortdauert, an dem edle Gemüther sich zu gleicher Vortrefflichkeit entzünden".

„Möge denn überall in deutschen Landen das Gefühl recht lebendig jenem echt christlichen Heldengeiste, jener Kraft und jener Milde entgegenschlagen, mit der Er, der wahrhaft deutsche Mann, über das Reich geherrscht und den Flor der folgenden Zeiten begründet hat. Uns aber, uns Sachsen, deren Stamme der große Otto entsprossen, möge seine ehrwürdige Gestalt, die wie ein geistiger Riese aus dem grauen Alterthum in unsere veränderte Zeit blickt, an nichts stärker mahnen, als immer treu zu der gemeinsamen deutschen Sache zu stehen, wie er dazu gestanden, vor Allem aber fest zu jeder Zeit an jenem lebendigen Gottvertrauen zu halten, welches allein Weisheit und Kraft gibt, so große Dinge zu vollbringen, wie er sie vollbracht hat". 31.

Darstellung des russisch-türkischen Feldzugs im Jahre 1829 in Europa und Asien. Als Fortsetzung des Feldzugs 1828. Bearbeitet durch H. A. v. Witzleben. Zweiter Theil. Nebst 2 Schlachtplänen. Magdeburg, Rubach. 1831. 8. 16 Gr.*)

Der erste Theil dieses Werkes umfaßte den Feldzug des Jahres 1828 gegen die Türkei, und dieser zweite die Entwickelung dieses glorreichen Kampfes. Wohl muß den Leser ein schmerzliches Gefühl anwandeln, wenn er sich in die Zeit versetzt, wo, mit Ausnahme einiger heuchlerischen Apostolischen, die vermeinten, der Abfall der Griechen von der alleinseligmachenden Religion müsse durch Ausrottung dieses Volkes gestraft werden, und einiger Servilen, welche der Angriff gegen jede Legitimität schaudern machte, die heißesten Wünsche des ganzen cultivirten Europas die russischen Fahnen und ihren tapfern Anführer begleiteten. Als Repräsentant der occidentalischen Cultur, als Befreier einer lange unterdrückten Nation betrat der General Diebitsch den Kampfplatz, und seine Siege wurden belohnt nicht nur durch Gnadenbezeigungen seines Herrn, sondern durch das allgemeine Gefühl der Liebe, der Achtung, der Dankbarkeit Europas — die Cultur selbst wand ihm den unvergänglichsten Lorberkranz, denn er hatte die Wiege ihres Entstehens, den reizenden Boden ihrer Blüte befreit — und, was diesen Krieg noch außerordentlicher macht und ihn dem segenspendenden Zuge der Ceres in der Mythe vergleichen läßt, selbst auf den Feind, besonders auf dessen mit vielen Anlagen ausgestatteten Herrscher ging die beglückende Einwirkung der Civilisation über. Wenn in ganz Europa ein Mensch beneidenswerth war, so konnte man den Feldmarschall Diebitsch so nennen, als er die Waffen niederlegte. Eine kurze Zeit verging, und ein unseliges Geschick zwang den Feldmarschall Diebitsch, die nämlichen Waffen, welche der occidentalischen Cultur den Sieg über den Orientalismus erworben und Griechenland gerettet hatten, gegen ein edles Volk zu führen, welches, auf viel unedlere Art unterjocht als Griechenland von den Türken, im auflodernden Unwillen den heiligsten Kampf wagte. Als Repräsentant des Despotismus gegen die Freiheit sehen wir den uns so lieb gewesenen Feldherrn sieglos kämpfen, die innigsten Wünsche der Civilisation waren gegen ihn, die wiegende Volksstimme seines deutschen Vaterlandes verwandelt den hohen Ehrennamen Sabalkanski im schalen Wortspiel in So-bald-kann-s-nicht, und das Schicksal, gleichsam einstimmend in die bittere Ironie, ließ dem Helden an der Krankheit sterben, welche sein Heer in das unglückliche Polen brachte. Mir scheint der furchtbare Wechsel im Schicksal von Diebitsch wahrhaft tragisch und viel geeigneter als der Sturz des unbedeutenden Krösus, um Solon's Worte in alle Herzen einzuprägen: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen".

Was nun das vorliegende Buch betrifft, so schildert es sehr genau die dem Feldzuge von 1829 vorangehenden Rüstungen sowie die Positionen und die numerische Stärke beider Heere, wonach die russische Armee aus 540 Geschützen und 142,000 Mann, die türkische dagegen, die Besatzung der Festungen eingerechnet, aus ungefähr 100 von Büffeln gezogenen Kanonen, 48,000 Mann regulairer und 100,000 Mann irregulairer Truppen bestand, mithin die Zahl gleich, und die russische Armee an Artillerie und Taktik überlegen war. Hierauf stellt der Verf. den Plan von Diebitsch dar, welcher darin bestand, Silistria mit der Hauptarmee zu belagern, während der General Roth den im Lager bei Schumla stehenden Großvezier beobachten sollte. Nach einem für die Russen mehr ungünstigen als vortheilhaften Gefecht bei Eski Arnautlar am 17. Mai zwischen dem Großvezier und General Roth belagerten die Türken Paravadi. Als nun die Belagerung von Silistria sich immer mehr in die Länge zog, beschloß Diebitsch, die weitere Fortsetzung derselben dem General Krasowski zu überlassen und sich auf die Verbindungslinie des Großveziers mit Schumla zu werfen, um ihn dadurch zu einer Schlacht zu zwingen. Verbunden mit dem General Roth, welcher die Türken täuschte, indem er sein Lager bei Eski Arnautlar in der Nacht verließ, gelang es ihm, sich zwischen die Armee des Paravadi belagernden Großveziers und Schumla zu stellen, worauf der Großvezier die Belagerung von Paravadi aufgab und auf dem Wege nach Schumla gegen die Russen um so eiliger vordrang, als ihm der ganze Marsch des Generals Diebitsch verborgen geblieben, und er in der Meinung war, nur auf das Corps von Roth zu treffen. So wurde die Schlacht bei Kulewtscha am 11. Juni geliefert, in welcher die beiden Armeen, jede etwas mehr als 30,000 Mann stark, numerisch ziemlich gleich, die Russen aber an Artillerie unendlich überlegen waren, denn sie hatten in der Schlacht 104 Fuß- und 48 reitende Geschütze, die Türken dagegen, deren Belagerungsgeschütz auf dem Schlachtfelde nicht anwendbar war, zeigten nur 15 Kanonen Feldartillerie. Nach sehr tapferer Gegenwehr wurden die Türken besiegt, und die einreißende Demoralisirung vernichtete ihr Heer. Der General Diebitsch vollendete nunmehr die Belagerung von Silistria, welches sich am 1. Juli ergab, und führte dann das siegreiche Heer über den Balkan, worauf nach unbedeutenden Gefechten Adrianopel eingenommen wurde. Dieses ist die Skizze des merkwürdigen Feldzuges, welchen der Verf. sehr anschaulich erzählt, auch durch Beifügung der Pläne über das Gefecht bei Eski Arnautlar und die Schlacht bei Kulewtscha erläutert und mit der Darstellung der Unternehmungen des die Donaufestungen beobachtenden Generals Geismar sowie der Thaten der Flotte in Verbindung setzt. Einen abgesonderten Theil des ganzen Kriegs bildet der Feldzug des Generals Paskewitsch in Asien, welcher mit einer Armee von ungefähr 18,000 Mann gegen große feindliche Uebermacht seine Gegner, den Seraskier und den Hagki Pascha, bei Kainly den 1. Juli einzeln besiegte und die wichtige Stadt Erzerum von mehr als 100,000 Einwohnern einnahm. Die gleichzeitigen Siege von Diebitsch und Paskewitsch sowie der Fall der beiden bedeutendsten Städte auf europäischer und asiatischer Seite, Adrianopel und Erzerum, entmuthigten die Türken und führten den am 11. September zu Adrianopel geschlossenen Frieden herbei.

Der Grund der Niederlage der türkischen Heere gegen nicht große feindliche Armeen liegt wol wesentlich in dem für sie ungünstigen Augenblick, in welchem dieser Krieg ausbrach. Die neuen politischen und militairischen Institutionen, welche der Sultan beabsichtigte, waren begonnen, aber noch nicht vollendet, und so war den Türken die alte wilde Kriegsart genommen, ohne daß ihnen die europäische Taktik dagegen gegeben war; wodurch sie einem Manne glichen, welcher früher, kühn mit dem Degen ohne alle Regeln der Fechtkunst um sich schlagend, dem besten Fechter gefährlich wurde, nunmehr aber einige Wochen Fechtunterricht genommen hat, das gewohnte Naturalisiren aufgeben und regelmäßig zu Werke gehen will, wobei er nothwendig im Nachtheil gegen den Geschickten ist. 62.

*) Vgl. Beil. Nr. 1 d. Bl. für 1830. D. Red.

Der Thüringerwald mit seinen nächsten Umgebungen, nach seinen gegenwärtigen gesammten Verhältnissen geschildert. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von W. v. L. M. Mit 14 Kupfern. Erfurt, Andreä. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Verf. verspricht auf dem Titel mehr, als er zu halten im Stande war. Wer das Buch kauft und glaubt eine gute, treue Darstellung des Thüringerwaldes und seiner gesammten Verhältnisse daran zu haben, wie es der Aushängeschild verheißt, findet sich gewaltig betrogen. Es sollte heißen: „Reise eines Ungenannten von Jena über den Thüringerwald, nach Eisenach, Gotha und Erfurt. Ein magerer, mit vielen, theils unrichtigen historischen Notizen vermehrter Auszug aus dem trefflichen und einst brauchbaren, jetzt in manchen Theilen veralteten Werke der Herren von Hoff und Jacobs". Die

brillanten Kenntnisse des Verf. vom Thüringerwalde zeigen sich auf der ersten Seite der Einleitung, wo er den Saarberg zur südöstlichen Grenze des Waldes macht, weil er eine Wasserscheide ist und somit den größten Theil des meiningischen Oberlandes, nebst den Thälern der Haslach, Kronach und Rodach aus dem Gebiete des Waldes ausschließt. Von der natürlichen Abgrenzung dieses interessanten Gebirges scheint er keine Ahnung gehabt zu haben. S. IX der Einleitung zählt er von den Einwohnern des Waldes die meisten zu Koburg, die wenigsten zu Schwarzburg-Sondershausen. Nun besitzt aber Koburg gar nichts vom Thüringerwalde, und Gotha, wenn dieses gemeint sein sollte, etwa 10 Quadratmeilen mit mehr als 50,000 Einwohnern; Meiningen dagegen besitzt vom Walde 19 Quadratmeilen mit wenigstens 70,000 Einwohnern; dergleichen Irrthümer finden sich fast überall, wo der Verf. seine bewährten Führer verläßt. Höchst unzuverlässig sind die meisten statistischen Angaben; zum Vergleich führen wir nur einige an:

	Nach dem Verf. hat			nach offiziellen Angaben
Saalfeld	650 Häuser u. 3500 Einw.;			v. J. 1829 621 H. 4079 E.
Sonnenberg	300 „ „ 2400 „			„ „ „ 340 „ 2628 „
Elsfeld	380 „ „ 2500 „			„ „ „ 335 „ 2701 „
Meiningen	600 „ „ 4000 „			„ „ „ 600 „ 6317 „
Eisenach	1450 „ über 8000 „			v. J. 1830 1443 „ 9028 „ (mit der Vorstadt Ehrensteig)
Schmalkalden	830 „ u. 4500 „			v. J. 1830 830 H. 4822 E.

Wir könnten dieses Verzeichniß noch sehr vermehren; doch es sei genug, um des Verf. Ungenauigkeit in Zahlen darzuthun. Beinahe noch schlimmer steht es mit seinem kritischen Sinne für eine rechte Auswahl des Geschichtlichen. Wir geben davon nur eine Probe. S. 33 erzählt er: „Bei dem bekannten Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg ließ 1209 ein anderer Graf Heinrich von Schwarzburg Abschriften der Aeneide des Heinrich von Veldeck in Thüringen verbreiten". Wie interessant für die Freunde der altdeutschen Literatur; nur Schade, daß es sich nicht ganz so verhält; denn das Wahre an der Sache ist, daß Heinrich von Veldeck am Hofe des Pfalzgrafen Hermann, der später erst nach seines Bruders Tode Landgraf in Thüringen wurde, sein Gedicht: „Die Eneidt", welche er 9 Jahre früher begonnen, die ihm aber von einem Grafen H. von Schwarzburg entwendet worden, wiederfand und auf Hermanns Bitten vollendete. Endlich führen wir noch aus der Menge örtlicher Irrthümer ein Beispiel an, das genügen wird. S. 168 heißt es, nachdem von der Stadt Ohrdruf die Rede war: „Auf der Straße nach dem 3 Stunden entfernten Wirthshause, der Birnbaum genannt, der als Vergnügungsort der Bewohner von Ohrdruf häufig besucht wird, verfolgen wir nun zuerst das Thal der Ohre und kehren dann von Oberhof auf der Landstraße wieder zurück". Diese Stelle enthält reinen Unsinn; der Birnbaum liegt nämlich höchstens ½ Stunde von Ohrdruf auf der Straße nach Gotha zu, nicht aber 3 Stunden im Thale der Ohre aufwärts, und Oberhof selbst ist nicht mehr als höchstens 3½ Stunden von Ohrdruf entfernt. Man sieht es der ganzen Arbeit an, daß sie in Eile und planlos zusammengetragen worden — von den 260 S. der Schrift kommen nur 154 S. auf die eigentliche Beschreibung des Waldes; den meisten Raum nehmen Gotha und Erfurt ein — und es dem Verf. sowol an Beruf als an gehörigem Fleiße für eine solche Arbeit gefehlt hat. 154.

Christus und seine Lehre nach dem Zeugniß der Evangelisten, als Andeutung einer Grundlage für die Vereinigung der christlichen Kirchen und als Geschenk bei der Christenweihe, von Karl Ludwig Kannegießer. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1831. 8. 4 Gr.

Die Aufforderung des Königs von Preußen bei Gelegenheit des vorjährigen Festes der Uebergabe der augsburgischen Confession zur Union der evangelischen Gemeinden scheint hauptsächlich zur Abfassung dieser kleinen Schrift gewirkt zu haben, obgleich eine ganz zufällige in dem Vorwort angeführt wird, und das Büchelchen zugleich, wie der Titel sagt, zum Confirmationsgeschenke dienen soll, wozu es freilich auch sehr passlich ist, insofern die Confirmirten hier die reine, wahre Christuslehre, die sie aus dem vorbereitenden Unterrichte kennen gelernt haben, kurz und in eigenthümlichem Zusammenhange dargestellt finden und daran einen Prüfstein Dessen haben, was sie künftig in öffentlichen Vorträgen dunkel, unvollkommen oder wol gar unrichtig angegeben hören. Aber für Erwachsene, und zwar für alle Christen aller Confessionen, ist doch die Schrift eigentlich am wichtigsten. Die hier aufgestellte und ausgeführte Idee zur Vereinigung der christlichen Kirchen scheint ebenso neu als richtig und ist dabei so einfach, daß sie auch der Beschränkteste fassen kann. Hier die eignen Worte des Verfassers, S. 8: „Schwieriger möchte es sein, die übrigen protestantischen Parteien und zumal die römisch-katholische und griechische Kirche sämmtlich mit einander zu vereinigen; unmöglich würde jedoch die Vereinigung nicht sein, sofern jede dieser besondern Kirchen Das, was nicht ursprünglich christlich in ihren Lehren ist, aufgeben und die gewissen und wahrhaften einfachen Lehren Christi als das Wesentliche ihres Glaubens betrachten wollte. Wo sind diese aber anders als in den 4 Evangelien zu finden? Die römisch-katholische Kirche nimmt freilich noch eine zweite Quelle des Glaubens an, nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung des unaufgeschriebenen Wortes Gottes aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, und in der That würde diese Ueberlieferung bei den übrigen Christen keinen Anstoß befürchten dürfen, sofern sie dem geschriebenen und daher zuverlässigen Worte Gottes in den Evangelien nur nicht widerspricht. Was aber ist in dem geschriebenen Worte Gottes in den Evangelien enthalten? Denn dies muß unstreitig der Kern des christlichen Glaubens, ein unantastbares Heiligthum für die ganze Christenheit sein, sie nenne sich mit welchem kirchlichen Namen sie wolle. Durch den Glauben an die evangelischen Lehren wird die ganze Christenheit eine evangelische. Ich versuche es, in den folgenden Zeilen einen kurzen Inbegriff derselben vorzulegen". Es folgen nun diese Lehren in den einfachsten Ausdrücken, durchaus mit abgedruckten Stellen aus den Evangelien belegt, und es wäre höchstens hin und wieder noch etwas hinzuzusetzen. Hier noch Einiges aus dem Schlusse: „Was die Christenheit trennt, sind nicht wesentliche, sondern später hinzugekommene, in den Evangelien nicht enthaltene, zum Theil ihnen widersprechende und in diesem Falle irrige und falsche Lehren. Wenn jede Partei diese fahren lassen, oder doch darauf keinen hohen, wenigstens keinen so hohen Werth als auf die klaren Aussprüche Christi legen, Andersdenkende deswegen nicht anfeinden, sondern christliche Liebe und Duldung üben wollte, so würde bald nur Eine christliche, und zwar eine evangelische Kirche, Ein Hirt und Eine Heerde sein". Möge denn die Christenheit dieser kleinen Schrift ihre Aufmerksamkeit schenken! Den Anfang macht ein Gedicht auf die Christenweihe, und den Schluß ein anderes auf Christus, beide aus dem ersten Bändchen der Gedichte des Verfassers. 172.

Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen u. s. w., von L. M. Eisenschmid. Zweiter Band. Neustadt a. d. O., Wagner. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Wir haben bereits des 1. Bandes dieses Werks gedacht und im Allgemeinen den Standpunkt bezeichnet, aus welchem es und sein Werth, wie der Zweck des Herausgebers, betrachtet werden müsse, wenn es richtig und dem Zwecke gemäß beurtheilt wer-

*) Vgl. Nr. 162 u. 158 d. Bl. D. Red.

den soll. Der 2. Band desselben ist nun ebenfalls erschienen. Was dort von dem Unternehmen überhaupt gesagt ward, muß besonders auch von diesem 2. Bande gelten: daß nämlich, wie dieses „Bullarium" im Allgemeinen zur Kenntniß des römischen Papstthums von großer Wichtigkeit ist, so auch diese Kenntniß für unsere Zeit und in Ansehung der Art und Weise, wie das römische Papstthum, in seinem innersten Zusammenhange mit den vergangenen Jahrhunderten, auch noch im 19. sich entwickelt und geltendgemacht hat, unerläßlich ist. Diese Nothwendigkeit ist für Katholiken und Protestanten, insofern es beiden nur darum zu thun ist, das Christenthum — sei es unter der Form des Katholicismus (nur freilich nicht des römischen!) oder des Protestantismus — auszuprägen und darzustellen, im gleichen Grade unerläßlich, damit sie — das Unchristliche des römischen Papstthums erkennen und gegen dasselbe aus dem Standpunkte des Protestantismus oder christlichen Katholicismus beharrlich protestiren. Und besonders ist jene Nothwendigkeit für unsere Zeit und für die protestantischen Katholiken in Deutschland um so unerläßlicher, als dieses „Bullarium" in der durch dasselbe vermittelten Kenntniß des römischen Papstthums den beharrlichen Gegner der vom Christenthum und von der Vernunft den Menschen zugestandenen Denk- und Glaubensfreiheit kennen lehrt, gegen welchen alle echtchristlichen Katholiken wohlmeinend und kräftig ankämpfen und zu diesem Kampfe sich vereinen müssen. Das „Bullarium" ist in dem Kampfe, den wir heutzutage im eignen Schoße der katholischen Kirche gegen Papstthum und alle Glaubenstyrannei gekämpft werden sehen, eine mächtige Waffe für die heilige Sache des Christenthums; möge sie auch für dieselbe mit Erfolg benutzt werden! Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1535—1830; was hier von den letzten 4 Päpsten, Pius VI., Pius VII., Leo XII. und Pius VIII. (von S. 557—822) in diesem Zusammenhange mitgetheilt wird, beweist, daß das römische Papstthum in der neuesten Zeit nichts weniger als faul und müßig gewesen ist; alle einzelne Fäden aber, von den ältesten Zeiten des römischen Papstthums bis in die neuesten, gehen von dem Netze in Rom aus und kommen dort zusammen, und der jedesmalige Bischof von Rom (vulgo Papst) ist die Riesenspinne, wie Heine ihn nennt, die drinnen sitzt und umspäht nach Seelen. Ein zweckmäßiges Sachregister beschließt den vorliegenden Band. Das Ganze ist höchst anständig ausgestattet. 29.

Geschichte der protestantischen Pfarrkirche zum heiligen Stephan in Bamberg. Mit einer Skizze der Reformationsgeschichte der Stadt Bamberg, vom Jahre 1518—1820, und zwei noch ungedruckten Briefen von Luther und Melanchthon. Von Joseph Heller. Bamberg, Dederich. 1830. 8. 6 Gr.

Diese Kirche wurde auf Veranlassung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Jahre 1008 gegründet und 1019 vollendet. Von diesem Gebäude aber ist nur der Thurm übrig, welcher den Baustyl damaliger Zeit aufzeigt, den byzantinischen. Die Kirche war im 16. Jahrhunderte so baufällig, daß sie von Grund aus neu gebaut werden mußte. Welches Schicksal sie von der Zeit ihres ersten Baues bis zu der bemerkten Wiederherstellung gehabt, welche Baue daran vorgenommen wurden, davon hat keine Nachricht sich erhalten. Da nun zu der Zeit des neuen Baues der Geschmack in der Kunst sehr herabgesunken war, so läßt sich in diesem Baue kein schönes Werk erwarten.

Die Kirche zum heiligen Stephan wurde größtentheils von italienischen Künstlern gebaut, und sie war in Bamberg das erste Gebäude nach dem neuen römischen Styl. Der Bau ging langsam von statten. Im Jahre 1630 war der Chor beendigt, aber mancherlei Umstände verzögerten den Bau des Langhauses, das erst im Jahre 1680 fertig wurde. Nachmals kam das Innere der Kirche an die Reihe, das ebenfalls durch italienische Künstler in dem damals gewöhnlichen, mit überladenen Stukkaturarbeiten bestehenden Style ausgeschmückt wurde. Der Thurm des ursprünglichen Baues blieb zwar stehen, doch erhielt er eine wälsche Haube zum Dach, um ihn doch in etwas mit der Kirche übereinstimmend zu machen.

Die Baugeschichte der Stephanskirche zu Bamberg belehrt uns gleich andern Bauen des 17. Jahrhunderts, daß, was bereits in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts seinen Anfang nahm, die deutsche Kunst ganz zurückgesetzt wurde, und an ihrer Statt der italienische Styl in Aufnahme kam. Durch Ueberladung von Zierrathen, durch das pflanzenartige, das bereits am Ende des 14. Jahrhunderts sich eingeschlichen hatte bei der Bildung ihrer Formen, vornehmlich bei den Verzierungen, hatte die deutsche Kunst ihre Würde verloren und eilte ihrem Verfalle entgegen. Sie war überdies mit dem herrschenden Zeitgeiste nicht vereinbar, der das Antike wieder aufleben ließ. In Italien wurde zuerst dieser Weg betreten, doch währte es nicht lange, so wurde er auch in Deutschland verfolgt. Der italienische Styl verdrängte nach und nach den deutschen ganz, und jener behielt die Oberhand. Dies verursachte aber auch, daß der Kunstsinn in Deutschland sich verlor, die Kunst zum Handwerk herabsank, und, wenn man Künstler bedurfte, Italien zu Hülfe mußte genommen werden. Hier aber wurde bald der reine Styl der ersten Wiederhersteller des Antiken vernachlässigt, und geschmacklose Formen und Zierrathen traten an die Stelle des Bessern. Sowie nun fast überall in Deutschland, so fehlte es auch in Bamberg an Künstlern, und man mußte bei dem Baue der Stephanskirche zu italienischen Meistern Zuflucht nehmen, die aber, bei dem bemerkten Zustande der Kunst in Italien, nur ein Werk von ungefälligem Ansehen aufstellen konnten.

Aus der der Geschichte des Kirchenbaues vorgesetzten Skizze einer Reformationsgeschichte Bambergs ersieht man, daß, so großen Eingang daselbst auch die Reformation fand, doch nach und nach der größte Theil der Protestanten wieder verdrängt wurde, bis erst am Ende des vorigen Jahrhunderts mehre sich hier ansiedelten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 wurde das Stift St.-Stephan aufgehoben, und im Jahre 1807 die Kirche der protestantischen Gemeinde eingeräumt.

Die beiden Briefe von Luther und Melanchthon sind Antworten an den Maler und Mystiker Paul Lautensak, welcher ihnen eine von ihm verfaßte Schrift, Auslegungen verschiedener Stellen der Bibel, Prophezeiungen und eigne Ansichten enthaltend, mit der Frage überschickte, ob es zum Drucke sich eigne, was beide ihm aber widerriethen. 196.

Hauptmann Reh. Ein romantisches Gemälde aus dem Volksleben in Irland, von Banim. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. 2 Theile. Dresden, Hilscher. 1830. 8. 2 Thlr.

Die hier gegebene Geschichte — denn mehr Geschichte als Roman ist das Ganze, und erstere nur nach der durch Walter Scott Mode gewordenen Art in ein romantisches Gewand gekleidet — gibt ein Bild der Ereignisse und des Lebens in Irland in der Zeit nach dem bekannten Aufstande 1798, und also im Anfange dieses Jahrhunderts. Im Original machte das Werk den 3. Band der „Tales of the O'Hara family", welche 1825 in London erschienen und gleich damals verdienten Beifall fanden. Die von Hrn. Lindau besorgte Uebersetzung ist gut und so fließend und wohlgelungen, wie man sie von diesem Schriftsteller gewohnt ist zu erhalten. Das Ganze ist ungemein anziehend und verdient den besten Sachen in dieser Gattung an die Seite gesetzt zu werden. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit acht lithographirten Tafeln. 44½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist vergangene Ostermesse erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen, Neue allgemeine, politische. Herausgegeben von C. v. Rotteck. Neue Folge. 2ter Jahrgang. 1831. 12 Hefte. 8. Brosch. 12 Fl.

Ausland, Das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1831. 4. 16 Fl.

Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten. Nach den bedeutendsten classischen Werken des Auslands. 2ter Band. (Malcolm's Geschichte von Persien. 2ter Theil.) Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr. 3ter Band (Mendoza, Geschichte der Mauren). Gr. 8. 1 Fl. 36 Kr.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins. 1831. 12 Hefte. 8. Brosch. 8 Fl.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. 3ter Band. 3tes Heft. Gr. 8. 1 Fl. 48 Kr.

Gell, W., Probestücke von Städtemauern des alten Griechenlandes. Mit 44 Steinplatten. Klein Quart. 2 Fl. 45 Kr.

Hain, Dr. L., Repertorium bibliographicum, quo libri omnes ab arte inventa usque ad annum MD typis expressi, ord. alph. enumer. Tom II, sect. 1. Gr. 8. Schreibp. 10 Fl., Druckp. 8 Fl. 48 Kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1831. 4. 16 Fl.

Hoyer, Dr. J. G., Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedener Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält. Supplementband, mit 7 Steinabdrücken. Gr. 8. 4 Fl. 12 Kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1831. 4. 21 Fl.

Jahrbücher, Würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. 1829. 2tes Heft. 8. 1 Fl. 45 Kr.

Journal, Polytechn., herausgegeben von Dingler. Jahrgang 1831. 24 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Kunstblatt. 1831. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. 4. 6 Fl.

Lippold, J. F., Neues Handbuch des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des Taschenbuches des verständigen Gärtners. 1824. 1ster Band, mit 65 lithographirten Tafeln und 3 Tabellen. Gr. 8. 4 Fl. 48 Kr.

Literaturblatt. 1831. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. 4. 6 Fl.

Memminger, Obersteuerrath v., Beschreibung des Königreichs Würtembergs. 8tes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Urach. Mit einer Karte des Oberamtes, einer Ansicht von Urach und 4 Tabellen. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Memoiren einer Ungenannten. Gr. 8. 2 Fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. 25ster Jahrgang. 1831. 4. 20 Fl.

Mozin, Abbé, Petit cadeau, ou nouvel A. B. C. français. Nouv. édition. Gr. 8. 20 Kr.

Neureuther, E., Randzeichnungen zu Goethe's Romanzen und Balladen. 4tes Heft. Folio. 2 Fl. 40 Kr.

Ottmanns, J., Hypsometr. Tafeln, oder Tafeln zur Bestimmung der Höhen, vermittelst des Barometers nach Laplace's Formel nebst andern neuberechneten Reductionstabellen und zweckdienlicher Erläuterung. Zur Beförderung terrestrischer Höhen- und Ortsbestimmungen. Gr. 8. 54 Kr.

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für katholische Seelsorger. Zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung ihres Amtes. — Zugleich eine Erbauungsschrift für die Gläubigen (von Freiherrn v. Weissenberg). Gr. 8. 2 Fl.

Schnurrer, Dr. Friedr., Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Karte ihres Verbreitungsbezirks. Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 24 Kr.

Schübler, Prof., Nachrichten über die Verhältnisse des Weinbaues in Würtemberg in den Jahren 1286—1830. 8. 24 Kr.

Staatsakten und Urkunden, Neueste, in monatl. Heften. 19ter—22ster Band. 12 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Pfizer, P. A., Briefwechsel zweier Deutschen. Gr. 8. 2 Fl.

Thiersch, Fr. von, Geschichte des bairischen Schulplans von 1829 und seiner Revision vom Jahre 1830. Gr. 8. 1 Fl.

— —, Ueber gelehrte Schulen, in besonderer Rücksicht auf Baiern. 3ten Bandes 3tes Heft. Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 45 Kr.

Ueber Würtembergs Fauna. 8. 18 Kr.

Weitbrecht, C., Die Jahreszeiten in Basrelief. 4 Hefte. 1stes und 2tes Heft. Frühling und Sommer. 70 Blätter. Gr. Folio. 11 Fl.

Zedlitz, J. Chr., Der Stern von Sevilla; Trauerspiel in 5 Aufzügen. Kl. 8. Velinpapier 1 Fl. 36 Kr., Druckpapier 1 Fl. 12 Kr.

Zeitung, Allgemeine. Jahrgang 1831. 4. 16 Fl.

OBRAS LITERARIAS
DE D. FRANCISCO MARTINEZ DE LA ROSA.

5 Bände, mit dem Portrait des Verfassers. 11 Thlr. 16 Gr.

Dr. Francisco Martinez de la Rosa, aus edler Familie, in Granada, zeichnete sich als Jüngling 1808 bei der Revolution Spaniens gegen Napoleon aus, glänzte als Deputirter in den gewöhnlichen Cortes 1812 und 1813, ward bei Rückkehr des Königs Ferdinands in die Kerker von Melilla (an Afrikas Küste) gesandt. Die Revolution von 1820 machte ihn frei, und als erster Staatsminister von 1821 bis zum 7. Juli 1822 erwarb er sich selbst die Hochschätzung aller fremden Gesandten und Agenten.

Aber den schönen Wissenschaften, welchen er sich in Granada gewidmet, blieb Martinez de la Rosa ergeben und treu, glänzt nun als vorzüglichster neuer Dichter Spaniens. Seine literarischen Werke hat er in Paris herausgegeben, und diese sind bei Unterzeichnetem für ganz Deutschland in Verkauf.

Der 1. Band dieser Gesammtwerke (Paris bei Didot) enthält ein Gedicht in sechs Gesängen über die Kunst zu dichten (Poetica). Die zahlreichen Bemerkungen zu dieser Poetica enthalten eine fast vollkommene Geschichte der spanischen Literatur, sind daher höchst wichtig.

Im 2. Bande sind diese Bemerkungen über die epische Dichtkunst, das Trauer- und Lustspiel ausgedehnt.

Der 3. Band enthält: 1. Ein vortreffliches Gedicht über Zaragozas Zerstörung und Fall 1809. 2. Eine historische Erzählung des Krieges der Gemeinen 1520, als Vorbericht für das herrliche Trauerspiel: „Die Witwe des Padilla", womit Martinez zuerst als Theaterdichter 1809 auftrat. Diesem Trauerspiele folgt: „Die Tochter zu Hause, und die Mutter auf der Maskerade", ein Lustspiel, welches dem Verf. auch in der Komödie einen ehrenvollen Platz gibt.

Im 4. Bande finden wir das schöne maurische Trauerspiel Morayma; eine Uebersetzung der Epistola Horatii ad Pisones und des Trauerspiels Oedipus. Glühende Dichtkunst macht dieses letzte zum wahren Meisterstück.

Der 5. Band enthält das historische Schauspiel Aben Humeya, zu Paris mit großem Prunk vorgestellt und das vortreffliche Trauerspiel; „Die Verschwörung von Venedig".

Das Schauspiel Aben Humeya ist ebenfalls bei Unterzeichnetem auch einzeln spanisch oder französisch à 16 Gr. zu haben.

Aachen, 1831.

J. A. Mayer.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Unterricht
für
Krankenwärter.

Von

Maximilian Flor. Schmidt,

Doctor der Arzneikunde, wirklichem Mitgliede der medizinischen Facultät und ausübendem Arzte in Wien.

Gr. 8. Wien, 1831. Preis: 16 Gr. Sächs.

Dieses Werk enthält eine genaue Erklärung über die Art, Kranke, Genesende, schwangere, kreißende und entbundene Frauen, sowie auch neugeborene Kinder zu warten und zu pflegen, Sterbende und Todte zu behandeln, Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel, welche die Krankenwärter selbst zubereiten können und sollen, sowie auch die Vorbauungs- und Verhaltungsregeln bei ansteckenden Krankheiten; daher ist dieses Buch für Familienväter und -Mütter, und alle Diejenigen, welche mit Kranken umzugehen haben, als Hebammen und Krankenwärter, ein unentbehrliches Handbuch, für welche Letztere es zu den alljährlich im Wintersemester statthabenden öffentlichen Vorlesungen an der wiener Universität benutzt werden kann.

Taschenbuch
der
Anatomie und Physiologie
nach dem neuesten
Standpunkte beider Wissenschaften
und zunächst
für praktische Aerzte
entworfen
von

Dr. Burkhard Eble,

k. k. Oberfeldarzte, Professor der medizinisch-chirurgischen Josefs-Akademie und Mitglied der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher.

In zwei Theilen.

12. Wien, 1831. In Umschlag broschirt. Preis: 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Der Hauptzweck des Verfassers bei Bearbeitung dieses Taschenbuches war: ein Handbuch der Anatomie und Physiologie zu liefern, welches die wichtigsten Materien beider Wissenschaften, und zwar nach dem neuesten Standpunkte dieser letztern, und mit vorzüglicher Berücksichtigung der praktischen Heilkunst, in möglichster Kürze und in leicht faßlicher Sprache enthält.

Ueberdies hatte der Verfasser, um das Werk noch gemeinnütziger zu machen, auch die individuelle Lage der niedern Wundärzte, sowie der Studirenden überhaupt, welche die größern anatomisch-physiologischen Werke theils aus Mangel an Ausbildung noch nicht verstehen, theils wegen zu großen Zeitverlustes unmöglich auf eine nützliche Art studiren können, so viel nur immer ohne Beeinträchtigung des Hauptzwecks geschehen konnte, fortan vor Augen.

Beide Theile sind mit einer ziemlich ausführlichen Literatur und einem entsprechenden Register versehen.

Handbuch
der
Forstwirthschaft
im Hochgebirge,
für alle Jene,
welche das Forstwesen betreiben, oder mit demselben in Berührung stehen,
als:
Forst-, Berg- und Hütten-, Wasser- und Straßenbau- und politische Beamte, Gemeindsvorstände, Waldbesitzer ꝛc.,
von

Gottlieb Zötl,

Assistent der k. k. Forstlehranstalt in Mariabrunn.

I. Holzerziehungskunde.

Mit zwei lithographirten Abbildungen.

Gr. 8. Wien, 1831. Preis 2 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Mit wahrem Vergnügen übergeben wir hiermit dem forstlichen Publicum ein Werk über die Behandlung der Gebirgsforste, das seine Lehren im Geiste der neuesten Schule streng naturwissenschaftlich begründet, und mit großer praktischer Sachkenntniß, die Natur und die Volksverhältnisse des Hochgebirges umfassend, in einem klaren und angenehmen Vortrage durchführt.

Es wird dieſes Werk in ſeiner Vollſtändigkeit ebenſo ſehr einem längſt gefühlten Bedürfniſſe des Gebirgsforſtmannes entgegenkommen, als es für jeden gebildeten Forſtmann von Intereſſe ſein muß, die öſtreichiſchen Alpengebirge in ihrer forſtlichen Beſchaffenheit und Bedeutung näher kennen zu lernen, die in der Literatur noch eine wahre terra incognita ſind.

Für die allgemeine Forſtwiſſenſchaft aber iſt es gewiß ein willkommener Beitrag, aus dem das Bedürfniß des Hochgebirges näher erkannt werden mag, um dieſelbe, die als Wiſſenſchaft nicht blos einem Lande, einem Staate allein angehören darf, endlich auch über einen bedeutenden Theil Deutſchlands auszudehnen, der bisher in den forſtlichen Lehrbüchern beinahe gänzlich unbeachtet blieb.

Und ſo wird in mehrfacher Beziehung eine große Lücke in der Forſtliteratur ausgefüllt ſein.

Gnomonik,

oder

Anleitung zur Verfertigung aller Arten von Sonnenuhren.

Von

J. J. Littrow,

Director der Sternwarte und Profeſſor der Aſtronomie an der k. k. Univerſität in Wien, Ritter des ruſſ. k. St.-Annenordens zweiter Claſſe, Mitgliede mehrer gelehrten Geſellſchaften.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 8. Wien, 1831.

In Umſchlag broſchirt. Preis 8 Gr. Sächſ.

In dieſen wenigen Blättern hat der Verfaſſer den intereſſanten Gegenſtand vollſtändig abgehandelt, und nicht nur die Grenzen dieſer Wiſſenſchaft dadurch erweitert, daß er die Gnomenik auch auf krumme Flächen fortführte, ſondern auch zugleich zum Schluſſe der Abhandlung eine allgemeine und Jedermann verſtändliche Anleitung gegeben, Sonnenuhren jeder Art mit der größten Schärfe ohne Rechnung und ohne alle andere Vorkenntniſſe, auf jeder gegebenen Fläche mechaniſch zu verzeichnen.

Bei mir iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Kampf im weſtlichen Frankreich 1793—1796. Mit zwei Ueberſichtskarten. Gr. 12. 15 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

In dieſem Augenblick, wo jene Gegend wieder die Aufmerkſamkeit auffichzieht, verdient dieſe Schrift beſondere Beachtung.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

In der unterzeichneten Verlagshandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Synopsis Mammalium.

Auctore J. B. Fischer, med. et chir. Doctore. XLVI und 527 S. Addenda et emendanda 138 S. Index nominum synonymorumque latinorum, graecorum et barbarorum 79 S. Conspectus distributionis mammalium geographicae. 2 Bogen. 8 maj. 5 Fl. 48 Kr.

Je auffallender es bisher ſein mußte, daß noch kein Handbuch aufzuweiſen war, welches den Kern ſo vieler ausgezeichneter und zum Theil in den koſtbarſten Werken zerſtreuter zoologiſchen Notizen mit Kritik geſammelt und zu einem gleichförmigen Ganzen verſchmolzen, und, neben den früher beſchriebenen, auch die Menge von neuen Säugthieren enthielte, welche uns die vereinten Bemühungen vieler Naturforſcher ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts kennen lehrten, um ſo werthvoller wird die Erſcheinung des vorliegenden Werkes ſein.

Nach der Grundlage und dem Muſter von Desmareſt, nur erſt angefangenem Werke, enthält das Fiſcher'ſche außer der Literatur eine Ueberſicht der Ordnungen und Gattungen, nach der Methode, welcher der Verfaſſer ſich bediente, und welche folgende ſind: I. Primates. II. Chiroptera. III. Ferae. IV. Bestiae. V. Glires. VI. Bruta. VII. Belluae. VIII. Pecora. IX. Cete. Dieſelben ſind zugleich auch charakteriſirt, und die Diagnoſen der darunter gehörigen Gattungen, die foſſilen nicht ausgeſchloſſen, gegeben. Hierauf folgt eine Skizze des Linné'ſchen Syſtems nach der 12ten Ausgabe des Systema naturae und ſeiner ſieben Ordnungen; ſofort Cuvier's Syſtem mit ſeinen acht Ordnungen.

Den Schluß macht Illiger's Zuſammenſtellung nach deſſen Prodromus system. mammal. et avium, indem zuerſt die Ueberſicht 15 aufgeſtellter Ordnungen oder Familien und zuletzt deren Diagnoſen noch beſonders aufgeführt werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1831.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Cholera.

Bei mir iſt ſoeben erſchienen:

Anſichten und Bemerkungen über die

Brechruhr

und deren Behandlung

von

Johann Friedr. Hoffmann.

Gr. 8. Broſch. 36 Kr., oder 9 Gr.

Der Verfaſſer mehrer rühmlichſt bekannten Werke über Milzbrand-Carbunkel hat in dieſer neueſten Schrift eine neue Theorie der Behandlung der Cholera aufgeſtellt, deren Präfung und praktiſche Anwendung höchſt wahrſcheinlich das günſtigſte Reſultat herbeiführen dürfte.

Karl Hoffmann
in Stuttgart.

Neue Verlagsbücher bei Ferdinand Rubach in Magdeburg.

Wachsmann, Geometrie für Handwerker. Ein Lehrbuch zum Selbſtunterricht, beſonders aber als Leitfaden beim Unterricht in Gewerbſchulen. Mit 11 Kupfertafeln. 20 Gr.

Schäffer, K., Uebungsaufgaben im Briefſtyl, mit beſonders gewähltem Stoff, den Kindern die Antworten zu erleichtern, und ſie im Briefſchreiben und andern ſchriftlichen Arbeiten ſchnell auszubilden; für Töchterſchulen und zum Privatunterricht. 10 Gr.

Allgemeiner Volkskalender. 9ter Jahrgang, a. d. Jahr 1832. 8 Gr.

Wigleben, F. A. v., Darſtellung des ruſſiſch-türkiſchen Feldzuges im Jahre 1829 in Europa und Aſien. Als Fortſetzung des Feldzugs 1828. Nebſt 2 Schlachtplänen. 16 Gr.

Lucas, Fr., Erſter Unterricht im Leſen. 3te verb. Auflage. 2 Gr.

Fragen und Antworten über den Garniſon- und Feldbienſt für die Soldaten der königl. preuß. Infanterie. 3te verb. Aufl. 4 Gr.

Zimberg, Karl, 32 Calculationen mit Tabellen zum Getreidehandel von den Saalgegenden und Magdeburg. 16 Gr.

Schulvorſchriften für den erſten Unterricht im Schönſchreiben. 2tes Heft für Geübtere. 3te Auflage. 9 Gr.

Didron, Fr. von, Leitfaden für den mathematiſchen Unterricht und für den Unterricht im militairiſchen Aufnehmen. 6 Gr.

Anſichten vom Harz, nach der Natur gezeichnet und geſtochen von Albert. 3te, 4te Suite. à 6 Blatt. Colorirt. 18 Gr.

Sonnenburg, C. F., Unentbehrliche Zins- und Procent-Berechnungen, zum praktischen Gebrauch bei Bank- und sonstigem Depositalverkehr, für Depositalrendanten, Calculatoren und andere mit dem Depositalwesen beschäftigte Justizbeamte, sowol bei den Landesjustizcollegien als bei den sämmtlichen Untergerichten in Preußen. 20 Gr.

Vorschriften für Volksschulen. Nach Anweisung des Methodenbuches von C. C. G. Zerrenner. 6 Hefte. 4. Jedes Heft 8 Gr.

Witzleben, Atlas der alten Welt in 18 Karten. 2 Thlr.

Buntes Allerlei, in merkwürdigen und unterhaltenden Geschichten u. s. w. 8ter Band. (Auch Volkskalender 1831.) 6 Gr. Alle 8 Bände im herabgesetzten Preise 1 Thlr.

Romane.

Bilder aus dem Leben. Novellen und Erzählungen von Th. Mügge. 1 Thlr. 12 Gr.

Graf Gundolf. Roman von F. W. Genthe. 1 Thlr. 12 Gr.

Historisch-romantische Erzählungen von F. Helm. 18 Gr.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Blüten und Perlen

die herrlichsten
der echten deutschen Lyrik
in ein

Diadem

gewunden für
Deutschlands sinnige Frauen,
von

Ferdinand Stolle.

Taschenformat mit Goldschnitt und in Futtr. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein neues Taschenbuch, aber keins aus der Gattung jener schön ausgestatteten Schmetterlinge, die jeden Herbst ihren Ausflug halten, aber mit dem Erscheinen des Jahres, dessen Zahl sie an der Stirn tragen, beinahe auch schon wieder vergessen sind, sondern eins, welches auf längere Dauer mit Recht Anspruch machen kann, biete ich hiermit der sinnigen Frauenwelt dar. — Es entbehrt den Bilderglanz jener schon genannten Schmetterlinge, nichtsdestoweniger aber hat es ein einfach schönes edles Aeußere, ganz berechnet zarten Frauenhänden zu gefallen. Dies seine Außenseite, aber nun noch einige Worte über den Inhalt, den zwar der Titel schon hinlänglich andeutet. Es fehlte zeither an einem recht eigentlich zu jeder Zeit für Damen passenden Geschenk, welches neben Schiller und Göthe, die in fast allen Händen sind, ihnen eine Blüthenlese der herrlichsten neuen Dichtungen in sinniger Zusammenstellung lieferte, da die vollständigen Gedichtsammlungen der Verfasser, aus welchen diese Blüten und Perlen genommen, nicht durchgehend für Damen berechnet sind. Mithin eignet sich dieses Taschenbuch vor allen andern zu einem Geburtstagsgeschenk, Vielliebchen, kurz zu einem bei jeder Veranlassung trefflichen Damengeschenk.

Soeben ist in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Staatswissenschaftliche Vorlesungen
für die gebildeten Stände in constitutionnellen Staaten.

Vom Hofrathe, Ritter und Prof. Pölitz. Erster Band. 23 Bogen. Gr. 8. 2 Bände. 2 Thlr. 18 Gr.

Welcher Gebildete nähme nicht gerade in der gegenwärtigen Zeit an dem Verfassungswerke seines Vaterlandes den regsten Antheil, und wer könnte uns darüber wohl besser belehren als Pölitz? Im 1sten Bande ist die Staatsbegründung und Staatsverfassung, im 2ten wird die Staatsregierung und Staatsverwaltung und darin die Gemeinde- und Städteordnungen, die erforderlichen Eigenschaften für Wahlmänner und Volksvertreter, die Staatswirthschaft in Hinsicht auf Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel, Innungen, Messen, Steuern, Polizei u. s. w. klar und bestimmt dargestellt. Der 2te Band wird im Herbst nachgeliefert.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die medizinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit,

insonderheit in Beziehung auf die Fragen:
ob die Heilkunst ihrer allgemeinen Natur nach einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig, inwiefern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip?
kritisch bearbeitet und dargestellt
von dem

königl. bair. Medizinalrath Dr. J. J. Reuss.

Gr. 8. Preis 4 Fl.

Inhalt.

Einleitung: Ausmittlung eines wissenschaftlichen Princips für die gesammte praktische Heilkunde.

1ste Abtheilung: Kritische Darstellung des Brownischen und neuen französischen physiologischen Systems von Broussais.

2te Abtheilung: Grundsätze des contrastimulistischen Systems der italienischen Aerzte; Grundsätze des homöopathischen Systems von S. Hahnemann; jedes System mit kritischen Bemerkungen; Versuch eines, nach dem aufgestellten wissenschaftlichen Princip aufzustellenden nosologischen und therapeutischen Systems vom Verfasser dieses Werkes.

Stuttgart und Tübingen, im August 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Erwiderung.

Die verehrte Frau Johanna Schopenhauer beschwert sich in Nr. XII dieses Lit. Anzeigers darüber, daß ich ihren bei mir herausgekommenen neuen Roman: Die Großtante, aus dem Pantheon ohne ihr Wissen apart abgedruckt habe, und gebraucht dabei den undeutlichen Ausdruck: „sie habe mir diese Erzählung auf wiederholtes Ansuchen für mein Pantheon gegeben". Unter Geben versteht Mancher: Schenken! Um diesen etwaigen Irrthum zu berichtigen, habe ich zu erwidern, daß ich der geschätzten Verfasserin für dieses kleine Werkchen 277 Fl. (4 Friedrichsdor für den Bogen) Honorar gezahlt habe, daß es demnach mein Eigenthum ist, und ich dasselbe so benutze, wie ich es für gut halte. Die Verfasserin hat durchaus kein Recht mehr auf diese theuer erkaufte Erzählung.

Stuttgart, im September 1831.

Karl Hoffmann.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reine Arzneimittellehre von Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* und Dr. *Karl Friedrich Trinks*. Dritter Band. Gr. 8. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band (1828—29) kosten auch jeder 2 Thlr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 271. —— 28. September 1831.

Ueber Erziehung, in Erinnerung an Rousseau's „Emil".

Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit, daß unsere wissenschaftlich gebildeten Jünglinge fast überall das Streben zeigen, den Jahren vorzugreifen und in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Staaten Einfluß zu gewinnen, ja wol gar darin den Ton anzugeben, worin nur das freie England eine merkwürdige Ausnahme zu machen scheint. Das sonst so besonnene Deutschland ging darin voran, Frankreich ist ihm gefolgt, und in Nachäffung Spanien, Belgien, Polen. Wir brauchen nicht in Erinnerung zu bringen, was in Deutschland zunächst dazu die Veranlassung gab und hier den Irrthum der Jugend so verzeihlich macht; daß er aber eintreten konnte, muß tiefer liegen als in der Anregung von Außen. Staatsmänner, denen er unbequem wurde, haben den Grund in der wissenschaftlichen Bildung der Jugend selbst gesucht und wären sehr geneigt, eine Aenderung darin eintreten zu lassen, wenn nur die Zeit irgend geneigt wäre, sich ihre Bildung nehmen zu lassen. Eine durchgreifende Antastung dieser und des durch sie bedingten Ganges des öffentlichen Unterrichts, wie er in unsern wissenschaftlichen Anstalten und besonders in unsern Universitäten gegründet ist, würde einen allgemeinen Schrei des Entsetzens als eine Antastung der heiligsten Rechte auspressen. Auch liegt der Grund keineswegs in diesem Bildungsgange; er liegt tiefer. Da haben nun Manche geglaubt, er sei in der sogenannten akademischen Freiheit zu suchen, und haben diese beschränken zu müssen geglaubt, ohne zu bedenken, daß der gebildete jugendliche Geist eine Zeit der freiern Entwickelung nothwendig haben müsse, um zur Selbständigkeit, ohne die es eine echte staatsbürgerliche Wirksamkeit gar nicht geben kann, zu reifen, und daß diese mit der Entwickelung des Körpers zur Reife im genauesten Zusammenhange stehe und stehen müsse. Die akademische Freiheit muß nur nicht in rohe Willkür ausarten, sie muß sich in gesetzlichen Schranken bewegen, und es war nur dafür zu sorgen, daß diese in gehöriger Kraft aufrechterhalten wurden, welches allerdings nicht auf allen deutschen Universitäten der Fall war. Doch auch darin ist der Grund jenes Irrthums nicht zu suchen. Er liegt tiefer: er liegt in der Erziehung, und zwar vornehmlich in der häuslichen, die größerntheils unglaublich lax ist. Dies war sie nicht in frühern Zeiten, wo sie dagegen wieder häufig zu streng, zu pedantisch war, sowie sie es in den meisten Erziehungsanstalten noch ist, besonders aber in solchen, die etwa dem Staate zu gewissen Zwecken angehören. Zu einer Aenderung in der Erziehung gab nun bekanntlich Rousseau den ersten Anstoß durch seinen „Emil", und hat dadurch — sonderbar genug — wol nirgends so als in Deutschland gewirkt, für das die Erziehung eine Hauptangelegenheit wurde, und das mit vollem Rechte. Bemerken müssen wir aber, daß hier eigentlich nur von der Erziehung der gebildetern Stände die Rede ist, denn für die Erziehung des Volkes, und besonders des Landvolkes, ist wahrlich noch gar wenig, ja im Grunde eigentlich noch gar nichts geschehen, wenigstens nicht durchgreifend und auf die rechte Weise: ein Punkt, der wahrlich in unserer Zeit der ernstesten Berücksichtigung werth ist. Bis jetzt wurde er weniger beachtet aus — Hochmuth der obern Stände, zu denen die Regierer und Staatsmänner gehören, der selbsüchtigen Ursachen nicht zu gedenken; allein er drängt sich dem tiefern Beobachter immer mehr als ein Hauptpunkt auf, wenn die cultivirte Menschheit nicht wieder in ein Chaos zurückfallen und die rohe Naturkraft sich gegen die Verfeinerung geltendmachen soll. Ein geistreicher Kopf behauptet, die Zeit der Reformation sei die Emancipation des Bürgerstandes, und jetzt komme die Emancipation des untern Bauernstandes. Daß diese nicht in Unvernunft ausarte, dafür ist Pflicht der höhern Bildung, jetzt, nun es noch Zeit ist, zu sorgen; denn sowie durch das Bürgerthum das Adelthum — allerdings durch Intelligenz, weil der Adel, als Idee, keinen innern Gehalt hat — aufgelöst wurde, so könnte dies von dem Bauernthum auch dem Bürgerthume geschehen, aber aus Mangel an Intelligenz, weil das Landvolk die Idee des Bürgerthums — wir begreifen darunter die ganze Idee des Staates — nicht zu fassen vermag. Unser deutsches Landvolk ist, man sage was man wolle, an sich noch sehr dumm, nicht in seiner Anlage, aus der so oft eine überraschende, aber höchstverderbliche Schlauheit, die wol selbst die Dummheit als Maske gebraucht, hervorgeht, wohl aber in der Fertigkeit, sich etwas ganz klar zu machen, d. h. eigentlich zu denken und die Gegenstände in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Wir nehmen jedoch hier die Erziehung in dem bis dahin gebräuchlichen Sinne, für welche auch

Rousseau's System berechnet ist. Daß ein Enthusiasmus für Rousseau's Grundsätze entstand, war natürlich; nachtheilig aber war es, daß Enthusiasten sich seines Systems bemächtigten und in Deutschland es ins Leben brachten. Diese erklärten und handhabten es zum Theil mit wahrem Genie, aber doch mit sehr befangenem Blicke. Besonders glaubten sie darin den Grundsatz früher Unabhängigkeit zu finden, und dieser drängte sich mächtig in die Erziehung ein. Eine Durchsicht des Systems scheint uns daher wol an der Zeit, und wir widmen derselben vielleicht einige Artikel. Uns dünkt diese Durchsicht um so nothwendiger, da Viele von Denen, die sich gegenwärtig mit Erziehung beschäftigen, mit dem Grundbuche des Systems, auf welches sie im Grunde das ihrige bauen, kaum bekannt sein möchten, indem dies ihnen theils durch die Flut der neuern pädagogischen Literatur aus den Augen geschwunden, theils auch wol selbst bei ihnen in Verruf gerathen ist. Uns liegt hier eine Auffassung des Systems vor, wie sie sich uns vor Jahren ergab, und die wir hier ohne weitere Bemerkungen mittheilen, indem wir vielleicht in einem folgenden Aufsatze beibringen, was uns etwa der Berichtigung, auch besonders in Hinsicht der Entwickelung des religiösen Sinnes, bedürftig scheinen möchte.

Als wir uns mit dem Systeme näher bekanntgemacht hatten, sagten wir uns: Rousseau's „Emil" ist das sinnigste Buch, das je ein Mensch über den Menschen geschrieben hat. Unbegreiflich ist es, wie man mit gesundem Auge und mit Menschengefühl in der Brust es so oft hat misverstehen können. Rousseau geht bei seiner Betrachtung von dem Punkte aus, den er scharf ins Auge faßt und niemals aus dem Gesichte verliert: Der Mensch ist der Bildung fähig und bedürftig. Diese Bildung erhält er von der Natur, oder von dem Menschen, oder von den Dingen. Die zweite ist die einzige, über welche der Erzieher Gewalt hat; allein er verfehlt seinen Zweck, wenn er nicht die Natur und die Dinge als Mittel mit in sein Interesse zu ziehen weiß. Die Natur entwickelt unsere innern Anlagen und unsere Organe; die Menschen lehren uns den Gebrauch, den wir von dieser Entwickelung machen sollen, und die Dinge lehren uns durch ihre Wirkung auf uns, aus der wir Erfahrung schöpfen. Wozu soll denn aber der Mensch gebildet werden? Doch wol zunächst zum Menschen. Jede Erziehung, die von vorn herein einen andern Zweck sich vorsetzt, erhält sogleich eine schiefe Richtung, wie uns denn die Erziehung, die wir täglich vor uns zu sehen Gelegenheit haben, in tausend Beispielen dies zeigt. Unser gesellschaftliches Leben ist aber dieser Erziehung durchaus entgegen, und unsere Städte können nur Krüppel erziehen. Aus diesen schädlichen Umgebungen muß man den Zögling herausreißen und ihn in andere versetzen, wo Schein und Trug weniger herrscht, wo mehr Wahrheit in den Verhältnissen stattfindet, wo das Kind von den Ungleichheiten unter den Menschen nichts gewahr wird. Das platte Land ist noch dazu am geeignetsten, da wo eine größere Gleichheit unter den Menschen herrscht und weniger Schein und Trug, kurz, wo die Verhältnisse noch weniger künstlich sind.

Rousseau nimmt mehre Perioden in der Erziehung an. Die erste, welche bis zum sechsten Jahre ungefähr geht, ist der Entwickelung unserer Sinnlichkeit bestimmt. Hier lernt das Kind essen, gehen, sprechen. Dazu muß man ihm behülflich sein, allein der Natur das Meiste überlassen, nur dafür sorgen, daß ihre Wirkungen dem Kinde nicht schädlich werden, also Alles aus seinen Umgebungen entfernen, wodurch es sich schaden könnte. Diese Vorsicht ist nicht schwer zu beobachten, indem die Kräfte der Kinder in ihrer Schwäche schon von selbst alle ihre Bewegungen und Handlungen ihnen unschädlicher machen. Dies ist das Alter, wo man mit Ovid von dem Menschen sagen kann: „Vivit, et est vitae nescius ipse suae" (er lebt und weiß nichts darum). Dabei muß aber das Kind frühzeitig seine Abhängigkeit fühlen und nicht andere zu Sklaven machen dürfen. Der Erzieher muß allen seinen wirklichen Bedürfnissen liebreich und willig abhelfen, diese aber von den Foderungen seiner Laune sorgfältig unterscheiden, sowie er dagegen das Kind niemals unter seinen eignen Launen muß leiden lassen.

Die zweite Periode geht bis zum zwölften Jahre. In dieser ist die Erziehung mehr negativ als positiv; sie verhütet mehr die Hindernisse der Entwickelung, als daß sie diese Entwickelung eingreifend befördert; sie versucht nur, den Keimen Luft zu verschaffen und sorgfältig Alles davon abzuhalten, was ihnen schädlich werden könnte. Ihre vorzüglichste Sorgfalt wendet sie auf die Ausbildung des Körpers, dem sie in freier Thätigkeit Gelegenheit gibt, sich zu entwickeln, überzeugt, daß die Seele, wenn sie kräftig wirken soll, auch die Werkzeuge in gehöriger Kraft und Gesundheit vorfinden müsse, durch welche sie allein zu wirken vermöge. Die Bildung des Geistes besteht in dieser Periode ganz vorzüglich darin, daß aller Irrthum davon entfernt gehalten werde. Man sucht das Kind mit Allem bekanntzumachen, was in seinem Wirkungskreise sich befindet, aber nicht durch langweilige und dem Kinde unfaßliche Beschreibung, sondern durch die Versuche, welche man in Gemeinschaft mit dem Kinde darüber anstellt. In dieser Periode kann man nur zu dem Geiste durch die Sinne sprechen; man muß also vor allen Dingen dahin streben, das Kind seine Sinne gebrauchen zu lehren, welches nur geschieht, wenn man seinen Sinnen oft Veranlassung gibt, sich zu üben, denn nur durch Uebung bildet sich Kraft aus. Alles, was nicht zur unmittelbaren Anschauung und also zur unmittelbaren Erkenntniß gebracht werden kann, muß sorgfältig aus dem Kreise des Kindes verbannt werden, sowie Alles, was zu seiner Erklärung mehr erfodert, als im Horizonte des Kindes liegt. Da es nun ein für alle Mal unverbrüchlicher Grundsatz sein muß, nicht mit Worten zu erklären, weil man sonst das Kind gewöhnt, sich mit Worten abzuspeisen, so ist es Regel, wenn man dergleichen Gegenstände nicht vom Kinde abhalten kann, sie gar nicht erklären zu wollen. Ich weiß das nicht, ist die beste Art, die erweckte Neugierde zu unterdrücken; das verstehst Du nicht,

ist die unzweckmäßigste, denn sie reizt, statt zu besänftigen; darnach mußt Du nicht fragen, ist noch unsinniger, denn das deutet Verachtung an. Alle feinere Fähigkeiten der Seele müssen ja nicht durch künstliche Mittel zur Entwickelung gereizt werden, z. B. Einbildungskraft und Gefühle, aus welchen Leidenschaften entstehen. Auf eigentliche Sittlichkeit und auf Anstand darf in diesem Alter nicht hingewirkt werden, welches aber nicht etwa heißt, daß Unsittlichkeit und Ungezogenheit im gröbern Sinne stattfinden können; nur verlange man von dem Kinde nicht, daß es nach andern Motiven als denen der Sinnlichkeit handle, daß es für seine Mitgeschöpfe andere Gefühle hege als die, welche die Natur auch zum Theil den Thieren einflößt; nur verlange man nicht, daß es seine Bedürfnisse und Neigungen unter dem Schleier conventionellen Anstandes verberge, und daß es in seinem Betragen die Regeln der Gesellschaft beobachte. Das Kind muß durchaus wahr sein und noch keinen Begriff davon haben, daß der Mensch in moralischer Hinsicht (nicht aber in blos sinnlicher) irgend etwas verbergen oder verschleiern müsse. Die Bedürfnisse des Kindes müssen so einfach gehalten werden als möglich, und aus seiner Umgebung muß Alles entfernt werden, wodurch es gewissermaßen in moralischem Zwange gehalten wird, also alles kostbare zerbrechliche Geräth, alle kostbare Kleidung u. dgl. Man muß in diesem Alter wenig befehlen und nichts verbieten, allein die Folgen der Handlungen des Kindes immer auf dasselbe selbst zurückfallen lassen. Dabei wird es aber unumgänglich nothwendig sein, ihm einen anschaulichen, fühlbaren Begriff vom Eigenthum zu verschaffen. Es muß durch das Gefühl der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit gegen Andere geleitet werden. Eine unumgängliche Vorsichtsmaßregel in dieser Periode ist aber auch, das Kind ja keine Absicht bei seinen Wirkungen auf dasselbe ahnen zu lassen, ja selbst nicht, daß man es beobachte. Der verständige Erzieher wird die Dinge und Verhältnisse um das Kind her so ins Spiel zu setzen wissen, daß es nicht anders glauben darf, als der Zufall habe es nun einmal so geordnet; aller Schein von Absichtlichkeit muß wegfallen. Zutrauen muß sich übrigens der Erzieher zu erwerben suchen, und dies wird ihm gelingen, wenn er sich überall geneigt zeigt, zum Wohlsein seines Zöglings beizutragen. Alle moralische Ermahnungen sind durchaus unzweckmäßig. Die einzige Belehrung, deren das Kind empfänglich ist, muß aus den Dingen und aus seinen Handlungen selbst entspringen.

(Der Beschluß folgt.)

Oeuvres littéraires de M. Jay, député de la Gironde. 4 Bände. Paris, 1831.

Jay vereinigt mit dem ehrenhaftesten politischen Charakter eine solche Sittenreinheit und Bescheidenheit, wie sie in unserm überbildeten Zeitalter äußerst selten ist. Liebe zur Menschheit und eine bezaubernde Einfachheit bilden den Hauptschmuck seiner literarischen Arbeiten, deren Lectüre der Seele eine reiche Quelle erhebender Gefühle öffnet. Zuweilen wird er Satyriker, ist es aber stets ohne Bosheit und nur dann, wenn seine literarische Ueberzeugung ihn nöthigt, die Geißel zu heben. Die Schriften, welche in diesen 4 Bänden gesammelt sind, zerfallen in Originalproductionen und in kritische Arbeiten. Was die ersten betrifft, so hat Jay aus den Novellen, die er früher in verschiedenen Zeitschriften hatte abdrucken lassen, eine sehr strenge Auswahl getroffen, ganz verschieden von vielen andern Modeschriftstellern, die den Augenblick nicht erwarten können, wo sie einen Verleger finden, der ihre sämmtlichen (leider ihre sämmtlichen) Werke herausgibt. „Le prisonnier de New-York" ist, obschon eine Novelle, die beredteste Vertheidigung der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des Gefängnißwesens in Frankreich. Dieser langen Novelle folgt eine kürzere, in welcher der Verf. die Secte der Quäker, dieser Jansenisten des Protestantismus, auf die interessanteste Weise schildert. Die dritte Novelle führt den Titel „Dona Elvira". Eine junge Spanierin wird aus dem Schoße des Ueberflusses in das wilde Leben der Indianer geworfen und vergißt in den Hütten derselben die Pracht der Paläste und Schlösser ihres Vaters. Allerdings verleihen Abenteuer und unerwartete Ereignisse dieser Novelle Interesse; allein der Schriftsteller führt uns in eine ihm zu fremde Welt, als daß wir seine Scenerie und Farbengebung unbedingt für naturgetreu halten könnten. Man folgt Hrn. Jay gern in die Städte und vor Allem in die Gefängnisse der neuen Welt, aber nicht in die geheimnißvollen Tiefen ihrer freien Urwälder. Seit den Romanen Cooper's ist man in dieser Beziehung etwas wählerisch geworden! Diesen Gemälden amerikanischer Sitten stehen „Les essais de Nicolas Freeman" gegenüber, in denen der Verf. französische Sitten unter der Hülle erdichteter Begebenheiten schildert, aber mit minderm Glück. Auf die Novellen folgen zwei Gespräche zwischen Verstorbenen, die durch Schärfe der Gedanken und Lebendigkeit des Styls an die Manier Lucian's erinnern. In dem ersten erörtern Cromwell und Napoleon ihr politisches System; allein so gut dieser Dialog auch an sich ist, so könnte man doch fragen, was denn in der Unterwelt aus dem ausdrucksvollen Lakonismus Napoleons geworden ist? Der zweite Dialog übertrifft den ersten in Bezug auf Charakteristik. Die Cardinäle Richelieu, Retz und Maury sind in demselben die sprechenden Personen. In Folge der scharfen Wahrheiten, welche dieser Dialog enthielt, wurde dem Verf. der Proceß gemacht, und er mußte einen Monat im Gefängnisse zubringen. Hier schrieb er eine kleine Abhandlung über die Resignation. Dies sind die wenigen Originalproductionen, welche der Verf. in die Sammlung seiner literarischen Werke aufgenommen hat. Der allgemeine Charakter derselben ist bereits oben angedeutet worden, nämlich Einfachheit und eine durch natürliche Anmuth gemilderte Energie.

Wir wenden uns nun zur kritischen Laufbahn Jay's. Das wichtigste kritische Werk desselben ist: „Le manuscrit de Jacques Delorme, ou la conversion d'un romantique". Der Hauptvorwurf, welchen der Verf. den Romantikern macht, liegt in seiner Behauptung, daß sie alle Einheiten verwerfen. Dies kann aber nur von der Einheit der Zeit und des Ortes gelten; nirgends haben die Romantiker behauptet, daß der dramatische Dichter sich auch der Einheit der Handlung entschlagen dürfe. So findet sich auch in dem genannten Werke die Bemerkung, daß jede Literatur nationell sein müsse, und der Kritiker beschuldigt Vigny und Lamartine, daß sie keine patriotischen Subjecte behandeln, d. h. daß sie sich von der Politik fern halten. Dieser Vorwurf scheint uns eine Ungerechtigkeit zu sein. Der Dichter übt sein schönes Talent, sowie der Himmel es ihm verliehen hat, und schlägt in die Saiten jener Harfe, die ihm von dem Geschick anvertraut worden ist. Das würde eine traurige Poesie geben, wenn alle Dichter sich mit der Politik beschäftigen sollten. Während Béranger, Delavigne und Victor Hugo die Herzen der Franzosen durch patriotische Gesänge elektrisiren, ist es gewiß auch gut, daß Lamartine und Vigny sie ein wenig mit dem Menschen und seiner ewigen Bestimmung beschäftigen. Ueberhaupt scheint es uns sehr tadelnswerth zu sein, den schönen Künsten die Politik aufzwingen zu wollen.

Was in dieser Beziehung oft den Reiz der Neuheit und des augenblicklichen Interesses hat, ist vielleicht in wenigen Jahren eine triviale Wahrheit geworden. Daß Jay mit Vorliebe bei der Literatur des Kaiserreiches verweilt, ist begreiflich, denn welcher Franzose sollte den Ruhm jener Zeit nicht lieben! Allein daß Chateaubriand und die Staël zu den literarischen Berühmtheiten des Kaiserreiches gehören, ist nur insofern wahr, als der edle Pair und die geistreiche Frau Napoleons Zeitgenossen gewesen sind, sonst aber waren sie die größten Antipoden desselben: jener wurde von der Religion und dem Königthume, diese von der Freiheit und der Republik begeistert. Im Jahre 1810 hatte die französische Akademie einen Preis gesetzt für das beste tableau de la littérature au dix-huitième siècle. Jay und Vicleau de la littérature au dix-huitième siècle. Jay und Victorin Fabre behandelten diesen Gegenstand mit Talent, Barante mit der Ueberlegenheit eines Schriftstellers höherer Art. Als Schüler des 18. Jahrhundertes hat Jay die Apotheose desselben geschrieben. Barante (der übrigens sich um den Preis, den Jay erhielt, gar nicht bewarb) hat es dagegen mit der Unparteilichkeit des Philosophen und Historikers gerichtet. Im Jahre 1810 von der Akademie gekrönt, ward 1812 Villemain sein mächtiger Nebenbuhler, sodaß Jay's „Éloge de Montaigne" nur das Accessit erhielt. Was beiden Schriftstellern, so geistreich auch ihre Arbeiten immer sind, vorgeworfen werden kann, ist, daß sie nicht hinreichend herausgehoben haben, wie es eigentlich in Montaigne zwei Menschen gab: den seinem Jahrhunderte vorausgeeilten Philosophen, und den in anderer Rücksicht verurtheilsvollen, höchst leidenschaftlichen Mann. Montaigne glaubte an die religiösen Dogmen seiner Zeit mit solcher Herzenseinfalt, daß man versucht ist, die Offenbarungen seines philosophischen Genies nur für ein Spiel des Geistes zu halten; und andererseits liegt in der Sprache seiner skeptischen Vernunft eine solche Wahrheit, daß man seine Glaubenseinfalt nicht begreifen kann. In diesem unerklärlichen Widerspruche scheint man zum Theil die hohe Originalität Montaigne's suchen zu müssen. — Die Literaturgeschichte verdankt Jay die Berichtigung mehrer irrigen Meinungen. Der Auszug aus den Memoiren der Frau von Epinay erhebt sich über eine einfache Analyse durch die Sorgfalt, womit der Verf. Alles gesammelt hat, was über die Wirklichkeit jener Verschwörung, für deren Gegenstand Rousseau sich so lange Zeit hielt, Licht verbreiten kann. Jay glaubt an dieselbe, und der Charakter Grimm's, sowie man ihn hier geschildert findet, liefert einen ziemlich starken Beweis, daß die Verfolgung Rousseau's Thatsache war. — Auch einige poetische Fragmente finden sich in dieser Sammlung; sie sind von hohem Werth und lassen bedauern, daß Jay seine Dichtungen nicht vollendet hat. Jay schließt mit folgenden Zeilen: „Indem ich die 3 Bände, welche vor der (Julius-) Revolution gedruckt worden sind, wieder durchlese, finde ich kein Wort, das ich ändern möchte, keinen Gedanken, der unserer jetzigen Freiheit unwürdig wäre. Unter dem Kaiserreiche wie unter der Restauration beseelte mich als Schriftsteller keine andere Idee, als daß die Literatur den Triumph jener moralischen Wahrheiten, welche das Loos des Menschen veredeln, und jener politischen Principien, welche die Völker frei und glücklich machen, befördern helfen müsse!" 210.

Elogio di Federigo II., re di Prussia. Scritto in francese dal signor *Guibert*, e liberamente recato in italiano da monsignor *Capece-Latro*, arcivescovo di Taranto. Berlin, Krause. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Während der Anwesenheit des Dr. Dorow in Neapel erhielt derselbe — wie uns die Vorrede erzählt — vorstehend verzeichnetes Werk im Manuscript aus den Händen des Hrn. Erzbischofs von Tarent, um es im Vaterlande des gepriesenen Monarchen drucken zu lassen. Guibert's Lobschrift auf Friedrich II. wird unerachtet so mancher Mängel stets noch für das Beste gehalten, was wir über den großen König besitzen. Hr. Capece-Latro ist diesem Werke gefolgt und gibt eine freie Uebersetzung mit interessanten Zusätzen; das Ganze ist zweckmäßiger und wissenschaftlicher geordnet als das französische Original. In schöner, wohlklingender Sprache wird den Italienern Friedrichs reichhaltiges Leben vorgeführt und aufmerksam darauf gemacht, daß der große König nicht allein ein gewaltiger Kriegsheld gewesen, sondern auch als weiser Gesetzgeber und Vater seines Volkes für Kunst, Wissenschaft und Aufklärung unendlich viel gewirkt und gleich einem glänzenden Meteor seinem Jahrhundert vorgeleuchtet habe!

Auch wir stimmen darin überein, daß dieses Werk eine hohe literarische Merkwürdigkeit bleiben wird! Ein Prälat der katholischen Kirche im Königreich Neapel verkündet König Friedrich dem Großen Lob! Schöner Beweis, daß der wahrhaft große Mann, unter welcher Nation er auch geboren, welche Religion er auch bekenne, dem ganzen Menschengeschlechte angehöre und daß er durch alle Jahrhunderte hindurch der Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung bleibt! Hr. Dorow hebt es besonders heraus, daß Friedrichs Gerechtigkeit, seine Thätigkeit und sein scharfer, Alles durchdringender Blick, dem die geheimsten und verborgensten Triebfedern der Administration klar wurden, und wodurch er jedem Unrecht, jeder Intrigue, jeder Beamtengewaltthat sofort steuern konnte, daß diese Eigenschaften es wären, welche man in Italien besonders von König Friedrich könne rühmen hören. Auch wir sind im Stande, dieses durch Anführung mehrer Theaterstücke zu bestätigen, welche wir selbst in Rom und Neapel auf kleinen Theatern haben darstellen sehen, und wobei das Publicum in großem Jubel ausbrach, wenn der große König einen hämischen Secretair oder sonstigen ungerechten Beamten — die so gern Sultan spielen — zur gerechten Strafe zog. In unserm lieben Vaterlande würden ähnliche Jubel nicht fehlen, da in manchen Ländern der Beamtendespotismus wahrlich die höchste Stufe erreicht haben möchte.

Im Vorwort gibt uns der Herr Herausgeber biographische Notizen über den Charakter des Erzbischofs und theilt aus dem wirksamen und einflußreichen Leben Interessantes mit; er hat solches vorzüglich aus Lady Morgan's „Reisen in Italien" und aus der „Biographie nouvelle des contemporains" (Paris, 1822) entnommen. Dankbar wären wir Hrn. Dorow gewesen, wenn er uns aus dem in Deutschland seltenen Werke: „Relazione della condotta dell' arcivescovo di Taranto, monsignor Gius. Capece-Latro, nelle famose vicende del regno di Napoli nel 1799", welches Dr. Angelo Sgura 1826 in Genf herausgab, Mittheilungen gemacht hätte. Es würde interessant sein mit allem Wichtigen aus dem Leben des Monsignor Capece-Latro bekannt zu werden: eines Greises, der weit schon seine 90 Jahre erreicht haben möchte, und den auch die Archäologen aller Länder wegen seiner Ausgrabungen in Calabrien und seiner herrlichen und reichen antiquarischen und Kunstsammlungen kennen und verehren. Am bedeutendsten war der Einfluß des Erzbischofs durch 2 seiner Schriften, in deren einer er mit Geist und Kühnheit die Unrechtmäßigkeit des Tributs (haquenée) darstellte, welchen die Krone Neapel an den päpstlichen Stuhl zahlte, da solcher nur in der Gemeinheit eines fremden Eroberers seinen Ursprung fände; ein zweites Werk war wahrhaft bewunderungswürdig für einen Autor, welcher zu der höchsten Würde der Kirche emporgestiegen und in der Nähe Roms seine Wirksamkeit hatte. Mit Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit suchte er nämlich zu beweisen, daß der Cölibat der Priester ein Verbrechen gegen Natur und Moral und nirgend in den heiligen Schriften autorisirt sei; ferner behauptete er, daß das Gehässige, welches auf den Katholicismus geworfen und wodurch die Reformation hauptsächlich befördert worden sei, in dieser Institution ihren Grund fände, da sie jeder Art von Verderbniß günstig sei.

Des schönen geistreichen Styls und des historischen Inhalts wegen ist das Werk ganz vorzüglich den Lehrern der italienischen Sprache zu empfehlen. Der Verlagshandlung macht die Ausstattung alle Ehre; Druck, Papier sind vorzüglich, und auf die Correctur ist große Sorgfalt verwendet. 207.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 272. — 29. September 1831.

Ueber Erziehung, in Erinnerung an Rousseau's „Emil".

(Beschluß aus Nr. 271.)

Die dritte Periode reicht bis zum funfzehnten Jahre. Sie ist die kürzeste und dabei die wichtigste. Es ist die glückliche Zeit, wo der Knabe zum Jünglinge reift, die glückliche Zeit, wo die Denkkraft sich entwickelt, und wo die Affecten noch schweigen, wenn sie nicht unbesonnen sind gereizt worden. In dieser Periode soll der Mensch zum Denken geleitet werden; er soll die physischen und intellectuellen Gegenstände um ihn her mit einander vergleichen und Resultate und Folgerungen daraus ziehen lernen. Dazu muß er also auch näher mit ihrem Innern bekannt werden. Nach dem zuerst angegebenen Gesichtspunkt, daß er zum Menschen gebildet werden solle, wird also auch der Mensch der vorzüglichste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sein müssen, aber nicht der Speculation, sondern der praktischen Versuche. Da der Mensch nur durch Beispiel erzogen werden kann, so wird es gut sein, ihm das Beispiel eines Menschen vorzuführen, der Alles durch sich selbst ist, alle seine Bedürfnisse durch sich selbst befriedigt. Man wird ihn einen Begriff aus seiner eignen Erfahrung abstrahiren lassen, daß die Vereinigung mehrer Menschen die Befriedigung ihrer Bedürfnisse unendlich erleichtern; daß der Mensch aber, um von den andern einen Beitrag zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erwarten zu können, auch seinen Beitrag nicht verweigern müsse. Er wird lernen, die Menschen zu classificiren in Hinsicht ihres Werthes für die Gesellschaft nach dem Maßstab ihrer größern oder mindern Nützlichkeit. Ueberhaupt ist dies die Periode, wo Nützlichkeit der allgemeine Maßstab sein muß. In dieser Periode wird auch der Grund gelegt zu allgemeinen (also eigentlich wissenschaftlichen) Kenntnissen; allein alle diese werden aus der Kenntniß des Besondern, des Einzelnen (in concreto) entwickelt. Der reifende Jüngling muß aber in dieser Periode zu anhaltender Arbeit gewöhnt werden. Zugleich muß in ihm das Gefühl der menschlichen Theilnahme entwickelt werden; er muß Gelegenheit finden, wohlzuthun, den Bedürfnissen seiner Mitmenschen abzuhelfen, aber nicht etwa mit Geld, das er noch nicht verdienen kann, nicht mit Dem, was er noch nicht erworben hat, sondern durch persönliche Dienstleistungen (z. B. durch Unterricht eines andern dürftigen Kindes u. Aehnl.).

Jetzt tritt die vierte und gefährlichste Periode ein, die Periode, wo die Affecten und der stärkste von allen, der Geschlechtstrieb, erwacht. Dies Erwachen muß durch vernünftige Maßregeln so weit als möglich hinausgeschoben werden. Ein sehr wirksames Mittel dazu ist, den Jüngling in steter nützlicher Geschäftigkeit (welches gerade nicht immer eine reingeistige, aber auch nicht vorherrschend etwa eine körperliche zu sein braucht) zu erhalten. Zugleich ist dies die Periode der Entwickelung aller feinern Gefühle. Es ist nothwendig, diese zu einer gewissen Stärke gelangen zu lassen, ehe noch die Mannbarkeit sich gänzlich entwickelt. Die Selbstliebe, welche in der ersten Periode zum Grunde lag, verwandelt sich jetzt in Eigenliebe. Selbstliebe ist ein natürliches Gefühl und unschuldig in ihrem Ursprunge, denn sie zielt nur auf Selbsterhaltung ab; Eigenliebe aber hat schon von ihrer natürlichen Unschuld verloren und ist der Grund zu allen Lastern (sie wird Egoismus). Die Affecten sind zwar dem Menschen ebenso natürlich als nothwendig, allein nicht alle entspringen unmittelbar aus der Natur des Menschen, sondern manche aus der Ausartung der natürlichen. Diese Ausartung zu vermeiden, ist in dieser Periode das Geschäft des Erziehers und allerdings das schwierigste. Es wird ihm unendlich erleichtert werden, wenn sein Zögling gewöhnt ist, sich ihm in seiner vollen Wahrheit zu zeigen, und kein Interesse dabei findet, ihn nicht zum Vertrauten seiner geheimsten Gefühle und Gesinnungen zu machen. Dabei muß ganz besonders von Seiten des Erziehers alles Moralisiren wegbleiben. Es ist besser, an den Thorheiten (Laster müssen ihm ganz fremd bleiben) des Jünglings Theil zu nehmen, um bei der Hand zu sein, wenn sie ihm Gefahr drohen, als durch die Miene des Mentors ihn sich abgeneigt zu machen (cum grano salis zu verstehen!). Haben seine Thorheiten dann nicht blos unausbleiblich schlimme Folgen für ihn, sondern auch für seinen Erzieher, den er als seinen vertrauten Freund zu betrachten gewohnt ist, so wird, ohne daß dieser im Geringsten nöthig hat, den Jüngling darauf aufmerksam zu machen, das Gefühl in ihm erwachen, wie unrecht und unedel es von ihm sei, wider den Rath seines Freundes gehandelt und diesen, der sich selbst in seiner Thorheit nicht von ihm zu trennen vermochte, mit in seinen Unfall verwickelt zu haben. Andern Schaden

zufügen, kann in die Seele eines sorgfältig gebildeten Jünglings nicht kommen; also wird er nur für sich selbst thöricht handeln. Da nun nur Erfahrung davon heilen kann, so muß man ein Mittel suchen, ihn mit so wenigen Unkosten für sich selbst als möglich diese Erfahrung erlangen zu lassen. Da sich in dieser Periode die Geschlechtsliebe als der vorzüglichste der Affecten entwickelt, ein Affect, der den Menschen antreibt, sich mitzutheilen und an den Schicksalen eines andern Wesens den innigsten Antheil zu nehmen, ihn antreibt, Werth auf die Liebe eines Andern zu setzen und sich auch also dieser Liebe werthzumachen, so ist es nothwendig, den Jüngling mit den Verhältnissen des Menschen in der Gesellschaft bekanntzumachen. Geschichte ist dazu das zweckmäßigste Mittel. Hier erblickt er den Menschen in unveränderlichen Formen, da die Menschen, die ihn umgeben, sich jeden Augenblick verändern; hier also kann er die Grundzüge menschlicher Charaktere auffassen, und sie dienen ihm zum Maßstabe bei der Beurtheilung der Menschen um ihn her. Nur lasse man nicht aus der Acht, daß der Jüngling geneigt ist, immer sich ganz in die Personen hineinzudenken, die vor ihm handeln und gleichsam ihre Rolle zu übernehmen. Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, welche Rolle er übernimmt. Ist sein Urtheil nicht gehörig gebildet, so wird dies immer die glänzendste sein, da doch die glänzendste nicht gerade stets die wahrste und schätzenswertheste ist. Man suche ihm also die Handlungen seiner Helden in ihrem wahren Lichte zu zeigen, damit kein falscher Glanz ihn irreleite; und dann muß er sich seinen eignen Charakter bilden, nicht von einem zum andern hin- und herschwanken. Dieser Charakter muß das reine Gepräge der Menschheit tragen, soweit dies im Einzelnen sich auszudrücken vermag. Alles, was die Menschheit betrifft, muß seinem Herzen theuer sein. Diese Liebe zur Menschheit im Allgemeinen äußert sich aber an den Menschen um ihn her, sie sind in seinem Wirkungskreise, auf sie kann also seine unmittelbare Wirksamkeit auch nur berechnet sein. Ihr Wohl wird er zu befördern suchen, jedoch mit der Rücksicht, daß das Wohl der Menschheit damit verträglich sei. Bis hierher wurde dem Knaben noch nichts von Moral und Gott vorgeredet (nicht als ob diese wichtigsten Gegenstände menschlicher Erkenntniß absichtlich, wie dies wol ist misverstanden worden, vor ihm verhehlt worden wären, welches schon an sich eine Unmöglichkeit und eine Unnatur sein würde, sondern beide sind ihm bis jetzt nur praktisch bekannt in Andern); jetzt ist aber der Zeitpunkt gekommen, wo man ihn ausdrücklich auf die innere Stimme seines Gewissens aufmerksam macht und seine Gedanken absichtlich zu dem Urheber alles Seins hinlenkt, wozu sie schon gehörig vorbereitet sein werden durch die ihm ertheilte Bildung, denn er bedarf eines Zügels für seine Affecten. Eine reine natürliche Religion wird diesem Zwecke völlig genügen (eine Religion der Liebe und Heiligkeit, wie Christus sie lehrte, ohne Kirchensatzungen), und mit dem Dasein der in der Welt vorhandenen Religionssysteme wird es immer noch Zeit sein, ihn bekanntzumachen, allein, nur historisch. (Allerdings kann erst der gereiftere Mensch einem Religionssysteme angehören, und zwar nothwendig bei umfassender, gründlicher Kenntniß der verschiedenen Systeme nach eigner Bestimmung.) Eine der vorzüglichsten Maximen des Erziehers muß sein, zwar dem Jüngling durch jede seiner Handlungen zu beweisen, wie sehr dessen Wohl ihm am Herzen liege und welche Opfer er ihm bringe, aber nie dies ihm vorzuhalten in der Meinung etwa, ihn durch das Gefühl der Dankbarkeit zum Vernünftighandeln zu bringen. Thut er dies, so wird er unfehlbar seinen Zweck verfehlen, denn er bringt den Jüngling leicht zu dem Glauben, als handle er nur so, um sich der Gewalt über ihn um so gewisser zu versichern. Erwähnt er der Verbindlichkeiten des Jünglings gegen ihn nie, so wird er nur um so eher das Gefühl der Dankbarkeit im Jünglinge erwecken. Je uneigennütziger der Erzieher sich zeigt, um so stärkere Verbindlichkeiten legt er einem unverdorbenen Herzen auf.

Die fünfte Periode ist die der Mannbarkeit, und sie ist die letzte der Erziehung, denn nun muß das Wesen, welches zur Fortpflanzung des Geschlechts dienen soll, völlig ausgebildet sein, und zwar der Mensch als Mensch. War in jener Periode der Affecten in ihm ungezügelte Wuth der Leidenschaften zu fürchten, so ist sie hier noch furchtbarer in ihrer Verweichlichung, wo der Mensch sich nicht zu zähmen vermag aus Mangel an innerer Selbständigkeit.

Uns dünkt, die Grundzüge der Erziehung für die gebildeten Stände liegen hier rein und deutlich da, und ihre Anwendbarkeit auf die einzelnen Verhältnisse ist wol nicht schwer. Daß aber hier nicht von der intellectuellen Bildung eigentlich, der Hauptsache nach, die Rede ist, leuchtet wohl ein, wenigstens nicht insofern diese Bildung zu den verschiedenen bestimmten Zwecken der menschlichen Cultur und Gesellschaft stattfinden muß. III.

Blicke auf Spanien.

Ein amerikanischer Schiffslieutenant, Alexander Slidell, machte im Jahre 1826 von Frankreich aus eine Reise nach Spanien, und was er gesehen und erfahren, erzählt er in seinem Buche: „A year in Spain. By a young American". (London, 1831.) *) Der Verf. hatte, wie er uns selber sagt, keine gelehrte Erziehung erhalten, und sein Beutel war nur spärlich gefüllt. Beide Mängel geben seinem Buche einen eigenthümlichen Charakter. Wir finden hier, statt gelehrter Erörterungen, die mitunter wohlfeilen Kaufes zu haben sind, die frischen Eindrücke auf ein empfängliches Gemüth, die Beobachtungen eines gesunden Verstandes; und einem Reisenden, der überall nach seinen beschränkten Mitteln sich richten mußte, boten sich viele Gelegenheiten dar, den Volkscharakter zu erforschen, die dem Reichen, der auf dem theuern gebahnten Wege gemächlich sich bewegt, seltener vorkommen; er konnte das Leben des Volkes im Verkehr mit dem Volke beobachten. Was er gesehen, gibt er mit sorgfältiger Treue und Wahrheit wieder, und ein jugendlicher lebendiger Geist, eine heitere gutmüthige Laune wehen uns aus seinen Schilderungen an. Das reine Gepräge der Wahrheit ist nirgends zu verkennen. Besonders glücklich weiß er Leben und Sitte zu schildern. Wir wollen den Raum, der

*) Vgl. einen kurzen Art. in Nr. 115 d. Bl. D. Red.

uns vergönnt ist, benutzen, einige charakteristische Abenteuer unseres Wanderers, wenn auch nicht mit seinen Worten nachzuerzählen. Er ist mit dem Postwagen von Tarragona abgereist. Der Wagen hält plötzlich still, und lautes Geschrei erschallt. Der Reisende sieht bei dem Scheine der Wagenlaterne, daß die Maulthiere mit gespitzten Ohren sich ängstlich ansehen. Ein Blick zur Rechten löst das Räthsel. Da steht neben dem Vorderrade ein Kerl in dem weißen valencischen Kittel, mit der rothen, tief auf die Stirne gedrückten, hinten lang herabhangenden Mütze und dem gestreiften, um die Schultern geworfenen Mantel. Mit dem linken Fuße vortretend, legt er seine Flinte auf den Schaffner an, den sein grimmiger Blick scharf faßt. Der Fuhrmann war vom Sattel gesprungen und stand auf der Straße. Er wollte unter den Bäumen Zuflucht suchen, aber er wurde niedergeworfen. Unser Reisender hörte nun deutlich die Stimme eines Räubers, der den Maulthiertreiber fragte, wie viel unser wären, ob wir Waffen hätten, ob Geld im Wagen wäre. Als Schluß der Befragung foderte er die Börse. Der Maulthiertreiber gehorchte, und richtete sich so hoch empor, daß er einen langen ledernen Beutel aus einer verborgenen Tasche holen konnte, und reichte ihn hin. Der Räuber nahm einen Stein von einem Haufen an der Straße und schlug den Maulthiertreiber damit auf den Kopf. Der Unglückliche rief alle Heiligen an, aber vergebens, der wüthende Räuber legte seine Flinte auf die Seite, und den Stein mit beiden Händen fassend, verdoppelt er seine Streiche, bis sein Opfer erlag. Dem Fuhrmann ergieng es nicht besser. Als beide entseelt da lagen, sprachen die Räuber leise mit einander, ehe sie an ihr Werk gingen. Einer legte den eisernen Hemmschuh unter das Rad und stieg dann auf den Wagentritt. Mit furchtbaren Flüchen foderte er von jedem Reisenden 5 Unzen. Die Reisenden leerten ihre Beutel. Sechs rüstige Studenten, die im hintern Raume saßen, mußten aussteigen, Geld und Uhren abgeben und auf der Straße sich auf das Gesicht legen. Der zweite Räuber ging indeß zu der Stelle, wo sich der Fuhrmann in seinem Blute wälzte, und durchbohrte ihn mit Messerstichen. Der blutdürstige Grausame näherte sich dann dem Vordersitze, wo unser Amerikaner an der Seite eines spanischen Priesters saß. Sie erwarteten voll Ergebung ihr Schicksal. Ein anderer Räuber, der indeß mit dem Gewehre in der Hand um den Wagen gegangen war, blieb plötzlich stehen, legte den Kopf an die Erde, als ob er gehorcht hätte, und als er mit seinen Gefährten gesprochen hatte, eilten alle davon. Die unglücklichen Verwundeten wurden, so gut es möglich war, verbunden und auf einem Karren auf die nächste Station zurückgeschickt. Beide starben bald nachher. Die Räuber wurden entdeckt. Sie waren Landleute und Bekannte des Fuhrmanns und hatten ohne Zweifel nur in der Absicht, die Entdeckung zu verhüten, ihn dem Tode geweiht.

Der Amerikaner setzte seinen Weg nach Madrid fort, ohne wichtige Abenteuer zu bestehen. Als er die nackten Ebenen der Mancha durchzog, sah er die Windmühlen, die der Ritter von der traurigen Gestalt für Riesen hielt. Er kam bei Toboso vorbei, suchte aber vergebens das Wäldchen, wo der gedankenvolle Ritter Sancho Pansa's Rückkehr von seiner Liebesbotschaft erwartete. Der Vers. gibt uns eine lebendige Schilderung von seiner ersten Wanderung durch die Straßen von Madrid. Er scheint häufig Gelegenheit gehabt zu haben, die Spanierinnen kennen zu lernen. Hören wir, wie er die Madriderin, die Madrileña, beschreibt. Sie ist eher unter als über Mittelgröße und hat einen hübschen Wuchs, der sich unter den elastischen Falten der Basquiña vortheilhaft zeigte. Auf ihren Fuß wendet sie besondere Sorgfalt. Nicht zufrieden mit seiner natürlichen Kleinheit und Schönheit, umwickelt sie ihn enge mit Leinwandbinden, um ihm eine schönere und zartere Gestalt zu geben. Ihre bleiche Gesichtsfarbe wird nie durch Schminke erhöht. Ihre Zähne gleichen Perlen, ihre Lippen sind roth, ihre Augen groß, schwarz und feurig, ihr Schritt kurz und schnell, aber anmuthig, und das unablässige Spiel ihrer Hände und Arme, wenn sie die Mantilla zurechtlegt oder mit dem Fächer wehet, verräth die unruhige Bewegung ihrer Seele. Wenn sie ihres Weges geht, blickt sie mit unbefangenem aber gedankenvollem Auge auf die Männer, die ihr begegnen, wer aber so glücklich ist, ihr Bekannter zu sein, sieht ein holdes Lächeln in ihren Zügen, empfängt einen wohlwollenden Blick und sie erwidert seinen Gruß mit einer traulichen Bewegung ihres Fächers.

Von Madrid machte er einen Ausflug nach Toledo. Ein zerlumpter Bursche, der ihn als Lohnlakai begleitete, verschaffte ihm zur Fortsetzung seiner Reise ein Pferd in Aranjuez. „Ich erwartete", sagt er, „zwar keineswegs, glänzend beritten zu sein, aber mein Erstaunen und meine Verwirrung waren nicht gering, als ich im Hofe des Wirthshauses einen elenden Klepper fand, der durch irgend eine Krankheit alle Haare verloren hatte, besonders am Schwanze, welcher so nackt als ein Elefantenrüssel war. Das Thier schien nur noch in den Beinen Fleisch zu haben, Rücken und Rippen waren überall sichtbar, außer wo ein ungeheuerer, mit Stroh gestopfter Packsattel ihn bedeckte. Der Eigenthümer des Thieres, ein alter Mann in einem braunen Mantel, streckt seine Hand mir entgegen, als ich das Pferd näher betrachten wollte, und sagte, wenn es mir einerlei wäre, wollte er die bedungenen 2 Piaster vorausnehmen. Ich antwortete ihm, es wäre sehr möglich, daß sein Pferd die Reise nicht zurücklegte; er erwiderte jedoch nicht ohne Unwillen, es würde mich nach Indien bringen, vielmehr nach Toledo. Er hielt seine Hand so entschlossen mir entgegen, daß ich ihm die 2 Piaster gab. Ich faßte den Packsattel in Ermangelung einer Mähne und sprang auf das Thier. Der Rücken des armen Thieres krachte und beugte sich unter der Last, und da es einige Neigung verrieth, sich niederzulegen, zog ich die Halfter straff an. Bei dieser Bewegung beugte sich sein Hals rückwärts wie ein zerbrochener Bogen, und zurückweichend kam es auf Joseph, welcher, erfreut über unsern weiten Ausflug, auf einem mäusegrauen Esel hinter mir hielt und den Sack, der mein ganzes Reisegeräth faßte, um den Hals gehängt hatte. Auf einige kräftige Knittelhiebe, die Joseph dem Thiere versetzte, und auf einen Fußtritt, den der Eigenthümer ihm unter dem Bauche anbrachte, ließ es von seiner rückgängigen Bewegung ab, und als ich es endlich zum Vorrücken gebracht hatte, zogen wir zur Bewunderung von ganz Aranjuez über den Marktplatz". Die Rückreise von Toledo machte der Amerikaner in einer coche de coleras, einem alterthümlichen, schwerfälligen, mit 6 Maulthieren bespannten Fuhrwerke, wie man es auf spanischen Gemälden aus dem 17. Jahrhunderte sieht. Die Kutsche war gedrängt voll von jungen Mädchen, die eine ihrer Gespielinnen, welche nach Madrid in Dienste ging, eine Strecke weit geleiteten. Solche bedeckte Wagen, wenn sie langsam über die nackten Ebenen Spaniens ziehen, gleichen Schiffen auf dem Meere. In einer Arche dieser Art reiste der Amerikaner von Cordova nach Sevilla. Unter der bunten Gesellschaft war ein lustiger spanischer Priester, mit welchem unser geselliger Lieutenant sehr vertraut wurde. Nach ihrer Ankunft in Sevilla fragte der Amerikaner nach einem Gasthofe, der Priester aber empfahl eine casa de pupilos, ein Speisehaus, wo sie, wie er versicherte, mehr Bequemlichkeit und zugleich mehr Gesellschaft finden würden. Das Haus, das ein gewandter Barbier ihnen zeigte, war in dem anmuthigen andalusischen Style gebaut. Es hatte einen Hof mit einem plätschernden Springbrunnen. Eine Treppe führte sie in einen Saal, dessen Fenster auf Balcone sich öffneten, welche roth und weiß gestreifte Schirmdächer hatten. Die alte Wirthin saß mit ihren beiden Töchtern und ihrer Nichte am Stickrahm auf dem kühlen Balcon. Die jüngere Tochter hatte dunkles Haar, schwarze Augen und eine maurische Gesichtsfarbe, ein feuriges Mädchen. Sie spielte die Guitarre und sang mit Gefühl und Kunst, da sie oft die italienische Oper besuchte. Die beiden andern Mädchen waren gute Tänzerinnen, wie unser lebensfroher Seemann noch an demselben Abend sah. Es versteht sich, daß er und der muntere Priester sich sogleich hier einmietheten. Er bereute es nicht. Die reizenden, fröhlichen Sevil-

lanerinnen scheinen einen unwiderstehlichen Eindruck auf sein Herz gemacht zu haben. Ihre Blicke, Alles, was sie sagten, Alles, was sie thaten, entzückte ihn, ihr andalusisches Spanisch, ihr verführerischer Ton, ihre Vergrößerungsworte wie ihre Verkleinerungsworte vom grandisimo bis zum poquito chiquiti-ti-ti-to. Alles ist entweder sehr groß oder sehr klein im Munde einer Sevillanerin, sie ist ein superlatives Geschöpf und immer im Superlativ. Etwas Neues und Sonderbares aber hatte diese casa de pupilos für unsern Amerikaner. Es war die Lage seines Schlafzimmers, das ein vergittertes Fenster nach der Straße hatte und eine Thüre, die in den Hof führte. Nebenan war das Schlafzimmer der Wirthin und der 3 Mädchen, deren Gurtbetten in einer Reihe standen. Unser Seemann hält es für gerathen, uns umständlich zu erzählen, wie er zu dieser genauen Kunde kommen konnte. Die Scheidewand zwischen seinem Zimmer und dem anstoßenden Gemache ging nicht bis an die Decke, sondern nicht mehr als 2 Drittheile der Höhe vom Fußboden aufwärts. Der übrige Raum war offen, um freien Luftzug zu lassen und die Zimmer kühl zu halten. Unser Reisender konnte daher Alles hören, was im anstoßenden Gemache vorging. „Wir pflegten uns", sagt er, „jeden Abend, ehe wir uns niederlegten, ein Gott befohlen! über die Wand zuzurufen, und ich hörte dann die alte Frau alsbald schnarchen. Die Mädchen aber schwatzten noch flisternd, um die Mutter nicht zu stören. Früh erwachten wir um dieselbe Stunde und riefen uns die gewöhnlichen Grüße zu. Auch erwachte ich wol zuweilen mitten in der Nacht und konnte stundenlang nicht wieder einschlafen, wenn eine meiner schönen Nachbarinnen sich umwendete, und das Gurtbett knarrte, oder ein halblauter Seufzer das Erwachen aus einem süßen Traume verrieth".

Wir haben unsere Blicke hauptsächlich auf die Seiten des Buches gerichtet, wo das glückliche Talent unsers Reisenden im günstigsten Lichte erscheint, weil wir wünschen, einen gewandten Darsteller aufzumuntern, diese Schilderungen in unserer Sprache wiederzugeben. Wir fügen aber hinzu, daß der Leser, auch außer der anziehenden Erzählung mannichfaltiger Reiseabenteuer, viele interessante und belehrende Bemerkungen über den Zustand des Landes und seiner Bewohner findet. 106.

Sommerabendstunden in Idas Garten. Erzählungen von Friedrich Mosengeil. Erster Band. Hildburghausen, Kesselring. 1831. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der wohlbekannte Verf. scheint hier eine Sammlung seiner durch einen gebildeten Ton ansprechenden Erzählungen zu beginnen, wenigstens erinnern wir uns, das im ersten Bändchen der vorliegenden Sommerabendstunden abgedruckte, sehr artige Märchen: „Raffinette", früher in einer Zeitschrift gesehen zu haben. Der Faden, durch welchen diese Erzählungen verknüpft und eingeleitet werden, indem sie einer kunstliebenden Gesellschaft zu geselligen Abendvorlesungen dienen, ist freilich schon etwas verbraucht und wird auch nicht auf eine besonders neuangelegte Weise vom Verf. benutzt. Bei der Gesellschaft, welche diese Erzählungen vorliest und sich vorlesen läßt, scheint, wie in der Einleitung bemerkt wird, das „romantisch Wunderbare" das meiste Glück zu machen. „Die Auswahl und Behandlung des Stoffes", heißt es, „richteten sich freilich mit oft allzukenntlich hervorblickender Absichtlichkeit nach dem Geschmacke der Damen". In der That haben auch frühere Novellen des Verfassers oft vorzugsweise die Richtung, ein Damenpublicum zu unterhalten, womit wir jedoch keineswegs etwas Negatives aussprechen wollen, sondern der Ton solcher Erzählungen bezeichnet sich nur darin als eigenthümlich, daß über alle Verhältnisse ein gewisser geselliger Anstand verbreitet und den Leidenschaften keine stärkere Kraftäußerung zugetheilt wird, als es sich in einer Unterhaltung mit zartgebildeten Frauen wohlgeziemt. Ueber den Charakter des Wunderbaren, der in diesen Erzählungen besonders hervortreten soll, äußern sich die Frauen der mit Lecture solcher Sachen beschäftigten Gesellschaft, wie folgt: „Das Wunderbare dürfe zwar in einer echt romantischen Novelle keineswegs fehlen, aber es möge wol eine eigne Kunst und Geistesgewandtheit dazu gehören, um es auf eine feine und fast unmerkliche Art mit dem gewohnten Lebensgange menschlicher Ereignisse zu verschmelzen. Jener Gattung von Erzählungen ward ohne Weiteres der Stab gebrochen, in welcher das Wunderbare am Ende durch eine gemeine natürliche Erklärung gleichsam poetisch zersetzt und ersäuft werde. Gerade durch solch eine Enttäuschung sehe sich nun zuletzt der Leser geäfft, und es sei kaum möglich, den natürlich auslaufenden Schluß einer Wundergeschichte mit anzuhören, ohne ein halb unwilliges, halb einfältiges Gesicht zu machen".

Die Erzählung „Raffinette" gehört allerdings zu den Wundergeschichten, die sich in einem rein märchenhaften Aether poetisch zu erhalten wissen. Auch allgemein menschliche Interessen spielen wohlthuend in die Verhältnisse des Märchens hinein. Die Erfindung eines Krystallidenvölkchens im Innern der Erde, dem zu seiner Seligkeit, die es mit dem Menschenglück der Oberwelt sonst nicht vertauschen möchte, nichts fehlt als nur Menschenaugen, nach denen es sich statt seiner ihm vollthümlich anhaftenden kleinen Maulwursaugen sehnt, ist sehr niedlich. Durch ein Polarloch war ein zweiter Colombo unter den Krystalliden zur Oberwelt heraufgekrochen und hatte so die Menschenwelt entdeckt, an der ihm nach seiner Weise eigentlich Alles misfällig und lächerlich erschien, denn die Krystalliden stehen auch in den Wissenschaften so weit über dem Menschengeschlecht, daß z. B. in der Mathematik allein jeder Schulknabe schon mit der Quadratur des Cirkels leicht zu Stande kommt, womit wir uns auf der Oberwelt noch immer herumquälen. Nicht viel besser als unserer geistigen Persönlichkeit erging es der äußern. Denn da hieß es unter Anderm: „Die Art, wie wir uns fortbewegten, würde höchst lächerlich erscheinen, wenn sie nicht zugleich inniges Mitleid erregte. Unser sogenanntes Gehen bestehe blos in der mühseligen Fertigkeit, ein fortwährendes Fallen durch wechselsweises Unterstellen der Beine zu verhindern u. s. w." Nur die Augen der Menschen schienen ihnen in hohem Grade bewundernswerth, von denen noch dazu „die Natur verschwenderisch jedem Mädchen zwei prachtvolle Exemplare geschenkt". Seitdem entstand in Krystallidien, besonders bei den Frauen, eine allgemeine Sehnsucht nach schönen und großen Augen, und nichts schien anempfehlenswerther als eine Reise zur Oberwelt, „um dort blaue Mädchenaugen zu studiren und die eignen ebenso meisterhaft brauchen zu lernen, als es die Erdentöchter schon in ihrem funfzehnten Jahre verstehen". Eine Sibylle, wegen Erlangung schöner Augen um Rath gefragt, thut endlich den Orakelausspruch: „Frauenaugen würden nur glänzend, schön und groß durch Thränen, und wer jenen überirdischen Liebreiz zu erlangen begehre, müsse sich gefallen lassen, viele Thränen der Liebe zu weinen". Die Geschichte einer Prinzessin der Krystalliden, welche in ein Erdenkind verwandelt wird, „um den ganzen Cyclus dieses, theils seligen, theils armseligen, thränenreichen Menschenlebens zu durchlaufen", bildet den eigentlichen Stoff des Märchens und ist mit Anmuth und Phantasie ausgeführt. Unter den Gestalten hätte der Dr. Karneol eine treffliche humeristische Figur werden können, wenn ihn der Dichter noch etwas reicher und sorgfältiger ausgestattet hätte. 55.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. 8. 25¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 273. — 30. September 1831.

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Elftes Bändchen: Auserlesene Gedichte von Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander. Zwölftes Bändchen: Auserlesene Gedichte von Friedrich Spee. Leipzig, Brockhaus. 1828—31. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Nach dem Tode Wilhelm Müller's übernahm es Hr. Prof. Förster in Dresden, diese Sammlung, deren frühere Bändchen in d. Bl. von andern Referenten besprochen worden sind, in gleichem Sinne fortzusetzen. Hierbei mit Fleiß und Sorgfalt verfahrend, hat er sich in den Grenzen und an die Grundsätze gehalten, welche der Plan des Ganzen vorschrieb. Und nicht blos die Gleichmäßigkeit erfoderte dies; eine Rechtfertigung der leitenden Ansichten liegt in dem Fortgange des Unternehmens, den wir in der Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Sammlung anzeigen zu können uns freuen.

Der deutschen Poesie des 17. Jahrh. sind bisweilen sehr übertriebene Lobsprüche ertheilt worden. Vor dem Reichthume des Mittelalters tritt sie innerlich und äußerlich arm zurück und läßt sich ebenso wenig mit Dem, was seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geleistet worden, ohne große Befangenheit vergleichen. Die Blüten früherer Tage waren abgewelkt, in winterlich kalter Zeit zog man an spärlicher Sonne Blumen, die, meist aus fremdem Boden verpflanzt, den lebensfrischen Frühling kärglich ersetzten. Dennoch ist bei vielen jener Dichter eine tüchtige Gesinnung, ein gesundes Gefühl unverkennbar, und Einige leuchten hervor, denen bloßes Talent zuzuschreiben völlig ungerecht wäre. Anderer nicht zu gedenken, in Opitz zeigt sich wirklich ein eminenter Dichtergeist. Erfreuen wir uns nun noch jetzt an vielen seiner Gedichte, ja hat sich sein ehrbares Trinklied: „Ich empfinde fast ein Grauen", weil es durch und durch das Bild wahrer Empfindung und wirklichen Zustandes ist, an fröhlichen Trinktischen bis heute lebendig erhalten, so gibt es doch unter seinen Gedichten ganz unbedeutende und ungenießbare. Treffen wir aber in den Werken der ausgezeichnetsten Dichter jener Zeit auf Geringfügiges und Triviales, und dürfte es schwer sein, selbst im Einzelnen sehr Vieles aufzufinden, an dem sich ein heutiger Leser rein und ohne Anstoß erfreuen könnte, so ist doch ebensowol zu bekennen, daß auch unter den Reimereien der Geringern, durch welche man sich nicht ohne Mühsal durcharbeiten kann, bisweilen etwas Gelungenes überrascht. Der Sprachforscher darf sich die ermüdende Wanderung durch öde Strecken nicht ersparen; wer sich an der Poesie erfreuen will, der muß es mit Dank erkennen, wenn ein kundiger und wohlgesinnter Führer ihn gleich zu den erfreulichen Stellen geleitet.

Aber der Zweck einer Blumenlese ist nicht der einzige dieser Sammlung. Die wichtigste Auffoderung, sich mit der Poesie jenes Zeitalters bekanntzumachen, liegt in dem historischen Interesse, welches dieselbe in Anspruch nimmt. Wenn die Poesie des Mittelalters durch innere Vortrefflichkeit und absoluten Werth unsere Bewunderung und Liebe erweckt: so verdient die jener Zeit zwar auch durch manche erfreuliche Einzelheit unsere Aufmerksamkeit, aber hauptsächlich, weil sie uns zum Verständniß jener Tage, zur Kenntniß des Ganges deutscher Bildung verhilft und uns somit auch über unsere Zeit belehrt. Das Bedürfniß der Gebildeten, jene Zeit des Ueberganges und der Vorbereitung in ihren poetischen Bestrebungen kennen zu lernen, durch eine zugängliche Sammlung zu befriedigen, ist der Zweck dieser Bibliothek, die nicht blos eine Chrestomathie des Vortrefflichsten ist, sondern auch das an sich weniger Bedeutende, sobald es für den Dichter oder für die Zeit charakteristisch ist, aufnimmt. Da es aber hierbei nicht auf die Sprachgelehrten abgesehen war, die der vollständigen Werke nicht entbehren können, so stellte es sich von selbst als nothwendig dar, nicht nur das Verständniß des Einzelnen durch kurze Worterklärungen zu befördern, sondern auch das des Ganzen durch eine Annäherung an unsere Sprachgewohnheit zu erleichtern, was theils mit Mäßigung, theils nicht ohne Angabe des Ursprünglichen, welches nicht selten für die meisten Leser abschreckend, ja lächerlich gewesen wäre, geschehen ist. Ohne dies Verfahren wäre es kaum möglich gewesen, dem Unternehmen Freunde zu gewinnen. Die Sprache der mittelhochdeutschen Dichter ist in sich so rein und vollendet, daß, wer sie nur versteht, sich daran erfreuen muß. Dagegen ist die Sprache des 17. Jahrhunderts theils ein Absterbendes, theils ein Werdendes, nicht mehr allein durch den natürlichen Sprachgeist, sondern durch mancherlei conventionnelle Verbildung, die sich begreiflicherweise in den

geistlichen Gedichten weniger zeigt, beherrscht; unserer heutigen Sprache so nah und doch wieder so fremd, daß es zu gerechter Würdigung der dichterischen Leistungen jenes Zeitraums einer Entäußerung jetziger Gewohnheit bedarf, die nur von Wenigen zu erwarten ist. Bei der Einrichtung dieser Sammlung nun, nach leiser Abänderung des Auffälligsten, mag der Leser zuvörderst den Gehalt des einzelnen Gedichts erfassen und dann zu belehrender Vergleichung die ursprünglichen Lesarten beachten.

Das 11. Bändchen enthält zunächst eine Auswahl aus den Gedichten Jakob Schwieger's (geb. um 1630, gest. um 1665). Wir finden in ihm ein glückliches Naturel, ohne besondere Tiefe der Anschauung, aber von lebhaftem Gefühle, das seine verliebten Empfindungen mit Heiterkeit und Anmuth und ziemlicher Sprachgewandtheit in allerhand Lieder einzukleiden weiß, sich nirgends zum Außerordentlichen erhebt, wohl aber bisweilen gar gute Einfälle hat, und es wohl verdient in so zierlicher Ausstattung gelesen zu werden, zumal da der Herausg. die allzu sinnlichen Schilderungen, die bisweilen geradezu platt und obscön sind, mit gutem Rechte entfernt hat. Vor vielen seiner Zeitgenossen zeichnet er sich durch sein Streben nach Neuheit der Erfindung aus, worin er hier und da wirklich recht glücklich ist. An classischen Reminiscenzen, alten Göttern und heidnischen Namen fehlt es bei ihm nicht; aber wo er sich von diesen angelernten Formen losmacht und die Rhetorik aufgibt, ist er natürlich und gefällig.

Diesem lebenslustigen Gesellen hat der Herausgeber 2 ernstere Begleiter gegeben: Georg Neumark (geb. 1621, gest. 1681) und Joachim Neander (geb. um 1640, gest. 1680). Neumark zeigt sich überall als einen reinen, ernsten, frommen Mann, unfähig höherer Begeisterung, aber auch unwürdiger Gemeinheit. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihm (S. xxxi): „Seine eigentliche Muse war jenes Gottvertrauen, das einen Grundzug in seinem Charakter ausmacht, und wo diese Herzensstimme spricht, ist er wahr und innig". Zu billigen ist es daher, daß die Auswahl von seinen weltlichen Gedichten, denen man das Gemachte zu sehr ansieht, und von seinen Denksprüchen nur Weniges gibt, mehr von seinen geistlichen Liedern, unter denen „Wer nur den lieben Gott läßt walten" das berühmteste ist. Ungefähr gleicher Art ist Neander, gottergeben, herzlich, verständig, aber, wie Neumark, nicht frei von jener Nüchternheit, die sich nach und nach der Kirchenlieder bemächtigte, bis es denn so weit gediehen ist, daß man aus denselben alle Poesie sorgfältig verbannt hat und es sich blos angelegen sein läßt, allerhand zweckdienliche Begriffe einer christlichen Gemeinde gesangsweise beizubringen.

Ist bei Neumark und Neander die Gesinnung ehrwürdig, ihre Poesie achtungswerth, so tritt uns in Friedrich Spee (geb. 1591, gest. 1635) ein wahrhafter Dichter hohen Ranges entgegen. Ueber sein Leben und Wesen belehrt die Einleitung, und wie überhaupt auf die Biographie und Charakteristik der Dichter vorzüglicher Fleiß gewendet worden ist, so ist ganz besonders zu rühmen, was über Spee mit Lebendigkeit und mit voller Anerkennung seines Werthes gesagt ist. Lange Zeit war er weniger durch seine Gedichte als durch seine „Cautio criminalis" bekannt, wodurch er, der im Grame über die Opfer des gräulichsten Aberglaubens, die er als Priester zum Scheiterhaufen geleitet, früh ergraut war, zuerst den Glauben an Hexen erschütterte und die wahnsinnige Wuth der Hexenprocesse lähmte, obwol er nicht im Stande war, jene „schauderhafte Parodie des baaren Lebens auf das in der alten Poesie gegründete Geisterwesen" (Grimm's „Irische Elfenmärchen", S. cxxvi) ganz zu vertilgen. Seine Gedichte schlummerten lange in Vergessenheit, bis mit dem Anfange dieses Jahrhunderts ein regerer Eifer für die Schätze der vaterländischen Poesie erwachte, und Spee's Herrlichkeit aufs Neue erstand. Unter den Schriften, durch welche die Aufmerksamkeit Derer, die wahre Poesie zu fassen vermögen, wieder auf ihn hingelenkt wurde, war auch Arnim's, des nun Hingeschiedenen, und Brentano's „Wunderhorn" zu nennen, das z. B. „Cedron's Klage" enthält.

In Spee's Gedichten offenbart sich überall die Innigkeit thätiger Liebe, in ihm glüht ein heiliges Feuer, das sein Denken und Thun belebt und seine Stralen weit ausbreitet über die ganze Welt, die Verkündigerin göttlicher Liebe. All sein Sinnen und Denken ist auf Gott und Jesus gerichtet; das Göttliche, das ihn mit tiefer Sehnsucht erfüllt, zu preisen, ist er immer neu und unerschöpflich; Himmel und Erde versammelt er zu hohem Weihgesange. Er wirft sein Goldnetz in das Meer der Dinge, dem Herrn ein freudiges Opfer zu bringen. Mit der Kindlichkeit eines reinen Gemüthes vertieft er sich in die Natur, aber kehrt immer zu Dem zurück, was seine Seele erfüllt. So beginnt er sein Gedicht von den Bienen:

Mit deiner Lieb' umgeben,
O Schöpfer aller Ding',
In Trauren muß ich leben,
Wann ich von dir nicht sing'.
Von Werken deiner Hände,
Von Werken auch gering,
Von Bienen ich dir sende,
Was ich heut neu erkling'.

Dann schildert er die Bienen, wie sie mit Wehr und Waffen zu Felde fliegen, die Blumen auszubeuten, ihr „friedliches Rauben", ihren „süßen Blumenkrieg", ihr ganzes wunderbares Leben, bis er endlich als höchstes Lob derselben es preiset, wie, von ihrem Wachse gebildet, unzählige Kerzen in den Kirchen Gottes brennen, und nun, voll des Gedankens an die Herrlichkeit Dessen, der den Bienen ihre Kunst verliehen, schließt er mit dem Aufrufe:

Steigt auf und steigt hinunter
In allen Werken sein,
Ruft überall: wie wunder
Muß er doch selber sein!

Von jener ärmlich tändelnden Deminutivpoeterei, die den Heiland immer nur als Kindlein darstellt, um mit ihm spielen zu können, ist Spee fern; aber anmuthige Spiele finden sich wol bei ihm, in den originellsten Wendungen, belebt von echtem Dichtergeiste. So z. B. in dem Gedichte „Echo" (S. 15 fg.) muß ihm der Wiederhall zur

Verherrlichung Jesu dienen: wie man Bälle hin- und wiederwirft, so will er Jesu Namen dem Wiederhalle zuwerfen, auf daß die Welt von dem süßen Namen erklinge.

Die Eigenthümlichkeit Spee's, auch in Hinsicht der Sprache, die, reich an mundartlichen Formen, überall ein Streben nach Kürze zeigt, um die Menge der Gedanken und Bilder schleunigst unterzubringen, regt zu mannichfaltigen Betrachtungen an. Hier sei es genug, auf diese reiche Auswahl aufmerksam zu machen und ihr viele theilnehmende Leser zu wünschen.

Läßt das Gewirre unserer Tage die schuldlosen Studien der Poesie ferner gedeihen, so hegen wir die Hoffnung, daß durch diese Bibliothek noch manches Erfreuliche aus den wenigergekannten Büchern des 17. Jahrhunderts zu Tage gefördert werden wird. Daß dem Herausgeber der Zugang zu den seltensten Quellen geöffnet ist, haben wir aus Bd. XI, S. IX, wo er der Unterstützung des größten Kenners der ältesten neuhochdeutschen Literatur gedenkt, mit Vergnügen ersehen. 188.

Bilder des Krieges vom Jahr 1813 von Justus Civilis. Leipzig, Schumann. 1831. 8. 12 Gr.

„Den Manen der Tapfern aller Nationen gewidmet", so lautet die einfache Zueignung auf dem Titel. Das Büchlein enthält eigentlich nur eine Geschichte der höchst anziehenden Kriegsbegebenheiten, welche in und zunächst um Dresden vorgefallen sind. Schon der Stoff ist von großem Interesse; aber man würde ungerecht gegen den Verf. sein, wenn man sagen wollte, daß dieser allein für ihn gearbeitet habe. Eine klare, lebhafte Darstellungsweise, die sich ebenso fern von Ueberladung als (ein Fehler, den man in neuerer Zeit als Eigenheit Göthe's oft nachgeahmt hat) von gesuchter Einfachheit hält, eine sorgfältige Prüfung der Facta, wodurch eine strenge Sichtung des Wahren von dem ins Ungewisse Behaupteten erzeugt worden ist, endlich eine richtige Würdigung des Bedeutsamen und Großen in Dem, was jene merkwürdigen Tage erzeugten: — dies sind die Eigenschaften, die dem Büchlein Werth und Interesse verleihen. Im Eingange entwickelt der Verf. Ansichten, die es uns begreiflich machen, weshalb sein bereits im J. 1820 geschriebenes Büchlein erst im J. 1831 ans Licht getreten ist. Leider war es zu jener Zeit noch viel weniger möglich als jetzt, die Stimme der freien Wahrheit vernehmen zu lassen; die neuesten Begebenheiten in Frankreich haben das Joch der Presse zum Theil gesprengt, wenigstens etwas gelüftet, und so tritt denn jetzt so Manches zu Tage, was sich früher vor dem eisernen Strafgerichte der Gewalt verborgen hielt. Wir sind nicht ganz, nicht überall der politischen Ansicht des Verf.; allein wir sind gleich ihm für die Sache der deutschen Freiheit, der Völkerfreiheit überhaupt begeistert und erkennen daher dem Autor das Recht, seine Meinung geltendzumachen in denjenigen Beziehungen, wo wir seine Gegner sein würden, ebenso freudig zu als da, wo wir uns von ganzer Seele ihm zugesellen. Dies geschieht aber namentlich in seinen Ansichten über die Größe des Mannes, der, wie er fast ein Vierteljahrhundert hindurch den Mittelpunkt aller Weltbegebenheiten bildete, auch hier im Vordergrunde des bewegten Schlachtgemäldes steht und mit kriegerischem Adlerblick, mit großen, das Geschick der Völker wägenden Gedanken die geheimen Zügel der scheinbaren Verwirrung in fester Hand behält. Mit Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit führt uns der Verf. (wir möchten ihn bisweilen Dichter nennen) die denkwürdigen Schicksale Dresdens in einer Reihe von Gemälden vorüber. Es gelingt ihm, neben den vielfach bewegten äußern Erscheinungen auch die Wirkung derselben auf das Gemüth zur Anschauung zu bringen. Er schildert die Hoffnung, die Furcht, die Freude, die Angst, die Verzweiflung, das Entsetzen, die gerührte Stimmung des Dankes — je nachdem die schnell wechselnden Ereignisse des Krieges sie erzeugen mußten. Vielleicht ist das politische und kriegerische Leben selten in so raschen Gegensätzen zum Bewußtsein gekommen als in Dresden. Die Trümmer der französischen Armee retten sich durch Sprengen der Elbbrücke; Volksgetümmel, Freude über den Abzug der Franzosen, ja sogar Aufruhr gegen die verhaßten Feinde des Vaterlandes. Ankunft der ersten russischen Truppen, Einzug der Monarchen von Rußland und Preußen; Jubel, jauchzende Begrüßung derselben. Wenige Tage später erwartungsvolle Stille, schwerathmende Bangigkeit wie vor dem Gewitter; die ersten Nachrichten von der verlorenen Schlacht bei Lützen verbreiten sich; noch wird der Glaube an den Sieg durch Vorspiegelungen und Bemäntelungen erhalten; endlich kommt eine Masse der Flüchtigen an, der Feind dringt nach, und mit ihm kehren alle die alten Schrecken, der namenlose Jammer zurück. Von nun an wechselt in der Stadt Hoffnung und Furcht an jedem Tage; das Elend steigt aufs höchste, sodaß sich Abstumpfung selbst gegen das Gräßliche erzeugt. Der Verf., ohne durch große, tiefgedachte Züge uns diese wechselnden Stimmungen zu malen, führt sie uns doch, indem er dem Stoffe ganz natürlich folgt und in einer angemessenen Wärme des Ausdrucks bleibt, mit großer Wahrheit vor die Seele. Wo wir Ursache haben, uns über den harmonischen Fluß des Ganzen zu freuen, suchen wir nicht nach Einzelnheiten, die wir zum Anlaß eines Vorwurfs benutzen wollten. Sonst ließen sich wol kleine Nachlässigkeiten, die von einer nicht sicher ausgeschriebenen Feder zeugen, nachweisen, z. B. der Ausdruck: „eine geplünderte Nachtmütze", für eine beim Plündern erbeutete u. dgl. Auch Druck- und dadurch Sprachfehler kommen wol etwas zu häufig vor. Sie beweisen indeß nichts, als daß der Autor, gleich seinem Recensenten, wahrscheinlich ein schlechter Corrector ist, oder vielleicht eine ebenso schlechte Hand schreibt als dieser. Wenn wir auf Einzelnes von Interesse aufmerksam machen sollten, so würden wir dazu Folgendes herausheben. An Schilderungen: das Sprengen der Elbbrücke; das Abbrennen der Schiffbrücke, deren glühende und rauchende Trümmer den Strom herabschwimmen; die Beschreibungen der Durchzüge fliehender Truppen, des einzelnen Hereinreitens kecker Cavalleristen, denen nach und nach Trupps, dann die ganze Masse folgen; die Schilderung des Elends der Verwundeten und Gefangenen.

Als meisterhaft durch Klarheit und Lebendigkeit aber führen wir die Schilderung des Ausfalls aus Dresden an, der, von Napoleon selbst geleitet, den Verbündeten einen so schweren Verlust zufügte. Hier leben wir mitten in der Sache; wir sehen die Truppen vor dem Kaiser defiliren, hören ihr begeistertes vive l'empereur, sehen sie im Sturme gegen die Höhen von Räcknitz heranfliegen, und mitten unter ihnen stets die eherne Gestalt Napoleons, die mit kaltem, unerschüttertem Geiste mitten in den Wirbeln der Schlacht hält und das Ganze leitet wie ein Maschinenwerk, an dem das Gemüth gar keinen Antheil hat, sondern wo nur der scharfblickende Verstand die Fäden ordnet und entwickelt, um das Gespinnst des waltenden Schicksals zu gestalten.

Reich ist der Verf. an Zügen des einzelnen Heroismus. Wir wissen ihm für manche Anekdote, die er uns aufbewahrt hat, wahrhaften Dank. So z. B. der edle Zug von zweien Grenadieren der alten Garde, die die Gemeinheit zweier Kameraden bestrafen, welche bei einer Hökerin Lebensmittel genommen hatten, ohne sie bezahlen zu wollen. Auch ein scheinbar unbedeutender Zug Napoleons ist uns von Werth gewesen. Nach der Schlacht bei Dresden reitet er den Geiersberg an der böhmischen Grenze hinauf, von wo er die gelagerten Heere der Russen und Preußen in dem Thale von Teplitz erblicken kann. Es ist ein furchtbares Regenwetter; graue Nebelwolken hängen

an den Bergen. Der Kaiser hält ernst und still an dem Abhange, schaut hinunter auf seine Feinde und sagt in seiner trockenen, kalten Weise: „Il fait mauvais temps dans ce trou là", wendet das Pferd und reitet zurück, als habe er nur ein Gebirgsthal, gar keine Armee gesehen. Aber welche Gedanken mochten sich in seiner Seele bewegen, als er dort oben hielt. Doch er verschloß den Vulkan in seinem Innern mit beherrschender Macht; die Oberfläche des Meeres blieb ruhig, wie auch die Wogen in der Tiefe brandeten. — Genug! Wir danken dem Verf. für sein Geschenk! Möchte eine ähnliche sachkundige Feder ähnliche Abschnitte aus jener Zeit schildern, z. B. als Gegenstück die Schicksale Leipzigs in derselben Periode. 47.

Alterthümliche Gebräuche zu Bremen.

Wir wissen von Homer, daß die alten Griechen bei ihren Zusammenkünften gut aßen und tranken, und wie man jetzt die Könige von Gottes Gnaden nennt, so benennt er sie von göttlichem Essen. Unsere Väter wußten nichts von den alten Griechen und von Homer, aber sie ließen sich doch auf ihren Zusammenkünften auch nicht mit schönen Reden und Complimenten abspeisen, sondern schmausten und zechten tüchtig. So geschieht es auch noch z. B. bei der Rathmannswahl zu Bremen. Ist ein neuer Rathmann erwählt und eingesetzt, so wird er mit feierlichem Gefolge nach seiner Wohnung zurückgeführt, und je zahlreicher das Gefolge ist, desto ehrenvoller ist es. Ein Jeder kann sich dem Zuge anschließen, der im schwarzen Kleide erscheint, und zum Empfange des Gefolges sind die Häuser des Rathmannes und seiner Nachbarn festlich bereitet. Dort stehen hohe Thürme von besonders dazu gebackenen Zuckerkringeln, die Kuchen reihen sich Feldern gleich an einander mit Städten und Dörfern von Torten und von Backwerk, heerweise lagern Flaschen an Flaschen, und voran in glänzenden Kreisen die besten Waffen für Freund und Feind. Alles wird mit freundlichem Gruß den Gästen von den schmucken Pernellen gereicht: von den Töchtern des Hauses und ihren Freundinnen. Vor dem Hause treiben indeß die Knaben ihr munteres Spiel und schwelgen in Näschereien, die ihnen gespendet, oder auch wol aus den vollen Taschen von Heimkehrenden erhascht werden. Hierüber macht der Doctor Voget in seiner Schrift: „Ueber die staatsbürgerlichen Anforderungen unserer Zeit", die grämliche Bemerkung: „Unter den längst abgelebten Dingen möchte auch das Ifen sein. Löblich zur Zeit ihres Entstehens, ist diese Sitte jetzt längst zu einem geistlosen — Gebrauch geworden. In wenigen Stunden werden hier — für 3—6000 Thlr. Näschereien verzehrt und zum Fenster hinausgeworfen". Sollte man nicht glauben, die obenbeschriebene Feier heiße Ifen, und das ist doch die abenteuerlichste Verwechselung. He hät ifet (er hat geeist) sagen die Knaben von Dem, der zu begeistert heimkehrt, um seine Taschen nicht ihrer Freibeuterei preiszugeben; richtiger würden sie sagen, bei dem läßt sich isen, denn isen ist ein altdeutscher bildlicher Ausdruck für stehlen, wie der Name des Meisters im Schafstehlen, des Wolfs Isegrimm im „Reinecke Fuchs", beweist, und auch später noch ein schwitziger Einsiedler bezeugt, der nach der Chronik nicht verhehlt hat, daß er in Niedersachsen ein Ise gewesen sei. Der bildliche Ausdruck zum Eisen gehen und Eisen ist veraltet, aber andere verwandte haben sich erhalten, z. B. ins Wasser gehen, oder zum Vogelfange. So verhält es sich mit dem Isen, das begreiflich niemals eine löbliche Sitte gewesen ist, aber auch dem Ehrenschmause des Rathmanns in der blos muthwilligen Art, wie es jetzt daneben den Kindern vergönnt wird, nichts weniger als Eintrag thut. Der Ehrenschmaus selbst scheint uns ein altdeutscher Gebrauch zu sein, der ohne Zweifel auch jetzt gar nicht übelbekommt, und dem sich nach der verasternden Weise unserer Gelehrten wol ein griechischer oder wenigstens lombardischer Ursprung beilegen ließe. Ein griechischer Ursprung? Ja, denn die städtischen Gebräuche sind an der Weser von dem Rheine entlehnt, und die Städte am Rhein erhielten sie von den Galliern, und diese von der griechischen Stadt Marseille eher als von den Römern, wie sich aus Strabo ergibt. Die Zuckerkringeln, welche die Pernellen den Gästen darreichen, bilden einen doppelten verschlungenen Kreis, das ist das griechische Zeichen der Treue und Beständigkeit, und der Name Pernelle ist das lateinische Patronella und deutet auf das Verhältniß des Rathmanns als Patrons zu seinen Anhängern oder der Clientel, welche die Gallier nach Cäsar nicht groß genug haben konnten; die Deutschen liebten gewiß früher ausländische Benennungen ebenso sehr als später, und Alles kommt zusammen und stimmt für den griechischen Ursprung. Mit nichten, können Andere erwidern. Zuckerkringeln kannten die alten Griechen nicht, das Zuckerwerk ist erweislich aus den lombardischen Städten zu uns gekommen; der Doppelkreis deutet auf kirchliche Zeichen, die das Mittelalter den Handwerkssachen gab, er deutet bei dem bremischen Rathsmann den doppelten Bund an, worin er zu der erzbischöflichen Gewalt und zu der Gemeinde trat; und wie die Geistlichen überhaupt die Feierlichkeiten ordneten und dabei lateinische Ausdrücke gebrauchten und gemeinüblich machten, so sind die dabei geschäftigen Jungfrauen zu dem Namen Pernellen gekommen, wie aus dem magister der deutsche und englische Handwerksmeister, und in England selbst der Herr geworden. Ja dort hießen die hübschen Mädchen sonst auch parnels, welches Johnson von patronella ableitet; aber es ist dort den Parnels schlimmer gegangen, als es hier zu Lande jetzt den Mamsellen geht, dagegen sind die bremischen Pernellen bei ihrer vollen Ehre und Würde geblieben und wol selbst noch liebenswürdiger als zuvor geworden. Cumpe ist aber nicht artig gegen sie gewesen, er hat sie in seinem Wörterbuche nicht erwähnt, obgleich er nichts weniger als veraltet, wie Johnson bei den Parnels, hätte beifügen dürfen. Während die Gelehrten so grübeln und schwatzen, wünschen wir unsern Lesern in der einen Hand ein Glas Champagner und in der andern ein zierliches Händchen. 205.

Notiz.

Barthélemy und die pariser Börse.

Es ist bereits von dieses französischen Volksdichters „Némésis" in unsern Bl. verschiedentlich die Rede gewesen. In einer der neuesten Nummern dieser in ihrer Art einzigen Zeitschrift belegt der kühne Satyriker die Börse mit seinem Anathem. Wir geben daraus die schärfste Stelle:

Un ministre banquier, en apurant son compte,
Écrit dans son *avoir* ses recettes de honte;
Sur les traites d'honneur qu'un grand peuple souscrit
Il laisse subsister le protêt qui flétrit;
Tout est dans ses bureaux affaire de commerce:
Il escompte le sang que la Pologne verse,
Et pleurant ses deux fils comme une autre Rachel,
Pour ses vingt mille francs pardonne à don Michel.
Oh! plaignons le pays! la jeune dynastie
A trouvé dans la banque une autre sacristie;
Absolu comme lui, comme lui peu guerrier,
L'archevêque Quélen s'incarne dans Périer:
Périer dans le sénat d'un geste a fait éclore
Les trois cents de Villèle au masque tricolore;
Ceux-là, comme autrefois devant Rome à genoux,
Pour voter, ne vont plus consulter Frayssinous;
Leur lèvres chaque soir ne baisent plus l'étole,
Ils ont changé de temple, ils ont changé d'idole;
Le spectre de la baisse apparu devant eux,
Détermine d'un mot leurs billetins douteux. 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

des Hauses und Landes Fürstenberg. Aus Urkunden und den besten Quellen von E. Münch. Mit Kupfern, Urkunden und andern Beilagen. Erster und zweiter Band.

Nr. 261. Morgenländische Dichtungen von Oehlenschläger. (Beschluß.) — Philosophie und Politik des Liberalismus. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung der höchsten Interessen der Menschheit und freimüthigen Würdigung der neuesten Zeitereignisse, von J. Gambihler. — Grundriß der römischen Literatur von G. Bernhardy.

262. Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Dritter Band. Von A. Wendt. — Correspondenznachrichten aus Paris. — Notizen.

263. Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Dritter Band. Von A. Wendt. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus München. — Literarische Anzeige.

264. Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. Dritter Band. Von A. Wendt. (Beschluß.) — Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Regenten- und Charaktergemälde von D. Liedmann. Erster Theil von 1797—1809. — Notizen.

265. Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts. Vom Prof. Krug in Leipzig. — Jakob Böhme. Ein biographischer Denkstein von F. de la Motte Fouqué. — Convulsionaire. — Miszellen. — Literarische Anzeige.

266. Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts. Vom Prof. Krug in Leipzig. (Beschluß.) — Gedichte von A. v. Chamisso. — Palgrave's Geschichte von England.

267. Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Gerbelz. Erster Theil. — Der Liberalismus in seiner weltgeschichtlichen Entwickelung. Von L. Peters. — Geist des Orients. Von E. S. Günsburg. — Literarische Notiz.

268. Gesammelte Schriften von J. G. Eberhard. 20 Bändchen. — An essay on the origin and prospects of man. By T. Hopo. 3 Bände. — Literarische Anzeige.

269. Gesammelte Schriften von J. G. Eberhard. 20 Bändchen. (Fortsetzung.) — Auswahl der Gedichte des verstorbenen Oberpredigers M. H. A. Schmidt zu Derenburg. Herausgegeben von seinen beiden Freunden Müller und Herold. 2 Bände. — Aus Italien. — Zelotische Kanzelberedtsamkeit.

270. Gesammelte Schriften von J. G. Eberhard. 20 Bändchen. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus dem Mecklenburgischen. — Justus Möser und die Gegenwart. — Notizen.

Beilage Nr. 24. Das Leben und die Zeiten Kaiser Otto des Großen, aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von E. Wehse. — Darstellung des russisch-türkischen Feldzugs im Jahre 1829 in Europa und Asien. Als Fortsetzung des Feldzugs 1828. Bearbeitet durch H. A. v. Witzleben. Zweiter Theil. — Der Thüringerwald mit seinen nächsten Umgebungen, nach seinen gegenwärtigen gesammten Verhältnissen geschildert. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von W. v. L. W. — Christus und seine Lehre nach dem Zeugniß der Evangelisten, als Andeutung einer Grundlage für die Vereinigung der christlichen Kirchen und als Geschenk bei der Oberstenweihe von K. L. Kannegiesser. — Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen u. s. w., von L. M. Eisenschmid. Zweiter Band. — Geschichte der protestantischen Pfarrkirche zum heiligen Stephan in Bamberg. Mit einer Skizze der Reformationsgeschichte der Stadt Bamberg, vom Jahre 1518—1820, und zwei noch ungedruckten Briefen von Luther und Melanchthon. Von J. Heller. — Hauptmann Reh. Ein romantisches Gemälde aus dem Volksleben in Irland, von Banim. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile.

271. Ueber Erziehung, in Erinnerung an Rousseau's „Emil". — Oeuvres littéraires de M. Jay. 4 Bände. — Elogio di Federigo II, re di Prussia. Scritto in francese dal signor Gnibert, e liberamente recato in italiano da monsignor Capece-Latro, arcivescovo di Tarranto.

272. Ueber Erziehung, in Erinnerung an Rousseau's „Emil". (Beschluß.) — Blicke auf Spanien. — Sommerabendstunden in Ibas Garten. Erzählungen von F. Mosengeil. Erster Band. — Literarische Anzeige.

273. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von W. Müller. Fortgesetzt von K. Förster. Elftes Bändchen: Auserlesene Gedichte von J. Schwieger, G. Neumark und J. Neander. Zwölftes Bändchen: Auserlesene Gedichte von F. Spee. — Bilder des Krieges vom Jahr 1813 von J. Gallus. — Alterthümliche Gebräuche zu Bremen. — Notiz.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit acht lithographirten Tafeln. 44½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Taschenbuch ohne Titel

auf

das Jahr 1832.

12. Auf feinem Velinpapier. Cart. 1 Thlr.

Inhalt:

Sibyllinisches Vorwort.

Frachtbrief vom Prior Anastasius Spiridion.

I. Epistel über den Frieden zu Adrianopel von Frater Simplicius an Udalricus Germanus.

II. Was haben die Kaufleute von den jetzigen politischen Krisen zu hoffen? Zeitbetrachtung und Second sight vom Prior Anastasius Spiridion.

III. Homöopatho-Mastix, geflochten von ungrischen Aerzten. Mitgetheilt von Dr. Anselmus Eberhardtus junior.

IV. Als Anhang:
Fortgesetzte Proben aus dem medizinischen Conversations-Lexikon des Dr. Eberhardtus sen.

V. Etwas über Goldschmieds Jungen und dessen drei Kraftgedanken. Von Frater Lampadius.

VI. Gedanken eines publicistischen Freischützen über Intervention und Nicht-Intervention. Von Frater Hippolytus a Lapide.

VII. Endspiel der Rubberpartie, welche Mr. Charles Le Sot und sein Partner Mr. Ignace Crepin Le Clerc in den großen Tagen der großen Woche (27.—29. Juli 1830) gegen Mr. Louis Philippe Le Franc und Mr. Jeannot Le Peuple-Changeant verloren haben und dabei Groß-Slam geworden sind. Kritisch dargestellt von Frater Gebr. Artium Liberalium et Ludi-Magister.

VIII. Nüsse aus verschiedenen Weltgegenden. Gesammelt von Frater Einsiedeln. 1829—31.

IX. Schlußwort.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Journalist. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Wundsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besonderen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

8304
B
1831
Oct

1831.

Monat Oktober;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 274—304, 2 Beilagen: Nr. 25, 26, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XXV, XXVI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Knjižnica Pazaš Grün-a

Inhalt.

Nr. 274. Zur Nachricht. — Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz. Erster Band. — Oestreichs Pantheon, Galerie alles Guten und Nützlichen im Vaterlande. Authentische Notizen über das Leben und Wirken der ausgezeichnetsten Staatsbeamten, Krieger, Literatoren und wohlverdienten Privatmänner des Kaiserstaates in den neuern und neuesten Zeiten. Herausgegeben von einer Gesellschaft vaterländischer Schriftsteller. Erster und zweiter Band. — Correspondenznachrichten aus London. — Notiz.

275. Staatswissenschaftliche Vorlesungen. Von K. H. L. Pölitz. Erster Band. (Beschluß.) — Oestreichs Pantheon. Erster und zweiter Band. (Beschluß.) — Der Birmanenkrieg, von J. J. Snodgrass. Aus dem Englischen von G. Nagel.

276. Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des 18. Jahrhunderts, von L. Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. v. Quandt herausgegeben von A. Wagner. Erster und zweiter Band. — Correspondenznachrichten aus München. — Umrisse nach der Natur von J. F. L. Hausmann. — Literarische Anzeige.

277. Geschichte der Malerei in Italien u. s. w., von L. Lanzi. Erster und zweiter Band. (Beschluß.) — Auditur et altera pars. — Notizen.

278. A. Oehlenschläger vor dem Forum der englischen Kritik. — Deutsche Flugschriften. (1. Ueber den Revolutionismus unserer Tage. Allen aufrichtigen Verehrern der Wahrheit, der Religion und Kirche, des Thrones, des Vaterlandes, der bürgerlichen Ordnung und Glückseligkeit gewidmet von J. B. Roßner. 2. Stimmen aus dem Reiche Gottes an und für die bewegte Zeit. Abhandlungen und christliche Vorträge von E. Zimmermann. 3. Ueber Rechte der Könige und Völker. Der Wahrheit gewidmet von Freunden des Friedens und jeder an gesetzliche Ordnung gebundenen Freiheit. 4. Preußen und die Revolutionen. Zeitgemäße Worte von C. L. W. Aldefeld. 5. Don Pedro I. und Brasilien. Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide zehn Jahre lang zu einander gestanden haben. 6. Zurechtweisungen für Freunde und Feinde des Katholicismus. Von J. B. v. Pfeilschifter.) — Notiz. — Literarische Anzeige.

279. A. Oehlenschläger vor dem Forum der englischen Kritik. (Beschluß.) — Cousin's Bericht über das deutsche Schulwesen. — Romanenliteratur. (1. Bona von Lombarda. Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert, von Wilhelmine Lorenz. 2 Bände. 2. Selbstverblendung, oder die Reise nach den canarischen Inseln, von Wilhelmine v. Gersdorf. 3. Das Schloß von Coppet im Jahre 1807. Historische Novelle aus dem Nachlasse der Gräfin von Genlis. Nach dem Franz. frei bearbeitet von C. G. Hennig. 4. Der letzte Bischof von Lausanne. Historische Novelle von Pauline v. Reichstern.) — Notiz.

280. Englische Lexikographie. — Histoire de Frédéric le Grand, par M. C. Paganel. 2 Bände. — Beiträge zu der Geschichte der Reformation. Von A. Jung. Erste Abtheilung.

281. Englische Lexikographie. (Beschluß.) — La canzone del bravo uomo. Von Daniel Eßmann. — Die literarischen Verhältnisse zu dem Katholiken. In

mir das Lutherthum ist. Eine Confession von H. Steffens. 2. Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde von H. Steffens.) — Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Von G. Mohnike. Erster Band.

282. H. Steffens und das Lutherthum. Von T. Mundt. (Fortsetzung.) — Uebersetzungen deutscher Dichterwerke in die englische Sprache.

283. H. Steffens und das Lutherthum. Von T. Mundt. (Fortsetzung.) — Geschichtliche Darstellungen zu F. v. Schiller's dramatischen Werken. Von F. Schutt. — Literarische Anzeige.

285. H. Steffens und das Lutherthum. Von T. Mundt. (Beschluß.) — Baierns alte Grafschaften und Gebiete, als Fortsetzung von Baierns Gauen. Von H. H. v. Lang. — Statistische Notiz.

286. Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters; ein historischer Versuch von J. P. Fallmerayer. Erster Theil. — Beiträge zur Bildungsgeschichte des am 2. Januar d. J. in Wien gestorbenen geh. Staatsraths Riedhart, aus brieflichen Nachrichten. — Anfragen an den Verf. der im Ganzen trefflichen „Briefe über die Zeit ꝛc.", in Nr. 194—197 d. Bl.

287. Geschichte der Halbinsel Morea. Von J. P. Fallmerayer. Erster Theil. (Beschluß.) — Volksliteratur. (Ein Volksbüchlein. Enthaltend die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, die Legende von St. Christoph, die Wanderungen des Spiegelschwaben, nebst vielen andern ergötzlichen und erbaulichen Historien. 2 Theile.) — Was lesen jetzt die Deutschen? — Notiz.

288. Kurze Revision einiger in die deutsche Sprache übersetzten Werke. (1. Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, zum ersten Mal übersetzt von C. M. Winterling. 2 Bände. 2. Der Fürst der Inseln. Ein Gedicht in 6 Gesängen, mit historischen Anmerkungen, von W. Scott. Metrisch übersetzt von G. W. Aschen. 3. Dsian's Gedichte. Neu übersetzt von K. G. Förster. 2 Theile. 4. Lalla Rukh. Eine orientalische Romanze von T. Moore. Uebersetzt von F. v. Pechlin. 5. Die Sclavenin. Nach dem Englischen von Clara Himly. 6. Der Aufstand. Ein Gedicht, gewidmet den Parisern von Barthélemy und Méry. Deutsch übersetzt von Mayer.) — Journal of voyages and travels by the rev. D. Tyerman and G. Bennet, Esq., deputed from the London missionary society to visit the various stations in the South Sea Island, China, India etc., between 1821 and 1829. Compiled from the original documents by J. Montgomery. 2 Bände. — Stammtafel des deutschen Weisenhauses, mit Bemerkung der wichtigsten Daten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seines sächsischen Erblandes, von Priesling. — Literarische Anzeige.

289. Kurze Revision einiger in die deutsche Sprache übersetzten Werke. (Beschluß.) — Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen von G. W. J. Wagner. Erster bis dritter Band. — Abhandlung über die Frage: Wem gehört die Kunst? Von A. Kistner. — Galerie deutscher Dichter und Prosaisten, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Herausgegeben

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 274. — 1. Oktober 1831.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ "RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionnellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz. Erster Band. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr 8. Preis für 2 Bände 2 Thlr. 18 Gr.

Offenbar stehen sich jetzt in Europa die zwei Regierungssysteme, deren das eine auf den Volkswillen, das andere auf die Selbstmacht der Könige kraft göttlicher Einsetzung basirt ist, kampfdrohend entgegen. In den Extremen führt jenes zur blutdürstigen, raubgebärenden Anarchie, dieses zum rechtverachtenden, entsetzlichen Despotismus. Der kühnste Demagoge wird ebenso wie der eifrigste Absolutist betheuern, daß er einem so fürchterlichen Ziele nicht nachstrebe; allein die Geschichte aller Zeiten hat gelehrt, daß Derjenige, der die Leidenschaften der Menge entfesselt, sie nicht nach Willkür wieder bändigen kann, sowie Jener, der die Gewalt der Fürsten über alle Controle erweitert, dem schreiendsten Misbrauch nicht zu wehren vermag. Wird nun das Ergebniß der jetzigen Krisis Anarchie, oder wird es Despotismus sein? Keines von Beiden, denn in der Mitte zwischen jenen Männern, welche die Volkssouverainetät mit allen ihren Folgen, und Jenen, welche die unbeschränkte Fürstengewalt wollen, steht die zahlreiche und besonnene Menschenclasse kleiner und großer Eigenthümer als starke Armee der öffentlichen Ordnung, welche weder von den Launen der Menge noch von der Willkür der Herrschergünstlinge abzuhängen fest entschlossen ist. Sie will alleinige Herrschaft des Gesetzes, genaue Bestimmung der Rechte und Pflichten der Regenten wie der Regierten, unverbrüchliche Worttreue von Seite der Fürsten, Gehorsam dem Gesetze von Seite der Völker, Theilnahme an der Gesetzgebung, Controle der Verwaltung, Freiheit der Person, des Wortes und des Gewissens, und diese Güter hat sie in verschiedenen Staaten theils erreicht, in andern wird sie dieselben erreichen, denn sie ist stark, Aufklärung und öffentliche Meinung sind ihre mächtigen Bundesgenossen. Die Morgenröthe des constitutionnellen Lebens, nicht die blutige Röthe der Anarchie und des Weltkrieges, flammt über ganz Europa glückbringend empor. Bei so schönen Hoffnungen, die sich, trotz dem Anschein immer zunehmender Verwickelung der politischen Angelegenheiten, doch verwirklichen werden, weil der gute Same seit Jahrhunderten ausgestreut ist, weil die Menschheit immer höherer Vollkommenheit entgegengeht, ist es natürlich, daß die Pfleger der Staatswissenschaften diesen mit heiterer Freudigkeit nicht nur eine immer größere Vollendung zu geben, sondern sie auch in eine solche Form zu bringen suchen, daß dieser hochwichtige Theil der menschlichen Erkenntniß Gemeingut Aller werden könne, die durch einige Bildung dazu befähigt sind. Dies ist das Ziel, welches sich der Verf. gesetzt hat. „Ich wagte den Versuch", spricht er sich in seinem Vorworte aus, „eine Wissenschaft zu popularisiren, welche bis jetzt nur von Kathedern gehört und in größern systematischen Werken vorgetragen wärd". Und in der That, wenn irgend Jemand die Fähigkeit besitzt, ein ebenso verdienstvolles als schwieriges Unternehmen auszuführen, so ist es Hofrath Pölitz, kraft seines tiefen Studiums der Vergangenheit und Gegenwart, der alten wie der neuen Staatengebäude, unterstützt von jener logischen Klarheit, jener eindringlichen Schreibart, die seinen zahlreichen Werken eine ebenso große als verdiente Popularität erworben hat.

Indessen erregt doch selbst der Titel des Werkes einiges Erstaunen. Er lautet: „Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionnellen Staaten". Der umsichtige Verf. hat damit gewiß nicht andeuten wollen, daß die gebildeten Stände solcher Staaten, die sich keiner Constitution erfreuen, seine Arbeit würdigen nicht sollen oder nicht können. Noch weniger wird er die Censur in solchen Staaten durch diesen

Beisatz auf irgend eine Gefährlichkeit seines Werkes haben aufmerksam machen wollen; denn dies würde mit dem gerechten Wunsche nach allgemeiner Verbreitung, welchen gewiß jeder seiner Kraft und seines guten Willens bewußte Schriftsteller hegt, in offenem Widerspruche stehen. Es kann also dieser Beisatz keinen andern Zweck haben, als die gebildete Bevölkerung constitutioneller Staaten auf die „Staatswissenschaftlichen Vorlesungen" besonders aufmerksam zu machen, damit deren eine, größere, gehorchende Hälfte ihre Wünsche in ein richtiges Maß füge, die kleinere, befehlende aber die billigen Anfoderungen der mächtig vorgeschrittenen, öffentlichen Vernunft endlich einmal vollkommen einsehe und der gewonnenen Einsicht gemäß ernstlich und unverstellt, ohne Temporisation und Heuchelei handle. In der That war es in der neuern Zeit, insbesondere in Deutschland, weniger das göttliche Recht der Fürsten als vielmehr „the insolence of office" ihrer Beamtenherrscherlinge, welche, in Verbindung mit andern drückenden Verhältnissen, hier und da mehr oder minder ernstliche, stets aber höchst bedenkliche Unruhen erregt hat. Das göttliche Recht der Fürsten ließen sich vielleicht einige deutsche Völkerschaften gerne gefallen, wenn sie unter dem Schirm desselben nur glücklich wären; allein da von einigen Mächtigen dieses Recht zur Ausbeutung der arbeitenden Mehrzahl durch die nicht arbeitende Minderzahl gemisbraucht wurde, und zwar nicht erst in der neuern Zeit, sondern seit Jahrhunderten, so hat sich hier und da nicht nur gegen diesen Misbrauch, sondern auch gegen seine, vielleicht unschuldige Quelle ein Haß gebildet, der durch nichts mehr versöhnt werden kann als durch die unzweideutige und ernste Erklärung der Fürsten, künftig nie wieder zuzugeben, daß im Interesse der Minderzahl regiert werde. Die bündigste Art dieser Erklärung ist die Erlassung einer Constitution, und sie ist es auch, welche durch die öffentliche Meinung, die bereits zur öffentlichen Stimme, zum öffentlichen Willen geworden zu sein scheint, in allen deutschen Gauen dringend und unabweislich gefodert wird. Darum begrüßen wir mit Freudigkeit das Motto, welches der Verf. seinem trefflichen und wohlgemeinten Werke vorgesetzt hat, und das da lautet: „Ich kenne Jemand, der mehr Verstand hat als Voltaire; mehr Verstand als Bonaparte; mehr Verstand als alle Weltpiloten, die waren, sind, und sein werden, nämlich: die öffentliche Meinung". Nur wünschten wir, daß nach dem Worte: Verstand, auch das Wort Macht eingeschaltet wäre.

Der 1. Band der „Staatswissenschaftlichen Vorlesungen" enthält die Staatsbegründung und Staatsverfassung, der 2. wird sich mit der Staatsregierung und Staatsverwaltung beschäftigen. Die Staatsbegründung und Staatsverfassung findet sich in 17 Vorlesungen entwickelt. Die erste und zweite Vorlesung kann man als Einleitung betrachten, da sie vom „Absolutismus und dem constitutionellen System, sowie von den Staatswissenschaften im 18. und 19. Jahrhunderte" handeln. In der dritten Vorlesung wird erörtert: „Begriff und Zweck des Staates"; in der vierten: „Staatsrecht und Staatskunst nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse"; in der fünften: „Das innere und äußere Staatsleben"; in der sechsten: „Der Staatsgrundvertrag nach seinen einzelnen Theilen, und die höchste Gewalt im Staate"; in der siebenten: „Die einzelnen Theile der höchsten Gewalt im Staate"; in der achten, neunten und zehnten: „Die drei staatsrechtlichen und politischen Systeme der Revolution, der Reaction und der Reformen"; in der eilften: „Die Vorbedingungen des constitutionellen Lebens"; in der zwölften und dreizehnten: „Die Grundbedingungen des constitutionellen Lebens, Land, Volk, Staatsbürgerrecht, Gemeinde-, Städte-, Bezirks- und Kreisordnung"; in der vierzehnten: „Die drei verschiedenen Arten schriftlicher Verfassungsurkunden"; in der funfzehnten: „Die Verschiedenheit der Verfassungen nach dem Repräsentativsysteme, nach dem ständischen Systeme, und nach dem Systeme der staatsbürgerlichen Interessen (das Wahlgesetz)"; in der sechzehnten: „Das Ein- und Zweikammersystem"; und endlich in der siebzehnten: „Die constitutionellen Rechte des Regenten und der Abgeordneten des Volkes". Vollständigkeit und logische Anordnung sind in diesem Inhaltsverzeichnisse gewiß nicht zu verkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Oestreichs Pantheon, Galerie alles Guten und Nützlichen im Vaterlande. Authentische Notizen über das Leben und Wirken der ausgezeichnetsten Staatsbeamten, Krieger, Literatoren und wohlverdienten Privatmänner des Kaiserstaates in den neuern und neuesten Zeiten. Herausgegeben von einer Gesellschaft vaterländischer Schriftsteller. Erster und zweiter Band. Wien, Adolph. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Pantheon! — gibt es eine schlagendere Analogie als die zwischen diesem Institut des blinden Heidenthums und der christkatholischen Heiligsprechung? So tritt denn mit Recht der advocatus diaboli, wie überall, wo aus vollen Backen gelobt wird, hier in der Person des Kritikers auf seinen Platz; und fürwahr, man legt es ordentlich darauf an ihn zu reizen; denn wie soll er und die übrige nichtöstreichische Zuhörergemeinde es ertragen, wenn der präconisirende Richter gleich vorne herein S. V. sein: Austria est in orbe unica, zu deutsch: Oestreich ist einzig! uns entgegenruft. „Einzig vor allen durch seine Monarchen und durch die reiche Menge an herrlichen, großdenkenden und großhandelnden Männern. Wahrlich! eine Bibliothek von Foliobänden würde nicht ausreichen, um ihr Wirken nach Gebühr den kommenden Generationen aufzubewahren, und ganze Vereine von schreibseligen Federn (der advocatus spitzt inmittelst die seinige) sie würden erlahmen in der Erzählung alles Schönen, Großen, Guten, was in Oestreich u. s. w." Aber wunderbar, schon die erste Wahl entwaffnet den Tadel, denn die Richter, deren Rolle die vaterländische Gesellschaft sich angemaßt hat, führen uns mit den süßen Worten: „Wenn der Adel des Geblüts (?) und der Seele vereinigt sind, so gibt dies einen guten Klang, an dessen Harmonie sich Geist und Gemüth erlaben können", mitten in einen Damenverein. War dies eine Kriegslist, so war sie nicht übel gerathen, aber consequent kann man solch Verfahren doch nicht nennen, da die ganze Schrift 2 Blätter vorher mit einem andern, nicht minder zierlichen hypothetischen Satze anfing, der gerade das Gegentheil erwarten ließ: „Wenn es die höchste Potenz eines großdenkenden Gemüths ist, für sein Vaterland zu sterben, so u. s. w." Hier aber ist

von gar keinem Sterben, sondern von Leben, Leben beglücken und retten ist die Rede, von dem wahrhaft edeln Verein, welchen die hochverehrte Fürstin Karoline von Lobkowitz mit 12 gleichgesinnten Damen errichtet hat. Vieles wird über die Regie, wenig über die Erfolge, aber hinreichend, um den Zweck ehrend zu würdigen, S. 1—14 mitgetheilt. Jede Dame sammelt für den gemeinschaftlichen Zweck einmal im Jahre unter ihren männlichen Verwandten, macht sich außerdem zu einem jährlichen Beitrage verbindlich, und den Ausschußdamen — unangenehmes Beiwort, das ebenso oft im entgegengesetzten Sinne gebraucht wird — wird ein eigner Bezirk angewiesen, innerhalb dessen sie auch Beiträge von Personen annehmen können, die der Gesellschaft nicht einverleibt sind. Ein perpetuirlicher Secretair „hat bei den Zusammentretungen der jeweiligen Vorsteherin mit den Ausschußdamen zu interveniren" (?), den Geschäftsgang in Ordnung zu halten und vieles Andere zu besorgen, muß jedoch auf alle Vergeltung gänzlich Verzicht leisten, hat aber dafür die Befugniß, Anträge zu Verwendung der Gelder zu machen, worüber jedoch die Damen ganz allein entscheiden. Nicht ganz klar scheint Ref. das, was über den Geldverkehr gesagt werden. Denn, nachdem wir S. 10 gelesen haben, „das Capital wird bei einem soliden Handlungshause fruchtbar deponirt", heißt es ein paar Zeilen weiter: „Es ist Grundprincip der Gesellschaft, daß kein Fonds gegründet werden darf, und es ist ausdrücklich die schöne Hoffnung ausgesprochen, das Gefühl der Tugend sei der ergiebigste Fonds, und so lange die Zweckmäßigkeit der Verwendung klar vor Augen liege, werde es an Capital nicht fehlen". Mancherlei Gegenstände waren erst in Betracht gezogen. Ein Taubstummeninstitut, Blindenanstalt, auf Bildung von Augenärzten, Bienenzucht, ja sogar auf eine öffentliche Schwimmschule hatte der Verein die menschenfreundlichen Blicke geworfen; aber höchst edel und zweckmäßig fiel die Wahl auf das damals tief gesunkene und nun als nachahmungswerthes Beispiel vorleuchtende Findlingsinstitut. Vieles Andere ist nur im Allgemeinen angedeutet; dennoch schließt der Verf. noch mit der Bemerkung: „Zu den unverkennbarsten Beweisen der vorzüglichen Gnade, womit der herrliche Monarch seinen Beifall dem Streben der Gesellschaft zu erkennen gegeben, müsse gerechnet werden, daß er gestattet, in Fällen von Zweifeln oder Anständen bei der allerhöchsten Person selbst einzuschreiten". Den Rechnungsabschluß will der menschenfreundliche Kaiser jährlich selbst sehen und seinem Volke auch die Erfolge so edeln Strebens selbst mittheilen. Also placo aux dames! das Pantheon ist weit aufgethan!

Nun folgt ein Mann, gegen dessen Würdigkeit doch fürwahr auch nicht der leiseste Zweifel laut werden kann: der Armenbezirksvorsteher Wilhelm Klein zu Mariahilf; er grünsdete, von gleichgesinnten Freunden unterstützt, das jetzt so berühmt gewordene Asyl für blindgeborene oder später des Gesichts beraubte Kinder. Für innere Erleuchtung, sittliche Bildung, mechanische Fertigkeit und Tonkunst wird mit gleich väterlicher Fürsorge wie für körperliches Wohlsein gewirkt, sodaß die der vernichtenden Stumpfheit ihres Unglücks, der Bettelei, dem Hohn und der Bübereі roher Unmenschen entnommenen, zum Fleiße, zur Freude an selbständiger Beschäftigung geleiteten Zöglinge aufhören sich unglücklich zu fühlen und kaum begreifen können, wie man sie wegen des Entbehrens der äußern Eindrücke so sehr bedauern könne. Dem Institute entwachsen, hatten sie noch Hülfe und Rath durch den wohlthätigen Verein und bald Gelegenheit, sich ihre fernere Subsistenz durch die erlernten Fertigkeiten zu sichern und so ein nicht nur nützliches, sondern selbst behagliches Dasein zu gewinnen. Das Institut hat Seiten des Staats festbestehenden Halt und von vielen Seiten willige Unterstützung gewonnen. Ein anderer Verein, zur Unterstützung verschämter Armen, verdient kaum minder Anerkennung; der Hofagent Jekel wird hier als Gründer genannt. Gewiß ist es diejenige Classe Nothleidender, welche man unter jener Benennung zu verstehen pflegt, die am härtesten unter dem Drucke der Armuth leiden, der Hülfe am würdigsten sind, bei denen sie aber auch, weil nie eine Tugend, also auch die der Bescheidenheit nicht, allein wohnt, auf den dankbarsten Boden fällt und die sichersten Früchte bringt. Jedoch auch viele sehr Arme, die ihre Noth nicht verbergen konnten, haben Ansprüche nicht nur auf Unterstützung, sondern auch auf Achtung; diese aber wird überall verletzt, wo man jenen ausschließend die Benennung „verschämter Armen" beilegt. Unsere Sprache kennt keinen andern Gegensatz als „unverschämt", und Alle, welche der öffentlichen Armenversorgung anheimfallen, werden ja unter jenem verletzenden Ausdrucke, der unglücklichsten Uebersetzung des „pauvre honteux", begriffen! Der Verein zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen fand und behalte seine Stelle im „Pantheon".

Von nun an folgen Individuen, mehr oder weniger berühmt: zuerst der Oberstkämmerer Graf Mailath von Szekhely, bürgerlicher Abstammung wie es scheint; Maria Theresia zog den Notar in den Staatsdienst, und Joseph II. erhob den tüchtigen Mann von Stufe zu Stufe, 1788 in den Grafenstand; schon war er „activirender Obergespan im pesther Comitat", k. ungarischer Hofvicekanzler, Oberstkämmerer des ganzen Königreichs Ungarn, Vicepräsident der k. k. Hofkammer in Wien, da, im Jahr 1795, verdankte er seiner vorzüglichen und erprobten Tüchtigkeit die Würde eines — Magister Tavernicorum regalium; so lesen wir S. 38 und quälen uns zu errathen, was das für ein Magisterium sein möge, trösten uns aber, daß die damit verbundene Dienstleistung bei der Septemviralgerichtstafel dem braven Manne Brot und Arbeit — viele Magister haben sonst nur eins von beiden — geliefert haben werde. Geziert mit dem St.-Stephansorden feierte er sein 50jähriges Jubiläum, und sterbend wollte er nur auf dem Kirchhofe der Gemeinde unter seinen Syrmiern ruhen. „Er war ein echter Ungar", wird ihm zum Ruhme nachgesagt, und wenn auch nicht dem Magister Tavernicorum, doch dem würdigen Staatsdiener und Repräsentanten eines so ehrenwerthen Volks gönnen wir gern seinen Platz im „Pantheon". — Anton Gotthard Graf Schafgotsch diente bis zum 50. Jahre 65 Jahre hindurch dem Staate; Joseph II. verlieh ihm das goldene Vließ, Kaiser Franz den von Napoleon zugesandten Großadler der k. franz. Ehrenlegion. Reine Menschenliebe war sein schönster Schmuck. — Philipp Graf von Kobenzl; welche Gefühle, welche Erinnerungen! Mit ihm und seinem berühmtern Verwandten, dem Friedensgesandten zu Teschen, Udine, Rastatt, Luneville, dem Staatskanzler Ludwig Graf v. Kobenzl, erlosch das altberühmte Geschlecht. Unser Graf Philipp ward, zur Beruhigung der brabanter Stände, vom Kaiser Joseph II. nach Brüssel gesandt, mußte nach Luxemburg flüchten und von dort aus Alles auf den alten — unglücklichsten — Fuß setzen. Es sind seitdem etwa 50 Jahre verflossen, und die Saat reif geworden. Daß Graf K. nach den Niederlanden gesandt werden, davon steht im „Pantheon" nichts, wohl aber, daß er Kaiser Josephs Begleiter auf dessen berühmter pariser Reise gewesen sei. — Der Finanzminister Graf O'Donel. „Nichts konnte seinen Geist von den großen Ideen ablenken, durch welche er Mittel zu ersinnen strebte, den schwankenden öffentlichen Credit wiederherzustellen und eine festere Grundlage für die zerrütteten Staatsfinanzen aufzuführen". Er starb 1810. — Franz Graf v. Rottenhan, k. k. Justizpräsident, ein allgemein und hoch verehrter Staatsmann; aber wir lesen auch S. 51 noch Folgendes: „Das Glück hatte ihn zum Herrn von 12,000 Menschen gemacht, Unterthanen seiner böhmischen Besitzungen. Sie kannten ihn nur als Beschützer und Wohlthäter. Dort entstanden durch ihn blühende Fabriken und Manufacturen, aus denen Hunderte armer Familien ein genügendes Auskommen, und schon Kinder Gelegenheit zum Erwerb fanden; dazu und für Unterrichtsanstalten, Armenunterstützung, allgemeine Verbesserungen u. s. w. verwandte er den größern Theil seiner Einkünfte, indem er sie Denen wieder zufließen ließ, von denen sie ihm zugingen!" Wir würdig füllt Graf Rottenhan seinen Platz im Ehrentempel! — Feldmarschall Alvinzy, in der Erinnerung lebend als einer der bravsten und zugleich edelsten Heerführer aus Oestreichs langer

und unglücklichster Kriegsgeschichte. „Im sogenannten Zweischkenrummel" — so nennt der Verf. S. 53 den baierischen Erbfolgekrieg 1778, den man in Sachsen wol unter dem nicht viel zierlichern Namen: Kartoffelkrieg, kennt — erfocht Alvinzy die ersten Lorbern, so auch im fürchterlichen Kampfe gegen das revoltirte Frankreich, wo er mehr als einmal „die Tücken Fortunas erprobte". Aber Neerwinden und Charleroy sind unvergeßlich; er war es, der diese Siege entschied. Das Unglück des Jahres 1810 aber war es wol, was dem 75jährigen Greise das Herz brach. Er war, obgleich andern Glaubens als die Mehrzahl im Heere, bei diesem und auch in den Provinzen, wo er Krieg führte, sehr geliebt. Ref. fügt dies Letztere aus eigner Beobachtung, und dankbar, hinzu. — Augustin v. Schittlersberg, Präsident des Generalrechnungsdirectoriums. Durch die Aufhebung der Jesuiten erlangte der talentvolle Jüngling freie Wahl seiner Laufbahn, und nach vielfachem Staatsdienste wandte er sich ganz dem Staatscreditwesen zu und schuf aus dem Chaos, das er vorfand, die noch jetzt bestehende Credithofbuchhaltung und das neue Centralstaatsrechnungswesen; sein Rath ward überall gefodert.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, 16. August 1831.

Herausgegeben hat jüngst ein rechtgläubiger jüdischer Kämpfer für die Reinheit und Vollkommenheit der hebräischen Sprache, ein durch mehre Schriften in England nicht unrühmlich bekannter Gelehrter *), Salomon Bennett, dessen Name wahrscheinlich hier zum ersten Mal in Deutschland genannt wird, einen „Prospectus for publishing, by subscription, a work intitled עליון לשון עבר the pre-eminence and stability of the hebrew language", in welchem zu einem Quartbande berechneten und für den Preis von einer Guinee dargebotenen Werke unser belesener Talmudist die wesentliche Nothwendigkeit der hebräischen Vocalpunkte und die ungetrübte Reinheit der hebräischen Sprache zu erweisen verspricht. Zugleich will er die in neuern und den neuesten Zeiten dagegen vorgebrachten Zweifel und Bedenklichkeiten einer umfassenden scharfen Prüfung unterwerfen und zeigen, daß die hebräische Quadratschrift die älteste Schriftart gewesen, in welcher der Pentateuch abgefaßt worden. Auch soll die irrige Meinung, daß die hebräische Bibel ursprünglich ohne Trennung der Worte und ohne Abtheilung des Textes in Capitel und Verse geschrieben worden sei, vollständig widerlegt werden. — Aus der Feder Bennett's ist auch geflossen eine Streitschrift, betitelt: „A critical investigation into the merits of the lecture delivered in the university of London, Nov. 11, 1828, by Hyman Hurwitz, prof. of the hebrew language and literature" (London, 1829).

Hurwitz, den die deutschen Leser als Verf. der „Sagen der Hebräer, aus den Schriften der alten hebräischen Weisen, nebst einer Abhandlung über den Ursprung, den Geist und Werth des Talmuds" (Leipzig, 1828) kennen **), hatte behauptet, daß die hebräische Sprache verstümmelt sei, Verunstaltungen und Einbußen erlitten habe. Der durch solche Ketzereien aufs lebhafteste gereizte Bennett folgt seinem Gegner Schritt vor Schritt, mit seinen heftigen Widersprüchen jeden Flecken von der heiligen Sprache abwischend und offen erklärend, daß, wenn der neugewählte Professor in der feierlichen Rede seine wahre Ueberzeugung ausgesprochen habe, es besser gewesen wäre, daß die londoner Universität sich jede Mühe und Kosten erspart habe, einen eignen Lehrstuhl für die hebräische Sprache zu errichten.

Ein anderer nicht minder gelehrter Jude, Namens Michael Josephs, hat ebenfalls für den Preis einer Guinee ein Werk von einem Octavbande angekündigt in einem „Prospectus for english and hebrew lexicon entitled מדרש מלים", unter Anderm bemerkend: „The meagre lists of this kind are as full of errors, as they are short in compass a complete english and hebrew lexicon has long since been a desiratum". Die reichste Belesenheit, aber auch die spitzfindigsten Deutungen, mit überraschenden Entwicklungen gepaart, offenbaren sich in den mitgetheilten Proben, von denen aber hier kein Gebrauch gemacht werden kann. 206.

*) Ihm verdanken wir nämlich „A discourse on sacrifices" (London, 1815), in welcher den rechten Begriff der alttestamentlichen Opfer entwickelnden Schrift, die sich auf ein handschriftliches Werk über die Unerschütterlichkeit des hebräischen Textes bezieht, mehre beachtungswerthe Aeußerungen vorkommen. Z. B. S. 18: „I must notice to the reader, that the various commandments comprised in the pentateuch were all essential to the nation as a guide for their temporal welfare either in civil, moral, political or religious views, which evidently forms the road to a future state and an everlasting salvation". Er ist auch Verfasser von: „The molten sea" (dem gegossenen Meer. 1 Kön. 7, 23 fg.), und „The temple of Ezekiel" u. s. w.

**) Bei dieser Gelegenheit werde ein Irrthum des deutschen Uebersetzers S. IX berichtigt. Dieser glaubt, eine ähnliche Sammlung, die ein jüdischer Jüngling, Jakob Weil, angekündigt habe, sei nie erschienen, weil er sie bei Buchhändlern und in Katalogen vergebens gesucht habe. Aber allerdings ist sie ans Licht getreten unter der Aufschrift: „Fragmente aus dem Talmud und den Rabbinen. Versuch eines Beitrags zu den Actenstücken für die Beurtheilung dieser Werke" (2 Theile, zweite Auflage, Frankfurt a. M., gedruckt bei J. P. Bayrhoffer). Die Vorreden sind unterzeichnet am 27. Jun. 1809 und am 7. Nov. 1811. Diese nicht in den Buchhandel gekommene Schrift verdient eine größere Aufmerksamkeit als die ähnliche Sammlung von Hurwitz. D. Eins.

Notiz.

Fürst Talleyrand hat im Namen seiner Regierung dem englischen Gouvernement den wechselseitigen Austausch eines Exemplars der neuen Bücher, welche in Frankreich und England erscheinen, vorgeschlagen. Sie sollen in den 2 Hauptbibliotheken beider Länder niedergelegt werden. Die Ausführung dieses Projects würde für die französischen und englischen Gelehrten von großem Vortheil sein. Die Bibliothèque du roi in Paris besitzt wenig neue englische Werke. Es gehören große Summen dazu, um au courant der neuesten Erscheinung der englischen Literatur zu bleiben; bekanntlich sind die englischen Bücher sehr theuer. Wahrscheinlich ist das britische Museum nicht besser mit französischen Werken versehen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein ähnlicher Tausch zwischen Frankreich und Deutschland zu Stande käme; deutsche Bücher von den neuern, geschweige neuesten Zeiten sind in der Bibliothèque du roi fast gar keine. Wir baten einst den äußerst gefälligen und, wie es heißt, sehr gelehrten Bibliographen van Praet um das „Campanerthal". „Von welchem Schriftsteller?" Von Jean Paul. „Jean Paul? je ne connais pas cet auteur là". Indessen schleppte er einen ungeheuern Band in Folio herbei, blätterte hin, blätterte her, suchte über eine Viertelstunde mit unermüdlichem Eifer, schlug aber zuletzt den mächtigen Katalog ungeduldig zu und sagte uns ganz trocken: „Il n'y est pas". Darauf bemerkten wir dem Hrn. Conservator, der Familienname des Verf. sei Richter, vielleicht fände er es unter diesem Namen. Nun schlug Hr. van Praet Richter auf; vergebens. Endlich wollte der Bibliograph wissen, was Richter für Werke geschrieben hätte. Man kann sich denken, daß wir etwas mit der Antwort zauderten; endlich sagten wir, es wäre eine Art von philosophischen Romanen. „Des romans!" rief er unwillig aus; „Monsieur, on ne vient pas ici pour lire des romans". Hr. van Praet versteht Deutsch. Späterhin gelang es uns, den „Jubelsenior" und die „Palingenesien" aufzutreiben; sonst befanden sich auf der Bibliothek keine Schriften von Jean Paul. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 275. —— 2. Oktober 1831.

Staatswissenschaftliche Vorlesungen. Von K. H. L. Pölitz. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 274.)

Der Hauptsatz des ganzen Buches, aus welchem sich die meisten Lehren und Behauptungen desselben mit der größten Folgerichtigkeit ableiten lassen, ist offenbar folgender:

Das bezeuget die Geschichte unwiderlegbar, daß die Priester- und Emirmacht nur während der Kindheit, der unbeschränkte Absolutismus nur während der Jugendzeit der Völker sich behaupten kann, daß aber nach demselben Naturgesetze, nach welchem der Sommer auf den Frühling folgt, im Zeitalter der erreichten politischen Mündigkeit der Völker der Absolutismus, wenn er den Geist der Zeit versteht und erkennt, entweder in den wichtigsten Formen des innern Staatslebens durch octroirte Verfassungen und wenigstens durch strenggeordnete und zeitgemäße Verwaltungsformen sich selbst beschränke, oder, wenn er jenen Geist nicht versteht und demselben mit der Gewalt seiner Mittel zu trotzen sucht, durch die Uebermacht der Verhältnisse für immer gebrochen wird.

Dies ist ein gewichtiges Wort, der ernsten Ueberlegung aller Herrscher werth; doch scheint es nicht ganz richtig, „daß sich der Absolutismus nur während der Jugendzeit der Völker behaupten kann"; die Geschichte lehrt im Gegentheile, daß der Absolutismus in seiner schlimmsten Form, als Despotismus nämlich, auf den Völkern hauptsächlich in ihrem Greisenalter lastet, wenigstens waren die Römer zur Kaiserzeit nicht im Jugendalter, so wenig als das chinesische Reich jetzt. Hält man mit diesem Satze die Erklärung des würdigen Verfs. in der Einleitung zusammen: „daß er treu zu bleiben gedenke dem Systeme der Reformen, welches zwischen den extremen Ansichten der Revolution und Reaction, der Demokratie und Aristokratie die Mitte hält", so hat der Kundige bereits eine Hauptübersicht von dem politischen Systeme des Hofrath Pölitz, und er wird ihn zu den gemäßigsten Liberalen in dem Sinne zählen, daß er die Mächtigen der Erde zur thätigen Berücksichtigung der gerechten Zeitanforderungen nur durch die überzeugende Gewalt der Wahrheit zu bewegen wünscht. Leider lehrt die Erfahrung, daß diese Anforderungen nur zu häufig verkannt oder zu zögernd und zu unvollkommen berücksichtigt werden, daß daher die Gährung fast allenthalben fortdauert und noch lange nicht gänzlich beschwichtigt sein wird. Es ist schwer, die unumschränkte Gewalt, welche kräftigen und verstandesreichen Gemüthern so sehr zusagt, mit bisher unbekannten Größen zu theilen; und doch will dies der unwiderstehliche, allenthalben rege Geist unseres philanthropisch scheinenden, aber doch eisernen Jahrhunderts.

Indem wir hierdurch den Hauptcharakter des vor uns liegenden Werkes hinreichend bezeichnet zu haben glauben, halten wir es für überflüssig, dasselbe insofern zu analysiren, als die darin enthaltenen Ansichten mit denen übereinstimmen, welche unter dem aufgeklärtesten und denkenden Theile der deutschen Nation ohnehin die herrschenden sind, mithin als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Wir beschränken uns daher auf einige Behauptungen, denen wir entweder gar nicht oder nur zum Theil beipflichten können.

Das Verdammungsurtheil, welches der Verf. über das Princip der Bewegung (S. 130 fg.) ausgesprochen hat, können wir durchaus nicht unbedingt unterschreiben. Ihn scheint dazu die neueste Geschichte Frankreichs bewogen zu haben; allerdings gährt es noch fortwährend in diesem Lande, allerdings ist eine Fraction der Bevölkerung von der Sucht übermeistert, auch die aus den Barricaden hervorgegangene Regierung wieder zu stürzen und eine Republik an deren Stelle zu setzen; allein was das Princip der Bewegung betrifft, so haben die Franzosen nach Nationalart eine so beklagenswerthe Richtung vieler Gemüther mit diesem schönen Namen nur bemäntelt. An und für sich geht das Princip der Bewegung, weit entfernt, die bloße Folge einer Revolution zu sein, vielmehr jeder Revolution voraus; es verursacht dieselbe jedoch, wie überhaupt keine Gewaltthat, keineswegs nothwendigerweise, sondern nur in dem Fall, wenn eigensinniges Beharren auf dem Alten zusammentrifft mit unerträglichem Drucke desselben, oder wenn die beginnende neue und bessere Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse von unbesonnenen Machthabern gewaltsam gehemmt wird. Und sollten wir eine Definition des Princips der Bewegung geben, so würden wir sagen, es ist nichts Anderes als das Princip der Um- und Ausbildung der innern Staatseinrichtungen nach Anforderung der geistigen und materiellen Bedürfnisse des Volkes. Das System der Reformen, welches der Verf. dem Princip der Bewegung entgegenstellt, ist daher von demselben nicht nur nicht wesentlich verschieden, sondern nur der mildeste Aus-

fluß desselben. Genügen aber bloße Reformen immer und allenthalben? Sind sie nicht häufig ein bloßes Palliativmittel, ein Pact zwischen den Fodernden und Gewährenden, um jene für den Augenblick zu beschwichtigen? Gab es nicht in der alten und neuen Zeit Reiche, ja, gibt es deren nicht jetzt, welche eine gänzliche oder partielle Umbildung verwirklichten, oder nothwendig hatten und haben? Ist nicht selbst das constitutionnelle System, welchem der Verf. huldigt, ein Ausfluß des Princips der Bewegung? Ist es eine bloße Reform, oder ist es nicht vielmehr gänzliche Umbildung, wenn der Regent, sonst alleiniger Gesetzgeber, die Erwählten des Volkes zu Mitgesetzgebern macht? Wer erkennt, daß in den civilisirten Staaten Europas Constitutionen zu den unabweislich nothwendigen Dingen gehören, der signalisirt sich zugleich als einen Anhänger des Princips der Bewegung, oder besser, der Vervollkommnung der Regierungsform durch wohlthätige Umbildung. Das Princip der Bewegung, welches Constitution, Preßfreiheit, Vernichtung des Feudalismus und anderer Institute zu Gunsten einer privilegirten Minderzahl fodert, ist nicht schlimm; das aber ist schlimm, das ist der Ruhe Europas gefährlich, daß die Vertheidiger desselben nur zu häufig die Leidenschaften der großen Massen zu Hülfe rufen, und dies scheint es auch zu sein, was den Verf. zur Verkennung der wohlthätigen Eigenschaften desselben verlockt hat.

Sehr bedenklich scheint uns folgende Behauptung des Verfassers:

Es kann keine neue Verfassung ins innere Staatsleben eintreten, dasselbe gleichmäßig und fest gestalten und zu einem unauflöslichen Organismus erheben, als wo das Volk dafür reif und mündig geworden ist. Will man daher, aus reinem guten Willen von oben, einem noch politisch-unmündigen Volke eine neue Verfassung geben, so wird sie in der That eine sogenannte „papierene Verfassung" bleiben. (S. 218.)

Wir bekennen, daß wir nicht leicht irgendwo einen für die Verwirklichung des constitutionnellen Lebens gefährlichern Satz gelesen haben; denn mit dem Ausspruch: „das Volk ist für eine Constitution nicht reif", sind die Anhänger des Absolutismus längst vertraut, wenden ihn nur zu oft an, und nur zu oft auch findet er bei den Gewaltigen der Erde williges Gehör. Es gibt kein noch so niedrigstehendes Volk auf der weiten Erde, das nicht, eben weil es niedrig steht, durch eine neue und bessere Verfassung des innern Staatslebens unermeßlich gewinnen würde. Für Verbesserungen des innern Staatslebens ist jedes Volk reif, folglich auch für jene neue Verfassung, worin die Keime zu denselben liegen. Der große Hause ist überall politisch-unmündig, von tausend Menschen ist, selbst in England, der Wiege der Constitutionen, kaum Einer fähig, an den Arbeiten gesetzgebender Versammlungen Theil zu nehmen. In allen Reichen beider Hemisphären aber gibt es eine Auswahl der Bevölkerung, die durch Intelligenz und Einfluß berufen ist, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Männer können daher überall zur Berathung des Staatswohles, es sei unter dieser oder jener Form, beigezogen werden, oder mit andern Worten, es ist in jedem Reiche, das noch keine Constitution hat, eine Constitution möglich; eine utopische allerdings darf es nicht sein, sondern eine solche, die auf die Bedürfnisse des Landes und auf die Masse der Intelligenz berechnet ist.

Dem Satze des Verfassers: „Im allgemeinen Interesse der Festigkeit, Ordnung und Ruhe des ganzen Staatslebens liegt es, die Zahl der Wähler möglichst zu beschränken, damit in den Kreis derselben blos zuverlässige und bewährte Männer eintreten, weil in ihren Händen die Hauptentscheidung, die Wahl der Abgeordneten des Volkes selbst, ruhet", steht entgegen, daß die möglichste Beschränkung leicht dahin führen kann, daß eigentlich keine Wahl, sondern eine bloße Ernennung von Abgeordneten durch verbündete Familien von mächtigem, örtlichem Einfluß stattfinde. Es scheint im Gegentheile räthlicher, die Zahl der Wähler möglichst zu erweitern, weil eine Wahlversammlung, die aus Vielen besteht, nicht so leicht durch den Einfluß der Geld-, Amt-, Grund- und Adelsaristokratie gelenkt werden kann, als eine solche, woran nur Wenige Theil nehmen dürfen.

Nachdem wir die Gründe unserer Meinungsverschiedenheit in einigen der wichtigsten Punkte angegeben haben, bleibt uns nur noch die angenehme Pflicht, die Klarheit und den Scharfsinn anzuerkennen, womit der Verf. die wichtigsten Fragen der Staatsbegründung und Staatsverfassung bündig und umfassend abgehandelt hat. Insbesondere huldigen wir der Wärme und Beredtheit, mit welcher er für die Intelligenz das Recht der Theilnahme an der Volksvertretung in Anspruch nimmt, welches leider in den meisten Staaten von der Bezahlung einer gewissen Summe directer Steuern abhängt. Niemand wird dieses verdienstvolle Buch, das allseitig studirt zu werden verdient, aus der Hand legen, ohne vielfach belehrt worden zu sein. Möchte daher der 2. Band bald erscheinen!

194.

Oestreichs Pantheon. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 274.)

Wir übergehen andere viel belobte Staatsbeamte, verweilen aber bei dem k. k. Leibwundarzt und Professor Joseph Edler von Leber. Ursprünglich Zögling der frommen Väter der Gesellschaft Jesu, bestimmte der ganz Arme eine ihm zugefallene kleine Erbschaft zur Erlernung der Wundarzneikunst, die er leidenschaftlich liebte. Er brachte einen bildungsfähigen Geist und ungemein kräftigen Körper mit. Er ward Schüler, nachmals Gehülfe des großen van Swieten. Mit 100 Thlr. Gehalt wurde er Hospitalarzt zu Breitenfurt; aber schon verbreitete sich sein Ruf so sehr, daß man ihm das Bürgerdospital und die Oberaufsicht zweier anderer wiener Hospitäler übertrug, zugleich die syphilitische Klinik, das Irren- und das Gebärhaus. Welches Feld der Erfahrung für den kaum 25 Jahr alten Forscher! Aber es kam noch ein anderes hinzu, trauriger als die andern alle. Leber war beauftragt, Criminalinquisiten, denen die sogenannte peinliche Frage bevorstand, ärztlich zu untersuchen, ob ihre Constitution ohne Lebensgefahr die Qualen der Tortur überdauern könne. Auf diesem Standpunkte machte er die Bekanntschaft des menschlichen Elends in seinen gräßlichsten Gestalten, und sein fühlendes Herz blutete, während sein Verstand unschätzbare Erfahrungen in dem praktischen Gebiete seiner Wissenschaft machte. Durch volle 19 Jahre blieb

Leber bei diesem entsetzlichen Amte, bis endlich 1776 die Folter auf immer aus den Gerichtshöfen der Erbstaaten (nicht aus Ungarn auch?) verwiesen wurde. Leber hatte bei der großen Theresia nicht wenig dazu beigetragen, indem er schriftlich und mündlich gegen die Widersinnigkeit und Grausamkeit dieses peinlichen Verfahrens durch Vernunftgründe und Beispiele eiferte. O, wer füllte wol würdiger als er seinen Platz im „Pantheon"; und kaum erwähnten wir noch, was der Mann 44 Jahr hindurch als Lehrer der Anatomie und kaiserl. Leibarzt geleistet, wie er, blendenden Schmuck verschmähend, seine Erklärungen der Fassungskraft seiner Zuhörer und dem Gegenstande so genau anzupassen wußte, daß selbst dem beschränktesten Kopfe nichts unklar bleiben konnte. Dabei pflegte er, mittelst ungemein geschickter Wendungen, auffallende Ergebnisse aus seiner reichen Praxis einzuflechten und fesselte die Aufmerksamkeit Aller unwiderstehlich an den Faden seiner Rede. Eine Menge der tüchtigsten Wundärzte ging aus seiner Schule hervor; seine reiche und trefflich geordnete Präparatensammlung schenkte er der wiener Universität. Als Mensch lebte er makellos, in männlicher Gelassenheit, bei oft rauhem Aeußern. Mit seiner Gattin hat er 36 Kinder erzeugt; er war der zärtlichste Vater und starb 81 Jahre alt. Ein solcher Mann raubte uns den Raum, über manche Andere Näheres mitzutheilen; der Leser würde es billigen — aber Haydn folgt fast unmittelbar darauf, und hier spricht der Name genügend und spreche auch allein. Dann Albrechtsberger; auch bei diesem, dem gewaltigen Contrapunktisten, gilt der Name statt langer Lobrede. Nun gelangen wir nach einigen vortrefflichen Domherren, regulirten Chorherren und einem ausgezeichneten Priester des Herrn — Aloys Langenau, zuletzt Hof- und Burgpfarrer, vermachte nach würdig vollbrachtem Leben sein ganzes Vermögen den Armen — abermals zu einem berühmten Arzt, Ludwig v. Schreibers. Wenigen hat so wie ihm der innere Lohn genügt. Die größten Familien Wiens und die dasigen Diplomaten aller Mächte, die Kaiserin und ihr großer Sohn consulirten ihn; Gold achtete er wenig, und Rang verschmähte er, auch Staatsdienst, bis zur Unbescheidenheit. Gern entwarf er für Kaiser Joseph den Plan einer Umgestaltung der öffentlichen Krankenpflege Wiens; aber selbst persönlichen Bitten des Monarchen versagte er es, „auf die Leitung des Operates einzugehen". Alle, sogar akademische, geschweige Staatstitularwürden, mochte er nicht, und nur mit vieler Mühe vermochten die Freunde über den Greis, daß er hinsichtlich seiner Familienverhältnisse den erbländischen Adel annahm. Er, der so Vielen geholfen, endete unter langer Qual an einem unheilbaren Uebel, am Anthrax. — Joseph Weidmann, der berühmte Mime. — Endlich: „Anstalt zur Unterstützung austretender Sträflinge". Die austretenden verfolgt man bei uns mit Steckbriefen und hascht sie wo möglich ein; für die entlassenen sorgt man gern; und so wird es wol auch gemeint sein. Der Polizeidirectionsadjunct Oß hatte den menschenfreundlichen Gedanken angeregt, und er ist es daher auch wol, der im „Pantheon" stehen soll, denn der auch belobte Hr. Regierungsrath Kleinschmidt freut sich noch des Lebens, kann also, und wird damit sehr zufrieden sein, noch nicht ins „Pantheon" gelassen werden.

Nun folgt unter fortlaufender Seitenzahl, aber besonderm weißen Blatt: „Anhang zu Oestreichs Pantheon 1. Band". Soll das vielleicht die Galerie sein, deren der Titel gedenkt, bestimmt, die deos minorum gentium aufzunehmen? Das kann doch kaum möglich sein, denn voran tritt der Fürstbischof Graf von Waldstein; dann ein Hof-, ein Regierungsrath bei der Censurhofstelle; ein Fürst; und General, Hohenzollern-Hechingen; Regierungsräthe; ein regulirter Chorherr und thätiger Landwirth, Mayr; der Hofrath Kortum, der 1807 mit männlichem Freimuthe dem Kaiser die schon beschlossene Erhöhung der Salzpreise widerrieth, übrigens ein eminentes Sprachgenie; der Feldmarschall-Lieutenant v. Mylius und der orientalische Hofdolmetscher Dombay, und der Professor Dötter, von dem das fast Unglaubliche berichtet wird, daß er, als van Swieten ihm gesagt, er werde wol einem neuen Competenten, dem Dr. Außmann, weichen müssen, erwidert habe: „Diesem weiche ich gern, denn ich lernte in Lemberg seine Geschicklichkeit und Verdienste kennen". D. erwarb van Swieten's Hochachtung; wir aber rufen laut: Freund, rücke hinauf! Fürwahr, wenn Einer, so gehört dieser Dötter ins „Pantheon". Wie kommen nur solche Personen in den Anhang, zumal das ganze Buch doch sonst ein solches Muster von Etiquette ist, daß selbst das Pränumerantenverzeichniß auf dem ersten Blatte lauter Hoheiten, Eminenzen, fürstl. Gnaden, Excellenzen u. s. w. und — den Damenverein enthält; dann erst Namen „der Hochwürdigen und Hochwohlgeborenen Herren Herren Pränumeranten", zwar alphabetisch, doch so geordnet folgen, daß bei jedem Buchstaben erst die etwa vorhandenen Herren Aebte, Freiherren u. s. w. drankommen, bis unten hinab zuletzt etwa ein „bürgerlicher Klaviermacher" eingereiht wird. Daß unter den Namen der Herren Herren Pränumeranten mehre Damen befindlich, ist vielleicht noch nicht so lustig, als eine ziemliche Anzahl Ungenannte unter U zu finden. Doch welche Kleinigkeiten! wird man mit Recht ausrufen; auch wollten wir nur, da der innere Gehalt im Ganzen wenig Tadel gestattet, ein wenig am Gewande zupfen und necken und gehen in aller Kürze zum 2. Bande über. Hier löste die Vorrede die Verwunderung des advocati D. über die im 1. Bande sichtbare, so ganz verschiedenartige Fassung einzelner Artikel; denn gegen den Styl, von dem wir einige Proben gaben, contrastirten Leber, Haydn, Schreibers, auch Weidmann auf sehr erfreuliche Weise, und nun sehen wir uns berechtigt, diese und einige Andere als frühere liebe Bekannte eines andern Hauses zu begrüßen.

Dennoch rühmt das Vorwort die günstige Aufnahme, läßt außer den vorläufig bestimmten 4 Bänden eine größere Zahl hoffen und eröffnet den 2. Band mit einer geharnischten Vorrede, in der sie „die Invectiven schmähsüchtiger Zoilusse verachtend (S. 2), Faßlichkeit, Kürze, Lebendigkeit und Bündigkeit des Vortrags, gegründet auf Wahrheit, Unparteilichkeit und Nationalehre", zur Aufgabe nimmt. Mag diese Aufgabe nun auch fast wunderbar unlegisch geordnet und noch auf der nämlichen Seite, wo auf die eitle Ruhmsucht anderer Länder unfreundlich angespielt und die östreichische Anspruchslosigkeit wie billig hervorgehoben wird, auf kaum glaubliche Weise gegen die Kürze gefehlt worden sein, so freuen wir uns doch gleich darauf einer ausführlichen Mittheilung über das von dem hochherzigen Erzherzog Johann gestiftete und den steiermärkischen Ständen geschenkte reiche Johanneum. Dann finden wir in Leopold Schulz v. Straßnitzki, den der edle Kaiser Joseph in einem Schreiben an Sonnenfels mit den Worten: „Ich hoffe, er wird der Wahl und dem Zutrauen Ehre machen und Vater des Landvolks sein", als Kreishauptmann bestätigte, einen der hervorragendsten Charaktere der ganzen Versammlung. Nun folgen Probst Adam Melchior, dessen sich Joseph II. gegen die fanatisirten Bewohner des Innthals mit großem Erfolg bediente; der berühmte General Merveld, beiweitem einer der besten östreichischen Feldherren; der Graf Zinzendorf, der nach einem den Wissenschaften und Reisen gewidmeten Leben sich in seiner selbstverfaßten Grabschrift das schöne Zeugniß geben konnte, daß „Liebe und Achtung zu verdienen, sein stetes Bestreben gewesen sei". Darauf lesen wir weiter: „Die 16 Ahnen sind folgende, väterliche: Zinzendorf, Zelking, Khevenhüller, Teufel ꝛc.", und fragen uns wie das hierher gehört, da das „Pantheon" doch augenscheinlich keine Ahnenprobe erfodert; denn gleich darauf finden wir, und mit großem Recht, einen trefflichen Landwirth, Meißl, dessen Düngproduction, Hornviehstand sowie des Mannes unermüdliche Thätigkeit und Biedersinn großes Lob verdienten. Zu den Gekanntesten müssen wir den genialen Fürst von Ligne, Grand von Spanien, k. k. Feldmarschall, Freund Josephs II. und Katharinas zählen. Das hier Mitgetheilte ist anderwärts gelesen worden, nie aber, daß er 1804 (1814) auf dem Monarchencongreß zu Wien gewesen und 1813 (1815) daselbst gestorben sei. — Exerjessy, der, ein anderer Leonidas, mit

seiner Schar in der Römerschanze der türkischen Uebermacht erlag. — Diese und eine Zahl anderer Charaktere füllen den 2. Bd. Einzelne in beiden Bänden scheinen wie Gellert's Greis gelebt zu haben und mit einer ähnlichen Grabschrift billig befriedigt zu sein; aber Anerkennung verdient es, daß das alte: De mortuis nil nisi bene, hier vorzüglich auf den sittlichen Werth der Dahingeschiedenen bezogen worden ist; und sollte ja Einiges nicht ganz so gewesen sein, so wird doch die Eigenschaft hervorgehoben, die das Anrecht auf einen Platz unter den Edelsten mehr als jede andere bedingt und bedingen muß. Hätte das Buch, das Ref. in die Zahl der bessern Nekrologe gern einreihen mag, einen weniger pompösen Titel (wiewol die Beisätze: Galerie, Notizen, eine gewaltige Abstufung andeuten), so würde die Kritik sich leichter befriedigt geachtet haben. Für Oestreich, auch für Jeden, der sich wie Ref. lebhaft für das schöne Land und dessen menschenfreundliche Bewohner interessirt, ist es gewiß eine sehr dankenswerthe Gabe. Der Styl, wie man sah, ist bisweilen fast sehr wunderlich. Ganz unerklärbar aber ist Ref. folgender Satz geblieben. Vorwort des 1. Bds., S. 1: „Der Moslem stürzt blind wüthend in die Scharen der Feinde u. s. w., anders ist es mit dem Christen. Kein Schicksal waltet über ihm mit ehrner Hand, den Weg zum Ruhme oder Schaffotte ihn willenlos zerrend; eine milde Vaterhand der Vorsehung (?) lenket seine Pfade zum Guten oder zum Uebel, je nachdem u. s. w." Dagegen schließt Ref. den langen Bericht mit einer Danksagung für ein wenigstens ihm ganz neues deutsches Beiwort; er las hier irgendwo weitwendig, analog gebildet nach in- oder auswendig; bezeichnender und viel wohllautender als das ähnliche weitläufig oder gar weitschichtig. 13.

Der Birmanenkrieg, von dem Major J. J. Snodgraß. Aus dem Englischen von Gustav Nagel. Mit 2 Kupfern und Beilagen. Hanover, Hahn. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei der jetzt bevorstehenden Parlamentsreform Englands richten sich die Blicke nothwendig auch auf die in mercantilischer Hinsicht so wichtige ostindische Compagnie und der gebildete Europäer muß den natürlichen Wunsch hegen, es möchten die herrlichen Gefilde Hindostans mit uns in ein schöneres Verhältniß treten als dasjenige unterjochender Waffengewalt oder kaufmännischer Gewinnlust. Außer von Aegypten verbreitete sich die erste Cultur von Hindostan aus über die Erde, die in grandiosen Denkmälern unser Erstaunen, in wunderbaren Traditionen und mythischen Dichtungen unsere Phantasie erregt, und so wäre es wol die Pflicht der Wiedervergeltung, daß das gebildete Europa dem seitdem herabgekommenen Hindostan die einst von dort mittelbar auch zu uns gelangten Schätze der Cultur wieder zufließen ließe und beitrüge, daß die Bewohner jener paradiesischen Fluren aus der Entwürdigung, in welche Eroberungen, Umwälzungen, vor Allem die Hyder der Priester und Kastenherrschaft sie stürzten, zu einem veredelten Dasein emporgehoben würden. Daß England und in diesem die ostindische Compagnie wenig Werth auf dergleichen philanthropische Wünsche gelegt und sich überhaupt in Bezug auf diese Colonien nicht als würdige Repräsentanten der europäischen Cultur dargestellt haben, beweist der Zustand Ostindiens, dessen Besitz überhaupt bei einem Anstoß von Außen leicht gefährdet werden könnte.

Daher ist die Beschreibung des letzten Kriegs gegen die Birmanen sowol in politischer als militairischer Hinsicht, besonders aber auch in Bezug auf Völkerkunde wichtig; denn so feindlich auch oft der Krieg der Cultur entgegensteht, so läßt doch wieder umgekehrt die Art, denselben zu führen, auf die Bildung und Eigenthümlichkeit einer Nation schließen.

Nachdem der Verf. dargethan hat, wie das Recht bei Eröffnung der Feindseligkeiten im Jahre 1824 auf englischer Seite gewesen sei, welches birmanische Schriftsteller vielleicht anders betrachten würden, erzählt er, wie solche unter dem General Archibald Campbell mit der Einnahme von Rangun durch eine auf dem Flusse gleiches Namens von dessen Mündung an aufwärts segelnde Flotte begonnen wurden, nachdem die Einwohner aus der Stadt geflohen waren. Nach mehren Gefechten mit den zur Befreiung von Rangun herbeieilenden birmanischen Truppen, auch einigen Unterhandlungen, ergreifen die Engländer die Offensive, erobern ein birmanisches Lager, machen einzelne Expeditionen, folgen dem vor Rangun geschlagenen Feind nach Donubin, nehmen Prome ein, welcher Ort eingeäschert in ihre Hände fällt, und lagern während der im Juni beginnenden Regenzeit des Jahres 1825 daselbst. Nach vergeblichen, ganz den europäischen ähnlichen diplomatischen Unterhandlungen, begannen die Feindseligkeiten im November 1825, und die Birmanen wurden vor Prome geschlagen. Nach erfochtenem Siege drangen die Engländer gegen Mellune vor, welche Stadt an dem Flusse Irawaddy liegt, wo ein Waffenstillstand geschlossen und in der Mitte des Stromes auf einem Conferenzboote ein Friedenstractat unterzeichnet wurde, welchen jedoch der birmanische Hof zu Ava nicht ratificirte, worauf Mellune erobert ward. Nunmehr rückten die Engländer gegen Ava und schlugen die Birmanen nach abermaligen fruchtlosen Unterhandlungen bei Pagahmmin, wonach der birmanische König, um seine Hauptstadt zu retten, am 24. Februar 1826 zu Yandabu einen ihm sehr nachtheiligen Frieden schloß, welcher, wie in Europa gebräuchlich ist, ein ewiger sein soll; was aber auch wol dort, wie hier, im diplomatischen Sinne zu nehmen ist, worin eben das Erhabene der Diplomatik liegt, daß sie, gleich der Liebe, die Ewigkeit der Treue mit sehr verkürztem Maßstab mißt.

Das Werk enthält viel Interessantes über die innern Verhältnisse jenes Landes. Die birmanische Art Krieg zu führen ist, bis auf eigenthümliche Arten sich zu verschanzen, der unsrigen sehr gleich; ihre diplomatischen Verhandlungen sind so trügerisch unter dem erheuchelten Schein der Aufrichtigkeit, als es ein Europäer nur wünschen kann; am meisten aber wird es die moderne Welt erfreuen, zu sehen, daß Astrologen, Seher und weissagende Fräuen großen Einfluß in jenem Lande haben, sowie bei uns die wichtigsten, dem Gelehrten unerforschbar gebliebenen Ergründungen aus schlafenden, hysterischen Weibern, wie z. B. der trefflichen Seherin von Prevorst, leichtlich extrahirt werden.

Rechnen wir in dieser Schrift jedoch Einiges von den englischen Darstellungen zu Gunsten der Birmanen ab; nehmen wir besonders die Behauptung, als ob die Einwohner ihre Städte und Dörfer keineswegs aus Haß gegen die Engländer, sondern nur durch ihre Regierung gezwungen, verbrannt hätten, nicht im ganz buchstäblichen Sinn; betrachten dagegen ihre Geschicklichkeit, Positionen zu wählen und schnell zu verschanzen; berücksichtigen wir die vom Verf. ihnen zugestandene Tapferkeit, sowie die Fruchtbarkeit ihres Landes: so wird man sich leicht überzeugen, daß die Birmanen sehr gefährliche Nachbarn der ostindischen Compagnie seien, und es nur eines kräftigen und einsichtsvollen Königs der Birmanen bedürfe, welcher die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen weiß, sie von dem Vorzug der Offensive vor der Defensive unterrichtet, die Armee reorganisirt, die Astrologen in das Narrenhaus schickt, die begeisterten Seherinnen in gute Marketenderinnen umwandelt und wesentlich den günstigen Moment abwartet, um den künstlichen Kaufmannsstaat zu vernichten.

Zu tadeln ist, daß nicht wenigstens eine einfache Karte, die Lage der Hauptorte und die auf gewöhnlichen Karten meistens fehlerhaften Läufe der Flüsse richtig darstellend, beigegeben ist, wodurch dem Leser der Gang der Sache und der Gegenstand der Mißhelligkeit, sowie die durch den Frieden bewirkte Grenzveränderung viel anschaulicher geworden wäre.

Der Styl der Bearbeitung ist rein und gut, frei von allen Anglicismen. 62.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 276. — 3. Oktober 1831.

Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. von Quandt herausgegeben von Adolf Wagner. Erster und zweiter Band. Leipzig, Barth. 1830—31. Gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

In der alten Welt hatte Italien die Griechen durch Gewalt der Waffen überwunden, aber ihren Geist, ihre Philosophie, ihre Kunst mußten ihnen die Ueberwinder des Bodens lassen und konnten nur durch Uebersiedelung von griechischen Meistern, Schriften und Kunstwerken und durch eine unvollkommene Nacheiferung sich ein eignes Gebiet wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit anbauen. Als aber aus dem Drucke byzantinischer Gebundenheit im 15. christlichen Jahrhunderte sich die Kunst wiedererhob und mit der verbreiteten Wissenschaft des Alterthums und der neuerwachten philosophischen Speculation ihre Schwingen regte, da war es die veränderte Weltansicht, es war die Idee der neuen Zeit, es war das Gemüth und Leben christlicher Völker, was nun die Bestrebungen auf dem Felde der schönen Darstellung leitete und die Säule des Pygmallon in einem höhern Sinn mit einer ewigen Kraft des innerlichsten Lebens beseelte. Auch hierin ist wieder Italien der Repräsentant der modernen, gegenüber der antiken Welt, deren vollendetste, heiterste und edelste Gebilde sich in den Tempeln und auf den Märkten Griechenlands concentrirt hatten. In der plastischen Kunst zwar, welche daher auch bisher meistens, wiewol fälschlich, als eine reinäußerliche, sinnliche und darum dem Heidenthum angehörige betrachtet worden ist, haben es die Meister der neuern Zeit, wie ruhmvoll auch die Namen eines Ghiberti, Buonarotti, Cellini u. A. klingen, nicht zu der reinen und hohen Naturwahrheit der vorchristlichen Kunst gebracht. Es war erst dem jüngsten Jahrhundert, und in diesem vorzüglich nordischen Händen vorbehalten, eine Regeneration der Bildhauerkunst zu bewirken, durch welche nicht allein das treue Studium und eine geistreiche Auffassung der Naturwahrheit, sondern auch eine wundersame Vereinbarung der plastischen Kunst mit den Ideen und Geschichten des christlichen Glaubens an das Licht trat. Je mehr wir dies mit einem gewissen Stolze bekennen und zugleich der preiswürdigen Anstrengungen der neuesten deutschen Malerschule in Rom sowie der Antagonisten derselben gedenken dürfen, desto weniger darf der großen Periode, in welcher die wiedererwachte neuere Kunst ihre schönsten Kräfte entfaltet, und dem Lande, in dessen treuen Pflegestätten sie Solches vermocht hatte, das Lob geschmälert werden. Noch vor wenigen Jahren, wol nicht ohne Zusammenhang mit andern deutschthümlichen Suchten, hat es Leute gegeben, die sich ein Geschäft daraus machten, die Werke eines Rafael und Leonardo da Vinci gegen die alte deutsche und niederrheinische Malerschule herabzusetzen und dadurch in Solchen, die keine eigne Anschauung von jenen hatten, oder die zur Prüfung zu bequem waren, namentlich in aufstrebenden jugendlichen Köpfen, einen unbegründeten patriotischen Dünkel und schiefe Kunstvorstellungen zu erzeugen. Man muß aber in der That mit seiner Liebe zum Vaterländischen für das Verhältniß der Dinge blind sein, wenn man es vermag, den ängstlichen Realismus der alten deutschen Maler, geschweige den derben Naturalismus der Holländer dem idealen Schwunge, der Fülle von Gedanken und Motiven, der schönen Naturauffassung und vollkommenen Zeichnung der großen Meister des Südens vorzuziehen. Jene haben Großes geleistet, soweit ihre Gemüthlichkeit, ihre Umgebungen, ihr Fleiß, ihre Farbenbehandlung dazu Mittel gaben. Daher ist es am besten, sie in den Grenzen ihrer Kunst zu ehren, Denen aber, deren höhere Kraft Höheres leisten mußte, die Krone zu reichen.

Die Geschichte der Malerei in Italien soll uns den Entwickelungsgang derselben nachweisen, die allmälige Fortbildung des einmal erwachten Kunststrebens nach den verschiedensten Seiten und unter den mannichfachsten Gestaltungen bezeichnen, überall die Centralpunkte, von welchen eigenthümliche Kunstideen und Darstellungsweisen ausgegangen sind, hervorheben, nur das Bedeutende, und Alles in dem Maße seiner Bedeutsamkeit und in seinem sowol innern als äußern Zusammenhang mit Fremdem aufzählen und endlich die Wechselbeziehungen zwischen den Entwickelungsepochen der Kunst und den Ereignissen der politischen Geschichte, den Verfassungen der Staaten, den Zuständen der Kirche, dem Culturgange der Völker, den Erzeugnissen der Poesie und den Resultaten der Wissenschaft aufdecken. Was in diesen Hinsichten von dem

Werke Lanzi's gelte, ist, da dasselbe in der Originalsprache dem Publicum längst dargeboten war, allgemein anerkannt und vielfach ausgesprochen. Sehr richtig sagt Quandt darüber in seinem einleitenden Vorworte über Lanzi's Kunsturtheil:

Lanzi betrachtete Gemälde als Merkwürdigkeiten, welche zu sammeln und zu verzeichnen verdienstlich sei, und hätte gewiß mit ebendemselben Interesse, freilich aber auch mit derselben Gemüthlosigkeit, wie Kunstwerke, so Conchylien, Mineralien oder andere Seltenheiten beschrieben, wenn er Vorsteher eines Naturaliencabinets gewesen wäre. Er scheint unter die Leute zu gehören, welche ein reines Vergnügen am Sammeln finden, gleichviel was es sei; wie es denn wirklich Personen gegeben hat, welche Pfeifenköpfe, Schuhe, ja sogar ekelhafte Dinge gesammelt haben, und es wol noch welche gibt, die Bibliotheken anlegen, ohne je ein Buch zu lesen. Aus dieser Eigenheit des Verfs. gehen nun die Schwächen des vorliegenden Werkes, theils aber auch wieder die Vorzüge desselben hervor. Die Schwächen sind, daß er in gleichem Maße das Entgegengesetzteste einander gleichstellte und den Gehalt der Worte nicht erwog. Will nun aber das Glück, daß ein solcher Mann, der blos im Sammeln und Kundenehmen seine Lust findet, auf etwas wirklich Werthvolles verfällt, wie dies bei Lanzi der Fall ist, so geht daraus eine recht vollständige, tüchtige und brauchbare Arbeit hervor. Eine solche ist Lanzi's Werk in der That, verdient also auch darum den großen Ruf und Beifall, welcher ihm gezollt wird. Ja, vielleicht wäre sein Werk nicht einmal so gründlich und so fleißig gearbeitet, hätte Lanzi, wie Vasari, ein lebendigeres Interesse an den Gegenständen der Kunst genommen; denn das Einzelne hätte ihn dann vielleicht mehr angezogen und von den historischen Forschungen abgezogen. Er aber betrachtet die Kunst vielmehr von dem Standpunkt eines Gelehrten aus, und so muß sein Werk wieder betrachtet und in dieser Hinsicht gebraucht werden. Auf die Kunstansichten darin eingehen oder Aufschluß über das Innere, das Geistige in den Malereien erwarten darf der Leser keineswegs. (S. XXVI, XXVII.)

Man muß im Fodern billig sein. Jede Arbeit ist das Resultat der Kräfte, die auf sie verwendet werden. Ein vollkommenes Werk ist nur, wo alle dasselbe bedingenden Mittel, Talente, Fähigkeiten vorhanden waren. Wo aber findet man inniges Gefühl und lebhafte Phantasie, ohne welche der Verstand kein Kunsturtheil zu Stande bringen kann, mit trockenem Fleiß und der Lust an dürren Zahlen-, Namen- und andern Registern, oder umgekehrt diese Neigungen mit jenen Eigenschaften gepaart? Eine höchst seltene Erscheinung ist es schon, wenn in Monographien der geistreiche Mann um einen vollständigen Katalog erschienener Werke sich müht, wie wir z. B. an Hegner's „Holbein" bewundern müssen. Gewöhnlich aber treten die Talente ganz auseinander, und dem einen ist mehr das Historische und überhaupt Empirische, Aeußerliche, dem andern mehr das Innere, Geistige, Ideelle des Gegenstandes zu ergreifen vorgesetzt. Je mehr Letzteres verliehen ist, desto mehr dringt die Beobachtung und das Urtheil in das Wesen der Kunst, in die Bedeutung ihrer Erzeugnisse ein, desto gewisser bildet sich ein entschiedener Charakter und ein klares Princip der Forschung und Beurtheilung und legt sich in der Sprache des Schriftstellers dar; aber nicht minder groß ist alsdann auch die Gefahr, daß die Principien und Maximen des Kunstfreundes, je individueller und entschiedener, auch desto einseitiger und ausschließender werden, wie solches namentlich an Vasari und neuern Kunstrichtern nicht zu verkennen ist. Daher ist es immer zu wünschen, daß jeder bedeutsame Gegenstand verschiedene Bearbeiter finde, die von ihren Standpunkten aus, der eine intensiv, der andere extensiv, so vollständig als möglich ihn darzustellen suchen. Man sollte also immer z. B. die Arbeiten von Lanzi und Vasari gemeinschaftlich benutzen, und es wäre verdienstlich, dem deutschen Lanzi bald einen deutschen Vasari folgen zu lassen, wozu bereits auch eine Ankündigung der lit.-artistischen Anstalt von Cotta in München Hoffnung gegeben hat.

Für einen Mann, wie Lanzi war, einen gewissenhaften, ängstlich gelehrten Compilator, mußte es in der That auch schwer werden, außer den Vorzügen, die seinem Fleiße und seiner Unparteilichkeit oder vielmehr seiner ästhetischen Indifferenz zukommen, die Aufgabe seines Werkes genügend zu lösen. Gerade in seiner Zeit hatten zwar Mengs und Winckelmann ihre Theorien ausgesprochen und wie auf viele Zeitgenossen, so auch auf Lanzi eingewirkt; auf der andern Seite aber herrschte, zumal unter Solchen, die sich nicht die Mühe nahmen, die Schriften jener Männer zu lesen oder zu verstehen, eine bequeme Oberflächlichkeit des Kunsturtheils. Besonders war die „Malerwage" („La balance des peintres") von de Piles beliebt, worin eine vergleichende Schätzung der Malerverdienste enthalten ist. Derselbe nimmt nämlich 4 Hauptverdienste eines Malers an, nämlich Composition, Zeichnung, Colorit und Ausdruck, theilt jeden dieser Bestandtheile, welche zusammen einen vollkommenen Künstler ausmachen, wieder in 20 Grad ein und sagt nun nach diesem Kunstmesser, wie viel der eine und der andere Künstler in dieser oder jener Beziehung werth sei. So sei z. B. Rafael in der Composition 17°, in Zeichnung 18°, im Colorit 12°, im Ausdruck 18°; Teniers in Composition 15°, Zeichnung 12°, Colorit 13°, Ausdruck 6°, also in der Composition beinahe so viel werth wie Rafael, und im Colorit um 1° besser als Rafael; Rubens aber sei gar in der Composition um 1° besser, in der Zeichnung nur 5° geringer, im Colorit aber wieder um 5° besser und im Ausdruck nur um 1° schwächer als Rafael (S. XXIX). Solche oberflächliche Meinungen erhielten auch auf unsern Lanzi Einfluß, dem sie namentlich durch ihren gelehrten und systematischen Anstrich gefallen und durch ihre hochtrabende Diction imponiren mochten. Sein Buch wimmelt daher von dergleichen falschen Ansichten, Vergleichungen, Bewunderung des Effects, hohlen Lobsprüchen oder Tadelwörtern, besonders aber von einer Menge von Widersprüchen, in die er sich verwickeln mußte, je nachdem er bald diesem Autor, bald jenem Kunstrichter sich anschloß und in den Fußstapfen Anderer jeden Künstler nicht aus ihm selbst heraus, nach seinem eigenthümlichen Geist, Sinn, Talent und Geschick, sondern durch eine ebenso flache als vornehme äußerliche Zusammenstellung mit andern Künstlern zu charakterisiren strebte. So ist es ihm, um nur ein einziges Beispiel zu geben, mit Rafael ergangen. Er sagt von diesem Bd. I, S. 379, er habe den Griechen in Zart-

heit und Symmetrie nachgeeifert, daher auch Einige ihn mit den Alten verglichen hätten; allein dies sei offenbar übertrieben, und wenn er auch den Alten näher komme als Andere, so könne man dies, wie schon Mengs behaupte, doch nicht von den Händen gelten lassen, welche selten an alten Standbildern erhalten sind, wo es also dem Nachahmer an Vorbildern gefehlt habe. Hier wird Rafael als vorzugsweiser, ja zuletzt als blinder Nachahmer der Antike bezeichnet und darin sein Verdienst gefunden. Auf derselben Seite heißt es aber unten, daß er das Beste aus der Natur gesucht und es durch die Idee zu vollenden gestrebt habe. Dies Wenige mag hinreichen, vor Lanzi's Kunstkritik zu warnen. Namentlich ist sie in einer Reihe von unverständlichen, vagen und allgemeinen Ausdrücken dargelegt, daß man sich nie recht mit Zuversicht einer entschiedenen Vorstellung gewärtigen darf.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, im September 1831.

— — *) Weniger ruhig ist man in Bezug auf die politische Cholera, und es ist leider nur zu wahr, daß, wo Geschöpfe — sie mögen nun auf Zweien oder auf Vieren gehen — Ketten sprengen, sie mit denselben blutig schlagen und vernichten Alles, was sie erreichen. Damit wird Aufklärung des Volks und Erledigung gegründeter Beschwerden, somit Preßfreiheit und Volksunterricht immer allgemeineres Bedürfniß. Zu so groben Excessen wie in preußischen und ungarischen Städten wird es daher schwerlich bei uns kommen; indeß ist dunkle Willkür der Obern hier und dort zu finden. Deshalb ist es sehr erfreulich, daß unser neues Gouvernement mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Beschwerden hört, die unter dem Schutze der freien Presse über verletzten Rechtsgang ꝛc. zur Oeffentlichkeit kommen. So ist sogleich Untersuchung wegen der Kronacherin angeordnet worden, deren Mißhandlung durch ein Landgericht das „Volksblatt" bekanntgemacht; so eine andere in Bezug auf einen Bauer, den ein verweigertes Rechtsgesuch nicht nur ins größte äußerliche, sondern auch moralische Elend geworfen. Und so wird man immer mehr dem Uebel steuern, je mehr man an die rechten Quellen kommt. Dazu wünschen wir Ihnen in Sachsen, wo der Rechtsgang zum Sprüchwort geworden, auch einen gesegneten Fortgang.

Hier hat sich schon vielmal das Bedürfniß ausgesprochen, es möge doch die Regierung ein Journal haben, das als sein Organ (officiell oder halbofficiell) angesehen werden könnte. Zwei Mal wurde unter der vorigen Verwaltung der Versuch gemacht, der zwei Mal mißlang. Erst sollte das „Inland" seine Spalten dem Ministerium öffnen; indeß da man im Allgemeinen damit eine liberale Tendenz bezweckte, wollte es unter häufigem Wechsel der Redaction zu keiner Einheit kommen. Dann versuchte der „Thron- und Volksfreund" (unter Redaction des ausgezeichneten Juristen Dr. Stahl) die schwere Aufgabe zu lösen, erlag aber an den Fragen der Opposition, auf welche die Regierung keine Antworten für die besten hielt, aber zu ihrem Nachtheil. Denn so viel weiß man überall, das beste Mittel gegen Preßfreiheit ist diese selber; wie, um kriegerisch mit der Zeit zu reden, Kugeln um Kugeln gewechselt werden, wobei freilich Der Gefahr läuft, der blind geladen. Es sollte also keine Regierung verschmähen, dem Volke (oder dessen Schreibern und Schreiern) öffentlich zu antworten, und hätte den Vortheil, daß sie gegen Hundert nur einen Mann zu stellen brauchte, da eine kurze Anzeige von einer ihrer Handlungen mehr als hundert Mäuler stopfte, wenn sie nämlich damit herauskann. Und welche Regierung sollte sich vor Oeffentlichkeit jetzt noch im Ernste scheuen, da, recht gefaßt, darin ihre größte Stärke liegt, wenigstens diesseits des Rheins; und hat sie damit nicht das beste Mittel in Händen, in keine Ungerechtigkeit oder Irrung zu fallen? — könnte man fragen.

Bekanntlich ist Negation leichter als Position (die Kinder zerstören früher als sie aufbauen), und so wächst denn unter unserer Presse fast nichts als Opposition heraus; ja manche Pflanze, wie die „Tribune", treibt sogleich zwei, drei Nebenschößlinge („Oppositionsblatt", „Das liberale Deutschland" ꝛc.), und an allen sollen die Regierungen riechen und gelbe oder geschwollene Rosen bekommen. Unter solchen Umständen ist es für uns sehr wünschenswerth, ein Regierungsblatt zu haben; denn die münchner Politische ist nicht sowol ministeriell als servil, und die „Eos" blos das Organ einer kleinen ultrakatholischen Partei, welcher Vorwurf die Regierung auf keine Weise trifft. Einem solchen Wunsche scheint nun ein neues Blatt unter dem Titel: „Die alte und die neue Zeit, eine monarchisch-constitutionelle Zeitschrift", welche seit dem 21. August d. J. anonym erscheint, entsprechen zu wollen. Ihr Augenmerk sind die Oppositionsblätter und namentlich die „Tribune"; allein sie leidet am Zeitübel ihrer Gegnerin und verneint nur die — Verneinung. Indeß sind erst wenige Nummern erschienen, und noch Manches ist möglich. Unmöglich aber ist eine erfolgreiche Wirksamkeit, und da helfen alle Lobeserhebungen der Philosophie, Aufklärung, Preßfreiheit u. s. w. ihr nichts, wenn sie in ähnliche Folgerungen verfällt wie die, daß, wenn auch kein Gesetz es rechtfertigte, doch einem solchen Menschen, wie dem Redacteur der „Tribune", das Handwerk gelegt werden könnte und müßte von der Behörde. Wie kann Jemand als Schutzwache sich vor die Regierung stellen, der den Paragraphen der Constitution niedertritt: Niemand darf verfolgt werden, als in den durch die Gesetze bestimmten Fällen. So wünschenswerth also für das Ganze jeder Regierung ein Journal ist, so wichtig ist es, daß es ehrlich und unabhängig sei, sonst fruchten auch Einladungen wie die der genannten Zeitschrift, Beschwerden bei ihr anzuzeigen, die sie dann privatim an die Regierung gelangen lassen würde — und womit sie allerdings ihre Stellung als halbofficiell bezeichnet — durchaus nichts, und man wird sich unbedingt lieber an ein Blatt wie das „Volksblatt" anschließen, das einen ernsten, von beiden Extremen gleich fernen freien Gang fortgeht. Was das andere Journal betrifft, das in diesem Sommer entstanden, den „Deutschen Horizont", so hat es seine Leser, zumal es sehr allseitig ist und, wie das vorgenannte Belletristik unter die Politik mischt, so Politik belletristisch be- und verhandelt. Es gibt Leute, die dem Redacteur, Herrn Saphir — vorzüglich der persönlichen Verhältnisse wegen, in die er sich fast aller Orten gesetzt — nicht wohlwollen, ja die mit einem gewissen Widerwillen seine Spalten überlesen; es gibt andere, und vornehmlich hiesige Damen, denen er die angenehmste literarische Erscheinung, ja ein Beinahe-Jean-Paul ist. Die Wahrheit ist, Saphir hat ein Talent, und zwar kein gewöhnliches; allein zur Ausbildung desselben gehört ein ernstes Studium und noch Etwas, was er auch von einem Manne lernen könnte, den er öfters nennt, von Jean Paul, der es zu seinen Studirregeln (s. dessen Lebensbeschreibung, 5. Band) rechnete, sich in Menschenliebe zu üben, und „beim Spazierengehen die Grundsätze der milden Sokratischen Vernünftigkeit zu wiederholen". Daher kommt nun, daß Saphir durch seine Sentimentalität abkühlt, durch sein Pathos fast die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt und seinen witzigen Einfällen alle Kraft raubt, wie ein ungeschickter Erzähler, der zuerst lacht und seinen Einfall so breittritt, daß ihn Niemand mehr sieht. Nehmen Sie z. B. Folgendes (aus dem „Deutschen Horizont", unter der Aufschrift: „Literarisch kriegerische Sonnenstiche. Champagner oder Terpentinöl, oder Dr. Heine und die münchner Eos"): „Ueber

*) Nachrichten über die Vorkehrungen der bairischen Regierung wider die Cholera sind hier weggelassen worden. D. Red.

Heine's Vorrede zu Kahlbork's Briefen über den Adel sagt die Eos: „„Wenn man diese Blätter liest, sollte man wirklich glauben, der heldenmüthige Vorredner habe zwar nicht den Kopf, aber den Verstand durchaus verloren““. Wenn die Eos wirklich glaubt, Heine habe den Verstand verloren, so kann sie nichts Vortheilhafteres für sich thun, als Hrn. Heine auf jedem Schritt, den er macht, nachzugehen". Wie vortrefflich! warum schließt hier Saphir nicht? aber unsere schwache Seite, die uns Voltaire zeigt („die Deutschen verstehen nicht aufzuhören"), ist seine. Er fährt fort: „Vielleicht findet sie seinen Verstand; denn da wird der redliche Finder belohnt, und wenn die Eos einen solchen Judenverstand oft in ihrem Blatte entwickelte, so thäte sie ein christliches Werk. In omnibus caritas!" Und so führt der Verf. den Leser auf der andern Seite der Leiter wieder herunter aufs flache Land, eh' er sich oben umsehen konnte.

Als Kritiker ist Saphir nicht sehr schonend, müßte es aber durch die Lecture eigner Gedichte werden. Unter der Aufschrift: „Galanterie und Liebes-Bazar", gibt er dergleichen, über die er gewiß die Geißel schwingen würde, denen er das Plus der Füße so sicher nachzählen würde wie das Minus der Gedanken. Am Schluß eines Gedichtes an die hassende Geliebte heißt es:

Kurz, weil du gelobet mich zu hassen,
Haß von deinen Lippen schallt,
Möcht' ich Liebewüthend dich umfassen
Mit der Minne Allgewalt.

Der orientalische parallelismus membrorum, der die ersten beiden Zeilen charakterisirt, aber unserer gedrängtern Schreibart, die von jedem Worte was haben will, übel ansteht, kehrt in den folgenden Versen noch schwerfälliger wieder:

Wohnt in solchem Bau der schönen Glieder,
In solchen Körpers Tempelpracht,
Wohnt da des Hasses wilde Hyder
Und der Feindschaft finstre Nacht?

Nein, dein Auge ist der Milde Stempel,
Und dein Antlitz ist so mild.
O gewiß, in deines Herzens Tempel
Thronet nur der Güte Bild.

Wie würde der Verf. den Stempel der Milde jedem Andern unerbittlich ins Gesicht gedrückt haben! Wie, würde er fragen, kommt in die Antwort nichts als die Verneinung der Frage, und stand dem Dichter keine Wendung zu Gebote, die die Frage, in sich selbst zerfallen ließ? Allein das Antlitz, das so mild, kann nicht zugleich Wohnung für des Hasses wilde Hyder sein, oder der Dichter hätte sie, wie der Musengott, erlegen, nicht verneinen müssen. Was den Versbau betrifft, so ist wol anzunehmen, daß der Verf. seine Gesetze kenne, allein um so mehr zu tadeln, daß er mit groben Uebertretungen derselben seine Leser beleidigt, wie im zweiten Vers, wo er unter das angenommene Maß — ⏑ — ⏑ — ⏑ — die Zeile faßt:

In solchen Körpers Tempelpracht.

Mit demselben Verstoß endigt er das Gedichtchen:

Nimm denn hin die Huldigungen,
Hasse nicht mein treues Lied.
Hasse Den auch nicht, der es gesungen,
Wie es im Herzen ihm erblüht.

Auch an die Reime kann man bei zunehmendem Sprachreichthum größere Foderungen machen, und Lied und blüht wird unter die Verzeichnungen zu rechnen sein. Sine ira et studio. 198.

Umrisse nach der Natur von Joh. Fr. Ludw. Hausmann. Göttingen, Dieterich. 1831. 8. 1 Thlr.

Den Verfasser, einen ausgezeichneten Lehrer der Georgia Augusta, führte ein günstiges Geschick durch einen großen Theil von Europa. Seine Reisen waren dem Bergbau und Hüttenwesen und der Technologie im Allgemeinen, dann der Mineralogie, der Geognosie und dem Studium der allgemeinern Naturverhältnisse gewidmet. Von seinem Talent, die Genüsse, welche ihm die Anschauung der Natur verschaffte, mit Andern zu theilen, gibt uns seine treffliche „Reise durch Skandinavien" mehrfache Beweise. Nur durch treue, die Verhältnisse unter den einzelnen Naturkörpern und ihre Verknüpfung darstellende Naturgemälde kann das Naturstudium allgemeinere Theilnahme erwecken und nicht allein dem Verstande Nahrung gewähren, sondern auch auf das Gemüth veredelnd einwirken.

Die verschiedenen Umrisse in dieser Sammlung stehen unter einander in keinem Zusammenhange und sind auch zu verschiedenen Zeiten und in abweichenden Manieren entworfen. Der erste Aufsatz: „Ueber die Physiognomie von Skandinavien", wurde bald nach der Rückkehr von einer in den Jahren 1806 und 1807 nach dem Norden unternommenen Reise geschrieben und zuerst im „Braunschweigischen Magazin" vom J. 1807 dann in der „Reise durch Skandinavien" abgedruckt. Hier ist er hauptsächlich deshalb wieder aufgenommen, weil der Verf. glauben mußte, daß die von ihm gegebene Darstellung der Physiognomie des Südens von Europa durch eine Vergleichung mit dem Charakter der nordischen Natur an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewinnen würde. Im zweiten Aufsatz ist eine im September 1816 von dem Hofrathe Ritter H. unternommene Wanderung aus dem Chamouny-Thale in Savoyen über den Bonhomme, Col de la Seigne, durch die Allee blanche nach Courmayeur in Piemont geschildert, auf welcher sich ihm die Alpennatur in ihrer größten Erhabenheit darstellte. Der dritte Aufsatz liefert einen Umriß der Gegend von Le Puy im Velay, deren Physiognomie durch die seltsamsten Felsengestalten und den auffallenden Contrast zwischen der Rauhheit derselben und der lieblichen Vegetation und sorgsamen Cultur in ihrer Umgebung sich im hohen Grade auszeichnet. Der vierte und stärkste Aufsatz ist überschrieben: „Blicke auf die südeuropäische Natur". In demselben Grade, wie Italien oft besucht und beschrieben worden, ist Spanien unbekannt geblieben. Der Verf., der im Frühlinge 1829 einen großen Theil dieses Landes durchreiste, verdient daher unsern Dank, wenn er eine Skizze von der Natur desselben im Allgemeinen und Umrisse von den Physiognomien einzelner, besonders ausgezeichneter spanischer Gegenden entwarf. Unsere Literatur ist durch das vorliegende Werkchen wahrhaft bereichert worden. Man erhält dadurch nicht blos eine Anschauung von den geographischen Verhältnissen der angeführten Gegenden und Länder, sondern auch einen deutlichen Begriff von den physischen Bedingungen, wovon die Beschaffenheit des Bodens, die Gestaltung der Gebirge, der Lauf der Ströme abhängt. Der Geognost wird auch manche interessante Bemerkung finden. In der Sprache des Verfassers spricht sich eine hohe Gemüthlichkeit aus, wodurch die Lecture der schönen kleinen Schrift, die auch ein sehr hübsches Aeußere hat, nur noch interessanter wird. Möchte sich Hr. Hofr. H. veranlaßt finden, uns noch Mehres aus dem Skizzenbuche, welches ihn auf seinen mannichfachen Reisen begleitete, mitzutheilen. 108.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. Zwei Theile. Gr. 8. 58¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 277. — 4. Oktober 1831.

Geschichte der Malerei in Italien u. s. w., von Ludwig Lanzi. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Aus der bezeichneten intellectuellen Constitution Lanzi's ging dann weiter auch Dies hervor, daß er die Masse der vorhandenen Materialien der Kunstgeschichte nicht recht beherrschen, theilen und ordnen konnte. Diesen Fehler des Buches hat Hr. v. Quandt in frühern Abhandlungen, namentlich in Recensionen der „Allg. Literaturzeitung" und noch jüngst im „Kunstblatt" zum „Morgenblatt", und der Uebersetzer Lanzi's in seinem Vorwort dargethan. Seine Geschichte ist auch nur von außenher angelegt und eingerichtet. Sie ist ein Nach- und Nebeneinander, wie S. v fg. gesagt wird, ja oft ein Auf- und Durcheinander nach einem räumlichen oder geographischen Princip geworden, wornach auch, trotz der Unruhe des Hin- und Her-, Vor- und Zurückspringens, doch der gesammte Stoff unter die beiden Hauptrubriken: Ober- und Unteritalien, in den Fächern der einzelnen Schulen sich unterbringen und aufschichten lassen mußte. An eine organische Auffassung des Ganzen und Einzelnen war nicht zu denken, wobei die allerlei Schulen, die Lanzi nur nach Städten sondert und ängstlich aufzählt, unter Hauptideen der verschiedenen Zeiten rubricirt, und das Ganze mit seinen mannichfaltigen Schattirungen als eine nothwendige, naturgemäße Evolution des ästhetischen Geistes betrachtet werden müßte. Ebenso wenig konnten sich Diejenigen, welche die Erscheinungen des Lebens und der Kunst tiefer zu verfolgen gewohnt sind, zu den Classennamen der Idealisten, Naturalisten und Eklektiker bequemen, aber Lanzi selbst konnte es bei seiner geistigen Individualität nicht fühlen, welches Unrecht er einem Annibal Caracci durch den Titel eines Eklektikers zufüge.

So Vielerlei nun auch hier wieder von den Mängeln, Schwächen, Vorurtheilen der Lanzi'schen Geschichte italienischer Malerei gesagt worden ist, so bleibt doch dem Werke sein großer Werth; aber auch nur sein Werth, welchen man von Demjenigen, was man etwa noch sonst hinzuzuwünschen hätte, wohl absondern und anerkennen möge. Lanzi selbst gibt drei Zwecke an, für welche sein Buch geschrieben worden sei: den Ruhm Italiens, die Förderung der Kunst und Bekanntschaft der Leser mit den Unterschieden der Style. Wenn auch nicht der dritte, so sind ihm doch vermöge seines Fleißes, seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und seiner ängstlichen Treue die beiden erstern Zwecke wohlgelungen, und mit Recht ist Italien stolz auf den Verfasser. Für den Ausländer ist das Werk zudem ein trefflicher Wegweiser, um sich in das Gebiet der italienischen Kunstwelt vor ihrer unmittelbaren Anschauung einführen und mit dem Umfang derselben bekanntmachen zu lassen. Auch der Kunstfreund mag sich wol, wie wir im Vorwort des Herausgebers (S. III) lesen, an Bekanntes erinnern, zu Unbekanntem hinführen lassen, mag gern seine Genüsse mehren, vergleichen, auffrischen, sich gegenwärtig erhalten und herausgreifen, was ihm das Liebste war. Denn was Zanetti für die venediger Schule, was Andere, wie Baldinucci, Baglione, Orlandi u. A. durch Künstlerverzeichnisse, Wegweiser, Galeriebeschreibungen zerstreut und einzeln geleistet hatten, ward für Lanzi nur Bauzeug zu einem Pantheon der italienischen Maler, wozu ihn seine Anstellung als Antiquar an der noch ungeordneten und zu bereichernden Sammlung von Kunstschätzen aller Art des Großherzogs Leopold von Florenz den Anreiz gab.

Die Uebersetzung ist fließend, klar und lebendig, durch die eigenthümliche Schreibart des Herausgebers noch kräftiger und bestimmter als das Original. Im Vorwort gibt der Uebersetzer eine gedrängte und gute Darstellung der Eigenschaften des Lanzi'schen Geschichtswerkes und verbindet damit die Mittheilung von tiefergehenden Ideen über den Gang der italienischen Malergeschichte und über die richtigste Uebersicht und Anordnung derselben. Schade, daß ihn hier, wie öfters in den Noten zum Buche, eine schwerfällige und gesuchte Darstellung hindert, die trefflichen Ansichten, die nun in reichverschlungenen und weitangelegten Perioden enthalten sind, auf die gefällige und würdige Weise, die ihnen gebührt, vorzutragen. Er weist in Kurzem das innere Verhältniß der Künste zu dem menschlichen Geiste und zu einander, sodann den Entstehungs- und Entwickelungsproceß der italienischen Malerei sammt ihrem Verfalle nach. Eines ist aber, was wir in dieser Darstellung nicht zugeben können. Es heißt nämlich (S. IX):

> Das Christenthum an sich, als Cultus des Geistes und der Wahrheit, als ein Reich nicht von dieser Welt, würde den Künsten überhaupt abhold sein und, gleich dem platonischen

wesentlich Seienden, ein Verschlossenes, Unentwickeltes bleiben, müßte der Geist nicht auch in dieser seiner Form sich erfassen und anschaulich werden, unter welcher das Aeußere, die das Erscheinen bedingende Körperlichkeit noch leise und vergeistigt hervortritt, das Allgemeine also, der Begriff, ein Besonderes und Form, das Innere ein Aeußeres zu werden ringt, im Symbol. Mit dem Symbol ist auch das Mysterium vorhanden, deren Beider geschichtliche Entwickelung wiederum ur- und vorbildlich in dem menschgewordenen Gotte und in der christlichen Mythologie sich darstellt, aber auch in Cultus und Sitte, nur aber abwärts, den Weltmächten immer mehr preisgegeben, Geschichte der Kirche wird.

Und ferner (S. XXI):

Erinnerten wir schon oben, daß das Christenthum an sich und seinem Wesen nach der Kunst nicht förderlich sein konnte, weshalb auch in dieser Zeit die Plastik der Malerei untergeordnet war, so zeigt sich geschichtlich, daß letztere ihren Zenith eben dann erreichte, als der Geist in Leib umschlug, das Christenthum zur Kirche verweltlicht und durch feinberechnender, arglistiger Staatskunst äußere, weltliche Mittel in der möglichsten Breite der Welt erobernd und herrscherisch glänzend sich darzustellen suchte, denn wie unter den Mediceer Fürsten, blühte die Kunst unter den Päpsten.

So denken und schreiben konnte der Verf. nur, weil er das Christenthum als eine abgezogene Verstandesidee, als einen Begriff nahm und es insofern von der Welt, als der Fülle des Concreten, Thatsächlichen und Lebendigen trennte. Das Christenthum ist aber im Gegentheil nie und nirgends als Begriff, sondern als That, Leben, Geschichte aufgetreten, und es ist demselben kein unabwendbares Fatum, in die Bedingungen, Verhältnisse und Gestaltungsweisen der Endlichkeit, zu welchen auch die Gebilde der Kunst gehören, herabgezogen zu werden, sondern umgekehrt ist es die Bestimmung des Christenthums, in das Leben einzugehen, alle dessen Beziehungen zu durchdringen, den socialen Verbindungen eine neue Richtung und höhern Werth zu verleihen, der Wissenschaft tiefere Blicke aufzuschließen und mächtigern Schwung zu geben, ebenso aber auch die Kunst in allen ihren Verzweigungen zu veredeln, zu heiligen und zu verklären durch ein höheres Princip, neue Gegenstände, unendlichem Umfang ihrer darstellenden Wirksamkeit. Es versteht sich nun wol von selbst, daß das Christenthum nicht von dieser Welt ist, sofern unter Welt alles Irrationale und Immoralische gedacht wird, daß es aber für die Welt bestimmt war und die Welt ergreifen, sich mit ihr vereinigen und sie ihrem Ideale entgegenführen, sie ebendarum nach jeder Seite hin bilden und vervollkommnen und in diesen Kreis der Bildung auch die Kunst aufnehmen soll, soferne die Welt als Menschheit genommen und alles Menschliche, wie das Geistige und Sittliche, so das Aeußere, Irdische, Körperliche, Darstellende und Sinnliche darunter mitbegriffen wird. Neigte sich das Reich des Erlösers auf die Seite des Aeußerlichen übermäßig hin; trat, wie der Verf. sagt, das Heidenthum durch den Katholicismus wieder in das Christenthum herein, so mußte sich eine Kunst demgemäß einstellen, welche, von dem Prunk und der Macht der verweltlichten Kirche getragen, beiden hinwiederum zur Stütze und Nahrung diente. Aber, wie der Verf. selbst weiter sagt, weder Kirche noch Malerei hatten es dabei zu einer wahrhaften, innerlich haltbaren Einheit gebracht. Die Kunst mußte zerfallen, nicht allein weil durch die Bedrängnisse der Kirche ihre äußere Hülfe abnahm, sondern vornehmlich weil ihr innerer Lebenstrieb ein einseitiger unvollkommener gewesen war, dem zwar die Wahrheit zur Seite ging, und der aus christlichen Erregungen hervor Herrliches, aber nur flüchtig schuf, sodaß, ehe der Verfall römischer Kirchenmacht eingetreten war, die Kunst schon in Manier und Effectsucht ausartete. Aus diesen Ursachen konnte denn auch die christliche Kunst damals nicht auf ihrem Zenith stehen, als Leo X. die Fackel der Warheit durch seinen Bannfluch zu löschen meinte. Rafael hat das Größeste geleistet, was bisher christliche Kunst hervorgebracht. Aber wir müssen auch hierin einer neuen Erde erst noch warten, wo aus dem reinern Elemente des evangelischen Christenthums sowol das innigste Gefühl für Kunst als auch die freieste Uebung und begeistertste Ausbildung derselben hervorgeht. Wir würden freilich umsonst nach Mediceern uns umsehen, wie viel auch weltliche Fürsten jetzt gerade die Kunst durch ihre Gnade fördern. Es müssen — und wäre es erst in spätern Zeiten unserer Urenkel — Zustände und Verhältnisse kommen, unter welchen wie alles Wahre und Gute, so alles Schöne unter freien Geistern mit lebendiger Liebe gepflegt und eben darum solches Alles nicht Vergunst Einzelner, sondern Gemeingut Aller ist. Dann werden die Dome des Mittelalters in ihrem tiefern Sinne ausgebaut sein, wenn ein wohlgeordnetes Dasein der Völker die Meister der Kunst wie der Wissenschaft als Priester von oben schützt und fördert und ihren Werken Verehrung zollt, ihren Geistern Gelegenheit zu neuen Schöpfungen darbeut.

Die Abhandlung des Hrn. v. Quandt: „Ueber Lanzi's Kunstansicht", ist durch obigen Auszug bereits empfohlen; sie verdient Lesung jedes Freundes der Kunstgeschichte. Von Werth sind ferner Desselben Anmerkungen zum Werke, theils theoretischen, theils historischen und kritischen Inhalts. Die Kunsturtheile des Italieners werden aus höhern Kunstprincipien theils bestätigt, begründet und erläutert, theils bekämpft und berichtigt. Die Zusätze zur Beurtheilung des Rafael, des Correggio u. A. werden überall mit Dank aufgenommen werden. Besonders interessant sind die beigebrachten Bemerkungen über die Geschichte einzelner Bilder. Wir erlauben uns, bei Michel Angelo's Sibyllen und Propheten an den Stich von Ruscheweyh in Rom, bei der Madonna mit dem Stieglitz von Rafael in der Tribune zu Florenz an den trefflichen Stich Krüger's in Dresden zu erinnern. In dem Abschnitte des 1. Bandes über Holzschneidekunst und Kupferstich fehlt bei der Literatur der Spielkarten die Angabe des Buches von Peignot: „Recherches historiques et littéraires sur les danses des morts et *sur l'origine des cartes à jouer* (Dijon, Victor Lazier; Paris, Menu-Maison, 1826). Auch dürfte wol im 2. Bande (S. 104), wo die deutschen Schüler Tizian's angegeben werden, von Emanuel, dessen schon Ridolfi gedacht, angemerkt worden sein, daß derselbe ohne Zweifel mit dem berner Maler und Dichter, der sich erwiesenermaßen, wenn es auch nicht unmittelbar aus der Anschauung seiner Zeichnungen und

Bilder hervorginge, in Oberitalien eine Zeitlang aufgehalten hat und in die Zeit der Tizian'schen Schule fällt, Niclaus Manuel, genannt Deutsch, Eine Person sei. Darauf hatten schon Füßli u. A., neuerdings auch Hegner hingewiesen.

Mit den einzelnen Urtheilen Quandt's ließe sich wol eine Lanze brechen, wie wir denn u. A. glauben, daß seine Vertheidigung der Idee des jüngsten Gerichtes von Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle zu Rom sich durchaus nicht aus christlichen Wahrheiten rechtfertigen läßt. Doch ist hier nicht mehr der Raum, solches näher zu begründen. Jedenfalls aber ist in dem vorliegenden deutschen Lanzi so viel Wahres, Tiefes, Treffliches über Kunst und Künstler dargeboten, daß dem Italiener ein großer Theil Dessen, was ihm fehlte, mitgegeben ward, Geist, Gemüth, entschiedene Kunstansicht und Charakter. In dieser Ausstattung eignet sich das Werk noch weit mehr denn zuvor für das Studium der Kunstgeschichte, und Ref. hofft, daß mit ihm recht Viele der versprochenen baldigen Erscheinung des dritten und letzten Bandes verlangend entgegensehen werden. 201.

Audiatur et altera pars. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

Ref. glaubte, als ihm dies Schriftchen als auf Polen bezüglich mitgetheilt wurde, eine ausführliche Erörterung der materiellen Vortheile der Polen unter russischer Herrschaft zu finden als den einzigen Weg, den Titelspruch in dieser Beziehung geltendmachen zu können. Statt dessen aber will der Verf. desselben eine Rechtfertigung der russischen Regierung gegen die wichtigsten ihr in Bezug auf Polen gemachten Vorwürfe geben und zieht dabei gegen die Partei der Bewegung, wie er die Freunde der Fortschritte im Staatsleben nennt, trotz aller geheuchelten Ruhe und Unbefangenheit mit solcher Bitterkeit und Parteilichkeit zu Felde, daß er zu den hitzigsten Rittern des ancien régime gerechnet werden muß. Wiefern ihm nun seine Vertheidigung und Bekämpfung gelungen, mögen folgende Bemerkungen unparteiischen Beurtheilern darthun.

In der Vorrede meint der Hr. Verf., die Herren des mouvement beachteten nicht, daß jede convulsivische Bewegung gewöhnlich widrige Eindrücke bewirke und abstoße, und spricht sein Recht an, gegen die Verleumdungen und Lügen jener Partei, die „für Verrath, Mord, Brand und Meuterei sympathisirt", seine Partei in Schuz zu nehmen, ohne deswegen für einen Freund des Absolutismus und der Willkür gelten zu wollen. Hätte der Hr. Verf. dieses von ihm in Anspruch genommene Recht unparteiisch geübt, so hätte Ref. nichts dawider; wenn er aber, statt Lügen der Gegner als solche zu erweisen, selbst entstellt und verfälscht und Alle, die sich der, wenn auch unter manchen Drangsalen in unserer Zeit hervortretenden Reformen freuen, in die Classe jener Stürmer wirft, die im tollen Freiheitsschwindel ohne Recht und Gesez Alles umstürzen wollen, ohne wieder aufzubauen: so ist die Brille, mit welcher er die Begebenheiten anschaut, noch viel unbrauchbarer als die von ihm als „gefärbt verachteten Gläser" seiner Gegner. Die Wahrheit der ersten Bemerkung gibt Ref. gern zu, meint aber, daß wenn Jemand den Hrn. Verf. so kneipen wollte, daß er Gesichter schneiden müsse, der widrige Eindruck derselben auf Andere nicht dem Hrn. Verf., sondern dem Kneipenden zur Last fallen würde. Wie abstoßend daher auch die convulsivischen Gebärden der Völker in der Zeitgeschichte sein mögen, so muß der wohlmeinende Arzt nicht immer den Leidenden Vorwürfe machen, da sehr oft Andere an seinem Krampfe schuld sind.

Der Hr. Verf. stellt nun 17 der wichtigsten Klagepunkte der Polen und Polenfreunde gegen die russische Regierung zusammen und sucht sie zu entkräften. Der Raum erlaubt uns nur, Einzelnes auszuheben, doch es wird hinreichen, die Beweisart des Hrn. Verf. kennen zu lernen.

Zuerst gibt er zu, daß die polnische Verfassung nicht gehalten worden sei, meint aber, es sei dies bei dem leichtbeweglichen Charakter und der politischen Unreife der Polen, die auf Kaiser Alexanders erstem Reichstage sogleich „mit pariser Ungeduld eine oppenirende Majorität" entwickelt hätten, unmöglich gewesen. Ref. glaubt über die Unhaltbarkeit dieser Entschuldigung nicht weitläufig sein zu dürfen. Wo ist ein Volk in seinen verfassungsmäßigen Rechten geschüzt, wenn der Fürst durch eine gesezlich oppenirende Majorität berechtigt sein soll, sein gegebenes Wort zu brechen? Zu beklagen ist es, sagt er ferner, daß die Volksvertreter nicht durch Vertrauen, Geduld und Ausharren die Entwickelung ihrer Verfassung erlangen wollten. Doch wo ist diese Entwickelung möglich, wenn jene Vertreter, auf jede eigne Meinung verzichtend, sich wider ihr Gewissen und ihren Eid jedem Vorschlage der Regierung bejahend fügen? Glaubt denn der Hr. Verf. wirklich, seine eigne Abneigung vor Verfassungen dadurch der fortgeschrittenen Zeit aufdringen zu können, wenn er S. 12, 13 u. 19 auf das Elend des Volkes im constitutionnellen England, auf die drückenden ältern und neuern Geldbewilligungen der Kammern und die Umtriebe der revolutionnairen Propaganda im freien, durch eine Charte geschüzten Frankreich und endlich auf die tollen Verwirrungen im constitutionnellen Belgien hinweist? Gibt nicht im ersten Lande die Verfassung der Regierung die besten Mittel zu einer Reform in Uebereinstimmung mit der Nation in die Hände, die auch den Nothleidenden Hülfe verspricht? Und in Frankreich — wären da die drückenden Bewilligungen nöthig geworden, oder revolutionnaire Umtriebe möglich gewesen, wenn Karl X. im Geiste der Charte regiert hätte? Und wie kann endlich der Hr. Verf. die Drangsale des unglücklichen Belgiens in seiner jungen Constitution suchen, da die frühere Geschichte und der Charakter des Volkes jedem Unbefangenen den Grund seines Elendes nachweist? Blicke doch der Hr. Verf. auf deutsche Länder, die sich guter Verfassungen erfreuen. Ward nicht im constitutionnellen Baiern die durch verfassungswidrige Maßregeln eines verblendeten Ministers entstandene Unzufriedenheit durch die baldige Rückkehr seines Ludwig zur Gesezlichkeit schnell gehoben? Schreiten nicht die constitutionnellen Staaten Süddeutschlands überhaupt seit der Einführung ihrer Verfassungen unaufhaltsam zum Bessern fort? Und wie uns der Hr. Verf. die treffliche Verwaltung des durch keine Charte beschränkten Friedrich Wilhelm von Preußen als Beispiel eines glücklichen absoluten Staates anführen wollte, so höre er die Urtheile aller Verständigen in allen Gauen unsers lieben Vaterlandes, ob sie sich nicht Alle unter der Bedingung glücklich schäzen würden, unter preußischer Herrschaft zu leben, wenn das gegenwärtige Glück durch eine, auch von den Preußen längst ersehnte zeitgemäße Verfassung für die Zukunft gesichert wäre. Bis dahin aber wird der Schwabe und Franke, der Baier und Sachse, der Hesse und Friese lieber in seinem Ländlein der einstigen Auferstehung eines einigern und glücklichern Deutschlands harren. — Was den zweiten Klagepunkt betrifft, über die Vereinigung der litthauischen Provinzen mit Rußland, so weiß Ref. nicht, wie der Hr. Verf. das Recht der russischen Regierung dazu daraus nachweisen will, daß auch Napoleon Litthauen nicht hergestellt habe. Napoleons Grundsäze dürfen uns doch in der That nicht in staatsrechtlichen Fragen leiten. — Wenn der Hr. Verf. zu Nr. 3 über die jedem patriotischen Polen natürliche Unzufriedenheit mit der Einverleibung Posens und Galliziens mit Preußen und Oestreich also spöttelt und witzelt, daß er sagt, diese Vereinigung ohne die versprochenen zeitgemäßen Verfassungen sei also der Grund der polnischen Vesper, der „warschauer Bartholomäusnacht" (sic), der Niedermezelung der armen russischen Soldaten am 29. Novbr., die vielleicht selbst nichts von der Existenz eines Posens und

Gallizien gewußt hätten, so heißt dies aus Roth genügender Vertheidigung so parteiisch entstellen und verdrehen, daß jede Kritik überflüssig scheint. „Stirb", spricht der Hr. Verf., nach seiner Meinung die revolutionnairen Polen parodirend, „stirb, verruchter Moskowiter, dieweil Posen und Gallizien keine Verfassung haben".(!!)

Um die in Warschau nach des Ref. eigner Erfahrung in der That höchst drückende Preßbeschränkung zu rechtfertigen, meint der Hr. Verf., daß „dieses wünschenswerthe Gut" nur da mögelich sei, wo nur Schriftsteller von Einsicht, Kenntniß, Talent, Kopf und Herz schrieben, und weist beiläufig nach seiner Art wieder auf Misbräuche und Elend in Staaten mit freier Presse hin. Abgesehen davon, daß zwischen einer billigen Censur, wie sie der Hr. Verf. zu wünschen scheint, und der kleinlichen Beschränkung der Druck- und Lesefreiheit, wie sie in Warschau bestand, ein himmelweiter Unterschied stattfindet, so möchte Ref. doch wol wissen, wiefern in England (s. S. 24) die freie Presse zur Vermehrung der Misbräuche in Verfassung und Verwaltung beigetragen habe, und ob nicht vielmehr, wie in andern Staaten, so in England die meisten Verbesserungen durch die freie Presse angeregt und verbreitet worden sind. Und dann, wo soll man das Eldorado finden, wo nur solche Schriftsteller schreiben, wie sie der Hr. Verf. schildert, und wer soll über ihren Kopf und Herz urtheilen, da z. B. unserm Hrn. Verf. gewiß viele ehrenhafte Schriftsteller, die nicht durch seine subjectiven Gläser zu schauen für gut finden, kopf- und herzlos erscheinen werden.

Bei Erwähnung der Klage über Verletzung persönlicher Freiheit weist unser Verf. nach seiner beliebten Art (S. 34 u. 37) auf die alte polnische Verfassung hin, wo Niemand als der Adelige persönlich frei gewesen sei. Doch wie rechtfertigt das alte Elend das neue Uebel? Kamen die Polen um deswillen Alexandern vertrauungsvoll entgegen, um die Misbräuche ihrer alten von ihnen selbst verabscheuten Verfassung in anderer Gestalt erneuern zu sehen? — Was endlich die Spionerie betrifft, so ist es gewiß erfreulich, wenn das Gerücht davon übertrieben war, aber so grundlos gewiß nicht, wie unser Verf. glaubt, der nicht, wie der Ref., Gelegenheit gehabt hat, sich durch eigne Anschauung von der gedrückten, ängstlichen Stimmung aller Gemüther in Warschau zu überzeugen. — Auch die Beschränkung der Freiheit des Reisens ins Ausland — die der Hr. Verf. als gegründet annimmt, Ref. aber nicht bestimmt zu bezeugen im Stande ist — sucht er zu rechtfertigen. Aber wie? Menschen ohne welthistorische Ansichten und philosophische Tiefe, meint er, haschen im Auslande Ideen und Grundsätze auf, die sich ins Blaue verlieren, und schwärzen sie ins Vaterland ein. In der That ein seltsamer Grund! Es würde also den Staatsregierungen inskünftige zu rathen sein, da von hundert Reisenden kaum Einer jene Eigenschaften völlig besitzt, eine strenge Prüfung einzuführen, die „die Einschwärzung solcher Consequenzen der Voyageurs" verhindere.

Daß bei solchen Ansichten der Hr. Verf. natürlich auch für den Mangel eines Budgets durch das Hinweisen auf den wilnaer „Tygodnik" — bekanntlich ein unter russischem Einfluß geschriebenes Journal, dessen erbauliche Tendenz man aus Auszügen der „Preußischen Staatszeitung" kennt — und die bei einem Budget „überall vorkommenden leeren Redereien" eine Entschuldigung sucht und findet, ist natürlich, und Aehnliches wiederholt sich auch bei den folgenden Punkten, wo er sich mit der Verantwortlichkeit der Minister und der Oeffentlichkeit der Kammern überhaupt sehr unzufrieden zeigt. — Wie schwer er aber für Manches Entschuldigung findet, mag nur noch dies beweisen, daß er, um die Lähmung der Functionen der Senatoren zu rechtfertigen, nun öfters zu einem Witze seine Zuflucht nimmt, daß ja nach der Lehre des „Freiheitspatriarchen, des Hrn. Marquis de la Fayette" die Pairie überhaupt blos figuriren solle! Aber für solchen Witz ist die Sache wirklich zu ernst.

Ja selbst zu argen Inconsequenzen läßt sich der Hr. Verf. aus Parteilichkeit verleiten, denn, wenn er auf der einen Seite seine Gegner tadelt, daß sie oft als echte Loyoliten Unrecht zu Recht verdrehen und Dinge, die gegen das Sittengesetz sind, beschönigen (S. 29), so darf er auch nicht die russische Regierung wegen der willkürlichen Entfernung Niemojewski's als klug rechtfertigen, nachdem er wenige Zeilen zuvor dieselbe als ungesetzlich getadelt hat. Und wenn er ferner die „Blutschuld" der Polen in einem „heißen Brande" (doch der unglücklichen Stadt Warschau?) bald gesühnt und vertilgt wünscht, so ist es bei dieser „Sympathie für Brand" doch wenigstens inconsequent, dieselbe Sympathie (Vorrede S. VI) der Gegenpartei vorzuwerfen.

Zum Schlusse theilt Ref. nur noch mit, wie der Hr. Verf. den Polen das Recht abspricht, sich der Fremdherrschaft zu entziehen. Er gesteht zwar dieses Recht jedem Volke zu, meint aber, die russische sei bei der Erhaltung des selbständigen Königreichs keine Fremdherrschaft gewesen! Hat er denn aber vergessen, daß der Generalissimus der polnischen Armee, Großfürst Konstantin, mit 5 russischen Regimentern, und ein russischer Commissair, wie Nowossilzoff, mit ihm ergebenen Russen und Polen in ganz Polen willkürlich herrschen konnten. Kann dafür, für den Verlust der wahren Selbständigkeit, ein Volk entschädigt werden, wenn man seine Schlagbäume und Barrieren roth und weiß bemalt und den weißen Adler in den Bauch des schwarzen hineinflecht?

Es mußte unser Verf. wol selbst fühlen, daß seine Art von Beweisführung nicht überzeugen, ja sogar darthun möchte, wie schwer, ja sogar unmöglich seine unternommene Rechtfertigung sei, und meint daher ziemlich am Schlusse seines Schriftchens, man solle nur bedenken, „daß nichts hier so übel sei, daß dort nicht Vieles noch übler wäre". Nein, dies darf nach des Ref. Ueberzeugung kein Rechtlicher denken, er muß nach Pflicht und Gewissen zu bessern suchen in seinem Kreise durch gesetzliches Rathen und Thun, wo das Uebel noch klein ist; ist es aber unermeßlich und unheilbar, wie beim Drucke der Fremdherrschaft, oder des Pfaffenthums, oder des Miguelismus, da bleibt dem Leidenden kein Mittel, als Rettung durch das Schwert oder Untergang. Euch, edeln Polen, ist das Letzte geworden nach Gottes unbegreiflichem Rathschluß, und ganz Europa trauert!

211.

Notizen.

In England ist eine Subscription zur Errichtung und Unterhaltung einer Schule für Kinder von Seeleuten eröffnet worden. Man hofft die erforderlichen Fonds zu solch einem wohlthätigen Unternehmen zu erhalten.

Auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten erscheint auf der Insel Kandia in griechischer und türkischer Sprache eine Zeitschrift.

Der englische Capitain Mignan hat Babylon zum zweiten Male besucht, mehre Merkwürdigkeiten von daher mitgebracht, z. B. den Attlahbaum (eine Tamarindenart), und will über die Stadt sowie über Kurdistan, welches er auch besuchte, ein Werk herausgeben.

An den beiden Küsten des Bosporus hat man häufig bronzene Medaillen mit der Inschrift: Agrippia, und andere mit der: Caesarea, gefunden. Die Antiquare haben bis jetzt erstere Agrippia oder Antheron, einer Stadt in Judea und letztere Cäsarea in Bithynien oder Trellis in Lydien zugeschrieben, die wie so viele Städte in Kleinasien den Zunamen Cäsarea erhielt. Man hat jedoch neuerlich gefunden, daß beide Namen, Agrippia und Cäsarea, einem Ort, wahrscheinlich einer alten Stadt auf der Insel Samam, zukommen.

108.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 278. — 5. Oktober 1831.

A. Oehlenschläger vor dem Forum der englischen Kritik.

Häufig ward der deutschen poetischen Literatur ihre Vielgestaltigkeit zum Vorwurfe gemacht und der Mangel einer Nationalität daraus hergeleitet, deren wesentlicher Grundzug gerade diese Vielgestaltigkeit ist. Allerdings gab es Perioden, wo die todte Nachahmung des Ausländischen vorherrschend war, allein sie sind längst vorüber. Ein edleres Streben ist an ihre Stelle getreten, und deutsches Genie, deutsche Kunst hat den vom Ausland entlehnten Formen ein neues Leben, einen neuen Werth verliehen, den Niemand vorher in ihnen gesucht hat. Zugleich erwachte der Sinn, die Begeisterung für das wahrhaft Nationale, genährt von den Schriften unserer herrlichsten Dichter, und die Schicksale des Vaterlandes in den letzten Decennien haben dies würdige Streben mannichfach gestärkt und gekräftigt. Freilich sehen wir uns in der neuesten Zeit vergeblich nach Heroen wie Göthe, Herder, Schiller um und müssen zugestehen, daß wir über ihren Standpunkt noch lange nicht hinaus, sondern nur dahin gekommen sind, recht hübsche, mitunter vortreffliche Ansiedelungen in ihrer Nähe zu begründen. Dies darf uns aber nicht betrüben; wir sind jetzt reich genug, die Welt an unsern literarischen Tafeln mit Glanz bewirthen zu können, und es muß uns, die wir so willig dem Fremden Anerkennung schenken, eine große Genugthuung gewähren, zu bemerken, wie auch das Unserige immer mehr zur Anerkennung im Auslande gelangt.

Mit Stolz zählt Deutschland auch A. Oehlenschläger zu den Seinen; das Band des Geistes, das Band der Sprache gibt ihm dazu ein Recht. Seine herrlichsten Werke wurden in deutscher Sprache gedichtet; die erste Gesammtausgabe derselben erschien in Deutschland. Besonders anziehend muß uns daher das Urtheil sein, welches jenseits des Canals ein verwandtes Geschlecht über ihn fällt, das ihn als den größten dänischen dramatischen Dichter anerkennt.

Noch hatte Oehlenschläger — heißt es in englischen Blättern — wenig gethan zur Ausführung des einst im Kreise fröhlicher Freunde ausgesprochenen Vorsatzes: daß er die dänische Poesie aufrütteln wolle aus der Lethargie, in die sie seit Ewald versunken. Eine kleine, 1803 erschienene Sammlung etwas modernisirter dänischer Balladen und eine lyrisch-dramatische Skizze: „St.-Johannes Abendspiel", geschmackverwandt mit Göthe's „Fastnachtsspiel", allein keineswegs ohne Originalität in den einzelnen Scenen, denen bald darauf eine satyrisch-komische Oper: „Freia's Altar", und die Bearbeitung einer Eddafabel folgte, waren die einzigen Vorläufer jener Reihe dramatischer Werke, die bald die Augen von ganz Europa auf sich zogen und dem dänischen Drama einen höhern Standpunkt anwiesen, als es zu Ewald's Zeiten je behauptet hatte.

Es waren zwar vorzugsweise nationale Stoffe, die er zur dramatischen Bearbeitung wählte, allein trotzdem schritt gleich sein erstes größeres Werk in nichts weniger als nordischem Gewande einher. Es war ein gelungener Versuch, eine jener Erzählungen des Orients in dramatische Form und Lebendigkeit zu kleiden, welche die Jugend entzücken und, in den Händen eines wahren Dichters, auch das reifere Alter in ihre Zauberkreise ziehen. Feenmärchen und Sagen waren bis ins zwölfte Jahr Oehlenschläger's Lieblingslectüre gewesen, und mit Weg und Steg in ihrem wunderreichen Vaterlande war er innig vertraut. Man muß es daher natürlich finden, daß bei dem in spätern Tagen gefaßten Plane, einige seiner alten Lieblinge zu dramatisiren, seine Wahl zuerst auf „Aladdin" fiel. Die Pracht, der Reichthum und die Schönheit der darin vorkommenden Begegnisse, die kunstreiche Verschmelzung des Wahren und Wunderbaren, die Mannichfaltigkeit der nur flüchtig angedeuteten, darum aber nicht minder kräftigen Charakteristik liefern dem Dichter so klare und bestimmte Umrisse, daß ihm kaum mehr zu thun verbleibt, als Einzelnes zu ergänzen und das Leben und Weben der vorkommenden Personen etwas mehr auszumalen, als dies in der gedrängten Schilderung des arabischen Erzählers geschehen ist. Eine besondere Analogie, die seine Phantasie zwischen ihm und Aladdin zu sehen vermeinte, trug vielleicht viel zu dem Gelingen der Arbeit bei.

Die größte Schwierigkeit der Behandlung solcher Stoffe ist, während man sie nach den Foderungen des europäischen Geschmackes modelt, das Naive und die durchsichtige Leichtigkeit der Originale nicht entwischen zu lassen. Sich hiergegen sicherzustellen und gleichzeitig dem Stoffe jenes Relief, welches ihm ursprünglich fehlt, sowie den Anstrich zu geben, welchen die dafür gewünschte

Theilnahme der Bewohner nördlicher Gegenden zu bedingen scheint, das ist die Aufgabe. Selten ist sie mit Glück gelöst worden. Gozzi machte gar nicht einmal den Versuch; Tieck setzt in gleichem Falle das Orientalische und Wunderbare theils ganz bei Seite, wie im „Blaubart", und nimmt das Ritterwesen zum Hintergrunde, oder benutzt das Märchen nur zum Vehikel literarischer Satyre, wie im „Prinz Zerbino" und „Gestiefelten Kater". Oehlenschläger hat diese Schwierigkeit mit mehr Gewandtheit überwunden. Reflexion, gelegentlich mitunterlaufende satyrische und humoristische Einfälle sind, wenn auch nicht immer streng orientalisch, doch stets hinlänglich übereinstimmend mit dem Tone des Ganzen, das sich meistens in all seiner ursprünglichen Kraft und Einfachheit auf dem magischen Boden bewegt, der ihm angewiesen.

Durch die Bearbeitung „Aladdin's" scheint Oehlenschläger die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß er für das zum Studium gewählte jus kein Mann sei, und daß er zum Dichter geboren worden. Von der liberalen dänischen Regierung unterstützt, unternahm er jetzt eine Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien. In Paris war es, wo er die 3 vaterländischen Tragödien: „Hakon Jarl", „Palnatoke", „Axel und Walburg" dichtete. Ungeachtet Oehlenschläger sich vorzugsweise mit der deutschen Literatur vertraut gemacht hatte, findet sich in diesen Tragödien, sowol in der Anlage als in der Ausführung, kein Anklang von irgend einer besondern Schule, sondern sie stehen völlig unabhängig und selbständig da.

Nach dem seiner Zeit so bewunderten und nachgeahmten Kotzebue war die Romantik in ihren verschiedenen Formen zur Herrscherin geworden. In ihrer rohesten Gestalt, aufgeputzt mit längst abgelebtem Aberglauben und verbunden mit einem düstern, willkürlichen, unergründlichen Schicksal, als leitendem Princip der dramatischen Handlung, trat sie in Werner's, noch mehr in Müllner's, Raupach's u. A. Werken auf. Die Menschheit ist darin zur Puppe geworden; eine unsichtbare Hand treibt sie vor sich her, und Träume, Visionen u. s. w. setzen sie wechselsweise in Schrecken und trösten sie wieder. Vernichtet ist der freie Wille, und das Laster bemächtigt sich seiner Opfer nicht nach und nach, nicht durch Versuchung und Verführung, sondern urplötzlich und für immer. Alles ist schon vom Schicksal selbst vorbereitet; das Opferthier ist gebunden; der Dolch wird ihm in die Hände gedrückt; es ist just 24. oder 29. Februar, der unhellschwangere Jahrestag des Verbrechens; die Uhr schlägt 12, und der Mord ist geschehen, mit so wenig Freiheit von Seiten des Vollbringers, als wäre er eine Maschine.

Bei Tieck und den beiden Schlegel erscheint die Romantik zwar in einer künstlichern, nach unserm Dafürhalten aber kaum minder unwahren oder vorwurfsfreien Form. Die bei den vorigen offen einherschreitende, finstere Nemesis bleibt hier mehr im Hintergrunde und erscheint nur wie ein ferner Schatten, der uns im zweifelhaften Dämmerlichte umkreist. Den ganzen Apparat des Gräßlichen lassen sie unbenutzt. Dessenungeachtet sehen wir uns gleichfalls in einem Lande der Wunder, wohin wir gerathen, wir wissen nicht wie, und verstehen von Allem, was uns umgibt, fast ebenso wenig, wie an den Händen der frühern Führer. Zwar haben mildere und verschiedenartigere Farben das Düstere und Eintönige der Begebenheiten etwas beseitigt. Statt dessen umschweben uns aber die unerklärlichsten Regungen, Erinnerungen und Gefühle der Seele, kurz, innere geistige Wunder anstatt äußerer. Märchen, fromme Legenden des Mittelalters sind an die Stelle des halb heidnischen, halb christlichen Aberglaubens getreten, und „Die Schuld", „Der 29. Februar" sind im „Octavian" und der „Heiligen Genovefa" nur mit etwas gleich Wesenlosem vertauscht. Beweggründe der Handlung, Gefühle der jene lustigen Regionen bevölkernden Wesen, alles Das ist von der Wahrheit so entfernt, so excentrisch, so unwahrscheinlich und unerklärlich, daß unserm Urtheil beide Formen der Romantik völlig werthlos erscheinen, insofern sie nämlich als Muster gelten sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Flugschriften.

1. Ueber den Revolutionismus unserer Tage. Allen aufrichtigen Verehrern der Wahrheit, der Religion und Kirche, des Thrones, des Vaterlandes, der bürgerlichen Ordnung und Glückseligkeit gewidmet von Johann Baptist Kastner. Sulzbach, Seidel. 1831. Gr. 8. 9 Gr.
2. Stimmen aus dem Reiche Gottes an und für die bewegte Zeit. Abhandlungen und christliche Vorträge von Ernst Zimmermann. Darmstadt, Leske. 1831. Gr. 8. 20 Gr.
3. Ueber Rechte der Könige und Völker. Der Wahrheit gewidmet von Freunden des Friedens und jeder an gesetzliche Ordnung gebundenen Freiheit. Leipzig, Wigand. 1831. 8. 12 Gr.
4. Preußen und die Revolutionen. Zeitgemäße Worte von C. L. W. Aldefeld. Aachen, Mayer. 1831. 12. 8 Gr.
5. Don Pedro I. und Brasilien. Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide zehn Jahre lang zu einander gestanden haben. Leipzig, Engelmann. 1831. 8. 6 Gr.
6. Zurechtweisungen für Freunde und Feinde des Katholicismus. Von J. B. v. Pfeilschifter. Offenbach, Hauch. 1831. 8. 18 Gr.

Unter der Sündflut von politischen Flugschriften, die den ewig regen Federn deutscher Schriftsteller entquellen, zeichnet sich Nr. 1 vorzüglich dadurch aus, daß sie vom Anfang bis zum Ende ergötzlich ist. Während man sich bei Lesung der meisten andern publicistischen Arbeiten des Gähnens nicht enthalten kann, wird durch diese das Zwerchfell beständig auf das heilsamste erschüttert. Es herrscht darin eine solche Mischung süddeutscher Derbheit mit katholischem Priesterhochmuth, natürlichen Verstandes mit abfurden Mönchsvorurtheilen, politischer Weltkenntniß mit classischem Gelehrtenanstrich, und die Meinungen des Verfs. sind in einem so pedantischen Poltertone, mit solcher Predigerselbstgefälligkeit vorgetragen, daß man über das Belustigende der Darstellungsweise die innere Hohlheit fast vergißt. Weß Geistes Kind diese Meinungen sind, wird Jedermann gleich bei Lesung des Titels ahnen, und der Liberalgesinnte wird sich nicht überrascht fühlen, wenn er liest: „Der Liberalismus ist ein schwarzes, unfeines, inhumanes Gespenst (hic niger est), vor welchem jeder Vernünftige sich in Obacht nehmen soll (hunc tu Romane caveto)!" Sollte einer unserer Leser dem Refer. etwa die Ehre anthun und glauben, dieses lateinischen Sprüchlein hätte er beigefügt, so würde dies ein Irrthum sein. Wer je katholische Dorfkanzelredner oft zu hören Gelegenheit gehabt hat, wird sich erinnern, daß sie gewöhnlich lateinische Brocken einmischen, um die Bauern in Erstaunen über die Ge-

lehrsamkeit Ihrer Hochwürden zu setzen. Dies muß nun unserm guten Pfarrer von Wutschdorf so zur andern Natur geworden sein, daß er es auch in seinen literarischen Arbeiten nicht lassen kann, was ebenso komisch als ungereimt ist. Will der Leser etwa wissen, warum der „Liberalismus bei den Revolutionen unserer Tage weniger roh und grausam war"? so kann er von dem Verf. zwei Ursachen erfahren, nämlich „weil erstens dermalen die Priestermacht ohnehin fast eine Nulle ist, und weil zweitens dies auch die Fürstenmacht, wenn nicht eine höhere Potenz den Höllengeist bändigt (vade retro Satana), vielleicht in Bälde sein kann!" Die köstliche Definition des Zeitgeistes, welche der gute Pater gibt, können wir der Welt unmöglich vorenthalten; er ist nach ihm „eine Inclination und, wenn ich so sagen darf, Richtung und gleichsam Vitium oder Vitiosität unserer Zeit zu politischen Factionen oder Unruhen, die aus frühern Zeiten auf die Gegenwart herübergepflanzt worden". Daß der Verf. die Sachsen der „theologischen und religiösen Intoleranz" beschuldigt, wollen wir demselben christlich verzeihen, weil wir von seiner tiefen Ignoranz über den Zustand der Dinge in Sachsen längst überzeugt sind. Ein Satz in dem komischen Büchlein verdient übrigens gewiß Billigung, nämlich: „Der große Jupiter saß dem heroischen Römer tiefer und lebendiger in der Brust als heutzutage der allmächtige Gott Himmels und der Erde so vielen gebildeten Menschen, Unterthanen und Politikern, die sich Christen nennen". Daß der fromme Mann sein Werk mit „Amen!" schließt, versteht sich von selbst.

2. Würdevoller Ernst, Einsicht in das Getriebe unserer vielbewegten Zeit und classische Reinheit des Styls zeichnen diese „Abhandlungen und christliche Vorträge" des rühmlichst bekannten Dr. Ernst Zimmermann ehrenvoll aus. Insbesondere sind die 11 Predigten, die in dem Buche enthalten sind, nachahmungswerthe Muster für die Geweihten des Herrn, welche von den Kanzeln über die Ereignisse unserer Zeit zu dem Volke reden wollen, und deren Aufgabe es ist, Worte des Friedens, des Trostes und der Versöhnung so zu sprechen, wie es der Geist des Christenthums, welcher der politischen Emancipation der Nationen nicht zuwider ist, verlangt und gebietet. Vor Allem beachtungswerth scheint uns aber die aus der „Allgem. Kirchenzeitung" abgedruckte Abhandlung des Verfs.: „Ansprache der Kirche an die bewegte Zeit. Ein Wort des Ernstes für Fürsten, Staatsbeamte, Aeltern, Lehrer in Kirchen und Schulen". Allerdings hat der Verf. Recht, wenn er sagt: „Der Stand der Geistlichen sank in der allgemeinen Achtung, und kaum vermochte das einzelne, ganz vorzüglich ausgezeichnete Mitglied desselben dem vernehmen Achselzucken ungläubiger Spötter zu entrinnen". Er hat ferner Recht, wenn er diese traurige Thatsache aus dem „trostlosen Materialismus" der neuern Philosophie, aus der religiösen Indifferenz und dem gefährlichen Beispiele der höhern Stände herleitet; allein der Grund, warum der geistliche Stand in der allgemeinen Achtung gesunken ist, scheint tiefer und zwar vorzüglich darin zu liegen, daß die Geistlichkeit aller Länder Das nicht leistet, wozu sie berufen ist, und zwar seit langer Zeit. Während rings um die Kirche das politische und geistige Leben der Völker einen gänzlichen Umschwung erlitten hat, ist sie stationnair geblieben und steht daher als ein Gebäude, das frühern Jahrhunderten angehört, nicht mehr in Harmonie mit unserer Zeit. Die Kirche soll das sichtbare Band sein, um das Irdische mit dem Ueberirdischen zu verknüpfen, der Schlußstein des Staatsgebäudes, innig verschmolzen mit demselben, nicht aber, wie jetzt, in traueriger, mißtrauisch bewachter oder gänzlich unbeachteter Einsamkeit dastehend. Wo schützt der Geistliche jetzt seine Heerde gegen „den Uebermuth des Amtes!" wo ist er der Mittler zwischen der rohen Gewalt und dem gedrückten Volke! wo sucht man bei ihm Trost, Schutz, Hülfe! wo ist er der Mann des Volkes! Auf Predigt, Beichte, Abendmahlsaustheilung, Taufe, Trauung, Begräbniß und kärgliche Theilnahme am Schulunterricht beschränkt, ist die Geistlichkeit nirgends mit dem Volke durch Bande anderer Art verknüpft, sondern schwebt über demselben als eine ohnmächtige Aristokratie, zu schwach zum Helfen, zu abhängig vom Staate, und daher ohne selbstständigen Einfluß, ohne heilsame Macht, folglich auch ohne die Achtung, welche die Priesterschaft des frühen Mittelalters genoß, weil sie der feudalen Tyrannei zu Gunsten des Volkes die Wage hielt. So lange die Kirche von diesem hier nur angedeuteten, aber der weitesten Auseinandersetzung fähigen Grundgebrechen nicht geheilt ist, so lange sie der Vasall des Staates bleibt, so lange wird sich auch die Macht der Geistlichkeit von dem Stoße, den sie materiell und in der Meinung der Menschen erhalten hat, nicht erholen. Handeln muß sie können, handeln für das Volk, nicht blos von der Kanzel althergebrachte Worte sprechen! Mit Recht fodert daher der einsichtsvolle Verf. als „die zwei Grundbedingungen einer weisen, zweckmäßigen und segensvoll wirkenden Kirchenverfassung: gesetzliche Freiheit und ungehemmte Lebendigkeit im Innern der Kirche, und — gleichmäßiges Fortschreiten derselben mit dem in immerwährender Entwickelung begriffenen Staate".

3. Der Angelpunkt, um welchen sich die Ansichten, Lehren und Behauptungen der (s. den Titel) Verf. drehen, liegt in folgendem Satze: „Die Souverainetät schließt nicht den unumschränkten physischen Besitz des Staatsgrundes, sondern die oberste von Gott selbst mittels des Organes der Vernunft verliehene, außer allem Gesetz stehende Herrschermacht und Gewalt über die den Staat bewohnenden Völker (und zwar im constitutionnellen Staate nach den vorgeschriebenen Gesetzen), mithin nicht ein physisches, sondern mehr ein solches moralisches, unverletzbares Recht in sich, was in jeder monarchischen Regierungsform, constitutionnell oder nicht constitutionnell, keineswegs an irgend einer Corporation (was sie immer für einen Namen oder Rang dem Gesetze oder der Geburt nach führen mag), sondern einzig und allein an der isolirten Person des Monarchen haftet". Da sich die Verf. nicht die Mühe gegeben haben, diesen in Bezug auf logische Bündigkeit wie auf materielle Bedeutsamkeit gleich wunderlichen Satz streng zu beweisen, so ist auch der Ref. der Pflicht überhoben, denselben zu widerlegen, und zwar um so mehr, als die Verf. selbst „die constitutionnell-monarchische Regierung für die bestmöglichste, ja für die einzige halten, die den Elementen großer Völker am ersten zusagt": eine Behauptung, die zu bestreiten wir uns wol hüten werden. Nur begreifen wir nicht, wie der Souverain einerseits „an Gesetze und Constitutionen gebunden" sein und andererseits die „oberste Machtvollkommenheit oder die ganz unabhängige, folglich außer dem Gesetze stehende Gewalt, der alle übrigen Gewalten unterworfen sind" (S. 32, 44 u. 45), besitzen kann. Die Verf. nennen übrigens die Könige in allem Ernste „Götter der Erde" und bedienen sich im Texte des Ausdrucks, daß sie eine Idee zu „Allerhöchst Ihren Füßen" zu legen wagen. Es mag hingehen, daß man im schleppenden Curialstyl den Ausdruck: allerhöchst, gebraucht; daß aber Schriftsteller, die nur der Wahrheit huldigen sollen, von allerhöchsten Füßen sprechen, ist doch zu arg. Gott ist allerhöchst, Niemand sonst.

4. Diese Schrift ist eine Apologie des gegenwärtigen Zustandes des Königreichs Preußen, „zunächst an diejenigen meiner (des Hrn. Aldefeld) Mitbürger gerichtet, welche nicht die sogenannte gelehrte Bildung genossen haben". In einem Gedicht am Schlusse der Einleitung nennt der Verf. Preußen emphatisch das „Land der Ruhe". Beweis: Stettin und Königsberg im heurigen, Berlin und Breslau im verflossenen Jahre, Aachen (wo doch diese Schrift herausgekommen ist) nicht zu vergessen! „Preußens Himmel", sagt der Verf., „ist rein und wolkenlos!" Rein, dasselbe trübe, finstere, donnerschwangere Gewölk, das über ganz Europa braut, hängt auch über Preußen. Rein und wolkenlos — während Preußens Gesandter zu Genden, um einen allgemeinen Krieg zu verhüten, des edeln Friedrich Wilhelm nahen Verwandten Rechte durch Unterzeichnung von Protokollen kränken muß, die ebenso wol den Interessen Hollands als der Stellung seines Souverains zuwider sind! Rein und

wolkenlos — während die Cholera Menschen wegrafft und den Handel lähmt, während der Fall Warschaus durch seinen Wiederhall in Frankreich, trotz allen Concessionen, welche der Revolution in Frankreich und Belgien gemacht worden sind, einen europäischen Krieg doch entzünden kann!! „Ew'ger Friede sei des Königs Lohn!" singt Hr. Aldefeld in einem andern, seiner Schrift eingeschalteten Gedichte; wollte Gott, Preußens würdiger Monarch könnte den zeitlichen in Europa erhalten, an einen „ewigen" ist in unserm Welttheile jetzt weniger als je zu denken! Ueber Constitution, Reichsstände und Preßfreiheit declamirt Hr. Aldefeld wie alle patriotischen Schriftsteller Preußens, das heißt, er findet diese Dinge für dieses Königreich ganz überflüssig, wie sie denn mit einem wesentlich militairischen Reiche wirklich nicht wohl vereinbar scheinen, ohne daß es aufhört, ein solches zu sein. Eine Jeremiade über die Revolutionen in Frankreich, Belgien, Polen, über die Unruhen in Deutschland enthält unter Anderm den bemerkenswerthen Satz: „Bei den Unruhen in Leipzig soll schon eine preußische Fahne aufgepflanzt gewesen sein". Hier im Orte ist davon nichts bekannt. Mit einer Philippika gegen die Associationen schließt der Verf. den prosaischen Theil seiner Schrift; seiner poetischen Ader entströmt aber zuletzt noch ein „Kennst du das Land? Kennst du das Volk? Kennst du den Fürst?"

5. Der sonst so umsichtige Verf. der Schrift: „Don Pedro I. und Brasilien", hat die eigentliche Grundursache der Vertreibung Don Pedros anzugeben unterlassen. Sie liegt in dem Verhältnisse der Farbigen zu den Weißen, das wie 7 zu 1 ist, und in dem wüthenden Hasse jener gegen alle Europäer, insbesondere die Portugiesen. Diesen Haß hatte der Kaiser selbst in einer Proclamation im Jahre 1822 angefacht, worin er die Portugiesen die Blutigel des Landes nannte. So unpolitisch dieser Schritt auch war, so mußte der Kaiser, da er ihn einmal gethan, consequent bleiben und sein Vertrauen nur den Eingeborenen des Landes schenken und die Portugiesen aus seiner Nähe für immer verbannen. Er that aber das Gegentheil, und der Groll der Farbigen, durch den unklugen Krieg gegen Buenos-Ayres und die Einmischung des Kaisers in die Angelegenheiten Portugals bereits erregt, stieg immer höher und wurde von der schlauen republikanischen Partei zu ihren Zwecken benutzt. Da der Verf. dem Exkaiser seine ungeregelte Lebensart zum Vorwurfe macht, so hätte er so gerecht sein und auch die feile Niederträchtigkeit, grenzenlose Nichtswürdigkeit und gänzliche Entartung des farbigen, blutdürstigen, wortbrüchigen Pöbels der brasilischen Hauptstadt schildern sollen. Bei einem solchen Volke hätte auch der weiseste Monarch scheitern müssen, um wie viel mehr Don Pedro, der an der Brust des absolutesten Despotismus groß gesäugt, folglich nicht wohl geeignet war, sich alsbald in die Beschränkung der Herrschergewalt zu finden. Umgeben von Republiken, war Brasilien (mit Ausnahme Paraguays, dessen Dictator alle Verbindungen mit dem Auslande aufgehoben hatte) der einzige monarchische Staat Amerikas, und daher die Lage Don Pedros ungemein schwierig. Daß er seiner Stellung nicht gewachsen war, hat der Erfolg gezeigt; aber den Gefallenen schmähen, wie es der Verf. thut, ihn mit Don Miguel zu vergleichen, scheint Unrecht zu sein. Woher weiß denn der Verf., daß „der Kaiser sich blos stellte, als wollte er vor Schmerz über den Tod der Erzherzogin, seiner Gemahlin, zerfließen!" Gerade die Thatsache, welche der Verf. unmittelbar darauf anführt, nämlich daß der Kaiser „die Bande löste, welche ihn an seine Geliebte, die Marquise von Santos, fesselten", scheint zu beweisen, daß sein Schmerz nicht erheuchelt war.

6. Aus den in dieser Broschüre gesammelten Aufsätzen des bekannten Legationsrathes von Pfeilschifter, die früher schon in Zeitschriften standen, geht weiter nichts hervor, als daß einige Ultraprotestanten in ihren Anfeindungen des Katholicismus und der Katholiken zuweilen zu weit gegangen sind. 202.

Notiz.

Nachdem man seit langer Zeit, durch F. A. Wolf's Forschungen beredet, die beiden Heldengedichte des Homer als aus vielen einzelnen alten Gesängen zusammengefügt angesehen hat, ist in der neuesten Zeit, besonders durch Nitzsch (jetzt Prof. in Kiel), die Ansicht rege geworden, ob denn nicht der alte Glaube an die Einheit Homer's manches Wahrhaftere und Sichrere für sich habe. Die Gesammteinheit ist nun wol nicht gut anzunehmen, schon wegen der vielen Widersprüche, Verschiedenheiten und offenbaren Einschiebsel. Deshalb hat der immer geistreiche Gottfr. Hermann eine neue, sehr beachtungswerthe Meinung geäußert, daß nämlich ein Dichter, Namens Homer, bald nach den troischen Begebenheiten in 2 nicht umfangreichen Gedichten den Zorn des Achilles und die Heimkehr des Ulysses gesungen haben mochte. Da diese ganz besonders gefielen, und er schlechthin deshalb der Dichter genannt wurde, so hielten es die ihm nachfolgenden Sänger für rathsam, diese 2 Gesänge nur zu verbessern, zu bereichern, immer mehr zu vergrößern, damit ihnen der Beifall der Zuhörer nicht entginge, bis endlich die Homerischen Gedichte ihre jetzige Vollendung erreichten. Daraus erklären sich fast alle beiderseits bis jetzt erhobene Zweifel. Eine weitere Ausführung dieser überraschend wahrscheinlichen Ansicht findet sich im letzten (54.) Bande der wiener „Jahrbücher der Literatur", S. 221—238. 181.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Taschenbuch ohne Titel

auf

das Jahr 1832.

12. Auf feinem Velinpapier. Cart. 1 Thlr.

Inhalt:

Sibyllinisches Vorwort.
Frachtbrief vom Prior Anastasius Spiridion.
I. Epistel über den Frieden zu Adrianopel von Frater Simplicius an Ubalricus Germanus.
II. Was haben die Kaufleute von den jetzigen politischen Krisen zu hoffen? Zeitbetrachtung und Second sight vom Prior Anastasius Spiridion.
III. Homöopatho-Mastix, geflochten von ungrischen Aerzten. Mitgetheilt von Dr. Anselmus Eberhardtus junior.
IV. Als Anhang:
Fortgesetzte Proben aus dem medizinischen Conversations-Lexikon des Dr. Eberhardtus sen.
V. Etwas über Goldschmidts Jungen und dessen drei Kraftgedanken. Von Frater Lampadius.
VI. Gedanken eines publicistischen Freischützen über Intervention und Nicht-Intervention. Von Frater Hippolytus a Lapide.
VII. Endspiel der Rubberpartie, welche Mr. Charles Le Sot und sein Partner Mr. Ignace Crepin Le Clerc in den großen Tagen der großen Woche (27.—29. Juli 1830) gegen Mr. Louis Philippe Le Franc und Mr. Jeannot Le Peuple-Changeant verloren haben und dabei Groß-Slam geworden sind. Kritisch dargestellt von Frater Cebes, Artium Liberalium et Ludi-Magister.
VIII. Nüsse aus verschiedenen Weltgegenden. Gesammelt von Frater Timoleon. 1829—31.
IX. Schlußwort.

Leipzig, im September 1831. F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 279. — 6. Oktober 1831.

A. Oehlenschläger vor dem Forum der englischen Kritik.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Oehlenschläger hat sich von beiden Wegen gleichfern gehalten. Der Werth aller von jenen verbrauchten Kräfte und Hülfsmittel ist ihm jedoch kein Geheimniß geblieben. Mit der skandinavischen Mythologie und dem Geiste der dänischen und norwegischen Vorzeit hatte er sich längst vertraut gemacht. Die natürliche, immer gerade, fesselose Energie, welche einen Hauptcharakterzug der alten Seekönige ausmacht; ihre ruhige Ergebung in das ihnen überlegene Geschick; die makellose, erhabene, unwandelbare Treue und der duldende Muth ihrer stammverwandten Damen; der Contrast des düstern, grausamen, an blutgefärbten Altären gefeierten Heidenthumes mit dem menschenfreundlichen, milden Geiste der Christusreligion, gelegentlich auch wol mit weltlichem Mönchsbetrug: dies Alles sind Gegenstände, die in unsers Dichters Händen zu den glänzendsten Materialien für die Tragödie geworden sind. Gleichzeitig beurkundete er seine vollkommene Anschauung jener Zeiten, nicht etwa durch Anhäufung kleinlicher Particularitäten und antiquarischer Anspielungen, sondern durch das Ganze durchdringende und belebende Wahrheit und natürliche Einfachheit. Heidnischen und christlichen Aberglauben benutzt er zwar ebenfalls für seine Zwecke, denn es würde heißen, jene Perioden der Geschichte eines ihrer wesentlichsten Züge berauben, wenn er diese Einwirkungen ganz vernachlässigen wollte; allein er bedient sich desselben nur sparsam und nicht zu Hauptmotiven seiner Dramen. Wirkliche Charaktere, echte Rührung, von der Sage oder der Geschichte entlehnte Begebenheiten sind es, welche die Theilnahme für seine Stücke gewinnen. Des Dichters bildender Genius hat nur hier und da einen Schatten gemildert oder die Aeußerungen roher Kraft dem guten Geschmacke gemäß gelindert. Das Alles ist aber mit solcher Vorsicht geschehen, daß dadurch weder die Harmonie noch die Originalität des Ganzen gelitten hat, dessen Einfachheit und Riesengröße ungekränkt im Gewande seines Zeitalters einherschreitet.

In „Hakon Jarl" steht ein tyrannischer, heidnischer Usurpator dem jugendlichen, rechtmäßigen und der Christuslehre zugewendeten Thronerben gegenüber. Hakon's starre, unerschütterliche Grausamkeit, sein blutiger Wahnglaube sind mit erschütternder Kraft und Wahrheit gezeichnet. Einzelne Scenen, z. B. wo er, der Götter vermeintlichen Willen zu vollbringen, seinen zarten Sohn Erling zum Opfer bringt, würde man auf der englischen Bühne nicht dulden, auch geschieht dies schwerlich wo anders. Reich an dichterischen Schönheiten sind dagegen viele der übrigen, und der düstere, grauenvolle Eindruck des Ganzen ist gleichvollständig und dauernd. Des Dialogs eherne Töne, die Erhabenheit und der düstere Ernst, welche über das Ganze ausgegossen sind, versetzen uns so zu sagen in einen jener uralten, dämmernden Druidenhaine, wo wir Kriegshelden und Priester, Könige und weißverschleierte Frauenbilder im Schatten mächtiger Eichen und immergrüner Föhren, umgaukelt von den Dampfwalken heidnischer Opferaltäre, wie Zauberbilder vorüberschweben sehen.

Sahen wir in „Hakon Jarl" die Reinheit des Christenthums im Contraste mit der heidnischen Barbarei, so zeigt uns dagegen „Palnatoke" einen offenen, ehrlichen und achtungswerthen Heiden im Conflict mit Pfaffenlist. Das Stück ist vorzüglich darauf angelegt, einen Charakter auszumalen, der sich zeither eines makellosen Rufes bewußt gewesen, der aber, einen Augenblick der Herrschaft der Leidenschaft sich unterordnend, seinen blanken Schild durch einen Flecken verdunkelt hat, den nur Blut, sein eignes Blut abzuwaschen vermag. Drei Mal schon hat der Held des Stückes die Mordanschläge des verrätherischen Königs auf sein Leben entdeckt, da überwältigt ihn der Dämon der Rache. Er dringt in das Gemach, wo der blutdürstige Herrscher eben auf die Nachricht von Palnatoke's Tode harrt, und ein Pfeil von seinem nie fehlenden Bogen durchbohrt dessen Herz; denn Palnatoke ist der dänische Tell, und das Stück wird mit einer nach der Sage gedichteten, der Apfelschußscene ähnlichen eröffnet. Trotz der Ueberzeugung, daß der verrathbrütende Herrscher sein Loos verdient hat, nagt doch der Gedanke an Palnatoke's Seele, daß er einen alten, wehrlosen Mann erschlug, und er sieht im eignen Tode das alleinige Mittel zur Herstellung seines Ruhmes und seines Friedens. „Palnatoke" zeichnet sich noch durch Einführung einer neuen Einheit aus, nämlich der des Geschlechts. Die Frauen sind gänzlich davon ausgeschlossen. Wiedereingesetzt in ihre Rechte finden wir sie in „Axel und Walburg". Liebe und Treue bilden hier die Seele

der Handlung; rührende Zärtlichkeit iſt an die Stelle der ungeſtümen Kraft getreten, deren Funken „Hakon Jarl“ und „Palnatoke“ durchglühen. Mit derſelben bewundernswürdigen Kraft und Schönheit ſtellt uns der Dichter in dem einige Jahre ſpäter gedichteten „Hagbarth und Signe“ die Allgewalt der Jugendliebe dar. Das Hauptintereſſe des Stückes beruht auf Signe, welche Hagbarth liebt, der ihren Bruder Alf im Zweikampf erſchlagen hat. Obgleich dieſes Stück keineswegs zu den beſten Oehlenſchläger's gehört, werden dennoch das tiefe Gefühl, das in ihm athmet, die wandelloſe, unerſchütterliche Liebe, welche darin dargeſtellt wird, die anmuthigen lyriſchen Ergüſſe, mit denen ſeine Scenen ausgeſchmückt ſind, auf junge, ſchwärmeriſch geſtimmte Leſer ſtets einen ähnlichen Zauber ausüben wie „Romeo und Julie“.

In Paris ſchon hatte Oehlenſchläger die Idee zu ſeinem „Correggio“ gefaßt; während ſeiner Reiſe durch Italien kam ſie vollends zur Reife. Auf die einfachſten, ruhigſten Elemente begründet, entſtand unter der Hand des Dichters ein Werk, das ſich durch ungemeine Originalität und Schönheit auszeichnet, in dem ſüdliches Gefühl und Leben, die reine Begeiſterung der Kunſt und der gleichmäßige Verlauf eines ſchuldloſen Privatlebens mit derſelben Wahrheit und Grazie aufgefaßt iſt, die wir an ſeinen rauhern, kriegeriſchen Nordlandshelden und den Gemälden ihres ſtürmiſchen Lebens bewundert haben. Die meiſte Aehnlichkeit hat Oehlenſchläger's „Correggio“ mit Göthe's „Taſſo“; dieſer iſt in Beziehung zur Poeſie Daſſelbe, was jenes tragiſche Idyll für die Malerei iſt. Allein der natürliche, kindliche, einfache und beſcheidene Correggio erregt mit Fug eine wärmere Theilnahme als der eigenſinnige, etwas eingebildete Feuerkopf, den uns Göthe gezeichnet hat. Nicht auf Correggio laſtet die Schuld ſeines Misgeſchicks; er ringt, zwar ſchweigend, aber männlich mit dem Schickſal. Ohne ſich herabzuwürdigen oder mit Schuld zu beladen, konnte er keinem andern Weg einſchlagen, als der war, den er verfolgte. Taſſo's Misgeſchick entſpringt aus einer krankhaften Empfindlichkeit für Alles, was ihn betrifft, und aus einer Unfähigkeit des Begreifens oder einer abſichtlichen Hintanſetzung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Breit genug für ihn und Andere iſt die über den Strom des Lebens geſpannte Brücke, könnte ihm nur die Ueberzeugung davon beigebracht und er bewogen werden, friedlich hinüberzuwandeln. Seinem milzſüchtigen Blicke erſcheint ſie aber ſchmal wie die ſcharfſchneidende Klinge, über welche, laut des Korans, der Weg ins Paradies geht. Die ganze Welt hat er in dem Verdachte, daß ſie ihn in die Fluten ſtürzen wolle, und darüber voll Schwindel und Verzweiflung, ſtürzt er ſich ſelbſt hinab. Gleich ſchmal und ſteil iſt Correggio's Pfad. Die Unfälle, welchen er auf ſeiner Pilgerfahrt begegnet, ſind wirkliche, keine eingebildeten. Des Mangels eiſige Hand packt ihn von der einen Seite, und auf der andern umſtellt ihn Verrath mit ſeinen Schlingen; aber feſter nur erfaßt er ſeinen Stab und ſchreitet vorſichtig weiter ohne Furcht und Zagen. Das Mitleid, welches wir für Göthe's Taſſo fühlen, iſt bei aller ſeiner Heftigkeit verwandt mit Geringſchätzung; unſere Sympathie für Correggio grenzt an Bewunderung.

Oehlenſchläger's zahlreicher ſpäterer Schöpfungen kann hier nur noch flüchtig gedacht werden; ſein Ruhm iſt durch ſie nur bewährt, nicht erhöht worden. Was ſeine lyriſchen Gedichte anlangt, ſo ſind ſie meiſtens ausgezeichnet durch Kraft und Einfachheit der Sprache und natürliches, nicht überſpanntes Gefühl. Zuweilen verleitet ihn aber jene Einfachheit zu gewöhnlichen und proſaiſchen Ausdrücken. Geringern Werth haben ſeine Opern und komiſchen Stücke; hin und wieder finden ſich aber auch in ihnen treffliche poetiſche Stellen. „Erich und Abel“, eine Tragödie, den Zwiſt zweier königlicher Brüder darſtellend, iſt nicht ohne kräftige Stellen. Einzelne Scenen ſind ungemein ergreifend, z. B. die, wo ſich Erich allein in ſeines mordſüchtigen Bruders Schloß wagt und ſich ihm zu erkennen gibt. Dem Ganzen fehlt aber eine kunſtgerechte Anlage. Vielleicht noch unbedeutender iſt „Hugo von Rheinberg“. Zu den Gemälden aus der ſkandinaviſchen Heldenzeit gehört noch „Starkother“, doch fehlt ihm das Anziehende von „Hakon Jarl“ und „Axel und Walburg“. „Karl der Große“, der jüngſt in einem deutſchen Taſchenbuche erſchien, ſteht offenbar tiefer als viele frühere Werke unſers Dichters.

Ueber ſeine Novellen haben wir nichts zu ſagen. Einige derſelben verdienen Anerkennung, einige ſind unbedeutend, keine davon ausgezeichnet. Non omnia possumus, heißt es im Virgil. Oehlenſchläger's wahres Feld iſt augenfällig die Tragödie. Durch ſie hat er ſich bereits einen europäiſchen Namen erworben und der Literatur ſeines Vaterlandes durch ſeinen guten Geſchmack eine eigenthümliche, heilſame und hoffentlich dauernde Richtung gegeben. 208.

Couſin's Bericht über das deutſche Schulweſen.

Die neueſten Hefte der „Revue de Paris“ (XXIX, 1, 2) enthalten die Berichte von Couſin an den Grafen von Montalivet, Miniſter des Innern, über das Schulweſen Deutſchlands. Es iſt nicht ohne Intereſſe, die Anſichten der Franzoſen über einen Gegenſtand kennen zu lernen, in welchen ſie ſelbſt den Deutſchen die Superiorität zuerkennen; zumal da der officielle Bericht des Hrn. Couſin von praktiſchen Folgen für die Verbeſſerung des franzöſiſchen Schulweſens werden dürfte. Schon bei der ſchnellen Reiſe von Metz nach Frankfurt, auf der er ſich nur wenige Augenblicke Zeit ließ, glaubte der Berichterſtatter an unzweideutigen Zeichen zu erkennen, wie weit der Volksunterricht in dieſen Gegenden gediehen ſei. Ueberall, in den kleinſten Dörfern, ſei er einer zahlreichen Dorfjugend vom zarteſten Alter begegnet, meiſt den niedrigſten Claſſen angehörig, ohne Strümpfe und Schuhe, in der blauen Bluſe und dem Ledergurt, Griffel und Leſebuch unterm Arm. „Ich ſtieg“, fährt er fort, „aus dem Wagen, ließ mir das Buch zeigen und fand es vortrefflich eingerichtet“ — „Kinder von vorgerücktem Alter erhalten die Bibel in der Luther'ſchen Ueberſetzung, den Katechismus und die bibliſche Geſchichte zum Leſebuch. Dieſe 3 Bücher bilden die Baſis des Volksunterrichts, und jeder kluge Mann wird damit einverſtanden ſein; denn es gibt doch nur einmal für 3 Viertheile der Menſchen keine andere Moral als die Religion (!), die großen religiöſen Monumente der Völker ſind ihre wahren Leſebücher, und ich habe es immer für ein

öffentliches Unglück angesehen, daß nicht einer unserer großen Schriftsteller, Amiot z. B., im 16. Jahrhundert oder im Anfang des 17., als die französische Sprache noch naiv, biegsam und durchaus populair war, die heiligen Schriften übersetzt habe. Das wäre ein vortreffliches Buch für die Jugend gewesen, während die übrigens sehr verdienstvolle Uebersetzung von Sacy breit und farblos ist. Die Luther'sche Uebersetzung, männlich und voll Leben, von einem Ende Deutschlands bis zum andern (auch in den katholischen Ländern?) verbreitet und gleichsam von der Wiege an in den Händen des Volkes, hat für Entwickelung christlichen Sinnes und wahrer Bildung sehr viel gewirkt". Durch solche allgemeine Betrachtungen erfahren wir, wie manches wichtige Bildungsmittel, dessen sich Deutschland schon seit einer Reihe von Jahrhunderten erfreut, in Frankreich noch mangelt. Immer mehr werden wir auf die Bemerkung hingedrängt, wie tief und volksthümlich das nationale Leben der Deutschen auf einer gemeinsamen Bildung und Gesittung gegründet sei, und wie man es durchaus verkennt, wenn man es noch immer der höchsten Entwickelung für unfähig hält. Denn ist nicht die Luther'sche Bibelübersetzung der erste Schritt zu einer freien Verfassung, d. h. zu einem selbständigen und selbstthätigen Volksleben?

Während eines nur eintägigen Aufenthaltes in Frankfurt a. M. hat Hr. Cousin gleichwol viel und umsichtig beobachten können, da er mit deutschem Geiste schon von frühern Zeiten her innigst vertraut ist. Er gibt eine bis in das kleinste Detail gehende Beschreibung der dortigen Mittelschule und des Gymnasiums und verbreitet sich sowol über das Administrative als über das eigentlich Pädagogische der genannten Anstalten. Bei Gelegenheit der Stundenzahl, die sich täglich zuweilen auf 6 belaufe, und zwar so, daß der Unterricht 3 Stunden hintereinander anhalte, erinnert er, um seine französischen Leser zu beruhigen, sehr naiv an die Ruhe und das Phlegma der jungen Deutschen („enfin il faut penser à la tranquillité et au flegme des jeunes Allemands"). Die Nutzanwendung, die er am Ende dieses ersten Briefes aus seinen Beobachtungen zieht, ist auch für uns wichtig, indem sie uns das Bedürfniß Frankreichs kennen lehrt. Er beschränkt sich auf 5 Punkte. Erstens verlangt er ein strengeres, wo möglich halbjährliches Examen für die Versetzung von einer Classe in die andere; demzufolge zweitens eine strengere Auswahl bei der jährlichen Vertheilung der Prämien; drittens Abschaffung der faden Redensarten bei dieser feierlichen Gelegenheit und an deren Stelle Einführung unserer Schulprogramme, die, nächst der Geschichte des abgelaufenen Schuljahres auch eine wissenschaftliche Abhandlung von dem Rector oder einem der Professoren enthalten. Hiervon verspricht er sich auch für die Wissenschaft wesentlichen Vortheil. Endlich Vorschläge zur Vereinigung der Administration mit dem Unterricht. Zunächst begibt sich der Berichterstatter von Frankfurt nach Weimar. Aber das Eldorado seiner pädagogischen Träume ist Preußen, dieses classische Land der Schulen und Casernen: „ce pays classique des écoles et des casernes, des écoles qui civilisent les peuples, et des casernes qui les défendent".

Im Großherzogthum Weimar konnte Hr. Cousin besser als in dem beschränkten Gebiete der Stadt Frankfurt das ganze System des Volksunterrichts von der Landschule an bis zur Universität beobachten. Er beschränkt sich im zweiten Bericht auf die Primairschulen und gibt eine sehr bündige und gründliche Darstellung, welche sowol das Verhältniß der Verwaltung, des Consistoriums sowol als der höhern Behörde zum Unterrichtswesen, als die Einrichtung und den Wirkungskreis der Schule selbst umfaßt. Vorzüglich kommt hierbei die Frage zur Sprache, ob die Geistlichkeit Einfluß auf den Unterricht ausüben solle oder nicht. „Als der Protestantismus den Katholicismus zerstörte, ersetzte er ihn in allen seinen Privilegien und in aller seiner Machtübung (?). Es ist unnütz zu bemerken, daß eine ähnliche Einrichtung (ein aus Geistlichen und Laien zusammengesetztes Consistorium, welches den Unterricht leitet) keineswegs dem Frankreich des 19. Jahrhunderts entspricht; aber man muß anerkennen, daß sie in Sachsen vortreffliche Früchte getragen hat. Der Klerus hat sich immer aufgeklärt, eifrig, selbst leidenschaftlich für den öffentlichen Unterricht gezeigt. Dafür haben denn auch die Laien eine natürliche und freiwillige Fügsamkeit unter die geistliche Autorität. *Ein gegenseitiges, in den Sitten tief gewurzeltes Zutrauen stellt die Religion unter den Schutz der Aufklärung, und die Aufklärung unter den Schutz der Religion*". Diese letzte Bemerkung ist sehr wahr und beseitigt zur Genüge das Schiefe des vorhergehenden Raisonnements. Sehr traurig aber ist es, daß der französische Rationalismus (der wahre Liberalismus hält sich fern davon) in seiner Zerstörungswuth so weit geht, die Religion zugleich mit dem Pfaffenthum zu verdammen, und daß selbst ein Philosoph wie Cousin, um seine Popularität zu retten, seinem fanatischen Rationalismus die Concession machen muß, daß ein stolzes Viertheil der Menschen ohne Moral und Religion fertig werden könne. „Gott sei Dank", ruft er aus, „der Fanatismus der Abstraction und der Desorganisation hat doch *noch nicht allen* (!) moralischen und religiösen Unterricht aus den Volksschulen verbannen können; auch ist es lächerlich, diesen Unterricht zu gestatten und den Pfarrer des Orts gänzlich davon auszuschließen. Es ist lächerlich, in einem Lande, wo die christlichen Glaubenslehren noch in so vielen Familien leben, bei diesen Familien den öffentlichen Unterricht dadurch herabzusetzen, daß man ihm alle religiöse Garantie nimmt". Gewiß ist es eine der schwierigsten Aufgaben für Frankreich, das Mißtrauen gegen den Klerus zu heben. Der Protestantismus hat die politische Scheidewand zwischen Weltlichen und Geistlichen niedergerissen; und wenn sich auch hier und dort innerhalb desselben das Pfaffenthum eingenistet hat, so ist diese Hierarchie der Pfäffchen dem Wesen der Kirche so sehr zuwider, daß sie kaum ernstliche Besorgnisse einzuflößen im Stande ist. Indem er die Hierarchie verwarf, hat der Protestantismus den Kern, die Religion, gerettet. Kaum hat Frankreich diesen Kampf begonnen. Sehr richtig setzt Hr. Cousin den Zweck und das Wesen des ersten Volksunterrichts in die Gleichförmigkeit desselben. „Sie erzeugt Gleichheit der Kenntnisse bei den niedern Volksclassen, Gleichheit der geistigen und moralischen Gewohnheiten und Einheit der Nationalität. In einer höhern Sphäre, in einem mehr vorgerückten Alter muß man sich die Individualität entwickeln lassen; *denn die Individualität ist die Freiheit und zuweilen das Genie*. Aber für die Kindheit ist Gleichförmigkeit ohne Nachtheil und politisch von hohem Werth. Vereinigen wir denn mit der Gleichheit unserer Gesetzgebung und Verpflichtung zum Kriegsdienst die Gleichheit des Volksunterrichts".

Nach einer genauen Darstellung der weimarischen Bürgerschule, an der er namentlich den Musikunterricht hervorhebt, indem sich dort das musikalische und religiöse Genie der Deutschen entwickle, fügt er noch einige Vorschläge hinzu, die theils schon im Vorigen enthalten sind. Um den Unterricht der Beaufsichtigung der Geistlichkeit zu entziehen, will er ihn den Comités der Communen anvertraut wissen. „Weit davon entfernt, die provinziellen Gewalten mit zu großer Macht zu bekleiden, möchte ich ihnen tausend Dinge übergeben, die man im Centrum schlecht besorgt, weil sie die wahre Centralisation, welche wesentlich politisch ist, nichts angehen; auch interessiren sich die Leute nur für Dinge, bei denen ihnen Einfluß gestattet ist". Das Gesetz, welches die Aeltern zwingt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, will er ohne Weiteres auf Frankreich übertragen. Sehr richtig hat Hr. C. an einer andern Stelle bemerkt, der Protestantismus habe sich zuerst dadurch befestigt, daß er sich des Unterrichts bemächtigte. Wer segnet nicht die kostbaren Thränen, die Melanchthon über die Unwissenheit der Schullehrer und der Jugend geweint hat? Auch die Normalschulen, Seminarien für Schullehrer, will er eingeführt wissen; nur aus diesen sollen die Lehrer für die Communalschulen ernannt werden dürfen, und der Minister selbst soll ihr Patent unterzeichnen. „So hat der Minister den Pri-

mairunterricht in seiner Gewalt, und zu gleicher Zeit lebt und schreitet er fort unter den Communalbehörden. Auf dieser geachteten und mächtigen Gewalt muß man fortbauen, da in Frankreich der Klerus eine so wohlthätige Rolle wie in Sachsen nicht hat übernehmen wollen". Mit Begierde erwarten wir die Betrachtungen des Berichterstatters über den öffentlichen Unterricht in Preußen, wo er sich am längsten verweilt hat. 144.

Romanenliteratur.

1. Bona von Lombarda. Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert, von Wilhelmine Lorenz. 2 Bände. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Mit vielen Worten, die wenig Gebilde, noch weniger Gedanken geben, erfährt man, daß der Condottiere Peter v. Parma eine kleine Hirtin liebt, entführen, in Venedig bei einer alten Liebschaft von sich erziehen läßt und heirathet. Die Hirtin Bona ist eine muthige Amazone geworden, die den Geliebten und Gemahl ins Feld begleitet, aus Gefängniß und allerlei Nöthen befreit und tapfer, wenn's gilt, ihrer Haut sich wehrt. Mit Agnes Sorel hält sie traulichen Zwiesprach, wodurch Peters Befreiung erleichtert wird und der Leser eine Schilderung des französischen Hofs erhält, die freilich, sowie andere Ausschmückungen, die erforderliche Bogenzahl nicht herausbringen würde, wenn nicht die Verf. noch den sinnreichen Einfall gehabt hätte, die Begebenheiten eines zweiten Condottiere, Bondano, zu erzählen. In die Hauptgeschichte weben sie sich wenig ein, allein sie füllen Raum, denn auch die Geschichte des Doge Foscarini, seines zu Tod gemarterten Sohnes, bekommt man mit in Kauf. Der Stoff ist nicht neu; die frühern Bearbeiter haben nicht gerade Ursache, auf die neue Mitbewerberin eifersüchtig zu sein.

2. Selbstverblendung, oder die Reise nach den canarischen Inseln, von Wilhelmine von Gersdorff. Leipzig, Wolbrecht. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schlichthin erzählt, würde die aus eignen und fremden Mitteln mit Geschick verbundene Geschichte gefallen: sie hat Palmen und Papageien und Affen, also eine bunte, geräuschvolle Scenerie; jesuitische Umtriebe beschäftigen den grübelnden Verstand, eine unglückliche zärtliche Liebe, moralische Nutzanwendungen genügen dem Herzen, und so könnten verschiedene Gattungen von Lesern sich an dem Buche vergnügen; jetzt werden es nur die, welche zwischen geziert und geziert keinen Unterschied zu machen wissen, die blos die angenehme Bedeutung des Worts kennen.

3. Das Schloß von Coppet im Jahre 1807. Historische Novelle aus dem Nachlasse der Gräfin v. Genlis. Nach dem Französischen frei bearbeitet von C. G. Hennig. Leipzig, Peeters. 1831. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Consequent bis zum letzten Lebenshauche war die alte Dame Genlis, das muß auch die Mißgunst ihr zugestehen: Polemik wurde herbeigezogen, und ein gewisses Abfinden mit dem Geschichtlichen war ihr Bedürfniß geworden; stand nur unter dem Text historique, drinnen mochte es aussehen, wie es wollte. In diesem posthumus wird nicht, wie man vermuthen könnte, gegen Frau v. Stael polemisirt, sie ist zur Nebenperson herabgesunken; die Unterredung, die sie mit Napoleon gehabt, ist durch ein trübendes Medium gegangen, das die Meinung bestätigt, wie auch die genialsten Köpfe Stunden haben, wo sie Phrasen drechseln wie die gewöhnlichsten Alltagsmenschen; handelnd tritt Frau v. Stael nur zwei Mal auf, als eine feinere Art von Gelegenheitsmacherin und als Bestellerin künstlicher Blumen, die sie für ihre schöne Freundin aus Genf kommen läßt. Daß die Reizende, für die alle Männerherzen glühen, Julie Recamier ist, wird Niemanden verborgen bleiben, der die gefeierten Schönheiten der pariser Salons zu jener Zeit nur einmal nennen hörte; die Frau Gräfin verschwieg jedoch ihren Zunamen, und nur, nach altem Brauch, nannte sie sie Athenais. Dieselbe Gewohnheit veränderte auch den Taufnamen des Prinzen August von Preußen in Friedrich, auch mag in seine ihm beigelegte Sprach- und Handelsweise in Coppet sich manches Fremdartige mischen. Werner wurde durch „Luther" und „Attila" berühmt, die beide mit dem glänzendsten Erfolg auf die Bühne gebracht wurden! Ihren polemischen Geifer spritzt die streitsüchtige Französin diesmal auf Hrn. von Schlegel, dem sie nicht verzeihen kann, daß er Racine nicht über Euripides erhebt, und daß er an den drei Einheiten rüttelt und an die Unfehlbarkeit der Richter über Classicität des Dramas nicht recht glauben will. Weil nur ein bäurischer Pedant sich gegen Das auflehnen kann, was in dem galanten Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. als Norm für Frankreich und die Barbaren festgesetzt wurde, ist Schlegel zu einem lümmelhaften Ludimagister mit kreischender Stimme geworden, der sich in guter Gesellschaft aufs täppischste benimmt: Fehler, die am allerwenigsten dem berühmten Literator eigen sind, wie Jeder, der ihn nur einmal gesehen, bestätigen wird.

4. Der letzte Bischof von Lausanne. Historische Novelle von Pauline v. Reichstern. Braunschweig, Verlags-Comtoir. 1830. 8. 1 Thlr.

Wahrscheinlich Uebersetzung, und eine gute, nur nicht für Marot's und andere französische Lieder, die an sich steif gerathen und öfters den Sinn verfehlten, wie aus dem beigedruckten Original hervorgeht. Die Novelle erzählt die Händel der Bischöfe von Genf und Lausanne mit ihren Bürgern, den Rittern von der Kelle und den Löffiern, wobei Ungerechtigkeit, böser Wille, rohe Rechthaberei, gemeine Habgier und Rachsucht auf beiden Seiten, vor Allen aber auf der des verdorbenen Klerus, des zuchtlosen Adels herrschen. Die Menge zeigt sich kurzsichtig und wankelmüthig, wo sie handeln sollte, feig und nachgiebig, unbeugsam, aufrührerisch, wenn das Recht bei den Gegnern ist. Rühmliche Ausnahmen stellt auch diese verworrene Zeit auf, zu welcher vor allen der als Mensch und Priester gleich achtungswerthe Bischof Estavayer, Bonnivard, die Ritter von Montfaucon und Lullin nebst dessen Tochter Victorine gehören. In die wilden Umtriebe blickt ein freundlicher Stern, Eduard von Montfaucon's und Victorinens Liebe hinein: Alles scheint sich ihrer Vereinigung zu widersetzen; Muth, Geistesgegenwart, Standhaftigkeit verlassen die Liebenden auch in der bedrängtesten Lage nicht; geschwätzige Zigeuner, stumpfe Abgesse der beliebten Figur, helfen, Eduard nimmt den Glauben Victorinens, den reformirten, an, und es gelingt ihnen, den sichern Hafen häuslichen Glücks zu erreichen; aber den des lebhaften Antheils der Leser sehen sie nur von fern liegen, womit zugleich der Hauptfehler der Novelle ausgesprochen ist, der, Begebenheiten und die sie bedingenden und durch sie bedingten Personen nicht also dargestellt zu haben, daß man wahrhaft sich für sie interessirt. 84.

Notiz.

Wenn der Verf. der Anzeige über Harleß' „Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft u. s. w.", in der Beilage Nr. 19 d. Bl., als eine Merkwürdigkeit anführt, daß im Mittelalter eine Kirchenversammlung lange darüber gestritten habe, ob die Weiber auch Menschen sind: so ist demselben wahrscheinlich entgangen, daß dieser merkwürdige Streit in gewisser Art noch später in den Schriften der Gelehrten fortgeführt werden ist. In Walch's bekannter Schrift: „Introductio in controversias juris civilis", wovon die dritte und letzte Ausgabe noch 1791 erschien, findet sich folgender Satz: „Mulier est ex juris consultorum Romanorum sententia homo; neque aliud colligi potest ex L. 33, §. 5. D. de poenis". Es ist dabei ausdrücklich angeführt, daß Jak. Cujacius, lib. VI, obs. 21, und Petr. Wesenbeck ad tit. D. ad L. Cornel de sicar. num. 5, anderer Meinung sind. Einsender dieser Zeilen hat noch im Jahre 1799, als ihn im Walch'schen Disputatorium die Reihe gerade traf, über diesen Satz disputiren müssen. 209.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 280. — 7. Oktober 1831.

Englische Lexikographie.

Seit Johnson's Wörterbuch erschienen, seit 1755, ist für die englische Sprache in lexikographischer Hinsicht in England wenig geleistet worden. Sein Werk war der erste Versuch nach einem großen Maßstabe und als erster Versuch sehr gelungen. Der große Haufe in der literarischen Republik schwur seitdem auf das Wort des Meisters. Besonnenere Beurtheiler hielten das Werk wenigstens für einen so vollständigen Sprachschatz, daß, nach ihrer Meinung, spätere Forscher nur etwas hinzufügen könnten, und eine neue Durchsicht der englischen Schriftsteller, um die Grundlage eines neuen erschöpfenden Wörterbuches zu gewinnen, Zeitverschwendung sein würde. So begnügte man sich, wie Mason, Joddrel, Seager, und in neuern Zeiten Todd, mit Zusätzen und einzelnen Bereicherungen. Johnson's Vorgänger in der Lexikographie waren meist Gelehrte, die der von ihnen begonnenen Unternehmung weniger gewachsen waren als jener Wörterriese (giant of words), wie man ihn genannt hat; nur Phillps in seiner „Wörterwelt" („World of words") stand höher als die Uebrigen. Die englischen Wörterbücher für fremde Sprachen, wie die Werke von Palsgrave, Cooper, oder die Polyglotten von Baret, Minsheu u. A., mußten zum Theil aushelfen, um den englischen Sprachschatz auf Umwegen kennen zu lernen; einzelne encyklopädische Wörterbücher, Glossarien über die alten Dichter und Chroniken mußten zu Rathe gezogen werden, und wer in das Gebiet der Etymologie eingehen wollte, hatte nur von Junius und Skinner Beistand zu erwarten. Da trat Johnson auf. Sein Werk ist unstreitig nicht blos eine Verbesserung der Arbeit eines Vorgängers, ja nicht blos ein Wörterbuch, wie es ein Mann von mäßigen Gaben aus den gesammten Werken der Vorgänger hätte zusammentragen können. Es ist ein Originalwerk, groß in dem Entwurfe und oft in vieler Hinsicht glücklich in der Ausführung. Johnson hatte über die Foderungen, die ein Wörterbuch einer lebenden Sprache befriedigen muß, reiflich nachgedacht und viel Scharfsinn aufgeboten, die Bedeutungen der Wörter zu bestimmen. Sein Werk drängte alle Vorgänger in den Hintergrund, und mit gleichzeitigen Leistungen verglichen, die in Frankreich, Spanien und Italien unter der Leitung zahlreicher Gelehrtenvereine erschienen, trat es in seinen Vorzügen desto glänzender hervor. Gründliche Beurtheiler haben aber schon lange auch die großen Mängel des Werkes erkannt, und obgleich jeder Unbefangene das Urtheil des geistreichen Horne Tooke, daß es Johnson's werthloseste Leistung sei, zu strenge finden muß, so darf man ihm doch mit Mason, Coleridge u. A. zahllose Ungenauigkeiten, Unterlassungs- und Begehungssünden vorwerfen. Es ist auffallend, wie viele echtenglische Wörter in seinem Werke fehlen, und größer noch ist die Zahl nichtangegebener echter Wortbedeutungen. Nicht von phantastischen oder pedantischen Wörtern, oder poetischen Zusammensetzungen ist die Rede, oder von Wortbedeutungen, die nur im kühnen rednerischen oder dichterischen Schwunge gebraucht werden, sondern von gangbaren Wörtern; und fanden sich solche Wörter oder Wortbedeutungen nicht in den wenigen Schriftstellern, die Johnson zu Rathe gezogen hatte, so lag der Grund darin, daß sie keine Gelegenheit hatten, sie anzuwenden. Johnson lebte zu einer Zeit, wo man den Forschungen über Wörter und Wortbedeutungen noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Vergleicht man seine Bemerkungen über „Macbeth", die 2 Jahre vor der Ankündigung (1747) seines Wörterbuches erschienen, so sieht man, wie beschränkt seine Kenntniß der Schriftsteller in einer Sprache war, deren Lexikograph er werden wollte, und seine Ausgabe Shakspeare's bestätigt diesen Mangel. Er hatte die Zeitgenossen, welche dieselbe Sprache mit dem Dichter schrieben und sprachen, gänzlich übersehen. Es fehlen aber nicht blos Wörter und Wortbedeutungen, die gewissermaßen als veraltet betrachtet werden können, obgleich sie während des Zeitraumes, wo nach Johnson's Ansichten die englische Sprache in ihrer Reinheit gesprochen wurde, üblich waren, sondern auch viele, die man in weit spätern geachteten Schriftstellern findet, und die einen unstreitigen Anspruch auf einen Platz in dem Wörterbuche hatten. Fehlt viel, so muß auf der andern Seite auch viel weggenommen werden. So gehören die bei Spenser vorkommenden Wörter, deren viele in Johnson's Werke stehen, größtentheils eher in ein Glossar zu diesem Dichter als in ein Wörterbuch, das den Schatz der englischen Sprache während eines bestimmten Zeitraumes darlegen soll. Viele derselben sind schlimmer als offenbare Archaismen, deren sehr viele aus Chaucer und seinen Zeitgenossen sich hätten sammeln lassen; sie sind Spenser's

eigne Schöpfungen, welchen er einen künstlichen Rost des Alterthums auflegte, nachgemachte Antiken. In der Bestimmung der Wortbedeutungen ist Johnson oft ungemein glücklich, und hätte er auch nur darauf sich beschränkt, so würde er ein sehr nützliches Werk geliefert haben; aber auch hier strauchelte er zuweilen, besonders in der Erklärung wissenschaftlicher Ausdrücke. Auf diese etymologische Forschung machte er keinen Anspruch, sondern folgte seinen Vorgängern, Junius und Skinner. Die höhere Etymologie kann man wenig aus seinem Werke schöpfen. Er kannte die Wurzeln der englischen Sprache und die stammverwandten Sprachen des Festlandes zu wenig, als daß er über solche Gegenstände neues Licht hätte verbreiten können. Selbst in der niedern Etymologie, welche sich auf die Ableitung eines Wortes von einem andern in derselben Sprache bezieht, oder vielmehr auf die verschiedenen Gestalten, worin eine Wurzel mit Endsylben oder Vorsylben sich zeigt, hatte er schwerlich klare und zusammenhängende Ansichten. In dem Wörterbuche einer Sprache wie die englische ist es ungemein wichtig, anzugeben, wann, wie und durch wen neue Wörter aus den Sprachen des Festlandes oder aus den alten Sprachen angeeignet wurden, aber Johnson scheint dies gar nicht für die Pflicht eines Lexikographen gehalten zu haben. In diesem Theile der Sprachforschung erreichten die Engländer erst in neuern Zeiten eine weit höhere Stufe als Johnson und seine Zeitgenossen, und sie verdankten dies allein dem scharfsinnigen Horne Tooke, der in seinen „Diversions of purley“ *) nicht blos die Bedeutung und Natur der Partikeln erläuterte, sondern überhaupt Grundsätze aufstellte, die einem Lexikographen sichere Leitung geben. Ein anderes für den Lexikographen wichtiges Ergebniß seiner Studien ist der Umstand, daß er einige von ihm aufgestellte Grundsätze durch eine Vergleichung der Wörter, wie sie jetzt geschrieben werden, mit der Gestalt, in welcher sie bei den mittelalterlichen Schriftstellern und weiter in der Zeit erscheinen, wo man dieselben Worte angelsächsisch nennt, gewonnen hat. Es geht daraus hervor, wie wichtig es für Jeden, der ein Wörterbuch der englischen Sprache unternehmen will, sein muß, besonders in Hinsicht auf den etymologischen Theil, Schriftsteller wie Chaucer, Wickliffe, Robert von Glouceſter, Robert von Brunne zu studiren, aber nicht sowol um das Wörterbuch mit den längst vergessenen Wörtern dieser Männer anzuschwellen, als vielmehr sich in Stand zu setzen, von der Fortbildung der Gestalt und Bedeutung noch üblicher Wörter genügende Rechenschaft zu geben. Davon bei Johnson nicht eine Spur! Das philologische Studium der Schriftsteller aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth und der ganz veralteten ward erst später begonnen, und es kann ihn kein Tadel treffen, daß er nicht Entdeckungen vorausgeeilt ist, die noch verborgen lagen und ohne den Scharfsinn des Mannes, dessen wir rühmend gedacht haben, vielleicht noch verborgen sein würden.

*) Mit den handschriftlichen Veränderungen und Zusätzen des verstorbenen Verfassers neulich von R. Taylor herausgegeben.

Wer Johnson gerecht beurtheilen will, muß sein Werk mit andern Wörterbüchern und mit dem Zustande der Gelehrsamkeit in seiner Zeit vergleichen. Todd hat Johnson's Werk allerdings verbessert und nicht nur die Forschungen späterer Schriftsteller benutzt, sondern auch Vieles aus eignem Vorrathe hinzugethan; aber was das Bedürfniß der Zeit und der gegenwärtige Stand der Sprachforschung foderte, war eine gänzliche Umschmelzung des Werkes, oder vielmehr ein neues Werk, das Ergebniß einer umfassenden Durchforschung der Sprache in ihren Gestaltungen vom Mittelalter hinab bis zu ihrer Ausbildung. Nach diesem Preise muß gerungen werden, wenn wir ein Werk erhalten sollen, das ein Thesaurus, wie wir ihn für die griechische Sprache haben, ein vollständiger Sprachschatz genannt werden könnte. Eine solche Aufgabe müßte um so belohnender sein, da kein europäischer Volksstamm mehr als der englische die Aussicht hat, bald den größten Theil der bewohnten Erde zu bedecken. Dr. Webster berechnet, daß nach Verhältniß der bisherigen Fortschritte der Bevölkerung in weniger als 200 Jahren das nordamerikanische Festland von 300 Millionen Menschen bewohnt sein wird, welche die englische Sprache als Muttersprache reden. Blicken wir zugleich auf Englands Besitzungen in Nordamerika, in Südafrika, auf der indischen Halbinsel, in Neuholland und auf zahlreichen Inseln, Länder, die bald ganz von englischen Abkömmlingen und englischredenden Stämmen bewohnt sein werden, so sehen wir, daß nie eine Sprache von so vielen Menschen gesprochen wurde, als in einer nicht zu entfernten Zeit die englische Sprache reden werden.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire de Frédéric le Grand, par M. *Camille Paganel*. 2 Bände. Paris, 1830.

Zu keiner Epoche war wol die französische Literatur so reich an Memoiren, historischen Résumés und Biographien als während des Zeitraums der Restauration. Der Bibliograph erstaunt über die ungeheure Menge von Schriften dieser Art, die im Verlaufe der letzten 15 Jahre in Frankreich erschienen. Die Regierung begünstigte keineswegs diesen Zweig der literarischen Industrie; denn sie gewahrte in diesen Bestrebungen nur eine eitle Neubegier, die Absicht, Skandal zu erregen und die Gemüther in Bewegung zu setzen, oder, im unschuldigsten Falle, eine jener literarischen Moden, die zu andern Epochen Frankreich mit Sonetts, Romanen und ähnlichen Frivolitäten überschwemmten. Ohne zu erörtern, inwiefern die Regierung irrte, wollen wir nur die Thatsache bemerklich machen, daß die französischen Buchhändler den herrschenden Geschmack des Publikums wohl zu benutzen verstanden und es daher ihrerseits an vielfältigen Unternehmungen nicht fehlen ließen, um ein Bedürfniß, das sich offen kundgab, zu befriedigen. Selten täuschten sie sich auch in ihren Speculationen, wiewol die Schriftsteller, mit deren Erzeugnissen Frankreich überflutet ward, und deren Federn sie beschäftigten, von sehr verschiedenem Gehalt und Werth waren. Um billig zu sein, muß man jedoch in Erwägung ziehen, daß die Ungeduld der Unternehmer den Autoren oft nicht gestattete, auf ihre Werke jenen Fleiß zu verwenden, der sich an die Bedingung der Zeit knüpft. Ihrer Arbeit sah man daher häufig die Uebereilung an; die Anlage selbst war lückenhaft; Mangel an Kritik machte sich bemerklich, und der Styl

war nicht immer der Gattung oder dem Sujet angemessen. Im Allgemeinen jedoch hatten die Geschichtschreiber unter der Restauration einen unabhängigen und neuen Gang angenommen: sie waren nicht mehr in den Schranken der alten Manier, durch die Fesseln der Censur eingengt; sie griffen lebhaft Misbräuche und Vorurtheile an; sie suchten die Begebenheiten in ihr wahres, seither oft verdunkeltes Licht zu stellen, den Geschichtepochen ihre locale Farbe zu ertheilen und den Personen ihren wirklichen Charakter, so oft bis dahin durch die Geschichte verdreht, sowie ihre Leidenschaften, ihre Laster und Verbrechen zu enthüllen, die verrächtliche Vertheidiger gefunden hatten, oder die treuloserweise mit Stillschweigen übergangen worden waren. Der Verf. vorliegenden Geschichtswerks, schon vortheilhaft durch andere historische und literarische Arbeiten bekannt, gehört zu dieser bessern Classe der neuern französischen Autoren. Man sieht es dem Werke an, daß Hr. P. viel Zeit und Fleiß darauf verwandte, daß er, wenn nicht immer aus den besten, doch im Wesentlichsten aus guten Quellen schöpfte; auch beweist er sich seines Gegenstandes insofern würdig, als er bei Darlegung der Begebenheiten und Erforschung ihrer Ursachen oft viel Scharfsinn, immer aber eine große Unparteilichkeit verräth. Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß des großen Friedrichs Historiograph unter dem Einflusse jener Grundsätze religiöser und politischer Freiheit schreibt, welche wenigstens bei den jüngern Generationen Frankreichs vorherrschen. Gleichwol sind jene Grundsätze bei ihm keineswegs vom Parteigeiste begleitet; seine Meinung verfälscht niemals sein Urtheil. Billigt er die philosophische Bewegung, die das 18. Jahrhundert mit sich hinriß, so räumt er doch der Vorsehung die Rechte wieder ein, deren dieses verwegene Jahrhundert sie allzu oft beraubte. Sind seine Lehren und Wünsche der politischen Emancipation günstig, welche die Gestalt beider Welten veränderte, und ist er der Sache freier Institutionen eifrig ergeben, so begreift er nichtsdestoweniger die gesetzliche Ordnung mit unter die ersten Bedürfnisse der Völker und eine wirkliche und geachtete Macht unter die unumgänglichen und legitimen Erfodernisse des Königthums. Endlich, bewundert er Friedrich den Großen, so misbilligt er mit warmer Beredtsamkeit, ohne Schonung noch Vorbehalt, die Theilnahme des philosophischen Monarchen an der Zerstückelung Polens. Friedrichs Leben bietet dem Geschichtschreiber eine Klippe dar, die aus den mannichfaltigen Gesichtspunkten entsteht, unter denen dieser große Mann der Nachwelt erscheint. Hält sich der Geschichtschreiber bei Darstellung der Löwenkämpfe des Helden des siebenjährigen Kriegs zu lange bei den kriegerischen Arbeiten, bei den militairischen Operationen eines der ersten Feldherren der neuern Zeit auf, so läuft er Gefahr, die Aufmerksamkeit der Leser, denen die Kriegskunst fremd ist, allzu bald zu erschöpfen; und dennoch, wollte er über jene unsterblichen Feldzüge, welche fortan nebst denen Hannibal's und Turenne's die Grundlagen des Studiums der Taktik und Strategie bilden werden, nur flüchtig hinweggleiten, so hieße dies dem großen Könige eine seiner schönsten Palmen und dem Drama seines Lebens seine schönsten Scenen rauben. Friedrichs Ansprüche auf Ruhm als Administrator, als Philosoph, Gesetzgeber und Schriftsteller bieten die nämlichen Zweifel zu lösen, die nämlichen Schwierigkeiten zu bewältigen dar. Wir glauben, Hr. P. habe sich mit ziemlichem Glück aus diesem Dilemma gezogen. Die Kriege werden flüchtig genug erzählt, um stets die Aufmerksamkeit des Weltmannes aufrechtzuerhalten, und doch mit hinlänglicher Genauigkeit, um den Militair von Beruf nicht unbefriedigt zu lassen. Die Staatsgeschäfte werden in der Weise dargestellt, daß dadurch der Neubegier unsers Jahrhunderts in Allem, was die großen Interessen der Menschheit betrifft, genügt, zugleich aber auch ein Maßstab zur Würdigung alles Dessen an die Hand gegeben wird, was der große Friedrich that, um die Macht und Wohlfahrt seines Reichs zu sichern. Endlich beurtheilt Hr. P. den gekrönten Schriftsteller mit Geist und Geschmack. Das in dieser Beziehung von demselben Gesagte bildet sogar einen der gelungensten und anziehendsten Theile seines Werkes. Ohne die Eigenliebe des Franzosen zu verleugnen, zeigt der Verf., wie der große Mann, der seine Nationalsprache verachtete und 50 Jahre daran arbeitete, französische Literatur in seinen Staaten einheimisch zu machen, einen ungeheuern Aufschwung der deutschen Literatur ertheilte und ihr, die späterhin so herrlich in den Producten eines Göthe, Schiller u. A. m. erblühte, sowie selbst der Philosophie eines Kant den Weg anbahnte. Der Geschichte Friedrichs des Großen steht eine Einleitung voran, worin sich der Verf. über das alte Germanien, über dessen Geschichte und Revolutionen mit einer Gelehrsamkeit verbreitet, die seine historischen Studien außer Zweifel stellt. Hr. P. schildert in flüchtigen, oft sehr treffenden Zügen den Ursprung der Völker und verschiedenen Staaten von Deutschland; am längsten aber verweilt er bei der Geschichte der brandenburgischen Marken, Pommerns und Preußens. Hier beschäftigt sich derselbe vornehmlich mit Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten. „Unter seinen Gesetzen", bemerkt er sehr richtig, „wurden Preußen und Brandenburg vereint eine Macht; er stand mit den Königen auf gleicher Rangstufe". Sein Sohn, Friedrich I., eröffnete das 18. Jahrhundert durch Gründung der preußischen Monarchie. „Was ursprünglich nur das Werk der Eitelkeit gewesen, ward in der Folge ein Meisterstück der Politik". „Friedrich Wilhelm I.", fährt Hr. P. fort, „der in ganz Europa seine Garde mit Riesen zu recrutiren suchte, lebte in Mitte von Kriegsübungen im Frieden und gewahrte den Glanz des Thrones lediglich in einer Wachtparade, wie sein Vater ihn blos in dem Luxus der Knöpfe seiner Kleider erblickt hatte. So hatte Friedrich II. zum Großvater einen verschwenderischen König gehabt, der, nach seiner eignen Aeußerung, groß in kleinen und klein in großen Dingen war, und zum Vater einen geizigen, ungelehrten, fast rohen König, der ihm jedoch einen beträchtlichen Schatz und ein wohlgeübtes Heer hinterließ, als erste Elemente seiner künftigen Größe". Nach diesem Eingange beginnt die eigentliche Geschichte des großen Friedrichs, seiner glänzenden und langen Regierung. Alle gleichzeitigen Ereignisse in andern Ländern, selbst Amerika nicht ausgenommen, sind damit verwebt, und der Blick, den Hr. P. nach dem Ableben des Monarchen auf die Resultate seiner glorreichen Regierung wirft, reicht bis zu den Ereignissen und Menschen, die noch unsere Zeitgenossen waren.

So gelungen uns im Ganzen dieses Geschichtswerk erscheint, so trifft doch den Verf. vornehmlich ein Vorwurf: derselbe hat, wie uns dünkt, die Contraste der Philosophie Friedrichs und seiner Politik nicht hinlänglich ins Licht gestellt. Hr. P. verurtheilt ohne Schonung die kühnen Neuerungen Joseph's II., der sich auf dem Throne der Cäsaren, gleich einem Volkstribun, als einen ungeduldigen und tyrannischen Reformator bewies; minder aber macht er den Widerspruch in der praktischen Staatskunst Friedrichs bemerklich, der sich in seinem „Antimachiavell" so gerecht, so uneigennützig, so sehr Freund der Menschheit und der Tugend zeigt, und der es gleichwol, um zu seinen Zwecken zu gelangen, mit den Mitteln so genau eben nicht nimmt, Provinzen überzieht, Krieg erklärt und je nach dem Interesse des Augenblicks Bündnisse schließt und bricht. Es ist merkwürdig, daß gerade die drei Souveraine, welche durch die Zerstückelung Polens mit dem Beispiele eines Misbrauchs der Macht vorangingen, wie die Geschichte deren nur wenige aufzuweisen hat, Adepten jener Philosophie waren, die man zu der nämlichen Epoche die wahre Königin der Welt nennen konnte. Noch merkwürdiger aber ist es, daß ebendieselbe Philosophie diese Gewaltthat durch den Mund des Mannes (Voltaire's) belobte, der ihr Patriarch und Minister war. Es ist dies ein Beweis, daß etwas Erkünsteltes, Falsches, Gezwungenes in der Meinung wie in den Sitten jenes seltsamen Jahrhunderts lag, wo Alles geschraubt und gebrechlich war wie die Gesellschaft, die es von den frühern Zeiten geerbt, und die es am Ende umkehren sollte. Hr. P. deutet darauf hin, daß ein auf solcher Bahn vorschreitendes Jahrhundert zuletzt dahin gelangen mußte, wo wir es am Schlusse desselben erblicken, zur Sophisterei im Handeln, zur Anarchie, zum Wahnsinn; „und sicherlich," bemerkt er, „liegt darin eine große Lehre für Diejenigen, denen mit dem

benöthigten Talent, dieser Himmelsgabe, die Sendung zu Theil ward, auf den Geist der Menschen und ihre Schicksalsbestimmungen zu influiren". „Allein diese Lehre", fügt derselbe hinzu, „wäre nicht vollständig, wofern man nicht in genaue Erwägung den Anfangspunkt dieses Jahrhunderts zöge, das auf den angegebenen Wegen zur Demagogie und zum Verbrechen gelangte. Dieser Anfangspunkt ist der gewaltsame und unbändige Druck Ludwigs XIV. Das ganze 18. Jahrhundert war eine lange Reaction gegen die Tyrannei des großen Königs. Ludwig hatte die souveraine Gewalt auf die höchste Machtstufe erhoben; er hatte sie auf einen mit den freiern Sitten und dem Geist der Franzosen unverträglichen Punkt gebracht. Die Zügellosigkeit, worein Sitten und Geist verfielen, war eine Art öffentlicher Protestation und Rache. Diese Rache zog den Altar, den Thron und die Gesellschaft in den nämlichen Abgrund des Verderbens. Betrachtet man den großen Friedrich hinsichtlich des Antheils, den er an der Bewegung, die seine Zeit beherrschte, nahm, so unterscheidet sich derselbe dadurch von allen Uebrigen, daß er mehr Geschäftsmann und unabhängiger als seine ganze Schule war. Er allein war im 18. Jahrhundert ein umsichtiger Neuerer; er allein war tolerant und achtete die Altäre, wiewol er den Skepticismus fast bis zum Atheismus trieb; er allein war Gründer zugleich. Er errichtete seine Monarchie auf dauerhaften Grundlagen. Ohne eine Freiheit, wie wir sie gegenwärtig kennen, bei sich einzuführen, wußte er für die Gewalt Gegengewichte und Bürgschaften in der Gewalt selber zu finden, und so gelang es ihm, mittelst einer wohlthätigen Verwaltung sein Reich auf zwei Fundamenten — Kraft und Gerechtigkeit — zu gründen. Dies ist unstreitig des großen Friedrichs schönster Ruhm". Hr. P. hat sich besonders befleißigt, diesen Ruhm in sein wahres Licht zu stellen. Hat man sein Buch gelesen, so gelangt man zu der Einsicht, daß, wäre Friedrich auch nicht einer der größten Feldherren und der erhabensten Geister der neuern Jahrhunderte gewesen, er doch schon als Regent den Zunamen des Großen verdient hätte. 27.

Beiträge zu der Geschichte der Reformation. Von A. Jung. Erste Abtheilung. Geschichte des Reichstags zu Speier in dem Jahre 1529. Strasburg, Levrault. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift ist Professor und Pädagog an dem protestantischen Studienstifte St.-Wilhelm und Bibliothekaradjunct in Strasburg. Er beschäftigt sich seit mehren Jahren mit handschriftlichen Documenten, welche sich auf die große Begebenheit des 16. Jahrhunderts beziehen. Er sammelte mit höchster Sorgfalt, was er in den Archiven Strasburgs auffinden konnte, welche seit Sleidan dem kirchengeschichtlichen Forscher verschlossen geblieben waren. Nun die politischen Hindernisse gehoben sind, welche der Hervorsuchung und Bearbeitung jener historischen Quellen so lange Zeit hindurch im Wege gestanden hatten, ist denn auch der schätzbare Vorrath in eine Hand gekommen, die ihn mit Treue zu benutzen verstand. Die einfache Erzählung der Vorereignisse und des Hergangs, wodurch der speiersche Reichstag v. J. 1529 der Geburtstag des protestantischen Namens geworden ist, ruht überall auf einer urkundlichen Basis. Die Materialien zu einer gediegenen Darstellung konnten wol auch nirgends in solcher Fülle und mit solcher innern Bedeutung aufgefunden werden als gerade in den Archiven von Strasburg. Nicht allein hatte nämlich diese Reichsstadt in Jakob Sturm, dem ausgezeichneten Staatsmanne und geschätzten Freunde des Sleidan, einen der trefflichsten Abgeordneten und weisesten Vertheidiger der evangelischen Kirchensache auf den speierschen Tag gesendet (wie denn dessen mitgetheilte Briefe nebst den Schreiben seines Mitgesandten, des Matthis Pfarrer, von dem frommen Eifer, der standhaften Treue und klugen Umsicht der evangelischen Stände zeugen, zugleich aber auch ein Bild der gegnerischen Bemühungen und des trotzigen Verfahrens der numerisch stärkern katholischen Partei entwerfen); dazu kommt noch ferner, daß gerade ein dritter strasburgischer Gesandter es war, an dessen Erscheinung sich die Tendenz der Antievangelischen am deutlichsten hervorstellte und die Schar der Freunde des geläuterten Glaubens zur muthvollen Protestation herausforderte.

Auf dem wormser Reichstage war nämlich ein Reichsregiment eingesetzt worden, um bei den häufigen Abwesenheiten des Kaisers die laufenden Geschäfte zu besorgen. Es bestand aus 22 Räthen, wovon 4 von dem Kaiser ernannt wurden; ferner waren in dem Regiment ein Kurfürst, der vierteljährig abwechselte, 5 Räthe für die übrigen Kurfürsten, ein geistlicher und ein weltlicher Fürst, ein Prälat, ein Graf, 6 Repräsentanten der Kreise und 2 Abgeordnete der Städte; diese letztern wechselten gleichfalls jedes Vierteljahr, und zwar so, daß in den 3 ersten Monaten die Abgeordneten von Köln und Augsburg, in den folgenden die von Strasburg und Lübeck, dann die von Nürnberg und Goslar und zuletzt die von Frankfurt und Ulm berufen wurden. Alle diese Personen des Regiments sollten aller Gelübde und Eide, womit sie dem Kaiser, den Kurfürsten, Fürsten oder Andern verbunden wären, gänzlich ledig sein. Mit dem April kam die Reihe an Strasburg, und es wurde hier Daniel Mieg, ein würdiger Bürger, erwählt, der schon mehre Male hohe Aemter in der Magistratur bekleidet hatte und, obgleich der Reformation sehr zugethan, doch jederzeit als ein kluger und gemäßigter Mann aufgetreten war. Nach schweren Unbilden — wobei man ihn, als er sein Mandat dem Reichsregiment überreichen wollte, eine volle Stunde draußen warten und ihm dann sagen ließ, er möge nur in seine Herberge zurückkehren, man werde ihm über das Weitere Mittheilung zuschicken — und trotz der Nachweisung, daß er hier als Repräsentant nicht einer Stadt, sondern des Reiches zu handeln und zu reden durch die wormser Ordnung berufen sei, wurde demselben hartnäckig der Eintritt in das Regiment verweigert und sich dabei auf keinen andern Grund berufen, als weil mit Verachtung kaiserlicher Majestät in Strasburg die Messe abgeschafft und, durch Gewalt des Pöbels nicht sowol als der Vornehmen der Stadt, auch in dem Münster die Aenderung des Gottesdienstes vorgenommen worden sei.

Dieser Vorfall und andere Beleidigungen, die den evangelischgesinnten Städten zugefügt worden waren, setzten die Absicht der Katholischen in ein so klares Licht, daß die zumal sehr ungerechten Foderungen des von dieser Partei niedergesetzten Reichstagsabschiedes bei den Evangelischen den entschiedenen Schritt bewirken mußten, von dem jener Reichstag seine große Bedeutung in der Geschichte der evangelischen Kirche empfing. Die Fürsten und die Abgeordneten verließen Speier, nachdem noch am 25. April alle Protestirende, die Fürsten und die Bevollmächtigten der Städte, „in dem kleinen Stüblein, in des würdigen Ehren Peter Muterstats, Caplans in St.-Johanniskirche zu Speier, Behausung, in der St.-Johannsgasse, versammelt", durch die Notarien Salzmann und Stettner auf 12 Pergamentblättern die große Protestationsurkunde hatten feierlich und in aller Form abfassen lassen; denn die Erklärung, welche den Ständen vorgehalten worden, war nur auf Papier geschrieben.

Die angehängten Actenstücke bieten fortlaufende Belege zu der geschichtlichen Erzählung dar. Am Schlusse steht ein Abdruck der speierschen Protestationsurkunde. Diese sämmtlichen höchst wichtigen Quellen, die über einen besonders merkwürdigen Theil der Reformationsgeschichte das erfreulichste Licht verbreiten und zur glänzenden Verherrlichung der Gesinnung und That der Evangelischen gereichen, sind mit größter Genauigkeit in der Schreibart der Originale abgedruckt. 12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 281. —— 8. Oktober 1831.

Englische Lexikographie.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Eine solche Aufgabe zu lösen, kann freilich nur von einem begabten Forscher im Mutterlande erwartet werden, wo nicht nur alle gedruckten Sprachdenkmale, sondern auch Handschriften, von welchen die in grammatischer Hinsicht höchst wichtige Uebersetzung des Alten Testaments von Wickliffe erst jetzt einen Herausgeber erwartet, zu Gebote stehen, und wo der Umgang mit den gebildetsten Sprachgenossen allein Gelegenheit geben kann, die feinern Eigenheiten der Aussprache und die wirklich üblichen Wortbedeutungen aufzufassen. Je größer die Schwierigkeiten für einen Schriftsteller sind, der diese Vortheile größtentheils entbehrt, um so höher sind die Verdienste anzuschlagen, die sich der gelehrte Amerikaner Noah Webster, Doctor der Rechte in Neuyork, durch sein „American dictionary of the english language" erworben hat, das 1828 in 2 Quartbänden in Neuyork herauskam und seit 1830 in einzelnen (12) Lieferungen bei Black in London, unter der Aufsicht des sprachkundigen Barker, mit Zusätzen von dem Verfasser und dem Herausgeber in einem neuen Abdrucke erscheint. Webster hat sein ganzes Leben dem Sprachstudium gewidmet und umfassende Sammlungen für eine allgemeine Geschichte der Sprachen angelegt. In den letzten 20 Jahren widmete er seine Forschungen hauptsächlich der englischen Sprache und machte auch eine Reise nach England, wo er sich 8 Monate aufhielt. Bereits vor 40 Jahren schrieb er grammatische Lehrbücher für die amerikanischen Schulen, und er beklagt sich über die unbescheidene Benutzung seiner Bemerkungen, die Lindley Murray sich erlaubt hat, dessen Sprachlehre in England in unverdientem Ansehen steht. Sein Wörterbuch fand in der Heimath eine glänzende Aufnahme und wurde durch 2200 Subscribenten unterstützt. Diese Aufmunterung und der Inhalt des Werkes selbst und einiger andern grammatischen Schriften können beweisen, daß die gebildete Volksclasse in Amerika der Sprache eine sorgfältige Beachtung widmet und bedacht ist, weitern Abweichungen von der Reinheit der Rede vorzubeugen. Auch die englische Ausgabe hat eine günstige Aufnahme gefunden, und die Verbreitung dieses Werkes wird vielleicht dazu beitragen, das herrschende Vorurtheil für Johnson zu schwächen. Ein unbefangenes Urtheil über Webster's Leistungen muß ihr ausgezeichnetes Verdienst anerkennen. Er hat ein Werk geliefert, dem in nicht geringem Grade der Vorzug der Originalität gebührt, und das nicht nur das eigentliche Bedürfniß für den gewöhnlichen Lebensverkehr befriedigt, sondern auch reich an schätzbaren philologischen Bemerkungen ist. Es fehlen ihm freilich die Eigenschaften, die wir oben als Erfordernisse eines vollständigen Sprachschatzes angedeutet haben, und es kann insofern die hochgespannten Erwartungen des Sprachforschers nicht befriedigen, aber es ist ein Werk von einer ausgezeichneten praktischen Nützlichkeit und enthält selbst Vieles aus dem Gebiete der höhern Etymologie, das ihm Vorzüge vor allen Vorgängern sichert.

Diese Blätter sind nicht der Ort, wo wir in umfassende Erörterungen über das Ganze und über Einzelnes eingehen könnten. Wir müssen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Eine Einleitung und eine Sprachlehre eröffnen das Werk wie bei Johnson. Jene ist als Grundlage des etymologischen Theiles des Wörterbuches vielfach belehrend; aber man vermißt doch eine erschöpfende Nachweisung der Veränderungen, welche die Sprache der Engländer seit der Ansiedelung der Angelsachsen erlitten hat, sowie eine Nachweisung des Ursprungs und der Bedeutung der Sylben oder kleinen Wörter, welche nur als Vorsylben oder Endungen vielsylbiger Wörter vorkommen, und der wichtigern Veränderungen, die in der Orthographie und in dem grammatischen Bau der Sprache während des Laufes mehrer Jahrhunderte stattgefunden haben. Was der Abschnitt über die Orthographie von den Veränderungen der Wörter in ihrer Buchstabenform sagt, kann nicht genügen. Die Sprachlehre folgt zu sehr dem alten orthodoxen Plan.

Werfen wir einen Blick auf das Wörterbuch selbst, so erfahren wir zwar, daß Webster die 58,000 in Todd's Ausgabe des Johnson aufgeführten Wörter bis 70,000 vermehrt hat; bei genauer Prüfung aber ergibt sich, daß der amerikanische Lexikograph sich darauf beschränkt hat, Johnson's Wörterverzeichniß zum Grunde zu legen und seiner Sammlung die neuen Wörter hinzuzufügen, die ihm vorkamen. Johnson's Begehungssünden sind daher auch in Webster's Werk übergegangen. Es ist zu bedauern, daß wir in dieser Beziehung nicht das Ergebniß einer selbständigen Forschung finden. Hielt ihn die

Scheu vor der Tyrannei des Vorurtheils für Johnson ab, das erst jetzt zu weichen beginnt? In Hinsicht auf die Aufnahme oder Verwerfung der Wörter aus der ältern Sprachperiode folgt Webster so wenig als Johnson einem befriedigenden Grundsatze. Einige Zugaben, mit welchen Webster die Wörterzahl vermehrte, haben das Gepräge der amerikanischen Sprachmünze, und er hätte sie lieber seinem Landsmann Pickering überlassen sollen, der ein eignes Werk über solche Wörter geschrieben hat.

In der Orthographie der Wörter begnügte sich Johnson, die Form zu wählen, welche die meisten Stimmen für sich zu haben schien. Webster aber stellt gewisse Grundsätze auf, welchen er Wörter von zweifelhafter Schreibung nach Anleitung der Analogie anzupassen sucht, wiewol er ungeachtet seiner Liebe zu Einförmigkeit nicht immer consequent verfährt. In der Bezeichnung der Aussprache folgt Webster einem weit einfachern und bessern Plan als irgend einer seiner Vorgänger. Der etymologische Theil des Werkes ist unstreitig der ausgezeichnetste. Dem Verf. leistete seine Kenntniß der stammverwandten Sprachen des neuern Europa wesentliche Dienste, und keiner seiner Vorgänger hat die Vergleichung dieser Sprachen so fruchtbar benutzt, als es hier geschehen ist. Es ist sehr zu wünschen, daß er die vergleichenden Sprachtabellen, deren er in der Einleitung erwähnt, bald bekanntmachen möge. In der Bestimmung der Wortbedeutungen war Johnson zwar ein ausgezeichneter Vorgänger, aber Webster folgt ihm hier nicht so unbedingt als im Wörterverzeichnisse, und er zeigt überall, daß er diesem Theile seiner Arbeit ein sorgfältiges Nachdenken gewidmet hat. Vorzüglich gelungen sind seine Bezeichnungen der Bedeutung der in das Gebiet der Wissenschaft gehörenden Wörter. Eine echtphilosophische Anordnung der Wortbedeutungen finden wir freilich weder bei Johnson noch selbst bei Webster, der zwar Dem, was er für die Wurzelbedeutung hält, den Vorrang gibt, aber uns nicht sagt, ob die secundairen Bedeutungen unmittelbar aus der Wurzelbedeutung oder aus abgeleiteten Bedeutungen hervorgegangen sind, und nur in seltenen Fällen versucht er zu zeigen, wie die neuern Bedeutungen aus der Wurzelbedeutung entstanden. In den Berufungen auf Schriftsteller unterscheidet sich Webster wesentlich von Johnson, der bekanntlich die Wortbedeutungen mit zahlreichen Schriftstellen belegt, welche mit großer Sorgfalt ausgewählt und, wie Jemand treffend sagt, Literaturblumen in diesem großen Wörtergarten sind. Hat Johnson hier mit zu verschwenderischer Hand gespendet, so ist Webster zu karg gewesen. Man findet oft keine Belege, wo man sie nicht entbehren kann. Eine Eigenheit seines Werkes ist, daß er sehr häufig Stellen aus amerikanischen Schriftstellern anführt, die er mit heimathlichem Stolze den großen Namen aus dem Mutterlande anreiht. 106.

La canzone del brav' uomo.

„Doch kann eine Zeit kommen, wo die Romantik ihre ahnungsreichen Pforten in Italien öffnet, oder wo geistreiche Uebersetzer auftreten, und dadurch die Grenzscheide der Alpen allmälig niedriger wird". Mit dieser Prophezeiung schließt ein neuerer Schriftsteller über Italien seine „Cisalpinischen Blätter". Er hatte nicht ganz Unrecht, aber auch nicht ganz Recht. Der Genius der deutschen Poesie regt sich in Italien; merkt man es ihm auch an, wie schwer es ihm wird, in einer Luft, darin er nicht erzogen, seine Schwingen zu bewegen, so sieht er sich doch mit gastlichem Wohlwollen empfangen und hat bereits vor ausschweifendem Enthusiasmus behutsamer als vor Vorurtheilen und misgünstigem Eigensinn sich in Acht zu nehmen. Die Saite der deutschen Poesie, deren Klang die Gemüther in Italien vorzüglich zu begeisterter Theilnahme erweckt, ist die romantische. Als etwas Neues lockt sie das wißbegierige Streben; als das Feld der Ahnung, dessen Gestalten in den Schleier des Helldunkels sich hüllen, findet sie das jugendliche Gemüth besonders empfänglich und ermuthigt die Kühnheit, den alten langverehrten Vorschriften der Aesthetik Hohn zu sprechen. Die grauen Professoren mögen schreien wie sie wollen, mögen über die Verwirrung des Geschmacks klagen, welche den Parnaß mit einem Wuste von Unkraut zu überziehen droht, mögen die ausschweifende Phantasie verdammen, durch welche die silberhelle Hippokrene über kurz oder lang in einen strudelreichen, Felder und Hütten überschwemmenden Bergstrom verwandelt werden muß: die jungen Freunde der Muse kehren sich nicht daran, sie haben erwartungsvoll das Gesicht gen Norden gewandt und verlangen poetische Muster aus einer himmelgegend, aus welcher vor Zeiten die verschrienen Barbaren, die Verwüster alles Edeln und Schönen, in die heitere italische Ebene herabgestürmt. Die Romantik ist das Losungswort der Partei, die, mit stärkern Lungen und mit rüstigern Kräften ihrer Widersacherin entgegentretend, wahrscheinlich im Kampfe siegen wird. Nur freilich hat sie aller ihrer Begeisterung ungeachtet das echte tiefere Wesen der Romantik noch nicht begriffen. Weil der Geist in ihr, von vorn hinein ohne beschränkenden Rahmen auftretend und kein Gesetz der Herkömmlichkeit anerkennend, nicht erst die Form sich denkt, um hernach sich in ihr zu bewegen, sondern sie während seiner Schöpfungen, wie sie auch immer sich gestalten möge, als etwas Mitentstehendes hervortreten läßt, oder wenn sie sich nicht bequemen will, gewaltsam sie zersprengt, pflegt man in Italien den Hauptcharakter der Romantik in wilder Gesetzlosigkeit zu suchen, und ein Sprung über die gewöhnlichen Regeln gilt für einen romantischen Schwung. Die Ahnung, der eigentliche Hauch der Romantik, scheint den Italienern noch nicht aufgegangen; der geheimnißvolle Mond, welcher, die Gegenstände mit zauberischem Halblichte erhellend, dem Gemüthe größere und erhabenere Erscheinungen zeigt, als die Augen sehen, wird in Italien bis jetzt noch immer von der strahlenreichen, Alles erleuchtenden Sonne verdunkelt. Daher die Gebrechlichkeit, die uns so empfindlich auffällt, wenn wir deutsche Balladen und Romanzen in italienischer Uebersetzung lesen. Wenn das ne quid nimis selbst vom breiten Epiker nicht aus den Augen gesetzt werden darf und dem Dramatiker als eine gewichtvolle Vorschrift zur Seite stehen muß, so verwandelt es sich für den Lyriker in ein strengeres ne omnia; er muß Weniges aussprechen, Vieles ahnen lassen, seine Töne sind Anregungen, Klänge, die lange Zeit in der Seele nachklingen — eine Zeile muß im Gemüthe des Lesers zu fünfen werden, und wer sich aufs Verdünnen gut versteht, kann aus einer Bürger'schen oder Göthe'schen Romanze einen meilenlangen Kanal bewässern. Diese Verdünnungssucht ist die freigebige Schwäche der italienischen Uebersetzer, und man hat Unrecht, wenn man der Ursache in der Sprache begegnen will. Die italienische Zunge kann sich bündig genug ausdrücken, das hat Alfieri gezeigt; die langen Perioden, in denen der erste Buchstabe mit dem letzten nur durch ein Fernrohr sich begrüßen kann, sind ein luxuriöser Mißbrauch, über den die Sprache, wenn sie einmal für sich selbst reden dürfte, mit bitterer Empfindlichkeit sich beklagen würde. Die Uebersetzung des Bürger'schen: „Liedes vom braven Manne", mit welcher wir hier den Leser bekanntmachen wollen, hat die verdünnende Breite mit

ziemlichem Glücke zu vermeiden gesucht; ganz aber ist es ihr nicht gelungen, und vergleicht man die Copie mit dem Originale, so muß man bei den meisten Strophen noch immer ausrufen: „Criminis agnosco veteris vestigia multa".

Es gibt noch Leute in Verona, die sich als Augenzeugen der außerordentlichen Ueberschwemmung erinnern, durch welche die Etsch an den ersten beiden Septembertagen des Jahres 1757 verschiedene Gegenden der Stadt in Gefahr setzte; Niemand aber sah sein Leben fürchterlicher bedroht als die Leute, die nach Wegreißung der sogenannten Schiffbrücke in dem alten Thurme, welcher sich in der Mitte derselben erhob, zurückgeblieben waren. Die erste geschichtliche Erwähnung dieses Unglücks findet man bei Giambattista Biancolini, der ein Werk über die Bischöfe und Kirchen von Verona geschrieben; auch der noch lebende Abt Joseph Venturi, in seiner kirchlichen und profanen Geschichte von Verona, spricht mit ziemlicher Ausführlichkeit darüber; nähere Nachricht gibt der gegenwärtige Podesta von Verona, Giambattista da Persico, dessen Beschreibung von Verona und seinen Umgebungen ein Muster von ausführlicher Genauigkeit und von Liebe zur Sache ist. Kein Wunder, wenn das furchtbare Ereigniß auch ein Gegenstand der poetischen Bearbeitung wurde; besondere Erwähnung verdient hier ein Gedicht von Johann Cosa in lateinischen Hexametern, ein poetisches Product, welches sich vor den berühmten Arbeiten des Flaminius und des Fracastoro nicht eben zu schämen braucht; wie es sich zur Ballade unsers Bürger verhält, muß ein Anderer als ein Deutscher entscheiden. Doch die Poeten verwandeln ein geschichtliches Factum nach ihrem Bedarf; es sei daher erlaubt, das Ereigniß nach seiner Wahrheit mit wenigen Worten zu erzählen. Am 2. September hatte die Etsch, hoch angeschwollen und ungestüm, die beiden mittlern Bogen der Schiffbrücke weggerissen und bedrohte den Thurm, der zwischen jenen Bogen stand und, bereits erschüttert, sich um 8 Fuß über seine Grundfläche hinausneigte. An beiden Ufern hatte sich eine ungeheure Menschenmenge versammelt; mit Schrecken und Mitleid sah man 2 Frauen und 2 Kinder bedroht, die aus den Fenstern des sinkenden Thurmes ein lautes Geschrei hören ließen und in Verzweiflung um Hülfe jammerten. Der Marchese Giambattista Spolverini, bekannt durch sein Gedicht über den Reisbau, damals Stadthauptmann von Verona, lief gleichfalls herbei und hoffte, den gefährdeten Leuten auf irgend eine Weise Hülfe verschaffen zu können; wer die Unglücklichen retten würde, der sollte aus seiner Hand ein reiches Geschenk erhalten. Die Menge vernahm stillschweigend das Anerbieten, vergebens sah man sich unter ihr nach einem Helfer um. Unerwartet erscheint am Ufer des Stromes ein Mann aus dem niedern Volke, Bartolommeo Rubele, genannt der Löwe, aus dem Dorfe Pojano in dem Thale Pantena gebürtig, ein Lastträger beim Mauthamte der Stadt. Mit Kühnheit gürtet sich der Mann zu dem gefahrvollen Beginnen, erhält von einem Priester Ablaß, bindet mehre lange Leitern zusammen, macht einen Bretergang daraus und nimmt einen Strick mit, um ihn den Unglücklichen zuzuwerfen. Die Leitern schwanken und beugen sich, er fragt nicht danach. Zittern und Beifall begleiten ihn bis zum Thurme; mit verbundenen Augen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden, müssen die Bedrohten herabsteigen, sie halten sich an den Strick, den er ihnen zuwirft, Einer nach dem Andern gelangt ans Ufer, er selbst folgt ihnen als der Letzte. Rubele hatte wirklich das Wagniß nur aus menschenliebendem Mitleid unternommen; denn er wies die Belohnung des Marchese zurück und verlor sich, bewundert und gepriesen, unter die Menge. Der Thurm ist übrigens nicht eingestürzt, sondern wurde im Jahre darauf bei Erbauung der jetzigen Brücke abgetragen.

Eduige de' Battisti di San-Giergio, die verdienstvolle Uebersetzerin der Schiller'schen „Maria Stuart", jetzt mit der Uebertragung der „Iphigenie" von Göthe beschäftigt, hat die Bürger'sche Ballade vom braven Manne mit glücklichem Takte übersetzt; behutsam nahm sie sich vor der verdünnenden Breite, von welcher oben die Rede gewesen, in acht, und manche Strophen sind ihr meisterhaft gelungen. Als Probe mögen hier die beiden ersten stehen.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Ostwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Dell' uom prode alto suona la lode
Come squilla da concava fore
Sacro bronzo, o com' organo s'ode
Arrivare degli inni il fervor.
Non è l'oro tributo al suo merto,
Ma n'è premio del vate la voce.
Me felice che nobile un serto
Tesser posso del forte al valor!

Furioso era noto sbucato
Dagli australi lontani recessi,
E di nembi e di pioggie aggravato
Sibilava per l'italo ciel.
Come lupo le agnelle timenti
Ei disperde le nubi e le messi,
Le foreste divelle, e i torrenti
Disfrenando si vanno dal gel.

Daniel Leßmann. *)

Die literarische Stellung des Protestanten zu dem Katholiken. In Absicht auf einen gültigen und schönen Gemeinzweck in Deutschland! Geschichtliches und Wissenschaftliches, betreffend das Höchste der Menschheit. Mit Zugaben über Neues im deutschen Osten und Süden von J. Salat. Landshut, Thoman. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Bogenzahl (44 Bog.), die Mannichfaltigkeit des Titels und der Name des Hrn. Verfassers sind Bürge dafür, daß recht mannichfache Sachen und Menschen in diesem Buche zur Sprache kommen. Die Personalkenntniß und die freimüthige Darlegung derselben, welche der würdige Hr. Verf. uns vorführt, sind wahrhaft bewundernswürdig; da jedoch das ganze Buch im Grunde ein Epos ist, welches des Verfassers literarische Stellung und mannichfaches Mitgeschick zum Gegenstande hat, so wäre es zweckwidrig, dasselbe zu recensiren; wir begnügen uns daher mit Anführung einiges Interessanten aus „dem Leben, den Meinungen und den Thaten" des Hrn. Verf. Auf der 480. Seite erfahren wir, daß derselbe sein 65. Lebensjahr erreicht hat und jetzt schon 5 Jahre quiescirt ist. Natürlich wünscht ein so regsamer Mann nichts sehnlicher als eine Beendigung eines solchen Zustandes, und zwar lediglich aus dem Grunde dieses Beiwortes, denn er gibt selbst folgendes Zeugniß: „So schrieb der Verf. neulich einem Freunde: Mir ginge es sehr gut, könnte (dürfte) ich nur meinen akademischen Wirkungskreis vergessen!"

Rührend ist die Aeußerung dieser Gemüthsverfassung auf derselben Seite in den Worten: „Mußten denn, damit die Akademiker Schelling und Franz Baader bei der Universität als Lehrer der Philosophie eintreten konnten, die ordentlichen Professoren derselben (seit 19 Jahren!) entfernt werden?" Dann folgt ein Vorschlag in 8 Artikeln, wie man dieses Schrittes

*) Der unglückliche Verfasser sandte uns diesen Aufsatz als seinen ersten Beitrag Ende August d. J. D. Red.

„itte überhoben sein können. Bei dieser ganzen Verhandlung sieht der würdige Verf. sich genöthigt, freimüthig auf Schelling's und Köppen's Privatverhältnisse einzugehen, und dies gibt ihm wiederum Gelegenheit zu einer Note, woraus wir erfahren, daß doch am Ende noch sehr Wichtiges zurückgeblieben ist, denn es heißt: „Es kostete und kostet, ich gestehe es, einige Ueberwindung, dieses Thatsächliche, Köppen und Schelling betreffend, nicht mitzutheilen. Aber diese Zurückhaltung mag nun auch zeugen gegen den Vorwurf, den mir jüngsthin ein junger Parteimann gröblich und grob genug machte: daß ich Alles (!?), was man mir sage, drucken lasse. Und ich hatte ja nicht berührt, was mir Jemand sagt: N. N. ist kein Heiliger u. s. w."

Merkwürdig sind die beiden Einwendungen, welche man gegen die Foderung der Wiederanstellung gemacht: „1) Die neue Regierung, die Männer, welche jetzt am Staatsruder sind, stellen eben Solche an, deren Lehren und Grundsätze ihren Zwecken und Ansichten zusagen; wären die Andern am Ruder, sie würden es ebenso machen. 2) Jetzt, nachdem Prof. Salat dieses Buch („Wahlverw. u. s. w.") geschrieben und herausgegeben, kann ihn die Regierung nicht mehr anstellen; sie würde sich ja sonst ein Dementi geben, sie würde factisch gestehen, daß sie gefehlt, daß sie Unrecht gethan habe; eine Regierung aber darf nie gefehlt haben u. s. w." Hieraus ist ohne Weiteres klar, daß Hr. Salat seine Feinde habe, und zwar leider mächtige und glückliche, deren Grundsätze wol so lange als sie selbst bestehen werden. Uns Uebrigen hilft es wenig, wenn wir mit dem Joch auf dem Rücken vor dem Publicum erscheinen: il faut se soulager! Merkwürdig sind die Aufschlüsse des Verf. über die Art, wie ihm norddeutsche Recensenten seine Schüler streitig gemacht, gleich im Anfange des Buches; woraus denn zugleich die üble Stellung katholischer Schriftsteller, die von protestantischen Literaturzeitungen abhängen, „weil sie keine eignen haben", hervorgeht. Der erste von den gedachten Fällen, welcher zugleich der auffallendste ist, ereignete sich folgendermaßen: Ein Schüler des Verf. löste die Preisaufgabe: „Ueber das Verhältniß des Wesens zur Form in der Philosophie", besonders nach den Ansichten seines Lehrers, der auch die Aufgabe gestellt hatte. „Diesen Grundlehren zufolge hob er die Philosophie besonders in der Mitte zwischen Sophistik und Mystik hervor, und nicht minder drang er im Gegensatz mit Jacobi und Köppen auf die Philosophie als Wissenschaft. Indem nun die (eine norddeutsche) Recension im Ganzen sehr gut und günstig ausfiel, wurde der Verf. als ein hoffnungsvoller Zögling des Hrn. Hofraths und Prof. Köppen zu Landshut aufgeführt! Von mir, als Mitlehrer, — kein Wort. Nun ließ ich bei gegebenem Anlasse eine Berichtigung in dieselbe Literaturzeitung einrücken. Und was geschah? Nach einiger Zeit ward dieselbe Preisschrift daselbst noch einmal von einem Andern zur Sprache gebracht: und auch dieser Recensent führte den jungen Verf. nicht ohne besondere Auszeichnung als einen Schüler von Köppen auf — also Denselben, der 1) bei meinem Collega nicht über Einen Gegenstand gehört hatte, 2) dessen Preisschrift keineswegs nach den Ansichten dieses Lehrers, sondern vielmehr im Widerstreite damit, bearbeitet war, und den ich 3) so bestimmt als meinen Schüler in Anspruch genommen hatte!" Das Unrecht liegt auf der Hand, indessen muß man hoffen, daß der Schüler selbst sich nicht hat irren und abwendig machen lassen durch die Besprechung des Rec.

Interessant ist ferner die Entwickelung der Ursachen und Beweggründe, weswegen der Dr. Schmid im „Hermes" grob und wegwerfend über den Verf. gesprochen, und die Ansicht, wie eigentlich so der „Hermes", indem er ihn (den Verf.) stürzen half, im Dienst der Obscuranten- und Jesuitenpartei stand, ohne es selbst zu wissen, ja indem er sie zu bekämpfen wähnte.

Und endlich gehört dahin die große Beschuldigung des Hegelismus und Schellingismus mit der Frage (S. 320): „Ob nicht das Identitätssystem oder, sobald es auf die Sache ankommt, die (neueste, sogenannte) Naturphilosophie indirecterweise dem Pfaffenthum selbst diene, ja zum baaren Ultrakatholicismus, und nicht etwa nur, indem es durch eine Verbindung des Poetischen mit dem Speculativen der Phantasie einen Schwung gibt, zu einer Art von Mysticismus, sondern auch zum Obscurantismus und insbesondere, nachdem vornehmlich die Ethik oder die Moral als Wissenschaft zurückgedrängt worden, zum verderblichsten Monachismus führe?"

Aus dem Angeführten wird keinem Kundigen verborgen bleiben, wie vorliegendes Buch bei aller Langweiligkeit lustig, und bei aller Weitschichtigkeit interessant sein könne. Es ist „so ein Ragout und mußt' ihm glücken". 175.

Epitre aux souverains absolus. Par Mme. la princesse *de Salm*. Paris, 1831.

Uneingeschränkte Fürsten bilden sich zuweilen ein, alle Diejenigen, welche sie wegen der Gefahren uneingeschränkter Macht in jetziger Zeit warnen, seien gefährliche Liberale, denen man auf die Finger sehen und sie der Polizei empfehlen müsse. Darin schießen sie aber oft fehl, und dieser oder jener Liberale, der ihnen den Rath gibt, mehr Rücksicht auf die Volksrechte zu nehmen, beweist ihnen mehr Zuneigung als ein Schmeichler, der ihnen weismacht, sie würden angebetet und dürften nur so fortfahren, wie ihre Ahnen gehandelt haben. Zu den Warnenden gesellt sich jetzt eine in Deutschland ansässige Prinzessin, die wahrlich nicht die Absicht haben kann, den Staat über den Haufen zu werfen, noch dem Pöbel die Herrschaft zu verschaffen; welcher aber viel daran liegt, daß der Staat auch künftighin ruhig bleibe, und daß die gerechten Wünsche des Volkes gehört werden. Denn unter einer eigenmächtig verfahrenden Regierung ist das Eigenthum und die Ruhe der Prinzen und Prinzessinnen so wenig gesichert als dasjenige der Bürger. Es wäre zu wünschen, daß der vernünftige Rath, den die fürstliche Verf. den eigenmächtigen Regierungen ertheilt, beherzigt würde; die Regierungen selbst würden sich wohl dabei stehen. Aber leider

d'un vain pouvoir jaloux
Nul de vous n'apperçoit ce qui nous frappe tous,

sagt die Fürstin zu den verblendeten Machthabern. Sie stellt ihnen vor, wie Karl X. durch seine unerhörte Verblendung den Thron verloren hat und beinahe die Nation in einen langen Bürgerkrieg verwickelt hätte. Wenn er bei Zeiten nachgegeben hätte, säße er vielleicht noch auf dem Throne, den die Polignac's und andere Leute dieses Schlages ihm zusicherten, und der nun auf immer für die ältere Linie der Bourbons verloren ist.

Mais qu'est-il devenu celui qui fut le maître?
Celui qui d'un seul mot eût tout calmé peut-être?
Quand le sang coule encor, que fait-il?... Il a fui.
Il a fui le danger qu'il n'a craint que pour lui;
Il a fui; c'est de loin que sa bouche prononce
Un dernier cri de mort qui reste sans réponse.
Il a fui!... qu'ai-je dit? Banni de ses états
Dont il fit le malheur, qu'il ne reverra pas.
Il va de l'étranger implorer l'assistance,
Sur son peuple appeler les haines, la vengeance,
Mendier tour à tour pour l'opprimer encor
Des armes, des soldats, un asile de l'or.
Il va nourrir l'espoir du mal qu'il n'a pu faire,
Et bientôt, oublié dans un coin de la terre,
La honte sur le front, former chaque matin
Des projets insensés deçus le lendemain.

Die Dichterin räth zuletzt den Machthabern, Karl X. in seiner verblendeten Hartnäckigkeit nicht nachzuahmen und lieber den vernünftigen Foderungen der Völker nachzugeben und mit ihnen in gutem Einverständnisse zu bleiben. Dieser Rath ist sehr weise, und er hat das Verdienst, daß die Verf. ihn in schönen Versen ausgedrückt hat. Diese „Epitre" gehört unstreitig zu den bessern neuern Producten der französischen Dichtkunst. 104.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Mondsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland,

von

Friedrich Hoffmann.

Preis 18 Fl.

Dieser, dem Herrn A. v. Humboldt gewidmete Atlas ist dazu bestimmt, die Uebersicht sowol in der Verbreitung als auch in den Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten zu erleichtern. Er besteht aus einer geognostischen Generalkarte im Maßstabe von 1/1000000 und aus zwei Blättern Profilzeichnungen in einerlei Längen- und Höhenmaßstab, ferner zwei Blättern Erläuterungen, mit passendem Umschlag.

Die Karte gibt ein genaues und sehr übersichtliches Bild der Gebirgsformationen des nordwestlichen Deutschlands und ihr Studium wird sehr dadurch erleichtert, daß den Farben Buchstaben beigefügt sind.

Einen ebenso wesentlichen als vorzüglich schönen Theil des Atlasses bilden folgende geognostische Durchschnitte: 1) Profil durch den thüringer Wald und durch den Harz, bis an die magdeburger Ebene. — 2) Profil durch den Petersberg bei Halle, durch den Ramberg und den Brocken bis ins Leinethal bei Alefeld. — 3) Profil durch die nordöstliche Spitze des niederrheinischen Schiefergebirges, über den Selling bis in die Ebene zwischen Braunschweig und Hildesheim. — 4) Profil durch das südliche Ende des teutoburger Waldes über den Rheinhardswald und durch das göttinger Thal bis ins Eichsfeld. — 5) Profil durch den nördlichen Abfall des niederrheinischen Schiefergebirges und die Ebene von Münster, bis ins Hügelland nordwestlich von Osnabrück. — 6) Profil durch die Grafschaft Ravensberg und die Porta Westphalica, bis zum steinhuder Meer. — 7) Profil des Landes zwischen Iburg, Osnabrück und Bramsche. — 8) Profil durch den teutoburger Wald, durch das pyrmonter Thal und die Weserkette bis in die Ebene bei Hanover. — 9) Profil durch das driburger Thal und die Hochebene von Paderborn bis zum Selling. — 10) Allgemeiner Durchschnitt aller Schichten der norddeutschen Flözgebirge nach ihrer mittlern Mächtigkeit. Es ist dies der erste Versuch einer graphischen Darstellung der normalen Verhältnisse der norddeutschen Flözgebirge, wie wir uns seine Schichten, als durch successiven Niederschlag ursprünglich horizontal auf einandergelegt, denken können; ein Versuch, wie ihn schon früher Hr. de la Beche in seiner „Tabular and proportional view of the superior, supermedial rocks" (2d edit., 1828), wagte, dabei aber England mehr als das Festland berücksichtigte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nicht zu übersehen!!

Die authentischen

Bildnisse der polnischen Helden,

deren Ruhm, — dem des Leonidas gleich, — kein Misgeschick im ungleichsten Kampfe jemals verdunkeln kann, sämmtlich treu *nach dem Leben* gezeichnet, und von den geschicktesten Künstlern in *Stahl* gestochen, werden dem jetzt erscheinenden *dritten* Jahrgang unserer *GALERIE DER ZEITGENOSSEN* eingereiht.

Bereits sind erschienen die Portraits von

SKRZYNECKI und **CZARTORYSKI,**

Subscription auf den *dritten Jahrgang*, der 25 Portraits (in Royal-Quartformat) der berühmtesten Zeitgenossen enthält, ist (zu 2 Groschen für jedes Portrait) *noch offen.*

Alle *solide* Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Auch erschien *soeben:*

MEYER'S SCHULATLAS

der

NEUESTEN ERDBESCHREIBUNG

in 18 Karten.

DRITTE LIEFERUNG. Nr. 7. Europa. — 8. Spanien. — 9. Asien.

Subscriptionspreis: Sechs Groschen Sächsisch.

Im Oktober wird fertig und versendet:

MEYER'S UNIVERSALATLAS

in vierundsechzig Karten

entworfen

für den Gebrauch gebildeter *Familien*, mit besonderer Rücksicht auf den Bedarf der *Geschäftsmänner* und *ZEITUNGSLESER.*

DRITTE LIEFERUNG. Nr. 9. Spanien. — 10. Südafrica. — 11. Italien. — 12. Belgien und Holland.

Subscriptionspreis für jede Lieferung von *vier* Karten *nur acht Groschen Sächsisch!* — —

☞ *Beide* Atlasse, für welche wir bereits fast ZEHNTAUSEND *Subscribenten* zählen, sind die *ersten* in Deutschland auf *Stahl* gestochenen, und sie übertreffen an *Schönheit* des Stichs, an *Reichthum*, an *Reinheit* und *Genauigkeit*

der *Illumination* und an *Correctheit* der *Zeichnung*, nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachkundigen, *alles* in ähnlichem Formate früher erschienene.

☞ ☜ *Es sind Einrichtungen getroffen, welche fortan BEIDEN Atlasse regelmässigstes Erscheinen (monatlich eine Lieferung) verbürgen.*

SUBSCRIPTIONS-ERÖFFNUNG
für
MEYER'S STÄDTEATLAS
von
EUROPA.

Dieses ebenso *zeitgemässe* als bedeutende, jedem *Gebildeten*, jedem *Reisenden*, jedem *Geschäftsmann*, jedem *Lehrer der Geographie und Geschichte*, und hauptsächlich auch dem *Zeitungsleser* äusserst *nützliche*, ja wir möchten behaupten ganz unentbehrliche Werk, erscheint in 25 Lieferungen. Jede Lieferung enthält (in saubern Umschlag) *VIER Städtepläne* nebst Beschreibung und *ZWANZIG Ansichten* der merkwürdigsten und prächtigsten *Bauwerke*. *Pläne* und *Ansichten* sind sämmtlich genau nach der Natur aufgenommen und gezeichnet, auf das trefflichste in *Stahl* gestochen. Noch existirt kein gleiches Werk; weder in Deutschland noch in der Fremde. — Im Vertrauen auf die kräftigste und allgemeinste Unterstützung des gebildeten Publicums für dies Unternehmen wagen wir es, den *Subscriptions*preis so NIEDRIG zu stellen, *als man ihn wol niemals erwarten mochte;* — wir setzen ihn nämlich auf ZWÖLF GROSCHEN SÄCHSISCH für *jede Lieferung* von *vier Plänen* und *zwanzig Ansichten* fest!

DIE ERSTE LIEFERUNG des STÄDTEATLASSES, welche die Pläne von LONDON, PARIS, BERLIN und DRESDEN mit Beschreibung und *zwanzig* Abbildungen der schönsten Gebäude dieser Städte enthält, erscheint zu *Anfang nächsten Jahres.*

Ihr folgt (hinlängliche Theilnehmer vorausgesetzt) alle *zwei* Monate regelmässig eine gleich starke Lieferung.

☞ Den mit Jahresschluss unwiderruflich eintretenden jedenfalls *WEIT HÖHERN LADENPREIS* werden wir später anzeigen.

Zu Bestellungen empfehlen wir alle *soliden* Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hildburghausen und *Newyork*, Ende September 1831.

Das Bibliographische Institut.

In der Wepgand'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der
Liberalismus
in seiner
weltgeschichtlichen Entwickelung.
Von
L. Peters,
J. U. D.

Gr. 8. Wien, 1831. In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Dieses Werkchen dürfte sich nicht allein wegen seines zeitgemäßen Inhalts, sondern auch wegen der Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit, mit welcher der Verfasser den durch den Titel angedeuteten Gegenstand aufgefaßt und durchgeführt hat, einer allgemeinen Theilnahme erfreuen. Der gebildete Mensch, der Geschichtsforscher und der Staatsmann findet hier manche interessante und wichtige Frage berührt, und vielleicht so beantwortet, daß er seine bisherige Ansicht einer neuen Prüfung unterwirft. Gewiß aber ist das Interesse, was dies Werkchen anregt, so groß, daß es Niemand unbefriedigt aus den Händen legen wird.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Miscellen von Karl Immermann.

Preis 2 Fl.

Wenn Herrn Immermann's großes Talent im dramatischen Fache und in verschiedenen Gattungen der lyrischen Poesie immer mehr und mehr die verdiente Anerkennung findet, so dürfen wir gewiß mit Recht auch für diese Erzeugnisse seiner schriftstellerischen Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat September, oder Nr. 244—273, mit 2 Beilagen: Nr. 23, 24, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXI—XXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat September, oder Nr. 70—78, mit 1 Beilage und 3 literarischen Anzeigern: Nr. XXII—XXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. Achtes bis zehntes Heft. Mit 2 Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei A. Wienbrack in Leipzig und Torgau erschien soeben:

Barries, Dr. C., Wodurch kann die Weiterverbreitung der Cholera in Deutschland verhindert und der Stoff zu dieser Krankheit in der Wurzel vernichtet werden? Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Diese interessante Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei Joh. Fr. Baerecke in Eisenach ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. Ferd., Die Naturheilkraft in ihren Aeusserungen und Wirkungen. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Die Weltgeschichte

für gebildete Leser und Studirende dargestellt vom Hofrath, Ritter und Prof. Pölitz. Sechste berichtigte, verm. und ergänzte Auflage in 4 Bänden. (152 Bogen in gr. 8. à 8 Pf., oder 3 Kr.) 1830.

Diese bis zur Mitte des Jahres 1830 fortgeführte Aufl. hat beim Publicum die verdiente Anerkennung gefunden, sodaß die Ausgabe auf Patentdruckpapier fast vergriffen ist. Um nun die Anschaffung dieses trefflichen Werks noch mehr zu erleichtern, und jeder etwaigen Concurrenz im Voraus zu begegnen, stellen wir den Preis auf etwas geringerm Druckpapier, so weit die

Auflage ausreicht, zu 4 Thlr. 12 Gr. fest, und hoffen am Ende des Jahres 1832 den Besitzern dieser sechsten Auflage die Uebersicht der Weltbegebenheiten von der Mitte des Jahres 1830 an bis zum Schlusse 1832 nachliefern zu können.

Leipzig, im August 1831.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

***Fechner (Gustav Theodor)*, Massbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.**

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Neue Bücher,

welche soeben im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Kunth, K. Sgm., Handbuch der Botanik. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— —, Dasselbe, Velinschreibpapier. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ranke, Lp., Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Mit Urkunden aus dem venetianischen Archive. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Soeben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

NOUVEAUTÉS

de la littérature française,

livr. 24 et 25. Prix à 5 Gr., cont., ou 18 Kr.

Marion de Lorme, par Victor Hugo.

Auf dieses neueste, höchst geistreiche Product des berühmten Verf. folgt:

Le diable boiteux à Paris,

von Victor Hugo, Lamartine, Delavigne, Jouy, Barthélemy, Béranger, sowie überhaupt von den genialsten Köpfen Frankreichs, welche sich sämmtlich dazu vereinigt haben, herausgegeben. Es läßt sich also etwas ganz Ausgezeichnetes von diesem Werke erwarten.

Karl Hoffmann.

In der Lit. artistischen Anstalt in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des Königreichs Hanover, von H. D. A. Sonne. Viertes Buch. Specielle Chorographie. Auch unter dem besondern Titel: Besondere Beschreibung des hanöverschen Landes und Staates. Erste Abtheilung. Chorographie. Von H. D. A. Sonne. München, 1830. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Das verdienstvolle Unternehmen des Verfassers, eine gründliche und allen Anfoderungen der vorgeschrittenen Zeit entsprechende Beschreibung des Königreichs Hanover in geographischer, statistischer, historischer und politischer Hinsicht zu liefern — wahrlich kein geringes Unternehmen —, geht raschen Schrittes vorwärts. Die bis zu vorliegendem 4ten Buche erschienenen Abtheilungen des in seiner Art bis jetzt noch einzigen Werkes verdienen alle Aufmerksamkeit und Würdigung. Mit Ueberzeugung kann versichert werden, daß der Verfasser seinen trefflichen Plan auch in diesem 4ten Bande, welcher die specielle Chorographie liefert, mit gleichmäßigem Eifer, mit unvermin-derter Gründlichkeit und Gediegenheit fortgeführt hat; es läßt sich daher bestimmt sagen, daß dieses vorzügliche Werk für das Königreich Hanover, dessen Staatsverfassung, in Folge der letzten Ereignisse, jedenfalls einer Verbesserung entgegengeht, ein wahres Nationalgut sein und bleiben müsse, da es die räumlich feststehende Natur, in steter Verbindung mit den geschichtlich bewegten Epochen und Wandlungen dieses Reiches, mit größter Genauigkeit und mit wahrer Meisterhand vor unsern Blicken entfaltet.

In gegenwärtiger Chorographie werden die einzelnen größern Landstriche des Königreichs, und diese wieder nach den einzelnen Aemtern, Stadtbezirken, geschlossenen Gerichten und Herrlichkeiten u. s. w. in aller nur erdenklichen Hinsicht geschildert.

Geologie, Klimatologie und Geschichte machen jedesmal den Anfang, dann folgt das eigentliche Geographische und Statistische, mit Einschluß der Staatsverfassungs- und Jurisdictionsverhältnisse, den Beschluß macht bei jedem Abschnitte eine vollständige Literaturaufzählung unter der Ueberschrift: „Zur Literatur".

Dem Ganzen ist ein alphabetisches Verzeichniß der chorographischen Abtheilungen nach Aemtern, geschlossenen Gerichten und Herrlichkeiten u. s. w., mit Ausnahme der Städte, beigefügt. Dieser Abtheilungen sind 263, und auch hier ist genaue Orts- und Sachkenntniß, sowie der höchste Fleiß zu rühmen.

Demnächst wird die specielle Beschreibung des Königreichs Hanover folgen.

An alle Buchhandlungen wurde soeben wieder versandt:

Die zwölfte verb. und vermehrte Auflage von

Der Rathgeber vor, bei und nach dem Beischlafe, oder faßliche Anweisung, den Beischlaf so auszuüben, daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird. Nebst einem Anhange, worin die Geheimnisse des Geschlechts und der Zeugung des Menschen erklärt sind, herausgegeben von Dr. G. W. Becker. Pr. 12 Gr.

Unter allen Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des Jünglings wie des Greises reizen, ist wol keiner so bedeutend, so sehr anziehend, als der, den diese Schrift behandelt. Der Verf. wünscht, durch sie über ihn mehr Licht in den mittlern Ständen zu verbreiten, Manches zur Sprache zu bringen, was Jeder wissen sollte und nur Wenige zu wissen pflegen. Man hat verschiedene Male schon den Wunsch geäußert, namentlich der verehrungswerthe Geheimerath Hufeland selbst in seiner Makrobiotik, daß Neuverheiratheten ein Büchelchen in die Hände gegeben werden möchte, das sie über den (physischen) Zweck der Ehe, und die Mittel, ihn sicher zu erreichen, ohne den andern Bestimmungen der Organisation Eintrag zu thun, belehrte; vielleicht ist es dazu geeignet, und der Verfasser freut sich sehr, daß unparteiische Richter den Ausspruch fällten, diesen Zweck erreicht zu haben.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Goldsmith, O., The Vicar of Wakefield. A Tale. Accentuirt, mit einer Erläuterung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von C. R. Schaun. 8. Velinpapier, elegant broschirt. 1 Thlr.

Das *Wörterbuch*, auch zu allen andern Ausgaben des *Vicar* passend, kostet apart 9 Gr.

Kunath, G., Erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen nach der Lautmethode. Nebst

zwei Blättern elementarischer Vorschriften. 2te umgearbeitete und verbesserte Auflage. 8. 4½ Gr.

Receptta schenbuch, Vollständiges, zur zweckmässigen Behandlung aller syphilitischen Krankheiten. Eine gedrängte Auswahl der besten und neuesten Recepte und Heilmethoden gegen die s. g. syphilitischen und mercuriellen Leiden. 16. Elegant cartonnirt. 21 Gr.

Schlosser, L., Historischer Jugendfreund, oder Darstellungen aus dem Leben merkwürdiger Personen. 1stes Bändchen. Alphons von Albuquerque. Eduard Pacheco. Pereira. 2te Auflage. Mit einem Titelkupfer. 8. Elegant gebunden. 15 Gr.

Höchstinteressante Schrift.

Soeben ist im Verlage von Wilh. Ludw. Wesché in Frankfurt a. M. erschienen und um beigesetzten Preis in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Paradoxen der Zeit.

Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Ein treuer Spiegel unserer Tage, der den Zeitgenossen, ohne zu schmeicheln, mit strenger Unparteilichkeit sagt, was sie sind, und so zu ihrer Selbsterkenntniß beiträgt. Herrscher und Untergebene, Staatsmänner, Volksrepräsentanten, Schriftsteller, Theologen aller Confessionen, Pädagogen — mögen hineinschauen und des gegenwärtigen Lebens Treiben darin betrachten. Der Staaten und Völker sonderbares Gewirre, wunderliche Gestalten auf kirchlichem und religiösem Boden, der Jesuiten Intriguen, Kämpfe und Siege, der Journalisten, Zeitungsschreiber und Autoren buntes Spiel, das Erziehungs- und Universitätswesen — zieht hier vor den Augen der Zuschauer vorüber, und das Ganze gestaltet sich zu einem Panorama der jetzigen Welttollheiten, zu dem Ende aufgestellt, damit man durch dessen aufmerksame Betrachtung wieder zur Besinnung kommen möge.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) zu haben:

Gothaischer genealogischer Hofkalender auf das Jahr 1832.

69ster Jahrgang, mit 8 fürstlichen Bildnissen.

Der Werth und die Zuverlässigkeit dieses auch alljährlich in französischer Sprache unter dem Titel: ALMANACH DE GOTHA erscheinenden Almanachs ist an allen Höfen Europas, wie auch von Diplomaten und Geschäftsmännern jedes Standes anerkannt.

Soeben ist erschienen:

Der zweite Theil der

Lebensgeschichte der Giftmörderin

Gesche Marg. Gottfried, geb. Timm.

Nach Vollzug des Todesurtheils

bearbeitet und herausgegeben von dem Defensor derselben,

Dr. F. L. Voget.

30 Bogen in gr. 8. In 2 Abtheilungen. Broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Die Giftmörderin

Gesche Margarethe Gottfried,

in der Gefangenschaft bis zur Hinrichtung.

In zwei Abtheilungen.

Höchst interessant muß es nicht allein für jeden Juristen, sondern auch jeden gebildeten Leser sein, in der ersten Abtheilung dieses Werks das gerichtliche Verfahren über diese schauderhafte Verbrecherin ganz ausführlich mitgetheilt zu finden. — Von noch allgemeinerem Interesse aber und höchster Wichtigkeit ist der Inhalt der zweiten Abtheilung. Wir finden hier Aufklärung, wie es möglich war, daß ein menschliches Geschöpf der Sünde so weit verfallen könne, bis es nicht mehr im Stande ist, sich den Ketten der Finsterniß zu entreißen. — Anziehend sind auch noch die merkwürdigen Visionen der Gottfried während ihres dreijährigen Kerkerlebens, ihr Briefwechsel, so wie ihr Betragen in den letzten Tagen bis zum Augenblicke ihrer Hinrichtung. — Seit langer Zeit erschien wol kein so inhaltschweres Werk in dieser Art als gegenwärtiges.

Bremen, September 1831.

C. Schünemann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ansichten

eines Vereins praktischer Aerzte in Leipzig

über die

Verbreitung der asiatischen Cholera

auf doppeltem Wege.

Dargestellt und mit einer diätetischen Haustafel für die Cholerazeit herausgegeben

von

Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus,

kön. sächs. Hof- und Medicinalrathe, ordentlichem Professor der Klinik, Stadtphysicus, des k. s. Civilverdienst- und des kais. russ. Wladimirordens vierter Classe Ritter.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. In Commission bei A. Frohberger. 1831. Preis 2 Gr.

Anzeige.

Von dem in Paris unter der Presse befindlichem, von 90 der ersten Schriftsteller (Jouy, Salvandy, Casimir Delavigne, Victor Hugo, Chateaubriand, Lamartine, Barthélemy, Béranger etc. etc.) herausgegebenem Werke: „Le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs, telles qu'elles sont", erscheint im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen von dem Unterzeichneten

Th. v. Haupt.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Erster Band. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein geachtetes Blatt äußert über diese Schrift: „Der wahrhaft freisinnige Geist, welcher in diesen Novellen und Erzählungen weht, ist nur äußerst sparsam in den belletristischen Schriften unserer Literatur zu finden, und ein Buch, das gereiftere Lebensansichten darbietet, verdient daher mit vollem Rechte die Anerkennung der bessern Lesewelt. Führt die Redaction auf dem glücklich begonnenen Wege fort, so verspricht dieses Werk mit der Zeit ein wahres Musterbuch für Deutschlands reifere Jugend zu werden. Unter den sechs Novellen und Erzählungen, die der erste Band enthält, ist „Der Pole und sein Sohn" unstreitig das schönste Denkmal, welches gegenwärtig dem Freiheitskampf dieser Heldennation errichtet werden kann. In rührenden Farben sind die gigantischen Leiden des unterjochten Volkes geschildert".

Leipzig, im September 1831. F. A. Brockhaus.

Joh. Ambr. Barth in Leipz

empfiehlt folgende neuere Werke seines Verlags

die in allen Buchhandlungen zu erhalten sind:

K. Hase,

Gnosis

oder

evangelische Glaubenslehre

für

die Gebildeten in der Gemeinde wissenschaftlich dargestellt.

3 Bände 8. geh.

1r Bd. 1 Rthlr. 12 Gr. 2r Bd. 1 Rthlr 12 Gr. 3r Bd. 2 Rthlr. —

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede, wo er über den Zweck seines Werkes spricht, „es seien die Streitigkeiten der Gelehrten im theologischen Gebiete auch zur Kenntniß und Theilnahme des Volkes gelangt und das mache es nothwendig, um allen Nachtheil zu verhüten, auch darüber zu dem Volke mehr zu reden und den Vertretern der Gemeinde, nachdem ihnen so vieles gesagt worden, Alles zu sagen; denn nur das Halbwissen veranlasse Leichtsinn, Verketzerung und Zweifelsucht, die echte Wissenschaft hingegen bringe heitern Ernst, Milde gegen Andersdenkende, Glauben und Frieden" und setzt damit die Grenzen seiner Arbeit fest, und für welche Classe von Lesern er sie unternommen. Es ist eine wissenschaftliche Ergründung des Evangeliums, ein erleuchtetes Christenthum, was er aufstellt, für die, welche an wissenschaftlicher Bildung Theil nehmen, ohne Theologen zu sein, ein Versuch, von den bisherigen Bemühungen im Gebiete der Theologie und vom Stande des Christenthums in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentliche Rechenschaft abzulegen. Ist nun so der abgehandelte Gegenstand ganz dazu geeignet, bei dem gebildeten Publicum lebhaftes Interesse zu erwecken, so darf dasselbe von der Art der Ausführung versichert werden, was auch in öffentlichen Blättern vielfach anerkannt worden ist, wie z. B. in Schuderoffs Jahrbüchern für Religions-Kirchen- und Schulwesen, wo es unter anderem heißt: „der Leser wird nicht umhin „können, den reichen Geist zu bewundern, wel„cher über die wichtigsten und heiligsten Angele„genheiten mit seltener Schärfe philosophirt, die, „sich auf dem Gebiete theologischer Wissenschaft „entspinnenden Gegensätze eben so gemüthvoll „als schlußgerecht auszugleichen und die Wortführer zu versöhnen sucht, und mit einer Klarheit, „Ruhe und Anmuth zu schreiben versteht, welche „leicht zu gewinnen vermag, ja bezaubern könnte. „Hohen Genuß aus Lesung dieses Buchs verspricht „Ref. allen, welches Glaubens sie auch sein mögen; denn auf dem Gebiete der Theologie ist noch wenig Aehnliches, gewiß nichts Gleiches ausgegangen."

Dr. F. A. Köthe,

die

christliche Volksbildung

nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt.

gr. 8. 4 Rthlr.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werke den hochwichtigen Gegenstand möglichst umfassend behandelt und die bewährtesten Ergebnisse älterer und neuerer Forschungen und Erfahrungen in anschaulicher Folgerichtigkeit zusammengestellt. Nach der geschichtlichen Einleitung, welche den Gang der Volksbildung von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten in gedrängter Uebersicht entwickelt, werden in vier Abschnitten: die Gefahren, die Gebrechen, Ziel und Maaß, endlich die Vermittelung der Volksbildung erörtert; der letzte, mehr als die Hälfte des Buchs einnehmende Abschnitt verbreitet sich in drei Abtheilungen über den Einfluß 1) des häuslichen Lebens, besonders der Erziehung, 2) der Schule (in allen ihren Zweigen und Beziehungen), 3) des Staats und der Kirche, auf allgemeine Bildung. Bei dem weiten Umfange und der Reichhaltigkeit der hier eintretenden Untersuchungen, war es keine leichte Aufgabe, sie Alle in einem Bande zusammenzudrängen; sie ordneten sich aber alle sicher und gemeinfaßlich unter wenige, wesentliche Gesichtspuncte, die ihr Licht über alles Einzelne verbreiten. Möge dieses mit redlichem Eifer und treuem Fleiß bearbeitete Werk nicht blos von Eltern, Erziehern und Lehrern, sondern auch von Kirchlichen und Staatsbehörden und von Allen, denen die große Angelegenheit einer ächt christlichen allgemeinen Bildung am Herzen liegt, sorgsam beachtet und segensreich benutzt werden! Der Verleger wollte durch einen billigen Preis jedem den Ankauf des Werks möglichst erleichtern und dadurch einer allgemeinen Benutzung desselben förderlich sein.

Dr. H. G. Tzschirner,

Briefe eines Deutschen

an die Herren

Chateaubriand, de la Mennais

und Montlosier

über Gegenstände

der

Religion und Politik

herausgegeben von Krug.

gr. 8. geh. 1 Rthlr. —

Eine höchst interessante und schätzbare Schrift, theils wegen ihres Inhalts, theils wegen des Umstandes, daß dieselbe die letzte der Feder eines der lichtvollsten, [illegible] los thätigen und allgemein verehrten des Protestantismus geflossen, daß sein plötzlich überraschender Tod gestattet hat, dieses sprechendste [illegible] ner herrlichen Ansichten in Bezi[illegible] gion, Christenthum und dessen [illegible] Staate zu vollenden. Dem Eif[illegible] ten für die heiligste Sache der [illegible] es nicht genug, über die wichti[illegible] heiten derselben in seinem Vat[illegible] freulichste Licht zu verbreiten, [illegible] seinen Blick auch auf Frankreich, [illegible] höchst gefährliche Gährung der [illegible] Staates und der Kirche den — [illegible] ten — Ausbruch einer neuen Re[illegible] ten ließen und suchte nach seine[illegible] beizutragen, diese convulsivisch[illegible] zu beschwichtigen, wie die religiö[illegible] Freiheit sicher zu stellen. Durch [illegible] kerpresse wollte er einen Geister[illegible] nigen derjenigen Schriftsteller [illegible] an der Spitze der vorzüglichsten [illegible] den, und hatte zu dieser Absi[illegible] briand, de la Mennais, [illegible] und Benjamin Constant a[illegible] sen Männern wollte er seine [illegible] höchst wichtige Gegenstände, dere[illegible] einandersetzung vorzüglich für [illegible] dringendste Bedürfniß war, in [illegible] len, von denen denn bei seinem [illegible] det waren, welche den Inhalt [illegible] Sammluug bilden. Die Gegens[illegible] besprechen, sind:

I. Briefe an Chateau[illegible] die veränderte religiöse Stimmu[illegible] die rechte Begründung des [illegible]
II. Briefe an de la Menn[illegible] System der Reaction und die [illegible] Irrthümer. III. Erster Bri[illegible] losier; Ueber die Gefahr, mi[illegible] neuerung alter Irrthümer die [illegible]

Dr. H. G. Tzsch[illegible]

der Fall des Heit[illegible]

Herausgegeb[illegible]

von

M. C. W. Nie[illegible]

1r Band. gr.

Druckvelinpapier 3 Rthlr. 6 Gr[illegible]
pa[illegible]

Unstreitig wäre dieses Wer[illegible] Tzschirner, der Mittelpunkt [illegible] zwanzigjährigen wissenschaftlich[illegible] ein Hauptwerk geworden und[illegible]

i g

[redacted]

...te ist, die aus
... eifrigsten, rast-
...hrten Vertheidi-
...n ist, so zwar,
... Tod ihm nicht
... Document sei-
...hung auf Reli-
... Verhältniß zum
... er des Vollende-
... Menschheit war
...sten Angelegen-
...erlande das er-
...ondern er warf
... wo wieder eine
... Elemente des
... seitdem erfolg-
...olution befürch-
...n Kräften dazu
...en Bewegungen
...se und bürgerl.
...h die Buchdruk-
...verkehr mit ei-
... anknüpfen, die
... Parteien stan-
...cht Chateau-
... Montlosier
...ussersehen. Die-
... Ansichten über
...n lichtvolle Aus-
... Frankreich das
... Briefen mittheil-
... Tode 6 vollen-
... der angezeigten
...tände, welche sie

...briand: Ueber
...g der Welt und
... Christenthums.
...ais: Ueber das
...Erneuerung alter
...ef an Mont-
...t welcher die Er-
... Welt bedroht.

...irner,

...enthums.

...en

...oner.

...8.

... Schweizervelins
...pier 4 Rthlr. —

...k des verewigten
... seiner [illegible] als
...en [illegible]gen,
... [illegible]den

... Die Erzählung schreitet recht ei-
...t dem ruhigen Gange eines Wan-
...gsam und umschauend weiter, um
...enden Freunde auf alles Merkwür-
... sich darbietet, aufmerksam zu ma-
... der strengsten historischen Treue
... Tiefe der Forschung, so weit das
...blicum, das der Verfasser vor Au-
... sie gestattete, weißer Klarheit und
...t der Darstellung so glücklich zu ver-
...aß ein eben so wahres als anschau-
... sich entfaltet, und wirklich die Tod-
...am auferstehen und in lichter Farbe
...mter Gestalt aus dem Schatten der
...en Zeit hervortreten.

...nd, der dem Herrn Herausgeber bei
... seel. Tzschirner zum Druck minder
... Materiensammlung, allerdings mehr
...ung nöthig machte, um ihn ganz auf
...dtpunkt des 1sten zu stellen, wird hof-
...mit Schlusse dieses Jahres die Presse
...önnen.

H. G. Tzschirner,

...r den Krieg.

...ein philosophischer Versuch.

8. 18 Gr.

...Arbeit, die der geistvolle Verewigte
... einer Zeit zur Publication brachte,
...gemeine Friede dem aus fremder Herr-
... eigene innere Kraft geretteten Deutsch-
... ersten Segnungen entgegen brachte
...en deshalb vielleicht weniger, als sie es
...bekannt und gewürdigt worden ist.
...t sind seine ethischen, politischen und
...Darstellungen des Krieges, die Be-
... über denselben in seinem Zusammen-
... der Bildung des Menschengeschlechts
...eben der Völker; so wie die aus dem
...Gesichtspunkte, und nicht leicht wird
...efriedigt bleiben, der durch das Furcht-
...riegs seine sittliche Kraft nicht schwä-
...ssen, sondern sein Gemüth zu dem
... Glauben zu leiten wünscht, daß auch
... Schrecken mit dem großen Zwecke
...mnig zusammenhängen und in die
... Willen des Höchsten gegründete Ord-
... Dinge gehören.

... Joh. Schulthess,

...e evangelische Lehre

von dem

...gen Abendmahl

nach den

...erschiedlichen Ansichten, die
... neutestamentlichen Texten
...h oder scheinbar ergeben.

gr. 8 2 Rthlr.

...ümlich bekannte Herr Verfasser wollte
... mit dem ganzen Reichthum seiner
...-kritischen und patristischen Gelehr-
...gestattete Forschung über die Lehre
...n Abendmahl das Seinige zur Em-
pfehlung der Kirchenvereinigung beitragen, und unstreitig kann dieselbe nicht kräftiger gefördert werden, als durch strenge Reinigung der Lehre von allen unwesentlichen Nebenbegriffen, von Allem, was jeder Secte eigenthümlich angehört und durch ihre feste Begründung auf das Gemeinsame, Wesentliche und Ursprüngliche, wie sie hier mit Unbefangenheit und Freisinnigkeit durchgeführt ist. Ausser den zu diesem Zwecke führenden Hauptpuncten ist die Schrift, wie fast jede des Herrn Verfassers, reich an wichtigen Bemerkungen und anwendbaren Materialien, wie denn Herr GKRth Dr. Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern am Ende seiner Beurtheilung bedauert, nicht manche derselben mittheilen zu können, hinzufügend: „Jeder vorgeübte „wird sie auf mancherlei Weise benutzen kön„nen und zu einer Menge möglicher Anwen„dungen erregt werden, auch wenn er dem keck „vorwärts schreitenden Kritiker nur mit Behut„samkeit nachfolgt, dessen unaufhaltsames Durch„greifen den Rec. oft an Semler erinnert, den „Erschütterer so vieler Vorurtheile, welcher ge„wöhnlich in seiner Hauptansicht und dem We„sentlichen des Resultats recht hatte, wenn er „gleich auf dem Wege dahin auch manches, das „wohl anders bleiben konnte, wegzuräumen sich „die Mühe machte.

Gleichen Zweck mit diesem Werke hat das nachfolgende und die Vergleichung beider dürfte für den Theologen von grossem Interesse sein.

D. Dav. Schulz,

die christliche Lehre

vom

heiligen Abendmahl

nach dem Grundtext des neuen Testaments.

Mit einem Abriss der Geschichte dieser Lehre.

Zweite verbesserte Auflage.

gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 15 Gr.

Die überaus günstige Aufnahme, welche dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen fand, hat in kurzer Zeit eine neue Auflage desselben nöthig gemacht, bei deren Bearbeitung der Herr Verfasser, der seine Forschungen über den wichtigen Gegenstand immer mit redlicher Anstrengung fortgesetzt, vieles verbessert, an nicht wenig Stellen grössere Deutlichkeit, festere Begründung und Beseitigung möglicher Missverständnisse erstrebt, begründete Einwendungen aber und Ausstellungen an der frühern Auflage benutzt hat. So darf für diese neue Bearbeitung, der auch eine, gewiss Vielen willkommene Geschichte der Abendmahlslehre beigegeben ist, mit Recht von neuem dieselbe Theilnahme aller Kundigen und Freunde theologischer Forschung erwartet werden, die sich für die erste so lebhaft aussprach.

Im vorigen Jahre erschien von demselben Verfasser:

Was heisst Glauben

und

wer sind die Ungläubigen?

Eine biblische Entwickelung. Mit einer Beilage über die sogenannte Erbsünde.

gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

auf welches Werk ich ...

Dr. L. Lange,

Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte,

so wie

zur Einleitungswissenschaft in die Schriften des neuen Bundes.

2tes Bändchen 8. 21 Gr.

auch unter dem Titel:

Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der nicänischen Synode, kritisch und pragmatisch nach den Quellen bearbeitet.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werkchen die Geschichte und den Lehrbegriff der Unitarier treu nach den Quellen dargestellt, mit Hinweglassung jeder Thatsache, jeder Meinung, die sich nicht aus denselben nachweisen läßt und so einen trefflichen Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte geliefert, der allen Theologen um so willkommener sein wird, von je größerem Interesse der dargestellte Gegenstand — schon durch seinen nahen Zusammenhang mit dem Ursprung der christlichen Hierarchie, mit der Lehre von der Dreieinigkeit u. s. w. — ist.

Der erste Theil dieser Beiträge, auch unter dem Titel:

Die Judenchristen, Ebioniten und Nikolaiten der apostolischen Zeit und das Verhältniß der neutestamentlichen Schriften zu ihnen. Historisch und exegetisch beleuchtet.

erschien 1828 und des Herrn Verf. Augenmerk war dabei hauptsächlich auf die Feststellung eines neuen, sich auf das Verhältniß der Ebioniten und Nikolaiten zu den neutestamentlichen Schriften, insbesondere zu dem Matthäus und Johannes, gestützten Gesichtspunktes gerichtet, aus welchem wir Zweck und Inhalt jener Schriften unbefangen aufzufassen und zu würdigen haben. Der Preis dieses Bändchens ist 18 Gr.

Dr. F. Herbst,

Bibliothek christlicher Denker.

Erster Band:

J. G. Hamann und F. H. Jacobi. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Eine Schilderung des Lebens und der Denkweise solcher Männer, welche in dem positiven Gehalte des Christenthums die Lichtpunkte für die philosophische Speculation erkannten und die eigenthümlich christlichen Ideen zur Energie lebendiger, individueller Gegenwart sich machten, ist gewiß von hohem Interesse und darf mit Recht ein verdienstliches Unternehmen genannt werden. Der 1ste Band des Werks enthält: Hamann und Jacobi. Eine eben so wahre als scharfe Characteristik der Zeit, in der sie lebten, bildet die Einleitung, nach deren Lesung es um so interessanter ist, diese beiden Männer kennen zu lernen, von denen der eine durch seine geniale Mystik, der andere durch die eigenthümliche Richtung seines Geistes zum Uebersinnlichen, beide aber durch ihr Erhabensein über den damaligen Zeitgeist und ihre Polemik gegen denselben sich auszeichnet dern Beruf zu ihrer Charact Herrn Verf. seine eigenen re nach denen ihm selbst das Höc jenen als solches anerkannt un

Die Biographieen sind v nichts unbeachtet geblieben ist, thümliches Licht auf den Chara dungsgang der genannten beid kann. Obgleich ihre äußeren Schicksale nicht übergangen sint alles auf das Innere bezogen alle Momente ihres innern un welche in dem Werke angegebe so fehlt nichts, um ein treu Bild von ihnen zu gewinnen.

Die Auszüge aus Hamar Schriften, welche den Biograph den die bedeutendsten Aufschlüs wird auch deshalb noch besonder weil durch ihn der Herr Verfas ßern Publicum möglich macht Ansichten Hamanns von der Seite kennen zu lernen, ohne seiner Mystik eingeführt zu werd

Noch sind mit großer Sorg und Zeugnisse bedeutender Mänr und Hamann gesammelt, und gefügt.

M. Faci

Geschichte des R zu Augsbu

im Jahr 1530

und der dazu gehörigen

gr 8. 2 Rthlr.

Zur Empfehlung dieses We gende Stelle aus einer Kritik d Hall. Literaturzeitung genügen:

„Unstreitig gebührt dieser Gesch „rages, welche wir dem Fleiße „von Tschirner verdanken, d „allen andern gleichzeitigen „Der Verf. hat die bekannten „sichtbarem Fleiße studirt, be „eine zur Zeit seltene Sachken „deren Frucht die vorliegende „breitung ist, welche gerade d „das Erzeugniß eigenen Fle „ner Prüfung ist, sich sehr v „zeichnet. Damit verbindet de „zügliches Geschick in der äußer „es ist nicht zu leugnen, da „auch von Seiten der geschmac „lung die beste unter allen bish

---

Dr. J. A. H. Titt

die Protestation der schen Stände

auf dem Reichstag zu im Jahr 1529, mit historisch rungen herausgeb

gr. 8. geh. 18

Herr Dr. Tittmann hat in die ewigdenkwürdige, auf dem Speyer im Jahre 1529 von den stänben überreichte Urkunde, die schen Geist athmend, den Grund

---

Dr. J. A.

die Fixirung und des

gr. 8.

Die Fixirung Schutzgeldes, so wie geldes und überhau cidentien, durch di so oft in unwürdig neuerer Zeit als ei sig besprochen worde len erwünscht sein, würdigen Herrn Vr genstand kennen zu denen eine, für Kird änderung in diesen werden in der Schr Erreichung ihres Zw

---

Dr. D.

Dr.

zwei Ant

Herrn Dr.

gr. 8.

Das hier bea Herrn Dr. Schle Schrift der beiden-L logische Lehrfreiheit sitäten und deren sche Bücher" veranl Studien und Krit breit, 1831, 16 H Die Namen b ser bürgen für de jenen, gerade für und interessanten, G setzt.

M. K.

Apologetik

als Wissen

gr. 8.

Hervorgegange stellers, den unerm tiefenheit, Ruhe seine Pietät gegen und gegen die heili barung, verbunden Vertrags auszeichn einer sehr günstigen noch immer sortda Meinungen, für d ob und in welchem göttliche Anstalt v so großer Wichtigk neuem empfohlen w sind die Schriften

H. Tittmann,
über
der Stolgebühren
Schulgeldes.
geh. 9 Gr.
der Stolgebühren und des
die Abschaffung des Beicht-
pt jeder Erhebung von Ac-
r Geistliche und Schullehrer
je Lagen gerathen, sind in
n dringendes Bedürfniß häu-
n, und es wird deshalb vie-
die gediegenen Ansichten des
f. über diesen wichtigen Ge-
Lernen. Geistliche Behörden,
e und Schule heilsame, Ver-
Punkte am Herzen liegt,
ist die trefflichsten Mittel zur
wecks vorgeschlagen finden.

von Cölln
und
D. Schulz,
wortschreiben
an
F. Schleiermacher.
geh. 9 Gr.
ntwortete Sendschreiben des
iermacher war durch die
erren Verfasser „Ueber theo-
auf den evangelischen Univer-
Beschränkung durch symboli-
ast worden und in den theol.
ten von Ullmann und Um-
ist, abgedruckt.
reiter ausgezeichneten Verfas-
Gehalt dieser Schrift, die
unsere Tage höchst wichtigen
Gegenstand in das klarste Licht

W. Stein,
die
des Christenthums,
schaft dargestellt.
1 Rthlr. 18. Gr.
n aus der Feder eines Schrift-
tlicher Kraft, literarische Be-
und Belehrung, insbesondere
den Stifter des Christenthums
gen Urkunden göttlicher Offen-
mit Klarheit und Wärme der
en, erfreute sich dieses Werk
Aufnahme und darf bei dem
tenden Kampfe theologischer
In die Erörterung der Frage,
Sinne das Christenthum als
vertheidigt werden kann, von
ist, gewiß mit Recht von
werden. Besonders anziehend
über die Perfectibilität der
die Tüchtigkeit der neutesta-
über den Beruf Jesu
der Wunder ꝛc.
eigen

soph, noch der Philolog sie ohne Befriedigung lesen wird.

M. K. W. Stein,
über den Begriff
und
obersten Grundsatz
der historischen Interpretation
des
Neuen Testaments.
Eine historisch kritische Untersuchung.
gr. 8. 9 Gr.

Kein angehender Theologe sollte diese Schrift ungelesen lassen, um immer freier und unabhängiger von vorgefaßten Meinungen bei dem so wichtigen Geschäft des Auslegung der heiligen Schriften zu werden.

Dr. F. B. Köster,
Immanuel
oder
Charakteristik der neutestamentlichen Wundererzählungen.
gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Wundererzählungen des Neuen Testaments, als ein Inbegriff der Thaten und Schicksale, oder der äußern Geschichte Jesu Christi, welcher mit seiner Lehre in der genauesten Verbindung, im erhabensten Parallelismus steht, sind so wichtig für den Glauben und für die philosophische Forschung, daß eine Betrachtung derselben, die sich durch Gedrängtheit und Deutlichkeit der Darstellung auszeichnet und überall des Verfassers strenge exegetische Prüfung der neutestamentlichen Citate und ein gründliches Quellenstudium beurkundet, mit Recht Ansprüche darauf machen darf, bei dem theologischen Publicum eine günstige Aufnahme zu finden.

W. Müller, kirchenstaatsrechtliche Untersuchungen über eine bindende Agende in der protestantischen Kirche, mit besonderer Berücksichtigung auf die symbolischen Bücher dieser Kirche und eine etwanige Reform derselben im Jahre 1830. gr. 8. geh. 21 Gr.

Diese Schrift soll aus den unbezweifelten Principien des natürlichen Kirchenrechtes, welche auch die protestantische Kirche nach ihren Grundsätzen als gültig anerkannt, darzuthun suchen, von wem eine Agende gegeben, auf welche Weise sie gegeben und wie sie formell und materiell beschaffen sein müsse, um in der ganzen protestantischen Kirche, oder in einer protestantischen Particularkirche eines besonderen Landes, auf bindende Kraft Anspruch machen zu können, und in wie fern und wie lange sie eine solche bindende Kraft besitze. Dieses Thema ist, nach dem Urtheile kritischer Journale, mit der beifallswürdigsten Umsicht, mit seltener Klarheit und Wündigkeit behandelt und es dürfte die Schrift deshalb bei dem, immer wieder von neuem rege gemachten Interesse des Gegenstandes, die Beachtung der geistlichen Behörden, so wie jedes denkenden Theologen, verdienen.

H. A. Kerndörffer,
Anleitung
zu der
richtigen und würdevollen
declamatorischen Behandlung
der in den königl. preußischen Landen
angeordneten
Kirchenagende.
8. 1 Rthlr.

Daß der äußere Vortrag einen wichtigen Theil der geistlichen Beredsamkeit bildet ist so allgemein anerkannt, daß schon oft, und nicht ohne Grund, bemerkt worden, es vermöge selbst eine Rede, die sowohl in der Ausführung ihrer Gedanken, als im Ausdruck noch mancherlei zu wünschen übrig läßt, dennoch, von einem wohlgelungenen äußern Vortrage begleitet, einen tiefen Eindruck zu machen. Auf der andern Seite drängt sich das Wahrnehmen des geringen oder ganz verfehlten Eindrucks einer trefflich ausgearbeiteten, aber schlecht vorgetragenen Rede nur zu häufig dem Beobachter auf, die Unentbehrlichkeit eines tiefern Eindringens in jene Kunst beurkundend. Um so weniger dürfte es demnach überflüssig erscheinen, wenn ein, mit derselben in Folge seines academischen Lehramts innig vertrauter Gelehrter, ihre specielle Anwendung auf die Preußische Kirchenagende zum Stoff eines sorgsam ausgearbeiteten Werkes gewählt hat; ja es darf mit Recht gesagt werden, daß er dadurch zur Erreichung des Zwecks, den die würdigen Begründer jener Agende vor Augen hatten, einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert.

Extemporirbare Predigtentwürfe,
nebst
kurzen Dispositionen und Hauptsätzen
zu
freien Vorträgen über die Episteln an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres, sowie über die neuen Pericopen in der sächs. Agende und über Texte aus der Leidensgeschichte Jesu.

1r Band: Vom Advent bis zum letzten Sonntage nach Ostern. gr. 8. 2 Rthlr.
2r Band: Vom ersten Pfingstfeiertage bis zum Schluß des Kirchenjahres. gr. 8. 2 Rthlr.

Wie sich die bereits vor mehreren Jahren erschienenen extemporirbaren Predigtentwürfe über die Evangelien desselben Verfassers (2 Bände 3 Rthlr. 6 Gr.) durch sehr brauchbar zu freien Vorträgen empfehlen: so zeichnen dieselben Vorzüge auch die Entwürfe über die Episteln aus. Um sie noch brauchbarer zu machen hat der Verf. gewöhnliche und schon oft bearbeitete Hauptsätze vermieden, den Entwürfen größere Ausführlichkeit gegeben, und über jede Epistel noch einige kurze Dispositionen geliefert.

In kurzem erscheint:
D. J. A. H. Tittmann,
die
Polemik
der evangelischen Kirche.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 282. — 9. Oktober 1831.

Henrich Steffens und das Lutherthum.

1. Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens. Breslau, Max. 1831. 8. 18 Gr.
2. Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde von Henrich Steffens. Zweite unveränderte Ausgabe. Breslau, Max. 1831. 8. 20 Gr.

Von Theodor Mundt.

Religiöse Bestrebungen, die mit einer kampfbegeisterten Ansicht für irgend eine eigenthümliche Wahrheit hervortreten, berühren stärker und schärfer als andere geistige Richtungen und Parteikämpfe gerade das gesellige Leben einer Zeit, und sind darum auf der einen Seite ebenso gefährlich und einflußreich durch sich selbst, als sie sich auf der andern den feindseligsten Widerspruch und die erbittertste Verfolgung erzeugen werden. Gefährlich sind sie an sich selbst, indem sie die Zeit und den Menschen, die sich beide nach der Erschöpfung gewaltsam durchgerungener Perioden der Geschichte gern bei dem Friedenslächeln einer Halbwahrheit beruhigen, wieder in den ungewissen Streit hinausreißen, welcher oft eine um so nächtlichere Verwirrung um die Streitenden ausbreitet, je mächtiger ihr Ringen nach einem Lichte ist, dessen ganze stille Gottesklarheit, nur von dem ahnungsreichen Gemüthe liebend erschaut, sich in vielen einzelnen Stralen an dem Erdenhorizont bricht, die als ebenso viele Stralen der alleinigen Verkündigung von den kämpfenden Parteien angebetet zu werden pflegen; aber jene religiösen Bestrebungen rufen auch eine Rache gegen sich hervor, wenn sie mit der Absicht, etwas Bestehendes umzugestalten und neue Ideen siegend zu machen, in die Mitte eines gesellschaftlichen Zustandes sich wagen, der, wie er heute bei uns in Deutschland ist, durch eine vielverbreitete geistige Pruderie nervlos gemacht und im Festhalten an einer heitern, aber stichten Vornehmthuerei der geselligen Form sich unverbesserlich glücklich wähnend, jede tiefe innerliche Aufregung als dem guten Ton und der Bequemlichkeit zuwider von sich zurückstößt und ohne Prüfung schon im Voraus haßt. Hätte Steffens seine Begeisterung für den alten ursprünglichen Kern des Lutherthums, mit der er sich der Union gegenüberstellt, als eine individuelle Ansicht für sich behalten und nur etwa wie eine persönliche Besonderheit seines Charakters als Mensch, wobei er nun einmal nicht dafür könne, in Schriften ausgesprochen, so würde man seine Meinung vielleicht als etwas Neues bewundert und sich eine Zeitlang von der geistreichen Kühnheit des seltsamen Mannes unterhalten haben. Aber weil eben, wie gesagt, religiöse Ansichten immer die gesellschaftlichen Zustände des Lebens zu durchdringen und umzubilden streben, so begann Steffens den Gedanken, der ihn ergriffen hatte, mit seiner an ihm gewohnten, das Innerste herausagenden Beredtsamkeit um sich her kundzuthun, und in seiner Umgebung eine Gemeinde dafür zu versammeln, an deren Spitze er mit einer großartigen Einseitigkeit die scharfe und ausschließende Bestimmtheit des ursprünglichen Lutherthums gegen das ihm zu zerflossen scheinende Wesen der Union festzuhalten sucht, und zwar als die alleinseligmachende Wahrheit. Nun erst scheint man Das, was er will, für etwas Ungeheueres und Gefährliches anzusehen, und der verehrungswürdige Mann deutet in seiner oben angezeigten Confessionsschrift schmerzlich darauf hin, daß der Schritt, den er gethan, ihm manchen Haß erregt und viele seiner Freunde von ihm abwendig gemacht habe. Das Trübe in der öffentlichen Meinung über eine eigenthümlich sich hervorwagende Ansicht erzeugt sich größtentheils daraus, daß man nur das Factum beurtheilt, inwiefern man selbst mit seinen particulairen Bedürfnissen dabei bestehen oder nicht bestehen zu können glaubt, aber nie geneigt ist, in die Bildungsgeschichte einer solchen Ansicht einzugehen und im ganzen Zusammenhang seiner Entwickelung einen tiefen Geist zu verstehen, dessen kühnes Andringen man eben dadurch am leichtesten und zugleich am liebevollsten von sich ablehnen könnte, wenn man sich klar machte, wie seine Ansicht in seiner Persönlichkeit liegt und aus dem innersten Keim seines geistigen Lebens in dieser Richtung entstehen mußte. Dazu schreinen jedoch nur wenige Leute Zeit und Muße zu haben, und man vergißt lieber das Große und Treffliche, das man einen solchen Mann sonst in der Wissenschaft hervorbringen sah, oder stellt es in das zweifelhafte Licht einer vergangenen Bestrebung, um nur jetzt nicht genöthigt zu sein, seiner vermeinten Absonderlichkeit irgend einen Haltpunkt zuzugestehen, ja man kommt auch wol am bequemsten zu der Meinung, daß wol immer seinem Wir-

ken der recht strengwissenschaftliche Charakter gefehlt haben möge, weil es jetzt in diesem Pietismus, der noch dazu polemisch zu werden anfängt, ausgehe. Es wäre in der That eine Sünde gegen die heilige Persönlichkeit eines Menschen, wenn man die neueste religiöse Richtung von Steffens ebenfalls mit dieser beliebten Vernichtungskritik beurtheilen wollte. In dem Buche: „Von der falschen Theologie", sagt er an einer Stelle: „Alles Richten der Menschen muß von der Liebe ausgehen; die Liebe aber ist thätig im Forschen; sie will erst wissen, was zu retten ist, ja, was gerettet werden muß; sie muß das verborgene Gute kennen, ehe sie richtet". Wer über Steffens in dieser Beziehung richten will, sollte daher wenigstens soweit „thätig im Forschen" sein, daß er, alle seine übrigen Schriften sich genau vergegenwärtigend, in diesen den Bildungsdrang einer hochbegabten Natur verfolge, welche, in vielfachen Bestrebungen der Wissenschaft und Kunst immer das Tiefste zur Gestalt zu bringen ringend, sich endlich nur befriedigt hält, wenn sie, alle ihre vereinzelten Richtungen im Mittelpunkt der Religion sammelnd und gründend, das ganze Dasein in eine selige Einheit und Harmonie des sich unbedingt hingebenden Glaubens versenkt. Indem ich es versuche, die Steffens'sche Religionsansicht aus dieses Mannes eigenthümlichem Entwickelungsgange heraus und in Bezug auf seine individuelle Reibung mit den Richtungen der Zeit darzustellen, scheint es mir nöthig, zuvor zu erklären, daß meine Stimme in keiner Hinsicht eine Parteistimme ist, und daß ich eine andere Meinung von der Union habe als Steffens, welche mir nicht erlaubt, ein dieser gegenübertretendes Lutherthum, an dem er festhält, zu bekennen. Meine Darstellung seiner Ansicht muß aber eben, je unparteiischer und treuer sie ist, um so entschiedener auch die Abweichung von ihr rechtfertigen, während sie auf der andern Seite auch das Wahrhafte und Positive in ihr zur Anerkennung bringen soll.

Die neuerschienene Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner geworden u. s. w.", reicht jedoch zu einer vollständigen Auffassung Dessen, was Steffens als Christ will, denkt und glaubt, bei Weitem nicht aus, und es war deshalb willkommen, daß wir mit ihr zugleich einen erneuerten Abdruck des frühern (zuerst 1823 herausgekommenen) Buches: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben", erhielten, da sich beide Schriften gegenseitig so genau ergänzen wie äußere Persönlichkeit und innere Gesinnung in einem Menschen. Das ältere Buch enthält die religiöse Richtung, der Ansicht nach, schon vollkommen in sich, welche in der neuen Bekenntnißschrift individuelle Züge angenommen und als ein bestimmter Ausdruck in der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes uns entgegenblickt. Der Verf. theilt uns in dieser unter Nr. 1 angeführten Schrift zugleich Bruchstücke einer Selbstbiographie mit („Fragment aus meinen Knabenjahren"), welche zu den eigenthümlichsten Lebensgeständnissen gehören, die je in der deutschen Literatur ans Licht getreten sind. Göthe hat uns in seiner bekanntlich zu wohlbehäbig ausgefallenen Autobiographie fast nur Das erzählt, was sich mit einer leichten geselligen Redseligkeit und flüchtigen Anmuth hinstellen ließ. Steffens führt uns immer, wo er sich mittheilt, und so besonders auch hier, in das Allerheiligste seines Innern ein, und die Bemerkung, die er in diesem „Fragment" über sich macht, daß es ihm immer eigen gewesen, kein Gefühl verschließen und keinen Gedanken verschweigen zu können, hatte sich uns schon früher oft bei der Lecture seiner Schriften aufgedrängt, selbst da, wo er keine persönlichen Bekenntnisse that. Indem er uns aber den tiefsten Blick in ein unaufhörlich wogendes geistiges Leben vergönnt, ein Blick, der uns bereichert, indem er uns bange an die schauerliche Grenze des irdischen Daseins führt, besitzt er zugleich ein glänzendes, kaum bei einem andern deutschen Schriftsteller ähnlich sich findendes Talent darin, die Nachtseite der Innerlichkeit und Speculation durch die herrlichsten Farbenbilder der Phantasie zu erleuchten und wohnlich zu machen. Als Selbstbekenntnisse in anderer Darstellungsweise sind auch die Novellen von Steffens anzusehen, auf welche er hier an einer Stelle hindeutet, indem er von der geheimen Scheu spricht, die er immer gehabt, „seine Persönlichkeit zum Gegenstand einer öffentlichen Verhandlung zu machen". Er äußert, daß jede absichtlich für einen öffentlichen Zweck unternommene Beschäftigung mit uns selbst nothwendig eine Selbsttäuschung erzeugen müsse und ebendeshalb eine jede Autobiographie „Dichtung und Wahrheit" enthalte; gelebte Erfahrungen eines innern bewegten Daseins ließen sich nur in der Form erlebter Ereignisse darstellen, und er habe solche Darstellungen gewagt, indem er es für schicklicher hielt, „die unverfälschte Wahrheit hinter dem durchsichtigen Schleier zugestandener Dichtung leicht zu verbergen, als sie durch unwillkürliche Dichtung zu verunstalten". Wenn sich auch ohne diesen interessanten Fingerzeig nie verkennen ließ, daß jene Novellendichtungen Selbsterlebtes darstellten und eben dadurch ihre wunderbare Anziehungskraft ausübten, weil sich der Dichter selbst in seinen Gestalten zu spiegeln schien, und wenn er auch nie ein Portrait geben mochte, doch sein geistiges Selbst in die reiche Mannichfaltigkeit der Bilder wie in vielfach auslaufende Stralen zertheilte, so tritt dagegen das neumitgetheilte „Fragment aus den Knabenjahren", welches den Zeitraum vom 12. bis zum 14. Jahre des Verf., 1785 — 87, schildert, theils einfacher und anspruchsloser in der Form seiner Darstellung auf, theils behauptet es aber auch gerade wegen dieser Form den Charakter eines eindringlichern persönlichen Geständnisses, das durch das offene Erschließen einer Individualität einen bestimmten Zweck und Eindruck für dieselbe zu erreichen beabsichtigt. In diesen Mittheilungen wird uns mit aller Seligkeit der Erinnerung die Religion des Kindes entgegengeführt, die in unbedingter Hingebung an den Glauben das Tiefste und Beglückendste in sich zu umfassen schien, wonach in spätern Lebensjahren der in Zweifeln und Abwegen sich verirrende Wissensdurst des philosophischen Erkennens vergeblich und bis zur Ermattung rang, und diese Erinnerung an die stille Himmelsblüte der Kindesreligion, die sich an der sinnigfrommen Gestalt einer geliebten Mutter aufrankte, ist für die vorliegende

Beziehung um so bedeutungsvoller, weil Steffens in seiner jetzigen Rückkehr zu dem ursprünglichen und unverfälschten Lutherthum sich selbst zurückgegangen zu wähnen scheint in jenes unbefangene und doch so bestimmte Glaubensglück der Kinderzeit, welcher das Himmelreich verheißen. Deshalb wird auch in dieser Darstellung der Knabenjahre die Abendmahlsfeier und die damalige Andacht des im Heiligthum des Sacraments ganz aufgehenden Knaben als besonderes Moment hervorgehoben, und die Abendmahlslehre ist es auch jetzt, welche vornehmlich Steffens der Union und der Toleranz der unio sacramentalis entfremdet zu haben scheint. In solcher Weise nehmen diese biographischen Andeutungen für den kundigen Leser unvermerkt eine Beziehung auf das Dogmatische der Steffens'schen Confession an, während die eigentlich theoretischen Ausführungen seiner Ansicht über Union, Lutherthum und Abendmahlslehre in der unter Nr. 2 genannten Schrift zu suchen sind, aus der wir sie im Verlauf unserer Betrachtung zur erfoderlichen Zeit beibringen wollen.

Ob Steffens ein Pietist sei, weiß ich nicht. Ich ziehe mich überhaupt gern zurück, wenn man mich, wie es Mode ist, fragen will, was Der oder Jener sei und ob er nicht Das oder Jenes sei, wodurch man ihm mit ehrsamer Bestimmtheit den Käfig irgend einer Classification zur Behausung anweisen könne, um darin mit Muße den Vogel an seinen Federn zu betrachten und zu erkennen. Ich habe jahrelang mit bedeutenden, strebenden Menschen zusammengelebt und nie gewußt, was sie sind, weil das Bedeutende an ihnen eben war, daß sie nie etwas *sein*, sondern immer etwas *werden* wollten. Ein Schulphilosoph dagegen weiß es genau und auf ein Haar, was er *ist*, und darum *wird* auch in der Regel aus einem Schulphilosophen so wenig. Er *ist* fertig im abgeriegelten System seiner Schule, aus dem heraus er die Schwingen nicht weiter entfalten darf zum freien und ewigen Werden, und deshalb weiß man, was er *ist*, wenn man ihn bei dem Namen seiner Schule oder Sekte ruft, auf den er jederzeit hören wird. Anders ist es mit andern freien Menschen, die sich aus sich heraus in ihrer Eigenthümlichkeit fortbilden und ewig wanderfrisch dieses unser Metamorphosenleben durchschreiten. Wenn ich einmal das Unglück haben sollte, eine philosophische Schule zu stiften, so verspreche ich feierlich, der Erste zu werden, welcher aufhört, ein Mundianer zu sein. Dies wäre in der Geschichte der Philosophie gar nicht beispiellos, denn es läßt sich gewiß beweisen, daß z. B. der geniale Schelling in verschiedenen Perioden seiner allmäligen Entwickelung mehr als ein Mal aufgehört hatte, selbst ein Schellingianer zu sein, indem er durch neueingeschlagene Richtungen seine frühern widerlegte. Wie könnte ich mich freuen, wenn auch der tiefsinnige Hegel in manchen Bezügen einmal aufhören wollte, ein Hegelianer zu sein!

Steffens nun ist neuerdings oft ein Pietist genannt worden, und man bedenkt nicht, wie wenig und dürftig man ihn charakterisirt hat, wenn man ihn so unter den allgemeinen Begriff einer an sich unbestimmten und die verschiedensten Nuancen ein- und ausschließenden Sekte bringt. Der Pietismus ist, wenn man ihn im Allgemeinsten und zugleich am unbefangensten bezeichnen will, ein Versenken aller Lebensrichtungen und Lebensthätigkeit in der Alles identificirenden Einheit des religiösen Gefühls und der christlichen Andacht. Ich weiß nicht, ob man schon sonst diese naheliegende Definition ausgesprochen hat, aber soviel ist klar, daß, wenn dies das Wesen des Pietismus ausmacht, derselbe noch immer etwas sehr Unbestimmtes und Zerfließendes ist. Der Pantheismus der Spinozistischen Philosophie versenkte auch alles Leben in der Einheit der unendlichfach im Irdischen zersplitterten Substanz Gottes, und wenn ein Spinozismus in die Wirklichkeit hätte übergehen und zu einem religiösen Cultus werden können, so würde er sich von dem Pietismus vielleicht nur insofern unterschieden haben, daß dieser mit seinem Gefühl in einen persönlichen Gott aufgeht, während jener mit seinem intellectuellen Schauen in der allgemeinen Substanz Gottes ertrinken untertaucht und in einem entzückenden Vernunftrausch auch die Persönlichkeit des Individuums selbst darin aufgibt. Wenn nun auch der Pietist in seiner überschwenglichen Andacht selbst bis zur Verschmelzung der eignen Individualität sich verlieren kann, so verschmilzt er doch immer in einem mit Liebesinbrunst festgehaltenen persönlichen Gott, aber er hängt an Gott eben nur mit dieser dunkeln Liebesinbrunst des religiösen *Gefühls*, und die geistige Andacht des höhern Erkennens hat er nicht. Will man nun Steffens in diesem Sinne einen Pietisten nennen, so bezeichnet man die ihm eigne Richtung falsch und ungerecht, denn man irrt sich sehr, wenn man sein Christenthum nur aus der Sphäre jenes unbestimmten religiösen *Gefühls* hervorgegangen glaubt. Es ist allerdings auch sein Streben, das ganze Dasein in der Einheit der Religion zu gründen und nur aus dieser Alles befruchtenden Einheit heraus weiter zu bilden, und er macht es an einer Stelle in Nr. 1 der vorliegenden Bücher selbst bemerklich, daß alle seine Schriften „eine nicht zu verdrängende religiöse Richtung" haben, die, nach Verhältniß des Gegenstandes mehr oder weniger hervortretend, in keiner ganz fehle. Wenn dies Streben aber mit dem Pietismus zusammenfällt, so muß jetzt gleich die Behauptung hinzugefügt werden, daß der Steffens'sche Pietismus in seiner näher zu beschreibenden Eigenthümlichkeit einen sehr bestimmten und inhaltsreichen Charakter hat, der ihn dem gewöhnlichen fern gegenüberstellt. Steffens ist ein *speculativer Pietist*. Er hat sich zwar von dem Absolutismus der Philosophie nach einem, wie es scheint, verzweifelten Kampfe abgewendet; er hat die Befriedigung, welche der Begriffshochmuth des Wissens in wohlconstruirten Systemen ausbietet, unbefriedigend gefunden, und seine Rückentwickelung aus der Philosophie in den christlichen Glauben bedingt und begründet eben, wie wir unten genauer auseinandersetzen wollen, seine jetzige religiöse Richtung, welche die philosophische widerlegt zu haben scheint, aber gerade weil Steffens aus der Philosophie herkam, hat er in den Glauben, dem er sich zuflüchtete, den speculativen Sinn mit hinübergenommen, den er nie an sich selbst,

sondern nur in seinen verirrten Resultaten verworfen und aufgegeben haben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Von Gottlieb Mohnike. Erster Band. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Freudig begrüßen wir diese Uebersetzung. Denn, wie Wilhelm Grimm in den schönen Worten, welche der Uebersetzer dem Werke vorgesetzt hat, sagt: „hier sind alle Farben des Lebens ausgetheilt: Scherz, Lust, Muth, Ueppigkeit, treue Liebe, Trauer und höchstes Leiden, und in der Tiefe ruhen die Geheimnisse eines schönen Glaubens, der die ganze Natur belebt und erhöht". Neben der schwedischen Sammlung (s. von ihr W. Grimm in „Hermes", 1820, Bd. V, S. 44 fg.), die in den Jahren 1814—16 unter dem Titel „Svenska Folk-visor från forntiden" u. s. w. in 3 Bänden in Stockholm erschien und die sich gewiß in Deutschland nur in den Händen Weniger befindet, ist diese Uebersetzung mit Ehren zu nennen. Von dem Schatze der schwedischen Volkslieder war bisher nur ein geringer Theil in deutscher Uebersetzung bekannt, und nicht alle Uebersetzungen einzelner Lieder zeugten von dem rechten Sinne, der hierbei herrschen muß. Wir freuen uns, daß nun ein Mann, dem die Herrlichkeit dieser Klänge aus alter Zeit lebendig aufgegangen, mit fester Ansicht und treuer Sorgfalt daran gegangen ist.

Die schwedischen Volkslieder wurzeln mit denen der übrigen deutschen Völker auf dem Boden derselben Stammverwandtschaft, aber nicht ohne bedeutende Eigenthümlichkeit. Da der Stoff nicht weniger Lieder auch in den Liedern anderer Völker sich findet, worauf in den Anmerkungen meist verwiesen ist, so werden sich dem aufmerksamen Leser mancherlei Vergleichungen darbieten. Unverkennbar ist eine gewisse Strenge, worauf Geijer die Aeußerung Alfieri's über das erhabene Schrecken, das ihn in der Stille der nordischen Natur befallen, sinnreich anwendet. Aber die verschlossenen Knospen brechen oft zu vollen Blüten auf, das tiefe Gefühl tritt aus der Hülle, in der es sich gleichsam verborgen, mächtig hervor. Zu jenem Charakter der Strenge und schauerlicher Erhabenheit stimmen die Züge, die sich aus der untergegangenen Heidenwelt in den nordischen Liedern finden; aber das Christenthum hat seinen mildernden Einfluß ausgeübt und sich weihend über sie ergossen. Vor andern Eigenthümlichkeiten wollen wir hier des Kehrreims gedenken, der den schwedischen Liedern vor andern eigen ist. Hierüber verspricht der Uebers. im 2. Bande Geijer's Abhandlung zu liefern. Der Kehrreim gesellt den Liedern einen wunderbaren Reiz. Bald unterbricht er mildernd den Gang des Liedes, ein Aufruf zum Gesang, eine Erinnerung an die Natur: „Gerade nun steht der Wald in der Blüte", ein Klang aus dem Gemüthe des Sängers, wie hervorgerufen durch die Macht des Liedes, z. B. „O bleibe mir treu, — da noch wächst die Lind' auf der grünen Oi", oder: „Lang wird mir die Zeit, — doch ich weiß, der Kummer ist schwer"; sodaß das Lied sich wie von einem Hintergrunde hervorhebt. Bald ist der Kehrreim an die Begebenheit gebunden und wie die Melodie der Volkslieder den Gedanken des Ganzen zusammenfaßt und frei von der Sucht, für jede einzelne Strophe eine andere Melodie auszusuchen, einigend über dem Liede schwebt, so hält auch der Kehrreim die Empfindung zusammen; bald eine Mahnung, gleichsam die begleitende Lehre des Liedes, wie: „Gott findet man wol zu Zeiten", bald gleich vom Anfange auf den Ausgang hindeutend. So gleich im ersten Liede, dessen Inhalt unsere Leser gewiß aus der schottischen Romanze: „Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?" in Herder's Sammlung kennen. Das Lied schließt sich damit, daß der Jüngling, der seinen Bruder erschlagen hat, aus dem Lande geht, dann erst wiederzukommen

Wenn der Felsblock schwimmt,
Liebes Mütterlein,
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.

Aber vorausdeutend beginnt das Lied sogleich:

Wo bist Du gewesen so lange,
Du Knab' im Rosenhain?
„Ich bin gewesen im Stalle,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals".

Oder der Kehrreim, der dem Inhalte der ersten Strophen gemäß ist, geht neben der Begebenheit fort und schließt das Lied mit einem tiefdringenden Contraste; z. B. im 20. Liede, wo Herr Olof mit den Elfen tanzt:

Herr Olof, er ritt einst aus in der Frühe,
Und bin kam er, wo die Elfen tanzten;
Der Tanz, er geht gut,
Gut geht er im Haine.

Der Schluß ist, daß 3 Leichen in Olof's Hause stehen,

Es war Herr Olof und seine Maid,
Die Mutter auch starb vor Gram und Leid.
Der Tanz, er geht gut,
Gut geht er im Haine.

Dieser 1. Band enthält bis S. 180 von den 100 Liedern der schwedischen Sammlung 50. Die Grundsätze, die Hrn. Mohnike bei der Uebersetzung leiteten, gibt er selbst S. 176 an. Treue, so weit irgend erreichbar, wörtliche; durchgängig Treue in der Wiedergabe des Gefühles und Gedankens ist ihm Gesetz gewesen; diese Treue nennt er schön: eine ethische Pflicht des Uebersetzers. Es ist von ihm in der That Bedeutendes geleistet worden und seine Uebersetzung ist würdig neben W. Grimm's Verdeutschung dänischer Lieder genannt zu werden. Studium des Volksmäßigen und der Sprache deutscher Volkslieder, ohne welches nichts zu leisten war, ist unverkennbar, und Verletzungen des echten Tons finden sich selten. Die Zugabe zweier Gedichte von Tegnér und Afzelius hätte sich der Uebers. ersparen können; wir müssen sie durchaus für einen Misgriff erklären. Wir wollen diese Gedichte nicht schelten, aber ausgezeichnet sind sie gewiß nicht und es erregt ein widerliches Gefühl, nach den vollen, ernsten Klängen, in denen sich das alte Volksleben offenbart, derlei Verse vernehmen zu müssen:

Auf Helgonabacken, wo frod gesellt
Die schöne Welt
Lustwandelt im duftenden Haine,
Da wohnte vor Zeiten ein Kämpe so gram.

und wie es denn weiter „mit Grazie in infinitum" geht.

Von S. 148 folgen, zunächst ein Theil von Geijer's lehrreicher Einleitung und Vorbemerkungen des Uebersetzers, sodann die Anmerkungen zu den einzelnen Liedern, theils aus denen der schwedischen Sammlung übersetzt, theils durch den Uebers. vermehrt und für deutsche Leser gestaltet. Sie enthalten die Uebersetzung mancher andern Abfassungen einzelner Lieder, vergleichen verwandte anderer Völker, wobei vornämlich W. Grimm's „Altdänische Heldenlieder" und Schröter's „Finnische Runen" benutzt sind, und erklären die Lieder auf das sorgfältigste. Für die Vergleichung der Sagen hätte der Uebers. noch Manches gewinnen können, wenn er auf verwandte Märchen mehr Rücksicht genommen hätte. Denn der Stoff der alten Poesie durchdringt auch die Märchen. Mit lobenswerther Offenheit hat der Uebers. die Stelle bemerkt, worüber er zweifelhaft ist. Den Kehrreim von Nr. 36: Man spelar i pavelun, hat er nicht ganz richtig übersetzt: „Man spielt hinterm Vorhang". Er erinnert ganz richtig an pavillon; aber an Thronhimmel, Baldachin, Vorhang war nicht zu denken, sondern ganz einfach zu übersetzen: „Man spielt in dem Zelte". So kommt pavelún auch im Mittelhochdeutschen vor, z. B. im Wigalois, Z. 2646. In Einzelnes weiter einzugehen verbietet der Raum.

Wir freuen uns auf den 2. Band, und wünschen, daß er die Melodien mitbringen möge, ohne die das Werk durchaus unvollkommen bleibt. Die Melodien sollten nie von den Volksliedern abgetrennt werden. 138.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 283. — 10. Oktober 1831.

Henrich Steffens und das Lutherthum.

Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Steffens ist so weit entfernt davon, ein Christ des bloßen religiösen Gefühls geworden zu sein, jenes Gefühls, welches wie ein gebrochener Sonnenstral, der durch bemalte Fensterscheiben auf die bangeinsamen Heiligenbilder einer gothischen Kirche fällt, die Nacht des Menschengeistes nur in flüchtigverzitternden Streiflichtern erhellen kann, daß er vielmehr in der Schrift: „Von der falschen Theologie", an einer Stelle, wo er von dem Naturgefühl spricht, sagt:

Keiner wird leugnen, daß die Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menschen sei; ja, die wahre Frömmigkeit, die heiligste Andacht erhöht, reinigt das Naturgefühl, verdrängt es nie. So hat dieses tiefe Gefühl einen geheimen Zusammenhang mit dem religiösen. Wir leugnen keineswegs, daß ein Gefühl die Stätte der Religion in der menschlichen Seele sei, wenn wir auch nie zugeben können, daß sie aus diesem Gefühle hergeleitet werden kann. Was wir hier Gefühl nennen, ist die unmittelbare Gegenwart des ganzen ungetheilten, sowol sinnlichen als auch geistigen Daseins, der Einheit der Person und ihrer sinnlichen und geistigen Welt. Es verhält sich zum höhern Erkennen, das es begreifen möchte, wie die sinnliche Empfindung zum Verstande.

Wenn man aber auf der einen Seite das Zerflossene und Unbestimmte anerkennt, welches der nicht weiter entwickelte Standpunkt der bloßen Gefühlsrichtung an sich hat, so wird dadurch auf der andern den absoluten Philosophen keineswegs die Anmaßung zugestanden, das Gefühl überhaupt, wie sie zu thun pflegen, als eine schlechte und unfreie Stufe menschlicher Bildung zu verachten. Der Glaube scheint dem Wissen gegenüber zunächst auch nur so ein williges Gefühl zu sein, das sich seinem Gegenstande aus einer mächtigen, aber dunkeln Anziehungskraft hingibt und zu den verborgenen Eigenschaften desselben eine unbestimmte Liebe äußert, die man ihm selbst als eine That der Tugend anrechnen zu sollen scheint; aber wie wunderbar erwächst der Glaube zu einem starken und inhaltsreichen Bewußtsein, wenn er als der wahrhaft christliche erscheint, als welcher er, im Erkennen wurzelnd, aus dieser bestimmten Wurzel heraus, von göttlicher Lebensnahrung durchzogen, in der vollen und Alles in sich schließenden Blüte der religiösen Andacht sich entfaltet. So kann, dünkt mich, auch das Gefühl, der leeren und allgemein verschwimmenden Innerlichkeit entnommen, in einer lebensvollen Durchbildung zu etwas Concretem heranreifen, in welchem der Mensch ebenfalls das Edelste und Tiefste seiner Natur suchen, finden und genießen soll; und da wir uns vor jenen Philosophen nicht fürchten dürfen, so sprechen wir es unbekümmert um alle Systeme aus, daß gerade das Schöne, und mithin aller Genuß an der Kunst uns in die Sphäre des von uns als concret bezeichneten Gefühls zu fallen scheint, des Gefühls, welches die geistige Fülle der Innerlichkeit und die ausgeprägte schöne Form der sinnlichen Aeußerlichkeit zur Harmonie in sich zusammenfaßt und empfindet, und ich kann es nimmermehr zugeben, wenn man meint, daß das Erkennen dieser Harmonie, oder mag man sie gelehrter die Totalität benennen, lediglich dem construirenden Denken der Philosophie vorbehalten sei. Wie der christliche Glaube höher steht als das abstracte Wissen, da er die Frucht des Erkennens insichschließen muß, denn der wahrhaft christliche Glaube ist nur gläubig, weil er erkannt hat, so steht auch das von mir als concret bezeichnete wahrhafte Gefühl höher als die construirende Thätigkeit des Denkens, gegen welches es einen Gipfel der Anschauung gewährt, indem das Construiren des Denkens nur dem Wachsen der Pflanze ähnelt, während die Anschauung des concreten Gefühls die erschlossene Herrlichkeit eines vollendeten Organismus darstellt. Es wäre vielleicht eine zeitgemäße und zweckdienliche Aufgabe, einmal das Anschauungsprincip des Gefühls theoretisch zu entwickeln, welche zu lösen ich an einem andern Orte versuchen werde. Hier genügt es, wenn wir daran festhalten, daß der echte christliche Glaube kein leeres Fühlen und Meinen, sondern etwas Concretes ist, das die speculativen Elemente des Erkennens insichschließen muß, und wenn Steffens den Rettungsweg aus der Philosophie in den Glauben einschlug, so ist bei ihm am allerwenigsten der speculative Grund, auf welchem sein Glauben ruht, zu verkennen. Börne, der es naiv genug selbst gesteht, Steffens' Bücher nicht einmal gelesen zu haben, hat Unrecht, wenn er in einem unter seinen Schriften befindlichen Aufsatze Steffens einen Neophyten des Glaubens und Apostaten des Wissens in dem Sinne nennt, daß der Abfall vom Wissen in ihm jenen gedankenlosen Glauben hervorgebracht hätte, welcher entweder nur als ein In-

stinktglaube angesehen oder als Auskunftsmittel einer ohnmächtig gewordenen Natur betrachtet werden kann. Vielleicht ist es unserer Zeit eigenthümlich vorbehalten, dem Wissenssupremat der Philosophie gegenüber auf den speculativen Inhalt, welchen der wahre christliche Glaube in sich umfaßt, hinzuweisen, wie schon Göschel in seiner bekannten Schrift: „Aphorismen über Wissen, Nichtwissen u. s. w.", den bedeutenden Versuch gemacht hat, die beiden einander gegenüberstehenden Richtungen der wissenden und nichtwissenden Parteien, also des absoluten Erkennens und des bloßen leeren Glaubens, in dem concreten christlichen Glauben zu versöhnen und ihrem feindlichen Gegensatze nach darin aufzuheben, welchen christlichen Glauben als etwas Concretes anzuerkennen sich auch selbst Hegel nicht geweigert hat. Vielleicht geht die philosophische Theologie allmälig in einen speculativen Pietismus über, in dem sie eine Durchgangsperiode zu einer neuen Umgestaltung der Wissenschaft findet. Wenn, wie wir oben bemerkten, in dem gewöhnlichen Gefühlspietismus die Persönlichkeit des Individuums in ihrer Bestimmtheit zu verschwimmen pflegt, so liegt dagegen in dem speculativen das Streben, welches, wie es Steffens an sich selbst bezeichnet, darauf gerichtet ist, „die Enthüllung der eignen ewigen Persönlichkeit" in der Religion zu suchen. Aber auch dieser Pietismus wird leicht an unwahre und unklare Extreme hinanstreifen und bald in Mystik sich verlieren, bald in trübe Schwärmereien des bloßen religiösen Gefühls zurückzuversinken Gefahr laufen.

Als Steffens das Buch: „Von der falschen Theologie", schrieb, schien er noch unmittelbarer die absolute Philosophie als seine Gegnerin vor Augen zu haben, und er spricht hier ausdrücklicher und polemischer von dem sich in sich selbst begründenden Wissen und der Frechheit philosophischer Systeme, indem er dagegen, wie er sagt, an das Christenthum sich wendend, zu ahnen anfing, „daß der Heiland der Welt auch der Erlöser des Denkens, der Erretter der verirrten Vernunft von ihren eignen Verirrungen sei". Daß gerade eine so speculative Natur wie Steffens in der Systemweisheit und ihren angeblich Alles concentrirenden Begriffen sich nicht zu befriedigen vermochte, ist nicht nur nicht zu verwundern, sondern beweist eben schlagend, daß ein lebensvoller Geist darin seine dauernde Heimath nicht haben kann. Es gibt einen gewissen Frühlingstrieb im Menschen, welchen wir die Phantasie nennen, und wen dieser Trieb belebt, den ergreift immer einmal wieder eine Anwandlung zum Blühen. In Allem, was Steffens, selbst in seinen strengwissenschaftlichen Leistungen, hervorgebracht, ist der übermächtige Drang einer großen und reichen Phantasie wahrzunehmen, die, unaufhörlich regsam, auf dem Gebiete des Geistes immer nach einem vollen und productiven Leben ringt und in jeder Richtung schwellende Keime und Knospen hervordrängen möchte. In einem abgeschlossenen Begriffssystem aber darf es nicht weiter keimen und knospen, und den absoluten Philosophen überschleicht nie wieder eine Anwandlung zum Blühen, denn das Blühen ist gefährlich, weil es über das System hinausblühen könnte, und das System selbst muß ja auch über allem Blühen erhaben sein, weil es nicht nur die Frucht schon insichschließt, sondern auch sogar das Leben der Frucht schon in sich secirt oder begriffen hat. Was immer von Neuem in den Kampf des Lebens hinaustreibt, ist die Gewalt der Phantasie, welche der absolute Philosoph als einen niedrigen Trieb verachtet; er verachtet die Phantasie aber, nicht als ob der wahre Begriff der Philosophie dieselbe ausschlösse, sondern weil er sie nicht besitzt und sie ihn nicht belebt, denn belebte sie ihn, so würde er bald nicht mehr ausdauern können in der gestaltlosen Oede des Abstracten. Die Phantasie ist mir weit entfernt davon, blos ein schlechter natürlicher Trieb zu sein; in ihrer geistigen Reinheit ist sie der menschliche Lebenstrieb, der im Dasein die Fülle der Gestaltung sucht und in einer besondern Richtung auch als Kunsttalent oder Genuß an der Kunst sich regt. Die Phantasie kann freilich zu einem schlechten natürlichen Trieb ausarten und zum Don Juan werden, der in frecher Uebersättigung an den Formen des Irdischen zum bösen Princip verwildert, aber wenn die Phantasie zum Don Juan wird, kann nicht auch dagegen die Vernunft in ihrer Verirrung zum steinernen Gast erstarren, vor dem sich alle Lebensfreude gelähmt findet? Steffens hat in der Schrift: „Von der falschen Theologie", in dem lesenswerthen Abschnitt: „Was eine Mythe sei und wie sie auf die heilige Schrift angewendet worden", eine Definition von der Vernunft gegeben, die merkwürdig für ihn ist. Er sagt:

> Verstand und Einbildungskraft sind selten in einem solchen Gleichgewicht, daß sie sich wechselseitig unterstützen. Dieses Gleichgewicht, in welchem die Naturfülle der Poesie mit der Klarheit des Verstandes in lebendiger Einheit ist, wollen wir, unbekümmert um die Ausdrücke der Schule, Vernunft nennen.

Die Vernunft steht ihm also nicht der Phantasie gegenüber, sondern begreift dieselbe insich als die höhere und verklärende Einheit zweier entgegengesetzter Richtungen, des Verstandes und der Phantasie, von deren gegenseitigem Verhältniß er an einer andern Stelle sagt:

> Dem Verstande muß es seltsam vorkommen, daß seine Schärfe und scheinbare Sicherheit dem Menschen keineswegs genügt. Wir haben vielmehr ein eigenthümliches Vermögen, die Einbildungskraft, deren Gegenstände aus einem tiefern Gefühle des Daseins, des Lebens in und mit der Natur entspringen, während der Verstand Alles den Empfindungen, den äußern Eindrücken und der Art und Weise, wie sie in die Formen des Denkens aufgenommen werden, verdankt. Dieses seltsame Vermögen, mannichfaltig gestaltet bei den Hochbegabten, erzeugt eine eigne, dem Verstande ihrem Ursprung nach unbekannte, seinen engen Bedürfnissen fremde Welt. Diese Welt der Einbildungskraft stellt nicht den Menschen der Natur entgegen; das heitere, lebendige Naturgefühl, welches nicht einzelne Gedanken mit einzelnen Dingen in Beziehung setzt, vielmehr das Leben als ein Ganzes völlig in eine unergründliche Einheit versenkt, ist der Grund und Boden der Einbildungskraft.

Die von Steffens so bezeichnete Vernunft steht aber Dem, was die Philosophie unserer Tage als Vernunft geltendmacht, wesentlich in einem feindlichen Gegensatz gegenüber, denn der absolute Idealismus schließt in seinem Erkennen das von Steffens mitaufgenommene und als thätig gesetzte Element der Einbildungskraft streng aus,

weil er nur Das als wahre Realität der Gegenstände begreift, was nach der Abstraction von allen der Phantasie angehörigen Bestandtheilen gewissermaßen als der Nervenäther eines Organismus übrigbleibt. Die Steffens'sche Vernunft möchten wir genauer die Vernunftanschauung nennen, und wenn die Vernunft der absoluten Philosophen nur den Nervenäther der Gegenstände absondert, welchen sie dann als die wahre Substanz derselben gibt, so strebt diese Vernunftanschauung dagegen das allseitige Leben des ganzen vollen Organismus aufzufassen, in welchem der Nervenäther nur wie der verbindende Geist über den Theilen schwebt. Ebendeshalb konnte Steffens mit dieser lebensvollen Vernunftanschauung, in welcher die Klarheit des Verstandes mit der gegenständlichen Fülle der Phantasie nach einem Gleichgewicht des Daseins strebt, in der Philosophie sich nicht befriedigen, und ihren Wissenskämpfen entrinnend, suchte er eine höhere, durchdringendere Einheit des Lebens zu gewinnen, als eine systematische, nur in der Dialektik der Begriffe begründete zu sein vermag. Als solche Einheit erkannte er das Christenthum, dem er sich nun „mit unbedingter Hingebung" zuwendete. Diese unbedingte Hingebung, welche er selbst als die letzte „höchste Stufe der geistigen Entwickelung, aus ihrem stärksten Gegensatze erzeugt", bezeichnet, könnte nun zunächst als ein alle Speculation ausschließender, absoluter Pietismus erscheinen, aber wer ihn genauer und unbefangen prüft, wird erkennen, wie er sich zwar in die positive Religion so ganz versenkt, daß er in ihr alle Zweifel des Denkens gewissermaßen als ein Opfer der Liebe vernichtet, daß er sich aber sogleich vor dem Verschwimmen durch ein bestimmtes, scharfes Erfassen seiner selbst und seines Inhaltes sichert. Diese Bestimmtheit ist ihm das strenge Lutherthum der protestantischen Kirche, wie es vor der Einführung der Union in seiner durch weltgeschichtlichen Kampf behaupteten Entschiedenheit und Unmittelbarkeit der christlichen Auffassung bestanden, und Steffens ist so weit entfernt, dies Festhalten an dem Bestehenden nur etwa für ein Auskunftsmittel eines in sich zerfallenen Geisteszustandes gelten lassen zu wollen, daß er sich vielmehr selbst stark fühlt in seiner Richtung, und die Bedeutung der Union im Gegentheil nur in einem Trost für die Schwachen und Unselbständigen zu sehen scheint. In der Einleitung zu der Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner geworden", bemerkt er zwar Anfangs mit einer von seinem Standpunkt aus fast befremdenden Bereitwilligkeit die anerkennenswerthe Absicht, welche den Staat geleitet, durch die Begründung einer herrschenden Einheit der Kirche eine Staatsreligion hervorzurufen, er gesteht der Union sogar zu, daß sie als „der Anfang einer neuen, bedeutenden, geschichtlichen Entwickelung" erscheine, und „einen erwünschten Vereinigungspunkt scheinbar sich aufhebender Gegensätze" darbiete, aber er stellt auch zugleich heraus, wie die Union anerkenne, „daß noch Solche da sind, die sich von ihr ausschließen — Nichtunirte", und unter diesen Nichtunirten, „die wol eine positivere Benennung verdienen", versteht er Diejenigen, „die jene Differenz, wie sie geschichtlich mit der Reformation anfing, noch festhalten und als eine wesentliche betrachten, die keineswegs geneigt sind, was ihnen ein Heiliges ist, der Zweideutigkeit mehrfacher Erklärungen preiszugeben". Ob es solche strenge Reformirte noch gibt, läßt Steffens dahingestellt sein, aber daß sich auf der andern Seite solche „strenge Lutheraner" finden, dafür tritt er hier mit seiner eignen Ansicht offen und unbefangen hervor.

Es ist schon bekannt (sagt er), alle Zeitungen haben es berichtet, und ich gedenke nicht, es zu leugnen, bekenne vielmehr hiermit öffentlich und feierlich, ich gehöre zu diesen Lutheranern, und ergreife die Feder, ihre Sache offen zu verfechten, und insofern sie mich und meine Ansicht betrifft, zu vertreten.

Schreiber dieses las es ungefähr vor einem Jahre auch in einem Blatte als zerstreute Zeitungsnotiz, daß Steffens in Breslau sich an die Spitze einer der Union gegenübertretenden Gemeinde gestellt habe. Er wollte es damals nicht glauben und rückte in ein anderes Blatt die wohlgemeinte, gewiß unbeachtet gebliebene Bemerkung ein, daß man vorsichtiger und prüfender in Verbreitung solcher Gerüchte zu Werke gehen möge, weil sie einen Mann beträfen, dessen großartiges, geistiges Streben, dessen freie Persönlichkeit immer allem Sektenthum entgegengesetzt gewesen, und in der That war auch das Factum damals noch schwankend. Seltsam, daß ich es nun unternehmen muß, das Steffens'sche Lutherthum als consequente Entwickelungsstufe seiner geistigen Richtungen zu erklären und verständlich zu machen. Verworrene Lebensbestrebungen, die sich bald aus einem überschwenglichen und meist inhaltsleerem Geisteltaumel in die grenzenlosiste Sinnlichkeit stürzen, bald aus dieser in eine völlige Erschöpfung übergehen, haben nicht selten dem Katholicismus Proselyten gewonnen und in den Friedensschoß der alleinseligmachenden Kirche geführt, in welcher alle Gedankenunruhe durch ihr narkotisch wirkendes Denkverbot leicht und mild eingeschläfert wird. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dieser häufig erlebten Zeiterscheinung bietet die jetzt besprochene Confessionsänderung von Steffens dar, indem bei ihm reingeistige und philosophische Bestrebungen, welche in ihrer oben angedeuteten Krisis, in der Oede des Abstracten verloren, in einer schmerzlicherregten Sehnsucht nach concretem Leben endeten, einen Proselyten des Lutherthums gewinnen, welches in der Sicherheit eines entschlossenen, alle Zweifel abwerfenden Glaubens, die es ihm gewährt, ebenso als die alleinseligmachende Zuflucht von ihm behauptet wird. Was er selbst zur Begründung seiner Ansicht und der daraus entspringenden Trennung von der Union in den beiden Schriften geäußert hat, wollen wir im Folgenden daraus zusammenstellen, um ihm so theils seine eigne Vertheidigung zu Gute kommen zu lassen, theils Das, was sich widerlegen läßt, daran anzuknüpfen. Es muß aber Manches, was im Allgemeinen zu widerlegen ist, einer Persönlichkeit zugestanden werden, deren Streben es zwar immer ist, die individuellen Bedürfnisse mit der allgemeinen Idee in Einklang zu bringen, welche aber, eben weil sie Persönlichkeit bleibt, diesen Einklang jederzeit nur in eigenthümlichen Abweichungen oder Annäherungen andeuten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberſetzungen deutſcher Dichterwerke in die engliſche Sprache.

Neben den vielen Verſuchen, wodurch Engländer in den letzten Jahren bemüht geweſen ſind, die Werke unſerer gefeierteſten Dichter ihren Landsleuten zugänglicher zu machen, verdient mit Auszeichnung ein beſonders gelungener Verſuch hier genannt zu werden, den wir jüngſt aus den Händen eines deutſchen Gelehrten unter nachſtehendem Titel erhalten haben: „Goethe's Tasso Act 1, translated by *J. F. Pries*, professor of the university and principal of the town-school in Rostock" (Roſtock, 1851, 4.). Hr. Prof. Pries in Roſtock, als treuer Ueberſetzer von Milton's „Verlorenem Paradieſe" und als Kenner der Shakſpeare'ſchen Muſe rühmlich bekannt *), hat durch dieſe neue ſchwierige Arbeit die früher erregten Erwartungen vollkommen befriedigt und auf eine höchſt überraſchende Weiſe, wie Treue in der Uebertragung mit Schönheit des Ausdrucks zu verbinden ſei, zu veranſchaulichen gewußt.

Um die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ein Programm, welches nur in wenige Hände kommen dürfte, nach Verdienſt hinzulenken und Urtheilfähige zu einem lehrreichen vergleichenden Studium aufzufodern, erlaubt ſich Ref. zwei kleine Proben aus dem Anfange und dem Schluſſe, welche keinen unſichern Maßſtab zur Würdigung des Ganzen darreichen möchten, ſeiner Anzeige einzufügen.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns.
Und an dem Horizonte löſt der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Eleanor.

O yes, another world surrounds us now!
The shades of all these never fading trees
Begin to charm. We are again refresh'd
By all these prattling fountains. Morning gales
Playfully wave the tendrils up and down.
The flowers of these beds look, as it were,
With children's friendly glances up to us.
The gardener fears no longer, to remove
The lemons' and oranges' shelt'ring screems.
The wide blue sky vaults calmy over us,
And on th' horizon fast dissolving snows
Of distant hills melt to transparent fume.

Antonio.

Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltenem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Heerden Wieſ' und Buſch erfüllt;
Die Schalkheit lauſcht im Grünen bald verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint
Und doch im ſchönſten Takt ſich mäßig hält.
Wer neben dieſen Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage, wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das ſeltne feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Antonio.

Near by the fountain of Abundance warbles
And swarms with wond'rous fishes, richly clad;
Coveys of curious birds fly through the air;
Strange herds and flocks in woods and meadows throng;
Half hidden wantonness lurks in the green;
Wisdom, from time to time, on golden clouds,
Sounds forth a string of sentiments sublime,
Whilst madness, raving on a well tun'd lute,
In wildest fervency seems but to ramble,
Yet moderately keeps harmonious numbers.
Whoever dares to emulate that man,
Sure, for his boldness he deserves a crown!
Excuse, if I, by inspiration push'd,
As an ecstatick man, be little apt
Of well consid'ring time or place or thoughts.
For all these poets, all these wreaths, the rare
And festive garment of these fair ones throw
Me from myself to distant *regions*!

In der vorgeſetzten, engliſch abgefaßten Einleitung werden von dem Hrn. Pries drei das Studium und die öffentliche Erlernung der engliſchen Sprache betreffende wichtige Fragen mit Schärfe erörtert, die wir durch nachſtehenden kurzen Auszug, der zugleich die proſaiſche Schreibart des Hrn. Verf. charakteriſiren mag, am genaueſten bezeichnen zu können hoffen.

„English literature", ſo beginnt die Vorrede, „is universally admired by the Germans, and active business entails on many of our cities an unremitting study of the British language. Our country is however far from agreeing about three questions oftener stirried indeed, than carried to any convictive determination. They ought, I think, to be decided, before Germany, reflecting on the harmony, as well as on the propriety of all the objects, that enter into the mental application of her natives and pondering on an essential part of her publick institutions can be said perfectly to know and wisely to help herself. Till then she cannot fully obtain that entire self-approbation, which in this short and encumbered life, nations no more than individuals can omit aspiring *to*, without sinking into a base forgetfullness of what they are owing to God, to themselves and *to* other nations; destined all of them by Providence, mutually to take lessons, and mutually to enjoy the renown due to prudence and virtues. The first of those questions is: „whether fondness of the English literature and tongue be coinciding with the noblest interests of our people; and whether the language of Britain and of her daughter, the Republick of North America, may justly claim as great a share of our time and carefulness, as that of France?" The second: „whether English should be taught even in such publick schools, as are by Government appointed for seminaries of learning, and learned employments?" The third: „what duties are incumbent upon those Germans, to whom their country has confided, or who have freely chosen, the province of teaching English in higher schools and universities?" I beg the reader's leave, to communicate my persuasions on those heads. In doing so I may at least account for publishing the subsequent fragmentary translation".

Schließlich wünſcht Ref., daß der Hr. Verf. die angefangene preiswürdige Arbeit recht bald fortſetzen und ſeine verdienſtlichen Bemühungen andern dichteriſchen Werken der berühmteſten Männer unſerer Nation zuwenden möge, damit die herrlichſten Erzeugniſſe des deutſchen Geiſtes immer reichere Früchte in den entfernteſten und weiteſten Kreiſen des Auslandes tragen. 195.

*) Wir erinnern an deſſen auch in d. Bl. mit gerechter Anerkennung gewürdigte Schrift: „Ueber Shakſpeare's Hamlet" (Roſtock, 1825), der eine vorzüglich glückliche Ueberſetzung des berühmten Monologs nach der neu entdeckten älteſten Ausgabe beigefügt worden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 284. — 11. Oktober 1831.

Henrich Steffens und das Lutherthum.

Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Den möglichen Vorwurf, Sektirer und Separatist zu sein, sucht jedoch Steffens zuvörderst von sich und den Anhängern seiner Ansicht abzuweisen, indem er sagt:

Sekten entstehen durch eine Lehre, die von der herrschenden, der bestehenden Kirche abweicht; wir wollen das Bestehende erhalten und werden Sektirer genannt! Separatisten nennt alle Welt Diejenigen, welche sich von einer Gemeinschaft lossagen; man trennt sich von uns, die wir im ruhigen dreihundertjährigen Besitz waren, und nennt uns die Separatisten!

Mit einer solchen Zuversicht hält er an der lutherischen Kirche fest, und die Grundlage derselben, die augsburgische Confession, erscheint ihm, ungeachtet der ungünstigen und drängenden Verhältnisse, unter denen sie eilig abgefaßt werden mußte, ebendeshalb nur um so anerkennenswerther in ihrer innerlichen Bedeutsamkeit.

Der Drang der Umstände, Verhältnisse, die uns zu einem entscheidenden Schritte zwingen, wirken, wenn der vorliegende Gegenstand uns theuer, ja heilig ist und uns ganz durchdringt, nicht selten wie eine Inspiration; sie drängen alles Ueberflüssige zurück, und so enthält die augsburgische Confession die Grundansicht der Kirche, und ein bewußtloses, wir dürfen es sagen, durch Gott geleitetes Gefühl schloß Alles aus, was überflüssig war, sowie Das, was künftig dem innersten Wesen der Kirche Gefahr drohte, die Gewalt des erscheinenden Denkens, wie die des Staates. (Nr. 1, S. 165.)

Diese lutherische Kirche „sondert sich von der katholischen, weil diese der sinnlichen Erscheinung (durch Hierarchie, Werke, Transsubstantiation) ein zu großes Recht einräumt; sie sondert sich von jeder andern Gestaltung der Kirche, wenn diese der sinnlichen Reflexion zu viel nachgibt". (Nr. 1, S. 163.) Dennoch soll Alles, was Steffens im Eingange zu der ersten Schrift der Union zugestanden hat, keine Ironie sein, sondern es ist ihm „heilige Wahrheit, daß die Union einen heilsamen Vereinigungspunkt für Diejenigen darbiete, welche — sei es, weil sie über die eigenthümliche Gestaltung ihres Glaubens nicht im Klaren sind, oder weil sie überhaupt meinen, man müsse in dem religiösen Gebiete fortdauernd etwas Schwankendes, so und so zu Bestimmendes festhalten — keinen andern finden können; aber", fährt er fort, „wie kann man fodern, daß Diejenigen, denen die Religion das Allerbestimmteste, alles Uebrige in der Welt Begründende ist, die da fest glauben, daß die Bestimmtheit der Form nicht durch die Systeme der Theologen, ja auch nicht durch die immer weitergehende Forschung erschüttert werden könne, daß sie dasei durch eine höhere göttliche Ordnung, welche erhaben ist über jedes schwankende Meinen, ihr Heil suchen sollen, wo sie es nie finden werden? Sollten sie gezwungen sein, eine Gewißheit, die ihre Seligkeit begründet, dem ungewissen Kampfe preiszugeben, der ihnen fremd ist, weil sie, im Frieden mit sich, durch eine unwandelbare Ueberzeugung beruhigt sind?" (Nr. 1, S. 7 fg.) Die Union scheint ihm aber, sowie sie da ist, eben nichts Neues eingeführt zu haben, sondern nur den gegenwärtigen, unsichern und schwankenden Zustand der kirchlichen Gemeinde, aus dem er sie als hervorgegangen betrachtet, durch sich zu bezeichnen.

Ein bedeutender Theil der reformirten Prediger scheint, dem Sinne nach, lutherisch geworden zu sein, während viele lutherische Prediger sich zur calvinischen Ansicht, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Form, neigen. Auch auf die Gemeinden hat diese Vermischung eine große und vielseitige Gewalt ausgeübt, und Wenige werden sich selbst Rechenschaft abzulegen vermögen, ob sie in der That Das sind, was sie sich nennen, da das Christenthum, selbst wo es wieder lebendig wurde, mehr eine Sache des Gefühls, der andächtigen Rührung, der innern unbestimmten Anregung als des entschiedenen Erkennens geworden ist. (Nr. 1, S. 3.)

Indem Steffens die Union so als ein Bedürfniß der Zeit hinstellt, scheint er etwas Zweideutiges damit zu sagen, und die Art und Weise, wie seine Anerkennung derselben sich ausspricht, hebt sie immer durch sich selbst wieder auf. Hervorzuhebende Stellen über die Union aus der Schrift: „Von der falschen Theologie", sind folgende:

Die Union ist ein Bedürfniß der Zeit, und wir preisen Gott, daß dieses Bedürfniß wach geworden ist, selbst da, wo man feindselig den Glauben als Aberglauben verdrängen wollte. Aber sie bildet keine wahre Gemeinde. Sie muß gestehen, daß Manches, was uns Gegenstand des Glaubens ist, so oder anders, ja auf mannichfaltige Weise erkannt werden kann, je nachdem der Verstand gebildet ist, die Forschung diese oder jene Richtung genommen hat, und Das, wodurch sie zu vereinigen strebt, ist ein Unbestimmtes, kein Festes, in allen Theilen Unerschütterliches. (S. 241.) Das Bedürfniß der Union ist entstanden aus der immer mehr herrschend gewordenen Ansicht der Zeit, daß die Christen nicht allein die abweichendsten Ansichten unter einander dulden, sondern auch, von diesen absehend, sich mit einander vereinigen können. Die Toleranz ist ihr Grundfundament. Aber nothwendig entsteht nun auch die Ansicht, daß Christen einer Lehre zugethan sein können, die eine Vereinigung ausschließt. Die abweichenden Lehren, die innerhalb der

Union stattfinden können, werden nicht blos geduldet, man muß sie betrachten als solche, die einen gleichen Werth haben, alle nämlich nur einen relativen. (S. 243.) Glaubt ihr an jene geheimnißvolle Gegenwart des Heilandes durch das verborgene Walten Gottes über die Kirche auch ohne unser Zuthun, ganz abgesehen von unserm Gefühle, ja so, daß der Unwürdige sich selbst das Gericht isset, glaubt ihr an die gänzliche Hingebung, das Aufgehen seiner ewigen Persönlichkeit in eurer — warum sträubt ihr euch gegen das klare, unumwundene Bekenntniß? Warum wollt ihr eine Union mit uns, die ja irgend eine Abweichung für beständig fixirt, wo der Gläubige keine, gar keine dulden darf? (S. 249.)

In dieser letzten Stelle deutet Steffens schärfer den Mittelpunkt an, aus dem seine Polemik gegen die Union wesentlich hervorgeht. Dies ist die Lehre vom Abendmahl, in welcher überhaupt die eigentlichste Bedeutung aller Union beruht, und bei der Steffens von seinem Standpunkt jedes Preisgeben an eine schwankende und relative Auffassung am entschiedensten zu bekämpfen strebt, denn das Abendmahl ist ihm „die höchste, wichtigste, mysteriöseste aller religiösen Handlungen, ja so wichtig scheint sie ihm, daß für ihn durch sie alle Lehre die unergründlichste Bedeutung erhielt". (Nr. 1, S. 137.) Ebendeshalb, weil ihm das Abendmahl, wie er an einer andern Stelle sagt, „der höchste, individualisirende Proceß des Christenthums ist, durch welches sich das ganze Geheimniß der Erlösung, in seiner reichen Fülle, in die empfängliche Persönlichkeit versenkt" (Nr. 1, S. 136), wird Luther von dem Vorwurf des Eigensinns, der ihm wegen seiner hartnäckig behaupteten Ansicht von der Abendmahlslehre selbst bei seinen Anhängern entstanden, von ihm nicht nur freigesprochen, sondern er nennt es ein „weissagendes Gefühl" des Reformators, und „das tiefste Erkennen der zukünftigen Gefahr", das ihn geleitet, hierin nie nachzugeben. Die Gefahr aber sieht Steffens in dem Unterfangen des „Verstandes", „dieses tiefste Geheimniß der Abendmahlslehre zu lüften und zu deuten", da seitdem und durch ihn „der Weg zu allen den unglücklichen Versuchen gebahnt worden, die immer mehr und mehr den Glauben zu erschüttern drohten". (Nr. 2, S. 246.) So führt ihn diese gewißheitsvolle und überzeugungsstarke Abendmahlsansicht Luther's, an der er jetzt unbedingt hängt und die ihm in den frühern Kämpfen seiner wissenschaftlichen Richtung verloren gegangen zu sein schien, in wunderbarer Erinnerung zu den merkwürdigen Augenblicken der Kindheit zurück, welche er beim ersten Genuß des Abendmahls an der Seite der todtkranken, als eine sinnige, schmerzlichzarte Gestalt geschilderten Mutter erlebt, und in dem „Fragment aus den Knabenjahren" mit hingerissener Empfindung gefeiert hat.

Was mich damals durchdrang (sagt er), war die ganze Fülle eines ungetheilten Daseins, jede Gestalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, dessen innerer Sinn mir bekannt schien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu fassen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Gestalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, strömte durch alle Adern der Natur, sprach durch jede Form zu mir und gestaltete sich durch alle meine Gedanken; er war es, er selbst, denn das kindliche Gemüth versteht es am innigsten, daß der Gegenstand der Liebe persönlich sein müsse.

In dieser Stärke erlebte der noch vom bloßen religiösen Gefühl durchdrungene Knabe das Luther'sche „das ist" in Bezug auf das Abendmahl, welches Steffens jetzt als neue und letzte Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins wiederauffaßt und geltendmacht. So scheint Steffens durch den hier gegebenen Hinblick aus der Gegenwart auf einen verwandten Zustand der fernen Vergangenheit an seinem Beispiel ein Gefühl zu bestätigen, das uns nicht selten im Leben zu überschleichen pflegt, indem es uns, wenn wir etwas Bedeutendes erleben, oft in dieser Weise gemahnt, als hätten wir dasselbe früher schon einmal dunkel erlebt, geträumt, geahnt oder gewußt.

Sollen wir nun, um in der Beurtheilung der Steffens'schen Confession einen Abschluß zu finden, die religiösen Richtungen der Zeit, sowie wir sie verstehen, bezeichnen, so scheinen sich dieselben unserer Ansicht nach vornehmlich nach zwei Seiten hin zu bewegen. Auf der einen wollen die Strebenden eine Vernunftreligion begründen, welche im Reiche des Gedankens ihre unsichtbare Kirche aufschlägt und am Altar der Idee ihre Andacht verrichtet. Die Verirrungen, in welche diese speculative Tendenz sich verlieren kann, sind zum Theil schon im Frühern auf dem Punkt, wo Steffens mit dieser Richtung zerfiel, charakterisirt worden. Wenn aber Steffens in der Schrift: „Von der falschen Theologie" (S. 5 u. 6), behauptet, daß eine Vernunftreligion gar keine Religion sei, weil sie sich abgesondert von der Offenbarung gestalten wolle, und daß „nur ein verirrtes Denken in diesem Wort eine Zusammensetzung dulden kann, die sich selber aufhebe", so ist er darin theils zu weit gegangen, theils hat er nur eben die Abirrungen dieser Richtung damit bezeichnet. In ihrer ursprünglichen Reinheit und Wahrheit stellt sich eine christliche Vernunftreligion so wenig der Offenbarung gegenüber, daß sie es vielmehr für ihre eigenthümliche Aufgabe hält, die Idee der göttlichen Offenbarung philosophisch zu begründen und zu construiren, aber die Gefahr entsteht freilich immer dann, wann die Vernunft in aprioristischer Anmaßung sich selbst und ihre Principien der Offenbarung gegenüber voraussetzt und so auch die Religion gewissermaßen in die Schule nimmt. Zur Verzweiflung müßte es jedoch das ganze Geschlecht treiben, wenn eine Vernunftreligion überhaupt eine contradictio in adjecto wäre, und wir haben oben angedeutet, wie in dem wahren Glauben, und auch in dem Steffens'schen da, wo er wahr ist, die Vernunft mitenthalten sei. Bemerkt doch Steffens selbst an einer andern Stelle der angeführten Schrift, daß der Leiter und Führer der Geist sei, „der alles Wissen nicht abweist, sondern überwindet". Die Vernunftreligion bleibt so lange noch Religion, so lange sich noch nicht die in sich selbst begründende Vernunft zum philosophischen Schulmeister der Religion aufwirft, in welchem Falle sie in einen heidnischen Wahnsinn überzugehen droht, aber wenn wir ihr auch zugestehen, daß sie eine geistige Religion, ein ideelles Christenthum sei, so müssen wir doch gleich die Bemerkung nachfolgen lassen, daß es in der Richtung jeder Vernunftreligion liegt, den Cultus aufzuheben, weil sie ihn als unwesentlich betrachten muß. Die speculative Theologie unserer Tage scheint bereits zu der Annahme eines exoterischen und esoterischen Christenthums gekommen zu sein, wo das Esoterische als das Wissen von der göttlichen

Idee sich nur auf Seiten der Lehrer der Gemeinde befindet, während die Gemeinde selbst auf das Exoterische oder auf eine gläubige Befriedigung an den Formen der Idee, welches denn der dem Erkennen gegenüber stehende sogenannte bloße Glaube ist, angewiesen bleibt. Auf diese Weise ist die speculative Theologie nahe daran, ein Papstthum der philosophischen Idee zu stiften, das um so gefährlicher sein würde, weil es die Grundpfeiler seiner Hierarchie auf die Wissenschaft stützt. Nun ist aber nicht abzusehen, warum sich nicht auch in der Gemeinde selbst das Wissen von der Idee entwickeln könne, denn die speculativen Köpfe werden doch nicht allein unter den wenigen Lehrern der Gemeinde zu suchen, sondern auch in ihr selbst zu finden sein. Verwirklichte sich aber eine solche Verbreitung der Speculation auch in der Gemeinde, so würde sie dann sogleich aufhören, eine kirchliche Gemeinde zu sein, und das Gebäude der sichtbaren Kirche wäre in seiner allmäligen Auseinanderlösung begriffen. Wenn in der katholischen Kirche sich Alles im Ritus auflöste, sodaß nicht nur die dogmatische Idee in der kirchlichen Form untergeht, sondern auch die Weihe der Form die Kraft der Idee vertreten muß, so würde eine Vernunftreligion, im Leben vollständig durchgeführt, insofern das entgegengesetzte Extrem zum Katholicismus darstellen, als sie, Alles in die Idee versenkend, den Ritus in Dogma aufzulösen die Richtung hat. So wäre denn vorauszusehen, daß, wie früher die Hierarchie des Katholicismus auch das Weltliche und alle Erdenmächte in sich aufzunehmen und zu vertreten strebte, so nun die Hierarchie der Vernunftreligion, im Geistigen sich auf dieselbe Spitze treibend, durch die Aufhebung alles Lebens in der absoluten Idee bald das Ende der Tage herbeiführen und die Verheißung zum jüngsten Gericht erfüllen würde, wo Alles ein Hirt und eine Heerde sein soll. Dies ist in der That der krankhafte und gespenstische Drang des Absolutismus der heutigen Philosophie überhaupt, daß er Jegliches auf die höchste Spitze, welche er den Begriff nennt, hinaufschrauben muß, als befände sich das Geschlecht unserer Zeit jeden Augenblick in der Vorbereitung zum Abscheiden in die ewige Zukunft, und die Philosophie wäre dann seine letzte Oelung. Rettung vor den Verirrungen der Vernunftreligion und zugleich Beruhigung für alle ängstlichen theologischen Streitigkeiten der Gegenwart scheint nur dann zu finden zu sein, wenn man es allgemein als Princip festzuhalten anfängt, daß der wahre christliche Glaube kein bloßer frommer Instinkt, sondern etwas Lebensvolleres und Inhaltsreicheres, ja das Inhaltsreichste ist, der, von der Erkenntniß befruchtet und zugleich durch die Liebe verklärt, ebendeshalb Saat und Ernte aller Religion sein muß.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Darstellungen zu Friedrich v. Schiller's dramatischen Werken. Von Fr. Schütt. Karlsruhe, Müller. 1830. 8. 1 Thlr.

Es ist kein übler Gedanke, die Lebensgeschichten der von unserm großen Tragöden verherrlichten historischen Personen treu und geschichtlich nebeneinanderzustellen, und alle Verehrer Don Carlos', Wallenstein's und Maria Stuarts werden gern nach einem Buche greifen, das ihnen als ein Supplement zu jenen unsterblichen Dramen erscheinen muß. Ueber einen im Gedicht geliebten Helden will man auch gern den Ausspruch der Geschichte kennen; man will wissen, was an ihm Wirklichkeit, was Ideal ist, und nicht Jeder hat die Mittel zur Hand, sich aus größern Werken auf der Stelle davon zu unterrichten. Wenn ein solches Buch mit Geist und Wissen geschrieben ist, so wird es zur willkommenen Gabe, und beide Eigenschaften müssen wir dem Verf. dieser „Geschichtlichen Darstellungen" zuerkennen. Er hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht, und nicht aus den ersten, den besten Quellen geschöpft; er hat vielmehr wirklich die besten aufgesucht, und auch diese noch mit eigner Kritik erhellt und geläutert. Seine Darstellung ist leicht, ohne Oberflächlichkeit, sein Styl gewandt, und wenngleich nicht völlig rein, so ist er doch ansprechend, mannichfaltig und sachgemäß. Der Umfang seiner Lebensgeschichten ist dem Zweck entsprechend, erschöpfend, ohne ermüdend zu sein, und glückliche historische Blicke verrathen, daß der Verf. auf diesem Gebiete völlig einheimisch ist. Wir haben es zuerst mit Wallenstein zu thun. Von der Darstellungsweise und dem Styl des Verf. mögen folgende Einleitungszeilen zur Probe dienen. „Ein Charakter von unergründlicher Tiefe", beginnt er. „Anziehend für die Vernunft wie ein schwieriges Problem. Zurückstoßend für das Gemüth. Entfremdet der Menschheit. Alleinstehend im Gedränge von Tausenden. Verschlossen, wie das räthselhafte Schicksal. Der Kopf voll regsamen Geistes. Die Brust voll unbeweglichen Willens (!?). (Unrichtig, denn gerade die Willenslosigkeit war sein Verderben.) Unermeßlich in Entwürfen der Ehrsucht. Stets arbeitend, wie ein finsterer Vulkan, der nach schreinbarer Ruhe seine glühende Arbeit verheerend hinauswirft. Ein Feind und Liebling der Natur und ein unglücklicher Günstling des Glücks (sehr gut!). Sein Aeußeres voll hoher, furchtbarer Würde. Starke, sprechende Züge. Ein tiefes, finsteres, drohendes Auge mit einem treffenden Lichtpunkt. Ein Mund, den nur befehlender Ernst, nie des Frohsinns Lächeln umschwebt. Seine Sprache überdacht, in lakonischer Kürze kraftvoll, gebietend — in Worten, die selbst ihre Unwiderruflichkeit aussprachen. So erscheint Wallenstein, auf sich selbst stehend in der Geschichte". Dies energische und treffende Charakterbild leitet die Geschichte des Helden ein. Dem Verf. sind viele gute Quellen zugänglich gewesen — ob auch die neuesten (W.'s Briefwechsel) — wagen wir weder zu behaupten noch zu verneinen. Im Ganzen genommen folgt er Schiller's Vorarbeit; allein sehr auffallend ist uns doch des Verf. Ungunst gegen den großen König gewesen, den er nicht anders wie einen von Eitelkeit, Unruhe und Eroberungssucht getriebenen Abenteurer darstellt, und sein Haß gegen Oxenstjerna, der sich in jeder Zeile, die diesen berührt, ausspricht. Der Historiker soll weder hassen noch lieben, und wir nehmen den Verf. in Verdacht, entweder des Ultra-Katholicismus oder des Ultra-Monarchismus. Zu beiden neigt er auch durch die Darstellung der kaiserlichen Sache hin, die er durchaus als die gerechte, und ihre Autorität als die unfehlbare — selbst gegen Wallenstein — hervorhebt. Er scheint von östreichischen Historikern eingenommen zu sein und erkennt kein Unrecht an, das seinem Helden von Wien aus zugefügt ward. Gustav Adolfs heldenähnliche Gestalt aber in den Staub getreten und seinen unsterblichen Namen mit dem bedenklichen Mantel der Eroberungssucht bedeckt zu sehen, hat uns als Protestanten und als Geschichtsfreunde wehe gethan. Das Räthsel seines Todes übergeht er mit Stillschweigen. Für so unergründlich und räthselhaft, wie der Verf. können wir die Handlungsweise W.'s, am Schluß seiner Laufbahn, nicht halten. Uns scheint vielmehr Alles klar, wenn man das Auge nur fest auf seine Unschlüssigkeit im Verrath, auf sein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, Mistraun und Zuversicht richtet, das seine letzten Entschlüsse leitete und beherrschte. Eben diese Unschlüssigkeit macht auch, daß wir ihn eigentlich für keinen Helden halten können. Cäsar in einem ähnlichen Fall handelte als Held. Doch um so mehr ist er vielleicht ein tragischer Held.

Haben wir diese Biographie mit Interesse gelesen, so gewinnt uns die folgende (S. 143 fg.): Don Carlos, noch ein weit regeres ab. Auch hier müssen wir wieder die sehr schöne Einleitung mittheilen: „Philipp II., König von Spanien, der mit gleicher Gewalt über die blühendsten Reiche der Erde und über die Wüsten des Meeres gebot, ein Herrscher, in dessen Gebiet die Sonne nicht unterging, dem das kunstreiche Europa die Erzeugnisse seines Fleißes, Amerika sein Gold, Asien seine Perlen und Edelsteine zollte; Philipp, der mächtigste Monarch auf den beiden Hemisphären der Erde, der, umlagert von den kapfersten Heeren und umrauscht von den gefürchteten Segeln seiner Flotten, 30 Millionen Dukaten jährlicher Einkünfte hatte und 900 Tonnen Goldes, ohne Bedrückung seiner Unterthanen vergeudete — Philipp war einer der beschränktesten und ärmsten Menschen seines unermeßlichen Gebiets". Und nun folgt eine ebenso warm als wahr geschriebene Charakteristik dieses ärmsten aller Despoten, „den die Freude flieht, deren Paradiese er zerstört". Don Carlos ist strenghistorisch und ganz so verworren und verkehrt, wie er war, geschildert. Der Verf. sagt zum Schluß: „Er beging den Unsinn eine Beschreibung der jeweiligen Reisen seines Vaters von Madrid nach dem Escurial unter dem Titel: „Los grandes y admirables viages del Rey Don Philipe" zu verfassen. Sein Benehmen gegen die Minister des Königs, sein ohnmächtiger Trotz gegen den Monarchen selbst, sein abenteuerliches Vorhaben, gegen die Türken vor Malta zu ziehen, seine offenkundigen Anstalten zu einer geheimen Reise nach Deutschland und sein unsinniges Betragen während der Gefangenschaft sind nicht geeignet, uns einen vortheilhaften Begriff von seinem Verstande zu geben. Indessen wird Carlos' Bild mehr Mitleid als Tadel erregen, wenn wir bedenken, u. s. w." Wir wissen nicht, ob Schiller D. Carlos schon so gekannt, wie uns Llorente, so viel uns bewußt, erst später aus aktenmäßigen Urkunden ihn kennen gelehrt hat, und uns ist nicht erinnerlich, wie viel von ihm vor dieser Zeit bekannt war. Jedenfalls hat der Dichter ihn, als geschichtliche Person, nur unvollständig gekannt, ihm genügten Andeutungen. Die Schlußparallele zwischen dem wirklichen und dem Helden im Gedicht ist sehr gut. *) — Die dritte Biographie ist die Luigi Fiesco's (besser Luigi de' Fieschi, conte di Lavagna), welche zwar kurz aber sehr gut behandelt ist. Wir haben daraus zu bemerken, daß unter allen Schiller'schen Helden dieser der historischtreueste ist. Der Dichter hat in der Haupthandlung des Dramas fast nichts hinzugedichtet, denn selbst Fiesco's Gattin ist geschichtlich ganz das liebende und besorgte Weib, dessen Thränen die Verschwörung im Moment der Entwickelung beinahe rückgängig machen. Giannettino Doria's Tod im Zweikampf (er fiel durch Ueberfall Mehrer), der Gräfin Tod durch Irrthum (sie allein überlebte das Geschick ihrer Familie), und Verina's Uebergang zu Doria (er floh, ward ausgeliefert und enthauptet) sind beinahe die einzigen Punkte von Bedeutung, in welchen der Dichter von der Geschichte, aber mit gutem Grunde, abgewichen ist. Dagegen hat er Fiesco's Brüder und besonders Ottoboni Fiesco, den Hauptpfeiler der Verschwörung, hinweggelassen. Ottoboni's grausame Hinrichtung — er ward gesäckt und ersäuft — ist ein dunkler Fleck in des alten Helden Doria glänzender Laufbahn; die übrigen Verschwornen, Calcagno, Sacco u. s. w. endeten auf den Galeeren. Bertha ist Erfindung, nicht so Giannettino's Schwester. — Die vierte Darstellung umfaßt Maria Stuart's Geschichte mit ziemlicher Ausführlichkeit. Die Arglist ihrer Verfolgerin und das dunkle Geschick, das die unglückliche Königin schon in der Wiege zum Gegenstand eines blutigen Kampfes machte und sie unablässig bis zum Schaffot verfolgte, sind nicht leicht ergreifender und klarer dargestellt als hier. Neu sind uns besonders die Kunstgriffe erschienen, durch welche Elisabeth den Regenten Morton aus einem Verklagten zum Ankläger Marias umwandelt. Die größte Kunst aber zeigt sich in der Art, wie der Dichter diesen zarten Stoff so aufzufassen gewußt hat, daß weder Maria unsere Theilnahme noch ihre Feindin unsere gänzliche Achtung verliert. Schmachvoll ist das Benehmen ihres Sohnes, der während 19jähriger Gefangenschaft kaum einige schwache Versuche zur Rettung seiner Mutter macht, und nach ihrem Tode kaum einen Augenblick lang den Zorn blicken läßt, den Elisabeths Schmeicheleien schnell zerstreuen. — Die Geschichte Johanna v. Arc's ist nach den neuesten Quellen und nach Charmiette's erschöpfender Darstellung bearbeitet. Man wird nicht müde, diese Geschichte wieder und wieder zu lesen, die selbst in Fouqué's verwässerter Bearbeitung ihren eigenthümlichen Reiz geltend macht. Die 18jährige Jungfrau, die Retterin ihres Vaterlandes, in den Händen ihrer ergrimmten und blutdürstigen Feinde zu sehen, ist ein Schauspiel, das die Geschichte aller Völker uns nicht oft darstellt. Es ist unschätzbar, daß uns gerade von diesem Proceß so ausführliche Actenstücke aufbewahrt worden sind. Wir sehen den wunderähnlichen Kampf der unerfahrenen Unschuld gegen die entschlossenste Arglist; Johanna bleibt rein, und ihre blutdürstigen Feinde können sie nur zu ewigem Gefängniß verurtheilen. Aber man hat ihr einen Fallstrick gelegt, dem sie nicht entrinnen kann. In ihrer Abschwörung, die es der List gelingt, ihr abzunöthigen, hat sie auch beschworen, keine männliche Kleidung mehr anzulegen. Doch in einer Nacht nimmt man ihr ihre weibliche Kleidung, die Jungfrau, genöthigt aufzustehen, findet ihre alten männlichen Kleider, legt sie an, da man auf ihre Bitten um andere nicht achtet, und sogleich erscheinen ihre Richter und fesseln die „Rückfällige". Sie muß den Scheiterhaufen besteigen, weil sie nicht unbekleidet hat ihr Bett verlassen wollen. Ihr Tod ist mehr als rührend, er ist erschütternd, aber ihre feierliche Wiederherstellung, nach von neuem aufgenommenem Proceß, ist ein Act der Gerechtigkeit, wie er selten von Rom ausgegangen ist. Sie wurde für völlig schuldlos erklärt, und nachdem kirchliche Umgänge für ihre Seele angeordnet waren, wurde auf ihrer Richtstätte ein Kreuz errichtet. Ihre Familie blühte unter dem Namen du Lys oder Dalis noch lange in Frankreich. — Die letzte Darstellung behandelt den Aufstand der Schweiz gegen die Zwingherrn und Wilhelm Tell's Geschichte. Hier hält sich der Verf. nur an sehr bekannte Quellen, und übergeht mit gänzlichem Stillschweigen die Zweifel, welche von Zeit zu Zeit gegen die Erzählung vom Apfelschuß u. s. w. vorgebracht worden sind. Es ist bekannt, daß Einige darin nur die Wiederholung einer nordländischen Sage haben sehen wollen, der es an historischem Grunde fehle. Dies ist wenig wahrscheinlich, aber berührt hätte es doch werden mögen. Was wir von Wilhelm Tell wissen, ist übrigens nur magere Skizze: der Dichter hatte hier das freieste Feld.

Hiermit schließt der Verf. Seine Darstellung verdient Anerkennung; sie ist durchweg würdig und stellenweis schön. Seine Sprache verräth den Oestreicher; viele Worte sind in völlig fremder Bedeutung gebraucht, er schreibt ferner Bruttus, Sybaritte, die Erinnen, Ungestümm, die Rückkehre und vieles andere Fremdartige. Der Druck ist sehr fehlerhaft; aber die ganze Arbeit wird sich durch Form und Inhalt vielen Lesern empfehlen. 25.

*) Vgl. Raumer's Forschungen über D. Carlos in Nr. 225—229 d. Bl. D. Red.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reine Arzneimittellehre von Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* und Dr. *Karl Friedrich Trinks*. Dritter Band. Gr. 8. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band (1828—29) kosten auch jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 285. — 12. Oktober 1831.

Henrich Steffens und das Lutherthum.

Von Theodor Mundt.

(Beſchluß aus Nr. 284.)

Dieſer ſo bezeichneten, eine ideelle Aufhebung des chriſtlichen Cultus drohenden Vernunftreligion gegenüber thut ſich auf der andern Seite das Streben hervor, die verſchiedenen Formen und Auffaſſungsweiſen des chriſtlichen Cultus in die Einheit einer alle einzelnen Eigenthümlichkeiten in ſich zuſammenfaſſenden Gemeinde zu verſchmelzen. Dies iſt die in unſerer Zeit tief begründete Bedeutung der Union. Gewohnt, Alles auf das Endziel des abſoluten Begriffs hinauszuſchieben, könnte man vielleicht bei dieſer Gegenüberſtellung der Vernunftreligion und der Union, wie wir ſie hier geben, auf den Gedanken kommen, daß beide Richtungen, eine ideelle Auflöſung des Cultus auf der einen und die kirchliche Verſchmelzung der Cultusformen auf der andern Seite, ſich im Entwickelungsgang der Geſchichte zu einem und demſelben Reſultat in die Hände arbeiten dürften. Darauf wüßten wir dann nichts zu erwidern, da es nur unſer Thun iſt, in die Gegenwart zu blicken und die Zukunft der Weltgeſchichte über uns heranbrechen zu laſſen. Betrachten wir aber jetzt die gegenwärtige Bedeutſamkeit der Union ſchärfer und ganz unbefangen, ſo iſt vor Allem gewiß mit Recht zu bemerken, daß Steffens die von ihr erſtrebte Einheit zu ſehr für eine Einerleiheit anſieht und als ſolche bekämpft. Wäre, wie doch Steffens eigentlich mit gerade herausgeſagter Meinung die Union zu beurtheilen ſcheint, dieſelbe wirklich nur aus der Erſchlaffung und dem religiöſen Indifferentismus der Zeit hervorgegangen, wonach dann, ſchärfer und ohne Scheu aufgefaßt, die Union etwa nur eine zum Beſten des öffentlichen Anſtandes ſanctionirte Einerleiheit der Religionsanſicht ſein würde, ſo müßte daraus zuerſt der Vorderſatz gefolgert werden, daß Erſchlaffung und religiöſer Indifferentismus der allgemeine Charakter des Zeitgeiſtes ſeien, denn die Union iſt ja weſentlich ein Bedürfniß des Zeitgeiſtes. Dies von einer Zeitepoche wie die heutige zugeſtehen, möchte Steffens ſelbſt, der durch große geiſtige Beſtrebungen immer an die Gegenwart gefeſſelt geweſen, am wenigſten geneigt ſein. Iſt aber ſeine Vorausſetzung ſchwankend, ungewiß und von ihm ſelbſt nicht klar genug bezeichnet, ſo wird man auch ſeine ganze Meinung anders zu faſſen vermögen. Das Bedürfniß, welches die Union erzeugt hat, ſcheint uns derſelbe Drang in der Religion zu ſein, welcher im Staatsleben durch die neueſte Völkergeſchichte ſo entſchieden waltet. Dies iſt der Drang der ſich freimachenden Perſönlichkeit, die keineswegs im Losreißen von der Nothwendigkeit des allgemeinen Geſetzes eine für ſich beſtehende, unfruchtbare Selbſtändigkeit nachſucht, ſondern in der Vermittelung ihrer Eigenthümlichkeit mit dem Ganzen, dem ſie als Theil angehört, eine Anerkennung ihrer ſelbſt erſtrebt. Was das Staatsleben anbetrifft, ſo geht in der abſoluten Monarchie alles individuelle Leben in dem despotiſchen Ich des Oberhaupts zu Grunde, aber auch dieſes Ich des Oberhaupts, eben weil es ein unbedingtes iſt, kann nur eine freudloſe, ſchwankende und trübe Perſönlichkeit ſein, denn da es das Allgemeine und Ganze durch ſich repräſentiren will, ſo muß die eigne Perſönlichkeit in ihrer lebensbewußten Klarheit und heitern Beſtimmtheit, der Idee nach, damit zerfließen. Nur wo Bedingtheit und Gegenſeitigkeit ſtattfindet, bildet ſich das Weſen der Perſönlichkeit in klar abgegrenzter Selbſtändigkeit, und aus dieſer die wahre menſchliche Freiheit, hervor. Ein unbedingter Monarch iſt deshalb als Menſch sub specie aeterni nothwendig in ſich unfrei. Im conſtitutionnellen Staat dagegen, der nur auf gegenſeitiger Bedingtheit begründet, wird damit nicht nur die Perſönlichkeit der Staatsmitglieder und die aus ſich heraus weiterlebende Eigenthümlichkeit der einzelnen Theile zu aller Werdeluſt individueller Entwickelung frei gegeben, ſondern auch das Staatsoberhaupt ſelbſt wird erſt jetzt dadurch, daß es ſich als mitproducirendes Glied eines Organismus, nicht mehr als das verſchlingende Ich, zu wiſſen anfängt, eine freie, liebenswerthe und wahrhaft menſchliche Perſönlichkeit. Das Streben der neuern Völker nach einem conſtitutionnellen Staatsleben iſt deshalb nicht blos, wie manches gekrönte Haupt vielleicht noch glaubt, eine äußere politiſche Bewegung der Weltgeſchichte, ſondern beruht in der Wurzel auf dem innerlichſten Bedürfniß des Geſchlechts nach der Anerkennung individueller Freiheit und geiſtiger Mündigkeit. Der Kampf dieſer ſich begründen wollenden Perſönlichkeit hat zuerſt in der Religion begonnen, den Bann, welchen die abſolute Herrſchaft der katholiſchen Kirche über den Geiſt einer ganzen Zeit gelegt, zu zerbrechen. In der Reformation fängt die individuelle Freiheit des Geſchlechts an ſich aufzuleben, aber die pro-

testantische Kirche, weil sie ursprünglich eben nur durch das Aufstellen eines Gegensatzes wirkte, vermochte in ihren Zeitverhältnissen nur eine geistreiche Einseitigkeit zu sein, die sich nicht einmal innerhalb ihrer selbst mit Consequenz durchführte, sondern in ihrer eignen Mitte in Parteien zerfiel. Die Reformation hatte mit dem Selbstbewußtsein der Persönlichkeit zugleich das Denken des Individuums erweckt, welches nur im Streben nach der sichersten und gewissesten Begründung seiner selbst über die Dogmen der christlichen Kirche mit sich und Andern in Zwiespalt gerieth. So sehen wir die im Protestantismus ausgebildete Freiheit der Persönlichkeit in seiner ursprünglichen Entwickelung noch nicht zum Frieden mit sich und der Welt gelangen, die Persönlichkeit zeigt sich zuvörderst noch als schroff heraustretende Einseitigkeit, eine Individualität will die andere vernichten, und Einzelnheit bewegt sich gegen Einzelnheit in einem feindseligen Kampf nach Außen hin, sodaß eine Anarchie der Subjectivitäten ausgebrochen zu sein schien. Luther selbst ist in seinem ganzen Charakter recht eigentlich der Heros einer entschlossenen einseitigen Persönlichkeit. Der Streit der Lutherischen und Reformirten wäre in seiner Bedeutung als leicht auflösbar abzuweisen, wenn man der Meinung sein will, daß die dogmatischen Ideen des Christenthums als Emanationen der göttlichen Offenbarung gar nicht der subjectiven und mithin bedingten Auffassung einer Persönlichkeit angehören dürfen, und daß eine Idee von verschiedenen Individualitäten nicht auch verschieden empfangen werden und verschieden in ihnen sich gestalten könne. Nach dieser Meinung, die sich bei Steffens nicht verhehlen läßt, die wir ihm aber nie zugeben möchten, wäre bei einem entstehenden feindlichen Gegensatz dogmatischer Ansichten die siegreiche Wahrheit nur immer auf der einen Seite der einen Partei, und demgemäß hält sich auch Steffens überzeugt, ja es bildet jetzt die Grundlage seiner Confession, daß in dem Streit über die Abendmahlslehre nur Luther die wahrhaft christliche und alleinseligmachende Glaubensidee behauptet habe.

Was nun hier die Bedeutung der Union betrifft, die in den Jahrhunderte durchdauerndem Kampf der lutherischen und reformirten Ansicht versöhnend einschritt, so ist klar, daß sie nur entstehen konnte, weil in der Gesinnung der Zeit selbst die Feindseligkeit dieses Gegensatzes verschwunden war. Warum soll dies nur eine Gesinnung des Indifferentismus sein, da es bei einer ganzen Zeit vielmehr die That geistiger Stärke und gesicherten Selbstbewußtseins scheint, den Widerspruch der Gegensätze zu ertragen, anzuerkennen, und durch die Anerkennung zu einer sich friedlich bedingenden Gegenseitigkeit zu vermitteln. Die Union beendet die Anarchie der Subjectivitäten, welche im Protestantismus begründet lag, sie erhebt die schroffe Einseitigkeit der Reformatoren zu einer das Begründungswerk der evangelischen Kirche erst vollendeten Gegenseitigkeit, und stellt so die wahre persönliche Freiheit in der kirchlichen Gemeinde her, indem sie jede verschiedene Persönlichkeit als einen der verschiedenen Wege zum Himmelreich ansieht, deren es ja nach Christus selbst viele geben soll. Die Union ist daher nicht, wie sie Steffens betrachtet, etwas Zerflossenes, sondern vielmehr ein zusammengeflossener Strom, der nur in reicherer Gestaltung zwar hier und dort mannichfaltiger in die Erdenthäler einschneidet, aber doch hinausstrebt in die Himmelsferne einer und derselben Zukunft. Warum ist die Union etwas Zerflossenes und Unbestimmtes, da sie ja die Bestimmtheit gar nicht ausschließt, indem sie im Gegentheil jede bestimmte Eigenthümlichkeit ihrer Gemeindemitglieder zugibt? Dies ist eben die Wirkung einer Union, daß sie, ohne als Corporation eine absolute Gewissensherrschaft über den Einzelnen auszuüben, in ihrer Mitte die Persönlichkeit frei sich bestimmen und entwickeln läßt, und über alle in ihr möglichen Richtungen den tröstlichen Schein der Kirchengemeinschaft verbreitet, sodaß keine durch innere und äußere Schicksale abweichend gebildete Subjectivität sich ausgestoßen zu fühlen braucht aus der sichtbaren Gemeinde. Je strenger und entschiedener das Glaubensbekenntniß ist, welches eine Kirche, den Begriff einer Corporation auch dogmatisch geltenmachend, allgemein ablegte und auferlegte, um so mehr wird eben durch diese behauptete Begriffsbestimmtheit der Corporation das Individuum der Gemeinde in seiner persönlichen Bestimmtheit auf die gefährlichste Weise gehindert werden, weil ihm die Entwickelungsfreiheit seiner Religionsansicht, wenn sie sich eigenthümlich regte, durch die allgemeine Glaubensnorm verwehrt ist. Darin beruht aber die alles Leben und Leiden der Creatur ausfüllende und befriedigende Universalität des Christenthums, daß es, wie wir oben nur schüchtern andeuteten, in jeder menschlichen Persönlichkeit zwar aus derselben Wurzel herauskeimend, doch in jeder mannichfach und selbst abweichend aufwachsen kann, ja in manchen Naturen tiefinnerlich Früchte trägt, ohne vor den Augen der Alles sehenwollenden Welt geblüht zu haben, sodaß im Reich der göttlichen Gnade auch durch die Mannichfaltigkeit der Seligkeit die Menschenfeier des dreieinigen Gottes verherrlicht wird. Vor der Einführung der Union war die vorhandene Bestimmtheit der kirchlichen Confessionen, sowol der katholischen als der beiden protestantischen, wenn auf der einen Seite ein wohlthuender Gedanke für die Schwachen und Lebensermatteten, zugleich auf der andern eine gefahrvolle Klippe für das einer besondern Eigenthümlichkeit sich bewußtwerdende Individuum. Einer bestimmten Confession durch die Geburt angehören zu müssen, ist ein Gewissensband, das, je heiliger es in seiner Objectivität von dem Einzelnen gehalten wird, ihn einer um so entsetzlicheren Verwirrung seiner selbst preisgeben kann, und die oft jedes äußere Lebensglück eines Individuums zerstörenden Uebertritte und Rückübertritte von einer Kirche zur andern, sowie alle Intriguen der Proselytenmacherei entspringen daraus für Den, welcher sich durch seine Persönlichkeit mit der ihm angeborenen und angebildeten Confession zerfallen und dadurch in einen schwankenden und unsichern Zustand des Daseins hingerissen sieht. Die Union, soweit es ihrer eignen Grenze nach bis jetzt möglich ist, öffnet mit Bedacht den streng abgeschlossenen Kreis, welchen die enge Bestimmtheit der Geburtsreligion um den Einzelnen zieht,

indem sie nicht das Individuum in einer bindenden Religionsansicht, sondern die Religionsansicht im Individuum geboren werden läßt, und durch die Energie, welche sie seiner Entwickelung von vornherein zugesteht, ihn vor allen verzweiflungsvollen Collisionen wenigstens mit der Außenwelt verwahrt.

In dieser Beziehung ist so wenig zu vermissen, daß die Union, was Steffens von ihr entfremdet hat, als Corporation auf keiner enggezogenen Confessionsbestimmtheit beruht, daß wir vielmehr von der Zukunft hoffen, die Union werde ihren Kreis, statt ihn abzuschließen, immer umfassender über die Zeit ausdehnen und durch eine gegenseitige Annäherung auch die katholische Gemeinde auf allseitig vereinter Andachtsstätte in sich aufnehmen dürfen. So würde die Union, und nur durch sie könnte das bedeutungsvolle Werk vollbracht werden, alle bisher in der Welt vereinzelten und sich feindlich bedingenden Gegensätze der christlichen Confessionen zur Friedenseinheit Einer großen Gemeinde versammeln und versöhnen, und je organischer sich dann die zu einer Kirche aufgenommenen Bestandtheile der verschiedenen christlichen Cultusformen gegen einander in Ausgleichung brächten und gliederten, je mehr man dann in dieser zu erwartenden letzten Entwickelungsstufe einer Kirchenreformation von der einen Seite Das fallen ließe, was längst in sich zerfallen, und von der andern Das aufnähme, was aufnehmenswerth, von jeder Seite aber nur das wirklich in sich Nichtige und Bedeutungsleere ausschlösse, um so erhabener und segensreicher würde alsdann eine solche allseitig unirte Gemeinde die ganze sichtbare Kirche in sich zur Gestalt werden sehen, und indem sie durch ihre Allseitigkeit für das Individuum die mögliche Gefahr und Tyrannei einer engbestimmten Geburtsreligion nun in jeder Beziehung aufhebt, würde sie für das Geschlecht den Universalbegriff einer evangelischen Kirche darstellen, in deren großem Bau sich zwar viele und mannichfache Wege und Tempelgänge durchkreuzten, aber als die verschiedenen Wege zum Himmelreich, die nach den vielen Wohnungen in des Vaters Hause zu führen scheinen. Wenn sich so die christlichen Völker in ihrem religiösen Leben zum Bewußtsein Einer evangelischen Gemeinde durch die Union aneinander schließen werden, so ist dagegen auf der andern Seite in ihrem weltlichen Leben eine entsprechende Richtung nicht weniger klar, nämlich die, ein europäisches Nationalbewußtsein hervorzubilden, worin ebenso, wie wir in der Union die bestimmte Persönlichkeit der Religionsansicht nur als um so entschiedener freigegeben erkannten, so hier die Völkereigenthümlichkeiten keineswegs ineinander verschwimmen würden — denn ein solches europäisches Nationalbewußtsein wäre ja der Tod aller Weltgeschichte — sondern worin durch eine auf Kunde und Verständniß des gegenseitigen Lebens gebaute Anerkennung und Vermittelung der sich nähergerückten Gegensätze jede Individualität sich nur um so genußreicher für sich und für Andere entfalten könnte, ohne in dem Treibhause eines einseitigen Patriotismus, der immer mehr aufhören wird zeitgemäß zu sein, zu vertrocknen.

Wir haben in unserer Abhandlung über die Steffens'sche Confession das Bestreben gezeigt, sie von dem Standpunkt der Union aus zu beurtheilen, indem wir sie, jenem angedeuteten Princip derselben getreu, aus der individuellen Entwickelungsgeschichte ihres Bekenners zu erklären und danach zu würdigen suchten. Denn wenn auch Steffens als Lutheraner seinerseits der Union polemisch gegenübertritt, so wird diese ihrerseits ihn wenigstens in seiner lutherischen Glaubensansicht nicht befeinden können, weil sie eben eine Union ist. Sollte es aber den Kriegliebenden scheinen, daß in diesem Aufsatz über einen Gegenstand, der zu dem interessantesten literarischen Scandal hätte Anlaß geben können, doch bei weitem zu wenig polemisirt worden sei, so dient dagegen zum kurzen Aviso, daß dies keineswegs der Ueberschwenglichkeit meiner edeln und großherzigen Gesinnung etwa zuzuschreiben ist, sondern der Standpunkt und der Gedanke haben es lediglich so mitsichgebracht.

Baierns alte Grafschaften und Gebiete, als Fortsetzung von Baierns Gauen. Von Karl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir sind es dem Verf., unsern Lesern und uns selbst schuldig, zu unserm a*) auch unser b zu sagen: dem Verf., weil er mit der Fortsetzung Wort gehalten; dem Leser, weil die Schrift von großem historischen Gewicht ist; uns selbst, weil wir es versprochen haben. Aber wir wollen es mit Bescheidenheit thun, damit ein zärtlicher Leser sich an dieser gewichtigen Kost nicht seinen mit politischen oder ästhetischen Bonbons verwöhnten Magen überlade. Denn fast fürchten wir, daß über dieser modernen Literatur vergessen wird, daß die Deutschen eigentlich die Großhändler der Gelehrsamkeit gewesen sind. Möchten doch diese Blätter selbst ihre Behandlung durch die Leser uns einmal ehrlich verrathen können, was und wie viel von Jedem überschlagen wird! Doch dazu hat allerdings Jeder, der in ihrem ehrlichen Besitze ist, sein gutes Recht, wenn es auch durch das Blättern und schnelle Umwenden bei etwas ernstern Gegenständen mitunter blos ein Faustrecht sein sollte.

Wir haben von allen deutschen Staaten Geschichten, aber manche sehen wunderlich genug aus. Manche gleichen den Palästen und Brücken eines Landes, die gar zierlich von fremdem Geld auf schlechte Grundlagen gebauet, baldigst wieder einstürzen; andere alten Rumpelkammern, worin eine Menge veralteter Hausrath bunt untereinander liegt, und wie man sonst mit etwas Phantasie diese Vergleichung noch vervielfachen will. Unser Verf., der mehr Urkunden in den Händen gehabt und gelesen hat (und Urkunden lesen sich nicht ganz so leicht als „Morgenblatt" und „Elegante Zeitung"!) als mancher seiner Kritiker Lebenstage zählt, der zu den Historikern der alten festen und gründlichen Schule gehört, der die Geschichte nicht a priori construirt, weil er sich die Mühe genommen hat, sie zu erlernen, zeigt hier dem jüngern Geschlecht der Geschichtner, das sich jetzt kaninchenartig vermehrt, ohne jedoch den Berg des Wissens gerade in seiner Tiefe zu durchwühlen, wie man eigentlich auch eine ordentliche Landesgeschichte anlegen muß. Der Historiker muß eine Art Physiokrat sein, d. h., die Hauptsache vom (historischen) Grund und Boden abhängig machen, dieser muß den (historischen) Urertrag, die Hauptrente gewähren. Wer nicht darauf fußt, hat in die Luft gebauet. Der Landesverein ist die Grundlage der Landesgeschichte. Da geht es durch die abschre-

*) Vgl. Nr. 247 d. Bl. f. 1830. D. Red.

ckend trockenen und doch unentbehrlichen Untersuchungen der Gauen, der aus ihnen entstandenen Territorien geistlicher und weltlicher Art, durch die Genealogien der alten Dynasten- und Grafen- und Fürstenhäuser mühsam hindurch, da kann ein einziges „s", welches unsere sogenannten Sigmatophagen so gern verschlingen, allein eine Verwirrung machen (wie bei den Familien der Abensberg und Abensberg), da müssen alte Saal- und Lagerbücher nachgeschlagen, Untersuchungen über Hall, Pfalz, Landburggrafen, ihr Amt und ihren Sprengel; da muß entschieden werden, ob die buti cularii Reichskastner oder Reichsbeutelllemmeister waren, und sich sogar des Reiches erbliche Mauthner in einem nürnberger Patriziergeschlecht nachweisen lassen (wie wenig jetzt auch die Stadt selbst von Mauthen wissen will); da gilt es Untersuchungen um ganze Herzogthümer, von denen man mit Gewißheit nicht einen Korb voll Erde nachweisen kann, wie bei dem Herzogthum Merane, welches ein salisches Land (nach Türk's Forschungen) und Pommern (po more) blos Küstenland bedeuten mag. Wie vornehm mögen manche Historiker auf diesen Apparat und diese Experimente herabsehen! Begreiflich stehen sie höher, aber etwa wie der Zaunkönig bei dem Wettfluge der Vögel, als er sich unter des Adlers Schwanz verkrochen hatte und nun erst anfing zu fliegen, als der Adler schon den Sieg davongetragen.

Der Verf. freut sich, in der auffallenden Aehnlichkeit der spätern Grafschaften mit den ältern Gauen eine Bestätigung seines Systems aus Bisthums- und Capitelgrenzen auf den Umfang weltlicher Territorien zu schließen, gefunden zu haben. Mitunter ist es freilich ein bloßes Rathen, wie er es S. IV selbst so nennt und versichert, daß er sich mit Denjenigen, die es nun auch ihrerseits noch besser errathen wollen, in keinen weitern Streit darüber einlassen werde. Wer den goldenen Sporn als eques auratus trägt, muß eine gewisse Kühnheit haben, und besonders in der Dunkelheit der ganz alten Zeiten, oder seinen Speer ganz senken. Auf einer aus 2 Blättern zusammengesetzten Mannert'schen Karte des neuen Baierns, die auf Verlangen von der Buchhandlung für 1 Thlr. 8 Gr. besonders abgegeben wird, sind die 89 Bezirke und Grafschaften mit Farben umzogen und beziffert, und entsprechen den Zahlen in dem Buche. Mit dem ziemlich in der Mitte des jetzigen Königreichs liegenden Wittelsbach'schen Hausgut beginnt die Darstellung, und geht im Norden bis an das Vogtland, im Süden bis herunter an die Etsch, und im Westen bis an den Bodensee, wo aus dem Walgau, Rheingau und Argangau, die in der Geschichte der Kreuzzüge so berühmt gewordenen Grafen von Montfort (Fortifels, Starkenfels) die Gebiete von Bregenz, Feldkirchen, Kludenz, Werdenberg und Sarzans besaßen und sich persönlich in die rothe, schwarze und weiße Fahne theilten.

Wenn aber so der Blick auf jene Grafen: Rothenek, Moosburg, Rotenburg, Kranzburg, Reuburg, Falkenstein Brixenthal, Tirol, Andechs und Dießen, Wolfratshausen, Eppau, Plain, Burghausen, Wasserburg, Kraiburg, Marquardstein, Dornberg, Leonberg, Schauenberg, Formbach, Windberg, Hals und Osterhofen, Ortenburg Frankenhausen, Theisbach, Bogen, Kirchberg, Lengenfeld, Rehburg, Hohenburg, Altenburg, Wartberg, Hohenlohe, Trusendingen, Hirschberg, Lechsgemünd und Graisbach, Kiburg und Dillingen, Oettingen u. s. w. fällt, und man dagegen das erste beste Register der jetzigen Grafenhäuser Baierns (z. B. in Liechtenstern's „Historisch-statistischer Uebersicht sämmtlicher Provinzen u. s. w. des Königreichs Baiern", München, 1823, Fol.-Bogen IX) damit vergleicht, so erstaunt man, wie wenig mehr von dem alten großen Adel bis auf unsere Tage gekommen ist; aber man findet in der Abhandlung Spuren, wie damalige blose Ministerialen im 13. u. 14. Jahrhundert nach Aussterben der alten Geschlechter herauf in die hohe Aristokratie eingerückt sind, und man fragt mit Recht, wie viel abermals in 500 Jahren von den ungefähr 100 Grafenhäusern des jetzigen Baierns übrig sein werden? Sic transit gloria mundi! Doch nicht blos die adeligen Territorien, auch die geistlichen und ehemaligen reichsstädtischen innerhalb dem Umfange von Baiern, haben ihren Platz gefunden; aber welche Revolutionen sind auch hier wieder vorgegangen! Die Bischöfe haben zwar Amtssprengel, aber blos Geldgehalt ohne Landeshoheit; und stehen gegen ihre reichen Amtsvorfahren gewaltig im Hintergrunde; die Menge Reichstädte ist ganz verschwanden; die Pfalz- und Markgrafen, die Land- und Burggrafen sind untergegangen.

Uebrigens hat Ref., wie man aus einer Arbeit immer noch seine kleinen Nebenvortheile zieht, seine Menagerie von adeligen Namen, die von Thieren entlehnt sind (z. B. die Wölfe zur Todtenwart, die Gänse von Dennstädt, die Koppen von Wallstädt, die Hunde von Kuenring, die Riedesel, die Füchse von Franken, die Hennen von Wehren, die Hasen von Diebelich, die Kalb von Kalbsrieth, die Ganerben von Widdern u. s. w.), mit einem Rindsmaul und den Kälbel von Arnschwang zu vermehren Gelegenheit gehabt.

Endlich ist das Werk noch mit einem Dutzend kleinen und größern genealogischen Tabellen ausgestattet, unter denen die über die Wittelsbacher billig obenan steht. Da unser Verf. zwar ein großer Gärtner, aber kein Freund von genealogischen Mistbeeten ist, so hat er sich auch nicht getrauet, sich mit dem Herrscherhause bis zu den Karolingern, Merovingern, oder gar (wegen Schaierra) bis zu dem alten Volk der Schyren oder Schren hinaufzuwagen, die er in der frühern Abhandlung mit zu den Marodeurs der Völkerwanderung rechnete. 122.

Statistische Notiz.

Ein englisches Journal gibt folgende Details über die criminelle Statistik Englands während der letztverflossenen 7 Jahre. Man ersieht daraus, auf eine wie beklagenswerthe Weise die Zahl der Verbrecher in jenem Lande zugenommen hat. Dies traurige Ergebniß klagt vor Allem die englische Gesetzgebung an, deren übermäßige Strenge dadurch doppelt tadelnswerth erscheint.

Im Jahre 1824 betrug die Zahl der Eingekerkerten, worunter	2223	Weiber,	13,698	Individuen.
1825	2548	"	14,537	"
1826	2692	"	16,164	"
1827	2770	"	17,924	"
1828	2732	"	16,564	"
1829	2119	"	18,675	"
1830	2972	"	18,107	"

Zum Tode wurden verurtheilt:

Im Jahre 1824	1066
" " 1825	1036
" " 1826	1203
" " 1827	1529
" " 1828	1165
" " 1829	1385
" " 1830	1897

also in 7 Jahren 8781 Individuen, darunter die größte Anzahl wegen Diebstahl mit Einbruch; im J. 1824 wurden 128 wegen dieses Verbrechens zum Tode verdammt, diese Zahl stieg jedoch mit jedem Jahre und betrug 1830 sogar 527. Dann kommen die Verurtheilten wegen Diebstahl von Rindvieh, und die wegen Mord in der Absicht zu stehlen. Die letzte Classe von Verbrechern betrug 1824 nur 105, 1830 aber 213. Wegen Pferdediebstahl wurden 1824 104, 1830 139 Individuen verurtheilt. Im J. 1824 wurden 17 Meuchelmörder, 1830 deren 21, und in den 7 Jahren deren 103 zum Tode verdammt. Wirklich hingerichtet wurden von den 8781 zum Tode Verurtheilten 407, darunter 117 wegen Mord.

Deportirt wurden von 1824—30	80,852 Indiv.
Losgesprochen	22,330 "
Die Zahl der Verhafteten, gegen die keine Beweise vorlagen und die daher augenblicklich wieder in Freiheit gesetzt wurden, betrug	12,187 "

217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeige.

Im Leopold Grund'schen Bücher-Verlage, am Stephansplatze im Zwettelhofe, erscheint am 19. October 1831:

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Herausgegeben von

Joseph Ritter von Seyfried.

Längst war es ein stiller Wunsch vieler Ältern und wahrer edler Jugendfreunde, dem jugendlichen Alter, das zu unserer künftigen Nachwelt heranreift, mit einem getreuen Mentor entgegenzukommen, dessen liebreicher Unterricht dahin zielte, die Herzen unbefangener Jünglinge und Töchter wahrhaft zu veredeln, ihre echte Bildung zu fördern, ihre jugendlichen Gemüther vor so manchen Schlingen zu bewahren, und ihre Wißbegierde mit nothwendigen, nützlichen und erfreulichen Kenntnissen zu bereichern, die in den so vielfältigen, oft so wundersam sich durchkreuzenden Verhältnissen des Lebens, zumahl in unsern Zeiten, täglich ein dringenderes Bedürfniß werden. Wer auch fühlt es nicht innig tief, daß nur durch Religiosität, Sittlichkeit und solide Kenntnisse die Jugend zu einer edlen und kräftigen Generation kann herangebildet werden? Daher auch hegt der Herausgeber das Vertrauen, daß gegenwärtige Jugendschrift, deren eigentlichste Aufgabe dieß ist, den Hoffnungen und Erwartungen vieler Ältern, Erzieher, ja auch vieler edlen Jünglinge und Töchter, willkommen seyn dürfte, denen ihre eigene Bildung am Herzen liegt.

Nach einem fest vorgezeichneten und wohlberechneten Plane wird die Jugend in dem Familienzirkel, die in dem Werke auftritt, durch alle verschiedenen Bildungsstufen bis in die eigentlichen practischen und gesellschaftlichen Verhältnisse hindurchgeführt. Sie selbst sprechen sich freymüthig bald allein, bald unter den Augen gebildeter Ältern, Freunde und Lehrer aus; weßhalb auch die Schrift großentheils in der beliebten dialogisirten Form erscheint. Sie werden auf die freundlichste, faßlichste, anschaulichste Weise über das Nothwendigste und Wissenswürdigste aus der Weltgeschichte, der Naturgeschichte, der Physik und ihrer verschiedenen Zweige, als: Geographie, Astronomie, Mechanik u. s. w., dann aus der Gymnastik, Technologie und andern Fächern in so fern belehrt, als dieß ohne mathe-

matiſche Kenntniſſe thunlich iſt; damit die weibliche Bildung nicht zurückbleibe, die nothwendig neben und mit der männlichen fortſchreiten muß.

Dieß iſt einer der weſentlichſten Gegenſtände; doch iſt es nicht der einzige. Denn damit der junge und künftige Staatsbürger in ſeinem eigenen Vaterlande kein Fremdling ſey, werden die vorzüglichſten Denkwürdigkeiten, Sagen und Nationalgebräuche der verſchiedenen Provinzen der Monarchie einen fortlaufenden Cyclus in dieſer Jugendſchrift bilden. Es iſt kaum nothwendig zu erinnern, wie viele und wie wichtige, aus der Erfahrung und aus dem practiſchen Leben aufgegriffene Erinnerungen über echte Religioſität, Staat, Sitten, Gebräuche, Geſchichte, Romane, Kunſt und Leben, den Vortrag würzen und beleben werden.

Manche Dinge, deren Belehrung große Sorgfalt, Umſicht und Delicateſſe fordern, und die dennoch der Jugend nicht gänzlich fremd bleiben dürfen, werden in kurzen, anmuthigen und aufführbaren Luſt- und Schauſpielen angedeutet, worin große, edle, tugendhafte, liebreiche, ſo wie nicht minder boshafte, falſche und mit mancherley Seelengebrechen behaftete Charactere ſich entfalten und Contraſte bilden, die geeignet ſind, den tiefſten Eindruck auf jugendliche Gemüther zu machen. Auch werden von Zeit zu Zeit Lieder, mit Muſik von unſern berühmteſten Tonſetzern, das Blatt begleiten; und überhaupt wird die reichſte Abwechslung an Formen aller Art die Annehmlichkeit des Vortrages nach Möglichkeit erhöhen, und allen Überdruß ſo wie alle Ermüdung fern halten.

Da unſere Zeit ein beſonderes Wohlgefallen an verflochtenen Räthſelaufgaben findet, und ſolche auch ein unſchuldiges Vergnügen und an ſich geeignet ſind, den Scharfſinn zu üben, iſt auch die Redaction weit entfernt, ſolche aus dieſem Blatte zu verbannen; vielmehr werden nebſt denſelben noch Fragen und Probleme anderer Art aufgegeben, und das Blatt mit den Namen der ſcharfſinnigen Auflöſer derſelben geſchmückt werden. Am Schluße des Jahres werden dann Denjenigen, die ſolche am trefflichſten löſten, Preiſe ertheilt werden.

Da der Herausgeber der thätigen Mitwirkung gelehrter und durch ihre Schriften berühmter und beliebter Schriftſteller verſichert iſt, und die Verlagshandlung bey Herausgabe ihrer Jugendſchriften durch treffliche Ausſtattung, durch den billigſten Preis und die getreueſte Erfüllung ihrer Verheißungen ſich bewährt hat, hegt dieſelbe die Hoffnung, der Theilnahme eines geehrten Publicums für eine Zeitſchrift dieſer Art ſich zu erfreuen, und der Herausgeber wird auf alle Weiſe bemüht ſeyn, durch den ſolideſten und an Intereſſe fortwährend geſteigerten Inhalt des Blattes der gerechten Erwartung desſelben zu entſprechen.

Es werden jede Woche am Mittwoch anderthalb Bogen desſelben auf ſchönem weißen Druckpapier in Groß-Octav ausgegeben, und die vom 5. October an noch rückſtändigen Blätter nachgetragen werden. Jeder Jahrgang beſteht aus vier Bänden, deren jeder 20 Bogen ſtark, mit Haupttitel und Vignete ſammt Inhalt und ſchönen gefärbten Umſchlag, mit Ablauf eines jeden Quartals geſchloſſen wird. Ganzjährige Pränumeration iſt 4 fl., vierteljährig: 1 fl. 12 kr. C. Mze. Auch iſt für die Abnehmer in Wien bei dem k. k. Stadt-Poſt-Oberamt die Einrichtung getroffen, daß ſie jedesmal dieſes Blatt in ihre Wohnung zugeſtellt erhalten können, wofür ſie monatlich in der Stadt 15 kr., in der Vorſtadt 20 kr. C. M. bezahlen.

Für auswärtige Abonnenten nimmt die k. k. O. H. P. A. Zeitungs-Expedition in Wien, ſo wie alle k. k. Poſtämter in den Provinzen, gegen wöchentlich einmalige Verſendung jährlich mit 6 fl. nebſt 24 kr. Expeditionsgebühr, ſomit für die letzten 3 Monate dieſes Jahres mit 1 fl. 36 kr. C. M. Pränumeration an.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 286. — 13. Oktober 1831.

Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters; ein historischer Versuch von J. Phil. Fallmerayer. Erster Theil. Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slawische Volksstämme. Stuttgart, Cotta. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist gewiß eine verdrießliche Sache, wenn man sich mit schweren Kosten seltene Gewächse oder Blumenzwiebeln kommen läßt, vortreffliche Blumentöpfe und Beete in Bereitschaft hält, die Ankömmlinge pflegt und zieht, und nun der Nachbar kommt und sagt: die sind ja gar nicht echt, die hättest Du weit näher und wohlfeiler haben können, und nun das Alles haarscharf und haarklein beweist. So einen Streich spielt jetzt Hr. Lyceal-professor Fallmerayer in Landshut, der Verfasser der mit Hochachtung aufgenommenen „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt" (1827), eigentlich aber gewiß nicht absichtlich seinem Collegen und Nachbar Th. in München und vielen Andern, die sich junge Griechen haben kommen lassen, um durch ihre Erziehung einen Act der Pietät gegen die Verdienste ihrer Vorfahren auszuüben, gleichsam eine Schuld für die durch Letztere gewonnene classische Bildung abtragen zu können. Hr. F. stellt nämlich, unbekümmert um die politische Ketzerei, die er in den Augen seines Landesherrn, eines paar Dutzend von Griechenvereinen und der sogenannten griechischen Nation selbst, die sich freuen mag, daß die Sonne Homer's auch eisige Nordländerherzen für sie aufgethauet hat und ihnen damit zugutekommt, ganz gelassen ausspricht, den Satz ganz einfach auf: Die jetzigen sogenannten Griechen sind ihrer Abkunft nach gar keine Griechen. Brillantringe und Shawls sind damit nicht zu verdienen, es müßte denn einmal wieder eine Zeit russischer Sehnsucht nach Griechenland kommen und dann geltendgemacht werden wollen, daß die slawische Bevölkerung des Peloponnes und von Hellas, nach dem Verf. (S. 340), aus den Gegenden an der Moskwa, an der obern Wolga um Wladimir, Kostroma, und überhaupt aus den alten susdalschen Ländern im Innern des russischen Reiches stamme, also Rußland noch eine Art Ansprüche an seine Emigranten habe, denen, wenn sie mit einer Viertelmillion Soldaten und einem halben Tausend Kanonen unterstützt werden — das neueste kanonische Recht — Niemand so leicht die Präscription oder Verjährung aus dem römischen Rechte entgegenstellen dürfte. Dem Ref. ist bei dieser durch dies Buch gemachten Entdeckung gelegentlich auch klar geworden, warum er eigentlich den sogenannten Griechen in Wien, München, Leipzig u. s. w. nie die Schönheit hat recht absehen können, die er nach Antiken, Vasengemälden und Tischbein's Bildern zum Homer sich von ihnen geträumt hatte, sondern meist nur, wie schon im 10. Jahrhundert Euphemius einen seiner hellenischen Abkunft sich rühmenden Archonten nennt, „ein runzliches Slawoniergesicht" entdecken konnte. Doch hören wir, und dies ist bei der auffallenden Behauptung des Verfs. doppelt nöthig, diesen selbst. Seine Vorrede, wie die Ouverture einer guten Oper schon im Voraus die Anklänge der verschiedenen im Werke durchgeführten musikalischen Gedanken gibt, enthält bereits Andeutungen genug:

Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Continents verschwunden. Eine zweifache Erdschicht, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenracen aufgehäuft, decket die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke seiner Geister und einige Ruinen auf heimathlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht diese Ruinen, diese Leichenhügel, diese Mausoleen sind; wenn es nicht der Boden und das Jammergeschick seiner Bewohner ist, über welche die Europäer unserer Tage in menschlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Thränen und ihrer Beredtsamkeit ausgießen, so hat ein leeres Phantom, ein entseeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge existirendes Wesen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes fließet in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm, dergleichen unser Geschlecht nur Wenige betroffen, hat über die ganze Erdfläche zwischen dem Ister und dem innersten Winkel des peloponnesischen Eilandes ein neues, mit dem großen Volksstamme der Slawen verbrüdertes Geschlecht von Bedauern ausgegossen. Und eine zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanier in Griechenland hat die Scenen der Vernichtung vollendet. Scythische Slawen, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Servier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskowiten sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen und zu ihrem eignen Erstaunen in die Stammtafeln eines Perikles und Philopömen hinaufrücken. Archont und Mönch, Ackerbauer und Handwerker des neuen Griechenlands sind fremde Ueberzügler,

sind in zwei historisch verschiedenen Zeitpunkten von den mitternächtlichen Gebirgen nach Hellas herabgestiegen. Und das Wort Griechе bezeichnet heute nicht mehr wie ehemals die zwischen dem Tempethal und den Strömungen des Curotas angesiedelten Kinder Deukalion's, sondern alle jene Völkerschaften, welche, im Gegensatze mit der Lehre Mohammed's und der römischen Kirche, Gesetz und Glauben vom Patriarchalthrone zu Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slawe von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgar von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches sie gemeinschaftlich umschlinget, ist stärker als die Bande des Bluts, es ist religiöser Natur und gleichsam die Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Lateran. Die Erkenntniß dieser Dinge ist von großer Bedeutung, jetzt, wo die Herrschaft über das menschliche Geschlecht von den lateinischen und germanischen Völkern zu weichen und auf die große Nation der Slawen überzugehen scheint.

Wenn nun der Verf. nicht nur eine Anklage der Oberflächlichkeit, Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit unserer historischen Kenntnisse und Ansichten, welche seit dem Brande von Korinth und der Zerstörung des achäischen Bundes (146 vor Chr.) die Griechen und ihr Land fast keines Blickes mehr gewürdigt, daran knüpft, und jetzt, wo dieser Fehler verbessert wird, eine neue Klage darüber stellt, daß man sich eines so großen Irrthums schuldig machen könne; wenn er laut verkündigt, daß niemals ein größerer Irrthum öffentlich ausgesprochen und vertheidigt worden sei; wenn er behauptet und erweisen will, daß im Innern des ganzen griechischen Festlandes gegenwärtig nicht eine einzige Familie sei, deren Ahnen nicht entweder Scythen oder Arnauten, Almugavaren oder Franken oder gräcisirte Asiaten aus Phrygien, Cilicien, Kappadocien oder Lydien waren, so muß man eingestehen, daß der Blitz in die Thurmspitze unserer Gräkomanie eingeschlagen, daß eine historische Thatsache damit in Untersuchung gebracht ist, die freilich den heutigen Bewohnern Griechenlands, die so gern in jene Erbschaft alterthümlichen Ruhmes sich getheilt hätten, weder vortheilhaft noch erfreulich, für die allgemeine Geschichte und Politik aber von höchster Bedeutung ist.

Der Verf. will damit nur den ersten Impuls gegeben haben, die Sache weiter zu untersuchen, aber er glaubt es vorauszusehen, daß sein Versuch — nicht aus unzeitiger Bescheidenheit, sondern weil er aus Mangel an Quellen und Vorarbeiten häufig nur nach Conjecturen zu arbeiten gezwungen, nennt er sein Werk einen Versuch — eine neue Behandlung der Geschichte Griechenlands und des großen illyrischen Continents nachsichziehen werde.

Es gab eine Zeit in Rom, wo kein Augur dem andern ohne Lachen ins Gesicht sehen konnte. Es ist jetzt mit unserer Geschichtschreibung dahin gekommen, daß kein Historiker dem andern bei neuen ungewöhnlichen Behauptungen traut, wenn nicht neben denselben auch die Beweise stehen. Hören wir also nun, wie Hr. F. seine Meinung durchzuführen und zu erhärten sucht. Er beschränkt sich zuvörderst mit seiner Untersuchung auf den Peloponnes oder auf Morea, und selbst hier nur auf die Zeit bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, bis zur Eroberung Moreas durch die Franken in Folge des Kreuzzugs von 1204, dem das lateinische Kaiserthum in Byzanz sein Entstehen verdankt. Wir gehen über die Expositionsstellen, den Gegensatz zwischen Sparta und Rom (von denen das erste verdient gegeißelt wird) über die Bündnisse der gerechten Achäer und der Aetolier, „der verruchtesten, der Malayen Griechenlands", hinweg und bemerken sogleich aus dem zweiten Hauptstück, wie bereits unter der römischen Herrschaft die Verödung begann. Der Reiche wanderte nach Rom, den Armen trieb die Noth hinweg, die Mithridatischen, Sullanischen, Cäsarischen und Augustischen Kriege, die Schulden und das römische Contributionssystem schufen eine Menge urbes dirutas ac paene desertas, wie ein Römer als Augenzeuge schreibt. Wo die meiste Kraft und Lebensfülle war, wirkte auch die Verwesung am furchtbarsten; dies galt besonders von Arkadien und Achaja. Es gab bald nur Optimaten und Sklaven. Mit der politischen Freiheit erlosch die Cultur. (Ob so plötzlich, wie S. 86 behauptet wird? Der Verf. stützt sich auf eine merkwürdige Stelle des Apollonius von Tyana: „Ich war zu Argos, in Phocis, in Locris, zu Megara, zu Sicyon und fand, daß ich verwilderte, nicht weil ich lange von Hellas abwesend, sondern weil ich lange daselbst anwesend war".) Doch noch war die Bevölkerung der Halbinsel rein und unvermischt. Allein schon von Pompejus werden cilicisch-isaurische Seeräuber nach Dyme, von Cäsar Römer in das wiederaufgebaute Korinth gesetzt; nach der Schlacht von Actium ließ sich ein großer Theil des siegreichen Heeres im Peloponnesus, besonders in Patras und der Umgegend nieder. Die pestartigen Seuchen schadeten doppelt, theils rafften sie die Bewohner weg, theils wurden zur Ergänzung der in der römischen Bevölkerung entstandenen Lücken Colonisten aus den Provinzen dahingeführt. Aber 250—270 nach Chr. kam die erste Woge der nachherigen Völkerwanderung und überschwemmte auch Südgriechenland mit Gothen, Herulern, Karpen, Boranen, Slawen. Doch mordeten sie nur, ohne sich anzusiedeln, verwüsteten nur, ohne zu bleiben. Das Christenthum, von einigen jüdischen Gemeinden ausgegangen, wurde vernichtend für Kunst und Nationalität der Griechen. (Aus den mehrmaligen fast ängstlichen Verwahrungen, S. 106, 114 u. s. w., des Verf., nichts gegen die Heiligkeit der Religion gesagt haben zu wollen, merkt man wohl, daß F. in der Mitte zwischen zwei Bischofssitzen schrieb, und bedauert, daß so etwas nöthig sein konnte.) Das J. 396 bezeichnet den Untergang des Heidenthums in Griechenland. Aber die neue Lehre bringt dem Lande keinen äußern und innern Frieden. Hunnen, Gothen unter Alarich (vertrieben durch Stiliko), Vandalen unter Genserich, Theodosius' Verbote der olympischen Spiele und Zeitrechnung, das Christenthum vernichteten die Nation in ihrem Wesen bis auf die Reste, die sich in die Hochgebirge mit ihren alten Göttern flüchteten.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Bildungsgeschichte des am 2. Januar d. J. in Bonn gestorbenen geh. Staatsraths Niebuhr, aus brieflichen Nachrichten.

Der berühmte Reisende Carsten Niebuhr, dem unser in andern Kreisen berühmt gewordener Niebuhr ein würdiges Denkmal: „Carsten Niebuhr's Leben, von B. G. Niebuhr" (Kiel, 1817) gestiftet hat, unterhielt sich mit sichtbarer, gerechter Freude über diesen seinen am 27. August 1776 geborenen Sohn in einer vierjährigen Correspondenz *) mit einem theilnehmenden Freunde, einem nicht minder berühmt gewordenen norddeutschen Gelehrten, der ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt. Aus dieser Quelle sind nachstehende Notizen entlehnt.

Meldorf, am 12. April 1784.

Der Knabe, ein Sohn von 8 Jahren, hat eine außerordentliche Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, wozu ich ihm dann nach meinem Vermögen behülflich bin (der Vater unterrichtete ihn in der Geographie und Mathematik, spannte seine Aufmerksamkeit durch Erzählungen aus der Geschichte, lehrte ihn die französische und englische Sprache und half im Lateinischen nach). Mein Sohn stattet Ihnen für den neuen Transport Siegel seinen verbindlichsten Dank ab.

M., am 14. Februar 1786.

Mein Sohn ist Ew. Hochwohlgeb. sowol für die in Horn abgedruckte Münze als für die große Anzahl von Siegeln gehorsamst verbunden, die seine Sammlung bereits über 1200 Stück vermehrt hat. Es waren darunter freilich auch einige, die er schon hatte, aber auch die sind nicht verloren, indem er Gelegenheit hat, seine Doubletten bei Sammlern in Kopenhagen und Hanover vertauschen zu können. Ew. Hochwohlgeb. werden ihn also sehr verpflichten, wenn Sie so gütig sein wollen, Alles, was Sie gelegentlich von dieser Art bekommen können, für ihn zurückzulegen. Der Abdruck der Münze in Horn war selbst mir etwas Neues, und für meinen Sohn wird es mit der Zeit ein nützlicher Zeitvertreib werden, wenn er auf verschiedene Art Versuche machen kann, Münzen abzudrucken, indem er nicht im Stande sein wird, jemals eine Sammlung von wirklichen Münzen zu machen.

M., am 25. Juni 1786.

Die Siegelsammlung meines Sohnes hat sich sehr ansehnlich vermehrt, indessen werden fernere Beiträge ihm jederzeit sehr willkommen sein. Wenn Don Rodriguez den Unterbedienten bei den verschiedenen Departements auftrüge, die Siegel von einkommenden Briefen abzureißen und die Namen darauf zu schreiben, so wäre dies wol die leichteste Art, Siegel zu erhalten. **)

M., am 28. Jan. 1787.

Die Sammlung meines Sohnes ist jetzt zu 1900 Stück angewachsen: ein Transport aus Syrien oder Italien wird ihm allerdings viele Freude machen, denn aus diesen Ländern besitzt er nichts; aber auch Siegel von einheimischem oder benachbartem Adel und von Gelehrten aus der ganzen Welt sind ihm jederzeit lieb.

M., am 16. Oktbr. 1790.

Mein Sohn ist 1¼ Jahr in Prima gewesen. Da seine Schulkameraden, mit welchen er arbeitete, zur Universität gereift sind, und er wegen der neuangekommenen Schüler nur aufgehalten werden würde, so hat er diesen Michaelis die Classe verlassen und erhält von seinem würdigen Rector blos Privatunterricht, wöchentlich 2 Stunden im Lateinischen, 2 Stunden im Griechischen und 2 Stunden im Hebräischen. Mit letzterm fängt er jetzt erst an, und dabei gedenke ich das Arabische mit ihm vorzunehmen; aber dabei bedaure ich, daß ich Golii Lexikon nicht mehr habe. Auf der Reise überließ ich mein Exemplar an von Haven, und auf dessen Bücherauction achtete ich nicht darauf, weil ich mich zu wenig um das gelehrte Arabische bekümmert hatte.

M., am 9. Jan. 1791.

Mein Sohn vergleicht jetzt den Codex des Varro aus der kopenhagener Bibliothek. Er will seine Bemerkungen an den Hrn. Rector Köler in Detmold schicken, welcher diesen Schriftsteller bearbeiten will und dazu in der „Literaturzeitung" um Hülfsmittel gebeten hat. Er findet erstaunlich viele verschiedene Lesarten, und darunter zwar Schreibfehler, aber auch viele wichtige Verbesserungen. Von den Lücken hat er bisher noch keine ausfüllen können; er findet noch weit mehre Lücken, welches gleichfalls merkwürdig ist, weil man an solchen Stellen in gedruckten Exemplaren keinen Zusammenhang findet.

M., am 16. März 1791.

Mein Sohn hat den Varro verglichen, und zwar so genau, wie Ew. Wohlgeb. es verlangen. Dieses können Sie daraus schließen, daß seine Varianten, worunter alle Schriftsteller mit bemerkt sind, 160 Seiten betragen. Ob er solche dem Hrn. Rector Köler zu Detmold schicken wird, darüber sind wir noch zweifelhaft, denn dessen Brief an Heyne läßt uns vermuthen, daß er nicht im Stande sei, einen so verdorbenen Schriftsteller, als Varro ist, zu bearbeiten.

M., am 27. Novbr. 1791.

Wenn ich Golii Lexikon vor einem Jahre gehabt hätte, so würde mein Sohn wahrscheinlich jetzt weiter im Arabischen sein, denn wenn er auf Etwas fällt, so treibt er das mit Eifer. Jetzt hat er sich auf die Kritik geworfen und lateinische und griechische Handschriften verglichen, welches denn auch gut ist.

M., am 20. Septbr. 1793.

Die Hauptabsicht meines Sohnes, warum er nach Hamburg reiste, wohin ich ihn begleitet habe, war die, die dasige Bibliothek zu benutzen. Vorzüglich wünschte ich, daß er lernen sollte, unter Menschen zu leben. Meine Absicht ist erreicht, indem er während der drei Monate, die er in Hamburg gewesen ist, viele merkwürdige Menschen gesehen hat; und wenn er gleich nicht damit zufrieden ist, daß die vielen Zerstreuungen ihn abgehalten haben, die Bibliothek so fleißig zu besuchen, als er dieses wünschte, so ist ihm dennoch sein Aufenthalt in Hamburg durch mich in dieser Hinsicht nicht ganz unnütz gewesen. Er bleibt den Winter über zu Hause, wo er wiederum in Ruhe studiren kann.

M., am 19. März 1794.

Auch hat mein Sohn, der die Alten mit Eifer studirt, mir verschiedene Beispiele gezeigt, wo selbst die Griechen Inschriften auf den Schenkeln ihrer Statuen eingehauen haben, und daß es unter den Barbaren gewöhnlich gewesen sei, neben den Inschriften in ihrer Sprache auch griechische einzugraben. Ich war anfangs gesonnen, meinen Sohn im nächsten Sommer nach Kopenhagen zu schicken, er geht aber um Ostern nach Kiel, um unter Reinhold Philosophie zu studiren.

M., am 25. Jan. 1795.

Mein Sohn befindet sich in Kiel recht wohl; er studirt gleichfalls die Kant'sche Philosophie, und zwar in dem ersten halben Jahre blos nach Reinhold's Anleitung, jetzt aber vornehmlich nach Kant's eignen Schriften, und dabei ist Plato ihm eine Lieblingslectüre. Für sein Lieblingsstudium, die alte Literatur, findet er in Kiel keine Nahrung. Er war während der Weihnachtsferien mit Hensler bei Voß und Stolberg in Eutin; das waren für ihn glückliche Tage.

M., am 22. Novbr. 1795.

Wenn die alten Perser ihre Cultur aus Indien erhalten haben, wie dies unter Andern Jones behauptet, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die alten persepolitanischen Inschriften von der Linken zur Rechten gelesen werden müssen. Daß sie aber so gelesen werden müssen, davon hat mein Sohn mehre Beweise entdeckt.

M., am 3. April 1796.

Mein Sohn hat die Akademie mit 2 Jahren und noch nicht 20 Jahre alt bereits verlassen, aber darum den Wissen-

*) Der erste Brief war vom 1. August 1783, und der letzte vom 18. September 1806.

**) Die Liebhaberei des jungen Niebuhr für Siegel vermochte den zärtlichen Vater, auch die Unterstützung anderer befreundeter Gelehrten in Anspruch zu nehmen. So schrieb der Justizrath Höst in Kopenhagen am 21. März 1784: „Pour ce qui regarde les sceaux, que Vous souhaitez pour Mr. Votre Fils, j'aurai soin de Vous en procurer quelques uns par une autre occasion".

schaften keinesweges entsagt. Der Hr. Geheimerath Graf von Schimmelmann hat ihm die Stelle eines Secretairs antragen lassen, wobei er noch Zeit übrig haben würde, um sich den Wissenschaften ferner zu widmen. Er hat diesen Ruf mit Freuden angenommen und ist bereits nach Kopenhagen abgereist.

M., am 8. Decbr. 1796.

Mein Sohn ist nicht in das Corps diplomatique gekommen, sondern zu dem Staats-, Finanz- und Commerceministe Graf Schimmelmann, unter dessen Anleitung aber er gleichfalls Gelegenheit hat, sich mit den Geschäften bekanntzumachen. Er liebt aber die Wissenschaften zu sehr, als daß er dieselben verlassen wollen. Er ist zum dritten Secretair *) bei der großen königl. Bibliothek ernannt, und hat dabei die allergnädigste königl. Erlaubniß erhalten, auf anderthalb Jahre eine Reise zu machen. Er besorgt schon jetzt seine Geschäfte auf der königl. Bibliothek, aber zugleich auch die beim Grafen von Schimmelmann. Etwa um Ostern gedenkt er nach Holstein zu kommen und im Herbst nach Edinburg zu reisen.

M., am 2. April 1797.

Vor 3½ Jahren machte mein Sohn mir über die alte persische Geschichte und die alten Inschriften zu Persepolis viele Fragen, die ich freilich nicht beantworten konnte, ich sagte ihm aber, er möchte die verschiedenen Inschriften von der Gattung, wovon ich die verschiedenen Buchstaben auf Tab. 23 gesammelt hatte, studiren, ich zweifelte dann nicht, er würde manche Wörter in verschiedenen Inschriften wiederholt finden. Fände er mehre solcher Wörter hinter einander, so glaubte ich, man müsse darin den Namen und Titel des Bauherrn suchen, und also darnach zuerst auf die Spur des Alphabets kommen können. Mein Sohn, welcher zu dergleichen Arbeiten ein überaus scharfes Auge hat, zeigte mir auch bald nicht nur 4—6, sondern eine ganze Reihe Buchstaben, die in einer andern Inschrift nach der Reihe wieder vorkommen. Da wir die morgenländischen Sprachen nicht verstehen, so war diese Arbeit meines Sohnes nichts weiter als ein Spielwerk. Mein Sohn fand einige Stellen, die in einer andern Inschrift in abgebrochenen Linien wieder vorkamen, wodurch also meine bereits auf der Stelle gemachte Bemerkung bestätiget ward, daß diese Schrift von der Linken zur Rechten gelesen werden muß. Ich habe das benannte Werk von dem Prof. Heeren nicht gelesen, aber mein Sohn hatte es zu Kiel kennen lernen, und war damit gar nicht zufrieden u. s. w. 206.

*) Hierauf bezieht sich in einem Schreiben über die dänische Sprache und die Bibliotheken zu Kopenhagen, abgedruckt in Wieland's „N. Teutschen Merkur" (Bd. 1, S. 445, 1798) folgende Stelle: „Außer diesem Hrn. (Myerup) ist auch der Sohn eines berühmten Reisenden — r mit dem Titel Secretair angestellt. Er soll ein junger Mann von Talenten sein, der sich wahrscheinlich einst vortheilhaft würde ausgezeichnet haben, wenn man — vorzüglich sollen dies einige schöngeisterische Damen thun — ihm nicht zu früh eingebildet hätte, er sei ein großer Gelehrte. Es wäre Schade, wenn ihn das wirklich zum Pedanten vollendete".

Anfragen an den Verf. der im Ganzen trefflichen „Briefe über die Zeit ꝛc.", in Nr. 194—197 d. Bl.

1. Was ist wol (Nr. 195, S. 854) eine „rationalistische Inquisition, die den Völkern verderblicher sein soll als eine berlinisch-protestantische oder römisch-katholische"? Einsender kann sich bei einer rationalistischen Inquisition gerade so viel denken als bei einem hölzernen Eisen. Rationalistisch heißt etymologisch und wie es die echten Freunde dieser Denkart verstanden wissen wollen, vernünftig, vernunftgemäß; was dawider, darüber ist, das ist vom Uebel, ist unvernünftig. Die Vernunft verwirft auf dem Gebiete der Religion jede Art der Inquisition; wollten also Rationalisten inquiriren über den Glauben, so hörten sie damit auf, Rationalisten zu sein. Wozu also ein Ding aufstellen, das nicht denkbar ist? Was „das Verderbliche" anlangt, so wissen wir es freilich nicht, wie weit es „die berlinisch-protestantische Inquisition" treiben würde, hätte sie einen Philipp II. und eine Isabella mit einem Torquemada zur Ausführung ihrer Wünsche zur Seite; was die katholische den Völkern war, ist ja wol dem Verf. ebenfalls bekannt; wie er beide „erträglicher" finden kann als die rationalistische, die noch gar Niemand kennt, ist uns unbegreiflich; ebenso, wie er, der so ganz rationalistisch philosophirt, den Rationalisten so feindselig mitspielen kann (S. 850). Wir geben ihm zu überlegen, ob es denn „gar kein großes Verdienst des Muthes, der Aufopferung, der Begeisterung, der geistigen Kraft war", als sich Vernünftigdenkende der Wöllner'schen Hosdogmatik und den kirchlichen Cabinetsbefehlen bestritten, aber unerschrocken entgegenstellten; oder daß, als in unsern Tagen die Anklagen der begünstigten berliner „Kirchenzeitung", welcher der Verf. mit Recht zugesteht, daß „das Nachschwatzen von Absurditäten" und „ein heilloses unchristliches Treiben" (S. 862) ihre Sache sei, die Rationalisten ihr frei die Wahrheit sagten? Wir fassen es nicht, wie der Verf. „Offenbarung und Glauben" dem Rationalismus, wie wir ihn erklärt haben, entgegensetzen kann; fodern ihn auf, uns Beweise zu bringen, daß die Rationalisten, die der Verf. mit den, richtig verstanden, ehrenvollen Namen der „Liberalen und Aufgeklärten" wahrhaftig nicht beschimpfen oder widerlegen wird, „jeden Augenblick die Macht anrufen, um den Umtrieben der Dunkelmänner und Mystiker zu steuern und sie mit wahrhaft inquisitorischer Schlauheit erspüren". Wir wollen dann dagegen die Sache gerade umkehren und zeigen, wo sich die Verketzerungssucht am meisten kundthat, Hetereberie wittrete und gelehrte, ehrliche Rationalisten zu verdrängen strebte; wie viele Nachsicht man in Weimar, Altenburg, Hanover, Rudelstadt u. s. w. gegen die Mystiker bewies, die in Conventikeln, auf Kanzeln, in Schriften Alles verwirrten und selbst in Preußen ein ernstliches Einschreiten nöthig machten. Doch es ist hier der Ort nicht, mit dem Verf., der so hell und klar über die Systeme der Aristokratie und Legitimität spricht, über seinen Abscheu vor dem Rationalismus zu rechten; wir müßten ihn erst um seine Begriffe von dieser ihm schrecklichen Erscheinung, sowie von Offenbarung und Christenthum bitten, um zu sehen, wie viel darin doch wol auch von jenem Gifte der Vernünftigkeit enthalten ist.

2. „Die dringendste Gefahr (S. 854), das größte Uebel der Zeit liegt im Unglauben, im Egoismus, in der Schlaffheit, im Materialismus der Mehrzahl." Der Mehrzahl? Glaubt das der Verf. behaupten zu können? Oder hat nicht gerade die Mehrzahl, die Millionen des Bürger- und Bauernstandes in Frankreich und Deutschland im Glauben und Vertrauen zu Gott, in treuer Erfüllung seiner Pflichten und Hingabe selbst des Lebens gar viel gearbeitet, ertragen, geduldet, und thut es noch, wo seine Regierer es nur leidlich mit ihm machen? Hat diese Mehrzahl oder die Minderzahl der Aristokraten, die Polignac und Consorten, den Brand angezündet?

3. Es wird (Nr. 195) von einer armseligen Vernunft gesprochen, und besonders davon, daß man „bald dieser bald jener Vernunft" folgen solle. Gleichwol sagt der Verf. in Nr. 196: „Es ist unserer Vernunft und unserm Gewissen überlassen, die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen die bloße Gewalt (der man nicht zu gehorchen braucht) zur Obrigkeit erhoben und geheiligt wird, indem die Schrift jene Bedingungen nicht ausdrücklich nennt". Nun so hat gewiß die Gottheit der Vernunft eine schwere Aufgabe überlassen, weswegen man doch nicht so verächtlich von dieser Gabe sprechen sollte. Wenn der Verf. so viel über die Verschiedenheiten der Vernunftreligion vorbringt, so bitten wir ihn, uns doch anzugeben, in welcher Kirche oder in welchem Kirchlein, bei welcher Sekte, in welchem Compendium und Erbauungsbuche, oder, wenn in der Bibel, nach welcher Erklärungsart, nach Luther, Zwingli oder Calvin, oder Tholuck oder Wegscheider ich meinen Glauben suchen und befestigen soll, oder ob ich nicht zuletzt am besten fahre, wenn ich dabei meiner Vernunft folge? 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 287. — 14. Oktober 1831.

Geschichte der Halbinsel Morea ꝛc. Von J. P. Fallmerayer. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 286)

Der dritte Abschnitt (S. 467—783) weist nun die Verwüstung der Süddonauländer durch Hunnen, Bulgaren und Slawen nach; die Ankunft der furchtbaren Avaren in Europa und die allgemeine Bewegung der nördlichen Völker gegen Griechenland, die Einnahme und Verwüstung des Peloponneses und die Besetzung desselben durch Avaren und Slawen. Den alten Einwohnern blieb gegen die Uebermacht dieser Unholde nichts übrig als sich auf Felsen und Eilanden neue Sitze, wie Altragusa, Monembasia u. s. w., zu gründen. Zu solchem Jammer waren unter Justinian noch viele Erdbeben gekommen, welche Neukorinth mit seinen Bewohnern und in Patras 4000 Menschen verschütteten, und jene schreckliche Pest, welche über 50 Jahre (531—611) damals Europa durchzog und in Konstantinopel allein lange Zeit täglich 10,000 Menschen wegraffte. Wir theilen die ergreifende Stelle (S. 162) des Verf. selbst mit:

Und gleichsam als hätten so viele Uebel noch nicht hingereicht, die alten Menschen, die alten Ideen, die alte Welt zu vernichten und die Nacht der Barbarei über den Erdkreis auszuspannen, kann man in den Annalen unsers Geschlechts kaum einen Zeitpunkt auffinden, in welchem die Erdbeben schauderhaftere Verwüstungen angerichtet hätten als unter Justinian. Wurden in Syrien und Phönizien nicht ganze Landstrecken umgekehrt und mit allen Städten und Menschen von der Erde verschlungen? Wenn es auch nicht buchstäblich wahr sein sollte, was Procopius angibt, daß unter Justinian's Regierung in der Provinz Afrika allein 5 Millionen, in allen Ländern um das Mittelmeer herum aber an die 100 Millionen Menschen durch Kriege, Hunger, Pest und Erdbeben zu Grunde gegangen seien, so ist doch so viel gewiß, daß sich das Andenken an die schauderhaftesten Calamitäten des menschlichen Geschlechtes an den Namen dieses Imperators knüpft, und daß er von den armseligen Resten der civilisirten Menschen seines Zeitalters als Markstein aufgestellt wurde, bei welchem der Genius der althellenischen Welt unter den Streichen der scythischen Barbaren der Finsterniß und des Aberglaubens ermattet und niedergesunken ist. Wahr ist es freilich, in Justinian's Macht lag es nicht, den pestartigen Seuchen und den Erdbeben zu gebieten; allein durch weise und gerechte Handlungen seine Völker zu beglücken und vor den Pfeilen der Scythen zu schirmen, wäre in seiner Macht gewesen. Ueberdies ist der Despot, wie jener Sohn des Himmels in Sina, auch für unvermeidliches Unglück verantwortlich, oder er steige zur Rangordnung gesetzlicher und menschlicher Regenten herab.

Sehr wichtig wurde das Erscheinen der Avaren, von dem Chan aufgemuntert, um 578, die Slawen (denn die frühern Hunnobulgaren waren nicht bis in den Peloponnes gekommen) oder Slawinnen mordend und sengend auch den Peloponnes besetzten. Von dieser Zeit an legt sich, sagt der Verf. (S. 170), von Thermopylä bis Tänarus (der Südspitze des Peloponnes) über ganz Altgriechenland eine blutrothe Wolke, nach deren Zertheilung wie die Bewohner dieses Himmelsstriches, ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Religion, sowie die Namen ihrer Städte, Dörfer, Berge, Brunnen und Bäche völlig verwandelt finden. Der Avarenchan berief die Slawinnen aus den Gegenden von Moskwa, Tula, Smolensk, Wladimir bis an den baltischen und finnischen Meerbusen, und zwischen 587 und 590 müssen unermeßliche Scharen an die Donau gekommen sein. In jenen Jahren wurde aus dem hellenischen Peloponnes ein slawisches Morea. Aber auch die konstantinopolitanischen Bürger waren ebenso wenig Hellenen als ihre Kaiser, ihre Mönche, ihre Chronikenschreiber; es waren vielmehr gräcisirte Anatolier aus Lydien, Bithynien, Phrygien, Pontus und Kappadocien, oder Griechisch redende und zu Christo bekehrte Barbaren, aus den Trümmern jener nordischen Völker zusammengelesen, die seit dem J. 376 das Reich überschwemmt und wieder verlassen haben. Und selbst dieses christliche Gesindel wurde durch Palast- und Circusrevolutionen oder in Folge schauderhafter Epidemien im 5.—9. Jahrhundert mehrmals aufgerieben und aus 3 Welttheilen wieder ergänzt. Im Peloponnes blieben nur einige Küstenstrecken und Orte, wie Akrokorinth mit den beiden Hafenorten Kenchrä und Lecheum, Patras, Koron und Modon, die Thalebene von Argos, Anapli, dann am Westabhange des Taygetus Vitylos, mit den unzugänglichen Felsennestern des heutigen Burgfriedens Maina, vom Schwert und der Brandfackel der Slawen verschont.

Der Kaiser Heraklius rufte selbst Slawen (die Chrowaten) gegen die Avaren herbei und siedelte sie in dem von ihnen benannten Chroatien an. Seit 679 setzen sich auch die Bulgaren südlich von der Donau fest. Daß die slawischen Völkerschaften sich auf dem Boden Griechenlands völlig consolidiren konnten, trug, außer der Stupidität der Nachfolger des Kaisers Heraklius bis 711, die mit der isaurischen Dynastie beginnende Bilderstürmerei

oder Ikonoklastie ungemein bei. Ostgriechenland, Athen und die Cykladen griffen zu den Waffen und stellten sogar auf kurze Zeit einen andern Kaiser auf. Nach der ungeheuern Pest, 747, erfolgte die letzte große Einwanderung der Slawen, ums Jahr 763 kamen allein 280,000.

Das vierte Capitel schildert (S. 214—240) die Wiedereroberung des in ein slawinisches Morea verwandelten Peloponneses und die Bekehrung der barbarischen Bewohner desselben zum Christenthum. Selbst die Heiden von griechisch Maina verlassen den alten hellenischen Götzendienst. Die neubekehrten Geschlechter nannten sich nicht Hellenen, sondern Christen und Romäer. Die altgriechischen Dialekte verschwinden, weil die heidnischen Neupeloponnesier als Proselyten der Kirche und der Kriegsheere von Byzanz das romäische oder konstantinopolitanische Griechisch sprechen lernten, bis auf wenige Punkte, wo wie an der Ostküste Lakoniens zu Prasto und Monembasia die alte Race weder durch Slawen noch durch Fremdlinge ausgerottet worden war. In letzterm Orte, Monembasia (Neuembasia), in der Nähe des alten peloponnesischen Epidauros, meint der Verf. (S. 233), daß noch jetzt das Blut der Altpeloponnesier, wenn noch irgendwo auf Morea, am reinsten und ungemischtesten fließe. Auch die Stürme der spätern Jahrhunderte hätte die Inselstadt nicht erreicht, und daran knüpft Hr. F. den zu beherzigenden Wunsch: daß jetzt, da Morea die Freiheit errungen habe, der Zugang offen stände, sachverständige Männer ja nicht säumen sollten, Sprache, Sitten und Gebräuche dieses Inselvölkchens mit Sorgfalt zu prüfen und zu vergleichen. Vielleicht beherzigt dies Einer oder der Andere unserer Leser.

Eine lange Untersuchung über Ursprung und Bedeutung des Wortes Morea (slawisch von more, Meer, also Seeland, Küstenland, wie Pommern von po-more) von der innern Gestaltung des Peloponneses im 12. Jahrhundert, von den Mainoten und ihrer Abstammung enthält das große fünfte Capitel (S. 240—353). So gelehrt diese Entwickelung, so überraschend mitunter manche Aehnlichkeit von slawischen Ortsnamen in Griechenland und in Meißen, Brandenburg (z. B. Gardiliban und Gardeleben in der Mark, beides slawisch für Löwenburg) und Pommern sind, müssen wir dies doch übergehen und wollen nur der Ableitung des bekanntern Namens der Mainoten gedenken. Maina wird von *μανια*, Raserei, abgeleitet und heißt so im 10. Jahrhundert, wo noch griechisches Blut in den Bewohnern ist. Die Benennung Rasende erklärt der Verf. (S. 299) durch die Mardi, wilde Volksstämme in den Gebirgen von Iran, die vorzugsweise Mard oder Männer genannt wurden; im Flachlande, wo jene oft geplündert wurden, Mard bald gleichbedeutend Gebirgsräuber, Rasender, Tollkühner. In einigem Zusammenhange mit ihnen standen die Mardaiten oder Maraiten von Byblus und am Libanon, die aus der Gegend am Tigris gekommen waren, die muthigen Bekämpfer des Islam, daher man sie auch Mardaiten, Räuber, Tollkühne nannte. Von diesen Mardaiten oder Rasenden zu Byblos setzte Justinian 12,000 der tapfersten Männer mit ihren Familien nach Armenien und Thracien, und eine Abtheilung erhielt bleibende Quartiere im Peloponnes („*ἀπὸ τῶν κατὰ Πελοπόννησον Μαρδαϊτων*“, Constant. Porphyrog.). Hier verschwindet der Name Mardaït, und auf ein Mal erscheinen die Stadt Maina und die Mainaten, was nur eine wörtliche Uebersetzung von Mardaïten ist. Lange mag auch der kurdische Name Mardaït neben dem griechischen Mainaït gebräuchlich gewesen sein; ja, man will noch heute in Sitten und Gebräuchen der Kurden und Mainoten Aehnlichkeit bemerken. Von althellenischen Ortsnamen waren im 12. Jahrhundert noch 25 übrig. In diesem Jahrhundert machten (1147) die Normannen einen Eroberungsversuch auf Morea, ohne sich jedoch länger als 7 Jahre behaupten zu können.

Die vier letzten Capitel, 6—9 (S. 353—432), schildern die Schicksale des Peloponnesus während des lateinischen Kaiserthumes, den Usurpator Leo Sguros, die Eroberung durch den Franken Wilhelm von Champlite und die Herrschaft der Ville-hardouins, von denen Gottfried II. auf ziemlich abenteuerliche Art Eidam des Kaisers Peter von Courtenay und princeps (*πρίγκηψ*) wird, auch den Megaskyr oder Großherrn von Athen, Otto de la Roche, und Andere unter sich bekommt. Diesem Gottfried unterwerfen sich auch die zur Zeit noch unerobertes Städte. Die Nachtheile des neu eingeführten Lehnwesens werden bei der Schilderung des Zustandes der Halbinsel nicht übergangen. So interessant wirklich diese Darstellung ist (Wilken hat im 5. Theile seiner Kreuzzüge, 1204, noch nichts davon), so brechen wir doch hier ab und fragen: Hat der Verf. seinen in der Vorrede aufgestellten Satz erwiesen? In diesem Bande noch nicht völlig. Denn noch sind wirklich Abkömmlinge der alten Griechen in Monembasia und einigen andern Gegenden vorhanden. Aber man vergesse nicht, daß in den folgenden Jahrhunderten bis 1770, ja bis 1829, neue Stürme und besonders die furchtbaren Verwüstungen der Albanier kommen, und daß nicht von einzelnen Individuen, sondern von der ganzen Bevölkerung die Rede ist. Eine Lerche macht bekanntlich keinen Frühling. Dagegen wird eine andere Frage die sein, ob nicht auf den Inseln sich der ursprüngliche Stamm treuer und reiner erhalten habe, wie dies dort weit leichter möglich war. Uebrigens erklärt der Verf. ausdrücklich seinen Wunsch, „daß der Götzendienst, den man noch immer mit einem übertünchten Mausoläum treibt, aufhöre, und unsere Zeit in den Moraïten nicht die Kinder der alten Hellenen, sondern die menschlichen Wesen lieben und unterstützen lerne“. Außerdem daß manche Stellen sich fast bis zur vollen Declamation erheben, z. B. S. 124 u. 134 u. s. w., so hätten wir auch gewünscht, daß Ausdrücke wie: die Schlappen von Leuctra und Mantinea, ein neues Beleg für einen Beleg, der Vormünder, vorneweg, das Unhold, Cuirassier u. s. w. mit andern vertauscht worden wären. Aus der Fülle unserer Ueberzeugung von der Gründlichkeit und Trefflichkeit der Arbeit aber fodern wir den Verf. auf, die Untersuchung fortzusetzen, und wünschten nichts mehr, als daß er durch seinen so reichen König in den Stand ge-

setzt werden möchte (stimmt es anders mit seinen eignen Wünschen überein), durch Augenschein in Griechenland selbst sich noch weiter zu belehren, denn mit solchen Vorstudien und Vorkenntnissen müßten herrliche Aufklärungen zu gewinnen sein. Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae! *)

122.

Volksliteratur.

Ein Volksbüchlein. Erster Theil. Enthaltend die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Ernst und Scherz, enthaltend: Die Legende von St. Christoph; die Wanderungen des Spiegelschwaben, nebst vielen andern ergötzlichen und erbaulichen Historien. Mit 2 Abbildungen. München, Mich. Lindauer. 1827—29. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

„An und für sich schon müssen Volksbücher", sagt der ungenannte Herausgeber in den Bemerkungen zum 1. Theil, S. 175, „die es in der That und nicht blos dem Namen nach sind, als willkommene Gaben geachtet werden, und gerade solche am meisten, welche die Ergötzung der Menge und nichts als Ergötzung zum Zwecke haben. Alle Welt schreibt für den Müßiggang der sogenannten höhern, gebildeten Stände — nur die größte, ehrwürdigste Classe von Menschen geht bei dem jährlichen leipziger Markte leer aus an vergnüglichen Dingen; denn was dem gemeinen Manne sonst geboten wird an Moralien und landwirthschaftlichen Katechismen, das ist wol nicht geeignet, sein Gemüth zu erheitern und ihn durch Ausruhen seines Geistes von Sorgen und Gedanken aller Art tüchtig zu machen zu freudiger Handanlegung an sein Werk".

Diese Stelle zeigt wol genugsam, in welchem Geiste die vorliegende Sammlung begonnen und ausgeführt wurde, und wenn man die beiden Theile durchgelesen, fühlt man sich in der That recht behaglich und heimathlich gestimmt. Recensent möchte diese Stimmung mit derjenigen vergleichen, in welche ihn allemal der Anblick seines Vaterhauses versetzte, wenn er nach langer Abwesenheit in dasselbe wieder eintrat. Diese echtdeutschen, gemüthlichen Histörchen, sowie die größern, ähnein jenen Bildern, welche unsere Väter auf ihre Altäre stellten. Wer nie andere sah, dem sind sie schön, das Höchste; wer das Herrliche des Auslandes genoß, dem sind sie gewiß lieb und theuer. Und so wird das Volk, Bürger und Bauersmann dieses Büchlein mit Freude. Der aber, welcher die Literatur des Auslandes und der Vorzeit kennt, dasselbe gewiß mit Liebe und Theilnahme lesen.

Altes und Neues findet man hier beisammen, und der Sammler zählt die ältern Werke, welche er zu diesem Zwecke benutzte, getreulich und gewissenhaft auf (Th. I, S. 164 und Th. II, S. 174). Seine Auswahl ist verständig, die Sprache dem Volke faßlich und dem Gelehrten nicht abstoßend. Aber er hat auch aus eignem Vorrathe hinzugefügt, und zur Probe stehe hier eine wahrscheinlich, der Auffassung und Darstellung nach, ganz eigenthümlich ihm angehörige Historie (Th. I, S. 51 fg.): „Die Kinderprocession. Am 3. Dez. 1800, Morgens, haben die Bewohner in der Gegend von St.-Wolfgang bei Hohentinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen, und sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen 2—3 Stunden Wegs entfernt im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff, Paff! und aus der Ferne: Pumm, Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sei und daß die Kinder in ihre Heimath nicht mehr zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wol der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Crucifix aus dem Kirchlein und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, Panduren und Sansculotten vorbei; und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St.-Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Aeltern kamen und sie heimführten. Und die Aeltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß Keines von ihren Lieben verloren gegangen sei".

Dies zur Probe der kleinern Historien, unter welchen jedoch der größte Theil meist scherzhafter Art sind und manche derbe Kost echtdeutscher Weise enthält.

Wir wenden uns zu den größern und gehen sogleich zu dem werthvollsten Stücke über, welches für den Freund deutscher Culturgeschichte eine höchst dankenswerthe Gabe ist: wir meinen die zwei Abenteuerreisen, welche den Charakter der ehrlichen Schwaben in seiner Licht- und Schattenseite darstellen.

Bisher hatten wir nur Ein diesem ähnliches unter der großen Anzahl deutscher Volksbücher, und dieses gehörte dem Norden unsers Vaterlandes an: „Eulenspiegel" ist sein Name. Jetzt ist uns eine getreue Schilderung des südlichen Stammes geboten; und statt alles Weitern sei hier eine kurze Vergleichung zwischen den beiden Büchern angestellt.

Wer jene Bewohner der Gegenden zwischen Elbe und Rhein genauer kennen zu lernen Gelegenheit fand; wer namentlich jene stattlichen Bauern der Gegend von Paderborn und Münster, oder die von Ravensberg kennen lernte, wird ohne Weiteres eine gewisse Unbeweglichkeit, eine Schwere (die Franzosen nennen in der Eile alle: Allemands pésants) an ihnen bemerkt haben, die sich immer mehr verliert, je weiter die Menschen nach den Quellen der Donau und des Rheines hin wohnen. Wenn das Rheinland als der Mittelpunkt deutscher Cultur (und die kann ja gemeiniglich von Außen her) betrachtet werden muß, so gebührt dem Weserlande der Ruhm, daß dort der Herd Derjenigen war, welche ihre deutsche Kraft dem eindringenden Fremden unerschütterlich fest entgegenstellten. Wir erinnern nur an Hermann, an die Thüringer, an Wittekind, dann an die Femen, an die stedinger Kriege, an die Gegner Heinrichs IV., des unglücklichsten der deutschen Könige. Am Rheine dagegen fanden schon Cäsar und August gute Freunde, und dort ist der Anfang des deutschen Christenthums und alles Dessen, was so störend wie fördernd in unsere Volksthümlichkeit und Entwickelung eingriff. Gleichen jene Landsleute an der Weser in ihrer Art und Weise mehr den Briten, so sind Die, welche um die Quellen der Donau und am jungen Rheinstrome wohnen, mehr mit dem leichten Blute und heiterm Sinne ihrer französischen Nachbaren begabt, obgleich sie Beide so deutschen Schrotes und Kornes sind wie ihre Sprache und der Kern ihrer Gesinnung. Doch, jedem seine Eigenthümlichkeit in Ehren!

Die Verschiedenheit der Nord- und Süddeutschen spricht sich auch in ihren Büchern aus, sofern diese ein Erzeugniß des Volkes, nicht einzelner Köpfe sind, und das sind denn doch sowol der „Eulenspiegel" als „Die Sieben aus Schwaben". Denn wenn man Alles, was die Geschichten und Sagen vom Eulenspiegel melden, zusammennimmt, mit der Geschichte des Buches vergleicht und namentlich die in demselben selbst enthaltenen Facta prüft, dazu die Menschen in dem Sassenlande selbst betrachtet, so ergibt sich als letztes Resultat: Eulenspiegel ist eine

*) Bekanntlich hat Prof. Fallmerayer vor Kurzem in Begleitung von Thiersch eine Reise nach Griechenland angetreten. D. Red.

mythische Person, ein Sündenbock, auf welchen die Sassen im Laufe von 500—600 Jahren alle ihre Sünden und Unarten auflegten, sich an der drolligen Figur ergötzten und gleichsam einen Ur- und Mustermenschen ihrer Nation, wenn auch caricirt und übertrieben, allen andern Völkern zur Lust und Erbauung hinstellten.

Mit den vorliegenden Abenteuern schwäbischer Nation mag es eben nicht anders sein; nur der Unterschied waltet ob, daß Eulenspiegel schon vor länger als 300 Jahren in seiner jetzigen Gestalt gedruckt vorhanden war und seitdem unzählige Mal der Presse der Censoren und Buchdrucker entlaufen ist, die guten Schwaben aber zum ersten Male in diesem „Volksbüchlein" vollständig der Welt vorgestellt werden. Sie sind gute, harmlose Menschen, welche Alles, was die andern Leute ehren, hochachten und mitehren, weil sie viel zu gutmüthig sind, Andern, und viel zu bequem, sich selbst die Freude an irgend einem Dinge zu nehmen. Sie geben Gotte was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers ist, zahlen richtig, wenn sie Geld haben, dem Wirthe und Handelsmann von Heller zu Pfennige ihre Schuld, hören ihre Messe, freuen sich hübscher Kinder, bieten ihnen aber ehrsam die Hand zur Trauung, und wenn sie auch dann, wie der Spiegelschwabe, ihrem bösen Weibe einmal entlaufen, so sind sie doch zur Verzeihung und zum Dableiben geneigt, wenn der Geistliche ihr Gewissen gerührt und die Frau Besserung gezeigt hat. Sie sind ansässig und freuen sich, wie der wackere Allgauer, an Haus und Hof; sie haben auch Muth, wenn es die Ehre ihrer Landsmannschaft gilt, sich wie der Blitzschwabe durchprügeln zu lassen, wenn auch tiefes Nachdenken nicht ihre, am wenigsten des Nestelschwabens, Sache ist. Freilich, schlagen sie einmal aus der Art und kommen sie aus dem Geleise, so machen sie, gleich den Spiegelschwaben, lose Streiche und führen ihre Landsleute ein wenig an der Nase herum. Aber Ende gut Alles gut, so auch hier.

Wie ganz anders Eulenspiegel. Der stirbt, und wenn die Geistlichen Recht haben, muß er nothwendig in die Hölle fahren. Denn von Jugend auf höhnt und spottet er Alles, was ihm vorkommt: seines Gleichen, den Bruder Bauer, den ehrsamen Handwerksmeister, vom Schmied bis zum Schneider, die Weiber und Mädchen, Fürsten und Obrigkeit, Juden, und vor Allen die Pfaffen, welche wol in keinem Buche, selbst in den giftigsten Pièten des 15. u. 16. Jahrhunderts, so arg mitgenommen worden sind. Eulenspiegel ist Egoist und thut Alles auf eigne Faust, die Schwaben halten zusammen als getreue Landsleute. Eulenspiegel fürchtet Nichts und führt selbst den Teufel an; unsere Sieben suchen oft in den Füßen ihr Heil, ja, der Gelbfüßler trägt als Läufer Sporen, und der Steghaas scheut sich nicht, sein Hintertheil mit einem Harnisch zu schützen und sagt: „Straks hab ich Muth, und geh' ich vorwärts, so brauch' ich keinen Harnisch, gehts aber rückwärts und fällt mir der Muth anders wohin, so ist dann der Harnisch am rechten Platz" (S. 106).

Man verlange keine Exposition des Ganges der Geschichte. Die Hauptsache ist der Volksgeist, der sich darin ausspricht, und der namentlich sehr glücklich durch eine Menge alter Sprüchlein, gleichsam in eigner Person, ansprechend dem Leser entgegentritt, und von denen ich das eine auf das Buch selber anwenden möchte (S. 161):

Weise Sprüche, gute Lehren
Muß man thun und nicht nur hören.

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß die rücksichtslose Unfläthere, welche den Eulenspiegel der sogenannten vornehmen Welt entfremdete, in den „Sieben Schwaben" durchaus nicht stattfindet.

„Der ewige Jude" unterscheidet sich von dem „in diesem Jahre gedruckten" gänzlich, und Rec. muß gestehen, daß ihn dieses Stück am wenigsten angesprochen hat. Der alte ewige Jude (s. Görres' „Deutsche Volksb.", Nr 53) ist deutsch, und der Schwerpunkt der Geschichte ist bei uns, das andere nur episodisch beigebracht. Der des Volksbüchleins ist universell.

Zu bemerken wäre übrigens, daß der Preis des Büchleins, trotz der 2 saubern Steindrücke und dem gefälligen Druck auf weißem Papier, etwas zu hoch gestellt scheint, und daß dadurch gerade demjenigen Theile des Volkes, welchem das Buch bestimmt ist, der Genuß desselben bedeutend erschwert wird. 141.

Was lesen jetzt die Deutschen?

Diese Frage findet sich häufig in Solger's Briefen von 1808—19, und nicht ohne Bitterkeit ausgesprochen. Hätte er sie an mich gerichtet, würde ich um die Antworten nicht verlegen gewesen sein, denn Lieblinge hatte das damalige Publicum wirklich, wenn auch nicht immer die besten. Jetzt aber scheinen auch die zu mangeln, sobald von gänzlicher Entschiedenheit die Rede sein soll. Raupach konnte noch vor etwa 5 Jahren in seinem besten Lustspiel, „Die Schleichhändler", eine phantastische Liebhaberin der Scott'schen Romane auftreten lassen und das ganze Publicum verstand ihn und seine Satyre sehr wohl. Schon jetzt aber ist jene Dame die einzige veraltete Partie in dem ergötzlichen Schauspiel geworden. Wir können uns davon sehr leicht überzeugen, wenn wir das Stück auf der Bühne sehen. Das Publicum lacht fast ununterbrochen; sobald aber Fräulein Kikebusch in das Detail ihrer Leserei geht, lachen nur die auserwählten Literaturkundigen, und es gibt sehr wackere und gebildete Leute, die dann verlegen den Nachbar fragen: Wovon ist denn die Rede? Bei so bewandten übeln Umständen wäre es eine Art von desperater Tugend, wenn das Publicum, selbst nur um seiner Lustspieldichter und deren Satyre willen, bald wieder einen oder mehre Lieblinge wählte, sollten es auch nicht immer vornehme Schotten, sondern unaussprechbare ceylonische, madagaskarische oder karaibische Poeten und Romanschreiber sein. 130.

Notiz.

„Messinskaïa Nevesta" („Die Braut von Messina", Tragödie von Schiller, in russische Verse übersetzt von Alexander Rottchef, Moskau, 1829). Das „Bulletin du Nord" fällt über das Original und die Uebersetzung folgendes Urtheil: „Wenn auch die „Braut von Messina" jene dramatischen Schönheiten, die man in der „Jungfrau von Orleans" und in „Maria Stuart" findet, bei weitem nicht darbietet, so muß sie doch, als poetisches Kunstwerk betrachtet, den schönsten Schöpfungen Schiller's beigezählt werden. In ihr vor Allem zeigt sich Schiller's Genie im Glanze jenes antiken Colorits, das durch die Werke aller neuern Völker nicht überstralt werden konnte. Schiller spricht darin die Sprache der alten Tragiker, aber als begeisterter Dichter, nicht als Nachahmer. Schon Shukowski hat durch seine Uebersetzung der „Jungfrau von Orleans" bewiesen, daß die russische Sprache eine hinreichende Biegsamkeit und Kraft besitzt, um im Abbilde alle poetischen Schönheiten des Originals wiederzugeben, allein der Styl, in welchem die „Braut von Messina" geschrieben ist, hat einen ungleich höhern Schwung als jener der obgedachten Tragödie. Diesen Unterschied hat Rottchef gefühlt, und wenn es ihm auch nicht gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden, so macht es ihm schon Ehre, eine Arbeit unternommen zu haben, vor der jeder minder Begabte zurückgeschreckt wäre. Er hat in dieser Uebersetzung bewiesen, daß er ein wahrhafter Dichter ist, denn gerade in den schönsten und schwierigsten Stellen ist er dem Original am nächsten gekommen. Alle Freunde der russischen Litteratur wünschen, daß Rottchef, nachdem er sich durch diese Arbeit als einen Mann von Geist und Talent beurkundet hat, einen höhern Flug nehme, um sich eine ausgezeichnete Stelle unter den Originaldichtern seines Vaterlandes zu erringen, was ihm, nach seinem ersten Versuchen zu urtheilen, gewiß nicht mißglücken wird". 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 288. —— 15. Oktober 1831.

Kurze Revision einiger in die deutsche Sprache übersetzten Werke.

Die Uebersetzungen ins Deutsche zerfallen heutiges Tages in zwei Theile, nämlich ein Mal in solche, die vom speculirenden Buchhändler einem tachygraphischen Autor aufgetragen werden, und in solche, die aus reiner Verehrung gegen den Originalschriftsteller und im Bewußtsein geistiger Verwandtschaft mit demselben angefertigt werden. Der Lohnknecht und Miethling will nicht Ehre, nur Geld gewinnen; er bildet nicht con amore nach, sondern schwitzt und keucht auf der Frohne; seine Arbeit trägt alle Merkmale der Mühseligkeit und der Eile, zumal wenn ihn der Verleger drängt, wie dies häufig bei beliebten ausländischen Unterhaltungsschriften der Fall ist, wo Alles daran liegt, mit der frischen Waare auf dem literarischen Markte der Erste zu sein. Man denke nur an die Waverley-Novellen und ihre Verbreitung in Deutschland. Wer da am schnellsten übersetzte, ward am besten bezahlt. Die größte Eil gab das meiste Heil, und man ließ sich selbst einzelne Bogen vom Tweed senden, welche augenblicklich unter die Presse kamen und dann fort in die Welt gingen. Englands Verleger und Deutschlands Delmatscher glichen bei diesem Auffangen und Wegschnappen den schnabelaufsperrenden Vögeln beim Fischzuge auf Rafael's Cartons. Nach diesem Treiben und Jagen fällt dann auch die Arbeit aus; dann kommen Sachen zum Vorschein, wie: Francesco Petrarca's italienische Gedichte, neu übersetzt von Fr. Wilh. Bruckbräu, welcher Herr, horribile dictu! Förster's gute Uebersetzung des berühmten Florentiners nicht abgeschrieben, nein, in Prosa verwandelt hat. Andere Sudler und Lohnknechte sind wenigstens klug und discret genug, ihre Namen nicht auf die Titel der genothzüchtigten Schriften zu setzen. Anders und besser ist es freilich, wenn ein beider Sprachen wohlkundiger Mann einem ausländischen Kunstwerke einen deutschen Mantel umhängt, und wenn er, mit ästhetischem Sinn begabt, ihn mit Anmuth zu falten und das Original zu costumiren weiß; aber auch dies gelingt nur dann vollständig und befriedigend, wenn der Uebersetzer innern Beruf hat, d. h., wenn er in tiefster Seele fühlt und aus Versuchen erfahren hat, daß zwischen ihm und dem Originalgeiste eine intellectuelle, gemüthliche und ästhetische Verwandtschaft stattfindet. Daß jedoch auch die gepriesensten und besten Uebersetzungen — Uebersetzungen sind, daß sie nicht den Genuß gewähren, der dem Leser im Original geboten wird, daß sie nur Schattenbilder wirklicher Wesen sind, darüber sind die Stimmen aller Derer einig, denen ein Votum vor dem sprachlichen und ästhetischen Forum zugestanden werden kann. Ref. führt hier drei Aussprüche von einem Franzosen, einem Spanier und einem Deutschen an, die sämmtlich höchst geistreich, wenn auch unter ganz verschiedenen Bildern, die letzte Ansicht aussprechen. Der Franzose (Montesquieu) läßt den persischen Jüngling sagen: „Les traductions sont comme ces monnoies de cuivre, qui ont bien la même valeur qu'une pièce d'or, et même sont d'un plus grand usage pour le peuple: mais elles sont toujours foibles et d'un mauvais aloi". Der Spanier wählt ein anderes, wir meinen noch treffenderes Bild, wenn er im „Don Quixote" äußert: „El traducir de una lengua en otra es como quien mira los tapices flamencos por el reves; que aunque se ven las figuras, son llenas de hilos, que las escurecen, y no reven con la lisura y tez de la haz"; und unser greise Dichterfürst meint: „Uebersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpriesen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original". An diese geistreiche Trilogie dachte Referent lebhaft, indem er die folgenden Uebersetzungen zur Hand nahm.

1. Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, zum ersten Mal übersetzt von C. M. Winterling. 2 Bände. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir schauen hier allerdings flämische Tapeten von der Rückseite, wie Cervantes sagt; dennoch aber gebührt dem deutschen Uebersetzer der Kranz der Beharrlichkeit und des Fleißes. Nur des Deutschen ausdauernde Treue und zähe Geduld kann ein Werk nachbilden, welches aus 37 Gesängen besteht, über 2500 Stanzen zählt, also länger als Homer's „Iliade", und dennoch nur Fragment ist. Ein gewisser Don Diego de Santiste Osorio kam auf den Einfall, die „Araucana" zu vollenden und schrieb noch 32 Gesänge als Fortsetzung hinzu, in welchen die fernen Kriegsbegebenheiten bis zur gänzlichen Unterwerfung des Landes der Araucaner und der Ausrottung der Kaziken erzählt werden; nach Dem, was Hr. W. uns hier bietet, zweifeln wir keinen Augenblick, daß, wenn diese Fortsetzung einer Uebertragung irgend werth wäre, sie von eines Deutschen Geduld auch auf unsern Boden verpflanzt würde. Die vor uns liegende deutsche „Araucana" zählt über 600 Seiten; voran stehen 2 Sonette, in welchen dem Dichter, der Leier und Schwert trug; ein Denkstein gesetzt wird, und am Ende des Buchs findet sich eine ziemlich dürftige Nachricht über ihn und sein Werk, von dessen Schicksalen Hr. W. weitläufiger geredet zu haben versichert in einem Vorwort zu den beiden Probegesängen, die im vorigen Jahre der vollständigen Verdeutschung der „Araucana" vorangegangen sind; leider ist uns von diesem Vorwort nichts zu Gesicht gekommen, und wir müssen nun schon das Ganze beurtheilen, wie es eben vor uns liegt. Was nun den Geist der Uebertragung anbelangt, so strahlt uns aus ihr auch des edeln Ercilla dichterischer Charakter entgegen, und wir finden hier seine Fehler in Anlage und Ausführung des Ganzen getreulich wieder; wir finden manchen geschmackwidrigen Zierath, manchen frostigen und kindischen Gedanken und manche ermüdende Tirade, wie dies nicht anders von einem Dichter zu erwarten steht, der in einer Zeit schrieb, wo man die hohen Muster altclassischer Poesie nicht kannte oder verstand, und wo jeder Sänger arglos den Eingebungen seines

Genius Gehör gab. Die stete Beschreibung von Schlachten, Heereszügen, Mordscenen, Belagerungen und Zweikämpfen ermüdet auch hier, da auch wol die lebendigste Phantasie schwerlich Abwechselung genug in solche Schilderungen zu bringen vermag. Was nun aber die Form betrifft, so möchte es Hrn. Winterling doch schwer werden, sich über deren Wahl genügend zu rechtfertigen. Deutsche Uebersetzer aus Beruf haben uns verwöhnt; sie haben uns mit dem Geist auch den Leib des Ausländers gegeben, und das wollen wir nun überall sehen; und wir meinen auch, das treue Anschließen an die fremde Form und deren Nachbildung in unserer schmieg- und bildsamen Sprache erleichtert uns die Bekanntschaft mit dem Originalgeist. Der Meinung scheint aber Hr. W. nicht gewesen zu sein. Er gibt uns Ercilla's Ottavarima zwar in achtzeiligen Stanzen, läßt aber die allergrößeste Willkür in Hinsicht der Reimstellung, der Füße und des weiblichen und männlichen Reims durch das ganze lange Gedicht walten. Hätt er diese Foderung vielleicht für pedantisch, so wolle er nicht vergessen, daß unsere Zeit, die das Plus ultra in jeder Rücksicht zum Wahlspruch hat, nun einmal diese Prätensien und mit Recht macht. Zudem hat unsere Sprache, mag sie auch reimärmer als die italienische und spanische sein, doch Reime genug, um eine für Aug' und Ohr regelrechte Ottava hinzustellen; wird sie doch von uns nicht nur zu Sestinen und Sonetten, sondern auch für jene Canzonen gebraucht, welche die Italiener artificiosissimo und maestrevoliasimo nennen, wo die Stanzen in sich keine Reimverschlingung haben, sondern die Reimsylben der ersten Stanze durch alle folgenden, und wären es noch so viel, wiederkehren, ja, einige derselben in der letzten Stanze noch verdoppelt werden. Von minderm Belange möchte es sein, wenn Ref. rügt, daß sich der Uebersetzer die Worte drillen, stunden, eingeloffen u. s. w. oder die Fremdlinge: Attake, Historie, Justitia u. s. w., vielleicht durch Reimnoth gezwungen, zu gebrauchen erlaubt, oder wenn eine nicht unbeträchtliche Anzahl Verse mitunterläuft, die an sich rhythmisch lahm, Aug' und Ohr des Lesers durch Reimhärten beleidigen; wir hätten hier die glättende Feile um so lieber gesehen, da im Ganzen sich so viel Fleiß und Beharrlichkeit bekundet. Ueber das Original unsere Meinung zu sagen, gehört nicht hierher; wir übersetzen dagegen 3 Stanzen aus dem 21. Gesange der Urschrift, setzen das Spanische und Hrn. W.'s Verdeutschung daneben und lassen so den Leser urtheilen, ob das treue Festhalten an der regelrechten Ottava sich nicht viel besser im Deutschen ausnehmen würde als jenes planlose, willkürliche Umherschweifen in der Form. Es ist eine Stelle aus einer der besten Episoden im ganzen langen Gedicht. Ercilla steht nach einer Schlacht mit den wilden Araucanen auf einem Hügel Wache und sieht eine dunkle Gestalt unter den frischen Leichen der Erschlagenen auf Händen und Füßen umherkriechen. Er geht näher und erkennt ein Weib, Tegualda, die ihm sagt, sie suche hier den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten. Mit Anbruch des Tages findet sie ihn. In folgenden 3 Stanzen wird ihr Jammer geschildert:

La misera Tegualda, que delante
Vio la matchita sax desfigurada,
Con horrendo furor, en un instante
Sobre ella se arrojò desatinada,
Y junta con la suja en abundante
Flujo de vivas lagrimas bañada,
La boca le besava i la herida,
Por ver, si podia infundir la vida.

Ai, cuitada de mi (decia) que hago
Entre tanto dolor i desventura!
Como al injusto amor no satisfago
En esta aparejada cojuntura;
Porque ia, pusilanime, de un trago
¿No acabo de pasar tanta amargura?
¿Que es esto? la injusticia adonde llega?
¿Que aun el morir forçoso se me niega!

Asi furiosa per morir hechaba
La rigurosa man al blanco cuello,
Yno pudiendo mas, no perdonaba
Al afligido rostro ni al cabello:
Y aunque io de estorvarlo procuraba
A penas era parte a defendello:
Tan grande era la basca i ansia fuerte
De la rabiosa gana de la muerte.

Hr. Winterling:

Die arme Tegualda, die das bleiche,
Entstellte Antlitz vor sich sah im Staub,
Wirft sich auf die geliebte Leiche
Und überläßt dem Wahnsinn sich zum Raub;
Sie schmiegt ihr Angesicht an seines und benetzt
Mit einem Thränenstrom es jetzt.
Jetzt küsset sie, als ob von ihrem Munde
Ihm Leben wiederkäm, ihm öffers Mund und Wunde.

Weh mir Unglücklichen! so klaget sie, was nun
Bei so viel Ungemach und Elend thun?
Soll dieser Liebe namenlose Qual
Nur langsam dieses Herz verzehren?
Warum kleinmüthig nicht mit einem Mal
Den bittern Kelch des Leidens leeren?
Was ist dies, sollt' es dahin kommen,
Daß selbst die Kraft zu sterben mir genommen?

Sie schlägt mit strenger Hand die weiße Brust und fleischt
Zu sterben nur mit glühendem Verlangen;
Sie schont in ihrer Wuth nicht Haar noch Wangen,
Die sie zerrupfet und zerfleischt.
Ich sucht' es zwar zu hindern, doch vergebens
War aller meiner Kräfte Aufgebot;
So groß war ihre eile Scheu des Lebens,
So wüthend ihr Verlangen nach dem Tod.

Referent:

Die arme Tegualda sah nicht lange
Des Gatten Antlitz, das entstellte bleiche,
Da warf sie in des Jammers dreistem Drange
Besinnungslos sich auf die theure Leiche;
Dann drückt sie ihre Wang' an seine Wange,
Die jetzt benetzt der Thränenstrom, der reiche.
Jetzt saugt sie ihre Lipp' an Mund und Wunden,
Als könn' er dadurch leben und gesunden.

Was soll ich Aermste (so ertönt ihr Klagen)
In meines Jammers Ueberschwang beginnen?
Soll ich zu retten mich der Liebe Plagen
Mich noch in diesem Augenblick besinnen?
Soll ich, den Kelch zu leeren, muthlos zagen,
Ob mir auch bitter seine Tropfen rinnen?
Hat sich des Schicksals Härte so gesteigert,
Daß ein gewaltsam End' es mir verweigert?

In wilder Todessehnsucht so befangen,
Zerfleischt die strenge Hand des Busens Blüte,
Nicht schonte sie die Locken, nicht die Wangen,
Die bleichen, ob ihr schon die Kraft verglühte;
Sie abzuhalten, konnt' ich nicht erlangen,
Obwol ich mich aus allen Kräften mühte,
So drängte sie der Ueberdruß am Leben,
So unbesiegbar war ihr Todesstreben!

2. Der Fürst der Inseln. Ein Gedicht in 6 Gesängen, mit historischen Anmerkungen, von Walter Scott. Metrisch übersetzt von C. W. Ascher. Mit einem Steindruck. Essen, Bädecker. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Auch hier finden wir uns genöthigt, mit dem Dolmetscher über die für die Uebersetzung gewählte Form zu rechten, und zwar mit noch mehr Grund und Fug als bei Nr. 1. Kaum konnte sie unglücklicher ausfallen, indem der Verdeutscher Scott's jambische, leicht dahinschwebende, für die poetische Erzählung so überaus passende Strophen in schleppende Sechsfüßler

umgestaltet hat; und wenn nur diese Hexameter noch so kunstreich geflochten wären, daß sie an die Anmuth und Pracht des antiken Metrums erinnerten, so aber werden die ersten 9 Verse der Introduction:

Autumn departs — but still his mantles fold
Rests on the groves of noble Sommerville,
Beneath a shroud of russet dropp'd with gold
Tweed and his tributaires mingle still;
Hoarser the wind, and deeper sounds the rill,
Yet lingering notes of sylvan music swell,
The deep-toned cushat, and the redbreast shrill,
And yet some tints of summer splendour tell
When the broad sun sinks down to Eltricks western fell —

also übertragen:

Schon entschwindet der Herbst — doch hält sein Gewand noch umhüllet
Jene schattigen Gänge von Sommerville dem erbadnen;
Unter 'ner lieblichen Decke, von Roth mit Golde durchsprenkelt,
Mischet sich noch die Tweed mit den dienstbar nahenden Bächen;
Schon tönt rauher der Wind, und tiefer schallt's in den Schluchten;
Dennoch weilen mitunter der Waldung melodische Sänger,
Meisen stimmen und Rothkehl noch ihr freundliches Lied an,
Und noch zeuget der Farben Gemisch vom Glanze des Sommers,
Wenn an Eltrick's westlichen Felsen die Sonne hinabsinkt.

Abkürzungen, wie im dritten Verse hier das: Unter 'ner, wiederholen sich unaufhörlich in der Folge; nur die Romanze von der Spange, im zweiten Gesange, ist ganz gut ausgefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Journal of voyages and travels by the rev. D. Tyerman and George Bennet, Esq., deputed from the London missionary society to visit the various stations in the South Sea Island, China, India etc. between 1821 and 1829. Compiled from the original documents by *James Montgomery*. 2 Bände. London, 1831.

Man hat oft, in England sowol als auf dem Festlande, gegen die Missionen geeifert, welche in ferne Gegenden des Erdballs gesendet werden, um dort den Heiden die civilisirende Christuslehre zu verkünden. Insbesondere hat man gesagt, daß es besser wäre, das Geld, welches die Missionen kosten, zum Unterrichte und zur Besserung der untersten Volksclassen in der Heimath zu verwenden. Wie sehr wir nun auch wünschen, daß die zahlreichsten und ärmsten Menschenclassen Europas endlich einmal von ihrem sittlichen und physischen Elend befreit werden möchten, so können wir doch in obige Klage keineswegs einstimmen. Das Geld für die Missionen rührt insbesondere in England nicht vom Staate her, es ist vielmehr von Privatpersonen zusammengeschossen worden, und was diese etwa, abgesehen von dem Rechte ihr Geld nach Belieben zu verwenden, bereits für Opfer zur Verbesserung des heimischen Schulunterrichts gebracht haben, kann leicht groß genug gewesen sein, um auch die bedeutendste Anforderung zufriedenzustellen. Daß aber die Wohlthat, welche den verwahrlosesten Völkern ferner Himmelsstriche durch Verkündung einer bessern Religion erwiesen wird, unermeßlich ist, vermag gewiß Keiner zu leugnen, dem daran liegt, daß das ganze menschliche Geschlecht einer schönern Zukunft in immer steigender Vollkommenheit entgegengehe, — und diese Wohlthat sollte man jenen unglücklichen Wilden, die dem Kannibalismus und jeder Art von Lastern ergeben sind, versagen, um einige Pfennige mehr im Vaterlande zu behalten! Ueberdies ist nicht zu übersehen, daß die Missionen zur Kenntniß fremder Erdstriche und Völkerschaften mächtig beitragen, denn kein Berg ist so steil, kein Eiland so unwirthlich, keine Völkerschaft so barbarisch, daß sich der Missionair nicht hinwagte, um seinen höhern Beruf zu erfüllen. Auch das oben angezeigte, treffliche Werk enthält eine Menge von interessanten, bisher unbekannten Thatsachen, die von Montgomery auf eine seines hohen Rufes würdige Weise zusammengestellt worden sind. Es bildet in der That einen der schönsten Beiträge zu den Schätzen von Kenntnissen, die durch die Arbeiten der Missionnaire bereits aufgehäuft worden sind. Einige Auszüge werden diese günstige Meinung bestätigen.

Nachdem die Reisenden wohlerhalten in Otaheiti angekommen waren, besuchten sie Huahine, eine der nahe gelegenen Inseln, wo sie Gelegenheit hatten, den wohlthätigen Einfluß des Christenthums durch Anschauung kennen zu lernen. „Ein Mann besuchte uns", erzählen die Missionnaire, „um uns ein kleines Geschenk anzubieten. Wir staunten über den Geist der Demuth, Liebe und Andacht, den er im Gespräche mit uns an den Tag legte. Später erfuhren wir auf unsere Nachfrage, daß dieser nämliche Mensch, so lange er noch Götzendiener und Krieger war, der grausamste und hartherzigste seines ganzen Volkes gewesen sei. Einstmals wurde er von Pomare entsendet, um einen Feind zu vernichten, er eilte fort, überfiel sein Schlachtopfer, schlitzte ihm den Bauch auf, und ließ den Unglücklichen mit heraushängenden Eingeweiden liegen, ohne daß der Mörder so viel Mitleid fühlte, um ihm jede weitere Qual durch einen zweiten Stich zu ersparen. Wenn die barbarischen Kämpfe dieser Insulaner vorbeiwaren, pflegten die Sieger die Erschlagenen zu großen Haufen, mit den Köpfen gegen das Gebirge, mit den Füßen gegen die See aufzuthürmen. Am nächsten Morgen verfügten sie sich dann zu den Leichen, um ihrer ohnmächtigen, aber unversöhnlichen Rache freien Lauf lassen, und verstümmelten und entweihten sie auf die ekelhafteste Weise, welche viehische Grausamkeit und teuflische Wuth nur immer ersinnen konnten. Einer hob das Antlitz eines gefallenen Feindes in die Höhe, grinste es mit dämonischer Bosheit an, und rief aus: Ha, Du hast meinen Vater getödtet, jetzt werde ich Dich bestrafen! Ein anderer redete eine bereits faulende Leiche an: Du hast mein Weib geraubt, nun sollst Du es büßen! Dann verstümmelten sie die Glieder, traten sie in den Staub, schnitten die Köpfe ab, zerstampften sie zu Maß, trockneten dies dann in der Sonne, und streuten den Staub in alle Winde. Zuweilen hat man uns versichert, bereiteten sie den todten Körper derzestalt, daß er wie Leder wurde, und trugen ihn dann, nachdem sie ein Loch für ihren Kopf hineingeschnitten, über ihre Schultern, bis die ekelhafte Hülle stückweise von ihnen fiel. Die erschrecklichen Unbilden, welche sie den Weibern und Kindern ihrer getödteten Feinde zufügten, wenn sie deren Wohnungen plünderten, lassen sich nicht beschreiben".

Die Missionnaire umschifften die Insel und sahen mehre höchst merkwürdige Plätze, unter andern an der Nordostküste „eine Schlucht, welche durch irgend eine unbekannte Erdrevolution in den Felsen bis zu einer großen Tiefe gespalten wurde. Sie ist eine Viertelmeile lang, am Eingange 12—15 Fuß weit, doch verengert sie sich dann, und mißt am obern Ende nur noch 8—9. Eine seltsame Sage ist in Bezug auf diese Naturmerkwürdigkeit im Gange. Vor undenklichen Zeiten wurde nämlich eine Eidechse von einem Weibe geboren, und sobald sie das Licht erblickte, alsogleich in einen Gott verwandelt. An dieser Stelle befand sich ihre Wohnung und ihr Tempel, und hier wurden auch den Eidechsen seit jener Zeit göttliche Ehren erwiesen".

„Bevor die Südsee-Insulaner das Evangelium annahmen, herrschte unter ihnen der schreckliche Gebrauch, ihre Verwandten lebendig zu begraben, sobald sie ihrer Gebrechlichkeit wegen den Jungen und Kräftigen zur Last fielen. Sie pflegten in einem solchen Falle im Sande der Meeresküste ein Loch zu graben, trugen dann ihren kranken oder altersschwachen Verwandten unter dem Vorwande, ihn zu baden, bis an diesen Ort, stürzten ihn in das vorher bereitete Grab, warfen Steine und Erde auf ihn, und stampften sie mit den Füßen nieder, bis es dem Opfer unmöglich wurde, sich wieder zu erheben. Oder die unnatürlichen Freunde stürzten zu gleicher Zeit in das Haus des Kranken, und durchbohrten ihn mit ihren Speeren. Dann theilten sie sich heil-

blütig in sein geringes Besitzthum, und schieden mit keinem andern Gefühl, als vielleicht dem, einer Last los geworden zu sein und durch den Mord irgend einen elenden Anzug- oder Hausrathartikel gewonnen zu haben".

Wir können nicht umhin, unsern Lesern schließlich den Bericht der Missionnaire über die merkwürdigen Erscheinungen mitzutheilen, welche in jenen südlichen Gegenden dem Einflusse des Mondes zugeschrieben werden. „Wie uns unser Capitain, der viele Erfahrung in der vornehmsten Fischerei der Südsee hat, erzählt hat, stehen die Wallfische, in Betreff der Richtung ihrer Züge und ihres Erscheinens an der Oberfläche des Wassers, sehr unter der Herrschaft des Mondes. Die Zeit des Vollmondes und des abnehmenden Mondes ist die günstigste für den Wallfischfang. In der That scheint der Einfluß des Mondes höchst seltsame Phänomene zu bewirken. Man hat uns ernstlich versichert, es sei nichts Ungewöhnliches, wenn Leute auf Schiffen im Mondscheine so schliefen, daß ihr Antlitz den Strahlen desselben ausgesetzt wäre, Convulsionen der Muskeln und des Mundes an ihnen zu bemerken. Einige haben diese Convulsionen nie wieder verloren, Andere haben dagegen an ihren Augen so gelitten, daß sie mehre Monate lang nicht sehen konnten. Gefangene Seefische, die während einer Nacht im Mondlichte aufgehangen worden waren, hatten eine so schädliche Beschaffenheit erhalten, daß, als sie den andern Tag verzehrt wurden, dieses verpestete Gericht heftiges Uebelsinden und peinliche Schmerzen verursachte. Wir haben selbst mit Leuten gesprochen, die durch den Genuß solcher Fische krank geworden waren. Es ist schwer über diesen Gegenstand abzusprechen: wir wiederholen, was wir von Männern gehört haben, die Glauben verdienen, und nichts zu behaupten vermögen, wovon sie nicht selbst überzeugt sind. Mögen diese Nachrichten von Andern, die bessere Gelegenheit hatten, sich vom Grund oder Ungrund derselben zu überzeugen, bestätigt oder widerlegt werden!" *) 210.

Stammtafel des deutschen Welfenhauses, mit Bemerkung der wichtigsten Thaten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seiner sächsischen Erblande, von Pricelius. Braunschweig, Vieweg. 1830. (4 Royalfoliobogen, die zusammengefügt werden müssen.) 1 Thlr. 8 Gr.

Wir besaßen bis jetzt noch keine vollständige Stammtafel eines Fürstenhauses, das in Alter und Berühmtheit keinem andern nachstebt. Ant. Ulr. Frath's „Historische Nachricht von dem im Alten und Mittlern durchlauchtigsten braunschweig-lüneburgischen Hause getroffenen Erbtheilungen ꝛc." (Frankfurt u. Leipzig, 1736, 4.); Desselben „Conspectus historiae Brunsvico-Luneburgicae universalis, in tabulas chronologicas et genealogicas divisus etc." (Braunschweig, 1745, Fol.); Wedekind's „Stammtafel des durchlaucht. Gesammthauses Braunschweig und Lüneburg in bloßer Hinsicht auf Erbtheilungen v. Landesregierung" (Lüneburg, 1827) und endlich Halliday's „General history of the House of Guelphs etc." (London, 1821, 4.) sind freilich höchst schätzenswerthe Arbeiten (andere ältere, größtentheils unkritische und mangelhafte, lassen wir unberücksichtigt); allein die beiden erstern sind veraltet und die Tabellen von Wedekind in Lüneburg, dem die vaterländische Geschichte so viel verdankt, reichen nur bis zu Otto I., dem Enkel Heinrichs des Löwen, hinauf. Wir müssen uns daher sehr freuen, daß ein so tüchtiger Mann wie der Herr Verf. die schwierige Arbeit unternommen hat, eine Zusammenstellung und kritische Revision des Vorhandenen vorzunehmen. Er hat dadurch einem dringenden Bedürfnisse, sowol für den vaterländischen als auch für jeden Geschichtsfreund abgeholfen, da das Welfengeschlecht seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle in der Geschichte der Staaten und Fürsten spielte. Durch die vorliegende Tafel übersieht man mit einem Blicke alle Resultate der bisherigen Forschungen über den alten sächsischen (ludolfinischen), den nordheimischen, den brunonischen, den suppligenburgischen, den billingischen und besonders den welfischen und estisch-welfischen Stamm und erhält eine völlig deutliche Vorstellung von den Vorältern Heinrichs des Löwen und also des Großbritannien, Hanover und Braunschweig regierenden Fürstenhauses. Außerdem ist man auch im Stande mittelst dieser Arbeit sichern Schrittes durch das Labyrinth der mannichfachen Theilungen zu schreiten, welche durch den Nachlaß von Heinrichs des Löwen Enkel, Otto des Kindes, vermehrt durch mannichfache Erwerbungen, bis zu unsern Zeiten hinab unter seine Nachkommen vererbt wurde. Außerdem weist die treffliche Arbeit die Töchter und diejenigen Mitglieder des welfischen Stammes nach, die bei den Theilungen unberücksichtigt blieben und liefert unter den Namen der Fürsten einen kurzen Abriß ihrer Geschichte. Endlich sind durch eine zweckmäßige Einrichtung die Namen der Kaiser am Rande der Tafel synchronistisch hinzugefügt, wodurch es leicht wird sich zu orientiren und die braunschweigische Regenten- und Landesgeschichte mit der allgemeinen Reichsgeschichte in Verbindung zu bringen. Man braucht nur einen Blick auf die Tafel zu werfen, um sich von dem mühsamen Fleiße des Hrn. Verf. zu überzeugen, und eine Vergleichung mit den Arbeiten seiner Vorgänger zeigt bald, daß er auch selbst viel in den Quellen geforscht habe, denn seine Stammtafel hat, wie schon bemerkt, einen weit größern Umfang. Nicht allein jedem Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde ist diese treffliche Tafel als eine schöne Zierde seines Studirzimmers zu empfehlen, sondern besonders auch den handverlichen und braunschweigischen Justiz- und Administrationsbeamten, den Advokaten ꝛc. Eine genaue Kenntniß der vaterländischen Geschichte thut jedem Geschäftsmanne Noth; daß sie leider noch zu den Seltenheiten gehöre, zeigen z. B. manche in der neuesten Zeit zu Tage geförderte Federproducte, in denen man viele unhaltbare Behauptungen findet. So wird man z. B. durch die Tafel eine deutliche Vorstellung von der Erwerbung der Erbgüter des welfischen Hauses in dem alten Sachsen erhalten und sich unter Anderm überzeugen, daß sie größtentheils unbestreitbares Familiengut sind und in Hanover und Braunschweig daher von einer Civilliste eigentlich keine Rede sein kann.

Die typographische Ausführung der Tafel gibt einen neuen Beweis von der Meisterschaft der Vieweg'schen Druckerei und wird Niemanden unbefriedigt lassen. 108.

*) In der „Baptist missionary accounts", No. XV, findet sich folgende Stelle: „Wer im Mondschein geschlafen hat, fühlt sich, wenn er erwacht ist, schwer, wie wenn er seiner Sinne beraubt wäre, gleichsam als erliege er unter einer über seinen ganzen Leib ausgebreiteten Wucht". Dies wird als Beweis der Behauptung angeführt, daß „die Strahlen des Mondes im Orient, wenn nicht überhaupt in allen tropischen Klimaten, einen schädlichen Einfluß haben".

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit acht lithographirten Tafeln. 44½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 289. — 16. Oktober 1831.

Kurze Revision einiger in die deutsche Sprache übersetzten Werke.

(Beschluß aus Nr. 288.)

5. Ossian's Gedichte. Neu übersetzt von L. G. Förster. 2 Theile. Zweite Auflage. Quedlinburg, Basse. 1830. 8. 2 Thlr.

Welcher für reine, kindliche Naturpoesie empfängliche Mensch sollte nicht gern der Stimme der Vorzeit lauschen, wie sie von des alten caledonischen Barden Harfe zu uns herüberweht? Dichtet er doch fortwährend in lebendiger Anschauung. Alles ist bei ihm voll Leben, voll Bewegung, sei's Welle oder Wind, oder, wie Hugh Blair, sein Commentator, meint, nur der Bart einer Distel. Freilich tragen alle seine Bilder die Farbe des Zeitalters, der Sitte, des Klimas, wo sie entstanden und reiften. Wir wandeln da auf kahlen, winddurchsauseten Haiden, wo Moos und Binsen traurig säuseln, und wo die Distel nickt und zittert; wir hören des Meeres Brandung von fern an das nackte Gestade schlagen, und Regenstürme rauschend sich ergießen und Hagelschauer prasseln; mit niederm Gestripp bedeckte Felsen erheben über Berghöhlen ihre phantastischen Spitzen, und der schwere caledonische Nebel bildet weiße Gestalten, die den einsamen Wanderer schrecken, indem sie über Moorgrund und Haide dahinschwebten, oder mit den Geistern der Vorfahren auf grauen Sturmwolken vorüberfahren. Daß man auch in vorliegender Verdeutschung Ossian's diese Bilder gern betrachtet habe, scheint das Wort des Titels: Zweite Auflage, zu beweisen. Der Uebersetzer kleidet das Original in fünffüßige Jamben, welche bei emphatischen Stellen recht passend mit kurzversigen Daktylen abwechseln; seine Diction ist rein und verständlich, Druck und Papier sind gefällig; kurz, wir können diese Uebertragung allen Freunden der Naturpoesie als unterhaltende Lecture empfehlen. Nur vermissen wir hier die so nöthige Vorerklärung des Uebersetzers, in der er uns sagen mußte, für wen und woraus er übersetzte. Wir wollen an seiner Statt diese Erklärung geben: Er übersetzte nicht für Gelehrte und Sprachkundige, sondern für Unterhaltung suchende Freunde der Dichtkunst; denn hätte er für Kenner gedolmetscht, so hätte es an einem Commentar nicht fehlen dürfen, und er hätte dann auch nicht, wie sich hier deutlich zeigt, aus Macpherson's Uebersetzung, sondern aus dem Gael'schen Original übertragen, wie Ahlwardt, der zwar wenig Anmuth in seinem „Ossian" bekundet, aber mit allem Geschütz aus der Rüstkammer der Gelehrsamkeit auftritt, um etwas Gediegenes herzustellen. Das den beiden Bänden angefügte Verzeichniß der vorzüglichsten in Ossian's Gedichten vorkommenden Namen und Benennungen nebst möglichster Erklärung derselben thut etwas, ist aber in keiner Art hinreichend, einen mit Ossian noch unbekannten Leser mit der Persönlichkeit desselben in seinem Zeitalter bekanntzumachen.

4. Lalla Rukh. Eine orientalische Romanze von Thomas Moore. Uebersetzt von F. v. Pechlin. Frankfurt a. M., Brönner. 1830. Gr. 12. 1 Thlr.

Nirgends ist uns Göthe's oben angeführter Anspruch, „Uebersetzer seien geschäftigen Kupplern zu vergleichen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig darstellen, und eine unwiderstehliche Neigung, sie ohne Schleier zu sehen, erregen", so oft eingefallen und zugleich so deutlich geworden, als bei Durchsicht dieser Uebersetzung und ihrer Vergleichung mit dem Original. Die Nuancen oder Begriffsspielarten vieler Wörter in fremden Sprachen sind so vielfarbig, vieltönig und vielgestaltig, daß sich in der Wahl des einen deutschen Wortes, welches sie wiedergeben soll, schon ein Uebersetzertalent erkennen und würdigen läßt. Der durchgängig echtlyrische Thomas Moore hat in seinen lieblichen Gedichten eine größere Anzahl solcher Worte als sein berühmterer Freund, der mehr plastische Byron, und ist eben deshalb viel schwerer zu übersetzen als Letzterer. Ueberhaupt finden sich in Moore's Schriften mehr dunkle Stellen, als in Lord Byron's und Walter Scott's poetischen Arbeiten, und wir möchten den Grund in dem Umstande suchen, daß bei ihm der Gedanke nicht selten von seinem tiefen Gefühl und seiner üppigen Phantasie überflügelt oder in Schatten gestellt wird. Diese Dunkelheiten finden sich natürlich auch in „Lalla Rukh", einem Gedicht, welches alle Regenbogenfarben der orientalischen Wunderwelt umspielen und welches wir, nebst der „Liebe der Engel", für das Schönste erklären müssen, was aus seiner Feder geflossen ist, wie wir denn Thomas Moore für einen der größten Dichter unserer Zeit und den größten auf Albion halten. Er verlangt aber auch durchaus einen Uebersetzer, der ihm geistig verwandt und mit beiden Sprachen innigst vertraut ist. Das Gefühl vom Mißtrauen, mit welchem wir eben deshalb gegenwärtige Verdeutschung „Lalla Rukhs" zur Hand nahmen, verschwand nach und nach bei der Lecture derselben; denn sie zeugt von Sprachkenntniß und ist leicht versificirt; dennoch haben wir allerorten Worte und Stellen gefunden, die den Gedanken nur halb wiedergeben, an Dunkelheit laboriren und tausend Reize des Originals unenthüllt lassen. Betrachten wir z. B. den letzten von Feramer's Gesängen näher, wo er der reizenden Lalla Rukh eine Geschichte von der schönen Nurmahal, dem Lichte des Harems, mittheilt, die sich mit ihrem geliebten Selim entzweit hatte und ihn, auf den Rath der Zauberjungfrau Numana, durch einen Kranz aus Zauberblumen und durch ein Lied versöhnte, so bleibt doch gar manches Schöne verschleiert, so wacker manches Andere übertragen ist. In Numana's Liede heißt es:

Ich kenne die Wohnstätte der geschwingten Traumgestalten, welche die nächtliche Schlummerstatt umschweben; ich kenne jedes Kraut, jeden Blumenkelch, in welchen sie bei Tageszeit ihre Flügel verstecken. Hier wird übersetzt:

Ich weiß der geflügelten Engel Dach,
Die uns im Schlafe wecken.
Ich kenne ihr Blüten- und Blumengemach,
Wo Tags sie die Flügel verstecken. —

wo denn das Wort Engel den visions gar nicht entspricht. Wenn es da weiter heißt: Der Liebe Bild, das allnächtlich die geschäftige Maid umspielt, flattert aus Jasminen hervor, die, wie sie, ihre Seele im Schatten verhauchen, so wird der Gedanke auch minder zart, wenn hier übertragen ist:

Die Bilder der Liebe, die zur Nacht
Der Jungfrau Brust erfüllen,
Sie sind aus Jasminen aufgewacht,
Die seufzen, wie sie, im Stillen.

In demselben Liede ist fawn (Hindin) durch Ziege übersetzt. Wir haben es versucht, die duftige magische Farbe dieses Liedes in die Muttersprache zu hauchen; es wollte aber, wir gestehen es, nicht gelingen, und betrachten uns, als tadelnde Beurtheiler dieser und mancher andern Stellen, die hier einzuschalten der Raum nicht gestattet, als Inhaber jenes Horazischen Cotis, acutum reddere quae ferrum valet, excors ipsa secandi. Druck und Papier sind, wie man es von Brönner'schen Verlagsartikeln zu sehen gewohnt ist.

5. Die Sängerin. Nach dem Englischen von Clara Himly. Frankfurt a. M., Brönner. 1830. 8. 12 Gr.

Wir müssen noch einmal auf einen von Albion's neuern Sängern schauen, die mit einem germanischen Gewande bekleidet, auftreten. Hier ist es aber eine Sängerin, nämlich Miß L. E. Landon, die von einigen Kunstrichtern Englands neben Miß Baillie gestellt wird. Der Titel des Originals, dessen Text hier der deutschen Uebersetzung gegenüber gedruckt ist, heißt: „The improvisatrice", und ist ein Versuch, jene in Italien nicht seltene Begeisterung zu schildern, durch welche von frühester Kindheit an das Gemüth von allem Schönen in der Natur, von allem Herrlichen in der Kunst erwärmt wird. Der dargestellte Charakter ist durchaus italienisch. Ein junges, weibliches Wesen, mit aller der Liebenswürdigkeit, dem leicht erregbaren Gefühle und der reichen Phantasie ihres Landes ausgestattet. Sie erzählt ihre eigne Geschichte mit Episoden untermischt, welche mannichfache Seelenzustände hervorrufen. Wenn nun die Uebersetzerin den Anfang:

I am a daughter of that land,
Where the poets lip and the painters hand
Are most divine — where the earth and sky
Are picture both and poetry —
I am of Florence. 'Mid the chill
Of hope and feeling, oh I still
Am proud to think to where I owe
My birth, though but the dawn of woe! —

so wiedergibt:

Die Tochter jenes Lands bin ich,
Wo Malerhand und Dichterlippe sich
So göttlich bilden; Erd' und Luft, vereint,
Als Malerei und Dichtkunst selbst erscheint,
Ich bin aus Florenz; jetzt auch noch,
Wo in mir Hoffnung und Gefühl erkaltet,
Denk ich mit Stolz der Heimath doch,
Wo — zwar zum Schmerz nur — sich mein Sein entfaltet,

so muß Jeder leicht sehen, sie sei der Sprache kundig, und leicht und treu schmiege sich das Deutsche an das fremde Idiom; ja man möchte wünschen, daß alle Produkte der Art so lesbar und treu übertragen wären. Freilich ist Miß Landon leichter als Moore, Coleridge, Southey, Wordsworth u. A. zu übersetzen; denn jener tiefe Sinn, der eine wörtliche Uebersetzung oft gar nicht gestattet, geht ihr ab, und wenn bei andern Dichtern das wechselnde Farbenspiel der Phantasie und der Reichthum an Bildern dem Uebersetzer das Werk erschweren, so finden wir hier mehr Einfalt, Klarheit und Wärme. Mitunter ziert sie sich ein wenig und coquettirt mit Worten.

6. Der Aufstand. Ein Gedicht, gewidmet den Parisern von Barthélemy und Méry. Metrisch übersetzt von Mayer. Stuttgart, Löflund u. Sohn. 1830. 8. 5 Gr.

Hier weht ein ganz anderer Geist, als in den 5 bis hieher besprochenen poetischen Werken und Werkchen; hier ertönt nicht die Lyra der Liebe, das idyllische Haferrohr, und begeistert Wort für Kunst und Natur, sondern die schreiende Fanfare politischer Parteigängerei, und die Eloquenz jenes neufranzösischen Liberalismus, die ihre Stimme unmittelbar nach den Ereignissen zu Paris am Ende der Julitage 1830 donnernd und funkensprühend erhebt. Hier stoßen die beiden bekannten Marseillaner Méry und Barthélemy in die Trompete, und erheben ein Jubelgeschrei um das Drapeau tricolore. Unter den Einflüssen dieses Zeichens haben sie die beiden hier übersetzten Gedichte: „Der Aufstand" und „Die dreifarbige Fahne" geschrieben. „Die Poesie", sagen beide Dichter selbst, „ist nach einem so lebhaften Schauspiele, ziemlich frostig, und die Gemüthsbewegungen sind noch zu heftig, als daß man einem kleinen Werke der Literatur die kleinliche Sorge widmen könnte, wie dies bei ruhiger Muße der Fall ist". Doch glauben sie den Umständen ihre Schuld abtragen zu müssen, sie, die so oft in Gegenwart der Villèle und Polignac die dreifarbige Fahne besungen haben. Man sieht es auch wirklich den Versen an, daß sie nicht in der Stille des Studirzimmers entstanden sind, und daß die Verf. aufgehört haben, Dichter zu sein, um sich als Bürger zu zeigen. Die beigefügten Noten zum Text sind historisch, und erklären Hindeutungen auf die Ereignisse der Julitage. Der Uebersetzer hat das erste Stück, „Den Aufstand", in reimlosen Jamben wiedergegeben; „Die dreifarbige Fahne" dagegen mit der Bemerkung: frei übersetzt, ist gereimt. Von dieser heißt es S. 29:

Vom Platz Vendome kommt sie im Siegessturme,
Einst hat ihr Flug die Könige geschreckt;
Hoch flattert sie von jedem Dom und Thurme,
Daß selbst ihr Faltenwurf das Kreuz bedeckt.
Sie schwebe bis zum hohen Himmelsblau,
Daß sie der fernen Brüder Auge schau! —
Des Ruhmes Telegraph wird ihnen sagen,
Was ihr Geschick ist in der Zukunft Tagen.

An jedes dieser Couplets hängt sich das Refrain:

Ueber unsern Kriegern schwebe
Freiheitsstern aus dunkler Nacht!
Und „die große Stadt", sie lebe!
Sie hat wieder dich gebracht.

Da der Originaltext nicht mit abgedruckt ist, so läßt sich in der Uebersetzung Treu oder Untreu, Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit nicht beurtheilen. 56.

Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen von G. W. J. Wagner. Erster bis dritter Band. Darmstadt, Leske. 1829—30. Gr. 8. 3 Thlr.

Es scheint, ersten Blickes, ein sehr gewagtes, ja fast unnöthiges Unternehmen zu sein, eine Statistik des Großherzogthums Hessen zu schreiben, nachdem allererst vor wenigen Jahren der berühmte Statistiker Crome einem solchen Bedürfnisse, ward es wirklich gefühlt, abgeholfen hat. Indessen ist Hrn. Wagner's Werk nach einem ganz andern Plane, wie das seines unmittelbaren Vorgängers angelegt und bearbeitet, und darf daher auch auf Liebhaber einer andern Classe rechnen. Denn ist Crome's Statistik überhaupt für die gelehrte oder doch wissenschaftlich gebildete Welt im weitern Sinne geschrieben, so empfiehlt sich vorliegende Statistik ganz besonders für den Gebrauch des Beamten und Geschäftsmannes. Diesem praktischen Zwecke entspricht auch schon die Form, für welche, zur Bequemlichkeit des Nachschlagens, der Verf. die alphabetische Reihefolge in der Art gewählt hat, daß jeder der bisher erschienenen 3 Bände eine der 3 Provinzen enthält, worin das Großherzogthum getheilt ist. Offenbar ist diese Form für die Lecture und auch selbst für das statistische Studium höchst unzuständig, allein Geschäftsleuten entspricht dieselbe um so mehr, als dadurch das Nachschlagen ungemein erleichtert wird. Zu dem Ende wird auch bei jedem Artikel, betrifft derselbe eine Stadt, Dorf oder ähnliche Localität, der Landrathsbezirk, zu welchem der Ort gehört, angegeben; schlägt man nun aber den Namen dieses Bezirkes selber nach, so findet sich unter der Rubrik „Eintheilung" bemerkt, wohin jeder Ort in administrativer, gerichtlicher, finanzieller und kirchlicher Beziehung gehört. Handeln nun in

vorerwähnter Weise die 5 ersten Bände die 5 Landesprovinzen ab, so wird der 4. Band, dessen Erscheinen wir aber bis jetzt noch vergeblich entgegensahen, nach dem Versprechen des Verf., einen Abriß der hessischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten enthalten; sodann aber den Länderbestand, die Lage und Grenzen, Größe, Oberfläche und Boden, Klima, Naturproducte, Bevölkerung, Cultur, Gewerbe und Handel möglichst vollständig darstellen. Auch die Staatsverfassung und Verwaltung, das Finanzwesen, die bestehenden Militairinrichtungen und was sonst in den Bereich der Statistik gehört, soll darin geschildert, endlich aber ein umfassendes Verzeichniß derjenigen Bücher, Karten und Kupferstiche aufgestellt werden, die auf das Großherzogthum Hessen Bezug haben. Was in statistisch-topographischer Hinsicht dieses Werk noch besonders empfiehlt, dies ist die sehr umfassende Localkenntniß, die sich Hr. Wagner in Folge seiner amtlichen Stellung zu erwerben Gelegenheit hatte. Allein außerdem geht aus der Bearbeitung sein Bestreben sichtlich hervor, da, wo jene Kenntniß nicht ausreichte, aus den besten Quellen zu schöpfen, um von jedem Artikel eine möglichst vollständige Erklärung zu geben. Dies versteht sich ebenfalls hinsichtlich der Auskünfte, die der Verf. über den Ursprung und die allmäligen Wandlungen ertheilt, welche die vorzüglichsten Städte des Großherzogthums oder andere historisch merkwürdige Orte desselben im Laufe der Zeiten erfuhren, und die mit lobenswerthem Fleiße erkundschaftet und in gedrängter Kürze bei den betreffenden Artikeln zusammengestellt sind. Fragmentarische Skizzen dieser Art gewähren bei der Lectüre gemeinhin die meiste Unterhaltung, daher wir einige derselben hier anführen wollen. So erzählt uns Hr. Wagner in dem Artikel „Darmstadt", daß im 11. Jahrhunderte zum ersten Male der Name eines Dörfchens Darmundestadt genannt werde. Dieses habe 1319 eine Villa geheißen; 1330 aber sei dem Grafen Wilhelm von Katzenelnbogen vom Kaiser Ludwig dem Baiern für Darmstadt Stadt- und Festungsrechte, ein Wochen- und ein Jahrmarkt bewilligt worden. Um diese Zeit und die folgenden Jahre erhielt die (jetzige) Altstadt ihre hohen, wohlverwahrten Mauern, die mit einem breiten Gange, vielen Thürmen und mit einem tiefen, aber trocknem Graben versehen waren. Nachdem der Festungsbau geendigt und das Schloß gebaut war, wurde Darmstadt der gewöhnliche Sitz der Grafen. Im J. 1403 hielt der rheinländische Adel das 29. Turnier zu Darmstadt. Nach Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen Tode, kam 1479 Darmstadt, durch dessen Tochter Anna, Gemahlin Landgrafen Heinrichs III., an Hessen, welches zugleich die Verlegung der Residenz zur Folge hatte. In der Fehde mit Franz von Sickingen überfiel derselbe (1516) die Stadt und setzte derselben sehr heftig zu; aber durch einen Vergleich wurde sie gerettet. Bald nach Luther's Tode wurde dieselbe vom kaiserl. General Grafen von Reuern belagert, mit List eingenommen, geplündert, gebrandschatzt und der alte Sitz der Grafen von Katzenelnbogen in die Luft gesprengt. Nach Philipp des Großmüthigen Tode (1567) kam Darmstadt an dessen jüngsten Sohn, Georg I., Stifter der hessendarmstädtischen Linie und wurde vom Landgrafen zur Residenz gewählt. Er vergrößerte und verschönerte die Stadt, stellte das Schloß wieder her und legte den großen Woog an. Unter Landgraf Ludwig V. beginnt die Stadt sich nach Nordosten über ihre alten Mauern auszudehnen. Die traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges empfand Darmstadt zuerst 1622. Dem Grafen von Mansfeld mußten am 22. Mai die Thore geöffnet werden; 7 Tage lang war die Stadt und Umgegend den schrecklichsten Plünderungen der Feinde preisgegeben, die erst bei Annäherung anderer Truppen sich entfernten. Im J. 1647 verübten die Franzosen hier viele Grausamkeiten. Im französischen Mordbrennerkriege wurde die Stadt von den Franzosen erobert, und wären die Verbündeten (1689) nicht schnell zu Hülfe geeilt, so würde die Stadt ein Raub der Flammen geworden sein. Schon 1693 drangen die Raubhorden abermals ein; die Festungswerke sollten geschleift werden, mit der Plünderung war bereits der Anfang gemacht; aber eine Brandschatzung von 12,000 Fl. rettete die Stadt von größerm Ungemach. Ludwig VI. legte die Bärengartenstraße an, und Landgraf Ernst Ludwig trug sehr viel zu Verschönerung der Stadt bei, womit dessen Nachfolger fortfuhren, und welche unter Großherzog Ludwig I. ihren höchsten Glanz erreichte. Mainz hat ungleich größere und weiter hinausreichende Erinnerungen als Darmstadt; Hr. Wagner führt daher die Geschichte dieser Stadt bis zur Epoche der Römer zurück. Unter dem römischen Feldherrn Drusus, so beginnt die Erzählung, wurde hier, wahrscheinlich 13 Jahre vor Chr. Geb., ein Kastell erbaut, welches den Namen Mogontiacum erhielt. Die erste Besatzung war die 14. Legion, welche auch, sowie die 2., als Erbauerin dieses Kastells angesehen werden muß. Mainz hatte anfangs wahrscheinlich keine andern Einwohner als Soldaten, und erst mit dem Ende des 2. Jahrhunderts findet man Spuren, die auf eine bürgerliche Ansiedlung schließen lassen. Zu dem Municipium, welches sich vom Kastell bis an den Rhein hinzog, hat Kaiser Trajan den Grund gelegt. Unter Hadrian wurden die Festungswerke erweitert, und unter Konstantin (dem Großen) fiel Mainz in die Hände der Deutschen, welche es zerstörten. Julian befreite Mainz wieder, aber 367 wurde es von den Allemannen abermals überfallen, alle in den Kirchen befindliche Christen (es war erster Ostertag) ermordet und die übrigen Einwohner fortgeschleppt. Zu Ende des J. 405 setzten die Vandalen und andere deutsche Völker über den Rhein, nahmen die Stadt nach einer langen Belagerung ein und zerstörten sie. Der Bischof Aureus wurde nebst vielen tausend Christen in der Kirche ermordet. Abermals wurde die Stadt 451 durch Attila so zerstört, daß die Einwohner, die dem Schwerte entronnen waren, sich zerstreuten. Mainz lag in seinen Trümmern, bis es der fränkische König Dagobert um das J. 622 wieder aufbaute und bis zum Rhein hin ausdehnte, daher dieser König als der eigentliche Begründer dieser Stadt zu betrachten ist. Vergleicht man vorliegendes Werk mit der Grome'schen Statistik, so gewahrt man, hinsichtlich mehrer Angaben, sehr bedeutende Abweichungen zwischen beiden. So gibt Grome den Flächeninhalt der Provinz Starkenburg auf 65 Quadratmeilen, von Oberhessen auf 95, von Rheinhessen auf 25, mithin den des ganzen Großherzogthums auf 185 Quadratmeilen an. Nach unserm Verf. enthalten jedoch die genannten Provinzen ein Areal von und respective 54, 74 und 24], mithin das Großherzogthum 152] Quadratmeilen. Da sich Hr. Wagner auf die unter Leitung des Oberfinanzraths Eckardt bewirkte trigonometrische Aufnahme beruft, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß seine Angabe die allein richtige ist. Grome aber um so eher entschuldigen, wenn er irrte, da jene Aufnahme, als seine Statistik erschien (1825), noch nicht vollendet war. Was die Einwohnerzahl anbetrifft, so gibt Grome dieselbe in runder Summe auf 676,000 an; nach Wagner dagegen beträgt solche in der Provinz Starkenburg 256,745; in Oberhessen 271,642 und in Rheinhessen 189,986; folglich im Ganzen 718,573. Die aus der Vergleichung beider Angaben sich ergebende Differenz gleicht sich jedoch durch die Rücksicht auf die muthmaßliche Zunahme der Bevölkerung in einem Zeitraume von 6 Jahren aus, zumal da selbst Grome zugibt, daß diese in dem Grade zunehmen, daß man für jedes Jahr auf eine progressive Vermehrung von 6000 Köpfen rechnen könne. Um schließlich noch einen Begriff von der mühevollen Arbeit zu geben, der sich Hr. Wagner bei Abfassung seines Werkes in der von ihm gewählten lexikographischen Form unterzog, genügt es zu bemerken, daß die drei seither erschienenen Bände auf etwa 760 Seiten nicht weniger als 2502 längere oder kürzere Artikel enthalten. 27.

Abhandlung über die Frage: Wem gehört die Kunst? Von A. Kestner. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 12 Gr.

Die Antworten der Diplomaten empfehlen sich nur dann durch Bündigkeit und Kürze, wenn sie Leute gegenüber haben

mit denen sie keine Umstände zu machen brauchen. Hr. Kestner hat es mit dem irritabile genus artificum zu thun, und daher trägt er seine Moral etwas candirt vor. Erst S. 95 des schön gedruckten Buches kommt er zur Frage, die der Titel ausspricht:

„Wir haben gesehen, heißt es dort, daß die Kunst nicht Sache einer Classe, sondern der Menschheit sei. Der besitzt sie oder hat Antheil an ihr, in dessen Seele und Geist sie Plätze zum Wohnen findet. Wir sollten daher bei (sic) der Frage: wem sie gehöre? nicht sowol den Unterschied zwischen Künstlern und Nichtkünstlern, sondern den Rang, auf welchen die Geistesgaben stellen, entscheiden lassen. Daß der hell und scharfsehende Beobachter, dem durch eigenen Geist würdige Bezüge mit großen Männern inwohnen, durch langes thätiges Betragen mehr Einsicht von kunsterschaffenen Dingen erlange als der, welcher mit engerem Gesichtskreise den Griffel halbglücklich oder ohne Erfolg geführt, wird wol nicht zu bestreiten sein: wenn man nicht behaupten will, es verleihe ein Uebergewicht in Beurtheilung eines Tizian oder Rafael durch die Kunstwerkzeuge, die man vorweist, bereits gezeigt zu haben, daß man nicht Tizian oder Rafael sei".

Wie logisch genau ist in dieser Antwort angegeben, wer die Kunst besitzt. Aber so was konnte auch nur Jemand fragen, der meinte, Geistesgaben verliehen einen Rang. Es ist, als ob Jemand fragte, wem gehört die Natur?

Vorausgesetzt aber, den Worten wäre der Sinn unterzulegen erlaubt: wer ist allein wirklich befähigt über Kunstwerke ein Urtheil zu fällen? so würde Hr. Kestner sicher seinen Zweck besser erreicht haben, wenn er weniger geschraubt, dafür etwas klarer und ungenirter sich ausgesprochen hätte. Er wäre besser verstanden worden. Denn allerdings hat Künstleranmaßung wol mehr als einmal die Behauptung aufgestellt, nur technische Künstler — was man so Künstler nennt, seien zur Würdigung von sogenannten Kunstwerken befugt. Die Behauptung dieser lieben Leute muß nicht neu sein; denn wir finden, daß schon Cicero darauf erwidert hat. Hr. Kestner hätte daher einen großen Theil seiner Antwort, die er für sehr diplomatisch halten mag, sich ersparen können, wenn er die Worte in der Vorrede, die Cicero seiner Uebersetzung einiger Reden des Aeschines und Demosthenes vorsetzte (de optimo genere oratorum §. 11), zum Texte nahm. Das punctum saliens der Untersuchung hätte er dann richtiger getroffen. Und sollten ihm keine neuern Fälle gegenwärtig gewesen sein, wo diese Frage wieder verhandelt worden? Wüßte er keine, so wollen wir ihm einen neuesten nennen. In der „Bibl. ital." von 1830 hatte einer der Mitherausgeber, H. Gironi, sich über Anderloni's Kupferstich nach Rafael's Heliodor nicht so geäußert, wie es den Künstlern gefällt. Das verdroß den sonst so verdienstvollen Longhi, Anderloni's Lehrer. Longhi schrieb in seinem Eifer einen Brief an Gironi, worin er ganz klar zu verstehen gab, es gebe Dinge in den Kunstwerken, über welche nur Denen ein Urtheil zustände, die sie besser zu machen wüßten. Longhi beschränkte sonach verständig genug seine Künstleransprüche auf den praktischen Theil, auf das Mechanische in der Kunst. Aber auch diesen ausschließlichen Anspruch macht H. Gironi in seiner lesenswerthen Antwort („Bibl. ital.", 1830, Novbr.) streitig. Und was er anführt, läßt sich hören. Wirkliche Kunstwerke, meint er, seien auch durch ihre Allen einleuchtende Mittel so zauberhaft wirksam, daß Alles an Künstelei streife, was durch Mittel bewirkt werde, die nicht klar, wie die Werke selbst dalägen. Unter den Laien, die er in seiner Jury sich erhalten möchte, scheint er sich Leute zu denken, die sich wissenschaftlich mit der Technik beschäftigt haben. Aber werden die Vergötterer Paganini's ihm Recht geben?

68.

Galerie deutscher Dichter und Prosaisten, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Döring. In 3 Bänden. Erster Band. A—H. Gotha, Hennings. 1831. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon der Titel erinnert an Jördens' „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", ein Werk deutschen Sammlerfleißes, das in der Literatur öfter benutzt, als mit Dankbarkeit genannt ist und von dem zu bedauern steht, daß der 7., reiche Nachträge verheißende Band mehre Mal unter den herauszukommenden Büchern des Meßkatalogs aufgeführt, bis jetzt aber nicht erschienen ist. Als Ursach dieser Vorenthaltung wird der Wechsel des Eigenthümers der Verlagshandlung angegeben. Hr. D., der sich durch eine Reihe von Biographien der berühmtesten deutschen Dichter neuerer Zeit bekanntgemacht hat, verweist selbst in der Vorrede zu dieser „Galerie" auf seinen Vorgänger Jördens: „Der auf dieses Lexikon gewandte Fleiß", sagt er, „der dem Literator schätzbar bleiben muß, läßt bedauern, daß dasselbe an einer ungemeinen Schwerfälligkeit und Breite des Styls leidet. Sowol diese, als die Ueberhäufung von bibliographischen Notizen, dürften für den größten Theil des Publicums von jeher etwas Zurückschreckendes haben. Für diesen ist die vorliegende Galerie zunächst bestimmt. Damit sie aber auch den Literator nicht unbefriedigt lasse, sind die vorzüglichsten Quellen, aus denen die einzelnen Biographien geschöpft werden mußten, genau angegeben worden. Keiner geringen Zahl von Dichtern, die in dem von Jördens herausgegebenen Lexikon der Zeit nach nicht aufgenommen werden konnten, oder andern Rücksichten dort weichen mußten, ist hier nach Maßgabe ihrer Verdienste ein größerer oder kleinerer Platz eingeräumt worden. Noch lebende Dichter wird man in dieser Galerie, aus leicht zu errathenden Gründen vergebens suchen". Hiermit ist auch der Plan des Unternehmens, insofern er sich nicht aus dem Titel von selbst ergibt, gezeichnet. Daß in dieser Galerie nur die berühmtesten und wichtigsten Dichter und Prosaisten eine Stelle erhalten, daß es besonders auf Erstere abgesehen ist, daß man über die Wahl der einzelnen Artikel Ausstellungen machen und sagen kann: Für Diesen und Jenen hätte Dieser und Jener hier aufgenommen werden sollen, daß nicht immer der Maßstab des Verdienstes den einem Artikel gewidmeten Raum bestimmt u. s. f., sind Ausstellungen, welche mit Beispielen belegt werden können, ohne daß deshalb der Nützlichkeit des Unternehmens wesentlich Eintrag geschieht. Im Allgemeinen scheint Hr. Dr. D. in der neuern und neuesten schönwissenschaftlichen Literatur der Deutschen besser orientirt, als in der frühern; auch sind die Materialien für jene weit leichter zusammenzubringen und aufzustellen. Zuweilen trifft man auf Unrichtigkeiten, welche bei gewissenhafter Benutzung der in den Anmerkungen angeführten Quellen vermieden worden wären. Bei näherer Prüfung kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, daß Hr. Dr. D. von jenen Quellenangaben nur die benutzte, welche er gerade zur Hand hatte. Als Unrichtigkeiten, sei hier noch bemerkt, zu S. 132: Leiste war in Wolfenbüttel nicht Professor, sondern Bibliothekar; S. 228: Eberhard's mündlicher Vortrag war höchst anziehend und originell; zu S. 360: der Schwiegervater G.'s hieß Vogel nicht Vogel. Die oft erzählte Anekdote, daß Paul Gerhard, seines Amtes entsetzt und Landes verwiesen, das herrliche Lied: Befiehl du deine Wege u. s. f. soll gedichtet haben und die daran geknüpften Lebensereignisse sind, wie sie hier (S. 337 und 338) erzählt werden, actenmäßig unrichtig und entstellt, wie die neueste P. Gerhard betreffende, in d. Bl. bereits angezeigte Schrift näher ergibt. *)

4.

*) Vgl. Nr. 211 f. 1829 u. 196 f. 1830. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 25. 16. Oktober 1831.

Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte. Von H. E. G. Paulus. Bremen, Geisler. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der unermüdet thätige Verf. scheint das Gericht der vorgerückten Jahre mit starken Schultern bequem zu tragen. Wie könnte er sonst in immer neuen Schriften nicht nur seine Ansichten und Wünsche im Gebiete der Theologie und des Rechtes, sondern auch das Resultat angestrengter Forschungen und mühsamen historischen Sammelns darlegen? Auch die vorliegende bietet Mancherlei dar, was ihn als Religionsphilosophen und kirchlichen Polemiker beurkundet. Die tüchtigste Seite seines Wirkens schien dem Ref. immer die kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche zu sein. Hier verehren wir in Paulus einen der edelsten und beharrlichsten, einen der klügsten und kräftigsten Verfechter des Protestantismus und einer den Fortschritten des Jahrhunderts wie den ewigen Foderungen des Evangeliums und der Vernunft gemäßen Kirchenverfassung. Dafür zeugt auch die vorliegende Sammlung. Sie enthält außer Nr. 1 Mittheilungen über die Entwickelung der Religion und der Religionsphilosophie im griechischen Alterthum und unter den Hebräern: 2. Des Anaxagoras Erhebung der Religiosität bis zu einer Intelligenz, als Ursache der Weltordnung; 3. Orphisch genannte Versuche, die griechisch-polytheistische Volksreligion und das monotheistische Philosophiren durch eine Geheimnißlehre zu vereinbaren; 4. Einige Spuren, wie die Orphiker in ihrem Geheimunterricht auch ältere Kosmo-Theogonieen mit der philosophirenden Gottheitslehre in Verbindung brachten; 6. Die Dogmenfreiheit des Judenthums. Aber vorzüglich bewegt sich der Verf. mit der ihm eigenthümlichen Kenntniß und Gewandtheit in der kirchlichen Sphäre: 7. Die ältere bischöflich-katholische Tradition im Gegensatz gegen die römische neuere, worin der gepriesene Bischof von Karthago Cyprianus im 3. Jahrhunderte die spätern Satzungen des 12. und 13., die sich auf die Autorität des Alterthums berufen, Lügen straft; 8. Miscellen über die traditionnelle Begründung der römischen Papstmacht; 10. Die Zurückgabe geistlicher Güter, als nothwendig zum Heil Derer, die solche — ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhls — erworben haben, nach dem Italienischen des Pater Antonii, römischen Palastaufsehers; 11. Wie begründet sich das evangelische Protestiren im Gegensatz gegen jenes katholische Glaubenserkenntnißmittel: „daß mit der Entscheidung Eines Zeitalters alle folgenden uniform sein müßten?" Und wie will der Protestant zugleich doch auf redliche Erforschung der ältesten schriftlichen Traditionen von der Christuslehre zurückführen? — Dahin gehören weiter die monographischen Urkunden und Miscellen in: 13. Zum Theil ungedruckte Ergänzungen zu der entstellten Geschichte des Hieronymus Savanarola; 14. Das heilige Gericht und Laurentius Valla; 15. Galilâi's Kampf für den Rationalismus, um wenigstens in der Naturforschung nicht von der Popularität der biblisch überlieferten Zeitmeinungen abhängig und gehindert zu sein; 16. Galilâi und die Traditionsinfallibilität des Kirchenorthodoxismus. Von besonderer Wichtigkeit ist hier die Mittheilung eines auf der Bibliothek zu Karlsruhe befindlichen Manuscripts von Burchard's „Diarium ceremoniale", mit Ergänzungen zu Savanarola's Geschichte, die hier ganz in ihrem reinen Lichte erscheint und den als Ketzer verdammten Predigermönch von Toscana als einen im Dogma der römischen Kirche und insbesondere dem Stuhle Petri unbedingt getreuen und nur in strengerer Observanz und Ascese seines Ordens aufgezeichneten, durch lebendigen Vortrag christlicher Moral und durch einen populairen Antheil an den politischen Bewegungen Italiens in jener Zeit dem Volke theuergewordenen Mann darstellt, der nur durch verruchte List und Maske seiner frivolen Gegner, die auch den Haufen zu bestechen wußten, seinen Untergang fand. Galilâi's eigne Vertheidigung seiner Ansichten über das Stillestehen der Sonne im Josuanischen Buche ist ebenso klar, gründlich und vielseitig abgefaßt und gerecht dem Verf. zur Ehre, wie sie seine Zeit und deren geistliche Hüter in tiefen Schatten stellt. Merkwürdig ist es, was Paulus beifügt, daß auch in jüngster Zeit der Canonicus Settele in Rom einem astronomischen Werke, in welchem das System des Copernicus vorgetragen ist, zuerst das Imprimatur verweigert sah, später jedoch, als das Santo Ufficio den Druck verstattete, zur Notenbemerkung in seinem Werke von oben herab genöthigt wurde: „daß es nicht auffallend sein könne, daß Galilâi's Theorie Widerstand zu einer Epoche erfahren, wo sie noch neu und keineswegs allgemein angenommen war, und daß die Verfolgung, die Galilâi erlitten, seinem Benehmen und unschicklichen Tone mehr zuzuschreiben gewesen, als Demjenigen, was er sich zu beweisen bemühte". Unser Verf. aber bezeugt, daß er den „Dialogus de systemate mundi auctore Galilaeo Lynceo" (Leiden, 1651, 4.) vor sich habe und nicht von ferne einen unschicklichen Ton, vielmehr überall die schonendste Art des Vortrages darin wahrnehme. Jam satis.

Eine andere Richtung der Thätigkeit unsers Verf. ist die biblisch-exegetische und dogmatische. In letzterer Hinsicht kommen auch im vorliegenden Bande mehre Abhandlungen vor, namentlich die erste: Ueber die Allgemeinheit religiöser Begriffe, welche, nach der ältesten Dogmengeschichte, aus dem unvermeidlichen Fragen nach Ursachen und durch Antworten aus der menschlichen Selbstbeobachtung, also — physikalisch und psychologisch zugleich entsteht. Ferner die fünfte: Warum in der Religionslehre die Rückfälle vom Praktischen in metaphysisches Theoretisiren? und die zwölfte: Rückkehr zur dogmenfreien Lebenskraft des Urchristenthums.

Weit entfernt, von den exegetischen Bestrebungen des Verf., die auf der einen Seite unbestreitbare Resultate geliefert, auf der andern aber freilich natürliche Deutungen, die noch wunderbarer sind als die Wunder, denen sie gelten, aufgestellt haben, oder von der Willkür, womit Paulus das Christenthum in die Meinungen der kritischen Schule hintin, und den Erlöser zu einem Docenten der praktischen Vernunft herabschraubt, irgend eine Gefahr für die Entwickelung der Wahrheit und für das Gedeihen der Kirche fürchten zu wollen, wie dies Viele von den Frommen thun, — können wir doch eben in den von Paulus aufgestellten Sätzen das eigenthümliche Element christlicher Wahrheit nicht erkennen. Ein großer Vorzug kommt zwar seiner Auffassung vor den kalten, dürren, dogmatischen Lehrmeinungen des alten Supernaturalismus dadurch zu, daß dieselbe den moralischen Zweck, die das Leben und Handeln ergreifende Tendenz der Erscheinung und Predigt Jesu hervorhebt und somit alles Dogmatische nur der Kirche, nicht der christlichen Religion zuschreibt. Aber dieses Moralische ist in der Hand des Verf. wiederum ein kraftloses geworden, indem er einen Pelagianismus vorträgt, der zwar von jenem äußerlichen der römischen Kirche himmelweit entfernt ist, jedoch, indem er Christum nur als Beispiel und Lehrer hinstellt und seinen Einfluß auf die Menschen immer wieder nur als den gewöhnlichen menschlicher Beispiele und Lehrer betrachtet, ebendasjenige ganz aus den Augen setzt, was Jesus selbst als das Wirken seines Geistes in den Jüngern, die hinfort nicht mehr selbst handeln und reden, sondern aus der von ihm ihnen mitgetheilten Kraft und Fülle des Geistes zeugen werden, schildert, und womit nun eben die apostolische Lehre von der Rechtfertigung, von der Gnadengabe in den Erlösten u. s. w. im innigsten Zusammenhange steht. Fragen wir uns aber, warum der Verf. diese hintansetzte, so liegt die Antwort in der Thatsache,

daß Dasjenige, was er hintansetzt, das mystische Element, die Gefühlsseite, das allem Theoretisiren der Dogmatik und allem Regelnvorschreiben der Moral Vorangehende, Innerlichste und Heiligste des Christenthums ist, wohin er mit seinem vorherrschenden Fühlen und — wir dürfen es wol sagen — oberflächlichen Intellectualismus hinzulangen sich selbst ohne Aufhören hindert.

So heißt es ja schon S. 9: alle geschichtlich bekannten Religionsarten zeigen, indem sie zuvörderst ihre Götter als Ursächer der Dinge verehren, ihre Entstehung aus dem allgemeinen menschlichen Fragen nach — Ursachen; dieser Antrieb, Ursachen zu wissen, veranlasse leicht, über die sichtbaren Ursachen hinaus auch noch unsichtbare zu denken; erst aber, wenn diese in Gedanken gesetzt und geglaubt seien, entstehe Religion oder ein Sinnen, in welches Verhältniß Menschen sich zu jenen Ursachen zu setzen vermöchten. Religiosität sei allgemein, aber doch erst aus ahnendem Denken entstehend, also nicht ursprünglich. Und so betrachtet der Verf. im unmittelbaren Verlauf dieser Stelle die Entwickelung der Religion im Menschen als ein logisches Geschäft, eine nüchterne Verstandessache. Auch S. 75 wiederholt er dies, daß die Religiosität vom unkünstlichen Denken (Ahnen) ausgehe, alsdann aber bis zum künstlichen Denken (Dialektik, Sophistik) ausgearbeitet werden könne. — Es ist kein Zweifel, daß, wie überhaupt die Gesammtheit der geistigen Natur sich bei den Individuen in unendlicher Mannichfaltigkeit abstuft, so namentlich das religiöse Gebiet dem Einen mehr ausschließend in die Gefühlswelt zurücktritt, dem Andern mehr zu verständiger Prüfung und Erörterung sich darbietet. Aber doch bleibt von einer unbefangenen psychologischen Kritik unbestritten, daß die Religion die innerste Wurzel des Gemüthes ist, daß ihr positiver Gehalt nicht erst durch logische Rüstungen von außen mühsam herbeigeschafft werden, sondern im Geiste selbst vorhanden sein und nur erst aus demselben, freilich nicht ohne Berührung mit der uns überhaupt erregenden und bildenden Außenwelt, zu klarer Verständigung entwickelt werden muß, allein schon vor diesem Entwickeltwerden zur Verständigung als geheimnißvoller Trieb, als ein aller Thätigkeit und allem persönlichen und Weltbewußtsein zum Grunde Liegendes — sei es nun Bewußtsein, Gefühl, Ahnung geheißen — uns angehört. Dies Gefühl eines Verhältnisses, das unter und über allen endlichen Verhältnissen ist, entfaltet sich je nach den geistigen und sittlichen Bildungsstufen hier zu roher Auffassung und Menschenverähnlichung des Göttlichen, dort zu reinerer Erkenntniß der übersinnlichen Wahrheit. In ihm stimmen Fetischismus und Christenthum überein, während jener sich mit einem niedern physikalischen, dieses nur mit einem ethischen Verhältnisse sich begnügt. Dieses Grundbewußtsein, dieser innerste Grundtrieb wird von dem Verf. selbst als Ahnung, als Antrieb bezeichnet, und namentlich im fünften Abschnitt (Warum in der Religionslehre die Rückfälle vom Praktischen in metaphysisches Theoretisiren?) jenes Fragen und Ahnen des Geistes, woraus Religion entspringt, auf ein moralisches Bedürfniß, auf die praktische Vernunft zurückgeleitet. Offenbar aber zeugt es von Einseitigkeit des Denkens und Beobachtens, wenn er die Ahnung als Verstandesthätigkeit darstellt; wenn er somit der Religion, die schon in der Ahnung des Gemüthes ursprünglich liegt, aber nach seiner Theorie mit der Ahnung, als einem leeren logischen Gefäße, erst von außen gesucht werden muß, die Ursprünglichkeit in der menschlichen Seele abspricht; wenn er endlich, anstatt die tiefere Ergründung des religiösen Lebens, die Scheidung des ursprünglich Religiösen von der philosophischen Erkenntniß zu fassen, solche Resultate der jüngsten Entwickelung deutscher Theologie mit den abgedroschenen Verdächtigungen abweist, womit von jeher die Rationalisten wie die Supernaturalisten gegen das Gefühl zu Felde ziehen, ohne sich auch nur einigermaßen einer gründlichen Theorie des menschlichen Gefühles und seines Verhältnisses zum Geiste und zu dessen übrigen Thätigkeiten und Richtungen bewußt worden zu sein.

Die hierher gehörigen Aufsätze der vorliegenden Schrift sind zur vergleichenden Betrachtung der vielen Oppositionen unserer Zeit immerhin von großem Werthe. Und wenn der nach dem Tiefern strebende Sinn an den Philosophemen des Verf. keine Genüge findet und, statt den Apostel Paulus nach dem Kirchenrathe Paulus zu richten, diesen nach Jenem prüft und, alles Judaisirende des gelehrten Pharisäers abgerechnet, doch unendlich mehr Reichthum, Tiefe, Leben und Wahrheit aus seinen Zeugnissen schöpft; so hat er auch hier dem Verf. des „Lebens Jesu" zu danken, daß derselbe durch seine Schriften die noch gründlichere Forschung angeregt und so auch mit dem Irrthum der Wahrheit gedient habe. 12.

Geschichte von Würtemberg für das würtembergische Volk geschrieben von Johann Gottfried Pahl. Fünftes Bändchen. Stuttgart, Löflund. Gr. 12. Preis des fünften und sechsten Bändchens 20 Gr. *)

Wer das Studium der Geschichte nicht aus bloßer Liebhaberei oder von Amtswegen, sondern mit steter Berücksichtigung auf den großen ernsten Zweck desselben treibt und gewohnt ist, sich über die gewonnenen Resultate seiner Forschungen Rechnung abzulegen, der kommt oft in den Fall, den Verlust der Zeit zu bedauern, die er auf Durchlesung weitläufiger geschichtlicher Darstellungen verwendet hat, in denen durchaus kein anderer Zweck sichtbar wird, als irgend eine seltsame Hypothese mit allem nur möglichen Scharfsinn zu unterstützen, oder dadurch die gewandte Dialektik des Verfassers zu beurkunden, oder durch tiefsinnige Untersuchungen höchst unbedeutender Gegenstände seine umfassende Quellenkenntniß darzuthun. Eine Unzahl solcher Schriften zu nennen, die ihr Entstehen allein der Eitelkeit zu danken haben, und durch deren mühevolle Abfassung für die Wissenschaft wenig, für das Leben nichts gewonnen ist, sollte Ref. nicht schwer werden. Doch dies wäre überflüssig, da die Herren Autoren zu sehr von der Vortrefflichkeit ihrer Werke überzeugt sind, um einen Zweifel daran zu dulden, oder auch zu dergleichen Arbeiten sich gedrungen fühlen, um sich in der gelehrten Welt einen Namen zu machen, wobei denn freilich jeder andere Zweck in den Hintergrund geschoben wird. Als Gegenstücke jener eben bezeichneten tief gelehrten Schriften gibt es andere, die weder die Ergebnisse neuer Forschungen darbieten, noch durch sinnreiche Combinationen glänzen oder durch kühne Raisonnements überraschen, in denen der Historiker wenige oder keine Thatsachen findet, die ihm nicht schon bekannt gewesen wären, und die er doch theils des anziehenden Gegenstandes, theils der angemessenen Behandlung desselben wegen mit Vergnügen liest und nicht ohne große Befriedigung aus der Hand legt. Zu dieser Gattung gehört die „Geschichte Würtembergs" des Hrn. Pahl, und war Ref. nach Durchlesung der 4 ersten Bändchen schon der Meinung, so hat ihn aufmerksame Durchlesung des fünften noch mehr darin befestigt. Unter den Geschichten der deutschen Staaten zweiten Ranges dürfte kaum eine sein, die für unsere gegenwärtige Zeit ein so hohes Interesse darböte, als die würtembergische, denn in keinem andern Staate hat sich das Ständewesen so vollkommen entwickelt; in keinem andern Staate hat es so harte Kämpfe mit Fürsten- und Ministerwillkür zu bestehen gehabt. Das 5. Bändchen ist ein wahrer Fürsten- und Volksspiegel. Es enthält die schauderhaftesten Beispiele von dem Elende, das Günstlings- und Maitressenregierungen über ein gutes, seinem Herrscherstamme treues Volk bringen können; es enthält die traurigen Beweise, bis zu welchen unglaublichen Ungerechtigkeiten auch geist- und kenntnißreiche Fürsten sich hinreißen lassen, wenn sie ihren Leidenschaften keine Schranken setzen, und wenn sie die irrige Ansicht hegen, das Volk sei nur um ihretwillen da. Es enthält aber auch Beweise, wie leicht der Widerstand der Landstände unwirksam gemacht werden kann, die es an der nöthigen Wachsamkeit fehlen lassen; wie besonders der ständische Ausschuß der Minister

*) Vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1830. D. Red.

willkür ein bequemes Mittel darbietet, sich von allen Widersprüchen der Landstände frei zu machen. In dieser Hinsicht dürfte nicht leicht in den letzten Messen eine historische Schrift reichern Stoff zum Nachdenken und ein allgemeineres Interesse darbieten als die vorliegende. Das 5. Bändchen umfaßt den Zeitraum von 1705—98, einen der verhängnißreichsten in der würtembergischen Geschichte und voll der schauderhaftesten Züge von fürstlicher Willkür und Beamtendruck. Wie unbefriedigend die Gegenwart auch für Viele sein mag, die in ihren Hoffnungen auf eine Vervollkommnung unsers socialen Zustandes getäuscht worden sind, dennoch ist sie golden zu nennen gegen eine Vergangenheit, in welcher ein Jude Süß, eine Grävenetz mit der Wohlfahrt von Hunderttausenden ein schändliches Spiel trieben; in welcher der Landesherr seine Landeskinder zum fremden Kriegsdienst verkaufte, um Geld zur Bezahlung der Kastraten, Ballettänzer und Maitressen zu erhalten, in welcher nicht nur Günstlinge und Buhlerinnen willkürlich mit Besetzung der Aemter schalteten, sondern auch der Fürst selbst einen Agenten zum Aemterhandel eigends anstellte und dadurch binnen wenig Jahren die Summe von 700,000 Gulden gewann. Am ausführlichsten ist in dieser lesenswerthen Schrift die merkwürdige Regierung Karl Eugens, des gefeierten Stifters der einst berühmten hohen Karlsschule, behandelt, der allerdings ebenso im Guten wie im Bösen ein höchst ausgezeichneter Fürst war, der, nachdem er während seiner 34jährigen Regierung alle Rechte seiner Unterthanen verletzt, die Willkür, den Druck, die Verschwendung aufs höchste getrieben und den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, an seinem 50. Geburtstage das öffentliche Bekenntniß ablegte, er habe aus menschlicher Schwachheit gefehlt, und dabei zugleich erklärte, er werde seine Zukunft nur zum Wohle seiner Unterthanen verwenden und ihnen ein sorgender und treuer Vater sein. Es war ihm ernst mit seiner Aenderung, und in der That hat er vieles Böse, was er in seinen frühern Regierungsjahren verübte, wieder gut gemacht. Doch Schwäche und Verirrungen dürften wol zu gelinde Benennungen sein, um die Handlungsweise eines Fürsten zu bezeichnen, die so manche Züge wirklicher Bösartigkeit darbietet. Wir erwähnen nur des in dieser Geschichte mit Stillschweigen übergangenen Umstandes, daß Herzog Karl Eugen, als er ein Heer von 12,000 Mann gegen Friedrich II., der sein Wohlthäter gewesen war, anführte, sich statt der ihm von seinen Bundesgenossen zugestandenen Subsidiengelder die Plünderung der Mark Brandenburg ausbedang. Das Benehmen der Stände gegen diesen Fürsten bietet einen fruchtbaren Stoff zum Nachdenken und zur Anwendung für die Landstände mancher deutschen Staaten der gegenwärtigen Zeit dar. 81.

Prag, geschildert von Julius Schottky. Viertes Heft. Mit 2 Kupfertafeln. Prag, Calve. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Nicht minder interessant als die 3 ersten Hefte dieses Originalwerks ist auch der 4. Hier macht die Beschreibung der so bewunderten Moldaubrücke den Anfang. Ihre Länge beträgt nach Prof. Ehrmann's Untersuchungen (von dem kleinseiter Brückenthurm nämlich bis zum altstädter Brückenamte) 262 wiener Klaftern. Ihre sichtbare Höhe bei mittlerm Wasserstande 20½ Elle. Unter den höchsten Wasserfluten, die dieses merkwürdige Bauwerk beschädiget haben, sind die von 1432 und 1784 die gefährlichsten gewesen. An die prager Brücke lehnen sich 3 Thürme, nämlich einer an der altstädter und zwei an der kleinstädter Seite. Der erstere ist breiter als die Brücke selbst und ist daher zu deren Deckung und Schutz sehr gut geeignet. Es hat dieser Thurm mehre kleine Thürmlein, und nach der einen Seite hin 5 Statuen. Auf den Pfeilern der Brücke selbst befinden sich 26 steinerne Standbilder, die einen Heiligengang bilden; unter allen diesen zeichnet sich die Bildsäule des heiligen Johann von Nepomuck, welche sowie der größere Theil der gedachten Standbilder von Johann Brokoff gefertigt sind, aus. Der Verf. des vorliegenden Werks geht nun mit dem Leser auf die Kleinseite hinüber, gedenkt zunächst des Geschichtlichen derselben und schreitet dann zur topographischen Beschreibung derselben selbst fort. Bei Erwähnung des Denkens- und Erinnerungswerthen aus der Vergangenheit sind beachtungswerthe merkwürdige Schilderungen eingeschaltet, und die Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt gibt wol zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung. Auch die Specification der Victualienpreise im Jahr 1643 ist zu überblicken nicht ohne Interesse. Die merkwürdigsten Gebäude der Kleinseite sind: 1. Der Bischofshof, vom prager Bischof Heinrich, der 1197 starb, erbaut. Er hat mehrmalen durch Feuer gelitten, besonders im Jahre 1249; 2. Das Sachsenhaus, sonst der Wahlenhof genannt, d. h. das wälsche oder italienische Haus, worinnen sich gegenwärtig das Steinitz'sche Kaffeehaus befindet; 3. der Waldstein'sche (Wallenstein'sche) Palast, oder das sogenannte Friedländerhaus; nach alle dem zu urtheilen, was Matthias Merian und Thomas Carve über die äußere und innere Einrichtung dieses Bauwerkes sagen, hat es alle Pracht der Zeit des dreißigjährigen Krieges in sich vereiniget; 4. das Oberpostamtsgebäude, dessen Hof völlig eingedeckt ist, da es noch bis zum Jahre 1784 eine Kirche war; es stand dieses Gebäude bis zum Beginnen des Hussitenkrieges, worauf es halb zerstört wiederum Privateigenthum und endlich 1552 den Jesuiten zu einem Collegium übergeben wurde, die es hierauf den Dominikanermönchen einräumten; 1784 wurde es gesperrt, dann in eine Zuckerniederlage, hierauf in ein Theater umgeschaffen und endlich 1791 für die Bedürfnisse des Oberpostamtes eingerichtet; 5. der Raum, wo im Jahre 1213 das erste prager Haus, die St.-Prokopskirche, erbaut worden sein soll; 6. der Gasthof zum Bade; 7. die Dreifaltigkeitsstatue auf dem wälschen Platze, im Jahre 1708 von Andreas Guitainer nach Alliprandi's Zeichnung aufgestellt. Außerdem gehören noch zu den bemerkenswerthesten Gebäuden der Kleinseite: das fürstl. Lobkowitz'sche Palais, das Morzin'sche Majoratshaus, das gräfl. Thun'sche Gebäude, das v. Montag'sche Haus, das Haus zur eisernen Thüre, das gräfl. Krankowsky- von Kollowrat'sche Haus, das fürstl. Lichtenstein'sche, das Baron von Bretfeld'sche, das fürstl. Fürstenberg'sche, das gräfl. von Nostitz- und Rineck'sche, das gräfl. Liebsteinsky-Kollowrat'sche Palais; ferner das Militairökonomiehaus, die Gebäude des Grandpriorats, die Kaserne, das k. k. Zeughaus und das Landhaus. Zu den beachtungswerthen Plätzen der Kleinseite rechnet man den kleinen Ring und den wälschen Platz. Betrachtet man die vorzüglichsten Kirchen der Kleinseite, so gebührt der Jesuitenkirche, auf der Stelle der ehemaligen St.-Nikolaikirche erbaut, der erste Platz. Sie begreift mancherlei sehenswerthe Gegenstände. Die zweite Kirche ist unstreitig die zu St.-Thomas mit Kloster, dessen Chor 1316 eingeweiht worden ist. Es folgen nun die heutigen Trümmern der ehedem durch Schönheit und Größe so berühmten Maltheserkirche. Sie wurde hauptsächlich 1420 durch die Hussiten und 1503 durch eine Feuersbrunst zerstört. Hierauf macht uns der Verf. mit der Kirche Maria de Victorio, deren Kloster der unbeschuhten Karmeliter ehedem eine protestantische Kirche gewesen ist, bekannt. Es wird nun noch der ehemaligen St.-Wenzelskirche, der Kapelle zum Erzengel Michael, der ehemaligen Kirche zum heiligen Carolus Borromäus, der Cajetanerkirche, der ehemaligen Dominikanerkirche zu St.-Maria Magdalena und der Theatinerkirche gedacht.

Einen besondern Abschnitt dieses Hefts macht die Beschreibung des Hradschin oder der obern Stadt aus. Hier befindet sich das in so mancher Hinsicht merkwürdige Schloß oder die königl. Residenz mit ihren Seltenheiten und Sammlungen. Es würde zu weit führen und die bestimmten Grenzen überschreiten, wenn man in die Einzelheiten dieser trefflichen Schilderungen, deren geschichtlicher Theil besonders von hohem Werthe ist, hier eingehen wollte. Das bereits Erwähnte wird den Zweck des Ref., zu belegen, wie wichtig die Schottky'sche Schilderung Prags für Ortsgeschichte und Topographie ist, hinlänglich dar-

thun, und es wird daher dieses Werk, dessen Fortsetzung man hoffentlich bald entgegensehen darf, stets eine ehrenvolle Stelle in Böhmens vaterländischen Bibliotheken einnehmen. Die 2 beigegebenen trefflichen Kupfer, darstellend das eine eine Ansicht des altstädter großen Ringes oder Marktplatzes, und das andere die Kleinseite mit der königl. Burg zu Prag, bittet man gehörig zu würdigen. 99.

Meine Ferienreise, von Wien durch das Land unter und ob der Enns über Linz, durch das k. k. Salzkammergut nach Ischl und Hallstadt, nach Salzburg, Berchtesgaden und Gastein, und von da zurück durch einen Theil der Steiermark. In topographischer, geschichtlicher, naturhistorischer, technischer, biographischer und pittoresker Beziehung. Im Jahre 1829 unternommen und beschrieben von Leopold Chimani. 2 Bändchen. Wien, Pichler. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der lange Titel sagt hinreichend, was der Leser in diesem Buche findet; das Vorwort belehrt, wie der Verf. sein Werk vorzüglich der Jugend zur Belehrung über vaterländische Dinge widmet, und daß er nicht allein alles darinnen Angeführte selbst gesehen, sondern auch sein auf der Reise geführtes Tagebuch mit frühern ähnliche Gegenstände behandelnden Werken, wie z. B. mit Emil's „Handbuch für Reisende nach Gastein", Jenny's „Handbuch für Reisende im östr. Kaiserstaat", Steiner's „Reisegefährten in die östr. Schweiz" u. s. w. sorgfältig verglichen habe. Von dem Gesichtspunkte, welchen der Verf. aufgestellt zu sehen wünscht, als ein Werk für die Jugend nämlich betrachtet, verdient das Buch Empfehlung. Gesagt soll hiermit indeß keinesweges sein, daß nicht auch ein anderer Leserkreis manches Interessante und Unterhaltende darin findet. Der erste Band schildert die Reise bis in den salzburger Kreis. An Nachrichten über örtliche Merkwürdigkeiten, Sitten und Trachten der Einwohner, Natur und Aussehen des Landes ist ein nicht unbedeutender Reichthum vorhanden, und wenn auch das Mehrste hierüber dem ältern Leser größtentheils bekannt sein dürfte, so gewinnt es hier doch durch gute Zusammenstellung neuen Reiz und gibt eben besonders dadurch für den Jüngling eine nützliche und angenehme Lecture. Lesern letzterer Art sei die Einleitung noch besonders empfohlen, da in derselben gute Winke für Solche gegeben werden, die eine Fußreise überhaupt, und besonders in jene Gegenden machen wollen. Der 2. Band beginnt mit der Schilderung der Stadt Salzburg und umfaßt den übrigen Theil der auf dem Titel verzeichneten Reise. Angehängt ist noch ein alphabetisches Namenregister, zur Erleichterung des Nachschlagens. 48.

Franz Lefort und sein Geschlecht.

(Eingesandt.)

Ueber den Ursprung und die Familie des merkwürdigen Günstlings Peters des Großen, Franz Jakob Lefort, sind die Geschichtschreiber und Biographen sehr uneinig. Chaudon's „Dictionnaire historique" läßt ihn von einer famille patricienne de Genève abstammen. In der „Real-Encyklopädie" („Conversations-Lexikon") heißt es von ihm: „sein Vater sei ein genfer Kaufmann gewesen und habe ihn zur Handlung bestimmt, welchen Beruf er frühzeitig mit dem Soldatenstande gewechselt, in französische, dann in holländische Dienste und endlich nach Rußland gegangen sei". Fr. Nösselt in seinem „Lehrbuche der Weltgeschichte für Töchterschulen" (Breslau, 1827) drückt ihn, im 3. Theile, noch tiefer herab und beschreibt ihn als einen Kaufmannssohn aus Genf von dunkler Abkunft, der, dem Hause seiner Aeltern entlaufen, sich in verschiedenen Ländern umgetrieben habe. Dergleichen Irrthümer über Männer, die der Geschichte angehören, müssen berichtigt werden. Franz Lefort gehörte zu einem alten edeln Geschlechte, welches unter seine Ahnherren den Ritter Wilhelm Lefort zählet, der den König Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande begleitete (s. Wilken's „Geschichte der Kreuzzüge" u. A.). Die Hauptquelle aber, aus welcher sich über das Geschlecht Lefort Licht ergießt, ist Hugon de Baßville's „Précis historique sur la vie et les exploits de François de le Fort, citoyen de Genève etc." (Genf, 1785). Baßville beweist aus den bewährtesten Zeugnissen, daß der russische Großadmiral Franz Lefort zu einer altadeligen Familie gehört, deren Namen man in ihren Familienakten Liforti, Lifort und le Fort schreibt; er beweist, daß seine Vorfahren aus Schottland nach Piemont kamen, von dort der Religion wegen 1565 nach Genf auswanderten, wo sie noch in demselben Jahre das so hochgeachtete und selten ertheilte Bürgerrecht erhielten; er beweist, daß der Vater unsers Franz Mitglied des großen Regierungsrathes der Republik war, und sein Bruder das Amt eines Syndikus oder Consuls (die oberste Staatswürde in Genf) bekleidete; er beweist, daß Franz schon vor seinem vollendeten 14. Lebensjahre in französische Dienste, unter die Schweizergarde, und hernach in holländische Kriegsdienste getreten sei. Er beweist ferner durch ein lateinisches Schreiben der genfer Regierung an die Zaare Iwan und Peter (vom 20. Dez. 1692), daß Franz Lefort mit ausdrücklicher Zustimmung der Regierung dieser Republik sich aus seinem Vaterlande wegbegeben, daß er seinen Mitbürgern ebenso werth durch seine trefflichen Eigenschaften sei, als der edeln und berühmten Familie wegen, woraus er entsprossen u. s. w. Von den Abkömmlingen dieses berühmten Mannes wohnten einige in Preußen, einige in Deutschland und einige im Elsaß, auf welche sich Baßville, als auf die glaubwürdigsten Gewährsmänner seiner Notizen, beruft.

Notiz.

Die Theilung von Polen.

Zur Zeit der Kaiserin Elisabeth von Rußland war ein Graf Osten-Sacken dänischer Gesandter in Petersburg und Freund des polnischen Gesandten Grafen Poniatowsky. Er soll zur Unterhaltung des genauen Verhältnisses des Letztern mit der damaligen Großfürstin Katharina behülflich gewesen sein. Die auf dergleichen Dinge sehr aufmerksame Kaiserin Elisabeth entdeckte es, verlangte und erhielt sogleich die Zurückberufung beider Gesandten. Als nachher Katharina auf den Thron kam, glaubte der dänische Hof, daß die Wiedersendung des Grafen Osten-Sacken der Monarchin angenehm sein werde; allein sie verbat denselben. Er wurde nun nach Warschau geschickt, wo sein Freund Poniatowsky indessen den Thron bestiegen hatte; allein er wünschte sehr, wieder nach Petersburg zu kommen, und brachte es auch endlich dahin, daß ihn die Kaiserin als Gesandten verlangte. Bei seiner Abreise vertraute ihm der König Stanislaus (Poniatowsky) ein Schreiben an die Kaiserin, das er im größten Geheim übergeben sollte. In diesem Schreiben führte Stanislaus bittere Klagen über das harte Benehmen des Grafen Orloff und des Feldmarschalls Czernitschef. Man hielt in Warschau den Augenblick zur Anbringung dieser Klagen für günstig, weil man erfahren hatte, daß beide Männer in eine Art von Ungnade gefallen seien. Graf Osten versprach auch, den Brief der Kaiserin ohne Zeugen zu übergeben; bei seiner Ankunft zu Petersburg aber fand er die Grafen Orloff und Czernitschef, statt in der angegebenen Ungnade, vielmehr in der höchsten Gunst. Er beschloß also, das in Rede stehende Schreiben lieber ihnen selbst auszuhändigen, und diese Herren faßten seit der Zeit den tödtlichsten Haß gegen den König Stanislaus. Um sich zu rächen, bildeten sie den Plan einer Theilung Polens aus und versuchten den damaligen preußischen Gesandten zu Petersburg, Grafen Solms, in ihr Interesse zu ziehen. Dieser nahm sie kalt auf; besser glückten ihnen aber ihre Bemühungen, als bald nachher Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen Bruder, nach Petersburg kam. So erzählt Dohm die Geschichte der Veranlassung zur Theilung Polens, davon Europa jetzt die Früchte schmeckt. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 290. — 17. Oktober 1831.

Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst.

Erster Artikel.

Allgemeiner Zustand.

Die Zeitläufte sind den schönen Wissenschaften nicht günstig; dichtende Leute sagen: „Es sind schlechte Zeiten", und ihre ärgsten Feinde lassen sich schadenfroh vernehmen: „Vielleicht sei das belletristische Unwesen in Deutschland durch die Richtung auf gegenwärtige und bevorstehende Weltbegebenheiten in Folge der 3 Julitage bei der Wurzel angegriffen; freilich litten auch die ernstern Wissenschaften, allein nicht so unmittelbar, weil sie nicht von müßiger Neugier abhingen, und so bliebe meist nur das Wünschenswerthe, die Eindämmung breiter Zerflossenheit und die Erstickung eines überwuchernden Unkrautes kleinlicher Interessen".

Indessen die geistreichen Schriftsteller können sich beruhigen. Das Echte geht darum noch nicht verloren, und bis jetzt wenigstens ist der Kanonendonner nicht so laut geworden, daß die Dichter nicht immer noch Gehör finden sollten, wenn sie sich nicht etwa selbst den Ueberdruß der Leute zuziehen. In gewisser Weise scheint dies nun freilich der Fall zu sein, und jedes Wort, welches nach Dichtung und Kunst riecht, ja sogar die Kritik darüber ist einer großen, sehr achtbaren Partei von vornherein zuwider und der Leerheit verdächtig; dennoch, so sehr sich auch unter diesen Umständen die Aufgabe erschwert, dürfen wir uns nicht abschrecken lassen, über unsern gegenwärtigen poetischen Zustand und seine wichtigsten Momente eine bewußte Ansicht zu suchen, besonders wenn es scheinen könnte, daß gerade jetzt eine gewisse Wendung im Eintreten sei.

Wenn man zuvörderst näher nach dem Widerwärtigen in der jetzigen schönen Literatur fragen wollte, so würde es sich in 3 Partien darstellen. In der ersten als die unwissenschaftliche Oberflächlichkeit, die Etwas werden lassen will, ehe sie noch selbst Etwas geworden, eine Erscheinung, die indessen an keine Periode gebunden ist, sondern mit der ihr eignen Naivetät sich zu allen Zeiten herauswagt. Vielleicht macht aber die Gelehrsamkeit ohne Talent in diesem Felde denselben Eindruck wie das Talent ohne Gelehrsamkeit, und das Widerwärtige wäre in der Halbheit überhaupt zu suchen. In der zweiten Partie fänden wir es als das Zuviel, nämlich die bekannte Genialitätsjägerei, das Sentenzenschmieden und den Orakelton der Auserwählten, Männer, die so überklug sind, daß sie einer Entwickelung aus der Sache heraus gar nicht mehr bedürfen, sondern ganz einfach ihr höchstinteressantes und respective witziges Siegel darauf drücken und damit gut, in welcher Gattung das Unterste eine gewisse belletristische Taschenspielerei vor Herren und Damen (vgl. Saphir's „Humoristische Abende") sein dürfte. Diese Schriftsteller sind umsichtig, universell und aphoristisch, während die erste Classe begeistert, einseitig und häufig recht fruchtbar an zusammenhängenden, aber nichtssagenden Histörchen ist, zu welcher kindlichen Fahne das ganze schöne Geschlecht mit all' seinen unreifen Erzählungen und Liebesphantasien geschworen hat. Die Dritten, aus beiden vorigen gemischt, aber besonders gefärbt, sind ein eigenthümliches Erzeugniß unserer Zeit, Männer, die sich beredt über Göthe'n und Kunst verbreiten und in dieser Richtung selbst weiter ins Meer hinausbauen, ein ungeheuerer Phalanx, dessen Hauptstützen indessen zu bekannt sind, um noch einer namentlichen Erwähnung zu bedürfen. Sie sind halb als Nachahmer und überklug in der Construirung der einzig nothwendigen Poesie, Männer, welche die Poesie zu lernen versuchen, aber nie über den breiten Graben kommen, der zwischen dem Wissen und Können gezogen ist.

Aus diesen Schriftstellern die Dichter auszusondern, würde gewagt sein, da fast Jeder seinen Kreis hat, wo er dafür gilt und oft einen eifrigen; dennoch hört man auch viele Klagen über die große Menge mislungener Dichtungen hinter der sogenannten goldenen Zeit. Das Classische sei vorüber und an eine höhere Höhe nicht zu denken. Gegen diese Trostlosigkeit empört sich natürlich nicht nur der Nationalstolz, sondern auch jeder Mann von der Feder, dem sein Nachruhm auf der hellen Dichterhöhe am Herzen liegt, und dazu muß er einen verschiedenen Boden haben, der ihm und Andern das unter diesen Umständen so schwierige Vertrauen gibt. In dieser Beziehung ist es nun gewiß nicht uninteressant, wieder 2 Gegensätze ins Auge zu fassen, die nebeneinander Glück gemacht haben, zwar mit gegenseitiger Verdächtigung und Anklage wild aneinander gerathen sind, aber doch, eben

weil sie einen eignen Boden haben, als willkommene Erscheinungen von der bedürftigen, nach Neuem sehnsüchtigen Zuhörerschaft verschiedener Kreise aufgenommen worden sind.

Die Welt fühlt, daß die neueste Dichtung die Aufgabe hat, an dem Altclassischen Göthe's und Schiller's durch die That eine Unzulänglichkeit aufzuweisen. Mit nationalstolzem Jubel, denn in diesem Kreise gibt es einen deutschen Patriotismus, würde man das beweisende Kunstwerk begrüßen, und der Meister wäre einer übermenschlichen Feier gewiß. Dieses Sachverhältniß ist manchem speculirenden Kopf deutlich geworden, und es fragte sich nun: „Was hat Philipp mir zu thun übriggelassen?"

„Die Classiker gräcisirten zwar, aber nicht genug, sie verstehen keine Metrik", sagt Hr. v. Platen, und schlägt als neuer Klopstock den Takt zu den griechischen Rythmen:

Anapäste betont [er] jenseit des Gebirgs
Und freut sich des eigenen Wohllauts.

Diese Ausbesserung der Klopstock-Voß'schen Dichtertrompete thut vielen Ohren wohl, denen Voß, wiewol ihr Freund, wehe gethan; und auch manchem Schulmeister- und Schülerherzen, welche in den Ohren sitzen, ist er ein großer Apollo. Allein, wenn Hr. v. Platen sich nicht an die Herzen des Volkes zu wenden versteht und bei der Begeisterung für die Form beharrt, bei der Nachäffung des Aristophanes und bei der Faselei von den antiquirten griechischen Helden, ohne mit einer zeitgemäßen Weltanschauung, wahrer Charakteristik und Concentrirung lebendiger, menschlicher, mehr als metrischer Anklänge hervorzutreten, so wird er dem goldenen Zeitalter keine Gefahr bringen, welches diese Exercitien tausend Mal besser hätte machen können, wenn es nicht zu klug gewesen wäre, um leeres Stroh zu dreschen.

Ganz im entgegengesetzten Sinne verfuhren andere Neuerer, und wenn man ihnen einen Vater in der Vorzeit aufsuchen wollte, so wäre es Bürger mit seiner echtnationalen Bestrebung und dem Zauber ungezwungener Natürlichkeit, welcher nur eine höhere Weltansicht und ein weiterer Gesichtskreis fehlte, um schon damals Schiller'n und Göthe'n aus dem Sattel zu heben. „Schade", wird ein höhnischer Classiker sagen, „daß der Mann diese unbedeutenden Dinge nicht dazu gehabt". Wir lassen ihn spotten und finden diejenigen Gegner des Classischen am klügsten, welche alle ästhetischen Ketten verschmähten und die ungezwungene Natur zum obersten Gesetz machten, nachdem ihnen alle bisherige ästhetische Theorie und Ausübung dennoch zu Gute gekommen. Schon Jean Paul hatte einen schweren Stand gegen die Classiker, aber ein großer Theil ihrer Kunstphilosopheme ist vor ihm zu Schanden geworden, und nun sind die Nachgeborenen eifrig in Neubauten begriffen, um die Deutschen von der Alleinherrschaft dieser Perücken zu retten. Uhland's und Müller's Lyrik hat in dieser Beziehung ein unsterbliches Verdienst. Diese Schule, allerdings die einzige Hoffnung der deutschen Dichtkunst, bedarf einer sehr ernsthaften Bildung und vieler Wissenschaft, ohne die Erlaubniß zu haben, sie unmittelbar zu zeigen, eine Verzichtung, die für einen Deutschen viel sagen will. Ihre Leistungen sind schon jetzt vortrefflich, allein die bisher von ihr gemachten Gegensätze gegen die goldene Zeit nicht grell genug, und es mußte im verzweifelten Kampf eine Erscheinung hervorgehen, die sich gleich als Gegensatz geltend machte und so das Recht, auf eigne Hand poetisch zu sein, welches Jene nicht völlig berechtigt, wie es scheinen könnte, vorausgesetzten, erst ertrotzte, wir meinen den modischen Humor.

Nicht als wenn nun Alles gälte, was unter dieser Firma läuft, im Gegentheil, ein Jeder nehme sich wohl in Acht vor denjenigen Büchern, welche dies Aushängeschild auf dem Titel haben, nach der alten Jean Paul'schen Regel. Allein die Sache selbst ist sehr löblich, denn sie hat für unsere Zeit eine Nothwendigkeit in sich, und zwar von doppelter Art, die der Befreiung des Dichters und des Publicums.

Inwiefern die erste, das ist leicht zu sehen. Zuerst nämlich kann es nicht ausbleiben, daß jeder Dichter, wenn er in die schöpferische Stimmung geräth und doch dabei einige Besinnung über den Stand der Literatur behält, in unsern Tagen zu dem fatalen Gefühl kommt, wie die Poesie sich seit den beiden großen Weimaranern vielfältig widerwärtig und lächerlich gemacht, ja, wie der alte Mann selbst, dem wir so viel, vielleicht zu viel verdanken, sich in neuerer Zeit so häufig vergeblich bemüht habe. Dies Gefühl wird niederschlagend wirken; und wenn nicht die Vernichtung des poetischen Dranges die Folge davon sein sollte, eine satyrische, bittere Stimmung zurücklassen. Nun fragt sichs, ob das poetische Individuum dieser zu folgen im Stande und geneigt ist. Im günstigen Fall ergibt sich bald, daß eine theilweise Satyre und eine ernstliche Unzufriedenheit der Tod alles Dichterischen ist; die Welt muß in ihrer Totalität als lächerlich, aber in ihrer Lächerlichkeit als höchst liebenswürdig aufgefaßt werden. Das vergebliche Bestreben, das Ideal darzustellen, ist von der einen Seite rührend, das ewige Mislingen mag man aber auch von der andern Seite immerhin lächerlich finden. Wenn der Unglückliche soweit gekommen ist, hört er auf es zu sein; sein eigner Zustand muß ihm natürlich erscheinen, und eine scherzhafte Behaglichkeit, die in dem Drolligen das Schicksal der Welt sieht und sich nicht schämt, als komische Person mitzuspielen, macht ihn wieder zum Dichter, für die Sentimentalität aber hat er einen so gültigen Grund, daß er ihn nur mit in die Darstellung zu bringen braucht, um alle mögliche Freiheit zu ihr zu gewinnen. So möchte ihm der Humor und durch ihn die Befreiung entstehen. Wenn dies nun Vielen begegnet, so ist es doch wol wahrscheinlich, daß Einer oder der Andere dabei sein werde, der Geist genug besitzt, um nach solcher Art Geister erscheinen zu lassen; und auf diese Frage wollen wir allerdings später zurückkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Das gelehrte Anhalt.

Wie des Geistes Kraft nicht auf einen großen oder kleinen Raum beschränkt werden kann, so auch sein Forschen nicht in die Tiefen der Wissenschaft und Kunst. Mit einem ihn in seinem Streben unterstützenden Organ (Körper) umgeben, wendet er sich oft, ohne von Außen berührt zu werden, auf dem wissenschaftlichen Gebiete nach einer Seite, die noch im Dunkel liegt, und erhellt sie glücklicher und schneller, als ganze Generationen, ungeachtet alles Eifers und der Anwendung der bekannten Hülfsmittel. Die Literargeschichte gibt davon Zeugniß. Wie weit der wissenschaftliche Geist vorgedrungen, was er erzeugt und geschaffen, nachgebildet oder umgestaltet, wie er die Einsichten des Zeitalters vermehrt und die Erfahrungen bereichert, lehrt die Literatur und ihre Geschichte im Allgemeinen, und die Literaturwerke einzelner Länder im Besondern. Eins der kleinsten deutschen Länder ist das aus 3 Theilen bestehende Herzogthum Anhalt. Sein Areal von minder bedeutendem Umfange kann auch in seinen der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Hallen nur eine geringe Anzahl gelehrter Männer beschäftigen, deshalb aber immer auf die Förderung der durch so enge Grenzen nicht beschränkten allgemeinen Bildung durch Schriften auf dem großen Gebiete einflußreich geworden sein und ferner werden. Es wäre unstreitig eine der anziehendsten Seiten, von welcher Anhalts Literatur betrachtet werden könnte, wenn man sie nach gewissen Zeitaltern ordnete, die Geister, welche große und heilsame Veränderungen vorbereiteten, förderten und vollendeten, zusammenstellte und die Fortschritte bemerkte, welche auf irgend einem wissenschaftlichen Felde durch Einzelne gethan worden wären. Vermöchten wir auch diese Uebersicht nach dem vorliegenden:

Anhaltischen Schriftsteller-Lexikon, oder historisch-literarische Nachrichten über die Schriftsteller, welche in Anhalt geboren und gewirkt haben, aus den drei letzten Jahrhunderten gesammelt und bis auf unsere Zeiten fortgeführt; nebst einem Anhange von Andr. Gottfr. Schmidt. Bernburg, Gröning. 1830. Gr. 8. 3 Thlr.

zu geben, so wäre dies doch nur als ein kleiner Anfang zu betrachten, dem bei der Fülle von Gelehrten in Deutschlands größern und kleinern Ländern schwerlich die Fortsetzung werden würde und könnte. Wir begnügen uns deshalb mit einer hier und da berichtigenden Anzeige dieses mühevollen und verhältnißmäßig sehr vollständigen Schriftstellerverzeichnisses. Ob vor der Reformation Schriftwerke von Anhaltinern ins Leben gerufen und auf uns gekommen, dürfen wir nicht fragen; der Verf. datirt die schriftstellerische Thätigkeit in Anhalt von da an, wie Ersch und Andere von jener denkwürdigen Zeit, wo neues Leben, neues Licht in die faule Masse, ins Dunkel fiel. Mit welcher Liebe die Wissenschaften in der frühern Zeit in Anhalt gepflegt worden sind, bezeugt das Prädicat, das Georg Bersmann und gewiß nicht ohne Grund dem Lande gibt: „Ecclesiae Christi Jesu et Scholarum Hospitium". Mit eisernem Fleiße hat der Verf. gearbeitet, und Nichts, auch die unbedeutendste Schrift nicht, unberührt gelassen, obgleich nur wenige Vorarbeiten, und diese höchst lückenvoll, ihn unterstützen konnten. Er stellte sich eine schwere Aufgabe: „Diejenigen Schriftsteller und Verfasser" — ob nicht Abfasser auch beigesetzt werden sollte? — „von Büchern, einzelnen Predigten, Gelegenheitsreden, Monographien, Dissertationen, Disputationen, Programmen, Flugschriften, Abhandlungen und Journalaufsätzen alphabetisch zusammenzustellen, welche 1. in Anhalt geboren und gestorben; 2. in Anhalt geboren, aber später in das Ausland gegangen, und 3. aus dem Auslande nach Anhalt berufen sind". Es dürfte scheinen, daß diese Bestimmungen die Grenzen eines anhaltschen Schriftsteller-Lexikons überschritten, weil die in Anhalt Geborenen immer in ihren besten Jahren das Vaterland verließen und im Auslande erst den Beruf fühlten, durch Schriften zu belehren. Gegen die Aufnahme der unter 1 bezeichneten kann kein Zweifel obwalten, sowie auch gegen die unter 3 nicht, wenn deren Schriften nur von der Zeit an, wo sie in Anhalt wirkten, verzeichnet werden. Das Ausland erkennt von der Zeit, wo Anhaltiner seine Lehrer und Bildner wurden, sie auch als die Seinen an, wie Anhalt die Fremdlinge, die in seiner Mitte durch Schriftwort belehrten. Die Früchte ihres geistigen Wirkens werden freilich so getheilt, und um das Leben eines Mannes in seinen Schriftdenkmalen zu überschauen, muß man in dem Literaturwerke zweier Länder nachschlagen. Hr. Pf. Schmidt wollte diesem Uebelstande abhelfen und nahm alle Schriften der in sein Gebiet berufenen Ausländer und der aus demselben getretenen Inländer auf, sie mochten im Auslande oder in der Heimath geschrieben sein oder nicht, weil, wie er S. II d. Vorr. sagt: „Die Receptionsfähigkeit des Fremdlingschen durch seine amtliche Anstellung und durch seinen, wenn auch nur kurzen, Aufenthalt in Anhalt entschieden ist. Auch meinte ich durch Aufnahme genannter Koryphäen unser Anhalt zu ehren, und im Namen desselben gegen Männer, welche auch während einer kurzen Wirksamkeit zur Fortpflanzung der geistigen Cultur und zur Belebung der wissenschaftlichen Regsamkeit unter uns das Ihrige beigetragen haben, die Pflicht der Dankbarkeit wiederholt zu erfüllen". Er meint also nur, und wir wollen Nichts entgegenstellen. Wenn aus diesem Grunde der Verf. meint, daß die in Anhalt geschriebenen Bücher der Ausländer sich das Indigenat hier, wie die Schriften der Anhaltiner im Auslande dort erworben hätten, so finden wir die Ansprüche des Geburts- und Bildungslandes eines Schriftstellers allemal entscheidend für die Aufnahme seines Namens in die Reihen seiner schriftlichen Lehrer.

Wir wollen jedoch nicht länger im Vorzimmer weilen, sondern sogleich in die zahlreiche Gesellschaft von 742 Gelehrten — wenn wir richtig gezählt haben — treten, unter welche sich recht ausgezeichnete Männer gemischt haben. Viele begrüßen wir als alte Bekannte und Freunde, Andere sind uns kaum dem Namen nach und ihre Schriften gar nicht bekannt. Haben wir uns vielleicht nicht immer gleich sorgfältig um ihre schriftstellerischen Verdienste bekümmert, oder sind diese etwa nicht bekannt geworden? Wir wollen es nicht untersuchen, sondern uns unserm treuen Begleiter, dem „Schriftsteller-Lexikon", anvertrauen, das uns eines Jeden Namen vollständig, seinen Geburtsort und Datum, seine Bildungsanstalten und die Ehrenstufen, welche er im Staate oder in der Kirche nach und nach erstieg, angibt. Nicht selten gewährt das Alles den Ueberblick über ein ganzes Leben, den Weg, auf welchem er zu dem Entschlusse kam, Schriftsteller zu werden. Meusel hat in seinem „Gelehrten Deutschland" verstorbenen und lebenden Schriftstellern ein Denkmal gesetzt, aber Viele, die wir hier kennen lernten, übersehen, obgleich er auch die kleinsten Schriften beachtete. Sein Nachfolger wird für die Supplementbände hier eine reiche Nachlese halten können. Manche kleine Gelegenheitsschrift, mit deren Verfassung sich der Mann zeitlebens beschäftigte, wiegt schwerer, als Folianten, kam aber nicht in den Buchhandel zur allgemeinen Kenntniß; hier fand sie ihren Platz mit ihrem Verfasser; darum gewann dieses Werk an Umfang und gewinnt jedes allgemeine Literaturwerk.

Einige Belege mögen unsere Meinung begründen und das Werk selbst charakterisiren. Wir finden Leopold I., Fürst zu Anhalt-Dessau von 1698—1747, den bekannten königl. preuß. und Reichsgeneralfeldmarschall, den alten Dessauer, als Schriftsteller genannt. Er hat die Tagsbefehle aus dem Kriege in Pommern zusammengetragen, welche Fr. Wilhelm, König von Preußen, drucken ließ, und eigenhändig des preuß. Generals Ulrich Christoph von Stille's Leben niedergeschrieben (S. 211). Von der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold berichtet der Verf. ebenso würdig, als er ihre kleine Schriften und die Schriften Anderer bemerkt, die sie herausgab. Neben den fürstlichen Schriftstellern und Schriftstellerinnen glänzen im Bereiche dieses Werkes noch viele Andere erster und zweiter Größe. Viele derselben, wie Campe, Salzmann, Becker, Wolke und Andere arbeiteten an dem in Dessau aufblühenden, aber bald dahin-

welkenden Philanthropin und wurden erst später fruchtbare Schriftsteller; Andere verdanken Anhalt nur ihre erste Bildung, wie Mohs u. A., die im Auslande reichere Nahrung für ihren Fleiß und Unternehmungsgeist fanden. Zu vermeiden war es nun freilich nicht, daß auch mancher Name hier eingeschoben worden, der ohne Nachtheil für das literarische Gemeinwesen ungenannt bleiben konnte. Neben ihm finden wir oft den Titel einer sogleich nach der Andachtsstunde verschollenen Predigt, eines eilfertigen Fingerwerkes u. s. w.

Anfügen und ausfüllen, wo wir etwa Lücken sehen, wollen wir nicht, weil wir in Erfahrung gebracht, daß der Verf. seine reichen, berichtigenden, ergänzenden, später angelegten Sammlungen in einem Museum anhaltischer Künstler zum Gemeingut machen werde. Möge es der Ausführung nicht an Unterstützung gebrechen! Des Verf. Bitten um endliche Mittheilung des Lebensgeschichtlichen und Literarischen werden gelehrte Beamte nun wol erfüllen, wenn sie ihnen vor dem Erscheinen des Werkes auf dringendes und wiederholtes Ersuchen nicht willfahrten, und sich ihres unanständigen Schweigens schämen. 11.

Romanenliteratur.

1. Die Inselfahrer. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Isidore Grönau. 2 Bände. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Nach einigen sanften Tongängen, die zu kurz und zu wenig durchgehende Grundaccorde sind, um für eine einleitende, den Inhalt offenbarende Symphonie zu gelten, fliegt der Vorhang auf, ein Schiffbruch donnert Aufmerksamkeit in die noch zerstreuten Zuhörer, in buntem Wechsel geht es bald zu milden, schmelzenden, bald zu rauhen, erschütternden Weisen über, Liebende, Ehegatten, barbarische Seeräuber, reumüthige Unglückliche klagen, entzücken sich, drohen, schmähen in Arien und Duetten, und erzählen in Recitativen die Geschichte ihres Lebens. Ein junger Neger weiß am besten den Melodramacemment, seine Schilderungen, Klagen u. s. w. sind niemals die poetischen Klänge eines Natursohns, immer die eines auf der Bühne stehenden, durch Flor und Handschuh, die schwarze Farbe lügenden Schauspielers, der seinen Part wol einlernte. Die reiche, mannichfache Scenerie steht dem Personale nicht nach, man unterhält sich in der üppigen Vegation dieser südlichen Zonen, von glänzendgefiederten und befellten Geschöpfen bewohnt, aufs beste; das Schlußfinale löst jeden noch übrigen Miston, die Schlechten gehen unter, der edle Reuige, der nicht zur Harmonie in sich gelangen konnte, stirbt, und der Guten Freudenchor verheißt Dauer, da einem Jedem die ihm passende Tonart und Leiter zugetheilt wurde.

2. Novellen, Erzählungen und Reiseskizzen, von Henriette v. Montenglaut. 2 Bände. Braunschweig, Verlagscomptoir. 1830. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

In unserer, nur Massen respectirenden Zeit muß sich Alles dieser Sitte fügen, nach dem Geschmack der größten Masse, auch die kleinere einrichten. Die den meisten Raum füllenden Einzelnheiten dieser Sammlung sind Reiseskizzen, und diese hauptsächlich eine Apotheose von Henriette Sontag, welche Frau von Montenglaut auf ihren Kunstreisen begleitete. Kein Wunder, daß ein Abglanz der schönen Sängerin auf die Lobrednerin fällt, sie sich mit ihr bewundert, und der Opernprunk, die Hyperbeln enthusiastischer Verehrer auch da mit sich geltendmachen, wo von Theater u. dgl. in den Novellen, den Biographien gar nicht die Rede ist. Der Pathos kann hier und da übertrieben sein, das gewöhnt sich mit an, aber der Kunstgeschmack, die Ausschmückung sollte immer echt sein, das hätte die Frau Baronin bei ihrer anmuthigen Pflegebefohlenen lernen können, und im Urtheil, zumal über Kunstgegenstände, in der Verzierung nicht so viel Geschmackwidriges, nicht so unechten angelaufenen Flitter anbringen sollen. — Außer den Reiseskizzen enthält die Sammlung 4 Novellen, „Die Convenienzheirath", „Rose ohne Dorn", „Der aschgraue Onkel", „Die lichtgrüne Tante", wovon erste eine veränderte, aber nicht verbesserte Auflage der „Karoline Lichsield" und einer Erzählung von Anton Wall ist, und die 3 übrigen, wie schon der Titel beweist, nach Effekt streben. „Das braunschweig-lüneburgische Haus am Ende des 17. Jahrhunderts", in den Biographien des letzten Herzogs von Celle und dessen Tochter, ist mit Fleiß gearbeitet, aber etwas einseitig, wie es denn den Biographen, zumal denen weiblichen Geschlechts nicht selten begegnet, sich in ihre Helden und Heldinnen zu verlieben. Der „Ausflug nach Pommern" wäre gut, wenn das liebe Ich sich bescheidentlicher verhielte.

3. Konradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufen. Eine historische Erzählung von J. Satori. 2 Theile. Leipzig, Rein. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ohne Schwulst, Ziererei und Manier tritt der letzte Sprosse eines großartigen, tragischem Schicksale bestimmten Geschlechts, der viel beklagte Konradin, auf, ein günstiger Stoff für den Novellisten, ein stets mislingender für den Tragöden. Die Verf. erwähnt einer frühern Bearbeitung desselben Gegenstandes von Benedicte Naubert. Bei der Schwierigkeit, sich die Schriften der trefflichen Frau zu verschaffen, die den Autoren geschichtlicher Romane, Walter Scott nicht ausgeschlossen, zum Muster gedient, läßt sich kein Vergleich anstellen, wie beide Schriftstellerinnen den Stoff behandelten. Vermuthlich ist die Naubert weitschweifiger, episodenreicher, aber auch minder trocken, und lebendiger den Schauplatz und die mithandelnden Nebenpersonen malend, als die gemessene, sich jedes Ueberflüssigen enthaltende Satori, deren Erzählung als eine verdienstliche anzuerkennen ist.

4. Die Schriftstellerin und der Schutzpatron. Zwei Erzählungen von Henriette Hanke. Liegnitz, Kuhlmey. 1831. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Familiengeschichten im besten Sinne, voll einer gesunden, nicht verweichlichenden, noch das Uebermenschliche fordernden Sittenlehre, deren Grundsätze und Beispiele in ansprechender Form gereicht werden. Die erste Erzählung zerfällt in zwei Geschichten, die, streng genommen, in keinem nothwendigen Zusammenhang miteinander stehen. Es ist das einfache Geschick eines jungen Mädchens, das die Trauer um einen Unwürdigen, der Das, was er Liebe nannte, auf eine Reichere übertrug, niederkämpft, ohne Haß, Bitterkeit, Hohn oder dumpfem Hinbrüten aus dem Streite hervorgeht und die wackre glückliche Gattin eines ihrenwerthen Mannes wird. In der zweiten Hälfte sucht die Verf. Vorurtheile und ungünstige Meinungen zu entkräften, welche auch jetzt über Schriftstellerei der Frauen noch nicht verstummt sind. Dies zu thun, ist sie befähigt wie Wenige, als Schriftstellerin verdienstlich, als Frau in jeder Beziehung höchst achtbar; auch wird sie nicht zur unweiblichen Streiterin, sondern sie stellt ganz einfache Fälle auf, in denen es erlaubt sein darf, in eine weitere Sphäre einzuschreiten und neben den eigentlichen Obliegenheiten des Geschlechts andere zu übernehmen. 84.

Literarische Anzeige.

Interessante Neuigkeiten.

Soeben erschienen bei mir und sind in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Oehlenschläger (A.), Morgenländische Dichtungen. 2 Bändchen. 12. 24 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht. — Die Drillingbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Romainville (Leontine), Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Parisers. 8. 22 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 291. —— 18. Oktober 1831.

Ueber das humoriſtiſche Element in der heutigen Dichtkunſt.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 290.)

Die Befreiung des Publicums iſt von dieſem Standpunkte nicht ſchwer. Der altkluge claſſiſche Ruhmshochmuth wird von ihm zur Narrheit, das Neue gewinnt Leſer, der Gegenſatz Liebhaber, gegen das Lächerliche hilft kein Widerſpruch, und die Wahrheit dieſer Lebensanſicht, wenn ſie nur wirklich dichteriſch-anſchaulich heraustritt, hat Jeder in der Hand. Es iſt nicht zu leugnen, daß Jean Paul ſchon immer mehr als eigentlicher Dichter anerkannt wurde und immer mehr Boden gewann, obgleich ſeine Schriften von der Art ſind, daß nur ein höherer Grad von Bildung ſie genießbar macht; aber gerade das iſt ein großer Vorzug des Humors, daß er in ſeiner Vollendung jeder Claſſe von Leſern genügen kann, wie es zum Beiſpiel der „Don Quixote" thut; hier hat alſo Jean Paul einen Kranz hängen laſſen. Und in der That, es kam darauf an, eine ſo bedeutende Popularität zu gewinnen, wie die Helden der goldenen Zeit ſie haben, um neben ihnen zu beſtehen. Dies iſt nun eigentlich immer noch nicht vollſtändig gelungen, ja wir haben es ſogar erleben müſſen, daß die Engländer und Nordamerikaner unſere Literatur beherrſchten. Die berliner Schule, welche durch Gelehrſamkeit und Fleiß zum Claſſiſchen ſtrebt, iſt ungemein fruchtbar an leidlichen Studien, allein ſie hat keinen Einfluß auf die Befreiung des Publicums haben können, weil ſie ſelbſt die frommen Feſſeln trägt und höchſt geſetzmäßig und claſſiſch geſinnt iſt. Freilich macht ſie ſich dadurch beſonders in Süddeutſchland zum Spott der Leute, allein das iſt diejenige Partei, welche ſich einbildet, die möglichſt vollkommene Form anzuhaben, ſchon von Alters her gewohnt, ohne ſich dadurch irren zu laſſen. Wie ſehr aber die armen Deutſchen einer neuen Form in der Dichtkunſt bedurften, zeigt hinlänglich das ganz unglaubliche Glück, welches Walter Scott's hiſtoriſche Romane, oft in einem traurigen deutſchen Zuſchnitt, gemacht haben, ſodaß man billig auf den Gedanken kommt, wie tief ſie erſt dann eingegriffen haben würden, wenn ſie ein deutſcher Dichter geſchrieben hätte, es müßte denn ſein, daß ihr jetziges, urkundlich hochländiſches und ausländiſches Anſehen mehr gälte als aller Zauber des lebendigen Dichterwortes. Dieſes unglaubliche Glück rief eine noch unglaublichere Menge hiſtoriſcher Romane hervor, die nun aber natürlich ſchon wieder die Stimmung gegen ſich haben, und es währte nicht lange, bis man ſehnſüchtig nach neuen Erſcheinungen ausſah und zwar mit einer Richtung des Blicks, welche ſehr niederſchlagend für die deutſchen Dichter war. Dennoch verzweifelten ſie nicht, und „Die Memoiren des Satans" retteten ihre Ehre durch den allgemeinen Beifall, womit ſie aufgenommen wurden, ſind aber auch ein Beweis für das Daſein einer neuerungsſüchtigen und darum der Poeſie des Widerſpruchs vorzüglich günſtigen Stimmung im Publicum. Denn die eigenthümliche Art, der neue Standpunkt, die geiſtreiche Oppoſition wurden die magnetiſche Macht, welche die abtrünnigen Herzen wenigſtens einigermaßen wieder herumlenkte, oder worin hätte es ſonſt gelegen, daß ſelbſt Männer wie Tieck und die Berliner ſich gegen die Amerikaner nicht halten konnten? Die Luſt war indeſſen noch nicht gebüßt. Waſhington Irving's geiſtreiche Skizzen und humoriſtiſcher Anflug machten auch ihn bei uns zum Modeſchriftſteller, und dies beweiſt wieder für die befreiende Kraft dieſer Gattung unter den gegenwärtigen Umſtänden.

Es leidet keinen Zweifel, daß hier Mancher der Meinung ſein wird, jene Kraft bewieſe jedes Neue, wenn es nur echt ſei, und Walter Scott gäbe ein Beiſpiel ab. Allein die Ueberſättigung an der poſitiven Seite der Dichtkunſt konnte dem großen Unbekannten darum nicht ſchaden, weil er mit dem betrügeriſchen Schein des ſchlichten Hiſtorikers auftritt und ſeine Romane für uns, die wir hierin gar keine Scheidung zwiſchen Wirklichkeit und Dichtung zu machen im Stande ſind, immer eine Art ſchottiſcher Urkundenſammlung abgegeben haben. Somit ſtand er gegen die Poeſie ebenfalls, wenigſtens ſcheinbar negativ, und es leidet keinen Zweifel, daß ihm dies in Deutſchland ſehr zu Statten gekommen iſt, wobei man ſich wol nicht mit Unrecht daran erinnert, wie wenig Glück verhältnißmäßig Lord Byron's Poeſien bei uns gemacht haben. Wenn man aber auch zugeſteht, daß nicht in dem hiſtoriſchen Schein und der darin liegenden Negation der Poeſie, ſondern in der bloßen Neuheit dieſer vortrefflichen Dichtungen der Grund ihres Glücks liege, ſo ſchadet das dem Satze, daß unter dieſen Umſtänden der Humor vor-

zugsweise befreiend wirke, keineswegs, vielmehr ist es gerade ihm nicht abzusprechen, daß er vor Allem neu ist und daher seine Geschicklichkeit im Kampf gegen die weitverbreitete Meinung, daß kein neues Vortreffliches mehr möglich sei, gerade Dasjenige, was ihm jetzt so sehr zu Gute kommt. Man ist ihn schon von Jean Paul's Zeiten her als Gegensatz gegen die Classiker gewohnt; wo er daher auftritt, begrüßt man ihn freundlich als den alten ritterlichen Kämpen, und wenn er nur überhaupt erscheint, so erscheint er auch als Gegensatz, und folglich als ein Neues in Bezug auf die Repräsentanten der sogenannten goldenen Zeit, während dies bei jedem andern Versuche noch zweifelhaft ist. Aber auch sein innerstes Wesen erwirbt ihm mit Recht dieses Vertrauen. Die Zerstörung der Form durch die darangehaltene Idee, die Aufweisung der unvollkommenen Nachbildung des Ideals ist die Wirksamkeit des sogenannten liberalen Princips sowol im Staat als in der Literatur. Tritt nun ein unparteiisches Bewußtsein und gemüthliche Auffassung an diese Erscheinung heran und stellt diesen Kampf in entsprechenden Bildern dar mit jener Beleuchtung, welche man, als Erzeugniß der sentimental-komischen Stimmung auf diesem Standpunkt, die humoristische nennt, so ist dies offenbar die gründlichste Opposition selbst gegen die schönste Form und eine so unaufhaltsame Neuerung, daß sie jedes Mal über sich selbst lacht, sobald sie nur ein wenig positiv wird, ja sogar ihr eignes Gefühl, sobald sie es geschaffen hat, wieder zerstört. Je strebsamer nun gerade in diesem Augenblicke die Zeit ist, destomehr muß ihr der bewegliche und zügellos scheinende Humor entsprechen.

Ob das Bewußtsein der politischen Unehre, welches wol in die ganze junge Generation hineingetreten sein mag, dieser poetischen Form so günstig sei, wie Einige zu glauben scheinen, das ist für uns eine sehr zweifelhafte Sache, da die politische Opposition leicht zur Erbitterung treibt und dann wol Ironie und geistreiche Malice, aber keinen gutmüthigen Humor erzeugt. Ohne Bitterkeit ist ihm die Opposition günstig, wie die englischen Parlamentsreden genugsam beweisen. Ueberhaupt hat der Engländer sehr viel Sinn für ihn, während er uns erst in neuerer Zeit mit seinem eigenthümlichen Reiz zu berühren scheint. Allein so offen ihm auch alle Ohren sein mögen und so empfänglich alle Herzen, so schwer ist seine gelungene Erscheinung. Den meisten Naturen ist eine solche Ansicht der Dinge geradezu verschlossen, denn ohne innere Erfahrung und Durchgänge durch mancherlei Zustände gelangt Niemand zu ihr, weswegen denn auch ein großer Theil Leser an humoristischen Personen in den Dichtungen von Shakspeare, Cervantes und Jean Paul nur die augenfällige Wahrheit, nicht die tiefere Bedeutung der Zeichnung lobt. Dennoch ist vielen Menschen das Philosophem und der vollständige Genuß humoristischer Erscheinungen zugänglich, aber die Darstellung einer gedichteten Welt in diesem Licht keineswegs so sehr Jedermanns Sache, daß alle die humoristischen Titel, die jetzt gedruckt werden, auch gleich vor humoristischen Dichtungen stehen sollten. Sie beweisen nur, wie empfänglich das Publicum für diese Dichtungsart sein muß, da diese kundigen Leute das Wort in ihre Firma aufnehmen.

Auf diese Weise erklären wir uns die Entstehung des jetzt überall spukenden Humors, sie hat darin ihre Nothwendigkeit, daß die Dichter bereits in der Knechtschaft waren und das Publicum darein zu fallen Gefahr lief, darauf sich augenblicklich durch den großen Unbekannten und seinen Anhang rettete und endlich mit großer Ungeduld von dem Einheimischen die völlige Befreiung verlangte, nachdem der selige Hauff den Anfang damit gemacht zu haben schien. Freilich fand es sich bei dieser Gelegenheit bestätigt, was in anderer Beziehung das biblische Wort sagt: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt", und bis zum Ueberdruß haben unaufhörlich die vielen Berufenen oder, nach unserer Art zu reden, Unberufenen den Namen dieser gepriesenen Stimmung wiederhallen lassen, ohne, trotz Jean Paul's „Vorschule" und aller Theorien der Poesie, die Sache selbst zu kennen oder zu haben, weswegen es ihnen denn begegnet ist, statt humoristischer Dichter blos humoristische Personen zu werden und in diesem Verstande das Publicum allerdings wenigstens theilweise zu befriedigen.

Die berühmte Stimmung überlästigen und verhängnißvollen Namens sahen wir uns schon einige Mal veranlaßt, näher zu bezeichnen, und haben dabei ihre zwei Seiten anerkannt. Eine solche Trennung sollte aber eigentlich nur in der Beschreibung der Stimmung, wo man sich eben nicht anders helfen kann, stattfinden, und ein berühmter Autor (Jean Paul) hat oft in völlig materialistischer Trennung des Weinens und Lachens große Fehler begangen. Die Schwankung zwischen beiden, die Mischung beider Enden und das entstehende Mittlere, welches aber durchaus Eins und in sich einig ist, stellt sich als das Naturgemäße dar, während völlige Trennung, als ein Ergebniß einseitiger Berechnung, verletzt, dagegen beim Durchscheinen des Entgegengesetzten natürlich, selbst bei allem äußern Anschein keine Halbheit vorhanden ist. Die Abstufung vom Gefühlvollen zum Lächerlichen in dem einzelnen Dichter, oder das Verhältniß des Gemüthlichen zum selbständigen, gleichsam abgelösten Widerspruch, ist jedoch so unendlich mannichfaltig, daß man häufig die Schriftsteller dieser Gattung ganz von einander absondert, z. B. Horaz, Shakspeare und den Verfasser der „Empfindsamen Reise". Es würde allerdings nicht unangemessen sein, je nachdem das eine oder das andere Element in der Dichtung vorwiegt, den Humor männlich oder weiblich, stark oder weich zu nennen und sich wohl zu hüten, den männlichen Humor bei Horaz und Cervantes für unvollkommen zu halten, während er doch gerade der vollendetste sein dürfte, ebenso wie der platonische Sokrates, wo er nicht positiv und docirend wird, gewiß der unübertrefflichste Humorist genannt werden muß, ohne gleichwol diese verdiente Anerkennung zu finden, wie denn überhaupt die platonische Ironie wol seit Jahrhunderten mehr Verwirrung als Freude erregt hat. Beachtet man aber den Gesichtspunkt des Dichters nicht, so kann man freilich in den Fall kommen, weder die Satyre noch das

Gefühl zu merken, wie wir es z. B. allerdings erlebt haben, daß ein gelehrter Schulmann die berühmte Ode:

(Hor. Epod. II.) Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bubus exercet suis,
Solutus omni foenore, etc.

für ein Lob des Landlebens ausgab, was sie auch immerhin sein möchte, wenn man sie nur ein Mal läse und die 4 letzten Verse:

Haec ubi loquutus fenerator Alphius,
Jamjam futurus rusticus,
Omnem redegit Idibus pecuniam,
Quaerit Kalendis ponere.

zudeckte; hat man diese aber einmal gelesen, so gehört viel Gelehrsamkeit dazu, die humoristische Stimmung zu unterdrücken, freilich wird es aber nun auch nothwendig, das Gedicht noch ein Mal zu lesen, weil man sich allerdings mystificirt sieht, dann aber wird auch Jedermann die Einheit der beiden humoristischen Elemente lebhaft empfinden, wenn er ja deren Möglichkeit bis dahin noch bezweifelt haben sollte. Dies ist jedoch männlicher Humor, welcher den Widerspruch in die Zeichnung hineinlegt, die eigne Stimmung aber nur durch die Schöpfung des Ganzen verräth, während unsere Zeit den weiblichen vorzuziehen scheint, wahrscheinlich weil sie ihn für dichterischer hält; allein, wenn dies wirklich die Meinung wäre, so läge darin ein nicht unbedeutender Irrthum, etwa derselbe, welcher die Lyrik der Dramatik und Charakteristik vorzieht, und eben darum ist der männliche Humor vorzüglicher, weil er bei seiner gehaltenen Art leichter zum Personificiren kommt.

So mannichfaltig nun die Abstufung zwischen den Humoristen beider Gattungen sein kann, so ist doch Allen die eine Ueberzeugung von der allgemeinen Unzulänglichkeit des Realen nothwendig, und nicht nur diese Ueberzeugung, sondern auch die Fähigkeit, dieselbe mit Erweckung der vielbesprochenen Stimmung an den poetischen Erscheinungen nachzuweisen und zwar allemal indirect, damit nicht statt der Dichtung ein Philosophem entsteht. Denn der höchste Triumph wäre der, den Gedanken zu erzeugen: „Ja, so ist die Welt!" ohne das für den Dichter nothwendige Prototypische („die allgemeine Weise") zu vernachlässigen und die Richtung auf das Ideal (die Foderung des Wahren eben aus der Anschauung des Unwahren als eines solchen) zu verfehlen.

Die Bedeutung dieser Dichtungsart im Allgemeinen war freilich aus diesem Gesichtspunkte, welcher längst genommen worden, nicht zweifelhaft; wenn wir nun aber daran erinnern, was wir oben von ihrem Verhältniß unter den gegenwärtigen Umständen ausführten, so wird es uns erlaubt sein, eine Erscheinung, die in der neuesten Zeit allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat und ohne Zweifel in dieser Gattung sich auszeichnet, vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, unter diesen Gesichtspunkten zu betrachten, wir meinen Heine's „Reisebilder". *) 153.

*) Ein zweiter Artikel in der nächstfolgenden Lieferung. D. Red.

Ueber die altdeutsche Baukunst, von Georg Moller. Als erläuternder Text zu seinen Denkmälern der deutschen Baukunst. Zweite Auflage. Darmstadt, Leske. 1831. Gr. 8. 16 Gr.

Dieses Schriftchen bildet eine werthvolle, erläuternde Zugabe zu den vom Verf. herausgegebenen „Denkmälern der deutschen Baukunst". Man erhält darin klare und geistreiche Aufschlüsse über das Verhältniß der altdeutschen Architektur zu den Bauarten anderer Völker in frühern und gleichzeitigen Perioden, woraus über die Entstehung und muthmaßliche Ableitung des ihr eigenthümlichen Styls Ansichten gefolgert werden, die von einer ebenso unbefangenen und eindringlichen Untersuchung als von einem geschichtlichen Blicke zeugen, der die Baukunst eines Volkes im Zusammenhange mit seiner ganzen Nationaleigenthümlichkeit aufzufassen und aus derselben zu beurtheilen versteht. Das 1. Capitel verbreitet sich über die Bestimmung des Alters der Gebäude, die Benennung der verschiedenen Bausstyle des Mittelalters und über das Verdienst ihrer Erfindung. Zugleich stellt hier der Verf. als seinen Grundsatz auf, daß nur dasjenige Volk das Verdienst einer eigenthümlichen Baukunst in Anspruch nehmen könne, dessen Werke einmal dem Klima, der durch das Material bedingten Constructionsart, sowie der Denkweise und den Sitten des Volks und des Zeitalters entsprechend sind, und dessen Gebäude zweitens in den Hauptformen und in den Verzierungen mit sich selbst ein übereinstimmendes Ganze bilden, welches alles Fremdartige und Unpassende ausstößt. Im zweiten Capitel spricht der Verf. über den römisch-griechischen Baustyl von der Einführung des Christenthums als Staatsreligion im römischen Reiche bis zum 8. Jahrhundert, sowie über dessen Einfluß auf die Bauart im übrigen Europa. Besonders hervorzuheben ist hier die vom Verf. einleuchtend gemachte Behauptung, daß den Gothen oder Longobarden auf keine Weise die Erfindung der gewöhnlich nach ihnen benannten oder überhaupt irgend einer Baukunst zuzuschreiben sei, und daß ebenso wenig schon die alte heidnische Religion der nördlichen Völker auf die Kirchenbaukunst Einfluß gehabt habe. Der Verf. ist der Meinung, daß weder die Gothen noch die Longobarden eine eigenthümliche Baukunst hatten, sondern als rohe eingewanderte Völker die Bildung der Ueberwundenen und so auch deren Baukunst annahmen, wie sie auch ihre Gebäude durch Römer und auf römische Weise aufführen ließen. Das dritte Capitel verbreitet sich über die in Deutschland herrschende Bauart vom 8. bis zum 15. Jahrhundert, und behandelt im Verfolg der Untersuchungen die oft aufgeworfene Frage von der Anwendbarkeit der mittelalterlichen Baukunst und ihrer Formen in heutiger Zeit. Der Verf. bemerkt, daß die Kunst, welche den strasburger Münster, den Dom von Köln und andere Meisterwerke hervorbrachte, nichts anders als das Resultat ihrer Zeit gewesen. Der damalige Zustand des öffentlichen und Privatlebens, das Verhältniß der Staaten und der einzelnen Städte, der Zustand des Handels und vornehmlich die durch alle Classen der Nation herrschende religiöse Begeisterung wirkte mächtig auf die Entstehung und Ausbildung dieser Baukunst. Die großen Baumeister des Münsters zu Strasburg, des Doms zu Köln und aller der vorzüglichen Gebäude, die wir kennen, stehen nicht einzeln da, sondern sie und ihre Werke sind nur die höchste Blüte und Krone der Zeit, in welcher sie lebten. Wir können diese Werke bewundern und nachahmen, aber nicht schaffen, weil die äußern Verhältnisse, unter welchen jene Kunst entstand, in keiner Hinsicht mehr dieselben sind. Wollen wir das Einzelne derselben, ihre Fenster, Thüren und Verzierungen u. s. w. auf unsere Zeit und unsere Bedürfnisse anwenden, so wird in der Regel etwas Ungereimtes entstehen, weil diese Theile dem Ganzen fremdartig bleiben, und das Mißverhältniß wird um so mehr auffallen, je größer und herrlicher die Originale sind, von welchen wir sie entlehnten". Indem der Verf. daher die Baukunst des 15. Jahrhunderts von der Gegenwart gänzlich ausschließen möchte, macht er auf den durchaus verschiedenen Fall aufmerksam, in welchem

sich in dieser Hinsicht die noch täglich von uns angewendete Architektur der Griechen befindet. Er bezeichnet die griechische Baukunst als die Frucht des klaren Verstandes und eines richtigen Schönheitssinnes, welcher sich streng auf das Nothwendige beschränke, dem er die schönsten Formen zu geben suche, weshalb diese Kunst nie aufhören werde anwendbar zu sein, während die deutsche Baukunst dagegen vorzugsweise eine eigenthümliche Hervorbringung von Phantasie und Religion sei. Was aber die technische Kunstfertigkeit, die geschickte Berechnung der Kraft zur Last, die Kühnheit und Leichtigkeit der Constructionen anbetrifft, so ist der Verf. der Meinung, daß weder Griechen noch Römer es darin so weit gebracht als die Baumeister der Kirchen des 13. Jahrhunderts, wozu noch kommt, daß jene Meister ihre Gebäude mit dem möglichst geringen Aufwande von Material ausführten, sodaß die Gewölbe vieler sehr großen Kirchen nur 9—10 Zoll dick sind und die Umfangsmauern, bei einer Höhe von mehr als 60 Fuß, oft keine 2 Fuß Dicke haben. Zur Erhaltung und verbreiteteren Kenntnißnahme unserer vaterländischen Kunstdenkmäler spricht der Verf. den Wunsch aus, daß auf Veranlassung der Regierungen ein mit historischer und artistischer Kritik abgefaßtes Verzeichniß der in den verschiedenen Ländern Deutschlands befindlichen merkwürdigen alten Gebäude, worin das der Erhaltung Würdige von dem Schlechten gesondert wäre, aufgestellt und bekannt würde, wodurch man nicht nur eine Uebersicht des Vorhandenen erhielte, sondern auch diese Werke zugleich unter den Schutz der Publicität stellte und dem Vandalismus, mit welchem an vielen Orten unwissende Unterbehörden diese Gebäude nur als gute Steinbrüche ansehen und benutzen, durch die Furcht vor öffentlicher Schande ein Damm entgegengesetzt würde. Schon vor mehren Jahren wurde eine solche Verordnung von Seiten der Regierung im Großherzogthum Hessen erlassen, welche die Erhaltung und Bekanntmachung aller im Lande befindlichen Baukunstalterthümer bezweckte. Das vierte Capitel enthält die Vergleichung einiger Gebäude, welche in verschiedenen Ländern Europas im Styl des 13. Jahrhunderts aufgeführt sind, und beschäftigt sich besonders mit den Hypothesen, welche hinsichtlich der Erfindung dieser Bauart, vornehmlich des Spitzbogenstyls, aufgestellt worden. Die meisten dieser Hypothesen sind unhaltbar und zerfallen auf den ersten schärfern Blick in sich selbst. Ueber und gegen die Meinung, daß die Holzconstruction die Veranlassung zur Erfindung des Spitzbogenstyls gewesen, bemerkt der Verf., wie eine Untersuchung der Gebäude zeige, daß die ältere Kirchenbauart vornehmlich die Kunst, Gewölbe aufzuführen, voraussetze und mithin sich auf eine reine Steinconstruction gründe. Der Verf. stellt überhaupt den Satz auf, daß von einer Erfindung des Spitzbogenstyls eigentlich nicht die Rede sein könne, da er, wie jede andere mathematische Figur, längst bekannt war. Es könne also nur die Frage entstehen, wie er in der Bauart des 13. Jahrhunderts herrschend geworden ist. „Die Verzierungen", spricht der Verf. hier als Grundsatz aus, „als das Außerwesentliche, richten sich bei jeder Bauart in ihren Formen nach den wesentlichen Haupttheilen der Gebäude, aber nicht umgekehrt die Haupttheile nach den Verzierungen". Für diesen Grundsatz läßt der Verf. die Erfahrung sprechen, indem es sich an allen Gebäuden aus der Periode, wo die ältere Bauart in den Spitzbogenstyl überging, zeige, wie zuerst die Hauptformen, die Giebel und Dächer, später die Gewölbe und Fenster, und noch später die außerwesentlichen Theile und Verzierungen geändert werden; so finde sich z. B. die kleine Bogenverzierung, welche bei Gesimsen und Gurten so oft vorkommt, an der Kirche von Gelnhausen noch nach dem Halbkreise geformt, während doch die Giebel und Fenster schon spitz sind.

Nicht weniger schwierig und den verschiedenartigsten Hypothesen unterworfen ist die Frage, ob der Spitzbogenstyl einer einzelnen Nation, und welcher er angehöre. Hinsichtlich der Gothen und Longobarden hatte der Verf. schon früher gezeigt, daß sie keine eigenthümliche Baukunst gehabt. Dasselbe behauptet er an dieser Stelle über die von den Arabern mit großer Kunst und Prachtliebe in Spanien und Portugal aufgeführten Bauwerke. Er gibt zu bedenken, daß die Araber, ursprünglich als ein Hirtenvolk, gar keine Baukunst haben konnten, und dann erst, als sie in eroberten Ländern feste Wohnsitze erhielten und aus Nomaden ein ackerbautreibendes Volk wurden, sich eine Baukunst bildeten; da jedoch fast alle neuen Besitzungen der Araber ehemals zum großen römischen Reiche gehört hatten, so finde man auch in ihrer Baukunst Manches aufgenommen, was Gebäuden aus der ältern oder spätern christlich-römischen Zeit eigenthümlich sei. Da aber nach des Verf. Meinung der Spitzbogenstyl des 13. Jahrhunderts aus der ältern christlich-römischen Bauart entstanden ist, so folgert er daraus, daß man denselben in einem Lande als eigenthümlich suchen müsse, welches ein nördliches Klima habe und in dem jene ältere Bauart herrsche, also im nördlichen Frankreich, in England oder Deutschland. Der Verf. zieht hier unter andern die Bauart der zu Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts erbauten Domkirche zu York in nähere Erwägung, weil sich die Engländer vorzugsweise das Verdienst der Erfindung und Ausbildung des Spitzbogenstyls angeeignet haben. Er weist an dieser Kirche die nicht sehr verständige Vermischung zweier gänzlich heterogenen Bausysteme nach, was für die Originalität der englischen Kirchenbauart um so weniger ein günstiges Vorurtheil gebe, da zur Zeit der Erbauung der Kirche von York die deutschen Kirchen schon die vollkommenste Ausbildung der Kunst zeigen. Dagegen hebt der Verf. an der deutschen Kirchenbauart hervor, daß die Hauptformen sowie das ganze System der Verzierung daran vollkommen übereinstimmend sind und sich auf den spitzen Giebel, die Pyramide und den Spitzbogen gründen. Da aber nach des Verf. früher mitgetheiltem Grundsatze dasjenige Volk am meisten berechtigt sei, das Verdienst einer eigenthümlichen Baukunst in Anspruch zu nehmen, dessen Gebäude in den Hauptformen und in den Verzierungen mit sich selbst ein übereinstimmendes Ganze bilden, welches alles Fremdartige und Unpassende ausstößt, so hat er sich dadurch schon a priori entschieden, der deutschen Baukunst das Verdienst der Erfindung und Ausbildung der Bauart des 13. Jahrhunderts zuzueignen. 156.

Notizen.

Die Vertheilung der Wärme im Innern der Erdkugel und in einer geringen Entfernung von der Erdrinde ist bekanntlich von derjenigen verschieden, welche man auf ihrer Oberfläche oder vielmehr in der sie umgebenden Atmosphäre beobachtet. Die Beobachtungen über die Temperatur der Quellen sind für die physikalischen Wissenschaften von großer Wichtigkeit. Seit einiger Zeit fängt man an sich ernstlicher damit zu beschäftigen als früherhin. Hr. Were-For hat kürzlich der geologischen Gesellschaft in Cornwallis seine in den Minen dieses Landes angestellten Beobachtungen mitgetheilt. In dem Kupferbergwerke Ting-tang, in der Pfarrei Gwenap, hatte das Wasser 22½° R. in einer Tiefe von 178 Faden; im Jahre 1820, wo das Bergwerk erst 105 Faden in der Tiefe hatte, war die Temperatur des Wassers 16°. In den Zinngruben von Huelves, die 1819 an 159 F. hatten, war die Temperatur des Wassers 16°, jetzt 20½ bei einer Tiefe von 209 F. In den Zinngruben von Poldice, in der Pfarrei Gwenap, im Jahr 1820 Tiefe 144 F., Temperatur d. W. 21½°: jetzt, Tiefe 209 F., Temperatur 29½. Man hat berechnet, daß aus diesen Zinngruben alle 24 Stunden 1,800,000 Gallonen Wasser gepumpt werden.

Die Schuhmacher sollen die zahlreichste Handwerkerzunft in Canton ausmachen und sich auf 15,000 belaufen. Man zählt in dieser Stadt über 7000 Steinhauer, 16,000 Zimmerleute und Schreiner. Es gibt daselbst 18,000 Schiffe von verschiedenem Umfange, welche zum Handel dienen. Die kleinern Fahrzeuge, Tanka genannt, welche den niedern Classen zur Wohnung dienen, belaufen sich auf 10,000. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 292. — 19. Oktober 1831.

Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache in Gelehrtenschulen. In Beziehung auf eine Aeußerung in der Anzeige des von Graff herausgegebenen altdeutschen Kriſt, von Otfried, in Nr. 223 und 224 d. Bl.

Der Kampf der altphilologischen Bildung gegen die neuwissenschaftliche in unsern Gelehrtenschulen — so möchte er wol eigentlich zu bezeichnen sein — äußert sich immer noch gelegentlich mit Bitterkeit; doch mehr von Seiten der erstern, welches Manchen ein Zeichen von innerer Schwäche dünken dürfte. Wenn die Anhänger der neuwissenschaftlichen Bildung, — denn eine wissenschaftliche und zwar ernst und streng wissenschaftliche Bildung verlangen sie dringend, und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den frühern oberflächlichen Philanthropinismus, — wenn diese behaupten, es werde noch immer bei der Bildung unserer Jugend zur Universität der alten Philologie — oder vielmehr der Erlernung der alten Sprachen zu viel unnöthiger Spielraum gelassen und dadurch den übrigen wahrhaft geistesbildenden und nach den Fortschritten und der Vielseitigkeit der Zeit unentbehrlichen Gegenständen der nöthige Raum beengt, ja diese würden auch wol ganz verdrängt, und darunter zum großen Nachtheile vorzüglich auch die Muttersprache; so behaupten die Anhänger der altphilologischen Bildung, dem Altphilologischen könne nicht Spielraum genug gelassen werden, als der eigentlichen und einzigen Quelle wahrer geistiger Bildung, und es könne damit auch nicht zu früh begonnen werden: besonders sei aber das Studium der Muttersprache ein ganz unnöthiges, ja thörigtes, indem die Muttersprache nicht erst zum Verständniß gebracht werden dürfe, und — in ihrer Richtigkeit und Schönheit am besten an andern Sprachen, vorzüglich an den altclassischen erlernt werde; und wenn die Gelehrtenschule nun gar ihre Zöglinge mit deutscher Sprachlehre plage, so heiße das Eulen nach Athen tragen, welchem Unfuge sobald als möglich ein Ende gemacht werden sollte. Nun lassen sich aber seit einiger Zeit noch einige andere Stimmen vernehmen, welche die Muttersprache nicht geradezu aus der Gelehrtenschule verbannen wollen, auch selbst den grammatischen Unterricht in derselben nicht, aber der Weise, wie sie bis jetzt darin betrieben wurde, den Krieg erklären, und eine solche erschallte auffallend unlängst in d. Bl., und zwar in der Anzeige des von Graff in Königsberg neuerlich herausgegebenen althochdeutschen „Kriſt" (bekannt als gereimte fränkische Umschreibung der Evangelien) von Otfried in Nr. 224. — Discussionen über hierin ausgesprochene Behauptungen und Ansichten können dem Zwecke d. Bl. unmöglich fremd sein, am wenigsten, wenn sie Gegenstände von so allgemeiner und hoher Wichtigkeit betreffen, und wir hoffen daher auf Verzeihung, wenn wir Das, was jene Stimme so schrillend äußerte, etwas genauer betrachten und einen Punkt bestimmter ins Auge fassen, der durch Hin- und Herreden ins Blaue für die Meisten alle Haltung verloren zu haben scheint. Zu mehrer Bequemlichkeit der Leser wollen wir die betreffende Stelle wörtlich hersetzen. Bei Gelegenheit, daß dies besonders für den deutschen Sprachforscher schätzbare alte Werk, wie sichs gebührt, dem Studium der ältern deutschen Literatur auf Universitäten empfohlen wird, heißt es:

Inwiefern wir eine Einführung desselben in den Gelehrtenschulen erwarten dürfen, ist eine Frage, die mit dem ganzen Gange unserer Bildung, mit der Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts, die früher oder später unabänderlich eintritt, in engem Zusammenhange steht. Daß jener erbärmliche und über die Maßen jämmerliche Unterricht in der deutschen Sprache, der fast auf allen Gelehrtenschulen herrscht, endlich einmal mit der Verachtung, die er schon längst verdient hat, weggeworfen werden muß, ist unleugbar. Jene seichte und aberwitzige Betrachtung der Sprache als eines Dinges von heute und gestern; jenes Einschulen nach lächerlichen Lehrbüchern, das den gesunden Sinn, der die Muttersprache nach natürlichem Gefühl zu handhaben weiß, verletzt und belästigt, abstumpft und verkehrt; jene trotzige Unwissenheit, die ihre zahllosen Irrthümer immer wieder von Neuem auftischt, und dabei noch viel zu thun und den Sprachsinn recht zu bilden meint, und es sich nicht einreden (?) läßt, daß man über die Muttersprache durch fremde Sprachen zum Bewußtsein kommt, nicht umgekehrt: dies Alles wird endlich abgethan werden, ein wissenschaftlicher Unterricht wird allmälig beginnen, und die historische Begründung der deutschen Grammatik, die Herrlichkeit unserer alten Dichter wird für die Gelehrtenschule nicht verschlossen bleiben.

Das heißt doch noch ein Baß! der muß durchdringen, die stärksten Nerven müssen erbeben und die feinern in solche Schwingungen versetzt werden, daß die Besinnung darüber verloren geht und man sich dann wol ein-

reden läßt, was so bassig in die Welt hinaus erschalle, müsse wol wahr sein. Unsere Nerven gehören weder zu den stärksten noch zu den feinsten, und — daher weckte uns diese Baspassage nur zum Nachdenken. Da befanden wir uns aber in keiner geringen Verlegenheit, als wir bestimmter aufzufassen versuchten, was denn eigentlich damit gemeint sei. Der ganze Gang unserer Bildung, heißt es, unsere Erziehung und unser Unterricht müssen umgestaltet werden. Wie ist das zu verstehen? Da von Gelehrtenschulen gesprochen wird, so kann auch nur unsere gelehrte Bildung gemeint sein. Diese ging vom Einschulen des Lateinischen und Griechischen aus, womit vom 6. Jahre bereits bis zum 15. steigernd fortgefahren wurde, und das glorreiche Streben war, ein von grammatikalischen Schnitzern freies Argument: ein Donatschnitzer des 12—14jährigen Buben galt für ein wahres Verbrechen; die Grammatik aber wurde ganz mechanisch behandelt, die Sprache als etwas blos und zwar willkürlich Gegebenes. Von Erläuterung und Auseinandersetzung des Sprachbaues seiner innern Bedeutung nach war gar die Rede nicht, sondern die ganze Grammatik galt für einen Zwangcodex, auf dessen Verletzung die stärkste Verpönung stand, und wobei nicht raisonnirt werden durfte, denn das warum so? dem innern Grunde nach, kam gar nicht in Betracht. Daneben konnte der 14jährige Jüngling noch seine Muttersprache nicht correct-orthographisch schreiben, ja oft nicht einmal ohne Anstoß, am wenigsten mit Sinn lesen, und noch weniger verstand er einen deutschen Satz zu bilden, oder gar einen lesbaren Brief zu schreiben; bis dahin war ihm wenigstens die Muttersprache noch nicht durch die altclassischen Sprachen zum Bewußtsein gekommen; und unverletzt und unbelästigt, unabgestumpft und unverkehrt durch neuhochdeutsche Grammatik, handhabte er nach natürlichem Gefühle das bairische, fränkische, sächsische, schwäbische Deutsch, von seiner Wärterin erlernt; nur vom Hochdeutschen wußte er wenig oder nichts. Dann trat im 15. Jahre das grammatikalische Einschulen mehr in den Hintergrund, wenigstens sollte dies so sein, — und der Jüngling wurde zum Lesen der alten Classiker angeleitet: ob, beim größern Theile, wirklich zum Eindringen in den innern Sinn des Gesagten, oder mehr noch zur Sprachauffassung in grammatischen Feinheiten und Spitzfindigkeiten und zu gelehrten Conjecturen, lassen wir dahingestellt sein; doch unleugbar wurden wenigstens die gelehrten Sprachen auch hier als Zweck, nicht als Mittel behandelt, und ein fehlerfreies nun Ciceronisch phrasirtes Argument dünkte auch hier der höchste Beweis eines glücklichen Erfolges. Mathematik wurde daneben selten mit gehörigem Ernste getrieben. Die Philosophie ließ sich nicht ganz abweisen, und Logik, höchstens Anthropologie und Psychologie erhielten einige Stunden angewiesen. So auch Rhetorik, aber ganz in den altclassischen Banden, und dann eine einzelne Stunde allenfalls noch Geographie und Geschichte. Später wurde dann auch der Muttersprache Eingang gestattet, aber nur in ihrer dürftigsten Form, in trockener grammatisch-mechanischer nach lateinischer Art, und allenfalls zur Uebung im lauten Vortrage einige kleinere Gedichte und Monologen: von einem deutschen Aufsatze war nur höchst selten und nur gelegentlich die Rede, bis endlich die Ansprüche des Lebens an die Gelehrtenschule siegen, und die deutsche Literatur eine Höhe gewann, daß die Altphilologen nicht mehr darüber hinwegsehen konnten, und jetzt wissenschaftliche Köpfe die Nothwendigkeit einsahen, der Muttersprache mehr Gunst zuzuwenden: allein — das alles wurde doch so stiefmütterlich behandelt als möglich: und — so ists noch, mit einzelnen Ausnahmen, bis auf diesen Augenblick, wie sich dies leicht unwiderleglich nachweisen läßt. Soll dieser Gang unserer gelehrten Bildung geändert, soll er nicht mehr von den alten Sprachen ausgehen, oder sollen diese erst später eintreten, und sollen überhaupt die gelehrten Sprachen in der Schule mehr als Mittel denn wie bisher als Zweck behandelt werden? Oder soll vielleicht eine ganz deutschthümliche Bildung eintreten, und an die Stelle der altclassischen Sprachen das Althochdeutsche treten, mit seinen literarischen Herrlichkeiten? Auch wir glauben wie der Verf. der Anzeige, daß unabweislich eine andere Richtung unserm Bildungsgange bevorsteht, nur wahrscheinlich im entgegengesetzten Sinne, da wir in geistiger Hinsicht für das mouvement und nicht für das ancien régime sind. Auch von einer Umgestaltung unserer Erziehung wird gesprochen. Worin soll diese bestehen? Soll es eine allgemeine öffentliche sein nach einer bestimmten Norm, der sich Alles fügen muß, um etwa — deutsche Spartaner zu bilden? Oder soll die häusliche Erziehung noch ferner stattfinden, und — wie soll auf diese gewirkt werden? Wahr ist, in dieser, die ehemals die Grundfeste deutscher Rechtlichkeit, Achtbarkeit und Gründlichkeit war, in dieser ist eine Umgestaltung am dringendsten, denn diese ist jetzt fast allgemein das wahre Verderben unserer Jugend, die nothwendig von der Krankheit des Zeitalters, die immer stärker durch alle Stände einreißt, angesteckt wird — nämlich „Genußsucht in den Städten neben gedrungener Genußlosigkeit auf dem Lande" — eine Krankheit, von der wir noch gar nicht bestimmen können, wie weit sie uns bringen wird, und von der wir Deutsche mehr als jede andere Nation angesteckt scheinen. Hier kann vielleicht nur die Cholera kräftig eingreifen. Und auch der Unterricht soll gänzlich umgestaltet werden. Wie denn das? Sind wir denn in der Unterrichtskunst noch so gar weit zurück? Nein, aber auf einem falschen Wege, höre ich mir zurufen. Und welches ist denn der rechte? — Einzig der historische! — So so! — Tieck sagt in der reichhaltigen Einleitung zu der durch v. Bülow veranstalteten Sammlung der dramatischen Werke Schröder's, in welcher er großartig ein Gemälde der dramatischen Dichtkunst durch alle Zeiten und Nationen skizzirt:

Seit Göthe ihn einführte, ist der Name „Philister" bei uns eingebürgert, und von allen Seiten hört man ihn von Denen gebrauchen, die das Geniale, Freimüthige, Edle gegen das Engherzige und Beschränkte in Schutz nehmen wollen. Aber nur zu oft sind diese Vertheidiger der Genialität selbst die schlimmsten Philister, denn es charakterisirt den Deutschen, daß er je-

der neuaufduckenden Thorheit, verkündigt sie ein neues Heil der Menschheit, neumodische Erziehung, Hellmethoden, unerhörte Vaterlandsliebe, Deutschheit, hohen Glauben, Freiheit u. s. w. unbedingt und Kopf über sich in die Arme wirft, und auf lange Zeit nichts sehen und hören will, als was diese Lieblingstöne anschlägt und in der privilegirten Uniform wandelt. Jeder Zweifel, Einwurf oder gar Scherz wird von diesen fanatisirten Philistern als Kurzsichtigkeit oder gottlose Bosheit (trotzige Unwissenheit!) abgewiesen, was der freimüthigen Genialität, der sie sich gern widmen möchten, am meisten entgegensteht.

Wir verkennen den hohen Werth des historischen Ganges keineswegs; nur befürchten wir bei demselben den nämlichen Misbrauch, wie mit dem Ideellen ist getrieben worden: nämlich, daß er nun überall eingeschlagen werden soll, auch da, wo er gar nicht zum Ziele führen kann, und dies glauben wir — auf die Gefahr hin, für kurzsichtig oder trotzig-unwissend gehalten zu werden, namentlich bei dem Unterrichte in der Muttersprache nach dem Zweck, den die gelehrte Schulbildung dabei nothwendig ins Auge fassen muß. Ein von manchen Seiten häufig und derb angetasteter, — nun er tastet auch nicht sanft an — aber immer sehr geistreicher Kritiker, der manches wol zu beachtende Wort sagt, rief vor Kurzem unwillig über den Misbrauch, der gegenwärtig in der schönen Kunst mit der „Idee" getrieben wird, aus: Was ist denn für eine Idee in einem Bauerntanz von Teniers, oder in einer ungezogenen Kuh bei Potter? Was hier vom Ideellen, möchte in mancher Hinsicht noch mehr vom Historischen gelten. Jener erbärmliche und über die Maßen jämmerliche Unterricht in der deutschen Sprache, der fast auf allen Gelehrtenschulen herrscht, und der endlich einmal mit der Verachtung, die er schon längst verdient hat, weggeworfen werden muß, wie der Verf. der Anzeige meint, was den nun betrifft, so — wissen wir wieder nicht, welch ein Unterricht damit gemeint ist: der allgemeine zum Verständniß und zur Handhabung der Muttersprache, oder der besondere grammatikalische. Wir vermuthen jedoch nur allenfalls der letztere, auf welchem der Verf. der Anzeige aber doch nicht den Unterricht in der Muttersprache überhaupt in den bessern Gelehrtenschulen beschränkt glauben wird. — Wir sehen uns nun nach den Männern um, welche in unsern vorzüglichern Gelehrtenschulen diesen Unterricht wissenschaftlich besorgen und — finden darunter sehr viele als hochgebildete und treffliche Lehrer, und deren Sprachardeiten zum Theil als wahre Zierden unserer Literatur anerkannt. Oder ist nur der Unterricht in den untern Abtheilungen gemeint? Doch das kann nicht sein, denn — die Idiosynkrasie wollen wir bei dem Ankläger nicht vermuthen, daß er den Otfried wird in diesen eingeführt sehen, oder daß er überhaupt hier den Unterricht in der Muttersprache mit dem Althochdeutschen wird beginnen wollen; — und doch — er spricht von einer seichten und aberwitzigen Betrachtung der Sprache als eines Dinges von heute und gestern; er spricht von Einschulen nach lächerlichen Lehrbüchern, die gesunden Sinn (das heißt wol den gesunden Menschenverstand) — verletzen und verkehren, er spricht von trotziger Unwissenheit... Wo in aller Welt steht das höhere Gymnasium, von welchem so etwas behauptet werden kann? Wie kommt ein Schriftsteller dazu, dergleichen Behauptungen öffentlich in einem allgelesenen Blatte auszusprechen: — wahre Injurien gegen Alle, welche diesen Unterricht besorgen? Was versteht er unter der Betrachtung der Sprache als eines Dinges von heute und gestern? Wer wird z. B. eine in ihren schriftlichen Denkmalen bereits beinahe 1500 Jahr alte Sprache als ein Ding von heute und gestern betrachten? Wie kann als trotzige Unwissenheit bezeichnet werden, wenn man sich nicht will einreden lassen, — was überhaupt wenig selbständigen Geist verrathen würde — daß man über die Muttersprache durch fremde Sprachen zum Bewußtsein komme, aber nicht umgekehrt, welches, so unbestimmt ausgedrückt, kein Denkender sich je wird einreden lassen. Will der Verf. damit sagen: unsere Aufmerksamkeit werde durch die Vergleichung mit andern Sprachen auf die Eigenthümlichkeiten der Muttersprache vorzüglich angeregt, und diese gelange dadurch vorzüglich zum lebhaften Bewußtsein, so hat er damit vollkommen Recht; wenn er aber behaupten will, wie der ganz unrichtige Nachsatz anzudeuten scheint, wir erlernten daraus unsere Muttersprache an sich in ihrer Richtigkeit und Reinheit, so hat er vollkommen Unrecht. Wie will ich denn z. B. aus einer andern Sprache den deutschen Satzbau, — und wie reich und voll Feinheiten ist dieser nicht im Neuhochdeutschen — kennen lernen? Latinismen, Gräcismen, Gallicismen — die werde ich lernen, und diese — werden auch gar leicht daraus erlernt, wie die Erfahrung lehrt. Wir wollen aber den Grund dieser seltsam ausgesprochenen Beschuldigung etwas näher beleuchten, und dann wird sich ihre Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit leicht ergeben.

(Der Beschluß folgt.)

Spaziergänge eines wiener Poeten. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 20 Gr.

Der wiener Poet hat sehr wohl daran gethan, für seine Spaziergänge im Garten der Dichtkunst sich einen Raum außerhalb der Censurbestimmungen seines Vaterlandes zu suchen, denn da möchten von seinen Blüten und Schößlingen nicht viele vor der Schere der Gedankenwächter mit den Streichfedern stehen geblieben sein.

Das Buch ist in einem hübschen Gedichte Ludwig Uhland gewidmet. Die Muse des Verf. erhebt sich, man kann es sagen, auf eine sehr anerkennungswerthe Art weit über das Gewöhnliche, was heutzutage in dieser Art geleistet wird, obschon im Technischen hin und wieder Manches zu wünschen übrigbleibt. Freiheit ist der Athem, der sie belebt; der Geist der neuen Zeit umweht sie, und schon die Ueberschriften der Gedichte, die das Ganze bilden, zeigen zum Theil, wie der Verf. denkt.

Wir geben eine Probe; sie wird zeigen, was man hier zu suchen hat.

Salonscene.

— — — — — — — — —

Aber Einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das räd'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!
— — — — — — — — — —

Vor der Thür steht ein dürft'ger Client; der Dichter fährt fort:

Brauchst Dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlechten Kleid;
Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es steht ganz artig: dürft' ich wol so frei sein, frei zu sein?

Die Lieder: „Mauthcordon", „Der Censor", „Naderer da"*), „Priester und Pfaffen", „Auf dem Schlachtfelde von Aspern", und so manches andere noch, bezeugen alle, wie die Brust des Sängers in edelm Zorn gegen Unterdrückung, in warmer Liebe für den Tag der Freiheit glüht; ein Gefühl, welches noch in der letzten Strophe des den Schluß bildenden Liedes an den Kaiser sich in den Worten ausspricht:

— — — — — — Vater Franz, Du zürnest nicht,
Daß Dir's nahte**) ungemeldet, ungefragt es zu Dir spricht;
Sieh, es ist die Frühlingsschwalbe, die an Deine Fenster pickt,
Und auch ungefragt Dich mahnet, wie die Freiheit hoch beglückt! 48.

Malkolm, eine norwegische Novelle von Henrich Steffens. 2 Theile. Breslau, Max. 1831. 8. 4 Thlr.†)

Steffens' neuester Roman (Novelle nach jetzigem Sprachgebrauch benannt) „Malkolm" hat mit seinen beiden frühern ähnlichen Werken gleiche Tugenden und gleiche Fehler. Die Abbrechungs- und Einschachtelungsmanier erschwert auch hier das Verständniß und trübt den Genuß, und wenn man sich über die geistige Kraft des Verf. wundern muß, der diese Fäden abzureißen und wieder anzuknüpfen versteht, so bedauert man es zugleich, daß er seinen Lesern eine gleiche Kraft zutraut, zumal da es ihm schwer fallen dürfte, die künstlerische Nothwendigkeit dieses Verfahrens darzuthun. Steffens übertrifft die meisten unserer Romanschriftsteller oder Novellisten an Geist, aber als Künstler steht er ebenso vielen nach. Er weiß seine eigne Kraft nicht zu bewältigen. Dies gilt nicht blos vom Ganzen, sondern häufig auch vom Einzelnen. Der Held ist ein Hochverräther, eine edle Natur, die theils durch sich selbst, durch geistigen Stolz, theils durch die Hinterlist falscher Freunde fällt; der Schauplatz ist, wie der Titel schon anzeigt, das Vaterland des Verf., Norwegen, und zugleich Schweden, doch theilweise auch Frankreich und Deutschland, besonders das nördliche; die Zeit die neueste, zumal die des Befreiungskrieges, die Schlacht bei Leipzig bildet fast den Mittelpunkt; an Fülle, Mannichfaltigkeit, Eigenthümlichkeit der Personen und Charaktere fehlt es nicht; die Naturschilderungen sind meistens vortrefflich; einzelne Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft, Welt, Gemüth, Religion, ja auch längere Stellen gehören, der Darstellung nicht minder als dem Inhalte nach, zu dem Schönsten, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat, aber daneben ist eine gewisse Manier, etwas Ueberhängiges auffällig, und der Eindruck, den wenigstens das erste Lesen macht und zurückläßt, kein ganz günstiger. Es ist, als wenn man aus einem langen, lebhaften Traume erwachte, die Bilder laufen in einander und verwirren sich, und das gespenstische Grauen, das die meisten Personen in diesem Buche haben, und wovon nur zu oft die Rede ist, bemächtigt sich des nachsinnenden Lesers. 71.

*) Wie bekannt, werden heimliche Aufpasser in Wien mit dem Worte Naderer bezeichnet.

**) Das Lied nämlich. D. Red.

†) Wir werden dieser vorläufigen Anzeige bald eine ausführlichere Mittheilung folgen lassen. D. Red.

Miszellen.

In Nr. 176 d. Bl. wird des originellen, in Form eines Romans abgefaßten Gedichts: „Le dernier homme", von Grainville gedacht, welches kürzlich ein Hr. Creuzé de Lesser in Reime gesetzt hat, um demselben auch die äußere Form eines epischen Gedichts zu geben. Der Correspondent berichtet, jener Verf. habe in Paris kaum 10 Exemplare absetzen können und kein Journal habe es angezeigt. Unter den Deutschen ist es bekannter. Das Buch ist unter dem Titel: „Omegar, oder der letzte Mensch" (Leipzig, Schieg) in einer deutschen Uebersetzung erschienen, und Ref. hat schon in den Jahren 1811—12 in den jenaer und leipziger Literaturzeitungen sehr anerkennende Beurtheilungen gelesen, sowie es auch anderwärts mit Auszeichnung erwähnt worden ist. Originell ist der Gedanke, das Hinwelken der Erde, ungeachtet der geistigen Fortschritte der Menschheit, und das Herannahen ihres letzten Tages zu schildern; aber die Schilderung bleibt hinsichtlich der Charaktere nur oberflächlich; auch würde ein deutscher Dichter derselben eine tiefere religiöse Grundlage gegeben und das Wort der Verheißung in ihr zu deuten versucht haben.

Göthe's Geburtstagsfeier in Clausthal.

Auch in der still- und abgelegenen Harzstadt Clausthal hatten sich Freunde am 82. Geburtstage Göthe's vereinigt. Vor ihnen erschienen Götz von Berlichingen, Werther und Lotte, Klärchen, Egmont und Oranien, Orest und Pylades nebst Iphigenien, Leonore und Tasso, der Weltgeistliche und der Geheimrath, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister mit Mignon, Ottilie, Euphrosyne, Suleika und Faust als besuchende Geister mit poetischen Worten, welche ein junger Dichter, W. Meyer, ihnen in den Mund gelegt, und ein Schlußgesang pries den Meister, der diese Gestalten geschaffen. Wir heben hier die interessante Strophe, welche Egmont und Oranien betrifft, heraus:

Getrennt, Oranien, wie wir es waren,
Wie Lebenslust von ernster Klugheit weicht,
So sind die Völker, daß nach langen Jahren
Der Führer Sinn den Sinn des Landes zeigt. —
Nichts Neues, Egmont, kannst Du offenbaren?
Ist immer noch Dein Urtheil dreist und leicht?
O wolltest Du auf Freundes Rathschluß hören
Und nicht mit eiteln Träumen Dich bethören!

Im Schlußgesange hieß es:

Wie beim Erquickungsstral der Morgenröthe
In jeder Brust ein neues Streben wacht,
So hat Dein hehrer Name, Vater Göthe,
In uns ein kräftig Leben angefacht;
Verbannt ist das müßige Sehnen in Schmerz,
Der Gegenwart schlägt das zufriedene Herz.

Daß jeder Schritt, der vor den Füßen liegt,
Mit wackrer Lust, bedachtsam fest geschieht, —
Daß Niemand sich in Nebelträumen wieget,
Daß frisch vom Munde schallet Wort und Lied,
Das hast Du, Erfahrner, mit Weisheit gelehrt,
Drum wirst Du vom Dank der Bekenner geehrt.

„Erbebet nicht", so ruft der ernste Meister,
„Vor der Natur geheimer Tief' und Macht,
Noch Keiner maß den Flügelschlag der Geister;
Hinauf und vorwärts! wirket vor der Nacht!"
Auf, schwöret Ihr Brüder, auf, schwöret ihm laut,
Die Wahrheit zu suchen, die ewige Braut!

Wer sollte nicht aus solchen Ergüssen mit Freuden sehen, wie der beglückte und gefeierte Genius in Aller Herzen Spuren seiner Gegenwart zurückgelassen? 85.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 293. — 20. Oktober 1831.

Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache in Gelehrtenschulen.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Unter der seichten und aberwitzigen Betrachtung der Sprache als eines Dinges von heute und gestern versteht der Ankläger die philosophische Auffassung der deutschen Sprache nach ihrem gegenwärtigen Stande als Hochdeutsch, wie sie seit Adelung — 1784 — in die deutschen Schulen überhaupt, und auch in die Gelehrtenschulen Eingang gefunden hat. Diese Bahn wurde von selbstdenkenden Sprachlehrern immer mehr ausgebildet, und die Muttersprache wurde so immer mehr zu einem wichtigen Gegenstande des Unterrichts als eine treffliche Disciplin für das Denkvermögen, wozu die grammatische Beschäftigung von den beachtungswürdigern Lehrern gewiß, — und mit großem Nutzen — angewendet wurde, und gerade, daß sie materiell keine besondere Schwierigkeit darbietet, macht die Muttersprache um so fähiger, frei an ihr die innere Bedeutung der Sprachdarstellung und so den innern Sprachsinn zum Bewußtsein zu bringen. Uebrigens wäre auch, abgesehen von dieser Wichtigkeit des Unterrichts in der Muttersprache, der allerdings für die Gelehrtenschule der bedeutendste ist, die Erlernung des Hochdeutschen an sich (das Idiom, in welchem das geistige Gesammtleben der deutschen Nation sich darlegt und der Stand ihrer Cultur, sowol der wissenschaftlichen und dichterischen als der politischen) von der höchsten Nothwendigkeit, wenn Reinheit und Richtigkeit einer Sprache irgend Werth hat und es für uns irgend von Wichtigkeit ist, wenigstens ein festes Band zu haben, das alle unsere verschiedenen Volksstämme in seinem höhern geistigen Sein verknüpfe: eine gemeinsame Sprachdarstellung von gleichen Formen und gleicher Ausbildung. Wir Alle lernten selbst in den gebildetsten Häusern unserer Aeltern, wo doch nicht alle Glieder gleichgebildet waren, z. B. die Dienstboten, von denen wir vielleicht am meisten lernten, kein reines Hochdeutsch, und unsere Enkel werden es schwerlich mehr als wir lernen, es müßte denn unser ganzes Volk seine Sprache zur Hochdeutschen umwandeln, was wol nicht leicht geschehen, oder auch zu wünschen wäre. Unserer Bildung aber eine solche Gesammtsprache gewonnen zu haben, gehört mit zu den segensreichen Folgen der unsterblichen Verdienste unsers Luther, und diese auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt und so unserer Bildung, und damit diese selbst uns gesichert zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Adelung's, mag er auch von neuern Grammatikern, was jedoch wol noch in Frage stehen möchte, ebenso weit übertroffen sein, als Luther von neuern Stylisten. Dies reine Hochdeutsch können wir nun aber von keiner andern Sprache lernen, und bloße Uebung darin thut es auch nicht, da der alltägliche Gebrauch es uns niemals rein und correct vorführt. Folglich ist gerade einer wissenschaftlichen Bildung eine wissenschaftliche Kenntniß der Muttersprache unentbehrlich, d. h. eine Kenntniß nach Grundsätzen, und zwar so, daß diese nicht — wie dies freilich bei Adelung nicht selten stattfindet — als etwas Willkürliches, durch den Gebrauch etwa und noch dazu irgend einer einzelnen Provinz, wie der meißnischen, Gegebenes erscheinen, sondern sich auf allgemeingültige Grundsätze und den innern Genius der Sprache stützen, wie dies das Streben der neuern Sprachlehrer ist, besonders angeregt durch die verdienstvolle, nicht genug zu schätzende „Allgemeine Sprachlehre" von Bernhardi. Von dieser wissenschaftlichen ist nun aber die gelehrte Kenntniß wohl zu unterscheiden, die nur den historischen Gang nehmen kann, der jedoch zugleich die philosophische Kenntniß nach dem gegenwärtigen Sprachstande voraussetzt, so wie diese in ihrer Tiefe jene. Zu dieser gelehrten Kenntniß der Muttersprache in grammatikalischer Hinsicht, hat nun erst seit 1819 Grimm den Weg gebahnt, da erst durch die seit einigen Jahrzehnten besonders beförderte Bekanntschaft mit der ältern deutschen Literatur das Bedürfniß dafür erweckt worden ist, und — es fehlt noch dazu an allen Vorarbeiten für den Schulunterricht, wenn sie sich überhaupt für diesen eignet. Dies letztere bezweifeln wir, wenn von mehr die Rede sein soll, als auf diese Richtung der deutschen Sprachforschung aufmerksam zu machen, und dies wird wol keiner der achtungswürdigern Lehrer an den obern Gelehrtenschulen verabsäumen, wovon uns das schon ein sicherer Beweis ist, daß in den meisten der neuern deutschen Sprachlehren ein Abriß der Geschichte der deutschen Sprache zu finden ist (der also als ein unentbehrlicher Theil betrachtet zu werden scheint), worin von der mehrfachen Veränderung des Standes der gemeinsamen Cultursprache die Rede ist,

welches im Vortrage dann wol näher nachgewiesen werden wird. Wo nun noch gar ein Vortrag über Literaturgeschichte stattfindet, — der uns für eine Gelehrtenschule ganz unentbehrlich scheint — da muß ja diese verschiedene Gestaltung nothwendig zur Sprache kommen. Ein specieller Unterricht würde aber — da er keineswegs den philosophisch-grammatischen entbehrlich machen kann, denn aus dem Althochdeutschen lernen wir das Neuhochdeutsche nicht, — nur unnöthig die Zahl der Lehrgegenstände vermehren, und bleibt wol füglich der eignen Forschung überlassen, oder auch dem Vortrage der höhern, der eigentlichen Schule der Gelehrsamkeit, welches die untere Gelehrtenschule — ein Gymnasium — nicht ausschließlich sein kann und darf; denn — so sehr wir uns der Herrlichkeiten unserer ältern Literatur erfreuen — Muster für die Geistes- und Geschmacksbildung unserer Jünglinge können sie nicht sein, und nur was dazu dienen kann, gehört in die Gelehrtenschule; dazu aber dienen uns einmal die hohen Meisterwerke des Alterthums, und dann — die Musterwerke unserer neuern Literatur seit Lessing; und mit diesen müssen unsere Jünglinge in der Gelehrtenschule gehörig bekannt werden.

Dies alles ist den Altdeutschthümlern schon öfter gesagt worden; allein — auf Gründe und Beweise lassen sie sich nicht ein, und es möchte ihnen, mit größerm Recht als trotzige Unwissenheit ihren Gegnern, trotzige Einseitigkeit vorzuwerfen sein. Doch der ganze Streit läßt sich vollständig auf das Gebiet der Erfahrung versetzen, und hier ergeben sich zwei einfache Fragen, von deren Beantwortung die Entscheidung abhängt: 1. Ist unser gegenwärtiger Sprachstand, in welcher sich die neuere deutsche wissenschaftliche und dichterische Cultur zu Blüten entfaltet hat, denen wenig oder nichts aus dem ältern Sprachstande an die Seite gestellt werden kann, beachtungswerth oder nicht? 2. Hat die Reinheit und Richtigkeit der Sprachdarstellung bei unsern Gelehrten und Dichtern seit der Einführung des grammatikalischen Unterrichts im Neuhochdeutschen zugenommen oder nicht?

Ist es der Mühe nicht werth, den gegenwärtigen Sprachstand zu erhalten, um die Einbrüche der Archaismen, Provinzialismen und Barbarismen, und damit eine vollkommene Anarchie in unserer Muttersprache abzuwehren, welches nur durch den gemeinsamen übereinstimmenden grammatikalischen Unterricht in der unter den verschiedenen deutschen Stämmen zerstreuten Schule, aus welcher vorzugsweise die Schriftsteller und Dichter der Nation hervorgehen, bewirkt werden kann: nun, so mag dieser Unterricht aus unsern Gelehrtenschulen verwiesen werden. Und so auch, fände es sich, daß (vom Einzelnen kann nicht die Rede sein, denn das Genie weiß sich schon die Mittel zur Ausfüllung einer Lücke, die es in sich fühlt, anzueignen) im Allgemeinen unsere wissenschaftlichen und dichterischen Darsteller der frühern Zeit, die sich ja einzig mit der alten Philologie beschäftigten, ein ebenso reines, richtiges, lesbares, wohllautendes, gewandtes Deutsch schrieben, als nachdem der grammatikalische Unterricht im Neuhochdeutschen in den Gelehrtenschulen Eingang fand: so mag er als unnöthig aus der Gelehrtenschule verbannt werden. Die Klage über die noch häufig stattfindende Ungewandtheit, Unklarheit, Unreinheit und Unrichtigkeit der Sprachdarstellung unserer wissenschaftlichen, selbst der verdienstvollern Darsteller, besonders der Philosophen und Philologen aber, möchte eher dagegen beweisen, denn — viele unserer Gelehrtenschulen beharren noch im Stande der Unschuld in Hinsicht der Muttersprache, und es möchte leicht zu beweisen sein, daß jene Klage besonders solche trifft, die aus den altphilologischen Schulen hervorgehen.

Und wäre dies Alles? Nein, die letztere Frage muß noch viel allgemeiner gefaßt werden, bevor ein Urtheil gefällt werden kann. Nicht blos die Schriftstellerwelt ist dabei interessirt, sondern die deutsche Welt überhaupt nach allen Beziehungen; es müßte also bewiesen werden, daß in den höhern und niedern Geschäfts- und Privataufsätzen vor Einführung des philosophisch-grammatischen Unterrichts im Neuhochdeutschen in unsern Gelehrtenschulen, wo die Verf. solcher Aufsätze doch auch vorzüglich gebildet werden, die Sprachdarstellung im Allgemeinen ebenso klar, rein, richtig, wohlgebildet im Satze, verständlich, lesbar, gewandt und wohllautend gewesen sei, als dies wenigstens größtentheils gegenwärtig der Fall ist, ehe man diesen Unterricht wiederum daraus verbannen könnte. Daß die oben entwickelten Zwecke aber auch mit dem Althochdeutschen sich nicht erreichen lassen, bedarf wol keiner weitern Ausführung.

Man sieht, wir fassen den Gegenstand ganz praktisch auf, und wollen dabei gar nicht einmal in Erwägung ziehen, was ein echter philosophisch-grammatischen Unterricht in der Muttersprache, zu dem die historische Begründung übrigens nach Maßgabe recht wohl hinzutreten kann, — der gelehrten Bildung und selbst der Bildung zum Gelehrten, worauf es die Schule nicht einzig anlegen darf, sonst etwa noch für Vorschub leisten dürfte und — wie aus der Erfahrung sich leicht beweisen läßt — auch wirklich leistet, und zwar in einem Grade, wie kein Unterricht in einer fremden Sprache für das betheiligte Alter ihn irgend zu leisten vermag, indem nichts in diesem Grade und so zweckmäßig das Denkvermögen entwickelt.

Ob nun überall dieser Unterricht auch wirklich zweckmäßig betrieben werde, und was dabei — von den obern Classen möchten wir dies in der Regel annehmen — für die niedern Abtheilungen unserer Gelehrtenschulen besonders etwa noch zu wünschen sein dürfte, und ob überhaupt für diese ein eigentlich grammatikalischer Unterricht in der Muttersprache passe, oder wie er einzuleiten sein möchte, das ist eine andere nicht unbedeutende Frage, zu deren Untersuchung sich eine anderweitige Gelegenheit finden wird. *) Wer aber von der Sache selbst nur eine oberflächliche

*) Der Verf. dieses beabsichtigt, in Kurzem seine vieljährigen Erfahrungen bei dem Unterrichte in der Muttersprache in

flächliche oder einseitige Kenntniß hat, der bescheide sich wenigstens, über einen so wichtigen Gegenstand und der so viele achtbare Talente beschäftigt, nicht abzutheilen zu wollen, und am wenigsten in einer Weise wie in jener Anzeige. Bedarf es denn einer verächtlichen Herabsetzung der Verdienste Anderer, um eine Verbesserung — wenn sie als solche sich wirklich ergibt — zur Anerkenntniß zu bringen, und stimmt Rohheit zur Geneigtheit sie anzunehmen? Gegenseitige Verständigung mit gegenseitiger Achtung dürfte wol eher zum Ziele führen.

Reinbeck.

Kleinere deutsche Schriften.

1. Die Opfer des Cölibates. Historische Gemälde aus der Gegenwart. Neustadt a. d. O., Wagner, 1831. 8. 4 Gr.
2. Ueber die Zeitschrift „Avenir" und ihre Principien. Aus einem Sendschreiben an den Grafen Karl Montalembert in Paris. Von Franz Baader. 3 Gr.
3. Interessante Mittheilungen über die Zigeuner. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kindler, Nürnberg, Raw, 1831. 8. 3 Gr.
4. Blätter aus meinem Wanderbuche. Erstes Sträußchen. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1831. 8. 8 Gr.
5. Zumblicke in die Zeit. München, Finsterlin, 1831. Gr. 8. 6 Gr.
6. Vertheidigung oder Lob des Podagra. Vor 300 Jahren von dem hochgelahrten Wilibald Pirkheimer lateinisch geschrieben, nun aber den deutschen Podagristen zum Trost in ihrer Sprache an den Tag gegeben und mit einem Anhange, das Mandat und Privilegium der großen und weltberühmten Ritterschaft de podagra enthaltend, von M. M. Mayer. Nürnberg, Campe. 1831. 8. 8 Gr.
7. Schlesiens Dichter im 19. Jahrhunderte, oder kurzgefaßte Nachrichten über die in Schlesien seit 1800—30 gestorbenen und lebenden Dichter. Gesammelt von C. W. Springauf. Breslau, Aderholz. 1831. 16. 8 Gr.

1. Jeder Schriftsteller, der es unternimmt, auf die verderblichen Folgen des „Göttern und Menschen" verhaßten Cölibates, und auf die Schändlichkeiten aufmerksam zu machen, zu welchen diese Erfindung der Hölle Anlaß gegeben hat und noch gibt, macht sich dadurch um die Menschheit verdient. Ein Institut, welches in moralischer Beziehung verwerflicher wäre als der Cölibat, und welches zu gleicher Zeit der geistigen Entwickelung eines großen Theiles der europäischen Menschheit so hemmend entgegenträte, wie diese Ausgeburt des Egoismus, der Habsucht und des Ehrgeizes, kann nicht gedacht werden. Es ist aber zugleich eine nur zu traurige Thatsache, daß in katholischen Ländern der gemeine Mann die Ehelosigkeit mit dem Priesterthum für unzertrennlich verbunden hält, und daß ihm ein verheiratheter Geistlicher ein Greuel, ein Abscheu ist; ja, so mächtig sind die ersten Eindrücke der Jugend, daß selbst katholische Männer und Frauen des höchsten Ranges diese Ansicht des Volkes theilen. So viel auch immer gegen den Cölibat geschrieben worden ist, so hat es doch nicht hingereicht, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche in dieser Hinsicht in den meisten katholischen Ländern herrschen. Da es sich die Mystiker einfallen ließen, Traktätchen zu vertheilen, um die Ausgeburten verrückter Frömmigkeitsheuchelei unter das Volk zu bringen, warum sollten die Wohldenkenden und Verständigen nicht dasselbe thun, um in katholischen Ländern das Volk, das Landvolk, über die Vernunftwidrigkeit und Gottlosigkeit des Cölibates aufzuklären? Es haben sich Gesellschaften zur Verbreitung guter Bücher gebildet, warum sollte sich nicht eine Gesellschaft bilden, um gegen den Cölibat durch Verbreitung von Büchern zu wirken, die auf die Fassungskraft des gemeinen Mannes in katholischen Ländern berechnet sind? Uns ist weder die Macht der katholischen Geistlichkeit, noch sind uns die Ursachen verborgen, warum die Fürsten der Kirche und die Gewaltigen der Erde in den katholischen Ländern hartnäckigst auf Beibehaltung des Cölibates bestehen: aber ebenso sehr sind wir überzeugt, daß weder die geistlichen noch die weltlichen Machthaber der öffentlichen Meinung auf die Dauer widerstehen können, wenn sie allgemein gegen den Cölibat gerichtet ist, wenn Kinder und Greise, Jungfrauen und Matronen denselben im innersten Glauben für gottlos halten. Um dies zu bewirken, sollten sich alle Wohldenkende verbinden, sollen insbesondere die Schriftsteller ohne Unterlaß fortfahren, durch die Kraft der Rede auf Hohe und Geringe zu wirken. Der Weg, den der Verf. der oben erwähnten Schrift eingeschlagen hat, verdient alle Billigung; er erzählt drei schreckliche Beispiele von Unglück und Verbrechen, durch den Cölibat veranlaßt; gewiß ist dies das beste Mittel, katholische Jünglinge von dem Entschlusse abzuhalten, in einen Stand zu treten, der die heiligsten und rechtmäßigsten Gefühle des Menschen ächtet. Nur drei Beispiele hat der Verf. gewählt, er hätte Tausende und Tausende wählen können: die Mauern aller katholischen Klöster, Pfarreien und Kirchen sind Zeugen des Unglücks und der Verbrechen, die der Cölibat verursacht hat, der schmuzigen Laster nicht zu erwähnen! Der Fürst, der den Muth und die Weisheit haben wird, in seinem Lande den Cölibat abzuschaffen, wird von allen kommenden Menschengeschlechtern mit den Empfindungen des höchsten Dankes als ein wohlthätiger Genius der Menschheit gepriesen werden!

2. Als die Juliusrevolution in Frankreich den Thron von Gottes Gnaden zertrümmerte, war es nur consequent, daß die Deputirtenkammer im Besitz der vollen Volkssouverainetät allen Religionen freie Uebung zugestand und das Aufhören des Katholicismus als Staatsreligion aussprach. Dies war für die Macht der Priesterschaft der Todesstreich, und die Art, wie sie sich ihrer Gewalt unter Karl X. bedient hat, läßt nicht bedauern, daß er sie endlich einmal getroffen hat. Da vertheidigte der „Avenir" mit kühner Entschlossenheit den merkwürdigen Satz, daß sich die katholische Religion von der weltlichen Macht selbst gänzlich lossagen müsse, um nie wieder Staatsreligion, d. h. Werkzeug und Sklavin der weltlichen Macht zu werden. Der „Avenir" sah die gänzliche Trennung der weltlichen Macht von der Religion und Kirche als eine Emancipation der Religion, als eine Wiedererhebung derselben aus dem Staube an, und federte Freiheit und Sicherheit ihres Cultus als ein Recht, und nicht als Concession. Ueber diesen Grundgedanken, aus welchen alle übrigen Raisonnements der genannten Zeitschrift ausstralen, sowie über die Tendenz derselben spricht sich nur der Verf. in seinem Sendschreiben an den Grafen Montalembert aus, und gern gestehen wir, daß man, so kurz seine Schrift auch ist, doch durch dieselbe eine vollständige Uebersicht des Gebäudes erhält, das La Mennais und seine Freunde aufgeführt wissen wollen. Allerdings wird der Katholicismus, soll er je in Frankreich rein wieder erstehen, es nur in Folge der jetzigen Freiheit; allein die starren Formen dieser Religion stehen im Widerspruche mit dem Geiste des Jahrhunderts, und es dürfte den Stiftern des „Avenir" wol schwer werden, die Franzosen mit kirchlichen Formen zu versöhnen, denen sie größtentheils abgeneigt sind, und unter deren Schutze die Priester seit Jahrhunderten den Königen und dem Adel die Hand gereicht haben, um das Volk zu unterdrücken.

3. Wir erwähnen dieser interessanten Schrift über die Zigeuner unmittelbar nach dem Sendschreiben des Hrn. Franz Baader über die religiösen Weltansichten des „Avenir" des Contrastes wegen, zwischen unfruchtbaren Speculationen und thätiger Handanlegung, um ein Volk, das seit 4 Jahrhunderten in Deutschland herumirrt, zu civilisiren. Die „unter den Zigeunern

---

Gelehrtenschulen seinen wohlwollenden Mitarbeitern in diesem Fache der gelehrten Bildung in einem eignen Schriftchen mitzutheilen, das sich besonders auch über die Methode verbreiten wird, die bei ihm sehr einfach ist.

bei Nordhausen errichtete Rettungsanstalt", die Bemühungen der barmer und naumburger Missionsgesellschaften, welche sich das Elend dieser armen Leute zu Herzen nahmen; die Anstrengungen Wilhelm Blankenburgs, um der Zigeunercolonie bei Friedrichslohra Schul- und Religionsunterricht zu bringen, sind bei weitem verdienstlicher als alle gelehrten Deductionen der Redacteure des hyperkatholischen „Avenir". Der Auszug aus dem Reisebericht des eben genannten Blankenburg bildet ein interessantes Gemälde des intellectuellen, physischen und moralischen Zustandes der armen Bewohner der Zigeunercolonie zu Friedrichslohra, und wahrhaft rührend ist der Auszug aus einem Briefe vom 14. November 1830, den Blankenburg's Frau an ihre Geschwister schrieb. Der Ertrag der Schrift ist der „Unterstützung der unter den Zigeunern bei Nordhausen errichteten Rettungsanstalt" gewidmet.

4. Der Verf. sagt von sich selbst, er kenne kaum 75 Jahre dieser Welt; er möge es uns nicht verübeln, wenn wir seiner Angabe nicht unbedingt Glauben beimessen, denn seine Schilderungen sind so frisch, seine Ansichten so lebenskräftig, und er spricht sich mit solcher Wärme für alles politisch und geistig Große, mit solchem Mannesingrimm gegen alles Schlechte aus, daß wir in ihm einen Greis unmöglich vermuthen können. Der geneigte Leser urtheile selbst: „Endlich saßen wir im Wagen und rollten dahin durch das bunte Gedränge der Soldaten aller Waffen, welche in dichten Massen alle Dörfer und Straßen meilenwegs bedeckten und die Atmosphäre erfüllten mit den beengenden Qualen einer Kriegesdrohung, mit düstrer Ahnung der Dinge, die da kommen können und Keinem willkommen sind. Für Was? Für Wen? Gegen Was? Gegen Wen? Alberne Fragen einer schmerzkranken Seele! Für Menschen gegen die Menschheit — hallt es wieder aus allen Zonen seit Jahrtausenden; für Menschen gegen die Menschheit, die selbst ein Christus von der Menschelei zur Menschlichkeit zu erheben nicht vermochte! Oder vielleicht für Rothschilde und Pulvermüller und Epaulettenfabrikanten und Ordensbänderritter — gegen Alles, was da lebet und athmet und sich sonnen will im reinen Licht des Himmels, und sich baden im erquickenden Quell der Natur, und sich stärken in der labenden Morgenluft des Jahrhunderts? Für Herkommen, Vorurtheil, Aberglauben und Arroganz, gegen die einfachsten, klarsten Foderungen der Vernunft, gegen die natürlichsten Bedingungen des staatsgeselligen Zustandes? Für den Jesuitismus in und außer der Kirche, gegen den Zeitgeist mit seinem freilich mitunter etwas derb auftretendem Protestantismus? Für die Schmarotzermispel gegen die Eiche, auf der jene sich eingewurzelt hat, von der allein sie Saft und Leben zieht, an deren blühendes Dasein ihr Wohl allein gebannt ist, durch den stillen, aber ewigen Zauberspruch der Mutter Natur? Oder gegen die Unverschämtheit der belgischen Verkehrtheit und jenes wahnwitzigen Allianzwesens des crassesten Pfaffenthums mit tollem Jakobinerwesen? Oder vielleicht gegen die verderbenschwangern Beschlüsse des wiener Congresses, gegen die geist- und kraftzersplitternde, alle politische Bedeutsamkeit raubende Vereinzelung Deutschlands; gegen jene ideenarme, veraltete und pomphafte Grandezza der Diplomatenherrschaft, für Deutschlands endliche und baldige und kräftige Vereinigung unter ein Directorat oder Protectorat, welches als solches zur Wahrheit wird und dem gediegensten und besten Volk der Erde seine äußere Würde, seine besonnene und entscheidende Haltung, seine innere Elasticität, Lebenskraft und allgemeine Ruhe verschafft, zu Aller Heil?" Diese ausgehobene Stelle wird hinreichen, um das urkräftige Gemüth des Verf., seine Denk- und Gefühlsweise, seinen Ideenreichthum, seine sprudelnde Darstellungsgabe, sein Lieben und Hassen, sein Fürchten und Hoffen zu bezeichnen. Wir gestehen, daß wir nicht leicht eine Schrift mit solcher Lust und Freude gelesen haben, wie diese „Blätter aus dem Wanderbuche", und zwar um so mehr, je zahlreicher die Werke über die Politik geworden sind, die in systematischer Unverdaulichkeit über die höchsten Interessen trocken und langweilig altbekannte Dinge wiederholen. Der Verf. dagegen führt uns auf seiner Reise frisch in das Leben, in Böhmens dunkle Wälder, in Oestreichs blühende Auen, in das bergige Tirol, und knüpft an seine wichtigen Beobachtungen der Wirklichkeit die eindringlichsten politischen Lebenswahrheiten. So scharf und doch zugleich so gerecht, so liebevoll und doch zugleich so bitter, ward Oestreich und östreichisches Wesen noch nie beurtheilt, als es der Verf. thut. Im zweiten Heftchen verspricht derselbe den Lesern „in flüchtig-phantasmagorischen Bildern die Geister der verschiedenen Constitutionen und Charten Europas vorzuführen", aber erst wenn er „in Paris wohnen wird, da sein Stelz zu groß ist, um in Moskau oder Petersburg erst anzufragen oder anfragen zu lassen: ob dies oder jenes in Deutschland geschrieben, gedruckt und gelesen werden dürfe?" Glück auf, kühner Wanderer!

5. Der Verf. hat seinen Januarblicken das Motto vorgesetzt: „Jedem das Seine, — Allen Ruhe!" Das Schlimmste ist nur, daß jetzt Alle, — Völker wie Monarchen, Demagogen wie Aristokraten, — zu viel das Ihrige nennen wollen. Diese „Januarblicke" sind, wie schon der Name andeutet, aphoristisch gehalten. Der bemerkenswertheste Paragraph in diesem Büchelchen ist der letzte. In demselben schlägt der Verf. „ein die Mißverhältnisse der Zeit vermittelndes Centralinstitut" (mit zweckmäßigen Filialen) vor. Es wäre zu wünschen, daß der einsichtsvolle Verf. diesen Vorschlag ausführlicher entwickelt hätte, als er es gethan hat, denn der Gegenstand ist von hoher Wichtigkeit. Sowie der Vorschlag hingestellt ist, hat er große Aehnlichkeit mit dem Banksystem der Saint-Simonisten, und es trifft denselben mithin der gleiche Vorwurf: nämlich daß die Realisirung desselben in die Hände der Directoren eine beispiellose, Alles überwältigende Geldmacht legen würde.

6. Wir zweifeln, daß diese „Vertheidigung oder Lob des Podagra", welches der berühmte Wilibald Pirkheimer vor 300 Jahren in lateinischer Sprach geschrieben hat, die Podagristen überzeugen wird, daß das Podagra kein Uebel, sondern ein Gut ist.

7. Dieses Büchelchen enthält kurze biographische Notizen von 258 Dichtern und Dichterinnen, die in Schlesien seit 1800 —30 theils gestorben sind, theils noch leben. Es ist zu bedauern, daß es dem Verf., dessen Mühe in Sammlung dieser Notizen nicht gering gewesen sein mag, nicht gefallen hat, auch die Werke dieser Dichter anzuführen. 202.

Notiz.

Eine höchst eigenthümliche Geschichte der Jahre 1806—15, die gewiß Wenigen in die Hände gekommen ist, verdient eben als Seltsamlichkeit eine Erwähnung. Sie heißt: „Eine besondere merkwürdige Aufzeichnungsgeschichte was sich in unsern Sächsischen Landen seit über 7 Jahren von der so mannichfaltigen Kriegsveränderung und Abwechselung der Zeitung der Zeiten hat zugetragen. Ein fast wahrer Vergleich des siebenjährigen Krieges. Die Geschichte ist in Versen abgefaßt und jeder Vers zeigt mit römischen Buchstaben die Jahrszahl der Jahreszeiten, wenigstens das Vorzüglichste an. Dem jetzigen Zeitalter und der Nachwelt zum Andenken gewidmet von einem Tuchmachermeister aus R. im Vogtlande. 1815". Der Verf. ist der seitdem verstorbene David Glänzel aus Reichenbach. Er hat auf 24 Seiten in 200 Distichen die ganze Zeitgeschichte so behandelt, daß in jedem Distichen die Jahreszahl herauszulesen ist. Z. B. 194:

IM aCht X hunDert funfzehnt' Iahr
Ist SaChsen tLeIn aLs wIe es war.

195. Von neuntedaLb Iahr Des KrIegs Von Lauf,
EIn TuChMaCher Ia gezeIgt auf.

Wahrlich, der Verf. muß eine eherne Geduld zu dieser Arbeit besessen haben, wie sie die neuere Zeit gewiß nicht wieder aufweisen kann. 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. Zwei Theile. Gr. 8. 58¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1831. F. A. Brockhaus.

Verlags-Anzeigen
der
Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Literatur wird unstreitig das soeben fertig gewordene Werk:

Malkolm. Eine norwegische Novelle.

Von Henrich Steffens.

2 Bände. 1831. 8. Preis 4 Thlr.

allgemein anerkannt werden. Druck und Papier sind ganz besonders sauber und elegant, und der Preis von 4 Thlr. für 53 so schön gedruckte Bogen ungemein billig gestellt. Und so hoffen wir, wird dieses Werk unter den Gebildeten des deutschen Publicums einer günstigen und beifälligen Aufnahme, in jeder Beziehung, sich zu erfreuen haben.

Ungeachtet der für den Buchhandel so ungünstigen Zeiten, wird der Druck der zum erstenmale in arabischer Sprache erscheinenden 1001 Nacht nicht unterbrochen, sondern fortgesetzt und es erscheint soeben:

Tausend und Eine Nacht.

Arabisch.

Nach einer Handschrift aus Tunis,

herausgegeben von Dr. Max. Habicht.

Fünfter Band.

1831. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr.

Die vier ersten Bände kosten 12 Thlr.

Wahrheit

aus

Jean Paul's Leben.

Sechstes Heftlein.

1831. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 1 Thlr. 25 Sgr.

Den Besitzern der fünf ersten Heftleins dieses inhaltreichen, trefflichen und anmuthigen Werkes, wird die Anzeige von der Erscheinung des 6ten Heftleins gewiß sehr willkommen und erfreulich sein. Denjenigen, welche es noch nicht kennen, steht durch die Bekanntschaft mit demselben ein hoher Genuß bevor. Die Preise der frühern Heftleins sind folgende: das 1ste kostet 1 Thlr.; das 2te 1 Thlr. 6 Gr.; das 3te 2 Thlr. 8 Gr.; das 4te 1 Thlr. 20 Gr.; das 5te 1 Thlr. 20 Gr.

Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande, über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung.

Aus dem Französischen übersetzt von

Karl Schall.

4ter Band. 1831. 8. Geheftet. 1 Thlr. 12 Gr., oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Mit dem 4ten Band ist dieses interessante und zugleich wichtige Werk zur Geschichte der Restauration in Frankreich geschlossen. Es existirt kein anderes, welches die Geschichte der französischen Regierung, von Napoleons Sturz bis zum Tode Ludwigs XVIII. enthält. Wie die Julitage des Jahres 1830 schon unter der Regierung Ludwigs XVIII., von Seiten der Ultras vorbereitet worden, und wie sie demnach erfolgen mußten, erhellt klar und augenscheinlich aus dem 4ten Bande. Der Preis für den 1sten—3ten Band dieses Werkes ist ungemein wohlfeil; diese kosten nicht mehr wie 1 Thlr. 12 Gr. Das ganze Werk in 4 Bänden kostet also nur 3 Thlr.

Tabula qua Graecia superior,

qualis tempore belli Peloponnesiaci ineuntis fuit,

descripta est a

C. Odofredo Müller.

Mit dem hierzu gehörigen Texte:

Zur Karte des nördlichen Griechenlands.

Eine Beilage

zu den Geschichten hellenischer Stämme und Städte,

von K. O. Müller.

1831. Royalfolio und gr. 8. Preis 1 Thlr., bessere Ausgabe 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Thlr. 5 Sgr.

Philologen und Allen, welche für alte Geschichte und Geographie sich interessiren, wird diese in London von J. und C. Walker trefflich gestochene Karte eine wichtige Erscheinung sein. Sie ergänzt und setzt fort die früher von demselben Verfasser erschienene:

Karte des Peloponnes,

während des peloponnesischen Krieges,

von K. O. Müller.

Gestochen von K. Kolbe in Berlin.

Preis 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Wie ich wieder Lutheraner wurde

und

was mir das Lutherthum ist.

Eine Confession

von Henrich Steffens.

1831. 8. Geheftet. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Inhalt: 1) Einleitendes. 2) Fragment aus meinen Knabenjahren. 3) Unsterbliche Persönlichkeit. 4) Das Christen-

thum. 5) Luther. 6) Kirche. Gemeinde. 7) Theologen. Laien. 8) Duldung. Anerkennung. 9) Wissenschaft und Kunst. 10) Mysticismus. Fanatismus.

Von der falschen Theologie
und
dem wahren Glauben.
Eine Stimme aus der Gemeinde,
von
Henrich Steffens.
Zweite unveränderte Ausgabe.
1831. 8. Geheftet. 20 Gr., oder 25 Sgr.

Diese Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Einleitendes. 2) Erste Ansicht des Christenthums. 3) Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweiten. 4) Was eine Mythe sei und wie sie auf die heil. Schrift angewendet worden. 5) Der wahre Glaube. 6) Die Lehrer. 7) Die Union.

Das Heil in Christo,
seine Aneignung und Verschmähung.
Drei Predigten
von
Julius Müller,
evangelischem Pfarrer in Schönbrunn.
1831. Gr. 8. Geheftet. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

Drei Zeitalter der christlichen Kirche,
dargestellt
in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen,
von
Dr. G. F. W. Suckow,
evangelischem Prediger.
1831. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Thlr. 5 Sgr.

Beobachtungen
über die epidemische Cholera,
gesammelt in Folge einer in amtlichen Auftrage gemachten Reise nach Warschau, und mit höhern Orts eingeholter Genehmigung herausgegeben
von **Dr. C. J. W. P. Remer.**
1831. Gr. 8. Geheftet. Preis 14 Gr., oder 17½ Sgr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

C. F. Brehm (vieler naturforschenden Gesellschaften Mitglied) Handbuch der
Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands,
Worin nach den sorgfältigsten Untersuchungen und genauesten Beobachtungen mehr als 900 einheimische Vögelgattungen zur Begründung einer ganz neuen Ansicht und Behandlung ihrer Naturgeschichte vollständig beschrieben sind. Mit 47 ganz treu nach der Natur gezeichneten und kunstvoll illum. Kupfert., welche mehrere 100 Vögelarten vorstellen. Gr. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses ganz neue und herrliche, Seiner Majestät von Preußen gewidmete Werk, nimmt die größte Aufmerksamkeit der Naturforscher überhaupt und der Ornithologen insbesondere in Anspruch. Sie finden hier die ganze Summe dessen, was des Hrn. Verfs. tiefes Studium (in Vereinigung mit seinen vielen eifrigen und gelehrten Freunden, worunter sehr gefeierte Namen glänzen) für diese Wissenschaft ermittelt und womit er sie bereichert hat. Der große Ruf dieses berühmten Ornithologen überhebt uns jeder weitern Anpreisung. — Was aber den artistischen Theil des Buches, nämlich die beigegebenen 47 kunstvoll illuminirten Kupfertafeln anbetrifft, so wird ein Blick darauf jeden Kenner überzeugen, daß bis jetzt noch kein ähnliches deutsches Werk etwas so Sorgfältiges, Naturgetreues und Fleißiges geliefert hat, dem sich nur einige wenige große und kaum bezahlbare Prachtwerke der Engländer und Franzosen an die Seite stellen können. Papier und Druck des 69 Bogen starken Textes wetteifern an Schönheit mit den Kupferstichen, weßhalb der obige Preis als ein Muster von Wohlfeilheit gelten kann.

Neue und interessante Romane, die soeben an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden sind:

Harro-Harring, Der Livornesermönch. Ein Roman nach Thatsachen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hellmuth, P., Anselmus, oder die Früchte des Wahnes. 2 Theile. 2 Thlr. 8 Gr.

Lorenz, W., Bona von Lombarda. Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrh. 2 Theile. 2 Thlr. 6 Gr.

Penseroso, die Hofdame und der Feind. 3 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1831.

A. Wienbrack.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Belehrung für Nichtärzte über die Verhütung der Cholera. Im Auftrage der Sanitätscommission zu Königsberg verfaßt von K. F. Burdach, Professor und Medizinalrathe daselbst. 8. Geheftet. 10 Gr.

In der Bremer Zeitung vom 6. September empfiehlt der dortige berühmte Professor und Physicus Herr Heineken diese Schrift mit folgenden Worten: „Bei den viele Furcht erregenden und irreleitenden Nachrichten über die asiatische Cholera und bei der Anpreisung der dagegen zu gebrauchenden Mittel, halte ich es für Pflicht, das Publicum auf eine von einem der schätzbarsten Aerzte Deutschlands verfaßte, unter obigem Titel erschienene Schrift aufmerksam zu machen, welche nicht allein in Hinsicht der Belehrung, die sie gibt, sondern auch der Beruhigung, welche daraus geschöpft werden kann, ein Wort zu seiner Zeit ist und sich durch Wahrhaftigkeit, Deutlichkeit und Klarheit so sehr empfiehlt".

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmalz (Theodor), Die Wissenschaft des natürlichen Rechts. Gr. 8. 14¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1831.

F. A. Brockhaus.

G. Fincke in Berlin verkauft:

Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder Boisserée und J. Bertram, lithogr. v. Strixner. 20 Hefte. Fol. 100 Thlr. Dieses ausgezeichnete Exempl. befand sich im Nachlaß Ihrer Maj. der verstorb. Königin von Würtemberg. Kerner hortus semper virens. 15 vol. Fol. Halbmaroqbd. 180 Thlr. Die 180 darin enthaltenen Pflanzenabbildungen sind ebenso viel in Wasserfarben ausgeführte Handzeichnungen. Dieses ausgezeichnetste Prachtwerk Deutschlands fehlt in den bedeutendsten Bibliothe-

ken. Hinsius gibt den Preis des ersten Bandes mit 148 Thlr. an. Augustini op. ex edit. Benedict. 11 vol. Fol. Paris, chart. max., et Appendix Augustiniana ex edit. Clerici. Antwerpiae, 1703. Einige Bände wasserfleck. 40 Thlr. Rymer foedera, conventiones, litterae et acta publica inter reges Angliae et alios principes cur. G. Holmes. 20 vol. Fol. Hagae-Comit. 1745. 100 Thlr.

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Behandlung der Cholera

in ihren verschiedenen Perioden und Graden

von Dr. Ernst Barchewitz.

8. Geh. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

Der Herr Verf. ist einer von den vier Aerzten, welche zu der Zeit, als die Cholera in Moskau wüthete, im Auftrage des Königs von Preußen dorthin gingen, um die Krankheit zu studiren. Spätere Bestimmungen haben ihn nach Danzig, und allenthalben dahin gebracht, wo die Cholera im Regierungsbezirk Danzigs wüthete. Das Resultat seiner Forschungen, deren Werth das Inland und Ausland anerkennt, ist, so weit sie das therapeutische betreffen, in den angekündigten Blättern niedergelegt, welche folgenden Inhalts sind. §. 1. Beschreibung der Cholera. §. 2. Ursachen. §. 3. Diagnose. §. 4. Vorbauungsmittel. §. 5. Cur der Vorboten. §. 6. Cur der Cholera. A. Nach den Gelegenheitsursachen. B. Nach den verschiedenen Graden; a. milder Grad; b. höherer Grad; c. höchster Grad. §. 7. Verschiedene Arten der Cholera. §. 8. Einige vorzüglich empfohlene Heilmittel. §. 9. Cur der Nachkrankheiten. §. 10. Prognose. — Welchen Werth übrigens ein Buch über die Cholera, welches sich auf schon in Preußen gemachte Erfahrungen gründet, vor jenen haben muß, welche über die Krankheit unter fremden Himmelsstrichen redet, leuchtet von selbst ein.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Voß, Joh. Heinr., Zeitmessung der deutschen Sprache. Zweite mit Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe, herausgegeben von Abraham Voß. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei T. Trautwein in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundriß der neuern Geschichte

für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für Gebildete

von Dr. E. A. Schmidt,

Privatdocent an der Universität und Lehrer an der Cadettenanstalt zu Berlin.

Gr. 8. Preis 10 Gr. (9½ Bogen.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Joh. Aug. Fr. Schmidt (Diaconus zu Ilmenau) physikalische

Experimente und Belustigungen.

Eine systematisch geordnete Sammlung vieler physikalischen Versuche und Kunststücke, auch mancher für Gewerbe und Haushaltung nützlicher Vorschriften; als erläuternde und unterhaltende Zugabe zu jedem Handbuch der Physik, insbesondere aber zu seiner eignen Naturlehre, deren zweiten Theil sie bildet. Mit 10 lithographirten Tafeln. 8. 2 Thlr.

Physikalische Experimente, durch welche sich uns die Geheimnisse der Natur deutlicher erklären, haben gewiß für jeden denkenden und gebildeten Menschen ein großes Interesse und dienen ihm zur angenehmen und belustigenden Unterhaltung. Da unsere Literatur noch einer Schrift entbehrt, welche wie diese eine vollständige und deutliche Anweisung zur Anstellung der vorzüglichsten und unterhaltendsten physikalischen Experimente in systematischer Anordnung enthält, so füllt sie eine bedeutende Lücke aus und bietet namentlich Lehrern die Mittel dar, ihren Unterricht noch belehrender eindringlicher und unterhaltender zu machen. Aber auch Künstler, Fabrikanten, Handwerker und Oekonomen, ja selbst Frauenzimmer werden darin sehr nützliche Winke zum erfolgreichen Betriebe und manches brauchbare Mittel finden. Noch ein besonderer Vorzug dieser Schrift ist, daß überall die Grundursachen der Erscheinungen angegeben sind und zum leichtern Verständniß stets auf die Erläuterungen in des Hrn. Verf. Naturlehre, als deren 2ter Theil die vorl. Schrift erscheint, hingewiesen wird.

Bei E. H. Henning in Greiz ist erschienen:

Theodulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1832. Mit Beiträgen von Alberti, Engel, v. Fouqué, Francke, Girardet, Gittermann, Grumbach, H. Hoffmann, Hundeiker, Käuffer, Kochen, Köthe, Lutz, Oesfeld, Lina Reinhardt, K. E. G. Schmidt, Schorch, J. Schuderoff, Schwabe, Trautschold, Weicker und Andern herausgegeben von Dr. C. B. Meißner, Dr. G. Schmidt und E. Hoffmann. Sechster Jahrgang. Mit Kupfern und 4 Musikbeilagen. Kl. 8. Elegant gebunden in Futteral mit Goldschnitt. 20½ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Victor Hugo.

Soeben ist erschienen:

Marion de Lorme.

Drame

par *Victor Hugo.*

8. Brosch. 12 Gr., oder 48 Kr.

Stuttgart, September 1831.

Karl Hoffmann.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1831.

Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen. Es enthält: I. Den zweiten Abschnitt des Krieges der Engländer gegen die Birmanen 1824—26. — II. Betrachtungen über die Wirkungen des Feldgeschützes. — III. Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs 1788 der k. k. Hauptarmee gegen die Türken. — IV. Literatur. — V. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östr. Armee. — VI. Die neuesten Militairveränderungen. — VII. Die Ankündigung der Fortsetzung dieser Zeitschrift für das Jahr 1832.

Wien, den 28. September 1831.

J. G. Heubner
Buchhändler.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Epistolae Bentleii, Graevii, Ruhnkenii, Wyttenbachii selectae. Annotatione instruxit Frid. Carol. Kraft, Th. et Ph. D., Joh. Hamb. Dir. et Prof. 8 maj. Altona, J. F. Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk enthält eine aus den größern Sammlungen veranstaltete Auswahl von mehr als hundert der ausgezeichnet-

sten Briefe des Bentley, Grävius, Ruhnken und Wyttenbach. Mit sorgfältiger Berücksichtigung der Bedürfnisse studirender Jünglinge sind von dem der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Herrn Herausgeber vorzüglich solche Briefe aufgenommen, die sowol durch ihre classische Sprache die Bildung des lateinischen Styls, als durch ihre literarischen Beziehungen und ihren Reichthum an Sachen eine vielseitige gelehrte Ausbildung befördern können. Für beide gedachten Zwecke ist auch durch die zahlreichen Anmerkungen gesorgt, die Herr Dr. Kraft hinzugefügt und in denen er theils den lateinischen Ausdruck der Verfasser beurtheilt und oft berichtigt, theils gewählte literarische Nachrichten in der ihm eignen trefflichen Latinität mitgetheilt hat.

Ein so ausgestattetes Werk glaubt der Unterzeichnete mit Recht allen Vorstehern und Lehrern der Gymnasien zur Beachtung empfehlen zu dürfen.

Altona, im Oktober 1831.

J. F. Hammerich.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. H. Teng. Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, sowol in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. VI. Jahrgang (Erfindungen von 1827). Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Die überaus vielen ehrenvollen Urtheile, welche sowol deutsche als französische Kritiker über dieses Unternehmen gefällt haben, stimmen darin überein, daß unter allen Werken in Europa, die sich mit der Geschichte des menschlichen Fortschreitens beschäftigen, vorstehendes Jahrbuch nicht allein das vollständigste, sondern auch das bestgeordnetste sei. (Wird jährlich fortgesetzt.)

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen geh. für 4 Gr. zu haben:

Stimme aus Danzig über die Cholera.

Zur Beruhigung Aller die sie fürchten.

Möchte doch diese kleine Schrift, welche nach dem Urtheile aller Aerzte und Nichtärzte die sie lasen, wahrhaft vernünftige Ansichten enthält und aus welcher die Haude- und Spener'sche Zeitung vom 2. Sept. bereits vor dem Druck Einiges mitgetheilt hat, aller Orten, auch da wo die Cholera noch nicht herrscht, recht viel gelesen und beherzigt werden! Die Cholera würde dann manches Opfer weniger finden.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ascherson, Dr. M., Pharmazeutische Botanik in Tabellenform. Eine kurzgefaßte Anleitung zur Kenntniß sämmtlicher, in der fünften Ausgabe der preuß. Pharmakopoe aufgeführten, und vieler andern mit ihnen verwandten Pflanzen. Nebst einer faßlichen Darstellung der offizinellen Pflanzenfamilien nach Jussieu's natürlichem System. Mit 2 Kupfert. 4. Geheftet. 1 Thlr.

Rockstroh, Dr. Heinr., Gemeinnützige Vorschule zu einer gründlichen Geographie; oder Anweisung zu einer leichtfaßlichen astronomischen Erdkunde. Nebst einer Anweisung zur mathematischen Geographie und des Gebrauchs der künstlichen Himmels- und Erdkugel. Mit 8 erläut. Kupfertafeln. Gr. 8. 14 Gr.

Sachs, S., königl. Reg.-Bauinspect., Ueber das Baurecht in seinem ganzen Umfange, oder Grundlage einer vollständigen und zeitgemäß verbesserten Bauordnung. Ein Handbuch für Baumeister, Juristen, Polizeibeamte, Grundbesitzer, sowie für Jeden, der über die Rechte bei Bauanlagen jeder Art sich gründlich unterrichten will. Zwei Bände. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Lorinser, C. J., königl. Reg.-Medizinalrath u. s. w., Untersuchungen über die Rinderpest. Gr. 8. Engl. Druckpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Soeben ist in der Wiendrack'schen Buchhandlung in Torgau und Leipzig erschienen:

Der Rathgeber bei dem Schief- und Burkeligwerden, oder Faßliche Darstellung der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrates und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und leichtere Grade derselben geheilt werden können, gebildeten Aeltern und Erziehern gewidmet von

Dr. Friedr. Albr. Schmidt.

8. Geh. 16 Gr.

Dieses Schriftchen wird allen Aeltern und Erziehern gewiß höchst willkommen sein, indem es sie mit den ersten Zeichen der entstehenden Verunstaltung und den zweckmäßigsten Mitteln, sie zu verhüten und zu heben, bekanntmacht.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anti-Carus, oder historisch-kritische Beleuchtung der Schrift: „Die natürliche Geburt Jesu von Nazareth, historisch beurkundet durch Flavii Josephi jüdische Alterthümer, Buch XVII, Cap. 2, §. 4". Nebst einigen Bemerkungen über das Zeugniß des Josephus von Christus.

Von

M. Prof. Wilhelm Ferdinand Korb.

Gr. 8. 5½ Bogen. Broschirt. 12 Gr.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. 8. 25¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 294. — 21. Oktober 1831.

Zur Geſchichte des deutſchen Patriotismus ſeit 1806.

Actenmäßige Darſtellung der Verſuche, Deutſchland in Revolutionszuſtand zu bringen. Herausgegeben von Karl Follenberg. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 9 Gr. *)

Alle Bücher zerfallen in zwei Claſſen, ſolche, die durch Kunſt und Methode, d. h. durch die Art, wie ſie ihren Stoff behandeln, ſich geltendmachen wollen, und ſolche, die durch den bloßen rohen Stoff ſchon der Sache ein Genüge gethan zu haben glauben, dahin gehören bloße Text- und andere Ab- und reſpective Nachdrücke. Von dieſer letztern ſoliden Gattung, welche man vorzugsweiſe die gelehrte im Gegenſatz zu der künſtleriſchen erſten nennen ſollte, ſind unſtreitig die „Darſtellungen" des Hrn. Karl Follenberg, denn actenmäßig bedeutet nicht, daß ſie künſtleriſch nach Acten, wie Schauſpiele, geordnet, ſondern daß ſie aus Actenſtücken zuſammengeſchrieben ſind. Dies Geſchäft iſt verdienſtlich und gleicht gar ſehr der Vergleichung alter Codices, welches bekanntlich für ſehr ehrenvoll gilt. Nach Einräumung des Verdienſtes und der Ehre, fragte ſich denn nun, wozu die neue Edition „der geheimen hochverrätheriſchen Verbindungen" beſtimmt ſei? Wir antworten dreiſt: gewiß nicht mehr in usum scholarum, da ſeit einigen Monaten das Intereſſe für Revolutionen den Kreis der Schulknaben überſchritten und ſelbſt in Deutſchland die Erwartungen der kühnſten Irrlehrer doch wol übertroffen hat. Sonach wären die Follenberg'ſchen Darſtellungen ein neuer Verſuch ſeit dem Köpeniker Verfahren und den daraus entſpringenden Veröffentlichungen, der zweite von Bedeutung, um die frommen Wünſche und ſtaatsklugen Dialoge und Epiſteln junger, ſonſt nicht ſonderlich berühmter Leute zu den Ohren des lieben deutſchen Vaterlandes zu bringen, zwar mit dem Bemerken, dergleichen ſei Hochverrath und verbrecheriſch, aber doch gar häufig in einer dieſen Schwärmern eigenthümlichen Beredtſamkeit, die freilich da, wo ſie noch im Joche Jahniſcher Kraftſucherei und Radebrecherei einherwackelt, als weiland zwar erquicklich, nunmehr aber bedrücklich und unſchicklich ſich erweiſt. Auf dieſe Weiſe iſt Hrn. Follenberg's „Darſtellung" von der Art, welcher man das ehrende Prädicat der objectiven nicht verſagen kann, weil des Verfs. Subjectivität dabei gleichgültig iſt. Den geſetzlichen Zöpfen und Schöpſen, den ehrenwerthen Herren aus dem ruhigen Bürgerſtande, den frommen Pfarrern und tauſend andern Leuten gibt ſie Beiſpiele zu lehrreichen Geſprächen über die Laufbahnen der Verbrecher und Uebertreter an die Hand, und den etwa noch lebenden Fanatikern Beiſpiele der Nacheiferung. Das Buch iſt praktiſch — und verboten kann es nicht werden, denn es iſt actenmäßig; und da nun auch der Titel: „Verſuche, Deutſchland in Revolutionszuſtand zu verſetzen", mit Umſicht gewählt iſt, ſo glauben wir berechtigt zu ſein, das Genie der Herren Unternehmer anzuerkennen. Nur das Eine hätten wir noch zu erinnern, daß der Proceß des Aſſeſſors von Mühlenfels zwar juriſtiſches Intereſſe hat, aber leider der Firma des Buches wenig oder gar nichts nützt, und dann, daß es doch wunderbar iſt, wie miſslich es um die actenmäßige Wahrheit ausſieht: ſo z. B. ſoll zu Robert Weſſelhöft in Jena ein Aufruhrprediger gekommen ſein, Namens Ignatius Marcellus Colonna de Vale von Valewsky. Dieſer Menſch iſt nun wichtig, und er figurirt bedeutend in den Acten. Denn er iſt ja aus Italien, das hört man auch ſchon an dem Namen, obgleich wunderlicherweiſe der Adel halb deutſch und halb ausländiſch bezeichnet wird, er bildete alſo wahrſcheinlich als Carbonaro eins jener niederträchtigen Mittelglieder in der großen Ramification der Verſchwörungen, und verband Italien und Deutſchland. — Schade iſt es daher wirklich, daß der ganze Kerl blos zum Spaß erdacht und erdichtet iſt, und bei all ſeinen verdächtigen Titeln nicht exiſtirt (ſo ſagt uns ſein nächſter Verwandter). „Nicht exiſtirt?" — Leider nicht. Wie es möglich ſei, daß der erkennende Gerichtshof den ganz abenteuerlich erdichteten Namen nicht als ſolchen erkannt, dieſe juriſtiſche Schwierigkeit wiſſen wir nicht zu löſen. Ferner ſoll es in Köpenik zweierlei Arten Leute gegeben haben: eine vernünftige, welche Alles mit Rückſicht auf die Defenſion ſagte, und eine andere, welche ohne Rückſicht, entweder nach Laune oder um ein Syſtem und einen Anſtrich, eine Art von Vernunft in die Sache hineinzubringen, ganz entgegengeſetzt verfuhr. Natürlich hat die letztere mit ihrem Ehrgeize alle andern überflügelt und dem Referenten in Breslau vortreffliche

*) Auch unter dem Titel: Geſchichte der geheimen Verbindungen der neueſten Zeit. Viertes Heft. Ueber die andern Hefte werden wir auch berichten. D. Red.

Vorarbeiten geliefert. Ob aber Herr Follenberg hier nun mit historischer Kritik erwogen habe, welches zwischen den Uebertreibungen und dem Schiefen die Wahrheit und das Rechte sei, das braucht nicht erst gefragt zu werden, da er ja nur auf diplomatische Treue, keineswegs auf Kritik Anspruch macht. Auch kann nicht viel daran liegen, weil es außer der geistigen Farbe an dem ganzen Krame nichts Bedeutendes gibt, wenn man nach mehr als der Thatsache der Verschwörung fragt, sodaß es in der That eine bewundernswürdige Gründlichkeit unsers Rechtsverfahrens beurkundet, wenn dennoch über das Uebrige ein mäßiger Frachtwagen voll Acten zusammengekommen ist. Dabei konnte denn freilich kein Wort der jungen Herren, was irgend „geheim und politisch", noch auf die Erde fallen; und sie werden hoffentlich alle unsterblich werden durch eine vollständige Ausgabe der köpeniker Acten.

Da indessen jedes Ding auch seine ernsthafte Seite hat, so könnte man wol fragen, wie ein so wunderliches Ereigniß zu erklären und einzureihen sei, wenn man doch nur mit Widerwillen auf die alte abgetragene Erklärung sehen kann: das Feldlager sei Schuld daran. Der deutsche Patriotismus ist es schon gewohnt, als eine lediglich gelehrte oder doch wenigstens literarische Angelegenheit behandelt zu werden. Darum glauben wir nicht zu sündigen, wenn wir hier aus einem

„Manuscript für Deutschland",

welches uns neulich zu Gesichte kam, Einiges über diese Frage mittheilen, was ebenso gelehrt und vielleicht etwas wahrer gefunden werden dürfte, als jene frühern Berichte völlig obscurer Leute, die irgend ein Kobold in seinem Zorne zu Kritikern der Tagesgeschichte gemacht. Der Hr. Verf. schickte uns das Heft des Hrn. Follenberg und zugleich sein Manuscript zur Ansicht, und klagte dabei, wie gewöhnlich noch nicht renommirte und anonyme Schriftsteller, er fände keinen Buchhändler. Auch unsere Bemühungen waren vergeblich. Da erlaubte uns der Hr. Verf., der aus Rücksicht auf seine Stellung nicht genannt sein will, zugleich mit einer Anzeige dieser Follenberg'schen Bemühungen für die Aufklärung der neuesten Geschichte, eine Darlegung der Hauptmomente seines „Manuscripts für Deutschland" zu verbinden, da dasselbe in mehr geistiger Weise dieselbe Aufgabe behandle. Hier ist sie. Aus der Einleitung führen wir an: „So lange die Bourbonen im Namen der drei Mächte die Kraft Frankreichs zügelten und im Sinne der heiligen Alliance verwendeten, war die öffentliche Meinung Europas: 800,000 Bajonnette sind unwiderstehlich; — seitdem sich Frankreich emancipirt hat und England dabei beschäftigt ist, kennt man die Macht der Idee. Vorher herrschte der Glaube an die materielle Gewalt, jetzt ist die lebendige Ueberzeugung von der Uebergewalt des Geistes in alle culturfähigen Völker Europas gedrungen, und was das Wichtigste ist: dieser Ueberzeugung sind die edelsten Völker mit Muth, ja mit Tollkühnheit gefolgt".

Der Verf. geht dann auf Deutschland über, und hier heißt es: „Deutschland freilich hat es schwerer als irgend ein Volk zum Selbstbewußtsein und zur selbstbewußten Verfolgung der Idee unserer Zeit zu gelangen; dennoch ist das Bewußtsein in allen Gebildeten, ja es wäre schon realisirt, wenn nicht der Genius und sein Blick ihren Hoffnungen im Augenblicke der Entscheidung gefehlt hätte.... Dennoch, wiewol wir diese Ueberzeugung hegten, dennoch hat es uns überraschen müssen, gerade da, wa wir eher Widerstreben, wenigstens gegen die Idee der Nationaleinheit, erwarteten, Stoß auf Stoß mit der Preßfreiheit die volksthümliche freisinnige Foderung, in der wir eben die Idee unserer Zeit finden, hervorbrechen zu sehen. In Preußen schlummert sie jetzt — alle Opposition gegen die Philisterei schweigt — das Land ist patriarchalisch glücklich — da aber nun einmal die Zeiten Abrahams vorüber sind, so ist es im Ernste der preußischen Nation nicht zuzumuthen, daß sie aus ihrer gegenwärtigen Gegensatzlosigkeit und lethargischen Ruhe ein System machen soll. Im Gegentheil, der Geist ist die Bewegung, dieser Staat hat nicht den geringsten, nach Einigen sogar den meisten Theil daran — darum kann er nicht umhin, die Idee der Zeit in sich aufzunehmen".

In dem Buche selbst wird dann zuerst im Allgemeinen diese sogenannte Idee unserer Zeit näher begründet und zwar, nachdem zuvor ausgeführt worden, was mit dem Begriffe Volksthum (Nationalität bei dem Verf.) gemeint und mit der gegenwärtigen Freiheitsfoderung gewollt werde, in folgender Art: „Es ist die allgemeine Aufgabe aller Völker und Staaten — die wechselseitige Sicherung der Nationalität durch Freiheit und der Freiheit durch Nationalität: Wir sind zu dem Punkte der bürgerlichen Fortbildung gekommen, daß einen wahren Staat nur ein Volk bilden kann. Der Staat ist ein lebendiges Ganzes, und zwar, wie seine Individuen, in seiner menschlichen Vollkommenheit und Würde ein selbstbewußtes, welches sich eben durch sein Selbstbewußtsein mit einer abgeschlossenen Eigenthümlichkeit allen übrigen Individuen seiner Gattung entgegensetzt. Diese Eigenthümlichkeit kann nicht decretirt werden durch einen willkürlich ersonnenen Staatsnamen, sondern muß von der Natur entnommen werden, ist aber nirgends anders als in der Nationaleigenthümlichkeit haltbar und bedeutsam genug gegeben. Wenn nun das offenbare Bestreben der neuesten Geschichte dahin geht, die selbstbewußte, ehrenhafte, d. h. freie Individualität der Nationen geltendzumachen, so kann es überall keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der moderne Begriff des Staats sei: das freie Volk. Ob aber, wie Affen neben den Menschen, so auch unfreie und unbewußte Gemeinschaften neben den eigentlichen Staaten oder freien Völkern in Europa existiren müssen und sollen, das liegt nicht im Bereiche unserer Entscheidung, dürfte vielmehr eine Offenbarung Gottes durch die Geschichte kommender Jahrhunderte sein".

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Septembers 1831.

Es ist schwer, eine literarische Periode umfassend und richtig zu charakterisiren. Allgemeinheiten sind hier, wie überall,

entweder zu weit oder zu eng; noch so dehnbare, elastische Bezeichnungen werden, bei näherer Betrachtung, für starr und ausschließlich befunden. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. reicht weit bis in das 18. herein, denn J. B. Rousseau und Voltaire, als Dichter, setzen im Grunde blos das sogenannte goldene Zeitalter fort. Das, was die Franzosen le dix-huitième siècle nennen, umfaßt nur einen kurzen Zeitraum des verflossenen Jahrhunderts und hört schon vor 1789 auf. Wer die Periode der französischen Literatur seit der Restauration bis auf die letzte Zeit die romantische benennen wollte, dem würden wahrscheinlich auf den ersten Anblick alle Kritiker beifallen. Und doch, singen nicht Béranger und Delavigne zugleich mit Lamartine? stehen nicht Beide in den Augen eines großen Theils ihrer Landsleute mit dem Sänger der „Méditations" auf gleicher Höhe? Gibt es nicht eine Menge Franzosen, die Sie mit zornigem Spotte anfallen würden, wenn Sie es wagten, V. Hugo mit dem Verf. von „Marino Faliero" zu vergleichen? Chateaubriand, von welchem die romantische Insurrection ausging, hielt sich in vollem Ernst für einen gehorsamen Jünger der orthodoxen, literarischen Kirche; in dem „Genius des Christenthums", in welchem er den ganzen mythologischen Apparat übern Haufen wirft und somit das erste Zeichen zum Aufruhr gegen Laharpe und die Akademie gibt, legt er fortwährend die aufrichtigste Bewunderung für die großen Denkmale des großen Jahrhunderts an den Tag. André Chénier, der zuerst die französische Poesie auf die Bahn brachte, auf welcher Lamartine sie mit naiver, bewußtloser Kühnheit so weit führte, besingt meistens Sujets, die er aus dem Alterthum entlehnt, und selbst in den Werken der neuesten Dichter, die geflissentlich und ebenso sehr aus Trotz und Haß gegen ihre Gegner als aus Ueberzeugung und innerm Drange sich ihrer Begeisterung mit einer an Wahnsinn grenzenden Keckheit überließen, stehen häufig Boileau und Racine dicht neben Schlegel und Shakspeare.

Wenn nun aber auch aus frühern Zeiten Manches in die jetzige Epoche mit herübergenommen worden, wenn nicht sämmtliche Elemente der romantischen Poesie dem Verstande und dem Witze der Franzosen zusagen, was vielleicht eben kein Unglück ist, so hat doch der Spiritualismus in dem Gebiete der Redekünste entschieden die Oberhand gewonnen und äußert seinen Einfluß täglich auf eine überraschendere Weise. Die mythologischen Gottheiten beschränkten den schreibenden Künstler gewissermaßen auf den engen Kreis des Bildhauers. Diese sublimen oder anmuthigen, aber veralteten und nie zu verjüngenden Symbole waren der eintönige Ausdruck der mannichfaltigsten und fruchtbarsten Gedanken und Gefühle, die für die Kunst gänzlich verloren waren, und die jetzt eben weil sie so lange in die starren Formen unabänderlicher Typen gebannt waren, einer so ausgebildeten Literatur plötzlich die Frische der Jugend verleihen. Seitdem, mit einem Worte, Bilder, Tropen, und was zur ästhetischen Bekleidung des Gedankens gehört, nicht mehr auf blos materiellen Beziehungen beruht, hat sich den französischen Belletristen ein Schatz neuer Styleffecte aufgethan, welche sie mit einer sorglosen Willkür benutzen, die nicht selten, wie wir schon mehrmals bemerkt haben, den Foderungen der Grammatik zu nahe tritt. Indessen muß auch diese von ihrer frühern Strenge nachlassen. Der Geist der Sprache ist am Ende doch nur der Geist der Nation, die sich ihrer bedient, und muß sich mit diesem ändern.

Unter den neuern Schriftstellern, die sich vorzüglich durch solche Styleffecte auszeichnen, steht wol J. Janin, der bekannte Verfasser von „L'âne mort" und „La confession" obenan. Seine Phrase schillert von den verschiedenartigsten Farben, die mit Blitzesschnelle auf einander folgen. Ueberall ist Glanz, aber keine Wärme; es ist das Funkeln eines Gletschers in dem Golde einer heitern Wintersonne. Alles ist leidenschaftlich gehalten, aber nirgends ist wirkliche Leidenschaft. Bei aller Eloquenz überzeugt er Niemand, weil er selbst keine Ueberzeugung hat. So weiß man nach Durchlesung seines jüngst erschienenen „Barnave" nicht, ob er zur Linken gehört oder zur Rechten, ob er Mirabeau verachtet oder bewundert. Das einzige Gefühl, das sich klar darin ausspricht, ist Rache, Rache an einem erlauchten Haupte, Rache wegen gekränkten Stolzes. „J. Janin", sagt ein hiesiges Blatt, „hat seine Feder mit einem Scepter gekreuzt; „Barnave" ist ein Duell zwischen einem Schriftsteller und einer Dynastie". Janin hatte nach den Begebenheiten des Juli dem Hofe seine Feder angeboten; sein Anerbieten wurde aber ausgeschlagen. Diese verachtete Feder hat er nun gegen Den gewendet, der sie verschmäht. „Barnave" ist schwer zu analysiren. Es ist ein Gemälde der großen Periode der französischen Revolution und schließt mit der Flucht des Königs nach Varennes, vor Allem aber ist es ein Pasquill auf Philippe Égalité. Die Politik ist dabei im Ganzen Nebensache. Die historischen Thatsachen werden fast gar nicht berührt. Das innere Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft wird dagegen sehr umständlich geschildert. Der Verf. führt uns bald in den Salon der Königin, bald in die Weinschenke, wo Mirabeau und Barnave gegen die Monarchie complotiren, dann zu einem Souper bei der famösen Guimard, wo sich Rivarol, Laclos, Mirabeau, der Graf St.-Germain und der Herzog von Orleans einfinden. Wir wohnen ferner einem Ball in dem Opernsaale bei und einer Vorstellung der „Mariage de Figaro". Ein junger Prinz von Wolfenbüttel ist der Held oder vielmehr Beschreiber dieser und anderer mitunter meisterhaft dargestellten Scenen. Nach der Flucht der königlichen Familie verläßt er Paris, nebst seiner Mutter und seiner Cousine Helene, einer Hofdame von Marie Antoinette. Nun ereignet sich Allerlei, was beweist, daß das große Verdienst des Verf. die Darstellungskunst ist. Während der Wagen auf dem Wege nach der Champagne fortrollt, bittet der Prinz seine Cousine um ihre Hand; man höre ihre Antwort: „Sie gehören Ihrer Mutter an, ich der Königin — o Friedrich, Sie wissen nicht, was für Fehler wir abzubüßen haben; wenn Sie dieses wüßten, und wie sehr wir gesündigt haben, Sie würden dieses Volk lossprechen, das hinter uns zürnet. Sie sind unschuldig an unsern Hof gekommen. Sie haben kein Recht dazu, die Verbrechen Ludwigs XV. abzubüßen". So spricht kein Mädchen, auch nicht bei Hofe, kein Mädchen kennt die Schandthaten des Sultans vom parc aux cerfs, und weiß sie davon, so verbirgt sie diese Greuel und versenkt und verscharrt sie in die tiefsten Falten des Gedächtnisses: Fräulein Helene hat hier so wenig Etwas abzubüßen als der junge Herr Prinz. Doch weiter. Man hält in einem Dorfe bei Epernay stille. Der König ist auf seiner Flucht eingeholt worden: Castelnaux, der sogenannte Amoureux de la reine, sprengt heran und verkündet, die hunderttausendköpfige Stadt sei im Anmarsche. Er will der Königin entgegenreiten, bekommt aber kein Pferd. „Ein Pferd, schreit der Narr wüthend durch das Getümmel, ein Pferd für mich! ich bin ein Republikaner: ich muß diese Nacht die Königin festnehmen! Ich bin ein verruchter Bösewicht, sehen Sie; ich verabscheue die Aristokratie: ich habe vor meiner Abreise das Crucifix mit Füßen getreten; ich bin zuerst in das Gemach der Königin gedrungen. Ich bins, der auf sie angelegt hat; ich bins, der im Begriffe stand, Madame Elisabeth zu morden; ich habe die Schweizer und die Gardisten niedergemetzelt; ich habe die Pamphlets verfaßt, die aus England gekommen sind; ich habe das Halsband der Königin gestohlen. Wollt Ihr Alles wissen? ich will Euch Alles sagen, unter der Bedingung, daß Ihr mir ein Pferd gebt. Ein Pferd — für Philippe Egalité! Ich bin der Herzog von Orleans!" Als er diesen furchtbaren Namen aussprach, bebte er vor Entsetzen zurück. Es sind der beleidigenden Anspielungen auf diesen Fürsten nicht wenige im Buche; nirgends brüllt aber der Rachedurst des Dichters so hörbar als in den angeführten Worten. Wir wollen ihn hier weder rechtfertigen noch anklagen; indessen möge er doch vielleicht an das bekannte Sprüchwort denken: „qui vole l'oie du roi cent ans après en rend la plume". Barnave, der nur selten im Buche auftritt, erscheint zuletzt, um schrecklich dummes Zeug zu schwatzen. Fräulein Helene tritt zu ihm und will ihn um Schutz für die Königin anflehen. Barnave hält sie für Marie Antoinette und stürzt der Mamsell zu Füßen und geberdet sich und

plaudert, daß es einem leid thut um ihn und um das Fräulein, die nicht einmal so gescheit ist, dem Deputirten zu bemerken, daß er sich irre, um das Geschwätz loszuwerden, und besonders um Janin, der uns an dergleichen Albernheiten nicht gewöhnt hat. „A la voix de Barnave la république lève sa tête sanglante", sagt er irgendwo so treffend, und daß Barnave — dieser Typus des Spartaners, wie ihn Robier nennt — ächzt und girrt und sagt: „Pardon, Majesté, mais ma victoire m'a trompé; j'ai peur et je frémis de ma puissance".

Von dem Bibliophilen Jacob, anders Hr. Paul Lacroix genannt, ist „Le roi des ribauds" erschienen. Man kennt bereits die Manier des Hrn. Jacob. Er hat das Mittelalter, wenigstens das französische, mit einigem Fleiße studirt, kennt es besonders hinsichtlich der Sitten, des Costums, der Meubles und häuslichen Gewohnheiten sehr genau, und stellt das Resultat seiner Forschungen in ziemlich interessanten Scenen dar, in denen gewöhnlich nichts als historische, mit vieler Wahrheit, aber etwas frostig gezeichnete Personen auftreten, die ein eignes Gemisch längst veralteter Ausdrücke und ganz moderner Phrasen sprechen. Was sind nun aber diese Ribauds für Leute? wird der Leser fragen: was ist ein roi des ribauds? Wir antworten darauf mit des Verf. Worten: Baud ist ein alt-gallisches Wort, in unserer Sprache so viel als lustig; es ist in derselben Bedeutung in die englische und italienische Sprache übergegangen: daher ébaudir. Ribaud ist ein Verstärkungswort von baud, und wird nur im schlechten Sinne gebraucht; auf deutsch ein liederlicher Bursche. In den Edicten des heil. Ludwigs werden die Freudenmädchen ribaudes genannt. Die Leibwachen des Königs Philipp August hießen Ribaldi regis, ihr Hauptmann hieß roi des r. Das Wort roi bedeutete im Mittelalter jede Art von Oberherrschaft oder Suprematie; so sagte man le roi des merciers, le roi des barbiers. Die Compagnie des ribauds wurde aufgelöst, wahrscheinlich wegen ihres zügellosen Lebenswandels. Der roi des ribauds wurde beibehalten und hatte nebst einer kleinen Anzahl Diener und Bogenschützen (archers) den König zu bewachen, von 1285—1515. Er hatte nebstdem eine Menge sehr verschiedenartiger Attributionen, und unter andern das Recht, von jeder ehebrecherischen Frau 5 Sous zu erheben, auch stand ihm die Aufsicht über die Hazardspiele bei Hofe zu u. s. w. Der roi des ribauds ist indeß blos wieder ein Locktitel. Der Verf. der „Soirées de Walter Scott" scheint es nun einmal darauf angelegt zu haben, die Leser mit dem Titel zu ködern. Wer der eigentliche Held der Geschichte ist, wäre uns schwer zu sagen, weil wir sie nicht ganz gelesen, wir wollen indeß unsern Lesern mittheilen, was wir davon wissen. Wir sind zu Abbeville den 6. März 1514. Ludwig XII. geht seiner dritten Gemahlin, Maria von England, entgegen, welcher ihr Bruder, Heinrich VIII., den Beinamen: la perle des beautés gegeben. Der Herzog von Valois, der sie im Auftrage des Königs abholt, ist wüthend über eine Heirath, die ihn, der dem Throne so nahe stand, auf immer von demselben zu entfernen droht. Beim Anblick der wunderschönen Maria verwandelt sich aber sein Haß in die glühendste Leidenschaft, welche nicht unerwiedert bleibt. Die perle des beautés hatte sich aber einen andern Liebhaber aus der Heimath mitgebracht, den Herzog von Suffolk, der noch bei ihrem Eintritt in das französische Gebiet von ihr Abschied nimmt, und als er sie nach einem nächtlichen Besuche verläßt, stößt er auf einen Pagen des Königs, den er durch Geschenke zu bewegen weiß: de distraire le roi Louis douze d'accomplir le devoir conjugal six jours durant. Des andern Tages zieht die Königin mit ihrem Gefolge und dem Herzog von Valois gen Abbeville. Der galante Monarch reitet seiner erlauchten Braut entgegen und läßt ihr zu Ehren eine Jagd veranstalten. Beim Schmettern der Hörner stürzen Leoparden durch den Wald und schleppen einen Eber, den sie niedergemacht, zu den Füßen der Königin u. s. w. Der Page hält treulich sein dem Herzoge von Suffolk gegebenes Wort, der König ist am Hochzeitstage in den jämmerlichsten Umständen, läßt sich jedoch dadurch nicht abhalten, sich zu seiner perle des beautés ins Brautbett zu legen, wo eine höchst seltsame Unterhaltung zwischen dem erlauchten Ehepaar beginnt. Wir mußten leider hier abbrechen und verweisen, was das Weitere anbelangt, den Leser auf das Buch selbst; an historischen Curiositäten fehlt es nicht. Die Kleidungsstücke sind mit der größten Genauigkeit angegeben, vom Königt und seinen Umgebungen an bis zum Pagen und Stallknecht, die innere Einrichtung der Häuser, Tapeten, Stühle, Tische und Bänke werden mit einer solchen Umständlichkeit beschrieben, daß der Verf. oft über seiner Gelehrsamkeit seine Helden und seine Leser vergißt. Das Interessanteste, was wir unter diesem Schwalle minutiösen und öfters langweiligen Details gefunden, ist die Beschreibung des Gastmahls, welches Maria dem Herzoge von Valois gibt. Es kommen da allerlei Gerichte vor, die längst vergessen sind, wie z. B. Coslotons, was, wie der Verf. meint, der Ursprung des Plumpuddings ist; bei den secondes tables (der zweite Gang) erscheinen Brides-à-veaux, 78 Arten von Leckereien, hundertfarbige Dragéen, ferner Patisserien, die noch heute unter demselben Namen bekannt sind, als Beignets, Gauffres, Crepes. Um die Hauptpersonen reihen sich eine Menge Unteracteurs, welche das Interesse allzu sehr zerspittern und deren Garderobe dem Verf. und dem Leser unsägliche Mühe gibt. Die reizendste Gestalt des ganzen Buchs ist die leicht Anna von Bouleyn, die wahrscheinlich noch nie mit einer solchen historischen Wahrheit geschildert worden ist.

Wir hatten uns vorgenommen umständlich über die letzten Bände von den „Memoiren Levasseur's" zu berichten. Allein offenherzig gestanden, seitdem wir wissen, wie es mit der Memoirenmacherei getrieben wird, daß z. B. der Buchhändler Ladvocat aus einigen Notizen von Bourrienne 8 Bände hat spinnen lassen, seitdem sich herausgestellt, daß eben die „Memoiren von Levasseur" von einem Hrn. Roche verfaßt worden sind, haben die Memoiren in unsern Augen allen historischen Werth verloren, und müssen wir überhaupt jeden Geschichtsforscher gegen alle in den letzten Zeiten hier erschienenen Denkwürdigkeiten warnen.

Es liegt ein reich ausgestatteter, prachtvoller Prospectus, von Didot auf Velinpapier gedruckt, mit einer Vignette von Monnier vor uns, welche die Anzeige einer neuen Publication von Ladvocat enthält. Diesem Buchhändler haben viele pariser Schriftsteller viel zu verdanken. Trotz einigen glücklichen Unternehmungen ist er durch die Revolution des Juli in Verlegenheiten gerathen, die ihn unfehlbar seinem völligen Sturze zuführen würden, wenn man ihn der Handelskrisis unterliegen ließe, gegen welche er seit geraumer Zeit vergebens ankämpft. Es haben sich demnach die bedeutendsten Literatoren vereinigt, um ihm zu Hülfe zu kommen, und sich anheischig gemacht ihm jeder wenigstens zwei Capitel zu liefern, welche ein Werk unter dem Titel: „Paris ou le livre des Cent-et-un" bilden sollen. „Der Plan dieses Buches ist sehr einfach", sagt „Figaro", wo wir nicht irren, „was Mercier für das Paris seiner Zeit gethan, muß hier für das heutige Paris gethan werden. Welcher Schriftsteller wäre allein diesem so vielgestaltigen, dreifarbigen Paris gewachsen! Paris zittert, Paris droht, Paris ruft zu den Waffen, Paris will an die Grenzen, Paris will Frieden, Paris berstet vor Lachen, Paris weint und schluchzt, Paris juste-milieu, Paris äußerste Linke, Paris äußerste Rechte: welcher Schriftsteller würde dieses Ungeheuere allein übernehmen wollen!" — „Es ist dieses ein neues Buch, äußert sich das „Journal des débats", wenn es je eins gegeben; neu hinsichtlich des Stoffes, neu hinsichtlich der Form, neu hinsichtlich der Art der Bearbeitung, die es zu einer Art Encyklopädie der gleichzeitigen Ideen, zu einem Denkmale einer jugendlichen und glänzenden Epoche macht, zu einem Album einer sinnigen und mächtigen Literatur". Das Werk wird 10 Bände in 8. enthalten; jeden 15. des Monates erscheint ein Band. Der Preis eines Bandes ist 7 Fr. 50 C. Wann der erste ausgegeben werden soll, ist nicht angezeigt. Der Uebersetzer hat also noch vollkommnen Zeit, die Aushängebogen zu bestellen. 76.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 295. — 22. Oktober 1831.

Zur Geschichte des deutschen Patriotismus seit 1806.

(Beschluß aus Nr. 294.)

Diese Betrachtung ist offenbar der Angelpunkt, um den sich alles Uebrige dreht. Interessante Anknüpfungen sind die Gedanken über das Misglücken panhelleniſtiſcher Bestrebungen im Alterthum und der italischen Foderung gegen die römische Unnatur. Darauf schreitet das Werk zum Einzelnen fort und es fragt sich zuerst, wie in Deutschland die vollständige Erscheinung der Idee anzutreffen sei.

I. In der Masse der Nation mit erzwungener Anerkennung durch die Regierenden. „Traurig und elend war der Vorabend der französischen Revolution bei dem mattherzigen Kerzenlicht weltbürgerlicher Aufklärung vorübergeschlichen. Dann brach sie selbst, wie ein furchtbares aber erfrischendes Gewitter, herein, und das Größte, was sie hinterließ, war das ehrenhafte nationale Selbstbewußtsein des französischen Volks. Als dieses Selbstbewußtsein mit napoleonischer Ueberhebung die Deutschen schmählich vor sich niederwarf, da entstand auch hier ein Bewußtsein, und eben dieses Volksgefühl, diese verletzte Nationalität der Deutschen wies die Ausschweifung des französischen Volksthums in die gebührenden Schranken zurück: der Titel la grande nation hörte auf eine Geltung zu haben. Jene Tage sind groß und herrlich, denn sie sind der einzige Augenblick in der langen Reihe der Jahrhunderte, in dem das deutsche Volk frei und ehrenhaft, im Bewußtsein seiner Kraft sich der Gegenwart und in der Hoffnung auf die freiste Verfassung und die ehrenwertheste Existenz der Zukunft freute, und völlig einem Manne glich, der Hochzeit macht, 70 Esel und ebenso viele Eselinnen hat, dann aber durch Viehseuchen ein ruinirter Mensch wird. Dennoch ist es wahr, damals war die Idee des freien Volkes so mächtig und wirksam, daß ihr keine Regierung zu widerstehen wagte, im Gegentheil alle mit einander eine so freie Sprache führten, wie man sie jetzt kaum im Auslande hört". Hier folgen eine Menge Documente aus jener Zeit, die man jetzt nur in Büchern, welche über 20 Bogen enthalten, unter diesem Breitegrad abdrucken lassen kann.

II. In der Diplomatik. 1) Preußens Allianzvertrag mit Rußland gegen Napoleon verlangt wenigstens eine Consolidirung Deutschlands durch Preußen. 2) Dann aber wird der wiener Congreß völlig von dem Gedanken an Deutschland als Staat und an freie Verfassung beherrscht. Die nähere Ausführung und die Belege verdienen mit goldenen Buchstaben in jedes deutsche Herz geschrieben zu werden. Dennoch wird es auf der andern Seite auch keineswegs verschwiegen, wie unvollkommen von dem beschränkten Standpunkt der Diplomaten jene welthistorische Idee dargestellt werden mußte. Es entstand der deutsche Bund, der bei all seiner Tugend doch schwerlich die Nationalkraft vereinigt und das nationale Bewußtsein festhält. Die Ausführungen des Verfs. über das Verhältniß des deutschen Bundes zu der Idee sind wir aber wiederum nicht im Stande an diesem Orte mitzutheilen, so gern wir es auch thäten. Dasselbe gilt von Dem, was unter der Rubrik „illusorische Verfassungen" gesagt wird.

III. Erscheint die Idee in einzelnen Gemeinschaften und Thaten. Hier wird der Tugendbund als ihre Wiege in Betracht gezogen, der westfälische Aufstand, Major Schill u. s. w., darauf der deutsche Bund. Jahn. Die Jahn'schen Acten liefern interessante Aufschlüsse über das völlige Bewußtsein, womit die nationalfreisinnige Idee verfolgt wird. Die Gründe, warum der Fürst Hardenberg seiner Ueberzeugung gemäß die Idee nicht realisiren konnte. Die Partei, als zu schwach, wird desavouirt: partielle Verfolgungen.

IV. Precäres Leben der Idee und allmäliges Verschwinden aus der Erscheinung. 1) Die Burschenschaft ist der Versuch, eine Vaterlands- und Freiheitsliebe ohne Vaterland und Freiheit zu haben. Nothwendige Gestaltung eines solchen Bestrebens. 2) Der Jünglingsbund ist ein verzweifelter Versuch, jenen Hohn auf die Idee zu vernichten und sie selbst um jeden Preis mit Gewalt ins Leben zu führen. Es heißt von ihm: „Je größer bei dem Mangel an allem historischen Grund und Boden, an aller Rücksicht auf die Geschichte der Idee selbst die Unzweckmäßigkeit war, um so schärfer mußten diese Bestrebungen und ihre Mittel, der Absicht zu entsprechen, als Caricatur auf die Idee selbst erscheinen, und es wäre ein Leichtes gewesen, das ganze Attentat völlig ins Lächerliche zu ziehen, wenn nicht die bis jetzt noch geheimen Gründe die Entscheidenden zu einem entgegengesetzten

Verfahren bestimmt hätten. Die officielle Anerkennung einer äußerlichen Bedeutsamkeit war Das, was wider alle Erwartung erfolgte, und wir sind in der That jetzt noch nicht in dem Falle zu sagen, inwiefern die Pietät gegen Deutschland und das Bewußtsein der eigenen Bestimmung, oder welche andere Rücksichten ein aufgeklärtes Gouvernement abgehalten haben können, die Gelegenheit zur Verhöhnung der Idee in ihren jugendlichen Trägern zu verabsäumen. Genug, es ist durch Hohn keine Sünde wider den Nationalgeist auch in dieser kümmerlichen Erscheinung begangen worden — und nun? — doch davon unten ein Mehres".

V. In diesem Capitel wird von den einseitigen Freiheitsbestrebungen nach dem völligen Verschwinden der Idee der Volkseinheit gehandelt, wozu wir auch die Ereignisse, welche in Folge der Julitage bei uns stattgefunden, gerechnet sehen.

VI. Hieraus entsteht die Schilderung der politischen Gegenwart. „Preußen. Farbe der Regierung. Stand der Parteien. Hohe Personen. Philosopheme. Pietistisch-aristokratische Bestrebungen. Die beiden religiösen Parteien, die östreichische, die russische Partei. Ministerium, jetzige Richtung, von Kamptz und die deutschen Constitutionellen. — Abhängigkeit von Rußland unser Nationalunglück. — Provinzialstände, geistlose Aristokratie. Städteordnung, materielle Demokratie. Gefahr, die Hardenberg'sche und Stein'sche Idee zu verlieren". Dieses reichhaltige Capitel hoffen wir kaum in seiner Inhaltsangabe durch die Censur zu bringen, und so schienen denn alle Anführungen vergebliche Mühe zu sein. Die Sachkenntniß und die Auffassungsart sieht man indessen aus der Inhaltsangabe schon genugsam.

VII. Unmöglichkeit, die geistige Macht von 1813 und 1814 als altes Rüstzeug im Dienst des Absolutismus zu gebrauchen. Wir vermissen in diesen Darstellungen die Berücksichtigung der so äußerst wichtigen preußischen Militairverfassung.

VIII. Wiederaufleben des ehrenwerthen Nationalbewußtseins. Darstellung des außerpreußischen Deutschlands und seines Geistes. Vielfältige Verbreitung der Idee eines freien deutschen Staates (besonders als Bundesstaat mit Verwaltungseinheit) in Deutschland. „Diese Idee ist die Furcht der Könige und die Hoffnung des Volkes".

IX. Hoffnungen eines deutschen Ministers. Einzelnes über den Inhalt des Begriffs Freiheit. Verfassung. Stände. Königthum. Die Hoffnung lautet also: „Sie wünschen durch mich einen Blick in die Zukunft zu thun, sie sagen, es sei leicht, ein Erkenntniß zu fällen, wenn man so in den Acten orientirt, wie ich, nur zum Abschließen gelangen wolle, und dann fragen Sie: sollte man nicht auch einen Schritt weiter gehen können? Ihre Fragen sind meiner Gesundheit nicht nachtheilig gewesen, denn ich habe viel darüber lachen müssen und das Lachen soll ja gesund sein. Demnoch muß ich Ihnen antworten und in der Antwort, wenn ich nicht allen Credit verlieren will, doch einigermaßen Ihren Erwartungen entsprechen. Wie ist das anzufangen? Wollen Sie im Ernst das Urtheil eines Staatsmannes, dem es auf die Gestaltung des Einzelnen, auf das Werden aus dem einzeln Gegebenen ankommt, der nie wie ein Gott über den Verhältnissen, sondern immer ganz irdisch mitten drin steht und nie thun kann, was er will, sondern was diese Verhältnisse erheischen — wollen Sie im Ernst das Urtheil eines solchen Mannes und von mir als einen solchen; nun so kann ich eben nur lachen über die gänzliche Unbehülflichkeit meines Prophetentalents, welches entweder lügen muß, indem es schon entstehende Dinge als unentstanden darstellt, oder schweigen, indem es dies für keine Prophezeiung ausgeben will. Das Einzelne und das Wie — zwei Dinge, wofür wir Staatsmänner uns am meisten interessiren — vermag auch der Kundigste nicht vorherzusagen; dagegen das Allgemeinere auch wol ein Unkundigerer, wenn er — Philosoph ist. Wollen sie mich auch nach dieser Vorrede noch zum Fernrohre gebrauchen. Ich will es einmal annehmen, da Sie es wollen; ja, ich will annehmen, daß Sie Ihre Frage nur darauf richteten und ich also mehr über meine Auffassung, als über Ihr Ansinnen gelacht habe. Dann stehen die Sachen so. Es ist weiter nichts zu erweisen, als daß die politische Freiheit und das nationale Selbstbewußtsein, wovon Sie mit Recht so nachdrücklich reden, diejenigen Gedanken sind, welche unsere Zeit bewegen und charakterisiren, also eigentlich ihre Seele sind, um zugleich die Bürgschaft zu haben, daß auf die Länge Niemand anders regieren wird, als eben sie. Diese jedesmaligen Färbungen der Zeiten, diese herrschenden Richtungen bringen Das, was Wahrheit in ihnen ist, mit unwiderstehlicher Gewalt an die kommenden Geschlechter, und haben es nie sicherer vermocht als in unserer Zeit, wo es doch im Grunde keine geistige Contrebande mehr gibt, wegen des literarischen Verbandes der civilisirten Völker. Wollen sie nun zur unzweifelhaften Gewißheit über das Schicksal jener Ideen gelangen, so ist weiter nichts nothwendig als ihre Entstehung und ihre dermalige wirkliche Existenz geschichtlich nachzuweisen. Von Sieg oder Niederlage kann dann gar nicht mehr die Rede sein. Ich fodere Sie auf sich dies Verdienst zu erwerben".

Hiermit schließen wir eine Anzeige, für die wir vielleicht um Verzeihung zu bitten Ursache haben, vielleicht aber auch Lob verdienen. Nur das Eine fügen wir noch hinzu: das ganze „Manuscript" hat durchaus die Farbe einer ruhigen historischen Darlegung ohne Gelehrthuerei und ohne blauliberale Declamation, denn es schien nicht darauf anzukommen die Gesinnung und das Wesen eines Einzelnen zu Tage zu legen, sondern die der Nation oder Derer, welche zu ihren Vertretern entweder befugt waren oder sich dazu aufwarfen, um durch eine solche Verfolgung des Lebens der volksthümlich-freisinnigen Idee in der Vergangenheit zu einer Ansicht über Gegenwart und nächste Zukunft zu gelangen. Die Einheit, welche auf diese Weise in dem Werke ist, macht sich jedoch nicht mit wissenschaftlicher Strenge in dem Buche selbst geltend, vielmehr ist die ganze Haltung populär. Jeder Abschnitt bildet für sich ein Ganzes und indem er den bezeichneten

Gegenstand reinhistorisch verfolgt, ergeben sich die Folgerungen für die Idee nur gelegentlich. 212.

Blätter für höhere Wahrheit. Von Johann Friedrich von Meyer. Neue Folge. Erste Sammlung: Palmen. Berlin, Oehmigke. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine so reiche als bunte Gabe reicht der wohlbekannte Verf. in diesem Bande dar, welcher sich nach dem Seitentitel als 9. Theil den 8 früher erschienenen der ersten Folge der „Blätter für höhere Wahrheit" anreiht. Theologisches und Geschichtliches; Dogmatisches, Liturgisches und Exegetisches; aus dem Alten Bunde und aus dem Gebiete der christlichen Welt; neben der fließenden Prosa auch schöne Dichtungen eingestreut. Der treffliche Berichtiger der Luther'schen Bibelübersetzung ist in seiner theologischen Denkart und in seinem schriftstellerischem Streben so ganz der tiefern mystischen Richtung in der Behandlung der christlichen Religion zugethan, daß von dieser Seite seine Ansichten sowol als seine Leistungen Anerkennung finden müssen. Zugleich trägt seine Auffassung des christlichen Glaubens den Stempel einer Eigenthümlichkeit, welche nach ihren Hauptmomenten in diesen Blättern angedeutet zu werden verdient, weil sie ebenso von der schönsten Gesinnung christlicher Liebe und Milde zeugt, als sie hier und dort den Mangel der Kritik nicht verbergen kann, als ferner namentlich die Hinneigung zu den noch so unklaren Erscheinungen des Somnambulismus, der Mantik u. dgl. in der Autorität des Verf. dem Christenthum Etwas aufzuladen droht, was von diesem streng und deutlich außerhalb der Grenzen seiner Wirksamkeit gehalten wird; wir meinen hier natürlich das ursprüngliche, evangelische Christenthum, zu welchem auch Hr. von Meyer sich bekennt. Beinahe sämmtliche Aufsätze dieses Bandes hängen mit den theologischen Grundideen des Verf. zusammen und sind schon insofern der Beachtung werth. Auch das Uebrige verdient die Aufmerksamkeit von Lesern, welche für wahre geistige Bildung Stoff suchen. Folgende Bemerkungen aus dem Inhalt des Buches und über denselben mögen hier nicht unwillkommen sein.

In mehren Abhandlungen — „Ist Moral die eigentliche wahre Religion?" (S. 54—108); „Zur Erlösungslehre" (S. 109—130); „Verbesserungen oder nicht?" (S. 131—174) — entwickelt Hr. v. Meyer eine mystisch-orthodoxe Ansicht von der Erlösung durch Christus und von der Rechtfertigung durch den lebendigen, liebethätigen Glauben, welche wir in Beziehung auf den Streit der christlichen Confessionen überaus mild und versöhnend, in Hinsicht der Bibelauslegung umfassend und vieldeutig nennen müssen. Er geht von dem Grundsatze aus, den die Reformatoren des 16. Jahrhunderts siegreich vertheidigt haben, daß die erlösende Thätigkeit Jesu, seine persönliche Hingebung und Mittheilung, der eigentliche und Eine Mittelpunkt der christlichen Wahrheit und aller Veranstaltungen des Christenthumes sei. Diesen Grundsatz, um ihm seine weltumfassende Bedeutung zu sichern, stützt er auf den Erfahrungssatz der Sünde und auf das dadurch bedingte Dogma von der Untüchtigkeit der Menschen zum Guten aus eignem Wissen und Vermögen. So ergibt sich ihm denn, daß nur im Christenthum, in dem religiösen Verhältnisse, welches die christliche Heilsordnung herbeiführe, auch die wahre Moral erst gegeben sei, weil ohne den Grund und das Princip des Christenthums, ohne die lebendige Gemeinschaft mit dem Erlöser, keine lautere und vollkommene Moralität der Menschen zu Stande kommen könne. Außer Christo habe die Moral keine geistige Wurzel und keinen perennirenden Stamm; sie bleibe in der Idee und sei wetterwendisch; sie habe auch Gott nichts vorzuhalten, weswegen er uns gnädig sein müsse, als ein Bild, welchem der Prätendent sehr unähnlich sei und sich dadurch selbst beschäme und verdamme. Wenn ein deistischer Moralist mit seinem vortrefflichen System in der Hand vor Gottes Thron trete, so werde hier aus seinem eignen Munde der Schalk gerichtet. Nicht so der Christ, der, je mehr er gute Werke habe, um so weniger darum wisse, nichts als Ungerechtigkeit an sich finde und nur den Trost aus den Wunden Jesu sich zueignen könne. Kein Heiliger wisse, wie köstlich er in Gottes Augen sei; er fühle nichts von Verdienst an sich, nichts von Anspruch auf Lohn, wie wol er an die Verheißung glaube; Gnade und Erbarmung sei ihm Alles. In dieser lebe seine Religion; und da er sich nie genugthun könne, so werde er mit Gottes Hülfe in der Wirklichkeit, was ein Anderer vorschreibe. Recht zu thun, sei ihm eine tägliche liebe Speise, und er danke Gott, wenn dieser ihm den Festschmaus guter Werke zurichte. Er rühme sich deren inwendig, und sein Gemüth strale davon, wie ein Mensch, dem großes Glück widerfährt, u. dgl. m. Hier ist es nun, wo der Verf. seine irenische Tendenz hervortreten läßt, um zu zeigen, daß die von ihm bezeichnete Idee der Rechtfertigung aus Gnaden in der katholischen wie der protestantischen Glaubenslehre enthalten und daß alle darauf bezügliche Meinungsverschiedenheit eigentlich nur Wortstreit sei. Er bringt dafür erhebliche Belege aus den beiderseitigen Bekenntnißschriften bei und weist ferner nach, daß, wenn die Reformatoren die Rechtfertigung des Sünders durch Christum eine zurechnende nannten, sie damit keinen blos juridischen Act der Freisprechung von Strafen gemeint, sondern eine Losmachung von der Herrschaft der Sünde, die Mittheilung eines reinen praktischen Lebenstriebes, ohne dessen Aeußerungen der Glaube todt sei, damit verbunden haben; umgekehrt aber auch, daß die katholische Kirche, bei welcher die Begriffe Rechtfertigung und Heiligung zusammenfallen, in klaren Aussprüchen der tridentinischen Synodalbeschlüsse alles Verdienst der guten Werke des gerechtfertigten Menschen auf dem Erlöser beruhen, von dessen kräftiger Gnade ausfließen lassen. Wir geben ihm solches, wenn er auch das Merkmal des Magischen aus dem katholischen Lehrbegriffe entfernen kann, gern zu, und wir würden die Christenheit segnen, wenn dadurch das gleiche dogmatische Princip beider Kirchen und Glaubensweisen festgesetzt wäre. Dann aber müßte in der That römischerseits alles Dasjenige aufgegeben werden, was dem Grundsatze widerstreitet, daß alles Verdienst der Glieder nur von dem Haupte ausgehe; es müßte nicht nur in dem Worte Glauben auch der Begriff der wirksamen Unterwerfung unter den Willen der Gnade, sowie in dem Worte Verdienst die Idee seines Ursprunges in der Gnade durch den Glauben eingeschlossen und somit das gefährliche Doppelbekenntniß, daß man durch Glauben und gute Werke selig (anstatt: durch den lebendigen, Gutes wirkenden Glauben oder durch die aus dem Glauben quillende Tugend vor Gott gerecht) werde, aufgehoben sein, sondern auch, was weiterhin einem von der Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser abgesonderten vereinzelten Verdienste des Menschen das Wort zu reden scheint, und nicht nur scheint, wie sich aus Theorie und Praxis erhärten läßt, in Dogma, Kirchenverfassung und Ritus hinausgeworfen werden. Der Kampf zwischen Augustin und Pelagius dauert noch immer fort und wird fortdauern; doch jener darf sich nicht eher einen entscheidenden Sieg über das Rationalistische in den römischen Ultras und in der die evangelische Wahrheit bedrängenden Opposition unter den Protestanten versprechen, bevor er die eigne Härte überwunden und mit den sanften Gesinnungen unsers Verf., aber doch mit keinem sanguinischen Vertrauen, daß die Parteien so, wie sie jetzt stehen, sich einander nahe seien, die Gemüther wohlthätig berührt und dem Kern und Wesen des Evangeliums, das keine Vernunfthasserin und keine Magd des Buchstabens, aber ein Geist der Demuth und des Gottvertrauens ist, versöhnt haben wird.

Ist des Verf. Tendenz im Dogma irenisch, d. h. auf die Vereinigung aller Parteien in Christo gerichtet: so ist seine Auslegung des Wortes Christi und seiner Apostel eine, wenn wir den sonst in etwas abweichender Beziehung schon gebrauchten Ausdruck darauf anwenden dürfen, panharmonische Interpretation. Dies wird namentlich in einer Erörterung der christlichen Lehre von der Erlösung gezeigt, wo zunächst die verwandten Ansichten in Rudolf Stier's „Andeutungen für glaubiges Schriftver-

ständniß" berührt werden und unser Verf. die Erklärung Stier's gegen einen juridischen Begriff der Satisfaction durch eine in seiner Art gründliche und eifrige Vertheidigung der kirchlichen Lehre bestreitet. So mislich es immer bleiben wird, den Trospus der Sprache anders als tropisch zu nehmen und dabei bis ins Einzelnste eine eigentliche, wörtliche, buchstäbliche Aussage festzuhalten, wie dies unser Verf. mit dem „Sterben des Gerechten für die Ungerechten" und mit andern biblischen Ausdrücken ähnlicher Geltung thut; so ist doch gewiß der Grundsatz unverwerflich, daß man von mehren Seiten ein einzelnes Wort der heil. Schrift auffassen und nur erst durch Zusammenfassung mehrer Beziehungen den vollen Gehalt und die göttliche Kraft desselben gewinnen könne. Man solle jede biblische Lehre sich in stiller Betrachtung nach allen Seiten hin entwickeln lassen, ohne dieser durch einseitige Schlüsse vorzugreifen, wobei über der Schärfe der einzelnen Auffassung die andern Rücksichten nur allzuleicht entschwinden. So würde denn, was namentlich die Lehre von der Erlösung betreffe, allmälig auf diesem Brennpunkte des göttlichen Lichtes Alles vereinigt: Recht, Gnade; Bezahlung, Geschenk; Zorn, Liebe; Schuld, Unschuld; Strafe, Vergebung; Tödtung, Heilung; alle Wortwidersprüche träten in dem Wunder des Versöhnungswerkes zusammen und löseten sich in demselben auf; einem Wunder, das kein menschliches Buch erschöpfen, sondern nur die Ewigkeit mit ihren Aeonen vollständig aufklären könne. So sinke der dialectische Streit, den wir mit uns selbst und mit Andern darüber anheben mögen, durch den Engel der Andacht in schriftgemäßer Beschauung gedämpft (S. 119, 120).

Ebenso spricht sich der Verf. in versöhnender Milde aus, wenn er Vorschläge zur Förderung des kirchlichen Lebens, namentlich zur Verbesserung des Gottesdienstes macht. „Wie der Eine Geist der Natur sich im Frühling durch tausend Gestalten und Farben ankündigt, so predigt auch das göttliche Wort sich selbst in mancherlei Hüllen; es soll damit sich der Mannichfaltigkeit des Sinnes und Geschmacks anbequemen, und verbietet nicht dem Einzelnen, eine Form lieber zu haben als die andere, aber es verbietet ihm die andere zu verwerfen, als wäre der Geist Gottes nicht in ihr. Wer unter uns, der das Veilchen und den Thymian liebt, wollte Den verketzern, der gern Rosen pflanzt und Zimmet genießt? so verhält es sich auch mit den geistlichen Würzen. Wenn den Römischkatholischen oder Griechischen die bunte Großheit seines Gottesdienstes am meisten begeistert, wenn dagegen der mährische Bruder in dem süßen Gedanken des Lammes versunken ist, oder der Theosoph in die verborgene Weisheit und in die Herrlichkeit einer ewigen Wiederbringung einschaut, wenn der Eine den liturgischen Gesang des Priesters, der Andere den Choral der Gemeinde vorzieht, und ein Dritter neue Psalmen dichtet: wer dürfte sagen, wenn Christus darin ist, das Alles sei unerbaulich oder schädlich für Diesen oder Jenen?" (S. 136, 137). Nun aber weit entfernt, Alles, sowie es eben gegenwärtig besteht, auch fürs Künftige bestehen lassen zu wollen, theilt der Verf. durchaus den Grundsatz, daß mit dem Fortschritte der Zeit auch die Gestalt unserer christlichen Andacht sich verändern müsse. Dies namentlich in Betreff unserer deutschen Bibelübersetzung und unserer Kirchenlieder. Allein es heißt auch: jedes Fach habe seinen eignen Styl, und von der höchsten Würde und unantastbar sei der Kirchenstyl, welchen für Deutschland und seine Sprache besonders die Reformation durch Luther gebracht, obwol auch dieser von noch frühern Meistern gelernt habe. Diese Sprache könne gereinigt, grammatisch berichtigt, von einigen veralteten oder unanständig gewordenen Ausdrücken und Bildern entledigt werden; sie könne hingegen nie verdrängt, nie durch die Sprache des gemeinen Lebens, durch die rationalphilosophische, durch den platten Conversations-, Brief- und Zeitungston ersetzt werden. Es muß darum auch alles Neue aus dem ewigalten Geiste geschöpft und in den Grenzen der Form erhalten werden, die der Würde und Erhabenheit des Inhaltes angemessen ist. Wie zweckmäßig namentlich Aenderungen von Kirchenliedern seien und wie man dadurch der Ehre ihrer Verf. nicht zu nahe trete, sondern nur den Wunsch wahrhaftfrommer Dichter dadurch erfülle, wenn man in einer dienlichen Gestalt ihre Dichtungen als Gemeingut der Kirche von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze, dies hat Niemand richtiger nachgewiesen, als Schleiermacher in dem an den Bischof Ritschel gerichteten „Sendschreiben über das neue berliner Gesangbuch". Hr. v. Meyer unterscheidet zwischen ältern und neuern Liedern; jene, wie Denkmale gothischer Kunst, seien in sich nicht nur nach ihrer Idee, sondern auch sprachlich so gerundet, kräftig und vollendet, daß es nur seltener und leichter Nachhülfe bedürfe.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westfalen. Von der ersten geschichtlichen Kenntniß an bis auf Karl den Großen. Von J. F. Knapp. Mit einer Karte von Niederrheinland und Westfalen zur Zeit der Römer. Elberfeld, Weise. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., welcher der speciellen Landesgeschichte einen so hohen Werth beilegt, daß er nur in ihr ganz die Befriedigung findet, welche Geist und Gemüth von der Geschichte erwarten, und daß er darin eine sichere Anleitung für Jeden sieht, wie er auf das Wohl seiner Mitbürger nützlich einwirke und sein eigenes fördere, hatte schon lange den Mangel und das Bedürfniß einer befriedigenden Geschichte seines besondern Vaterlandes gefühlt; er ist seit Jahren darauf bedacht und damit beschäftigt, diese Lücke durch ein vollständiges Handbuch der Geschichte der Länder Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg auszufüllen, und er übergibt dem Publicum als Grundlage seines Unternehmens, welches er mit Recht ein schwieriges und aufgedrungenes nennt, das uns vorliegende Werk; das Maß, nach welchem dasselbe zu messen ist, gibt die Vorrede, in welcher der Verf. erklärt, daß er nicht für Männer von Fach, sondern theils für eine gebildete Classe, der das wissenschaftliche Studium kein eigentlicher Gegenstand sei, und für das Publicum im Allgemeinen, dem nur die sogenannten populairen Schriften zugänglich seien, geschrieben habe. Jene wie dieses zugleich zu befriedigen, ist allerdings eine sehr schwierige Aufgabe, und Niemand wird es tadeln, daß mehr die erstere als das letztere vom Verf. bedacht ist. Die Bestimmung des Buchs für ein größeres Publicum hat er aber nicht, wie es so oft der Fall ist, als eine Berechtigung zu einem flüchtigen und oberflächlichen Arbeiten betrachtet, sondern er hat, wie er in der Vorrede verspricht, die besten alten und neuen Hülfsmittel benutzt, die Quellen und die auf seinen Gegenstand bezüglichen Streitschriften ruhig und unparteiisch geprüft, er hat sich dadurch eigene begründete Ansichten gebildet, welche er darlegt, ohne die abweichenden Meinungen zu übergehen, und er hat auf Geschichte, Geographie und Ethnographie gleiche Rücksicht genommen und auf solche Weise ein Buch geliefert, was nicht allein dem Bewohner des niederrheinischen und westfälischen Landes eine befriedigende Belehrung über die frühesten Schicksale seiner Heimath gewährt, sondern auch in einem größern Kreise Anerkennung finden wird und den lebhaften Wunsch erregt, daß dasjenige Werk, als dessen Vorläufer wir dies Buch zu betrachten haben, sich demselben bald anschließen möge. In Beziehung auf das Einzelne genügt es noch zu erwähnen, daß der Verf. den durch fleißiges Studium ermittelten Stoff auf sehr passende Weise getheilt und geordnet hat, indem er nach einer Einleitung über den Ursprung und den Namen des deutschen Volks zwei Abtheilungen macht, welche durch den batavischen Aufstand geschieden werden, und in jeder Abtheilung erst die Begebenheiten erzählt und dann den Zustand des Landes und seiner Bewohner schildert. 25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 296. —— 23. Oktober 1831.

Der Invalide. Historisch-romantische Bilder neuerer und neuester Zeit von C. Spindler. 5 Bände. Stuttgart, Halberger. 1831. 8. 8 Thlr. 12 Gr.

Wenn ich Spindler's Talent mit steigender Theilnahme verfolgte, wenn ich seine glänzende und glühende Phantasie im „Bastard", im „Juden" bewunderte, so regte sich dabei die Besorgniß, dies Talent könne der Ueberfülle sinnlicher Auffassung erliegen. Er war bald ein Lieblingskind eines großen Publicums, und mit mehr Beruf und Werth als viele vor ihm (Van der Velde, Clauren u. s. w.). Ein Schoßkind des Glückes und ein Lieblingskind eines deutschen Lesepublicums zu sein, sind zwei verführerische Dinge für Tugend und Talent. Ihm drohte dabei noch eine andere Gefahr, denn ein Kritiker, der unsere Autoritäten in unzufriedener Zerstörungslaune anzufechten sich zum Ziele gesetzt, hatte den jungen Autor in eben der Laune, oder was sonst durch einen Zufall, zum aparten Ziel seines Beifalls sich ausersehen. Um doch Jemanden zu haben, der kein Norddeutscher war, noch in Norddeutschland als Götze verehrt wurde, hatte er Spindler'n sich erwählt, um ihn mit demselben Uebermaß von Lob zu überschütten, wie Andere mit Polemik, Wegwerfung, oder welche Form des Tadels der ewig nagende Wurm der Unzufriedenheit eingibt. Der junge Autor war einmal bestimmt, gelobt zu werden. Es wurde nun gelobt, was zu loben und was nicht zu loben war. Namentlich mußte seine süddeutsche Originalität, seine Frische der Anschauung und Auffassung in einer Art hervorgehoben werden, daß zu besorgen stand, Spindler möchte darauf horchend sich ganz Dem, was man Genie genannt, hingeben, und Das vernachlässigen, was erst von Jedem errungen werden muß, der auf mehr Anspruch macht als dem Applaus der Lesebibliotheken. Und um wie viel Talente hat jene Verehrung des Ichs Deutschland bereits gebracht, jener stolze Gigantenglaube, ein Shakspeare zu sein, ein Luther, Faust, Don Juan, ein Künstler, der sich in den Koth wirft und meint, der Abdruck müsse einen Apollo von Belvedere geben.

Diese Besorgniß verschwand. Schon im „Juden" war mehr ein ordnender Geist bemerklich als in dem wilden Quodlibet gährender Stoffe des „Bastard". Noch deutlicher wurde das Ringen nach Bildung im „Jesuiten"; und in mehren seiner kleinen Novellen, die dem Leben der Gegenwart angehören, zeigte sich schon fast allzu viel Nachgiebigkeit in die Foderungen einer Welt, die außer dem Dichter liegt. Spindler's Talent aber ist einmal ein subjectives; dies darf er nie außer Acht lassen. Diese sinnliche Glut, die ihm schöpferische Kraft leiht, soll er nicht hintansetzen; sie hebt ihn, er soll sich nur dabei sein.er und der Dinge um ihn bewußt bleiben, er soll co- und subordiniren. In vielen seiner neuern Taschenbüchernovellen hat er sich in tausenderlei Verhältnisse nicht durch einen mächtigern Beruf, nicht durch Leidenschaft und Sinnendrang hingetrieben, vielmehr mit dem Quartierzettel der Absicht einquartiert. Die moderne Welt ist seinem Geiste nicht ganz befreundet; der Sinnensturm in ihm, der freilich auch zuweilen zur Reflexion führt, paßt doch nicht zu unserer Reflexionswelt, zu unserer Reflexionslecture, zu unserer Reflexionssocietät. Der Boden, in dem z. B. Tieck's Novellengestalten sich mit Anmuth bewegen, ist für seine sinnlich angeregten Naturmenschen zu glatt getäfelt. Als Dichter scheint er sich bequemer in einer frühern Zeit zu bewegen, wo die Sinnlichkeit sich noch nicht zu verstecken brauchte, wo es gewaltige Conflicte gab, die Contraste greller auftraten, die Situationen im Leben pikanter ausfielen. Spindler hat das deutsche Mittelalter studirt, bis in seine Rumpelkammern, aber auch seine thätige Phantasie lebt daselbst, und nicht blos in den Rumpelkammern, sondern in den wilden sanguinischen Charakteren, welche aus diesem buntbewegten Leben sich entwickeln durften. Seine Stimme paßt zu den derb naiven Tönen jener Zeit; da ist sinnliche Wahrheit, wenn er die Burgfräuleins, die Bürgermädchen, die Juden, die Hausfrauen u. s. w. reden läßt, und andere Wahrheit als bei Veit Weber, Fouqué u. A.; sie ereifern, erhitzen sich, wie wir es nicht anders uns vorstellen dürfen, der Pathos der Leidenschaft ist echt und das Leben darin ergreift uns. Für die Wahrheit unserer modernen, sentimentalen und reflectirenden Welt geht ihm die Sprache ab. Man muß mitgelebt, mit da empfunden, mit da gedacht haben, um sie sprechen zu können. Unsere Demoiselles, Fräuleins, Gräfinnen reden bei Spindler lange nicht so wahr als seine Damen einer vergangenen Epoche. Spindler's kritischer Lobredner kann vielleicht einwenden: seine Natursprache ist wahr, so gibt sie sich noch in Süddeutschland, während Eure norddeutsche Sprache es nicht mehr ist; Ihr sprecht

anders als Ihr denkt, Ihr geberdet Euch anders als Ihr empfindet; lernt hier den wahren Ausdruck der Natur. Alle Achtung vor jeder Natürlichkeit, aber wir wollen nicht rückwärts lernen. Wenn eine hübsche Schwäbin nach Berlin kommt, macht sie gewöhnlich durch Anmuth und freundliches Zuvorkommen Glück, man freut sich über die Unbefangenheit, mit der sie von Dingen redet, die unsern Damen die herkömmliche Sitte zu erwähnen verbietet, aber Niemand fodert deshalb von Letztern, daß sie sich Mühe geben sollen, auch so naiv zu reden und den Männern die Hand zu drücken und ihnen wenn es kommt einen Kuß zu geben, und die junge Dame, die es nachthäte, würde man sehr albern finden und tadeln. Was Denen am Neckar, Oberrhein und der Isar Zwang scheint, ist bei uns an der Spree, an der Pleiße und der Elbe auch Wahrheit, und keine Wahrheit von heut, keine gemachte, sondern eine auf dem ganz natürlichen Bildungswege erwachsene. Verirrt sich Spindler in diese Lebenskreise, so scheint er uns fremd, der glänzende Fittig seiner Phantasie wird gelähmt, sein Flug matt. Es wird ein gezwungenes Wesen, von dem wir ihn gern frei und zurück wünschen, dahin, wo seine Einbildungskraft ihrem Impulse folgen mag. Auch diese Einbildungskraft wird ihre Gesetze in sich selbst finden; um Das zu erringen, was wir einmal in der Sprache des gewöhnlichen Lebens Kunst nennen, eine Form, die ihre Dauer sichert, dazu braucht niemals die Phantasie zu fremden Formzeichnern zu gehen und sich ein Modell zu erbitten.

Spindler's Talent ist nicht in der Ueberfülle sinnlicher Auffassung untergegangen, aber es ist an eine fürchterliche Klippe gerathen — an die Buchhändlerspeculation. Ein ingenieuser, feuriger Kopf, ein Mann von sprudelnder Thätigkeit, der Buchhändler Franckh, der seine Zeit kannte und sein Terrain, und es nur darin versah, daß er den ungegohrnen Most zu früh auf Flaschen zog und während er immer neue Flaschen füllte, vergaß, die ältern zu pfropfen, bemächtigte sich des Dichters. Der Speculant hatte nun ein Talent und ein Publicum, das nach einem Talente verlangte. Daß, was das eine gewähren konnte und das andere verlangte, ganz Verschiedenes war, darauf nahm er in seinem Eifer keine Rücksicht. Was sein Publicum haben wollte, wußte er genau: Unterhaltung, Zeitinteresse, Politik, liberale Ideen, Nationalgefühl (nämlich französisches), Napoleon, der Mann seiner Zeit, und alles fix, schnell. — Franckh ist ein Mann, der vermöge seiner liebenswürdigen Lebendigkeit Etwas einleuchtend machen kann. Da mußte der arme Dichter heran. Fortgerissen wird er aus dem Kreise seiner Lieblingsideen, aus dem bunten Sammetschiller des herbstlichen Mittelalters, aus der Wiege seiner Träume, wo seine Phantasie angenehm hin- und hergaukelte, zum Kanonendonner von Marengo, zu dem schroffen Helden, dem Manne des Jahrhunderts, zu den theoretischen Kämpfen der Tribunen. Er muß Novellen schreiben, ein Taschenbuch der Novellen herausgeben, sogar ein Vergißmeinnicht, eine Zeitschrift gründen, redigiren und sich in Literaturfehden einlassen und daneben große Romane schreiben, Romane aus der großen politischen Tagesgeschichte, je schneller, um so besser, je liberaler, um so besser! O du schönes, dem Zeitgeiste hingeopfertes Dichtertalent! könnte Deutschland rufen, wenn es schon geopfert wäre, was es, Gott sei Dank, noch nicht ist. Aber der Mann ist es, der so kühn und liberal mit dem Dichtergeiste speculirte. Ist das eine Nemesis?

Franckh kannte, wie gesagt, sein Publicum, aber er verkannte gänzlich seinen Dichter. Der war nicht zum Redacteur eines Zeitblattes gemacht. Ein Sinn, der sich so in glühende Träume versenkt, ist nicht geschaffen, vom Lug ins Land aufzupassen auf jeden Staubwirbel, der auf der Heerstraße sich erhebt. Der die dunkle Glut der Leidenschaft einer glaubensstarken Zeit im Geiste verfolgte, in Glaubenskämpfen, wo die Phantasie zur Megäre wird, schwelgte, gern weilte, wo eine sinneskräftige, gewaltige Persönlichkeit aus den Nebeln sich hervorringt, paßt nicht dazu, sich in Verstandeskämpfen um Principien zu begeistern. Wo der kalte Ostwind des Verstandes die Nebel fortgescheucht und eine nackte Gegend klar mit scharfen Rissen vor uns liegt, da gehört ein verschiedenartigerer Dichterberuf hin, als den Spindler mitbringt, um die Poesie wiedereinzubürgern. Die Phantasie ermattet nothwendigerweise, wo ihr keine andere Nahrung gegeben ist als — höchstens die nackte Größe.

Wir wissen nicht, ob sein „Jude" schon Zusammenhang hat mit der Hep-hep-Geschichte vor 13 Jahren. Aber die Jesuiten sind das Ziel des Volkshasses, die Furcht Europas oder nur der Popanz der liberalen Schutteufel. „Schreiben Sie einen Jesuiten", hören wir den Speculanten sagen, und der Dichter geht ans Werk, wie ein Dichter, der hingehorcht auf die allgemeine Anklage, geblättert in der Geschichte, übrigens ein Dichter bleibt und kein Eingeweihter geworden ist des Ordens, den er schildert. Ob er aber ganz die blinden Vorurtheile der Menge damit befriedigt? Sie will ja nichts von Selbsttäuschung, von Selbstbetrug wissen; sie verlangt baare raffinirte Klarheit, und darauf die Ruthe? — Nur etwas Positives! fodert der Buchhändler und die allgemeine Stimme. Etwas aus der neuesten Zeitgeschichte, etwas Großes, Imposantes und durchaus Liberales. Ein Roman aus historischen Scenen: Die französische Republik! Sie kann doch keinen Helden abgeben, sich nicht verlieben und nicht zum Schluß verheirathen. Die Heroen derselben? Mirabeau starb anrüchig. Danton — ist zu kurz. Marat! Pfui! Robespierre! Ist ein Tyrann. Nein, Napoleon selbst! Ein großer, würdiger Gedanke eines großen Dichters. Was aber von Napoleon? Sein häusliches Leben mit Josephine, seine Liebe mit Marie Louise? Nichts davon, seine Heldenthaten! Als Republikaner? Ja, aber das Ende — der Kaiserthron! Da wird Napoleon schwach. Er hätte immer sollen Republikaner bleiben und lauter Republiken machen, dann würde er ein schönes Ziel erreicht haben. Dann hätten auch die Baschkiren und Kalmücken eingesehen, welch ein Beglücker der Menschheit er gewesen, und seine Armee wäre nicht in Rußland erfroren. Aber er zog vor, ein Kaiser zu sein statt eines ersten Consuls, und das ist der Stein des Anstoßes und darum ist Napoleon kein

Liberaler und kein Held für die Liberalen. Also etwas mehr als Napoleon! Wo das Mehr suchen? — In seiner alten Garde. Ein alter republikanischer Grenadier, der mehr an Tapferkeit, mehr an Kenntnissen, an Talent, an Vermögen ist, wie alle seine Zeitgenossen, der, wenn er zu rechter Zeit zugegriffen, selbst ein Napoleon hätte werden können, es aber vorgezogen hat zu bleiben, was er ist, weil er ein echter Republikaner ist, — dieser Held der Phantasie ist der Held des Romans geworden, weil die Helden der Wirklichkeit nicht ausreichten.

Es ist ein schöner Charakter dieser Sansregret. Er ist nicht wahr, aber das übersieht man im Vergnügen, das er gewährt. Es könnte doch einmal so einer gelebt haben: ein tapferer Degen, ein gascognisches Blut, das, erfüllt vom Studium der Alten, die Republik, die er im Kopfe trägt, im Leben realisiren will, alles Avancement ausschlägt und so wenig auf Vortheil erpicht ist, daß er keine Beute macht und seine Erbschaft Andern schenkt! Freilich französisch ist der Charakter nicht, weder altfranzösisch noch neufranzösisch; hinter der Idee will jeder Franzose einen Fleischtopf sehen. Aber wo sollte man sonst unter den Völkern der bewohnten Erde das Ideal finden, wenn nicht bei den Franzosen? Und dann sind doch hier gewiß die Elemente zu treffend: gascognischer Geist, leichtes Blut, aufwallende Tapferkeit, die Alles überwindet, ein gesellschaftlicher Gleichheitssinn, kriegerische Großmuth; und alle diese Eigenschaften zusammengedacht, vereinigt in einem Individuum, geben doch ein schönes Bild. Ist doch schon das Bild poetisch, das uns Horace Vernet so oft hinwirft: der alte Gardist des Kaisers. Und diesem verbissenen Krieger, sein Sinn so starr wie sein Aug' und sein aufgekämmtes Borstenhaar, der an der bittern Kost seiner Erinnerungen nagt, ein Despot und kein Republikaner, schon diesem Krieger, dem kein Frohsinn, kein Gleichmuth um die Stirne lächelt, schlägt das Herz zu. Was sollte es nicht dem frohsinnigen Invaliden Sansregret; und gern vergibt der Leser dem Dichter den alten Fehler: was den Gascogner lächerlich und den Nordfranzosen liebenswürdig macht, in Eins zu verschmelzen. Thümmel's Franzosen sind ausgestorben, warum sollten sie aber nicht für die Dichtung fortleben?

Aber wenn es ein Ideal galt, mußte der deutsche Dichter es in Frankreich suchen? Mußte der Deutsche eine Epoche der Geschichte zum Stoff seines Gedichtes wählen, welche die Schmach seines Vaterlandes umschließt; mußte er gerade die Momente eines 30jährigen Krieges hervorheben, welche nur die Glorie der Feinde Deutschlands bezeichnen; mußte er die vielen Glanzpunkte dazwischen weglassen, welche die Ausdauer der deutschen Völker, ihre Geduld, ihre Erhebung, ihren Sieg bekunden, sie weglassen, als gehörten sie nicht zur Geschichte? Das ist seltsam. In keinem Volke der Welt, bei keinem Volke, das je existirt, möchte eine dergleichen Selbstverleugnung, wäre sie möglich, gebilligt werden. Ausstoßen würden die Engländer einen Dichter, der Das wagte; steinigen würden ihn die Franzosen, die Schweden und Norweger ihn zerreißen, die Holländer keine Pfeife Taback mit ihm rauchen. Aber der Deutsche ist still und bewundert ihn, daß er sich so großartig von Vorurtheilen losgemacht und die Größe einer fremden Nation anerkannt hat, und das ist derselbe Deutsche, der die Franzosen darum lobt: daß sie so sehr ihr Vaterland lieben, und der ihnen die Eitelkeit vergibt, weil sie eitel sind für ihr Vaterland, und dem Gascogner verzeiht, daß er über die Gebühr lügt, weil er lügt zu Ehren seines Vaterlandes. — Und was zwingt den Deutschen zu der Selbstverleugnung? Hat er kein Vaterland, schämt er sich seines Vaterlandes, daß er sich eine Heimath in der Fremde bei den Feinden seines Stammes suchen muß? Es ließe sich darüber viel sagen. Vorläufig sind es aber nur die liberalen Ideen, um die es sich, meint der Buchhändler, schon verlohne, das Vaterland aufzugeben. „Es gibt jetzt nur zweierlei Menschen", sagt jener soi-disant preußische Correspondent im „Messager", „Liberale und Nichtliberale. Der Liberalität wegen muß der Philanthrop selbst das Vaterland aufopfern". Und von den zweierlei Menschensorten ist die der Liberalen die bei Weitem größere, wenigstens unter Denen, die Bücher lesen und Bücher kaufen. Also, sagt der Buchhändler, Romane für die Liberalen. Daher Napoleon der Held, aber ein Held, der bei jeder Scene Nasenstüber bekommt von seinem Grenadier, der besser als er ist, weil er ein Republikaner ist!

(Der Beschluß folgt.)

Blätter für höhere Wahrheit. Von J. F. v. Meyer. Neue Folge. Erste Sammlung.

(Beschluß aus Nr. 285.)

Dagegen rechnet er zu den modernern Liedern der auf die Reformationsperiode gefolgten Zeit des gesunkenen Geschmacks für religiöse Dichtkunst auch diejenigen des Paul Gerhard, und theilt eine spätere Durchbesserung von einem Liede desselben mit. Aber wir finden nicht nur, daß in dieser Durchbesserung Mehres verwässert ist, sondern gestehen offen auch Das, daß wir nicht begreifen, wie der Verf. eine für die Geschichte des Protestantismus so höchst merkwürdige Zeit, wie die des dreißigjährigen Kriegs war, nicht genugender in ihrem Verhältnisse zu dem Streben religiöser Poesie anerkennt; diese Zeit schwerer Prüfung und Drangsal war es, die im deutschen Norden die reinen, echtevangelischen Töne Gerhard's hervorrief, während im Süden der in seiner ganzen Erscheinung noch bedeutsamere Johann Valentin Andreä, das Ideal Spener's, sang und wirkte. In dieser Zeit und namentlich in den genannten Dichtern trat besonders das zarte, harrende, hoffende Wesen der Geduld im Leiden und getreste Hingebung an den Erlöser hervor, während die geistlichen Dichter der Reformationsperiode die Kraft der Wahrheit und den Sieg des Evangeliums von ihren Lippen strömten. Unvollkommener ist allerdings die Sprache des 17. Jahrhunderts als die des vorhergehenden, namentlich an Breite leiden ihre poetischen Erzeugnisse. Aber es würde uns doch gefreut haben, den wirklichen innerlich-poetischen Werth der spätern Zeit neben dem der ältern von unserm Verf. anerkannt zu sehen.

Wir übergehen, was in dem Buche über die Gnadenwahl steht, die der Verf. auf alle Menschheit ausdehnt und eine endliche Wiederbringung Aller zum ewigen Heil und Frieden siegreich darlegt, worin vornehmlich das versöhnende Element seines Glaubens sich kundgibt. Auch überlassen wir gelehrten Philologen und Geschichtsforschern die etymologischen Deutungen über die Religion des Buddha und die Verwandtschaft dieses Namens. Künstler und Architekten mögen sich an der klaren und gelehrten Auseinandersetzung des salomonischen Tempels nach seinen in den biblischen Urkunden angedeuteten wesentlichen Bestandtheilen er-

göhen und belehren. Ebenso gründlich wird an einem andern Orte des Buches nachgewiesen, daß die schottischen Culdeer nicht Johanneschristen, noch viel weniger deistische Moralisten, wie deren England in den jüngsten Jahrhunderten eine große Anzahl beherbergte, sondern uralteste Diener Gottes (Cultores Dei — daher von Culdeer) nach den frühesten Verkündigungen der evangelischen Lehre gewesen und erst nach Jahrhunderten durch päpstliche Missionnaire und römischen Gottesdienst verdrängt worden seien. Einer besondern Beachtung empfehlen wir die Abhandlungen über die Anklage der Tempelritter, über die Lehre von der Seelenwanderung und über die Memoiren der pariser Schauspielerin Clairon, weil in diesen die große Hinneigung des Verf. zu Somnambulismus, Magnetismus, Magismus und Geistererscheinungen in ihrer ganzen Stärke und Eigenthümlichkeit hervortritt, und namentlich die Art, wie er diese Neigung und Ansicht mit seinen Vorstellungen vom Christenthum zu vereinbaren sucht, deutlich wird. Mit gelehrter Umsicht erörtert der Verf., daß die Metempsychose nicht zu den Ideen des frühesten Alterthums gehört, sondern erst allmälig durch Misverständnisse sich eingeschlichen habe. Es sei nicht einmal deutlich, ob die Pythagoräische Metempsychose nach Platon's „Timäus" einen Uebergang der Seelen in wirkliche Thiere oder eine bloße Transfiguration in thierische Bildungen betreffen soll; „und hier stehen wir der Wahrheit vielleicht am allernächsten, nicht nur in Absicht auf die Meinung der griechischen Philosophen, sondern auch auf die Wirklichkeit, indem es gar nichts Widersprechendes oder Unglaubliches enthält, daß die Seelen der Gottlosen in häßliche Thierformen, wie die der Frommen in edle, himmlische Gestalten, auch schon vor der Auferstehung ihrer Leiber gekleidet werden" (S. 259). So unvereinbar die grobe Seelenwanderung mit der Idee persönlicher Fortbildung zu sittlichen Idealen, so wie mit den Lehren des Judenthums und mit den Verheißungen Jesu und seiner Apostel im N. T. gefunden wird, so ernstlich wird hingegen die Trichotomie von Leib, Seele und Geist des Menschen als eine biblische verfochten, das Einwohnen und Uebersiedeln menschlicher Seelen in andere behauptet und nicht nur an das Erscheinen abgeschiedener Menschenseelen erinnert, sondern auch auf den Inhalt ihrer Zeugnisse (S. 297) sich berufen. „Die Seele geht vom Vater auf das Kind über durch die Zeugung, wie bei den Thieren, obgleich die Thierseele weit geringer als die menschliche ist; die Mutter gibt den Leib dazu, Gott aber den Geist, welcher eigentlich die Seele zum höhern Leben der Menschennatur erweckt, sie individualisirt und unsterblich macht". — „Das Außersichsein eines Menschen, d. i. seiner Seele mit ihrem Geist, außer dem Körper, ist längst bekannt, aber hier zeigt sich auch die Erscheinung ihres Seins in einem Andern, und das ist Ibbur (Seeleneinwohnung, gleichsam Schwangerschaft). Man wird sich erinnern, daß Pr. v. Meyer in seiner Recension der weinsberger Kranken aus Prevorst dergleichen Zustände, Visionen u. s. w., wie sie von Dr. Kerner mitgetheilt worden sind, nicht nur als sicherbeglaubigte Thatsachen eines höhern geistigen Verkehrs hinnimmt, sondern vorzüglich der Meinung huldigt, als ob dieses Hereinragen der Geisterwelt ins Gebiet der sichtbaren Gewöhnlichkeit mit bestimmten ethischen Zwecken zusammenhange, als ob Dasjenige, was den gnadenreichen Wirkungen der christlichen Erlösung auf Erden Widerstand geleistet, durch Geistererscheinungen nun geschreckt, bekehrt und gewonnen werden solle. Es bedarf nicht darauf hinzuweisen, wie gezwungen und mislich in dem Munde solcher Wundergläubigen das Zeugniß des Erlösers, das im Gleichnisse vom reichen Mann enthalten ist: „Sie haben Mosen und die Propheten", gedeutet werden muß. Die Dulderin selbst, auf welche sie sich am liebsten berufen, hat demüthiger als ihre Freunde von der Sache geurtheilt, wie Ref. aus sicherster Quelle weiß; sie hat schlicht und bescheiden auf die ihr begegneten Thatsachen, mit welchen sie zugleich ihr innerstes Bewußtsein und ihre bestimmteste Erfahrung leugnen müßte, hingedeutet, ohne sich über das Warum und Wozu, noch namentlich über die Beziehung, in welcher die ihr gewordenen Erfahrungen mit den Offenbarungen und Zwecken des Christenthums ständen, einen entscheidenden Ausspruch erlauben zu wollen. Und so geziemt sich es denn auch bei den Zeugen und Verkündigern dieser Geschichten. Es ist gewiß nicht in Abrede zu setzen, daß höchstwichtige Ergebnisse in dem Felde des Magnetismus noch verborgen liegen und sich bereits auch durch die Erscheinungen dieses Zustandes dem aufmerksamen Beobachter ankündigen. Aber wenn wir, wie es z. B. vom Fernwirken der Sinne im Zustande der Somnambulen durch unzählige gründliche Wahrnehmungen erwiesen ist, auf ebenso streng kritischem Wege von abgeschiedenen Seelen eine sinnliche Anschauung nehmen zu können überzeugt würden; wenn man es vermöchte, Subject und Object genau von einander zu trennen, sodaß in ihrer ganzen Wesenheit jene düstern Halb- oder Unwesen erkannt würden: so bliebe immer noch die wohlzubehergigende Frage zurück: Ob sie Boten seien aus einer andern Welt, um dem Werke Dessen nachzuhelfen, der zu den Seinigen sprach, er bleibe bei ihnen, und außerdem wir, wie auch die Schrift bezeugt, keines Andern warten dürfen. Es muß jedenfalls die größte Besonnenheit vorwalten in einer Prüfung, deren Resultat so leicht den Mittelpunkt unsers Glaubens verrücken und dem Ansehen der Offenbarung zu nahe treten möchte. So lange wir es freilich mit solchen Geistern zu thun haben, die dem klaren Zeugnisse der praktischen Vernunft und einer christlichen Mystik so vielfach widersprechen, wie die Gestalten, die mit der Frau Hauffe verkehrten, ist noch nicht die Stunde überzeugter Zustimmung gekommen. Aber was sollen wir erst sagen zu der Geschichte der Demoiselle Clairon, die Hr. v. Meyer hier in den „Blättern für höhere Wahrheit" mittheilt? Aus feilen Dirnen werden nicht nur zuletzt leicht feige Betschwestern; sie sind schon von vorne herein als ungläubige und leichtfertige Menschen auch dem Aberglauben verfallen, und ihre Eitelkeit bringt es mit sich, in einer geheimen Correspondenz den merkwürdigen Spuk ihres Lebens öffentlich zur Schau zu stellen. Es wäre demnach räthlich, den Inhalt der Polizeiprotokolle, die über die grellen und sanften Stimmen, Knalle, Geklatsche u. s. w. eines verstorbenen gekränkten Liebhabers der Clairon aufgezeichnet sein sollen, abzuwarten, bevor man einen Vortheil aus der Sache zu ziehen wagt, um darin Stimmen und zwar würdige Stimmen einer andern Welt (S 379) zu finden, wodurch die Treulose und Pflichtvergessene zum Ernste des Daseins zurückgeleitet werden sollte.

Aus dem Angedeuteten entnehmen die Leser, welche Mannichfaltigkeit des Stoffes von nicht geringem Interesse und in geistreicher Behandlung ihnen durch diesen neuen Band der „Blätter für höhere Wahrheit" angeboten ist, ihre Ansichten zu befestigen und zu erweitern oder am Widerspruch der fremden die eigne zu prüfen. 12.

Notizen.

Ueber Winckelmann's Ermordung gibt der zu Ende vorigen Jahrs in Triest erschienene „Archeografo triestino, raccolta di opuscoli e notizie per Trieste o per l'Istria" im 1. Bande sehr interessante Details.

Milton sagte kurz vor seinem Tode zu einem der ihn besuchenden Freunde: „Ich weiß nicht, was die Welt über mich urtheilen mag; mir selbst komme ich vor wie ein an der Seeküste spielender Knabe, der sich freut, mitunter einen glattern Kiesel oder ein schöneres Steinchen als gewöhnlich gefunden zu haben, indeß der große Ocean der Wahrheit unentdeckt vor mir lag". (Brewster's „Life of Newton".)* Diese Bescheidenheit möchte Vielen unserer neuern und neuesten Philosophen und Naturforscher zu empfehlen sein.

Was die Malerei sinnlich, das deutet die Skulptur symbolisch an; es wäre zu wünschen, daß, wie von Lessing über die Grenzen der Kunst und der Poesie, ebenso eine Bestimmung derer der Malerei und Bildhauerei gegeben würde. Schöne Bemerkungen darüber gibt Raoul Rochette in seinen „Monumens inédits", livraison III, S. 128. 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 297. — 24. Oktober 1831.

Der Invalide. Von C. Spindler. 5 Bände.

(Beſchluß aus Nr. 256.)

Heilige Freiheit, auch du in den Julitagen erwachſene, aber ſchon im Auguſt zu Grabe getragene, wann wirſt du aufhören, ein Vaterland zu ſuchen? Die Sonne iſt doch kein Planet; ſie ſcheint in Hütten und Paläſte, wo man ihr nicht den Eingang wehrt. Aber der Augenblick ſcheint noch fern, wo unſere Brüder im Süden mit Karl Simrock („Der Freimüthige", Nr. 185 d. J.) ſingen:

Frankreich will mich glücklich machen?
Nun gewiß, das iſt zum Lachen,
Aber deute lach' ich nicht.
Thränen will ich auch nicht weinen,
Denn ich weiß wohl, daß die Meinen
Kein ſo hehrer Glanz beſticht.

Alle haben ſie's erfahren,
Wie wir kaum vor ſechzehn Jahren,
Freudig opfernd Gut und Blut,
Uns mit gottgeweihten Waffen
Dieſes Glück vom Hals zu ſchaffen,
Weder Tag noch Nacht geruht.

Was auch die Propheten künden,
Die zur Buße läs'ger Sünden
Wol des Himmels Zorn geſandt,
Götzen baun wir nicht Altäre,
Nur ein Spott den Fremden wäre
Freiheit ohne Vaterland.

Will mich Frankreich glücklich machen,
Sag' ich (denn ich muß doch lachen
Ueber ſolchen Unverſtand)
Nicht wie Jener in der Tonne:
„Lieber, geh' mir aus der Sonne!"
Sondern: „Bleib' mir aus dem Land!"

Man ſieht übrigens recht klar durch die 5 Bände des Romans, wie Buchhändler und Publicum den Dichtergeiſt nicht ganz zu unterjochen vermocht. Das Eigne leuchtet faſt unwillkürlich auf. Hinter den ſchönſten liberalen Tiraden, Stellen, die der Buchhändler doppelt honoriren müßte, eine factiſche Anführung, die das klare Auge des Dichters bekundet. Wäre es Beſtellarbeit, könnte der Beſteller für ſo manche Anführung dem Liefernden ſogar Abzüge machen, gleich Scopas, der ſeinem Dichter die Hälfte ſtrich, weil er nur zur Hälfte ihn und ſeinen olympiſchen Sieg und zur andern die helfenden Götter beſungen.

So viel über die außer dem Dichter liegenden Motive. Hat aber der Dichter nicht ſelbſt gelitten, indem er ihnen nachgab? Es entgeht kein Künſtler der Strafe, welcher einen äußern Neben- oder Hauptzweck zu achtſam, wenn er ſchöpft, vor Augen hat. Was Spindler'n noththat, war: die Fülle Deſſen, was er gab, zu verſchlingen, einen zuſammenhaltenden Knoten zu finden. Hatte er den, einen Kern gefunden, aus dem die Einzelheiten organiſch, Radien eines Mittelpunktes, ausgingen, wäre die noch vermißte Gefälligkeit der Form von ſelbſt gekommen. Es ſieht noch wüſt, chaotiſch in ſeinen Romanen aus; man ſieht z. B. im „Juden", daß er, bei allem Reichthum an innern Bildern, an manchen Punkten gar nicht gewußt wie weiter und wohin. Dies, was ihm noththat, was er gewiß erringen kann, hat er hier ganz außer Acht gelaſſen. Im Gegentheil hat er es ſich nicht einmal zur Aufgabe geſtellt, einen künſtlichverſchlungenen Roman zu liefern, ſondern hiſtoriſche Bilder aneinander zu reihen, die nur ein ſehr leichtgehaltener Faden zuſammenhält. Geſetzt, die Aufgabe war gut: 40 Jahre in ihren Hauptmomenten zu ſchildern, ließe ſich nicht aber auch dabei eine neben- oder mitlaufende Handlung denken, welche allen Anfoderungen an einen Roman genügte? Wir meinen, die Frage läßt ſich mit Ja beantworten.

Sollten die hiſtoriſchen Gemälde als Hauptſache, ein Bilderbuch der Geſchichte, den Leſern vorgeführt werden, warum überhaupt die romantiſche Zuthat? Bald nimmt ſie zu viel, bald zu wenig ein. Die Hiſtorie gewinnt nicht an Prägnanz, die romantiſche Fabel nicht an Intereſſe. Das Ganze iſt kein Kunſtwerk, ſondern ein Zwitter geworden. Hiſtoriſche Scenen gehören zum Modeappetit, und der Appetit iſt nicht ſchlecht. Dramatiſch hat Ludovic Vitet die Aufgabe, wie mich dünkt, vollſtändig gelöſt. In ſeiner hiſtoriſchen Trilogie, den „Barricaden", den „Ständen von Blois" und dem „Tode Heinrichs III." iſt die Geſchichte nicht allein Hauptſache, ſondern alleinige Sache geblieben, und das perſönliche Intereſſe dabei ſo groß, wie nur in irgend einem Geſchichtswerke, Drama oder Roman. Für den Roman mag die Form noch nicht gefunden ſein, wenn man Scott's Weiſe nicht als genügend anerkennen will, denn die alten Feßler'ſchen und Cramer'ſchen hiſtoriſchen Romane dürften doch hier nicht in Betracht kommen. Auf keinen Fall

möchte ich aber die hier im „Invaliden" gewählte Art und Weise billigen. Das Interesse schwankt von Anfang bis Ende zwischen den großen historischen Ereignissen, die uns aber eben nur in Guckkastenbildern willkürlich vorgeschoben werden, und den Persönlichkeiten der romantischen Personen. Bald erscheinen unsere Helden nur in der Absicht, um die Heroen der Geschichte zu präsentiren, bald werden diese Heroen nur incommodirt, um unserm Helden zu helfen. Bald ist die Idee die Hauptsache, bald waltet das persönliche Interesse wieder so vor, daß man darüber den historischen Hintergrund vergessen könnte. (Je mehr Scenen von der Art, um so besser freilich für uns und — für den Dichter Spindler!) Im Anfange, wo ich noch an einen Roman dachte, kam es mir befremdend, gewagt vor, die Helden der Revolution, Tagesfliegen des Ruhmes, von denen die Geschichte, soweit ihr Leben derselben angehört, jedes Wort weiß, das sie gesprochen, jede Schwelle kennt, die ihr Fuß betreten, Individuen, denen sie Schritt vor Schritt, Stunde um Stunde folgt — diese bekanntesten Männer persönlich als Agenten, als Hauptgestalten in einem Romane aufzuführen. Später erkannte ich, daß sie der Roman waren und die eine Bedenklichkeit wich der schon angedeuteten. Es trat nun die ästhetische zurück und die historische hervor. Hat Egalité in der versailler Nacht so gesprochen, so gehandelt? Ist er die Gasse da hinaufgegangen? Haben sich bei der Dame Arroy an dem und dem Tage alle diese Häupter der verschiedenartigsten Oppositionen, vom Parlamentsrath Espremenil an bis auf Danton, Marat und St.-Just, in einer Gesellschaft zusammengefunden? Aber unsere Kritik soll keine historische — und es sollen historisch-romantische Bilder sein. Die ästhetische Frage hat immer wieder ihr Recht. Von einem Dichter des „Bastard" und des „Juden" hätte ich nun erwartet, daß er großartiger die Momente aus der großen Geschichte herausgegriffen, sie plastischkühner, mit grellern, glänzendern Farben hingestellt hätte, Licht und Schatten mit Rembrand'scher Wirkung werfend. Dazu war Spindler der Mann, wäre er recht von seinem Gegenstande begeistert gewesen. So erscheint uns Vieles nur ebenso wiedergegeben, wie wir es Alle ansehen, wie wir es schon lange ansahen, ohne einmal besonders gelungene Kleinmalerei. Es reihen sich viele Bilder nur tabellarisch, chronologisch aneinander, ein angenehmes Memoirenbuch, kein leuchtender Wegweiser durch die Geschichte mit Flammenzügen.

Einer Unbequemlichkeit entgeht selten ein Dichter, auch ein deutscher nicht, der seine Charakterdichtung außerhalb des Vaterlandes verlegt; der vaterländische Typus haftet unwillkürlich seinen Personen an, wie das Galakleid Ludwigs XIV. den römischen und griechischen Heroen des Corneille und Racine. Ist schon Sansregret nur in seinen Elementen, nicht in seiner Totalität Franzos, so ist es noch weniger der jugendliche Held, der Liebhaber des Romans. Das ist eine gute deutsche Romanenheldennatur, ein wohlwollend-weichherziger, besonnener, junger Mann, den die Verhältnisse in alle Lagen stoßen, und der sich in allem zurechtfindet. Ich möchte behaupten, es ist auch kein Funke französischen Geistes in dem seinen, wenn uns nicht die neueste Erfahrung dann und wann einen jungen Franzosen zeigte, in dem man eher einen Deutschen erkennte. Auch die Volksscenen sind mehr nach einem allgemeingültigen Typus entworfen, als denen des Grève und der Rue St.-Honoré abgelauscht. Echtfranzösische Volksscenen gäben doch gerade treffliche Genrestücke; frei von flandrischer Rohheit, bieten sie dem Maler alle Stufengrade der altfranzösischen Feinheit und des französischen Esprit bis zum Siedepunkt französischem Ungestümes dar, — ein reiches Feld von Schattirungen!

Der 1. Band beginnt mit dem Fest der Gardes du Corps zu Versailles, führt uns darauf, nachdem uns Etwas vom alten Hofe gezeigt worden, nach Paris in das Hotel der Invaliden, in einen Club der Demagogen, Derer, die fast schon ausgespielt haben, und Derer, die noch erst anfangen wollen, Alle um ihre geniale Sonne, Mirabeau, versammelt, dann mit dem pariser Pöbel nach Versailles, und schließt mit der dortigen Schreckensnacht und dem kaum minder schrecklichen Tage des 6. Oktobers. An historischem Inhalt und Mannichfaltigkeit ist dies wol der reichste und interessanteste Band, obgleich dem noch nicht mit dem Plane des Ganzen vertrauten Leser Vieles zu skizzenhaft dünkt. Man ist in einer Situation noch nicht warm, so ist sie schon vorüber. Der Held, ein Jüngling aus altadeligem Blute, tritt als eifriger Garde du Corps auf; gefesselt an das royalistische Interesse zum Theil durch eine schöne jugendliche Vormünderin, theilt er bei jenem berühmten Feste weiße Cocarden aus, entgeht aber, dessenungeachtet, nicht dem Verdachte der Höflinge, weil er in Paris gewesen, dort mit Mirabeau gegessen u. s. w., und wird, nach der verhängnißvollen Nacht, trotzdem daß er sich während derselben als echter Royalist benommen, aus der Garde entlassen. Dies kühlt seinen glühenden Royalismus, er sieht ein, daß bei dieser verwitterten Partei kein Heil zu suchen, und wird, seinen Adel selbst abwerfend — doch erst mit dem 2. Bande — Republikaner.

Mit diesen wenigen Scenen ist das Königreich und seine Kämpfe mit dem Republikanismus abgethan. Ludwig ist schon guillotinirt, als der 2. Band mit Scenen aus dem Vendéekriege beginnt. Victor kämpft unter den Mainzern um den Tod, findet aber nur die Gefangenschaft. Im Schlosse in der Vendée wohnen wir einem royalistischen Festin bei, wo wir alle Charaktere der Vendéehäuptlinge kennen lernen. Es geht über die Loire, wir machen die Schlacht bei Mans mit, flüchten uns in eine niederbretagnesche Hütte, lernen dort das altpatriarchalische Völkchen mit seinen sonderbaren Gewohnheiten kennen und kehren nach Paris zurück, um Robespierre's Haus, das Revolutionstribunal, Fouquier-Tinville und den Abend des 9. Thermidors kennen zu lernen. Der Autor wird es vor wenig andern Lesern als seinen liberalen verantworten können, wie er die Vendée aufgefaßt hat. Ist sie doch der einzige helle Punkt, das einzige gesunde Fleisch in dem faulenden Körper des alten fran-

zösischen Aristokratismus. Die Namen Laroche-Jacquelin, Lescure, Bonchamps werden selbst von republikanischen Franzosen in Ehren gehalten. Spindler verunglimpft gerade diese nicht, er läßt ihnen sogar etwas Gutes, aber nur ausnahmsweise; die ganze Vendée ist ihm ein fauler Punkt in dem aufstrebenden Frankreich. Und doch ist sie in der Poesie der Geschichte ein so heller Punkt, daß der Darsteller hier, selbst wider Willen, gleich dem unbedeutendsten Maler, wenn er nur irgend was aus der reichen Natur copiet, zum Dichter wird. Indeß erreicht keine Dichtung die schlichte Darstellung der Laroche-Jacquelin (oder vielmehr Barante's), da ist jede Seite Poesie. Der Autor hier hat alles Feuer für die Republikaner aufgespart. Da erscheint freilich eine kleine Tafelrunde von Helden, aber man wird nicht warm dabei, selbst nicht für den jugendlich frischen Marceau, wie sehr sich auch der Autor für ihn zu begeistern scheint.

Bis hierher, wie dürftig auch die Erfindung war, prävalirte doch der Roman. Vom 3. Bande an tritt jedoch dies Interesse ganz zurück, und es werden historische Skizzen, zu denen es dem Autor Mühe kostet, nur einigermaßen einen Zusammenhang zu finden. Auf recht interessante Weise wird Napoleon in einem Kaffeehause des Palais-Royal als ambulirender Amtscandidat eingeführt, nur trinkt man die Bavaroise dort nicht aus Tassen. Mit Einem Male schleudert uns der Autor nach St.-Jean d'Acre, dann auf die blutige Ebene von Marengo. Einige Ehestandsscenen führen uns zur Bekanntschaft des in Paris conspirirenden George Cadoudal (einer der interessantesten Gestalten, die der Autor gezeichnet) und zum Schloß von Vincennes, als die Kugeln dem Herzog von Enghien die Brust zerschmettern. Beide Bilder sind lebendig und gelungen.

Im 4. Bande fällt der junge Held in der Gunst des Kaisers, weil er Enghien's Tod beklagt. Er ficht in Spanien, in Oestreich; er wird verhaftet, weil er zum Bunde der Philadelphen gehört und bleibt in Vincennes gefangen. Also nichts von der russischen Campagne, nichts von dem deutschen Befreiungskriege. Nicht Malet's geniale Verschwörung, sondern der Donner der Kanonen vom Montmartre befreien ihn. Er nimmt seine Entlassung von dem in Fontainebleau verlassenen Napoleon.

Das Jahr 1815 füllt den letzten Band. Victor hat die Gnade und Gunst der Bourbonen verschmäht, weil sie es nicht vergessen können, daß der junge Garde du Corps am Tage von Versailles von Lafayette umarmt worden. Aber ein Bourbon, Enghien's Vater, hat den Wortführer für seinen ermordeten Sohn nicht vergessen und beschenkt ihn. Napoleons Rednergabe, oder vielmehr seine Kunst, der Menschen Herzen zu überrumpeln, gewinnt dennoch über den nichtwilligen Victor. Er zieht als General mit des Kaisers Heer, um, nicht vertrauend auf seine Sache, bei Waterloo mit ihm zu fliehen. Des Invaliden Sohn, sein Eidam, kämpft in den Julitagen mit.

An Gewandtheit der Darstellung, an Adel der Sprache zeichnet sich dieses neueste Werk Spindler's vortheilhaft vor den frühern aus. Er hat sich nirgends gehen lassen, überall wohl berechnet, aber dies Studium wird sichtbar. Man wird die 5 Bände mit Theilnahme lesen, aber man wird nicht fortgerissen, nicht Nächte lang, wie von frühern Romanen desselben, gefesselt werden. Dazu fehlt die glänzende, glühende Phantasie, die brennende Sprache der Leidenschaft; die Charaktere gewinnen nicht Raum und Zeit vor der Masse der Begebenheiten, sich so vor uns zu entwickeln, daß wir ein lebendiges Interesse für sie gewinnen. So sind besonders die weiblichen Charaktere nicht so ausgeführt, daß sie uns fesseln könnten wie viele der interessanten Gestalten in seinen Romanen. Eine läßt er ganz fallen, die interessant angelegt war, das Fräulein v. Sombreuil. Die Gattin ist ein Weib, sehr wahr in ihrer Schwäche, aber doch keine Margarethe Frosch. Am lieblichsten ist die bretagnische Bäuerin Souzon. Es fehlt keineswegs an lebendigen und höchst interessanten Scenen, welche ganz den Dichter verrathen; wir erinnern nur an Sansregret's Vision von der kopflosen Gesellschaft bei Mirabeau, an seine Ahnung von Souzon's Tode, ungemein zart aufgefaßt; an die vortreffliche Zusammenkunft zwischen Victor und Napoleon in den hundert Tagen und viele andere. Was Spindler übrigens noch als Dichter leisten könnte, wenn er nicht an sein liberales Publicum denkt, das hat er jüngst in seinem „Schwärmer" gezeigt, dessen erste Hälfte zu den glücklichsten Conceptionen und zu den vollendetst durchgeführten Darstellungen gehört, deren wir uns im Romanenfach erfreuen dürfen.

W. Alexis.

Paläſtina in hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſchen Umriſſen nach ältern und neuern Reiſebeſchreibungen gezeichnet. Nebſt einer Karte des heiligen Landes (und einem Plane von Jeruſalem). Freiburg, Herder. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir finden an dieſer Beſchreibung von Paläſtina, welche zugleich auch als Supplement zu Ewald's beliebten „Erzählungen" in 200 bibliſchen Kupfern dient, ebenſo viel zu loben als zu tadeln. Zu loben iſt die faßliche und gute Darſtellung, die fleißige Benuzung der Nachrichten älterer und neuerer Reiſenden über dieſes wichtige Land, wie z. B. Metzger's (Reiſeb. v. 1698), Chateaubriand's, Burckhardt's, H. Mayr's, Borſum's, Korte's, Dr. Clarke's, Jowett's u. A., und die ganze Einrichtung des Schriftchens, welches zunächſt den Zweck hat, uns mit dem claſſiſchen Boden, auf welchem der Stifter der chriſtlichen Lehre lebte und wandelte, genau bekanntzumachen und eine allgemeine Ueberſicht des Landes, ſeiner geographiſch-ſtatiſtiſchen Verhältniſſe, die mit Zügen aus der Geſchichte der Juden nach der Kreuzigung Jeſu endet, und eine beſondere Beſchreibung der Orte, da Jeſus Chriſtus wandelte, und vorzüglich deren heutige Beſchaffenheit, enthält. Zu tadeln haben wir die ſentimental-pietiſtiſche Beimiſchung von moraliſchen Betrachtungen, welche auf einem todten Bibelwortglauben fußen, und die Leichtgläubigkeit, mit welcher alle Mönchserfindungen als Wahrheit aufgeführt werden. Nach unſerm Grundſatze wollen wir den Tadel mit einigen Beweisſtellen belegen. S. 32 wird erzählt, daß Saul wegen der Schonung des Amalekiter Königs Agap wider einen ausdrücklichen Befehl Gottes (!! mit andern Worten des Hohenprieſters Samuel), mit dem Verluſte ſeiner Königswürde hätte büßen müſſen. „Denn was Gott will, muß

geschehen, nicht wie Vernunft und gutes natürliches Herzensgefühl uns eingibt". Hier wird der Wille Gottes mit der Vernunft und dem guten Gefühle des Menschen im Widerspruch dargestellt und der Mensch gleichsam zum blinden Gehorsam gegen die Worte seiner Priester, als höhere, mit dem Willen Gottes vertrautere Wesen aufgefodert. Gott behüte uns vor einer solchen Bonzenlehre und erhalte uns unsere gesunde Vernunft und unser natürlich gutes Gefühl, welche uns in Saul den nach Unabhängigkeit von dem Priesterjoche ringenden aber im ungleichen Kampfe, nicht ganz ohne eigne Schuld, der Politik des schlauen Hohenpriesters Samuel erliegenden, bis zum Wahnsinn getriebenen König erkennen und bedauern lassen. S. 107 heißt es, bei der Beschreibung Kanas (d. i. Rohr), wo Jesus durch Verwandlung des Wassers in Wein sein erstes Wunder that, ganz im Style der Traktätlein: „So kann man mitten im Schilf, im Ungemach und Mangel dieser Welt fröhlich und heiter sein, wenn man Christus, den Herrn, bei sich hat, der alles Wasser der Trübsal in Freudenwein verwandelt, durch den Glauben an die Vergebung der Sünden und an die ewige und himmlische Vereinigung mit ihm, dem Bräutigam jeder gläubigen Seele". Wir könnten leicht noch ein Dutzend ähnlicher Stellen, z. B. von S. 11, 12, 16, 117, 124, 130, 142 anführen, glauben aber, daß es an den beiden genüge. Bekannt ist, daß Palästina ein wahres gelobtes Land für die fruchtbare Phantasie der Mönche war, und daß diese eine Menge Stellen und Oerter als classisch und heilig erklärten, mit Kapellen, Kirchen und Klöstern bedeckten und Wallfahrten errichteten ohne andern Grund, als ihre Einbildung und ihren möglichen Gewinn. So wird in Bethlehem der Stall und die Krippe gezeigt, wo Christus geboren wurde; in Jerusalem unter andern die Stelle, wo der Heiland den drei Marien erschien, das Haus des Pharisäers Sion, wo Magdalena ihre Verirrungen bekannte; in Nazareth der Ort, wo der Engel Gabriel Maria erschien, die Küche der heiligen Jungfrau, die Werkstätte Josephs, ein breiter Stein, an welchem Jesus vor und nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern das Brot gebrochen u. s. w. Der Verf. führt alle diese Wunderdinge an, ohne einen großen Zweifel an ihre Wahrheit an den Tag zu legen, oder auf ihren Ursprung aufmerksam zu machen, was bei ihm ganz in der Ordnung ist, indem er sich selbst eines Glaubens erfreut, der in den Ereignissen der Natur die Strafgerichte Gottes sieht. Die beigegebene Karte aus der Herder'schen Lithographie ist brav und erfüllt ihren Zweck vollständig. 154.

Miszellen.

Merkwürdige Ansicht der St.-Simonisten über das constitutionnelle System.

In dem „Organisateur", dem Organe der St.-Simonistischen Sekte, hat sich Hr. Lechevalier auf folgende Weise über das constitutionnelle System ausgesprochen.

Die Menschen, welche der constitutionnellen Partei zugethan sind, wollen von den zwei entgegengesetzten Principien (Katholicismus und Liberalismus) weder das eine noch das andere; sie gehen immer damit um, wie ein Gleichgewicht durch Combination herzustellen sei, dessen Verwirklichung nur Unbeweglichkeit sein würde, als ob die Menschheit in ihrem fortschreitenden Laufe anhalten könne! als ob ein solches Gleichgewicht nicht unverzüglich sich aufheben müßte, als ob der Kampf sich anders enden könnte, als durch den Sieg eines der streitenden Theile! Aus diesem Gesichtspunkte sind die Charten, die verwilligten wie die abgedrungenen, die gegebenen und die genommenen, die erworbenen und die verlorenen Constitutionen nur verschiedene Formen eines Vergleichs zwischen zwei unversöhnlichen Feinden, sie haben nur den Werth eines Uebergangs von einem geselligen Systeme zum andern. Zwischen zwei Feinden, welche nicht weichen wollen und können, ist jeder Vergleich nur ein Waffenstillstand, und dieser Waffenstillstand selbst nur eine Fiction, denn man legt das Schwert nur ab, um durch Wort und Presse zu kämpfen. Der Friede kann nur in dem Momente abgeschlossen werden, wo der wahre Friedensstifter, der fortschreitende Mensch (l'homme du progrès) sich über die streitende Partei erhoben hat und sie mit der ganzen Gewalt der Inspiration beherrschend, ihnen das Princip der neuen Alliance offenbart.

Wir haben daher auf Charten und Constitutionen nicht viel zu halten. Als unechte und geringere Vermittlungen zwischen der absoluten Autorität und der Souverainetät des Volks schließen sie sich zugleich an jene beiden Principien an, und sind nichts als Lappen, abgerissen durch Inconsequenz und zusammengenäht durch Schwäche.

Ueber den Liberalismus.

Die Philosophie hat Anfangs insbesondere dem Katholicismus sich entgegengestellt; aber die französische Philosophie hat einen so geselligen oder, wie man sagt, praktischen Charakter gehabt, daß alle ihre Resultate sich unmittelbar in der Bewegung der Dinge und in der politischen Ordnung reflectirten. Daher kommt es, daß der Liberalismus, der nichts anders als eine Anwendung der philosophischen Lehren des letzten Jahrhunderts ist, in seinen Angriffen zugleich den Katholicismus und das Feudalwesen umfaßt, welche sich übrigens heutiges Tages in der vertraulichsten Verbindung vermischen.

Statt des Glaubens, welcher die Religion aufrecht erhält, fodert der Liberalismus als Dolmetscher der kritischen Philosophie die Toleranz, welche zum Scepticismus führt. In der Politik nimmt er statt der Einheit die Trennung, Unabhängigkeit und Concurrenz in Anspruch, und hierin liegt ein Fortschritt, weil der Mensch von der katholischen und monarchischen Einheit gehörig eingeengt und gequält worden war. Den Principien der Ordnung, Unbeweglichkeit, der absoluten Autorität, Untrüglichkeit der Gewalt, stellte der Liberalismus die Freiheit, die Bewegung, die Volkssouverainität, das Mißtrauen und die Bürgschaften gegen den Mißbrauch der Gewalt entgegen. Und der Liberalismus hatte Recht, denn die katholische Ordnung war eine bevorrechtete Hierarchie geworden, die Unbeweglichkeit der Kirche ein Widerstand gegen jeden Fortschritt, ihre Autorität ein durch Unwissenheit und durch moralische Herabwürdigung unterdrückender Despotismus, ihre Untrüglichkeit eine eitle Anmaßung, die durch die Entdeckungen des menschlichen Verstandes, durch die Ereignisse der äußern Welt und selbst durch die Akte der päpstlichen Gewalt Lügen gestraft wird. Die größte politische Wohlthat des Liberalismus besteht in der Zerstörung der katholischen Hierarchie und der Feudalmonarchie, deren mächtigster Bundesgenosse die durch ihre Nachgiebigkeit gegen die weltliche Gewalt herabgesetzte Kirche geworden war.

Der Liberalismus beschäftigt sich ausschließend mit dem Materiellen; für ihn ist nur Das reell, was begrenzt, positiv und so zu sagen mit Händen zu greifen ist. Er hat die Ansichten der Menschen aus dem Gebiet des Geistigen wieder auf die individuellen Ansichten, auf die egoistischen Interessen gerichtet. Er bringt die Wissenschaft in den Dienst der Industrie. Der Liberalismus hat Alles zerstören wollen und doch besteht Alles noch, er hat Alles ersetzen wollen und hat doch nur eine Parodie hervorgebracht, einen Nachdruck des Katholicismus und der Feudalmonarchie. Liberale Publicisten, die ihr uns das Glück mit der Freiheit und nur durch die Freiheit versprachtet, habt Ihr zu Eurer Fähigkeit, die Dinge zu gestalten, noch Zutrauen? Nach 40 Jahren voll von Täuschungen, nach einem Convent, einem Kaiserreiche, nach der Restauration, nach dem Jahre 1830 seid ihr nicht endlich müde geworden? Ach! auch ihr habt nur ein Utopien erbaut! 85.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 298. — 25. Oktober 1831.

Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst.

Zweiter Artikel. *)

Heine's Reisebilder.

Wir finden hier zuerst die 88 Lieder der Heimkehr, und nachdem wir sie wieder und wieder gelesen, fühlen wir uns immer mehr in dem Urtheile bestärkt, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, humoristisch, bedeutend und des Beifalls, den sie gefunden, würdig sind; und hätte Heine nur sie drucken lassen, so würden wir ihn gegen alle Vorwürfe in Schutz nehmen und Dichterischgrößeres von ihm erwarten, als er bis jetzt geleistet. Dies Urtheil könnte überflüssig scheinen, nachdem die „Reisebilder" mit solchem Beifall begrüßt worden sind, allein es gibt Bücher, die bei eben, allgemeinem Beifall sehr schlecht sind, wie Jedermann weiß, und das Lob ist ohne die bestimmtesten Belege allerdings der Befangenheit und Uebertreibung verdächtig; wir achten uns daher des Beweises keineswegs überhoben. Was zuerst die Form betrifft, so leidet es gar keinen Zweifel, daß Heine den Grundsatz der vortrefflichen Dichterschule, die durchaus die ungezwungene Natur und den volksmäßigen Ton sucht, mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Schönheit durchführt, ja, er geht hierin weiter wie seine Vorbilder und oft mit Glück; so erleichtert unstreitig die Weglassung des trochäischen Reimes, die übrigens keine neue Form ist, wie wir sie gleich in dem ersten Liedchen:

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt u. s. w.

finden, die ungezwungene Haltung ungemein und thut dem lyrischen Zauber so wenig Abbruch, daß man vielmehr nun immer 2 Zeilen zusammennimmt und so die lieblichsten trochäischen Tetrameter liest, die überhaupt im Deutschen zweckmäßiger so abgebrochen würden, um die feststehende Cäsur nach dem vierten Trochäus zu erzwingen. So antike Absichten hat nun zwar Heine nicht, aber darin liegt eben sein dichterisches Verdienst. Es kam ihm nämlich nur darauf an, bei möglichster Freiheit von leerer Form, immer das Gehörige in der Sache zu treffen, zugleich aber den Anfoderungen der deutschen Lyrik zu genügen, die viel feinfühlender ist, als die gelehrten Metriker glauben, die mit ihrem Lang und Kurz weder das Melodische der Tonfolge noch die glücklichen Wortfüße und Abschnitte erzwingen, wofür unsere Lyrik längst lebendige Formen hat. Heine zeigt hierin viel Studium und Gefühl, wiewol auf der andern Seite auch nicht zu verkennen ist, daß er bisweilen ganz unverantwortlich nachlässig, ja völlig grundsatzlos verfährt, z. B. 6: „Als ich auf der Reise zufällig u. s. w.", dies will er so gemessen haben wie: „Sie fragten nach meinem Befinden", ein Geholper und Gestolper, welches das ganze Gedicht zu zerstören droht, denn eben der Mangel an Form erinnert daran, daß hier das Wesen der Form unterlegen ist, während es sie so durchdringen soll, daß sie ganz zu ihm zu gehören scheint. Es wäre aber die ärgste Pedanterei, wenn man solche Einzelheiten herausgreifen wollte, besonders da, wo selbst die Mängel nur aus dem zu weit greifenden richtigen Bestreben, nicht in Künsteleien mit der Form das Wesen zu verlieren, entstanden sind. Dies Bestreben, welches vor Allem die Ironie und der Humor verlangt, ist ebenfalls sichtbar in der Wahl der Redeweise, welche die schönsten Bilder und die bedeutungsvollste Beleuchtung so ungezwungen und unmittelbar erscheinen läßt, daß wir hier oft die Worte über die Sachen vergessen, während wir bei andern über die Worte nicht zu den Sachen kommen, wobei es Niemand verwehrt sein soll, selbst an des alten Klopstock's Oden zu denken, wenn er anders die Eintheilung in erhabene Gattung und so weiter durch eine reellere zu ersetzen weiß. Uebrigens ist der Grundfehler Heine's, die völlige innere Gesetzlosigkeit und Ungerechtigkeit, auch hier Ursache wunderlicher Misgeburten geworden, nämlich jener ganz unmelodischen, unrythmischen und undichterischen Machwerke, die, wie alte Chöre abgebrochen, in all' ihrer Nichtigkeit mit nicht geringer Prätension auftreten, z. B. S. 291:

Wie schön ist die Sonne!
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und scherzend halb und halb wehmüthig
Versichert' er mir: die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Convenienz geheirathet.

In den 88 Liedern der „Heimkehr" erscheint dies Wesen indessen noch nicht.

*) Den ersten Artikel siehe in Nr. 290 u. 291 d. Bl. D. Red.

Der Anfang dieses Liederkranzes scheint es lediglich auf echte Volkslieder abgesehen zu haben, und zwar von der schwermüthigen Art, wie wir sie im Munde der untern Volksclassen finden; allein die ersten Lieder sind nur der erste Ton in der erwachenden vollen Musik und bekommen erst in Verhältniß zu dem Ganzen ihre Bedeutung. Denn es ist nicht zu verkennen, daß die Anordnung dieser 88 Gedichte mit vieler Einsicht eine gewisse Einheit bewirkt in folgender Art. Das erste Lied gibt als den Grund der Schwermuth die unglückliche Liebe an, zugleich die Berechtigung und das dichterische Bedürfniß; der angegebene Grund ist Scherz und dennoch wahr. Nun sind wir orientirt. Mit einer gewissen Eintönigkeit herrscht dann die Empfindung eine Zeitlang vor und hat keinen andern Contrast als den gehaltenen, leidenschaftslosen Ausdruck, wodurch sie aber nur scheinbar geschwächt wird, bis im sechsten Gedichte das Zusammentreffen mit der Familie seiner Geliebten den vollen Kampf der beiden humoristischen Elemente hervorbrechen läßt, z. B.:

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in Wochen sei.

Manche Lieder stehen freilich einzeln da, und von einer stetigen Verbindung kann allerdings nicht die Rede sein, weswegen auch in der zweiten Ausgabe einige Versetzungen, die nicht unzweckmäßig sind, stattgefunden haben, dennoch sieht man zuerst eine Reise und ihre mancherlei Lagen, dann die Heimkehr, vor Allem aber gewinnt die Stimmung einen gewissen Fortgang, die in 44:

Theurer Freund, was soll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebeseiern?

zur Besinnung über ihre Eintönigkeit kommt, sich zu befreien sucht (46) und sogar zu neuer, aber freilich etwas derbgesinnter Liebschaft und der äußersten Frivolität ausschlägt (76—79); auch wird der Hauptinhalt und mit ihm der rothe Faden, der hindurchgeht, in dem Schlußverse angedeutet mit den Worten:

Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe,

wobei nunmehr Niemand umhinkönnen wird, die Auffassungsart dieses Verhältnisses mitzudenken.

Wenn man einzelnes Vortreffliches herausheben will, wird einem unter dem Vielen die Wahl schwer. Doch werden die Kinderspiele (40):

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen
Und steckten uns unter das Stroh u. s. w.

in Vergleich gebracht mit dem Leben, „Die Rheinfahrt" (42) wegen der meisterhaften Schilderung und der schönen Zusammenfassung des ganzen Bildes im letzten Verse:

Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au';
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

leicht vortheilhaft auffallen. 55 drückt die vielbesprochene Stimmung folgendermaßen aus:

Verrieth mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?
O dieser Mund ist viel zu stolz
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

Hierbei vermißt man indessen den einzelnen Fall, und das Lied ist zu allgemein gehalten; man sieht ihm zu sehr das z. B. an in derselben Weise, wie eine Skizze nicht so individuell ist als eine Ausführung. Auch könnte man vermuthen, es sei mehr ein Product des Nachdenkens als innerer Erfahrung, wenn nicht bei allem Skizzenhaften und Kalten dennoch der angedeutete Zustand psychologische Wahrheit hätte. „Der Jüngling" in 67, und „Der Traum" in 68 werden sich ohne Zweifel den meisten Beifall erwerben, sowol wegen der innern Wahrheit als wegen des trefflichen Humors, der hier mit überwiegend männlichem Element auftritt und darum auch gleich Personen statt der Gefühle bringt.

Wichtig ist die Rechtfertigung der Sinnlichkeit und Wahrheit gegen die künstelnde, Alles versittlichende Unnatur in 77:

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.
Sie sangen von Liebessehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Thränen
Bei solchem Kunstgenuß.

Der Humor hätte in der That wenig Boden in der Welt, wenn Alles legitim wäre, nun aber kann er die stärksten Dissonanzen bringen und doch wahr bleiben, wobei wir jedoch keineswegs für möglich halten, daß die unvernünftige Gesetzlosigkeit jemals ein Ideal abgeben könnte, ein Satz, der uns und nicht wenige Andere vielleicht mit Heine etwas in Gegensatz bringen dürfte.

So häufig jedoch aus diesen 88 Gedichten der „Heimkehr" Erscheinungen von der tiefsten humoristischen Bedeutsamkeit hervortreten, so ist doch auf der andern Seite anzuerkennen, daß auch unbedeutende und bloße Bildchen mit untergelaufen sind, was jedoch kein Tadel ist, da der Dichter keine Absicht gezeigt hat, die dergleichen ganz ausschlösse. Dennoch müssen wir die Weglassung des Anhanges zur „Heimkehr" in der zweiten Auflage loben, weil sie hier zu unbefugt aussahen.

(Der Beschluß folgt.)

Spanien wie es ist.

Mehr wie einmal richteten sich in den letzten 10 Jahren die Blicke Europas erwartungsvoll auf Spanien, allein immer wurden ihre Erwartungen getäuscht. „Belastet mit dem Joch einer absolut monarchischen Gewalt", sagt der Oberst S. de Rotalde, in seiner gegen Ende 1830 in Paris erschienenen Schrift, „L'Espagne dévoilée, ou mémoire sur l'Espagne dans sa présente crise politique", „von entwürdigender, dämischer Mönchs-

herrschaft gemishandelt, liegt es in doppelten Ketten, allein es ist im Begriff, sie zu sprengen". Noch ist dies nicht geschehen, Spanien und Portugal scheinen die Ketten liebgewonnen zu haben; die Zahl der Freunde der Freiheit muß zu klein sein in diesen Reichen, um irgend Etwas mit Erfolg unternehmen zu können.

Gegenwärtig sieht das unbeschränkt monarchisch regierte Spanien, wie man auch sonst gemeinhin annimmt, in Ferdinand VII. den Inbegriff aller Herrschergewalt. Dieser ist jedoch nur ein Werkzeug des Klerus, der ihn beständig mit seinem Bruder Don Carlos bedroht und im Schach hält. Es scheint eben nicht, als ob dem König dies besonders lästig fiele. Zwar erzählt man allerlei Geschichtchen von ihm, welche bezeugen sollen, daß er sich nicht den Tadel des aufgeklärten Europas zugezogen haben würde, wär' er sich selbst überlassen gewesen. Sie verdienen jedoch ebenso wenig Vertrauen, wie die in den „Souvenirs du midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par *H. Faure*" (Paris, 1831) aufgestellte Ansicht, daß der König im Herzen ein Liberaler sei. Dies ist nichts als eine üble Nachrede der Geistlichkeit, welche den ihr ganz und gar ergebenen Don Carlos noch lieber auf dem Throne sähe. Ferdinands Handlungen erlauben keine Zweifel über seinen Charakter. Allein selbst wenn er, anstatt einer der schwächsten und treulosesten Despoten zu sein, den Muth, die Güte und Menschenfreundlichkeit eines Trajan, mit der politischen Klugheit Machiavel's vereint, besäße, würde er nichts für sein Reich thun können, so lange die Geistlichkeit ihren verpestenden Einfluß darauf behielte. Ein Ministerium, welches der Wunsch, des Landes Zustand zu verbessern, wirklich beseelte, müßte die monströsen Privilegien und Usurpationen des Klerus antasten; der erste Versuch hätte aber seinen Sturz unmittelbar zu Folge. Die Stimmen im Staatsrathe sind ebenso in der Gewalt der Priester, wie die Gewissen und die Leitung des ganzen Volkes; ferner gehört ihnen ein Viertel des Landes (nach Rotalde 8 Siebentel). Es ist eine eitle Hoffnung, beim Fortbestehen dieser Verhältnisse eine Regeneration zu erwarten.

Von der Natur nach allen Seiten hin begünstigt, ist es nur das Werk undankbarer Menschen, welche mit unerhörter, nur zu erfolgreicher Verkehrtheit allem Gedeihen entgegenarbeiten, daß Spanien nicht das reichste und glücklichste Land Europas wurde, sondern das ärmste und herabgewürdigste. Alles ist vorhanden, um durch Ackerbau, Bergbau, Handel und Fabriken eine zahlreiche Bevölkerung bequem ernähren zu können; allein wir sehen keinen dieser Zweige des Nationalwohlstandes gepflegt, keinen in der Blüte. Die Gold- und Silberminen, welche die Vorzeit mit diesen kostbaren Metallen versahen, scheinen zwar, bis auf die vom Guadalcanal, erschöpft, allein es finden sich andere werthvolle Metalle, vortreffliches Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, Quecksilber, in Menge an verschiedenen Stellen des Landes. In Aragonien, den beiden Asturien und la Mancha werden Kohlen- und Salzgruben bearbeitet, allein bei weitem nicht mit dem Vortheil, den sie unter einer andern Regierung und vernünftigern Landesgesetzen abwerfen würden. In den weißen Gegenden baut man vortrefflichen Waizen; Wein wird in Menge gewonnen und ausgeführt, namentlich von den an den Küsten wachsenden Sorten. „Dies sind jedoch nur die geringern, die besten werden im Innern des Landes gezogen, allein der so kostspielige und nirgends erleichterte Transport verhindert ihre Versendung"; so sagt wenigstens der Verf. von „A year in Spain". Alle Getreidearten, Baumwolle, Seide, Hanf, Flachs, Oel, Wolle, die vortrefflichsten Früchte u. dgl. m., verbunden mit den vom atlantischen Ozean und mittelländischen Meere gelieferten Fischen, machen zusammen den natürlichen Reichthum Spaniens aus, dessen Lage den unmittelbarsten Verkehr mit den entferntesten Ländern der Welt begünstigt. Dennoch ist es wenig mehr als halb so zahlreich bevölkert wie Frankreich und England; der Ackerbau liegt darnieder, und das Land, welches im 15. Jahrhundert Europa mit seinen Tüchern, Seidenzeuchen, Stahlwaaren u. s. w. versah, muß jetzt fast Alles einführen, wozu Capital, Geschicklichkeit, Geschmack, Erfindungsgeist nöthig ist, um es hervorzubringen. Die Erzeugnisse der wenigen, durch Monopole und Privilegien der Industrie außerdem noch Hemmschuhe anlegenden, zum Theil der Regierung zugehörenden Fabriken und Manufacturen stehen gegen die des Auslandes weit zurück. In keinem vortheilhaftern Zustande befindet sich der Handel. Einst beide Hemisphären umfassend, ist er jetzt auf Cuba, Portorico, die Philippinen und auf den Austausch roher Producte gegen Fabrik- und Manufacturwaaren anderer Länder beschränkt. Im Innern steht ihm der Mangel guter Verbindungswege, die Unsicherheit und der schlechte Zustand der wenigen vorhandenen Kunststraßen, die schweren Abgaben, welche bei jedem neuen Verkauf eines Gegenstandes vom Werthe erhoben werden, und tausend ähnliche Hindernisse entgegen. Auch sieht man auf den Handel überhaupt mit verächtlichen Blicken in einem Lande, wo Hochmuth und Mangel, Vorurtheil und Dummheit, Elend und Unverschämtheit stets gepaart einherwandeln, und die unaufhörlich wechselnden aber stets verkehrten Maßregeln der Regierung, eine verblendende Religion und gesellschaftliche, allen Erfahrungen und aller Vernunft Hohn sprechende Verhältnisse das Volk längst aller gesunden Urtheilskraft beraubt haben.

Eine unerklärliche Erscheinung würde sein, wenn die Wissenschaften in einem solchen Lande dem allgemeinen Verfalle nicht gefolgt wären; allein wir haben nicht nöthig dieselbe zu erklären, denn auf spanischem Grund und Boden gibt es keine Ausnahme. Ueberall herrscht die größte Harmonie, der absoluteste Stillstand. Die Intelligenz kann nicht geduldet werden von einer Regierung, welche sie als ihre größte Feindin betrachten muß, und nirgends hat man dies so ganz eingesehen wie in Spanien. Am überzeugendsten geht dies aus der Knechtschaft hervor, in welcher, mit einer kurzen Unterbrechung, die Presse stets in diesem Lande schmachtete. Vollkommen in den Händen des Klerus, dem die weltliche Macht stets beistand, wo es galt, ein Aufklärung verbreitendes Buch zu unterdrücken, ist sie zum Werkzeug der Verfinsterung herabgewürdigt worden. Die nothwendigsten zur Betreibung der Geschäfte eines Alltagslebens unentbehrlichen Kenntnisse müssen zwar von einigen Individuen erworben werden, allein es ist trefflich dafür gesorgt, daß weder ihre Anzahl zu groß werde, noch ihre Klugheit den Kreis überschreite, den die Lehrmeister vorgezeichnet haben. Um jedoch den Schein einer Beschützerin der Wissenschaften zu retten, duldet die Regierung die unvollkommenen Akademien der spanischen Sprache, der Geschichte und der schönen Künste in Madrid; für Naturwissenschaft, Mathematik und Physik gibt es im ganzen Lande keine. Uebrigens sah der oben erwähnte Faure bei der im September stattfindenden Ausstellung nur 3 oder 4 elende Subeleien, und die Regierung mußte sich französischer Künstler bedienen, als sie einige Jahre früher mehre Landschaften copiren und einige lithographische Arbeiten ausführen lassen wollte. Die Kupferstecherkunst scheint mit Don Jose Alvarez ausgestorben zu sein, der 1827, als erster Kupferstecher des Königs, in Mangel und Elend verschied. So blüht die Kunst im Vaterlande eines Murillo und Velasquez!

Die Erziehung in Spanien ist nur eine geisttödtende, formelle Abrichtung der Jugend. Fast niemals erlernt ein reicher Spanier fremde Sprachen. Trotz der Nachbarschaft Frankreichs sind sie in der Regel weniger in seiner weltbürgerlichen Sprache bewandert als Polen und Russen. Zwar lehrt man das Lesen dem spanischen Volke so allgemein, wie irgendwo in der Welt, da man aber gewissenhaft dafür sorgt, daß es nichts zu lesen bekommt, was den Absichten der Regierung zuwiderlaufende Ideen wecken könnte, so dient selbst diese erlangte Fertigkeit nur zur Beschränkung der geistigen Fähigkeiten. Um Geographie bekümmert sich Niemand, der mit der Schifffahrt nichts zu thun hat. Die Uebrigen begnügen sich zu wissen, daß Frankreich hinter den Pyrenäen liegt. Für die Naturlehre besteht zwar in Madrid eine öffentliche Lehranstalt, und auch die Je-

sollten in S.-Isidro unterrichten darin; die jungen Leute hören aber die Vorträge darüber nur der Form wegen mit an. Ganz verbannt aus dem classischen Lande katholischer Doctrinen ist die ketzerische Geologie; trotzdem wird aber Mineralogie gelehrt, da man beim Bergbau Leute braucht, welche in dieser Wissenschaft bewandert sind. Chemie wird nur im pharmazeutischen Institut vorgetragen, denn Chemiker und Apotheker sind für den Spanier gleichbedeutend. Die Vernachlässigung dieser Wissenschaft ist jedoch nicht die Schuld und der Wille der Regierung. Um es in ihr weit zu bringen, bedarf man anhaltender Aufmerksamkeit, sorgfältiger, mit Genauigkeit ausgeführter Experimente u. dgl. m.; allein Alles, wozu Pünktlichkeit, Sorgfalt und Fleiß erfodert wird, scheint spanischen Naturen ein Greuel zu sein. Es gibt daher in Madrid nur Apotheker und keine Chemiker, und die wichtigern Arzneimittel werden nicht im Lande präparirt, sondern kommen aus Frankreich. Mathematik dürfen nur junge Leute betreiben, welche für das Genie- oder Artilleriewesen bestimmt sind; Andere würden sich nur Verfolgungen dadurch zuziehen. Selbst in den sehr begünstigten Kriegswissenschaften sind die Spanier hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben, und das Wenige, was sie darin leisten, ist aus übersetzten französischen Werken entlehnt. In der Botanik allein haben sich einige Spanier, z. B. Canavilles, Ruiz, Pavon, Lagasca, hervorgethan. Von allen Zweigen der Naturwissenschaften bedarf sie der geringsten Ausdauer und Sorgfalt.

Auf einer der niedrigsten und verächtlichsten Stufen befindet sich die Medizin, und es scheint, als ob sie nothwendigerweise auf derselben bleiben sollte, um der Geistlichkeit kein Aergerniß zu geben, mit der sie im Kreise der Familien und am Sterbebette der Kranken fortwährend in Berührung kommt. Außerdem hat man sie zu dieser untergeordneten Rolle auch deshalb verdammt, weil man von ihr voraussetzt, daß sie unvermerkt zum Materialismus führe. Aerzte und Chirurgen sind meistens arme Schlucker und begnügen sich mit der ärmlichsten Bezahlung ihrer Dienste; zugleich sind sie aber auch ebenso unwissend und verrufen, und werden selbst von Denen über die Achsel angesehen, welche sie um Rath zu fragen nöthig finden. An jedem mit einem Barbierbecken gezierten Aushängeschilde liest man in Spanien die Worte „Wundarzt und Geburtshelfer". Zu Erreichung dieser Grade muß man einige Zeit in den Hospitälern gewesen sein, gewisse Vorlesungen gehört, einige sogenannte Examina bestanden, vor Allem aber die erforderliche Licenz bezahlt haben. Außerdem gibt es noch Doctoren der Medizin und Chirurgie, welche innerliche Krankheiten behandeln, zuweilen Operationen vornehmen, dabei stets ihre Ungeschicklichkeit beurkunden, und wichtige Aemter, besonders die Lehrstühle innehaben. Spanien hat auch nicht einen berühmten Anatomiker aufzuweisen. Wie kann das aber anders sein, da wirkliche Zergliederungen gar nicht möglich sind. Der Versuch, sich einen todten Körper zu diesem Zwecke zu verschaffen, würde einen Aufruhr erregen und dem Unternehmer bestimmt das Leben kosten. In Madrid befindet sich kein einziges gutes anatomisches Präparat, und was die, allerneuerweise von den Spaniern so gerühmte Sammlung wächserner Nachbildungen im Collegium S.-Carlos betrifft, so würde sie selbst bei größerm Umfang und größerer Vollständigkeit nicht als Surrogat wirklicher Zergliederungen dienen und Niemanden dahinbringen können, daß er nur mit Sicherheit operiren lernte. In der Physiologie kann hiernach sehr natürlich nichts geleistet werden. Die Entbindungskunst ist am besten bestellt, verdankt aber ihre Ausbildung großentheils französischen Quellen; auch ist kein gutes Werk in spanischer Sprache darüber vorhanden. Mit Ausnahme von Arejula's Buch über das gelbe Fieber und von Luzuriaga's über die Kolik in Madrid, wird kaum noch ein medizinisches Werk im Auslande einiges Ansehen genießen. Gleichwol ist letzteres, wie der Dr. Faure nicht mit Unrecht zu behaupten scheint, nur ein untergeordnetes Machwerk. Die spanischen Aerzte bekennen sich fast alle zu Brown's System. Als Modell der Hospitäler wollen wir nur das große in Madrid anführen, worin Schmutz und Unordnung ihre Heimath aufgeschlagen haben. Der dem Militair angewiesene Theil desselben ist eine Höhle der Pestilenz und des Todes.

Ganz im Geiste spanischer Weisheit hat man die medizinische und juristische Universität von Madrid nach der kleinen Stadt Alcala de Henares verlegt, wo es weder Hospitäler noch Gerichtshöfe gibt, bei denen Erfahrungen zu sammeln wären. Desto ordnungsmäßiger müssen dort die jungen Leute studiren, um sich die Doctorwürde zu erwerben. Diese Studirenden gewähren mit ihren meist zerrissenen schwarzen Mänteln, halbnackten Füßen und magern, ungewaschenen Gesichtern, auf denen Hochmuth, Unverschämtheit und Elend geschrieben stehen, einen höchst traurigen Anblick. Die Meisten fristen ihr Leben nur mit der Suppe, welche an den Klosterthüren an Hülfsbedürftige verabreicht wird, oder betteln in den Straßen, was nicht für beschämend gilt. Die ärmsten Studenten gelten in Spanien für die besten. Uebrigens hält es schwer, Grade der Armuth zu bestimmen, wo Alle Bettler sind.

Die Rechtspflege stützt sich hauptsächlich auf die unter dem Namen Fuero juzgo, Ley de las siete partidas, Ordenamiento real, Fuero real und Novissima recopilacion bekannten Gesetzsammlungen. Die erste besteht im Wesentlichen aus dem abgekürzten Theodosianischen Codex, wozu nach und nach neue Gesetze gekommen, und rührt von Alarich, dem Nachfolger Eurich's, einem der gothischen Eroberer Spaniens, her; die zweite ist aus gothischen, römischen und canonischen Gesetzen gebildet; die dritte ist das Werk Ferdinands und Isabellas von Castilien; die vierte enthält das im Jahre 1248 zu Huesca für das Königreich Aragonien verfaßte Gesetzbuch; und die fünfte, welche das meiste Ansehen genießt, umfaßt die von Zeit zu Zeit durch die Könige von Spanien erlassenen Edicte. Das römische Recht wird zwar bei dem Studien zum Grunde gelegt, hat aber keine Gültigkeit; einige alte castilische Gesetze verbieten seine Anwendung geradezu. Den nachtheiligsten Einfluß auf die Rechtspflege üben die Escribanos aus, welche die einzigen Vermittler zwischen den Clienten und dem Richter sind, und die Functionen des Notars, Anwalts und Registrators versehen. In der Regel sind diese Leute ausgemachte Schurken, die zu Allem fähig sind, und das Beispiel ihrer Vorgesetzten ist eben nicht geeignet, sie andern Sinnes zu machen.

So wenig Sicherheit des Besitzes das bürgerliche Recht gewährt, so bietet doch das peinliche für Leib und Leben noch viel weniger. Daher kommt es denn auch, daß der größte Verbrecher kein so erschreckender Anblick für das Volk ist als ein Diener der Gerechtigkeit, wie eine schauderhafte Ironie die betreffenden Beamten nennt. Der Ruf justitia macht das Blut in allen Adern erstarren, wo man ihn hört, und wer irgend kann, ergreift augenblicklich die Flucht, wie vor reißenden Thieren. In der That befindet sich auch unter diesen Dienern der Gerechtigkeit nicht Einer, der nicht reif für den Galgen wäre; sie stehen fortwährend mit allen Räubern und Mördern im ganzen Lande in Verbindung und schützen und schirmen sie, wo sie können. Es bedarf hiernach keines weitern Fingerzeigs, wozu solche Menschen fähig sind und wie man sich ihrer bedienen kann. Zugleich erklärt sich auch die Erscheinung, daß in keinem Lande Europas so wenige der begangenen Verbrechen zur Kenntniß der Gerichtshöfe kommen, wie in Spanien. Nach einem officiellen Bericht vom J. 1826, der aber nicht einmal das ganze Land umfaßt, wurden in jenem Jahre 1238 Personen des Mordes, 1778 Personen des beabsichtigten Mordes und 1620 des Raubes überführt. Nimmt man nun den sehr wahrscheinlichen Fall an, daß die Hälfte der begangenen Verbrechen nicht an den Tag kommt, so ergibt sich, daß im J. 1826 in Spanien 9252 Hauptverbrechen, einschließlich 2500 Mordthaten begangen worden sind. Das Herz bebt bei dem Gedanken an einen solchen Grad von Demoralisation, der nur Folge einer schlechten Regierung und käuflicher Gesetze ist. Wie lange, unglückliches Spanien! wirst du noch bluten müssen, ehe die Stunde deiner Rettung und Wiedergeburt schlägt?

208.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 299. —— 26. Oktober 1831.

Ueber das humoriſtiſche Element in der heutigen Dichtkunſt.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 298.)

Ebenſo wenig hat es der Dichter in dem proſaiſchen Theil ſeiner Reiſe lediglich auf den Humor abgeſehen, wie „Die Harzreiſe" zur Genüge beweiſt. Sie eröffnet ſich mit einer ſehr gelungenen Satyre, läuft dann durch mancherlei witzige und geiſtreiche Partien unterhaltend fort und tritt erſt mit dem unübertrefflichen Gedicht: „Steiget auf, ihr alten Träume", und ſeinen romantiſchen Accorden mitten in den Scherz hinein, um uns in die humoriſtiſche Region zu heben. Die Geſchichte mit dem Schneider dagegen ſucht den Humor und kann ihn nicht finden. Der Schneider tritt nicht als Charakter hervor und wird zu abſichtlich beſchrieben und geſchildert und erſt dadurch gemacht, anſtatt daß er hätte gefunden werden und erſcheinen müſſen. Viel beſſer führt der Dichter uns in das Gefühl des Knaben ein, den er darauf antrifft. Hier iſt mehr Natur und beſſerer Contraſt. Dann erſcheint wiederum eine undeutliche Figur. Der Handlungsbefliſſene iſt nicht individualiſirt, der Angriff direct und unwillig, macht alſo auf Humor keinen Anſpruch; ebenſo wenig die ernſthafte Beſchreibung der „Fahrt in die Carolina" und die weitere Reiſe nach Goßlar, die jedoch ſehr gefühl- und phantaſiereich iſt. Aber bald fließt die geſuchte Quelle wieder in der Geſchichte von dem alten bataviſchen Quedlinburger, der nach Hauſe zurückkehrt, um ſich dort begraben zu laſſen; Schade, daß er nicht noch vorher Etwas ſagt oder thut, um ſeinen Charakter deutlicher zu machen. In derſelben Gattung und ſehr gelungen ſind die Philoſopheme über die Unſterblichkeit.

Die Geſpenſtergeſchichte in Goßlar iſt dagegen ganz verunglückt zu nennen. Man ſieht gleich: hier nimmt der Verfaſſer ſich vor, eine Geſpenſtergeſchichte zu dichten. Der Unglaube des Verf. iſt aus ſeiner Ironie ſchon hinlänglich bekannt, ſodaß er ſich ſelbſt auf ewig zum Geiſterſeher verdorben hat, und dennoch iſt er auf S. 174 der erſten Ausgabe und zwar noch vor irgend einer Erſcheinung in Furcht. Die nachhinkende Erklärung, ſoeben eine Geiſtergeſchichte geleſen zu haben, macht nicht den geringſten Eindruck, und ſo vortrefflich der Gedanke am Schluß der Erzählung iſt, den abgeſchiedenen Saul Aſcher ſtatt der Taſchenuhr eine Hand voll Würmer aus der Taſche ziehen zu laſſen, denn dies Bild wird man ſelbſt wider Willen unauslöſchlich feſtzuhalten gezwungen, ſo wenig Illuſion iſt in der ganzen Geſchichte.

Viel beſſer und trefflich humoriſtiſch gehalten iſt der Aberglaube des clausthaler Mädchens in den 3 ſchönen Gedichten (in der zweiten Ausg. von S. 154 an), wo der poetiſche Glaube und Aberglaube des holden Kindes gegen die Philoſophie des Verf. reizend abſticht. Ihre Geſchichten haben Leben, weil ſie daran glaubt, während die goßlarer Geſpenſtergeſchichte kein Leben hat, weil der Betheiligte nicht daran glaubt, wie wir, trotz ſeiner Verſicherung, ſehr wohl wiſſen.

Heine hat eine ſtarke Neigung zur Perſiflage, die auch ſchon in dieſem 1. Theile ſeiner „Reiſebilder" hervortritt, z. B. wo es von dem wohlgenährten Bürger von Goßlar heißt: „Er machte mich auch aufmerkſam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume ſind grün, weil grün gut für die Augen iſt. Ich gab ihm Recht und fügte hinzu: daß Gott das Rindvieh erſchaffen, weil Fleiſchſuppen den Menſchen ſtärken; daß er die Eſel erſchaffen, damit ſie dem Menſchen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menſchen ſelbſt erſchaffen, damit er Fleiſchſuppen eſſen und kein Eſel ſein ſoll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgeſtimmten gefunden zu haben, ſein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abſchiede war er gerührt".

Dieſe Neigung iſt dem Humor feindlich, der nie zur bloßen Verſpottung umſchlägt.

Bei dem ſchönen Lobgeſange auf den Hirtenknaben finden wir nur darin eine Schwierigkeit, daß nach der genannten Hof- und Staatsbedienung aus ſeiner Heerde ſein unermeßliches Reich in den Augen ſeiner Geliebten liegen ſoll, etwa inſofern ſich die Kälber darin ſpiegeln?

Eigenthümlich iſt Heine'n die phantaſtiſch-märchenhafte Naturmalerei und die Belebung des Unbelebten, wovon zwar auch bei Waſhington Irving z. B. der Tanz der Mobilien in jener niederländiſchen Rumpelkammer ein Beiſpiel gibt, die aber hier zugleich anſchaulich, ſchalkhaft und ſentimental auftritt, z. B.: „Allerliebſt

schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke, denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar; die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute; die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen; wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drolliggezackten Blätter; spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstralen; die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen; es ist Alles wie verzaubert; es wird immer heimlicher und heimlicher; ein uralter Traum wird lebendig; die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!"

Auf der höchsten Höhe des Brockens ist auch die Höhe des Humors zuerst in der Charakteristik des Brockens, dann in der Schilderung der Gesellschaft, und zwar des Trinkgelages der Studenten, wobei sich die Sentimentalität zweier Jünglinge sehr vortheilhaft ausnimmt, deren Geschichte jedoch zu weitläufig ist, um hier zum Belege zu dienen. Statt dessen nehmen wir aus der ersten Abtheilung der Gedichte „Die Nordsee", als letzten Zeugen des willkommenen Heine'schen Humors, das neunte, überschrieben: „Meeresstille".

Meeresstille! Ihre Stralen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der bethörte Schiffsjung.

Hinterm Schmutz seiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Capitain steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: Spitzbub,
„Spitzbub! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!"

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel,
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

Die dritte Abtheilung der „Nordsee", welche den 2. Theil der „Reisebilder" eröffnet, macht wol keinen Anspruch weder auf dichterische Einheit noch sonstige dahin einschlagende Verdienste. Vielmehr reihen sich an die Schilderung der Insel Norderney die verschiedensten Betrachtungen und Abschweifungen, die sichtbar mit dem Lobe pikanter und geistreicher Aphorismen ihrem Zweck erreicht haben.

Dieselbe aphoristische Methode beherrscht auch das Buch „Le Grand"; indessen ist hier mehr Humoristisch-bedeutendes und nirgends jene schneidende Satyre, der die Liebe fehlt. Le Grand selbst ist eine hochwichtige Person darin. Wie er den Verf. als Knaben im Französischen unterrichtet, erfahren wir in folgender Erzählung, die zugleich charakteristisch und ohne eigentliche schneidende Malice satyrisch genug ist: „Monsieur Le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutsch, nur die Hauptausdrücke — Brot, Kuß, Ehre —, doch konnte er sich auf der Trommel sehr gut verständlich machen, z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort liberté bedeute, so trommelte er den marseiller Marsch, und ich verstand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Wortes égalité, so trommelte er den Marsch: „Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne!" und ich verstand ihn. Wußte ich nicht, was bêtise sei, so trommelte er den dessauer Marsch, den wir Deutsche, wie auch Göthe berichtet, in der Champagne getrommelt, und ich verstand ihn. Er wollte mir das Wort l'Allemagne erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Marktagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich: Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch".

Neu ist in dieser zweiten Auflage des 2. Theils die dritte Abtheilung, nämlich die „Frühlingslieder", wiewol auch diese aus einem vielgelesenen Blatte dem Publicum schon bekannt wurden. Sie sind zum größten Theil wirklich von jener anspruchslosen Gattung, zu der die Vorrede sie zählt, und können immer bestehen, einige sogar mit Auszeichnung, z. B.:

Sorge nicht, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in stillverborgner Hut,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tiefgeheime Glut.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmt's für Poesie.

Mit den gegebenen Belegen und Ausführungen glauben wir nunmehr Heine's gerechten Anspruch auf einen schönen Kranz erwiesen zu haben; und wenngleich wir nicht leugnen wollen, daß sein Glück, außer dem dichterischen Vorzuge des Humors, auch noch in jener rücksichtslosen geistreichen Malice einen Grund haben mag, so steht doch fest, daß er nur als Humorist die Ehre des Dichters in Anspruch nehmen kann. Darauf kam es uns

aber vorzugsweise an, bei der ausgesprochenen Ansicht von der ganz eigenthümlichen Bedeutung des Humors unter den jetzigen Umständen. Wir fanden bei dieser Gelegenheit vielfältig das Sentimentale überwiegen, jedoch auch in der Aufdeckung des Komischen Kraft und Geschick, hin und wieder sogar Charaktere. Nun war freilich zu wünschen, daß Heine in den folgenden Theilen immer mehr auf die Charakteristik halten möchte, wie denn solches ein Fortschreiten vom Lyrischen zum Dramatischen gewesen wäre; allein darin sind wir im Grunde getäuscht worden, wenngleich der hamburger Jude in Italien, der im 3. Theil der „Reisebilder" auftritt, eine sehr erfreuliche einzelne Erscheinung ist. Vielmehr hat jene boshafte Satyre, die sich schon in diesem 1. Theil hier und da zeigte, immer mehr überhandgenommen, ja sie ist sogar zu den plumpsten, directen und persönlichen Angriffen ausgeartet, die zwar hin und wieder witzig, bisweilen aber allerdings auch bloße Schimpfreden sind. Darunter zeichnen sich die Ausstellung des münchner Demagogen und der Feldzug gegen den Grafen Platen aus. Im Allgemeinen sind persönliche Angriffe für den Satyriker ein guter Fund; nur ist es sehr schwer, ihn nicht durch Feindseligkeit zu verderben und nicht unwahre Halbheit der Parteilichkeit statt der innern Wahrheit und bildlichen Vollendung der humoristischen Unparteilichkeit zu gewinnen. Die Unwahrheit ist ungerecht und verletzend, die ganze Erscheinung unschön, die geistreiche Haltung kann den widerlichen Eindruck nicht auslöschen, und es ist leicht vorherzusagen, daß auf die Leidenschaft, nach der Ordnung der Dinge, die Reue folgen werde. Platen freilich kann sich kaum beschweren, wenn auf seine fade Grobheit eine grobe Rücksichtslosigkeit folgte, und gegen Heine mußte er freilich das Spiel verlieren; aber es wäre auch, nach Wegschneidung aller ungehörigen Beschuldigungen und Bosheiten, der trefflichste Stoff zu horatianischer Satyre geblieben, und so hätte Heine unstreitig weder seinem Charakter noch der Poesie geschadet, während jetzt auch von Unparteiischen viele Vorwürfe laut werden. Außerdem sind in den folgenden Theilen Philosopheme ausgesprochen worden, welche die Frivolität und Gesetzlosigkeit der Erscheinung ernstlich zu rechtfertigen unternehmen, während doch eben in dem Widerspruch der Idee und der Erscheinung die Quelle des Humors liegt.

Nun mag eine solche Schreibart immer Leser finden, vielleicht gar die meisten, wie denn auch hier und da der Ausspruch gehört wird, Heine habe sein Glück dem Skandal zu verdanken; allein so gewiß in der Darstellung, namentlich der humoristischen, nothwendig Parrhesie in Anspruch genommen werden und Decenz und Convenienz nicht hindern müssen, ebenso gewiß muß uns als contrastirende Folie solcher Erscheinung die vernünftige Gesetzmäßigkeit gelassen werden.

Ob Heine die polemischen und satyrischen Zwecke oder die poetischen in Zukunft verfolgen werde, wissen wir freilich nicht, sollte aber das Letztere der Fall sein, so sind wir der Meinung, daß wahrhafthumoristische Charaktere, und zwar etwas vollkommener ausgeführt wie die bisherigen, den Dichter und das Publicum für allen boshaft-satyrischen Kitzel hinlänglich entschädigen, ja sogar eine viel gründlichere Satyre in sich enthalten würden, als bei directen animosen Angriffen möglich ist. Daß die Opposition in der Literatur mit Satyre und Polemik, daß sie mit boshafter Schärfe auftritt, mag in den Verhältnissen und Charakteren seinen vollgültigen Grund haben, daß aber die Poesie in dem Negativen und die nächste Stufe zu dem Positiven der Humor ist, leidet wol ebenso wenig Zweifel. Der subjective oder weibliche Humor ist nun in Heine's Poesien auffällig und glücklich hervorgetreten, der objective oder männliche, vorzugsweise durch Charakteristik ausgezeichnete, wäre aber noch zu erwarten, weil er dermalen noch fehlt. Welchen Ruhm Jean Paul in dieser Rücksicht noch übriggelassen, ist früher erwähnt, nämlich den der größern Popularität, worin die Foderung einer größern Wahrheit und einer augenfälligern Natur liegt. Jean Paul's Schriften setzen einen Anklang der humoristischen Stimmung und eine nicht geringe Bildung voraus, und oft ist es nicht Jedermanns Sache, sich in seine künstlichen Verhältnisse und abenteuerlichen Charaktere zu finden, während ohne Zweifel die humoristischen Personen allenthalben auf der Straße zu finden und von berühmten Schriftstellern auch daselbst aufgegriffen worden sind; wir erinnern an Fielding, Cervantes und Sterne.

158.

Correspondenznachrichten.

München, 10. Oktober 1831.

Das große Volksfest wurde gestern unter Begünstigung des herrlichsten Wetters auf der Theresienwiese von mehr als 80,000 frohen Menschen gefeiert. Als ein Vorfest kann man den Frühgottesdienst in dem an die Theresienwiese stoßenden Dorfe Sendling betrachten, der den vor 125 Jahren im Kampfe für ihr Vaterland gefallenen Bauern gehalten wurde. Es ist bekannt, daß der damalige Kurfürst von Baiern, Max Emanuel, mit gänzlicher Vernachlässigung seines Stammlandes sich hauptsächlich in den Niederlanden aufhielt, und in Hoffnung durch Ludwig XIV. von Frankreich die Erbfolge für jene sich zu sichern, Bündnisse mit diesem schloß, die ihm den Kaiser zum Feinde machten. Die Oestreicher überfielen und verwüsteten ganz Baiern, und fanden nur im Volke einen gefährlichen Widerstand, der ihnen ein unbesieglicher geworden wäre, wenn nicht Feigheit und Verrath die edelsten Bestrebungen überall vernichtet hätte. Eine Verschwörung der Oberländer, der Bauern von Sendling und benachbarter Ortschaften, der Bewohner der Au (Vorstadt München) und selbst vieler Bürger von München zur Befreiung des Vaterlandes, wurde nur durch die Feigheit des Bürgermeisters der Hauptstadt und durch Verrätherei des Pflegers von Starenberg, die in Gemeinschaft ähnlicher Patrioten, die in jeder Macht das Recht erblicken, den Plan den Oestreichern hinterbrachten, mislang vollkommen. Der angestrengtesten Tapferkeit gelang es nicht, den hinlänglich vorbereiteten Feind zu stürzen; Tausende fielen bei München; 500 zogen sich, eine feste Masse, durch die ringsum aufgethürmte Streitmacht der Oestreicher nach Sendling, wo sie auf dem Gottesacker, an den Mauern der Kirche, in verzweifeltem Kampfe alle, bis auf Zwei, die bei Nachtzeit aus dem Leichenhaufen sich emporarbeiteten, den Heldentod starben. Das Gedächtniß dieser hochgesinnten Patrioten zu ehren, und es als ein lebendiges Beispiel vor die Augen der Welt zu stellen, be-

stimmte einen hiesigen Künstler, W. Lindenschmitt aus Mainz, die Darstellung jener Schlacht al fresco über den Eingang zur Kirche (und zwar unentgeltlich) zu malen. Der gestrige Tag war dazu bestimmt, das Gemälde aufzudecken. Der Grabhügel, unter dem die gefallenen Helden liegen, war, neu mit Rasen belegt, mit einer Trophäe aus Sensen, Beilen, Dreschflegeln, Morgensternen, Büchsen u. s. w. geschmückt, die man noch größtentheils vom blutigen Kampfplatze gerettet.

Groß und erhaben war der Eindruck, den der lange hohe Hügel, mit grünen Bäumen umpflanzt, von einer fromm denkenden Menge umkniet, das Bild mit seinem blutigen Kampfe und der Aussicht ewiger Belohnung durch Gott und seine Engel, in der Kirche Chorgesang und Orgelklang auf alle Gemüther ausübte, und wäre Einer hingetreten, der die einfache Inschrift vom Kreuze des Grabes: „Der Grabhügel von Sendling verkündigt, auf welchen Grundsäulen der Thron unserer Könige ruht!" gelesen hätte, so wäre wie Geisterwehen der Gedanke — Vaterlandsliebe und Treue bis in den härtesten Tod, und theures Blut des Volkes — von Herz zu Herzen gegangen. Statt dessen hielt ein Mitglied des Landgerichts eine lange Rede, die, vom Parteigeist eingegeben, den bedeutungsvollen Moment trübte und die Feier verdarb. Nichts ist trauriger und man kann wol sagen unverantwortlicher, als die religiöse Stimmung der Menschen zu Aufreizung, zu Haß und Zwietracht benutzen zu wollen und, wie hier geschah, an einem Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe dem Volke zu demonstriren, wie hochverrätherisch die Stände handelten, dem Könige die Civilliste zu schmälern und so „an sein heiliges Eigenthum und sein Herz zu greifen". Freilich ist es hart und neu, daß die Stände von einem Rechte Gebrauch machen, das sie nur im äußersten Nothfalle schützt und dessen Anwendung nur die Folge großen Mistrauens und großer Kälte sein kann. Es ist hart; allein die Umstände, unter denen es geschieht, machen es noch mehr traurig als hart; denn es geht aus Allem deutlich hervor, daß die Zahl der rechtschaffenen, wahren Patrioten überall die Minorität ist, und daß was geschieht, von der Feindschaft mehr als von der Liebe weiß. Nur Wenige fassen die Aufgabe des Staats, des Volkslebens allgemein auf, überall sitzt der Parteigeist und hält Wache über seine Schafe. Unser König hat ein hohes, ein unschätzbares Verdienst. Aber ist Einer unter den Ständen, unter der liberalen Majorität, der es anerkennen, ohne Beigeschmack von etwaiger Abtrünnigkeit, oder sonst unlautern Absichten hervorheben wollte? Keiner; auch nicht Einer. Und versucht es etwa einer von der Aristokratenbank, und mislingt ihm noch obendrein sein Versuch, so hat Niemand mehr die Sache, von der die Person sprach, im Auge, sondern nur diese und — opponirt. Geht man nun wirklich auf die andere Seite, zu Denen, die es mit dem König halten und sein Thun rühmen — auf welche Erbärmlichkeiten stößt man da! sodaß es zweifelhaft ist, wer ihm schlimmere Dienste leistet, seine servilen Advokaten, oder seine liberalen Opponenten. Sie sollten nur unsere münchner Politische lesen, und die Raisonnements zu Gunsten der Regierung, in denen dem Volk eine Entrüstung über die zweite Kammer wegen der Civilliste angedichtet, in denen die Volkspartei und Hofpartei als eine und dieselbe dargestellt werden, in denen man die Civilliste als Rückerstattung der dem Staate übergebenen Domainen betrachtet, während Jedermann weiß, daß die Uebernahme von 100 Millionen Schulden, die man nicht in Hof- und Staatsschulden trennen durfte, mit der Uebernahme der Domainen verbunden war, und daß, wenn eine Civilliste überhaupt vor die Stände kommt, diese auch ein Recht der Entscheidung darüber haben. — Der König Ludwig hat das hohe Verdienst, der deutschen Kunst eine Heimath gegründet zu haben, und er hat durch die großen Aufgaben, die er ihr gestellt, es anerkennend ausgesprochen, daß sie in der Hand des Menschengeistes eines der mächtigsten Volksbildungsmittel, daß sie ein Bedürfniß desselben, eine nothwendige Form der Offenbarung des göttlichen Funkens im Menschen ist. Wie nun aber die stärkere Opposition nicht auf dies unsterbliche Verdienst des Königs Rücksicht nimmt, so stellt es die schwächere Hofpartei in einem solchen Lichte dar, daß es ebenso gut von Ludwigs XIV. Hofhaltung gerühmt und Kunst und Luxus nicht unterschieden werden kann; ja, daß man sogar spürt, dieselben Männer haben — etwa vor ihrer Beförderung, dem König Das zum Vorwurf gemacht, worüber sie nun ihn preisen, und es hat ihnen unter der Hand die Dornenkrone Blätter bekommen, aber keine Lorberblätter. Endlich greifen diese Leute noch zur schlimmsten Politik, indem sie ein ultraliberales Blatt als das Organ freisinniger Bestrebungen im Staat bezeichnen, und somit leichten Kaufs sich einen Sieg verschaffen ohne Schlacht; denn die „Deutsche Tribune", über die sie den Stab brechen, predigt einem kleinen Auditorium. Kein redlicher Vaterlandsfreund erwartet etwas Gutes von einem Manne, dem das Tricolor aus jeder Tasche gukt und der zu einem Bündniß der deutschen constitutionellen Staaten mit Frankreich gegen Preußen rathen kann. Die „Tribune" zum Sprecher der Deputirtenkammer zu machen heißt die „Alte und neue Zeit" (ehemals „Reisenden Teufel") als officielles Organ der Regierung bezeichnen. Aber so stehen wir, und selbst die Besten in der Gesellschaft sind nicht frei vom Einflusse des Bösen. Jeder sieht in dem Andersdenkenden nur dessen feindliches Extrem und im Wust persönlicher Leidenschaften verkohlt ein Funke staatsbürgerlicher Begeisterung nach dem andern. — Da thut es denn wol, wieder einmal die Freude in Masse zu sehen, und der Himmel selbst schien ein Bedürfniß der Art zu haben, da er mit seinem reinsten Sonnenschein auf die Tausende herabsah, die im bunten Gewirr sich auf die Terrassen der Theresienwiese gelagert oder nach ihnen sich hingezogen. Der König kam um 2 Uhr, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, geleitet von der Bürgergarde zu Pferd und mit kriegerischer Musik begrüßt, zu der sich nur schwach der Jubelruf des Volks gesellte. Im verflossenen Jahre, wo der König, trotz der Einflüsterungen besorgter Hofleute, das Fest besuchte, und von nichts die Rede war, als von einem Fürsten, der seinem Volke vertraute und ihm die poetischen Ergüsse seines Freiheitseifers wie ein Glaubensbekenntniß in die Hände gegeben — sprach der Zuruf der begeisterten Menge lauter als alle Instrumente, und durchhallte die Luft und die weite Ebene. Aber, wie es gestern klang, klang es übel und es darf diese Stimmung nicht bleiben, wenn nicht ein neuerwachtes, jugendliches Leben in seinen ersten Blüthenknospen erstarren soll.

Ueber die Cholera hat hier ein Arzt unentgeltlich Vorlesungen gehalten und damit den allgemeinen Glauben gekräftigt, daß einfache Diät, Vorsorge gegen Erkältungen aller Art und Gemüthsruhe die besten Pulver und Extracte überbieten. Unsere Aerzte glauben zum Theil gar nicht mehr an ihr Nahen, wenigstens nicht vor dem Winter, und die Klugen geben entweder kein Geld für Präservative aus, oder nehmen es nur ein. Unsere Stadt ist sehr zahlreich von Fremden besucht; aus Wien sind viele Familien hierher geflüchtet, auch aus Schlesien und Polen. Auch der unsichere Stand der Niederlande hat uns manche Bewohner Antwerpens und Brüssels zugewendet. Ein Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Oktober, angeblich aus Madrid, hat hier große Sensation gemacht, obwol man ihm nicht rechten Glauben schenken kann. Denn, wenn auch durch ein Versehen der Redaction Madrid statt ..... geschrieben sein mag, so ist man doch überzeugt, daß es der preußischen Regierung nicht wohl beikommen kann, durch einen Krieg gegen Frankreich, zu Gunsten der Bourbons (und des Königs von Holland) diesem scheindar in Schwäche versunkenen Volke neues Leben, Einheit und eine Machtentwickelung zu geben, die wenn auch nicht für Deutschland im Allgemeinen, doch für einige erhabene Stellen darin von größter Gefahr sein würde. 193.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeige.

Im Verlag von Gerhard Fleiſcher in Leipzig iſt erſchienen

und in Commiſſion bei Adolf Frohberger in Leipzig zu haben:

Chronologiſche Tabellen

zur Geſchichte

der deutſchen Sprache und National-Literatur

von

Dr. Karl Friedrich Armin Guden.

In drei Theilen

groß 4° 1831. Preis cartonirt 3 Rthlr. 12 Gr.

Es könnte auffallend erſcheinen, daß die unterzeichnete Verlagshandlung, bei der Menge der in den letzten Jahren über die Geſchichte der deutſchen Literatur erſchienenen Handbücher, unter denen einige, namentlich die von Wachler und Koberſtein auf wohlbegründeten Beifall Anſpruch machen können, es wagt, dem Publikum ein neues Werk über dieſen Gegenſtand anzubieten, wenn ſich daſſelbe nicht von allen jenen Schriften durchaus unterſchiede. Während jene als Handbücher zum Gebrauche bei Vorleſungen, oder zum Schulunterrichte dienen ſollen, bezweckt dieſes zwar auch durch ſeine räſonnirenden Ueberſichten ſich in einer ſolchen Beziehung geltend zu machen; allein es will vorzüglich durch ſeine chronologiſch-tabellariſche Anordnung einen leichten und ſchnellen Ueberblick über das ganze Gebiet der Geſchichte unſerer Sprache und Nationalliteratur gewähren, und für dieſen Gegenſtand daſſelbe werden, was Bredow's und Kruſe's tabellariſche Werke für die allgemeine Geſchichte geworden ſind. Eine kurze Angabe ſeiner Einrichtung wird genügen, um zu zeigen, wie es dieſe Aufgabe löſt. Das Werk zerfällt in drei Theile, in die Geſchichte der älteren, neueren und neueſten Literatur, und jeder Theil wieder in drei Perioden, enthält vor jeder einzelnen Periode eine Charakteriſtik derſelben und eine ſyſtematiſche Klaſſifikation der dahin gehörigen Schriftſteller, und gibt dann in verſchiedenen Kolumnen Nachrichten über deren Lebensverhältniſſe und Schriften, ſo wie in beſonderen Bemerkungen Andeutungen über ihren äſthetiſchen Werth. Außerdem iſt eine Einleitung, worin ſich der Herr Verfaſſer über

den Begriff, Umfang und die verschiedenen Perioden einer Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur, wie über die Hülfsmittel dazu erklärt, und ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Register hinzugefügt. Möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit in den Angaben machte sich Herr Dr. Guden, dem es vergönnt war mehrere große Bibliotheken zu benutzen, zum Hauptgesetz.

Da das Bedürfniß eines solchen Werkes, das dem gegenwärtigen Standpunkte dieses Zweiges der historischen Wissenschaften, mit dem heutiges Tages kein Gebildeter unbekannt sein darf, völlig genügte, gewiß schon längst gefühlt worden ist; so glauben wir die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß sich diese chronologischen Tabellen einer sehr günstigen Aufnahme von Seiten des gebildeten deutschen Publikums erfreuen werde.

In demselben Verlage sind nachstehende Werke erschienen und in Commission bei Adolf Frohberger in Leipzig zu haben:

Carus, Dr. C. G., Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Winter 1829—30 zu Dresden. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— Neun Briefe über Landschaftsmalerei. Geschrieben in den Jahren 1815—1824. Zuvor ein Brief von Göthe als Einleitung. Zum Beginnen des Jahres 1831 herausgegeben. 8. Preis geheftet 1 Thlr.

Schinz, H. R., Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen und zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen. Nach der Natur und den vorzügl. Originalien gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. 2te verbesserte Auflage 16—56 Heft. Jedes Heft mit 12 Bl. Abbild. Fol. 1831. Preis jedes Heftes ..... 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung kais. russischer Verordnungen zur Verhütung und Unterdrückung der Cholera. A. d. Russ. übers. von M. J. A. E. Schmidt. Mit einem Vorworte von Dr. J. C. A. Clarus. gr. 8. 1831. geheftet ..... 10 Gr.

Clarus, Dr. J. C. A., Tabellarische Uebersicht der zum wissenschaftlichen Studium der Heilkunde nöthigen Vorlesungen. 8. 1831. Preis geheftet ..... 16 Gr.

Schmidt, M. J. A. E., Hülfsbuch zur Erlernung der russischen Sprache in zwei Abtheilungen. I. Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Russische. II. Russische Lesestücke, nebst vollständigem Wortregister über diejenigen, welchen keine deutsche Uebersetzung zur Seite steht. gr. 8. 2 Thlr.

— Russische Sprachlehre zum Nutzen russischer Lehranstalten und für Deutsche, sowohl für Lehrer, als zum Selbstunterricht. gr. 8. ..... 1 Thlr. 8 Gr.

Conversations-Lexicon für den Handgebrauch. In einem Bande. 1830. Preis, geheftet 4 Thlr. 4 Gr. cartonirt ..... 4 Thlr. 12 Gr.

Harnisch, Dr. W., die wichtigsten neuern Land- und Seereisen. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet. 1r—11r Band. Mit Charten und Kupfern. 8. 1829—31. Preis jeden Bandes geheftet 18 Gr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 300. — 27. Oktober 1831.

Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. Freiherrn von Breitschwerdt. Stuttgart, Löflund. 1831. 8. 20 Gr.

Diese Schrift eines laut der Zueignung an seinen Landesherrn hochbejahrten Greises, der im Ruhestande noch thätig, den wichtigsten Inhalt derselben aus einem alten, bisher unbekannt gebliebenen Actenbunde und aus Manuscripten der stuttgarter Bibliothek geschöpft hat, ergänzt das Leben eines der größten Männer, die Deutschland hervorgebracht, auf eine wesentliche Weise. Zugleich sind alle bekannten Quellen und Hülfsmittel benutzt und angegeben, und das Werkchen darf mit Recht die erste vollständige Biographie Johann Keppler's genannt werden. Namentlich werden durch dasselbe bedeutende Irrthümer, die sich bisher in alle Lebensbeschreibungen des großen Astronomen eingeschlichen, hier zum erstenmale berichtigt. Der Styl des Verfs. ist hier und da provinziell und durch Breite und verbrauchte Wendungen an das Greisenalter erinnernd, im Ganzen jedoch schlicht und fließend, auch dem Laien, selbst in der Darstellung reinwissenschaftlicher Gegenstände, vollkommen verständlich.

Eine zweckmäßige Einleitung über den Zeitgeist und Zustand der Wissenschaften um Keppler's Lebensperiode, die besonders das Verhältniß der Keppler'schen Entdeckungen zum Kopernicanischen System und zu der Ansicht Tycho Brahe's beleuchtet (S. 6 fg.), bildet den Eingang zur Lebensbeschreibung selbst, aus welcher wir in gedrängtem Auszuge das Wesentlichste mittheilen.

Joh. Keppler's Vater war Heinrich Keppler, ein Sohn des Bürgermeisters der Stadt Weil, Sebald Keppler, und aus dem adeligen Geschlechte der von Kappel. Einer seiner Altväter war in Kaiser Sigismunds Gefolge von diesem zu Rom auf der Tiberbrücke zum Ritter geschlagen worden. Keppler's Mutter, Katharine, war die Tochter eines Dorfwirths, Namens Guldenmann. Seine beiden Aeltern waren lutherisch; Joh. Keppler, ihr erstes Kind, ward am 27. Dezember 1571 geboren. Drei Orte streiten sich um die Ehre, seine Wiege gewesen zu sein: die ehemalige Reichsstadt Weil und die benachbarten beiden altwürtembergischen Orte Leonberg und Magstatt. Für dieses letztere Dorf entscheidet, gegen die bisherigen Annahmen, der Hr. Verf. nach dem Zeugnisse zweier Zeitgenossen, namentlich des Großvaters Keppler. Ohne Zweifel wurde die Mutter in dem benachbarten Orte, in welchem sich Verwandte befanden, vor der Zeit von der Geburt überfallen; denn Keppler war, nach seiner eignen Versicherung, ein Siebenmonatkind und daher zeitlebens schwächlich. Vier Jahre nachher verlegten die Aeltern ihren Wohnsitz nach Leonberg. Sie verließen aber früh ihr Kind, das bei den Großältern blieb; der Vater focht unter Alba's blutigem Panier gegen die Belgier, kehrte im J. 1575 mit seiner Frau zurück, verließ aber nach thörichten Wirthschaftsversuchen, von seiner bildungslosen, rauhen, unverträglichen Frau geplagt, die Familie auf immer und blieb als östreichischer Kriegsknecht wahrscheinlich im Türkenkriege. Unser Keppler hatte noch 3 Geschwister: Christoph, welcher Zinngießer und Trillmeister der Landmiliz zu Leonberg wurde, Heinrich, der dem Kriege nachzog, zur katholischen Kirche zurücktrat, es bis zum kaiserl. Trabanten brachte und endlich, mit Kindern beladen, als Invalide nach Hause zurückkehrte. Die Schwester Margarethe, mit welcher Johann allein in geistiger Berührung stehen konnte, gab im J. 1608 dem Pfarrer Georg Binder zu Heumaden bei Stuttgart ihre Hand. (S. 11—15.)

Johann war klein, hager und kränklich; schwache Augen erschwerten ihm die astronomischen Beobachtungen. Um so stärker und hellsehender war sein Geist. Anschauungsgabe, Denkkraft, Scharfsinn und feurige Einbildungskraft vereinigten sich in ihm zum schönsten Ebenmaße und erzeugten kühne und glückliche Combinationen. Er war zum Erfinder geboren. Mit ungemeiner Festigkeit des Charakters verband er Sanftmuth und Demuth, welche nichts von jener Härte, die so oft außerordentliche Charaktere begleitet, aufkommen ließen. Er hatte ein gefühlvolles Herz und immer heitern Sinn. (S. 15.)

Den ersten Unterricht erhielt Keppler zu Ellmendingen, später zu Leonberg. Feldgeschäfte unterbrachen häufig seine Schulbildung; endlich aber wurde der schwächliche, im Lernen ausgezeichnete Knabe der Theologie gewidmet, durchlief die Klosterschulen Hirschau und Maulbronn und bezog im J. 1589 das theologische Stift zu Tübingen, wo er unter 25 Studirenden den zweiten Platz

erhielt. Auf dieser polemisirenden Universität schloß sich Keppler an die theologischen Lehrer Gerlach und Hasenreffer und besonders an seinen Lehrer der Mathematik, Michael Mästlin, an. Dieser, Galilei und Keppler schlossen sich als warme Anhänger der verfolgten Wahrheit (Mästlin mußte zu Tübingen das ptolemäische System vortragen!) ihr ganzes Leben hindurch an einander an, theilten sich jeden erstrebten weitern Aufschluß mit und freuten sich, daß der Himmel bestätigte, was ihre Mitwelt verdammte. Die Correspondenz Mästlin's und Keppler's ist rührend. „Bester Lehrer", schrieb Letzterer auf das Lob, das Mästlin seinen Schriften ertheilte, „Du bist die Quelle des Flusses, der meine Felder befruchtet!" Jugendfreunde Keppler's waren der geniale Joh. Val. Andreä, der scharfsinnige Rechtsgelehrte Christoph Besold, der nach Keppler's Tode (früher vergeblich von diesem gewarnt) heimlich zum Katholicismus übertrat, berathender Publicist in dem Streite Würtembergs mit den Katholiken wegen der aufgehobenen Klöster blieb, und wie in unsern Tagen Stark, Stolberg und Haller seinen Uebertritt verbergen durfte (vergl. S. 161—164); endlich Wilhelm Schikhard, ein vorzüglicher Orientalist und Mathematiker. (S. 15—21.)

Als Theolog theilte Keppler weder die Meinungen seiner berühmten Lehrer unbedingt, noch ihren polemischen Eifer. „Ich ehre", sagte er, „in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen Das, was ich mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, protestire aber ebensowol gegen neue Lehren als gegen alte Ketzereien". Unter jenen verstand er besonders die in der Concordienformel zu einem Glaubensartikel erhobene Lehre, daß der Leib Christi aller Orten sei; er behauptete auch, die Frucht des Verdienstes Christi werde im Abendmahl empfangen, nicht aber der Leib des Herrn körperlich. So zeigte er sich auch in seinen religiösen Ansichten als einen seiner Zeit überlegenen und voraneilenden Geist. Unerträglich war ihm die Herrsch- und Verketzerungssucht der protestantischen Theologen. „Der menschliche Hochmuth an sich", schreibt er, „ist so groß, daß Niemand geirrt haben will" — und wieder: „Das Uebel, das Deutschland drückt, rührt größtentheils von dem Uebermuthe einiger Geistlichen her, welche lieber regieren als lehren; der Geist der Einigkeit und wechselseitiger Liebe wird vermißt". Dem zur römischen Kirche übergegangenen Prälaten, Johann Pistorius, schrieb er: „Ihr werdet mir an jenem großen Tage das Zeugniß geben, daß ich nie einen persönlichen Haß gegen den Papst und die Priester hatte, sondern allein Eifer für Gott und seine Anstalten, indem ich in derjenigen Freiheit bleibe, in der mich Gott geboren werden ließ. Zu den Thorheiten dieser Welt zähle ich den Verfolgungsgeist, welcher alle Religionsparteien beherrscht; die Einbildung, welche jede hat, ihre Sache sei auch die Sache Gottes, sie allein besitze das Privilegium zur Seligkeit; die Anmaßung der Theologen, ihnen stehe das Recht, die Schrift auszulegen, allein zu, ihnen müsse blindlings geglaubt werden, selbst wenn ihre Auslegungen der Vernunft entgegenlaufen; endlich die Vermessenheit, mit der sie Diejenigen verdammen, welche von der evangelischen Freiheit Gebrauch machen".

Pistorius erwiderte: „Ihr verstehet nichts von der Theologie; ich werde mich daher über diesen Gegenstand nie mit Euch einlassen".

Keppler's offene Abweichung von der würtembergischen Orthodoxie misfiel in dem Grade, daß er nach vollendetem theologischen Studium für untauglich erachtet wurde, Mitarbeiter an der Kirche zu sein. (S. 21—24.)

Er aber sollte ein Priester Gottes im Tempel der Natur werden. Der noch nicht 22jährige Jüngling wurde den Ständen des Herzogthums Steiermark als Lehrer der Mathematik und Moral am Gymnasium zu Grätz überlassen. Sein erstes Amtsgeschäft war die Verfertigung des steiermärkischen Calenders für 1594 Gregor. Zeitrechnung. Auch hierin war seine Ansicht freier. Mästlin hatte gegen den Gregor. Calender schreiben müssen — weil er vom Papste kam. Keppler aber erklärte, „daß es eine Schande für Deutschland sei, wenn es allein derjenigen Verbesserung, welche die Wissenschaften verlangen, entbehre". Für „die eitelste, aber nothwendigste Amtsarbeit" hielt der der Astrologie dienstbare Astronom, daß er den Einfluß der Gestirne auf Witterung und Menschen vorausverkünden mußte. Er bediente sich dieser Pflicht zur Ironie, „um die Leute zum Lachen zu bringen, und heilsame Erinnerungen, die er nicht deutlich sagen dürfte, zu geben". (S. 25—29.)

Neben seinen Amtsgeschäften war K. bemüht, die von allen Seiten angegriffene Kopernicanische Weltanschauung mit Beweisen zu unterstützen, und er schrieb zu dem Ende seine erste Schrift: „Geheimniß des Weltbaues", zu deren Geschichte die Biographie handschriftliche Notizen beibringt. K. erntete für diese von wissenschaftlichen Vorurtheilen übrigens noch nicht freie Schrift den Beifall Mästlin's und seines Herzogs, aber den Unwillen des orthodoxen tübinger Senats. K. vertheidigte sich abermals auf eine Weise, die bewies, daß seine Vernunft dem Jahrhunderte vorangeeilt war. „Die Bibel", sagte er, „spricht von den Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höhern Zweck erreichen. Es ist ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung weltlicher Dinge in ihr sucht". Dieses war eine unerhörte Sprache. Mästlin scheint seinen Freund darauf aufmerksam gemacht zu haben, und dieser erwidert: „Was ist zu thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach, theilen uns, was wir entdecken, privatim mit, und schweigen öffentlich, damit wir nicht Hungers sterben".

Jener Vorläufer der später erschienenen astronomischen Schriften Keppler's machte großes Aufsehen in der gelehrten Welt. Er aber machte sich von der Hypothesenmethode immer mehr los. „Ich nehme nur Das für wahr an, was reell physisch wahr ist. Dieses Verfahren ist mein Vergnügen und mein Ruhm, welcher mir nachfolgen wird". (S. 30—38.)

Keppler's Schrift brachte ihn mit dem berühmten

Dänen Tycho Brahe in Berührung, der Jenen für sein eignes System zu gewinnen suchte: ein Wunsch, den er sein ganzes Leben lang nicht aufgab. Galilei schrieb unserm Keppler nach Empfang seines Exemplars: „Ich wünsche mir Glück, in Euch einen Gesellschafter in Erforschung der Wahrheit, einen Freund derselben Wahrheit, welcher ich anhange, gefunden zu haben". K. hegte, in seinem Eifer für das Kopernicanische System, die Hoffnung, mit verbesserten astronomischen Instrumenten eine Parallaxe der Fixsterne zu bemerken, eine Hoffnung, die selbst heutigen Tags, zwar nicht in gar keine, wie der Verf. meint, aber doch nur in zweifelhafte Erfüllung gegangen ist. Bei dieser Gelegenheit fragte ihn ein Correspondent, welcher astronomischen Instrumente K. sich bediene. Aus der Antwort erhellt, nach dem Ausdrucke eines frühern Biographen, daß „drei hölzerne Breter, in ein Dreieck zusammengesetzt, das Zauberwerkzeug waren, womit Keppler der Muse Urania Geheimnisse entlockte, die dem ganzen Alterthum unbekannt waren und auf welchen die ganze neue Astronomie ruht". (S. 39—44.)

(Der Beschluß folgt.)

Daniel Leßmann's freiwilliges Ende.

Dan. Leßmann's freigewählte und eigenhändig vollzogene Todesart ist nur zu gewiß und ebenso sicher, als die Meinungen über das Motiv, das den Dichter zu diesem furchtbaren und kläglichen Entschluß vermocht, unsicher und ungenügend erscheinen. Konnte der Dichter, den ein zahlreiches Publicum, wenn nicht liebte, doch ehrte und achtete; konnte ein Mann, den wir als den jovialsten Menschen unter der Sonne kannten, so beklagenswerth enden! So rufen seine Freunde und machen den Selbstmord Leßmann's zum Räthsel, wenn sie erzählen, wie er noch kurz zuvor in den Abendzirkeln heiter und wohlgemuth seine witzigbarocke Laune spielen ließ und, ganz erfüllt von Interessen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die Fußreise nach Leipzig angetreten. Wenn jedoch die Freunde des Gestorbenen von einem urplötzlichen Wahnsinn reden, der ihn an jenem düstern, regnichten Tage in dem Walde zwischen Wittenberg und Kroppstädt angewandelt, sodaß er als willenloses Werkzeug der dämonischen Gewalt ihr eignes Opfer wurde, so können wir nicht anders als mit voller Entrüstung dieser Annahme widersprechen. War Dan. Leßmann ein heiterer, warmer, tiefbewußter Mensch, und es konnte dennoch in seiner Seele der Entschluß zum Selbstmorde in ihm entstehen, sich nähren und zur Reife gedeihen, nun so begreife ich nicht, wie wir Alle so ruhig weiter wandeln, denn von jedem Luftzug, der uns anweht, müssen wir *dann* fürchten, er raube uns das sichere Bewußtsein des Lebens und des Todes, *dann* sieht Jeder unter uns, auch der klarste, in Gott geweihteste Sohn der Erde, mit Bangen und Grauen jeder Stunde, jedem Augenblicke entgegen, weil der Zufall — der urplötzliche Einfall — ihm das geheime Gelüst, am Baume zu hängen, einzuflößen im Stande wäre. Dem ist mitnichten also! Die Annahme eines *plötzlichen* Wahnsinns als einer qualitas occulta ist nichts als eine fuga vacui, und die Freunde des Gestorbenen müßten auch Scenen aus dem vergangenen Leben desselben aufdecken können, in denen man ihn, den gereiften Mann, der vielleicht den Vierzigen nahe stand, einer Anwandlung plötzlich überwältigender Gemüthsfülle unterliegen gesehen. Sie sprechen aber Alle nur von seiner ununterbrochenen, körperlichen, wie geistigen Gesundheit, besonders von der *Gleichmäßigkeit* seines immerfort sprudelnden Humors; nur Einige wollen in den Zügen seines Gesichtes eine kalte, verschlossene, fast tödtende *Gleichgültigkeit* entdeckt haben, was allerdings dem Psychelegen wichtiger scheint. Bei der ersten Nachricht von dem unglücklichen Ende des Dichters gedachten wir unwillkürlich an seinen deutschen Gelehrten in „Louise von Halling" (Roman in Briefen aus Südspanien), dessen gewaltsam herbeigeschleppter und aufgespreizter Humor den Verdacht erregt, als berge sich hinter ihm der lauernde Dämon der Melancholie, der sich scheut, in wahrhafter Gestalt ans Licht zu treten. Die Schmerzen seiner dichterischen Brust hatte Leßmann vergraben und wie an einem geheimen Schatze im Stillen an ihnen gezehrt. Um das Gespötte der Welt zu vermeiden, die allzeit fertig mit dem nüchternen Verdammungsurtheil: Sentimental! Schwärmerei! — im Leben wie im Dichten über den Tiefbetrübten herfällt, hatte er den Mantel eines täuschenden Humors um seine verwundete Brust gedeckt. Leßmann war kein Schwärmer: wäre er es gewesen, es hätte vielleicht eine Rettung für ihn gegeben. Aber wie Heinrich v. Kleist's Natur an einer kalten Plastik, äußerlich hart und stark gefügt und gebildet, sich weitete, um gewaltsam Zerstreuung zu finden und den lyrischen Explosionen seiner tiefversteckten und deshalb unheilbaren Wehmuth zu entfliehen *), so hat die Verheimlichung der Trauer um sein isolirtes Dasein und die verächtliche Gleichgültigkeit gegen das Maskenspiel seines herbeigezogenen Humors, womit er als Mensch und Dichter sich und die Welt täuschen wollte, Leßmann's Selbstmord verursacht. Nicht der offene, ehrliche Kampf mit den finstern Mächten schwarzer Trübsal, mit denen der Dichter zu ringen hat: nein, die Flucht, die feige Flucht vor der Melancholie der Seele, die gewaltsame Zerstreuung und Losreißung von dem Schmerze, dem ewigen Vater alles Schönen und Hohen, ist tödtlich und vernichtend. „Der größte Trost für das tiefste Leid", sagt unser edler Ludwig Tieck, „liegt schon darin, daß ein geweihter Dichter das *Wort* dafür gefunden hat. Wie tief, wie ungeheuer ist die Kluft, die Göthe in seinem „Werther" und „Faust" geöffnet hat, ohne sie füllen, ohne das größere dieser Werke selbst vollenden zu können; aber daß er das Wort gefunden, diese feindlichen Mächte ans Tageslicht zu rufen, gibt ihm die Zauberkraft, um sie zu bannen, denn sie gehören nicht mehr dem verborgenen Schachte der menschlichen Seele anheim; wir haben sie geschaut, wir kennen sie, und von nun an vermögen sie nicht mehr, unser Bewußtsein zu überraschen und zu überwältigen". Leßmann litt im Innern; das bezeugen viele seiner lyrischen Gedichte: „Wehmuth", „Theure Schmerzen", „Der Verzweifelnde", „Dichterlooß", „Einsame Klage", „Der treue Schmerz" u. a. **) Diese lyrischen Ergießungen sind scharfstechend, kurz, insichgedrückt, und für das dringendste Bedürfniß seiner Seele war der sprachgewandte Dichter arm und wortkarg, er *geizte* mit den Schätzen seiner geheimen Trübsal, die in dem seltsamen Gedichte: „Der Sturm" (S. 160), auf Atheismus nicht wenig deutet. Selbst wenn er zum Aussprechen seines Geheimsten sich anschickt und schon anschlägt, um den versteckten Feind zu erzielen: eine wunderbare Scheu läßt seine Hand plötzlich erstarren; die Geister steigen auf, er will mit ihnen ringen — aber flieht in feiger Flucht, denn es ist, als hätte er das bannende Wort vergessen, der Quell der blutenden Wunde stockt, und mit jüdischer Zaghaftigkeit, die keinen Erlöser kennt, hält er die heuchlerische Larve erborgten Scherzes vor sein weinendes Antlitz. Und daß er auch Lug und Trug gern in der äußern Welt sieht, um den eignen Betrug, den er spielen mochte, zu beschönigen, darauf deuten manche Züge in seinen Schriften, besonders in den lyrischen, wo sich auch der verschlossene Leßmann verrathen mußte:

Mit der Treue frommen Blicken,
Mit der Liebe holden Tönen
Weiß ein Jeder sich zu schmücken,

*) Wir erinnern hier an die treffenden Worte Th. Mundt's über Kleist's freiwilliges Ende und seine ganze Dichternatur, in dem Roman: „Das Duett", S. 212 fg. (Berlin, 1831).

**) „Dan. Leßmann's Gedichte" (Berlin, 1830).

Weiß mit Seufzern und mit Thränen
Listig heuchelnd zu bestricken;
Mädchen, laß dich nicht berücken,
Strafe schlau mit List die List. („Warnung", S. 19.)

In dem Gedichte: „Der Maskenball" (S. 6), verschmäht er es, erst eine Larve vorzustecken:

Die Maske brauch' ich nicht, Brüder,
Ich brauche kein fremdes Gewand;
Ich heuchel' ein fröhliches Antlitz,
So werd' ich von Keinem erkannt.

Dazu kommt, daß er das widrige Bild seiner selbstgewählten Todesweise schon lange Zeit vorher und mit heimlichem Gelüst seiner Seele vorspiegelte und das eigne Schnupftuch, als wünschenswerthes, zum Erhängen wie geschaffenes Instrument, bald mit höhnischem Entzücken betrachtet, bald mit tragischem Grauen in seinen Werken eine Rolle spielen läßt. Das unseligste, furchtbarste seiner Lieder ist „Weihnacht" überschrieben. Er wandelt am heiligen Christabend durch die Gassen der Stadt; die Isolirung als Bekenner des israelitischen Glaubens in sich fühlend, betrachtet er mit Schmerz, ja mit erschütterndem Hohn gegen sich selbst die bunten Lichter, die ihm, dem Verstoßenen, entgegenfunkeln, und von den Christbäumen ausgehend, endet er also:

Mir steigt kein Baum bei Kerzenlicht
Mit goldner Frucht empor,
Und keiner Freude Schimmer bricht
Durch's stumm verschloßne Thor.

Die Bäume liegen hingestreckt,
Gefallen ist die Frucht.
Und düstern Grams Gewölke deckt
Des Wandrers Felsenschlucht.

Wenn meine Wüst' ein Baum belebt,
So steht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was schwebt,
So bin ich's selber wohl.

Das waren Leßmann's Weihnachtsgedanken, als er, des tiefern, d. i. christlichen Bewußtseins fast seelenlos beraubt, bei den Christbäumen Gelegenheit nahm, an seinen eignen Lebens- und Todesbaum zu denken. In der „Schlittenfahrt" (Novelle, Berlin, 1831) werfen sich zwei Nebenbuhler, die sich gegenseitig mit doppelter List um das geliebte Mädchen betrügen, ein Taschentuch mit der Aufforderung zu, sich dasselbe um den Hals zu drehen. Mit diesen Nebenbuhlern spielen theils das Schicksal, theils sie selbst den tückischen Betrug, und doch können sie, erschüttert von des Zufalls Hohn, nicht ohne Versöhnung von einander scheiden. Aber welche Vergebung gegenseitiger Sünden! Sie drücken sich, sie, die, ohne es zu wollen, sich selber fluchten, mit krampfhafter Lust und Wuth Einer an des Andern Herz, und dies convulsivische Entzücken, dem ein krampfhafter Tod folgen könnte, ist die einzige Aussöhnung, zu der Leßmann als Dichter es hier zu bringen vermochte.

Der Selbstmord deute: auf eine gänzliche Verlorenheit des Bewußtseins, das der Mensch nur in der Aussöhnung des Geistes mit der Natur, der Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Göttlichen mit dem Irdischen sich selbst zu suchen berufen ist. Daß der Kampf mit den innern Feinden ohne Erkenntniß des erlösenden Heilandes, der ihm zum Opfer fiel, unselig enden kann, daß der Sieg des Geistes, ohne in der innersten Seele Christ zu sein, selbst dem tiefbegabten Menschen und ihm am schwierigsten vielleicht, wenn nicht unmöglich wird: das lehrt das traurige Ende Leßmann's, der als Mensch und Dichter ehrenwerth, dennoch die jüdische Verschlossenheit und Verstocktheit in seinem Innern wuchern ließ. Ueberhaupt — bemerkte einmal Jemand an einem andern Orte — es jüdelt etwas in der Literatur. H. Heine, der beim Anblick einer Mutter Maria lüsterne Gedanken des Wüstlings mit versunkener Frechheit entwickelt („Reisebilder", Bd. 3), grimassirt in seiner Lyrik mit der Schwermuth und mit unheilbaren Schmerzen, während es ihm nur um Spott und Witz zu thun ist, wozu die gebrauchte Wehmuth nur als Unterfutter gleichsam dient. Der edlere Lehmann, der tiefere, ringende Mensch, kokettirte mit seinem Humor, während der Schmerz, den er mit jenem übertünchte, sein eigentlicheres Element war, und während er in dieser Convulsion und gleichsam in der Empörung des alten Urleidens der dichterischen Seele, seinen Hals wie zum Spiele preisgab. Das Christenthum hat noch lange nicht die Reise um die Welt gemacht; noch weniger aber in der Mitte der christlichen Welt selber die Reise durch die Kammern und die verborgenen Schlachten des menschlichen Herzens. Wir begeben uns der Anmaßung, hiermit etwas Allgemeines noch über das Judenthum auszusprechen; ja, wir halten dies für überflüssig, da wir eine Existenz desselben im Reiche des Geistigen zu sehen und anzuerkennen nicht im Stande sind. Wenn wir jedoch als ausgemacht annehmen, daß die höhere Classe der Israeliten, zumal Alle, die ein geistiges Bedürfniß treibt, durchaus in christliche Anschauungsweisen eingegangen sind; wenn ein Jeder zugibt, daß einem Philosophen, der im Innern dem Judenthum huldigte, der Blick in die Tiefen des abstracten und concreten Lebens versagt bleiben mußte: darf dann noch der Dichter ausgeschlossen sein von der höheren Offenbarung, die allein zum Bewußtsein der Wahrheit führt? Unmöglich, zumal wenn er ein echter Dichter ist, der ebenso gut als der Denker den innern Gehalt des Daseins zu durchdringen strebt.

Wir mögen uns den Selbstmord Dan. Leßmann's mehr oder weniger in Bezug hierauf vorstellig machen und motiviren: so viel bleibt gewiß, daß ihm das Menschendasein nicht heilig genug war und nicht bleiben konnte, weil er den tiefen Gehalt desselben verkannte. Wie viel Hoffnung, daß es bei ihm zu einer bewußten Befriedigung seines aufgeregten Geistes kommen könnte, auch einige hingeworfene Züge in seinen Gedichten (namentlich: „Baruch und der treue Schmerz") erwecken mögen: im Ganzen hat er mit den Formen des Heiligen nur gespielt und mit der Erhebung der Seele nur einen Scherz getrieben. „Fluch dem Spiel mit heil'gem Triebe!" Diese seine eignen Worte, die ihn in seiner lyrischen Selbstbetrachtung seltsam überraschten, dürfen wir uns hierbei ins Gedächtniß zurückrufen. Niemand seiner Freunde hat den Todeskeim in ihm geahnt, denn er blieb Allen verschlossen; Alle hat er getäuscht mit seiner lächelnden Maske, — nur gegen sich selbst hielt die Täuschung nicht Stand, und er erlag aus Ekel und Ueberdruß über das Scheinspiel, das er getrieben und das ihm lange vor seinem Tode jene kalte, erstorbene Gleichgültigkeit gegen das Leben einflößte. Heinrich von Kleist's Selbstmord ist durchaus höherer, edlerer Natur, denn er fiel mit dem Umsturz des Vaterlandes zusammen, den der Verf. eines „Prinzen von Homburg", bei sonstiger Verzehrung aller Lebenssäfte, nicht überleben konnte. Zu Dan. Leßmann's Selbstmord und bei dem ersterbenden Zustande des innern Heiligthums seiner Seele, bedurfte es keiner großen Anregung von Außen; kein Unglück, weder äußerlich noch innerlich, ging ihm voraus, wenn das nicht eben das größte Unglück genannt werden muß, Niemand und Nichts zu lieben, weder eine irdische Erscheinung, an die sein Dasein sich anschmiegte, noch einen göttlichen Lichtstral der Wahrheit, den er in der Demuth des Herzens nachgerungen hätte. Auf einer einfachen Fußreise war es, an einem düstern Regentage, in einem Walde, wo ihm der Anblick einer schlanken Birke das alte Bild, das er so oft sich mit ekelhafter Lüsternheit vergespiegelte, plötzlich von Neuem vergegenwärtigte. Er wollte mit dem heiligen Menschendasein spielen — und das Schicksal — der Zufall, der die Umstände vereinigte, um die versteckten Ungeheuer seines Innern zu wecken — spielte mit ihm; seine Leiche wurde nicht heilig gehalten, die gerichtlichen Wächter bestahlen ihn.

F. G. Kühne.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 301. —— 28. Oktober 1831.

Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. von Breitschwerdt.

(Beschluß aus Nr. 300.)

Im J. 1597 heirathete K. die schöne, 23jährige Barbara Müller von Mühlbeck, aus einer, der augsburgischen Confession zugethanen, adeligen Familie, welche bedeutende Rittergüter in Steiermark besaß und deren dritter Mann Keppler wurde. Sein Glück wurde aber bald zerstört. Die Verfolgung gegen die Protestanten unter Erzherzog Ferdinand von Oestreich brach im J. 1598 aus, und die in der stuttgarter Manuscriptensammlung durch Hrn. von Breitschwerdt aufgefundenen Briefe decken Greuelscenen auf, welche Schiller's Behauptung in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges Lügen strafen: daß Ferdinand „ohne Geräusch, ohne Grausamkeit", den protestantischen Gottesdienst unterdrückt habe. Der Abgesandte der Stände, Gabelkofer, wurde zu Prag gefoltert, ihr Secretair eingekerkert, neuerbaute Tempel niedergerissen, die Bürger mit den Waffen in der Hand angegriffen. Keppler'n schützten einzig die gelehrten Jesuiten, die in ihm den Astronomen hochachteten. Nach Austreibung der evangelischen Lehrer hatte der Unterricht am Gymnasium zu Gräz aufgehört, und Keppler benutzte seine Muße, mitten unter den Gefahren die Wissenschaft zu fördern. Er untersuchte die Natur des Lichts und den Sinn des Sehens. K. war der Erste, welcher den Sonnenstral in seine sieben Farben zerlegte, und im Auge den Bau der Netzhaut und der Krystallinse erforschte, was er später niedergelegt in seinem „Paralipomena ad Vitellionem" (1604). Die Dioptrik wurde durch ihn zu einer Wissenschaft gebildet („Dioptrica", 1611); er ist der Erfinder des Teleskops mit zwei convexen Gläsern, fand aber in Deutschland keinen Künstler, der im Stande war, seine Ideen auszuführen, wie es dem glücklichern Galilei in Italien gelang.

Keppler forschte und schrieb, so viel das angegriffene Gemüth ihm zuließ, allein die Insinuation, zur alten Kirche zurückzukehren, wenn er fernere Unterstützung genießen sollte, nöthigten ihm Erklärungen ab, die ihm unmittelbare Verfolgungen zuzogen; es wurde ihm auferlegt die Güter seiner Frau innerhalb 45 Tagen zu verkaufen oder zu verpachten und aus dem Lande zu ziehen. Er erhielt einen unbedeutenden Pachtschilling und wanderte aus. (S. 44—52.)

Aber unerwartet eröffnete sich dem Verfolgten, den auch das Vaterland ausgeschlossen hatte (S. 47), ein Zufluchtsort. Tycho Brahe, welcher zu gleicher Zeit durch Hofkabale von seiner Sternwarte Uranienburg vertrieben worden war und bei Kaiser Rudolf II. Aufnahme gefunden hatte, schlug diesem vor, Keppler'n auf einige Jahre zur kaiserl. Sternwarte zu berufen, um ihm die prutenischen Tafeln, d. h. die preußischen, von Kopernicus verfaßten, astronomischen Tabellen zu verbessern. K. fand sich in Prag ein, um die Verhältnisse einzusehen. Aber Tycho's Stolz, welcher ein Mann war, der selbst Fürsten wie seines Gleichen behandelte, und mit dem man (nach Keppler's eigner Aeußerung) nicht leben konnte, ohne sich den größten Beleidigungen auszusetzen, und des Kaisers zerrüttete Finanzen und astrologischen Grillen schreckten ihn Anfangs so sehr ab, daß er darauf dachte, die Medizin zu ergreifen, um auf diesem Wege in Tübingen eine kleine Anstellung zu erhalten. Diese flüchtig in einem Briefe an Mästlin hingeworfene Aeußerung verführte die bisherigen Biographen zu einem jetzt erst durch den Hrn. Verf. aufgedeckten Irrthum, als ob Keppler je wirklich Medizin studirt hätte. Inzwischen ließen ihn die Tübinger ohne Hoffnung, und nothgedrungen etablirte er sich in Prag (1600). Allein sein Verhältniß zu Tycho wurde immer gespannter, da jede Beobachtung Keppler's auf der Sternwarte eine Widerlegung des Tychonischen Systems wurde. Keppler's mürrische Gattin nährte die Mißhelligkeit. Zum Glück für K. starb Tycho Brahe am 24. Okt. 1601 und Rudolf setzte Keppler'n an seine Stelle. „Wenn Gott mir beisteht und wegen der Kosten Vorsehung thut, so hoffe ich Etwas zu leisten", schrieb jetzt Keppler. Dieses Etwas, das K. leistete, war nicht weniger als der Umsturz der bisherigen und Schöpfung der jetzigen Sternkunde. (S. 52—57.)

Zur Entdeckung der wahren Bahn der Planeten, welche die Astronomie dem großen Keppler verdankt, wählte er den Mars zum vorzüglichen Gegenstande seiner Observationen, weil die Bewegungen dieses Planeten sich am wenigsten aus den bisherigen Systemen erklären ließen. Nachdem er mit unaussprechlicher Geduld jeden in der Bahn desselben von Tycho und ihm selbst beobachteten

Punkt aufgezeichnet hatte, bemerkte er, daß diese Punkte eine Ellipse bildeten, und daß in einem der beiden Brennpunkte dieser Ellipse die Sonne stehe. Als er hierauf auch den aufgezeichneten Gang der übrigen Planeten prüfte, sah er, daß auch diese sich in Ellipsen um die Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Brennpunkt, wälzen. Diese Entdeckung, welche das durch Alterthum geheiligte Axiom der Kreisbewegung umstieß, wird die erste Keppler'sche Regel genannt. Fortgesetzte Beobachtung überzeugte ihn nun noch weiter, daß die Bewegung seiner Himmelskörper nicht, wie man bisher gewähnt, gleichförmig sei, sondern daß sie sich in der Sonnennähe am schnellsten, in der Sonnenferne aber am langsamsten bewegen. Nach weitläufigen Calculationen kam er endlich auf die zweite Keppler'sche Regel, daß die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen ihrer Bahn beschreiben. Beide Entdeckungen machte er in seiner „Astronomia nova" (1599) bekannt. Er rühmte sich nun, „eine Astronomie ohne Hypothesen errichtet zu haben", und darum heißt Lichtenberg ihn des Kopernicus größern Nachfolger und nennt „die Kopernicanische Einrichtung des Weltsystems die letzte im Stamme der Hypothesen, die endlich von Keppler's großem Genie überschattet, die Mutter der Wahrheit wurde". Ein neues fruchtbares Gesetz entdeckte K. im J. 1618: daß nämlich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten sich wie die Würfel ihrer mittlern Entfernung von der Sonne verhalten (dritte Keppler'sche Regel). Diese drei Regeln sind die Säulen, auf welche die jetzige Sternkunde gebaut ist. (S. 151.) Seine 5 Bücher „Harmonices mundi" (denn so hätte S. 151 der Hr. Verf. schreiben sollen), in welchen K. die dritte Regel mittheilte (1619) und seine „Epitome astronomiae copernicanae" (1618—22) gehören zu seinen vollendetsten Werken.

Galilei hielt über K.'s „Neue Astronomie" zu Pavia Vorlesungen. Dessen Entdeckungen (die 4 Jupitertrabanten, die Phasen der Venus und der Ring des Saturnus) waren weitere Bestätigungen dieser Lehre. (S. 57—62.)

Außer den Planeten beobachtete K. auch Fixsterne und Kometen, namentlich im J. 1607 den im J. 1682 und 1758 wiedergekehrten, den das gegenwärtige Menschengeschlecht im J. 1835 wiederum am Himmel sehen wird. Er schrieb über denselben in deutscher und lateinischer Sprache. Aus der deutschen Schrift gibt Hr. v. Br. zweckmäßige Auszüge. (S. 64—70.) Die Kometen schrieb K. der verschwenderischen Fruchtbarkeit der Natur zu. „Wie aus jeder Erde ein Kraut, auch ohne Samen hervorwachse, wie in jedem Wasser Fische schweben, also daß auch der Ozean nicht allerdings leer bleibe, sondern aus Wohlgefallen Gottes die Wallfische mit ihren weitschichtigen Streifen denselben hin und her besuchen und durchwandern: so habe auch die himmlische Luft die Art, aus ihr selbst die Kometen zu gebären, damit sie aller Orten von ihnen durchgangen werde und nicht allerdings leer bleibe". Eine so dichterische Phantasie gesellte sich zu Keppler's tiefem, forschendem Verstande! Dennoch verirrte sich dieselbe nie bis zum astrologischen Aberglauben (vergl. S. 70—91). Als mitten im dreißigjährigen Kriege sich die Conjunction des Saturn und Jupiter im feurigen Zeichen des Löwen begab und Unglückspropheten die aufgereizten Gemüther noch mehr in Angst setzten, wies er alle Classen von Menschen mit ängstlichen Fragen nach künftigen Dingen von den Gestirnen hinweg auf Das, was um sie her auf der Erde vorgehe; er ermahnte die Väter des Vaterlandes, dem verheerenden Kriege ein Ende zu machen, damit nicht das zur Verzweiflung gebrachte Volk in Masse aufstehe, und erinnert sie unter astrologischer Einkleidung an die Folgen, welche in frühern Zeiten ähnlicher Druck des Volks nach sich zog, an den Bauernkrieg, an den Aufstand in den Niederlanden. (S. 75, vergl. 81, 82.)

Nach Rudolfs Tode blieb Keppler unter Matthias kaiserlicher Mathematikus, aber die Besoldung wurde ihm noch schlechter als bisher bezahlt. Auf eine officielle Anfrage, warum die Tafeln so lange nicht erschienen, gab er die merkwürdige Antwort: „Damit die Ehre des Kaisers geschont werde, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, schrieb ich nichtswerthe Calender mit Prognosticis; dies ist etwas besser als betteln. Als mein Töchterchen starb, verließ ich die Tafeln und wandte mich zur Harmonie des Himmels". Endlich nahm er in der Noth die Professur am Gymnasium zu Linz an (wann? 1612 oder 1613?), wo ihn aber zum Gruße seine Glaubensgenossen als Ketzer excommunicirten. Seine Gattin und 3 Kinder waren ihm schon im J. 1611, jene im Wahnsinn, diese an den Pocken gestorben. Er wollte seinen übrigen Waisen eine zweite Mutter geben (1613) und 11 Frauenzimmer wurden ihm vorgeschlagen; er wählte die adelig erzogene Schreinerstochter Susanne Reitinger aus Efferdingen; aber diese war so jung und schön — daß er 7 weitere Kinder mit ihr zeugte.

Kaum aber genoß er ins zweite Jahr das neue Glück, als es abermals durch einen Sturm von Außen gestört wurde. Er erhielt am Schlusse des J. 1615 einen Brief von seiner Schwester: „daß die alte Mutter als Zauberin verfolgt werde". Von der Geschichte dieses Processes ist zwar in einem gedruckten Briefe Keppler's die Rede (vergl. S. 143 fg.); er blieb aber bisher unbeachtet, und die Biographen erzählten dem alten Hanschius die Fabel nach: „Keppler's Mutter sei wegen Giftmischung angeklagt worden und K. habe sich in Schwaben verborgen gehalten, weil Kaiser Matthias, dessen Tod er vorausgesagt, einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe". Hrn. v. Breitschwerdt verdanken wir die Widerlegung dieser Fabel und die ausführliche Erzählung dieses für die Sittengeschichte höchst merkwürdigen Hexenprocesses, nach den von ihm zum erstenmale untersuchten stuttgarter Akten. (S. 97—147, 193—225.) Katharina Keppler war eine rauhe, noch in ihrem 74. Lebensjahre unruhige Frau, die sich durch Thorheiten und Unvorsichtigkeiten ihren abergläubischen Umgebungen verdächtig machte. Am Grabe ihres Vaters zu Leonberg bat sie den Todtengräber um den Schädel ihres Vaters, den sie in Silber fassen und ihrem Sohne,

dem Mathematikus, zum Gruße schenken wollte. Der Todtengräber schlug es ihr ab. Ein andermal quackfalberte sie in guter Absicht. Gäste bewirthete sie mit Wein, der stets bei ihr in zinnernen Kannen im Zimmer stand und dadurch vergiftet wurde. In der Langweile lief die alte verlassene Frau in den Häusern umher und mischte sich in fremde Angelegenheiten. Das Alles zusammen machte, daß sie zuletzt für eine Unholdin (Hexe) galt. Endlich hielt sich auch das böse Weib eines Glasers in Leonberg, Namens Reinboldin, für behext, und mit Hülfe des von der Kepplerin beleidigten Untervogts Einhorn, eines schändlichen Menschen, wurde einem Injurienprocesse, den Keppler's Mutter gegen jenes Weib anhängig machte, von diesem ein Hexenproceß gegen sie selbst entgegengesetzt, der von dem scheußlichen Vogt und dem fast ebenso erbärmlichen Oberrath in Stuttgart auf eine alle Rechtspraxis verletzende Weise betrieben wurde, bei welchem sich aber freilich auch die Kepplerin und die Ihrigen auf eine höchst thörige Weise benahmen. Nur ihre Tochter Margarethe behielt die Besinnung und rief ihren fernen Bruder herbei, der zu Anfang dieser Händel in das belagerte Linz eingeschlossen war und aus Liebe zu dem Festlande, der Heimath und den Seinigen einem Rufe Jakobs I. nach der „engen Insel" widerstand. Auf die Nachricht von der wirklichen Gefangennehmung seiner Mutter eilte Keppler herbei und traf am 26. Sept. 1620 in Güglingen ein, wo die Sache vor einem neuen Richter verhandelt wurde. Er selbst vertheidigte nun die Mutter und wurde ihr Retter. Die Richter begnügten sich mit der Territion, und da die Angeklagte bei diesem Schreckmittel festblieb, so wurde sie absolvirt. Sie starb bald darauf. Bemerkenswerth ist, daß der sonst so hellsehende Keppler sowol bei seiner Vertheidigung als in seinen Privatbriefen den Zauberglauben nicht angriff und die Existenz der Hexen ausdrücklich anerkannte. Der Verf. macht hierüber eine sehr judicióse Bemerkung. (S. 139 fg.) Während der Dauer jenes Processes setzte Keppler, obwol vom Grame gebeugt, seine gelehrten Beschäftigungen dennoch mit unglaublichem Fleiße fort (S. 147—161) und erhob sich im Geiste über die Anfechtungen seiner bigotten Zeitgenossen. „Der Tag wird bald anbrechen", sagte er, „wo die fromme Einfalt sich ihres blinden Aberglaubens schämen, wo man die Wahrheit sowol im Buche der Natur als in der heiligen Schrift erkennen und sich über beide Offenbarungen freuen wird". Dieser Tag ist angebrochen. K. machte nun noch die Theorie der Logarithmen bekannt, erfand die Wasserschrauben und schrieb über die sechseckige Gestalt des Schnees. Die „Rudolfinischen Tafeln" und die „Tychonischen Betrachtungen" traten endlich im J. 1627 ans Licht. Jetzt war sein Urlaub abgelaufen. In Oestreich saß ein Ketzergericht beisammen und Keppler wußte nicht wohin sich wenden. Da halfen seine gelehrten Freunde die Jesuiten dem freidenkenden Protestanten, daß seine Besoldung und ein Rückstand von 12,000 Fl. auf die Einkünfte des Herzogthums Mecklenburg decretirt wurde, dessen neuer Besitzer Wallenstein in dem Astronomen den Astrologen willig übernahm und nach Sagan zu sich berief. (S. 166.) Allein der Friedländer hatte sich in dem Gelehrten, der sich zu astrologischen Hokus Pokus nicht hergab, getäuscht und mußte neben Keppler'n seinen Astrologen Zeno (Seni) theuer bezahlen. Dies machte ihn abgeneigt, Keppler's Rückstandsforderungen zu berichtigen, und er befahl dem akadem. Senat, ihn an den Lehrstuhl der Mathematik zu berufen. Aber Keppler blieb in Sagan, zum Aerger des Herzogs, inzwischen feierte seine Tochter Susanne, bisher im Fräuleinsstifte zu Pforzheim erzogen, mit Keppler's bisherigem astronomischen Gehülfen, dem neuen Professor der Mathematik zu Strasburg, Jakob Partsch, in seines Freundes Bernecker's Hause zu Strasburg, ihre Hochzeit (März 1630). Noch im Oktober desselben Jahres pilgerte der kranke K. auf den verhängnißvollen Reichstag nach Regensburg, um sein Recht zu reclamiren. Von der mühseligen Reise zu Pferd entkräftet, durch Zurückweisung gekränkt, starb er zu Regensburg am 15. November 1630 im 59. Lebensjahre mit einer unbefriedigten geistigen Sehnsucht; denn er hatte gehofft im J. 1631 die Venus an der Sonnenscheibe vorbeigehen sehen zu können, eine Erscheinung die von keinem Astronomen, so lange die Welt steht, beobachtet worden sei. Seine Gebeine ruhen auf dem Gottesacker von St.-Peter, und eine Gesellschaft edler Freunde der Wissenschaft hat ihm in der Nähe im Jahre 1808 ein schönes Grabmal errichtet.

Noch vor 62 Jahren klagte ein Landsmann Breitschwerdt's, bei Keppler's Namen:

— Ach, Freund! hier fließet
Des Unmuths Thräne mir die glühnde Wang' herab!
Bei Königen schläft Newton; Newton's Lehrer misset
In seinem Vaterland ein Grab!

Durch diese Schrift ist ihm auch im nächsten Vaterlande wenigstens ein schriftliches Denkmal errichtet worden, auf dem seine Verdienste und sein Ruhm vernehmlich zu lesen sind.

2.

Wegweiser durch den preußischen Staat, in die angrenzenden Länder und die Hauptstädte Europas. Auch unter dem Titel: Reisetaschenbuch für Berlin, alle preußische Staaten und die benachbarten Länder, mit genauer Berücksichtigung nach amtlichen Quellen der diplomatischen, Post-, Zoll- und Straßenverhältnisse und einer Uebersicht sämmtlicher preuß. Bäder. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Mit einer Karte. Berlin, Duncker und Humblot. 1831. Gr. 12. 3 Thlr. 8 Gr.

Dieses, im Innern wie im Aeußern den englischen Taschenbüchern ähnliche, wird gewiß seinem Zwecke entsprechen und Beifall finden. Der darin enthaltene Reichthum ist außerordentlich zu nennen, und wir glauben, auch auf denselben vertrauen zu können, da uns bei bekannten Localitäten nirgends ein erheblicher Irrthum oder eine fehlerhafte Angabe aufgestoßen ist, denn daß der Wirth zum Mohren in Gotha Schott st. Schäfer genannt ist, unter Frankfurt englisches Haus st. englischer Hof steht, und in Rotterdam die zwei gleich vortrefflichen Bathhotel nicht unterschieden werden, kann man wahrlich nicht für bedeutende Irrthümer nehmen.

Eher wäre zu tadeln, daß der Verf. die Artikel etwas zu

trocken statistisch gehalten hat, indem bei den meisten Städten z. B. nur angeführt ist, daß hier ein Gymnasium, dort eine Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und eine Lederfabrik sei, welches Alles den Durchreisenden wenig interessiren kann; und daß zu wenig auf das Physische Rücksicht genommen worden ist, welches freilich des Hrn. v. Z. starke Seite nicht zu sein scheint, denn er führt S. 44 unter den Producten des preuß. Staats Feld- und Flußspath unter den Metallen, Terpentin (sic!) unter den unedeln Steinen, und Aspalt (sic!) und Braunneis unter den Salzen auf! Allein außerdem erfährt man doch immer das Wissenswertheste jeden Orts in der Weise wie es die Geographien liefern, und die Gasthöfe nebst Namen der Wirthe, sowie die Freimaurerlogen, sind nirgends vergessen.

Da ein Handbuch wie dieses blos in allgemeiner Weise beurtheilt und resp. empfohlen werden kann, so begnügen wir uns, nur aus der Einleitung, die allgemeine statistische Uebersicht der preußischen Monarchie betreffend, noch einiges Merkwürdige herauszuheben.

Der Kern der Monarchie, nämlich die Provinz Brandenburg, hatte ursprünglich Slawen, namentlich Serben und Wenden zu Urbewohnern. Von ihnen finden sich noch etwa 880,000 Köpfe vor. Zu diesen Slawen sind später 70,000 Kuren und Letten, und 2,000,000 Polen gekommen, auch gehören noch gegen 3000 Hussiten und Böhmen dazu; die Germanen mögen über 10 Millionen Köpfe betragen, neuerlich kommen hierzu noch 80,000 Franzosen außer Neufchatel, und endlich sind an 160,000 Juden in der Monarchie zerstreut. Dreizehn Millionen Einwohner wäre also die höchste richtige Anzahl der preußischen Unterthanen.

Nach dem Areal berechnet man den Flächeninhalt des ganzen Staats auf 5054 Quadratmeilen. Der Realwerth aller königlichen Domainen ist 100 Millionen Thlr. Die ganze disponible Heeresmacht wird auf 530,000 Mann angeschlagen, von denen sich ungefähr 122,000 Mann im effectiven Dienst befinden. Nach den Glaubensbekenntnissen finden sich etwas über 7,700,000 evangelische, über 4,800,000 katholische, 15,655 Mennoniten und 160,000 Juden; darunter ist die Rheinprovinz und Posen am meisten katholisch. Die volkreichste Stadt ist Berlin (236,800 E.), dann Breslau (90,000 E.), dann folgt Königsberg (68,000), Köln (65,000), Danzig, Magdeburg u. s. w.; ungefähr dieser Rangordnung gleich folgt sich auch die Gewerbsteuer.

Im Einzelnen beginnt Berlin mit einem sehr reichhaltigen Abschnitt, die übrigen Städte sind alphabetisch mit ihren Reiserouten nach allen Richtungen abgehandelt. Die letzten Abschnitte sprechen noch insbesondere von den Bergreisen, den Bädern, den Post- und Geldangelegenheiten u. s. w., Alles recht zweckmäßig, wiewol wir dennoch der Form, welche Reichardt beobachtet, noch vor dieser den Vorzug geben möchten. 46.

Medaillen aus der Zeit der franz. Republik und des Kaiserreichs.

Vor Kurzem hat der Minister der öffentlichen Arbeiten entschieden, daß die Sammlung der Medaillen, welche dazu bestimmt sind, das Andenken an die merkwürdigsten Facta der Geschichte Frankreichs von 1796 an bis zum Ende des Kaiserreichs zu erhalten, in der königl. Münze geprägt werden sollen. Wir lassen hier in chronologischer Ordnung eine Liste derselben folgen, deren Genauigkeit wir bewähren zu können glauben.

1796: Schlacht von Montenotte; Schlacht von Millesimo; Schlacht von Castiglione.

1797: Uebergabe von Mantua; Capitulation von Mantua; Uebergang über den Tagliamento; Tractat von Campo Formio.

1798: Eroberung Unterägyptens; Eroberung Oberägyptens; Das eroberte Aegypten.

1799: Rückkehr nach Frejus.

1800: Uebergang über den großen Bernhard; Schlacht von Marengo; Tod des General Desaix; Departementalsäule; Dieselbe; Nationalsäule; Dieselbe; Quai Desaix; Ehrenbezeigungen für Turenne; Attentat vom 5. Nivose.

1801: Friede von Luneville; Derselbe; Derselbe.

1802: Friede von Amiens; Derselbe; Wiederherstellung des Cultus; Organisation des öffentlichen Unterrichts; Wiederherstellung der alten italienischen Republik.

1803: Unterhandlungen mit England; Eroberung Hannovers; Venus von Medici; Schulen der Pharmacie; Dem erhaltenden Glück; Wiedererrichtung der Bildsäule der Johanna von Arc; Brücke über die Durance.

1804: Napoleons Museum; Saal des Apollo; Saal des Laokoon; Ehrenlegion; Bergwerksschule des Montblanc; Lager von Boulogne; Bau der 2000 Kanonierböte; Code Napoleon; Krönung; Dieselbe; Einweihung; Gastmahl der Stadt Paris; Feste der Krönung; Austheilung der Adler; Wiederherstellung der Medaillenmünze; Centralgesellschaft für Vaccine.

1805: Besuch des Papsts Pius VII.; Krönung zu Mailand; Grab von Desaix; Dasselbe; Ligurien mit Frankreich vereint; Schulen der Medizin; Aufhebung des Lagers von Boulogne; Anrede bei der Brücke über den Lech; Capitulation von Ulm und Memmingen; Einnahme von Wien und Preßburg; Wiedernahme der Fahnen zu Inspruck; Schlacht von Austerlitz; Die 3 Kaiser; Unterredung der beiden Kaiser; Deputation der Maires von Paris nach Schönbrunn; Preßburger Friede; Kathedrale zu Wien; Rhonebrücke; Eroberung Venedigs.

1806: Eroberung Istriens; Eroberung Dalmatiens; Eroberung von Neapel; Verliehene Souverainetäten; Vermählung des Markgrafen von Baden; Säule der großen Armee; Triumphbogen; Besuch des Markgrafen von Baden; Rheinconföderation; Schlacht bei Jena; Dieselbe; Einzug in Berlin; Capitulation der 4 preußischen Festungen; Bündniß mit Sachsen; Besetzung Hamburgs; Ludwig Bonaparte als Generalissimus seine Heere; Französische Adler an der Weichsel; Schlacht von Eylau; Aufenthalt zu Osterode; Befreiung von Danzig.

1807: Schlacht bei Friedland; Sieg des 14. Juni; Einsitznahme der 3 Hauptstädte; Eroberung Schlesiens; Friede von Tilsit; Großherzogthum Warschau; Königreich Westfalen; Vereinigung Etruriens mit dem Kaiserreiche; Der Simplon; Straße von Nizza nach Rom; Gekrönter Adler; Besuch des Königs von Westfalen; Vermählung des Königs von Westfalen.

1808: Einzug in Madrid; Napoleon besucht Toulouse.

1809: Bruch des presburger Tractats; Abreise von Paris und Einzug in Wien; Schlacht von Eßling und Uebergang über die Donau; Einnahme von Raab; Aufenthalt in Schönbrunn; Vereinigung des römischen Staats mit dem Kaiserreiche; Rom, die zweite Hauptstadt; Eroberung Illyriens; Schlacht bei Wagram; Wiener Friede; Besuch des Königs von Sachsen in der Medaillenmünze.

1810: Besuch des Königs und der Königin von Baiern; Vermählung des Kaisers; Amor, der den Blitz raubt; Besuch des Großherzogs von Würzburg; Bildsäule von Desaix; Ourcq-Kanal; Waisen der Ehrenlegion; Leichenbegängniß des Herzogs von Montebello; Decennalpreise.

1811: Geburt des Königs von Rom; Taufe desselben; Der König von Rom.

1812: Einnahme von Wilna; Schlacht an der Moskwa; Einzug in Moskau; Die französischen Adler am Borysthenes; Die französischen Adler an der Wolga; Rückzug der Armee; Gründung der Schule der schönen Künste.

1813: Das Denkmal auf dem Mont Cenis; Schlacht von Lützen; Schlacht von Wurschen.

1814: Der 1. Februar.

1815: Rückkehr des Kaisers; Das 106. Regiment an Napoleon; Die Kaiserin Marie Louise; 2. Revers; Die Prinzessin Elisa; 2. Revers; Die Prinzessin Pauline; 2. Revers; Der König von Neapel; 2. Revers; Die Königin Hortensia; 2. Revers; Minerva des Instituts; Treue. 219.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 302. — 29. Oktober 1831.

Ueber Juden und Judenthum.

Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Hrn. Dr. Paulus, von G. Rießer. Altona, Hammerich. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Eine auffallende und zu ernster Betrachtung auffordernde Erscheinung ist es, daß in einem großen Theile von Europa mit der wiedererwachenden Freiheitsliebe zugleich der alte verjährte Judenhaß wiedererwacht. Während die Völker sich erheben, um das unveräußerliche Recht des Menschen auf freie Entwickelung aller seiner geistigen und physischen Anlagen zurückzufordern, wollen sie nur die Juden von dem Genusse dieses Rechtes ausschließen und, wo möglich, ihnen sogar den geringen Antheil an demselben, den sie bisher theils erworben, theils erschlichen hatten, wiederabnehmen. Dies ist, wenn in dem wilden verworrenen Treiben des Pöbels überhaupt ein Sinn liegt, doch wol die Meinung der unruhigen Auftritte, die in Kopenhagen, Hamburg, Frankfurt a. M., Karlsruhe, München und an andern Orten in der Mitte des vorigen Jahres plötzlich das Andenken der großen Judenverfolgungen des Mittelalters und der kleinen Judenverfolgung des turnenden Deutschthums *) erneuten.

Aber sprechen nicht auch die höhern und die gebildetern Stände sich in gleichem Sinne, wenn auch nicht auf gleiche Weise, aus? In Leipzig, um von dem Nächsten auszugehen, wird jüdischen Banquiers die Aufnahme verweigert; aus dem Fürstenthume Sondershausen werden die Juden verwiesen; das britische Parlament verwirft die Emancipationsbill; in der Tigerhöle des Tyrannen von Portugal und in den freien Thälern von Norwegen werden keine Juden geduldet; und 400,000 Juden unter den Polen wurden, selbst in dem Todeskampfe dieses Heldenvolkes, von der Ehre der Theilnahme ausgeschlossen. Woher diese Uebereinstimmung in dem *einen* Gefühle des Hasses gegen die Juden bei den verschiedensten Ständen, bei den verschiedenartigsten Völkern, die sonst — man kann sagen — außer dem allgemeinen Charakter des Menschen und des Europäers in nichts übereinstimmen?

Fragen wir nach den Gründen, so bleibt man uns entweder ganz die Antwort schuldig, oder ertheilt sie in so leidenschaftlicher Art, daß wir zwar einen neuen Beweis der ohnedies bekannten Thatsache des Hasses, aber auch nicht die entfernteste Aufklärung über die Ursache und Veranlassung desselben erhalten. Selbst in dem britischen Parlament, wo doch sonst dunkle Gefühle nicht als Beweisgründe angenommen werden, scheint bei den Verhandlungen über die Emancipation der Juden mehr die Stimme blinder Wuth, als ernster aller Gründe bewußter Ueberlegung sich geltendgemacht zu haben.

Gehen wir alle die Gründe durch, die bald im gemeinen Leben zur Entschuldigung feindseligter Gesinnung gegen die Juden, bald in gesetzgebenden Versammlungen zur Rechtfertigung ihrer Ausschließung von politischen und bürgerlichen Rechten angeführt werden, so ist derjenige, der uns zuerst und am häufigsten begegnet: die Religionsverschiedenheit. Religionshaß war die Quelle aller der entsetzlichen Verfolgungen, welche die Juden das ganze Mittelalter hindurch und in einzelnen Gegenden bis in die neueste Zeit zu erfahren hatten; und verbürgen möchten wir es nicht, daß auch bei unsern gegenwärtigen Judenfeinden der religiöse Haß eine bedeutendere Rolle spielt, als sie vielleicht selbst werden Wort haben wollen. Der Grund, der im britischen Parlamente vor allen andern überwog, war der von allen Gegnern der Bill wiederholte: England sei ein christliches Land; die englische Verfassung beruhe auf dem Christenthume; zur Theilnahme an derselben Ungläubige, Juden, Türken und Heiden zuzulassen, heiße das Christenthum und folglich auch die Verfassung untergraben. Ob es den Engländern wirklich mit ihrer christlichen Verfassung so außerordentlich Ernst sei, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls spricht es für diese Art der Beweisführung wenig, daß wir dieselbe erst vor 2 Jahren mit gleichem Eifer gegen die Katholiken angewandt und dann doch ohne den geringsten Schaden für die Verfassung wieder aufgegeben sahen. Damals hieß es: England sei ein protestantisches Land; die englische Verfassung beruhe auf dem Protestantismus; zur Theilnahme an derselben Katholiken zuzulassen, heiße den Protestantismus und folglich auch die Verfassung untergraben. Seitdem sind die Katholiken zugelassen worden und die englische Verfassung besteht noch ebenso fest und unverletzt als zuvor. Daß dasselbe auch bei der Zulassung der Juden der Fall sein würde, ist wol kaum zu bezweifeln, da man Katholiken im britischen Reiche 7 Millionen, Juden nur 30—40,000 zählt. Auch sind wir überzeugt, daß bei der Zurückweisung der Juden in England nicht so sehr allgemeiner Haß gegen Andersgläubige, als vielmehr bestimmter Judenhaß vorherrschte; denn welche Vorliebe eine gewisse Partei in England z. B. für die Türken hat, ist ja wol seit dem letzten Türkenkriege Niemand verborgen geblieben. Wenn es Mohammedaner in England gäbe, so würde man diesen gewiß mit der größten Bereitwilligkeit den Weg zu allen Ehrenstellen bahnen: nur den Juden nicht. Am naivsten hat dies im Parlament ein sonst eben nicht ausgezeichnetes Mitglied, Hr. Trant, ausgesprochen: Das Volk von England sei der Emancipation der Juden auf das Entschiedenste entgegen. Wer wären *Die*, zu deren Erleichterung diese Maßregel bestimmt sei? Sie wären die Nachkommen Derjenigen, die Jesus Christus gekreuzigt hätten und ausgerufen: „Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder!" Sie wären die Nachkommen Derer, die den Stifter unsers Glaubens verfolgt hätten, und die dies heute wieder thun würden, wenn es in ihrer Macht stünde.

„Die Juden haben Christum gekreuzigt!" Diese historische Thatsache ist gewöhnlich die letzte Schutzwehr, hinter welche die leidenschaftlichen Judenfeinde sich zurückziehen, wenn alle ihre übrigen Gründe aus dem Felde geschlagen sind. Indessen anders als in der höchsten Aufregung möchte wol nicht leicht ein gebildeter Mann dieses barbarische Argument gebrauchen. Weil vor 1800 Jahren die Juden Christum gekreuzigt haben,

*) Im J. 1819 waren die Turner die eifrigsten Judenfeinde.

sollen wir die Juden wieder kreuzigen! Weil in uralten Zeiten ein Theil des israelitischen Volkes einen weisen und gütigen Lehrer ungerecht verfolgt hat, sollen wir, die wir uns zu den Lehren des Verfolgten bekennen, die entferntesten Nachkommen und Angehörigen jenes Volkes ebenso ungerecht verfolgen! Ungefähr ebenso vernünftig, nur weniger ausführbar, wäre es, die Erde in die Luft zu sprengen, weil sie das Kreuz getragen hat, an dem Christus gekreuzigt wurde; oder Sonne, Mond und Sterne in ewige Trauer zu hüllen, weil sie auf den Tod des Gerechten ungerührt herabsahen. Wenn die Verbrechen aller unserer Urahnen an uns gebüßt werden sollten, würden wahrlich wenig Menschen übrigbleiben, welche nicht die härtesten Strafen verdienten. Wer weiß denn, ob unsere eignen Vorfahren, im Zustande thierischer Wildheit, nicht gleich den Bewohnern von Neuseeland und einigen Südseeinseln, Cannibalen waren, die sich von dem Fleische ihrer Brüder nährten? Werden wir deshalb, wenn wir darüber auch die unbezweifeltste Gewißheit erhielten, anfangen uns selbst zu verabscheuen? Und unsere Nachkommen, die einst mit Grauen von unsern blutigen Menschenschlächtereien im Kriege und von unsern grausamen Justizmorden oder Hinrichtungen hören werden, sollen diese, weil wir, ihre Vorfahren, Barbaren waren, deshalb in Masse sich aufhängen oder in das Wasser stürzen?

Und hat der Lehrer, den wir an seinen Feinden rächen wollen, hat Christus es uns als Pflicht auferlegt, ihn zu rächen? Christus, von dem wir uns Christen nennen, gebot uns, zu lieben, die uns hassen, nicht, zu verfolgen, die uns oder ihn verfolgt haben. Die versteckte Menge, die ihn dem Kreuzestode übergab, rief: „Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder!" In ihrem Geiste, in ihrer Gesinnung, nicht in dem Sinne des Besten und Liebevollsten der Menschen handeln wir, wenn wir diesen Fluch in Erfüllung bringen. Aber was sollen wir dazu sagen, wenn wir von Menschen, die sich sonst nicht einmal mit dem Munde zum Christenthume bekennen, von Leuten, die im Bilde Christum täglich und stündlich selbst kreuzigen, wenn wir von diesen den Judenhaß aus religiösen Gründen rechtfertigen hören? Wenn wir hören, wie dies in dem britischen Parlamente der beständige Refrain war: Wir wären einmal Christen, unsere geselligen Verhältnisse, unsere Verfassungen wären auf das Christenthum gegründet, und wer in diese Verhältnisse aufgenommen werden, der Vortheile dieser Verfassungen sich erfreuen wolle, müsse daher nothwendig ein Christ sein? Was die Gesellschaft im engern Sinne betrifft, so steht es natürlich jedem Menschen frei, dieselbe zu wählen, wie er es für gut findet. Wer nicht mit Juden umgehen mag, der halte sie von sich, oder sich von ihnen so weit entfernt, als es ihm beliebt. Niemand wird es einfallen, ihm darüber Vorschriften zu machen. Aber welchen Zusammenhang man zwischen jeder beliebigen Religion und einer bürgerlichen Verfassung setzen will, das können wir nicht entdecken. „Wir hören von wesentlich protestantischen Regierungen und von wesentlich christlichen Regierungen", bemerkte vor einiger Zeit ein englisches Journal, „dies sind Worte, die gerade so viel sagen wollen, als wesentlich protestantische Kochkunst oder wesentlich christliche Pastetenbäckerei".

Der einzige vernünftige Zweck, den eine Regierung haben kann, ist der, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu erhalten. Gesetze bestehen, um es zu verhindern, daß die Menschen sich nicht unter einander umbringen, sobald sie einmal in einen Streit gerathen; um es zu verhindern, daß sie nicht durch Diebstahl und Raub ihre Bedürfnisse befriedigen, sondern durch Fleiß und Arbeit. Und Regierungen sind da, um die Gesetze zur Ausführung zu bringen, um ihnen Kraft zu leihen und sie gegen die Widerstrebenden zu behaupten. Wenn es in einem Staate eine Classe von Menschen gibt, denen an der Erhaltung der öffentlichen Ordnung nichts gelegen, denen Ruhe, Frieden und Sicherheit verhaßt ist, so muß diese Classe natürlich von der Regierung entfernt werden. Es versteht sich von selbst, daß man Diebe, Räuber und Mörder nicht zu Richtern und Regenten machen, daß man ihnen keine Macht anvertrauen wird, die Leben und Eigenthum ihrer Mitbürger in ihre Hand legt. Aber wie man deshalb einen Mann von dieser Macht ausschließen kann, weil er einen Bart trägt, weil er keinen Schinken ißt, weil er des Sonnabends in die Synagoge geht, statt des Sonntags in die Kirche, dies ist in der That unbegreiflich.

Der Einwand, den man nicht selten erhört, daß man die Juden in christlichen Staaten um deswillen an politischer Macht, an Staatsämtern und bürgerlichen Rechten keinen Theil nehmen lassen dürfe, weil ihre Anwesenheit eine stillschweigende Verleugnung und Verhöhnung der christlichen Religion wäre, beweist nichts, weil er zu viel beweisen würde. Wenn die Existenz der Juden ein Vorwurf für das Christenthum ist, so müssen wir die Juden ermorden, peinigen, plündern, wie unsere biedern Vorfahren sie ermordet, gepeinigt, geplündert haben. Nur dadurch, daß wir ihre Existenz vernichten, können wir uns von diesem Vorwurfe befreien, nicht, indem wir ihnen den Zutritt zu öffentlichen Aemtern, zu politischer Macht verwehren. Zu leugnen ist es nicht, daß der Ungebildete in seinem Glauben an die Untrüglichkeit der Lehren des Christenthums erschüttert werden kann, wenn er Feinde des Christenthums in äußerm Glanz, in Reichthum, Einfluß und Ehren sieht. Ebenso kann der rohe Mensch es für unnöthig halten, rechtlich, gut und tugendhaft zu sein, wenn er den Bösewicht, den Schurken, den Feigling geehrt und den redlichen Mann von der bittersten Noth und Armuth gedrückt sieht. Aber wenn der Staat, vernünftigerweise, nicht einmal den Unsittlichen und Lasterhaften von öffentlichen Aemtern ausschließen darf, sofern derselbe sich nicht durch ein bestimmtes Verbrechen strafbar macht; wieviel weniger darf er den Juden wegen der Verschiedenheit seiner religiösen Ansichten ausschließen, da die Sittlichkeit mit dem Staatszwecke in der genauesten Verbindung steht, während die Religion denselben völlig fremd ist? Ein unsittlicher Mensch wird nicht leicht ein guter Minister sein; aber warum sollte der Jude, der den Geldmarkt und durch den Geldmarkt die Welt beherrscht, wenn er sonst ein ehrlicher Mann ist, nicht der trefflichste Finanzminister und Premierminister sein? Ein Congreß von Souverainen mag sich genöthigt sehen, den Juden zu Hülfe zu rufen; das Gekritzel des Juden auf dem schlechtesten Stück Papier mag mehr werth sein, als das Wort von drei Königen; aber daß dem Juden das Bürgerrecht in irgend einer kleinen Stadt verliehen werden sollte, würde diese als die größte Beschimpfung betrachten. Welche Consequenz! Wir kriechen vor unsern Ministern, und unsere Minister kriechen vor den Juden; und dennoch wollen wir den Juden nicht als unseres Gleichen gelten lassen. Warum? weil er andere religiöse Meinungen hat als wir.

Aber wenn der Jude uns Geld borgt, so vergessen wir seine religiösen Meinungen; gern verbeugen wir uns dann so tief vor ihm, als unsere Minister dies irgend thun können. Wir geben uns vollkommen in die Hand des Juden; wir sind seine unterthänigen Diener, seine Sklaven. Diese Macht des Juden, die Macht des Gläubigers über den Schuldner, die größte, die unter civilisirten Völkern besteht, das wissen wir recht gut, können wir ihm nicht nehmen, wenn wir ihm nicht seinen Reichthum und die Fähigkeit, Reichthum zu erwerben, nehmen. Durch seinen Reichthum besitzt der Jude Alles, Ehre, Einfluß, Macht. Es ist gleichgültig, ob er selbst Minister ist, oder ob ein Anderer Minister ist, der aber in Allem, was er thut, nur nach dem Willen des Juden thut. Welche Albernheit, dem Juden die Sache zu lassen und nur den Namen nicht zu gönnen!

Wenn uns unser Christenthum nicht die Verbindlichkeit auferlegt, den Juden zu ermorden oder zu plündern, so kann es uns unmöglich die Verbindlichkeit auflegen, ihn zu verachten. So lange der Jude reich bleibt, findet er hundert Wege, sich äußere Achtung zu erzwingen. Und wenn wir dem Juden diese äußere Achtung bezeigen, während wir ihn innerlich als einen Ungläubigen verachten, sind wir selbst, nicht der Jude, verächtlich. Sollte das Christenthum uns die Verbindlichkeit auflegen, uns selbst verächtlich zu machen?

Wir sind hier bereits zu dem zweiten Grunde, den man gegen die Juden einwendet, übergegangen: zu dem Vorwurfe, daß sie schlecht, unsittlich, entartet und deshalb der Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft unwürdig wären. Alle Vorwürfe, die man in dieser Beziehung den Juden macht, lassen sich auf den einen der Feigheit oder vielmehr des Bewußtseins der Schwäche zurückführen. Feig kann man es nicht nennen, wenn Einer gegen Zehn, Hundert gegen Tausend, Tausend gegen Hunderttausend sich nicht wehren, nachdem sie sich durch die Erfahrung von der Vergeblichkeit des Widerstandes überzeugt haben. So lange die Juden als Nation vereinigt waren, waren sie auch tapfer, wie alle Nationen tapfer sind. Nachdem aber ihre Kraft gebrochen, nachdem die Reste ihres Volkes in die Sklaverei abgeführt, vereinzelt und über die ganze Welt verstreut waren, welche Gelegenheit hatten sie jetzt noch, ihren Muth zu beweisen und zu bilden? Als Besiegte einer ungerechten Bedrückung preisgegeben, als Andersgläubige in einem fanatischen Zeitalter verfolgt, wie das Wild gehetzt, aus allen Schlupfwinkeln aufgejagt — welcher Muth blieb ihnen da noch übrig, als der Muth der Ergebung? Alles hatten sie verloren, nicht blos politische Macht, nicht blos die Freiheit, Alles, selbst den Boden ihres Vaterlandes, bis auf das Leben. Und daß sie an dem Leben, an dem Einzigen, was ihnen gelassen war, hingen, daß sie an das einzige Bret, was ihnen aus dem Schiffbruche ihres Volkes blieb, sich mit der Angst der Verzweiflung klammerten, wollen wir ihnen zum Vorwurf machen. Etwas Rührenderes als diese ängstliche Sorge für das Leben, nachdem Alles, wodurch das Leben Werth erhält, verloren ist, können wir uns nicht denken. Es gibt keinen sicherern Beweis der hohen Würde der Menschennatur, des unendlichen Schatzes von Seligkeit und Glück, der in unsere Brust gelegt ist, als die Begierde, mit welcher der Unglückliche in der freudlosesten Existenz noch am Leben hängt. Aber den Juden machen wir diese Begierde zum Verbrechen. Denn Alles, was wir ihnen zum Verbrechen machen, ihre Feigheit, ihre Selbstsucht, ihr Eigennutz, ihre Gemeinheit, ihre Ehrlosigkeit, Alles ist nur die durch zweitausendjährigen Druck bis zum Wahnsinn gesteigerte Begierde zu leben, die Existenz zu fristen, die glänzende Sonne, den blauen Himmel, die grüne Erde zu schauen und Luft — Luft zu trinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Sammlung neuer Schriften von Alexander Bronikowski. Sechster bis achter Band. Auch unter dem Titel: Polen im 17. Jahrhundert, oder Johannes der Dritte, Sobieski und sein Hof. In 5 Theilen. Dritter bis fünfter Theil. Halberstadt, Brüggemann. 1829—30. Preis aller 5 Theile 8 Thlr. *)

Sollten diese letzten Theile den ersten an Interesse nachzustehen scheinen, so ist das Folge des Stoffs, nicht der Form. Die Hauptfigur, der heldenmüthige, geist- und gemüthvolle König Sobieski tritt mehr im Schatten, ja im letzten Theil sehen wir ihn fast nur im Sarge, an dem der ärgerlichste Streit über Mein und Dein sich erhebt, zwischen der launenhaften habsüchtigen Königin, der gefühllosen Gattin und Mutter, und dem ebenso gefühllosen ältesten Sohn. Die Sterbescene des Königs ist vortrefflich und gewiß auch wahr, das große liebende Herz des alten Löwen wirft jede Schlacke weg, klar blickt der Staatsmann in die Zukunft, klar in das Innere, er schaut, wo er gefehlt, wo er recht gethan, und hofft durch sein aufrichtiges Bekenntniß, die tiefempfundene Reue der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit nicht unwürdig zu sein. Die unbegreifliche blinde Liebe zu seiner ihm so ungleichen Gemahlin, die ihm mehr schadete als alle äußere und innere Feinde zusammengenommen, tritt nicht so grell wie früher hervor, in die Klage um ihn mischt sich nicht das unreine Gefühl des Unwillens über sein Schmiegen unter den Pantoffel der herrschsüchtigen Maria Casimira, den sie nicht einmal mit Zierlichkeit handhabt. Die widerwärtige Frau mit ihren Ränken macht sich in diesen Theilen breit, sie hat jede Unart einer verzogenen modischen Dame, deren kindische Launen ein Heer von Anbetern stets bereit ist, zu erfüllen. Aber was im Boudoir nur albern ist, wird im höhern Wirkungskreise verderblich, zumal wenn sich zu der Rechthaberei, dem Wankelmuth, dem kurzsichtigen Eigensinn heftige, jeder vernünftigen Vorstellung widerstrebende Leidenschaftlichkeit gesellt, die Dame nicht allein eitel und begehrlich, auch rachsüchtig und herzlos ist. Prinz Jakob, das häßlichere Gegenbild der Mutter, gemeiner Gesinnung, wie sie, mismuthig, nicht einmal durch vorübergehende Augenblicke von Huld und Geisteskraft die Meinung gewinnend, im ärgerlichsten Zwiespalt mit der Mutter, kalt gegen die Gattin, frostig und undankbar gegen den herrlichen Vater, ist eine Hauptursache, daß die Krone seinem Hause entzogen wird und er und seine Brüder in unrühmlicher Dunkelheit enden. Die jüngern schöner begabten Prinzen und ihr Freund Fürst Demetrius ziehen durch ihre Persönlichkeit und ihr Unglück an; aber man erkennt, daß sie nicht die Fähigkeit besaßen, mit ihren sanft menschlichen Tugenden Ordnung in die Verwirrung zu bringen, am wenigsten Demetrius, der in seiner Sittenreinheit, seiner Vaterlandsliebe, ihm eine Abstraction, in die verdorbene Zeit sich nicht finden kann, in ihr untergehen muß. Wie schrecklich die Parteisucht Polen zerrüttete, wie sie mehr als Gefahren von Außen den Wohlstand des Landes untergrub, davon stellt der Verf. dieser Geschichte ein warnendes Beispiel auf, dessen Nutzanwendung auch jetzt nicht überflüssig sein möchte.

2. Das Erbe, von Karoline v. Woltmann. Novelle in 3 Abtheilungen. Gera, Heinsius. 1831. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Dem Vorworte zufolge, wählte die Verf. den schwierigen und abschreckenden Stoff, um durch ihn den ungeheuern Misbrauch der Rede und des Urtheils zu bethätigen und zugleich auf den lichten Zug höherer Ordnung aufmerksam zu machen, der auch die Verwirrung, durch jenen Misbrauch entstanden, zu vernünftigen Zwecken führt. Sollte ihr, vielleicht unbewußt, nicht noch ein Drittes vorgeschwebt haben: zu beweisen, daß man selbst Anforderungen eines verdorbenen Geschmacks auf eine Weise befriedigen kann, ohne daß weder das sittliche noch das Schönheitsgefühl dabei zu erröthen hat. Die Zeit gebiert Gewaltiges, Schauderhaftes, die Dichtung will nicht dagegen zurückstehen, ja wo möglich die Wirklichkeit noch überschaudern, daher die Masse von criminalistischen Romanne, in denen Teufels- und Folterscenen, als obligate Bravourarien, auch das schläfrigste Gemüth erschüttern sollen, und man, wie es den Anschein hat, die Möglichkeit psychischer Ekelcuren versuchen will. Criminalgeschichte ist auch vorliegende Novelle, aber ohne Ekel und Empörendes, wie bei einer Dame, der die Grazien treue Begleiterinnen sind, sich voraussetzen ließ. Sie begleiten sie in den Gerichtssaal, in Kerker, in die Schenke, verschönern die Physiognomien des Pöbels, ohne sie jedoch zum Verblasen zu verleiden. Die Verf. nimmt sogar einen Anflug von Humor bei ihren Portraiten aus den niedrigsten Ständen auf, sie scheut es nicht der Wahrheit ins Gesicht zu schauen und das Geschaute mit festen Zügen wiederzugeben, aber den kräftigen Druck einer Männerhand, welche die letzte Hülle, den Schleier der Grazie, der Wahrheit entreißen darf, wird man doch vermissen, — die konnte und mochte die Verf. ihren Schilderungen nicht geben. Die Geschichte trägt sich zu Ende des 17. Jahrhunderts im südlichen Frankreich zu, wo durch einen aus dem Pöbel aufgegriffenen, nicht einmal gewandten Betrüger eine wackere Familie um Vermögen und Ansehen kam, und nahe daran war, völlig zu Grund gerichtet zu werden. Für den nur die Erscheinung Beachtenden, der nicht nach den Ursachen forschen mag, bedarf es der historischen Beglaubigung, der Geschichte, um es für möglich zu erachten, daß solch grober Betrug durchgehen konnte, daß ein plumper roher Gesell, der sich für den verstorbenen Sohn eines Réfugié ausgibt, trotz der gewichtigsten Zeugnisse dawider, trotz der augenscheinlichsten Widersprüche, Jahrelang täuschte und sich in den unrechtmäßigen Besitz

*) Vgl. Nr. 133, wo über den 1. u. 2. Theil gesprochen wurde.

D. Red.

eindrängte, bis die Wahrheit endlich sich Raum machte und jeden Zweifel völlig hob. Der Denker wird die Hebel solchen Erfolges richtig erkennen, er weiß, welche Gewalt beherzte Leute auf die öffentliche Meinung haben, die dreist auf der übrigen beharren und sie als den anbetungswürdigen Götzen auf den Altar stellen. Sind nun vollends fanatische Priester, wie in dieser Begebenheit, die Verfechter eines Problems, sie, die mehr als jeder Andere auf die Meinung einwirken, so werden die Gläubigen sich mehren, die Menge folgt der Menge, der eigne Vortheil ist bei Einigen ein Glaubensgrund, Viele halten es mit den scheinbar Unterdrückten, aus tiefeingrimpfter Neigung sich gegen alles Bestehende, Gesetzliche, sich über das Gemeine Erhebende aufzulehnen. Ein Rechtsgelehrter versicht die Anklage, die Foderungen des Betrügers, nicht aus Eigennutz oder schlechter Gesinnung, sondern aus misgeleitetem Eifer, darzuthun, wie für die Wissenschaft jeder Gegenstand ein guter, ja der schlechte, der willkommenere ist, weil er dem Studium das weitere Feld eröffnet und dem Talent volle Gelegenheit gibt, sich zu zeigen. Mancher Rabulist mag vielleicht solch falscher Enthusiast für die Jurisprudenz, kein Rechtsverdreher sein, wie die Meinung ihn brandmarkt. Jener Charakter ist trefflich durchgeführt, mit nur nothwendigen Schatten, wie denn überhaupt die Verf. selten in den schwarzen Farbentopf taucht, und gewiß das Entsetzliche, Widersinnige, was die Geschichte ihr überliefert, eher mildert als übertreibt, und es klar motivirt. Die Tochter jenes Advocaten, in ihrer jungfräulichen Herbigkeit, die doch nicht unweiblich wird, ist ein herrliches Bildniß; unvergleichlich durchgeführt, wie sie dazu kommt, die Gattin des Betrügers, den sie halb und halb durchschaut, den sie geringschätzt, zu werden. Nur mußte sie Witwe bleiben, sich nicht mit dem sie treuliebenden Baptist, den sie schon, als zuerst seine Gefühle für sie erwachten, kaltsinnig abwies, sich verbinden: es ist viel Kunst aufgeboten, den Schritt als den richtigen glauben zu machen, aber aber, das gesunde Gefühl merkt doch den Trugschluß, und sieht ungern Magdalenen an Baptists Seite. Hiermit wäre denn auch die schwache Stelle des Buchs ausgesprochen, das an trefflichen Betrachtungen, auf tiefe Menschenkenntniß sich gründend, einfach und bündig gesagt, überreich ist. Daß die Verf. unter dem sengenden, ausdorrenden Himmel der Provence frisches Grün, kühle Quellen, die anmuthigsten Landschaften gedeihen läßt, in denen sich allerliebste Gesellschaften und trauliche Familienkreise bewegen, ist ein zu schöner Fehler, als daß Jemand im Ernst ihn rügen möchte. 84.

Anklänge der Zeit, von Ludwig Marchand. Zweite Ausgabe. Utrecht, 1830. Gr. 8. 10 Gr.

Die Ankündigung „Zweite Ausgabe" reizte unsere Neugierde. Eine zweite Ausgabe deutscher Gedichte, wovon eines am 29. September 1830 geschrieben wurde, noch im J. 1830, schien uns in der That auf Hohes zu deuten. Daß diese Gedichte, diese deutschen Gedichte in Utrecht gedruckt, in Utrecht, der holländischen Stadt, die zweite Auflage erlebten, konnte unsere Erwartung nur steigern. Daß diese Gedichte endlich nicht von dem Verf., sondern von Fremden gesammelt worden sind, erregte unsere höchste Verwunderung, denn eine solche Ehre ist einem Deutschen bei seinen Lebzeiten wol nie wiederfahren. Wir fanden hierzu den Schlüssel theils in den Gedichten selbst, theils in den in holländischer Sprache geschriebenen Anmerkungen. Es sind nämlich patriotische Gedichte voll Begeisterung für König Wilhelm und die Sache Hollands. Der Verf., ein Luxemburger, ließ dieselben, 8 an der Zahl, theils in das „Advertentie-Blad", theils in das „Avondblad" einrücken, und aus denselben wurden sie abgedruckt, ein Beweis, welche tiefe Wirkung sie auf die Holländer gemacht haben müssen! Dies, und daß sich Hr. Marchand damals in Utrecht aufgehalten habe, beweist unter Anderm folgende Anmerkung des oberwähnten „Avondblad": „Der Hr. Ludwig Marchand hat uns mit nachstehendem Beitrag (dem „Freiwilligers Minnesang") beehrt, den wir (obschon wir uns vorgenommen haben, nur selten Gedichte aufzunehmen) unsern Lesern nicht vorenthalten können. Der kräftige, männliche, dichterische Ton dieses luxemburgischen Barden hat uns tief gerührt und muß das Herz jedes wahren Patrioten treffen. Hr. Marchand verspricht uns seine fortdauernde Mitwirkung; nichts wird uns angenehmer sein, er nehme unsere Wünsche und unsern Brudergruß auf die Reise mit, die er ehester Tage nach Luxemburg antreten wird". Dasselbe Gedicht „Freiwilligers Minnesang" weckte die Muse von der Hoop's, der ihm dafür im „Avondblad" Nr. 10 ein holländisches Danklied weihte. Daß zu einer Zeit, wo die meisten deutschen Journale und alle deutschen Dichter den belgischen Aufruhr vergötterten, die Holländer, das meist republikanische Volk unsers Welttheils, Freiheitsfeinde schalten und ihren König Wilhelm, den freisinnigsten des Continents, der Tyrannei ziehen, — die Stimme des einzigen deutschen Dichters, der voll Kraft und Macht für Nordniederland und Oranien sang, die Holländer mächtig bewegen mußte, ist ebenso natürlich, als es erfreulich ist, wie sehr sie deutsches Wort zu schätzen und zu empfinden scheinen. Um so mehr schmerzt es uns sagen zu müssen, daß diese Gedichte im Ganzen nicht eben den höchsten poetischen Werth haben. So fängt z. B. das „Jägerlieblein der Studenten, die freiwillig ausziehn für Gott, Fürst und Vaterland", also an:

Auf Jäger, das Büchslein rein und blank
Rasch über den Arm gehangen!
Für Pulver und Blei dem Vaterland Dank!
Dann vorwärts! wie unsre Väter frank,
Wo blutige Früchte prangen;
Nach Nordbrabant (!) auf die Parforce-Jagd,
Und über die Kerls uns hergemacht!

In „Freiwilligers Minnesang" (eigentlich Minnesang der Freiwilligen) heißt es:

Er tummelt den Rappen, dassassa!
Er zieht den Flamberg, hurrah! hurrah!

ferner:

Ich habe nimmer den Rücken gewandt
Für Gott und den Fürsten und's Vaterland!

und doch wäre dieser letzte Vers so leicht umzuändern gewesen, denn für Gott u. s. w. wendet Niemand den Rücken, sondern:

Im Kampf für Gott, für Fürst und Vaterland.

Offenbar ist der Dichter noch ein junger Mann, der die Kunst des Feilens nicht versteht und dessen deutsche Sprache etwas an batavischen Anklängen kränkelt. Uebrigens ist er so freisinnig, wie nur der edelste Deutsche es sein kann, dies beweist das von den Herausgebern aus einem andern seiner Gedichte entlehnte Motto:

Was dünkt Euch solch ein Walten,
Ihr Wichtlinge mit Kürbisbirn?
Entnervte bleiche Zwerggestalten,
Was runzelt Ihr die gelbe Stirn?
Was rückt Ihr Eure Kutte
Loyola's Kinder, morschen (!) Bilds?
Auf der Altäre*) hohem Schutte
Flammt stolz die Fackel des Geschicks;

L. Marchand, „Neue Knospen", S. 31.

sowie das letzte Gedicht dieser Sammlung, welches der Verf. schrieb, als noch Karl X. auf dem Throne saß, und das, wie die Herausgeber bemerken, aus dem „Luxemburger Wochenblatte" abgedruckt wurde, „zum Beweis, daß sein Geist stets derselbe war, und nicht erst diese Richtung durch die Zeitumstände genommen hat". Die Ausstattung ist glänzend, nur ist zu beklagen, daß der Verleger für keinen der deutschen Sprache vollkommen kundigen Corrector gesorgt hat. 194.

*) Der Dichter meint wol nur die Altäre der Kinder Loyola's.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 303. — 30. Oktober 1831.

Ueber Juden und Judenthum.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Nicht blos zum Sterben, auch zum Leben, wenn das Leben mit tausend Qualen verbunden ist, gehört Muth: Muth ist nichts Anderes als das Gefühl; das Bewußtsein des Lebens, jeder Athemzug, den wir thun, ist Muth. Und wir wissen kaum, wozu mehr Muth gehört, für eine Idee, die mit unserm Leben eins geworden ist, das Leben zu opfern; oder das Leben, blos um zu leben, zu behaupten, Alles zu ertragen, Schande, Schmach und Spott, physischen Schmerz und geistigen, und selbst die Hoffnungslosigkeit, die auf jede Rettung aus diesem Elende verzichtet; und dieses Alles blos, um nicht zu sterben, um zu leben.

Man denke sich ein Volk, — man denke sich einen Menschen, dem von frühester Kindheit auf, mit der Muttermilch, die Lehre eingeflößt wird: Du bist ein Mensch; Du mußt leben; es ist schön zu leben; aber Deine Nebenmenschen wollen Dich nicht leben lassen. Nimm Dich in Acht vor Deinen Nebenmenschen. Sie sind Christen. Wenn sie Dich schlagen, wenn sie Dich peinigen, wenn sie Dich martern, wehre Dich nicht; denn sie nehmen Dir das Leben. Traue keinem, verlasse Dich auf keinen; denn sie nehmen Dir das Leben. Wenn Du leben willst, mußt Du Geld haben. Geld ist Leben. Wenn Du Geld hast, lassen die Christen Dich leben. Laß Dir Alles nehmen, laß Dir Alles gefallen, nur Dein Geld laß Dir nicht nehmen. Stehe früh auf, und Dein erster Gedanke sei Geld; und wenn Du Dich niederlegst, sei Dein letzter Gedanke Geld; und den ganzen Tag über, sei Dein Gedanke Geld. Denke: Das Leben der Christen, die Dich peinigen, ist auch nur Geld. Hast Du Geld, so lebst Du wie die Christen.

Dies war die Erziehung der Juden während des Mittelalters. Die Scheiterhaufen rauchten; Greise, Männer, Weiber und Kinder, ganze Generationen röchelten in ihrem Blute; aber wenn die armen Schlachtopfer Geld hatten, wenn sie den Schutz der Fürsten bezahlen konnten, ließ man ihnen das Leben.

Jetzt haben die Juden keine Scheiterhaufen mehr zu fürchten; sie brauchen die Erlaubniß zu leben nicht mehr zu bezahlen. Aber daß die Eindrücke, die dem Charakter eines Volkes durch die Schicksale vieler Jahrhunderte eingeprägt wurden, nicht bei der ersten augenblicklichen Erleichterung spurlos verschwinden, kann uns dies befremden? Und ist denn wirklich bereits aller Druck von den Juden gehoben, daß sie frei und sicher ihr Haupt erheben können? Der physische Druck, unter dem die Juden schmachteten, ist gemildert worden; aber der geistige ist in voller Kraft geblieben. Ursprünglich galt der Jude für ehrlos, weil er ein Jude war; die rohe, unerbittliche, unwiderstehliche Gewalt machte ihn ehrlos. Jetzt sagen wir: Der Jude ist ehrlos, und damit, glauben wir, haben wir Alles gesagt. Ob der Jude durch seine eigne oder durch unsere Schuld ehrlos ist, wird nicht weiter untersucht; und unter dem Vorwande, daß er ehrlos sei, halten wir ihn in einem Zustande, in welchem er immer ehrlos bleiben, und wenn er nicht ehrlos ist, es werden muß.

Aber die Kraft und die Hoheit des menschlichen Geistes ist unermeßlich, unberechenbar, unerschöpflich. Durch die tiefste Erniedrigung können die Gefühle der Menschlichkeit, der Güte und der Liebe nicht aus der Menschenbrust verdrängt werden; und der Kern, die Seele aller dieser Gefühle ist die Ehre. Nur wer das Bewußtsein des innern Werthes hat, ist fähig Andere zu lieben; da die Liebe eben die Erkenntniß dieses innern Werthes ist. Alle Tugenden fließen aus dem Selbstgefühle. Bei den Juden konnte die Gewalt zwar das Selbstgefühl in dem Verkehr mit Andern unterdrücken, aber nicht in dem Verkehr unter sich. Alle Tugenden des Juden beschränkten sich daher auf den Verkehr mit Juden. Gegen den Juden war der Jude uneigennützig, wohlthätig, liebevoll, großmüthig; nur gegen den Christen hielt er sich jede List, jeden Betrug, jede Härte für erlaubt. Gegen den Glaubensgenossen, der ihm Ehre zugestand, benahm der Jude sich ehrenhaft; gegen den Christen war dies unmöglich. Gestehen wir dem Juden Ehre zu, so wird er sich auch in dem Verkehr mit uns ehrenhaft benehmen. Selbst jetzt, wo doch noch immer Verachtung auf dem Juden lastet, gibt es überall Juden, die sich in jeder Beziehung als Ehrenmänner bewähren.

Ein Vorwurf, den man nur selten den Juden machen hört und der in der That auf den ersten Blick zu abgeschmackt und albern erscheint, als daß man denselben ernstlicher Beachtung oder Widerlegung würdigen sollte, bleibt uns noch zu beleuchten. „Die Juden", heißt es wol hier und da, „sind ein besonderes Volk; sie sind Fremde unter uns; sie drängen sich bei uns ein und nehmen uns und unsern Angehörigen das Brot vor dem Munde weg; deshalb hassen und verfolgen wir sie". Gebildetere lassen selten Aeußerungen dieser Art sich entschlüpfen; denn sie fühlen wohl, wie verächtlich es ist, einen Menschen zu hassen, weil er ein Fremder ist. Nur rohe Barbaren hassen den Fremden, den Unglücklichen, Heimathlosen. Die Wilden der Südseeinseln erschlagen und verzehren den armen Schiffbrüchigen, den Wind und Wogen an ihre gastlichen Küsten treiben. Der engherzige Chinese und Japaner verschließt, in kindischem Hochmuth, sein Reich dem Fremden, weil er sich allein für vortrefflich, alle andern Nationen der Erde für elenden Auswurf, oder, wie sie selbst in ihrer Staatssprache sich auszudrücken belieben, für fremde Teufel halten, die dem Himmel danken müssen, wenn sie das Leben haben.

Der Gebildete, der fühlende Mensch haßt den Fremden nicht; er hat Mitleiden mit ihm, weil er, dem Baume gleich, welchen der Sturm entwurzelt, seinen heimathlichen Grund und Boden verloren hat und, wenn er nicht sorgsame Pflege findet, dem Untergange preisgegeben ist. Der freie Mann, der Gefühl für Menschenwürde hat, würde sich entehrt achten, wenn er seinen Mitbruder unter dem Vorwande, daß er in einem andern Lande, auf einer andern Erdscholle zuerst das Licht gesehen, von sich stoßen, erniedrigen, des angeborenen Adels der Menschennatur entkleiden sollte.

Aber sind denn die Juden Fremde? Sind sie nicht unter

uns, in unserer Mitte geboren und erzogen; athmen sie nicht dieselbe Luft, trinken sie nicht dasselbe Wasser, bewohnen sie nicht denselben Boden, sprechen sie nicht dieselbe Sprache wie wir?

Es wird Niemand einfallen irgend eine dieser Fragen zu verneinen; und dennoch wird gewiß weder der Deutsche zugeben, daß der in Deutschland geborene Jude ein Deutscher, noch der Pole, der Russe, daß der in Polen, in Rußland angesessene ein Pole oder ein Russe sei. Höchst ungerecht gewiß, da in allen diesen Ländern jeder andere Fremde, wenn er das Bürgerrecht erlangt hat, als Einheimischer betrachtet wird. Aber um so auffallender ist es, da weder der religiöse Glaube der Juden noch ihre sittliche Entartung eine solche Aussonderung rechtfertigen, daß dennoch nicht etwa blos der Pöbel, sondern die gebildetsten und edelsten Männer und die Regierungen selbst darauf bestehen, die Juden als Fremde zu behandeln. Nur der rohe Mensch wird den Juden verfolgen, weil er ein Jude ist; aber auch der Gebildetste kann sich selten überwinden ihn als seines Gleichen anzusehen; und welcher Vater wäre so vorurtheilsfrei, der seine Tochter einem Juden zur Ehe gäbe? Welche Stadt wird, so lange ihr die freie Wahl gelassen ist, einem Juden die Theilnahme an bürgerlichen Rechten bewilligen? Wir hassen die Juden nicht, gibt man dem Fragenden zur Antwort, wir verfolgen sie nicht; aber wir wollen sie nicht unter uns, als unsere Mitbürger und Nachbarn sehen, als unsere Landsleute anerkennen; sie sind uns fremd.

Daß ein solches Raisonnement, wenn es nicht das des Einzelnen oder der einzelnen Kaste, sondern ganzer Nationen ist, nicht ganz ohne Grund sein kann, bedarf keiner Beweisführung. Auch Nationen können irren, so gut als einzelne Individuen; aber der Irrthum, den die öffentliche Meinung begeht, muß immer einen gewissen Schein der Wahrheit und selbst einen nicht unbedeutenden Theil der Wahrheit in sich schließen; nur der Wahnsinnige wird durch das völlig Grundlose getäuscht und Nationen sind nie wahnsinnig. Wenn die Juden unter Verhältnissen, welche die Glieder jeder andern Nation zu einheimischen machen würden, Fremde bleiben, so muß zwischen ihnen und allen andern Nationen ein Unterschied bestehen, der diese Anomalie erklärt und rechtfertigt. Und wahrlich, verblendet müßte man sein oder sehr unwissend, wenn man einen solchen Unterschied nicht mit leichter Mühe entdeckte.

Alle andere Nationen haben eine Heimath, ein Vaterland, in dem sie ihr eigenthümliches Volksleben mehr oder weniger selbständig und unabhängig entwickeln. Der Franzose ist in Frankreich Franzose, in Sitten, Lebensart und selbst Denk- und Handlungsweise von seinem Nachbar, dem Spanier, dem Italiener, dem Deutschen scharf unterschieden. Verläßt er aber sein Frankreich, macht er sich unter uns, in Deutschland ansässig, so hört er bald auf Franzose zu sein, er fügt sich nach unserer Landesart, so gut er kann, und es würde schwer halten seine Kinder von andern eingeborenen Deutschen zu unterscheiden. Sie selbst wollen Deutsche sein und keine Franzosen. Anders ist es bei den Juden. Diese Nation hat seit beinahe 2000 Jahren ihr Vaterland verloren; es gibt seit 2000 Jahren kein selbständiges Judäa, in dem die jüdische Eigenthümlichkeit sich unabhängig entwickeln könnte. Die Juden sind durch alle Länder der Erde verstreut von Aufgang bis zu Niedergang; aber die jüdische Nation hat darum nicht aufgehört zu existiren. Die Juden haben ihr Vaterland verlassen und sich in fremden Ländern angesiedelt, aber sie sind Juden geblieben; und noch heute, während sie sich über die Ungerechtigkeit beklagen, die sie als Fremde ausstößt, werden die Aufrichtigern auf die Frage, ob sie denn wirklich in ihrem Gemüth, in ihrer Gesinnung zu uns gehören, ob sie Deutsche, ob sie Engländer, Polen, Russen sind, keine andere Antwort geben können, als: nein; wir sind keine Deutsche, keine Engländer, Polen, Russen, sondern deutsche Juden, englische Juden, polnische, russische Juden; wir sind die Kinder Israel, das Volk der Juden.

Um uns diese außerordentliche Erscheinung zu erklären, in der wir den wahren Schlüssel zu der Lösung der „jüdischen Frage" sehen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Juden werfen. Die Vergangenheit ist die beste Erklärerin der Gegenwart und der Zukunft.

In den ältesten Zeiten, in welchen des israelitischen Namens gedacht wird, finden wir die Juden als ein patriarchalisches Hirtenvolk, das in dem gebirgigen Lande Canaan oder Palästina nach Beduinenart mit seinen Heerden umherzog. Der Volksstamm, dem sie angehörten, war der weitverbreitete arabische *); zu allen Zeiten durch Kühnheit und Schärfe des Geistes vor allen andern orientalischen Nationen ausgezeichnet. Von diesem Stamme sind die Religionen ausgegangen, welche noch gegenwärtig den größten Theil der Welt beherrschen. Arabien ist die Mutter des jüdischen und christlichen Deismus, wie des mohammedanischen.

Der Mensch, auf der kindlichen Stufe seiner Geistesentwickelung, in welcher er von jedem äußern Eindruck sich abhängig fühlt, ist von allen Seiten von religiösen Ahnungen umringt. Dem Kinde ist jede unerklärliche Erscheinung gespenstisch, und welche wäre ihm erklärlich! In einer reichen Natur, unter einem milden Klima scheint dem kindlichen Menschen Alles von Göttern erfüllt: daß Etwas unbelebt sei, kann er nicht denken, und er selbst fühlt sich, da seine Kraft durch den Gebrauch nicht gestählt ist, so schwach, daß er gern jedes andere Wesen für höher und mächtiger hält als sich und lieber durch Ehrerbietung seine Gunst zu verdienen, als durch Gleichgültigkeit oder Trotz seinen Zorn auf sich zu laden sucht. Dies ist die niedrigste Stufe der religiösen Entwickelung, wie wir sie nur bei wenigen wilden Stämmen in Afrika, Amerika und Australien sehen. Der gutmüthige Wilde betet den Tiger an, der sein Weib und seine Kinder zerrissen hat: er sieht in dem Unthier ein mächtiges Wesen, dessen Gewalt er nicht zu widerstehen vermag und dessen Freundschaft er daher zu gewinnen strebt.

Anders ist die Entwickelung des Menschen in einem Lande wie Arabien, wo der unfruchtbare Boden, nur selten durch einladende Dattelthäler unterbrochen, früh zu selbständiger Thätigkeit zwingt. Hier kann sich das kindliche Gemüth keinem Sinnentaumel überlassen; unter den Füßen das weite brennende Sandmeer und über sich den unendlichen Himmel, wird es bald durch die eintönige Außenwelt ermüdet, auf sich selbst zurückgewiesen. Seine höchste Bewunderung erregen nur die glänzenden Gestirne, die in regelmäßiger Bewegung am Himmel auf- und niedersteigen. Die älteste Religion des Arabers ist der Gestirndienst. Aber wie die Verehrung der Gestirne bereits zu einer gewissen Losreißung von der übrigen Natur auffedert, da diese gleich dem Menschen unter der Herrschaft der Sterne steht, so liegt der Gedanke nahe, auch von dem Sternendienste zu einer noch höhern Gottesverehrung sich zu erheben. Ist die ganze Natur doch dem Menschen untergeordnet, seinem Willen, der geistigen Kraft die in ihm lebt, dienstbar — ebenso mögen auch die Sterne einem höhern Willen, einer höhern geistigen Kraft dienstbar sein.

Von allen arabischen Stämmen ist uns nur einer bekannt, der sich bis zu dieser Höhe der Abstraction aufschwang: der Stamm der Juden, und diese Auszeichnung ist hinreichend, um ihnen unter den Klugen, den Scharfsinnigen, Verständigen für alle Zeiten den Vorrang zu sichern, sie als die Klügsten, Scharfsinnigsten, Verständigsten zu bewähren. Der Gottesglaube, wie er bei den Juden besonders durch die mosaische Gesetzgebung sich gestaltete, ist Monotheismus in seiner rohesten einfachsten Form, wie der Fetischdienst der Wilden Polytheismus in rohester einfachster Form ist. Das höchste Wesen ist eigentlich nichts als der personificirte Geist des jüdischen Stammes: wie der energi-

*) Daß unsere Schriftgelehrten gegen eine solche Bezeichnungsweise Manches einzuwenden haben werden, ist uns wohl bekannt; aber der Unterschied in Sprache, Sitte und Lebensart zwischen den „Kindern Israel" und den übrigen Arabern ist so gering, daß er eine Aussonderung, wie sie gewöhnlich stattfindet, auf keine Weise rechtfertigt.

sche Mensch sich über die Thiere des Feldes und über die ganze belebte und unbelebte Welt erhaben fühlte, so war sein Gott über ihn selbst erhaben. Aber auf welchem andern Wege wollte der Mensch zu einer Vorstellung von dem göttlichen Geiste gelangen, als indem er seine Vorstellungen von dem Menschengeiste erweiterte? Und was konnte daher der Gott des Juden sein, als eben nur ein größerer, mächtigerer und ehrwürdigerer Jude? Der Jehovah des alten Bundes hat alle Untugenden, die ungezähmten Leidenschaften, die unerbittliche Härte, die grauenvolle Engherzigkeit, welche den Juden nach den eignen Ueberlieferungen seines Volkes von den ältesten Zeiten an bezeichnen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der Monotheismus an und für sich in einem rohen Zeitalter einen außerordentlichen Egoismus voraussetzte. Nur der starre, mit allen Bewegungen seines Gemüthes auf sich beschränkte Geist konnte durch die verführerische Hülle der Sinnenwelt zu dem Gedanken durchdringen, daß sein einsames in sich verschlossenes Ich mehr und besser sei als die ganze weitgebreitete Erde mit allen ihren bunten Erscheinungen und wechselnden Geschlechtern; und nur der starrste sich selbst übersliegende Egoismus konnte diese Selbstvergötterung so weit treiben, daß er dies Ich, in seiner Phantasie, von der Erde in den Himmel versetzte und zum allmächtigen Gebieter des Himmels und der Erde erhob. Aber nur durch heroische unverwüstliche Kraft ist eine solche Steigerung des Egoismus möglich; und diese Kraft haben die Juden bewiesen, indem sie ihren Glauben, ihre Sitten, ihren Charakter, wie sie dieselben von Anfang an der ganzen Welt gegenüber setzten, so auch im Kampfe mit der ganzen Welt durch alle Jahrtausende behauptet haben.

(Der Beschluß folgt.)

St.-Germain l'Auxerrois zu Paris.

Ein neuer Verschönerungsplan des Louvre in Paris, wenigstens Befreiung der Umgegend von zu nahestehenden Gebäuden und Anlegung einer neuen Straße, entschied für die Abbrechung der alten ehrwürdigen Pfarrkirche St.-Germain l'Auxerrois, während Napoleons großartiger Plan, durch eine Galerie das Louvre mit den Tuilerien zu verbinden, noch unberührt dasteht. Zum Beginn der Abtragung jener Kirche war der 14. Juli d. J. gewählt. Drei Tage vorher schrieb Chateaubriand von Genf nach Paris einen Brief *), worin er jene Maßregel „einen Vandalismus" nennt und den Franzosen manche ernste Weisung gibt, welche zu beachten auch andern Völkern gerathen sein möchte.

Chateaubriand fragt: „Warum befolgt man meinen Vorschlag nicht, maskirt die Kirche mit Bäumen und läßt sie dem Louvre gegenüber als Denkmal einer Kunstepoche, als sprechendes Zeugniß der Fortschritte der Kunst, stehen? St.-Germain l'Auxerrois ist eins der ältesten Denkmäler in Paris; es gehört einer Zeit an, aus der fast gar nichts mehr vorhanden ist. Wo sind denn eure Romantiker hingekommen? O meine Söhne! wie arg seid ihr aus der Art geschlagen! Muß euer Großvater allein seine schwache Stimme erheben und für eure Tempel sprechen? Ihr macht eine Ode; lebt sie aber wol so lange als ein Spitzbogen von St.-Germain l'Auxerrois?"

Welches Geistes Kind Chateaubriand ist, gibt er auch hier unverhohlen kund, indem er hinzufügt: „Die Künstler geben keine Bittschrift ein gegen solche Barbarei! Ich bin bereit, gleich dem geringsten Kunstgenossen, meinen Namen zu unterzeichnen". Welche Classification hat hier der Expair Frankreichs im Sinne, nach welcher er es als einen Act der Herablassung und Großmuth, oder als eine preiswürdige Handlung ansieht, wenn er, wie andere Kunstgenossen eine Bittschrift, welche die Erhaltung eines alten Kunstwerkes zum Zwecke hat, mitunterzeichnet? Besser mit ihm einverstanden mögen Viele sein, wenn er fortfährt: „Zerstören ist leicht; — und ich kenne keine Arbeiter, denen dieses Geschäft flinker von der Hand geht als den Franzosen; aber wieder aufbauen! Was haben sie seit 40 Jahren gebaut? Wir Franzosen sind doch gar zu consequent im Bösen, und gar zu wenig logisch im Guten; unverständiger Trotz hat die Kirche St.-Germain zu kirchenräuberischer Rache geführt; muß letztere deshalb durchaus fort und fort geübt werden? Mehr Ehre hätten die Juliushelden, wenn man sie die gegen uns, mit unserm Golde erbauten Festungen erobern ließe, als wenn man sie in einer geplünderten Kirche ihren Muth kühlen läßt, in der ihnen nicht einmal ein Priester entgegentritt, sie zu vertheidigen. Es wäre sehr betrübt, wenn man den Einzug der Russen in Warschau an selbem Tage erführe, an dem unsere Regierung in St.-Germain l'Auxerrois eindränge. Was für zwei schöne Triumphe der Volksmonarchie!"

Ohne hier zu verweilen bei den argen Sünden, welche die Geistlichen der St.-Germainkirche auf sich geladen haben, knüpfen sich an das nun wahrscheinlich ganz abgetragene, altehrwürdige Gotteshaus eine Menge Erinnerungen, deren einige hier angedeutet werden sollen.

Die Sage läßt diese Kirche, vielleicht die älteste in Paris, von Childebert I. in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts erbauen und dort ein reich ausgestattetes geistliches Stift begründen; wenigstens soll er und seine Gemahlin Ultrogotha in derselben beerdigt sein. Andere setzen die Erbauung ein Menschenalter später unter Chilperich, einen blutdürstigen Fürsten, der nach Gregor von Tours, mehr geneigt war, Gotteshäusern und Geistlichen früher gemachte Schenkungen wiederabzunehmen, als sie durch neue Besitzthümer zu bereichern. Im folgenden Jahrhunderte wurden Stift und Kirche von den Normannen verwüstet, dann der Wiederaufbau unter Robert im Anfange des 11. Jahrhunderts begonnen und in verschiedenen Zeitpunkten fortgeführt, aber nie vollendet. Heinrich III., berüchtigten Andenkens, nahm St.-Germain l'Auxerrois 1581 in seinen besondern Schutz und erklärte sich für den ersten Eingepfarrten der Gemeinde, nachdem 1560 eine Parlamentsausfertigung die Gründung eines Klosterconventes erlaubt hatte. Das Innere der Kirche wurde, dem Zeitgeschmack gemäß, reich ausgestattet durch die Arbeiten Peter Lescot's und Johann Goujon's. In der angrenzenden Dechanei des Kapitels wohnte die berühmte Geliebte Heinrichs IV., Gabrielle d'Estrées, welche, auf dem Wege zum Throne, hier am grünen Donnerstage 1599, durch eine Orange vergiftet, 2 Tage nachher unter den gräßlichsten Schmerzen aus einem Leben schied, dem sie noch glänzende Opfer abzugewinnen hoffte.

Noch zu verschiedenen Zeiten, besonders im Anfange des 17. Jahrhunderts ordnete die Prachtliebe der Königin neue Verschönerungen des Innern der Kirche an; dieses war auch der Fall vor 1746, als das Capitel mit dem Unserer lieben Frauen verbunden wurde. Den bedeutendsten und in seiner Art einzigen Schmuck erhielt St.-Germain dadurch, daß sie die Pfarrkirche des Louvre, des Sitzes der französischen Kunstakademie, war. Da die königl. akademischen Künstler in jenem Schlosse ihre Werkstätten hatten, wurde es Sitte, daß sie, außer den zur Verschönerung der Kirche bei ihnen bestellten Arbeiten, derselben oft Gemälde schenkten, deren Vereinigung nach und nach eine höchst interessante Geschichte der französischen Malerschule darbot. Hier waren neben einander die ausgezeichnetsten Werke eines Jouvenet, Coypel, Lebrun, Boulogne, Champagne, bis auf Wasse und Vien aufgehängt, während zahlreiche Grabesdenkmale die Manieren der französischen Bildhauerkunst nach ihren verschiedenen Epochen vergegenwärtigten. Die Gedächtnißtafeln dieser Denkmale nannten berühmte Namen: dort ruhete in einem antiken Porphyrsarge der unermüdete Forscher der classischen Vorwelt, der Graf Caylus (er starb 1765), neben Pomponne von Bellièvre, dem Nestor Frankreichs, neben dem Dichter Malesherbes, dem fleißigen Dacier und seiner gelehrten Gattin, neben vielgefeierten und noch nicht vergessenen Künstlern, als Stella, Sarrazin, Levau, Varin, Silvestre, Mellan, Desjardins, Rosi und Antoin Coypel, Houasse, Santeren u. s. f.

Nachdem kaum die wildesten Stürme der französischen Re-

*) Vollständig ist dieser Brief M.'s mitgetheilt im „Morgenblatt", 1841, Nr. 198 u. 199.

volution vorübergerauscht waren und menschliche Gesinnung wieder zu Worte kam, fragte in Beziehung auf die hier in Rede gestellte, nun wahrscheinlich für immer verschwundene Kirche ein pariser Schriftsteller: „Welche Hand des Edelmuthes, welcher Freund großer Talente, Verdienste und Kunstbestrebungen wird von Neuem jene unsterbliche Namen in Marmor graben und der Nachwelt die Denkmale der letzten Jahrhunderte überliefern, in denselben Hallen, in welchen vielleicht noch die Manen jener berühmten Männer schweben, um Freistatt und Altäre der Versöhnung zu suchen? O ihr irregeleiteten Schwärmer, die ihr den Frieden der Grabesstätten störtet, widerstrebt nicht den Foderungen der Religion und der Weisheit, der Sittlichkeit und Ordnung, der Kunst und Wissenschaft! Ehret die Namen vorangegangener Geschlechter, sammelt die zerstreuten Trümmer der Grabesdenkmale und weihet sie fromm den kommenden Jahrhunderten!"

Sollte es nuzlos sein, diese Ermahnungen zu wiederholen, in einem Zeitalter, welches, nach Frankreichs Vorbilde, mehr dahin strebt, die Denkmale der Vorzeit niederzureißen, als sie in Errichtung neuer Werke zu erreichen oder zu übertreffen, — welches bei der Verlegung der Leichenfelder so ämsig darauf bedacht ist, die Bezeichnung früherer Grabesstätten zu vernichten, — welches, nach dem Gesichtspunkte der Geschichte und der Kunst unersetzbare Gotteshäuser in Neuerungssucht, Raublust, Gleichgültigkeit und Schmuz der, ohne nachhelfende Hand, natürlich erfolgenden Vernichtung preisgibt? 4.

Die Geschichte des ätolisch-achäischen Bundesgenossenkrieges nach den Quellen dargestellt von K. F. Merleker. Königsberg, Unzer. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

Der Verf. dieser kleinen Monographie hat sich schon seit mehren Jahren mit Untersuchungen über die Geschichte des achäischen Bundes beschäftigt und einzelne Ergebnisse derselben dem Druck übergeben; auch das vorliegende Werkchen bittet er noch als eine Vorarbeit zu einem größern zu betrachten, das unter dem Titel: „Res Achaeorum" die ganze Geschichte der Achäer, besonders in antiquarischer Hinsicht umfassen soll. Der behandelte Gegenstand ist allerdings nur beschränkten Umfangs, und seine Erforschung kann deshalb kein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen, weil ihr fast durchgehends nur Eine Quelle zum Grunde liegt; allein der Verf. hat dadurch sich seinen Gegenstand erweitert, daß er der Darstellung desselben eine Entwickelung der politischen Verhältnisse der Achäer zu den benachbarten Völkern und eine ausführlichere Charakteristik des Aratus, als Staatsmanns und Feldherrn, vorausschickt. Das überall sich kundgebende fleißige Studium der Quellen und die mit verständiger Kritik verbundene Benutzung derselben lassen erwarten, daß der Verf. in dem versprochenen größern Werke Wesentliches zur nähern Aufhellung der letzten Zeiten der griechischen Geschichte beitragen werde, und es ist sehr zu billigen, daß er sich durch sorgfältige Erforschung einzelner Theile des ihm vorliegenden Gebiets zur Bearbeitung desselben in seinem ganzen Umfange vorbereitet. 23.

Eine Frage an Physiker.

Wie erklärt man die starke Abendröthe vom 24.—26. September d. J., welche in Berlin, Leipzig und an vielen andern Orten beobachtet worden ist? Auch in der Morgenstunde vor Sonnenaufgang zeigte sich am östlichen Firmamente dieselbe Röthung des Himmels in den genannten Tagen sehr auffallend.

Hr. C. W. E. Böttcher in Meuselwitz stellt hierüber (in einem Schreiben an uns vom 3. Okt.) folgende Ansicht auf. „Vor etwa 5 Wochen herrschte in Italien der Sirocco, der bekannte, aus Afrika herüberwehende heiße Südwind. Wenn dieser Sirocco, der schon während seines Ueberganges über das mittelländische Meer mit Wasser geschwängert wurde, in den Hochgebirgen Europas Gletschereis und Schneeeis schmelzend, noch mehr Wassertheile aufgenommen hat, so wird derselbe warme, mit Wasser beladene Wind sich in unserer gemäßigten Zone nothwendig abgekühlt, dadurch aber theilweise Niederschläge des früher aufgelösten Wassers — als Schnee in den Mittelhöhen der Schweiz, als Regen in Deutschland — bedingt haben. Kannte nun dieser Regen, der manche Gegend 8—10 Tage lang heimsuchte, und das plötzliche Anschwellen so vieler Flüsse vom Rhone bis zur Oder verursachte, das früher in der Luft aufgelöste Wasser nicht ganz der Erde wiedergeben, so blieb ein großer Theil desselben in den höhern Luftschichten zurück. Aus diesem Grunde ließe sich vielleicht das Durchscheinen und Gebrochenwerden des unter- oder aufgehenden Sonnenlichts, bei der über der Wolkenregion mit Wasser gesättigten Atmosphäre und die dadurch hervorgebrachte schöne Farbenmischung desselben natürlich erklären. Im Kleinen bietet ein Licht hinter einem Kessel, worin Wasser stark siedet, eine ähnliche Farbenmischung dar. Anders gestaltet sich jedoch dieses Erscheinen, wenn das Wasser, als nicht in der Luft aufgelöst, sondern als tropfbar, feinzertheilt, gleichsam in der Luft schwebend, sich hier in Wechselbeziehung gegen Sonnenlicht unserm Auge zeigt: dann werden in schärferen Winkeln mit unserm Standpunkte die schönen Farben gebildet, welche sich im Regenbogen oder in Wassergallen, auch bei Wasserfällen, wie beim Staubbache, beim Rheinfalle, selbst bei größern Fontainen (Weißenstein u. a.) so reizend darstellen. Die äußerste Höhe des Abendrothes über der Erdfläche bin ich versucht, gegen 50 Meilen zu schätzen. Die wahrscheinliche Zeit jenes ungewöhnlich schönen Früh- und Spätrothes werden, wie man aus der angegebenen Erklärung schließen darf, — Nebel oder Regen sein".

Wir erlaubten uns, diese Erklärung einem allgemein geachteten Physiker, dem Hrn. Prof. Brandes in Leipzig, mitzutheilen, und er hat die Güte gehabt, uns hierauf Folgendes zu antworten.

„Obgleich Hr. Böttcher wol nicht Unrecht hat, wenn er unsere vielen Regen mit dem Sirocco in Italien in Verbindung setzt, so glaube ich doch nicht, daß man die starke Abendröthe damit in Verbindung setzen kann, und dies vorzüglich aus zwei Gründen, 1) weil wässerige Dünste sich schwerlich so hoch erheben, als die jenes Roth reflectirende Materie sich befinden mußte, 2) weil nach andern Erfahrungen eine mit vielen Dämpfen und Dünsten erfüllte Luft der Abendröthe mehr eine blasse, gelbliche und weißliche Farbe als ein so hohes Roth gibt (weshalb weißliche Farbe der Abendröthe auch als auf Regen deutend angesehen wird). Ich zweifle, ob man wagen darf, über die Ursache dieser ungewöhnlichen Abendröthen eine Hypothese aufzustellen; wenn man sich aber blos an die — ich möchte es nennen, geometrische — Betrachtung des Phänomens hält, so kann man wol Folgendes als gewiß festsetzen: 1) Die Erscheinung war allerdings eine ungewöhnliche Abendröthe, aber doch auch nicht anders als eine Abendröthe, indem sie ganz genau mit dem Stande der Sonne unter dem Horizonte zusammenstimmte und sich ganz wie eine Erleuchtung der Atmosphäre durch die Sonne zeigte. 2) Die Materie, die sich uns erleuchtet zeigte, mußte sehr hoch über der Wolkenregion liegen, weil bei niedrigerer Lage keine so lange Dauer der Erscheinung möglich gewesen wäre. Ich würde geneigt sein, die Höhe dieser Schichte auf mehr als 2 Meilen zu setzen, obgleich schon die genaue Angabe der Höhe unsicher wird, da es ungewiß ist, wie lange noch directe Sonnenstralen und wann reflectirte zur Erleuchtung der uns sichtbar werdenden Theilchen beitrugen. Aber was ist 3) das für eine Materie ist, — darüber wage ich nichts zu sagen. Es gibt dort oben Materie, woraus sich Sternschnuppen und Feuerkugeln bilden; es ist nicht geradezu unmöglich, daß diese Materie zerstreut und dünne vertheilt ganze Schichten bilde; aber wir wissen darüber nichts". — — 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 304. — 31. Oktober 1831.

Ueber Juden und Judenthum.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Verwandt sind in dieser unerschöpflichen Kraft der Juden nur die Germanen, bei denen wir überhaupt, im rauhesten Norden und unter den Einwirkungen so weit verschiedener klimatischer Verhältnisse in den wesentlichsten Grundzügen ihrer Entwickelung einer auffallenden Uebereinstimmung mit den arabischen Stämmen begegnen. Die unumschränkte Souveränetät jedes freien Individuums; die Blutrache, mit den daraus hervorgehenden Sühnen und Entschädigungen; die Gefolge, aus denen sich viele wichtige Erscheinungen erklären, finden wir bei den ältesten Deutschen wie bei den Arabern; und merkwürdig ist, daß mitten unter dem phantastischen Polytheismus der alten heidnischen Deutschen wir auf eine Art Monotheismus stoßen, der noch ungleich crasser ist als der roheste der Juden. Unter den Skandinaven war es nicht selten, daß ausgezeichnete Helden den Göttern ihres Volkes den Gehorsam aufkündigten und sich selbst an ihre Stelle setzten. Auf dieser Stufe fällt der Monotheismus mit der rohesten Form des Polytheismus, dem Felischdienst, zusammen: das Ich ist der Fetisch, den der engherzige Barbar anbetet. Die nächste Stufe, die aber schon unendlich höher steht, ist das älteste Judenthum, welches den kleinen Menschengeist wenigstens erst aus sich hinausversetzt und nach allen Seiten unendlich erweitert, ehe es ihn der Anbetung würdig erklärt. Der große Gewinn, den diese Form der Gottesverehrung der Menschheit bringt, ist die Idee, daß das höchste Wesen zwar ein geistiges, aber zugleich ein persönliches, bestimmtes sein müsse. Wenn wir dem Judenthume auch nur diese eine große Idee verdanken, so müßten wir ihm jede spätere Entartung verzeihen: in dieser einen Idee liegen die Keime alles menschlichen Wissens; und wenn ihre Bewahrung nur durch die Greuel des Egoismus möglich war, so erhält der Egoismus selbst ein Recht auf unsere Dankbarkeit.

Betrachten wir, dem Judenthume gegenüber, die Entwickelung des Polytheismus, so sehen wir, wie dieser auf seiner höchsten Stufe nothwendig zum Pantheismus führt. Wenn alle Dinge belebt und alle belebten Wesen göttlicher Natur sind, so bedarf es nur noch eines Schrittes, um in der ganzen unendlichen Welt den Gott zu erkennen, von dem alle einzelnen Erscheinungen nur Manifestationen und Emanationen sind. Aber dieser unendliche Gott ist am Ende nichts als die vergötterte Materie; der geistige Hauch, der die Materie durchweht, erhält nur, sofern er sich in einer bestimmten äußern Gestalt kundgibt, eine bestimmte Persönlichkeit; und in diesem Sinne ist jeder Theil der Natur ein persönlicher Gott. Daher die zwei Seiten, in welche das Heidenthum sich entfaltet: für die große ungebildete Masse plumper Götzendienst, der über den Fetischismus nur durch den üppigern Schmuck der Phantasie erhoben war; daneben für die Minorität der Denkenden und Weisen ein unendliches geistiges Wesen, das aber entweder todte Abstraction blieb und daher für das Gemüth so gut als gar nicht vorhanden war, oder vergeistigter Materialismus, wie selbst der Glaube Plato's dies ist.

Die Vergötterung der Natur oder das Heidenthum können wir auch als die Religion der sinnlichen Liebe bezeichnen; denn was ist sinnliche Liebe anders als die Vergötterung der äußern Erscheinung des geliebten Gegenstandes. Und als solche berührt das Heidenthum, besonders in seinen durch die Philosophie noch nicht veredelten Anfängen, sich bei allen Nationen. Bei mehren vorderasiatischen Stämmen war der Genuß der sinnlichen Liebe ein nothwendiger Theil des Gottesdienstes. Dem Heidenthum, als dem Glauben der sinnlichen Liebe, gegenüber erscheint das Judenthum uns recht eigentlich als die Religion des Hasses. Nur Jehovah, der Judengott, war Gott: alle übrigen geistigen Wesen, deren Existenz der Jude nicht zu leugnen wagte, da er sie von andern Völkern verehrt sah, waren böse Dämonen. Nur das Volk Jehovahs, nur der Jude war gut, von seinem Gotte zu ewiger Glückseligkeit auserwählt: alle übrigen Nationen waren schlecht, verworfen und zu ewiger Verdammniß bestimmt. Sie durch List zu hintergehen oder mit Gewalt auszurotten, war nicht nur erlaubt, sondern als löbliche That auch geboten: denn Jehovah hatte befohlen, daß die Erde der Juden von den Dienern der Dämonen gereinigt werde.

Den entschiedensten Gegensatz in dieser Beziehung bildeten zu den Juden die Römer; und schon deshalb darf man es nicht als zufällig betrachten, daß die jüdische Nation nicht der Uebermacht der Aegypter noch der Babylonier, der Perser noch der Griechen erlag, sondern dem Schwerte der Römer. Wenn die Juden alle fremden Götter verwarfen, so nahmen die Römer alle fremden Götter in ihre Verehrung auf: und der Untergang des jüdischen Gemeinwesens durch die Römer war daher im vollsten Maße die Rache des verhöhnten Heidenthums.

Aber ehe diese Rache das Judenthum ereilte, hatte dasselbe eine Stufe der Entwickelung erreicht, auf welcher die rauhe stachlichte Schale plötzlich die lieblichste Blüte durchbrach. Nicht wirkungslos waren unsägliche Leiden über den Häuptern der wilden trotzigen Juden vorübergegangen: in tausend Seelen war der angeborene starre Egoismus zu milder Demuth, Versöhnlichkeit und Verträglichkeit erweicht; und ein Lehrer trat auf, der das lange verschlossene Räthsel des Hasses, der Selbstsucht löste. Euer Gott, sprach Christus, ist kein Gott des Hasses, sondern der Liebe. Mit diesem Worte war eine neue Entwickelung, oder vielmehr eine entschiedene Umwandlung des Judenthums vollendet. Das göttliche Wesen war nicht mehr der finstere ihm feindliche Geist, der alle Völker außer dem jüdischen nur zu ihrem Verderben geschaffen hatte: sondern ein gütiger Vater, der alle Menschen mit gleichem Wohlwollen umfaßte, ein unendliches geistiges Wesen, das alle Dinge in sich vereinigte, wie die Weisesten unter den Heiden lehrten, aber zugleich ein persönlicher Gott, wie die Juden lehrten.

Nicht aus der sinnlichen Liebe des Heidenthums konnte die geistige des Christenthums sich entwickeln, weil die erstere ihrer Natur nach zur Auflösung führt. Daher mußten auch alle Hei-

nischen Staaten zu Grunde gehen, weil sie in ihrem Principe, dem Glauben, schon den Keim der Vernichtung, des Verfalls durch Sinnlichkeit und Sittenlosigkeit insichtrugen. Der Haß dagegen ist immer geistiger Art. Die sinnliche Liebe in ihrem entnervenden Verschwimmen kann in steter Bewußtlosigkeit ihrer geistigen Motive verweilen, weil nichts in ihr zu klarer Unterscheidung auffodert; nicht so der Haß, der trennend und sondernd von Natur beinahe mehr in das Gebiet des Verstandes als des Gemüthes fällt. Der Haß stählt die geistige Energie, welche die sinnliche Liebe erschlafft; ebendeshalb wird aber auch der Haß leichter sich zu wahrer geistiger Liebe aufschwingen als die weichliche kraftlose Sinnenliebe. Und so ist es geschehen. Aus der Religion des Hasses hat die Religion der reinsten und höchsten Liebe sich entwickelt: durch das Christenthum wurde die Bestimmung des Judenthums erfüllt und zugleich dem Heidenthum ein Ende gemacht. Die Zeit des mosaischen Glaubens ist vorüber und das Christenthum ist an seine Stelle getreten. Jener Theil des jüdischen Volkes, in dem der alte Haß noch zu mächtig war, um der Liebe zu weichen, vermochte von seinem alten Glauben nichts als die leeren Schalen zu bewahren: der Geist war mit dem Christenthume entwichen. Nur die wüthendsten Fanatiker wagten es, nachdem das Gebot der Liebe verkündet war, das alte Gesetz des Hasses gegen die Gojim zurückzurufen: immer mehr wurde im Verlaufe der Zeit von diesem Gesetze aufgegeben; und gegenwärtig erkennen die Juden in ihrer Lehre ebenso sehr das Gebot der Liebe an als die Christen. Das Einzige, was die Juden von dem Christenthume sich anzunehmen weigern, ist der historische Theil desselben, der, da die Religion Sache des Gemüthes ist und die Geschichte mit dem Gemüthe nichts zu thun hat, füglich als unwesentlich betrachtet werden kann; und das Einzige, was die Juden von ihrem alten Glauben ausschließlich behalten haben, sind die Ceremonien, leeres Formelwerk, das kein Verständiger für etwas Wesentliches erklären wird.

Aber ein großer Unterschied besteht nicht zwischen den Juden und den Christen, denn die Religion des vernünftigen Juden ist von der Religion des vernünftigen Christen in der That nicht wesentlich unterschieden, aber zwischen den Juden und allen andern Völkern, gleichviel zu welcher Religion sie sich bekennen. Die alte Energie der Juden ist noch nicht gebrochen: der Einzelne mag durch den langen Druck entartet sein; in der Gesammtheit des jüdischen Stammes lebt noch die unverwüstlichste Kraft. Die Juden, verstreut nach allen Richtungen der Windrose, ohne den geringsten äußern Stützpunkt sind noch eine Nation, und eine Nation, die verhältnißmäßig unvermischter ist als irgend eine andere. Bei keiner andern sieht man schon in der Physiognomie das Gepräge des Nationalcharakters so allgemein und so scharf ausgedrückt als bei den Juden.

Der Grund ist bekannt. Unter den Resten ihrer alten Gesetzgebung, die sich noch bis auf diesen Tag erhalten haben, befindet sich auch das Verbot, sich durch Heirathen mit andern Völkern zu vermischen. So lange die Juden nur unter einander heirathen, werden sie ihre Nationalität nicht verlieren.

Denke man sich nun aber eine Nation, die, mit keiner andern durch Bande der Verwandtschaft verbunden, in der ganzen Welt ihre Colonien hat. Ueberall werden diese nicht die Bewohner desselben Bodens, sondern die Stammgenossen begünstigen: wie der Engländer in Indien und in Amerika nicht den Hindu oder den Amerikaner, sondern eben nur den Engländer begünstigt. Nirgend besteht ein Band, welches man diesem Bande entgegensetzen könnte. Alle Bewohner eines Staates sind, abgesehen von den Interessen des Staates, vereinzelte Individuen, die jeder für sich ihren Weg verfolgen, ohne daß sich Einer um den Andern bekümmerte. Nur die Juden machen eine Ausnahme. Sie bekümmern sich allerdings um einander. Jeder glaubt sich verbunden den Andern zu unterstützen, so gut er kann. Wie wollen nun die übrigen Bewohner eines Staates gegen die Juden Concurrenz halten, sobald diesen alle Staatsbürgerrechte zugestanden sind?

Selbst in den Zeiten des größten Druckes wirkte das Cooperativsystem der Juden so stark, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil aller Reichthümer den Weg in ihre Hände fand; wie außerordentlich der Reichthum der Juden in unsern Tagen zugenommen hat, bedarf keiner Erwähnung. Nun öffne man ihnen noch Thür und Thor auf allen Wegen, die bis jetzt ihnen verschlossen geblieben sind, so muß zuletzt aller Reichthum und damit alle Macht den Juden zufallen. Schon jetzt bilden die Juden eine Kaste, eine Art von Adel, der zwar von Andern nicht anerkannt wird, aber deshalb im Stillen nicht weniger thätig ist, seine Vorrechte zu vermehren. Denn Vorrechte sind die Rechte, die der Jude scheinbar mit allen andern Staatsbürgern gemein hat, weil die Association seiner Stammgenossen stark genug ist, jeden der Kaste Fremden von dem Genuß dieser Rechte entweder ganz auszuschließen, oder doch in demselben durch Beeinträchtigungen aller Art zu stören. Dies ist das wahre Verhältniß, in welchem sich die Juden, wenn nicht in dem größten, doch in einem großen Theile von Europa befinden. Unsere vornehmen Staatsmänner haben davon keine Ahnung; deshalb fahren sie in ihrem philanthropischen Eifer fort, die Juden auf jede Weise zu begünstigen. Das gemeine Volk, der Pöbel hat ein richtigeres Urtheil. Der gemeine Mann fühlt, daß die Juden eine der Kasten bilden, denen er seine Verarmung, sein Elend, seine Verzweiflung zu danken hat: deshalb haßt er die Juden, deshalb verfolgt er die Juden.

Wenn dies nun aber auch unrecht ist, da man Niemand hassen, Niemand verfolgen soll: so bleibt der Grund dieses Hasses deshalb doch nicht weniger wahr. Wenn die Juden Theilnahme an den bürgerlichen Rechten der Deutschen verlangen, so mögen sie erst Deutsche werden, ihrer Nationalität entsagen und den politischen Theil der mosaischen Gesetzgebung aufgeben, der — so lange derselbe beibehalten wird — sie immer zu einem besondern Volke machen wird. Nicht gegen die Bekenner des jüdischen Deismus, sondern gegen die neue politische Kaste, die neben unserm alten Erbadel öffentliche Anerkennung verlangt, sträubt sich das Volk; und daher erklärt es sich, warum — wie wir im Eingange bemerkten — die modernen Judenverfolgungen immer mit den Regungen des Freiheitsgeistes zusammenfallen.

Die kleine Schrift, deren Titel wir diesem Aufsatze voransetzten, gegen einen Aufsatz des Hrn. Dr. Paulus im „Sophronizon" gerichtet, versucht den Einwurf, der von der Nationalität der Juden hergenommen wird, dadurch zu beseitigen, daß sie das Vorhandensein dieser Nationalität leugnet.

„Ich sehe in der Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden", sagt der Verf. S. 35, „keine andere als eine Frage der religiösen Freiheit, deren einfacher Ausdruck der ist, ob es dem Staate, ob es der Religion heutzutage frommt, daß das äußere Bekenntniß eines bestimmten Glaubens — denn mehr kann nur Gott fodern, der die Herzen prüft — vor andern privilegirt sei".

„Der Beurtheiler — ein früherer Beurtheiler einer frühern Schrift — aber will in den Juden nicht blos Andersglaubende, er will Fremde in ihnen sehen. Er wird es mir und meinen Glaubensgenossen nicht verargen, wenn wir uns gegen diese Ansicht mit allen Kräften sträuben, die uns zur Verzweiflung bringen würde, wenn etwas Wahres an ihr wäre. Wenn uns Einer ungläubig nennt und von Gott verstoßen, so sagen wir ihm, daß wir einen Gott glauben, der keines seiner Kinder verstößt, wenn aber der Deutsche uns Deutsche (sic!) fremd nennen dürfte, so wären wir ohne Heimath und ohne Vaterland".

Daß dies so ist, bleibt freilich schlimm genug; aber durch unbescheidene Schmähungen, mit denen Hr. Dr. Rießer den ehrwürdigen Paulus überhäuft, wird es schwerlich geändert werden. In Polen, wo neben 5,600,000 Polen 400,000 Juden (also $\frac{1}{15}$ der ganzen Bevölkerung) wohnen, hat in einem Zeitpunkte, wo es sich um die Existenz des polnischen Namens handelte und 400,000 Verbündete daher nicht zu verschmähen waren, der Reichstag die Juden in Polen für eine fremde Nation er-

klärt. „Uns Deutschen" sind sie nicht weniger fremd. Wer nicht mit uns an einem Tische sitzen darf und essen was wir essen, trinken was wir trinken, wer seine Töchter nicht unsern Söhnen zu Weibern, seine Söhne unsern Töchtern zu Männern geben darf, der ist kein Deutscher, und wenn er hundert Mal sich für einen Deutschen ausgäbe. Und wären denn die Juden, wenn sie aufrichtig ihre Herzensmeinung aussprechen sollten, selbst so geneigt, ihrer vieltausendjährigen Nationalität zu entsagen, die wir nicht verachten, sondern ehren, aber uns nur nicht aufdrängen lassen wollen? Nennen die Juden nicht sich bis auf diese Stunde in öffentlichen Druckschriften „die Kinder Israel" und was, nach abendländischem Sprachgebrauch, dasselbe ist, „das Volk Israel"?

74.

Skizzenbuch von Franz Kugler. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Poetische Gaben gemahnen in Tagen, wie die unserigen, wie bunte Hochzeitbitter in einem Krankenhause. „Was wollt ihr unter uns, ihr Lieben", könnte man zu ihnen sprechen, „unter uns, die wir, am Krankenbette unserer alten in Fieberzuckungen kämpfenden Mutter Zeit beschäftigt, für euern Jubel und eure Klänge kein Herz und keine Zeit haben? Wartet auf bessere Tage oder gehet heim und suchet euch Andere, die eure Lust verstehen und mit euch singen und tändeln!" So ungefähr auch riefen wir, als wir einen Blick in das vorliegende Büchlein gethan hatten und des Irrthums innewurden, zu dem uns der nette Umschlag mit seinem etwas demagogisch-costumirten wandernden Kunstjünger verleitet hatte. Wir hatten nämlich nichts Geringeres erwartet, als Umrisse nach dem Leben, wie sie der heutigen Lesewelt zusagen, Reisebilder voll Ueberschwenglichkeit und Hoffart, Zeichnungen nach pariser oder belgischen Volksscenen der neuesten Zeit mit abgetriebenen Tiraden über Mündigkeit der Völker und was dem anhängt. Wir hätten, wenn unsere Erwartung uns nicht trog, dem Buche wenigstens seinen Platz anzuweisen gewußt unter denen, die alle Welt verschlingt, um sie nach wenigen Wochen zu vergessen. Aber wir fanden von dem allen Nichts, ja selbst nicht den leisesten Anklang politischer Beziehungen, keinen Ausfall auf die Philisterei der Alten, kein Donnerwort gegen die Fürsten, nicht einmal eine Heine'sche Gemeinheit, die allenfalls auch noch Etwas gilt. Daher unser Befremden und die Eile, mit der wir das Werkchen, ungeachtet seines ansprechenden Aeußern, zuschlugen, um von den neuesten pariser Blättern uns die Wahrheit und Lüge des Tages vortragen zu lassen. Bald war der Auftrag der verehrlichen Redaction vergessen, und ohne eine freundliche Mahnung der letztern, die zur guten Stunde eintraf, suchte unser junger Kunstgenosse vielleicht noch lange vergebens seinen Namen in diesen Blättern. Aber jene traf eben zur guten Stunde ein, d. h. an einem Tage, der dem Ref. ein Fest der Erinnerung war und alte Paradiese ihm aufschloß, vor denen die Bilder der Zwiespaltes und der Zerstörung zurückwichen. Er saß wie in einem Theater mit zwei Bühnen; die Weltbühne vor ihm mit ihren Leichengestalten, ihrem Waffengeklirr und ihren Volkstumulten barg sich hinter dem herabrollenden Vorhange, und er wendete sich unter dem aufjubelnden Applaus der Menge allein und ungesehen rückwärts nach der kleinen Privatbühne, die hinter ihm sich aufgethan hatte, und auf der die Gestalten seiner Jugend, ihre kleinen Leiden und ihre großen Freuden vorüberzogen. So fühlte er sich bald in einer Stimmung, wie sie ihm seit Monden nicht gekommen war, und in solcher Stimmung nahm er das Buch noch einmal zur Hand, blätterte erst, las dann aufmerksamer und sich immer tiefer hinein, bezeichnete Manches zu wiederholter Lesung und schied endlich von ihm nicht ohne Dank für einige heitere Stunden. Wir erzählen dies Alles, einmal, um den Verf. zu trösten, wenn seine Erstlingsgabe, denn dafür halten wir sie, unter den ganz entgegengesetzten Bestrebungen der Zeit unbeachtet bleiben sollte, dann, um an die alte, aber immer zu wenig beherzigte Wahrheit zu erinnern, daß auch die Bücher ihre Zeit haben, und da es nicht immer weise gethan sei, sich mit der zerbrechlichen Laute unter das kreischende Getümmel des Marktes und die Haufen erhitzter Streiter zu mischen. Doch die Stimme des Liedes läßt sich nicht zurückhalten, und der bescheidene Sänger begnügt sich auch wol mit einer kleinen Anzahl wohlwollender Hörer. So soll denn das Gesagte kein Vorwurf für den jungen Dichter sein, der uns hier zum ersten Male entgegentritt, und den wir recht herzlich begrüßen, weil er es verdient.

Hr. Kugler bewegt sich mit Geschick in drei verschwisterten Künsten. Gibt er außer den eignen Liedern auch in zahlreichen musikalischen Beilagen recht wohltönende Weisen zu fremden von Uhland, W. Müller, Cl. Brentano, v. Chamisso u. A., so hat er überdies durch einige beigefügte radirte Blätter, von denen zwei arabeskenartige sinnig gedacht und hübsch ausgeführt sind, für die gefällige äußere Ausstattung mit eigner Hand Sorge getragen. Referent ist nicht befugt, über die beigegebenen Melodien ein Urtheil zufällen, und müßte, um es zu versuchen, erst „La musique mise à la portée de tout le monde, pour en pouvoir parler, sans l'avoir étudié" von Fetis in Paris vornehmen, ein Werk, das er zum Unglück blos dem Titel nach kennt; aber ansprechend hat er die meisten, historisch interessant insbesondere die nach v. d. Hagen's Handschrift des Nithart und dem jenaer Codex bearbeiteten Melodien der Minnesänger gefunden. In den letztern hat sich Hr. Kugler eine Aufgabe gestellt, deren Lösung Ref. schon vor Jahren einem befreundeten Tonsetzer zur Pflicht machte.

Die Poesien selbst, meist kleine, wenn auch in der Empfindung oft ernste, doch in ihrer Gestaltung immer heitere, zart und flüchtig hingeworfene Spiele, zeugen zum größern Theile von einem glücklichen lyrischen Talente, das sich in der gewählten Sphäre leicht und gefällig bewegt. Die Dichter, deren Lieder der Verf. mit seinen Weisen begleitet hat, sind auch die, wie es scheint, welche auf seine Bildung den meisten Einfluß gehabt haben. Das Talent bedarf einer Anregung und empfängt sie am erfolgreichsten von verwandten Geistern; jene Bemerkung soll daher keinen Vorwurf aussprechen, wenn sich auch ergäbe, daß Manches in Ton und Haltung allzu sehr an das eine oder andere jener Vorbilder (so an W. Müller das kleine „Vorwurf" überschriebene Lied) erinnerte. Der mit der bildenden Kunst vertraute Dichter könnte uns ja entgegnen, wie die trefflichsten Meister wol alle eine Zeitlang an dem Laufbande einer fremden Weise gegangen seien, und uns zum Ueberflusse durch dieses oder jenes Gedicht seiner eignen Sammlung beweisen, daß darin neben Einzelnem, an dem die fremde Manier nicht zu verkennen ist, doch auch vieles in Inhalt und Fassung Eigenthümliche sich vorfinde. Und dem ist so. Es begegnet uns hier ein empfängliches Gemüth, das, von den kleinen Wellen des Lebens hin und her gehoben, sich ihrem Spiele gern überläßt und, mannichfaltig angeregt von den vorüberwandelnden Erscheinungen, sie zu dichterischen Anschauungen mit Liebe gestaltet, nie aber in weichlicher Sentimentalität zerfließt oder mit dem Heiligen ein widerwärtiges Spiel treibt, noch weniger aber es Denen nachthut, die der gemeinsten Niederträchtigkeit ihr Talent zum Opfer bringen. Uebrigens schmeichelt sich, was er singt, auch durch musikalischen Bau und Wohllaut ein, und es ist wol nur Bescheidenheit, was ihn abgehalten hat, einige seiner eignen Lieder mit den Melodien, die gewiß schon innerlich fertig waren, als er die Worte niederschrieb, zu begleiten. Wie W. Müller, liebt es auch Hrn. Kugler, seine Poesien an äußere Begegnisse anzuknüpfen und weniger das Gefühl selbst, als die Gegenstände, wie sie das Gefühl in ihm anregten, darzustellen. Mannichfaltige kleine Reiseverfälle, Erinnerungen an die Kinderzeit, Naturscenen, Burgruinen u. s. w. werden die Träger seiner Empfindungen, die oft nur erst am Schlusse in leisen Andeutungen hervortreten. Freilich stoßen wir auch unter den kleinern Stücken auf solche, die, allzu kahl, nichts als den äußern Lebensmoment geben und es dem Leser überlassen, das durch ihn hervorgerufene Gefühl zu suppliren, wie das „Und weiter" über-

schriebene Gedichtchen S. 72, das wir, als eines der kürzesten hier mittheilen:

Die Straße hinauf geht einer
Einsam im Mondenschein,
Er trägt eine Cither im Arme
Und greift still sinnend darein.

Durchs Fenster oben schimmert
Das Lichtchen in ihrem Gemach;
Sie rückt ganz heimlich den Vorhang
Und blicket den Klängen nach.

Was wir hier lesen, würde ein recht artiges kleines Genrebild geben, und fast sollte man glauben, es sei durch ein solches veranlaßt; aber für ein Gedicht können wir es nicht erkennen. Möge sich der Verf. immerhin auf Autoritäten oder auf den Titel seines Buches berufen; wir werden dieses verflatternde, skizzenhafte Wesen, zu dem sich, im Gegensatze der frühern sentimental verschwommenen Weise, die Poesie unserer Tage immer mehr hinzuneigen scheint, nie billigen. Was ist leichter, als lyrisch ansprechende Lebensmomente herauszufinden! und sie kommen wol Jedem ungerufen. Der lyrische Dichter aber soll sein inneres Leben zur Anschauung bringen, und darin scheiden sich seine Wege von denen des Malers. Daß sie bei einem jungen Dichter, der beide Künste mit Liebe treibt, noch hier und da zusammenlaufen, kann und soll uns nicht befremden; aber wir warnen ihn, von dem wir noch manches Gute erwarten, daß er es nicht allzu leicht nehme. Die Kunst ist ein heiteres, aber auch ein sehr ernstes Spiel und hält nur für Den ihre Kränze bereit, der Beides erkannt hat. Wenn Hr. Kugler in der captatio benevolentiae, S. 25, sich etwas ungeberdig gegen die Recensenten stellt, so macht er auch hier wol nur eine Mode mit, und mit dem „was ich lieb', das lieb' ich", ist es hoffentlich nicht so ernstlich gemeint: sonst würden wir ihn an Meister Leonardo's (der, denken wir, auch wohl wußte, was er wollte) bekanntes Sonett und an die Worte erinnern:

Nè sempre è da voler quel che l'uom pote;
Spesso par dolce quel che torna amaro.
Piansi già quel ch'io volsi poi ch'io l'ebbi.

Wir enthalten uns, auf Einzelnes von dem vielen Gelungenen besonders aufmerksam zu machen, ungeachtet wir manches muntere, lebensfrische oder sinnigbedeutsame Lied und andere, in denen der echte Romanzenton glücklich getroffen ist, dazu ausgezeichnet hatten. Nur von den mitgetheilten Gelegenheitspoesien, über deren Werth der leicht zu gewinnende Beifall des Augenblickes den Verf. getäuscht haben mag, wünschten wir einige, wie das „Polterabendspiel", als gar zu unbedeutend, hinweg. 59.

Memoiren einer Ungenannten. Stuttgart, Cotta. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Memoiren gehören zu den lesenswerthesten Erzeugnissen der Unterhaltungslectüre, welche dem Berichterstatter seit langer Zeit vorgekommen sind. Die wahrscheinlich ideelle Verfasserin ist die Tochter eines deutschen Fürsten, welcher, dem Anblick der Unterjochung Deutschlands zu entgehen, nach der Schlacht von Jena nach Südfrankreich flüchtete, von hier aus Verbindungen mit Spanien und Norddeutschland (Berlin) unterhält und überall der Pantokratie des ihm verhaßten Siegers entgegenwirkt. Verrath nöthigt ihn, sein Versteck bei Toulouse zu verlassen und mit seiner Familie nach Spanien zu gehen, wo er, am Hofe und in der Umgebung des Siegers, die Fäden seiner Intrigue fortspinnt. Sein Geschick sondert sich von dem seiner Tochter und ihrer Erzieherin, deren näheres Verhältniß zum Fürsten wir ahnen. Ein Strudel von ergreifenden Ereignissen erfaßt uns, sobald Amalie, die Erzählerin, und ihre Begleitung in das spanische Kloster angekommen sind, das der Vater und sein Freund Don Rafael zu ihrer Zufluchtsstätte ausersehen haben. Zu den Verhältnissen, die wir blos ahnen, gehört, daß eben dies Kloster Amaliens Mutter verbirgt, welche diese längst als todt beweint hat. Der kurze rhapsodische Ton der Erzählung trägt viel dazu bei, die nun folgenden außerordentlichen Ereignisse noch anziehender und effectvoller darzustellen. Genug — in diesem Kloster lernt Amalie Don Luis, Rafaels Neffen, kennen, der von nun an der Held der Erzählung bleibt, und in der That ein Held, wie wenige in Romanen anzutreffen sind, so voll Natur, Haltung und Wahrheit, daß wir an seine historische Wirklichkeit zu glauben genöthigt sind. Don Luis ist der Pfeiler der spanischen Volkspartei; er und sein Oheim bilden den Mittelpunkt des eben anhebenden Freiheitskampfes in ganz Nordspanien. Der Adel, die Energie, die Geschicklichkeit des jungen Helden und seine Seelenreinheit werden in dieser Darstellung jeden Leser fesseln. Dem Herausgeber dieser Memoiren scheint nichts Geringeres vorzuschweben, als ein Seitenstück zu Salvandy's vielgelesenem „Don Alonso" zu liefern, der vorliegende ist nur der erste Theil eines Gemäldes, das seiner Anlage nach auf umfassende Ausführung berechnet ist. Der Heldenkampf und der heldenmüthige Untergang Saragossas bildet den Hauptinhalt dieses Bandes. Diesen Kampf lernen wir in allen den Details kennen, welche sich mit dem romantischen Zweck des Verf. vertragen. Es ist ein außerordentlich lebendiges, treues und ergreifendes Gemälde, das uns hier vorgeführt wird, wir sind, hoffen und fürchten mit Palafox und seinen Helden, und der Sturm des Terrors erfüllt uns mit eben der Bangigkeit, Angst und Hoffnung, wie sie einst die Bewohner Saragossas fühlten. Durchhin läuft die Geschichte Amaliens an höchstansprechenden Fäden. Sie liebt Don Luis, den liebenswerthesten der Helden; er scheint sie wieder zu lieben, ihr Glück scheint unendlich. Allein plötzlich muß sie aus seinem Munde das fürchterliche Wort hören, das ihre Herzen auf immer trennt. Er ist vertheirathet — an eine Unwürdige. Die Schwankungen, welche dies in Amaliens Geschick bringt, sind mit schöner Farbe gezeichnet. Soll — darf sie nun noch bleiben? Und doch keine Rettung, als bei ihm! Unter dem furchtbarsten Kampfe geht Saragossa unter. Don Luis verschwindet, das ganze Werk scheint geendet, als es sich, dem Leser unerwartet, auf einmal wieder an ganz ungeahneten Fäden anknüpft, die eine lange Fortsetzung versprechen. Amalie, von einem verhaßten Liebhaber gerettet, sieht plötzlich Don Luis als Guerillo vor sich. Er hat die Unwürdigkeit seiner Gattin entdeckt — das Band verspricht Lösung — so endet dieser Theil eines Werkes von ungewöhnlicher Anziehungskraft.

Offenbar ist eine sehr geübte, eine Meisterhand damit beschäftigt, von der wir vertrauen, daß sie uns noch viel Genuß gewähren wird. Die ungemein kräftige Erfindung der Fabel, die Wissenschaft, welche sich in den historischen Zügen ausspricht, die genaue Kenntniß des Locals, die energische, reflectirende und immer schöne Diction, die tiefe Motivirung und die reiche Charakteristik der handelnden Personen — alles Dies verheißt ein Werk, das dem Salvandy's mindestens an Verdienst gleichkommen, an Interesse es überwiegen wird. Die Erfindung besonders hat uns Bewunderung abgewonnen. Diese Benutzung kaum angedeuteter Fäden, an denen sich die größten Ereignisse fortspinnen, die Haltung in Don Luis, in Madame Varange, Amaliens Erzieherin, einem geheimnißvollen und fesselnden Charakter; die Kühnheit in der Malerei der Begebenheit und das Erschütternde der Schilderungen; die Neuheit der Situationen (z. B. wie Amalie im Dunkeln von ihrer Mutter umarmt wird, die sie nicht sieht, oder wie ihr Haus einstürzt), alles Dies lenkt unsern Blick auf eine Künstlerhand hin, die wir uns nicht zu ermitteln getrauen.

Ohne Zweifel wird dies bedeutende Werk sich auch in diesem Bruchstück so viel Freunde erwerben, daß die Fortsetzung desselben nicht erst in Antrag gebracht werden darf. Viele deutsche Autoren aber können daran erlernen, was und wie ein historischer Roman beschaffen sein soll. 40.

Hierzu Beilage Nr. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 26. 31. Oktober 1831.

Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. Von Friedrich Ancillon. Zweiter Theil: Philosophie und Poesie. Berlin, Duncker und Humblot. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Schon bei der Anzeige des 1. Theiles*) bemerkte Ref., wie schwer die Vermittelung sei, welche sich der Verf. vorgesetzt; denn es läßt sich leichter eine herbeiführen zwischen streitenden Cabineten, Ehegatten, Erbschaftstheilern, Fabrikanten, Spielern, Hökerweibern, selbst Buchhändlern und Nachdruckern, als zwischen entgegengesetzten Meinungen. Auch scheint für Geschichte und Politik, womit der 1. Theil sich beschäftigte, sein Inhalt ohne allen Erfolg gewesen, weil seitdem die Extreme in Europa noch deutlicher hervortraten, und der Völkerfriede dadurch schon unterbrochen worden und für die Zukunft noch bedroht wird. Ja, es ließe sich am Ende der Ursprung des Bösen in der Menschenwelt, den Theologen und Philosophen in verschiedener Weise aufzufinden getrachtet, lediglich in einem Auseinanderfallen der Meinungen suchen, wodurch das Paradies verloren gegangen, Kain und Abel zerfallen, das Volk Gottes den Propheten nicht gehorcht, Mohammed die Ungläubigen mit dem Schwert gezüchtigt, Papst und Concilien Ketzer verbrannt, Robespierre die Aristokraten geschlachtet und die Legitimität Don Miguels Freimaurer aufgeknüpft. So würde dann die Vermittelung der Extreme auf die Ausrottung der Wurzel des Bösen in der Welt gerichtet sein, welches Gott selber zugelassen, oder nach Ansicht Einiger zum Besten des Guten nothwendig gefunden.

Um hier zu helfen, müssen fortwährend Bücher geschrieben werden, als Herolde der Meinungen und ihrer zu hoffenden Vermittelung, wenngleich man weiß, daß sie nichts helfen. Letzteres erweist sich leider schon aus dem Motto, welches der Verf. nach Charron seinem Werke vorsetzt: „Le seul moyen d'arbitrer des idées opposées et des opinions divergentes est de s'élever au-dessus d'elles dans la région des principes". In den Principien liegt ja alles Uebel und der Gegensatz der Ideen selber! Der erste Aufsatz will die Grenzen der Wirksamkeit des Staats ausmitteln, das juste milieu feststellen zwischen einer durch und durch leitenden und anordnenden Kraft von oben, und einer Freigebung der untern Kräfte mit bloßer Schirmung und Beschützung ihrer rechtmäßigen Wirksamkeit. Die Positivität und Negativität dieser Extreme soll sich begrenzen und ergänzen. Das Alterthum soll mehr von jener, die neuere Welt von dieser, als einer Emancipation, erwartet haben, letztere habe schon Vieles davon, wolle leider immer noch mehr, und vergesse, daß Gesammtleitung und Gesammtschutz von oben doch immer ein nothwendig Positives sei. Ganz gut, aber wo liegt die Grenze der Foderung und Verfassung? Wir lesen S. 35 von einer „abgeschmackten Lehre, daß die Völker mündig seien". Warum abgeschmackt? Leicht ist zu zeigen, was der Verf. thut, daß die Masse des Volks unvollkommene Einsichten besitzt, ebenso die Schüler einer polytechnischen oder andern Schule, welche sich anmaßen den Staat zu verjüngen und dessen vollkommenere Einrichtung herbeizuführen. Allein wie der Einzelne, wenn er zu gewissen Jahren gekommen, seinen Anspruch auf Mündigkeit fühlt, so fühlt ihn das Volk, und die erste Folge davon ist Ablehnung der Vormundschaft. Hiervon ist wiederum die Folge, daß die Einzelnen und die Völker verkehrte Maßregeln einer Vormundschaft beurtheilen und einsehen lernen, wenngleich nicht gesagt werden dürfte, daß sie ein Besseres durchweg kennen und sich selbst zu regieren fähig wären. Gesammtregierung durch Gesammtheit — vollendete Demokratie — ist allerdings unmöglich, wie der Verf. sagt, und wo sie verwirklicht schien, nur ein Schein. Jedoch die Vormünder haben sich das Urtheil und die Einsicht der Mündel zu merken, und ein lebhaftes Bestreben des Gefühls der Mündigkeit, wie verkehrt es auch in manchen Fällen sich äußere, zu achten. Thun sie es? Statt dessen predigen sie die Lehre von der Unmündigkeit des Volks und beleidigen unweise dessen Gefühl. Wenn irgendwo das Volk von Abgaben gedrückt wird, — eine mühelos zu empfindende und zu begreifende Thatsache — zugleich der Fürst ein großes jährliches Einkommen besitzt, davon Privatschätze sammelt, oder auf überflüssige Bauten, Hofschranzen, Maitressen, große Summen verschwendet, so gelangt das Volk leicht zu einer Stufe der Mündigkeit, um das Ungeeignete einer solchen Vormundschaft vollkommen deutlich zu begreifen. Dieser mündig gewordenen Einsicht kann nie begegnet werden durch Behauptung der Nothwendigkeit von Vormündern und der größern Weisheit, welche man ihnen zutrauen darf, obwol ebenso wenig gesagt werden möchte, das Volk, welches im vorliegenden Fall ganz die Wahrheit verstanden, sei weise genug geworden, sich selber gut zu regieren. Alle Revolutionen, in denen ein Volk seine Mündigkeit mit Gewalt geltendmacht und hinterher oft in viel ärgeres Unheil geräth als das frühere, entspringen daraus, daß man entschieden eingesehene Wahrheiten leugnet, fehlerhafte Vormundschaft aufrechterhalten will und dadurch das Rechtsgefühl und den Verstand aufs tiefste beleidigt. Wo es zu keiner solchen Einsicht gekommen, da mögen die Vormünder nach Belieben verfahren; aber wo sie hervortritt, da ist es keine abgeschmackte Lehre, daß die Völker mündig seien, sondern eben die richtige, der Niemand ungestraft zuwiderhandelt.

Ueber das Verhältniß des Ideals und der Wirklichkeit verbreitet sich der zweite Aufsatz, und räth, der Mensch solle, seiner Doppelnatur gemäß, beide Welten des Realen und Idealen abwechselnd bewohnen. In dieser doppelten häuslichen Niederlassung liegt aber eben die Schwierigkeit, und daß Mancher am Ende nirgends sich heimisch fühlt. Hierüber eine Ausgleichung mit sich selbst zu treffen, ist eine der verwickeltesten Aufgaben in der Lebensphilosophie, und fremder Rath kann weniger dabei nützen, als der eigne; ein Wechsel der Wohnungen ist eigentlich keine Mitte zwischen ihnen, und ein Anbau in der Mitte, ist er möglich? Der Verf. sagt darüber Nichts und Ref. wäre gerade für das Letzte am meisten, wenn es ginge; mit Anlage eines Gärtchens nach beiden Seiten, und der Freude über darin gedeihende Pflanzungen.

Ausführlicher ist die Abhandlung über classische und romantische Poesie, vielmehr, ob die Poesie in den letzten Decennien Fortschritte gemacht oder in Verfall gerathen? Dies läßt sich als ein Doppelthema betrachten, welches zwar in einander spielt, aber doch einige Unbestimmtheit in der Ausführung zur Folge hatte, denn der Gegensatz zwischen classisch und romantisch ist nicht gleichbedeutend mit Fortschritt oder Verfall der neuern Poesie. Unterschied der Poesie der Alten von der des Mittelalters und der neuern Zeit wird hauptsächlich im Einflusse des Christenthums gesucht, demnächst aber die Eintheilung der Poesie in classische und romantische unglücklich genannt, weil sie keine klare Vorstellung und keine reelle Entgegensetzung der Begriffe bezeichne. Es ist aber schwerlich etwas Anderes damit gemeint, als jener Zeiten- und Ländergegensatz des Heidnischen und Christlichen. Regelmäßiges und Unregelmäßiges kann nicht als gleichbedeutend mit jenem Gegensatz angesehen werden, weil die Regel, als ein Abstractum, vorhandene Werke voraussetzt, also nach deren Verschiedenheit sich richtet; classisch ist alles in seiner Art Vollendete, romantisch jede Poesie, welche ihren Namen verdient, indem sie mit Flügeln über der Wirklichkeit schwebt, mehr oder weniger fern oder nahe, unbestimmt oder bestimmt, über sich

*) Vgl. Nr. 161 d. Bl. für 1830. D. Red.

oder unter sich Gestalten bildend. So wirds auch der Verf. gemeint haben, dann aber ist jener Unterschied zwischen Heidnischem und Christlichem wiederum nicht gleichbedeutend mit Classischem und Romantischem, und es wird die ganze Namengebung am Ende daher stammen, daß man in Schulclassen gewisse in ihrer Art vollendete Werke der Alten gelesen, diese Classiker genannt und die nach ihnen gebildeten Regeln der Poesie auf alle Erzeugnisse derselben anwenden wollen, was sich spätere und moderne Dichter nicht gefallen lassen können, sondern ein eignes Maß der Beurtheilung verlangen, was jetzt sogar in Frankreich geschieht. Von den letzten 40 Jahren behauptet unser Verf., sie hätten Geist und Gemüth der Poesie entfremdet, es habe die Poesie des Lebens zu gewaltig durch alle Länder gerauscht und handelnde Personen wie Zuschauer dermaßen in Anspruch genommen, daß die Poesie des Worts dagegen nicht aufkommen könne. Wie man es nimmt! Unruhige Zeiten haben große Dichter geboren (z. B. Dante), ruhige Zeiten nicht immer, wie Ref. glaubt, reiche Perioden der Poesie kommen bei den Völkern wie gute Weinjahre. Gern findet man S. 148 fg. die ins Einzelne gehende Zeichnung von Göthe und Schiller, von der Objectivität des Ersten und der Subjectivität des Andern, wie jener durch seine Vielseitigkeit allen Völkern und Zeiten, dieser durch seine Ausschließlichkeit besonders den Deutschen, als Nationaleigenthum, angehöre; Wieland wird als Dichter fast zu sehr zurückgestellt, und als Prophet zu sehr gepriesen: „daß er wegen der seltenen Prävisionsgabe, womit er die Entwickelung der verschiedenen Phasen der französischen Revolution vorausah, auch bei der Nachwelt einen ausgezeichneten Platz unter den politischen Schriftstellern verdiene". Man könnte etwas Aehnliches beinahe von den französischen Emigranten behaupten. Herder'n fehlte Originalität, deren Mangel ihn gerade geschickt machte, die Originalität Anderer aufzufassen und wiederzugeben. Daß später mehr Nachklänge einer untergegangenen Harmonie gehört werden, als Klänge einer frischen neuen, also ein „mißlicher Zustand der Poesie in Deutschland eintrat", wird außer allgemeinen Ursachen besonders der Metaphysik und Politik zugeschrieben, welche freilich unpoetisch sind. In England wirkt ein Theil dieser Ursachen nicht, namentlich nicht die der Metaphysik, britische neuere Poesie ist wieder belebt durch Byron, Walter Scott und Moore. Die mit sich selbst zerfallene Individualität des Ersten, die historische Malerei des Zweiten (oft zu sehr in kleinliche Manier übergehend), die Harmonie des moralischen und geistigen Wesens des Dritten wird kenntlich gemacht. Den Franzosen hat ihr goldenes Zeitalter geschadet, sie versuchen jetzt neue Wege und sind in einem Zustande der Gährung; Lamartine in der Elegie, Casimir Delavigne in der dramatischen Dichtkunst, Victor Hugo in der Ode können als angenehme Uebergänge zu einer bessern Zeit gelten. Mit Vergnügen liest man des Verfs. Urtheile und Bemerkungen, auch den Anhang über italienische und spanische Dichtkunst, wodurch er zu dem Resultat gelangt, „unser Zeitalter, außer in Deutschland und England, sei sowol in Beziehung auf die Producte der Dichter, als auch auf die Bedürfnisse und Tendenz der Leser, kein poetisches".

Schließlich berührt der Verf. die Philosophie, spricht vom Verhältnisse des Allgemeinen zum Besondern, vom Idealismus, Materialismus und Dualismus, dem Absoluten und Relativen, von der Freiheit und Nothwendigkeit, dem Eudaimonismus und der Ethik, der eigennützigen und reinen Liebe, vom Glauben und Unglauben — will auch hier vermitteln. Ein gutes Werk, ja das beste, wenn nur — irgend ein Erfolg zu erwarten stände. Denn in Geschichte und Politik, ja selbst in der Poesie, ist die Kraft des Gegebenen, bestimmt Vorliegenden größer; in der Philosophie dagegen führt Alles mehr auf das Innere, auf ein zum Theil unbestimmtes philosophisches Bewußtsein, auf die demselben folgende künstlich wechselnde Abstraction und Reflexion. Allerdings nun sollte sich diese Wissenschaft zur Aufgabe machen, alles Uebertriebene, Einseitige, Harte und Anstößige der Grundsätze zu vermitteln und aufzuklären, ja die Erreichung dieses Ziels wäre eben sie selber. Allein gerade durch ihre verschiedenen Lehrgebäude und Begriffsconstructionen hat sie zu Extremen der Meinungen die meiste Veranlassung gegeben, und auf ihrem Gebiet erwerben sich Vermittelungsversuche den geringsten Dank, indem Niemand seine Begriffe und deren Verbindungsweise hartnäckiger festhält als ein Philosoph, und je mehr er dieses thut, desto mehr Ruf und Beistimmung von seinen Anhängern gewinnt, die Gegner aber mit der Versicherung zurückweist, sie hätten ihn nicht verstanden. Ist nun alle Verständigung — mithin Vermittelung — nur durch gesunden Menschenverstand möglich, so wird die Sache dadurch noch schwieriger, weil die philosophischen Systeme mit ihm nichts zu schaffen haben wollen, ihn als ein Wesen sehr gemeiner Abkunft geringachten, sich selbst einen Verstand höhern Ranges aus der Taufe heben, der Jenem ganz absurd vorkommt, eben deshalb aber als der rechte gepriesen wird; sodaß jener alte Spruch: „Nichts sei so absurd, was nicht von Philosophen behauptet worden", dahin abgeändert werden darf: „Das Absurde müsse eben behauptet werden, damit Jemand ein Philosoph sei". Vermittle uns der Verf. diesen Gegensatz, und wir wollen mit dem Uebrigen leicht zurechtkommen. Aber wir sehen ihn auf allen Blättern des Werks hervortreten, indem der Verf. sich als einen parteiischen Vertheidiger des gesunden Menschenverstandes nur zu sehr kundgibt, von welchem die Philosophen behaupten, daß er unvernünftig sei. Wir lesen: „Allgemeine Begriffe sind sammt und sonders das Werk des Reflexions- und Abstractionsvermögens" (S. 241); umgekehrt sagen Philosophen: Reflexion und Abstraction sind das Werk der sich selbst bewegenden allgemeinen Begriffe. „Ohne die allgemeinen Begriffe und abstracten Vorstellungen, die wir künstlich bilden, um sie auf die Individuen anzuwenden, würden diese uns durch ihre Vielheit und Mannichfaltigkeit erdrücken ꝛc." (S. 247) Himmel! wie gemein! Alle Individuen werden ja durch die allgemeinen Begriffe gebildet, können sich nicht erdrücken durch ihr Heraustreten aus der Einheit des Wesens! „Allgemeine Begriffe", heißt es, „setzen ein reelles Dasein voraus" (S. 250). Umgekehrt: Alles reelle Dasein setzt allgemeine Begriffe voraus. Ferner wird gesagt: „Man muß sich hüten den allgemeinen Begriffen ein von unsern Vorstellungen und von den Individuen, die sie uns dargeboten oder ihre Bildung veranlaßt haben, unabhängiges Dasein beizumessen" (S. 252). Gerade dies zu thun ist die rechte Philosophie, denn das Dasein der Individuen ist vom Sein der allgemeinen Begriffe und ihrer Bewegung abhängig u. s. w.

Recht zu widerlegen meint wol der Verf. die Philosophie, wenn er fragt: (S. 255) „sobald von allem Dasein abstrahirt wird, was existirt dann? und darauf werde das reine Sein die Antwort schuldig bleiben". Mit Nichten. Das reine Sein ist das Nichts, so lautet die Definition, es schlägt dadurch um zu seinem Andern, dem Negativen, wodurch es ist das Werden, und indem dieses zurückschlägt ins Sein und Erkennen, ist es das Concretallgemeine. Darum ist die Folgerung unstatthaft: „Der Satz der Identität des Denkens und Seins führt auf ein leeres Nichts"; (S. 263) — er führt ja eben auf ein volles.

Ganz nach der Ansicht des gesunden Menschenverstandes wird S. 294 ein Dualismus der äußern und innern Welt in Schutz genommen, welche der rechte Philosoph gar nicht brauchen kann, sondern sich lieber mit jeder andern befreundet; und es wird S. 310 vom Absoluten gesagt: „wie es in der Tiefe seiner Wesenheit sein mag, können wir weder ergründen noch erforschen". Der Verf. weiß nicht, daß die Philosophen eine Wissenschaft vom Wesen Gottes sogar vor der Weltschöpfung besitzen, nämlich die Logik. Er lehrt: „Evidenz der Freiheit spricht sich als unmittelbare und transscendentale Anschauung aus" (S. 317); und weiß nicht, daß die Freiheit die höchste Form des Nichts ist. Er läßt die „Vollkommenheit der menschlichen Natur in einer harmonischen" Entwickelung aller Kräfte und Vermögen des Menschen bestehen (S. 336) und übersieht,

daß die philosophische Psychologie gar keine solchen Kräfte und Vermögen mehr gelten läßt u. s. w.

Wir lesen ferner schöne Aeußerungen (S. 352 fg.) über die uneigennützige Liebe und die Liebe Gottes, und können es erbaulich für das Herz finden. Jedoch ein Philosoph hat keinen Gefallen an Erbaulichkeit und redet deshalb höchst unerbaulich. So wird auch der Glaube „Anfang und Endpunkt des menschlichen Wissens" genannt (S. 361). Hiergegen protestiren die Philosophen; denn ihr Wissen ist sein eigner Anfang und Endpunkt. Und was soll man sagen, wenn bei Erwähnung eines dem Menschen natürlichen Mysticismus von einem Schleier gesprochen wird, der die Natur und deren Wesen verbirgt? (S. 356.) Längst schon ist ein Philosoph hinter den Vorhang getreten, und hat gesehen, daß Nichts dahinter als was davor ist, worin das Geheimniß besteht!

Aus diesen zum Beweise unserer Behauptung hervorgehobenen Beispielen ist abzunehmen, daß ein Sachwalter des gesunden Menschenverstandes gegen Philosophie und deren Extreme nichts auszurichten vermöge, und wenn diese Wissenschaft das Salz aller Extreme heißen kann, eigentlich gegen gar Nichts; sodaß Ref. einem höchst achtungswerthen Vermittler, wie unser Verf. ist, nur die bittere Doppelwahrheit zurufen kann; einmal: „entweder muß man dem gesunden Menschenverstande entsagen, oder dem Anspruch auf speculativ-philosophische Weisheit"; — und zweitens: „Aller gesunde Verstand findet einzelne Zeiten und Räume, aber das Absurde ist überall und ewig". 10.

Deutsche Kunstgeschichte.

Die nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Herausgegeben von dem Vereine nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde. Viertes Heft: Peter Vischer, Erzgießer. Mit 6 Kupferbeilagen. Nürnberg, Schrag. 1831. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist gewiß eine recht erfreuliche Erscheinung in der deutschen Kunstwelt, daß der Verein von Künstlern und Kunstfreunden Nürnbergs auch nach Außen hin, durch schriftliche Mittheilung, Zeichen seiner Wirksamkeit von Zeit zu Zeit ausgehen läßt. Nürnberg ist in Bezug auf deutsche Kunstgeschichte das deutsche Rom, wenn die Fülle architektonischer Werke, die unendliche Zahl plastischer Denkmale aus allen Jahrhunderten, die beiden öffentlichen und die mannichfachen privaten Gemäldesammlungen, wie auch die bewunderungswürdigen Glasmalereien seiner Kirchen in Anschlag gebracht werden, und es ist höchst achtbar, daß kenntnißreiche Männer, wie die Herausgeber genannter Schrift, dieser Denkmale sich annehmen und sie schriftlich und bildlich bekanntmachen. *) Der Kunstverein der Stadt Nürnberg begann bereits im Jahre 1822 mit Adam Kraft eine Reihe Künstlerbiographien, deren 2. Heft die Kupferstecher, Gebrüder Guttenberg, das 3. aber den Goldschmied Wenzel Jamnitzer enthält.

In dem vor uns liegenden Hefte wird Peter Vischer, der erste Erzgießer seiner Zeit, uns vorgeführt, dessen Sebaldusgrab seinen Namen in ganz Deutschland mit Hochachtung nennen macht. Soll dieser Künstler gehörig gewürdigt werden, so muß man die Zeit bedenken, in welcher derselbe arbeitete. Die deutsche Baukunst, das Fundament aller Kunst in Deutschland, hatte ihren höchsten Gipfel erreicht, die Plastik, die im 12. — 14. Jahrhundert auf bedeutender Höhe stand, begann dagegen ins Spielende und Gekünstelte überzugehen — Peter Vischer folgte der Natur, gestärkt durch den Anblick der Antike, ohne trocken und nüchtern, oder gar ein sklavischer Nachahmer zu werden. Er goß deutschen Geist in antike Form, und wer sein Sebaldusgrab, seine Bogenschützen, seinen Gänsebauer, seinen Amor gesehen hat, wird diese Behauptung erklärt finden.

Wie Peter Vischer das wurde, das war — nächst Aufgabe und Würdigung seiner Werke — die Hauptaufgabe einer Schrift über ihn, und die Herausgeber dieser seiner Lebensbeschreibung haben, bei so dürftigen und zerstreuten Quellen, ihre Aufgabe gut gelöst.

Peter Vischer war der Sohn eines nürnbergischen Rothgießers und hatte somit von frühester Jugend an Gelegenheit, das Technische seiner Kunst aus dem Grunde zu lernen. Dieses Handwerk blühte in Nürnberg ganz besonders und durch die Fertigung von Grabmonumenten, Kirchengeräth u. dgl. begann sich dasselbe zur Kunst zu erheben, wie das von Vischer's Vater stammende, in Wittenberg befindliche Taufbecken z. B. zeigt. Heilsam war für den Jünger, daß er, unter Anleitung eines kunstreichen Vaters sich dem herrschenden Geschmack anschließen, streng in demselben arbeiten mußte; das konnte bei solchem Talent nur Fertigkeit der Hand, nicht Tödtung des eignen Geistes und der angeborenen Schöpferkraft hervorbringen. Frei wurde Vischer's Muse erst in Italien, wie eine Vergleichung zwischen seinen frühern und spätern Werken offenbar zeigt.

In unserer Schrift ist dies Alles ausführlich dargestellt. Die Einleitung gibt vorerst Nachricht über die Todtenfeier Vischer's, die der nürnbergische Kunstverein am 7. Jan. 1829, dem 300jährigen Sterbetage des Künstlers, feierte; mitgetheilt ist hierbei die vom Stadtpfarrer Wilder gedichtete Canzone; hierauf folgen genaue aus kirchlichen und magistratischen Archiven gezogene Nachrichten über Familie, Geburtsjahr (jedenfalls vor 1460), Jugendleben und früheste Werke dieses Künstlers. Sein Aufenthalt in Italien (vor 1503) wird nachgewiesen und dabei die interessante Bemerkung gemacht (S. 11): daß die damaligen italienischen Anticaglienfabrikanten auch Deutsche in Arbeit genommen und daß unser Vischer hier mannichfache Gelegenheit zu Uebung in dieser Form der Darstellung hatte. Vischer's einfaches häusliches Leben und seine Verhältnisse zu Ad. Kraft und Lindenast, wie auch zu Albrecht Dürer werden S. 12 fg. dargelegt und S. 13 sein Grad nachgewiesen. Hierauf folgt Erklärung der Kupferbeilagen, auf denen Folgendes dargestellt ist: 1) Grabmonument, Hautrelief, befindlich in Regensburg, 1521. 2) Die vier, als Lichthalterinnen dienenden Syrenen am Sebaldusgrabe. 3) Grabmonument in der Aegidienkreise zu Nürnberg, Hautrelief v. J. 1522. 4) Kleiner, sitzender Hund, Statue, im von Forster'schen Cabinet zu Nürnberg. 5) Cardinals- und Narrenkopf, Doppelbüste, in derselben Sammlung. 6) Kleiner, sitzender Amor, der eben abgeschossen, Statue — in der Hertel'schen Sammlung zu Nürnberg.

Die wittenberger Monumente gab bereits Schadow, das magdeburger Cantion, das breslauer Büsching, das Sebaldusgrab Reindel, daher war es verdienstlich, gerade diese minder bekannten Werke des Künstlers in Kupferstich wiederzugeben. **)

Auf diese Einleitung folgt eine fleißig gearbeitete Abhandlung über das Sebaldusgrab vom Landrathe Lepsius in Naumburg, die wenigstens so gut ist, als sie sich ohne tägliche Anschauung des Werkes selbst schreiben ließ, und daher bei weitem nicht den Werth der Geschichte und Beschreibung des naumburger Doms von demselben Verf. hat.

S. 44 beginnen die Anmerkungen der Kunstfreunde zu dieser Abhandlung, die eine Fülle höchst interessanter Details und Literarnotizen über Peter Vischer und nürnbergisches Kunstleben früherer Zeit enthalten. Kunstfreunden wird die daselbst mitgetheilte Nachricht sehr erfreulich sein, daß die polytechnische Schule von Nürnberg im Sommer vorigen Jahres die Hauptstatuen des Sebaldusgrabes (S. Sebald, P. Vischer, 12 Apostel) sowie die Basreliefs **) desselben abgeformt hat und an Liebhaber zu festgesetzten Preisen ablassen wird.

Zu wünschen wäre hierbei gewesen, daß die 3 Abtheilungen, Einleitung, die Abhandlung, sowie die Noten, in Ein Ganzes

*) S. u. a. „Nürnberger Blätter", 1831, Nr. 66.

**) Reindel's treffliche Darstellung der Südseite des Sebaldusgrabes, Großfolio und der 12 Apostel. Nürnberg. 12 Bl. 4. S. auch „Nürnberger Blätter", Nr. 71.

**) „Bildwerke nürnberg. Künstler", 2. Heft, Nürnberg, Schrag.

verschmolzen worden wären, wodurch manche Wiederholungen und Längen weggefallen wären. Möge der Verein in seinem Streben fortfahren und recht bald einem andern Künstler der Vorzeit ein Denkmal setzen. 141.

Iter Italicum. Von Friedrich Blume. Dritter Band. Archive, Bibliotheken und Inschriften in der Stadt Rom. Halle, Anton. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die verzögerte Erscheinung des 3. Bandes von Dr. Blume's „Iter Italicum" ließ sich erklären durch die Gewaltigkeit der Aufgabe, die dem Verf. vorlag. Man wußte, daß Rom ihn beschäftigen würde, und man war bei der Muße, die er sich zugestanden, berechtigt etwas ganz Ausgezeichnetes zu erwarten. Aber trotz dieser Vorkehrungen wünscht Hr. Dr. Blume, daß auch sein, gewiß sehr Vieles leistende Werk nur als Versuch angesehen werde; und mit Recht, denn selbst ehe Bunsen und Platner mit ihren seit mehr als einem Lustrum angelegten Sammlungen hervortreten werden, wird er zu manchen Bereicherungen und Berichtigungen Gelegenheit finden. Es zeigt wunderkindischen Unverstand, von einem Werke dieser Art Vollständigkeit verlangen zu wollen. Auch die höchste Gewissenhaftigkeit des Verf. schützt hier nicht vor Auslassungen und Irrthümern; und je Gründlicheres, Geprüfteres ein Schriftsteller, der auf Unternehmen der Art sich einläßt, in seinem Werke zusammenstellen will, desto häufiger wird er Stellen finden, wo sein längst geordneter Apparat ihn im Stiche läßt, wo Nachfragen aller Art ihn nicht zum Ziele führen, weil nur an Ort und Stelle und selbst da oftmals nur mühsam eine Notiz zu gewinnen ist, und der Zufall dabei immer noch günstig sein muß. Beide haben unsern Verf. manchmal nicht genügend unterstützt, wie schon bei einem Blicke auf die Einleitung sich zeigen wird.

So ist schon bei den Ausgrabungen, S. 7, die hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden, eines Aufsatzes von Sickler im „Almanach aus Rom", II, S. 276, nicht gedacht, der selbst von den neuesten Beschreibern Roms wol hätte zu Rathe gezogen werden sollen. Neben den Grabungen des Königs von Sardinien durch den Ritter Biondi zu Frascati und des Hrn. von Chateaubriand zu Tor Vergata hätten die ebenso bedeutenden der Herzogin von Chablais zu Tor Marancia wol erwähnt werden mögen. Auffallend ist es, daß S. 8 bei Hinweisung auf die Inschrift von Stratonicea aus dem Jahre 301 n. Chr., deren eines Fragment schon Cuper in seinen Briefen vom Jahre 1712 (S. 109 u. 286) behandelt, der gelehrte Verf. die Hauptschrift: „Mémoire sur le préambule d'un édit de l'empereur Dioclétien relatif au prix des denrées dans les provinces de l'empire romain par M. Marcellin de Fonscolombe, de l'acad. d'Aix" (Paris, 1829), nicht anführt. Die „Transactions of the r. society of literature" (London, 1827, Nr. 15) und das „Journ. des savans" (1829, Oktober) hätten ihn auf diese Bearbeitung verweisen können. Doch kann sich Hr. Blume mit Orelli entschuldigen, der in seiner „Inscriptt. Latinarum selectarum amplissima collectio" dieser so berühmten Inschrift mit keinem Worte gedacht hat.

Nachrichten dieser Art liegen nicht fern; schwerer hält es, über Sammlungen Rede zu stehen, die mit ängstlicher Heimlichthuerei vor der Welt verborgen werden. Ueber das Archiv (früher zum Theil in der Engelsburg, jetzt — ganz oder größtentheils? — vereinigt mit dem vatikanischen, zusammen im Vatikan) läßt sich nicht viel sagen. Jede Nachricht darüber ist beachtenswerth, und die in Millin's „Ann. encyclopéd." (1817, II, S. 179, 180) im Leben Marini's beigebrachten Notizen waren daher nicht zu vernachlässigen (S. 229, Note 48).

Mit großem Fleiße sind in dem vorliegenden Bande die Nachrichten über Bibliotheken und Museen zusammengetragen, über die jetzt mehr als eine Vorarbeit zu benutzen ist. Drei Gelehrte, welche beinahe berufshalber sich mit Bibliotheken abgeben mußten und, mit Ausnahme des Einen, Italien tüchtig durchforscht haben, unterstützten gegen den obligaten Zoll einer literarischen Bücklings den Verf. mit ihren Notaten; aber selbst diesem Vereine ist doch, wie gleich S. 139 beweist, nicht Alles ins Klare zu bringen möglich gewesen. Auch Lücken haben sie gelassen. So fehlt S. 136 über das Barberini'sche Museum Dom. Panaroli's „Museum Barberinum. Roma, typis Franc. Monetae" (1656, 4.), bei der Chigi'schen Bibliothek S. 188 Steph. Evodius Assemani's „Catalogo della bibl. Chigiana, giusta i cognomi degli autori e titoli degli anonimi" (Rom, 1764, Fol.): Werke, von denen es ihnen gewiß möglich sein wird, sich Kenntniß zu verschaffen, da Ref. ihr Dasein der Notiz des verstorbenen Abate Cancellieri verdankt. Was über die Bibl. Angelica in P. Lazzeri's „Miscellaneorum bibl. collegii Romani" (2 Thle., Rom, 1754) steht, war Ref. nicht zu ermitteln im Stande. Cancellieri's Notat hatte dahin verwiesen.

Das Verzeichniß der Privatsammlungen sieht sehr reich aus, und man muß es dem Verf. immerhin Dank wissen, daß er, eigentlich ohne Rücksicht auf seinen Zweck, alle Notizen über römische Museographie hier niederlegte, die ihm nach und nach zugekommen waren. Sammler und Pfleger wissen solche Angaben wohl zu schätzen und werden daher ein Auge zudrücken, daß S. 185 von Hrn. Byres angeführt wird, der in Rom einmal ein paar etruskisch-griechische Schalen besessen, Chateaubriand, der eine Inschrift und 600 Münzen dort gefunden hat. Mit gleichem Rechte hätten noch Brondsted, Bar. Stackelberg, Thorwaldsen und so viele Andere genannt werden müssen, die alte Münzen, antike Fragmente u. s. w. in so schöner Auswahl in Rom zusammengebracht haben und noch dort besitzen. Vielleicht hätte Hr. Bunsen dafür wegbleiben mögen, wenn nicht persönliche Rücksichten ihm den Ehrenplatz sicherten. Unter den ältern Sammlungen sind freilich gewiß viele, auf die Anderes des so unbedeutenden Druckes hin, aufgezählt, die nicht mehr zu bedeuten hatten. Dafür ist übersehen, daß bei Angelo Colocci einst die berühmteste Sammlung römischer Fußmaße war, daß das Cesi'sche Museum einen Congius befaß, der für Metrologie zwar nicht so wichtig wurde, wie der Farnesische, aber doch auch seine Rolle gespielt hat; u. s. w. Auffallen muß es, daß Pierre Gigerio's einst so berühmte Sammlung in einem Buche nicht genannt ist, das so gelehrte Pathen hat, und daß bei der Planlosigkeit, die in diesem Theile herrscht, nicht das ehemalige Museum des Card. Hippolyt von Este (Ferrariensis cardinalis) so gut oder so übel wie die Sammlung Medicis (S. 204) seinen Platz fand.

Das Papier ist so schlecht in diesem Buche, daß man fürchten muß, es werde beim Durchblättern sich in seine ursprünglichen Lumpen auflösen. Dafür kann der Druck gelobt werden. 68.

Notiz.

Monarchismus.

„J'ai vécu", erzählt Herr v. Beaulieu in seinem bekannten Werke, „avec Barnave dans les prisons de la conciergerie de Paris pendant le mois qui a précédé la mort de cet étonnant jeune homme. Depuis sa retraite de l'assemblée nationale, et surtout pendant son année de détention à Grenoble, il avait prodigieusement étudié; et dans une tête aussi fortement organisée que la sienne, il avoit dû en résulter les plus profondes et les plus justes réflexions. Il avoit examiné les principales lois de tous les gouvernemens de l'Europe, de manière à en rendre compte avec la plus exacte précision; et calculant les difficultés qu'elles ont à vaincre, il était arrivé à cette conclusion, *que l'unité monarchique, vigoureusement constituée, était le seul moyen d'assurer aux peuples la paix et un peu de liberté*". Aus dem Munde eines Constitutions- und Revolutionsstaatsmannes, der durch die bittersten Erfahrungen klug geworden war, ist diese Apologie des Monarchismus unendlich merkwürdig. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Neue erschienene Werke

der

Dieterichschen Buchhandlung

in Göttingen.

(Sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen).

Ordines naturales plantarum eorumque characteres
et affinitates adjecta generum enumeratione. ed. F. Th. Bartling. 8. maj. 2 Rthl. 8 Gr.

Beiträge zur Anatomie, Zootomie und Physiologie,
mit IX Steindrucktafeln. Von A. A. Berthold. gr. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Handbuch der Naturgeschichte. Von J. F. Blumenbach.
12te Ausg. gr. 8. 2 Rthl. 12 Gr.

Die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand
oder in integrum restitutio. Von A. C. Burchardi. gr. 8. 3 Rthl.

Gedichte. Von G. A. Bürger.
2 Thle. 12. Druckpap. broch. 1 Rthl. 4 Gr. Schreibpap. brech. 1 Rthl. 12 Gr.

Quellenkunde der deutschen Geschichte
nach Folge der Begebenheiten. Von F. C. Dahlmann. gr. 8. geh. 12 Gr.

Recht der Notherben und Pflichttheilsberechtigten.
Von W. Francke. gr. 8. 2 Rthl. 16 Gr.

Deutsche Grammatik. Von J. Grimm.
IIIter Thl. gr. 8. 3 Rthl. 18 Gr. (3 Theile kosten 12 Rthl. 18 Gr.)

Deutsche Heldensage.
Von W. Grimm. gr. 8. 2 Rthl.

Inest hymnorum veteris
ecclesiae XXVI interpr. et Theotisca nunc primum edita. J. Grimm. 4 maj. 1 Rthl.

Umrisse nach der Natur.
Von J. F. L. Hausmann. 8. geh. 1 Rthl.

Der Apostel Paulus. Sein Leben, Wirken und seine Schriften.
Von J. J. Hemsen. Mit Vorrede von Fr. Lücke. gr. 8. 2 Rthl. 16 Gr.

Hogarth's Werke mit Text von G. Chr. Lichtenberg.
12 Lieferungen. Neue wohlfeile Ausgabe. geh. 12 Rthl.

Grundriß zu Vorlesungen über das
deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts
nebst beigefügten Quellen. Von W. Th. Kraut. gr. 8. 2 Rthl.

Handbuch der Anatomie mit Hinweisung auf die
Icones anatomicae. 1ste Abthl. Nervenlehre. Von C. J. M. Langenbeck. gr. 8. 1 Rthl.

Icones anatomicae. Angiologiae. Fasc. II.
ed. C. J. M. Langenbeck. fol. 6 Rthl. (Neurologiae. Fasc. I. II. III. Angiologiae. Fasc. I. II. werden nicht getrennt).

Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten
in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen oder gesammte ausführliche Chirurgie für praktische Aerzte und Wundärzte. Von C. J. M. Langenbeck. 4ter Thl. 3 Rthl. (1r-4r Thl. 14 Rthl.)

Linnaei Genera Plantarum.
Editio IX. cur. C. Sprengel. II Vol. 8 maj. à 4 Rthl.

Recueil des principaux traités
d'alliance, de paix, de trève, de neutralité etc. De G. F. de Martens. Supplem. Tom. XII. gr. 8. 1 Rthl. 18 Gr.

Die Lehre von den Giften in medizinischer,
gerichtlicher u. polizeilicher Hinsicht. Von K. F. H. Marx. Ister Bd. 2 Abthl. gr. 8. 3 Rthl. 22 Gr.

Die Geschlechtskrankheiten des Weibes,
nosologisch und therapeutisch bearbeitet von L. J. C. Mende. 1ster Thl. gr. 8. 2 Rthl. 12 Gr.

Theorie und Politik des Handels.
Ein Handbuch für Staatsgelehrte und Geschäftsmänner. Von K. Murhard. 2 Thle. gr. 8. 3 Rthl. 8 Gr.

Die Kinder-Praxis im Findelhause und in dem Hospitale
für kranke Kinder zu Paris. Von P. A. Pieper. gr. 8. 1 Rthl. 12 Gr.

Geschichte des östlichen Asiens.
Von Fr. J. H. Plath. 1ster Thl. Die Mandschurey. 2 Bde. gr. 8. 5 Rthl. 16 Gr.

Symbolae phytologicae,
quibus res herbaria illustratur. ed. L. C. Treviranus. cum 3 Tab. aen. 4 maj. 1 Rthl.

Im Laufe dieses Jahres erscheinen noch:

Abhandlung über den Markschwamm der Hoden.
Von O. Baring. Mit 3 Kupfern und einer Vorrede von Hofrath Langenbeck. gr. 8.

Zur Lehre von den Correal-Obligationen.
Von G. J. Ribbentropp. gr. 8.

Enns über Linz, durch das k. k. Salzkammergut nach Ischl und Hallstadt, nach Salzburg, Berchtesgaden und Gastein, und von da zurück durch einen Theil der Steiermark. In topographischer, geschichtlicher, naturhistorischer, technischer, biographischer und pittoresker Beziehung. Im Jahr 1839 unternommen und beschrieben von E. Gliemann. 2 Bändchen. — Franz Defort und sein Geschlecht. — Notiz.

Nr. 290. Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst. Erster Artikel. Allgemeiner Zustand. — Das gelehrte Anhalt. (Abrißlicher Schriftsteller-Lexikon, oder historisch-litterarische Nachrichten über die Schriftsteller, welche in Anhalt gelebt haben, und den drei letzten Jahrhunderten gesammelt und bis auf unsere Zeiten fortgeführt; nebst einem Anhange von A. G. Schmidt.) — Romanenliteratur. (1. Die Inselfahrer. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Isidore Hrdnau. 2 Bände. 2. Novellen, Erzählungen und Reiseskizzen, von Henriette v. Montagnac. 2 Bände. 3. Konradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufen. Eine historische Erzählung von J. Batard. 2 Theile. 4. Die Schriftstellerin und der Schauspieler. Zwei Erzählungen von Henriette Hanke.) — Litterarische Anzeige.

291. Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst. Erster Artikel. (Beschluß.) — Ueber die altdeutsche Baukunst, von G. Moser. Als erläuternder Text zu seinen Denkmälern der deutschen Baukunst. — Notizen.

292. Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache in Gelehrtenschulen. In Beziehung auf eine Aeußerung in der Anzeige des von Graff herausgegebenen altdeutschen Kreuz, von Otfried, in Nr. 223 und 224 d. Bl. Von Reinbeck. — Spaziergänge eines wiener Poeten. — Wallelm, eine norwegische Novelle von H. Steffens. 2 Theile. — Miszellen.

293. Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache in Gelehrtenschulen. Von Reinbeck. (Beschluß.) — Kleinere deutsche Schriften. (1. Die Dyker des Hildebert. Historische Gemälde aus der Gegenwart. 2. Ueber die Zeitschrift „Avenir“ und ihre Principien. Aus einem Sendschreiben an den Grafen K. Montalembert in Paris. Von F. Baader. 3. Interessante Mittheilungen über die Zigeuner. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kindler. 4. Blätter aus meinem Wanderbuche. Erstes Sträußchen. 5. Journalblicke in die Zeit. 6. Vertheidigung oder Lob des Pedagra. Vor 300 Jahren von dem hochgelahrten W. Pirckheimer lateinisch geschrieben, nun aber den deutschen Pedagriden zum Trost in ihrer Sprache an den Tag gegeben und mit einem Anhange, das Mandat und Privilegium der großen und weitberühmten Ritterschaft de podagra enthaltend, von M. M. Mayer. 7. Schlesiens Dichter im 19. Jahrhunderte, oder kurzgefaßte Nachrichten über die in Schlesien seit 1800—39 gestorbenen und lebenden Dichter. Gesammelt von E. W. Springorf.) — Notiz.

294. Zur Geschichte des deutschen Patriotismus seit 1806. (Nezensirende Darstellung der Versuche, Deutschland in Revolutionszustand zu bringen. Herausgegeben von K. Follenius.) — Correspondenznachrichten aus Paris.

Nr. 295. Zur Geschichte des deutschen Patriotismus seit 1806. (Beschluß.) — Blätter für höhere Wahrheit. Von J. J. v. Meyer. Neue Folge. Erste Sammlung. — Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westfalen. Von der ersten geschichtlichen Kenntniß an bis auf Karl den Großen. Von J. F. Knapp.

296. Der Invalide. Historisch-romantische Bilder neuerer und neuester Zeit von E. Spindler. 6 Bände. Von W. Alexis. — Blätter für höhere Wahrheit. Von J. J. v. Meyer. Neue Folge. Erste Sammlung. (Beschluß.) — Notizen.

297. Der Invalide. Von E. Spindler. 6 Bände. Von W. Alexis. (Beschluß.) — Palästina in historisch-geographisch-statistischen Umrissen nach ältern und neuern Reisebeschreibungen gezeichnet. — Miszellen.

298. Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst. Zweiter Artikel. Heine's Reisebilder. — Spanien wie es ist.

299. Ueber das humoristische Element in der heutigen Dichtkunst. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus München.

300. Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. v. Breitschwerdt. — Daniel Lohmann's sonnenklares Ende. Von F. W. Kühne.

301. Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von J. L. C. v. Breitschwerdt. (Beschluß.) — Wegweiser durch den preußischen Staat, in die angrenzenden Länder und die Hauptstädte Europas. Von C. v. Feldig. — Medaillen auf der Zeit der französischen Republik und des Kaiserreichs.

302. Ueber Juden und Judenthum. (Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Umtriebe des Hrn. Dr. Paulus, von G. Kirsch.) — Romanenliteratur. (1. Sammlung neuer Schriften von A. Bronikowski. Sechster bis achter Band. 2. Das Erbe, von Karoline v. Wattmann. Novelle in 3 Abtheilungen.) — Anklänge der Zeit, von L. Marchand.

303. Ueber Juden und Judenthum. (Beschluß.) — Stadtvermain l'Auxerrois zu Paris. — Die Geschichte des deutschösterreichischen Bundesgenossenvertrages nach den Quellen dargestellt von K. H. Mereiter. — Eine Frage an Pfarrer.

304. Ueber Juden und Judenthum. (Beschluß.) — Skizzenbuch von F. Kugler. — Memoiren einer Ungenannten.

Beilage Nr. 26. Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. Von F. Arnsdorf. Zweiter Theil. — Deutsche Kunstgeschichte. (Die nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Herausgegeben von dem Vereine nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde. Viertes Heft. — Iter Italicum. Von F. Blume. Dritter Band. — Notiz.

Interessante Neuigkeiten.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Oehlenschläger (A.), Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. 12. 21 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht.
Die Drillingsbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Leipzig, im October 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Romainville (Leontine), Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Pariſers. 8. 22 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. 8. 25½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 23 Beilagen. Zwei Theile. Gr. 8. 58½ Bogen auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Leipzig, im October 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Cryptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Erster Band. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein geachtetes Blatt äußert über diese Schrift: „Der wahrhaft freisinnige Geist, welcher in allen Novellen und Erzählungen weht, ist nur äußerst sparsam in den politischen Schriften unserer Literatur zu finden und ein Blatt, das geistigere Lebensansichten verbreitet, verdient daher mit seinem Rufe die Anerkennung des besseren Lesers. Wenn die Redaction auf dem glücklich begonnenen Wege fort, so verspricht dieß Werk mit der Zeit ein classisches Musterbuch für Deutschlands reifere Jugend zu werden. Unter den sechs Novellen und Erzählungen, die der erste Band enthält, ist „Der Pole und sein Sohn" auszuzeichnen durch schönste Denkart, welcher gemäß dem deutschstämmigen dieser Nationen errichtet werden kann. In rührenden Farben sind die glanzlosen Leiden des unterjochten Volkes geschildert".

Leipzig, im October 1831.

F. A. Brockhaus

8364
B
1831
Nov

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1831.

Monat November;

enthaltend

30 Blätter: Nr. 305—334, 2 Beilagen: Nr. 27, 28, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXVII—XXX.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Knjižnica
L. Grün-a

Inhalt.

Nr. 305. Zur Nachricht. — Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Wendt. Dritter Jahrgang. Von M. Veit. — Lorenz Westenrieder. (Erinnerungen an Lorenz Westenrieder, von M. Standesheffer.) — Reise ins heilige Land. Im Jahr 1829. Von K. Prokesch. — Schnelle Erfüllung eines frommen Wunsches.

306. Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Wendt. Dritter Jahrgang. Von M. Veit. (Fortsetzung.) — Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands, historisch, statistisch und topographisch von Vielen beschrieben und herausgegeben von H. J. Jäck. Ersten Bandes erste Abtheilung. — Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uralttalische Sage in 24 Abenteuern. Herausgegeben von J. Mosen.

307. Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Wendt. Dritter Jahrgang. Von M. Veit. (Beschluß.) — Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands, von H. J. Jäck. Ersten Bandes erste Abtheilung. (Beschluß.) — Geschichte Otto des Großen, ersten Herzogs in Baiern aus dem Wittelsbach'schen Stamme. Mit Bemerkungen auf die jetzige Zeitgeschichte verfaßt von A. v. Lilgenau. — Das Generalfeldmarschallamt in Portugal.

308. The british empire in 1828, by the rev. F. Goldsmith. — 1. Was hat die Welt zu fürchten von dem Kometen des Jahrs 1832? oder: Ueber die sechste Erscheinung des Halley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unsers Sonnensystems. Von F. J. Hartmann. 2. Die Kometen des vierten Jahrzehends vom 19. Jahrhundert 1830—40, insbesondere jene von 1832, 1833, 1835, 1836 und 1839, nebst vorausgehenden Ansichten über den Bau der Kometen, ihre Gestalt und Beschaffenheit, die Lage, ihre Bahnen und ihre Anzahl überhaupt. Zur Beruhigung Jener, welche die Zerstörung unsers Wohnorts durch Kometen fürchten.

309. Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von A. A. H. In 6 Theilen. Erster bis vierter Theil. — Einiges zur Feststellung der Bedeutung der Worte und Begriffe Congregationen und Jesuitismus, in besonderer Beziehung zu Frankreich und Deutschland, von A. v. Jasmund. Im Juli des Jahres 1831. — Die Darstellung der Tragödie Faust von Göthe auf der Bühne. Ein zeitgemäßes Wort für Theaterdirectionen, Schauspieler und Bühnenfreunde. Von L. B.

310. Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par F. Galli. — Urtheile eines Engländers über Göthe und Schiller.

311. Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par F. Galli. (Fortsetzung.) — Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. Von K. Seebeld.

312. Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par F. Galli. (Beschluß.) — Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet und herausgegeben von H. E. Scriba. Erste Abtheilung. — Briefliches Urtheil über Theil's neueste Novelle: „Der Mondsüchtige", in dem Taschenbuch „Urania" für 1832.

313. Die Neuevangelischen in der neuesten unruhevollen Zeit. (Fortsetzung.) — Des Obscurus. Herausgegeben von Gerdemiselbm. 4. Die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte von T. Stern. 5. Die Familie Aberley, oder die gute Magd. Eine schottische Erzählung von der Verf. des Pater Clemens. — Poesie scelte in dialetto friulano di Ermes Co. di Colloredo. — Romanenlitteratur. (1. Ulrikas Flucht. Ein dänisches Sittengemälde aus dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts von J. H. Smidth. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. 3 Theile. 2. Der Soldatair und Der Pfarrer zu Wellby. Zwei Erzählungen von L. Kruse. 3. Neue Novellen von L. Scheler. Zweiter Band.) — Notiz.

Nr. 314. Die Neuevangelischen in der neuesten unruhevollen Zeit. (Fortsetzung.) — La cour de Marie de Médicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne. 1615—18. — Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische, französische, italienische und walachoromanische, mit Vorbemerkungen über Entstehung, Verwandtschaft u. s. w. dieses Sprachstammes von L. Diefenbach.

315. Die Neuevangelischen in der neuesten unruhevollen Zeit. (Beschluß.) — Ungedruckte Briefe Friedrichs des Großen. — Lehrbuch der Chronologie. Von L. Zeller.

316. 1. Europäische Sittengeschichte, vom Ursprunge feinerthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von W. Wachsmuth. Erster Theil. 2. Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. Von W. Wachsmuth. Erster Theil. — Spaziergänge eines wiener Poeten. — Ueber die Scheintodt. (Einleuchtende medizinisch-philosophische Beweise, daß Jesus Christus nach der an ihm vollzogenen Kreuzigung nicht von einer todtähnlichen Ohnmacht befallen gewesen, sondern wahrhaft gestorben und darauf von den Todten wiederauferstanden sei. Von L. J. Schmidtmann.) — Geschichte der kirchbergischen Schlösser auf dem Hausberge bei Jena. Nach Urkunden und andern Nachrichten. Von C. Schmid.

317. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In 2 Theilen. Erster Theil. Dez. 1790 bis Jan. 1795. Mit 14 Beilagen. — Ueber den politischen Zustand von Europa im Jahre 1831. Durch einen englischen Diplomaten als Fortsetzung von Polen von Brougham. — Correspondenznachrichten aus München. — Daniel Leßmann. Von Arnold Ruge.

318. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. Erster Theil. (Fortsetzung.) — Geschichte der Stadt Wien. Von der Gründung derselben bis 1830. Von J. Grafen Mailáth. — Notiz.

319. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. Erster Theil. (Beschluß.) — Poetra tertischer Volkslieder und Poesie. — Fallland, vom Verfasser des „Pelham" u. s. w. Uebersetzt von C. Richard. — Erwiderung an Herrn Reinbeck.

Beilage Nr. 27. Anstalten für die Sprachenkunde, Schriftenthum und schönen Künste, von J. H. W. Dinglet. 2 Bände. — Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg, von K. C. F. v. Lützow. Zweiter Theil. — Sämmtliche Schriften von F. W. Rehberg. Zweiter Band.

320. Etwas über die Pestseuche der neuesten Zeit. (Das

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 305. — 1. November 1831.

KRAJINSKI DEŽELNI MUZEJ ... RUDOLFINU

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildniß A. W. von Schlegel's. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr.

Von den beiden Musenalmanachen, die seit einigen Jahren den Vereinigungspunkt vaterländischer Lyrik bildeten, ist für 1832 nur der leipziger erschienen. Der berliner Musenalmanach, dessen Redaction der Unterzeichnete im vorigen Jahre leitete, hat ungünstigen Verhältnissen weichen müssen, die zu beseitigen wenigstens für diesmal nicht in meiner Macht stand. Doch mit erneuter Kraft hoffe ich im folgenden Jahre das Unternehmen fortsetzen und die Schranken, die edeln Wetteifer reizten, wiederum eröffnen zu können. Weit davon entfernt zu glauben, daß mehre Unternehmungen dieser Art sich gegenseitig schaden oder gar vernichten, bin ich vielmehr überzeugt, daß eins das andere tragen und erhalten müsse, wenn eine treue Darstellung aller Richtungen der deutschen Lyrik gewonnen werden soll. Die einseitige Vorliebe oder Abneigung eines Herausgebers, seine mangelhaften Verbindungen oder andere beschränkende Umstände können nur durch die Concurrenz für das Ganze unschädlich gemacht werden. So möchte denn, wenn nicht namhafte Dichter, z. B. Heine, von Anfang an ihre Theilnahme verweigert hätten, in den bisher erschienenen Musenalmanachen nicht leicht eine Saite der deutschen Lyra stumm geblieben sein.

Die Beurtheilung eines Musenalmanachs wird gewöhnlich sehr übers Knie gebrochen. Es kommt hier aber darauf an, die Spreu vom Weizen, das augenblicklich Interessante von dem Dauernden streng zu sichten. Ein unerfreuliches Geschäft, aber ein nothwendiges. Die diesjährige Ernte ließ einen ergiebigern Ertrag erwarten; Frost und Wurm haben viele Lebenskeime getödtet, und die befruchtenden Gewitter, die über den Ländern Europas und durch die Herzen der Menschen hinzogen, haben nicht nachhaltig gewirkt. Nur wenige kerngesunde Früchte, manche unscheinbar köstliche, die Mehrzahl verkrüppelt oder äußerlich glänzend und innen hohl.

Den vorliegenden dritten Jahrgang eröffnet das Bildniß A. W. v. Schlegel's, der daher wol dieses Mal ein Uebriges für denselben thun und ihn reichlicher mit seinen Beiträgen bedenken zu müssen glaubte. Die Probe einer neuen Shakspeareübersetzung würde Deutschland mit Jubel begrüßt haben: entrüstet wendet es sich von diesen „Literarischen Scherzen". Der Scherz ist göttlicher Natur: seine geflügelten Pfeile, wie der Speer des Peleus, heilen die Wunde, die sie geschlagen haben. Aber diese Scherze sind nicht aus dem Köcher des Gottes, sie sind vergiftet, doppelt vergiftet mit dem schleichenden Gifte des Neides und dem nagenden gekränkter Eitelkeit. So ward der Scherz zum Schimpf, der auf den Urheber schwerlastend zurückfällt. Das gemeinsame Kennzeichen dieser Mittheilungen ist die Vornehmigkeit, dieser Fluch der Berühmtheit, der Bodensatz des Ruhmes in kleinlichen Seelen. Wie sie so herablassend lächelt und mit ihrem Lächeln zu beglücken wähnt, diese Vornehmheit; wie sie züngelnd geifert und Gift sprüht auf die edelsten Blüten des Geistes; wie sie Zorn und Haß erheuchelt, um ihrer kleinen Eitelkeit zu genügen! Aber ihr Lächeln ist übertünchtes Grinsen, ihr Gift vergiftet nicht und ihr Zorn zürnet nicht. Wir lassen uns von der Maske nicht täuschen, hinter der sie sich zu verbergen meint, und je mehr sie uns auf die Gebrechen Anderer hinweist, desto scharfsichtiger werden wir, ihre eigne armselige Blöße zu entdecken. Und nicht einmal durch den gewohnten Witz werden wir für den Widerwillen entschädigt, den uns diese Epigramme einflößten. Salz aus dem „Athenäum", wie er sich rühmt, enthalten sie freilich zum Ueberfluß, aber kein attisches. Was ist der berüchtigte Streit mit Koze-

bue und Merkel gegen diese literarischen Scherze! Damals war Schlegel im Recht, obgleich man gegen die gespreizte Gemeinheit eigentlich nur Recht behalten, nicht haben kann: jetzt verfolgt er mit eifersüchtelndem Neide ein jedes Verdienst, das ihm in den Weg tritt, und verlangt noch dazu, man solle seine Schmähungen für Complimente hinnehmen. Zu weitläufig würde es sein, alle die einzelnen Stichelreden herzuzählen, sie sind meist wirkungslos, auch wenn sie gerecht sind.

Es mag befremdlich erscheinen, daß ich es wage, über einen Mann wie Schlegel, der Shakspeare zu dem Unserigen gemacht hat, ein so hartes Urtheil zu fällen, und allerdings könnte man geneigt sein, manche böse Laune seinen überwiegenden Verdiensten nachzusehen. Aber er hat Schiller gelästert, und hier wird Schweigen zum Verbrechen. Den lebenden Schiller zu bestreiten, war kühn. Vielleicht kann man den Mann bedauern, der es sich zum ausschließlichen Geschäft machen mußte, den schönen Enthusiasmus für Schiller zu bekämpfen, der auf dem Edelsten der menschlichen Natur beruht; aber es war nothwendig, daß diese Ansicht sich aussprach und geltend machte. Freilich hat er sich schon damals mit persönlicher Feindschaft gegen den großen Genius befleckt. Wie aber soll Deutschland den Mann brandmarken, der es nicht über sich vermocht hat, seinen persönlichen Groll, die kleinen Kränkungen seiner Ehrsucht in das offene Grab des Edelsten der Menschen zu versenken, der jetzt noch, im 26. Jahre seit Schiller's Tode, nachdem schon ein neues Geschlecht das Urtheil der Nachwelt gesprochen hat, mit vornehmer Bornirtheit zu den „unwillig Anerkennenden" sich gesellt, welche sich von dem Lorber gekränkt fühlen, den ihren Weissagungen zum Trotz die Nachkommen um die Stirn des Dichters flechten? Weiß er es denn nicht, will er uns glauben machen, es nicht zu wissen, daß er mit dem Distichon, „Gesicherte Unsterblichkeit" überschrieben:

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben.

nicht an Schiller allein — sein hoher Schatten würde gern Verzeihung winken —, daß er an der Majestät des deutschen Volkes gefrevelt hat? Hr. v. Schlegel ist gewissenhaft; für jeden Nadelstich der Eitelkeit, der bei der Lecture des Göthe-Schiller'schen Briefwechsels wieder zu bluten anfing, führt er — gegen den unsterblichen Geist — einen wohlberechneten Geißelhieb, sodaß, man höre und staune, nicht weniger als zehn Epigramme gegen Schiller gerichtet sind. Veraltete Theaterspäße, wie die Anwendung der Hamlet'schen Verse auf Schiller's Bearbeitung des „Macbeth", werden sorgsam der Nachwelt überliefert; der Unkenntniß Shakspeare's, der Unwissenheit im Griechischen und Lateinischen wird, nicht ein Schulknabe, wird Schiller beschuldigt, ein Bettler in Gegensatz zu Friedrich Schlegel, ein Schwächling in seinem Verhältniß mit Göthe wird er genannt. O, ein Splitter seines Geistes hätt' euch zum Gott gemacht! Endlich hat er es küsterund philisterhaft herausgeklügelt, daß im „Glockenlied" ja eigentlich das Beste, der Klöpfel, vergessen sei.

Wir Küster, würd'ger Herr, sind hoch erfreut,
Daß sie so schön der Glocken Lob gesungen;
Es hat uns fast wie Festgeläut geklungen.
Nur haben Sie sich etwas weit zerstreut
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen.
Denn ohne Zung' im Munde — mit Respect
Zu sagen — müßte ja der Pfarrer selbst verstummen.
So, wenn kein Klöpfel in den Glocken steckt,
Wie sehr man auch am Seile zerrt und reckt,
Man bringt sie nicht zum Bimmeln oder Brummen.

Aber der kluge Küster hat den geringen Umstand übersehen, daß hier ein Wunder geschehen ist, denn diese Glocke, welcher der ewige Klang eingeboren ist, bedarf des materiellen Anstoßes nicht, um auszuklingen, was der Meister in sie gelegt hat. Und wenn der Herr Küster wieder einmal keuchend und schwitzend am Glockenstranze zieht, und der krystallene Mund, der nur ewigen und großen Dingen geweiht ist, die Gemeinde zum Tempel ruft und die heiligste Begeisterung für Gott und Freiheit als Weihrauch zum Himmel steigt, dann möge er des Wunders inne werden — und schweigen. Denn der Geist thut ewig Wunder.

Nächst dem Verfasser selbst ist die Redaction hart zu tadeln, daß sie sich der Autorität ihres gefeierten Jahrgangshelden nachgiebig genug erwiesen hat, um, gewiß mit Widerstreben, diese Epigramme gegen Schiller abdrucken zu lassen. Mindestens als Taktlosigkeit aber muß die Aufnahme der Epigramme gegen Mitarbeiter des Musenalmachs, Rückert, Arndt und Menzel, ebenfalls gerügt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lorenz Westenrieder.

In d. Bl. begegnete uns vor nicht gar langer Zeit der Name Westenrieder, dessen Werke ein gewisser Dr. Greßl, von München verbannt, nun aber wie Saphir durch freundliche Wiederaufnahme in Baiern begünstigt, mit großer Sorgfalt sammelt und herausgibt.*) Nennten Sie damals den würdigen Veteranen der bairischen Literatur eine flüchtige Stelle, die wie ein wehmuthvoller Nach- und Anklang in verworrener Zeit lautete, so lenken Sie vielleicht mit uns Ihre Aufmerksamkeit auf eine kleine Biographie, die unter der Aufschrift: „Erinnerungen an Lorenz Westenrieder, von Maurus Gandershofer" (München, Fleischmann, 1830, gr. 8., 18 Gr.) uns in die Hände fiel. Hr. Gandershofer, Mitarbeiter bei der hiesigen königl. Akademie der Wissenschaften, wie er sich selbst auf dem Titelblatte der angezeigten Schrift nennt, macht uns in einer lichten Darstellung mit den Lebensumständen Westenrieder's auf eine schmucklose aber ergreifende Weise bekannt. Er widmet 96 Seiten der Biographie des verdienten Mannes, dessen literarisches Wirken mit der ersten Morgenröthe der Aufklärung in damals ganz finstern Baiern unter dem gütigen, selbst nach Licht und der Emancipation der Geister begierigen Kurfürsten, Max Joseph, zusammentrifft. Westenrieder, in spätern Jahren zum Patrizier in München erhoben, wo ihm schlichte, bürgerliche Aeltern das Dasein gaben, gab weder im Knaben- noch im Jünglingsalter Hoffnungen eines mittelmäßigen, noch viel weniger eines bedeutenden Talentes. Die Knospe seines Geistes blieb lange verschlossen, und der Pädagog dürfte durch dieses Beispiel aufmerksam gemacht werden, nicht zu voreilig, wie es be-

D. Red.

*) Wir kommen darauf zurück.

sonders in unsern modernen Tagen eines zu sehr modernisirten, schwankenden Schul- und Unterrichtssystems zu geschehen pflegt, über die Anlagen eines Kindes apodiktisch den Stab zu brechen. Die Jesuiten, die damaligen Lehrer Westenrieder's, waren in dieser Beziehung bei weitem duldsamer und langmüthiger als die neuern Schulmänner Baierns; sie überließen die allmälige Entwickelung der Geistesblume der bildenden Zeit und begnügten sich, wenn der Zögling durch Sittlichkeit und Fleiß sich ihres strengen, wenngleich einseitigen Lehramtes würdig machte.

Westenrieder äußerte sich selbst über seine spätere Entwickelung im 9. Bande seiner „Beiträge zur vaterländischen Geschichte", wenn nicht direct, doch indirect, indem er seine Ansicht über die unzeitige Beurtheilung junger Köpfe ausspricht und auf einige große Männer, wie z. B. Mabillon, Kaiser Maximilian I. und Karl V. u. s. w. hindeutet, die erst in spätern Jahren sich geistig entpuppten. Westenrieder, der sich als Jüngling in die Geschichte versenkte und in ihren Tiefen den lange schlummernden Genius anzufachen schien, äußerte die erste Thatkraft seines entfesselten Talentes, als er seine ersten Dienste dem öffentlichen Leben weihen durfte. Seine erste Anstellung fällt in die Periode der Aufhebung der Jesuiten, die ihn selbst in früher Jugend gebildet hatten.

Der Verf. der „Erinnerungen an Westenrieder" sagt S. 12, §. II: „In diese Periode fiel damals eben die Aufhebung der Jesuiten, und damit auch die Organisation des Schulwesens in Baiern. Diese war zweifelsohne die Mutter aller nachfolgenden Organisationen und Reorganisationen, die wir bis jetzt in diesem Zweige der Staatsverwaltung bei uns erlebten, und es hat das Ansehen, daß wir die Kunst, ohne vieles Geräusch zu einer zeitgemäßen, auf Erfahrung und Menschenkenntniß beruhenden, dauerhaften Schuleinrichtung zu gelangen, noch lange nicht auffinden werden". Diese merkwürdige Stelle, aus der Feder eines Patrioten, ist eine Stimme, welche die Regierung nicht unbeachtet lassen sollte; aber die geistreichen Reformer des bairischen Schul- und Studienwesens, Niethhammer, Thiersch u. A. mögen des Experimentirens, das in Baiern in allen Theilen der Staatsverwaltung seit Decennien stereotyp geworden ist, selbst nun müde geworden sein! Wir sehen den kräftig aufstrebenden, geistlichen Westenrieder am 23. Oktober 1778 gegen eine jährliche Besoldung von 500 Fl. als Professor der Dichtkunst in Landshut auftreten. Er beschenkte die schöne Literatur seines aus dem Nebel sich hervorwagenden Vaterlandes mit zwei Lustspielen: „Die zween Candidaten" und „König Saul". Er versuchte sich an einer Uebersetzung des Terentius, die er dem Publicum vorzulegen gesonnen war; was aber sein Freund Bucher, in Baiern vortheilhaft als Humorist bekannt, verhinderte, vielmehr mistrieth. Bucher bemerkte ihm in einem traulichen Briefe: „Mit Terenz Werken wird ein Schwarzrock, wie ich fürchte, nicht wohl durchkommen!"

Westenrieder schritt muthig auf seiner dramatischen Bahn fort, nachdem sogar die verwittwete Kurfürstin, Maria Antonia, damals in München anwesend, eines seiner Lustspiele eigenhändig für die Darstellung abkürzte. Er lieferte ein heroisches Drama: „Marc Aurel", welches im J. 1776 im kurfürstl. Hause zu München aufgeführt wurde. „Kurfürst Maximilian Joseph", sagt der Verf. der vorliegenden Biographie, „wurde dadurch so sehr gerührt, daß er den Verf. unmittelbar nach der Vorstellung zu sehen verlangte".

„Weniger glücklich war Westenrieder", fährt der Verf. fort, „als er sich ins Gebiet der Theologie wagte. Er schrieb nämlich im J. 1774 gemäß Auftrages des damaligen Schuldirectoriums, an dessen Spitze Anton Bucher stand, einen „Kurzen Inbegriff der christkatholischen Lehre, zum Gebrauche der Realschulen in Baiern". Mit dieser Schrift verdarb es der Verf. bei der geistlichen Regierung in Freising so sehr, daß er zur persönlichen Verantwortung dahin vorgeladen und ihm das höchste Mißfallen zu erkennen gegeben wurde, indem er seinem eignen Geständniß zufolge, meistentheils protestantische Schriftsteller darin zum Grunde gelegt, auch in dasselbe Ausdrücke und Sätze mit einfließen lassen, welche für jeden katholischen Christen ungemein anstößig und mehr einen Naturalisten als guten katholischen Christen bilden könnten". Zur Ehre undefangener katholischer Gelehrter aus jener Periode, nahm ein katholischer Gelehrter Westenrieder's Buch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" in Schutz. Würde Baierns Bücherverein in unserer jüngsten Zeit ein Gleiches thun? Westenrieder's Talente nahmen immer mehr eine vielseitige Richtung; wir sehen ihn als einen tüchtigen Schulmann theoretisch und praktisch wirken und im Opferdienste der schönen Wissenschaften. Es gab kaum je einen glühendern, redlichern Patrioten, der ohne allen Eigennutz rastlos für Baiern strebte und arbeitete, der es so gern auf eine literarische Höhe gehoben, der so warm und kühn in alle Fächer des Wissens drang und auf die Kraft der Compatrioten vertraute, um Baiern mit den benachbarten Staaten an der Ebenbürtigkeit literarischen Ruhmes Theil nehmen zu machen. Der Kurfürst, Karl Theodor, selbst in der Blüte des Mannesalters den Wissenschaften zugethan, richtete bei seinem Regierungsantritte in Altbaiern wohlwollend auf Westenrieder seine Aufmerksamkeit, und der Verf. versöhnt uns oft wieder mit der finstern Sinnesart eines später mistrauisch gewordenen Fürsten, der an den Zeichen jener bewegten Zeit irre wurde. Westenrieder's literarisches Wirken erhielt neuen Aufschwung, als er zum Mitglied der münchner Akademie der Wissenschaften erhoben wurde. Diese eröffnete ihm die entschiedene Laufbahn einer ununterbrochenen, segensvollen Thätigkeit; dieser verdanken wir die ruhmvollen Leistungen auf dem großen Gebiete der bairischen Geschichte, die durch ihn zuerst in die Kreise der aufblühenden Jugend herabstieg und bestimmt sein mochte, den trägen Schlummer zu verscheuchen, der sich schwer um Baierns Volk legte, das nur einer zweckmäßigen Anregung, einer feurigen Aufmunterung bedurfte, um sich geistig aufzurichten und in die hellern Regionen der freien Geisterwelt aufzustreben.

Westenrieder's „Historischer Almanach" brachte Licht, er erweckte ein lebhaftes Interesse für die heimathliche Geschichte und brachte Baiern um Vieles vorwärts. Die tiefe Gemüthlichkeit, gepaart mit würdigem aber freundlichem Ernste, die sich seinen historischen Werken aufprägt, entbehrt nur des gefälligen, biegsamen und schmuckvollen Styles. Allein man bedenke, daß Westenrieder in einer Periode auftrat, wo man in Baiern der Ausbildung der deutschen Sprache noch nicht die volle Aufmerksamkeit schenkte, wo man noch an den Fesseln der jesuitischen Einwirkungen trug, und der Einfluß der großen Talente des benachbarten Deutschlands sich nur allmälig geltendmachte. Inzwischen wird Niemand den gesunden Kern der Westenrieder'schen Schriften verkennen und wir erlassen dem tüchtigen Manne, der immer wetteiferte, mit dem vorstrebenden Jahrhundert gleichen Schritt zu halten, die elegante Form, die immer beim Historiker als ein glänzendes Attribut gern gesehen, aber nicht als absolut nothwendig vorausgesetzt wird.

Im J. 1778 kam Lavater nach München, dem Westenrieder „als ein Mann von besonderer Laune" vorgestellt wurde. Lavater beschäftigte sich häufig mit ihm, nur machte der Schweizerdialekt dem bairischen Gelehrten große Schwierigkeit. Westenrieder, der den Physiognomiker nur äußerst mühsam verstand, bemerkte seinen Freunden Lori und Osterwald, den Gründern der Akademie: „desto sprechender ist Lavater's Physiognomie; sie könnte, däucht mir, die Idee zu einem Christus für einen Rafael abgeben". Westenrieder, schon als Geistlicher durch seine Stellung im Staate an sich selbst angewiesen, durch den Cölibat fern gehalten von mannichfachen Conflicten, mit denen der gelehrte Laie zu kämpfen hat, lebte und wirkte fortwährend in einem Kreise gleichgesinnter Freunde, die sich an seiner jovialen Laune ebenso sehr ergötzten, als sie sich an der Fülle seiner ausgebreiteten Kenntnisse erquickten. Ein Anhang von Briefen, die von Seite 99—156 fortlaufen, macht uns mit Westenrieder's Charakter noch vertrauter. Sie sind an verschiedene Gelehrte — meistens Baiern gerichtet, worunter wir die Aebte Kommann, Abuthnot u. s. w. erblicken, die mit ihm in lebhaf-

tem Verkehr standen. Ein Brief Gleim's an Westenrieder vom J. 1798 interessirte uns sehr. Der greise Sänger in Halberstadt führte bei ihm die beiden Grafen Stolberg auf. Die Leiden, welche der Trismus dem thätigen Historiographen Baierns lebenslang verursachte, machten ihn mit einem Fräulein, Namens Sophie Ludwig aus Maßlau bei Schkeudiz im Stifte Merseburg bekannt. Man liest den Brief derselben an ihn nur mit Rührung. Westenrieder gibt in seinen Briefen Beweise, daß er, obschon ein katholischer Priester, den Damen mit einer ebenso offenen als liebenswürdigen Chevalerie entgegenzukommen versteht.

Wir scheiden von dem Nestor der bairischen Literatur, den zwei Kurfürsten und zwei Könige seines Staates ehrten und auszeichneten, der seinen Ruhm mit einem Legate von 41,500 Fl. für wohlthätige Zwecke krönte und durch einen ausgebreiteten Wirkungskreis als öffentlicher Lehrer, als Schul- und Studienrath, als öffentlicher Censor, als Akademiker und als Historiograph seinen Baiern ein großes Vorbild wurde. Dem Verf. der „Erinnerungen an Westenrieder" glaubten wir es schuldig zu sein, in d. Bl., welche das große Gesammtwirken des europäischen Genius vorzugsweise sich zur Aufgabe, zur freimüthigen Beurtheilung wählen, eine Seite zu widmen und im Angesichte Deutschlands es auszusprechen: Baiern würde sich eine literarische Bedeutung erwerben, wüßte es sich selbst mehr durch Begünstigung der Intelligenz zu achten! 136.

Reise ins heilige Land. Im Jahr 1829. Von A. Prokesch, Ritter von Osten. Wien, Gerold. 1831. Gr. 12. 12 Gr.

Die Reise des Verf. war eine sozusagen officielle. Abdallah, Pascha von Akka, Tripolis und Seida, hatte sich vielfache Bedrückungen der den Schutz Oestreichs genießenden Christen und Juden in jenen Gegenden erlaubt. Er hatte nicht allein das Recht des freien Abzugs von einem Orte zum andern gestört und den Handel willkürlich beschränkt, sondern auch den östreichischen Consul zu Akka widerrechtlich Summen abgepreßt, ja denselben endlich sogar zur Flucht gezwungen; kurz, eine Menge Ungebührnisse geübt, die ein Einschreiten östreichischer Seits nothwendig machten. Alles dies zu ordnen und im Sinne des Rechtes auszugleichen, ward der Verf. demzufolge von der genannten Regierung abgesendet. Von Smyrna aus unter Segel gehend, landete Hr. Prokesch bei St.-Jean d'Acre auf der Rhede von Kaipha. Der erste Empfang bei Abdallah war dem Charakter dieses morgenländischen Despoten angemessen. Hr. P. wurde gar nicht vorgelassen; später änderte sich dies jedoch; der Pascha wurde ganz human, wenigstens gegen Hrn. P., und die Schilderung, welche dieser von seiner Persönlichkeit entwirft, zeigt nichts weniger als das Bild eines Barbaren. Dergleichen ist jedoch immer nur äußerlich und bedingt das Innere keineswegs, wie jener Miguel in Portugal z. B. hinreichend beweist, der gleichfalls unter einer äußerlich gefälligen und selbst sanften Hülle ein grauenhaftes Innere birgt und noch immer, zur Schande Europas, sein Unwesen in einem Jahrhundert treibt und treiben darf, in welchem eine heilige Allianz den Völkern Glück und aller Ordnung und allem Rechte Aufrechthaltung versprach.

Zur Kenntniß des gelobten Landes jener Gegenden, von denen der Welt das Licht einer neuen, wohlthätigen Lehre aufging, ist das Werk des Hrn. P. von Werth. Zwar nur ungefähr 9 Bogen umfassend, gibt es doch in einer gedrängten Uebersicht eine ziemlich detaillirte Beschreibung des heiligen Landes und manche interessante Nachweisung über den bürgerlichen und sittlichen Zustand seiner Bewohner. Leider dringt sich einem dabei die unerfreuliche Bemerkung auf, daß dieser Zustand, namentlich bei einem Theile der christlichen Bewohner, ein durchaus trüber und unrühmenswerther ist, und es reicht hin zu lesen was der Verf. bei Gelegenheit seines Besuches der Kirche des heiligen Grabes sagt, um dies kennen zu lernen. „Am Eingange", erzählt er, „sah ich eine Zahl reichgekleideter Türken in einer Nische zur Linken auf Teppichen ruhen und die Pfeife schmauchen. Diese sind die Zöllner und Wächter des Tempels. Sie nehmen jedem Raja beim Eintritt 4 Piaster, d. i. einige 20 Kreuzer ab. Franken sind frei, außer sie wollen sich die heilige Grabstelle, das Allerheiligste, zu Stunden, wo es geschlossen zu sein pflegt, öffnen lassen, in welchem Falle sie ein beliebiges Trinkgeld geben. Während alle Sekten des Christenthums wie Strahlen in diesem einen Mittelpunkte sich vereinigen, tragen sie ihren Haß und Neid bis auf diese heilige Stelle mit sich, und schlagen sich da mit ihren Ketten. Die eine verspottet und verfolgt die andere und sucht ihr ein Stückchen Raum oder ein paar Lumpen abzudrängen. Die Türken, mit unstörbarer Ruhe und Würde, halten die Ordnung aufrecht und gebieten jeder Sekte Achtung für die Rechte und Gebräuche der übrigen. Sie schreiten vor den Priestern bei den heiligen Umgängen einher, öffnen das Gedränge des Volkes jetzt für Katholiken, jetzt für Griechen, jetzt für Armenier, jetzt für Kopten u. s. w., für jede Sekte nach ihrer Reihe und Weise. Ohne die Türken führen an dem ersten Festtage die Christen sich einander in die Haare, und machten den Tempel zur Mördergrube. Das ist die Wahrheit; ich weiß wohl, daß sie eben keine erfreuliche oder ehrenvolle für uns ist". 48.

Schnelle Erfüllung eines frommen Wunsches.

Ein Anhänger der Wolf'schen Hypothese über den Ursprung der homerischen Gesänge (Hr. Prof. Helmholz in seiner Schrift: „Ueber die erste Entwickelung der Hellenen", Potsdam, Decker, 1831), äußert, in Bezug auf neuerlich aufgetretene Gegner Wolf's (mit Beifügung eines unrichtig gewählten und geflissentlich verdrehten Citates aus einer ihrer Schriften), seine Verwunderung: „daß nicht endlich die Mäuse aus unserer Literatur den Stecken ergreifen, um die Mähne des Löwen Mähnen zu treiben"; und wird wegen dieser Pietät gegen seinen verstorbenen Lehrer in der „Jenaischen Literaturzeitung", Juli 1831, S. 119, sehr gelobt. Hr. Helmholz ist ein Prophet, so gut wie Kaiphas. Denn unstreitig waren ihm, als er diese Worte schrieb, jene Zeilen des Ersten dieser Heroen, der dem großen und auch von seinen Gegnern, trotz Hrn. Helmholz's Verunglimpfungen innig verehrten Philologen eng befreundet gewesenen Dichterfürsten noch unbekannt (Göthe's Werke, Ausg. letzter Hand, Bd. 3, S. 165; vergl. „Ueber Kunst und Alterthum", Bd. 6, Heft 1, S. 69):

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfreut,
Daß Ilias nur ein Flickwerk sei.

Mög' unser Abfall Niemand kränken:
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.

Wer sind nun die Mäuse? Die das unsterbliche Verdienst des edeln Löwen freudig anerkennenden, aber geistig emancipirten Gegner desselben, oder seine zum eignen Denken unfähigen Anhänger und Nachtreter? Und was ist mehr zu bewundern: die Verschlossenheit gewisser im geistigen Kamaschendienste geschulter junger Gelehrten gegen jede Regung des Geistes außerhalb ihres Exercierbuches; oder die Geistesfreiheit des hohen Dichtergreises, der jede, auch den Lieblingsgedanken seiner Jugend und seines frischen Mannesalters entgegenlaufende Regung dieses Geistes mit heiterm und stets offenem Sinne aufnimmt und sich aneignet? G. H. Weiße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 306. — 2. November 1831.

Muſenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Wendt. Dritter Jahrgang.

(Fortſetzung aus Nr. 305.)

Adelbert v. Chamiſſo's Beiträge ſind von ſehr verſchiedenem Werthe. Sein Liedercyklus: „Lebens-Lieder und Bilder", in der Weiſe von „Frauen Liebe und Leben" gedichtet, ſcheint mir der Intention nach gänzlich verfehlt. Dieſe beſteht nämlich darin, allgemeinmenſchliche Zuſtände, die innern Ereigniſſe, die ein Jeder in ſich zu durchleben hat, in ihren lyriſchen Wendepunkten feſtzuhalten. Es wird uns ein Knabe vorgeführt, der Ball, ein Mädchen, das mit der Puppe ſpielt; die Thatenluſt des Knaben, die ſtille Sehnſucht des Mädchens werden gegenübergeſtellt, bis ſie ſich in einem Gefühle zuſammenfinden; ſie heirathen ſich, zeugen Kinder; eheliches Gewölk zieht vorüber, endlich fällt der Mann in einem heiligen Kampfe; die Gattin trauert auf ſeinem Grabe und ermahnt den Sohn, dem Vater nachzuleben. Solche abſtracte Situationen können unmöglich unſere Theilnahme erregen, denn in der Poeſie ſpricht gerade aus dem Individuellſten das ewige Allgemeine. Auch iſt es dem Dichter nicht gelungen, ſeinen Liedern eine individuelle Färbung zu geben; es iſt uns, als hätten wir das Alles ſchon einmal gehört. In derſelben Weiſe gedacht iſt: „Die Mutter und das Kind", aber anſprechender durchgeführt. „Der vortreffliche Mantel", „Hans im Glücke", und „Das Gebet der Witwe" wird Viele anſprechen; mir erſcheint der Humor zu geſchraubt. Poetiſch unbedeutend und oft geſagt, doch praktiſch wichtig und nicht genug zu wiederholen iſt die Nutzanwendung des „Vertriebenen Königs". Aber ein friſches Reis in ſeine Dichterkrone hat ſich Chamiſſo mit dem epiſchen Gedichte: „Die Verbannten", geflochten. Es iſt ihm, und zuweilen nicht mit Unrecht, vorgeworfen worden, daß er am Grauenhaften ſeine ſichtliche Luſt habe und, ohne eine höhere Abſicht darin zu verhüllen, es als letzten Zweck darzuſtellen liebe, nur um Grauen, faſt nur ein phyſiſches Nervenzucken zu erregen. Er verſteht es meiſterlich, in Rembrandt'ſcher Farbengebung Grau in Grau, faſt möchte ich ſagen, Schwarz in Schwarz mit markigem Pinſel zu malen und dem Ton ſeiner Bilder faſt alle heitere Lebenswärme zu entziehen. Aber wie vortrefflich immerhin die Darſtellung ſei, ſo entſetzen wir uns doch nur vor Geiſtern, nicht, wie die Kinder, vor Geſpenſtern, und wir ſind verſucht, gerade bei dem größten Aufwande grauenerregender Effecte zu lachen; unwillkürlich werden wir an jene Soldaten erinnert, die in der Wachtſtube Räuber- und Geſpenſtergeſchichten ſich zu erzählen ämſig zuſammenkauern und mit Bedacht das Licht ausgelöſcht haben, um ſich beſſer zu graulen. Aber in dem vorliegenden Gedichte durchzuckt ein lichter Gedanke den dunkeln Stoff und verklärt ihn mit ſeltenem Feuer. Müller, der deutſche Naturforſcher, trifft auf einer einſamen Wanderung durch Sibiriens Steppen einen halbwilden Verbannten, der ihn gaſtlich aufnimmt. Es iſt Woinarowski, der Leidensgenoß Mazeppa's, des Freiheitshelden, der gegen den Deutſchen ſeinem gepreßten Herzen Luft macht. Wie fernes Wetterleuchten klingen die Worte des ſterbenden Mazeppa hindurch:

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern.

Vor dem Thron der Kaiſerin Anna erfleht Müller die Begnadigung Woinarowski's, er erhält ſie; er eilt nach der einſamen Jurte des Verbannten zurück und findet ihn todt, froſterſtarrt zu den Füßen eines Gnadenbildes. Der Verbannte, dem Erman begegnet, iſt Beſtujeff, der Freund deſſelben Relejeff, der, in die Peſtel'ſche Verſchwörung verwickelt, ſeinen Tod auf dem Blutgerüſte gefunden hat. Kurz vorher hatte Relejeff in dem moskauer „Muſenalmanach" die Geſchichte Woinarowki's beſungen und dies Schwanenlied dem Beſtujeff zugeeignet. Dies Vermächtniß des Freundes iſt es, welches er in die ſibiriſche Winternacht hinausſingt. Auch ſoll in ſeiner Jurte, nach dem Berichte des Reiſenden, Göthe's „Fauſt" aufgeſchlagen gelegen haben. Dies ſeltſame Zuſammentreffen der Umſtände, dieſe einfachgroßartige Wiederholung deſſelben Ereigniſſes wird im Geiſte des Dichters zu tiefſinnig prophetiſcher Bedeutſamkeit geadelt, und erſchütternd verhallen Beſtujeff's Scheideworte:

Du andrer Müller ſtehſt am ſelben Ort,
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten,
Die nimm du im Gedächtniß mit dir fort;
Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gib den Stoff dem Dichter zum Gedicht;
Er leb' im Lied, den ſie zu tödten dachten.
Das wird der andre Sang, der letzte nicht,
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht.

Die Charaktere sind schroff und prall, fast möchte ich sagen, wild, wie wir sie in Chamisso's gelungensten Arbeiten gleichmäßig antreffen. Diese Charakterzeichnung hängt mit der Vorliebe des Dichters für die Wilden, die er noch ganz kürzlich in der Anmerkung zu einem aus der Tongasprache übersetzten Idyll aussprach, auf das Innigste zusammen: es ist die ungebändigte Kraft der Leidenschaft, die rücksichtslose Consequenz des Gefühls in wilden Naturen, die ihn im Gegensatz zu der durch die vielgestaltige Civilisation bedingten mannichfachen Abschleifung und Zersplitterung der Empfindung vorzugsweise anzieht. Die unglaubliche, Tod und Schande trotzende Mutterliebe der Indianerin, die kindlichwehmüthige Natureinfalt des alten indianischen Kriegers, Mateo Falcone's wilde Gerechtigkeit, der Blutdurst des jungen Corsen, dies sind die Gegenstände seiner Dichtung. Nicht in der Nacht des Urwaldes allein, an den Ufern des Missisippi und Oronoko, auch mitten in der civilisirten Welt weiß er solche wilde Naturen aufzuspüren: die Corsen, die Basken des Gebirgs, die Räuber der Abruzzen, oder den verhärteten Verbrecher, den unschuldig Verbannten, dem die Begeisterung der Freiheit und der Grimm jahrelang erduldeter Knechtschaft den Angstschrei der Verzweiflung erpreßt. Hier ist denn auch die ganze Macht der Schilderung an ihrer Stelle. Schauerlichkalt wehen uns die Schneefelder Sibiriens an, schauerlicher der einsame Despotismus, der alle Frühlingskeime der Intelligenz in seinen ewigen Winter verpflanzt, wo sie hoffnungslos erstarren. In stolzen Wogen rollt die Terzine; die Sprache ist die gewaltsam zurückgedrängte einer bewegten Empfindung, deren beredte Kürze, mehr noch verschweigend als aussprechend, aus einem flüchtig-, aber scharfskizzirten Vorgrund in einen tiefen Hintergrund blicken läßt. Man lese und erfreue sich des gelungenen Gedichts.

In einem an die Poetaster gerichteten Epigramme schlägt der Graf v. Platen eine Dichterprobe vor, die freilich für ihn günstig genug ausfallen würde. Sie lautet:

Schlechten gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf.
Wollte man Euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es nur leeres Geschwätz.

Ich möchte ihn gerade zu der entgegengesetzten Probe auffodern, seine sapphische und alcäische Strophe in Prosa zu übersetzen, um den Gedankengehalt dieser schwertrittigen Verse zu prüfen. So würde er zu der Erkenntniß gelangen, daß gerade bei ihm sehr häufig

Irgend ein glücklicher Vers zwischen gewöhnlichen steht.

Denn seine Gedanken erheben sich selten über die nüchterne Reflexionsweisheit, die schon in Horaz einen Abfall von der gewaltigen Lyrik der Griechen bezeichnet; selbst dieser Sophokleische Chor, den er mittheilt, erscheint wie durch ein römisches Medium aufgefaßt, wie aus Horaz übersetzt. Ausgezeichnet ist seine Sprachbildung; eine kräftige Rhetorik spricht in den Gedichten: „Gesang der Polen", „Herrscher und Volk", und „An Franz II.", aber vergeblich sehnen wir uns nach einem wahrhaftpoetischen Gedanken, in welchem Anschauung und Gedanke sich umarmen. Wo ist z. B. in der kleinen Ode: „Der Vesuv im Dezember 1830", das poetische Agens, der Blitz des Genies gleichsam, der das höchstgelungene Schlußbild, den feierspeienden Berg im Mondschein, mit dem prosaischen Raisonnement der Einleitung verschmilzt? Es ist daher gar nicht abzusehen, warum das Gedicht da ist, und der Verdacht eines poetischen Exercitiums liegt nahe genug. Dieselbe Machtlosigkeit, den poetischen Gedanken als die lebendige Mitte des Gedichts herauszufühlen, offenbart sich in der höchst unglücklichen Wahl sämmtlicher Romanzenstoffe. Es fehlt durchaus jene tragisch-epigrammatische Pointe, die ihnen das wahre Romanzenleben einhaucht: geschichtliche Curiosa sind es, die auf keinen weitern Eindruck Anspruch machen dürfen als eben auf die Kenntnißnahme des Factums. Was hat denn der Dichter von dem Seinigen hinzugethan, um uns in Luca Signorelli's Innerm lesen zu lassen, um dies Seelenwechsel zu lösen, daß die Abbildung der Sohnesleiche den Vaterschmerz des Künstlers lindert? Oder ist etwa Zeus's höchst ungalanter Fanatismus unsterblich und des Liedes werth? Die Ausführung ist gewandt, aber, da sie kein Ausdruck eines Innern ist, ohne Verdienst. Der Vers:

Nicht lehrte dich Weisheit das erblichene Haar,

ist bei einem Verskünstler wie Platen wol nur ein Schreibfehler, und wirklich läßt sich durch eine Versetzung des „dich" die Verrenkung herstellen. — In dieselbe Kategorie mit Platen's Oden gehören die zwei von Waiblinger: „Die Villa des Timoleon" und „Der Tempel von Agrigent". Freilich nimmt bei ihm die Reflexion, z. B. im letzten Gedichte, zuweilen eine eigenthümlichere Farbe an, dafür geht ihm aber die Vollendung der Sprache und des Verses ab, die Jenen auszeichnet. — Gelungenes Einzelne findet sich unter Riemer's Distichen und Sprüchen, doch vermißt man die Keckheit des Humors, die sich ja selbst in seinen trockenen lexikographischen Arbeiten nicht zu verleugnen pflegt. — Den Tieck'schen Theaterreden fehlt das leichte Schaumgold der Göthe'schen, womit er sie, auch wenn er tiefern Gehalt verschmäht, für den flüchtigen Zweck flüchtigreizend auszustatten weiß.

Das politische Lied, das Chamisso und Platen angeschlagen haben, hat außer in P. A. Pfizer's „Geist der Zeit", wo es aber der Sturm der Bilder zu keinem klaren Bilde kommen läßt, keine weitere Anregung gefunden. Sollen wir nun deswegen die deutsche Lyrik der Theilnahmlosigkeit der Gegenwart beschuldigen? Sie würde zu ihrem eignen Nachtheil ihre wichtige Stellung verkennen. Denn in dem großen Trauerspiele der Zeit, wo Völker und Gedanken als riesige Individuen auf den Kampfplatz treten, hat die Lyrik die Rolle des Chorus zu übernehmen, der das weltrichtende Urtheil über die Begebenheit fällt. Doch weder die Redaction noch die beitragenden Dichter trifft eine Rüge: denn wir Alle wissen, wie es mit unserer Redefreiheit aussieht. Zwei Dinge sind ihr hinderlich: ein Mal die Censur, noch weit mehr aber die Furcht vor der Censur. Denn wenn die Censur

einen Gedankenmord begeht, so ist das Schweigen aus Furcht ein Gedankenselbstmord. Doch genug hiervon; dies ist das große Capitel, in welches man sich unfehlbar jedes Mal hineinspricht, ohne einen Ausweg aus dem dunkeln Labyrinthe zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands, historisch, statistisch und topographisch von Vielen beschrieben und herausgegeben von Heinrich Joachim Jäck. Ersten Bandes erste Abtheilung. Nürnberg, Ebner. 1831. 8. 14 Gr.

Ueber Mönchserei und Klöster ist in neuerer Zeit so Vieles und zwar meist so Wahres und Treffliches geschrieben worden, daß es in der That schwer, ja fast unmöglich scheint, etwas Neues zu sagen, was durch seine Wichtigkeit des Lesers Aufmerksamkeit und Nachdenken in Anspruch nehmen könnte. Ob aber Alles, was man so wahr und trefflich sagte, vernommen, und wenn vernommen und wohl begründet befunden, beherzigt ward, das ist eine andere Frage, und man muß diese zur Schande unserer Zeit leider mit Nein beantworten.

Schon Kaiser Joseph II. erklärte einst, wie bekannt, und ganz im Geiste der Zeit, alle Klöster in seinem Reiche, als nutzlose, ja sogar schädliche Anstalten, für aufgehoben, und der verständige König von Baiern, Maximilian, folgte löblichst dem gegebenen Beispiele. Sollte man nun nicht meinen, daß das 19. Jahrhundert noch verständiger sein müsse als das 18. war, wenigstens doch ebenso verständig, und sollte man daher billig nicht erwarten, daß man jetzt, fast in der Mitte des 19. Jahrhunderts, auch nicht ein Kloster mehr auf deutschem Grunde und Boden finden könne?

Allein wir sehen leider gerade das Gegentheil, und jene bevorrechteten Schlupfwinkel und Höhlen der Dummheit und des Wahnsinns, der Arglist und des Truges, der Völlerei und der Unzucht werden zur Schande unserer Zeit, die sich eine aufgeklärte nennt, nicht vermindert, nein, im Gegentheile vermehrt, gleich als glaubte man wirklich auch heute noch damit Gott einen Dienst zu thun, wenn man einer Menge arbeitfähiger Menschen, die nur aus Trägheit nichts thun wollen, die Erlaubniß gibt, sich von Andern ernähren zu lassen und diese dafür in allerhand Unwissenheit und Aberglauben zu bestärken.

So hat sich deutsche Einfalt abermals, wie so oft in frühern Tagen, von römischer Schlauheit überlisten lassen! Nicht Frömmigkeit können wir es nennen, sondern nur thörichte Frömmelei, wenn irgendwer in jetziger Zeit noch Klöster zu erhalten, oder gar eingegangene wiederherzustellen unternimmt, damit man nur ja recht viel dummdreiste Vollmondgesichter, in schwarze, braune, gelbe, weiße oder sonst wie farbige Kutten vermummt, wohlbehaglich im süßesten Müßiggange auf den Gassen und Landstraßen herumstreifen sehe.

Vollkommen trifft jenes bekannte, nur leider oft vergessene Sprichwort hierbei ein: „Laß Dich den Teufel bei einem Haare fassen, und Du bist ganz sein!" Man reiche den römischen Finsterlingen auch nur das letzte Glied des kleinen Fingers, und sie werden alsbald die ganze Hand als ihr rechtliches Eigenthum betrachten. Ist ihnen aber nur erst die Hand zugestanden, was gilt es, in kurzer Zeit besudeln sie den ganzen Leib!

Als die thörichtste Thorheit aber muß man es ansehen, wenn man besonders die sogenannten Bettelorden, diese schwarzen Blattern der römisch-katholischen Kirche, vielleicht aus einer gewissen Sparsamkeit, wiederherstellt, wenn man doch einmal Mönche haben will, denn diese sind es vor allen andern, die stets alle Wissenschaft und Aufklärung feindlichst mit größtem Eifer bekämpften und unterdrückten. Denn würde die Welt klug, wer möchte noch ihrer geheuchelten Armuth immer offene Säcke füllen? Möge daher jeder Staat sich versehen, wo dieses Ungeziefer sich einnistete, daß es nicht alle edeln und wohlthätigen Kräuter mit Blatt und Wurzel abnage.

Der Herausgeber angezeigter „Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands", der Hr. Bibliothekar Jäck zu Bamberg, hat bei dieser Sammlung, wie er sagt, den Zweck, uns mit der Entstehung, der Weiterbildung und der theilweisen Aufhebung der Klöster Deutschlands näher bekanntzumachen. Nützlicher aber wird seine Galerie noch dadurch, besonders für den Geschichtforscher, daß er bei jedem Kloster die zeitgemäße Folge der Aebte aufeinander angibt, und über einzelne Mönche älterer Zeit, die sich irgendwie um die Wissenschaften verdient machten, manches Nähere mittheilt und noch fürder mitzutheilen verspricht.

Wir mögen nicht leugnen, eine gewisse Freisinnigkeit der Ansicht, was das verächtliche Mönchthum betrifft, in Hrn. Jäck's Vorrede und Einleitung zu dieser Galerie gefunden zu haben. Den meisten Mitarbeitern an seinem Werke scheint jedoch diese gänzlich zu mangeln, wie wir dies sogleich näher zeigen werden. Es ist uns daher mehr als einmal der Argwohn aufgestoßen — wir gestehen auch dies freimüthig — ob es auch mit den hin und wieder geäußerten freisinnigen Ansichten des Hrn. Jäck so ganz seine Richtigkeit habe? Wir wenigstens würden nie Ansichten Anderer, welche den unsern strafs entgegenstehen, in eine von uns veranstaltete Sammlung solcher, die höchste Freisinnigkeit verlangenden Mittheilungen aufnehmen, ohne durch Anmerkungen uns gehörig zu verwahren, weil wir sonst mit Recht in den Verdacht zu kommen fürchten müßten, als billigten wir auch die fremden, unsern eignen widersprechenden Ansichten, was denn unfehlbar diese selbst als schwankend und unbestimmt darstellen würde: das größte Uebel, was einem Manne, und besonders einem, der im Fache der Geschichte Arbeiten liefert, widerfahren kann.

So finden wir z. B. gleich in dem ersten Aufsatze, in der Beschreibung der ehemaligen Abtei Tegernsee von einem gewissen Joseph Deisböck, einem königl. Rechnungscommissair zu München, das Geldscharren und Güterschleichen des Abtes Ellinger ein „rühmliches Wirken" und diesen selbst einen „weisen Mehrer des Seinen" genannt. Wie reimt sich aber dieses weise Mehren des Seinen zu dem auch von ihm einst abgelegten Gelübde der Armuth, welches allen Orden ursprünglich gemein ist, und welches erst, nachdem die Klöster ihrem ersten Endzwecke zu entsprechen aufgehört hatten, durch spitzfindige Deutelei dem selbstsüchtigen Zwecke jedes einzelnen Ordens gleichsam mit Kunst angepaßt ward? Gleich darauf sehen wir rühmend erwähnt, daß der Abt Rupert: „die Rechte seiner Kirche in verworrener Zeit trefflich zu erweitern wußte". Dieses kopflose Geschwätz sollte uns fast vermeinen lassen, der Hr. Bibliothekar Jäck sei durch die Langweiligkeit und das Fade dieses Aufsatzes eingeschläfert worden, und habe es nicht über sich gewinnen können, ihn mit angestrengter Aufmerksamkeit durchzulesen. Wo in aller Welt hat man gehört, daß Christus oder auch ein Kirchenvater irgend einmal gesagt habe, einzelne Kirchen sollten besondere Rechte haben, und diese nach Kräften in verworrener Zeiten trefflich zu vermehren suchen! Erinnern wir uns recht, so fanden wir daselbst nur die Lehre: „Liebet einander!" aber nicht die: „Uebervortheilt einander!"

Der zweite Aufsatz über die ehemalige Abtei Ebrach, von einem nicht genannten Verf., ist mit weit aufgeklärterer Gesinnung geschrieben. Nur eine Aeußerung des Hrn. Verfs. scheint auf irriger Ansicht zu beruhen. Der §. 3 enthält nämlich einen Tadel, daß der Landesherr bei der Säcularisation den Conventualen von Ebrach: „den Natural-, Meubles- und Capital-Vorrath (!!)" welcher gegen 700,000 Fl. betragen, nicht gelassen habe. Der Landesherr, sagt er, wurde bei der Säcularisation nur auf die Klostergüter und die auf solche Bezug habenden Rechte angewiesen; folglich hätten die Mönche auf alles übrige Vermögen rechtlichen Anspruch gehabt. Diese rechtliche Begünstigung sei jedoch den Conventualen keines deutschen Klosters zu-

gekommen, weil sie nach der Säcularisation kein Ansehen und Gewicht mehr gehabt hätten, und das Staatsrecht gewöhnlich nur Kraft und Macht des Stärkern sei. Wir wollen zeigen, daß dies hier Ausgesprochene nur scheinbar recht sei, eigentlich aber jedes rechtlichen Grundes ermangle.

Der Hr. Verf. dieses Aufsatzes wird uns zugeben, daß alle, auch die reichsten, am stattlichsten mit Gütern versehenen Orden ihren einzelnen Mitgliedern, als Einzelnen, dem Gelübde der Armuth gemäß kein Besitzthum, welcher Art es auch sei, zugestanden, noch erlaubten. Demnach gehörte jenes hier für die einzelnen Conventualen gewissermaßen in Anspruch genommene Vermögen gar nicht ihnen als einzelnen Mönchen, wenn man ihnen auch als Corporation ein Recht darauf zugestehen muß. Die Säcularisation hebt aber, wie bekannt, die Corporation der Mönche als solche auf, wenn sie ihnen gleich geistlichen Stand und geistliche Würde läßt. Die einzelnen Mönche hätten daher, als einzelne, nach der Säcularisation nicht das geringste Recht mehr auf jenes Vermögen, welches ihnen nur als einer Corporation zuständig gewesen war. Mit allem Rechte hat der Staat demnach auch dies, auf etwas barbarische Weise bezeichnete, Vermögen nach der Säcularisation an sich gezogen, da ihm, wie bekannt, alles herrenlose Vermögen zusteht. Hieraus geht aber hervor, daß die Mönche keineswegs sich über Bedrückung oder Beraubung eines rechtlichen Besitzthums zu beklagen hatten, wenn ihnen auch nie und nirgends der baare Kassenbestand und anderes bewegliche Vermögen gelassen ward.

Die auf diesen Aufsatz folgende Beschreibung des Klosters St.-Urban im Canton Luzern, verdanken wir der Feder des Hrn. Herausgebers dieser „Galerie" selbst. Wir finden in ihr nichts besonders Bemerkenswerthes.

In dem vierten sehr kurzen Aufsatze über Dr. Luther's Augustinerkloster zu Erfurt, von unbekannter Hand, glauben wir besonders herausheben zu müssen — es wird des Verf. Sinn und Denkungsart am besten schildern —, daß gesagt wird: Die Conventualen dieses Klosters hätten nach der Reformation aus Selbstgefühl und aus Eifersucht auf Luther's Ruhm zum Theil keine Scheu getragen, sich für die neue Lehre ihres Chorbruders zu erklären. Andere, und zwar die Meisten hätten hingegen diese mit größter Leidenschaft zu bekämpfen und ihn selbst (Luther'n) herabzusetzen gesucht.

Der fünfte mit „Dahl" gezeichnete Aufsatz über das ehemalige Kloster der Antonier oder Antoniter zu Höchst am Main ist gut und aus historischem Gesichtspunkte geschrieben. Wir können ihn mit gutem Gewissen als den besten dieser ganzen Abtheilung bezeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uraltitalische Sage in vierundzwanzig Abenteuern. Herausgegeben von Julius Mosen. Leipzig, Barth. 1831. 8. 15 Gr.

Auch ohne daß uns der Dichter den italienischen Grundtext des von ihm bearbeiteten Themas, wie er gethan, zum Schluß mitgetheilt hätte, würde man an dem kecken, fast barocken Wurfe der Erfindung das Alter derselben errathen haben. Sagen wie die vom heiligen Christophorus, vom Hans, der auszog um die Furcht zu lernen, erfinden sich nicht mehr heutzutage. Unsere Sinne sind zu fein, um etwas so Derbes, so Faßliches für Jedermann und zugleich doch von so reichem Material, daß der spätere Kunstmeißel mehr daraus machen kann, neu zu bilden. Der Bearbeiter vermuthet, daß sein cavaliere Senso nicht ursprünglich italienisch, sondern uralt deutsch erfunden und von den Germanen in den Süden Italiens gebracht sei. Das lassen wir dahingestellt. Wenigstens aber sind die bänkelsängerischen Ottaverimen des italienischen Gedichts, wie es mitgetheilt wird, nicht die älteste Form der darin enthaltenen Poesie, die moralischen Nutzanwendungen und Abtrumpfungen sind sogar von einer Art, daß sie fast alle Poesie daraus verscheuchen, wenigstens die, die wir suchen, wenn z. B. die zweite Stanze lautet:

Adunque è folle, chi crede fuggire
La morte; ella si può ben indugiare,
Ma finalmente ci convien morire.
O voi, Religioso, o Secolare,
Or qui un bell' essempio vi vo' dire,
D'un che pensava di voler scampare
Da questa morte tenebrosa e ria,
E mise in secuzion sua fantasia.

Der Bearbeiter hat statt der Ottaverimen, den Dante vor Augen, eine seinen Terzinen sich nähernde Form gewählt, und nicht unglücklich für den Ernst des Gegenstandes, der eher abgebrochen sentenzenartige Sätze als eine schwellende, üppige Schilderung fodert, wie sie in den Ottaverimen leicht wird. Er hat die trivialen Nutzanwendungen, den Moralstyl verbannt und statt der dürren allegorischen eine mehr lebendige Darstellung versucht. Stellenweis ist sie ihm gelungen, wenn schon nicht das ganze Gedicht in den höchsten Sphären poetischer Auffassung und Darstellung schwebt. Mit deutschem Geiste ist natürlich das innere Leben herausgekehrt, das Sinnige vor dem Sinnlichen hervorgehoben. Manche Zuthaten und Veränderungen, z. B. wie die mit der Helena, scheinen zu dem ursprünglich rohen Charakter gewagt, ohne daß wir sie deshalb verdammen möchten, wenigstens ist die Episode so besser als das dafür Weggefallene. Ein guter neuer Wurf ist das Zusammentreffen des den Tod fliehenden Wahn mit dem den Tod suchenden ewigen Juden, nur ist dies ein so reiches Thema, daß es einer besondern Ausführung werth gewesen wäre. Das Thema ist mit kurzen Worten folgendes: Ein reicher, starker, schöner Ritter in Griechenland, Wahn, der Alles besitzt, nur nicht die Gewißheit, ewig zu leben, zieht aus, um den Stärkern zu suchen, der seinen Leib retten kann vor dem Tode. Ihm will er dienen. Aber der Stärkste erliegt vor ihm. Nicht der niebezwungene Riese, nicht die Schönheit, nicht die Phantasie können ihm verheißen, was er sucht. Drei wunderbare Alte: Tod, Raum und Zeit, versprechen ihm, wenn er bei ihnen bleibt, langes, langes Leben, aber ihm graut vor dem Einerlei, auf das doch der Tod folgt. Er steht am Thore des Himmels und sieht einen Helden darin, größer als Achill, der den Tod bezwungen. Da faßt dieser den Neugierigen an, Wahn ringt mit dem Tode und siegt diesmal noch, aber der überwundene Tod droht doch wiederzukommen. Wahn tritt nun in den Himmel, der Held der Helden, der Sohn Gottes und seine himmlischen Heerscharen empfangen ihn, ihm wird verheißen Das, wornach er suchte. Er glaubt, er scheint selig unter den Seligen. Aber die Sehnsucht nach der alten Erde lockt ihn noch einmal. Die Himmlischen warnen ihn, nicht dahin zurückzukehren, sonst hätte der Tod doch wieder Macht über ihn; allein die Sehnsucht ist zu mächtig. Seinen Bitten wird nach-, und ihm des heiligen Georg lichtweißes Roß gegeben. Darauf solle er sich festhalten. Wenn er einmal absteige, habe der Tod Macht über ihn. Wahn findet die Erde um ein tausend Jahre und mehr vorgerückt; der Herr, den er im Himmel kennen gelernt, wird auch hier in den Wüsten Griechenlands angebetet, Welt, Raum, Zeit, so unendlich einst scheinend, sind dahingeschwunden. Ihnen dienend, wäre er doch dem Tode verfallen gewesen. Der lauert auch jetzt ihm auf in allen Gestalten. Endlich berückt er ihn; Wahn steigt vom Pferde, die schöne Helena zu sehen, und der Sensenmann jauchzt und umschlingt ihn. Er ist sein, er ist dem Tode verfallen. Die Hoffnung ist ausgedrückt, daß die ewige Liebe gnädig auf den der Liebe willen Gefallenen in der Auferstehungsstunde blicken werde. 182.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 307. —— 3. November 1831.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Wendt. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Das Lied ist reichlich angebaut, doch wüßte ich kaum Einem eine Krone zuzusprechen. Fr. Rückert's „Stimmen des chinesischen Volkes" lassen den gewohnten Farbenschmelz schmerzlich vermissen, obgleich sie hier und dort durch weiche Melancholie sich ans Herz legen; namentlich zieht das erste der mitgetheilten Gedichte durch den zarten Hauch wehmüthiger Sehnsucht an, der das Gemüth überschleicht. Vom Chinesischen ist nichts zu verspüren, fast scheint die „Liebesfahrt" sich mehr dem Ton des litthauischen Volksliedes zu nähern. — Die Blüten, die Anastasius Grün auf seinen poetischen Spaziergängen gepflückt hat, duften minder als sein „Letzter Dichter" und „Der Ring". „Der Sennerin Heimkehr" ist ein hübsches Bildchen; einen größern Anlauf nimmt die „Legende", aber der Krystall ist nicht rein ausgeschliffen und das schöne Farbenspiel wird durch undurchsichtige Ecken und Kanten störend unterbrochen. — Hoffmann v. Fallersleben trifft zuweilen, wenn er nicht allzu sehr in das Bänkelsängerische verfällt, den rechten Liederton; Dasselbe gilt in noch höherm Maße von Albert Graf v. Schlippenbach (Albert Sköste im „Berliner Musenalmanach" für 1831), dessen Gesänge nicht selten wie aus der Zeit des ritterlichen Minnesanges herüberklingen. Die hier mitgetheilten Lieder sind unbedeutend, theils liegen sie außerhalb seiner Sphäre, theils verfallen sie in den gerügten Fehler. Dies ist die Klippe, vor welcher auch Halirsch sich hüten muß; das Abgeleierte ist nicht das Volksthümliche. — Die Weinlust des deutschen Liedes repräsentiert Wilh. Wackernagel in diesem Almanach fast ganz allein, und wirklich, wenn unser Liederdurst seinem Weindurst gleichkäme, so würden wir wol seine 13 Trinklieder ohne Ausnahme willkommen heißen. Da sich aber die Kritik überall nüchtern erhalten muß, so scheidet sie das achte und neunte als die gelungensten und trunkensten aus. Bekanntlich ist keine Gattung des deutschen Liedes mehr bearbeitet worden als gerade das Trinklied. Um nun einige Ordnung in dies Chaos zu bringen, könnte man es am naturgemäßesten nach den Wirkungen eintheilen, die der Wein auf des Menschen Herz hervorbringt. Den Einen erregt er zu dithyrambischer Begeisterung, den Andern zu tollem Unsinn; Dieser wird zum glücklichsten Menschen, zufrieden mit sich und der Welt, aufgelegt zu allem Großen und Guten, Jener hingegen fühlt sich traurig und unbehaglich und weint ohne Ende. Zu der dritten Classe, und zwar zu den behaglichderben gehören die bezeichneten Lieder von Wackernagel, die einen guten Einfall klar und rund aussprechen. Schade nur, daß mehr Gedichte da sind als gute Einfälle, denn den übrigen 11 merkt man den ernüchterten Zustand an — Perser nennen es Bidamachbuden —, der nach jedem Weinrausch einzutreten pflegt. — Nach einem guten Glase Wein schmeckt ein kräftiger Imbiß von Arndt, der, als der Alte von 1813, durch das modische Geklingel hindurch zur That ruft. In Mayer's „Liedern" ist eine Seite der Uhland'schen Gesangsweise mit Talent und Glück selbständig behandelt: doch nur Studien nach der Natur sind diese einzelnen Pinselstriche, noch keine Gemälde, die uns der Dichter vorenthalten sollte, da seine Farbenmischung gut ist. Minder ursprünglich, zu geistreich ist die Naturanschauung in Fr. Heyden's „Vertrockneter Quelle". — W. Menzel gibt 2 Lieder. Was würde er selbst wol dazu sagen, wenn sie von einem Andern herrührten? — Die Beiträge von Brück, Klausen, Mosen, G. Pfizer, Selten, Strauß und Zeller tragen keinen entschiedenen Charakter, weder im Guten noch im Bösen. Sie flattern in der Uniform junger Halbtalente einher, und derselbe Wind, der sie herbeiführt, verweht sie auch. Bis jetzt wenigstens ist mehr die Lust an der Poesie und die Anregung durch mannichfache Lecture als eigner Schöpferdrang darin zu erkennen.

Aus dem Gebiete der Ballade ist noch einiger Erscheinungen zu erwähnen. Zuvörderst einer Reliquie von Achim von Arnim, schon als Reliquie des genialen Mannes werth und theuer. Man sagt, er habe dies Gedicht bis zu seinem Tode beständig bei sich getragen. Der vorjährige „Berliner Musenalmanach" darf sich vielleicht das Verdienst zusprechen, Arnim angeregt zu haben, viele seiner nur in Bleistift auf einzelne Blättchen hingeworfenen Gedichte zu sammeln und — der Nachwelt zu erhalten. Auch dieser letzte Klang des Wunderhorns ist noch immer so tief und weich wie damals, als der muntere Knabe mit frischer Sangeslust hineinblies und den fröhlichen Wiederhall weckte in den Bergen und Wäldern des deutschen Vaterlandes. Was er in seinem Leben gesungen,

das menschgewordene Wunder des Glaubens und der Liebe, ist der Inhalt dieser zarten, fast überzarten Fabel. Nach seiner Weise spinnt er die Erzählung, statt sie künstlerisch zu gruppiren, an einem Faden fort, aber gerade diese kunstlose Einfachheit stimmt zu der rührenden Natürlichkeit der dargestellten Bilder. Die vier Soldaten mit dem Lederkoller, das niedergebrannte Dorf, der schauerliche Grisiergraus, der um die Kirche weht und aus dem mit liebenswürdiger Naivetät das schöne Mädchen hervortritt, alles Dies ist mit so unnachahmlichem Reize hingestellt, daß wir uns kaum an den Gedanken gewöhnen können, dieselbe Psyche, welche diese Bilder in die Sprache der sterblichen Menschen übersetzen konnte, habe sobald darauf den glänzenden Farbenschimmer abgestreift. Mehr als irgendwo ist es hier dem Dichter gelungen, den ungeduldigen Geist, der die Schranken des Stoffes zu durchbrechen drohte, zu zügeln und das künstlerische Gleichgewicht zu erhalten, das er so häufig der mystischen Idee aufgeopfert hat. Wenn gleichwol Mancher die allzu geistige Lösung des Knotens im Contrast zur derben Wirklichkeit der Umgebungen als störendes Misverhältniß tadelt, so wollen wir Andere uns an der innern Wahrheit genügen lassen. — Den ewigen Juden, der in der neuesten Literatur fast wie der Teufel spukt, hat Simrock in ein liberales Gewand gehüllt. Wie er demnach die Sage auffaßt, bleibt mir wenigstens unklar. Das Tiefste über die innere Bedeutung des Mythus hat Franz Horn in seinen kürzlich gesammelten kleinen Schriften (Thl. I, S. 28) gesagt. Faßt man ihn aber reingeschichtlich auf, wie eine jede Sage als Ausdruck irgend einer bestimmten Volksanschauung aufgefaßt werden darf, so kann man in dem ewigen Juden, meines Bedünkens, nichts Anderes sehen als den Repräsentanten des jüdischen Volkes, wie es dem christlichen Mittelalter erschienen ist. Liebe und Welterlösung durch seinen Unglauben mordend, von der Liebe verstoßen, irrt er, wie der erste Mörder, unstät und flüchtig auf Erden umher, ausgeschlossen vom Loose der Sterblichen und verdammt zum ewigen Leben, weil er sich ausgeschlossen hat von dem allgemeinen Geiste, der die Welt zu durchdringen anfängt. Diese seine Absonderung von sich abzustreifen und in dem Allgemeinen sich zu verklären, d. h. zu sterben, ist seine ewige Sehnsucht. Ganz aus seinem Charakter fällt er daher, wenn er, wie hier, sich zu verjüngen wünscht, um das nahende Reich zu schauen. Denn dies Reich, die Völkereintracht, wo die Brüderstämme nicht mehr der alte Haß beschleicht,

Wo Völker über Land und Meer
Die Hand zum Bund sich reichen,

weht ihn mit der schauerlich-wonnigen Hoffnung seiner baldigen Erlösung, seines Todes an. Die Entwickelung dieses Gedankens gehört einem andern Orte. — Völlig unklar ist das „Lied vom Weißenstein" und „Königs Seefahrt" von Langrehr; daß er aber das jus primae noctis zum Balladenstoff benutzt hat, mag er vor der Poesie verantworten. — Affectirtschauerlich ist Rogge's „Wilder Jäger", guterzählt „Die Bergknappen", von Amadeus Wendt.

In Leopold Schefer's „Laienbrevier" spricht sich die originelle Lebensansicht dieses gedankenreichsten unserer neuern Dichter am unumwundensten aus. Will man diese Sprachweise nicht für Poesie gelten lassen, so hat man insofern Recht, als eine Reflexion in Versen allerdings noch kein Gedicht ist; hält man aber etwa die „Lebensfragmente", von Ulrich Hegner, mit all' ihrer gemüthlichen Frische dagegen, so wird man die tiefe Poesie dieser einfachen Sprüche gewahren. Denn Schefer war, wie alle bedeutenden Dichter, früher Mensch als Poet. Auch er hat das: „Seid umschlungen, Millionen!" in die Welt hinausgejubelt und die widerstrebende an sein liebewarmes Herz gedrückt. Und sie hat sich erweichen lassen, diese Welt, die als feindlicher Dämon, verklagt, verhöhnt, unverstanden und darum gespenstisch durch die Gemüther so vieler genialer Menschen hindurchgeht. Aber er hat sich gegen ihre Tücken und Schrecknisse mit Liebe, Kraft und Entsagung gewaffnet. So ist es ihm gelungen, sich als Demiurg in ihre Mitte zu stellen und diesem Proteus zu gebieten; für ihn schmückt sich der Frühling mit seinen Blüten; für ihn wuchs die Geliebte so hold und schön empor; ihm bereitet der Gott, was er bedarf, und kindlichen Dankes voll strömt er über für dies unermeßliche, unsagbare Glück — des Daseins. Diese Versöhnung mit dem Leben, das Endziel aller wahren Poesie, hat sich unser Dichter, unähnlich jenen Jüngern Göthe's, die dem greisen Meister seine theuererkaufte Ruhe nachkämpfern und sich höflichst mit dem Leben becomplimentiren, nur durch Aufbieten aller Kräfte des Geistes und des Herzens errungen. Er hat Sturm und Unwetter durchlebt und als kluger Schiffer genau die Vorzeichen in Luft und Wasser beobachtet; und nun erzählt er uns von seiner Lebensreise, beschreibt unter allerlei erdichteten Fabeln und Namen die Klippen und Felsenriffe, an denen er fast gescheitert wäre, an denen er Andere scheitern sah, aber auch die Wunder der Natur und des Menschenherzens, die seine Seele erhoben; nun strömt er über von Lehren der Weisheit, der Menschenliebe, der Mäßigung. Obgleich der Raum drängt, so kann ich es mir doch nicht versagen, hier ein Wort über die mit so oberflächlichem Danke aufgenommene „Griechische Reise" hinzuzufügen, deren ersten Theil der „Berliner Musenalmanach" für 1831 enthält. Nirgends ist wol der tragische Contrast des alten und des modernen Griechenlands, abgespiegelt im Geiste des gebildeten Barbaren, der den heiligen Boden mit gerührtem Dank und großen Erinnerungen betritt, mit so romantischem Zauber dargestellt worden. Im elegischen Schmerze des Dichters enthüllt sich uns dieser schaurige Gegensatz; aber er wird auch in den Grundgedanken, die am Eingang und Ausgang dieser Abtheilung des Ganzen als tragende Säulen dastehen, zur objectiven Gestalt. In der „Nächtlichen Landung", womit das Ganze beginnt, glaubt sich der Dichter, durch die geisterhafttrübe Mondnacht getäuscht, in den Orkus versetzt; endlich erwacht er, seine Phantasie hat ihn betrogen und — hat ihn doch nicht betrogen, denn Hellas ist der Orkus, das Grab seiner eignen Größe, und die Gegenwart darin nur haltlose Schatten. In der letzten Vision träumt sich der Dichter,

zu Rosse am Meeresstrande hinreitend, in das alte Griechenland zurück. Ein Fall vom Pferde weckt ihn; sein Traum war der Traum dieses schönen Landes, das auch unsanft genug daraus geweckt worden — „Erde, so träumtest auch du!“ Ein großartiger Wurf, der für die innere Größe dieser Composition Zeugniß ablegen möge.

Eine so bedeutende Innerlichkeit verdient es, im ganzen Verlaufe ihrer Entwickelung verfolgt zu werden; hier konnte ich nur flüchtig den Standpunkt bezeichnen. Doch will ich jetzt schon eine Rüge nicht verschweigen, die auch theilweise die hier mitgetheilten Sprüche trifft: Unklarheit nämlich aus Ueberfülle. Fast sollte man Schefer das Talent des Künstlers absprechen, wenn nicht Novellen, wie „Die lebende Madonna“, „Die Erbsünde“, „Die Deportirten“ u. a. m. dafür zeugten. Aber der Drang, sich nimmer genug zu thun, läßt ihn auch seltsam-abenteuerliche Gebäude aufführen, in denen er sich durch symbolisirenden Zierath, durch An- und Ausbauten endlich die Helle des Tageslichts verbaut. Möge bald eine umfassendere Arbeit diese herrliche Kraft concentriren, und die Klarheit wird sich der Tiefe, durch die Größe des Gegenstandes gezwungen, heiter zugesellen! M. Veit.

Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands, von H. J. Jäck. Ersten Bandes erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 306.)

Den sechsten Aufsatz können wir aber wahrlich auch als einen Aufsatz in anderer Bedeutung betrachten; der Verf. ist dabei völlig aufgesessen. Da er jedoch von dem königl. Rechnungscommissair Joseph Deisböck, denn wir aus Nr. 1 schon sattsam kennen, zusammengerechnet worden ist, so brauchen wir weiter nicht zu staunen, wenn wir finden, daß er von aller Vernunft abstrahirt ist. Hr. Deisböck scheint in der That viel mit solchen Abstractionen sich beschäftigt zu haben. Was soll man sagen, wenn man liest, daß er jene Narren und Tollhäusler, die Karthäusermönche, und zwar nicht ohne sprachliche Kühnheit, vielmehr mit einem gewissen furore poetico für „fromme Selbstmärtyrer“ uns anpreist? Er scheint nicht ohne Witz an Selbstmörder gedacht zu haben! Bald darauf erzählt er recht wohlgefällig in der beliebtesten Spinnstubenweise: wie durch den Abt Martin I. — einen so merkwürdigen Mann — auf Verlangen des Kurfürsten von Baiern, Maximilian II., die verirreten Oberpfälzer, welche damals der Lehre Luther's und Calvin's zugethan gewesen, mit Güte und mit Strenge dem katholischen Glauben wiedergewonnen worden seien. Ist es nicht wirklich, als hörte man die Räder schnarren und den Erzähler sein: Vos plaudite! recht vernehmlich uns zurufen?

Doch ich besinne mich eben, daß ich noch nicht das Kloster genannt habe, dem Hr. Deisböck seinen Gänsekiel so trefflich hier angedeihen ließ. Es ist dies das bekannte Kloster Fürstenfeld, welches seine Entstehung der Ermordung der unschuldigen Pfalzgräfin von Baiern, Maria, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant, einst verdankte. Ihr eigner Gemahl, Pfalzgraf Ludwig, ließ sie, wie bekannt, aus Verblendung und Eifersucht umbringen. Späterhin ward dies Kloster auch durch den in seiner Nähe plötzlich erfolgten Tod Kaiser Ludwigs des Baiern ausgezeichnet und unter dem weisen und aufgeklärten König Maximilian von Baiern in ein Militairhospital verwandelt: eine Handlung, welche alle Achtung verdient und als ein Beispiel zur Nachfolge aufzustellen sein möchte. Er hat wahrlich sich dadurch ein größeres Verdienst erworben, als wenn er 12 neue Klöster für faule Dummköpfe und heuchlerische Betrüger in Kutten gestiftet hätte.

Den Beschluß dieser ersten Abtheilung der „Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands“ macht eine Beschreibung des Klosters Neuburg bei Wien. Sie rührt von dem regulirten lateranensischen Chorherrn und Pfarrer der obern Stadt Kloster-Neuburg, Maximilian Fischer, her. Wir wundern uns daher gar nicht, diese Beschreibung so recht regulirt und a latere abgefaßt zu finden. Wir können aber nur lachen, wenn ein Pfaffe Luther's Kirchenreinigung einen „Reformationsschwindel“ und die Kirchenverbesserer „Neuerer“ zu nennen beliebt, und wenn er mit Vergnügen davon spricht, daß der Propst Leopold Hintermayer sich „die Unterdrückung dieser Reformationsideen, wovon leider auch das Kloster Neuburg angesteckt worden sei, seine angelegenlichste Sorge habe sein lassen“.

Solche und andere Aussprüche und Ergießungen des Herzens hat der Herausgeber, der aufgeklärte Hr. Bibliothekar Jäck, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sagen, ruhig abdrucken lassen. Wir begreifen nicht, wie er diese Ansichten mit seinen eignen in Einklang bringen konnte, wenn er z. B. in der Einleitung sagt: die Selbstsucht der Mönche sei aus ihrem Müssiggange entsprossen, und in der Vorrede: „Umgeben von den vielen Beweisen des scholastischen Unsinns, welchen sie von dem Mittelalter bis auf unsere Zeit fast in allen ihren Lehrbüchern der Philosophie und Theologie zu verbreiten suchten, fand ich für nöthig, in der kurzen Geschichte ihrer Klöster die vorzüglichsten Individuen zu bemerken, welche zu so schrecklichen Verirrungen des menschlichen Geistes Veranlassung gaben, oder dieselben auf die Mit- und Nachwelt zu verpflanzen suchten“.

Nun, so sehr es auch uns gefreut haben würde, von solchen Individuen ausführliche Erwähnung zu finden, so aufrichtig müssen wir hier gestehen, nichts dieser Art erwähnt gefunden zu haben, abgerechnet, daß zuweilen ein Abt wegen Einführung einer strengen Klosterzucht getadelt wurde. Vielleicht aber dürfen wir in später folgenden Heften, wenn der Hr. Herausgeber jene pfäffischen Beiträge verschmähen und mehr eigne Arbeiten liefern sollte, ähnliche Mittheilungen zu finden erwarten. Oder wollte der Hr. Bibliothekar Jäck jenes Wort des Horaz:

Quid dignum tanto feret promissor hiatu? —
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus!

auf sich anwenden lassen?

Ferner können wir nicht wohl vereinigen, wenn er sagt: „Die meisten Klöster haben sich überlebt und mit ihren Zeitgenossen so verfeindet, daß ihr Untergang nicht mehr zurückzurufen war (soll das nicht heißen: ist?)“, und dann S. 113 von dem stillen aber fortschreitenden edeln Streben der Mönche des Klosters Neuburg — einen dieser Herren, den Maximilian Fischer, haben wir eben erst hinreichend kennen gelernt, und wir glauben daraus das edle Streben aller Mönche sattsam begriffen zu haben — und anderer Klöster stets unterrichtet zu sein wünscht, ja die Ueberzeugung hegt: „Die süddeutschen Klöster würden nie aufgehoben worden sein, wenn sie einen gleichen Tribut an den Staat, an die Wissenschaften, Seelsorge und Landescultur entrichtet hätten“, welchen, nach Hrn. Jäck's Ansicht, die Klöster Neuburg, Göttweih und andere entrichteten. Wir wollen nicht viel erst sprechen von dem Tribut, den sie an die Seelsorge und Landescultur entrichtet haben sollen, aber bemerken wollen wir, daß ein jeder Staat nur Schande und Schaden, die Wissenschaften aber schlechten Gewinn von den heutigen Mönchen einernten möchten.

Wenn Hr. Bibliothekar Jäck aber zu Ende noch äußert: daß auch noch andere Herren der östreichischen Stifte für seine „Galerie“ solche Beiträge (wie der vom Hrn. Maximilian Fischer) einsenden möchten, damit die Ueberzeugung der Deutschen sich erneuere, welch großen Gewinn die Menschheit von ihren (der Mönche) Anstalten jetzt noch ziehe, so halten wir es für unsere Pflicht, ihm die freimüthige Versicherung zu geben, daß wir von all der Möncherei nicht den geringsten Gewinn mehr zu ziehen vermeinen, und, wenn auch aus jedem noch übrigen Haare der beglatzten Köpfe ein Gänsekiel würde, und wenn auch all der Mönche Finger die erbaulichen Geschichten aller Klöster der

Christenheit und der Türkei auf ähnliche Weise zu schreiben unternähmen, wir dennoch deshalb für die Wissenschaften keinen besondern Gewinn erblicken würden. Der Gewinn aber, den die Menschheit von den Mönchen noch ziehen möchte, würde nur darin bestehen, daß sie sich leicht mit einem dichten Schleier mönchischer Dummheit und pfäffischen Aberwitzes aufs Neue verhüllt sehen könnte, geht sie nicht endlich mit Ernste daran, den Kutten und Glatzköpfen ohne Gnade den Abschied zu geben. Wir versichern deshalb Hrn. Jäck, daß wir Norddeutschen wenigstens alle Mönche einfürallemal für überflüssigen Hausrath, oder vielmehr für Unrath ansehen, für feiste Müssiggänger, denen wir nichts Besseres zu rathen und zu empfehlen wissen, als daß sie sobald als möglich in ihr ursprünglich Vaterland, Aegypten, zurückeilen, um sich dort mit dem Pyramidenbau zu befassen, oder daß sie wieder in ihre zweite Heimath, in das Land des dolce far niente wandern, um dort mit Gemüthlichkeit an die Austrocknung der pontinischen Sümpfe zu denken; oder endlich, wenn es ihnen da zu warm hergehen sollte, so mögen sie sich nach Sibirien begeben und dem Zobelfange daselbst obliegen.

Wenn Sie übrigens, bester Hr. Bibliothekar, in Betreff der schweizerischen Klöster Ihre Meinung in neuester Zeit nicht geändert haben, sondern noch glauben sollten, jene Klöster stehen noch bei Stadt und Land etwa in besonderer Achtung — was Ihnen vielleicht im Jahre 1815 irgendwer einredete —, so wollen wir die Mühe über uns nehmen, Sie auf den rechten Standpunkt zurückzuführen. Zu dem Endzweck empfehlen wir Ihnen denn, die Schweizerzeitungen des laufenden Jahres recht aufmerksam zu lesen und besonders den Nummern 9, 73, 79 der „Appenzeller Zeitung" des laufenden Jahres Ihre Augen zuzuwenden, obgleich wir einigermaßen zweifeln, daß Sie sich werden so ohne Weiteres durch eine schlechte Zeitung überzeugen lassen, da Sie einer andern Ueberzeugung leben, nämlich der: „die aus der letzten Säcularisation von 1802—3 erhaltenen und aus der Reformation Kaiser Josephs II. wiedererstandenen Prälaturen Oestreichs und der Schweiz haben theils durch ihre weltlichen Regierungen, theils durch den innern Trieb der Fortpflanzung eine solche Richtung genommen, daß sie auf die Achtung ihrer Zeitgenossen einen besondern Anspruch machen können". Diese Ueberzeugung sprechen Sie auf der ersten Seite Ihrer Einleitung aus. Ihnen wollen wir es daher auch nicht verdenken, sollten Sie auch fernerhin Sich bestimmt fühlen, den Mönchen Ihre Achtung zu schenken. Wir wünschen nur, daß diese Herren so bescheiden sein mögen, sich damit zu begnügen. 190.

Geschichte Otto des Großen, ersten Herzogs in Baiern aus dem Wittelsbach'schen Stamme. Mit Bemerkungen auf die jetzige Zeitgeschichte verfaßt von Freiherrn Andreas von Lilgenau. Augsburg, Kollmann. 1830. 8. 5 Gr.

Historische Monographien, wenn auch noch so geringen Umfangs, bedürfen keiner Rechtfertigung, sobald sie nur über den Zustand, die Begebenheit oder den Mann, auf welchen sie sich beziehen, durch gründliche Forschung die vorhandene Kenntniß berichtigen oder bereichern; sie haben auch dann noch Werth, wenn sie selbst nur die Resultate sorgfältiger Forschung zusammenstellen und in ansprechender Form von Neuem, etwa zur Unterhaltung gebildeter Leser mittheilen; sie sind aber durchaus überflüssig und verwerflich, wenn sie, wie die vorliegende, weder das Eine noch das Andere leisten und nur einen Beitrag zu dem auf dem Gebiete der historischen Darstellung jetzt mehr wie je grassirenden Uebel liefern, daß Jeder, welcher einige Quellenschriftsteller in den Händen gehabt und einige abgeleitete Geschichtswerke gelesen hat, sich auch zum Geschichtschreiber berufen und befähigt glaubt. Der Verf. schöpft nämlich, wenn man Günther's Gedicht über Friedrich I., und Rabewich's Geschichte einiger Jahre der Regierung dieses Kaisers abrechnet, nur aus neuern, mehr oder minder zuverlässigen geschichtlichen Werken; seine Darstellung ist sehr unbehilflich und seine Sprache voll Provinzialismen. Um das Letztere zu belegen und damit man nicht glaube, daß in den „Bemerkungen auf die jetzige Zeitgeschichte" etwas Besonderes zu suchen sei, schreiben wir noch die Anmerkung ab, welche in Beziehung auf Friedrichs I. Zwiespalt mit dem päpstlichen Stuhle gemacht wird: „Eine kränkende Bemerkung auf Napoleons Geschichte. Friedrichs I. immer siegendes Kriegsglück wich, sobald er mit dem Papste Alexander III. sich entzweite und Oberhirten bekränkte. Auch der unparteiische Geschichtschreiber wird es einsehen, daß die alleinherrschende Macht Napoleons merklich zu sinken anfing, wie drückender er auf das ehrwürdige Alter des standhaft Duldenden wurde und wie schwerer er seine zerschmetternde Hand auf ihn fallen ließ". 23.

Das Generalfeldmarschallamt in Portugal.

Der heilige Antonius, geboren zu Lissabon, obschon Padua die Ehre hat, bei seinem Namen zu stehen, ist der unangefochtene Schutzpatron des Landes und hierin glücklicher als der heil. Jakob von Compostella, welcher wegen Patronschaft von Spanien viele Jahre mit der heil. Jungfrau im Streit ist, die auch durch ein päpstliches Breve v. J. 1760 in Ansehung ihrer unbefleckten Empfängniß zur Patronin über die ganze spanische Monarchie erhoben wurde, doch den Rechten des Apostels Jakob unbeschadet. Nicht genug aber, daß der heil. Antonius die Ehre hat, Portugals Schutzpatron zu sein, er ist auch bis auf diese Stunde dessen wirklicher Feldmarschall. Das Statistische dieses Verhältnisses erörtert sich auf folgende Weise: „Im J. 1706 waren die Portugiesen verlegen, einen General an die Spitze ihrer Truppen zu setzen, da sie selbst in öffentlichen Staatsschriften eingestehen, daß die Nation dergleichen nicht hervorbringe. Da sie nun auf Erden keinen dazu ausfindig machen konnten, so schlug Jemand den heil. Antonius vor. Es wurde aber dagegen eingewandt, daß man nach der portugiesischen Verfassung nothwendig von unten auf gedient haben müsse, um General werden zu können. Dieses Hinderniß müsse aus dem Wege geräumt werden! Man zog also dem Bilde des heil. Antonius einen Soldatenrock an, den andern Tag den eines Unteroffiziers, den folgenden eine Offiziersuniform, und in kurzer Zeit war er zu einem Generalfeldmarschall emporgestiegen und wurde auch in das mäßige Tractament von 50 Moedoren oder 150 Dukaten gesetzt und der Armee in einer Sänfte vorgetragen. Der heiße Tag der Schlacht kam. Sie folgten ihm voll Muth und lagerten sich nach einigen Märschen zwei Meilen unter Badajoz, wo der Herzog von Berwyk, welcher das andere Ufer der Guadiana eingenommen hatte, sie mit einigen Kanonenschüssen begrüßte. Den andern Morgen meldeten die Vorposten dem Herzoge, der Feind habe sein Lager verlassen, und als er selbst es recognoscirte, fand er ihn völlig auf der Flucht, welches ihm desto unbegreiflicher war, da er keine Ursache sich davon angeben konnte und daher einen Hinterhalt vermuthete. Er beorderte einige Freiwillige, die über den Fluß setzen und sich bemühen sollten, einige von den Flüchtlingen einzuholen und als Gefangene einzubringen. Nachdem dieses ausgerichtet war, erfuhr man, daß die erste Kanonenkugel dem heil. Antonius den Kopf weggenommen habe, da denn kein Halten gewesen und Alles in der größten Unordnung davon gelaufen wäre. Man wollte weder ihn noch die Armee einer ähnlichen Gefahr aussetzen. Weil aber ein Heiliger sich Nichts von seinen Einkünften abkürzen läßt, so hat er den ganzen Nutzen von seiner Charge behalten, und jährlich bringt ihm der König (auch Don Miguel im J. 1831?) in einem rothsammetnen Beutel sein Generalfeldmarschallstractament und legt es in seiner Kapelle auf dem Altar vor ihn hin". So eine alte portugiesische Grammatik vom J. 1769! 186.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 308. — 4. November 1831.

The british empire in 1828, by the rev. *F. Goldsmith*. London, 1830.

Dies Werk empfiehlt sich vornehmlich den Zeitungslesern als eine Art encyklopädischen Handbuchs über das britische Reich; denn man findet darin auf einer verhältnißmäßig nur geringen Seitenzahl Alles zusammengedrängt, was die Geographie, Statistik, die politische, bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, die kirchlichen Einrichtungen u. s. w. jenes Reiches betrifft. Unter dieser Beziehung hat uns aber besonders jener Theil des Buches sehr interessant geschienen, welcher eine gedrängte Uebersicht der englischen Staatsverfassung und der politischen Organisation dieses Landes enthält. Einige Bruchstücke, die wir dieser Rubrik des Werkes entlehnen, werden hinreichen, um von dessen Inhalt und Charakter einen Begriff zu geben. Der König ist das Organ der Gesetze, das Haupt der Kirche, der Leiter der Staatsgewalt, der Spender aller Ehren und Würden (fontain of honour) und der Vermittler der Verbindungen Englands mit den fremden Nationen. Kraft des gemeinen und alten Gewohnheitsrechtes ist die Krone Englands erblich. Allein, die Lehre vom göttlichen Recht, sowie die von der Unwiderruflichkeit (indefensibility) des Thrones wird deshalb keineswegs zugelassen, weil die Kronerbfolge durch eine Parlamentsacte verfassungsmäßig beschränkt oder verändert werden kann. Bekanntlich verdankt die jetzt regierende Familie ihre Gelangung zum Throne einer solchen Acte. Bei der Krönung übernimmt der König, unter Eidschwur, folgende Verpflichtungen: „In Gemäßheit der Statuten des Parlaments, der Gesetze und des Herkommens zu regieren; dem Gesetze und der Justiz bei Vollziehung der Urtheile hülfreiche Hand zu leisten; mit aller seiner Gewalt die göttlichen Gesetze, das Bekenntniß des Evangeliums und die durch das Gesetz eingeführte reformirt-protestantische Religion aufrechtzuerhalten". Betrachtet man die Prärogative des Königs abgesondert und an und für sich, so könnte man leicht auf den Gedanken kommen, es überschreite seine Gewalt die Grenzen einer gemäßigten Monarchie. Denn nicht nur wird er durch das Gesetz als unfähig, Böses zu thun, betrachtet, indem die Verantwortlichkeit jeder ungerechten oder ungesetzlichen Maßregel einzig auf seinen Ministern bürdet, sondern er ruft auch das Parlament zusammen und kann es nach Belieben vertagen, hinaussetzen oder auflösen. Ebenfalls kann er seine Zustimmung jedem vorgeschlagenen Gesetze versagen; er ernennt seinen Geheimenrath und die großen Staatsbeamten; auch steht bei ihm das Begnadigungsrecht. Gleichwol befindet sich andererseits der König, da er ohne die Bewilligung des Volkes, durch dessen Repräsentanten ausgedrückt, fast gar kein Einkommen genießt, schon dieses Umstandes wegen in einem wirklichen Zustande von Abhängigkeit. Der Befehl der Armeen und die Ausrüstung der Flotten gehören zu seiner Prärogative; allein ohne Mitwirkung des Parlaments kann er deren Unterhalt nicht bestreiten. Er ertheilt Stellen und Aemter, allein ohne das Parlament kann er ihnen keine Besoldung überweisen. Er kann Krieg erklären, allein ohne das Parlament hat er nicht die Mittel, ihn zu führen. Dem Könige steht das ausschließliche Recht zu, das Parlament zusammenzuberufen; allein das Gesetz verpflichtet ihn, es wenigstens ein Mal alle drei Jahre zu versammeln, und die Nothwendigkeit zwingt ihn dazu jedes Jahr. Der König ist das Haupt der Kirche, allein er kann die eingeführte Religion nicht ändern, noch irgend Jemand nöthigen, Rechenschaft von seinen religiösen Meinungen abzulegen. Der König ist das Haupt der Justizpflege, allein er kann an den durch Gesetz und Herkommen eingeführten Maximen und Gebräuchen nichts verändern und keinerlei Einfluß auf die Entscheidung der zwischen seinen Unterthanen obschwebenden Processen üben. Er kann keine neue, mit der Verfassung unverträgliche oder seinen Völkern nachtheilige Amtsstelle schaffen. Alle Schuldklagen werden in seinem Namen geführt, allein er darf sie Niemand untersagen. Der König hat das Vorrecht, Münze zu prägen, ohne jedoch ihren Gehalt verschlechtern zu dürfen. Er kann Verbrecher begnadigen, darf sie aber nicht von den, den verletzten Theilen gebührenden Entschädigungen freisprechen. Das Gesetz verfügt, daß, im Falle eines Todschlags, die Witwe des Getödteten nicht blos das Recht hat, den Mörder zu belangen, sondern daß noch außerdem in diesem Falle der König nicht begnadigen darf. Die Militairgewalt des Königs ist ebenfalls nicht unbeschränkt, seitdem (1689) durch die Bill der Rechte (Bill of rights) erklärt worden ist, daß ohne Bewilligung des Parlaments die Armee gesetzlich nicht bestehen kann. Der König kann niemals persönlich

vor irgend einen Richter gestellt werden; begeht er aber einen Misbrauch der Gewalt oder irgend eine Handlung wider das öffentliche Wohl, so kann das Parlament Diejenigen belangen, die zu der incriminirten Handlung gerathen haben, oder deren Werkzeuge waren, und der Königin darf die Delinquenten nicht begnadigen. Endlich gewähren die zahlreichen und wichtigen Beschränkungen der königlichen Prärogative, denen man, außer den vorerwähnten, auch noch die Unabhängigkeit der Richter, die jedoch erst unter Georg IV. eingeführt ward, und die vollkommenste Freiheit und Unverantwortlichkeit der parlamentarischen Reden beifügen muß, fast alle diejenigen Bürgschaften, die man vernünftigerweise nur verlangen kann. Die Verfassung des Parlaments geht bis zum Jahr 1215 zurück. In der vom König Johann (ohne Land) verliehenen Magna Charta nämlich verspricht dieser Fürst, „alle Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und größere Barone durch persönlich an sie gerichtete Schreiben, die übrigen vornehmsten Lehnträger (tenants) der Krone aber mittelst der Sheriffs und Baillifs einzuberufen, um mit ihnen die Beisteuern und Auflagen, die nöthig sein würden, zu reguliren". Die Einberufung sollte wenigstens 40 Tage vorher erlassen und darin Zeit und Ort der Versammlung, wie auch der Gegenstand der Berathung angegeben werden. Man sieht wohl, daß diese Versammlung kein Parlament im heutigen Sinne des Wortes war, da es lediglich aus Lehnträgern der Krone bestand und nur berufen wurde, um Geld zu bewilligen. Nach den ältesten vorhandenen Urkunden war es allererst im 49. Regierungsjahre Heinrichs III. (1266), daß auch die Ritter von den Grafschaften, sowie Deputirte von Städten und Flecken zum Parlament einberufen wurden. Anfänglich versammelten sich Lords und Gemeinen in demselben Locale; ihre Abtrennung gehört spätern Jahrhunderten an. Die Zahl der geistlichen und weltlichen Pairs, die das Oberhaus bilden, beläuft sich gegenwärtig auf etwa 400, darunter befinden sich 16 Pairs, die Schottland, und 28, die Irland repräsentiren. Das Unterhaus zählt 658 Mitglieder, wovon 513 auf England, 45 auf Schottland und 100 auf Irland kommen. Sie werden kraft eines an die Sheriffs und Baillifs erlassenen königlichen Ausschreibens erwählt, die Ritter in den Grafschaften durch die Mehrheit der Besitzer eines Freilehns von wenigstens 40 Schilling jährlichen Einkünften, und die Repräsentanten der Städte und Flecken durch die Hausbesitzer. Indessen wird in den Städten, Flecken und Häfen die Eigenschaft eines Wählers nach gewissen Bedingungen erworben, die mit den Localitäten wechseln, theils aus Ursache der Umstände, die zur Epoche bestanden, bis zu welcher der Ursprung der Wahl zurückgeht, theils nach unvordenklichem Herkommen, oder aber auch in Folge entscheidender Beschlüsse des Unterhauses oder selbst seiner Ausschüsse, die durch das unter dem Namen Grenville-act bekannte Statut errichtet worden sind. So haben in gewissen Städten die Freigutsbesitzer allein das Stimmrecht; in andern steht dieses Recht ausschließlich der Gemeindekörperschaft (Corporation of the city) zu, anderwärts sind alle ansässigen Bürger Wähler, oder sogar die ganze Masse der Bevölkerung, ohne irgend ein anderes Erforderniß als das des Wohnsitzes. Die Universitäten Cambridge und Oxford haben das Vorrecht, jede ein Mitglied des Unterhauses zu wählen. Allein, der schreiendste und seltsamste Misbrauch bekanntlich in dem ganzen englischen Wahlsystem ist die den sogenannten rotten-boroughs (verrottete Flecken) zustehende Wahlberechtigung. Unter jener Benennung nämlich versteht man gewisse Ortschaften, die im Laufe der Zeiten mehr oder weniger verödet und wo alles Eigenthum, das ein Stimmrecht ertheilt, in den erblichen Besitz oder unter den Einfluß einer Familie gekommen ist. Diese ernennt denn auch das Parlamentsglied, das dadurch stillschweigend und als einen Ehrenpunkt die Verpflichtung eingeht, für die Partei seines Gönners zu stimmen. Findet zwischen diesen und ihm eine Meinungsverschiedenheit über eine Hauptfrage statt, so bringt es das Herkommen mit sich, daß er seinen Sitz im Parlamente aufgibt. Sonst kann ein regelmäßig erwähltes Parlamentsglied seine Stelle aus keinerlei Gründen vor Abfluß der gesetzlichbestimmten Zeit verlieren. Auch kann dasselbe während der Dauer der Session, so wie 40 Tage vor Einberufung der Versammlung und 40 Tage nach ihrer Prorogation nicht zur gefänglichen Haft gebracht werden. Beiden Parlamentshäusern sowie der Krone steht die Initiative der Gesetze zu. Will nun ein Mitglied ein neues Gesetz oder irgend eine Parlamentsacte einführen, so erhebt es sich und bittet um die Erlaubniß, den betreffenden Vorschlag schriftlich, d. h. als bill einreichen zu dürfen. Gestattet man ihm dies, so wird die Bill zwei Mal, nach Verlauf einer gewissen Zwischenzeit, vorgelesen, alsdann aber einem Ausschusse übergeben, der solche amendirt und vervollständigt. Hierauf legt sie der Präsident dem Hause vor, um davon in ihrer definitiven Abfassung Kenntniß zu nehmen. Endlich wird sie zum dritten Male vorgelesen und darüber abgestimmt. Dies geschieht mittelst Theilung der Mitglieder, die einzeln durch zwei dazu von jeder Seite des Hauses beauftragte Mitglieder gezählt werden. Seltsam ist der noch jetzt bestehende und aus den ersten Zeiten der normännischen Eroberung sich herschreibende Gebrauch, daß die königliche Genehmigungsformel einer Bill stets in französischer Sprache abgefaßt ist. Betrifft die Bill einen Gegenstand des öffentlichen Interesse, so lautet diese Formel: „Le roi le veut"; bei einer Privatsache: „Soit fait comme il est désiré". Verweigert der König seine Genehmigung, so heißt es: „Le roi s'en avisera". Endlich ertheilt der König seine Genehmigung einer Finanzbill, so ist die Formel: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et ainsi le veut". Der König ernennt seinen Geheimenrath (Privy-council), dessen Attributionen vornehmlich darin bestehen: 1) den Monarchen zum Besten seiner Ehre und des Staats zu berathen; 2) Alles, was im Rath beschlossen worden ist, zu unterstützen und zu vertheidigen. Aus dieser letzten Bedingung ergibt sich die Solidarität aller Mitglieder des Raths. Der Geheimerath hat das Recht, wegen jeder

Neueste Verlags-Werke

von

G. D. Bädeker in Essen.

Nachstehende Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben.

J. D. Bollenberg,

Englische Vorschriften

für den Schul- und Privatgebrauch beim ersten Unterricht im Schönschreiben. 4. Zweites Heft.

Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Auch dieses Heft, welches 85 ein-, zwei-, drei- und vierzeilige Sätze zu Vorschriften enthält, ist hinsichtlich der Schönheit der Handschrift und des Stichs sowohl, als des Stoffes selbst, eben so sehr zu empfehlen, als die 3 früheren Hefte. Die beiden deutschen Hefte kosten 2 Thlr. und das 1. englische 1 Thlr., also alle 4 Hefte zusammen 4 Thlr. 16 gGr.

Dr. F. A. Diesterweg,

Rheinische Blätter

für Erziehung und Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Jahrgang 1831.

Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Von dieser für jeden Elementarlehrer so wichtigen Zeitschrift, deren Werth in ganz Deutschland anerkannt ist, sind die 3 ersten Hefte des neuen Jahrgangs 1831 oder der III. Band der Neuen Folge bereits erschienen.

Ludwig Erk,

Sammlung 3- und 4stimmiger Gesänge

ernsten Inhalts, von verschiedenen Componisten. Erstes Heft. Liederartige Gesänge.

Partitur 12 gGr. Jede der einzelnen Stimmen 6 gGr.

Diese Sammlung von 63 ausgewählten Gesängen ist für höhere Bürgerschulen, Gymnasien, Seminare und kleinere Singvereine bestimmt, die kirchlichen Choralgesänge sind jedoch davon ausgeschlossen, um keiner Confession Anstoß zu geben. Ein zweites Heft, welches Motetten und Chöre enthalten soll, wird bald nachfolgen. Die einzelnen zum Gebrauche der Schüler bestimmten Stimmen werden in größeren Parthieen von der Verlagshandlung noch billiger gegeben.

G. W. Fink,

Erste Wanderung der ältesten Tonkunst

als Vorgeschichte der Musik, oder als erste Periode derselben dargestellt. Mit 8 Kupfern. broch.

Preis 1 Thlr. 16 gGr.

Der vorzüglich als Herausgeber der Leipz. Allg. Musikalischen Zeitung im Fache der Tonkunst rühmlichst bekannte Herr Verfasser erörtert in diesem Werke die Beschaffenheit und den Gang der ältesten Tonkunst auf eine Art und in einem Zusammenhange, welcher bisher im Ganzen so gut als unbeachtet geblieben ist. Er hält sich dabei an die ältesten, besten und zu solchem Zwecke wenig oder gar nicht benutzten Nachrichten und Untersuchungen, die für eine begründetere und genauere Einsicht in das Wesen der alten Tonkunst nicht ohne Bedeutung sein werden. Jedem Freunde der Musik muß dieses gründlich bearbeitete Werk willkommen sein.

T. Fliedner,

Collectenreise nach Holland u. England,

nebst einer ausführlichen Darstellung des Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißwesens beider Länder, mit vergleichender Hinweisung auf Deutschland, vorzüglich Preußen. 1. und 2. Band: Holland umfassend. Mit 5 Kpfrn. 8.

Preis 3 Thlr. 12 gGr.

Was der würdige Verfasser dieses Werks bei seinem neunmonatlichen Aufenthalte in Holland über das dortige Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißwesen beobachtete und wozu ihm die ausgezeichnetsten Männer dieses so interessanten Landes später aus den ersten Quellen noch Nachträge lieferten, theilt derselbe hier seinem deutschen Vaterlande mit. Alle darin besprochenen Gegenstände gewinnen dadurch noch ein um so größeres Interesse, daß überall Vergleichungen mit ähnlichen Anstalten in Deutschland angestellt worden sind. Der 2te Band enthält zugleich eine Kritik der wichtigsten theologischen Schriften Hollands vom 19. Jahrhundert.

Agnes Franz,

Angela.

Eine Geschichte in Briefen. 1. u. 2. Bändchen. broch.

(Preis aller 4 Bändchen 5 Thlr.)

Eine geistreiche Dame, welche diesen ausgezeichneten deutschen Roman im Manuscripte las, sprach sich hierüber in folgender Weise aus: „Die reinste Frömmigkeit, frei von allem Mysticismus und aller modernen Frömmelei, durchweht diese anziehende Dichtung. Es thut wohl, unter all' den grellen Effectstücken unserer Zeit einmal ein so zart ausgeführtes Seelengemälde zu finden. Der Hauptgedanke ist: zu zeigen, wie wenig die reinste Moral und heldenmüthige Selbstaufopferung hinreiche, um wahrhaft edel und tadellos zu handeln, wenn sie nicht aus ächt christlichem liebevollem Sinne hervorgeht, ja wie sich ohne diese höhere Weihe sogleich Stolz und Härte ihr zugesellen. Die verschiedenen Charactere sind meisterhaft durchgeführt; unter diesen tritt uns Angela selbst in kindlicher Einfalt, jedoch voll innerer Tiefe und Größe, voll Demuth und Himmelsglanz entgegen; sie ist ein wahrhaft Raphaelisches Gebilde. Der Plan des Ganzen ist vortrefflich. Wenig einfache Begebenheiten sind doch mit soviel Kunst angelegt, daß nicht allein alle Charactere sich

durch sie und in ihnen ganz entfalten, sondern daß die Aufmerksamkeit auch stets gespannt, und der Ausgang überraschend und höchst ergreifend ist. Die darin eingewebte Wanderung durch das Riesengebirge, so wie die Schilderung des Lebens in der Residenz beweisen, wie die Verfasserin nicht allein auf die Natur, sondern auch auf das Getreibe der Welt ihre beobachtenden Blicke gerichtet und beide mit den Farben der Wahrheit geschildert hat. Die Sprache ist schön, blühend, ohne gesucht und überladen zu seyn. Die Eigenthümlichkeit der Schreibart eines Jeden ist gut getroffen und sorgsam durchgeführt. Mit inniger Freude werde ich ein Werk erscheinen sehen, welches vor vielen andern der dankbarsten Aufnahme in den Kreisen höher gebildeter Leser gewiß seyn darf." — Die beiden letzten Bändchen sollen spätstens in der Michaelismesse d. J. nachgeliefert werden.

Dr. H. Gräfe,

Jahrbüchlein

der deutschen pädagogischen Literatur,

mit Ausnahme der sich auf den Unterricht in fremden Sprachen beziehenden Schriften. Erstes Bändchen, die Literatur des Jahrs 1826 enthaltend. Nebst einem Anhange, die pädagogische Literatur der Jahre 1823, 1824 und 1825 enthaltend. 8.

Preis 1 Thlr.

Was das Deegen'sche Jahrbüchlein für die theologische Literatur ist, soll dieses für die pädagogische sein. Es ist in gleicher Weise systematisch bearbeitet und findet man darin zugleich die Kritik dieser Literatur aus mehr als dreißig verschiedenen Zeitschriften nachgewiesen. Dieses erste Bändchen ist durch die Beifügung der pädagogischen Literatur der Jahre 1823, 1824 und 1825 um 9 Bogen stärker geworden, als es früher Plan war. Die folgenden Bändchen dieses für jeden denkenden Lehrer höchst interessanten Werkes, welche nur einen Jahrgang umfassen sollen, werden daher den Lesern zu einem ungleich billigern Preise eingehändigt werden können.

J. W. Grashof,

Leitfaden für den Unterricht

in der allgemeinen Weltgeschichte.

Für Divisionsschulen, höhere Bürgerschulen, und die mittleren Klassen der Gymnasien. gr. 8.

Preis 12 gGr.

Dieser Leitfaden ist dazu bestimmt, beim geschichtlichen Unterricht den Schülern in die Hände gegeben zu werden, um dadurch das in vielfacher Hinsicht so nachtheilige Diktiren aus den Lehrstunden zu verdrängen. Die nur aphoristisch hingestellten einfachen Facta lassen dem Lehrer bei der Erzählung derselben volle Freiheit, und greifen nie seiner subjectiven Ansicht vor; sie bieten aber auch dem Schüler überall die nothwendigen Anhaltspunkte dar. Letzterer findet darin nicht ein leeres Verzeichniß von Namen, Jahreszahlen und Begebenheiten, sondern in den einzelnen Sätzen stets einige kurze Andeutungen, welche seinem Gedächtnisse und Verstande zu Hülfe kommen sollen, so daß er beim Durchlesen oder Auswendiglernen dieses Leitfadens immer den innern Zusammenhang des Frühern mit dem Spätern leicht wiederfinden und festhalten kann.

Dr. K. Hoffmeister,

Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten.

Erstes Bändchen. — Auch unter dem Titel: Die Weltanschauung des Tacitus. 8.

Preis 1 Thlr.

Weniger für die gelehrte Welt, als vielmehr für jeden gebildeten Laien, liefert hier ein mit den Schriften der Griechen und Römer aufs innigste vertrauter Gelehrter eine geistvolle Darstellung ihrer sittlichen und religiösen Weltanschauung. Er führt uns zuerst in das geistige Leben der Römer, wie es uns ihr erster Geschichtschreiber Tacitus dargestellt hat. Ein zweites Bändchen, welches unter der Presse ist, wird uns auch bald mit dem innern Leben der Griechen und ihrer Weltanschauung (nach Herodot) bekannt machen. Die Vergleichung der sittlich-religiösen Ansichten dieser Völker des classischen Alterthums mit denen der gegenwärtigen Zeit bietet den reichsten Stoff ernster Unterhaltung dar.

Dr. K. Hoffmeister,

Romeo, oder Erziehung u. Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers herausgegeben. Erstes Bändchen. 8.

Preis 1 Thlr.

Ein Recensent in dem Literaturblatte zur Abendzeitung urtheilt über diese Schrift unter andern folgendermaßen: „Dieses Buch gewährte uns eine freudige Ueberraschung. Wir hatten, dem Titel nicht ganz trauend, nichts als eine Leidensgeschichte eines Schullehrers mit einigen eingestreuten Reflexionen ohne höhere Bedeutung erwartet, und fanden neben der Unterhaltung eine ergiebige Quelle ächter wissenschaftlich begründeter Belehrung. Wer die letzte in Beziehung auf Schule und Leben, Bildung und Beglückung des Menschengeschlechts zu ehren weiß, wird es nie bereuen, dem Inhalte des vorliegenden Buches seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. — Die Sprache desselben ist die eines wissenschaftlich gebildeten, vom heiligen Willen entflammten, mit dem äußeren Leben kämpfenden leidenden Jünglings ꝛc".

Kirchenkalender

für die evangelischen Geistlichen und Kirchenvorsteher im königl. preuß. Rheinland-Westphalen für das Jahr 1831. Herausgegeben von L. F. W. Bährens.

Preis 20 gGr.

W. v. Kügelgen,

Die Geschichte des Reichs Gottes

in Bildern. Mit andeutendem Text herausgegeben von Dr. F. A. Krummacher. Erstes Heft. gr. 4.

Preis 1 Thlr.

Der würdige Herausgeber dieser sinnvollen Darstellungen aus der heiligen Schrift (der Parabelndichter Dr. F. A. Krummacher), deren jede er mit einer gemüthvollen Erklärung in seiner eigenthümlichen Weise begleitet hat, sagte in der Ankündigung von diesem Werke: „Diese Bilder, erfunden, gezeichnet und gestochen von Herrn W. v. Kügelgen, werden die denkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden nach dem A. und N. Testamente darstellen. Der Künstler hat sich hierbei Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit, verbunden mit dem, dem heiligen Gegenstande gebührenden Ernst und Würde zum Ziel gesetzt, und hofft das mit Liebe begonnene Werk in möglichst kurzer Frist zu vollenden. Sein Wunsch und Bestreben geht dahin, dem christlichen Volke, besonders der Jugend, lebendig vor Augen zu stellen, was ihm das Heiligste und Theuerste sein muß, und somit nicht allein für das Auge, sondern vielmehr für das Herz und Leben zu wirken. Das Werk, welches nicht auf Gewinn berechnet ist, sondern ein höheres Ziel und andern Grund und Boden hat, wird heftweise erscheinen und soll das Ganze 9 Hefte umfassen."

F. W. v. Mauvillon,

Belehrende

Unterhaltung für junge Schachspieler,

bestehend in 100 ausgesuchten Stellungen, in welchen derjenige, welcher am Zuge ist, das Spiel gewinnen muß

Erstes Heft.

Preis 12 gGr.

Da nichts mehr die Aufmerksamkeit fesselt und das Nachdenken stärkt, als das Schachspiel, so wird Eltern und Erziehern hier ein

Büchlein dargeboten, welches ihren Kindern und Zöglingen eine nützliche Unterhaltung gewähren wird. Alle Spiele sind darin bildlich dargestellt, und können zwei Knaben, welche mit den Zügen des Schachspiels bekannt sind, auf der Stelle davon Gebrauch machen und sich Stundenlang aufs angenehmste damit beschäftigen.

W. Nedelmann,

Der jugendliche Sängerchor.

Eine Auswahl aus Lieth's Kindergedichten für die zartere Jugend 3 und 4stimmig in Musik gesetzt. Drittes Heft.

Preis 8 gGr.

Die beiden ersten Hefte dieser schönen Compositionen, welche eine Auswahl der v. Kampschen Jugendlieder enthielten, haben sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen gehabt. Dieses dritte Heft, welches noch in etwa leichter gehalten ist, wird den Lehrern und Kindern nicht minder willkommen sein.

W. Nedelmann,

Pot-pourri

sur des thêmes favoris de l'Opéra: Der Freischütz. Pour Piano et Violon concertant. fol.

Preis 20 gGr.

W. Nedelmann,

Souvenir d'un concert de Paganini.

Larghetto cantabile et Polonaise pour le Pianoforte composées sur des motifs de Paganini. fol.

Preis 1 Thlr.

Dr. J. Plücker,

Analytisch-geometrische Entwickelungen.

Zweiter Band. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 4.

Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Der geistreiche Verfasser hat es versucht, in diesem Werke — die Frucht vieljähriger Studien — eine Methode zur Behandlung der Geometrie auf deutschen Boden zu verpflanzen, welcher die ersten Mathematiker Frankreichs, ein Biot, Gergonne, Poncelet und andere in neuerer Zeit so großartige Resultate verdanken. Sie verdient daher der vorzüglichen Beachtung aller Mathematiker Deutschlands. Dieser zweite Band wird denselben einen wo möglich noch größeren Genuß gewähren als der erste, dessen großes Interesse bereits von mehreren literarischen Blättern anerkannt worden ist.

Dr. J. W. Rehe,

Volksweisheit.

Eine Reihe von christlichen Religionsvorträgen oder vollständigen Predigtauszügen über sinnreiche Denksprüche und volksthümliche Redensarten. Zweiter Band. gr. 8.

Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Dieser zweite Band, welcher die Perikopen vom 4. Sonntage nach Ostern bis zum 22. Sonnt. nach Trinit. umfaßt, schließt nun den ganzen Jahrgang dieser ausgezeichneten Predigten, welche einen Schatz von ächtchristlicher Lebensweisheit enthalten und jeder Familie zur Erbauung empfohlen werden können. Beide Bände enthalten 55 Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs und kosten zusammen 2 Thlr.

Karl Stockmeyer,

Gedichte.

(In Commission.) 8. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Diese längst erwartete reiche Sammlung wird nicht nur den Freunden des Verfassers, sondern auch allen denen willkommen sein, welche den innern Gehalt solcher gemüthlichen Dichtungen zu würdigen wissen. Für die Verehrer des leider zu früh gestorbenen trefflichen Reinert hat diese Sammlung noch ein besonderes Interesse, da sich ein bedeutender Theil der Gedichte auf ihn bezieht.

Insp. M. Wagner,

Lehr- und Lesebuch

über Gott, Mensch, Natur und Kunst für die untern Klassen einer Volksschule.

Preis 5 gGr. — In Partien 4 Sgr.

Dr. J. F. Wilberg,

Die für die Elementarschulen nothwendigen und genügenden

Schulübungen und Lehrgegenstände,

nebst einem Plane, wie diese für die verschiedenen Schülerklassen und in die Schulzeiten der Wochentage zu vertheilen sind. broch.

Preis 4 gGr.

Unter der Presse sind:

Bischoff, Dr. L., und E. Wiesseler, lateinische Schulgrammatik.

Hoffmeister, Dr. K., Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten. Zweites Bändchen. — Auch unter dem Titel: Die Weltanschauung des Herodot.

Kügelgen, W. v., die Geschichte des Reichs Gottes in Bildern. Mit andeutendem Text herausgegeben von Dr. F. A. Krummacher. Zweites Heft.

Mauvillon, F. W. v., belehrende Unterhaltung für junge Schachspieler. Zweites Heft.

Nedelmann, W., Lieder für die Jugend mit Clavierbegleitung. Erstes Heft.

Repertorium der klassischen Alterthumswissenschaft für das Jahr 1826. Herausgegeben von C. F. Weber, Professor am Gymnasium zu Darmstadt.

Wilberg, Dr. J. F., der niederrheinische Hausfreund. Allerlei Neues und Altes zur Unterhaltung und Belehrung. Erstes Bändchen.

Zimmermann, Dr. Ernst, Jahrbuch der theologischen Literatur. Der neuen Folge erstes Bändchen, die Literatur des Jahrs 1826 enthaltend.

Auch auf folgende

kürzlich erschienene Werke

mache ich das Publikum wiederholt aufmerksam.

Erk, L., Sammlung ein-, zwei-, drei- und vierstimmiger Schul-Lieder von verschiedenen Componisten. 3 Hefte. broch. Jedes Heft 8 gGr.

Hoffmeister, Dr. K., Erörterungen der Grundsätze der Sprachlehre mit Berücksichtigung der Theorien Beckers, Herlings, Schmitthenners, Thiersch's und anderer Sprachforscher, als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird erscheinen können. Zwei Bändchen. 1 Thlr. 10 gGr.

Kamp, H. A. von, Erzählungen aus dem Leben des göttlichen Kinderfreundes. Ein Geschenk für die Jugend. 8 gGr.

— — — Der Fruchthain und der Wald. 10 gGr.

— — — Lieder für die Jugend. 10 gGr.

— — — Natur und Menschenleben. Drei Erzählungen für die Jugend. 8 gGr.

— — — Die Sänger im Frühlingshain, mit einer Vorrede von Dr. F. A. Krummacher. 10 gGr.

Kamp, H. A. von, Die Sänger im Frühlingshaine, mit Anhang über die Obstbäume. Schulausgabe. 6 gGr. (In Parthien noch viel billiger.)

Krummacher, Dr. F. A., Parabeln. Neue verbesserte rechtmäßige Ausgabe. Drei Bändchen. broch. 2 Thlr. 6 gGr.

Mauvillon, F. W. v., Ueber die Leitung des Einquartirungswesens in Kriegszeiten nach festen und billigen Grundsätzen. Ein Handbuch für die mit diesem Geschäft beauftragten Militär- und Civil-Beamten. 1 Thlr. 8 Sgr.

— — — Anweisung zur Erlernung des Schachspiels. Mit 167 Spielen. geb. 3 Thlr. 12 gGr.

Reinbeck, Dr. G., Abriß der Geschichte der deutschen Dichtkunst und ihrer Literatur. gr. 8. 12 gGr.

— — Lebensbilder. Novellen und Erzählungen. Drei Bändchen. broch. 2 Thlr.

Scott, Walter, der Fürst der Inseln. Ein Gedicht in 6 Gesängen mit historischen Anmerkungen. Metrisch übersetzt von Dr. E. H. Asher. Mit 1 Kpfr. 1 Thlr. 20 gGr.

Unterhaltungen für die gebildete Jugend, aus dem classischen Alterthum und der neuern Geschichte. 2 Bde. geb. 2 Thlr. 8 gGr.

Wilberg, Dr. J. Fr., Aufsätze über Unterricht und Erziehung für Lehrer und Eltern. Zwei Bchn. 2 Thlr. 8 gGr.

— — — Ein Wort über Schulen. 8 gGr.

Subscriptions-Anzeigen.

Der Divisionsprediger Herr J. W. Grashof zu Cöln beabsichtigt,

die heilige Schrift des Neuen Testaments

mit Sinn- erklärenden Anmerkungen für gebildete Christen versehen, in 4 Bänden

herauszugeben, deren 1. die Evangelien St. Matthäi, Marci und Lucä, der 2. das Evangelium St. Johannis, die Apostelgeschichte und den Brief St. Pauli an die Römer, der 3. die übrigen Briefe St. Pauli und den Brief an die Hebräer, und der 4. die Briefe St. Jakobi, Petri, Johannis und Judä und die Offenbarung Johannis enthalten sollen. Wenn sich eine hinlängliche Anzahl Subscribenten dazu findet, soll der Bogen in gr. Octav sauber gedruckt für 1 Gr. geliefert werden. Alle Buchhandlungen nehmen darauf Subscription an. Privatsammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te gratis. Der Subscriptions-Termin bleibt bis zur nächsten Oster-Messe offen. Die im vorigen Jahre erschienenen Briefe der heil. Apostel Jacobus, Petrus, Johannes und Judas von demselben Verfasser (12 gGr.) können als Probe dieser Bearbeitung der h. Schrift N. T. angesehen werden. — Eine ausführlichere Subscriptionsanzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Der großherzoglich-hessische Hoforganist Herr J. C. Rink zu Darmstadt wird zu dem in meinem Verlage erschienenen »Choralbuch für evangelische Kirchen von Natorp und Keßler, mit Zwischenspielen von Rink« auch

leichte und kurze Choral-Vorspiele

herausgeben. Um die Anschaffung derselben zu erleichtern, sollen solche in 4 einzelnen Heften und zwar auf Subscription erscheinen. Den sich auf das Ganze verbindlich machenden Subscribenten liefere ich jedes Heft für 16 gGr., und gebe den Sammlern auf 10 Exemplare das 11te frei. Der Subscriptions-Termin bleibt bis zur nächsten Oster-Messe offen. Später tritt ein ungleich höherer Ladenpreis ein. Das erste Heft wird wahrscheinlich im Januar des nächsten Jahrs ausgegeben werden können. Daß diese Vorspiele in gleichem Geiste bearbeitet seyn werden, als das Choralbuch selbst, dafür bürgt der Name des Componisten.

Essen, im August 1831.

G. D. Bädeker.

Beleidigung gegen die Regierung Untersuchung zu veranlassen und die Beleidiger in öffentliches Gewahrsam zu nehmen, damit ihnen der Proceß vor den Gerichtshöfen gemacht werde. Indessen beschränkt sich die Gerichtsbarkeit des Geheimenraths blos auf die Untersuchung, ohne daß damit irgend eine Strafbefugniß verknüpft ist; auch haben die durch ihn verhafteten Personen das Recht, kraft der Habeascorpusacte, ihre Freigebung in Anspruch zu nehmen. Der Cabinetsrath ist ein Ausschuß des Geheimenraths und besteht gemeinhin aus folgenden 10 Staatsbeamten: dem Lord Kanzler, dem Lord Präsidenten, dem Lord des geheimen Siegels, dem Kanzler der Schatzkammer, dem ersten Lord des Schatzes, der immer Premierminister ist, dem Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten, dem Secretair für das Departement des Innern, dem Secretair für das Departement des Krieges, dem ersten Lord der Admiralität, dem Präsidenten des Controlbureaus für die indischen Angelegenheiten. Wir könnten unsere fragmentarischen Auszüge noch weiter fortsetzen, ohne zu befürchten, daß solche an Interesse verlieren dürften. Indessen aus Rücksicht auf den Raum d. Bl. wollen wir uns beschränken nur noch einige kurze Notizen über die englische Gerichtsverfassung dem Werke schließlich zu entnehmen. Nächst dem hohen Gerichtshofe des Parlaments, der den Vorrang vor allen andern hat, ist der Kanzleihof (Chancery-court), die vornehmste Gerichtsstelle. Seine Einsetzung bezweckt die Strenge des Gesetzes zu mildern, in Sachen, welche Minderjährige oder Verstandesverrückte betreffen, zu erkennen, endlich in Fällen des Betruges, der Veruntreuung und andern ähnlichen Recht zu sprechen. Der einzige Richter dieses Hofes ist der Lord Großkanzler, in dessen Abwesenheit der Vicekanzler oder Kanzleidirector (Master of the rolls) seine Stelle vertritt. Seinen Entscheidungen liegen Präcedenzien der Billigkeit zu Grunde. Der Master of the rolls ist der Chef von 12 Masters of chancery, welche ebenso viel Referenten sind. Er hat die Aufsicht über die Register, Urtheile und Beschlüsse des Kanzleihofes und steht dem Lord Kanzler, wenn dieser gegenwärtig ist, als Beistand zur Seite. Die Stelle des Vicekanzlers ist erst neuerdings errichtet worden; er folgt, dem Range nach, unmittelbar auf den Master of the rolls; die Entscheidungen beider Beamten aber sind der Revision des Lord Kanzlers unterworfen. Hierauf folgt der Gerichtshof der königlichen Bank (Kings-beneh). Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über das ganze Königreich und umfaßt alle Sachen, die das Gesetz als bezüglich auf den Königsfrieden erklärt. Auch wird an denselben von den untern Gerichtshöfen appellirt; und endlich gehören auch noch zu seinem Sprengel, in Folge einer Fiction des Gesetzes, die Schuldensachen, weil von diesem Tribunal den ungebührlicherweise verhafteten Personen die Habeascorpusrescripte ausgefertigt werden. Der Präsident dieses Gerichtshofes führt den Titel: Lord-chief-justice (Lord-Oberrichter), und die 3 übrigen Richter, die ihn bilden, heißen puisne justices (jüngere Gerichtshalter). Der Gerichtshof der gemeinen Klagen (Court of common-pleas) ist das specielle Tribunal für dingliche Klagen, d. h., für solche Klagen, die das auf das gemeine Gesetz und Statut gegründete Eigenthum des Freilehns von Unterthan zu Unterthan betreffen. Auch dieses Gericht fertigt Habeascorpusmandate aus. Der Schatzkammerhof (Court of exchequer) erkennt in allen, das öffentliche Einkommen betreffenden Sachen nach Gesetz und Billigkeit. Die persönliche Organisation der beiden zuletztgenannten Gerichtshöfe ist ebenso wie bei dem Gerichtshofe der königlichen Bank. Zwölf Mal im Jahre halten die 12 Richter, welche diese 2 Tribunäle bilden, eine Rundreise im Königreich, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Außerdem finden noch für die Grafschaften und Municipalstädte vierteljährliche Gerichtssitzungen (quarterly assises) statt, vor denen Raufhändel und kleine Vergehungen abgemacht werden. Für London und die Grafschaft Middlesex werden 8 solcher Sitzungen gehalten. Der betreffende Gerichtshof heißt Oldbailey und besteht aus 3, dem vorgenannten Oberrichter, dem Lordmayor von London und dem Stadtschreiber (recorder). In jeder Grafschaft (shire) Englands befindet sich ein Landrichter (sheriff) oder Abgeordneter des Königs, der die an ihn gerichteten königlichen Befehle und gesetzlichen Erlasse zur Ausführung bringt. Unter ihm aber stehen die Friedensrichter, die ebenfalls vom Könige ihre Bestallung erhalten. Sie, sowie die Sheriffs, verwalten ihre Stellen unentgeltlich, ja, sie sind sogar zu deren Uebernahme in gewissen Fällen verpflichtet, oder verfallen in eine Geldbuße. Endlich werden noch von den Freigutsbesitzern jeder Grafschaft 2 oder 3 Beamte gewählt, welche coroner heißen, und denen es obliegt, darüber zu wachen, daß Niemand auf eine gewaltsame Weise ums Leben komme. Tritt aber dieser Fall ein, so muß der Coroner ein aus 12 Personen der Nachbarschaft bestehendes Geschwornengericht (jury) zusammenberufen, das die Gewaltthat zu ermitteln und deren Veranlassung zu untersuchen hat. 27.

---

1. Was hat die Welt zu fürchten von dem Kometen des Jahrs 1834? oder: Ueber die sechste Erscheinung des Halley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unsers Sonnensystems. Von Fr. J. Hartmann. Mit 1 Tafel Abbildungen. Quedlinburg, Basse. 1830. Gr. 8. 10 Gr.
2. Die Kometen des vierten Jahrzehends vom neunzehnten Jahrhundert 1830—40, insbesondere jene von 1832, 1833, 1835, 1836 und 1839, nebst vorausgehenden Ansichten über den Bau der Kometen, ihre Gestalt und Beschaffenheit, die Lage, ihre Bahnen und ihre Anzahl überhaupt. Zur Beruhigung Jener, welche die Zerstörung unsers Wohnorts durch Kometen fürchten. Mit 2 Steindrucktafeln. Grätz, Ferstl. 1831. 8. 12 Gr.

Es ist eine allgemeine Regel der Geselligkeit, daß bei etwaigen boshaften Bemerkungen die Anwesenden nie gemeint seien und ebenso darf man, diesen Satz noch weiter ausdehnend,

gewiß behaupten, daß irgend etwas Nachtheiliges, was in einer Schrift, z. B. in d. Bl. über die gegenwärtige Zeit etwa gesagt wäre, sich nie auf die freundlichen Leser selbst beziehe. Nach dieser Voraussetzung erlaube ich mir die Bemerkung zu äußern, daß in unserer jetzigen Zeit eine absonderliche Neigung, sich zu fürchten, vorherrschend zu sein scheint, sodaß man fast glauben sollte, es sei das jetzige zeitgemäße Bestreben, nach dem es so vielen vereinten Bemühungen gelungen ist Glaube und Liebe in Fanatismus und Haß umzukehren, nun auch darauf gerichtet die dritte liebliche Schwester, die Hoffnung, in Furcht zu verwandeln. Nachdem die Furcht vor Napoleons Wiederkunft, den man sogar vergeblich als Hussein Pascha in der Türkei incognito vermuthet hatte, beseitigt war, entsetzte man sich vor den blutigen Dolchen unglücklicher Demagogen, vor dem Umsichgreifen des Carbonarismus, versenkte sich in mystischen Pietismus, um gemächlicher vor ewiger Verdammniß zittern und die Höllenstrafen anticipirend empfinden zu können, sah in den unbedeutenden, in allen Welttheilen fortgejagten Jesuiten einen Gegenstand des Schreckens, erblickte in einem ausgesprochenen freien Wort eine den Umsturz der Erde herbeiziehende Beschwörungsformel feindlicher Geister, quälte sich, wenn unglücklicherweise eine Zeitlang kein Unglück eintreten wollte, mit Ahnungen unausbleiblichen Mißgeschicks ab, erkannte in der Zunahme der Volksmenge eine nothwendige Hungernoth verheißende Uebervölkerung, zugleich aber, recht consequent, in den wohlfeilen Getreidepreisen Nahrungslosigkeit, und so von einer Angst und Sorge zu einer andern, wie auf einer in lauter Wehs und Achs gestimmten Tonleiter in Jammertönen schwebend, schwelgt man jetzt nicht nur ordentlich im geselligen Abquälen über vorempfundene Todesangst wegen der nahenden Cholera, sondern hebt sich haushälterisch noch die Sorge auf, ob der im Jahr 1834 zu erwartende Halley'sche Komet nicht gar der ganzen Jeremiade ein Ende machen könnte.

Anstatt in dem Erscheinen eines berechneten Kometen einen erhebenden Beweis für das Fortschreiten der Wissenschaft zu sehen, anstatt darin ein sicheres Zeichen zu erblicken, daß unser großes Sonnensystem noch unendlich größer sei, als unsere kühnste Phantasie es sich zu denken vermöchte, denn nicht nur die Planeten mit ihren Monden, auch ein zahlloses Heer von Kometen umkreisen demnach die Sonne, anstatt zu staunen über die Allgewalt der Naturkraft, welche eine fortwährende unzerstörbare Verbindung zwischen der Sonne und dem in ungemessene Weiten entflogenen Kometen erhalten und ihn nöthigen aus einer Entfernung von Billionen Meilen zurückzukehren und die Sonne zu umwandeln, anstatt, nach erlaubter Analogie, Das, was wir an unserm Sonnensystem auf die andern zahllosen Systeme übertragen, um recht deutlich zu der Anschauung zu kommen, wie die Erde nur ein Punkt im Sonnensystem, und dieses unendliche Sonnensystem nicht einmal ein Punkt gegen den Theil des Universums, den wir überblicken, sei, und anstatt endlich durch das herrliche Gefühl, daß der menschliche Geist fähig sei, von solcher Unendlichkeit ein ahnendes Gefühl, einen Anklang aus höhern Regionen zu fassen, entzückt und in einer veredelten religiösen Ueberzeugung befestigt zu werden, dient sogar der Komet den furchtsamen Seelen zu einem Gegenstand des Schreckens. Diese, wie es scheint, ziemlich verbreitete Befürchtung hat die Herausgabe der vorstehenden kleinen Werke veranlaßt.

Nr. 1 enthält in dündiger Kürze auf 76 Seiten zuerst eine populaire Uebersicht unsers Sonnensystems und eine Andeutung der unendlichen, jedes Vorstellungsvermögen überragenden Größe des aus unendlich vielen Sonnensystemen bestehenden Weltsystems, worauf eine kurze Darstellung des die Bewegungen der himmlischen Körper bedingenden Gravitationsgesetzes folgt. Hierauf geht der Verf. zu den Kometen über, berichtet Das, was über ihr Erscheinen beobachtet ist, erklärt recht anschaulich, wie die Frage, ob die Kometen in Parabeln und Hyperbeln oder aber in longgezogenen Ellipsen sich um die Sonne bewegten, um so wichtiger sei, als sie im ersten Fall nur momentane Erscheinungen in unserm Sonnensystem wären und bald in den unendlichen Raum entschwebten, im letztern Fall aber ebenso gut zu unserm Sonnensystem gehörten als die Planeten; schildert die Schwierigkeit die Bahn der nur während eines kleinen Theils ihres Laufs beobachteten Kometen genau zu bestimmen, welche um so größer ist, als man selbst auf das genaue Eintreffen eines richtig berechneten Kometen nicht sicher rechnen darf, weil die Planeten in deren Nähe er kommt, ihn von seinem Weg ablenken; fügt einige Bemerkungen über die Natur der Kometen und die darüber aufgestellten Hypothesen hinzu und schließt mit der tröstlichen Versicherung, daß man zwar, reinmathematisch genommen, die Möglichkeit des Zusammentreffens eines Kometen mit der Erde nicht ableugnen kann, daß jedoch, damit eine solche unverhoffte Begegnung stattfinden könne, der Komet nicht nur die Erdbahn genau durchschneiden und die Erde zu dieser Zeit an dem nämlichen Orte ihrer Bahn befindlich sein müsse, welcher doppelte Umstand um so weniger wahrscheinlich zugleich eintreffen werde, als wir dieser noch keinen die Erdbahn durchschneidenden Kometen entdeckt haben.

Nr. 2 beschreibt zuerst die Gestalt und Beschaffenheit der bisher beobachteten Kometen, sowie den an ihnen entdeckten verschiedenen Grad der Dichtigkeit ihres Kerns, und geht nach einigen kosmologischen und geognostischen Betrachtungen zu Aufstellung der Vermuthung über, daß das Auffinden fossiler Knochen von Thieren und vegetabilischer Reste in kalten Klimaten, welche nur in heißen Klimaten zu gedeihen vermögen, dadurch zu erklären sein, daß die Erdaxe durch Aufführe von Weltmassen, wodurch die Erde an Größe gewonnen habe und ihr Schwerpunkt verändert sei, eine andere Richtung gegen die Sonne erhalten habe, woraus zugleich die beobachtete Verschiedenheit der Schwere beider Halbkugeln hervorging. Sonach wären die Kometen bestimmt, sich mit den Planeten zu verbinden und diese entweder zu größern Weltkörpern umzugestalten oder auch zu zertrümmern, wie solches vielleicht bei den fast in gleicher Bahn laufenden Planeten, Pallas, Juno, Ceres und Vesta, der Fall war, wenn diese nämlich ursprünglich einen einzigen Planeten bildeten.

Auf diese Art ist, wie man sieht, das Werk nicht recht geeignet, die zaghaften Gemüther zu beruhigen, indem es den einstige Zusammentreffen der Erde mit einem Kometen als Sache der Nothwendigkeit verheißt und sogar die Wahrscheinlichkeit aufstellt, unser Mond sei ursprünglich ein Komet gewesen, welcher in die Nähe der Erde gekommen und sich in deren Trabanten verwandelt, wobei der Verf. zugleich bemerkt, wie der im Jahr 1832 zu erwartende Biela'sche Komet vielleicht ein zweiter uns umkreisender Mond werden könne, welche Perspektive etwas bedrohlich wäre, denn die Aufnahme eines solchen Dieners würde noch viel stürmischere Folgen herbeiführen, als die Tage des Juli in Paris. Außer dem im Jahr 1834 oder wegen der durch den Uranus und Saturn veranlaßten Perturbation erst im Jahr 1835 zu erwartenden Halley'schen Kometen zählt der Verf. die andern bereits berechneten Kometen auf, nämlich den Encke'schen, welcher 1832 erscheinen wird, den von Olbers, den wir 1888 erwarten dürfen, den Biela'schen, welcher, wie bereits erwähnt, 1832 der Erdbahn sehr nah kommen wird. Die früher erregte Befürchtung vor diesen Kometen modificirt der Verf., indem er versichert, der Jupiter werde, als Repräsentant des Nichtinterventionssystems diesen Kometen nöthigen, der Erdbahn sich erst dann zu nähern, wenn die Erde selbst auf einem andern Punkte derselben sich befände.

Diejenigen Leser, welche die geistreichsten und wahrscheinlichsten Hypothesen über die Natur der Kometen kennen zu lernen wünschen, verweise ich auf das in d. Bl.*) angekündigte Werk: „Alter der Natur", vom Grafen Lacépède, worin der Verf. die Ansichten seines Lehrers Buffon über Geognosie und Kosmogonie nach den spätern wissenschaftlichen Entdeckungen, besonders nach Laplace's Forschungen, modificirt darlegt. G.

*) Vgl. Nr. 256—258. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 309. —— 5. November 1831.

Erzählungen von Thereſe Huber. Geſammelt und herausgegeben von V. A. H. In 6 Theilen. Erſter bis vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1830—31. 8. 9 Thlr. *)

Kann irgend ein Beiſpiel die als Regel feſtgeſetzte Meinung entkräften, daß Frauen die Feder nicht weiter gebrauchen ſollten als zu Haushaltsrechnungen und zu Briefen, ſo iſt es ſicherlich das der verſtorbenen Huber, deren zum erſten Male geſammelte Erzählungen dem Publicum gereicht werden. Wenige erkannten wie ſie den Mittelpunkt, welchen die Schriftſtellerin unverrückt ins Auge faſſen muß, von dem ſie nicht ausbeugen darf; Wenige waren aber auch ſo befähigt wie ſie, das Bekannte zur Anſchauung zu bringen, Form und Gehalt harmoniſch zu ordnen, den Gegenſtand aufs würdigſte zu geſtalten. Waren auch Vernunft und Verſtand bei ihr die vorherrſchenden Seelenkräfte, ſo zerſtörten ſie darum nicht den höchſten Frauenreiz, gemüthliche Weiblichkeit; die Klarheit wurde nicht Schärfe, ſie bewahrte ſie nur vor Fehlgriffen jeder Art, vor Empfindelei und breitem Geſchwätz und Affectation ſelbſt im weiteſten Sinne. Durch jene Vernunfttiefe und Verſtandeshelle begriff ſie vollkommen, wie der Zweck der ſchriftſtellernden Frau ſein ſoll, ihrem Geſchlechte das eigne Herz in ſeinen Tugenden, ſeinem Irren, Wähnen und Entarten kennen zu lehren; durch Schilderungen, aus dem Leben genommen, ohne allen Katheder ton darzulegen, wie das Weib vor Allem des unerſchütterlichſten Glaubens, der reinſten Liebe bedarf, um nicht in ſich zu zerfallen und mehr als eine tönende Schelle zu ſein. Von dieſen Regeln begleitet, wird kein noch ſo hartes Schickſal das Weib verderben; geläutert wird die Fromme, die Liebevolle aus jeder Prüfung hervorgehen, ſie wird in dem Aufopfern für Andere, im Entbehren und Entſagen keine Beeinträchtigung ihrer Menſchenrechte, ſondern nur die klarſte Offenbarung des göttlichen Liebesgefühls, das ihr inwohnt, ſehen, und mit Freiheit Das ſein und thun, dem das ſelbſtiſche Mannweib ſich entziehen möchte, das blos gezwungen der Nothwendigkeit ſich fügt. Das zu zeigen, zu lehren, war der Huber Wille; aber zugleich hielt ſie ſich von dem Irrwege der meiſten Schriftſtellerinnen fern, die ihre Heldinnen zu breiweichen, form- und farbloſen Nullitäten machen. Thätigkeit und Freiheit des Willens adelt, vollendet die aufopfernde Liebe und drückt ihr den wahren Charakter auf, das beweiſt die hochbegabte Frau ihren Mitſchweſtern durch Ereigniſſe, Zuſtände und feine Züge, die nur Jemanden, der ſo reich an Welt- und Menſchenkenntniß iſt, wie ſie es war, nicht entgehen können, und der dabei mild und billig geblieben, um in dem unbemerkten Wort, ja Geberde, Grund zur Entſchuldigung zu finden, Thorheit und Irren nicht mit Schuld zu verwechſeln und darzulegen, wie nur zu oft verdammt wurde, wo Beklagen das Gerechtere geweſen wäre und Enttäuſchung gerettet hätte.

Bei dem Vorhaben, das weibliche Geſchlecht zur innern Selbſtbeſchauung zu mahnen, ihm pragmatiſch Handlungen und Zuſtände zu entwickeln, es im Unterhalten zu belehren, tröſten und erwecken, waren auch männliche Bildniſſe zu entwerfen, welche die kluge Frau mit ſicherm Takt, blos wenn es die Compoſition nothwendig erheiſchte, ſorgfältig ausführte wie die weiblichen, für die ſie ſich beſtimmte. Ihre Männer ſind, wo und wie ſie auftreten, keine verkleideten Mädchen, und wenn auch nicht ganz regelrecht akademiſche Körper, doch noch viel weniger in den Lüften ſchwebende angemalte Puppen, Ideale genannt. Sie hatte Reſpect vor männlicher Eigenthümlichkeit und glaubte an ſie, wenn ſie auch ſolche nicht begriff, worin ſie, wie in vielen andern Dingen, ſich vortheilhaft vor ihren ſchreibenden Schweſtern auszeichnete.

Von dem Allgemeinen ins Beſondere überzugehen werde nun hier geſtattet. Ein gediegenes Vorwort des Herausgebers, Sohns der Verſtorbenen, eröffnet mit kindlicher Pietät den 1. Theil. Ihm folgen „Fragmente eines Briefwechſels", eine Erziehungsſchrift für Gattinnen und Mütter in höchſter Potenz und eben darum überaus einfach, ruhig, faßlich. „Die Jugendfreunde" lehren, daß Freundſchaft gleich der Liebe der Täuſchung unterworfen ſei und Gewohnheit mit Neigung verwechſeln kann. Nebenbei wird ein nur zu häufiges Unrecht aufgedeckt, das, die Oberfläche zum Maßſtabe des Innern zu machen, und als herzlos zu verurtheilen, was blos kalt und ſchroff in der äußern Erſcheinung iſt. Damit nichts Jüdiſches ohne Makel bleibe, hat die Einkleidung des unvergleichlichen „Kloſterbruſe" ihr Aber; vielleicht wollte die Verf. bewähren, daß

*) In Nr. 121 d. Bl. berichtete ein anderer Mitarbeiter bereits über den 1. und 2. Theil. D. Red.

gleiche Kappen nicht immer gleiche Mönche machen. Wie viele mittelmäßige Autoren lassen sich von zufälligen Bekanntschaften nicht die Geschichte ihres Lebens erzählen, dessen Fortgang sie nach Jahren auch zufällig wieder erfahren! Hier gebraucht einmal ein guter die verbrauchte Wendung zur Einpuppung eines Schmetterlings, würdig als Sinnbild der Psyche zu gelten. Mitten unter den Verkehrtheiten der verdorbenen großen Welt erwachsen, gekränkt in den zartesten natürlichsten Gefühlen und Beziehungen, bewährt Theophanie, die Tochter eines vornehmen verarmten Polen, Wahrheit und Reinheit des Gemüths und der Idee; sie durchschaut Leichtfertigkeit und übertünchte Herzensleere, wenn sie sich siebenfach in den Schleier der Grazien hüllten; sie hat ein Herz für ihr verwildertes unterdrücktes Volk und geht auf der schmalen Bahn des Rechten aus Naturtrieb und Ueberlegung. Verklärt durch Liebe, opfert sie die Schwärmerei des Gefühls, die Form des Glaubens, die sie für ihren Seelenfrieden für die förderndste hält, dem Gebot des Geliebten auf und bringt Entsagung zu der Höhe einer reinen beglückenden Würde, auf der wir die viel Gemisbrauchte, unduldsam Verketzerte selten oder nie erblicken. Ref. dünkt „Klosterberuf" die Krone der Sammlung, eine Ansicht, die vermuthlich mehre Leser, besonders aber Leserinnen theilen.

Den 2. Theil nehmen Ehestandsgeschichten ein, in denen Verhältnisse des häuslichen Lebens und der Geselligkeit zur Sprache kommen, die den stillen Hausfrieden zu untergraben drohen, wenn nicht unverweichlichtes Erkennen der wahren Lage der Dinge und das feste Lenken durch eine geübte und wohlmeinende Hand das Gefürchtete verscheuchte, das Flüchtige von dem Bestehenden schied und die guten Seiten der sogenannten Vernunftheirathen hervorhöbe. Für die ungleiche Heirath gibt es aber keinen milden Schluß; das Unnatürliche in der Ehe eines jungen Mannes mit einer ältern Frau trägt in den meisten Fällen die Strafe in sich, so auch hier. — Der arme Jude kann ebenso wenig Sühnung, Ausgleichung seiner Triebe und seines Strebens mit Dem, was ihm Menschen, Geschick und Zufall versagen, finden. Die Christin, welche ihm, dem Gebildeten, der nicht von seinen Glaubensgenossen sich trennt, und doch nicht zu ihnen gehört, Gattin wird, hat nur geglaubt ihn zu lieben; wäre es keine Täuschung gewesen, sie hätte sich und ihn mit Selbstpeinigungen verschont und nicht für fremde Liebenswürdigkeit Augen gehabt. — Rührend, durch echte Einfalt der Gesinnung ist „Der Kriegsgefangene". Der arme schwäbische Bauernbursche erhöht im fremden Lande, trotz Gefahren, Drangsalen und Erfahrungen, nur wenig seine Begriffe; aber des Herzens Tüchtigkeit bleibt unversehrt, die Treue für seine einzige Jugendgeliebte ist in ihm so eingewachsen, daß er sie nur mit dem Leben herausreißen könnte; man freut sich herzlich der Wiedervereinigung in spätern Jahren. Die Erzählung hat einen entschiedenen Werth durch die ungeschminkte Darstellung des Volksthümlichen. Diese Landleute sind nicht gemein, denn ihr Herz ist gebildet; aber von der gezierten Naivetät einer Schäferin in Flor und Atlas gekleidet, wie wir sie in Ballet und Romanen sehen, wissen sie nichts. — „Der Ehrwagen" ist eine niedliche Kleinigkeit, hübscher als die Kalenderkupferchen, welche er hat commentiren sollen.

„Die Familie Seldorf", welche den 3. Theil ausfüllt, dürfte ein hartes Urtheil, schlimme Misdeutungen erfahren, wenn man sie nicht nach ihrem Datum betrachtet. In einer Revolutionsgeschichte müssen starke Leidenschaften sich kreuzen, den Sinn umnebeln und zu nächtlichen Thaten auch den Friedfertigen und Wohlwollenden hinreißen. Glücklich, wer in seiner Kinderunschuld nicht zu begreifen vermag, wie eine sanfte liebevolle Sara durch verlorene Ehre, getäuschte Liebe, Verzweifeln an sich und der Menschheit zu dem partiellen Wahnsinne getrieben werden kann, einzig ihrer Rache zu leben und mit einer geheimen Wollust den Hinrichtungen zuzusehen, weil sie ihres Verführers schuldiges Haupt mit treffen könnten. Indeß bei allem Scharfsinn der diese Abnormität erläutert und rechtfertigt, bleibt sie dennoch eine Abnormität, in der sich nicht Alles motiviren läßt, und die nur den Kenner interessiren kann, wenn schon diesem die Unstatthaftigkeit mancher Trugschlüsse des Zergliederers noch mehr als dem bloßen Laien auffallen muß. An Einseitigkeit leidet überhaupt diese Erzählung mehr als die übrigen kürzern, was sich aus der Zeit ihrer Entstehung erklären läßt, wo man lebhaft für und wider Partei nahm, für die Fehler der Seinigen ganz Schonung, wo nicht Blindheit, für die der Gegner ganz Unduldsamkeit war. So gab es z. B. in der Vendée sicherlich nicht allein Tyrannen und Sklaven, schon darum nicht, weil just die Gutsbesitzer jener Gegenden stets in ihrer Gemeinde lebten und nicht das Mark ihrer Unterthanen, gleich dem Adel anderer Provinzen, in der Hauptstadt und am Hofe verpraßten. Die Erzählung ist reich an Begebenheiten, die der Haupthandlung sich anschließen und sie vermannichfaltigen. Auch die Charaktere theilen die Beweglichkeit der Ereignisse und ihre Verschiedenheit. Das geheimnißvolle Dunkel, in das sich der zweideutige L. hüllt, könnte ihn noch jetzt für reizbare Damenherzen gefährlich machen. Sein Tod ist gräßlich, der seiner Gattin tragisch, die Rettung seines verwaisten Knaben durch Die welche er am schmerzlichsten beleidigt, rührend, und Saras Aufhören des irdischen Daseins durch den Wetterstral erhaben.

Der 4. Theil zählt die meisten Nummern, ihrer 9, fast alle verschieden in Gattung und Art. Einige sind geistreich aufgefaßte und erzählte Anekdoten: „Die lustigen Leute von Knöringen" necken recht anmuthig die Romantiker und Ritterthümler; „Sympathie und Geisterverkehr" ist ein Specimen von Hellseherei, das in einer Zeitschrift für Magnetismus mit Ruhm seinen Platz behaupten würde; „Die Verkannte" ist eine Art von Räubergeschichte im höhern Styl und im Wesentlichen bekannt, leider wol Thatsache. „Alte Zeit und neue Zeit" sieht in Amerikas Freistaaten blos die bunten Farben des Regenbogens, Unabhängigkeit, Freiheit, Vaterlandsliebe; nicht die dunkeln Wolken auf den sie ruhen, Eigennutz

Gleichgültigkeit gegen den Nächsten, Unzuverlässigkeit, Kälte gegen Kunst, Poesie und überhaupt das Schöne und Nationalhochmuth. Bei dieser Verfasserin befremdet solche Verschiebung des richtigen Standpunktes. „Kindestreue" lehrt uns ein holdes jungfräuliches Gemüth kennen, das die zarte Knospe nicht in dieser dumpfen Erdenschwüle erschließen kann und zur vollen Blüte der wahren Heimath zueilt. Der Gemahl und Freund hält sie durch treue sorgsame Liebe und Schonung länger im Leben; aber der Mutter Leichtsinn nagt wie ein stechender Wurm in der fein organisirten, viel zu wenig geschonten Tochter Herzen, die das Entsetzliche erfährt, die Thorheiten der Mutter einsehen und wieder gutmachen zu müssen; die reine Lilie deckt frühzeitig das Grab. — „Theorryptes", eine Priestergeschichte, eine Geschichte der innern Bildung eines jungen katholischen Geistlichen und seines heftigen Kämpfens und Ringens, als er ahnet, daß er, vor seiner Geburt zum geistlichen Stande verlobt, nicht freiwillig ihn erwählt habe, und quälende Zweifel ihn peinigen, ob er dessen würdig sei. Eine Natur wie die seinige ist der weiblichen verwandt, darum konnte sie die Verfasserin, welche männliche Denkkraft mit weiblicher Feinheit des Gefühls paarte, in ihren Tiefen erforschen, den frommen und reinen Jüngling uns nahe bringen und unsere Liebe ihm gewinnen. Das Leben und Weben der niedern Stände in Süddeutschland ist mit derselben unverfälschten Wahrhaftigkeit dargestellt wie in den „Kriegsgefangenen". — „Drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" ziehen an durch die Hauptperson, von der man einsieht, wie sie in den Ruf einer Kokette kam, ohne es zu sein, was manchem Mädchen von unbefangenem Jugendmuth auch begegnen kann. — „Briefe aus Polen", nur theilweise von der Huber, lehren das vielbesprochene unglückliche Land von einer Seite kennen, die unbeschönigend deutlich ausspricht, wie nothwendig es einer völligen Wiedergeburt bedarf.

Bleibt in den größern Werken der Verf. hier und da ein Wunsch übrig, so vermißt man dagegen in diesen Erzählungen viel zu wenig, als daß es neben der Klage um ihren Verlust noch bestehen könnte! 88.

Einiges zur Feststellung der Bedeutung der Worte und Begriffe Congregationen und Jesuitismus, in besonderer Beziehung zu Frankreich und Deutschland, von A. von Jasmund. Im Juli des Jahres 1831. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 9 Gr.

Die Grundlage der menschlichen Macht ist offenbar die Vereinigung Vieler zu genau bestimmten Zwecken. Hierauf beruht ebensowol die Staatsmacht als die Macht geheimer Gesellschaften. Der Einzelne vermag an und für sich wenig, Schiller's Ausspruch: „Der Starke ist am mächtigsten allein!" ist offenbar nur in Tell's Munde in Folge seiner eigenthümlichen Stellung wahr; wenn aber Viele, sei es öffentlich oder geheim, der höhern Einsicht eines Einzigen unbedingt folgen, so wird er zum Riesen. Darum handelt jede Regierung consequent, wenn sie geheime Verbindungen unter schweren Strafen verbietet. Sie seien im Anfang auch noch so unbedeutend, so können sie doch in ihrem weitern Verlauf die Ruhe des Landes gefährden, ja den Umsturz der bestehenden Staatsgewalten bewirken. Dies hat der Carbonarismus hinreichend bewiesen, und der Tugendbund in Deutschland war ein mächtiger Alliirter der Souveraine gegen den größten Herrscher der neuern Zeit. Am gefährlichsten für das Gemeinwesen sind aber die öffentlichen Verbindungen mit geheimen Zwecken. Hierzu gehören in katholischen Ländern, besonders des tiefern Südens, die meisten geistlichen Orden, welche unter der Maske der Religion ihren geheimen Zweck verfolgen, welcher kein anderer ist, als das Volk sowie die Großen in beständiger geistiger, politischer und kirchlicher Unmündigkeit zu erhalten, damit sie die bereits erworbene Macht und Reichthümer erhalten und so sehr als möglich vermehren können. Der gefährlichste aller geistlichen Orden war und ist jener der Jesuiten. Schon 50 Jahre nach seiner Stiftung stand er an der Spitze der katholischen Partei gegen die protestantische. Dies erwarb ihm die Freundschaft der Monarchen, welche, sei es aus Politik oder aus Religion, der katholischen Religion anhingen; es erwarb ihm eine schrankenlose Protection des römischen Stuhls; der Unterricht der Jugend, besonders der höhern Stände kam in seine Hände; Jesuiten waren an allen katholischen Höfen Beichtväter und einflußreiche Rathgeber, sie wurden die eigentlichen Beherrscher der katholischen Welt; Geldreichthum und Grundbesitzungen strömten ihnen zu, ja in Südamerika besaßen sie ein eignes Reich. Und wie gelangten sie zu ihrem Welteinfluß, zu ihrer überschwenglichen Macht, zu ihren kolossalen Reichthümern? Aeußere günstige Umstände abgerechnet, offenbar nur dadurch, daß sie eine unermeßliche, allenthalben verzweigte Gemeinde bildeten, welche in hierarchischer Abstufung ihren Obern blind gehorchte und ihre Zwecke mit einer Beharrlichkeit, die nur religiösen, ehelos lebenden Körperschaften eigen ist, und mit einer Klugheit verfolgte, die kein Mittel verwerflich fand als dasjenige, das nicht zum Zwecke führte. Dabei bewahrten sie sich theils durch ihren Reichthum, theils durch die Verfügung, daß kein Mitglied des Ordens von einem Souveraine ein Amt übernehmen dürfe, eine stolze Unabhängigkeit: ihr Zweck war Macht, nicht das Zeichen derselben, Genuß nicht Glanz. Wie wenig sie nach dem letztern streben, beweisen selbst ihre Ordenshäuser: sie bauten dieselben kolossal, aber nicht im Palaststyl, wohnlich, nicht prächtig, und nur in ihren Kirchen herrschte Verschwendung der Pracht und des Glanzes, um die Augen und Sinne der Gläubigen zu blenden. Der Orden wurde aufgehoben, als die katholischen Souveraine seiner nicht mehr gegen den Protestantismus bedurften, als ihnen seine Macht lästig geworden war; sie harrten seit lange nur der günstigen Gelegenheit, sich seiner Reichthümer zu bemächtigen; diese wurde in Portugal gegeben. Dem vereinten Andringen so vieler Fürsten konnte der Papst nicht widerstehen, und er hieb sich 1773 durch die Bulle Dominus ac redemtor noster den rechten Arm ab. Ob der Orden insgeheim als solcher fortexistirte oder nicht, liegt im Dunkeln; das aber ist gewiß, daß in den Ländern, wo sonst die Jesuiten den höhern Jugendunterricht leiteten, die durch ihre Aufhebung entstandene Lücke durch die armen, folglich nicht aus den Leuten von Kopf rekrutirten Piaristen sehr schlecht ausgefüllt wurde, und dies um so schlechter, je kürzer die Lichtperiode der Regierung Josephs II. dauerte. Als Pius VII. am 7. August 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden wiederherstellte, geschah dies ebensowol in Folge seiner eignen Vorliebe für den Orden als in Folge des Wunsches geistlicher und weltlicher Großen, welche hofften, daß der Orden, sowie er einst in den katholischen Ländern der Verbreitung des Protestantismus einen Damm gesetzt hatte, nun der Verbreitung der revolutionnairen und constitutionnellen Doktrinen und Gesinnungen mit gleichem Glück entgegenarbeiten würde. Allein das 19. Jahrhundert war nicht das 16.: er hat diesseits der Alpen und Pyrenäen seine vormalige Herrschaft nicht wieder erreicht; die Redemptoristen in Oestreich sind ein erbärmliches, nur auf die untersten Volksclassen berechnetes Surrogat der Gesellschaft Jesu, und in Frank-

reich ist sie als Orden für immer vernichtet. Damit ist aber der Jesuitismus weder in Frankreich noch in Deutschland untergegangen. Diesen definirt Hr. von Jasmund als eine „allen schlaffen, zaghaften und listigen Charakteren eigne Thätigkeit zur Realisirung despotischer und egoistischer Grundsätze und Systeme". Aus dieser Definition wäre das Wort „schlaff" wegzuwünschen und mit dem Worte „verderbt" zu ersetzen; schlaff sind die Jesuiten nicht zu nennen, aber Recht hat der Verf., wenn er sagt: „Die Geschichte zeigt, daß der Jesuitismus, Herrschsucht und Eigensucht als Haupttendenz seiner Wirksamkeit hat, woher denn auch die im ersten Augenblicke fast unbegreifliche Sympathie aller jesuitischen Gemüther, ohne nur genau bekannt oder in jesuitischen Verbindungen zu sein, zu erklären". Hiernach läge der Jesuitismus tief im menschlichen Charakter, wäre allenthalben zu Hause auch ohne eigentliche Verbindung und ohne eigentliche Obern, d. h. er wäre weiter nichts als feiger Egoismus, der kein Mittel verwirft, das sicher zu Macht, Reichthum, äußerer Ehre, Glanz und Genuß führt. Es liegt am Tage, wie gefährlich ein Bund von Männern sein muß, die von solchen Gesinnungen beseelt sind, nur solche Zwecke verfolgen und hierin den Befehlen ebenso schlauer als mächtiger Obern unbedingt gehorchen. Man müßte ein Verehrer des Ariman sein, um einen solchen Bund zu vertheidigen, um ihn nicht zu verabscheuen, um ihn nicht mit allen Kräften zu bekämpfen und von Grund aus zu zerstören. Allein wo ist dieser Bund, wer sind seine Obern, seine Mitglieder, seine Affiliirten? In Frankreich mag sich vor der letzten Revolution vielleicht haben nachweisen lassen, wer an der Spitze der Congregationen stand, wer die Revolutionen lenkte, welche die goldene Zeit für Priester und Aristokraten wieder zurückbringen sollten; allein wenn selbst dem Verf., der doch diesen Gegenstand, weil er über ihn schrieb, reiflich und allseitig erforscht haben muß, es nicht gelang, ein ausführliches, Personen nennendes Gemälde des Jesuitismus unter der Restauration zu liefern, so muß man sich wol mit den Thaten dieser Verbindung während der Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X. begnügen. „Es fanden sich", sagt der Verf., „als es sich zeigte, daß die Congregation einen so mächtigen Einfluß auf die Regierung Frankreichs habe, eine Menge Intriguanten, welche begierig waren, sich ihr anzuschließen, in der Hoffnung, dadurch ihr Glück zu machen und sich Reichthümer zu erwerben. Diese Leute konnten natürlich nicht nach der einmal festgesetzten Disciplin dem wirklichen Orden einverleibt werden; doch seine Maxime war, so viel Einfluß wie möglich zu gewinnen. Auf diese Art mußte ein Anhang zum Jesuitenorden entstehen, welcher in frühern Zeiten nie (?) existirt hatte, der aus der engern Verbindung des Absolutismus mit ihm hervorging und mit dem relativen Namen Congregationen belegt worden ist. Unter Congreganist versteht man in Frankreich ein Individuum, das mehr oder weniger dem Einfluß des Absolutismus und Jesuitismus in seinen Handlungen folgt, oder welches in einer Verbindung oder Verbrüderung ist, deren Wirksamkeit bewußter- oder unbewußterweise durch die Systeme des Jesuitismus geleitet wird. Jetzt hat neuerdings die Benennung Congreganist der: Karlist, weichen müssen". Der Verf. gibt ferner der Congregation, die dem System des Jesuitismus huldigt, die Haupttendenz: sich dem Zeitgeiste gegenüberzustellen und die allgemeine Freiheit der Völker zu unterdrücken. Wie aber, wenn die Congregation, die nach dem Verf. „dem Jesuitismus huldigt", hoffen sollte, daß sie nur dadurch, indem sie sich dem Zeitgeist unterwirft und die Freiheit der Völker befördern hilft, wieder zur Macht gelangen könne? Und sie scheint dies zu hoffen, denn es sind des Congregationismus verdächtige Katholiken, welche in Frankreich unbedingte Freiheit des Unterrichts, des Cultus, ja selbst des Volkes fodern. Gott sei Dank, auch auf diesem Wege kann der Jesuitismus nicht mehr den alten Einfluß erringen; denn dies ist einer der höchsten Vorzüge der Freiheit, daß sich in ihr und durch sie die entgegengesetztesten Parteien an einander reiben können, ohne daß der Staat und die öffentliche Ordnung Gefahr laufen. Der Jesuitismus kann in Frankreich nur dann wieder gefährlich werden, wenn sich mit ihm das Königthum verbindet; dann aber hat auch die Stunde des Untergangs des Letztern geschlagen. Daß der Verf. die Doctrinairs mit den Jesuiten zusammenwirft, scheint eine Ungerechtigkeit zu sein; Guizot, Royer-Collard und so viele andere thatkräftige und freiheitsliebende Männer, die man in Frankreich mit dem Namen Doctrinairs bezeichnet, sind gewiß keine Jesuiten. Ueberhaupt ist die ganze Schrift des Verf. größtentheils nur eine, obschon gerechte Philippika gegen den Jesuitismus und Congregationismus; mehr Dank würde er verdient haben, wenn er statt allgemeiner Sätze und stürmischer Declamationen mehr historische Thatsachen und positive Nachweisungen zu geben hätte vorziehen wollen. Gewiß wäre es interessant, den Dunkelmännern in Deutschland den Schalksmantel abzuziehen und sie in die geheimsten Werkstätten ihres bösen und gefährlichen Treibens zu verfolgen. Dazu reichen aber die Thatsachen und Schriften, die der Verf. anführt, beinahe nicht hin; daß das Uebel da ist, ersieht man aus ihnen wohl, aber nicht, wo es eigentlich sitzt, und wie weit es schon gediehen ist. Wir schließen mit dem schönen Satze des Verf.: „Wo die Freiheit regiert, ist das Vaterland des edeln und echten Mannes!" und sprechen die Hoffnung aus, daß es den jesuitischen Reactionsmännern nicht gelingen werde, in dem herrlichen Deutschland irgendwo wieder alte Willkür, drückenden Priesterzwang und geistige Dunkelheit zurückzuführen! 194.

Die Darstellung der Tragödie Faust von Göthe auf der Bühne. Ein zeitgemäßes Wort für Theaterdirectionen, Schauspieler und Bühnenfreunde. Von L. B. Stuttgart, Brodhag. 1831. 12. 8 Gr.

Dieses „zeitgemäße Wort" dürfte kaum noch zeitgemäß zu nennen sein, da es der Gegenstand selbst nicht mehr ist; denn die Bühnenaufführung der Göthe'schen Riesentragödie, wie sie im Jahre 1829 zuerst an mehren Orten Deutschlands zur Feier des 80. Geburtstages des Dichters versucht wurde, gehörte nur zu den Experimenten einer vorübergehenden Kraftäußerung, zu welchen sich die deutschen Theater wol von Zeit zu Zeit wieder aus Beweggründen, die Niemanden klar sind, verleiten lassen, um dann, wenn die classische Anwandlung nach kurzer Dauer vorüber ist, desto behaglicher den alten Schlendrian fortsetzen zu können. Der Verfasser der oben namhaft gemachten Schrift, die einen nicht ungeübten Beobachter des Bühnenwesens oder, wenn man will, des Bühnenunwesens verräth, hat den „Faust" auf mehren Theatern verschiedenfach dargestellt, be- und verarbeitet, verkürzt und zerstückelt gesehn, und seine Bemerkungen daran anknüpfend, sucht er die Hindernisse, welche sich einer würdigen Darstellung des Gedichts in den Weg stellen, durch wohlgemeinte Winke und Rathschläge zu beseitigen und zu vermitteln. Interessanter wären seine Mittheilungen noch geworden, wenn er die einzelnen Bühnen, auf deren Aufführungsweisen er sich hinundwieder beziebt, namentlich bezeichnet hätte. Die Auslassungen, die man auf jeder dieser Bühnen in einem verschiedenen Sinne mit dem Stücke vorgenommen, würden in der That ebenso viele scharfe Charakteristiken der Theaterintendanturen selbst sein und die Beweggründe, welche bei dieser oder jener Pfaffenthum oder philisterhafte Hofetikette vorherrschen ließen, anschaulich genug bloßstellen. Aber, wie gesagt, das zeitgemäße Interesse daran ist so ziemlich vorüber, da Göthe's „Faust" auf dem Bühnenrepertoir nur ein ungewöhnlicher Gast war und deshalb den gewöhnlichen bald wieder Platz gemacht zu haben scheint, weil die Mittel, welche ein so gigantisches Unternehmen aufzubieten nöthigt, gewiß anstrengender sind, als der immer zweifelhafte Erfolg lohnt. 55.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 310. — 6. November 1831.

Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par *Florent Galli*, aide-de-camp du général Mina. Paris, 1828.

Das Vae victis! des rohen Galliers ist wol von allen sogenannten Lehren der Geschichte die einzige, die sich unbedingt zu allen Zeiten bestätigt hat, und besonders wenn wir sie mit dem deutschen Sprüchworte übersetzen: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das haben denn auch die spanischen Liberalen erfahren, als sie 1823 nach kurzem Widerstande unterlagen und unsere politischen Kannegießer um das interessante Schauspiel einiger Numantias oder Zaragozas betrogen. Seitdem hat nun freilich jeder Philister und Kannegießer das Recht, über jene armen Leute verächtlich die Achsel zu zucken: — was sie gethan haben, und warum sie nicht mehr gethan haben, geht ihn nichts an; er hält sich an Das, was sie nicht gethan haben. Und dies ist um so leichter, da es noch durchaus an einer nur halbwegs unparteiischen und sachkundigen Darstellung dieser Ereignisse fehlt. Als Beitrag und Material zu einer solchen verdient das vorliegende Werk beachtet zu werden, indem es wenigstens für einen Theil des Schauplatzes zeigt, was gethan wurde, und warum nicht mehr geschehen konnte.

Der Verf. macht übrigens nur auf dem Titel einige Ansprüche darauf, eine Geschichte des Krieges zu schreiben. Das Werk selbst ist sehr unbedeutend und flüchtig in Bezug auf Alles, was nicht unter den Augen des Verfs. vorging. Das aber ist genug, um uns manches Wissenswerthe zu berichten.

Die ersten Capitel enthalten eine kurze Uebersicht des Anfangs und der Verbreitung der Insurrection in Catalonien 1822. Unter allen Umständen bedarf es keiner großen Ursachen oder Mühe, um die Bewohner jener Gebirge zu bewegen, das friedliche Leben des Landmanns, des Hirten mit den Gefahren und Hoffnungen, der Unruhe und Aufregung des Krieges zu vertauschen. Arm, halbwild, werfen sie lüsterne Blicke nach den fruchtbaren Thälern und den durch Handel und Gewerbe reichen Städten der Küste; und die Erinnerung an den Befreiungskrieg gegen die Franzosen, der den kräftigsten Theil der Bevölkerung jahrelang von den Gewohnheiten und mühsamem Erwerbe des Friedens entwöhnte, trug dazu bei, die Gemüther zu ähnlichem wilden Treiben geneigt zu machen. Hierzu kam noch, daß die Sperrung des Verkehrs mit Frankreich, durch das gelbe Fieber in Barcelona veranlaßt, die Armuth in den Gebirgen fast bis zur Hungersnoth steigerte und ein allgemeines Misbehagen verbreitete, das nur einer bestimmten Richtung und einer Veranlassung, eines Kernes bedurfte. Diese fanden sich bald, denn nichts konnte der apostolischen Partei in Spanien und in Frankreich erwünschter sein als ein solches Terrain für ihre Umtriebe gegen die constitutionnelle Regierung, die in andern Theilen Spaniens wenig oder keinen Erfolg haben konnten. Die Geistlichen wandten ihren ganzen moralischen Einfluß auf, der in den Gebirgen von Catalonien durchaus kein Gegengewicht irgend einer Art hat, um die Constitution nicht nur als Ursache alles materiellen Ungemachs, sondern auch überhaupt als ein Werk des Teufels darzustellen, was den Zorn Gottes, oder vielmehr der Jungfrau und der Heiligen, auf dessen Anhänger und auf Die, welche es duldeten, herabziehen müsse. Verständlichere, beweglichere Argumente fehlten nicht. Gold wurde mit vollen Händen gespendet, und weder die Ueberreste des alten Reichthums der spanischen Kirche, noch die aus der religiösen Reaction in Frankreich der Congregation zufließenden Schätze gespart, und allen diesen Umtrieben durch den heimlichen Vorschub und die Versprechungen künftigen Beistandes von Seiten der französischen Regierung und durch Hinweisung auf die heilige Allianz auch bei den Besserunterrichteten größern Nachdruck gegeben. Einige kühne Abenteurer, zum Theil als Parteigänger aus dem Befreiungskriege und seitdem als Schleichhändler oder Räuber bekannt, fanden sich leicht geneigt, den Kern des bewaffneten Aufstandes zu bilden; einige aufrichtige religiöse und politische Fanatiker folgten ihrem Beispiel; reichlicher Sold, Aussicht auf Beute, glückliche Anfänge, die Schwäche und Nachlässigkeit der Regierung ließ diese Haufen bald so sehr anwachsen, daß auch die Masse der Gebirgsbewohner, indem sie sich mit ihnen vereinigte, nicht nur ihrer eignen Neigung folgte, sondern auch für ihre eigne Selbsterhaltung sorgte, da die Regierung den Dörfern und Flecken keinen Schutz gewähren, geschweige denn sie zur Ruhe oder gar zum Widerstand gegen die Rebellen zwingen konnte. So kon-

ten dieſe faſt überall auf den Beiſtand der somaleus (des bewaffneten Landſturms) rechnen, ſo oft ſie von den wenigen Truppen der Regierung aus den Thälern und von der Küſte in die Gebirge zurückgedrängt wurden, und, mit neuer Mannſchaft verſtärkt, die ihnen von allen Seiten zuſtrömte, ſich wieder nach allen Seiten ausbreiten, während die Vortheile, welche die conſtitutionellen Truppen erfochten, nie von ihnen behauptet werden konnten, ſondern jedes Vordringen nur zu einem um ſo mühſamern und gefährlichern Rückzug nach den feſten Plätzen und einigen größern Städten, die ihnen als Stützpunkte dienten, führen mußte, die denn ſogleich von den nachdringenden Haufen der Empörer umringt wurden, bis ein neuer Ausfall wieder Luft machte. Die Apathie der Regierung unter dieſen Umſtänden läßt ſich nur durch das bis zum Juli 1822 vorherrſchende falſche Syſtem einer ſogenannten gemäßigten Partei erklären, die in unſinniger Verblendung keine andern Feinde der Verfaſſung zu ſehen ſchien als eine vorgebliche republikaniſche Partei, die als Partei nie exiſtirte, und alle Kräfte des Staates zur Unterdrückung theils abgeſchmackter, theils ſehr zu entſchuldigender Aeußerungen der aufrichtigern, heftigern oder überſpannten Anhänger der Verfaſſung verwandte, während die Servilen, die Apoſtoliſchen, der Hof, die eigentlichen Feinde der beſtehenden Ordnung der Dinge, ungehindert ihre Umtriebe, Verſchwörungen und Verſuche, das Landvolk und den Pöbel aufzuwiegeln, die Truppen zu verführen, über ganz Spanien ausbreiteten. So blieb auch Catalonien einige Monate ganz ſich ſelbſt überlaſſen, und die Verſtärkung der dortigen Militairmacht, zu der man ſich endlich entſchloß, kam theils zu ſpät, um den Aufſtand im Keime zu erſticken, ſo lange er noch in einigen räuberähnlichen Haufen beſtand, theils war ſie ſo ſparſam, daß ſie nur dem Bürgerkrieg Nahrung geben, nicht aber die Empörung unterdrücken konnte. Anführern wie Milans, Rotten, Lloberas, Torijos u. A., an der Spitze von Colonnen, die ſelten mehr als 5—600 Mann betrugen, fehlte es zwar weder an Muth und Eifer, noch zum Theil an Fähigkeit, aber nur zu ſehr an Einigkeit, und ſo waren manche Unfälle gegen einen fünf- bis ſechsfach überlegenen Feind, der alle Vortheile des Terrains und des Einverſtändniſſes der Mehrzahl der Bewohner genoß, nicht zu vermeiden. Auf der andern Seite war zwar die thätige Mitwirkung der conſtitutionellen Partei, die in den meiſten größern Städten, beſonders in der Hauptſtadt Barcelona vorherrſchte, aber auch in vielen Dörfern der fruchtbaren Thäler Anhänger hatte, von der größten Wichtigkeit, und ohne dieſelbe überhaupt der Widerſtand gegen die Empörer kaum möglich; aber zugleich gab eben dieſe Mitwirkung dem Kampfe immer mehr den ſchlimmſten Charakter des Bürgerkrieges, wo die furchtbarſte Erbitterung durch beſtändigen Wechſel und Steigerung von Beleidigung und Rache bald den höchſten Grad erreichte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Urtheile eines Engländers über Göthe und Schiller.

(Aus einer Recenſion von Schiller's und Göthe's Briefwechſel, im „Edinburgh review" vom März 1831.)

— — Viele von dieſen Briefen hätten freilich ganz wegbleiben können, und das Ganze würde dadurch gewonnen haben; andere ſind voll von Details, die, wenn ſie überhaupt ein Intereſſe haben, dieſes nur durch die Eigenthümlichkeit der Männer gewinnen, die ſie zeichnen helfen. Aufträge zum Ankauf von Tapeten, geſchenkte Zwiebacke, Verhandlungen über feine und grobe Papierſorten, Decken für Journale, Angſt vor Erkältungen und Masern — — das Alles und manches andere Unbedeutende muß mitgenommen werden, weil dieſe gemeine Wirklichkeit und die Vertraulichkeit ſolcher Mittheilungen uns Bürgen ſind für die Aufrichtigkeit und Wahrheit des Uebrigen. Aber neben dieſen Einzelheiten finden wir ſcharfe und tiefe Bemerkungen über Literatur und Leben, freie und beredte Speculationen über philoſophiſche Meinungen, manche lichte Blicke, auf den Beginn und Fortgang der literariſchen Wirkſamkeit beider Correſpondenten geworfen, die Art und Weiſe ihrer Studien und ihres Componirens, ihre Furcht und ihre Hoffnungen bei den grellen, ſtürmiſchen Ereigniſſen der Zeit, den ſittlichen und politiſchen Revolutionen, die um ſie her ſich ereigneten, ihre Anſichten, über einige Punkte harmonirend, über andere contraſtirend, ſowol im Weſentlichen wie in der Weiſe, in der ſie erläutert und vertheidigt werden. Schiller ſchreibt mit dem Ernſte, der logiſchen Conſequenz und Ausführlichkeit eines Mannes, der durch gediegen fortſchreitendes Forſchen zu einem Reſultate gelangt. Er kommt über den Gegenſtand, den er behandelt, nicht vermittelſt eines einzelnen ausgeſprochenen Satzes weg, er begnügt ſich nicht damit, einen Wink über ſeine Meinung oder ein Schattenbild von derſelben zu geben. Göthe dagegen hüpft leicht von einem Punkte des Gegenſtandes, der ihn beſchäftigt, zu einem andern und erreicht ſein Ziel mit reißender Schnelle; von umfaſſenderm Blick, ausgebreiteter in ſeinen Gefühlen, hat er mehr Gegenſtände, die ihn intereſſiren, und weniger Zeit jedem einzelnen zu widmen; gemäßigter in ſeinen Gefühlen, iſt er oft ruhig und gefaßt, wo ſein Freund ganz Feuer und Heftigkeit iſt. Der Eine ſchreibt mit einer ſtoiſchen Energie, der Andere mit einer faſt epikureiſchen Ruhe.

Wir ſagen faſt; denn es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Göthe, wollte man ihn ſelbſt mit dem Beſten der Sekte vergleichen, auf die wir hindeuteten. In der Zeit, da er zuerſt mit Schiller in Berührung kam, kann man ſeine literariſchen und ſittlichen Grundſätze als abgeſchloſſen anſehen; einige Modificationen mögen ſeitdem ſtattgefunden haben; aber die großen Umriſſe bleiben fortdauernd dieſelben. Das Gebäude ſeines Geiſtes hatte bereits die wunderbare Symmetrie und Harmonie der Theile entfaltet, die uns, wie wenn wir Sankt-Peters Dom überblicken, auf einen Augenblick die ungeheure Ausdehnung deſſelben vergeſſen laſſen. Die koloſſalen und einander widerſtrebenden Maſſen, die Anfangs ohne Verbindung umherzuliegen ſchienen, waren durch Bildung und Schule aufgerichtet und mit einer Feſtigkeit, mit einer ſo glücklichen Ordnung verſchmolzen, daß die Literaturgeſchichte kaum ein zweites Beiſpiel aufzuweiſen hat; ohne Geräuſch und ſchnell, faſt wie ein Hauch, war das Gebäude entſtanden, und es ſtand bereits da, ſtolzerhoben unter denen, die es umgaben.

Aber obgleich das Fortſchreiten bei Göthe's geiſtigem Bau kaum bemerkt ward, ſo war doch die Umwandlung faſt eine totale. Wie die meiſten tiefen Denker, hatte er ſeinen Theil an den Zweifeln, an den düſtern, zu Verzweiflung hinziehenden Gefühlen, an den Gedanken, die eine Zeitlang durch die Arme der Ewigkeit ſchweifen, um wieder in das wirkliche Leben zurückgeſtoßen zu werden, und an dem Verzagen, welches der Blick auf die Welt mit ihren mannichfaltigen Geheimniſſen und Widerſprüchen in jedem Gemüthe erzeugen muß, das nicht in dem Glauben einer geoffenbarten Religion ruht, ſich nicht befriedigt fühlt durch die Weiſe, wie ſie die Räthſel unſeres verworrenen und verwickelten Daſeins löſt oder eine Löſung der

heißt. Die Gedanken, die so in seinem Geiste gohren, wurden durch den plötzlichen Tod seines Freundes Jerusalem auf den Gipfel getrieben; wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, schossen sie zusammen zu einer soliden Masse, und „Werther" war das Resultat; und ganz Deutschland war eine Zeitlang überschwemmt mit unsinnigen Gemälden zweifelvoller Düsterheit und mit neuen Ausgaben von „dem Elend des menschlichen Lebens".

Aber in gesunden und kräftigen Gemüthern kann dieser Zustand des Gefühls, wenn er auch, gleich den Krankheiten, denen unser Körper unterworfen ist, der endlichen Ausbildung unserer Constitution zuträglich sein mag, nicht lange dauern. Der Pfad, der uns zuerst in Dunkel führte, bringt uns wiederum, wenn wir ihn fest verfolgen, zum Lichte des Tages. Wir machen bald die Bemerkung, daß, wenn das Leben manche Uebel hat, dasselbe auch manche Tröstung bietet; daß es besser ist, diese Uebel zu tragen und, wo wir können, sie leichter zu machen, als über sie zu jammern; ja, daß in der Thätigkeit, sittlicher und geistiger, gegen manche von ihnen, die die furchtbarsten schienen, ein Gegenmittel gefunden wird; daß, wenn die Freude vorübergehend, der Schmerz nicht ewig ist; daß, wenn Verbrechen und Selbstsucht zu oft unsere Hoffnungen trüben, irgend ein Zug von Aufopferung, ein Ausfluß der Güte, welche die ganze Welt zu Einer Familie macht, immer und immer wiederkehrt, unsern Glauben zu beleben und uns zu erinnern, daß der Mensch noch ein anderes Theil hat als das irdische.

Solche Betrachtungen werden uns durch den Umgang mit unsern Nebenmenschen aufgedrungen; und sie konnten unmöglich der Wahrnehmung Göthe's lange entgehen, in welchem gleich Anfangs die Reflexion sich ebenso deutlich entwickelte wie die Kräfte der Phantasie und eine tüchtige Gesundheit und natürliche Fröhlichkeit verbunden waren. So schien jene Krankheit in ihm geendigt, sobald er seine Klagen durch Werther's Mund ausgesprochen hatte; er hatte sich selbst zur Ruhe gerafet; und während seine Landsleute immerfort von dem Sturme litten, den er erregen hatte, und in ihren Kähnen auf einem Meere von Zweifeln herumtrieben, von den finstern Schatten der Nacht umgeben, hoffte er, der Urheber des Sturmes, sich durch die Nacht durchgearbeitet und blickte nach beendigtem Wege ruhig auf das empörte Meer zurück; der feste Boden der Vernunft war unter seinen Füßen, und die leitenden Sterne, Hoffnung und Glaube, erschienen ihm wiederum durch tausend Risse an dem immer noch umwölkten, aber mit Macht sich aufklärenden Himmel.

Nicht oft ist es der Fall, daß der Mensch so unbeschädigt diesen sittlichen Stürmen entrinnt; gewöhnlich lassen sie auf der Flucht einen Theil ihrer Habe zurück. Ein Mann wie Voltaire z. B. gewinnt Ruhe, oder einen Schein von Ruhe, indem er die Leidenschaft verbannt und aus dem Räthsel des menschlichen Lebens nichts als Stoff zu Witz und Sarkasmen gewinnt. Seine Sympathie mit dem Großen und Guten wirft er, als eine unnütze Last, auf immer hinter sich. Der Mann, den sein besseres Gefühl und stärkerer Glaube vor diesem ungenügenden und hohlen Troste bewahrt, vergißt zu oft das Praktische über dem Eingebildeten, und indem er sich düsterer Schwärmerei hingibt, verliert er die Sympathie mit dem wirklichen Leben, mit seinen realen Interessen und Pflichten, und so gehen ihm die Gefühle verloren, die ihn mit seinen Nebenmenschen verbinden sollten. Aber Göthe taucht aus dem Limbus des Zweifels auf, ohne ein Jota, ein Quentchen von seinen vermannichfaltigten Gaben einzubüßen. Er wirft nicht seinen Witz über Bord, um sein Pathos zu retten; seine Gefühle erleiden keinen Schiffbruch, noch versucht er seine Barke dadurch zu erleichtern, daß er den Ballast der Philosophie ins Meer wirft. Ruhig und fest steuert er durch Alles hindurch; er hält nur das Steuer fester und stellt das Gleichgewicht seines Schiffes her, indem er den entgegengesetzten Massen in demselben ein gleiches Gewicht gibt. Er bringt seine ganze Ladung sicher an das Land, und sofort erbaut er sich aus jenen vermannichfaltigten Materialien eine geistige Wohnstätte; der Geist der Ehrfurcht wird das tiefe Fundament des Gebäudes, die ansehnliche Fronte desselben wird in ihrer Masse fest durch die Vernunft, und die lustigen und schimmernden Zinnen werden durch den Sonnenschein des Witzes und eines anmuthigen Humors vergoldet. Es ist der heilige Bund des Kopfes und des Herzens, worin keins seine Freiheit aufgibt, jedes das andere stützt, hebt und erhöht.

Eine Veränderung in eines Mannes speculativen Ansichten gibt bald seinen Schriften einen entsprechenden Ton, wenn er nicht etwa ein bloßer Nachahmer ist, der nur fremde Ideen reproducirt, statt welche aus dem eignen Schatze des Denkens und Fühlens zu gewinnen. Wie die Menschenwelt und die Natur sich unserm geistigen Auge darstellen, so werden sie wieder zurückgeworfen: harmonisch und gediegen von dem wohlgeordneten Geiste, schwach und schwankend von dem schwankenden, verworren und verwirrend von dem ungeordneten. Das fröhliche Herz malt die Welt, wie es sie findet, wie eine sonnige Landschaft; das kränkliche Gemüth wie eine unfruchtbare Wildniß, in schweren Dunsten verdumpft, und düster wie das Thal der Todesschatten; kurz, der Spiegel, der die Natur aufnimmt, ist es, der ihrer Oberfläche seine eigne Trübe oder Helle und Heiterkeit ertheilt.

Es konnte nicht fehlen, daß der gemäßigte Geist, die ruhige Ausdehnung des Gesichtskreises, wie sie bei Göthe eingetreten war, ihren Einfluß auf die Theorie und Art seiner dichterischen Schöpfung bald offenbarten. Die lebende Energie im „Werther", sein vergebliches Anklämpfen gegen die bürgerliche Ordnung, sein hypochondrisches Hadern mit seinem Schicksal paßten nicht mehr zu seinen gemäßigtern Ansichten; ja er ist jetzt fast versucht, über diese stürmischen Herzensergießungen zu lächeln, wenn er überhaupt über etwas zu lachen gereizt werden kann. Selbst eine rohe Skizze von dem wirklichen ritterlichen Leben, wie „Götz", scheint ihm nun eine Uebertreibung — vielleicht nicht eine Uebertreibung oder Unwahrheit an sich, aber nicht passend für den Zweck der Kunst, die das Leben als ein Ganzes darzustellen sucht, nicht in Bruchstücken, sondern in seinem Geist und Wesen, und die deshalb nicht mit dem Partiellen und Localen zufrieden ist, sondern nach allgemeiner, umfassender Wahrheit trachtet. — So ist das Erste, was uns in den die zweite Periode der Göthe'schen Lehrjahre charakterisirenden Producten auffällt (und Anfangs ohne Zweifel so, daß unsere Gefühle getäuscht werden), der Umstand, daß wir keine heftig leidenschaftliche Scenen finden. Wenn unsere Gefühle sich sympathetisch dem Zauber seiner Erzählung hingeben, dann verläßt er plötzlich und, wie es scheint, mit Caprice den Punkt, den wir fest hielten und fährt einen abgelegenen Weg hinab, auf dem wir ihm Anfangs mit Widerstreben folgen, bis wir, wir wissen nicht, wie es zugeht, uns von den neuen Scenen hingerissen fühlen, zu denen er uns führte. Dies ist aber am Ende keine grillenhafte Diversion, sondern die praktische Aeußerung des Princips, welches jede größere literarische Schöpfung an sich selbst wie einen Mikrokosmus betrachtet und so die immer wechselnde Mannichfaltigkeit des Lebens nachzubilden sucht, und welches, indem es mit leichter Berührung über alle Saiten der Empfindung hinfährt, ihrer Harmonie nachstrebt und dem Geiste die Ergebung und Ruhe zu geben trachtet, die aus einem umfassenden Blicke auf die gegenwärtige Lage und das künftige Schicksal des Menschen hervorgeht. So ist Ruhe der große Charakter der reifern Göthe'schen Werke; die Leidenschaft wird uns lieber in ihrem Abnehmen als in ihrer Krise geschildert; nichts ist vergrößert, nichts übergewaltig; sein Sonnenschein, durch einen leichten Nebel gedämpft und in durchsichtige Schatten sich verlierend, kommt gemildert und erquicklich dem Auge zu, indeß wir uns zu den dunkelsten Flecken in dem Schoße der Nacht stehlen und dem schimmernden Lichte und dem goldnen Dufte der Dämmerung auf die Spur zu kommen im Stande sind.

Schiller stellt sich in einigen Punkten in starkem Contrast gegen Göthe dar. Manches war zusammengekommen, ihn auf dem Wege zu jener sittlichen Heiterkeit, oder, wie es Manchem

scheinen mag, zu dieser sittlichen Gleichgültigkeit aufzuhalten, sein Mitgefühl in ein engeres Bett einzuschränken und fortdauernd die Wage seines Geistes dem Feierlichen und Ernsten zuzuneigen. Er hatte viel von Armuth erduldet, etwas auch von politischer Verfolgung, während Kränklichkeit, physisches Uebel zu andern hinzufügend, die Thätigkeit seines Geistes, wenn nicht unterdrückte, doch trübte. Wie Göthe, in einer frühen Periode seines Lebens durch denselben unruhigen und düstern Geist des Grübelns und der Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden Welt geängstigt, hatte er seinen Klagen und Zweifeln mit derselben Uebertreibung in den „Räubern" und den „Briefen an Julius und Rafael" Luft gemacht. Auch er war aus dieser trostlosen Lage aufgetaucht, aber nicht mit derselben Gesundheit aller seiner Kräfte, nicht ohne Schmälerung des Reichthums um ihn her. Seine Sympathie mit dem leichtern Geiste des Lebens war für immer niedergedrückt, und die Schätze, die er gerettet hatte, standen nicht in so genauer und inniger Verbindung, wie dies bei Göthe der Fall war. Der Letztere, die lachende Welt um ihn, mit erneuter Gesundheit und beständiger Thätigkeit, ist allen ihren Einflüssen offen, und ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, weiß er ihre leichten und neckischen Combinationen als ein Gegengewicht gegen ihre Unbilden und Uebel zu gebrauchen. Aber Schiller, dem sich diese Ansichten seltener darbieten, und nur getrübt durch die Farbe seiner eignen Melancholie, muß seine Trostgründe nicht sowol aus der Gegenwart als aus der Zukunft nehmen, indem er seine Phantasie, frei von Fesseln, auf das Ideal richtet und die Rührungen, mit denen wir im wirklichen Leben vertraut werden, erhöht, vergeistigt und vertieft. Aber immer von Neuem kommt der Geist tiefer Reflexion, der alte Adam des metaphysischen Forschens, der durch den Mund Karls und Julius' sprach, über ihn, und die luftigen Schöpfungen der Phantasie, mitten in der Luft aufgehalten und plötzlich einer strengen Analyse unter dem kalten, grauen Lichte der Philosophie unterworfen, schwinden hin und werden zu Dingen ohne Wesen. Vernunft und Phantasie, statt sich innig zu vereinigen, übernehmen, wie Varro und Aemilius im Felde gegen Hannibal, abwechselnd das Commando, und getrennte Plane und schwankende, unverträgliche Beschlüsse sind zu oft das natürliche Resultat. Schreibt er Geschichte, dann ist der Dichter nur zu sichtbar; dichtet er, dann verliert sich der Dramatiker oft in den politischen und ethischen Philosophen. Gewissermaßen auch durch seine Kränklichkeit von jeder Sympathie mit der Fröhlichkeit ausgeschlossen, hatte er sich mit geringerm Fleiße um die Erwerbung allgemeiner Kenntnisse bemüht, und seine Gedanken bewegten sich auf einer engern Spur. Niemand wußte alles dieses besser als Schiller selbst, Niemand erkannte die Größe der Kluft, die seine Ansichten in Hinsicht auf die erwähnten Gegenstände von denen seines Freundes schied, richtiger als er.

(Es folgt hier die merkwürdige Stelle aus Schiller's Briefe an Göthe vom 31. August 1794. „Briefw.", Th. I, S. 25—27.)

Obgleich Schiller hier von seinem eignen Genius, im Vergleich mit dem seines Freundes, herabsetzend spricht (in Göthe sah er alle Geisteskräfte in dem wünschenswerthesten Ebenmaß nebeneinander und innig verschmolzen), so ist es doch nicht schwer einzusehen, daß seine eignen Ansichten, in seinen Werken verkörpert, wenigstens ebenso populair sein mußten als die feinsten und schärfsten Ansichten Göthe's. Beide sind Idealisten; aber das Ideal des Einen besteht in Ruhe, die aus Mannichfaltigkeit und schneller Succession der Gefühle hervorgeht, von denen keines lange vorherrschen oder dauern darf, das des Andern in gänzlicher Verbannung oder Absonderung einiger Arten von Ideen und in der Bemühung, die der Entfaltung übriggebliebenen zu verfeinern, oder ihnen mehr intensive Kraft zu geben. Es ist hier nicht unsere Sache, eine vergleichende Untersuchung der Wahrheit dieser Ansichten anzustellen; aber es ist von selbst klar, wendet, besser verstanden und mehr geschätzt werden mußte. Um Göthe'n zu verstehen und mit ihm zu fühlen, bedarf es einer Anstrengung: außer dem stoffartigen Interesse müssen wir ein esoterisches Motiv in seinen Ansichten aufsuchen, und endlich können wir nicht leugnen, daß der Effect ebenso oft schattenartig und theatralisch ist als tief. So müssen wir vermuthen, daß „W. Meister's Lehrjahre" von der Masse der Leser mehr deshalb gepriesen werden, weil sie Göthe's Namen an der Stirn führen, als weil man die Ansichten und die Kunst erkennt und fühlt, auf denen das Werk erbaut ist.

Schiller's Art, dichterisch zu schaffen, wie groß in der Theorie seine Bewunderung Göthe's auch sein mochte, war bei weitem mehr populair. Seine Kunst bestand im Copiren der Bewegungen, Gefühle und Leidenschaften des Lebens, die er einigermaßen reinigte, erhöhte und mit den Farben der Dichtkunst ein wenig ausschmückte; aber mit keinem Maskeradenputz bekleidete er sie, er beschnitt ihre Kraft nicht, stellte sie nicht der in kunstreicher Folge, im Contrast, damit sie einer besondern Ansicht dienten; kurz, seine Werke waren ein Abschnitt von Leben, statt eines philosophischen Inbegriffs der lenkenden Principien desselben. Er bewegte das Gemüth, und eine starke Rührung ist immer willkommen; er appellirte an die ersten Gefühle unserer Natur, und seine kräftige Ansprache bleibt selten unerwidert; und wenn in gewissem Sinne seine Rede weniger Weisheit enthält, wenn sie allen Lagen und Verhältnissen weniger angemessen ist, so kann schwerlich geleugnet werden, daß sie mit größerer Energie und Verständlichkeit ausgesprochen ist. Selbst die größere Beschränkung der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, war in gewissem Sinne seinem Zwecke günstig; denn Göthe scheint zu oft von seinem Gegenstande abzuspringen, eine Zeitlang über angrenzenden zu flattern (sein Geist fand ja Interesse in Allem), während Schiller seinen geraden Weg verfolgt, sich weder zur Rechten noch zur Linken wendet und, wenn auch ein wenig durch die Kant'sche Fessel, die er eine Zeitlang trug, gehindert, endlich sein Ziel mit nicht irrender Sicherheit erreicht. — —

So weit der Engländer, dem jeder Deutsche sich herzlich verbunden fühlen wird für das treffliche Urtheil, das er namentlich über Göthe fällt. Denn das über Schiller möchte schwerlich ein Deutscher ganz billig und gerecht nennen; und wenigstens hätte der Verf. jener Recensien auf den großen Unterschied zwischen dem „Carlos" und dem „Wallenstein" aufmerksam machen sollen, auf Das, was Schiller neben seiner eignen gemehrten Einsicht dem Freunde verdankte. Daß es mit Schiller's Trübsinn, mit seinem Entferntsein von „dem leichtern Geiste des Lebens" nicht so arg war, hätten ihm mehre seiner kleinern Productionen sagen können, und gewiß hätte er anders über diesen Punkt geschrieben, wenn er die treffliche Biographie Schiller's, die wir der Schwägerin des herrlichen Mannes verdanken, gekannt hätte. Wir freuen uns, zum Schlusse 2 Stellen aus dem Briefwechsel der Freunde hersetzen zu können:

„Ich empfinde es ganz erstaunlich", schreibt Schiller an Göthe (Th. II, S. 183), „was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat; und obgleich an der Art und dem Vermögen selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen".

Und Göthe schreibt dem Freunde (Th. III, S. 11): „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt, sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte". 44

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 311. — 7. November 1831.

Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par *F. Galli.*

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Unter solchen Umständen ist es freilich kaum möglich, in den gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien das Wahre, Uebertriebene und ganz Unwahre zu sichten, und man kann im Allgemeinen sicher annehmen, daß am Ende beide Theile sich wenig schuldig bleiben; so viel aber ist gewiß, daß in diesem Falle der erste Angriff, die ersten Gewaltthätigkeiten und greuliche Mißhandlungen Wehrloser von den Feinden der Constitution ausgingen, und daß auch im Verlaufe des Kampfes die Empörer in dem Charakter vieler ihrer Anführer und in der ganzen Beschaffenheit ihrer Streitkräfte mehr Anlaß zu Ausschweifungen, Verwüstungen und unnöthigen Gewaltthaten finden mußten, als die besser disciplinirten Truppen der auf ihrem Mäßigungssystem beharrenden Regierung und die großentheils dem wohlhabendern Theil der Bevölkerung angehörenden und zur Vertheidigung ihres Eigenthums ebenso sehr als eines politischen Systems bewaffneten freiwilligen Nationalmilizen. Ist indessen allerdings nicht zu leugnen, daß auch von dieser Seite Gewaltthätigkeiten stattgefunden haben, die keineswegs durch dringende Nothwendigkeit zu entschuldigen, sondern nur durch den höchsten Grad der Aufregung politischer Leidenschaften und einer nur zu gerechten Erbitterung zu erklären sind, wie z. B. die Ermordung des Bischofs von Vich *), so verdient auf der andern Seite die Beharrlichkeit, Entschlossenheit und Aufopferung, womit die Constitutionnellen in Catalonien ihre Sache verfochten, der ehrenvollsten Erwähnung in der Geschichte. Die Nationalmiliz von Barcelona verrichtete seit 1821 fast alle Dienste der Besatzung, und kleine Städte ohne andere Befestigung als die halbzerfallenen des Mittelalters, wie Manresa, Reus, Santa-Coloma de Queralt, Besalu u. s. w., deren Nationalmiliz kaum 3—500 Mann betrug, hielten sich Monate lang, auf allen Seiten von Insurgenten eingeschlossen und bedrängt, bis ihnen etwa eine Colonne der Regierungstruppen auf ein paar Tage Luft machte; und bei allen Abtheilungen des mobilen Heeres befanden sich viele Freiwillige von der Nationalmiliz. Die Empörer hatten schon gleich Anfangs versucht, sich auf einigen Punkten zu befestigen, z. B. San-Roman, Castelfollit, oder einige feste Plätze einzunehmen, was ihnen (durch Verrath) mit Mequinenza gelang, was, obgleich nur an der Grenze von Catalonien liegend, doch die Bewegungen und Verbindungen der Insurgenten sehr begünstigte. Noch wichtiger war die Einnahme der Seo de Urgel durch Romagosa, wo sogleich eine Regentschaft unter Mataflorida, Eroles u. s. w. organisirt wurde. In Folge der Krise vom 7. Juli traf nun aber auch die Regierung ernstliche Maßregeln. Mina erhielt den Oberbefehl der Provinz und begann mit etwa 7000 Mann den Feldzug, der, unter beständigen blutigen Gefechten und dem heftigsten Widerstand der Insurgenten (der besonders in Castelfollit an Zaragoza erinnert), den ganzen Winter hindurch dauerte und im März 1823 mit der Unterwerfung der empörten Gegenden und der Vertreibung der Insurgentenhaufen und der Regentschaft nach Frankreich endigte. Die gleichzeitige Unterdrückung der Empörung in Aragon, Navarra und den baskischen Provinzen machte dem Bürgerkrieg ein Ende, durch den die Apostolischen in Spanien und Frankreich und die heilige Allianz die Cortes fallen zu sehen gehofft hatten. Nun verwandelte sich die heimliche Unterstützung der Empörer gegen eine Regierung, der man beständig officiell die Versicherung freundschaftlicher Gesinnungen gegeben hatte, auf eine ebenso treulose, allen Grundsätzen des Völkerrechts hohnsprechende Weise in eine bewaffnete Intervention. Wenn man den Cortes die unbegreifliche Verblendung vorwirft, womit sie sich bis zum letzten Augenblick von den alliirten Mächten täuschen und an kräftigen Kriegsrüstungen hindern ließen, so darf man sich wenigstens billig wundern, mit welcher Stirn gewisse Leute der französischen Julirevolution zumuthen, den Friedensversicherungen der Diplomaten und Staatsmänner zu

*) Dieser Prälat (Strauch y Vidal) soll, wie seine Partei behauptet, ein Muster apostolischer Tugend gewesen sein, stand indessen nichtsdestoweniger an der Spitze der Umtriebe, die Catalonien in unabsehbares Verderben stürzten. Er war schon 1822 verhaftet worden, aber sein Proceß hatte sich, wie alle ähnlichen der Art in Spanien, unter den Händen der Moderirten bis zum Einbruch der Franzosen hingezogen. Als aber diese Nachricht in Barcelona eintraf, fiel er als ein Opfer der Aufregung des Augenblicks, der die Behörden nachgaben. Er wurde angeblich nach Tarragona abgeführt und unterwegs ohne Urtheil und Recht erschossen.

trauen, die, obgleich die heilige Allianz nicht mehr existirt, doch in den zerrissenen Gliedern alles Gift der großen Schlange bewahren.

Wie wenig aber die spanische Regierung zum Kriege gerüstet, wie unmöglich ein glücklicher Widerstand war, geht aus Dem, was der Verf. über Catalonien sagt, wo doch noch am meisten geschehen war, zur Gnüge hervor. Mina's Streitkräfte in Catalonien beliefen sich im März 1823 auf 20,000 Mann und 1200 Pferde. Die Hälfte dieser Macht waren Linientruppen, die andern theils Provinzialmilizen, theils Freiwillige. Die Reiterei, gerade am wenigsten wichtig in einem Gebirgskriege, war gut gerüstet; das Fußvolk dagegen im allerelendesten Zustande, mehr Räubern als Soldaten ähnlich, nach einem unerhört beschwerlichen Winterfeldzuge, den die Meisten von ihnen angefangen hatten, ohne aus ihren Standquartieren viel mehr mitzubringen als was sie mitten im Sommer auf dem Leibe trugen, ohne Mäntel, ohne wollene Beinkleider, ohne Schuhe, ohne Strümpfe, ohne Tschakos. Aber auch die Gewehre, das Geschütz u. s. w. waren im traurigsten Zustande. Dem von der Regierung vorgeschriebenen Kriegsplan zufolge, sollten die Festungen Barcelona, Figueras, Lerida, Tarragona, Cordova, Urgel, Tortosa, Ostalrich mit 13,500 Mann besetzt werden; und so blieben für die active Armee nur 6,500 Mann übrig, nebst den schwachen Guerillas von Linati, Camprubi und Eroles (nicht mit dem Glaubenshelden zu verwechseln). Die Werke jener Festungen waren aber entweder im Zustande des ärgsten Verfalls, oder, wo dies nicht der Fall war, wie bei Figueras und Ostalrich, fehlte es doch ganz an Vorräthen für eine lange Belagerung. Allen diesen Mängeln abzuhelfen, fehlte es gänzlich an Geld, und um dies herbeizuschaffen, an Zeit. In einer allgemeinen Versammlung der gefes politicos, die Mina nach Vich berief, hatten diese versprochen, 30 Mill. Reales aufzutreiben; und Mina selbst hatte von der Regierung Wechsel und Credit auf 70 Millionen erhalten. Der beschleunigte Einmarsch der Franzosen und in dessen Folge der Wiederausbruch der Empörung im größten Theil von Catalonien und den angrenzenden Küstenprovinzen machte aber die Erfüllung jener Verheißung unmöglich, und die Wechsel der Regierung wurden nicht mehr honorirt. So konnte also von einer auch nur leidlichen Ausrüstung des Heeres, von einer Ersetzung des fast unbrauchbaren Materials, von einer Instandsetzung der Festungen gar nicht die Rede sein. Zwar waren die Nationalmilizen bereit, sich an das active Heer anzuschließen, aber dann blieb gar keine Reserve übrig, und alle die Orte, wo die Apostolischen durch die Gegenwart der Nationalmiliz in Schranken gehalten wurden, brachen in offne Empörung aus, das Eigenthum, die Familien der Milicianos war ihrer Rache preisgegeben. Mit diesen Mitteln sollte man einer französischen Armee von 22,000 Mann und 7000 in Frankreich ausgerüsteten Glaubenshelden, die schon zwei Jahre Kriegserfahrung hatten, widerstehen, einem Heer, das mit Allem reichlich versehen war, dessen Material trefflich und zwei- und dreifach zu ersetzen war; einem Heere, das sich nicht mit den Ansprüchen eines Feindes ankündigte, sondern im Gegentheil als eine goldregnende Wolke in dem ermen Lande; einem Heere endlich, das, von einem der besten Feldherren der Napoleonischen Schule befehligt, von einer Seemacht unterstützt wurde, der man gar nichts entgegenzustellen hatte und die daher die Küste gleich in den strengsten Blocadestand versetzte. Sollte man nun dagegen auf Mina's frühere so glückliche, mit noch geringern Mitteln gegen einen noch überlegenern Feind ausgeführte Kriegsthaten hinweisen, so hieße dies eben den wesentlichsten Unterschied zwischen den zwei Epochen und die Hauptschwierigkeit in Mina's Stellung verkennen. Damals war die ganze Bevölkerung jener Gebirge mit ihm verbündet, jeder Hirte, jeder Landmann sein und der Seinigen Freund, Helfer, Hehler und Späher in jedem Dorf der Serranten bereit, sich mit seiner Schar zu vereinigen. Jetzt fand gerade das Gegentheil statt. Der Einmarsch der Franzosen war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand gegen ihn und die Seinen; der Boden selbst, auf dem er allein mit Erfolg kampfen konnte, erhob sich gegen ihn. Jeder Einzelne war ein Feind, ein Verräther, jeder Serranten gegen ihn. Nie war wol ein hoffnungsloserer Kampf begonnen worden als dieser, und die ihn unternahmen, waren keine durch Fanatismus geblendete, rohe, unwissende Haufen, sondern großentheils Männer, die ihre verzweifelte Lage ganz übersehen konnten, allein, den materiellen Kräften von ganz Europa gegenüber. Mit Recht konnte der tapfere Zoraquin, der bald darauf bei Vich den Heldentod suchte und fand, bei Eröffnung des Feldzuges ausrufen: „Jetzt mag Feuer vom Himmel auf uns fallen, das allein fehlt uns noch!"

(Der Beschluß folgt.)

Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. Von Karl Seebold. Frankfurt, Brönner. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 13 Gr.

Vorliegende Schrift ist polemischer Tendenz. „Bei Eröffnung der Universität in München kündigte Hr. Franz X. von Baader eine Vorlesung an unter dem Titel einer religiösen Philosophie. Der in den Lectionsverzeichnissen seltene Titel erregte die Neugierde des Publicums, und so wenig sich auch zum voraus sagen ließ, was wol in jenen Vorlesungen würde gegeben werden, so versammelten sich doch Zuhörer von jedem Alter und Stand, und gaben diesen Vorlesungen das Ansehen ungewöhnlicher Oeffentlichkeit. Es war nicht mehr das Interesse der Philosophie allein, es war das Interesse der Societät, welches hier in Bewegung gesetzt werden sollte. — Ich befand mich damals gerade in München, und da ich sah, daß in diesen Vorlesungen dem Zeitgeist geopfert wurde, so wollte auch ich demselben mein Opfer darbringen und ließ mich als Zuhörer einschreiben. Diese Vorlesungen des Hrn. v. Baader erschienen nachher im Druck, und er liefert uns darin eine religiöse Philosophie, die endlich nach so vielen Acclamationen der religiösen Partei zu Stande gekommen ist, und gibt eben dadurch dem Treiben derselben einen gewissen Zusammenhalt, welches sonst zerstreut und ohne Zusammenhang sich jeder Untersuchung entzogen hatte. Es ist gar nicht meine Absicht, des Hrn. v. Baader's Schrift zu widerlegen, sondern ich will darin nur das Problem einer religiösen Restauration der Philosophie einer Prüfung un-

terwerfen, und werde mich dabei an Hrn. v. Baader als an meinen Gewährsmann halten". — So gibt der Verf. den Gegenstand und die Tendenz seiner Schrift in der Einleitung selbst an. Er sucht aber als echter Polemiker nicht nur zu tadeln, sondern auch besser zu machen, und darum zerfällt die Schrift in zwei Theile, in deren ersterm, mit der Ueberschrift: „Restauration", er antithetisch, im zweiten, mit der Ueberschrift: „Philosophie", thetisch verfährt. Nach dem Verf. wäre Hrn. v. Baader's Meinung keine andere, als daß es Zweck der Philosophie sei, die verunreinigte religiöse Tradition zu läutern, und zwar, wie wir nur zu bald zu merken bekommen, die kirchliche Tradition. Darum ist ihm auch die Scholastik die beste Philosophie, und die Geschichte der Philosophie von dem Untergang der Scholastik an nur eine Geschichte ihres Falls und Rückgangs. Das harte Gericht, das deßhalb über Baco, Carteſius und Leibnitz ergeht, als durch welche die Scholastik in Verfall gekommen sei, gibt dem Verf. Gelegenheit, sich dieser Männer auf eine kräftige Weise anzunehmen, indem er namentlich treffend bemerkt: Männer, wie Baco und Carteſius, stimmten darin völlig überein, daß sie von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugt waren, in der Ausführung jedoch den Gegensatz des Empirismus und der Speculation bildeten. Der Gegner des Verf. scheint auch jener Voraussetzung (für mehr werden wir sie nicht gelten lassen dürfen) von einem ursprünglich vollkommensten Zustande des Menschengeschlechts hinsichtlich des Wissens zu huldigen. Hr. v. Baader ist Physiker, und mich dünkt, schon eine tüchtige Physik, wenn wir auch von eigentlicher Psychologie nicht sprechen wollen, sollte dagegen den entschiedensten Widerspruch einlegen. Allein wir begreifen es auch wohl, daß er mit dieser Voraussetzung zu viel für seine ganze Ansicht verlieren würde, und darum hält er sie fest als — Voraussetzung. Die Philosophie ist ihm bei jenen Nationen entstanden, welche die ursprüngliche Tradition nicht mehr rein und aus erster Hand, sondern bereits entstellt empfangen hätten, bei Phöniziern und Aegyptern, und sie sei von einem Bedürfnisse der Läuterung dieser Traditionen ausgegangen. Schade nur, daß wir so wenig von dieser angeblich ägyptischen und phönizischen Philosophie wissen, und selbst Windischmann, in dieser Rücksicht ein Geistesverwandter des Hrn. v. Baader, will nicht an dieses Vaterland derselben glauben. Den positiven Grund, warum Hr. v. Baader die Philosophie gerade bei den Phöniziern und Aegyptern entstehen läßt, erfährt man nicht.

Der zweite größere Theil der Schrift enthält die eigne Ansicht des Verfs., bei welcher wir vor Allem eine vertrautere Kenntniß, ein selbständiges Durchdenken des Kant'schen Systems als einen Vorzug rühmen müssen. Ein System von dieser originellen Tiefe, wie das Kant'sche, nicht blos oberflächlich kennen zu lernen, gleichsam denkend zu reconstruiren, hat der deutschen Philosophie schon viele Früchte gebracht. Es war dies der Weg, den Reinhold, Fichte, Herbart, Schopenhauer gingen. Den Verf. führt er zu einem Empirismus, „der es für vergeblich und für eine kurze Täuschung hält, die Realität der sinnlichen Natur durch die Worte Phänomen und Phänomenologie verdächtig zu machen. Das vornehme Herablehen auf Empiriker und Empirismus, ohne nur einmal anzugeben, was darin eigentlich Tadel verdient, ist eine Ziererei, die überall das Gemeine erblickt, wo überhaupt noch Etwas existirt. Da sollen es Ideen sein, die man in wissenschaftlichen Productionen zu verwirklichen angetrieben werde; nichts ist der Wissenschaft mehr zuwider. Das ist die Losung des ermatteten Verstandes, der zu schwach, für sich allein das wissenschaftliche Werk durchzuführen, sich mit der Einbildungskraft associirt; jedoch zu seinem eignen Nachtheil, weil er nun auch den Launen seiner neuen Genossin gefällig sein muß". Als Aufgabe der Philosophie betrachtet er, „daß der Mensch durch selbstthätige Forschung sich eine eigne Ueberzeugung zum erstenmal zu schaffen unternahm, eine Ueberzeugung, welche auf die Natur gehen und darin ihre Probe finden sollte". Freilich nur etwas zu unbestimmt, da jede Wissenschaft berufen ist, eine Ueberzeugung zu schaffen. — Für den Schlüssel des Kriticismus hält er die Alternative: entweder es gibt keine Erkenntnisse a priori, oder die Welt der Gegenstände ist auch abhängig von unserm Erkenntnißvermögen. Nun geht er von dem Kant'schen Satze aus, daß von dem Einwirken einer realen Welt auf den Sinn das Hervortreten der Anschauungen abhänge, folgert aber daraus gleich weiter, daß diese Abhängigkeit die Anschauung nicht blos im Ganzen, sondern in allen einzelnen Bestimmungen treffe, und kommt dadurch zu dem Schlusse, daß, wenn eine Anschauung bei gesunden Sinnen in einem oder mehren Punkten sich ändert, das erregende Ding sich in ebenso vielen Punkten geändert haben müsse. Wenn wir auch das Letztere zugeben sollten, was wir jedoch zu thun Anstand nehmen, da nicht gerade das erregende Ding, sondern auch das Verhältniß anderer Dinge, ja unser eignes Verhältniß zu demselben unsere Anschauung ändern kann: so erscheint doch auf jeden Fall der Ausdruck *gesunde* Sinnen als ein ziemlich unbestimmter und gänzlich relativer. Ebenso wenn behauptet wird, die Erfahrungen bestehen bei weitem nicht allein in Vorstellungen und Erkenntnissen, sondern auch in Collisionen und Begegnissen, wird Vorstellung in einem sehr beschränkten Sinn genommen; auf jeden Fall aber beschränkter, als es sollte wenn der Verf. die Vorstellungen des Taſtſinns (man denke an die Blinden) höchst unvollkommen und dunkel nennt, und behauptet, unsere Naturerfahrung habe zweifachen Ursprung, und erst die Vereinigung der Anschauung mit der nicht anschaulichen Offenbarung des Körperlichen durch den Taſtſinn hebe den Zweifel an der Realität derselben auf. Fürwahr ein kleines Gebiet der Realität und ein eigenthümliches Kriterium derselben! Ebenso möchte der Sprachgebrauch unnöthig verrückt, oder das Wesen der philosophischen Betrachtung verkannt sein, wenn die auf jenen Gründen aufzubauende Naturphilosophie in Naturgeschichte, Physik und Metaphysik getheilt wird. — In den folgenden Abschnitten, die das Verhältniß der Philosophie und Religion besprechen, erhalten wir vieles sehr richtig Gesagte, namentlich über eine Philosophie des absoluten Wissens. Allein dennoch ist es Schade, daß der Verf. zu vergessen scheint, er stehe hier in dem theologischen Theile seiner Schrift. Er erklärt ausdrücklich, daß er sich nur auf Beantwortung der Frage beschränken wolle: liegt in der Religion ein wissenschaftliches Princip oder nicht? Die Frage gehört allerdings zu denen, die die Philosophie in ihrer Richtung auf die Religion zu beantworten hat, aber sie erschöpft nicht ganz das Geschäft der Philosophie in dieser Beziehung. Eine Hauptfrage ist noch immer die, welche besonders bei der Ansicht des Verf., nach der wirklich kein wissenschaftliches Princip in der Religion liegt, am allerwenigsten umgangen werden kann: welches ist das Princip der Religion in der menschlichen Seele? Hätte der Verf. sich seine Aufgabe hier vollständiger überlegt, so würde er gewiß auch gerechter gegen das Suchen Jacobi's geworden sein. Ein eigner Abschnitt unter der Ueberschrift „Erleuchtung" kämpft wieder gegen Hrn. v. Baader's Ansicht von der Religion.

Als die andere neben der Naturwissenschaft hergehende Aufgabe der Philosophie nennt der Verf. die Ethik, und eifert vor allen Dingen wieder gegen die Moral der sogenannten Religiösen. Wir fürchten, daß er in seinem gerechten Eifer hier zu weit gegangen und auf ein anderes Aeußerste gerathen ist, wenn er eine religiöse Moral mit einer Priestermoral verwechselt und verwirft, wenn er die Moral auf Autonomie zu gründen für eine leichte Mühe hält, und dabei Physik und Ethik so von einander scheidet, daß er sagt, die Physik wolle *wissen*, d. h. die Natur erfahrungsmäßig kennen lernen, und ihren Zusammenhang verstandesmäßig begreifen; die Ethik hingegen nicht wissen noch begreifen, sondern den Menschen über sich selbst *aufklären*. Wer möchte nicht diese Scheidung allzuschwankend und logisch unbestimmt finden? — Mit größerm Rechte und Erfolge erklärt er sich gegen den Unterschied der theoretischen und praktischen Philosophie, da jede Praxis eben ihre Theorie haben müsse, und umgekehrt. Gegen den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand, wie er von Vielen, namentlich auch von

Kant genommen wird, finden sich hier treffende Bemerkungen; aber freilich hätte die Sache, um gründlich behandelt zu werden, ein tieferes Eingehen in die Psychologie erfodert und verdient. Wenn der Verf. sagt, daß aus der bloßen Form der Gesetzgebung keine gebietende Kraft hervorgehe, und daß das Moralgesetz durch sie ebenso wenig vertreten werden könne, als die oberste Staatsgewalt durch einen Hut auf der Stange, so mußte er wenigstens einen ganz ungewöhnlichen Begriff mit dem Wort Autonomie verbinden, wenn er nicht gerade durch eine solche Bemerkung derselben den Stab brechen wollte. Und dies wird noch mehr bestätigt durch die sehr guten, wenn auch nicht erschöpfenden Andeutungen über das Verhältniß der Offenbarung zur Ethik. Unbedeutender und ziemlich auf der Oberfläche sich haltend sind die daran geknüpften Bemerkungen über Geschichte, die erklärt wird für eine Offenbarung des menschlichen Geistes, und was darin nicht begreiflich sei, das sei auch keine Geschichte mehr (hätte der Verf. sich nicht so entschieden für den Empirismus ausgesprochen, so glaubte man hier fast den Traum von einer Construction der Geschichte a priori zu hören). Ebenso die Erörterung über das Primat der praktischen Vernunft, wobei es noch befremden muß, daß der Verf. die drei letzten Punkte nicht in umgekehrter Ordnung aufstellte, die gewiß die natürlichere und von vortheilhaftem Einfluß auf die Behandlung der Sache selbst gewesen wäre. Die beiden folgenden Abschnitte über speculativen Dogmatismus und über die Antimonien gehören zu dem Trefflichsten der Schrift, namentlich sofern sie schöne Beiträge zur Erläuterung der Kant'schen Leistungen und zu deren Weiterbildung liefern. Gleich im Anfang der Schrift hatte der Verf. bei den Bemerkungen über den kritischen Idealismus erklärt, daß es nicht die Absicht Kant's gewesen sei, die Erfahrung zu schmähen, sondern die metaphysische Erkenntniß gegenüber von dem Scepticismus des Hume zu retten. Hier wird der dort verlassene Faden weiter fortgeführt und die Rechte des Empirismus gegenüber dem speculativen Dogmatismus in Schutz genommen. Sehr piquant ist die Bemerkung, daß der unwiderstehliche Reiz, eine Herrschaft auszuüben, welche über die Schranken des Sinns hinausschreitet, im ethischen Princip liege, und es ist nur eine Paradoxie des Ausdrucks, der einen sehr richtigen Gedanken verbirgt, wenn er sagt: in der speculativen Philosophie seien wir Realisten, in der Ethik Idealisten. Die Behandlung der Antimonien wird immer ein Gegenstand geistreicher Uebung des Philosophirens bleiben, und wir haben ohne Zweifel nicht erst nöthig den Verf. auf eine ähnliche Behandlung aufmerksam zu machen in Schopenhauer's Kritik der Kant'schen Philosophie, und bei Herbart in mehren seinen Schriften. Eine Stelle des Letztern in seiner neuen „Psychologie" (Bd. 2, S. 394) können wir uns nicht versagen hier anzuführen: „Kant's Antimonien sind nicht blos der schönste Theil seiner Vernunftkritik, sondern zugleich eine der glänzendsten und geistreichsten Darstellungen, die jemals ein speculativer Denker unternommen hat; in dieser Hinsicht mit ihm zu wetteifern wird stets ein gefahrvolles Unternehmen sein und bleiben. Man glaubt ein großes Brennglas zu sehen, dessen Focus die sämmtlichen Strahlen der Welt, nachdem sie von den verschiedenen Systemen der Philosophie reflectirt werden, verdichtet und allen Irrthum der Meinung verflüchtigt. Die Sprache selbst ist in dieser Gegend der Vernunftkritik vortrefflich; man hört einen unermüdlichen Redner, der das Für und Wider in der größten aller Angelegenheiten des theoretischen Denkens klar vor Augen legt und mit einem Richterspruche salomonischer Weisheit endigt". Indessen ist trotz aller der bisherigen Anstrengungen gerade auch über dieses Capitel die Untersuchung nichts weniger als geschlossen. Dieses Goldlager der Speculation ist noch nicht erschöpft. Nach unserer Ansicht muß immer noch den Gründen derselben unbefangener und tiefer nachgespürt werden; und es ist noch ein Umstand, den man vielleicht als einen ziemlich zufälligen viel zu sehr unbeachtet gelassen hat, daß die Bündigkeit der von Kant und Andern gegebenen Beweise auf der logischen Infallibilität der apagogischen Beweisart beruht. So lange aber die Logik ihre Untersuchungen über diesen Punkt dem Abschlusse nicht näher gebracht hat, so lange ferner die Zahl der metaphysischen Negationen nicht gehörig erkannt, ihr Werth nicht vollständig geschätzt ist, so lange wird auch das Gebiet der Antinomien, deren Bearbeitung nicht für ein bloßes speculatives Exercitium gehalten werden darf, deren Interesse weiter geht als ihr Gebiet, stets von Neuem rüstige Arbeiter erheischen und finden. — Der letzte Abschnitt endlich, der „Anmaßung der religiösen Philosophie" überschrieben ist, kehrt abermals zu Hrn. v. Baader zurück, und zeigt uns allerdings recht deutlich, welchen Grund der Verf. haben konnte, von Unwillen erfüllt zu werden gegen die Bemühungen des Hrn. v. Baader, der den klaren Quell der Kant'schen Forschung mit vornehmer Geringschätzung abweisen und dagegen eine schlechte, trübe Brühe, wie etwa der große Proselytenmacher Windischmann und andere Leute von ähnlicher Tendenz, anrichten will.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Zwei Hauptansichten über das Verhältniß der Philosophie und Religion gehören zum Curs der gegenwärtigen Zeit. Ob nicht noch eine dritte möglich sei, darauf dürfen wir uns hier nicht einlassen. Die eine von jenen stellt Philosophie an die Stelle der Religion, und macht sich ein bequemes Bettlein duftender Fleskeln zurecht, auf welchem sie süß hinüberschlummert in das Chaos eines egoistischen Himmels; die andere stimmt die Philosophie herab bis zur Dialektik und theilt sich selbst wieder in eine dialektisch-psychologische und dialektisch-metaphysische Partei. Die erste dieser beiden letzten Bestrebungen hat uns etwas Tüchtiges und Ehrwürdiges, so lange sie erkennt, daß sie nur eine Seite der Religion betrachte, die subjective, und so lange sie nicht diese subjective für die objective geltendmachen, über dem Bewußtsein der Thatsache die Thatsache selbst vergessen will, in welchem Fall sie sich in autotheistischem Subjectivismus verliert. Ein absolutes Gefühl ist fast ebenso sonderbar als ein absolutes Wissen. Zu welcher Seite aber Hr. v. Baader zu zählen sei, ist nicht mehr zweifelhaft. Seine Geständnisse darüber sind selbst naiv genug. Schon lange hat man der neuesten Philosophie eine Restauration der Scholastik vorgeworfen; — Hr. v. Baader gibt sie für deren letzten Zweck aus. Schon lange hat man getadelt, daß die Philosophie nur zum dialektischen Advocaten des Bestehenden heruntersinke; — Hr. v. Baader erklärt, daß von einem andern Streben derselben nicht die Rede sein könne. Gegen dieses Verfahren mag sich wol die Stimme eines Mannes erheben, der von Kant'schem Geiste getränkt ist und, wie schon gesagt, zur Verwandlung desselben in Saft und Blut einen schönen Beitrag liefert. Wir können dies dem Verf. nur Dank wissen, wenn schon ihm hier und da noch eine leidenschaftlosere Sprache zu wünschen wäre, eine größere Intension seiner polemischen Instanzen selbst auf Kosten der Extension, und zugleich eine strenger wissenschaftliche Präcision der Begriffserklärungen, die es verschmäht durch Tropen sich zu helfen, wo nur feste und genaue Bestimmungen an ihrer Stelle sind. Sein Vortrag wird an manchen Stellen zu declamatorisch und verliert dadurch an Wissenschaftlichkeit. In seinen historischen Andeutungen ist er nicht immer vorsichtig genug, denn es finden sich selbst Unrichtigkeiten, wie die Entstehung der Ethik unter Anaxagoras (S. 86), oder doch wenigstens zweifelhafte Annahmen für gewisse Thatsachen ausgegeben, wie: „Pherecydes schrieb zuerst in Prosa, dies ist ein sprechendes Factum" (S. 87). Man vergleiche aber nur darüber die schwankenden Nachrichten bei Sturz (Pherecydis fragm. etc., ed. 2, S. 11), wozu noch kommt, daß der Geist der spätern Zeit eher gegen als für diese Annahme zu sprechen scheint. Fortgesetzte Studien werden dem Verf. diese Mängel selbst erkennen und leicht verbessern lassen. 198.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 312. — 8. November 1831.

Mémoires de la dernière guerre de Catalogne, par *F. Galli.*

(Beschluß aus Nr. 311.)

Was unter solchen Umständen von Mina und den Seinen dennoch ausgeführt worden durch unglaubliche Kühnheit und Schnelligkeit der Bewegungen und Angriffe, ist hier nicht der Ort, ausführlich zu berichten, und geschieht dies auch vom Verfasser nicht. Wir heben daher nur einen Zug heraus, den er als Augenzeuge erzählt, nämlich Mina's Rückzug nach Urgel nach seinem vergeblichen Versuch, durch die französische Cerdagne und Roussillon gegen Figueras vorzudringen, im Juni 1823. Von allen Seiten durch Uebermacht bedrängt, zog sich Mina wieder auf spanisches Gebiet gegen Campredon zurück, um auf diesem Wege wo möglich nach Figueras durchzubrechen; aber schon in Ribas erhielt er Kundschaft, daß St.-Priest und Eroles von dieser Seite gegen ihn im Anzuge seien. Es blieb ihm nun kein anderer Ausweg, als mit etwa 2500 Mann über den höchsten Kamm der Pyrenäen, über die selten von irgend einem menschlichen Fuße betretenen Schneegipfel von Siete casas und Nuria nach Urgel zurückzukehren. Nachdem sein Häuflein den ganzen Tag fast ohne Nahrung oder Erfrischung marschirt war, mußte auf der Stelle, wo Jeder stand, Halt gemacht werden, um in der Dunkelheit nicht einen unvermeidlichen Untergang zu finden. Trotz dieser Vorsicht und ausgestellter Wachen erblickten wir (fährt der Verf. fort), als die Sonne aufging, in der Tiefe der uns umgebenden Abgründe die zerschmetterten Leichname mehrer unserer Gefährten. Nach 16stündigem Marsche erreichten wir Siete casas. Der Feind drängte uns von allen Seiten, und nach kurzer Rast brachen wir vor Sonnenaufgang wieder auf und zogen mehre Stunden über ewigen Schnee, zwischen tiefen Abgründen, in dichtem Nebel; so erreichten wir die jenseits eines ersten Gebirgskammes in einem Alpenthal liegende Kapelle von Nuria. Noch blieb uns der höchste Kamm zu übersteigen. Nach kurzer Ruhe klettern wir die steilen Schneefelder hinan, als plötzlich ein furchtbarer Sturmwind mit Schnee und Hagel losbricht, Menschen und Pferde in den Abgrund reißt. Als der Nebel zerrissen ist und der Blick sich weiter ausbreiten kann, suchen wir vergebens unsere Vorhut, die der tapfere Gurrea anführte. Vor uns nichts als die blendende Schneewand, ringsum öde Stille. Es schien kaum zu bezweifeln, daß sie ihren Untergang gefunden, und Mina rief mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes: „Selbst und allein umzukommen, ist Nichts, aber den Tod so vieler Tapfern veranlassen — das ertrag' ich nicht!" An weiteres Vordringen war nicht zu denken. Der Verf. soll dem Oberst Ozorio, der die Nachhut des langen Zuges führt, den Befehl bringen, nach Nuria zurückzukehren. Der Pfad war so eng, daß er an vielen Stellen nur mit Lebensgefahr neben den Soldaten und von ihnen gehalten, sich vorbeidrängen konnte. Nachdem die halberstarrten Soldaten sich in Nuria etwas erholt haben, schlagen wir den Weg nach Ribas wieder ein, aber bald zwingt uns die Nachricht, daß der Feind mit überlegener Macht schon dort steht, wieder nach Nuria zurückzukehren. Es blieb uns nun nichts übrig als ein zweiter Versuch, die Schneegipfel zu übersteigen. Er gelang nach unglaublichen Anstrengungen, und wir hofften, in Livia, in der spanischen Cerdagne, einiger Ruhe zu genießen. Aber kaum in die Thäler herabgestiegen, wurden wir von allen Seiten angegriffen, und unter neunstündigem Kampfe näherten wir uns so langsam Urgel, daß wir kaum hoffen konnten, es noch vor Nachts zu erreichen. Hierzu kam noch ein schwerer Unfall, der Mina traf. Er hatte eine Höhe erklettert, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten; beim Herabsteigen strauchelte er, und wir sahen ihn eine lange Strecke zwischen den Felsstücken hinrollen. Sein Fuß war schwer verletzt, Blut strömte aus seinem Munde, als wir ihn aufhoben; doch sprach er den Soldaten Muth zu und schleppte sich, trotz seiner Schmerzen, nach Urgel voraus, um uns Hülfe entgegenzusenden. Mehr Gespenstern als menschlichen Wesen ähnlich, erreichte endlich der schwache Ueberrest seiner Schar die Festung wieder. Der Verf. selbst war an diesem letzten Tage von der Colonne getrennt worden und verdankte seine Rettung vor den nachsetzenden Feinden einem Hirten, der ihn verbarg, bis sie vorüber waren. Gurrea's und der Seinigen Schicksal war indessen weniger schrecklich als man geglaubt. Sie hatten vor dem Schneesturm die Gipfel überstiegen und die französische Cerdagne erreicht. Hier warteten sie eine Zeitlang auf das Hauptcorps und suchten, da dies nicht erschien, die Straße von Puycerda zu erreichen. Aber hier traf er auf einige fran-

zösische Bataillons, und nach einem siebenstündigen Gefechte, wobei er durch einen Bayonnetangriff an der Spitze von 60 Grenadieren ein feindliches Bataillon durchbrochen, mußte er die Waffen niederlegen. Als er dem General St.-Priest seinen Degen überreichte, gab ihn dieser denselben zurück, indem er sagte: „Behalten Sie ihn, Sie haben ihn zu gut zu führen gewußt". Zugleich fragte er ihn, wo seine Truppen seien, und konnte nicht glauben, daß das kleine Häufchen, was er vor sich sah, ihm so lange widerstanden habe.

Dieser unglückliche Zug hatte indeß dem Kampfe im obern Theil von Catalonien ein Ende gemacht, und Mina konnte nur noch daran denken, Barcelona selbst so lange wie möglich zu halten. Schon zwei Tage nach seiner Rückkehr nach Urgel verließ er die Festung wieder und schlug mit einem Theil der Besatzung den Weg nach Santa-Coloma de Queralt ein. Die Bewohner dieses Ortes hielten seine Truppen für Feinde und empfingen sie mit Flintenschüssen, und erst als sie ihn selbst erkannten, öffneten sie die Thore und empfingen ihn und die Seinen mit lautem Jubel und herzlicher Gastfreundschaft. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Tarragona langte er endlich krank, in einer Sänfte getragen, in Barcelona an. Der weitere Verlauf dieses vergeblichen Kampfes ist bekannt genug. Zwei Versuche, den Feind durch einen Angriff in seinem Rücken bei Mataro von Barcelona zu entfernen, schlugen fehl. Cardona und Tortosa fielen durch Verrath, die Franzosen besetzten Valencia. Noch kurz vorher in Tarragona hatte Mina (in Beziehung auf seinen von den Aerzten für sehr gefährlich erklärten Zustand) voll Vertrauen zum General Manso gesagt: „Freund, an Euch ist es jetzt, der Vertheidiger Cataloniens zu sein; ich verlasse mich auf Euch". Worauf Manso, einen Augenblick aus seiner gewöhnlichen Kälte herausgerissen, antwortete: „Ihr denkt zu gut von mir, mein General; aber sein Sie ruhig, ich werde Alles thun, um Ihren Wunsch zu erfüllen". Dessen uneingedenk, ging Manso bald nach der Einnahme von Valencia zum Feinde über, ohne jedoch seine Soldaten, einige wenige ausgenommen, zu gleichem Abfall verleiten zu können. Es herrscht ziemlich allgemein die Ansicht, als wenn solche Beispiele von Verrath unter den spanischen Truppen zu der Zeit häufig gewesen wären. Dies ist indessen falsch, wenigstens was die einigermaßen bedeutendern und bekanntern Männer betrifft, unter denen Manso, Abisbal, Morillo beinahe die Einzigen waren, die dieser Vorwurf trifft. Obgleich nun an und für sich und nach unserer eignen Ansicht das Betragen dieser Männer keinen andern Namen als den eines nichtswürdigen Verraths verdient, so darf man doch nicht übersehen, daß vielleicht bei keiner andern Gelegenheit so viele Verhältnisse und Rücksichten zusammentrafen, um Schwachmüthigen oder Uebelgesinnten den Verrath zu erleichtern, um ihnen Entschuldigungen und Rechtfertigungen vor ihrem eignen Gewissen und vor der Welt darzubieten. Die Gefangenschaft des Königs in Cadiz, wodurch formell die Verfassung aufgehoben war, die augenscheinliche Unmöglichkeit eines glücklichen Ausganges und also die Nutzlosigkeit des fernern Widerstandes, die Versicherungen der französischen Feldherren und Agenten, wonach das Wohl des Vaterlandes selbst die Unterwerfung, das Aufhören des Kampfes dringend fodere, und die freilich nur hätten gehalten zu werden brauchen, um die Intervention in dem Urtheil der Geschichte zu entschuldigen: alles Dies bot Stoff genug zu Sophismen und Vernunftgründen für Diejenigen, die ihrer Sache treulos werden wollten; jedenfalls aber erhöht es das Verdienst der großen Mehrzahl Derer, die bis zum letzten Augenblicke fest blieben und nur der entschiedenen materiellen Uebermacht unterlagen. Unter diesen wackern Männern verdient besonders der ehemalige Minister Evaristo San-Miguel genannt zu werden, der im September einen letzten Versuch zu einer Diversion im Rücken des Feindes machte, indem er in Lerida gegen 3000 Mann sammelte, um von da über Barbastro vorzudringen. Von einer dreifachen feindlichen Macht nach Lerida zurückgedrängt, versuchte er einige Tage später mit 400 Reitern durchzubrechen. Bald sah er sich aber von der Division Lauriston umringt; aufgefodert, sich zu ergeben, stürzt er, den Tod suchend, in die feindlichen Reihen; seine treuen Reiter folgen ihm und fallen unter dem Ruf: Viva la constitucion! San-Miguel wird, mit Wunden bedeckt, in seinem Blute schwimmend, von den Siegern aufgehoben, welche ihm die dem tapfern Feinde gebührende Achtung und Pflege nicht verweigern. Als aber Lauriston ihn fragt: ob er sich irgend über das Betragen seiner Soldaten gegen ihn zu beklagen habe, erwidert er: „Nichts, als daß sie mir das Leben gelassen haben".

Auch Frauen zeigten sich solcher Männer würdig. So errichtete die Witwe des unglücklichen Generals Lacy (1818 als Haupt einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Constitution erschossen) in Barcelona ein Corps von Lanzenträgerinnen, welche der Besatzung bei ihren Ausfällen folgten, um die Verwundeten auf dem Schlachtfelde zu pflegen; so wagte es die Gattin des Hauptmanns van Halen (neuerdings in den Niederlanden bekannt geworden) im Juni 1822, als Bäuerin verkleidet und ganz allein, mitten durch das empörte Gebirg von Barcelona nach Berga zu reisen, von wo aus sie der Colonne, deren Reiterei ihr Mann anführte, auf allen ihren Zügen folgte und oft im heftigsten Feuer den Soldaten ein Beispiel der Unerschrockenheit war.

Nach der Uebergabe von Cadiz, der gänzlichen Auflösung der constitutionellen Regierung, gebot Pflicht und Gewissen, dem Kampf ein Ende zu machen, und so schloß Mina im November die Capitulation von Barcelona, welche, wie alle andere, von den Bundesgenossen der Franzosen unter deren Augen gebrochen wurde. Daß der Verf., der in Frankreich und für die Franzosen von 1828 schreibt, die Rolle, welche Frankreich in dieser ganzen Sache spielte, nur sehr schonend bezeichnet, ist begreiflich. Die Geschichte wird diese Rolle aber immer als gleichverächtlich brandmarken, sie mag nun eine freiwillige und absichtliche oder gezwungene gewesen sein. Sie wird sich in ihrem Urtheil weder durch die blühen-

den Tiraden eines Chateaubriand, noch durch den Ausspruch Canning's: daß nie ein Heer weniger Unheil angerichtet und mehr verhütet habe als das französische, irremachen lassen. Im Gegentheil ist für alles Unheil, was seit 1823 auf Spanien und auf seinen edelsten Söhnen lastet, einzig und allein die heilige Allianz verantwortlich, als deren Executionstruppen und Gendarmerie das französische Heer gebraucht wurde. Konnte man die Reaction der apostolischen Partei nicht verhindern? — so müssen die großen Staatsmänner der heiligen Allianz es sich gefallen lassen, als einfältige, gemißbrauchte, betrogene Werkzeuge dieser Partei zu erscheinen. Wollte man es nicht, wollte man die in der Ordonnanz von Andujar, in so vielen Capitulationen verbürgte Ehre der Bourbons nicht lösen? Doch es ist klar genug, man konnte und wollte nicht, und die größte politische Verruchtheit und Gewissenlosigkeit vereinte sich hier mit der größten Schwäche und Stupidität. Man wollte ein von Heuchlern für Schwachköpfe erfundenes System in Spanien durch ein argumentum ad hominem im Großen demonstriren — weiter nichts. Nachher überließ man Spanien seinem Schicksal, denn daran lag Niemanden etwas. 21.

Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Eduard Scriba. Erste Abtheilung, die im Jahre 1830 lebenden Schriftsteller des Großherzogthums enthaltend. Darmstadt, Leske. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Nicht den neun Musen, sondern sieben giesener Professoren dedicirte Hr. Scriba sein Werk. Ganz passend; denn unsere großherzoglich hessische Gelehrsamkeit concentrirt sich in der Universitätstadt Giesen; nirgends können pares eine bessere Aufnahme finden als bei pares, und endlich war wol passend, daß der Herausgeber, der ebenfalls im Lexikon eine Stelle sich eingeräumt hat und als Candidat der Theologie in Darmstadt lebt, seiner „hochverehrten akademischen Lehrer", die noch nicht lange her seine Lehrer waren, vorzugsweise gedachte.

In seiner Vorrede (S. v—x) setzt Hr. Scriba Mehres aus einander. Hauptsächlich interessirt uns, was Hr. Scriba will und wollte. Er wollte nicht die Strieder'sche „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte" mit einem Supplementbande bereichern, sondern ein von dieser völlig unabhängiges, für ein größeres Publicum bestimmtes Werkchen liefern. Dabei nahm er Bedacht auf alle Landestheile des Großherzogthums Hessen, während Strieder und Justi dieses nicht thaten, vielmehr die seit 1806 dem Großherzogthume Hessen incorporirten Lande ausschlossen. „Alle, gleichviel ob im In- oder Auslande lebende Schriftsteller, welche irgend eine Stadt oder sonst einen Ort des jetzigen Großherzogthums als den Ort ihrer Geburt anerkennen; alle Schriftsteller, welche im Jahre 1830 im Großherzogthum, sei dies wegen Besitz des Staatsbürgerrechts, erhaltener Anstellung im Staatsdienste, oder wegen mehrer fester Aufenthaltsnahme in demselben eingebürgert waren, sowie alle von 1800 bis Ende 1830 in demselben, oder auch im Auslande, insofern sie rücksichtlich ihrer Geburt dem Großherzogthum angehörten, verstorbene Schriftsteller müssen, der Natur der Sache nach, in ein Lexikon aufgenommen werden, welches sich als ein Lexikon eines bestimmten Landes und einer bestimmten Zeit ankündigt".

Man ersieht zugleich aus diesem eben angeführten Satze, daß Hr. Scriba etwas schwerfällig schreibt. Uebrigens nimmt ihn dagegen, sowie manches Andere, wovon unten noch mehr gesprochen werden muß, seine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit in Schutz. Ja, diese allgemeine literarische Amnestie erstreckt sich fast auf die Masse Druckfehler, welche am Schlusse, auf zwei enggedruckten Seiten, als Nachtisch uns vorgesetzt werden und denen noch viele unangezeigte geistig sich gesellen.

Die hier anzuzeigende erste Abtheilung des Werkchens enthält von 291 hessischen Schriftstellern theils ausführlichere, theils kürzere biographisch-literarische Mittheilungen, je nachdem die mitgetheilten oder gesammelten Materialien es gestatteten. Diese Mittheilungen sind aber nur Anzeigen der Geburt, mit Geburtsort und ersten Lebensverhältnissen; dann Studium mit Angabe der Lehrer; nachher, was man bürgerliche Carriere nennt, mit Titeln, Avancements, Besoldungszulagen und selbst Ordenszeichen, insoweit davon auf Gelehrte kommt. Zuletzt, eingerückt, die Schriften. — Bei Wenigen nur findet sich mehr, und fast nur dann, wenn der biographisirte Schriftsteller seinem Biographen eines Längern die Feder aus der Hand nahm und eine förmliche Selbstbiographie lieferte, z. B. Gottfried Weber, der Arzt von Wedekind, Professor Schlez, Stickel und noch Einige. Kritik über Leben, Handlungen und Schriften seines Häufleins hessischer Schriftsteller gibt Hr. Scriba gar keine, ja, er wundert sich sogar in der Vorrede, daß „unbegreiflicherweise" man hier und da von seinem Lexikon etwas der Art vermuthete und Mittheilungen deshalb abschlug. Strieder hatte in seiner allerdings noch in weit altmodischerm und veralteterm Style geschriebenen „Grundlage" doch Hinweisungen auf Recensionen der Schriften von ihm angeführter Autoren gegeben. Aber auch diese Art indirecter Kritik verschmähte Hr. Scriba. Ebenso wenig führt Hr. Scriba, allerdings selbst noch Junggesell und dennoch Schriftsteller, in seinem Lexikon an, ob die Autoren verheirathet seien, von denen er spricht, was gewiß — selbst literarisch — nicht so unwichtig ist. Nur in den ihm gelieferten längern Selbstbiographien durften die Frauen ihre Stellen behalten; anderwärts merzte er sie unerbittlich aus, und es ist zu verwundern, daß demungeachtet vier Schriftstellerinnen, wovon allerdings zwei noch ledig und die dritte Witwe, in diesem Frauenbildersturme sich retteten.

Manche Autoren sind wirklich nur Passanten gewesen, z. B. v. Holtei; Andere kamen aus Frankreich oder sonst aus der Welt ins Großherzogthum, z. B. Lendroy, Borré, van Eß, und noch Andere, die längst hinaus sind, z. B. Benzel-Sternau, waren doch drin geboren. Es ist wie eine table d'hôte! Der Silhouettschneider tritt herein, schattet Herren und Damen ab, sie mögen nun stehende Gäste, oder mit der letzten Diligence gekommen sein, oder mit der nächsten fortgehen — genug, heute waren sie da; die Silhouettensammlung trägt das Datum von heute, und man kann nicht einmal viel gegen dies Verfahren einwenden.

Hr. Scriba sagt auch noch in der Vorrede, daß bei einem Schriftstellerlexikon weder auf die Quantität noch auf die Qualität der herausgegebenen Schriften Rücksicht genommen werden dürfe. Und danach verfuhr er treulich. Schriftsteller, die beim Vereine deutscher Aerzte und Naturforscher nicht tafelfähig wären, d. h. solche, die auch nur eine Dissertation geschrieben, rückten, unangerufen von den Wappenherolden und Turniervögten, in seine literarische Rennbahn ein, z. B. der verdienstvolle Professor Walser in Giesen. Ja, diese Gelegenheitsgedichte und Operntexte finden unter Werken Erwähnung, die, wenn auch Bücher, doch nicht mehr Verdienst haben als jene, z. B. bei Subconrector Karl Baur in Darmstadt. Sogar noch ungedruckte Manuscripte sind unter den edirten Werken angeführt, wie z. B. bei Rath Schazmann in Darmstadt: „Historisch-diplomatische Nachrichten über das ehemalige Ruralcapitul in der Reichsstadt Friedberg", Fol., 1795, mit 14 Beilagen und einer Karte, (also 7 Mal das Horazische: nonum prematur in annum, zur Anwendung gebracht!), desgleichen (ebenfalls noch zu

vergeben!) Lebensskizze Rudolfs von Friedberg, des Verf. der goldenen Bulle. Vom Geheimerath Floret in Darmstadt erfahren wir u. A., daß in den Jahren 1813 u. 1816 zwei Schriften von ihm erschienen seien, rücksichtlich deren er die Anonymität noch nicht aufgeben wolle.

Natürlich finden sich manche factische Unrichtigkeiten in dem Werke. Es ist zu hoffen, daß, da alle Beschriebenen noch leben (Einige sind freilich mittlerweile gestorben), von ihnen selbst die erfoderlichen Emendationen ausgehen, und diese in der zweiten Abtheilung, welche die von 1800—30 verstorbenen hessischen Schriftsteller und die erfoderlichen Ergänzungen der ersten Abtheilung enthalten soll, benutzt werden.

Nur als kurzen Beleg führen wir diese Unrichtigkeiten an: v. Gagern war nicht Abgeordneter auf dem Landtage von 1826; K. T. Welcker zog nicht als Freiwilliger gegen Frankreich, sondern umgekehrt, F. G. Welcker; Wilhelm Schulz ist nicht am 26. Januar 1790, sondern am 13. März 1797 in Darmstadt geboren; nicht 1810, sondern 1811 ward er Cadet; u. dgl.

Trotz der gemachten Ausstellungen hat indessen doch das Werkchen manches Verdienstliche, und wegen des billigen Preises empfiehlt es sich zur Anschaffung.

Zum Schlusse nun noch die bekanntern, ins Lexikon aufgenommenen Schriftsteller: Adrian, Ametung, André, Benzel-Sternau, Braun (in Mainz), Crome, Dahl, Diel (der Pomolog), van Eß, Gebrüder Follen, v. Gagern, v. Gerning, v. Haupt, Heldmann, Heinrich Karl Hofmann, Horst, Hüffell, Jaup, Kröncke, Kühnöl, Linde, v. Löhr, Marezoll, Maus, Moller, F. H. Müller, Rink, Rumpf (in Berlin), Sartorius (in Dorpat), Schacht, Schlez, G. G. Schmidt (der Physiker), J. E. C. Schmidt (der Theolog), Wilhelm Schulz, F. H. C. Schwarz (in Heidelberg), F. L. Wagner, Gottfried Weber, v. Wedekind (Vater und Sohn), Gebrüder Welcker, Wildrand, Ernst Zimmermann. 200.

Briefliches Urtheil über Tieck's neueste Novelle: „Der Mondsüchtige", in dem Taschenbuch „Urania" für 1832. *)

— — Ob ich in das Urtheil Ihres Donnerstagskränzchens über den „Mondsüchtigen" einstimme? Nein, Theuerster! so wenig als ich Pustkuchen oder Wolfgang Menzel heiße. Ich halte diese Novelle für eine der poesiereichsten, frischesten, die dem dresdner Dramaturgen gelungen ist.

Ich sage, dem dresdner Dramaturgen; denn das ist ein Anderer als der Dichter Ludwig Tieck aus der Schlegel'schen Zeit, wenigstens so denk ich mir's. Ich schätze seine neuen Novellen sammt und sonders, es ist in allen ein Geist, der nicht zum zweiten Mal in Deutschland existirt, wol in der ganzen Welt nicht — allein ich liebe nicht alle, lange nicht alle. Nur von den jüngsten zu sprechen, konnte ich mich mit dem „Zauberschloß" lange nicht so befreunden als Sie; es schien mir zu viel Künstliches um zu wenig Kern, obschon ich von ganzem Herzen mein Ritterschwert für die wilde Engländerin geschwungen hätte. Bewundern mußte ich, und muß es noch, den prachtvollen Bau und die geschickte, gewitzigte Ausführung des „Griechischen Kaisers". Aber, mein Gott, in welches fremde Gebiet hat sich da Tieck versetzt, wo er so gut zu studiren hatte als Scott, da er nach Frankreich und Deutschland reiste; und mit welcher Begeisterung geschah das? Doch nur der des Verstandes. Es ist Alles weislich überlegt, witzig construirt, technisch geschickt durch und zu Ende geführt, aber das Resultat ist: es läßt sich in Gent nicht gut leben! Fanden Sie ein anderes? Nein, hier ist etwas Anderes. Die Novelle bewundere ich nicht, die liebe ich von ganzem Herzen, ich habe sie ein paar Mal durch und wieder und über gelesen und freilich wie Sie gefunden, daß der Bau leicht ist, aber wie anmuthig dafür, wie zierlich, wie wunderbar und doch wie höchst einfach, wie zufriedenstellend und wie belehrend!

Galt Tieck, der alte nämlich, für einen Frühlingssänger, so merkt man hier wieder Etwas von dem Spiritus, der über den ersten Mainächten seiner Dichtungen waltete. Doch nein, eine Mainacht ist das nicht, aber eine wunderschöne, klare Oktobernacht, wo man jeden Gegenstand bis in die weiteste Ferne deutlich unterscheidet. Keine Glut, keine schmachtende Sehnsucht, kein wollüstiges Flöten der Nachtigallen im dunklen Laube; es ist der Zauber der Erinnerung, der Wehmuth, der über die erleuchteten Seen, die Felder, Büsche, Villen tändelt. So hätte ein Claude Lorrain, wenn er den Norden malt, eine norddeutsche Landschaft gemalt.

Geheiligt ist, was unsern Vätern ehrwürdig war. Ihr Sentimentalität, ihre Mondscheingefühle, ihr Wondenschein. Es ist derselbe; wir sehen ihn nur mit andern Augen an. Geheiligt wird die Erinnerung an den Dichter, an dessen Jünglingswerken unsere Väter schwelgten. Wir schwelgen nicht mehr beim Most; wir haben ihn im Keller gelagert und nehmen hervor nach Bedürfniß den Dreiundachtziger und den Elfer, den Fünfer und noch den Kometenwein! Da führt er uns hin in den Elsaß. Reisen wol noch Deutsche nach Sesenheim, um das Pfarrhaus, Friederikens Ruh zu sehen und zu denken an die Friederike, die da verschwindet — wohin? Ihrer Erinnerung gebührt freilich auch ein Tribut, den wir indessen von einem so weichen Brustrer des großen Dichters nicht fodern dürfen!

Aber beim Himmel, das wundert mich, daß auch Frauen unter den Tadlern sind. Mißfällt ihnen die Sentimentalität des Oheims oder des Neffen? Mich dünkt, jede weichgeschaffene Seele müßten diese Molltöne wohlthätig berühren. Es ist ein so ungemein sanftes Colorit, so gehalten, wie in keiner neuern Novelle. Auch kommt sogar nichts von der Ironie darin vor, was wir so gewöhnlich darunter verstehen, daß schon um dieser negativen Vollkommenheit wegen unsere Schärfen damit einverstanden sein müßten. Oder beleidigt sie die Ironie des Schicksals, daß die edle Liebe untergehen muß und Fritz's unedle den Lohn finden? Ach, dann muß die ganze Welt täglich, stündlich diese weichgeschaffenen Seelen kränken! Im Gegentheil aber wie ist im Ganzen der Poet gerecht, welche Harmonie, welche schöne Wiedervereinigung in den folgenden Geschlechtern nach jener herben Trennung. Im ganzen Tieck wüßte ich keine Dichtung nachzuweisen, wo der alte Tieck sich darin so ganz verleugnete, der Tieck nämlich, der so gern Verlorene, Untergegangene, Treulose zeichnet. Es ist darin freilich in seinen meisten Novellen anders als in seinen Märchen. Was könnt Ihr noch mehr wünschen, kann man auf der letzten Seite fragen?

Wer nicht darüber zufrieden sein wird, das freilich weiß ich. Alle, denen Göthe's Verehrung ein Stein des Anstoßes ist und die ihn nicht so viel werth halten, daß man eine Novelle über ihn schreibt! Solche Stimmen habe ich auch hören müssen: „Aber billigen Sie denn, daß Tieck, ein Mann wie der, dem alten Göthe noch solchen Weihrauch streut?" Geantwortet habe ich nicht, aber eingefallen ist mir dabei: „Wie würde wol Göthe verehrt werden, wenn er ein Engländer oder Franzose wäre!" Ob es einem Individuum der Nationen wol einfallen dürfte, so gegen seinen großen Landsmann zu schreiben, wie unsere Pustkuchen, Menzel, Hengstenberg, oder wie die Prüden, die Republikaner, Turner oder Pietisten hüben, denen der Greis und seine Autorität ein Dorn im Auge ist. Ich freue mich von Herzen, daß ein Mann wie Tieck ihnen so einmal das Capitel liest.

Aber mehr freue ich mich über die Poesie in der Novelle. Es ist keine Frühlingswärme mehr darin, aber eine recht wohlthätige Herbstwärme, erquicklich durch und durch und zumal jetzt. Etwas, das ans Herz geht und nicht die Schminke der Zeit trägt. 214.

*) Wir hoffen nächstens mit den Mittheilungen über die Taschenbücher für 1832 beginnen zu können. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Entgegnung.

Auf die in den Blättern für literarische Unterhaltung (Literarischer Anzeiger, 1831, Nr. XXII) enthaltenen Angriffe des Hrn. Huber gegen mich würde ich nichts erwidert haben, weil derselbe weder Orientalist (nach seiner eignen Versicherung), noch Historiker genug ist, um über das Verstehen der arabischen Sprache und den Werth geschichtlicher Werke ein competenter Richter sein zu können. Nur die Kritik von sachkundigen Gelehrten verdient Beachtung. Da aber Hr. Huber sich nicht damit begnügt über Dinge zu urtheilen, die er nicht versteht, sondern in seiner Uebereilung und Leidenschaftlichkeit, die aus allen seinen Worten jedem Leser bemerklich sein müssen, sich soweit vergessen hat, daß er meinen Charakter anzugreifen unternimmt, indem er mich der Verleumdung beschuldigt: so kann ich diesen Angriff nicht mit Stillschweigen übergehen. Bei Denen, welche mich kennen, bedürfte es zwar nicht irgend einer Erwiderung auf solche unwürdige Angriffe: bei den übrigen aber wird es genügen, sie auf meine Recension selbst (in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik, Juli 1831, Nr. 6 und 7), deren Inhalt Hr. Huber entstellt angegeben hat, und auf seine Recension über Lembke's Geschichte von Spanien (in den Blättern für literar. Unterhaltung, Nr. 213—216) zu verweisen. Ich vertraue dem gesunden Urtheile jedes Lesers, daß er, nach der Vergleichung beider Recensionen und nach der nochmaligen Durchsicht der Angriffe des Hrn. Huber gegen mich, den Recensentenunfug nicht bei mir finden wird.

Aschbach.

Interessante Neuigkeiten.

Soeben erschienen bei mir und sind in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Oehlenschläger (A.), Morgenländische Dichtungen. 2 Bändchen. 12. 24 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht. — Die Drillingbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Romainville (Leontine), Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Pariſers. 8. 22 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei P. G. Kummer in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wachsmuth, W., Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. Zweiter Theil. Meistens aus dem 17. Jahrhunderte. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Magendie's neue Arzneimittel.

Vorschriften zur Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel von F. MAGENDIE.

Aus dem Französischen. Nach der 7ten Auflage des Originals besorgt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Prof. Dr. G. KUNZE.

Sechste, von Neuem verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8.

Leipzig, 1831. Verlag von Leopold Voss. Preis 15 Gr.

Scriptorum classicorum de praxi medica opera collecta.

Von dieser so beifallswürdigen Sammlung erschienen bei Leopold Voss in Leipzig:

G. Heberdeni Opera medica. Recognovit, vitam auctoris adjecit atque edidit Lud. Herm. Friedlaender. 8. Lipsiae, 1831. 1 Thlr. 4 Gr.

G. E. Stahlii Theoria medica vera physiologiam et pathologiam tanquam doctrinae med. partes vere contamplativas e naturae et artis veris fundamentis intaminata ratione et inconcussa experientia sistens. Edit. reliquis emendat. et vita auctoris auct. cur. Lud. Choulant. Tom. I. Physiologia. 8. Lipsiae, 1831. 1 Thlr. 21 Gr.

welche den 10ten und 14ten Band bilden.

Choulant's Pathologie und Therapie.

Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen.

Ein Grundriss der praktischen Medizin für akademische Vorlesungen, von

D. *Ludwig Choulant*,

Professor der praktischen Heilkunde und Director der Klinik an der chirurgisch-medizinischen Akademie zu Dresden.

XXX u. 754 S. Gr. 8. Leipzig, 1831. Verlag von Leopold Voss. Preis 3 Thlr. 16 Gr.

Bei Leopold Voss in Leipzig sind zu haben:

Windischmann, C. J. H., De penitiori auris in amphibiis structura. Acced. III tabb. lith. 4 maj. Lipsiae, 1831. 1 Thlr.

Wimmer, G. E., De Hyperceratosi. Acced. tabula lith. 4 maj. Lipsiae, 1831. 12 Gr.

Eichwald, E., Naturhistorische Skizze von Lithauen, Volhynien und Podolien, in geognostischer, botanischer und zoologischer Hinsicht. Mit 3 Steindrucktaf. Gr. 4. Wilna, 1830. 3 Thlr. 12 Gr.

— —, Zoologia specialis quam expositis animalibus tum vivis, tum fossilibus potissimum Rossiae in universum et Poloniae in specie. Pars I et II. Acced. IX tabb. lith. 8 maj. Vilnae, 1829, 1830. 4 Thlr.

Holke, F. A., Disquisitio de azie oculi dextri et sinistri in mille ducenti hominibus sexu, aetate et vitae ratione diversis examinata. Cum supplement. II. 4 maj. Lipsiae, 1831. 1 Thlr.

Kästner's Sprachlehren.

Soeben erschien:

Kunst, in zwei Monaten

Französisch

lesen, verstehen, schreiben und sprechen zu lernen.

5te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, 1831. Verlag von Leopold Voß. Preis 18 Gr.

Das Urtheil gediegener Schulmänner hat längst über die Vortrefflichkeit der Kästner'schen Sprachunterrichtsmethode entschieden und der Beifall, welchen die Sprachlehren des Herrn Verfassers gefunden, wird abermals durch die eben erschienene 5te Auflage der französischen hinreichend dargethan. — Früher erschienen:

Kunst, die Regeln der deutschen Sprache geschwind zu erlernen, gut zu behalten und leicht auszuüben. Gr. 8. 18 Gr.

Anweisung zum guten schriftlichen Vortrage in der deutschen Sprache. Gr. 8. 12 Gr.

Kunst, in zwei Monaten griechisch zu lernen. 2te, verbesserte, mit einer vergleichenden griechischen Sprachlehre und mit einer kleinen neugriechischen Grammatik vermehrte Auflage. Gr. 8. 12 Gr.

Kunst, in vier Wochen hebräisch lesen und verstehen zu lernen. Gr. 8. 12 Gr.

Kunst, in zwei Monaten italienisch lesen, verstehen, schreiben und sprechen zu lernen. Gr. 8. 16 Gr.

Wichtige Choleraschrift.

Beobachtungen über die asiatische Cholera. Auszug aus dem Reisebericht an die königl. Regierung zu Magdeburg, vom Kreisphysikus Dr. Niemeyer. Magdeburg bei F. Rubach. Preis 6 Gr.

PENELOPE,

Taschenbuch für das Jahr 1832. Herausgegeben von Ch. Hell. Einundzwanzigster Jahrgang. Mit 8 Kupfer- und Stahlstichen. 16. In gepreßtem Einband mit Goldschnitt. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses seit so vielen Jahren in der verdienten vorzüglichen Gunst des Publicums stehende Taschenbuch ist wieder so schön ausgestattet, daß kein Käufer der „Minerva", „Orphea", „Rosen", des „Vergißmeinnicht", „Damen- und Frauentaschenbuch" und anderer Taschenbücher, die für 1832 nicht erscheinen, es bereuen wird, Penelope an ihre Stelle gewählt zu haben.

Die Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen nach Mor. Retzsch bietet uns 4 wohlgelungene Darstellungen aus Faust, Pfeffer-Röse, Feindliche Brüder und Tempter und Jüdin. Raphaele, Chamilla und Andromache sind 3 liebliche weibliche Portraits. Die Erzählungen von A. v. Sartorius, Blumenhagen, J. Schopenhauer und Ritchie, sowie die Dichtungen von Castelli, Tiedge, Trautscheld, v. Lüdemann u. A. sind ungemein ansprechend und der rühmlichst bekannten Dichter würdig. Niemand wird dies treffliche Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen.

Die Jahrgänge 1825—30 incl. sind jetzt auch einzeln auf 18 Gr., zusammengenommen auf 4 Thlr. herabgesetzt.

Leipzig, im Oktober 1831.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat Oktober, oder Nr. 274—304, mit 2 Beilagen: Nr. 25, 26, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XXV, XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat Oktober, oder Nr. 79—86, mit 1 Beilage und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XXV, XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

Summarien, oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen über die heilige Schrift des Neuen Testaments zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. Erster Theil, erste und zweite Abtheilung vom Anfange des Lebens Jesu bis zur letzten Pfingstfeier. Von F. A. P. Gutbier, Superintendent in Ohrdruff. Leipzig, Wimbrack. Gr. 8. Preis 18 Gr.

Vorstehendes Werk ist soeben an alle Buchhandlungen versandt, woselbst auch ausführliche Anzeigen darüber zu bekommen sind.

Subscriptions-Anzeige.

Ueber die gottesdienstlichen Vorträge bei den Juden; ein Beitrag zur Alterthumskunde und biblischen Kritik, zur Literatur- und Religionsgeschichte.

Von Dr. Zunz.

In dieser Schrift wird der Ursprung und die Geschichte der bei den Juden üblichen gottesdienstlichen Vorträge (Gesetzeserläuterungen, religiösen Reden, Predigten) gründlich dargestellt, sodass zugleich sich die Gelegenheit dargeboten, sehr wichtige Punkte der biblischen Kritik und ganze Fächer der ältern jüdischen Literatur, unter andern das Wesen der jüdischen Sagen und Midraschim, die Geschichte der israelitischen Gebete, die Targumim, die kabbalistischen, talmudischen und viele andere Werke der rabbinischen Literatur, theils mit Forschungen zu bereichern, theils völlig neu zu begründen. Eine Darstellung des gegenwärtigen

Zustandes des jüdischen Synagogenwesens beschliesst die Reihe dieser, einen Zeitraum von mehr als 21 Jahrhunderten umfassenden, Untersuchungen.

Auf obiges Werk, das in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheinen wird, nehmen alle gute Buchhandlungen Subscription (ohne Vorausbezahlung) an; der Preis für Subscribenten ist auf 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 36 Kr. Rhein.) bestimmt, nach dem 15. Januar 1832 tritt ein erhöheter Ladenpreis ein.

Berlin, Oktober 1831.

A. Asher.

In Fr. Wilmans' Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Taschenbuch für das Jahr 1832

der Liebe und Freundschaft gewidmet.

Herausgegeben von Dr. St. Schütze.

Mit Kupfern nach Ramberg und Beiträge von W. Blumenhagen; A. Chamisso; A. Franz; Th. Heil; L. Kruse; Fr. Lohmann; C. B. v. Miltitz; St. Schütze.

Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. In Saffian als Brieftasche 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. In Saffian und Saffianetui 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Gr. 8. 21¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 4 ersten Theile (1823—27, 85½ Bogen) kosten 6 Thlr. 12 Gr., das ganze nun beendigte Werk 8 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Grundriß

der

medizinischen Botanik,

als Leitfaden

bei Vorlesungen, sowie zum Selbststudium, und besonders zur repetitorischen Uebersicht

für

Studirende;

auch zum

Gebrauche für Aerzte und Pharmaceuten.

Nach den

natürlichen Familien des Gewächsreiches, mit Angabe der Linné'schen Classification

bearbeitet

von

Dr. Gottlieb Wilhelm Bischoff.

Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr. Sächs., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Der Zweck dieser Schrift ist, das Nothwendige und Wissenswerthe aus dem Gebiete der medizinischen Botanik nach den neuesten Erfahrungen in möglichst gedrängter Kürze darzulegen, um namentlich dem studirenden oder zum Staatsexamen sich vorbereitenden Arzte und Pharmaceuten einen leichtern Ueberblick dieses für ihn so wichtigen Zweiges der Pflanzenkunde und Arzneimittellehre zu geben, eines Zweiges, der in den gewöhnlichen Hand- und Lehrbüchern meist sehr weitläufig behandelt und oft durch die Aufnahme vieler an sich weniger wichtigen Gegenstände zu sehr ausgedehnt erscheint. Es wird sich daher diese Schrift, welche eine Sonderung Dessen enthält, was dem Arzte und Pharmaceuten zu wissen unentbehrlich, von Dem, was jetzt veraltet oder nur noch etwa von historischem Interesse ist, bei dem ohnedies so vieler Hülfswissenschaften bedürfenden Studium der Heilkunde, des Beifalls und der Theilnahme nicht blos des Lehrers, sondern auch des Studirenden und selbst des praktischen Arztes und Pharmaceuten um so gewisser erfreuen dürfen, als dadurch nicht nur eine wesentliche Lücke ausgefüllt, sondern auch ein bedeutendes Erleichterungsmittel von so bewährten Händen gegeben ist, dessen Erwerbung der verhältnißmäßig äußerst billige Preis noch um so angenehmer macht.

Heidelberg, im Oktober 1831.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Höchst vortheilhaftes Anerbieten für

Bücherfreunde und Leihbibliotheken.

Bei Unterzeichnetem ist soeben eine ausführliche Anzeige und Verzeichniß von guten Romanen und andern Unterhaltungsschriften zu äußerst billig herabgesetzten Preisen für einzelne Artikel sowie im Ganzen, erschienen, und bei ihm sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis zu haben. Briefe werden franco erbeten.

Tobias Löffler in Manheim.

Bei Justus Perthes in Gotha ist kürzlich erschienen:

H. Luden's Geschichte des deutschen Volkes. 6ter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis. Velinpapier 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.), w. Druckpapier 2 Thlr. 4 Gr. (3 Fl. 54 Kr.)

Die nun erschienenen sechs Bände dieses dem deutschen Volke zur Ehre gereichenden Werkes sind noch im Subscriptionspreise zu 13 Thlr. 4 Gr. (23 Fl. 42 Kr.) für die Ausgabe auf w. Druckpapier, und zu 19 Thlr. (34 Fl. 12 Kr.) für die Velinausgabe zu haben.

AD. STIELER'S HANDATLAS. Vte [letzte] Supplementlieferung. Subscriptionspreis 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Der mit dieser Lieferung nun vollständige HANDATLAS in 75 Karten (in Hinsicht auf wissenschaftlichen Gehalt, Genauigkeit und äußere Schönheit eine der ausgezeichnetsten geographischen Erscheinungen der neuern Zeit) kostet nebst Erläuterungen 19 Thlr. (34 Fl. 12 Kr.) cartonnirt. — Zu Begegnung eines in Heilbronn unternommenen mangelhaften Nachstichs von 31 K. aus demselben ist eine

AUSWAHL von 31 Karten aus STIELER'S HANDATLAS. Preis 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.)

herausgegeben worden, welche einen vorzugsweise die europäischen Länder, aber auch in Generalkarten die ganze Erde darstellenden Atlas bildet.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra, übersetzt von J. D. Gries. Erster Theil. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Dieses Gedicht wurde bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1738 in Italien mit dem größten Beifalle aufgenommen, sehr oft wieder aufgelegt und in mehre Sprachen übersetzt.

Man kann den Richardett gewissermaßen eine Fortsetzung von Ariost's rasendem Roland nennen, obwol Fortiguerra von den historischen Angaben Ariost's in manchen Stücken abweicht. Der Held und viele der Hauptpersonen jenes unsterblichen Romanzo kommen auch hier wieder vor, wenn-

gleich in etwas veränderter Gestalt. Denn allerdings trägt Fortiguerra die Farbe der Komik stärker auf als Ariost; daß er indessen der geistreichste und unterhaltendste aller Nachfolger des großen Meisters sei, hat ihm bis jetzt eben Niemand streitig gemacht.

Was die Uebersetzung desselben betrifft, so dürfte sie wol vorzüglich genannt werden, da sich Herr Gries als einer der ausgezeichnetsten Uebersetzer bewährt hat.

Das ganze Werk besteht aus drei Theilen, wovon die beiden letzten in möglichst kurzen Zwischenräumen sich folgen sollen.

Stuttgart, im Oktober 1831.

F. C. Löflund und Sohn.

Bei A. Wienbrack in Leipzig und Torgau ist soeben erschienen:

Gutbier, Dr. A. R., Bibliothek der Elementarpädagogik. 3ter Band 1ste Abth. A. u. d. T.: Sprech- und Denkübungen, verbunden mit dem ersten Religionsunterricht, oder Wegweiser durch das Gebiet der sinnlichen Anschauungen. 1ste Abth. Gr. 8. Preis 12 Gr.

Bei uns erschien:

Handwörterbuch der praktischen Chemie,

angewendet auf die andern Zweige der Naturkunde, wie auf Künste und Gewerbe.

Von A. Ure.

Nach der neuesten Ausgabe des Originals, mit Berücksichtigung der französischen Bearbeitung von Riffault, aus dem Englischen übersetzt, durchgesehen und mit Anmerkungen und Zusätzen ausgestattet von J. W. Döbereiner. 65 Bogen im größten Lexikon-Octav (welche 180 Bogen gewöhnlichem Median-Octav gleich sind), sehr eng, aber deutlich gedruckt, auf schönem weißem Papier, mit 14 Kupfertafeln. 1824 und 1825. Preis 7 Thlr. 12 Gr. Sächs., oder 13 Fl. 30 Kr. Rhein.

Nächst der Bequemlichkeit, welche die alphabetische Ordnung für das Nachschlagen hat, gibt die Einleitung einen allgemeinen Plan der Chemie, nach ihren verschiedenen Hauptgegenständen und ihren wichtigsten Beziehungen zu einander, so daß die Leser dieses Handbuchs es in ihrer Willkür haben, den Inhalt desselben in einer systematischen Reihenfolge zu studiren. Von Zeit zu Zeit werden wir einen Ergänzungsheft folgen lassen, worin alle noch mangelnden und alle seit der Erscheinung bekannt gewordenen neuen Entdeckungen aufgenommen werden.

Das Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Bei C. C. Kehr in Kreuznach sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bibel im Auszuge. Kern und Geist der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes in Beziehung auf das Christenthum. Herausgegeben von L. C. Kehr. 8. Gebunden. 1 Thlr. 8 Gr.

Blüten aus Bethanien. Zur Beförderung eines vernunftgemäßen Christenthums und zum weitern Nachdenken. Herausgegeben von L. C. Kehr. Gr. 8. Geheftet. 16 Gr.

Grabrede und Leichenpredigt bei der Beerdigung des Herrn Karl Ebert's, Superintendenten der evangelischen Synode von Kreuznach. Nebst den am Grabe und in der Kirche ausgeführten Gesängen und einigen Bemerkungen über das Leben und den Charakter des Verewigten. Herausgegeben von L. C. Kehr. Gr. 8. Geheftet. 4 Gr.

In Leipzig liefert Herr K. F. Köhler für seine eigne Rechnung aus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder für die Jugend

herausgegeben von

Ernst von Houwald.

Dritter Band mit sieben Kupfern und einer Musikbeilage. Cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Der ungetheilte Beifall, welcher den frühern Jugendschriften des gefeierten Verfassers zu Theil wurde, wird auch diesem neuen Bande, dessen Inhalt in sechs Erzählungen, einem Märchen und zwei Dramen besteht, nicht fehlen. Mit voller Ueberzeugung kann ich daher diese Bilder als ein sehr passendes und nützliches Weihnachtsgeschenk für die Jugend empfehlen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Bei Boike in Berlin ist erschienen:

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Herausgegeben von den Professoren der medizinischen Facultät zu Berlin: D. W. H. Busch, C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi. Siebenter Band. Cardianastrophe bis Cirkelbinde. Prän.-Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Dieser Band enthält unter mehren andern auch folgende ausgezeichnete Artikel: China, Cardiitis, Cephalitis, Chlorosis, Cholera, Circulatio sanguinis u. s. w. Der Abdruck des achten Bandes geht ununterbrochen fort.

Kaufgesuch.

Von einer gelehrten Gesellschaft beauftragt, ältere Werke über Irland anzuschaffen, ersuche ich Besitzer solcher Bücher unter Versicherung sehr vortheilhafter Bedingungen um gefällige Anzeige Dessen, was sie abzulassen haben. — Jede Buchhandlung wird Einlagen für mich nach Leipzig zu befördern mit die Güte haben.

Berlin, Oktober 1831.

A. Asher.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Mondsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 313. — 9. November 1831.

Die Neuevangelischen in der neuesten unruhvollen Zeit.

Das Urevangelium war eine populaire Beantwortung der wichtigen religiösen Fragen, die sich jedem aus der Thierheit zur Menschheit Erwachten aufdringen; eine faßliche, aber doch auch das eigne Denken fodernde Belehrung über höhere Wünsche und Ahnungen, die sich auch in der Brust des Armen und Geringen regen. Allein sollte das Evangelium verstanden werden und das Gemüth ansprechen, so mußte es sich natürlich an das Bedürfniß, an die Sprach- und Sprechweise der Völker anschließen; die Lehrer mußten „Allen Alles" sein; „Milch und festere Speise" vertheilen; „den Juden Juden, den Griechen Griechen sein, der Wahrheit nichts vergeben, aber sie durch gewohnte Bilder und Vorstellungen annehmlich machen, sodaß der Schüler aus der Finsterniß zur Dämmerung und dadurch endlich zum Lichte gelangte, und dankbar selbst erkennen und fühlen mußte: Ja, in dem Evangelium sind Worte des ewigen Lebens". Sehr bald aber kehrte man die Sache um; man hielt die Einkleidung für den Körper, oder legte ihr wol gar die größte Wichtigkeit bei; es war nicht genug, zu sagen: daß der erste Mensch durch die Sünde gefallen und, wie noch immer, damit seinen Zustand verschlimmert habe, sondern es wurde auch ein Glaubensartikel, daß der Teufel durch die Schlange gesprochen, daß die menschliche Natur für alle Zeiten durch den Apfelbiß vergiftet worden sei; es war nicht genug, daß das Christenthum dem reuevollen Sünder Gnade und Verzeihung zusichert, sondern es wurde auch eine subtile Theorie aus Bildern des jüdischen Opferdienstes ausgesponnen und neue Satzungen mit neuen Namen, wie Erbsünde, Genugthuung, Trinität, bildeten ein neues Evangelium. An diesem halten bekanntlich auch die heutigen Parteien der Hyperorthodoxie, des Mystikismus und Pietismus, die in Principien ganz einig sind, ob sie schon einander tadeln, fest; sie preisen es als das alleinige wahre an, das da bessere, beruhige; ja, ein Harms ist nicht einmal zufrieden mit dem Evangelium, das die Evangelisten Jesu in den Mund legen, sondern man solle sich vielmehr an die Apostel, besonders an Paulus halten. Sollte man die Foderung nicht umkehren und lieber aus der ersten Quelle schöpfen?

Es ist daher begreiflich, daß das echte Evangelium noch lange nicht eine, alle menschlichen Verhältnisse durchgreifende und veredelnde Weltreligion geworden ist. Konstantin der Große wurde dem Namen und den Satzungen nach, wie Viele, ein Christ; dem Sinne nach blieb er schlimmer als mancher Heide, was freilich einen Julian empörte. Nur an dem Gewande der christlichen Kirche recht herum zu flicken und zu sticken, neue Fetzen aus dem Judenthum und Heidenthum darauf zu heften, einen Tempel zu erbauen, der an Pracht den Salomonischen und den der Diana zu Ephesus — Priester und Hohepriester anzustellen, die an Glanz und Gewalt alle bisherigen Hierarchen — pomphafte Aufzüge und Gebräuche anzuordnen, welche an Sinnenreizen alle olympischen Spiele — dabei einige Dogmen vorzuschreiben, welche an Dunkelheit und Unsinn alle Ausgeburten des Aberwitzes — übertrafen: das verstand man besonders in Rom. Dabei konnte man immerfort auf dem Throne, im geistlichen und weltlichen Regiment, im täglichen Handel und Verkehr sein ungerechtes Treiben fortsetzen: das neue Evangelium, das sich um die köstlichen, aber schwer zu befolgenden moralischen Grundsätze nicht bekümmerte, rief Allen zu: Glaubet nur, gebt nur und denkt nicht weiter darüber nach. Ist es jetzt allenthalben besser? Sind die praktischen Lehren des Christenthums die Hauptsache? Sind sie Maximen geworden, wonach Staaten, die sich die christlichen, ja die allerchristlichsten, die apostolischen, die Beschützer des Glaubens nennen, ihre Anordnungen, Unternehmungen und Foderungen regeln und beurtheilen? Wir wissen wenigstens nichts von Messen, Rosenkränzen, von Frohnleichnamsprocessionen, von stundenlangem Liturgisiren im N. T., wol aber kennen wir die Gebote: „Liebe den Nächsten wie dich selbst; was ihr wollt, das euch die Leute u. s. w.; der Herr läßt seine Sonne über Alle aufgehen; sie sind alle seine Kinder; Jeder sehe auch auf Das, das des Andern ist, und lasse selbst das Leben für ihn"; gestehen jedoch dabei, daß wir die neuevangelische Weisheit der hohen Anglikanen, die fest an ihren 39 Artikeln hangen, aber ohne Scheu Christen den Türken preisgeben, die Armen in Irland Hungers sterben lassen, gestehen, daß wir unsere Zoll- und Mauthanstalten, welche Hunderttausende zum Völkerhaß, zum Betrug, zur Lüge, zum Meineid, zum Mord und zu jeder Schlechtigkeit verleiten, auch noch keinem Lande Segen gebracht, vielmehr allgemeinen Fluch, Verarmung und Erbitterung bewirkt haben und Aehnliches nicht mit dem klaren Urevangelium in Uebereinstimmung bringen können.

Einige vorliegende Schriften nöthigen uns zu einem kurzen Rückblick auf das Schauspiel, das die Jünger des neuen Evangeliums in unsern Tagen dargeboten haben. Unstreitig sollte die Anklage, welche das Hauptorgan, die sogenannte „Evangelische Kirchenzeitung", gegen zwei ausgezeichnete akademische Theologen in Halle erhob, Epoche in der protestantischen Kirche, wenn man anders die päpstelnde Partei mit dazu rechnen will, machen; sie sollte mit einem Hauptschlage den verhaßten Rationalismus ertödten, oder doch so entkräften, daß er unter langsamen Verzuckungen endlich unterginge. Alles schien gut angelegt und fein berechnet. Der Hauptangriff geschah in einer Residenz, in welcher ein allgemein verehrter, echt frommer König schon bei dem Anfange seiner Regierung erklärt und dann unter schweren Prüfungen es bewährt hatte, daß Religion und ein religiöses Volk ihm über Alles werth wären; das königliche Haus, wenigstens in einigen seiner Glieder, sollte, so fürchtete man im Auslande, jener den strengen Kirchenglauben vertheidigenden Gemeinde noch viel näher stehen. Eine Agende, die viel Alterthümliches enthält, aber auch den Geistlichen bei seiner Ordination verpflichtete, das Christenthum in der Form zu nehmen und zu lehren, wie es die symbolischen Bücher, namentlich auch das pfruboathanasianische Bekenntniß, aufgefaßt haben, also auch Denen die Seligkeit abzusprechen, „die nicht fest und treulich so glauben" (Th. II, S. 23, 89), schien, so vielen Widerstand sie auch fand, doch durch die mancherlei Mittel, die man zu ihrer Einführung anzuwen-

den kein Bedenken getragen, ein Band zu sein, das schon Tausende in den Bund der Rechtgläubigkeit aufgenommen hatte und die halsstarrig Widerspenstigen schon bekehren würde, zumal wenn man mit solcher Zuversicht und wie ein Allwissender von ihren Wirkungen spräche, wie der Bischof Eylert, der nebenbei keck behauptete, daß die kirchlichen Symbole erst die Bibel und Kirche aufrechterhalten müßten, und dabei etliche Sophismen, wie sie die Röhr'sche „Bibliothek", XI, 5, scharfsinnig aufgedeckt hat, beifügte. Rechnete man auf solchen höhern, wenn auch nicht göttlichen Beistand bei einer Sache, die ja Gottes Ehre, der Christenheit Rettung, des Staates Erhaltung, der Ketzerei und Gottlosigkeit Vertilgung beabsichtigte, und wodurch man schon, sowie durch den Heldenmuth, sich „den, die Kinder Gottes um das Hunderttausendfache übersteigenden Kindern Kain's, Baal's und Belial's", wie sich Hr. Krummacher ausdrückt, öffentlich entgegenzustellen, auf unvergänglichen Ruhm Anspruch machen durfte: so fehlte es auch nicht an zahlreichen Hülfstruppen, nur, wie bei der ehemaligen Reichsarmee, von verschiedener Farbe und aus allen Facultäten. In der Residenz selbst neigten sich ein Theremin *), ein Strauß, mit dessen Federn sich sogar unbärtige Jünglinge im Auslande schmückten, sie aber auch bald wieder verloren und traurig davonschlichen, ein Ehrenberg u. A. zu der Predigtart, die durch viele schöne Worte die Kraft der Wahrheit etwas verdünnt, über den Namen Christus, und daß nur Er und das Kreuz, wenn auch selten die köstliche Vergrede gepredigt werde, sich weit verbreitet, viel vom Glauben und wenig vom Thun spricht, und einen Spalding, Ribbeck, Sack, Hanstein u. s. w. schmerzlich vermissen läßt, wenngleich sie der eines Goßner **) lange nicht nahe kommt. In Halle selbst entledigte sich Hr. von Gerlach, ein Jurist, der schweren Gewissenspflicht, dem Unglauben zu steuern; Hr. Dr. de Valenti, ein Arzt, schrie und schrieb wenigstens so gut, als es der Geist hergab; wer kann mehr verlangen? In der Angst des Herzens rief er endlich die Halloren zu Hülfe; man muß aber doch seine unbesonnenen Ermahnungen, daß „die Schiffsländriche und Matrosen dreinfahren sollten, wenn die Steuermänner das Schifflein Christi nicht recht führten", was denn allerdings eine saubere Wirthschaft werden möchte, nicht recht gut aufgenommen haben, wenn anders die Sage gegründet ist, der Leibes- und Seelenarzt habe auch in Halle die Weisungen erhalten, wie einst im Weimarischen. Dagegen versuchte Tholuck, nicht ohne mancherlei Kenntnisse und mit anscheinender Ruhe und Mäßigung, doch auch, inconsequent genug, durch Annahme von Mythen, durch Philosophie und Vernunftgründe einer die Vernunft perhorrescirenden symbolischen Theologie einen gelehrten Anstrich und Schutz zu verschaffen. Ob nun wol sein „Literarischer Anzeiger" noch das lesenswertheste Journal seiner Partei sein möchte, so ist doch der Grund, worauf es Alles baut, nur die Dogmatik eines Hollaz, Quenstedt, Baier; Augustinus ist sein Gewährsmann, die symbolischen Bücher sind die Richtschnur, wonach die Exegese und der Werth einer neuen Schrift in den Recensionen sich regelt: wer nicht an den Teufel glaubt, glaubt auch nicht an Gott, und wie die Sprünge und Inconsequenzen weiter lauten. Kurz, auch hier, wie in allen Schriften dieser Partei, ist Rationalismus = dem Atheismus; was nicht mit jenem Teige der Erbsünde gesäuert ist, nicht den Menschen zu einem stinkenden Madensacke erniedrigt und ihn dann sogleich durch die anselmische Satisfactionstheorie wieder reinwäscht, dessen Schriften fehlt es, nach den stereotypischen Lieblingsausdrücken, „an dem christlichen Element", „es wird Alles hohl und verflacht". Im Auslande fehlte es auch nicht an Alliirten. Obenan steht billig das münchner protestantische Oberconsistorium; sein Präsident kennt kein schöneres Zeitalter als das der Merowinger; uns in das goldene Mittelalter zurückzuversetzen, scheint die höchste Aufgabe zu sein. Man hat zwar gemeint, diese Behörde, dieser Schutz und Schirm des Dritttheils Protestanten, die es unter den baiischen Unterthanen gibt, hätte noch gar mancherlei Pflichten und Gelegenheiten, sich verdienstvoll zu beschäftigen, z. B. durch Synodalversammlungen, die man auch in Preußen, Gott weiß, warum? wieder hat vertrocknen lassen, und in Baiern gar lange ausgesetzt hat, weil man freilich auf ihnen ebensowol wie in Ständeversammlungen nicht allemal so spricht, wie man es gern hört; durch Einschreiten gegen die ungebührlich langen Pfarrvacanzen; gegen Jesuitismus, durch Fürsorge für die Schulen, deren in diesen Versammlungen nicht rühmlich für die obern Schulbehörden gedacht wurde; durch definitive Schuleinrichtungen nach vielfachem Experimentiren; durch Verbesserung der Pfarr- und Schulstellen,

*) Man traut wirklich kaum seinen Augen, wenn dieser Mann, evangelischer Prediger in Berlin, nach dem zweiten Bande seiner „Predigten" (s. Schulz' treffliche Schrift: „Was heißt glauben?" Leipzig, 1830, S. 113) also predigt: „Das Recht, Andersdenkende zu verdammen, haben wir allerdings; denn es steht geschrieben: wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes. Und warum sollten wir nicht Die verdammen, die Gott selbst verdammt?" Unbegreiflicher Hochmuth, der sich dem Allwissenden und Heiligen gleichsetzt; unbegreifliche Verblendung und Vermessenheit, wenn man mit einem Sophisma wider die allerklärsten und bestimmtesten Aussprüche des N. T. von der Kanzel redet; denn deutlicher und entscheidender kann doch nichts sein als das Wort des Herrn: Richtet nicht; verdammet nicht (Luc. 6, 37); oder das Paulinische: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest u. s. w. (Röm. 14, 4. 12, 13), oder von Jakobus C. 4, 12: Es ist ein einziger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen Andern urtheilst? Tragt immer das Kreuz des Erlösers auf der Brust: im Innern wohnet er nicht, der sanftmüthig und von Herzen demüthig war und die Liebe zum ersten Kennzeichen seiner wahren Jünger machte.

**) Dieser Mann, einst katholischer Pater, Mitgenosse der bis zum Morden fanatischen Pöschlianer, trieb sich in der Welt herum, wie die Lindl, Reichmeister und Consorten; unter der Protection des Präsidenten am protestantischen Consistorium in Petersburg, Grafen von Lieven, sammelte er die Frömmler im Norden um sich; da aber die russische Regierung bei aller Toleranz doch nicht scherzt, wenn man Proselytenmacherei treibt, so mußte Goßner fort und fand nun in Berlin seine Werkstätte, wurde Protestant, Candidat, wo ihm Protection mit der Vulgata durchhalf, da er mit dem Griechischen und Hebräischen nichts zu schaffen haben wollte. Er hat nun als Prediger die Bibel als ein Erbauungsbuch herauszugeben angefangen; daß er sie nicht in den Grundsprachen lesen kann, thut nichts zur Sache (Audaces fortuna juvat); dafür philosophirt er in seiner Art. Wenn er z. B. das Gebot Jesu rechtfertigen will, daß die Teufel in die Säue fahren sollen, so läßt er sich also vernehmen: „Mit welchem Rechte that er es? fragt die Vernunft. Mit eben demselben, mit welchem Jesus diese Legion in einen Menschen fahren und ihn so lange quälen ließ. Sind denn die Schweine besser als die Menschen? Wer hat denn die Schweine dem Menschen gegeben? Der sie ihnen auf eine solche Art wiedernehmen kann. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! sagt Hiob, und er hat es besser getroffen als die Ungläubigen, die Gott in allen seinen Wegen und Werken tadeln, weil sie immer weiser, tugendhafter und humaner sein wollen als der liebe Gott. — Ach Schade, sagen die Schweineadvokaten, so viele Schweine zu Grunde zu richten, wie konnte er das zulassen? Es ist ihnen gar sehr um die Schweine zu thun. Sie sehen nicht, daß der Teufel des Unglaubens auch in sie gefahren, sie auf eine Höhe des Stolzes geführt und sie rasend gemacht hat, daß sie sich mit Ungestüm in den Abgrund des Unglaubens gestürzt haben, wo sie unfehlbar ersaufen werden. Sie bemitleiden nur die Schweine und die Eigenthümer derselben: mit ihren eignen Seelen haben sie kein Erbarmen, weil sie blind sind und den Heiland vor den Schweinen nicht sehen können!" (Röhr's „Bibliothek" Th. XII, S. 455.) Welch' ein herzstärkendes Erbauungsbuch muß das sein! Wie muß das die Bibel in Aufnahme bringen! Was man doch in Berlin Alles lernen kann! Zu verwundern ist's nicht, daß Hr. G. vielen Zulauf hat, der sich — ergötzen will!

Schuldbücher, des Zustandes geistlicher Witwen und Waisen und durch dazu geeignete Anträge und dergleichen mehr. Aber das sind Nebensachen; weit wichtiger ist, das rechte Lutherthum zu erhalten und herzustellen, wozu Niethammer durch Luther's Epistelpredigten, das Oberconsistorium gar 1829 durch die Anordnung zu wirken strebte, es solle ein junger Theolog nur dann pro candidatura examinirt werden und auf Anstellung Anspruch machen dürfen, „wenn er von einer Prüfungscommission das Zeugniß aufweisen könne, daß er sich hinsichtlich seines Glaubens mit der Lehre der heiligen Schrift nach der augsburg. Confession nicht im Widerspruch finde"; es muß in Baiern also Herzenskündiger geben. Wacker focht als Schildknappe der berliner „Kirchenzeitung" das „Homiletisch-liturgische Blatt", freilich zuweilen in etwas verrenktem Deutsch, aber doch kräftig im Schimpfen und Verdrehen, dabei matt witzelnd im Verfechten seiner Sache. In den Provinzen sammelten sich allenthalben kleine Häuflein; Krafft, ein beliebter Kanzelredner, und Ackermann, bekannt durch seinen Kampf gegen den gelehrten Dr. Rust in Erlangen, fochten muthig gegen den Rationalismus, aber alle mit dem Jammergesicht, daß, habe man den Satan an einem Orte exorcisirt, so kehre er mit sieben ärgern Geistern an einem andern zurück; er entwirfche dem Höhrrohr der Examinatoren, den Brillen der Censoren und selbst den feinen Nasen geistlicher Inquisitoren.

(Die Fortsetzung folgt).

Poesie scelte in dialetto friulano di *Ermes Co. di Colloredo.* Udine, 1828. Gr. 8.

Es gibt fast keine von den bedeutendern Städten Italiens, die sich nicht poetischer Werke in ihrem Dialekte rühmte, und zwar nicht von gewöhnlichen Leuten, oder zufällig, sondern von den besten Köpfen, mit Studium verfaßt, voll Lebhaftigkeit und Grazie. Dies sagt der Abbé Quadrien, und man kann es ihm aufs Wort glauben; denn es lassen sich in den 16 Dialekten, die Dante in seinem Tractate „De vulgari eloquentia" aufzählt, bedeutende Werke nachweisen. Der friaulische ist einer der bedeutendsten hiervon. Er wird in dem größten Theile der Grafschaft Görz und in der Delegation Udine gesprochen. Dante schildert ihn als reich, lebhaft, poetisch, und als denjenigen, der sich mehr als jeder andere dem Geiste und der Art des Provenzalischen nähert. Er verschmähte es auch nicht, sich seiner in der „Divina commedia" zu bedienen: ein Umstand, den einige italienische Kunstrichter zwar in Abrede stellen wollen, der aber zum Verständnisse mancher Stellen in diesem wunderbaren Gedichte nothwendig angenommen werden muß. Der Dialekt ist seit dem 17. Jahrhunderte fleißig cultivirt worden, besonders von dem damals reichen und gebildeten Adel, der sich durch eine große Vorliebe für Poesie auszeichnete und sich beim Schreiben größtentheils des Dialektes bediente, an dem der Friauler jeden Standes überhaupt mit Liebe hängt. Dadurch wird die große Anzahl von Dichtungen erklärlich, die man in Friaul, doch nur im Manuscripte und in den Händen der Privaten zerstreut, vorfindet. Es ist eine bekannte Sache, daß ein Dichter in Italien seinen Ruhm begründen kann, ohne auch nur eine Sylbe drucken zu lassen; ja, was noch mehr, daß ein einziges gelungenes Gedicht seinen Namen von Mund zu Mund gehen macht. Das schöne Sonett „Quando Gesù coll' ultimo lamento" von Manzoni war lange vorher, ehe es gedruckt wurde, in ganz Italien bekannt. Der Italiener lernt dabei auf der Stelle auswendig, rezitirt es dem Andern mit großer Emphase vor, es geht von Ort zu Ort, man hört es in jedem Reisewagen und so kommt es von den Alpen bis an das Cap Passero. Doch eben diese Leichtigkeit der Verbreitung ist zum Theil die Ursache, daß sich die Autoren — besonders in den frühern Jahrhunderten — gar wenig darum kümmerten, ihre Schriften durch den Druck zu vervielfältigen. Für Friaul insbesondere kann auch noch der Mangel an Pressen — und vielleicht auch die dem Friauler angeborene Sorglosigkeit — als Grund angenommen werden. Hieraus läßt es sich erklären, wenn bei dem nicht unbedeutenden Reichthum an Schriften, die Ekloge „Trofeo della Vittoria Sacra" von einem Unbekannten, einige Sonette und Madrigale, und die travestirte „Aeneide" vom Abbé Busizio *) bis zum J. 1785 die einzigen gedruckten waren. In diesem Jahre gaben die Gebrüder Murero die Gedichte des Grafen Hermes Colloredo heraus, und im J. 1823 erschien in Udine die gegenwärtige vermehrte Auflage durch Zorutti. Mit großer Mühe sammelten die Herausgeber die im Lande zerstreuten Abschriften und brachten so das aus 2 Bänden bestehende Werk, wie es nun vorliegt, zu Stande. Sie haben sich dadurch ein großes Verdienst nicht blos um ihre Landsleute, sondern um jeden Literaturfreund erworben, der Ursache hat, die Sammlung für mehr als literarische Curiosität zu betrachten. Bei Lesung dieser Gedichte mag man kaum glauben, daß sie jener Zeit angehören — Colloredo starb im J. 1692 — in welcher man in dem größten Theile der poetischen Werke Italiens nur geschmacklosen Schwulst und mythologischen Bombast zu finden gewohnt ist; dagegen man hier bei jedem Blatte auf anziehende Natürlichkeit stößt. Colloredo ist einer der originellsten und geistreichsten Dichter; Witz, Lebhaftigkeit und besonders ein derber Humor zeichnen seine Arbeiten aus. Der größte Theil seiner Gedichte ist scherzhaften satyrischen Inhalts, und man muß gestehen, daß sich das Friaulische ganz vorzüglich für diese Arten eigne, da der Dialekt etwas Barockes an sich hat. Er behandelt ihn bei den schwierigen Formen — das Sonett, die Canzone und Octave —, die zwar nicht immer rein sind, mit vieler Leichtigkeit und Grazie, welche besonders die an seine sehr zahlreichen Geliebten gerichteten Gedichte auszeichnen. Als Beispiel setze ich ein Sonett her, das den Dialekt anschaulich machen mag. Es weicht unter allen am wenigsten vom Italienischen ab, weshalb es auch überflüssig wäre, eine Uebersetzung zu liefern. Gerichtet ist es an eine ungenannte Dame und hat all die Zierlichkeit der Wendung und feinen Schmeichelei, die C. in seine erotischen Episteln hineinzulegen pflegt.

Se a contemplà il to biel (bella) sorte o vinture
Mi puarte il voli (viso), o cul pinsir la ment,
Prove l'anime me si gran content,
Che forme il so discors cun tal misure:
Cheste (questa) de man di Dio nobil fature,
È dal cil Udinès l'astro splendent,
Cheste jè di belezze unie portent,
Il major sfuarz (sforza) cu mai fasè (fece) nature.
Se il dut (tutto) contempli, o se il contempli a part,
Dut è biel, dut è rar, dut è perfet,
Nè mai tante beltat pò incontrà l'art:
Ma se miri i biei voi e lu biel pet (petto),
Dirai, che in fabricà si biele part
Fuarz è che un sol Idio sei l'architet.

Ein komisches Heldengedicht: „La Zucca rapita" ist verloren gegangen, was bedauert werden muß, wenn es wahr ist, daß C. darin rühmlichst mit Tassoni gewetteifert habe. Einen bedeutenden Theil des zweiten Bandes nehmen zum Schlusse Zorutti's Gedichte ein, ebenfalls im Dialekte geschrieben. Sie sind heiter und gefällig und würden auch ohne ihre vornehme Begleitung Eingang bei allen Friaulern gefunden haben. 88.

*) Sie kam im J. 1775 in Görz heraus, und soll Blumauer's gleiches Unternehmen weit hinter sich lassen.

Romanenliteratur.

1. Ulrika's Flucht. Ein dänisches Sittengemälde aus dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts von J. H. Smidth. Aus dem Deutsche übertragen von L. Kruse. 3 Theile. Hamburg, Herold. 1831. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Recht verschieden, und wieder recht nahe verwandt, wie die Sprache der Dänen von der der Deutschen, sind auch die Schilderungen der Sitten jenes Volkes von denen des unsern und werden

durch die Mischung des Fremden und Bekannten anziehend, zumal sie auch das Gepräge treuer Wahrheit tragen. Obgleich der Uebersetzer gedrängt und gekürzt haben mag, ergeht sich die Handlung hier und da in ein gemächliches Ausruhen, das Gespräch in breite, aber gar nicht unbehagliche Redseligkeit, man erkennt auch darin etwas Volksthümliches und gewöhnt sich gern daran. Eher möchte man der Erzählung vorwerfen, daß die Schicksale Ulrikas allzu lose mit denen der Familie Palmskiold verbunden und eher zwei ganz verschiedene Geschichten ausmachen, als eine Begebenheit darstellen, die zwar sich in Hauptzweige trennend, doch im Stamm eins und untheilbar ist. Jener Mangel wird durch große Vorzüge reichlich ersetzt, die treue Sittenschilderung nicht einmal in Anschlag gebracht. Der Verf. versteht es, ohne Effectscenen, ohne starke Licht- und Schattenpunkte Theilnahme für die Sache und für die Personen, welche keine überschwenglichen Tugendhelden, durchaus nicht im Großen und Schönen ausgezeichnet, und wieder nicht so schwarz sind, daß sie für ihre sittliche Verdunkelung nicht einen entschuldigenden Grund anführen könnten. Es sind wirkliche Menschen, die man hier leiden, lieben, Pläne entwerfen, Ränke schmieden, handeln sieht, man gibt ihnen willig die Schwächen, Vorurtheile und Angewohnheiten der Zeit, des Temperaments, der Verbildung, der Lage zu, und freut sich einmal Bildnisse zu sehen von Menschen wie sie sind, nicht wie sie die Phantasie des Künstlers sich dachte. Die rohe Natur gab er darum doch nicht, sonst würde Fräulein Julie nur ein naseweises, unartiges Ding sein, wie sie ehedem oft, und auch jetzt zuweilen der Gesellschaft unbequem fielen. Man würde es dem sittlichreinen August verargen, einer Gefallenen wie Ulrika die Hand zu reichen, aber die kunstreiche Behandlung erhebt das Alltägliche zum Außergewöhnlichen, an das der herkömmliche Maßstab nicht reicht. Ulrika, der Unschuld des Herzens, ja der Würde des Weibes nicht verlustig gehend, ist des wackersten Mannes nicht unwerth, auch seine äußere Ehre ist durch motivirende Umstände für Verunglimpfung sicher, und Frl. Juliens Unarten, ihre Oberflächlichkeit an Gesinnung und Gefühl erscheinen so anmuthig und originell, daß es Einem leichtlich begegnen könnte, gleich ihrem Lehrer sich in sie zu verlieben. Wer das treuähnliche Bildniß zur historischen Composition zu erhöhen vermag, wie es hier geschah, ist ein Künstler im schönsten Sinne. — Die vielen, oft recht störenden Druckfehler des Buchs dürfen nicht unerwähnt bleiben, um so weniger, als sie bei der achtbaren Verlagshandlung nicht vorkommen sollten.

2. Der Solitair. Novelle. Der Pfarrer zu Wellby. Eine Criminalgeschichte aus dem 16. Jahrhunderte. Zwei Erzählungen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Was im vorigen Buche der Verf. als Berichterstatter der Leistungen eines Dritten that, thut er in der ersten Erzählung dieses für sich selbst; das Unbedeutende wird zum Ungewöhnlichen, die leidenschaftliche Grillenhaftigkeit des selbstischen, sich und die Seinen verderbenden Engländers empört uns nicht und macht den Mann nicht verächtlich, wir können ihn nicht ganz unsers Antheils berauben, ihn, den wir als partiell wahnsinnig zu betrachten haben. — Die Criminalgeschichte erzählt einfach, und dadurch um so eindringlicher, ergreifender, die Verurtheilung eines Unschuldigen, über den der gewissenhafteste, für ihn höchst parteiische Richter das Schuldig aussprechen muß, weil jedes Kennzeichen, ja das eigne Zeugniß des Angeklagten wider ihn spricht. Solche ungerechte Urtheile zu vermeiden, ist kaum denkbar, wol aber kann die Ueberzeugung trösten, daß höchst selten Zufälligkeiten und Umstände so zusammentreffen, daß die redlichste Gesinnung, die scharfsinnigste Klugheit in die traurige Nothwendigkeit versetzt wird, den Irrthum für die Wahrheit zu halten.

3. Neue Novellen von Leopold Schefer. Zweiter Band. 1. Der Bauchredner. 2. Künstlerehe. 3. Die weiße Henne. Leipzig, Hartmann. 1831. 8. 2 Thlr. *)

Der absichtlich gehackte, holprige Styl des Verf. glättet sich allmälig, und es scheint, als verschmähe er es, durch eine wunderlich unklare, rauhe Schreibart sein Mißfallen an dem Gefallen Vieler an zierlichen Worten, welche innere Leere verbergen sollen, darzuthun; auch thut man sich eher bei solchen Bestrebungen wehe, als daß man den Mohren, das auf irrige Sperr sich befindende Publicum, weiß wüsche. Wirklich wüthet der Verf. viel weniger als sonst gegen das eigne Fleisch und Blut, und macht es den Anerkennern seines genialen Wirkens leichter, den Gedankenreichthum, das überströmende Gefühl in seinen Dichtungen herauszufinden, die keine seltsam verschnittene Kleidung mehr verunstaltet. — Daß Jean Paul der Schriftsteller ist, welcher den meisten Einfluß auf den Verf. ausgeübt, geht auch aus diesen Novellen hervor, an Nachahmung ist jedoch bei einem so originellen Geiste nicht zu denken. „Der Bauchredner" hat mehr Verwickelung als Schefer in seine Novellen legt, der Humor neigt sich dem Ernst, der Wehmuth zu, schwingt auch wol, doch ohne Bitterkeit und Säure, über manche Modethorheit, wie z. B. über das irrige Streben neukatholischer Kunstjünger, eine listliche Betrachtung, klar, ernst, mit dem Forschergeist, dem milden Urtheil des Denkers Ursache und Erscheinung darstellend. — „Künstlerehe" schildert Albrecht Dürer mit liebender Gemüthlichkeit und seinen ehelichen Wehstand so, daß er nicht lächerlich, die Frau keine böse Sieben wird, sie ermangelt nur der wahren Liebe, ja ihre strenge Sittsamkeit verdammt jede zörtliche Aufwallung, die sie für ihren Albrecht empfindet, und bestraft, wenn auch unbewußt, sich und ihn dafür durch vermehrte Herbigkeit und mürrische Laune. Die beiden Eheleute sind meisterlich durchgeführt, mit wenig Mitteln so Großes erreicht! Bei einer Geschichte, die in den Grundzügen, den Thatsachen durchaus wahrhaftig, wirklich geschehen ist, stört jeder kleine Verstoß gegen das Geschichtliche, und so ärgert Einen Kaiser Rudolf, der sich Bilder von Albrecht Dürer malen ließ, da doch Rudolfs Vater damals kaum geboren war. — „Die weiße Henne" ist eine niedliche Erzählung, aus Volksgebräuchen und irgend einem der Wirklichkeit entnommenen Ereigniß, sinnreich verbunden, nicht ohne die magnetische Ausströmung des Verf., Fälle der Betrachtung, die überall den Gegenstand findet, auf den sie mit zwangloser Freiheit sich ergießt. 84.

*) Vgl. Nr. 177 d. Bl. D. Red.

Notiz.

Unter den über die belgische Revolution geschriebenen Büchern verdienen die folgenden, weniger ihres Werthes als ihrer Verfasser wegen, einer Erwähnung. Das erste: „Les quatres journées de Bruxelles", rührt von dem famösen van Halen her. Da er hauptsächlich beabsichtigte, seine Unschuld darin darzulegen, so enthält es zwar viele auf ihn bezügliche Thatsachen, allein wenig allgemeine Nachrichten über die belgischen Ereignisse. Das andere, betitelt: „Précis des opérations militaires pendant les quatre mémorables journées de Septembre", hat eine Art Gil Blas zum Verf., dessen Abenteuer vielleicht einen nicht uninteressanten Roman abgeben würden. Zum Kriegsdienst erzogen, vertauschte er ihn nicht ohne Noth mit einer unbedeutenden Civilanstellung in Ostende. Der Zufall wirft hier ein Waisischgerippe an die Küste, unser Abenteurer kauft es an sich, mit wessen Geld, ist unbekannt, zieht damit im Lande herum, endlich nach Paris, wo er viel Geld verdient, noch mehr Schulden macht und den Orden der Ehrenlegion erhält. Im Begriff, seine Tour durch Frankreich fortzusetzen, hört er vom Ausbruche der Revolution in Belgien, kehrt dahin zurück, wird Capitain der Artillerie und Major. Gleich van Halen, wurde auch er zuletzt des Hochverraths angeklagt und vor ein Kriegsgericht gestellt. In seiner Schrift findet man wenig mehr als die Militairoperationen um Antwerpen erzählt. Bekannte Parteilichkeit läßt ihm aber wenig Glauben beimessen. 203.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 314. — 10. November 1831.

Die Neuevangelischen in der neuesten unruhvollen Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

So ging es auch in Sachsen, in der Wiege der Reformation. Sind die Hypersupranaturalisten, die dem Urtheil der Vernunft durchaus nichts einräumen, sondern Alles, was als christlich gelten und gelehrt werden soll, einem einmal entworfenen Lehrbegriff, sei er nun in Rom, oder in Trident, oder in Augsburg festgesetzt worden, unterwerfen, Papisten; Katholiken hingegen, die hier und da bei sich von den Glaubensartikeln ihrer Kirche Etwas hinwegdispensiren, eigentlich schon Protestanten: so werden auch jene leichter mit den römischen Katholiken, diese mit den freisinnigen Rationalisten zusammenfallen. Daher wurde Reinhard von so vielen protestantischen Katholiken, um mit Krug zu reden, gelesen und geehrt, daher aber werden Hengstenberg's und Seinesgleichen Schriften, wie auch der „Eremit" bemerkt, von römisch-katholischen Schriftstellern hervorgehoben und günstig recensirt. Der Weg nach Rom geht über Herrnhut, das ist zum Sprüchwort geworden, und Luther wäre vielleicht wegen seiner orthodoxen Lieblingsvorstellung vom Abendmahl lieber wieder Katholik als Zwinglianer geworden, wenn er wählen mußte, wenigstens wollte er „ehrliche Katholiken" zu Schiedsrichtern haben. Befremden kann es also nicht, wenn auch in Sachsen die Neuevangelischen, mit einem hohen Gönner an der Spitze, dem katholischen Hofe und Bischofe, mit denen sie durch das Princip: Glaubt und lehrt, was euch eure Kirche vorschreibt, einig waren, näher standen als den echten Protestanten, die zwar von männiglichen Sprechern vertreten wurden, wie von einem Schmalz, Wagner u. A., aber doch, ohne einen Reinhard und Tzschirner zur Seite zu haben, nicht wußten, was sie bei den feinen und bemerklichen Vorschritten katholischer Gesetze und Einrichtungen und bei dem fast begünstigenden Stillschweigen Derer, die dagegen sprechen sollten, aber aus Furcht oder aus Haß gegen den Rationalismus eine Klage nach der andern unberücksichtigt ließen, für die Freiheit und Rechte der evangelischen Kirche zu erwarten hätten. An dem rechten Glauben war ja Alles gelegen, wogegen an sich nichts einzuwenden ist, wenn man nur erst erwiesen gehabt, welches denn der rechte sei. Um sicher zu gehen, sorgte man, namentlich im Muldenthale, für Lehrer, die noch rein von Vernünftigkeit (Rationalismus) wären; verschrieb sie, da dem Inlande nicht zu trauen war, aus dem Auslande, sogar aus Dänemark, wo indeß durch den Pastor Grundtvig und einige Freunde Samen genug zur Erhaltung so köstlicher Pflanzen zurückblieb, die jedoch der dänischen Regierung Noth genug machten. Indeß will aus dem Muldenthale, wie man sagt, kein Wupperthal werden; man klagt die heillosen verstorbenen und lebenden Pfarrer, besonders aber auch die Dinterianer von Schulmeistern an, daß sie das verwünschte Denken und das fatale Fragen nach Gründen so beliebt gemacht hätten, und das mystische Lieder, Gebete und Predigten gar nicht schmackhaft gefunden würden.

In Leipzig lieferte die medizinische Facultät durch Heinroth'sche Ideen, die jedoch in Berlin bei philosophischen Aerzten keinen Beifall fanden, und Professor Lindner in Vorlesungen und Schriften *), Höpfner durch Provocirung auf die nun augenscheinlich erfüllten Weissagungen des A. T. und den sichtbaren Eintritt des Gog und Magog wenigstens Mörtel, um das Gebäude der wahren Kirche zu befestigen. Auch ins Altenburgische, das die berliner „Kirchenzeitung" längst „für geistlich todt" erklärt hatte, sind nach der „Allgemeinen Kirchenzeitung" und dem „Thüringischen Volksfreunde" Zweiglein verpflanzt worden, aber das dortige Consistorium, wahrscheinlich schon durch Dr. Grossmann verleitet, hat sie am Gedeihen gehindert; ein noch unreifes Propfreislein, an einem günstigen Aste eingesetzt, habe, sagt man, recht kräftig ausschlagen wollen, sei aber aus Uebertreibung im ersten Safte erstickt.

So hatten denn also die Koryphäen der neuesten Verketzerungs- und Verfinsterungsversuche sich wol fest eingebildet, das Ungethüm des Rationalismus flugs zu erwürgen, das, mit was Jammer und Schmerzen ist wol zu gedenken, außerdem, daß es den wahren Glauben raubt, auch, wie Krummacher sich vorlaut (sit verbo venia) verschnappt, „ihn und seine Freunde zu Narren, die Rationalisten aber zu Stimmführern und Würdeträgern im öffentlichen Leben macht und ihnen in allen Zeitungen und Journalen den Ruf der größten Genies und brillantesten Köpfe verschafft, wogegen er mit den Seinigen auf dem Armensünderbänklein sitzen müsse". Man denke nur!!

Es kam Alles anders, und selten kommt ein Unglück allein. Wäre freilich der stille Hochmuth des Gedankens fähig, daß man, bei aller Anhänglichkeit an die Religion und selbst an eine besondere Auffassungsart des Christenthums, doch gerecht und milde gegen Andersdenkende sein könne, so würde man schon den Sinn des trefflichen Königs Friedrich Wilhelm III. und seines Ministeriums aus dem merkwürdigen Rescripte vom 24. Okt. 1825 „gegen die pietistische und mystische Richtung" beherzigt und die Anklage unterlassen haben. Nein, man war seiner Sache gewiß, und — die Niederlage war da. Die weise Regierung, wenn sie auch die Grenzen der unter Friedrich II. gewöhnlich gewordenen Freiheit der Presse etwas beschränkte, fand dennoch in dieser mehr wissenschaftlichen und philosophisch-theologischen Streitsache keinen Grund einzuschreiten; die Sache war vor der höchsten Behörde nun abgemacht, und zwar zur Freude nicht etwa nur der hallischen Studenten, sondern aller helldenkenden Protestanten. Noch hatten die Buchstabengelehrten gehofft, das Jubelfest der augsburgischen Confession würde die Hypercorthodoxie mit neuen Stützen befestigen; aber das wahrhaft königliche Ausschreiben erklärte sich nur das Festhalten am Geiste jenes ehrwürdigen Bekenntnisses. Krummacher's Hoffnung, bei einer solchen Gelegenheit von dem „Armensünderbänklein" erlöst zu werden, ist diesmal vereitelt; die vermeinten armen „Baalspfaffen" sind „dem gewetzten Schlachtmesser" des neuen Thisbiten entwischt,

*) Hr. Dr. Hahn scheint sich, nach dem ersten Aufbrausen, zu den gemäßigten, achtungswerthen Supranaturalisten halten zu wollen. Seine Predigten haben wir auch von Rationalisten als sehr erbaulich rühmen hören.

und die Halloren werden wol auch in ihren Salzkothen ruhig fortarbeiten. Zwar süßelten einige Zeloten, sie hätten es nicht so böse gemeint, „an Scheiterhaufen sei nicht zu denken"; indeß sind Beschimpfungen, als Irrlehrer und Ketzer abgesetzt zu werden und auf ein Bänklein zu kommen, auf welchem sogar die Frommen, mit welchen wir uns gar nicht vergleichen mögen, ungeduldig hin und herfahren, Amts- und Brotlosigkeit auch nichts Anlockendes, daher wollen wir Gott danken, daß Friedrich Wilhelm III. und nicht Hengstenberg oder Brandt u. dgl. auf dem Richterstuhle saßen.

Vergeblich hatte man also Rumor gemacht. Allein nun erhoben sich auch Freunde des Lichts mit schwerem Geschütz: Bretschneider in zwei Sendschreiben an einen Staatsmann, Baumgarten-Crusius, Röhr in seiner „Kritischen Bibliothek", die „Allgemeine Kirchenzeitung", Schulz und von Cöln, Fritzsche, Ullmann u. A., und prüften streng den Inhalt und die Form jener Anklagen; und, was das Schlimmste war, selbst Männer, die als Supranaturalisten bekannt, aber um ihrer gründlichen Gelehrsamkeit, um ihrer Verdienste und ihres edeln, friedlichen Charakters willen auch von den Rationalisten hochgeachtet werden, wie Schott und Neander, schlossen sich an, erklärten frei und öffentlich, daß solche Art von Denunciation und diese ganze Handlungsweise auf dem Gebiete der Wissenschaft ganz von ihnen gemißbilligt werde. Kam der Glaubensschar ein solcher Angriff unerwartet, gerieth die Direction der Francke'schen Stiftungen in Halle, trotz alles Flehens und Bittens, die arme Jugend doch ja nicht dem Moloch zu opfern, dennoch in ganz andere Hände, als in die, welche gütig und mitleidsvoll sich danach ausgestreckt hatten, wurden durch Niemeyer, durch Fritzsche u. A., die man aus der Ferne herbeirief, durch das fortgesetzte Hinströmen der Studenten in die Hörsäle der rationalistischen Professoren die Aussichten für die Neuevangelischen immer dunkler, so sank vollends der Muth, als die Hauptstütze in Sachsen brach. Zwar waren auch selbst viele Fromme durch manches Skandal geärgert worden; man murmelte von sehr ansehnlichem Defect, dessen sich Heilige bei einer heiligen Casse sollten schuldig gemacht haben; die Dresdner zürnten, daß ein Fremdling ihnen in einer strafenden Gastpredigt die Christlichkeit abgesprochen, in der Prüfung aber sich nicht sonderlich ausgezeichnet und dennoch seinen wichtigen Posten erhalten habe, wobei offenbar ein besonderer sympathetischer Schutzgeist müsse wirksam gewesen sein u. dgl. mehr. Die leipziger politische Zeitung nahm sich zwar des Gestürzten, der nicht mehr schützen konnte, sondern sich selbst manchen Vorwurf mußte gefallen lassen, an; aber es genügte der ungläubigen, freilich oft auch dabei leichtgläubigen Welt nicht. Stritt denn nun auch Niemand im Königreich Sachsen für den Rationalismus so offen, klar und beharrlich, als etwa Röhr, Schuderoff, Böhme, Bretschneider in den sächsischen Herzogthümern, versetzte vielmehr Hr. v. Ammon ihm gelegentlich so einen Seitenstreich, wofür ihn, unsers Erachtens, seine Gegner manchmal etwas zu stark bezahlten: — so war doch unter den Philosophen Krug stets gerüstet, die protestantische, religiöse, akademische und jede gesetzmäßige Freiheit, jedoch mit steter Abwehr des frechen Ultrawesens der Freiheitsschwindler, zu vertheidigen; nur freilich in zu vielen kleinen Dosen, die, auch nur zu 4—6 Gr. die Prise gerechnet, endlich ein Sümmchen, nicht blos für Verf. und Verleger, sondern auch für den Käufer ausmachen, ob sich schon die Quintessenz bei mehr Gedrängtheit in der Abfassung und einem das Papier mehr schonenden Drucke sehr füglich auf die Hälfte hätte zurückführen lassen.

Im Ganzen blieb ein bescheidener aber freimüthiger Geist in Sachsens Geistlichkeit *) vorherrschend; und auch in dem Herzogthum Sachsen vermochte das bald süße bald saure Gesicht eines Westermeyer in Magdeburg nicht die unerschrockenen Erklärungen gegen die preußische Agende zu unterdrücken; selbst Delbrück in Zeitz nahm sie nicht an, und er und Männer wie Fischer in Sangerhausen, Bonitz in Langensalza, trugen unstreitig viel zu der Revision 1829 bei, die aber, obschon von neuen berühmten Namen unterschrieben, doch den gemäßigten Forderungen des Zeitalters lange noch nicht genügt hat.

Man hat heutzutage für Niederlagen allenthalben mildere Ausdrücke, spricht von einer retrograden Bewegung, und die Belgier behaupteten ja bei dem ersten Ausreißen, auch den tapfersten Truppen begegne zuweilen etwas Menschliches. Die sogenannte „Evangelische Kirchenzeitung" stieß zwar manchen Stoßseufzer aus, daß die Welt nun einmal im Argen und in der Verblendung liege, daß man sogar die neuen Missionsberichte der Studenten verkenne, daß — und sonst Vieles noch nicht sei, wie es sein sollte; aber sie rühmte sich doch des Bewußtseins, rumort zu haben, sodaß man gewiß einst noch auf die frohen der Zeit aufmerksam sein werde. Zu verwundern war es, daß nicht Streiter, wie Augusti, der gern einen weltlichen Papst, der ihn dann gewiß zum Cardinal würde erhoben haben, in die Kirche eingeführt hätte, oder die Idealitätsphilosophen, nicht für alle Dogmen der symbolischen Bücher Rath zu schaffen und den Worten und Namen einen orthodoxen Anstrich zu geben wissen, womit vornehme Laien, die nicht Zeit und Lust, solchen Kleister wegzukratzen haben, nicht aber Leute, die klare, deutliche Begriffe und Beweise verlangen, vollkommen zufrieden sind, den Bedrängten durch eine Diversion zu Hülfe kamen. Auch spielen die beiden Hauptbatterien, von Dr. Hengstenberg und Prof. Brandt geleitet, fort. Dabei fehlte es nicht ganz an Hülfsvölkern; Einige, wie Harms und Ehlert, hielten die Bibel „ohne den Augapfel der augsb. Confession" gar für keinen sichern Wegweiser; Andere fochten seiner, wie namentlich in „Bemerkungen über die hallischen Streitsachen" (Leipzig, 1830) und „Das dreifache Gutachten, nebst dem fürstlichen Endurtheil" (Leipzig, 1830); aber man getraute sich doch nicht die Grundsätze zur Ausführung zu bringen; fürchtete man die Folgen der Lehrfreiheit, so fühlte man doch auch einen Schauer, wenn man die ehemaligen Wirkungen des Lehrzwanges und, was er in dieser aufgeregten Zeit hervorbringen könne, bedachte. Dem Dr. Bretschneider suchte der Compastor Petersen in Helgoland durch Verslein, die er zu seinem „Sendschreiben an einen Landprediger" gegen Br. fügte, das Herz zu rühren, wovon wir nur den einen anführen:

Auch darum bitt' ich, Werthester
Bretschneider, Dich, gewähre
Verzeihung mir, wenn ich oft sehr
Des höhern Lichts entbehre,
Worin in Klarheit, Gründlichkeit
Scheint des Sendschreibens Dunkelheit.

So etwas greift durch; und wirklich Hr. Dr. Br. hat, so viel wir wissen, stillschweigend verziehen; hat

Nachsicht, Schonung zu dem Mann,
„Der freudig leistet, was er kann,

„gewendet", und es nicht bestritten, daß der Mann „des hellen Lichts entbehre". Immittelst traten die bürgerlichen, zum Theil aufrührerischen Bewegungen ein, und das schien denn ein Zeitpunkt zu sein, dem Rationalismus einen tödtlichen Streich zu versetzen. Seht, rief man, Revolution, Rebellion, Demagogie, Volksaufwiegelung, das sind die Früchte der Aufklärung. Man glaubt keinen Teufel, aber da habt ihr den Hochmuthsteufel in leibhafter Gestalt, wie bei dem ersten Sündenfalle; er widersetzt sich aller göttlichen und menschlichen Ordnung. Dr. Delbach in Glauchau setzte namentlich „Das Wesen des Rationalismus" (Leipzig, 1830) auch „in antisociale Richtung"; er untergrabe er das Ansehen der Bibel, wozu die „Stimmen der Andacht", Dinter's Schulschriften, Krug's Bresche schon vorgearbeitet haben, und das sei das Vorspiel der politischen Anarchie; dann löse sich Alles auf „in modernes Heidenthum, wo ein Göthe und Schiller (?) schon leben, und in Pantheismus". Solchen Eiferern ist es ganz einerlei, ob ein Polignac mit seinen drei Ordonnanzen Frankreich und Deutschland zu der Herrlichkeit führe, wie sie die pyrenäische Halbinsel und

*) Wie dies sich in den Wünschen, der Kirche eine repräsentative Verfassung zu verschaffen, aussprach.

Italien darbieten, wenn nur die alte Dogmatik gerettet wird; Karl X. und sein Anhang mögen während der Metzeleien unter ihrem Volke ruhig ihre Whist- und Jagdpartien abmachen; Karl in Braunschweig mag tyrannisiren: auch diese ungöttliche Obrigkeit ist von Gott geordnet, und dies hören freilich Aristokraten noch immer gern. Aber wohin dies die Menschheit führen, was daraus entstehen würde, wenn die Unterthanen die Anmaßungen eines de Valenti, Krummacher u. s. w. befolgen und selbst dreinschlagen wollten, wenn die Fürsten nicht den vermeinten wahren Glauben schützen, daß in Sachsen, Hanover, Baiern und anderwärts vieler alter verderblicher Sauerteig bei den Erschütterungen sichtbar geworden ist, daß Aufruhr unrecht, aber Mishandlung der Menschheit auch nicht recht sei: eine solche unparteiische Würdigung erwarte man nicht von Menschen, die wie Fouqué „die französische Revolution mit den Hunnen- und Türkenüberschwemmungen das unheilbringendste Ereigniß für ganz Europa" nennen; wobei ihm Jarcke, Buchholz und tapfere Aristokraten, welche wol gar den Constitutionen und Constitutionellen heldenmüthig bei einer Flasche Champagner ihr Perrat bringen, natürlich beistimmen. *)

(Der Beschluß folgt.)

La cour de Marie de Médicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne. 1615—18. Paris, 1830.

Der Verf. dieses Buchs wollte uns ein Sittengemälde von den ersten Jahren der Regentschaft der Witwe Heinrichs IV. geben. Er fingirte daher einen jungen Abenteurer, den jüngern Sohn des Grafen v. Fonzac, der sich, in Folge der damaligen Gesetze, jedweden väterlichen Erbes beraubt, an den Hof der Regentin begab, um daselbst sein Glück zu machen, und der uns hier die Geschichte seiner Lebensschicksale in jenem Zeitraume erzählt. Bis auf die Hauptpersonen jedoch, enthält das Buch zu viel Wahrheit, daß man es in das Gebiet der Romanenliteratur verweisen sollte; immerhin aber gewährt dessen Lecture viel Unterhaltung, zuweilen sogar Belehrung. Zu der Epoche, wo unser Cadet in die große Welt trat, befand sich der Hof zu Bordeaux, wo die Vermählung des jungen Königs mit der Infantin von Spanien, Marie Anna von Oestreich, begangen werden sollte. Diese Heirath aber entsprach nicht den Absichten und Wünschen der Reformirten in der Guyenne; sie beschlossen daher, ihrer Vollziehung alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Dieser Umstand führte das erste Abenteuer des jungen Ritters herbei. Auf der Straße nach Bordeaux auf seinem Klepper, ein Geschenk seines Oheims, des Domherrn, einherziehend, vernahm er plötzlich ein starkes Musketenfeuer; und bald von einem Wachtposten angehalten, der ihm sein Wer da? zurief, antwortete er, der sich in Freundes Land glaubte: „Es lebe der König! es lebe Frau Anna von Oestreich!" Allein eine Kugel, die an seinem Ohre vorbeipfiff, belehrte ihn, daß seine Antwort unpassend gewesen. Bald ward er von mehren Rittern umringt, die ihn entwaffneten und alle, einen Spion des alten Kanzlers Sillery in ihm gewahrend, dahin stimmten, daß man ihn, bis auf weitere Untersuchung, „zur Beförderung der Sache Gottes und der Kirchen hängen müsse". Als man sich eben zur Vollziehung dieses Urtheils anschickte, traf zum Glück des Ritters v. Fonzac ein alter Stabsoffizier, der tapfere Boëce-Pordaillan ein, der die weise Bemerkung machte, es sei zuständig, die Leute zu vernehmen, bevor man sie hinge. Der Ritter ward demnach vor den Herzog v. R. gebracht, der, nachdem er über sein unglückliches Begegniß gelacht, ihn fragte, ob er seinen noch jungfräulichen Degen in der von ihm befehligten Armee versuchen wolle. Der Cadet war ein guter Katholik und lehnte daher den Vorschlag mit der Erwiderung ab, daß es ihm leid thun würde, den Glauben seiner Väter zu verleugnen. „Ei, wer verlangt das von Euch?" entgegnete der Herzog, sehr erstaunt über so viel Aufrichtigkeit; „ich bekehre nicht, ich recrutire. Wir haben vortreffliche Katholiken bei uns, z. B. Hrn. v. Condole, die nichtsdestoweniger ihren Glaubensbrüdern recht gern derbe Rippenstöße versetzen. Euer Gewissen würde demnach bei uns in vollkommener Sicherheit sein. Ihr könntet so viel Messen hören, als Euch beliebt". Inzwischen zerschlug sich die Unterhandlung; unser Ritter aber, dessen Unschuld anerkannt worden, erhielt seine Freiheit wieder nebst allen seinen Habseligkeiten und eilte nunmehr nach Bordeaux. Bei Hofe angekommen, fand er hier bald einen guten Führer, um ihn auf diesem schlüpfrigen Boden zu leiten. Es war dies der Dichter Durand, der seit lange den Vergnügungen des Hofes seine poetische Begeisterung verdungen hatte und der stets in seiner Brieftasche einen großen Vorrath von Oden, Episteln, Sonetten u. s. w. mit sich herumtrug, die sämmtlich den Mächtigen des Tages, aber auch nur ihnen allein, zu Diensten standen. Denn da sein Gesang mit der Gunst verstummte, so hatte er für alle Die, welche solche verlieh, einen unbezwinglichen Widerwillen. Er floh sie wie die Pest. Sicherlich konnte der junge Glücksritter sich in keiner bessern Schule befinden. Allein nicht blos um seinem Helden Lehren der Weltklugheit zu ertheilen, bringt der Verf. den Dichter Durand auf die Bühne. Derselbe soll auch noch der Typus der Schöngeister und Literaten jener Epoche sein. Ueberdem ist sein Durand ein Mensch von der besten Laune, sodaß oft sogar sein Zorn nicht weniger wie seine Munterkeit belustigt. So sieht man ihn sich ereifern, als er die Ermordung des Marschalls v. Ancre erfährt, dem er so viele Episteln gewidmet und von dem er so viele Belohnungen erhalten hat. Beschämt zum ersten Male in der besiegten Partei überrascht zu werden, geräth er ganz in Wuth, aber nicht, wie man vielleicht glauben möchte, gegen die Mörder, sondern gegen ihr Schlachtopfer. „Ich habe mich", sagt er, „mit Leib und Leben diesem Starken hingegeben, der nicht den Verstand besaß, seinem Feinde zuvorzukommen, und der, indem er sich tödten läßt, eine Menge rechtlicher Leute compromittirt. Gestern noch widmete ich ihm eine Epistel über die Einnahme von Rhetel.... Was nun anfangen? Ich sehe mich jetzt zu Schmähschriften gegen die Regierung genöthigt, das heißt zu dem schlimmsten Gewerbe, wo das Robinsonspäßle, das man erwarten darf, ist, gehängt zu werden". Wir kommen wieder auf unsern Ritter zurück. Seine ganze Baarschaft, ein Geschenk seiner Muhme, bestand in 25 Thalern; und da sich nunmehr seine Casse zu erschöpfen anfing, so war es für ihn Zeit, ein Unterkommen zu suchen. Sein Bruder stellte ihn dem Herzoge von Epernon vor, der ihn bei seiner Ordonnanzcompagnie aufnahm. Dieser Herzog stand sich sehr gut bei Hofe. Er hatte der Königin-Mutter so große Dienste geleistet, daß man allgemein glaubte, er werde die Geschäfte der Regentschaft leiten. Alle bei seiner Person befindlichen Edelleute überließen sich daher auch den lieblichsten Träumen; sie sahen Gnadenbezeugungen, Pensionen entgegen, schmeichelten sich, über alle Hofstellen demnächst verfügen zu können und waren nur wegen der Wahl in Verlegenheit. Als der letzte Ankömmling machte unser Cadet minder große Ansprüche als seine Kameraden; er begnügte sich mit einer Abtei, aber sie mußte gut sein. Zu seinem Unglück änderte sich bald Alles bei Hofe. Der Prinz von Condé trat wieder an demselben auf, und die Ungnade des Herzogs von Epernon war eine der Bedingungen, die er der Regentin auferlang. Dieser zog sich in sein Gouvernement Saintonge zurück; unser Glücksritter aber, der Lehren seines Freundes, des Dichters Durand, eingedenk, hütete sich wohl, ihn dorthin zu begleiten. „Ich verließ", erzählt er uns, „den Dienst des Herzogs von Epernon und, um mein Betragen zu rechtfertigen, gab ich mir Mühe, ihm alles mögliche Unrecht anzudichten. Durand gab mir dies Auskunftsmittel an die Hand. Dieser vortreffliche Freund wußte alle meine Scrupel zu beschwichtigen. In der That, es ist doch eine herrliche Sache um den Verstand!" In die Garde des Prinzen von Condé getreten, versprach sich unser Cadet goldene Berge von einem so mächtigen Gönner.

*) Man lese dagegen Wolf's Predigt aus jener Zeit, bes. S. 20 (Leipzig, 1830).

Er begnügte sich jetzt nicht mehr mit einer Abtei; es mußten wenigstens zwei sein. Allein das unbeständige Glück zerstörte abermals diese liebliche Täuschung. Der Hof, der Anmaßungen des Prinzen von Condé überdrüssig, faßte den Entschluß, ihn verhaften zu lassen; der Cadet aber, davon in Kenntniß gesetzt, beeilte sich, seine ergebensten Dienste der Königin-Mutter anzubieten. Jedoch dieser zweite Abfall war keineswegs der letzte: man sieht ihn immer bei Zeiten der triumphirenden Partei sich anschließen. Der Verf. überläßt die moralische Nutzanwendung seines Buches dem Leser, dem er schließlich ein noch ernsteres Werk derselben Gattung verspricht. 27.

Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische (in der Schweiz), französische, italienische und dakoromanische (in mehren Ländern des östlichen Europas), mit Vorbemerkungen über Entstehung, Verwandtschaft u. s. w. dieses Sprachstammes von L. Diefenbach. Leipzig, Ricker. Gr. 4. 1831. 1 Thlr.

Bei allen, und ganz besonders bei sprachlichen Werken haben wir vor Allem die Frage aufzuwerfen: Sind sie für Anfänger, die die Sprache lernen wollen, oder für Männer, die mit ihr nähere Bekanntschaft schon haben, gedacht und geschrieben worden? Nur wenn wir eines Buches Zweck kennen, sind wir im Stande, es gehörig zu würdigen, da er allein es ist, der die besondere eigenthümliche Art und Beschaffenheit desselben bestimmen und scharf begrenzen kann und soll. Vorliegendes Werk ist nun offenbar für Letztere geschrieben, und da müssen wir bekennen, daß es seinem Zwecke nicht vollkommen zu entsprechen scheint. Wir meinen nämlich, daß ein dergleichen Werk durch Tiefe und Gründlichkeit der Forschung, durch Schärfe und Gediegenheit erschöpfender Beurtheilung neue und wichtige Ergebnisse darbieten müsse, um für Kenner wichtig und befriedigend erkannt zu werden. Neue Ergebnisse haben wir aber im angezeigten Werke nicht gefunden; denn daß alle romanischen Sprachen von der altrömischen abstammen, daß alle Gemeinsames und Verschiedenes unter einander wie im Verhältnisse zur Muttersprache haben, ist längst bekannt und nie bezweifelt worden. Wenn wir aber auch freimüthig bekannten, daß keine neuen Ergebnisse dargeboten wurden, so können wir doch nicht umhin, einzuräumen, daß der Hr. Bibliothekar Diefenbach sehr reichen Stoff zu wichtigen Ergebnissen in seinem Werke niederlegte. Mehr Nutzen würde der Hr. Verf. gestiftet und ein weit größeres Verdienst würde er sich erworben haben, wenn er nur eine der weniger bekannten romanischen Mundarten umfassend und scharfsinnig in Hinsicht grammatikalischer Forschung bearbeitet und auf die andern nur insofern Rücksicht genommen hätte, als sie zur Erläuterung der einen Mundart beitragen. Das größte Verdienst aber würde er mit Recht sich zuschreiben können, sowie dies gewiß auch Jedermann ihm zuerkannt hätte, wenn er daran gegangen wäre, eine Grammatik des gesammten romanischen Sprachstammes zu liefern, und zwar eine solcher Art, daß sie sich J. Grimm's Grammatik des deutschen Sprachstammes würdig an die Seite stellen könnte. Wir zweifeln gar nicht, daß der Hr. Bibliothekar Diefenbach die Kräfte und Fähigkeiten, die zu solch einem unsterblichen Werke erfoderlich sind, besitze — denn bei einzelnen Punkten entwickelt er reiche Kenntniß und große Schärfe des Urtheils —, um so mehr aber glauben wir ihm dringend empfehlen zu müssen, daß er bei seinem am Ende dieser Schrift angekündigten Werke: „einer Geschichte des ganzen lateinischen (romanischen) Sprachstammes mit seinen Mundarten von seinem ersten Entstehen an bis in neueste Zeit, in Beispielen nebst dialektologischen und andern Bemerkungen", was den grammatikalischen Theil betrifft, Grimm's Grundsätze, Grimm's Art und Weise und Grimm's erschöpfende Ausführlichkeit und Ordnung anzuwenden für gut befinde. Ein solches Werk über die romanischen Sprachen fehlt bis jetzt, und vielleicht ist es deutschem Fleiße aufbehalten, unsere romanischen Nachbarn mit einem solchen zu beschenken. Möge die Schwierigkeit einer solchen Leistung den Hrn. Bibliothekar Diefenbach nicht abhalten, muthig zu beginnen und sicher zu vollenden! Schwierig, sehr schwierig ist freilich die Erreichung dieses Zweckes, unendlich schwieriger als die Lösung einer Aufgabe, wie sie sich diesmal der Hr. Verf. stellte. Denn eine so allgemeine Beurtheilung und eine gewissermaßen oberflächliche — ich brauche das Wort nicht in tadelndem Sinne — Rede über einen ganzen Sprachstamm ist, wie leichter und angenehmer, so aber auch weniger verdienstlich und gewinnbringend. Dort gilt es freilich eine mühsame, tief in das eigenthümliche Wesen der verwandten Sprachen, gleichsam in die innerste Werkstatt des Sprachgeistes selbst eindringende Forschung, aber der Gewinn ist auch groß, und die viele Mühe wird vielfach belohnt. So aber ward der Hr. Verf. durch seine so allgemein gehaltene Beleuchtung dahin geführt, daß er, statt tiefbegründeter Resultate, nur mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen, wie er dies auch selbst gesteht, aufstellen konnte.

Wir glauben nicht, daß es wohlgethan sei, den Inhalt seines Werkes hier weitläufig auseinanderzusetzen; wir begnügen uns daher, denselben nur nach den Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen anzuführen. Auch reicht dies, wie wir meinen, vollkommen hin, Jeden, der sich mit den romanischen Sprachen in ihrem ganzen Umfange, oder auch nur mit einem einzelnen Zweige dieses Sprachstammes beschäftigt, auf das Buch des Hrn. Bibliothekar Diefenbach aufmerksam zu machen.

Es handelt aber der erste Abschnitt über die Familie, wozu der romanische Sprachstamm gehört, und da rechnet denn der Hr. Verf. die romanischen Sprachen, wie sich versteht, zu dem thrako-pelasgischen Sprachstamme. Sie erfuhren verschiedenartige Einflüsse, besonders von germanischen Sprachen. In dem zweiten Abschnitte finden sich viele und zum Theil wohlbegründete Gedanken über „die früheste Bildung des romanischen Sprachstammes"; der dritte Abschnitt aber behandelt die jetzigen romanischen Schriftsprachen, d. h. die, die wenigstens in Büchern der Andacht gebraucht werden, im Allgemeinen, ihr Verhältniß zu einander und zur lateinischen Sprache. In den Abtheilungen 4, 5, 6, 7, 8 und 9 verbreitet sich der Hr. Verf. über die einzelnen romanischen Sprachen in der Ordnung, wie sie der Titel enthält. Der zehnte Abschnitt lehrt die Aussprache, und der elfte behandelt das Verhältniß romanischer Laute, Vorsylben und Endungen im Einzelnen zu den lateinischen. In der zwölften Abtheilung findet man das Fürwort, in der dreizehnten das Zahlwort, in der vierzehnten das Nennwort und in der funfzehnten das Zeitwort besprochen. Das Schlußwort enthält vermischte Nachträge und Berichtigungen.

Ueber die Sprache des Hrn. Verf. haben wir im Ganzen nichts zu erinnern. Sie ist ziemlich klar und verständlich. Auf einige üble Angewohnheiten jedoch wollen wir ihn kürzlich noch aufmerksam machen, daß er sie künftighin vermeiden möge. Als eine üble Gewohnheit, die nach Pedanterei schmeckt und unangenehm auffällt, betrachten wir nämlich, daß der Hr. Verf. ein: ut ita dicam, κατ' ἐξοχήν und au même zuweilen sich entschlüpfen läßt. Möge er dies künftighin vermeiden und deshalb immer an Herder's Worte denken:

Rede deutsch, o du Deutscher! Sei kein Künstler
In Geberden und Sitten ꝛc.

Als einen Schmuck wollen wir wenigstens dergleichen Blümlein nicht anerkennen; und da der Hr. Bibliothekar Diefenbach zeigte, daß er deutsch schreiben kann, so können wir nicht umhin, diese Verzierungen nur einer etwas zu geringen Aufmerksamkeit auf sich selbst zuzuschreiben. 190.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 315. — 11. November 1831.

Die Neuevangelischen in der neuesten unruhvollen Zeit.

(Beschluß aus Nr. 314.)

Es scheint jedoch, als ob die Kraft jener Neuevangelischen nur im Stillen sich stärke, aber öffentlich schwächer werde. Die Brandt'sche „Schullehrerbibel", so säubertlich auch die „Jen. Literaturzeitung" mit ihr verfährt, scheint doch der Dinter'schen den Rang nicht abzulaufen, obgleich Tholuck und seine Freunde bereits von einem „Dinterianismus" als einer neuen Ketzerpartei für das künftige „Kirchen- und Ketzerlexikon" sprechen. Aber das Reich zerfällt auch mit sich selbst. Das neue berliner Gesangbuch hatte auf die alte Dogmatik mehr als billig Rücksicht genommen; der dasigen „Kirchenzeitung" war es nicht genug. Sie stellte, ohne zu überlegen, ob es nicht unbesonnen, ja Aufruhr erregend sei, ein schon öffentlich approbirtes und eingeführtes Gesangbuch mit seinen königlich bestätigten Redactoren verdächtig zu machen, eine bitter tadelnde Kritik auf und rühmte einen gewissen Apicius, der einst binnen wenig Tagen 130 Stimmen gegen das vorige berliner Gesangbuch gesammelt habe! Wie arg der Tadel war, ersieht man schon daraus, daß der hyperlutherische Thesenmann Harms in Kiel eine „Beleuchtung" desselben für das „Homil. Blatt" von Brandt aufsetzte, welche dieser aber klüglich nicht aufnahm, daher sie besonders erschien und nun allerdings „Vieles als Tugenden des Buchs" rühmte, was jene als große Fehler ansah. Wer hat Recht? Sanft streichelte die „Kirchenzeitung" den zürnenden aber „geliebten Freund und Bruder in Christo", schwieg jedoch über die Sache. So viel uns bekannt ist, hat es auch Prof. Dr. Lindner durch seine Schrift über das Abendmahl, welche die ganze Christenheit über diese Lehre vereinigen sollte, mit Allen und selbst mit seinen Freunden es verdorben. Das Buch erhielt eine strenge, jedoch gründliche, und dem Verf. daher sehr mißfällige Beurtheilung (in Röhr's „Bibl.", XII, 1), welcher er dadurch zu begegnen hoffte, daß er sich auf das hohe Roß der Empfindlichkeit schwang, von oben herab dem Rec. Unwahrheiten u. s. w. schuldgab und ihn trotzig herausforderte, seinen Namen zu nennen. Und siehe, furchtlos erschien er in der Nähe in der Person des Dr. Fritzsche in Halle! Solche mißlungene Versuche zu imponiren sind allerdings ärgerlich.

Im Jahr 1831 schien es uns, als ob es mit der berliner „Kirchenzeitung" und ihrem resp. Red. zum Durchbruche mit einer gänzlichen Bekehrung gekommen sei. Aber es schien nur so. Nr. 1 begann nämlich mit einem Gebet. Nun mag es uns zwar (nach Matth. 6, 5. 6.) als unevangelisch auffallen, daß man, statt ins stille Kämmerlein damit zu gehen, in einer Zeitung, sie heiße wie sie wolle, damit hervortritt und fast ein bischen pharisäisch damit prahlt: „Du hast uns gewürdiget von dir zu zeugen" u. s. w. Indeß das Bekenntniß: „Fluch und Haß quoll aus unserer Natur, aber Gott gab Kraft, ihn in Segen und Liebe zu verwandeln"; der Red. sei versucht worden, „die heilige Sache durch sündige Zunge zu beflecken", woran Niemand zweifeln wird; „ihm gebühre nur Scham und Beschämung"; „unsere Polemik schwebte oft in der Luft; sie hatte noch Vieles von der frühern flauen Weise des Supernaturalismus beibehalten", — das hätte uns ohne den letzten Punkt, und hätten wir nicht sogleich von „schlauen Insinuationen Bretschneider's" gelesen, beinahe zu der Hoffnung gestimmt, diese Kirchenzeitung sei zur Vernunft gekommen. Aber es ist beim Alten geblieben. Nach einer alten Erfahrung werden aus jungen Sündern und Sünderinnen häufig die eifrigsten Frömmler und Betschwestern! Das wollen wir nicht etwa auf irgend einen Zeloten der Neuevangelischen bestimmt anwenden. Aber merkwürdig war uns das fast zu naive Bekenntniß der berl. „Kirchenzeitung" (Nr. 60). Es werden nämlich die Göthe'schen „Wahlverwandtschaften", deren Vertheidiger wir ganz und gar nicht sein wollen, einige Blätter hindurch gemustert, und es wird mit Bibelsprüchen vor ihnen als teuflischen Verführungen zur Wollust und als schlüpfrigen Einweihungen zu ehebrecherischen Schändlichkeiten nachdrücklich gewarnt. So unbarmherzig nun diese Zeitung die Rationalisten aus der Kirche und aus dem Himmel ausstößt, so liebevoll spricht sie über solche Verbrecher. Warum? „Wir selbst haben diese gebildete Gleißnerei und Lüge, diese Maskerade der großen Welt und diesen Handel mit ihr in Tugenden und Qualen aller Art ziemlich lange mitgetrieben. Auch wir hatten eine Schuld angehäuft, die wir nie bezahlen konnten; wehe uns, wenn wir unmittelbar nach der Freisprechung, das Erbarmen des großen Gläubigers vergessend, hinausgehen wollten, unsere Mitknechte zu würgen!" Mit dieser fast zu offenherzigen Beichte, die wirklich in dieser heillosen Zeit zu manchen argen Gedanken Veranlassung geben könnte, schließt jene Kritik.

Ein Glücksumstand ist eingetreten. Einer der herzhaftesten Feinde jener Dunkelmänner, Dr. Dinter, starb den 29. Mai 1831. Seine ausgezeichneten Gaben und gelehrten Kenntnisse, seine Arbeiten und Verdienste in der Kirche und Schule sind bekannt, und Ref. wird sich stets der angenehmen Stunden mit Dank erinnern, wo er ihn als Prediger, Pädagogen und Lehrer in Görnitz kennen lernte. Den Finsterlingen in Sachsen war er immer ein Dorn im Auge; aber dennoch verlangten selbst Schalpatrone, die sonst gern am Stabilitätssystem hangen, es jedoch mit der Kirche und Schule gut meinen, wie im Schönburgischen, Dinter'sche Schüler zu Schullehrern, so sehr man auch von der Vernünftelei, von Vorwitz und Klugdünkerei derselben sprechen mochte. Ein Schrecken war es für viele Preußen, als er gar nach Königsberg zur Direction und Reformation des Schulwesens, das einer großen durchgreifenden Verbesserung bedurfte, gezogen wurde. Das Ministerium, das wol einem Dir. Harnisch in Weißenfels Recht gibt, wenn er sagt: „hilf Dinter Bürgerschulen errichten. Du weißt, was dazu gehört", aber nicht, wenn er frömmelnd hinzufügt: „höre auf die Bibel zu verdrehen!" rief den talentvollen Mann auf jenen wichtigen Posten und sein Andenken wird in Segen bleiben. Es war ihm nicht leicht beizukommen; seine Brauchbarkeit, Amtstreue und sein Wandel waren untadelhaft. Da that er einen Mißgriff, daß er bei seinen vielen Geschäften nicht seine Biographie, die

so viel Herrliches und Treffliches enthält, einem zartsinnigen Freunde zur letzten Revision übergab. Dinter, ein jovialer Mann, aber nie durch den Ruf der Unsittlichkeit und Unkeuschheit befleckt, hat seine Anekdoten nicht alle genug erwogen. Vor Allen hätte sein Verleger und Freund, Wagner, der ihn den Stifter seines Wohlstandes nennt, und der bei dem geringen Honorar, das Dinter foderte, manches Buch zum Besten der armen Schullehrer noch wohlfeiler geben könnte *), den edeln Greis auf Flecken, die des Alters Schwäche oder Geschäftigkeit übersehen hatte, die aber, was so leicht zu erkennen war, den Verf. der scharfen, ja liebiosen Kritik seiner Gegner preisgeben mußten, ohne daß seine Freunde ihn zu vertheidigen vermochten, aufmerksam machen sollen! Viele seiner Schüler haben sich bekanntlich vereinigt, ihm irgend ein Denkmal dankbarer Liebe zu errichten. Wir vernehmen schon eine Stimme von einem würdigen Schullehrer, Baurriegel in Pulgar bei Leipzig in einem Schriftchen:

Ein Jahr aus Dinter's Leben. Als Beleg für Dinter's unbescholtenen Charakter; oder Dinter nach seinen verschiedenen Verhältnissen und Stellungen als Pfarrer zu Kitscher, dargestellt von einem seiner Schüler. Neustadt an d. O., Wagner. 1831. 8. 9 Gr.

Man sieht es wol dem Titel schon an, daß gedrängte Kürze kein Vorzug des Verf. ist; aber das Büchlein ist angenehm zu lesen und enthält Einiges, was nur Hr. B. aus seinem nähern Umgange mit D. wissen konnte. Es spricht das dankerfüllte Herz; doch wollen wir nicht wünschen, daß uns das reichhaltige Leben des ehrenwerthen Mannes in solchen kleinen Portionen von einem Jahre möge zugetheilt werden, sondern daß sich bald ein Biograph finde, der Dinter, seine Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, sein Wirken und seinen Einfluß auf das Schulwesen gerecht schildere.

Hr. Wagner, in dessen Nähe das Frömmlerwesen von Zeit zu Zeit ein bischen spukt, hat auch in seinem Verlage mit Dinter's u. A. Schriften ein Waffenmagazin gegen den eifernden Pietismus und den verwandten römischen Papismus. Es liegt aus der neuesten Zeit vor uns:

1. Obscurus, oder Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings, in vertrauten Briefen, gewechselt zwischen einem Bewohner der Sonne und dem eines Nebelsterns. Herausgegeben v. Erich Haurenski zu Gard'Ebré. 1831. Gr. 8. 21 Gr.

Ferner:

2. Alethophilus, oder der neue Glaube in der Christenheit. Zur Prüfung dargelegt im Jubeljahre der protest. Kirche 1830. Eine Fortsetzung des Obscurus. Herausgegeben von Ebend. Ebendas. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Da der Setzer in Nr. 2, S. 209 schon das Amt „eines legitimen Kopfwäschers", d. h. „eines Recensenten" (S. 216) übernommen hat, wobei er sich jedoch bescheidet, „das Buch könne trotz seines Beifalls, doch Mängel in Hinsicht der tiefern theol. Kenntnisse, des Styls, der logischen Anordnung haben", was nicht ganz abzuleugnen, aber einem theol. Journale zur Entscheidung zu überlassen sein möchte, so wollen wir blos referiren, daß das Ganze ein literar. Fund des Herausgebers sein soll. Bei vielem Treffenden leidet es doch an Uebertreibungen, witzelt zu viel, schreibt Nichts dem Irrthum, sondern Alles dem bösen Willen zu und wird gegen Einzelne ungerecht. Obscurus, ein Wüstling, fast in alle Laster eingeweiht, wird durch die Noth und sein Gewissen von einem Planeten auf den andern getrieben; endlich wurde er Priester auf dem Nebelsterne Hermopaga (Selbstlerzunft), wo alle Leute unter einem großen Scheffel geboren werden und unter einem Oberscheffeldirector stehen, der sie vor dem Sonnenlicht bewahrt. „Hier examinirt nicht ein R. oder v. A., sondern man bekommt eine gute Censur, wenn man von einem Langarmigen empfohlen ist und vorzüglich, wenn es zum Durchbruch bei dem Candidato gekommen ist". Obscurus brachte es bald dahin, seine Blicke zu senken (S. 59), bei jedem Worte mit der Unterlippe zu zittern; ein Gesicht zu schneiden, das dem dümmsten Schaf Ehre machen würde; er brachte die Hände unvermerkt in eine gefaltete Position, holte tiefe Seufzer und ehe eine Viertelstunde verging, verdrehte er die Augen wie ein Anderer; im Aechzen über Aufklärung übertraf er sie; er war die personificirte Demuthseligkeit, zur Made, zum Würmlein geworden; seine alten Freunde versprachen ihn zu placiren: er wurde Prädicant der Dunkelheit mit der Anwartschaft Priester der Nacht zu werden". Daß er nun aber in seinen Briefen an Clarus, Oberpriester der Sonne, so rationalistisch spricht, Dinter'n Recht gibt, paßt nicht in seine Rolle, wohl aber, wenn er die Leute schildert, die nicht in sein Netz gehen; „die leisen Trippler", „die dicken ins Kraut gewachsenen Phlegmas; faule Professionisten, die er mit Tractätchen benebelt, wie die Fliegen im Pfefferwasser, die eitlen Gecken, zumal wenn sie zugleich habsüchtig sind; Religionslehrer, die es nicht vertragen können, daß der rationalistische College besser gefällt; Leute von hoher Geburt und Würde, die schon als Kinder als die bessern Menschen oben schwimmen, wie die Sahne auf dem Schlicker, und wollen, daß die Andern immer Lastthiere bleiben; junge Künstler mit überspannter Phantasie; Symboliker und Romantiker; Gelehrte, deren Philosophie nur ein Gewebe von Phantasie ist, die bei ihnen intellectuelle Anschauung heißt und ihr Organ ist. Sie verwandeln damit die Religion in bloße Poesie, Verstand und Vernunft werden als die ewigen Feinde der Religion bekämpft, der Wahrheitsfreund wird unpoetisch, die Aufklärung schal, die Vernunft anmaßend, der Rationalismus übermüthig und pedantisch genannt. Die Dogmatik wird ein Gedicht, worin Engel und Teufel spielen; das alte Scheffelthum wird philosophisch vertheidigt, wenn etwa helle Köpfe darin das Filtrum zum Scheffel erblicken". Wie „die flotten Bursche und Renomisten, die alten Weiber, einst Bajadirnen, jetzt Magdalenen; alte große Sünder, einst Brauerbas und Freigeister, in den Conventikeln schwatzen, wenn das Kreuz genannt", wie „das etwas schwierige Militair dadurch gewonnen wird, daß man viel nachsieht, wenn die Tasche von einem Paket Tractätchen bauscht" (S. 90), überlassen wir dem eignen Nachlesen. So sind wir auch nicht im Stande, alle wahre Namen zu ergründen, wen Obsc. „als seine Maschine" gewonnen hat; er nennt einen „Staar aus Taurien, den er in B. zustutzen ließ (S. 109); Dummacher aus Schafenheim; Theermann; Lindwurm; Gallimachus; Sillak; Grundlos; Wasserbrand; Studententhal; Rehrücken; Baron von Schurloch; Markgraf von Javalentin; Nicolaus Alarm, Cumpan, einen Leineweber, der selbst Sterne verdunkelt und mystische Hirngespinnste seiner macht als der beste schlesische Kunstweber; Nebelstrom, der Heringsfänger aus Ultimathule, den feinsten Kenner der Fische, ihrer Genealogie und Geschichte von Petri Fischzuge bis zu dem neuesten Heringsfange, den Obsc. von seiner wässerigen Beschäftigung ab und, nach der (1 Petr. 4, 12.) vergeschriebenen Feuerprobe in Theodicéeflorentia, aufs Trockene nach Ξ versetzte, wo er die mystischen Lämmer weidet und zu Schäflein erzieht; den Samuel Datter Tentulus, der sonst die Gartenhippe, jetzt die geistige Hippe führt und jeden freien Trieb des Geistes beschneidet; Paul Winzig, den jungen Hyacinthus, der aber zu gewissenhaft ist und selbst Alles glaubt, dabei angenehm erzählt". Wer die Producte dieser Neuerer in Baden, wo der neue Katechismus sieben Zionswächter in Harnisch gebracht und sie zu einem 300 Seiten starken Klagliede vermocht hat, in Preußen, Sachsen u. s. w. kennt, ihre Bestrebungen und die Wirkungen bedenkt, die noch viel schlimmer sein würden, stellte sich nicht ihnen der gesunde Menschenverstand entgegen, der wird freilich es beklagen müssen, daß es allerdings Originale gibt, die der Verf. copirt zu haben scheint. Nur sollte er auch Lehrer, welche es redlich mit ihrem Glauben meinen und duldsam sind, ehrenvoll gedacht und es nicht unerwähnt gelassen haben, daß nicht alle rationalistische Prediger und Lehrer, sowie ein Rohr zugleich für Geist und Herz sorgen, sondern oft nur ein bischen trockne Spreu für den Verstand geben; daß sie nicht

*) Etwas ist, wie wir eben lesen, geschehen.

schonend wie Christus handeln, sondern überall Unkraut wittern und den Waizen zugleich mit ausraufen. Alethophilos legt nun seinen neuen Glauben S. 7—12 ab, gegen den wir nichts einzuwenden haben, als daß es uns vorkommt, er halte ihn ebenso wie die orthodoxe Kirche den ihrigen für den alleinseligmachenden, und Jeden, der die Bibel anders ansieht und behandelt, für einen schwachen Mystiker. In der Hauptsache wird übrigens jeder helle Denker mit dem Verf. übereinstimmen.

Wahrscheinlich um uns und unsere Leser vor solchem Gifte zu schützen, hat der Hr. Red. zwei Schriftchen aus jener Schule beigelegt, wir können aber bis jetzt noch nichts von ihren Wirkungen verspüren. Nr. 1 ist von dem Dux gregis, Dr. Hengstenberg, bevorredet und herausgegeben u. d. T.:

Die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte von Thomas Scott, Pfarrer zu Aston Sanford in der Grafschaft Buckingham. Berlin, Oehmigke. 1831. 8. 12 Gr.

Hr. H., der nun einmal aus seinem Wirrwarr nicht herauskommt, tischt in der Vorrede zu dem Tractätlein die Meinung auf (S. xv), „die Lehre von dem gänzlichen Verderben scheine die Lehre von der Prädestination als ihr nothwendiges Gegenstück zu fodern!" Lieber also ein neues Absurdum zur Hülfe des alten genommen, als sich des ersten zu begeben! Er fährt dann in Untiefen herum, daß dem gemeinen Leser die Haare zu Berge stehen müssen. Der Verf. aber erzählt von sich (S. 2): „im 16. Jahre habe er erst eingesehen, daß er ein Sünder sei, aussätzig von der Fußsohle bis aufs Haupt; bei seinen vorherigen Besserungsversuchen kehrte er immer zurück, wie sich die Sau nach der Schwemme wieder in den Koth wälzt". Nachdem er sich durch den Arianismus u. s. w. durchgearbeitet, kam er endlich zu dem rechten Glauben.

2. Die Familie Aberley, oder die gute Wahl. Eine schottische Erzählung von der Verf. des Pater Clemens. Elberfeld, Hassel. 1830. 8. 9 Gr.

Vorr. S. iv: „Das Büchlein ist ein Tractätlein für die geschmückte, arme, blinde, eitle Welt. Die Kinder des Unglaubens treibens wirklich mit der Zeit zu arg und treibens zu greulich; es muß ihnen von allen Seiten widersprochen werden". Weltkinder, deren Herz an einer Garnirung des Kleides, an Bällen u. dgl. Freuden hängt, machen in dieser Erzählung den Frommen das Leben schwer, aber diese sind endlich glücklich, die Vereitelten zu bekehren. In bekannter Manier. 80.

Ungedruckte Briefe Friedrichs des Großen.

Erinnerungen an den berühmtesten Mann des 18. Jahrhunderts müssen nicht blos den Einwohnern des Landes, über die er 46 Jahr segensreich herrschte, sondern auch jedem Freunde der Menschen- und Völkergeschichte werth sein. Die Persönlichkeit Friedrichs des Großen im Lichte unserer Zeit hat schon zu mehr als einer interessanten Betrachtung Stoff gegeben, sie erneuert sich aber in unsern Tagen der gegenseitigen Aufregung und der höchst beklagenswerthen Trennungen zwischen Fürsten und Völkern, die wir wahrnehmen müssen, ganz besonders durch die Theilnahme des großen Königs an den ähnlichen Streitigkeiten eines Landesfürsten mit seinen Unterthanen. Diese Verhältnisse waren bisher weniger gekannt, als sie es verdienten, und jeder Beitrag zu ihrer Kunde muß willkommen sein. Prof. R. Mohl in Tübingen, der sich bereits durch sein Staatsrecht von Würtemberg und andere historische Schriften als einen genauen Kenner und Forscher in der Geschichte seines Vaterlandes bewiesen hat, theilt in einer Schrift: „Beiträge zur Geschichte Würtembergs", eine Sammlung ungedruckter Briefe Friedrichs II. mit, die er bei Gelegenheit der „Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Würtemberg und den Ständen des Landes" in den Jahren 1765—67 geschrieben hat. (Tübingen, Osiander. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.) *)

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine ausführlichere Anzeige dieses für die Geschichte Friedrichs II. und Würtembergs gleich wichtigen Werkes zu liefern; es ist vielmehr für unsern Zweck genug, nur einige Andeutungen über den Inhalt desselben zu geben.

Herzog Karl, der Sohn eines in Würtembergs Geschichte nicht rühmlich erwähnten Vaters, des Herzogs Karl Alexander, war vom Kaiser Karl VII. am 7. Nov. 1744 in seinem 16. Jahre für volljährig erklärt worden. Friedrich der Große hatte dem jungen Prinzen, der sich 3 Jahre bei ihm aufgehalten, ein vortheilhaftes Zeugniß gegeben und eine ihm zugestellte, höchst denkwürdige, Anweisung über die Pflichten eines Regenten (im 6. Bande von Friedrichs II. Werken) sollte die Lehren und Beispiele seines berliner Aufenthaltes noch besser einprägen. Nach den eignen Worten des großen Königs (in den „Oeuvres historiques", II, S. 252, der neuen leipziger Ausgabe) hoffte derselbe durch die bei dem Kaiser zu Gunsten des Fürsten bewirkte Erklärung seiner Volljährigkeit ihn fester an das Interesse des bairischen Hauses, welches damals auch das des Königs war, zu knüpfen. Auch bewährte sich die Ansicht des Monarchen in den ersten 10—12 Jahren, dann aber trat in Karls Betragen eine Aenderung ein, welche die folgenden 15 Jahre seiner Regierung zum Fluche für sein Volk machte.

In Kenntnissen und in der Beförderung eines regen, geistigen Lebens verdankt das würtembergische Land dem Herzoge Karl sehr viel, wozu auch (was Hr. Mohl nicht angeführt hat) die Aeußerungen und Ansichten desselben, die sich im 1. Bande der „Erinnerungen aus Schiller's Leben", welche Fr. v. Wolzogen neuerdings herausgegeben hat, einen schätzbaren Beleg liefern. Dagegen erregten die Ausschweifungen des Herzogs mit italienischen Buhlerinnen, seine grenzenlose Verschwendung, seine übertriebene Vorliebe für das Militair, seine Eingriffe in die Einkünfte der geistlichen Güter, seine barbarische Härte bei den Aushebungen der Landeskinder, die nur höchst ungern im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich II. fochten, sowie seine willkürlichen und despotischen Eingriffe in das Eigenthum des Einzelnen den Unwillen des ganzen Landes und veranlaßten mehr als einmal Vorstellungen der Landstände. Der tübinger Vertrag vom Jahre 1514 und die gemäß desselben vom Herzoge Karl feierlich beschworene Verfassungsurkunde wurden von demselben gar nicht mehr geachtet, sodaß die Landstände, die bestellten Wächter dieser Verfassung, sich endlich im Jahre 1758 selbst auflösten und gegen alle Verletzungen der Verfassung durch den Herzog feierlich protestirten.

Hierauf regierte Herzog Karl ganz nach Willkür und Laune bis zum Jahre 1764, und eine Masse von Leiden und Widerwärtigkeiten häufte sich auf das würtembergische Land. Erst am 30. Juli 1764 brachten die Stände eine gerichtliche Klage gegen den Herzog beim Reichshofrathe zu Wien an und baten um einen kaiserlichen Befehl, welcher die gesammte Verfassung gegen fernere Angriffe des Herzogs schütze. Die Klage der Stände verfehlte ihren Eindruck in Wien nicht, und zwar um so mehr als sich die Könige von England, Preußen und Dänemark nachdrücklich der Sache des Rechts annahmen und durch eigne Schreiben den Kaiser zum Schutze aufforderten. Die genannten Mächte waren Garanten der würtembergischen protestantischen Kirchenverfassung gegen etwaige Eingriffe der katholischen Herzoge; Karl aber sowie sein Vater Karl Alexander, bekannten sich zur katholischen Confession.

Die Gesandten von Preußen, England und Dänemark langten in der Mitte des Jahres 1764 in Stuttgart an, wo sie sich keiner günstigen Aufnahme von Seiten des Herzogs zu erfreuen hatten. Vielmehr fuhr derselbe in seinem übermüthigen Tone gegen die Volksvertreter fort, sowie in der Plünderung des Kirchenguts und selbst der Gemeinden und Einzelnen. Da verlangte Friedrich II. in Wien schnelle und kräftige Hülfe für die Landstände. Hr. Mohl hat (S. 46) den mit vieler Bestimmtheit abgefaßten, bisher noch ungedruckten Brief des Königs an seinen Gesandten zu Stuttgart, den Grafen von Schulenburg, mitgetheilt. Er lautet also:

*) Vgl. Nr. 198 d. Bl. D. Red.

„Friedrich von Gottes Gnaden u. s. w. Nachdem Wir aus Euerm a. u. Berichte vom 27. v. M. ersehen haben, daß der Herzog mit seinen Anfoderungen an das Kirchengut fortfährt und sich durch keine Remonstrationes des Kirchenrathes von seinem Vorsaz abwendig machen lassen will: so haben Wir den von Rhod (preuß. Gesandten zu Wien) anderweitig instruirt, dem Fürsten Colloredo die rechtlichsten Vorstellungen deshalb zu erneuern, und ihm geradeaus zu erklären, daß Wir über die Einschränkung des Herzogs in seinem despotischen Verfahren eine prompte und unparteiische Erkenntniß des Reichshofraths erwarteten, und daß wenn solche nicht erfolgete, Wir uns mit allem Ernst dawider sezen, die Stände überhaupt, insonderheit aber in der Conservation des Kirchengutes protegiren und solche Maßregeln vorkehren würden, wodurch denen Ständen und dem armen Lande Hülfe und Erleichterung geschafft werden könnten. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Berlin, den 7. Mai 1765.“

Es erfolgte darauf schon unter dem 15. Mai ein Reichshofrathsconclusum, welches zwar die Sache noch nicht ganz entschied, aber doch als Zwischenbescheid von der größten Wichtigkeit war. Die sofort angeknüpften Unterhandlungen zwischen dem sehr hartnäckigen Herzoge und seinen Ständen und die von Friedrich II. zur Unterstützung der Leztern gethanen Vorschläge und angewendeten Maßregeln enthalten nun die in dem vorliegenden Werke mitgetheilten Briefe Friedrichs an seinen Gesandten in Stuttgart, die mit den Particularberichten des Gesandten und den Antworten des Ministeriums, sowie den Schreiben der übrigen Gesandten abwechseln. In den Briefen Friedrichs spricht sich sein fester Wille, seine Achtung gegen die bestehende Verfassung und sein lebhafter Wunsch, Ruhe und Ordnung hergestellt zu sehen, wiederholt aus: „Mon plan“, sagt er in einem Schreiben vom 26. Juli 1766, „est toujours le même, savoir: que je souhaite de voir finir les troubles du Wurtemberg, et rétablir l'ancienne heureuse constitution de ce pays. Les voies me sont égales, que ce soient celles de la justice et d'un accommodement, pourvu que cela se fasse d'une manière durable et permanente“. (S. 170.) Und diese Freude genoß Friedrich II. noch. Denn am 27. Februar 1770 unterschrieb der Herzog Karl den ihm vorgelegten Erbvergleich und der ewige Dank Würtembergs, der Beifall jedes Biedermannes ist der Lohn der Könige von Dänemark und Hanover, vor Allem aber der Lohn des großen Friedrichs, der hier nicht minder kräftig gehandelt hatte als in der Angelegenheit des deutschen Fürstenbundes. Die Dohm'sche Darstellung dieser ruhmwürdigen Begebenheit hat an der Schrift des Hrn. Mohl, deren Authenticität im gleichen Grade beglaubigt ist, ein edles Seitenstück erhalten. Nicht minder werden die historischen Werke über Friedrich II. hier bedeutend ergänzt, denn weder Manso noch Pölitz erwähnten in ihren Geschichten des preußischen Staats dieser würtembergischen Angelegenheit, und selbst der so fleißige Pütter hat in seiner „Historischen Entwickelung der deutschen Reichsverfassung“ den erwähnten Erbvergleich ganz mit Stillschweigen übergangen.

Man wird sich übrigens bei Lesung dieser Streitigkeiten zwischen Fürst und Volk mancher Vergleichungen mit der neuesten Zeitgeschichte nicht enthalten können. Karl von Würtemberg und Karl von Braunschweig sind sich nicht blos dem Namen nach ähnlich. 113.

Lehrbuch der Chronologie. Von Ludwig Ideler. Berlin, Rücker. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Längst war es der Wunsch der Verehrer der Arbeiten des Hrn. Ideler gewesen, dessen „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie“, auf eine kürzere Weise als Lehrbuch bearbeitet zu besitzen. Diesem allgemeinen Verlangen ist in vorliegendem Werke entsprochen worden. Es würde überflüssig sein, ja anmaßend scheinen, über das Gehaltreiche und doch dabei Gedrängte, das Umfassende aber auch gehörig Beschränkte dieses Lehrbuchs eine lobpreisende Kritik hier niederzulegen, besonders da es zur Modesache mitgehört, Alles zu loben, wenn man es auch nicht zu würdigen weiß. Ref. erlaubt sich nur dieser Anzeige das Motto vorzusetzen: „Der Ruf des Verf. bürgt für dessen Leistungen“. Das Vorwort des Lehrbuchs hat es hauptsächlich mit der Erklärung und Läuterung der Begriffe zu thun, und wenn der Verf. in den nachfolgenden Bogen die mathematische und technische Chronologie, die man erstere gewöhnlich in den Lehrbüchern der Sternkunde, leztere in einer Propädeutik der historischen Studien abgehandelt findet, hier verbunden sieht, so wird Jeder, der der betreffenden Wissenschaft huldiget, ihm sehr gern beipflichten. Inzwischen findet man doch, daß die mathematische Chronologie, deren von Seite 6—33 gedacht ist, etwas in Hintergrund gestellt ist. Dann faßt der Hr. Verf. die technische Chronologie auf und handelt diese größtentheils in geschichtlicher Form ab. S. 47 beginnt die Erläuterung der Zeitrechnung der Aegypter. Unter den hierbei beregten Gegenständen tritt besonders die abweichende Meinung des Verf. vor der anderer Chronologen hervor, ob die nabonassarische und philippische Aere bei den Aegyptern im bürgerlichen Gebrauche gewesen sei; der Hr. Verf. hält diese Ansicht, die auch Gatterer theilt, für unrichtig und weist dieses mit vieler Gelehrsamkeit nach. Von S. 85 an kommt die Zeitrechnung der Babylonier zur Sprache, oder vielmehr der gelehrten Kaste unter ihnen, der Chaldäer. Nachdem der Hr. Verf. sich hier möglichst gedrängt gehalten, geht er S. 93 zur Zeitrechnung der Griechen über. Es ist dieses nach des Ref. Bedünken gewiß eine der gelehrtesten Abhandlungen des Werks und zeigt, wie der Hr. Verf. mit Liebe und Eifer sich in gehöriger Maße über einen Gegenstand auszusprechen vermag. S. 163 beginnt das Erforderliche über die Zeitrechnung der Macedonier, asiatischen Griechen und Syrer. Die Zeitrechnung der Hebräer von S. 198 an gewinnt besonderes Interesse durch ihren Einfluß auf unsere jetzige Zeitrechnung und auf uns so höchst wichtige geschichtliche Momente und ihren Einfluß auf unser jetziges christliches Kirchenverhältniß. Es werden hierbei drei Zustände unterschieden: 1) die Zeitrechnung der ältesten Hebräer bis auf die Zerstörung des ersten Tempels und die babylonische Gefangenschaft; 2) die Zeitrechnung nach der Gefangenschaft bis auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus, oder während des zweiten Tempels; 3) die Zeitrechnung der neuern Juden seit ihrer Zerstreuung unter Titus. Von S. 255 an findet man das Nöthige über die Zeitrechnung der Römer erwähnt, und hierbei sind noch besondere Definitionen dem Jahr des Numa und dem des Julius Cäsar gewidmet. Die Zeitrechnung der christlichen Völker, oder die verbesserte römische findet nun von S. 339 an die nöthigen Erläuterungen. Es kann nicht fehlen, daß hier alle diejenigen Gegenstände zur Sprache kommen müssen, die auf unsere jetzige Zeitrechnung Bezug haben, und es ist in dem vorliegenden Werke ganz besonders zu beachten, wie es der Hr. Verf. deutlich zu machen weiß, daß aus der Chronologie der alten Völker die unsrige mit Hülfe einer erweiterten Kenntniß der Astronomie sich gestaltet hat. Hierbei ist denn auch des französisch-republikanischen Kalenders, im J. 1793 begründet, und seines Verschwindens am 1. Jan. 1806 gedacht worden. Von der Zeitrechnung der Völker, welche von der in Europa bestehenden abweicht, wie der Araber und der Perser, die die Eintheilung der Zeit auf Umläufe des Mondes gründen, ist das Erforderliche von S. 455 an erwähnt worden. Von den am Schlusse des Werks angehängten Tafeln gehört die 1. zu S. 138 den metonischen Kanon begreifend; die 2. zu S. 138, Vergleichung des metonischen Kanons mit dem julianischen Kalender; die 3. zu S. 143, den callippischen Kanon darstellend; die 4. zu S. 144, Vergleichung des callippischen Kanons mit dem julianischen Kalender; die 5. zu S. 346 stellt den immerwährenden julianischen Kalender dar, und die 6. zu S. 369 zeigt die 84jährige Ostertafel der lateinischen Kirche. 99.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 316. — 12. November 1831.

1. Europäische Sittengeschichte, vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von W. Wachsmuth. Erster Theil, bis zum Verfall des karolingischen Reichs. Leipzig, Vogel. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. Von W. Wachsmuth. Erster Theil. Aus dem Reformationszeitalter. Leipzig, Kummer. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wenn der Verf. der „Hellenischen Alterthumskunde", eines Werks, in welchem sich umfassende Gelehrsamkeit, prüfender und sonderndes Scharfsinn und verbindender und gestaltender Geist im gleichen Maße bewähren, seinen Fleiß der Bearbeitung des Mittelalters und der neuern Zeit und der literarischen Gestaltung der zur Geschichte dieser Zeiträume gesammelten Vorräthe zuwendet, so ist man im Voraus berechtigt, gediegene und der Aufgabe, welche der Verf. sich dabei gestellt hat, entsprechende Werke zu erwarten, und diese Erwartung fand Ref. vollkommen erfüllt.

Schon der Titel der ersten der beiden Schriften, welche als Werke desselben Verfs. nicht unpassend in Einer Anzeige verbunden werden können, erregt die freudige Hoffnung, daß durch dieselbe eine nur zu fühlbare Lücke der historischen Literatur ausgefüllt und auf eine umfassendere Weise der Anbau eines ausgedehnten und höchst wichtigen Gebiets der Geschichte unternommen werde, auf welchem bisher nur beschränkten Bezirken eine sorgfältigere Pflege zu Theil geworden ist, obwol die Cultivirung desselben das befriedigendste und lohnendste Geschäft des Geschichtsforschers ist. Die Aufgabe, welche dem Verständigen schon das anspruchslose, aber reichhaltige Wort „Sittengeschichte" bestimmt andeutet, wird in der Einleitung näher dahin bestimmt, die Eigenthümlichkeiten der europäischen Völker nach ihren ursprünglichen Bedingungen und den nachher durch äußere Schickungen, durch die Ergebnisse des Kampfes gegen die Natur und der Reibungen im Völkerverkehr hervorgebrachten Abwandlungen darzustellen und zugleich darzuthun, „wie aus der ursprünglichen und in Gesondertheit oder schrosser Feindseligkeit neben einander erwachsenden und sich entwickelnden Vielheit des Volksthums in Europa, des Völkerthums, im Laufe der Jahrhunderte ein gemeinschaftliches Kleinod, europäische Humanität, aufgestiegen sei". Die Einleitung beantwortet außerdem noch die wichtige Vorfrage nach dem Wirkungskreise und der Wirkungsweise, sowie nach dem gegenseitigen Verhältnisse der Nothwendigkeit und Freiheit im irdischen Leben und charakterisirt den Erdtheil, dessen Völker in ihren eigenthümlichen Weisen und Zuständen dargestellt werden sollen. Nur den Anfang des gesammten Werks, nur die ersten zwei Bücher, enthält der vorliegende Theil; das erste Buch gibt einen Ueberblick der europäischen Sittengeschichte im Alterthum, das zweite umfaßt das germanisch-arabische Zeitalter vom Auftritte der Deutschen bis zum Verfall des karolingischen Reichs. Das Zurückgehen in das Alterthum bedarf keiner Rechtfertigung, da nicht allein die rechtliche, kirchliche und literarische Gestaltung der modernen Zeit in jenem wurzelt, sondern auch manche Volksthümlichkeiten gegenwärtiger Zeit nur dadurch vollkommen begriffen werden können, daß man ihre Elemente in der alten Zeit aufsucht. Einer kurzen Beschreibung des Schauplatzes, mit welcher das erste Buch beginnt, schließt sich eine Reihe von Völkergemälden an: mit der Sicherheit und Klarheit, welche aus der vollkommensten Beherrschung eines Gebiets hervorgeht, ist zunächst die Entwickelung des griechischen Volksthums entworfen; die nördlichen Nachbarn der Griechen, wenig bedeutend für eine europäische Sittengeschichte sowol im Alterthum als in der spätern Zeit, werden darauf in einen kürzern Abschnitt zusammengedrängt; gesonderte Betrachtung nehmen aber die Kelten und Iberer in Anspruch, in deren Volksthümlichkeit selbst die Hauptkeime des französischen und spanischen Volksthums gesucht werden müssen; die Charakteristik der italischen Völker außer Rom bildet den Uebergang zu einer Skizzirung des Römerthums, und der letzte Abschnitt, welcher dem römischen Kaiserreiche und dem Christenthume in demselben gewidmet ist, leitet zu dem zweiten Buche über, welches die Deutschen nicht allein eröffnen, sondern dessen größten Theil sie auch, wie es ihnen gebührt, einnehmen. In einer gedrängten, gedankenreichen und überall eigne Forschung und Ansicht bewährenden Darstellung wird zuerst das altdeutsche Volksthum, so weit es sich in der ursprünglichen Heimath entwickelte, geschildert. Nach allgemeinen Andeutungen über die Gründung deutscher Staaten im römischen Reiche und über die sogleich auf diese folgende Entartung des altdeutschen Volksthums, wendet sich der Verf.

zur Erörterung des Heimischen in der Staatsordnung der deutschen Völker vornehmlich aus den deutschen Volksrechten, und indem jenes Heimische bald getrübt wurde durch das Beneficienwesen und durch die christliche Kirche, so schließt sich im natürlichen Fortgange eine Betrachtung des Entstehens und der ersten Entwickelung dieser Institute und der Wirkungen derselben auf das germanische Staatswesen an. Das Gebäude, das auf solche Weise (um uns der Worte des Verfs. zu bedienen) aus Werkstücken deutschen und wälschen Volksthums, des Kirchenthums und Beneficienwesens sich erhob, bekam seinen Schlußstein durch die Karolinger; ihnen nebst dem Frankenreiche wird deshalb ein besonderer Abschnitt gewidmet und erst diesem schließt sich die zweifache Erörterung an, wie durch die Veränderung des Staats- und Rechtswesens sich das deutsche Volksthum überhaupt, und wie es sich in den einzelnen deutschen Staaten schon während des der Betrachtung vorliegenden Zeitraums umgestaltete. Den Deutschen treten, im Gegensatz gegen diese und zugleich den wesentlichen Inhalt des ersten Zeitalters ausfüllend, die Araber zur Seite; sodann folgt die Sittengeschichte der weit verbreiteten Slawen, ferner, jedoch auf geringern Raum beschränkt, die der turanischen Völker, nämlich der Hunnen, Bulgaren, Awaren, Chazaren und Walachen, endlich die des hier weniger an sich, als wegen seiner tiefeingreifenden Wirkung auf das Abendland, bedeutenden byzantinischen Kaiserthums. Wir haben uns erlaubt, den Inhalt des trefflichen Werks unsern Lesern in einiger Ausführlichkeit vorzulegen, weil der Titel denselben nur auf allgemeine Weise andeutet, und weil uns dies zugleich Gelegenheit gab, auf die Besonnenheit, die schon in der Anordnung sich ausspricht, aufmerksam zu machen; in das Einzelne einzugehen, würde einen größern Raum erfodern, als wir für unsere Anzeige in diesen Blättern in Anspruch nehmen dürfen, und wir müssen uns mit der, durch jede Seite belegten, Versicherung begnügen, daß sich ein gründliches Studium mit einem scharfen Eindringen in die beschriebenen Zustände und einer gedankenvollen Darstellung vereinigt, und bleibt auch auf dem Gebiete der einzelnen Sittengeschichten noch Manches für fernere Erforschung übrig, so wird dadurch das große Verdienst nicht geschmälert, die europäische Sittengeschichte in ihrer Gesammtheit aufgefaßt und dargestellt zu haben.

Die Herausgabe der „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit" ist herbeigeführt worden durch die erfreuliche Theilnahme, welche mündlichen Vorträgen des Verf. über die Geschichte der neuern Zeit theils in seinem akademischen Hörsaale, theils in einem ehrenwerthen Kreise gebildeter Familien seines Wohnorts Leipzig bewiesen worden ist; es ist denselben das Gepräge mündlicher Vorträge geblieben, da der Verf. sich nicht für berufen hielt, dasselbe durch Ausstattung des Buches mit Zeugnissen der Quellenforschung oder Einwebung derselben in die Erzählung, wesentlich umzugestalten. Schwerlich wird Jemand die Unterlassung solcher Umgestaltung dem Werke als einen Mangel anrechnen, da es dem Verf. anderweitig und vielfach bewährte Gründlichkeit gestattet, auch einmal auf Treue und Glauben zu geben, und da er die seltene Kunst besitzt, auch dem Buchstaben die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags einzubilden. Ebenso ausgezeichnet wie die Gewandtheit des Ausdrucks ist aber auch die nur aus einer völligen Beherrschung und Durchdringung des Stoffs hervorgegangene Geschicklichkeit in der Auswahl und Anordnung, und wenn dem gebildeten Leser eine geistreiche Unterhaltung und Belehrung geboten wird, so wird auch der Forscher durch zahlreiche eigenthümliche und neue Ansichten sich angeregt fühlen. Der vorliegende Band zerfällt in 6 Abschnitte: die Anfänge der Kirchenreformation in Deutschland; Karl V. mit seinen Verbündeten und Gegnern; die Jesuiten und das tridentinische Concil; Philipp II. von Spanien; Elisabeth von England und Maria Stuart; Katharina von Medici und ihre Söhne, und Heinrich IV. Bourbon; Einzelnes noch auszuheben und mitzutheilen scheint überflüssig, da das Gesagte und mehr noch der Name des Verfs. hinreichen werden, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Werk zu richten, welches den schätzbarsten Bereicherungen unserer historischen Literatur beizuzählen ist; der zweite Theil desselben soll noch in diesem, der dritte zu Ostern des folgenden Jahres ausgegeben werden, und die Hauptstücke derselben werden sein: der dreißigjährige Krieg; die Cardinäle Richelieu, Mazarin und Retz; die Stuarts und Cromwell; Ludwig XIV. und seine Gegner; Peter der Große und Karl XII.; die Zeit des Kaisers Karl VI.; Friedrich der Große, Maria Theresia und Elisabeth; Katharina II., Joseph II. und Gustav III.; Washington und Franklin, Lafayette und Kosciuszko. Wir schließen unsere Anzeige mit dem lebhaftesten Wunsche, daß es dem geehrten Verf. auch vergönnt sein möge, zur Förderung der Wissenschaft und als würdiges Seitenstück zu seiner „Hellenischen Alterthumskunde" die schwierigere und langwierigere Ausarbeitung seiner „Europäischen Sittengeschichte" zu vollenden.

Pf.

Spaziergänge eines wiener Poeten. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1831. 8. 20 Gr.*)

Auf! Gewaltges Oesterreich!
Vorwärts! thus den Andern gleich!
Vorwärts!
Uhland.

„Ein politisch Lied! Pfui! Ein garstig Lied". Das mochte freilich damals gelten, als die verschollene Heiligkeit des römischen Reiches der Gegenstand des Liedes war. Jetzt aber gilt das politische Lied der Zukunft und Morgenröthe, der Ahnung, dem Wunsch und der Hoffnung aller edeln Herzen. Und was ist begeisternder als Hoffnung und Ahnung? Sie ist die sicherste Bürgschaft der Zukunft. Denn es geschieht nichts Großes, das nicht schon lange Zeit vorher als Traum und Ahnung in edeln Seelen schlummerte. Luther hatte seine Vorgänger, die ihn den Schwan des kommenden Jahrhunderts, prophetisch verkündeten. Darum wollen wir den Dichter loben, der dieser Ahnung einer schönen Zukunft seine Leier weiht, einem Gefühle, welches, gemeinen Seelen fremd, in jeder edeln der Gewißheit gleichkommt. Unser Dichter hat ein Herz voll Glut für Wahrheit, ein helles Urtheil, und — Augen zu sehen. Er liebt sein schönes Vaterland, und weil er es liebt, ist er vom tiefsten Schmerze über die Schmach und Erniedrigung desselben erfüllt;

*) Vgl. eine kurze Anzeige in Nr. 282 d. Bl. D. Red.

er fühlt sich frei und froh in den Paradiesen des blühenden Landes, aber er athmet Kerkerluft, sobald er die schwarz und gelben Schranken erblickt, die das Mistrauen gegen seinen ärgsten Feind, den Gedanken, errichtet hat. Da stehen sie die bezahlten Schergen — wer wüßte sorgsamer zu wählen als das Mistrauen? — und halten Tag und Nacht die Büchse gespannt, um den kühnen Schmuggler niederzustrecken, der die verbotene Waare einzuschwärzen wagt. Aber auch dieser Cordon, so undurchdringlich er scheinen mag, wird durchbrochen. Mancher schwimmt über den Fluß und täuscht die Wächter; die Contumazanstalten, die Kerker werden umgangen. Oder auch, was einleuchtender ist, die Ansteckung liegt in der Luft: die Atmosphäre der Zeit ist gedankenschwanger. Denn wenn es wahr ist, daß Gedanken, und zunächst die Journale, die Colporteurs der Gedankens, die größten Ereignisse der Zeit, z. B. die Julirevolution, geboren haben, so kann man zwar die Journale verbieten, aber die einfache Kunde der Begebenheit, die überall hindringt, wird die nämlichen Gedanken hervorrufen, deren Tochter sie selbst ist. Wir kennen Alle die berühmt gewordenen Adressen der ungarischen Stände. Woher ist diese Kunde von den höchsten Foderungen der Zeit in die Wälder der Magyaren gedrungen?

Man sollte nun denken, daß ein reizbares Gemüth, dem nichts so zuwider ist als Zwang, unter so drückenden Verhältnissen bittern Unmuth in sich gesogen habe und, wenn es sich im Liede ausspricht, vergiftete Pfeile entsenden werde. Aber nein; hier haben wir Gelegenheit, die unverwüstliche Heiterkeit und Gutmüthigkeit des süddeutschen Charakters zu bewundern. Wer dürfte unserm Dichter den Vorwurf machen, daß er nicht tief und stark fühlt? Und er kann noch scherzen und lächeln, er kann sich freuen an den reichen Gaben der Natur und seine Phantasie ist unerschöpflich, den majestätischen Ernst politischen Zornes und Schmerzens in anmuthige Masken zu kleiden. Bald läßt er uns an seinen einsamen Spaziergängen und Träumereien Antheil nehmen; dann führt er uns in den wiener Salon, auf die Straßen und Plätze, zu Censoren und Pfaffen, oder er beschwört Gestalten der Vergangenheit, den heil. Stephan, Kaiser Rudolf, Maria Theresia, Joseph und läßt sie, mahnend oder warnend, in die Gegenwart hineinragen. Wir sehen in diesen Liedern mit inniger Theilnahme einen echten Dichtergenius Proteisch walten, welcher der dumpfen Beschränktheit seiner Umgebungen mit Geist und Witz, steifer Herkömmlichkeit mit leichter Anmuth, der Heuchelei aber und der Bosheit mit echtem Zorn und Haß zu begegnen weiß. Freilich ist nicht jedes der mitgetheilten 25 Gedichte unbedingt zu loben: zuweilen scheint es, als ob einige nicht ganz fertig geworden seien, indem ein geistreicher Einfall, poetisch und rhetorisch ausgesponnen, sich nur selten zu einer Dichtung abrundet. Vers und Reim sind geläufig behandelt: oft aber hat der Sturm und Drang der Gedanken den Künstlerfleiß der Ausführung überholt. Doch genug des Tadels. Gibt doch selbst diese eifersüchtige Hast, den Gedanken sobald als möglich dem Papiere anzuvertrauen, dem Buche seine ganz eigenthümliche Färbung. Solchen Liedern, die zum Volke sprechen wollen und dürfen, wäre mit dem Horazischen Neunjahr das Todesurtheil gesprochen. Es wird die Zeit kommen, eine glückliche Zeit versöhnter Kämpfe, da wird der Dichter, wenn er etwa seine gesammelten Schriften herausgibt, die vergessene Feile wiederhervorsuchen und die flüchtigen Kinder des Moments mit Fleiß und Liebe ausbilden nach allen Regeln der Kunst. Dann werden wir seine Lieder, schmerzlich süße Erinnerungen der Jugend, wiederlesen: wir werden sie Kindern und Enkeln zeigen und sagen: „So kämpften wir. Gehet hin und genießet!“

Ich wähle ein Beispiel aus der vorliegenden Sammlung, um den Leser mit der Manier unsers Dichters bekanntzumachen. Sie ist entschieden genug, um ihn errathen zu lassen. Wer sich aus dem epischen Gedicht: „Der letzte Ritter“, der Aufruhrscenen in den Niederlanden und des vortrefflich dargestellten Schweizerkrieges erinnert, kann unmöglich denselben Geist verkennen, der auch in diesen Liedern grünet und blühet.

Salonscene.

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quilt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich
Altehrwürdige Matronen, schöne, junge Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur Wen'ge der Erkornen sind's, die's wagen, ihn zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! Wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebet um sein Angesicht.
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja, fast dünkt mich's Himmelswonne, die den selgen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elbas Felsen, den's auf Munkats Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats beflorner Diener ganz von seiner Huld beglückt
Und die Damen, alt und junge, erst bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rathes! da Du just bei Laune bist,
Da Du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist;
Sieh, vor Deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke Deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst Dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein.
Sieh, es steht ganz artig: dürft ich wol so frei sein, frei zu sein?

114.

Todt oder Scheintodt?

Beide Worte erregen in allen Gesunden, in allen Lebenden, denken sie sich diesen oder jenen Zustand lebhaft, Schauder. Ihn weckt die am frühesten erwachte, am spätesten erlöschende Liebe zum Leben oder der Gedanke an die nicht leichte Entscheidung über die wirklich erfolgte Trennung vom Leben, oder endlich die Furcht, nur äußerlich todt zu scheinen und mit dem Bewußtsein der innern, aber nach Außen ohnmächtigen Lebenskraft als todt begraben zu werden. Entsetzlicheres ist kaum zu denken, als im Grabe aus dem Scheintode zu erwachen, wie die Wahrnehmung solcher Unglücklichen dem Lebenden es darstellt. Sie legt deshalb den Lebenden die heilige Pflicht auf, alles nur Mögliche aufzubieten, daß Niemand scheintodt begraben werde. Sind sichere Zeichen des wirklichen Todes erforscht und bewährt, wie sie z. B. Schmalz in seinem „Versuche einer medizin.-chirurgischen Diagnostik“, dritte Aufl., S. 48, angibt, so werde die Leichenschau von bestellten Aerzten gewissenhaft besorgt, oder allenthalben Leichenhäuser erbaut, wo Todte beobachtet und spät begraben werden. Haben Syncope und Asphyxie mit dem natürlichen Tode Aehnlichkeit, so überlasse man die Entscheidung dem Arzte. Zu diesen Worten für unsere Zeit veranlaßte Rec. die Anzeige einer kleinen Schrift von Ludw. Jos. Schmidtmann: „Einleuchtende medizinisch-philosophische Beweise, daß Jesus Christus nach der an ihm vollzogenen Kreuzigung nicht von einer todtähnlichen Ohnmacht befallen gewesen, sondern wahrhaft gestorben und darauf von den Todten wiederauferstanden sei“ (Osnabrück, Rackhorst, 1830, 8., 12 Gr.), welche, wie wir

sicher glauben, gar nicht geschrieben, noch weniger gedruckt worden wäre, wenn der Verf. die über diesen Gegenstand von Richter, Gruner und vielen Andern verfaßten Schriften früher — sie wurden ihm zu spät durch seine Schuld bekannt: wer macht sich nicht mit den Vorarbeiten, ehe er schreibt, bekannt? — gekannt und gelesen hätte. Mit einem großen Aufwande von medizinischer Gelehrsamkeit aus der frühern lateinischen Periode — die jüngern sollen die Muttersprache lieben — will Herr S. den wirklich erfolgten Tod Jesu am Kreuze darthun und scheint die einzigen authentischen Nachrichten von demselben wenig, wenigstens nicht nach ihrem Grundtexte, auch nicht verrinigt, zu Rathe gezogen zu haben. Doch hätten sie auch hier nicht unterstützen können, weil sie viel zu kurz und unvollständig gegeben sind, ein medizinisches Gutachten oder gar eine Entscheidung darauf zu gründen. Sie lassen, wie Gruner, Richter und die ganze Folge der darüber sprechenden Aerzte beweisen, sich für beide Ansichten, die der Hr. Verf. auf dem Titel bemerkt, benutzen. Wie können sie aber auch von den neutestamentlichen Schriftstellern, die keine Gelehrten waren, sich nicht einmal mit Krankheiten, wie die Priester, abgaben, erwartet werden? erwartet werden nach einem Zeitraume, der viele zur Beurtheilung nothwendige, scheinbar aber unbedeutende Notizen vergessen hat? Alles kommt, was auch unser Verf. nicht aus der Acht gelassen, auf den Speerstich in die Seite an, den Johannes als Beweis des erfolgten oder durch denselben herbeigeführten Todes ansieht. Zwar kann nach dem Worte, das hier gebraucht wird, nur ein Ritzen angezeigt werden, aber es scheint ein Stich zu sein, den Tod zu erproben oder herbeizuführen bestimmt, und tief gedacht werden zu müssen, nach der wahrscheinlichen Stellung der Soldaten, in die linke Seite. Das herausfließende Blut kann aus den Wunden eines noch nicht abgekühlten Leichnams fließen, Wasser aus dem Pericardium, in welchem sich eine wässerige Lymphe findet, besonders durch Angst und Schmerz angehäuft. Ein Stich ins Pericardium ist aber nicht unbedingt tödtlich. Sonach erweist der Lanzenstich nach diesem Gesichtspunkte weder das vorhandene Leben, noch den erfolgten Tod, obwol er wahrscheinlich ihn herbeiführte. Allein das wenige aus dem Pericardium fließende Wasser würde einestheils noch vor dem Ausflusse mit dem fließenden Blute sich so vermischen, daß es als abgesonderter Bestandtheil gar nicht erkennbar wäre, anderntheils strömt dieses Wasser bei einer Oeffnung des Pericardiums, zumal, wenn der Leichnam in aufrechter Stellung gehalten wird, nach den Gesetzen des Falles bei den meisten Experimenten nicht in die Seitenwunde, sondern auf das Zwerchfell herab in die Bauchhöhle. Dagegen fängt bald nach dem Tode das Blut an, sich in den mußartigen Blutkuchen und in das gelbliche Blutwasser zu zersetzen; bei tiefern Einschnitten in frische Leichen quillt beides neben einander heraus. Sonach will Johannes, dem dieser gemeine Erfahrungssatz gewiß bekannter war, als das Vorhandensein der dustartigen Lymphe im Pericardium und ihre Beweisfähigkeit, durch dies Herausfließen von Blut und Wasser allerdings den erfolgten Tod erweisen und erweist ihn auch mit höchster Wahrscheinlichkeit. Da es jedoch außer der eintretenden Fäulniß oder der Zerstörung eines zum Leben unbedingt nothwendigen Organs kein vollkommen sicheres Kriterium des Todes gibt: so kann ein medizinisch-gerichtlicher Beweis des erfolgten Todes Jesu nicht geführt werden. Aber durch irgend eine menschliche Kraft oder Maßregel konnte dieser Tod nicht verhindert werden; nach der Ueberzeugung aller und zwar feindseliger Augenzeugen ist er erfolgt, und das Liegen in der kalten, verschlossenen Gruft unter dem betäubenden Dufte der Spezereien war nicht die günstige Gelegenheit zur Erweckung aus einer lebensgefährlichen Ohnmacht. Die Möglichkeit derselben kann zugestanden werden, nicht aber die Wirklichkeit, wenn man den historischen Standpunkt nicht überschreiten will. Ob der Schöpfer dem Leichnam neues Leben gab, oder die verborgene Lebenskraft in dem Scheintodten erwachte, beide Ansichten erkennen in der Auferstehung das offenbare Zeugniß der Vorsehung für Jesu Sache, und sind als christlich anzunehmen.

Man hat offenbar bei Vertheidigung des Todes Jesu und der darauf erfolgten Auferstehung, wenn man 1 Kor. 15, 17, 18, wie auch der Verf. die Wichtigkeit derselben dadurch auf dem Titel andeuten will, nicht gehörig unterschieden, was eigentlich die Religion Jesu als die beste darthut. Denn nicht das Wesen aber die Erscheinung des Christenthums ruht auf der Auferstehung, d. h. das Christenthum, wiefern es die vollkommene und an sich wahre Religion ist, wird nicht durch die Auferstehung, sondern allein durch seine Vernunftmäßigkeit erwiesen; aber das Christenthum ist siegreich eingeführt, die Kirche ist gegründet worden durch die Auferstehung. Betrachtet man die Welterleuchtung durch Jesum von einem höhern Standpunkte, so scheint das Historische in den Hintergrund zu treten. Ist es Wahrheit, was er der Menschheit, als seine heiligste Ueberzeugung vortrug; empfiehlt sie sich als Quell des Lichts, der Kraft, des Trostes: was sind dann noch Wunder im Leben des größten Lehrers nöthig? Und wer hat Innigeres, Reineres, Erhabeneres je ausgesprochen, als er? Wer hat den Weisen aller Jahrhunderte zum Denken reichern Stoff, zum Forschen Höheres angeboten? Wer allen Menschenclassen Fülle des Trostes und der Hoffnung? 11.

Geschichte der kirchbergischen Schlösser auf dem Hausberge bei Jena. Nach Urkunden und andern Nachrichten. Von Eduard Schmid. Mit drei Steindruckzeichnungen. Neustadt a. d. O., Wagner. 1830. Gr. 8. 18 Gr.

Monographien, zumal wenn sie wie vorliegende mit solchem Fleiße und solcher Liebe bearbeitet werden, haben in der Geschichte von jeher zur Aufhellung einzelner dunkeln Gegenstände viel beigetragen, und ihnen gebühret in dieser Beziehung ein eigenes Verdienst, was gewissermaßen um so größer ist, je unfruchtbarer und uninteressanter das zu behandelnde Material an sich war. Der Verf., der seinen Sinn für schwierige geschichtliche Untersuchungen schon in einer frühern Schrift über „Die Bestimmung des wahren Tages der Hermannsschlacht" beurkundet hat, wurde zu dieser Arbeit bewogen, um zu dem von seiner Pfarrgemeinde zu Ziegenhain beabsichtigten Ausbau des Fuchsthurms, des einzigen Ueberbleibsels der drei kirchbergischen Schlösser, Kirchberg, Windeberg und Greifenberg, auf dem Hausberge bei Jena, wozu der Ertrag der Schrift bestimmt ist, einen geeigneten Beitrag zu leisten und das Werk nach Kräften zu fördern. Alles, was der Verf. in Urkunden, Chroniken und andern Geschichten über die drei Schlösser und das Geschlecht, welches im vorzüglichsten Besitze derselben war, die Burggrafen von Kirchberg, finden konnte, gibt er mit getreuer Anführung der Quellen, meistens in chronologischer Ordnung wieder, was freilich bei dem Mangel an ausgezeichneten Männern und anderm interessanten Stoffe, als die Zeug- und Burgschaften in Urkunden, die Darstellung weniger unterhaltend, um nicht langweilig zu sagen, macht, wozu manchmal auch der etwas schwerfällige Styl des Verf. beiträgt. Wie emsig aber der Verf. in der Erforschung der Quellen war, beweist der Anhang von Urkunden und Urkundenauszügen, deren wir nicht weniger als 147 zählen und unter diesen einige bis jetzt noch ungedruckte. Eine dankenswerthe Zugabe lieferte dem Verf. Hr. Prof. Zenker, durch seine Skizze einer Beschreibung des Hausberges in geognostischer und botanischer Hinsicht. Und durch die drei Steindrücke, von denen der erste den Fuchsthurm, der zweite die drei Burgen nach einem Wandgemälde in der Ziegenhainer Kirche und der dritte einen Plan des Hausberges enthält, erhielt die Schrift eine freundliche Ausstattung. Möge der beabsichtigte Zweck des Verf. erreicht und der Fuchsthurm so hergestellt werden, daß man von seinen Zinnen herab die liebliche Aussicht ins Saalthal und auf das freundliche Jena aufs Neue wieder genießen kann. 154.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 317. — 13. November 1831.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwei Theilen. Erster Theil. Dezember 1790 bis Januar 1795. Mit 14 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 1831. Gr. 8. Preis des ersten und zweiten Theils 5 Thlr. *)

Nirgends besser als im Briefwechsel zeigt sich der treue Abdruck des Lebens der Verstorbenen, des äußern Lebens wie des innern, weil beide sich in zwangloser Mittheilung dem Freunde anvertrauen, welcher seinerseits die Gabe erwidert, an allen Beziehungen des Briefstellers theilnimmt und dadurch wiederum selber sein eigner Lebensbeschreiber wird. Deswegen gewähren Briefsammlungen, wie dergleichen mehre seit einiger Zeit im Druck erschienen sind, und auch die gegenwärtig vorliegende, einen ganz eignen Reiz, und man durfte, wie Herder im Meßverzeichniß stets zuerst nach Selbstbiographien suchte, leicht angeregt sein, zuerst nach solchen Sammlungen zu suchen, welche noch Besseres liefern, als wenn Jemand ganz eigends zur Erzählung aus seinem Leben sich hinsetzt. Vielleicht muß erst ein Menschenalter verstrichen sein, bis der Inhalt vertraulicher Briefe ein Gemeingut der Leser werden darf, und sogar alsdann möchte manche Rücksicht und Schonung von Seiten der Herausgeber empfehlungswerth scheinen; wie denn lebende Autoren große Klage geführt über das unbefugte Druckenlassen ihrer Briefe und dabei sich auf die Worte des scharfsinnigen Duclos berufen: „Die besten Freunde würden die bittersten Feinde werden, wenn sie einander aufrichtig Alles sagten, was sie von einander gegenseitig denken". Ref. selber hat bei solcher Gelegenheit einst geäußert: „Das Publicum soll nur die stehenden Lettern eines Schriftstellers sehen, nicht die beweglichen, mit denen das auf- und niedersteigende Herz oder der vagabundenartige Kopf die Denkwürdigkeiten des innern Lebens aufzeichnet und mittheilt", ist aber nach Verlauf eines Menschenalters nicht ganz mehr der Meinung des Duclos und seiner eignen. Das Grab deckt unzählige Freundschaften und Feindschaften, die Todten haben gewiß ihren ewigen Frieden geschlossen, wenn auch jene Aeußerung des französischen Schriftstellers nicht übertrieben wäre; und neben den stehenden Lettern die beweglichen kennen zu lernen, wird in mancherlei Weise der Nachwelt ersprießlich und lehrreich sein müssen. Immer jedoch ist eine Freundeshand für die Bekanntmachung vertraulicher Aeußerungen und Lebensverhältnisse zu wünschen, gleichwie Baggesen dieselbe in unserm Falle an seinen Söhnen gefunden, und man wird den Letztern gern beistimmen, wenn sie in der Vorrede sagen:

Wie unsere Väter gedacht und gehandelt haben, kann uns Söhnen nie gleichgültig werden, sind wir auch seitdem zu Männern herangereift. ... Mehre unter den bedeutendern Männern seiner Zeit, welche der Raum oder die Meinung trennte, brachte Baggesen einander näher, denn es war ihm Herzensbedürfniß, Die, welche er liebte und schätzte, durch Freundschaft zu verbinden. So war er ein Vermittler zwischen Lavater, Fichte, Reinhold und Jacobi und lehrte sie den von Vielen verkannten Pestalozzi würdigen; so wirkte er wohlthätig auf das Leben des Künstlers und Kunstkenners Fernow, und so ward ihm die herrliche Freude zu Theil, die hohen Gönner alles Guten und Schönen in und außer dem dänischen Vaterlande, Friedrich Christian, Herzog von Augustenburg, und den Grafen Schimmelmann auf Schiller's unsterblichen Geist zuerst aufmerksam zu machen und dadurch einen freundlichen Einfluß auf dessen Schicksal auszuüben.

Hier also kein durch Feindschaften widerstrebendes Bild, sondern ein mildes, Gegensätze ausgleichendes, beruhigendes.

Das 18. Jahrhundert in seiner letztern Hälfte ist unter andern Eigenthümlichkeiten briefschreibend, sucht in dieser Beschäftigung einen Theil seines Tagewerks, welches von unserer Gegenwart nicht zu sagen ist, und wodurch unsere Nachkommen nichts Aehnliches lesen werden, wie wir aus jener verschwundenen Zeit lesen, und wovon sehr Vieles noch — für persönliche Verhältnisse höchst Merkwürdige — aus zarter Scheu der Inhaber vernichtet worden. Es gibt für diese Verschiedenheit äußere und innere Ursachen. Jene dürfen zuvörderst im Sieger von Marengo und seinem Regimente gesucht werden. Schon Baggesen klagt einige Male in vorliegender Sammlung über das Verlorengehen seiner Briefe, was natürlich vom Schreiben derselben abschreckt und in der folgenden Zeit noch häufiger wurde, als Napoleonische Polizei das Postgeheimniß vielfach verletzte und darin eine Quelle ihrer

*) Der zweite Theil ist ebenfalls bereits erschienen, und wir berichten nächstens darüber, sowie wir uns vorbehalten, wenn es der Raum gestattet, später einige der interessantesten Briefe in d. Bl. mitzutheilen. D. Red.

Wissenschaft fand. Selbst nachdem dies Uebel wenig zu fürchten, ist der Schreck geblieben, und auch später hat Briefinhalt zur Anklage gedient, dessen Zusendung obendrein, besonders für weitere Strecken, durch die Erhöhung der Postgebühren beträchtliche Ausgaben verursacht. Daher schweigt man lieber, oder wenn ein Drang zur Mittheilung vorhanden, bedient man sich der vielfachen Tageblätter Deutschlands, um seine Gedanken drucken zu lassen, gleichwie Ref. keinem seiner Freunde über die anziehende Erscheinung des vorliegenden Briefwechsels zwischen B. und R. ein Wort zu schreiben braucht, sondern auf d. Bl. verweisen kann. Mehr aber noch wirken innere Ursachen auf die größere Seltenheit des Briefschreibens der Gegenwart. Wir sind theils aus der Gewohnheit gekommen, theils von den mancherlei Erscheinungen der europäischen Welt und ihrer Parteiung so durchgehetzt, daß uns die vertrauliche Mittheilung von Privatansichten und über Gegenstände unsers Privatlebens unbedeutend dünkt, daß ein gemeinschaftliches Einverständniß gleichsam herrscht, sich so gut fortzuschieben als es angeht, und dem Bedürfniß zu entsagen, bei Andern, die weder helfen noch bessern können, Theilnahme zu suchen. Vielleicht blos hierdurch, vielleicht auch durch eine geheimere Einwirkung des unbekannten Wesens, Zeitgeist genannt, entspringt eine größere Kälte und Gleichgültigkeit gegen gesellige Freude, persönlichen Genuß des Umgangs, dessen Ersatz für Entfernungen die Briefe sind; Philosophen bauen Systeme und Dichter arbeiten ihre Werke, ohne vom Urtheil eines engern, persönlichwerthen Kreises Theilnahme zu wünschen oder zu verlangen, sondern nur von der Nationalstimme, welche allein der Bestrebung würdig erscheint und der die Freunde von selber sich anschließen werden. Dagegen gilt von den Männern des vorigen Jahrhunderts bei aller besondern Verschiedenheit, daß sie mit einer zarten Theilnahme und Weichheit des Gemüths ihr gegenseitiges Verhältniß wie ihre Lebensschicksale auffassen, welches die Neuern Sentimentalität, und in Bezug auf wissenschaftliche und Kunstbestrebungen wol auch Austausch der Eitelkeit nennen und ablehnen, die dann eben dieser Ungeneigtheit wegen — wobei das eitel Genannte mehr in Hochmuth sich verwandelt — nicht bei ihnen zu finden sind. In Beziehung auf Philosophie sieht man deswegen bei jenen frühern Männern eine von humanen Gefühlen bewegte und durch das Herz geleitete Gedankenforschung, die selbst bei den abstractesten speculativen Begriffen diesen Charakter nicht verliert; in Beziehung auf Poesie wollen sie für die tiefen Klänge ihres Innern den Wiederklang hören in Freundes Brust, in Beziehung auf Beide ist ihnen mündlicher und vertraulicher Austausch des Harmonischen und Unharmonischen ein stetes Bedürfniß. Neuere Philosophen und Dichter sind diesem Bedürfniß fremd, und seitdem gar die Entdeckung gemacht worden, daß philosophische Begriffe wie poetische Anschauungen in reiner Selbständigkeit auch Selbstbewegung besitzen und nur unabhängig vom Individuellen wahren Inhalt und Substanzialität kundgeben, ist mit der geringgeschätzten Subjectivität und Sentimentalität auch die humane Gefühlsseite der Philosophie und die gesellig-erhebende, freundlichvereinende Wirkung der Poesie verlassen gegangen, und es kratzt und beißt und frißt sich die dialektische Begriffsmasse, sammt poetischer Anschauungswelt, wie ein Insektenhaufen im engen Raume. Philosophen und Dichter, welche ihren Ruhm eben hierin erwarten, müssen dadurch jene Männer der frühern Periode als weibisch und unkriegerisch betrachten, weil diesen die kaltblütiggewaltige Schlachtruhe und Heldmseele fehlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den politischen Zustand von Europa im Jahre 1831. Durch einen englischen Diplomaten als Fortsetzung von Polen von Brougham. Brüssel, 1831. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der, wie verlautet, ein englischer Staatsmann ist (auf dem Titel des englischen Originals steht nur: by an englishman) — wir würden Brougham dafür halten, wenn er nicht rücksichtlich der von ihm früher über Polen geäußerten Ansichten S. 39 getadelt wäre —, geht von dem Grundsatze aus, ein wahres Gleichgewicht der Macht habe in Europa nie bestanden, weil es nicht auf Nationalstärke gegründet worden, es sei aber dadurch die immer verwickeltere politische Lage entstanden. Zum Beweise dieser Behauptung mustert er die Staaten, welche theils früher, theils gegenwärtig noch aus zusammengesetzten Gliedern bestehen, wozu jetzt nur Preußen, Oestreich und Rußland gehören. Dieses, der mächtigste aller Staaten, führt den Autor auf die Untersuchung, inwiefern der Besitz Polens ein gerechter sei, wobei der Verf. fast im größten Theile der Schrift die Geschichte und Verhältnisse dieses Landes vom 14. Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten darstellt. Er bespricht zuletzt die Frage, ob Polen Hülfe vom Auslande zu hoffen habe, und welche Mächte ihm beistehen müßten.

Obgleich nun der größte Theil der Schrift geschichtlich ist, so finden sich doch eine Menge der treffendsten politischen Bemerkungen darin, welche deutlich beweisen, daß der Verf. der diplomatischen Verhältnisse wohl kundig ist. So sagt er unter Anderm: „Frankreich ist in dem gegenwärtigen Augenblicke der am meisten vereinigte, festeste und am vollkommensten gestaltete aller Staaten des Festlandes. Eine Sprache, eine Geschichte, eine Religion (?) und ein Geist herrschen durch das ganze Land: die Ueberlieferungen der Vergangenheit, die Ahnungen der Zukunft wecken dieselben Gefühle in der Brust jedes Franzosen. Vortheilhaft in die Mitte Europas gestellt, von einer gut bestimmten und leicht zu vertheidigenden Grenze umschlossen, von einem Volke, das ein so echt nationaler Geist beseelt (?), bewohnt — eine solche Nation ist, so lange sie ihre Pflicht thut, unbesiegbar. Sie sind stark, wie sie alle Franzosen und nichts als Franzosen, und unter dem Scepter eines echt nationalen Königs vereint sind". — „Deutschland, zerrissen durch verschiedene fremde Interessen und innere Zwiste, hat noch, bei allen diesen Nachtheilen, eine solche Stärke von Nationalgefühl und Einheit des Charakters gezeigt, daß man keinen Anstand nehmen kann, ihm eine der höchsten Stellen unter Europas Nationen einzuräumen. Ist es gleich nicht wahrscheinlich, wenigstens in unsern Tagen, daß seine Theile vereinigt werden sollten, so können wir doch mindestens behaupten, daß es, wenn es sein Interesse zu einem festen Ganzen verbindet, seine ehrenvolle Stelle in Europa behaupten kann". — „Die große Ursache der Unpopularität Englands auf dem Festlande ist, daß es Niemanden helfen will; oder wenn es dies thut, so scheint es gleichgültig, trotz seiner gerühmten Freiheitsliebe, ob die Sache der Freiheit oder der unumschränkten Gewalt gefördert wird. Die

liberale Partei hat immer auf England, als einen Beschützer sowol als Anreizer zur Freiheit gesehen, und ist immerfort in ihrer Hoffnung getäuscht worden".

Bei diesen und ähnlichen Stellen, welche das ganze Buch zieren, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns auch bei der Schrift über Polen von Brougham aufgedrängt hat, daß, so wahr auch die Ansichten, so edel auch die Zwecke der englischen Liberalen und des neuen Ministeriums sein mögen, diese doch mehr kosmopolitisch als diplomatisch ausführbar sind; die verwickelten Verhältnisse in Bezug auf Polen und Belgien zeigen dies ebenfalls, und wir sind der festen Meinung, je gewandter die neuen Minister werden, desto mehr werden sie sich der früher in England, für sein eignes Wohl, herrschenden Politik anschließen. Wer aber, abgesehen davon, in kleinem Umfange eine Fülle wahrhafter und frei geäußerter Bemerkungen lesen will, dem ist vorliegende Schrift unbedingt zu empfehlen; nur Schade, daß die Uebersetzung öfters sehr schwerfällig ist. 52.

Correspondenznachrichten.

München, Oktober 1831.

Nichts ist wichtiger für das allmälige Aufleben eines constitutionellen Lebens in Deutschland, als mit prüfendem Auge den verschiedenen Verhandlungen der einzelnen Landtage zu folgen; denn die Klippen, an denen der eine oder der andere scheitert, haben für alle die nämliche Gefahr, sowie alle im Grunde genommen dasselbe goldene Vließ zu erobern haben. Während im benachbarten Baden, vielleicht gerade durch die Allgemeinheit des Interesses geleitet, in großer Einstimmigkeit die Abgeordneten des Volkes sprechen und handeln, hat sich hier der Parteigeist der meisten Deputirten bemächtigt, und die Ergebnisse bedeutender Abstimmungen waren oft weniger für eine Sache als wider eine Person oder Partei. Wenn nun dies einerseits einer Anzahl gewissenhafter Männer ihre Stellung unendlich erschwert, ja unerträglich macht, so ist noch obenein die Gefahr ganz nahe, daß das Gute nicht nothwendig den Sieg davonträgt; denn welchem Menschen oder welcher Partei wollte man alles Gute, alle Vernunft zusprechen, oder welchen ab? Dies mag wol die nächste Ursach sein, weshalb unsere Stände allmälig ihre Popularität verloren haben, was jedoch für die Entwickelung des ganzen Lebens von großer Bedeutung ist, da wol Viele nun erkannt haben werden, daß ihre Begeisterung für jene etwa nur aus Uebereinstimmung mit einzelnen eignen Wünschen oder Ansichten geflossen, und man wird immer mehr zu den umfassenden Anforderungen des Staatslebens hingewiesen.

Es ist eine böse Sache um die Plusmacherei bei einem Ministerium; aber eine ebenso böse ist es um die Minusmacherei der Stände. Einzelne Beschlüsse unserer Kammer geben nur zu deutlich zu erkennen, daß ihnen in der möglichst geringen Besteuerung das Wesen der Staatseinrichtung zu ruhen scheint. Gewiß ist, daß die Abgaben für Viele zur unerschwinglichen Last geworden; aber ebenso gewiß, daß es besser, ja daß es erste und heilige Pflicht wäre, auf eine zeitgemäße gleichere Vertheilung der Lasten zu sinnen, als auf die möglichste Verringerung derselben. Jedermann weiß es, daß, wer im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen muß, oder gar nur seine Kartoffeln, nur unter schweren Seufzern daran denken kann, daß sein dem Staate geliefertes Geld für große wissenschaftliche Anstalten oder Kunstwerke u. s. w. angewendet wird, wovon er unmittelbar gar nichts hat. Ist aber der Staat nichts als eine Anstalt für solche unter dem Drucke der Verhältnisse geborene und fortlebende Menschen? und haben unsere Volksvertreter keine andern Interessen zu vertreten, und müssen sich ihre Begriffe von dem Nöthigen und Nützlichen nicht viel allgemeiner gestalten? Aber sie sagen: das Elend ist zu groß; erst müssen wir dem aufhelfen, ehe an etwas Anderes zu denken ist. So wahr dies ist, so nothwendig ist, daß man nicht über jenem Bestreben den Staat in ein Armenhaus verwandele, sondern als ein Werk der Gesammtentwickelung aller menschlichen positiven Kräfte und Fähigkeiten betrachte. Und will man die Lasten erleichtern — und man soll es — so soll man die Quellen des Landes besser studiren und vor allen Dingen nach Denen fragen, die ohne große Mühe in regelmäßigen Fristen ihre Renten ziehen von ihren Capitalien, statt daß man den Grundbesitz zur Basis der Einnahmen macht.

Die Schmälerung der Civilliste, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, daß sie für die Verhältnisse Baierns zu bedeutend sei, hat der Kammer den ersten Stoß gegeben; denn nicht nur daß eine Menge Hofpubliciſten und Tagschreiber dies als einen Angriff auf die betheiligte Person des Monarchen betrachteten, so trat von der andern Seite nur zu deutlich der Widerwille hervor, den König in seinen großartigen Kunstunternehmungen unterstützen zu wollen. Denn wenn auch nicht zu verkennen, daß vielfacher Luxus unter der Maske der Kunst sich miteindrängt, so ist doch hoch zu würdigen, daß keiner der lebenden Monarchen von seiner Privateinnahme so viel für öffentliche und ewige Denkmale des schaffenden Kunstgeistes thut, und in so allgemeinem Sinne, und daß von den gewöhnlichen kostspieligen und demoralisirenden Leidenschaften der Fürsten hier kaum eine Spur zu finden. Ehrenvoller war es in jedem Falle für die Stände, des Königs schöne Unternehmungen anzuerkennen und in seinem Sinne selbst thätig aufzutreten, statt ihn der Mittel zu berauben, durch die ihm jene bisher möglich waren. Der Rath der freilich geringen Minorität ging dahin, und gewiß war dies das Rechte, die Civilliste auf den Fuß von 1818 zu setzen, dagegen die Vollendung einiger neuen Gebäude des Königs zu übernehmen.

Hatte nun jenes Verfahren der Stände eine große Menge theils aufgebracht, theils stutzig gemacht, so untergrub die Abstimmung über das Lotto und dessen Beibehaltung die letzte Säule des Vertrauens. Die äußersten Liberalen und die der Regierung unbedingt Ergebenen stimmten zusammen, daß es besser sei einen Steuererlaß (von etwa 2 Pfennig bis 10 Gulden, vom Niedrigsten zum Höchsten) zu gewinnen, als eine demoralisirende Anstalt abzuschaffen. Dazwischen fiel auch die Beschlußnahme über den Militairetat auf die Verfassung, der mit großer Majorität verworfen wurde, sodaß es am Tage lag, nicht allgemeine, nicht Staatsinteressen führen die Geister, sondern wirklich die allermaterielliſten, und es ist keine politische Schattirung mehr im Lande, die die ständische Farbe tragen mag, da zuletzt noch der treuste Anhänger, das „Bairische Volksblatt", in letzterwähnter Angelegenheit als Gegner der Stände aufzutreten sich für berufen halten mußte. In dieser Stellung, dem unbefriedigten Volke wie dem beleidigten Fürsten gegenüber, ist es kein Wunder, wenn sich der Wunsch nach Beendigung der Versammlung immer lebhafter unter den ständischen Deputirten ausspricht, und man kann in dieser Hinsicht wenig Ersprießliches mehr von den Gesetzen erwarten, die etwa noch gefaßt werden sollen. Nur fürs Preßgesetz kann etwas gewonnen werden. Die Macht der periodischen Literatur, bisher hauptsächlich gegen die Regierung gerichtet, wird mit ihrer Wendung gegen die Stände, diese von der Nothwendigkeit überzeugen, daß hier wenigstens die größte Vorsicht nöthig sei, und daß weder das Regiren noch das Regierenhelfen möglich sei, wo mit den leichtesten Mitteln Achtung und Vertrauen geschwächt, ja umgestoßen werden können. Vielleicht liegt auch noch die Lehre darin, daß in unsern kleinen deutschen Landen, in denen sich nicht wie in England und Frankreich viele Männer ausschließlich der politischen Laufbahn widmen können, eine Schreidung unter den ständischen Angelegenheiten nothwendig sei, sodaß die eigentliche Gesetzgebung einem permanenten Ausschusse bliebe, während die finanziellen Angelegenheiten der Gesammtheit nach wie vor zur Berathung blieben; denn mit dem Verlangen nach Hause, nach dem eignen Geschäfte, nach Weib und Kind, obenein mit der Furcht vor der russischen Pest, läßt sich nicht viel Weisheit für Staatsgesetze aufbringen.

In Allem ergibt sich der Schlußsatz, daß unser Staatsleben noch sehr jung ist, daß ihm zum Aufleben vor allen Dingen gegenseitiges Vertrauen der regierenden und regierten Partei fehlt, und daß man nicht nach der rechten Mitte zu suchen hat, sondern nach dem Recht.

Sehr viel Aufsehen hat hier ein Aufsatz in der „Deutschen Tribune" gemacht, „Die Glocke" überschrieben, der einen benachbarten Staat compromittirt. Der Redacteur übrigens des erwähnten Blattes hat mit so viel Anfechtungen von allen Seiten, verdienten und unverdienten, zu kämpfen, daß kaum denkbar ist, wie er sich wird halten können. Die münchner politische Zeitung liefert seit einiger Zeit raisonnirende Artikel, aus denen Sie die Bemühungen einer Partei am Hofe kennen lernen können, die nicht ohne Geschick den Mantel vor die Sonne hängt; aber er ist abgetragen. 193.

Daniel Leßmann.

Herr F. G. Kühne hat in Nr. 300 d. Bl. ein Todtengericht über den Mann gehalten, der, man könnte sagen, ganz rücksichtslos unsere Gesellschaft verlassen; Kühne ist nun zwar nicht der Wirth dieser Gesellschaft, aber doch ein ordentliches Mitglied, er beschwert sich also, indem er von seinen Zuständnissen Gebrauch macht, über Leßmann's Verfahren; und zwar mit einer solchen Sachkenntniß und einem so systematischen Urtheil, daß nicht leicht ein Mann oder eine Frau von Bildung den Aufsatz ohne Interesse, Belehrung und vielleicht auch Befriedigung aus der Hand legen wird. Dennoch haben wir gewiß Viele unter uns, die hier Manches vermissen, und vielleicht gerade Dinge, die so wesentlich sind wie die Billigkeit z. B. selbst. Denn es ist nicht leicht, einen einzelnen Fall unter das Gesetz zu fassen, ohne sich dem Tadel auszusetzen: summum jus summa injuria. Kühne hat mit dem Selbstmörde keine Nachsicht, er ist ihm feige und ein Verlassen seiner selbst- und das Erhenken vollends findet er ganz widerwärtig; nun freilich muß es sehr schlimm um Den stehen, der sich ermordet, und noch schlimmer um Den, der sich erhenkt; und wahrscheinlich würde Kühne uns, wenn wir in beiden Punkten nicht beistimmten, zurufen: So geh' an den Galgen. Dennoch haben sich viele honette Leute zu allen Zeiten ermordet, und das Erhenken à l'Anglais ist offenbar eine humoristische Todesart, die nicht darauf ausgeht, mit einem Knalleffect oder dem tragischen Dolche die Sache hochtrabend zu verbrämen, nein, der Tod selbst ist dieser Wahl ernst genug, und die vielverspottete Stellung der unglückseligen Schaukel mag es immer versuchen, ein Scherzhaftes hinzuzubringen. Ist dies so ein bloßer Einfall und ohne Wahrheit? oder wäre Der ein Narr, der die Welt durch einen decenten Hintritt für sich zu gewinnen suchen wollte, wenn er einmal mit ihr brouillirt ist? Je weniger Ernst und Tragisches dieser Tod sucht, desto mehr hat er, und wir halten Leßmann's Tod gerade um dieser Todesart willen für den ungeheucheltsten Ausdruck eines tiefen Seelenleidens. Alle die Anspielungen, welche Kühne aus den Gedichten anführt, und die Darstellung jenes Gefühls der Verlassenheit, welches mit in dem Judenthume des Verstorbenen seine Quelle habe, und des Unglücks, daß sein innerstes Gefühl keinen Widerhall und kein Verständniß gefunden, — aus alle Diesem kann man nun zwar schließen: der Mann war also verkehrt, denn sonst hätte er sich eingerichtet und im Nothfall sich zu behelfen gesucht, wie Unsereiner; allein man kann dadurch doch auch wol auf den Gedanken kommen: die Art des Mannes war nun einmal so; gleich Tasso wußt' er sich in die Welt nicht zu finden, und ein bitterer Ernst lag in dem Gefühle seiner Verlassenheit und in der Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Gleichen, was aller Liebe ewiger Grund ist. Seinen Ernst beweist sein Ende.

Leicht fertig ist das kühne Richterwort,
Doch nirgends wahr und ohne Fehl als dort — —

Wenn eine Frau vor Schreck und eine hinterbliebene Geliebte vor Gram stirbt, so hat dieser Seelenzustand sie dahin gebracht, daß sie sich selbst verließen, Vernunft, Selbstbeherrschung, Philosophie, Christenthum, Erlösung — Alles wird unterjocht durch den einen tiefen Riß in das Gemüth, und die er trifft, die — verlassen sich selbst: „Sie hätten sich einrichten, sie hätten sich behelfen können" — ja — ja, wenigstens wär' es besser gewesen: „Hätt' er ge — — so wie ich, er wäre nicht gestorben". Indessen diese zarten Geschöpfe sind gut daran, man hält ihnen kein strenges Todtengericht, man fühlt ihr Leiden mit; schlimm ist es dagegen, wenn Einer gemüthlich zerrissen wird und seine männlichen Nerven wollen nicht mitreißen. Ajax war schon verrückt gewesen, aber seine Nerven keine Damennerven, und aus seiner Haut konnte der Telamonische Geist nicht von dannen — er fiel in sein Schwert. Der hat sich ermordet, der ist ein Frevler, und vor allen Dingen kein Christ, denn ein Christ ist von des Teufels Gewalt und seinen Anfechtungen erlöst, darum „bleibt er im Lande und nähret sich redlich".

Wir wollen hier kein Collegium über die Zulässigkeit des Selbstmordes lesen, weil es nicht der Mühe werth ist, leeres Stroh zu dreschen, denn wer es nicht Noth hat, mit Fug am Leben bleiben; wer aber sterben will, dem sollte man doch in seinen Willen lassen, denn es heißt ja im Sprichwort: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich". Oder ist dies frivoles Geschwätz? Doch wohl nur Dem, der noch den alternden Gedanken hat, daß der Tod ein besonderes malheur, und der Geist nicht berechtigt sei über das sogenannte Leben und Sterben zu disponiren, als wenn nicht eben in seinem Gefühl der Unfähigkeit, würdig und unverletzt in der alten Weise fortzudauern, die Berechtigung zur Abdankung des entwürdigten und verletzten Thrones läge? — Doch, wie gesagt, auf solche Weisheit kommt es hier gar nicht an; die Sache geschieht, weil sie unter Umständen nothwendig ist, die trefflichsten Gemüther sind nicht sicher vor solcher Nothwendigkeit, und wenn wir sie dann erkennen, Freunde, so wollen wir's uns nicht verleiden,

des Menschen Trübsal menschlich mitzufühlen.

Und gestern, laßt es Euch sagen, Alle, die Ihr zu dergleichen aufgelegt seid, gestern kam es mit eigner Wehmuth über mich; und ich hörte

Leßmann's Stimme bei dem Baum.

Wie oft ich an die hellen Saiten rührte,
Klang jedesmal ein trüber Ton darein,
Doch was er auch vom Herzen mit sich führte,
Er klang nicht an und ach! er war nur mein.

Sie lieben nichts als jene hellen Saiten,
Sie loben nur den bunten Harlekin,
Und mögen Thränen meinen Witz begleiten,
Man lacht und heißt den Narren wieder ziehn.

Mir brennt das Herz in tiefster Brust vergraben,
O fühlt die Glut, und laßt mich nicht allein;
Sollt Lieb' um Liebe reichlich wiedergaben,
O werdet mein, laßt mich den euern sein!

Sie hören's nicht, die Zeiten sind vorüber,
Die Erd' ist todt und öde wie das Meer,
Hier wird das Land mir trüb und immer trüber,
Was steht ihr Fichten grünend um mich her?

Ist keine welcher, wie die harten Seelen
Der Menschen? kommt und helft mir aus der Noth,
Laßt mir das Mitgefühl nicht immer fehlen,
Fühlt, was mir fehlt, und gebet mir den Tod.

Arnold Ruge.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 318. — 14. November 1831.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. In zwei Theilen.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Alle drei auf dem Titel unserer Briefsammlung namhaft gemachten Schriftsteller waren im Lebensumgange höchst liebenswürdige Menschen, gefeiert und geehrt von gebildeten Männern und Frauen der verschiedensten Stände, mit denen sie in Berührung kamen, hochgeschätzt auch von den Großen, denen die Bildung der Zeit nicht fremd geblieben, und dadurch, wenn man will, im Vergleich mit dem spätern Geschlecht, ein wenig von der Welt verzogen, wovon Baggesen den bei einem Wandel der Dinge damit verbundenen Nachtheil am tiefsten fühlen mußte, indem er sich dem gefälligen Strome der Gunst und ihres Genusses unbesorgt überließ. Nichts übertraf in glücklichen Stunden die Heiterkeit und Gewandtheit seines Geistes, alle Umgebungen mit sich fortzureißen und aus den Engen des Lebens in ein höheres, reineres Dasein zu versetzen, dem eine eigne Art humoristischer Selbstvergessenheit und Ungebundenheit zur Folie diente. Als er einst während längerer Abwesenheit von Kopenhagen bei dem damaligen Kronprinzen angeschwärzt worden und, um sich zu rechtfertigen, die Rückreise angetreten, bringt ihn ein glücklicher Zufall mit dem Prinzen und seiner Gemahlin auf der Fahrt über den großen Belt in derselben Jacht zusammen. Baggesen hatte damals seine Scheerenschleiferlieder nach Volksmelodien gedichtet, welche er mit frischer Gesangweise höchst anmuthig vorzutragen wußte. Mit ihnen und durch Vorlesen, worin er es zur Meisterschaft gebracht, verkürzt er dem hohen Paare so genußreich die langweilige Ueberfahrt, daß alle nachtheiligen Eindrücke mit Einem Male verschwunden sind und der Dichter bei seiner Ankunft in Kopenhagen neue Gnadenbezeigungen erfährt. Reinhold, dessen Schriften, besonders die spätern, viele Trockenheit haben, war in der mündlichen Unterhaltung nichts weniger als trocken; eine wohlthätige Wärme für alles Schöne und Edle, für das Eine (nach seinem Ausdruck), was der Menschheit und der Philosophie Noth ist, durchdrang seine Worte, sie gewannen Leben in dem weichen, herzlichen Klange seiner Stimme; und wie anziehend wußte er nicht Bruchstücke seiner Lebenserfahrungen, Verhältnisse zwischen Wieland und Lavater, und Beider mit ihm selber zu erzählen? Man vergaß in solchen Augenblicken ganz den Philosophen des Katheders, man entdeckte nur den Philosophen des Lebens, den geist- und gemüthvollen, liebenswürdigen Menschen, und ward unwiderstehlich zu ihm hingezogen.

Wer demnach die briefstellenden Freunde, den Dichter und Philosophen (welche Beide ohne den Dritten im vorliegenden ersten Theile auftreten) persönlich gekannt, wird sich gern ihres Wesens und Umgangs erinnern, indem er liest, was vor 40 Jahren ihr Gemüth bewegt und Gegenstand vertraulicher Mittheilung geworden; wer sie nicht gekannt, wird des Jahrhunderts Weise und sie selber kennen lernen und liebgewinnen mögen; mancher Hochmuth aber neuerer und der neuesten Zeiten dürfte vielleicht sprechen, weder der Eine sei ein Dichter, noch der Andere ein Philosoph gewesen, nämlich nach dem Maßstabe der vorhin erwähnten absoluten Kratz-, Beiß-, Freßpoesie und Philosophie. Nicht für die ungeneigten, sondern für die geneigten Leser hebt Ref. hier Einiges hervor, zum weitern vollen Genuß einladend.

Baggesen, bis dahin nur als junger dänischer Dichter bekannt, neuvermählt mit seiner Sophie, einer Enkelin Albrechts v. Haller, hatte auf einer Reise mit dem Grafen Adam v. Moltke, im J. 1789 zu Weimar bei Wieland, dessen Schwiegersohn Reinhold kennen gelernt und Freundschaft mit ihm geschlossen. Er schreibt nun aus Kopenhagen, wie sehr er stets des Freundes gedenke, wie ihm zu seiner vollkommenen Glückseligkeit Nichts fehle als dessen sinnliche Unterhaltung; wie er eine Revolution seines Geistes erfahren durch Philosophie, eine vom Himmel der wolkenlosen Vernunft heruntergeholte Philosophie, wobei ihm nur zu viel Sinnlichkeit in seine Begriffe hineinzustürzen scheine. Der Freund solle ihn deshalb nicht loben, sondern lieben, ganz lieben, aber nicht bewundern; Liebe sei nicht aus ihrer Philosophie zu verbannen, sie sei die Sonne ihrer Philosophie. Er selber sei der formloseste, formärmste Mensch, sehne sich nach jenem Leben, nicht so sehr um Stoff, als um Form zu bekommen; der Dichter fühle sich zum Philosophen der Philosophen hingezogen, und wer von echten Philosophen sei nicht Dichter gewesen? Reinhold erwidert: „Ich habe über den vielen kalten und trockenen Beschäftigungen des Kopfes noch Nichts von der Empfindsamkeit meines Herzens verloren, welche die Triebfeder meiner Beschäftigungen war.

und ohne welche ich meinen Baggesen und mich selbst nur halb verstehen würde. Wärme des Gefühls ist vom Lichte des Geistes unzertrennlich und quillt mit ihm zugleich aus unserm bessern Selbst, und verbreitet ihre wohlthätigen Einflüsse über Alles, was zu unserm Sein im weitesten Verstande gehört". Kein Wunder darum, daß einiges Misverständniß zwischen den Freunden, durch lebendige Wünsche und zu voreilige Hoffnungen des Dichters für den Philosophen entstanden, bald beigelegt wird, und B. schreibt: „Es sind nur unsere Worte, die sich misverstanden haben, unsere Herzen haben sich nie misverstanden, werden sich nie misverstehen können". Gewiß, im Herzen und in der Liebe liegt der Ausgleichungspunkt für alle menschliche Zerwürfnisse.

Merkwürdig ist das Verhältniß beider Freunde zu dem ihnen sehr unähnlichen Erhard, dessen öfter gedacht wird, und von welchem sie nicht ablassen, ungeachtet B. schreibt: „Ich muß unaufhörlich mit ihm streiten, Erhard hat lauter Kopf, ich fast Nichts als Herz; er hat ein überschwenglich großes Gedächtniß, ich gar keins; er hat nie eigentlich geliebt, ich habe eigentlich nie was Anderes gethan. Er will von ehelicher Liebe, Natur (im Gegensatz mit Kunst), Christus, vom schönen Geschlecht (welches er edlern Thieren gleichsetzt und ihm Moralität abspricht) nichts wissen; er ist ein Mensch, um erst am Ende aller Tage zu erscheinen, und ich möchte selbst am Ende aller Tage Sittsamkeit, Höflichkeit, Freundschaft und Liebe". Reinhold nennt ihn ein in seiner Art einziges Phänomen der praktischen Vernunft, der nicht schreiben kann, so unübertrefflich er auch denkt, der aber ihr Erhard bleibt. Ueber andere Männer herrscht geringere Einstimmung des Urtheils, z. B. über Necker, dessen Werk: „Ueber Verwaltung der Finanzen", R. mit Vergnügen gelesen; B. nennt ihn einen der widerlichsten Menschen, den er aus Nichtachtung in Paris nicht sehen wollen, voll Selbstsucht, Eitelkeit und Hoffahrt; mit Egoismus, mit einem gewissen Grad von Eitelkeit in einem gewissen Alter könne er sich nicht aussöhnen. Was würde Frau v. Staël gesagt haben, wenn sie diesen Gegenstand ihrer kindlichen höchsten Verehrung so hart beurtheilt gefunden? Uebrigens hatte B. vielleicht nicht ganz unrecht, nur möchten die grellen Farben des Gemäldes mancher Brechung und Verschmelzung bedürfen.

Was bei weichen, liebenden Gemüthern fast unfehlbar zum Vorschein kommt, eine Dissonanz des äußern und innern Lebens, wobei die Foderungen des letztern selten mit denen des erstern zur vollen Ausgleichung gelangen, welche den Erharden leichter wird, zeigt sich in unserm Briefwechsel auf anschauliche Weise. Beide Freunde haben geheirathet, ohne hinreichende Sicherung für den Bestand des Hauses und der Familie, in welcher Beziehung die Worte jenes französischen Erzbischofs über Heirathen doppelt gelten möchten: „Es gibt viele Gründe dagegen, aber viele Beispiele dafür". Beide sind höchst glücklich in ihrem ehelichen Verhältniß, nur die äußere Lage und Umgebung bringen wiederkehrende Störungen und Schmerzen. Reinhold spricht von Jena: „Ich habe hier keinen Freund, wir leben in einer zuweilen für mich schauderhaften Einsamkeit; dies Alleinsein wird, wenn Sie dazu noch das Umgebensein von Pedanten und herzlosen Krämern der Gelehrsamkeit zählen, um so fürchterlicher; gleichwol ist mir es erträglich, da mich sowol mein Wirkungskreis als mein häuslicher Zirkel selten wahrnehmen läßt, an welchem Orte und unter welchen Menschen ich lebe". In diesem Jena, „dem öden Wohnsitz der Pedanterie", quillt sein größtes, vielleicht sein einziges Seelenleiden aus dem Gedanken, daß er das äußere Schicksal seiner Philosophie nicht von dem äußern Schicksal seiner Person und seiner Familie trennen kann. Der Augenblick, wo seine Versorgung angeht, wird ihm der erste seiner völligen Gewissensruhe sein. Solche Klagen sind begreiflich und natürlich, führen auch den Briefsteller zu einer Bemerkung, welche von Allen, die Aehnliches erfuhren, beherzigt werden sollte: „Die geheimen unwillkürlichen und unvernünftigen Prätensionen der Eigenliebe an das äußere Schicksal weichen keiner Apathie, wohl aber der geist- und herzstärkenden Hoffnung, die aus dem Vertrauen auf den Lenker unserer Schicksale und der steten Reinigung der Absichten unserer willkürlichen Handlungen quillt". Seine Hoffnung betrog ihn nicht; durch den Ruf nach Kiel, welchen er annahm, war Nahrungssorge verschwunden, nur zugleich auch der Glanz Reinhold'scher Philosophie.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Stadt Wien. Von der Gründung derselben bis 1830. Von Johann Grafen Mailáth. Wien, Tendler. 1832. 12. 1 Thlr.

Es gibt wol nur wenige Städte in Europa, welche Wohlstand, Glanz und Größe so zunächst, so sehr ihren Herrschern verdanken, deren Heil, Glück und Ruhm so wesentlich von der fortwährenden Behauptung des regierenden Hauses abhängt, als die schöne, heitere Residenzstadt des östreichischen Monarchen. Zwar würde Wien, auch wenn es nicht das Centrum eines großen Reiches wäre, immer als Handelsstadt durch seine Lage an dem größten Strom Europas, durch den Reichthum seiner Kaufleute und die Thätigkeit seiner Fabriksherren, als Mittelpunkt des Waarenzuges zwischen dem Süden und Norden der östlichen Hälfte Europas, endlich als die Hauptstadt eines reichen gesegneten Landes, nämlich des Erzherzogthumes Oestreich, einen ausgezeichneten Rang unter den Städten Deutschlands behaupten: allein, da es dem Hause Habsburg gelang, nach und nach, außer den alten Stammländern Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, die mächtigen Königreiche Ungarn und Böhmen mit ihren Dependenzien, Tyrol den Schlüssel zu Italien, und einen großen Theil dieses herrlichen Landes selbst, sowie das Königreich Gallizien unter sein Scepter zu vereinigen, so ist unleugbar, daß Reichthum, Größe und Volksmenge Wiens hauptsächlich dadurch so sehr zugenommen haben, daß die Habsburger, und nach ihnen die Habsburg-Lothringer, diese merkwürdige und wichtige Stadt, auf deren Anhänglichkeit sie stets am sichersten zählen konnten, zu ihrer bleibenden Residenz, zum Mittelpunkte der Verwaltung ihrer zahlreichen, ausgedehnten und gesegneten Königreiche und Fürstenthümer gewählt haben. In der That ist das kaiserliche Haus der Magnet, der einen großen Theil der Reichthümer der östreichischen Monarchie nach Wien zieht; die Magnaten Ungarns, die Großen Böhmens, Galliziens *) u. s. w. bringen des Hofes wegen die größere Hälfte des Jahres in Wien zu, und welche Geldsummen diese in Umlauf setzen, dies möge die einzige Anführung der

*) Weniger die des lombardisch-venetianischen Königreiches.

fürstlichen Häuser Lichtenstein und Esterhazy beweisen, von denen das eine in Oestreich 104 Quadratmeilen, das zweite einen so ausgedehnten Grundbesitz sein eigen nennt, daß ein Fürst Esterhazy von Wien bis an die türkische Grenze auf seinem eignen Erbe, mit den Pferden seiner eignen Postkaltereien reisen kann; es befinden sich in Wien ferner die höchsten Behörden einer Monarchie von 32 Millionen Menschen, mit einem zahlreichen Generalstab von Marschällen, Ministern, Staatsräthen, Hofkriegsräthen, Hofräthen, und einem Heer von Beamten untern Ranges, welche alle ihre zum Theil hohen Besoldungen das ganze Jahr hindurch in Wien verzehren; endlich bringt der Hof selbst durch seinen soliden Glanz, seine echt kaiserliche Pracht alljährlich Millionen unter die Bewohner Wiens und vermehrt dadurch ihre Betriebsamkeit und ihren Wohlstand. Es leuchtet daher ein, daß Wien diejenige Stadt der östreichischen Monarchie ist, welche das meiste Interesse daran hat, daß die Monarchie niemals in ihre ursprünglichen Bestandtheile unter eignen Fürsten zerfalle. Sollte dieser Fall, der jetzt zu den allerunwahrscheinlichsten gehört, in Folge einer gewaltsamen Erschütterung unsers ganzen Erdtheils je eintreten, sollten je die Reiche Böhmen und Ungarn zur frühern Selbständigkeit zurückkehren und von eignen Königen regiert werden, mit einem Worte, sollte je der östreichische Staatsverband aufgelöst werden: so würde Wien gar bald von dem Gipfel seiner Größe herabsinken und des Glanzes, des Reichthums entbehren, dessen es sich jetzt erfreut. Dies fühlen, dies wissen die Wiener nur gar zu wohl, und daraus läßt sich die felsenfeste Anhänglichkeit erklären, womit sie an dem altangestammten, ihre Liebe auch in jeder andern Beziehung verdienenden Kaiserhause unerschütterlich und so hängen, daß die revolutionnaire Propaganda, wenn es ja eine solche geben sollte, gewiß nie unter ihnen zahlreiche Proselyten machen wird. Außer der politischen Wichtigkeit Wiens ist diese uralte Residenz auch historisch im höchsten Grade merkwürdig; sie gehört gewissermaßen zu den heiligen Städten der Christenheit und der Civilisation, indem sie der Macht des Halbmondes Grenzen setzte durch zweimalige, heldenmüthige Abwehr des gewaltigen und wilden Erbfeindes des christlichen Europas; ringsum ist der Boden classisch durch die Schlachten, die darauf gefochten worden sind, und in den Ringmauern dieser ehrwürdigen Metropole tobten die wilden Parteiungen des stürmischen Mittelalters, die gefährlichen Spaltungen religiöser Zwietracht ebenso gewaltig als in irgend einer andern Stadt des gesammten deutschen Vaterlandes. Eine Geschichte der Stadt Wien ist daher ebenso interessant für den Deutschen, den Europäer, als für den Oestreicher, den Wiener selbst. Doch den Geschichtschreiber, den classischen, unparteiischen, von der Censur ungehemmten, herzerhebenden, erwartet sie noch. Das bekannte Werk Hormayr's ist einerseits zu weitläufig, und andererseits zu sehr ohne politische Tiefe, als daß es ein anderes Hauptverdienst haben könnte, als das, Materialien für den künftigen Geschichtschreiber zu enthalten. Daß die „Geschichte der Stadt Wien" vom Grafen Mailáth diese Lücke lange nicht ausfüllt, ist um so weniger in Abrede zu stellen, als theils aus seinem eignen Vorworte, theils auch aus der geringen Seitenzahl des Buches, aus der mehrmaligen Ueberhüpfung von ganzen Jahrzehnden deutlich hervorgeht, daß seine Arbeit weiter nichts ist, als ein kurzer dürftiger Abriß der Geschichte dieser eminent-historischen Stadt. Als solcher nur soll sein Werk hier angesehen und beurtheilt werden, wobei wir uns jedoch die Freiheit nehmen, Manches anzudeuten, was auch in dem kürzesten Abriß nicht hätte ausgelassen werden sollen. Der Hr. Graf handelt die Geschichte Wiens in 10 Capiteln ab: von der Gründung der Stadt bis zum Tod des Herzogs Heinrich Jasomirgott; von Herzog Heinrich Jasomirgotts Tod bis zum Erlöschen der babenbergischen Herzoge; das Zwischenreich; von Albrecht I. bis zum Tode Albrechts V.; von Albrecht V. bis zur ersten türkischen Belagerung; von der ersten bis zur zweiten türkischen Belagerung; zweite türkische Belagerung; von der zweiten türkischen Belagerung bis zur Regierung Kaiser Franz I.; Regierung Kaiser Franz I. Was die älteste Geschichte Wiens betrifft, so erkennt der Verf. die vielfachen Verdienste des heiligen Severin, dessen Name noch in dem Orte Sioring fortlebt, dankbar an; allein da er erwähnt, daß dieser fromme Mann ein Kloster gegründet habe, dort wo jetzt das Dorf Heiligenstadt *) steht, so hätte er auch anführen können, daß ebendaselbst von ihm die ersten Weinreben gepflanzt worden sind **), gewiß eine der wichtigsten Wohlthaten, die dem Lande Oestreich, wie der Stadt Wien, erzeigt worden sind! Von dem Stapelrechte, das Leopold der Glorreiche aus dem Hause Babenberg der Stadt Wien verlieh, hätte der Verf. wol ausführlicher sprechen und angeben sollen, wenn und wie dasselbe aufgehört hat. Statt die lächerliche Fabel vom Basilisken zu erzählen, hätte der Verf. die Geschichte Wiens unter den Babenbergern würdiger geschlossen, wenn es ihm beliebt hätte, die Verdienste dieses kräftigen Herrscherstammes, der auch nicht einen einzigen unwürdigen Fürsten zählte, etwas auseinanderzusetzen. Oder haben sich die Babenberger nicht etwa auch um Wien ein Verdienst erworben, indem sie das anfänglich kleine Markgrafthum bis an die Thega und Leitha erweiterten, indem sie Steiermark, das Land ob der Ens und Krain erwarben? Ist Wien nicht gerade dadurch schon damals zu einer bedeutenden Hauptstadt ergoben worden? Führt der Verf. nicht selbst unter den Familien, deren Ahnherren im zweiten Jahre der Regierung Friedrichs des Streitbaren unter jenen 200 edeln Jünglingen waren, die von diesem Herrscher bei Gelegenheit des feierlichen Aufzuges zu den Schotten, zu Rittern geschlagen wurden, ursprünglich steiermärkische Dynasten an, nämlich die Stubenberge, die Windischgrätze, die Sauraue? Wie wären diese nach Wien gekommen, wenn die Babenberge nicht Steiermark erworben hätten? Und doch wird diese wichtige Erwerbung in dem Buche des Grafen Mailáth auch nicht Ein Mal mit ein Paar Worten erzählt! Es ist lobenswerth, daß der Verf. nicht in den gewöhnlichen Ton der östreichischen Schriftsteller einstimmt, welche den König Ottokar zu einem sinnlosen Wüthereich zu machen pflegen; aber er hat zu gleicher Zeit unerwähnt gelassen, daß Ottokar als Regent seiner Zeit vorausgeeilt war, indem er die Macht der Edeln brechen und seine Herrschaft auf die Anhänglichkeit des kräftigen Bürgerstandes, den er begünstigte, stützen wollte. Darum hielt auch Wien, so lange es nur immer anging, treu an diesem strengen aber kräftigen Herrscher, und Ottokar fiel nur, weil er die trotzigen, adeligen Dynasten mit einer Härte, die freilich oft in Grausamkeit ausartete, in die Schranken der Unterthanenpflicht zurückwies. Daß Rudolf IV. mit dem Beinamen der Stifter, Tyrol dem Hause Oestreich erwarb, hätte der Verf. wol auch erwähnen können. Der Stiftung der wiener Universität widmet der Verf. nur eine einzige Zeile, in welcher er aber nicht einmal das Stiftungsjahr anzugeben beliebt hat; bei Gelegenheit der Händel wegen der Vormundschaft über den Erzherzog Albrecht V. erzählt der Verf., daß unter Friedrich von Waldsee's Bett Pulver gestreut und angezündet worden sei: ein Beweis der schauderhaften Gemüthswildheit der Parteimänner jener Zeit! So verbot unter Anderm Erzherzog Albrecht V. „Weib und Kind zu verspielen oder ein Glied des eignen Leibes". Die Auszüge aus Aeneas Sylvius (Piccolomini, als Papst Pius II.) und Bonfin (der am Hofe des Königs Mathias Corvinus lebte) sind anziehende Gemälde der wiener Sitten im 15. Jahrhunderte. Der Verf. erzählt die blutigen Judenverfolgungen ausführlich, er läßt aber das Schicksal der Tempelherren in Wien unerwähnt; der Sage nach soll die Blutgasse, neben dem Gebäude, das sonst diesen Rittern, jetzt aber dem deutschen Orden gehört und von dem Großmeister desselben, dem Erzherzoge Anton, bewohnt wird, durch eine dort vorgefallene Niedermetzelung der Templer diesen furchtbaren Namen erhalten haben. Wahrscheinlich ist die Sage ungegründet, sonst hätte der kundige Verf. sie wol aufgenommen. Vom heiligen Johann Capistran, dem Kreuzprediger gegen die Tür-

*) Eine halbe Stunde von Wien.

**) Wenigstens hat er auf die Verbreitung des Weinbaues wohlthätig eingewirkt.

ken, erzählt der Verf., seine Rede sei so gewaltig gewesen, daß einst nach einer Predigt 50 Jünglinge auf einmal Franciskaner wurden. Die wilde Zeit der Brüderkämpfe Kaiser Friedrichs III. (den der Verf., wie alle östreichische Schriftsteller den IV. nennt) mit Albrecht VI. ist trefflich geschildert. Albrecht VI. behielt Wien und Oestreich unter der Ens auf 8 Jahre. Dem Bürgermeister Holzer von Wien, der ihn fangen und an den Kaiser ausliefern wollte, aber später in des Herzogs Hände fiel, ließ der Wütherich das Herz aus der Brust reißen. Die Wiener gehörten damals zu den unruhigsten und kriegerischesten Bürgern, wie es deren nur je zu den Zeiten der Welfen und Ghibellinen in den italienischen Städten gegeben hat. Es lag dem Verf. ob, zu zeigen, wie sich dieser wilde Charakter so bald und so gänzlich verlor, er hat es aber nicht gethan. Der Graf beliebt zu sagen, „daß aus der langen Regierung Maximilians I. in der Geschichte Wiens sehr wenig zu bemerken vorkömmt". Indeß die Errichtung des Reichshofrathes, sowie die Einführung einer geregelten Verwaltung, die Creirung vieler Behörden, hätte durchaus nicht übergangen werden sollen. Auch hätte die Errichtung des Grabmals Kaiser Friedrichs III., eines der schönsten Denkmäler des Mittelalters und eine der herrlichsten Zierden der Stephanskirche, wol Erwähnung verdient. „Ferdinand I.", sagt der Verf., „bekam die deutsch-östreichischen Erblande", er hätte hinzusetzen sollen: mit Ausnahme Tyrols, das sich Kaiser Karl V. vorbehielt. Die erste türkische Belagerung ist vortrefflich erzählt: Hammer's berühmtes Werk leitete ihn dabei, ein Gleiches gilt von des Verf. Schilderung der zweiten türkischen Belagerung. Aber aus der Zeit vom Tode Kaiser Ferdinands I. 1564, bis zu diesem letzten Ereignisse 1683 berichtet der Verf. etwas allzuwenig von der Geschichte Wiens, obschon dieser Zeitraum gerade ungemein interessant ist. Einem Geschichtschreiber Wiens kam es zu, die allmälige Aufnahme und Verbreitung der lutherischen Lehre in dieser Stadt zu schildern und nachzuweisen, durch welche Mittel der Hof es dahin brachte, daß die neue Religion, deren „Prädikanten" die Bewohner Wiens am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts scharenweise zuströmten, um die Mitte des letztern aus der Residenz fast gänzlich verschwand. Dies mußte der Verf. in kurzen, kräftigen Zügen schildern, denn es gehört wesentlich zur Geschichte Wiens, folglich auch in den gedrängtesten Abriß derselben. Da der Verf. ein Gemälde der Sitten und Lebensweise, des Hofes, der Großen und der Bürgerschaft Wiens unter den ersten Habsburgern gegeben hat, so hätte er seine Leser durch ein ähnliches aus der Zeit der letzten Herrscher aus diesem Stamme erfreuen sollen. Der Einfluß, den die Einführung des spanischen Ceremoniels am Hofe auf die Sitten des Adels und die Erniedrigung der Bürgerschaft hatte, war bedeutend genug, um daß der Verf. diesem Gegenstand eine Seite hätte widmen können. Wie sich dies nach und nach, unter den minder stolzen Regenten aus dem Hause Habsburg-Lothringen änderte, wäre wol auch der Anführung werth gewesen. Der Verf. behauptet, daß unter Kaiser Josef II. der wiener Stadtmagistrat die einzige Behörde für alle Nichtadeligen wurde. Dies ist nicht ganz richtig. Die Geistlichen, sowie die Ordensritter, welche nicht adelig sind, sind noch heutigen Tages der Gerichtsbarkeit des Landrechtes in Civilsachen gleich den Adeligen unterworfen. Eine sehr bedeutende Auslassung hat sich der Verf. in der Geschichte Wiens unter dem jetzt regierenden Monarchen zu Schulden kommen lassen. Er spricht z. B. kein Wort von der Verschwörung, die in den ersten Regierungsjahren Franz II. in Wien dem Ausbruche nahe war. Sollte es dem Verf. wirklich unbekannt sein, daß, in Folge der Entdeckung derselben, der Platzlieutenant Hebenstreit gehenkt, der Magistratsrath Brandstetter aber, dann der Eigenthümer des Glückshafen Hackl auf der Schandbühne aufgestellt und zu langwieriger Kerkerstrafe verurtheilt wurden? Von ältern Leuten kann der Hr. Graf noch heute erfahren, daß das um die Schandbühne stehende Volk rief: „Aber Brandstetter, das ist ein Wetter! — Aber Hackl, das ist ein Spektakel!" Eine Verschwörung der Art mußte in jedem Fall in einer Geschichte der Stadt Wien wenigstens erwähnt werden. Uebrigens soll die Verschwörung auf folgende seltsame Weise entdeckt worden sein. Der ungarische Bischof Martinowich wohnte in einem Gasthofe (wir glauben den Matschakerhof). In seiner Abwesenheit besuchte ein Lakei den Bedienten des Bischofs. Der seidene Ornat des Prälaten lag auf dem Bette, und der Lakei fühlt sich versucht, denselben anzuziehen und das Kreuz umzuhängen, um zu sehen, wie er sich als Bischof wol ausnehmen würde. Da hört der Bediente seines Herrn Stimme; es ist zu spät den Ornat auszuziehen und der Lakei kriecht unter das Bett. Martinowich erscheint mit einem Freunde, sie sprechen von der Verschwörung, der Erstere nimmt aus einem Kästchen Briefe, weist sie seinem Gefährten und legt sie wieder hinein. Darauf gehen die Beiden fort. Der fremde Lakei kriecht aus seinem Versteck hervor, sagt kein Wort von dem Vorgefallenen dem Bedienten des Bischofs, sondern begibt sich zum Polizeipräsidenten und zeigt die Sache an. So wenigstens wurde der Hergang dem Ref. bei seiner Anwesenheit in Wien erzählt: unumstößlich gewiß ist, daß Martinowich in der ungarischen Hauptstadt als Verräther öffentlich enthauptet wurde. Den Verlauf des Aufstandes wegen Brotmangel (1805) berichtet der Verf. ausführlich: er schweigt aber von dem ersten „Bäckerrummel" (wie es die Wiener nennen), der, wenn wir nicht irren, in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts zu Wien vorfiel. Es ist in dem Buche von mehren bedeutenden Feuersbrünsten die Rede, der Verf. hätte dafür auch anführen sollen, daß im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts das Gebäude, worin die Thierkämpfe gehalten wurden, abbrannte. Dieser Umstand ist insofern merkwürdig, als in Folge des Brandes keine Hetze mehr stattfand, was lobenswerth ist, denn solche Schauspiele tragen zur Verwilderung der Herzen bei. Daß der Verf. die Gründung des für Wien so wichtigen Institutes der Nationalbank auch nicht einmal erwähnt, verdient Tadel. Auch ist es eben nicht lobenswerth, daß von der Errichtung des Ordens der Redemptoristen *), denen die alterthümliche Kirche zu Maria Stiegen eingeräumt wurde, nicht das Mindeste gesagt wird. Diese Auslassungen sind gering an der Zahl im Verhältniß zu den vielen, die wir noch hätten signalisiren können. Den Verf. kann es nicht schützen, daß er in dem Vorworte erklärt, er habe blos eine kurze Geschichte Wiens schreiben wollen. Auch eine kurze Geschichte muß vollständig sein, wenn sie gleich nicht ausführlich sein darf. In der Vereinigung der möglichsten Kürze mit der möglichsten Vollständigkeit besteht eben die Kunst des Epitomisten. Wer die Geschichte Wiens gar nicht kennt, den wird das Werk allerdings interessiren, wenngleich dem Gebildeten die Unvollständigkeit desselben alsbald einleuchten muß. Zu loben an dem Werke ist hauptsächlich, daß jene Ruhmredigkeit, jenes Prunken und Kokettiren mit Patriotismus, womit die östreichischen Geschichtschreiber ihre Leser gewöhnlich belästigen, von dem Verf. mit wenigen Ausnahmen gänzlich vermieden worden ist. Auch ist die Schreibart gut und von Provinzialismen rein. Der Verleger hat das Büchlein wohl ausgestattet, nicht so der Corrector. 194.

*) Eine Art Jesuiten für die untern Volksclassen.

Notiz.

Es gehört zu den Curiositäten und für uns Slawisten zu den interessantesten Räthseln, daß das Evangelium, auf welches die Könige von Frankreich bei der Krönung schwuren, eine slawische Bibel war. Sie wurde mit den übrigen Reichskleinodien in Rheims aufbewahrt als ein Heiligthum, das sich in die grauen Zeiten Karls des Gr. verlor, und dessen geheimnißvolle Schrift der Franzosen seit jener Zeit bis auf die neueste eine unauflösliche Hieroglyphe war, wie etwa noch heutzutage mehre glagolitische Manuscripte in Paris zwischen den chinesischen stehen. Dobrowsky hielt sie für älter als die ostromer. Schade darum, ewig Schade, daß uns auch dies Denkmal uralter Bildung durch den Vandalismus der Revolution zerstört wurde. 83.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 319. —— 15. November 1831.

Aus Jens Baggeſen's Briefwechſel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. In zwei Theilen.

(Beſchluß aus Nr. 318.)

Schlimmer ging es dem Freunde Baggeſen, welchen wir, nach dem Ausdruck der Söhne, vom baltiſchen Meere bis zum Fuße der Alpen in ſteter Bewegung ſehen, und der, wenn Reiſen glücklich machen könnten, einer der glücklichſten Sterblichen geweſen ſein müßte. Aber ſchon Dasjenige, was ihn zum Reiſen bringt, verdirbt ihm die Freude daran. Er nennt in Kopenhagen ſeine Exiſtenz abhängig von den Launen eines Einzigen, dem das göttliche Recht der Herrſcher nur deſto heiliger iſt, weil er ſonſt Nichts beſitzt, was ihn zum Herrſchen berechtigen könnte, er aber, B., ſei deciderter Freund der Freiheit, deciderter Verächter des Hofes und offenbarer Feind des geiſtlichen Despotismus. Eine ſolche Denkart taugt nicht viel in eine Reſidenzſtadt, zumal wenn die Geiſtlichen ihm beweiſen wollen, daß er kein Chriſt ſei und für ſeine Seele zu beten anfangen. Zum Fortgehen gehören allerlei Bedingungen, das Bleiben in ſolcher Lage macht misмuthig, und der Unzufriedene geſteht: „Ich bin von Natur das phyſiſchunthätigſte, faulſte, langſamſte, arbeitſcheueſte Weſen; meine Geiſtesausgelaſſenheit wird unter ewigen Weltzerſtreuungen zügelloſer und zügelloſer; es gibt leider ganze Tage, wo ich etwas verrückt bin". Sind auch dieſe Aeußerungen nicht ganz im ſtrengſten Sinne zu nehmen, ſie haben ihren Grund in äußern drückenden und auch unſichern Verhältniſſen: „Meine Penſion geht mit dem künftigen Jahre zu Ende. Wollte Gott, daß es mir möglich wäre, auch nur die elendeſte Pfründe in der Schweiz zu erhalten! Ich gehe am Ende nach Nordamerika, kann das ſchläfrige Leben nicht aushalten". Dabei wird ihm ein Sohn geboren, ihm ſterben Verwandte; er muß ſeine Bücher aus Geldmangel verkaufen, unaufhörliche Beſuche annehmen; freilich werden der Prinz von Auguſtenburg und Graf Schimmelmann immer, wie bisher, dafür ſorgen, daß er nicht Hungers ſterbe; aber wenn er nun lieber Hungers ſtürbe als von Andern vollaufleben möchte? Nun erkrankt ſeine Sophie und wird ohne Rettung erklärt: „Hölle war um und um, Hölle brannte in meinem Herzen, und wo nicht Hölle war, war Nichts, und Nichts iſt ſchrecklicher als Hölle. Rettet mich! riefen meine Blicke den mitleidenden Freunden — ſie ſchwiegen! Rette mich, Philoſophie! — die Philoſophie ſchwieg! Rette mich, menſchliche, göttliche, Alles rettende Moralität! — ſie ſchwieg nicht; aber wehe, ſie zürnte! Du haſt es verdient! rief ſie mir, und zeigte mir die Wunden, die ich ihr in meinem leichtſinnigen Leben verſetzt hatte! — Da, als alles Irdiſche verſchwand, als alle Himmliſchen ihr Antlitz von mir wandten, da bliebſt du mir, Religion!" — Seine Sophie wird dem Leben wiedergeſchenkt; die edeln Freunde, der Prinz und Graf, machen eine Reiſe nach Frankreich, Spanien, Italien, Sicilien, Schweiz und Deutſchland auf drei Jahre möglich; der Reiſende bedingt ſich dabei ein Geſchäft, einen allgemeinen höhern Zweck; man erfährt wenig die Art deſſelben, nur ſpäterhin heißt es: „Der Zweck war ſo unbeſtimmt wie ich ſelbſt". Freude nun über Freude; aber zugleich das „Bewußtſein, in dem vergangenen Jahre auf der Bahn der Moralität zurückgegangen zu ſein! Faulheit iſt der eigenthümliche Teufel, gegen den ich zu kämpfen habe" — Und die Reiſe ſelbſt? Er ſieht freilich ſeinen Reinhold wieder, aber Sophie erkrankt in Bern: „Ich war lebendig todt, ich dachte Wahnſinn — ich habe nicht genug auf jener unſeligen Reiſe nach Wien, Venedig und Florenz in viermonatlicher Hölle gelitten, ich muß noch dem Feuerſtrome von Folgen ausgeſetzt ſein". Seine Correſpondenz iſt ihm, nächſt Sophiens Liebe, das höchſte Gut auf dieſer Erde; er ſchreibt zuweilen auf Ein Mal an ſieben verſchiedenen Briefen. Dennoch aber: „Wie bin ich Baggeſen ein ſchwaches, ungereimtes, armſeliges Ding! Beſinnſt du dich auf eine Periode deines Lebens, worin du fühlteſt, daß du, nach langem Steigen, auf der Bahn der Geſchicklichkeit, Klugheit und, ach! ſelbſt der Weisheit, wieder bergabgingſt? Ohne Euch bin ich Nichts, weniger als Nichts. Die Uebernahme dieſer Reiſe war der dümmſte Streich meines Lebens. Der Prinz hält mich für ein brauchbares Subject; das Einzige, was ich vor dem unwiſſendſten Dummkopf voraus habe, iſt ein wenig Welt- und Menſchenkenntniß".

Nicht ohne wehmüthige Rührung konnte Ref. dieſe vielfältige, in den Briefen wiederkehrende Haltungsloſigkeit und Zerriſſenheit des Lebens gewahrwerden, welche bei lebhaften und gemüthvollen Menſchen am traurigſten und unheilbarſten wirkt. Ohne Ruhe und anſäſſige Beſchäftigung des Amtes oder der ſchriftſtelleriſchen Thätig-

hat [illegible] wahres Glück, und der anziehendste [illegible] von Naturgenüssen oder geselligem Verkehr kann diesen Mangel nicht ersetzen. Es ist wahr, was Reinhold bemerkt: „Du scheinst seit dem Sommer mehr als sonst von äußerer Stimmung abzuhängen und eben darum denselben Gegenstand bald hintereinander in ziemlich entgegengesetzten Gestalten wahrzunehmen"; jedoch dieses Schwanken erscheint als natürliche Folge einer Wandelbarkeit äußerer Lebenslage und innerer Maßlosigkeit, und war das betrübte Erbtheil, welches unsern liebenswürdigen Dichter, so viel uns bekannt, bis an sein Ende begleitete.

Wenn nun die beiden größten Angelegenheiten der damaligen gebildeten Welt, deutsche Philosophie und französische Revolution, auch unsere Freunde stark beschäftigen und bewegen, und besonders den Dichter abwechselnd anziehen und zurückstoßen, so begreifen wir Neuern dies zwar historisch aus dem damaligen Zeitgeiste, können uns aber nicht ganz in den Zustand finden, indem wir klüger geworden zu sein meinen und, vom Erfolge gewitzigt, der kühlen Betrachtung uns lieber zuwenden als der feurigen Begeisterung. Wer würde noch jetzt 10,000 Dukaten oder zehn Jahre seines Lebens (wie Baggesen) geben wollen, um Kant (oder irgend einen andern Philosophen) zu sehen? Mit Fichte, der „ein überaus warmes Herz hat, seine simple Frau mit unsäglicher Sorgfalt liebt, mit bornirten Menschen theilnehmend umgeht", schließt B. schnelle Freundschaft; dessen System ist ihm das abstracteste metaphysische Gewebe, worüber er sich herzlich freut, und nur diese Verirrung des menschlichen Forschens noch übrig hält, damit die Menschheit den wahren Weg nach den Umwegen finde. Welch ein Glaube in Israel! dürften wir ausrufen. Prophetisch wahrer möchten folgende Worte sein: „Die Philosophie ist Nichts als ein Selbstspiegeln; aber anstatt ruhig am Rande des stillen, klaren Baches des gesunden Verstandes mit seiner philosophirenden Vernunft zu stehen, in welchem man doch ziemlich getreu eine menschliche Gestalt erblicken würde, trotz den Ringelchen des Rieselns und dem Wellenkräuseln des Zephyrs, nimmt ein solcher Vernunftschwärmer den Hobel der Speculation, um die Ringelchen und Wellchen wie die Knoten und Unebenheiten von einem Brete wegzuhobeln, oder stürzt sich gar hinein, nicht bedenkend, daß jenes Hobeln, weit entfernt, das Wasser zu ebnen, es nur ganz trübe macht, und dies Hineinspringen die gesuchte Gestalt ganz vernichtet. Es ist sonderbar, wie die anmaßende Natur des Menschen so geneigt ist, sich selbst vorzugreifen, sich selbst zu überschreiten und jedes Non plus ultra weiter zu schieben. Man könnte dies vielleicht die Schwäche unserer Stärke, die Kleinheit unserer Größe nennen, denn dieser Transcendenztrieb ist gerade in dem Edelsten unseres Wesens gegründet". In Bezug auf französische Revolution freut sich B., zu dieser großen Zeit der innern und äußern Offenbarung der Vernunft und Freiheit zu leben. Die Menschheit in Masse, im energischen Kampf, im Ringen nach ihrem großen Ziele so leiden und bluten zu sehen wie an der Neige dieses Jahrhunderts, dies ist ein Anblick, bei dem man mit hintendem Herzen in den dritten Himmel sich erhoben fühlt. Es werde! donnert jetzt laut, überdonnernd alle knirschenden Elemente des sich sträubenden Chaos, und ich zweifle nicht, es wird sein! Freilich blutet die Menschheit, allein die Seele der Menschheit, die Freiheit, steigt empor, und was freie Seele ist, jauchzt mit, trotz der blutigen Thränen, gen Himmel. — Ungeachtet dieses Jauchzens kommt der Dichter später wieder zu sich und ruft: „Möchte Ariman wirklich todtmüde geworden sein! Möchte Oromasdes den jetzt heranrollenden Wagen führen! Möchte die Zeit bald kommen, da das Gute nicht mehr von Teufeln herangezogen zu werden braucht; möchte es nahe genug sein, um von Kindern herbeigeführt werden zu können!" — Wir, Erben jener Zeit, fragen uns staunend: Das Gute von Teufeln? Kinder sollen Platz nehmen auf ihrem Stuhl? Lehrt dies die Geschichte, lehrt es das eigne Herz? Gebt uns euren Glauben, ihr Gläubigen, aber gebt ihn ohne das wunderliche Beiwesen eurer Schwärmerei, ohne die Verblümung eurer träumenden Gutmüthigkeit, die von der verzehrenden Flamme unserer Erfahrung längst zu Asche gebrannt wurden. Mehr Homöopathie liegt in den Worten Baggesen's, die auch ein Briefsteller der Gegenwart schreiben könnte: „Dich erbittern mehr die Anarchisten, mich die dummen Völkercommandirergeanten". 10.

Proben lettischer Volkslieder und Poesie.

„Unter jedem Himmelsstriche werden Dichter geboren, und lebhafte Empfindungen sind kein Vorrecht gesitteter Völker": — sagt Lessing in seinen „Literaturbriefen". Wir wurden lebhaft an diesen längst bewährten Ausspruch erinnert, als uns in englischen Blättern Proben lettischer Lieder und Sinn- und Sittensprüche begegneten, deren anziehende natürliche Einfachheit und poetischer Gehalt nur überraschen kann. Unter höchst drückenden Verhältnissen, wie sie in Europa kaum ihres Gleichen hatten, blieb dem gequälten Volke noch Lebensmuth genug übrig, um an Gesang und Musik — letztere war freilich auf die Sackpfeife beschränkt — vorzugsweise Vergnügen zu finden. Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben sich jedoch die äußern Verhältnisse dieses Volksstammes vortheilhaft geändert. Umsonst hatten Polen und Schwedens Beherrscher, zuletzt Katharina von Rußland versucht, den armen Letten nur einige Menschenrechte zu sichern. Es war Alexander I. vorbehalten, alle diese Pläne nicht nur zu verwirklichen, sondern noch bei weitem zu übersflügeln. Die unsterblichen Verdienste, welche er sich durch seit 1804 fortgesetzte Verbesserungen um die leibeignen Bewohner jener Provinz erworben, erhellen aus der einzigen Thatsache, daß man im vorigen Jahrhundert der Ritterschaft das Recht über Leben und Tod der Bauern unbedingt zugestand, und das Landesgesetz selbst als Beweis anführte, daß Klagen der Letztern über unerträgliche Strafen und Bedrückungen von Seiten ihrer Herrschaften von den Gerichten nicht angenommen werden durften, während jetzt alle Letten und Esthen nur von Gerichten gestraft, nur Gerichten untergeordnet sind, deren Mitglieder sie größtentheils aus ihrem Stande wählen. Auch ist die Leibeigenschaft aufgehoben und der Bauer zu Erwerbung liegender Gründe berechtigt. Das ganze Leben und Treiben dieses Volksstammes unterliegt daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer wesentlichen Umgestaltung, und bei der fast gänzlichen Unbeachtung seiner Sprache, bei der Seltenheit, die fast Mangel zu nennen ist, gedruckter oder geschriebener Sammlungen der darin vorhandenen Volkslieder u. s. w.

ſteht zu befürchten, daß nur wenig davon zur Kenntniß der Gegenwart, noch viel weniger zu der der Zukunft gelangen werde. Was wir jedoch davon, durch Herder u. A., kennen gelernt, kann nur einen umfassendern Ausbau dieser Mine wünschenswerth machen.

Die Sammlungen, aus welchen die folgenden Proben entlehnt wurden, befinden sich im Besitze Sir Walter Scott's. Sie bestehen in 3 dünnen Bändchen in 12.; 2 derselben, betitelt: „Erste Sammlung lettischer Sinngedichte" (Kuiem, 1807); „Zweite Sammlung lettischer Sinn- oder Stegreifsgedichte" (1808), rühren von dem damaligen Pfarrer der liefländischen kleinen Stadt Kuiem, Gustav v. Bergmann, her. Er besaß nicht mehr Typen als nöthig waren, um einen Bogen drucken zu können. Das Werkchen ist daher nur in wenig Exemplaren vorhanden und kam nie in den Buchhandel. Das dritte ist ebenfalls die Frucht des Fleißes eines liefländischen Geistlichen mit Namen J. Daniel Wahr, und „Palzmarreschu Dseesmu Krahjums" (Lettische und palzmarische Lieder und Epigramme) betitelt. Auf dem letzten Blatte steht der 15. September 1807. Alle 3 Hefte umfassen keine 200 Seiten und sind mit deutschen Lettern auf sehr grobes Papier gedruckt. Sie enthalten aber an tausend Lieder, versificirte Sprüchwörter, Aphorismen u. dgl., und gewähren höchst merkwürdige Muster der lettischen und esthnischen Volkspoesie. — Vielleicht tragen diese Nachrichten dazu bei, die Aufmerksamkeit eines Literaten nach jener Provinz des russischen Reiches zu lenken, wo gewiß noch viele Goldkörner ihren Finder erwarten. Wir müssen uns für jetzt darauf beschränken, mit einigen Proben des Vorhandenen diesen Aufsatz zu schließen.

Klage einer Waise.

O Gott! liebster Gott!
Weck' mir Vater auf und Mutter!
Weinend klag' ich, was
Angethan mir hat die fremde Mutter.
Sie schlug mit der Faust mich, raufi' mein Haar;
Trat mich unter ihrem Stuhl mit Füßen;
Sie schlug mit der Faust mich, ging ich schlafen;
Wenn ich aufstand, raufte sie mein Haar.

Lied eines Liebenden.

Meinem Liebchen naht, mit Blumen
Ganz bedeckt, der leichte Kahn;
Käm' mein Liebchen ihm entgegen,
Es gehört zu den Blumen!

Bemerkenswerth wegen der am Ende angebrachten Pointe erschrint folgendes:

Süßes Kind,
Komm zu mir geschwind.
Meine Goldhörst' geb' ich Dir,
Schau nur, was Du kriegst von mir;
Wenn ich mich aufs Lager strecke,
Kriegst Du — einen Kuß von mir!
Steh' ich auf,
Dein ist mein Dank.
Dann nach meinem Hute greif' ich,
Spreche zu Dir: guten Morgen,
Liebe Maid!
Und — erschein Dir nicht zum zweiten Mal.

Eine ansehnliche Rolle in der slawonischen Poesie spielen die Kraniche; in folgenden behaupten sie ihre Stelle.

Kraniche schrein,
Mädchen singen
An des Dwinastromes Rand.
Kraniche, schreind, sind nicht zu fangen,
Mädchen, singend, sind nicht zu erlangen.

Voll Bitterkeit (über die sonst bestehenden Verhältnisse) sind folgende:

Ackersleute! Ackersleute!
Wölfe fraßen unsern Vogt.
Laßt uns Geld zusammenkapeln,
Kaufen einen neuen Vogt.

Großer Herren Stolz und Trachten
M. auf Armer Nacken stehn.
Wirf, o Gott! Erlbäume über
Wege, die große Herren gehn.

Deutsche, spottet nicht so sehr
Meiner Dienstbarkeit;
Zwingt mein Herr mich, muß ich gehn,
Würd' es mir auch noch so schwer.

Einige sind epigrammatischen und ironischen Inhalts, wie z. B.

Kein weiß Roß, kein schönes Weib
Soll mir's Leben sauer machen;
Mein Roß waschen, thun' ich nicht,
Nimmermehr mein Weib bewachen.

Ueber'n Berg dort schaut die Sonne,
Weissagt einen langen, langen Tag;
Weil ein schöner Bursch den Berg erklimmt,
Der ein keusch Mädchen will vor Abend finden.

Zuletzt stehe hier noch der „Abschied eines Kriegsmannes".

Wann werd' ich euch wiedersehn?
Wenn der Zaunpfahl Blätter bringt,
Weich, wie Thon, die Kiesel sind,
Wenn aus unsers Stromes Flut
Der Granitfels flüchtig springt,
Und in seinem weißen Schaum
Untersinkt der leichte Flaum;
Dann ihr Lieben, mags geschehn,
Daß wir einst uns wiedersehn. 208.

Falkland, vom Verfasser des „Pelham" u. s. w. Uebersetzt von C. Richard. Aachen, Mayer. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieses wohlgeschriebenen und verstandvollen Romans zeigt sich hier als Psycholog so achtbar, wie er sich in seinen vorangehenden Werken als Sittenmaler und Skizzist bewährt hat. Im Gegensatz zu dem Tagesgeschmack, lieben wir die psychologischen Romane, wenn sie, wie dieser, die Mühe belohnen, welche man auf die Analyse ihres Baus verwendet. Der Verf. des „Falkland" hat sich offenbar die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie gerade jene grübelnden, sinnenden und halbmelancholischen Gemüther, welche bei jeder Kleinigkeit mit ihrem Gewissen lange Unterredung pflegen, und über Dinge, welche ihnen nicht zum Vorwurf gereichen, freigebig an Vorwürfen gegen sich selbst sind, wie gerade diese philosophischen und tugendhaften Geister am meisten in Gefahr sind, irgend eine große, nicht zu sühnende Schuld aufsichzuladen, weil sie das klare Gefühl von Recht und Unrecht durch Spitzfindigkeit und Grübelei in sich zerstört haben und gegen die Leidenschaft nun keinen andern Damm besitzen als ihren leicht betrogenen Verstand. Ein Geist dieser Gattung ist Falkland, der Held des Romans, der, zurückgezogen von der Welt, enttäuscht über ihre Freuden, glaubend, daß er aller Leidenschaft Herr geworden sei, und nur mit sich, seiner Gefühlswelt und seiner Besserung beschäftigt, als Einsiedler auf dem Lande lebt. Diese Einsiedelei wird plötzlich durch eine Nachbarschaft gestört. Emilie Mandeville, die junge Gattin eines bejahrten, unbedeutenden, rauhen, aber nicht rohen Mannes, der Parlamentsglied ist, erscheint in seiner Nähe. Man lernt sich kennen. Emilie, ohne alle Weltkenntniß, erzogen, wie die meisten Engländerinnen, ohne die Klippen und Untiefen des Lebens zu ahnen, trifft hier auf den ersten Mann, den sie achten kann, weil er fühlt. Sie liebt Falkland, ehe sie nur ahnet, daß ihrer Pflicht eine Gefahr drohe; Falkland weiß, daß er sie liebt, aber sein durch Grübelei zerarbeiteter Geist hat nicht Energie genug gerettet, dem Verderben rasch zu entgehen; er erscheint ganz als eben jener mattherzige Werther, den er früher streng genug verurtheilt haben würde. Die Geschichte spinnt sich durch höchst einfache, aber ergreifende und wahrheitsvolle Begebenheiten fort, bis die Glut

beider Herzen in helle Flammen ausbricht. Die Katastrophe folgt auf dem Fuße. Eine Flucht wird verabredet. Emilie erscheint nicht zur festgesetzten Stunde; Falkland bringt in ihr Haus — sie war eine Leiche. Eine Verrätherin hatte ihre Briefe an ihren Gatten ausgeliefert, und während dieser ihr jene Zeichen der Schuld vorlegt und sie fragt: „Ist dies an Sie gerichtet — und dies und dies" — bricht ihre zarte Gestalt zusammen. Falkland verschwindet, um in Spanien, in des flüchtigen Riego Begleitung, als dessen Adjutant wiederzuerscheinen. Diese Schlussscenen, welche die Lösung seines Geschickes enthalten, sind äußerst geschickt, äußerst ergreifend. Riego's Endschicksal wird uns darin historisch, aber durch eine sehr edle Individualisirung des spanischen Helden erhöht, auf eine fesselnde Art mitgetheilt. Falkland, der gegen seine Gefangenschaft kämpft, wird verwundet und stirbt an seinen Wunden; mit Riego ist das letzte Band, an dem die Welt ihn festhielt, zerrissen. Wie diese Lösung des Knotens, so ist das ganze Werk das Erzeugniß eines denkenden, beobachtungsreichen, geschmackvollen Geistes. Die Charakteristik ist scharf und voll Wahrheit, die Begebenheiten sind einfach, aber bedeutend für den Zweck der Dichtung erfunden; Alles geht natürlich und doch erschütternd zu. Briefe und Erzählung nehmen abwechselnd die Darstellung auf, auch Bekenntnisse und Tagebücher; die Form des Vortrags ist kunstlos, aber ansprechend, und das Ganze bildet ein höchst empfehlenswerthes Werk der Unterhaltungslecture.

Hr. Richard, der Uebersetzer, hat hier etwas sehr flüchtig gearbeitet; er hat sich viel undeutsche Wendungen zu Schulden kommen lassen, er läßt den Uebersetzer „aus dem Englischen" überall mehr als erlaubt ist durchblicken, spricht von „unirdischen Schwingen" und dergl. mehr. Wir kennen bessere Arbeiten von ihm. 40.

Erwiderung an Herrn Reinbeck.

In Nr. 292 und 293 d. Bl. findet sich ein seltsamer Aufsatz „Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache auf Gelehrtenschulen", mit lakonischer Selbstgefälligkeit unterzeichnet **Reinbeck.**

Zehn Colonnen läßt Hr. Reinbeck anrücken gegen einige Zeilen einer Anzeige von Graff's „Otfrid" (Nr. 223, 224 d. Bl.), in denen sich der Verfasser dieser Erwiderung gegen den Unterricht in der deutschen Sprache, wie er heutzutage in den meisten Gelehrtenschulen herrscht, mit starker Misbilligung erklärt. Diese Zeilen haben Hr. Reinbeck dermaßen erbittert, daß er sie als Thema seiner Chrie nochmals hinsetzt und dann ausruft: „Das heißt doch noch ein Baß! der muß durchdringen, die stärksten Nerven müssen erbeben und die feinern in solche Schwingungen versetzt werden, daß die Besinnung darüber verloren geht, und man sich dann wol einreden läßt, was so bassig in die Welt hinaus erschalle, müsse wol wahr sein. Unsere Nerven gehören weder zu den stärksten noch zu den feinsten, und — daher weckte uns diese Baßpassage nur zum Nachdenken". Wir vermeiden es gern, Reinbeck'sche Aeußerungen den Lesern d. Bl., in denen man sie Einmal zu lesen sich wundert, nochmals aufzutischen; aber die Widersinnigkeit dieses Satzes, bei welchem Hr. R. noch nicht recht zum Nachdenken erwacht zu sein scheint, ist auch wiederholt spaßhaft.

Ueberhaupt ist dieser Aufsatz in seinem Mangel an aller Dialektik, in seiner breitfließenden Gedankenschwäche, die es sich in erschrecklichen Perioden, worunter eine von 197 Wörtern, möglichst bequem macht, einer ernsten wissenschaftlichen Widerlegung gar nicht fähig. Auch wird Niemand leicht Lust haben sich mit einem Gegner zu verständigen, der mit wohlfeilem Muthe eine Stelle eines Journalartikels aufgreift, um seine weitläufigen Trivialitäten darüber auszuströmen; eine andere Stelle aber desselben Aufsatzes, worin gegen einseitige Vernachlässigung des allgemein Bildenden protestirt wird, wohlbedächtig unterschlägt, um dem Angegriffenen in dürftiger Parodie trotzige Einseitigkeit vorwerfen zu können. Er verbreitet sich über „altphilologische" Pedanterei und über Deutschthümelei, obwol in dem Aufsatze, aus dem er sich eine Stelle zum Thema seiner geschwätzigen Glosse ersehen hat, weder von jener noch von dieser Geschmacklosigkeit eine Spur zu finden ist. Der Satz: „Inwiefern wir (nach Graff's Wunsche) eine Einführung des „Otfrid" in die Gelehrtenschulen erwarten dürfen, ist eine Frage, die mit dem ganzen Gange unserer Bildung, mit der Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts, die früher oder später unabänderlich eintritt, in engem Zusammenhange steht", dieser unschuldige Satz, der gar keine Foderung ausspricht, sondern auf einer Beobachtung beruht, die so leicht zu machen ist, daß sie auch Hrn. R. nicht ganz entgangen ist, veranlaßt den seltsamen Streiter zu allerhand importunen und hierher nicht gehörigen Fragen. Z. B. ob wir die altclassischen Sprachen aus den Schulen verbannen wollen? ob die Erziehung eine bestimmte Norm enthalten solle, deutsche Spartaner zu bilden? ob die häusliche Erziehung noch ferner stattfinden solle? u. s. w.

Wahrlich, es wäre hier Unrecht, Worte zu verlieren über die Umbildung der Erziehung und des Unterrichts, von der wir hoffen, daß sie in einigendem Principe nach einem schönern Ziele streben werde, als etwa „die Genußsucht in den Stübern" zu verdrängen oder in die „höhern und niedern Geschäfts- und Privataufsätze" trefflichen Styl zu bringen.

Weil der Angegriffene gerade bei Gelegenheit eines althochdeutschen, wie Hr. R. tiefsinnig sagt, „besonders für den deutschen Sprachforscher schätzbaren" Werkes die Ueberzeugung ausspricht, die historische Begründung der deutschen Grammatik, die Herrlichkeit unserer alten Dichter werde für die Gelehrtenschulen nicht auf immer verschlossen bleiben: so meint der scharfsichtige Gegner, wir wollten die Griechen und Römer aus den Schulen verdrängen und durch „das Althochdeutsche mit seinen literarischen Herrlichkeiten", von denen er wol sehr wenig weiß, ersetzen. Weil wir den allbekannten und in einem geistreichen Buche über Gelehrtenschulen trefflich entwickelten Satz, über die Muttersprache komme man durch fremde Sprachen zum Bewußtsein, wiederholen: so ist Hr. R., obwol er ungefähr einsieht, was wir meinen, dennoch im Zweifel, ob wir nicht etwa damit behaupten wollen, durch fremde Sprachen erlerne man „die Muttersprache an sich in ihrer Richtigkeit und Reinheit".

Und solche Verworrenheit und Seichtigkeit brüstet sich mit der Vertheidigung der Wissenschaftlichkeit und der Philosophie!

Unsere Ehrfurcht vor den wahrhaft sprachphilosophischen Bestrebungen der neuern Zeit auszusprechen, ist sehr überflüssig; nicht weniger wäre es verlorene Mühe, die Unwissenschaftlichkeit der sogenannten Sprachphilosophie darzulegen, wie sie, abenteuerliche Regeln auf die Scheinbarkeiten der heutigen Sprache bauend, in den meisten deutschen Grammatiken spukt. Wenn aber Hr. R. erbittert fragt, wo denn das höhere Gymnasium sei, auf dem die deutsche Sprache als ein Ding von heute und gestern nach lächerlichen Lehrbüchern beigebracht werde, und wenn er behauptet, das seien Injurien gegen Alle, welche diesen Unterricht besorgen: so verdient eine solche mitleidswürdige Insinuation keine Widerlegung. Wie verbreitet die seichte und verkehrte Ansicht der deutschen Sprache, die wir berührt, auf den Schulen ist, davon zeugt eben jene Menge fundamentloser Lehrbücher, die in immer wiederholten Auflagen sich vermehrt. Und schon dies Zeugniß berechtigte zu einem allgemeinen Ausspruche, der weder Ausnahmen ausschloß, noch irgend eine persönliche oder locale Beziehung hatte. Wen aber Eitelkeit oder Bewußtsein verführt, Anspielungen zu suchen, dem sei dies unverwehrt.

So viel für immer an Hrn. R., denn die Ehre des letzten Wortes werden wir ihm gern gönnen. *) 133.

*) Wir müssen die Debatten über diesen Gegenstand hiermit für geschlossen erklären. D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 27. 15. November 1831.

Analekten für die Sprachenkunde, Schriftenthum und schönen Künste, von J. H. M. Ernesti. 2 Bände. Sulzbach, Seidel. 1830—31. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wem diese Auswahl größtentheils veralteter oder unzuverlässiger Nachrichten und vernachlässigter Flugschriften zusagen dürfte, ist schwer zu errathen. Dem Kundigen bietet sie nichts Neues oder Berichtigendes, dem Laien wenig Anziehendes. Der Verf. scheint die Sitte einführen zu wollen, Bücher mit Vorreden auszustatten, die sich nicht auf sie beziehen. Daher verspricht er in der dieser Sammlung voranzuschickten, sich an einem andern Orte über sie zu erklären. bemerkt beiläufig, er sei nicht gesonnen fortzusetzen, was er als 1. Band in die Welt schickt, und theilt einen Vorbericht mit zu nicht erschienenen „Attischen Nächten". Darin spricht er über die Griechen, über eine, wie es scheint, nicht mehr bestehende Erziehungsanstalt, über die Pflicht, seine „Clavis Horatiana" den Gymnasiasten nicht zu verheimlichen, weil dadurch dem Absatz des Verlegers geschadet werde, und über den Vortheil, der dem Herzogthume Koburg zugewachsen wäre, wenn man ihn zum Generalinspector der Schulen gemacht hätte. Die Einleitung überläßt sich allbekannten Betrachtungen über den Werth der Erziehung, der Universitäten, des mündlichen und schriftlichen Vortrags. Die Materialien zur Geschichte der hohen und niedern Schulen enthalten nichts, was jeder gebildete Leser nicht ungleich anziehender, belehrender und unterhaltender in Schwarz's Geschichte fände, die einen Theil seiner unübertroffenen „Erziehungslehre" ausmacht, oder wenn er umständlichere Uebersicht begehrt, in Meiners' umfassender „Geschichte der hohen Schulen". Nach solchen Vorgängern, jedem Bedürfnisse angemessen und zugänglich, scheint nichts überflüssiger als ein abermaliger Auszug der beiden ersten Theile von Buläus' „Geschichte der pariser Universität", bis zum Jahr 1170, welcher trotz seiner Länge den Berufenen des eignen Studiums dieses unerschöpflichen Werks nicht überhebt, und dem Leser, der nur allgemeine Kunde verlangt, manches Entbehrliche vorlegt. Daran reiht sich, durch einen Sprung, ein kürzerer Ueberblick der pariser Universität im 14. Jahrhundert, und die Angabe der Stiftungsjahre europäischer Hochschulen bis 1755. Einige Charakterzügen der frühesten Universitäten sind ganz wahr, aber auch ganz alltäglich. Wallis' Nachrichten von der Universität, den Collegien und Akademien zu Paris, aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, bei welcher Remiz' „Séjour de Paris" vergessen worden, und die namentliche Angabe ihrer damaligen Mitglieder, sind wenigstens überflüssig, da jede bedeutende Büchersammlung reichhaltigere und neuere Nachrichten darbietet. Eben das läßt sich von dem Verzeichnisse der pariser Bibliotheken sagen, worunter der Herausgeber gleichfalls keine neuern Berichte als die von Remriz und Mauzel beibringen wollen oder können. Ueber die pariser Akademie der Inschriften hat er spätere, jedoch dürftige und ungenügende Nachrichten, und macht ihr besonders zum Verbrechen, daß sie 1827 untersuchen dürfen, ob Hannibal Essig angewendet habe, um die Felsen der Alpen zu sprengen, welches er für eine lächerliche Frage erklärt. Von der kaiserl. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, jetzt zu Bonn, und dem Institute zu Bologna erzählt er, was Jedermann weiß. Kurze Beschreibung des Museums zu Dijon. An die Akademie der Arkadier in Rom verschwendet er Lobsprüche, die von kundigen Richtern nicht unterschrieben werden. Die wiener Literatur wird ungünstig abgefertigt. „Man las in Wien noch die Robinsons, die Grandisons und die Gespräche im Reiche der Todten, da man in den übrigen Theilen Deutschlands schon lange die Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte". Welche Zusammenstellung von Namen, und wie geordnet! Defoe und Richardson haben in allen Theilen der gebildeten Welt Leser, Uebersetzer und Bearbeiter gefunden, und werden wahrscheinlich in London und Edinburg öfter zur Hand genommen als in Wien. Des Ersten „Robinson" ward noch 1817 ins Armenische übertragen, oder sollte Hrn. Ernesti's Verachtung nur auf dessen eine Zeit lang häufige Namensvettern gehen, so gibt es unter ihnen gute und schlechte, und selbst die älteste deutsche Uebersetzung des „Gilblas" erschien unter dem Titel des „Spanischen Robinson". Faßmann hat schwerlich in Wien so viel Leser erworben als in Berlin und im nördlichen Deutschland. Bayle fehlt in keiner angesehenen Büchersammlung Oestreichs, Voltaire und Helvetius besitzen die frühere, noch jetzt ungeschmälerte, mitunter vielleicht übertriebene Vorliebe der Gebildeten; und Wieland und Lessing, Vorbilder der gelesensten Schriftsteller, gelten ihnen wahrscheinlich mehr als manchen nördlichen Deutschen, der scharfsinnigen Tadel stumpfsinnig nachbetet. Vorzügliche Werke des Auslandes bleiben den Wienern nicht unbekannt, wie Hr. Ernesti behauptet, und mit den neuen italienischen, wie mit den Fundgruben des Morgenlandes, sind sie in der Regel vertrauter. Die wiener „Jahrbücher der Literatur", von deren Dasein der Verf. nichts zu wissen scheint, weichen keiner kritischen Zeitschrift an Gehalt. Es ist Hrn. Ernesti nicht zu verdenken, daß ihm Wichtiges verborgen blieb, denn wer kann ein unermeßliches Gebiet umfassen? wohl aber, daß er sich ein absprechendes Urtheil erlaubte, ehe er sich um zuverlässige, zugängliche Auskunft bewarb. Bessern Führern folgt er in einem kurzen Aufsatze über Schreibmaterialien und Bücherband im 16. Jahrhundert, an den sich noch ein kürzerer über das Büchermesen, und eine Lebensbeschreibung Linguet's schließt, weil dieser das Verlagsrecht nicht blos auf die Lebenszeit des Schriftstellers beschränkt wissen wollen. Neues erfährt man auch hier nicht. — Abdruck einer Rede A. G. Meißner's über die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag, zu Prag beim Antritt seiner dortigen Professur der Aesthetik und classischen Literatur gehalten, ist für diesen Zweck wol geeignet, aber nicht gehaltvoll genug, um aufgefrischt zu werden. Beachtungswerther ist eine, obgleich schon 1796 zu Leipzig gedruckte Abhandlung Wolke's, über die wechselseitige Gedankenmittheilung aller gebildeten Völker des Erdkreises, oder Pasigraphie, ohne Erlernung einer neuen besondern oder allgemeinen Sprache, die dem Scharfsinn eines mit der Mathematik vertrauten Denkers Ehre macht. Sie sollte sich der arabisch genannten Zahlen bedienen, um jedes beliebige Wort und dessen Biegung in jeder beliebigen unbekannten Sprache deutlich zu machen, wenn dem Schreiber und Leser ein Wörterbuch zur Hand läge, dessen Zahlen ihn an seine Muttersprache verwiesen. Man kann dem Erfinder grammatische Strenge und Zierlichkeit für eine solche Nothschrift erlassen, und allenfalls zugeben, daß wenige Auserwählte die Zahlen und Zeichen der Algebra geläufig weglesen und schreiben, auch durch die vorgeschlagene Zahlenschrift einander verständlich werden könnten. Nur ist damit für den Bedarf des gemeinen Lebens wenig gewonnen. Wer sich je um Zifferschrift bekümmern müssen, die doch nur auf eine Sprache deutet, welche dem Leser so geläufig ist als dem Schreiber, weiß, wie langsam es mit ihrer Abfassung und Enthüllung zugeht, wie leicht es ist, Fehler zu begehen, wie schwer sie zu erkennen, wie unmöglich zuweilen, sie zu berichtigen. Wie nun, wenn Leute mit einander briefwechseln sollen, die nicht Worte, nicht Biegungen, nicht Wendungen, die nichts als Zahlen mit einander gemein haben? Das nothwendige Wörterbuch, vorläufig auf 3 Sprachen beschränkt, schlägt W. selbst auf 480 Bogen an und gesteht, ein Mann von eisernem Fleiß, Geschick und Gewandtheit würde deren in Jahresfrist kaum 48 vollenden. Für eine Polyglotte der verbundenen Welt müßten sich demnach viele Gelehrte verbinden, an

Grundsätzen, Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Sorgfalt einander gleich. Sie sollen gefunden, sollen in Arbeit gesetzt sein: wer will sie entschädigen? Sie sollen entschädigt sein, wer trägt die Kosten des Drucks? Wie viele besitzen Vermögen genug, das nothwendig kostbare Werk zu kaufen? Wie wenige werden es zu gebrauchen wissen? Woher soll, unter solchen Umständen, den betheiligten Nationen die Eintracht der Annahme und Verbreitung einleuchten? Quod tanto impendio perficitur, etiam solummodo demonstrare, destruere est! Jedermann weiß, daß für Den, der mit einem Lande in Verbindung treten will, nichts ersprießlicher ist als die Kenntniß seiner Sprache. Wer nicht blos auf seine Scholle, auf seine Nachbarschaft angewiesen ist und auf einige Bildung Anspruch macht, begreift die Nothwendigkeit, so viel von einer in seinem Erdtheil allgemein verbreiteten Sprache zu lernen, als hinreichend ist sich verständlich zu machen und Andere zu verstehen. Das ist lange nicht so schwer und um Vieles wohlfeiler als der richtige Gebrauch einer Polyglotte, hätte sie auch das Wunder der Vollkommenheit erreicht, und ungleich zuverlässiger als der einer unvollkommenen. Es ist ja anerkannt, wie viel gegen die gelungensten Uebersetzungen und Wörterbücher, nicht ohne Grund, eingewendet und nie völlig beseitigt werden kann. Fühlt sich Jemand gedrungen, in eine Fremde zu schreiben, deren Sprache ihm so unverständlich ist als ihr die seinige, so thut er wenigstens in Europa am gerathensten, sich mit eigner oder fremder Hülfe der französischen oder lateinischen zu bedienen, und kann mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, dem Empfänger, welches Standes, welcher Unwissenheit er auch sein mag, werde nicht unmöglich fallen einen Dolmetscher aufzutreiben. — Hrn. Ernesti's Beurtheilung der Artikel „Affect", „Gemüthsbewegung", „Leidenschaft", in der Eberhard-Maaß-Gruber'schen „Synonimik" ist nicht ungegründet, aber zu eigensinnig. Er vergißt, daß jedes fremde Wort nicht in allen erdenklichen Fällen durch das nämliche deutsche übersetzt werden kann. Wer sich der eingebürgerten Fremdwörter Affect und Passion nicht bedienen, und für das erste Aufregung, für das zweite heftige Begriffe veranlassen, ob sich gleich in einzelner Beziehung ein noch treffenderer Ausdruck ergeben mag. Als Probestück einer künftigen Synonimik dürfte die Breite und Ausführlichkeit des Aufsatzes, so sehr er auch von dem Nachdenken des Verf. über psychologische und moralische Gegenstände zeugt, schwerlich die Begierde nach einem Ganzen erwecken, das die Theilnahme vielmehr zerstreuen als festhalten müßte. — Den Beschluß macht die „Eröffnete und wieder verschlossene französische Goldgrube", aus dem Lateinischen übersetzt. Die Urschrift erschien gegen Ende des 17. Jahrhunderts, ward im 25. Theil des „Europäischen Diariums" abgedruckt und 1714 ins Deutsche übertragen. Unsere Zeitgenossen können durch ihre erneuerte Bekanntschaft nichts gewinnen. Sie ist mit unversöhnlichem, nicht unverschuldetem, aber übertriebenem Franzosenhaß erfüllt, läßt weder der Tapferkeit des Volks, noch der Klugheit seines Ministeriums Gerechtigkeit widerfahren, verachtet sogar dessen Naturerzeugnisse, Wein, Branntwein und Salz, in Vergleich mit den deutschen, bemerkt ganz wahr, daß es keine bedeutenden Bergwerke besitze, und findet die Goldgrube, welche sie zu verschließen sich anmaßt, in der Gewerbthätigkeit, wodurch es das Geld der Fremde an sich zieht. Niemand wird ihr widersprechen, Deutschland sei berechtigt mit solcher Thätigkeit zu wetteifern, und der Wetteifer ist an der Tagesordnung. Wenn sie aber großes Heil von einem Prohibitivsystem verspricht, so stehen ihr alle Gründe entgegen, woran es unterrichtete und vaterlandsliebende Beobachter nicht fehlen lassen. Was sie vorbringt, Wahres, Zweifelhaftes und Irriges, ist längst geltendgemacht, berichtigt und widerlegt. Der Herausgeber traut dem Titel und hält den königl. polnischen Historiographen Eberhard Wessenberg, als Verf. des einst viel gelesenen „Deutschen Florus" bekannt, für den wirklichen Urheber. Andere Bücherkenner, auch Hr. Raßmann in seinem kürzlich erschienenen „Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller" berichten, der berühmte Conring habe sich hinter diesem Namen versteckt. Ist das, so lassen seine in Gruber's „Leibnitzischem Briefwechsel" aufbewahrten Briefe vermuthen, er würde anders geschrieben haben, nachdem ihn Colbert durch einen unerwarteten Gnadengehalt seines Monarchen überraschte. — Die künftige wahrscheinlich geharnischte Vorrede zu dieser Sammlung wird viel zu thun haben, wenn ihr gelingen soll, die Lesewelt von dem Werthe derselben zu überzeugen.

Der 2. Band dieser Sammlung ist dem 1. schnell gefolgt; dafür enthält er aber auch durchaus nichts von Dem, was der Titel verspricht, sondern scheint auf gut Glück aus einzelnen Blättern zusammengewürfelt zu sein, die sich etwa seit Jahren in dem Schriftbehältnisse des Verf. befinden. Es bedrohen uns von Zeit zu Zeit auch vielbeliebte und gelesene Schriftsteller mit solchem Abhub bestäubter Papiere, die sie für uns gut genug halten; sich selbst ehren sie nicht damit. Unter der lockenden Aufschrift: „Memorabilien aus der literarischen Welt und dem Hofleben", liefert Hr. Ernesti Materialien aus seinem Leben, d. h. aus dem eines jetzt 75jährigen, ohne Zweifel würdigen, geschickten und fleißigen Schulmannes, der sichs sauer werden lassen müssen, um zu anständigem und ehrenvollem Gehalt und Posten zu gelangen. Es ist begreiflich, daß ein kleiner, in jeder Rücksicht beschränkter Staat, durch Unfälle behelligt, denen er nicht gebieten kann, weder für seine treuen Beamten in hohen und niedern Verhältnissen, noch für Anstalten, die ihm werth sind, zu thun vermag, was er zu thun wünschte. So ist auch dieser redliche Schullehrer offenbar nicht immer nach Verdienst belohnt, doch, wie es scheint, nicht ganz ohne seine Schuld; denn er hat mehr als einmal von Gelegenheiten, die sich ihm darboten, von der Gnade des Herzogs, dem er als Prinzeninstructor nahe stand, von vortheilhaften Gesinnungen vornehmer Gönner, den Gebrauch nicht gemacht, den er sich schuldig war, zur Unzeit abgelehnt, zur Ungebühr den Großmüthigen gespielt, und, selbst schutzbedürftig, zweideutige oder selbstsüchtige Menschen in Schutz genommen, die ihn mit Undank belohnten. Es macht ihm Ehre, daß er diese Menschen nicht nennt, daß er abwendig gewordene Gönner und Freunde nicht namhaft macht; aber einerseits tappt der in Koburg nicht heimische Leser völlig im Dunkeln, und erliegt ganz und gar unter der Unverständlichkeit eines Vortrags, der zum Theil blos aus Winken besteht, zum Theil durch ewige Parenthesen den Sinn zweifelhaft macht und die Geduld ermüdet. Wie der bestellte Lehrer der schönen Redekünste, der Kenner des classischen Alterthums, zu einer so labyrinthischen Stylverwirrung gekommen, bleibt unbegreiflich. Von den Mustern, deren Kunde er befördert haben will, hat er sie nicht gelernt. Nach seiner zersplitterten Art der Schriftstellerei, beruft er sich auf früher erschienene „Denkwürdigkeiten" aus seinem Leben, die wir nicht kennen, und über welche uns kein Urtheil zukommt. Die vorliegenden Materialien erfüllen keine andere Aufgabe, als die nicht etwa wünschenswürdige, daß sie einen Theil seiner Koburgischen Mitbürger, denen alle seine Anspielungen und Hindeutungen klar sein mögen, vollkommen so tief kränken und beleidigen müssen, als ob sie in faßliche Worte gekleidet wären; den Nichtkoburgern aber nichts gewiß machen, als daß ein ehrlicher Mann unzufrieden ist, ohne daß sie sich überzeugen können, mit wie vielem Recht. Unverschämtlich zeigt er sich bei jeder Gelegenheit gegen den Minister von Kretschmann, dessen er zwar persönlich gar nicht gedenkt, seine Verwaltung aber immer mit dem Namen der „Kretschmann'schen" bezeichnet. So viel uns aus der Ferne bekannt geworden, war der Mann berufen, Ordnung und Wirthschaftlichkeit in die Haushaltung eines durchaus zerrütteten Staats zu bringen. Daß dergleichen nicht ohne Beschränkungen jeder Art ausgeführt werden können, liegt auf der flachen Hand; daß dem strengen Verwalter, dem Ausländer besonders, gegründete und ungegründete Vorurtheile entgegentreten mußten; daß untergeordnete Räthe und Gehülfen nicht gesäumt haben werden, durch übertriebene Härte seine Verfügungen verhaßt, durch unzeitige Nachsicht unwirksam zu machen, darf der Welt- und Menschenkenner vor-

aussetzen; aber es fragt sich: was ist im Ganzen geschehen? ist es besser oder schlechter dadurch geworden? konnte der Mann mehr, durft' er weniger thun? Diese Fragen können nur durch Thatsachen, durch Darlegung des Zustandes beantwortet werden, in welchem er die Leitung des undankbaren Geschäfts antrat, in welchem er sie verließ. Keine dieser Thatsachen erläutert Hr. Ernesti. Beiläufig erwähnt er zwar mit Bedauern, daß eine höhere, fast akademische Lehranstalt, der zur Universität wenig fehlte, aufgehoben worden; daß sich Koburg jetzt mit einer anständigen Gelehrtenschule begnügt. Aber man kann durchaus nicht beurtheilen, ob jene eingezogene Lehranstalt so ausgestattet war, daß sie ihrem Zweck entsprach; ob das Ländchen die Kosten einer solchen Anstalt erschwingen konnte; ob es nicht räthlicher war, eine recht tüchtige Gelehrtenschule mit Sicherheit zu besitzen, als durch Aufrechthaltung zweier unvollkommenen Einrichtungen jede derselben zu lähmen und zu verstümmeln. Fast wird man geneigt dieser Meinung beizutreten, wenn man sieht, daß auch nach Kretschmann's Abgange Das nicht wiederhergestellt worden, was er aufzuheben sich verdunken glaubte. Hr. Ernesti würde besser gethan haben, entweder ganz zu schweigen, oder sich deutlicher zu erklären. — Ein Brief des berühmten Ministers, Moritz August von Thümmel, im Jahre 1772 aus Amsterdam an den Herzog von Koburg geschrieben, ein zweiter 1776 aus Rismes an eine Hofdame gerichtet, sind des Schreibers nicht unwürdig, aber für unsere Zeitgenossen weder belehrend noch unterhaltend. Das einzig wirklich Wichtige im ganzen Buch ist eine kurze Zuschrift des großen dänischen Staatsministers, Johann Hartwig Ernst von Bernstorf, bald nach seiner Dienstentlassung, am 24. März 1771 aus Hamburg, an einen Freiherrn v. Bülow, damals vermuthlich in Koburg, gerichtet, der, aus der Feder eines so besonnenen und gewissenhaften Augenzeugen geflossen, von entschiedener Bedeutung ist. „Die Schwachheit des jungen Königs, die Unvorsichtigkeit der Königin und der unermeßliche Ehrgeiz der Königin Witwe stürzen die regierende Familie, auch vielleicht ihre Nachkommen, in die erschrecklichsten Unglücksfälle. Ich bedaure den Monarchen, ich habe Mitleid mit seiner Gemahlin und verabscheue die Grundsätze Julianens, der Machiavellistin. Ich wünsche Ihnen sowol als mir Glück, daß wir in der Entfernung leben, sicher vor dem Gewitter, das schon aufsteigt. Gott sei Dank, ich bin nicht in dem Geheimen verwickelt, aber ich weiß, daß die Witwe fähig ist, Alles der Beförderung Ihres Friedrichs aufzuopfern. Sie ist ein böses Weib, das nur schmeichelt, um zu verrathen, das nur ihre Dienste anbietet, um zu ihrem Endzwecke zu gelangen. Sie sind lange von ihren Anschlägen betrogen, und ich habe mich denselben widersetzt: die Geistlichkeit hat sie schon durch ihre Heuchelei gewonnen". Quot verba, tot ponderа! — Neben den Höflichkeitsbriefen einiger Staatsmänner und Gelehrten an den Herausgeber, befindet sich auch Herzberg's letztes Schreiben an Friedrich Wilhelm II. und des Königs Antwort, beide merkwürdig genug, aber hinlänglich bekannt und mehrmals gedruckt. Auch die folgenden Charakterzüge enthalten nichts Neues und Unbekanntes, man müßte denn eine Art Schutzschrift für die Hetären Griechenlands und das Cicisbeat Italiens dafür aufnehmen wollen. Dergleichen kann aber aus Koburg nicht sehr befremden, wo sogar der Hermaphrodit des Antonius Panormita an einen Halbcollegen und Mitbürger des Sammlers einen Herausgeber und Erläuterer gefunden hat, der die Urschrift überbietet. Alles Uebrige würde nicht einmal einer alltäglichen Anekdotensammlung zum Schmuck gereichen. Ein fast begenlanger, vergessenen Büchern entnommener Aufsatz beschäftigt sich mit der überflüssigen Untersuchung, ob Pontius Pilatus aus dem bambergischen Städtchen Forchheim, am Wiesentfluß gelegen, gebürtig gewesen, oder nicht vielmehr dem Forchheim im Speiergau, jetzt Forst, ohnweit Dirkheim anzuweisen sei, wenn nicht gar das Vorgunium oder Vorgium, ohnweit Brest, in Gallia Celtica, für seinen Geburtsort angenommen werden wolle; und schließt endlich mit dem erbaulichen Ergebnisse, daß darüber, bei dem Stillschweigen aller römischen Geschichtschreiber, nichts ausgemacht werden könne. Das war auch der Mühe werth, so viel Staub aufzurühren! Bei Gelegenheit einer sehr unvollständigen Nachricht über den bekannten Grafen Lauzun, wird Blumauer's bekannte Ballade wieder abgedruckt. Ueber die Local- und ökonomische Einrichtung der zerstörten Bastille wird umständlich berichtet; für wen? Einige Sittenschilderungen, im Geschmack der moralischen Wochenschriften, die einst gern gelesen wurden, sind geeigneter für die Schulen als für die jetzige Lesewelt. — Sollte dem ehrenwerthen Greise ferner Schriftstellerei Bedürfniß bleiben, so empfehlen wir ihm aus theilnehmendem Wohlwollen, sie lieber auf Schulbücher zu verwenden, deren günstige Aufnahme er erprobt haben will, als auf Erzeugnisse, für die ihm jede Eigenschaft abgeht, die ihm den Beifall eines kleinern oder größern Kreises erwerben kann. 42.

Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg, von K. Ch. F. v. Lützow. Zweiter Theil. Berlin, Reimer. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Der würdige Verf. fährt auf dem betretenen Wege fort und liefert in diesem 2. Bande die zweite Abtheilung der Geschichte Mecklenburgs, von 1225—1520, einen Zeitraum, der zwar nur 3 Jahrhunderte umfaßt, doch vor den andern eine reiche Fülle von Begebenheiten enthält, da in denselben die Fürstenmacht sich entwickelte, das Städtewesen seinen Glanzpunkt erreichte und alle die heftigen Kämpfe und Reibungen zwischen Fürsten, Geistlichkeit, Adel und Bürger stattfanden, aus welchen eine neue Ordnung der Dinge hervorging. Die Trennung der Geschichte in die innere und äußere erleichtert die Uebersicht und hat dem Verf. den Vortheil gewährt, den mannichfaltigen Stoff auf eine solche Weise zu ordnen und zusammenzustellen, daß durch die Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers fortwährend rege erhalten wird und der Uebelstand der Zerstückelung großer historischer Gruppen glücklich vermieden ist. Kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Geschichte Mecklenburgs vermöge der Verhältnisse dieses Landes mit den Nachbarstaaten sich großartiger gestaltet als die Specialgeschichten anderer deutschen Staaten, so darf das entschiedene Talent des Verf., für die Gegenstände seiner Darstellungen stets den richtigen Gesichtspunkt aufzufinden und Alles zu beseitigen, was den Blick von der Hauptsache ablenken könnte, nicht unerwähnt bleiben. Allerdings gibt es unter den mecklenburgischen Fürsten im Mittelalter mehre, wie einen Heinrich den Pilger, Heinrich den Löwen, Albrecht I. u. A., deren Begebenheiten höchst anziehend sind und nicht selten ans Romantische, ja selbst ans Wunderbare streifen, also einen dankbaren Stoff zur Bearbeitung darbieten, aber darin gerade beurkundet sich der richtige Takt des Verf., daß er die den gewöhnlichen Schriftstellern so willkommene Gelegenheit, durch eine recht pomphafte Darstellung seine Helden mit einem Nimbus von Vollkommenheit zu umgeben, verschmäht, nur prunklos, doch anschaulich ihre Thaten berichtet, kurz und bündig die Beweggründe ihrer Handlungen nachweiset und sein Urtheil mit wenigen aber gehaltreichen Worten ausspricht. Als eine Probe der Darstellungsweise des Verf. und seiner Meinungsäußerungen theilen wir sein Urtheil über den berühmten Albrecht I. (reg. von 1329—79) nachstehend mit:

„Eines großen Vaters größern Sohn nennt Rudlof diesen Fürsten und stellt ihn, indem er ihm den Beinamen des Großen gibt, an die Spitze der denkwürdigen Regenten in unserer Geschichte. Ich dagegen nenne denselben den glücklichern, aber minder großen Sohn eines größern Vaters, und zwar aus folgenden Gründen. Kühn und unternehmend, ruhmbegierig und staatsklug war Albrecht allerdings; das beweisen seine politischen Unternehmungen und seine Kriegsthaten, wodurch er Länder und weitverbreiteten Einfluß gewann. Aber mit diesem Unternehmungsgeist und diesen Eigenschaften verband er jene

*) Vgl. Nr. 273 d. Bl. f. 1828. D. Red.

Tugenden und höhern Vorzüge nicht, welche allein den Kriegsanführer zum Helden, den Feldherrn zum Herrn des Feldes, den Fürsten zum Manne bilden können. Sein Muth war nur ungestüm und kühn, sein Unternehmungsgeist nur rasch, seine Begierde nach Ruhm eine bloße Leidenschaft, seine Klugheit eine Dienerin des Eigennutzes, dem Unrecht sogar offenstehend. In seinem Kriegsrathe führte nicht Besonnenheit und Umsicht, bei seinen Verträgen und Friedensstiftungen nicht immer strenge Rechtlichkeit den Vorsitz. Die Mittel heiligte der Zweck; das nicht selten völlig Nutzlose, immer sehr Kostspielige, oft Ohnmächtige seines Strebens machte ihm Leidenschaft unkenntlich. Er verdankte daher, was er ward und erwarb, weniger seiner moralischen Größe als einer gewissen Geschicklichkeit, alle Umstände zu seinem Vortheil zu benutzen, und der Gunst seines guten Glücks. Wer sich dieser zu erfreuen hat, gelangt wol auch zu Sieg und Ehren; zum Ruhme wahrer Größe aber führt nur Weisheit und Gerechtigkeit".

Die Thatsachen sind alle durch Hinweisungen auf beglaubigte Quellen außer Zweifel gesetzt, und Ref. hat bei genauerer Vergleichung mit ältern Schriften, so viel ihm deren zur Hand waren, keine Veranlassung zu Ausstellungen gefunden. Ausgenommen doch die von dem Verf. angegebene Ursache, warum der falsche Waldemar mit seinen Ansprüchen zurücktrat. Nicht sowol Erichs von Dänemark und der deutschen Fürsten, wie S. 155 gesagt worden, als vielmehr die Verständigung zwischen Karl IV. und dem Markgrafen Ludewig war der Grund des Rücktritts des Pseudo-Waldemar, der nur durch den Schutz des Reichsoberhauptes einige Bedeutsamkeit gewinnen konnte.

Als ein wesentlicher Vorzug verdient die Ausführlichkeit anerkannt zu werden, mit welcher das innere Staats- und Volksleben abgehandelt worden ist. Der Leser findet von S. 328—468 im 7. §. ein treues und lebenvolles Gemälde von dem Bildungszustande, den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und den Verhältnissen aller Volksclassen während des merkwürdigen Zeitraums, welches eine Anschaulichkeit darbietet, die nichts zu wünschen übrig läßt. Besondere Vorliebe ist dem Bürgerstande zugewandt; vor allen werden die Verhältnisse der größern mecklenburgischen Städte mit dem Hansebunde umständlich entwickelt. Der Verf. hat dazu die neue Ausgabe der trefflichen „Geschichte der Hanse" von Sartorius benutzt, und liefert daher viele noch der Mehrzahl der Leser unbekannte Einzelheiten. Erfreulich ist es zu bemerken, daß weder Standesvorurtheil noch zu weit getriebener Patriotismus Einfluß auf das Urtheil des besonnenen Verf. ausübt, der mit ungetrübtem Blicke die Verhältnisse jener denkwürdigen Epoche überschaut und sie ohne Vorliebe oder Haß mittheilt. Möge er uns doch recht bald durch die Beendigung seines gelungenen Werkes erfreuen! 51.

Sämmtliche Schriften von Aug. Wilh. Rehberg. Zweiter Band. Hanover, Hahn. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der 1. und 4. Band der „Sämmtlichen Schriften" des Hrn. Geheimen Cabinetsraths Rehberg sind schon in d. Bl. von Andern ausführlich besprochen worden. *) Wir können demnach uns bei diesem Bande kurz, und zwar um so kürzer fassen, als die Grundsätze und Ansichten des Hrn. Verf., denen wir in diesem Bande begegnen, im Ganzen dieselben sind, die wir im ersten und vierten Bande kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Der größere Theil des Inhaltes dieses Bandes besteht aus Recensionen politischer Schriften, welche während der französischen Revolution und meist in Bezug auf dieselbe erschienen. Diesen hier wieder abgedruckten Recensionen schickt der Hr. Verf. eine Abhandlung „Ueber die französische Revolution des Jahres 1789", und dieser, gleichsam als Vorwort, eine „Schilderung Deutschlands vor diesem Ereignisse" voraus.

Eine andere, jenen Recensionen folgende Abhandlung verbreitet sich über die Landstände der Fürstenthümer Kalenberg und Grubenhagen in den Jahren 1793 und 1794, und dieser folgt wiederum eine Abhandlung, welche: „Deutschland nach der französischen Revolution" überschrieben ist.

Das Wichtigste und jetzt noch allgemein Interessante ist aber unleugbar die Schrift des Hrn. Verf., welche er in dem Jahre 1803 „Ueber den deutschen Adel" schrieb und welche er jetzt hier in ganz veränderter Gestalt mittheilt. Die Ansichten des Hrn. Cabinetsraths über den Adel sind zu bekannt, als daß sie hier weitläufig besprochen werden dürften. Er ist für Beibehaltung des Adels, verlangt jedoch, daß dies Institut zeitgemäß verändert werde. Die wahrhaft feindselige Stellung der mit großen Rechten allezeit noch größere Ansprüche verbindenden Adelskaste gegen das Volk soll aufgehoben und eine Annäherung an sie dem Adellosen möglich gemacht werden; denn nach richtigen Begriffen von der monarchischen Verfassung sollte Jeder den Adel durch den höhern Staatsdienst erwerben. Hierdurch ist aber selbst schon ausgesprochen, daß der Adel auf keinen Dienst im Staate, nur weil er Adel ist, Anspruch habe. In der That erhält auch die ganze Verwaltung eines Staates, in welchem solche Ansprüche eines Standes anerkannt werden, einen eben kein Zutrauen zu ihrer Güte und Tauglichkeit einflößenden Charakter, und für das gemeine Wohl müssen die größten Nachtheile daraus hervorgehen. „Da, wo diese Ansprüche gelten", sagt Hr. Cabinetsrath Rehberg, „gibt es nur zwei Classen. Den Mitgliedern der ersten fällt Alles ohne Rücksicht auf Bemühung und Verdienst zu: den andern ist unerreichbar, was den ersten so wenig kostet, daß sie es nicht einmal achten. Jeder Adelige setzt sich an die Stelle seines ganzen Standes, eignet seiner Person zu, was jenem gehört. Wer die ersten Stufen durch das Recht der Geburt erstiegen hat, setzt in jeder folgenden Beförderung nicht einen durch Verdienst erworbenen Vortheil; wohl aber hält er sich, wenn er zurückbleibt, in seinem Rechte gekränkt. Nicht sowol die hohe Stelle, als vielmehr der ihr gebührende Rang, macht den Gegenstand seiner Wünsche aus. Die damit verbundenen andern Vortheile werden nicht verschmäht, die Geschäfte aber als lästige Bedingung derselben angesehen, deren man sich wol entledigen darf, wenn man kann". Die Wahrheit dieser Behauptungen wird Der am besten selbst erfahren können, welcher etwa als ein unadeliger Rath mehren adeligen beigegeben ward. Mit gleicher, nichts scheuender Freimüthigkeit ist diese ganze Abhandlung geschrieben, und wenn einmal der Adel als nothwendig zum glücklichen Bestande der Staaten angesehen wird, wovon wir uns jedoch trotz des besten Willens, noch gar nicht so recht überzeugen können, so möchte ein Adel, wie ihn Hr. Cabinetsrath Rehberg will, immer noch der tauglichste und erträglichste sein.

Wir beschließen die Anzeige dieser beachtungswerthen Schrift, indem wir noch kürzlich die Ueberschriften der einzelnen Capitel dieser Schrift über den Adel mittheilen, um nur wenigstens ihren Inhalt mit wenigen Worten zu bezeichnen.

Das erste Capitel behandelt, wiewol etwas kurz und nur obenhin, den Ursprung des deutschen Adels und die Veränderung seiner Verhältnisse durch die Errichtung stehender Heere und unter der Landeshoheit der Fürsten (S. 200—212).

Im zweiten Capitel betrachtet der Hr. Verf. den Adel als Guts- und Gerichtsherr (S. 212—216); im dritten aber als Landstand (S. 216—225). Das vierte verbreitet sich über die Steuerfreiheit des Adels (S. 225—228), und das fünfte über den Adel im Staatsdienste (S. 228—240), das sechste und letzte führt uns das Verhältniß des deutschen Adels zu der Nation vor Augen (S. 240—263). Als Nachwort kann man die Abhandlung über den deutschen Adel nach der Auflösung des deutschen Reichs betrachten (S. 263—269). 150.

*) Vgl. Nr. 45 f. 1829 u. 229 f. 1830. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 320. —— 16. November 1831.

Etwas über die Systemsucht der neuesten Zeit.

Ein eigenthümlicher Zug der modernen Welt und insbesondere der deutschen Nation, welcher die Franzosen sogar in der Musik ein Denken zuschreiben, ist: Alles, selbst das Concreteste zu systematisiren, d. h. auf gewisse abstracte Mächte zu reduciren, von welchen aus sich das All, und wäre es auch noch so sehr im chaotischen Zustande begriffen, übersehen, umfassen, beherrschen läßt. Wie groß und ehrwürdig die Resultate dieser echt wissenschaftlichen Tendenz, in welcher uns Deutschen kein Volk der Welt gleichkommt, sein mögen: es gibt ein Uebermaß dieses Strebens, zu systematisiren; und wie überhaupt das nimium allemal das Zeitalter der greisenhaften, monströsen Ausartung bezeichnet, während das parum die glückliche Zeit eines werdenden Arkadiens charakterisirt, so ist es auch hierbei der Fall. Wir befinden uns im Zeitalter der senilen, zur Kindheit zurücksinkenden Extreme, und somit in der Wissenschaft auch in der Zeit des Extremes der Systematisirung und Generalisirung. Hierin hatte Karl Vollgraf, dessen Speculationen wir sonst beinahe selbst als Beleg unserer Behauptung anführen möchten, ganz recht, als er bei Beurtheilung von Winter's „Système de diplomatie" in der „Allgemeinen Literaturzeitung", auf den Exceß der Systematisirung aufmerksam machte, an dem unsere, zur hysterischen Jungfrau abgefallene Wissenschaft allerdings leidet. Wem wäre nicht bekannt, wie nicht allein Hegel'sche Geistesretorten, die nun gar das Handwerk ins Große treiben, sondern auch Jacobi'sche, Schelling'sche, kleinkantische und populaire Reductionsfläschchen in Activität sind, um allerhand geistige Quintessenzen, Schematismen und Exäquationen bis auf Null zu effectuiren; wer erinnerte sich nicht an die musik-, ja koch- und kleidermacherwissenschaftlichen Laboratorien, aus denen jede neue Messe uns neue süße Kost bringt! Ach, und auch in der lieben Juristerei fehlt es nicht an Bäckern, die dergleichen Hohles backen, und die, wenn sie die Specialität des Rechtslebens in gewisse trivial-erhabene Allgemeinheiten abgeseihet haben, mit Wohlgefallen ausrufen: ecce homo! Was hat uns denn aber jetzt eben zu diesem Lamento gebracht? Wir wollen dirs, guter Leser, nur ganz offen gestehen; es ist ein solches sogenanntes System, womit uns der Rechtsmann Herr Duncker in Berlin im gegenwärtigen Jahre beschenkt hat. Das ganze Buch führt den Titel:

Das Recht, aus dem Gesetz des Lebens als Leitfaden eines Gesetzbuchs entwickelt, von J. F. L. Duncker. Berlin, Duncker und Humblot. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Der gute Mann hatte nämlich im J. 1829 „Standpunkte für die Philosophie und Kritik der Ordnung und Gesetzgebung, zur Sicherstellung des unabänderlichen Grundgesetzes aller Staatsvereine" geschrieben. Und obwol ihm deshalb von manchen Seiten her, namentlich von der ultraliberalen Partei, einige Verunglimpfungen zugefügt worden sind, so haben wir doch nicht verfehlt, das Gute an dem Buche, dessen es wirklich Einiges hat, namentlich die gemäßigte, mittlere Ansicht (ein Jahr nachher würden wir es le juste milieu gmannt haben) bei unserer Anzeige desselben in gegenwärtigen Blättern rühmend anzuerkennen. *) Wir können jedoch nicht verhehlen, daß dies in der Erwartung geschah, es werde nun mit den Standpunkten abgethan sein, der Hr. Verf. werde nun, wie man mit Standpunkten zu thun pflegt, darauf stehen bleiben und sich das bischen Rechtswelt unter sich ein wenig still betrachten. Dagegen kommt derselbe hier mit einem Buche, das „das Recht aus dem Gesetz des Lebens als Leitfaden eines Gesetzbuches (soll das Recht oder das Gesetz des Lebens der Leitfaden sein? Beiden würde es schwer fallen) entwickeln" soll. Sind denn das aber nicht auch Standpunkte, und recht allgemeine, ferne Standpunkte, von denen aus die lebendige Welt unter den Füßen sich wie eine blos lineirte Landkarte ausnimmt? Und doch sagt der Verf. im Vorworte großartig: „In der im verflossenen Jahre erschienenen Schrift: „Standpunkte" u. s. w. hat der Verf. die Elemente der Gesetzgebung aufgesucht; die in derselben gegebenen aphoristischen Andeutungen sind die Grundlagen des gegenwärtigen Systems, und man hat sich, da oft Bezug darauf genommen wird, die Abkürzung: „Stp." erlaubt. (Letzteres ist wahr. Aber in der That, es ist doch eine herrliche Sache um die schriftstellerischen Mentalreservationen; schreibe ich in diesem Jahre von der Hölle, so muß ich ja natürlich im nächsten von dem Himmel schreiben, weil ja sonst der Gegensatz fehlen würde; schreibe ich

*) Vergl. Nr. 259 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Anno 1829 Grundlinien, so muß ich freilich Anno 1830 oder 1831 Grundstriche schreiben, denn Linien sind ja noch lange nicht Striche. Doch wir kehren zu unserm Vorwort zurück.) Der Umfang des Ganzen liegt in dem vorausgeschickten Plane vor (der Plan sollte doch wol von Rechtswegen in den „Standpunkten" schon gegeben sein!), aus dem der Verf. für jetzt das Privatrecht liefert. Ob es ihm beschieden sein wird, ihn auch für das Kirchenrecht und für das Regierungsrecht zu verfolgen (welche Aussichten!), darüber kann er keine Zusage geben; vielleicht wird ihm diese auch gern erlassen, wenn die Arbeit nicht tüchtig gefunden werden sollte". (Diese resignirende Bescheidenheitsform will uns von einem Systembaumeister nicht recht gefallen; „Tu ne cede malis," sagt ja schon Virgil, „sed contra audacior ito!") Es fährt hierauf unser Vorwortmacher folgender sonderbaren Gestalt fort: „Lange hat das Leben geblutet (was soll das nun heißen? Deuten wenigstens kann es jede Partei, ja jeder Mensch auf sich; und fast sollten wir meinen, es werde das liebe Leben noch recht lange, ja so lange die Welt steht, wenigstens so lange es noch Fleisch und Blut gibt, bluten); möchte es sich aus dem Verworrenen zu dem Recht wenden, das sich nie wendet (gut gesagt!), und dieses Recht aus dem einzigen Untrüglichen, was der Mensch hat, erkannt werden!"

Was ist denn nun aber dem Verf. dieses einzige Untrügliche? Wir werden sogleich sehen, es ist nichts als wieder das Leben. Da haben wir nun die große Weisheit: Damit das Leben nicht blute, soll das Recht aus dem Leben erkannt werden. Lockt denn das auch nur ein Hündlein aus dem Ofen? Aus dem Tode hat doch wahrlich weder Papinian, noch Carpzov, noch Montesquieu das Recht erkennen wollen! Aber so geht es mit dergleichen allgemeinen Großrednereien und Abstractionen; sie klingen allerdings, wie die Glocken, desto lauter, je hohler sie sind; aber prüft man ihren innern Gehalt, so findet man nichts als — Schall und wieder Schall, words, words, words! Solche gehaltlose Phrasenmacherei über Recht, Staat und Kirche ist aber in der gegenwärtigen drangvollen Zeit, wo alle die höchsten Interessen des Menschengeschlechts in krampfhafter Bewegung zur gänzlichen Wiedergeburt eines neuen Daseins sich fast zerarbeiten, mit doppelter Strenge zu züchtigen, und zwar bei einem Manne von des Verfs. Geist und wissenschaftlicher Bildung, welche auch aus vorliegender Schrift genugsam hervorgeht, um so mehr, je fruchtbringender er bei offener und unverballhornter Mitwirkung zum wirklichen, nicht blos schattenhaften Bessern, Reinern, Freisinnigern im Rechts- und Staatsleben hätte beitragen können. Wie konnte aber der Verf. glauben, daß seine abstracten, meist nur in Worttiraden bestehenden und daher ganz nutzlosen Originalideen bei der vorseienden Umbildung und Revision des allgemeinen preußischen Landrechts einen auch nur einigermaßen erklecklichen Vortheil bringen würden? Und dennoch gibt er als äußerliches Ziel seiner Arbeit dieses an, auch findet man bei den meisten Unterabtheilungen seines privatrechtlichen Systems Beziehungen auf die Neubildung des Landrechts, allein meist nur mit einer auf den — am Ende gleichgültigen — Schematismus bezüglichen Allgemeinheit, die nichts Reelles nützt, oft auch mit einer anscheinenden Specialität, die aber, genau betrachtet, ebenfalls nur Pappenstiele betrifft. So am Schlusse, wo es heißt: „Als Anhang ist dem Theile des Gesetzbuches, welcher das Privatrecht umfaßt, ein alphabetisches Verzeichniß von der rechtlichen Bedeutung der wörtlichen Bezeichnungen der Dinge, in der Art, wie den Pandekten der Titel: De verborum significatione, beizufügen".

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte zu Gunsten der Polen.

1. Polonia. Gedicht von G. A. Freiherrn von Maltitz. Paris, Heideloff. 1831. 8. 6 Gr.
2. Polenlieder von Ernst Ortlepp. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. 8. 12 Gr.
3. Kosciuszko's Zuruf an seine Landsleute. Von Ernst Grosse. Lindau, Kranzfelder. 1831. 8. 4 Gr.
4. Stimme aus Frankreich über Polen. Leipzig, Glück. 1831. 16. 3 Gr.

Wenn Gedichte einer guten Sache den Sieg verleihen könnten, so hätte Polen keine Ursache, sich über Deutschland zu beklagen, denn mit Versen hat es ihm reichlich beigestanden. Und wenn es den Dichtern in unsern Zeiten noch möglich wäre, die Völker vom Grund aus aufzuregen, wie Gottes Stürme das ohne sie in träger Ruhe faulende Meer, so hätte Maltitz's gewaltiger Begeisterungsruf, wie einst der eines Peter von Amiens oder Johannes Capistranus, bewaffnete Scharen der deutschen Erde entzaubern müssen, — eine so heilige Weihe, eine so feurige Aetherflamme glüht durch sein Gedicht, das ewig leben wird, wie der Name Polonia! Allein die Jugendzeit unsers Erdtheils ist vorüber, das Steuerruder der Ereignisse wird weder vom Gefühl noch vom Glauben mehr gelenkt, nicht die Herzen entscheiden mehr über das Schicksal der Völker, sondern kalter Verstand und berechnender Egoismus. Die Stimme des Dichters verhallt daher wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, das Ohr des Volkes vernimmt sie nicht, höchstens daß dem einsamen Leser eine Thräne über die Wangen rollt und er das Loos der Polen bedauert, so leise, schüchtern und zaghaft wie der Klageruf der Oceaniden rund um den sturmgepeitschten Felsen, auf welchem Prometheus angeschmiedet ist.

Sollte nie dein Freiheitsmorgen tagen,
Nun so nimm, mit aller Völker Klagen,
Diesen Sang hier als dein Sterbelied!

sind des Dichters letzte Worte, und der Sang, er war ein — Sterbelied!

2. Wenn Innigkeit des Gefühls und Kühnheit des Ausdrucks hinreichen, um Jemanden, der Verse macht, auch schon zum Dichter zu stempeln, so verdient Ernst Ortlepp unbestritten diesen ehrenvollen Namen. Wenn aber Weitschweifigkeit der Gedanken und beständige Wiederkehr derselben Bilder Fehler sind, wie dies keinem Zweifel unterliegt, so hat dieser junge und talentvolle Mann, um ein großer Dichter zu werden, nichts sorgfältiger zu thun, als sich von diesen Mängeln loszumachen. Nichts ist an einem Gedichte unleidlicher als jene scholastische Breite, jenes Auseinanderrücken eines und desselben Gedankens, wie es die deutschen Poeten, oft um des beengenden Reimes willen, sich so gern zu Schulden kommen lassen. Originelle und erhabene Gedanken dürfen in einem Gedichte nicht als Oasen dastehen, sondern einer muß auf den andern Schlag auf Schlag folgen, und der Gesang entweder wie ein Strom durch dunkle Felsenschluchten donnern, oder wie der hehre Ozean den Mond und alle Gestirne abspiegeln. Wenn es je ein Dichter verstand,

Gedanken auf Gedanken, wie die Wellen eines Flusses, ununterbrochen aneinanderzureihen, so war es Lord Byron; wir rathen daher dem Verf. der Polenlieder, die Gesänge des Briten in dieser Beziehung ernstlich zu studiren, denn daß er diese schwere Kunst erlernen kann, das beweisen seine beiden Gedichte „Todtenstill" und „Nowosilzow", die uns als die beiden gelungensten in der ganzen Sammlung erschienen sind. Ein anderer Fehler, dessen sich der junge Sänger zuweilen schuldig macht, ist die Unrichtigkeit der Bilder, z. B.:

Im Feld bei Ostrolenka
Grünt doch die Eiche fort,
Und ihre Blätter flüstern
Gar manch prophetisch Wort.

Es weht ein Freiheitsodem
Aus ihrem Adlersitz,
Sie spricht von manchen Stürmen,
Erzählt von manchem Blitz.

Im Feld bei Ostrolenka
So lang die Eiche steht,
So lebt im Volk die Sage:
Nie Polen untergeht.

Wir nehmen uns die Freiheit, dem Verf. zu bemerken, daß Felsen, nicht aber Eichen der gewöhnliche Aufenthalt der Adler sind, und daß, wenn die Sage wirklich existirt, daß Polen nie untergeht, so lange im Feld bei Ostrolenka die Eiche steht, dies eine sehr einfältige Sage ist, denn es dürfte dann nur ein böser Bube nächtlicher Weile die Eiche umsägen, und um Polens Dasein wäre es geschehen! Ferner:

Ihr, die noch der Tod umdunkelt
Mit dem Trauerflor der Nacht,
Seht, wie unser Stern erfunkelt!
Seht ihn schimmern! — und erwacht!

Wie können Diejenigen, die der Tod noch umdunkelt, zuerst den Stern funkeln sehen und dann erst erwachen? Wir meinen, sie müßten zuerst erwachen und dann erst den Stern sehen, — aber, der leidige Reim!

Statt Tinte zu vergießen,
Vergießt der Dichter Blut,

ist ein läppisches Bild, denn seit wann war es des Dichters Attribut, Tinte zu vergießen? Freilich, die Verse vieler Dichter sind nicht so viel werth als vergossene Tinte! Aus den Versen:

Des stolzen Halbmonds Funkeln
Mit seinem Trutzgesicht,

erfahren wir zum ersten Male, daß der Halbmond ein Trutzgesicht hat; wie leicht hätte der Verf. dies etwa so ändern können:

Des stolzen Halbmonds Funkeln,
Sein blutroth Angesicht,
Das konntest du verdunkeln,
Doch Polens Sonne nicht!

Von Dwernicki singt der Verf., die Anekdote mit den Knöpfen benutzend:

Sie brennen sich zu schmücken
Mit solchem Ordensstern,
Und Blick und Messer zücken
Auf Dich sie mit Entzücken
Den tapfern alten Herrn.

Das ist arg. Aber erst die junge Gräfin Plater, die

— conjugirt nun Blut und Mord.
Sie weiß den Feind nun in Partikeln,
Und Defectiven zu zerstückeln,
Doch die Syntax braucht sie am Freund;
Vertraut der Grammatik des Krieges,
Macht sie ihr Specimen des Sieges,
Sodaß Strzynecki freudig weint.

Solchen Primanerunsinn sollte ein Mann von Geist, als welchen sich Hr. Ortlepp doch sonst bewies, nie haben drucken lassen. So hätte Byron die heldenmüthige Frau wol nie besungen. Dieses Schülerwitzes wegen hätte der Verf. am Eingange des Liedes „Pindar's Götterleier" wahrlich nicht anzurufen gebraucht, „so trägt man Niemanden zu den Sternen hinan". Auch von Reminiscenzen hat sich der Verf. nicht ganz frei erhalten, z. B.:

Freiheit, schöner Götterfunken,
Tochter aus dem Sternenzelt.

Wer denkt dabei nicht an Schiller, oder bei

Du bist so still, du bist so wild

an Göthe? Indem wir diese Mängel, deren Verzeichniß wir beträchtlich hätten vergrößern können, rügen, glauben wir dem Dichter einen ernstlichen Beweis unserer Achtung zu geben, denn das durchaus Mittelmäßige läßt man unbesprochen und nur an dem Guten rügt man die Mängel. Wir haben in Hrn. Ortlepp ein schönes Dichtertalent erkannt, wir sind fest überzeugt, daß er bei besonnenem Eifer, bei großer Strenge gegen sich selbst, sogar dereinst ein kleiner Stern am deutschen Parnaß werden kann. Aber vor Allem muß sich ein aufstrebender Dichter hüten, viel in die Welt hinauszuschicken, er muß nicht Alles besingen wollen, nicht etwa Ereignisse, die nie ein Gegenstand des Gesanges sein können, wie z. B. der 30. August in Leipzig; er muß vielmehr die Strahlen seines Genius vereinigen und gleichsam verdichten, um Werke zu schaffen, die auf Nachruhm Anspruch geben. Insbesondere muß ein Dichter, wenn er eine Dichtung vollendet hat, mit sich zu Rathe gehen, was etwa aus derselben noch weggestrichen werden soll; hätte Hr. Ortlepp diese, einem Poeten so nothwendige Politik befolgt, so würden wir weniger Mängel zu rügen gehabt haben. Bis Canova eine Statue aus seiner Werkstätte entließ, dauerte es lange, aber sie war dann auch ein Meisterwerk, um das allein, nicht aber um die unförmlichen Marmorspäne, die weggemeißelt worden waren, die Welt sich kümmerte. Solches Wegmeißeln unnützen Ballastes ist um so lohnender, je schöner dann die übrigen Partien hervortreten, und daß es solche in Hrn. Ortlepp's „Polenliedern" gibt, daß sie reichlich für die mislungenen entschädigen, dies bekennen wir mit Freudigkeit.

3. Die excentrische Natur des Verf. gibt sich schon auf dem Titelblatte kund. Er ließ nämlich darauf setzen: „Ein Sterbegesang der Polen. (Fort mit dieser Bezeichnung!) Noch ist Polen nicht verloren". Diese Excentricität waltet auch durch das ganze Gedicht, und Hr. Grosse hat sich darin als einen wahrhaften Rasedichter (S. Heinsius' Wörterbuch) bewährt.

Kugeln pfeifen, Schwerter sausen und das Tagewerk ist heiß,
Offen klafft die Todeswunde, Schnitter spart nicht Blut und Schweiß!
. . . . . .
Ha wenn der Geschütze Hagel ganze Glieder niederstreckt,
Ist das blut'ge Feld mit Leichen, Todtenschädeln rings bedeckt;
. . . . . .
In die Hütten, in der Städte Gassen schleudert selbst den Brand,
Denn der Freiheit Fackel leuchte glühend über Meer und Land!
. . . . . .
Gott, er hält den Schild des Rechtes selbst, in diesem heil'gen Krieg;
Solche Niederlag' ist Sieger, Niederlag' ist solch ein Sieg!
. . . . . .

In diesem Zuge geht es beständig, berserkerartig fort. Hoffentlich ist die Bemerkung auf dem Titelblatte: „Aus einem größern Gedichte" keine Drohung, daß dieses „größere Gedicht" im Druck erscheinen soll.

Nr. 4 enthält, stellenweise gelungene, Uebersetzungen der „Varsovienne", von Casimir Delavigne, des „Poniatowsky" und des berühmten „Hâtons nous" von Béranger. Da das letztere Gedicht den Charakter eines Volksliedes hat, so mußte es dem Uebersetzer natürlich große Schwierigkeiten entgegensetzen. Zum Glück ist der französische Text zur Seite gedruckt. 194.

Romanenliteratur.

1. Meister Marcola und Die Nothlüge. Zwei Novellen von Daniel Leßmann und W. Fischer. Berlin, Naterff u. Comp. 1830. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
2. Das Spottgedicht. Ein Nachtstück von Daniel Leßmann. Und Der Naturfreund. Eine Novelle von Theodor Blumenhagen. Berlin, Naterff. 1830. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Leßmann's Novelle bringt den Leser nicht in Verlegenheit, was er davon zu halten habe; sie frottet heiter, fast nie frech und hämisch, über manche Thorheiten der Gesellschaft, Schwächen der christlichen Kirche und ihrer Diener. Beim Nachtstück hält es schwer zu errathen, ob der Verf. es ernstlich meinte, oder des deutschen Lafontaine's Lieblingscharaktere und Situationen, die Iffland'schen Bösewichter, die unter den Kanzlern, Präsidenten und andern hochbetitelten des Adreßkalenders gewählt wurden, und die schauerliebenden Romantiker persifliren wollte. Dieses Schwanken des Urtheils führt Schwanken der Gunst herbei, die Erzählung läßt unbefriedigt; „Die Nothlüge" ist unter dem gewöhnlichen Schlag der Erzählungen eine gute; im „Naturfreund" regt sich dramatisches Leben, man dialogisirt in Gedanken auch die Scenen, welche nicht die Gesprächsform haben, und wähnt ein artiges Nachspiel aufführen zu sehen.

3. Julius von Dreifalken. Des Schwärmers Wahn und Ende. Ein Roman von Harro Harring. 2 Theile. Braunschweig, Meyer. 1831. 8. 2 Thlr.

Des Schwärmers Wahn ist der, bei gewöhnlichen Kembblanten Liebe für die Kunst, bei dem großen Publicum reinen Geschmack zu suchen, und bei einer gemeinen Theaterprinzessin wahre Liebe. Sein Ende erhält er von der Hand eines Nebenbuhlers, den er ebenfalls tödtlich im Zweikampf verwundet. Das Geschick des Schwärmers ist die Schnur, an der sich Schilderungen des Theaters, sowol des Schauspielers, der Regel nach, des Intendanten, der Kritiker und des gedankenlosen Zuschauers reihen. Der Zeichner übertreibt nicht, es ist ernste, sehr ernste Wahrheit darin, selten das Komische dieser Zustände aufgefaßt. Das anmuthigste Bild, das rührendste in dieser trüben Ausstellung, ist das eines armen Abschreibers, eines wahren praktischen Philosophen, von der höchsten Empfänglichkeit für das Schöne und Edle der Poesie. Um den Zweck sicherer zu erreichen, die weibliche Jugend vom Theaterleben zurückzuhalten, hätte der Verf. nicht lauter halb oder ganz verdorbene Geschöpfe, sondern auch unbefangene Unschuld, die den Gefahren der Verführung, dem steten Aufreizen der Phantasie erliegt, darstellen sollen. Eine Althea, die Denken und Nachdenken nur aus ihrer Rolle kennt, bei der das Herz weiter nichts als ein Fleischklümpchen von Athem durchströmt ist, würde, wenn ihr nicht der Maschinenzustand, der angemessenste, vom Schicksal bedingt wurde, sicherlich moralisch untergegangen sein, auch wenn sie niemals die Bretter betreten hätte.

4. Burggraf Friedrich von Hohenzollern zu Kostnitz. Historische Novelle von Heinrich Smidt. Berlin, Bechtold und Hartje. 1831. 8. 15 Gr.

Ein begehrlicher Mensch von laxen Sitten und noch laxerer Moral entführt ein junges Mädchen, das er einem vornehmen Wollüstling überläßt, aus dessen Gewahrsam sie zwei kräftige Männer befreien, die Beide für die Schöne zärtlich empfinden, der Geliebte sich aus conventionellen Rücksichten jedoch zurückzieht. Diese Geschichte konnte überall und zu allen Zeiten geschehen, wo Entführungen Gebrauch waren; der Verf. hat, um seiner Fabel größere Würde zu verleihen, sie vornehme historische Personen ausführen lassen, mit vielem Flitter sie umkleidet, der dem Glauben nachhilft; man höre und sehe den Kaiser Sigmund, mit Fürsten und Mannen, und heimtückische Pfaffen von der Bühne herab tragediren und stolziren, besser ausstaffirt in Kleidern als mit Worten, die weder zeitgemäß noch geistreich sind.

5. Die Warnerin. Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Perthes u. Besser. 1831. 8. 1 Thlr.
6. Friedrich von Baden und seine Feinde. Historische Novelle von A. v. Heidewaldt. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Hereld. 1831. 8. 15 Gr.

Daß beide Erzählungen nicht von einem Verfasser sind, erkennt man deutlich aus Form und Inhalt. Dort ein gezierter Wortkram, wo Aurora den Osten küßt, hier einfache Natürlichkeit. Der Verf. der „Warnerin" springt wunderlich mit historischen Thatsachen, noch mehr mit gekannten Charakteren um. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg wird zum empfindsamen père noble, der über seine Regentenpflichten philosophirt trotz dem besten Theaterfürsten; Schwarzenberg spinnt nicht blos Ränke für das Haus Oestreich, sondern geht damit um, sich den Kurhut aufs Haupt zu setzen, woran ihn der Kurprinz hindert, dem zwei Warnerinnen zur Seite stehen, einmal die weiße Frau, zweitens ein hübsches junges Mädchen, die, in ihn verliebt, gleich dem Käthchen von Heilbronn, ihn stets „hoher Herr" titulirt, aber, minder glücklich wie diese, keine verkappte Prinzessin ist, sondern das geringe Bürgermädchen bleibt, das nur für ihn sterben und ihm Gelegenheit geben kann, auf ihrem Grabe zu weinen und rührende Floskeln auszusprechen.

In der Novelle wird Friedrich von Baden, sonst immer nur als Konradins treuer Freund, als Nebenperson genannt, zur Hauptfigur in der tragischesten, ungesühntesten aller historischen Begebenheiten. Wie Konradins politische Feinde auch die seinigen werden, wie die Liebe zu einem solchen deutschen Fürsten ihm noch persönliche erwirbt, ist stärklich dargethan und gut ineinandergefügt. Der unvermeidlich gräßliche Ausgang ist so mild und schonend behandelt, als es sich nur mit der Wahrheit vertrug, und gewiß hat noch Keiner, der diesen Stoff bearbeitete, ihn so lind und leise in das Gebiet des sanften Schmerzes, der läuternden Wehmuth hinübergetragen als unser [illegible].

7. Almanach der Novellen und Sagen. Herausgegeben von Alexander Bronikowski. Erster Jahrgang. Viertes Bändchen. Schicksale des Harald Hardrada, von M. Adelphi. Halberstadt, Brüggemann. 1831. 16. 16 Gr.

Von keinem eingebildeten Seekönig, ungeschlachten Recken oder zieren Degen des Nordlands wird uns hier erzählt; wir können diese derb dreinschlagenden Normänner, die mürber, sauter de mieux, sich selbst bekriegten, als wahre Gestalten annehmen; auch dürfen wir glauben, daß an dem verderbten byzantinischen Hofe, bei der buhlerischen Kaiserin Zoe, eine Himmelsblüte wie Prinzessin Marie gedeihen konnte. Sie opfert sich für Harald, der, fast zu schnell für einen altnordischen Helden, sich über ihren Verlust tröstet, zu seiner ersten Braut, die er todt wähnte, zurückkehrt und in ihrem Besitz und in der Herrschaft über Norwegen das Glück des Lebens findet. St.

Notizen.

Im Jahre 1222 hat der König Andreas II. den ungarischen Ständen einen Freibrief verliehen, der verloren gegangen war; jetzt ist eine mit drei wächsernen Siegeln versehene Copie desselben im grauer Archiv vom ofener Bibliothekar Fejer aufgefunden worden, die er (24 S. in 8.) herausgegeben hat.

Chateaubriand macht in der Vorrede zu seinem vor Kurzem erschienenen Trauerspiele „Moise" die ganz neue Bemerkung, Tasso habe seine Zauberin Armida der biblischen Judith nachgebildet: eine gewiß höchst unwahrscheinliche Meinung, obgleich ein morgenländischer, aber weit neuerer Ursprung zu Grunde zu liegen scheint. 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 321. — 17. November 1831.

Etwas über die Systemsucht der neuesten Zeit.

(Beschluß aus Nr. 320.)

Wir verkennen aber hierbei nicht, daß es manche recht schätzbare Betrachtungen sowol über allgemeine Rechtsdogmen, als über die Grundsätze des preußischen Rechts insbesondere in diesem Buche gibt, z. B. über den Werth und Einfluß des römischen Rechts auf neuere Gesetzgebungsversuche, über die Begriffe des preußischen Landrechts vom Besitzer und Inhaber; nur ist das Gute und Wahre meist schon oft Gesagtes, und das Bessere, was der Verf. substituiren will, nachdem er z. B. S. 239 Einzelnes am preußischen Rechte in der Lehre vom Besitz mit Recht getadelt hat, nur wieder ein Zurücksinken in sein wesenloses und schattenhaftes Abstractionsleben, woraus denn nach dem Grundsatze: ex nihilo fit nihil, eben nichts gewonnen wird.

Um aber ein so strenges Urtheil augenfällig, so weit dies hier möglich ist, zu rechtfertigen, müssen wir unsere Leser wenigstens in die Propyläen dieses Buches einführen. Man höre und urtheile selbst. S. 1 heißt es: „Alles Recht geht aus irgend einem Zustande hervor; hieraus ist der Begriff: Recht ist zuständige Befugniß, geschöpft, welchem auch der in die Rechtswissenschaft übergegangene Sprachgebrauch zusagt: das Recht ist mir zuständig". Man sieht, daß hierdurch nicht allein Null, sondern minus Null, nämlich allerhand Schiefes und Unwahres gesagt ist; denn aus einem Zustande geht am Ende alles Menschliche überhaupt hervor, ferner aber ist der Ausdruck: „zuständige Befugniß" offenbar nicht von den Zuständen, sondern von „zustehen", d. h. zukommen, gehören, herzuleiten; sodaß derselbe eine Befugniß, welche Jemandem zukommt, bedeutet. Sonach löst sich schon hier des Verfs. Eintheilungsprincip aller Rechte nach den Zuständen, ein Princip, das man auf die ganze Welt bequem anwenden kann, in nichts auf. „Ein abstracter Begriff des Rechts (heißt es weiter) ist außer den Grenzen des Daseins nicht aufzufinden". Wer wird denn überhaupt außer den Grenzen des Daseins irgend Etwas, selbst das göttliche Wesen, aufsuchen wollen oder können? „Will man das Recht (sagt der Verf.) das Uranfängliche nennen, so kann das Princip des Uranfänglichen kein anderes sein, als Nothwendigkeit, aber diese kann wieder nur abhängig von einem Impulse gedacht werden, und auch diese Anregung zum einstigen Entstehen ist schon Dasein". O Flachheit der Neulinge! O moderne Tiefe, von der selbst ein Falstaff, der doch die tiefen Becher liebte (weil er freilich Etwas darin fand) versucht werden könnte auszurufen: „Hol' die Pest alle Tiefe!" Wie konnte Hr. Duncker das Recht „das Uranfängliche" nennen wollen; ist es doch, als würde gesagt, das Wesen des Menschen bestehe darin, daß er lebendig ist; lebendig aber ist ja Alles! O des elenden flachen Geschwätzes! und dann die quasihegelirende Sublimität, bei der es jedem Kenner in die Ohren klingt: Der Herr hat bei Hegel lauten und nicht zusammenschlagen hören! Auf S. 4 und 5 sagt der Verf.: er habe durch sein System nur beweisen wollen: „ob der richtige Leitfaden zur Freiheit des Menschen gefunden ist", er habe ihn „zum Zweck der Abfassung eines Gesetzbuches" und „an der Hand des Lebens" gesucht. (Ihr Armen, die ihr ihn jemals an der Hand des Todes suchtet!) Man höre ferner folgende S. 9 und 11 ausgesprochene halbwahre, halbfalsche und im Ganzen nichtssagende Plattheiten: „Zustände nach den Ansprüchen des Lebens auf seine geräumige Bewegung oder nach dem Princip der Freiheit bleibend zu gründen, und die bestehenden rechtmäßig zu richten, ist die Aufgabe der gesetzgebenden Macht". Ferner: „Das Alleinleben ist von den Zuständen, die aus dem menschlichen Verein hervorgehen, getrennt, seine Befugnisse sind also absolut subjectiv". S. 69 heißt es: „Leben ist Bewegung aus eigner Kraft", ferner aber: „Das Gesetz des Lebens heißt: Leben". (Große Wahrheit! Das Gesetz der Tollheit heißt: Tollheit!) Aber wir müssen doch unsern Lesern den Plan des Verfs., wie er ihn selbst S. 58 fg. angibt, mittheilen: „Das ganze System zerfällt in drei Theile: 1. Privatrecht, 2. Kirchenrecht und 3. Regierungsrecht. Das Princip des Privatrechts ist, wie oben angegeben worden: Erwerb. (Und doch zieht der Verf. das Strafrecht, als eine Folge des Unrechts, darunter!) Das Princip des Kirchenrechts ist: Gewissensfreiheit. Das Princip des Regierungsrechts heißt: Selbständigkeit, letztes Ziel aller Gesetzgebung: Der Mensch soll seiner selbst so mächtig werden, daß er das Gesetz über sich walten lassen will". (Einmal ein gutes Wort, aber aus Hegel'scher Officin!)

„Das Gesetz soll den Menschen überall so verständ-

lich begleiten, daß er sich in seiner Nähe wohlfühlt. Dies sind die einfachen Sätze, in welchen sich die beiden gewichtigsten Worte: Freiheit und Recht aussprechen". (Wie können sich denn Worte in Sätzen aussprechen?)

„So wird das Gesetz Vernunft, die Vernunft Freiheit; Alles löst sich in das absolute Grundgesetz: Leben, auf, und der Glaube spricht: Amen!"

Ja, und wir wollen auch: Amen! sprechen; denn wer hier erbaut, belehrt, gefördert sein will, zu dem muß wahrlich auch der Glaube sagen: Amen! es möchte ihm sonst sauer werden. O Barbarei des 19. Jahrhunderts, was würden die großen Geister in den Gräbern sagen, wenn sie dich richten sollten! Unterdessen wollen wir uns den Spaß machen, obigen Schlußsatz des Verfs. zu paraphrasiren: So wird das Recht zur Puppe, die Puppe zum Hanswurst; Alles löst sich in das absolute Nichts auf, und der Glaube spricht: Amen!

Zürne uns nicht, weder du, lieber Leser, noch auch der Verf. des hier besprochenen Buches! Es gibt so unvergleichlich Großes, das unsere Zeit vor andern Zeitaltern voraushat, daß wir auch die greuliche Art, in Nebel- und Schattengestalten der Unklarheit und Finsterniß sich zu bewegen, wie sie die geschmack- und kraftlosen berliner Nachtwächter en vogue gebracht haben, so gern zu unserm Theile verbannen helfen möchten! O denket doch hell! Was soll bei diesem allgemeinen Nihilismus, wie ihn schon der edle, große Geist Jean Paul, der doch nur Gränchen davon gekostet hat, bezeichnend nannte, am Ende herauskommen? Der kleine Satan Papiermacher flüstert mir zu: „Maculatur, nichts als Maculatur!" Aber, Gott, wie Schade ist es um so schönes Papier, so glänzend schönen Druck, ja um so viele gute und schöne Gedanken, um die mühsam gearbeiteten Uebersichtstafeln, wie sie z. B. vorliegendes Buch enthält, wenn alles Dies um der greulichen Manier willen, Alles bis auf Null zu verflachen, Unklarheiten auf Unklarheiten zu bauen und so von Hirngespinst zu Hirngespinst aufzusteigen, bis man in der Nacht seines eignen grauen Spinngewebes sich selbst nicht mehr erkennt, untergehen und den Weg alles Fleisches betreten soll nach vieljährigen Moderflecken im Buchladen! O kehrte doch die Einfachheit, das Licht, die klare, stille Auffassung des Lebens zurück, die die entschwundenen Geister unsers Volkes und Geschlechtes so groß machten! Wir würden auch dauerndere Früchte der Nachwelt zu überliefern haben. Denn wahrlich, nicht blos in der Religion, sondern auch in der Wissenschaft und Kunst gilt der Zuruf: So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! 70.

Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern, und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung. Von P. F. Stuhr. Berlin, Laue. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Die paradoxen Behauptungen, welche Bailly, William Jones, Dupuis, und nach ihnen Görres und Creuzer, über Alterthum und Umfang asiatischer Weisheit, namentlich Astronomie, aufgestellt haben, sind bekannt genug, und haben auch zu viel Aufsehen erregt und zu viel Enthusiasten gemacht, um nicht so bekannt zu sein. Besonders Bailly in seiner „Histoire de l'astronomie indienne et orientale" (Paris, 1787, 4.), in den „Lettres sur l'origine des sciences et sur celle des peuples d'Asie, adressées à M. de Voltaire" (London u. Paris, 1777, und mehrfach übersetzt), gleichwie in seinen „Lettres sur l'Atlantide de Platon et sur l'ancienne histoire de l'Asie" (London, 1771), bemüht sich mit einem ebenso großen Aufwande wirklicher Gelehrsamkeit als bloßer akademischer Phrasengeschicklichkeit zu beweisen, daß alle Wissenschaften, namentlich die astronomischen, unter einem uralten, aus Geschichte und Tradition verschwundenen, asiatischen Volke in der höchsten Vollkommenheit gestanden hätten, und daß die Bildungsspuren, auf welche wir bei den spätern Völkern jenes Welttheils stoßen, nur Fragmente einer solchen urvölklichen idealen Cultur seien. Man hatte sich die Hochebene Mittelasiens, die Heimath der Tartaren und Mongolen, zur Wiege des Menschengeschlechts auszusetzen, von wo aus sich nach allen Weltgegenden hin die Völkerströme, nebst den Keimen geistiger Bildung ergossen haben sollten. „Allein", bemerkt unser Verf., „Schade, daß sich nicht die leiseste Andeutung hat wollen finden lassen, um diese Annahmen auch nur mit einem Scheine von Wahrheit zu bekleiden!"

Nach dieser allgemeinen Bemerkung über den Werth der Bailly'schen Hypothese wendet sich unser Werk, dessen eigentliche Tendenz also in einer Berichtigung unserer Ansichten von asiatischer Weisheit überhaupt und Sternkunde insbesondere zu suchen ist, in seinem ersten Abschnitte zur „Ausbildung der Sternkunde unter den Chinesen". „Den einstimmigen Zeugnissen aller chinesischen Sternkundigen zufolge, wußte man im Jahre 206 vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, als der Stifter der chinesischen Herrscherlinie Han das Reich in Besitz nahm, so viel wie Nichts von den Grundsätzen, nach welchen in ältern Zeiten in China die Erscheinungen des Sternenhimmels betrachtet und in der Vorstellung geordnet sein sollten. Der Sage nach, sollte man seit dem 5. Jahrhunderte vor dem Anfange unserer Zeitrechnung die Sternkunde völlig vernachlässigt und so die Grundsätze zur Beobachtung des Laufes der Gestirne vergessen haben". Zur Zeit der Verbrennung der Bücher (welche etwa 250 Jahre vor Christo von dem damaligen chinesischen Machthaber angeordnet wurde, um das Andenken seiner Thronverfahren zu vernichten) gab es in China keine geschickten Sternkundigen; und Alles, was man nach dieser Begebenheit an astronomischen Notizen noch zusammenbringen konnte, bestand in wenigen verworrenen Traditionen, Angaben über einzelne Sterne und Constellationen u. dgl. m. Die spätern chinesischen sogenannten Sternkundigen waren mehr Astrologen als Astronomen, indem sie die Himmelsbewegungen nicht sowol von der Mechanik des Himmels, als vielmehr von dem vermeintlichen Einflusse guter oder schlechter Regentenhandlungen darauf abhängig machten. Von diesen Astrologen ist zwar Manches gefabelt worden über ein, nach ihrer Angabe früher verlorengegangenes, ausgebildetes System chinesischer Astronomie; allein es ist leicht abzusehen, wie viel Urtheil Leuten dieser Art über einen solchen Gegenstand zusteht. Indeß soll damit nicht gesagt sein, daß den Chinesen nicht allerdings schon früher einige praktische astronomische Kenntnisse beigewohnt hätten: die geringsten Fortschritte der Civilisation machen dergleichen unentbehrlich. Man kannte in China z. B. schon lange den Gebrauch des Gnomon, und verstand also auch Mittagslinien zu ziehen, da die Anwendung jenes Instruments die Kenntniß der Lage dieser letztern voraussetzt. Diese Kenntniß war aber den Chinesen unentbehrlich, da die Paläste der chinesischen Großen mit der Vorderseite genau gegen Mittag gekehrt sein mußten. Ebenso gedenken chinesische Bücher schon des frühen Gebrauchs eines künstlichen Sternkreises, ja sogar eines Fernrohres, unter welchem letztern aber wol nur eine einfache Röhre zu verstehen sein wird, durch deren Gebrauch man bei Beobachtung entfernter Punkte den störenden Einfluß

fremden Lichtes abzuhalten wünschte. Daß aber diesere theoretische Kenntnisse in der Astronomie den Chinesen früher völlig abgingen, und die Hypothese von vermeintlicher chinesischer Weisheit als Hinterlassenschaft aus den wissenschaftlichen Schätzen eines Urvolkes, also wirklich ganz grundlos sei, geht am bestimmtesten daraus hervor, daß der chinesische Astronom Lieou-hin, der im J. 66 vor Christo ein System der damaligen chinesischen Astronomie verfaßte, zwar die Schärfe der Ekliptik, eine der leichtesten Bestimmungen ziemlich genau angibt, aber übrigens noch eine völlige Unkenntniß der Eigenbewegung der Sterne, der Mondsungleichheiten, der Gleichung der Bahn u. s. w. verräth.

Dies wird hinreichend sein, um die vermeintlichen astronomischen Ansprüche der Chinesen zu charakterisiren; und wir eilen daher zum zweiten Abschnitte unsers Werkes, welcher von der „Aeltesten Sternkunde der Indier" handelt. „Der Hauptzweck der von den Indiern angestellten Berechnungen des Zeitmaßes nach den Bewegungen der Himmelskörper hat sich von jeher auf die Berechnung ihrer Festzeiten bezogen. Außerdem wurde die Sternkunde zu astrologischen Zwecken betrieben. Ehe sich unter den Indiern eine wissenschaftliche Sternkunde zu einer gewissen Uebereinstimmung in sich selbst, den Grundsätzen nach, sowie zugleich mit den äußern Erscheinungen hat ausbilden können, ist ihr Geist mit sich selbst lange im Ringen befangen gewesen". In dieser Anführung ist das Urtheil über indische Unwissenschaft, namentlich über indische Urastronomie bereits enthalten. In der That finden sich zwar in den ältesten Denkmälern der Wissenschaft bei den Indiern schon Anweisungen zur Berechnung des Zeitlaufes nach den Bewegungen der Sonne und des Mondes, behufs der Bestimmung der Festzeiten; allein dieselben beweisen auf das Bestimmteste, welche niedrige Stufe die Wissenschaft damals noch einnahm. Zur Zeit der Abfassung der Vedas (Heiligenschriften) hatten die Indier noch keine Kenntniß von dem Rückgange der Nachtgleichenpunkte; der Gebrauch der Wasseruhren dagegen war bekannt; — und auch dieser Umstand kann zum Beweise dienen, daß in Indien das Bedürfniß des bürgerlichen Lebens, nicht aber eine rationelle Astronomie, und letztere am allerwenigsten als Erbstück einer vollendeten Vorastronomie, vorzugsweise verfolgt worden sei. Wir wollen uns daher auch bei Widerlegung von Hypothesen, durch welche das Gegentheil dargethan werden soll, nicht weiter aufhalten, sondern gehen vielmehr zum dritten, mit der „Indischen Sterndeutung" beschäftigten Abschnitte über. Den diesfallsigen Ansichten der Indier liegt ihre religiöse Idee zu Grunde, wonach „das Leben als eine Bußwanderung durch die Zeitlichkeit geachtet wird". Demgemäß wird von ihnen auch die Sonne, aber als „Geist der Frömmigkeit" begriffen auf einer Wanderung gedacht. „Vorleuchtend der Seele, verbreitet sie am Morgen jedes Tages, den sie bringt, lichte Klarheit; schweigend zieht sie, um die Wahrheit der Wahrheiten zu finden, in stille Betrachtung versunken durch den Himmel; und indem sie also Frömmigkeit ausübt, hat sie von daher ihr glänzendes Licht, welches erhellt und das Weltall durchströmt". Dem Monde dagegen wird nach einer, unter den alten Völkern überhaupt weit verbreiteten Ansicht, in seinen Verhältnissen zur Feuchte wie zum Leben der Pflanzenwelt eine nähere Verwandtschaft mit den lebenvollern Kreisen der Natur beigemessen. Wie sich die Mythen der indischen Götterlehre an diese beiden, gleichwie an einige andere Grundsätze der Sterndeutung dieses merkwürdigen Volkes knüpfen, muß aus dem Werke selbst ersehen werden, da uns die Entwickelung hier zu weit führen möchte; die Vergleichung wird allerdings für Diejenigen höchst interessant sein, deren Phantasie durch den zuweilen höchst wunderlichen Schwung indischer Phantasie in angenehme Mischwingung versetzt wird.

Der vierte Abschnitt wendet sich zur „Neuern Sternkunde der Indier". „Als der erste indische Sternkundige, der die, bis auf seine Zeit nur offenbarungsweise in dichterischer Begeisterung betriebene Sternkunde in verständiger Betrachtung zu behandeln unternommen haben soll, wird Aryabhatta genannt. Die Zeit seines Lebens ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben, jedoch ungefähr in das 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen. Seine Schriften sind nicht mehr vorhanden; über seine astronomischen Ansichten wird man aber durch spätere Berichterstatter belehrt". Aryabhatta scheint schon die rotatorische Bewegung der Erdkugel gekannt zu haben, wenn er auch über die Gründe derselben unrichtig urtheilt. Auch vom Vorrücken (oder vielmehr dem Rückgange) der Aequinoctialpunkte, von einer Abweichung der Gestalt der Planetenbahnen vom Kreise u. s. w. soll er Kenntniß gehabt haben. Allein unser Verf. thut, besonders auch auf etymologischem Wege dar, daß auf diese wissenschaftliche Entwickelung der Sternkunde unter den Indiern griechische Wissenschaft einen entscheidenden Einfluß geübt habe. Mit dem griechischen Thierkreise z. B. ist zugleich die Kenntniß und der Gebrauch der siebentägigen Woche aus Griechenland nach Indien gekommen, da die Indier früher den Monat vielmehr nur in zwei Hälften: „den Tag und die Nacht der Pitris", theilten. In eine frühere Zeit jedoch als die des Aryabhatta, darf man das Eintreten einer so gestalteten, rationellen Entwickelung der indischen Sternkunde durchaus nicht versetzen: eine Bemerkung, welche als Anwendung des Hauptgedankens unsers Werkes auch auf den vorliegenden Abschnitt hinreicht. — Wir gehen damit also zum fünften und letzten Abschnitt über, welcher die „Geschichtliche Zeitrechnung unter den Chinesen und Indiern" betrachtet. Der Verf. leitet diesen Abschnitt durch folgende Bemerkung ein, die wir zugleich als Stylprobe ganz wörtlich hersetzen: „Dazu, daß überhaupt irgend ein Volk es lerne, die Erinnerungen seines geschichtlichen Lebens in seinem Bewußtsein zu ordnen nach dem Gesetze der Zeit, bedarf es weniger eigentlich an einer ausgebildeten Sternkunde gewonnenen ganz genauen Zeitmaßes, als vielmehr eines klaren, besonnenen und nüchternen Sinnes, durch welchen das Bewußtsein zur Aufmerksamkeit auf Zeitverhältnisse überhaupt nur angeregt werde. Bei einer solchen Aufmerksamkeit des Bewußtseins auf Zeitverhältnisse mag schon ein eben nicht ganz genaues Zeitmaß genügen, um daran die Erinnerung der Folge der Begebenheiten auf eine in gewissem Maße wenigstens geordnete Weise im Gedächtniß festzuhalten. Die an sich selbst schon einleuchtende Wahrheit dieser Behauptung findet eine besondere Bestätigung an dem Beispiele der Geschichte der Chinesen und Indier. Daß unter den Indiern die Sternkunde weit früher wie unter den Chinesen in einem gewissen höhern Maße ausgebildet gewesen sei, daran kann ebenso wenig gezweifelt werden, wie daran, daß die Chinesen in Absicht auf die Sternkunde sehr Vieles von den Indiern entlehnt und gelernt hätten. Dessenungeachtet findet man schon ziemlich frühe unter den Chinesen ein wirklich nicht fruchtlos gebliebenes Bestreben, die Begebenheiten ihrer Geschichte nach der Zeitfolge zu ordnen, da hingegen unter den Indiern es kaum heutiges Tages noch zu einer wirklich lebendigen Vorstellung von der Bedeutsamkeit zeitlicher Verhältnisse gediehen ist". Es werden nun die Willkürlichkeiten der frühern indischen Chronologie nachgewiesen; und nach der Auseinandersetzung des Verf. bestand das Wesen des altindischen Zeitmaßes darin, daß man vom Zeitpunkte der jedesmaligen Thronbesteigung eines neuen Herrschers an die Folge der Jahre auch von Neuem zu zählen anhob. Das gelehrte Detail über diesen Gegenstand, welches in unserer Anzeige vielleicht nicht einmal planmäßig erscheinen würde, müssen Liebhaber indischer und chinesischer Geschichtsforschung im Werke selbst verfolgen. Sie werden mancherlei Befriedigung finden und die gewissenhafte Quellenangabe, die wir dem Buche als eine besondere Verdienstlichkeit anrechnen, wird seinen Werth in den Augen solcher Leser, die den historischen Gesichtspunkt voranstellen, noch erhöhen. Der Astronom dagegen wird für seine erhabene Wissenschaft eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute finden. Unser Verf. gibt zwar seine Gründe für Vernachlässigung des eigentlich Astronomischen in der Vorrede an; Ref. aber, der mehr Astronom ist, gesteht, daß das Werk durch diese Vernachlässigung in seinen Augen an Interesse verloren hat.

43.

Lettre de Tutundju-Oglou-Moustafa-Aga, véritable philosophe turc, à M. Th. Bulgarin; traduite du russe, et publiée, avec un savant commentaire, par *Koutlouk-Fouladi*, cidevant ambassadeur de la cour de Boukhara à Khiva, actuellement marchand d'abricots confits de Samarcande, et littérateur. Petersburg, 1828.

Unter diesem kauderwälschen Titel wird schwerlich Jemand einen Ausfall wider das in Nr. 135 d. Bl. erwähnte Werk des Hrn. v. Hammer „Sur les origines russes" vermuthen. Anstatt der Dankbarkeit wegen der Mühe, die sich der wiener Orientalist gegeben hat, um aus orientalischen Schriftstellern etwas über die Russen herauszufinden, ist aus Petersburg das ironische Sendschreiben des Tutundju-Oglou-Mustafa-Aga gekommen, dessen Uebersetzer und Commentator, wie der Titel besagt, mit eingemachten Früchten handelt, die wahrscheinlich nicht so herbe sind wie dieses Sendschreiben, denn sonst würde er seine Aprikosen nicht absetzen in Gostinoi-Dwor. Wir übergehen die Geschichte des vorgeblichen türkischen Philosophen, von dem das Sendschreiben herrühren soll, und erzählen blos ihm nach, daß er vor nicht gar langer Zeit in einer Buchdruckerei Maculatur kaufte, um seine echte jaffaer Seife einzuwickeln, und bei dieser Gelegenheit ein recht gelehrtes Werk bekam, welches hieß „Sur les origines russes" u. s. w. von dem sehr gelehrten und sehr fruchtbaren Hrn. v. Hammer, dem Rahm der wiener Uhlemas und die Zierde der Rektschö-Schriftsteller. Seine Freude war blos, als er arabisch, türkisch, persisch auf diesen Blättern erblickte; aber noch größer war sein Erstaunen, als er entdeckte, daß der Verf. aus den Aßhab-ar-Ras des Alcoran Russen gemacht hatte. Daran hatte freilich noch Niemand gedacht. Seitdem man aus den Aßhab-ar-Ras Russen gemacht hat, darf man an der Newa dreist hoffen, auch einmal aus den Polen Russen zu machen, wiewol das Erste ungereimt und das Zweite schwer ist. Darf man dem Tutundju u. s. w. glauben, so hat der wiener Uhlema noch weit ärgere Umstaltungen vorgenommen, als die Verwandlungen der Aßhab-ar-Ras in Russen. So sagt er an einer Stelle, Ikhtiar Ibn-Djeris will, daß u. s. w. Nun ist aber in dem arabischen Texte, wie der türkische Philosoph versichert, Ibn-Djeris nicht Ikhtiar, und er will gar nichts. Ikhtiar ist ein Substantiv und bedeutet Wille, Meinung; statt yourid, wollen, steht im Texte yaroudd, ablenken. Was Hr. v. Hammer also übersetzt: Ikhtiar Ibn-Djeris will, daß u. s. w., muß nach Tutundju heißen: „dieses lenkt die Meinung Ibn-Djeris ab". Wo in aller Welt hat der wiener Uhlema dem bekannten Schriftsteller Ibn-Djeris das Nennwort Ikhtiar als Eigenname beilegen hören? Ebenso schlimm steht es mit der Uebersetzung anderer Stellen aus. So, um nur noch ein Beispiel anzuführen, übersetzt Hr. v. Hammer irgendwo aus dem Abulfeda: „Sarai ist die Hauptstadt der Tartaren des Nordens, die zu unsern Zeiten die Uebegs sind". Nun waren aber zu Abulfeda's Zeiten noch keine Usbegs als Nation bekannt. Die Stelle lautet ganz anders in der Uebersetzung des türkischen Philosophen: „Sarai ist die Hauptstadt des Königs der Tartaren, welcher die großen gegen Norden liegenden Länder beherrscht. Derjenige, welcher dort jetzt regiert, heißt Uzbeg", und in der Note sagt oder ruft der Aprikosenhändler Kutluck-Fuladi: „In meiner Eigenschaft als Uzbeg protestire ich gegen Alles, was Hr. v. Hammer über die Geschichte meiner Nation gesagt hat und noch sagen wird". Fährt man fort den Text zu lesen, so folgt eine Zurechtweisung auf die andere, und wenn man sie addirte, so würden die Summen ein bedeutendes Quantum machen und die „Origines russes" gewaltig herabsetzen. Dabei kommen auch kleine Excurse in andere Werke und Uebersetzungen des Hrn. v. Hammer vor; einer der curiosesten ist wol derjenige, worin ein von dem wiener Orientalisten übersetztes Distichon des Motenebbi von neuem übersetzt wird. Die zwei Verse lauten also in dem Hammer'schen Deutsch:

Männern wurde das Aug' klein wie das Aug' der Chasaren.
Pferden stand ein Aug' weit vor dem anderen vor.

Leider ist von keinen Chasaren, sondern von einer Augenkrankheit, von keinem hervorstehenden Auge, sondern von einem blinden die Rede, und der philosophische Türk übersetzt also im Französischen:

Les yeux des hommes étaient affectés du clignotement, et ceux des chevaux du strabisme.

Es ist Schade, daß Hr. v. Hammer nicht getreu übersetzt hat, denn was er sagt, nimmt sich besser aus als der Text, das eine hervorstehende Auge des Pferdes abgerechnet.

Zuletzt greift der Türke auch noch die Beweisführung des Hrn. v. Hammer über den asiatischen Ursprung der Russen an, und sucht zu beweisen, daß dieselbe auf schlechte Verdeutschung der orientalischen Texte beruht. Wir werden uns weiter nicht darum, für oder wider den wiener Uhlema oder den türkischen Philosophen, als welchen man den gelehrten petersburger Orientalisten Senkovski bezeichnet, Partei zu nehmen. Wenn sich zwei geschickte Fechter auf dem Kampfplatze zeigen, zieht sich das Publicum zur Seite und sieht blos zu, wie die Stiche ausgetheilt oder parirt werden. 104.

Schütz's Allgemeine Erdkunde. Fünfte Abtheilung. Gemälde von Europa. Mit Kupfern. Einundzwanzigster Band. Neuestes Gemälde der Schweiz. Von Dr. Neigebaur. Wien, Doll. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir erhalten hier, nach so viel poetischen Gemälden der Schweiz, endlich eine ganz prosaische, wie sie einem königl. preuß. Oberlandesgerichtsrath — denn das ist der Verf. — eigen und gebührt. Der Standpunkt, den der Verf. für seine Arbeit gewählt hat, ist nicht durchaus klar. Will er dem Gelehrten genügen? das erreicht er nicht! Dem gemüthlichen Reisenden gibt er mehr, als ihm Noth ist. Dem imaginative traveller nicht genug; dem sentimental traveller wird er zu treten sein, dem Neugierigen zu breit und weitläuftig; dem Geographen nicht genau, dem Geologen nicht unterrichtet genug, und der feine und gebildete Leser vermißt Geschmack. Dennoch ist dies Buch brauchbar — nämlich für den halbgebildeten Reisenden, der ohne große Kosten sich von dem Lande, das er besucht, unterrichten will.

Dies also ist der Standpunkt, von dem aus sein Werk beurtheilt werden will, und von dem aus betrachtet, es sein Verdienst hat. Eine kurze Einleitung gibt das Historische, eine allgemeine Uebersicht das Geographisch-Statistische und Alles, was die Schweiz als ein Ganzes angeht. Dann folgen die einzelnen Cantons; zuerst Zürich, dann Bern, Luzern u. s. w. Das klimatische, das geographische, das geognostische, das malerische, selbst das dichterische Interesse — in Märchen, Sagen und Geschichten — keines ist vernachlässigt. Die Angaben sind meistens genau und richtig, wir erhalten die Geschichte der Sitten, der Besteigung ausgezeichneter Spitzen, die Flora der Berge im Auszuge; mit einem Wort: die wissenschaftliche und malerische Schilderung der Alpen; ausreichend für den Zweck, für welchen sie geschrieben wurde. Der Verf. stellt die Armuth und die Rohheit der kleinen Cantone hervor und preist sie als die Sitze altväterlicher Biederkeit. Er rühmt den industriellen Sinn der größern Cantone, und verkennt dabei nicht, wie hier die Reinheit der alten Sitte einer künstlichen Verfeinerung gewichen ist, die wenig zu dem übertriebenen Lobe paßt, das gefühlvolle Reisende der schweizerischen Biederkeit gewidmet haben. Kurzum, er ist ein unparteiischer, treuer und meistens zuverlässiger Wegweiser, dem es auf Daten, Anweisungen und Wahrheit mehr als auf Wirkung und malerische Ausschmückung ankam. So weit können wir dies Gemälde zum Handgebrauch für Reisende empfehlen; es ist zum Nachschlagen, nicht zum Durchlesen bestimmt. Die Kupfer sind zu loben und das genaue Register zeugt von dankenswerthem Fleiß. 95.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 322. — 18. November 1831.

Beiträge zur Geschichte Deutschlands. Auch unter dem nähern Titel: Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Aus handschriftlichen, meistens archivalischen Quellen geschöpft und herausgegeben von F. F. Oechsle. Mit einer Vorrede von J. G. Pahl. Heilbronn, Drechsler. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die wohlgeschriebene Vorrede läßt einem Buche verständige Gerechtigkeit widerfahren, dessen eigenthümliches Verdienst darin besteht, daß es seinen Stoff nicht aus gedruckten Hülfsmitteln, die nur zur Wiederholung des Bekannten geführt haben würden, sondern aus unbenutzten Urkunden des öhringischen und stuttgartischen Archivs entlehnt und das Gebiet der Grafschaft Hohenlohe und des deutschen Ordens, der seinen Hauptsitz zu Mergentheim hatte, beleuchtet, deren Vorfälle bisher in großer Dunkelheit blieben. Daraus ergeben sich unleugbare Berichtigungen achtbarer, aber minder unterrichteter Vorgänger; und der wahrheitsliebende Sartorius, dem oft hat widersprochen werden müssen, würde keinen Anstand genommen haben, sie dankbar aufzunehmen und treulich zu benutzen. Unwidersprechlich ist dargethan, daß der kurz vor Anbeginn des zweiten Viertheils des 16. Jahrhunderts in Deutschland ausgebrochene Bauernkrieg nicht das Werk eines Parteihauptes, eines ausgezeichneten Heerführers, oder einer große politische Plane verfolgenden Verschwörung gewesen. Aus den Hütten des schwäbischen Landmannes ging er hervor, verbreitete sich schnell von den Ufern des Bodensees bis an das Harzgebirge, von Lothringen bis zum Böhmerwalde, und ward ebenso schnell gedämpft. Die Aufrührer foderten, Anfangs wenigstens, keine Umwälzung der Verfassung, keinen Antheil an der Regierung, sondern Erleichterung ihrer Abgaben, wobei jedoch ihre weltlichen Obern, Fürsten, Herren oder Städte nichts verlieren, sondern durch Einziehung geistlicher Güter entschädigt werden sollten. Dies zeugt offenbar von den Einflüsterungen solcher Rathgeber, die der Hierarchie spinnefeind waren, und ergibt sich unwidersprechlich aus den hier abgedruckten 12 Hauptartikeln der Bauerschaft, deren jeder am Rande mit zahlreichen Nachweisungen biblischer Sprüche ausgestattet ist, und daher vor Erscheinung einer deutschen Bibelübersetzung von keinem Laien, sondern von einem wohlbelesenen und in seiner Art gelehrten, unzufriedenen Zögling der Kirche abgefaßt sein muß. Den oder die ungenannten Anfertiger dieses Manifestes zu entdecken, ist weder dem Vorredner noch dem Herausgeber des vorliegenden Buches gelungen, aber Beide erweisen, daß weder Luther, noch Melanchthon, noch Zwingli, oder einer ihrer ehrenwerthen Gehülfen und Freunde, die auf kirchliche Verbesserung, christliche Gewissensfreiheit und Predigt des reinen Evangeliums drangen, jemals Empörung gegen die Obrigkeit begünstigen wollen; auch ist ja weltbekannt, daß Luther, heftig erbittert, die Religion zum Deckmantel des Aufruhrs misbraucht zu sehen, den falschen Apostaten und ihren Anhängern Donnerworte entgegenschleuderte, und in Einschärfung blinden Gehorsams, selbst gegen verkehrte und grausame Vorgesetzte, weiter gegangen sei, als besonnene Rechtslehrer sich erlauben würden.

Die genannten würdigen Lehrer und Vertreter des Protestantismus waren nicht Erzeuger des Zeitgeistes, der bereits seit dem 14. Jahrhundert gegen das Papstthum und dessen Helfershelfer sich auflehnte, vielmehr hatten diese ihre Anmaßungen so weit getrieben, daß sie auch dem schlichtesten Menschenverstande ärgerlich wurden und ihn geneigt machten, die Kunde willig aufzunehmen, Gottes Wort widerspreche solchen Verkündigern. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß die Bauern behaupten durften, was sie wollten sei die rechte Gerechtigkeit und das lautere Evangelium, das allein zu hören und welchem gemäß zu leben sie begehrten. So war die erneuerte Verbreitung und Verkündigung des Evangeliums zwar weder die entfernte noch die nächste Ursache des Aufstandes, trug aber insofern zur Allgemeinheit desselben bei, als sie das Gewissen der Theilnehmer von der Furcht befreite, gegen Gott selbst zu verstoßen, indem sie den reichen und nicht selten zur Schau gelegten Ueberfluß seiner vorgeblichen Unterstatthalter antasteten und eine Last, die ihnen zu schwer fiel, auf breitere und besser genährte Schultern anwiesen. Nur würde es dabei nicht lange geblieben sein, denn Schlaukopfe jeder Art, Spießgesellen jeglichen Standes, Fremde und Heimische, Schwärmer und Betrüger, Schadenfrohe und Rachedurstige, Abenteurer und Tollköpfe mischten sich bald unter die Haufen und ertheilten ihnen Ahitophelsrathschläge, die nichts Geringeres bezweckten als den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. Freilich mache-

ten sie die Erfahrung, daß nichts leichter ist, als die Unzufriedenheit der Menge aufzuregen, nichts schwerer, als die aufgeregte zu lenken, deren ungebildeter Sinn vor dem kühnen Vorschlage leicht zurückbebt, gegen den gemäßigten Verdacht faßt, sich des augenblicklichen Erfolges überhebt, durch die kleinste Niederlage entmuthigt wird und am wenigsten fähig ist, beharrlich durchzuführen, was sie leichtsinnig unternommen. Auch ließ ihr der schwäbische Bund keine Zeit, sich zur Eintracht und Reife auszubilden, dessen Heerführer, der unerschütterliche und kriegserfahrene Georg Truchseß von Waldburg, in wenig Monaten mit einer geringen Schar die ungeregelten Haufen der Bauern zerstreute, nach seiner Vereinigung mit dem Heere des wohlberathenen Kurfürsten von der Pfalz dem Aufruhr ein Ende machte und, als Ruhe beschafft war, der rechtmäßigen Obrigkeit überließ, auch gesetzliche Ordnung herzustellen. Beide Aufgaben gehörten zu den schwersten, die gedacht werden können. Denn der edle, mannhafte und kluge Truchseß konnte sich nur auf seine Reiterei verlassen, die dem Heerbann folgte; das gedungene Fußvolk aber bestand aus sogenannten Lanzknechten, deren man ebenso wenig entbehren als ihnen trauen durfte, da dem zusammengelaufenen kriegsfertigen Gesindel die Sache, für welche, die Fahne, unter welcher sie fochten, so vollkommen gleichgültig war, daß sie ihre Dienste zuvor den Bauern angetragen und, von diesen als überflüssig oder zu kostbar verschmäht, in Sold des schwäbischen Bundes getreten, dem Oberfeldherrn nicht gestatteten, die strenge Mannszucht zu üben, welche beschwerliche Freunde zu erbitterten Feinden gemacht haben würde, und in die Nothwendigkeit versetzten, Plünderungen und Verheerungen, mehr als er gewünscht, nachzusehen. Als aber die Landleute die Waffen weggeworfen hatten und Alles den Schein der Beruhigung annahm, ergab sich die unvermeidliche Folge ähnlicher Bewegungen und setzte die Obrigkeiten in Verlegenheiten, denen keine menschliche Weisheit vollkommen gewachsen sein kann. Die Beschädigten foderten Ersatz des erlittenen Schadens, waren berechtigt und gemüßigt, ihn zu fodern, und es wäre gegen alle Verpflichtungen des Rechts und der Klugheit gewesen, ihnen den abzuschlagen oder zu erschweren. Verführern durfte keine Gnade widerfahren, Verführten hätte man sie gern erzeigt, erzwungenen Genossen war man sie schuldig. Aber nun wollte Jeder verführt sein, Niemand verführt haben, und die Meisten gaben vor, mitgelaufen zu sein, um eigne Haut und Habe zu retten. Das klang an sich nicht unwahrscheinlich, wenn man erwog, wie schnell sie auseinandergelaufen waren; nur lagen auch der allgemeine Muthwille und die Greuel am Tage, die alle Haufen sich erlaubten, so lange sie auf keinen Widerstand trafen. Unter diesen Umständen blieb nichts anders übrig als die traurige, aber durchgreifende Maßregel, nach sorgfältiger gerichtlicher Ermittelung des Schadens, die Gemeinden der Districte, welche an der Verübung desselben Theil genommen, da augenblicklicher Ersatz ihr Vermögen überstieg, auf eine Anzahl von Jahren zu beschatzen, und Kläger oder Beklagte, die sich bei dem Bescheide ihrer Obrigkeiten nicht beruhigen wollten, an das Kammergericht zu Rotweil zu verweisen, wo die Kosten und der nothwendige Verzug freilich den Gewinn der obsiegenden Partei nicht wenig schmälerten und beide bereuen ließen, den Spruch untergeordneter Richter verworfen und gütlichen Vergleich von der Hand gewiesen zu haben. Es verhält sich mit den Kriegen, vorzüglich mit den bürgerlichen, wie mit Diebstählen und dem Spiel: Viel wird dabei vergeudet und verspielt, was dem Gewinner nie zugutekommt und der Verlierende doch schmerzlich vermißt; ihre Berechnung kann unmöglich zusammentreffen. Ohne Zweifel hing von der Stimmung der Obrigkeiten, von der Einsicht und Gewissenhaftigkeit der Richter, von der Gewandtheit der Parteien und ihrer Sachführer so viel ab als in irgend einem Falle, wo Menschen über Menschen zu entscheiden haben; ohne Zweifel ist hier und da einem schlauen oder glücklichen Verbrecher gelungen, entweder durchzuschlüpfen oder gelinder abzukommen als ein zugleich minder Schuldiger vor dem nämlichen oder einem andern Gerichte. Dazu ist, zur Ehre der Menschheit, der Unbetheiligte und Entfernte sehr geneigt, eine Handhabung der Strenge, die ihres Zweckes nicht verfehlt, in Verdacht des Uebermaßes zu ziehen und zu glauben, Schonung und Nachsicht würden das nämliche Ziel ungleich vollkommener und wohlthätiger erreicht haben. Milde hingegen, selbst wenn es ihr nicht gelingt, findet immer willige Schutzredner, und man begnügt sich höchstens zu bedauern, daß in einem so seltenen Falle so viel Gnade mißbraucht worden, und bestrebt sich, Gründe aufzusuchen oder zu erfinden, warum die Verstockten ihr nicht trauen dürfen. Der Verfasser und sein Vorredner treten der Ansicht bei, die Strafgerechtigkeit jener Tage sei zu weit gegangen. Darüber ist nicht mit ihnen zu hadern, da sie keine Thatsache entstellen oder verschweigen; gleichwol ist erlaubt, eignes Urtheil zurückzuhalten. Die Gauen des Aufruhrs waren beruhigt, die Gemüther waren es nicht. Die, welche vorhin wenig zu verlieren und viel zu hoffen hatten, hatten jetzt noch weniger zu verlieren. War ihnen vollends geglückt, erbeuteten Gewinn dem richterlichen Arme zu entziehen, oder hörten sie einen Nachbar sich dessen rühmen, hatte ihnen der Genuß des zügellosen Treibens gefallen, lockte sie die Wiederholung desselben, und überredeten sie sich wol gar, in Zukunft Fehler vermeiden zu können, die ihre Niederlage herbeigeführt, so sicherte, wenigstens bei dem lebenden Geschlecht, nichts vor der Erneuerung des Frevels als die Gewißheit der Ohnmacht. Hr. O. selbst liefert den urkundlichen Beweis, daß Landstürzer, an bestimmten Losungsworten und Zeichen sich erkennend, noch Jahre hernach die Gegend unsicher machten, unter Hauptleuten standen, und selbst in Kerkern Merkmale hinterließen, daß sie dort gewesen und das Handwerk fortsetzten. Ist da zu verwundern, daß auch die Obrigkeiten ihren Unwillen nicht aufgaben und das Schwert nicht aus der Hand legten? Wären sie vor Gott und Menschen gerechtfertigt gewesen, den gefährlichen Weg der Nachsicht einzuschlagen und den sichern der bewährten Strenge zu verlassen? Erfreulich ist die Uebersicht des Ganzen nicht,

aber belehrend und warnend, für welche Meinung man sich auch erklären mag; und wenn im Allgemeinen die furchtbare Erscheinung nur Unheil verbreitete und dessen nächste Folgen Uebel mehrten, statt sie zu verringern, so haben doch entferntere sicherlich auch Gutes gewirkt. Luther verwies allerdings die Empörer zur Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Gewalt über sie hatte, aber er sprach doch auch zu ihren hohen und niedern Obern ein sehr ernstes, zeitgemäßes und nichts weniger als gleisnerisches Wort. Das häftete mehr oder weniger, wo es haften konnte, und was nicht gleich geschah, ist nicht immer ausgeblieben. Viele Lasten sind nach und nach erleichtert, und manches Unheil, nicht blos aus gutem Willen, sondern aus gewitzigter Erfahrung abgestellt. Auch die Lesung dieses guten Buchs kann und muß zur Verewigung dieser Wirksamkeit beitragen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Darmstadt, 3. November 1831.

Jedesmal, ehe ich mich zum Schreiben an Sie niedersetze, pumpe ich mich wahrhaft voll mit den erstaunenswürdigsten Vorsätzen. Was soll da nicht geschrieben werden! Erstens: Ein neues politisches Blatt sei von einer hiesigen Hofbuchhandlung angekündigt; es erscheine nächsten ersten — April, und, obgleich nur Viertels so gut als die augsburger allgemeine oder die neue stuttgarter allgemeine Zeitung, sei es doch zwanzig Mal besser als unser bisheriger Landkohl: die darmstädter. Zweitens: Man hätte einstweilen die Censur für inländische Angelegenheiten suspendirt, um ein Preßgesetz für den nächsten Landtag einzuleiten, was auch Preßfreiheit für auswärtige Angelegenheiten gestatte. Drittens: — Doch wozu ein Drittens? Zwar sind aller guten Dinge drei, aber mit zweien wollen wir einstweilen zufrieden sein, mindestens für diesen Brief. Ohnedies kömmt der hinkende Bote nach. Jene Vorsätze sind nur — Vorsätze. Sie haben nicht die mindeste objective Realität, und wenn ich Sie ein wenig damit angeführt habe, trotz dem, daß beim ersten April die Schellenkappe absichtlich laut klang, so — vergeben Sie mir. Als Gegengift will ich ja auch alsbald vom Gegentheile schreiben.

Es gibt kein neues politisches Blatt. Die alten machen uns satt, und aufs Satt-machen wie aufs Satt-werden ists besonders in dieser hungrigen Zeit abgesehen. Daß ein neues politisches Blatt der hiesigen Zeitung alsbald den Hals bräche, ist zwar gewiß, aber gerade darum, weil es gewiß ist, darf man es nicht leiden. Was würde aus den armen Invaliden, denen sie ihre Wunden heilt? Oder aus dem Honorar des Redacteurs? Oder aus der Censur, die dann wahrscheinlich thätig werden müßte, während jetzt unsere Zeitung so unschuldig zur Welt kommt, wie — ja nun, wie ein neugebornes Kind, und während sie so energische politische Bewegungen macht wie — ein ungebornes. Da hatten im August d. J. mehre Hundert hiesige Einwohner den Einfall, wegen der Cholera an einen hohen deutschen Bundestag sich bittlich zu wenden. Die Adresse kam zurück, als ungeeignet zur Eingabe. Mehre Gelehrte schlugen im Klüber nach, meinten, es müsse vielleicht eine Vollmacht gefehlt haben, und fertigten die Vollmacht auf einen frankfurter Anwalt auch wirklich aus. Der Bürgermeister der Stadt Darmstadt erlaubte, daß die Vollmacht im großen Saale des darmstädter Rathhauses zum Unterzeichnen aufgelegt würde. Man besorgte also die Anzeige davon in die darmstädter Zeitung, natürlich gegen gutes Geld. Aber mit Sturmesgewalt traf ein Regierungsrescript — noch am selben Tage — beim Bürgermeister ein, worin ihm, auf Geheiß des Ministeriums, befohlen wurde, jene Erlaubniß zurückzunehmen. Der gute Mann kam um einen Theil seiner Nachtruhe, und früh andern Morgens that er, wie ihm befohlen war. Der große Saal blieb verschlossen. Man hielt nun für angemessen, in aller historischen Genauigkeit durch dasselbe Organ, was die Aufforderung zum Kommen enthalten hatte, nun auch die Aufforderung zum Nicht-Kommen ins Publicum gehen zu lassen, dabei das Motiv kurz anzugeben und einen andern Ort, wo die Vollmacht aufgelegt sei, zu bezeichnen. Jenes etwas unorganische Organ war, wie gesagt, die darmstädter Zeitung. Auch das gute Geld für Inseratgebühr sollte keineswegs dabei gespart werden. Aber — aber — „Es jinge wohl, aber es jeht nicht!" heißt's in Holtei's „Wienern in Berlin", und ebenso in Darmstadt, als ob wir Berliner wären und Wiener hier hätten. Der Redacteur trug groß Bedenken bei Aufnahme jener Anzeige. Er nahm deshalb Rücksprache mit dem Censor. Dieser verfügte sich, Instruction einzuholen, zum dirigirenden Hrn. Staatsminister. Dieser war abwesend — indessen kam der Nachmittag herbei, die Zeitung mit ihrem Kometenschweif von Inseraten mußte in die Druckerei, und das Rathhaus-Inserat, das Cholera-Inserat, das Bundestags-Inserat blieb unbarmherzig zurück, ja, es hatte zuletzt noch Mühe, bis es das Imprimatur bekam, um als besonderes Zettelchen — andern Tags — der darmstädter Zeitung beigelegt und, eine Art Seele von ihr, dem Publicum mitgetheilt zu werden. Man sieht, höhern politischen Rücksichten muß sogar ein Bröckchen Inseratpflaster für die Invaliden weichen!

Daß die zweite Absendung der Adresse nicht Rücksendung, sondern lediglich, daß man sie ad acta verschrieb, zur Folge hatte, bemerke ich nur gelegentlich, weil ich schnell wieder zu meiner darmstädter Zeitung und dabei den Beweis liefern möchte, daß an sie gewissermaßen alles Große und Interessante sich knüpft, was in unserm Weichbilde vorgeht.

Der Abgeordnete Welcker in Karlsruhe — bekanntlich ein geborener Hesse und eifriger Verfechter der Preßfreiheit — sollte von einer großen Anzahl alter Landsleute Pokal und Dankadressen hierfür zugesandt bekommen. Die Angelegenheit nahm einen wahrhaft grandiosen Gang. Man unterzeichnete aller Orten in Hessen; besonders zwar in Oberhessen, einer Provinz des Großherzogthums Hessen und Welcker's eigentlicher Heimath, aber auch eifrig in Hanau, Kassel, Marburg, Wetter (sämmtlich in Kurhessen gelegen), in Darmstadt, Mainz, Alzey, Oppenheim, Worms, dem Cantone Osthofen u. s. w. Eine große Anzahl deutscher Zeitungen brachte Nachricht vom Inhalt der Adresse, vom Fortgange der Unterzeichnung, von der Sendung durch Deputation u. s. w., namentlich der „Westbote", „Neckarzeitung", „Karlsruher Zeitung", „Freiburger Zeitung", „Schwäbischer Mercur", „Stuttgarter allgemeine Zeitung" (ein neues Blatt, was ich Ihnen sehr empfehle), selbst die Welcker'n so feindliche „Manheimer Zeitung". Aber die „Darmstädter Zeitung", die sich auch „Hessische Zeitung" nennt, und recht fleißig aus fremden Zeitungen ihres Leibes Nahrung holt, glaubte vielleicht an jener Nachricht zu zerplatzen, wie der babylonische Drache — kurz, sie kümmerte sich nicht um die Nachricht aus Hessen, über Hessen, von Hessen — sie affectirte ein Nichtwissen und schwieg.

Also ein Beweis, daß die „Darmstädter Zeitung" mindestens negativ sich um hessische Nachrichten kümmert, wenn von freien Aeußerungen öffentlicher Meinung und von Preßfreiheit dabei die Rede ist. Das Schlimmste aber ist, daß man gar nicht weiß, wer eigentlich die Zeitung in höherer Instanz überwacht und bewirthschaftet? Ich sage: daß man nicht weiß; denn man könnte sich dann leichter über Manches beschweren.

Hoffentlich kommt — es sei mit düsterm Ernste gesagt — unser ganzes hessisches Journal- und Privilegienwesen oder vielmehr Unwesen auf dem nächsten Landtage zur Sprache. Und nach dem südeler Bulletin fragt man auch wol alsdann!

186.

Neueste englische Literatur. *)

Geschichte und Biographie.

1. The life and death of Lord Edward Fitzgerald. By *Thomas Moore*. 2 Bände. London, 1831.

Unsere Leser werden sich des unglücklichen Aufruhrs der Irländer im Jahre 1798 erinnern. Lord Edward Figgerald war einer der vorzüglichsten Theilnehmer dieses schlecht combinirten und unzeitigen Unternehmens. Er widersetzte sich seiner Gefangennehmung mit einer Tapferkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, wurde dabei vom Major Sirr durch einen Pistolenschuß verwundet und starb im Gefängnisse, glücklich noch darin, daß er nicht, wie sonst unfehlbar geschehen wäre, sein Leben durch die Hand des Nachrichters verlor. Der berühmte Moore hat seinen Stoff mit jener Meisterhand bearbeitet, die bereits in seinem Leben Sheridan's und Byron's allgemeine und verdiente Anerkennung gefunden hat. Doch ist das Werk weniger in historischer Beziehung, sondern mehr als Charaktergemälde interessant.

2. The private correspondence of David Garrick with the most celebrated persons of his time. London, 1831.

Eine 64 Seiten lange Biographie des berühmten Mannes, dessen Andenken nur mit der dramatischen Kunst selbst von dem Erdboden verschwinden kann, geht der Correspondenz voraus. Garrick stand mit Männern und Frauen jeden Standes und Ranges in Briefwechsel; die Briefe die er empfing pflegte er sorgfältig zu bewahren, jene die er schrieb zu copiren, und so ist denn die Sammlung so vollständig als nur immer möglich. Obschon einerseits nicht geleugnet werden kann, daß sie ein belebtes Gemälde der dramatischen Kunst und Kritik jener Periode darbietet, so ist es doch andererseits nur zu wahr, daß sich in dem riesigen Quartband eine ungeheure Menge von Briefen befindet, die nicht das mindeste Interesse gewähren und daher hätten weggelassen werden sollen.

3. The speeches of the right hon. W. Huskisson; with a biographical memoir, supplied to the editor from authentic sources. 3 Bände. London, 1831.

Dieser berühmte Staatsmann, dessen schrecklicher Tod noch in frischem Angedenken ist, war einer der größten Wohlthäter seines Vaterlandes, indem er die Handels- und Colonialpolitik der Briten mit einer Umsicht und Beharrlichkeit verbesserte, die eine um so größere Bewunderung verdient, je hartnäckigere Gegner, deren persönliches Interesse mit seinen Maßregeln in schneidendem Widerspruche stand, er zu bekämpfen hatte. Huskisson vereinigte die hellsten praktischen Ansichten, die genaueste Geschäftskenntniß mit den aufgeklärtesten und umfassendsten Ideen der Politik. Seine Parlamentsreden werden für alle Folgezeit ein Schatz bleiben, aus welchem die Staatsmänner jeder Zeit und jedes Volkes Rath und Belehrung schöpfen können. Mit seiner Person war das Unglück nur zu geschäftig. Als Kind brach er einen Arm; — wenige Tage vor seiner Vermählung stürzte sein Pferd mit ihm, und er ward schwer verwundet; — bald darauf wurde er durch die Deichsel eines Wagens verletzt; — als er sich im Herbst 1801 in Schottland bei dem Herzog von Athol befand und über einen Graben springen wollte, nahm er den Anlauf zu kurz, verrenkte sich den Knöchel, beschädigte sich einige Flechsen und Gliederbänder des Fußes, seine Genesung dauerte mehre Wochen, und die Folgen dieses Unfalls blieben während seines ganzen übrigen Lebens in seinem Gange sichtbar. Später stürzte er vom Pferde und brach den Arm; dasselbe widerfuhr ihm 1817, als sein Wagen umgeworfen wurde. Er genas langsam und mußte schwere Leiden erdulden, denn man mußte alle möglichen Vorrichtungen treffen, um dem Steifwerden des Armes vorzubeugen, und doch erzielt er trotz aller Anstrengungen der Aerzte den vollkommenen Gebrauch desselben nie wieder. Unfälle geringerer Art trafen ihn fast beständig; die Häufigkeit derselben, sowie die Schwäche seines Körpers, der in den letztern Jahren durch ernste Kränklichkeit viel gelitten hatte, gaben seinen Bewegungen, besonders im Gedränge, eine gewisse Unbehülflichkeit und Langsamkeit, die wol an seinem letzten Unglücksfalle, der dem Lande wie seinen Freunden einen unersetzlichen Verlust zufügte, Schuld gewesen sein mag. In einem Manuscripte, das man nach seinem Tode fand, liest man folgende Stelle: „Welche Mühe ich mir auch gegeben habe, um die Gesetze, die unsern Handel und unsere Industrie reguliren, zu verbessern und zu vereinfachen, so habe ich Alles nur um des allgemeinen Besten willen gethan. Weit entfernt, dadurch mein persönliches Interesse zu befördern, habe ich vielmehr theils geheime, theils offene Ungunst und Feindschaft Vieler eingeerntet, mir zum Schmerz, aber vielleicht für das Vaterland nicht ohne Nutzen".

4. The life of Samuel Johnson, L. L. D., including a journal of a tour to the Hebrides. By *James Boswell*, Esq. A new edition, with additions and notes by *J. W. Croker*. 5 Bände. London, 1831.

Boswell's Johnson ist allen Freunden der englischen Literatur bekannt. Der Herausgeber hat über viele Personen und Dinge, die von Boswell in Dunkelheit gelassen worden sind, Licht verbreitet, und alle übrigen authentischen Nachrichten über Johnson, die jener nicht benutzte, in das Werk mitaufgenommen. 210.

*) Unter dieser Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit eine kurze Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen der engl. Literatur geben, was nicht ausschließt, daß einige noch besonders und ausführlicher besprochen werden. D. Red.

Neue Lyratöne von Theodor Hell. 2 Theile. Braunschweig, Vieweg. 1830. 16. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein schöner, anlockender Titel: „Neue Lyratöne!" Wen verlangte nicht in der Lyrik, wo bereits so mancher Ton zur verbrauchten Phrase abgeleiert, einmal wieder nach etwas recht Neuem, nach frischaufgezogenen Saiten auf der Lyra der fliegenden Gefühle! In diesem Sinne hat jedoch der bekannte Dichter dieser neuen Lyratöne sie nicht als neue gegeben, sondern vielmehr die Fortsetzung der alten damit bezeichnen wollen. Wir finden auch in diesen beiden nettgedruckten Bändchen das Meiste ganz in alter Art, aber der fromme, gemüthliche Sinn, der uns aus allen Gedichten Theodor Hell's entgegenspricht, gewinnt uns oft in ethischer Hinsicht für seine Muse, wo wir in poetischer von ihr keine besondern Blüten sehen; wenigstens ist uns seine Lyrik noch bei weitem das Liebste und Werthvollste unter dem Vielen, das aus seiner schreiblustigen Feder geflossen. Eine pikante oder eigenthümliche Persönlichkeit ist es zwar eigentlich, welche einer lyrischen Gedichtsammlung Leben und Reiz und denjenigen Grundton verleiht, der alle einzelnen Klänge zu einem zusammenhangsvollen Ganzen verbindet. In Hell's Lyratönen nehmen wir eine solche nicht wahr, aber eben deshalb, weil sie ihm fehlt, ist es lobend anzuerkennen, daß er sie nie, was dem Lyriker nahe liegt, zu affectiren gesucht hat. Sein Standpunkt, auf dem er einfach stehen bleibt, ist der einer redseligen Mittheilungslust, welche fast an allen Gegenständen der Umgebung Stoff findet, sich in gesprächigen und meist recht correcten Versen zu ergießen. Der Inhalt dieser beiden Bändchen theilt sich in Töne der Andacht, Töne der Liebe, der Freundschaft, der Mittheilung, der Betrachtung, des Scherzes, und Variationen, unter denen wir manches gelungene und verfehlte Gedicht namhaft machen könnten. Wenn uns auch in diesen neuen Lyratönen im Ganzen gar zu wenig Neues begegnet, so ist doch zu bedenken, daß sie ihr Publicum haben, das sich an ihnen befriedigt und erfreut finden muß, weil den alten die neuen im Buchhandel folgen konnten, und somit mögen auch wir ihnen ihr Dasein nicht schmälern. 156.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 323. — 19. November 1831.

Beiträge zur Geschichte Deutschlands. Herausgegeben von F. F. Oechsle.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Auf die allgemeine Uebersicht der Ursachen des Bauernkrieges folgt dessen „Geschichte im Hohenlohischen und Deutschordenschen". Der Aufruhr erhob sich im Jahr 1525. Nicht blos Fürsten, Herren und geistliche Stifter, sondern auch die Städte fielen durch erschlichene Vorrechte dem Landmann zur Last. Die weise und väterliche Regierung der Grafschaft Hohenlohe behandelte ihre Untergehörigen ungleich milder als eine der Nähe und Ferne, und diese wurden nur durch das Beispiel und die Drohungen der aufgeregten Nachbarschaft fortgerissen. Rädelsführer und Anschürer ihres Abfalls war Wendel Higler, ein Mann, der das funfzigste Jahr zurückgelegt, von durchdringendem Verstande und unermüdeter Thätigkeit, listig, ehrgeizig und habsüchtig. Er hatte als Geheimschreiber und Kanzler in gräflichen Diensten gestanden, war wegen Unterschleife und Bedrückungen der Unterthanen entlassen und nach Wimpfen gezogen. Dort verband er sich mit dem Anführer des odenwalder sogenannten hellen Haufens, Georg Metzler, und Andern gleichen Gelichters und wirkte auf alle Schurken in und um Oehringen. Mit ihrer Hülfe ward das Städtchen bald besetzt, dem dortigen Stift übel mitgespielt, Kloster Schönthal geplündert, Neuenstein, ungeachtet der Anwesenheit und Bitten der Gräfin Albrecht, hart mitgenommen, und die Grafen, welche kaum ihr Schloß Wildenburg vor zerstörendem Anfall zu schützen wußten, genöthigt, im Voraus Alles zu genehmigen, was das künftige neue Regiment festsetzen würde, und zu geloben, daß sie nichts wider die Bauern thun wollten. „Denn, Bruder Albrecht und Bruder Georg", sagten sie, „ihr seid nimmer Herren, sondern Bauern, und wir sind Herren von Hohenlohe!" Sogar Pulver und Geschoß mußten sie ihnen zukommen lassen, und, ungeachtet des Vertrags, fehlte es nie an unablässigen drohenden Foderungen. Die weitern Züge und Greuel der Verwüstung sind umständlich beschrieben. Hier genügt zu bemerken, daß auf Wendel Higler's Antrag, der den Bauern lange nicht einleuchtete, endlich gegen Ende Aprils Götz von Berlichingen zu ihrem Hauptmann ernannt wurde, der sich dessen wiederholt weigerte, und nur auf Zureden zu Buschheim anwesender mainzischer Beamten und um sein und der Seinigen Leben und Habe zu retten, die Stelle annahm, doch unter ausdrücklicher Bedingung, daß sie fürderhin sich gegen ihre Obrigkeiten halten wollten, wie frommen, gehorsamen Unterthanen gebührt und keines Fürsten oder Edelmannes Haus verbrennen und beschädigen. Den Bischöfen war er freilich nicht vorzüglich gewogen, Higler wollte sie sammt und sonders abthun. Die Unterthanen des Deutschordens waren zwar so schonend nicht behandelt als die hohenlohischen, obgleich minder hart als manche andere, und gesellten sich gleichfalls zu den Empörern. Deutschmeister und Comthure gaben einigermaßen erträglichen Foderungen nach, unerträgliche folgten ihnen auf dem Fuße. Der Haufe wuchs an, wohin er kam. Bei dem fränkischen Zuge hätten einige Räthe den Andreas Bodenstein von Karlstadt, der sich bei ihnen befand, gern geltendgemacht, vor den Bauern fand er keine Gnade. Sie zogen, gegen 30,000 Mann angewachsen, im Mai in Würzburg ein, schwelgten dort nach Herzenslust und verloren vier unersetzliche Wochen mit der vergeblichen Belagerung seines festen Schlosses Liebfrauenberg, dessen Besatzung die Uebergabe verweigerte, aber sich erbot, die 12 Artikel und die künftige Reform anzunehmen, womit Higler, Metzler und Berlichingen wohl zufrieden waren, aber im Rath der übermüthigen Bauern nicht durchdringen konnten. Ebenso wenig gelang Higler'n die Ansicht durchzusetzen: man müßte die Edelleute gewinnen, sich mit den Bauern gegen weltliche und geistliche Fürsten zu verbinden. Higler's Freund, Keller Weigand in Miltenberg, ließ es gleichfalls an klugen Vorschlägen nicht gebrechen, ohne Zweifel auch Berlichingen nicht; doch sie erfuhren allerseits, daß Bauern noch harthöriger sind als Herren. Es ist kein Schwert, das schärfer schneidet u. s. w. Jeder Haufe, jeder Einzelne im Haufen that, was ihm gelüstete; darüber kam das Ganze zu Schaden. Georg Truchseß dämpfte den Aufruhr im Allgau, schlug am 12. Mai 30,000 Württemberger und Schwarzwälder bei Böblingen, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von der Pfalz, wodurch das verbundene Heer doch nicht über 8000 Mann stark ward, und eroberte Neckarsulm am 28. Mai. An dem nämlichen Tage waren die Bauern zu Oehringen eingetroffen, und Berlichingen hatte sich bei Adolzfurth von ihnen getrennt, weil seine Urfehde ihn verpflichtete, gegen den schwäbischen Bund nicht zu dienen. Die Bauern

wichen vor Truchseß zurück; er erreichte sie aber am 2. Juni zu Königshofen, sprengte ihre allmälig dünngewordenen Haufen auseinander, that desgleichen mehrmals, unterwarf endlich am 7. Juni Würzburg auf Gnade und Ungnade, und beendigte den ganzen Aufstand so vollkommen, daß der Kurfürst von der Pfalz mit seinem Volk schon am 13. Juni nach Hause zog, und Truchseß und Georg von Freundsberg ohne seine Hülfe das Bambergische und das Allgau beruhigten. Der rechtlichen Folgen des Aufruhrs ist im Allgemeinen bereits erwahnt. Für das Hohenlohische und Deutschordensche werden sie aus Urkunden nachgewiesen. Der Bube Higler war gewandt genug, sich im Felde nicht ertappen zu lassen, aber so unverschämt und verblendet, daß er, nach Beendigung der Fehde, vor dem Hofgerichte zu Rothweil noch Entschädigung von dem Grafen begehrte und für einen bloßen Diener Berlichingen's gelten wollte, der dem Uebel zu steuern gesucht habe. Hier durchschaut und flüchtig geworden, wagte er sich tolldreist, mit verstellter Nase und Kleidung, 1526 auf den Reichstag nach Speier, ward endlich von der pfälzischen Regierung verhaftet und starb im Gefängniß zu Neustadt. Die Grafen, eines ewigen und kostbaren Rechtsstreites müde, verglichen sich 1553 mit seinen Erben und opferten ihnen ein Sündengeld von 2536 Gulden. 37 Urkunden, von denen die meisten nie, einige fehlerhaft gedruckt worden, belegen die Wahrheit der Darstellung. — „Götz von Berlichingen's Antheil am Bauernkriege", aus Proceßacten entwickelt. Als der Aufruhr in seine Nähe kam, erbot er sich, dem Kurfürsten von der Pfalz unentgeltlich gegen die Bauern zu dienen. Der Vorschlag ward begreiflicherweise unverzüglich angenommen, aber Götzens Frau und Schwiegermutter unterschlugen das am 21. April eingetroffene fürstliche Schreiben, weil ihnen bangte, in Abwesenheit ihres Beschirmers den Mishandlungen der Empörer ausgesetzt zu bleiben. Als er auf Higler's Anstiften gezwungen ward, ihre Hauptmannschaft anzunehmen, widerrieth er den Zug nach Würzburg und ließ, da er kein Gehör fand, seinen Misgönner, den Bischof, vor den Absichten der Anführer warnen, und empfahl ihm Personen und Habseligkeiten, der Unbill ausgesetzt, aufs Schloß zu retten und dieses wohl zu sichern. Er enthielt sich jedes Mitgenusses vom Raube, dem er unabläßig, aber vergeblich zu wehren strebte. Miltenberg ward in seiner Abwesenheit angezündet; er schalt heftig darüber, gerieth dadurch in Lebensgefahr und ward gleichsam als Gefangener vom Haufen mitgeführt. Auch als solcher gelang ihm, Miltenbergs gänzliche Vernichtung abzuwenden. Bei der Belagerung des Liebfrauenbergs verhielt er sich ganz unthätig und ließ Georg Metzler befehlen. Da der Zug gegen Truchseß sich wandte, gelang ihm endlich sich zu entfernen, und schon Tags darauf schrieb er den Bauern zu, sie möchten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Aus allen von Hrn. O. erwiesenen Thatsachen erhellt, man dürfe nicht sagen, Götz sei des Bauernaufstandes müde geworden, sondern müsse einräumen, der besonnene Mann habe ihn von Anbeginn gemisbilligt, immer versucht sich loszureißen, und sei nur durch die Unmöglichkeit verhindert, es früher zu thun. So wahr ist es, daß Göthe, wie einem großen Dichter geziemt, den Charakter seines ritterlichen Helden treffender durchschaut und richtiger aufgefaßt hat als mancher Geschichtschreiber, besonders Sartorius, der Scheingründe entbietet, um ihn verdächtig zu machen. Truchseß benahm sich, wie einem Waffenbruder zusteht, und redete seinem Freunde das Wort, wie und wo er konnte; auch zeigten sich der Bischof von Würzburg und der Kurfürst von der Pfalz versöhnlich gegen ihn, und der Reichstag zu Speier, wie das Kammergericht, versetzten ihn in seinen vorigen Stand, sodaß er sich ruhig auf seinem Gute Homberg verhielt und von Truchseß für den Dienst des Kaisers Karl gewonnen ward. Nur der Kurfürst von Mainz, dessen eigne Amtleute dem Ritter zugesprochen hatten, die Hauptmannschaft der Bauern nicht auszuschlagen und seinem Betragen gutes Zeugniß gaben, war unedelmüthig genug, ihn aufs Neue vor dem schwäbischen Bundesgericht in Augsburg zu verklagen, wo er zwei Jahre gefangen gehalten und nur gegen Urfehde nach Homberg entlassen ward. Auch diese hob Karl V. auf, und am 31. Januar 1534 sprach das Bundesgericht den Ritter frei. Es bezeichnet den ungebeugten Sinn des Mannes, daß er lieber die größern Kosten des langwierigen Rechtsstreites trugen als sich mit den Räthen eines unbilligen Gegners vergleichen wollte, die seine minder aufgebrachten Freunde und Gegner mit einem Pfennigwerk abzuspeisen sich erheischig machten. — „Auszug aus der Beschreibung des Bauernkriegs um Schwäbisch-Hall, von dessen Stadtschreiber Hoffmann", 1535. Sehr lesenswürdig, verständig und wahrhaft christlich ist die Zuschrift Johann Brenzen's, wodurch er den Rath in Hall zur Milde gegen die Besiegten ermahnt. — „Geschichte des Aufruhrs im Limburgischen". Am klügsten und glücklichsten benahmen sich die Berather der bischöflich-augsburgischen Stadt Füssen, wie sich aus dem „Bericht des Stadtschreibers Furtenbach" ergibt. Als ihr Bischof Stadion ihnen gegen die heranziehenden Bauerhaufen die verheißene Hülfe nicht gewähren konnte und ihre eignen wohlgetroffenen Vertheidigungsanstalten unzureichend schienen, bewarben sie sich um den Schutz des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers Ferdinand zu Insbruck. Der Erzherzog war dazu geneigt, sandte ihnen vorläufig Büchsen und Pulver, und rückte sich, unter seinem tapfern Hauptmann Jurischitsch, 100 Pferde und ebenso viel Fußknechte der Stadt einzulegen. Mit den Pferden rückte Jurischitsch ohne Säumniß bis an die ehrenburger Klause und that dem Vordringen der Empörer augenblicklich Einhalt. Da aber diese fortfahren mit Einbruch zu drohen, trug der Erzherzog kein Bedenken, sich auf eine kostbare Fehde einzulassen, ohne der Entschädigung gewiß zu sein, und Jurischitsch erklärte nur alsdann einrücken zu wollen, wenn die Stadt sich dem Hause Oestreich zu Schutz, Schirm und Gnade ergäbe; die Fürsten würden sich der Sache wol vergleichen. Die Bürger riefen: „Hier Oestreich, daß wir nicht gar verderbt werden!" Jurischitsch nahm die eilige Huldigung an, der Erzherzog bestätigte sie. Die Bauern zuerst

murrten, setzten sogar ihre bisherigen Hauptleute ab, aber die Besatzung ward noch verstärkt und wies alle Versuche der Empörer zurück. Nach Stillung des Aufstandes geschah, was Jurischitsch vorhergesagt hatte, der Erzherzog ward durch 5000 Gulden entschädigt und die Stadt kehrte unverletzt und unbehelligt unter die Botmäßigkeit ihres vormaligen Landesherrn zurück. — Kurze Nachricht von Dem, was sich um Salmansweiler zugetragen. — Den Beschluß machen 19 Artikel der Bauern im Innthal. — Dem Leser wird nicht entgehen, wie viel Neues und Wichtiges diese Beiträge darbieten. 42.

Die Seminarien des Aufruhrs.

Wo sind diese zu suchen? Wichtig ist die Frage für diejenigen Staaten, die durch ihr Verfahren einen Stoff dazu erzeugen. Doch die Polizei derselben, vorzüglich die maskirte, in Civil gehende, deren Argusauge nicht allein überall zugleich ist, sondern Wände durchdringt, ja bis ins Herz sieht — sie weiß wohl, wo sie dieselben zu suchen hat. Ist sie aber trotz ihrer Schlauheit dennoch blind, und muß sie erleben, daß trotz aller Schutzlinien und Abwehrungsmittel von Außen, z. B. über den Rhein, dieser Krankheitsstoff sich verbreitet, so gleicht sie den Aerzten, die oft ebenso denselben verfolgen, erhascht und vertrieben zu haben meinen, während er plötzlich an einer ganz andern Stelle des kranken Körpers wieder hervorbricht, meist durch äußere Einflüsse geweckt. Sonderbar genug hat sich bei uns dieser Stoff wahrhaft chamäleonisch von einem Ort zum andern geflüchtet, um so das achtsame, argwöhnische Auge der Polizei zu öffnen. Die Sicherheitswächterei hat in ihrer Uebersichtigkeit ihn überall gewahrt, auch wo er nicht war; gerade wie etwa heute die Choleradoctoren, gegen die das Volk den nicht ungerechten Verdacht haben soll, daß sie den Triumph dieser furchtbaren Krankheit noch zu vergrößern bemüht sind. Es ist weltbekannt, daß viele Jahre hindurch der Sitz des Aufruhrs kein anderer, als der Sitz der Wissenschaften war, und daß hiervon sich ein Geist in die übrige Welt verbreitete, der die Legitimität und die Philister mit gerechter Besorgniß erfüllte. Die Jünglinge mußten durch ihre Behandlung Reiz für die Schwärmerei anderer junger Leute werden, und die Wichtigkeit, mit der man die Sache nahm, unterdrückte sie so wenig, daß man sie im Gegentheil dadurch noch anziehender und schlimmer machte. Jetzt, nachdem wir Julitage in Paris und ähnliche in den bedeutendsten Städten Deutschlands erlebt haben, hören wir von jenen Seminarien der Universitäten meist nur, daß sie sich an die dem Unheil steuernde Gewalt angeschlossen. Gewiß gehören zu den Triebfedern dieser Erscheinungen jene jungen Männer, die nun Bürger des Staates geworden, wenigstens ihr Geist, insofern er über die herrschenden oft schreienden Ungerechtigkeiten empört war. Doch die gefährlichern Seminarien sind jetzt die Zeitschriften. Was zu ihrem Lobe oder Tadel gesagt werden muß, gehört nicht hierher. Nur ist soviel gewiß, daß sie es großentheils verkennen, was sie sein sollten. Unser frührerer Franzosenhaß hat sich, wie leider immer, ins reine Gegentheil verkehrt. Unsere Organe — das wollen die Journale doch sein, und sind es, insofern sie eine bedeutende politische Tendenz haben — sind aber meist nur Echos der französischen Blätter. Meist junge Leute, die mit dem Staat in keiner engern Verbindung stehen, sind Redacteurs oder doch Mitarbeiter. Sie scheinen weiter nichts zu kennen, als die französische Weise und von Neuem aufdringen zu wollen, damit wir ja recht bald französische Livree oder Uniform wieder tragen mögen. Doch genug davon. Die eigentlichen Seminarien — sind es noch, wie anderswo, auch bei uns die Kaffeehäuser? Sie sind es allerdings, insofern sich in denselben die Journale finden, mitunter auch geistreiche Leute, die über sie und verwandte Dinge sprechen. Je weniger politisches Leben aber im Lande ist oder sein darf, desto mehr trinkt man den Kaffee schweigend und raisonnirt inwendig. Zu dieser Bemerkung gab mir eine Stelle in Lingard's „Hist. of England", XVI, Anlaß, wo er eine Proclamation der Regierung unter Karl II. 1676 erwähnt, die gegen die Kaffeehäuser „as seminaries of sedition and the constant resort of agents, employed to spread among the company libels against the sovereign and the government" gerichtet war. Jene Zeit bot Stoff genug zur Unzufriedenheit dar, und mag der Unwille sich auch oft, wie das nie anders geht, in seiner Heftigkeit solcher Mittel, seine Wuth auszulassen, nicht enthalten haben, die keineswegs gelobt werden können: immer war diese Reaction heilsam. Wir brauchen wol nicht auf unsere Zeit zu verweisen, die eine so merkwürdige Parallele zu der frühern Geschichte Englands bietet, das gleichsam die Bewegungen alle durchgemacht hat, die im übrigen Europa erst viel später, entweder ausgebrochen sind, oder es zu thun drohen. Natürlich wurde die Sache näher untersucht, und endlich befohlen, die Kaffeehäuser zu schließen, „because in such houses and by the meeting of disaffected persons in them", manche falsche, malitiöse und scandalöse Berichte vertheilt und ausgesprengt wurden „to the defamation of his Majesty's government and to disturbance of the quiet and piece of the realm". Wie sich erwarten ließ, brachte aber dies Verfahren noch vielmehr Unzufriedenheit hervor, als das, welche die Zusammenkünfte und die Libelle veranlaßt hatte. Sie wurden geschlossen und damit das Signal zu lautem Mißfallen gegeben. Die Besitzer der Kaffeehäuser klagten mit Recht, daß man ihr Gewerbe schmälere, ja gänzlich unterdrücke, und berechneten ihren angeblichen Schaden. Der freie Engländer beklagte sich, daß man ihm das unbestrittene Recht nehmen wolle, über die wichtigsten Gegenstände des Nationalwohles ebenso frei zu sprechen, wie über jedes andere Ding, und bemerkten nicht unwahr, man sehe eben aus diesen Maßregeln, was die Regierung im Schilde führe. Endlich hielt es die Regierung, da der Unwille immer lauter wurde, für gerathen, nicht länger dies Verfahren zu verfolgen. Die Kaffeehäuser wurden, jedoch unter beschränkenden Bedingungen, wiedereröffnet, und die Sache blieb wie sie gewesen, oder wurde noch schlimmer. Allerdings fehlte es der damaligen Zeit an Organen, die öffentlich den Grund der Klage so aussprechen, und nicht allein unter das Volk, sondern auch über die ganze civilisirte Welt bringen konnten, wie dies heutzutage die Zeitschriften thun. Daher war ein solcher Auftritt, daß man einen Schritt der Regierung so laut tadelte und ihn zurückzunehmen zwang, immer nur ein momentaner, während jetzt diese Spannung förmlich krankhaft geworden. Die Oppositionsschriftsteller, die davon leben, haschen theils, um Stoff und Nahrung zu gewinnen, nach Allem, was die Regierung etwa thun möchte, um jede Blöße auszuspähen und zur Belustigung des Publicums auszuposaunen, während diese, dadurch gewissermaßen eingeschüchtert, oft Mißgriffe begehen muß. Denn in welcher mißlichen Lage muß sich eine Regierung befinden, die ängstlich auf die Stimmung der Regierten Rücksicht nehmen und sich von ihrer Laune regieren lassen muß, die aus Furcht, das eine Uebel zu vermeiden, das andere begeht, bei jedem Schritt die leicht vorauszusehenden Gegenschritte der Oppositionspartei fürchten muß, und ewig operirt, ohne ein Ende des Kampfes abzusehen. Gegenseitiges Mißtrauen befeindet die entgegengesetzten Parteien, Feindschaft entsteht daraus, und ein ewiges Chamäleon wird die Verfassung des Landes sein. Das ist der Grundzug unserer neuesten politischen Richtung. Was soll daraus werden. Gegenseitige Liebe und Achtung ist die Basis aller gesellschaftlichen Verbindungen. Ist von oben bisher nur zu sehr gesündigt, so kann man von unten nicht wieder zurückgehen. Wie Schulknaben die etwaigen Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Lehrer erspähen und zum Gaudium ihrer Kameraden persifliren, so erscheinen jene Journalisten. Möchte doch endlich Friede werden! Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß man einen

bellenden Hund nicht durch Drohen oder Ansehen zum Schweigen bringt, sondern daß man am besten thut, wenn man ruhig weitergeht. Vielleicht könnten sich manche Regierungen hieran ein Beispiel nehmen. Aber sie machen es ärger durch Censoren, die ihrem ungeheuer schwierigen Geschäfte selten gewachsen sind. So soll neulich z. B. in Berlin ein heftiger Streit zwischen dem Verleger einer (Oppositions-) Cholerazeitung und deren Censor deshalb entstanden sein, weil Letzterer einem früher schon censirten Blatt gleich nachher, doch noch — sicher nicht ohne besondere Befehle! — den Druck verweigert und dadurch verhindert habe, es für den Tag herauszugeben, wodurch der Buchhändler großen Schaden erlitten haben will. Hat die Regierung, in ihren Maßregeln von dem nothwendigen Gesichtspunkt ausgehend, alles Mögliche zur Verhinderung dieser verheerenden Seuche und zur Unterdrückung ihres Ansteckungsstoffes zu thun, strengere Maßregeln ergriffen, als nach dem erfreulichen Erfolg nöthig schienen, so ist ihr dies nicht zum Vorwurf zu machen. Daß dadurch eine Menge Uebelstände, namentlich die Stockung der meisten Handels- und Gewerbszweige veranlaßt wurden, ist für die Leidenden übel. Doch sie hatte die Pflicht, für alle Güter, somit vorzüglich für das Leben ihrer Bürger zu sorgen. Unzufriedenheit mußten, wie jede Hemmung, auch diese Maßregeln erregen. Darf sie zugeben, daß in einem Blatte, das in Aller Händen ist, dieselben als unnöthig dargestellt und ihre Anordnungen dadurch prostituirt werden? Der nächtliche Leichenwagen ist so schon von höhnendem Volksauflauf begleitet worden, weshalb Gensdarmen zu seiner Bedeckung nöthig wurden. Vielleicht wäre es gut, auch für die Kaffeehäuser Censoren anzustellen, wenn das nicht etwa schon geschehen ist. 114.

Dichterleben.

Horaz lobt sich bekanntlich die goldene Mittelmäßigkeit des äußern Lebens und sämmtliche Leser, selbst die sich nur einer silbernen erfreuen mögen, loben ihn deshalb. Indessen hat er wol ganz besonders die Dichter im Auge, und hier ließ sich an seinen einfachen Gedanken noch Manches anknüpfen. Meines Erachtens ist für die Ausbildung eines dichterischen Talents folgender Gang am günstigsten: Ahnungsvolle und traumreiche Kindheit, durch Aelternliebe, Geschwisterliebe und naiven Freundesumgang geadelt. Sehr fleißige, aus Liebe streng gehorchende, doch genialisch-kämpfende Knabenjahre, vielseitig strebende Jünglingsjahre auf den freisinnigsten Universitäten, Begeisterung für die Wissenschaft, die beinahe zur Trunkenheit gehen mag, eine Menge Bekanntschaften und einige Freundschaften, vielleicht nur Eine, ein paar Hypergenialitäten, sobald sie nur reine Ehre begleitet, mögen *verziehen* werden, dann poetisch unglückliche Liebe und viele schlaflose Nächte, aus denen sich endlich eine glückliche Liebe entwickelt, ein bürgerliches Amt, rein erstrebt aus Tugend, d. h. aus Liebe für den Staat und aus genauer Kenntniß der Pflichten gegen dieselben, eine edle freundliche Frau und eigner Herd: Das ist die *aurea mediocritas* vollständig.

Ich weiß sehr wohl, daß sich dies Alles nicht immer zusammen erreichen läßt; ich rede aber auch hier nur von dem Wünschenswerthen. Doch nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig und unerläßlich sind: Liebe, Freundschaft und vielleicht auch eigner Herd. Ohne Liebe gibt es keinen Frühling, folglich auch keine Poesie, ohne Freundschaft erlahmt die Wissenschaft und ohne eignen Herd pflegt der Mann, wenigstens nach dem vierzigsten Jahre, in eine gewisse Phantasterei zu versinken, die höchstens dem Knaben ansteht, oder in eine gewisse Ueberdemuth, die sich für kein Alter ziemt.

Sind wir nun mit solchen Gedanken erfüllt, wie muß uns zu Muthe werden, wenn wir in unsern deutschen Dichtersaal eintreten, und zwar in die Abtheilung, welche das 17., 18. und 19. Jahrhundert bildet! Was sehen wir hier? Wie oft schon umstorte Kinderjahre! das Rabengeflatter der Nahrungssorgen um eine Knabenbrust! liebelose Umgebungen, schauerlicher Zwang oder widrige Rohheit in derselben, Mechanismus in der Freundschaft, Muthlosigkeit in der Liebe, Wehmuth bis zur Zerfliessenheit, oder Verzweiflung, die sich als Lyrik und Dithyrambik geltendmachen will, späterhin das „Kleinbrigeben“*), um ein Aemtchen zu erschnappen, Alltäglichkeit der Liebe und Ehe, Versäumung der Kinderzucht bei überhäuften Berufsgeschäften, Hypochondrie und Aerger über das Publicum, das weder recht lieben noch recht hassen kann, und endlich ein Talbot'scher Tod. Beispiele will ich nicht geben, sie sind leider nicht schwer zu finden.

Aber in den freundlichen Gegensatz wollen wir noch schauen und einige Männer nennen, deren noch immer nachleuchtendes Leben wol ein poetisches zu nennen ist. Lasse Dir nur einmal lieber Leser, recht ausführlich erzählen, wie glücklich Hagedorn, Gärtner, Ebert, Rabener u. A. lebten, und Du wirst recht innewerden, daß sie, wenn auch von außen ziemlich begünstigt, doch die beste Begünstigung in sich selbst fanden. Erinnere Dich dann an Gleim, der in immer reger Liebe und Freundschaft, das alte ehrliche Kinderspiel „Schenken und Logiren“ (d. h. hier Logis geben) sein ganzes Leben hindurch sehr ernsthaft, doch fröhlich durchspielte, erinnere Dich an die meisten Mitglieder des göttinger Dichtervereins, an die unendliche Wichtigkeit der edeln Freundschaft zwischen Göthe und Schiller u. s. w., und frage Dich dann: Wie steht es heute? Du wirst, obwol Du *einige gute Ausnahmen* kennen magst, doch nicht wenig schaudern vor der Entweihung des Wortes Freundschaft, das nicht selten für sehr ordinaire literarische Gevatterschaften, oder für gegenseitiges Weihrauchspenden, ja selbst für die heillosesten Verbindungen der Rohheit und Gemeinheit gebraucht wird. Den Schmerz darüber wirst Du Dir nicht erlassen können, nur vertiefe Dich nicht zu sehr in ihn, und noch viel weniger weide Dich müßig an ihm, sondern bleibe kräftig in aufrechter Stellung und thue unermüdet das Deinige, damit es besser werde. 150.

*) Das Wort ist zwar nur provinziell, doch so deutlich bezeichnend, daß ich es mit keinem andern vertauschen mag.

Dreißig politische Zeitsonette, von einem Sachsen. Amicus veritas. Neustadt an d. O., Wagner. 1831. 8. 3 Gr.

Ausgeburten eines edeln, für wahre Freiheit reinbegeisterten Geistes, der weder für Ungerechtigkeiten von Oben, noch für Gewaltthaten von Unten ist. Die Dichtungen selbst sind, wie auch bei dergleichen wol kaum anders möglich ist, mehr vom Gepräge der Reflexion als der Poesie; gelungen nennen wir das 8., 11., 20. und das letzte, in welchem der Verf. sein credo so ausspricht:

Ob sie sich Fürsten oder Adel nennen,
Ob Pfaffen sie, ob Jakobiner sind,
Als ihren Feind will ich mich frei bekennen.

Und wenn ein Tropfen Bluts in mir noch rinnt,
Trotz ihrer Macht und ihres Zornes Wüthen,
Heß dieser Brut und ew'gen Kampf entbieten.

Abgesehen vom innern Werthe ließe sich über Form, Reime und Aehnliches öfters mit dem Verf. rechten. Wir möchten uns wenigstens keine Reime, wie: Wühen und Wesen (1), entblühen und thäten (16), Zeiten und ausscheiden (21), erlauben. Auch die Wortstellung hätte öfters weit leichter sein können, da das Verständniß darunter gelitten, daß Manches zu sehr versetzt ist. Im 15. Sonette ist in der zweiten Stanze offenbar ein Versehen vorgefallen, ein Vers derselben ist zu lang, der andere zu kurz. Schade, daß bei der sonst eleganten Ausstattung nicht besser für Correctheit gesorgt worden ist. 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reine Arzneimittellehre von Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* und Dr. *Karl Friedrich Trinks*. Dritter Band. Gr. 8. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band (1828—29) kosten auch jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

In der Brüggemann'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und versandt:

Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abraham Voß. Dritter Band in 2 Abtheilungen. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bibliothek naturhistorischer Reisen

für die reifere Jugend.

Auch unter dem Titel:

Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents.

Zur belehrenden Unterhaltung für die reifere Jugend bearbeitet von

G. A. Wimmer,

evangelischem Prediger in Oberschützen.

Vier Bände.

Mit Humboldt's Portrait, neun prächtigen Ansichten und drei Karten.

12. Wien, 1830.

Preis: In Umschlag broschirt 4 Thaler Sächsisch.
" " cartonnirt 4 Thaler 8 Gr. Sächsisch.

Der an der Spitze stehende Name des mehr berühmten als bekannten großen Reisenden verbürgt den Werth des Buches, in welchem nicht nur junge Gemüther, sondern auch Alle, denen es um geistigen Genuß zu thun ist, Belehrung und Erholung finden können. Man hat nichts versäumt, um das Werk auf eine würdige Weise auszustatten. Die prächtigen, von vorzüglichen Künstlern Wiens gestochenen Kupfer dienen ebenso zur Zierde als Belehrung, und bestehen nebst dem wohlgelungenen Portrait aus neun Ansichten, der Karte von Columbien und zwei Grundrissen. Die Schönheit der Abbildungen, wie auch Druck und Papier können nebst dem äußerst billigen Preise dem Werke nur zur Empfehlung gereichen.

Diese vier Bändchen bilden ein Ganzes, welches sich ganz besonders zu Weihnachts-, Geburts- und Namenstaggeschenken eignet.

Jahrbücher der Literatur. Fünfundfunfzigster Band. 1831. Juli. August. September.

Inhalt.

Art. I. Geschichte der Kreuzzüge, von Dr. Friedrich Wilken. Sechster Theil. Leipzig, 1830.

II. Manuel de numismatique ancienne, par *M. Hennin*. Paris, 1830.

III. 1) Notes on the Bedouins and Wahábys by the late John Lewis Burckhardt. London, 1830.

2) Arabic proverbs or the manners and customs of the modern Egyptians, translated and explained by the late John Lewis Burckhardt. London, 1830.

IV. Geschichte der Philosophie. Von Dr. Heinrich Ritter. 2 Theile. Hamburg, 1829 und 1830.

V. 1) Memoir of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles. London, 1830.

2) The life of Major-General Sir Thomas Munro, by the rev. G. R. Gleig. London, 1830.

VI. Geschichte des osmanischen Reichs, durch Joseph von Hammer. Siebenter Band. Pesth, 1831.

VII. 1) Geschichte der Westgothen, von Dr. Joseph Aschbach. Frankfurt.

2) Geschichte der Ommaijaden in Spanien, von Joseph Aschbach. Frankfurt.

VIII. Geschichte der Magyaren, von Johann Grafen Mailáth. 5 Bände. Wien, 1828—31.

IX. Rameidos Valmiceiae libri septem, recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit *Aug. Guil. de Schlegel*. Voluminis primi Pars prior. Bonn, 1829.

X. 1) Praktischer Cursus zum ersten Unterricht in der italienischen Sprache. Nach einer ganz neuen praktischen Methode bearbeitet von Ctl. v. Fornasari-Verce. Wien, 1831.

2) A complete dictionary of the English and German and German and English languages. In two volumes. Vol. I. English and German. By *J. G. Flügel*. Leipsic, 1830.

XI. Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1831.

XII. Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen, nach Dresden und Prag, von A. Hirt. Berlin, 1830.

XIII. Mathematisches Wörterbuch. Leipzig, 1831.

XIV. Ludwig Anthom. Ein Fragment aus einer Biographie. Leipzig, 1831.

XV. Historia de la literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolés *Hugalde y Mollinedo*. Madrid, 1829. Tomo I.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LV.

Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens.

Illustrazione di una statuetta di Giano Patulcio letta dal socio ordinario D. Salvatore Cirillo. Napoli 1831.

Alterthümer in der österreichischen Monarchie. (Fortsetzung.)

Falsche Denkmäler.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die barmherzigen Schwestern, in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Mit 3 Abbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Ehrenkreuz, v., Beschreibung des letzten russisch-türkischen Krieges, vom Ausbruche desselben bis zum Frieden von Adrianopel; nebst einigen kurzen biographischen Schilderungen der berühmtesten Helden dieser Periode. Mit 6 lithogr. Karten und Beilagen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Auserlesene Reden über die Episteln auf alle Sonn- und Festtage. 2 Theile. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Auserlesene Reden der Kirchenväter. 3ter Jahrgang, enthaltend Reden auf die Heiligenfeste. 12 Hefte. 2 Thlr. 20 Gr.

Malerische Ansichten der Mosel, in 8 Lieferungen, jede von 3 Blättern. Subscriptionspreis für die Lieferung schwarz 20 Gr., illuminirt 1 Thlr. 16 Gr., ausgemalt 2 Thlr.

Hiervon sind die 4 ersten Lieferungen erschienen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. Elftes Heft. Mit 1 Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Rauschnick, Allgemeine preußische Hauschronik. Fünftes Heft, oder: Zweiten Theiles erstes Heft.

Enthält:

Die Geschichte des preußisch-brandenburgischen Staates von dem Anfange des dreißigjährigen Krieges bis zur Erhebung Preußens zum Königreiche. Preis 6 gute oder 7½ Sgr.

Nächstens wird auch das sechste Heft erscheinen. Zu jeder Zeit können neue Abnehmer hinzutreten. Der Stoff wird interessanter mit jedem Hefte, und der Bearbeitung wird der verdiente Beifall nicht entgehen.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung in Halle.

Im Verlage von G. F. Aderholz in Breslau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cholera-Blatt.

Enthaltend alle Bestimmungen, Anordnungen u. s. w. der Centralcommission zur Abwehrung der Cholera für Schlesien sowie die Erlasse u. s. w. der Ortscommission in Breslau. Preis für das erste Vierteljahr von 30 Nrn. 1 Thlr.

Francolm, Dr. J. A., Die mosaische Sittenlehre, zum Gebrauche beim Religionsunterrichte für Lehrer und Schüler. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Hoffmann, C. J., Sammlung vierstimmiger Gesänge, zum Gebrauche bei dem öffentlichen Gottesdienste auf katholischen Gymnasien, sowie bei Begräbnissen. 2te Auflage. 4. Geh. 12 Gr.

Lichthorn, F. W., Blumen auf christlichen Gräbern, oder das Traueramt mit mehren Grabgesangen zum Troste und zur Erbauung für katholische Gemeinden. 8. Geh. 8 Gr.

Pachaly, Fr. W., Das schlesische Provinzialrecht, nebst einem Auszuge aus den Bestimmungen des statutarischen Rechts der Stadt Breslau. 8. 1 Thlr.

Quint, F. G. W, Der Geist macht lebendig! eine Sammlung von Festpredigten nebst Liedern, nach der Form der neuen preußischen Agende, mit einem Vorwort von Dr. Ludwig Wachler. 8. 244 S. und 1 Musikbeilage. 20 Gr.

Springauf, L. W., Schlesiens Dichter im 19. Jahrhunderte, oder kurzgefaßte Nachrichten über die in Schlesien seit 1800—30 gestorbenen und lebenden Dichter. 12. Geh. 8 Gr.

An alle Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz wurde versandt:

Vergißmeinnicht.

Taschenbuch für 1832.

Herausgegeben von Karl Spindler.

Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Drei Erzählungen des genialen Herausgebers bilden den Inhalt dieses Taschenbuchs. Es ist geschmückt mit Stahl- und Kupferstichen der trefflichen Meister Fleischmann, Armann, Passini und Beyer.

Stuttgart, im Oktober 1831.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Deutschlands Erntefest. Eine politische Dichtung von Ernst Ortlepp.

Motto:

Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
(Schiller.)

2 Bogen in Royal-8. Velinpapier. Elegant broschirt. 6 Gr.

Theologie. Vollständiger Commentar über den Apostel Paulus.

Schrader, Karl, Der Apostel Paulus. Erster Theil, oder chronologische Bemerkungen über das Leben des Apostels Paulus. Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 3 Gr.

Von diesem aus 4 Bänden bestehenden Werke befindet sich jetzt der zweite Band in der Druckerei und soll im Januar k. Jahres ausgegeben werden, den dritten will der Hr. Verfasser zu Anfang k. Jahrs liefern, sodaß er in der Ostermesse erscheinen kann, und der vierte wird in Jahresfrist nachfolgen.

Aufgemuntert durch die ausgezeichnet günstigen Recensionen, welche der erste Band bereits erhalten, erlaube ich mir nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß wer vor Erschei-

nung des zweiten Theils obigen ersten Band kauft, und dabei die übrigen 3 Theile bestellt, diese zum Subscriptionspreise. | Ribbeck's Magazin von Fest- und Casualpredigten u. s. w. nebst den Textlexicon

Literärische Anzeige.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und

in allen soliden Buchhandlungen

zu haben:

Gemälde der physischen Welt,

oder

unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde.

Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet

von

Johann Gottfried Sommer.

Sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Gemälde der organischen Welt.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Prag, 1831. (40 Bogen stark.) Preis 2 Rthlr.

Auch dieser sechste Band, welcher die neue Auflage des ganzen Werkes beschließt, ist vom Herrn Verfasser aufmerksam durchgesehen und theils mit einzelnen Berichtigungen, deren sich fast auf jeder Seite finden, theils mit erweiternden größern Zusätzen ausgestattet worden, so daß der aufmerksame und sachkundige Beurtheiler überall die wichtigsten neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturgeschichte an ihrem Orte nachgewiesen finden wird. Auch ist zur Erleichterung des Nachschlagens ein Register hinzugekommen.

Die Schnelligkeit, mit welcher die erste Auflage dieses bändereichen Werkes vergriffen worden ist, spricht wohl mehr, als es die lobpreisendsten Anzeigen und Empfehlungen vermöchten, für die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit desselben. Es bewährt sich immer mehr, daß wie fruchtbar auch die deutschen Pressen an literärischen Erzeugnissen aller Art in der neuesten Zeit gewesen sind, dennoch Hrn. Prof. Sommer's Gemälde der physischen Welt als populäre Schrift unübertroffen da steht. Das Werk enthält nicht nur aus dem ganzen weiten Gebiete der Astronomie, der physischen Erdkunde, der Naturlehre und der Naturgeschichte Alles dasjenige, was jedem Menschen, der sich unter die Gebildeten zählen will, von diesen Gegenständen zu wissen unentbehrlich ist, sondern der Hr. Verfasser hat auch eine solche Form der Behandlung und eine so gemeinfaßliche Darstellung gewählt, daß durchaus keine gelehrten Vorkenntnisse zum Verstehen desselben erfordert werden. Vielfältige mündliche und schriftliche Aeußerungen, die dem Hrn. Verf. sowohl als der Verlagshandlung, zum Theil von ganz unbekannten und in weiter Ferne wohnenden Lesern zugekommen sind, enthalten das Geständniß, durch die Lektüre dieses Werkes Lust und Liebe zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und gründliche lichtvolle Belehrung über so Manches, das ihnen bisher am Himmel und auf der Erde unbekannt oder unverständlich war, erhalten zu haben. Bei der hohen Stelle, welche die Naturwissenschaften heut zu Tage in der Reihe der menschlichen Kenntnisse einnehmen; bei dem großen Einflusse, den die Bekanntschaft mit der Natur fast auf alle Künste und Gewerbe ausübt; bei der innigen Verbindung, die zwischen Naturkenntniß, Geistesbildung und Religiosität Statt findet, verdient ein Werk, wie das hier angezeigte, gewiß allen Gebildeten jedes Standes und Geschlechtes, ja selbst jenen Gelehrten, zu deren Beruf die Naturwissenschaften nicht eigentlich gehören, welche aber doch eine allgemeine Kenntniß derselben, nach ihrem neuesten Zustande, zu erlangen wünschen, angelegentlich empfohlen zu werden.

Schlüßlich geben wir noch eine Uebersicht der einzelnen Bände dieses Werkes.

1. Band: Das Weltgebäude. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (38 ½ Bogen.) Mit 12 Kupfer- u. Steintafeln. 1827. 2 Thaler sächs. — 2. Band: Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (36 Bogen.) Mit 14 Kupfer- und Steintafeln. 1828. 2 Thaler sächs. — 3. Band: Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (37 Bogen.) Mit 7 Kupfer- und Steintafeln. 1829. 2 Thaler sächs. — 4. Band: Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel. (31 Bogen.) Mit 6 Kupfer- und Steintafeln. 1830. 1 Rthlr. 16 gr. — 5. Band: Geschichte der Erdoberfläche. (30 Bogen.) Mit 7 Kupfer- und Steintafeln. 1831. 1 Rthlr. 16 gr. — 6. Band: Gemälde der organischen Welt. (40 Bogen.) 1831. 2 Thaler sächs.

Alle 6 Bände kosten jedoch, wenn sie auf Einmal genommen werden, in englischen Pappeband gebunden, nur Acht Thaler sächs.

Im Monat Dezember wird an alle solide Buchhandlungen versandt:

Taschenbuch
zur Verbreitung
geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- u. Völkerkunde.

Herausgegeben von

Johann Gottfried Sommer.

Zehnter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahltafeln. Kl. 8. 1832. (Gedruckt bei Vieweg und Sohn in Braunschweig.) Gebunden 2 Rthlr.

Der hier angezeigte Jahrgang dieses immer mehr Freunde gewinnenden Taschenbuches hat nicht nur von Seiten der Verlagshandlung ein gefälligeres und zierlicheres Gewand erhalten als das, worin seine ältern Brüder bisher auftraten, sondern auch der Herr Verfasser hat Sorge getragen, dem Innern jene Vorzüge zu bewahren, welche dem Buche seit nunmehr 10 Jahren eine so freundliche Aufnahme bei allen Klassen von Lesern verschafft haben. Was dem gegenwärtigen Jahrgange zur besondern Zierde gereicht, ist ein Original-Aufsatz über die zum Fürstenthum Piemont gehörige, noch nirgends im Einzelnen beschriebene Riviera d' Orta (Ufergebiet des romantischen Sees Orta, westlich vom südlichen Theile des Lago maggiore), aus der Feder des kenntnißreichen Geodäten, und namentlich durch seine Monographie des Monte Rosa, dem geographischen Publikum aufs ehrenvollste bekannten k. k. Brigadiers und Generalmajors, Freiherrn von Welden. Eben so hat Herr Professor Petter, zu Spalato in Dalmatien, einen sehr gehaltvollen Aufsatz über das noch so wenig durchforschte Montenegro mitgetheilt.

Die übrigen Aufsätze enthalten: 1) eine Darstellung der außerhalb des österreichischen Kaiserstaates bei weitem noch nicht genug bekannten Alpenstraße, welche aus Tyrol über das Stilfser Joch nach Mailand führt, und sowohl der Anlage als der Ausführung nach, da sie weit über die Gränze des ewigen Schnees hinaus geht, den berühmten Straßen über den St. Bernhard, Simplon und Splügen den Rang abläuft; 2) eine Schilderung Venedigs nach seinem neuesten Zustande; 3) eine Uebersicht der Russischen Häfen am Schwarzen Meere, nach dem englischen Schiffskapitän Jones, und 4) ein Gemälde der einsamen australischen Insel Pitcairn, welche in neuerer Zeit durch die von John Adams, einen der Meuterer gegen Lieut. Bligh, im Jahre 1789, gegründete kleine Ansiedlung merkwürdig geworden ist.

Die als Einleitung diesen Aufsätzen vorausgehende Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen gibt Nachricht von mehr als fünfzig Reisenden, welche im letztverflossenen Jahre für die Bereicherung unsers geographischen Wissens Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt, zum Theil auch wirklich geopfert haben.

Die Kupfer (das Bildniß des John Adams, See von Orta, eine Partie der Alpenstraße über das Stilfser Joch, zwei Ansichten aus Venedig, und die Insel Pitcairn) sind von den HH. Döbler in Prag, Hoyzl in Wien und Poppel in Carlsruhe gestochen.

Allgemeines Forst- und Jagd-Journal.
Zeitblatt
für Forst- und Landwirthe, Jagdliebhaber, Herrschaftsbesitzer und Freunde der Industrie.

Herausgegeben von

Christoph Liebich,

k. k. quiesc. Kammeral-Forstingenieur von Böhmen, Forst-Inspector einiger Herrschaften; korrespondirendem Mitgliede der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft von Krain, korrespondirendem Ehrenmitgliede der naturforschenden Gesellschaft in der Oberlausitz, wirkendem Mitgliede des pomologischen Vereins im Königreiche Böhmen ꝛc. ꝛc.

Erster Jahrgang, 1831, in 4 Heften.

Der Jahrgang enthält 24 bis 26 Bogen Text in gr. 4. mit den nöthigen Beilagen. Der Pränumerations-Preis ist: ganzjährig 2 Rthlr. 16 gr.

(Das 1te bis 3te Heft sind bereits erschienen und das 4te wird Mitte Dezember ausgegeben werden.)

nung des zweiten Theils obigen ersten Band kauft, und dabei die übrigen 3 Theile bestellt, diese zum Subscriptionspreise.

Ribbeck's Magazin von Fest- und Casualpredigten u. s. w., nebst den Fortsetzungen von Hanstein, Eylert u. s. w.,

Anleitung
zum
Mästen des Rindviehes,
der Schafe, Schweine, Gänse, Hühner und Truthühner.
Nebst einem Anhange
über die
Räucherungsart des Hamburger Rindfleisches, der Westphälischen Schinken und der Pommerschen Gänsebrüste.

Nach den Lokalverhältnissen Böhmens bearbeitet
von
Anton Seibt,
Wirthschaftsbuchhalter.

(Aus den Oekonomischen Neuigkeiten 1831 besonders abgedruckt.)
gr. 8. Prag, 1831. (6¼ Bogen). Broschirt 12 ggr.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werkchen, auf eine leichtfaßliche Art, seine beinahe dreißigjährigen Erfahrungen in diesem Wirthschaftszweige zusammengestellt, und hofft dadurch dem ökonomischen Publikum wesentliche Dienste zu bringen. — Vorzüglich erschöpfend ist die Rindviehmastung abgehandelt, und auf praktischem Wege gewiesen worden, wie eine gut eingerichtete Mastanstalt, ohne die Getreiderente im Mindesten zu schwächen, mit Erfolg betrieben werden kann.

Bei den gegenwärtigen Zeitumständen, wo der Eintrieb von fremden Vieh vermindert, das Schlachtvieh gesucht und auf solche Art die Fleischproduktion besonders begünstigt wird, dürfte das Erscheinen dieser Schrift dem landschaftlichen Publikum nicht unwillkommen sein. Im heurigen Jahre läßt sich um so mehr erwarten, daß bei wohlfeilen Futtermaterialien, besonders in Böhmen die Mastung des Rindviehes sich sehr gut rentiren werde, nicht nur ein ansehnlicher Reinertrag erzweckt werden, sondern auch durch Anwendung des kraftvollen Mistes eine Verbesserung der Aecker zur Folge haben wird.

Fleischhauer in Landstädten, welche sich mit der Rindviehmastung selbst beschäftigen, oder dazu Gelegenheit haben, finden in dieser Schrift Belehrung finden, in welchen Zustand man die Mastungsmittel versetzen muß, damit sie schmackhafter werden, und wie man mit weniger Futter das Vieh eben so schnell und noch schneller fett machen kann, als durch einen häufigen Futterverbrauch im rohen Zustande. Zur bessern Uebersicht lassen wir den Inhalt folgen:

Vortheile der Mastung überhaupt. — Hinderniße, die einer Mastungsanstalt bisher in Böhmen im Wege standen. — Von der Mastung des Rindviehes, und zwar Mastfähigkeit der Thiere. — Einrichtung der Mastställe und Beobachtung der Reinlichkeit. — Von der Mastzeit. — Eintheilung der Mastung. — Von der Mastung *a*) als Gewerbe in Brantweinhäusern, *b*) mit Oehlkuchen, *c*) mit verschiedenen Abfällen. — Von der mit der Landwirthschaft verbundenen Mastung. — Von der Weidemastung. — Von der Stallmastung. — Von den Futtermaterialien zur Mastung. — Nahrungsfähigkeit der Futtermaterialien. — Zubereitung derselben als Futter *a*) durch Zertheilung, *b*) durch Einweichen, *c*) durch Brühen, *d*) durch Einsalzen, *e*) durch Gährung, durch Kochen. — Vorbereitung des Mastviehes. — Quantität des zu reichenden Futters. — Fütterung während der Mastzeit. — Reizmittel zur Beförderung der Verdauung. — Zeit der Mastdauer. — Verschiedene Rücksichten in einer Mastanstalt. — Verkauf des fetten Viehes. — Etwas über die höhere Rindviehmastung. — Mastung der Kühe. — Von der Mastung der Schafe. Von der Weidemastung dieser Thiere. — Von der Stallmastung. — Von der Schweinemastung. Von der Waldmastung dieser Thiere. — Von der Stallmastung. — Vom Mästen des Hausgeflügels. Mästen der Gänse. — Mästen der Hühner. — Mästen der Truthühner. — Vom Räuchern des Fleisches. Räucherung des Hamburger Rindfleisches. — Räucherung der Westphälischen Schinken. — Räucherung der Gänse.

Geschichtliche Darstellung
einer neuen Schafkultur,
oder
das zwei- und dreischürige Electoral-Schaf.
Von
J. M. Freiherrn von Ehrenfels.

(Aus den Oekonom. Neuigk. 1831 besonders abgedruckt.) gr. 8. Prag, 1831. (6¼ Bogen) Broschirt 12 ggr.

— — — Preis für das erste Vierteljahr von

Revisionis Saxifragarum
iconibus illustratae,
Supplementum secundum.

Auctore

Casparo comite de Sternberg,

suae c. r. Majestatis apostolicae consiliario ab intimis actuali, societatis Musei bohemici et c. r. [illegible] nomico-patrioticae praeside, societatum et academiarum litterariarum plurimarum sodali.

Fol. maj. Pragae, 1831. In Commissis.

Symbolae botanicae,
sive
icones et descriptiones plantarum novarum vel minus cognitarum.

Auctore

Carolo Bor. Presl,

Medicinae Doctore, in Museo Bohemico Custode.

Fasciculus IV. Quart. maj. Pragae, 1831. 4 Rthlr. 6 gr.

Die Combinations- und Sicherheits-Schlösser.

Herausgegeben von

Thomas Hölzel,

korrespondirendem Mitgliede der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Laibach.

Mit einer Vorrede von

J. A. Altmütter,

Professor der Technologie am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

1—5tes Heft, auch unter dem Titel:

Abbildungen von Schlosserwaaren im neuesten Wiener, Pariser und Londoner Geschmack. Ein Handbuch für Baukünstler, Ingenieurs, Wirthschaftsbeamte, Eisenfabrikanten, Eisenhändler und vorzüglich für Schlosser.

23 bis 28stes Heft. Quer-Quart. Prag, 1831. (In Commission.) Broschirt 3 Rthlr. 8 gr.

Der Preis der bis jetzt erschienenen 28 Hefte des Schlosserbuches ist, wenn sie auf Einmal genommen werden: 12 Rthlr. — In einzelnen Lieferungen genommen, ist der Preis: Für das 1—12te Heft 6 Thlr. sächs. 13—18te Heft 3 Thaler sächs. 19—22te Heft 1 Rthlr. 16 gr. 23—28te Heft 3 Rthlr. 8 gr., wofür es jede solide Buchhandlung liefern wird. Einzelne Hefte können nicht verkauft werden.

Prag, wie es war und wie es ist,

nach Actenstücken und den besten Quellenschriften geschildert von

Professor Julius Max Schottky,

I. Band. gr. 8. Prag, 1831. Ausgabe mit Kupfern 3 Rthlr. 6 gr., ohne Kupfern 2 Rthlr. 6 gr.

(Der 2te und letzte Band ist unter der Presse und erscheint Ende December.)

Die Burg Karlstein nebst ihren Umgebungen

geschildert von

Professor Julius Max Schottky,

Mitgliede der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtsforschung, der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache.

(Aus der Monatschrift des böhm. Mus. besonders abgedruckt.) gr. 8. Prag, 1831. (3 Bogen stark.) Brosch. 6 gr.

nung des zweiten Theils obigen ersten Band kauft, und dabei die übrigen 3 Theile bestellt, diese zum Subscriptionspreise, der um ein Drittel geringer als der Ladenpreis ist, erlangen wird.

Leipzig, 29sten Oktober 1831.

Ch. E. Kollmann.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist vor Kurzem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdotenalmanach

auf

das Jahr 1832.

Gesammelt und herausgegeben

von

Karl Müchler.

Mit 1 Titelkupfer. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

„Dieser Jahrgang", heißt es in der Zeitg. f. d. eleg. Welt 1831, Nr. 183, „steht seinen Vorgängern in keiner Hinsicht nach, denn auch er enthält unter den 366 Stücken manches recht Pikante, Erheiternde, Rührende, Charakteristische, auf eine anspruchlose und um so wirksamere Weise vorgetragen; deshalb wünschen wir dem Büchlein ein recht freudiges Willkommen, das jetzt wohl Alles verdient, was auch nur auf einen Augenblick Erheiterung gewähren mag".

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein

biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritten Bandes sechstes Heft.

(XXII.)

Gr. 8. 100 Seiten. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Das Brüderpaar Ludwig und Ebenezer Reynier. Von Karl Falkenstein.

Joseph Longhi. Von Heinrich Hase.

Biographische Andeutungen.

Admiral Collingwood.

Ludwig Philipp Graf von Ségur.

Das siebente und achte Heft des dritten Bandes erscheinen im Dezember 1831.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Folgende wohlconditionirte und größtentheils schön gebundene Werke und Zeitschriften aus dem Nachlasse eines Gelehrten stehen gegen baare Zahlung Demjenigen zum Verkauf, welcher dafür bis zum 1. März 1832 am meisten bietet. Man wendet sich deshalb in portofreien Briefen an die Buchhandlung von G. D. Bädeker in Essen.

Meusel's Gelehrtes Deutschland. 22 Bände in Halbfranzband.

Heinsius' Allgemeines Bücherlexikon. N. A. 7 Bände in Halbfranzband.

Schröckh, Christliche Kirchengeschichte. 35 Bände. Halbfzb.

Teller's Magazin für Prediger, nebst den Fortsetzungen von Löffler, Ammon, Tzschirner und Röhr. 38 Bände.

Nibbeck's Magazin von Fest- und Casualpredigten u. s. w., nebst den Fortsetzungen von Hanstein, Eylert u. s. w., bis zum J. 1826. 24 Bände.

Für Christenthum, eine Oppositionsschrift von Schröter und Klein, später von Bretschneider und Schröter. 1817—28. 10 Bände.

Theologische Annalen. Rinteln, 1789—92. (Vom Jahrgang 1791 fehlt das 2te Heft.)

Neue theolog. Annalen. Marburg, 1798—1807, 1815—28. (Vom Jahrgang 1817 fehlen 2 Hefte.)

Neueste theol. Annalen. Zürich, 1826—29.

Journal für Prediger. 8ter—22ster Band. Halle, 1772—89.

— —, 61ster—78ster Band. Halle, 1818—31.

Literaturzeitung, allg. hallische. Jahrgang 1804—28. Compl. geb. 24 Bände.

Homiletisch-kritische Blätter. Stendal, 1791—1809.

Röhr's Neueste Predigerliteratur. 1818 u. 19.

— —, Kritische Predigerbibliothek. 1820—31. 12 Bände.

Zimmermann's Monatsschrift für Predigerwissenschaften. 1ster—6ter Band.

— —, Theol. Literaturblatt. 1825—31.

Beck's Allg. Repertorium. 1819—24.

Wiener's und Engelhardt's Kritisches Journal. 1824—29.

Bengel's Archiv für Theologie. 1816—26. (Der 1ste Band fehlt.)

Hermes. Nr. 1—16.

Interessante literarische Neuigkeiten.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele; elfter Jahrgang; für 1832. (Diesmal herausgegeben von F. W. Gubitz.) Inhalt: Der Kammerdiener. Posse in 4 Akten, von P. A. Wolff. — Das Aprilmärchen, oder der gefährliche Harnisch. Phantastisches Lustspiel in 4 Akten von Dr. Schiff. — Frauenliebe. Schauspiel in 4 Akten von Albini. — Demoiselle Bock. Lustspiel in 1 Akt von J. E. Mand. — Er hat den Hals gebrochen. Schwank in 1 Akt von E. Norbeck. — 1 Thlr. 16 Gr.

Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Dan. Leßmann. Erster Theil. (Südfrankreich.) 1 Thlr. 16 Gr.

(Der zweite und letzte Theil erscheint nächstens.)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Zeitspiegel.

Wöchentliche Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte und des Lebens.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

Zweiter Jahrgang.

Diese mit so allgemeiner Theilnahme aufgenommene und hochgeschätzte Zeitschrift, von welcher jährlich 52 Hefte herauskommen und die am Schlusse eines jeden Jahres 6 große Octavbände bilden, erscheint wie bisher, auch im nächsten Jahre, in wöchentlichen Lieferungen, jede zu 3 Bogen, in einem eleganten Umschlag.

Da der Herausgeber seinen Wohnort nach Baden-Baden verlegt hat, so ist der Verlag hiervon an die C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung in Karlsruhe übergegangen, welche vom 1. Januar 1832 an den Zeitspiegel mit der nämlichen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 324. —— 20. November 1831.

Der Christbaum des Lebens. Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde, von H. König. Frankfurt a. M., Brönner. 1831. Gr. 12. 2 Thlr.

Referent, indem er die in der Ueberschrift genannte Schrift einer wiederholten Lecture unterwarf, beschäftigte sich gleichzeitig mit der Prüfung einer Probe, die ihm von einer projectirten neuen Ausgabe der Jakob-Böhme'schen Werke vorgelegt worden war, und traf gerade in derselben auf einen Ausspruch des berühmten görlitzer Schuhmachers, der ihm ungemein charakteristisch für die Beurtheilung der geist- und lebensvollen König'schen Arbeit erschien. Er kann sich nicht enthalten, denselben seinen Lesern mitzutheilen, und bittet sie, sowie den wackern König nur noch in Voraus, nicht zu vergessen, daß er, bei der Anführung dieses Ausspruchs, die Regel einer jeden guten Hermeneutik, nach welcher überall die mildere Bedeutung der herbern vorgezogen werden muß, nicht aus den Augen verloren habe. Jeder gerechte Kritiker hat es wol erfahren, wenn er jemals Jakob Böhme näher beaugenscheinigte, daß bei diesem jene Regel ganz vorzüglich ihre Anwendung findet. Der Ausspruch, den wir meinen, steht in dem „Gespräche eines Meisters und Jüngers vom übersinnlichen Leben", und lautet also: „Der Meister sprach: Ist's, daß du blos äußerlich über alle Creaturen herrschest, so bist du mit deinem Willen und Herrschung in thierischer Art und stehest nur in bildlicher, vergänglicher Herrschung; auch führest du deine Begierde in thierische Essenz, davon du inficirt und gefangen wirst und auch thierische Art bekommst. Ist's aber, daß du die bildliche Art verlassen hast, so stehest du in der Ueberbildlichkeit und herrschest in dem Grunde über alle Creaturen, aus dem sie geschaffen sind, und mag dir auf Erden nichts schaden, denn du bist mit allen Dingen gleich und ist dir nichts ungleich".

Es ist ein unbestreitbarer Vorzug der neuesten Speculation, daß sie aus den luftigen, leeren Regionen eines kalten Formalismus zu einer vollern und lebendigern Anschauung der Natur zurückgekehrt ist und ihren in ihrer Abstraction völlig todten Ideen und Begriffen durch Ueberkleidung mit einem wirklichen Leibe mehr individuelles Leben und wesentliche Offenbarung zu verleihen gewußt hat. Jene völlig abstrahirte und abstrahirende allgemeine Begrifflichkeit, die über ein halbes Jahrhundert die speculirende Welt beherrschte und an den isolirten Nominalismus der aristotelischen Scholastiker erinnerte, spukt dermalen blos noch in der freilich sehr großen Partei der — man entschuldige den gemeinen Ausdruck — Stockrationalisten, der wahren liberalen Ultras und Jakobiner auf dem Gebiete des Wissens, die in dem leeren Wortmörser ihrer Freiheit und Gleichheit zuletzt alles Leben zerstampfen, beurkundet aber ihre Verwandtschaft mit dem vor dem mildern Frühling flehenden Winter deutlich genug dadurch, daß sie in den März- und Aprilstürmen revolutionnairer Regen- und Hagelschauer sich entladet und die flutende Masse los- und freiläßt, was ein halbwegs ängstliches Gemüth mit Furcht vor völliger Auflösung gar leicht erfüllen kann. Gebe nur der Himmel, daß die ihre Entladung begleitenden Nachtfröste nicht zu viel edle Keime tödten und die Jahreshoffnung sogleich in ihrem Aufblühen allzusehr schwächen! Wir meinen aber mit jener aufkeimenden bessern Speculation ein lebendigeres Eingehen in die Einheit des göttlichen und natürlichen Princips der Dinge, wobei jene Anatomie, die doch nur das Todte trennen und scheiden kann, vermieden, alle jene müßigen und utopischen Grenzen des mittelbar und unmittelbar, des äußerlich und innerlich, als solche, recht eigentlich ignorirt, und der eine und selbe Geist des Lebens in jeder seiner unendlichen Offenbarungen als dieser eine und selbe aufgefunden und nachgewiesen wird. Jene erwachte lebendigere und erfülltere Speculation unserer Zeit, meinen wir, schaut in die ganze leibliche Natur, nach all' ihrer unendlichen Gliederung, gleichsam das Göttliche hinein, sowie sie zugleich in Gott die Natur in ihrer Einheit erblickt, und wenn sie auf jenem Wege die Individualität und Persönlichkeit in einer sichern Abstufung und Unterordnung findet, so geht ihr auf diesem zugleich die völlige Gleichheit aller Dinge in der höchsten Verklärung auf, und die Welt wird ihr zu einem großen, lebendigen Haushalte, in welchem die zahllosen Kräfte auf- und niedersteigen, jede in sicherer, individueller Bahn sich bewegt, um alle aber eine unendliche Liebe als ein Alles umfassender Lichtäther sich breitet, die aber, eben als solche, zugleich die höchste und wahreste Persönlichkeit selbst ist. Dabei hat sie nur eine Abweichung zu scheuen, die allerdings, inwieferne sie ent-

weder nach der einen oder der andern Seite erfolgt, in ihrer Erscheinung als eine zwiefache, immer aber unbeschadet ihrer wesentlichen Einheit sich darstellt. Diese Abweichung ist jene, dem Menschen allerdings sehr verführerische Vorliebe für die Leiblichkeit, bei welcher sich nur allzu fertig ein wahrhaft böser Geist wie ein mephitischer Hauch entbindet, der dann mit großer Geschäftigkeit ein fremdes, verzehrendes Feuer in das Heiligthum trägt, und jenachdem er entweder das Göttliche zum Fleisch oder das Fleisch zum Gott macht, in jenem Falle zu dem mit Recht verschrienen Mysticismus, in diesem zu einem kaum erst verlassenen, nur mit dem neuen Elemente lüsterner Sinnlichkeit erweiterten Rationalismus hinleitet. Jakob Böhme hat in der angeführten Stelle mit seiner „blos äußerlichen Herrschung über die Creatur" diesen Abweg, diese schädliche Vorliebe für die Leiblichkeit sehr treffend bezeichnet, und namentlich ist die vorhin von uns an der zweiten Stelle aufgeführte Neigung derselben von ihm auf das Bestimmteste hervorgehoben worden, wenn er meint, jene bloße Aeußerlichkeit führe die Begierde in die thierische Essenz, wovon dann der Mensch inficirt und gefangen werde und auch thierische Art bekomme. Die wahre und ungetrübte, in der rechten Gleichheit mit allen Dingen begriffene Speculation kann hingegen wol kaum richtiger und schlagender dargestellt werden als mit Dem, was er vom Stehen in der Ueberbildlichkeit und dem Herrschen in dem Grunde, wobei die bildliche Art verlassen worden ist, redet. Denn das ist eben ihre eigentliche Art und Natur, daß sie nicht Bild und Schatten und Gleichniß, durch dessen Festhalten alle Täuschung und alles Wahnwissen mit Nothwendigkeit entsteht, sondern das Wesen selbst ergriffen hat und in ihm als in dem rechten Grunde sich befindet.

Wir können noch nicht sogleich zur Anwendung der hier aufgestellten allgemeinen Ansichten übergehen; wir müssen noch Einiges zur Verdeutlichung derselben beibringen. Wenn jener in seiner Auflösung begriffene Stockrationalismus — wir wissen wirklich keinen bessern Ausdruck zu finden — dermalen zum allgemeinen Landregen geworden ist, der in auflösenden und somit zugleich die Bedingungen einer neuen Bildung herbeiführenden Strömen über unsere Zeit sich ergießt und wol noch nicht sobald sein Ziel finden wird, so mag ein erleuchteter Glaube hinter dem trüben, grauen Nebelschleier der ausströmenden Wolken die Sonne der reinen, ungetrübten Wahrheit in sicherer Ahnung wahrnehmen, und sie selbst mag auch in manchem edeln Gemüthe sich in ihrer ganzen Herrlichkeit fassen, ohne jedoch anders als esoterisch zu bleiben, der äußern Offenbarung fast gänzlich entbehrend. Dafür aber treten als Vorboten, und leider! gar vielfach schwankende Vorzeichen des noch fernen Lichtes zwei Erscheinungen in unsern Gesichtskreis, die in ihrer noch allzu ungewissen und nebeligen Offenbarung sehr schwer fixirt, weit leichter aber verkannt und gemisdeutet werden können; und wirklich auch des Unwahren und Unechten so viel enthalten, daß man sich gar sehr getäuscht sehen müßte, wenn man sich ihnen mit vollem Vertrauen in die Arme werfen wollte. Diese Erscheinungen sind einmal der Mysticismus und sodann, um einen kirchenhistorischen Ausdruck zu borgen, der Gnosticismus unserer Tage, der letztere Das, was wir vorhin einen in lüsterner Sinnlichkeit sich erneuernden Rationalismus nannten. Daß beide von dem gegenwärtig die Masse beherrschenden und erfüllenden, allgemeinen Rationalismus völlig verhorresirt und mit allen möglichen Waffen angegriffen und bekämpft werden, liegt in der Natur der Sache, sowie es ebendeshalb in sich deutlich ist, daß sie vor der Hand immer als die unterliegenden und schwächern erscheinen müssen. Wir aber wollen ihnen wenigstens gerecht zu werden versuchen und so wenig ihr Wahres als ihr Falsches und Täuschendes uns verhehlen. Wir werden vielleicht verstanden, wenn wir sagen, der Mysticismus gehe, von dem Lichte der Idee getroffen, über zu der Wirklichkeit und Leiblichkeit und suche jenes in diese einzuführen, der Gnosticismus aber fasse von der entgegengesetzten Seite zuerst das Materielle auf und strebe es in dem Begriffe und der Geistigkeit zu erklären. Beide haben gewiß eine Ahnung jener wahren und lebendigen Einheit in sich, welche die Idee mit der Wirklichkeit in den innigsten Rapport versetzt und ebensowol bemüht ist, die Anschauung zu einer frischeren und lebendigen, als die äußere und leibliche Welt zu einer innerlich erleuchteten und durchsichtigen zu machen. Indeß, weil die Ahnung in beiden nur eine dunkle und unentwickelte ist, so muß sie auch, und zwar nach den verschiedenen Richtungen, in welchen die eine und die andere Ansicht sich entfaltet, an eigenthümlicher Gebrechlichkeit und Mangelhaftigkeit leiden und zugleich, weil sie doch positiverer Art ist als jener allgemeine Rationalismus, nur um so kräftigere Irrthümer zu erzeugen im Stande sein. Wenn nun aber daneben der Grund dieser Verdunkelung doch gewiß in nichts Anderm gesucht werden kann als in der Leiblichkeit und Aeußerlichkeit allein, die ja überall in ihrer Isolirung der einzige Quell aller Verfinsterung ist, so liegt wol am Tage, daß in beiden jenen Ansichten Das, was sie dem Irrthum und der Lüge anheimgibt, ein Uebergewicht der Leiblichkeit und des gemeinen Wirklichen sein müsse, das nach der eigenthümlichen Verschiedenheit derselben in der einen mehr in der Form der Starrheit und Sprödigkeit, in der zweiten aber mehr im Gewande der Lüsternheit und Beweglichkeit, nach den beiden entgegengesetzten Urqualitäten des Körperlichen, erscheinen wird. Der Mysticismus darum, indem er das göttliche Princip der Dinge zu dem natürlichen zu führen bemüht ist, von diesem letztern aber nach der Voraussetzung überwältigt wird, läßt das Göttliche recht eigentlich in dem Leiblichen erstarren, und es entsteht eine Ktistolatrie, in welcher das Aeußerliche als solches zum Gott gemacht, die Materie selbst angebetet und ein neuer, mitunter höchstschauderhafter Baalsdienst eingeführt wird. Der Gnosticismus dagegen, der in entgegengesetzter Richtung von dem Leiblichen zur Idee aufsteigt, dennoch aber die Sklavenfesseln jenes nicht zu brechen vermag, vielmehr im eigentlichen Grunde desselben befangen bleibt, zieht von dem Göttlichen keinen andern Gewinn,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 325. — 21. November 1831.

Der Christbaum des Lebens. Von H. König.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Die freundliche Festgabe, die wir gegenwärtig in den Händen haben und die „für sinnige Frauen und Freunde" (in der That, eine wunderliche Zusammenstellung! Wer sind nur die Freunde? ist der Gattungsbegriff, unter welchem beide Species sich vereinigen lassen, etwa die Pluralform: Geliebte?) bestimmt ist, gehört ohne Widerrede der echten und eigentlichen Speculation an. Am Christbaume des Lebens will uns der geistreiche Verf. offenbar solche Früchte finden lassen, für die und um derenwillen es die Mühe zu leben werth sein soll, und die Wahrheit, die er nach Platon sucht, ist eben keine andere, als die eigentlich allein diesen Namen verdient, nämlich die Lehre von dem wahren und rechten menschlichen Leben, die man sonst auch Religion zu nennen pflegt. Schwieriger ist die Frage, wo wir unserm Verf. etwa in unserm oben gezeichneten Quadrate die Stelle anweisen möchten; und wir erlauben uns, einstweilen die Hypothese aufzustellen, daß der von uns im Vorstehenden ausführlicher bezeichnete Gnosticismus leicht der hervorstechende und herrschende Charakter der hier waltenden Speculation sein möchte. Vielleicht gelingt es uns, diese Hypothese durch einige Hauptpartien des Buches hindurchzuführen — wir fühlen es, daß wir kurz, nach der langen Einleitung, recht kurz sein müssen — und wenigstens durch Aufstellung einiger Hauptzüge die Leser für unsere Ansicht geneigt zu machen.

Genau genommen besteht die Aufgabe unsers Verfassers, in Rücksicht der Form ihrer Lösung, darin, geleitet von der alle Schöpfungslust anregenden Maja in ihrem Abbilde der irdischen Liebe, mit den „Geliebten" (vgl. S. 155) zu allen bekannten Tempeln der Vorwelt zu wallfahrten und da die Stimmen des Lebens in ihren verschiedenartigsten Klängen und in ihrer von Stufe zu Stufe voller und höher anschwellenden Harmonie zu vernehmen, um hierauf im Christenthum den vollendeten und abgeschlossenen Accord mit Entzücken durchtönen zu hören, in ihm selbst aber wieder die durch Mißklänge und Disharmonien hindurchgehende stufenweis fortschreitende Genesis und Entwickelung des Accords aufzuzeigen. Hiernach ist die sinnreiche Anordnung des Ganzen gemacht, und wenn an der Spitze mit hellen und glühenden Farben gezeichnet „Das Räthsel" steht, so folgt nun vor Allem (S. 27) „Das Buch des Errathens", in welchem die geistreiche Dichtung zuerst nach Indien, weithinauf in die Schneegefilde des Himalaya zum heiligen Ganges (S. 29) führt, bei welcher Wanderung zugleich Gelegenheit gefunden wird, aus dem Pflanzen- und Blumenleben indischer Religion den Weg zu entdecken, auf welchem die aus der verwesenden Vegetation durch eigentliche Nachschöpfung auftauchenden Infusionsthierchen einer so weitverbreiteten Fetischanbetung zur Erscheinung kommen konnten, sowie dem Priesterthum in den wie ein schützendes Bollwerk alle vegetirende und bewegtlebendige Schöpfungen umringenden Flötzgebirgen sein natürliches Gegenbild nachzuweisen (S. 59 u. 63). Von Indien geht die Wallfahrt nach China (S. 71), Tibet (S. 83), Babylon (S. 94), Armenien, Phrygien, Phönizien (S. 92 fg.), Aegypten (S. 102), Persien (121), Altitalien (S. 132), Griechenland (S. 136) und Israel (S. 141). Da ermüden die pilgernden Füße und eine süße Ruhe kommt unter den Palmen von Jericho über die Wandernden, daß sie die Lust verlieren, die heiligen Haine der Nordländer zu besuchen und Galliens oder Britanniens Druiden zu befragen (S. 155), und nur so viel Neugierde bleibt ihnen noch übrig, daß sie (S. 158) die Mysterien und (S. 167) die Hallen der Philosophen der alten Welt nicht vorbeigehen mögen, bis sie in den Blumen- und Fruchtgärten der Essäer die letzte Station (S. 199) erreichen. Der Titel: „Buch des Errathens", bezeichnet höchst sinnreich den Inhalt dieses Abschnitts, und wir dürfen unsern Lesern die Versicherung geben, daß sie der sehr unterrichteten Pilgerschar mit Vergnügen folgen werden, wie sie an der Scala einer lebendigen Naturanschauung die fortschreitende Evolution desjenigen Wortes, das sie als das Wort des Lebens einmal aufgefaßt hat, in immer weitern und größern Kreisen bis zu dem höchsten Lichtkreise, dessen Morgenroth schon herüberleuchtet in der gegenbildlichen Leiter des Lebens, von den Sprossen der süßträumenden Pflanzenwelt herauf bis in die freier und freier werdenden Regionen der Thierwelt nachzuweisen bemüht ist. Von der 205. Seite an finden wir nun „Das Buch der Lösung", und mit ihm wird die Menschwerdung des Wortes verkündigt,

allerdings des Wortes, dem es hier einmal gilt; und es war nicht anders zu erwarten, als daß im Christenthum dem Räthsel seine Deutung verliehen werden müsse. Diesem aber schließt sich noch von S. 275 ein „Buch des Misverstandes" an, das in 64 Abschnitten, gleich als sollte es ebenso viel Misverständnisse gegeben haben, die Schicksale der Lösung fast in einem ähnlichen Cyklus, wie der für die Geschichte des Errathens erwählte, bis in die neueste Zeit herabbegleitet und jedenfalls höchst angemessen den Versuch macht, genetisch den Christbaum vom Tage der Bescherung an in den wechselnden Oscillationen seines Blühens und Fruchttragens aufzuzeigen — eine geniale Kirchengeschichte, wie sie wol leicht noch nicht existirt haben möchte.

Mit dankbarer Freude gestehen wir dem Verf. eine lebendige und die Natur in ihrer Realität erfassende Speculation zu, und insofern begrüßen wir seine Schrift als eine jener Blüten, die wirklich an dem veredelten Baume der Wissenschaftlichkeit unserer Tage gewachsen ist. Die Einheit des natürlichen und göttlichen Princips der Dinge steht unserm Verf. in frischer Ahnung vor der Seele, und er ist insofern und in seiner Weise, um mit dem teutonischen Philosophen zu reden, mit allen Dingen gleich, und ihm ist nichts ungleich; das aber halten wir jedenfalls für den rechten Weg zum Tempel der fruchtbaren und echtmenschlichen Weisheit, wenn man in allen natürlichen Dingen die Signatur des Göttlichen aufzuweisen und damit eben der Speculation ihren Inhalt, ihren festen Grund und Boden zu geben versteht, wie denn auf diese Weise das Positive seine rechte Stelle im menschlichen Wissen einnimmt, das Wissen aber auch somit genöthigt wird, in die Wirklichkeit einzugehen und seiner leeren Topik die entsprechende Erfüllung zu gewähren. Wir bekennen es darum, daß wir jenes Aufsuchen der Analogien und Inductionen für weit mehr halten als für ein bloßes Naturbildern und Allegorisiren, vielmehr in jenen die wahren und nothwendigen Neben- und Gegenbilder jedes andern Lebensbildes erblicken und deshalb fest glauben, daß, wie da, wo das Natürliche aufhört, in jedem Punkte das Göttliche seinen Anfang nimmt, so auch dieses, das Göttliche, nur an und in jenem, dem Natürlichen, erkannt werden könne, und eine wahre Objectivirung desselben in gleicher Weise nur an dem Gegenwurf der Natur bis in ihre feinsten Glieder und Nuancen herab möglich sei, wie der Lichtstral nur an dem finstern Körper zur Erscheinung kommen mag, indem ja, nach dem sinnreichen Ausspruch Jakob Böhme's, die Nacht sogar im Tage verborgen ist. In diesem Aufsuchen der Analogie und Induction ist aber unser Verf. gewiß Meister, sei es auch nur menschlicher Meister, und sehen wir von einigen theils in Uebertreibung und Nachlässigkeit, theils in jener später nachzuweisenden Selbsttäuschung über das Princip begangenen Misgriffen hinweg, so ist seine Deutung der Natursprache eine höchst geistvolle und das Ziel treffende. Ein Parallelismus zwischen der successiven Entwickelung des Lebens im geistigen Menschen und der gleichzeitigen Organisation der äußern Natur in ihren Pflanzen und Thiergeschlechtern, als ein Ganzes betrachtet, steht in dem „Christbaum des Lebens" vor uns, dessen Beschauung jeden redlichen Betrachter erfreuen wird. Und so würden wir also, von der eigentlich formalen Seite angesehen, dieser Schrift unsere ungetheilte Zustimmung nicht versagen können, somit aber bis jetzt zur Begründung unserer obigen Hypothese noch nichts gewonnen haben. Indeß müssen wir zu dem eigentlichen Inhalte näher treten, und — ob wir da auch nicht anders zu beschließen Ursache finden werden? — dem Versuche möge es gelten!

(Der Beschluß folgt.)

Reginald. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen von Friedrich von Heyden. Berlin, Reimer. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Wesen der Dichtart, die den Namen des romantischen Epos führt, bringt es mit sich, daß in demselben weniger die Idee als die Anschauung herrscht, und statt eines durchgeführten Gedankens nur eine Begebenheit sich durch den bunten Schwarm von Bildern als Einheit und Bindungsmittel hindurchzieht. Mit Unrecht würde man also der vorliegenden Dichtung zum Vorwurfe machen, daß kein leitendes, geistiges Princip sie beseelt, und kein großes Verhängniß wie in der „Ilias", der „Aeneis", und in Tasso's, in dieser Hinsicht mehr classischem als romantischem, „Befreiten Jerusalem" durch sie dargestellt wird. Der Verf. eines romantischen Gedichtes konnte dies so wenig wollen, als Ariost und Wieland es gewollt haben.

Was die Erfindung des Stoffes betrifft, so hat sich der Dichter, wie uns scheint, eine schwierige Aufgabe gesetzt, indem er einen sonst nur als komisches Motiv gebrauchten Stoff gewählt hat. Seit den „Menächmen" des Plautus, oder vielmehr des Epicharmus, sind die Verwickelungen, die aus der Verwechselung von Zwillingsbrüdern entstehen, mehrfach und immer mit Erfolg für das Lustspiel benutzt worden; unser Verf. aber wagt es, dieselben für einen zwar nicht tragischen aber doch poetischen Stoff zu verwenden. Und, wir müssen gerecht sein, dies Wagniß ist ihm nicht mislungen, und das Lächerliche, das zuweilen in einzelnen Darstellungen bei ihm zum Vorscheine kommt, liegt nicht im Hauptgegenstande und dessen Behandlung, sondern in Nebensachen und zufälligen Beigaben.

Wir wollen den Leser ohne Umschweife kürzlich mit der Geschichte bekanntmachen; denn ein Urtheil über eine epische Erzählung ist das Unerspießlichste von der Welt, wenn nicht zugleich eine gedrängte Uebersicht derselben gegeben wird.

Das Gedicht, in frei fortlaufenden, strophenlosen, gereimten Jamben verfaßt (eine sorglose Form, die sich in manchen Stellen an dem Verf. gerächt hat, indem sie ihn zur Prosa und zum modernen Conversationston verführt), übrigens reich an blühenden Darstellungen und Gemälden, führt uns in die große Zeit des Hohenstaufen Friedrichs II. und zwar ins Jahr 1255 ein. Dies ist aber auch neben der Bekehrung des Alten vom Berge, die wenigstens theilweise geschichtlich ist (vgl. S. 225—228), seine einzige historische Grundlage. Alles Andere ist nicht nur Dichtung, sondern auch Erdichtung, bis auf die Namen hinaus, unter welchen Blandart und Odenwald als Burg- und Geschlechternamen am Rhein unglücklich erfunden sind, der Verf. mag in den angehängten Noten (S. 229 fg.) zu ihrer Vertheidigung sagen, was er will.

Der erste Gesang eröffnet sich mit einem Sommermorgen im Rheinthale. In die Kapelle eines hellen, gethürmten Schlosses tritt

> Ein hohes Weib — nicht jung, nicht alt zu nennen:
> Nicht jung, — denn nur bewegter Jahre Lauf
> Läßt so die Spur des innern Kampfs erkennen,
> Die hier an Stirn und Mund erscheint: — das Brennen

Des Augenpaars, die Reize der Gestalt,
Die Majestät des Wandelns sind nicht alt.
Ein schwarzer Sammt, von Hermelin umzogen,
Erhöht den Wuchs in schimmervollen Wogen.
Ein Kleinod funkelt auf der stolzen Brust.

Es ist Mathilde, die Gräfin von Blandart, an der Rechten ihres einzigen Kindes, des 24jährigen Heinrich:

Sein Auge blitzt nach Thaten und Gefechten.
Die weiche Lippe, die noch kindlich blüht,
Sie lächelt mild, in weicher Kraft erglüht.
Das zarte Kinn, ob angehaucht vom Golde
Des ersten Bartes, zeigt der Unschuld Bild,
Ein Grübchen noch. Die Locken flattern wild,
Die dollen Locken, zu den Schultern nieder.
Ein schlanker Stahl sind die gewandten Glieder.
Der Anstand zeiget selbstbewußte Kraft,
Die, wo sie wirkt, sich Uebermacht verschafft.

Die Gräfin führt den Sohn zum Marmorsarkophage des Vaters, eines Ghibellinen, den sein grimmer Gegner, der Guelphe Odenwald, schon längst gefällt hat. Hier erklärt sie ihrem Heinrich, warum er, der gegen den Feind seines Vaters schon herrliche Siege erfochten hat, dennoch bisher im Heimathhause festgehalten worden und nicht an den Hof des Kaisers, nicht mit auf seine Feldzüge geschickt war. Sie erzählt dem Sohne zu diesem Behuf ihre eigne Geschichte.

Sie ist die Tochter eines an den Ufern der Durance hausenden, im späten Alter zur Kirche bekehrten Albigensers, des Grafen Karl v. Brignolles, der sie zur Nonne bestimmte. Sie aber entwich mit Heinrichs Vater. Doch ein Sturm warf sie wieder an den Heimathstrand. Vom Vater, einem Astrologen, wurde sie unerwartet gut empfangen; er gestattete es, daß ihr Gatte nach Rom eilte; der Tochter verkündete er einen Sohn, der sich der Kirche weihen müsse. Heinrich ward geboren. Doch hier waltet ein unenthüllbares Geheimniß. — Der Vater kam von Rom mit voller Vergebung. Der Ohm prophezeihte seinem Enkel Glück, Muth und Licht, wenn er des Himmels Ordnung verehre und vor dem 24. Jahre keinen Zug antrete. Mit großer Selbstverleugnung beobachten die Aeltern den Schwur, den sie auf diese Weisung dem Grafen geleistet, und am heutigen Tage darf endlich Heinrichs Mutter aus dem Sarkophage des Vaters ein Kästchen ans Licht bringen, in welchem ein räthselhaft genug vom Dichter abgefaßtes Sonett des Ahnherrn befindlich ist, das die Mutter halb versteht und darüber ohnmächtig wird; Heinrich versteht davon so wenig als der Leser. Nur das weiß er, daß ihm Liebeswink und Heldenruf prophezeiht ist. In dieser Hoffnung zieht er gen Worms, dem Heerlager Kaiser Friedrichs zu, das er vom Felsen herab erblickt. (S. 21, 22.)

Unterwegs begegnet er einem Greis scheinenden Minstrel im Pilgerkleid, den er nicht — der aber wohl ihn kennt, ihn zur Pflicht ermahnt und ihm ein geheimnißvolles Lied vom Reginald singt, dem Tempelherrn, welchen der Meister absandte, den halbbekehrten Alten vom Berge, den Assassinenfürsten Schebedin, vollends zu bekehren. Schebedin zeigt dem Abgesandten Mahom's irdisches Paradies und will ihn zu seinem Glauben bekehren. Hier bleibt Reginald unverführt, aber Schebedin's Tochter Zuleima entflammt ihn zur Liebe; er bekehrt sie zum Christenthume, allein zugleich bricht der Templer sein Gelübde, entflieht mit ihr und wird in ihren Umarmungen von dem nachgeeilten Fürsten überrascht. Dieser durchbohrt den Entführer mit dem Dolche. Die Jungfrau wirft er in den tiefsten Felsenthurm. — Dies ist der Inhalt des für die Geschichtsanlage des Epos wesentlichen Reginaldsliedes, das in freien, wechselnden Rhythmen mit orientalischer Glut vom Dichter behandelt ist. (S. 26—34.)

Heinrich eilt nun voll tiefsinniger Gedanken weiter, und begegnet dem Kaiser und seiner Gemahlin, der er den entflogenen Edelfalken fangen hilft und deren Ritter er wird. Das Feldlager des Kaisers ist mit lebendigen, bunten Farben geschildert (S. 40 fg.), nur macht der erste Gruß: „Der Kaiser kommt", aus — einer Menge von „krummen Schnäbeln" der Prunkvögel, die im kaiserlichen Hoflager gehalten werden, einen störend komischen Eindruck.

Der zweite Gesang (S. 49 fg.) enthüllt uns schon einen Theil der Geheimnisse, welche den Knoten der Erzählung schürzen. Die jetzt vom Sohne verlassene Gräfin entdeckt einem vertrauten Ritter, Gottfried von dem Thal, daß Heinrich nicht ihr einziges Kind sei, daß sie ein Zwillingspaar geboren und daß man ihr das eine Kind unmittelbar nach der Geburt geraubt hat. Auf diesen Umstand deutet offenbar des Vaters räthselhaftes Orakel:

Eins ist der Schmerz. — Eins, zwei sind Schmerz und Freude.
Wol daß ein Paar getreten in das Leben.
Eins büße Du, denn diese zwei soll streben;
So sichert ihr verherrlichend euch Beide.

Kaum hat sie geendet, so stürzt „ein geisterhaft Wesen", „ein Gebild, grau, formlos, weitum verbreitend seines Mantels Falten" in den Saal und vor ihre Füße. Der alberne Hausprister Huldibert beginnt den Exorcismus. Das vermeintliche Gespenst weiß sich aber in halb syrischen, halb provençalen gebrochenen Tönen als ein tiefgebeugtes, schwer verfolgtes Mädchen aus, das den Taufnamen Maria führt. Sie sucht ein Kloster und ein Grab. Die nächsten Abschnitte erzählen uns, wie Stephan, Odenwald's entmenschter Sohn, das Mädchen mit seiner Räuberschar überfallen und ihren männlichen Begleitern abgejagt. Er wird von Gottfried überrascht und getödtet. (S. 66—74.) Kurd aber, sein Vater, nachdem er den Sohn bestattet, und Blandart und seinem Geschlecht Rache geschworen (S. 75—80), fengt und brennt in seines Gegners Gebiete. Gottfried zieht wider ihn aus; es kommt zur blutigen Schlacht und zum Zweikampf zwischen Kurd und Gottfried; den Letztern rettet nur sein scheu gewordenes Pferd, aber die allgemeine Flucht kann er nicht aufhalten, bis plötzlich vor dem Zuge ein „Halt" donnert und ein mächtiger Ritter in herrlicher Gestalt eisenrasselnd vom Felsen springt. Das Heer erkennt in ihm den niederlegten Heinrich von Blandart. Aber wie ist dies möglich? Der sieht ja am Fuße der Appeninnen! Und wie ist der Blick dieses Blandarts so kalt, so hart, seine Jünglingswange so blaß geworden? Was hat den Rosenmund so geschlossen, als hätt' er lange, lange der schönen Welt nicht gelächelt? Dem sei wie ihm sei, er schwingt sich auf Gottfrieds lediges Roß und führt die Mannen in den Sieg. Den greisen (S. 91 trefflich charakterisirten) Kurd erschlägt er im Zweikampfe. Dann verschwindet er und das Heer bringt nur seinen Eisenhandschuh als Reliquie mit. Als dieser vor das Bett der langsam von Schrecken und Fieber sich erholenden Maria gebracht wird, fällt ein Ring aus demselben heraus, den die Gräfin Mathilde als ihren eignen Trauring, Maria aber als den Ring ansprich, den Reginald getragen hat

In jenem Land, viel hundert Meilen weit,
Jenseits des Meers, und mir war er geweiht!

Nach Licht sehnen sich Beide; die Gräfin schwingt sich aufs Roß, ihren „langvermißten, nun gefundenen" Sohn zu suchen; denn der Sieger kann natürlich niemand anders sein, als jener geraubte Zwilling. Sie findet auch den schwarzen, wunderbaren Ritter bald, an einen Baum gelehnt. Sie eilt den stillen Fremdling an das Herz zu schließen:

Doch als ihr Arm das schwarze Bild umfaßt,
Roth angeschimmert von des Abends Flammen,
Da bricht, berührt kaum von der zarten Last,
Es rasselnd unter ihrem Druck zusammen.

Denn es war nur des Helden Rüstung. Dies deucht uns, im Vorbeigehen gesagt, ein ganz komisches Motiv, das mitten in der pathetischen, sonst so gut gehaltenen Scene einen unglücklichen Eindruck hervorbringt. Die Gräfin findet übrigens einen Wächter der Rüstung, jenen räthselhaften Troubadour, jenen Scheingreis, den wir schon kennen, und der ihr versichert, daß sie den verlorenen Sohn nicht mehr finden werde.

O wende Dich vom nichtigen Verlangen,
Um freudiger, was Dein ist, zu umfangen.

— Dein edler Sohn, Dein Heinrich, fleget fern
Für seinen Ruhm in Wälschland, für den Herrn! — (S. 81—100.)

Diese Siege schildert uns der dritte Gesang. Er zeigt uns an den Ufern des Oglio rechts das Lager Kaiser Friedrichs und der Ghibellinen, links ihre Feinde die Guelphen, und schildert uns Verhandlungen und Schlachten:

Wer ist der prächtigste vom deutschen Trosse?
Der schlanke Held auf dem hispanschen Rosse?
Sein Waffenrock, der in dem Winde rollt,
Ist heller Scharlach, reich besetzt mit Gold;
Ein Phönix ist im Nest darauf zu sehen,
Aus dessen Flügeln Sternenfunken wehen.
Die Schärpe prangt in hellem Silbergrau,
Vielfach durchflammt von tiefem Himmelblau.
Er muß den Sieg, wenn er sich zeigt, erreiten.
Auf seiner zierlich kräftigen Gestalt
Scheint Friedrichs Auge zärtlich zu verweilen;
Den letzten Preis des Kampfs erringt er bald.
Der Beifall tönt, — die krummen Hörner klingen.
Man eilt, den Sieger vor den Thron zu bringen,
Auf dem der Kaiser freundlich winkend harrt.
— Die Menge ruft: „Hoch lebe Graf Blandart!“

Jedoch sein böser Geist waltet in seiner Nähe: ein misgestalteter Mailänder, Odo von Rozint, erbietet sich im Lager der Guelphen, den Zorn des Kaisers zu steigern und ihn zu einer Hauptschlacht zu zwingen. Er veranstaltet, im Angesicht der Ghibellinen, am jenseitigen Ufer des Oglio einen frechen Zug.

Ein Affe ganz von Goldpapier umblitzt,
Der, und verkehrt, auf einem Esel sitzt,
Wird vorgeführet. — Mit des Spottes Mienen
Folgt ihm ein Herold, welcher ruft: — „O seht,
Wie nach Milano bald der Sultan geht,
Dem heute viel beschnittne Wichte dienen“.

Ein zweiter Zug zeigt ein schreckliches Weibsbild an einer Stange: „Da seht die Sultanin von euern Affen!“ Zugleich fodert Odo feierlich einen Paladin der Kaiserin zum Kampfe heraus; und dieses Wort trifft des jungen Heinrichs Ohr und gegen des Kaisers Befehl durchschwimmt er den Fluß, geht auf den Gegner los, der entflieht und ihn in einen Hinterhalt lockt, wo er überfallen, entwaffnet und in ein Kerkerloch geschleppt wird. Mit seines Gegners Waffenschmuck bekleidet sich Rozint. Da steht plötzlich ein fremder Greis von mächtiger Gestalt vor ihm, jener alte, uns wohlbekannte Minstrel. Dieser zwingt ihm nach einem Zweikampfe Heinrichs Rüstung ab, läßt sich von ihm damit bekleiden, springt auf Heinrichs Streithengst, schleppt den Guelphen hinter sich her, kommt mit ihm ins Ghibellinenlager, lüftet dort sein Visir, und Alle (mit Entsetzen Heinrichs Sieger Odo) schauen das Antlitz — Heinrichs von Blandart, nur nicht mit dem Friedens- und Unschuldsausdruck Heinrichs in seinem von der Leidenschaft durchfurchten Gesichte. Inzwischen wird er anerkannt, und nachdem er drei Tage seinen Ungehorsam im Gefängnisse gebüßt, verhilft er in der Hauptschlacht dem Kaiser zum Sieg, indem er den feindlichen Anführer Tiepolo und den furchtbaren Carroccio zu Gefangenen macht. — Aber der wahre Heinrich schmachtet noch immer in Kerkerluft. Da erscheint vor ihm eine fremde, ragende Gestalt, „formlos“ (wie Maria vor der Gräfin!) vom langen Kleid umwallt. Der Kerkermeister wird bestochen; der Unbekannte entflieht mit dem Geretteten. In einer Wallfahrtskirche gibt er sich ihm als Reginald zu erkennen, und macht ihm Vorwürfe, daß er sich eitel von seiner Pflicht geschieden habe. Er tröstet ihn aber mit dem Wunderberichte (den er jedoch 12 Menate verschweigen soll), daß dennoch Graf Blandart der Schlacht nicht gefehlt habe. Der Fremde verschwindet. Heinrich, aus ohnmächtigem Schlaf erwacht, findet sich bei seinen Knappen, welche ihn Abends zuvor in diese Wallfahrtskirche gebracht zu haben glauben und ein Gnadenbrief des Kaisers, der ihn für seine Siege mit neuen Landen am Rhein beschenkt und in die Heimath entläßt, wird dem Schwindelnden überreicht. (S. 101—150.)

Vierter Gesang. Nach einem schönen Armenfeste auf Schloß Blandart gibt sich Maria der Gräfin Mathilde zu erkennen. Sie ist Zuleima, die wir aus dem Reginaldsliede kennen. Ein greiser Assassine hat sie aus dem Kerker gerettet, mit all ihrem Erbtheil an Schätzen, — ohne Zweifel mit Bewilligung des Vaters. Sie erfuhr, daß Reginald, bei ihrem Raube nur verwundet und geheilt, noch lebt; aber ihre Reue ließ ihn ihr als einen gemeinen Sünder erscheinen. Zu Rom vor dem Papste gelobte die zum Christenthume bekehrte Jungfrau nach Köln in ein Kloster zu gehen; aber ihr Begleiter stirbt unterwegs zu Chur; sie selbst, von Räubern überfallen und unerwartet gerettet, wird zu Blandart von Mathilden aufgenommen. Unmittelbar nach diesem Gespräche wird der zur Heimath zurückgekehrte und von Räubern überfallene Heinrich verwundet auf die Burg gebracht, und mit einem Zetergeschrei sieht Zuleima in ihm ihren Reginald. (S. 151—170.) Ihr Irrthum wird durch den Kranken, der aus dem Reginaldsliede phantasirt, nur noch bestärkt. Dem Geheilten wird seine Liebe zu Maria, seiner holden Pflegerin, bewußt. Bald darauf wird ein Herbst- und Siegesfest über die gebrochene Burg Odenwald gefeiert; am Mahle (das bis auf die Trüffelpastete hinaus mit ziemlichem Pathos beschrieben wird) wirbt Heinrich um Maria; der alte Gottfried vom Thale begrüßt die erbleichende Gottesbraut als weltliche Braut Heinrichs, und dieser schließt ihr die Lippen mit Feuerküssen. Zehn Minnesänger lassen ihr Lied ertönen; darunter singt Einer ein wunderbares, ahnungsreiches Lied, in welchem „Reginald die Braut vom Eide frei spricht“. Maria sinkt in Ohnmacht. (S. 171—196.)

Der fünfte Gesang zeigt sie uns im St. Annenstift, von Blandart's Ahn erbaut, bereit im Chor der Nonnen den Schleier zu nehmen. Sie nimmt Abschied von Heinrich; sie ahnet, daß er Reginalds Zwillingsbruder ist. Der feierliche Act vor Priestern, Diacon und Bischof beginnt. Da macht sich plötzlich ein grauer Pilger Bahn durchs Volk und ruft ein donnerndes Halt. Er bringt einen Brief Papst Gregors IX. des Inhalts, daß Maria von Armenien den Klosterschwur nicht leisten darf, bevor sie geschworen, daß jede irdische Liebe in ihrer Brust todt ist. Dies kann sie nicht. Der Pilger flüstert ihr ins Ohr, ob sie den Reginald liebe; sie aber nennt — Grafen Heinrich von Blandart. Da theilt der Greis des Papstes Befehl, sie auf der Stelle mit dem Geliebten zu vermählen, mit, er reißt seine Verhüllung ab und steht als junger Templer, als Mathildens Sohn, als Heinrichs Zwillingsbruder, als der arme verstoßene Reinald, vor Mutter, Bruder und der einstigen Geliebten. Er entsagt ihr, empfängt der Mutter Segen und eilt hinweg. Die Gräfin betet:

Maria schmiegt an Heinrich sich entzückt,
Und Alle rufen tieferschüttert Amen.

Aus dieser Zusammenfassung der Geschichtserzählung, die uns der Dichter nicht erleichtert, denn es fehlt dem Gedichte leider gänzlich an einer orientirenden Inhaltsanzeige, hat der Leser vielleicht doch einen vorläufigen Begriff von dem Gedichte erhalten: er erkennt die Neuheit und Mannichfaltigkeit der Erfindung, das Edle und Großartige an Reginalds würdig durchgeführtem Charakter, Heinrichs etwas allzu passive Liebenswürdigkeit; vielleicht fühlt er sich auch zu einem Tadel versucht über den schwachen Wendepunkt des Gedichts, wo aus Heinrichs so unbedeutendem und verzeihlichem Ungehorsam die Hauptbegebenheiten sich entwickeln müssen, und diese in der That geringe Pflichtverletzung Reginalds aufopfernde Tugend verdeirurft; Marias schnelle Hinneigung zu Heinrich, obwol gehörig motivirt, dürfte auch sein Zartgefühl verletzen; endlich wird aus diesem Auszuge selbst schon fühlbar werden, daß die ans Komische streifenden Scenen des Gedichts mißglückt sind; denn sie gehen im pathetischen Tone des Ganzen, von welchem sie sich nicht losmachen können, unter; doch da des Lobenswerthen mehr an dem Werke ist, als des Tadelhaften, und die Anlage jedenfalls von einer selbständigen Phantasie zeigt, so wünschen wir dem spät ausgeflognen Liede (es ist schon 1825 gedichtet) alles Glück in der Leserwelt.

Z.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 326. — 22. November 1831.

Der Christbaum des Lebens. Von H. König.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Zunächst ist es uns schon befremdend vorgekommen, auch bei unserm Naturergründer jene dermalen noch immer so weit verbreitete Voraussetzung von einem sich von dem Nichtigsten und Leersten zu einem sogenannten immer Vollkommneren Erhebenden und Potenzirenden in der Welt anzutreffen. Gewiß, diese Voraussetzung ist so weit verbreitet und hängt mit des Menschen Eitelkeit auf seine Herrschaft über die Natur so eng zusammen, daß jeder Zweifel daran fürchten muß, sofort für Ketzerei gehalten zu werden. Ich aber kann mir nicht helfen; ich muß einmal gegen diesen uralten Grundirrthum auf- und somit auch unserm Verf., schon in dieser ersten Instanz, für die materiale Seite seiner Untersuchung mit einer abfälligen Sentenz entgegentreten.

So viel ist allerdings gewiß, und es fällt mir im Traume nicht einmal ein, daran zweifeln zu wollen, daß im Leiblichen eine unverkennbare Gliederung und Abstufung der Dinge vom engsten zu weitern und immer weitern Kreisen bis zum weitesten hin stattfindet, wie denn das Leibliche im Raum sein allgemeinstes und reinstes Gegenbild findet, in diesem aber die drei Dimensionen das Princip jener unendlichen Evolution auf das Unverkennbarste darstellen. Wenn aber hiernächst das einzige Positive dieser Gliederung in der Potenzirung, mithin nur im quantitativen Verhältnisse, sowol nach seiner Intensität als Extensität betrachtet, besteht, so möchte der blos formale Charakter des Leiblichen nicht zu verkennen sein, seine Herrlichkeit aber in nichts Anderm gesucht werden dürfen als in der unendlichen Variation der Gestalt, ohne daß dadurch das Wesen selbst nur im Mindesten afficirt und berührt würde. Und nun — mitten durch diesen unendlichen Wechsel der Gestalten, in dessen Folge kein anderes Gesetz waltet als das der mathematischen Construction, nach welcher das Größte dem Kleinsten am nächsten steht und die Kette in ihrem letzten Gliede an das erste sich anschließt, das Unterste aber eben das Oberste bedingt — mitten durch diesen Gestaltenorganismus, in welchem jedes einzelne Glied wieder der Mikrokosmus des Ganzen ist, geht als das einzige Reale und wahrhafte Wesentliche ein und derselbe Geist unendlicher Liebe, und schüttet vor Jedem und in jeder Zeit die gleichen Schätze des Lebens und der Seligkeit aus, also daß Jegliches an seiner Stelle und in seiner Selbstanschauung sich als das Beste und Begnadigtste erscheint und solches auch wirklich ist, dafern es nur nicht vergißt, daß alle Uebrigen außer ihm ebenso auch die Besten und Seligsten sind; damit aber ist erst das Leben erfüllt und zur Wirklichkeit gelangt, und all' die zahllosen Dinge der Welt haben so erst ihren Kern und unvergänglichen Inhalt gewonnen. Diese beiden Seiten nun in ihrer Einheit festgehalten und nie und in keinem Augenblicke aus ihrem Centrum gewichen, welche andere Tugend mag da wol dem Menschen für sein eigentliches und höheres Leben besser eignen und ziemen als die Tugend der Demuth, die, den eignen Herrscherplatz in seinem ganzen Umfang erfüllend, die höchste Verklärung desselben in der Anerkennung der gleichen Würde aller Uebrigen findet und so in dem Leben der unendlichen Welt die in der höchsten Fülle der verschiedenartigsten Accorde harmonischtönende Musik der Sphären vernimmt, alle Lebendigen aber zu einem Himmel und Erde durchrauschenden Concerte des Geistes und der ewigen Freude vereinigt erblickt? Und wo diese Tugend in einem menschlichen Gemüthe wohnt, muß da nicht jener eitle Herrscherstolz weichen, der die ganze Schöpfung außer dem eignen Ich als blos um dieses willen existirend betrachtet und sich keineswegs als väterlichen Freund und Führer, sondern als tyrannischen Herrn und Despoten der belebten Welt offenbart? Und wenn darum jene Herrschaft des Menschen über die sichtbare Schöpfung mehr als Ebenbild Gottes sein soll; wenn sie die Realität selbst und ausschließend in Anspruch nimmt, ist die Rede von ihr dann nicht offenbar ein Ausfluß allzu mächtig und überschreitend gewordener Leiblichkeit, und wir müssen ihr, wie geistig sie sich auch gestalten mag, als einer Lehre der Lüge und Unwahrheit männlich entgegentreten?

Schwerlich aber wird es zu verkennen sein, daß unser Verf. die Scala, an welcher das Universum vom Sonnenstäubchen bis zur Sonne selbst aufsteigt, gar sehr real aufgefaßt hat und des Lebens eigentlichstes Wesen in der steten Evolution, in welcher keine Ruhe und Stille gefunden werden mag, erblickt, somit aber immer nur das Niedrigere dem Höhern unterordnet, was denn zu einem Absolutismus führen muß, unter dessen eisernem und eisigem Scepter endlich das Leben selbst dem völligen Tode

anheimfällt. Ja, eben hiernach wird er es sich auch gefallen lassen müssen, daß wir ihm Schuld geben, er habe sich die Flügel des Geistes noch viel zu wenig aus den Fesseln der Leiblichkeit befreit und stehe mithin, wenn auch nicht auf der untersten Stufe, doch auf einer von jenen beiden Mittelstufen der Speculation, die noch immer recht weit von dem reinen Licht der echten, göttlichen Weisheit entfernt sind. „Der Christbaum des Lebens" windet sich ihm Anfangs mühselig aus dem Schlamm der Vegetation hervor, bricht nach und nach mit Blatt und Blüte hervor, erringt letzlich mit schwerem Kampfe die Frucht und muß sodann auch diese noch manchem Sturm und Ungeziefer preisgeben, ehe sie reif wird; und das Alles ist ihm nicht blos Entwickelung, sondern die volleste Realität, und der Christbaum ist nicht eher wirklich da, als bis er die reife Frucht fallen läßt, und es leuchtet somit von allen Seiten her ein, daß unser geistreicher König, wie so viele seiner weltlichen Mit- und Nebenkönige, über dem Schimmer des Herrschgedankens das Herrschen selbst, als etwas Mühsames und Beschwerliches, bei Seite liegen läßt.

Hiermit hätten wir unstreitig einen Theil unserer Hypothese gerechtfertigt, jenen nämlich, nach welchem in der Speculation des „Christbaums" das leibliche Element überhaupt noch allzu vorherrschend ist; aber wir behaupten auch zugleich, dies Vorherrschen sei von der Art, daß wir den wackern Verf. den Gnostikern unserer Tage beizählen möchten, d. h., die hier begonnene Speculation geht vom Leiblichen aus und schreitet zum Göttlichen fort, aber, eben vom Uebergewicht des Leiblichen überwältigt, gewinnt sie durch das Schauen auf das Göttliche nur eine gewisse Beweglichkeit für jenes Erstere, die in Lüsternheit und sinnlicher Weichlichkeit zu einem zweiten Tode ihrer selbst führen muß. Es kann am Ende nichts schaden, wenn wir vorerst noch Einiges zur Verdeutlichung unserer Ansicht beibringen. An sich ist es freilich gleichgültig, von welchem Punkte die Speculation ausgehe, ob von Unten nach Oben oder von Oben nach Unten, so lange sie nur in dem richtigen Centrum bleibt und genau genommen wird, damit im Gebiete des wahren Forschens nur eine an sich ganz unschuldige Temperamentsverschiedenheit begründet, bei welcher in dem einen Fall unter der Hauptform einer würdigen und ernsten Ruhe, in dem andern unter der einer frisch- und freudigbewegten Thätigkeit das volle Eine und Wahre gewonnen und festgehalten wird. Aber da, wo das falsche Element vorherrschender Leiblichkeit in die Speculation gedrungen ist, da tritt nun auch der Unterschied in den beiden Entwickelungswegen verzerrter und schneidender hervor, und bei jener Speculation, die von Oben nach Unten die Richtung nimmt, erweist sich die Ruhe als Trägheit und Stumpfsinnigkeit, die im düstersten Aberglauben sich entfaltet, indeß bei der entgegengesetzten die Form der Thätigkeit zu einer geschärften und gereizten Aufmerksamkeit auf alle Aeußerungen der Leiblichkeit wird und in jener Sinnlichkeit endigt, die nicht ermüdet, nach den lüsternsten Früchten des Fleisches zu verlangen, und namentlich vom Baum der Geschlechtsliebe die pikantesten Blüten zu brechen strebt. Unverkennbar zieht sich diese Lüsternheit, diese wollüstige Weichlichkeit durch alle gnostischen Systeme der alten Welt schon hindurch und — wir fodern unsere Leser und Leserinnen auf, den „Christbaum" nach allen seinen Zweigen zu prüfen — ob sie nicht bald unser Urtheil, das die Speculation, in welcher er wurzelt, dem Gnosticismus zuweist, gerechtfertigt finden werden! Es ist von unserm Verf. da, wo er im Begriff steht, das „Buch des Errathens" zu beschließen und in einer Art von Résumé seine gewonnenen Resultate übersieht, deutlich und mit klaren Worten ausgesprochen worden (S. 198), daß ihm die Liebe überall von der Geschlechtsliebe ausgehe und aus dieser zur Liebe der Kinder, der Geschwister, der Familie, des Stammes, des Volks, zur Freundschaft und endlich zur Menschenliebe sich erweitere. Brauchen wir denn wirklich weitern Zeugnisses als dieses naiven Bekenntnisses? Ist nicht sonach Geschlechtsliebe das punctum saliens in jeder Liebe überhaupt, zu welcher sie nur erweitert wird, natürlich aber auf jeder Stufe der Erweiterung nur um so völliger und ansprechender erscheint, je weniger ihr ursprünglicher Charakter verwischt wird? Fließt aber nicht eben daraus, daß der Charakter der Geschlechtsliebe die Sinnlichkeit ist, daß der ausgebildetste Dienst des Fleisches und seiner vielgestaltigen Früchte das Ziel sein müsse, bei welchem eine solche Speculation, consequent durchgeführt, immer endigen werde?

Wir bleiben hierbei stehen; wir erkennen die Zartheit und Sinnigkeit an, mit welcher die wol minunter zweideutige Speculation durchgeführt worden ist; wir bezeugen sogar mit der größten Bereitwilligkeit, daß der gute Genius den wackern Verf. weit hinter der Grenze zurückgehalten hat, welcher der von ihm betretene Weg sicher entgegenführet. Aber wir bitten den geistreichen Freund, redlich zu erwägen, ob wir im Grunde ihm Unrecht gethan haben? ob nicht denn doch sein Streben recht ernstlich dahin gerichtet sein müsse, um mit Jakob Böhme zu schließen, wie wir mit ihm angefangen haben, daß er die bildliche Art verlasse und in der Ueberbildlichkeit stehen lerne? Und wenn er dies nicht ganz von sich wird ablehnen können, so wollen wir ihm dann wol auch nachweisen, wenn ihm anders damit etwas gedient ist, wie jene Trübung des Grundes seiner Ansicht ihn verhindern mußte, den Christus in seiner rechten Herrlichkeit zu schauen, und sehr auffallend mitwirkte, das Himmel und Erde erleuchtende Licht in seinem Verkleinerungsglase zu einem Flämmchen zusammenschwinden zu lassen, das kaum nur den kleinen Umkreis seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung am hellsten zu erleuchten vermochte, ganz der offenbaren Zeugniß der Geschichte entgegen! Nichtsdestoweniger gestehen wir ein, daß die Bescherung dieses „Christbaums" uns große Freude gemacht hat, und sie wird das Gleiche unsern Lesern gewähren, wenn sie unserm wolgemeinten Rath folgen und die freundliche Erscheinung nicht in der Flut der Tagesliteratur untergehen lassen, ohne ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. K.

Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland, in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w., von Wilhelm Horn. Erster Band. Deutschland, Ungarn, Holland. Berlin, Enslin. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wir haben so oft von angenehmen Gegenständen berichtet, daß es unsere Leser billig finden werden, wenn wir sie auch einmal in die Säle des Leidens, jene Kehrseite der menschlichen Gesellschaft führen, über welche so mancher interessante Bericht erscheint, der nicht leicht über den Bereich des blos ärztlichen Publicums hinausgelangt. Hr. Dr. Horn, der Sohn eines berühmten und geschätzten Arztes, hatte nach Vollendung seiner Studien und Prüfungen „the great tour" angetreten, und will nun die in verschiedenen Ländern gesammelten Erfahrungen der Welt als Schriftsteller mittheilen. Die Reichhaltigkeit des hier bereits Gelieferten ist nicht zu verkennen; da wir aber keine medicinische Recension zu geben haben, sondern einen Aufsatz „für literarische Unterhaltung", so möge es uns der Verf. nicht verargen, wenn wir erst, zu seinem und der Leser Frommen, dieses sein maiden-book durch das kritisch-ästhetische Suchglas betrachten. Es gehört sogar zu unserm Rechte, das Anstößige zu rügen, weil ein gedrucktes Buch eine Waare wie jedes andere käufliche Ding ist. Diesemnach hätten wir gewünscht, daß der Hr. Verf. sein Werk etwas sorgfältiger behandelt, Provinzialismen und Sprachfehler vermieden, über achtbare Männer nicht mit Arroganz geurtheilt und namentlich Privatmittheilungen, die auf Andere einen Schatten werfen (wie z. B. Das, was Heusinger ihm in Würzburg über einen Collegen gesagt hat), nicht öffentlich weiter verbreitet hätte. Auch hätte mancher Artikel, der so nur wie ein Excerpt aus dem Reisetagebuch erscheint, concifer überarbeitet werden können.

Wir wollen dieses gestrenge Urtheil Stück vor Stück belegen. Erstlich hätten wir von einem jungen kenntnißvollen Gelehrten nicht erwartet, daß er Pharaozimmer, Etikets, Gygas, Cychorium u. dgl. schriebe, oder daß er sich ausdrückte „os hyoideum mit großen cornua minora" — und auf dem Titel selbst, Holland zwischen Ungarn und Italien einschiebe, wenn er auch solchen salto mortale in diesem vor uns liegenden Bande gewagt. An echten Berlinismen fehlt es gleichfalls nicht. Redensarten wie „er war sehr freundlich zu mir", kommen vor. Auch die Schreibart „grade" st. gerade (es kommt von gerathen und nicht von gradus) ist falsch; widerlich wird das ewig und ewig wiederkehrende „hübsch", sobald dem Verf. irgend Etwas gefällt. So lesen wir auf jeder Seite: hübsche Darmsteine, hübsche Krebse, hübsche Tarantel, hübscher Beinfraß, hübscher Nachtstuhl, hübsche Küche, und so hundert Mal. Den dritten Tadelpunkt wollen wir nicht durch viele Wiederholung noch honoriren, sondern nur ein einzig Beispiel, aus dem Artikel Wien entlehnt, ganz kurz zum Beleg anführen. Da heißt es: „Das anatomisch-physiologische Museum hat meinen Beifall durchaus nicht: es fehlt der Herr. Prof. Mayer bekümmert sich nicht darum und treibt Geheimnißkrämerei mit eingespritzten ꝛc." — — oder — „die Weingeistpräparate haben durch des Professor Biermeyer Liebe zum Branntwein wol etwas gelitten" u. s. w. Solcher Ton gehört in gewisse bekannte Tagesblätter, in denen sich leider nur zu oft das Unreife über das Reife erheben will.

Doch genug hiervon. Der Verf. hat sich Freiheiten genommen, und darf uns daher das Nämliche nicht verwehren: wol aber können wir ihm im Uebrigen nicht verhalten, daß uns der Fleiß, mit welchem er überall gesehen und aufgezeichnet, das mitunter kenntnißreiche Urtheil und die Mannichfaltigkeit seiner Studien sehr angesprochen haben. Freilich wiederholen sich häufig dieselben Gegenstände; viele Spitäler sehen sich ähnlich, und man lernt nicht viel, wenn man weiß, wie viel Zimmer darin sind, und ob die Küche „hübsch" oder nicht war. Einiges aber wollen wir, als von allgemeinem Interesse, ausheben.

Im leipziger anatomischen Cabinete befindet sich Gellert's Gallenblase, von der Größe einer kleinen Wallnuß; durchaus verknöchert.

Die Entbindungsanstalt in Prag ist wahrhaft prachtvoll und reinlich, und enthält zugleich eine geheime Anstalt, worin jede Schwangere aufgenommen wird, wenn sie sich gehörig meldet, und die außer dem Arzte und der Hebamme Niemand zu sehen bekommt, sodaß ihre Anwesenheit völlig geheim bleibt. Es sind dazu zehn Zimmer eingerichtet, ein verdeckter Gang zu einem eignen Garten, eigne kleine Gemächer zu der an die Anstalt stoßenden hübschen Kirche u. s. w. — Während zweier Jahre benutzten 7 Aerzte, 79 Chirurgen und 437 Hebammen den Unterricht dieser Anstalt. In dieser Zeit, vom 1. Sept. 1825–27 fielen 2250 Geburten mit 26 Zwillingen vor.

Im Kloster der barmherzigen Brüder sah der Verf. einen schlafenden Arzt, der ziemlich böse war, daß er gestört wurde. (Konnte sehr natürlich zugehen!) Die Anstalt selbst aber ist höchst ehrwürdig, indem sie in einem Jahre (1827) 2243 Kranke aller Confessionen unentgeltlich aufgenommen hat.

Ueber das Irrenhaus zu Bamberg wird vom Verf. ein hartes Urtheil gefällt; über mehre namentliche Personen in Würzburg gleichfalls.

In Kissingen sagte der Brunnenarzt dem Verf., es sei eine Schande, wie viele Kranke die Herren Aerzte ihm zuschickten, die er augenblicklich wieder zurückschicken müsse, weil der Brunnen durchaus nicht für sie passe.

Salzburg. In dem dasigen Irrenhause (die Kranken werden Irrsinnige genannt) befindet sich das Skelet eines kürzlich gestorbenen Cretins, Daniel Steinwedel, 50 Jahr alt, „mit einem vortrefflichen Affenkopfe", aufgewulsteten, nach vorn übergebogenen Zähnen, abgeplatteten Oberarmköpfen und fehlenden Oberschenkelköpfen. Er war Wiederkäuer, 4 Fuß hoch, seine Haut ist über einen Gypsabguß gezogen. Die Unterlippe war sehr groß, nach unten hängend. Daselbst noch ein Kind mit einem durchbohrten Rüssel, ohne Nase.

In der Leprosenanstalt (für Aussätzige) erregen alle Kranke, meist unheilbare, einen scheußlichen Eindruck. Hier war eine Person, die bis in ihr 16. Jahr im Schweinestalle und im Schweinefutter mit Schweinen auferzogen worden. Sie war jetzt 22 Jahr alt und nicht häßlich, grunzte aber wie ein Schwein und betrug sich ungebührlich in ihrem menschlichen Anzuge. Unter den syphilitischen ein kleiner Kerl von 22 Jahren, der seit seinem 10. Jahr an Flechten im Gesichte litt, sodaß das ganze Gesicht einer platten rothen Scheibe ohne Nase gleicht, die Augen kaum sichtbar sind, und der Mund nur ein Loch darstellt, durch das etwa der kleine Finger kann. Die Zähne mußten ausgebrochen werden, um ihm Nahrung einzuflößen; von Sprache war kaum mehr die Rede.

Wien. Hier können wir uns wirklich nicht enthalten, nochmals ein Pröbchen von Herrn H.'s Urtheilsweise zu geben. S. 151: „Prof. Watemann, der in der Stadt sehr getadelt wird, auch blutdürstig (!) sein soll, hat die Stelle eines klinisch-chirurgischen Lehrers der Universität; er ist noch jung und soll nichts verstehen!" — In einem der Museen sah Hr. H. eine hübsche Magenerweichung! — Uebrigens erregt die Menge und Trefflichkeit der vielen medicinischen Anstalten in dieser Kaiserstadt Erstaunen, selbst bei Dem, der schon Vieles davon kennt.

Zum Schlusse nur noch Etwas aus Holland, welches Land den dritten Abschnitt in dem gegenwärtigen Bande ausmacht. Um unsere Leser nicht mit noch einem traurig-ernsten Gegenstande zu unterhalten, wählen wir Folgendes über das anatomische Museum des weltberühmten Leyden. Im anatomischen Hörsaale sagte der herumführende Aufwärter, daß hier alle Tage im Winter bei Licht Vorlesungen gehalten werden. „Neben diesem Hörsaale und auf einem Boden stehen mehre Skelete, das einer jungen Russin, die sich ihrer Größe wegen für Geld sehen ließ, mit einer Blumenkrone; mehre Diebe und Mörder beiderlei Geschlechts in ihren Originalcostumen, zum Theil mit Perücken

auf, und einer der Gesellschaft reitet sogar auf einem Esel und hat einen aus Menschenzähnen gebildeten Zaum in der Hand. Zur Zeit des Jahrmarktes werden diese Skelete der Straße näher gebracht und dann dem Einzelnen für zwei Stüber gezeigt".

Doch genug! Haben wir auch keinen vollständigen Ueberblick des Reichthums interessanter Nachrichten, die sich in diesem Buche befinden, geben können, der auch kaum hier an seinem Platze gewesen wäre, so mochten wir doch an die Menge, häufig trefflicher, Wohlthätigkeitsanstalten, selbst in unserm Vaterlande, erinnern. 46.

Thaddeus Bulgarin.

Dieser durch seine übersetzten Schriften auch in Deutschland bekannte, populairste aller russischen Schriftsteller ist von Geburt ein Pole und stammt aus einer achtbaren lithauischen Familie. Sein Vater und seine Verwandten kämpften unter Kosciuszko. Dadurch zerrüttete Vermögens- und Familienverhältnisse trieben seine Mutter im Jahre 1798 nach Petersburg, wo der 9 Jahr alte Thaddeus in das Cadettenhaus aufgenommen wurde. Kummer und Krankheit tödteten kurz darauf seinen Vater. In Petersburg ward der Knabe ein vollkommener Russe und verlernte seine Muttersprache gänzlich. Seine Anlagen erregten bald die Aufmerksamkeit der Lehrer, die ihn mit Vorliebe behandelten. Im Jahre 1805 verließ er diese Anstalt, und Großfürst Konstantin nahm ihn unter sein Uhlanenregiment, mit welchem er die Feldzüge der nächsten Jahre machte und sich bei Friedland den St.-Annenorden dritter Classe erwarb, der damals noch nicht so leicht zu gewinnen war wie jetzt. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte B. nach Petersburg zurück, verweilte aber nur kurze Zeit und zog mit in den Krieg gegen Schweden. Nach dessen Beendigung quittirte er den russischen Dienst, ging nach Warschau, wo noch immer Verwandte von ihm wohnten, und von da nach Frankreich, wo er Dienste nahm und 1810 bei der Armee in Spanien anlangte. Was er dort erlebte, enthalten die 1823 besonders, später in seinen gesammten Schriften erschienenen „Erinnerungen aus Spanien". In den Jahren 1813 u. 1814 befand er sich bei der großen Armee, wurde zu Anfang des letzten von den Preußen gefangen, nach mancherlei Widerwärtigkeiten aber ausgewechselt, und erhielt nun das Commando einer Compagnie Freiwilliger. Mit Napoleon's Fall schließt auch B.'s militairische Laufbahn. Er begab sich nach Warschau, wo er in polnischer Sprache — die er bei der Armee in Spanien wieder erlernt hatte — mehre Gedichte schrieb. Mit Aufträgen seiner Verwandten nach Petersburg gesandt, veranlaßte ihn die Erneuerung alter Bekanntschaften, sich daselbst wieder niederzulassen und schriftstellerischen Arbeiten sich ganz zu widmen. Er fing 1823 an das „Nordische Archiv", eine Zeitschrift, herauszugeben, dem bald die „Nordische Biene" (1825) und einige andere periodische Schriften folgten. Gretsch, bekannt unter Anderm durch seine „Historische Skizze der russischen Literatur", unterstützte ihn dabei. Im nämlichen Jahre erschien der erste dramatische Almanach in russ. Sprache von Bulgarin; er setzte dies Unternehmen aber nicht fort. Was er an kleinern Aufsätzen und Schriften geliefert, ist in seinen gesammelten Werken vereinigt, deren erster Band 1827 ins Publicum kam. Seine spätern Schriften haben einen größern Umfang. Die erste ist der allbekannte „Iwan Wischigin" oder der russ. Gilblas, welcher 1829 vollendet wurde. An ihn schließt sich die „Geschichte des Peter Iwanowitsch Wischigin" an, welche B.'s neuestes Werk ist. Zwischen beiden erschien „Der falsche Demetrius", ein historischer Roman (Petersburg, 1830). Von den beiden letztgenannten ist uns weder eine deutsche noch französische Uebersetzung bekannt. 208.

Notiz.

Neue Mordwaffen.

In England sind zwei neue Mordgewehre erfunden worden, welche wegen ihrer außerordentlichen Einfachheit, wegen der Leichtigkeit, womit sie gereinigt werden können, und wegen ihrer mächtigen Wirkung, zur Anwendung im Landkriege und beim Entern in jeder Beziehung aufs Höchste geeignet sind. Das eine dieser Mordgewehre ist ein Pistol, für die Cavalerie, zur Vertheidigung von Breschen und beim Entern brauchbar, das in einer Minute 10 Mal geladen und losgefeuert werden kann, und jedes Mal 12 Kugeln in horizontaler Richtung, die 12—18 Fuß (englisches Maß) divergiren und in einer Erhebung von 6 Fuß 30—40 Ellen weit reichen, fortschleudert. Da mithin ein Mann in einer Minute 120 Kugeln verschießt, so können 100 Mann in 10 Minuten 120,000 Kugeln, alle in ihrer Wirkung der einer Pistolenkugel gleich abfeuern. Gesetzt, daß eine 100 Mann starke Schwadron eine feindliche von gleicher Anzahl angreift, und daß 35 so schlecht zielen, daß keine ihrer Kugeln trifft, so bleiben für die erste Abfeuerung noch immer 300 wohlgezielte Kugeln; ja, nimmt man es als möglich an, daß von 100 auch nur eine Kugel trifft, so vermögen 100 Mann noch immer in 10 Minuten 1200 Mann hors de combat zu bringen. Das zweite, noch furchtbarere Mordgewehr ist ein Carabiner, der ebenso schnell geladen und abgefeuert werden kann als die Pistole, aber mit einem Schusse 16 Kugeln, statt 12, fortschleudert. Diese gewaltige Mordwaffe ist besonders im Seekriege anwendbar, denn während 50 Mann auf das Verdeck des feindlichen Schiffes anhalten, können 50 andere Mann auf die Maste und das Tauwerk zielen, sodaß sie in einer Minute einen Regen von 16,000 Kugeln über das feindliche Schiff ausschütten, es mithin seiner Vertheidiger berauben und alsbald nehmen können. Die Pistole wiegt ungefähr 3½ Pfund, und die Kugeln prallten bei angestellten Versuchen in einer Entfernung von 80 (englischen) Ellen an eine Ziegelwand mit solcher Heftigkeit an, daß sie fast die halbe Entfernung wieder zurückprallten. Der ausgezeichnete Gewehrfabrikant Wilkinson in London ist der Verfertiger dieser furchtbaren Waffe. 217.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Dritten Bandes sechstes Heft.
(XXII.)

Gr. 8. 100 Seiten. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Das Brüderpaar Ludwig und Ebenezer Reynier. Von Karl Falkenstein.
Joseph Longhi. Von Heinrich Hase.
Biographische Andeutungen.
Admiral Collingwood.
Ludwig Philipp Graf von Ségur.

Das siebente und achte Heft des dritten Bandes erscheinen im Dezember 1831.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 327. — 23. November 1831.

Ludwig Anthom, ein Fragment aus einer Biographie. Leipzig, Barth. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es gibt Bücher, die wir, ohne ihnen gerade einen dichterischen Werth zuzugestehen, doch mit großer Theilnahme lesen, die sich unserm Gemüth tief einprägen, unserm Geist eine starke Anregung geben, kurz, wie Kunstwerke auf uns wirken, ohne eigentlich dergleichen zu sein. Die Erscheinung möchte uns auf den ersten Blick räthselhaft vorkommen, allein sie ist leicht aufzulösen. Jeder Mensch nämlich trägt in einem gewissen Grade die Gabe der Dichtkunst in sich, sie wird mit der fortwachsenden Kunst überhaupt auch zu einer bedeutendern Höhe in ihm entwickelt. Vieles in den literarischen Erscheinungen ist so sehr Sache der Bildung überhaupt, verwächst so tief mit Dem, was der Mensch in sich hinein zu arbeiten hat *), daß Ernst, Fleiß und Geschmack sehr wohl zu Erzeugnissen führen können, bei denen die schaffende Gewalt poetischer Grundanlage nur in einem geringern Grade thätig ist, die aber dennoch durch Wahrheit, Natur, geistvolle Anordnung, richtig wiedergegebene Anschauungen, Lebensbeobachtungen, kurz, durch alle jene Eigenschaften, die sich in jedem klaren, gebildeten Geiste finden können, jeden verwandten, d. h. auf gleicher Höhe der Bildungsstufe stehenden Geist lebhaft ansprechen müssen. Ein solches Buch ist das vorliegende. Der Verf. ist offenbar mehr Denker als Dichter, ist mehr durch den goldenen Schimmer edler Kunstwerke, denen seine klare Seele geöffnet war, erleuchtet, als durch einen selbstleuchtenden und glühenden Funken aus ihm herausstrahlend; ich sagte aber absichtlich, er ist mehr Jenes als Dieses, denn wenn ich oben schon Jedem einen gewissen Grad dichtender Erzeugungskraft zugestand, wie sollte ich denselben nicht um so freudiger in einem Manne anerkennen, der sich offenbar über die Höhe des mittlern Barometerstandes der Dichtkraft im menschlichen Gemüth um ein Bedeutendes erhebt. Wie aber z. B. Jacobi, Moritz und andere Männer, deren Namen mit Ruhm genannt wird, ungleich sicherer zurückspiegelten als selbst ausstrahlten, treffliche Reflectoren und Sammelspiegel des zerstreuten Lichts wurden und so fast die Stelle selbstleuchtender Sonnen vertraten, so ist auch bei diesem geschätzten Verfasser (von dem wir wünschten, er möge sich genannt haben) jene Kraft zweiter Ordnung die größere. Allein wir schätzen diese Durchbildung ungleich höher als die Halbbildung, die aus der menschlichpoetischen Anlage allein entsteht, die es gewöhnlich verschmaht, sich auf dem schwer zu bearbeitenden Boden des Wissens durch Anstrengung beim Anbau desselben eine dauernde, rüstige Kraft zu erwerben oder durch die Weihe ernsten, tiefen Denkens und Forschens zu läutern.

*) Der Dichter schafft im Gegensatz aus sich heraus.

Zwar tritt das vorliegende Buch in die Reihe derjenigen, die gegenwärtiger Recensent schon in der Gattung ein wenig anfeindet, indem es ohne eigentlich angelegten Plan, ohne Bau und Verwickelung nur die Zustände eines mit sich selbst nicht einigen Gemüths an einigen äußerlichen, leicht auf einen Faden gereihten Begebenheiten entwickelt: allein es zeichnet sich durch die Bildung, durch den Geist, die Mäßigung, mit der es geschrieben ist, sehr vor andern der Art aus, die gewöhnlich einen ganz zerrissenen, kraft- und markloſen Charakter hinstellen, der in ewigen Qualen dahinlebt, bis er an der langen Folter Das aufgibt, was er eigentlich gar nicht hatte, nämlich den Geist. Wie der Verf. gebildet denkt und schreibt, lehrte den Recensenten schon ein kleiner Satz in der Vorrede. Dieser lautet: „Sowie die Natur reich genug ist, um jedes Jahr Millionen Samenkörner aufzuopfern, ohne für den nächsten Frühling etwas zu verlieren als den Ueberfluß, so gehen auch in dem Reiche der vernünftigwirkenden Kräfte fortwährend Tausende der edelsten Keime zu Grunde. Jeder bessere Mensch findet irgend einmal in einer stillen Kammer seines Herzens die Trümmer alter Plane und Hoffnungen, und Mancher ist von Anfang an gezwungen, die Stelle, wo ein Götterbild stehen konnte, mit kümmerlichem Hausgeräthe für den Bedarf des Lebens zu verbauen". Es sind wenige Zeilen, aber Dem, der sie mit schärferm Blicke betrachtet, werden sie den gebildeten Geist, dem sie entströmen, sowol durch die Wahrheit des Inhalts als durch die schöne Form bald enthüllen. Wie sehr stehen sie daher im Gegensatz zu so vielen modernen Büchern, wo man die wässerige Halbheit in den schiefen Gedanken, in dem charakterlosen Ausdruck fast in jeder einzelnen Zeile erkennen kann, sodaß oft wenige Seiten hinreichen, dem dicken Buche seinen Standpunkt anzuweisen, wenngleich man leider weiter lesen muß, um es in seiner Gattung individualisiren zu können.

Nachdem wir so mit dem Werth und Geist des Verf., mit der Natur des Büchleins bekannt geworden sind, werfen wir auch wohl einen Blick auf den nähern Inhalt des Büchleins selber. Es stellt die Geschichte eines Mannes von edelm Geiste dar, der Anfangs zu viel vom Leben foderte, und da es ihm wenig gewährte, sich am Ende mit sehr Wenigem begnügen zu können glaubte. Der, dem das ganze Treiben der Welt in einer jugendlichern Periode zu dürftig, zu gering erschien, findet (so scheint es ihm), nachdem ihm seine frühern Hoffnungen fehlgeschlagen sind, volles Genügen in ganz beschränkten, engbürgerlichen Verhältnissen des Lebens. Er nimmt eine Pfarrstelle in einem kleinen Orte an, heirathet ein hübsches, freundliches, bürgerliches Mädchen von sehr gutem Herzen, aber äußerst geringer Tiefe des Geistes, und lebt nun in seinem Amte eine Zeitlang ganz glücklich. Dieser Zustand beginnt das Buch; der Held, Ludwig Anthom, Pfarrer zu Wallingen, schildert ihn und die ganze Umwandlung seiner Seele in einem ausführlichen Briefe an seinen Freund Ludwig. Dieser antwortet, indem er als Zweifel an der vollständigen Gewißheit richtiger Lebensprincipien, die Anthom gewonnen zu haben glaubt, ihm nur dessen eigne frühere Ansichten ins Gedächtniß zurückruft. Diese Discussion ist mit Geist und Schärfe geführt; sie wird vielleicht die Lesebibliotheksabonnenten weniger ansprechen, allein denkendern Lesern großes Interesse gewähren. In den Briefen schreiten zugleich die Begebenheiten fort. Kleine Züge, die uns belehren, daß Anthom mit seiner Gattin Emilie doch nicht ganz glücklich sein werde, sind geschickt eingestreut. Endlich tritt die Heldin auf, die, wie ein mächtiger Komet, durch seine Attractionskraft die planetarische Bahn Anthom's stört. *) Sie ist die Schwester Emiliens, Seraphine, von jener durchaus verschieden an Geist, hervorragend durch Größe der Seele und des Herzens, durch Schönheit des Körpers. Anthom fühlt, daß sie das Ideal seiner Seele gewesen sei, daß Emiliens Besitz ihm nicht genügen könne; die nüchternen Befriedigungen der Wirklichkeit hatten ihn eine Zeitlang vergessen gemacht, daß es ein höheres Gebiet des Lebens und des Glückes gebe; jetzt zerreißt der Nebel; er sieht, daß er das gelobte Land verscherzt hat. Seine Leidenschaft wächst. Die Sittlichkeit seines Gemüths widersteht zwar der That, allein die Macht des Gefühls besiegt ihn. Einige Briefe, in dieser Stimmung geschrieben, sind sehr schön zu nennen. Daß Anthom als Gelehrter in einigen kraftvollen zusammengedrängten Aussprüchen der Alten bisweilen seinem Gefühl Ausdruck gibt, ist natürlich. Allein erkältend ist schon die Uebersetzung solcher Citate, noch schlimmer aber die Belegung. Es erschüttert uns, wenn er (S. 209) mit Sophokles ausruft: ὁποια χρῄζει, ῥηγνυτω· το γαρ νοσημα μειζον ἠ φερειν! Allein, es begießt uns mit lauem Wasser unten die Uebersetzung, mit eiskaltem die Citation: „Sophocl. Oedip. R. v. 1069“ u. s. w. zu finden. Das Verständniß einer solchen Stelle überlasse man dem Leser; die nichtkundige Leserin bittet einen Freund um Erklärung und faßt dann den Gedanken auf. Wer einmal nicht Latein oder Griechisch versteht, dem wird die Energie solcher Stellen doch nicht fühlbar. Man citire, wenn man will, deutsch, aber nicht griechisch mit einer Uebersetzung. — Seraphine wird durch den Brief an ihre Schwester Emilie zwar bezeichnend, aber nicht lebendig eingeführt; aus diesen Zeilen spricht eitler Verstand aber nicht hoher Adel des Gemüths. Ich sage eitler Verstand, weil sie sich gegen ihre einfache Schwester einer Schreibart bedient, die dieser unverständlich sein muß, aber eben dadurch imponiren zu sollen scheint. Erführen wir nämlich später von dem Charakter nichts weiter, so würde er uns aus diesen Zeilen in ganz anderm Lichte erscheinen, als der Verf. ihn gesehen wissen will. — Seraphinen bleibt Anthom's Leidenschaft nicht verborgen; sie muß um so mehr davor erschrecken, als sie bereits die Braut des Grafen A—stein ist, den Anthom erzogen hat. (Beiläufig scheinen uns halbausgeschriebene Namen wie A—stein, wodurch man der Erfindung das Ansehen der Wirklichkeit geben will, nicht angemessen; der Name soll charakterisiren; Jean Paul in der „Aesthetik“ spricht ungemein belehrend darüber und belehrt noch besser durch seine Werke.) Mit allen seichten Gründen liebreicher Vorstellung sucht Seraphine das Unheil, das sie in Anthom's Seele gestiftet, zu beschwichtigen. Zu spät! Eine Krankheit reibt ihn auf; Emilie ahnet und erfährt Alles. A—stein vermählt sich und will durch Anthom getraut sein; dieser kann es nicht verweigern. Er vollzieht die heilige Handlung, und nach derselben entfernt er sich aus dem Hause, um nicht wiederzukehren. Nach einigen Jahren entdecken A—stein und Seraphine auf einer Reise in Italien seine Gruft bei einem Benedictinerkloster, unweit von Sorrent, wo er seine Tage in tiefer Trauer und durch die Trauer beschlossen hat; denn daß er ermordet worden bei der Vertheidigung eines goldenen Kreuzes von Seraphine, welches ihm Räuber abnehmen wollten, ist nur die Form, nicht das Wesen seines Untergehens.

Es ließe sich Vieles gegen diesen Schluß, wie gegen die Charaktere überhaupt sagen; namentlich scheint ein Mann von so tiefer Bildung, so umfassenden Kenntnissen und Geisteskräften wol ein anderes größeres Gefühl zu sichtragen müssen als das der Liebe. Indessen fehlt uns der Raum zu einzelnen Ausstellungen, auch ist es schriftliche Beweis sehr schwer. Im Ganzen behandelt das Buch einen Stoff, der in seiner Allgemeinheit so oft bearbeitet ist. Allein, es streift sehr nahe an einige berühmten Werke hin, an J. Paul's „Siebenkäs“. Auch dort hat ein edler Geist sich verirrt und geglaubt, in einer einseitigen Liebe seine Befriedigung zu finden, die aber seinen Untergang bereitet. Allein wie reißt sich dieser das Leben empor! Wie herrlich sind dort die Contrastionen der Ereignisse, wie schlagend, meisterhaft und [illegible] terischwahr die Einzelzüge des Genrebildes! Aber [illegible] Dichter hielte (zumal im Halbidyll) einen Vergleich [illegible] J. Paul aus! Unser Autor bringt es nicht zu [illegible] Wahrheit; seine Charaktere sind mit Geist [illegible]

*) In der Astronomie ists freilich umgekehrt; es thut dies aber wol dem Gleichniß nichts.

aber sie leben darum noch nicht. Der Unterschied ist der: Jean Paul, oder der wahre Dichter überhaupt, stellt ein Gemälde selbst vor uns hin, unser dichterischfühlender und gebildeter Verfasser aber beschreibt uns eins. Und gewiß wird er uns einräumen, daß die künstlichste Beschreibung Lücken haben müsse und uns nicht so erwärmen könne als das lebendige Kunstwerk selbst. Dennoch verdient auch diese Bemühung, dies Talent Achtung, die sich bis zum höchsten Grade steigern kann. Denn zwischen den Bildnern des Laokoon und Apoll und dem Winckelmann, der diese Gebilde beschrieb, ist wahrlich nur ein geringer künstlerischer Unterschied! 47.

Correspondenznachrichten.

Aus dem Badischen, November 1831.

Wie steht es mit der Preßfreiheit? fragen Sie mich. Bis zum 5. Dezember ist die landständische Uhr abgelaufen — weiß Gott, wenn sie wieder aufgezogen wird! Der Landtag dauert nun schon nahe an acht Monate; hundert und mehr als zwanzig Sitzungen haben stattgefunden; in der fünften schon wurde der Welcker'sche Antrag begründet — und noch haben wir keine Preßfreiheit. Deutschland jauchzte Badens Ständen freudig zu, indem es wähnte, vom Rhein her (aber nicht von jenseits) würde sich die Emancipation der Presse über Deutschland verbreiten. Baierns Stände haben die Waffen aus der Hand gegeben; zunächst hängt die freie Presse also noch von den badischen Ständen ab, welche — wir erwarten dies zuversichtlich — an dem von der Staatsregierung in die zweite Kammer gebrachten Entwurfe eines Preßgesetzes wesentliche Veränderungen machen wird. Wenn das Gesetz in gleichem Maße liberal und den Anträgen beider Kammern entsprechend wäre, als es groß ist, dann könnten wir uns gratuliren. Die öffentliche Meinung spricht sich über den Werth des Gesetzes laut aus, d. h. man sagt, es bleibt mit der Freiheit beim Alten, und statt eines Gesetzes über freie Presse, gibt man uns eins über Censur. Nach §. 1 des Gesetzes soll die Censur aufhören, und doch fortdauern — bei Zeitungen und Zeitschriften, dann bei Werken unter 20 Bogen, wenn sie ihrem ganzen Inhalte nach oder theilweise den deutschen Bund oder hierzu gehörige Staaten, außer Baden, betreffen. Eine sogenannte inländische Preßfreiheit sollen wir also haben! Die Regierung geht nämlich von dem Grundsatze aus, daß der Bundesbeschluß von 1819 und seine Verlängerung von 1824 noch gültig seien, was die Rechtsgelehrten der zweiten Kammer bestritten haben. Hier ist also der Knoten! Wer wird ihn zerhauen? Wenn auf dem Bundestage, nach 16 fruchtlos abgelaufenen Jahren, gemeinschaftliche Maßregeln über die auf dem wiener Congreß stipulirte Preßfreiheit, nicht über Censur veranstaltet würden, dann könnte aus diesem Widerstreite ein Element des Friedens hervorgehen; der Kampf wird darum nicht aufhören, denn der Zustand des Zwanges ist der unnatürlichste; einmal muß er dem Zustand des Natürlichen, der Freiheit, Platz machen. Bemerkenswerth ist, daß selbst die Regierung den Unwerth der Censur einsieht und sie nur beibehält, weil sie vom Bunde geboten ist. In dem Vortrage des, das Gesetz vorlegenden, Regierungscommissairs heißt es nämlich: Je mehr das Bedürfniß zur Ansicht drängt, daß die durch ein angemessenes Preßgesetz gegen Misbrauch gegebenen Garantien von größerm Werth sind als die Censur, desto weniger dürfte vorauszusetzen sein, daß die Verpflichtung zur Censur noch lange besteht. Während die Regierung die Fortdauer der Censur in ausgedehntem Maße anerkennt, indem sie die Bundesbeschlüsse für fortan bindend erklärt, tritt sie in jenem Vortrage mit dem liberalen Vordersatze auf: die Presse sei frei, die Censur sei aufgehoben, und fügt noch bei, das Einverständniß über diesen Grundsatz mache jede weitere Begründung desselben entbehrlich. Wodurch realisirt sich denn der Grundsatz? Ausländer können in Baden keine Zeitschriften herausgeben, und die Inländer müssen 30 Jahre alt sein. Wahrscheinlich hat deswegen Spindler noch vor Thorschluß seinen „Zeitspiegel", der nun im Müller'schen Verlage zu Karlsruhe erscheint, geschwind nach Baden-Baden verlegt. Auch Cautionen von 1—2000 Fl. müssen gestellt und eine Menge Formalitäten beobachtet werden, welche wahrhaft quälend sind und deren Versäumniß ungeheure Strafen nachziehen kann; so z. B. wird der Redacteur eines reinwissenschaftlichen Journals, wenn er sich nicht als verantwortlicher Redacteur nennt, mit 10—100 Fl. Strafe belegt. Wer den Verkauf oder das Ausleihen von Büchern als Gewerbe treibt, ist verbunden, über die bei ihm vorräthigen Druckschriften ein fortlaufendes, von Monat zu Monat zu ergänzendes Verzeichniß zu führen und der Polizei, wenn sie es verlangt, zur Einsicht vorzulegen. Diese Bestimmung ist, wie es scheint, zur Beförderung und Beschleunigung des Buchhandels mitaufgenommen worden; wer's nicht thut, zahlt 10—100 Fl. Strafe. Und wozu sollen diese Inquisitionen führen? Zu einer Art von Censur über ausländische Bücher? oder um gewissen Insinuationen zu entsprechen? Beschlagnahme von Druckschriften darf in mehren Fällen eintreten; ob aber die Beschlagnahme eines zum Drucke abgesendeten Manuscripts gerechtfertigt werden kann, ist Ref. unbekannt; auch das, ob ausländische Preßgesetze diese Befugniß ertheilen. Die Strafbestimmungen bei Preßvergehen enthalten mehre beachtenswerthe Stellen. Der Angegriffene soll immer mit seinem Namen genannt sein. Wie soll das gemacht werden? Wenn von einem N. N. eine Schandthat gesagt wird, welche außer dem Betheiligten nur der Angreifende weiß, so wird sich der Angegriffene hüten, seine Schandthat durch einen Proceß, der bei offenen Thüren verhandelt wird, noch recht zu brandmarken; wenn er auch als Sieger aus dem Proceß hervorgeht, so ist er in den Augen des Publicums doch der Besiegte. Ausdrücke der Schmähung gegen die Verfassung des deutschen Bundes, des Großherzogthums u. s. f. ziehen Gefängnißstrafe von 8 Tagen bis 6 Monaten, Geldstrafen von 10—500 Fl. nach sich; Vergehen dieser Art gegen andere Staaten werden nur halb so hoch bestraft. Was ist aber Schmähung? Die größten Wahrheiten können in den Kreis der Schmähung herabgezogen werden und den Stoff zu Verfolgungen und politischen Verketzerungen geben. Der Willkür ist Thür und Thor geöffnet, wenn das Wort Schmähung stehen bleibt; auswärtige Reclamationen können erfolgen, und wenn sie auch nicht das erwünschte Resultat haben, so sind sie doch dem Verfasser, jedenfalls dem Redacteur nachtheilig. Das Wort erscheint mir, da keine Jury den Thatbestand ermitteln soll, in den Händen eines gewöhnlichen Gerichtes noch viel bedenklicher. Unter die ganz ungereimten Bestimmungen des Gesetzes gehört, daß auswärtige Verfasser, Verleger, Drucker und Redacteurs vor die badischen Gerichte gezogen werden können, wenn eine Schrift gegen Baden oder einen badischen Unterthan einen sträflichen Angriff enthält; in diesen Fällen soll, bis dem Urtheil genügt ist, die ausländische Zeitung u. s. w. gerichtlich verboten werden. Hiermit könnte gegen alle ausländische Zeitungen u. s. w., welche über badische Angelegenheiten „Schmähungen" bringen, der Krieg auf Leben und Tod erklärt werden. Ueberdies verletzt diese Bestimmung offenbar die Gesetzgebung aller andern Staaten, indem deren Untergebene ihren Gerichten entzogen würden.

Die Regierung hat sich für jetzt unbedingt gegen die Jury erklärt und überweist die Processe an die Gerichte zweiter Instanz, womit zu diesem Behufe das Staatsanwalteninstitut verbunden wird. Um Misverständnisse zu vermeiden und das Gesetz gegen den etwaigen Vorwurf zu schützen (vorausgesetzt, daß der Schützling sich den dringenden Zeitumständen füge), als gewähre es dem verletzten Privaten keinen Schirm gegen Verunglimpfung seiner Ehre, so bemerken wir, daß ein eignes Injuriengesetz auf diesem Landtage bearbeitet worden ist.

Wir werden über diese allgemeine deutsche Angelegenheit seiner Zeit Bericht erstatten; denn an die Beschlüsse der badi-

schen Kammern knüpft sich jetzt, nachdem die zweite Kammer in München ihr erstes Urtheil auf eine kaum erklärbare Weise selbst cassirt hat, zunächst die Hoffnung der deutschen constitutionnellen Staaten und vorzüglich auch der Erfolg, den die Sache auf dem bevorstehenden würtembergischen Landtage haben wird. Der Kampf ist groß und wird desto größer, je tiefer der Gedanke an die Gerechtigkeit desselben wurzelt, desto hartnäckiger, je mehr die Gewährung vorenthalten wird, und desto erfolgreicher, je länger er dauert. Denn zu der Ansicht hat sich wol Jeder erhoben, dem die jetzigen Ereignisse und ihr Ursprung nicht fremd sind, daß ein Zurücksinken in die Nacht des Mittelalters nicht mehr im Kreise der Möglichkeit liegt. Wir leben in einer Zeit, die mit der Luther's in mancher Beziehung große Aehnlichkeit hat.

So sehr die Politik das Tagesgerede ist, so wenig ist sie jetzt in unserm Lande das Tagesgeschreibe; unsere Zeitungen schleudern ihren Weg hin und bekommen vielleicht einen bessern Flug (??), wenn ihnen der Dampf- und Dunstwagen des neuen Preßgesetzes vorgespannt wird. Flugschriften erscheinen selten und befassen sich nicht mit Politik; Cholera, nicht evangelische Glaubensstreitigkeiten, die in frische Anregung gebrachte Cölibatsangelegenheit und das Accisewesen sind Gegenstände, welche der Politik die Stange halten. 174.

Neueste englische Literatur.

Geschichte und Biographie. *)

5. Catalogue of the manuscripts and state-papers in the library of the most noble the Marquess of Salisbury, at Hatfield-House. 2 Bände. London.

Vol. I. Miscellaneous manuscripts, and state-papers. Vol. II. Letters, privy seals: In manuscript; arranged and analysed by *C. J. Stewart*, of the late firm of Howell and Stewart, bookseller.

Dies ist eine der wichtigsten Vervollständigungen der Burleigh-Papers im britischen Museum. Die Unentbehrlichkeit dieser urkundlichen Quellen für die Geschichte Englands und Europas zur Zeit der Königin Elisabeth leuchtet um so mehr ein, da kein berühmter Minister dieser Fürstin die Gewohnheit hatte, alle Projecte, Pläne, Vorschläge u. s. w., die seiner Entscheidung unterlagen, schriftlich zu erörtern. Es mochte eine Staatsangelenheit von allgemeiner Wichtigkeit, oder ein Geschäft von geringerm Belang sein, so prüfte er die Sache von allen Seiten, schrieb die Pro und Contra nieder, und bemerkte den Entschluß, den er darüber gefaßt. Die Burleigh-Papers, die sich in Hatfield-House befinden, und die man Cecil- oder Salisbury-Papers nennen kann, gehen von 1596—1608, als Sir Robert Cecil (der zweite Sohn Lord Burleigh's, sein Coadjutor und Nachfolger als Minister) Lord Schatzmeister wurde. Auf Veranlassung des jetzigen Marquis von Salisbury hat Herr Stewart diese bisher ungeordneten Papiere classificirt und eine Uebersicht in tabellarischer Form gegeben, die dem Geschichtsforscher das Nachsuchen erleichtert. Diese Sammlung enthält nicht weniger als 13,000 Briefe aus der Zeit Heinrichs VIII. bis zu der Jakobs I., von denen bisher nur wenige im Druck erschienen waren. Eine reiche Fundgrube für Historiker! Auszüge würden die Grenze dieses Blattes bei weitem überschreiten. Indeß können wir nicht unterlassen, eine Stelle aus der Instruction an den Viceadmiral Sir John Clere anzuführen, aus welcher hervorgeht, daß jenes berühmte Seemanöver, das Durchbrechen der Schlachtlinie des Feindes, über welches so vielfach gestritten wurde, ob es eine neue Erfindung sei oder nicht, schon damals bekannt war. Die Stelle lautet wörtlich: „The fyrste ranke shall make saile streight towards the frounte of the battell, and shall passe throughe them (the enemy) if they can, and shall make as shorte a turne to the wyndwardes as they may, and then shall have a speciall regard to the secours of the seconde ranke; which seconde is to laye on board the principal shyppes of th' enemies, every man chosyng his matche as nere as he maye, restynge ther admyrall for the lo. admirall".

6. History of Scotland. By *Patrick Fraser Tytler*. Edinburg.

Von diesem wichtigen Werke ist der 4. Band, 426 Seiten stark, kürzlich erschienen. Die ämsigste Nachforschung, die sorgfältigste Kritik und die seltenste Unpartrilichkeit zeichnen dieses große und verdienstvolle Unternehmen aus. Schottland hat Geschichtschreiber des ersten Ranges, hat einen Hume, einen Robertson hervorgebracht, aber eine Geschichte von Schottland selbst gehörte bisher zu den frommen Wünschen. Buchanan ließ sich durch seine republikanischen Vorurtheile zu sehr verleiten, und der scharfsichtige Pinkerton hatte zu manchen Quellen, die seinem glücklichern Nachfolger zugänglich geworden sind, keinen Zutritt. Tytler vereinigt in sich den geduldigen Forschgeist des Antiquars mit den aufgeklärten und erhabenen Ansichten des Historikers. Er hat in diesem Bande in Bezug auf die Regierung Jakobs III., so wie über die Verschwörung der Lords viele Irrthümer seiner Vorgänger berichtigt, insbesondere hat er die letztere mit einer Klarheit und Vollständigkeit erzählt, die man bei Buchanan nur allzu sehr vermißt. Die Fortsetzung dieses Werkes wird in Großbritannien mit Begierde erwartet.

7. Cabinet library, Vol. VI. Historical memoirs of the house of Bourbon. 2 Bände. London, 1831.

Eine bloße Compilation, und zwar eine überflüssige, da die Geschichte des Hauses Bourbon wesentlich mit der Geschichte Frankreichs verflochten ist, es daher für dasselbe einer besondern nicht bedarf.

8. Cabinet cyclopedia, Vol. XXI. Eminent british statesmen. Erster Band. London, 1831.

Dieser Band enthält die wohlgeschriebenen und interessanten Biographien Wolsey's, Sir Thomas Moore's, Cranmer's und Burleigh's.

9. History of the county palatine of Lancaster. By *Edward Baines*.

Von diesem Werke sind kürzlich der 5. und 6. Band erschienen. Unter vielen interessanten Dingen enthält der 5. Band auch die aus einem der Harley'schen Manuscripte: „The originall of Herehawghtes", entlehnte Schilderung des berühmten Zweikampfes zwischen den Herzogen von Hereford und Norfolk unter Richard II., der jenen zu zehnjähriger, diesen zu lebenswieriger Verbannung verurtheilte.

10. Historical researches on the conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco, in the thirteenth century, by the Mongols, accompanied with elephants; and the local agreement of history and tradition, with the remains of elephants and mastodentes found in the new world: containing invasion of Japan from China; a violent storm; Mongols, with elephants land in Peru and in California; very numerous identifications; history of Mexico and Peru to the conquest by Spain; grandeur of the Incas; on quadrupeds supposed extinct; wild elephants in America; tapirs in Asia; description of two living unicorns in Africa; with two maps and portraits of all the Incas and Montezuma. With a supplement. By *John Ranking*. London, 1831.

Was der Verf. will, ist aus dem riesenhaften Titel hinlänglich ersichtlich, nämlich darthun, daß Mexico und Peru durch eine Seeexpedition der Mongolen, die von einem heftigen Sturm von den Küsten Japans verschlagen und zerstreut wurde, im 13. Jahrhunderte entdeckt und bevölkert worden seien. Das Buch gewährt eine sehr unterhaltende Lecture und die Zusammenstellung und Uebereinstimmung der Thatsachen, womit der Verf. seine Hypothese zu beweisen sucht, ist wirklich im höchsten Grade merkwürdig. 210.

*) Vgl. Nr. 322. d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmalz (Theodor), Die Wissenschaft des natürlichen Rechts. Gr. 8. 14¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Choleraepidemie zu Danzig
während des Sommers 1831.
Geschildert
von
Dr. E. O. Dann.

8. Brosch. Preis 16 Gr., oder 20 Sgr.

Der Hr. Verfasser, seit längerer Zeit ausübender Arzt, ist während die Cholera in Danzig wüthete, dirigirender Arzt im Choleralazareth Nr. 2 gewesen und hat sowol in dieser Stellung als in der Privatpraxis Gelegenheit gehabt, beinahe 200 Cholerakranke zu beobachten und zu behandeln. Seine Ansichten und Erfahrungen über den Verlauf und die Eigenthümlichkeiten der Epidemie, die Cur und Verhütung der Krankheit, sowie über Choleralazarethwesen und Krankentransport sind in der angekündigten Schrift niedergelegt.

In Commission bei Chr. E. Kollmann in Leipzig ist ein lithographirtes Kunstblatt erschienen:

Sechswöchentlicher Katechismus-Unterricht, den Irrlehrern dieser Zeit ertheilt von der Redaction der Evangelischen Kirchenzeitung. Chines. Papier 20 Gr., Velinpapier 12 Gr.

Anzeige für Lehrer an höhern Schulen.

In der Verlagshandlung des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geordnet, mit Bemerkungen begleitet und besonders für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. (Bei Einführung in Schulen findet ein um ein Drittheil erniedrigter Partiepreis statt, sobald wenigstens 25 Exemplare zugleich genommen werden.)

Diese poetische Geschichte der Deutschen gibt einerseits die anschaulichsten Bilder von den Helden unserer Nation und den großen Begebenheiten in unserm Vaterlande, andererseits reicht sie als Muster und Beispielsammlung zur Geschichte und Lehre von der poetischen Form unter den Deutschen hin, da sie ausgewählte Stücke von mehr als hundert deutschen Dichtern enthält. Der Verleger macht darum sowol die Vorsteher von Lehranstalten, sowie alle Freunde der deutschen Poesie und Geschichte darauf aufmerksam. Da sich dies Buch nicht minder zu einem Weihnachtsgeschenk für die Jugend eignet, so hat er dafür gesorgt, daß solches auch sauber cartonnirt zu haben ist.

Darmstadt, den 20sten Oktober 1831.

C. W. Leske.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. D. Larrey's
Chirurgische Klinik,
oder Ergebnisse der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militairlazarethen, seit 1792—1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von
***Dr.* Albert Sachs,**
prakt. Arzte etc. zu Berlin.

Gr. 8. Dritter und letzter Theil, mit 5 Kupfertafeln. 38¾ Bogen. 2 Thlr.

(Mithin sämmtliche drei Theile, 100½ Bogen in gr. 8. auf weissem Druckpapier, mit 67 sauber in Kupfer gestochenen Abbildungen, 6 Thlr.)

(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung v. C. F. Amelang.)

Mit diesem Bande, dem reichhaltigsten, ist die vollständige Uebersetzung des Werkes, welches der Herausgeber mit Recht eine der bedeutensten Erscheinungen im Gebiete der neuern Chirurgie nennt, beendet. Die vielen Erläuterungen und Zusätze, womit Letzterer dasselbe versehen hat, zeugen von dem Fleisse, mit welchem die Bearbeitung dieses, aus der reichen Erfahrung eines höchst genialen Praktikers hervorgegangenen Werks vollbracht wurde, und ist sonach die günstige Aufnahme desselben nicht zu bezweifeln.

In demselben Verlage erschien früher:

Gründliche Darstellung der gebräuchlichsten äussern pharmaceutischen Heilmittel etc. Von *Dr.* Albert Sachs etc. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Abrégé du voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Ouvrage de feu M. l'Abbé Barthélemi, arrangé à l'usage des écoles par J. H. Meynier. *Cinquième* édition. Auf weißem Druckpapier. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Meckel, J. F., System der vergleichenden Anatomie. 5ter Theil. Gefässsystem. Gr. 8. Preis ord. Papier 1 Thlr. 12 Gr., besseres Papier 1 Thlr. 18 Gr.

Wilda, Dr. W. E. (Prof. in Halle), Das Gildenwesen

Subscriptions-Anzeige

der

zweiten Auflage

der

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere.

Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche

entworfen

von

H. R. Schinz, Med. Dr.
Lehrer der Naturgeschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalen gezeichnet und lithographirt

von

K. J. Brodtmann in Zürich.

Des Thierreichs erster Band.

Während die Franzosen, welche das Studium der Natur mit besonderer Vorliebe pflegen, so manche schöne, aber eben so kostspielige naturhistorische Werke besitzen, wird man sich vergebens in dem sonst so thätigen deutschen Buchhandel nach einem ausgezeichneten und weniger kostbaren Werke über das Thierreich umsehen, in welchem die Naturgeschichte, auf die neuesten Erfahrungen gegründet, möglichst vollständig und systematisch geordnet, mit einer Reihe naturgetreuer und mit der größten Sorgfalt ausgeführter Abbildungen von allen bis jetzt bekannten Gattungen der Thiere sich bearbeitet findet.

Diese Aufgabe zu lösen, ist der Zweck des hier angekündigten, in der zweiten und verbesserten Auflage erscheinenden, Werkes. Eine reichhaltige physicalische Bibliothek, so wie mehrere kostbare zoologische Sammlungen, wenn die Originale nicht nach dem Leben

gezeichnet werden konnten, setzten den Herausgeber in den Stand, die besten und getreuesten Abbildungen dem Werke beifügen zu können, die in Hinsicht auf die stets vorwärts schreitende Lithographie von jedem Kenner als vorzüglich gefunden werden müssen.

Was den Text betrifft, so ist dieser von einem in diesem Fache allgemein anerkannt bewanderten Gelehrten, mit Sorgfalt und Benutzung der neuesten und besten Werke zu einem Ganzen zusammengetragen, faßlich und leicht für Jedermann, und dabei streng wissenschaftlich und systematisch geordnet.

Der Liebhaber der Naturgeschichte, der Lehrer, der Erzieher erhält hier ein Werk, das seinem Zwecke vollkommen entspricht, und in die Hände der Jugend niedergelegt, wird es derselben eine der nützlichsten Unterhaltungen gewähren. — Es ist der Grund der Wissenschaft selbst, der sich auch bei künftigem höherem Studium als nützlich bewähren muß, und wodurch sich Jeder über die vorzüglichsten Wesen des Thierreichs und ihrer Eigenschaften, so weit der menschliche Forschungsgeist in dieselben eingedrungen, in Verbindung mit den großen und treuen Abbildungen unterrichten kann.

Dieses nützliche und vorzügliche Werk erscheint in 14 Lieferungen, jede 12 Blätter Abbildungen und den dazu gehörigen Text enthaltend. Der höchst billige Subscriptionspreis einer solchen Lieferung ist Ein Thaler zwölf Groschen Sächs., oder Zwei Gulden 45 Kreuzer Rheinisch, wofür es in jeder Buchhandlung zu bekommen ist. Der spätere Ladenpreis wird beträchtlich höher seyn. — Das erste Heft ist bereits fertig, dem von zwei zu zwei Monaten die Uebrigen folgen werden, so daß in einem Zeitraum von zwei Jahren das ganze Werk in den Händen der Subscribenten sich befinden wird.

Die übrigen Classen des Thierreichs werden den Säugethieren folgen.

Wie könnte sich der gebildete Mensch nach einer würdigeren Erholung umsehen, als das Studium im großen Buche der Natur ist, welches der Schöpfer so reichhaltig vor ihm aufgeschlagen, und bei dessen Betrachtung er zugleich mit den höchsten religiösen Gefühlen erfüllt werden muß.

Probeblätter der Abbildungen sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

Leipzig, im Januar 1831.

Gerhard Fleischer,
Verleger.

In Commission bei Adolf Frohberger.

Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier 8 Thlr. 22½ Sgr., oder 14 Fl. Auf Druckpapier 6 Thlr. 22½ Sgr., oder 11 Fl.

* Diese in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Ausgabe ist vollständiger als die neuesten londoner und pariser Ausgaben. Die zwei fehlenden Bände erscheinen noch in diesem Jahre.

Domainen-Streit, Der, im Herzogthume Nassau, aus seinen Urquellen erläutert und nach Rechtsgrundsätzen gewürdigt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Döring, Georg, Novellen. 4 Theile. Auf Velinpap. 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr. Auf Druckpapier 5 Thlr., oder 9 Fl.

— —, Das Kunsthaus. Novelle in drei Theilen. Geheftet. 4 Thlr. 25 Sgr., oder 8 Fl. 24 Kr.

— —, Phantasiegemälde für 1832. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 45 Kr.

— —, Van Spyk. Ein Heldengedicht. Gr. 8. Geheftet. 11½ Sgr., oder 40 Kr.

— —, Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. Vierter Jahrgang. 1831. 5 Thlr., oder 8 Fl.

* Dieses Journal wird für 1832 fortgesetzt.

— —, Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. 1ster—3ter Jahrgang. Herabgesetzter Preis für den Jahrgang 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

* Ausführliche Anzeigen hierüber sind in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu haben.

Hahn, C., Lehrer an der Musterschule, Arithmetisches Exempelbuch für den Schul- und Privatgebrauch. Erster Cursus. Zweite Auflage. Gr. 8. 10 Sgr., oder 30 Kr.

Haupt, Theodor von, Hochverrathsproceß der Minister Karls X. von Frankreich. Mit einer historischen Einleitung. 9 Bändchen mit 4 Bildnissen. Preis per Bändchen 10 Sgr., oder 36 Kr.

Jahrbuch zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, veranstaltet vom physikalischen Vereine zu Frankfurt am Main. Für das Jahr 1831. Mit 2 illuminirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Irving, Washington, Sämmtliche Werke. 41stes—43stes Bändchen: Reisen der Gefährten des Columbus. Uebersetzt von Ph. A. G. von Meyer. Auf Velinpapier 17½ Sgr., oder 54 Kr. Auf Druckpapier 10 Sgr., oder 36 Kr.

* Die ersten 40 Bändchen enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Leben und Reisen Christoph Columbus. — Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von Neuyork. Preis auf Velin 7 Thlr. 15 Sgr., oder 12 Fl. 30 Kr., auf Druckpapier 5 Thlr. 10 Sgr., oder 8 Fl. 42 Kr. Kupfersammlung hierzu; erste Lieferung. 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr. — Cooper's Werke enthalten in 63 Bändchen: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe (Prearie). — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. Preis auf Velin 11 Thlr. 10 Sgr., oder 17 Fl. 48 Kr., auf Druckpapier 7 Thlr. 17½ Sgr., oder 12 Fl. 12 Kr. Kupfersammlung hierzu; erste Lieferung. 25 Sgr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Lendroy, J., Professor, Neues französisches Abcbuch mit mündlichen und schriftlichen grammatischen Uebungen, als Vorbereitung zur Syntax der französischen Sprache. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 12. 10 Sgr., oder 36 Kr.

Meyer, B., Hofrath und Dr., Reiseskizzen. 8. Geheftet. 15 Sgr., oder 54 Kr.

Rahmer, W. von der, Handbuch des rheinischen Particularrechts. Erster und zweiter Band. Auch unter dem Titel: Die Landrechte des Ober- und Mittelrheins. 2 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr., oder 6 Fl.

Pierre, H., Professor, Five plays of the new british theatre, with german explanatory and english critical notes etc. Auch unter dem Titel: Fünf englische Bühnenstücke aus dem neuen britischen Theater, mit deutschen erklärenden und englischen kritischen Noten, bearbeitet für Deutsche und Engländer. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Rouss, A., Med. Dr., Das russische Dampfbad zu Frankfurt a. M. Gr. 8. Geh. 2½ Sgr., oder 9 Kr.

Rheinisches Taschenbuch, auf das Jahr 1832. Mit Beiträgen von Adrian, W. Blumenhagen, A. von Tromlitz und H. Zschokke. Mit Kupfern. In ordinairem Einband 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl. In Pariserband 2 Thlr. 25 Sgr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Vorstellung der Handelsleute zu Würzburg wegen Bewirkung einer geeigneten Abänderung des Zollgesetzes und des Zolltarifs. 3½ Sgr., oder 12 Kr.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1831.

Das neunte Heft des Jahrgangs 1831 dieser Zeitschrift wird soeben versendet. Dieses enthält: I. Den Schluß des Winterfeldzugs in Holland 1794—95. — II. Einzelnes über leichtes Fußvolk. — III. Die Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs 1788 der k. k. Hauptarmee gegen die Türken. — IV. Literatur: Beurtheilung über des Oberst Okuneff Feldzug 1812 in Rußland. — V. Die neuesten Militairveränderungen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf den nächsten Jahrgang 1832 mit acht Thaler Sächsisch an. Auch sind für eben diesen Preis die Jahrgänge 1818—31 der Zeitschrift zu erhalten. Wer die ganze Sammlung auf ein Mal abnimmt, dem wird ein Nachlaß im Preise von 25 Procent zugestanden.

Wien, am 30sten Oktober 1831.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Cholerakarte.

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen für 12 Gr. oder 15 Sgr. zu haben:

Uebersichtskarte

der Verbreitung der Cholera morbus in preuß. Staaten bis zum 1sten Oktober 1831.

Folio.

Diese sehr zweckmäßig eingerichtete Karte ist illuminirt, zeigt die verschiedenen aufgestellt gewesenen Cordons, gibt eine chronologisch geordnete Uebersicht der Ausbrüche von Tag zu Tag, und ist auf Schreibvelin gedruckt, damit spätere Ausbrüche ohne Schwierigkeit mit der Feder nachgetragen werden können.

Im Verlag des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe, von G. W. Freiherrn von Wedekind, großherzogl. hess. Oberforstrath und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Mit 116 Musterm. Darmstadt, 1831. Gr. 8. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl.

Dieses Werk, aus dem Geschäftsleben hervorgegangen und für dasselbe vorzugsweise bestimmt, gründet seine Lehren ebenso sehr auf den neuesten Stand als auf die Erfahrungen der praktischen Anwendung in den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes und gibt eine anschauliche pragmatische Darstellung der Wirksamkeit aller Stufen des Forstdienstes und der Beziehungen, in welchen andere Behörden zur Forstverwaltung stehen. Es enthält zugleich den Stoff für die Verordnungen, Regulative und Instructionen über Gegenstände der Dienstordnung, der Forstpolizei, der Verwaltung der Forstdomainen,

des Rechnungswesens und des Communalforsthaushaltes.

Darmstadt. C. W. Leske.

Anzeige.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorräthig:

1.

Walter Scott's

Werke

neue Folge. 1ster—4ter Band. „Großvaters Erzählungen aus der französischen Geschichte". 4 Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Sauber geheftet.

2.

THE WORKS

OF

W. SCOTT;

A NEW SERIES, Vol. 1—4. „TALES OF A GRANDFATHER FROM THE HISTORY OF FRANCE". 4 vol. in 8. 1 Thlr. 12 Gr. Geheftet.

Um den von vielen Seiten gegen uns ausgesprochenen Wünschen zu begegnen, haben wir zu der Uebersetzung deutsche Lettern, sowie zu beiden Ausgaben dieser neuen Folge, welche auf das schönste Patentvelinpapier gedruckt sind, größeres Format (ein gefälliges Octav) und etwas größere Schrift gewählt. Man wird bei näherer Ansicht dieser Ausgaben die größte Wohlfeilheit mit möglichster Eleganz vereinigt finden. Walter Scott's nächstens in London herauskommendes neuestes Werk: „Robert von Paris", wird baldmöglichst als Fortsetzung zu beiden Ausgaben bei uns erscheinen.

Zwickau, im Oktober 1831.

Gebrüder Schumann.

Mit dem Jahre 1832 erscheint bei Florian Kupferberg in Mainz in monatlichen Heften von 14—15 Bogen:

ARCHIV

für die

neueste Gesetzgebung

aller

deutschen Staten.

Im Vereine mit mehren Gelehrten herausgegeben

von

ALEXANDER MÜLLER,

grossherz. Sachsen-Weimarischem Regierungsrathe.

Drei Hefte bilden einen Band, der mit einem Register versehen wird. Jeder Band, oder 3 Hefte, kosten 2 Thlr. 20 Gr., oder 5 Fl.

Neue vorzügliche Schriften zum Unterricht.

Hörnig, G. S. (Baucommissar), Sammlung praktischer Zimmerwerkrisse, theils ausgeführter, theils für verschiedene Zwecke entworfener Baugegenstände. 2 Hefte mit 12 großen Steindrucktafeln. Fol. Brosch. 3 Thlr.

Löhmann, Fr., Geometrische Formeltafeln. Erste Abtheilung: Berechnungen über die Figuren der ebenen Geometrie in rein algebraischen Ausdrücken und combinatorisch geordnet, nebst 1 Figurentafel. 8. Brosch. Prän.-Preis bis Ostern 1832 1 Thlr., Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert, J. A., Handbuch der Mechanik für Praktiker, oder die Grundlehren der Mechanik auf die Construction der Maschinen und auf die Baukunst bezogen. Erster Band. Statik fester Körper, mit 3 Kupfertafeln. 8. Prän.-Preis bis Ostermesse 1832 1 Thlr., Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Otto, Ch. Fr., Kurzgefaßte Religionslehre für protestantische Schulen. Zweite, verbesserte Auflage. 8. 9 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung

in Dresden und Leipzig.

Ueber die Cholera im Allgemeinen und die asiatische Cholera insbesondere, von Dr. Georg Freiherrn von Wedekind, großherz. hess. Geheimen Staatsrathe und erstem Leibarzte u. s. w. Frankfurt a. M., bei Franz Varrentrapp. Brosch. 12 Gr., oder 54 Kr.

Ein Veteran der Heilkunde, ein seit 40 Jahren berühmter Schriftsteller spricht sich hier mit der ihm eigenthümlichen Klarheit, wissenschaftlichen Consequenz und reichen Fülle von Gelehrsamkeit aus. Belehrung wird Jedermann hier finden. Der ungewöhnlich schnelle Absatz einer starken Auflage in der kurzen Zeit von nicht 4 Monaten gibt zu erkennen, welch allgemeines Vertrauen der hochgeachtete Verfasser in der gelehrten Welt und bei dem gesammten Publicum genießt.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Taschenbuch ohne Titel

auf

das Jahr 1832.

12. Auf feinem Velinpapier. Cart. 1 Thlr.

Inhalt:

Sibyllinisches Vorwort.
Frachtbrief vom Prior Anastasius Spiridion.
I. Epistel über den Frieden zu Adrianopel von Frater Simplicius an Udalricus Germanus.
II. Was haben die Kaufleute von den jetzigen politischen Krisen zu hoffen? Zeitbetrachtung und Second sight vom Prior Anastasius Spiridion.
III. Homöopatho-Mastix, geflochten von ungrischen Aerzten. Mitgetheilt von Dr. Anselmus Eberhardtus junior.
IV. Als Anhang:
Fortgesetzte Proben aus dem medizinischen Contrefaitel-Lexikon des Dr. Eberhardtus sen.
V. Etwas über Goldschmidts Jungen und dessen drei Kraftgedanken. Von Frater Lampadius.
VI. Gedanken eines publicistischen Freischützen über Intervention und Nicht-Intervention. Von Frater Hippolytus a Lapide.
VII. Endspiel der Rubberpartie, welche Mr. Charles Le Sot und sein Partner Mr. Jacques Crepin Le Clerc in den großen Tagen der großen Woche (27.—29. Juli 1830) gegen Mr. Louis Philippe Le Franc und Mr. Jeannet Le Peuple-Changeant verloren haben und dabei Groß-Slam geworden sind. Kritisch dargestellt von Frater Cebes, Artium Liberalium et Lucis Magister.
VIII. Nüsse aus verschiedenen Weltgegenden. Gesammelt von Frater Timeleon. 1829—31.
IX. Schlußwort.

Leipzig, im November 1831. F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 328. — 24. November 1831.

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nicolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 2 Thlr.

Im Ganzen genommen zwar wird die deutsche Literatur aus der Uebersetzung russischer schöngeistiger Schriften so lange keinen erheblichen Gewinn ziehen, als es der russischen Belletristik an der Entfaltung eines eigenthümlichen und nationalen Geistes gebricht, als im Drama das französische, im Roman das englische, in der Lyrik das deutsche Vorbild in entschiedener Gunst steht, und als die Dichter des Volks mehr die Erreichung dieser Vorbilder als die Entwickelung eigner und durch die ganze Volksbildung zerstreuter Geschmacksgesetze im Auge haben. Es wird noch immerhin einiger Menschenalter bedürfen, ehe es zu einer solchen Durchforschung des eigentlichen Volksgeschmacks in Rußland kommen wird, denn bis zu dieser Stunde ist die selbständige und volksthümliche Kunstliebe in Rußland noch eine fremde, auf russischem Boden nicht einheimische Pflanze. Unstreitig ist viel und eine hinreichende Bildung in diesem Lande verbreitet, um einer eignen Literatur zur Basis dienen zu können; aber diese Bildung ist ein aus der Fremde dahin verpflanztes Gewächs, das seine eigenthümliche Entwickelung noch nicht gefunden hat. Es trägt Früchte in hinlänglicher Menge, aber Früchte, die noch allzu sehr nach der fremdem Heimath schmecken, um vollkommen für vaterländische gelten zu können. Je nach der Gattung, zu der sie gehören, kann man die Natur jeder neuen Erscheinung vorherverkünden. Ist es ein Schauspiel der höhern Sphäre, so wird es Voltaire's Inoculation zur Schau tragen; ist es in Prosa, so blicken Kotzebue und Iffland durch die Schale; ein mehrbändiger Roman wird unverkennbar Walter-Scottisch schmecken, und die Ode wird ihre Verwandtschaft mit Klopstock und Ramler nicht verleugnen können. Briefe und Reiseschilderungen werden etwas von Yorick ansichtragen, die kleinere Novelle wird an Kleist und Franz Horn, die Elegie an Matthisson und Hölty erinnern, und so fort. Bis jetzt ist nur das Volkslied und allenfalls die Kriloff'sche Fabel, nebst Karamsin's parabolischer Novelle eigentlich national und gibt einen wahrhaft russischen Geschmack; alle andere Blüten des Literaturbaums sind Bastardblüten, die in ihrer Abartung die feste Regel einheimischer Ausbildung noch nicht gefunden haben.

So lange dieser Zustand fortwährt, ist die Uebersetzung russischer Werke eigentlich eine wenig belohnende Arbeit; ein Roman kann uns nur dadurch etwa als neu erscheinen, weil er deutsch und nicht englisch ist, und weil er russische Sitten malt statt englischer. Mit dem Drama ist es ebenso, ins Französische übersetzt scheinen die besten ganz alltäglich; die russische Ode und die Elegie aber sind für uns vollends alte Bekannte; Kriloff und Karamsin allein bieten uns in Geist und Gestaltung Neues dar.

Und dennoch müssen wir es loben, wenn junge, der Sprache gewachsene Literatoren es nicht scheuen, russische Originalwerke ins Deutsche zu übertragen. Weshalb? Weil wir uns freuen, mit jedem neuen und bedeutenden Werke den jungen russischen Dichterphönix die Flügel freier regen, von seinem Neste sich allmälig erheben und den ungewohnten, neuen Flug kühner versuchen zu sehen, bis endlich die Stunde kommen wird, wo er seiner alten Heimath völlig vergessen, seine Schwingen nach eignen und selbstgeschaffenen Gesetzen bewegen und einen Flug nehmen wird, der unsere Enkel in Freude und Erstaunen versetzen mag. Eine einzige Betrachtung genügt, der russischen Poesie, sobald sie nur einmal fesselfrei und ohne das hemmende Seil ihrer Vorbilder sich aufschwingen wird, einen ganz neuen, noch nicht gesehenen Flug vorauszusagen. Es ist dies der Umstand, daß die Bildung durch das römische Alterthum in Rußland nie Eingang gefunden hat, noch finden wird, und daß diesem Volk ein Mittelalter im europäischen Sinne des Worts fehlt. Kein Mittelalter, kein römisches Alterthum: muß ohne diese beiden Grundlagen unserer Bildung die russische nicht eine durchaus andere Entfaltung gewinnen wie die des übrigen Europas, sobald sie nur von der deutschen, englischen und französischen Nachahmung sich lossagt, in sich selbst die Basen seiner Ausbildung sucht und die Gesetze seiner Sprache von der Unfreiheit zur Freiheit durchgedrungen sind?

Hier müssen wir diese Betrachtung schließen, um von dem Allgemeinen auf das Besondere überzugehen; es genügt uns, sie als ein Problem hingestellt zu haben, das die Zukunft bewähren oder berichtigen wird. Um aber

diesem Gang der Entwickelung, der uns für die russische Literatur ein nothwendiger dünkt, von Schritt zu Schritt verfolgen zu können, erscheint es uns als wünschenswerth, mit den bedeutendsten Erzeugnissen jener Literatur durch Uebersetzungen bekannt zu werden, und in dieser Beziehung haben wir die Bearbeiter der Werke Karamsin's nicht blos, sondern auch die der Arbeiten Bulgarin's, Sagoskin's und anderer Literatoren zweiten Ranges stets willkommen geheißen, und rufen nun, in eben dieser Beziehung, auch dem Uebersetzer von Gretsch's „Ausflug eines Russen nach Deutschland" unser: Willkommen, zu.

Es leidet keinen Zweifel, daß der Verf. dieser Briefe auch selbst der Reisende ist, der sie schreibt, wie unaussprechlich sein Pseudonym — Mstislawzew — uns auch sei. Der Verf. dieses Romans in Briefen ist als ein guter Kenner der deutschen Sprache (für welche er seinen Landsleuten mehre Grammatiken, Lehrbücher und Uebersetzungen geschenkt hat) bekannt, eine Kenntniß, die er seiner deutschen Mutter verdankt. Er ist ferner der Herausgeber vielgelesener Tagesblätter und Almanache gewesen und gilt für einen der ausgezeichnetsten Prosaisten der heutigen russischen Literatur. In dem vorliegenden Werke nimmt er auf eine doppelte Weise das Interesse deutscher Leser in Anspruch; denn außer der allgemeinen Theilnahme, welche ein so geschmackvoll erfundener und so geistreich geschriebener Roman geltendmacht, muß es den deutschen Leser noch besonders anziehen, sich selbst sein Vaterland und seine Sitten von der Feder eines echten Russen hier geschildert zu finden, und zu sehen, wie er mit allen seinen Eigenthümlichkeiten dem gebildeten Russen erscheint. Deutschland und die Deutschen sind das Grundthema dieses anziehenden Buches, und wenn daher irgend eine neue Erscheinung der russischen Literatur einer Uebersetzung ins Deutsche würdig war, so ist es diese.

Wir Deutsche bekümmern uns im Ganzen genommen wenig um Das, was andere Völker von uns denken und meinen, und so vielerlei Wahrheiten Engländer und Franzosen uns auch in neuerer Zeit gesagt haben mögen, es ist nicht zu bemerken, daß sie uns auch nur von einer unserer nationalen Schwachheiten geheilt hätten. Wir lieben noch immer unsere Pedanterie, sind noch immer dieselben eigensinnigen Verfechter unserer Ueberzeugungen, und haben uns von unserer streitsüchtigen Rechthaberei und von unserm etwas zu weit getriebenen Stolz auf geistige Vorzüge — wahre oder eingebildete — immer noch nicht freigemacht. Wir werden es auch nicht — das Uebel ist zu tief gewurzelt — allein die einstimmige Anklage von Franzosen, Engländern, Italienern und Russen sollte uns wenigstens überzeugen, daß das Uebel wirklich in einem, jedem Fremden auffallenden Grade vorhanden ist. Mag diese deutsche Rechthaberei auch der Quell vielen trefflicher Eigenschaften des deutschen Charakters sein, und mag namentlich sein allgemeines und unbesiegliches Gerechtigkeitsgefühl aus diesem Quell Leben und Nahrung empfangen, so ist die Einstimmigkeit der Fremden darüber doch ein Beweis, wie verletzend in der Form diese an sich untadelhafte Eigenthümlichkeit zu Zeiten werden mag.

Genug: diese „Ausflucht nach Deutschland" hält uns einen Spiegel vor, der im Allgemeinen zwar ein gefälliges Bild, aber im Einzelnen doch vielerlei Runzeln, Falten und Flecken zeigt, bei deren Ausglättung wir nichts verlieren würden.

Dies ist für uns die interessanteste Beziehung dieses Buchs, allein auch der Leser, welcher Bücher blos öffnet, um eine angenehme Unterhaltung darin zu suchen, wird dem Uebersetzer dieses Werkes seinen vollen Dank zu zollen haben. Was er darin auch suchen mag, er wird sich in keiner Hinsicht getäuscht finden. Verlangt er nach einer anziehenden Begebenheit, die seine Theilnahme in Anspruch nehme? Die mit so eigenthümlichen Farben geschilderte Liebe Mstislawzew's zu einer Herzensfreundin, deren Person dem Leser lange verschleiert bleibt, während er ihren Sinn und ihr Wesen aus den zartesten Schilderungen kennen lernt, wird seinem Mitgefühl genug zu thun geben. Begehrt er Sitten- und Charaktergemälde? Er findet die ersten in den Schilderungen der russischen Beamtenwelt, die letztern in den Reisegefährten des Briefschreibers in befriedigender Menge. Verlangt er nach humoristischen Scenen? Auch dafür hat der Verf. gesorgt, und die Muhme aus Woronesch im Theater der Hauptstadt ist gut wie Asanasy's Misverständnisse in Deutschland, wo er z. B. nach rothem Grase sucht, weil Deutschland auf seinen Karten doch roth angemalt sei — sind Gemälde dieser Art, wie sie nicht leicht treffender gefunden werden. Oder sucht er nach gefühlvollen Stellen, nach schönen Gedanken? Wir wollen ihm einige der letztern auszeichnen, die hoffentlich für viele werden gelten können. „Ein altes Ding — die Liebe, sagst Du. Ein altes Ding — das Leben, antworte ich. Die Liebe zu einem Wesen, das unser Dasein erhöht, veredelt und der Unsterblichkeit werth macht, ist der höchste Genuß, den ein Mensch in dieser Welt suchen und wünschen kann. Wer für dies Gefühl geschaffen ist, ist hundert Mal glücklicher als seine Brüder; denn auch die Leiden der unglücklichen, hoffnungslosen Liebe sind unsäglich edler, als die aus irgend einem andern Verlust entstehen. In allen Segeln, Tauen und Stricken der englischen Flotte dehnt sich durch die Mitte ein rother Faden hin, an dem man das Eigenthum der Krone erkennt. Die wahre, sittliche Liebe gleicht diesem Faden; sie dehnt sich mitten unter tausend andern Fäden bis zum Ende des Lebens eines Liebenden aus. Unglücklich Der, dem dieser Faden fehlt — er ist das Eigenthum irgend eines Krämers". — „Es hat Jemand behauptet, die zweite Liebe sei die wahre; die erste sei nur der Tribut des sich regenden Gefühls. Die Wahrheit dieses Satzes habe ich erprobt". — Musik, Kindesliebe und Natur geben zu einer Menge schöner Gedanken dieser Art Anlaß.

(Der Beschluß folgt.)

Vita di Ugo Foscolo, scritta da *Giuseppe Pecchio*. Lugano, 1830.

Das jüngere Italien verdankt dem griechischen Nachbarlande einen Dichter, dem wie wenig Andern das innigste, tiefste

Gefühl, die Sprache der Leidenschaften, immer rege Theilnahme am Edeln und Schönen und Charakterstärke und Festigkeit von der Natur geschenkt wurden, aber welchem irdisches Glück zu verschaffen diese Eigenschaften nicht im Stande waren, sondern der, von den Stürmen des Lebens bald hierher bald dorthin geworfen, endlich in einem fremden nördlichen Lande Ruhe im Grabe fand. Ugo Foscolo war im J. 1778 zu Zante, damals mit den übrigen ionischen Inseln dem Freistaate Venedig gehörend, geboren, wie er selbst an mehren Stellen, namentlich in einem schönen Sonette sagt. Er scheint seinen Vater früh verloren zu haben, denn er erwähnt seiner nie, gleichsam als habe er ihn nicht gekannt, während er hingegen von seiner Mutter stets mit Verehrung redet. Seine frühere Jugendzeit brachte er wahrscheinlich auf Zante zu, das unter der Herrschaft eines sogenannten freien Staates das wenig glückliche Loos aller Colonien theilte, diese mögen nun von monarchischen oder republikanischen Regierungen abhängen. Seine eigentliche Erziehung erhielt er auf dem Festlande und besonders zu Padua, wo er unter dem eleganten Schriftsteller Cesaretti die classische Literatur studirte und schon früh seine Vorliebe für den Sänger der „Ilias" kundgab. Anfangs hatte er Neigung zum geistlichen Stande, aber statt einer Predigt schrieb er in seinem neunzehnten Jahre eine Tragödie über einen Stoff aus der oft behandelten Geschichte der Pelopiden. Sein „Tieste" wurde zuerst am 4. Januar 1797, und dann acht Mal nach einander zu Venedig aufgeführt, hat aber nicht viel mehr als das relative Verdienst der Jugend seines Verfassers, obgleich Alfieri darin einen Schriftsteller ahnete, der ihn einst in der dramatischen Laufbahn übertreffen würde. Unterdessen sank Venedig, ohne Scham verkauft und gekauft. Es scheint, als ob die politischen Ereignisse schon in der Jugend des Verf. des „Ortis" ihren Einfluß über sein ganzes Leben hätten andeuten wollen. Foscolo wanderte aus mit allen Denen, die nicht wie das Schwein bei Casti denken:

Dem Schwein scheint jede Form der Herrschaft gut,
Wenns nur, auf Kosten selbst von ein'gem Prügeln,
Frißt, trinkt und ungestört im Schlafe ruht.

Er begab sich erst nach Florenz, dann nach Mailand. Diese Stadt, sagt Foscolo's Biograph, damals die Hauptstadt der neugebornen cisalpinischen Republik und eine Art von Colonie, welche allen flüchtigen italienischen Patrioten Bürgerrecht gab, kaum zwei Jahre früher ruhig, stille, bequem, schläfrig, war durch plötzliche Verwandlung der Schauplatz ewigen Wechsels geworden. Die Republik bestand aus den Resten von sieben oder acht vorherigen Regierungsformen. Sie war ein neuerrichtetes Gebäude, dessen alte Materiale noch nicht recht zusammenpassen wollten. Die Italiener, zur Bildung eines Freistaats aufgerufen, wovon sie keine andern Ideen hatten als ein Gemenge von Schulerinnerungen von Sparta, Athen und Rom und dem Municipalwesen des Mittelalters, machten eine Mischung von Altem und Neuem, voll von Anachronismen aller Art. Die Einwohner so verschiedener, obgleich nur wenig von einander entfernter Provinzen, die einander ganz fremd waren, fanden sich in dieser Stadt zusammen. Alles war neu. Es war die Wiedererstehung eines Volkes vom dreihundertjährigen politischen Tode. Eine nie gekannte Trunkenheit belebte die Sinne. Die Worte: Vaterland, Freiheit, Ruhm — Jahrhunderte lang unbekannt — schlugen an Ohr und Herz einer Nation, deren Empfindsamkeit für dieselben nach dem langen Schlummer nur desto größer war. Es waren wenig verstandene Worte, aber freundliche, erheiternde Töne. Dazu füge man eine fremde Nation, welche mit dem Oelzweige zugleich den Lorber darbot. Mit der Preßfreiheit überschwemmte eine Flut von neuen Büchern, Zeitschriften, neuen Ideen das Land. Von den Rednerbühnen vernahm man ungewohnte Worte, auf den Schaubühnen Alfieri's, Monti's, Pindemonte's unsterbliche Werke. — Italiens berühmteste Männer fanden sich damals in Mailand zusammen: Aldini von Bologna, Paradisi von Modena, Beccalossi von Brescia, Dandolo von Venedig, Rasori, Gioja von Piacenza, Pindemonte von Verona u. v. A. Der Fremde, macht unser Verf. hierbei die richtige Bemerkung, welcher die Alpen überschreitet und gewohnt war, in Paris und London die berühmtesten Talente der Nation vereinigt zu finden, staunt über die geringe Zahl ausgezeichneter Geister in den verschiedenen italienischen Städten. Aber er weiß nicht, daß fast in jedem Winkel der Halbinsel Männer von Verdienst ungekannt leben. Der intellectuelle Reichthum ist vorhanden, aber zerstreut, oft verborgen, statt daß er sich bei andern Nationen vereint dem Blicke darbietet. Weder das wollüstige Klima, noch die eifersüchtige Tyrannei haben die Elasticität des italienischen Geistes besiegen können. Wird jedes andere Studium ihm untersagt, so ergreift er Anatomie, Numismatik, Alterthumskunde. Als man ihm verbot Tragödien zu schreiben, entstanden Metastasio's Melodramen; wo Bücher nicht geduldet wurden, Bildsäulen und Gemälde. Als man die Stimme der Philosophie nicht hören wollte, schrieb er Melodien und Lieder. Ein großer Mensch wie Napoleon stampfe mit seinem Fuße auf den Boden Italiens und Legionen ausgezeichneter Männer werden aus ihm hervorgehen.

Noch lebte um diese Zeit in Mailand Parini, der Dichter der „Tageszeiten", dem Foscolo in seinem „Ortis" und seinen „Gräbern" ein so rührendes Denkmal seiner Freundschaft und Verehrung setzte, und mit dem er vertrauten Umgang hatte. Eine unglückliche Leidenschaft gab die erste Veranlassung zu seinem Roman: „Lettere di due amanti", woraus er später den „Ortis" formte. Damals verlor er seinen ältern Bruder durch Selbstmord: Hypochondrie schien ein Familienübel zu sein. Auch er spricht von Jugend an vom Tode nur wie von einem Hafen des Friedens. Bei der Bildung der neuen italienischen Armee trat Foscolo als Offizier in dieselbe ein. Unterdessen wurde die cisalpinische Republik (1799) von den Oestreichern und Russen angegriffen. Der Sieg bei Verona brachte beinahe ganz Oberitalien in die Hände der Verbündeten; in Genua hielt sich noch Massena, und mit ihm die letzte Hoffnung der Italiener. Aber mehr vom Hunger als den Waffen besiegt capitulirte die Besatzung am 4. Juni 1800 und erhielt freien Abzug auf englischen Schiffen. Aber kaum waren sie zu Antibes gelandet, so entschied der Tag bei Marengo (am 14. Juni) Italiens Schicksal und endigte Foscolo's erstes kurzes Exil.

Die „Ultime lettere di Jacopo Ortis" erschienen 1802. Foscolo hat selber über den Antheil, den Göthe's „Werther" an der Ausführung dieses seines berühmtesten Werkes hatte, sowie über die Schicksale dieses merkwürdigen Romans, wodurch er sich in eine in Italien beinahe unbetretene Laufbahn warf, in seinen bibliographischen Anhängen Rechenschaft gegeben. Die meisten italienischen Ausgaben dieses Buches, alle ohne oder mit einem falschen Namen des Druckortes, sind verstümmelt: so eifersüchtig ist man jederzeit auf seinen Einfluß gewesen, den man dennoch nicht hindern konnte. Dieser Roman erwarb seinem Verf. sogleich eine außerordentliche Berühmtheit, und er ward in der mailänder Gesellschaft, der er sich damals sehr ergab, von Vielen gesucht. Die Rede an Bonaparte bei dem Congresse von Lyon, wo 450 Deputirte versammelt waren, hob ihn durch ihre republikanischen Grundsätze bei dem schon damals auf Alleinherrschaft sinnenden ersten Consul nicht sehr in der Gunst. Eine von seinen bisherigen Arbeiten ganz verschiedene war die Uebersetzung von Kallimachus' Hymne auf Berenice's Haupthaar mit einem weitläufigen gelehrten Commentar.

Unterdessen hatte der cisalpinische Freistaat seinen Namen geändert und war eine Repubblica italiana unter dem Präsidenten Bonaparte und dem Vicepräsidenten Melzi geworden. Auch Italien mußte zu dem Heere, das (1803) zur Invasion Englands bestimmt war, seinen Antheil senden, und Foscolo befand sich in St.-Omer als Hauptmann beim Stabe des Generals Tullié. Er beschäftigte sich dort vorzüglich mit Erlernung der englischen Sprache und arbeitete an einer Uebertragung des „Sentimental journey", die er später in Toscana vollendete, und welche zu den schönsten Uebersetzungen gehörte, welche die italienische Literatur aufzuweisen hat. Eine Selbstschilderung

fügte er unter der Ueberschrift: „Notizia intorno a Didimo Chierico“ diesem Werke bei.

(Der Beschluß folgt.)

Les quatre Stuarts, par M. de *Chateaubriand*. Paris, 1830.

Die Geschichte wird einstens erfahren und die Zeitgenossen der letzten so ereignißreichen Periode wissen es, daß es der Restauration weder an gutem Rath noch an wahren und aufrichtigen Freunden fehlte. Unter diesen befand sich ein Mann, der dieselben aus der erhabensten Ursache, als Princip der Ordnung, der Unabhängigkeit und der Freiheit, liebte, und der noch außerdem die Bourbons in seinem Herzen trug, weil sie viel gelitten hatten und weil er selber die Neigung jener erhabenen Seelen theilte, denen es ein besonderes Vergnügen gewährt, dem Unglück in Gegenwart der glücklichen Gewalt zu schmeicheln: dieser Mann war Hr. v. Chateaubriand. Napoleon hatte seine Treue durch schmeichelhaftes Zuvorkommen auf die Probe zu stellen gesucht, allein erfolglos. Sicherlich aber mußte Derjenige ein sehr schätzbarer Diener sein, der solchen Lockungen zu widerstehen und seine Freiheit und Zurückgezogenheit zu einer Zeit zu bewahren vermochte, wo solche aufzuopfern nicht ruhmlos, solche zu erhalten nicht gefahrlos war. Als nun die Bourbons zurückkamen, mit der Charte in der einen und Vergessenheit des Vergangenen in der andern Hand, bot ihnen Hr. v. Chateaubriand ein ungetheiltes Herz und eine unzweideutige Ergebenheit dar; er stellte zu ihrem Dienste den größten literarischen Ruf der damaligen Epoche und eine ganze religiöse Jugend, die ihren Namen nur aus seinen Büchern kennen gelernt hatte. Auf diese Weise gab sich Derjenige, der dem größten Manne seines Jahrhunderts nicht hatte dienen wollen, ganz und gar den Bourbons hin, für die nur die Heiligkeit ihres Unglücks sprach. Allein damals repräsentirten die Bourbons die Freiheit, und Hr. v. Chateaubriand, der das Symbol derselben in ihren Händen hatte schimmern sehen, glaubte, sie läge in ihrer Ueberzeugung, und zwanzig Jahre Verbannung hätten hingereicht, um eine Familie von einigen Täuschungen der Kindheit und einigen Fehlern der Erziehung zu heilen. — Die religiöse Heuchelei Ludwigs XVIII. und Karls X. ganze Regierungsweise entfremdeten ihnen bald die Herzen der Nation, und so faßte denn im Volke die Meinung Wurzel, die Bourbons müßten wie die Stuarts endigen. Zu unterschiedlichen Epochen erhob Hr. v. Chateaubriand seine Stimme lauter als alle Höflinge zusammen; allein er fand kein Gehör. Man beschuldigte ihn, er strebe nach Stellen, da es ihm doch nur um die Rettung der Monarchie zu thun war. Endlich trat ein Zeitpunkt ein, wo man seiner unumgänglich bedurfte; man zog ihn heran; da aber seine Dienste mißfallen hatten, entfernte man ihn. Man verfuhr dabei so schonungslos in der Form, daß die Absicht unverkennbar war, man wolle ihn in den Augen des Publicums herabsetzen, indem man ihn als einen Ehrgeizigen darstellte, der sich so fest an seine Stelle geklammert, daß man ihm dieselbe gleichsam mit roher Gewalt habe entreißen müssen. In den Privatstand zurückgekehrt, fuhr Hr. v. Chateaubriand fort, eine laute Sprache zu führen und die Institutionen Frankreichs gegen die Institutionen des Hofes zu vertheidigen. Er erschöpfte alle Arten der Publicität, die Rednertribune, Journale, Flugschriften. Da aber endlich das Uebel immer größer ward, zog er sich gänzlich von den Tagespressen zurück, verschloß sich in seinem Studirzimmer, und nach Ablauf einiger Wochen Stillschweigens trat er mit vorliegendem Buche, auf. Hier nun sagt er die volle Wahrheit unumwunden und in kräftigen Worten, wie man sie Leuten sagt, die dem Abgrunde zueilen. Er verhehlt keine jener Aehnlichkeiten, die beide Restaurationen mit einander haben; sogar, stößt er in der englischen Restauration auf das Bild eines habsüchtigen und selbstgenügsamen Höflings, dessen Seitenstück sich in der französischen findet: so gewahrt man deutlich, daß der Verf. bei Schilderung der Vergangenheit sich schmerzlich von Gegenwart ergriffen fühlt. Allein so ernst auch die Sprache die derselbe gegen die Bourbons führt, und indem er diesen z wie die nämlichen Fehler zu dem nämlichen Abgrunde führen sucht Hr. v. Ch., in Folge eines bewunderungswürdigen Zar fühls, das Publicum hinsichtlich der Katastrophen zu täus und hebt daher absichtlich die kleinen Unterschiede heraus, w die Vorstellung beseitigen können, die Entwickelung dürfte z licherweise eine ähnliche sein. — Vielleicht wollte Hr. v. Ch. sich s irreführen. Vielleicht suchte der alte Diener den Logiker zu täus Jedoch wußte auch das Publicum dem Geschichtschreiber der Stuarte wegen seiner zarten Schonung Dank, so überlißt es sic desteweniger die Bourbons ihrem Schicksale und war so kal seiner Treue, daß man bald gewahrte, es entspringe diese aus Gewohnheit oder aus jener Trägheit, welche die Bewegung sch wennschon es glaubte, nur noch kurze Zeit mit ihnen zu leben

Betrachten wir Hrn. v. Ch.'s Buch von der lit rischen Seite, so erscheint uns dasselbe als eine große Ar rede auf vier Könige. In dieser Beziehung findet zwi diesem Geschichtswerke und Bossuet's berühmten „Ora funèbres“ eine auffallende Aehnlichkeit statt, insofern wenn bei diesem als Priester jene höhere, unwiderst Kraft, welche die Räthe der Könige in Verwirrung setzt, Throne zerschmettert und sie selbst ins Grab stürzt, Gott bei Hrn. v. Ch., als Staatsmann, es die Dinge sind, näm Freiheit, Aufklärung und die Fortschritte der Civilisation, je n dem diese aufgehalten oder befördert werden. Sind jedoch allgemeinen Treibfedern, beim Priester die religiösen, beim Sta manne die philosophischen, gleich mächtig und unwiderst so ist doch die Nutzanwendung, d. i. die praktische Sittenl die man daraus zu ziehen hat, sehr verschieden. Nach Bo soll man sich kasteien und von seinem Leben alle die Tage ab hen, die nicht Gott gewidmet sind; die Fürsten sollen sich den Interessen der Kirche beschäftigen; die Völker sollen der K che und den Fürsten gehorsam sein. Nach Hrn. v. Ch. man Das anerkennen, was in dem Gange der Menschheit No wendiges und Unwiderstehliches ist. Die Fürsten sollen sich ein gutwillig und mit verständiger Einsicht fügen, sich nicht diesem fortschreitenden Gange hindernd in den Weg stellen, zur Erreichung ihrer Absichten keinerlei List bedienen: denn lichkeit ist der einzige Vorzug, den man von den Männern, auf den Thronen sitzen, zu fodern berechtigt ist. Die Völker gegen sollen sich aller Ausschweifungen, selbst im Falle legit Vertheidigung, enthalten, weil Ausschweifungen die beste S entehren und für lange Zeit mit den Ideen von Freiheit Fortschritten die große Masse der Verständigen entzweien, Beistimmung in zweifelhaften Fällen doch allein entscheid wiesern Etwas gut und gerecht ist. Bossuet's Buch ist ganz zu geeignet, Mönche zu bilden; Hrn. v. Ch.'s Buch, St männer. — Vergleichen wir nun schließlich noch dieses Gesch werk mit andern historischen Productionen der neuesten fra schen Schule, so liefert dasselbe einen schlagenden Beweis dem geschmeidigen und stets fortschreitenden Geiste des Dieser, wiewol zu dem Alter vorgerückt, wo Andere stille und sich gleichsam versteinern, huldigt ebenfalls in den Stuarten“ der Methode jener Schulen, insoweit er derlei tel zu gefallen erblickt; nichtsdestoweniger aber bewahrt sich die ganze Freiheit des Urtheils und der Kritik. W daher andere Geschichtschreiber die Chroniken überschätzen jedwedes subjective Urtheil verzichten und blindlings zu Naivetät der Form auf die Wahrheit der Thatsache sch bedient sich Hr. v. Ch., stets seines Stoffes Meister u von jener kindischen Verblendung, worein beschränkte Kö verfallen pflegen, der Angaben der Chronikenschreiber al scher Historiker und ertheilt seine Beistimmung nur solche gen, die wahr sind, sowol in Gemäßheit ihrer Natur u Erfahrung, wie auch zufolge jener instinktartigen Kenntni Männer von Genie vom menschlichen Herzen besitzen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 329. —— 25. November 1831.

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von N. Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot.

(Beschluß aus Nr. 328.)

Die vorzüglichste Zierde dieses Werkes aber sind die Sitten- und Charakterschilderungen. Die deutsche Colonie in Petersburg nimmt unter diesen umfassenderen Sittengemälden die erste Stelle ein. Wir lernen hier, bis ins Kleinste hin, die patriarchalische Familie eines deutschen Professors, Müller, kennen, die als ein Prototyp deutscher Charaktere mit Wahrheit und bewunderungswürdigem Geschmack auserwählt ist. Eine gewisse Unbeugsamkeit des Charakters und eine rauhe äußere Form im Umgang ist allen hier geschilderten Mitgliedern derselben gemeinsam. Diese scheinen überhaupt die Grundzüge des Bildes zu sein, das der Russe (ein leichter, beweglicher und schmiegsamer Charakter) von dem Deutschen aufgefaßt hat. Auch der Jähzorn, die Streitsucht, der Eigensinn und die Vorliebe für Sonderbarkeiten erscheinen als unerläßliche Züge im deutschen Charakter für ihn; wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht. Der Erzähler hat dem Sohn des Professors einen bedeutenden Dienst erwiesen: dafür behandeln ihn die Aeltern wie einen werthen Freund, aber ohne alle Umstände, mit Biederkeit, aber ohne alle Feinheit. Dies Bild mag für Petersburg wahr sein, ob im Allgemeinen für den Deutschen — steht dahin. Eine Redlichkeit à toute épreuve ist ein anderer Grundzug in dem Charakterbilde des Verfs., und Prof. Müller treibt diese Tugend bis zur Sonderbarkeit. Hat er z. B. einen Schüler in dem entfernten Columneviertel gehabt, und zieht dieser näher an seine Wohnung in Wassilji-Ostrow, so will er durchaus nur die Hälfte des Stundenpreises nehmen, und gibt den Unterricht ganz auf, wenn man ihm den vorigen Preis aufdringen will. Sind alle Deutsche, selbst in Petersburg, von dieser Art? Utinam! Die Häuslichkeit der Frauen ist ein anderer Zug. Der Verf. lobt ihre nie schlummernde Sorge — aber eine solche Frau mag er doch nicht. Man sieht, er ist ein Russe! Die jungen Leute findet er ängstlich, rechtlich, sehr arbeitsam, aber von beschränkter Brauchbarkeit und höchst widerwärtig im Umgang — wenigstens ist dies das Bild, das er von seinem Schützling, dem jungen Müller, entwirft. Er findet die Töchter der Deutschen hübsch und achtbar; aber sie lassen ihn kalt — auch hierin ist er ein Russe! — Diesem patriarchalischen Bilde gegenüber malt er uns die russische Gesellschaft in allen ihren Formen. Die Ausländerei züchtigt er in dem Gemälde der Familie Sogeubow auf eine köstliche Weise; Annette ist ein sehr gelungenes Bild verschrobener Weiblichkeit, die alte Gräfin und ihr französisches Ministerium, das sie unterjocht hält, schlimmer wie das Polignac'sche Karls X., ist ein Mustergemälde des Familienlebens russischer Großen. Bei dieser Gelegenheit macht der Verf. die sehr wahre Bemerkung: er spreche mehre fremde Sprachen ganz geläufig mit Ausländern, und wunderbar sei es ihm, daß er dieselben Sprachen mit Landsleuten nicht sprechen könne. Neben diesem Bilde aus dem gräflichen Hause entwirft uns der Verf. ein nicht sehr einladendes Gemälde von der russischen Beamtenwelt. Uns scheint diese Partie mit die anziehendste in seinem ganzen Buche. Der Schreiber selbst ist Beamter des auswärtigen Ministeriums, und offenbar erzählt er mit ebenso großer Feinheit als tiefer Sachkunde. Ein paar Züge aus diesem Bilde mögen uns genügen. Sein Reisegefährte, Iwanow, ein roher, händelsüchtiger Gesell, verdankt seine ehrenvolle Sendung nach Frankreich (die Scene liegt in den Kriegsjahren von 1813 und 1814) dem Umstand, daß er einer alten Gräfin im Boston 15 Silberrubel abgenommen hat, und diese, die nicht bezahlen kann oder mag, unaufhörlich mahnt. Die Schuldnerin, um sich den ungestümen Gläubiger vom Halse zu schaffen, bewegt den Minister, daß er Iwanow nach Frankreich sende. Welch ein grelles Bild mit wenig Pinselstrichen! Ausgeführter als dies, ist die Geschichte seines Vetters und der Muhme aus Woronesch, welche nach Petersburg kommen, um die Stelle eines Vicegouverneurs zu kapern. Die ergötzliche Kleinstädterei der Muhme und die rohe Intrigue des Vetters geben ein Gemälde der köstlichsten Art; die Sache endet mit Mißerfolg, denn der Procurator so und so schlägt dem Herrn Vetter, der das Vicegouvernement schon in der Tasche zu haben glaubt, geschickt ein Bein unter. Die Scene mit dem jungen Müller, der von der Belohnungsliste gestrichen ist, um dem Privatschreiber des Ministers Platz zu machen, ist ein dritter vielsagender Pinselstrich dieser Art in dem grellen und abschreckenden Gemälde von russischer Beamtenaristokratie. Was an diesem Gemälde etwa noch fehlt, ergänzt die

Charakterschilderung seiner Reisegefährten Repelkow und Iwanow, beide Beamte, und die rohsten, unwissendsten, dünkelhaftesten Raufbolde, die man sich denken kann, von gutem Herzen, aber auch nichts weiter. Wir brauchen nicht mehr als diese beiden Herren, um zu wünschen, Alles in der Welt, nur keine solchen Collegienassessoren zu sein! Vielleicht sind die Schatten etwas stark aufgetragen, um die deutsche Biederkeit desto besser hervorzuheben; aber sei dem auch so — wir wenigstens dürfen den Verf. deshalb nicht anklagen, selbst wenn er ein wenig in dem Fall des Tacitus wäre.

Durch alle diese anziehenden und lehrreichen Bilder zieht sich noch ein zwiefaches Interesse durch dies Buch hin. Zuerst, der Roman selbst. In dieser Beziehung muß es uns genügen, die Meisterschaft des Verf. im Allgemeinen anerkannt zu haben. Mstislawzew liebt die deutsche Louise. Religion und väterlicher Eigensinn stellen sich seinem Glück entgegen; alle Verwickelungen, die daraus entspringen, sind vollkommen natürlich, anziehend und äußerst glücklich gelöst. Doch der Verf. hat seinem Freunde Lewadin versprochen, den Namen seiner Geliebten in seinen Briefen nicht auszusprechen. Dafür nun erzählt er ihm seine Jugendgeschichte in höchst anziehenden Fragmenten, und knüpft darein die Geschichte seiner Bildung und der Entstehung seiner Liebe. Seine Mutter ist eine Deutsche, aus Dresden, sein Vater Beamter in Kiew. Doch wir müssen dem Leser überlassen, sich an den schönen Bildern zu freuen, die er aus seiner Jugend hier aufführt: seine Kindesliebe ist rührend und gibt dem Buche, damit ihm keine fehle, auch eine sentimentale Seite im besten Wortverstande. Wie es mit der russischen Jugendbildung überhaupt hergeht, lernen wir nebenher aus einigen Zügen genugsam kennen. Den Kräften der Familien ist fast Alles überlassen und viel zu viel, um die eigentliche Bildung zu einem Gemeingut des Volks zu machen. Doch, wie gesagt, hier muß der Leser selbst sehen, und wir versprechen ihm in diesen Abschnitten die vollste Befriedigung. Der Verf. gelangt endlich nach Deutschland, offenbar dem Lande seiner Vorliebe, dessen Geist und dessen Literatur er kennt. Er citirt häufig Dichterstellen, aber für uns oft etwas spashaft. Zwischen gut und schlecht, veraltet oder neu, wird dem Fremden in dieser Beziehung zu unterscheiden immer schwer, und der Verf. bewundert S. 25 z. B. das schöne Lied:

Es kann schon nicht immer so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond.

Das sind Schwachheiten, für die wir Nachsicht haben müssen. Interessanter als dies sind seine kurzen, körnigen und gediegenen Urtheile über Einzelnes in Deutschland selbst. Berlin z. B. gefällt ihm nicht besonders, er nennt diese Stadt steif, affectirt, öde und charakterlos. Dresden sagt ihm unendlich besser zu. Preußen ist ihm eine Sandwüste, die sich mit Kurland z. B. gar nicht messen kann, wo malerische Wälder mit lieblichen Wiesengründen wechseln und Wohlstand und Ordnung überall das Aug' ergötzen. Ueberhaupt aber gefallen ihm die Deutschen in Deutschland weit weniger als in Petersburg (wir dachten das wohl!). Allein er schiebt dies mit Recht darauf, daß er bis jetzt nur mit Leuten in Berührung gekommen sei, die in jedem Russen ein Pelzthier sehen, dessen Fell man möglichst rupfen müsse. Frankfurt erscheint ihm als ein unermeßliches ungastliches und langweiliges Wirthshaus, voll stummer Diplomaten, die durch Schweigen klüger zu erscheinen meinen, und Millionnairs, die, während sie alle Cabinete beherrschen, nicht Mitglieder des frankfurter Casinos werden können. Die beständigen und durch die Vergleichung anziehenden Rückblicke auf russische Sitten machen diese Reiseskizzen zu einer sehr gefälligen Lecture. In Ems sitzt der Verf. mit hundert anständigen Personen an der Wirthstafel zusammen. Alle, „ein wenig steif bei Tische, essen und trinken reinlich und mäßig und unterhalten sich leise mit einander oder schweigen. Das wäre ein blaues Wunder bei uns in Rußland, hundert Menschen so still an einer reich besetzten Tafel zu sehen, wo man Wein im Ueberfluß hat. Welch ein fröhlicher Tumult würde da entstehen!" In Frankfurt bewirthet er und Wolgin seine deutschen Nachbarn mit Champagner für den letzten Dukaten, den Beide in der Tasche haben, und ihre Gäste, Leute, die in einem Jahr mehr einnehmen, als beider Wirthe vereintes Vermögen beträgt, nehmen die gefüllten Gläser halb mürrisch, halb zufrieden, so wohlfeil zu einem Genuß zu gelangen, dankbar an. Der russische Leichtsinn und die deutsche bedachtsame Sparsamkeit, wo es einen flüchtigen Genuß gilt, malt sich vortrefflich in diesem Bilde. Wolgin's episodisch eingewebter Roman belehrt uns über die Foderungen, die der Russe an die geistige Bildung einer Frau macht. Der Freund hat ein russisches Mädchen kennen gelernt, und aus Sehnsucht nach vaterländischem Umgang verlobt er sich mit ihr in Ems. Einmal kommt er ganz außer sich vor Unruhe und Schrecken zu dem Verf. Er zeigt ihm einen Brief von seiner Braut, in dem kein einziger grammatischer Fehler ist und wo sogar jedes Komma an seiner Stelle steht. Seine Unruhe über die Entdeckung, daß seine Olga eine Art von russischer Staël sei, ist äußerst humoristisch. „Ja", sagt er, „wenn sie gut französisch schriebe, das ließe ich hingehen; das ist ein gewöhnlicher Bestandtheil einer guten Erziehung; aber daß ein Mädchen verständig und gut russisch schreibe, das hab ich in meinem ganzen Leben nicht gehört. Was fange ich nun mit einer gelehrten Frau an? Ich bin kein Professor". Zuletzt hält er den Brief für untergeschoben — aber Mstislawzew beweist ihm aus dem nothwendigen Postscript, daß er echt sei. „Fürchte Dich nicht, lieber Wolgin", sagt er, „ich habe nie gehört, daß Grammatik und Logik das häusliche Glück zerstört haben". Louisens Briefe an eine Freundin führen den Roman seinem Ende zu. Diese, mit dem zartesten Gefühl geschriebenen Briefe belehren uns, wie Louise der Gefahr entgeht, des ungeschlachten Bräutigams Raub zu werden, indem dieser fallirt und nun selbst auf ihre Hand verzichtet. Mstislawzew kehrt zurück; am Rande des Grabes rettet ihn Müller's Familie, und da er, gleichsam im Spiel und aus Langweile dem Bruder des Pre-

fessors in Strasburg das Leben gerettet hat (das ein verkehrt angestrengter Hochverrathsproceß bedrohte), so fallen alle Schwierigkeiten und der alte Müller besiegt seinen dogmatischen Eigensinn. Die Liebenden werden beglückt und der Roman endet mit ebenso geschmackvollen und empfindsamen Scenen, wie sie sein Anfang darbot. Wir glauben diesen kein höheres Lob ertheilen zu können, als indem wir sie mit den erwähltesten Scenen im „Vicar of Wakefield" vergleichen, an die sie sichtbar erinnern.

Wir sind in dem Bericht über diese neue Erscheinung in der russischen Belletristik ausführlicher gewesen, weil uns in der That aus diesem Gebiete noch kein geschmackvolleres und ein vielseitigeres Interesse anregendes Buch begegnet ist. Eine Erzählung, die allen ästhetischen Bedingungen genügt, indem sie zugleich eine spannende Theilnahme aufrechterhält, der reinste, geschmackvollste Vortrag, vielerlei tiefe Blicke in das Herz und die Sitte der Menschen, scharfgezeichnete, für sich ansprechende Charaktere, mannichfache Belehrung durch ernste, gehaltreiche oder launige Sittengemälde, zahlreiche und tiefgeschöpfte Lebensmaximen, die keusche und von jedem Uebermaß entfernte Färbung des Ganzen, und endlich das Kunstlose und Hingebende im Vortrag, Styl und Einkleidung — alle diese selten vereinigten Eigenschaften bürgen dafür, daß nicht leicht irgend ein Leser dies reizende Buch ohne Befriedigung zurücklegen wird.

Die Uebersetzung ist sehr glücklich ausgefallen. Der Vortrag ist ein völlig deutscher, und wir wüßten auch nicht eine Stelle zu bezeichnen, die durch stylistischen Zwang oder Unnatur auf ein fremdes Original hindeutete. Das Buch scheint ganz und gar deutsch geschrieben, und wir würden dies für gewiß halten, wenn der Uebersetzer sich nicht an einer Stelle (die Namensübertragung der Deutschen) so geirrt hätte, daß sein Irrthum nur durch ein russisches Original erklärlich ist. 40.

Vita di Ugo Foscolo, scritta da *G. Pecchio.*

(Beschluß aus Nr. 328.)

Im Jahr 1805 kehrte Foscolo nach Italien zurück, das am 26. Mai seine bisherige Verfassung mit der monarchischen vertauschte. Er wurde von dem damaligen Kriegsminister Caffarelli sehr bemerkt und hervorgezogen, und veranlaßt eine neue Ausgabe der kriegskundigen Werke Montecuculi's. Obgleich fortwährend die Stelle eines Hauptmanns bekleidend, war er doch der Pflichten und Beschäftigungen seines Standes entbunden, und vertauschte auf eine Zeitlang den Aufenthalt Mailands mit dem von Brescia, wo er, sehr gesucht von dem ausgezeichnetern Theile der Bewohner, namentlich der jüngern, ein Haus in der Nähe der Stadt bezog. Dort vollendete er sein vortreffliches Gedicht: „Die Gräber", eine beredte und fromme Klage, daß die Asche berühmter Todten in der Lombardei keine Denkmale habe, „den Todesschlaf minder hart" zu machen. Hätte Foscolo nur dieses Gedicht geschrieben, worin philosophische Gedanken und aus dem Innersten der Seele kommende Empfindungen in einer kräftigen wohllautenden Sprache und in classischen Versen ausgedrückt werden, so würde er schon deshalb eines ehrenvollen Platzes unter den Dichtern seines Vaterlandes gewiß sein. Dies Gedicht veranlaßte nicht nur zwei andere über denselben Gegenstand von Pindemonte und Torti, sondern auch den Plan der Errichtung eines Pantheons berühmter Italiener von Seiten der Regierung. Während seines Aufenthalts in Brescia gab Foscolo auch den ersten Gesang seiner Uebersetzung der „Ilias" als Probe heraus. Im J. 1808 verließ Foscolo das Heer und wurde zum Professor der Beredtsamkeit an der Universität zu Pavia befördert. Seine Antrittsrede: „Ueber Ursprung und Zweck der Literatur", riß durch ihre kraftvolle und poetische Eloquenz alle Zuhörer hin. Man hatte erwartet, ja ihm deutlich gemacht, daß er der Sitte nach am Schlusse der Rede das Loo des Kaisers feiern sollte: es geschah nicht. Nach einem Jahre wurde die Lehrstelle, welche er bekleidete, aufgehoben.

Von nun an lebte Foscolo nur als Schriftsteller. Im J. 1810 zog er sich in das Dörfchen Vico am Comersee zurück, wo er sich ganz der Einsamkeit hingab und mit seinem Hymnus an die Grazien beschäftigte. Seine damals geschriebene Tragödie „Ajax" machte auf der Bühne kein Glück. Politische Anspielungen auf Napoleon wurden dem Dichter dabei Schuld gegeben und zogen ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Nicht abgeschreckt durch den schlimmen Erfolg, schrieb er ein drittes Trauerspiel „Ricciarda" (erst 1820 zu London gedruckt und Lord John Russell gewidmet), das nicht besser aufgenommen wurde. Seine Tragödien sind Nachahmungen der Alfieri'schen, wie diese einförmig in Plan und Handlung, ohne ihre Vorzüge zu erreichen. Die Folgen des russischen Feldzugs von 1812 bereiteten dem Schicksale Italiens eine andere Wendung. Der Sturz Napoleons zog auch den des italienischen Königreichs mit sich. Die mailänder Revolution vom 21. April 1814 regte für einen Augenblick die fast erstorbenen Hoffnungen der Freunde der Freiheit wieder an: auch Foscolo trat als Escadronchef von Neuem in das Heer. Aber die Besetzung der venetianisch-lombardischen Provinzen durch die Oestreicher, denen sie durch den pariser Frieden anheimfielen, machte dem kurzen Traum ein Ende. Foscolo war es, welcher die Adresse abfaßte, welche von der mailänder Bürgergarde dem englischen General Mac-Farlane übergeben ward, um sie den verbündeten Mächten vorzulegen, worin die Italiener die Unabhängigkeit einer verfassungsmäßigen Regierung begehrten. Es war das Letzte, was Foscolo in Italien schrieb. Er blieb noch eine Zeitlang in Mailand und begab sich dann heimlich nach der Schweiz.

Diese Verannung von Italien mußte für Foscolo — so sagt sein Biograph — herber sein als die frühern. Dieses schöne unglückliche Land war schöner als je. Einigkeit und Brüderschaft begannen unter den Italienern zu herrschen. Die öffentliche Meinung, diese Königin, welche mit unparteiischer Hand Belohnung und Strafe vertheilt, war in wenigen Jahren entstanden und mächtig emporgewachsen und krönte die verdienstvollen Häupter. Die Städte waren verschönt, die Schaubühnen wiederbelebt. Wissenschaften und Künste besaßen in dem Nationalinstitut ein würdiges Prytaneum. Die ganze Halbinsel war von Mönchen gereinigt: statt der Tiara hatte sie sich den Helm aufs Haupt gesetzt. Statt als Cicisbeen und Cavalieri serventi zu dienen, beschäftigten sich die jungen Leute im Heere, an den Gerichtshöfen, in den Aemtern. Noch freundlicher lachte die Zukunft: Liebe zum Vaterland und zum Ruhme, die italienischen Herzen erwärmend, versprachen eine nicht ferne gänzliche Unabhängigkeit. Aber Italien, entwaffnet, seiner Fahnen und Farben beraubt, wurde jetzt wie die besiegten Könige der barbarischen Zeiten behandelt, die man blendete und dann auf immer in ein Kloster sperrte. Es war eine schöne Statue, von ihrem Fußgestell gestürzt und in Stücke gebrochen. Hoffnung auf Befreiung war verschwunden: das ganze Europa hatte Italiens Dienstbarkeit unterschrieben. Es gab kein italienisches Heer mehr, das ein Pfand einer ruhmlichern Zukunft gewesen wäre. Die Nation war in die Gruft hinabgestiegen und der pariser Friede wälzte den Grabstein darauf.

Foscolo ließ sich in Zürich nieder, wo er eine vollständige Ausgabe seines „Ortis" besorgte, welche den deutschen Uebersetzungen dieses Romans zu Grunde gelegen hat, und eine lateinische Satyre gegen die Kritiker und Feinde seines „Ajax" drucken ließ. Die Schweiz konnte indeß kein dauernder Aufent-

halt für ihn sein. Da jede Hoffnung zur Rückkehr nach Italien geschwunden war, begab er sich nach England. Er fand dort eine glänzende Aufnahme. Von dem geistreichen und gelehrten Lord Holland freundschaftlich empfangen, machte er bei ihm die Bekanntschaft Brougham's, Sir J. Mackintosh's, Lord John Russell's, Lord Landsdown's, H. Hallam's und anderer Häupter der Whigpartei, so wie der Dichter Byron, Rogers, Moore, Campbell. Aber seine sonderbare Gemüthsart und sein extravagantes Wesen ließen ihn nicht lange in dieser Umgebung ausdauern. Er zog sich völlig zurück und erwarb sich seinen Lebensunterhalt durch Theilnahme an einigen der berühmtern englischen literarischen Zeitschriften. Sein ausgezeichnetstes Werk dieser Zeit war sein Versuch über Petrarca, den er englisch schrieb. Im J. 1823 hielt er Vorlesungen über die italienische Literatur, welche ihm 1000 Pfund einbrachten. So viel Geld hatte er nie in seinen Händen gehabt; aber durch eine unvernünftige Speculation richtete er sich völlig zu Grunde, und lebte nun wieder nothdürftig vom Erträge seiner literarischen Arbeiten. Der Buchdrucker Pickering übernahm damals die Herausgabe einer Sammlung der italienischen Classiker, zu welcher Foscolo Anmerkungen zu liefern sich verpflichtete. Zuerst erschien Boccaccio, mit einem von ihm geschriebenen historischen Versuch über den Text des „Decamerone".

Der Commentar der „Divina commedia" war seine nächste Arbeit. Bei dieser schwierigen Arbeit erschöpfte er vollends seine schon geschwächten Kräfte und es zeigten sich bei ihm Spuren der Wassersucht. Der von ihm vollendete Theil des Commentars ist von Vielen hart getadelt worden: man findet darin manches Gesuchte, Halbbegriffene und Seltsame, aber er hat doch namentlich zur historischen Erklärung des Gedichts nicht unwichtige Dienste geleistet. Sein Uebelbefinden nahm unterdessen zu; er verließ London und miethete sich zu Turnham Green, 5—6 Meilen von der Stadt, ein. Dort starb er in dürftigem Zustande, am 10. Oktober 1827, nachdem er noch kurz vorher Beweise von der Theilnahme seiner Freunde in England erhalten hatte. Er ruht auf dem Friedhofe des Ortes, wo er starb. Die Grabschrift, die er sich selber bestimmt hatte, enthielt die Worte: Didymi. Clerici. Vitia. Virtus. Ossa. hic. post. annos.... conquiescere. cospere — Auf seinem Grabsteine aber steht: Ugo Foscolo. obiit. XIV. die. Septembris. A. D. 1827 (Etatis 52.) — weder in Angabe seines Alters noch des Todestages richtig.

Ugo Foscolo, welcher eine Schilderung seiner Persönlichkeit in einem interessanten Sonette hinterlassen hat, war von mittlerer Statur, und vielmehr starkem muskulösem Körperbau. Er hatte dichtes, krauses und röthliches Haar und starken Bart an Kinn und Wangen. Seine Augen waren von einem bläulichen Grau, tiefliegend und voll lebhafter Beweglichkeit; Mund und Nase regelmäßig, die Stirne gefurcht. In seinen letzten Jahren ging er gebückt, Folge seiner sitzenden Lebensart und mit niedergeschlagenen Augen. Sein Charakter war unstät, melancholisch, unruhig, heftig. Er liebte aufrichtig die Freiheit, hatte aber, gleich Alfieri, davon keine andern Begriffe als die aus griechischen Schriftstellern geschöpften. Er war leidenschaftlich in seinen Neigungen, auch in der Liebe. Sein aufbrausendes Wesen machte ihn für die Gesellschaft, namentlich für die sehr fein gebildete aber dabei kalte, in der er eine Zeitlang in England lebte, wenig geeignet.

So weit sind wir dem Verf. des Lebens Foscolo's gefolgt, zum Theil seine eignen Worte anführend, um zugleich mit der Uebersicht des Inhalts eine Probe der Darstellung zu geben. Die Schrift ist keine genaue Biographie, und manchmal in Angabe der Lebensverhältnisse unvollständig und unrichtig: aber durch den Ausdruck des warmen Interesses für Foscolo sowie durch die beredten Erinnerungen und Schilderungen Italiens in einer Zeit, wo das Land, wenn auch unter der Oberherrschaft eines fremden Herrschers, wenigstens mehr Nationalität und eine gewisse Einheit und eine Zeitlang die glückliche Aussicht auf eine völlige politische Unabhängigkeit hatte, — hat sich das Leben Foscolo's die allgemeine Theilnahme in hohem Grade errungen. Der Verf. desselben, Graf Pecchio von Mailand, theilt das Schicksal des verstorbenen Dichters, und lebt als Verbannter in England, nachdem er früher eine Zeitlang in Griechenland zugebracht. Unter seinen übrigen Werken ist eine Schrift über die Finanzverwaltung des ehemaligen Königreichs Italien zu bemerken. Er besitzt Beredtheit, lebhafte Empfänglichkeit, rasche Darstellungsgabe, politischen Haß und Liebe — Eigenschaften, die sein Leben Foscolo's zu einem schätzbaren Beitrag nicht nur der Literargeschichte sondern auch der Geschichte der öffentlichen Meinung in Italien im 19. Jahrhunderte machen und ihm den Dank seiner Zeitgenossen und Landsleute erwerben, von denen Manche vielleicht ebenso und wol noch besser schreiben würden, wenn ihnen nicht die Hände gefesselt wären. Darauf bezieht sich auch das diesem Werke vorgesetzte Motto aus dem „Ortis:" „Wenn ihr die Arme in Ketten habt, weshalb fesselt ihr selber euern Verstand, über den weder Tyrannen noch das Schicksal, Herren über Alles, jemals Herren sein können? Schreibet!" 215.

Notizen.

Phrenologie.

Nicht leicht hat der Vorwand, eine auf Analyse des Baues thierischer Körper gegründete Wissenschaft zu erweitern, zu solchen Grausamkeiten Anlaß gegeben, als die Phrenologie, sowie sie die britischen Phrenologen betreiben. Das non plus ultra solcher nutzlosen Barbareien liefert die 29. Nummer des 7. Bandes des zu Edinburg herauskommenden „Phrenological journal", unter der Ueberschrift: „Bouillaud's experiments to discover the functions of the brain". Wenn Aerzte, in der Absicht das Gebiet der Heilkunde zu erweitern und für schwere Krankheiten neue Hülfsmittel zu suchen, mit Thieren qualvolle Experimente vornehmen, wie der berühmte Magendie es that, so ist es des wichtigen Zweckes wegen zu entschuldigen. Allein wol soll man zu solchen phrenologischen Schlächtereien sagen, die keinen andern Zweck haben, als eine thörichte Neugierde in Bezug auf die Functionen gewisser Theile des Gehirns zu befriedigen? So zwang man einen dicken Bohrer in die vordern Flügel (lobes) des Gehirns eines jungen Hundes, später sogar ein glühendes Eisen, und das arme Thier lebte in diesem qualvollen Zustande noch 9 Tage, während denen Bouillaud die Bewegungen desselben beobachtete, die sämmtlich blos automatisch waren. Auf eine ähnliche Weise verfuhr er mit Tauben und Hähnen. Wenn es durchaus nöthig ist, raffinirte Grausamkeiten auszuüben, um das Gebiet der Phrenologie zu erweitern, so sollten sie wenigstens nicht mit so breiter Selbstgefälligkeit, wie es das phrenologische Journal thut, ausposaunt werden. Dasselbe Journal räth es zu jungen Personen durchaus, zur Ehe zu schreiten, weil ihre Kinder geistig und körperlich Schwächlinge werden müssen. Ebenso wenig sollen alte Männer junge Mädchen heirathen, und zwar aus demselben Grunde. Schön und wahr, allein um solche Entdeckungen, die beiläufig gesagt, so alt als das Menschengeschlecht sind, zu machen, bedurfte es weder der Phrenologie, noch der empörenden Martern, welche die Phrenologen harmlosen Thieren zufügen!

Alte Münzen.

Ein spanischer Bauer in der Gegend von Lugo in Gallizien fand im August d. J. beim Pflügen zwei irdene Gefäße, in denen sich mehre Pfunde Goldmünzen von den Kaisern Nero, Vespasian, Hadrian und Trojan befanden. Obgleich seit so vielen Jahrhunderten in der Erde vergraben, sahen sie doch so frisch und schön aus, als wären sie eben erst aus der Münze gekommen. Jede derselben wiegt ungefähr 2½ Drachmen, und das Gold ist von der feinsten Qualität. 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 330. —— 26. November 1831.

Letters and journals of Lord Byron, with notices of his life. By *Thomas Moore*. 2 Bände. London, 1830.

Dies iſt ein in jeder Beziehung bewundernswürdiges Werk und die vollendetſte Biographie, die es in engliſcher Sprache gibt. Als ein Gemälde des geiſtigen Lebens jenes ſeltſamen und ruhmgekrönten Mannes, welcher der Gegenſtand dieſes Werkes iſt, läßt es alle Verſuche ähnlicher Art weit hinter ſich. Nie drängt ſich Moore zwiſchen Lord Byron und das Publicum. Trotz der ſtärkſten Verſuchungen der Eigenliebe, ſpricht er nur ſo viel von ſich ſelbſt, als der Gegenſtand unumgänglich erfodert. Byron enthüllt hier zum erſten Male ſeine wahre Natur. Er ſelbſt erzählt ſeine Geſchichte in Briefen und Auszügen aus Tagebüchern, die nie für öffentliche Bekanntmachung beſtimmt geweſen ſind. In ſeiner Privatcorreſpondenz iſt keine Spur von Verſtellung; was er an Freunde ſchrieb, kam direct vom Herzen und war der treue Ausdruck ſeiner Gedanken und Gefühle. Nach dieſen Zeugniſſen ſeines innerſten Selbſt und nicht nach vielfach verworrenen Gerüchten muß man den großen Dichter beurtheilen. Aber dieſe Briefe ſind auch, abgeſehen von ihrem biographiſchen Werthe, den ſchönſten beizuzählen, deren die engliſche Sprache ſich rühmen kann. Sie ſind weniger affectirt als die von Pope und Walpole, und bei Weitem inhaltsreicher als die des berühmten Cowper. Wenn ja der Briefſtyl Byron's künſtlich geweſen ſein ſoll, ſo muß man geſtehen, daß er ein ſeltenes und bewunderungswürdiges Beiſpiel jener höchſten Kunſt iſt, die man von der Natur nicht zu unterſcheiden vermag.

Von der tiefen und ſchmerzlichen Theilnahme, welche dieſe Biographie anregt, kann kein Auszug einen vollkommenen Begriff geben. Auf Lord Byron iſt jene ſchöne Fabel anwendbar, durch welche die Herzogin von Orleans den Charakter ihres Sohnes, des Regenten, erläuterte. Alle Feen, mit Ausnahme einer einzigen, waren zu ſeinem Wiegenfeſte geladen worden. Die Eine gab Adel, die Andere Talent, die Dritte Schönheit. Endlich erſchien auch jene einzige Fee, die nicht eingeladen worden war; und da ſie die Geſchenke ihrer Schweſtern nicht ungeſchehen machen konnte, ſo miſchte ſie zu jeder Segnung derſelben einen Fluch. So waren auch in Lord Byron's Rang, Verſtand, Charakter, ja ſelbſt in ſeiner Perſon die entgegengeſetzteſten Extreme vereint. Er ſtammte allerdings aus einem uralten und hohen Hauſe, allein es war durch eine Reihe von Verbrechen und Thorheiten, die eine nur zu bürgerliche Offenkundigkeit erlangt hatten, verarmt und halb entehrt. Der Verwandte, den er beerbte, war arm geſtorben und dem Galgen nur durch gnädige Richter entgangen. Der junge Pair beſaß große Geiſtesgaben, aber ſein Verſtand hatte eine ſchlimme Richtung. Ihn zierte von Natur aus ein zartes und edles Herz, aber ſein Temperament war zu reizbar und wild. Bildhauer liebten es, ſein Haupt zu copiren, und die Bettler in den Straßen äfften ſeinen misgeſtalteten Fuß nach. Zu gleicher Zeit durch Stärke wie durch Schwäche des Verſtandes ausgezeichnet, hingebend und doch ſittlich verkehrt, ein armer Lord und ein ſchöner Krüppel, bedurfte er, wenn je irgend Jemand, der feſteſten und verſtändigſten Erziehung. Aber ſo eigenſinnig ihn auch die Natur behandelt hatte, ſo war doch die Verwandte, der die Bildung ſeines Charakters anvertraut war, noch eigenſinniger. Bald erſtickte ſie ihn mit ihren Liebkoſungen, bald warf ſie ihm ſeine Krüppelhaftigkeit vor. Er trat in die Welt, und die Welt behandelte ihn, wie ihn ſeine Mutter behandelt hatte, jetzt mit blinder Vorliebe, jetzt mit ungemeſſener Strenge, nie mit Gerechtigkeit. Seine erſten Gedichte wurden mit einer Verachtung aufgenommen, welche ſie, wie ſchwach ſie auch waren, nicht verdienten. Andererſeits wurde das Gedicht, welches er nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen herausgab, weit über die Gebühr geprieſen. Kaum 24 Jahre alt, ſtand er ſchon auf dem höchſten Gipfel des literariſchen Ruhmes, zu ſeinen Füßen Scott, Wordsworth, Southey und eine Schar anderer ausgezeichneter Schriftſteller. Selten erreichte Jemand ſo früh und ſo ſchnell eine ſo ſchwindelnde Höhe. Alles, was die ſtärkſten Neigungen der menſchlichen Natur erregen und befriedigen kann, der Beifallsruf der ganzen Nation, die Bewunderung Bewunderter, die Liebe der liebenswürdigſten Frauen, die ganze Welt mit all' ihrem Glanz und Ruhm ward einem jungen Manne zu Füßen gelegt, dem die Natur die heftigſten Leidenſchaften, die Erziehung aber, leider! die Kraft nicht, ſie zu beherrſchen gegeben hatte. Er lebte, wie Viele leben, die für ihre Fehler keine ähn-

lichen Entschuldigungen haben. Aber seine Landsleute wollten ihn nun einmal lieben und bewundern, und sahen in seinen Excessen nur die Ausbrüche jenes selben Feuergeistes, der in seinen Dichtungen flammte. Er griff die Religion an, und doch wurde in religiösen Kreisen sein Name mit Liebe genannt und seine Werke in religiösen Schriften mit ungewöhnlicher Milde beurtheilt. Er schmähte den Prinz-Regenten, und doch wurden ihm die Tories nicht gram. Alles verzieh man der Jugend, dem Rang, dem Genie. Darauf kam die Reaction. Er war mit unvernünftiger Vergötterung verehrt worden, und wurde nun verfolgt mit unvernünftiger Wuth. Es ist viel über die häuslichen Ereignisse, welche das Schicksal seines Lebens entschieden, geschrieben worden. Nie aber wurde mehr bekannt, als daß er sich mit seiner Gattin überwarf, und daß sie sich weigerte, fürder mit ihm zu leben. Ohne die mindeste Kenntniß von den Ereignissen, welche diesen Bruch herbeiführten, erboste das Publicum und erfand Geschichten, für die es nicht den geringsten Beweis anführen konnte. Die Zuneigung der Menge hat viele Aehnlichkeit mit der jener muthwilligen Zauberin in den arabischen Märchen, welche, sobald die vierzig Tage ihrer Liebe vorbei waren, sich nicht damit begnügte, ihre Liebhaber zu verabschieden, sondern sie verdammte, in ekelhaften Gestalten und durch schwere Strafen das Verbrechen abzubüßen, ihr einmal zu sehr gefallen zu haben. Die Schmach, welche Byron ertragen mußte, war so groß, daß sie auch das stärkste Herz gebeugt hätte. Die Zeitungen waren mit Schmähungen angefüllt. Die Theater erdröhnten von Verwünschungen. Er wurde aus jenen selben Zirkeln ausgeschlossen, in denen er noch vor so kurzer Zeit von Allen vergöttert worden war. Der unglückliche Mann verließ sein Vaterland für immer. Der Schmachruf der Menge folgte ihm über das Meer, den Rhein, die Alpen, allmälig wurde er schwächer und erstarb endlich gänzlich. Dieselben Menschen, die ihn erhoben hatten, begannen sich zu fragen, weswegen sie denn eigentlich so geschrien, und wünschten den Verbrecher, welchen sie soeben verjagt, wieder zurück. Seine Gedichte wurden beliebter als je, und seine Klagelieder mit Thränen in den Augen von Tausenden und aber Tausenden gelesen, die niemals sein Antlitz gesehen hatten.

Er nahm seinen Wohnsitz an den Küsten des adriatischen Meeres, in der malerischsten und interessantesten der Städte, unter dem schönsten Himmel, an dem schönsten der Meere. Tadelsucht war nicht der Fehler seiner neuen Nachbarn. Sie waren ein durch eine schlechte Regierung und eine schlechte Religion verderbtes Geschlecht, längst bekannt wegen ihrer Erfahrenheit in allen Wollüsten und wegen ihrer Toleranz gegen alle Ausschweifungen. Von der öffentlichen Meinung seines Adoptivvaterlandes hatte er nichts zu fürchten, und mit jener seines Geburtslandes war er in offenem Kriege begriffen. Er stürzte sich in wilde Ausschweifungen. Aus seinem venetianischen Harem sandte er Buch auf Buch voll Beredtheit, Witz, Pathos, Obscönität und bitterer Verachtung in die Welt. Seine Gesundheit litt durch Unmäßigkeit. Ein hektisches Fieber verzehrte ihn. Seine Haare wurden grau. Mitternächtiger Genuß gebrannter Wasser und starker Rheinweine begann die Kraft seines Geistes zu schwächen. Seinen Versen fehlte es an jener Energie und Gedrängtheit, die sie sonst so sehr ausgezeichnet hatten. Aber wenigstens nicht ohne Kampf wollte er die Herrschaft fahren lassen, die er seit so langer Zeit über seine Zeitgenossen geübt hatte. Ein neuer Traum des Ehrgeizes tauchte in seiner Seele auf: der Mittelpunkt einer literarischen Partei wollte er werden, wollte, wie Voltaire von Ferney aus die öffentliche Meinung von Frankreich lenkte, so die Englands von Italien aus lenken. Mit dieser Hoffnung, wie es scheint, stiftete er das Journal: „The liberal". Aber eine so mächtige Herrschaft er auch über die Phantasie seiner Zeitgenossen geübt hatte, so überschätzte er doch seine Kräfte, wenn er glaubte, auch ihre Meinungen lenken zu können, und verkannte noch bei Weitem mehr sein Temperament, wenn er hoffte, lange mit andern Literaten in Gemeinschaft handeln zu können. Das Unternehmen mißglückte durchaus. Uneins mit sich selbst, uneins mit seinen Gehülfen, gab er es auf und wandte sich zu einem andern Projecte, dem letzten und edelsten seines Lebens.

Eine Nation, sonst die erste der Welt, hervorragend durch Kenntnisse und Kriegsruhm, die Wiege der Philosophie, Beredtsamkeit und schönen Künste, schmachtete seit Jahrhunderten unter dem drückendsten Joche. Alle Laster, welche die Tyrannei gebiert — jene verwerfen, die sie in Denen erzeugt, die ihr huldigen —, jene gewaltthätigen, die sie in Denjenigen hervorbringt, die gegen sie kämpfen, hatten den Charakter dieses unglücklichen Volkes verdorben. Plötzlich erhob es sich gegen seine Unterdrücker. Durch die Potentaten Europas theils paralysirt, theils verrathen, hatte es in sich selbst gefunden, was im Kampf die fremde Hülfe ersetzte, nämlich — die Energie der Väter. Als Dichter und Schriftsteller mußte Lord Byron an dem Ausgang des Kampfes lebhaften Antheil nehmen. Seine politischen Meinungen huldigten der Freiheit. Er hatte die italienischen Insurgenten mit Geld unterstützt, und hätte ihnen vielleicht, wäre ihr Kampf gegen Oestreich von längerer Dauer gewesen, mit dem Schwerte beigestanden. Aber an Griechenland knüpften ihn noch besondere Bande. Er war in seiner Jugend in diesem Lande gewesen. Viele der herrlichsten, beliebtesten seiner Dichtungen waren ihm durch dessen Anblick und Geschichte eingegeben worden. Der Thatenlosigkeit übermüde, nach neuem Ruhm strebend, begab er sich, krank an Leib und Seele, in das griechische Lager. Sein Benehmen in dieser neuen Laufbahn zeugt von so viel Kraft und Einsicht, daß dadurch die Vermuthung gerechtfertigt wird, er würde sich bei längerm Leben als Krieger und Staatsmann ausgezeichnet haben. Aber Lust und Schmerz hatten an seinem schwächlichen Bau die Arbeit von 70 Jahren gethan. Die Hand des Todes lag auf ihm; er wußte es und hegte keinen andern Wunsch, als mit dem Schwert in der Hand zu sterben. Das Schicksal versagte es ihm.

Gram, körperliche Anstrengung, Unachtsamkeit und jene Aufregungsmittel, die ihm zur Nothwendigkeit geworden waren, warfen ihn auf das Krankenlager, in einem fremden Lande, unter fremden Gesichteern, Niemand nahe, den er hätte lieben mögen. So schloß einer der berühmtesten Engländer des 19. Jahrhunderts seine glänzende, aber unglückliche Laufbahn. Unsere Zeit ist in der That reich an Warnung für die Großen und an Trost für die Geringen gewesen. Zwei Männer starben in unserm Gedenken, welche in einer Lebensperiode, in der Andere kaum ihre Erziehung vollendet haben, Jeder in seinem Fache den höchsten Gipfel des Ruhmes erstiegen hatten. Der Eine starb zu Longwood, der Andere zu Missolonghi.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Oktober 1831.

Die letzte Broschüre des Hrn. von Chateaubriand ist eine Fortsetzung seiner berühmten Schrift: „De la restauration et de la monarchie élective". Der edle Expair tritt abermals mit trotziger Begeisterung vor den Thron Louis Philipps und ruft drohend dem Bürgerkönige zu: „Steige herab, Sohn des Aufruhrs, von dem usurpirten Sitze und gib den gestohlenen Scepter dem Sohne der Legitimität zurück!" Soll man dem ehemaligen Minister Ludwigs XVIII. Glauben beimessen, so ist nur von dem Herzoge von Bordeaux Heil und Segen für Frankreich zu erwarten. Der Sohn der Neapolitanerin, wie ihn Barthélemy nennt, kann allein versöhnend zwischen die Empörung und die Rechtmäßigkeit treten. Aus dem Enkel Karls X. will der fromme Sänger der „Martyrs" in aller Geschwindigkeit einen Liberalen machen, wahrscheinlich weil er sich erinnert, wie schnell er selbst einer wurde, als ihn Villèle zur Thüre des Ministerconseils hinauswarf; dem enfant du miracle setzt er die rothe Mütze über die Krone des heil. Ludwig und ruft preisend und jubelnd aus: „Ecce homo! da ist Der, der Euch retten wird. Er ist der rechtmäßige Erbe des Monarchen, der Eure Freiheiten mit frevelnder Hand angetastet, der Eure Brüder hat niederschießen lassen! Tharin hat ihn erzogen; die ersten Worte die er vernommen, waren Worte blutgieriger Rache, Drohungen des grimmigsten Hasses gegen Alles, was der Nation heilig und theuer ist, für das sie in hundert Schlachten gefochten. Versammelt Euch um das Banner der Lilien, das noch vom Blute der Julitage trieft, und rettet Eure Nationalehre in die Hände des Sprößlings einer Familie, die 40 Jahre lang alle Völker Europas gegen Euch aufhetzte, die 40 Jahre lang Euern Ruhm als ihre Schmach ansah, welche die Niederlagen von Leipzig und Waterloo in die Tuilerien zurückgeführt!" Das sind freilich Chateaubriand's Worte nicht, darauf laufen aber alle seine prunkenden Perioden am Ende hinaus. Reißt ihnen die magischen Decorationen der Rhetorik ab, wartet, bis Euer Blick sich an den Glanz seiner Figuren gewöhnt, bis das Gemüth, das seine gewaltige Stimme aufwühlt wie ein Sturm, sich geebnet und beruhigt, so findet ihr bei kaltem Beschauen in dem beredten Apologeten des Nationalruhms, der die Stunde, wo ihn das Volk der Barricaden auf den siegreichen Armen in die Pairskammer trug, als die größte seines Lebens betrachtet, weiter nichts als einen Karlisten, den seine eigne Partei nicht mag, und der nur aus erbärmlicher Schriftstellereitelkeit zum zweiten Mal an den Flammen seines Genius eine politische Mordbrennerfackel angezündet und mit unvorsichtiger Hand in die Gemüther geschleudert, in denen seit der neuen Gestaltung der Dinge sich so viel brennbare Stoffe gesammelt. Chateaubriand hatte Paris verlassen, er saß weinend auf den Trümmern des großen Schiffbruches, um uns seiner Ausdrücke zu bedienen, er hatte beschlossen sein Leben auf der Landstraße zu enden, wie er es begonnen, da drang Bérenger's Stimme zu ihm in seine Einöde am Genfersee:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
„Mon beau ciel pleure une étoile de moins".

Die Partei, welche sich Bérenger's bedient hatte, um den rüstigen Gegner des Königs der Franzosen aufs Neue zum Kampfe zu wecken, hatte richtig gerechnet. Es erfolgte sogleich eine Antwort Chateaubriand's, welche selbst die ministeriellen Blätter ausposaunten und mittheilten. Sie enthielt wunderschöne Stellen: „Sie ist nicht mehr, die Epoche des großen Degens: wir haben heutzutage eine so kurze Fuchtel, daß sie nicht einmal mehr ausreicht, um die Häupter unserer Freunde zu schützen. Wenn Sie in mich dringen, in meine Heimath zurückzukehren, so frage ich mich, wer ich sei, um Ihre Aufmerksamkeit auf mich zu leiten. Die Asche Napoleons ist eine Last, welche die Erdkugel nach der Seite hin kann neigen machen, wo sie ruht, aber die Ueberreste eines Geschöpfes wie ich bin, sind leicht, und der Wind des Vaterlandes oder der Wüste hat sie bald verweht". Kurz nach seinem Schreiben kam der Verf. selbst; sein Erscheinen erregte in den Salons großes Aufsehen und bei Hofe und den Ministern merkliche Besorgniß. Voltaire's Romane sind nicht so eifrig besprochen, nicht mit solcher Ungeduld erwartet, nicht so gierig verschlungen worden als die Broschüre, über die wir berichten. Sie ist mit ebenso viel polemischer Schlauheit als Eleqwenz abgefaßt. Es ist Chateaubriand nicht genug, zu beweisen, daß der Herzog von Bordeaux der einzige rechtmäßige Souverain von Frankreich sei, er sucht mit der impertinentesten Kühnheit darzuthun, daß von Allem, was sich nach der Revolution des Juli thun ließ, man gerade das Schlechteste gewählt, indem man die jüngere Linie der Bourbons auf den Thron berufen. Sogar die Republik wäre vorzuziehen gewesen; die Republik ist ein gouvernement à bon marché, meint der Hr. Vicomte, ein gouvernement fort noble, das jeder Intelligenz ihren natürlichen Platz anweist, wonach man allerdings den Hrn. Vicomte fragen möchte, wie er bei dieser Ueberzeugung noch für irgend eine andere Regierungsform stimmen könne. Die Sitten Frankreichs würden sich gegen die Republik gesträubt haben, wendet er freilich ein; die Staatsform bedingt aber unsers Erachtens die Sitten; unter Ludwig XIV. trug man Allongeperrücken, und im Gefolge der Jakobinerfreiheit erschienen die Sansculottes. Was über den Herzog von Reichstadt gesagt wird, ist vortrefflich: „Der Herzog von Reichstadt verdankt dem Ruhme seines Vaters, was der Herzog von Bordeaux dem Alter seines Stammes verdankt". „Napoléon a marché plus vite qu'une lignée haut enjambée; dix ans lui avaient suffi pour mettre dix siècles derrière lui. Sa mère lui donnait le passé, son père l'avenir. L'armée eut reçu avec orgueil le descendant des victoires". Welche Kühnheit in diesen Ausdrücken, wie prachtvoll ist diese letzte Metapher: le descendant des victoires! allein sowie vorbin, hat ihn die Macht seiner Phantasie weiter fortgerissen, als er gewollt; er ist zu schwach, um sich selbst zu widerlegen; seine Gründe gegen den Sohn Napoleons überzeugen nicht. Alle Kräfte seines furchtbaren Talents hat der Verf. in dem Abschnitt über die auswärtige Politik des juste milieu concentrirt. Es ist dieses Capitel gleichsam eine Batterie, die er dem Cabinet der Tuilerien gegenüber errichtet, und von wo aus er bald donnert, bald schimpft, bald spottet, bald die gewichtigsten Argumente schleudert, bald das Kartätschenfeuer seiner Sarkasmen prasseln läßt. Die dreifarbige Fahne, sagt er, habe blos an den Thüren der Minister geweht und unter den Mauern von Lissabon; nur der Regen habe sie gebleicht, und es sei ihr nichts als ein schmutziges Weiß geblieben, das wahre Symbol der

Quasilegitimität. „Casimir Périer oder Krieg; hörst du es, kleines Frankreich; du mußt die Minister behalten, die man dir aufdringt, wie eine Bonne, sonst kriegst du die Ruthe. Wollt Ihr behaupten, daß Louis Philipps Königthum an dieses System feiger Nachgiebigkeit gebunden ist, daß es nur von der Schande leben kann? In diesem Falle muß Frankreich sich weigern, die Kosten des Gastmahls zu bezahlen. Beruht das Gebäude des Juli nur auf dem Opfer der Nationalität, so wird es zusammenstürzen". Um dieses letzten Abschnitts willen posaunen die Liberalen die Broschüre in allen ihren Blättern aus. Die Patrioten drücken dem Karlisten die Hand und rufen ihm Bravo zu, blos weil er dem Bürgerkönig ins Angesicht gespien. Wird die verletzte Majestät sich rächen? Wird das Ministerium den Kampf mit dem Kämpen Heinrichs V. wagen? Wir glauben es nicht. Daß es aber sehr große Lust haben mag, ihn für seine höhnische Rhetorik zu züchtigen, geht zur Genüge aus der muthigen Beharrlichkeit hervor, mit welcher sie die Vorstellung des „Procès d'un maréchal" hintertrieb. Es ist hier weder energische Sprache noch directer Angriff auf die Rechte des Monarchen. Das Gehässige der Hinrichtung des Marschalls Ney fällt auf die Restauration zurück, auf Ludwig XVIII., auf Bellart, auf die Ultras, welche dazumal am Ruder waren, und diese hat doch wahrlich die jetzige Regierung nicht Ursache in Schutz zu nehmen. Das Ministerium scheint blos die Erinnerungen an den militairischen Ruhm des Kaiserreichs und das Anfachen gehässiger Leidenschaften gegen die Pairskammer, welche den brave des braves verurtheilte, gefürchtet zu haben. Und das revolutionnaire Pamphlet Chateaubriand's läßt man ungehindert, ungeahndet erscheinen, während man drei Abende hintereinander das Théâtre des nouveautés, wo das Stück gegeben werden sollte, verschließen ließ, und man sich genöthigt sah, die Municipalgarde ausrücken zu lassen, um das unzufriedene Publicum im Zaume zu halten. Vergebens protestirten die Verf., Hr. Fontan und Hr. Dupeuty, vergebens protestirte der Director des Theaters. Zuletzt wurde diesem mit Entziehung seines Privilegiums gedroht, darauf fügte er sich, und jetzt ist die Sache wieder vergessen. Daß dadurch der „Procès d'un maréchal" während zwei Mal 24 Stunden der Gegenstand des Tagesgesprächs geworden und einen reißenden Absatz gefunden, braucht kaum erwähnt zu werden. Poetisches Verdienst hat das Stück wenig; die eine Hälfte steht im „Moniteur", die andere in den Memoiren. Durch das Ganze weht ein Geist des Hasses, jenes blinden, politischen Hasses einer krankhaften Leidenschaft unserer Zeit, welche dem Gegner kein gutes Haar am Leibe läßt und der deswegen das Drama von vorne herein zerstört. Lodert sie in der Seele eines energischen Dichters, so bricht sie in zermalmende Satyre aus wie in der „Némésis". Von der Bühne aus kann sie durch begeisterte Sprache zünden oder in blendende Witzfeuerwerke aufsprudeln, allein Beides vermissen wir hier. Die Epigramme, an denen es nicht fehlt, sind aus Anekdotensammlungen genommen oder längst in der Conversation verschossen. Gleich in der ersten Scene will ein Baron oder Vicomte, gleichviel, zum König. Der Huissier sagt: S. M. empfange Niemand in diesem Augenblick. „Elle est sans doute occupée des graves intérêts de l'état". — „Sa Majesté vient de se mettre à table", lautet die Antwort. Ein anderer Höfling, der eben aus des Königs Cabinet tritt, berichtet: „A l'arrivée d'une superbe bécasse j'ai surpris un auguste sourire, dont j'ai de prendre la moitié pour moi". Wellington erscheint auf der Bühne: „La France construit beaucoup trop", sagt er unter Anderm, „le roi m'a autorisé à m'en plaindre auprès du ministre de la marine". Alle Personen, denen die Verfasser übelwollen, werden mit Namen genannt, die Uebrigen blos im Allgemeinen bezeichnet: un général, un défenseur. „Adieu, héros de la Moskowa", ruft der General am Schlusse des Stückes aus, „Brune et Labedoyère attendent là-haut ta grand' ombre, et la postérité te réserve une place au Panthéon". Die dritte Ausgabe des „Procès d'un maréchal" ist bereits erschienen; von Chateaubriand's Broschüre sollen in wenigen Tagen an 7000 Exemplare abgesetzt worden sein.

Von dem famösen „Livre des cent et un" ist der erste Band herausgekommen, ausgestattet mit dem eleganten typographischen Luxus, der alle Publicationen Ladvocat's auszeichnet. Es enthält als eine Art Einleitung: „Asmodée", von J. Janin, voll üppiger Schilderungen, brillanter Stylspielereien und behender Witzsprünge. Ferner: „Le palais-royal", von E. Roch; „Une maison rue de l'école de médecine", das Haus, wo Marat von Charlotte Corday erstochen wurde; der Verfasser ist Hr. Dreuineau, durch einige dramatische Arbeiten bekannt. „La morgue", von Hrn. Gozlan; „Le jardin des plantes", von Barthélemy und Méry; „Le bibliomane", von Charles Nodier, etwas übertrieben und affectirt. Höchst ergötzliche Sittenschilderungen sind „Le bourgeois de Paris", von Bazin, der dieses Jahr den Preis der Beredtsamkeit von der Académie française erhalten, und „Une fête du village aux environs de Paris", von Paul de Kock. Ueber den Bourgeois de Paris muß man oft recht herzlich lachen. Hr. Bazin schildert ihn so mit einer gutmüthigen Ironie, mit einer zarten und zierlichen Persiflage, und gibt alle Kennzeichen dieses type précieux, wie er sich ausdrückt, mit der gewissenhaftesten Umständlichkeit an; der pariser Spießbürger muß wenigstens 40 Jahre alt sein, er muß von Allem erzählen; er muß Alles wissen, was seit 30 Jahren nicht allein in seinem Stadtviertel, sondern innerhalb der Barrièren vorgegangen. In seiner Kleidung ist er stets im Streite mit der Mode, was bei einem Pariser fast unglaublich erscheint. Sein Sohn muß studiren, und er thut sich was darauf zugute, ihn nicht zu verstehen; er ist in Allem nachsichtig gegen ihn, ausgenommen was die Politik angeht: „Le drôle tourne au républicain". Darüber versetzt der Hr. Papa *trois Spaß*. „Machen Sie ihm bei Leibe keinen Besuch nach einer Emeute, dann ist er wüthend. Bei alledem hängt er mit ganzer Seele an der Freiheit. C'est son bien, sa conquête, sa foi. Si vous lui dites qu'un homme n'aime pas la liberté, il vous dira qu'il faut le mettre au prison. Il est électeur; il grandit d'une coudée lorsque le collège est convoqué. Il y a de la fierté, mais de la défiance dans son regard; tout ce qui l'approche, lui parait en vouloir à son vote". Wie die Freiheit sein höchstes Gut ist, so gibt es Nichts, was er so verabscheut als die Polizei: „Il lâcherait un jésuite pour courir après un mouchard".

(Der Beschluß folgt).

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.

Der Unterzeichnete hat mit dem sämmtlichen Verlag der J. F. Gleditsch'schen Buchhandlung auch dieses deutsche Nationalwerk an sich gebracht und wird der raschen Förderung desselben alle seine Kräfte widmen. Drei Bände sind der Beendigung nahe, und bei dem Ausgabe wird das Nähere über die Fortsetzung bekanntgemacht werden.

Leipzig, 15. November 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 331. —— 27. November 1831.

Letters and journals of Lord Byron, with notices of his life. By *T. Moore*. 2 Bände.

(Beſchluß aus Nr. 330.)

Es iſt ſtets ſchwer, den literariſchen Charakter eines Mannes, der unſer Zeitgenoſſe iſt, von ſeinem perſönlichen zu trennen. Insbeſondere ſchwer iſt dies bei Lord Byron. Man kann ſagen, daß er faſt nie ohne directe oder indirecte Beziehung auf ſich ſelbſt geſchrieben hat. Das Intereſſe an den Ereigniſſen ſeines Lebens mengt ſich faſt immer zu dem Intereſſe, welches ſeine Werke einflößen. Noch ſind ſie für einen großen Theil der Leſer nicht blos Bücher, ſondern auch Reliquien. Nur mit Mistrauen in das eigne Urtheil ſeien hiermit folgende Bemerkungen dem richtenden Leſer niedergeſchrieben. Es war Byron's Loos, daß ſeine Zeit in die einer großen Revolution in der engliſchen Literatur fiel. Jene Dynaſtie von Poeten, welche die Nachfolger Shakſpeare's und Spenſer's entthront hatten, wurden es nun ihrerſeits durch ein Geſchlecht, das ſich als Erbe des alten, ſo lange von Uſurpatoren verdrängten Stammes darſtellte. Es war im Jahre 1780, als Johnſon ſeine „Biographien der Dichter" vollendete. Er ſtellt in dieſem Werke die Behauptung auf, daß ſeit Dryden's Zeit die engliſche Poeſie keine Neigung gezeigt habe, in ihre urſprüngliche Wildheit zurückzuverfallen. In der That war die engliſche Diction und Verſification in den dreißig Jahren vor Erſcheinung des obengenannten Werkes äußerſt correct, wie man ſo zu ſagen pflegt, geworden. Aber gerade dieſe dreißig Jahre bilden den kläglichſten Zeitraum in der engliſchen Literaturgeſchichte. Zwei- oder dreihundert Verſe von Gray, zwei Mal ſo viel von Goldſmith, einige Stanzen von Beattie und Collins, einige Strophen von Maſon, einige Prologe und Satyren waren die Meiſterſtücke dieſer Zeit ſogenannter correcten Vollkommenheit. Als endlich die Poeſie ſo verfallen war, daß ſogar Hayley für einen großen Dichter galt, bewirkte das Uebermaß des Uebels die Heilung. Das ſchale Einerlei der nach einem unnatürlichen Maße zugeſchnittenen Poeſie führte zur freien Correctheit der alten Meiſter zurück. Shakſpeare's Stücke wurden beſſer geſpielt, häufiger aufgelegt, allgemeiner bekannt. Die altengliſchen Balladen wurden mit Liebe geleſen und häufig nachgeahmt. Offenbar war eine literariſche Revolution vor der Thüre. Der Vorläufer derſelben war Cowper. Während der zwanzig Jahre nach dem Tode dieſes ausgezeichneten Dichters wurde dieſe Revolution vollendet. Kein Schriftſteller dieſer Periode, ſelbſt Walter Scott nicht, trug dazu ſo ſehr bei als Lord Byron. Er that dies aber wider ſeinen Willen, unter beſtändigen Selbſtvorwürfen. Sein Geſchmack und ſeine Neigungen feſſelten ihn an die hinſterbende Schule. Pope war ihm der größte Dichter. Er erklärte ſich für die drei Einheiten, dieſe thörichtſten Feſſeln, die je dem Genius aufgebürdet worden ſind. Er verglich in einem ſeiner Briefe die neue engliſche Poeſie mit dem Verfall der lateiniſchen Dichtkunſt nach dem Zeitalter des Auguſtus. Moore gibt zu, daß ſein Freund kein großer Bewunderer Shakſpeare's geweſen iſt. So ſtand auch Spenſer, ſeiner Meinung nach, nicht allzu hoch. Allein, Lord Byron als Kritiker und Lord Byron als Dichter waren zwei ganz verſchiedene Menſchen. Als jener gehörte er der alten Schule an, als dieſer und durch ſeinen Durſt nach Ruhm der neuen. Er opferte ſeinen eignen Geſchmack dem Geſchmack des Publicums.

Lord Byron's Genie war nicht dramatiſch. Alle ſeine Charaktere: Harold, nachblickend dem in die Fluten verſinkenden Vaterland; der Giaour im düſtern Seitengang der Kirche; Konrad, auf ſein Schwert gelehnt; Lara, den Tanzenden zulächelnd; Alp, feſt die todesſchwangere Wolke, wie ſie über den Mond zieht, betrachtend; Manfred, an den Felſenabhängen der Alpen; Azzo, auf ſeinem Richterſtuhle; Kain, ſein verworfenes Opfer darbringend, — ſind in ihrer Weſenheit eins. Die Verſchiedenheit in ihnen iſt nur die des Alters, der Situation, des Coſtums. Don Juan iſt ſelbſt in den erſten und beſten Geſängen nur eine ſchwache Copie des Pagen im „Figaro". Sardanapal iſt ſchroffer gezeichnet als irgend eine andere dramatiſche Perſon. Sein Heldenmuth und ſeine Weichlichkeit, ſeine Todesverachtung und ſeine Furcht vor einem ſchweren Helm, ſein königlicher Entſchluß, in den vorderſten Reihen zu ſterben, und ſein ängſtlicher Ruf nach einem Spiegel ſind auf eine merkwürdige Weiſe contraſtirt. Solche Antitheſen gehören jedoch in die Satyre, nicht in das Drama. So nicht ſchafft Shakſpeare den Prinzen Heinrich vom Wüſtling von Eaſtcheap zum Helden von Shrewsbury um und läßt ihn wieder zu jenem herabſinken! So nicht malt Shakſpeare die Vereinigung von Weichlichkeit und Tapferkeit im Charakter des römi-

mischen Triumvir! Ein Dramatiker kann keinen größern Fehler begehen, als jene pikanten Charaktercontraste zu benutzen, auf die sich die Historiker und Satyriker so viel zugutethun. Dadurch schafft er etwas Unnatürliches, keinen Menschen, sondern ein personificirtes Epigramm. Auch Lord Byron's Frauen, sowie seine Männer, gleichen sich aufs Haar. Haidee ist eine halbwilde, kindische Julia, und Julia ist eine civilisirte und gesetzte Haidee. Leila ist eine verheirathete Zuleika, und Zuleika eine jungfräuliche Leila. Gulnare und Medora scheinen absichtlich einander entgegengesetzt worden zu sein. Doch ist die Verschiedenheit nur in der Lage. Die geringste Veränderung in den Umständen würde Gulnare zur Laute Medora's gesendet und Medora mit dem Dolche Gulnare's bewaffnet haben. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Byron nur Einen Mann und nur Ein Weib darstellen konnte: den Mann, stolz, melancholisch, cynisch, Trotz auf der Stirne und Elend im Herzen, ein Verächter der Menschen und doch der tiefsten und stärksten Zuneigung fähig; das Weib, süß und zärtlich, liebend und nach Liebe dürstend, aber auch fähig, aus Liebe eine Tigerin zu werden. Aber selbst diese beiden Charaktere, seine zwei einzigen, vermochte er nicht dramatisch zu behandeln. Nicht wie Shakspeare, sondern wie Clarendon ging er mit denselben um, d. h., er analysirte sie. Er erzählt z. B. in ziemlich vielen sehr schönen und kräftigen Versen, daß Lara's Worte bitter und sarkastisch waren; daß er von seinen Reisen wenig sprach und, wenn über dieselben befragt, mit finsterer Stirne nur kurze Antworten gab. Allein man sucht vergebens nach einer der sarkastischen Reden, der kurzen Antworten Lara's. Merkwürdig ist ferner, daß Lord Byron's Dialoge stets Selbstgespräche blieben. Die Scenen zwischen Manfred und der Alpensee, zwischen Manfred und dem Abt liefern den Beweis. Manfred spricht, mit Ausnahme weniger unbedeutender Worte, nur zu sich selbst. Die übrigen Zwischenredner sind eigentlich nur gute Zuhörer, die gelegentlich einen Ausruf, eine Frage von sich geben, worauf Manfred alsogleich wieder das unerschöpfliche Thema seiner Gefühle aufnimmt. Die Scene zwischen Lucifer und Kain scheint eine Ausnahme zu machen, sie — scheint es aber auch nur. Das Gespräch ist belebt, und Jeder der beiden Sprechenden nimmt daran ausgebreiteten Antheil. Und doch findet man bei näherer Prüfung, daß diese Scene obige Bemerkungen bekräftigt. Sie ist nur der Form nach Dialog, in Wesenheit aber ein Selbstgespräch, eine Debatte im Innern eines und desselben rastlosen, skeptischen Geistes; Fragen und Antworten, Einwürfe und Auflösungen gehören sämmtlich demselben Charakter an.

Ein Schriftsteller, der in seinen Dramen eine so geringe dramatische Geschicklichkeit entwickelte, vermochte schwerlich, seinen Erzählungen dramatische Wirkung zu verleihen. Seine zwei längsten Werke: „Childe Harold" und „Don Juan", haben keinen eigentlichen Plan. Sie sind bloße Rahmen, um schöne Dinge in dieselben einzufassen. Jedes dieser beiden Gedichte könnte wo immer abgebrochen und wie immer ausgedehnt werden. Wie der „Giaour" sind fast alle seine Gedichte Fra
Byron's eigentliche Stärke lag in Beschreibung
Meditation. Hierin ist seine Art eigen und unnäh
Es wäre dem Dichter anzurathen, häufiger die
der Holländer nachzuahmen, welche auf den Gem
mehre der edeln Bäume umhieben, um dem
größern Werth zu verleihen. Auf diese Politik
sich kein Dichter besser als Lord Byron. Welch
man ihm auch immer vorwerfen kann, weitschw
er nie, wenigstens nie zur Zeit seiner ungeschwäch
steskraft. So groß das innere Verdienst seiner
bungen ist, so liegt doch ihr Hauptinteresse in
fühlen, welche er stets beimischte. Er selbst war
fang, die Mitte und das Ende seiner Poesie,
jeder Erzählung, der vorzüglichste Gegenstand
Landschaft. Die Wunder der Außenwelt: der O
welchem Englands stolze Flotten wogten; die Thü
Cintra, über den dunkeln Forst von Korkbäu
Weiden ragend; die Ufer des Rheins; die Gle
Clarens; der liebliche Genfersee; die Grotte der
mit ihren Schmetterlingen und rieselnden Eidech
epheubewachsenen Ruinen von Rom; die Stu
Meer, die Berge, alles Das war nur Nebensa
der Hintergrund einer und derselben düstern und
cholischen Gestalt. Nie stand einem Schriftsteller
Beredtsamkeit des Grimmes, Menschenhasses und
zweiflung so sehr zu Gebote. Nie gab es eine sol
schiedenheit in der Einförmigkeit. Vom wahnwitzig
lächter bis zur herzzerreißenden Wehklage gab es
Ton menschlichen Elends, dessen Lord Byron nic
kommen Meister war. Seine Helden sind sämmtlich
ner, die auf verschiedenen Wegen zur Verzwei
langt sind, lebensüberdrüssig, im Kriege mit der
heit, in ihrem Elend nur durch einen unbesiegbare
aufrechtgehalten wie Prometheus am Felsen oder
im Schwefelpfuhl, ihre Pein durch die Kraft des
überwältigend und bis zum letzten Augenblick der
Macht des Himmels und der Hölle trotzend. Si
beschrieb er stets als einen jenen Lieblingsschöpfung
lichen Mann ausgebrannten Herzens, jedes Glü
immer unempfänglich, dessen unbezwinglichen Ge
das Schlimmste nicht schreckte, das ihn hienie
jenseits befallen mochte. Gewiß ist, daß Lord B
trübsinniger Muth nicht ganz geheuchelt war.
von Natur aus ein gefühlvoller Mensch; seine Er
war tadelnswerth; er mußte frühe Schlimmes
seine erste Jugendliebe schlug fehl; seine ersten litter
Versuche mislangen; Geldverhältnisse drangten
war unglücklich in seinen Familienangelegenheiten
Publicum behandelte ihn mit grausamer Ungerech
seine Gesundheit und sein Geist litten durch seine aus
sende Lebensart: kurz, er war ein unglücklicher
Er entdeckte bald, daß er ein beispielloses Interess
machte, indem er der Menge seine Leiden vorpar
Die Wirkung, welche seine ersten Versuche der Ar
vorbrachten, ermuthigte ihn, zu affectiren was er
fühlte, und wahrscheinlich übte eben diese Affectation

der einen bedeutenden Einfluß auf seine Gefühle aus. Durch egoistischen Stolz fesselte er die kräftigen, durch seine melancholischen Klagen die weichen Gemüther, und gewann dadurch ebenso viele Theilnahme als durch die wirkliche Schönheitsgewalt seiner Gedichte. Besonders war Lord Byron's Popularität bei jener Classe junger Personen, deren Lectüre fast nur auf Poesie beschränkt ist, in England beispiellos. Man kaufte Abbildungen von ihm, lernte seine Gedichte auswendig und wollte schreiben wie er, aussehen wie er. Manche übten sich vor dem Spiegel, um ihrer Lippe den wellenförmigen Einschnitt, ihrer Stirn den finstern Ausdruck, der in einigen Portraiten Byron's sichtbar ist, zu geben. Einige legten ihre Halstücher ab, um ihrem Abgott ähnlicher zu sein. Das war aber nicht das Schlimmste. Es entstand in den Köpfen dieser Enthusiasten ein verderbliches und absurdes Gemisch von intellectueller Kraft und moralischer Verwerflichkeit. Sie zogen sich aus seinen Gedichten ein seltsames System der Ethik, aus Misanthropie und Wollust zusammengesetzt, ab, ein System, dessen zwei Hauptgebote waren: Hasse deinen Nächsten, aber liebe deines Nächsten Weib! Indeß ist diese ebenso lächerliche als gefährliche Affectation wiederverschwunden. Einige wenige Jahre noch, und die magische Gewalt, die an dem Namen Byron haftete, wird zerstört sein. Der Nachwelt wird er nichts weiter sein als ein Schriftsteller, und ihr gerechtes Urtheil wird ihm, ohne Rücksicht auf seine Schicksale, den ihm gebührenden Rang unter den Dichtern anweisen. Ohne Zweifel bedürfen seine Gedichte einer strengen Sichtung, und die Nachkommen werden Manches verwerfen, was von seinen Zeitgenossen bewundert worden ist. Aber auch das ist gewiß, daß selbst die strengste Sichtung noch genug übriglassen wird, was nur mit der englischen Sprache untergehen kann. 210.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 330.)

Im zweiten Bande der „Mémoires survenus, Anecdotes sur Charles X etc" nimmt sich Hr. Th. Anne der gestürzten Königsfamilie mit weit mehr Wärme an als im ersten. Man merkt, daß die Julitage schon fast vergessen sind, daß der Ergarde-du-Corps bei der jetzigen Regierung um Anstellung nachgesucht und abgewiesen worden ist; daß die Partei der Karlisten sich vom ersten Schrecken erholt hat. Was weiß Th. Anne nicht Alles vom Herzoge von Angoulême zu rühmen! Als der große Bailli de Suffren ihm vorgestellt wurde, las der zwölfjährige Prinz das Leben berühmter Männer von Plutarch. „Monsieur", sagte er zu dem Seehelden, „je lisais la vie des hommes illustres, je quitte avec plaisir cette lecture, puisque j'en vois un". Es ist möglich, daß der königliche Knabe diese Worte gesagt, es ist auch möglich, daß der Herr Präceptor sie ihm souffirt hat. Nach der Landung Napoleons soll sich der Herzog wie ein Held in den mittäglichen Provinzen gehalten haben: „Jettant le gant aux généraux de Napoléon, battant les troupes qui lui étaient opposées, et on ne sait ce qui serait arrivé, si — „Ja, wenn! wenn ihn die Generale Gilly und Debelle nicht zwischen zwei Feuer geklemmt, wenn er nicht hätte mit Gilly capituliren müssen! Grouchy verwarf die Capitulation und berichtete an den Kaiser, welcher antwortete, man müsse die Capitulation halten, worauf der Held sich in Cette einschiffte. In Spanien verrichtete er nun gar Wunder der Tapferkeit. Wer kennt nicht den Trocadero! Trocadero reimt fast auf héros, bis auf ein s, richtiger ist der Reim auf zéro. Das erinnert uns an eine Caricatur, die wir auf dem Boulevard gesehen, wo Karl X. zu seinem Sohne sagt: „Antoine, contente toi d'être le plus grand capitaine du siècle, ne te mêle pas des affaires d'état!" Sodann war es der Dauphin, welcher die Ordonnanz von Andujar erließ, „qui aurait cicatrisé la plaie de l'Espagne, si —" Da haben wir wieder die wenn — „avec un si, on mettrait Paris dans une bouteille". Wir erfahren ferner, daß der Herzog Morgens um halb 5 Uhr aufstand, des Abends zu seiner Erholung im Hofe der Tuilerien spazirte und sich mit den Schildwachen unterhielt, daß er fleißig studirte, aber äußerst schüchtern war, „ce qui paralysait ses moyens". Und wie bescheiden war sein Hofstaat: „Premier menin pour la chambre, premier menin pour l'écurie, six menins, six aides-de-camp, secrétaire du cabinet", und dann der Troß subalterner Bedienten, weiter nichts. Der premier menin pour l'écurie war der Herzog von Guiche, der diesen Theil des Dienstes zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Der Marstall des Dauphins übertraf selbst den königlichen. Dann kommt die Reihe an die Dauphine: „Certes il n'est pas de femme plus admirable; c'est un ange descendu sur la terre". Dieser Engel mißt beiläufig 5 Schuh 6 Zoll und hat eine Art von Schnurrbart. In Gang und Haltung hat sie etwas von einer Theaterheldin und einem Kürassieroffizier, und im Zorne donnert ihre Stimme mächtig. Unter den Gardes-du-Corps wußte sie gute Ordnung zu erhalten; wir hörten sie einst zufällig, als sie aus der Messe kam und sich in ihre Gemächer zurückbegab, einem Adjutanten zuschreien: „Allez donc dire à Messieurs les gardes-du-corps qu'ils ne savent point leur service", und dabei blitzte es in ihren rothen Augen, und der Kopf war mit herrischer Verachtung zurückgeworfen. Ihre Züge sind regelmäßig, aber hart, ohne Anmuth. Robespierre soll im Sinne gehabt haben sie zu heirathen; Hr. Anne behauptet es wenigstens. Auch erzählt er Vieles von ihrer Wohlthätigkeit, was wir ihm eher glauben. Folgender Zug scheint uns nicht ohne Interesse zu sein. Von den vielen Petitionen, die ihr täglich eingereicht wurden, schnitt die Herzogin die unbeschriebenen Blätter, sowie die Siegel ab. Auch die Personen ihres Gefolges mußten ihr die Siegel der Briefe einhändigen, die ihnen zukamen; in den Bureaux der Civilliste wurden sie gleichfalls für die Dauphine zurückgelegt, und wenn deren auf diese Art eine hinlängliche Anzahl gesammelt waren, so wurden sie, nebst dem Papiere der Petitionen, einer dürftigen Familie geschickt. Das Siegellack wurde umgeschmolzen und verkauft sowie das Papier: die Familie verdiente damit jährlich 4000 Francs. Die Dauphine besaß wenig Preciosen. Der Schmuck, den sie bei öffentlichen Ceremonien trug, gehörte der Krone. Ihr Hofstaat bestand aus einem Aumônier und 4 Kaplänen, einem chevalier d'honneur, einem écuyer commandant, einem premier écuyer; dazu kamen noch eine dame d'honneur, eine dame d'atour, 12 Gesellschaftsdamen, femmes de chambre, valets de chambre, valets de pied. „Ne valait-il pas mieux que les emplois fussent moins nombreux auprès de Madame, et que les pauvres eussent davantage" — sagt Herr Anne, der sich nicht genug wundern kann, daß der Dauphine sich mit einem solchen Gewimmel von Hofbedienten begnügte. Die Herzogin von Berry war gleichfalls ein Engel, zwar ein ziemlich häßlicher, aber ein gutmüthiger und lustiger Engel, der das Leben genoß, der lebte wie im Paradiese. Ins Theater ging sie blos aus Gefälligkeit für die Theaterdirectoren, die sich um sie rissen; wenn par ordre auf dem Zettel stand, so war jedesmal das Haus, das sie mit ihrer Gegenwart beehrte, gestopft voll und der Director rieb sich freudig die Hände. Die mütterliche Sorgfalt, mit welcher sich die Herzogin der beiden unehelichen Töchter annahm, die ihr Gemahl von einer englischen Dame hatte, gereicht ihr sehr zur Ehre; sie sind beide verheirathet, die eine an den Prinzen de Fau-

eigne Lucinge, die andere an den Baron Charette. Die Herzogin von Berry war übrigens ziemlich populair; sie verschwendete, allein sie verschwendete an Künstler, Gelehrte, Kaufleute, während der König mit seiner enormen Civilliste ein enormes Heer von Hofschranzen fütterte. Der Großalmosenier Fürst von Croi, bezog als solcher, als Cardinal und unter verschiedenen andern Titeln jährlich 180,000 Fr. Frayssinous hatte als Aumonier 20,000 Fr.; so lange er Minister war, beliefen sich seine Einkünfte auf 196,000 Fr., nebst einem Hôtel und einer Wohnung in den Tuilerien. Die ersten gentilshommes de la chambre bekamen jährlich 50,000 Fr. Der Herzog von Aumont bezog als prem. gent. de la chambre 50,000 Fr., als pair 12,000, als Generallieutenant 12,000, als Gouverneur der 8. Militairdivision 10,000 Fr., zusammen 84,000 Fr. Die 4 ersten valets de chambre hatten jeder, nebst einem jährlichen Einkommen von 15,000 Fr., eine Tafel mit 6 Gedecken auf Kosten der Krone. Ihr Geschäft bestand darin, daß sie die Personen einführten, welche ihr Entrée oder eine Audienz bei Sr. Maj. hatten; sie wohnten dem Lever und Coucher des Königs bei, verrichteten aber keine Dienste dabei. Dann kamen die valets de chambre ordinaires, jeder mit 8000 Fr., die valets de chambre par quartier, mit 4000 Fr., die Huissiers mit 4000 Fr. Nun haben wir noch nicht des Fürsten gedacht, der des Königs Handpferde zu füttern, des Grafen, der Wagen und Sattelzeug in Ordnung zu halten hatte; des unzähligen Schwarmes von gentilshommes ordinaires de la chambre, die meistens Generallieutenants, Pairs ꝛc. waren, und wenigstens Präfecten sein mußten. Ueber Karl X. wird nicht viel Neues berichtet, dagegen gibt Hr. Aune eine lange Geschichte aller Ministerien seit 1814, eine Zeitungscompilation, die wir weiter nicht zu beachten haben. — Auch die Femme de qualité erzählt uns in ihren Memoiren über 1830 manches Bekannte, ihre Manier ist aber so pikant, daß man dies Alles sich gern noch einmal von ihr erzählen läßt; sie weiß dabei eine Menge Anekdoten, die für die Meisten, welche die Salons nicht besuchen, neu sind. Als Guizot die Protestation gegen die berühmten Ordonnanzen im Juli redigirte, waren seine Ausdrücke Anfangs sehr discret, weil man noch nicht wußte, wie dies Alles enden würde; sowie aber die königliche Sache zweideutiger wurde, stieg dem umsichtigen Deputirten allmälig der Muth, seine Feder wurde trotziger. Weder Guizot noch seine Collegen haben je dieses Aktenstück unterzeichnet. Sebastiani brachte die drei Tage in seinem Garten zu, in einem Schlafrocke von weißem Atlas. Als man ihm antrug, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, gab er zur Antwort, er sei Karl X. und seiner erlauchten Familie von ganzem Herzen ergeben. Dupin, den die Journalisten um Rath fragten, gab zur Antwort, in seinem Cabinete sei er Rechtsgelehrter, nicht Deputirter: kurz, in den Julitagen war dies beim Volke Muth und Entschlossenheit, in den höhern Regionen fand man nur ängstliches Zaudern, und mit den 221 wäre der Hof leicht fertig geworden. Der einzige General, der die Insurrection gleich im Anfange leitete, war Dubourg, der jetzt auf halben Sold gesetzt ist. Er scheint ein sehr redlicher, aber etwas ungestümer Patriot zu sein. Als Louis Philipp, damals noch Herzog von Orleans, Lafayette im Hôtel de Ville besuchte, näherte sich General Dubourg dem Herzoge, und ihn beim Arme fassend: „Vous avez vu, Prince", sprach er zu ihm, „comme on tombe, quand on ne tient par ses promesses; c'est une leçon dont on doit profiter" — „N'ayant jamais faussé mes engagemens", antwortete der Fürst unwillig, „la leçon pour moi est inutile". Zu dem famösen Processe der Minister Périer und Soult gegen Hrn Marrast, Redacteur der „Tribune", befand sich Dubourg unter den Zeugen. Als ihn der Präsident um seinen Stand befragte, gab er zur Antwort: „Général réformé par ceux qui ont confisqué la liberté à leur profit". Da wir voraussetzen können, daß der ebenerwähnte Proceß bereits aus andern Blättern bekannt geworden, so begnügen wir uns im Allgemeinen zu bemerken, daß der Eindruck, den die Debatten auf die öffentliche Meinung gemacht, dem Ministerium eben nicht sehr g stig ist. Hr. Marrast ward durch eine Subscription für Geldbuße gerettet. Chateaubriand hat sich mit 20 Fr. z zeichnet; er hat sogar neulich an die Redacteren der „Trib in sehr schmeichelhaften Ausdrücken geschrieben, und diese d nicht versäumt sein Schreiben bekanntzumachen. Dies Alles bittert das Ministerium immer mehr und mehr gegen den päis; es soll im Conseil neulich die Rede davon gewesen sein wegen seiner Broschüre vor das Assisengericht zu stellen. Staatsprocurator Persil Hrn. Périer aber davon abgera haben, wahrscheinlich weil er sich fürchtet, mit dem gewalt Redner in eine offene Fehde zu treten. Indessen glauben doch nicht, daß man dem Hrn. Viennet seine Diatriben so hingehen lassen; wahrscheinlich werden wir in unserm näch Schreiben darüber mehr berichten können.

Vorgestern ist im Théâtre français ein Drama von touche: „La reine d'Espagne", ausgezischt worden; nächs mehr darüber, sowie über eine politische Schrift von Lam tine: „Politique rationelle", eine Broschüre von Proud und eine Sammlung in Jamben von Barbier, dem Verf. „La curie". Wir haben das Manuscript durchgeblättert manches Treffliche darin gefunden, allein die Kühnheit des druckes geht oft bis zum Cynismus; in einem Gedichte g die heutigen Dramen heißt es unter Anderm, die Frauen Mädchen lernten jetzt im Theater

Comment, sur un sopha, sans remord et sans peur
On ouvre à tout venant et sa jambe et son coeur.

Der berühmte Professor Lelewel aus Warschau befindet gegenwärtig hier. Der Exdey von Algier ist kürzlich abgereis bastiani soll den gefallenen Fürsten gröblich beleidigt haben. „Revue de Paris" enthält eine sehr interessante biographi Notiz über Hussein Bey. 75.

Die Engländer über Niebuhr. *)

Alle seine Zeitgenossen überragt Niebuhr durch umfassen Gelehrsamkeit, verbunden mit der scharfsinnigsten Kritik und d tiefsten politischen Blicke. Stets schwebt die Geschichte Welt, nicht nur in ihren größern Umrissen, sondern in den g genauesten ausgeführten Bildern vor seinem Geiste; er fühlt weiß, daß die Menschen überall dieselben sind. Zeit und endlich für uns, die Deutschen nicht länger über die Achsel anz hen, hinter denen wir in der höhern Gelehrsamkeit unverkennbar weit zurückstehen, als wir ihnen auf den minder beschwerlichen B nen der Literatur vorangeeilt sind. Wen haben wir denn g Niebuhr in die Wagschale zu legen? Seine „Römische Geschich so weit wir sie besitzen, ist der vortrefflich ausgeführte Theil d großen Gemäldes; kein Torso, keine Ruine, an deren Wi herstellung wir verzweifeln, sondern durchaus ganz und vollk men. Der Bau von St. Peter wurde von einem and Baumeister entworfen und angefangen, als der war, der ausgeführt hat. Auch N. hat den Plan und ein vollend Muster seiner Art, ihn auszuführen, von seinem großen G hinterlassen. Zwar glauben wir nicht, daß gegenwärtig Mann in Europa lebt, welcher dieses Werk in N.'s Geiste zuführen vermöchte, allein wir sind überzeugt, daß ein so kommen wird. Für jetzt aber beschwören wir die Freunde großen Geschiedenen, aus seinem Nachlasse alles Das heraus geben, was sich an Entwürfen, Fragmenten u. s. w. vorfin vorausgesetzt, daß es weit genug vollendet ist, um den N des Verblichenen nicht zu kränken. Wir verstehen hier na lich blos Das, was literarische Beziehung und Wichtigkeit denn wir verabscheuen die auch unser Vaterland verwehrt Sitte, den Familienbriefwechsel, die sorglosen und vertrauli Ergießungen bedeutender Personen, unmittelbar nach ihrem S scheiden in die Welt zu schicken. 203.

*) Vgl. Nr. 8 d. Bl. f. 1830 u. 13 f. 1831. D. Re

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr., oder 18 Kr. Rhein.

Diese Schrift kann als eine Einleitung und Vorschule zu jeder andern Geographie benutzt werden. Der Preis ist so billig wie möglich gesetzt, um aber die Einführung in Schulen zu erleichtern, bewillige ich auf 25 Ex. drei, auf 50 Ex. acht Freiex., welche Vortheile von jeder Buchhandlung in Anspruch genommen werden können.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Neue wichtige forstmännische Schriften.

Cotta, H. (k. k. Oberforstrath), Grundriß der Forstwissenschaft. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. Prän.-Preis bis Ostermesse 1832. — Die zweite Abtheilung erscheint vor Ostern, wo dann der Ladenpreis von 2 Thlr. 6 Gr. eintreten wird.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

à 9 Gr.

Il a paru à L'Allgemeine niederländische Buchhandlung à Leipzig:

CHATEAUBRIAND. De la nouvelle proposition relative au banissement de Charles X et de sa famille, ou suite de mon dernier écrit de la restauration et de la monarchie élective. 1 vol. in 18.

Edité par A. Peeters à Bruxelles.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Olymp,

oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler.

Von A. H. Petiscus, Professor.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. 315 Seiten in Octav. Velinpapier. Mit 40 Kupfern. Geheftet. 1 Thlr.

(Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Die nöthig gewordene vierte Auflage vorstehender Schrift hat das einstimmige Urtheil öffentlicher kritischer Blätter noch mehr bewährt:

daß dieselbe die großen Schwierigkeiten des Unterrichts der Jugend in der Mythologie glücklich überwinden hilft, und bei der ihr eigenthümlichen vorsichtigen Säuberung alles Anstößigen aus diesem Lehrgegenstande, jedem zur Jungfrau heranreifenden Mädchen, und jedem dem Jünglingsalter annahenden Knaben mit besonderm Erfolge in die Hände gegeben werden könne.

Durchaus verbessert und durch Zusätze ansehnlich vermehrt erscheint diese vierte Auflage, — und möge durch Einführung in öffentliche Lehranstalten ihr entschiedener Nutzen für die Jugend noch immer ausgebreiteter werden!

Bei Georg Franz, Buchhändler in München, ist erschienen:

Taschenbuch

für die

vaterländische Geschichte,

herausgegeben

von

Joseph Frhrn. von Hormayr.

Neue Folge. Dritter Jahrgang 1832.
Mit 5 Portraits in Stahl gestochen.

Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Inhalt.

Portraits.

I. Joh. Ph. Graf v. Stadion. II. Karl Ph. Fürst v. Wrede. III. Clemens v. Metternich. IV. Alb. Freih. von Besserer. V. C. W. v. Heideck.

Text.

I. Kriegsgalerie der Baiern. II. Kurfürst Friedrich, der Sieghafte, von der Pfalz. Balladen von Duller. III. Die Burgen: 40. Werdenfels. 41. Beskewitz. 42. Die hohe Osterwitz. Nachträge zu den Burgen: Theben, Plossenstein, Scharfenstein. IV. Ein Lied aus den Tagen d. Krieges der Fürsten und Städte. V. Der Reichstag zu Regensburg. VI. Deß Ritterlichen Graffn Heinrich Matthes v. Thurn Gebett. (Das Taschenbuch liefert eine höchst originelle Sammlung der wichtigsten Volkslieder aus verschiedenen Epochen.) VII. Memoire der böhmischen Exulanten. VIII. Ein hübscher spruch von herzog Albrecht vonn bayren vnd herzog Ruprecht vom rhein. IX. Bairische Reisende aus der Vorzeit. Von den Kreuzzügen bis zur Entdeckung der neuen Welt und bis zu den neuesten Weltumseglungen. X. Münchner Volkslied von der allinger Schlacht. XI. Rede Dr. Aug. Baumgärtner's, Gesandten Alberts V. Herzogs von Baiern, in d. allg. Versammlung d. heil. tridentinischen Conciliums, am 17. Juni 1562. XII. Der Judenmord in Deggendorf 1337. XIII. Das ungarische Municipalwesen. (Eine Skizze von höchster Wichtigkeit, je mehr Aufmerksamkeit das deutsche und italienische, — ja das Städtewesen überhaupt gefunden hat.) XIV. Oeconomia Bohemorum. XV. Sagen und Legenden. XVI. Sitten und Gebräuche, Charakterzüge, Luxus und Handel der Vorzeit. XVII. Ahnentafel Nr. 85. Die Stadion. (Eine Fortsetzung der, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich mit Beifall

[illegible] des 40jährigen Künstlerjubiläums Kaumann's.
XVIII. Carl Loewe. Legende v. Gabriel. XIX. Gerhard. Ballade v. Donaldson. XX. Blackfarthell über den [illegible]. XXI. Der Wasserfall.
grossen Krauss. Schubert's Lieder. Ballade v. Deller.
und Edda Lieder. Ballade v. Deller.
Bayern vor allen, ja ganz Süddeutschland haben sich der gegenwärtigen Zeitung bisher nur wenig über 50 Jahre der Redaction politischen Tagesbuches zu erfreuen, ebenso sehr Oesterreich, Böhmen und Ungarn, deren wichtigste Interessen hier zur Sprache gebracht werden.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Polens Untergang. 12 Ggr. 16 Gr.

Sauberste, im November 1851. **F. A. Brockhaus.**

Neue Musikalien
von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.
Michaelismesse 1851.

Für Orchester.

Böhner, L., Zephirwalzer mit Variationen über ein Originalthema. 95s Werk. 20 Gr.
Gährich, V., 2e Sinfonie. Op. 6. 3 Thlr. 12 Gr.
Müller, C. G., Quadrille de contredanses (siehe Bo-Tolbecque, J. B., Quadrille de contredanses (siehe Bo-creutzmeyer). 12 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Beethoven, L. v., Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncello, arr. d'après son oeuvre 14. par Bierey. 1 Thlr.
Götze, C., Variations instr. pour Violon avec Acc. d'un second Violon, pour servir d'étude des positions les plus en usage dans l'art de jouer le Violon. 2e Position. Cah. 2. Op. 20. 20 Gr.
Onslow, G., Quintuors p. Violon en Partition. Cah. 7 — 11. à 1 Thlr.
Rousselot, S., 4e grand Quintuor pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncello. Op. 29. 1 Thlr. 16 Gr.
Serwaczinski, St., Introduction et Variations brillantes sur un thème de Rossini p. Violon avec Acc. de l'Orchestre. Op. 8. 1 Thlr.
Tolbecque, J. B., Quadrille de Contredanses pour 2 Violons, Alto, Basse et Flûte. 12 Gr.

Für Blasinstrumente.

Carulli, F., Fantaisie pour Flûte et Guitare sur 2 Motifs du Pirate de Bellini. Op. 337. 10 Gr.
Kummer, G., Trios pour 3 Flûtes. 16 Gr.
Blatt, F. T., Etudes pour la Clarinette. Op. 33. 16 Gr.
Dauprat, Thème varié suivi d'un Rondo Bolero pour le Cor avec Acc. de Pianoforte. Op. 23. 12 Gr.
Gallay, Trois Récréations pour le Cor avec Acc. de Basse. Op. 22. 16 Gr.

Für Guitarre.

Carulli, F., Duo concertant pour 2 Guitares. Op. 328. 16 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Böhner, L., Zephirwalzer mit Variationen über ein Originalthema für Pianoforte mit Begleitung der Oboe oder Violine. 95s Werk.

Für Pianoforte zu vier Hände.

Brunner, C. T., Trois petits Rondeaux agréables et instructifs. Op. 2. 16 Gr.
Gährich, V., 2e Sinfonie arr. par l'auteur. 1 Thlr. 12 Gr.
Herz, H., 1er Caprice. 16 Gr.
Kalliwoda, J. W., Divertissement. Op. 28. 16 Gr.
Louis, Ferd., Quintuor p. Pianoforte etc., arr. par C. G. Bierey. Op. 1.
— —, Quartetto p. Pianoforte etc., arr. par le même. Op. 5. 2 Thlr.
— —, Quartetto p. Pianoforte etc., arr. par Mockwitz Op. 6.
Marschner, H., Ouverture de l'opera: Des Falkners Braut (La Fiancée du Fauconnier), arr. par J. P. Schmidt 16 Gr.
Mozart, W. A., Concerto pour Pianoforte avec Orchestre Nr. 11, arr. par C. T. Brunner. 1 Thlr. 12 Gr
Müller, C. G., Sinfonie, arr. par l'auteur. Op. 6. 1 Thlr 12 Gr.

Für Pianoforte allein.

Böhner, L., Zephirwalzer mit Variationen über ein Originalthema. 95s Werk.
Burkhardt, Sal., Rondeau brillant. 16 Gr.
Chaulieu, Ch., Capricietto sur un thème d'Edouard Brguière: Les Montagnards Tyroliens. Op. 83. 6 Gr.
— —, Rondeau sur l'air: Point de malheur qui ne soit oublié etc. Op. 86. 10 Gr.
Claudius, O., Variazioni brillanti. Op. 14. 16 Gr.
Donizetti, Ouverture de l'opera: Anna Bolena. 12 Gr
Droling, J, M., Rondo brillant sur les plus jolis motifs de Mathilde di Schabran. Op. 29. 10 Gr.
Karr, H., Les Etrennes, deux Divertissemens. Op. 206. 8 Gr
Kulenkamp, Trois Pièces caractéristiques. 16 Gr.
Lobe, J. C., Le Bouffon, Pièce caractéristique. Op. 23.
Marschner, H., Ouverture zur Oper: Des Falkner Braut. 8 Gr.
Richter, C., 18 Redoutentänze. 10s Heft. 16 Gr.
Schubert, T. L., Variations brillantes sur le thème favori de l'opera: Le Templier et la Juive (Der Templer und die Jüdin) „Brüder wacht! habet Acht!" Op. 13. 12 Gr.
Sponholz, A. H., Les charmes de Doberan, grande Fantaisie pittoresque. 16 Gr.
— —, Six Galopades favorites. 6 Gr.
Tolbecque, J. B., Quadrille de Contredanses, compos sur motifs de Paganini. 6 Gr.

Für Orgel.

Bach, J. S., 4stimmige Choralgesänge. Neue Ausgab 3 Thlr.
Niemeyer, Choräle nach den alten Kirchentonarte 12 Gr.

Für Gesang.

Basili, Fr., Ave Maria, a 3 voci. 6 Gr.
Bierey, G. B., Agnus Dei nach Opus 10 Nr. 1 von van Beethoven, für Orchester- und Singstimmen. Partitur. 12 Gr.
— —, Kyrie, nach Opus 27 No. 1 von L. van Beethoven. 12 Gr.
Haydn, J., Motette: „Des Staubes eitle Sorgen". Neue Ausgabe. Partitur. 1 Thlr.
Marschner, H., Des Falkners Braut (La sposa per messa del Falconiere), komische Oper in 3 Aufzügen von W. A. Wohlbrück. 65s Werk. Klavierauszug mit deutsch und italienischem Texte. 8 Thlr.
— —, Dieselbe in einzelnen Partien.
Aus dieser Oper werden auch Tänze für das Pianoforte besonders erscheinen.
Mozart, W. A., Das Bändchen, ein scherzhaftes Terz Neue Ausgabe. 9 Gr.
Nohr, Fr., 6 deutsche Lieder von W. Gerhard, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 2s Werk.
Richle, J., Sechs Lieder für eine Bass- oder Baritonstimme mit Pianofortebegleitung. 12 Gr.

Schmidt, J. P., Bundeslied von Loest mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.

— —, Opferlied von Matthiasson, für 4 Männerstimmen mit Begleitung des Pianoforte. 12 Gr.

Theorie.

Musikalische Zeitung, Register zu dem 21sten—30sten Jahrgang, die Jahre 1819—28. 1 Thlr. 8 Gr.

(Als Fortsetzung des Registers zu dem 1sten—20sten Jahrgang der musikalischen Zeitung.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben — Frankfurt a. M. bei Schmerber — Wien bei Schalbacher u. Comp. — Berlin bei Duncker u. Humblot — Hamburg bei Perthes u. Besser:

Paris,

ou le livre des Cent et Un.

Tome 1er in 8vo. Papier Velin. 1 Thlr.

Neues christliches Gebetbuch.

Jaspis, Dr. L. S., Unterhaltungen auf dem Krankenlager. Zweite, verm. und verb. Aufl. Gr. 8. Prän.-Preis bis Ostermesse 1832. 1 Thlr. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Des Verfassers Bildniß von Vogel und Suter für die Käufer dieses Buchs 6 Gr., Ladenpreis 10 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der Arnold'schen in Dresden und Leipzig.

Oekonomische und technologische Schriften,

welche im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11) erschienen und ebendaselbst sowie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben sind:

Grebitz, Caroline E., Die besorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer u. dem Küchengarten. 2 Theile. Zweite Aufl. 75 Bog. compl. 2 Thlr. — Grebitz, C. E., Hülfsbuch für Küche u. Haushaltung, Feld- u. Gartenbau. Geh. 22½ Sgr. — Hermbstädt, Dr. S. F., Anleitung zur Cultur und Fabrication des Rauch- u. Schnupftabacks. 2 Thlr. 15 Sgr. — Hermbstädt's Kunst Bier zu brauen. 2 Theile mit 6 Kupfert. 3 Thlr. — Hermbstädt's Kunst Branntwein zu brennen. 2 Theile mit 19 Kupfert. 6 Thlr. 10 Sgr. — Hermbstädt's Grundsätze d. Destillirkunst u. Liquerfabrication. Mit 4 Kupfert. 2 Thlr. 20 Sgr. — Hermbstädt's Gemeinnütziges Handb. oder Anleit. selbst zu färben. 1 Thlr. 5 Sgr. — Hermbstädt's Gemeinnütziger Rathgeber f. d. Bürger u. Landmann. 6 Theile mit Kupfern. 4 Thlr. 15 Sgr. — Hermbstädt's Anleit. Butter u. die bekanntesten Arten von Käse aller Länder zu fabriciren, mit 5 Kupfert. 1 Thlr. 5 Sgr. — Hollefreund, C. A., Theor.-prakt. Anleit. z. gründl. Kenntniß und vortheilhaften Ausübung der Landwirthschaft, mit 3 Kupfert. 1 Thlr. 15 Sgr. — Raschig, K. G., Die Obstbaumzucht im Kleinen u. Großen. 1 Thlr. 15 Sgr. — Raschig's Handbuch d. Bienenkunde u. Bienenzucht, mit 4 Kupfert. 1 Thlr. — v. Reider, J. C., Anleit. z. zweckmäßigen Gartenanlagen, mit 6 Kupfert. 2 Thlr. — Scheibler, Sophie W., Deutsches Kochbuch f. bürgerl. Haushaltungen. VII. Aufl. 1 Thlr. — Dasselbe, zweiter neu hinzugekommener Theil mit 2 Kupfert. 20 Sgr. — System d. Gartennelke. 22½ Sgr. — Koelle, Dr. A., Die Branntweinbrennerei mittelst Wasserdämpfen, mit 6 Kupfert. 3 Thlr. — Lorenz, Walter, Anleit. zur Destillirkunst, sowie Bereitung d. Liqueure auf kaltem Wege mit ätherischen Oelen. 15 Sgr. — Westphal, C. C., Anleit. z. Kenntniß der Schafwolle u. deren Sortirung. 15 Sgr. — Wredow, J. C. L., Der Gartenfreund. III. Aufl. 2 Thlr.

Cholera!

Osnabrück bei Friedrich Rackhorst ist erschienen:

Bezin, Dr. H., Vorschriften wie man sich beim Herannahen und während des Herrschens der Cholera zu verhalten und wie man die von derselben befallenen Kranken in dem ersten Zeitraum zu behandeln hat. 8. Geh. 4 Gr.

Der Verfasser dieser Vorschriften hat in Berlin die asiatische Cholera kennen gelernt und ist diese Schrift hinsichtlich der Belehrung, die sie gibt, sowie wegen der daraus zu schöpfenden Beruhigung vor allen andern derartigen Schriften ganz besonders zu empfehlen.

Lamby, Dr. A., Versuch einer Construction der asiatischen Cholera. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Abälard und Heloise. Tragödie in fünf Akten. 8. Geh. 1 Thlr.

Lenz, A., Raphaele. Romantische Erzählung. Gr. 12. Geh. 6 Gr.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschien kürzlich und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Blasche, B. G., Die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit und als Principien der Weltregierung dargestellt. Gr. 8. 12 Gr.

— —, Philosophische Unsterblichkeitlehre. Oder: Wie offenbart sich das ewige Leben. Gr. 8. 1 Thlr.

Desberger, Dr., Encyklopädie der Staatslehre und die Lehranstalten von der objectiven Seite aufgefaßt. 8. 3 Gr.

— —, Megistologie, oder philosophisches Wissen und Lehren in Beziehung auf Staatswirthschaft. 8. 3 Gr.

Jahrbücher, Allgemeine, der Forst- und Jagdkunde, herausgegeben von Freiherrn von Wedekind und S. Behlen. 8tes und 4tes Heft.

Auch mit dem Titel:

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen mit besonderer Rücksicht auf Baiern; herausg. von Dr. C. F. Meyer, fortgesetzt von S. Behlen. Neue Folge. Vierten Bandes 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. 20 Gr.

Instruction für Forstwirthschafts-Einrichtung; insbesondere für Herstellung der Forstbeschreibungen, Wirthschaftspläne, und Wirthschafts-Controle-Bücher im Königreich Baiern, mit einleitenden historischen Bemerkungen. Gr. 8. 1 Thlr.

Krause, G. C. L., Bodenkunde und Classification des Bodens nach seinen allgemeinen physischen Eigenschaften, nach seinen speciellen Bestandtheilen und besondern Eigenschaften und nach seinen Culturverhältnissen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Ueber Gesetzgebung der Gemeinheitstheilung oder Erörterungen der Principien, auf welche die Gesetzgebung für die Gemeinheitstheilung und Ablösung der passiven Berechtigungen beim Landbau nach den Foderungen der rationellen Wirthschaft begründet werden muß. 8. 12 Gr.

Sartorius, A. von, Zeichnungen aus dem Leben und der Vergangenheit. 8. Velinpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Spangenberg, Forstmeister von, Ueber die Luftjagd der Vorzeit. Nach Esparron u. A. Gr. 8. 8 Gr.

Viarda's Blick in die Zukunft, oder die Kunst des Kartenlegens, der Chiromantie und Gromantie, nebst gründlicher Anweisung zur Nativitätstellung durchs Horoskop. Ein gesellschaftlicher Scherz von Conradin. 2te Auflage. 16. Druckp. 6 Gr. Velinp. elegant, in Futteral 12 Gr.

Gotha, im Oktober 1831.

Flinzer'sche Buchhandlung.

Wichtige Schrift in der sich jetzt nähernden Gefahr vor der Cholera, erschienen und zu haben bei Georg Franz, Buchhändler in München:

Koppenstädter, J., Nützliche Erfindung eines Dampf- und Wasserheizapparats, nebst Abbildung und einer kurzen Gebrauchsanweisung. Ein zuverlässiges Heilmittel gegen die orientalische Cholera, sowie gegen viele acute und chronische Krankheiten; mit 7 Abbildungen. 8. Brosch. 9 Gr., oder 36 Kr.

Diese Schrift sucht zu beweisen, daß innerliche Mittel, sie mögen heißen wie sie wollen, in dieser gefürchteten Krankheit ohne Wirkung bleiben, und daß das einzige Heil in permanenter, den Schweiß erregender Wärme zu suchen ist.

Deswegen war der Verfasser bemüht, die bis jetzt bekannten Vorrichtungen der Dampfbäder zu beschreiben, eine sehr verbesserte anzugeben, eine so wesentlich verbesserte, daß ihre Erfindung nicht allein in dieser verheerenden Krankheit, sondern auch in vielen andern chronischen acuten Uebeln der leidenden Menschheit große Vortheile gewähren wird.

In der Allgem. niederl. Buchhandlung in Leipzig
(stehen zum Verkauf).
à 9 Groschen.

De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X et de sa famille, ou suite de mon dernier écrit de la restauration et de la monarchie élective. Par Mr. de Chateaubriand. (Bruxelles, A. Peeters.) 9 Gr.

Man bittet diese Ausgabe nicht mit einer andern unter dem Titel Paris (welche ebenfalls nur ein Nachdruck ist) zu verwechseln.

Paris ou le livre de cent-et-un. 10 vols. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 10 Thlr.

De la politique rationelle, par A. de Lamartine. 1 vol. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 9 Gr.

Révélations d'une femme de qualité sur 1830 et 1831. 4 vols. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.

Nouvelles soirées de Walter Scott à Paris, par J. Jacob. 1 vol. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 1 Thlr. 12 Gr.

Le Divorce par J. Jacob. 1 vol. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 1 Thlr. 12 Gr.

Mémoires de la Duchesse d'Abrantes. 6 vols in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 9 Thlr.

Mémoires du Comte de Lavallotte. 2 vols. in 18. (Bruxelles, A. Peeters.) 3 Thlr.

Deutsche Uebersetzungen.

Memoiren und geschichtliche Erinnerungen des Grafen von Lavalette, Adjutanten des General Bonoparte, Staatsraths und Generalpostmeisters des Kaiserreiches. Nach seinen Originalpapieren herausgegeben von seiner Familie. Deutsch von L. v. Alvensleben. 2 Bände. (Gr. 12. Velinpapier, jeder Band 23—24 Bogen stark.) Preis 3 Thlr.

Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directerium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration. Aus dem Französischen. 1ster, 2ter und 3ter Band. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

(Der 4te, 5te, 6te und letzte Band erscheint im Monat Januar 1832.)

Die neue Proposition in Bezug auf die Verbannung Karl X. und seiner Familie, oder Fortsetzung meiner letzten Schrift über die Restauration und die Wahlmonarchie, deutsch von L. v. Alvensleben. 9 Gr.

☞ Zur Vermeidung von fernern Concurrenzen in französischer Literatur kündige ich hiermit an, daß ich alle Werke, die durch andere Häuser angekündigt werden, jederzeit 25 Procent billiger verkaufe.

Neue Allgemeine Kirchenzeitung,

zum Ausbau der Kirche Christi,

von Dr. Stephani und Weber.

Diese Zeitung hat durch Beihülfe der vortrefflichsten Mitarbeiter und die gelieferten gediegenen Abhandlungen, Recensionen und Nachrichten aus der alten und neuen kirchlichen Welt, allenthalben bei Geistlichen sowol als auch und fast noch mehr bei gebildeten Laien die wärmste Theilnahme gefunden, und wird den sich vorgesetzten hohen Zweck mit gleichem bis jetzt so sichtbar von Gott gesegnetem Erfolge fortzusetzen suchen. Vorzüglich wird sie von nun an getreuen Bericht von dem Erzeugnisse der allgemeinen Bewegung ertheilen, welche darnach strebt, unserer Kirche endlich einmal eine rechtliche Verfassung zu geben, ohne welche sie sich nie in voller Lebenskraft zum Heile der Staaten und der Menschheit entwickeln kann. Baiern wird hierbei die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, da demnächst zu Nürnberg eine allgemeine Kirchenversammlung zu obigem Zwecke gehalten werden soll, welche leicht ein Vorbild für andere Länder werden kann. Wir bitten um Verbreitung dieser Nachricht, und um zeitige Bestellung bei allen Postämtern, wo diese Kirchenzeitung, wovon wöchentlich ein ganzer Bogen, für 6 Fl. Rhein. oder 3 Thlr. 12 Gr. der ganze Jahrgang, geliefert wird, sowie in allen guten Buchhandlungen zu haben ist.

Die Expedition der N. Allg. Kirchenzeitung
in Nürnberg.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Antäus,

ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache von

O. F. Gruppe.

Gr. 8. Geheftet. 2 Thlr. 25 Sgr.

Dies Werk behandelt einen alten Streit unter neuen Gesichtspunkten und es würde schon auf ein allgemeines Interesse zu rechnen haben, wenn auch seine Ergebnisse weniger glücklich und bestimmt wären. Der Gelehrte von Fach wird dies Buch, das eine große Aenderung in den bisher geltenden Ansichten veranlassen dürfte, nicht umgehen können, während jeder Gebildete hier in der klarsten Darstellung einen Weg in das Innere der Philosophie eröffnet findet, welcher ihm sonst nur allzusehr verschlossen sein möchte. Neuheit, Gründlichkeit und Umfang der Studien bei einer glänzenden Darstellung wird kein Leser darin verkennen.

Berlin im November 1831.

Nauck'sche Buchhandlung.

Interessante Neuigkeiten.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Oehlenschläger (A.), Morgenländische Dichtungen. 2 Bändchen. 12. 24 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht. — Die Drillingsbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Romainville (Leontine), Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Parisers. 8. 22 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831. F. A. Brockhaus.

Neue empfehlungswerthe Bücher,

welche in der

Otto Wigand'schen Verlags-Expedition

in Leipzig

erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben sind.

Der Gartenbau

nach den neuesten Ansichten und Bedürfnissen.

Ein Taschenbuch für Gartenfreunde, welche Nutzen und Vergnügen suchen, nach vieljährigen Beobachtungen verfaßt, und mit Gartenanlagen erläutert

von

Johann Leibitzer

Mitglied des pom. Vereins in Brünn.

4 Bändchen in 8 Abtheilungen in 8. br. Preis complet: 5 Thlr. 21 Gr.

Inhalt:

1s Bändchen. 1ste Abtheilung: Das Hausgärtchen; oder: praktische Belehrung, auf einem beschränkten Raume Küchengewächse, Blumen und Obst zum Nutzen und Vergnügen zu erziehen. Ein Taschenbuch für Geistliche, Beamte, Schullehrer, Bürger ꝛc. Mit 2 Kupfern. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

1s Bändchen. 2te Abtheilung: Die Handelsgärtnerei; oder: der Gemüsebau im Großen und auf dem freien Felde, Gemüse-Treiberei und Saamenzucht. Ein praktisches Handbuch für größere Gartenbesitzer und Gärtner. Mit einer lithogr. Anlage. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

2s Bändchen. 1ste Abtheilung: Das Blumengärtchen; oder: Fenster- und Zimmergärtnerei, oder Anleitung, die vorzüglichsten Blumen zu erziehen und zu pflegen. Für schöne Blumenliebhaberinnen und ihre Freunde, zum reinen, unschuldigen Vergnügen. Mit 4 lithgr. Anlagen 18 Gr. od. 22½ Sgr.

2s Bändchen. 2te Abtheilung: Die Blumisterei; oder: gedrängte Beschreibung von 1300 der prachtvollsten Gewächshauspflanzen, Ziersträucher und Florblumen, sammt deren Cultur und Behandlung. Für Gartenbesitzer und Gärtner. Mit einer lithogr. Anlage. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

3s Bändchen. 1ste Abtheilung: Anleitung zu Anlegung der Baumschulen, Obstorangerie, und Anlage verschiedener Obstbaumpflanzungen, oder praktische Belehrung über das gesammte Baumschulwesen, Anlegung einer Nutzen und Vergnügen schaffenden Obstorangerie und zur Anlage verschiedenartiger Obstbaumpflanzungen. Ein Taschenbuch für Gartenliebhaber, Baumschulengärtner ꝛc. Mit 2 lithogr. Anlagen 18 Gr. oder 22½ Sgr.

3s Bändchen. 2te Abtheilung: die Obstlehre (Pomologie), oder gedrängte systematische Beschreibung der vorzüglichsten für die Tafel und Wirthschaft anpflanzungswerthen Arten des Kern-, Stein-, Schalen- und Beeren-Obstes. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

4s Bändchen. 1ste Abtheilung: Anleitung zur Erziehung und Pflege der vorzüglichsten Baum- und Ziersträuchgattungen, welche zu englischen Anlagen verwendet werden können. 15 Gr. oder 18¾ Sgr.

4s Bändchen. 2te Abtheilung: die Landschaftsgärtnerei, oder Grundsätze zu Anlage der Landschafts-Gärten, durch das Beispiel zweier Landschafts-Anlagen erläutert. Mit lithogr. Anlagen. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

Historischer Heldensaal

für die reifere Jugend

von **Karl Austerlitz.**

Mit einem schönen Kupfer. 8. In eleg. Umschlag br. 16 Gr. oder 1 Thlr.

A COMPLETE EDITION

OF THE

WAVERLEY NOVELS.

WITH INTRODUCTORY NOTES BY THE AUTHOR.

THE CORRECTION OF THE PRESS BY Dr. FLÜGEL.

VOLUME I—XII.

In Umschlag nett broschirt à 12 Gr. oder 15 Sgr.

Inhalt:

I—III. WAVERLEY; OR, 'TIS SIXTY YEARS SINCE.
IV—VI. GUY MANNERING; OR, THE ASTROLOGER.
VII—IX. THE ANTIQUARY.
X—XII. ROB ROY.

Was die Vorzüge dieser Ausgabe anbelangt, so verdient die sorgfältige Correctheit besonders hervorgehoben zu werden, indem sie von allen übrigen Ausgaben die einzige ist, die sich eines fehlerfreien Druckes zu erfreuen hat. Um einen solchen zu bewerkstelligen, hat der Verleger zur Besorgung der Correctur den Herrn Dr. Flügel gewonnen, welcher durch seine Schriften sich den Ruhm eines höchst gründlichen Gelehrten in der englischen Sprache durch ganz Deutschland erworben hat, und dessen Genauigkeit in allen seinen Werken hervorleuchtet. Auf die äussere Ausstattung ist in Rücksicht des Druckes und Papiers eine solche Eleganz verwendet worden, dass dieselbe den schönsten Drucken, die der Kunstfleiss der Deutschen bisher geliefert hat, an die Seite gestellt werden kann. Bei einem solchen bedeutenden und mit vielen Kosten unternommenen Werke ist gleichwol der Preis so äusserst niedrig gestellt worden, dass sich diese Ausgabe selbst der Unbemittelte anschaffen kann, der Verleger darf daher wol hoffen durch eine solche prachtvoll ausgestattete Ausgabe den Beifall des deutschen Publicums zu erlangen. (Wird ununterbrochen fortgesetzt.)

Pflege gesunder und kranker Augen.

Für Nichtärzte

von

Friedrich Fabini,

Doctor der Medicin, Siebenbürgischen königl. Landesaugenarzte und Mitgliede der Pesther königl. medic. Facultät.

gr. 8. br. 9 Gr. oder 11¼ Sgr.

Gaunerstreiche,

Grausamkeiten und Mordthaten

des

furchtbaren Räuberhauptmanns

Bückler und seiner Genossen.

Nach Originalquellen neu bearbeitet.

8. elegant brosch. Preis 1 Thlr.

Ueber

Rechte der Könige und Völker.

Der Wahrheit gewidmet von Freunden des Friedens und jeder an gesetzliche Ordnung gebundenen [illegible]

Wichtige Schrift in der sich jetzt nähernden Gefahr vor [illegible] Häuser [illegible]
der Cholera, erschienen [illegible]

Chronik des

Oeil de Boeuf

der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris.

Eine Schilderung der Sitten und ihres Verfalls unter den Regierungen Ludwigs XIV., der Regentschaft Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

Herausgegeben durch die verwittwete

Gräfin von B...

In das Deutsche frei übersetzt

durch

L. v. Alvensleben.

Motto! Die Wahrheit wollte ich schildern; ward sie zum Spott, so trägt die Zeit hiervon die Schuld.

1r und 2r Band

elegant gedruckt und broschirt Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Einen Mann, den die Geschichte als Herrscher den Großen nennt, — Ludwig XIV. lernen wir hier mehr in den Verhältnissen seines Privatlebens, als in denen des öffentlichen und Staatslebens kennen; der Purpur sinkt, und es steht ein höchst kleinlicher, ungerechter, sittenloser, despotischer Mensch vor unsern Augen. Indem die Verfasserin den Leser hinter die Coulissen der Hofcomödie blicken läßt, verschwindet alle Illusion, und man erkennt den werthlosen Flitterstaat, auf den sich Menschen, die in der bürgerlichen Gesellschaft einige Stufen höher stehen, als ihre Nebenmenschen, oft so übermäßig viel einbilden. Klar überschauen wir hier das Getriebe des Hofwesens; mit Staunen erkennen wir, auf wie schwachen, gebrechlichen Füßen der Ruhm der Herrscher zuweilen steht, und wie die glänzendsten Resultate oft ohne Absicht, und wie im Traume gewonnen werden.

Wie in einer Laterna-magica werden sämmtliche Personen, die sich während der langen Regierung Ludwigs XIV. auf irgend eine Weise ausgezeichnet, dem Leser vorgeführt, und pikante Züge aus dem Leben Aller, bringen eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Abwechselung in das ganze Werk.

Von der Sittenlosigkeit, welche an dem Hofe dieses großen Ludwigs geherrscht, hat man zwar schon vielfältig erzählt, aber bis wie weit sie gegangen, kann man erst hier zur Genüge beurtheilen lernen, so viel einzelne Züge und Anecdoten aus der Chronique scandaleuse werden mitgetheilt, aber auf eine so zarte Weise erzählt, daß das Zartgefühl dadurch sich nicht verletzt fühlen kann.

Was wir dem Publikum hiermit übergeben, bildet für sich ein Ganzes, indessen wird in dem Originale die Chronique des weit berühmten und berüchtigten Oeil de Boeuf noch bis zur Regierung Ludwigs XVI. fortgeführt. Diese Bände sollen gleichfalls nachgeliefert werden, sobald die vorliegenden ersten den Beifall finden, dessen wir uns schmeicheln, und den sie ihres mannigfach-wechselnden interessanten Inhaltes wegen auch gewiß vollkommen verdienen.

Neuester Oesterreichischer

Haus-Secretär

in schriftlichen Aufsätzen,

oder

Musterbuch

zur Abfassung

aller im Geschäfts- und gemeinen Leben, so wie in freundschaftlichen Verhältnissen vorkommenden Aufsätze.

Ein Hand- und [illegible] auch für Personen jeden Standes.

[illegible] altend:

Ueber den Brief[illegible] Förmlichkeiten und äußerer Wohlstand der Bri[illegible] in Weltliche, Geistliche, Frauenzimmer und an Stellen. Glückwünschungsbriefe in Geschäfts-, Namens- und Neujahrstagen; in Verscheidungen, Geburten, Besuchungen und andern Gelegenheiten; Danksagungsbriefe, Verschreibungs-, Witt-schreiben und Wittschriften, Trost-, Empfehlungs- und Erinnerungsschreiben; Klagbriefe, Ermahnungs-, Vorwurfs-, Gutachtungs-, Einladungs- und Bewerbungsschreiben u.; Pensionats- und Geschäftsbriefe aller Art; ferner Kauf-, Miethe-, Pacht-, Lehn-, Bau- und Gesellschaftsverträge oder Contracte; dann Ehe- und Lehrverträge; Testamente, Vollmachten, Schenkungen, Schuldschreibungen, Cessionen, Wärschaftsscheine, Revers, Empfangscheine, Quittungen, Wechselbriefe, Anweisungen, Zeugniß, Cessi; Inventarien; Nachrichten, Bekanntmachungen und Ankündigungen mancherlei Vorfälle, Fassionen und Inventarien u.

Nebst einem

Deutschen und Französischen Titulatur-Buche,

oder

Beispielen von Aufschriften in Deutscher und Französischer Sprache an Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Edelleute und Personen bürgerlichen Standes.

Ferner:

Auslegung verschiedener juritischer, kaufmännischer und aus fremden Sprachen entlehnter Wörter und Ausdrücke; und

endlich:

Unumgänglich nothwendige Geschäfts-Gegenstände aller Art.

Von Fr. H. B...h.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

ELEMENTA ANATOMIAE

CORPORIS HUMANI SANI

AUCTORE

D. F. A. HEMPEL.

IUXTA EDITIONEM QUINTAM IN LATINUM TRANSTULIT IDIOMA

SIGISMUNDUS SAPHIR,

MED. DR. ARTIS OBSTETR. MAG,

gr. 8. II. Vol. Preis 2 Thlr. 12 Gr. od. 15 Sgr.

Der ungrische Reichstag

im Jahre 1830.

Vom

Grafen Johann Mailáth.

gr. 8. broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr. od. 15 Sgr.

DOCTRINA

DE MORBIS OCULORUM.

IN USUM AUDITORUM EDIDIT

IOHANNES THEOPHILUS FABINI,

MEDICINAE DOCTOR, ARTIS OCULARIS MAGISTER, IN REG. UNIVERS. HUNGARICA PESTINENSI PROFESSOR PUBL. ORDIN.

EDITIO ALTERA, DENUO ELABORATA,

gr. 8. Preis 2 Thlr. 4 Gr.

Himfy's

auserlesene

Liebeslieder

übersetzt

von

Grafen Johann Mailáth.

Zweite Auflage.

12. br. Preis 6 Gr. oder 7½ Sgr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 332. — 28. November 1831.

Die neuesten politischen Ermahnungen und Grundsätze.

Der Einsender des nachfolgenden Aufsatzes äußert die Besorgniß, daß die Red. in dieser bewegten Zeit aus besondern Rücksichten demselben die Aufnahme verweigern möchte; aber sie theilt ganz die Indignation des Ref. und hat mit Vergnügen den Aufsatz abdrucken lassen. Sie ist überzeugt, daß der guten Sache durch einen Ton, wie Herr Börne angestimmt hat, nur geschadet werden kann, und daß es gerade für eine Zeitschrift, die es sich zur Ehre rechnet, zu den freisinnigsten in Deutschland gezählt zu werden, Pflicht ist, solcher politischen Ruchlosigkeit, die die Farbe des Liberalismus annimmt, keck entgegenzutreten. Besonders muß jeder Deutsche empört sein, wenn er die frechen Aeußerungen Börne's über Deutschland und die Deutschen liest.

Herr Börne äußert auch (I, S. 257 fg.) Folgendes: ... Ohnedies bin ich seit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Conversations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neuesten Auflage aus Krämerei alles, was das Buch an Geschichten und Meinungen Freisinniges enthielt, auslöschen oder bedecken lassen; wahrscheinlich, damit es, so gesäubert, im Oestreichischen erlaubt werde. Ist es nicht entsetzlich, daß es in Deutschland Gelehrte gibt, die Geist, Herz und Ehre bogenweise einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichste und ausgebreitetste Buch in Deutschland, welches so vieles Gutes gestiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen, und daß es von der schnöden Gewinnsucht eines Krämers abhängen soll, was er das Volk lehren oder ihm verschweigen will? ....

Die Verlagshandlung d. Bl. und des Conv.-Lex. muß das hier Angeführte für eine schändliche Verleumdung erklären, da es ihr nie hat einfallen können, dem Conv.-Lex. durch Auslöschung und Bedeckung der Farbe der Freisinnigkeit den Todesstoß zu versetzen. Im Oestreichischen ist das Conv.-Lex. nach wie vor verboten. Wenn aber der verst. Brockhaus unter den Buchhändlern ein Krämer war, wie wird ein Unparteiischer Herrn Börne als Schriftsteller bezeichnen müssen?

D. Red.

In den soeben erschienenen „Briefen aus Paris 1830—31 von Ludwig Börne" liest man Th. I, S. 308: „In Hessen geht es gut. Vorwärts, Kinder! die göttinger Bibliothek verbrennen! Es ist ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutschen weiser machen! Es lebe die Freiheit!"

Es gibt Leute, die immer ungläubig lächeln, wenn man ihnen sagt, daß gegenwärtig wieder außer und in Deutschland Richtungen sich geltendmachen, die uns, consequent verfolgt, mit rascher Eil auf den Gipfel von 1793 bringen würden. Ich weiß nicht, was solche Zweifler bei der obigen Stelle denken. Wenn es ihnen aber vor die Seele tritt, daß die Pläne der Jakobiner, Museen und Bibliotheken zu verbrennen, weil auch die Gelehrsamkeit der allgemeinen Gleichheit zuwider sei, um dieselbe Zeit ausgeheckt wurden, wo die Guillotine täglich frische Blutströme über Paris ergoß: sollte ihnen doch etwas bange werden. Die Bibliotheken sind damals auch nicht verbrannt worden, aber die Gleichheit des Sinnes, der Bestrebung, der Richtung — das ist das Nachdenkliche.

Freilich gibt es Schriftsteller, die, wenn weniger gründliche Gelehrsamkeit in der Welt wäre, seltener in ihrem Innern erröthen dürften, wenn sie mit einigem Witz und einiger Sprachgewandtheit frischweg über Dinge plaudern, von denen sie blutwenig verstehen; freilich gibt es solche, die, um eine ihnen angethane Privatbeleidigung zu rächen, fortwährend Krieg gegen das Ehrwürdigste und Heiligste führen, und darum der Welt gar zu gern die Erfindung rauben möchten, in welches Meer von Irrsalen, Freveln und Jammer solche Bestrebungen frühere Geschlechter gestürzt haben. Solchen Schriftstellern wäre ein allgemeines Bücherverbrennen im Sinn und Styl der Mongolen gar erwünscht. Wenn die Welt nur die Werke behält, mit denen sie dieselben zu beschenken geruhen — und dazu, meinen sie, würde immer Rath werden — könnte sie sich schon trösten. Was bedeutet auch die ganze göttinger Bibliothek, was bedeutet die ganze Reihe der großen Geister von Homer bis auf Göthe gegen die zierlich gedruckten Kleinoctavbände unserer neuesten deutschen Freiheitshelden!

Ueber die neue hessische Constitution, die ihm natürlich lange nicht demokratisch oder vielmehr nicht ochlokratisch genug ist, geräth Hr. B. so außer sich, daß er ausruft: „O blödes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schafe sind wir, arme, geschorne, zerfetzte Schafe". Wenn die Deutschen diese sau-

dern, zierlichen Prädicate verdienten, so wäre es am meisten der Verehrung wegen, die sie gegenwärtig manchen Schriftstellern zollen; so wäre es darum, weil sie die ungetreuen Hirten nicht erkennen, die, um ihr Müthchen an ihren Feinden zu kühlen, die Heerden den schlimmsten Wölfen überlieferen möchten; darum, daß sie es diesen mit unsäglicher Treuherzigkeit auf ihr Wort glauben, wie gut sie es meinen und wie geen sie ihnen helfen wollten.

Die Partei, zu der Hr. B. gehört, sollte sich doch nicht so sehr in die Karten sehen lassen. Aber ich glaube, auch Die unter den Deutschen, denen die äußerste Linke immer noch nicht links genug ist, werden ihn, mit sehr wenigen Ausnahmen, desavouiren. S. 288 sagt er, er habe die Nachricht, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hanover angestiftet, auf der Stelle mit einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen. „Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hinter einander hetzen". Welche Zwecke! Welche Mittel! Welche Frechheit, sie einzugestehen! Und nun schreie man noch über die Jesuiten! — Wenn Hr. B. Herrn v. Raumer, der, als ein Gemäßigter, ein vorzüglicher Gegenstand seiner Wuth ist, mit Koth bewirft, spielt er einige Mal auf den Orden, den dieser trüge, an, da er so gut wie Schreiber dieser Zeilen weiß, daß Hr. v. Raumer nie einen Orden erhalten hat. Das gehört denn zu derselben Taktik. „Man hetzt die Spitzbuben hinter einander". Man macht einigen Leuten weiß, Hr. v. R. lobe die preußische Regierung aus Dankbarkeit für den Orden, den er trüge, und damit ist auch etwas gewonnen. Man muß Haus zu halten wissen und auch den Gewinn aus einer kleinen boshaften Lüge nicht verschmähen.

Die tollsten Jakobiner von 1793 könnten Hrn. B. um seine Polemik gegen die Fürsten und Könige beneiden. Bd. 1, S. 112: „Was sagen Sie zu Antwerpen? — Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? Das ist nicht der oder der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern". S. 131: „Ich will es wol gern glauben, daß die Katastrophe von Antwerpen von den Insurgenten übermüthig herbeigezogen worden, daß Chassé zum Bombardieren gezwungen worden ist; aber was ändert das? Man muß sich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volk, oder gehört es dem Fürsten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben, mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist Jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach". — So einfach, wie Sie wollen, Hr. B. Wer mit Ihnen darüber streiten wollte, ob die Könige nicht ebenso viele Rechte haben, wie die Geringsten im Volke. Sie sind nun einmal ein geschworener Feind aller Könige. Aber das sollten Sie doch, wenn Sie von der Leidenschaft nicht ganz verblendet sind, bedenken, daß die Völker, welche ihre Fürsten und Häupter der Nasenformen wegen wechselten, es selbst am schwersten haben büßen müssen. Die ganze Geschichte bestätigt das. Aber die Geschichte! die wird ja auch auf der göttinger Bibliothek studirt. Und das ist ebenso lästig, als es bequem ist, ihre Lehren und Beweise zu ignoriren.

„Fürstennatur = wahnsinnige Ruchlosigkeit" das steht gedruckt, gedruckt in einem Buche, Hamburg bei Hoffmann und Campe 1832. Und doch schreit man noch immer über Mangel an Preßfreiheit in Deutschland! Was man nur drucken zu lassen denkt, was solche Aussprüche noch überbietet! Ich für meinen Theil wäre begierig es zu sehen und zu lesen. Fast möchte man glauben, es sei mit diesen Klagen und Anträgen nicht ernst gemeint, es stecke vielmehr eine bittere Ironie dahinter, und sie hätten keinen andern Zweck, als auf die Preßfrechheit aufmerksam zu machen, die schon ehe waltet, ehe die sehnlich gewünschte Preßfreiheit noch gewährt ist. 218.

Cousin's Bericht über das deutsche Schulwesen.

Zweiter Artikel.*)

Das vierte Heft des 29., das zweite und dritte des 30. Bandes der „Revue de Paris" enthalten die drei folgenden Briefe Cousin's an den Minister des Innern. Der dritte verweilt noch bei dem öffentlichen Unterricht im Großherzogthume Sachsen-Weimar, der vierte verbreitet sich über Schulzucht, und der fünfte über den Unterricht im Königreiche Sachsen. Ich werde die bei verschiedenen Gelegenheiten eingeflochtenen Bemerkungen mehr im Zusammenhange mittheilen.

Als ein hauptsächliches Gebrechen der französischen Schuleinrichtung wird der Mangel guter Schulbücher für den ersten Unterricht gerügt, und an den deutschen Büchern dieser Gattung die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gepriesen, welche immer die aufrichtige Liebe zur Sache begleitet. Freilich müsse man sich vor Pedanterie hüten, noch weit mehr aber vor der Anmaßung, daß man die Kinder ja doch nichts lehre, was sie nicht später wieder vergessen. „Wenn es nothwendig ist, von diesem Alter nur die Aufmerksamkeit zu fodern, deren es fähig ist, so ist es doch auch nicht minder nothwendig, diese Aufmerksamkeit mäßig in Anspruch zu nehmen. Man muß sich wohl hüten, die Kinder glauben zu machen, daß sie Etwas wissen, was sie nicht wissen, dies ist der schlechteste Dienst, den man ihnen leisten kann. So weit über die Behandlung des Wissenschaftlichen: was nun die moralische Seite betrifft, so besteht der große, mit den eben bezeichneten genau zusammenhängende Fehler eben in jener faden Sentimentalität, die Wunder was gethan zu haben meint, wenn sie sich mehr an Das, was man Herz und Einbildungskraft nennt, als an den Verstand und den Geist wendet. Dieser weichliche Unterricht prägt keine wahrhaften Grundsätze ein, ohne die es keine Moralität gibt. Ich bin vielmehr mit Kant davon überzeugt, daß die Kinder viel empfänglicher sind, als man gewöhnlich glaubt, die Grundsätze der Moral in ihrer ganzen Wahrheit, d. i. in ihrer ganzen Würde zu begreifen, wenn man sie nur gut vorzutragen versteht. Es liegt eine Erhebung darin, die ihre Seelen erhebt; denn es sind ja schon moralische Wesen, zu denen man die Sprache der Moral sprechen muß. Ich bin nicht mönchisch streng, aber ich fürchte sehr, daß die meisten unserer Kinderbücher, um nur recht fade und oberflächlich zu sein,

*) Vgl. Nr. 279 f. Bl. D. Red.

gefährlicher als nützlich sind. Berquin spricht nur zu Kindern von vornehmer Geburt: er ist geistreich, aber manierirt, und seine Moral ist von einer Eleganz, welche die wahre Moral nicht verträgt. Als ob nicht Strenge gerade Dasjenige wäre, was die Moral wesentlich auszeichnet! Als ob man diese Strenge trennen könnte von der unerbittlichen Pflicht, ohne zugleich jeden Schein von Tugend zu vernichten! Anstrengung und Aufopferung, dies sind die Bedingungen, um Etwas zu lernen und ein tüchtiger Mensch zu werden. Den Kindern diese Bedingungen verheimlichen heißt sie über das menschliche Leben täuschen. Daher ziehe ich der Leichtigkeit und Sentimentalität unserer Schulbücher die Gründlichkeit und den Ernst der Deutschen vor". Er schlägt daher vor, für die drei Stufen des Primairunterrichts von ausgezeichneten Lehrern drei Werke ausarbeiten zu lassen, welche den Departements, ohne ihnen aufgedrungen zu werden, anempfohlen werden sollen. Die besondern Interessen des Departements könnten mit dieser allgemeinen Grundlage verschmolzen werden, denn Frankreich ist eins, und die Departements sind verschieden. Diese Einheit des öffentlichen Unterrichts zu erstreben ist das Hauptziel des Berichterstatters, denn er hat bemerkt, daß Deutschland nur durch seinen Unterricht eins sei.

Den Gymnasialunterricht findet C. ausgezeichnet, ohne alle falsche Declamation: kein Zug von Dem, was man bei uns Rhetorik zu nennen pflegt. Genauigkeit, Klarheit und Reinheit der Sprache genügt, denn was darüber hinausgeht, kann nicht gelehrt und daher auch nicht vom Schüler gefodert werden: es ist gewissen Naturen als Zugabe mitgegeben. Doch kommt er öfters auf den Tadel zurück, daß das philologische Studium sowol auf den Gymnasien als in den Seminarien für Lehrer allzu einseitig ausgebildet werde. Ohne Zweifel müssen die sogenannten studia humaniora die Grundlage des Unterrichts bilden, aber es wäre ungerecht, ihnen die Naturwissenschaft oder die Mathematik, welche den Verstand so sehr ausbildet, oder endlich die Philosophie zu opfern, die alle Studien krönen soll. Die Einrichtung der philologischen Seminarien, namentlich des leipziger unter der Leitung Chr. Dan. Beck's, erhalten das verdiente Lob; wo aber, fragt Cousin mit Recht, werden die Lehrer der Mathematik, der Physik u. s. w. ausgebildet?

Schulpforte interessirt den Berichterstatter vornehmlich aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit oder Entbehrlichkeit des Pensionats, das in Frankreich fast durchgehends an die Stelle des bloßen Gymnasialbesuchs getreten ist. Die Einrichtung von Schulpforte hat seinen ganzen Beifall. Er bewundert die Einfachheit der Verwaltung, die zum großen Theile von den Professoren und theilweise sogar von den Schülern besorgt wird, und will das Beamtenwesen der französischen Schulen, bei denen Administration und Unterricht gänzlich getrennt sind, nach diesem Muster eingeschränkt und alsdann von Neuem organisirt wissen. Ein Collegium ist eine Einheit: kaum ist dies Materiale, was man Verwaltung nennt, darin zu bemerken; Alles ist geistig, man hat nur an Literatur und Wissenschaft zu denken. So wenig Verwaltung und so viel Wissenschaft als möglich, dies ist das Ziel, wohin auch Napoleon strebte, als er wollte, daß unsere Rectoren zugleich Professoren seien. Aus dem Detail der vorgeschlagenen Verbesserungen kann man einen Rückschluß auf die trostlose Lage des französischen Schulwesens machen, bei dem ein großes Beamtenheer müssiger Drohnen sich eingenistet hat, die der Wissenschaft und dem Unterrichte fremd sind. Noch dringender aber erscheint die Reformation des religiösen Unterrichts. „Weniger Messen und mehr Unterricht: denn Messen ohne Unterricht nützen sehr wenig, Unterricht aber ohne Messen ist noch immer von großem Nutzen. Man beobachte nur, mit welcher Aufmerksamkeit in allen Classen von Schulpforte die Religion gelehrt wird! Wenigstens müßte bei uns jeder Priester wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht geben, und nicht allein für die Anfänger, sondern an diejenigen Schüler, die mit dem Studium des Alterthums, der Geschichte, der Philosophie schon vertraut worden sind, müßte ein aufgeklärter Geistlicher sich wenden. Die Erklärung der Denkmale des Christenthums, die mit allen ihren historischen und philologischen Studien sich verbinden ließen, wäre für solche junge Leute in jeder Rücksicht eine gründliche und nützliche Beschäftigung. Dann wäre es nicht mehr möglich, die starke Moral, die erhabene Philosophie und ruhmvolle Geschichte des Christenthums ihnen lächerlich zu machen, sowie es jetzt unmöglich ist, daß Rom und Griechenland ohne Interesse und Größe für sie seien. Denn allein aus der Vernachlässigung des religiösen Unterrichts in den Gymnasien und sogar in den theologischen Facultäten ist der Fortschritt der Gottlosigkeit und des Aberglaubens herzuleiten, über den man sich so häufig beklagen hört". Jedoch ungeachtet seiner Bewunderung für die Einrichtung von Schulpforte und ähnlicher sächsischer Fürstenschulen erklärt sich doch C. entschieden gegen das Pensionat. Er bemerkt sehr richtig, daß diese Schulen nicht, wie in Frankreich, rhetorische Versuche, sondern das Werk der Nothwendigkeit, eine Erbschaft der Vergangenheit sind. Die deutschen Pensionate sind sehr selten und auf reiche Dotationen für Stipendiarien gegründet: eine Wohlthat, die den französischen fast gänzlich abgeht. Ferner unterstützt der Geist mönchischer Disciplin, der noch in diesen Fürstenschulen herrscht, die Verwaltung und Leitung der Anstalt. Dagegen hat das Errichten von Pensionaten aufs Gerathewohl überwiegende Nachtheile, die überzeugend auseinandergesetzt werden. Possirlich ist, daß unter den Vortheilen, welche die Aufhebung der Pensionate begleiten würde, auch die verminderte Furcht vor Insurrectionen aufgezählt wird.

Im Königreiche Sachsen, als dem ersten größern deutschen Staate, den er beobachtet, hat C. Gelegenheit, die Art der ministeriellen Verwaltung des öffentlichen Unterrichts zu beobachten. Die hierbei übliche collegialische Form wird gebührend gelobt. Denn ein Minister ganz allein, ohne irgend ein Gleichgewicht, könnte Alles über den Haufen werfen und die Aemter nach seiner Willkür vertheilen. Die Umsicht eines einzigen Individuums, wie groß sie auch sein möge, kann sich nicht auf alle Zweige des Studiums erstrecken. Politische Rücksichten werden immer bei einem Minister überwiegen, den seine Stellung auffodert, Partei zu machen. Auf diese Weise ist von 1822—28 so viel Unheil bei uns angestiftet worden. Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß ein aus berühmten, in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ausgezeichneten Männern zusammengesetztes Collegium für den bessern Minister eine nothwendige Stütze ist. Dieser Ansicht war Napoleon, und es gibt in Deutschland nicht zwei Ansichten in dieser Beziehung.

Was nun endlich den wichtigsten Punkt, die Einrichtung der Universitäten betrifft, so macht C. in dieser Beziehung sehr bedeutende Verbesserungsvorschläge, welche eigentlich erst ein bis jetzt nicht gekanntes Universitätsleben in Frankreich begründen sollen. Denn namentlich ist es der Mangel an Universalität, die Vereinzelung der Facultäten, die er mit Kraft und Nachdruck bekämpft. „Es ist unerhört, wenn man diese Zerstückelung der Facultäten, aus denen eine deutsche Universität besteht, in einem und demselben Lande gewahrt. Wahrhaftig, wenn man Barbaren erziehen, wenn man dem Geiste eine ausschließliche und falsche Richtung geben wollte, wenn man oberflächliche Literaten, Schöngeister, fremd der Bewegung und Entwickelung der Wissenschaft, wenn man Gelehrte ohne allgemeine Bildung, Anwälte statt Rechtsgelehrter, Seminaristen und Äbbés statt Theologen bilden wollte, so wüßte ich zur Erreichung dieses schönen Zieles kein sichereres Mittel als diese Vereinzelung der Facultäten. Wir haben leider zwanzig elende Facultäten in Frankreich und keinen einzigen wahren Herd der Aufklärung, sowie wir eine große Anzahl von Gerichtshöfen haben, aber keine Magistratur. Was kommt dabei für die Wissenschaft und das Vaterland heraus. Beeilen wir uns, an der Stelle dieser armseligen provinziellen Facultäten, die überall kränkeln, große wissenschaftliche Brennpunkte zu gestalten, sparsam aber dünnig gelegen, die in die Ferne belebend wirken, einige vollständige Universitäten wie in Deutschland, d. h. eine Vereinigung unserer fünf Facultäten, die sich gegenseitig unterstützen, aufklären und fortbewegen". Die fünf Facultäten wünscht C. beizubehalten; denn die sogenannte philo-

sophische Facultät ist in Frankreich sehr richtig in eine wissenschaftliche und literarische abgetheilt. Die Entwickelung dieser beiden Zweige menschlicher Thätigkeit ist in unsern Tagen wol weit genug gediehen, um eine Trennung zu begründen, und wenn es des Philosophen würdig ist, Beides zu umfassen, so darf man doch nicht durch eine officielle Benamung die Vereinigung zweier mehr verschiedener als gleichartiger Zweige zu fodern scheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche in den Jahren 1827 und 1828 bei Sinsheim in dem Neckarkreise des Großherzogthums Baden geöffnet wurden. Von Karl Wilhelmi. Mit 4 Tafeln lithographirter Abbildungen. Heidelberg, Engelmann. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese interessante, dem sinsheimer Vereine der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz gewidmete Beschreibung altgermanischer Todtenhügel ist in Wahrheit, wie schon der Titel es ankündigt, „ein höchst wichtiger Beitrag zu der ältesten Geschichte der Deutschen für Geschichts- und Alterthumsforscher, sowie überhaupt für alle Freunde des deutschen Vaterlandes und seiner frühesten Vorzeit". Sie ist ein Beitrag zu einem Diplomatarium oder Chartularium subterraneum, wie man schon eine Flora subterranea und ähnliche unterirdische Sammlungen für das Studium der Oberwelt hat. Denn das Archiv für die Geschichte der Vorzeit sind Gräber, und die Geschichte unserer Welt begann, als die Urwelt in ihrem Flutengrabe versank.

Das Licht, welches aus griechischen und römischen Schriftstellern in die dunkle Vorzeit und in die räthselhaften Anfänge der deutschen Geschichte fällt, ist ebenso sparsam als unsicher. Die Kritik hat bereits jeden Schimmerstreifen desselben prismatisch gespaltet, und die Deutungskunst jeden Wagesatz aufgeboten, um — hinter das Licht zu kommen. Wir hatten einst geglaubt, daß nach Barth's meisterhaftem Versuche, Deutschlands Urgeschichte mussivisch aufzubauen, kein historischer Schatzgräber auf diesem Felde neue Fundgruben noch aufzuspüren den Muth haben würde, und dennoch bringt fast jedes Jahr den Beweis, daß der deutsche Grüblerfleiß mit gewissen Forschungen nie fertig werden kann. Der Eine nimmt uns, was wir an festen Resultaten schon gewonnen zu haben glaubten; der Andere gibt uns, was wir — bei Licht besehen — nicht brauchen können. Wie ist mancher Deutter nicht mit der „Germania" des Tacitus umgegangen!

Hier, in der vorliegenden Schrift, ist kein bodenloses Tappen im Finstern zu bemerken, sondern ein fester Schritt, der ein bestimmtes, wirkliches Ziel verfolgt und dasselbe glücklich erreicht. Der Verf. hat eine vollgültige Urkunde für die Genauigkeit, mit welcher Tacitus seine „Germania" abgefaßt hat, unter der Erde entdeckt, und wenn sie uns beweist, daß Tacitus selbst Nebenumstände wahr und treu angegeben, so können wir wol auch der Zeichnung vertrauen, die er von den Hauptzügen seines Gegenstandes entworfen hat. Darum empfehlen wir die Schrift des Hrn. Wilhelmi jedem Freunde der ältesten deutschen Geschichte, und besonders Denen, welche auf ähnlichem Wege nach gleichem Ziele forschen wollen. In dieser Hinsicht tadeln wir es nicht, sondern loben es vielmehr, daß der Verf. mit einer oft kleinlichen Umständlichkeit das ganze Verfahren des Nach- und Aufgrabens der 14 altgermanischen Todtenhügel beschreibt; er zeigt, wie man dabei vorsichtig und schonend zu Werke gehen muß, um solche „Aschenmanuscripte", — die Todtengerippe unserer Urväter — nicht beim „Aufrollen" zu zerreißen, sondern den geisterähnlich entschlüpfenden Schatz wirklich zu heben. „An den wenigsten Orten", sagt der Verf., „wird noch red ben". Ohne patriotischen Eifer läßt sich solch Werk führen; darum lächle der verständige, nüchterne L wenn die Begeisterung eines historischen Schatzgräber Knochen und verrostetes Erz sich hier etwas breit m allem Feuer ihres Forschungstriebes haben sich der Ver übrigen Mitglieder des ehrenwerthen sinsheimer Verein historischen Standpunkte, von welchem sie ausgeg mit Besonnenheit erhalten, daher fehlt selbst ihren B gen nicht der feste Boden verbandener Thatsachen. macht seine Leser zuerst mit der Lage des Orts und der ge Bedeutung desselben bekannt. Sinsheim, einst Sunnis der Hauptort des Elsenzgaues, eines Theiles des G dessen Entstehung in die Zeiten der Allemannen f Stunde von Sinsheim, in der Einsamkeit eines greb auf dem höchsten Punkte der Gegend, lagen, von E Eichen überschattet, die 14 Todtenhügel in einer Reih Morgen und Abend. Hier fand man mehre, zum erhaltene Skelette mit Schmuck und Geräthen von Er Eisen (Arm-, Hals-, Ohr-, Fuß- und Fingerrin nadeln, Schnallen, thönerne Gefäße, zerbrochene Ke blauem Glasgusse, eine Bernsteinperle u. s. w.); aber Brand- oder Opferstätten mit Kohlen und (2) chen von Hornstein. Der Verf. beschreibt jeden einze wie den Fundort selbst, mit der genauesten Sorg deckte mehre „Familiengräber" auf, die in N G Todte enthielten. Der Schädel der Gerippe war der formte kaukasische, und zwar von ausgezeichneter Art stens vollkommen gesunden Zähnen; viele Gerippe t den eisernen Halsring, den von Luden so benannten K ein ganz gerades eisernes Schwert war zwischenhi fanden sich noch in der eisernen Scheide. Nur bei Todten fand man Schwerter, und an den Scheiden durch die das Lederwerk ging. Auch eiserne Lanzenspi haupt 14). wurden gefunden; ferner sogen. Aberglä Serpentin; Schleuder- und Schlagsteine; Bruchstücke Theil sehr guter Töpferarbeit, u. A. eine Schale, e von 23 erzenen Halsringen waren einige noch völlig (S. 147); die Composition gewöhnlich aus Kupfer mit etwas Blei. Besonders merkwürdig war der Knochen verschiedener kleinen Thiere, namentlich der fer eines Hasen; wobei der Verf. auf zwei Schriften a macht, auf v. Braunmühl's „Altdeutsche Grabmäler hut" und auf Popp: „Ueber die Grabhügel bei (S. 84 und 89). Unter den Gerippen maß eins 7', riesenmäßige Gestalt (S. 86). Hr. Geh. Rath Tied Heidelberg hat die Knochen näher untersucht, und theilt dessen Bemerkungen mit, z. B. S. 102, Auch „hat man bei den Ausgrabungen gefunden, daß der selbst aus schon früher verhanden gewesenen waren" (S. 93). Ueber das Alter dieser altgerma kropole sagt der Hr. Verf. S. 151 u. A. Folgen dem Umstande, daß unter den vielen Glasperlen ei zige linsenförmige Bernsteinperle sich befand, daß ßen, daß diese Gräber in eine Zeit gehören, wo der noch nicht durch den Handel an der Donau und am verbreitet war. also in die Zeit vor der Mitte des 1 derts", und S. 174 erklärt er diese Hügel für etwa aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts. Sk lette, Geräthschaften, Schmuck und Waffen sind ei bildet; das Maß und die Beschaffenheit überhaupt ist lich angegeben; auf die betreffenden Stellen in den al stellern: Strabo, Tacitus, Sidonius Apollinaris ist (vgl. S. 86, 102, 131, 139 u. s. w.). b auch die neuere Literatur hat der belesene Verf. sic sichtigt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 333. —— 29. November 1831.

Altfranzöſiſche Literatur.

1. L'histoire du chatelain de Coucy et de la dame de Fayel, publiée d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, par *G. A. Crapelet*. Paris, Crapelet. 1829.

Durch Uhland's vortreffliche Romanze iſt die übrigens ſchon an und für ſich höchſt anziehende Liebesgeſchichte des Caſtellans von Coucy und der Dame von Fayel ſo einheimiſch bei uns geworden, daß eine nähere Kenntniß dieſer rührenden Begebenheit des Mittelalters nicht allein den Geſchichtsforſcher oder den Freund der Literatur, ſondern jedes fühlende Gemüth lebhaft anziehen muß, zumal da ſie keine durch Troubadours oder Trouvères fortgepflanzte und ausgeſchmückte Erfindung, ſondern ein auf wirklichem hiſtoriſchen Grunde ruhendes, wahres Ereigniß iſt. Neben Abälard's und Heloiſens unglücklichem Liebesverhältniß nimmt das des edeln Sängers von Coucy und ſeiner Dame mit Recht einen Platz ein, ja es erſcheint in mancher Hinſicht weit bedeutender, da die Elemente, aus denen es beſteht, edler und würdiger gehalten ſind. Wir geben ſeinen Hauptinhalt hier mit wenigen und flüchtigen Zeilen, um dem Leſer, dem es vielleicht nicht ſo gegenwärtig ſein möchte, zu Hülfe zu kommen, was um ſo nöthiger iſt, da wir bei dem Berichte von dem altfranzöſiſchen Roman oft darauf hindeuten müſſen, ohne umſtändlich dabei verweilen zu können.

Zur Zeit Philipps von Frankreich und Richard Löwenherz von England — erzählt eine altfranzöſiſche, von Fauchet *) angezogene Chronik — lebte in Vermandois ein tapferer u. ſ. w. Ritter, Namens Regnault, Caſtellan von Coucy. Dieſer liebte die Dame von Fayel, und ihre Liebe machte ihnen viel Mühe und Noth, wie die Geſchichte erzählt, die von ihrem Leben ſpricht, wovon es einen eignen Roman gibt („Moult orent de poine et travail pour leurs amours, ce chastelain de Couci et la dame de Faïel, si comme l'histoire le raconte qui parle de leur vie dont il y a romans propre"). Der Caſtellan beſchloß, mit den Königen von England und Frankreich über das Meer zu ziehen, denn er übte gern das Waffenhandwerk, und ſeine Dame ſchenkte ihm zum Abſchiede ein Netz, aus ihren Haaren, aus Seide und aus Perlen gewirkt, welches er auf ſeinem Helme trug. Mit großen Schmerzen trennten ſie ſich, und der Caſtellan verrichtete jenſeits des Meeres (outre mer) große Ritterthaten, damit es ſeiner Dame Freude mache. Bei einer Belagerung gegen die Sarazenen ward er aber tödtlich verwundet. Mit großer Sehnſucht nach ſeiner Dame legte er ſich zum Sterben nieder, rief einem Knappen und befahl ihm, nach ſeinem Tode ſein Herz, wohlverwahrt und in das Netz gewickelt, derſelben zu bringen. Dazu ſchrieb und unterzeichnete er einen traurigen Brief an ſie. Der Knappe that, wie ihm geheißen war, hatte aber das Unglück, nach ſeiner Rückkehr dem Hrn. v. Fayel in die Hände zu fallen. Dieſer entriß ihm den anvertrauten Schatz, ließ das Herz von ſeinem Koche zubereiten und ſetzte es, in einer ſilbernen Schüſſel angerichtet, ſeiner Gemahlin vor. Die Dame genoß davon, ohne Arges zu haben. Da ſagte ihr der Ritter, weſſen Herz ſie genoſſen, und gab ihr die andern Dinge und des Caſtellans Brief. Die Dame aber erklärte nun, nichts mehr auf Erden genießen zu wollen, ging auf ihr Zimmer, legte ſich nieder und ſtarb vor Leid. Ihre Verwandten überzogen den Ritter v. Fayel mit gewaltigem Krieg, bis endlich der König Frieden unter ihnen ſtiftete.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe ſo einfache und zugleich ſo wehmüthige Begebenheit ſchon früh ihren Sänger fand, vorzüglich da der Held derſelben zugleich ein begabter Dichter war, und ſeine Lieder, zu denen er ſelbſt die Weiſen erfand, im ganzen Lande geſungen wurden. *)

*) Fauchet, „Recueil de l'origine de la langue et poésie françoise, ryme et romans". (Paris, 1581, 4., S. 124—130.)

*) Eine höchſt glänzend ausgeſtattete Sammlung derſelben, zugleich mit den Originalmelodien, hat F. Michel in derſelben Handlung (Paris, 1830) herausgegeben. Es iſt in d. Bl. bereits die Rede davon geweſen. Der fleißige, für die altfranzöſiſche Literatur leider zu früh verſtorbene Méon hat uns auch ein von der Dame ſelbſt gedichtetes Lied, welches Crapelet ſeiner Ausgabe des Romans beigefügt hat, aufbewahrt (S. XVII). So lautet der erſte Vers:

Je chanterai por mon corsige
Ke je veul resconforteir;
Car aveuc mon grant domaige
Ne veul morir n'afoleir,
Quant de la terre savaige
Ne voi nullui retorneir
Où cil est ki m'asauaige
Son cuer, quant j'en oi parler.

Der hier neuherausgegebene Roman ist die kaum 100 Jahr jüngere Frucht, denn der Castellan blühte um 1190, und aller Wahrscheinlichkeit nach entstand das Gedicht, das seine Schicksale besingt, nicht später als 1230. Es enthält 8244 achtsylbige, meist männlichgereimte, unmittelbar anklingende Verse, in welche hier und da einzelne, von dem Castellan selbst gedichtete Strophen und Lieder eingewebt sind. Der Dichter beginnt mit der Erklärung, daß die Liebe ihm den Willen eingegeben, eine sehr edle Erzählung mitzutheilen (un conte de très noble afaire), um Liebende zu erfreuen. Dann vergleicht er die frühern bessern Zeiten mit denen, in welchen er lebt, klagt über Verderbtheit und Neid, und geht darauf zur Schilderung seines Helden, des Castellans, den Gawain und Lancelot nicht an Tapferkeit übertrafen (Omques Gauwains ne Lancelos Ne tindrent d'armes plus grant los, Que cilz sot de tous en son temps) über. Er hieß Regnaus (nicht Raoul, wie fälschlich allgemein angenommen wird) und hatte sich in die edelste und weiseste Dame verliebt, bei der Amor nur in einem Punkte fehlte: daß sie schon einen Mann genommen (ce fu ce qu'elle ot fait mari); sie war Dame von Fayel, schön und lieblich, und an allen Gütern so vollkommen, daß Gott sie zum Lieben geschaffen hatte (Et la dame belle et plaisans: En tous biens estoit si parfaite; Que diex pour amer l'avoit faite).

Der Dichter erzählt nun weiter, wie der Castellan sich endlich vorgenommen, sie mit seiner Leidenschaft bekannt zu machen. Er reitet demzufolge zu ihr auf das Schloß, und wird, da ihr Gatte nicht zu Hause ist, freundlich von ihr empfangen und bewirthet. Obwol sie nicht auf seine Liebesreden hören will, so fühlt sie doch Neigung für ihn in ihrem Herzen. Er bleibt über Nacht in ihrem Hause, aber der Schlummer flieht ihn bis zum Morgen. Früh verläßt er ihre Wohnung und strebt von nun an, sich Ehre und Ruhm zu erwerben, was ihm auch gelingt. Die Dame hörte mit Vergnügen von ihm reden, doch war ihr Herz noch nicht verwundet. Er fuhr fort, sie von seiner Leidenschaft in einem Liede zu unterhalten, welches hier mitgetheilt wird und mit den Worten beginnt:

Wald, Wiesen, Laub, Blumen, was auch der Inhalt eines Liedes sei, es ist für mich ohne Reiz, wenn wahre Liebe nicht dazu begeistert. Der aber, der da thut, als wolle er eine Dame, die er nicht liebt, durch seine Bitten rühren, singt nur im Frühling und klagt, ohne zu leiden u. s. w. (V. 863 fg.)

Deus! quant crieront outrée!
Sire, aidiés à palerin
Par cui sui empoentée
Car felon sont Sarasin.

Ich will singen für meinen Muth,
Den ich wieder stärken will.
Denn bei meinem großen Schaden
Will ich weder sterben noch wahnsinnig werden;
Wenn ich von der wilden Erde
Keinen sehe wiederkehren,
Wo der ist, der mich beruhigt,
(Durch) Sein Herz, wenn ich davon reden höre.
Gott, wenn sie outrée rufen,
Herr, helft dem Pilger,
Um den ich erschreckt bin,
Denn Sarazenen sind Schelme.

Pour verdure ne pour prée
Ne pour feuille, ne pour flour
Nulle chançon ne m'agrée
Se ne muet de fine amour;
Mais li faignant priéour
Dont jà dame n'iert amée,
Ne chantent fors en pascour;
Dont se plaignent sans dolour.

Dieses Lied lernte ein Menestrel, der von Schloß zu Schloß zog, auswendig und sang es vor der Dame, welche, als sie erfuhr, von wem es sei, dem Dichter nur noch gewogener wurde. Dieser ergriff nun jede Gelegenheit, sich in ihrer Gunst immer mehr zu befestigen, und es gelingt ihm, ein langes Gespräch in ihrem Hause, wo sie ihn freundlich bewirthet, mit ihr anzuknüpfen. Sie weist jedoch seine Liebe ab und verspricht ihm nur ein Andenken, sowie daß sie bei dem großen Feste zugegen sein werde, welches der Sire von Coucy zwischen La Fere und Vandeuil zu geben gedenkt. Er bittet sich zu diesem Turniere einen gestickten Aermel aus, den er auf dem rechten Arme tragen will, und sie sagt es ihm zu.

Es folgt jetzt wieder ein Lied des Castellans und darauf eine für die Geschichte der Sitten, sowie überhaupt für andere historische Forschungen höchst merkwürdige und interessante Beschreibung des Turniers, in welchem sich der liebende Sänger glorreich auszeichnet. Es würde zu weit führen, den ganzen Roman darzulegen, zumal da uns nur darum zu thun war, die Art und Weise, mit welcher der Dichter den ihm gegebenen Gegenstand behandelte, auseinanderzusetzen. Der Ritter gewinnt endlich die Liebe der Dame, und durch die Mithülfe ihrer Kammerfrau wird dem verschwiegenen Jüngling le don d'amoureuse merci und manche süße Nacht der Liebe zu Theil. Endlich nimmt die Erzählung, nach mehrern, mit zarter und geschickter Hand eingeflochtenen Episoden, den unglücklichen Ausgang, den sie auch in der Chronik hat, der das ganze Gedicht in den Hauptzügen genau folgt. Die Dame stirbt vor Schmerz nach folgenden wahrhaft rührenden Worten:

Lassè! j'atendoie confort
Qu'il revenist, s'ai atendu;
Mais quant le voir ai entendu
Qu'il est mors, pour quoi viverois
Quant je jamais joie n'aroie?
A! com dolereus envois
De son cuer qu'il me envois!
Bien me moustra qu'il estoit miens
Si mieus devoit bien estre siens:
Si est-il, bien le mousterray
Car pour soie amour fineray. (V. 8114 fg.)

Ich Aermste, ich erwartete Trost von seiner Wiederkehr, und erwartete ihn. Als ich aber das Wahre erfahren, daß er gestorben, wozu soll ich leben, wenn ich niemals wieder Freude haben werde? Ach, wie er mir in Schmerzen sein Herz sandte, da zeigte er mir wohl, daß es mein sei, und mein Herz hätte wol ihm gehören sollen; das thut es auch, das will ich wol zeigen, denn aus Liebe zu ihm werde ich enden.

Darauf stirbt sie, und der Dichter schließt auch bald sein Werk, indem er zu verstehen gibt, daß er aus Liebe zu seiner eignen Dame den Roman verfaßt und seinen Namen darin verborgen habe, den aber Niemand zu fin-

den wisse, der den Kunstgriff nicht kenne. Es ist uns auch nicht gelungen, ihn zu entziffern.

Das ganze Gedicht ist, abgesehen von seinem Inhalt und seinen andern Vorzügen, auch in sprachlicher Hinsicht von großem Werthe, zumal da es viele Originallieder seines Helden enthält, welche unbezweifelt als echt anzunehmen sind, wofür mehre Beweise vorliegen, denn außerdem daß in den handschriftlichen Liedersammlungen jener Zeit diese Gesänge stets dem Castellan von Coucy beigelegt werden, erwähnt noch ausdrücklich ein gleichzeitiges Gedicht: „De la chastelaine de Vergy", abgedruckt bei Méon, Nr. 296, einer Strophe, welche sich auch in einem Liede im Roman findet, als von Chatelain herrührend. Es heißt dort (V. 303):

Si est en tel point autrecy
Con li chastelain de Coucy
Qui au cuer n'avoit s'amor non
Dist en un vers d'une chançon
Par Dieu amors grief m'est à consirer etc.

Die Sprache selbst ist correcter und dialektfreier als gewöhnlich; doch, wie schon aus den hier gegebenen Proben erhellt, ohne tiefere Studien nicht leicht verständlich. Crapelet hat sich bei der Herausgabe zwiefaches Verdienst erworben, einmal indem er als Chef einer Druckerei das Buch auf das kostbarste ausgestattet hat. Es ist auf grand papier Jésus höchst splendid gedruckt und mit zwei Facsimiles und zwei Miniaturen des Codex geschmückt, dadurch aber sehr vertheuert worden, obwol, streng genommen, der Preis für ein solches Prachtwerk, 25 Francs, nicht übertrieben ist. Auf der andern Seite hat er auch als Herausgeber redlich das Seinige gethan, indem er sehr gute literarhistorische Notizen, eine genaue Beschreibung des Codex, und eine fließende, wenn auch nicht wörtlich treue Uebersetzung, nebst höchst brauchbaren historischen Anmerkungen beigegeben hat. Ueberhaupt kann Frankreich, was die Herausgabe seiner poetischen Werke des Mittelalters betrifft, uns Deutschen, deren Eifer für diesen Zweig unserer Literatur immer mehr erkaltet, in mancher Hinsicht als Muster dienen. Die überrheinischen Gelehrten behandeln die Sache mit Liebe, Geschmack und lobenswerther Gründlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Cousin's Bericht über das deutsche Schulwesen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 332.)

Die zweite Institution, die Cousin dem Gedeihen der Universität für wesentlich hält, ist die Eintheilung der Lehrer in ordentliche, außerordentliche Professoren und in doctores legentes, welches er das wesentlichste Getriebe im Mechanismus einer deutschen Universität nennt. „Die Wurzel des Professorats und ihre beständig erneuerte Pflanzschule ist diese Institution der jungen Doctoren, die unter gewissen Bedingungen und mit Zustimmung der Facultät, die jedoch so leicht erlangt wird, daß die Erlaubniß, doctor legens zu werden, fast ein Surrogat für die Freiheit des Unterrichts ist, zu den öffentlichen Vorlesungen zugelassen worden sind. So gelangt jeder fähige Mann zum höhern Unterricht, aber nicht, ohne Hoffnungen gegeben zu haben. Man versucht es mit ihm, ohne irgend eine bestimmte Verpflichtung gegen ihn zu übernehmen. Realisirt er die erregten Hoffnungen nicht, so macht man ihn nicht zum Professor extraordinarius. Zieht er im Gegentheil viele Zuhörer an oder schreibt Bücher, welche Aufmerksamkeit erregen, so wird er außerordentlicher Professor. Vergrößert sich sein Ruf, so ernennt ihn der Staat, der nun schon ein Interesse daran hat, ihn für sich zu erhalten, zum ordentlichen Professor, welcher Titel daher nur anerkannten Talenten und berühmten Männern gegeben wird. So werden ohne Prüfung und ohne Intriquen die Professoren einer deutschen Universität ernannt. Unter der Menge junger Doctoren ist eine sehr große Concurrenz eröffnet, das Talent gewinnt mit Beihülfe der Zeit und Beharrlichkeit den Preis. Welch eine Prüfung von einigen Tagen und Wochen kann wol nach 10 oder 12 Jahren glücklicher Erfolge vor den Augen Deutschlands oder auch ganz Europas noch nöthig sein? So ernennt Deutschland die Lehrer seiner Universitäten. Wenn indeß Alter und Zeit Eifer und Talent aufgezehrt haben, und der altgewordene ordentliche Professor nicht mehr mit den Fortschritten der Wissenschaft vorschreitet und die Zuhörer seine Collegia für die des jüngeren, eifrigen, reformirenden Lehrers verlassen, so leidet die Universität im Ganzen nicht durch den Verfall Derjenigen, die ihr ehemals gut gedient haben. Das Ideal einer schlechten Einrichtung ist dagegen die Ernennung der Professoren durch Prüfung. In einem sehr civilisirten, ganz nahe an Deutschland liegenden Lande findet sich diese Institution, weniger durch die Autorität der Regierung als durch eine falsche öffentliche Meinung aufrechterhalten. So kam es denn, daß vor etwa sechs oder sieben Monaten Männer wie Broussais und Magendie, die einen europäischen Ruf besitzen, um den Professortitel zu erlangen, sich nach zwanzigjährigen Erfolgen im öffentlichen Unterrichte mit Knaben zusammen zur Prüfung stellen mußten, die kaum die Lecture der Werke beendigt hatten, welche jene berühmten Männer geschrieben haben".

Der dritte Misbrauch, auf dessen Abschaffung C. dringt, ist der, daß die Auditoria in Paris einem Jeden ohne alle Bezahlung offen stehen und den Lehrsaal zu einem Theater umwandeln. Auch hier findet er in Deutschland darin eine richtige Mitte, daß der Professor zwar sein fixes Gehalt vom Staate erhalte, welches ihm die nothwendigen Lebensbedürfnisse zusichert, daß er aber zu gleicher Zeit auf die Collegiengelder seiner Zuhörer angewiesen sei, die nach Maßgabe seiner Erfolge sein Vermögen verbessern. „Somit ist der Professor niemals dazu verdammt, die höhern Interessen der Wissenschaft zu vergessen, und niemals darf er sich auch unter dem Vorgeben, ein unerreichbares Genie zu sein, über den Erfolg, Zuhörer anzuziehen, hinwegsetzen. Zu diesem Vortheil kommt noch hinzu, was entscheidend zu sein scheint, daß die Studenten mit weit mehr Eifer und Fleiß die bezahlten Collegia besuchen. Denn bei uns ist Alles in dieser Art der Sitte anderer Nationen Europas sowol als auch dem gesunden Menschenverstande schnurstracks zuwider. In unsern Facultäten der Wissenschaften sind die Thüren Jedermann geöffnet. Das scheint beim ersten Anblicke bewundernswerth und würdig der großen Nation. Aber das Resultat? Solch ein Auditorium ist selten mehr als ein Parterre: man kommt und geht mitten in der Vorlesung, man wiederholt seinen Besuch nicht, wenn der Professor nicht dem Ohre zu schmeicheln gewußt hat, man hört ihn mit Zerstreuung, mit einem Worte, man ist mehr liebhaber als Student. Der Professor selbst, der keinen Heller weniger hat, wenn er schlecht liest, vernachlässigt sich, oder, liebt er den Ruhm, so strebt er, da er doch nun einmal kein aufmerksames Auditorium haben kann, mindestens nach einem zahlreichen. In diesem Falle ist es um die Wissenschaft geschehen, denn man hat gut sich seinen Zuhörern anpassen. Es liegt in den großen Massen, ich weiß nicht welche fast magische Gewalt, welche die stärksten Seelen unterjocht, und so wird, wer für hundert aufmerksame Zuhörer ein ernster und belehrender Professor sein würde, oberflächlich und leicht vor einem mobilischen, oberflächlichen Auditorium. Am Ende bleibt diesem Publicum doch nur ein verworrener Eindruck von all den gehörten Vorlesungen, der

freilich, wie die mehr oder minder lebhafte Wirkung eines guten Theaterstücks, immer noch von Nutzen sein kann. Aber was ist dies, verglichen mit dem beharrlichen Fleiße von funfzig oder hundert Zuhörern, welche die Vorlesungen des Professors unausgesetzt besuchen, wiederholen, besprechen, weil sie ohnedies Zeit und Geld verschwendet haben würden?"

Ueber die berühmte deutsche Universitätsfreiheit scheint Hr. C. als über eine allzu zarte Angelegenheit geflissentlich zu schweigen. Er selbst kennt die Universität Jena vom Jahre 1817 und findet seit dieser Zeit erstaunlich viel geändert: namentlich sei gegen die sogenannten demagogischen Umtriebe eine so starke Reaction eingetreten und so übertriebene Vorsichtsmaßregeln genommen worden, daß jetzt nur noch wenig Spuren der alten Universitätsfreiheit übriggeblieben seien.

„Dies sind", so schließt C. einen seiner Berichte, „die Grundlagen aller Universitäten in Europa; man muß sie nach Frankreich verpflanzen: man muß die Provinzen beleben und die Bewegung erhöhen, welche, wie ich hoffe, unsere Communal- und Departementaleinrichtungen dort verbreiten werden, indem man große Mittelpunkte geistiger und moralischer Thätigkeit ins Leben ruft, ähnlich denen, welche alle Theile von Deutschland aufklären".

Mit einer Apologie der preußischen Regierung bricht Hr. C. seine Berichte ab, die er leider nicht ferner der Oeffentlichkeit übergibt. „Morgen, schreibt er dem Minister, werde ich in Berlin sein. Dort befinde ich mich im Mittelpunkt eines Staates von 13 Millionen Einwohnern, der zugleich an Frankreich und Rußland grenzt; er ist vor hundert Jahren von einem großen Manne gegründet und ausgebaut worden und hat eine so reiche Zukunft vor sich, als die alten Staaten des Südens Vergangenheit hinter sich. Hier handelt es sich nicht mehr von väterlichen, fast geistlichen Regierungen, sondern von einer wesentlich weltlichen Regierungsform und einer fast militairischen Monarchie. Ich betrachte Frankreich und Preußen als die aufgeklärtesten Länder Europas, ohne das mit Vorurtheilen, gothischen Einrichtungen und halbbarbarischen Sitten gepanzerte England auszunehmen, über welches der Schleier einer ganz materiellen Civilisation fälschlich ausgebreitet ist. Preußen fehlt nichts als eine politische Verfassung, die es seiner geographischen Lage gemäß im Schooße seiner Municipalfreiheiten und Detailconstitutionen in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Dienstes nothwendig noch erwarten muß. Die auffallenden Aehnlichkeiten zwischen Preußen und Frankreich machen die Annäherung wie die Verschiedenheit beider Länder rücksichtlich des öffentlichen Unterrichts um desto interessanter. Ich werde in Berlin mindestens einen Monat zubringen, für meinen Zweck noch immer eine sehr geringe Zeit". Da sich dieser fünfte Bericht zugleich als der letzte ankündigt, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Berichterstatter durch die preußische Regierung selbst gehindert worden sei, die ihm mitgetheilten Aufschlüsse öffentlich bekanntzumachen, und so wären wir auch diesmal in der Hoffnung getäuscht, einmal im Auslande über die Angelegenheiten des Inlandes eine freie und wenigstens halbofficielle Erörterung zu vernehmen. Nur mit innigem Bedauern geben wir die Leitung des verständigen, ernsten, durchaus wohlgesinnten Mannes auf, dessen treffende Bemerkungen uns auf so manche Einrichtung aufmerksam machten, über die wir, im unangefochtenen Besitz und Genuß derselben, nicht mehr zu reflectiren gewohnt sind. Auch hier bewährt es sich wieder, daß allein der echte philosophische Sinn das wahrhaft Praktische aus der verwirrenden Masse der Empirie auszuscheiden wisse. Mehr als irgend ein anderer Franzose mit dem Geiste deutscher Wissenschaft und deutscher Institutionen vertraut, begegnet es ihm nicht leicht, daß er aus seinen Beobachtungen schiefe Folgerungen für sein Vaterland zieht. Mögen seine und seiner Freunde Bestrebungen Frucht tragen, die recht mit sichtlicher Inbrunst dahin gerichtet sind, dem französischen Charakter ein deutsches Element einzuimpfen. Im Anfange der französischen Revolution gab es eine Partei, die mit glühendem Enthusiasmus an Nordamerika hing, eine andere, die England als das Ideal der Nacheiferung hinstellte, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs hatten Stahlkraft und Römersinn geweckt. Wer möchte leugnen, daß alle diese verschiedenen Bildungsstufen als so viel Läuterungsfeuer den Charakter des französischen Volkes umgeschmolzen haben? Es ist um so viel großartiger geworden, als ihm der Rang der großen Nation würdiger zukommt als ehedem seinem großen Ludwig. Daß aber jetzt, wo es darauf ankommt, die vierzigjährige Arbeit zu vollenden, die französischen Doctrinairs sich deutschem Geiste und, in einzelnen Fällen, deutscher Einrichtungen zuwenden, ist ein nothwendiger und bedeutender Fortschritt. Auch für Deutschland muß diese Annäherung von wichtigen Folgen sein, indem es sich jetzt, wo der Austausch gegenseitig ist, nicht mehr zu schämen braucht, auch seinerseits von Frankreich zu lernen. 144.

Notizen.

Der älteste Matrose.

Dieser merkwürdige Mann hieß Patrick Gibson, war in 13. Juli 1720 geboren, wurde 1757 zum Seedienste gepreßt, diente bis zum Jahre 1810, in welchem er seines neunzigjährigen Alters wegen pensionirt wurde, lebte bis zu Ende Juni 1831 in ununterbrochener Gesundheit und starb am 1. Juli nach kurzem Uebelbefinden, 111 Jahre alt.

Statistische Notiz.

Die Bevölkerung des Staates Neuyork zählt gegenwärtig 1,616,458 Seelen, darunter 49,933 farbige Menschen. Es gibt 9062 Primairschulen, welche von 499,424 Kindern besucht (in Neuyork selbst 442), und sogar auf den Dörfern mehr gefunden werden, so gelangte man durch die letzte Zählung zu dem Resultate, daß jährlich 550,000 Kinder, die 2 Siebentel der ganzen Bevölkerung ausmachen, Unterricht erhalten. Die Unterhaltung der Primairschulen kostet dem Staate Neuyork jährlich 1,061,689 Dollars. Die Collegien und Akademien werden von 3835 Studenten besucht. („Annual register", 1831.) 217.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II.

12. 28 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westfälischen Frieden. Von F. von Raumer.

II. Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathloser Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. Von L. A. Varnhagen von Ense.

III. Karls des Großen Privat- und Hofleben. Von F. [illegible] renth.

IV. Polens Untergang. Von F. von Raumer.

Der erste und zweite Jahrgang, mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu und Maximilians II., kosten ebenfalls 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 334. — 30. November 1831.

Altfranzöſiſche Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 333.)

2. Proverbes et dictons populaires avec les dits du mercier et des marchands et les crieries de Paris, aux 13ième et 14ième siècles, publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, par *G. A. Crapelet*. Paris, Crapelet. 1831.

Der für die mittelalterliche Literatur ſeines Vaterlandes unermüdlich fleißige Crapelet beſchenkt uns hier mit einer neuen, in Hinſicht auf die Kenntniß der franzöſiſchen Sitten des Mittelalters allerdings ſehr ſchätzbaren, jedoch für die daran gewandten Koſten nicht hinreichend wichtigen Sammlung. Durch den gründlichen Roquefort veranlaßt, fühlte ſich Hr. C. bewogen, eine Liſte volksthümlicher Redensarten und Sprüchwörter, welche ſich vielen franzöſiſchen Liederſammlungen des 13. und 14. Jahrhunderts beigefügt findet, wiederabdrucken zu laſſen und mit Anmerkungen zu begleiten. Dieſe „Dictons“, die meiſt gute oder böſe Eigenſchaften einzelner Stände oder Provinzbewohner Frankreichs bezeichnen (wie z. B. „Envie de Moines Ners“ [noirs]; „Orgueil de templiers“; „Descort de capitre“; „Li gentil de Liège“; „Li damoisel d'Amiens“; „Li usuriez de Mez“; „Li larron de Mascon“; „Li meilleur danseur sont en Loheraine“ u. ſ. w.), ſind allerdings nicht ohne Intereſſe, aber doch eigentlich mehr Curioſa als von wirklichem Nutzen, und verdienen daher weder den Aufwand von Koſten noch von Fleiß, welchen ihnen Hr. C. in letzterer Hinſicht hat in den Anmerkungen zu Theil werden laſſen, die wir auch nicht ganz billigen können, da der Herausgeber ſich ihrer mitunter bedient, um ſeine Privatmeinung über Gegenſtände, die nur unſere Zeit berühren, unter die Leute zu bringen. Dieſen „Dictons“ folgt ein Verzeichniß der Märkte von Champagne und Brie im 13. und 14. Jahrhundert, das weit wichtiger iſt, da es manches Licht auf die Handelsuſance des Mittelalters in Frankreich wirft. So iſt z. B. folgende Stelle höchſt merkwürdig und kann zu einem angenehmen Vergleich mit den Gebräuchen unſerer Meſſen dienen:

En chascune des VI foires a VIIJ jours d'antrée et d'antrée faillie jusqu'à hare de dras a X jours, et XI jours après hare de dras, vent on corduan, et landemain hare de corduan, faut avoir de pois; et J mois après hare de dras, abatent changéors; JIJJ jours après changéors abatus prant-on lettres en foire; mais la foire de Laigny ne doit point d'antrée.

In jedem der 6 Märkte ſind 8 Tage Einzug, und vom Schluß des Einzugs bis zum Schluß des Tuchs ſind 10 Tage; und 11 Tage nach Schluß des Tuchs (Tuchverkaufes) verkauft man Corduan (Leder); und am Tage nach dem Corduanſchluß hört das Gewichthaben auf (d. h., der Verkauf gewogener Sachen); und einen Monat nach Tuchſchluß ſchlagen die Wechsler ab (d. i. ihre Buden), und 4 Tage nach Abſchlagen der Wechsler nimmt man Marktwechſelbriefe; aber der Markt von Laigny braucht keine Entrée.

Auf dieſes Verzeichniß folgt ein nicht minder intereſſantes, obwol minder wichtiges der Königreiche und Länder, welche Waaren (im 13. und 14. Jahrhundert) auf den Märkt zu Brügge und nach Flandern liefern. Hier ſind England, Schottland, Irland, Norwegen, Dänemark, Schweden, Rußland, Ungarn, Böhmen, Deutſchland (mit Rheinwein, Pech, Aſche, Bauholz, Getreide, Eiſen und Stahl), Polen, Erzbisthum Lüttich, Bulgarien, Navarra, die einzelnen ſpaniſchen Reiche, Portugal, Fez, die Wüſte Sahara (la mer des arènes) u. ſ. w. mit ihren Producten und Fabricaten aufgezählt und geben keinen geringen Begriff vom Verkehr zu Brügge. Jährlich kommen Kaufleute aus allen Ländern nach Flandern. An dieſe Liſte ſchließen ſich nun mehre für die Kenntniß der Sitten bedeutende Gedichte, als: 1) „Les crieries de Paris“, der pariſer Ausruf, von Guillaume de Villeneuve, in dem gewöhnlichen achtſylbigen Versmaße, ohne Poeſie, aber nicht ohne Laune und Lebendigkeit. Crapelet hat eine Ueberſetzung beigefügt, und hätte Beides ſparen können, da wir bereits Barbazan und Méon einen recht guten Abdruck dieſer Reimerei mit erklärenden Anmerkungen verdanken („Contes et fabliaux“, II, 276). 2) „D'un mercier“, von einem Krämer; eine Reimerei derſelben Art, in welcher ein Krämer aufzählt, was er zu verkaufen hat. 3) „Le dit des marchands“, dem Vorigen ähnlich, nur daß der Dichter ſelbſt ſpricht. Crapelet hat ein überflüſſiges Facſimile der Handſchrift beigegeben. Weit bedeutender ſind Nr. 4: „Les proverbes au contes de Bretaigne“, und Nr. 5: „Proverbes de Marcoul et de Salomon (que li quens de Bretagne fist)“. Das Erſtere enthält eine Reihe, durch Reime verbundener Sprüchwörter in Strophen abgetheilt, von denen jede endet: das ſagt der Bauer (ce dit li vilains). Sie ſind nicht ohne

Witz und leicht und natürlich zusammengefügt. Als Beispiel diene folgende:

En beau parler n'est mie
Touz li sens, mais folie
Quant li fait ne sont saige;
Estornel, gai et pie
Font bien autel maistrie
Com leur aprent l'usaige:
Li fait jugent l'ome
Ce dit li vilains.

Im Schönreden liegt nicht aller Verstand, sondern Thorheit, wenn die Handlungen nicht weise sind; Staar, Häher und Elster können auch solche Kunststückchen, wie sie die Uebung ihnen lehrt. Die Handlungen verurtheilen den Menschen, sagt der Bauer.

Die Sprüchwörter des Marcolf und Salomon sind in der Manier eines sehr gewöhnlichen Scherzes des Mittelalters, wo der Narr Marcolf immer die Reden des weisen Salomons in der zweiten Hälfte der Strophe als ein Schalk parodirt. Wir besitzen ähnliche Gedichte in deutscher Sprache (s. Hagen's und Büsching's „Grundriß", S. 349, 523 u. s. w.). Ein der Form nach gleiches, aber was den Inhalt betrifft, weit obscöneres, hat bereits Méon in seinem „Nouveau recueil", I, 416, mitgetheilt. Das hier abgedruckte ist in sechszeiligen Strophen und zeichnet sich besonders durch die weitklugen Antworten des Marcolf aus, wie z. B.:

Povre home soffroiteux
Sont sovent covoiteus,
Ce dit Salemons;
Ne sont pas trop hontox
Il prannent bien de vos
Marcol li respont.

Arme leidende Menschen sind oft neidisch, sagt Salomon; sie sind nicht zu sehr verschämt und nehmen wol von Euch, antwortet ihm Markolf.

Ein Verzeichniß der einzelnen Sprüchwörter schließt die Sammlung, die, wie wir bereits bemerkten, allerdings nicht ohne Interesse ist; doch muß man wiederholt lebhaft bedauern, daß so viel Zeit, Mühe und Kosten nicht lieber an die Herausgabe eines der vielen wichtigen, noch unbekannten altfranzösischen Schätze des Mittelalters gewendet wurden. 216.

Correspondenznachrichten.

Berlin, November 1831.

Nachdem nun endlich durch Polens Unterjochung, durch die ohne Zweifel friedliche Ausgleichung der belgischen Angelegenheiten, durch die Prorogirung des englischen Parlaments, durch die Interesselosigkeit der gegenwärtigen französischen Debatten die Theilnahme für die politischen Angelegenheiten erschöpft ist und wahrscheinlich noch ziemlich lange bleiben wird, nachdem der Schrecken und die Furcht vor der Cholera verschwunden ist, sodaß fast Niemand mehr hiervon spricht, während dieselbe in ihrem Anfange das alleinige Tagesgespräch in allen Cirkeln war, nachdem endlich durch eine mehr als einjährige, bisher ungewohnte Aufmerksamkeit auf öffentliche Angelegenheiten die Gemüther etwas abgespannt und ermüdet sind, fängt man wieder in Berlin an, auf die frühern Gegenstände der Unterhaltung zurückzukommen. Merklich, darf man sagen, wächst schon wieder das Interesse für literarische Dinge, besonders Streitigkeiten, und Berlin, das sich nun einmal gern als den Mittelpunkt alles literarischen Treibens in Deutschland betrachtet, läßt nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, sein Primat geltendzumachen. Das haben wir neulich bei der Erscheinung des Matthisson'schen Musenalmanachs, der durch die darin enthaltenen Schlegel'schen Epigramme und epigrammatischen Gedichte mannichfaches Interesse hier erregt hat, wieder merkwürdig erfahren. Die vorherrschende Stimmung über diese Neckereien war Erbitterung, und eine Zeitlang hörte man fast, wohin man kam, irgend einen für Ordnung und Freiheit sich gern bewaffnenden Literaturgardisten, der sich vorgenommen hatte, solche excesse zu unterdrücken, d. h. zu recensiren. Jeder wollte für einen Andern intervenireu, der Eine für Schiller, der Andere für Rückert, der Dritte für Arndt und Jahn, Der für Voß, Jener für Rückert; Einer wollte sogar für Müllner, Grillparzer, Raupach und Immermann zugleich sein Schwert erheben. Menzel wollten fast Alle seinem eignen Schicksal überlassen. Für Görres, Hegel, Bopp und Platen würde sich ohne Zweifel auch irgend ein Arm gefunden haben. So sollte es denn gestrecktes Laufs gegen den Mann mit der Perücke losgehen, und diesem würde dann am Ende nichts übriggeblieben sein, als seinen Feinden „im Ernst zu Leibe zu gehen" und sie mit einer Dosis aus seinem Salzmagazin, dem „Athenäum", zu vergiften. Doch die Vorsehung, die jetzt so augenscheinlich über den Frieden Europas wacht, wollte es anders. Sie besänftigte oder schlummerte die Gemüther ein. Die erste Hitze hat sich bereits gelegt, und nur wenig Dinte ist in diesem Streite geflossen. Dennoch hat Berlin nicht ganz geschwiegen, sondern sein Haupt erhoben für die gekränkte Unschuld und Schuld. Nicht blos in hiesigen Zeitschriften ist man gegen Schlegel losgezogen, sondern die Berliner haben sogar ihre Waffen ins Ausland, d. h. in fremde Journale getragen. Im Grunde hat Schlegel seinen Gegnern die Sache höchst leicht gemacht, denn wenn er nur einmal sagt:

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewunderer haben –

so hat er es gleich mit der ganzen Nation zu thun; und nicht mit Unrecht: denn der Deutsche will nicht einen seiner geehrten Dichter, wenn er auch seine nicht zu leugnenden Mängel hat, so herabwürdigen lassen. Hr. von Schlegel würde besser gethan haben, wollte er etwas gegen Schiller vorbringen und namentlich dessen Urtheil über Schlegel's kritisches Talent widerlegen, eine gründliche und ausführliche Beurtheilung der Schiller'schen Werke zu liefern. Er würde uns dadurch nicht nur mit einem der Kunst nützlichen Werke beschenkt, sondern auch Andern, z. B. seinem Freunde L. Tieck, die oft wohlbegründeten Tadel gegen Schiller vorbringen, die Sache nicht verderben haben. Das Publicum ist so sehr für Schiller eingenommen, daß es nur mit dem höchsten Mistrauen Etwas gegen ihn anzuhören sich entschließt. Wenn nun aber gar Männer wie Schlegel, statt mit triftigen Gründen, nur mit solchen (man dürfte fast sagen) witzischen Witzeleien auftreten, wem soll es dann ferner glauben und vertrauen? Hr. v. Schlegel hat sich von seiner gekränkten Eitelkeit etwas verleiten lassen, Schiller, Niebuhr und einigen andern tüchtigen Männern Unrecht zu thun. Daß er Hegel nicht gelesen oder nicht verstanden, beweisen die beiden Epigramme, die auf ihn anspielen, zur Genüge. Alles dies ist einzuräumen, aber auch daß unter den übrigen Scherzen sich manches Treffende findet (z. B. über Immermann's Tiroler, über Menzel u. dgl.). Man verfällt aber in ebendenselben Fehler, wodurch sich Schlegel gegen anerkannte Verdienste vergangen, wenn man, wie es bei dieser Gelegenheit geschehen ist, gewissermaßen um das Gleichgewicht wiederherzustellen, ihm gleichfalls fast jedes Verdienst absprechen will. Eins seiner größten Verdienste scheint ganz vergessen oder von den Jüngern gar nie gekannt zu sein: es ist das, zuerst auf den wahren Schatz, den wir in Göthe besitzen, mit Einsicht hingewiesen zu haben. Dies kann nur von Denjenigen ganz gewürdigt werden, welche die Geschichte unserer Literatur seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in das erste Jahrzehend des je-

genwärtigen genau kennen. Diese echte Würdigung Göthe's, welche uns jetzt ganz natürlich vorkömmt, bildete damals eine Epoche in unserer Literaturgeschichte. „Ein Dichter", bemerkt sehr richtig Tieck, „ist darum noch nicht da, wenn er geschrieben hat oder gedruckt ist; das haben alle Zeitalter bewiesen" — und so wurde Göthe auch erst dann recht unser eigen, als wir erkennen lernten, was wir an ihm besitzen. Die Verdienste Schlegel's sind so groß und mannichfach, daß es sehr gewagt ist, so keck darüber abzusprechen, wie es jetzt oft geschieht. So Manches, das er gewirkt, wird uns jetzt so anerzogen, daß wir es gar nicht mehr als sein Werk kennen lernen. Ein ähnliches Schicksal hat in vieler Beziehung Herder gehabt. Wie haben nicht seine „Fliegenden Blätter", seine „Kritischen Wälder", seine „Fragmente zur deutschen Literatur", seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit", seine „Volkslieder" und vieles Andere von ihm zu ihrer Zeit gewirkt! Und doch, wenn Jüngere, die ihre Kenntnisse aus spätern und reichern (aber durch Herder angeregten) Forschungen geschöpft, an die Lesung dieser Schriften gehen, kommt ihnen alles Das bekannt und selbst lückenhaft vor. Wir brechen ab, denn der Betrachtungen sind zu viele, die sich über diesen Punkt uns entgegendrängen. Es ist genug, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß durch ein paar unpassende Witzeleien ein bereits seit 50 Jahren wohlbegründeter Ruhm und mühevoll erworbene Verdienste nicht vernichtet werden.

Von Hrn. Prof. Jarcke habe ich schon in frühern Berichten gemeldet. Er ist der Verf. des aus Aufsätzen der „Allgemeinen Zeitung", der „Quotidienne" und der „Gazette de France" zusammengeschriebenen Buchs über die französische Revolution von 1830, das hier bei Dümmler erschienen ist. Dieser Mann möchte gern ohne Geist und Kenntnisse Ruhm und Ansehen gewinnen. Den Weg zu letzterm hat er allerdings eingeschlagen; denn er schmeichelt derjenigen Partei, die wenigstens Ansehen (wenn auch niemals wahren Ruhm) verschaffen kann. Zu diesem Zwecke gibt er jetzt eine neue Zeitschrift hier heraus, die den Titel führt: „Berliner politisches Wochenblatt". Sie hat die Tendenz, die ultraabsolutistischen Ansichten in der Politik zu verfechten. So wird die Sache Don Miguels mit allem Eifer gegen Don Pedro vertheidigt. England und Frankreich werden in dieser Beziehung von dem Hrn. Prof. Jarcke an das Völkerrecht erinnert, ja nicht zu dulden, daß Don Pedro in ihrem Lande Werbungen anstelle oder in einem ihrer Hafenplätze Truppen sammle. Ueber den Fall Warschaus werden Triumphe gefeiert und dabei erklärt, der Kaiser sei durchaus an keine Verträge gebunden, er könne mit Polen machen, was er wolle. Auf dem wiener Congresse habe Alexander blos versprochen, den Polen eine Verfassung zu geben; den Inhalt derselben zu bestimmen, habe er sich aber vorbehalten, und so dürfe dann heute sein Nachfolger diese Verfassung modificiren, so viel er wolle: darein hätte sich Niemand zu mischen. Gegen das gegenwärtige englische Ministerium wird mit besonderm Eifer gefochten. Es sei das nicht etwa ein Whigministerium, wofür es sich ausgebe (diese Benennung sei viel zu ehrenvoll), sondern ein solches, wie es in der Geschichte der englischen Staatsverwaltung unerhört und nie dagewesen sei, ein liberales, das die wahren Interessen Englands hintansetze und seine Verfassung umzustürzen suche. Man glaubt, Lord Londonderry reden zu hören. Den Franzosen ergeht es natürlich noch viel schlimmer. Das jetzige Ministerium des juste milieu breche nur einem künftigen Ministerium des mouvement die Bahn; die Revolution in Frankreich stände noch im ersten Stadium. Girondisten, Bergpartei, Jakobiner, Wohlfahrtsausschuß, alles Dies würde nicht ausbleiben; man solle nur Geduld haben, es wäre unmöglich, daß Alles an Eine Tage geschehen könne. Gegen die süddeutschen constitutionellen Staaten hegt das Wochenblättchen eine ganz besondere Wuth; es nennt die Freiheit, die dort herrscht, eine despotische; sie sei auf despotischem Grund erbaut. Ueberdies sei es das einzige Streben dieser Staaten, Frankreich in allen Dingen nachzuahmen und alles Deutsche zu unterdrücken. Die dortige Preßfreiheit sei etwas sehr Lächerliches und Uebertriebenes; wir in Preußen wüßten auch aus den Zeiten des „Rheinischen Mercur" her, was Preßfreiheit sei, wollten sie aber gar nicht haben. Daß Stände das Recht der Steuerbewilligung und Beaufsichtigung hätten, sei etwas ganz Abgeschmacktes. Ob denn ein Hauseigenthümer nicht das Recht habe, in seinem Hause gewisse Anordnungen zu treffen, ohne den Miether zu fragen? Der Regent sei aber der Eigenthümer, Unterthanen und Stände die Miethwohner. Man fällt ordentlich aus den Wolken, wenn man ein so einfältiges, sinnloses Gleichniß liest. Weil nun aber der ganze Inhalt dieses Journals so ganz ungereimt ist, so hat der Verleger Sorge getragen, daß wenigstens der Schluß des Blattes immer mit etwas Gereimtem gemacht werde. Dieser lautet nämlich jedes Mal:

Herausgeber: Prof. Dr. Jarcke.
Buchdrucker: J. F. Starke.

Außer dieser politischen Zeitschrift erscheinen jetzt noch zwei andere neue am hiesigen Orte, die gleichfalls Erzeugnisse der gegenwärtigen Zeit im strengsten Sinne sind, nämlich zwei Cholerazeitungen. Die eine wird von einem gewissen Dr. Sachs redigirt, die andere vom Medicinalrathe Dr. Casper. Der erstern wurden im Anfange von der Censur bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt, weil sie das Nichtcontagiositätssystem vertheidigte; durch ein allerhöchstes Rescript aber wurden diese beseitigt, und seit dieser Zeit hat sie sich, besonders in einer Beleuchtung des vom Präsidenten und Geh. Stabsarzte Rust in der „Staatszeitung" geschriebenen Aufsatzes, sehr unumwunden gegen dessen Ansicht ausgesprochen, welche früher Veranlassung zu allen jenen strengen Sperrmaßregeln gewesen, die nunmehr sowol zum commercitellen als zum leiblichen Wohle der Unterthanen Gott Lob! alle aufgehoben sind. Die Cholerazeitung des Dr. Casper zeichnet sich mehr durch officielle und detaillirte Berichte, besonders über die öffentlichen Heilanstalten, aus. Der einzelnen Schriften über die Cholera, welche allein hier erschienen, sind Legion. Von Allem aber was über diese Seuche geschrieben worden ist, hat nichts so sehr die allgemeine Zustimmung hier gewonnen, als ein Aufsatz des Dr. Lorinser, der zuerst in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" gestanden und später mit Recht in der „Staatszeitung" nachgedruckt wurde. Derselbe ist mit außerordentlicher Umsicht, mit der unparteilichsten Prüfung aller für und wider die Contagiosität sprechenden Gründe, mit genauester Kenntniß aller Details und mit seltener Unbefangenheit und Klarheit abgefaßt. Es wäre zu wünschen, daß jede einflußreiche Zeitung ihn weiter verbreite; er würde gewiß in Ländern, wo die Cholera noch nicht eingedrungen ist, die Regierungen vor manchen irrigen Maßregeln und die Unterthanen vor unnöthiger, oft gefährlicher Angst wahren.

Ich bedaure, Ihnen heute noch nicht melden zu können, daß die eben erschienenen und hier angekommenen „Briefe aus Paris" von Ludwig Börne bereits verboten und confiscirt sind. Daß es geschehen wird, daran ist gar nicht zu zweifeln. Einen solchen Fang läßt man sich nicht leicht entwischen. War man doch mit einer Geschwindigkeit wie die Katze nach der Maus hinter Heine's Buch her; und dieses ist gegen Börne's Briefe nur bloße Hofdemagogie oder juste milieu oder wie mans nennen will. Das ist nicht zu leugnen: Börne's politische Ansichten, wie sie in diesem Buche erscheinen, berühren die äußerste Grenze der liberalen Möglichkeit; es sind fixe Ideen, die oft in Wahnsinn übergehen. Aber das thut nichts: wer mit solcher kindlicher Lust und Liebe eine fixe Idee hegt und pflegt, bleibt immer eine interessante Erscheinung. In seinen alten Tagen wird Börne ungestümer, jugendlicher, witziger, als er es je gewesen. Die Julirevolution hat ihn wie ein elektrischer Schlag entzündet. Gehalt ist nicht in seinen Briefen, aber Humor, und Spiritus, der sich leicht wieder verflüchtigt. Eben fällt mir ein, wenn einmal im Leben die beiden äußersten Extreme, Jarcke und Börne, sich so nahe kommen möchten, wie hier in diesem Briefe, nur durch die Cholera getrennt, was dann geschehen würde? Man sagt, die Extreme berühren sich. Nun aber möcht' ich doch wissen, wo sich diese beiden berühren? Jarcke und

Börne, Börne und Jarcke! Von der einen Seite Geist und revolutionnairer Wahnsinn, von der andern Beschränktheit und absolutistische Verkehrtheit! Nur eine Aehnlichkeit wüßte ich zwischen Beiden zu entdecken und diese würde sich erst in der Praxis zeigen. Käme nämlich Einer von Beiden zur Herrschaft, so würde gewiß sein Erstes sein, den Andern köpfen zu lassen. Das wäre denn aber eine sehr unsanfte Berührung der Extreme.

A propos bei Gelegenheit des Köpfens: Wissen Sie auch, warum Daniel Leßmann sich erhängt haben soll? Aus Verzweiflung, weil er die berliner Correspondenzen im „Messager des Chambres" geschrieben. Mit diesen Correspondenzen hat es nämlich eine ganz eigene tragische Bewandniß. Sie sind so verhängnißvoll, daß Grillparzer ein Trauerspiel oder Platen ein Lustspiel daraus machen könnte. Sobald sich nämlich ein berliner Autor erhängt oder ersticht, oder sich von Berlin entfernt, oder eine Zeitlang kein Stück für die königliche Bühne schreibt, oder irgend ein anderes Außerordentliches thut, so verbreitet die hiesige Fama gleich: das ist geschehen, weil er die Correspondenzen im „Messager" geschrieben. Ehemals war man, wenn man ein solches Verbrechen begangen hatte, blos seines Lebens nicht sicher, heutezutage nicht einmal mehr seines Todes: denn kaum hat man sich entleibt, so wird man angeklagt, jene unglückseligen Correspondenzen geschrieben zu haben. Es ist dies eigentlich eine sehr sinnreiche Strafe, die man gegen den Selbstmord anwenden könnte; nur finde ich sie ungerecht: denn im Augenblicke, wo der Mann nicht mehr Rede und Antwort stehen kann, verklagt man ihn. 78.

Landesverschönerung und Landesverbesserung. Von Heinrich von Nagel. München, Finsterlin. 1831. 8. 12 Gr.

Es gewährt ein wirkliches Vergnügen, unter der Masse von Broschüren, welche jetzt den deutschen Buchhandel überschwemmen, und die meistentheils über Politik und Staatsleben entweder leidenschaftlich verwirrtes Geschrei oder unfruchtbare Speculationen zu Tage fördern, mitunter auch auf eine Schrift zu stoßen, die sich, wie die eben angezeigte, mit den Mitteln beschäftigt, das menschliche Leben wahrhaft zu verbessern und zu verschönern. Möge der Himmel geben, daß die Vorschläge des ehrenwerthen Verfassers auch wirklich, wie sie können, ausgeführt werden, und daß das Kriegsschwert, welches über ganz Europa ausgestreckt ist, ohne Harm in die Scheide zurückkehre. Wie Herr von Nagel das Land verbessert und verschönert wissen will, ergibt sich mit einem Blicke aus folgender Stelle seines trefflichen Werkchens: „Die Erde, die wir bewohnen, soll ein anmuthigerer, lieblicherer, erfreuender Aufenthalt werden. Es sollen keine Prachtgebäude aufgeführt und kostspielige Verzierungen angebracht werden, es sollen keine Tempel, Burgen, künstliche Wasserfälle, Springbrunnen, zierliche Brücken da gebaut werden, wo keine sind, Berge aufgethürmt werden, um eine schöne Aussicht zu erhalten, wo die Natur nur eine Ebene hervorbrachte; es sollen keine Waldpartien angelegt, um den Gesichtskreis zu begrenzen, oder ein zum Holzwuchse tauglicher Boden kahl gemacht werden, um eine Ansicht zu eröffnen; es sollen keine Parks geschaffen werden, wo der reiche Eigenthümer, ohne alle Rücksicht auf einen Nutzen, blos zu seinem Vergnügen allerlei Lieblingspartien anlegt, Felder in Buschwerk, Wiesen in Seen umschafft und Alles nach seinen Ideen gestaltet: es soll nur Alles regelmäßig, verständig, ordentlich angelegt, reinlich erhalten, Schäden ausgebessert, und an die Stelle des Veralteten und Schlechten etwas Neueres und Besseres gesetzt werden; die schlechten Wege sollen ausgebessert, die Stege und Brücken hergerichtet, das Austreten der Bäche durch Dämme verhindert werden. Alles, wohin wir blicken, soll das Bild der zweckmäßigsten Benutzung, und das ganze Land ein Gemälde von Schönheit und Bequemlichkeit darstellen. Jeder wird sich dann im Alter freuen, Etwas zur Besserung und Verschönerung des Dorfes und der Umgegend beigetragen zu haben, und Jeder wird den Dank seiner Nachkommen einernten". Diesen Grundgedanken führt der Verf. in fünf Abschnitten aus, und handelt 1) von der Landesverschönerung im Allgemeinen; 2) durch Agricultur; 3) durch Architektur; 4) durch Landstraßen, Wege und Fußsteige; 5) durch Gartencultur und Gartenkunst. Was er fodert und anräth, ist nichts weniger als überspannt, sondern in jeder Beziehung ausführbar, und zwar ohne große Mühe und Kosten. Daß der Landesverschönerung und Verbesserung die Trägheit und die Vorurtheile der Bauern im Wege stehen, übersieht Herr von Nagel keineswegs: hier müssen die Regierungen, Gutsbesitzer und Prediger durch Beispiel und Belehrung Alles, was in ihren Kräften steht, thun. So hat unter Andern „der König von Würtemberg 1823 vier Preise zu 20, 18 und 5 Dukaten nebst einer Ehrenmedaille für diejenigen Ortsvorsteher ausgesetzt, welche für Beförderung der Reinlichkeit, und namentlich für die Anlegung zweckmäßiger Mistjauchengruben, in ihrem Wohnorte am meisten gewirkt haben". Möchte das schöne Gemälde, welches der Verf. (S. 70—77) von ländlichen Wohnungen, wie sie sein sollen, entwirft, bald in ganz Deutschland zur Wahrheit werden! 194.

England und die Reform.

Durch Zufall ward uns das Manuscript einer Schrift mitgetheilt, welche den Titel: „England und die Reform", führt; mit großem Vergnügen und viel Belehrung haben wir solches gelesen. Der Verf., Hr. Dr. Mügge, ist bereits durch mehre gehaltreiche Schriften bekannt, namentlich durch sein letztes Werk: „Frankreich und die Bourbons".

Der Plan, welcher dem Verf. bei dieser Arbeit vorschwebte, war: in historischer, staatsrechtlicher Entwickelung den jetzigen starren Zustand Englands zu zeigen, auf diesem Wege die Verhältnisse der drei Gewalten: König, Lords und Communality, darzustellen, die Oligarchie der Pairie und ihre Folgen zu enthüllen, dann die Grundzüge der Reformbill zu erörtern und endlich auf die Folgen der Bill zu schließen und aus diesen zu beweisen, daß die Bill an sich durchaus nothwendig war und ihre Verweigerung einen schnellen Umsturz nachsichziehen müßte. Für die klare, gedrängte Darstellung dieses in Deutschland noch nie so recht ausführlich abgehandelten hochwichtigen Gegenstandes können wir dem Verf. nur unsern Dank sagen. Er bemüht sich ferner, darzuthun, daß die Reform selbst, wie sie jetzt von den Ministern vorgeschlagen, dem verwickelten Zustande des Reichs übrigens auch noch nicht genügen kann, und durch deren Annahme fast mit gleicher Gewißheit eine Umwälzung zu erwarten ist, die aber, wenn König und Unterhaus einig bleiben und große Mäßigung beobachten, gesetzlich erfolgen kann, jedenfalls aber den Einfluß der Lords und den großen Grundbesitz zerstören würde.

Wie wir hören, wird das Werk in Leipzig gedruckt, indem die Censurbehörde in Berlin das Imprimatur verweigert hat; wir sind wahrlich begierig, die Gründe zu vernehmen, aus welchen die Unzulässigkeit des Drucks einer solchen Schrift hergeleitet werden kann, und würden es Demjenigen Dank wissen, welcher darüber durch diese Blätter Aufklärung geben wollte. Falsche Ansichten und ängstliche Rücksichten können ein solches Verbot wol allein nur von Seiten der Unterbehörde hervorgerufen haben, indem wir der Beispiele sehr viele haben, daß die Obercensurbehörde wahrhaft freisinnige Grundsätze bei der Censur aufgestellt hat und solche gehandhabt wissen will. 98.

Hierzu Beilage Nr. 28.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 28. 30. November 1831.

Geschichte der Reformation der Kirche in Strasburg und der Ausbreitung derselben in den Gemeinden des Elsasses. Von A. Jung. Erster Band. Strasburg, Levrault. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Buch ist als die zweite Abtheilung der Beiträge des Professors Jung in Strasburg zu der Geschichte der Reformation erschienen, deren erste Abtheilung die Geschichte des Reichstags von Speier im Jahre 1529 enthielt und in d. Bl. angezeigt und nach seinem Werthe geschildert worden ist.*) Der Verf. hat sich nunmehr an die specielle Reformationsgeschichte seiner Vaterstadt gewendet. Auch hier ist Alles aus den Quellen geschöpft. Neben den Druckschriften sind am häufigsten handschriftliche Nachrichten und Urkunden benutzt worden. Diese meistentheils officiellen Schriften ergänzen die Lücken, welche die gedruckten Bücher offen ließen; denn aus den letztern allein ließe sich keine vollständige und gründliche Geschichte schreiben, weil sie nur gelegentlich der Ereignisse erwähnen. So hat sich durch den mit seinem Fleiße gepaarten Scharfsinn und historischen Geschmack des Verf. aus alten Protokollen des strasburger Raths, Originalien der eingereichten Schriften, einer großen Sammlung noch ungedruckter Briefe und hin und wieder handschriftlichen Chroniken eine Darstellung ergeben, welche an Genauigkeit der Angaben, an maßhaltender Ausführlichkeit, an pragmatischem Geist und gediegenem Tone mit dem Trefflichsten wetteifert, was die Forschungen in andern Gebieten der speciellen Kirchengeschichte von M'Crie, Kirchhofer u. A. darbieten.

In der Vorrede spricht sich eine gedoppelte Besorgniß des Verf. aus: man dürfte nämlich dem Werke zum Vorwurf machen, einmal, daß es zu sehr nur bei der Geschichte der strasburgischen Reformation verweilt, zu selten auf den allgemeinen Gang der kirchlichen Veränderungen Rücksicht genommen und die Entwickelung derselben in seiner Vaterstadt an Das, was in den übrigen Ländern geschehen ist, angeschlossen habe; sodann, daß er seine Darstellung in Abschnitte nach den verschiedenen Materialien und Hauptbegebenheiten eintheilt, nicht aber eine fortlaufende Erzählung gibt, wie die verschiedenen Abänderungen stattgefunden haben. Der Verf. glaubte mit Recht, durch die Anordnung seiner Schrift jede Begebenheit vermittelst der Zusammenstellung der einzelnen Momente, welche sie vorbereitet, entwickelt und bis zu ihrer Durchführung bestimmt haben, vollständiger und klarer dem Blicke des Lesers vorführen zu können und somit dem eigentlichen historischen Pragmatismus näher zu kommen (S. VI). Was aber den erstern Punkt, das Verhältniß der speciellen zur allgemeinen Reformationsgeschichte anbelangt, so ist dieses in dem vorliegenden Werke durchaus nicht hintangesetzt, vielmehr gerade an den wichtigsten Stellen, z. B. in der Einleitung über die gemeinsamen Vorboten des Wiedererwachens evangelischer Freiheit in damaliger Zeit, kurz zwar, aber klar und bestimmt hervorgehoben. Eine weitere und durchgeführtere Beziehung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen ist jedoch nicht von einem Werke zu fodern, das bei seiner Gelehrsamkeit, seiner tiefern Reflexion und seinem größern Umfange, der ohnehin noch mehr durch umständlichere Lösung jener Frage erweitert worden wäre, nur von Solchen gelesen zu werden verdient und auch nur gelesen werden wird von Solchen, welche in die übrige und allgemeine Kirchengeschichte eingeweiht sind. Zudem ist auch noch anzuerkennen, daß nicht leicht die Reformation einer Stadt oder eines Landes eine so in sich selbst abgerundete Erscheinung ist und eine mit der übrigen Gestaltung und Entwickelung der neuen Kirche weniger eng verflochtene Darstellung zuläßt, als die der Kirche von Strasburg. Uebrigens soll in dem 2. Bande ein besonderer Abschnitt die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Strasburg in diesen Verhältnissen nachholen.

Der eigenthümliche Charakter der Reformation in Strasburg tritt aus allen Schilderungen des Buches hervor, das jedoch erst bis in die Jahre 1525 und 1526 hinaufgeht. Es ist der Charakter der Ruhe und Besonnenheit. In Strasburg besonders fand die Sache der Reformation Schwierigkeiten, die nicht allein von den Vertheidigern des Hergebrachten ihr in den Weg geschoben wurden, sondern die selbst von den eifrigsten Freunden des Neuen veranlaßt waren. Zwischen beiden Parteien stand mit Weisheit und Mäßigung der bürgerliche Magistrat, dem Bessern den Eingang öffnend, aber auch zugleich mit Ernst den Stürmen und jedem Versuche zu gewaltthätigen Abänderungen entgegenarbeitend. Wenn diese ruhige Entwickelung, welche den Gang der Reformation in Strasburg so vortheilhaft auszeichnet, der vorzüglichste Beweggrund für den Verf. war, die Erzählung derselben zu versuchen, wie er S. VII der Vorrede gesteht: so muß sie in seiner Darstellung hinwiederum jeden Leser zur Bewunderung stimmen. Gerade dadurch wird aufs Neue klar, wie unerläßlich in jener bewegten Zeit das unmittelbare Eingreifen der bürgerlichen Obrigkeiten, welche zugleich damals die Mittelpunkte der Intelligenz und des praktischen Verstandes im Staate waren, in die kirchlichen Erschütterungen und Bestrebungen war; so wenig sich auf der andern Seite leugnen läßt, daß im Fortschritte der Zeit und Bildung und unter so ziemlich veränderten Verhältnissen der Staat von seinem Provisorium in der lutherischen Kirche, welches doch nie zu einem definitiven Rechte der Gewalt in kirchlichen Dingen sich auf vernünftigem Wege erheben ließe, freiwillig abstehen sollte.

In der Einleitung handelt der Verf. von den die Reformation vorbereitenden Erscheinungen im religiösen, kirchlichen, wissenschaftlichen und socialen Leben, wie solche namentlich in Strasburg aufgetaucht sind. Doch hat er sich in diesem Punkte kürzer gefaßt, weil das Meiste den Bestrebungen der Gelehrten angehört und sich deshalb zu einer besondern, in sich abgeschlossenen Darstellung eignet, welche in einiger Zeit erscheinen soll. Die Verhältnisse des Klerus und wie durch diese vornehmlich dem Aufkommen freierer Ideen und einer volksthümlichen Reformation der Kirche Bahn gemacht wurde, werden von dem Verf. sehr schön entwickelt. Durch die Entartung der geistlichen Stifter hatten die Klöster an Ansehen und Reichthum, weil an Zuströmen des Volkes, gewonnen. Mit dem Sinken der Autorität der Klöster trifft die Ermannung der Capitel zusammen, welche zwar dafür Sorge trugen, daß ihre Kirchen wieder voll und ihre Messen bezahlt wurden, aber zu diesem Behufe sich nicht eigner Arbeit unterziehen wollten; daher wurden die Leutpriester in den Stiftskirchen angestellt und ihnen die Pflicht auferlegt, zu predigen und durch Popularität, durch jedes Mittel ihrer Beredtsamkeit dem Zwecke ihrer Patrone zu dienen. Der Zustand der Kirche, die Geschichte der Zeit, locale und persönliche Vorkommenheiten gaben dem redlichen, frommen Leutpriester wie dem ehrgeizigen und frömmelnden, ja dem frivolen und frechen, Veranlassung genug, seine Vorträge mit scharfer Lauge auszustatten und so das Volk in Massen herbeizuziehen, das nun oft nicht sowol erbaut, belehrt und gebessert, als unterhalten und zu Spott und Widerstand gereizt wurde. Durch edlere Prädicanten fand, sowie an andern Orten, auch in Strasburg die Reformation Eingang, und mit Recht schildert der Verf. zuerst die Bemühungen solcher Männer. Der alte Geyler von Kaisersberg ist längst bekannt durch seine freimüthigen Münsterpredigten; weniger dessen stillerer Neffe Peter Wickram, von dem Professor Jung eine

*) Vgl. Nr. 280.

D. Red.

kräftige Predigt gegen den Unfug der Kinderceremonien am Feste der unschuldigen Kindlein theilweise mittheilt. Unmittelbar aber wirkte für die Verbreitung der Reformation in Strasburg dessen Nachfolger Matthäus Zell. Ihm standen verwandte Männer zur Seite. Auch unter dem höhern Klerus fand sie Anklang. Der Bischof von Strasburg, Wilhelm III., aus dem thüringischen Geschlechte der Hohenstein, hatte ein frommes Gemüth und ernsten Willen, das Bessere zu bewerkstelligen. Aber sein Auftreten war zu leise, sein Wort zu schwach, um zu helfen, wo man der entschiedenen Kraft und des durchgreifenden Sinnes bedurfte. Mit mehr Bestimmtheit gab der Dechant des Domcapitels, Sigmund von Hohenlohe, die Uebereinstimmung seiner Ansichten mit denen Luther's durch seine ganze Handlungsweise kund. Der Verf. findet es daher auch mehr als wahrscheinlich, daß die bürgerliche Obrigkeit auch solche Männer angehört, sich von ihnen habe Rath ertheilen lassen und nicht allein den Prädicanten gefolgt sei. Hohenlohe und ähnlich Gesinnte wirkten so auf der einen Seite bei dem Rathe, auf der andern bei den Capiteln zu mildern Maßregeln in der Behandlung der Sache. Unterdessen gründete sich die Wahrheit tiefer in den Gemüthern, die sie zuerst aufgenommen hatten, und theilte sich von hier immer Mehren in ihrer veredelnden Kraft und versöhnenden Milde mit.

Dies that auch Roth. Denn, wie im zweiten Abschnitte, von der Entwickelung der Reformation, erzählt wird (S. 57 fg.), kam noch im Februar 1518 ein römischer Legat nach Strasburg. Es war ein Cardinal, der mit 20 Reitern, 4 vierspännigen Wagen und 8 Maulthieren, welche die Ablaßbriefe und das bereits eingezogene Geld trugen, in die Stadt einzog. Im Kampfe gegen dieses und die übrigen Aergernisse der damaligen Kirche wurden die unbeugsamen Leutpriester und der behutsame Rath durch die edeln Antömmlinge unterstützt, deren Schilderung den dritten Abschnitt des Buches einnimmt; vornehmlich Kaspar Hedio aus Ettlingen in Baden, zuvor Prediger des Erzbischofs von Mainz, wo er in der Stille das Werk der Reformation begünstigt hatte; Wolfgang Capito, der Freund von Erasmus und aller berühmten Literaten jenes Zeitalters, ängstlich wie so viele derselben, aber von Herzen der guten Sache zugethan, ihr schon als Rath und Kanzler des Kurfürsten von Mainz dienend und dann vornehmlich als Propst am Thomasstifte zu Strasburg die Reformation fördernd; und der liebenswürdigste unter den Reformatoren, der sanfte, versöhnende Bucer, welcher Geist mit Gelehrsamkeit, Ruhe mit Eifer verband.

„Wir dürfen es sagen", schreibt der Verf. S. 181, „keiner Stadt in Deutschland ist dieses Glück geworden, eine solche Reihe von Arbeitern an dem Reiche Gottes zu finden, in keiner haben sich die Umstände so günstig vereinigt: ein Magistrat, der mit ebenso vieler Umsicht als Festigkeit handelte; eine Bürgerschaft, welche die Predigt des Evangeliums mit herrlichem Eifer entflammte, welche aber auch nicht zu der Unbesonnenheit sich hinreißen ließ, die an so manchen Orten mit dem Guten das Verderben entwickelte. Darum ist auch diese Stadt auf eine ausgezeichnete Weise in dem Bessern vorangeschritten und in allen Gefahren demselben treu geblieben. Diese Gefahren waren allerdings groß und oft geeignet, auch den Muthigsten zurückzuhalten; denn die mächtigen Fürsten ringsumher zeichneten sich meist durch leidenschaftlichen Haß gegen das Neue aus: schonungslos mordete der Herzog von Lothringen Jeden, der es wagte, das Evangelium in seinem Gebiete zu predigen; die bischöflichen Herrschaften schlossen die Stadt von allen Seiten ein, und der Kirchenfürst mit seinen adeligen Capiteln brohte den ganzen hohen Adel gegen den Magistrat zu waffnen; die Gunst des Kaisers, welche Wilhelm von Hohenstein in so hohem Grade besaß, machte diesen mächtigen Bischof noch gefährlicher, und jede Hülfe in der Schweiz oder in dem nördlichen und mittlern Deutschland war so entfernt! Doch nichts vermochte die kräftigen Männer, Laien wie Geistliche, zurückzuschrecken; kühn und muthig vollbrachten sie unter allen Gefahren, unter den furchtbaren Schrecken des Bauernaufstandes das herrliche Werk".

Nachdem er im vierten Abschnitte das Heirathen der Prädicanten, worin ihnen Bucer, der mit seiner Gattin schon nach Strasburg kam, vorangegangen war, mit interessanten Details — wohin namentlich auch die Schilderung der gräuelvollen Frau des Matthäus Zell gehört — berichtet und die Verhandlungen des Rathes und der Evangelischen mit dem Bischof im fünften Abschnitt erörtert, geht Jung im sechsten auf die Fortschritte der Reformation in Strasburg in dem Magistrat und unter den Gelehrten über, woran sich im siebenten ein Blick auf die Gegner anschließt. Unter den Gönnern und Beförderern stellen sich namentlich Jakob Sturm und Nicolaus Gerbel heraus; jener war nicht nur Freund der Wissenschaften, sondern auch ein klug gewandter und gewissenhafter als talentvoller Staatsmann, der durch seinen Einfluß bei Hohen und Niedern, Geistlichen und Laien, in der Vaterstadt und in auswärtigen Verhältnissen vielgemein viel wirkte und, unbekümmert um dogmatische Fragen und theologischen Streit, die Läuterung des Gottesdienstes von abergläubischen Gebräuchen, die Wiederherstellung christlicher Zucht und Ordnung und die Aufrechterhaltung des Friedens in dem kleinen Freistaate zum Gegenstande seiner unermüdlichen Thätigkeit gemacht hatte. Gerbel war ein gründlicher Rechtsgelehrter; wie Sturm aus Wimpheling's Schule hervorging, so war er zu Reuchlin's Füßen in seiner Vaterstadt Pforzheim gesessen. Ein vielseitig gebildeter Mann, warf er sich, wie es der Drang der Zeit mitsichbrachte, bei dem Anfange der Reformation in Deutschland und in der Schweiz auf das Studium des Neuen Testamentes in der Ursprache und der Theologie überhaupt. Er veranstaltete schon 1521 einen Abdruck der Erasmischen Ausgabe des N. T. zu Hagenau. Bald aber besorgte er von Luther's Schriften, mit dem er in Briefwechsel stand, in Strasburg, Hagenau und Basel Abdrücke und leistete dadurch und durch seine ausgebreitete und lebhafte Correspondenz mit Freunden der Sache der guten Sache unberechenbare Dienste. Als Gegner der Reformation in Strasburg werden hauptsächlich drei angegeben: Thomas Murner, Konrad Treger und Hieronymus Gebwiler. Eine ausführliche Schilderung des moralischen Charakters, der literarischen Thätigkeit, namentlich so weit sie in den Kampf der Reformation sich verwickelt hatte, und der Schicksale Murner's gibt diesen berüchtigten Parteigänger in seiner ganzen Schamlosigkeit und Lüge, aber auch in seiner ganzen Schwäche, im Vergleich mit den wohlgerüsteten Vertheidigern einer bessern Sache, zu erkennen. Die römische Kirche kannte sich nie dieses Kriegers rühmen, so groß auch das Lob ist, welches ihm Klein Heinrich VIII. von England als „einem würdigen und frommen Mann" ertheilte. In Murner's frühern Schriften ist eine fortlaufende Satyre auf die Gebrechen und Laster der Kirche, daß man füglich aus denselben ein vollständiges Bild des damaligen Zustandes der Kirche, wie er den Reformatoren entgegentreten mußte, entnehmen mag. Aber auch in seinen spätern Schriften ist es nur mit etwas veränderter Richtung derselbe Ton, in welchem sich der frivole, ironisirende Geist der römischen Kirche spiegelt, und welcher, wie unser Verf. S. 309 richtig bemerkt, jeden Freund der Wahrheit empören mußte. Dazu kam der Mangel an gründlichem Wissen, der sich, solchen Gegnern wie sie Murner hatte, im Angesichte, nicht wol hinter Schlagworten und kirchlichen Floskeln verbergen ließ. Dieser Mangel war ja seit mehren Jahrhunderten immer allgemeiner geworden. Also bedurfte es gleich Anfangs und im Fortgange der Reformation nicht selten des Reizes der Neuheit, um den das Bessere suchenden Laien zu den Reformatoren hinzuziehen: die geistige Ueberlegenheit derselben, das große Verrecht der Wahrheit ihrer Sache, mußte ihnen den Sieg über Gegner zusichern, von welchen die Einen tief unter ihnen standen, die Andern, der Eitelkeit und mancher weltlichen Rücksichten wegen, nur leise ankämpfen mochten, welche alle aber für eine verlorene Sache kämpften (S. 309).

Die Abänderung des Gottesdienstes, von welcher im achten Abschnitte berichtet wird, erfolgte nicht ohne Bewegung und Versuch von größern Unruhen. Dies namentlich auf Veranlassung

der Kirchenbilder. Man erkennt hier wol die Nachbarschaft der Schweiz, deren tumultuarische Auftritte auf manchem Kopf unter den der Reformation geneigten Bürgern zu Strasburg mögen Einfluß gehabt haben. Allein hier gerade zeigt sich die Autorität des Rathes, die den drohenden Sturm zu beschwichtigen und Alles vorzubereiten wußte, sodaß geholfen war, ehe das Volk auf unruhige und gesetzlose Weise sich selber zu helfen beginnen konnte. Möchten doch alle bürgerlichen und kirchlichen Behörden des 19. Jahrhunderts von jenen Vorfahren lernen, wie man die Zeit nützen und ihre Entwickelungen fördern, ihren heftigen Erschütterungen durch weise Anordnungen und Einrichtungen zuvorkommen müsse, ehe Schaden kommt.

Im neunten Abschnitte ist von der Errichtung der Pfarreien die Rede, und hiermit schließt sich der 1. Band. Es ist ein schöner Wetteifer zwischen den behutsamen Schritten des Rathes und dem freimüthigen Vorantreten der Gemeinden wahrzunehmen. Der Erfolg mannichfacher Verhandlungen mit den Capiteln war, daß im Jahre 1525 schon evangelische Prediger an den wichtigsten, und namentlich an sämmtlichen Pfarrkirchen von Strasburg in unabhängiger Stellung sich befanden. Sie bezogen die Einkünfte, welche früher den Leutpriestern zuerkannt worden waren, von den alten Stiftungen, von den Capiteln oder aus sonstigen Quellen. Dennoch reichten nur Wenige damit aus, denn mit dem Aufhören der Messen und anderer einträglichen Kirchenübungen war ein großer Theil dieser Einkünfte weggefallen: der Rath ergänzte daher aus andern Mitteln. Immer aber lebten die Meisten sehr spärlich und bedurften noch der freiwilligen Beiträge gutgesinnter Mitbürger. So sagt auch Wolfgang Capito, daß er nur noch die Einkünfte seiner Propstei an St.-Thomas genieße; „denn der übrigen Pfründen und Pensionen, die ihm zustehen sollten, habe ihn das Evangelium säuberlich erleichtert. Und diejenigen, welchen er jetzt diene, werden ihn, ob Gott will, in zeitlichen Dingen nicht reich machen". Ein andermal erklärte derselbe, er habe bisher noch gar nichts von seiner Pfarrstelle erhalten, verzichte auch auf diese Einkünfte, wenn man ihn nur die Propstei genießen lasse; dagegen bat er für einen Vicar um Besoldung und Wohnung. Der Rath bestimmte für diesen wöchentliche 3 Gulden, von welchen aber auch noch ein Sigrist erhalten werden sollte; wegen der Wohnung, hieß es, möchte sich Capito noch gedulden. Pollio stand noch schlimmer; er mußte Schulden machen, um mit seinem aus 5 Personen bestehenden Hauswesen durchzukommen. Er bekam gleichfalls 3 Gulden wöchentlich, von welchen er sammt Vicar und Sigrist leben mußte. Und dennoch, heißt es S. 387 am Schlusse, hat man schon öfters vorgegeben, diese Männer wären um irdischer Vortheile willen der Reformation beigetreten!

Dem 1. Bande folgt ein 2., der die Geschichtserzählung vollenden, und ein 3., der die urkundlichen Data enthalten soll. Die hier gegebenen Andeutungen und Auszüge werden die Wichtigkeit des Werkes dargelegt haben. Eins ist aber, was wir am Schlusse noch mit besonderer Anerkennung hervorheben müssen, die deutsche Gesinnung und Art des Schriftstellers. Er hebt nicht allein mit rechter Vorliebe heraus, wie sich in dem deutschen Lande die Vorbereitung der Reformation anders als in Italien, Frankreich, England habe gestalten müssen, wie die dem herrschenden Unwesen entgegengesetzte Richtung dort weit mehr eine intensive mystische gewesen, während anderwärts mehr eine exoterisch-satyrische hervortrat; sondern er stellt mit einem gewissen Stolze die Reformation seiner Vaterstadt als ein Werk solch deutscher Gemüthlichkeit und eines ruhigen Charakters dar. Diese freie Ansicht und Aeußerung ist dem deutschen Leser um so willkommener, je schmerzlicher wir es bedauern müssen, daß die Strasburger und Elsasser der Gegenwart in ihrer politischen Gesinnung sich gern damit brüsten, auf dem Ultrapunkte des französischen Liberalismus zu stehen, und ihre deutsche Abkunft und die Reste deutscher Nationalität zu verleugnen und immer mehr zu verwischen suchen. 12.

Pantheon. Eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Herausgegeben von mehren Literaturfreunden. Zweiundzwanzigster bis vierundzwanzigster Band. Stuttgart, Hoffmann. 1830—31. 8. Jeder Band 9 Gr.

Wir haben diese interessante Sammlung bereits bis zu ihrem 21. Bande verfolgt *), und da uns mit dem 24. ihr einstweiliger Schluß vorliegt, nur noch von dem Inhalte der drei letzten Bände Rechenschaft zu geben. Die Vorzüge und die bereits gerügten Fehler dieser Sammlung zeigen sich auch in diesen Schlußbänden von Neuem, doch mit einem ansehnlichen Uebergewichte der erstern. Der 22. Band beginnt mit einer Novelle von Fouqué: „Fata Morgana", einer für den Künstler von Fach — ihrer Fehler wegen — merkwürdigen Erzählung. Der schlimmste Verstoß darin ist, daß die Geschichte in der Mitte derselben völlig zu Ende ist, und daß wir von da ab auf jeder Seite den wirklichen Schluß erwarten, welcher nimmermehr erfolgt. Eine Peripetie bildet sich, welche alles Vorangegangene völlig zerstört. Der wahnsinnige Guglielmo wird geheilt, die verschüttete Veronica wiedergefunden, der tolle Dottore kommt wieder zu Verstand und die ganze Geschichte ist so gut wie nicht geschrieben. Wäre es möglich, daß ein hallischer Doctor der Philosophie jemals so toll würde wie des Dichters Friedrich Färber, so wäre er wenigstens eine höchst merkwürdige Erscheinung, die man einkäsichen und für Geld sehen lassen könnte. Die Wahrscheinlichkeit gilt dem Herrn Baron so viel wie Kaff, von Natur ist bei ihm keine Rede, und sein Vortrag ist wieder ganz so gezwickt, so absonderlich und so bajazzoartig, wie gewöhnlich. Die Wunderlichkeiten und die Mißgriffe seiner Phantasie sind hinlänglich bekannt; aber einräumen muß man ihm, daß er wenigstens Phantasie hat — für das Maß des ihm zu Theil gewordenen Verstandes fast zu viel. Auch diese Erzählung, eine der närrischsten, die wir von diesem Dichter kennen, enthält wieder, wie die meisten, einige wunderschöne Stellen (z. B. S. 57), wo Jeannetten von einem Unbekannten der briefliche Nachlaß ihres Geliebten überbracht wird; und wir begreifen nur nicht, wie ein Mann im Besitz von so viel Geschmack so ganz geschmacklose Sachen schreiben kann, wie z. B. gleich im Anfange die Störung durch den Kater. — Die zweite Erzählung: „Hauptmann Reh", aus dem Englischen des Banim, ist von bekannter Trefflichkeit, nur leider wieder verkürzt und fragmentarisch. — Der 23. Band liefert zuerst: „Die Italiener", von Döring, eine Erzählung, die wir in d. Bl. bereits abgeurtheilt haben. Der Verf. erzählt gut; aber er prüft seine Erfindungen zu wenig von der Seite der Wahrscheinlichkeit; ein Charakter, wie Caroli, ist ganz undenkbar, wie es undenkbar ist, daß Jemand einen Mordanschlag in einem Briefe seinem Freunde mittheile und diesen Brief 20 Jahre lang in seiner Tasche bei sich trage. Es gibt kein größeres Ungeschick in der Führung einer Fabel, als dieser Zug bekundet. — Weiter folgt der Schluß des Ingemann'schen „Mannes auf dem Kullen" (s. 21. Band). Die Erzählung fesselt und gefällt, wiewol sie eigentlich blos aus ganz gewöhnlichem Romanstoffe besteht. Das Historische schmilzt mit dem Phantastischen gut zusammen, in jedem Falle viel hundert Mal besser, als in den Tromlitz'schen und Blumenhagen'schen historisch-romantischen Breigerichten. — Der 24. Band gibt uns, damit es uns nicht lange am Vergleichungspunkte fehle, ein solches Breigericht: „Ritter Franz", von Tromlitz. Ein Tropfen Sentimentalität in neun Tropfen Schlachtenblut aufgelöst — probatum est: das gibt eine historisch-romantische Erzählung! Hier ist glücklicherweise der Stoff selbst ziemlich reichhaltig. Franz, der Held, ist der Sohn des unglücklichen Kurfürsten von Köln, Gebhard, aus dem Geschlechte Truchseß von Waldburg, und der Agnes von Mansfeld, der zu Liebe er Calvinist wurde und sein Reich verlor. Die Geschichte ist so weit gut erzählt, wenn der Verf. uns nur mit seiner

*) Vgl. Beil. Nr. 9 d. Bl. D. Red.

schrecklichen Sentimentalität und seiner nicht minder schrecklichen Poesie verschont hätte. — „Napoleon und Laura, oder das schöne Mädchen von Orgon", nach dem Französischen, ist mehr Skizze als Erzählung; sie ist voll Kraft und, da der Erfindung eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, von Interesse. Ein etwas herculisches Mädchen — gewiß keine Fouqué'sche Jungfrau — rettet, ihrem Hasse gegen den Despoten zum Trotz — den gefährdeten Exkaiser aus den Händen des wüthenden Pöbels von Orgon. — Eine kleine meisterhafte Skizze, ähnlicher Art, gleichfalls aus dem Französischen, ist die „Geheimnißvolle Liebe, oder die entblätterten Rosen", eine der seltenen Arbeiten bei unsern überrheinischen Nachbaren, in denen man echten Humor entdeckt, durch Thränen lächelnden Schmerz. Die letzte und eine der bedeutendsten Novellen in dieser ganzen Sammlung ist „Meine Großtante, aus den Papieren eines alten Herrn", von Johanna Schopenhauer. Den ganz naturwidrigen Stoff als möglich zugegeben, ist diese Erzählung vortrefflich in Charakteren, Motiven und Begebenheiten. Der Vortrag ist von einer Vollendung, wie wir ihn bei dieser Schriftstellerin noch niemals angetroffen haben, ein Meisterstück des jetzt so beliebten Laisser-aller. Das ganze Gemälde ist belebt, anziehend und geschmackvoll; aber die Naturwidrigkeit des Grundthemas widerstrebt auch der fertigsten Hand. Zwei Mädchen am Altar als Gatte und Gattin sich angetraut zu sehen, wird Vieler Sinnesart entgegensein. Wir selbst, so sehr wir die Behandlung loben müssen, so viel Talent wir in der Führung der Fabel und in ihrer Ausschmückung (z. B. in dem Gemälde einer polnischen Villeggiatur, das meisterhaft ist ꝛc.) anerkennen, wir selbst haben uns einiger Bangigkeit nicht erwehren können, als wir die beiden getrauten Freundinnen jede ihren Herzensfreund finden sahen.

Hiermit nun schließt diese Sammlung von meist achtbaren und gefälligen Erzählungen, welche fast in jeder Gattung irgend ein Musterbild aufzuweisen hat. Hätten die Herausgeber ihre Hand nicht nach bändereichen Romanen ausgestreckt, die sie uns doch nur in kärglichen Auszügen geben konnten, so wäre wenig oder nichts an ihrem Unternehmen zu tadeln gewesen. Doch auch so steht dasselbe mit seinem Zweck, eine wohlfeile und würdige Unterhaltungsbibliothek hinzustellen, als lobwürdig da; wir dürfen es dreist empfehlen, ja selbst hoffen oder wünschen, daß es nicht für immer geschlossen und beendigt sein werde. 40.

Briefe über den Fortgang der asiatischen Studien in Paris, von einem der orientalischen Sprachen beflissenen jungen Deutschen. Zweite vermehrte Ausgabe. Ulm, Neubronner. 1830. 8. 8 Gr.

Der Urheber dieser Briefe muß an ihnen ein ganz besonderes Interesse nehmen, da er schon eine zweite Ausgabe derselben veranstaltet hat. Denn daß diese zweite Ausgabe durch den starken Absatz der ersten, und also auf den Wunsch des Publicums nöthig geworden, ist schwer zu glauben. Der Briefsteller meldet für den Sachkenner oder Orientalisten zu wenig und für das große Publicum zu viel. Sollten diese Nachrichten für den Orientalisten Interesse haben, so hätte der Verf. gründlicher in das Einzelne der zu Paris jetzt erscheinenden, und von verschiedenen, theils französischen, theils fremden Gelehrten vorbereiteten Werke, welche die orientalische Literatur betreffen, sich einlassen müssen, und von dem Charakter der Bearbeitung, den dabei gebrauchten Hülfsmitteln und dem Gehalte der Originale im Speciellen handeln. Das allgemeine, flüchtige Gerede, welches man in diesen Briefen findet, kann nichts nützen. Dem Verf. scheint auch hauptsächlich nur darum zu thun zu sein, allerlei Zänkereien und Klatschereien zur Sprache zu bringen und Sticheleien gegen einzelne Gelehrte von sich zu geben. So wird z. B. ein junger Orientalist Fleischer, welcher sich in Paris aufhielt, erwähnt, und dabei die so witzige Note angebracht: „er ist, seitdem Obiges geschrieben wurde, abhanden gekommen, und deutsche Freunde bitten ihn dringend, ein Lebenszeichen von sich zu geben". Was soll solches Zeug? Hr. Fleischer hat den ersten Theil der Annalen des Abulfeda und den Katalog der dresdner Handschriften seitdem herausgegeben. Dies weiß Jeder, welcher sich um die orientalischen Studien ernstlich bekümmert. Sollte der Briefsteller uns auch noch die dritte Ausgabe seiner Briefe zufließen lassen wollen, so ist sehr zu wünschen, daß er darin gescheitere Dinge vortrage. 221.

Literarische Metamorphosen.

Manche Schriftsteller spielen auf die seltsamste Weise in den buntesten aber unerfreulichen Farben; chamäleontisch genug, aber nicht so interessant. Einige z. B. machen in der Vorrede tiefe Verbeugungen vor dem Leser und Kritiker und zeigen sich über alle Maßen höflich und niedlich, oder sie dramatisiren, mit vielen untermischten Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, sie fragten den Teufel nach allen Recensionen. Dieser letztere zeichnete Ton kommt jetzt nicht selten vor, und der unsterbliche Pistol (in Shakspeare's Heinrichen) freut sich noch im Grabe über die beträchtliche Zahl seiner Nachfolger. Zwar trifft es sich wol bei Einigen, daß sie etwas frischer sind wie er, aber Falstaff erkennt sie doch schon als „zahme Locken", und einem Flocken gegenüber will es mit ihnen nicht recht fort.

Doch abgesehen von solchen Pistol gibt es auch ganz leibliche und reputirliche schriftstellerische Personen, die, wenn sie über wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände im Allgemeinen reden, manches Erträgliche ruhig vorbringen; sobald sie aber Recensionen schreiben wollen, einen ganz neuen und höchfatalen Menschen anziehen. Sie werfen die ehrbare Schlafmütze, in der sie sich so wohl befanden, weit hinweg, und setzen den Helm des Horribilicribrifax auf. Ihre Lammsnatur bewährt sich um Ziegenbockstößigkeit, und gut bewirtete Schafe stacheln sich zu reißenden Wolfscharakteren auf. Sobald sie aber mit der Recension fertig sind, nehmen sie die Schlafmütze wieder auf und schreiben den allerhöflichsten Brief, vielleicht an irgend einen Stadtschreiber in Krähwinkel, um sich seiner Protection zu empfehlen. Wenn sie endlich am Abend die Pfeife ausklopfen und zu Bette gehen, denken sie noch mit Behagsfallen an die formidable Vormittagsrecension zurück und sagen leise zu sich selber: „So was wird Aufsehen machen, und ich habe doch gezeigt, daß ich auch darunterfahren kann, daß es kracht". 130.

Notiz.

Die Granate.

Die Einnahme von Schweidnitz durch Friedrich II. am 9. Okt. 1762, wodurch sich das ganze Schicksal dieses Feldzuges des siebenjährigen Krieges entschieden fand, wurde gleichwol nur durch einen ganz unbedeutenden Zufall entschieden. Ein junger, unlängst zur preußischen Armee berufener Feuerwerker nämlich, der bei einer siebenpfündigen Haubitze in der zweiten Parallele angestellt war, bemerkte, daß auf der einen Seite eines angegriffenen Forts laborirt werde. Diese Arbeit verrichteten die feindlichen Artilleristen, die bei offener Thüre einer den Pulvervorrath enthaltenden Casematte Kanonen-Cartuschen verfertigten, während die Besatzung des Forts sich, des regnichten Wetters wegen, in die daran stoßenden Casematten zurückgezogen hatte. Er richtete daher sein Geschütz nach diesem Punkte, und hatte das Glück, daß die Granate gerade innerhalb des Weges ganges vor der Casematte niederfiel, beim Crepiren das Pulver anzündete, und so diese ganze Seite mit der Besatzung in die Luft sprengte. Die Festung ergab sich gleich nachher. Ich weiß wohl, daß man dies aus der Theorie des Zufalls erklären kann, aber.... 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

fallen. Des Schwärmers Wahn und Ende. Von Horst Harring. 2 Theile. 4. Burggraf Friedrich von Hohenzollern zu Koslnitz. Historische Novelle von H. Smidt. 5. Die Warnerin. Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben von G. Loh. 6. Friedrich von Baden und seine Feinde. Historische Novelle von A. v. Heidewaldt. Herausgegeben von H. Loh. 7. Almanach der Novellen und Sagen. Herausgegeben von A. Brenkowski. Erster Jahrgang. Viertes Bändchen.) — Notizen.

Nr. 321. Etwas über die Systemsucht der neuesten Zeit. (Beschluß.) — Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern, und über den Einfluß der Griechen auf den Ganz ihrer Ausbildung. Von P. J. Stuhr. — Lettre de Tutundju-Oglou-Mustafa-Aga, véritable philosophe turc, à M. T. Bulgarin; traduite du russe, et publiée, avec un savant commentaire, par Koutlouk-Fouladi, ci-devant ambassadeur de la cour de Boukhara à Khiva, actuellement marchand d'abricots confits de Samarcande, et littérateur. — Schüp's Allgemeine Erdkunde. Fünfte Abtheilung. Gemälde von Europa. Einundzwanzigster Band. Neuestes Gemälde der Schweiz. Von Reigebaur.

322. Beiträge zur Geschichte Deutschlands. Auch unter dem nähern Titel: Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Aus handschriftlichen, meistens archivalischen Quellen geschöpft und herausgegeben von F. J. Oechsle. Mit einer Vorrede von J. G. Pahl. — Correspondenznachrichten aus Darmstadt. — Neueste englische Literatur. (Geschichte und Biographie. 1. The life and death of Lord H. Fitzgerald. By T. Moore. 2 Bände. 2. The private correspondence of D. Garrick with the most celebrated persons of his time. 3. The speeches of the right hon. W. Huskisson; with a biographical memoir, supplied to the editor from authentic sources. 3 Bände. 4. The life of S. Johnson, L. L. D., including a journal of a tour to the Hebrides. By J. Boswell. A new edition, with additions and notes by J. W. Croker. 5 Bände.) — Neue Syratöne von L. Hell. 2 Theile.

323. Beiträge zur Geschichte Deutschlands. Herausgegeben von F. F. Oechsle. (Beschluß.) — Die Seminarien des Aufruhrs. — Dichterleben. — Dreißig politische Zeitsonette, von einem Sachsen.

324. Der Christbaum des Lebens. Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde, von H. König. — Der Armenbesucher, von Gerando. Nach der vierten Auflage vom J. 1828. Uebersetzt und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von E. Schelle. — Was gebieten in einem constitutionnellen Staate Recht und Politik hinsichtlich der Behandlung der Fremden? Eine publicistische Distribe, mit besonderer Anwendung auf Kurhessen. Von J. Murhard.

325. Der Christbaum des Lebens. Von H. König. (Fortsetzung.) — Reginald. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen von F. v. Hayden.

326. Der Christbaum des Lebens. Von H. König. (Beschluß.) — Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland, in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w., von W. Horn. Erster Band. — Thaddeus Bulgarin. — Notiz. — Literarische Anzeige.

327. Ludwig Anthem, ein Fragment aus einer Biographie. — Correspondenznachrichten aus dem Badischen. — Neueste englische Literatur. (Geschichte und Biographie. 5. Catalogue of the manuscripts and state-papers in the library of the most noble the Marquess of Salisbury, at Hatfield-House. 2 Bände. 6. History of Scotland. By P. F. Tytler. 7. Cabinet library. Vol. VI. Historical memoirs of the house of Bourbon. 2 Bände. 8. Cabinet cyclopedia. Vol. XXI. Eminent british statesmen. Erster Band. 9. History of the county palatine of Lancaster. By E. Baines. 10. Historical researches on the conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talamecco, in the thirteenth century, by the Mongols, accompanied with elephants; and the local agreement of history and tradition, with the remains of elephants and mastodontes found in the new world: containing invasion of Japan from China; a violent storm; Mongols, with elephants land in Peru and in California; very numerous identifications; history of Mexico and Peru to the conquest by Spain; grandeur of the Incas; on quadrupeds supposed extinct; wild elephants in America; tapirs in Asia; description of two living unicorns in Africa; with two maps and portraits of all the Incas and Montezuma. With a supplement. By J. Ranking.)

Nr. 328. Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von N. Gretsch. Aus dem Russischen von E. Guret. — Vita di Ugo Foscolo, scritta da G. Pecchio. — Les quatre Stuarts, par M. de Chateaubriand.

329. Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von N. Gretsch. Aus dem Russischen von E. Guret. (Beschluß.) — Vita di Ugo Foscolo, scritta da G. Pecchio. (Beschluß.) — Notizen.

330. Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life. By T. Moore. 2 Bände. — Correspondenznachrichten aus Paris. — Literarische Anzeige.

331. Letters and journals of Lord Byron, with notices of his life. By T. Moore. 2 Bände. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Die Engländer über Niebuhr.

332. Die neuesten politischen Ermahnungen und Grundsätze. (Briefe aus Paris 1830—31 von L. Börne.) — Cousin's Bericht über das deutsche Schulwesen. Zweiter Artikel. — Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche in den Jahren 1827 und 1828 bei Sinsheim in dem Neckarkreise des Großherzogthums Baden geöffnet wurden. Von K. Wilhelmi.

333. Altfranzösische Literatur. (1. L'histoire du chatelain de Coucy et de la dame de Fayel, publiée d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, par G. A. Crapelet. 2. Proverbes et dictons populaires avec les dits du Mercier et des marchands et les crieries de Paris, aux 13ième et 14ième siècles, publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, par G. A. Crapelet.) — Cousin's Bericht über das deutsche Schulwesen. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

334. Altfranzösische Literatur. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Berlin. — Landesverschönerung und Landesverbesserung. Von P. v. Nagel. — England und die Reform.

Beilage Nr. 23. Geschichte der Reformation der Kirche in Straßburg und der Ausbreitung derselben in den Gemeinden des Elsasses. Von A. Jung. Erster Band. — Pantheon. Eine vorzügliche Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Herausgegeben von mehren Literaturfreunden. 22.—24. Band. — Briefe über den Fortgang der asiatischen Studien in Paris, von einem der orientalischen Sprache beflissenen jungen Deutschen. — Literarische Metamorphosen. — Notiz.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II.

12. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westfälischen Frieden. Von F. von Raumer.

II. Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bild. Von K. A. Varnhagen von Ense.

III. Karls des Großen Privat- und Hofleben. Von F. Lorentz.

IV. Polens Untergang. Von F. von Raumer.

Der erste und zweite Jahrgang, mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu und Maximilians II., [illegible] falls jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Polens Untergang. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Gr. oder 18 Kr. Rhein.

Diese Schrift kann als eine Einleitung und Vorschule zu jeder andern Geographie benutzt werden. Der Preis ist so billig wie möglich gesetzt, um aber die Einführung in Schulen zu erleichtern, bewilligt ich auf 25 Ex. [illegible] auf 50 Ex. acht Freier., welche Vortheile von jeder Buchhandlung in Anspruch genommen werden können.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830,2
B
1831
Dec.

1831.

Monat Dezember;

enthaltend

31 Blätter: Nr. 335—365, 2 Beilagen: Nr. 29, 30, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XXXI—XXXIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet, indeß kann die Verlagshandlung eine Verantwortlichkeit für diese fremden Anzeigen in keiner Art übernehmen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Inhalt.

Nr. 335. Zur Nachricht. — Börne's Briefe aus Paris. Von W. Alexis. — Ueber einige süddeutsche Zeitungen und Zeitschriften. — Neueste englische Literatur. (Länder- und Völkerkunde. The life and adventures of Nathaniel Pearce, written by himself, during a residence in Abyssinia, from the year 1810 to 1819; together with Mr. Coffin's account of his visit to Gondar. Edited by J. J. Halls. 2 Bände. Naturkunde. Illustrations of indian botany; being supplement I. to the botanical miscellany. By R. Wight. Sprachenkunde. A grammar of the hebrew language. In two parts: I. Orthography etc.; II. Etymology and syntax. By H. Hurwitz. 2 Bände.)

336. Börne's Briefe aus Paris. Von W. Alexis. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Wallmann und seine Familie, oder Kampf mit dem Geschick. Erzählung vom Verf. der Mahleiche u. s. w. 2 Theile. 2. Die Freier, oder: Die Zigeunerin. Von W. Stallmann. 3. Drei Erzählungen von Wieterin. 4. Novellen von J. E. Benno. Erstes Bändchen. 5. Kleine Romane und Erzählungen aus der Wirklichkeit mit Kriegsquartiermajor in Karten. Herausgegeben von Weidemann. 6. Die Namensschwestern. Nach einer ungedruckten italienischen Handschrift frei übertragen von E. Richter. 2 Bändchen. 7. Novellen und Erzählungen von L. v. Alvensleben u. A. Erster Theil. 8. Oskar und Julie, oder die Geschwister. Erzählung von H. Waldow.) — Literarische Anzeige.

337. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Erster Artikel. (Urania. Penelope. Taschenbuch ohne Titel. Diadem.) — Correspondenznachrichten aus München. — Statistische Notiz.

338. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Erster Artikel. (Beschluß.) — Mignet's Geschichte von Frankreich, vom Jahre 1799 bis Ende 1802, nach dem Französischen, von T. v. Haupt. Erster und zweiter Band.

339. Polen. Erster Artikel. Von J. Sporschil. (1. Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste und zweite Abtheilung. 2. Polens Kampf um seine Wiedergeburt im Jahre 1831. Erster Band. 3. Polen und seine Revolution. Von H. Hundt-Radowsky. Zweiter Band. 4. Resultat des wiener Congresses in Bezug auf Polen. 5. Offener Brief an Se. Excellenz den Herrn Grafen von Diebitsch-Sabalkanski, Feldmarschall u. s. w., erlassen von A. Orchoski, polnischem Edelmann. 6. Ueber die Wiederherstellung des Friedens von Polen im Interesse Rußlands, Preußens, Oestreichs und ganz Europas. Von A. Orchoski. 7. Ueber die Nothwendigkeit der Herstellung Polens in besonderer Rücksicht auf Preußen und Oestreich. 8. Polens Schicksal, ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen. Nebst einem Sendschreiben an die Herren von Morawski und Lemberski in Warschau. Vom Prof. Krug in Leipzig.) — Jahrbücher für religiöse Erbauung. (1. Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1832. Herausgegeben von C. B. Meißner, H. Schmidt und E. Hofmann. Sechster Jahrgang. 2. J. S. Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens. Herausgegeben von A. G. Eberhard für das Jahr 1832.)

340. Polen. Erster Artikel. Von J. Sporschil. (Fortsetzung.) — Die beiden Freunde. Zwei Erzählungen aus dem Französischen und Altdeutschen mitgetheilt und eingeleitet durch F. W. Carové. — Lese- und Denkfrüchte.

341. Polen. Erster Artikel. Von J. Sporschil. (Beschluß.) — 1. Der liverneser Mönch. Ein Roman nach Thatsachen von Harro Harring. 2. Die Schwarzen von Gießen, oder der deutsche Bund. Eine Novelle von Harro Harring. 2 Bände. — Der Kahlenberg und seine Umgebung, oder die nördlichen Gebirgsumgebungen Wiens, nach ihrer geographischen und historischen Bedeutsamkeit dargestellt von J. J. Groß. Nebst naturwissenschaftlichem Fragmente von J. Neuß. — Notiz. — Literarische Anzeige.

Nr. 342. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Germelia. Vielliebchen. Vergißmeinnicht. Abyssinia. Amethystenalmanach.) — Travels in Russia, Persia, Turkey and Greece, in 1825—29. By T. Allom. — Der Umwälzungsmann Maximilian Robespierre und sein Umgebung. Historischer Versuch von F. T. A. Hartmann. — Notiz.

343. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Handbuch der Geschichte Deutschlands, zum Gebrauch für den öffentlichen und Selbstunterricht von J. A. Müller. Erster und zweiter Band. — Ueberreste der Kirchenverfassung des Mittelalters. Von K. D. Hüllmann.

344. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Aschbach, Raumer, Varnhagen von Ense, herausgegeben von F. v. Raumer. Dritter Jahrgang. — Correspondenznachrichten aus Cincinnati am Ohio. — Miszelle.

345. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dritter Jahrgang. (Beschluß.) — Neueste englische Literatur. (Rechtswissenschaft. Facts relating to the punishment of death in the metropolis. By L. G. Wakefield.) — Polnische Literatur. (1. Dagbog og Sørnag, en maermast Hensyn paa Danmark. Af H. J. Bom. 2. Et Par Ord i Anledning af Capitain v. Moltke's Skrivelse og Sørmagten. Af Falsen. 3. Zusammenstellung der für Preußen und die Herzogthümer Schleswig und Holstein erlassenen allgemeinen Edicte wegen Berufung von Provinzialständen, mit Bemerkungen.) — Notiz.

346. Preußens Helden. II. Bändchen. 3 Theile. — Notiz.

347. Preußens Helden. II. Bändchen. 3 Theile. (Beschluß.) — Kritische Miszellen.

348. Polen. Zweiter Artikel. Von J. Sporschil. — Manuscrit de Van III (1794—95) par M. le Comte Fiz. — Zur Charakteristik der englischen Geschichte. — Notizen.

349. Polen. Zweiter Artikel. Von J. Sporschil. (Fortsetzung.) — Oxymoren. (Die Religion und das Königthum, verfolgt in den Jesuiten. Von J. J. Wagner. Aus dem Französischen.) — Romanenliteratur. (1. Herbert und Wanglande, oder der Hexenprozeß. Sittenbilder aus der Mitte des 17. Jahrhunderts von J. Kehr. 2. Historische Originalromane aus Deutschlands Vorzeit und Ritterzeiten. Herausgegeben von G. P. Aurelio Bechstein. Vierter und letzter Band. 3. Die unglückliche Verheirathung zu Ende des 18. Jahrhunderts unter Osmanl, Sultan des türkischen Reichs. Nach einer in Konstantinopel aufgefundenen arabischen Handschrift übersetzt von Evander. 4. Die Zauberrinde, oder Sagen der Südsee-Heid und Hamund und Schön-Gerta. Romantische Erzählungen von J. Falkh. 5. Sagen und Märchen aus Schillers Vorzeit. Nach Chroniken und Traditionen herausgegeben von A. Grömer. 6. Abendblätter für die elegante Welt, herausgegeben von L. Bechstein. Drittes Bändchen. 7. Blumenlese auf dem Gebiete ausländischer Literatur und ausländischer Novellendichter und Romane. Eine Sammlung interessanter, erheiternder und belehrender Erzählungen, herausgegeben von C. v. Reinau. Erstes Bändchen.) — Gassendisz.

350. Polen. Zweiter Artikel. Von J. Sporschil. (Beschluß.) — Deutsche Volkslieder. (Zwölf Volksmelodien für vier Männerstimmen gesetzt und der tübinger Liedertafel gewidmet von K. Silcher.) — Fragment ohne Titel. — Notiz. — Literarische Anzeige.

Beilage Nr. 29. Italienische Forschungen. Von C. F. v. Rumohr. Dritter Theil. — Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Zweiter Theil. — Fortgang an das Mittelmeer von L. Börne. Zweiter Theil.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 335. — 1. Dezember 1831.

KRANJSKI DEŽELNI MUZ. „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Börne's Briefe aus Paris. *)

Noch nie habe ich ein Buch mit so steigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgelesen. Börne ist ein deutscher Ultraliberaler, sagen Sie. Mein Gott, reicht denn das Wort aus, diesen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, diesen bodenlosen Revolutionsgeist, diese hohle, aus Alberne streifende Begeisterung für negirende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht unsern Liberalen unrecht, Börne als einen ihres Gleichen zu nennen? Mich dünkt, so etwas von erschütternd Nichtigem, in einer abschreckenden Gestalt, ist noch nicht dagewesen, wenigstens nicht in der deutschen Literatur. Das Verkehrte, das Extravagante suchte doch wenigstens eine glänzende, eine erfreuliche Schale; aber solche pure, rüde Renommisterei, die sich in ihrem Schmutz wohlgefällig hingibt, steht doch einzig da. Neben unsern Pedanten haben wir viele Renommisten gehabt, in allen Fächern, aber es war doch gewöhnlich etwas dahinter, es war doch eine neue Ansicht, eine Paradoxie, was sie zu Markte brachten; aber was Dieser hier nach Deutschland zurückschreibt, da ist doch bis auf seinen Grimm gegen alles Deutsche nichts, was nicht jeder Tertianer aus der liberalen Schule auswendig weiß. Auch unter den Franzosen suche ich vergebens nach Aehnlichem, selbst wenn ich hinaufgehe bis zu den Marat's und Hebert's. Sie wußten doch in ihrem Blut und Schmutz was sie wollten, sie hatten vor sich was sie zu zerstören trachteten, und was dahinter ihrer als Lohn warte; hier in unserm Père Duchesne zeigt sich in dem endlosen Fanatismus gegen alles Positive doch auch nicht der geringste Wille, keine Absicht, er wälzt sich in Gemeinplätzen, die er hie und da mit bitterm Witz ausstattet, in rein bacchantischem Taumel, oder wie jener irische Häuptling, der sich vor der Fronte in den Koth warf, um sich abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn, und er kratzt sich, daß es eine Lust ist, wer daran Lust finden kann; aber ob er etwas doch im Hintergrunde will (nämlich außer Honorar für den Scandal) — etwas Reelles, oder nur den Ingrimm kühlen, das wird nicht klar, ich kann es wenigstens aus dem Wust von Tertianereclamationen nicht herauslesen; doch davon später.

Von diesem in ihm kochenden Grimme merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine Reise durch Norddeutschland machte. Man wußte bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um Frankfurt herum berühmt sei. Er hatte für seine Glaubensgenossen gegen spießbürgerliche Anordnungen gestritten, das fand man mit Recht brav; er war als Liberaler von 1819 gedrängt, verfolgt worden, das sprach für ihn. Man weiß von den Hofintriguen, dem Maitressenwesen, dem Präsidentendruck sonst, in den kleinen süddeutschen Staaten; aber da diese „bösen Präsidenten" in Sachsen und Preußen niemals zu Hause waren, so weiß man bei uns von ihnen nicht anders als aus Großmann, Schubart, dem Jünglinge Schiller, Beck und Iffland. Man kann den Kampf dagegen bei uns nicht für etwas so sehr Großes ansehen. Wenn indeß Börne gegen diese kleine Tyrannei gefochten, insofern sie noch existirt, so war das gewiß auch brav. Man wußte, daß er mit einer hohen Bundesversammlung, oder diese mit ihm nicht gut stand; indeß weiß man auch, daß Nachbarn sich selten gut vertragen. Einige bittere Kritiken über Hoffmann, Immermann's „Trauerspiel in Tirol" waren herübergedrungen; in jener tönten Klänge von Geist an, in dieser fehlte er ganz, nämlich der des Vaterlandes. Indessen um eine verkehrte, einseitige Recension macht man Jemandem kein feindlich Gesicht, wenn sonst kein Grund ist, ihm die Achtung zu entziehen. Die Meisten hörten zum ersten Male von ihm, weil er ins „Morgen-

*) Vgl. Nr. 332 d. Bl. D. Red.

blatt" eine bitter-witzige Kritik über die Sontag einrücken lassen, und so wurde er in Berlin präsentirt: „Es ist der Mann, der über die Söntag geschrieben"; bei dem damaligen fanatischen Zustande für die Sängerin genügende Empfehlung. Außerdem verlautete: der Buchhändler Julius Campe habe sich erboten, seine gesammten Schriften herauszugeben; man wunderte sich zwar darüber, indeß da Buchhändler Campe ein Ehrenmann ist, so glaubte man auch gern, daß Börne ein berühmter Schriftsteller sei, und die Hegel'schen Jahrbücher lieferten sogar nachher eine Recension über ihn.

Seine gesammelten Schriften konnten keine höhere Idee von dem Manne beibringen, als er sie selbst durch seine Anwesenheit erweckte. Es ist nicht meine Art, Persönlichkeiten zu berühren: allein ein Mensch, der die Frechheit hat, von Männern wie Royer-Collard, Göthe u. s. w. so wie er zu reden, verdient auch nicht die Berücksichtigung, welche man sonst Schlechtern in der Literatur schenkt, daß man ihre Person aus dem Spiele läßt. Also wie wir ihn sahen, und was wir von ihm hörten, das schien ihn am wenigsten zu berechtigen, mit der kritischen Schärfe (man wollte sie noch nicht Frechheit nennen) aufzutreten. Daß ein Wolfgang Menzel und die Partei da ihn in die Wolken erhob, war kein Wunder, es versteht sich vielmehr von selbst, daß Die, denen Göthe ein Stein des Aergernisses ist, weil er ein großer Mann ist und sie nicht, zusammenhalten. Es ist eine literarische — oder nicht literarische — Freundschaft, welche ihre Zwecke hat. Die Kritiken von daher tragen alle einen Ton, eine Farbe, Das, was die Hauptsache ist, wird Nebensache, nämlich die Kunst: sie soll dienen. Wenn sie nur gut dient und sonst schlecht ist, ist sie gut. Menzel meint es vielleicht unter Allen da aus dem französischen Deutschland noch am ehrlichsten, er ficht auch mit Geist; Niemand sieht aber wol blinder in seiner Parteilichkeit als er. Börne stimmte mit ihnen, was sollten sie nicht mit und für ihn stimmen! Er war ein tüchtiges Werkzeug, ein Mauerbrecher, den man brauchte. Bei uns konnte man ihn damals noch nicht von der Seite betrachten, die Parteiabsichten lagen damals noch nicht klar zu Tage, man hatte selbst mit Parteien zu thun, er galt als ein Individuum, und im Grunde als ein unglückliches Individuum. Man sah, es war ein unzufriedener Mensch, der vermuthlich viel gelitten. Daß er den Schmerz nicht verbiß, sondern wieder stach, soweit sein Stachel reichte, liegt in der Ordnung der Natur. Er ist kein Christ und das Gesetz der Liebe auf ihn nicht anwendbar. Er besaß nicht Das, was in Deutschland Kenntnisse heißt; daß er daher den rüden Stolz eines Autodidakten zu Tage kehrte, liegt auch in der Sache selbst. Auf Böttiger'sche Humanität durfte und sollte daher Niemand rechnen. Aber Börne hat einen bittern Witz, der zuweilen von Geist sprüht, und von einem geistreichen Liberalen, einem geistreichen Juden und einem geistreichen Schriftsteller konnte man etwas Anderes erwarten als die Briefe, die er aus Paris über Paris und Deutschland geschrieben hat. Doch zur Sache und zum

Börne steht auf der Brücke von Kehl die erste dreifarbige Fahne; nur der rothe Farbenstreif flattert nach Deutschland hinein: „Gott, könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten, nur einen einzigen Tag mit rother Tinte schreiben!" ruft der edle Patriot. Ihn überkommt ein Gefühl, das einzige menschliche, individuell wahre: Karl X. dauert ihn, weil er ein Greis ist. Er corrigirt sich aber gleich darauf selbst wieder, indem er sich den Ursprung der Könige erklärt: „Warum haben die Menschen Könige, als weil sie Sünder sind?" Das Fürstenthum ist ihm nichts Anderes als ein künstliches Geschwür, welches die heilbedächtige Vorsehung den Völkern zuzieht, daß sie nicht an ihren bösen Säften verderben. Es gefällt ihm nicht auf dem Wege nach Paris; auch die freigewordenen Franzosen prellen ihn, und dann haben sie Alle eine und dieselbe Physiognomie. Er muß eingestehen, daß er in Deutschland in jedem Nachtquartiere scharfgeprägte Gesichter findet, mit denen sich unterhalten läßt, während man in Frankreich vor Langweile sterben muß, wenn Einem das eine Normalgesicht nicht behagt!

In Paris angelangt, hätte er sich die Stiefeln ausziehen mögen, um barfuß das heilige Pflaster zu betreten, mit dem man barricadirt hat! Es haben daselbst Engländer, Niederländer, Spanier, Portugiesen, Italiener, Polen, Griechen, Amerikaner und Neger für die Freiheit mitgekämpft, nur nicht — Deutsche (was zufällig nicht wahr ist, denn es haben mehre Deutsche, darunter auch einige namhafte Preußen, in den Julitagen mitgefochten). Er hat sich noch nicht ganz von der Schmach erholt, daß die pariser Correspondenten für deutsche Zeitungen nicht mit Steine geschleudert, als er schon neue Wuth sammelt, indem er der Todtenfeier für die vier Hingerichteten aus des alten General Berton Verschwörung zusieht, eine bekanntlich von einem der ultrarevolutionnairen Clubs eingeleitete, nutzlose und unpassende, nur zur Volksaufregung angestiftete Feierlichkeit. Ihm zittert das Herz unter seiner Brust und die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf derselben Brücke der erste Freiheitskämpfer des Juli gefallen. „Es ist gräßlich, es ist gräßlich", ruft er aus, „was in Brüssel geschieht. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten!" (Nämlich daß König Wilhelm einige leider zu gemäßigte und schwache Maßregeln ergreift, um sein gutes Recht gegen den von seinen Pfaffen und Baronen aufgehetzten belgischen Pöbel zu vertheidigen!) Er hört, daß in Gera eine Revolution ausgebrochen. Voll edeln Humors, daß der Tag der Rache über die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz (die es versäumt, in ihren Schulen, wo er nichts gelernt, ihn, als es noch fruchten konnte, züchtigen zu lassen) angebrochen, läßt er dem Ueberbringer der Nachricht ein Beefsteak holen! „Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen, und sie werden in ihr Verderben rennen!" (Warum sollte nicht einmal ein Körnlein unter den Hülsen eingemischt sein!)

Er träumt nun von nichts als Tumult und Revolutionen in Deutschland; die wirklichen Begebenheiten sind

ihm nichts, er hat alle Abende das Zimmer voll deutscher Jünglinge, „die Alle gern revolutionniren möchten!", er sieht mit seinem klaren Prophetenblick das Ungeheuerste voraus, wie denn überhaupt seine Weissagungsgabe eine besonders zu beachtende dieses Feindes der Deutschen ist. Auch Paris ist doch noch nicht ganz vollkommen, denn man hat den Aberglauben: am Freitage nichts zu beginnen. Was verzeiht man aber nicht dem Liberalismus! „Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Preßfreiheit beschränken. Wie sie das aber anfangen wollen, möchte ich wissen, wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren". (Um gerecht zu sein, gebe ich, wie gesagt, auch die Brosamen von Dem, was Inhalt hat.) Chassé's Entschlossenheit in Antwerpen macht ihm einen Jammer, daß ihm das Herz blutet. Er meint, es sei nie auf der Welt eine solche Schändlichkeit begangen worden. Die Cholera ist dem Liberalen „Gottes nackte Hand", um die Fürsten zu hindern, große Heere zusammenzuziehen; er freut sich über sie in mehren Stellen. Späterhin kommt sie ihm doch ungelegen; nicht der Hunderttausende von Opfern wegen (die kümmern einen Liberalen seines Schlages nicht), sondern weil die Völker in ihrem Freiheitsaufschwunge dadurch gehemmt werden könnten, weil eine Pest Dumpfheit des Gefühls zurückläßt und die Priester sie als eine Geißel Gottes ausrufen könnten.

Deutsche Genies müssen hungern! Eine alte Wahrheit, der Deutsche weiß sich darüber zu trösten und in einem höhern Gefühle über die Ungerechtigkeit seiner Nation Stärkung zu finden. Hr. Börne hat: o eine Wuth! Er verlangt, man soll ihm eine Schachtel deutscher Erde schicken, daß er sie hinunterschlucke, „so könne er das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen". An einer andern Stelle heißt es: „ich sagte schändlich, das ist zu matt; ich sage, es ist deutsch!" Er wollte, die Fürsten gäben hinsichts Belgien nicht nach, damit es zum allgemeinen Kriege käme; denn die Furcht sei die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen. „Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich (Hr. Börne) habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber einen König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thür hinaus". „Man macht (ihm) noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen Allen einen Termin von 4 Wochen setzen, binnen welchem sie eine bessere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen". Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mittheilt!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber einige süddeutsche Zeitungen und Zeitschriften.

Von der Entwickelung des Repräsentativsystems unzertrennlich sind die sogenannten Oppositionsblätter, die Bewacher der constitutionnellen Rechte, deren größtes dem deutschen Volke leider immer noch vorenthalten wird — die freie Presse. Diese Blätter, opponirend dem nicht seltenen Hinneigen zu Rückschritten in der Entwickelung des Repräsentativsystems, schlagen sich in Süddeutschland mit der Censur herum; der Kampf ist um so ehrenvoller, als er mit durchaus ungleichen Waffen geführt wird. Unter diesen Blättern steht die „Deutsche Tribune" obenan. Der Redacteur Wirth in München ist unermüdlich im Kampfe gegen die Finsterniß; Gefängnißstrafe wird alle Augenblicke über ihn verhängt — nichts hält ihn ab, rastlos sein Ziel zu verfolgen, welches nichts weniger als revolutionnair ist. Das Wort Revolution und der Vorwurf derselben ist die gewöhnliche Hinterthüre jener abgeschmackten Egoisten, die nicht wollen, daß ein Jota des historischen Rechts, sei es noch so abenteuerlich, dem Vernunftrechte aufgeopfert werde. Wirth's Tendenz ist die, Deutschland, wenn ich so sagen darf, nicht unter einem weltlichen, sondern unter einem geistigen Hute zu versammeln, die deutschen Nationalinteressen zu befördern, allem einseitigen, zersplitternden Particularismus entgegenzuarbeiten und auf die Verwirklichung des dem deutschen Volke in den Tagen der Noth durch heiliges Fürstenwort zugesagten, aber seit Jahren vorenthaltenen Rechtszustandes hinzuarbeiten. Seine Sprache ist derb, schonungslos, mitunter sehr scharf und voller Lauge, jedoch ohne Persönlichkeiten. Man macht ihm hie und da den Vorwurf, als spreche er zu gerne von sich; aber ist es nicht natürlich, wenn man seinen Feind nennt, mit dem man sich tagtäglich zu messen hat, daß man auch sich selbst nennt? Die „Tribune" hat jetzt einen ausgedehntern Kreis von Lesern erhalten; wie sie jetzt redigirt ist, eignet sie sich noch nicht für die untern Stände, sondern nur für den Mittelstand, den der gebildetern Staatsbürger. Die Existenz der „Tribune" ist zwar durch die Zahl der Abonnenten mehr als gesichert, allein um das ganze Unternehmen auf einem dauerhaften Fundamente zu erhalten, tritt jetzt eine Actiengesellschaft zusammen, damit eine eigne Druckerei eingerichtet werde. Die Redacteurs mehrer liberalen Zeitschriften und eine Anzahl von Patrioten haben schon subscribirt, und die „Tribune" wird wahrscheinlich nach Rheinbaiern verlegt werden, wo sich Wirth sicherer glaubt als in Altbaiern. In gleichem constitutionnellen Sinne ist das in Würzburg erscheinende „Bairische Volksblatt" redigirt. Kräftige und einfache Sprache zeichnen es aus und machen es zu einem Blatte, welches von dem Landmanne mit ebenso vielem Nutzen gelesen wird als von dem gebildeten Städter, der den Principien des Repräsentativsystems zuweilen weniger ergeben ist als jener. Ein vorzügliches Blatt ist der in Zweibrücken erscheinende, von dem bekannten politischen Märtyrer, Siebenpfeiffer, redigirte „Bote aus Westen". Er bespricht sowol die Neuigkeiten des Tages, als er hauptsächlich das constitutionnelle Princip consequent und unverdrossen befolgt. Daß S. seinen Proceß gegen die bairische Regierung gewonnen hat, diente noch mehr zur Befestigung seines Rufes. Die Bemerkungen, welche in die Tagesneuigkeiten eingestreut werden, gewähren einen eignen Reiz, der durch die Kürze und die drißende Schärfe, womit gewisse Parallelen gezogen werden, noch mehr erhöht wird. Neben dem „Westboten" her geht als Begleiter das heftweise erscheinende „Rheinbaiern", welches bei seinem ersten Auftreten so ungemeines Aufsehen erregte durch die kühne Sprache, welche der Verf. gegenüber der Landesregierung führte. Der Vorwurf, als seien die Redacteurs dieser Zeitschriften Propagandisten, Posaunen des Comité directeur (des Gespenstes der Absolutisten), Umstürzer des Bestehenden und Nachäffer der Franzosen, gehört zu den Albernheiten, von deren Nichtigkeit der Inhalt der Aufsätze selbst Zeuge ist. Die „Neue Speierer Zeitung" von Kolb liegt auch in ewigem Hader mit der Censur; Kolb hat aber erklärt, daß er, gleich dem Redacteur der „Tribune", die von der Censur gestrichenen Stellen doch abdrucken werde. Die Zeit muß lehren, ob alle diese Kämpfe mit dem Unverstande, der immer die eignen Waffen gegen sich selbst kehrt, fruchtlos sind. Die constitutionnellen Blätter Baierns, wozu auch das von Wirth redigirte „Liberale Deutschland" und das „Oppositionsblatt" gehören, bilden eine zu compacte Majorität, als daß sie unterdrückt werden könnten, es sei denn durch einen allgemeinen

Machtstreich, von dem hier und da die Rede ist. — Eine der vorzüglichsten Zeitungen, die in neuerer Zeit entstanden, ist die „Stuttgarter allgemeine Zeitung", redigirt von Dr. Mebold. Eine entschiedene, kräftige, durchaus nicht ultraliberale Sprache herrscht darin vor. Die Raisonnements gehören daher ebenso wenig dem Juste-milieu-Systeme an. Die Censur übt hier und da ihre kleinen Künste aus; seit der Katastrophe an der Weichsel hat die Schere unverkennbar mehr Kraft bekommen, nachdem die Sensen die ihrige verloren hatten. Wie den liberalen Blättern häufig Chicanen in den Weg gelegt werden, so wird es ohne Zweifel mit der „Stuttgarter allgemeinen Zeitung" gehen, welche, was die Farbe betrifft, der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und ihren Rücksichten das Colorit abgelaufen hat. Auch die „Neckarzeitung" hat in der neuesten Zeit eine etwas entschiedenere Farbe angenommen, nachdem sie eine Zeitlang in dem Rufe der Klatscherei und des Waschweiberthums gestanden hatte. Seit dem 1. November ist eine eigne Rubrik: „Constitutionnelle Beilage", eröffnet, welche ihren Cursus mit der Abhandlung „Ueber die politische Nothwendigkeit der freien Presse in den kleinern deutschen Repräsentativstaaten" begonnen hat. Auch hier, wie in allen dem Liberalismus ergebenen würtembergischen Blättern, tritt die Censur hemmend entgegen und macht nur schlimmer, was sie zu verhindern strebt; denn in die Censurlücken denkt sich dann Mancher erst etwas Strafbares hinein, während die Worte, wenigstens in der Regel, gewiß nichts Derartiges enthalten haben würden. Selbst im „Hesperus" ist die Censur nicht unwirksam, wenn sich einmal eine „demagogische" Abhandlung hinein verirrt. Es war eine Zeit, wo „Hesperus" unter die eifrigen Vertheidiger des constitutionnellen Lebens gehörte; jetzt ist sein Wirken fast bedeutungslos, wie, zwar in anderer Beziehung, das Cotta'sche „Morgenblatt" auch bedeutungslos geworden ist, indem die Redaction dem System der Lückenbüßer huldigt, die, wie die Erfahrung lehrt, zuweilen aus Cotta'schen Verlagsartikeln recrutirt werden. Auf Neujahr kommt „Hesperus" in andere, Hände (in die des Hrn. W. Schulz aus Darmstadt), wo, wie wir hoffen, ein inniger Bund mit den liberalen Zeitschriften Deutschlands geschlossen werden wird. Würtemberg hat noch mehre liberale Localblätter, unter ihnen tritt vorzüglich der „Hochwächter" mit einer entschiedenen Sprache auf und wird dafür von der Censur und den verkappten und unverkappten Absolutisten angefeindet. So groß die Zahl der Reformfreunde in Würtemberg und Baiern ist, so groß bläht sich die Partei der Reactionsmänner, der Halb- und Scheinliberalen, der Moderantisten und der blinden Anhänger des Bestehenden. In Würtemberg ist der Tummelplatz dieser Partei die „Stuttgarter (ehemalige Hof-) Zeitung". Wie häufig, so bewährt sich es auch hier, daß die sogenannte antirevolutionnaire Partei aller taktischen Kenntnisse entbehrt und in ihrer Wuth, die sie wider Wissen und Willen dem Ultraliberalismus abborgt, nicht zu beweisende Behauptungen aufstellt, wie z. B.: die süddeutschen Liberalen hätten ganz bestimmt bei dem franz. Cabinet angefragt, ob sie auf Hülfe zählen könnten? Der „Hochwächter" und die „Stuttgarter allgem. Zeitung" stellten die Redactien der „Stuttgarter Zeitung" zur Rede, und der Beweis blieb aus. Wenn sich die Verfinsterer solcher Kunstgriffe bedienen, so werden sie noch lächerlich zu der Verachtung, die sie trifft. Solche Herren nennen sich „die Wohlgesinnten"; ihrer sind auch in Baiern, und Hr. Saphir hat jetzt zu dieser Fahne geschworen, nachdem er die Erfahrung an sich gemacht hat, wie schwer man die Wahrheit, vorzüglich im Gewande der Satyre, büßen muß. Sein „Horizont" schließt sich den würdigen münchner Blättern, der „Eos" mit Hrn. Görres und „Der alten und neuen Zeit" mit Hrn. Kalb, an, — die „Münchner politische Zeitung" und die „Landbötin" nicht zu vergessen. Auf eine das Wesen der Censur deutlich zeigende Weise wird diesen Blättern die Verbreitung des Unsinnigsten erlaubt, während die Aeußerungen der liberalen Blätter verpönt werden. Eins dieser Reactionsblätter, die „Landbötin", hat, damit der Liberalismus vernichtet und die Legitimität gerettet werde, ungestraft zum Umsturze der Verfassung Baierns gerathen! — Zeugen die liberalen Blätter von dem geistigen Zustande des Volkes in Süddeutschland, so läßt sich annehmen, daß die öffentliche Meinung durch ministerielle Blätter nicht mehr irregeführt werden kann. 174.

Neueste englische Literatur.

Länder- und Völkerkunde.

The life and adventures of Nathaniel Pearce, written by himself, during a residence in Abyssinia, from the year 1810 to 1819; together with Mr. Coffins account of his visit to Gondar. Edited by *J. J. Halls*. 2 Bände. London, 1831.

Nathaniel Pearce diente als Matrose auf dem königlichen Schiffe, die Antilope, desertirte zu Mocha und wurde Mohammedaner. Hierauf begleitete er Salt auf seiner Reise nach Abyssinien und blieb bei dem Ras oder Fürsten von Aigré zurück. Während eines neunjährigen Aufenthaltes in Abyssinien schrieb er die Bemerkungen nieder, aus denen das ebenerwähnte Werk zusammengetragen ist. Im Jahre 1819 kehrte er nach Kairo zurück, wo ihm sein alter Gönner Salt die Aufsicht über sein Hauswesen anvertraute, und wo er auch seine Materialien in Ordnung brachte. Ein Jahr später wünschte Salt einige Gegenstände von Wichtigkeit sicher nach England zu schaffen und wählte Pearce zum Geleitsmann, nachdem er zuvor durch seine Freunde in England bewirkt hatte, daß vor dessen Namen in den Listen der Admiralität das fatale R*) ausgelöscht wurde. Bereits war ein Schiff gemiethet und Pearce zur Abreise bereit, als der unglückliche Wanderer erkrankte und zu Alexandria im Juni 1820, 41 Jahre alt, starb. Durch eine testamentarische Verfügung hinterließ er sein Journal und seine sämmtlichen andern Papiere seinem Wohlthäter Henry Salt. Dieser überließ das erstere dem Grafen von Mountnorris, durch dessen Vergünstigung eigentlich in die Hände des Herausgebers kam. Das Werk selbst, um so interessanter, je weniger man in Europa Abyssinien kennt, ist dem deutschen Publicum durch weitläufige Auszüge in der Zeitschrift: „Das Ausland", bereits hinlänglich bemerklich gemacht worden.

Naturkunde.

Illustrations of indian botany; being supplement I. to the botanical miscellany. By *Richard Wight*. London, 1831.

Das Studium der Pflanzen und Gewächse Indiens hat in der letztern Zeit durch die Liberalität der ostindischen Compagnie einen neuen Aufschwung erhalten. Unter den verschiedenen Herbarien, die neuerlich zu den ungeheuern Sammlungen des Dr. Wallich gekommen sind, nimmt das des Dr. Wight den ersten Platz ein. Es wurde gesammelt, während er Director des botanischen Gartens zu Madras war. Er durchforschte die Nachbarschaft von Negapatam, schickte auf eigne Kosten Sammler und Zeichner aus, und die seltergestalt entdeckten und abgezeichneten Pflanzen werden nun dem Publicum in Supplementen zu dem trefflichen Unternehmen des Buchhändlers Murray, „The botanical miscellany", bekanntgemacht.

Sprachenkunde.

A grammar of the Hebrew language. In two parts: I. Orthography etc; II. Etymology and syntax. By *Hyman Hurwitz*. 2 Bände. London, 1831.

Eine vortreffliche praktische Grammatik der hebräischen Sprache. Statt das Gedächtniß gleich Anfangs mit Definitionen, Regeln u. s. w. zu plagen, hat der Verf. zahlreiche Beispiele der Aussprache, Bildung, Beugung und des Gebrauchs der Wörter gegeben. Das Buch ist jedoch sehr unterrect gedruckt. 210.

*) Runaway — Deserteur.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 336. — 2. Dezember 1831.

Börne's Briefe aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 335.)

Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oestreich Folgendes schreibt (Gott sei Dank, der Preßzwang dort hat doch noch keinen Narren der Art hervorgebracht): „Dieser Mensch (der wilde? Göthe) ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Göthe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Göthe schlechter als Voltaire. Göthe war immer nur ein Despotendiener. — Dieser Göthe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper". Börne's Abneigung ist „alt und stark". Man spricht in einem pariser Salon mit ihm von Göthe und Schiller. „Sie meinten wol, ich hätte Vergnügen daran! Einer fragte mich nach Klopstock, Kleist, Ramler, die ich Alle nicht kenne". „Es ist mir, als würde mit Göthe die alte deutsche Zeit begraben; ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden". Hierzu eine kräftigere und deutlichere Stelle aus dem andern Bande: „Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft und die Schriften der Verstorbenen verbrennt!"

Es gefällt ihm außerordentlich, „daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt". Er hat jetzt nicht Zeit, für die Juden zu schreiben. „Sie sollen Lärm machen, sie sollen schreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel". Es gibt für ihn nichts Genialischeres als „den Blödsinn einer deutschen Regierung". Die Franzosen kommen indeß eigentlich noch schlimmer fort. Die Kammer der Deputirten ist ihm „eine alte Kokette, die sich schminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend lästert — ich könnte sie auspeitschen sehen!" Er will bis zum Dezember 1831 nach Italien reisen, denn bis dann „sind die Oestreicher daraus verjagt", ein Stückchen der Prophetengabe des Mannes.

Endlich kommt etwas Positives: eine Nachricht, die, weil sie in dem Sammelsurium bodenlosen Gewäsches das Einzige ist, was einen Grund und Boden hat, doch hier angeführt werden muß: Börne hat acht Paar gute, wasserdichte Stiefeln aus Deutschland nach Paris genommen, und vermöge derselben und ihrer festen Sohlen überwindet er den pariser Winterkoth. Er hat also doch etwas von einer deutschen Unterlage, wenn auch nur den Schmutz. Ein Pröbchen Prophetengabe: „Im nächsten Jahre (1831) wird das Dutzend Eier theurer sein als ein Dutzend Fürsten". Ein anderes: „Die Franzosen werden Polen beistehen". Ein Körnlein: „Ein deutscher Dichter ist ein frommer, treuer Knecht der Poesie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein französischer Dichter ist Herr der Poesie, sie trägt seine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erscheint". „Die spitzbübische Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir sitzt, nimmt dem Volke die mit Blut und Schweiß erworbene Freiheit, weil sie damit nicht umzugehen weiß". Der Buchhändler Brockhaus, wenn Sie ihn kennen, ist ein schnöder Krämer, weil er nach Börne's Angabe die neuesten Ausgaben seines „Conversations-Lexikons" von einigen überflüssigen liberalen Tiraden gereinigt hat. Börne empfindet die allergrößte Lust, den „hochmüthigen, deutschen Pedanten Royer-Collard und den Goldfuchs Dupin durchzuprügeln". „Die Männer in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputirtenkammer und halten sich die Nasen zu vor den stinkenden Pöbelleichen".

Grandios wird die Wuth des Ehrenmannes, daß die hessische Constitution nicht liberal genug ausgefallen (!). „O blödes Vieh, nicht einem Ochsen würde man so etwas weißmachen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner! Schafe sind wir, arme, geschorne, zerfetzte Schafe. — Eine solche Constitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen". — Anderwärts heißt es: „Diese Constitution ist die unverschämteste Betrügerin, die man sich nur ersinnen kann". Die französische Regierung ist, weil sie die Freiheit, lebende Personen auf die Bretter zu bringen, beschränkt, „eine kindische Regierung, die wieder ein großes Stück Freiheit abgebissen hat".

Der Ehrenmann jubelt bei der Nachricht aus Göttingen auf: „Vorwärts, Kinder! die göttinger Bibliothek verbrennen! Ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutschen weiser machen".

Verlangen Sie nicht mehr. Ich vermag es nicht, Ihnen auf dieselbe Weise auch die Quintessenz des 2. Theils zu geben. Wer zu der zweiten Schüssel Luft

hat, findet auch dort, neben einigem bessern Inhalt, ein Compositum von derselben Unverschämtheit, Ignoranz, von denselben lächerlichen Prophezeiungen, nur daß er zuweilen seinen Vorsatz vergißt: „aus dem Pöbel zu sein", und geistreich urtheilt: Börne kann besser schreiben, aber der Sansculottismus ist ihm so in die Glieder gefahren, daß er die Feder statt in Dinte, in Schmutz taucht; der reicht nicht überall aus, daher Lücken. Er schreibt im Winter, in einer pariser Garçonwohnung. Wer die kennt, weiß wie der kalte Fußboden, trotz dreifacher Teppiche, die Füße durchkälten und der Kaminrauch auch einen Deutschen in Verzweiflung setzen kann. Auch physisch mag sich daher Manches erklären.

Man will empört sein auf Heine wegen seines ungezogenen Styls im letzten Bande der „Reisebilder". Mich dünkt, der ist classisch gegen Börne hier; und durch wie viel echtdichterische Stellen wird man für die Ausfälle, die man nicht billigen kann, entschädigt! In diesen pariser Briefen, einige Brocken im 2. Theile ausgenommen, Witz hier und da, d. h. Sarcasmen, treffende und verfehlte, selten eine Schilderung, die uns etwas klar machte; Gedanken, bei denen wir mit Lust verweilten, nirgends. Was ist die Freiheit, die er im Munde führt? Hat sie Fleisch und Bein? Ist sie eine schöne Göttin? Sie ist eine negative: wie soll das schön sein! Börne haßt alles Schöne. Die Kunst ist ihm zuwider, weil sie den Fürsten, dem Adel, den Reichen fröhnt. Ist denn eine großartige Gesinnung da, in deren Priesterthum er die Fackel schwingt? Ja, er — haßt. Er haßt die Könige, den Baron v. Rothschild, den Adel, die Priester, die Reichen, die Gelehrten, die Künstler, die Industriellen, die Papierhändler, die Juden, wenn sie Geld haben; er haßt Deutschland und Alles, was Deutsch ist; er haßt Frankreich, mit Ausnahme des Revolutionsgeistes darin. Er haßt Jeden, der erhalten will, und liebt Jeden, der zerstören will, doch nur so lange, als er zerstört. Er liebt Niemand in Frankreich, in Paris als den Pöbel, der die Kirche St.-Germain l'Auxerrois plündert, der die Kreuze abschlägt von den Kirchen; den liebt er auch nicht, er vergöttert ihn nur, Liebe ist ihm überhaupt fremd; Börne kann nicht lieben. Er construirt sich vielleicht auf eigenthümliche Weise das Gebäude der Freiheit? Er baut und construirt Nichts, er schwingt die Hacke, um jedes Gebäude, was dasteht, einzureißen. Seine Ansicht von Freiheit ist in Nichts erhaben über der, wie sie jeder Bursche hat, der einmal Schläge bekommen und sich in eine Lage wünscht, wo er keine mehr bekommt und Andere wieder schlagen kann. Seine Sprache ist die eines Renommisten, und wir haben auf deutschen Universitäten dafür den Ausdruck der „nassen Renommage".

Wenn ich in dieser grenzenlosen Zerstörungslust nur eine Spur von Positivem entdeckte, nur einen Funken Licht in dieser Nacht von Schatten, eine Hand breit Grund und Boden in diesem Meere der Zerstörung! Wenn er nur einen Wink, nur einen Fingerzeig gäbe, was geschehen, wie es auf der Welt aussehen sollte, wenn es nach ihm ginge, wenn alle die Wappenschilder und Kronen zerschlagen, die reichen Handlungsfirmas zerbrechen, die Bücher der Weisheit verbrannt, wenn Alles, was ehrwürdig bisher bestand, in Staub getreten, die Jungen die Alten geprügelt haben und das Unterste zu oberst gekehrt sein wird! Ist Börne so ein liberaler Mondscheinschwärmer von einer vollkommenen Welt; sieht er einer idealen entgegen; erscheint ihm Amerika wie unsern Lafayettianern als ein Rosengarten und sieht er die Schwarzen dort für weiß an und ihre Ketten für Blumenguirlanden? Nichts von alle Dem; Börne ist kein Schwärmer, sondern (sonst) ein verständiger Mann. Er gibt gar Nichts an, wie es werden soll, wenn es nicht mehr so sein wird, wie es war. Er will nur zerstören, weil er unzufrieden ist mit Dem, was ist. Ja, er ist auch unzufrieden mit Dem, was wird. Wo nur aus dem Strudel der Revolution sich etwas neugestaltet; wo der Schaum und Sand haftet und der arme Schiffbrüchige einen Boden zu gewinnen hofft, darüber fährt er mit demselben zerstörenden Ingrimm los wie gegen das überkommene Alte. Es ist ein Geist der Verneinung, der aber nur im Zerstören Lebenskraft findet. Und was hat ihm diesen Geist der Unzufriedenheit eingehaucht, was nährte den zehrenden Wurm?

Ich fragte mich ernstlich, ob ich nicht ungerecht, nicht voreingenommen wäre? Ob nicht durch diesen bodenlosen Strudel doch ein Grund sich entdecken lasse? Börne hat nie seine Abstammung verleugnet. Ist das der Ingrimm, fragte ich mich, des „unterdrückten Juden", der Rachegesang seines Volkes? O, es gäbe ein ungeheueres Gedicht, alle Leiden dieses 16 Jahrhunderte gedrückten, verfolgten, gemarterten Volkes in einem großen Schmerzenslaute wiederhallend. Ein jüdischer Dichter mit makkabäischem Ingrimm und der Kraft und dem Wohllaute eines Byron könnte ein Lied dichten, das länger leben würde als sein Volk, wüßte er alle diese Töne von dem Weheruf der in Jerusalem Geschlachteten bis zu den Todesseufzern der von der Inquisition Gefolterten, bis zu den stillen Seufzern der Zurückgesetzten, Verschmähten, Verachteten, Verspotteten zu einem Liede zu zaubern! Er könnte ein Wunder wirken: den Fluch des Lächerlichen von seinem Volke nehmen; so viel mächtige Elemente des Schmerzes liegen in der Geschichte der Juden! Ich dachte daran, als ich Spindler's Roman las. Wo soll aber der Dichter geboren werden? Er muß selbst noch glauben an seinen „alten" Gott und die Satzungen der Väter. Es schimmert bei Börne vielfache Neigung für sein Volk durch, aber, wenn er auch den Genius hätte, den Glauben hat er nicht mehr, um das zu schaffen. Den haben die Wenigsten (vielleicht im Orient Einige), und darum begnügen sie sich, wenn sie bittern Herzens sind, als philanthropische Shylock hier und da mit dem Ingrimm, einen guten Handel zu machen. Börne ist kein Makkabäer mit einem Flammenschwerte der Rache, vielmehr ein ingrimmischer Dämon in Gnomengestalt, sitzt er im Wirbelwind und lacht sich in die Faust, wenn dieser Wirbelwind über die blühenden Städte der Christenheit hinfährt. „Ich freue mich", ruft er, „daß der Mensch sei-

nen Proceß gegen die Hölle gewonnen. Aber das ist es nicht allein. Es ist auch die Schadenfreude, zu sehen, wie das armselige Dutzend Menschen in Europa, das klüger zu sein glaubt als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird und von uns, die sie wie Hunde behandelt, in die Waden gebissen und aus Haus und Hof gejagt werden!" Das ist der ergrimmte Jude, nicht der Liberale. Wie ungerecht wäre man übrigens, seinen Stammgenossen im Allgemeinen dieselbe feindliche Stimmung zuzutrauen. Der Sauerstoff liegt im Individuum. Haben sich nicht im Gegentheil gerade die Juden in dem Sturm der Zeiten sehr werkthätig als Freunde der Ordnung ausgezeichnet? Freilich darf man nicht von ihnen fodern, sie sollen historische Freunde des europäischen Staatensystems sein. Sie sind einmal darauf angewiesen, liberal zu sein.

Es kommt mir nicht in den Sinn zu glauben, daß Börne glaubt, was er schreibt, nämlich daß die Welt besser werden wird, wenn es nach ihm geschieht. Dazu halte ich ihn für zu klug. Aber vor den Andern muß man ihn nehmen, wie er sich gibt. Da kam mitten unter dem Ekel doch ein possirlicher Gedanke: wie, wenn es wirklich wird, wie sie da wünschen? Ueber Kunst, Thron und Wappenschilder stürmt ihr Liberalismus siegend fort, und Deutschland wird — eine Republik, gleichgültig ob mit oder ohne König. Die dankbaren Deutschen bauen nun ein Pantheon den großen Geistern, welche das arme blinde Volk aus 18hundertjähriger Verstocktheit, Blindheit und Ignoranz mit einem Mal zur Kenntniß seiner selbst geführt. Die Heinriche, Ottos, die Luther und Friedriche sind natürlich antiquirt. Vornan werden ausgehauen in Stein: Börne, Menzel, Heine — Pustkuchen darf auch nicht fehlen. Lest die Unterschriften unter den Büsten, zu denen der Deutsche beten soll.

Pustkuchen! Er hat gefeilt am Fußgestelle der Statue Göthe's, des Despotendieners, des Krebsschadens am deutschen Lebensbaum, doch nur als protestantischer Pastor. Ehre der guten Absicht! Das Werk zu vollenden blieb einem Geweihtern überlassen.

Heine hat — doch halt! ich denke lieber an Das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so lange es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler gefochten; jetzt ist er es noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er denselben Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen Liberalismus sich in Ungelegenheit zu setzen. Ich lasse den Schleier über seiner Büste im Pantheon der deutschen Republik ruhen und denke an seine Büste in der deutschen Literatur.

Menzel. „Jauchzt, Deutsche, er hat Euern Götzen gestürzt! Deutschland ward frei, als Göthe todt war".

Börne. „Ihm war Nichts heilig als der Pöbel. *) Kunst, Alterthum, Thron und Altar aequo pede pulsabat".

*) „Ich finde wahre, menschliche Bildung nur im Pöbel". Börne.

Aber wie müßten sich diese Paladine in der Republik untereinander vertragen, wenn sie dort als Minister, Präsidenten, Staatsräthe säßen! denn Deutschland würde doch natürlich dankbar sein, und die Männer, welche ihm seine Freiheit, sein Bewußtsein schenkten, obenansitzen lassen? Welche Parteiungen glänzen mir da entgegen, unter denen es meiner Prophetengabe wie der Börne'schen geht: ich finde kein juste milieu. Ich glaube, Pustkuchen und Menzel meinen es in ihrer Art ehrlich; sie glauben daran oder haben sichs eingeredet, daß Göthe die Pest ist, aber Jener glaubt für die protestantische Sittlichkeit, Dieser für die Freiheit. Der Protestant und der gläubig Geweihte kommen sich noch nicht aus den Haaren, wenn schon für Menzel eine neue Fehde anhebt.

Die Kunst haben sie mitsammen mit Füßen getreten; die Historie hat Menzel aus Gefälligkeit mit geholfen zum Besten der Perfectibilität begraben; mit Vergnügen hat er mitzerschlagen an den morschen Thronen und Kathedern der Volkssouverainetät wegen; aber am Altar, wenn Börne mit Faunenlust die Fackel an die bordirte Decke legt, sollte ihm da Menzel nicht in den Arm fallen; sollte es nicht einen Kampf geben auf Tod und Leben zwischen den Bundesbrüdern? Oder möchten sich Beide verständigen und aus Liebe zur Liberalität eine neue Religion zusammenmachen? Das wäre freilich das kleinste Opfer, was man der Volkssouverainetät bringen könnte, Christenthum und Judenthum zu verschmelzen. — Wir hören gewiß bald ein ungeheueres Lob aus Menzel's Munde über Börne's Briefe aus Paris, und ein siebenfacher Lorberkranz wird über den Kopf des deutschen Mannes in Holz geschnitten, der so Alles vergessen konnte um des Einen willen, was Noth thut. Das versteht sich, wie gesagt, von selbst; aber über jenen kitzlichen Punkt wünschte ich viel lieber Aufklärung, denn das ist was Neues und versteht sich nicht von selbst.

So viel von dem neuen Deutschland. Noch liegen seine Schlösser in Spanien, und wir leben noch im alten, über das Börne seine Galle ausgießt. Möchte es ihm immer mehr misfallen, daß er nie dahin zurückverlangt. Indeß, komme er auch zurück — hoffentlich wird ihn kein Märtyrthum erwarten —, der Deutsche wird mit ihm fertig werden. Sein Liberalismus, dem die vaterländische Erde fehlt, wird — darauf vertraue ich — wie das Saatkorn am getretenen Wege vergehen, ohne Blüte und Frucht; man wird ihn nach Jahren wie eine lächerliche, abgethane Mode nur noch in der Komödie sehen, wenn nicht etwa einige Eiferer fürs Alte noch mehr Lust zu Verfolgungen und Scheiterhaufen bekommen und aus Schwadroneuren Märtyrer machen. Dann freilich wird es anders.

Wenn ich den Regierungen, die vor dem Volksgeist Angst haben, einige Kenntniß desselben zutraute, wäre ich überzeugt, Börne sei bezahlt und das Buch in der Absicht geschrieben, den Liberalismus bei den Deutschen ekelhaft zu machen. Jene Hypothese ist indeß zu kühn. Lieber bezahlt man einen Saphir und läßt den (katholisch gewordenen) Professor Jarcke den deutschen protestantischen

Völkern beweisen: ein wie rechtmäßiger Mensch Don Miguel sei, Alles in der Absicht, um unsere Liebe zu unsern Fürsten, unsere Loyalität zu unsern Institutionen und unsere Anhänglichkeit an unsern Glauben zu stärken. Das ist unstreitig logischer. W. Alexis.

Romanenliteratur.

1. Wallmann und seine Familie, oder Kampf mit dem Geschick. Erzählung vom Verfasser der „Mahleiche" u. a. m. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Fängt an wie Iffland's „Jäger"; aber der tückische betrügerische Amtmann, der biedere Oberförster, die rührige Oberförsterin, der feurige Anton haben sich modernisirt, und aus dem einfachen Riekchen ist ein hergelaufenes Dämchen geworden, die von den halb Verrückten, von denen sie früher umgeben war, auch ein wenig angesteckt wurde und wunderliches Zeug thut und redet. Ueberhaupt geschieht viel Abenteuerliches und Unwahrscheinliches, wozu die Personen, die es vollbringen helfen, mit unter eine Miene machen, als lägen sie im Bett des Prokrustes; sogar der Amtmann macht sie bei seinem ungestraften Umbiegen des Rechts, das seinem Vorbild in den „Jägern" besser anstand als ihm. Die Schreibart ist nachlässig, besonders was den Wohllaut, die Wortfügung betrifft.

2. Die Freier, oder: Die Zigeunerin. Von W. Stallmann. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 21 Gr.

Ein Grämler, der Alles durch die schwarze Brille sieht, wird, nachdem er den Roman gelesen, sagen: Leibhaftig die Welt wie sie ist: die Spaßmacher läppisch, das schlechte Volk dumm, die Guten, absonderlich die Liebesleute, langweilig und läppisch, und der Brei, den sie zusammenrühren, aus so wunderlichen Ingredienzien er auch besteht, bei alle Dem doch glatt eingehend. Eben dieser Eigenschaft wegen, berichtigt ein heiterer Gesinnter, ist der Roman nicht verwerflich; für mittelmäßige Leser, deren man doch mindestens zehn auf jeden mittelmäßigen Schriftsteller rechnen kann, ist solch ein Brei gar eine wohlmundende Kost.

3. Drei Erzählungen von Victorin: 1. Der Ring. Erzählung aus dem wirklichen Leben. 2. Die Nemesis, eine spanische Novelle. 3. Die Geschwister, eine Erzählung. Leipzig, Rauck. 1831. 8. 1 Thlr.

4. Novellen von J. E. Benno. 1. Der Vitold von Sassenburg. 2. Die Eroberung von Garz. 3. Die Spittelfrau. Erstes Bändchen. Köslin, Hendeß. 1830. 8. 1 Thlr.

Die Verf. dieser Erzählungen fodern von ihrem Publicum einen höhern Grad von Bildung, als ihr Vordermann von dem seinigen, auch sind sie an Geschmack und Kenntnissen jenen weit überlegen. Victorin bewegt sich mit Geschick unter erdichteten Begebenheiten, die sinnreich erfunden sind, in denen die Handlung zwar die Hauptsache, die Charakteristik aber nicht versäumt ist. Seine Schreibart ist klarer und deutlicher als die von Benno, der, obgleich nicht geschraubt, manchmal den Sinn umschleiert. Viel trägt auch dazu bei, daß Mittel- und Süddeutsche mit der pommerschen und ursprünglich preußischen Oertlichkeit, dem Sagencyklus und der slawischen Mythologie wenig vertraut sind. „Die Spittelfrau" ist viel verständlicher, ansprechender, und hat den Anschein, als sei sie im Wesentlichen wahr. Daß die Unglückliche, die in der Fremde verlassen, dürftig, ein hohes Alter erreichte, mit den vertriebenen salzburgischen Protestanten auswandernd, dennoch dem katholischen Glauben treu blieb, ist ehrenwerth und ergreifend, sei es nun Fiction oder Wirklichkeit.

5. Kleine Romane und Erzählungen aus der Wirklichkeit mit Treffquartamajor in Karten. Herausgegeben von Dr. Weidemann in Halle. Halle, Ruff. 1831. 8. 1 Thlr.

Ein kurzes Uebel ist das beste, und so ist auch hier „Quartamajor", deren Kupfer (die eingelegten Kartenblätter) an Kunstwerth nicht von dem begleitenden Text übertroffen werden, den übrigen längern Erzählungen sehr vorzuziehen.

6. Die Namensschwestern. Nach einer ungedruckten italienischen Handschrift frei übertragen von E. Richter. 2 Bändchen. Braunschweig, Verlagscomptoir. 1831. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Anfang ist offenbar von nordischer Färbung, sowol in der naiven Schalkhaftigkeit des jungen Ehemannes, womit er die Erzählung seiner Frau unterbricht, als hauptsächlich in der Sage von den schönen Frauenbildern, die aus dem Rahmen treten, ihren Urnichten Schleier oder Rosen spenden, deren künftige Bestimmung dadurch andeutend. Ein recht volksthümliches Ansehen bekommt die gut vorgetragene Erzählung auch in der Folge nicht, aber auch keins, was ihren italienischen Ursprung zweifelhaft machte. Ein gewisses behagliches Sichgehenlassen in der Rede ist nicht allein Eigenthümlichkeit englischer Romanenschriftsteller, auch die italienischen Prosaiker theilen sie. Der Stoff selbst ist nationell; denn Familienstreitigkeiten, die Jahrhunderte überdauerten, in denen die Liebe selten vermittelnd, öfter die Lohe zur hellen Flamme anfachend, eintrat, erhielten sich in dem Vaterlande der Capulet und Montague länger in ihrer vollen Stärke und Verderblichkeit als in nördlichern Ländern.

7. Novellen und Erzählungen von L. v. Alvensleben (Gustav Sellen) und Andern. Erster Theil. Nürnberg, Zeh. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es kann immer für ein gutes Zeichen gelten, wenn die längste Erzählung eines Schriftstellers auch die gehaltreichste ist, wie hier bei der „Tochter des Piraten" sich zuträgt, welche in mehr als einem Betracht anzieht, durch romantische Scenen und Verhältnisse, durch anmuthige Schilderungen der majestätischen, malerischen Sevilla, ihrer Gärten und Paläste. Von König Pedro dem Grausamen werden Züge aus seinem Leben erzählt, und seine edle, ihm heimlich vermählte Geliebte Maria di Padilla gegen Verunglimpfung in Schutz genommen. Die übrigen Erzählungen sind pikant, die kleinste ist auch die unbedeutendste und bedürfte vielleicht noch der Bestätigung.

8. Oskar und Julie, oder die Geschwister. Erzählung von Hermann Waldow. Köslin, Heinemann. 1831. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Anfang und Ende des Buchs folgten sich rasch, wenn die Schreibenden (die Erzählung ist in Briefen) ebenso scharfsichtig wären wie die Leser, die es gleich im ersten Briefe weghaben, daß Oskar und Julie keine Geschwister sind und sich ungestraft lieben und heirathen können. Damit es nun nicht gleich zum Schlusse geht, müssen sie erst ein wenig verzweifeln, Oskar in der Welt herumirren, Beschreibungen von Baden-Baden und der Schweiz geben, die Jeder, der diese Gegenden wie Ref. durch den Augenschein kennt, für gelungen erklären wird. Oskar entdeckt seine Mutter; ihre und seines Vaters Geschichte füllt auch einige Räume; dann schreibt Julie fleißig wortreiche Betrachtungen, und Oskar Verse; seine wirkliche Schwester ist bald und halb in ihn verliebt, wie sie aber die Verwandtschaft merkt, trägt sie schnell die Zärtlichkeit auf einen bisher verschmähten Liebhaber über, und so füllen sich mit Hülfe einiger Episoden wirklich 270 Seiten. 84.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Polens Untergang. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 337. — 3. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Erster Artikel. *)

Wenn die Natur uns nicht zerstreut, vielmehr beim Jahres End' und Anfang mit geddterischer Kälte zurückstößt, dann hat die Kunst am meisten Auffoderung zu festlicher Verschönerung des Lebens durch Aufbauung ihrer andern Welt; sie folgt dieser Auffoderung theils in wahrer, theils in affectirter Gestalt, und findet in beider ihr Publicum. Denn die Welt ist noch immer getheilt zwischen Sophisten und Philosophen, Freunden des Falschen und Freunden des Wahren, besonders seit Hegel's Tode. Die Taschenbücher gehören nun zu diesen Kunstversuchen, und zwar doch wol für den philosophischen oder, wie man auch wol sagt, wahrhaft gebildeten Theil des Publicums, weswegen sie denn auch bei dem Anspruch auf das Lob der Schönheit schwerlich etwas Anderes im Auge haben dürfen, als dem competenten Richter, d. h., meinen wir, dem wahren Recensenten, zu gefallen. Wenn daher Einige gleich von vorn herein dagegen protestiren, so machen sie sich sehr verdächtig und müssen, wie sich von selbst versteht, vorzugsweise mit unnachsichtlicher Strenge zur Untersuchung gezogen werden.

Dreierlei ist an allen Taschenbüchern in Betracht zu ziehen: das Aeußere, denn sie sind für die Schönen, das Bildnerische und das Dichterische.

Zuerst in der äußerlichen Erscheinung gewinnen die leipziger den Preis. Sie vereinen Solidität mit Geschmack und Zierlichkeit. Man ist durchaus mit Behagen, wie in dem freundlichen Leipzig selbst, darin: „Penelope", „Vielliebchen", „Urania", alle Drei lassen in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig; andere sind freilich etwas aus der Art geschlagen. Spindler's „Vergißmeinnicht" und das „Rheinische Taschenbuch" machen einen ähnlichen Eindruck und zeugen von einem geläuterten Sinn. Die wiener: „Gedenke mein" und „Huldigung den Frauen", zeigen übertriebene Pracht, welcher der widerliche kleine Druck nicht entspricht, ebenso wenig wie das unangenehm glatte und gelbe Papier. Die übrigen können um den Preis der Eleganz gar nicht mitwerben, sind zum Theil sogar widerlich, z. B.: „Hildrian", „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", obgleich gerade bei den Taschenbüchern das Aeußere so wichtig ist als bei den Stutzern der Rock. Aber auch die ungeschlachten müssen doch ihre Liebhaber finden, denn nur durch diese existiren sie.

Von der buchbinderischen und typographischen Kunst fällt zunächst der Blick auf die Kupfer. Der Charakter der meisten Erscheinungen ist uns lange und wohl bekannt, ergreifend wenig, neu noch weniger. Dennoch ist unter den drei Gattungen die wahrhaftkünstlerische mehr angebaut als die gemeine Copie mit ideenloser Glätte und die zur Unnatur hinübergreifende gesetzlose. Zu der ersten Gattung gehören gelungene neue Erfindungen und Nachstiche anerkannter, aber bei uns noch unbekannter Kunstwerke. Mehre Erfindungen und Ausführungen von Distéli in den „Alpenrosen", von Retzsch im „Vielliebchen" und der „Penelope", von Heideloff aus Cooper im „Rheinischen Taschenbuch", von Schwind im „Vergißmeinnicht", die Stahlstiche der „Urania" nach französischen Originalen, Prätzel's Umrisse im „Hildrian", auch Einiges von Weigl im „Gedenke mein" sind Vertreter einer echtkünstlerischen Richtung, welche von Ideen weiß und sie herausbildet. Retzsch und Distéli machen sich unter den deutschen Erfindern, nach unserm Dafürhalten, den Preis streitig. Retzsch's Pfeffer-Rösel, wie sie dem im Garten eingeschlafenen Ritter die Kapsel aus dem Busen zieht, und die schöne Jüdin aus „Ivanhoe", die vor dem Templer auf den Balcon flüchtet in der „Penelope", und Philipp Artevelde im „Vielliebchen" sind höchst geistvolle Ideen. Distéli's Urphede des Landvoigts Landenberg in den „Alpenrosen" ist eine großartige, lebenvolle und feierlich anregende Ausführung, welche zwei Blätter einnimmt und mit den bedeutendsten Figuren, dem schwörenden Landvoigt, dem geblendeten alten Melchthal und dem zürnenden Arnold Melchthal im Vordergrunde, so anfüllt, daß nach den verschiedenen Charakteren der große Moment aus allen Gesichtern der Versammlung strahlt. Wir hoffen, daß dieses Meisterstück nicht mit dem Jahrgange der Taschenbücher in den Strom der Vergessenheit sinken werde. In demselben Taschenbuche und von demselben Künstler findet sich der Froschkampf als Caricatur

*) Ohne Verschulden der Redaction erscheinen die Berichte über die Taschenbücher dies Jahr später wie gewöhnlich. Die übrigen Art. werden nun diesem ersten rasch folgen.
D. Red.

eines Studentenduells, ein überaus glücklicher Einfall, welcher an die vortrefflichen Umrisse zu Fröbel's lebernen Fabeln erinnert und zugleich viele davon durch seinen Humor übertrifft. Die Stiche dieser Darstellungen stehen hinter denen der „Urania" und denen von wiener Künstlern zurück.

In die zweite Classe der rohen und ideeverlassenen Copien gehören unter Anderm alle Frauengesichter der wiener „Huldigung den Frauen", die ins Modejournal recht gut, aber in Werke, die künstlerische Leistungen versprechen, gar nicht passen. Sie sind ein getreuer Spiegel der gemeinen östreichischen oder vielmehr wiener Lebensansicht, die Alles auf den Genuß stellt, und also mit den Frauen auch in der Kunst nichts Anders anzufangen weiß, als sie kuß- oder mundgerecht zu machen. Dieselbe Richtung haben alle Kupfer des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen", wo z. B. die unglückliche Familie eine Darstellung des ganz gemeinen menschlichen Elends ohne alle poetische Färbung ist, und selbst das treffliche Bild des gestrandeten Matrosen durch die Unterschrift: „Der unglückliche Matrose", und Ortlepp's elenden Commentar verdorben wird.

Die Ramberg'schen Caricaturen im „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft", welche durch Uebertreibung den Charakter und dadurch die einzige Möglichkeit, der Ausdruck einer geistigen Gesetzmäßigkeit zu sein, verlieren, also unwahr, willkürlich und nichtig sind, gehören zu den unglückseligsten Erscheinungen in dem Kreise dieser Bestrebungen und sind im Grunde unter aller Kritik; wir wenden uns daher rasch von ihnen ab und kommen auf das Dichterische in den diesjährigen Taschenbüchern, und zwar wird es zweckmäßig sein, hier gleich ins Einzelne zu gehen.

Die Urania

für 1832 enthält Oehlenschläger's Bildniß, die schon erwähnten sechs Stahlstiche nach französischen Meisterstücken, unter denen der Genfersee und die Matrosen die bedeutendsten sind, und vier Novellen: „Das Dampfschiff", von Georg W. Alexis; den „Modernen Fortunat", von Friedrich Voigts Döring; den „Schatzgräber", von Friedrich Voigts und den „Mondsüchtigen" von Ludwig Tieck. Der Bericht über die Preisfrage, welcher voraufgeht, gibt das niederschlagende Erkenntniß des poetischen Gerichtshofes: wie von 165 eingesendeten Novellen nicht eine einzige gekrönt, ja nicht einmal aufgenommen zu werden würdig befunden. Die vier genannten mußten noch besonders erbeten werden. Es gereicht uns indessen zum Trost, daß dennoch ein vollendetes Meisterwerk in Ludwig Tieck's wunderbarem „Mondsüchtigen" hervorgegangen und so die Ehre der deutschen Dichtergilde gewahrt worden ist. Durch diese That erwirbt er sich auch das Recht unserer ersten Aufmerksamkeit, wenn er gleich der Letzte in der Reihe ist.

Man weiß es genug, daß heutzutage viele Hundert im Stande zu sein glauben, so ein Novellchen in Nebenstunden niederzuschreiben und das Attentat auch wirklich oft genug ausführen. Freilich bleiben solche Erzählungen selten Gedichte, und sollte auch der Teufel und sein ganzer Anhang darin spuken. Hier nun in dem „Mondsüchtigen" spukt weder er noch sonst was, und dennoch ist der Beweis dadurch geführt, wie die Novelle ein Gedicht, ein ganz einiges und einziges sein könne und solle. In der Form des Briefwechsels zwischen Ludwig Licht und seinem Oheim nimmt ganz leise das zarte Gewebe seinen Anfang mit dem Verhältniß zwischen dem schwärmerischen Neffen und dem Oheim. Nicht unmittelbar tritt der junge Mann heraus, sondern vertheidigend und mit einer gesetzten Haltung, welche durch die Rücksicht auf den antiexcentrischen Oheim geboten ist. Sie vertrauen sich aber gegenseitig, und so zieht immer Einer den Andern hinüber, und immer mehr, je weiter ihre beiden Geschichten sich berühren und zuletzt aufs Genaueste verknüpfen. Der Roman des jungen Licht ist der einfachste und natürlichste, der sich denken läßt; als er sich aber in die Gegend spielt, wo einst der Onkel selbst den seinigen erlebt, da zwingt er diesen zur Beichte, und erst die Verflechtung beider ist es, was den Knoten schürzt und löst. Eine poetische Begeisterung, die dem geheimsten Weben des Alles schaffenden Geistes nachspürt, sich selbst als diese Schöpferin kennt und in der Begeisterung für Poesie und für unsern großen Dichter noch näher einen bestimmten Gegenstand gewinnt, gießt zuerst ein magisches Mondlicht, wo man nur schaut und nicht erkennt, über das Leben des Jünglings, und dann scheint der milde Abglanz der Erinnerung durch die Jugendgeschichte des Oheims, die sich ebenfalls an den Genuß der Göthe'schen Dichtung knüpft und mehr noch und bestimmter darum hängt als die sanftern Wellen, auf denen des Neffen Liebe zum glücklichen Ziele schwebt. Wenig erscheint die Geliebte des Neffen, in leichten Zügen erkennt man sie wohl gleich Anfangs, wie man ihr aber näher zu treten hofft, ist sie auch verschwunden, und nun winkt sie uns immer nur wie aus unbestimmtem Nebelglanz der Mondnacht herüber zu ihrem wunderbaren und doch so ganz gewohnten und vertrauten Kreise, in dem zuletzt sich alle Dissonanzen lösen, die des Oheims unglückliche Liebe aufgeregt. Viel bestimmter erscheint ihre Mutter, des Oheims Geliebte, Rosa, voll Feuer, Geist und Kraft, ein hochpoetischer und sprechendwahrer Charakter, um so gewaltiger, je prosaischtrüber der Nebelflor ist, den er wie eine mächtige Sonne durchbrechen muß. Diese Rosa muß Göthe'n und seine Sonne fühlen, die mächtig oft durch jenen Nebel bricht, dem sie zuerst so wenig wehrt, daß sie ihn selbst vielmehr zusammenzieht. Die Dichtung ist das Ganze, wo mit dem letzten Aufschwung erst das Leben und die Macht des Werkes erscheint. Viel wäre hier zu deuten, denn es ist Alles bedeutsam. Was die wahre Macht, das echte Wesen, die unerforschliche Tiefe der Dichtung und des Dichterischen sei, wie sich selber unbewußt viel mehr enthaltend als es aussagt, das Alles zeigt der Neffe, der Oheim, Rosa, Cäcilie, und wie sie von verschiedenen Seiten Alle zu dem großen Geheimniß andringen und Alle geweiht es ergreifen.

Dennoch ist es ein Gedicht und keine Allegorie ohne individualisirte Personen und wirkliche Begebenheit. Das höhere Geistesleben, das Eindringen in die reine Gegen-

des geweihten Genius knüpft alle Liebe, begründet alle Verhältnisse, gibt den ganzen höchst lebendigen und raschen Fortgang, führt die verschiedensten Charaktere in den Einen Zauberkreis zusammen und legt den schönen Schlußstein in das sicher abgerundete Gewölbe.

Es sei uns verziehen, daß wir diese schöne That des Genius wie mit kindischem Jubel begrüßen, wenn wir auch nicht im Stande sein sollten, die Anklage des Neffen damit unwahr zu machen, worin er sagt: „Eine Allwissenheit hat sich aller Menschen bemächtigt und ebenso ein Ueberdruß, eine Uebersättigung, die alles Lernen und Erfahren von sich wirft". Außerdem wird uns das Uebrige zu dem gewöhnlichen Recensentenskandal Anlaß genug geben. Denn, um mit dem Oheim zu reden: „die wunderbare Gabe zu dichten, zu verdichten ist Wenigen gegeben und wird nur zu häufig mit dem Talent der Dünner oder Verdünner verwechselt"; doch es mag Jeder dies bei dem Oheim selbst nachlesen. Wir bemerken nur noch, daß die ganze Natur sowol des Dichters als des Gedichtes in eine künstlerische Atmosphäre eingehüllt und in dem dichterischen Mondschein abgeschlossen, über die Parteien der Zeit nicht allzu scharf sieht, sobald sie außerhalb seines Kreises sind. Wenn z. B. hier und da ein Landstand gegen des Ministers Excellenz Etwas in Gedanken haben sollte, so ist das eine Sache für sich und thut der Begeisterung für den „Faust" u. s. w. gar keinen Abbruch, weshalb denn auch ein solcher Politicus nicht mit Pustkuchen in dieselbe Pfanne zu werfen sein dürfte. Aber darauf kommt es hier nicht an, und wir wollen Jeden glücklich preisen, der die ganze Begeisterung über sich kommen lassen kann, die Tieck uns zeigt und Göthe's heilige Kraft erregt. *)

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, November 1831.

Mit den stiller werdenden Ereignissen wird es auch unsere periodische Literatur. Die „Deutsche Tribune", in der es noch am hellsten brennt, beschränkt sich neuerdings nur auf Auszüge aus fremden Journalen, um vor der hiesigen Censur, der sie bald durch ihre Auswanderung in den Rheinkreis entgehen wird, die eignen Gedanken zu retten. Während der Redacteur, Hr. Wirth, fast fortwährend in polizeilicher Haft gehalten wird, weil er das Ansehen der Censur nicht anerkennen will, begleiten sein Blatt zwei feindliche Gesellen Schritt vor Schritt: die „Alte und neue Zeit" und die „Münchner politische Zeitung". Von dem erstern dieser Blätter hatte kürzlich der „Messager des chambres" ausgesagt, die Regierung unterstütze es mit 360 Fl. monatlich. Hr. Saphir aber berichtigt sehr gut den Irrthum, wenn er sagt, der „Messager" habe aus Versehen zu 36 Fl. eine Null gethan, während die Regierung nur zu einer Null 36 Fl. hergäbe. Weder dieses noch das andere Blatt dürfen Ihnen als das Organ der edeln und hohen Bestrebungen unserer Regierung gelten, obschon die breiten raisonnirenden Artikel in der münchner Politischen unmittelbar aus den Bureaux der letzten fließen und schwerlich eine andere Absicht haben, als die übertriebenen, ja revolutionnairen Ansichten, die die „Tribune" zu verbreiten bemüht ist, zu neutralisiren. Sobald sich hier außer der Kammer, deren Verhandlungen Ihnen ja zukommen, eines tüchtigen Staatsmannes Stimme über die etwas in Verwirrung gerathenen Verhältnisse vernehmen läßt, werde ich Sie sogleich davon benachrichtigen; denn das wenigstens wollen wir als Einheit Deutschlands festhalten, daß das Gute, wo es sich zeige, Gemeingut werde für Alle, und gern jedem einzelnen Staate die unausbleiblichen (meist moralischen) Verirrungen zu tragen und zu begraben überlassen.

Der schwierigste Punkt in unserm Staatsleben bleibt vorläufig die Lösung der Differenz zwischen Regierung und Ständen hinsichtlich der Ausgaben der frühern Finanzperiode und der künftigen. Ausgegebene Summen von beinahe einer Million Gulden sollen bei dem künftigen Landtag als active Posten nachgewiesen werden, und dabei soll die Person des Königs einen Abzug von 700,000 Fl. jährlich in Zukunft erleiden. Allein über das Wie? haben wir noch keine Stimme gehört.

Sollten Sie etwas von Adressen bairischer Städte gehört haben, in denen dem Könige die Versicherung ununterbrochener Treue gegeben wird, so schließen Sie nicht daraus auf Unruhe oder gar Revolution im Lande. Kein Mensch weiß, was sie sollen, und das Volksblatt sagt ganz richtig: „Wozu Versicherungen von 2—3000 Menschen, während 4 Millionen in dem Bewußtsein leben, daß Niemand an ihrer Bürgertreue zweifeln wird". Es ist als ein Beweis großer Humanität anzusehen, daß der König dergleichen Umtriebe mit seiner gewohnten Nachsicht behandelt. Sollten diese „vielgetreuen Bürger" etwa die an der Civilliste gestrichene Summe ergänzen wollen, so dürften sie es deutlich sagen; wer würde es wehren?

Auch von einer Rede war vielleicht die Rede bei Ihnen, die der gewesene Minister von Schenk in Regensburg gehalten hat, wo er jetzt als königl. Kreiscommissair lebt. Man hatte den Jahrestag der Grundsteinlegung Walhallas zum Feste gemacht und Hrn. von Schenk veranlaßt, ein passendes Wort dabei zu sprechen. Natürlich war es, daß er in den hohen Kunstbestrebungen des Königs den Stoff seiner Rede fand, aber seine Freunde hier hat es geschmerzt, daß er die früher in der Kammer bewiesene Würde und Zurückhaltung nicht treuer bewahrt und mit einer Leidenschaftlichkeit gegen letztere gesprochen, als wenn der Verlust des Portefeuilles ihm die Worte dictirt. Einer revolutionnairen Partei könnte man kaum geschickter dienen, als wenn man immer von dem Verluste spräche, der dem König aus der verweigerten Summe erwüchse. Noch ist Gott Lob! das Ansehen des Königs bei uns so groß, daß es uns im Volke vorkommt, eine Schmälerung der Einnahme könne zwar einem Privatmanne, nie aber einem König, dessen Macht auf ganz anderm Boden ruht, empfindlich fallen.

Die Universität beginnt nun allmälig ihre Wintervorlesungen und erfreut sich großer Frequenz. Leider hat die juristische Facultät durch den Tod des Prof. von Wening-Ingenheim einen empfindlichen Verlust erlitten. Von Herbeirufung eines auswärts berühmten Gelehrten ist vor der Hand nicht die Rede, da die geringe Dotirung der Anstalt es nöthig macht, die vacanten Stellen durch Minderbesoldete zu besetzen. Merkwürdig ist, daß bei dem theoretischen Examen, welches die Rechtscandidaten zu bestehen gehabt, ein Drittel der Concurrenten durchgefallen, daß aber zugleich ein sehr erfreuliches Zusammentreffen von Kenntnissen und ehrenhafter Gesinnung bei den Bestandenen sich gezeigt. Uebrigens ist die Einrichtung auf große Strenge basirt; in 2 Stunden — länger dauert das Examen nicht — wird das Schicksal des Examinanden entschieden, und zwar so, daß, wer zum zweiten Mal die Probe nicht besteht, für immer vom Staatsdienst ausgeschlossen bleibt. So entscheiden also 2, höchstens 4 Stunden über 4 Studienjahre und eine ganze Zukunft.

Von artistischen Neuigkeiten verdient zunächst das große Deckengemälde in der neuen protestantischen Kirche Erwähnung, welches vom Maler Karl Hermann aus Dresden entworfen und ausgeführt worden ist. Es stellt die Himmelfahrt Christi vor, und zwar nach den Textesworten in der Apostelgeschichte. Christus entschwebt verklärt in den Himmel, die Apostel sehen staunend und schweigend ihm nach, bis die beiden Engel unter ih-

*) Vgl. Nr. 312 d. Bl. D. Red.

nen erscheinen und sie an den thätigen Beruf erinnern, den sie zu erfüllen haben. Der große Raum veranlaßte den Künstler, den Himmel selbst näher zu bezeichnen und zu erfüllen. Gott Vater ist es, umgeben von Cherubim und Seraphim, der den Sohn empfängt, und Moses und Abraham, als die Träger des Gesetzes und der Verheißung, sind eben dieses Gedankens wegen mit in die Darstellung gezogen. Die Kirche selbst freilich ist noch unvollendet, und so kann der Eindruck des Gemäldes noch kein vollständiger sein; allein das sieht man, daß Ihr Landsmann in vieler Beziehung zu den ausgezeichnetsten neuern Künstlern gehört.

Professor Schnorr hat auch an seinem großen Werke: Die Nibelungen, in der königl. Residenz zu malen angefangen, ebenso Prof. Heß in der Allerheiligencapelle seinen Cyklus biblischer Darstellungen. Cornelius entwirft neue Cartons zur Ludwigskirche, deren Bau aber leider! wegen mangelnder Geldmittel hat eingestellt werden müssen. Unter den Malern an der Staffelei zeichnen sich vorzüglich Kirner im Genre, Morgenstern, Heinlein und Ziegler in der Landschaft aus, und ich wünsche Ihnen Glück, wenn Sie etwa Bestellungen bei Einem von ihnen gemacht haben sollten. — Daß das Zerrbild der Zeit auch eins in der Kunst hervorgebracht, würde ich gar nicht erwähnen, wenn mir nicht an einem und demselben Tage das unschuldige aus Dresden mit der „Abendzeitung" und das von Parteihaß eingegebene mit der hiesigen „Eos" ausgegebene in die Hände gekommen wäre. Sobald die Caricatur aus anderm als gutmuthigem und fröhlichem Herzen kommt, ist sie unbedingt verwerflich, und welcher Mann kann lachen, wenn er wie auf dem Eosblatt (von namhafter Hand gezeichnet) Deputirte des Volks, protestantische Geistliche mit Weibspersonen und zwar in den allergemeinsten Positionen, zu denen die niedrigste Wirklichkeit kaum die Motive gibt, um einen Freiheitsbaum tanzen sieht, unter dem ein Narr die Presse dreht, zum Zeichen, daß Preßfreiheit eine Narrheit sei. In einer Amorettenlaube rechts kettet die Wollust ein Pärchen zusammen, und mit Wache und Gensdarmen wird ein katholischer Geistlicher herbeigeführt und zur Copulation gezwungen, zum Zeichen, welch Verbrechen die Kammern begangen, daß sie die katholischen Geistlichen an die Verfassung ermahnt, die sie beschworen, und die es ihnen nicht erlaubt, die Proclamation gemischter Ehen zu verweigern. Was zuletzt das heißen soll, daß die literarisch-artistische Anstalt des Hrn. v. Cotta links als ein Jakobiner-Schreiberclub dargestellt ist, der eben schreibt, was über ihm aus der Trompete geblasen wird, kann man selbst bei erzwungener Plumpheit nicht errathen.

Es will der Spaß auch lustig sein, sonst ist er außer sich. Wirklich versteht es Saphir zuweilen, fremde Thorheiten persiflirend darzustellen. Indeß gibt es auch für ihn Dinge, die ihm außer allem Spaß liegen, wie z. B. daß die Deputirtenkammer nur auf Verbesserung der staatsbürgerlichen Verhältnisse der Juden, nicht aber auf ihre vollkommene Emancipation angetragen. Dies meint er, sei der moderne Liberalismus der Deutschen, dem alle Humanität fern. Es sei „eine schmerzliche Wahrheit, daß alle deutschen Dichter und Philosophen für die Sache der Menschheit, für die reine Menschlichkeit kein Jota gethan haben". Eine Antwort könnte unter hundert Andern Hr. v. Cotta geben, des Inhalts etwa, daß die Schriften eines gewissen Joh. Gottfried v. Herder in beiläufig 14,000 Exemplaren in Deutschland circuliren und bei Gelegenheit oder auf Verlangen dem Kläger zur Einsicht kommen könnten. Der Antrag der Commission ging dahin, daß, wenn die Juden dem Talmud entsagen und ihren Schabbes auf den Sonntag verlegen wollten, ihnen alle bürgerlichen Rechte eingeräumt werden sollten. Den Talmud vertheidigt Saphir nicht, dagegen erscheint ihm das zweite wie Entsagung des alten Glaubens, wie Gewalt und Unrecht, das sich immer neu wiederholen würde, da es den Christen einfallen könnte, einmal ihren Sonntag auf den Montag zu verlegen und somit die Juden zu gleichem Wankelmuth zu zwingen. Wie aber kann der Staat Diener gebrauchen, die sich jährlich noch ebenso viel Feiertage nehmen, als er ihnen gibt? Diese einfache Frage kann in eben der Ruhe beantwortet werden, als sie nothwendig aufgeworfen wurde. Von ihr aber spricht S. nicht. Im Gegentheil steigert sich sein jüdischer Eifer. „Wahrlich! Die Kinder Israels", sagt er weiter, „gehen schon beinahe 2000 Jahre in die christliche Schule, aber die Lehren, die sie da erhielten, waren nicht geeignet, ihre Brust mit christlichen Gesinnungen zu erfüllen!" Die Hochschule für christliche Gesinnungen ist für Jeden, dem darum zu thun ist, das Evangelium, nicht aber das in tausend kleine Rücksichten und Verhältnisse zersplitterte Staaten- und Völkerleben, das wie das des Einzelnen vom Princip der Selbsterhaltung bald gehoben, bald versunken erscheint. Außerdem weiß jeder moderne falsche Jude, welche Bedeutung Segen und Fluch der Väter habe, und denkt er an das Geschrei: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!" und vergleicht die Verhältnisse der heutigen Juden in allen christlichen Ländern, vornehmlich aber in Deutschland, so wird er auch wissen, wie viel geschehen, um die Erfüllung jenes Fluches an seinem seit jener Zeit heimathlosen Volke zu mildern.

Man weiß daher nicht, ob mans als Satyre auf die Gebrüder R. u. s. w. oder als Spott über die unter dem Blutfluche der Juden seufzenden Bauern in Franken u. s. w. hinnehmen soll, wenn Hr. S. schließt:

„Ihr unglücklichen Brüder in Moses, ihr tausendfach Verachteten, Verstoßenen, Zertretenen, Mißhandelten, Heimathlosen, Verworfenen! Euer Erbtheil hienieden ist Schmach, eure Kost Verachtung, eure Labung Drangsal! Wo ihr bittet, wird euch Hohn, wo ihr flehet, wird euch Gelächter, wo ihr weint, wird euch Hohngelächter. Bevor eure Kinder geboren, werden sie gemordet, bevor ihr sie erziehet, werden sie vernichtet, und bevor ihr das erste Gebet der Natur: Mehret euch, vollziehet, müsset ihr den Leichenwagen eures Platzmachers zu Grabe ziehen. Ihr wollt Liebe, euch wird Haß; ihr wollt Gerechtigkeit, euch wird höchstens Duldung; ihr wollt Menschenrechte und ihr werdet unter das Thier erniedriget. Kommt her, ihr lebenden Denkmäler der Barbarei eures Zeitalters, kommt her und richtet euern Blick hinauf zu dem Sternzelte des Himmels, zu dem Schemel Jehovas; er ist euer Vater, euer Erlöser, eure Tröster, euer Versöhner. Er wird euch emancipiren zum ewigen Lichte, der Ausfluß seiner göttlichen Gnade wird euch die Seele füllen mit frommer Ergebung; aus dem Schoß seiner Gnade fällt Licht in die Nacht eurer Kerkerschaft und aus dem Borne seiner Liebe träufelt duldende Demuth wie Thau hernieder auf die Ruhestatt eures Daseins. Seid umfasset in Eintracht; haltet innig zusammen im Sturme; befolget die göttlichen Gebote des Gesetzes eurer Väter; säet Gutes, wo ihr Böses empfanget, gebt Liebe, wo man euch Haß reicht; seid reinen Wandels vor dem Herrn und harret dem Tage entgegen, an welchem ihr hintreten werdet mit all den Milliarden, die sich besser dünken als ihr, vor den Thron des gnadenreichen Vaters, und er wird euch zuerst an die väterliche Brust nehmen, in göttlicher Liebe, weil ihr die Unglücklichsten waret in der großen Pilgerfahrt des Lebens".

199.

Statistische Notiz.

Die Ausgaben von Norwegen betragen 1,456,000, die Einkünfte 1,505,000 Speciesthaler. *) Unter den Ausgaben figurirt die Civilliste blos mit 96,000 Species. Die Zinsen der Staatsschuld betragen 40,000 Species. Norwegen hat Papiergeld, und zwar Noten von 100, 50, 10, 5 und 1 Speciesthaler, wozu man sich, um Verwechselungen vorzubeugen, rothen, grünen, gelben, blauen und weißen Papiers bedient. Der Credit, den diese Noten genießen, ist so groß, daß man im Jahre 1830 nur für 3040 Spec. Silber bei der Bank einwechselte. 158,736 Kinder empfangen in Schulen Unterricht, was auf eine Bevölkerung von nur 950,000 Menschen viel ist.

217.

*) Ein Speciesthaler beträgt ungefähr 1 Thlr. 2 Gr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 338. — 4. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 337.)

„Das Dampfschiff", von W. Alexis, welches niederländische Unterhaltungen bringt, hat den Fehler, daß es mehr vom Dampfe der Kunst als vom Hauche der Begeisterung getrieben wird; indessen mag mancher grobnasige Leser keinen Unterschied riechen und sich dann genug an den Schnurren ergötzen. Die beste wird auf jeden Fall die Leidens- und Liebesgeschichte des blinden Harfners sein. Das Niederländische in der Unterhaltung konnte mit leichter Mühe besser gehalten werden, wenn nämlich die Personen etwas maulfauler und überhaupt etwas träger gehalten wurden, wie denn auch die anfängliche Schweigsamkeit des Harfners eine gute Wirkung thut, mit andern Worten, die ganze Sache wird durch das leicht merkliche Räderwerk der Berechnung in eine zu schnelle, unnatürliche Bewegung gesetzt, was wir auch für den wahren Grund des Namens „Dampfschiff" zu halten haben werden, da sonst die ganze Unterhaltung nur von dem Dampfschiff ausgeht und eigentlich fortwährend auf der ganz dampflosen Wasserjacht verweilt.

„Der neue Fortunat", von Georg Döring, ist mit großer Ueberlegung angelegt und zu einem Ganzen zweckmäßig ausgeführt, wenn anders zwei Dinge nicht stören: zuerst die widerliche Opiumbude als Grundlage des Traums oder des Märchens, da doch ohne Zweifel auch ohne dies Mittelchen alle mögliche Berechtigung selbst zu dem märchenhaftesten Wahnsinn der Muse vorhanden war, ein ironisches Gegengewicht gegen die heutzutage verdächtige Novellenphantasie aber viel näher und wohlfeiler in Deutschland als in Konstantinopel zu haben war, wie Tieck's „Mondsüchtiger" zur Genüge darthut; dann, und das ist das Zweite, was vielleicht stören könnte, warum mußte mit dieser Charlatanlustigkeit, mit dieser modischen Beweglichkeit, mit diesem taschenspielerischen Herumfahren in den Sachen so direct aus dem nichtsnutzigen Commischarakter des Reisenden von Steinlein und Sohn, der gar keinen Hintergrund gestattet, herausgeschrieben werden? Diese poetische Welt, so zauberisch sie auch ist, wird vielfach durch die wirkliche übertroffen an Adel und Tiefe der geistigen Bedeutung, während die richtige, wie die Tieck'sche, wie die Sphäre des John Fallstaff und was sonst echt ist, gleichviel ob komisch oder nicht,

ihres Gleichen auf Erden nicht wiederfindt!

Wie sie dennoch wahr sei, wissen wir Alle, auch sagt's der Oheim in seinem Briefe an den Neffen, und der ganze Briefwechsel ist ein Beweis dafür, denn die Verdichtung ist so stark, daß wir mit aller Scheir- und Destillirkunst nichts dagegen ausrichten konnten.

Der „Schatzgräber" von Friedrich Voigts ließ viel erwarten, weil er offenbar das Geheimniß gefunden in der Brechung der Lichtstralen, die von Charakteren ausgehen, theils durch die Verhältnisse zu einander, theils durch das Zeitalter, den Stand, den Nationalglauben, weil er darin allein die poetische Berechtigung zur Färbung des Ganzen zu suchen sich entschlossen. Dies ist ein großes Verdienst, denn wenn die Dichter keinen poetischen Glauben mehr haben wollen, wer soll ihn denn haben? Daß der Schatz zur guten Stunde gefunden wird, auch die schnelle Werbung der reinen Jungfrau, alles Dies und noch viel Unwahrscheinlicheres glauben wir gern, weil wir allerdings in der rechten dichterischen Gegend sind, dann aber fällt Sebastian, der durch den Schatz beglückte Jüngling, plötzlich aus der Rolle, vergißt auf eine unglaubliche Art seine erste Liebe, während er zuerst mit ganzer Seele darin war, und dieser Misbrauch, auf den der ganze tragische Ausgang gestellt ist, stürzt von Willkür in Willkür, von einer Unnatur in die andere. Sebastian ist immer eine gute Natur, er konnte genug sündigen und verrätherisch, wie Tom Jones bei Fielding, in alle Netze der Lust laufen, aber nie durfte er ernsthaft daran denken, die erste Liebe aus dem Herzen zu werfen, besonders da sie ihm Alles gegeben hat. Zu einer solchen Gewissenlosigkeit ist er von vorn herein nicht angelegt. — Die Novelle ist lang, sie hat manche interessante Partien, und wer von diesem unseligen Fehltritt absieht, der kann sich an manchem Einzelnen gewiß recht erbauen.

Dies ist der Inhalt der „Urania", den wir recht zweckmäßig geordnet finden müssen, denn er führt uns nur allmälig und durch lange Umwege in das wahrhaft dichterische Land, von dem die Novelle von Voigts allerdings eine Vorahnung aufregt, bis die höchste Befriedigung den letzten mondsüchtigen Versuch hineinzudringen

kränt und über alle schon verloren geglaubte Mühe tröstet. Es möchte daher Keiner, der klug sein will, von der Ordnung.

Die diesjährige

Penelope

enthält außer den oben erwähnten noch einige nicht unbedeutende Strahlstiche, und zu zweien eine poetische Erklärung von Theodor Hell, wovon die erste erträglich, die zweite aber zu dem Bilde, Andromache mit dem Knaben, ohne alle Kraft, ein bloßes Geklapper mit den aus Schiller's „Abschied" bekannten Reimen ist. Dann finden sich vier Novellen, „Afanasja" von A. v. Sartorius, „Wat-Tyler", historische Erzählung von Wilh. Blumenhagen, „Der Bettler von Sanct-Columba", von Johanna Schopenhauer, „Die Felsenfeste", geschichtliches Bild nach Ritchie, von Th. Hell.

Seit „Wilhelm Meister's Lehrjahren" haben viele hundert Geschichten damit angefangen, vor Allem die Zeit anzuzeigen, und wir können es nicht bergen, uns wird immer unheimlich zu Muthe, wenn es heißt: „Es war an einem schönen Sommermorgen", oder gar „An einem klaren Oktobertage"; deswegen mußte denn auch natürlich ein übles Vorurtheil erwachen, als wir die „Penelope" aufschlugen und alle vier Geschichten gleich in das alte ausgefahrene Geleise einliefen.

Die erste beginnt: „Die späte Abendsonne eines nordischen Frühlingstages vergoldete mit ihrem Schimmer die Paläste der russischen Kaiserstadt" u. s. w.

Die zweite: „Heißer als gewöhnlich auf den dunstumschleierten Feldern Englands war der Mittag" u. s. w.

Die dritte: „Noch hatte die Thurmuhr der abgelegenen Kirche Sanct-Columba die fünfte Morgenstunde nicht verkündet" u. s. w.

Die vierte: „Am 26. März 1594" u. s. w., woran man gleich sieht, daß sie geschichtlich ist. Freilich ist die letzte Zeitangabe immer im Grunde noch ungenau, denn was wars für eine Tageszeit? aber man muß von der andern Seite bedenken, daß die drei Vorgänger schon Morgen, Mittag und Abend in Beschlag genommen hatten, so mußte denn die Chronologie sich eine andere Richtung suchen.

Ganz ominös und im Geiste der saftlosen, glatten Abendzeitungsposie läuft die Einleitung auch in die beste der vier Erzählungen: „Der Bettler von Sanct-Columba", einige Seiten fort, und man muß erst einen harten Kampf bestehen, um sich mit der wirklich geistvollen Erfindung und Darstellung zu befreunden. Höchst anziehend und gut festgehalten ist der Charakter der Bettlerstochter, aber die Anlage des Ganzen, wie es uns scheint, nicht auf die rechte Weise zum Tragischen benutzt. Die Sache ist diese: Der junge Gisbert hat 2000 Thaler verspielt, die seinem Comptoirherren gehören. Er will sich ersäufen. Ein Bettler hindert ihn und — gibt ihm die Summe und noch mehr unter der Bedingung, daß er seine Tochter Anastasie heirathe. Das Kind ist schön und unschuldig. Die Ehe wird geschlossen. Gisbert, stolz und ehrsüchtig, fürchtet die Entdeckung der Herkunft seiner Frau, da der Vater durchaus Bettler und auch in der Stadt bleiben will; dazu drückt ihn der Gedanke, Alles seiner Frau zu verdanken. Er benutzt die Revolution zum Vortheile, verläßt Köln und macht in Paris ein glänzendes Glück. Als Herr von Boisrosé kommt er wieder, nachdem Köln schon der großen Nation einverleibt ist, und macht ein glänzendes Haus, wo seine schöne Anastasie viel Anbeter findet und, je weniger sie heiter zu sein scheint, um so mehr interessirt. Sie hat ihren Vater aus den Augen verloren und macht sich fortwährend Vorwürfe, ihn verlassen zu haben. Für zum Diner; plötzliches Wiedererscheinen des Vaters, der man sterbend aus der Kirche Sanct-Columba trägt. Anastasie steigt aus dem Wagen, umarmt ihn und stirbt ihr Vater. Aufruf. Rohheit Gisbert's. Ein Colonel, der schon lange Anastasien geliebt und ihre Achtung erworben hat, nimmt sich ihrer und des Sterbenden an, fordert zürnt u. s. w. Man sollte denken, dies könnte nur blutig endigen; aber nein, Gisbert geht in sich, hält nach der Begräbniß eine Vertheidigungsrede, und es wird Niemand unglücklich, als die es schon sind: der Colonel und Anastasie in Gisbert's nichtswürdigen Händen. Es ist Schade, daß die schöne Novelle bei solchen Elementen so ganz in der gemeinen Wirklichkeit verfügt. Wie leicht konnte der leidenschaftliche Gisbert sich an dem Offizier vergreifen, dieser ihn niederstoßen und so Anastasie wenigstens mit ihrem Kummer allein bleiben? Aber die zarte Frauenhand hat es schonend anders gewendet.

In der „Felsenfeste" ist Boisrosé ein vortrefflicher so männisch-naiver Charakter. Die wunderbare Erobrung der Festung Feschamp und ein damit verschlungener Roman, den der Held Boisrosé Heinrich IV. in Gabrielens und Sully's Gegenwart bis zu der Lösung des Knotens, die dann der König selbst vernimmt, erzählt, interessirt durch gelungene Darstellung und innere Wahrheit. Durch die Persönlichkeit des Erzählers nimmt das Ganze eine humoristische Färbung an.

„Wat-Tyler" ist der berühmte Rebell, der vor den Thoren von London fast mitten unter den Seinen auf eine wunderbare Weise sein Ziel fand. Eine große Aufregung und kräftige Zeichnung geht durch das ganze gedrungene Gemälde. Dieser Ton sticht vortheilhaft ab gegen den dresdner ganz ausgefeilten, man traut ihm ab doch nicht recht zu, daß er wahr sei, und die Sachen sind aus der scottischen Küche, weswegen ihnen der englische Boden zum Schaden gereicht.

„Afanasja" von Sartorius hat uns am wenigsten angesprochen. Die Aufopferung des Heldenmädchens für den Geliebten ist ein Wagestück der edelmüthigen Treue des Autors, wovon man keineswegs die Nothwendigkeit einsieht, und doch dreht sich leider Alles gerade darum.

Taschenbuch ohne Titel.

Es ist vortrefflich, daß der Humor sich ein eigenes Taschenbuch und darin vollkommene Carnevalsfreiheit erwirbt; nur ist zu bedauern, daß er sich zu sehr die Jean-Paul'sche Künstlichkeit zum Vorbilde genommen hat. Darum ist fast Alles krank, auch das Gelungenste, z. B. einige Artikel aus dem medicinischen Conversations-Lexikon, die

handlungen über Intervention und Nichtintervention und der Anfang über Goldschmieds Jungen. Aus dem angegebenen Grunde ganz verfehlt ist der Commentar zu einer Whistpartie zwischen Monsieur Charles Le Sot, Monsieur Ignace Crepin Le Clerc, Monsieur Louis Philippe Le Franc, Monsieur Jeannot Le Peuple-Changeant.

Es ist kein anderer Rath für den Humor, als Charaktere zu nehmen und die allereinfachsten Geschichten, worin denn politische bekannte Personen und Verhältnisse den Reiz des humoristischen Lebens allerdings sehr erhöhen würden. Herrliche Muster sind darin die englischen Zeitungen und Parlamentsreden, besonders von Lord Brougham und King. Altengland ist das wahre Mutterland des Humors, während er sich leider bei uns immer noch nur als Treibhauspflanze producirt. Wenn wir aber zu Charakteren und Geschichten rathen, so schließt das die lyrischen und alle möglichen andern Formen nicht aus, wie z. B. Göthe's „Rattenfänger" darthun mag. Ja, es ist am Ende die obige Faderung dahin auszudehnen, der Humor solle es nicht aufgeben, wirkliche Kunstwerke durchdringen zu wollen, es aber verschmähen, bloße Manier irgend einer Abhandlung, irgend eines Einfalls sein zu wollen. Damit ist dann das Epigramm, welches wir vielfältig in diesem Taschenbuch erstrebt, aber fast gar nicht erreicht finden, keineswegs ausgeschlossen, vielmehr wird es als die kleinste Kunstform für jeden guten Einfall zum angemessenen Gehäuse werden und ihn genießbar machen können, nur muß man nicht vergessen, daß gerade beim Epigramm die ganze Kraft in der Vollendung der Form liegt. Z. B. im „Homöopatho-Mastix" dieses Taschenbuchs heißt es unter Anderm:

Apologie.

Homöopathen ist ihr Treiben zu vergeben:
Nichts haben und Nichts thun — das ist ein selges Leben.

Dies sieht einem Epigramm sehr ähnlich, wenn nur in dem „selig" irgendwie der Begriff der Gottseligkeit oder Unschuld liegen könnte; deswegen aber, weil sie ein angenehmes Leben führen, kann doch unmöglich ihr Treiben verzeihlich gefunden werden. Der Gedanke ist offenbar dieser:

Laßt die Homöopathen ruhn —
Weil sie Nichts haben und Nichts thun.

Allein matt ist es auch so noch, denn viele Leute plagen ja doch auch solche noch. Man versuche es also etwa folgendermaßen:

Advocat.

Mein Freund, laßt die Homöopathen ruhn.

Kläger.

Wie so?

Advocat.

Weil sie Nichts haben und Nichts thun.

Es ist nämlich nothwendig, daß der Aufschluß des Epigramms zugleich täusche und doch einen befriedigenden Grund angebe. Das folgende Epigramm:

Was greift so scharf ihr die Homöopathen an! —
Die armen Narren — die nur Nichts mit Nichts gethan.

gibt z. B. zwar einen befriedigenden Grund an, aber dennoch ist es matt und zwar deswegen, weil es nicht täuscht, denn man sieht gleich im ersten Verse, daß die Sache auf eine Entschuldigung hinauslaufen wird, also „sie haben Nichts gethan", welcher Gedanke kurz vorhergeht, und dann tritt in dem Ausdrucke: „die armen Narren" dieselbe Richtung noch deutlicher hervor. Kurz, das Epigramm gibt uns Nichts zu denken und erregt keine Erwartung, befriedigt also auch keine. Umgekehrt würde vielleicht ein Schuh daraus, etwa:

Auf! züchtigt sie und greift sie an!
Warum? Sie haben Nichts mit Nichts gethan.

Ein richtiges Epigramm wäre Seite 102 mit diesen Worten zu lesen:

Ratio sufficiens.

„Homöopathen sei der Untergang geschworen!
„Bei Kopfabhacken ihre Praxis untersagt!"
So sprach ein Allopath (Allöopath) im Rathe der Ephoren:
„Nein", sagt' ein Andrer, um sein Votum nun befragt,
„Hilft nichts, — sie haben schon den Kopf verloren".

Nur ist zu bedenken, daß „Kopfabhacken" kein legitimer Name für eine Strafe, selbst im Munde eines medicinischen Ephoren, ist.

Uebrigens könnte Einem auf den ganzen Homöopatho-Mastix leicht das Epigramm einfallen:

Für wen schrieb er die Geißel der Homöopathen?
Man weiß nicht anders als — für Apothekerladen.

Je schwerer übrigens die humoristische Aufgabe ist, desto bereitwilliger muß man, wie auch schon bei unserm Jean Paul, mit partienweiser Ergötzung zufrieden sein, besonders wenn das Ragout so vielerlei enthält wie das, welches das Taschenbuch ohne Titel auftischt.

Das

Diadem,

gewunden für Deutschlands sinnige Frauen von Ferdinand Stolle, ein merkwürdiges Product; obgleich es nichts Schlechtes enthält als die Vorrede, welche von Hrn. Ferdinand Stolle selbst herrühret, ist es doch ganz schlecht, denn außer der schlechten Vorrede ist alles Uebrige aus guten deutschen Autoren abgeschrieben. Freilich kündigt der Titel dies auch gleich an, aber um so unverschämter muß die Hoffnung erscheinen, daß Jemand das Buch kaufen werde. 220.

Bignon's Geschichte von Frankreich, vom Jahre 1799 bis Ende 1802, nach dem Französischen, von Theodor von Haupt. Erster und zweiter Band. Darmstadt, Leske. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Bonaparte's Glücksstern ist nicht untergegangen, als auf St.-Helena der Vorhang fiel: in vielfacher Hinsicht weisen die neuesten Zeitenerscheinungen darauf hin, die Geistesdoheit des wunderbaren Mannes, dessen entschiedenes Feldherrntalent seine politischen Verdienste und argen Mißgriffe oft übersehen läßt, unparteiisch zu würdigen. Welche große Regsamkeit in der Schriftstellerwelt, das Hierhergehörige aufzubewahren! Von welchem großen Manne der Vorwelt haben die Zeitgenossen mit gleicher Aemsigkeit das Thatsächliche gesammelt, um es dem Geschichtschreiber zu späterer Verarbeitung zu überliefern? Mag für

setzt noch oft Lob und Tadel einander zu schroff gegenübergestellt sein: der Sonderungs- und Sichtungsact wird trefflich vorbereitet, wozu das vorliegende Werk Bignon's einen schätzbaren Beitrag liefert.

Und welchen Beruf trägt der Verf., unter den zahllosen Schriftstellern, welche sich mit Bonaparte's Leben beschäftigen, der sich gestellten Aufgabe entgegen! Der Mann, welcher gegen 20 Jahre lang auf die Weltverhältnisse so entscheidenden Einfluß übte, bestimmte Bignon zum Geschichtschreiber der französischen Diplomatie vom Jahre 1792—1815. Nicht vom Throne, der einst alle Throne beherrschte, herab, von seinem Sterbelager auf St.-Helena, in seinem Testamente, erging die Aufforderung an Bignon, darum sind mit Recht die Worte der letztwilligen Verfügung als Motto dem Werke vorgesetzt. Wie B. diesen Auftrag auffaßt, welchen Plan der Ausführung er an denselben knüpft, darüber gibt er in der Vorrede Rechenschaft: „Sehr wohl wußte Napoleon, daß zur Erzählung offenkundiger, materieller Thatsachen sich Schriftsteller in Fülle finden würden. Er aber wünschte mehr: die Entwickelung und Darlegung der Ursachen jener Begebnisse durch einen mit den Staatsangelegenheiten einigermaßen vertrauten Schriftsteller; dies war es, was ihm am Herzen lag. Ich überzeugte mich, daß ich, um diesem Zwecke zu entsprechen, zugleich die Begebnisse und deren Ursachen vortragen, d. h. eine allgemeine Geschichte des von Napoleon bestimmten Zeitraumes schreiben müsse, in welcher alle politischen, bürgerlichen und militairischen Ereignisse dieser Periode darzustellen" (wenigstens anzudeuten, darauf hinzuweisen); „zugleich aber auch das dieselben herbeiführende geheime Spiel der Interessen und Leidenschaften, mit Einem Worte, die Fragen der auswärtigen Politik entwickelter und ausführlicher, als solches mit gewöhnlichen Geschichtswerken verträglich (?), zu behandeln seien". Was der Verf., weiter in der Vorrede, über sein schriftstellerisches Unternehmen und dessen Schwierigkeit, Anerkennung der Unparteilichkeit zu finden, sagt, läßt, wie das Werk selbst, nirgend verkennen, daß ein schwieriger Beruf einem tüchtigen, gutgesinnten, mit nöthigen Materialien ausgerüsteten, in wichtigen Staatsangelegenheiten erfahrenen Manne zu Theil wurde, welcher indeß weder seine Nationalität noch seine vieljährige Amtsstellung zu verleugnen im Stande ist. So als Franzose und als Diplomat behauptet der mächtige Impuls, welchen Napoleon gab, fortwährend mächtigen Einfluß auf ihn, ohne deshalb zum servilen Lobpreiser je herabzusinken. Ja oft, wo man sich durch Bignon's Behauptungen verletzt und zu Widerlegungen aufgeregt fühlt, findet man bei genauerer Prüfung, daß er der Wahrheit näher steht, als man auf den ersten Anblick vermuthete. Als bezeichnend hier noch folgende Stelle der Vorrede: „Die Allgewalt der Diplomatik stand Napoleon zu Gebote; er wußte meisterlich damit zu schalten, wirkte lange durch sie Wunder, und dennoch vermochte sie ihn an seinem Selbststurze nicht zu hindern. Napoleon scheint ausersehen gewesen zu sein, der Welt anschaulich darzuthun, daß der Mann vom umfassendsten, erhabensten, selbst unter tausenderlei Umständen umsichtigsten Genie, wenn er nicht der unübersteigbaren Schranke kraftvoll bestehender Institutionen auf seiner Bahn begegnet, immer mit Hinschreiten nach einem Abgrunde ende. Die Behauptung: Nur die Macht der nationellen, constitutionellen öffentlichen Meinung einzig und allein habe Napoleon vom Gipfel von zehn Thronen auf eine Felsspitze herabzustürzen vermocht, ist allerdings sehr moralisch; in dieser Darstellungsweise aber waltet die Inconvenienz, der Völker Irrthum zu nähren. Keineswegs die öffentliche Meinung, nicht die liberalen Ideen waren es, die Napoleon entthronten, er that es selbst. Weil ihn, bei seinem ersten Schritte auf einer falschen Bahn keinem Hindernisse begegnend, seine Stellung, die Ereignisse, sein Charakter: Alles oder Nichts, Europas Herrschaft oder Vernichtung zu wollen, bestimmten, darum ging er unter. Was er eine Stunde lang besessen, verlangte er auf immer zu besitzen. Zehn Mal konnte er unter vortheilhaften Bedingungen Frieden schließen; zehn Mal wies er ihn, weil er daraus in keine Verzichtleistung willigen wollte, zurück". Die Behauptung Bignon's, daß die auf dem Willen eines Einzelnen beruhende Existenz eines Staates der Garantie durchaus ermangle, wird weniger Widerspruch zulassen als die Andeutung, daß in der Aufrechterhaltung der Bestimmung der Constitution vom Jahre VIII, „dem Staatsoberhaupte sei die persönliche Befehligung der Heere untersagt", — eine genügende Garantie für das Staatswohl anzuerkennen ist. Mag es nichtig sein, daß der Tag, an welchem der erste Consul jenes Verbot umging, seine Despotengröße und seinen Despotenfall entschied, — jene Bestimmung ist mehr berechnet auf sorgsame Beschränkung der eminenten Feldherrntalente Napoleons, als daß sie geeignet wäre, dem Nationalrechte eine universelle Garantie zu sichern. Wie es bei näherer Prüfung des Werkes oft sichtbar wird, daß Bignon, ohne gerade parteiisch zu sein, von Napoleons eminentem Geiste gebendet wird, so entgeht er auch wie schon angedeutet ist, als Diplomat und als Schriftsteller den Verlockungen des Franzosenthumes und des in demselben waltenden, phantastischen Ehrendols nicht. Sogar das von seiner Seite — am wenigsten geschichtlich — haltbare Thema der Frankreichs natürlicher Grenze (man versteht bekanntlich darunter den Lauf des Rheins), behandelt er, als ob Widerspruch dagegen vernünftigerweise Niemandem in den Sinn kommen könne. Hat er nie darauf reflectirt, daß schiffbare Flüsse der Territorialausbreitung der Völker und Staaten zum Verbindungswege, nicht zur Abmarkung dienen? Dagegen treffen wir bei der Durchsicht dieser diplomatischen Geschichte eine Fülle scharfsinniger Bemerkungen und trefflicher politischer Lehren, z. B. „In dem neuen Ministerium, welches auch seine fernere Tendenz sein mag, ist Berechnung, durch Gegnungen sich zu begründen und zu befestigen, natürlich". — „Jeder Hasseschwur widerstreitet, besonders, wenn dieser Haß irgend einer Verfassungsform gilt, der gesunden Vernunft". — „1791 hat die Nationalversammlung zur Begründung einer festen demokratischen Verfassung unter monarchischen Formen saß Alles aufgeboten; 1799 dagegen strebten die weisesten, aufgeklärtesten Freunde der Freiheit, die dauernde Begründung der Monarchie unter den Formen einer republikanischen Verfassung wiederzufinden". Die Maxime: „Bewunderung gebiert bald Haß, und Haß erzeugt Neid", möchte dahin abzuändern sein: Bewunderung gebiert Neid; Neid erzeugt Haß.

Doch es sollte vielleicht von der Uebersetzung als Uebersetzung, nicht vom Originalwerke hier geredet werden. Von jener aber ist nicht viel Rühmliches zu berichten. Keine Spur des anmuthigen Vortrages findet man hier wieder, dagegen schwerfällige Wortverflechtungen fast auf allen Seiten. Hr. v. H. gefällt sich in ungewöhnlichen, selbst unrichtigen Phrasen. Unterstellen und Unterstellung sind seine Lieblingsausdrücke. Was für ein Ding ist „ein ständiger Gesandter"? Was soll es heißen: „Dieser Monarch besaß seinem Gesandten in Berlin, sofort mit dem französischen Minister sich zu benehmen"? (I, S. 207). Bei solcher Unfähigkeit, die ersten Verpflichtungen eines guten Uebersetzers zu erfüllen, darf man nicht daran denken, daß durch gediegene Anmerkungen und Nachträge, deren Zweckmäßigkeit sich nach dem Obengesagten dem Einsichtsvollen von selbst ergibt, diese Uebertragung einen mäßigen Werth erlangt hätte; darum mag hier darauf hingewiesen werden, daß bei einer neuen deutschen Bearbeitung des geschätzten Bignon'schen Werkes Verdienst zu erwerben ist.*)

*) Eine andere Uebersetzung des Bignon'schen Werks, von H. Hale, bildet einen Theil der „Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, in Uebersetzung von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten; unter Redaction von K. H. L. Pölitz". Es sind davon bis jetzt 4 Bände erschienen, die 5 Thlr. kosten, und entspricht allen Erwartungen. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlagsbericht des Jahres 1831.

Folgende Bücher sind bei Carl Schumann in Schneeberg erschienen und in Leipzig bei Brockhaus zu erhalten:

A. B. C. und Lesebuch für Bürger- und Landschulen nach der genauesten Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. geb. 2 Gr. (Partiepreiß billiger.)

Unter der großen Anzahl von Büchern dieser Art zeichnet sich vorstehendes vor allen durch seine äußerst zweckmäßige Einrichtung aus, die übrigens der möglichsten Vervollkommnung entgegen geht, da der Herr Verfasser ein erfahrener Schulmann ist, und es sich besonders angelegen seyn läßt, dieses Büchlein seiner höchsten Nutzbarkeit näher zu bringen. Daß sein Werth übrigens auch bereits anerkannt ist, zeigt, außer dem Beweiß einer vierten Auflage, das lobende Anerkenntniß vieler Schulmänner, die es mit außerordentlichem Nutzen eingeführt haben.

Die nöthigsten Vorkenntnisse zum Kopf- und Tafelrechnen für den Gebrauch in Schulen und im gemeinen Leben. 8. brosch. 1 Gr. (In Partien billiger.)

Auch diese kleine Schrift, der vorigen an zweckmäßiger Einrichtung und Nutzbarkeit nicht nachstehend, kann ich allen denen empfehlen, deren Geschäft der Jugendunterricht ist. Die vielen Lehrer wenigstens, welche sich desselben beim Unterrichtgeben bedienen, und es in ihren Schulen eingeführt haben, erklären allgemein, daß sie eines glücklichen Erfolges mit Hülfe dieses Büchleins versichert seyn könnten.

Strubell, M. J. T., Hauptinhalt der christlichen Lehre in biblischen Denksprüchen mit zweckmäßigen Liederversen begleitet. Dritte Auflage. 8. geb. 2 Gr.

Auch dieses Schulbüchlein hat bereits in vielen Händen unendlichen Nutzen geschafft, und wir könnten mit gutem Gewissen eine lange Empfehlung folgen lassen, wenn nicht dessen zahlreiche Verbreitung, so wie die zahlreichen lobenden Urtheile aller Schulmänner, die es in ihren Schulen einführten, die ganz zweckmäßige und von den günstigsten Erfolgen beim Unterricht der Kinder begleitete Einrichtung des Büchleins genugsam an den Tag legte; so daß wir auch diese Erwähnung nur deshalb uns erlauben, um vielleicht Entfernteren Gelegenheit zu verschaffen, von demselben Gebrauch zu machen.

Bonafont, C., Herbstblumen zur Unterhaltung in Winterabenden.

Inhalt: Asthaly, oder die Kraft des Glaubens. — Treue und Untreue. — Der Ring. — Johann Jakob Rousseau's letzte Augenblicke. — Der Hund des Verbannten. — Marlborough's erste Liebe. — Das dunkelgelbe Kleid der Madame Cottin. — Der Emigrant. — Die Macht des Gewissens. — Die Wahl der Freundin. 8. brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Wäre der Name des Herrn Verfassers nicht schon durch eine Menge Arbeiten dem Publikum vortheilhaft bekannt, so müßte ihm diese Sammlung von Herbstblumen allein einen ehrenvollen Platz in den Reihen der gelesensten deutschen Belletristen verschaffen; wenn anders geschmackvolle Auswahl der Stücke, Kraft und Rundung des Styles, und ein das Ganze durchgreifender hoher moralischer Sinn, auf eine solche Auszeichnung Anspruch zu machen haben.

Briefe eines Geistlichen an einen Amtsbruder

über das rationalistische Verfahren beim Confirmandenunterricht. 8. brosch. 12 Gr.

Dieses ausgezeichnete Werkchen ist mit solchem Beifall aufgenommen worden, daß man von allen Seiten her nur eine Stimme über den Werth desselben vernehmen konnte, und daß bei demselben die seltene Erfahrung in der litterärischen Welt gemacht wurde, daß sich auch nicht ein Urtheil hören ließ, dessen Quelle eitle Tadelsucht, das Wahre und Schöne muthwillig verkleinernde Selbstsucht gewesen wäre. Ich mache daher das Publikum nur noch auf einen Vorzug des Büchleins aufmerksam, daß es nämlich in einem Tone gehalten ist, der eben so gewandt, als leicht, selbst Laien verständlich ist, ein Vorzug der deshalb besonders Erwähnung verdiente, weil er Büchern, die über abstrakte Gegenstände geschrieben sind, so selten eigen ist.

Neue Blumen- und Blätterſprache. Ein

Weihgeschenk für das Herz mit seinen verborgenen Leiden und Freuden. 12. brosch. 6 Gr.

Daß dieses kleine Schriftchen wirklich ganz geeignet ist beides, die verborgnen Leiden des Herzens zu mildern, und seine Freuden zu erhöhen, dem giebt der äußerst zarte, die tiefer liegenden Gründe menschlicher Empfindungen gleichsam hervorzaubernde, und lebendig darstellende Geist, welcher, wie ein sanfter Zephyr die lieblichen Kinder des Lenzes scherzend und kosend durchzieht, so von Anfang bis zu Ende den Leser mit freundlicher Gewalt festhält, und gleichsam von einem Genuße zum Andern führt, vollkommnes Zeugniß. Wir können also dem schönen Geschlechte, als dem eigentlichen Beherrscher des Zarten und Schönen, und zugleich dem competentesten Richter in Sachen des feinen Geschmackes, diese Blumen- und Blätterſprache ganz absonderlich empfehlen, da auch die äußere Ausstattung dem Inhalte in Bezug auf Eleganz nicht nachsteht.

Gätzschmann, M. F., Anleitung zur Grubenmauerung. Mit 35 Platten Zeichnungen. gr. 4. 5 Thlr.

Ich unterlasse es, dieses ausgezeichnete Werk dem verehrten Publikum auch nur mit einem Worte zu empfehlen, da dem ehrenvollen Urtheile, welches ihm von Meistern im Fache gesprochen worden ist, wohl schwerlich etwas hinzugefügt werden kann, das sein wohlverdientes Lob nur im geringsten zu erheben im Stande seyn dürfte. Daß übrigens mit diesem Werke einem wirklich gefühlten Bedürfnisse abgeholfen worden ist, dem kann zum Beweise dienen, wie die nicht unbedeutende Auflage trotz dem, daß das eigentliche Publikum des Werkes nicht eben ein grosses ist, bereits bis auf wenige Exemplare geschmolzen ist.

Herbſtabend-Unterhaltungen von dem Verfaſſer der Memoiren einer Zeitgenoſſin. Aus dem Franzöſiſchen von Carlo Minona.

Inhalt: Das Mädchen von Beſſonis, oder die Verhaftung des Marſchall Ney. — Der Gefangene im Schloſſe If. — Die Maulſchelle wegen des Herzogs von Wellington. — Das Schlafgemach in den Tuillerien, oder Joſephine und Napoleon. — Düroc's Tod, oder Fanny. — Die Waiſe von Verona oder der namenloſe Beſchützer. — Der Mann mit dem ſchwarzen Halstuche, oder ein Zug aus dem Leben des General Foy. — Der franzöſiſche Handwerksmann in Wien, oder die Bitte des Soldaten. — Der Wachtmeiſter des General Laſalle. — Eine Handlung der Wohlthätigkeit von Talma. — Noemi und Joachim Mürat. — Das zu Orea geleiſtete Verſprechen, oder Michels Pathe. 8. broſch. 18 Gr.

Schon die Inhaltsanzeige legt dar, daß es dem Büchlein nicht an dem fehlen kann, was das Interesse des Lesers stets lebendig erhält: nämlich Neuheit und Großartigkeit des Stoffes. Die Ereignisse, welche es erzählt, gehören alle zu denen, die man hier zum ersten Male liest; und sie müssen schon deshalb die Aufmerksamkeit fesseln, weil sie dem Leben der Männer angehören, von denen jeder unter den Ausgezeichnetsten in den Annalen der Geschichte seinen Platz hat. Zudem hat der Uebersetzer den leichten, abgerundeten Styl des französischen Originals glücklich wieder zu geben gewußt, und es wird dem Publikum mit diesem Bändchen kein sogenanntes Fabrikgut in die Hände gegeben, sondern eine Arbeit, die in glücklicher Muse gefertigt, im wirklichen Sinne des Wortes den Namen einer Uebersetzung verdient.

Körner, Julius, Kaiser Julian der Abtrünnige,

oder die traurigen Folgen der Verunstaltung des reinen Christenthums. 8. 2 Thlr.

Der geistreiche Verfasser hat mit diesem Werke der gebildeten Welt ein Geschenk gemacht, das, je seltner es in seiner Art ist, eine ebenso seltne ehrenvolle Anerkennung seines Werthes gefunden hat. Ich mache daher das Publikum nur darauf aufmerksam, daß wer über das finstere Thun und Treiben des Pfaffenthums, was zwar nie aufgehört, aber besonders in unseren Tagen wieder angefangen hat, sein unheiliges Haupt mehr als je zu erheben, wer über die nichtswürdigen Kunstgriffe der Verfinsterer des menschlichen Verstandes, und über die Vernichter des wahren, vernünftigen Christenthums in einer Sprache sich unterrichten will, die eben so neu, wie die ganze Behandlung des Stoffes ist, weil sie mit einer Klarheit über Gegenstände sich verbreitet, die, an sich dunkel, gewöhnlich noch mehr durch die Sprache, in welcher sie abgehandelt sind, verdunkelt zu werden pflegen, der lese dieses Buch, und er wird es nicht ohne die vollste Befriedigung aus den Händen legen.

Minona, Carlo, Erzählungen. 2 Bdchen.

Inhalt: Katinka Tarrakanof. — Wilhelmine, oder die Folgen der Untreue. — Sara, oder Liebe und Treue. — Drei Tage in Dresden, oder der Wahnsinnige. — Die beiden Freunde. 8. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist dies eine Auswahl von Erzählungen von außerordentlichem Interesse, was vorzüglich dadurch aufs höchste gesteigert werden muß, daß sie alle nicht Kinder der Phantasie, sondern getreue Kopien des Lebens sind. Neben den Vorzügen der Kraft, und Tüchtigkeit und jener ansprechenden Mannichfaltigkeit, wie dieselbe nicht so leicht in Stücken der Erfindung sich darbietet, wo nur zu oft durch Ueberhäufung der Eindruck vernichtet wird, haben sich diese Novellen aber auch einer Sprache zu erfreuen, wie sie nur in den besten Arbeiten der Art gefunden wird.

Iwan, eine historisch-romantische Erzählung. 8.

brosch. 18 Gr.

Es bietet sich den Lesern in dieser historisch-romantischen Erzählung ein Gemälde dar, das eben so sehr durch seine mannigfaltige Gruppirung, wie durch die Lebendigkeit der Farben und die Wahrheit seiner Schilderungen höchst anziehend ist. Wenn man auf der einen Seite die schmählichste Unterdrückung, die im Finstern schleichende Intrigue mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge voll tiefen Unwillens betrachtet; eröffnet sich dort eine Aussicht, bei der das gekränkte Herz sich schnell erholt: denn es zeigt sich ihm die festeste Treue, die innigste Zärtlichkeit, die höchste Liebe, die uneigennützigste Aufopferung, wie man fast nicht glaubt, daß sie in der Wirklichkeit also sich vorfände. Kurz es wird Niemand dieses Bändchen ohne die vollkommenste Befriedigung lesen.

Pocket-Edition of the most eminent English

Authors of the preceding century. 10 Vol. brosch.

Containing: Vol. 1. The man of Feeling. 8 Gr. Vol. 2. 3. Swift, J., tale of a tub. 16 Gr. — Vol. 4. Sterne's, L., sentimental journey through France and Italy. 8 Gr. — Vol. 5. Ossians Fingal, an epic poem in six Books. 8 Gr. — Vol. 6. Sheridan, R. B., the school for scandal. 8 Gr. — Vol. 7 — 9. Sterne's, L., the life and opinions of Tristram Shandy. 1 Thlr. — Vol. 10. Goldsmith, Dr. O., the vicar of Wakefield. 10 Gr.

Vorstehende Ausgaben der englischen Classiker des vorigen Jahrhunderts sind auf dem schönsten Velinpapier höchst correct gedruckt, und sind ganz geeignet, für den Gebrauch von Schulen, da man bereits aus den genannten Numern ersieht, dafs die Auswahl keine zufällige, sondern eine sorgfältige Ausscheidung des Zweckdienlichen ist; während zugleich auch der Preis ein solcher ist, dafs selbst der Unbemittelte nicht gehindert wird sich dieselben anzuschaffen.

*Reiß, C. W., der erzgebirgische Liqueur-Fabrikant, oder gründliche Anweisung nicht allein den gemeinen Korn-, sondern auch vorzüglich den Erdäpfel-Branntwein zu veredeln und daraus die feinsten Liqueure zu bereiten, nebst den hierzu erforderlichen Recepten. 16 Gr.

Der Herr Verfasser, welcher in diesem Buche seine reichen, praktischen Erfahrungen Betreffs der Veredlung des gemeinen Korn- und Erdäpfelbranntweins zum Besten des Publikums niedergelegt hat, erwirbt sich ein wirkliches Verdienst dadurch, daß er durch seine gründliche Anweisung für Zubereitung aller Sorten Liqueure zugleich den fernern Gebrauch schädlicher und die Gesundheit vernichtender Ingredienzien aufhebt, indem er mit heilsamen und von keinen schädlichen Folgen begleiteten Mitteln denselben und noch glücklicheren Erfolg zu erreichen weiß, ohne daß die Kostspieligkeit derselben ihre Anwendung verhindert.

Rosenhauer, M., Gedichte. 8. brosch. 12 Gr.

*TOTIUS LATINITATIS LEXICON

CONSILIO ET CURA JACOBI FACCIOLATI OPERA ET STUDIO AEGIDII FORCELLINI ALUMNI SEMINARII, CORRECTUM ET AUCTUM LABORE VARIORUM. EDITIO IN GERMANIA PRIMA CUM PRIVILEGIO REGIS SAXONIAE. TOMUS PRIMUS A — C. gr. Fol. 165 Bogen. Zweiter Pränumerations-Preifs 10 Thlr. 21 Gr. (Mit Inbegriff der 2 Thlr. Vorausbezahlung für die letzten 50 Bogen des letzten Bandes, welche dann gratis nachgeliefert werden. Der zweite Band erscheint noch vor *Ostern* 1832.)

Vom Reiche Gottes. Ein Katechismus, zunächst für seine Katechumenen, von dem Verfasser der Briefe über das Christenthum. 12. 1 Gr. (In Partiepreiß billiger.)

Mit frommen, ächt christlichen Sinn ist dieses Büchlein geschrieben, und es ist ganz geeignet, wenn überhaupt in den oberen Classen der Bürgerschulen eingeführt, so vorzüglich den Jünglingen und Jungfrauen in die Hände gegeben zu werden, die zu reiferem Alter vorgeschritten, selbstständiges Bekenntniß ihres christlichen Glaubens zum ersten Male ablegen, und nun recht eigentlich erst in die Gemeinde der Christen als handelnd auftreten wollen.

*Witzleben von, M. E. J., Geschichte von Sachsen in sieben Tabellen. gr. Royal. 1 Thlr.

Dem Freunde der vaterländischen Geschichte, der sich schnell über irgend ein Factum derselben zu unterrichten wünscht, ohne Gelegenheit oder Zeit zu haben in größeren Werken nachschlagen zu können, werden diese Tabellen eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, da dieselben bei zweckmäßiger Kürze dennoch Alles enthalten, was irgend von allgemeinem Interesse und von umfassenden Einfluß auf die Geschichte unsers Vaterlandes gewesen ist.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 339. —— 5. Dezember 1831.

Polen.

1. Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblicke, wo Polen sich unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März. Zweite Abtheilung. Vom 1. April bis zum Tode des Feldmarschalls Diebitsch. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. 8. 1 Thlr.
2. Polens Kampf um seine Wiedergeburt im Jahre 1831. Erster Band. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
3. Polen und seine Revolution. Von Hartwig Hundt-Radowsky. Zweiter Band. Polen in seiner Erhebung. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
4. Resultate des wiener Congresses in Bezug auf Polen. Neuruppin, Oehmigke. 1831. 8. 6 Gr.
5. Offener Brief an Se. Excellenz den Herrn Grafen von Diebitsch-Sabalkanski, Feldmarschall u. s. w., erlassen von Aloys Orchoski, polnischem Edelmann. Kassel, Luckhardt. 1831. 8. 2 Gr.
6. Ueber die Wiederherstellung des Friedens von Polen im Interesse Rußlands, Preußens, Oestreichs und ganz Europas. Von Aloys Orchoski. Kassel, Luckhardt. 1831. Gr. 8. 4 Gr.
7. Ueber die Nothwendigkeit der Herstellung Polens in besonderer Rücksicht auf Preußen und Oestreich. Nürnberg, Campe. 1831. 8. 4 Gr.
8. Polens Schicksal, ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen. Nebst einem Sendschreiben an die Herren von Morawski und Rembowski in Warschau. Vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, Kollmann. 1831. 8. 6 Gr.

Erster Artikel.

Wer die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten urkundlicher Gewißheit an bis herab auf unsere Tage im Geiste zu überschauen vermag, dem wird sich als unabweisliche Wahrheit eine Thatsache aufdringen, welche den vollkommensten und befriedigendsten Aufschluß über die Nothwendigkeit des Unterganges auch solcher Reiche und Völker enthält, die keineswegs durch inneres Verderbniß unter dem zertrümmernden Arme des Schicksals erlagen. Wenn man nämlich die Geschichte nicht nach einzelnen Jahren, sondern nach großen Weltepochen betrachtet, so wird man gewahr, daß in jeder derselben dasjenige Volk auf einem weiten Erdbezirk über alle ihn bewohnenden Völker zuletzt die Oberherrschaft erstritt, welches entweder geistig am höchsten stand und somit Gesittung und Bildung über einen großen Theil der Welt verbreiten konnte, oder das durch Intensität ungeschwächter Urkraft einer gealterten Ordnung der Dinge ein Ende zu machen und der Menschheit eine schönere Zukunft im Keime vorzubereiten von dem Herrscher und Lenker aller Dinge berufen war. Die Regierung des Cyrus und seiner unmittelbaren Nachfolger war eine Reihe von Triumphen, der schönste Theil der bewohnten Erde war ihrem gewaltigen Zepter unterworfen, und wenn sie winkten, so erhob sich eine Million Streiter, um ihren despotischen Willen zu vollziehen. Aber ihre Macht scheiterte an dem der Zahl nach kleinen Volke der Griechen, die Vorsicht schuf Alexanders stralenden Heldengeist, und der gewaltige Bau persischer Größe stürzte zusammen, damit durch ein ganzes Jahrtausend auf Asiens und Aegyptens Boden griechische Kunst, Wissenschaft und Sitte das Loos der dortigen Menschheit verschönere. Eine nicht minder glorreiche Bestimmung war jenem Volke vorgezeichnet, das unaufhaltsam von Sieg zu Sieg schritt, bis fast die ganze damals bekannte Welt jenem Senate gehorchte, der, um mich des Ausdrucks eines der berühmtesten Historiker zu bedienen, durch den Vergleich mit einer Versammlung von Königen eher erniedrigt als geehrt wird. Umsonst widerstanden Karthago, Spanien, Gallien, der Orient; die größten Feldherren, Hannibal, Jugurtha, Mithridates, Ariovist, kämpften vergebens gegen das Glück der Siebenhügelstadt und gegen Männer des Schicksals, wie die Scipionen, wie Marius, Sulla, Pompejus und Cäsar es gewesen sind. Jahrhunderte hindurch umschlossen die Ringmauern Roms mehr Helden, Patrioten und Staatsmänner des ersten Ranges, als alle andern Völker vereint sie aufweisen konnten, und die allmälige Erhebung der kleinen Colonie Alba Longa's zur weltbeherrschenden Wunderstadt, in Folge einer ununterbrochenen Flut glorreicher und glücklicher Ereignisse, legte das erhabenste Zeugniß ab für die Allmacht hochherziger Vaterlandsliebe, unbezwinglichen Heldenmuthes und eiserner Beharrlichkeit bei den einmal angenommenen politischen Grundsätzen. Die höhere Cul-

tur, deren sich das mit Griechenland durch Wissenschaft und Kunst verschwisterte Italien erfreute, verbreitete sich allmälig von den Säulen des Hercules bis zu dem Lande der Picten und Schotten, von den Ufern des atlantischen Oceans über den Rhein, die Donau entlang bis an die Küsten des schwarzen Meeres, und so wurden Erdstriche, die vordem nur von wandernden Barbaren bewohnt gewesen waren, mit volkreichen Städten besät, in blühende Fluren umgewandelt und mit den Sitten, Gesetzen, Wissenschaften und Künsten der civilisirtesten Nationen des Alterthums gesegnet. Als endlich die Beherrscher der römischen Welt das Christenthum annahmen, war die schnelle Verbreitung dieser Religion von Britannien bis an den Atlas, von der Mündung des Tagus bis an die Grenze Persiens hauptsächlich eine Folge der Macht der Imperatoren über den größten Theil der damals bekannten Erde und der Einheit der Sprache, der lateinischen in der westlichen, der griechischen in der östlichen Hälfte des römischen Reiches. Dies war die letzte Wohlthat, welche das von den Römern gegründete Weltreich der Menschheit erwies, denn bereits hatte die Stunde seines Unterganges geschlagen; abgerollt bis zum letzten Gliede war die Kette jener Großthaten, deren erste die Vertreibung der Tarquinier gewesen; das Erlöschen des Heldensinnes und der Vaterlandsliebe hatte Armuth an ausgezeichneten Männern zur Folge gehabt; aus dem hohen Norden wie aus dem tiefen Süden zogen jene Donnerstürme des Schicksals heran, welche das Gebäude der römischen Größe umstürzten; es begann eine andere Entwickelungsperiode der Menschheit, und jene Scheidung des Orients vom Occident in Religion und Sitte, die noch fortdauert, ward vollbracht. Wenn Gott einreißt, so geschieht es nur, um neue Bauten aufzuführen; als die Völkerwanderung das wurmstichige, aber äußerlich wohlgeordnete weströmische Reich chaotisch verschlang, wer hätte damals wol ahnen können, daß sich aus dieser wilden Verwirrung aller Dinge, diesem beispiellosen Umsturz alles Bestehenden, neue, würdigere, schönere Schöpfungen erheben würden? Dennoch erhoben sie sich; die urkräftigen germanischen Eroberervölkerstämme nahmen das Christenthum an, es schritt vorwärts bis an die äußerste Grenze Europas im höchsten Norden, unser ganzer Welttheil ward christlich, die geistige Ausbildung nahm eine von der des Alterthums wesentlich verschiedene Richtung, und innerhalb mehr oder minder fest bestimmter Grenzen erreichten die verschiedenen europäischen Völker jene hohe Stufe der Vollendung, welche die Nationen des Alterthums, weil sie dem Polytheismus huldigten und die Sklaverei für recht hielten, niemals ersteigen konnten. Wenn jedoch die Völkerwanderung mehre Jahrhunderte später die Bewohner des Nordens an die Küsten des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans verpflanzt hätte, so würde wahrscheinlich die geistige Richtung der Europäer, statt dem Impuls der Christuslehre zu folgen, durch den Mohammedanismus bedingt worden sein. Urplötzlich und unwiderstehlich wie der Samum der Wüste war der blutige Halbmond aus dem Sande Arabiens aufgestiegen, und eine neue Religion, ein neues Weltreich war mit einer Schnelligkeit entstanden, die Mohammed's Vorgeben, er sei Gottes Prophet, gewissermaßen zur Wahrheit erhob. Wären zu jener Zeit die Trümmer des verfaulten, kraftlosen weströmischen Reiches nicht im Besitz deutscher Helden gewesen, dann hätte es keinen Karl Martell gegeben, um den Eroberungen der Sarazenen Grenzen zu setzen; wo jetzt christliche Tempel zum Himmel ragen, würden Moscheen prangen und in Europa Kunst, Wissenschaft und Gesittung um ein Jahrtausend zurück sein. Den wesentlichen Dienst aber hat das Reich der Khalifen und ihrer Nachfolger unserm Welttheile geleistet, daß es denselben zur Zeit seiner wichtigsten Entwickelungsperiode von dem üppigen Orient schied, daß es Europa gleichsam auf sich selbst verwies, bis es durch seine eigenthümliche Lebens- und Fortbildungskraft unter beständigem Stürmen jene geistige Ueberlegenheit errang, in Folge welcher die Europäer berufen zu sein scheinen, auch auf Asien und Afrika einen so überwältigenden Einfluß auszuüben, wie Amerika ihn lange fühlte, wie ihn Ostindien, Persien und die Türkei jetzt empfinden. Welcher Ocean von Blut hinter den Oceanen von Blut, die vergossen werden müssen, bevor der weite Orient politisch und geistig umgebildet worden sein wird durch den Occident, in erhabener Schöne schlummert, kann nur Er ermessen, vor dessen Blick die Zukunft offen liegt wie die Gegenwart. Aber die Vergangenheit zu hören, das ist dem menschlichen Geiste gegönnt, und tausend verlorene Schlachten, tausend untergegangene Städte, zertrümmerte Weltreiche selbst rufen ihm die gewichtige Lehre zu, daß in jenem System von Ereignissen, welches die Menschheit weltepochenweise ihrem hohen Ziele näher rückt, auch die mächtigsten Throne bersten, die hochherzigsten Völker untergehen, wenn sie der Begründung einer neuen Ordnung der Dinge hemmend entgegenstehen. So sank Karthago vor dem mächtigern Genius Roms in Schutt und Asche, so stürzte das den kriegerischesten Beherrschern der gesammten römischen Welt zu starke, zweite persische Reich vor dem schwarzen Banner der Khalifen, so brach Napoleons Heldenthron unter dem Sturmhauche des Schicksals zusammen, so erlag das edle Polen jenem höhern Glücke, das die Czaren auch in den schwierigsten Lagen zuletzt stets begünstigt hat!

Die furchtbarsten Empörungen und die gefährlichsten Kriege haben im Laufe des vergangenen wie des jetzigen Jahrhunderts nur die Festigkeit des russischen Staatsgebäudes und die Beständigkeit der sonst so wetterwendischen Gunst des Glückes bewiesen. Die Russen sind die zahlreichste Nation des europäischen Continentes, ungebrochen ist noch ihre Naturkraft, und man kann nur sagen, daß sie nicht vollkommen civilisirt, nicht aber daß sie entartet seien, denn die Entartung setzt eine schon dagewesene hohe Stufe allseitiger Cultur voraus. Verbunden durch das gemeinsame Band der Abstammung, Sprache und Religion, ihrem Czar mit einer Hingebung zugethan, wie das westliche Europa sie nicht kennt, von Natur ausdauernd tapfer, und zum Selbstgefühl kriegerischen Ruhmes durch die glücklichen Kriege gegen die Schweden, Franzosen, Türken und Perser gelangt, sind sie zwar noch das unfreiste

und sklavischeste, aber zugleich das unkräftigste und gewaltigste Volk, über welches je ein unumschränkter Monarch gebot. Jahrhunderte hindurch war Rußland in verschiedene Fürstenthümer zerspalten und bald der Raub fremder Unterjochung, bald der Schauplatz innerer Kriege, während welcher die Civilisation in jenen ausgedehnten Länderstrecken auch nicht die mindesten Fortschritte machte. Die Einheit der russischen Monarchie war der erste Schritt zur nachmaligen Größe derselben, mit Peter dem Großen drang einiges Licht europäischer Bildung in die düstern Urwälder Rußlands, die asiatischen Bojaren rückten zur Würde europäischer Großen hinauf, und als das Eismeer nicht mehr das einzige war, das sich an Rußlands Küsten brach, da nahm es in der That seinen Platz unter den mächtigsten Staaten unsers Welttheils ein, der gar bald den Einfluß eines Reiches fühlen sollte, um das er sich vorher kaum gekümmert hatte. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß Rußlands nähere Berührung mit Europa die Fortschritte der Civilisation in diesem ungeheuern Reiche mächtig beförderte, daß dadurch die Millionen und Millionen, welche dasselbe bewohnen, namhaft an physischen und geistigen Gütern gewannen, daß sich einige Cultur selbst bis in jene öden Steppen verbreitete, die sich vom Ural bis an Kamtschatkas äußerste Grenze hinziehen. Die Verhältnisse Rußlands zu Europa vervielfältigten sich, als ein deutsches Haus den Thron der Czaren bestieg: — ein Ereigniß, von welchem sich die Tendenz des Cabinets von Petersburg, seine Macht gegen den Westen auszudehnen, vorzüglich herschreibt. Wie bedenklich auch in mancher Beziehung das Vorrücken Rußlands gegen Deutschland sein mag, so ist es doch andererseits nicht zu verkennen, daß gerade dadurch deutsche und überhaupt europäische Cultur in dieses Reich bessern Eingang findet, und durch dasselbe, wenngleich langsam, so doch unaufhaltsam, in jene fernen Regionen dringt, wo noch vor weniger als einem Jahrhundert auch nicht eine Spur von Gesittung zu finden war. Wenn man daher Rußland nicht mit dem Gefühle feindseliger Nationaleifersucht, sondern von dem höchsten Standpunkte aus betrachtet, so leuchtet ein, daß es berufen ist, durch häufigere Berührungen mit Europa, auch wider den Willen vielleicht seiner Gewalthaber, europäische Freiheit, Sitte, Kunst und Wissenschaft nach und nach in jenem ungeheuern Erdstrich einheimisch zu machen, der sich vom bothnischen Meerbusen bis an die äußerste Grenze Sibiriens und vom Eismeere bis an das kaspische und schwarze Meer ausdehnt. Verbindet man damit die Betrachtung, daß ein Reich von solchem Umfang und solchen Hülfsmitteln und von so unwandelbarer Politik seine Grenzen bis Kanton, Thibet, den persischen Meerbusen und Arabien dereinst ausdehnen wird, wie zu unserer Zeit bis an die Weichsel, die Donau und den Ararat: so empfindet man zwar vor dem Gedanken einer solchen, im Schooße der Zukunft liegenden Größe einigen Schauder, kann aber unmöglich bedauern, wenn jene orientalischen Despotien, in denen die Menschheit in stationnairer Nichtigkeit seit Jahrhunderten schmachtet, endlich einmal fallen und heidnisch läppische, grausame Religionen durch die reinere Christuslehre, welche Polygamie und Sklaverei ächtet, verdrängt werden. Kein anderes Volk hat eine so große und glorreiche Zukunft als das russische, insbesondere wenn es, zufrieden mit der westlichen Grenze, die es jetzt erreicht hat, sich um das übrige Europa nur insofern kümmert, als es seine höhere Cultur und Gesittung in den eignen Schooß aufnehmen kann, und wenn es die Staaten des Occidentes ihre Kämpfe, ohne sich in dieselben zu mischen, als bloßer aufmerksamer Zuschauer auskämpfen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jahrbücher für religiöse Erbauung.

1. Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1832. Herausg. von C. B. Meißner, G. Schmidt und E. Hofmann. Sechster Jahrg. Mit 1 Kupfer und 4 Musikblättern. Greiz, Henning. 16. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Dr. J. Sev. Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens. Herausg. von A. G. Eberhard für das Jahr 1832. Mit einem Kupfer. Halle, Renger. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mögen Diplomaten Länder zertheilen, Throne verschenken und am ewigen Friedensgerüste bauen; Minister und Landstände einander über Altes und Neues bekämpfen und sich das Leben schwer machen; Regierungen, Aerzte und Apotheker für Anticholera, Tagesschriftsteller für neue Nahrung des gemeinen Leseappetits sorgen: das fromme Gemüth hat seine eigne Welt und sucht einen Frieden, welchen ihm das Weltliche nie vollkommen, am allerwenigsten aber in seiner jetzigen Verworrenheit und bei seiner noch sehr dunkeln Zukunft mit Sicherheit gewähren kann. Nichts ruft die Scharen theurer Todten zurück, die in klarem Bewußtsein einer gerechten Sache, oder getäuscht von einem Irrthum, aber immer mit einem edeln Herzen, Leben und Lebensglück aufopferten; nichts ersetzt den Zurückbleibenden den schweren Verlust; und treibt diese die Noth, der Schmerz und die erbärmliche Erbarmungslosigkeit aus der geliebten Heimath in fremde Länder und Erdtheile: wer mag die Thränen zählen und trocknen, unter welchen sie auf dem schweren Wege hinwandeln? wer das innere Sehnen nach dem unwiederbringlich Verlorenen stillen? wer eine Bürgschaft leisten, daß die Schläge des Schicksals nun aufgehört haben und fernere ängstliche Besorgnisse unnöthig sind? Und wer gibt uns, die das Ungewitter bisher mehr oder weniger verschonte, Sicherheit für unsere künftigen Tage? Wenn wir uns weder mit unsern alten christlichen Schulbegriffen in die Weisheit der Politik beruhigend finden können, noch der Witz und die Satyre, womit die Tagsblätter wetteifernd die Erscheinungen der Zeit züchtigen und ein augenblickliches Lächeln erzwingen, einen dauerhaft heilenden Balsam darbieten, und wir auf ernste Fragen vergeblich eine ernste, Frieden im Innern stiftende Antwort in der Sinnenwelt suchen: dann ist nur ein Gebiet, das Gebiet des Uebersinnlichen, des Glaubens und der Hoffnung übrig, wohin sich das von seinem Schicksal und seinen Zweifeln bedrängte Herz flüchtet. Beide Jahrbücher, über deren Erscheinen in dieser dem literarischen Verkehre so ungünstigen Zeit wir uns freuen, haben allerdings Das berücksichtigt, was uns Alle, die wir für die Aufrechthaltung unsers Muthes etwas mehr als des Leichtsinnes Anticholeratänze begehren, jetzt tief bewegt. Es scheint jedoch, als ob die Herausgeber und Mitarbeiter den freilich etwas schwierigen und stachlichten Weg, der die wahre und die falsche Politik berührt, zu ängstlich vermieden hätten. Wenn indeß Männer wie Wolf und Großmann in Leipzig, Schmalz in Dresden und viele Andere sich nicht scheuten, auf der Kanzel laut und zeitgemäß zu sprechen: es war nicht Alles mehr gut und brauchbar, was wir aus der Vergangenheit überkommen haben und theilweise festhalten wol-

lern, und was man daher, freilich zuweilen unsanft und auf eine tadelnswerthe Weise, angetastet und geändert hat: — so sollte man noch viel mehr in solchen Schriften, die Anspruch auf den Eintritt in die höhern und höchsten Zimmer machen, zeitgemäß richtige Ansichten theils zu einer vernünftigen Beurtheilung, theils zur wahren Beruhigung der Zeitereignisse verbreiten helfen. Es gehört freilich etwas mehr Mühe, Welt- und Menschenkenntniß, Unbefangenheit und feiner Takt dazu, um klar und überzeugend, herzlich und erwärmend, dabei zugleich heilend und versöhnend über Das zu sprechen, was jetzt der Menschheit blutige Thränen kostet und alle Liebe, alles Vertrauen, alle Bande aufzulösen droht, als ein Liedchen zu liefern, ein Aufsätzchen über irgend einen Einfall oder Fouqué'sche mattherzige Sprüche einzuschicken, und nun ein Aggregat zusammenzustellen, wie man es auch in einem Gesang- und Gebetbuche von 1780, vielleicht noch tiefer eingehend antrifft, das ja doch kein Jahrbuch sein will. Ein Jahrbuch, das weder das Allgemeine, noch, nach der Gegenwart sich nennend, das Besondere vernachlässigte, würde auch mehr Nutzen schaffen, als wenn es sich in dem gewohnten Geleise fortbewegt, höchstens dem Volke den Text liest und ihm zuruft: Ehret den König, jedoch nicht erwähnt, daß auch dabei steht und daß es Alle angeht: Fürchtet Gott und habt die Brüder lieb, sondern mit der feinen Sammtbürste so zart über Das, worüber die Steine schreien möchten, hinstreift. Verhärteten weltlichen und geistlichen Aristokraten ist freilich auch durch die beste Predigt nicht beizukommen; aber Rec. kennt sehr ehrenwerthe, höchst wohlgesinnte und mildthätige Personen, besonders weiblichen Geschlechts, die sich nicht von der fixen Idee loszusagen vermögen, es sei nur darauf abgesehen, daß sie die Ställe fegen und die Mägde die Sessel der Hausfrau einnehmen sollten. Als Rec. sie hatte austoben lassen, ihnen nun sagte, was der Anfang der Revolutionen, die drei Ordonnanzen des Polignac zu bedeuten gehabt, und sie fragte, ob sie diese Uebel wol der Menschheit wünschen möchten? da rückten sie von der äußersten Rechten sich unbewußt in das Centrum; und als ihnen nun die nahen greuelvollen Unbilden des Jagdunfugs und andere Unbarmherzigkeiten geschildert wurden, da wären sie beinahe zur äußersten Linken übergetreten; doch blieben sie endlich bei dem trostvollen Resultat, daß die Vorsehung Alles zum Besten lenken werde.

Nr. 1 hat in vieler Hinsicht gewonnen. Vom Hrn. Dr. Meißner, dessen gehaltvolle Beiträge wir, mit Ausnahme einiger zu gesuchten oder durch Ausdrücke wie „Cotyledonen des Werdens, Harmonikaton, leichtgeherzter", st. leichtern Herzens (S. IV, 67, 69) verzierten Stellen, gern gelesen haben, wünschten wir nur die Beweise zu vernehmen zu S. IV: „Mit unerhörter Kühnheit hat man aber die Umkehrung aller Principien und Grundlagen begonnen, auf welchen bisher das Leben und die Welt sicher ruhte. Sein oder Nichtsein ist die große Frage, zu deren Entscheidung sich mehr als ein Erdtheil erhoben hat". Wer unter einem so edeln, zu jedem Opfer, wo sich Noth kundthut, bereitwilligen Fürsten lebt, wie der Verf., hat gut reden. Mit den zu Grunde gegangenen Principien muß es doch nicht weit hergewesen sein, sie würden sonst wol länger widerstanden haben. Die Principien, wonach ein Miguel und Ferdinand VII. regieren, oder nach welchen man ungestört, so lange Juden dorgen, Schulden auf Schulden häuft, bis man endlich die Gläubiger durch einen Federstrich mit einem Drittheil abfertigt; die päpstlichen, russischen, türkischen u. s. w. bestehen ja noch, wenn nach des Verf. Meinung darauf die Wohlfahrt beruht. Die faulen Landstände, die in dem einen Lande es gern unmöglich machen wollen, daß ein Regent zugleich Kriegsminister sein und die Einkünfte für sich beziehen könne, oder daß ein bautustiger Millionen für seine Lieblingsneigung verwende, ohne zu fragen, woher? oder daß die Hoftheater Hunderttausende verzehren und die armen Beisteuernden Hunger leiden und in Scharen auswandern — greifen freilich „mit unerhörter Kühnheit" die alten Maximen an. Wir können kaum glauben, daß Hr. Dr. M. diese in Schutz nehmen will; oder die liebe Kornbill, die Schweizer reich macht und arme Unterthanen verhungern läßt; und die greuelvollen, unchristlichen, das Gedeihen der geistigen und irdischen Wohlfahrt zerstörenden Mauth- und Zollinien. Oder möchte er etwa die saubere Wirthschaft in Frankreich bis auf die Revolution und den Grundsatz: Ich der König bin der Staat, vertheidigen? Wir getrauten uns wol den Hrn. Verf. ein Kätzchen in die Enge zu treiben, wenn wir ihn fragten: Was in R. und in R. die „ersten Grundlagen aller Wohlfahrt": Gerechtigkeit, die allein ein Volk erhöht, Wahrheit und Treue in der Erfüllung des gegebenen Wortes und daher das Zunächst am meisten „angegriffen" und zerstört habe? Die Völker handeln sehr unrecht, die sich durch Mord und Brand helfen: sie handeln die +1 recht, die es in England dahin kommen lassen? Sind Die alle Empörer, die kühn das Alte, Unmenschliche angriffen? Den Dienern des Evangeliums geziemt vor allen Andern Parteilosigkeit. Rec. kann auch nicht mit der „Theodizee" „fragen (S. 73), daß Alles eitel sei", selbst wenn der alte Satz so jammert; oder „daß des Berufs Abwartung Mühe und Anstrengung koste", Gott hat es so geschaffen, sagt die Bibel, und so sind auch die Plagen eitel, und auf die saure Arbeit folgt die Belohnung. Köthe spricht etwas kräftiger wie sonst; doch nicht in seinen gereimten Versen; „der natürliche Mensch"; „Jesus hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich sein", sollten erklärt sein, doch nicht kirchlich dogmatisch. Teubert's „Taufort" ist sehr ansprechend; unter Oertel's Beiträgen sind: „Das Beichten"; „Der Herr im Gewitter" (besonders wegen der biblischen Bilder), das Charfreitags- und Neujahrslied dem Gemüthe sehr wohlthuend. Lina Reinhard hat uns erbaut, doch wird schwerlich ein Erstling noch der Abendmahlsfeier sagen: „Wie ist mir denn? Was ist mit mir geschehen? Vor meinen Augen glänzts wie Mondenschein?" Jesus ist als „Gottgeborener" nach der Analogie von Menschgeborenen erst durch die Geburt Gott geworden; beste Frau! hier sind Sie ein bischen unter die Ketzer gefallen; ungefähr etwa zu den Partipassianern, wenn Sie es gern wissen wollen. Trautscheid's „Friedenslied im Christfest" und Käuffer's „Die Verklärung" sind sehr erbaulich. Schorch's „Goldnes Zeitalter" ziemlich zeitgemäß; S. 58 sollte es heißen: Menschliche Anstalten thun es nicht allein. Hundeiker erinnert S. 90 zu sehr an Gellert's „Nicht daß ich's ic.", C. Hoffmann, S. 97. 106, ganz ambrosianische Extemporalien; Schulz's Gedicht gereimte Prosa. Die „Barden" machen es nicht poetisch (S. 112). G. Schmidt's „Siloah", nicht ausgerichtet; der kümmert sich jetzt um „Rezia und Remalsah's Sohn"? Sind wir denn Juden? Die Spielerei mit der Augenlaide kommt in 100 Jahre zu spät (S. 118) — Der Märtyrer Sanctus S. 265 verdiente für seine hier nicht passende Antwort der seiner Obrigkeit nicht Lob, sondern Einsperrung; was sollte aus einem so gesetzlichen Verhör werden, wenn man seinen Namen, Stand u. s. w. nicht angeben will? Kaiphas ist also eine Maschine (S. 268). Schuderoff's, Pariker's, Girardet's, besonders der Fürstin Franziska Beiträge bedürfen keiner weitern Anpreisung. Einige Mitarbeiter haben wir ungern vermißt.

In Nr. 2 findet sich in Prosa und Poesie eine höhere Kraft und für den Denker mehr Klarheit und Befriedigung; auch die Zeit wird mehr berücksichtigt, besonders durch Girardet, Rau und den Herausgeber: „Cholera morbus" (S. 164). S. 15: „Bist du für mich", erinnert zu sehr an ein altes Kirchenlied. Bei Greiling's: „Christus der Hausfreund", sind die Bilder des Anklopfens fast zu weit ausgesponnen; besser ist die Anmerkung S. 79. S. 77 ist von dem Herausgeber als Trost empfohlen: „Blick auf Anderer schlimmere Noth". Wohin sollen aber blos Andern endlich blicken? Treffend spricht Fr. Schuderoff über weibliches Wirken und über kirchliche und häusliche Andacht; so auch Schmalz: unser Leben eine Schule des Todes; Fulda zum Gedächtnisse der Verstorbenen. Spazier's, Wilmsen's und Hunter's Biographien sind dankenswerth.

50.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 340. — 6. Dezember 1831.

Polen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Sobald man den Untergang Polens aus jenem Gesichtspunkte betrachtet, der eben angegeben worden ist, und dabei der hohen Bestimmung gedenkt, die dem mächtigen Rußland theils als Selbstzweck, theils in Bezug auf den Orient vorgezeichnet ist, so erscheint dieses große, aber traurige Ereigniß als das Ergebniß einer höhern Nothwendigkeit: nicht der Czar, sondern die Vorsicht hat Polen aus der Reihe selbständiger Staaten ausgestrichen! Die Unabhängigkeit Polens, nachdem es einmal mit Rußland vereinigt gewesen, wäre in diesem Reiche das Signal zur Wiederholung jener innern Kämpfe geworden, welche in frühern Zeiten das Aufkeimen jeder Civilisation unmöglich gemacht hatten. Daß der russische Monarch diese Gefahr erkannte, das beweisen die ungeheuern Rüstungen, die er durch das ganze Reich veranstalten ließ. Gesetzt, die russischen Heere wären in entscheidenden Schlachten von den Polen besiegt worden, gesetzt, diese hätten ihre alten Provinzen zurückerobert, so war dadurch allein der Besitz derselben nichts weniger als gesichert, sondern die Russen würden durch einen solchen Verlust auf das Aeußerste erbittert worden sein, und nun erst hätte ein wahrer Vernichtungskampf, dessen Ende kein Sterblicher absehen konnte, nothwendigerweise begonnen. Wenn die Polen auch aus diesem Kampfe als Sieger hervorgegangen wären, so hätte ihr Triumph mit Eroberung oder Zerstückelung der russischen Monarchie verbunden sein müssen, denn eine förmliche Abtretung aller alten Provinzen hätte die Existenz des Hauses Romanoff unstreitig auf das Spiel gesetzt, und war daher undenkbar. Eine Incorporation der russischen Monarchie wäre für die Polen zwar glorreich, aber gefährlich gewesen, denn eine Dynastie, deren Mannsstamm nicht russisch ist, kann der Russe wol ertragen, aber nicht die Oberherrschaft eines fremden Volkes. Wollten daher die Polen, wenn ein solches Uebermaß von Glück ihnen zu Theil geworden wäre, ihr altes Vaterland zu einem unabhängigen Reiche für die Dauer erheben, so mußten sie Rußland in verschiedene Fürstenthümer zerstückeln, was dem Ehrgeiz einzelner Großen wol das Willkommenste gewesen wäre. Ohne Zweifel würden aber diese neuen Herrscher das Beispiel der Feldherren, die sich in das Reich Alexanders des Großen theilten, nachgeahmt und sich wechselseitig bekriegt haben, wobei sich Polen sehr gut befunden haben würde. Hiervon wäre aber ein Rückfall des ohnehin noch nicht sehr civilisirten Rußlands in die alte Barbarei die nothwendige Folge gewesen; durch Polen von dem übrigen Europa geschieden, würde es sich wieder gänzlich verasiatisirt haben, und die Hoffnung, jene ausgedehnten Erdstriche in Wohnsitze des Glückes und der Cultur nach und nach umzuschaffen und europäische Gesittung nach dem Orient zu verpflanzen, wäre für lange, wenn nicht für immer vernichtet gewesen. Daß es aber außer dem vollständigsten Triumphe Rußlands und dem vollständigsten Triumphe Polens kein Drittes gab, wird Niemand in Abrede stellen, der die Politik des russischen Cabinets, die Hartnäckigkeit des russischen Volkes, den Ehrgeiz seiner Großen, den Fanatismus seiner Priester, und die Stellung Oestreichs und Preußens vorurtheilsfrei erwägt. Rußland mußte fallen oder Polen, und so fiel denn Polen, ebensowol weil es die kleinere Volksmasse enthielt, als noch vielmehr weil die Erringung seiner Unabhängigkeit jenen Beruf, den das Schicksal dem russischen Reiche vorgezeichnet zu haben scheint, gefährdet haben würde. Die Weltereignisse fügen sich nicht nach menschlichen Wünschen, denn den Wünschen stehen Wünsche gegenüber, ein anderes Maß gilt für sie, und will man nicht dem Fatum der Alten huldigen, so muß man an einen Willen Gottes in der Geschichte glauben, denn nur so kann sich das Herz beruhigen, kann von dem Denkenden der trostloseste Atheismus fern gehalten werden.

Jedes Volk, das unterjocht wurde, ist nothwendigerweise einmal unabhängig gewesen, daher strebt es im Joche stets nach Freiheit, und zwar mit Recht, denn die naturgemäße und wesentliche Tendenz jeder Nation fodert Behauptung oder Zurückeroberung der Selbständigkeit. Kaum daß eine Reihe von Menschenaltern, in fremder Botmäßigkeit zugebracht, kaum daß ein wohlberechnetes, Jahrhunderte lang fortgesetztes System, um die Nationalkraft zu brechen, kaum daß die wirklich gelungene Schwächung derselben, wenn nur die alte Sprache und die alten Erinnerungen geblieben sind, ein Volk gleichgültig gegen Fremdherrschaft und unempfänglich für die Hoffnung der Erlösung aus derselben machen: geschweige erst, daß eine Nation wie die polnische, deren Wunden sich von

einem so frischen Zeitpunkt herschrieben, die nie aufgehört hatte, an Erringung der vorigen Unabhängigkeit zu arbeiten, deren Herstellung als Reich so oft und von so gewichtigen Autoritäten verheißen worden war, auf eine so schöne Hoffnung in demüthiger, selbstvernichtender Unterwerfung verzichten konnte. Wenn daher, wie nicht geleugnet werden kann, ein Naturgesetz jeder Nation den fast allmächtigen Trieb nach Selbständigkeit eingepflanzt hat; wenn, wie nur ein Idiot oder Söldling es zu bestreiten wagen wird, jede Nation, so lange sie dies ist, das unverjährbare Recht hat, fremden Zwang abzuwehren, so huldigt man selbst jetzt, nach dem Siege der Russen, durch die Behauptung, daß die Polen ein Recht hatten, sich unabhängig zu machen, nur der strengen unparteiischen Wahrheit. Allein andererseits war ein Theil der vormaligen Republik Polen seit mehr als einem Menschenalter dem russischen Reiche einverleibt, und der Theil derselben, den Alexander mit dem Namen Königreich Polen belegte, dem er in menschenfreundlicher Aufwallung, den russischen Selbstherrscher vergessend, eine freisinnige Verfassung gab, der war durch russisches Blut in dem verhängnißvollen Jahre 1813 erobert worden. Es war daher natürlich, daß das russische Cabinet, die russischen Großen, das russische Volk Polen als einen wesentlichen Bestandtheil des Reiches der Czaren ansahen und dem Rechte der Polen auf Unabhängigkeit *ihr eignes Nationalrecht, so mächtig zu bleiben, als sie es nun einmal geworden waren*, entgegensetzten. So dachten, so handelten die Völker und Staaten seit Jahrtausenden, so denken, so handeln sie noch; und nur die Vorsicht ist es, welche die Uridee des Rechtes in diesem wilden Gewoge zahlloser Kämpfe um Selbsterhaltung und Größe nicht gänzlich untergehen läßt, und die Menschheit durch Sturm und Nacht schönerm Frieden und hellerm Licht in großen historischen Zeiträumen entgegenführt.

Als die Polen das Banner der Unabhängigkeit entfalteten, so mußten sie wissen, daß sie den Fehdehandschuh einem Reiche hinwarfen, dessen materielle Hülfsmittel die ihrigen unendlich überwogen; sie mußten einsehen, daß die, sie von der andern Seite umschließenden Monarchien von Preußen und Oestreich, auch wenn sie nicht polnische Ländertheile besessen hätten, mit Rußland ein und dasselbe politische System verfolgten; und sie konnten nach der Art, wie Ludwig Philipp und seine Minister regierten, vernünftigerweise keinen Beistand von Frankreich erwarten. Wenn sie sich daher dennoch erhoben, wenn die Häupter der Nation das kühne Unternehmen junger und feuriger Patrioten durch ihren entscheidenden Beitritt sanctionirten, so mußte vorher nothwendigerweise das Gefühl der Nationalität durch eine Reihe schwerer Kränkungen dermaßen erregt worden sein, daß bei der Unerträglichkeit des bisherigen Zustandes der Dinge der Haß gegen die fremde Herrschaft in helle Flammen ausbrach und man der Möglichkeit des Sieges wegen den Kampf auch auf die Wahrscheinlichkeit des Unterganges hin wagte. Es mußte einmal, mußte zum letzten Male zur Entscheidung kommen, ob Polen eine Satrapie Rußlands bleiben oder ob es seinen Rang unter den unabhängigen Staaten wiedereinnehmen solle. Wie menschenfreundlich auch die Gesinnungen der Kaiser Alexander und Nikolaus gewesen sein mögen, so waren sie doch vor Allem russische Selbstherrscher, und wenngleich sie die gegebene Constitution unverbrüchlich halten konnten, so stand es doch außer ihrer Macht, die Hoffnung der Wiedervereinigung Lithauens und der übrigen altpolnischen Provinzen mit dem neuen Königreiche Polen zu verwirklichen. Ein russischer Czar und ein König von Polen, im vollen Sinne dieses Wortes, sind zwei unverträgliche Dinge, und nicht von gestern her datirt sich die Politik der Russen, welche, unwandelbar wie die der alten Römer, nur die eigne Größe im Auge hat. Befestigung der polnischen Nationalität durch eine auch nur scheinbare Abtretung der russisch-polnischen Provinzen war es nicht, was russische Staatsmänner billigen konnten, ja selbst das durch den Namen Königreich Polen und die gegebene Verfassung herbeigeführte Erwachen derselben schien ihnen so bedenklich und gefährlich, daß sie die polnische Nationalität „unsinnig" nannten. Nicht als ein verbündetes, nur als ein unterworfenes Volk betrachtete man in Petersburg die Polen; des edeln Czartorysky Rathschläge verhallten vor den echtrussischen Ansichten Nowosilzoff's, und man bestrebte sich, die polnische Constitution zum Schattenbilde zu entkräften. Wie dieses Grundgesetz vielfach verletzt, wie polnische Nationalität und polnisches Ehrgefühl gekränkt, wie die Geistesfreiheit gefesselt, wie das Land mit einem Heere von geheimen Kundschaftern umstrickt worden ist, und welche empörenden Gewaltstreiche jener seinen Brüdern so unähnliche Fürst, dem einst die große Katharina einen ganz andern Thron zugedacht hatte, in Warschau verübt und dadurch eine fast beispiellose Erbitterung veranlaßt hat, das findet man in den Werken: „Polens Kampf um seine Wiedergeburt" und „Polen in seiner Erhebung", mit ebenso viel Ausführlichkeit als Freimüthigkeit dargestellt, das haben die Polen selbst in ihrem berühmten, unwiderlegt gebliebenen Manifest der Welt in ergreifender Sprache kundgethan. Daraus geht hervor, daß die Männer, welchen die Kaiser Alexander und Nikolaus die höchste Gewalt in Polen anvertraut hatten, sie auf eine Weise gemisbraucht haben, daß, wie sich Hundt-Radowsky zu zeigen bemüht, die polnische Revolution „keine Nachahmung oder Wirkung der französischen, und noch weit weniger ein Ergebniß von Aufwiegelungen einheimischer Demagogen und ausländischer Emissaire" gewesen ist, sondern daß sie als eine unvermeidliche Folge des fremden Druckes und erwachten Nationalgefühls auch ohne die Julusereignisse in Paris zum Ausbruch gekommen sein würde, wenn auch vielleicht einige Monate später. Selbst der Verf. der Schrift: „Polens Schicksal", die eine geschickte, aber schmerzerregende Paraphrase des Satzes: Polens Fall war vorauszusehen, ist, wird von der Gewalt der Wahrheit zu dem Geständnisse gezwungen, daß die Verheißungen Alexanders nicht in Erfüllung gingen, daß fortwährend ein böser Genius über das unglückliche Land waltete.

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Freunde. Zwei Erzählungen aus dem Französischen und Altdeutschen mitgetheilt und eingeleitet durch F. W. Carové. Leipzig, Wolbrecht. 1831. 8. 6 Gr.

Eigentlich möchte ich diese Anzeige mit Aeußerungen der Unzufriedenheit gegen den von mir wahrhaft geehrten Redacteur dieser Blätter beginnen, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal, weil er mir die Anzeige dieses Schriftchens übertragen, und dann, weil er deren Ablieferung, die ich allerdings über die Gebühr verschoben, ernstlich erinnert hat. Man sieht also im Voraus, was man von meiner Anzeige wird erwarten können. Allein ich möchte, nachdem ich die beiden Erzählungen gelesen habe, die früher empfundene Unzufriedenheit über mich und meine eigne Saumseligkeit äußern. Zwar ist wol nicht zu leugnen — und meine Herren Collegen werden mir hier beistimmen —, daß es ein beengendes Gefühl erzeugt, Schriften, die man nicht aus freier Wahl gelesen, öffentlich anzeigen und würdigen zu müssen, sollte es auch nur darum sein, weil wir hierin selbst eine Schwäche unserer Arbeit zu finden wähnen; doch möchte ich fast meine gleichgesinnten Genossen im Fache bitten, bei dieser Empfindung jedes Mal an des Plinius trefflichen Ausspruch zu denken, daß kein Buch ohne einigen Nutzen bleibt. Und so kann ich versichern, daß mir „Die beiden Freunde" viel Genuß, viel inneres Vergnügen bereitet haben. Meine eigne Stimmung war empfänglich, und darum Beides beim Lesen um so größer, um so tiefer.

Im Ganzen sind die beiden Erzählungen, wie auch der Titel nicht verschweigt, aus dem Französischen (des Diderot) und aus dem Altdeutschen (aus Handschriften entlehnt) auf heimathlichen Boden verpflanzt und nur vom Herausgeber mit einigen Seiten eingeleitet worden. Sie stellen die Freundschaft in ihrer unbeschränkten, wahrhaft heroischen Größe, wenn auch nicht im christlichen Sinne dar, sodaß der Herausgeber „die Freundschaft in jener als eine französische, die in der andern als eine germanisch-heidnische oder natürliche" bezeichnen will, da er nur diejenige „als eine christliche" ansehen kann, deren unendlich in sich kreisendes Liebeleben keinen der größern Liebeskreise der Familie, des Staates, der Menschheit durchbricht, von welchen der kleinere Freundschaftskreis selbst erst sein Dasein, seinen Schutz und Berechtigung empfängt. Können wir auch dem würdigen Carové nicht ganz bei Aufstellung dieser Definition beipflichten — denn der christlichen Religion oder der Gottesverehrung an sich, der das Wesen der Freundschaft so nahe verwandt ist, wird darin mit keinem Worte gedacht —, so bekennen wir doch mit innerer Freude, daß er durch Zusammenstellung beider auch selbst im Innern differirender Erzählungen sich ein nicht geringes Verdienst um unsere Literatur und den Dank Aller, die den Werth der Freundschaft, wenn sie nur wahr ist, empfinden, erworben hat.

Wer jemals im Besitz eines innigen treumeinenden Freundes gewesen oder noch ist, wer den Werth eines solchen, der ihn vielleicht durch unerwarteten Tod — wie Ref. dies mit blutendem Herzen selbst erfahren hat — verlieren mußte, doppelt empfindet, wie wir denn immer das Glück und die Freude eines Besitzthums dann erst wahr und tief erkennen, wenn es dies für uns im Leben zu sein aufgehört hat, dem empfehlen wir diese Erzählungen, in welchen die unendliche Liebe und Treue so ergreifend dargestellt ist, daß sie selbst in ihren Verirrungen noch liebens- und bewundernswürdig erscheint. Ref., dem eben die Kunde vom plötzlichen Tode eines seiner besten Freunde zugekommen war, als er das Schriftchen zufällig zur Hand nahm, kann nicht beschreiben, wie wohlthuend die Worte Diderot's und des Chronisten in deutscher Sprache zu seinem Herzen geredet! Wie schon erwähnt, die Erzählungen können nicht geschildert, nicht zergliedert, sie müssen gelesen und in einem reinen wahrhaft ergriffenen Gemüthe aufgenommen werden. Wir beschränken uns daher, neben dieser Empfehlung derselben aus der Einleitung des Herausgebers Einiges zu entlehnen und näherer Prüfung zu unterwerfen. Er sagt unter Anderm: „Wäre der dichtende Maler eines getroffenen Freundschaftsbildes auch ohne Freund dahingegangen, so u. s. w." Allein Dem widersprechen seine eignen Worte, „daß nur aus Lebendigem Lebendiges hervorgehe, nur Liebe wahrhaft Liebwürdiges erzeugen könne". Auch zweifeln wir, daß der Dichter sein Ideal so reinmenschlich darstellen kann, wenn ihm nicht die Wirklichkeit im Leben begegnet und zu Theil geworden. Die S. 8 ausgesprochene Empfehlung der bessern Autoren unter den Franzosen, die als Verfechter im schmerzlich geistigen Kampfe gegen alle Halbheit noch jetzt den Werth ihrer Schriften bewährt haben, mag nicht überschlagen werden, obschon wir es auffallend finden, daß Carové mit dem Despotismus und der Willkür die Autorität, gegen welche angekämpft werden mußte, zusammenstellt. Wo könnte Freiheit und Recht ohne Autorität bestehen? Die Ansicht, S. 15, daß es edler und preiswürdiger sei, sich zu versagen, Almosen zu geben, um seine Gläubiger zu befriedigen, als seine Pflichten zu verletzen, um Andern zu helfen, möchten wir ohne reservatio nicht hinstellen, auch wenn wir Crispin's eingedenk sind. Wir können zwar eine bessere Uebersetzung der amitiés animales et domestiques im Gegensatze der amitiés réfléchies nicht geben, aber die Seelen- und Hausfreundschaften S. 19 scheinen uns doch etwas zu wörtlich zu sein. Auch haben wir sonst einige Ausdrücke gefunden, die uns schroff oder undeutlich vorgekommen sind, z. B. alles Autoritätische (S. 10), das selbzweckliche Schöne (S. 12), rückhaltlose Liebe (S. 14), Gerechtmachung (S. 16), verteufeln im Gegensatze zu vergöttern (S. 6). Wenn übrigens Carové immer so Treffliches aus der Vergangenheit der Gegenwart erneuert, so vergißt man leicht und gern diese kleinen Mißgriffe im großen interessanten Ganzen. 52.

Lese- und Denkfrüchte.

Es ist gewiß nicht übel, wenn man zuweilen einen ältern, doch nicht zu entfernten und daher ganz veränderten Standpunkt wiederaufsaßt, um sich zu vergewissern, wo die Gegenwart steht, ob sie vorgeschritten oder rückgeschritten sei, oder etwa noch denselben Standpunkt einnehme. Diesen erkennen wir vorzüglich in den Schriften der Denker, in ihren Ansichten, Befürchtungen und Hoffnungen, und es ist interessant und denkanregend, zu erwägen, worin sie mit Dem, was seit diesen Ansichten, Befürchtungen und Hoffnungen erfolgt ist, übereinstimmten oder nicht. Dies Interesse gewährte uns folgende Auffassung der Idee, welche einem mit der Flut der Zeit, die so ungeheure Massen vorüberwälzt, uns bereits fast entschwundenen Werke zum Grunde liegt, das zu seiner Zeit nicht geringes Aufsehen erregte, nämlich den 1806 erschienenen „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur", von Adam Müller. Wir wollen sie ganz in der Form geben, in welcher sie im Mai 1806 niedergeschrieben sind, und die uns nicht ungeeignet scheint sich zu orientiren: gleichsam ein Verhör, das damals mit dem Verf. der „Vorlesungen" angestellt wurde. Fünfundzwanzig Jahre — fast möchte man sie die Jahre der Wunder nennen — sind seitdem verflossen: und stehen die in jenem Werke ausgesprochenen Ansichten noch fest oder sind sie veraltet? Haben sich die darin ausgesprochenen Hoffnungen bereits erfüllt, oder hat die Erfüllung derselben wenigstens begonnen, und was ist etwa noch davon zu erwarten? —

Die Grundidee dieser Vorlesungen ist: Die deutsche Literatur ist eine vermittelnde.

Was soll denn vermittelt werden? — Das Antike und Moderne.

Was heißt das Antike? — Der kindliche Glaube, das Fürwahrhalten nach Autoritäten, nach Dogmen.

Und das Moderne? — Der Zweifel, welcher Alles zerstört, die Reflexion über Das, was der Glaube aufstellt, der Scepticismus.

Welches von beiden ist das Vorzüglichere? — Beide sind

Mann und Weib, die Gatten werben müssen, wenn der Zweck der Menschheit erfüllt werden soll.

Welches ist dieser Zweck? — Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit, der Nothwendigkeit und der Freiheit, des Zweifels und des Glaubens, der Natur und der Kunst, des Staates und der Kirche und der Wissenschaft: kurz die Realisirung der Idee eines geschlossenen Ganzen.

Was heißt Menschheit? — Der Mensch, dessen Biographie die Geschichte ist; oder auch die Familie, in der alle Glieder gleich wirken nach einem gemeinschaftlichen Plane.

Was heißt die Menschheit kennen? — Einem Jeden seinen ihm gebührenden und durch ihn allein erfüllten und erfüllbaren Platz in der Familie anweisen.

Von welchem Punkte ging die Menschheit aus? — Vom Glauben, von Dogmatik, vom Fürwahrhalten nach Autorität. Da mischte sich der Verstand des Menschen darein und erschütterte diesen Glauben, und warf die Dogmen um und zertrümmerte die Autorität.

War dieser Streit nothwendig? — Allerdings, denn bei dem blos kindlichen Glauben blieb der Geist unmündig. Der Zweifel ist das entgegengesetzte Princip. Alles muß zernichtet werden; was dann ewig und wahr ist, gestaltet sich von Neuem zu einem vollendeten Ganzen. Ewiger Krieg ist die Losung, bis Alles zu einer Heerde und unter einem Hirten versammelt ist. Kein Krieg wird aber geführt ohne Aussicht auf Frieden, der immer den Hintergrund bildet.

Auf welcher Stufe steht jetzt die Menschheit? — Im stärksten Kampfe begriffen; doch nähert sie sich bereits dem durch Zweifel gereinigten Glauben, dem hellsehenden, nicht blinden.

Wird eine endliche Vereinigung stattfinden? — Allerdings: sie bildet sich bereits in der deutschen Nation.

Findet dieser Kampf blos in der Literatur statt? — Da Wissenschaft und Kunst und Staat Eines sind, so herrscht dieser Kampf auch hier.

Wie äußert er sich im Staate? — Durch Zersprengen der alten Formen, durch den Kampf zwischen Despotismus und Republik, woraus zuletzt eine harmonische Vermischung, der wahre Staat hervorgehen wird, der gehorchend herrscht.

Wie in der Wissenschaft? — Durch den Kampf zwischen Physik und Ethik, wo eine die andere zu verschlingen droht. Die Physik betrachtet Alles nach Naturgesetzen und nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit, selbst die scheinbar freiesten Producte des menschlichen Geistes, die Werke der schönen Kunst. Der Mensch ist, sagt sie, was er der Zeit nach, in welcher er lebt, sein kann: diese und was ihr vorausging, hat ihn mit Nothwendigkeit gebildet. Ein jedes Werk also, das aus ihm hervorgeht, ist das Werk der Zeit und der Nothwendigkeit oder der Natur. — Die Ethik dagegen sagt: Die Gesetze trägt der Mensch selbst in die Natur; sie ist ihm nur Stoff, den er mit Freiheit bearbeitet, und in ihm selbst liegt die Verbindung, der Zusammenhang, den er in der Erscheinung der Welt zu finden wähnt: also schreibt der Mensch der Natur die Gesetze vor, nach welchen sie sich richten muß.

In welchen Systemen sprechen sich diese beiden entgegengesetzten Ansichten am stärksten aus? — In Schelling und Fichte. — (Der Hegel'sche Absolutismus war noch nicht offenbart.)

Wie äußert sich dieser Kampf in der Kunst? — Die Kunst theilt sich in die antike und romantische oder sentimentale. Jene ging mit der griechischen Welt unter; diese hob mit dem Christenthum an. Beide haben sich schon von einander gesondert. Jene ist Symbol des kindlichen Glaubens, diese des zweifelnden Verstandes. Daher die Ruhe, die sich in jener ausspricht, und die nicht befriedigte Sehnsucht, die in der letztern herrscht. Beide streben einander zu durchdringen.

Woher eignet sich denn die deutsche Literatur (im weitern Sinne) zu der vermittelnden? — Die drei Hauptvölker Europens, als der Sitz der Cultur betrachtet, sind: Engländer, Franzosen, Deutsche. Die Franzosen haben sich des antiken Princips bemächtigt und zwingen den Geist in die Fesseln der Theorie: sie urtheilen nach Autoritäten, wodurch die Universalität beschränkt wird. — Die Engländer dagegen hangen einseitig dem modernen (dem männlichen) Princip an, das die Schranken der Autorität umstößt und demokratisch in den Gebieten des menschlichen Wissens und besonders der Kunst herrscht. — Die Deutschen vereinigen beides in ihrer Literatur: sie eignen sich nicht allein die Werke der andern beiden an und bürgern sie in sich ein; sondern verfahren selbst so mit dem Alterthum. Bei den Deutschen findet Universalität statt. Er läßt andern Völkern Gerechtigkeit widerfahren, weil er sie begreift; verlangt mit auch mit Recht Anerkennung und Schätzung seiner Individualität. Mit dem Antiken ist er so bekannt, daß er selbst die griechische Literatur in deutscher Zunge bereichert, und ebenso mit dem Modernen. Aber nicht blos dem Charakter, sondern auch der physischen Beschaffenheit nach scheint die deutsche Nation von der Natur zur Vermittelung bestimmt, so sehr auch der gegenwärtige Augenblick (1806) dem zu widersprechen scheint.

Wieviel mag wol der Mensch durch Anbau, Kunstfleiß und Handel zur gegenwärtigen Gestalt und Beschaffenheit der Erde beigetragen haben? Die Natur wirkt nach ihren ewigen Gesetzen, aber in Hinsicht auf uns blind. Wir legen ihren Wirkungen erst eine Absicht unter, die wahrscheinlich blos in unserer Vernunft Wirklichkeit hat. Je weiter der Mensch in der Cultur fortschreitet, je ausgebreiteter die Verbindung unter den Menschen wird, um so mehr strebt er wider die blinden Wirkungen der Natur an. Er sucht ihrer zerstörenden Gewalt so viel abzugewinnen als nur immer möglich, und richtet sie zu seiner Eigenthümlichkeit. Dadurch muß oder nothwendig auf die Gestalt der Erde und ihre Beschaffenheit gewirkt werden. Wenn der Mensch einen neuen Hafen, Canäle, Dämme anlegt, wenn er Waldungen ausrottet, Sümpfe austrocknet, Felsen sprengt, so muß doch durch jede menschliche Anstalt irgend etwas in der Gestaltung der Erde nothwendig, wenn auch noch so unmerklich, verändert werden, und je unaufhörlicher diese Anstalten auf einander folgen und fortwirken, um so merklicher muß nothwendig die Wirkung sein. Zwar die Kräfte der Natur vermag er weder zu schwächen noch zu modificiren; sondern nur ihre Wirkungen. Der Blitz ist deswegen in sich nicht minder zerstörend, weil er von dem Ableiter unschädlich gemacht wird. — Nach Kant gab der Umschwung der Erde ihr die Gestalt; welche Gestalt würde die Erde gewinnen, wenn sich gar nichts den Wirkungen dieses Umschwunges entgegensetzte?

Bekanntlich ändert sich selbst das Klima eines Landes, je nachdem es cultivirt wird oder verwildert. Es findet also eine Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seinem Wohnplatze statt. Beide vergelten sich, was sie für einander thun. Der uncultivirte Boden bringt groborganisirte Menschen hervor, so wie die Cultur des Bodens Cultur des Geistes veranlaßt und Menschen hervorbringt, deren Organe feiner geschaffen sind, so daß der Geist freieres Spiel gewinnt. Einen Himmelsstrich gibt es, wo die Natur Alles thut und dem Menschen wenig zu thun übrig läßt; dort artet aber der Mensch auch gewöhnlich zu einem verzärtelten energielosen Kinde aus und bleibt es wahrscheinlich sein Leben lang. Griechenland scheint eine Ausnahme zu machen, jedoch erfodern mehre Striche des griechischen Bodens viel Cultur, und gerade dort entfaltete der Geist sich später. Erfodert aber der Boden zu viel Cultur, macht er's seinem Ackerbauer zu schwer, ihm etwas abzugewinnen, so unterdrückt er die Entwickelung der geistigen Cultur (die freilich aber auch bei dem fruchtreichsten Boden unterdrückt wird, wenn — dem Arbeiter von den Früchten seines Schweißes nichts über den blos thierischen Genuß übrigbleibt und kaum zu diesem hinlänglich, wie dies bei unsern veralteten Zehend- und Anbauzwangrechten gegen zum Erschrecken der Fall ist. — Freier Handel ist die allgemeine Losung, und man vergißt, daß noch bei Weitem nothwendiger, ja eine Grundbedingung von jenem ist: freier Landbau! — Aber unsere leidigen Adel- und Finanzkammern!)

III.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 341. — 7. Dezember 1831.

Polen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Nachdem die blutigen Novemberereignisse des Jahres 1830 eine ephemere Unabhängigkeit des Landes herbeigeführt hatten, gab es nur Ein Mittel, dieselbe in eine dauernde umzuwandeln und den Kampf, den auch der Blödsichtigste voraussehen konnte, mit Glück zu bestehen: Polen mußte nämlich ein einziges großes Feldlager und die ganze männliche Bevölkerung ein einziges Heer werden. So hatte Frankreich seine Unabhängigkeit gegen die erste Coalition bewahrt, und nur auf diese Weise konnte es den Polen glücken, wieder in die Reihe der selbständigen Völker einzutreten; nur so hätten sie vermocht, den Streitkräften der Russen auf allen entscheidenden Punkten überlegene oder wenigstens gleiche Massen entgegenzustellen. Eine Nation von 4 Millionen Menschen, wie es die Polen beim Ausbruche ihrer Revolution waren, konnte keine Armee von 2—300,000 Soldaten aufstellen, um den Krieg in das Herz Rußlands zu spielen; aber sie konnte, sie mußte sich wie ein einziger Mann erheben, um dem anrückenden Feind ein gewisses Grab zu bereiten. Nur Verblendung konnte die Häupter der polnischen Nation abhalten, jene große Maßregel zu ergreifen, welche allein geeignet war, die Masse des Volkes zur allgemeinen Bewaffnung, zu den unerhörtesten Anstrengungen, zum Kampfe auf Leben und Tod aufzustacheln. Diese Maßregel hieß augenblickliche, vollkommene, gänzliche Emancipation des Bauernstandes aus allen und jeden Fesseln, welche seit Jahrhunderten auf ihn gedrückt hatten. Von der unabweislichen Nothwendigkeit, die zahlreichste Classe der polnischen Nation durch eine in die Augen springende, alsbald durch das ganze Land fühlbare Wohlthat an die neue Ordnung der Dinge unwiderruflich zu ketten, war der Verf. dieses Aufsatzes so durchdrungen, daß er nichts Anderes erwartete, als daß die erste Handlung des Reichstages sein würde, die Bauern zu freien Grundeigenthümern zu erklären. Hätten die polnischen Großen dieses Opfer gebracht, so würden sie jetzt den Untergang ihres Vaterlandes wahrscheinlich nicht zu beweinen haben: aber warum sollten die Bauern in Masse zum Kampf aufstehen, da man ihnen blos Hoffnung auf eine künftige Verbesserung ihrer Lage nach dem Siege gemacht hatte? Gleich mußte man ihnen alle ihre Fesseln abnehmen, dann wäre man ihres Beistandes auf eine ganz andere Weise gewiß gewesen; der Ruf dieser außerordentlichen Wohlthat hätte sich durch ganz Volhynien, Podolien, Lithauen und weiter noch verbreitet, und die Bewohner dieser Länder würden schon früher, würden Alles aufgeboten haben, was nur immer in ihren Kräften stand, um sobald als möglich sich des köstlichsten der Güter, der persönlichen Freiheit und der Freiheit des Eigenthums zu erfreuen. „Wir haben Euch Alles gegeben, was zu geben in unserer Macht stand", konnten dann die Vertreter der polnischen Nation zu den Polen sprechen, „zeigt nun, daß ihr dieser Wohlthat würdig seid: vertheidigt die neuerworbenen Güter, vertheidigt das Eigenthum, das ihr bis jetzt nicht gehabt habt, vertheidigt eure Weiber, eure Kinder, die heimathlichen Altäre, das theure Vaterland gegen jene Scharen, die so oft mit Schwert und Feuer in euern Gauen gewüthet haben!" Nachdem man auf diese Weise die allgemeine Volksbewaffnung*) zur Herzensnothwendigkeit auch des geringsten Mannes in ganz Polen gemacht hatte, konnte man sie verwirklichen, konnte man eine höchste Organisationscommission in Warschau und untergeordnete Commissionen in den Woiwodschaften niedersetzen, ausgerüstet mit der unumschränktesten Gewalt, mit der Vollmacht, Jeden, der sich weigern würde, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten, augenblicklich erschießen zu lassen. Die gewöhnlichen Mittel sind es nicht, welche bei einem Nationalkriege, wie ihn die Polen wagen mußten, zum Ziele führen. In den zwei Monaten, die vom Ausbruche der Revolution bis zum Einrücken des russischen Heeres unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Diebitsch vergingen, hätte die Nationalbewaffnung ziemlich organisirt, die männliche Bevölkerung zum Kriegsdienst eingeübt, das active Heer bei weitem mehr, als es wirklich geschehen ist, verstärkt und eine zahlreiche Reserve gebildet werden können. Welche Hindernisse diesem Allen auch im Wege gestanden haben mögen, so mußten sie überwunden werden, wenn Polen seine alte Unabhängigkeit wiedergewinnen sollte, und höchst wahrscheinlich wären sie überwunden worden, wenn der Reichs-

*) Nicht eine bloße Nationalgarde.

tag den Bauernstand gänzlich emancipirt hätte. An Mitteln, die Polen zur höchsten Kraftanstrengung zu entflammen, sobald sie einmal in Masse aufgeboten waren, fehlte es gewiß nicht. So mußte man den Witwen und Waisen der Gefallenen Nationalunterstützungen, den Verstümmelten lebenslänglichen, anständigen Unterhalt, den siegreich Heimkehrenden Ländereien, oder Geldbelohnungen zusichern. Den Kriegern mußte man das Recht einräumen, ihre Offiziere selbst zu wählen, damit dem Tapfersten die Gewißheit der schnellsten Beförderung wurde, und wollte man den Wetteifer der Heerführer auf das höchste anspornen, so mußte man ihnen im Falle des Sieges zum Voraus große Dotationen und hohe Reichswürden versprechen, ja es wäre vielleicht nicht ganz unpolitisch gewesen, demjenigen Oberfeldherrn, der durch sein Genie und Glück ein unabhängiges polnisches Reich wiederherstellen würde, die Krone durch Reichstagsbeschluß ausdrücklich zuzusichern. Wie immer die eben entwickelten Ansichten beurtheilt werden mögen, so bleibt es doch gewiß, daß sich Polen mit 4 Millionen Menschen gegen Rußland mit 50 Millionen nur durch eine allgemeine, ausnahmslose Volksbewaffnung, durch einen alle Stände gleichmäßig durchglühenden Enthusiasmus behaupten konnte, und die Machthaber durften nicht ein einziges Mittel unversucht lassen, um jene ins Leben zu rufen, diesen zu steigern und dadurch den Sieg gleichsam zu organisiren. Daß sie aber alle Mittel nicht versucht haben, das bewies, noch kurz vor der Erstürmung von Warschau, die geringe Hülfe, welche die in Eile zusammengerafften Haufen des Landsturmes der Sache der Nation geleistet haben. Wenn es, wie jedoch höchst zu bezweifeln ist, durchaus unmöglich gewesen sein sollte, das Volk in Masse zu bewaffnen und zur ausharrenden Theilnahme am Kampfe zu bewegen, dann mußte auch die ganze Revolution unterbleiben, dann waren Chlopicki's Ansichten („Polens Kampf um seine Wiedergeburt", S. 137 fg.) die richtigern.

Große Nationalbewegungen, insbesondere Revolutionen, können, insofern ihre Lenkung von menschlicher Willenskraft abhängt, nur durch ihnen verwandte Charaktere zu einem siegreichen Ende gebracht werden. Als die Polen ihre Erbfeinde aus Warschau verjagt und mehre russische Generale niedergemacht hatten, mußte Jeder, der die Politik des russischen Cabinets nur einigermaßen kannte, wissen, daß der Kaiser Nikolaus dem Lande nur die Wahl zwischen Krieg oder unbedingter Ergebung lassen werde. Dies fühlte das Volk, denn als Niemcewicz am 30. November dasselbe vom Balkon des Palastes des Finanzministers zur Eintracht, Ruhe und Ordnung ermahnte, erscholl der tausendstimmige Ruf: Chlopicki! Chlopicki! woraus der Verf. des Werkes: „Polens Kampf um seine Wiedergeburt", mit Recht folgert, daß es nur den General, den geschätztesten Militair Polens, den Mann, der mit den Waffen in der Hand für das Land sorgen könne, wollte. Allein die Ansicht dieses erfahrenen Kriegers, welche unwandelbar dieselbe blieb, war entschieden gegen den Krieg, mithin paßte er zum Lenker der Revolution, zum Dictator durchaus nicht. Auf diesen erhabenen Posten durfte kein Mann berufen werden, der die Revolution misbilligte, der sich, wie Chlopicki, „am 29. u. 30. November, obgleich in Warschau anwesend, nirgends hatte sehen lassen" (a. a. O. S. 106): sondern, da die Dictatur unerläßlich war, so mußte sie jener Mann erhalten, der trotz der Größe der russischen Monarchie an dem Heile Polens nicht verzweifelte, der seit Jahren die Seele aller geheimen Verbindungen, welche die Herstellung der polnischen Nationalität zum Zwecke hatten, gewesen, der in früherer Zeit den Ausbruch der Revolution gehindert, auf dessen Rath allein sie jetzt losgebrochen war, der das unbegrenzte Vertrauen der Nation besaß und sie zur höchsten Kraftanstrengung schon Anfangs aufgestachelt haben würde, mit einem Worte, Lelewel mußte Dictator werden. Wenn irgend ein Pole fähig war, die Revolution mit eiserner Consequenz durchzuführen, so war es dieser begeisterte Feuerkopf, dem kein Mittel zu kühn gewesen wäre, um der Sache der Nation den Triumph zu verschaffen. Er würde den Aufstand alsbald förmlich organisirt, unverweilt die ganze Nation unter die Waffen gerufen und gleich Anfangs einen der Revolution unbedingt ergebenen Heerführer, nicht aber einen Mann voll Zweifel*) am Gelingen wie Chlopicki, oder ohne militairische Talente und Kriegserfahrung wie Radzivill, gewählt haben. Aber das Schicksal, das nun einmal Polen durchaus der Vernichtung geweiht zu haben scheint, hemmte die schnelle organische Entwickelung der polnischen Revolution durch Chlopicki's Dictatur, und da dieser Mann in der fast kindischen Hoffnung, den Kaiser Nikolaus zur Nachgiebigkeit zu bewegen, die Rüstungen nicht mit jenem Feuer betrieb, wie sie während des Dezembers und Januars hätten betrieben werden sollen, um dem Feldmarschall Diebitsch bei weitem imposantere Streitkräfte entgegensehen zu können, als seinem Heere nachmals wirklich entgegengesetzt worden sind, so kann man mit vollem Rechte sagen, daß das den Russen seit Jahrhunderten holde Glück in dem General Chlopicki die trefflichste Wahl getroffen habe, um ihnen den Aufstand in Polen minder gefährlich zu machen, als er es sonst hätte werden können. Ueberhaupt hat die polnische Revolution keinen eigentlich großen Mann erweckt, wie etwa die englische in Cromwell, die französische in einer glänzenden Reihe von Helden und in jenem Eroberer und Gesetzgeber, dessen Name nur mit der Erde untergehen kann. Will das Geschick eine Nation stürzen, so versagt es ihr jene gewaltigen Lieblinge des Glücks, jene Heroen, die allein durch die Allmacht ihres Geistes den Untergang aufzuhalten im Stande wären, die, an Hülfsmitteln unerschöpflich, wie Cäsar sagen können: „Ich und die Gefahr sind Zwillingsbrüder, der ältere und stärkere aber bin ich". Wo wäre die Größe der preußischen Monarchie ohne Friedrich II., und was

*) Hundt-Radowsky zeiht den General Chlopicki der Verrätherei; milder beurtheilt ihn der Verf. des Werkes: „Polens Kampf um seine Wiedergeburt", und der Dr. Becker, dessen unbefangener und richtiger Blick der größte Vorzug seiner Schrift: „Der Freiheitskampf der Polen", ist.

hätte aus Polen werden können, wenn die Vorsicht ihm einen solchen Mann gegönnt hätte? *) J. Sporschil.

---

1. Der livorneser Mönch. Ein Roman nach Thatsachen von Harro Harring. Leipzig, Wienbrack. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf., der bekanntlich ein vielgereister und vielversuchter Mann ist, zugleich das Talent einer gewandten und ansprechenden Darstellung besitzt, hat sich hier an einem Gegenstande versucht, der seiner Neigung, den Zustand der italienischen Kleriesi mit etwas grellen und übertriebenen Farben darzustellen, besonders zusagte. Man sieht es dem ganzen Buche an, daß der Verf. eben einen stillen Groll gegen diesen Stand hat, und obwol er dazu bei Einzelnen vielleicht gerechte Veranlassung gefunden haben kann, so ist es doch tadelnswerth und zeigt von Einseitigkeit und geringer Weltkenntniß, in einem solchen beschränkten Bilde, wie das des livorneser Mönchs, den ganzen Stand zu persifliren und herabzuwürdigen. Daß im eigentlichen Sinne nicht von Poesie geredet werden kann, wo die Tendenz des ganzen Buchs eine so moralisch-didaktische sein soll, versteht sich wol von selbst. Nichtsdestoweniger ist dem Verf. nicht abzusprechen, daß er manche Scene mit Klarheit und Eindringlichkeit schildert, daß er den Leser selten ermüdet, und daß dieser ihm gern folgt, auch wenn er auf Wege und in Situationen geführt wird, die nicht immer wahrscheinlich und natürlich sind. In dieser Beziehung hat sichs der Verf. überhaupt etwas leicht gemacht. Selten setzt ihn die Auflösung eines Ereignisses in Verlegenheit. Er läßt neue Personen auftreten und bald wieder verschwinden, eben nur um diese oder jene Scene veranstalten zu können; er kümmert sich dann weiter nicht um ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, wenn sie nur für den Augenblick ihre Pflicht erfüllt und die Maschine in Bewegung gesetzt haben. So treiben sich in dem Romane gar manche Freunde und Bekannte herum, denen man zuletzt überdrüssig wird zu begegnen, da sie etwa nur ein oder ein paar Mal zur Geschichte gebraucht, dann aber nicht gleich beseitigt werden, weil der Verf., wie es scheint, nicht recht wußte, wie er sie loswerden sollte. Ein solcher Fehler rührt in der Regel von der allzu schnellen und leichtfertigen Entwerfung der Composition des Romans her. Der Verf. erdenkt sich in der Geschwindigkeit nur die Skizze eines Plans, erfindet einige hauptsächliche Situationen, die gleichsam die Perioden der Entwickelung bilden sollen, und überläßt es dann dem Zufall und dem guten Glücke der Ausführung, diese — wenn ich mich so ausdrücken darf — in Scene zu setzen und mit einander in Verbindung zu bringen. Diesen Fehler hat der Verf. fast bei allen Figuren seines Romans begangen, nur mit Ausnahme der schönen Deolina, der Heldin des Ganzen. Man muß einräumen, daß er auf diese weit mehr Fleiß als auf alle andere Personen verwandt und die Entwickelung dieses Charakters überall recht gut motivirt hat. Sind auch hier die Pinselstriche etwas stark, die Farben etwas auffallend, so ist das eben für den gewöhnlichen Romanleser desto bequemer, der überhaupt kein Freund von feinen Schattirungen ist und selten weiß, was er daraus machen soll. Aus diesem Grunde scheint auch der Verf. die Ausmalung der feinern Bezüge der Charaktere zu einander, der geistigern Triebräder ihrer Handlungen — sowie überhaupt alles Dessen, was das Innere, die Kämpfe des Gemüths betrifft, zu vermeiden. Manchen großen leidenschaftlichen Gemälden, die sich darboten, scheint er auch im Bewußtsein der Unfähigkeit, ihnen vollkommen Genüge zu thun, aus dem Wege gegangen zu sein. Auch dachte er wol, daß die Zeit, die er etwa auf solche Scenen verwenden müßte, weder von seinem Publicum noch vom Verleger gebührend belohnt würde. So ist namentlich der Schluß äußerst übereilt, und wenn der Verf. sich die Mühe gegeben hätte, das Zusammentreffen des Grafen B.....i mit Deolinen in Grenoble uns vorzuführen, statt höchst vorübergehend daran zu erinnern, so würde das dem ganzen Romane sowie der Heldin desselben ein solches Relief gegeben haben, daß unstreitig Alles in einem weit höhern Lichte erschienen wäre. Wie aber die Geschichte jetzt durchgeführt ist, so glaubt man noch nicht recht an die Reue Deolinens, da sie im Grunde noch gar keine Prüfung überstanden hat. Die Entwickelung des Schicksals dieses Charakters läßt einen sehr unbefriedigenden Eindruck zurück, während derselbe aber ohne Zweifel tragisch und erschütternd geworden wäre, wenn wir gesehen, wie Deoline im Augenblicke der tiefsten schmerzenvollsten Reue dennoch — und zwar als Sühne ihrer frühern Vergehen — dem Schicksale unterlegen hätte.

2. Die Schwarzen von Gießen, oder der deutsche Bund. Eine Novelle von Harro Harring. 2 Bände. Leipzig, Welbrecht. 1831. Gr. 12. 2 Thlr.

Hier haben wir von dem nämlichen Verf. ein zweites Werk, das dem erstern in keiner Beziehung gleichkommt. So wenig wir auch geneigt sind, den „Livorneser Mönch" als etwas Ausgezeichnetes oder Vorzügliches gelten zu lassen, so können wir doch nicht umhin, einzugestehen, daß er noch weit über diese Novelle hervorragt. Hier ist der große Unterschied, der zwischen dem Mittelmäßigen, dem Gewöhnlichen und dem Schlechten existirt, recht erkennbar. Im „Livorneser Mönch" war doch noch allenfalls Plan, Zusammenhang, stufenmäßige Entwickelung der Begebenheit, überhaupt ein Ganzes zu bemerken. Hier aber fehlt alles Dies. In den „Schwarzen von Gießen" hören wir deutschthümelnde Declamationen halten, mit Rapieren und Schlägern klirren, wir sehen ein Paar Studenten mit Gewalt aus dem Carcer befreien, einen und den andern Burschenschaftler sein Liebchen verlassen, blos um sich der fixen Idee von einem idealen Deutschthume gänzlich hingeben zu können; alles Das aber ohne innern Zusammenhang. Ein ganz lockerer Faden verbindet alle diese Dinge. Jedes neue Capitel knüpft in der Regel an das Penultimum oder an das Antepenultimum an und bricht am Schluß immer willkürlich die Handlung ab, wahrscheinlich um die Neugier der Leser etwas mehr zu reizen, was aber nicht geschieht, da die vorgetragenen Dinge selbst zu wenig interessiren. Der große Held des Ganzen, der Völkerrechtslehrer und Liederdichter Dr. Theuton, ist eine gar langweilige Person, wie man sie in den Jahren 1816—20 zu Dutzenden auf allen Universitäten fand, die unendlich viel schöne und große Redensarten im Munde führten, die aber auch in diesen Redensarten untergingen und vor lauter Worten zu keiner auch noch so unbedeutenden That kommen konnten. Ewig führen sie die Klagen über getäuschte Hoffnungen im Munde und vergessen, daß sie gleichfalls keine der Erwartungen, die Andere oder sie selbst von sich hegten, erfüllt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß in dem damaligen Streben sowie in den gangbaren Redensarten auch etwas Wahres und Vortreffliches lag; dieses ist aber nicht untergegangen und wird unter einer andern Gestalt gewiß noch seine Früchte tragen. Am wenigsten aber, glauben wir, dürfen sich die damaligen Wortführer über ihre eignen getäuschten Erwartungen beschweren, theils weil sie die Welt in einem ganz trüben Lichte ansahen und die Menschen nach ihren befangenen Ansichten beurtheilten, theils weil sie eine so hyperbolische Sprache führten, daß der gesunde Sinn des Volks unmöglich davon eingenommen werden konnte. Die materiellen Bedürfnisse des Volks berechneten und berücksichtigten diese Leute ganz und gar nicht, und sie glaubten, wenn nur ihre Ideen und Theorien in Erfüllung gingen, so würde der Segen in Strömen vom Himmel herabregnen. Da alles Das nun heutzutage nicht eingetreten ist, so läßt hie und da noch zuweilen ein solcher Deutscher seine Jeremiaden darüber vernehmen, und als eine solche haben wir auch vorliegenden Roman zu betrachten. Wir wollen dem Leser als Beleg unserer Behauptung eine kurze Stelle aus dem Buche vorlegen, die man gewissermaßen als das Thema des Ganzen betrachten kann

*) Der zweite Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

„Jahre auf Jahre sind dahin (so spricht einer jener Burschenhelden gleich im Anfange des Werks), seitdem Germanias Volk erwachte zum Kampf auf Blut und Leben, um die zertretene Freiheit und das gebrochene Recht. — Es war eine große Zeit! und gleich der Märchenwelt, unerschöpflich im Munde der Ammen, bietet die Zeit der deutschen Kraft und der Rache einen Sagenkreis für alle Nachwelt, — ein Leichenepos in unsterblichen Klängen! — Siehe das Kreuz auf dem Felsen, und die scheidende Sonne! Bruder! ich weiß, was meine Seele so tief betrübt, und ich empfinde es und es wird mir klar: die Liebe ist das Höchste im Leben; aber höher als das Leben steht die Freiheit! In blutiger Morgendämmerung erwachte Germania; aber statt des ersehnten sonnigen Lenztages sank verpesteter Nebel auf das Land der Eichen herab, und die Blüthe der Kraft erstarb, bevor sie gediehen zu segensreicher Frucht. Die Sonne der Verheißung schlug in zerstörendem Donner, aber die Tage der Erfüllung dämmerten nicht. Es ist viel versprochen worden dem harrenden Volke, das sein Blut vergossen für den angestammten Thron; Germanias Auen wurden reich an Denkmälern deutscher Treue — an Leichenhügeln der Gefallenen, die eine glühende Hoffnung ins Grab begleitete — aber die Opfer der Freiheit sanken dahin in Trug und Täuschung, und die Hoffnung der Sieger war ein eitler Wahn. Wie der Franzose seine marseiller Hymne, der Brite sein God save the king, so hat auch der Deutsche seine Nationalklänge: obige Klagen mit tausend Variationen. In der verhängnißvollen Zeit unseres Jahrhunderts reifte der Mann zum Greise und der Jüngling zum Manne, sowie andererseits der Knabe als Jüngling auftritt, in forcirter Treibhausbildung. Die Entwickelung der Menschheit scheint mit Eilwagen vorwärtszujagen, während die Zeit — ein Packwagen mit schwerem Hemmschuh, langsam dahinknarrt, beladen mit Preßrescripten, Untersuchungsakten und mit Patenten und Adelsdiplomen zum Lohn und zur Aufmunterung für käufliche Seelen". — Solche Betrachtungen, mannichfaltig variirt, bilden den Inhalt dieses Romans; die Begebenheit selbst, die äußerst mager und unbedeutend ist, tritt dagegen ganz in den Hintergrund. Der Verf. scheint sich kaum die Mühe gegeben zu haben, die Ereignisse klar zu ordnen, und betrachtet sie nur als einen Faden, an den er seine zuweilen nicht unberedten Declamationen anknüpfen könnte. Eine gewandte Feder, eine leichte Darstellung, ein fließender und angenehmer Styl charakterisiren übrigens dieses sowie andere Werke des Verfs. 94.

Der Kahlenberg und seine Umgebung, oder die nördlichen Gebirgsumgebungen Wiens, nach ihrer geographischen und historischen Bedeutsamkeit dargestellt von Anton Johann Groß. Nebst naturhistorischen Fragmenten von Johann Reautz. Wien, Tendler. 1832. 12. 16 Gr.

Bekanntlich ist Wien, zumal von seiner südwestlichen Seite, von dem sogenannten Wienerwalde umgeben, dessen Berge und Spitzen den Namen des Kahlengebirges führen. Sie sind eigentlich der nördliche Ausgang der pannonischen, julischen, rhätischen Alpen, aber die eigentliche Ausdehnung jenes Gebirgs ist nicht scharf bestimmt. Es ist natürlich, daß sich in diesen schon so früh cultivirten Gegenden eine Menge historisch merkwürdiger Punkte finden müssen, und diese sind es, die Hr. G. auf unterhaltende Weise erläutern will. Er fügt seinem Taschenbuch auch noch eine Art gewöhnlichen Wegweisers, mit Postfactionen, Preisen für Miethkutschen u. dgl. hinzu, kurz es soll ein Vademecum für die Wiener, Einheimische wie Fremde sein. So werden denn der Leopoldsberg, der Kobenzl, der Hermannskogel u. s. w., sowie die wichtigsten Ortschaften, aber auch die geschichtlichen Personen der Gegend einzeln abgehandelt, Letztere unter dem Namen „Zeitbilder", wo denn Sanct-Severin, Leopold der Heilige, der lustige Bruder oder sogenannte Pfaff vom Kahlenberge, der Fürst von Eigne, der Fürst Joh. von Lichtenstein, aber auch sogar die Türkenbelagerung ihren Platz finden. Ungeschickterweise machen diese historischen Anekdoten und Personen den Anfang, statt das Letzte zu sein, denn so geht ihnen die locale Begründung verloren. Auch sind sie nicht fein gearbeitet, sondern scheinen als nackte Auszüge aus andern Büchern ohne Guß und Fluß. Neues ist uns nichts aufgestoßen, als daß wir hier zuerst erfahren, daß die Historiker jetzt sehr in dem Glauben gestanden haben sollen, Wiens Urbewohner seien phönizische Hebräer gewesen. Im Ganzen wird dieß kleine Taschenbuch für Diejenigen, die sich in der nähern Gegend umsehen wollen, nicht ohne Nutzen sein. 45.

Notiz.

Englands kirchliche Verhältnisse.

Ueber die traurige Lage der Kirche in England ist eben zu London ein höchst interessantes Schriftchen erschienen: „A letter to his grace the Archbishop of York, on the present corrupt state of the church of England, by R. M. Beverley". Es hat, besonders in der Grafschaft York, großes Aufsehen gemacht und ist sehr gut geschrieben. Unter Anderm heißt es darin: „Es ist zu verwundern, daß keiner von so sehr vielen Unzufriedenen hervorgetreten ist, um die Empfindungen einer großen Mehrzahl von Englands Einwohnern an den Tag zu legen. Der große Zauber, der Alles beschwichtigt, ist die Furcht vor einer Waffe, der Beschuldigung des Atheismus, welche die Geistlichkeit zu sehr gebraucht, wenn ihre Festen erschüttert werden. Die englische Kirche ist, in ihrer jetzigen Lage, ein Vorbote des Antichristus, das alle Systeme der Bedrückung, die je dieses Königreich bedrückten, weit übertrift, sodaß alle wahrhaft Andächtige den festlichen Tag laut begrüßen werden, an dem die englische Kirche durch eine Parlamentsacte abgeschafft, deren Einkünfte eingezogen und sie den übrigen, bei uns geduldeten, christlichen Sekten gleichgestellt wird". (S. 16.) „Die englische Kirche und reiner Glaube sind sehr verschieden. Es gibt allerdings einige Andächtige in der Kirche, doch die meiste Religion findet sich bei den Dissenters. Aeußere Andacht ist das Wesentliche, und zwei Drittel der Geistlichen wie der Gemeinden halten den Glauben nur für eine theatralische Aufführung. Man meint, in die Kirche gehen und gläubig sein wäre dasselbe!" (S. 18 fg.) Zuletzt spricht der Verf. die Ueberzeugung aus, die Besitzungen der Kirche müßten und würden ihr dann entzogen werden, um sie für den Staat zu benutzen; man schätzt sie über 5 Millionen Pfund jährlicher Einkünfte. 131.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr., oder 18 Kr. Rhein.

Diese Schrift kann als eine Einleitung und Vorschule zu jeder andern Geographie benutzt werden. Der Preis ist so niedrig wie möglich gesetzt, um aber die Einführung in Schulen zu erleichtern, bewillige ich auf 25 Ex. drei, auf 50 Ex. zehn Freiex., welche Vortheile von jeder Buchhandlung in Anspruch genommen werden können.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 342. — 8. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.
Zweiter Artikel. *)

Der Herausgeber der

Cornelia,

Hr. Aloys Schreiber, hat, wie es scheint, sein Augenmerk gestissentlich auf das Vielerlei und die Abwechselung gerichtet. Historisches in den Kupfererklärungen, Halbhistorisches, Novellistisches, Lyrisches lösen sich in bunter Reihe einander ab; dennoch weht durch das Ganze ein matter, wenig belebender Hauch, und wenngleich das Buch ausdrücklich erklärt, nur für Frauen dasein zu wollen, so ist doch zu befürchten, daß auch diese glimpflichen Kunstrichter manche Zumuthungen der „Cornelia" abweisen werden, namentlich die lyrischen und Hrn. Aloys Schreiber's eigne Erzeugnisse, die drei Novellen, oder was sie sonst mögen vorstellen sollen: „Die Rückkehr", „Der Kampf" und „Die Hirtin". Von dem Lyrischen ist man zwar in dieser Gestalt schon nicht viel Gutes gewohnt, doch dieses bringt uns durch sein wunderliches Ansehen zum Theil auf die Vermuthung, als seien zuerst die Reime hingeschrieben und dann die Reihen ausgefüllt. Welcher Fortgang, welche Rundung, welche Einheit ist z. B. in Folgendem von A. Schreiber?

Es ist ein Geist, der durch die Zeiten schreitet,
In Wetterwolken geht oft seine Bahn;
Oft hat er sich mit Himmelslicht umkleidet,
Und Nebeln gleich zerfließt vor ihm der Wahn.
Das Werk, das er in Dunkelheit bereitet,
Liegt abgeschlossen in der Schöpfung Plan,
Nicht dürfen wir vor seinem Gange beben,
Wenn sich zu ihm die Blicke rein erheben.

Aber was werden uns die reinen Blicke helfen, wenn er in der Dunkelheit sitzt, wo nur Katzen- oder Eulenaugen überhaupt Etwas erkennen? oder sind das wirklich die gemeinten reinblickenden? Wenn die Verse solche Verwandlungen mit den Menschen vornehmen, sind sie wohl für Rattenfänger brauchbar, können aber von galanten Leuten unmöglich schönen Frauen vorgelesen werden. Wenn übrigens der arme Zeitgeist in den Menagerien der literarischen Jahrmärkte nicht gar zu gewöhnlich wäre, so würde man ihn in dieser Spielart schwerlich wiedererkennen.

In den sogenannten Novellen desselben Verfassers herrscht diejenige Redseligkeit, womit alte Leute auch das Inhaltleerste vertrauungsvoll und gutmüthig vorzutragen pflegen aus keinem andern Grunde, als weil ihnen das Reden einmal zum Bedürfniß geworden ist. An Verwickelung und Plan ist gar nicht zu denken und an Poesie noch viel weniger. „Die Rückkehr" erzählt, wie ein Bauerknabe zum Maler und der Maler wieder zum Bauer wird, bei welcher Rückkehr er die erste Beste, die ihm begegnet und schön ist, zur Frau nimmt. Die Geschichte ist traurig zu lesen. „Der Kampf" ist die Schlacht des Prätendenten Eduard in der Ebene von Culloden, und weiter nichts als eine traurige Reminiscenz aus „Waverley" mit den ersten Fäden eines Romans, die man sich auch ohne diese Ausführung selbst denken kann, nämlich: sie haben sich verliebt und der junge Mensch muß flüchten, sie sehen sich nicht wieder, oh! — Edelmuth und Aufopferung sind das wohlfeilste Gewürz in dergleichen Hausmannskost; aber man würde sich sehr irren, wenn man sie darum für das Salz halten wollte, und sie viel richtiger mit Wiesensauerampfer vergleichen, den man an Pfennigssuppen schneiden kann, ohne sie merklich weder zu vertheuern noch zu verbessern. Die lesbarste Geschichte, die zugleich nicht ohne Phantasie und Einheit des Plans, wenngleich durch einen Regentenwechsel, wie durch einen deus ex machina, etwas plump zur Entwickelung kommt, ist: „Die schwarzen Tage", von Wilhelm Blumenhagen, wenn man sich anders an die ritterlichen Stelzen, auf denen die gefährlichsten Capriolen mit Sprache und Bildern gemacht werden, gewöhnt hat. Der Held des Stückes, ein plebejischer Minister, den aristokratische Umtriebe gestürzt haben und nun bis in sein Asyl unter rheinischen Winzern verfolgen; der Sohn seines Feindes, ein junger Graf; die Tochter des alten fast jakobinischen Adelsfeindes; der arretirende Major — alle diese Charaktere treten deutlich hervor. Das Schicksal aber, welches die kleine epische Welt reglert, ist die Residenz von der einen und der Revolutionssturm von der andern Seite, worin aber ohne Zweifel tausend Mittel und Wege lagen, um das plötzliche Umschlagen des Schwarzen ins Weiße durch den Tod des alten Fürsten zu vermeiden und die Auflösung mehr von Innen heraus als von Außen herein zu bewirken.

Die historische Novelle aus den Zeiten der Fronde,

*) Vgl. Nr. 337 u. 338 d. Bl. D. Red.

„Chandenier", von Amalie Schoppe, würde alles Lob verdienen, wenn sie so gut ausgeführt als erfunden wäre. Die Hauptcharaktere werden nicht genug zum Handeln gebracht, welches die einzige Mögslichkeit der Veranschaulichung ist, und namentlich bei dem Helden Chandenier wird der sittliche Charakter mit dem poetischen, also Ehrenhaftigkeit und Eigenthümlichkeit mit einander verwechselt. Die Sprache ist nicht durchgebildet und das Ganze höchst prosaisch und mattherzig gehalten. „Römische Welt- und Liebeshändel im 14. Jahrhundert", Novelle von Georg Döring, ist ermüdend, weitschweifig in dem burlesken Anfange und bis in die Hälfte hinein ohne allen Fortgang, ein wahrer stehender Sumpf eines abgeschmackten Dialogs voll Affectation und Unnatur. An echtpoetischen Erzeugnissen leidet dieser neunte Jahrgang der „Cornelia" gänzlich Mangel. Nicht so das

Rheinische Taschenbuch,

herausgegeben von Dr. Adrian. Hier begegnet uns gleich in der ersten Novelle: „Der Schwan", eine norwegische Sage von A. von Tromlitz, ein höchst anziehendes und nicht undichterisches Leben. Das nordische Colorit, wie es schon aus andern neuern Dichtern, Oehlenschläger, Walter Scott, Steffens, bekannt ist, das Eindringen des Christenthums und der heidnische Gegensatz, dies Alles wird zwar vorgefunden und von Außen aufgenommen, aber doch zuerst geschickt zur lebendigen Anschauung gebracht und dann zur Herausbildung der Novelle verwendet. Die ganze Eigenthümlichkeit derselben erinnert etwas stark an diejenigen Romane von Van der Velde, wo eine Zauberin einen Theil des Mechanismus bewegt, wodurch dann ein gewisses Hazardspiel, und bei dem Leser die Gemüthsverfassung eines Spielers, der nur mit halbem Vertrauen einsetzt, entsteht. Verwerflich kann man indessen diese Art nicht geradezu nennen, besonders wenn, wie hier, in dem reinen Gemüth und dem wahren Glauben immer eine gewisse Sicherung vor dem bloßen Spiel des Zufalls geboten wird. Die Zauberin Asta hat über den Ritter Rolf v. Romsdalen Macht gewonnen und ihn zum Liebesdienst gezwungen; Rolf aber erblickt und liebt Fiona, des Seemanns Olaf verlobte Braut, natürlich ohne Erfolg. Asta, eifersüchtig, aber scheinbar begütigt, gibt ihm eine Korallenschnur, die sogleich des Mädchens Liebe entzünden würde. Fiona legt sie um, denn sie darf den mächtigen, jähzornigen und mit der Zauberin verbundenen Mann nicht beleidigen, und stürzt sich, in einen Schwan verwandelt, in die Flut. Die Entzauberung des Schwanes durch das Christenthum, welches Olaf schon angenommen hat und Fionen in dieser ihrer Gestalt lehrt, dann das abermalige Machtgewinnen der Zauberin über den Ritter durch das Trugbild der angeblich von Freia entzauberten Fiona führen die Entwickelung der Novelle und des einzigen einem Fortschritt unterworfenen Charakters, Rolfs, herbei.

Heinrich Zschokke's „Mittheilungen aus Cuba" sind ohne sonderliches Interesse.

„Die Schmuggler", ein Nachtstück von Wilhelm Blumenhagen, gibt uns einen neuen Beweis, daß wir das berühmt gewordene Walter Scott'sche Gewürz der modernen Poesie auch auf unserm eignen Boden anbauen können. Charaktere und Fabel haben viel Leben und reißen bisweilen den Dichter sogar aus seiner Affectation in der Darstellung, freilich nur für Augenblicke, heraus.

Die „Bilder aus Frankreich" zeigen neben viel Langweiligem auch einiges Erfreuliche, z. B.: „Während der Grèveplatz vom Donner der Kanonen und der Flintenschüsse erzitterte und die Seineufer den furchtbarn Widerhall zurückgaben, stand ein alter Engländer mit der größten Seelenruhe in der Nähe der Bäder von Vigier in einem kleinen Boote und angelte. Jemand machte ihn auf die Gefahr, in welcher er sich befand, aufmerksam und bat ihn, wenigstens für diesen Tag einem solchen Vergnügen zu entsagen. „Ihr habt ganz Recht", sagte er kalt, „die Leute dort machen einen solchen verdammten Lärm, daß selbst die Fische davon erschreckt sind; seit zwei Stunden hat noch keiner angebissen".

(Der Beschluß folgt.)

Travels in Russia, Persia, Turkey and Greece, in 1828—29. By *Thomas Alcock*. London, 1831.

Der Verf., Mitglied des vorletzten Parlamentes, reiste keineswegs um eine Reisebeschreibung herauszugeben, sondern aus eignem Antriebe, zu eigner Lust und Befriedigung, und ließ einen Bericht über die merkwürdigsten Dinge, die er gesehen, blos zur Circulation unter seinen Freunden drucken. In 18 Monaten durchzog er, mit Vermeidung der gewöhnlichen Straßen, wo es nur immer anging, einen beträchtlichen Theil von Südeuropa und Asien, wie dies schon die Aufzählung einiger der vorzüglichsten Punkte, die er berührt hat, beweist, nämlich: Calais, Wien, Krakau, Brody, Odessa, Sebastopol, Nikita, Kersch, Taman, Kaukasus, Tiflis, Erivan, Ararat, Makoo, Teheran, Kirmanshah, Sennah, Wan, Erzerum, Tokat, Konstantinopel, Nicäa, Tenedos, Aegina, Napoli di Romania, Sparta, Korinth, Athen, Korfu, Mailand, Paris und abermals Calais. Für einen Mann von Geist, als welchen sich Hr. Alcock nicht nur durch seine Reisebeschreibung, sondern auch durch ein Pamphlet über die Reformfrage legitimirt hat, mußte eine solche Reise, unternommen zu einer solchen Zeit (der türkische Krieg wüthete und die russische Gesandtschaft war eben zu Teheran ermordet worden), eine reiche Quelle von Belehrung sein. Dennoch hat Hr. Alcock, da es ihm nicht um Buchmacherei zu thun war, alle seine zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen während dieser Reise auf 227 Seiten zusammengedrängt. Folgende Auszüge mögen beweisen, daß er nur wirklich Neues und Interessantes gegeben hat. So erzählt er von seinem Aufenthalt in Tiflis: „Vor der Vereinigung Georgiens durch die Russen verhüllten die Weiber das Antlitz nach Sitte und Religionsvorschrift ihrer östlichen Nachbarn; jetzt aber tragen sie ihre Reize auf eine Weise zur Schau, die nichts weniger als anständig ist, und die, indem sie der Phantasie nichts mehr zu thun übrig läßt, den Eindruck schwächt, den sonst die Betrachtung ihrer schönen Gestalten hervorgebracht haben würde. Tiflis zählt 28,000 Einwohner und ist wegen seines beträchtlichen Handels mit Mokau und dem Orient eine sehr blühende Stadt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird ihr Handel noch zunehmen, besonders wenn demselben durch die Provinz Gouriel mit Poti zum Hafen eine neue Straße über das schwarze Meer nach dem mittelländischen geöffnet worden sein wird. Wir kamen zu Tiflis an wenige Tage nach der Rückkehr des Grafen Paskewitsch von seinem siegreichen Feldzuge gegen die Türken. Die Letztern sechten bei vielen Gelegenheiten wie Rasende, ja so groß war ihr Haß gegen die Russen, daß Weiber mit geschwärzten Gesichtern

gegen sie mit aller Kraft der Verzweiflung kämpften. Einige stürzten sich sogar in ihrem Religionsfanatismus in die Flammen der eroberten Städte, um nicht die Schmach, Sklavinnen von Christen zu werden, erleiden zu müssen".

Folgende Schilderung der drei mächtigen Monarchen, die im Osten gebieten, ist das Ergebniß persönlicher Beobachtung. „Der Czar, voll Energie und Thätigkeit, stand auf dem Punkte, sich von Odessa nach Varna einzuschiffen, dessen Fall täglich erwartet wurde. Er ist ein Mann von hohem Wuchs, trefflichem Aussehen, fern von allem Prunk, höchst einfach gekleidet und blos von wenigen Höflingen umgeben. Nur ein Gegenstand, nämlich die kräftigste Fortführung des Krieges, schien ihn zu beschäftigen. Er ist von seinen Unterthanen verdientermaßen geliebt, denn er wünscht nichts so sehr als Verbesserung ihrer Lage; Fremde sowol als Eingeborene sprechen von ihm so viel Gutes, daß er gewiß als Mensch Hochachtung, als Monarch Bewunderung verdient. Ein größerer Contrast als zwischen dem Czar und dem Schach von Persien läßt sich kaum denken. In orientalischem Prunkgemache niedergekauert, von Kachemirgewändern umflossen, vor ihm duftende Rosenbouquete und kühlende Springbrunnen, er selbst ein Mann mit glänzendschwarzem Bart und äußerst wohlgebildetem Antlitz, trägt Alles bei, seine Erscheinung ungemein anziehend zu machen. Wir schritten an langen Reihen von Höflingen vorüber, neigten uns drei Mal, legten bei der zweiten Verneigung unsere Pantoffeln ab und warteten auf die Einladung vorzutreten, die auch alsbald mit aller, dem persischen Monarchen eigenthümlichen Anmuth und Würde erfolgte..... Es war der vormalige persische Gesandte in England und jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher uns vorstellte. Der Schach sprach mit uns auf eine für England sehr schmeichelhafte Weise und stellte zwischen uns Engländern und den Russen eine Vergleichung an, welche für die Letztern nichts weniger als ein Compliment war. Er sagte, daß England und Persien Eins seien, daß wir seit 50 Jahren in engem Bündniß gestanden und niemals Mißhelligkeiten gehabt hätten, daß aber, als eine russische Gesandtschaft kaum das Land betreten, auch schon ein trauriges Ereigniß stattgefunden habe. (Die Ermordung des Gesandtschaftspersonals war nämlich wenige Tage vor unserer Ankunft in der persischen Hauptstadt erfolgt.) Er entließ uns mit dem Anerbieten, uns auf unserer Reise durch einen seiner Diener begleiten zu lassen, was wir mit großer Freude annahmen. Die weibische Weichlichkeit dieses mächtigen Fürsten fiel besonders auf, in Vergleich mit dem kräftigen Charakter und der körperlichen und geistigen Thätigkeit des Kaisers Nikolaus. Und nun zu dem stolzen Beherrscher der Türkei, zu dem kühnen Manne, welcher Reformen, deren Versuche vor ihm zwei Revolutionen und den Tod von zwei Sultanen herbeigeführt hatten, durchzusetzen gewußt hat! Sein Stolz ist in der That so groß, als wir nach Allem, was wir von ihm gelesen und gehört, vermuthen mußten. Ich hatte mehre Male Gelegenheit den Sultan zu sehen, sowol zu Pferde als in seiner Barke auf dem Bosporus, aber am besten konnte ich ihn während der Audienz unsers Gesandten betrachten. Bei dieser Feierlichkeit schossen die Blicke seiner großen schwarzen Augen nach allen Seiten mit kaum glaublicher Schnelligkeit, und man sah, daß er die Charaktere der ihm Vorgestellten mit einem Male zu durchdringen sucht. Sein Antlitz hat einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck, trägt das Gepräge feuriger Entschlossenheit, ist breit, offen, und endet in einem schwarzen Bart, der aber, weil er kurz verschnitten, aller Schönheit und Eleganz entbehrt, was besonders auf mich, der aus einem Lande kam, worin sich die Männer vielleicht nur durch die Schönheit dieses ungewöhnlichen aber anmuthigen Gesichtsanhängsels auszeichnen, einen unangenehmen Eindruck machte. Der Beherrscher des türkischen Reichs hält sich für ein so erhabenes Wesen, daß er sogar mit dem Stellvertreter des Königs von England nur durch seinen Minister zu sprechen, und ihn erst dann vor sich zu lassen würdigt, wenn er gespeist, bekleidet und dadurch befähigt worden ist, vor seinem Antlitz zu erscheinen. Es ist in Wahrheit seltsam, daß die britische Nation oder irgend eine andere europäische sich zur Duldung solcher Erniedrigungen versteht".

Ueber die in Persien nicht blos bei dem mohammedanischen Theile der Bevölkerung herrschenden Sitten in Betreff der Frauen berichtet Hr. Alcock: „In Uebereinstimmung mit der Lehre Mohammed's, bleiben die Frauen in Persien nicht nur von aller (männlichen) Gesellschaft ausgeschlossen, sondern sie gehen auch so selten aus, daß ein Fremder das ganze Land durchreisen kann, ohne ein weibliches Antlitz zu erblicken, weil die Perser noch eifersüchtiger sind als die Türken. Auch die armenischen und andern christlichen Frauen sind gezwungen, sich hierin dem Gesetze Mohammed's zu unterwerfen; sie müssen ihr Antlitz verhüllen und ihre Gestalt in eine Art von weitem Domino, gerade so wie die Mohammedanerinnen, einmummen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, insultirt zu werden. Die Christinnen haben diese Sitte sich so sehr angeeignet, daß bei einer Gelegenheit meine Wünsche vollkommen vereitelt wurden. Ein italienischer Arzt hatte nämlich kürzlich eine Armenierin geheirathet und suchte seine Frau, aus Artigkeit gegen uns zu überreden, sich zu entschleiern, um unsere Neugierde durch ihren Anblick zu befriedigen. Alle Vorstellungen, daß darin nichts Unschickliches liege, waren vergebens, und wir mußten uns mit der Wahrscheinlichkeit begnügen, daß sie ihren Schleier gelegentlich würde haben fallen lassen, wenn sie einige Hoffnung gehabt hätte, unsere Bewunderung zu erregen".

„Nichts bezeichnet vielleicht den gesellschaftlichen Zustand der Orientalen treffender als folgende kleine Anekdote. Wir fragten nämlich einen vornehmen Perser, der uns in der Nähe von Hamudan köstlich bewirthete, im Laufe des Gespräches nach der Anzahl seiner Kinder, und waren nicht wenig erstaunt, als er sich an einen Diener wandte, um bei diesem erst die nöthige Erkundigung einzuziehen". Vom Olomp erzählt unser Reisender: „Die Fernsicht vom Gipfel dieses Berges, an dessen Fuße die Stadt Brussa liegt, ist entzückend; das Meer von Marmora, der Bosporus, das schwarze Meer, Konstantinopel, Scutari stellten sich unsern Blicken dar und bildeten ein bezauberndes, einziges Panorama. Als wir dem Gipfel ziemlich nahe waren, belustigte uns ein großer, von uns aufgeschreckter Bär, der eiligst bergunter floh, indem er seine Hinterbeine gleichsam statt eines Schlittens gebrauchte und darauf bequem niederrutschte. Obschon er sehr nahe an uns vorbeikam, so zeigte er doch nicht die mindeste Neigung uns anzufallen. Einer unserer Gefährten hatte uns verlassen, um seinen Ehrgeiz durch Ersteigung der höchsten Spitze des Gipfels zu befriedigen. Geruhig saßen wir und harrten seiner Rückkehr, als wir ihn rufen hörten, ihn unmittelbar darauf aus Leibeskräften laufen sahen, und dicht hinter ihm einen andern großen Bären erblickten, dessen Höhle er zu nahe gekommen war. Die Furcht war jedoch gegenseitig; das erschreckte Thier ergriff die Flucht, — ein für uns allerdings sehr glücklicher Umstand, da wir gänzlich unbewaffnet waren!" — „Die Zaubermacht des „bösen Blickes" ist bekanntlich ein unter den Griechen allgemeiner Aberglaube; als wir zu Brussa die Seidenwürmer zu sehen begehrten, die in ungeheurer Menge gehegt werden, verweigerte man uns dies mit der Bemerkung, daß unser Blick ihr Hinsterben verursachen würde. So tief eingewurzelt ist dieser Aberglaube, daß jede Gattung Saat auf dem Felde, jedes Thier, das Brot, ja sogar die Speisen gefeit werden gegen den „bösen Blick". 210.

Der Umwälzungsmann Maximilian Robespierre und seine Umgebung. Historischer Versuch von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Leipzig, Mauck. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Veranlaßt durch die Falschheit der vor einiger Zeit als Buchhändlerspeculation in Paris erschienenen Memoiren

von Robespierre und durch einen Aufsatz über diesen Mann, welcher 1822 in den „Ueberlieferungen zur Geschichte" abgedruckt stand und über welchen Zschokke ein so äußerst günstiges Urtheil fällte, daß er ihn für das Beste erklärte, was bis dahin in Betreff Robespierre's gesagt worden sei, entschloß sich der Verf. nach einer, wie er versichert, sorgfältigen Prüfung und gleicherweise betriebenen Studium der Werke eines Thiers, Mignet u. A. zu der Ausarbeitung, welche er hier dem Publicum übergibt.

Das Unternehmen, einen Charakter in seiner ganzen Wahrheit und Gestalt darzustellen, der, zu den geschichtlich merkwürdigsten gehörend, dennoch von so Vielen gar nicht oder vollkommen falsch erkannt und aufgefaßt worden ist, verdient allein schon im Interesse der Wahrheit, abgesehen von jedem andern Standpunkte, Dank. In der That ist Max. Robespierre in seinem innersten Wesen verkannt worden wie fast Keiner. Sein furchtbares Wirken wurde allein einer wahren Tigernatur, einem unersättlichen, grenzenlosen Blutdurste zugeschrieben, man glaubte in ihm nichts als einen Unhold zu sehen, entstiegen dem Abgrunde, das Menschengeschlecht zu morden und zu quälen; Blut und Thränen hielt man für das Element dieses Geistes; der Teufel selbst, wäre er auf Erden erschienen, meinte man, hätte nicht boshafter handeln, nach keinen schändlichern Principien verfahren können. Und dennoch war dieser nämliche Mensch frei von Eigennutz und Habsucht, kein Knecht der Schmeichelei und Lüge, als Privatmann still, eingezogen, rechtlich in allen seinen Verhältnissen, uninteressirt, immer auf der Bahn des tugendhaften Bürgers. Wie reimt sich dieser Widerspruch? Sehr einfach, denn er ist nur ein scheinbarer. Max. Robespierre war ein Fanatiker für die Idee, welche ihn belebte, und diese Idee, wer kann es leugnen, eine tugendhafte. Republikaner im allerstrengsten Sinne des Worts, durchdrungen von der Idee der Freiheit und der Gleichheit, glaubte er Dem, was er als Recht erkannt hatte, Alles rücksichtslos opfern zu dürfen, und dies allein ist es, was eine ungeheure Blutschuld auf sein Andenken in der Geschichte wirft. Mit unerbittlicher Strenge, mit einer seltenen Consequenz verfolgte er sein Ziel. Ausreißen glaubte er zu müssen jenen Egoismus, der in seinen tausendfachen Verzweigungen und Schattirungen den Lebenskeim des Bürgerthums vergiftete, und wie tief er dabei die Hand in Blut tauchen mußte, dies zog er nicht in Betracht, denn alle Opfer fielen ja nur auf den Altar einer bessern Zukunft. So wurde er auch, das kann Niemand leugnen, der Retter Frankreichs in einer furchtbaren Krisis, und mit Frankreich rettete er die Ideen, welche die Revolution hervorriefen, in das neue Jahrhundert, denn gewiß ist, daß ohne Robespierre und seinen Terrorismus kein heutiges Frankreich existiren, und daß mit dessen Untergang Europa nicht die Früchte genießen würde, die es in seiner fortgeschrittenen Civilisation dem Sturme von 1789 verdankt.

Das aber war der Irrthum, dem Robespierre sich preisgab, daß er im Laufe eines Lebens, ja im beschränkten Raume weniger Jahre durchführen wollte, was nur das Product aufeinanderfolgender Generationen sein kann. Zertreten wollte er bis auf den letzten Keim jene Hyder der Selbstsucht und des Unbürgerthumes, welche Jahrhunderte lang genährt und gepflegt durch Despoten-, Aristokraten- und Pfaffenwesen, in alle Verhältnisse die Wucherarme gestreckt hatte; auf einmal sollte ein gereinigtes Geschlecht catonischer Bürger auf einem Boden dastehen, dessen faule Elemente nur das Unkraut begünstigt hatten, und indem er hier wie der Tod mit unerbittlicher Sense mähete, sah er nicht, daß trotz aller Gewalt, die seinen Arm bewaffnete, dieser Arm dennoch zu dem Werke nicht hinreichte, und erst noch manches blutige Jahr vorübergehen, noch manche Todeternte in wilder Parteiung gehalten werden mußte, eh' nur ein Standpunkt wie der jetzige im Allgemeinen zu erringen war. Diesen Fehler des Schnellvollbringens, oder vielmehr des Wollens dazu, theilte er aber mit den größten Männern der Geschichte; es ist ein Fehler, in den so leicht der Mensch, vertieft in eine Idee und in sich fühlend die Kraft und die Begeisterung zur Verwirklichung derselben, fällt, und so ist denn dieserhalb eigentlich dem Rechte nach nur der Befangenheit und Schwäche der menschlichen Natur ein Vorwurf zu machen.

Völlig aldern ist es aber und ein Zeichen des gänzlichen Verkennens, wenn man einen Menschen, wie Robespierre war, mit einem Wesen vergleichen wollte, wie z. B. jenes ungeheuer, das zur Schande der Civilisation des 19. Jahrhunderts auf Portugals Throne herumwirthschaftet. Und doch, hört man nicht über Miguels Mordthaten ein so lautes und allgemeines Geschrei, wie sich erhob zu der Zeit, als Robespierre das Beil über Frankreich hielt? und welches durchgeklungen ist durch die Zeiten der seitdem entschwundenen Jahre bis auf unsere Tage! Es ist wahrhaft traurig, daß man hierbei gezwungen wird zu sagen: den Unterschied macht, der Eine schwang die Blutbeil als Vertheidiger über starrköpfige Pfaffen und verstockte Aristokraten und deren freilich oft nur gemuthmaßten Anhang, in der Absicht, die Freiheit zu begründen; der Andere aber, legitim wie Manche sagen, berufen an der Spitze zu stehen, tritt blos im Interesse des Despotismus das Volk zu Boden.

Ueber das Werk selbst können wir uns kurz fassen. Die Art und Weise, wie der Verf. Robespierre darstellt, ist in Betreff der Umgebung und der Verhältnisse ohne Zweifel gelungen, in Betreff des Charakters halten wir dies für weniger, denn Verstecktheit und Hinterlist lagen wahrlich nicht in der Seele dieses Mannes, wie Hr. S. dies andeutet.

Zur Geschichte jener Tage ist das Buch des Hrn. S. jedenfalls von Wichtigkeit, und die Sorgsamkeit, mit welcher der Verf. die Quellen studirte, verdient vollkommene Anerkennung. Warum er übrigens auf dem Titel und auch anderwärts des neudeutschthümelnden, schwülstigen Wortes: Umrisse, zur Bezeichnung Robespierre's sich bedient, ist nicht abzusehen. Die Zeit, wo dergleichen harttrabende Ausdrücke Gnade machten, weil sie Mode waren, ist vorüber, und wer Robespierre war, weiß wol Jeder, für den das Buch geschrieben ist. K.

Notiz.

Von Schlegel's „Vorlesungen über die dramatische Literatur" sagt ein englischer Kritiker: „Sie sind ein vortreffliches Werk, zwar nicht zu den Ansprüchen auf die große Originalität berechtigt, welche ihr Verf. geltend machen will; denn der Kern seiner anschaulichsten und vollendetsten Theorien ist das Eigenthum griechischer Kunstrichter: allein voller Gelehrsamkeit und Kraft, belebt vom himmlischen Feuer der Poesie. Es liegt uns jedoch nur die Kunst des Bewunderns, nicht die, des Bewundernswerthe zu schaffen. Am Apollo von Belvedere, sagt Schl., sollen wir den Sophokles verstehen lernen; der Geist der griechischen bildenden Kunst herrscht auch in der großen Tragödie. Eine ähnliche Aeußerung findet sich auch in der „Corinne" der Frau v. Stael und ist wahrscheinlich nur bei Ehe der Aussprüche eines Orakels, zu dessen Verehrern sie bekanntlich gehört. Gleichviel indessen, wer jene ebenso wahre als gläzende Bemerkung machte; ihr didaktischer Nutzen steigt dadurch nicht im Geringsten. Es wird sich Niemand durch tägliches Betrachten einer Galerie griechischer Bildsäulen zum Kenner oder Dichter zu bilden suchen. Die Verschiedenheit der modernen Kritik von der der Alten tritt hierbei in das klarste Licht. Letztere ist weit deutlicher, weit umständlicher bemüht, Licht und Belehrung zu verbreiten, sie wandelt einfach einher und verräth nicht den Wunsch zu glänzen. Die erstere dagegen, die auf umfassenderm Grunde zu ruhen, verliert sich mehr in ihre irdische Gebiete, und überläßt sich Betrachtungen, die oft keinen andern Nutzen als den haben, daß sie die Denkkraft durch Uebung vermehren". K.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 343. — 9. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 342.)

Vielliebchen,

von A. von Tromlitz, enthält drei ziemlich lange historische Novellen. Die erste: „Der Brauer von Gent", ist eine Erzählung aus den Zeiten der flandrischen Unruhen zu Ende des 14. Jahrhunderts; die zweite: „Das Bild", eine Anekdote aus dem Leben des Herzogs von Nemours, im Jahre 1540; die letzte: „Der Alte von Furnatsch", eine Erzählung aus den Zeiten des Religionskrieges in Graubündten, 1637; alle drei von demselben Verfasser. Studium der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Zeiten und ein unverkennbares Talent der Auffassung und Darstellung derselben bewahrt vor der sonst unvermeidlichen Eintönigkeit in den Werken derjenigen fruchtbaren Schriftsteller, welche weder Zeit noch Gelegenheit noch Anlage zu bedeutenden innern Erlebnissen haben. Dabei ist die Sprache völlig durchgebildet und in geschmackvoller Einfachheit selbst da gehalten, wo sie auf eine ganz besondere Anschauungs- und Ausdrucksweise in dem bestimmten geschichtlichen Stoffe eingeht, sodaß Tromlitz mit Recht zu den beliebtesten Novellisten gehört und allerdings noch mit der geringsten Gefahr es unternehmen konnte, ganz allein ein Taschenbuch zu füllen. Die Frage nach der poetischen Kraft und Bedeutsamkeit, nach der eigentlichen Dichtermacht, die uns in ihre Welt hinüberreißt, wird allerdings bei dieser Zwittergattung von Schriftstellerei mislich, sobald sie nicht eine so entschiedene Eigenthümlichkeit wie etwa Walter Scott ausspricht, und durch die Gewalt des Humors oder der Lyrik und die tiefe Herzenskunde des juristisch und nichtjuristisch Unterrichteten ihre dichterische Berechtigung darthut. Tromlitz entwickelt in seinen Erzählungen ein schönes Talent; daß er aber aus einer bedeutungsvollen Tiefe neue Geheimnisse der Geisterwelt vor uns entfalte, kann nach der Lage der Acten wol nicht entschieden werden.

Unter den drei Novellen des „Vielliebchens" ist die erste auch die bedeutendste. Lebhaft tritt das Bild jener stürmisch-bewegten Zeit der flandrischen Unruhen vor unsere Seele. Philipp Artevelde, der kühne, grausame Volksführer, gut gezeichnet. Furchtbare Willkür, Grausamkeit, ja Unmenschlichkeit, die aus seiner wilden Leidenschaftlichkeit entspringen, werden geadelt durch die außerordentliche Kraft, womit er die Seele so bedeutender Bewegungen wird. Die Geschichte ist diese: Philipp Artevelde, Sohn des berühmten Jakob Artevelde, einst Anführers von ganz Flandern, lebt als reicher Brauherr zu Gent still und friedlich, bis er durch den Korb, mit welchem ihn Alice Everwein, die Tochter des Rathsherrn und Verlobte des Grafen von Enghien, kränkt, aus seiner Bahn herausgerissen wird. Liebe- und racheglühend zugleich stellt er sich, von Peter Dubois, Anführer der Söldner, womit die aufrührerischen Genter ihren Herrn befehden, aufgefodert, an die Spitze des Stadtregiments. Blut und Hinrichtungen, die mit rücksichtsloser Grausamkeit Alles niederwerfen, was ihm in den Weg tritt, und verschwenderische Freigebigkeit gegen seine Anhänger sichern ihm die Herrschaft. Alice wird seine Gattin; um Vater und Verwandte dem Henker zu entreißen, muß sie dem Verlobten die Treue brechen. Sie wirkt mildernd auf ihn ein, bald aber umlagern mächtige Feinde, im Bunde mit ihren alten Herren, die Genter. Der Hunger wüthet; Artevelde unterhandelt. Er reist nach Brügge zum Grafen. Entehrende Bedingungen; nothgedrungener Kampf. Er zieht mit 6000 Gentern gegen Brügge, verlockt den Grafen zum Kampf und — siegt. Furchtbar wüthet der Sieger; da, wo er als Unterhändler verhöhnt wurde, fallen 1200 Häupter unter dem Beile, ja es gelingt ihm sogar, auch den Grafen von Enghien, seinen Feind und Nebenbuhler, in einen Hinterhalt zu locken: der Graf fällt mit allen seinen Rittern. Artevelde läßt die Leiche nach Gent und dort heimlich in das Gemach seiner Gattin bringen. Mit unmenschlichem Hohn führt er sie zu dieser Leichenschau und regt allen alten Widerwillen und den gerechten Wunsch der Rache in ihrem Herzen auf. Aber nicht von Weibeshand soll der furchtbare Mann fallen; mitten im Getümmel der Schlacht, in die sie ihm gefolgt, entreißt ihr ein Uebriggebliebener aus Brügge, mit dem sie schon im Verständniß war, die aufgehobene Streitaxt und streckt ihn hinterrücks zu Boden. Auch Alice findet man mit ihrem von Enghien ererbten Dolch im Herzen. Rache und Resignation sind wunderbar in ihr gemischt, und es wird uns schwer, der Frage auszuweichen, warum sie ihn nicht längst in seinem Bett und ohne Panzer ermordet.

Das

Vergißmeinnicht,

dritter Jahrgang, von C. Spindler, enthält ebenfalls nur drei Novellen, und zwar von dem Herausgeber selbst gelieferte. Jede derselben hat indessen ihre eigenthümlichen Tugenden, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß die Teufelei der „Kapuzinerfahrt" und die Kanibalenwirthschaft der Räuber in der „Maruzza" ungefähr den nämlichen widerlichen Eindruck einer fieberhaften Aufregung und eine Erinnerung wie die eines wüsten Traumes hervorbringen. Eindruck machen sie, und dahin hat allerdings der Dichter zu sehen, ja es ist bereits zur Ehre geworden, nur um jeden Preis Eindruck zu machen, gleichviel welchen; aber auch dahin hat der Dichter zu sehen, daß er den rechten mache, und wenn er von dem Mahle des Thyestes redet, so darf uns nicht zu Muthe werden, als wenn wir es selbst genössen. Gemildert und gereinigt, geadelt und in jener allgemeinen Weihe aus der Widerlichkeit der gräßlichen Individuation der Wirklichkeit herausgerissen, verlangen wir das Ungeheure dargestellt zu sehen. Hoffmann's Effecte z. B. durch die „Elixire des Teufels" und Spindler's ungleich widerlichere Bilder, womit in der „Kapuzinerfahrt" das äußerste Scheusal an Leib und Seele, sein Krämer Hartmann, sich darstellt, sind trotz ihrer Energie sehr zweifelhafte Stückchen. Während der Teufel selbst in dem soldatesken Bettler Ernef eine humoristische, nobelliederliche Natur ist, fast noch umgänglicher als der Göthe'sche, häuft sich alle erdenkliche Scheuseligkeit auf den Krämer und Schatzgräber Hartmann, dessen Körperlichkeit z. B. folgendermaßen geschildert wird: „Die Gesichtsfarbe gelb wie Wachs, die Züge bald erschlafft, wie von übermäßigem Lebensgenuß und Ueberdruß, bald straff gespannt, wie eine Saite auf der Geige, wie am gespannten Bogen der Strang; die Nase gewachsen wie ein langer Geierschnabel, der Mund groß, von schmalen farblosen Lippen eingefaßt und mit gelben Zähnen bewaffnet; die Ohren von ansehnlicher Größe und etwas spitz zulaufend, wie die eines Satyrs; die Augen klein und grau, jetzt verglimmend in düsterer Kohlenglut, und dann aufflackernd wie eine Flamme, worein man Oel gegossen; das Haar endlich gesträubt, verworren, an manchen Stellen des spitzen Hauptes dünngeworden, von röthlicher Farbe, aber mit vielem Grau untermischt" u. s. w.; denn das Signalement des Höllencandidaten geht noch eine Weile so fort und wird später durch entsprechendes Geistiges belebt: und diesen saubern Zeisig müssen wir fast auf der ganzen Fahrt vor Augen behalten. Uebrigens ist in dieser „Kapuzinerfahrt" das Phantastische und Dämonische mit großer Kunst in Bewegung gesetzt, die Fabel gut angelegt, die Darstellung natürlich, selbst in dem für eine Kapuzinerfahrt absichtlich gesuchten Tone, und nicht, wie sonst wol bei dem Verfasser, dramatisch überladen; die ganze Dichtung würde höchlich befriedigen, wenn nicht jene allzu energische Scheußlichkeit Das, was wir oben das Wüste nannten, in den dichterischen Traum hineinbrächte.

In der „Maruzza" finden wir eine treffliche Charakteristik sowol der Einzelnen, als auch der walachischen Nationalität, worin die Keime des Räuberlebens im rohen tyrannischen Eheverhältniß, den Meuchelfehden der Einzelnen und der eisernen Ungerechtigkeit der Patrimonialgerichte und halbsouverainen Grundherren aufs deutlichste nachgewiesen sind.

Die dritte Novelle: „Das Haus der Frommen", Relation eines Offiziers aus dem spanischen Erbfolgekriege, macht bei weitem den freundlichsten Eindruck und wird gewiß, anspruchslos und eigenthümlich wie sie ist, sich viele Liebhaber in der Lesewelt finden. Die sichere Haltung in der damaligen Sprache stützt sich vielleicht auf wirkliche Memoiren, wenigstens setzte sie als völlige Nachbildung bewundernswürdiges Studium und Kunst voraus, wie wir gleich an einer Probe zeigen werden. Der Offizier ist in ein Pietistenhaus gerathen, um daselbst von seinen Wunden zu genesen. Die reiche aber viel ältere Wirthin verliebt sich in ihn, ohne daß er darauf eingeht oder nur im geringsten seine Unbefangenheit verliert. Die frommen Verwandten fürchten für die Erbschaft und suchen ihn endlich durch den pietistischen Diakonus, „der so zu sagen der Papst dieser Sekte geworden war" aus dem Hause herauszumanövriren. Als er aber von Aergerniß geben u. s. w. anhebt, erzählt der Offizier, habe er ihm entrüstet geantwortet: „Was? Er katzenfalscher Fuchs im Ehrrock will einem ehrlichen Soldaten bedeuten, daß er nicht in ein frommes Haus passe? Was kümmert mich Euer Gebet und Orgelspiel? ich mache mir nichts daraus, aber ich turbire es auch nicht. Ich bin so gut lutherisch als Ihr, wenn ich gleich ein kaiserlicher Offizier bin und dem lieben Herrgott nicht so oft mit geringlichen Demarchen überlaufe als Ihr. Ein gerader Fluch ist mir lieber als Eure krumme Rede, und wenn die Hausfrau etwas gegen mich hat, so soll sie es ins Kukuks Namen herbringen, und ich will ihr dann Satisfaction geben oder mit Trommel und Bagage abziehen. Aber wenn mir noch einmal ein hinterlistiger Spion, ein verdrießlicher Hinhacher auf die Stube kömmt, so lasse ich den Kerl stracks rechtlich hinauswerfen, wie man einen Passevelanten aus dem Register streicht".

In diesem Genre verbleibt die ganze Historie und endet zur großen Satisfaction des Lesers, wenngleich nicht ohne Aergerniß für etwanige Pietisten darunter.

Alpenrosen,

ein Schweizer-Taschenbuch auf das Jahr 1832, besorgt von schweizerischen Schriftstellern und Künstlern, Aarau bei Johann Jakob Christen, enthält Vielerlei, besonders viel schlechte Verse. Es hat einen schweizerisch-dornirten Charakter und neben einigen schweizerfreiheitlich-antiquirten andere ganz unreife Züge. Das turnermäßige und abdeutsch-affectirte Geleier von Wackernagel und Follen, die Redensarten von „blutiger Saat" und „blutrothen Serpentinen" u. s. w. sind nachgerade lächerlich genug und bedürfen keiner neuen Auflage. Wen z. B. sollte es nicht anwidern, wenn Follen folgendermaßen nach der abgenutzten Dudelsackmelodei beginnt:

Dort auf der Walserhaide,
Dort auf dem Walserfeld,
Da wird mit rother Schneide
Die letzte Mahd bestellt;
Da wird der oft gehaune,
Ins Mark erdorrte Baum
Im Sturm der Heerposaune
Getränkt mit rothem Schaum u. s. w.

Die „Erinnerungen aus dem Leben eines Klosterbruders" von Fröhlich sind langweilig zu lesen. Einige Epigramme von Xaver Schnyder sind gut, das Beste im ganzen Almanach die Kupfer von Disteli, aber das Schlechteste gleich daneben die traurigen „Texte" dazu von A. E. Fröhlich. Es ist ein großer Misgriff des Plans, Alles durch Schweizer, für Schweizer und aus der Schweiz zu beschicken. Diese provinziale Unzulänglichkeit kann sich unmöglich auf dem vielseitigen deutschen Büchermarkt gut ausnehmen; sie sollte sich daher nicht aus dem Kreise der patriotisch Verblendeten herauswagen, oder mit den modernen Wölfen heulen, besonders seitdem die biderbe Schweizerlichkeit in Paris einen so unangenehmen Stoß erlitten und die Artikel aus der Schweiz in den Zeitungen meist überschlagen werden.

Anekdotenalmanach

auf das Jahr 1832, gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler, beginnt mit einer Zueignung, die mit Sehnsucht an den Witz der Alten erinnert, gebraucht aber hinterher nichtsdestoweniger Beiträge von Talleyrand, Karl X. u. s. w. Manche pikante und bekannte Geschichten haben durch die Fassung viel verloren, ein Schicksal, welches fast alle wirklich vorgekommenen guten Einfälle trifft, sobald der Erzähler selbst nicht zu der Sorte von Leuten gehört, die mit guten Einfällen behaftet sind. Die Monate Januar und Februar sind die frostigsten und dürftigsten, weiter ins Jahr hinein findet sich allerdings mehr Spaß; und wenn er sich nicht gleich finden will, so wird man wie auf der Fuchsjagd nur desto eifriger im Suchen und Weiterlesen, wobei man denn so billig sein muß zu bedenken, daß es nicht leicht ist, auf jeden Tag im Jahr eine gute Schnurre zu erzählen. 220.

Handbuch der Geschichte Deutschlands, zum Gebrauch für den öffentlichen und Selbstunterricht von J. A. Müller. Erster Band. Geschichte Deutschlands von Karl dem Großen bis zu der Auflösung des deutschen Reichsverbandes im Jahre 1806. Zweiter Band. Vom Ausbruch des preußischen Krieges am 7. Okt. 1806 bis mit den Begebenheiten der ersten Jahreshälfte 1830. Leipzig, Lauffer. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die aus dem Titel abzunehmende innere Oekonomie dieser Schrift läßt im Voraus entnehmen, daß der tausendjährige Zeitraum, den die erste Hälfte derselben einnimmt, wol nur, oder doch für den größten Theil der Leser, als Einleitung für den zweiten Abschnitt dienen solle, innerhalb dessen eine nicht weniger merkwürdige Epoche begann, sich entwickelte und mit dem Schlusse des Buches wol auch geendet hat; denn leider stehen wir seit jenen Tagen schon wieder unter banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, vor dem kaum gelüfteten Vorhang neuer Ereignisse, über denen man kaum noch des Vergangenen mit Klarheit gedenken kann.

Es war bei so beschränktem Raume ganz zweckmäßig, daß für den ersten Abschnitt ununterbrochen die freilich nur selten erfreuliche Reihe der Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation als Leitfaden gewählt worden; sie geben vorzüglich in den ersten Jahrhunderten ein ganz anschauliches Bild von der damaligen Gestaltung Deutschlands; und verlor sich der Einfluß des Reichsoberhauptes auch mehr und mehr unter den mächtiger werdenden deutschen Fürstenhäusern, so hat der Hr. Verf. gesucht, die Bedeutung der letztern gehörig hervorzuheben. Das Ganze sieht allerdings einer Kaiserchronik, wie man sie ehedem hatte, ziemlich ähnlich, zumal nach alter Sitte Anekdoten, nicht immer von gleichem Interesse, angehängt worden sind. Im Allgemeinen empfiehlt sich dieser erste Abschnitt durch historische Treue, Kürze und Lebhaftigkeit des Vortrags, und tritt mit Recht unter die zahlreiche Reihe populair-geschichtlicher Lehrbücher. Allgemeine historische Rückblicke finden wir freilich nicht, namentlich würde eine genauere Uebersicht aller der einzelnen Theile, in welche Karls des Großen deutsches Reich am Tage seiner Auflösung zerfällt war, lebhaftes Interesse dargeboten haben; schon der Anwachs der habsburgischen Macht fast im umgekehrten Verhältnisse mit der Kraft des Kaiserthrons gewährt ein solches; indeß bliebe dies dem Lehrer, der sich des Buches beim Unterrichte niederer Classen bedienen will, füglich überlassen, und wer sich selbst daraus mit der Geschichte Deutschlands bekanntzumachen sucht, dem werden diese und ähnliche Bemerkungen nicht entgehen.

Dennoch war Ref. sehr nahe daran, eben Diejenigen, für welche dieses Handbuch eigentlich geschrieben ist, vor dessen Gebrauch — sei es auch auf die Gefahr, daß es dann nur um so begieriger gelesen werde — ernstlich zu warnen, und er fühlt sich verpflichtet, dies näher zu motiviren.

Es waltet nämlich in dem Ganzen ein so unermüdlicher Parteigeist für Alles, was Deutsch, und gegen Alles, was Französisch ist, ja gegen ganze Stände und Classen der Gesellschaft, daß man nicht ohne Besorgniß daran denkt, wie durch öffentlichen Unterricht und Selbstbelehrung Nationalhaß anstatt der Vaterlandsliebe, blindes Vorurtheil an der Stelle billigen Urtheils in junge Gemüther gepflanzt wird. Will man, während England und Frankreich die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte nationelle Feindschaft längst abgelegt haben, in Deutschland, welches das traurige Vorrecht hatte, nur unter seinen einzelnen Stämmen dies Gefühl zu hegen, den Groll verewigen, der nach geschlossenem Frieden längst entwichen sein sollte? Es ist eine sehr ernsthafte Sache, wenn man sieht, wie die Saat glühenden Hasses gegen Unterdrückung nun in den herangewachsenen Männern sich in Haß gegen das ganze Volk verwandelt hat, sodaß die redlichsten unter ihnen, bei dem menschenfreundlichsten Herzen, selbst zugeben, es entgehe ihnen jedes unbefangene Urtheil, sobald diese Saite nur berührt wird. Sollte für die Tage erneuten Kampfes das System morgenländischer Blutrache erweckt und anstatt friedlichen Zusammenstehens unversöhnliche Feindschaft gesäet werden, so dürfte man nur Bücher, wie dieses geschrieben, allgemein machen. Glücklicherweise liegt das Gegengift im Buche selbst; theils in der Uebertreibung, die durch Einseitigkeit endlich ermüdet, theils in der kühnen Rücksichtlosigkeit, mit welcher der Verf. auch Einzelnes, das von deutscher Seite ausgegangen oder ihm sonst verwerflich schien, tadelt; ja, er überbietet sich darin selbst nun in solchem Grade, daß er den basler Friedensschluß S. 80 geradehin schändlich nennt und Montgaillard's sarkastisches Sarkasm: „Je regarde les rois coalisés comme des filous, qui se volent dans les poches tandis qu'on les mene à la potence", nicht nur in dieses Lehrbuch aufnahm, sondern ausdrücklich hinzufügte, es sei leider ein treues Bild der spätern Umtriebe, des Stolzes, Egoismus, Rache und Schadenfreude. Um den Hrn. Verf. von der Wahrheit unserer Rüge zu überzeugen und bei einer künftigen neuen Auflage zu gemäßigterm Urtheil zu vermögen, finden ein paar Bei-

spiele hier Platz. So lesen wir in Bezug auf den Trauerpomp bei Konradins von Schwaben Hinrichtung den Beisatz: „denn der Franzose kann keine Grausamkeit begehen, ohne den Unglücklichen noch zu höhnen", und bald darauf bei einer andern Nichtswürdigkeit die Worte: „Echt französisch". Von Napoleon lesen wir: Talent hatte er zwar, doch noch mehr Glück. Seine Macht verwendete er blos zu Befriedigung niedriger Leidenschaften, er würdigte sich zum gemeinen Thronräuber herab und wurde der ungerechteste aller Tyrannen; seinen Horden gestattete er ungescheut, im Auslande wie Kanibalen zu hausen und wie Straßenräuber zu plündern; jede seiner Handlungen heißt „Gewaltstreich" — der Ausdruck kommt auf jeder Seite vor — oder List des schlauen Corsen, und da die wahrhaft edle Art, wie Napoleon den, schon in seinen Händen befindlichen Herzog von Angoulême in Freiheit entließ, doch erwähnt werden mußte, finden wir den Beisatz: „Zu jeder andern Zeit würde ihm Napoleon gewiß das Schicksal des Herzogs von Enghien bereitet haben".

Fast scherzhaft aber scheint es, wenn S. 60 der „mit allgemeinem Abscheu vernommene Raub der dänischen Flotte", um ihn nicht mit einer von Napoleons Handlungen zu identificiren, ein Gewalt*schritt* der Engländer genannt wird, und die Engländer, daß sie nach Ablauf der vertragsmäßigen 6 Wochen mit den geraubten 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs, 25 Kanonenböten und unermeßlichem Kriegsmaterial Kopenhagen so redlich verlassen, Lob erhalten; auf Napoleon aber, „der die eroberten Provinzen entweder gar nicht oder aufs Blut ausgesogen zurückgegeben habe", bittere Seitenblicke geworfen werden, freilich ohne an Malta, ionische Inseln, sogar das kleine Helgoland eben zu denken. Eine gute, euphemistische Wendung ist es auch, wenn „von dem Antheil die Rede ist, den die drei Mächte bei der Theilung Polens" *erhalten* hätten; so auch, wenn zugegeben wird, die Baiern möchten wol in Tirol „nicht ganz sanft" gehaust haben; etwas stark aber ist es, wenn wir lesen, Napoleon habe es 1806 bis zum Wahnsinn in seinen Forderungen getrieben, und sei „nicht erröthet", in Berlin — nach dem Falle so vieler Festungen und dem Ruine des ganzen preußischen Heeres — andere Bedingungen zu machen als die, welche er früher in Wittenberg gestellt habe. Napoleons „Länderdurst" liegt am Tage; bei dessen immer wiederholter Rüge hätte der Verf. aber vielleicht erwägen sollen, daß zu Napoleons Zeit, sowie vor und nach ihm, auch auf der entgegengesetzten Seite die Beispiele überaus rar sein dürften, wo irgend eine Macht weniger genommen, als sie möglicherweise habe erhalten können. So auch soll Berthier, damals als Brautwerber in Wien Schmerz *geheuchelt* haben, als er Hofer's Hinrichtung vernommen. Wodurch hatte der Mann, der immer ehrenwerth schien, diese Bemerkung wol verdient? Aber nicht Frankreich und Napoleon allein, auch Rom, und Alles, was ihm dient, haben viel zu leiden. Schon auf der allerersten Seite des Buchs lesen wir: „wie gewisse Römerlinge unserer Zeit, die Jeden, der nicht in ihren Grenzen geboren worden, verachten, dabei aber gern sich von fremdem Fette mästen lassen". Dem heiligen Vater wird viel Unheiliges nachgesagt, und von einem Schloßkaplan lesen wir sogar: „Er hatte alle Laster seines Standes!" Das Unwürdigste aber, was Ref. nicht nur in diesem Buche, sondern seit langer Zeit und irgendwo gelesen zu haben meint, möge als ernste Mahnung vor so rohem Parteihaß hier noch Platz finden. „Die süßtönenden Worte: Vaterland und Freiheit, wurden von Dombrowski nicht gespart, als aber Davoust nach Posen vorrückte, und selbst Napoleon später bis nach Warschau kam, so war der Taumel unbeschreiblich. Alle Großen und Vermöglichen (?) nahmen Theil an der Conföderation; sie verpflichteten sich eidlich, Gut und Blut für diese Sache aufzuopfern, und selbst Weiber nahmen an dieser allgemeinen Regsamkeit Theil. Sie brachten Gold und Geschmeide und sogar Das zum Opfer dar, was dem Weibe das Theuerste sein sollte, um den Eifer des Götzen seiner Zeit und seiner Diener nicht erkalten zu lassen". So, wörtlich so, und in dieser Allgemeinheit gesprochen, lesen wir S. 25 u. 26 des 2. Bandes dieses Lehrbuchs.

Der Ref. glaubt übrigens nicht zu irren, wenn es ihn dünkt, das ganze Buch sei bis auf die paar letzten Blätter ein Erzeugniß der Jahre 1816 bis etwa 1819. Auch ist S. 21 von dem „ehemaligen Kurfürsten von Sachsen", noch jetzt als König regierenden Friedrich August die Rede. Ein wirklich hübscher irländischer Blunder steht S. 27: „Wahr ist, daß Rußlands Herrscher vielleicht ꝛc.", und ein dem Ref. bisher auch unbekannter Zug von Länder- oder vielmehr Völkerhandel: Napoleon erklärte sich gegen England bereit, den König von Sicilien durch — die Hansestädte zu entschädigen! 13.

Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters. Von Karl Dietrich Hüllmann. Bonn, Marcus. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn ein so gründlicher Geschichtforscher wie der würdige Verf. des vorliegenden Buchs seinen gediegenen Arbeiten über das Mittelalter Untersuchungen auch über einen bereits mehrfach behandelten Gegenstand anreiht, so kann man doch im Voraus überzeugt sein, daß man Resultate eigenthümlicher Forschung erhält, mögen dieselben die frühern Ansichten abändern und widerlegen, oder bestätigen und fester begründen. Die Schrift ist zunächst und vorzüglich für Leser bestimmt, welche, wie der Verf. sich ausdrückt, gegen die größte aller Erscheinungen in der geschichtlichen Welt nicht gleichgültig sind und denen es Mangel an Zeit und Beruf zur eignen Forschung eine leicht zu übersehende bündige Darstellung wünschen, und es ist deshalb nur das Wesentliche ausgehoben und alles Zerstreute vermieden worden; jedoch ist auch für die Befriedigung des Forschers dadurch gesorgt, daß der Darstellung ein tüchtiger Unterbau von urkundlichen Zeugnissen mitgegeben ist. Das Gebiet, auf welchem die Untersuchung verweilt, ist schon oft der Schauplatz selbstleidenschaftlichen Streits geworden; allein der Verf. vermeidet, die vornehmste Bestimmung seiner Schrift im Auge behaltend, alles polemische Verfahren, und er ist um so eher dazu berechtigt, als er seinen Lesern nicht unbegründete, mit besonderer Vorliebe gehegte Ansichten und Meinungen aufdringen will, sondern denselben nur die Resultate unbefangener und gründlicher Forschung vorlegt. Die Meinungen des Verf., wo sie von denen anderer Gelehrten abweichen, gegen diese abzuwägen, möchte nicht dem Zwecke d. Bl. entsprechen; deshalb begnügen wir uns, nur den Inhalt des Buchs anzudeuten. Nach einer kurzen Vorgeschichte, welche, an die frühern Versuche sittlich begeisterter Männer, das Zeitliche unter die Herrschaft des Ewigen zu stellen, erinnernd, des Namens Orpheus, des Pythagoras und des Jonadab erwähnt und den Charakter der israelitischen Verfassung als einen staatsbürgerlichen bezeichnet, wendet sich der Verf. zu dem christlichen Tugendstaate, in welchem ein menschheitlich-sittlicher Bund des Menschen mit Gott aufgerichtet ist, und behandelt die Geschichte desselben innerhalb der seiner Arbeit gesetzten Schranken in zwei Zeiträumen. Der erste enthält die Darstellung der genossenschaftlichen Verfassung der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten derselben; der zweite, welcher in die römische und in die germanische Zeit getheilt ist, enthält die Beschreibung der staatsherrschaftlichen Verfassung der Kirche vom 4. Jahrhundert bis in das 9. Mit der Erscheinung der pseudo-isidorischen Decretalen und mit dem Beginn der bischöflich-römischen Oberherrschaft, welche an die Stelle der von ihr umgestoßenen staatsherrschaftlichen Kirchenverfassung trat, schließt die gediegene Schrift, deren Fortsetzung für die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters ein Wunsch ist, welchen gewiß jeder Leser derselben mit dem Ref. theilen wird. 22.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Dritter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II.
12. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westfälischen Frieden. Von F. von Raumer.
II. Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. Von K. A. Varnhagen von Ense.
III. Karls des Großen Privat- und Hofleben. Von F. Lorenz.
IV. Polens Untergang. Von F. von Raumer.

Der erste und zweite Jahrgang, mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu und Maximilians II., kosten ebenfalls jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Erklärung.

Es dürfte wol einigen Lesern des Taschenbuchs zum ges. Vergnügen für 1832 auffallen, daß mein poetischer Versuch: Mila, ein Gedicht in acht Romanzen, darin aufgenommen ist, der schon im vorjährigen berliner Gesellschafter erschienen war.

Jedem etwaigen Verdachte, als hätte ich aus unlautern Absichten versucht, ein bereits gedrucktes Gedicht dem achtbaren Herausgeber des obgenannten Taschenbuchs zur Aufnahme mitzutheilen, möge folgende Erklärung begegnen: Bei meinem Aufenthalt in Dresden im Herbste des Jahres 1829 legte ich dem Herrn Hofrath Friedrich Kind, dem ich persönlich bekannt zu werden das Vergnügen hatte, unter mehren kleinen Gedichten auch dieses größere, Mila, vor und ersuchte um Aufnahme eines derselben in das von ihm redigirte Taschenbuch für 1831, falls er es des Platzes würdig fände. Der Herr Hofrath sprach sich über einige dieser Gedichte nicht unvortheilhaft aus, bemerkte aber, daß er mir zwar die Aufnahme des Gedichtes „Mila" — aus einigen die bereits getroffene Einrichtung des Taschenbuchs betreffenden Gründen — nicht ganz zusichern könne, daß aber eines der kleinern Gedichte darin Platz finden würde.

Der Umstand, daß in dem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1831 keines dieser Gedichte erschienen war, ließ mich vermuthen, der Hr. Herausgeber desselben habe sie, ungeachtet des mir schmeichelhaften Urtheils darüber, zur Aufnahme nicht geeignet gefunden, und so schickte ich den besprochenen Romanzencyklus dem Herrn Professor Gubitz ein, der ihn im vorjährigen Gesellschafter abdrucken ließ.

Daß dem hochachtbaren Herrn Hofrath Kind dieser frühere Abdruck bis jetzt unbekannt geblieben sein muß, unterliegt keinem Zweifel, daß ich die Zusendung dieses Gedichts an Hrn. Prof. Gubitz dem Hrn. Hofrath Kind hätte anzeigen sollen, und es unterließ, mag damit entschuldigt werden, daß ich unmöglich erwarten konnte, mein Gedicht für einen spätern Jahrgang des Taschenbuchs noch verwendet zu sehen, und so hat der Zufall hier Etwas veranlaßt, was sonst im literarischen Thun und Treiben als absichtlich nicht ganz unerhört ist.

Prag, am 17ten November 1831.

Gottfried Schmelkes.

Die durchgängige Wahrheit des, in Betreff meiner, vorstehend Angeführten bezeuge ich durch meine eigenhändige Unterschrift, und bemerke dabei, daß die Aufnahme eines kleinern Gedichts in den Jahrgang 1831 blos durch zufällige Umstände behindert, der bereits im Gesellschafter erfolgte Abdruck des Romanzencyklus „Mila" aber, weder mir, noch dem Herrn Verleger bekannt worden sei.

Dresden, am 19ten November 1831.

Friedrich Kind.

In allen Buchhandlungen ist zu haben — Frankfurt a. M. bei Sohmerber — Wien bei Schalbacher u. Comp. — Berlin bei Duncker u. Humblot — Hamburg bei Perthes u. Besser:

Paris,
ou le livre des Cent et Un.

Tome 1er in 8vo. Papier Velin. 1 Thlr.

Zeitschrift
für
praktische Medizin,
Chirurgie und Geburtshülfe
für
Landärzte und Chirurgen,
herausgegeben
von
Dr. Franz Andreas Ott,

Dr. der Philosophie, Medizin und Chirurgie, ehemaligem Privatdocenten an der Universität zu München, derzeitigen praktischen Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer zu Wollnzach und Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 2 Monate 1 Heft. Der Jahrgang von 6 Heften bildet einen Band. Jedes Heft kostet 12 Gr., oder 48 Kr. Erschienen sind 1sten Bandes 1stes und 4tes Heft. Obgleich einzeln berechnet, macht sich der Abnehmer doch beim ersten Heft zur Annahme des ganzen Bandes verbindlich.

Welch einem dringenden Bedürfnisse durch die Herausgabe dieser Zeitschrift abgeholfen ist, bedarf wol keiner Erwähnung, da der Herausgeber durch dieselbe den Herren Landärzten und Chirurgen auf eine wohlfeile und geeignete Weise alle Fort-

schritte und haltbare Entdeckungen der deutschen und ausländischen Arznei- und Wundarzneikunst mittheilt, und in einem eignen, jedem Hefte beigefügten Intelligenzblatte Notizen über öffentliche Anstalten, Beförderungen, Auszeichnungen und Todesfällen von Aerzten gibt, sowie Medizinalverfügungen und neue Schriften zur Bekanntschaft bringt.

Diejenigen Herren, welche auf dieses Journal Bestellungen zu machen gedenken, werden gebeten, sich recht bald an irgend eine beliebige Buchhandlung oder an die unterzeichnete Verlagshandlung zu wenden, damit die Expedition der folgenden Hefte regelmäßig erfolgen kann.

München, den 10ten November 1831.

Georg Frank.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. 8. 25¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

An van der Velde's Verehrer und Freunde.

Von der schönen und äußerst wohlfeilen Taschenausgabe von

C. F. van der Velde's sämmtlichen Schriften, in 27 Bänden,

sind soeben die Theile 14—20 erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen.

Bis zur nächsten Ostermesse werden die übrigen 7 Theile ganz bestimmt erscheinen und damit das ganze Werk geschlossen sein.

Bis dahin wollen wir nun auch noch einen sehr geringen Preis von 8 Thlr. für alle 27 Bände gelten lassen. Der nachherige Ladenpreis aber wird unabänderlich 12 Thlr. betragen.

Von der Prachtausgabe in 24 Bänden gr. 8. sind noch Exemplare zu 21 Thlr. im Pränumerationspreise zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Mit Neujahr 1832 erscheinen in unserm Verlage:

Spindler's Zeitspiegel. (Zweiter Jahrgang.) Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte und des Lebens.

Jährlich 52 Hefte oder 6 große Oktavbände, wovon jede Woche regelmäßig 1 Heft à 3 Bogen, in Petitschrift, mit elegantem Umschlage, portofrei überliefert wird.

Abonnementspreis per Jahr 18 Fl., oder 11 Thlr.

Karlsruher Unterhaltungsblatt. (Fünfter Jahrgang.) Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderwerk für alle Stände, Jung und Alt.

Jährlich 52 ausgeführte Zeichnungen mit 26 Bogen Text in groß Quarto, wovon jede Woche regelmäßig 1 Tafel mit ½ Bogen Text portofrei überliefert wird.

Abonnementspreis per Jahr 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr.

Dasselbe mit weitern 26 Tafeln, ganz neue Compositionen, in denen die Hauptmomente aus anziehenden Erzählungen und Novellen, — die interessantesten Situationen aus den Heldengedichten Homer's, Virgil's, Tasso's, Dante's, Ossian's, Milton's und Wieland's, aus den dramatischen Schöpfungen Sophokles', Aristophanes', Shakspeare's, Calderon's, Racine's, Corneille's, Molière's, Schiller's und Göthe's, — das Erhabenste aus der heiligen und religiösen Dichtung — und mitunter auch Scenen aus dem wirklichen Leben bildlich dargestellt werden. Zur Ausführung dieser Compositionen waren wir so glücklich, einen Künstler zu gewinnen, der, wie seine Leistungen beweisen werden, auch den Anforderungen des gebildetsten Geschmackes Genüge zu leisten vermag und dem Herr Geheimerath von Göthe, auf die Uebersendung von 16 großen Handzeichnungen zu seinem gefeierten Faust, in einem sehr verbindlichen Schreiben glückwünschend, die Zusicherung gegeben: „Die weimarischen Kunstfreunde hätten das vorzügliche Talent des geistreichen jungen Künstlers bewundert".

Im Ganzen jährlich 78 Tafeln mit ausführlichem Texte in groß Quarto, wovon jede Woche regelmäßig 1 Zeichnung mit Text und dazu alle 14 Tage eine weitere ganz neue Composition geliefert wird.

Abonnementspreis per Jahr 7 Fl. 36 Kr., oder 4 Thlr. 8 Gr.

Le monde en estampes, mélanges de littérature, de géographie, d'histoire, d'histoire naturelle, etc. Descriptions de monumens remarquables, des mœurs, usages et coutumes des divers peuples du monde.

Das ist:

Die Welt in Bildern, oder bildliche Darstellungen aus der Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, Geschichte und schönen Literatur, nebst ausführlicher Erklärung und Erläuterung derselben in Beschreibungen und Erzählungen.

Amuser, instruire, rendre meilleur.
Zu unterhalten, zu unterrichten, besser zu machen.

Unter diesem Titel: Le monde en estampes etc., erscheint eine freie Uebertragung des karlsruher Unterhaltungsblattes ins Französische, von einem ausgezeichneten Gelehrten Frankreichs, dessen neuestes Werk: „Historische Uebersicht der französischen Sprache und Literatur", nächstens unter die Presse kommt.

Jährlich 52 ausgeführte Zeichnungen mit 26 Bogen Text in groß Quarto, wovon jede Woche 1 Tafel mit ½ Bogen Text, im reinsten französischen Style abgefaßt, portofrei überliefert wird.

Abonnementspreis per Jahr 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr.

Elegante Welt (Zweiter Jahrgang.) Journal für die neuesten und geschmackvollsten Moden der Herren.

Jeden Samstag erscheint in gr. 8. eine hübsch colorirte Tafel mit ausführlichem deutschem Texte in elegantem Umschlag.

Abonnementspreis halbjährlich 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Unentgeltlich werden von Zeit zu Zeit beigegeben:

1) In natura: Kleine Muster von den neuesten

am meiſten in Mode kommenden Putz- und Kleiderſtoffen, um am Stoffe ſelbſt Farbe, deszins u. ſ. w., beurtheilen zu können.

2) Getreue Nachbildungen von den in Paris und Lyon neu herauskommenden, geſchmackvollſten und gangbarſten Seiden- und andern Zeuchen, um hiernach beim Einkaufe ſeine Auswahl treffen zu können.

Die nächſten Nummern bringen in natura:

Aventurine und feuille d'acanthe.

Elegante Welt. (Zweiter Jahrgang.) Journal für die neueſten und geſchmackvollſten Moden der Damen.

Jeden Samſtag erſcheint in gr. 8. eine hübſch colorirte Tafel mit ausführlichem deutſchem Texte in elegantem Umſchlag.

Abonnementspreis halbjährlich 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Elegante Welt. (Zweiter Jahrgang.) Modejournal für Tiſchler und Tapezierer ꝛc.

Jeden Samſtag erſcheint in gr. 4. eine colorirte Tafel mit Bezeichnung der Gegenſtände.

Abonnementspreis halbjährlich 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Ueber ſämmtlich vorſtehende Schriften wurden an alle Buchhandlungen ausführliche Anzeigen verſandt.

Karlsruhe, im November 1831.

C. F. Müller'ſche Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter iſt zu beziehen:

Blätter für literariſche Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Monat November, oder Nr. 305—334, mit 2 Beilagen: Nr. 27, 28, und 4 literariſchen Anzeigern: Nr. XXVII—XXX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canoniſche Wächter. Eine antijeſuitiſche Zeitſchrift für Staat und Kirche und für alle chriſtliche Confeſſionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Monat November, oder Nr. 87—95, mit 1 Beilage und 3 literariſchen Anzeigern: Nr. XXVII—XXIX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Herabsetzung des Preises von

Paris

ou le livre de cent-et-un.

Brüsseler Ausgabe in Uebereinkunft mit dem pariser Verleger. 10 Bände in 18.

Bericht.

Die Abnehmer meiner Ausgabe, wovon der Preis zu 1 Thlr. der Band gesetzt war, erhalten den

zehnten Band gratis.

Diese Ankündigung ist in Folge von Concurrenz, und im Fall neuer Verminderung des Preises, werde ich stets meinen Abnehmern neue Vortheile gewähren.

Leipzig, den 22sten November 1831.

Allgem. niederl. Buchhandlung.

Bei Schaarschmidt und Volckmar in Leipzig ist soeben erschienen:

Lehrreiche

Bilder aus dem Familienleben,

in 9 Erzählungen für die Jugend

vom Diac. Förtsch.

Mit einer Vorrede des Vicedir. M. J. C. Dolz. Zweites Bändchen in 2 Abtheilungen mit 2 ill. Titelkupfern. Geb. Preis 1 Thlr. 8 Gr.; roh, ohne Kupfer 1 Thlr.

Bei der Flut neuerscheinender Kinder- und Jugendschriften dürfte es uns wol erlaubt sein, die obige — für junge Leute von 12—16 Jahren bestimmt — einer besondern Berücksichtigung ergebenst zu empfehlen. Nicht nur das günstige Urtheil des geachteten Pädagogen Dolz, sondern auch die in der Allg. Schulzeit., Abth. I, Nr. 35, erschienene ausgezeichnete Recension, deren sich das erste Bändchen dieser Schrift erfreuete, möge Bürge für unsere Empfehlung sein. Es heißt darin:

Einige schöne Stunden habe ich verlebt, während ich mit dem Lesen dieser lehrreichen, anziehenden Geist und Herz gleich ansprechenden, im hohen Grade gehaltvollen Bilder aus dem Familienleben mich beschäftigte u. s. w.

Ferner an einem andern Orte sagt Rec. noch:

Daß er den Verf. als glücklichen Nachfolger Campe's, Wilmsen's u. A. bezeichnen könne, welche anerkannt die große Kunst verstehen, für die Jugend anziehend und dabei doch zu schreiben, daß solche Lecture selbst Erwachsenen eine liebe Beschäftigung bleibt.

Möchte nun auch das zweite ebenso gehaltreiche Bändchen dieselbe günstige Aufnahme wie das erste genießen.

Beide Bändchen zusammen kosten geb. 2 Thlr. 4 Gr., roh 1 Thlr. 12 Gr.

In demselben Verlag ist ferner erschienen:

Huber, Th., Die Weihe der Jungfrau bei dem Eintritt in die größere Welt. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Eine Bildungsschrift für junge Mädchen, die wir nach dem Urtheil geehrter Recensenten ganz besonders empfehlen dürfen.

Die Zeitschrift:

Der Eremit.

Blicke in das Leben, die Literatur und Journalistik der Zeit. Herausgegeben von Fr. Gleich,

erscheint vermehrt durch ein Lit.- und Anzeigeblatt auch für 1832 zu demselben Preise (6 Thlr. Sächs., oder 10 Fl. 48 Kr. Rhein.) wie bisher.

Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Altenburg, im Dezember 1831.

Expedition des Eremit.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, Allg. politische, neueste Folge. Herausgegeben von C. v. Rotteck. 2ter Jahrgang 1831. 12 Hefte. Gr. 8. Brosch. 12 Fl.

Ausland, Das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland. Herausgegeben von Dr. Lautenbacher. 4ter Jahrgang 1831. Gr. 4. 16 Fl.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins. 10ter Jahrg. 1831. 12 Hefte. 8. Brosch. 3 Fl.

Denkschrift über Zollwesen und Zoll- und Handelsvereine in Deutschland; dann über die Klagen und Wünsche mehrer Handelsstände in Baiern und Baden. Gr. 8. Brosch. 18 Kr.

Freyberg, v., Sammlung historischer Urkunden. 3ter Band 4tes Heft. Gr. 8. 1 Fl. 48 Kr.

Göthe, J. W. v., Versuche über die Metamorphose der

Pflanzen. Uebersetzt von H. Soret, nebst geschichtlichen Nachträgen. Deutsch und Französisch. Gr. 8. 2 Fl.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. Curant, discipulis S. Fischer et F. Pruner. T. I. Pathologia generalis. 8 maj. 3 Fl. 24 Kr.

Herschel, J. F. W., Vom Licht. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. C. Ed. Schmidt. Mit 11 lithogr. Tafeln. Gr. 8. 5 Fl.

Herz, M. J., Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. Gr. 8. 48 Kr.

Hesperus. Encyklopädisches Nationalblatt für gebildete Leser. 1831. 10ter Jahrg. Gr. 4. 16 Fl.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin. 1831. 5ter Jahrg. Gr. 4. 21 Fl.

Jahrbücher, Württembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1830. 2 Hefte. 8. 3 Fl. 30 Kr.

Journal, Polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiet der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler und Dr. G. M. Dingler. 1831. 12ter Jahrg. 24 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Kunstblatt. Herausgegeben von Schorn. 1831. 12ter Jahrg. Gr. 4. 6 Fl.

Lippold, J. F., Neues Handbuch des verständigen Gärtners oder neue Umarbeitung des Taschenbuches des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825—28 frei übersetzt und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebr. Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler; von dem Ritter der Ehrenlegion, Seulange Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzeninstituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris; von dem Eigenthümer und Handelsgärtner Geoffroy in Ville d'Avray bei Paris u. A. m. 1ster Band mit 65 lithographirten Tafeln und 3 großen Tabellen. Gr. 8. 4 Fl. 48 Kr.

Literaturblatt. Herausgegeben von Dr. Menzel. 1831. Gr. 4. 6 Fl.

Memminger, Obersteuerrath v., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 8tes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Urach. Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Urach und 4 Tabellen. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Menzel, W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 2ter Jahrg. 1ster Theil, enthaltend: Geschichte des Jahres 1830. Mit 16 Portraits. 16. Brosch. 3 Fl.

Morgenblatt, für gebildete Stände, herausgegeben von Hauff. 25ster Jahrgang 1831. 4. 20 Fl.

Oltmanns, J., Astronomische und hypsometrische Grundlagen der Erdbeschreibung. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyklopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art. 8ter Band. Mit 19 Kupfertafeln. Gr. 8. 6 Fl.

Reuss, Dr. J. J., Die medizinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit, in Beziehung auf die Fragen: Ist die Heilkunst einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig? inwiefern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip? Kritisch bearbeitet und dargestellt. Gr. 8. 4 Fl.

Schelling, F. W. J., Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. 3te unveränderte Aufl. 8. 2 Fl. 24 Kr.

Schnurrer, F., M. Dr., Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks. Gr. 8. Zweite vermehrte Auflage. 1 Fl. 24 Kr.

Staatsakten, Neueste, und Urkunden in monatl. Heften. 23ster — 26ster Band. 8. Brosch. 16 Fl.

Uhland, L., Gedichte. 5te vermehrte Auflage. Velinpap. 8. 3 Fl. 36 Kr.

Wessenberg, J. H. v., Julius. Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in sieben Gesängen. 8. 2 Fl. 24 Kr.

Zeitung, Allgemeine, Jahrgang 1831. 4. 16 Fl.

Register und Titelblatt zur Allgemeinen Zeitung 1830. 30 Kr.

Stuttgart. (Französische Literatur.) Soeben hat bei Unterzeichneter die Presse verlassen und ist durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

LE DIABLE BOITEUX À PARIS,

ou

LE LIVRE DES CENT-ET-UN.

Tome I. Livraison I et II.

8. Papier velin.

Preis des completen Bandes 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Correcter Druck, sowie geschmackvolle und elegante Ausstattung im Allgemeinen machen, daß diese Ausgabe unbedingt der pariser an die Seite gesetzt werden darf, wobei die unserige vor dieser noch den Vorzug hat, daß sie nur den dritten Theil des Preises derselben kostet.

Auf die in unserm Verlag erscheinende Collection portative etc. (das Bändchen à 3 Gr., oder 12 Kr. in Subscriptionspreis), welcher Sammlung dieses höchst interessante Werk gleichfalls einverleibt wird, nehmen alle guten Buchhandlungen stets Bestellungen an, sowie auch für Liebhaber, welche blos so lange der Diable boiteux dauert, in die Subscription eintreten wollen, ausnahmsweise obiger ungemein billige Preis stattfindet.

Redaction der Collection port. etc.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Portrait von Europa.

Gezeichnet von

einem alten Staatsmann außer Diensten und in Druck gegeben

von

Professor Krug in Leipzig.

Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Zur Vermeidung von Collisionen.

Von dem kürzlich zu London erschienenen Geological manual by H. T. de la Beche erscheint von einem bekannten deutschen Geognosten eine Bearbeitung.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.

Der Unterzeichnete hat mit dem sämmtlichen Verlag der J. F. Gleditsch'schen Buchhandlung auch dieses deutsche Nationalwerk an sich gebracht und wird die raschen Förderung desselben alle seine Kräfte widmen. Drei Bände sind der Beendigung nahe, und bei dem Ausgabe wird das Nähere über die Fortsetzung bekannt gemacht werden.

Leipzig, 15. November 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 344. —— 10. Dezember 1831.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Lorentz, Raumer, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 2 Thlr.

Die etwas verspätete Erscheinung dieses Winterboten hat ihn uns nur um so willkommener gemacht, und wenn auch der Herausgeber in der Vorrede die Vorklage anbringt, die Cholera habe verursacht, daß dies Mal die Botentasche etwas leerer sei als sonst, sind wir doch über diese Leerheit nicht im Mindesten unzufrieden, da sie Schuld ist, daß wir gerade den uns interessantesten Aufsatz unter den gegebenen, nämlich den über Polens Untergang, noch erhalten haben. *) Der Verf. möchte denselben zwar für einen Lückenbüßer geben, indessen sind solche gelegentlich entstandene Aufsätze, wenn nur Geist und Gelehrsamkeit überhaupt im Hintergrunde ist, in der Regel individuell ansprechender als die unter Vaterschaft länger wirkender Reflexion erzeugten, und hier zieht uns nun ein Zeitereigniß noch um so lebhafter zu dem Gegenstande hin.

Wir beginnen ohne Bedenken mit der Betrachtung dieses im Buche selbst zuletzt gestellten Aufsatzes die Angabe des Inhaltes des vorliegenden Jahrganges. Vortrefflich sind die Gründe des Unterganges, die in der polnischen Verfassung selbst lagen, entwickelt; allein diese wilde, ritterlich-gewaltige Macht des einzelnen Edelmannes und der Adelsparteien, dies Zurücktreten des Bürger-, die politische Vernichtung des Bauernstandes und der königlichen Gewalt in Polen hätten unmöglich statthaben können, wenn die Polen an der Mündung eines für Handel und Verkehr des Landes bedeutenden Flusses eine nur einigermaßen ausgedehnte und für Schifffahrt geeignete Küste gehabt hätten. Die kurischen Küsten ermangelten des für das innere Land bedeutenden Flusses; der Besitz von Thorn und Danzig war in keiner Weise ausreichend, um dem Weichselverkehr für Polen eine solche belebende Macht zu geben, wie der Elb-, Weser- und Rheinverkehr, ja selbst der Oderverkehr für Deutschland gehabt haben. Dieser Mangel eigner wichtiger Küsten verdammte den polnischen Bürgerstand, so lange es nicht künstlich (und was will das am Ende für ein frisches politisches Gedeihen sagen!) belebt wurde, zu steter Unbedeutenheit. Nie aber hätte der Adel mit so isolirter Macht heraustreten können, wenn Städte in hinlänglicher Anzahl, mit ansehnlichem Recht vorhanden waren. Auf Grundeigenthumsverhältnisse, auf das Schicksal des Bauernstandes hätte ein mächtiger Bürgerstand ebenfalls Einfluß, es hätte der König an ihm ein Gegengewicht gegen den Adel gehabt, und sogar die schmählichen Theilungen, ja die letzte Unterwerfung wären bei aller innern Zerrüttung unmöglich gewesen, wenn Polen die preußische und den größten Theil der pommerschen Küste besessen hätte. Ein Polen, was als selbständiger Staat mit den andern europäischen Staaten an Bedeutung der politischen Macht und an Bildsamkeit politischer Verhältnisse gleichen Schritt halten will, muß diese Küste haben.

Daß das Polen, wie es wirklich war, diese Küste nicht hatte, war darum in allgemein-geistiger Hinsicht kein Unglück, im Gegentheil für Europa ein wahrer Gewinn. Politische Macht und Bildsamkeit politischer Verhältnisse im Geist jeder neuen Zeit ist nicht die höchste Aufgabe der Volksgeister. Ritterliche Gesinnung, individuelle Kraft adeligen Bewußtseins, wenn auch mit vieler Ungeschlachtheit, doch auch mit eigenthümlichen Tugenden, hielten sich in diesem Lande, wo bürgerliche Bildung noch nicht gesiegt hatte, als diese letztere schon in Preußen alle Adern des Landes durchdrang und in Rußland mit eiserner Keule regierte. Es war ein Gewinn für die Mannichfaltigkeit, für die Tiefe der europäischen Bildung, daß in einem der Reiche dieses Welttheils die Foderungen und Producte der neuesten Zeit in unmittelbare Berührung gebracht wurden mit einem Volksbewußtsein, was sich im Wesentlichen noch durchaus in der Gesinnung und Gesittung des Mittelalters hielt. Diese Eigenthümlichkeit des Polen war ein Besitzthum Europas; mochte der eine Fremdling darüber schmähen, der andere sich daran erfreuen, sie war da, und mit eben der sittlichen Berechtigung da, wie jede andere Volksthümlichkeit. Daß dieses Besitzthum Europas nun zum Opfer gefallen ist, daß es gerade dem europäischen Volke zum Opfer gefallen ist, was nicht einmal in religiöser Hinsicht gleiche Erinnerungen hat mit den übrigen europäischen Völkern; was während des Ringens dieser letztern im Mittelalter

*) Es ist davon auch ein besonderer Abdruck veranstaltet worden; Preis 16 Gr. D. Red.

an mongolischer Kette vor der Thüre des Hauses Europa lag, und sich erst seit wenig mehr als einem Jahrhundert hereingedrängt hat — das ist der Schmerz, der bei der Betrachtung von Polens letztem Unterliegen wieder durch das ganze übrige Europa geht, denn die Wache seines Thores während vieler Jahrhunderte sieht Europa in dem Polenstamme; es sieht den letzten Rest seiner Ritterlichkeit in ihm vernichtet, und so noch wirkt ein gewissermaßen religiöser Zauber der Achtung vor dieser Eigenschaft nach, daß ein Grauen selbst die niedrigsten Seelen ob des Geschehenen ergreift.

Wir haben in diesem Jahre den Geist des abgeschiedenen Polens aus seinem Grabe aufsteigen sehen, in welchem er keine Ruhe gefunden hatte; von dieser Geistererscheinung ist in vorliegendem Aufsatze nicht die Rede, sondern davon, wie man früher Polen Gift gereicht, damit es, im innern Krampfe zerrissen, seine Waffen nicht in Einigkeit gegen die mordenden Fremdlinge kehren konnte; — wie man es endlich während seiner Krämpfe allmälig erdrosselt hat, und dies ist dargestellt mit einer Schärfe, mit einem Muth und einer sittlichen Begeisterung, die uns überrascht haben. Die Flauheit der Gesinnungen, die Nichtigkeit der Motive der ganzen gesellschaftlichen und politischen Bildung der zweiten Hälfte des verflossenen, in reflectirendem Rationalismus verflochtenen Jahrhunderts ist an mehr als einer Stelle mit würdigem Eifer für das Bessere bezeichnet, und die Art, wie diese schlechte Bildung am russischen Hofe wucherte, auf das grellste dargestellt. Da heißt es unter Anderm S. 466 u. 467: „So abgelebt, gemüthlos und eigenliebig war Europa, daß Polens Schicksal keine weitere Bewegung erzeugte, und Niemand ahnete: daß, wenn Kaiser und Könige so die Grundsätze des ewigen Rechts mit Füßen treten, Leib und Geist der bürgerlichen Gesellschaft bis auf den Boden hinab in Verderbniß geräth, und die Massen fast unausbleiblich in revolutionnairer Wuth gegen die verächtlich gewordene Obrigkeit hervorbrechen".

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Cincinnati am Ohio, 18. Mai 1831. *)

Geliebter Freund, Du magst schon lange auf Nachricht von mir gewartet haben; nur der Wunsch, Dir unter günstigern Verhältnissen zu schreiben, ließ mich die Erfüllung dieser Freundschaftspflicht von einem Zeitpunkte zum andern aufschieben; jetzt aber kann und mag ich nicht länger zögern, wenn schon gerade jetzt die Verhältnisse kritischer als je sind und die Wahrscheinlichkeit nicht groß, daß diese Zeilen zu Dir gelangen. Du erinnerst Dich, daß ich in Hamburg in großen Sorgen war, wie ich das Geld zur Ueberfahrt auftreiben sollte. Mit vieler Mühe und unter nicht angenehmen Bedingungen gelang es mir, und ich konnte nun als Steerage passenger nach Amerika abreisen. Mit dem Capitain, einem Angloamerikaner von Salem im Staate Massachusets, wurde ich Handels eins, zahlte ihm 60 Thlr. span. für Passage und Beköstigung und ging am 7. August, wo er abzusegeln versprochen hatte, an Bord seiner Brigg Eliza (wo sich nach und nach 11 Passagiere einfanden, und unter diesen 3 in der Kajüte). Aber bald hatte er noch nicht volle Ladung, bald war ihm der Wind nicht günstig; genug, erst am 17. fand er für gut, die Anker zu lichten und die Eliza mit der Ebbe die Elbe hinabtreiben zu lassen. Auf diese Weise gelangten wir nun nach 5 Tagen vor Cuxhaven an, wo wir jedoch wieder eine Woche vor Anker lagen, bis ein günstiger Wind uns in Gesellschaft einiger 20 Schiffe in die Nordsee führte. Aber kaum waren wir in die Gegend von Helgoland gekommen, als ein contrairer Wind uns wieder nach Cuxhaven zurücktrieb. Nach mehren vergeblichen Versuchen gewannen wir endlich am 6. September die hohe See. Drei Tage brachten uns, nachdem wir Dünkirchen in nebliger Ferne gesehen, in den Canal, wo wir bei hellem, freundlichem Wetter Großbritanniens Kreidefelsen und die flachen Ufer von Frankreich im Gesichte hatten. Hier traf uns der erste Sturm und nöthigte uns, bei Margate an Ausflusse der Themse Anker zu werfen. Schon waren Aufseher zu einer Reise nach London getroffen, als sich der Wind wandte und uns am 18. rasch an Broadstairs, Ramsgate, Deal und Warmouth, welches Wellington gehört, vorüberführte. Da zeigten sich Ratten auf dem Verdeck. Weil nun diese Thiere sehr gefährlich sind und schon manches Schiffes Untergang verursacht haben, so wurde sogleich eine große Jagd veranstaltet. Die Schiffsmannschaft, die Capitaine und Passagiere bewaffneten sich mit Prügeln, Besen u. dgl., und Jeder wurde an seinen besondern Ort auf den Anstand gestellt. Zwei große Bestien wurden nach einem mehrstündigen Jagen erlegt, und den Reste mit 10 Jungen eins dem Neptun geopfert, die übrigen 9 zu einem Fischschmause der Hunde und Katzen gemacht. Die Mutter der Jungen stürzte sich aus Verzweiflung ins Meer. Den 15. segelten wir vor Brighton, dem Sommerpalaste der königl. Familie, vorüber. Alles schien wieder günstig zu gehen, aber es schien auch nur so. Ich mochte einen Abends schon einige Stunden in meiner Koje geschlafen haben, als ich plötzlich durch einen heftigen Schmerz aufgeweckt wurde. Ich war nämlich durch die ungestüme Bewegung des Schiffs mitten in den Raum geworfen. Kisten, Kasten und Menschen flogen durch einander, Thiere und Menschen heulten und schrieen, und die Finsterniß vermehrte Verwirrung und Lärm. Mit Mühe gelang es mir, im Hemde wie ich war, die auf das Verdeck führende Treppe zu erreichen, um mich über unsern Zustand zu unterrichten. Aber kaum war ich heraufgestiegen, so bekam ich ganz andere Geschäfte. An Feststehen war nicht zu denken, und ich wurde auch sogleich auf die Seite geschleudert, wo ich zum Glück ein Tau erhaschte, an dem ich mich festhielt, statt mich im Augenblicke darauf nach der andern Seite des Schiffs gewarfen und von da wieder zurück. Sehen konnte man übrigens nichts, nur hören das Heulen des Sturmwindes, das Commando des Capitains und die Flüche der Matrosen, die den Capitain nicht verstehen konnten, obgleich er durch das Sprachrohr rief. God dam! hell and damnation! mischte sich unaufhörlich in das Brüllen des Sturms und der See. Einen feinen Regen, der bald genug mein Hemd durchnäßte, achtete ich nicht, als mich aber die über das Schiff wegstürzenden Wasserberge von meinem Tau losrissen, wegschwemmten und so heftig an die andere Schiffsseite schleuderten, daß mir alle meine Gebeine schmerzten, kroch ich wieder in meine Koje, nachdem ich sie so gut als möglich verwallisadirt hatte, um nicht in einem zweiten Falle völlig das Genick zu brechen. Hier war Alles in einem verderblichen Zustande, das Gemüth wurde in der äußersten Spannung erhalten, indem man jeden Augenblick für den letzten hielt, und der Körper beständig hin- und hergeworfen. Einige Passagiere beteten laut, andere weinten, selbst die Ruchlosesten wurden stumm oder ergossen sich in höchst erbaulichen Exclamationen, Verwünschen und Gelübden: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" „Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat!" „Einer ich jetzt auf dem Lande, nie wieder vertraute ich mich diesen treulosen Elemente an!" Einer, der wenige Tage zuvor eine

*) Der Verf. erlitt wegen Theilnahme an dem Jünglingsbunde eine 5jährige Haft auf preußischen Festungen; fühlte sich aber nach Beendigung derselben so sehr mit den diesseitigen Staatseinrichtungen im Gegensatz, daß er nach den freien Staaten auswanderte. Das in mehrfacher Rücksicht merkwürdige Ergebniß liegt in dieser Correspondenz vor. D. Red.

armen Matrosen einen Dienst verweigert hatte, gelobte jetzt Alles wieder gut zu machen. Bis zum 18. Morgens warf uns der Sturm umher; dann nahmen wir einen Lootsen an Bord, der uns nach dem Hafen von Cowes auf der Insel Wight führte. Gleich gierigen Wölfen fielen wir über die frischen Speisen her, und erst als dem Körper sein Recht wiederfahren war, ließen wir uns von Karl X. und seinem Anhange, der hier einige Wochen zuvor ans Land gesetzt war, erzählen. Die Leute in der Stadt waren noch voll von diesen Geschichten: eine Krautkrämerin, bei der ich einige Tage darauf einkaufte, hielt mich für eine Person aus dem Gefolge Karls X. Nachdem wir uns erholt und die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen hatten, machten wir Streifzüge ins Innere der Insel, welche die Engländer den Garten von England nennen. Ich muß gestehen, daß wir in Deutschland schönere Gärten haben. Historisch merkwürdig ist auf dieser Insel Carrisbrook-Castle nahe bei der capital of the isle, Newport; in dem jetzt fast ganz verfallenen Schlosse zeigte man uns das Gefängniß Karls I. Ich fand die Engländer eben nicht freundlich gegen Fremde, eher hochmüthig; insbesondere zeigen sie sich so gegen die Amerikaner, was diese dann nicht unerwidert lassen. Dies äußerte sich während unsers Aufenthalts in England sehr merklich. Mit uns lag eine amerikanische Corvette im Hafen, kommend von Petersburg mit der Bestimmung, einige Monate im Mittelmeere zu stationiren. Die Offiziere beschwerten sich gegen uns über schlechte Behandlung von Seiten der Engländer, und suchten bei der nächsten Gelegenheit eine Vergeltung. Den amerikanischen Consul empfingen sie am Bord der Corvette mit Kanonengruß, dagegen von dem Governor of the isle, der einen Besuch abstattete, nahmen sie durchaus keine Notiz. Wie streng die Engländer die Sonntagsfeier halten, magst Du daraus abnehmen, daß uns während des Gottesdienstes nicht gestattet wurde, im Wirthshause Tabak zu rauchen, noch die Möglichkeit gegeben war, warmes Essen zu bekommen. Die Theurung ist ungeheuer: für drei Cigarren mußte ich 1 Schilling Engl. zahlen, ebenso viel für ein Glas Ale; für Abendessen, Nachtquartier und Frühstück 1 Pfund Sterling, und das in einem Wirthshause dritten Ranges! Freilich erhielten wir dafür auch parfumirte Schlafmützen.

Den 28. Sept. lichteten wir wieder die Anker, verließen den Hafen von Cowes, segelten am 29. bei Lulworth-Castle vorüber, wo der Exkönig Karl sich aufhielt, und sahen am 2. Okt. zum letzten Mal europäisches Land, nämlich die Küste von Cornwallis. Das Leben auf dem Schiff wurde nun bald sehr langweilig; um es nur irgend erträglich zu finden, muß man ohne Zweifel von Jugend auf daran gewöhnt sein. Die Capitaine (es war noch ein zweiter am Bord, der in Hamburg den Howard verkauft hatte und als Passagier zurückreiste) waren rohe Gesellen, die kein anderes Vergnügen zu kennen schienen als Saufen und Zotenreißen, die meisten der Passagiere nicht minder roh und fast immer seekrank; so war ich denn auf die Unterhaltung mit mir selbst beschränkt. Lesen konnt' ich nur wenig, weil mir dies Kopf- und Augenschmerz verursachte. Ich hielt mich bei gutem und bei schlechtem Wetter fast immer auf dem Verdeck auf, schaute ins Meer oder in den blauen Himmel hinein und träumte, oder sah dem Treiben der Matrosen zu. Spazierengehen kann man auf dem Deck selten, ohne sich festzuhalten, selbst bei Windstille nicht; denn dann ist das Schiff ein Spiel der Wellen, und es entsteht gewöhnlich eine höchst unangenehme Seitenbewegung, der ich die heftigste nach vorn gerichtete vorziehe. So ein Schiff ist ein perpetuum mobile, und diese Eigenschaft gibt zu den possirlichsten Auftritten Anlaß. So begegnete es mir häufig beim Waschen, daß, wenn ichs wirklich so weit gebracht hatte, Seewasser und ein Waschbecken zu bekommen und demselben einen festen Standpunkt zu geben, ich selbst mit einem Male eine unfreiwillige retrograde Bewegung annahm und auf einen Augenblick vergebens meine Hände zum Zeus emporstreckte, bis dieser urplötzlich mein Flehen erhörte und mich gewaltsam zum Waschbecken, das inzwischen leer geworden war, zurückschleuderte. Auf dem Schiffe steht nichts fest, und gar oft ereignet es sich, daß man beim Essen, welches halb stehend eingenommen wird, aufs Unsanfteste in irgend eine Ecke geschleudert wird und vergebens versucht, die Speisen zum Munde zu bringen. Stürme erlebten wir zu mehren Malen. Den ärgsten nannte der Capitain a little breezo (einen kleinen Hauch). Zwei Mal harpunirte ein Matrose einen purpoise (Meerschwein) von Mannslänge, dessen Fleisch von vortrefflichem Geschmack ist. Mehre Male begegnete uns diese Art Thiere in unzählbarer Menge, Capitain und Passagiere schossen nach ihnen, konnten aber keins treffen. Zwei Mal habe ich das Glück gehabt, die Sonne aus dem Meere auf und in dasselbe untertauchen zu sehen. Das ist ein Schauspiel, welches über alle Beschreibung und mit nichts zu vergleichen ist, und sogar die Aufmerksamkeit roher und gegen alle Naturschönheiten gleichgültiger Matrosen auf sich zieht. Von der Seekrankheit litt ich weniger als meine Gefährten, und es gereichte mir zur besondern Zufriedenheit, hier nicht in demselben Maße der Gewalt der Natur unterworfen zu sein, weshalb mir denn auch der Capitain das Compliment machte, ich würde einen guten mariner abgeben. Der Hauptgegenstand des Gesprächs war der Länge- und Breitegrad, die Schnelligkeit des Schiffs und der Wind. Große Astronomen waren unsere Capitaine nicht. Sie hatten weder Chronometer noch Mondtafeln, und fanden die Breite vermittelst des Reflexionsoctanten, etwa wie ein Schüler die Aufgabe eines Rechenbuches löset, ohne die Gründe der Arbeit zu ahnen. Um die Länge zu erfahren, wird von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle 4 Stunden, die Geschwindigkeit des Schiffs gemessen. Zu diesem Zwecke warfen sie ein kleines Brettchen — Log genannt — aus, welches an einer langen Schnur befestigt ist, die sich leicht abrollt, sodaß ohne Zwang des Brettchens mit dem Fortgange des Schiffs gerade so viel und nicht mehr abgerollt wird, als der Fortgang beträgt. Die Dauer des Abrollens ist auf eine Minute beschränkt, welche vermittelst einer Sanduhr gemessen wird; von dem Lauf in einer Minute schließen sie auf den Lauf in den folgenden Stunden und finden so die Meilenzahl des ganzen Tages. Aus dieser Strecke, ihrer Richtung und der geographischen Breite ergibt sich dann die jedesmalige Länge.

Am 4. Nov. sahen wir zuerst amerikanisches Land — Black-Island und Rhode-Island — so weit waren wir durch Südstürme nach Norden verschlagen. Den 6. Long-Island und State-Island. Den 6. u. 7. brachten wir damit zu, uns nach Neuyork zu laviren. Im Hafen näherte sich uns ein sehr eleganter Schooner mit den Zollbeamten, welche sich mit vieler Höflichkeit nach unserer vollbrachten Reise erkundigten und uns dann erlaubten, ohne Gepäck in die Stadt zu gehen. So betrat ich am 7. Nov. Nachmittags um 3 Uhr amerikanischen Grund und Boden — mit welchen Gefühlen, das auszumalen will ich Deiner Phantasie überlassen.

In Neuyork war meine erste Sorge, mich nach einem boarding-house umzusehen, denn in dieser Weise sucht sich Jeder zu placiren, der sich in Amerika mehre Tage an einem Ort aufzuhalten gedenkt. In einem solchen Hause erhält man Kost und Logis und zahlt wöchentlich mehr oder weniger nach der Güte; ich begnügte mich mit der Entrichtung von 3 Dollars. Die Amerikaner schlafen gewöhnlich zu zweien in einem Bette, wozu ich mich aber nicht bequemen konnte. Man hält drei Mahlzeiten: breakfast um 7 Uhr, dinner um 12, supper um 7, und findet dann bei jeder auf dem Tische alles Mögliche, wovon Jeder ohne viel Redens und in größter Eile das Nöthige verschlingt. Darauf besuchte ich die Geistlichkeit und gab meine Empfehlungsbriefe ab. Von den Geistlichen wird jeder deutsche Theolog für einen Erzketzer gehalten, und man sucht seiner baldmöglichst loszuwerden — zum Theil wol aus Furcht und Gefühl der Schwäche. Deshalb wurde denn auch mir der Rath gegeben, nicht in den östlichen Staaten, wo schon Alles überhäuft sei, zu bleiben, sondern mich in die westlichen, namentlich nach Ohio zu begeben. Die Herren in Ohio jedoch hatten, wie sich später erwies, denselben Rath und forderten mich auf, nach

Neuorleans — der meisten Europäer schweres Grab — zu gehen. Ganz zufällig lernte ich in Neuyork einen deutschen Arzt kennen. Durch diesen erfuhr ich denn Manches von unsern Freunden, namentlich daß Ernp. in Neuyork lebe. Diesen fand ich denn auch bald auf, und so gelang es mir, mich gleich einigermaßen zu orientiren. Ihm, wie den Meisten, war es in den ersten Jahren sehr schlecht gegangen. Ohne Geldmittel und Kenntniß der Sprache in Amerika angekommen, hatte er sich zuerst nach Pennsylvanien gewendet und den deutschen Bauern etwas vorgepredigt. Dieser elenden Handthierung überdrüssig und inzwischen von Europa aus unterstützt, ging er unter die Angloamerikaner, lernte ihre Sprache und wurde als Lehrer an einem College in Jamaica auf Longisland angestellt, und zwar mit einem Einkommen von 1200 Dollars, hatte dies Geschäft aber wegen Augenkrankheit wieder aufgeben müssen und schwebte gegenwärtig wirklich in Gefahr, zu erblinden. Von ihm hörte ich auch, daß Beck, der gerade über Westpoint in den Highlands am Hudson eine Erziehungsanstalt habe, mich wahrscheinlich als Mathematiker werde gebrauchen können. Ich reiste also mit dem Dampfboote — 60 Meilen in 4 Stunden — zu ihm. Er war zwar freundlich, schien aber nicht geneigt, mich aufzunehmen. Die Rückreise machte ich wieder per steamboat in 3½ St. für 1 Dollar. Nun ging ich zu Dr. W. nach Bath in Pennsylvanien, 85 Meilen von Neuyork. Ich gedachte hier im Umgange mit ihm und den Einwohnern in Kurzem der englischen Sprache Herr zu werden, merkte aber bald, daß ich ihn in seinem Hause genire, ging deshalb auf seinen Rath hinter die blauen Berge und nahm dort eine Lehr- und Predigerstelle an. Mit dem 4. Dezember begann dieser mein neuer Beruf, und ich predigte und hielt Schule unter den deutschen pennsylvanischen Bauern an den blauen Bergen; überzeugte mich aber bald, daß es mit dem Predigen und Schulwesen unter den Deutschen in Amerika nichts sei, und daß ich unter den Deutschen nicht bleiben könne. Denn sie gehören nach Sprache und Sitte weder der deutschen noch der englischen Nation an und zeigen all das Widrige und Häßliche einer verfaulenden Volksthümlichkeit in auffallender Weise. Eine Einladung an das zu Canton im Staat Ohio errichtete theologische Seminar schlug ich aus, einestheils, weil ich mit den Deutschen nichts mehr zu schaffen haben wollte, anderntheils, weil der mit der sogenannten Professur verbundene Gehalt kaum zur Befriedigung des Nothwendigsten hinreichte, und ich mich immer mehr überzeugte, daß man, um die amerikanische Freiheit zu genießen, um sich Einfluß zu verschaffen, ja um überhaupt nur irgend eine Geltung und Bedeutung zu haben, sich nothwendig Geld verschaffen müsse. Ich nahm deshalb ein Anerbieten des S., Theilnehmer an seiner Confectionary hier in Cincinnati zu werden, an, weil dies eins der besten Geschäfte in Nordamerika ist, und mir gesagt wurde, daß ich hierbei unfehlbar in wenigen Jahren so viel erwerben könne, als ich zu einem unabhängigen Leben gebrauchte. Im Anfange des März kam ich hier an; wie groß war aber mein Erstaunen, als mir die übrigen Compagnons des S. erklärten, dieser habe, was er auch selbst anerkennen mußte, eigenmächtig gehandelt, und sie wären nicht gewillt, mich als Theilnehmer am Geschäft anzuerkennen. Nun trat die amerikanische Regel: Help yourself, ein. Ich introducirte mich also beim Publicum als deutschen Gelehrten, der in allen möglichen Sprachen, Künsten und Wissenschaften Unterricht ertheilen wollte, fand einige Schüler und existire von dem Honorar. Das Gouvernement will die Law ins Deutsche übersetzen lassen; um dies Geschäft habe ich mich bewerben beim Secretary of state, unterstützt von dem hiesigen President of the council; jedoch ist es zweifelhaft, ob ich zum Zweck komme.

Seitdem ich diese Republiken in der Nähe gesehen, sind meine politischen Ansprüche sehr gemäßigt, und ich würde jetzt einen sehr guten Bürger in Deutschland abgeben. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist musterhaft, aber die Menschen sind gewiß im Ganzen schlechter als in Europa, gewiß nicht so gut als in Deutschland. Was mache ich mit der Verfassung? sie kann meine höhern Bedürfnisse nicht befriedigen. Ich will unter Menschen, mit und für Menschen leben. Bis jetzt habe ich in Amerika noch keinen echten Republikaner gesehen. Das Leben der Leute ist bei aller Frömmelei ein durchaus weltliches, ohne alle leitende Idee, ohne Sinn und Bedeutung. Making money ist fashion, das sind des Amerikaners leitende Sterne. Er steht voller Lug, Trug und Spitzbüberei. Eine einzige amerikanische Redensart bezeichnet den Charakter der Nation vollkommen: „Was ist der Kerl werth? So und so viel Dollars oder nichts". Ich habe mein Vaterland zu keiner Zeit mehr geliebt als gerade jetzt, und bin auch Willens zurückzukehren. Es trat mich aber durchaus nicht, in Amerika gewesen zu sein und Land und Leute kennen gelernt zu haben — das eben fehlte zu meiner Beruhigung. Mit vielem Interesse lese ich die Nachrichten aus Europa und sehe jetzt erst im hellen Lichte, welch ein Leben ich verließ. Gruß und Kuß Dir und allen Lieben im Vaterlande vom reizenden Ufer des Ohio im fernen langersehnten Amerika.

Wilhelm Pirscher.

Miszellen.

Wie alt die constitutionnelle Weisheit ist, sieht man an einem der ältesten Werke der Chinesen, welches den Titel führt: „Tahio oder Ta-chio, oder die große Wissenschaft", und dem größten Weisen Confutse beigelegt wird. Dort heißt es: „Ein seinem Günstling einen Menschen machen, der mit den allgemeinen Haß beladen ist, und mit Verachtung abweisen, was die öffentliche Meinung verlangt, heißt gegen alle Gerechtigkeit handeln, heißt das Murren erregen und hinein in die Volksthum treten, in welcher der treffende Donnerschlag verborgen ist. Alle Jahrhunderte haben das gesagt, ein jedes Verbrechen wiederholt es". Nun, wenn das schon zu Confutse's Zeit, folglich seit Jahrhunderten bekannt war, wie konnte es noch Fürsten des aufgeklärtesten 19. Jahrhunderts in Europa geben, welche davon nichts wußten — oder wissen wollten, und denen jener Donnerschlag plötzlich die Krone vom Haupte riß. Noch mehr: die Staatsmänner der Chinesen haben den Grundsatz: der Fürst kann Alles für das Gute, Nichts gegen die Gerechtigkeit thun (s. die „Mémoires sur les Chinois", woraus wir dieses entlehnen, S. 455) und bezeichnen folglich auf ähnliche Weise wie in den constitutionellen Staaten die ministerielle Verantwortlichkeit.

Worte sind Träger des Gedankens, sagt man. Wer sie haben mit den Letztern gemein, durch welche sie bezeichnet werden, daß sie dieselben bleiben, während der Gedanke sich unaufhaltsam verändert, und mit den Verfassungen, daß sie festgehalten werden, während der Geist schon längst über sie hinaus ist. Eine Geschichte der Worte müßte deshalb eine Geschichte der Gedanken sein. 85.

„Die öffentliche Bibliothek in Brüssel enthält mehr als 9 Millionen Bände". Ja! so ist es; es ist wirklich so; es steht geschrieben im Büchlein: „Belgien, geographisch, statistisch und historisch dargestellt von einem in Brüssel lebenden Deutschen" (Aachen, 1831, Seite 6). Vielleicht hat es 90,000 heißen sollen, und der belgische Setzer auf belgische Weise gesetzt: Neun Millionen! Etwas mehr als 9 Millionen! Das Bibliothekgebäude wird dann wol eine halbe Quadratmeile Raum fassen für 500 Bibliothekbeamte und Gehülfen, welche dazu wenigstens erforderlich wären; in der Bibliothek, um die Bibliothekarien zu finden, müßten Meilenzeiger errichtet sein, das Nachschlagen in dem 25,000 Bände starken Katalog durch Telegraphen geschehen. 151.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 345. — 11. Dezember 1831.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 344.)

An einer andern Stelle, die sich auf das Frühjahr 1792 bezieht, heißt es: „Daß die Polen selbständig und mächtig auftraten, russische Heere nicht mehr das Mark des Landes verzehren konnten, Meutereien bei Königswahlen unmöglich wurden und innerer Friede und Ordnung an die Stelle wahnsinniger Parteiung treten sollte, das erschien in Petersburg unverzeihlich. Und hätte man nur noch mit kühnem Muthe die Wahrheit ausgesprochen oder durch Gefühl und Ausdruck überlegener Macht imponirt; statt dessen wähnte man mit elender Heuchelei und frecher Lüge Mitwelt und Nachwelt zu täuschen!" — Wir heben diese Stellen besonders aus, um den Sinn für scharfe Wahrheit, der diesen Aufsatz charakterisirt, der sich nicht scheut, dem bisher wohlgepriesenen und mit den Schminkfarben des aus gemeinen Seelenstoffen zusammengekochten Lobes geschmückten Unrecht mit dem schminktilgenden Wasser der historischen Nemesis nahe zu kommen und die Scheußlichkeit von dessen Antlitz zu offenbaren, deutlicher zu bezeichnen. Der Aufsatz schließt mit folgenden Worten, die sich auf unsere Zeit beziehen: „Während eine verwickelte Diplomatik (unter Aufopferung langvertheidigter Grundsätze) die Belgier in ein erkünsteltes Dasein zu rufen bemüht war, erwies sie, mit sich selbst in grellem Widerspruche, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der gänzlichen Auflösung Polens. Und während die Russen behaupten: eine nichtswürdige Sache sei von Rechts wegen zu Grunde gegangen, rufen die Polen: Alles verloren, nur nicht die Ehre! Beide Theile sollten dem unbefangenen, aber theilnehmenden Beobachter zugeben: daß Könige und Völker gleichmäßig für die eignen und für die Sünden ihrer Vorfahren büßen, und Sieg mit dem tiefsten Schmerze, wie Untergang mit dem edelsten Troste verbunden sein kann. Erst wenn dies Doppelgefühl vorhanden ist und wechselsweise anerkannt wird, darf man hier eine echte Versöhnung und Wiedergeburt erwarten; sonst werden die Russen auf den Schädelstätten der Verwüstung nur Todtenblumen für ihre Siegeskränze finden und das aus den Gräbern sich erhebende Gift des Hasses wird das unglückliche Land auf Jahrhunderte verpesten!"

Wir führen diese Schlußworte zugleich an, um uns gegen einen Theil ihres Inhaltes zu wenden, gegen den Glauben nämlich an eine solche Versöhnung. Denn die Polen, die einer solchen Versöhnung fähig wären, hätten eben nicht mehr die Eigenthümlichkeit, die Seele, welche Europa bisher mit der Vorstellung der Polen verbunden hat, sie wären also etwas Anderes, wofür man nur misbräuchlicherweise den Namen Polen gebrauchte, und wenn sie sich also mit den Russen versöhnten, so hätten diese doch keine Versöhnung mit dem von ihnen zertretenen Volksgeist gewonnen, der nun als Schreckbild umgehen, als ein ewiger Miston durch die Weltgeschichte schreien zu müssen scheint. Doch wollen wir in diese Betrachtung uns nicht zu sehr vertiefen, denn sie würde überhaupt die historische Ueberzeugung des Hrn. Verfassers, der überall gern Gegensätze vermittelt und in dieser vermittelnden Reflexion darüber zu treten sucht, berühren. Cavalièrement diese Richtung anzugreifen verbietet uns die Achtung vor dem Verfasser, und tiefer eingehend hier die Sache zu besprechen, dazu ist der Ort nicht. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß auch der erste Aufsatz dieses Jahrganges: „Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westfälischen Frieden; zweite Hälfte von 1630—1648", ganz in dieser versöhnenden Richtung gehalten, und daß die Helden des Verf., also z. B. Gustav Adolf, besonders durch die Seiten ihres Charakters denselben begeisternd ergreifen, in denen ein Anklang jener versöhnenden Richtung des Historikers zu finden ist. Wir dehnen im Ganzen unser Urtheil über die erste Hälfte, die sich im Jahrgang 1831 findet, auch auf diese zweite Hälfte aus. Ueber eine unbedeutende Kleinigkeit erlauben wir uns noch eine gelegentliche Bemerkung. S. 22 u. 23 heißt es: „Die Kaiserlichen und Ligisten befehligte in höchster Stelle Johannes Tserclaes, seit 1623, durch Ferdinands Erhebung, Graf Tilly. Er stammte aus einer adeligen Familie in Lüttich, lernte den Krieg in den Niederlanden und in Ungarn, und galt für den ersten, unbesiegten Feldherrn jener Zeit". Dies ist nicht ganz richtig: die Familie Tilly's hieß nicht Tserclaes — obwol der Name vielfach so geschrieben wird*) —,

*) Diese Form ist durch ein Mißverständniß entstanden aus: t' 's Heer Claes oder t' Serclaes, wie man etwa in einigen Gegenden, um eine Familie Liebich, oder wie sie sonst heißen mag, zu bezeichnen, sagt: „zu 's Liebichs" oder „in 's Liebichs" z. B. gewesen sein, gegangen sein.

sondern Serclaes, und war nicht aus dem Lüttichschen, sondern aus dem Brabantischen. Der Familienname Serclaes ist eine Zusammenziehung aus „'s Heer Claes", d. h., domini Nicolai, etwa wie die Italiener eine adelige Familie bezeichneten: „di Messer Niccolo" oder, was dasselbe ist, de' Niccoli. Dergleichen Familiennamen sind bei dem niederländischen Stadtadel sehr gewöhnlich, so die brüggeschen Familien Serfimoens (d. h., domini Simonis) und Serfanders (domini Andreae); das eine der sieben patricischen Geschlechter von Brüssel waren die Serclaes oder filii domini Nicolai. Diese Familie tritt seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bei fast allen ständischen Angelegenheiten theils für Brüssel als Bürger, theils wegen reicher Herrschaften in Brabant unter dem Adel bedeutend hervor, und im Juni 1448 erwarb Hr. Jan Serclaes, Bailli im wallonischen Brabant, von Hrn. Samson de Lalain die (ehemals dem mächtigen lüttichschen Geschlecht der Warfuzés gehörige) reichsfreie Herrschaft Tilly oder Thillo, im wallonischen Brabant, und machte sie zu einem brabantischen Lehen. Der Sohn Jan's Serclaes, Herrn von Tillo, hieß mit dem Vornamen wieder Jan, dessen Sohn und Erbe Jakob, dessen Sohn und Erbe Martin, dessen Sohn wieder Jakob, und dessen Sohn endlich, Jan oder Johannes, ist der obengenannte Feldherr, welcher von seinem Vater die Herrschaft Tilly erbte und von Ferdinand später den Grafentitel dazu bekam.

Da die beiden Aufsätze des Hrn. Herausgebers S. 1—246 u. S. 395—537 füllen, so bleiben für die beiden übrigen Abhandlungen nur 149 Seiten, und sie bilden so dem Umfange nach allerdings kein ganz symmetrisches Gegengewicht. Beide enthalten gewissermaßen wieder historische Gemälde, indem der eine in hinlänglich charakterisirenden Zügen ein Portrait, der andere in freilich weit weniger lebendigen Tinten eine historische Figur in verschiedenen nächsten Umgebungen entwirft.

Indem wir uns zunächst zu dem letztern wenden, zu der Darstellung von „Karls des Großen Privat- und Hofleben", vom Hrn. Prof. Lorenz, scheint uns die Wahl des Gegenstandes nicht ganz vortheilhaft, sobald der Verf. nicht mit der Wahl zugleich den Entschluß faßt, Alles, was nicht blos getreue Auffassung sondern auch geniale Belebung vermag, aufzubieten, um den Hauch individueller Frische, Färbung und unmittelbarer Lebendigkeit über das Gemälde zu verbreiten. Die bloße Angabe frischer Farben ist noch keine belebte Färbung, und sobald diese geniale Belebung wegfällt, und Karl der Große so Strich für Strich gewissermaßen tabellarisch geschildert wird in gewissen Beziehungen, ist seine Persönlichkeit doch zu sehr uns Allen schon bekannt, um nicht den Gegenstand in seinen wesentlichen Partien als abgedroschen und das Verdienst des Verf. besonders nur in besser bestimmten oder hervorgehobenen Kleinigkeiten erscheinen zu lassen. Man muß gerecht sein und gestehen, daß es vielleicht unmöglich ist, bei der Beschaffenheit der Quellen, und wenn man es verschmäht, spätere Sagen geradezu zu benutzen, von Karls des Großen Umgebungen ein so frisch-lebendiges Bild zu entwerfen; ja, es läßt sich bei der im Ganzen verständigen, administrativ-mechanischen Richtung des großen Herrschers, die das durch ihn gebildete Reich für die Verhältnisse fast des ganzen folgenden Mittelalters zum zu Grunde liegenden Schema machte und als idealen Ausgangspunkt erscheinen ließ, behaupten, Karl der Große sei kein Vorwurf für eine Kunstleistung der Art, als um welche es sich hier dreht; seine Weise gehöre zu sehr der Historie als einer Branche der Gelehrsamkeit an, und es sei ein ganz richtiges Gefühl unserer mittelalterlichen Dichter und Sagenschöpfer, daß sie seine Person im Gedicht farblos zusammenschwinden lassen und seine Palatine zu den rechten Helden machen, während in den Gerichts- und Reichserinnerungen sein Name überall wie ein heller Stern glänzte. Auf jeden Fall ist der Stoff undankbar genug im Vergleich mit der sorglichen Mühe der gelehrten Zusammenstellung, wie sie als des uns nahe befreundeten Verfassers Verdienst bezeichnet werden müssen.

Was geniale Belebung, wenn sie von Widmungen gegen den Gegenstand ausgeht, zu leisten vermag, scheint uns in jeder Hinsicht gezeigt zu sein in den verhältnißmäßig wenigen Pinselstrichen, welche in dem vierten Aufsatze: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Ense", — das Leben eines Mannes charakterisiren, dessen Eigenthümlichkeit, wie sie hier erscheint, Referenten persönlich in jeder Weise anwidert, und dessen hier gegebenes Portrait dennoch bei der Lecture ganz außerordentlich auch Ref. gefesselt hat. Es kommt uns nicht in den Sinn, jene Anwiderung, die uns des Grafen Schlabrendorf's Wesen verursacht, auf Rechnung irgend eines höhern Standpunktes der Beurtheilung zu setzen, von dem aus vielmehr die herrlichsten Eigenschaften an dem Grafen zu erblicken und zu rühmen sind, sondern es ist nur eine Art unmittelbaren Widerstrebens persönlicher Natur, welches aber, da es nun einmal in diesem Falle wirkt, um so unparteiischer und aufrichtiger das Lob des Künstlers erscheinen läßt, der, diese Natur selbst freundlicher, ja in mancher Beziehung begeistert auffassend, ein so lebendiges, ein — wir möchten es, ohne von Schlabrendorf sonst viel gehört zu haben, doch aus der Haltung der Arbeit behaupten — sprechendes Bild entworfen hat. Wir sehen ein Portrait, das uns frappirt, unsere Aufmerksamkeit fesselt; wir freuen uns an der kunstreichen Behandlung, an der menschlich-wohlwollenden Auffassung, sind aber selbst von zu bewunderter Natur, um die Züge und Formen, die die Natur zu diesem Portrait geliefert hat, angenehm, wohlthätig mildernd finden zu können. 57.

Neueste englische Literatur.

Rechtsphilosophie.

Facts relating to the punishment of death in the metropolis. By *Edward Gibbon Wakefield*. London, 1831.

Der Zweck dieses Werkes ist, nachzuweisen, wie unnatürlich, unklug und ungerecht jene Verschwendung von Todesstrafen ist, welche die englische Criminalgesetzgebung auf eine so traurige

Weise von der mildern und daher auch weisern des größten Theils des europäischen Continents unterscheidet. Wir wählen von den Thatsachen, welche der Verf. bei Vertheidigung seiner Ansicht anführt, einige der interessantesten aus. Daß das Gefängniß Newgate die Hochschule der Verbrecher ist, weiß Jeder, der nur einigermaßen die widersinnigen Einrichtungen der englischen Kerker kennt. „Außerdem aber", sagt der Verf., „strotzt London von kleinern Schulen für Vergehen aller Art. Ich hatte Gelegenheit, bei mehr als 100 Dieben zwischen 8 und 14 Jahren nach der unmittelbaren Veranlassung zu forschen, in Folge welcher sie sich dem unglückseligen Handwerke des Stehlens hingaben; und in 19 von 20 Fällen wies es sich stets aus, daß der Knabe sein erstes Verbrechen nicht aus freiem Antriebe verübt hatte, sondern zu diesem Gewerbe durch Personen verführt worden war, die sich mit dieser Art von Verführung eigens befassen. Die zahlreichste Classe solcher Verführer besteht aus erfahrenen Dieben, welche sich nach Knaben, die noch schuldlos sind, umsehen und ihnen das Leben eines Diebes als ein Leben voll Wonne schildern. Ihr Zweck ist dabei, Werkzeuge zu erhalten, durch welche sie ihre Räubereien mit weniger Gefahr für sich selbst verüben können, welche sich ferner ihrer Unerfahrenheit wegen in die gefährlichsten Unternehmungen einlassen, und die endlich bei der Theilung der Beute leicht betrogen werden können. Worte sind aber nicht die einzigen Mittel der Verführung; den Hungernden wird Speise gereicht, und Genüsse aller Art Jenen verschafft, denen die Subsistenzmittel nicht fehlen. Es ist Thatsache, daß ein erfahrener Dieb oft in einem einzigen Tage 10 Pfund ausgibt, um einen Knaben zu verführen, indem er ihn in das Schauspiel führt und in Kuchenbäckerläden und öffentlichen Häusern ihn seinen Lüsten fröhnen läßt, wie er nur immer will. Die natürliche Folge davon ist, daß das Opfer mit dem Leben, das es bisher führte, unzufrieden wird, und sobald einmal dieses Gefühl die Oberhand gewonnen hat, dann ist es auch reif für die Einflüsterung des Versuchers". — „Eine andere Classe von Verführern besteht vorzüglich aus alten Weibern, welche Obst oder Kuchen feil haben. Ihre Buden oder Stände halten sie nur, um ihr wahres Gewerbe zu verschleiern, welches kein anderes ist, als Kinder zu Diebstählen zu bereden und das gestohlene Gut von ihnen zu übernehmen. Die Art und Weise der Verführung ist folgende: Ein Knabe pflegt in der Bude oder am Stande zuweilen Obst oder Kuchen zu kaufen, worauf sich die Eigenthümerin bemüht, sein Vertrauen zu gewinnen, was bei den meisten Kindern ein Leichtes ist. Eines Tages geht der Knabe ohne Geld vorüber und wird eingeladen, auf Borg zu nehmen. Wenn er der ersten Versuchung nachgibt, so ist er verloren. In der Regel aber gibt er nach, denn er kennt ja die Verführerin seit langer Zeit. Hat er einmal geborgt, so überläßt er sich dem Genusse der Leckerbissen immer mehr und borgt bei weitem mehr, als er wiedererstatten kann. Wahrscheinlich haben seine Aeltern oder sein Lehrherr ihm eingeprägt, daß es unrecht sei, Schulden zu machen. Er ist daher in seinen eignen Augen bereits strafbar. Statt sich seinen Verwandten anzuvertrauen, denkt er nur mit Zittern und Zagen an dieselben. Alle diese Gefühle werden von der Unholdin benutzt; sie spricht nun von harten Aeltern und Lehrherren und von ihrem eignen liebevollen Wohlwollen. Nach und nach erhält sie dadurch natürlicherweise eine vollkommene Herrschaft über das Gemüth des Knaben. Endlich verleitet sie ihn zu dem ersten schlechten Schritt, indem sie über Geldmangel klagt, etwa droht, sich an seine Aeltern zu wenden, und dabei fallen läßt, daß er sie ja ganz leicht bezahlen könne, wenn er irgend einen unbedeutenden Artikel aus dem Laden seines Herrn wegnähme. Wenn die erste Mauserei einmal begangen ist, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß der junge Dieb früher oder später deportirt oder gehenkt wird. Er fährt fort, seinen Lehrherrn oder seine Aeltern zu bestehlen, das Weib verschleppt das gestohlene Gut und gibt ihm nun einen mäßigen Theil vom Gewinn, macht ihn mit andern Knaben, die dasselbe Gewerbe treiben, bekannt, und so lernt er bald Müssiggang und Leckerbissen der Arbeit und einfacher Kost vorziehen. Nach und nach wird er ein vollendeter Dieb, verläßt seine Verführerin, weil er mit ihr nicht länger die Früchte seiner Schandthaten theilen will, tritt einer Bande bei, hält sich vielleicht eine Maitresse und befindet sich somit auf dem besten Wege nach Botanybai oder dem Galgen". — Die Wahrscheinlichkeit, der Anklage, dem „Schuldig", der Strafe zu entgehen, ist von den Verbrechern in allen Nuancen berechnet, und dies trägt viel zur Vermehrung der Vergehen bei. Ueber alle Maßen absurd aber ist das Verfahren, durch welches das endliche Schicksal der Capitalverbrecher von London dem König im geheimen Rathe zur Entscheidung vorgelegt wird. „In London", sagt der Verf., „wird die Frage über Leben und Tod durch mehre nichtverantwortliche Richter entschieden, die den Rechtsfall nur aus Berichten kennen, die Gründe ihrer Entscheidung nicht offenbaren, deren Geist beständig mit andern, ihnen weit wichtigern Gegenständen beschäftigt ist, und von denen viele (mit Einschluß des ersten Staatssecretairs für die innern Angelegenheiten) blos darum Recht zu sprechen haben, weil sie kluge Parteihäupter sind. Auf dem Lande vereint sich Alles zu einer gerechten, in London Alles zu einer ungerechten Entscheidung. Auf dem Lande ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der nicht gehenkt zu werden verdient, auch wirklich nicht gehenkt wird, und daß Derjenige, der den Tod verdient, ihn auch erleidet. In der Hauptstadt dagegen hat der verschmitzteste Verbrecher die größte Wahrscheinlichkeit der Rettung, während der ungeschickte oder vielleicht unschuldig Verurtheilte höchst wahrscheinlich auch hingerichtet wird. Wer über die Umstände, von denen die letzte Entscheidung über Leben und Tod abhängt, nur einigermaßen nachgedacht hat, den wird es nicht befremden, wenn die Beamten und Kerkermeister von Newgate zu ihm sagen: „oft entkommen Diejenigen, von denen wir wissen, daß sie die Strafbarsten sind, und oft werden gerade die minder Schuldigen hingerichtet, — es ist eine Lotterie". Das ist es in der That, nur mit mehr Wahrscheinlichkeit für die irrige Entscheidung..... Eine Erscheinung in den Kerkern von Newgate verdient übrigens alle Aufmerksamkeit der Gesetzgeber, nämlich die Meinung, welche die von den Assisen zum Tode verurtheilten Verbrecher über ihr endliches Schicksal hegen. Sobald das Todesurtheil gefällt ist, sind die günstigsten Wechselfälle der Straflosigkeit erschöpft, nämlich: 1. nicht entdeckt werden; 2. nicht vor Gericht gestellt werden; 3. ein Abkommen mit dem Ankläger oder einem Hauptzeugen treffen; 4. daß der Ankläger den Meineid einem Justizmorde vorzieht; 5. daß die große Jury, — 6. daß der Richter, — 7. daß die kleine Jury — dasselbe thut. Wiewol dadurch die Wahrscheinlichkeit der Rettung von 500 zu 1 auf 10 zu 1 reducirt worden ist, so hofft der Inhaftirte doch fest, der Strafe zu entgehen, die das Gesetz auf sein Verbrechen gesetzt hat. Von 451 Fällen ist mir nur eine einzige Ausnahme bekannt geworden. Man wird nach der genauesten Untersuchung stets zu dem Ergebniß gelangen, daß ein zum Tode zwar verurtheilter, aber zur Hinrichtung noch nicht beorderter Verbrecher kaum jemals erwartet wirklich gehenkt zu werden. Dagegen wird man finden, daß in Newgate von denjenigen Gefangenen, welche geringerer und daher mit einer mildern Strafe belegter Verbrechen angeklagt sind, ein sehr großer Theil nichts Anderes erwartet als bestraft zu werden. Lange konnte ich mir den Grund dieser Verschiedenheit der Gefühle der beiden angegebenen Classen von Verbrechern nicht enträthseln, bis mich endlich folgende Erklärung befriedigte. Die Furcht vor dem Tode ist dem Menschen angeboren, und doch setzt jeder ein solches Vertrauen in sein Glück, daß selbst der Todkranke nur höchst selten glaubt, er werde wirklich sterben. Ein frühzeitiger Tod ist die fast gewisse Folge der Völlerei; wann aber hat die Furcht vor einem frühzeitigen Tode an und für sich selbst irgend Jemanden zur Mäßigkeit bewegen? Vielleicht niemals! Gerade so ist es mit der Furcht vor dem Galgen. Das Princip der Todesfurcht wird durch das Princip der Selbstliebe und Hoffnung, die fast in jedem Individuum bis zur höchsten Selbsttäuschung gesteigert werden kann, paralysirt.

Niemand erwartet, einer geringern übeln Folge der Trunkenheit, z. B. dem Kopfweh, zu entgehen. Gerade so ist es mit Personen, denen wegen ihrer Verbrechen eine vergleichungsweise leichte Strafe droht. Wenn sie nicht sicher erwarten bestraft zu werden, so erwarten sie wenigstens nicht, der Strafe zu entgehen. Gewöhnlich aber sind sie auf dieselbe gefaßt, höchstens hoffen sie auf Straflosigkeit. Je größer das zu befürchtende Uebel, desto größer ist auch die Neigung zur Selbsttäuschung. Die Gesetzgeber haben bei der Todesstrafe nur die allgemeine Furcht vor dem Sterben im Auge gehabt, und übersehen, daß mit der Furcht die Hoffnung im Verhältnisse steht". Diese Ansichten, besonders die letztere, sind gewiß der ernstesten Beachtung von Seiten der Gesetzgeber würdig. 210.

Politische Literatur.

1. Land- og Soemagt, med nærmest Hensyn paa Danmark. Af H. J. Blom. Kopenhagen, 1831.
2. Et Par Ord i Anledning af Capitain v. Blom's Skrift: Land- og Soemagten. Af Falsen. Kopenhagen, 1831.
3. Zusammenstellung der für Preußen und die Herzogthümer Schleswig und Holstein erlassenen allgemeinen Gesetze wegen Anordnung von Provinzialständen, mit Bemerkungen. Leipzig, Göhring. 1831. Gr. 8. 6 Gr.

1. Der Capitain von Blom (im königl. Regimente) tritt mit ernsten, heftigen Worten gegen das Uebergewicht des Seeetats im Königreiche Dänemark auf. Er stellt vor Allem den Grundsatz auf, im Kriege handele es sich um materiellen Besitz, der nur durch Landtruppen zu erringen sei, welche auch darin einen Vorzug hätten, daß sie eine einfachere Wehr darböten und sich mehr an ihre Fahnen moralisch gebunden fühlten. Zur Bestätigung dieser Ansichten führt er Beispiele aus der Geschichte an, auch aus der dänischen, und wendet nun diese Sätze auf Dänemark an, indem er behauptet, es geschehe dort zu wenig für die Landtruppen, sodaß diese sich der Geringschätzung ausgesetzt sähen, dagegen zu viel und den Finanzen Schädliches für die Flotte; es bedürfe keiner Linienschiffe, die noch dazu aus ausländischen Producten gebauet und ganz als todtes Capital zu betrachten wären. „Sobald die Flotte, wie bei uns, sich anmaßen will, die Hauptwaffe zu sein, gerathen die Streitkräfte eines Staats in dasselbe Misverhältniß, als ob die Artillerie eine Hauptbewaffnung des Heeres sein wollte". (S. 22.) Wider diese Beschuldigung tritt in

Nr. 2 ein Seecapitain auf, der, in weniger beredtem und kräftigem Style als sein Gegner, die Flotte und das Land von diesen Vorwürfen zu reinigen sucht. Niemals habe der Seetat dergleichen sich angemaßt, er sei nie vorzugsweise begünstigt worden: aber nothwendig sei eine Flotte, sogar die Linienschiffe, denn, „so lange die Nationen, von denen möglicherweise ein Angriff zu befürchten ist, welche haben, so lange können wir nur mit großen Schiffen die Verbindung zwischen den Haupttheilen unsers Landes beschützen, da das Feuer von einem einzigen Orlogschiffe jede andere Vertheidigung unnütz machen kann". (S. 10 fg.) Uebrigens „wenn Dänemark die See und deren Söhne liebt, so entspringt dies, wie ich meine, aus einer Sympathie, die sich nicht wegraisonniren läßt: diese Vorliebe ist ein Nationalzug, den man, schon weil er national ist, nicht wegwünschen muß". Im Ganzen scheint aber, nach unserm Dafürhalten, Capitain Blom nicht mit Unrecht diese schwache Seite berührt zu haben, worauf auch anderweitige Thatsachen hinweisen.

Nr. 3 gibt zuerst die beiden allgemeinen Gesetze für Einführung von Provinzialständen in Schleswig, Holstein und Dänemark vom 28. Mai d. J. Dem ersten ist das ähnliche preußische Gesetz von 5. Juni 1823, dem zweiten eine deutsche Uebersetzung beigefügt. Schon das Rescript vom 11. Januar hatte darauf hingedeutet, man würde sich die preußischen Verfügungen zum Muster nehmen, doch sind sie bedeutend modificirt und umsichtig entwickelt worden. Nachdem der (ungenannte) Verf. kurz die Geschichte der preußischen Provinzialstände entwickelt, stellt er auf sehr faßliche und klare Weise die Verhältnisse der beiden Herzogthümer in Bezug auf Landstände, Gerechtsame, Steuerbewilligungen und die neuesten, durch Lornsen zur Sprache gebrachten Verhältnisse dar. Es wird der Wunsch geäußert, die Provinzialstände möchten freisinniger und thätiger als die preußischen auftreten. Am Schlusse folgt ein, jedes Mal mit kurzer Inhaltsanzeige versehenes Verzeichniß aller seit November 1830 erschienenen Schriften über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein. Wir können das kleine, weit mehr, als der anspruchslose Titel verspricht, gedende Buch als sehr belehrend und gut geschrieben besonders empfehlen. 181.

Notiz.

Zustand der periodischen Presse in Ostindien.

Die Einführung der periodischen Presse in Ostindien ist eine der wichtigsten Wohlthaten, die diesem Lande im 19. Jahrhundert erwiesen worden sind. Einer ungeheuern, seit Jahrhunderten unter dem Joche der Sklaverei, Unwissenheit und des Aberglaubens schmachtenden Bevölkerung wurde dadurch die Bahn der Civilisation und Aufklärung eröffnet. Calcutta ist der Brennpunkt, von wo aus diese Verbesserungen ausstrahlen; kenntnißreiche und philanthropische Schriftsteller lehren die Bevölkerung Wahrheiten, die sie bisher nicht gekannt hatte, und unterminiren langsam die tyrannische Gewalt einer habsüchtigen und despotischen Regierung. Unter den englischen Journalen gibt es einige, aber nur in geringer Anzahl, die ihre Feder der Regierung verkauft haben und unter dem Einflusse des Despotismus schreiben; einige indische Journale dienen der Sache der Braminen und vertheidigen mit Festigkeit die theokratischen Institutionen; aber ihre Bestrebungen, um die Verbreitung der Aufklärung zu hindern, können nur für eine kurze Zeit den Triumph der Vernunft und Wahrheit verzögern. In Bombai, Madras, Penang, Malacca, Singapore und auf Ceylon erscheinen nur ein oder zwei Journale, aber ohne Kraft und Farbe, weil die Regierung sie hindert, mehr und freimüthig zu sprechen. Dagegen kommen in Calcutta heraus, d. in englischer Sprache: täglich, der Hurkaru von Bengalen, John Bull, die Zeitung von Calcutta, die Börsezeitung, der Anzeiger bei Bazars von Loll, der Anzeiger des Bazars von Tollo, der öffentliche Anzeiger; — drei Mal die Woche die Zeitung von Ostindien, die Chronik von Bengalen; — zwei Mal die Woche die Regierungszeitung; — wöchentlich einmal: der Herold von Bengalen (politisch und literarisch), die Zeitung für Literatur, Theater und Kritik, der Orientalische Beobachter (politisch und literarisch), der Curszettel der Börse, der wöchentliche Curszettel, der Curszettel des kleinen innern Handels (alle drei commerziell); — monatlich: das Journal von Calcutta (politisch und literarisch), der Brillant (wissenschaftlich), das Kaleidoskop (literarisch und politisch), die Christlichen Neuigkeiten (religiös), das Monatjournal (gemischt), die Armeeliste (Streitkräfte der ostindischen Compagnie), die Ein- und Ausfuhrbellen von Calcutta; — vierteljährig: Oriental review (literarisch und politisch), anglo-indisches Repertorium (militärisch), die Armeeliste (königliche Truppen in Ostindien), das Calcutta quarterly review (ein Repertorium); — jährlich: das Jahrbuch von Bengalen (literarisch), das Vergißmeinnicht von Bengalen, der Almanach von Bengalen, das Directorium, das jährliche Repertorium (die zwei letztern sind Sammlungen der Gouvernementverordnungen und Entscheidungen), das Handbuch für den Indigopflanzer (commerziell); B. in der Sprache der Eingebornen: Jami Jehan Numa, Somachar Chundrica, Sungbaub Koymoody, Sumbad Temernashut, Bunga Bat, Sumbad Rutnaker, Sumachar Durpun (sämmtlich wöchentlich). Im Ganzen 38 Zeitschriften in englischer und 7 in der Sprache der Eingebornen. 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 346. — 12. Dezember 1831.

Preußens Helden. II. Blücher. 3 Theile. Mit einem Kupfer und 5 Plänen. Weimar, Hoffmann. 1830—31. 8. 4 Thlr. *)

Wenn man redliche Menschen von verschiedenen politischen oder philosophischen Ansichten disputiren hört, so sollte man nach den von ihnen geäußerten, in der Lebhaftigkeit des Gesprächs auf die höchste Spitze gestellten Behauptungen es für unmöglich halten, daß solche heterogene Wesen ein gemeinschaftliches Geschäft betreiben, fast nur überhaupt in einer Verbindung stehen könnten. Dennoch aber lehrt die Erfahrung das Gegentheil, und die nämlichen Männer kommen in einem vorliegenden praktischen Fall, von gleichem moralischen Gefühl beseelt, in ihren Handlungsweisen so genau zusammen, daß man meinen sollte, sie huldigten einer und derselben Theorie. Ich möchte dieses die glückliche Seite der Inconsequenz nennen, und bin durch das vorstehende Buch recht lebhaft an diese schon oft beobachtete Erscheinung erinnert. Der Verf. stellt die geringe wissenschaftliche Bildung, welche Blücher in seiner Jugend erhielt, und die Kraft seines Handelns auf der einen, die mit Ostentation zur Schau getragene Gelehrsamkeit mehrer Militairs, als Mack, Massenbach u. A., und das schwächliche Auftreten derselben im entscheidenden Moment auf der andern Seite dar; vergleicht den wegen seiner Künstelei und Weitschichtigkeit unausführbaren Operationsplan der verbundenen Heere im Jahr 1792, und die vom großen Hauptquartier 1813 u. 1814 ausgegangenen Verfügungen mit Blücher's einfachen, der Natur der Sache und Localität angemessenen Instructionen; zeigt wie die diplomatisirenden Militairs von Napoleon vielfach getäuscht, dennoch in unbegreiflicher Verblendung von neuen Unterhandlungen einen Succeß hofften, während Blücher mit gesundem Menschenverstande sah, wie die Entscheidung nur vom Schwert abhängen könne, und wie die Begeisterung des aufgewachten Deutschlands keine Sache sei, die man aufheben und gelegentlich, gut conservirt, wieder hervorsuchen könne, sondern welche, als Erzeugniß des Moments, im Augenblick ihres Entstehens oder nie benutzt werden müsse; — und diese Gegensätze von beständiger Haltbeit im Wirken der sogenannten theoretischen Militairs, im Vergleich mit Blücher's kräftigem Thun, verleitet den Verf. scheinbar zu dem so oft begangenen Fehler, Theorie und Praxis als Gegensätze zu behandeln, und sich in mehren Stellen seines Buchs als den Wissenschaften abhold zu erweisen, welches gerade ihn aus seiner Sphäre rückt, denn ganz unverkennbar stellt er sich als einen ebenso kenntnißreichen Militair, als überhaupt wissenschaftlich gebildeten Mann dar. Wenn man auch leicht einsieht, daß ein natürlicher Unwille gegen schiefe und laue Ansichten, welche allenthalben, ganz besonders aber in einem Kampf gegen einen mächtigen Feind, den nur Einheit und Verbannung aller Rücksichten des Egoismus und der Eitelkeit siegreich bestehen konnte, dem Verf. die höhnenden Worte: Stubengelehrsamkeit, Buchstabenschnörkel u. s. w. abzudringen und ihn, im gerechten Eifer gegen Verbildung scheinbar in Opposition gegen Bildung überhaupt zu setzen vermochte, so ist dieses dennoch sehr nachtheilig in einem Werke, welches die in einer großen Katastrophe geleisteten Dienste der Nachwelt überliefern soll, und wesentlich sich zur Lecture jüngerer Offiziere eignet. Viele derselben von ihren, mehr im Dienste des Mars als der Minerva ergrauten Vätern ohnehin nicht mit Liebe für Wissenschaften erfüllt, werden mit Freude Blücher's wenige wissenschaftliche Bildung mit dessen Thaten zusammenstellen und es dem Verf. Dank wissen, daß er sie gelehrt habe, Gelehrsamkeit als Pedanterie zu verachten, und das von ihrem jugendlichen Muth herbeigewünschte Schlachtfeld als den eigentlichen und einzigen Ort zu betrachten, wo Belehrung zu erlangen sei. Noch schmerzlicher aber ist es, den Verf. sich gegen die allgemeine Wehrpflicht und für das Betrachten des Kriegsstandes als eine besondere Kaste, deren einziges Ziel der Sieg, der Ruhm des Königs sowie die Ehre der Waffe sei, erklären zu sehen, wodurch nothwendig die tapfern Krieger des Jahres 1813, in denen das Vaterland die Vertheidiger seiner heiligsten Rechte sah, zu Söldnern herabgebracht werden, denen nicht die hohe Tendenz des Kampfes, sondern nur das militairische Resultat der preußischen Waffen am Herzen lag. Gewiß gehörte es zu den nicht unwesentlichen erfreulichen Erscheinungen jener denkwürdigen Periode, daß die vor 1806 so widrig stattgehabte Trennung zwischen Preußen und Deutschland, welche die schöne Idee eines gemeinsamen Vaterlandes verwischt hatte, verschwunden war, daß die einzelnen germanischen Volksstämme begannen ihre kleinen Differenzen in dem gleichgefühlten Bedürfniß der Unabhängigkeit von fremder Influenzirung zu vergessen, daß das Gefühl der verschiedenartigen Modificirung der allgemeinen deutschen Eigenthümlichkeit in einigen Provinzen, oft nur auf verschiedenen Dialekten der Muttersprache beruhend, aufhörte als etwas Scheidendes betrachtet zu werden; denn immer deutlicher wurde sich Jeder bewußt, daß die Deutschen der Elbe, der Weser, des Rheins und der Donau gegen die Franzosen der Garonne, der Loire und der Rhone kämpften. Leider haben politische Einwirkungen mancherlei Art veranlaßt, daß das im Kampf entstandene Vereinen lang getrennter Brüder nicht so schön im Frieden sich ausbildete und in Aller Herzen einwurzelte, als man hoffen durfte; aber unverkennbar ist seitdem in der Republik der Wissenschaften ein weniger engherziger partieller Patriotismus eingetreten, und gemeinsame deutsche Ansichten haben immer mehr Raum gewonnen gegen das einengende particulare Abschließungssystem. Wenn auch später verbildet und durch die Schuld phantastischer Lehrer ausgeartet, war es dieser allgemein erwachte deutsche Sinn, welcher nach Beendigung der Feldzüge auf den deutschen Universitäten die frühern landsmannschaftlichen Verbindungen aufhören ließ, und die für alle Studirende deutschen Stammes, gebildete Burschenschaft an ihre Stelle setzte. Aber eben weil man deutlich empfindet, wie viel Schönes in

*) Ueber die erste Abtheilung: „Scharnhorst", berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 303 u. 304 d. Bl. f. 1830. D. Red.

seinem Erwachen durch Aengstlichkeit und Unkenntniß auf der einen, durch Verwirrtheit und verkehrte Theorien auf der andern Seite gehemmt ist, erscheint es um so trauriger, wenn man so gebildete Männer, als der Verf. ist, Meinungen huldigen hört, die jetzt fälschlich vielfach „nicht zeitgemäß" genannt werden, während sie, wie alles Unwahre, zu keiner Zeit richtig waren; wenn man die militairische Ehre von der Ehre des Bürgers streng scheiden und erstere als eine Emanation des königl. Willens, dessen Ehre die Quelle aller anderer Ehre überhaupt sei (S. 195), wunderbar genug definiren sieht — denn nach dieser Behauptung gibt es gar keine reinmenschliche, noch weniger eine republikanische Ehre —; und überhaupt wahrnimmt, wie der Kampf des J. 1813 in seiner volksthümlichen Bedeutung so ganz verkannt und die starre aristokratisch-militairische Betrachtung, als sei der Krieger ein willenloses, nur auf Befehl denkendes Wesen, dem die Ehre der Waffe der alleinige Zweck, nicht aber das ernste Mittel zu einem edeln Zweck sein solle, wieder hervorgehoben wird, wonach also der für das Vaterland kämpfende Mann in gleiche Kategorie mit Holk's und Armagnac's käufliche aber tapfere Horden gebracht wird.

Indem ich zugleich aus mehren Stellen des Buchs sehe, wie viel freisinniger der Verf. denken muß als es den Anschein haben will, wie gerade er Talente zu würdigen weiß, so bin ich zwar hinlänglich überzeugt, daß die Aeußerung dieser starren Maximen ihm mehr abgedrungen sei durch Verkehrtheiten entgegengesetzter Art, als daß solche wirklich in seinem Innern leben sollten; aber die Lebensbeschreibung der Helden des J. 1813 muß eine schöne Erinnerung wecken, eine würdige Todtenfeier sein und der Schriftsteller, welcher eine solche Darstellung unternimmt, muß wenigstens als Autor sich über die Vorurtheile einzelner Corporationen erheben, wenn er auch als Individuum darin befangen sein sollte; am allerwenigsten aber dürfte die Aufstellung des Militairs als einer besondern, dem Fürsten näherstehenden, über andere Stände erhobenen Kaste bei Beschreibung eines Feldzugs zulässig erscheinen, dessen Zweck Vernichtung der militairischen Despotie war.

Ich sollte daher glauben, daß es Blücher's würdiger und auch wahrer sei, wenn bei dessen Schilderung dargethan würde, wie man zuweilen Männer finde, welche von der Natur zu einer speciellen Wissenschaft oder Kunst oder Beschäftigung gleichsam prädisponirt sind, welches man besonders bei großen Dichtern, Aerzten, Mathematikern und Mechanikern in mehren Beispielen darstellen könnte, die in dem ihnen angewiesenen Gebiet eingeboren aus sich selbst Dinge wußten, welche sie eigentlich nicht gelernt hatten, und mit einem Blick ein ganzes wissenschaftliches Feld wie instinktartig übersahen, welches ein Anderer langsam durchlaufen muß; diese besondere Befähigung für einen speciellen Zweig, den man nicht zu analysiren, sondern nur wie eine Inspiration zu betrachten vermag, nennt man daher sehr richtig Genialität, sie der unmittelbaren Eingebung eines Genius vergleichend. Ein solches Genie war in Bezug auf Mathematik z. B. Euler, und in kriegerischer Hinsicht wol auch Blücher, dessen Leben der Verf. uns anschaulich schildert.

Der 1. Theil enthält Blücher's Jugendleben, Eintreten in schwedische Kriegsdienste, wo er gefangen, dann ausgewechselt wird und in preußische Dienste tritt. Eben der Mangel an positiven Kenntnissen und an Sinn für die Künste des Friedens, verbunden mit dem eignen lebendigen Gefühl, daß er für ein reges Leben geschaffen sei, mußte bewirken, daß Blücher nicht selten aus den Schranken des leidenden Gehorsams heraustrat, und ein solcher Fall bewirkte seine Entlassung mittelst Cabinetsordre von Friedrich II. durch die Worte: „Der Rittmeister von Blücher ist seines Dienstes entlassen und kann sich zum Teufel scheren", welche Floskel damals gebräuchlich war, aber mir nicht ganz passend für einen Stand scheint, dessen Ehre, nach des Verf. Ansicht, mit der Ehre des Fürsten identisch sein soll. Dieser allerhöchsten Anweisung kam Blücher nicht buchstäblich nach, sondern er heirathete und trieb Landwirthschaft, nachdem er, wie der Autor (S. 29) sagt, aus dem einzigen mit Recht bevorrechteten Stande unter den Schwall der andern Stände zurückgeworfen war, bis er unter der Regierung von Friedrich Wilhelm II. im J. 1787 im 45. Jahre seines Lebens wieder in die Armee eintrat. Blücher's Thätigkeit in den Feldzügen am Rhein bis zum Frieden zu Basel beurkunden seinen angeborenen richtigen Blick auf dem Schlachtfelde. Nach erfolgtem Frieden ertrug er die, den Untergang des preußischen Staats vorbereitende Periode mit einem durch offene Worte sich nicht selten Luft machenden Unwillen, die vielfach gerügten Fehler und Nichtlichkeiten des damaligen preußischen Cabinets in seinem tiefsten Sinne fühlend, kämpfte tapfer bei Auerstädt, und rettete nach dem unglücklichen Resultate dieser Schlacht seinen Rückzug mit großer Umsicht als einer der wenigen preußischen Heerführer, welche glorreich unterlagen. Nur absichtlich böse Wille und gänzliche militairische Unkenntniß kann das Benehmen Blücher's tadeln, welches großartig aus jener unseligen Periode hervorleuchtet. Durch die Capitulation des Fürsten von Hohenlohe von der Oder abgeschnitten, bewies Blücher durch den Gedanken, über die Elbe zurückzugehen, alle preußische Corps auf dem Wege anfsichzuziehen, entweder Magdeburg zu entsetzen oder Westfalen zu gewinnen, überhaupt aber einen Krieg im Rücken der französischen Armee zu führen, nicht nur, daß er kühner Entwürfe fähig, sondern daß er Feldherr im eigentlichen Sinne des Worts war. Wenn ein Führer eines Truppentheils abgeschnitten ist (welches Wort übrigens oft viel zu streng genommen wird und häufig nur ein Phantom ist, denn die von ihrer Hauptarmee abgeschnittene Truppe hat nothwendig wiederum den Feind abgeschnitten und steht in dessen Rücken, so daß bei Talent und Muth der scheinbare Unfall oft siegreich benutzt werden kann, wie z. B. die Schlacht von Kulm zeigt, wo es sich auswies, daß der das Corps des Generals von Kleist abschneidende Vandamme eigentlich selbst der Abgeschnittene war), so ist seine Aufgabe nothwendig die, zu streben, daß er seiner Lage ein Nutzen für das Ganze herbeigeführt werde. Nun war damals nach allen Regeln der Kriegskunst und des einfachen natürlichen Sinnes offenbar zu vermuthen, die geschlagene preußische Armee werde unter dem Schutze der Oderfestungen eine Position nehmen, deren rechte Seite durch Kolberg, die linke durch die schlesischen Festungen auf gewisse Art gedeckt wäre und in dieser Stellung die Reserven heranziehen, somit die Ankunft der russischen Hülfstruppen erwarten. Diesen Plan suchte der Feind durch rasches Verfolgen zu hindern, und offenbar war Blücher's Operation im Rücken des Feindes, welche auch wirklich drei französische Armeecorps von der Verfolgung abzog, das geeignetste aller nur möglichen Mittel, der Armee die nöthige Zeit zu ihrer Vereinigung und Reorganisation an der Oder zu verschaffen. Allerdings aber hätte, wenn Blücher's Aufopferung wahrhaft nutzen sollte, eine ganz andere Kraft und Beharrlichkeit von Seiten der andern Heerführer stattfinden müssen als der Fall war, und so blieb Blücher'n nur der Trost, seine Pflicht erfüllt und in jenen Tagen der Furchtsamkeit und kleinlicher Triebfedern ein Beispiel militairischen Scharfblicks, hoher Tapferkeit und seltener Hingebung aufgestellt zu haben. Bald gegen den General Victor ausgewechselt, kam Blücher nach Königsberg, wurde zu einer Expedition nach der Insel Rügen detachirt, welche bestimmt war, in Verbindung mit den schwedischen Truppen einen Aufstand im Rücken der französischen Armee zu erregen, aber an der Unentschlossenheit des Königs von Schweden scheiterte, während die Schlacht von Friedland den traurigen Frieden von Tilsit herbeiführte.

Sehr anschaulich schildert der Verf. Blücher's Ingrimm während der Zeit der vaterländischen Schwach, wo allerdings sein lautes Toben der guten Sache leicht schaden konnte, wie denn überhaupt Blücher für die Rolle des, einen Sturm überschenden Arminius nicht geschaffen war.

Der 2. Theil enthält die Vorbereitungen zum Feldzuge des J. 1813 höchst interessant dargestellt: ein schönes Denkmal erwachender Kraft, aber auch zugleich ein Beweis für die Unbesserlichkeit ängstlicher, verbildeter Naturen, denen eine mäch-

tige Partei im großen Hauptquartier wollte sich, trotz der seit mehr als 20 Jahren gemachten Erfahrungen, dennoch nicht überzeugen, daß es die unsinnigste Verblendung sei, Mittelwege zu suchen und es abzuleugnen, daß ein Kampf auf Leben und Tod bevorstehe, indem außer Sieg oder Untergang kein Drittes denkbar sei. Wenn auch die hellsehenden Männer die Lage der Dinge durchschauten, so blieb jene zaghafte Partei, bei welcher wol auch Motive noch unlauterer Art unterlaufen mochten, ein stetes Hinderniß, ein wahres Gegengewicht wider alles active Streben, und war um so nachtheiliger, als ungünstige Wechselfälle von ihr benutzt wurden, ihre angerühmte Vorsicht hervorzuheben. Die Wahl des Anführers, natürlich stets von unbegrenzter Wichtigkeit, wurde unter diesen Umständen noch entscheidender, denn es galt nicht nur einen Mann zu finden, welcher auf dem Schlachtfelde sich als Feldherr erwies, sondern auch den erwachten Geist des Volkes würdigend, diesen durch ein kräftiges, von Höflingssitte fernes Auftreten erhalten und die wichtige Sache, deren Führung ihm übertragen war, gegen die Intriguen einer vor allen Großen sich entsetzenden Hofpartei zu schützen. Zu einer solchen Stellung war nur Blücher fähig, seine Einfachheit zeigte dem Volke, daß er zu ihm gehöre, und selbst seine Derbheit war an ihrem Platze.

Der Verf. erzählt, „wie ein combinirtes herzogl. sächs. Bataillon unter dem Major Freih. v. Lynker durch ein preuß. Cavaleriecommando gezwungen war die Waffen zu strecken; von Blücher aber dadurch, daß er den Uebertritt dieser Truppe als ausgemacht betrachtet, die Offiziere gleichsam moralisch genöthigt hätte, sich wirklich mit den Preußen zu vereinen". Diese Art die Sache darzustellen, nimmt dem Major v. Lynker geradezu allen Werth seiner Handlung und schreibt Blücher's Klugheit das Verdienst zu, ein Bataillon guter Truppen für die gute Sache gewonnen zu haben. Jene Begebenheit ziemlich genau kennend, glaube ich versichern zu können, daß es dem damaligen Major v. Lynker durchaus nicht in den Sinn gekommen wäre, sich dem von dem Major v. Blücher angeführten Streifcommando zu ergeben, wenn nicht sein inneres Verlangen, sowie die Kenntniß des deutschen Sinnes seines Herrn, des damaligen Herzogs von Weimar, dessen nächste Umgebungen, der jetzt als General, Schriftsteller und Diplomat so bekannte Präsident von Müffling und Hofmarschall, jetzt General von Ende, bereits höhere Stellen in der preuß. Armee bekleideten, ihn zu den preuß. Fahnen gerufen hätte. Daß er gern den Schein annahm, unfreiwillig zu handeln, war natürlich, da er das Schicksal seines Landes noch in feindlichen Händen wußte und seinen Fürsten nicht compromittiren durfte, aber gerade um so mehr sollte der unparteiische Geschichtschreiber das verdienstvolle, patriotische Benehmen des damaligen Majors von Lynker würdigen.

Die Schlachten bei Lützen und Bautzen, sowie das offenbar mehr in Rußland als in Deutschland anwendbare Defensivsystem, beschreibt der Verf., insoweit Blücher dabei activ oder passiv interessirt war, das schätzbare Werk: „Die preußisch-russische Campagne im J. 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstand", von C. v. W. (General von Müffling) benutzend, nebst der durch einen Plan erläuterten Affaire von Hainau bis zum Waffenstillstand, welcher wegen der mittelbar herbeigeführten günstigen Resultate als ein diplomatisch-militairisches Meisterstück vielfach überschätzt ist. Hier möchte ich, ohne mich sonst gern über einmal angenommene Worte zu streiten, bemerken, wie ganz unpassend der in diesem Buche und sonst häufig gebrauchte Ausdruck „Parteigänger" für die, abgesondert von der Armee, den sogenannten kleinen Krieg im Rücken oder Flanken der Feinde führenden Corps sei, denn dieses Wort bezeichnet im Deutschen wie im Französischen (partisan) einen zu einer beliebigen Partei gehenden Führer eines Freicorps oder sonstigen Truppe, und mochte im dreißigjährigen und auch siebenjährigen Kriege eine ganz richtige Bezeichnung für diejenigen Glücksritter sein, welche nach Berechnung des wahrscheinlichen Ausganges, des stipulirten Lohnes und der zu hoffenden Beute sich für diese oder jene Partei erklärten, aber für Männer wie Helwig, Colomb, Lützow, Graf Mensdorf u. s. w., welche der vaterländischen Sache dienten, ist das Wort „Parteigänger" offenbar unwürdig.

In dem erneuten Kampfe, nach Ablauf des Waffenstillstandes, tritt Blücher in seinem 71. Jahre zum ersten Male als unabhängiger Befehlshaber der schlesischen Armee auf und beurkundet die ihm einwohnende militairische Genialität, wie solches Diejenigen, welche die Eigenthümlichkeit des ausgezeichneten Mannes kannten, erwarteten, entwickelt aber zugleich in dem Verhältniß zu den russischen Generalen, welche sich durch specielle Instructionen nur bedingsweise unter seine Befehle gestellt glaubten, und in dem Kampfe mit unsäglich vielen absichtlich und zufällig entgegengestellten Hindernissen eine moralische Größe, ein würdevolles Benehmen, welches Wenige in solchem Grade vermutheten und dem allein es beizumessen ist, daß die seine Armee bildenden Generale, der mit einer untergeordneten Stellung unzufriedene Langeron, der durch unverschuldete halbe Ungnade seines Kaisers gereizte Sacken, der störrische York, welches Triumvirat ordentlich erlesen schien, um Blücher's Hauptquartier zu einem Platze ewigen Streites zu machen und alles homogene Wirken zu hemmen, sich nach einigem Sträuben der überlegenen Individualität des alten Helden unterwarfen. Der Sieg an der Katzbach, wovon ein Schlachtplan beigefügt ist, verband die cembinirte Armee zu einer wirklichen Einheit. Die Darstellung des Feldzugs, nebst Rücksicht auf Blücher's Persönlichkeit, ist genau belehrend und angenehm erzählt, wobei das vorzügliche Werk: „Zur Kriegsgeschichte der J. 1813 und 1814", von C. v. W. wesentlich benutzt und angeführt ist.

Es war übrigens, als ob der Himmel Blücher'n in seinem Alter in der Geduld, die sonst nicht seine Lieblingstugend war, zu üben vorhabe, denn kaum hatte das Verhältniß zwischen Blücher und seinen untergebenen Generalen sich auf erfreuliche Art festgestellt, als nach dem Uebergange über die Elbe Blücher in eine der sonderbarsten Stellungen zum Kronprinzen von Schweden gesetzt wurde, welches durch den schroffen Gegensatz beider Charaktere einen Anstrich des Komischen erhalten hätte, wenn der Augenblick nicht so unendlich ernst gewesen wäre. Allerdings war es übel, daß ein auswärtiger Fürst, ein geborener Franzose, den Oberbefehl über die Nordarmee in einem Kriege führte, dessen Bedeutung in seinem ganzen tiefen Sinne nur ein Deutscher fühlen konnte, dem es klar war, daß Alles, was ihm ehrwürdig und theuer sei, in diesem Kampfe zu vertheidigen wäre, dessen moralisches Verlangen daher mit seinen militairischen Pflichten in vollem Einklange stand. Der Kronprinz dagegen, wenn auch durch einige Unbilligkeiten Napoleons beleidigt, mußte beim Anblick der französischen Fahnen an die schönsten Tage seiner Jugend, seines Ruhms erinnert werden. Soldat vor der Revolution, General der Republik, Kriegsminister des Directoriums, Marschall des Kaiserthums, jetzt Kronprinz eines nordischen Staates, war sein Leben eine zu bunte Bilderreihe, als daß er, der so viel Materielles und Ideelles hatte untergehen und entstehen sehen, in diesem neuen Verhältniß etwas Anderes als eine abermalige Zwischenscene der noch nicht vollendeten Revolution erblicken konnte. Das Gefühl der preußischen Armee, Haß gegen seine Unterdrücker, Rache für beleidigtes Nationalgefühl, Alles war ihm entweder ganz fremd, oder doch nur ein längst verhallter Nachklang seiner eignen Empfindung im J. 1792 bei der Invasion Frankreichs durch Preußen. Daß der Krieg gegen Frankreich ein Vertheidigungskrieg für Schweden sei, war nicht mehr wahr; das zu Abo in Finnland mit Rußland geschlossene Bündniß bestand zwar, aber unter sehr veränderten Verhältnissen; fremd stand der Kronprinz unter geborenen Fürsten, die preußischen Truppen mistrauten dem Franzosen, unverständliche Laute einer fremden Sprache tönten in sein Ohr, während die wohlbekannten Stimmen des Vaterlandes aus dem feindlichen Lager zu ihm drangen — der denkend-fühlende Leser setze sich in die Lage des Prinzen, und er wird es nur zu natürlich finden, daß Blücher's Thätigkeit nicht die seinige sein konnte. Den geistreichen mehrmals alle-

girten Schriftsteller und Begleiter Blücher's, den General von Müffling, dessen Werk „Zur Kriegsgeschichte der J. 1813 und 1814" die treueste Darstellung jener Begebenheiten ist, folgt der Verf. bei Beschreibung der Schlacht von Leipzig und der Verfolgung an den Rhein, den die zaghafte Partei des großen Hauptquartiers als die äußerste Grenze des möglichen Vordringens betrachtete. Wie Blücher nach erfolgtem Eintritt in Frankreich in seinem Siegeslauf Alles mit sich fortriß, wie er auf alle Art behindert wurde, als der Congreß zu Chatillon die mehr als je wirksame Friedenspartei durch die Idee einer diplomatischen Ausgleichung wahrhaft berauschte, sodaß der Marsch Blücher's nach Brienne und das Gefecht daselbst dieser ein wahres Verbrechen am heiligen Friedenswerke schien, sowie die Schwierigkeiten, welche der Feldherr hatte, die Schlacht und den Sieg bei la Rothière herbeizuführen, dessen Folgen eben dadurch weniger entscheidend wurden als zu erwarten war, erzählt der Autor ebenfalls nach jenem ausgezeichneten Gewährsmann. Wir sehen wie ein im Schloß zu Brienne gehaltener großer Kriegsrath eine Disposition entwarf, welche Uebereinstimmung in die Bewegungen der Armee bringen sollte, dem jedoch nur Blücher nachkam, denn jene Friedenspartei, jetzt noch verstärkt und wol auch durch östreichische, auf die Familienverhältnisse der kaiserlichen Familie gegründete Ansichten angeregt, sah in dem besiegten Napoleon einen unglücklichen Schwiegersohn, dem man helfen müßte, und dachte das große Trauerspiel, welches Europa von dem bedrohten Lissabon bis zum brennenden Moskau erschüttert hatte, wie ein Iffland'sches Familienstück zu beenden; vielleicht mochte dessen Stück: „Verbrechen aus Ehrsucht" ihnen vorzüglich vorschweben und sie dachten es sich rührendschön, wie Napoleon reuig sich den väterlichen Segen erbitten, die Diplomaten die Gruppe umringen und, gleich dem guten Polonius im Gespräch mit Hamlet, salbungsvolle Worte reden würden. Daher kam es, daß Napoleon eine beispiellos ungünstige militairische Lage in eine günstige verwandeln konnte, welches zwar seinem eminenten Talent beizumessen, aber doch nur bei unglaublichen Fehlern der Feinde möglich war. Blücher wurde das Opfer und viel edles Blut nutzlos vergossen, denn angegriffen von der ganzen Macht Napoleons, verlassen von der Hauptarmee, die seinen linken Flügel decken sollte, wurde er bei Chapaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamp hart gedrängt, ihm aber zugleich der, freilich nicht gewünschte Ruhm, seine Feldherrngröße auf einem schwierigen Rückzuge zu zeigen. Napoleon wandte sich gegen die von Blücher benachrichtete Hauptarmee und, mit Recht sagt der Verf., *kaum wird die Nachwelt es glauben* — von dieser wurde ein Waffenstillstand nachgesucht. Napoleon verweigerte ihn und die Armee retirirte, worauf Blücher von den beiden Monarchen, dem Kaiser von Rußland und König von Preußen, die Zuweisung der Corps von Bülow und Winzingerode verlangte, um die Offensive allein zu ergreifen. Diesen Vorschlag gewährten die Monarchen, und erweckten das häufig schlummernde Ehrgefühl des großen Kriegsraths.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Revue encyclopédique und die Saint-Simonisten.

Wie groß war unser Erstaunen, als wir das neueste Heft der „Revue encyclopédique" zur Hand nahmen, die Inhaltsanzeige aufschlugen, und darin die, uns aus dem Saint-Simonistischen Blatte „Le globe" wohlbekannten Namen Laurent und P. Leroux fanden. Wir schlossen alsogleich, daß eine wesentliche Veränderung mit diesem Journale vorgegangen sein müsse, eine Vermuthung, die durch die vorn abgedruckte Ankündigung zur Gewißheit erhoben wurde. Die „Revue encyclopédique" ist nämlich in die Hände der St.-Simonisten übergegangen, und eines der thätigsten Mitglieder dieses religiös-kosmopolitischen Vereins, Hypolite Carnot, ihr Redacteur geworden. Die St.-Simonisten haben nun drei Hauptorgane unter der französischen periodischen Presse: „L'organisateur", „Le globe" und die „Revue encyclopédique". In der oben erwähnten Ankündigung heißt es: „Ramener à l'unité des théories isolées, souvent contradictoires, faire subir à ces théories les transformations que nécessite la pratique, telle est la tâche que nous nous proposons. Mais la pratique et la théorie, en d'autres termes, l'industrie et la science, ne sont que les moyens: le but, c'est le perfectionnement matériel et moral des hommes..... Chercher et indiquer les changemens que doivent subir les institutions administratives, judiciaires, commerciales, pour améliorer le sort des peuples, écarter des débats législatifs tout ce qui n'a point pour *objet direct de faire cesser la misère et l'anarchie, en recompensant le travail et flétrissant l'oisiveté;* voilà notre ligne politique; nous n'en dévierons point, sûrs à l'avance d'obtenir la *sympathie* des coeurs généreux, des esprits *actifs*, qui appellent de tous leur voeux *l'ère des progrès pacifiques*". Wenn nun die Ansichten der St.-Simonisten, sowie sie von den Bekennern dieser Sekte oder Religion, wie sie sich nennen, in einer klaren denden Sprache vorgetragen werden, ohne tiefere Prüfung hinnimt, so ist des Verführerischen und Bestechenden in denselben gewiß sehr viel. Allein wenn man erwägt, daß jene ère des progrès pacifiques, wenn sie so in Erfüllung ginge, wie die St.-Simonisten sie verstehen, nothwendigerweise zu einer Theokratie ohne Beispiel, zur Vereinigung des Vermögens einer Nation in den Händen einiger weniger Bankdirectoren, zum Umsturz aller bestehenden Religionen (denn jede Theokratie ist unduldsam), zur Veränderung oder vielmehr Vernichtung der wichtigsten Rechtsbedingungen, an welche die Transmission des Eigenthums geknüpft ist, führen muß, so kann man ihm nicht sehr geneigt sein, l'unité et l'ordre der St.-Simonistischen Zukunft herbeizuwünschen. Uns Deutschen, die wir nun einmal in der Einfachheit unseres Herzens an dem Glauben unserer Väter hängen, die wir es nicht anders wissen noch wissen wollen, als daß die Religion, welche Christus gegründet hat, die höhern geistigüberirdischen Bedürfnisse vollkommen befriedigt und den Raum, der Gott von den Menschen trennt, so unendlich er auch ist, doch gänzlich und beseligend ausfüllt, uns vor Allem berührt es unangenehmer, wenn wir in dem Artikel „Religion" des ersten Heftes der St.-Simonistischen „Revue" lesen: „Les croyances de nos pères sont ensevelies et dorment avec eux dans les tombeaux. Nous avons grandi, nous avons rejeté *bien des erreurs*, découvert bien des vérités; nous avons soulevé bien des voiles". Hierbei muß bemerkt werden, daß dies noch die mildeste Form ist, in welcher die St.-Simonisten ihre Verachtung gegen das Christenthum aussprechen. Einen Menschen, wie es der Marquis von Saint-Simon war, von dem man nicht weiß, ob er mehr Abenteurer oder mehr Betrüger gewesen, der durch Selbstmord endete, — an die Stelle des Sohnes Gottes setzen, durch einen notorischen Schulden- und Prozeßmacher Christus verdrängen wollen, das in der That ist der Gipfel des Unsinns und der Verkehrtheit. Was man denn den großen Zweck der Verbesserung des physischen, intellectuellen und moralischen Zustandes der zahlreichsten und ärmsten Classe, den die St.-Simonisten vorschützen, dadurch zu erreichen hoffen, daß man zuerst die Grundfeste der europäischen Welt, das Christenthum und das Erbrecht, erschüttert? Ist denselbe Zweck nicht innerhalb des Christenthumes und mit Beibehaltung des Erbrechtes erreichbar? Woran die St.-Simonisten nothwendigerweise scheitern müssen, das sind die beiden Punkte, auf die wir eben hingedeutet haben: die Erhebung des Abenteurers St.-Simon zu einem Propheten, der Moses und Christus weit überstralt, und die Aufhebung des Erbrechtes. Indeß beeilen sie sich, indem sie sich der „Revue encyclopédique" bemeisterten, so gewonnen, daß sie das Ausland zwingen, auf ihre Bestrebungen, Lehren und Ansichten aufmerksamer zu werden, als es bisher gewesen ist. Wir werden denselben in Zukunft, soweit sie gut sind, Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihnen aber auch, soweit sie verkehrt und verwerflich sind, alles Ernstes die Stirne bieten. Z.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 347. — 13. Dezember 1831.

Preußens Helden. II. Blücher. 3 Theile.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Jetzt hatte Blücher, an der Spitze von 100,000 Mann stehend, mit ähnlichen Auftritten der Unzufriedenheit zu kämpfen wie im J. 1813 in Schlesien; ein sehr sicherer und einfacher Plan, den Feind bei Craonne zu vernichten, mislang aus angeblichem Misverständniß, und die moralische Aufregung des erzürnten Feldherrn erzeugte ein psychisch-physisches Uebel. Die Unzufriedenheit, die Mishelligkeiten zwischen Russen und Preußen zeigten sich wie in Schlesien im J. 1813 unter sehr bedenklichen Symptomen, aber wie dort der Sieg an der Katzbach alle Zwistigkeiten ausglich, so that es jetzt die siegreiche Schlacht bei Laon. Nachdem die Unterhandlungen zu Chatillon und Lusigny gescheitert waren, reiste der Kaiser von Oestreich mit seinen Räthen nach Dijon, worauf das hemmende Princip wegfiel und der Marsch auf Paris beschlossen wurde, welches jetzt wirklich der einzige Weg war, die Armee zu retten, denn das ewige Verweilen der großen Armee auf einem kleinen Punkte hatte die Gegenden erschöpft und noch mehr als Napoleons Aufforderungen beigetragen, den Volksaufstand in Masse hervorzurufen. Des alten Feldherrn Krankheit entwich, als seine Kraft in Anspruch genommen wurde, und wirklich agirten in der Affaire bei Fere Champenoise die Truppen der Hauptarmee vereint mit Blücher und griffen im Gefechte vor Paris die Höhen von Belleville und Romainville an, als Blücher, der Krankheit gebietend, den Montmartre stürmte. Nach der Einnahme von Paris am 2. April 1814 legte Blücher das Commando nieder, womit der 2. Theil sich schließt. Eine interessante Zugabe zu dem 2. Theil dieses Werkes ist eine improvisirte Kosakensage von einem ihrer Sänger, welche der Verf. ganz außerordentlich schön in das Deutsche übertragen hat, sodaß von dem Geiste der Dichtung ebenso wenig etwas verloren geht als in Herder's „Volksliedern". Man sieht daraus außer dem wirklichen poetischen Werth des Gedichts die große Achtung und Liebe, welche die Kosaken gegen Blücher hatten, denn der Improvisator läßt Blücher als das Kind eines alten Kosakenhetmanns erscheinen, welches im siebenjährigen Kriege gefangen, zum preußischen Helden gebildet sei, und nun durch die Nähe seiner Stammgenossen längst erloschener Bilder sich ahnend wieder bewußt würde.

Der 3. Theil beginnt mit Blücher's Aufenthalt in Paris und seiner Reise nach England. Die Schilderung der Blücher in England dargebrachten Huldigungen, wo er im eigentlichsten Sinne Mann des Volks war, ist vom Verf. auf höchst interessante, wirklich anmuthige Art dargestellt, und mehre Bemerkungen über Blücher's Eigenthümlichkeit im Vergleich mit französischer und britischer Nationalität, sowie die Betrachtung, daß Blücher seiner ganzen Individualität nach völlig der Repräsentant der deutschen Volksthümlichkeit war, von welcher er nur darin abwich, daß er das Verlangen nach „philosophischer Ruhe im Alter" nicht mit seinen Landsleuten theilte, beurkunden den denkenden, oft tiefen Sinn desselben. Außer dem wahrhaften Genusse, welchen dieser 3. Theil von Blücher's Leben einem Jeden, der in jener verhängnißvollen Zeit die deutschen Heere mit seinen Waffen oder seinen Wünschen begleitete, gewähren muß, war es mir besonders erfreulich, meine früher gewagte Behauptung, daß die starren, veralteten Maximen, nach welchen das Militair als ein mit besondern Vorrechten begabter, dem Bürger und noch mehr der bürgerlichen Ordnung schroff und oft feindlich entgegenstehender Stand betrachtet würde, unmöglich die Ansichten des wissenschaftlich gebildeten und tiefer schauenden Verf. sein, und nur im Unmuth über verkehrte Halbheit in kriegerischen Anordnungen von ihm ausgesprochen werden könnten, durch diesen später erschienenen Theil vollständig gerechtfertigt zu sehen, denn bei der Darstellung von Blücher's Leben in Berlin, wo nach geendetem Feldzuge die russischen und preußischen Truppen aus Frankreich zurückkehrten, gedenkt der Verf., die von Varnhagen v. Ense über Blücher erschienene Schrift benutzend, des eigenthümlichen, vorzüglich seit seinem Besuch in England dem Feldherrn aufgegangenen Talents einer kräftigen Beredtsamkeit, wobei er mehre ausgebrachte Toasts und einzelne Tischreden anführt, aus welchen man deutlich sieht, wie Blücher die große Idee Scharnhorst's und gleichdenkender Männer, den Kriegerstand mit dem Bürgerstande zu verschmelzen und die nämlichen Kräfte, welche im Frieden der Industrie und nützlichem Schaffen zugewendet waren, im Kriege gegen den Feind zu verwenden, vollkommen verstand und würdigte, und wie der Verf. offenbar die im 1. Theile des Werks aufgestellten störenden Behauptungen widerruft, indem er S. 45 sich für die neue Gestaltung eines auf Nationalgefühl und Freiheitssinn gegründeten Kriegssystems mit schönen Worten und edelm Sinn erklärt. Den Eindruck, welchen die, verwickelte Verhältnisse zu einem gordischen Knoten, einfache Gegenstände künstlich in Verwickelungen umgestaltenden Conferenzen des wiener Congresses auf Blücher's klaren natürlichen Sinn machen mußten, schildert der Verf. mit deutlichen, jene Periode treffend bezeichnenden Worten. Allerdings glichen jene Verhandlungen der Bewegung einer Schaukel, welche durch das Gesetz der Schwere stets ebenso weit wieder zurücksinkt, als sie durch einen Stoß vorgetrieben ist, und das mit hoffender Erwartung auf die wiener Amphiktyonen (wie der Verf. sie nennt) schauende deutsche Volk mußte sich zuletzt beim Anblicke dieser schaukelnden Bewegung selbst wie ein Falke vorkommen, den man, nach hergebrachter Manier der Falkoniere, mit verbundenen Augen auf eine Schaukel zu setzen beabsichtige, bis er völlig confus und zur Dressur fähig wäre. Der Himmel mag wissen, wie die Diplomaten des wiener Congresses zu einem endlichen Resultate gelangt wären, wenn nicht Napoleons Rückkehr von Elba zu eiliger Entscheidung rief. Blücher's ruhiges Benehmen in diesem großen Moment, sein Besuch bei dem mit der Landung Napoleons noch nicht bekannten englischen Botschafter, den er durch die Frage aus dem Schlafe weckte: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländischen Meere?" sowie sein Erscheinen auf dem Spaziergange unter den Linden in Berlin in voller Uniform, während er bis-

her stets Civilkleidung getragen hatte, ist charakteristisch und zeigt, wie ernst er gesonnen war, sich die Führung des Entscheidungskampfes nicht rauben zu lassen. Blücher erhielt das Commando der niederrheinischen Armee, welche aus vier preuß. Armeecorps unter Ziethen, Borstell, Thielemann und Bülow v. Dennewitz bestand und bestimmt war, mit der aus Engländern, Niederländern, Hanoveranern u. s. w. bestehenden niederländischen Armee unter Wellington den Krieg zu beginnen. Ein unglückseliges Vorspiel eröffnete die Scene — der Aufstand sächsischer Truppen in Lüttich — vom Verf. dargestellt nach dem bereits allegirten Gewährsmann Varnhagen von Ense. Es ist ein schmähliger Beweis für den unglücklichen Einfluß, welchen die Zerstückelung Deutschlands auf den Nationalsinn unsers Vaterlandes ausgeübt hat, daß in einem Augenblicke, wo ein Krieg ausbrach, welcher Alles bedrohte, was uns heilig sein sollte, dessen unglücklicher Ausgang uns zurückwerfen mußte in die Zeit schmachvoller Erniedrigung, wo unser Besitzthum einer räuberischen Soldateska preisgegeben, das germanische Wesen der Willkür französischer Machthaber zur beliebigen Ummodelung überlassen, das freie Wort mit dem Tode bestraft, Deutsche in den unsinnigsten, ungerechtesten Kriegen nach Spanien, Portugal und Rußland zur Schlachtbank geliefert, sogar, was die Dressur nicht einmal von wilden Thieren einer und derselben Gattung erzwingen kann, im brudermörderischen Kampfe einander selbst zu würgen genöthigt wurden, daß in einem solchen Moment in irgend einem deutschen Herzen ein anderes Gefühl leben konnte als das Verlangen nach Sieg über den entfesselten Tyrannen. Leider aber hinderte die gewohnte Zersplitterung Deutschlands seit so langer, ja seit ewiger Zeit, daß der Nationalkampf auch wirklich allgemein als ein solcher betrachtet worden wäre, und am wenigsten geschah dieses von den Offizieren und länger gedienten Soldaten der Truppen des sogenannten Rheinbundes. Namentlich hatte die sächs. Armee im J. 1806 für Preußen gegen Frankreich, 1807 für Frankreich gegen Preußen, 1809 mit Frankreich gegen Oestreich, 1812 für Frankreich mit Oestreich und Preußen verbunden gegen Rußland, 1813 für Frankreich gegen Oestreich, Rußland und Preußen, 1814 gegen Frankreich für Oestreich, Rußland und Preußen gefochten, und nach so mannichfachen Umwandlungen von Freund in Feind war es wol natürlich, daß ein sächs. Militair, wenn er mit der Frage aus dem Schlafe geweckt wäre: „ob er für oder gegen Deutschland gerüstet sei", sich leicht einige Zeit auf die zu ertheilende Antwort hätte besinnen müssen. Demnach war es Unsinn, in der sächs. Armee auf deutsches Nationalgefühl zu rechnen, denn wenn auch im J. 1813 ein fast wunderbar plötzlich erwachender deutscher Sinn den General Thielemann, welcher in den letzten Feldzügen der französischen Sache die größte Anhänglichkeit bewiesen hatte, auf ähnliche Art überfiel wie neuerlich die Cholera den General Diebitsch, welcher deutsche Sinn sich bei Leipzig über die ganze Armee verbreitete, wo sie sich durch einen sehr geschickten Uebergang aus Besiegten den Siegern anreihte, so konnte dieser momentane Aufflug unmöglich als ein entwickeltes Nationalgefühl betrachtet werden. Es hätte daher Blücher klar sein müssen, daß der ihm gewordene Auftrag, die sächs. Armee in zwei Abtheilungen, eine sächs. und eine preuß., nach Maßgabe der auf dem wiener Congresse stattgefundenen Theilung Sachsens zu spalten, zugleich aber das militairische und moralische Ehrgefühl nicht nur zu schonen, sondern für den nahen Kampf zu entzünden, sehr schwierig sei, und zwar mußte Blücher dieses mehr als jeder Andere einsehen, da er so lange Jahre in einer Zeit gedient hatte, wo das Heer keineswegs der bewaffnete Repräsentant des Nationalwillens, sondern eine für sich bestehende, durch die Waffenbrüderschaft zusammengehaltene Kaste war, deren freimüthige und beschränkte Ansichten, deren Ritterlichkeit und Thorheiten gerade er in seiner Jugend so lebendig getheilt hatte, und da er selbst den Schmerz, mit welchem ein lange gedienter Soldat von seiner Fahne, in der er das leuchtende Panier des Ruhmes sieht, und die ihm so heilig erscheint als dem frommen Pilger das von ihm lange angebetete Marienbild, scheidet, aus eigner bitterer Erfahrung kannte. Denkt man sich den Fall umgekehrt; der Feldzug im J. 1813 hätte verlangen, Preußen zu einer Landabtretung an Sachsen genöthigt und ein sächs. General beauftragt worden, die schlesische Armee unter Blücher zu theilen — es wäre ein schlimmer, mit der größten Vorsicht schwerlich ohne Blutvergießen zu vollendender Auftrag gewesen. Wenn man erwägt, daß die sächs. Armee seit 3 Jahren fast ununterbrochen gekämpft, daß Napoleon ihr durch Begünstigung geschmeichelt, daß sie den Zuwachs an Ruhm, da ihr Herr durch die Zutheilung polnischer Provinzen belohnt, mit Freude, auch wol egeistischen Hoffnungen gesehen hatte, so wird man fühlen, wie manches Interesse durch die Theilung ihres Landes verletzt wurde, und wie viel es von den sächs. Truppen gefodert war, mit Freuden gegen den einzigen Mann zu streiten, welcher die Zerstückelung ihres Vaterlandes hindern konnte. Es hatte überdies die lange Dauer und das diplomatische Schwanken des wiener Congresses viele Gerüchte in Umlauf gebracht, und so war dem gemeinen Manne der sächs. Armee die Meinung geworden, sein König werde unter keiner Bedingung in die Theilung seines Landes willigen, weshalb man in der projectirten Spaltung des Heeres eine eigenmächtige Handlung Preußens zu erblicken glaubte, sodaß diejenigen Offiziere der sächs. Armee, welche für preuß. Dienste sich erklärten, wenn nach ihrer Autorität bei den Truppen verlieren, welche an die Landesabtretung ihres Königs durchaus nicht glauben wollten. Ob die für die Zukunft in sächs. Diensten bleibenden Offiziere, denen die Einwilligung des Königs von Sachsen in die Theilung des Landes vollständig bekannt sein mußte, ihren ganzen Einfluß aufboten, um die ihnen untergebenen Truppen von der Legalität des Theilungsactes zu überzeugen, und ob ihnen ein kein Vorwurf in dieser Hinsicht zu machen sei, will ich unerörtert lassen, aber jedenfalls mußte Blücher verschlagen zu Werke gehen, sich mehr in die Seele der betheiligten Soldaten versetzen und nicht eher zur Theilung schreiten, bevor in der Mehrzahl der Sachsen der letzte Zweifel über die Einwilligung des Königs von Sachsen gehoben war. So erfolgte der unselige Aufstand, 7 Grenadiere, sehr willkürlich als Rädelsführer designirt, wurden erschossen, und die Weigerung des Generals von Borstell, die Fahne der sächs. Garde zu verbrennen, trennte diesen talentvollen Mann von der Armee. Mittelbar wurden mehr als 2000 Preußen die Opfer dieser traurigen Begebenheit, welche der General Pirch I., als Führer des zweiten Armeecorps an Borstell's Stelle, ohne allen Zweck vor Namur rächte, und welche, worüber gewiß jeder preuß. Offizier einig ist, Borstell nicht aufgeopfert hätte. Ich glaubte diese, so vielfach mit Leidenschaftlichkeit abgehandelte traurige Begebenheit hier berühren zu müssen, um darzuthun, daß sie möglich wurde durch den Mangel deutschen Nationalsinnes, daß sie entstand durch Uebermalung von preußischer, durch Nichtverhindern von sächsischer Seite, daß 7 Sachsen unmittelbar, 2000 Preußen mittelbar die Opfer dieser Katastrophe wurden, und um den Wunsch dringlich zu machen, beide Nationen von gleicher Bildung, gleicher Sitte und Zukunft mögen in jetziger Zeit, als Deutsche sich fühlend, Alles vergessen, was bisher Preußen und Sachsen in kleinlichen Zwist trennte.

Den Feldzug des Jahres 1815 schildert der Verf. noch genauer, als die Biographie Blücher's alle wesentlichen Momente desselben umfaßt, denn innerhalb des kurzen Zeitraums von wenigen Tagen sehen wir ihn in allen fast nur denkbaren Wechselfällen des Krieges. Allerdings sollte man es fast für unmöglich halten, daß Blücher und Wellington in ihren Cantonnements an der Sambre von Napoleon unerwartet überrascht werden konnten, denn man sollte meinen, eine so günstige Gelegenheit, das ausgedehnteste Spionsystem zu bilden, hätten nie Feldherren gehabt wie diese, denen alle Royalisten und Geistliche Frankreichs als Kundschafter zu Gebote standen. Dennoch wurde durch gänzlichen Mangel aller Nachrichten möglich, daß Napoleon, anstatt die ihm sehr überlegene combinirte Armee Wellington's und Blücher's zu seinem Empfange bereit zu finden, sie

in Cantonnirungen antraf, sodaß das erste preuß. Armeecorps unter Ziethen bereits am 15. Juni einen namhaften Verlust erlitt, bevor es hinter Fleurus eine Stellung einnehmen konnte. Am 16. Juni nahm Blücher in einer offenbar ungünstigen Position in der doppelten Voraussetzung, daß Wellington ihm zu Hülfe kommen und Bülow eintreffen werde, die Schlacht an. Da Wellington ihm kurz vor der Schlacht Hülfe versprochen hatte, so war die erste Voraussetzung insofern richtig, wenn er nur auf die Beihülfe eines Theils der Armee Wellington's rechnete, die sich aus ihren Cantonnirungen nach und nach sammelte; auch trog ihn diese Hoffnung nicht, denn wirklich lieferte Wellington bei Quatrebras ein gleichzeitiges Gefecht gegen das Corps des Marschalls Ney; um so fehlerhafter war jedoch die Erwartung Bülow's, welcher unmöglich zu rechter Zeit eintreffen konnte. So geschah es denn, daß wider alle menschliche Erwartung sowol die Stellung als die numerische Zahl der Truppen zu Gunsten Napoleons war, und daß er bei Ligny siegte, worauf er das nämliche Spiel gegen Wellington zu wiederholen beschloß, indem er diesen mit seiner ganzen Macht anzugreifen dachte, während Grouchy die Trümmer der preuß. Armee und das frische Corps von Bülow ebenso fesseln sollte, wie am 15. Ney die engl. Armee. Hier verfiel Napoleon in zwei Irrthümer. Zuerst glaubte er die preuß. Armee vernichtet und demoralisirt, welches sie nicht war, und zweitens traute er Grouchy zu viel Intelligenz und ein richtiges Auffassen des großen Plans zu, weshalb er, wie aus Grouchy's Memoiren deutlich hervorgeht, es vernachlässigte, diesen hinlänglich genau zu instruiren, sodaß dieser General, seinen eignen Worten zufolge, es gar nicht recht begriffen zu haben scheint, daß sein Corps eigentlich der etwas abgesonderte rechte Flügel der Hauptarmee sei, mit welcher er sich durch stete Patrouillen von seiner linken Seite aus in beständiger Communication zu erhalten hatte. Hierdurch sowol als durch die moralische Kraft der preuß. Armee, welche eine verlorene Schlacht nicht entmuthigte, und durch Blücher's wahrhaft heldenmäßiges Benehmen, dessen kräftiger Geist seinem durch den Sturz bei Ligny, wo nur ein Zufall ihn vor der Gefangenschaft rettete, verwundeten Körper mächtig gebot, geschah es, daß die Schlacht bei Belle-Alliance keine Wiederholung der bei Ligny ward. Grouchy hielt nicht die Armee von Blücher, sondern nur das dritte Armeecorps des Generals Thielemann bei Wavre auf, und Blücher kam nach einem unendlich beschwerlichen Marsche mit dem ganz frischen vierten Armeecorps Bülow's, mit dem keineswegs demoralisirten ersten und zweiten Armeecorps unter Ziethen und Pirch auf dem Schlachtfelde an, wodurch die Schlacht entschieden, der Sieg mit einer Thätigkeit, wie sie kaum Napoleon in der Zeit seines höchsten Glanzes entwickelt hatte, verfolgt und das erstaunte Paris eingenommen wurde.

Wenn ich die Geschichte des Feldzugs 1815 dem Leser hier im kurzen Abriß vor Augen stelle, so geschieht es, weil der jetzige und damalige Zustand Europas viel Aehnlichkeit haben, und die Vergangenheit die Lehrerin der Gegenwart ist. Dieser Feldzug bietet die Eigenthümlichkeit dar, daß es nicht der erste begangene Fehler war, welcher, wie sonst gewöhnlich, den Feldzug entscheidet, sondern daß eine aus sorgloser Ruhe aufgeschreckte, ganz unerwartet auf den Kampfplatz geführte Armee in ungünstiger Stellung gegen Uebermacht kämpfte, vergebens auf Unterstützung hoffend, geschlagen wurde, im übelsten Wetter einen schwierigen Rückzug machte, auf dem neuen Kampfplatze erschien, den Sieg entschied, den in wilder Flucht enteilenden Feind aufrieb und auf Paris drang. Diesen unglaublichen Erfolg bewirkte die der Armee einwohnende moralische Kraft. Die Hauptstadt der eitelsten Nation Europas, geschmückt mit den Trophäen aller Länder, im J. 1814 von den siegenden Fürsten geschmeichelt, sah jetzt Blücher und Wellington nahen, welcher Ersterer absichtlich ihre Eitelkeit verhöhnte, ihr harte Bedingungen vorschrieb, verachtend zu ihr sprach, und dennoch ergab sich Paris, beschützt von 60,000 Mann Truppen und 40,000 Nationalgarden, dem strengen Sieger. Dieses beweist die Demoralisation Frankreichs. Dennoch waren die einrückenden Preußen großentheils die nämlichen Menschen, welche im J. 1806 von den Franzosen so verachtet waren, und die capitulirenden Franzosen die frühern Besieger Europas. Möge diese Betrachtung, wie es einzig und allein die moralische Kraft ist, welche große Erfolge herbeiführt, vor dem verderblichen Irrthum bewahren, wenach eine materielle Ansicht die Länder und Heere gern nach der Zahl der Seelen mißt, ohne zu fragen, was die innere Thätigkeit dieser Seelen sei, und ob diese Seelen geneigt sein dürften, die von ihnen bewohnten Körper im Moment der Entscheidung lieber dem Untergange zu weihen, als sich selbst fesseln zu lassen.

Es scheint mir daher der Verf. jene Zeit nicht richtig zu würdigen, indem er den Untergang Napoleons in Kabalen und Verrath, besonders in den Umtrieben politischer Träumer (Ideologen) sucht, die Napoleons Ausrüstung des Heeres als ein Streben nach Dictatur ansahen, denen er die Zusatzartikel zu der Constitution als eine Art von Spielwerk gegeben hätte. Hier misversteht der Verf. offenbar die Meinung der Franzosen und hält sich zu sehr an das militairische Resultat des Feldzuges. Es mag in Frankreich vielleicht, wie in jedem andern Lande, politische Schwärmer geben, die mit phantastischen Gebilden idealer Staatsverhältnisse ihre Imagination anfüllen und dadurch den einfachen Maßstab des Praktisch-Ausführbaren verlieren, aber die Nation, als ein Ganzes betrachtet, weiß recht gut was sie will, wenn sie auch bei ihrer großen Lebhaftigkeit das Ziel ihres Strebens zuweilen nicht ganz consequent verfolgt und leicht auf Abwege geräth, wenn der Glanz einer neuen Erscheinung sie blendet. Die Unzufriedenheit der Nation mit dem militairischen Kaiserreiche begann besonders dadurch, daß Napoleon sich immer mehr wie einen geborenen Fürsten, als den Repräsentanten der zur Ordnung zurückgeführten Revolution betrachtete, und mit den liberalen Ideen Alles, was der ungehindertsten Willkür sich nur einigermaßen hätte widersetzen können, verdrängte. Ohne eine solche, wenigstens innere Unzufriedenheit wären viele Erscheinungen, namentlich die sonderbare Verschwörung von Mallet unmöglich gewesen. Der Verlust der Armee in den Jahren 1812 u. 1813, sowie die sieglose Heimkehr Napoleons erhöhten den Unmuth, welchen der Glanz der Siege bisher niedergedrückt hatte, und so kam es, daß das nämliche Frankreich, welches im J. 1793, als es von Europa bedroht, in innere Kriege verwickelt war, auf Danton's feurigen Antrag eine Million Soldaten stellte, im J. 1814 ruhig blieb, als die Feinde in Paris einzogen, indem nur die Armee die militairische Ehre, nicht aber der Bürger das Vaterland vertheidigte. Als nun die Bourbonen an Napoleons Stelle traten, als Frankreich den großartigen Despotismus des Kaiserthums mit der kleinlichen Quälerei nichtswürdiger Pfaffen, bornirter Aristokraten und schwacher Fürsten vertauschte, die Zeit des Ruhms ohne Heil sich in die Zeit des Unheils ohne Ruhm verwandelte, da wandten sich die Blicke wieder auf Napoleon, denn bei der gründlichen Tiefe gänzlicher Erbärmlichkeit der Gegenwart erschien die Vergangenheit im glänzendsten Lichte. Daß der Adler in eine Taube verwandelt heimkehren würde, konnten nur Phantasten meinen, aber auch verständige Menschen konnten glauben, daß Napoleon in seinem Unglück schmerzlich der frühern glorreichen Zeit gedacht habe, wo nicht Satrapen in knechtischer Demuth den Thron mit verlangenden Blicken nach Orden, Gütern und Geld umstanden, sondern wo freie Bürger den geehrten Feldherrn umgaben, bereit, Gut und Blut für die Freiheit zu opfern, und konnten hoffen, es werde die Stimme des ihn zurückrufenden Volkes Anklänge der Vergangenheit in ihm wecken. Diese Hoffnung war nicht ungereimt: dachten doch sogar die Braunschweiger in ihrem gutmüthigen Wahne, der Anblick der Julisceenen in Paris werde ihren vortrefflichen Fürsten etwas corrigirt haben. Die Wünsche Frankreichs schildert das Gespräch des liebenswürdigen, betrauernswerthen Labedoyère mit Napoleon bei dessen Rückkehr aus Elba, welches uns Zschokke überliefert hat, auf schöne Art, und diese haben mit den Phantastereien der Ideologen, wie sie der Verf. nennt, nichts gemein.

Die Armee brauchte Napoleon nicht erst zu gewinnen, denn diese beseelte das Verlangen, die Ehre der Waffe und den verlorenen Ruhm herzustellen als fast ausschließliches Gefühl; aber der denkende, durch so unendlich mannichfache Erfahrungen seit 26 Jahren belehrte Theil der Nation sah nicht wie die Armee den Krieg als den Zweck selbst an, sondern als das äußerste Mittel zur Erlangung eines nationalen Zwecks, und verlangte eine Garantie, daß die Anstrengungen, welche sie noch einmal dem bewaffneten Europa entgegenstellen sollten, andere Früchte als blutige Lorbern tragen würden. Es war daher nicht die im Drange der Umstände nothwendige militairische Thätigkeit Napoleons, welche die Sache der Nation bald von der seinigen trennte, wie der Verf. annimmt, indem er die sogenannten Ideologen beschuldigt, in allen kräftigen Handlungen Streben nach Dictatur gesehen zu haben, sondern es waren gerade die additionnellen Artikel zu der frühern Reichsverfassung, welche die weitersehenden Franzosen zuerst aus der Täuschung rissen, als sei Napoleon gesonnen, künftig als erster Repräsentant der liberalen Ideen zu herrschen, wozu die allwohlbekannte Art, seine Umgebungen aus Menschen wie Fouché, Maret u. s. w. zu wählen, viel beitrug. Es kann hier nicht der Ort sein, weitläufig darzuthun, wie Napoleon zwar alle materiellen Hülfsmittel, über die er verfügen konnte, herbeizog, aber sich hütete, der moralischen Impulse, durch welche die Republik gesiegt hatte, sich zu bedienen, wie er den Enthusiasmus des Volkes mehr beschwichtigte als aufregte, wie er in der Nation nur eine, seinen geschmolzenen Regimentern neue Rekruten zuführende Masse sah, wie er endlich in der additionnellen Acte so wenig als möglich für die Zukunft verhieß, und es genügt hier, zu bemerken, daß Frankreich sehr bald einsah, es beabsichtige Napoleon, mit einer Armee feindliche Heere zu besiegen, dann mit den feindlichen Fürsten zu negociiren, um ferner zu herrschen wie zuvor, wodurch der bei seiner Ankunft aufgeloderte Enthusiasmus ebenso schnell erlosch. Er war daher nicht das Oberhaupt einer mächtigen Nation, sondern nur der Anführer einer Armee, welcher geschlagen, weder eine Reserve an der Nationalgarde noch eine schützende eherne Mauer in der bewaffneten Nation fand, nun Intriguen egoistischer Rathgeber erlag.

Sehr interessant ist Blücher's allerdings ungewöhnliche Diplomatik in Paris, seine Correspondenz mit Davoust und sein ganzes eigenthümliches Benehmen, sowie es eine merkwürdige Erscheinung ist, daß es gerade dieser als ungebildet verschrieene Krieger war, dem die verschiedenen Länder Europas, besonders Deutschland, die Wiedererlangung der ihnen von den Franzosen geraubten Kunstschätze verdanken, und daß Blücher's Hände das herrliche Kunstwerk von Rubens, den heil. Petrus, nach Köln, sowie das jüngste Gericht von van Eyk nach Danzig zurückführten.

Die letzten Jahre und das Ende Blücher's erzählt der Verf. auf einfache, den Stempel der Wahrheit tragende und die Eigenthümlichkeit dieses ungewöhnlichen Mannes heraushebende Art. 53.

Kritische Miszellen. *)

1. Peregrin's Gastmahl. Eine Idylle in elf Octaven aus dem deutschen wissenschaftlichen Volksleben, mit Beiträgen zur Charakteristik europäischer Philosophie in älterer und neuerer Zeit. Von Anton Günther, Weltpriester. Wien, gedruckt bei den P. P. Mechitaristen. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine humoristisch-satyrische, versteht sich katholische Kritik der neuesten Philosophien, besonders der französischen; mit vorausgehenden Plänkeleien gegen die Redner der reisenden Naturforscher zu Heidelberg, die Isispriester, wie sie genannt werden, das europäische naturforschende Collegium ambulans, die gelehrten Zugheuschrecken, die arthritis vaga der Gelehrsamkeit, und die naturphilosophischen Trinitarier, Hegel und Consorten. Kant, Fichte und Schelling werden erst allerletzt zum Gastmahl geladen. Die Charakteristiken der Franzosen sind etwa folgende: Cousin, Nachfolger des Royer-Collard; sympathisirt besser mit der jetzigen Generation als dieser; Beredsamkeit, Denkertalent, die Leichtigkeit, metaphysische Abstractionen gleich Gemälden darzustellen und zu gruppiren, sein schöner Vortrag, die Poesie, die in Allem liegt, fesselt und reißt. Bonald, ist hart zu verstehen, jagt nach Phrasen und vernachlässigt die Ideen; er ist nicht sowol ein Denker als ein Redner, der recht vornehm thut, und wohl Jünger hat, aber kein Publicum. Lemaitre, sucht überall die geistliche Anordnung der Vorsehung zu erklären und zu rechtfertigen, und geräth damit in den Mysticismus, von da in den Asceticismus, und schmiegt sich dann ganz und gar ins Priesterjoch. Seine Methode ist schroff, anmaßend, vornehm herabsehend, sein Vortrag hinreißend, lebendig, nett. Wie Montesquieu den Geist der Gesetze, so hat er den Geist der Kirche verfaßt. Lamennais, könnte der Jean Jacques der Kirche genannt werden; liebt Kampf, Paradoxen, sucht Ernst und Aufsehen zu erregen. Ekstein begründet allerdings die Vermuthung, daß er eine eigenthümliche Philosophie habe, aber es läßt sich nicht errathen welche? Bei der Tafel fallen allerdings pikante Reden; z. B. Lessing habe allerdings, was beim Kampf aller dieser religiösen Systeme Noth thut, am richtigsten gesehen. Alle falschen Religionen sind gleichsam ein Bild der Wahrheit — aber ein getrübtes. Ein Gott ist in ihnen allen. Die Philosophie ist ein lebendiges Fragment. Die Praxis der Kirche ist, die theologischen Streitigkeiten nicht zu entscheiden, sondern nur durch ein aufgeregtes Selbstinteresse sie niederhalten zu lassen. Abnormitäten des Verstandes sind es, wenn man einerseits im Katholicismus nichts als Krankheiten, im Protestantismus lauter Gesundheiten sehen will, oder andererseits, wenn man den Protestantismus demüthigt, daß er aus der schönen Hausgemeinschaft ausgeschieden, nunmehr eine traurige Junggesellenwirthschaft auf seine eigne Faust führen wolle, und dabei mit den wirklichen Krankheiten des Katholicismus als Symptomen der Gesundheit prahlt will. Wenn Jacobi geäußert haben soll, es gebe kein Drittes zwischen Christenthum und Heidenthum, als immer, immer eifriger scholastisch philosophiren, oder katholisch zu werden: so sei sich nicht Wunder zu nehmen, wenn seine Ladenhüter und Bänkelsänger in katholischen Ländern, um nur katholisch bleiben zu können, hieher rufen und nicht weiter in der Speculation!

2. Die Wittelsbacher. Balladen von Eduard Duller. München, Franckh. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. *)

Meist in Art eines nibelungischen Versmaßes. S. S. 143. Kurfürst Maximilian auf dem Fürstenrath zu Nürnberg nach Abschluß des allgemeinen Friedens 1648, was 1650 gelesen werden soll. Wir wissen zwar nicht, daß Maximilian 1650 zu Nürnberg gewesen sei, doch in gesungenen und gemalten Geschichten, wie sollten sie denn sonst bunt sein, daß mans so genau nicht nehmen. Auf die dort angeblich gemachte Zumuthung, die neue Lehre in Baiern herrschend zu machen, läßt der Dichter den Kurfürsten in Zorn und Wuth gerathen und unter Andern sagen:

Ein Volk! Ein Gott! Ein Glaube! war stets mein Losungswort,
Das war zu allen Zeiten des Vaterlandes Hort.
Sonst geht es schmählich unter: dies schöne, theure Land,
Das stets den heil'gen Glauben bewahrt als sichres Pfand.

Et sic porro. Z. B. an Gustaf Adolf: „Du kleines Königlein!" Am Ende scheinen einige Zeilen zu fehlen:

So thäts in Schlaf ihn lullen,
Empor hebt er den Kopf —
Und sprach: O! Eduard Duller,
Sei doch kein solcher Tropf! 151.

*) Vgl. Nr. 198 d. Bl. D. Red.

*) Vgl. Nr. 861 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Verleger unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 348. — 14. Dezember 1831.

Polen.

Zweiter Artikel. *)

Endlich brach der von einem großen Theile der Nation gefürchtete, aber gleichfalls von einem großen Theil ersehnte Augenblick des Kampfes heran. Wenn in den zwei Monaten, die vom Ausbruche der Revolution bis zum Einrücken des russischen Heeres verflossen waren, ein Mann des Schicksals und des Glückes, wie ihn andere Nationen in gleich verzweifelten Lagen gehabt haben, als unumschränktester Dictator an der Spitze der Ereignisse gestanden hätte, so würde der verhängnißvolle Februar des Jahres 1831 den Angelegenheiten Polens, statt sie unentschieden zu lassen, eine bei weitem günstigere Wendung gegeben haben. Gestehen muß man jedoch, daß, trotz der Lauheit des in einem ernstlich gemeinten und nicht nach Weise eines Fabius Cunctator betriebenen Unterhandlungssystem befangenen Dictators Chlopicki, derjenige Theil der polnischen Nation, welcher der Sache der Revolution enthusiastisch ergeben war, Alles aufbot, um den Russen so viel Streitkräfte entgegenzustellen, als aufzubringen die unterlassene Emancipation des Bauernstandes nur immer erlaubte. Das Heer war von 31,000 Mann auf 63,000 gebracht worden, aber es war zum fünften Theil blos mit Sensen bewaffnet; ferner gingen davon die Garnisonen von Modlin, Zamosc und Praga ab, und es mußte ein eignes Truppencorps abgesondert werden, um die obere Weichsel zu decken. Die bewegliche Nationalgarde (jenseits der Weichsel 36,800, diesseits 40,800 Mann stark) war weder ordentlich bewaffnet noch so organisirt, daß sie gegen den Feind gebraucht werden konnte, die Bildung der 16 neuen Fußregimenter, die aus ihr hätten formirt werden sollen, hatte bei Anfang des Krieges erst begonnen. Dagegen bestand die russische Armee unter Diebitsch aus 106 Bataillonen, 136 Escadronen, 11 Regimentern Kosaken und 396 Feuerschlünden, im Ganzen 170,000 Mann. Davon bildeten den rechten Flügel die Corps Schachoffskoi und Manderstern mit 31,000 Mann; den linken eine Masse Reiterei unter den Generalen Creuz, Anrep und Geismar, gegen 20,000 Mann; das Centrum endlich unter Rosen, Pahlen und Witt, sammt dem Feldmarschall Diebitsch, bestand aus 85,000, mit der Reserve aus ungefähr 118,000 Streitern. *) Gibt man auch dem Dr. Becker (S. 23) Recht, daß die russischen Heere, wie fast alle, auf dem Papiere stets stärker sind als im Felde, und streicht von den 170,000 Mann sowie von den 400 Kanonen ein ganzes Drittel, so war das Heer der Russen doch noch immer 120,000 Mann und 266 Kanonen stark. Gewiß ist dies eine Zahl, die nicht zu gering angeschlagen ist und welche, die täglich ankommenden Verstärkungen ungerechnet, die Armee der Polen, sowie ihre Kanonen (nach dem Verf. „Polens Kampf um seine Wiedergeburt" 96, und mit der Reserveartillerie 136 Stück Geschütz) um das Doppelte überwog. Außer der Ueberlegenheit der Streitkräfte des Feindes hatten die Polen noch im Herzen des Landes die 400,000 Juden, welche ihnen den größten Schaden zufügten. Hätte der Prof. Krug bedacht, daß es die Juden waren, welche dem Feldmarschall Diebitsch von den geheimsten Dingen, die in Warschau und bei dem polnischen Heere vorgingen, Bericht erstatteten, daß sie armen Leuten den größten Theil der durch die Oeffnung des Zeughauses in der Nacht vom 29. Nov. abhanden gekommenen Gewehre (10,000 Stück) abkauften, verhehlten, ja sogar die Läufe zersägten, so würde er es in seiner Philippika den Polen nicht so hoch angerechnet haben, daß sie diese vom schmutzigsten Geldgeize beseelte Nation, die seit Jahrhunderten durch Wucher aller Art das unglückliche Polen ausgesaugt hatte, von dem Kampfe für das Vaterland, zu welchem sie ihrer angeborenen, unvertilgbaren Feigheit wegen ohnehin nicht taugte, ausgeschlossen haben. Beim Einmarsche Diebitsch's waren der Bug und die Narew noch so fest gefroren, „daß sie von Kanonen und Reitern wie fester Boden passirt werden konnten", mithin jene natürlichen Vertheidigungsmittel, die sie in der milden Jahreszeit sind, damals nicht abgaben. Die Straße nach Warschau war sonach frei, und die polnische Tapferkeit das einzige Bollwerk, das dem Feldmarschall Diebitsch im Wege stand. Wäre ein Sobieski, ein Kosziusko an der Spitze des polnischen Heeres gewesen, so würden vielleicht jene Wunder des Heldenmuthes, deren Zeugen die Schlachtfelder von Dobre, Wawre, Grochow gewesen sind, ein glänzenderes Resultat als „Noch ist Po-

*) Vgl. Nr. 339—341 d. Bl. D. Red.

*) „Polens Kampf um seine Wiedergeburt", S. 805.

ten nicht verlorem!" herbeigeführt haben. Allein kein Feldherr, wie ihn ein Volk in einer so kritischen Lage bedurfte, befehligte die Polen, sondern Fürst Michael Radzivil, der, wie sich der Verf. des „Freiheitskampfes der Polen gegen die Russen" ausdrückt, „nie eine ansehnliche Truppenmasse geleitet und bisher den Krieg mehr gesehen als geführt hatte". Chlopicki, jener General, von dem der Marschall Suchet in seinen Memoiren sagt, daß er ihm vorzugsweise entferntere Expeditionen, die er nicht in eigner Person befehligen konnte, anvertraut habe, der somit Beweise seiner Fähigkeit, ein Heer anzuführen, abgelegt hatte, war durchaus nicht zu bewegen gewesen, den Oberbefehl zu übernehmen. Er hatte dem Ausschusse, der ihm die Würde eines Generalissimus anbot, geantwortet: „Wenn er den ungeheuern Kampf, dem sich das Land gegen den mächtigsten der Monarchen unterziehen müsse, und die geringen Hülfsmittel Polens in Betracht ziehe, so könne er als ein erfahrener Soldat unmöglich eine andere Beendigung des Aufstandes anrathen, als durch friedliche Vermittelung; wollte er jetzt die Nation in einen Krieg führen, aus dem sie unmöglich siegreich hervorgehen könne, so würde ihn die Geschichte mit dem Namen eines Verräthers an seinem eignen Vaterlande brandmarken". Allein nachdem Chlopicki seine Dictatur niedergelegt hatte, war er den Vertretern der Nation, zu der er gehörte, Gehorsam schuldig; das Vaterland hat das unumschränkte Recht, von Jedem im Augenblicke der Gefahr die Dienste, die er zu leisten vermag, gebieterisch und ausnahmslos zu fodern; und nachdem der Reichstag die Unabhängigkeit Polens ausgesprochen hatte, durfte die persönliche Meinung Chlopicki's, daß der Kampf unglücklich ausfallen werde, ihn nie und nimmermehr veranlassen, den Oberbefehl abzulehnen; die Nation hatte einmal beschlossen, zu siegen oder unterzugehen, und so mußte denn auch er mit ihr siegen oder mit ihr untergehen. So verstanden die Römer den Patriotismus, so hätte auch der General Chlopicki ihn verstehen und den Oberbefehl des Heeres übernehmen sollen. Dann hätten die Polen nach der Schlacht von Grochow nicht zu klagen gehabt, daß das Schicksal sie in dem entscheidenden Augenblicke des Zusammenwirkens aller Theile des Heeres beraubt habe, und es wäre vielleicht auf Grochows Gefilden und im Februar ein entscheidender Sieg errungen worden. Da Chlopicki in dieser denkwürdigen Schlacht dem, aller Talente eines Heerführers baaren Radzivil mit seinem Rathe beistand und den Muth eines tapfern Kriegers bewährte, hätte er auch den höhern Muth zeigen sollen, die Verantwortlichkeit des Oberbefehls nicht zu schwer zu finden. Wunden entfernten ihn auf immer von dem Schauplatze des Krieges. Es war ein hartes Schicksal, das den Polen in den Monaten Dezember und Januar einen der Sache der Revolution unbedingt ergebenen Dictator, im Februar einen fähigen, später einen glücklichen Feldherrn versagt hat, denn Glück ist zum Siege erfoderlich, wie dies denn auch der als Staatsmann und Krieger allen den Männern, die sich während des polnischen Kampfes hervorthaten, unendlich überlegene Sulla, indem er sich in dem Beinamen Felix gefiel, dankbar anerkannte.

Die Schlacht von Grochow, der Sieg, welchen der neue Generalissimus Skrzynecki über die russischen Generäle Geismar und Rosen erfocht, die glücklichen Gefechte, welche Dwernicki bestand, die Unthätigkeit des russischen Feldmarschalls und der Aufstand in Podolien, Volhynien und Lithauen, dies Alles war mehr als hinreichend, um den Cabineten der europäischen Mächte zu beweisen, daß der Kampf, der sich in Polen entsponnen hatte, sein Ende sobald nicht erreichen würde. Unmittelbar nach dem Ausbruche der Revolution, beim Beginne des Kampfes im Februar, war es allerdings auf keine Weise zu erwarten, daß die großen Mächte sich zu Vermittlern zwischen Rußland und Polen aufwerfen würden. Allein als die neue Ordnung der Dinge in Polen einige Consistenz gewonnen hatte, als es möglich schien, daß der Kampf doch zu Gunsten der Aufgestandenen ausfallen könnte, und es gewiß war, daß das Blutvergießen lange dauern würde, überdies die Truppenzüge der Russen die Seuche, die sie sich aus Persien geholt hatten, den Marken Deutschlands immer näher brachten, da gebot ebensowol die Klugheit als die Menschlichkeit den großen Monarchen Europas, dem Kampfe zwischen den Polen und Russen schlechterdings ein Ende zu machen. Zwar hatte der russische Kaiser in einer Circularnote den Mächten erklärt, daß er mit den Polen niemals unterhandeln werde, allein dies durfte sie nicht hindern, für die Polen mit Energie zu unterhandeln, und zwar damit anzufangen, daß sie die Einstellung der Feindseligkeiten von beiden kriegführenden Parteien im Namen der Menschlichkeit ernstlich begehrten. Die Cabinette von Oestreich und Preußen, welchen die Beschlüsse des wiener Congresses doch sonst so heilig sind, konnten sich bei dieser Foderung sehr wohl auf die Bedingung stützen, unter welcher allein dem Kaiser Alexander das Herzogthum Warschau überlassen wurde, nämlich daß es ein von Rußland getrennter, besonders verwalteter Staat bleiben solle. Insbesondere sprechen die Tractate vom 3. Mai 1815 zwischen Oestreich, Preußen und Rußland von Erhaltung der polnischen Nationalität, von Handel und Schiffahrt „innerhalb des ganzen Polens der Vorzeit des Jahres 1772" („Resultate des wiener Congr. in Bezug auf Polen", S. 12); ferner soll die niedergesetzte Commission die geeigneten Maßregeln treffen, um auch in Beziehung auf den Durchfuhrhandel „jede Fessel hinwegzuräumen, welche der freiesten Communication zwischen denen, unter getrennten Regierungen lebenden Bewohnern Polens beschwerlich und der Ausführung der großartigen Idee hinderlich sein könnte: die Nationalität und alle die theuern Erinnerungen, die den Polen an sein Vaterland fesseln, immer lebendig aufrecht, und die Nation zu diesem Ende von einem großen Zollverbande da umschlungen zu erhalten, wo nur einmal überwiegende Hindernisse ihrer völligen Wiedervereinigung zu einem großen politischen Ganzen in den Weg getreten waren". Man sieht hieraus, daß es einem gewandten Diplomaten nicht an Stoff

gefehlt haben würde, um energische Protestationen gegen die Fortsetzung eines Kampfes einzulegen, der das unglückliche Polen des Restes seiner Nationalität zu berauben drohte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Manuscrit de l'an III (1794—95) par M. le baron *Fain*. Paris, 1830.

Vorliegender Band des Hrn. F. enthält die vornehmsten Begebenheiten eines Zeitabschnittes, der an historischem Interesse gewiß jenen andern Epochen nicht nachsteht, womit derselbe Verf. sich in frühern Bänden beschäftigte. Hier aber wie dort vermag Hr. F. als Augenzeuge zu sprechen, weil er als Secretair beim Militairausschusse des Nationalconvents den ersten diplomatischen Verhandlungen der fremden Mächte mit der Republik beiwohnte und die Noten, die von beiden Seiten gewechselt wurden, vielleicht zuerst las und entsiegelte. Einer kurzen Anzeige des Hauptinhaltes dieses Bandes wollen wir daher nur noch die Bemerkung voranschicken, daß, in Folge jener vortheilhaften Stellung des Verfs., dessen richtiger und durchdringender Verstand, sowie seine Gewissenhaftigkeit Anerkennung verdienen, auch dieses Buch zu jenen guten Werken gehört, woraus Staatsund Geschäftsmänner Belehrung schöpfen können, welche manche falsche Ansichten zu berichtigen geeignet sind und die endlich der bloßen Neubegier überall Befriedigung gewähren. — Von allen Mächten der europäischen Coalition traten bekanntlich Preußen und Spanien zuerst von derselben ab, wiewol nach des Verfs. Angabe aus verschiedenen Motiven. Preußen nämlich, das etwa einen Monat nach dem 1. Thermidor die ersten Friedensanträge auf eine höchst ungewöhnliche und ziemlich mysteriöse Weise machen ließ, fand sich hierzu lediglich aus selbstischen Rücksichten veranlaßt. „Es war nämlich des Krieges müde und fand, daß ihm die Hülfsgelder Englands weder die Menschen noch den Ruf wiederzuerstatten vermochten, die es auf den Schlachtfeldern verlor; deshalb kam es der Republik entgegen". Ganz anders verhielt es sich mit Spanien. Fand es sich auch wegen der nahen Verwandtschaft seines Regentenhauses mit der entthronten Dynastie in Frankreich am meisten beleidigt und auf das Empfindlichste mishandelt, so schien es doch alle ihm zugefügten Unbilden zu vergessen und nur mit dem Schicksale der Kinder Ludwigs XVI. beschäftigt zu sein. Es fodert sie dringend, es bittet, es erniedrigt sich, um daß man sie ihm ausliefere. Seine unbeholfene, leichtsinnige, rückhaltlose Politik beweist nur desto besser die Reinheit seiner Absichten, „und dieses Beispiel ist um so merkwürdiger, weil es keine Nachahmer finden, weil kein regierendes Haus sobald wieder auftreten dürfte, das aus Familienliebe Krieg führt oder Frieden schließt". Indeß man mit Spanien noch unterhandelt, werden die Verträge mit Preußen zu Paris ratificirt, und unter der Depesche, welche diese Ratification meldet, liest das preußische Cabinet das seltsame Postscriptum: „Man hat diesen Morgen dem Nationalconvent den Tod von Capet's Sohn, der mit Gleichgültigkeit vernommen, und die Capitulation Luxemburgs gemeldet, die mit der lebhaftesten Freude aufgenommen ward". Gleichwol war jener Tod so rechtzeitig und kam der republikanischen Politik so wohl zu statten, daß man nicht bis auf den Grund dieser Gleichgültigkeit zu dringen wagt. Dennoch unterhandelt Spanien, weil zu den Rücksichten der Menschlichkeit noch die der stets wachsenden Noth im Innern kommen. Von der Auslieferung der Kinder Ludwigs XVI. ist die Verhandlung zu jährlichen Lieferungen andalusischer Hengste und Merinowidder gelangt; und am Ende bietet Spanien Provinzen an, wie es Hengste und Widder anbot. Der Vertrag wird unterzeichnet; man erhält ihn zu Paris in dem Augenblicke, wo man den Sieg Hoche's bei Quiberon durch öffentlichen Ausruf in den Straßen verkündigte. Zu Madrid werden der Bevollmächtigte und der spanische Minister, welche die Unterhandlungen geleitet, mit Ehrenbezeigungen überhäuft; zu Paris dagegen erhält der französische Botschafter, statt Belohnungen, Vorwürfe über einige Artikel des Tractats, und weil er viel erlangt, erhebt man gegen ihn Klagen, nicht Alles erlangt zu haben: vor der Staatsraison endlich weichen alle Einwendungen und der Vertrag wird mit einhelligem Beifall ratificirt. — Preußen hatte seine Vermittelung angeboten, um Deutschland den Frieden zu geben; Spanien thut dasselbe zu Gunsten Portugals und der italienischen Staaten. Diese befanden sich in einer sehr peinlichen Lage. Einerseits hatten sie England und Oestreich an dem System der Coalition gefesselt und lassen ihnen nur die Wahl zwischen Unterdrückung und Krieg. Andererseits macht ihnen die französische Regierung sehr harte Bedingungen, wovon einige, man muß es zugeben, nur launenhafte Eingebungen der Uebermacht sind. Hiervon boten die Conferenzen mit Portugal ein lächerliches Beispiel dar, das Hr. F., wie folgt, erzählt. Die Republik verlangte Paraguay und Fernambuk in Brasilien; dabei aber wollte man, daß solches weniger eine Abtretung als vielmehr eine Wiedererstattung sei, und ein französischer Diplomat, der die Geschichte der portugiesischen Besitzungen nicht recht gelesen hatte, behauptete, das Fort Saint-Louis in Fernambuk sei von Franzosen erbaut, Paraguay aber habe Frankreich gehört, weil Vincenz Pinson, der den Amazonenstrom entdeckte, ein Franzose war. Das ist wahr, ward portugiesischerseits erwidert: Vincenz Pinson war allerdings ein Franzose, allein er stand in spanischen Diensten; und was das Fort Saint-Louis anbetrifft, so gibt es kein Fort dieses Namens in Fernambuk. Der Nationalconvent hatte sich außerhalb durch Krieg, im Innern durch Volksaufstände erhalten. Als derselbe die Bahn des Friedens einschlug, als er sich anschickte, die Aufstände zu unterdrücken, was beides übrigens sehr weise war, ging der Convent zu Grunde. Dieser Umstand beweist, bemerkt der Verf., daß jene Staatsgewalt an sich sehr schlecht war, weil die ersten Dienste, welche sie Frankreich leistete, ihr das Leben kosteten. Allein Frankreich urtheilte anders wie gewisse systematische Geschichtschreiber: es hatte viel gelitten, damit jene schreckbare Gewalt sich besserte, und in den ersten Tagen des Wohlseins vergaß es nicht die blutigen Versuche, die man mit ihm angestellt hatte, bevor man zur Erkenntniß des Fehlers gelangte. Im Ganzen genommen war jedoch das Betragen des Convents im J. III keineswegs ungeschickt zu nennen. Seine Friedensverträge mit Spanien und Preußen waren ehrenvoll für die Republik; und im Innern hatte er zu drei wiederholten Malen die Volksaufstände besiegt, nicht ohne einige große Beispiele von Muth zu geben. War der gleichwol genöthigt, sich mit eigner Hand zu vernichten, so kann dies daher, weil er seit Robespierre's Sturz in thatsächlichem Widerspruche mit sich selber stand, weil er Das, was er zu Stande gebracht, wieder zerstörte und, um der öffentlichen Meinung zu gefallen, sich alle Tage die auffallendsten Blößen gab. Die nämlichen Männer, die für den Krieg gestimmt, stimmten für den Frieden; die nämlichen Männer, die das Volk aufgefodert, zu ihrer blutigen Legislatur mitzuwirken, wollten Gesetze ohne das Volk geben; die nämlichen Männer endlich, die an den Hinrichtungen Robespierre's Theil genommen oder doch seinem Treiben stillschweigend zugesehen, sprachen von Abschaffung der Todesstrafe. „Sie konnten auch nicht sagen: wir waren nicht frei; denn berathende Versammlungen sind es immer, wenn sie wollen (?); und überdies gab es unter Robespierre's Herrschaft zwei Mittel, es zu sein, nämlich ihn zu tödten oder von ihm getödtet zu werden. Ein junges Mädchen aber (Charlotte Corday) hatte jenen Männern bewiesen, daß Ersteres nicht schwer ist, wenn man sich nicht vor dem Zweiten fürchtet". Der Convent hütete sich wohl einen Druck vorzuschützen, dessen sich zu entledigen er Mittel hatte; allein er that etwas Aehnliches, indem er die Handvoll Böswichter und Wahnsinniger entfernte, die ihn unter Robespierre beherrscht hatten, sodaß das Volk, als es sah, wie gering die Zahl der wirklich thätigen Anhänger seines abscheulichen Systems war, es dem Convent gleicherweise zum Vorwurf machte, von denselben unterdrückt werden zu sein und gegen sie Repressalien gebraucht zu haben.

27.

Zur Charakteristik der englischen Geistlichkeit.

Nie, seit den Tagen der britischen Revolution, wo Mitra und Krone zugleich in den Staub geschleudert wurden, herrschte in England eine ungünstigere Meinung über die reichbesoldeten Diener der hohen Kirche wie jetzt. Die Verwerfung der Reformbill im Oberhause, an der die Bischöfe so wesentlichen Theil nahmen, steigerte dieselbe so, daß sich nirgends einer dieser Nutznießer reicher Pfründen sehen lassen darf, ohne vom Volke insultirt zu werden. Das Leben dieser Prälaten mag auch in der That nichts Anderes sein als ein dolce far niente. Selbst um Das scheinen sie sich wenig zu bekümmern, was unmittelbar ihr Fach angeht, und es muß uns daher nicht wundern, wenn wir erfahren, daß diese hochwürdigen Herren noch vor kurzer Zeit auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit den Streitigkeiten und wissenschaftlichen Fehden widmeten, welche die deutschen Rationalisten und Supernaturalisten mit einander führten und denen die Theologie so vieles Licht verdankt. Im Laufe der zwei letzt vergangenen Jahre erst sind einige Schriften in England erschienen, welche sich über die Bestrebungen der deutschen Religionslehrer verbreiten. Ein Kritiker derselben spricht sich bei ihrer Prüfung zugleich folgendermaßen über die britischen Gottesgelehrten aus:

„Hohe Zeit ist es für die trefflich besoldeten Kämpen der Orthodoxie in England, daß sie aus dem würdevollen Schlummer erwachen, dem sie sich so gern hingeben, und einige Notiz von den Einfällen in ihr geheiligtes Gebiet nehmen, welche die deutschen Theologen schon so lange Zeit ungehindert unternahmen. Shakspeare belehrt uns, daß

fette Kost
Die Rippen voll, doch leer die Köpfe macht,

was mit dem guten alten Sprüchwort: Plenus venter non studet libenter, das ganz gewiß der Geistlichkeit seinen Ursprung dankt, sehr nahe verwandt ist. Für Beides läßt sich kein treffenderer Beleg anführen als der auffallende Contrast, welcher zwischen den armen, thätigen, den Wissenschaften ergebenen und wißbegierigen Theologen Deutschlands, und den trägen, schläfrigen, selbstzufriedenen Geistlichen der englischen Kirche stattfindet. Von den ägyptischen Priestern wird erzählt, daß sie sich das Trinken des Nilwassers versagten, weil es zu fett mache. Der Paktolus der Kirche hat gleiche Kraft, allein von ihm sagt sich Niemand los. Die Folge davon ist, daß unsere stattlichen geistlichen Schildwachen schlafen, während die deutschen Theologen allen Ruhm davontragen".

„Zwar fehlt es den untergeordneten Classen der englischen Geistlichen nicht an Armuth, dieser Schärferin des Verstandes; allein ihre Vorgesetzten halten so strenge Mannszucht, die bischöflichen Augen öffnen sich so sicher bei jeder Neuerung, welche den von der Kirche einmal angenommenen Glauben beeinträchtigen könnte, und Verweis und Strafe treten so unfehlbar ein, daß die wenigen jener Amtsexspectanten, welche Gelehrsamkeit und Muße zu theologischen Untersuchungen besitzen, es für klüger halten, sie zu unterlassen. Daher herrscht denn auch über alle die von den deutschen Rationalisten angeregten großen Fragen ein heiliges Schweigen, eine fast allgemeine Dunkelheit innerhalb der geweihten Grenzen, welche von den 39 Artikeln beschirmt werden. Leider können wir die Meinung nicht bergen, daß die unbedingte Anerkennung eines allgemeinen Glaubensbekenntnisses, welche unserer Kirche einen so ungestörten Frieden verleiht, von weit weltlichern Beweggründen hervorgebracht wird, als die hochwürdigen Herren gern anerkennen werden. In dieser Ansicht bestärkt uns die Erfahrung, daß in dem Verhältnisse, in welchem die Kirche an Reichthum und Ansehen zunahm, die Neuerungen in ihrem Gebiete sich verminderten. Dadurch hat sich denn endlich ein Resultat gebildet, welches viel wunderbarer klingt, als es in der Wirklichkeit ist. Die Einheit (unity) unserer Kirche ist im gleichen Verhältnisse mit ihren Pluralitäten (pluralities, Vielpfründnern) gestiegen".

Wie der englischen Repräsentation, so steht auch dem Herkommen bei der hohen Kirche eine Reform bevor, welche unfehlbar ausgeführt werden wird, und zu deren Beschleunigung und Erweiterung die Bischöfe wider Willen vielleicht eben viel beitragen wie das Oberhaus zur wahrscheinlichen Erweiterung von jener. B.

Notizen.

Die pariser „Nouvelle revue Germanique", namentlich in ihrem Bestreben, den Franzosen die Schätze der deutschen Litteratur zugänglich zu machen, gibt in Nr. 29 eine Uebersetzung der berühmten Ballade „Leonore", in Prosa, und versperricht demnächst einen eignen Artikel über Bürger und seine Werke zu bringen. Es ist gewiß die Feuerprobe eines Gedichtes wie „Leonore", wenn es, in französische Prosa übersetzt, den noch die Schönheiten des Originals nicht ganz verliert. Dies ist mit Bürger's „Leonore" der Fall und beweist ebensowol die unvernichtbare Originalität dieser Ballade wie die Geschicklichkeit des Uebersetzers. Hier einige der schwersten Strophen zur Probe:

A droite, à gauche volaient montagnes, arbres et buissons; à droite, à gauche volaient villages, villes et bourgades. „Ma mie frissone-t-elle? La lune est brillante. Hourrah! les morts chevauchent vîte. Ma mie frissone-t-elle à cause des morts?" — „Helas! laisse les en repos, les morts!"

„Vois tu! vois tu, auprès de la potence roûge autour de l'orbe de la roue, à moitié visible à la faveur de la lune une troupe aérienne. Sasa, troupe, ici, viens ici! troupe, viens, suis-moi! Danse nous la danse des noces, quand nous entreront au lit."

Et la troupe, houche, houche, houche, s'élance derrière lui avec fracas, comme l'ouragan dans les broussailles souffle à travers les feuilles desséchées. Et plus loin, plus loin, hopp, hopp, hopp, on arança au grand galop; le cheval et le cavalier haletaient, les cailloux et les étincelles jaillissaient.

Avec quelle rapidité volait au loin tout ce que la lune éclairait, et au-dessus de leur têtes le ciel et les étoiles. „Ma mie frissone-t-elle? La lune est brillante. Hourrah! les morts chevauchent vîte. Ma mie frissone-t-elle à cause des morts?" — „O malheur à moi, laisse reposer les morts!" etc. etc.

Ungeschicklichkeit der Bourbonen.

Gewiß hatten keine Fürsten mehr nöthig, sich die Volksgunst zu erwerben, als die Bourbonen nach der Restauration. Sie thaten aber Alles, um sich dieselbe zu verscherzen. Von vielen Beispielen hier nur eins. Der Herzog von Berry hielt in der Provinz Revue über einige Regimenter, in Begleitung des Marschalls Herzogs von Treviso und des Generals Grafen von Erlon. Ein Offizier trat aus den Reihen und bat den Prinzen um das Ludwigskreuz. „Was haben Sie gethan, um es zu verdienen?" „Ich habe 30 Jahre in der französischen Armee gedient". „Dreißig Jahre Raubzüge!" antwortete der Prinz und drehte ihm den Rücken zu. Zwar erhielt der Offizier auf die Vorstellungen des Marschalls den nächsten Tag Das, um was er gebeten hatte, aber jene Worte waren einmal gesprochen, liefen von Mund zu Mund, und man kann sich denken, welche Wirkungen sie auf die Truppen hervorgebracht haben mögen. („Mémoires de Lavalette".)

Gute Gründe.

Der Herausgeber eines schottischen Journals, das seinem Ende ging, gab in der Sterbenummer zwei gute Gründe für das Erlöschen des Journals an. Der erste ist: daß alle Mitarbeiter von ihm abgingen, und der zweite: daß alle Subscribenten den Worten der Schrift folgten, die da sagt: Gehet hin und thuet desgleichen! H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 349. — 15. Dezember 1831.

Polen.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Es leuchtet ein, daß Rußland, so mächtig es auch ist, sich wohl gehütet haben würde, dem vereinten Andringen Oestreichs, Preußens, Englands und Frankreichs entgegenzuhandeln, wenn dasselbe nur dahin gegangen wäre, das Blutvergießen alsbald einzustellen und den Polen die ihnen vom Kaiser Alexander verliehene Verfassung zu garantiren. Diese in jeder Beziehung gerechte Foderung, wenn sie von den vier Mächten, die zusammen in Europa über fast hundert Millionen Menschen gebieten, mit Ernst gemacht worden wäre, hätte bei dem Kaiser Nikolaus zuverlässig Eingang gefunden, sowie gewiß auch die Polen auf das Geheiß der großen Mächte den Kampf augenblicklich eingestellt haben würden. Allein die Besorgniß vor dem weitern Verbreiten revolutionnairer Principien und Bewegungen ließ die Cabinete die entferntere Besorgniß vor einem im Schoße der Zukunft liegenden, drückenden Principat Rußlands vergessen, und so wurde denn der blutige Kampf fortgesetzt. Möchten die Mächte niemals zu bereuen Ursache haben, daß sie die einzige Gelegenheit, welche ihnen das Schicksal gab, um Rußland auf sich selbst zu verweisen, unbenutzt haben vorbeigehen lassen! Es könnte geschehen, daß dereinst die Polen im Bunde mit den Russen um so tapferer fechten werden, je mehr es sie erbittert haben muß, in ihrer Noth so gänzlich, so unbarmherzig verlassen geblieben zu sein!*)

Während die Polen auf dem ganzen, weiten Erdboden keine Bundesgenossen fanden, erhoben sich plötzlich ihre Brüder in Lithauen, Wolhynien und Podolien. Wenngleich nicht zu leugnen ist, daß dieser Aufstand die Lage der Polen für den Augenblick verbesserte, indem jene russischen Truppen, welche die Insurgenten bekämpfen mußten, dadurch abgehalten wurden, zu Diebitsch zu stoßen, so war derselbe doch weder hinreichend organisirt, noch auch so allgemein verbreitet, daß dadurch Diebitsch gezwungen werden konnte, mit seinem Heere das Königreich Polen gänzlich zu verlassen. Ja, man kann sogar sagen, daß der zu voreilige Aufstand eines Theils der mit Rußland vereinigten altpolnischen Provinzen den Polen in mancher Beziehung ausnehmend geschadet hat. So kostete er ihnen im Monat April das Armeecorps des Generals Dwernicki und diesen kühnen Parteigänger selbst. In der Hoffnung, das Land zwischen dem Bug und Styr in vollem Aufstande zu sehen, war er in Wolhynien eingerückt, stieß aber auf die überlegenen Streitkräfte des Generals Rüdiger, welche ihm als viel geringer geschildert worden waren. Die Niederlage, die der allzu feurige Sierawski bei Sterzeskowize erlitt, stellte überdies seinen Rücken blos, Rüdiger verletzte die Neutralität des östreichischen Gebietes, und so mußte sich denn Dwernicki nach Gallizien wenden, um daselbst die Waffen zu strecken. Man hätte denken sollen, daß dieses unglückliche Ereigniß den Polen eine Warnung sein würde, die Kräfte ihres ohnehin nicht sehr zahlreichen Heeres nicht durch eine abermalige Detachirung bedeutender Armeecorps in die insurgirten Provinzen zu schwächen. Allein das Gefühl der Liebe für ihre Brüder, die sich für sie opferten und von den Russen schonungslos niedergemetzelt, ja, wenn man den Zeitungsnachrichten trauen darf, oft in ihren Häusern verbrannt wurden, überwog alle Bedenklichkeit, und es wurde beschlossen ihnen Hülfe zu bringen, in der Hoffnung, dem Aufstande durch ein Corps regelmäßiger Truppen mehr Festigkeit und Ausdehnung zu geben. Dies führte die traurige Schlacht von Ostrolenka herbei, Skrzynecki*) zog sich mit seinem ge-

*) Orchoski in seiner Schrift: „Ueber die Wiederherstellung des Friedens von Polen", sucht zu beweisen, daß die gänzliche Restauration Polens sogar im Interesse Rußlands liege. Allein, als Czartoryski in seinen kaiserlichen Freund drang, Lithauen, Podolien und Wolhynien mit dem Königreiche Polen zu vereinigen, bemerkte Nowosilzoff blos: „Wenn dem Fürsten Czartoryski seine Bitte gewährt wird, so ist es um Rußlands Größe geschehen, aus einer europäischen Hauptmacht sinkt es zu einer asiatischen herab!" und der Kaiser Alexander dachte niemals mehr an eine Vereinigung der altpolnischen Provinzen mit dem Königreiche. Nowosilzoff's Argument gilt um so mehr, wenn das alte Polen unter einem eignen Könige ganz hergestellt würde.

*) Wenn der einsichtsvolle Verf. des „Freiheitskampfes der Polen" (2. Abth., S. 68) Recht hätte, daß Skrzynecki nicht blos beabsichtigt habe, den Lithauern Hülfe zu bringen, sondern sich auf der Hauptstraße von Grodno in Bialystock festzusetzen und das russische Heer unter Diebitsch von den Garden und allen Zufuhren abzuschneiden: so hätte der polnische Generalissimus die strategische Regel, daß man ein solches Manoeuvre nur dann ausführen darf, wenn die

schwächten Heere bis Praga zurück, die Corps der Generale Gielgud und Chlapowski blieben ihrem Schicksale überlassen und gingen für Polen verloren.

Die Schlacht von Ostrolenka war für Polen der Unglückswendepunkt. Zu den Gefahren von Außen kam Uneinigkeit im Innern, Unzufriedenheit mit dem Generalissimus, Verrath. Selbst der Tod des Feldmarschalls Diebitsch, der einem glücklichern Feldherrn als es Skrzynecki war, gewiß zu den kühnsten Unternehmungen vermocht hätte, da es dem interimistischen Commandanten der russischen Armee an ausgedehnten Vollmachten fehlte, brachte der Sache der Polen wenig Gutes. Zwar schien der Generalissimus die Möglichkeit einzusehen, einen entscheidenden Schlag wagen zu dürfen, da er als Vorbereitung zu demselben die Expedition gegen den General Rüdiger anordnete. Allein weil es von so äußerster Wichtigkeit war, der Sache der Polen durch einen unzweifelhaften und glänzenden Sieg einen moralischen Aufschwung zu geben, so hätte Skrzynecki diese Expedition in Person befehligen und etwas mehr Truppen dazu verwenden sollen. Wenn er mit 40,000 Polen das Corps des Generals Rüdiger vernichtet hätte, so waren diese 40,000 Mann so viel werth als 60,000, und er hätte unverweilt und mit der größten Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf die russische Armee unter Toll losgehen können. Indessen eine solche Handlungsweise lag nicht im Charakter des polnischen Generalissimus, der zu ängstlich abwog, und wol fühlen mochte, daß er kein Günstling des Glückes sei. Er übertrug dem General Jankowski die Leitung des Unternehmens gegen Rüdiger. Dieser, statt das ganze von ihm befehligte Corps zusammenzuhalten und den Feind aufzureiben, zerstreute seine Truppen auf verschiedenen Punkten. Der tapfere General Turno wurde von ihm und Bukowski auf das schändlichste im Stiche gelassen; ungeachtet Letzterer den Kanonendonner vernahm, eilte er nicht auf den Kampfplatz. Das Unternehmen, auf dessen Gelingen Skrzynecki mit Recht so große Hoffnungen gebaut hatte, mißglückte, weil er es nicht selbst geleitet hatte, wie vor zwei Monaten den Ueberfall der Generale Geismar und Rosen. Ueberhaupt scheint ihm das Talent gefehlt zu haben, die Menschen augenblicklich nach Dem zu beurtheilen, was sie vermöge ihrer Einsicht und Willenskraft leisten können; Jankowski, Gielgud, Chlapowski mögen nun Verräther gewesen sein oder nicht, so ist es in jedem Falle gewiß, daß sie der polnischen Sache unendlich geschadet haben, was nicht geschehen wäre, wenn der Generalissimus jene tiefe Menschenkenntniß besessen hätte, die allen großen Männern in der Wahl ihrer Werkzeuge so wesentliche Dienste geleistet hat. Kurz, soll eine Nation untergehen, so wirkt Alles zusammen, Unglück, Zaghaftigkeit, Ungeschicklichkeit, Bethörung, Unentschlossenheit, Mangel an fähigen Männern, Verrath, Verspätung der wichtigsten Maßregeln, denn erst am 1. Juli 1831 geschah, was schon am 1. Dezember 1830 hätte geschehen sollen, nämlich die Anordnung des allgemeinen Landsturms!

Wahrlich, es war die höchste Zeit, zur Rettung des Vaterlandes mit allen Mitteln zu schreiten, die nur im Bereiche der Möglichkeit lagen, aber auch jetzt vergaß man das Wichtigste, die gänzliche Emancipation des Bauernstandes, anzuwenden. Die dumpfe Gährung, die sich in Warschau verspüren ließ, deutete darauf hin, daß die glühende, freudig-hoffende Enthusiasmus bereits der Angst vor der nächsten Zukunft Platz gemacht hatte. Im schroffen Gegensatze zur Anfeindung des polnischen Generalissimus, ja sogar zur Beschuldigung, daß er ein zweiter Iturbide sei, stand der neue Muth, den das russische Heer schöpfte, als der Besieger der Perser, der Eroberer von Kars und Akhalzikh, der Eroberer von Erzerum, der Feldmarschall Paskewitsch-Eriwanski am 25. Juni bei demselben anlangte. Nun hatten die Russen, was sie seit so langer Zeit gewünscht, einen Russen und keinen Deutschen mehr zum Anführer, denn die Eifersucht der russischen Generale auf den Feldmarschall Diebitsch soll wesentlich zum Mislingen seiner Pläne beigetragen haben. Schnell hinter einander liefen in Warschau die Nachrichten von dem Uebergange der Russen über die Weichsel und von dem Eintritt der Truppen der Generale Gielgud und Chlapowski auf preußischem Grund und Boden ein. Von dem Aufstand in den altpolnischen Provinzen war daher für die Sache Polens nichts mehr zu hoffen, die russischen Reserven konnten bald vorrücken, und auch der Blödeste mußte einsehen, daß in kurzer Zeit vor Warschau der Schlag geschehen würde, der entweder den Untergang oder die Rettung Polens bewirken mußte.

(Der Beschluß folgt.)

eigne Rückzugslinie nicht gefährdet ist, offenbar verletzt. Und wie sehr sie gefährdet, wie sehr Warschau selbst bloßgestellt war, das bewies die Eile, mit welcher Skrzynecki auf die Kunde von Diebitsch's Aufbruch nach Ostrolenka zurückmarschirte, und es doch nicht zeitig genug erreichen konnte, um auf ungünstigem Terrain mit von Eilmärschen abgematteten Truppen eine Schlacht zu vermeiden, die dort und gegen überlegene Streitkräfte zu wünschen, er keine Ursache hatte.

Oxymoron.

So lassen sich recht viele der neuern und neuesten Schriften nennen: Ausgeburten spitzfindiger, witziger Köpfe, die — wir glauben zu deutscher Ehre und Einsicht — nur zum Spott, auf den ersten Anblick der Wahrheit huldigen, kurzsichtige, Geschichtunkundige überreden und durch sophistische Zusammenstellung und künstliche Verbindung geschichtlicher Thatsachen den offenbarsten Widerspruch offenbaren. Ein solches Oxymoron ist eine kleine Schrift des Hrn. J. Fr. Bellemare: „Die Religion und das Königthum, verfolgt in den Jesuiten. Aus dem Französischen" (Wien, Beck, 1830, 12., 16 Gr.), welche im Jahreslaufe sich in ihrem Mutterlande drei Mal verjüngt hat, und ein Deutscher, mit seinem Verf. gleiches Sinnes und Strebens, mit Vergnügen, wie er in der Vorrede schreibt, seinen deutschen Brüdern übersetzte. Bellemare soll — zur Belehrung der tiefen Geschichtforschung des unbekannten Uebersetzers sei es erwähnt — der Zeit so recht auf den Puls gefühlt und ihr innerstes Leiden erkannt haben. (Doch muß er entweder nicht genau die Zeichen der Zeit beachtet haben oder sie nicht haben sehen wollen, wenn er die Verblendung der Zeitgenossen gegen die Verdienste der großen Wohlthäter, der Jesuiten, beklagt: denn allgemein sind die traurigen Folgen der revolutionairischen Thätigkeit dieses Ordens sichtbar und wissen ihn zu

das Verdammungsurtheil sprechen.) Vergeblich ists, um sie von aller Schuld an den Unruhen in manchem deutschen Lande und anderwärts frei zu sprechen, eine noch so gründlich scheinende Apologie zu schreiben. Was Montlosier und Andere geschrieben, das ist geschrieben zum ewigen Brandmal. Nun, wir haben dieses Vertheidigungslibell gelesen, weil wir es ex officio lesen mußten, um darüber berichten zu können, finden es aber immer noch sehr begreiflich, wie die Freunde alles Wahren und Guten — das sind die Jesuitenfeinde — auf ihren (wie der Verf. meint) haltlosen nichtigen Sophismen beharren, und wie der Fluch der Leidenschaft der Vernunft ihr Ohr verschließt und das Gemüth verdunkelt (mutato nomine de te fabula narratur). Alles dieses ist dem Herausgeber des „Canonischen Wächters", Alexander Müller, gesagt, welcher den Jesuiten förmlich den Krieg erklärt hat, daß er die Gedanken wohl erwäge und zu gründlichem Verstande komme. Das wünschen wir von ganzem Herzen Hrn. Bellemare und seinem Vertheidiger; Alexander Müller hat's nicht mit Gedanken, wie jene, sondern mit Wahrheit — hier freilich nicht erfreulicher — zu thun und ist durch das Dickicht des Jesuitismus längst und recht gründlich durchgedrungen.

Wir lassen die Vorrede des Verf., voll von Klagen über das dem heilbringenden Orden der Jesuiten geschehene Unrecht bei Seite liegen und wenden uns zur Schrift selbst, die zunächst die alte und neue Stellung derselben in ihrer Gleichheit und Verschiedenheit beleuchtet. Sie selbst haben immer noch die alte Stellung für den apostol. Stuhl und gegen den Protestantismus. Es sind immer noch die alten; nur ihre Umgebungen sind andere; sie sehen heller in ihr verderbliches Treiben und beschränken es durch die Oeffentlichkeit. Man begreift es kaum, wie Katholiken oder selbst Ultraromlige wagen, eine Apologie dieses lichtscheuen Ordens zu schreiben, ohne dem heiligen Stuhle die Folie der Untrüglichkeit zu entreißen. Daran denken aber derlei blinde Schriftsteller nicht und wenden unbedenklich die Worte Jesu auf sie an: „Ihr werdet gehasset sein von Jedermann um meines Namens willen". Soll das Anspielung auf den Namen Jesuit sein? Schlimm genug, daß das Sprüchwort umgekehrt hier wahr wird: Nomen dat omen. An Vorbedeutungen, die nicht gemisdeutet werden können, mangelt es nicht und nirgend, vornehmlich jetzt, wo der Jesuitismus Reactionen oder, wie man dergleichen Verwirrungen sonst nennt, im Staat und in der Kirche allenthalben bewirkt im Finstern, und einen Geist aushaucht, welcher dem Geiste der Eintracht und Liebe entgegenstrebt. Und doch behauptet Bellemare, daß die unselige Flamme von Feinden der Religion und Monarchie angefacht werde und auf die armen schuldlosen Jesuiten, als ihre Stifter, nur scheinbar geworfen würde, um hinter diesen (sie müssen also doch von jeher als Unruhestifter angesehen worden sein?) sich zu verstecken. (Nun da wird man sie bald entdecken.) Wo so klar und unbestritten die Stimme der Geschichte gegen einen Verein, wie gegen den der frommen Väter, spricht, verfehlen alle Lobeserhebungen ihren Zweck, täuschen nicht einmal auf Secunden, und müssen, je lauter und zweifelloser sie tönen, ihn immer verhaßter machen. Höre man nur die Sykophantenworte: „Die Jesuiten werden wirklich fortfahren, Das zu sein, was sie vom Anfange waren, nämlich: Grundpfeiler des Priesterthums und das Schreckbild der antireligiösen Philosophie. Dieses thätige Leben, diese beständige Uebung ihres forschenden Verstandes, diese hohe Ausbildung des Geistes und Herzens, die keine leichtfertige Zerstörung zu verwirren vermag, dieser Einklang menschlicher Kenntnisse mit der höhern Wissenschaft; dieses System der Reinigung und Läuterung, die ihre Gesellschaft von zweideutigen Sitten, von gefährlichen Grundsätzen und sogar von bloßen Mittelmäßigkeiten freihält: alle diese Vortheile vereint bilden eine Art von heiliger Umleuchtung, deren Glanz weder durch Verfolgung noch durch lange Abwesenheit verdunkelt werden kann". Wer sie noch nicht genauer kennt, diese Apostel, lese weiter S. 28, und er wird, was sie selbst nicht widersprochen haben, das wahre Bild moralischer Ungeheuer in den Monitis secretis finden. Wir zweifeln, daß mit dieser Schutzschrift den heiligen Glaubensvätern ein Dienst geschehen, am wenigsten in diesen Tagen, wo sich die Spuren jesuitischer Umtriebe nachweisen lassen; zweifeln sogar, daß Bellemare seinen Landsleuten eine bessere Meinung von den ewig umleuchteten Männern beigebracht. Sie sind mit dem Nimbus geschmückt, wie viele römische unheilige Heilige. Die Volksstimme hat über ihre hohen Verdienste um Frankreich entschieden, d. h. sie verjagt, und wird, so Gott will, nie anders sich vernehmen lassen. Gern möchte Bellemare — wir können kaum glauben, daß er so unkundig der Geschichte sei und, was er hier für seine Freunde spricht, ehrlich meine — diese Grundpfeiler in seinem Vaterlande wiederaufrichten und preiset ihre Frankreich geleistete Dienste durch historische Zeugnisse. Unersetzlicher Schade! Sie kommen zu spät! Da sind Zeugnisse von Heinrich IV., Katharina II., Montesquieu, von Buffon, Voltaire, Chateaubriand, Pascal (man kann, wenn man den Namen Pascal lieset, schon auf die Art der Zeugnisse schließen), wie er sie gerade für seine Ansicht nimmt. Pascal hat dann freilich mit seinem Talente und seiner Rachsucht nichts anders als Malicen und unbedeutende Zänkereien hervorgebracht, und wer seine Briefe nicht selbst gelesen hätte, müßte dem Verf. glauben, daß er nichts mehr gegen sie wußte (S. 110). Darum können auch nun besänftigende Mittelchen für Kranke, welche alle ihre Leiden den Jesuiten zuschreiben, angegeben und die Frage beantwortet werden: Sollen die Jesuiten von den Gesetzen proscribirt, in Schug genommen oder nur geduldet werden? Wofür der Verf. selbst stimmt, bleibt keinem Leser zweifelhaft.

Meisterhaft, wenn auch nicht wahrhaft, befangen und geblendet von der Außenseite dieses scheinbar verdienstlichen Vereines, ihres innern Treibens unkundig, hat der Verf. (wol auch ein verkappter Jesuit) für seine Freunde, nur nicht für Freunde der Geschichte und Religion geschrieben, und, wenn seine Landsleute eines solchen Lichtes in der Dunkelheit, die sie umhüllt, bedürfen, so bedauern wir doch, daß ein Deutscher seinen Kopf und seine Hand misbrauchte, den Schein dieses trügerischen Lichtes weiter zu verbreiten. Jesuit bleibt Jesuit; Alexander Müller, ihr freisinniger und freimüthiger Gegner, wird in seiner antijesuitischen Zeitschrift den Jesuitismus zu beleuchten und ihm männiglich entgegenzuarbeiten zum Besten des Staates und der Kirche nicht ermüden. Dies Hrn. Bellemare als Antwort. 11.

Romanenliteratur.

1. Bosheit und Wahnglaube, oder der Hexenproceß. Sittengemälde aus der Mitte des 17. Jahrhunderts von Karl Keller. Bunzlau, Appun. 1831. 8. 1 Thlr.

Fast blos aus Acten gezogene Ergebnisse der gräßlichen Verfahrungsweise gegen Unschuldige, in die man Schuld hineininquirirte und hineinmarterte, theils aus Dummheit, theils aus Bosheit und Menschenfurcht. Es ist ein betrübender Zug in der Geschichte der Menschheit, wie just der dümmste, jedes poetischen Reizes entkleidete Aberglaube, der Glaube an Hexen und Hexereien, den meisten Eingang finden, sich am längsten erhalten und durch seine Folgen unsägliches Elend verbreiten konnte.

2. Historische Originalromane aus Deutschlands Helden- und Ritterzeiten. Herausgegeben von G. F. Horvath. Siebenter und letzter Band: Ida von der Hülsenburg, oder Frauenhuld und Treue. Rittergeschichte aus dem 14. und 15. Jahrhundert, der Zeitperiode Friedrichs des Streitbaren. Von Theodor Wahrmann. Mit einer Abbildung. Meißen, Gödsche. 1831. 8. 18 Gr.

Ende gut, Alles gut, heißt es hier; denn obgleich die treue und muthige Ida sammt ihrer Umgebung nicht um ein Haarbreit an geistigen Vorzügen die Damen und ihre Kämpen in den gewöhnlichen Ritterromanen übertrifft, so ist sie doch den handelnden Personen in den frühern Bänden des Werks

überlegen, wie etwa ein menschliches Geschöpf einer durch Fäden regierten Marionette. Die stete Unterbrechung der Geschichte durch das Gespräch der Erzähler und Zuhörer würde noch störender sein, zumal viel Ansprüche auf Schönrednerei, die zur Ziererei wird, obwalten, wenn sie nicht in die dresdner Gegend führte, deren Oertlichkeit gewiß vielen Lesern eine angenehme Erinnerung ist.

3. Die morgenländische Bluthochzeit zu Ende des 13. Jahrhunderts unter Osman I., Stifter des türkischen Reichs. Nach einer in Konstantinopel aufgefundenen arabischen Handschrift herausgegeben von Evander. Mit einem Titelbilde. Heidelberg, Gutmann. 1830. 8. 18 Gr.

Schlimmer als das Titelbild kann das Buch nicht sein, so tröstete sich Ref., als er mit einigem Grauen sich zum Lesen anschickte, und wirklich fand er seine Erwartung noch übertroffen, denn die Erzählung ist nicht zur Hälfte so total mißrathen wie die Lithographie; es bewegen sich doch menschliche Figuren, keine Fratzen wie im Bilde. Die Türken mit und ohne ausgeschnittene Zungen, Krieger und Fürsten, Amazonen und keine, sind lauter liebe, vortreffliche Leute; die Griechen, mit Ausnahme des Fürsten Michael, Frau und der schönen Tochter, der Geliebten von Osman's Sohn, lauter Schufte, was denn aus der arabischen Handschrift herzuleiten wäre, wenn nur die beschriebenen Vermählungslustbarkeiten recht abendländisch klängen, und der Charakter der ledigen Schwester des Fürsten nicht ganz und gar den Schnitt unserer alten Jungfern hätte, wie sie den heutigen Schriftstellern zur Zielscheibe des Witzes dienen müssen. Vielleicht hat der Herausgeber Einiges in der Uebersetzung geändert, was besser unterblieben wäre. Hätte er doch lieber am Styl des ungrischen Schriftstellers gefeilt, die Verstöße gegen deutsche Grammatik, Eurythmie und die vielen undeutschen Wörter weggebracht.

4. Die Zauberrunen, oder Gendul der Klingenheld und Hamund und Schön-Gerta. Altnordische Erzählungen von J. Falkh. Manheim, Löffler. 1831. 8. 21 Gr.

Luftfahrten sind außer Mode, sowol in Bällen in der Wirklichkeit als auch nur in der Einbildung in das Reich der nie existirenden Seekönige und der Nordlandsrecken. Wenn aber Einer, ohne von den Flügeln der Poesie gehoben zu werden, selbst wenn es nur ein Mühmchen der hehren Göttin, ein schwächliches Poesiechen ist, wenn ein solcher ganz und gar Unbeschwingter den Flug wagt, dann kann er dem Schicksale des Ikarus nicht entgehen.

5. Sagen und Miszellen aus Berlins Vorzeit. Nach Chroniken und Traditionen herausgegeben von Alexander Cosmar. Mit 6 Kupfern. Berlin, Cosmar u. Krause. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein wohlbemittelter, seine Vaterstadt liebender Berliner sollte alle Exemplare dieses Buchs an sich kaufen und vernichten, nicht etwa wegen der gefährlichen Halbwahrheiten, der aufrührerischen Gesinnung u. s. w., die es enthält, sondern weil weder Falsches noch Wahres, blos Null und abermals Null darin steht. Will ein Patriot nicht sich in Unkosten stecken, so mag er wenigstens eine Vorsichtsmaßregel des Herzogs von St.-Simon befolgen, der um einen Etikettenfehler, der auf einer Tapete sich befand, auf die ein Hoffest von Ludwig XIV. gewirkt war, nicht auf die Nachwelt zu bringen, eine Schrift in das Zimmer legen ließ, welche die Versicherung enthielt: Monsieur un tel habe nicht das Recht gehabt sich zu bedecken, wie es auf der Tapete zu sehen; der Berliner müßte versichern, daß weder die Sagen seiner Vaterstadt, noch weniger die Leute, die davon wüßten, so trivial, so total nichts seien, wie man aus dem Buche folgern könne. Der Verf. hat sogar durch einen chemischen Proceß in der Sage von der weißen Frau nichts als den Namen Geist, der nicht zu verflüchtigen war, gelassen.

6. Abendbibliothek für die elegante Welt, herausgegeben von Karl Wunster. Drittes Bändchen. Bunzlau, Appun. 1831. 8. 12 Gr.

„Der Laberant auf dem Riesengebirge", von Maria Konstanza. Empfindsamer als empfindungsvoll, mehr kalter Brand als leuchtende Wärme. — „Barbara", von Wunster, dürfte ihren Zweck verfehlen, ein warnendes Beispiel zu sein, denn welches nicht ganz verworfene weibliche Wesen wird sich einer Barbara vergleichen mögen, die ohne Uebergang, nur weil sie von dem heißgeliebten Gatten eine Zeitlang getrennt ist, die Buhlerin seines Bedienten wird, von dem ausdrücklich gesagt ist, er sei nicht einmal schön gewesen!

7. Blumenlese auf dem Gebiete ausgezeichneter deutscher und ausländischer Novellendichter und Historiker. Eine Sammlung interessanter, erheiternder und belehrender Erzählungen, herausgegeben von G. v. Krämer. Erstes Bändchen. München, Fleischmann. 1831. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Musterbild, wie eine Sammlung nicht sein soll. Theils sind die Werke, aus denen sie ausgezogen, allbekannt, wie z. B. die Memoiren der Madame Campan, theils gleichgültig; beides noch durch die matte, schwerfällige Darstellung ungenießbar gemacht. Das Pikanteste und minder Bekannte möchten die Anekdoten sein: „Sonderbares theologisches Examen" und „Kaiser Joseph im englischen Fräuleinstifte zu Prag". 84.

Cavendish.

Als dieser berühmte englische Chemiker ungefähr 40 Jahre alt war, kehrte ein Onkel, der General auf dem Continente gewesen war, nach England zurück. Voller Verdruß darüber, daß Cavendish von der Familie vernachlässigt werden, wollte er diesen entschädigen; er setzte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens von mehr als 100,000 Thalern Renten ein, und so wurde Cavendish der reichste Gelehrte, sowie er auch wol der gelehrteste unter allen Reichen war.

Die Verwandten erkannten jetzt seine Verdienste; sie näherten sich ihm; er aber nahm weder in der Lebensweise noch in den gesellschaftlichen Verknüpfungen eine Aenderung vor. Er war und blieb der einfache Cavendish. Seine Einfachheit hinsichtlich der Kleidung und des Betragens grenzte ans Originelle. Nichts war ihm lästiger als Bediente und das Getümmel eines Hauses; deshalb geschah bei ihm Alles nach Regeln, die fast ebenso unwandelbar waren als der Lauf der Gestirne; Alles war im Voraus nach den genauesten Vorschriften angeordnet, daß er sich niemals darum zu kümmern brauchte. Seine Diener waren fast Automaten, und sein Haus glich einer Uhr, die man niemals aufzuziehen brauchte. Die Form, die Farbe, der Stoff seiner Kleider erlitten nie eine Abänderung. Er trug sich beständig grau, und man wußte im Voraus durch den Gerber, wann er neue Kleider brauchte, und von welchem Stoffe; vergaß man aber zufällig diesen Zeitpunkt, so brauchte er nur zu sagen: den Schneider! In seinen übrigen Lebensverhältnissen war er ebenso einfach, ebenso sparsam.

Brauchte Cavendish nur so wenig für sich selbst, so war dagegen seine Freigebigkeit königlich, wo es sich um die Wissenschaften und um heimliches Wohlthun handelte. Er besaß eine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek, die den Gelehrten und allen Lernbegierigen offenstand. Zu diesem Ende hatte er gedruckte Eintrittskarten fertigen lassen; mit der einen Art war blos die Erlaubniß verknüpft, die Bücher auf der Bibliothek zu benutzen, mit der andern die Erlaubniß, die Bücher mit nach Hause zu nehmen. Um aber nicht durch die Leser gestört zu werden, hatte er die Bibliothek eine Stunde Wegs von seiner Wohnung in einem Stadtviertel, wo sie den Gelehrten am meisten Nutzen bringen konnte. Von dort ließ er die nöthigen Bücher holen; er stellte Empfangscheine aus und lieferte die Bücher wieder gewissenhaft ab. — Cavendish war niemals verheirathet. Er hatte früher eine Verheirathung beabsichtigt; einiger Verdruß, den er damals erlitt, verleidete ihm das Heirathen für immer. Er starb in einem Alter von 77 Jahren zu London im J. 1810. 154.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 350. —— 16. Dezember 1831.

Polen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Wenn Preußen eine strenge Neutralität zu beobachten für gut gefunden haben würde, so wäre es dem Feldmarschall Paskewitsch wol nie in den Sinn gekommen, durch den Weichselübergang im nordwestlichen Winkel des Königreiches seine Communicationen mit Rußland auf das Spiel zu setzen. Allein das mit dem nordischen Kaiserreiche in engem Bunde stehende Königreich Preußen bot ihm für seine Operationen den herrlichsten Stützpunkt, und so konnte er denn geruhig abwarten, bis Tolstoi mit den Reserven aus Lithauen sich dem rechten Weichselufer nähern würde, um mit dem Gros der Armee auf Warschau vorzudringen und es von allen Seiten einzuschließen. In dieser Stadt verdoppelte man die Vorkehrungen zu einem kräftigen Widerstand und versah den Platz mit hinreichenden Lebensmitteln; allein es herrschte ein Geist der Unruhe, der nur zu bald zum Ausbruche kam. Der Sieg des polnischen Generals Chrzanowski bei Minsk, der mit seinem Corps den General Rüdiger eine Zeitlang in Schach hielt, und die Einnahme von Siedlec durch die Polen waren nicht entscheidend; dieser General setzte mit 25,000 Mann endlich doch über die Weichsel; die russischen Corps, durch welche sich der kühne Dembinski aus Lithauen durchgeschlagen hatte, rückten immer näher; die Bzura vermochte den Marsch des Feldmarschalls Paskewitsch nicht aufzuhalten: am 6. August war die Vorhut der russischen Hauptarmee nur noch 5 Meilen von Warschau entfernt; überdies mislang die Organisation des Landsturms in der Woiwodschaft Krakau, von dem man sich so viel versprochen hatte. Laut beschuldigte man in Warschau den Generalissimus der Verrätherei; die Greueltage vom 15. und 16. August erfolgten; der einzige Mann, der vielleicht noch die Sache des Vaterlandes hätte retten können, der edle Skrzynecki, verlor den Oberbefehl, und Krukowiecki wurde das Haupt der Regierung statt des Fürsten Czartoryski, der, sowie der Generalissimus, nur durch die Flucht den Händen der Mörder entging.

Am 25. August war die russische Armee auf dem linken Weichselufer bis zur engsten Einschließung von Warschau vorgerückt. Auf dem andern Ufer des Stromes stand General Rosen bei Dembe Wielki, und es war eine Verbindung mit ihm über Karczew eröffnet, sodaß den Polen nur noch die Zufuhr aus der Woiwodschaft Plock offen blieb. In Erwartung der Generals Creuz und Rüdiger, wurden indessen Schanzkörbe, Faschinen, spanische Reiter und alle andere zu einem Sturm nöthigen Erfodernisse verfertigt, Sturmleitern vertheilt und die Truppen zum Sturm förmlich eingeübt. Dem polnischen General Rozycki war der Versuch, die Vereinigung des Armeecorps des Generals Rüdiger mit dem russischen Hauptheere zu verhindern, mislungen, und so fehlten denn, als Warschau am 6. und 7. September bestürmt wurde, sein und des Generals Romarino Armeecorps, um die Scharen der Vertheidiger zu verstärken. Diese Zersplitterung der Streitkräfte trug wesentlich zum Falle Warschaus bei. Der Tapferkeit und Ueberzahl der Russen vermochten die 35,000 Mann, welche sich in den weitläufigen Verschanzungen vor Warschau befanden, so heldenmüthig sie auch fochten, nicht mit entscheidendem Glück zu widerstehen; die Bewohner der polnischen Hauptstadt hatten keine Neigung, sich unter deren Trümmern begraben zu lassen; eine Convention wurde daher abgeschlossen, in Folge welcher die Russen am 8. September in Warschau einrückten, und somit war der Herd der Revolution in der Gewalt der Erbfeinde des polnischen Namens. Die der Sache des Vaterlandes ergebenen Heeresabtheilungen unter Rozycki und Romarino, sowie die über Praga in die Woiwodschaft Plock gezogene Hauptarmee hielten zwar die Hoffnungen der Polenfreunde noch einige Zeit aufrecht, allein bald mußten auch diese letzten Reste der Uebermacht weichen und theils in Galizien, theils auf preußischem Grund und Boden Rettung suchen.

Diejenigen, welche befürchteten, daß nach Erstürmung der Stadt alle Greuel, wie sie nur immer der von Kampf, Rachedurst und Beutegier erhitzte Soldat verüben kann, über Warschau hereinbrechen würden, haben sich getäuscht: die Russen beobachteten eine musterhafte Manneszucht, und wol nie ward die Furie des Krieges schneller gezähmt als am 8. September. Der russische Kaiser und sein glücklicher Feldherr waren weit entfernt, ihre den Völkern Europas ohnehin verhaßte Sache durch Plünderung, Brand und Mord beflecken zu lassen; für Person und Eigenthum hatten die Polen wenig, Alles aber

für ihre Nationalität zu fürchten. Polen wird eine russische Statthalterschaft bleiben, höchstens daß man diesem Lande den Namen Königreich lassen wird. Schon in dem bedeutungsvollen Rescript vom 2. Mai 1821 hieß es, daß es sich um die Untersuchung handle: „ob Polen durch seine eignen Hülfsquellen vermögend sei, seine jetzige bürgerliche und politische Existenz zu erhalten, oder ob es seine Unfähigkeit, diesen Stand zu behaupten, zugestehen und sich in eine andere Ordnung der Dinge, welche der Geringfügigkeit seiner Kräfte angemessener wäre, fügen müsse". Diese Zumuthung scheiterte an dem Patriotismus der Polen, Vorausbezahlung der Steuern wurde bewilligt und das Deficit in einem Monate gedeckt. Die Feinde Polens im russischen Cabinete sahen nur zu gut ein, daß die ihnen verhaßte polnische Nationalität durch die Constitution stets neue Nahrung und einen Aufschwung erhalte, der früher oder später gefährlich zu werden drohe. Man nahm daher den Polen nach und nach die meisten und wichtigsten Freiheiten, die ihnen die Constitution gewährte; die Reichstage wurden nicht so oft berufen, als es die Charte vorschrieb; die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen ward unterdrückt, von den öffentlichen Geldern keine Rechenschaft abgelegt, ja sogar ein Landbote, der kühne Niemojowski, als er zum Reichstage in Warschau anlangte, verhaftet. Dazu kam noch die Unterdrückung der Preßfreiheit und das Spionirwesen, um die Polen aufs Aeußerste zu erbittern. Da sonach die Russen, um die ihnen gefährliche polnische Nationalität zu vernichten, Alles gethan haben, was bei dem feurigen Charakter der Polen zu einer Revolution führen mußte, so ist nicht zu erwarten, daß die Russen jetzt, nachdem sie diese in Folge eines siebenmonatlichen hartnäckigen Kampfes endlich besiegt haben, ein Reich Polen mit einer freisinnigen Constitution herstellen werden. Das Haus Romanow war des Thrones für verlustig erklärt worden, und das Recht, kraft welches der russische Kaiser Polen jetzt besitzt, heißt das Recht des Schwertes, das Recht der Eroberung. Er wird daher über Polen hauptsächlich so verfügen, wie die Interessen Rußlands es erheischen, wird es, wenn nicht als eine Brücke nach dem westlichen Europa, so doch als eine Vormauer gegen dasselbe betrachten und als einen großen Waffenplatz gebrauchen, um im Nothfalle die Grundsätze der Revolution auch außer den Grenzen seines ungeheuern Reiches zu bekämpfen. Dies wird jedoch die russische Regierung nicht hindern, für Ackerbau, Industrie und Handel, überhaupt für das materielle Wohl Polens jene Fürsorge zu tragen, welche sie diesem Lande von 1813 bis zum Ausbruche der Revolution unverkennbar hat angedeihen lassen. Zugleich werden ihr die Ereignisse dieses verhängnißvollen Jahres eine Warnung sein, um den Bogen nicht abermals zu straff zu spannen, um über die Polen milde zu regieren und ihnen den Verlust der Nationalunabhängigkeit und Volksvertretung nicht durch lästige Einschränkungen der persönlichen Freiheit, durch Beamtenübermuth, Geistesdruck, Kundschafterwesen u. s. w. noch schmerzlicher zu machen.

Was für Europa bei dem Fall Warschaus das Bedauernswertheste gewesen ist, das war das Aufleben der unsinnigen Hoffnung aller Beamtenherrscherlinge, Fürstlinge, Absolutisten und Privilegirten, daß das heilsame Einverständniß zwischen Fürst und Volk in so vielen deutschen Landen alsbald wiederaufhören und die „alte, gute Zeit" zurückkommen werde. Allerdings wurde durch den Sieg der Russen in Polen das monarchische Princip in Europa befestigt, allein, zu wähnen, daß der Schützer aller Reussen, kaum eines Krieges, der ihm nur allzu viel Menschen und Geld gekostet hatte, ledig, sofort einen andern anfangen werde, um Alles umzustürzen, was seit dem Juli 1830 in Europa gethan worden ist, wer räth mehr Phantasie als Einsicht. Nur die dringendste Nothwendigkeit, nur die unmittelbarste Bedrohung russischer Interessen würde das Cabinet von St.-Petersburg zu dem Entschlusse bewegen können, einen europäischen Krieg, der ihm leicht gefährlicher werden könnte als der jetzige Zustand der Dinge, zu entzünden. Aber eine unmittelbare Bedrohung russischer Interessen ist nicht vorhanden; gewisse Herren werden daher sobald die Franzosen nicht erleben, russische Uniformen in Deutschland zu sehen, und die Entwickelung eines neuen Staatslebens wird, trotz dem Falle Warschaus, in unserm Vaterlande ihren ununterbrochenen Gang fortgehen. Wenn Deutschland und das ganze westliche Europa einmal so gesunken sein werden wie Griechenland zur Zeit der Eroberung durch die Römer, dann, aber nicht eher wird das Schicksal dem russischen Reiche erlauben, seinen mächtigen Arm nach dem Occident ausstrecken zu dürfen. Jetzt aber liegt sein Beruf, sein Glück, strahlt sein Stern blos in der östlichen Hälfte der Welt.

J. Sporschil.

Deutsche Volkslieder.

Zugleich mit dem nationalen Sinne für unsere deutsche Literatur und Poesie ist in der neuern Zeit auch ein Wohlgefallen an der volksthümlichen Kunst und Gesangesweise erwacht. Wie man Sammlungen italienischer und französischer Nationalmelodien anlegte, so fühlt nun der Deutsche, daß auch seinem Liede ein eigenthümliches Gepräge künstlerischer Auffassung und Darstellung verliehen sei, und erkennt im Aufsuchen der im Munde des Landvolkes zerstreuten Lieder und Weisen den herrlichen Charakter, die sinnige Tiefe und den sittlichen Wohlklang deutscher. Unter andern Provinzen Deutschlands hat sich vorzugsweise Schwaben eines reichen Schatzes solcher Lieder zu rühmen. In ihr ist im Laufe dieses Jahres eine Gesellschaft zu Stande gekommen, unter deren Mitgliedern der Dichter Nesser und der als Orientalist bekannte Prof. Pfizer sich befinden, mit der Aufforderung an alle Freunde des Volkes und des Schönen, diejenigen Lieder und Gesänge, welche erwiesermaßen dem Volke eigenthümlich und ursprünglich angehören, in möglichster Vollständigkeit und mit höchster Treue aufzuzeichnen und an den Verein einzusenden, damit zu seiner Zeit ein reicher Cyclus von Volksliedern und von entsprechenden Melodien als ein Denkmal deutschen Geistes und Gemüthes herausgegeben werden möge. Ein solches Unternehmen verdient gewiß die ruhmvollste Anerkennung und die eifrigste Unterstützung von Allen, welchen es ihre Verhältnisse und ihr Talent möglich machen, den schönen Zweck zu fördern und ihm zu dienen.

Bevor diese Gesellschaft zusammentrat, ist bekanntlich

dem Vorgange von Görres, Arnim, Brentano u. A. Prof. Wolff in Jena mit seinen bei Cotta erschienenen deutschen Volksliedern unlängst aufgetreten, die, wenn man auch bei strenger Kritik dem Herausgeber Nachlässigkeit vorwerfen mag, dennoch einem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen und von vielen Seiten der freudig begrüßt worden sind. Eine andere Erscheinung aber ist es, auf welche Ref. alle Gönner deutschen Volksgesanges aufmerksam machen, namentlich aber Denjenigen sie empfehlen möchte, welche der Kunst des vierstimmigen Gesanges pflegen und dafür an den gewöhnlichen modernen Compositionen dieser Art keine Genüge finden, sondern sich gern in die schlichten, gemüthreichen Weisen eines wohlverstandenen Volksgesanges versenken, der durch Text und Melodie gleich sehr die Seele fesselt und rührt. Schon vor mehren Jahren hat der Musikdirector an der Universität zu Tübingen, Friedrich Silcher, einige Hefte mit vierstimmig für Männer gesetzten Volksmelodien herausgegeben, unter welchen theils ältere theils neuere unter dem Volke, namentlich in Schwaben, im Schwarzwalde, am Neckar, am Bodensee gangbare Liederweisen sich befinden, denen entweder die ursprünglichen echtpoetischen Texte belassen oder, falls die von der Tradition mitgetheilten Strophen unpassend waren und sich in ihrer echten anfänglichen Gestalt nicht wiederherstellen ließen, neuere angemessene Poesien im Volkstone, z. B. das Reiterlied von Wilhelm Hauff, Texte von Uhland, Kerner u. A. untergelegt worden sind. Auch mögen hier und dort Versuche gemacht sein, neue Melodien im Charakter der Volksweise zu bilden und auf diesem Wege unter das kunstliebende Publicum, vielleicht auch ins Volk, zu bringen.

Ein neues Heft solcher Lieder ist jüngst in Tübingen bei Laupp erschienen:

Zwölf Volkslieder für vier Männerstimmen gesetzt und der tübinger Liedertafel gewidmet von Fr. Silcher. Op. 14.

In diesen einfachen schönen Naturcompositionen und Volkspoesien stellt sich recht klar die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters und sein Unterschied vom südlichen sowol als nördlichen heraus. Während die italienischen Weisen mehr Leidenschaft, die italienischen Lieder mehr eine wilde, hochaufwallende und raschabbrechende Empfindung verrathen, ist in den deutschen mehr Ebenmaß und Ruhe, mehr durchgeführte Grundidee und ein stillerer Charakter in Freude und in Leid. Wenn die nordischen Melodien sich der Monotonie nicht erwehren und die von slavischem Ursprunge aus dem Moll nicht herauskommen, was ihnen den Charakter des Schwächlichen gibt: so behauptet das deutsche Volkslied und der deutsche Volksgesang theils mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit, theils eine glücklichere Mischung von Kraft und Milde, männlichem Feuer und weiblicher Anmuth. Ohnehin stehen aber wol die französischen Volksgesänge den Deutschen, wenn auch an Sinnenreiz, Witz und leichterm Vortrage voran, doch gewiß an Innigkeit der Empfindung und Würde der Darstellung nach.

Unter der vorliegenden Sammlung sind mehrentheils Texte von Uhland, Arndt, Kerner, Hebel gebraucht; von Uhland: „Es zogen drei Bursche wol über den Rhein"; von Just. Kerner die Romanzen: „Zu Augsburg steht ein hohes Haus", und „Das Klosterfräulein"; von Arnet: „Im Maien, im Maien blühn süße Blümelein", „Juchhei! Blümelein! dufte und blühe"; von Hebel das Grenadierlied: „Steh' ich im Felde, mein ist die Welt". Anderes ist dem „Wunderhorn" entnommen: Die prager Schlacht, aus dem siebenjährigen Kriege: „Als die Preußen marschirten vor Prag" u. s. w.; „Morgen muß ich weg von hier und muß Abschied nehmen". Ganz neu und herrlich schön ist aber wol Nr. 8: „Liebesschmerz", unsers Entsinnens ein oberschwäbisches Lied aus der Gegend am Bodensee. Wir theilen hier die niedlichen Strophen mit:

Wo a kleins Hättle steht,
Ist a kleins Gütle;
Wo a kleins Hättle steht,
Ist a kleins Gut;
Und wo viel Bube sind,
Maidle sind, Bube sind,
Do ist's halt liedle,*)
Do ist's halt gut.

Liedle ist's überall,
Liedle auf Erde;
Liedle ist's überall,
Lustig im Mai;
Wenn es nur mögle wär',
B'mache wär', mögle wär',
Mei müßt Du werde,
Mei müßt Du sei.

Wenn zu mei'm Schätzerl kommst,
Thu mer's schö grüße,
Wenn zu mei'm Schätzerl kommst,
Sag' em viel Grüß'.
Wenn es fragt, wie es geht,
Wie es steht, wie es geht,
Sag' auf zwei Füße,
Sag' auf zwei Füß'.

Und wenn es freundle ist,
Sag' i sei g'storbe,
Und wenn es lache thut,
Sag' i hätt' g'freit;
Wenn's aber weine thut,
Traurig ist, klage thut,
Sag' i komm morge,
Sag' i komm heut.

Maidle, trau net so wohl,
Du bist betroge,
Maidle, trau net so wohl,
Du bist in G'fahr;
Daß ich di gar net mag,
Nemme mag, gar net mag,
Sell ist verloge,
Sell ist net wahr.

Auch die Melodie dieses köstlich naiven Liedes ist gleich munter und launig. Und wie bei diesem, so bei den übrigen Melodien hat der Herausgeber den vierstimmigen Satz im schönsten Verhältnisse durchgeführt. Ueberall herrscht das Volksthümliche vor, nirgends macht sich eine künstliche Wendung der civilisirten musikalischen Kunst geltend, wodurch die Einheit und der Geist dieser anziehenden Weisen zerstört worden wäre. Mögen daher diese vierstimmigen Volkslieder recht allgemeinen Beifall auch im Norden des deutschen Vaterlandes finden, wie er ihnen bereits im Süden geworden ist, und möge sich auch an der gemeinsamen Freude der Deutschen an solchem poetischen und musikalischen Schatze, der aus dem Herzen des Volkes wohlklingend hervorquillt, das gemeinsame Bedürfniß und Gefühl der Einheit und das Verständniß unserer wahren Nationalität, in den Anfängen der Kunst und in deren Fortentwickelung wie im Leben und dessen unveräußerlichen Rechten, hervorbilden! 121.

*) Liedle, mögle, freundle — für: lieblich, möglich, freundlich.

Fragment ohne Titel.

Manche Deutsche sind so haushälterisch mit dem Witze, daß sie vor wirklichem Reichthum und Freigebigkeit mit demselben etwas erschrecken und scheu zurücktreten. Wer alle Quartale einen leidlichen Witz hat, das ist ihr Mann. Einen solchen Spaß lernen sie auswendig, und wenn sie ihn etwa 24 Mal wiedergelesen haben, verstehen sie ihn erst recht und freuen sich herzlich, ihn weiter zu verbreiten. Um ihn ganz zu genießen, bedürfen sie auch noch einer Vorrede, und wenn sie den Inhalt eines Sinngedichtes erzählen wollen oder den Spaß, den einmal ein schalkhafter Nachbar vorbrachte, so fangen sie etwa so an: Es war am zweiten Pfingsttage, Nachmittags gegen vier, doch kann es auch halb fünf gewesen sein, wir saßen eben

bei der zweiten Flasche und waren ganz munter, — denn was kann man in diesen schlimmen Zeiten Besseres thun als eben munter sein? — meine Frau hatte gerade das neue Indiennekleid an, das ich ihr zum Geburtstage verehrt, und sah jünger darin aus als leider sonst in dem braunen Habit, als plötzlich die Thür aufging u. s. w. Ist es aber mit der Mehrheit der Deutschen so bestellt, so folgt eben daraus, daß es einzelne Witz- und Humorreiche nicht allzu gut bei ihnen haben, und es würde z. B. ein großes Glück für Jean Paul gewesen sein, wenn er weniger Witz gehabt hätte, denn um wahrhaft zu gefallen, hätte er mit der Witzesfülle, die z. B. blos in der Reise des Rectors Fälbel, im „Quintus Firlein", im Attila Schmelzle u. A. waltet, ein paar hundert Bücher anfüllen oder übermalen müssen. Auf jeder Seite nicht blos ein paar herrliche Bonmots, sondern bei denselben immer ein tiefer Hintergrund, der liebenswürdigste Charakter- und Situationswitz! u. s. w. — es ist zu arg und kann nicht geduldet werden. Zur Strafe sind auch jene Werke fast vergessen worden, und es ist als habe der Prinz Hamlet den wetterwendischen Theil des heutigen Publicums im Auge, wenn er zu Gertruden spricht:

Hier ist eur Gatte, gleich der brand'gen Aehre
Verderblich seinem Bruder. Habt ihr Augen?
Die Weide dieses schönen Berg's verlaßt ihr
Und mästet euch im Sumpf? Ha, habt ihr Augen?

Wir wollen den (hier allegorisch gewordenen) heftigen Dänenprinzen nicht weiter anhören, denn er wird mit jedem Wort anzüglicher. Seine Frage aber: „Habt ihr Augen?" brauchen wir nicht zu scheuen, denn Augen haben wir wirklich ganz vortrefflich, und hübsche Decorationen, bengalisches Feuer u. s. w. sehen wir recht gern. Schade nur, daß diesem Sehtalent nicht genug Befriedigung gewährt wird!! So ist z. B. Götze's „Natürliche Tochter", wenn ich die schönen Kleider des Königs, Herzogs, der natürlichen Tochter u. s. w. abrechne, ganz ohne alle Sehsachen; wie leicht aber könnte man dergleichen unschuldige Dinge einschieben? Gleich Anfangs jagt der König mit dem Herzog, warum sehen wir nicht die Jagd selbst? welche Gelegenheit zu den schönsten Thierstücken! Eugenie stürzt auf die gefährlichste Weise; warum bekommen wir den Sturz nicht zu sehen? warum gibt der Herzog seiner geliebten Tochter zu Ehren nicht eine Gartenillumination nebst Maskentanz? Alles das hat der Dichter freilich versäumt, warum aber kommt man ihm nicht zu Hülfe? Thäte man das, so würde das arme Stück, das seit 1803, dem Jahre seiner Erscheinung, von der deutschen Bühne verbannt ist, vielleicht ein Lieblingsstück geworden sein. Wer nicht Lust hatte, brauchte ja nach den schönen Reden, welche die Leute in dem genannten Drama führen, nicht hinzuhören und könnte sich blos an das Reelle halten. Aufgeführt aber muß ein Stück werden, sonst liest man es nicht. Wer weiß, wie bald wir überhaupt aufhören werden, Romane und Novellen, mögen sie auch noch so schön sein, zu lesen, und ich weiß dann weiter keinen Rath, als daß sich irgend ein mitleidiger Schauspieler entschließt, den „Runenberg", den „Schmelzle" und ähnliche Erzählungen auf der Bühne selbst vorzutragen. Das Publicum würde freilich zuerst erschrecken; hat es aber einmal den Eintrittspreis bezahlt, so muß es, wie Franziska in „Minna von Barnhelm" sagt, Katz aushalten. 180.

Notiz.

Börne (der Philosoph, wie er sich immer selbst nennt) hat als 9. und 10. Band seiner Werke in den „Briefen aus Paris", einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu welcher auch Heine, sein Freund und Idol, schon Manches steuerte, und damit ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer scharfen Geißel wird Stand halten müssen. Diese Briefe ganz durchzulesen ist ein Opfer, zu dem man sich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glückliche Anlagen und Scharfsinn so mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Hassenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten und jedem an seinem angestammten Glauben und an dem Glauben seiner Väter zum Verräther Gewordenen anklebt. Daß ein solcher auch sein Vaterland und was seinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist darum kein Wunder, und wird sich diese Untreue gewiß empfindlich strafen. Ein Hr. Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt: „Gegen L. Börne, den Wahrheits-, Recht- und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris" (Altona, Hammerich u. Lesser, gr. 8.), schlagend und niederschmetternd, doch fast zu flüchtig den ersten Streich dagegen geführt. Wie kann auf so wenigen Seiten mit zwei Bänden Unsinn gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Resignation, um für Deutschland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum sei auch nur hier ein einziger Fleck, der uns anzuhängen zugedacht ward, beleuchtet. Der Briefsteller sagt gelegentlich: „Der Franzose könne das Frivolste und Schlüpfrigste sagen, ohne gegen Sitte, Geschmack und Decenz in dem Grade zu sündigen wie der Deutsche, wolle er dasselbe wieder oder Aehnliches in seiner Muttersprache geben". So ungefähr ist Ref. der Sinn des Gesagten aus Börne's Briefen in der Erinnerung geblieben. Nicht daß die deutsche Sprache deshalb im Vergleich mit der französischen zu erröthen brauchte, vielmehr liegt in Börne's Behauptung sogar etwas Wahres, allein es ist dabei unverkennbar darauf abgesehen, unsere Sprache als noch ungelenk zu bezeichnen und verächtlich herabzusetzen, und bildete sich bei Ref. daher folgende Meinung über diesen Gegenstand: Das Schlüpfrige und Indecente eines französischen Romans oder Gedichts erscheint blos darum Hrn. Börne und allen Gallomanen zarter, wol gar reiner und sittlicher, blos weil es französisch und nicht deutsch ist, die Franzosen ihre Sprache eigens zu dergleichen ausgebildet und ein Idiotikon dafür geschaffen haben wie keine andere Zunge. Das Schlüpfrige und Indecente liegt aber nicht allein in den Worten, sondern in den Begriffen und der Denkart, und somit diese bei uns sittlicher und reiner sind, wie die meisten Deutschen, im Vergleich mit den Franzosen, das Unehrliche, Obscöne und Schändliche gar nicht so ausgeprägt und entgeistet mit Letztere wiederzugeben vermögen, fehlt es auch natürlich der deutschen Sprache an dieser dahin gehörigen Ausbildung. Wohl uns, daß es so ist, daß wir darin den (galanten) Franzosen nachstehen, wir wollen ihnen den Vorzug lassen; wenn aber deshalb ein Deutscher, wenn auch vielleicht nur ein Allereinziger, wenn Börne hier an seiner Muttersprache zum Spötter werden und solche schmähen will der Ungelenkheit oder Bedeutungslosigkeit wegen, so muß es eine Verachtung bei jedem Freunde seiner Muttersprache unter uns hervorbringen, die höher steigen muß als irgend eine Scala anzuzeigen vermag. 97.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Offenes Sendschreiben zur Vertheidigung der Petition um Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach an den Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages. Erfodert sie die Oeffentlichkeit der Sitzungen?" 8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Hierzu Beilage Nr. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 29. 16. Dezember 1831.

Italienische Forschungen. Von C. F. v. Rumohr. Dritter Theil. Berlin, Nicolai. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Wir haben in d. Bl. mit einiger Ausführlichkeit der Verdienste erwähnt, welche sich der Verf. durch die beiden ersten Theile dieses gehaltreichen Werks um die Kunstgeschichte, besonders aber um die frühere des Mittelalters, erworben hat. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, von dem vorliegenden dritten Theile, der Frucht nicht minder eifriger und glücklicher Forschungen, als die vorangehenden waren, Rechenschaft zu geben.

Diesen Theil erfüllen zwei verschiedene Bestrebungen. Die erste Hälfte desselben ist der Lebens- und der Kunstgeschichte Rafael's geweiht. Seit Vasari (dem wahren Begründer der neuen Disciplin einer Kunsthistorie), sagt der Verf., ist für Rafael's und seiner Zeitgenossen Wirken nichts Umfassendes, Erschöpfendes geleistet. Vereinzeltes in Menge, aber an einer Durchforschung der handschriftlichen Urkunden jener denkwürdigen Zeit, an einer Zusammenstellung aufgefundener Thatsachen hat es immer gefehlt. Diese war der Zweck einer besondern Reise des Verf. nach Italien, aber in der Mitte seiner Wirksamkeit ward er von andern Beschäftigungen — Aufträgen für das neue Museum zu Berlin — unterbrochen. Dennoch legt er seine Resultate vor.

Diese, wie sie sind, schon so erfreulich, lassen ernstlich bedauern, daß es dem Verf. nicht vergönnt war, sie demjenigen Ziele und der Vollendung zuzuführen, die er im Auge hatte. Wir würden durch ihn höchst wahrscheinlich zu einem Werke gelangt sein, das Rafael's Lebens- und Kunstgeschichte für immer abschloß und nichts Wünschenswerthes mehr vermissen ließ. Wie diese umfassende Abhandlung (XV) über Rafael und seine Zeitgenossenschaft jetzt vor uns liegt, läßt sie Lücken, die freilich für den blos im Allgemeinen mit der Kunstgeschichte Beschäftigten keine sind, aber welche die specielle Forschung oder die Vorliebe doch zu entdecken im Stande ist.

Die Abhandlung zerfällt in vier Gruppen von Ideen und Nachrichten. Den Anfang macht eine äußerst gedankenreiche Untersuchung darüber: Was Rafael vor allen neuern Künstlern auszeichnet? Die Antwort auf diese Frage ist: Seine vollendete Objectivität, völlige Freiheit von Manier (Angewöhnung der Hand), ja selbst vom Styl (Angewöhnung des Geistes beim Geschäfte der Auffassung). Diese an Rafael ganz eigenthümliche und unvergleichbare Hingebung an sein jedesmaliges Object wird nun durch die verschiedenen Stadien seiner Künstlerthätigkeit verfolgt und an seinen einzelnen Werken dargethan, und auf diese Weise wird uns die Geschichte seines Lebens und jedes einzelnen seiner Werke vorgeführt. Zuerst seine Jugendarbeiten. R.'s erster Lehrer war sein Vater, Giovanni Sanzio; die verschiedenen uns erhaltenen Stücke Sanzio's werden geprüft, der Verf. erklärt das in der berliner Galerie Nr. 215 bewahrte Bild für das charaktervollste. Die älteste Jugendarbeit Rafael's wird in dem Sacristeibilde zu Urbino (eine heil. Familie, rund, a tempera auf Holz) erkannt, bei jugendlicher Unvollkommenheit doch voll des eigenthümlichen Genius dieses Meisters und sogar in der Färbung seiner spätern Weise völlig treu. Eine zweite Schularbeit, R.'s Madonna, zwei Kinder und zwei Engel, aus einer alten florentiner Sammlung, hat der Verf. für die berliner Galerie (Nr. 222) erworben. Diese beiden Bilder werden als die einzigen sichern aus R.'s Lehrzeit bei seinem Vater angesehen. Hierauf folgen, einzeln durchgegangen, die Arbeiten, welche in Pietro Perugino's Schule entstanden. Perugino erscheint dem Verf. als eine Art von Bilderunternehmer, der aufgetragene Sachen nur anzulegen pflegte, die Ausführung seinen Schülern überlassend, gerade wie in seiner letzten Lebenszeit Rafael selbst zu thun pflegte. In dieser Ausdehnung genommen, ist diese Ansicht neu und nicht sehr erfreulich; sie ist, wiewol wahrscheinlich, doch immer schwer zu erweisen. Schritt für Schritt weist nun der Verf. Rafael's Antheil an Perugino'schen Werken oder seine eignen Erfindungen nach und löst diese äußerst verwickelte Untersuchung aufs glücklichste. Der Verf. nimmt eine nähere Berührung mit Andrea di Luigi an, welche der Lehrzeit bei Perugino vorausgegangen sei, und glaubt die Frucht einer solchen freiern Periode in dem Bilde Nr. 223 zu Berlin, aus der Solly'schen Sammlung, zu erkennen. Vasari weiß davon nichts, allein die Leichtfertigkeit und die beinahe absichtliche Verkümmerung der Nachrichten Vasari's im Leben Rafael's ist bekannt: er wird nur ausführlich, wenn er auf sein Lieblingsthema, Rafael's Nachahmung Michel Angelo's, zu sprechen kommt. Keiner der übrigen Autoren über R., weder Braun, noch Iken, noch Rehberg, noch Quatremère de Quincy wissen von dieser Zwischenzeit; auch Longhena hat keine Nachricht davon. Der Verf. ist ferner sehr dagegen, Perugino'sche Manier in Rafael's Jugendbildern entdecken zu wollen; gewisse Traditionen hält er für allen umbrischen Malern gemein und weist darauf zurück, daß, was man eben für Nachahmung Perugino's gegeben hat, in Bildern dieses Meisters von Rafael herrührt. Eher ist eine Hinneigung zu Alunno anzunehmen, wie das große Altargemälde in Neapel sie ausspricht; eine der ältesten Rafael'schen Arbeiten, doch von Perugino'scher Weise ganz abweichend. Dieser Satz widerspricht den gewöhnlichen Annahmen allerdings direct; doch der Verf. führt ihn so glücklich durch, als dergleichen durchzuführen ist. In Absicht der berühmten Madonna Doni — fälschlich so genannt — ist der Verf. jedoch selbst in Verlegenheit, wo sie in R.'s Werken einzureihen sei. Es gilt ihm und uns jedoch für zu viel Zweifelsucht, seine Hand darin ganz verkennen zu wollen. Er stellt es nach der Madonna Tempi und vor die Madonna del Candellino, dessen Originalität er gleichfalls versicht. Zuletzt folgt aus dieser Periode die Grablegung im Pal. Borghese, um 1506 gemalt. Der Verf. sieht eine fremde Hand in diesem Bilde, doch geht er nicht so weit, zu behaupten, daß R. es gar nicht berührt habe. Aussicht auf größere Unternehmungen mochte ihn davon abgelenkt haben; dagegen wird ihm ein Bild des Fra Bartolommeo (zu Lucca in S.-Romano), Gott Vater von Engeln umgeben, dem größten Theile nach zugeschrieben. Vasari erscheint auch in Betreff des Verhältnisses von R. zu Fra Bartolommeo ganz ununterrichtet. Viele wenig genannte Bilder zu Perugia, Florenz ꝛc. zeigen sichtbar R.'s Hand. „Wir haben also gesehen", sagt der Verf. am Schlusse dieses Abschnitts, „daß R. nicht, wie die gewöhnliche Kunsthistorie ihn darstellt, in einer ersten und zweiten Manier befangen war, sondern daß er die Erfahrungen älterer, überhaupt anderer Meister benutzte für sein eignes Streben, ohne sich selbst je aufzugeben oder zu verleugnen. Wir haben ihn in die Richtung umbrischer Meister, auf welche Niemand bisher Rücksicht genommen, eingehen, etwas später die Perugino's aufnehmen, endlich wieder selbständiger auftreten sehen". So viel aus der Epoche von 1500—8. In diesem Jahre kam R. nach Rom, zu seinem wahren Gönner, Julius II. — Der dritte Abschnitt behandelt die Werke dieser Zeit bis zum Tode dieses Papstes. Die neue Laufbahn begann voll Ungeduld mit den vaticanischen Zimmergemälden, Camera della segnatura, und zwar mit der Disputa, wie der Verf. darthut. Der Charakter antiker Gemessenheit waltet hier zum letzten Mal in R.'s Werken vor. Von nun an beginnt die Richtung auf malerischen Reiz hin, wie ihn die folgenden Arbeiten, der Parnaß ꝛc., schon deutlich darthun. Die Gründe für diese Veränderung werden historisch dargestellt; der Verf. sucht sie mehr in den lombardischen und venetianischen Kunstschulen als in den antiken Studien. Leonardo da Vinci wirkte hier entscheidend ein,

*) Vgl. Nr. 57 u. 68 d. Bl. f. 1830. D. Red.

nicht so sehr Michel Angelo, wie Vasari so gern erzählt. Der Verf. ist vielmehr sehr geneigt, die Priorität R.'s in dem neuen malerischen Geschmack vor Jenem zu behaupten, und führt zum Beweise das Gloriabild von 1505 an. Die Entscheidung ist sehr schwer, und um so mißlicher, als noch gar zweifelhaft ist, welche Weise die größern Kunstwerke hervorgebracht hat. Die Arbeiten in den Stanzen werden einzeln durchgegangen, der allegorische Cyclus, das Wunder von Bolsena, Heliodor; dann die Sybillen, das Bild Julius II. (mit Unrecht bezweifelt), sein eignes berühmtes Bildniß im Hause Altoviti (jetzt in München), gleichfalls ihm vindicirt, wie widersprechend es auch dem Florentiner sei; die Fornarina, welche zu einer veralteten Modella wird; Madonna von Foligno, Ezechiel (ein Christus als Jupiter), die Cäcilia, jetzt völlig unkenntlich durch das Ungeschick eines Restaurators. — Wir kommen nun zu der letzten Epoche in R.'s Künstlerthätigkeit, seinen Arbeiten unter Leo X. Zuerst eine ganz neue Ansicht von dieses Fürsten Verdienst um die Künste. „Leo X. ist der Günstling der Kunstgeschichte, ein gebildeter Herr, allein weder ein politischer, noch überhaupt ein Charakter. Der großartigen Ansichten, dem standhaften, kräftigen Willen Julius II. verdanken die bewundertsten Werke der neuern Kunst ihre Entstehung. Leo that wenig aus wahrer Begeisterung für die Kunst. Die Zersplitterung seiner Theilnahme, die Vergeudung seiner Hülfsmittel hinderte ihn, seinen Unternehmungen Großartigkeit (?) oder Nachdruck zu geben. Julius nahm R.'s Productionskraft ganz in Anspruch; unter Leo konnte er seine besten Kräfte auf untergeordnete Werke, für entlegene Kirchen, für Einzelne verwenden. Untergeordnet, so schön sie einzeln sind, erscheinen die Logen immer; auch der Brand des Borgo, die Tapeten ꝛc., Alles deutet mehr auf Prachtliebe als Kenntniß und wahren Sinn für die Kunst". — Die Sybillen wurden 1515 gemalt; vier Altargemälde: die Madonna del Pez, S.-Sisto, die Kreuztragung, die Transfiguration entstanden ohne Leos Dazuthun. Die erste ist ein wahres Altargemälde. Die Madonna di S.-Sisto, das Wunder Dresdens, hatte, wie der Verf. unwiderleglich zeigt, eine andere Bestimmung. Sie kann nur als Drapellone einer Brüderschaft, Kirchenfahne, verstanden werden. Das Ganze ist ohne Boden, schwebt in der Luft und muß gleichsam wie eine Erscheinung gedacht werden. Auch das Material (Leinwand) deutet darauf hin, und Vasari, der dies Bild tavola nennt, hat es sicher nie gesehen. Der Verf. spendet diesem Bilde, das zugleich mehr als irgend eins Anlage und Vollendung durch R.'s Hand ausspricht, das reichste Lob. Die neueste Restauration entlockt ihm dieselben Aeußerungen des Schmerzes, in die Jeder ausbricht, der das Bild vorher gekannt hat. „Es ist zu wünschen", sagt er mit uns, „daß dereinst bei einer neuen Reinigung, unter dem Geriesel ungewisser Firnißfarbe das alte Werk minder beschädigt wiederum hervorträte, als ich zu hoffen wage!" — Der Transfiguration wird Großartigkeit des Entwurfs eingeräumt, aber die Beendigung, nach R.'s Tode, entspricht dem ersten Gedanken nicht. Vasari ist auch hier wieder falsch berichtet. Schließlich folgen die Bildnisse, Leo X. (nach 1517), der Clavierspieler ꝛc., und R. wird gegen den Vorwurf von Rückschritten vertheidigt; endlich die Fresken, Geschichte der Psyche und die sogenannte Galatea, über welche der Verf. sehr eigenthümliche Ideen entwickelt. Den Beschluß macht die Andeutung von dem herannahenden Verfall der Kunst unter Leo X., überhaupt: Zusammenstellung des Unvereinbaren (Logen), Aufopferung des Höhern für das Geringere (Saal der Thierbildungen), flüchtige, vernachlässigte Ausführung, als Folge der Ungeduld und spärlicher Belohnungen. Eine sehr lesenswerthe Digression auf Kunstbeschützung und Kunstkritik überhaupt schließt die ganze reiche und treffliche Abhandlung. Populaire Empfänglichkeit ist die Grundbedingung des Gedeihens der Kunst: eine Kunst blos zur Befriedigung der Künstler ist ein Unding, selbst als Gedanke.

Wir kommen nun zu der zweiten, sehr merkwürdigen Abhandlung dieses Theiles. In dieser: „Ueber den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters", bezweckt der gelehrte Verf. nichts Geringeres als einen gänzlichen Umsturz des in der Geschichte der Baukunst bis jetzt festgehaltenen Systems. Er thut dar, und zwar auf eine mehr als überraschende, auf eine überzeugende Art, daß die ganze Senkerung der Bauschulen, in eine gothische, lombardische, fränkische, neugothische, exotische, byzantinische u. s. w. nichts mehr als eine ganz willkürliche und grundlose Namenmacherei ist, die alles historischen Fundaments völlig entbehrt und sich auflöst in eine klimatisch verschiedene Ausbildung desselben Princips, das er das christlich-römische nennt. Zu diesem Zwecke stellt er zuvörderst die Verdienste der Römer um die Baukunst, die man freilich allzu unbeachtet gelassen hat, heraus und zeigt, wie gefährlich es sei, das römische Alterthum, „welches den Uebergang zu den Bedürfnissen und Anforderungen unserer Tage bildet", wie in England geschehen ist, zu verachten und zu vernachlässigen. Das Durchgebildete und Eigne der griechischen Bauart, uns entfernter und fremder, war in diesen römischen Architekturstyl aufgegangen, und eine gewisse freiere Beweglichkeit der Regeln — nach den Umständen — war, abweichend von der griechischen Strenge, zum Grundsatz geworden. Abweichungen, die man gemeinhin für Wirkungen rohen barbarischer Barbarei erklärt, hatten sich bewährt und waren durch Veränderung der Zwecke völlig gerechtfertigt. Die christliche Baukunst, mit wiederum veränderten Zwecken, bildete diese Abweichungen frei aus, ohne daß Alles, was abweicht, darum für Verwilderung erklärt werden darf. Verwaltend ist das Zeitgemäße, das Localbedingte; aber das Princip blieb ein und dasselbe. Dies beweist der Verf. nun an den einzelnen Epochen des Mittelalters. — Zuerst: Bauart der in Italien angesiedelten Ostgothen. „In unsern Tagen darf es wol kaum noch in Frage kommen, ob die Gothen Erfinder in der Baukunst waren, oder ob sie nur Vorgefundenes benutzten. Es ist Niemand so unerfahren, nicht zu wissen, daß die germanischen Völker überhaupt den Steinbau erst durch die Römer kennen lernten" u. s. w. Diese Sätze sind richtig, aber an und für sich beweisend sind sie nicht. Immer noch könnten die Gothen ihre eignen, dem Holzbau entlehnten Grundsätze auf den neu erlernten Steinbau angewendet haben. Doch der Verf. läßt sich dazu thun, wie ganz unhaltbar die Benennung „gothischer Architektur" als eine besondere Stylart überhaupt, besonders aber vor dem Jahre 1200 sei, und wie der ganze Mißverstand auf einer jener Leichtfertigkeiten Vasari's beruhe, der, als Schöpfer der modernen Kunstsprache, in den Sachen selbst so viel Verwirrung angerichtet habe. Er nennt jene um 1200 sichtbaren Neuerungen bald: „maniera de' Gotthi", bald — besser — „maniera Tedesca". Germanisch ist ihre gebührendste Bezeichnung. Hier scheint es also, daß es dem Verf. nur um einen Namenstreit zu thun ist; aber in der That sieht er die ganze Idee an, als seien die Germanen Erfinder dieser Neuerungen, wie sich dies weiterhin zeigen wird. — Bauart der Lombarden. Was von den Lombarden gebaut wurde, ward von römischen Künstlern ausgeführt. Nichts beweist dies bezeichnender als der Ausdruck: Magister Comacinus, für Architekt und Maurer, denn in Como hatte sich eine reinrömische Bevölkerung erhalten. Aeußerst wenig wirklich Lombardisches hat sich erhalten; meist werden viel spätere Werke dafür gegeben. Wirklich lombardisch mögen sein die Ruinen von S.-Giulia bei Bergamo, und S.-Salvatore in Brescia, S.-Giacomo ebenda, S.-Michele zu Pavia, besonders die Wasserleitung zu Spoleto, S.-Pietro di Ferentillo u. l. w. Zeigt sich nun hier Eigenthümliches, vom christlich-römischen Princip Abweichendes? Keinesweges! Dieselbe massenhafte Schwerfälligkeit wie in den vorgothischen Denkmalen, dieselben Aexte in Plan und Verzierung, jedoch allerdings mit einiger Neigung zur Zuspitzung der Winkel. — Bauart unter den Karolingern (fränkische genannt). Der Grundriß ist immer derselbe, wie z. B. S.-Piero Scheraggio in Florenz, S.-Pietro in Grado bei Pisa, S.-Saba in Rom beweisen; doch etwas Streben nach einem breitern Hauptschiffe und gedrücktern, halbrunden Tribunen. Die Verzierung ganz römisch, z. B. S.-Ambrogio in Mailand. Architektur der Oströmer (byzantinische). Auch hier bis auf Justinian nichts Eigenthümliches; die gemeinsame Entwickelung

beider Schulen aus der christlich-römischen ist selbst an der Sophienkirche klar. Ueberhaupt wurde auch in Konstantinopel meist von römischen Architekten gebaut, wie uns der Anonym. „De ant. Const." geradezu sagt. Die Kirche Sergius und Bacchus, ein Rundbau, der für das Vorbild der Kuppel und für entscheidend so oft gehalten wird, war, wie S.-Vitale in Ravenna, offenbar nichts als ein neuer S.-Stefano Rotondo. Nur mit der Sophienkuppel zeigt sich etwas Abweichendes. Die Idee des Hauptaltars gab dazu den Anlaß und das Pantheon das Vorbild. Allein diese neue Vertheilung des Raums schließt die Anwendung bekannter römisch-christlicher Grundsätze nicht aus; die Dimensionen der Theile sind dieselben wie in den ältern, christlich-römischen, und was neu darin ist (die weite Spannung der Bogen, das gedrückte Verhältniß) blieb für das übrige Europa, mit zwei Ausnahmen (Venedig und Padua), ganz unfruchtbares Beispiel, während es für die griechische Kirche Gesetz wurde. Der Holzmangel im Orient machte den Kuppelbau, bis in die gemeinsten Wohnungen hin, nothwendig. Die Erfinder des Namens: byzantinische Architektur (Vasari?), wissen durchaus nicht zu sagen, worin die Eigenthümlichkeiten dieses Styls, so weit sie in Italien nachgeahmt wären, bestehen. Dennoch gibt eben Vasari dem Dom von Pisa griechischen Ursprung — ganz irrig, wie schon Quatremère und noch deutlicher der Verf. zeigt. Jener obengenannte Busketus (Buschetto) ist gar nicht der Erbauer dieses Doms, so wenig wie S.-Vitale eine byzantinische Kirche ist. In Lucca und Florenz blühte um 1000 eine ganz römische Bauschule, deren Vorbild Rainaldus, der wahre Erbauer des Doms von Pisa, nachahmte. Die lucchesischen Kirchen S.-Michele, S.-Frediano, Maria bianca, machen dies klar. Selbst in Venedig blieb man (außer bei S.-Marco) dem römischen Herkommen treu (Basiliken zu Torcello und Grado). — Arabische Bauart. Die Araber so wenig wie die Germanen hatten einen eignen Styl. Sie benutzten wie jene, was sie vorfanden. Der Hufeisenbogen gehört nicht zur Construction, er ist blos Verzierung; Monreale in Sicilien und S.-Pietro bei Spoleto, wo sich diese Verzierungen wiederfinden, müssen nach dem Verf. besondere Veranlassungen haben. (Wir dächten, sie fänden in jenen lucchesischen Kirchen ein Precedent.) — Vorgermanische und germanische Bauart. Das Princip ist auch hier römisch; die allmälige Umgestaltung ergab sich aus klimatischen Foderungen. Zuerst ward der offene, hölzerne Dachstuhl der alten Basiliken durch Gewölbe verdrängt, anfangs etwas niedrig, später höher. Im 11. u. 12. Jahrhundert werden die Schiffe immer schlanker, endlich so schlank, daß man der Strebepfeiler bedarf. Diese Emporziehung des ganzen Gebäudes macht die Emporreckung der Zierathen nothwendig, da Sockel und Gebälk verbunden bleiben sollten. Daher der spitze, aus Segmenten gebildete Bogen, im Anfange des 13. Jahrhunderts, eine Figur, die dem spitzen Giebel natürlich sich anschloß und daher keineswegs willkürliche Erfindung war. Die pyramidale Hauptform zog nun allmälig alle Nebenbildungen ins Pyramidale; alle Thür- und Fensteröffnungen, alle Säulenabstände wurden durch spitze Bogen überspannt und die Gewölbe folgten nach. Diese Ausbildung kann angegriffen werden; aber eben ihre ganz allmälige, leicht zu verfolgende Entwickelung, ihre häufigen Reminiscenzen an das römische Urprincip zeigen aufs deutlichste, daß hier nicht von gänzlich neuer Erfindung, sondern nur von localer Entwickelung desselben Grundgesetzes die Rede ist. — Und so zeigt sich denn, schließt der Verf., daß alle Bauschulen des Mittelalters durch allmälige Uebergänge an das classische Alterthum sich anknüpfen und, ungeachtet ihrer Modificationen, sämmtlich in einer Wurzel zusammenfließen.

Diese völlig neue Ansicht der Dinge hat der Verf. mit den triftigsten Gründen unterstützt, und wir hoffen es, wie er, zu erleben, daß man in der Geschichte der Baukunst künftighin mehr auf die organische Anreihung der Erscheinungen an einen Stamm denken, als nur danach haschen wird, Abweichungen zu entdecken, um neue Namen in die Wissenschaft zu bringen. An und für sich sind die Benennungen: gothisch, byzantinisch, fränkisch ꝛc. gleichgültig; man kann sich ihrer als Sachbezeichnungen bedienen, aber sie sind verwirrend und schädlich, wenn man, wie bisher, historische Folgerungen daran knüpft. Die großen Verehrer des gothischen Princips aber mögen sehen, wie sie mit dem Verf. fertig werden!

Hiermit schließen wir die Analyse eines so gedankenreichen als gründlichen Werks, das für die Kunstgeschichte des Mittelalters von der größten Bedeutung ist. Styl und Vortrag sind dem Gegenstand entsprechend und gereichen dem Geschmacke des Verf., wie das ganze Werk seinem Ruf als Gelehrter zur Ehre. 25.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Zweiter Theil, die erläuternden Aktenstücke zur Biographie und den literarischen Briefwechsel enthaltend. Sulzbach, Seidel. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Wer mit Theilnahme und freundlicher Erinnerung den ersten Theil dieser Mittheilungen gelesen, wovon wir unsern Lesern früher Einiges hervorgehoben, wird auch den zweiten gern sich gefallen lassen, wodurch sich manches Einzelne der Lebensschicksale und Denkweise des Philosophen ausrundet und ergänzt. Im „Plan für Redeübungen" (1787), den F. als junger Mann in Zürich entwarf, ist besonders auf das Studium der Alten, als der vollkommensten Muster des Styls, hingewiesen, und man erklärt sich aus dieser Vorliebe vielleicht am besten etwas Hartes, Schroffes, aber auch Festes und Gediegenes, welches statt moderner Verschwommenheit und phantastischer Fülle dem Vortrage des Verfs. eigen geblieben. In den „Aphorismen über Religion und Deismus" (1790) zeigt sich schon eine Abweichung der Speculation von christlichen Lehrsätzen, die späterhin so vielen Einfluß auf die Lebensschicksale des Mannes hatte. Kaum sollte man glauben, daß Sonntagsvorlesungen in Jena das Oberconsistorium des Landes veranlassen konnten, über „einen intendirten Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst und ein gesetz- und ordnungswidriges Beginnen" zu klagen, da F. nichts Arges dabei gedacht und nur aus Verlegenheit, eine andere Stunde zu finden, sich dazu entschlossen, was er auseinandersetzt in seiner Verantwortungsschrift, und worüber ihm die Regierung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man hatte diese unschuldigen Vorlesungen mit Demokratismus und wol gar französischer Revolution in Verbindung gebracht. Seine „Rechenschaft an das Publicum" über die Entweichung nach Osmanstedt 1795 (fünfte Beilage) beginnt recht gründlich mit Auseinandersetzung der Grundsätze, welche ihn geleitet; über die Sache selbst hat Ref. schon bei Anzeige des ersten Theiles geurtheilt, und möchte nicht unbedingt in die S. 61 geäußerte Meinung einstimmen: „Der Studirende ist ebenso leicht — und im guten Vertrauen auf die menschliche Natur kann man sagen, leichter — zum Guten zu bringen als zum Bösen". Allerdings, wenn es Entschlüsse des Augenblicks gilt, aber schwerlich in Bezug auf Beharrlichkeit und bleibende Haltung des Gemüths. Die Schwierigkeit für Behörden, bei Studentenuntersuchungen ganz die Wahrheit zu erforschen, ist S. 86 fg. sehr richtig angegeben. Ueber die furchtbare Rohheit, womit einige erbitterte Ordensglieder dem Philosophen die Fenster einwarfen und seinem krank liegenden Schwiegervater fast den Kopf zerschmetterten, muß man erstaunen, und das Entweichen nach solchen Auftritten scheint vollkommen gerechtfertigt. Die Aktenstücke über Beschuldigung des Atheismus (Beil. 6) dienen zum Belege der im ersten Theile gegebenen Erzählung. Ueber Studentenvereine und Ehrengerichte (Beil. 7) sind gewiß die Gedanken F.'s sehr zweckmäßig, nur daß eine heilsame Ausführung an so manchen unvorhergesehenen Ereignissen und Zuständen der bewegten Jugendwelt zu scheitern pflegt.

In dem angehängten literarischen Briefwechsel gewahrt man das sehr verschiedene Verhältniß, mit welchem ausgezeichnete Personen zu einander treten. Zwischen F. und Kant herrscht Verehrung und Wohlwollen, bis die „Wissenschaftslehre" erscheint, und

*) Vgl. Nr. 17 u. 18 d. Bl. D. Red.

Kant sich öffentlich von ihren Spitzfindigkeiten lossagt. Zwischen F. und Jacobi will sich eine Uebereinstimmung nicht bewähren, welche Ersterer voraussetzt und seine Speculation als ein Begreifen des Unbegreiflichen in Schutz nimmt, auf welche, als eine durchaus nothwendige Bestimmung des Lebens, „das Christenthum, das nur unter gewissen Zeitbedingungen, die dermalen durch dasselbe selbst vernichtet zu sein scheinen, Etwas vermochte, vertröstet hat". Zwischen F. und Reinhold bildet sich Freundschaft, bis der Letztere vernimmt, daß jener in seinen Vorlesungen die „Theorie des Vorstellungsvermögens" angreife. Hierauf erfolgen Klagen, Erörterungen, und — Reinhold wird Anhänger der Wissenschaftslehre. Das traufliche Du kommt in den nächsten Briefen zum Vorschein, verschwindet aber wieder, als bei Reinhold sich die Ansicht über Philosophie ändert und zu Bardili übergeht, dessen Logik Fichte für die alte Elementarphilosophie hält. Wol möchte man sich bei diesem Anlasse fragen: ob denn zwischen Philosophen — nämlich neuern, Urhebern eines Systems, Katheder-lehrern — dauernde Freundschaft möglich sei? Für die Verneinung gäbe es allerlei Gründe. Die Philosophie nämlich ist keine Wissenschaft, welche entdeckt und fort entdeckt wie andere, also etwa zu bekannten Planeten neue, wie Ceres, Vesta, wobei die alten Planeten sammt der Sonne den Astronomen bleiben und keine Feindschaft zwischen Letztern veranlassen; sondern die Philosophie hat es mit Principien zu thun, über welche stets der heftigste Streit auf Erden geführt worden und bis jetzt keine Vereinbarung zu Stande gekommen. Hat Jemand nun Principien entdeckt und sich angeeignet, so behauptet er, daß er durch sie das Rechte wisse, und ein Anderer ohne sie nichts, was denn doch für den Andern, welcher zu wissen und einzusehen meint, höchst betrübend und widerwärtig, ja eine Beleidigung seiner Denkfähigkeit und Erniedrigung seiner persönlichen Würde scheinen muß. Es kommt noch hinzu, daß jeder Entdecker neuer Principien diejenigen seines Vorgängers, ja das ganze darauf gebaute System desselben verschlingt und aufzehrt, wie Kant von Fichte und dieser von seinen Nachfolgern gefressen und verdaut worden. Ein Bestehen der Freundschaft ist unter solchen Umständen weder anzunehmen noch zu begreifen. Es hilft hierbei nicht eine großartige Erklärung, welche der Urheber der Wissenschaftslehre gibt (S. 218): „Der reine Freund der Wahrheit vermischt dieselbe nie mit seinem Individuum, er hält sie zu heilig, als daß er sie den Einflüssen eines so gebrechlichen Wesens, als das letztere ist, bloßstellen sollte. Er fördert zu Tage, was er für Wahrheit hält, und wie es aus seinem Innern hervorgebracht ist, hat er sich selbst vergessen und hält das Resultat für ein Gemeingut, das ihm nicht mehr noch weniger angehört als Jedem im Volke, der sich dessen bemächtigen kann und will. Ist das Aufgestellte wirklich die reine Wahrheit, so hat er dabei kein Verdienst, denn er hat sie nicht *gemacht*, sondern nur *gefunden*, und daß eben Er sie fand, ist Glück und Nichts weiter. Ist es falsch, so hat er ebenso wenig eine Schuld, wenn er redlich forschte; sein Irrthum ist Unglück und Nichts weiter. Stellt ein Anderer die Wahrheit an die Stelle seines Irrthums, so freut er sich der gefundenen Wahrheit, ohne an sich selbst zu gedenken; daß er sich geirrt hat, darüber hat er sich nicht zu schämen, weil er sich nicht erhoben haben würde, wenn er die Wahrheit gefunden hätte; und er kann mit unverletzter Würde auf den Unverständigen herabsehen, der ihn über seinen Irrthum höhnt. Nur der Wahrheitfeind verdient den Unwillen und die strenge Geißel des stärkern Freundes der Wahrheit, nicht der Irrende". — Ref. könnte entgegnen: zu solcher Erhabenheit der Denkweise möchten sich wenig Menschen emporschwingen, am wenigsten die Philosophen, kaum Fichte selber; es gibt aber noch eine andere Entgegnung, wodurch die Annahme, daß solche Denkweise im Leben wirklich vorkomme, als ein großer Irrthum erscheint. Nämlich: „Die Wahrheit ist jedem Freunde derselben das Individuellste, mit seiner Persönlichkeit eng Zusammengewachsene und Verflochtene. Er fördert sie zu Tage in dieser Eigenthümlichkeit, strebt sie zum Gemeingut, und alle Menschen seines Sinnes zu machen. Sie zu finden durch irgend ein Glück, ist nicht anzunehmen, sonst wäre sie wol schon gefunden, sondern ihr Besitz ist das Ergebniß angestrengten Nachdenkens und aufgewandter Mühe, deren Arbeit sich durch das Aufgestellte, sofern es die reine Wahrheit ist, belohnt und dem Aufstellenden zum Verdienst gereicht. Ist es falsch, so liegt die Schuld an den unzureichenden Kräften des Forschers, sein Irrthum ist ein beschämendes Unglück vor den Augen der Welt. Stellt ein Anderer die Wahrheit an die Stelle seines Irrthums, so ist sein ganzes Wesen, sein ganzes Vertrauen auf eignen Werth der Persönlichkeit vernichtet, und der stärkere Forscher blickt auf ihn voll Mitleiden herab. Will er hingegen seine Individualität in irgend einer Art retten oder ein Verdienst derselben behaupten, so trifft ihn der Unwille und die strenge Geißel des stärkern Freundes der Wahrheit, und dies weit mehr, als wenn er offener Wahrheitfeind wäre und in dieser Eigenschaft rüstig zu fechten und seine Waffen zu gebrauchen wüßte". Darum ist ein Widerstreit zwischen Principien zugleich ein persönlicher der Philosophen, darum wird ein Entdecker der Wahrheit nicht allein böse, wenn ein Anderer ihn missversteht, sondern auch wenn er das Gleiche vorträgt, ohne ihn, den Entdecker, besonders zu rühmen und zu ehren; darum bedauert Fichte (S. 253), wenn sein Ton Personen trifft und verwundet, denen es nicht gilt, wenn sie sich nicht aufrichtig sagen lassen wollen, in welchen schlimmen Irrthümern sie sich herumtreiben, und nicht für sehr wichtige Belehrung eine kleine Beschämung sich gefallen lassen wollen; darum meint er im vollen Bewußtsein des Besitzes der Wahrheit, trotz alles Polemisirens, Engelsgeduld gegen die tiefe Verfinsterung, Verwirrung und Verkehrtheit der Welt zu üben. Besser stellt sich die Sache, wenn Jemand, wie der Dichter Ernst Wagner in seinen Briefen an F., überschwengliche Verehrung kundgibt: da einigen sich die Gemüther und eine feste, ungestörte Grundlage des Wohlwollens ist vorhanden. 10.

Spaziergang an das Mittelmeer von Ludwig Würth. Zweiter Theil. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste Theil dieser Schrift ist bereits früher in d. Bl. angekündigt *); der jetzt erschienene zweite Theil enthält den Aufenthalt des Verfs. in Venedig, die Beschreibung dieser Stadt und die Heimreise über Triest, Idria, Laibach, Klagenfurt und Salzburg. Wenn auch die Darstellung mancher Einzelheiten weniger allgemeines als subjectives Interesse für die nähern Freunde des Verfs. haben kann, so ist doch diese Reisebeschreibung in mancher Hinsicht Denen zu empfehlen, welche jene Gegenden zu bereisen denken, und besonders enthält die Beschreibung der romantischen Gebirge Salzburgs vielfachen nützlichen, auch warnenden Rath. Eine beigefügte Karte, ziemlich vollständig die interessantesten Punkte der salzburger Alpen darstellend, wird es dem Leser erleichtern, den Verf. zu begleiten oder seinen eignen Reiseplan zu bilden. Einige Irrungen, z. B. die Benennung der venetianischen Bettler mit dem Namen Lazzaroni, welche nur der wunderlichen, mehr in einem dolce far niente als eigentlicher gemeiner Trägheit versunkenen, in Neapel lebenden Kaste zukommt, laufen wol unter; auch sieht der Verf. manche italienische Eigenthümlichkeit, wie das Verhältniß eines Cicisbeo zu seiner Dame, viel zu sehr mit strengen, nordischen Blicken an; doch ebendeshalb ist er mehr auf heimischem Boden, auf den Höhen der deutschen Grenzlande, wo Natur und Menschen ihm befreundeter sind.

Die Verlagshandlung verheißt nach Neujahr 1832 die Herausgabe von lithographirten malerischen Ansichten, als nämlich die Leopoldskronalpe, den Rhonegletscher, das Felsenthor von Salzburg, den Leuchtthurm von Genua, den Leopoldsteiner See und den Paß al Dazio grande, als zu dieser Reisebeschreibung gehörend, indem es diese Punkte sind, welche der Text vorzugsweise heraushebt. 62.

*) Vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachstehend angezeigte Schriften sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1831

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Kurzer Abriß der bisherigen ständischen Verfassung im Königreiche Sachsen. Im Februar 1831. 8. Geh. 8 Gr.

An die Stände des Königreichs Sachsen. Im Februar 1831. 8. Geh. 6 Gr.

Atterbom (D. A.),

Die Insel der Glückseligkeit.

Sagenspiel in fünf Abenteuern.

Aus dem Schwedischen übersetzt von

H. Neus.

Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Audiatur et altera pars.

8. Geh. 8 Gr.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel

mit

Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi.

Mit 28 Beilagen.

2 Theile.

Gr. 8. 58½ Bogen. 5 Thlr.

Früher erschienen bei mir:

Parthenais, oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Jens Baggesen. Neue Auflage. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 1819. 8. 30 Bogen auf feinem Schreibpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Jetzt für einen Thlr. und acht Gr.

Heideblumen. Vom Verfasser der Parthenais. Nebst einigen Proben der Oceania. Mit Baggesen's Bildniß. 1808. 8. 21 Bogen auf Velinpapier. Geh. Früherer Preis 2 Thlr.

Jetzt für einen Thaler.

Baggesen's Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Beudant (F. S.),

Lehrbuch der Physik.

Nach der vierten französischen Originalausgabe übersetzt von

Karl Friedrich Alex. Hartmann.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 3 Thlr.

Früher erschienen bei mir:

Lehrbuch der Mineralogie, von F. S. Beudant. Deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann. Mit 10 lithographirten Tafeln. 1826. Gr. 8. 4 Thlr.

Lehrbuch der Chemie, von Eduard Turner. Deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann. Mit 2 lithographirten Tafeln. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Hartmann (K. F. A.), Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie. Mit 10 lithographirten Tafeln. 1828. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek

deutscher Dichter

des

siebzehnten Jahrhunderts

Begonnen

von

Wilhelm Müller.

Fortgesetzt

von

Karl Förster

Erstes bis zwölftes Bändchen. 1822—31.

8. Auf feinem Schreibpapier. Geh. 16 Thlr. 8 Gr.

I. Martin Opitz. 1 Thlr. 12 Gr.

II. Andreas Gryphius. 1 Thlr. 12 Gr.

III. Paul Flemming. 1 Thlr. 12 Gr.

IV. Rodolf Weckherlin. 1 Thlr. 12 Gr.

V. Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 1 Thlr. 12 Gr.

VI. Friedrich Logau; Hans Aßmann von Abschatz. 1 Thlr. 4 Gr.

VII. Julius Wilhelm Zinkgref; Andreas Tscherning; Ernst Christoph Homburg; Paul Gerhard. 1 Thlr. 8 Gr.

VIII. Joh. Rist; Daniel Georg Morhof. 1 Thlr. 4 Gr.

IX. Georg Philipp Harsdörffer; Johann Klaj; Sigmund von Birken; Andreas Scultetus; Justus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 1 Thlr. 4 Gr.

X. Joh. Christoph Günther. 1 Thlr. 4 Gr.

XI. Herausgegeben von Karl Förster: Jakob Schwieger; Georg Neumark; Joachim Neander. 1 Thlr. 12 Gr.

XII. Herausgegeben von Karl Förster: Friedrich Spee. 1 Thlr. 8 Gr.

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der darin enthaltenen Dichter versehen, ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Von dem ersten Herausgeber Wilhelm Müller erschien früher bei mir:

Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 1824. Gr. 8. 20 Gr.

Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten. Erstes Bändchen. Zweite Auflage. 1826. 8. 1 Thlr. Zweites Bändchen. 1824. 8. 1 Thlr.

Lieder der Griechen. 5 Hefte. 8. 1 Thlr. 2 Gr.

Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 1830. 8. 6 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1831. Außer den Beilagen 365 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

William Cobbett's

englische Sprachlehre

in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht.

Mit vielen Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute.

Für Deutsche bearbeitet und sehr vermehrt von

Heinrich Pleßner.

Gr. 8. 22½ Bogen. 12 Gr.

Diese Sprachlehre zeichnet sich neben ihren innern Vorzügen besonders auch noch durch einen ungemein billigen Preis aus.

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

In fünf Bänden.

Erster Band,

die Säugethiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen. 4 Thlr.

Die Zoologie umfaßt auf ihrer gegenwärtigen Höhe ein so ungeheures Feld, daß ein Specialwerk, durch alle Classen derselben hindurchgeführt, kaum noch möchte zu Stande gebracht werden können, wenn man nicht auf treffliche Vorarbeiten baut. Da nun der Besitz eines solchen Buchs zum Handgebrauch gegenwärtig gewiß wünschenswerth ist, so hat sich Herr Hofrath Voigt entschlossen, die vor Kurzem erschienene zweite Ausgabe des „Règne animal" des Herrn Baron von Cuvier in der Art einem solchen Plane

zu Grunde zu legen, daß dasselbe zwar in treuer Uebersetzung erscheint, zugleich aber über alle Thiere dahin vermehrt und erweitert wird, daß jedes Thier mit einer Differenz, viele noch mit einer etwas ausführlichern Charakteristik versehen seien. Es bedarf dabei wol kaum der Erwähnung, daß hier nicht von allen Thieren ohne Ausnahme die Rede sein kann, für welche, wie z. B. die zahllosen Eingeweidewürmer, oder sehr wenig bekannte andere Classen, eigne Specialwerke verbleiben müssen. Der Plan wird aber immer eine so reiche Auswahl ins Auge fassen, daß man nicht leicht ein Thier, was man angegeben zu finden nur erwarten kann, gänzlich vermisse. Die Zusätze werden sich auch vorzüglich nur auf diesen Kreis der Erweiterung beschränken, und weder neue theoretische Ansichten noch veränderte Nomenclatur anzubringen suchen, sondern etwanigen Bedürfnissen hierin durch Synonyme, Citate und andere dazu gehörige Angaben, die das Original übergangen hat, aushelfen. Selbst für die Beschreibungen wird das Meiste aus andern berühmten Werken benutzt werden.

Fechner (Gustav Theodor),

Massbestimmungen über die galvanische Kette.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 4. 3 Thlr.

Freimund (E. G.), Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830. Nach eignen, im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt. 8. Geh. 6 Gr.

Gerhard (Wilhelm), Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreiche Sachsen. 8. Geh. 6 Gr.

Glyptothek treffender Bilder u. Gemälde

aus dem Leben für alle Stände.

Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein geachtetes Blatt äußert über diese Schrift: „Der wahrhaft freisinnige Geist, welcher in diesen Novellen und Erzählungen weht, ist nur äußerst sparsam in den belletristischen Schriften unserer Literatur zu finden, und ein Buch, das gereiftere Lebensansichten darbietet, verdient daher mit vollem Rechte die Anerkennung der bessern Lesewelt. Fährt die Redaction auf dem glücklich begonnenen Wege fort, so verspricht dieses Werk mit der Zeit ein wahres Musterbuch für Deutschlands reifere Jugend zu werden. Unter den sechs Novellen und Erzählungen, die der erste Band enthält, ist „Der Pole und sein Sohn" unstreitig das schönste Denkmal, welches gegenwärtig dem Freiheitskampfe dieser Heldennation errichtet werden kann. In rührenden Farben sind die gigantischen Leiden des unterjochten Volkes geschildert".

Ausflucht eines Russen nach Deutschland.

Roman in Briefen von

Nikolai Gretsch.

Aus dem Russischen von C. Eurot.

8. 2 Thlr.

Früher erschienen bei mir:

Karamsin, Aglaja. Romantische und historische Erzählungen. Nach dem Russischen von Ferdinand von Biedenfeld. 1819. 8. 17½ Bogen auf Schreibpap. Geh. Früherer Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für sechszehn Groschen.

Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Altrussische Heldenlieder. 1819. 8. 11 Bogen auf feinem Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr.

Jetzt für zwölf Groschen.

Reine Arzneimittellehre

von

Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* and Dr. *Karl Friedrich Trinks.*

Erster bis dritter Band. 1828—31. Gr. 8. 6 Thlr.

Früher erschien in meinem Verlage:

Schweikert (Georg August Benjamin), Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopathisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die verschiedenen Functionen derselben. 4 Hefte. 1826—30. Gr. 8. 10 Thlr. 8 Gr.

Heller (Joseph),

Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's.

In drei Bänden.

Zweiter Band. Mit drei Abbildungen.

Gr. 8. 63¼ Bogen. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte, und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Shakspeare's Schauspiele,

erläutert von

Franz Horn.

5 Theile. 1823—31. Gr. 8. 8 Thlr.

Außerdem erschien in meinem Verlage:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. 9 Bände. Leipzig und Stuttgart, 1818—29. Gr. 8. 356½ Bogen. Früherer Preis 27 Thlr.

Jetzt für neun Thaler.

Einzelne Bände für einen Thaler und acht Groschen.

Die Verdienste dieser nun vollständigen Uebersetzung Shakspeare's sind von den geachtetsten Kritikern anerkannt worden, und vor der Schlegel'schen hat sie in jedem Fall den Vorzug, daß sie beendigt ist.

Einzeln abgedruckt sind hieraus:

Shakspeare's Romeo und Julia, übersetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. 1818. Gr. 8. 10¼ Bogen auf Druckpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr.

Jetzt für zwölf Groschen.

Shakspeare's Kaufmann von Venedig, übersetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. 1818. Gr. 8. 9¼ Bogen auf Druckpapier. Geh. Früherer Preis 21 Gr.

Jetzt für zwölf Groschen.

——— König Lear, übersetzt von Heinrich Voß Mit Erläuterungen. 1819. Gr. 8. 14 Bogen auf Druckpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Jetzt für zwölf Groschen.

——— König Heinrich IV. In zwei Theilen. Uebersetzt von Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. 1822. Gr. 8. 21½ Bogen auf Druckpapier.

Jetzt für zwölf Groschen.

Wichtig für das Studium Shakspeare's ist auch:

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Band. 1823—29. Gr. 8. 55 Bogen auf feinem Druckpapier. 5 Thlr. 6 Gr.

Shakspeare's Bildniß, vorzüglich in Kupfer gestochen, kostet in einem Abdruck in gr. 4. 8 Gr.

Huber (Therese),

Erzählungen.

Gesammelt und herausgegeben von V. A. H.

In sechs Theilen.

Erster bis vierter Theil. 8. 9 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschienen früher in meinem Verlage:

Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 1821. 8. 2 Thlr.

Jugendmuth. Eine Erzählung. 2 Theile. 1824. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. 2 Thle. 1822. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Die Eheloſen. 2 Bände. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Landolph (Capitain), Denkwürdigkeiten. Die Geschichte seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet von Therese Huber. 1825. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Forster's, Johann Georg, Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. Theile. 1828—29. Gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. 12 Hefte. Gr. 4. Mit Kupfern. 8 Thlr.

In meinem Verlage erschien früher von dem Herausgeber der „Isis":

Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfertafeln. 1821. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Mitternachtzeitung im Jahre 1832,

ein Deutsches Wort an Deutsche Männer und Frauen.

»Nichts geht doch über die Vaterstadt,« sagt zwar Homer, aber »Nichts ohne Vaterland,« paßt besser für unsere Zeit. Was meinen doch jene sogenannten Weltbürger, wenn sie den goldenen Spruch aufstellen: »Ueberall auf der Erde ist unsere Heimath, jeder Mensch unser Blutverwandter, alle Unterschiede zwischen Völkern, bestehend in Sprache, Sitte und Gebrauch, nur zufällig;« wollen etwa jene Herren sagen, daß hier unter dem Monde nur Philosophen im eigentlichsten und edelsten Sinne des Wortes wandern sollten? Wahrlich, dann mögen sie nur gleich die Natur, die Menschen und ihre Philosophie durchaus umändern, und vor allen Dingen mit sich selbst den Anfang machen!

Für's erste ist an sich klar und einleuchtend, daß die ersten und wesentlichsten Einrichtungen unter den Menschen aus ihren Bedürfnissen hervorgegangen sind; weil nun diese Bedürfnisse sich nach den Klimaten richten, auch die Erde in verschiedenen Graden der Breite verschiedene Producte hervorbringt, außerdem auf dem Lande so wenig Schifffahrt, als auf dem Meere Ackerbau getrieben werden kann: so folgt schon hieraus eine natürliche Verschiedenheit in den Einrichtungen der Bewohner der Erde.

Dann weiß jeder Mann, der vergleichende Physiologie versteht, oder auch nur Herders Fragmente zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gelesen hat, daß sich in den Temperamenten und Characteren der Menschen eine wesentliche Verschiedenheit vorfindet, welche von dem Lande ihrer Geburt abhängig, und von großem Einfluß auf die Form ihrer Civilisation und den Grad ihrer Kultur ist. »Ein Mohr läßt sich nicht weiß waschen,« sagten schon die Griechen; wer aber aus dem spitzen Kopfe eines Chinäsen die Kantische Philosophie hervorlocken wollte, der würde auf noch größere Schwierigkeiten stoßen.

Endlich wären wir nun, gleichsam von selbst, auf die Philosophie gekommen; da mögte uns nun mancher starke Mode-Geist gleich mit dem Einwurf entgegen treten, daß in unsern erleuchteten Tagen bei den Aufgeklärten weder ein philosophisches, noch ein Religions-System zu finden sey, und eben aus diesem Indifferenz-Punkte des Nichtwissens und Nichtglaubens die Weltbürgertugend bestehe.

Hilf Himmel! als wenn sich der Glaube weg demonstriren, und das Wissen weg glauben ließe! Wissen wir nicht, daß wir geboren werden, leben und sterben; daß wir gut und schlecht leben können; daß es ein Lebensglück gibt, welches wir zu erringen wünschen; daß dieses Glück

nur durch ein reges Streben und Veredlung unserer Selbst gewonnen werden könne? Glauben wir nicht an eine Tugend und an ein Laster; an gute und schlimme moralische Folgen; an Zweckmäßigkeit in der Natur, an Weisheit in der Vernunft, an Wahrheit im Verstande? Zweifelt wohl jemand im Ernste an der Möglichkeit eines Folgelebens und dem Daseyn höherer Wesen; oder gäbe es einen Aufgeklärten, der nicht wüßte, daß die Sterne Weltkörper sind, und unsere Erde nicht mehr als ein Atom im Universum?

»Eben das ist es,« werden die Kosmopoliten antworten, »was uns über den engen Begriff eines Vaterlandes erhebt, und uns allen Menschen gleiche Pflichten und Rechte geben läßt.« — Diese Rechte und Pflichten sollen sie auch behalten, so gut wie ihre fünf Sinne und das unverkennbare Gepräge ihrer Menschheit; »aber,« fragen wir wieder als Sachwalter des Vaterlandes, »warum gebt Ihr dann nicht dem ersten besten Hülfsbedürftigen Euren Rock und Euer Geld? Warum wollt Ihr Euer Weib für Euch allein behalten, und warum sollen die Kinder Eures Nachbars weniger besitzen als die Euren? Ihr schweigt? nun so will ich statt Eurer antworten: weil dieses alles Unnatur wäre!

Natur ist es, den Guten zu lieben und den Schlechten zu hassen, er sey hier oder anderwärts geboren; aber es ist auch Natur Die höher zu schätzen, welchen wir angehören und mit welchen wir gleich gesinnt sind, als Fremde und unseren Gesinnungen Widerstreitende.

Deßwegen liebe ich mein Deutsches Vaterland, weil der Deutsche mir näher steht, gemüthverwandter ist, als jeder andere Bewohner der Erde. Ihr unglücklichen, ausgestoßenen Söhne des Vaterlandes, wie beklag' ich Euch! Wie bleibt Ihr ewig fremd unter den Fremden! Wie beglückt Euch ein Deutscher Händedruck, ein Deutsches Wort! O Ihr erkennt es deutlich, daß der Mensch nichts Wertheres auf Erden hat, als sein gutes Vaterland!

Tief kränkend trifft den wahren Deutschen in der Fremde der Vorwurf, kein Vaterland zu besitzen! Seine Brust ersäufzt, schamhaft färben sich seine Wangen, und seine Zunge stottert etwas »von getheilt seyn, und doch zusammengehören,« was dem Ausländer unverständlich bleibt. Ist dieser ein stolzer Engländer oder prahlender Franzos, so mag es noch immer hingehn, denn jene wissen es ja, was sie uns zu danken haben, und diese werden uns noch immer als Gastfreunde betrachten müssen. Wie aber, wenn ... ? doch wir wollen zeigen, daß wir auch zur rechten Zeit zu schweigen wissen.

Laut soll es aber dies Blatt verkünden: das Deutsche Wort an Deutsche Männer und Frauen, und zwar während der feierlichen Stille der Mitternacht, im Angesichte des Firmaments. Nicht mehr in den Schlaf lullende Balladen und Romanzen, nein, Feiergesänge, des Barden würdig, und Worte des Ernstes und der Wahrheit sollen künftig aus unsern Eichenwäldern ertönen, und die Geister unserer Vorfahren herabbeschwören, damit sie uns Muth und Kraft verleihen zum großen Werke!

Krieg den feilen Sklaven, Krieg der Ausländerei, Krieg den Feinden der Freiheit in Wort und Schrift! Dies sey unser Feldgeschrei.

Haben wir uns nun über die Tendenz eines Blattes, welches das Alte nicht ändern, sondern nur verbessern will, und daher seinen bisherigen Namen beibehält, genugsam ausgesprochen,

so müssen wir nun auch etwas über die künftige Einrichtung desselben sagen. Den ersten Abschnitt machen die »Blüthen,« d. s. Erzählungen und Gedichte, wovon wir aber alle Federproben ausschließen müssen; so viel es geht, soll auch durch sie die Vaterlandsliebe geweckt werden, in ihnen den großen Männern sowohl in der Kunst, wie im Kriege oder Frieden, und den würdigen Frauen gehuldigt werden.

Der zweite Abschnitt »Deutsches Volksleben« genannt, bringt die Begebenheiten der Deutschen Völker und die politischen Erzeugnisse in ein natürlich zusammenhängendes Gemälde. Zugleich wird er, außer den eigenen Correspondenz-Nachrichten, einen Ueberblick der in sämmtlichen Blättern sich befindenden geben. Die Grundsätze, nach welchen wir uns hier richten werden, sind Wahrheitsliebe, männlicher Muth für Freiheit und Recht und Deutsche Einheit und Unabhängigkeit.

Der dritte Abschnitt heißt »Kunst und Wissen« und sammelt das Schöne, Gute und Nützliche, wo es sich findet, weil dieses, wie die Luft, ein Gemeingut aller Menschen ist; wie diese soll ihr Inhalt rein, ein Gemisch von Pneuma und Pflegma seyn, und durch die wohlthätige Lebenswärme in Bewegung gesetzt werden; weder zu warm, noch zu kalt, soll sie die Deutsche Brust erstarken, und melodisch und erquickend durch die Wimpel der Deutschen Haine säuseln. —

Mehr als ein Beitrag zu diesem, denn als ein besonderer Abschnitt, ist die »Deutsche Bühne« zu betrachten, welche dessen unerachtet, zwar in steter Folge, jedoch eigends beigedruckt, erscheinen wird.

Mögen Deutsche Männer und Frauen diese Anzeige beherzigen und der Mitternachtzeitung von 1832 einige Aufmerksamkeit schenken!

Die Redaction der Mitternachtzeitung.

Den geehrten Lesern und Leserinnen erlauben wir uns noch zu Obigen die Note zu machen, daß, im Verein mit mehreren wackeren Gelehrten, es unser eifrigstes Bestreben seyn wird, die oben ausgesprochenen Ideen in's Leben zu führen, und daß die Tendenz des Blattes nur das wahrhaft Unterhaltende, also das Nützliche und Belehrende bestimmen wird; nie der Gewinn. Sie, wie die Herren Schriftsteller, werden erkennen, daß wir dieses Blatt schon jetzt aus dem lethargischen Schlummer geweckt, worin es durch die erlittenen Unglücksfälle gesunken, sie werden die neue Kraft, sein Glauben und Hoffen, womit es vom Neuen in's Leben tritt, freundlich unterstützen und sein redliches Streben nicht verkennen.

Das dramaturgische Beiblatt wird durch Herrn Dr. Köchy redigirt, dessen Fähigkeit hiezu die Rheinischen Blätter, welche er früher herausgegeben, in's Licht stellen, über deren Werth die Abendzeitung sich rühmlichst ausgesprochen.

Die respectiven Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die, auf die Tendenz des Blattes Rücksicht nehmend, uns mit ihren Beiträgen erfreuen wollen, bitten wir solche portofrei oder uns durch Herrn Buchhändler Kollmann auf Buchhändler Wege zukommen zu lassen.

Den Herren Buchhändlern, die uns durch Uebersendung Ihrer Neuigkeiten geehrt, unsern herzlichen Dank! Wir bitten Sie in Ihrem Zutrauen, das wir uns durch unser Streben zu er-

halten ſuchen werden, nicht zu erkalten, ſo wie wir nochmals alle Herren Buchhändler erſuchen:

um Einſendung ihrer Nova,

die den belletriſtiſchen, philoſophiſchen, naturhiſtoriſchen Zweig unſerer Literatur ſowohl, als auch den mediziniſchen, ſo bald dieſer ein allgemeines Intereſſe erregt, ausmachen.

So weit es der Raum geſtattet, ſoll auch das Intereſſanteſte aus der Engliſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Holländiſchen und Däniſchen Literatur beleuchtet werden, was wir zu bemerken bitten.

Der Preis des Jahrgangs bleibt wie früher 8 Thaler, doch die Zahl der Nummern können wir nicht feſtſetzen, da intereſſanter Stoff uns ſtets über die wöchentlich feſtgeſetzten 4 Nummern hinausführen wird.

Braunſchweig, im November 1831.

Verlags-Comptoir.

Literariſche Anzeigen.

Bei J. E. Schaub in Düſſeldorf iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Vorzüge und Mängel
der
indirekten Beſteuerung.
Nebſt einem Anhange
über eine, in der franzöſiſchen Kammer der Deputirten vorgekommene, dieſen Gegenſtand betreffende Verhandlung.
Von
H. C. Freiherrn von Ulmenſtein,
Königl. Preuß. Regierungsrathe zu Düſſeldorf.
In farbigen Umſchlag geheftet. Preis 8 Ggr. oder 36 Kr.

In unſerm Verlage iſt im Jahre 1831 erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Poleoprophylaxis gegen die Gangetiſche Peſt, gewöhnlich Cholera genannt. 1ſtes Heftchen. 8. 6 Ggr.

Montenglaut, Henr. von, geb. von Cronſtein, Novellen, Erzählungen und Reiſe-Skizzen. 2 Thle. 8. br. 2 Thlr. 12 Ggr.

Montenglaut, Henr. von, geb. von Cronſtein, dramatiſche Werke. 2. Thle. 8. br. 2 Thlr.

1ſter Theil enthält:
Der Pirat, Schauſpiel in 5 Acten, nach Walter Scott. 1 Thlr.

2ter Theil enthält:
Der Magiker und das Ungeheuer. } Aus dem Franzöſiſch.
Der Sansfaçon. }
Die einfache Begebenheit. }
Die Sitzung im Wirthshauſe. }

Richter, E., die Namensſchweſtern. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 12 Ggr.

Reichſtern, P. von, die Camiſarden. Hiſtoriſche Novelle ꝛc. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 18 Ggr.

— — der letzte Biſchof von Lauſanne. Hiſtoriſche Novelle ꝛc. 8. br. 1 Thlr.

Schüh, Prof. Dr., Engliſch-Franzöſiſcher Raſirſpiegel für Deutſchlands Univerſitäten. 8. br. 1 Thlr. 8 Ggr.

Sibylla Sperenza, neue ſibylliniſche Blätter. Ein Traumbuch für Perſonen aus allen Ständen. 12. br. 9 Ggr.

Der junge Feldjäger in franzöſiſchen und engliſchen Dienſten, eingeführt durch J. W. von Göthe. 5r und 6r Thl. 12. br. 1 Thlr. 16 Ggr.

Ueber die Emancipation der Homöopathie. geh. 4 Ggr.

Der Kampf im westlichen Frankreich.

1793—96.

Mit zwei Uebersichtskarten.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Früher erschienen in meinem Verlage:

Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster bis fünfter Theil. 1826—30. Gr. 8. 9 Thlr. 16 Gr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter dem König Ludwig XVI. Erster bis vierter Theil. Mit Karten und Plänen. 1827—30. Gr. 8. 11 Thlr. 8 Gr.

Odeleben (Ernst Freiherr von), Die französische Revolution, oder Geschichte alles Dessen, was sich von 1789 bis zum Jahre 1815 in Frankreich zugetragen hat. Alles getreu und wahrhaft erzählt und als ein Lesebuch für den Bürger und Landmann bearbeitet. 1830. 12. Geh. 18 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke

in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.

Herausgegeben von

Friedrich August Koethe.

6 Theile. 1829—30. 8. 107½ Bogen. Subscriptionspreis: 2 Thlr. 8 Gr.

Um die Anschaffung zu erleichtern, lasse ich den ungemein billigen Subscriptionspreis einstweilen noch fortdauern.

Von dem Herausgeber erschien früher in meinem Verlage:

Für häusliche Erbauung. Erster Band. 1821. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche mit Einleitungen herausgegeben von Friedrich August Koethe. 1830. Gr. 8. 33½ Bogen auf feinem Velindruckp. 1 Thlr. 12 Gr.

Naumann (Karl Friedrich),

Lehrbuch

der

reinen und angewandten

Krystallographie.

2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln.

Gr. 8. 7 Thlr.

Oehlenschläger (Adam),

Morgenländische Dichtungen.

2 Bändchen. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht. — Die Drillingsbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Aladdin, oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Zweite, verbesserte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 1820. 8. 41½ Bogen auf feinem Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 4 Thlr.

Jetzt für zwei Thaler.

Der Hirtenknabe. Dramatische Idylle. 1821. 8. 9 Bogen auf feinem Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 20 Gr.

Jetzt für acht Groschen.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. 4 Theile. 1822—23. 8. 111 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. Früherer Preis 9 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für vier Thaler.

Einzelne Theile für einen Thaler.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Die große Woche der Polen,

oder

Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten in Warschau

vom 29. Nov. bis zum 5. Dec. 1830.

Aus dem Polnischen übersetzt.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Raumer (Friedrich von).

Briefe aus Paris und Frankreich

im Jahre 1830.

2 Theile. 12. Geh. 3 Thlr.

Briefe aus Paris

zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

2 Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln.

12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Polens Untergang.

12. Geh. 16 Gr.

Von demselben Verfasser erschien ferner bei mir:

Vorlesungen über alte Geschichte. 2 Theile. 1821. Gr. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

6 Bände. Mit Kupfern, Planen und Karten. 1823—25. Gr. 8.

Feines franz. Druckpapier 20 Thlr.
Feines franz. Velinpapier 40 Thlr.
Feines franz. Schreibpapier in gr. 4. 30 Thlr.
Feines franz. Velinpapier in gr. 4. 50 Thlr.

Ueber die preußische Städteordnung, nebst einem Vorworte über bürgerliche Freiheit nach französischen und deutschen Begriffen. 1828. 8. Geh. 8 Gr.

Zur Rechtfertigung und Berichtigung meiner Schrift über die preußische Städteordnung. 1828. 8. Geh. 4 Gr.

Raumer (Karl von),

Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde.

Gr. 8. 5½ Bogen. 4 Gr.

Diese Schrift kann als Einleitung und Vorschule zu jeder andern Geographie benutzt werden. Der Preis ist so billig wie möglich gesetzt, um aber die Einführung in Schulen zu erleichtern, bewillige ich auf 25 Ex. drei, auf 50 Ex. acht Freier., welche Vortheile von jeder Buchhandlung in Anspruch genommen werden können.

... Romainville (Leontine),

Die beiden Liberalen.

Aus dem Memoiren eines jungen Pariſers.

8. 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien früher bei mir:

Selbstopfer.

1829. 8. 2 Thlr.

Schopenhauer (Johanna).

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien

im Jahre 1828.

2 Theile. Mit einer Vignette. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Sämmtliche Schriften.

24 Bände in Taschenformat.

Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Subscriptionspreise.

Auf gutem milchweißem Druckpapier 12 Thlr.
Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Der Inhalt der 24 Bände, woraus diese Sammlung vorläufig bestehen wird, ist folgender:

Band I u. II. Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile.
„ III. Ausflucht an den Rhein.
„ IV u. V. Johann von Eyk und seine Nachfolger. 2 Theile.
„ VI. Die vier Jahreszeiten.
„ VII—IX. Gabriele. 3 Theile.
„ X—XII. Sidonia. 3 Theile.
„ XIII u. XIV. Die Tante. 2 Theile.
„ XV u. XVI. Reise durch England und Schottland. 2 Theile.
„ XVII u. XVIII. Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. 2 Theile.
„ XIX—XXIV. Erzählungen. 6 Thle.

Von einzelnen Schriften der Verfasserin erschien bei mir früher:

Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 1818. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 1824. 8. 3 Thlr.

Reise durch England und Schottland. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 1826. 8. 4 Thlr.

Gabriele. Ein Roman. Zweite, verbesserte Auflage. 3 Theile. 1826. 8. 5 Thlr.

Die Tante. Ein Roman. 2 Bände. 1823. 8. Geh. 4 Thlr.

Sidonia. Ein Roman. 3 Theile. 1828. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann von Eyk und seine Nachfolger. 2 Bände. 1822. 8. Geh. 2 Thlr 12 Gr.

Schmalz (Theodor), Die Wissenschaft des natürlichen Rechts.

Gr. 8. 1 Thlr.

Offenes Sendschreiben zur Vertheidigung der Petition um Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach an den Verfasser der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages. Erfodert sie die Oeffentlichkeit der Sitzungen?" 8. Geh. 4 Gr.

Stimme aus Preußen.

8. Geh. 6 Gr.

Taschenbuch ohne Titel auf das Jahr 1832.

12. Auf feinem Velinpap. Cart. 1 Thlr.

Inhalt:

Sibyllinisches Vorwort.
Frachtbrief vom Prior Anastasius Spiridion.

I. Epistel über den Frieden zu Adrianopel von Frater Simplicius an Udalricus Germanus.
II. Was haben die Kaufleute von den jetzigen politischen Krisen zu hoffen? Zeitbetrachtung und Second sight vom Prior Anastasius Spiridion.
III. Homöopatho-Mastix, geflochten von ungrischen Aerzten. Mitgetheilt von Dr. Anselmus Eberhardtus junior.
IV. Als Anhang. Fortgesetzte Proben aus dem medicinischen Conversations-Lexikon des Dr. Eberhardtus sen.
V. Etwas über Goldschmidts Jungen und dessen drei Kraftgedanken. Von Frater Lampadius.
VI. Gedanken eines publicistischen Freischützen über Intervention und Nicht-Intervention. Von Frater Hippolytus a Lapide.
VII. Endspiel der Rubberpartie, welche Mr. Charles Le Sot und sein Partner Mr. Ignace Crepin Le Clerc in den großen Tagen der großen Woche (27.—29. Juli 1830) gegen Mr. Louis Philippe Le Franc und Mr. Jeannot Le Peuple-Changeant verloren haben und dabei Groß-Slam geworden sind. Kritisch dargestellt von Frater Cebes, Artium Liberalium et Ludi-Magister.
VIII. Nüsse aus verschiedenen Weltgegenden. Gesammelt von Frater Timoleon. 1829—31.
IX. Schlußwort.

Der Jahrgang 1832 kostet 1 Thlr. 12 Gr., 1830 1 Thlr. 8 Gr.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen von Lorenz, Raumer, Varnhagen von Ense.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II.

12. Cart. 2 Thlr.

Der erste und zweite Jahrgang, mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken und den Bildnissen des Cardinals Richelieu und Kaiser Maximilians II., kosten ebenfalls jeder 2 Thlr.

Der canonische Wächter.

Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen.

Herausgegeben von

Alexander Müller.

Jahrgang 1831. Außer den Beilagen 104 Nummern. Gr. 4. 5 Thlr.

Der erste Jahrgang, 52 Nummern enthaltend, kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Ueber die neueste Revolution in Frankreich. Ein Wort zur Zeit. Geschrieben zu Paris im September 1830. Gr. 8. 6 Gr. 10 Gr.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt gebunden. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Erzählungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Die Schwestern. Von Friedrich Voigts. IV. Der Nachbar. Novelle von Ludwig Tieck.

Der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr. 1831 2 Thlr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Emil Schulze, Göthe, Tieck, Bettiger, Cuvier, Jean Paul, Scott, Abermalsen, Walter, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Byron, Kurt Sprengel, Baggesen, G. von Halbgen (letztere 4 nicht aus der Uranis) sind in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes zu 1 Groschen.

Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritten Bandes erstes bis achtes Heft (XVII—XXIV). Gr. 8. Geh. Jedes Heft 12 Gr.

Sowol die erste als zweite Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, ist stets im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechzehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Reihen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als zweiten Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Außerdem ist durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. Studio et opera Georgii Fejér, bibliothecarii regii. 6 Bände in 12 Abtheilungen nebst Index und mehren Anhängen. Ofen, 1829—30. Gr. 8. 13 Thlr. 8 Gr.

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile dans les années 1826 et 1827, par *M. Raoul-Rochette*. Erste bis vierte Lieferung. Text Bog. 1 — 81, und Tafeln 1 — 48. Paris, 1829—30. In Folio auf feinem Velinpapier. Preis jeder Lieferung 5 Thlr. 12 Gr.

Die kritischen Institute Frankreichs und Deutschlands haben bereits die Wichtigkeit dieses Werks, mit dessen Herausgabe sich Herr Raoul-Rochette unausgesetzt beschäftigt, anerkannt, und ich bemerke daher nur, dass dasselbe, zugleich ein Meisterstück französischer Typographie und Lithographie, aus 2 Bänden mit [illegible] bestehen und ungefähr 60—70 Thlr. Die erste und zweite Lieferung geben eine Achilleide, die dritte und vierte eine Oresteide.

Opérations géodésiques et astronomiques pour la mesure d'un arc du parallèle moyen, exécutées en Piémont et en Savoie par une commission composée d'officiers de l'état major général et d'astronomes piémontais et autrichiens en 1821, 1822, 1823. (Milan, de l'imprimerie impér. et royale, 1827.) 2 Bände. 4. Nebst Atlas. 18 Thlr.

Bulletin universel des sciences et de l'industrie, publié par la société pour la propagation des connaissances scientifiques et industrielles sous la direction de M. le baron *de Férussac*. Jahrgang 1831. 25 Bände von zusammen 600 Bogen. Gr. 8. 85 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint in 8 Sectionen, die sämmtlich einzeln unter besondern Titeln zu folgenden Preisen zu erhalten sind:

Erste Section: Sciences mathématiques, physiques et chimiques. Der Jahrgang von 12 Heften (48 Bogen in 2 Bänden) 8 Thlr.

Zweite Section: Sciences naturelles et géologie. Der Jahrg. (96 Bog. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 24 Gr.

Dritte Section: Sciences médicales etc. Der Jahrgang (96 Bog. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 24 Gr.

Vierte Section: Sciences agricoles, économie etc. Der Jahrgang (60 Bog. in 3 Bdn.) 8 Thlr. 21 Gr.

Fünfte Section: Sciences technologiques. Der Jahrgang (60 Bog. mit 12 Kupfern in 3 Bdn.) 10 Thlr. 12 Gr.

Sechste Section: Sciences géographiques, statistique, voyages. Der Jahrgang (48 Bog. in 4 Bdn.) 16 Thlr. 3 Gr.

Siebente Section: Sciences historiques, antiquité, philologie. Der Jahrgang (64 Bog. in 3 Bdn.) 11 Thlr. 21 Gr.

Achte Section: Sciences militaires. Der Jahrgang (56 Bog. in 2 Bdn.) 6 Thlr. 6 Gr.

Zugleich erneuere ich die Anzeige, dass ich alle Zusendungen von Büchern, Flugschriften u. s. w., die mir durch Buchhandlungen oder portofrei für das Bulletin universel zukommen, befördere

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 351. — 17. Dezember 1831.

Description du Tubet, traduite partiellement du chinois en russe par le *P. Hyacinthe Bitschourin*, et du russe en français par *M**, soigneusement revue et corrigée sur l'original chinois, complétée et accompagnée de notes par *M. Klaproth*. Paris, 1831.**

Mögen einmal die verehrten Leser d. Bl. offen gestehen, ob sie je von den Ländern Wei oder Oui und Zzang etwas gehört haben, die nach dem chinesischen Titel in diesem Buche beschrieben werden? Wahrscheinlich nicht. Denn man kann manchen Atlas durchblättern und man findet sie ebenso wenig darin als das Reich des Verstandes und Witzes, das in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Bremen ein Literaturcomptoir hielt. Und doch liegt innerhalb dieser Länder die Residenz eines Herrn, gegen den der Teufel immer, sogar im Würfelspiele, Unrecht behält, obgleich der Teufel ziemlich gescheit spricht und sich sehr bescheiden beträgt. In der Hauptstadt des Landes Oui oder Woui, das selbst nur eine Provinz von Tibet oder, wie durch das ganze Buch geschrieben wird, Tübet ist, in H'lassa nämlich, ist der Dalaï-lama zu Hause, der jährlich am 30. Tage des zweiten Mondes den obersten der Teufel in die Flucht jagen läßt. Nach S. 64 des vorliegenden Werkes geschieht dies auf folgende Weise:

Ein Lama muß den Dalaï-lama darstellen, und ein Mann aus dem Volke den Fürsten der bösen Geister. Dieser Letztere streicht sich deshalb das Gesicht weiß und schwarz an. So entstellt kommt er aus H'lassaï-tsiö-k'hang (einem reichen Buddhatempel in der Nähe, 5 Li von H'lassa, über den S. 245 u. 125 genauere Angaben sich finden) hervor und tritt dem Manne entgegen, der den Dalaï-lama darstellt, indem er spöttisch zu ihm sagt: „Was wir durch die fünf Quellen der Einsicht erfahren, ist keine Täuschung; keine Lehre ist frei vom Irrthume". Der Dalaï-lama widerlegt diese Sätze; Jeder sucht die Wahrheit seiner Behauptung zu erweisen. Endlich nimmt Jeder einen Würfel, so groß wie eine Nuß; der Dalaï-lama würfelt drei Mal mit dem seinen und immer hat er sechs geworfen; der Nieou mo wang wirft auch drei Mal, aber immer bringt er es nur bis zu Eins, denn auf allen sechs Seiten seines Würfels findet sich nur diese Zahl, sowie die Zahl sechs sich sechs Mal auf dem Würfel des Dalaï-lama findet. Erschrocken über sein Misgeschick, reißt endlich der oberste Teufel aus; Pfaffen und Laien setzen ihm mit Bogen und Pfeilen, sogar mit Flinten und Kanonen nach. Im Voraus hat man auf dem Berge von Nieou mo, am andern Ufer des Flusses, Zelte aufgeschlagen, bei denen man Acht gibt, in welche Schlucht der oberste der Teufel sich verbirgt; dann schießt man mit Kanonen nach ihm, um ihn zu zwingen, daß er noch weiter weggehe, und so endet das Fest. Der Mann, der die Rolle des Nieou mo wang spielt, ist gemiethet; an dem Ort, wohin er sich verstecken soll, findet er Mundvorrath für mehre Monate, und erst wenn dieser ganz aufgezehrt ist, darf er aus seinem Verstecke herausgehen.

Ein Land, wo der Teufel sich so einfältig anstellen muß, verdient alle Aufmerksamkeit der Europäer, die gewohnt sind, sich ihn als so gerieben zu denken. Alle Verhältnisse des Lebens müssen dort einen abweichenden Charakter haben. Mögen die Leser des vorliegenden Werkes sich selbst überzeugen. Ganz ist es uns beim fleißigen Studiren desselben nicht so vorgekommen, aber wir schieben dies auf den Umstand, daß ein Chinese sein Verfasser ist (Hr. Ma chao yu, dessen Handschrift Hr. Ching meï k'hi berichtigte; in einer Vorrede empfahl das Werk Lou houa tchou besonders den Kriegsleuten, die jene Gegenden durchreisen), der für viele Dinge einen andern Maßstab mitbrachte.

Wahrscheinlich würde ein Europäer oder überhaupt ein Schriftsteller aus einem andern Lande als dem Reiche der Mitte die Notiz haben vorausgehen lassen, die man S. 39 findet, daß Oui Zzang ebenso viel als Thou pho oder Tübet ist, das freilich, wie man S. 14 erfährt, aus nicht blos zwei Provinzen, sondern aus drei besteht: aus K'ham, aus Oui oder Woui (Wei), und aus Zzang, den westlichsten, mit dem englischen Indien grenzenden Theil Nga-ri nicht mitgerechnet. Der Name Thou fa oder Thou pho, den man jetzt unrichtig Thou fan ausspreche (S. 26), kam erst um 630 der christlichen Zeitrechnung, unter der Dynastie Souï, auf, sowie der Name Oui Zzang unter der Dynastie Ming. Nach den Angaben unserer gelehrten Verfasser begann die Cultur in diesem Lande unter der Dynastie Thang durch eine chinesische Prinzessin, welche König Loungdzan sich erbat, nicht erhielt und, darüber aufgebracht, mit einem Heere sich erobern wollte, aber geschlagen durch eine neue Gesandtschaft sich ausbat. Erst jetzt wurde sie dem treuen Freier zugestanden (nach 634 unserer Zeitrechnung), und mit ihr sei feinere Sitte, bessere Kleidung und chinesische Bildung eingezogen. Chinesische Dichter habe Loungdzan für seinen Hof verlangt, die Verse machen sollten; späterhin Seidenwürmer, Weinbauer, Mühlen, Papier und Dinte,

die er mit dem Kalender erhalten. So wohlthätig diese Mitgiften der Prinzessin auch gewesen sein mögen, so fing doch mit dieser Ausstattung auch der chinesische Einfluß in Tübet an, der ewige Kriege, endlich die Unterwerfung des benachbarten Landes herbeiführte. Seit der Dynastie Ming ist die Verbindung fester. Doch gab es noch oftmals Versuche, sich frei zu machen, die durch Gewalt der Waffen und kluge Benutzung der geistlichen und weltlichen Aristokratie von China her unterdrückt wurden. Seit dem J. 1720 oder dem 59. Jahre der Dynastie K'hanghi schicken jährlich der Dalaï-lama und der nächste Geistliche im Range, der Bandjïn-erdéni, Tributgesandtschaften an den Kaiser. Wegen eines Aufstandes des Ghiurmed Namghial ward (1750) der Name der königlichen Würde in Tübet aufgehoben, und seit 1751 blieb dem Dalaï-lama allein das unbeneidbare Recht, mit seinen höchsten Beamten Tribut an den Kaiser zu senden. Chinesische Generale, die in H'lassa befehligen, ernennen mit dem Dalaï-lama zu den Staatsämtern, wahrscheinlich seit 1731, wo chinesische Siegel die einheimischen und das Ansehen des Dalaï-lama ersetzen. Dieser Dalaï-lama ist ein Nachkomme jenes Lichtstrals, der sich vom Körper des großen Meisters Kou an yn (nach S. 112 des allsehenden Herrschers) löste und in der Person des Srongbzzan gambo verkörperte, der eine chinesische Prinzessin aus dem Hause der Thang sich vermählte. Bei jeder Wiedergeburt vergißt er nicht, was sich bei der vorigen ereignete, und schon mehrmal hat sich diese Wiedergeburt erneuert. Dalaï-lama ist sein Ehrentitel. Seelenruhe und eigne Vervollkommnung sind der Zweck seiner Lehre; Erbarmen und Nächstenliebe machen ihren Hauptgehalt aus. Sein Herz ist rein, sein Geist erhaben, in seinen Gedanken ist er tiefsinnig wie in seinem Geiste. Zuweilen sieht er deutlich das Kommende voraus, aber seine Bescheidenheit hindert ihn, sich dessen zu rühmen. Wenn seine Schüler, um das Volk zu täuschen, Degen verschlucken und Feuer speien, straft und entsetzt er sie. Deshalb ehrt ihn das Volk und nennt ihn den lebendigen Buddha. Er ist das Haupt der gelben Religion, die 84,000 auf Kosten der Regierung erhaltene ehelose Lama in unzählbaren Klöstern stützen. Die Oberlama führen den Titel Khouthoukton und leben von den Einkünften des ihnen untergebenen Kreises. Oberkhouthouktons haben Tsadjoubas unter sich, welche die Landesangelegenheiten verwalten. In jedem Kloster wohnt ein Lama, der den Titel Kambou oder Kianbou führt und der ihm vorsteht; die Lamas selbst zerfallen in 8 bis 9 Classen. Die Residenz des Dalaï-lama ist auf dem einen Gipfel des dreigespaltenen Botalaberges (auf dem Eisenberge Mar bo ri), der 4 Li nordwestlich von H'lassa liegt und mehr als 100 chinesische Klaftern hoch ist. Das Kloster, worin er haust, ist 367 Fuß hoch, enthält 10,000 Gemächer und hat ein goldenes Dach. Wenn die Hitze zu groß wird, begibt er sich nach dem Tempel Bhräboung, 20 Li westlich von H'lassa. Auch andere Tempel besucht er zu Zeiten, der geistlichen Verrichtungen halber.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, December 1831.

Hegel's plötzlicher Tod (er starb, wie nunmehr gewiß ist, an der Cholera) war wie ein Donnerschlag bei heiterm Wetter. Alle Parteien, die an der Wissenschaft und ihrem Gedeihen Theil nehmen, wurden von dieser Nachricht ergriffen. Jeder in eines Jeden Munde war die erste Frage: Wer wird den Unersetzlichen ersetzen? Zwei Veteranen unter seinen Schülern, die Herren Marheineke und Förster, hielten Reden bei seinem Leichenbegängniß. Der Erstere verglich ihn mit Christus und meinte, seine Jünger und Schüler würden nunmehr auftreten und seine Lehre in alle Welt verbreiten. Ihn, den großen Stifter aber, würde die Menschheit schmerzlich vermissen. Herr Förster war nicht so sublim in seinen Gleichnissen, nannte Hegel blos Alexander den Großen, seine Schüler dessen Feldherren, die nunmehr das große Reich unter sich theilen würden. Hegel soll aber (so wird erzählt) wenige Tage vor seinem Tode geäußert haben: er empfinde ein eignes Unbehagen, wenn er an sein dereinstiges Dahinscheiden denke; denn von seinen Schülern habe ihn nur ein einziger verstanden, dieser Eine aber habe ihn mißverstanden. Diese allgemein verbreitete Anekdote ist neu erfunden, enthält dennoch aber etwas sehr Wahres. Denn wirklich mag unter seinen hiesigen Schülern, die das Ihrige seither zu führen pflegten, nicht Einer sein, der sein System erfaßt hat. Von diesen ist daher auch sehr wenig oder gar nichts für die Förderung der philosophischen Wissenschaften zu erwarten. Ob aber nicht Talente im Stillen gereift sind, die sich bisher gescheut haben, unter die Unverständigschreienden sich zu mischen, oder ob nicht die Fortbildung seines Systems erst jetzt möglich wird, wo nicht mehr der äußere Glanz der Schule samt die weltlichen Vortheile, welche dieselbe ihren Anhängern oft gewährte, einen Jeden anzieht, sondern der wahre und unvergängliche philosophische Gehalt nur den wirklich zur Speculation Fähigen, ist von der Zukunft zu erwarten. So viel ist gewiß, daß unter allen jetzt lebenden Philosophen Niemand ist, der einen weitern Schritt in der wahren speculativen Philosophie gethan als Hegel. In der Wissenschaft selbst wäre er daher vor der Hand wirklich unersetzlich. Eine andere Frage ist freilich die, wie der Verlust, den die hiesige Universität als öffentliche Lehranstalt erlitten, zu ersetzen ist. Von den jetzigen hiesigen Philosophen mag, in den Resultaten der Forschung, Franz Baader wol Hegel'n am nächsten stehen. Er wandelt aber zu seinem Ziele einen ganz andern Weg, nähert sich einer mystischen Ansicht der Philosophie und — ist katholisch. Das Letztere würde von weniger Wichtigkeit sein, wenn es nicht gerade bei Baader einen bedeutenden Einfluß auf seine Philosophie ausübte. Ihm nah steht C. F. Göschel, Oberlandesgerichtsrath zu Naumburg, ein Schüler Hegel's, nicht aus seinen Vorlesungen, sondern aus seinen Werken, dem der letztere selbst in der Kritik seiner (Göschel's) „Aphorismen über Religion u. s. w." gleichsam ein Zeugniß der Reife ausgestellt hat. Göschel aber scheint nur eine Seite der Philosophie, die, welche mit der Religion in Verbindung tritt, mit wahrer Liebe ergriffen zu haben, und diese scheint ihm auch alles Andere zu verschlingen. An Baader oder Göschel als Professoren der Philosophie an der hiesigen Universität ist daher wol nicht zu denken. Schelling möchte schwer zu gewinnen und doch immer trotz seiner außerordentlichen Verdienste um die Philosophie ein kleiner Rückschritt gegen Hegel sein. Auch an Herbart und Gabler wurde gedacht, der Erstere ein neu aufgelegter Kantianer, der Zweite ein mittelmäßiger Hegelianer. Mit Beiden wäre wenig gewonnen, und dasselbe Ziel ließe sich erreichen, wenn man Ritter und Henning, bisher außerordentliche Professoren der Philosophie an der hiesigen Universität, zu ordentlichen ernennte, das Letztere wird denn auch höchstwahrscheinlich geschehen, und — Steffens in Breslau wird nach Berlin versetzt werden. Dann haben wir doch wenigstens einen Naturphilosophen von großem Rufe wieder, obwol ich glaube, daß die guten Zeiten Steffens' bereits verdor-

sind. Als strenger Lehrer der Philosophie wird er auch wahrscheinlich gar nicht auftreten, weil es ihm an allem Systematischen fehlt; durch seinen beredten, geistreichen Vortrag aber wird er ohne Zweifel viele Zuhörer anziehen. Hr. Prof. Gans hat in der letztern Beziehung neulich einen großen Triumph hier erlebt. Er kündigte als publicum die Geschichte der neuern Zeit seit der Restauration an; der große Hörsaal Nr. 17, worin Hr. v. Humboldt früher las, wurde ihm dazu eingeräumt. Dieser aber war unendlich viel zu enge, um alle Zuhörer zu fassen, die noch weit vor der Thür und auf den Gängen standen. Als die Stunde der ersten Vorlesung herannahte, und Hr. Gans sich endlich einfand, erhob sich ein allgemeiner Ruf: „Nach der Aula, nach der großen Aula". Die große Masse strömte dorthin, und Hr. Gans mußte nolens volens mit. Dort ward er mit Vivat empfangen. Allein über 150 Offiziere sollen sich zu dieser Vorlesung haben einschreiben lassen. Hr. Gans wird nun auch in Zukunft die Philosophie des Rechts nach Hegel'schen Principien vortragen. Einen zweiten großen Verlust werden aber die Hegelianer noch an dem nunmehr höchst wahrscheinlichen Untergange der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" erleiden. Diese Zeitschrift wird mit dem Ende dieses Jahres zu erscheinen aufhören, da ihr bisheriger Fortgang den Verleger zu wenig für seine großen Kosten entschädigte und Hegel's Tod ihr unstreitig auch noch sehr schaden wird. Die ganze Schule wird daher ihren letzten Vereinigungspunkt verlieren und bald auseinandergehen, und zerstreut sein wie kürzlich die polnische Armee, und es ist auch wol keine Frage, daß viele von diesen Herren auf fremdes Gebiet, auf Schelling'sches, Steffens'sches u. s. w. übergehen werden, wie es eben ihr Vortheil erheischt. Ich erwarte aber in der That von dieser Entlassung und Zerstreuung des großen Trosses viel für die Förderung der wahren Philosophie.

Im gemeinen Leben sowie in der modernen Kunst stellt sich oft das Alberne neben das Erhabene; Hohes und Niederes, Edles und Gemeines müssen ihre gegenseitige Nähe dulden, drum sei es auch hier erlaubt, von einem großen und würdigen Gegenstande zur Betrachtung eines ganz entgegengesetzten überzugehen. Ich habe Ihnen einmal im Anfange dieses Jahres von einem gewissen Herrn Gruppe etwas gemeldet. Dieser junge Mann hat in diesem Augenblicke auf einmal eine traurige Berühmtheit hier erlangt, er darf sich schmeicheln, im Munde vieler Leute zu sein. Er hat nämlich jetzt ein Buch in der hiesigen Rauck'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Antäus, ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache" herausgegeben. Dieses Buch hat sich zum Zweck gesetzt, darzuthun, daß alle speculativen Philosophen von Plato an bis herab auf Hegel Narren — nein, nicht das, das wäre viel zu wenig — sondern Verrückte im eigentlichen Sinne des Worts gewesen sind; nur mit dem Unterschiede, daß diese Verrücktheit erst im Hegel'schen Systeme zur völligen Consequenz gediehen sei. Der Verf. wärmt die alte, tausend Mal dagewesene Behauptung auf, es gebe keine Einsicht a priori, und meint damit etwas ganz Neues gesagt zu haben. Er stützt seine Argumente (wenn man ein völlig sinn- und wissenloses Gewäsch so nennen darf) hauptsächlich auf Naturwissenschaft und Sprache und verräth in beiden eine grenzenlose Unwissenheit und Oberflächlichkeit. Das Alles ist aber das Wenigste und wäre in der That kaum der Erwähnung werth, wenn sich nicht hierzu eine Anmaßung und Frechheit gesellte, die beispiellos ist. Die größten Männer aller Zeiten werden wie Schuljungen behandelt und wie Verbrecher ausgeschimpft. Beispiele anzuführen ist überflüssig; man braucht das Buch nur aufzuschlagen; auf jeder Seite fast findet man dergleichen. Doch um die Leser dieser Blätter nicht ganz leer ausgehen zu lassen, will ich nur eines Urtheils über einen Mann erwähnen, den er nur vorübergehend berührt. Von Solger sagt er, „er sei steif, hölzern, todt; seine Philosophie ein Todtengerippe, dürr und klapprig, ein Schwall weitläufiger und ungelenker Worte, der seine Schriften aufschwellt und unzugänglich macht". Es ist komisch, einen Menschen so sprechen zu hören, dessen Styl selbst ist wie eine neuangelegte Chaussee, auf welcher der Wagen über rauhe und ungeschlissene Steine holpert, und die Räder beständig knarren, daß Einem die Ohren gellen. Auf gleiche Weise und oft noch viel schlimmer tractirt er Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Andere, und hat von Allen fast nichts gelesen. Hätte er nur eins der wichtigsten Werke Kant's gekannt, so würde er gleich im Anfange desselben alle seine Thorheiten höchst schlicht und einleuchtend widerlegt gefunden haben. Kant sagt nämlich in seiner „Kritik der praktischen Vernunft": „Was Schlimmeres könnte aber diesen Bemühungen wol nicht begegnen, als wenn Jemand die unerwartete Entdeckung machte, daß es überall gar keine Erkenntniß a priori gebe noch geben könne. Allein es hat hiermit keine Noth. Es wäre ebenso viel, als ob Jemand durch Vernunft beweisen wollte, daß es keine Vernunft gebe". — Gegenwärtig aber will nicht die Vernunft, sondern die Unvernunft beweisen, daß es keine Vernunft gebe. Man hat daher den Verf. nicht mit Unrecht mit Pittschaft verglichen und ihn zur Unterscheidung von diesem Pittschaft II. oder auch den Einzigen und Großen genannt. Dagegen haben Viele die Einwendung gemacht, Pittschaft habe doch wenigstens etwas Originelles gehabt, aber auch dies fehle Hrn. Gruppe. Es ist nun freilich wahr, solcher Burschen, wie dieser, wird man in jedem Dörfchen, das nur 100 Einwohner zählt, immer doch ein Dutzend finden: es ist das ganz gewöhnliche Gepräge eines beschränkten Menschenschlags. Nun aber denke man sich einmal einen solchen Burschen hervortretend aus der Reihe seiner übrigen Collegen und die größten Philosophen der Welt von Plato an bis auf Hegel etwa folgendermaßen anredend: „Euch bedaure ich, unglückselige Leutchen; in euerm Oberstübchen hat es von je etwas confus ausgesehen, aus der Confusion seid ihr in eine fixe Idee und aus dieser endlich in völlige aber consequente Verrücktheit verfallen. Drum hört mich an, hört, hört! ich will euch und die Welt, die euch leider geglaubt hat, bis ich gekommen, wieder zur Besinnung bringen. Ihr Griechen seid nun zwar eher zu entschuldigen (das sagt der Verf. auch in der Buchhändleranzeige), denn ihr habt die deutsche Sprache nicht verstanden, aber von Menschen wie Kant, Fichte, Schelling, Jacobi, Solger, Hegel u. A. sollte man doch etwas Gescheiteres erwarten. Ich verlange von der Welt keinen weitern Dank als mein Buchhändlerhonorar und die Aussicht, nicht umsonst und nicht undankbar einer Zeit und einem Lande angehört zu haben, das auf eine so dichte Schar großer Vorkämpfer in der Wissenschaft stolz ist"*) u. s. w. — Ein solcher Vocativus würde nun doch offenbar vor andern seines Gleichen sich auszeichnen, und gerade dies Auszeichnende und Ausgezeichnete ist es, worin ich seine Geistesverwandtschaft mit Pittschaft erblicke. Darin eben liegt das Originelle, daß Er vor vielen andern Millionen Narren seine eigne Narrheit will öffentlich geltend und anerkannt machen. Das war es ja auch, wodurch Pittschaft interessant wurde. Doch das allein ist es noch nicht ganz; es muß noch Etwas hinzukommen, um das Ideal eines Pittschaft zu vollenden: der feste unerschütterliche Glaube nämlich, man unternehme oder offenbare hier wirklich Etwas, was ein großes Heil für die Welt sei, man befreie die Menschheit von einem verderblichen Irrthume. Viele schreien da gleich über nicht zu duldende Anmaßung und sind empört, wenn z. B. Hr. Gruppe Hegel'n einen „philosophischen Taschenspieler nennt, einen Unruhstifter und Volksverführer im Staat der Wissenschaft, einen Delinquenten, der durch den Tod seinem Richterstuhle zu entwischen suche, der leider den von ihm betrirkten Sturz seines Systems nicht erlebt" u. dergl. Mehres. Im Gegentheil, ich kann das nicht eigentlich tadeln oder mich darüber erboßen; es ist dies eben jener seligmachende Glaube, wodurch das Ideal eines Pittschafts erst recht verklärt wird; dieser humoristische Wahnwitz mildert das Widerliche oder Grelle in der Thorheit und erhebt sie zugleich über das Gewöhnliche. Ein solches Bildniß lächelt Einen ordentlich freundlich an und

*) Das Letztere sind des Verf. eigne Worte in der Vorrede.

ladet den Beschauer ein, es mit Muße zu betrachten. Man unterhält sich mit Vergnügen mit ihm und möchte ihm gern eine Weile zuhören. Wer erinnert sich nicht aus seiner Vaterstadt mehrer solcher interessanten Käuze, mit denen er wol als Knabe seinen Scherz getrieben. Diese aber sind freilich nicht bekannt geworden, weil sie ihre Thorheit nicht der Welt zur Schau gestellt haben. Nur aus diesem Grunde fehlte ihnen das Außerordentliche und Originelle. Ich habe z. B. hier einmal unter den Linden einen Menschen gesehen, der sich einbildete, sämmtliche Bäume wären Soldaten. Man hörte und sah, wie er sie laut und mit großem Ernste einexercirte. Die Leute nun, die die Straße einherkamen, blieben eine Weile stehen, lächelten und gingen dann vorüber, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen. Hätte nun aber dieser Mensch ein Buch herausgegeben, worin er sagt, die großen Feldherren und Strategen alter und neuer Zeit seien verdrehte Köpfe gewesen, man solle ihn hören, er wolle der Welt die wahre Kriegskunst beibringen, so würde er unstreitig eine Weile Aufsehen machen, man würde sagen: das ist ein origineller Mensch! — Wenn es mir nun gelungen ist, die Leser dieser Blätter durch diese wenigen Züge mit jener interessanten Erscheinung bekanntzumachen, so hoffe ich mir dadurch ihren Dank verdient zu haben; wenigstens kann ich versichern, daß Hr. Gruppe hier sein Publicum findet, das ihn nicht ohne Interesse betrachtet.*)

Ich muß noch einmal auf Börne's „Briefe aus Paris" zurückkommen wegen des durchaus einstimmigen und charakteristischen Urtheils, das hier im Allgemeinen über dieselben gefällt wird. Der Verf. genoß hier früher eines außerordentlich guten Rufs, der weit über seine Verdienste hinausragte. Als er seine sämmtlichen Werke herausgab, druckten alle hiesigen Zeitschriften seine bescheiden klingende Ankündigung ab, ich weiß nicht, ob als Zeichen der Hochachtung für ihn oder in dem Wahne, es sei daran etwas Besonderes. Die hiesige literarische Mittwochsgesellschaft rechnete sichs hoch an, daß Hr. Börne ihr einst eine Rede auf Jean Paul's Tod übermachte. Kurz, der Mann wurde hier wie alles Mittelmäßige, wenn es nur einen äußern Glanz und Firniß hat, bald verehrt, bald vergöttert. Und jetzt auf einmal dieser ungeheure Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine Hand in Unschuld waschen und nie mit ihm bekannt gewesen sein. Gewiß sind die in jenen Briefen niedergelegten Ansichten durchaus verwerflich, ich habe mich darüber in meinem letzten Berichte hinlänglich ausgesprochen, wenn ich sie revolutionnairen Wahnsinn nannte, aber ebenso gewiß ist es, daß die jetzt hier herrschende persönliche Erbitterung nicht allein aus dieser Quelle fließt. Theils tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, theils bei Andern die Furcht, man möchte nun auch sie nach einem neuen Maßstabe zu beurtheilen versucht werden, am meisten aber und fast bei Allen die Beschämung, sich trotz mancher Warnungen und Zeichen in Börne ganz und gar getäuscht zu haben. Als vor einigen Jahren Börne's „Gesammelte Schriften" zuerst erschienen, sprachen sich einige Wenige (zu denen ich mich selbst zu zählen das Vergnügen habe) über die Gehalt- und Werthlosigkeit derselben unumwunden aus. Bei solchem Urtheile lief man aber nicht wenig Gefahr, verketzert und für neidisch oder einsichtslos verschrien zu werden. Jetzt sieht man das allgemein ein und schämt sich, gestehen zu müssen, daß man geirrt habe. Börne's Verdienst bestand nie in etwas Anderm als in einer leichten humoristischen Darstellung, Grundsätze und Kenntnisse besaß er nicht, und ganz so erscheint er mir auch in den gegenwärtigen Briefen, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt, wahrscheinlich unwillkürlich, die Maske abwirft und sich Jedem sehen läßt ganz wie er ist, während er früher nur errathen ließ, wer hinter der Larve stecke. Die Julirevolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. Daß ihn dies jetzt schon gereut, bezweifle ich gar nicht. Wir aber sollten uns diesen Börne zur Lehre und Warnung dienen lassen, andere Leute, die auf unserm breiten Parnaß herumspuken und gewaltigen Rumor machen, nicht vorelig zu mächtig zu erheben, um es später nicht wieder bitter zu bereuen. Ein Schriftsteller, nicht ohne Geist und auch nicht ganz ohne Poesie (obwol der Funke schon zu erlöschen beginnt), und den man früher gern mit Börne oder Lord Byron zusammenstellte, wandelt eine ähnliche gefährliche Bahn, und wir wünschen es aufrichtig und zu seinem Besten, daß er zeitig umkehre. Schon das Streben, der Mode und der Tagesmeinung beständig zu huldigen, ist äußerst bedenklich. Ueberschreitet er einst auch nur um ein Haarbreit die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von seiner Höhe herab und hinter ihm erschallt Verachtung und Hohngelächter. Und wie leicht kann dies Jemandem begegnen, der auf einem so schwankenden Boden steht und geht, wie der Beifall der Menge ist. Auch Antipoden von diesem sehen wir (einige hier) gleich gefährliche Wege wandeln und haben nie in das Lob einstimmen können, das man ihren Bestrebungen gezollt hat. Die Gunst der Großen ist ebenso launisch wie der Beifall der Menge. Wir erinnern an die Worte des großen Dichters:

O flücht'ge Gnade sterblicher Geschöpfe!
Wer Hoffnung baut in Lüften eurer Blicke,
Lebt wie ein trunkner Schiffer auf dem Mast,
Bereit bei jedem Ruck hinabzutaumeln
In der verderbenschwangern Tiefe Schoß.

Diese Einstimmigkeit aber, die in dem Urtheil über Börne's Briefe nicht nur hier, sondern überall herrscht, ist ein wohl zu beachtendes Zeichen der Zeit: sie beweist mehr als alles Andere, daß wir Deutsche der vollkommenen Preßfreiheit würdig sind und vielleicht würdiger als alle andern Völker Europas; denn was haben die Regierungen noch von derselben zu fürchten, wenn Ansichten wie jene mit solch allgemeiner Verachtung zurückgewiesen werden?

Der Kampf gegen Schlegel wird noch immer fortgesetzt und erregt auch hier stets noch Theilnahme. Gegenwärtig ist Arndt selbst gegen den „Katzenritter", wie er ihn nennt, in die Kampfbahn getreten. In einem eben erschienenen Büchlein nämlich: „Mehre Ueberschriften nebst einer Zugabe zum Wendt'schen Musenalmanach, von E. M. Arndt" finden sich als Anhang verschiedentliche Epigramme und Gedichte gegen Schlegel. Es ist zu bedauern, daß nicht nur die Poesie, sondern auch der Witz darin äußerst matt ist oder eigentlich ganz fehlt. Sonst würde das Publicum doch etwas von dem Zuschauen solcher Kämpfe haben. Arndt hat seiner Sache offenbar durch diese Erwiderung geschadet, er würde durch Schweigen mehr gewirkt haben als durch solches Reden. Er geht sogar so weit, zu persönlicher Herausforderung zu sprechen:

Wärst durch Muth Du schildgeboren,
Bot ich Dir was Andres an;
Doch wo Du Dich hinverloren,
Find't man keinen Edelmann.

Es ist aber doch hübsch, zwei alte erfahrene, ehrenwerthe Männer wie junge Hähne auf einem Misthaufen sich herumbalgen zu sehen. Man wird lebhaft an Göthe's Epigramm erinnert:

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen beides.

welches auch in der That den Schlüssel zum Verständnisse aller dieser Erscheinungen liefert. Im Uebrigen enthält die Schrift Arndt's nichts als die alten Declamationen gegen die Franzosen, und man wird durch dieses beständige Warnen vor einem größtentheils nur imaginairen Feinde wol versucht, das Gedicht Schlegel's: „Eulenspiegel als Thurmwächter", für nicht ganz unpassend und ziemlich treffend zu halten. 78.

*) Wir kommen auf Gruppe's Werk noch in einer besondern Anzeige zurück. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 352. — 18. Dezember 1831.

Description du Tubet, traduite partiellement du chinois en russe par le *P. H. Bitschourin* etc.

(Beschluß aus Nr. 351.)

Ueber die Lama lernt man aus dem Buche, daß es auch eine Art Lama mit rothen Mützen gibt, die heirathen dürfen, ihre Frauen aber verlassen, sobald sie ein Kind haben. Ob sowol sie als die andern von dem gelben Gesetze neben dem Beten auch arbeiten, oder ob sie, nicht säend und nicht spinnend wie die Lilien des Feldes, sich vom himmlischen Vater und den gutmüthigen Tübetanern ernähren lassen, wird nicht ausdrücklich gesagt. S. 62 erfährt man nur, daß bei den Festlichkeiten des Neujahrstages, der in unsern Februar fällt, man einen Tag bestimmt, wo die Lama aller Klöster auf den (benachbarten?) Bergen sich in H'lassëï-tsiö-k'hang versammeln müssen. Sie ziehen dem Dalaï-lama entgegen, der sich auf ein hohes Gerüst setzt, das Gesetz zu erklären. Die Einwohner der fernsten Gegenden Tübets kommen deshalb in Menge nach H'lassa, sodaß alle Landstraßen mit Betenden bedeckt sind. Wenn sie vor den Dalaï-lama gelangen, legen sie Gold auf den Kopf, Perlen und andere Kostbarkeiten, knien mit einem Fuße nieder und bringen ihm diese Dinge dar. Nimmt der Großlama diese Geschenke an, so fährt er mit einem Fächer darüber weg oder legt drei Mal die Hand auf den Kopf des Darbringenden. Jeder, dem diese Auszeichnung zu Theil wurde, geht voll heiligen Entzückens heim und rühmt sich vor Andern, durch die lebendige Gottheit mit Glück überhäuft worden zu sein. Außer dieser Angabe findet sich (S. 75) eine andere, daß alle Zölle und alle Strafgelder für das allgemeine Beste und den Unterhalt der Lama verwendet werden, die den Gottesdienst verrichten. Alle übrige, durch 64,000 Mann Truppen, die man im Lande hält, gesicherte Auflagen, die in Landeserzeugnissen erhoben werden, gehen vielleicht als Ehrengeschenke zum Geburtstage des Kaisers nach China oder bleiben in den Händen der zahlreichen Beamten, die auf sie angewiesen sind. Erbschaften gibt es nur für die Lama. Man ladet sie ein, für die Verstorbenen zu beten (um derenwillen man in den Tempeln von H'lassëï-tsiö-khang und von Ramotsiëï Butter vor den Götterbildern verbrennt), und bewirthet sie dabei mit Thee und auf andere Weise, sodaß die eine Hälfte des Vermögens des Verstorbenen dadurch aufgeht, dessen andere Hälfte an die Tempel von Botala gegeben wird. Den Verwandten des Verstorbenen bleibt sonach Nichts übrig.

Es beweist zuverlässig für die Gutmüthigkeit des Teufels, deren wir gleich Anfangs gedachten, daß er bei solchen Einrichtungen sich ruhig verhält und weder den Verwandten noch den guten Freunden und armen Leuten Etwas ins Ohr sagt, das dem lebendigen Buddha und seinen Lama verdrüßlicher sein möchte als die Disputation am 30. Tage des zweiten Mondes. Doch ersieht man auch aus andern Einrichtungen, daß die Bewohner von Ouï und von Tzang die gutherzigsten Menschen der Welt sind. S. 90 werden wir belehrt, daß manchmal drei bis vier Brüder derselben Familie eine einzige Frau nehmen; daß die Brüder nach Gutdünken sich in die Buben und Mädchen theilen, welche aus dieser Verbindung hervorgehen, und daß eine Frau eine vollkommene heißt, wenn sie mehren so beisammenwohnenden Brüdern es recht macht. Die Frauen sind dort zu Lande stärker als die Männer, sie verrichten die Hausgeschäfte, bestellen selbst den Acker, treiben Handel; und aus Rücksicht auf diese Verdienste mag es entstanden sein, daß Ehebruch von ihrer Seite nachsichtig angesehen wird. Verbindet sich eine verheirathete Frau mit einem Fremden, so sagt sie ihrem Manne ohne Umstände, daß Der und Der ihr Liebhaber ist. Der Mann nimmt das nicht übel, sondern sind sie sonst miteinander zufrieden, so leben sie ferner einträchtig bei einander. Diese Eintracht besteht darin, daß jeder Theil, ungestört von dem andern, seine Wege geht.

Weil die Länder Ouï und Tzang so tief zwischen hohen Bergen liegen, wie die beiden beigegebenen Karten es deutlicher darthun, so findet man überhaupt dort, nach unsern gelehrten Chinesen, Gebräuche, die uns wunderbar vorkommen. So wäscht man die neugebornen Kinder nicht ab, sondern die Mutter leckt ihnen blos die verklebten Augen; man bestreicht sie am dritten Tage mit Butter und setzt sie an die Sonne. Wenige Tage darauf verweigert man ihnen die Mutterbrust und füttert sie mit einem Brei aus geröstetem Mehl auf. Erwachsene Knaben lernen schreiben, rechnen und irgend ein Handwerk, Mädchen sich auf Maß und Gewicht verstehen, handeln, spinnen, Phrouh (eine Art Tuch, dessen eine Seite kraus ist) machen, aber nicht nähen. Knaben und Mädchen wer-

den unter einander, nicht wie in China in getrennten Zimmern, erzogen und die Geburt eines Mädchens gilt für einen besondern Glücksfall. Da die Priester sehr geehrt sind, so widmen sich die meisten Kinder beider Geschlechter dem Klosterleben, und das ist der Hauptgrund der schwachen Bevölkerung Tübets. Sie strecken die in eine Spitze zusammengerollte Zunge zum Munde heraus, wenn sie vor dem Dalaï-lama und Bandjün erscheinen, weil dies für die höchste Höflichkeit gilt, und kreuzen die Arme auf der Brust. Dann lassen sie die Arme fallen, richten sich auf, knixen mit den Beinen und treten dem Throne näher. Dabei muß Jeder ein Tuch schenken. Ueberhaupt ists höflich, mit seines Gleichen das Schnupftuch zu tauschen. Die tübetanischen Aerzte geben alle ihre Mittel in Pillenform. Die Krankheit erforschen sie nur durch den Puls. Bei leichten Uebeln geben sie keine Arznei, sondern bestreichen den Körper des Kranken blos mit Butter und setzen ihn an die Sonne. Ist das Wetter neblig oder der Himmel bedeckt, so räuchern sie ihn mit verbrannten Tannennadeln ein. Aber bei leichten und schweren Krankheiten müssen Gebete der Lama das Beste thun, und Beschwörungslieder, welche kleine Knaben und Mädchen absingen.

Die sonderbarsten Sitten herrschen bei diesem Alpenvolke in Bezug auf Bestattung der Leichen. Man zerschneidet sie einige Tage nach dem Tode in Stücke und gibt diese den Hunden zu fressen; das nennt man eine irdische Bestattung. Die Knochen zerstößt man in Steinmörsern, mischt sie mit geröstetem Mehl und macht daraus Kugeln, die man wieder den Hunden oder Geiern vorwirft. Diese letztere Art nennt man die himmlische Bestattung, und beide gelten für besonders heilbringend. Leichen armer Leute wirft man ins Wasser, und das gilt für ein Unglück. Die Körper der Lama werden verbrannt, und man errichtet ihnen Obelisk. Der gelehrte Herausgeber des Werkes beweist in den Noten, daß schon die Alten die rohe Behandlung der Leichen durch Hunde bei asiatischen Völkern kannten, und wie hier, erhöht er an vielen Stellen den Werth des Werkes durch diese Bemerkungen, die mit Citaten aus allen Sprachen Ostasiens flimmern. Weil die leipziger Setzkästen nicht ausreichen möchten, wird man uns diese erlassen, sowie gleich die ersten Worte, die den Titel dieses interessanten Buches anfangen. 68.

Flugschriften, zunächst Baden betreffend. *)

1. Petition an die badische zweite Kammer der Landstände vom Jahr 1831 für Aufhebung des Cölibatgesetzes. Freiburg, Wagner. 1831. 8. 3 Gr.

Von Freiburg, einem Hauptsitze freisinniger Männer in Süddeutschland, ging, wie bekannt, bei der zweiten Kammer von 1828 eine Petition gleichen Inhaltes ein, unterzeichnet, wenigstens veranlaßt fast von denselben Männern — wie die Petition von 1831. Man wird sich auch erinnern, daß die Bitte von der Kammer von 1828, einem Machwerke eines schuldbewußten Ministeriums, bei Seite gesetzt wurde, indem sie sich für incompetent erklärte. Man muß sich ferner erinnern, um in vollkommenem Zusammenhange zu bleiben, daß vor etwa einem halben Jahre ein badischer Staatsrath (der nun gestorben ist) eine Broschüre drucken ließ, worin er die Stände, unter Vorhaltung ihrer Incompetenz, warnte, sich nicht mit Cölibatgeschäften abzugeben. Dieses Vorbauen half aber nichts, wie sich erwarten ließ. In Würtemberg bildete sich ein Anti-Cölibatverein, gegen den zwar von ministerieller Seite angekämpft wurde; in Baden wurde der Gegenstand ebenfalls wieder frisch bearbeitet, wovon diese Petition Zeuge ist. Neues läßt sich über die Verwerflichkeit des katholischen Priestercölibats nichts mehr sagen; auch die Petition enthält dessen nichts. Nachdem sich die Petenten auf die Petition von 1828 bezogen, der incompetenten Kammer von 1828, und der frühern „traurigen" Zeit ihren schuldigen Tribut gebracht haben, gehen sie zu den Beweisen über, daß die frühere Petition viele Anerkennung und Zustimmung erhalten habe; zuerst werden die Verhandlungen über den Cölibat in der letzten darmstädtischen Ständeversammlung, welche die Competenz für sich in Anspruch nahm, erwähnt. Was Paulus („Sophron.", 1828, Heft 3, S. 82 fg.), Röhr („Predigerbibliothek", Bd. 9, S. 479 fg.), Zachariä (Pölitz' „Jahrb.", 1829, S. 296 fg.), Krug („Minerva", 1829, Bd. 3, S. 868) über jene Petition sagten, wird angeführt. Zachariä, der Einiges mißverstanden hatte, wird eines Bessern belehrt. Auch wird erwähnt, daß Prof. v. Reichlin-Meldegg in Freiburg (Prof. der Theologie) sich gegen den Cölibat erklärt habe („Allgem. Kirchenzeit.", 1830, S. 713). In der Petition wird weiterhin angeführt, daß sich kurz vor Eröffnung des diesjährigen Landtags mehr als hundert studirende Theologen in Freiburg zu einer Petition an die Stände entschlossen hatten, wogegen sich aber Prof. Amann in mehren Vorlesungen sehr nachdrücklich erklärte. Die Petition unterblieb. In der Petition ist dann auch angegeben, daß 50 Alumnen des freiburger Priesterseminars eine Dankadresse an den Pfarrer erlassen hätten, der bei der Kammer von 1831 eine Petition um Aufhebung des Cölibats eingegeben hatte. Gegen diese Alumnen wurde von der erzbischöflichen Curie eine förmliche Untersuchung eingeleitet; fünf der eifrigsten sollten schriftlich geloben, in ihrem künftigen Berufe die Aufhebung des Cölibats nicht öffentlich verfechten zu wollen, bis sie von ihrer geistlichen Behörde gefragt würden. Die jungen Männer gaben diesem Ansinnen in der vorgeschriebenen Form nicht nach, sondern gaben ein Gelöbniß ab, wie sie es für gut fanden, 41 der übrigen Alumnen unterzeichneten dieses Gelöbniß mit.

Prof. Amann, die Haupttriebfeder der Petition, theilte der katholischen Geistlichkeit den Plan der Petition mit und lud sie ein, Theil zu nehmen, damit man sehe, auch sie bleibe nicht kalt bei der Sache. Prof. Amann versprach feierlich Verschwiegenheit des Namens u. s. w.; 146 Geistliche gaben ihre Vota ab, sie befinden sich versiegelt bei der Petition; die Namen werden nur dem Präsidenten der Kammer und den 5 Abtheilungspräsidenten bekannt. Unter den Votanten sind 3 über 70 Jahre alt, 5 im Alter von 60—70, 14 von 50—60, 22 von 40—50. Einer der Decane, über 70 Jahre alt, seit 5 Wochen schwer krank, am Rande des schnell dahineilenden Lebens (eigne Worte des Votanten) bemerkte: „Meine Unterschrift darf nicht geheim bleiben: sie werde der ganzen Welt kund und noch auf meine Todtenbahre geschrieben". Noch fügte er einen ausführlichen Aufsatz bei. Ein anderer Decan, der ebenfalls nicht verschwiegen bleiben will, setzte hinzu: „Aus innigster Ueberzeugung, daß dieses unmenschliche Gesetz Unheil genug in der Welt gestiftet hat". Andere merkwürdige Aeußerungen katholischer Geistlichen sind noch angeführt. Die Petition schließt mit den Worten: „Indem wir nun unsere Bitte gegen die härteste, unnatürlichste und schädlichste der Frohnden und Leibeigenschaften, unter deren Drucke der erste und edelste der Stände des Volkes seufzt, ... empfehlen, schließen wir" u. s. f. Folgen 23 Unterschriften: Universitäts- und Gymnasiallehrer und Advocaten, ein praktischer Arzt und der Universitätsamtmann. Beigegeben sind noch: 1) die Dankadresse der Alumnen

*) Vgl. Nr. 256 d. Bl. D. Red.

an den Geistlichen, der bei der zweiten Kammer von 1828 jene Petition gegen den Cölibat eingereicht hatte (NB. später erwies sich, daß ein Anonymus den Namen jenes Geistlichen misbraucht hatte); 2) das Schreiben des Prof. Amann an die katholische Geistlichkeit Badens; 3) die Antwort des Erzbischofs Bernard auf die Petition und Denkschrift von 1828 (sie ist sehr friedlichen Inhalts und sagt nur, daß nicht dem Erzbischofe, sondern „dem ganzen gesetzgebenden Corpus, welches das Gesetz gegeben habe", die Aufhebung zustehe).

Die Ueberreichung dieser Petition hat in der zweiten Kammer, öffentlichen Blättern zufolge, große Debatten veranlaßt. In den jüngsten Tagen, wo man gegen Petitionen über allgemeine große Fragen auf eine oft bizarre Weise reagirt, war es ein um so verdienstlicheres Werk der Freiburger, die Aufhebung des Cölibats aufs Neue in Anregung zu bringen bei einer Versammlung, auf welche Deutschland mit hoher Achtung hinblickt. Mit Erwartung sehen wir dem Beschluß entgegen, der dieser Petition zu Theil werden wird.

2. Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes zur bestmöglichsten Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit, von C. Th. Welcker. Karlsruhe, Groos. 1831. 8. 8 Gr.

Der wackere Vertheidiger der vollkommenen Preßfreiheit hat einen Gegenstand in der badischen zweiten Kammer zur Sprache gebracht, der in unsern sturmbewegten Zeiten Stoff zu Verhandlungen in periodischen Schriften gegeben hat. Ohne auf den Gegenstand der Verhandlung selbst einzugehen, glauben wir aus mehren Rücksichten uns lediglich an den Inhalt der Schrift halten und denselben in seinen Grundzügen mittheilen zu müssen. Die Zeitungen haben die Vorgänge bei Begründung der Motion gebracht. Welcker wünscht, „daß die badische Regierung im Verein mit allen constitutionnellen Regierungen sich kräftigst dahin verwende, daß überall in ganz Deutschland die heiligen Zusagungen des Bundesvertrages verwirklicht werden, vor Allem Verfassungen und wahre Preßfreiheit. So lange dies nicht stattfindet, sollen alle Minister constitutionneller Staaten streng angewiesen werden, jeder Anmuthung der Gesandten nichtconstitutionneller Staaten in Beziehung auf innere Rechts- und Verfassungsverhältnisse stets die Einrede des noch nicht erfüllten Vertrages entgegenzusetzen. Sollte jedoch eine Bundesverhandlung unvermeidlich jene innern Bundesverhältnisse berühren, dann hätte eine gesonderte Abstimmung zu geschehen". Ferner wünscht Welcker, „daß am Bundestag ein Nationalrath creirt werde, — eine zweite Kammer — gebildet aus den Häuptern des ehemaligen reichsständischen Adels und von den zeitweise in den Bundesländern gewählten Abgeordneten. Diese Kammer solle öffentlich verhandeln; die erste wenigstens durch den Druck ihre Verhandlungen bekanntmachen". Eine überschwengliche Anzahl von Beweisen für seine Vorschläge führt Welcker aus öffentlichen Urkunden an, aus Erklärungen der Bundesfürsten zur Zeit des Kreuzzuges gegen Napoleon, aus diplomatischen Noten Metternich's, aus Eröffnungen der handverschen Congreßbevollmächtigten (vom 21. Oktober 1814) u. s. w. Diese Stellen beweisen freilich mehr als zur Genüge, daß in jenen Zeiten viel versprochen, und daß damals, selbst in den höhern Regionen, die Einheit Deutschlands im Auge behalten wurde. Dieser von den Fürsten und Diplomaten angefangene Faden wird nun seit jener Zeit fortgesponnen; die liebe Jugend setzte sich in der „Revolutionszeit", die Welcker nicht mit Unrecht die „Reactionszeit" nennt, auch an den Rocken und spann mitunter von ihrem Gehirn ab. Die Mahnungen an jene Verheißungen sind ernster Natur, aber — sie helfen nichts. Ein Mann, der seine zweite Frau nimmt, will an seine erste nicht öffentlich erinnert sein, vorzüglich dann nicht, wenn ihm die innere Stimme sagt, er habe das zweite Mal schlecht gewählt. Die Männer glauben sonst, sie vergäben sich etwas.

3. Die preußische Mauth und die badischen Kammern. Strasburg, Silbermann. 1831.

Was doch nicht Alles unter dem Namen „Patriotismus" einherschleicht! Unter diese Schleicher gehört der Verf. dieser Broschüre, die einem Pasquill auf die zweite Kammer Badens gleicht wie ein Ei dem andern. Strasburg versieht uns bis zum Ueberdruß mit Lügen und Gemeinheiten. Der Verf. spricht über einen Gegenstand, der ihm ganz unbekannt zu sein scheint; er kannte die Beschlüsse der zweiten Kammer gar nicht und bricht schon bei dem Worte „Preußen" in Zorn aus. Baden will Umsturz aller Mauthen innerhalb Deutschland und Annahme des preußischen Tarifs mit Modificationen, z. B. bei Colonialwaaren, Wolle u. s. w.; es will die einzige Mauthlinie nur allein besetzen, die Kammern haben sich Ratification der Verträge vorbehalten u. s. f. Alles das weiß der Verf. nicht, er zieht in einem empörenden Tone gegen den Kammerbeschluß zu Felde. In ganz ungebührlichen Phrasen läßt er sich gegen Preußens politisches System aus; Preßfreiheit, der preuß. Referendair, der wegen seines Gedichtes auf die drei Farben abgesetzt wurde, Mauth, Todtschießen, Kaffee, — Alles geht bunt durch einander und beweist deutlich den hohen Grad von Leidenschaft, in welcher der Verf. seine verkehrten Ansichten zu Papier brachte. Eine würdige Besprechung des Gegenstandes, der seine zwei Seiten hat, würde mit Dank anerkannt worden sein; die Worte des Verf. verdienen höchstens Mitleid.

4. Kritik des badischen Gesetzentwurfes über Preßfreiheit. Stuttgart, Metzler. 1831.

Unzählige Aufsätze sind über das von der bad. Regierung den Ständen vorgelegte Preßgesetz erschienen. Die vorliegende Kritik kam in der „Stuttg. allgem. Zeitung" (jetzt „Deutsche allg. Zeit.") und wurde besonders abgedruckt in den Buchhandel gebracht. Der Pfeffer ist in dieser Kritik vorherrschend, und das Salz fehlt auch nicht. Der Verf. bestreitet schnurstracks die Annahme, der Bundesbeschluß von 1819 habe „Censur in der gewöhnlichen Art" eingesetzt. „Die offenbar nicht vom Bundestage befohlene Censur mag demnach unbedenklich .... ganz und wahrhaftig nach Namen und Sache aufgehoben werden". Die Gerechtigkeit der Cautionen bestreitet der Verf. kräftigst, indem er sie für eine die freie Presse verdächtigende Auszeichnung erklärt. Auch die unverhältnißmäßig große Anzahl öffentlicher Ankläger rügt er. In der That, man sollte glauben, es würde sich nach Einführung der (nach dem Entwurfe nur auf das Inland beschränkten) Preßfreiheit eine ungeheure Schar Nichtswürdiger einfinden, um die Ruhe des Staates zu untergraben. Diese öffentlichen Ankläger stehen mit Gendarmen und Mauthsoldaten auf Einer Höhe: es sind Häscher, die nur zu oft Vergehen und Verbrechen suchen, wo keine sind; der öffentliche Ankläger schießt moralisch todt, wie jene leiblich. Perfil ist nur Mangin in anderer Gestalt. — Der Verf. hat mit vieler Sachkenntniß den Gegenstand behandelt. Es muß sich zeigen, ob seine Ideen mit denen der badischen Deputirten übereinstimmen. Er bekennt am Schlusse, daß er nicht sehe, „wie, sobald man consequent rechtlich sein will, man diesen ganzen kunstvollen und doch nicht genügenden Gesetzesentwurf rechtfertigen könne". Leicht mag es kommen, daß ihm die badischen Stände das Zuviel von der „Kunst" nehmen und ihn genügender machen.

(Der Beschluß folgt.)

Wegweiser zur Literatur der Waisenpflege, des Volkserziehungswesens, der Armenfürsorge, des Bettlerwesens und der Gefängnißkunde. Von J. B. Ristelhüber. Köln, Schmitz. 1831. 8. 21 Gr.

Die ruhige und friedliche Zeit, welche in den meisten europäischen Ländern seit den Befreiungskriegen von dem französischen Joche eingetreten war, hatte manches Schöne und Gute in verschiedenen Richtungen entwickelt. Dahin gehörten auch ganz besonders die Bestrebungen vieler edeln Männer in England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland, durch vernünftige Unterstützung den sittlichen und bürgerlichen Zustand der

Gefangenen zu verbessern, sie an Thätigkeit und Arbeit zu gewöhnen und darauf sie als nicht ganz unnützliche Mitglieder nach Ablauf ihrer Strafzeit wieder in die menschliche Gesellschaft eintreten zu lassen. Da die Schriften, Abhandlungen und Aufsätze über diesen Gegenstand immer mehr zunahmen, und die Kenntniß derselben dadurch erschwert wurde, so war es gewiß ein recht guter Gedanke des Hrn. Ristelhüber, der sich bereits in diesem Fache durch mehre schätzbare Werke bekanntgemacht hat, einen Wegweiser zur Literatur dieses Gebietes auszuarbeiten. Es ist dies um so nützlicher, da die meisten Personen, welche sich der Gefängnißverbesserungen annehmen, noch anderweitig in verschiedenen Aemtern beschäftigt sind und also wenig Zeit auf Das zu wenden vermögen, was in diesem Fache bereits vor ihnen geschrieben ist. Hr. Ristelhüber aber war vermöge seiner amtlichen Stellung und unterstützt durch eine gute Bibliothek vorzugsweise im Stande, eine solche Literatur auszuarbeiten, wie sie in diesem Fache noch fehlte.

Die erste Abtheilung: „Ueber Waisenhäuser, Erziehung der armen Waisenkinder und Findlinge" (S. 3—83), enthält die derartigen Schriften nach den Jahren ihrer Erscheinung (von 1550—1830) geordnet. Dieselbe Anordnung ist auch in dem übrigen Theile des Buches beibehalten, da sonst wol bei solchen Uebersichten die Namen der Verf. voranzustehen pflegen und durch ein Register die Mühe des Auffindens erleichtert ist. Jedoch hat die von Hrn. Ristelhüber gewählte Reihenfolge auch Manches für sich und stellt namentlich die Vermehrung dieser Literatur in einer bequemen Uebersicht dar. Einzelne Bücher scheinen freilich nicht so ganz an ihrem Orte zu stehen, wie S. 17 unter dem Jahre 1803 die von F. A. Wolf herausgegebene Schrift über eine milde Stiftung Trajan's, welche wol eigentlich zuerst hätte stehen müssen. Ausführlicher noch behandelt diesen Gegenstand das Werk: „Tavola alimentaria Velejate detta Trajana restituta alla sua vera lezione da D. Pietro de Lama" (Parma, 1819, 4.). Bei dem Jahre 1819 wäre auch wol noch aus Niemeyer's „Grundsätzen des Unterrichts und der Erziehung" der Abschnitt über Waisenhäuser, Th. III, S. 267—275 der siebenten Ausg., anzuführen gewesen.

Die zweite Abtheilung: „Ueber Armenwesen, Armenpolizei und Abschaffung der Bettelei" (S. 87—127), beginnt mit dem Jahre 1522. Auf die alte Welt wollte Hr. Ristelhüber keine Rücksicht nehmen, sonst hätte er über die athenienſischen Einrichtungen das Weitere in Böckh's „Staatshaushaltung der Athener", Th. I, S. 260—265, finden können. Von Invalidenhäusern ist nur auf S. 88 gesprochen worden; wir bemerken noch dazu die historischen Nachweisungen in Ribbentrop's „Archiv für den Haushalt bei den europäischen Heeren", H. 9, Nr. XIX. Uebrigens hat der Hr. Verf. auch hier mit unverkennbarem Fleiße gesammelt, von den wichtigsten Werken Auszüge und Inhaltsanzeigen gegeben (wie S. 67, 100, 102, 116 fg., 123 fg. u. s. w.) und häufige Bemerkungen eingestreut, welche den praktischen Sinn und richtigen Blick desselben hinlänglich bekunden.

Die dritte Abtheilung: „Ueber Gefängnißwesen" (S. 134—230), ist die am reichsten ausgestattete. Zu den vom Jahre 1745 angeführten Schriften fügen wir noch folgende, die von einem unsern Gefängnißvereinen ähnlichen Institute zu Lüttich Nachricht gibt: „Abregé des grâces et indulgences accordées aux confrères et consoeurs de la compagnie ou confrérie de la Miséricorde Chretienne envers les pauvres prisonniers de la cité de Liège, qui est annexée et fait partie de l'Archi-Confrérie de Miséricorde de la ville de Rome. Avec les règles et l'institution de cette confrérie". (Lüttich, 1745, 8.) Auch hier hat der Verf. Auszüge und Inhaltsanzeigen mitgetheilt, wie S. 144 fg., 166 fg., aber besonders interessant sind seine eignen Urtheile und Ansichten, die ihn als denkenden Mann und umsichtigen Director einer Arbeitsanstalt zeigen. Das letztere Urtheil wird Jeder gern unterschreiben, der die Anstalt zu Brauweiler (2 Stunden von Köln) besucht und sich von der darin herrschenden Ordnung und Reinlichkeit überzeugt hat. Seine Bemerkungen betreffen (S. 156 fg.) die Ausführung des zu dem Minister v. Arnim im Jahre 1803 gemachten Vorschlages, ferner die Meyer'schen Ansichten von der Anlage eines Gefängnisses (S. 158 fg.), weiter die Einrichtungen des Gefängnisses zu Hamburg (S. 179 fg.) u. s. w. Am ausführlichsten spricht er sich aber von S. 224—230 über das Zusammenleben der Detinirten in den Gefängnissen aus und dringt selbst auf eine größere Isolirung derselben. Seine deshalb gethanen Vorschläge verdienen die Aufmerksamkeit der mit solchen Einrichtungen beauftragten Staatsbeamten.

Uebrigens gehört Hr. Ristelhüber nicht zu den Gefängnißreformatoren, welche blos durch kirchliche Uebungen und Erbauungsreden auf die Verbrecher wirken wollen. Er zeigt sich überall als einen Freund derjenigen Ansicht, welche eine nützliche Beschäftigung und Gewöhnung zur Thätigkeit vorzugsweise empfiehlt, die Seelsorger nicht zum Richter des Verbrechers stellt (S. 196) und auf ein harmonisches Zusammenwirken des Gefängnißaufsehers mit dem Geistlichen dringt. Man sah es auch Rec. es war, eine Zeitlang Mitglied eines Vereins zur Besserung der Gefangenen gewesen sein, um sich recht schnell davon zu überzeugen, daß es für die meisten Gefangenen durchweg nützlich ist, wenn sie zu sehr mit geistlichen Uebungen überhäuft werden. Dies erzeugt zu leicht Heuchelei: denn freilich ist es angenehmer, einen Geistlichen anzuhören als zu reden oder zu spinnen. Auch die Bemerkungen des Hrn. Ristelhüber über die Anwendung körperlicher Züchtigungen (S. 151 fg., 219) verdienen Berücksichtigung. Der zu weit getriebenen Philanthropie mancher Zeitgenossen huldigt er nicht.

Zum Schlusse wollen wir doch zur Ergötzlichkeit unsrer Leser den im „Handoverischen Magazine" vom J. 1767 (hier S. 134) geäußerten Vorschlag mittheilen, um die Verbrechen für den Fall des Entfliehens kenntbar zu machen. Der ungenannte Verf. räth nämlich, die Gefangenen bei ihrem Eintritte in das Zuchthaus mittelst einer hierzu bequemen, beizenden Farbe durch einen breiten Strich von der Stirne bis zur Nasenspitze zu zeichnen. Ferner bemerkt derselbe, daß Diejenigen, welche es versuchen würden, jenen Strich wegzuschaffen, durch Verabreichung eines halben Schocks Prügel warnend davon abgehalten werden könnten. Eine andere sonderbare Strafart ist die, den Gefangenen die Augenbrauen und den Kopf glatt zu scheren oder sie unter die Kanzel „zu einem Zuspruch" zu stellen, wie C. A. Hirzel nach S. 195 vorgeschlagen hat. 113.

Notizen.

Tasso über Frankreich.

Wie sich in Frankreich immer dieselben Erscheinungen wiederholen, lehrt unter Andern die Aeußerung Tasso's in einer Abhandlung (discorso) über die Unruhen in Frankreich im Jahre 1585, worin er sagt: „Die Franzosen haben Alle die Eigenheit, daß sie nie ruhen können, sondern immer Bewegung wünschen: deshalb verkommen sie, wenn ihnen die Gelegenheit zur Uebung ihrer Kräfte gebricht". Also eine beständige pari du mouvement! Der ganze Aufsatz enthält vieles Interessante in Bezug auf Frankreich und steht (aus einer Handschrift herausgegeben) in dem Maihefte der „Biblioteca italiana" für 1817. Aehnlich spricht sich über die französischen Freiheitsideen Ugo in seiner Selbstbiographie gegen das Ende aus.

Wie sehr das Studium der deutschen Sprache in England zunimmt, zeigt unter Anderm die eben zu London erschienene zweite Ausgabe von Bernay's „German poetical anthology". Er hat ihr jetzt eine Geschichte der deutschen Poesie und die Lebensbeschreibungen der Dichter, aus denen Auszüge enthalten sind, hinzugefügt. 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 353. — 19. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Dritter Artikel. *)

Hildrian, ein Sommermärchen in sechs Gesängen, und

Die Bittschrift,

zwei poetische Erzählungen mit Bildern von Prätzel. Man hat, und wol nicht mit Unrecht, ein übles Vorurtheil gegen alle Verse, wenn nicht die berühmtesten Namen davorstehen; dessen mag sich aber Jeder, der den „Hildrian" in die Hand nimmt, getrost entschlagen. Die Form ist völlig überwunden und dabei ganz anspruchslos; kein Scherz wird dadurch getrübt oder verwischt, vielmehr geht ein höchst ergötzlicher Humor durch das ganze Märchen. Es spielt in der allergemeinsten Wirklichkeit, aber diese ist in so allerliebste Contraste gebracht und mit einem so leicht berückenden Traumesduft übergossen, daß wir uns sehr behaglich darin fühlen und das Geständniß thun müssen, lange nicht so ein liebliches, trefflich durchgeführtes und eigenthümliches Märchen gelesen zu haben, eigenthümlich, obgleich wahrscheinlich irgend eine Volkssage zum Grunde liegt. „Die Bittschrift" hat den Fehler, daß es ihr nicht gelungen ist, in dem nöthigen Maße die Armuth und die Anstellungsjagd des verhungernden Dichters aus dem Kreise der trivialen Erfahrung herauszurücken, ist also ebenso sehr mislungen als der „Hildrian" gelungen zu nennen.

Lies mich!

(Iserlohe, Langewiesche) ein Taschenbuch für gesellige Unterhaltung. Eine solche Auffoderung, wie dieser Titel enthält, steht einem Buche ebenso schlecht wie einem Mädchen der Antrag: Heirathe mich! Worauf die natürlichste Antwort ist: Wollen sehen, wie wir uns zu einander schicken. Es ist nicht Jedermanns Sache, auf die westfälische Literatur so genau einzugehen, wie sie es wol verdiente, wenn es auch nur wäre, um die Eigenthümlichkeit dieses hochgewachsenen, kräftigen, schinkenessenden Stammes auch in dieser Hinsicht kennen zu lernen. Indessen, wie gesagt, es steht mislich um unser Interesse für die westfälische Poesie; obgleich sie Hermann, Thusnelde und Pustkuchen haben, dennoch können sie sich bei uns nicht recht geltendmachen. Thusnelde und Hermann erwarteten wir zu finden, aber keineswegs Charlotte Corday gleich daneben, und noch viel weniger, daß die Französin am besten gelungen sein würde. Herr Jemand hat 20 Gedichte geliefert, unter denen „Charlotte Corday" und, im spanischen Romanzenton, „Rodrigo und Ximene" die ansprechendsten sind, nur muß man bei der französischen Heldin ihren Ausspruch vor dem Revolutionstribunal: „Sie habe nie einen Mann gefunden, den sie ihrer würdig geachtet", entweder nicht kennen oder zu vergessen suchen, um Hrn. Jemand's Annahme eines Verhältnisses zu dem Jünglinge, der in ihr Schicksal verwickelt wurde, wirksam zu finden. Die An- und Vorhängsel zu Schiller'schen Dichtungen sind, wie sich denken läßt, misrathen; Einiges scheint uns keinen Sinn zu haben, z. B.: „Des Dichters Liebe", worin als Traumbild die Liebste von ihm verlangt: er solle ihr ganz gehören und darum aufs Dichten verzichten, denn wie auch die begehrlichste Liebe sich mit dem Dichterhandwerk vereinigen lasse, das kann man unter Anderm aus Göthe's römischen Elegien erfahren, wenn es an eigner Praxis fehlt.

Das Originallustspiel von Karoli: „Jedem das Seine", hat alles Andere eher als Originalität. Ein Gymnasiast und ein ganz unschuldiges Mädchen, ein wildgewesener Onkel, der als Major aus der Fremde heimkommt mit einer antiquirten Liebschaft, endlich ein Rath und seine Haushälterin sind die ganze philiströse Gesellschaft, in der sich freilich nicht viel Originelles, wenn auch immerhin vom Verf. selbst Ausgedachtes ereignen konnte. Aus einem so ausgekochten Brei von Liebschaft, Verwechslung, Entführung und nackter Alltäglichkeit entstehen nicht leicht komische Scenen und noch schwerer echtkomische Charaktere, und hier fehlt es wirklich an Beiden.

Dr. Pustkuchen-Glanzow gibt vier Erzählungen. Die erste heißt: „Memento mori, oder: Das Recht ist Gottes, doch die Liebe auch", worin ein gebesserter Sünder, ein ganz moralischer Mensch und zwei Edelfräulein, die auch Beide herzensgut und nicht viel unterschieden sind, agiren. Es würfelt sich Alles edelmüthig und ganz schicklich erst ein wenig auseinander durch Entführung, dann wieder zurecht durch das Wiedererscheinen eines Todtgeglaubten. Man sieht, welche pikante Ingredienzien an die moralische Suppe geschnitten sind, sie wird gewiß Vielen recht gut eingehen. Das zweite Geschichtchen heißt: „Roderich, oder: Der Liebe Müh' ist

*) Vgl. Nr. 337, 338, 342 u. 343 d. Bl. D. Red.

umsonst"; das dritte: „Der Günstling des Mondes, oder: Der kräf'gen Einfalt ist der Himmel günstig"; das vierte: „Der Zögling des Paradieses, oder: Der Werth des Glaubens". Es ist klar, der Hr. Pastor glaubt keine Gelegenheit vorbeilassen zu dürfen, wo eine religiöse oder moralische Lehre einzuschärfen ist, hätte also füglich seine Histörchen überschreiben können: Neue Fabeln, worin keine Thiere, sondern Menschen auftreten, welche aber ebenfalls und ebenso gut wie die äsopischen jede eine eigne Moral veranschaulichen. Wie wesentlich dadurch die Poesie emendirt werde, fällt in die Augen.

Das

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft,

herausgegeben von Dr. St. Schütze, verräth seine Richtung schon durch die Ramberg'schen Caricaturen und Theodor Hell's Commentar dazu, der übrigens in einigen Partien besser ausgefallen ist als die Kupfer, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß er, nur ebenso leicht hingereimt, keine tiefere Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Darauf folgt: „Rache und Versöhnung", nach einer wahren Begebenheit erzählt von C. Borromäus von Miltitz, eine Erzählung, die ebenfalls aufs Entschiedenste die idealisirende Richtung verschmäht und die deutlichsten Spuren davon an sich trägt, wie sie fest in der Wirklichkeit wurzelt. Sie spielt in Tobolsk, zeigt die russische Justiz und das sibirische Leben recht anschaulich, benutzt es dann zu einer interessanten, wenngleich nicht überraschenden Verwickelung, und macht im Ganzen den Eindruck einer guterzählten Anekdote, was sie auch im Grunde nur ist.

Die Romanze von Adelbert von Chamisso: „Herzog Huldreich und Beatrice", gehört zwar nicht zu den besten unter des Dichters lieblichen Gaben, aber doch zu den besten, die das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" bietet.

„Die Schlegler", eine Erzählung von Friederike Lohmann, aus den Zeiten Graf Eberhards von Würtemberg, kann den wahrhaft romantischen Ton nicht finden, und tritt sehr in den Schatten durch die Erinnerung an Uhland's vortreffliche Romanze.

Die beiden andern Novellen sind die erste von Kruse, überschrieben: „Eine Alltagsgeschichte", die zweite von Blumenhagen, unter dem Titel: „Der Egoist". Der Egoist spielt im Freiheitskriege. Wir haben uns mit ihm am wenigsten unter den diesjährigen Geisteskindern des fruchtbaren Verf. befreunden können, dagegen wider Erwarten die Kruse'sche „Alltagsgeschichte" gar artig gefunden. Die Charaktere sind gut gehalten und bedeutend genug, um eine Novelle zu Stande zu bringen, welche zwar Anfangs etwas zu alltäglich zu werden droht, dann aber in eine liebenswürdige Naivetät übergeht und recht befriedigend endigen würde, wenn eine ganz alberne Nachschrift es nicht unternähme, zu dem nothwendigen Verhalten der Charaktere eine Apologie zu liefern.

Im Ganzen macht das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" den Eindruck einer philiströsen, unkünstlerischen Erscheinung, die sich durch solide Hausmannskost bei soliden Leuten zu empfehlen sucht, was denn auch wol der Fall sein mag.

(Der Beschluß folgt.)

Flugschriften, zunächst Baden betreffend.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Die „Kritik" führt uns zu einer Broschüre über Preßfreiheit im Allgemeinen. Bei der Vergleichung der in beiden Heftchen herrschenden Sprache möchte man glauben, sie seien einen Verfasser.

5. Ueber die Principien der Preßfreiheitsgesetzgebung als Rechtsschutz für die Wahrheitsfreiheit. Zeitenwägende Bemerkungen und Vorschläge praktischen und rechtlichen Inhalts von Paulus. Heidelberg, Winter. 1831.

Diese Abhandlung ist aus dem „Sophronizen" besonders abgedruckt. Die eigne rhapsodische Behandlungsweise des für Freiheit rüstig und unermüdlich kämpfenden Paulus offenbart sich auch in dieser Schrift; sie gestattet darum kaum einen Ueberblick des in ihr Enthaltenen.

In einem kurzen Vorworte bemerkt der Verf., daß er nicht beabsichtige, die Preßfreiheit erst zu vertheidigen, denn sie sei zum constitutionnellen Axiom geworden, und es sei nicht mehr denkbar, daß nur ein Theil allein reden könne und dürfe. Der Zweck der Preßfreiheit und der Gedankenmittheilung überhaupt sei Wahrheitsfreiheit, und nach dieser Einsicht würde als Princip der Preßgesetzgebung einleuchtend, daß, was entweder in dem Inhalt oder in der Form der Darstellung offenbar nicht nach Wahrheit strebt, was nicht zum Wahren führen will und kann, auf gesetzlichen Schutz keine Hoffnung, vielmehr bestimmte Aussicht auf gerechte Nichtachtung oder Bestrafung haben soll. Alles hingegen, wo weder die Form noch der Inhalt dem Unparteiischen einen Beweis gibt, daß es dem Bekenntnisse nicht um Wahrheit zu thun war, darf durch kein Gesetz zurückgedrängt oder verfolgt werden, wenn Wahrheitsliebe unser höchstes Ziel und Gesetz sein will.

So führt der Verf. die freie Presse auf die Moral zurück! — Aber die Diplomaten?

Die Paulus'sche Schrift enthält zwei getrennte Aufsätze; der erste führt die Ueberschrift: Wie soll das Wahre bekannt und wie nicht bekannt werden? Diese Frage zerfällt in zwei Unterabtheilungen; 1. Das Wahre soll allgemeinhin bekannt werden: 2. Wie oder in welcher Gestalt aber nicht? In §§. führt der Verf. seine erste Behauptung durch. An die Spitze des ersten §. stellt er den Satz: „Wer lesen lernt, will Wahres lesen"; an den Schluß: „So Viele lesen können, so Viele also fodern Preßfreiheit", oder wie der Verf. gerne sagen möchte: Wahrheitsfreiheit (§. 8).

Viele Kernstellen findet man in den Sätzen; sie zeugen von dem tiefen Denker. Die Preßfreiheit fürs Inland hält der Verf. eher für bedenklich; „sie könne eher zur Schmächterin als zur Wahrheitentdeckerin werden". Wie Welcker (in seiner Motion wegen Preßfreiheit) rügte, daß man jede Parcelle Deutschlands zu den übrigen deutschen Staaten als Ausland betrachte, so auch Paulus. Psychologisch wahr ist die Bemerkung, daß, wem die Preßfreiheit zuwider ist, auch Widerwillen gegen Jury hegt. „Und doch sei ein Censor nur ein in eine einzige Person concentrirtes Schwurgericht". Uebrigens bilde der Censor das Muster eines Schwurgerichts, wie es am allerwenigsten sein dürfe. — Paulus spricht die Ueberzeugung aus, „daß, da sich die deutschen Regierungen mit den Regierten durch entsprechliche Verfassungsgesetze in Harmonie gestellt hätten, oder von der Bundesversammlung eine bestimmtere Grundlage für das Wesentliche solcher Verfassungen abzuwarten, so hätten sie auch für sich selbst das zu bestimmen in Beziehung auf die einzelne Frage der Preßfreiheit, was die Bundesversammlung selber nicht zur Bestimmtheit gebracht habe; jeder constituirende Regent würde sich die Frage stellen: Kann ich etwa constituirend

sein innerhalb meines nach Vertrag mir treu anhängigen Staats? und kann ich zugleich unconstitutionell sein wollen außerhalb dieser Staatsgrenzen?" — „Widersinnig und gefährlich würde es sein, wenn der Regent diplomatische Verabredungen machen oder sich aufdringen lassen könnte, die der Constitution entgegen oder auf ihre Zerstörung berechnet wären". Hiermit will also Paulus die Berufung auf auswärtige Verbindlichkeiten bekämpfen.

Der Adelskämmer des letzten darmstädtischen Landtags begegnet der Verf. nicht ganz freundlich, weil sie sich gegen die freie Presse so wegwerfend bewies. Er bekennt sich zu der Ansicht, daß, wenigstens in Baden, die karlsbader Beschlüsse nicht mehr bindend seien.

Selbst das Wahrscheinliche soll bekanntgemacht werden dürfen, damit es entweder zur Wahrheit erhoben oder aber durch Gründe beseitigt werde.

In der zweiten Frage untersucht der Verf. die Form, in der das Wahre mitgetheilt werden dürfe oder nicht. „Die meisten Einwendungen gegen die freie Presse würden von der Seite des Privatlebens her erhoben; die Machthaber vertrauten meistens auf ihre Macht". — „Eine Regierung, die durch Schreibfedern zu stürzen ist, verdiente nicht zu bestehen". — Paulus geht tiefer in die Untersuchung über die Privatverhältnisse ein, die der Oeffentlichkeit preisgegeben werden. Die hierhergehörenden Stellen sind voll scharfsinniger und witziger Bemerkungen, die, ohne zu weitschweifig zu werden, nicht wiederholt werden können. Wir verweisen den Leser darauf; ihn wird großentheils befriedigen, was der geistreiche Mann von Injurien, von Einrede der Wahrheit und Beweisführung sagt.

Der andere Aufsatz hat die Ueberschrift: „Juridische Notizen", die Wahrheitsfreiheit und die richtige Anwendung des constitutionnell-monarchischen Princips in deutschen Bundesstaaten betreffend. Er zerfällt wieder in Unterabtheilungen: 1) „Ueber den Begriff von Injurien und daß nicht das Veröffentlichen von Privatverhältnissen schon an sich strafbar oder eine Injurie sei. — [Dieser Aufsatz (1.) besteht meist in Auszügen aus einer Dissertation „De exceptione veritatis ab injuria liberante", von Dr. Matile (Heidelberg, 1830). Mit Berichtigungen von Paulus.] Diese historisch-kritische Arbeit ist keines Auszuges fähig. — 2) „Ueber den Geist des constitutionnell-monarchischen Princips, oder der constitutionnelle Regent handelt überall nur als constitutionnell". — Der Verf. behandelt hier eine kitzliche Materie; er bestreitet nämlich, daß organische Bundesbeschlüsse in constitutionnellen Staaten Gesetzeskraft haben könnten. Des Verf. Grundsatz, der nach den anerkannten Principien der constitutionnellen Monarchie gar nicht bestritten werden kann, ist, daß der Regent nicht allein Gesetzgeber sein könne. Da aber bei der Bundesversammlung die Regenten durch instruirte Gesandte gegenwärtig sind, so kann die Bundesversammlung keine Gesetze machen; hierzu ist die Einwilligung der Stände vorerst nöthig. Der Verf. interpretirt auf diese Art den §. 2 der badischen Verfassungsurkunde, der von der bindenden Kraft organischer Bundesbeschlüsse handelt. Es ist das freilich ein arger Conflict des Vernunftrechts mit dem dermaligen positiven deutschen Staatsrechte; doch wer kann das jetzt ändern? wer will es? Hat man sich doch durch die Gewährung der Constitutionen so vieler Rechte begeben, daß man jetzt froh ist, den Rest noch aus dem allgemeinen Strudel zu retten!!

Wichtig ist uns auch der §. 20 (S. 101) erschienen: „Auch genaurechtlich betrachtet, kann es deswegen nicht anstößig sein, wenn deutsche Stände sich über Anträge berathen, um den deutschen constitutionnellen Regenten zu bitten, daß Er, weil Er auch am Bundestage kein anderer sein will und kann, dort dieses oder jenes, als Verbesserung für das Ganze, einzuleiten die Huld haben möchte". Ohne Zweifel hat Paulus dieses mit Beziehung auf die Welcker'sche Motion wegen Vervollkommnung des Bundes gesagt; von der badischen Regierung wurde, wie bekannt, die Ständeversammlung für incompetent erklärt, sich mit dergleichen Dingen zu befassen; andere Ansichten hatte freilich Kurhessens Regierung. Wir sind in Deutschland noch weit zurück in dem constitutionnellen System.

Ein kurzes Résumé macht den Schluß dieses höchst interessanten Werkchens. „Das Einfachwahre für Preßfreiheitsgesetzgebung jedes einzelnen deutschen Bundesstaates nach den Bundesverordnungen selbst besteht, so viel ich einsehe, in Folgendem: 1) in Wahrheit und unbedingt kein vorläufiges Bücherconsiren; 2) in Wahrheit freie Presse = Freiheit aller Gedankenmittheilung, auf Gefahr des Schriftlichredenden, daß er, wie der Mündlichredende, über das Klagbare, nach den Gesetzen gegen Verletzung des Ehrenrechtes überhaupt, vor sachgemäßen Gerichten sich verantworten müsse und als schuldig oder unschuldig behandelt werde; 3) wahrhaft sachgemäßes Constituiren einer solchen Art von Richtern, welche zuverlässig Wahrheitsfreiheit achten und schützen, freche Unwahrheitsverbreitung streng strafen und zu aller möglichen Entschädigung anhalten". — Wir empfehlen diese kleine Schrift Jedem, der sich um freie Gedankenmittheilung bekümmert. Deren sind Viele!

6. Auch ein Paar Worte über die Motion des Abgeordneten Welcker auf eine constitutionnellere, weniger kostspielige und mehr sichernde Wehrverfassung. Von einem badischen Offizier. Karlsruhe, Braun. 1831. 8. 5 Gr.

Diese kleine Abhandlung ist mit vieler Sachkenntniß und ohne alle von Standesbefangenheit zeugende Declamationen gegen Reformen geschrieben. Ein ruhiger, klarer und leidenschaftloser Ton spricht darin vorzüglich an und sticht sehr zum Vortheil ab gegen das Herrische, Anmaßende und Geckisch-Unwissende, was viele Standesgenossen des Verf. zu ihrem Nachtheil auszeichnet. Der Verf. bekennt sich unverhohlen zur constitutionnellen Monarchie und legt gute constitutionnelle Grundsätze an den Tag; er ist also weder Jakobiner (das wollen die Liberalen überhaupt nicht sein), noch Absolutist, der den Militairstand für einen Leiter der absolut-monarchischen Elektricität, und Kanonen und Flinten für leydner Flaschen gegen das nur sein gutes Recht behauptende Volk hält. Nichtsdestoweniger ist der Verf. durchaus gegen das Welcker'sche System und widerlegt es mit Berechnungen. Da in vielen deutschen Staaten über die Reformen des Heerwesens gesprochen wird und manche Reformatoren freilich hie und da keine Informatoren sind, da ferner die vielen, zum Theil sehr wohlbegründeten Klagen gegen das Heerwesen in vielen deutschen Staaten dieselben sind, weil die Wehreinrichtung dieselbe ist, so verdient diese kleine Schrift in Deutschland auch schon um deswillen Beachtung, weil die Welcker'schen Ansichten sie auch fanden, und somit das Mittel gegeben ist, das Pro und das Contra abzuwägen. Dahingestellt mag freilich sein, ob Welcker in dem Grade Unrecht hat, wie der Verf. meint. Wenn wir diesem vor Allem in Dem beistimmen, was er über das vermeintlich Wohlfeilere des Welcker'schen Systems sagt, so muß man bekennen, daß Welcker sich allerdings einer reinen Illusion hingegeben hat: Welcker schont die Staatscasse und wälzt die Kosten auf die Einzelnen. Auch in Dem geben wir ihm zum Theil Recht, was der Verf. über das mehr Sichernde des Welcker'schen Systems sagt; der Verf. ist aber in seiner Bekämpfung offenbar zu weit gegangen, wenn er unser jetziges System für sichernd hält. Geht man von dem anerkannten Grundsatze aus, daß das Heer nicht allein zum Kriegführen auswärts, sondern auch zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Staate selbst dienen muß, so ist klar, daß der letztere Zweck ganz unerfüllt bleibt, wenn die Armee auswärts im Felde steht. Recht gut gemeint ist, was der Verf. sagt, indem er das stehende Heer ein Nationalheer nennt und die Wehreinrichtung der Constitution entsprechend erklärt. Allein in der Wirklichkeit möchte sich die Sache doch etwas anders verhalten; der Verf. hat, wie uns scheint, seinen gesunden constitutionnellen Sinn auf seine gesammten Standesgenossen ausgedehnt. Der Verf. scheint sich auch in mehren Misverständnissen zu befinden, indem er die jetzige constitutionnelle Stellung des Wehrstandes, dem Abgeordneten Welcker gegenüber, verthei-

digt. Er läßt sich nur auf einige wenige Punkte widerlegend ein und benutzt nicht die Gelegenheit, sich z. B. über die Sicherung seines Standes selbst gegen Willkür auszusprechen, was eben ein Hauptvorwurf Welcker's ist, was eben das Volk hindert, Offiziere als Deputirte zu wählen. Oder hat der Verf. den kitzlichen Punkt nicht berühren mögen?!

In einigen wenigen Stellen stichelt der Verf. ein wenig stark auf den Motionssteller, dem er „Schmähungen" gegen den Wehrstand verwirft. Wir überlassen gern anderm Urtheile, ob diese Vorwürfe gegründet sind, ob überhaupt nicht von beiden Seiten, den Reformatoren und den Antireformers, zu viel verlangt und zu wenig zugestanden wird. 174.

Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands. Ein Vortrag bei der Versammlung der deutschen Naturforscher im September 1830, von J. M. Lappenberg. Mit lithographirten Abrissen Helgolands. Hamburg, Perthes und Besser. 1831. Gr. 8. 8 Gr.

Es wird keinem unserer Leser unbekannt sein, wie geschäftig die Sage mit Helgoland umgegangen ist, wie man diesem kleinen Felseneiland einen vormaligen Umfang von 32 deutschen Quadratmeilen gab, wie es noch vor einem Jahrhundert 11 Mal größer gewesen sein soll als jetzt, wie es „als der Boden römischer und germanischer Tempel, vieler Kirchen und Klöster, Königsburgen und reicher Dörfer der Phantasie vorgeführt wird". Diese „baseless fabric" zerstört der Verf. mit seinem kritischen Zauberstabe vom Grund aus, zum großen Schmerz der „Helgolandiomanen", aber zur Freude der Historiker, denen die ungeschmückte Wahrheit höher steht als die dichterischeste Sage. Zu den Zeiten Karls des Großen hieß Helgoland von dem daselbst verehrten Götzen Fosete, Fosetesland. „Dieser Ort ward von den Heiden so sehr verehrt, daß sie keines der dort weidenden Thiere noch sonst irgend Etwas anzutasten wagten; aus der dort hervorsprudelnden Quelle ward das Wasser nicht anders als stillschweigend getrunken". Der heilige Liudger, erster Bischof von Münster, schiffte sich auf den Rath Kaiser Karls nach Fosetesland im Jahre 785 ein, zerstörte mit den Seinigen ohne Widerstand die Heiligthümer, errichtete christliche Kirchen und taufte die Einwohner mit dem Wasser der „heiligen Quelle". Mit dem Verschwinden des Götzendienstes verschwand auch der Glanz der Heiligeninsel (Helgoland), und es fehlt Jahrhunderte hindurch jede authentische Nachricht über dieselbe. Man weiß nicht einmal mit Gewißheit, wann die Insel unter dänische Herrschaft gelangt ist. Erst in dem Erdbuche der Könige Waldemar II. und Christoph I. ist der Name Helgáland unter den ihnen gehörigen Inseln aufgeführt. Aus dem Zinsbuche der Bischöfe von Schleswig von 1436 ersieht man, daß Helgoland nur eine einzige Kirche hatte, woraus sich schon an und für sich ergibt, daß der damalige Umfang der Insel nicht viel größer gewesen sein kann als der jetzige. Zwar sollen im Jahre 1300 sieben Kirchspiele mit zwei Klöstern durch eine starke Meeresflut von der Insel abgerissen worden sein. Allein man kann dafür keine andere Quelle anführen als die Schrift des Advocaten Laß aus dem 18. Jahrhunderte; die Meinung desselben beruht aber wahrscheinlich nur auf der unglaubwürdigen Meyer'schen Karte vom J. 1649, und ist auch nicht durch einen einzigen Beweis unterstützt. Im 15. Jahrhunderte ward die Insel an die Herzoge von Schleswig verpfändet, und von diesen an den hamburgischen Bürger Heine Brand, aber im Jahre 1470 wiedereingelöst und vom Könige Christian von Dänemark dem Domcapitel zu Schleswig übertragen. In demselben Jahrhunderte erhielt das kleine Helgoland eine höhere Wichtigkeit, indem im Jahre 1425 der Hering, welcher seit dem 12. Jahrhundert von den Deutschen auf Rügen und vor seinem Eintritt in die Ostsee bei Schonen gefangen wurde, die gewohnte Richtung seines Zuges veränderte und seit dem Herbste des erwähnten Jahres theils bei Flandern, theils bei Helgoland erschien. Die Hamburger, Bremer und Stader legten auf Helgoland Factoreien an. Es entspannen sich blutige Streitigkeiten, als die Herzöge Heinrich und Friedrich von Holstein gegen Ende des 15. Jahrhundertes die hansischen Bürger beeinträchtigen wollten. Diese dauerten bis zum Jahre 1500 fort. Fünf Jahre später entstanden neue Irrungen, die Bremer beschwerten sich über den helgolander Vogt, und 1511 entbot der Herzog Friedrich bewaffnete Mannschaft dahin, um seine Ansprüche durchzusetzen. Als zwischen Christian III. von Dänemark und den Herzögen Johann und Adolf die Herzogthümer Schleswig und Holstein getheilt wurden, konnten sie sich über das Recht auf das kleine Eiland nicht vereinigen, und man verschob die Ausgleichung darüber. Diese erfolgte jedoch nie, sondern Dänemark bemächtigte sich 1714 am 7. August der Insel durch Gewalt. Durch den kieler Friedensschluß kam Helgoland unter die Herrschaft Englands und war während der Dauer der Elbsperre der Stapelplatz der englischen Waaren, welche nach Deutschland, Holland und Dänemark bestimmt waren. Dies ist der kurze Abriß der Geschichte Helgolands, wie der Verf. sie, mit genauer Angabe seiner Quellen, der Gesellschaft der Naturforscher durch den Prof. Lichtenstein hat vortragen lassen. Was nun die oberwähnte Meyer'sche Karte von Helgoland betrifft, die ein Bild desselben im 8., 15. und 17. Jahrhundert geben soll, so zeigt der Verf. mit großer Klarheit und unter beständiger Berufung auf gleichzeitige Quellen unwiderleglich, daß sie weiter nichts ist als ein Gebilde der Phantasie. Diese Karte ist überdies so nachlässig verfaßt, „daß Meyer's Helgoland vom J. 1649 nur 48,512 Quadratruthen beträgt, während die Insel, welche vor einem Jahrhunderte noch 11 Mal größer gewesen sein soll als jetzigen Tages, in diesem Augenblicke 87,765 Quadratruthen Flächenmaß hat". Nur das ist erwiesen, daß die Insel, die jetzt 15,360 Fuß im Umkreise hat, einst einen etwas größern, aber keineswegs bedeutend größern Umfang gehabt hat. So z. B. war „die jetzige Sandinsel noch bis zum Jahre 1720 ein zusammenhangender Theil von Helgoland, sowie gleichfalls die alte Witteklippe, und erst damals wurde das beide jetzige Inseln verbindende Land durch einen heftigen Sturm durchbrochen". Alle übrigen Erzählungen gehören in das Reich der Fabel, wobei bemerkenswerth ist, daß der dithmarsische Geschichtschreiber Johann Adolphi, genannt Neocorus, der 1619 an seinem Werke zu schreiben aufhört, weit weniger von Helgoland weiß als seine Nachfolger, und weiter nichts berichtet, als daß es eine Klippe mitten in der See sei. Als Zugabe zu dem verdienstvollen Werke sind topographische und geognostische Bemerkungen über Helgoland, vom Prof. Lichtenstein und Justizrath Kanowsky beigedruckt. Es geht daraus unter Andern hervor, daß es auf dem ganzen Inselchen nur eine einzige Süßwasserquelle gibt, deren Wasserstand von der Höhe der Flut zwar nicht unabhängig ist, „an welcher jedoch selbst der verwöhnte Gaumen des Binnenländers keinen brakigen Geschmack gewahren kann". Von der Witteklippe in Nordwesten ist eine Seemeile weit die Kupferklippe entfernt, von welcher „die Fischer bei günstigem Wasser die schon in den Sammlungen der Mineralogen nicht unbekannten Kupferstufen von Helgoland holen". Die Insel ist mit Klippen und Untiefen so umgeben, daß sich größere Fahrzeuge im Westen und Osten nur auf eine halbe, im Norden auf eine ganze Seemeile nähern können. Die Felsenwände sind in äußerst groteske Formen zerrissen. Alle Arten von Erdfrüchten, besonders Kartoffeln, gedeihen auf der bebauten Oberfläche der Insel vortrefflich. Niedrige Sträucher kommen fort, höhere Bäume können jedoch den Stürmen nicht widerstehen. 194.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 354. —— 20. Dezember 1831.

Taschenbücher auf das Jahr 1832.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Gedenke mein,

mit Beiträgen von Castelli, Huber, Kuffner, Schumacher, Seidl, Vogl, Weigl, gibt uns zu den traurigsten Betrachtungen über das geistige Leben in der östreichischen Versumpfung Anlaß. Eine ähnliche Richtung wie die des „Taschenbuchs für Liebe und Freundschaft", aber noch viel armseliger; den Verlust jeglicher tiefergreifenden Lebensansicht, mithin auch die Unmöglichkeit echter Poesie, und eine beklagenswerthe Uncultur sogar in der Sprache bezeugt uns jede Seite, die wir umwenden. Man könnte ein eignes östreichisches Lexikon schreiben, worin fast alle tiefern Bedeutungen der Wörter nach der gemeinen Oberfläche hingetrieben sein würden, z. B. Geist, d. h. Spiritus und Gespenst; Glück: Erbschaft oder reiche Heirath; Liebe: die Benutzung der Schönheit; Schönheit: ein weibliches Individuum; Lebenszweck: Essen und Trinken u. s. w. Zu den Wörtern: Liebe und Schönheit, können wir die Belege sogar in Versen beibringen; S. 4:

Jede Liebe liebt zu schwärmen,
Sei sie noch so ernst und rein,
Aber soll sie recht erwärmen,
Muß es Lieb' aus Freundschaft sein,

singt J. G. Seidl, Professor am k. k. Gymnasium zu Cilli, woraus man sieht, daß er auch eine Liebe ohne Freundschaft anerkennt, über deren Sitz und Bestreben wir sonach nicht mehr in Zweifel sein können. Ueber die Schönheit gaben die sechs Sonette Castelli's zu den Kupfern in der „Huldigung" u. s. w. Aufschluß. Zwar widerlich, aber doch mit großer Gedankenlosigkeit und Unschuld, wie die Kinder, entblößt sich diese Schmach der deutschen Nationalliteratur; und es wäre schon ein großer Schritt, wenn sie sich in diesem östreichischen Paradiese Schürzen vorbänden; wer aber ernstlich vom Lebensbaum der heutigen Cultur gegessen hat, der wird flüchtig werden müssen, um draußen im Schweiß seines Angesichts, sei es zu dichten oder zu philosophiren. Denn wir halten es im vollen Ernst für unmöglich, daß ein königlicher Mann in Beiden da gedeihen könne, wo nur eine Caricatur des neuern Geisteslebens ihr kümmerliches Dasein fristet. Natürlich wird nun das Einzelne in dem vorliegenden Taschenbuche, sobald es echtöstreichisch ist, ganz unter aller Kritik, aber doch interessant sein, nämlich als Ausdruck jener Eigenthümlichkeit. Z. B. gleich die erste Novelle: „Das Gedenkbuch auf Rauhenstein", von J. G. Seidl, welche jeden nationalen Vers über die Liebe zum Motto führt, ist eine der geistlosesten, inhaltleersten Heirathsgeschichten, die wir je gehört haben, aber als Beleg zu dem oben Ausgesprochenen unschätzbar. S. 29 heißt es: „Auf ein Mal schlug die Glocke des geisterweißen Kirchthurms Eilf". Darnach wären also die östreichischen Geister einzutheilen in destillirte und weiße Geister, wenn sich nicht etwa bei genauer Lecture noch eine dritte Sorte findet. S. 21 muß folgende Passage brachtet werden: „Oswald war ein stummer, staunender Zeuge dieser für ihn räthselhaften Scene. Als er aber den Regen der innigsten Wonne von den Wimpern Rehberg's und seiner edeln Ziehtochter träufeln sah, da riß er ungestüm das Klavier auf, das Schrauben zur Credenz gedient hatte, und stimmte begeistert die Sphärentöne an, in denen Weber seine Agathe für ihren Max zum Himmel flehen läßt".

Etwas mehr Cultur verräth die Geschichte von Johann Ferdinand Weigl: „Die Sühnung". Aus ihr erfahren wir, was Sünde und was Glück im Oestreichischen heißt. Ein alter General, der im Genitiv „des Generalen" und auf seinem Schloß einen Beschließer hat, welcher die Einfahrenden nach einem düstern Schloßtrakte führt, leidet an peinlichen Gewissensbissen, weil er bei Waterloo einen französischen Obristen, der weder leben noch sterben konnte, auf sein Flehen vollends erschossen. Zur Sühne dieser seiner Sünde macht er das Glück des Erben, indem er ihn in seine Güter einsetzt. Bravo!

Nun aber ereignet sich in unserm „Gedenke mein" etwas ganz Unglaubliches: J. G. Seidl, der Verfasser des „Gedenkbuches u. s. w.", singt sechs allerliebste Liederchen, die zwar hin und wieder einen gedankenlosen Vers, aber doch im Ganzen einen zarten Sinn und wahrhaft lyrische Tugenden haben. Wir bedauern, daß hier kein Raum zur Mittheilung ist, z. B. des „Posthorns", welches erst in die Weite lockt und dann wieder zur Heimath. Diese Thatsache war schön und genug,

diese Sehnsucht erregt das Posthorn; aber wie kann J. G. Seidl sich so weit vergessen, daß es sie auch einwiegen soll? Der letzte Vers:

Darum klinge, Posthorn, klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein;
Ruh ist nicht daheim noch draußen,
Ach, wo soll die Ruhe sein?!

muß daher entweder gestrichen werden, oder ganz im Gegentheil etwa heißen:

Klinge Posthorn, immer klinge,
Nimmer schläft die Sehnsucht ein; u. s. w.

Was dann hieße: dein Klang verlockt mich nicht mehr, denn ich weiß es, daß doch die Sehnsucht nie befriedigt wird.

Am gehaltvollsten und gelungensten sind übrigens die Beiträge von A. Schumacher, die Ballade: „Arthur's Tod", und „Denise, das Mädchen von Montferneuil", Liederspiel in drei Acten nach dem Französischen. Das Liederspiel ist schon in Wien zur Aufführung gekommen und verdiente allerdings gar sehr die Beachtung auch der übrigen Bühnen. Die ganze Liebenswürdigkeit des französischen Charakters, das Soldatenleben recht in poetischer Höhe und Ferne vorübergeführt, wo das Außerwesentliche sich abstreift und die Sache selbst erscheint, das Landmädchen, der kleine Colin, der Lieutenant, Alles dies sind wahrhaft befriedigende Erscheinungen, aber eben darum auch nicht mehr rein aus dem östreichischen Leben entsprungen. — Einen ganz andern Charakter hat, wenigstens in den größern Novellen, das Taschenbuch:

Huldigung den Frauen,

herausgegeben von Castelli. Mit den Kupfern zwar und den Sonetten von Castelli dazu können wir uns nicht befreunden; die letztern sind ganz leere Reimereien; auch „Der Brief", vom Grafen Mailáth, ist eine befremdende Erscheinung, zu der man folgende unverschämte Anmerkung liest: „Der Redacteur der ungarischen, heftweis erscheinenden Zeitschrift: „Leben und Literatur" (Elet és Leteratura), hatte die Idee, mehren Schriftstellern aufzugeben, Etwas zu schreiben, wobei ein Brief die Verwickelung sein sollte. Der Auftrag kam auch an den Verfasser dieses Märchens mit dem Beisatze, der Druck des Heftes sei suspendirt, bis seine Arbeit geliefert sein würde, er sagte: „„was bis 10 Uhr Abends fertig gemacht werden könnte, schickt derselbe der Redaction"""; denn weder hegte er Lust, die Erscheinung des Heftes zu verspäten, noch weniger aber kann er mehr als einen Tag zu dem Dinge verwenden. So entstand beiliegendes Märchen". Ohne diese Anmerkung hätte der Eine oder der Andere sich die Mystification vielleicht gefallen lassen; wer aber diese rohe Offenherzigkeit genießbar finden soll, wissen wir nicht zu sagen. Aber schon unter den Gedichten findet sich mehr Erfreuliches, als sonst von dieser Gattung in den Taschenbüchern zu Hause ist, wenngleich nicht behauptet werden soll, daß sie mehr als diese relative Anerkennung verdienten, und daß Mehre von den 26 Lyrikern, sowie Hr. Castelli selbst, namentlich durch seine „Weiberei", nicht auch für mehr als gewöhnlich verunglückte sogenannte Gedichte gesorgt hätten. Diese große Menge kleiner Gedichte offenbart eine ganz andere Bestrebung als jene Taschenbücher, die sich geflissentlich auf Novellen beschränken. Das Publicum dieses Taschenbuches hat es ohne Zweifel noch nicht zu dem Grade von vorgefaßtem Widerwillen gegen gereimte Poesien gebracht wie wir. Dies könnte man unter andern auch aus der veralteten Eintheilung in Prosa und Gedichte schließen, denn zu dieser Eintheilung würde die Redaction sich wol schwerlich entschlossen haben, wenn sie wie wir der Meinung gewesen wäre, daß gerade in dieser Prosa die besten Gedichte sich fänden, nämlich „Claras Selbstbekenntnisse" von Kreise, und vor Allen von Stierle Holzmeister „Die Abenteuer im Bade". Ein höchst liebenswürdiger Offizier, der Held dieser Abenteuer, erzählt sie mit der schönsten Laune und Selbstaufopferung, wovon gleich die ersten Zeilen einen Beweis abgeben können, denn er beginnt: „Die Begebenheiten des 19. Jahrhunderts machten mich mit 27 Jahren zum Hauptmann und zum Invaliden. Ob an Letzterm gerade die Begebenheiten allein schuld waren, wollen wir dahingestellt sein lassen; da jedoch weder mein Uebel noch meine Lebenskraft der Kunst weichen wollten, so wußten die Herren Aerzte kein besseres Mittel mich loszuwerden, als daß sie mir ein Bad verordneten". Der Humor und die Ironie, welche in diesem Tone liegen, sind classisch und echt wie Gold, und dieser classische Ton klingt unverstimmt durch alle Lagen und Verwickelungen der 14 abenteuerlichen Capitel, deren ist die Fabel mit vielem Geschick zu einem Ganzen verwoben, die ungarische Nationalität, die Eigenthümlichkeit eines ungarischen Bades, die verschiedenen Personen so anziehend und ohne Effectsucherei gezeichnet, der Ausgang so unerwartet und doch so natürlich, daß wir unbedenklich die Meisterschaft des Verf., seine gründlichen und richtigen Studien und seinen wohlbegründeten Anspruch auf eine sehr ehrenvolle Stelle unter den Novellisten der diesjährigen Taschenbücher anerkennen, wenn es auch wahr sein sollte, was der geistreiche Verf. im 14. Capitel von sich selbst sagt, daß er, ein Anfänger in dieser Gattung von Schriftstellerei, von seinen Capiteln 13 aufs Dutzend rechne, worunter ein Kundiger immer nichts Anderes wird verstehen wollen als eine Bezeichnung des ersten und darum zweifelhaften öffentlichen Versuches. Die schlimmste Klippe für diese Schreibart ist die Darstellung falscher Sentimentalität, und man muß gestehen, daß unser Dichter nicht ganz ungeschunden daran vorübergekommen ist; indessen verdankt er die Rettung seinem guten Naturell, welches ihn auch in der Zeichnung einer gelehrten Dame, wo wir sehr für ihn fürchteten, Maß halten lehrte. Diese „Abenteuer im Bade" und „Claras Selbstbekenntnisse" sind es, welche die „Huldigung" zu einem der bedeutenderen Almanache erheben, wenngleich wir uns nicht verhehlen können, daß die Redaction mehr Glück als Geschmack bei ihrem Geschäfte gehabt zu haben scheint.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen,

herausgegeben von Friedrich Kind. Unter den Beiträgen hat den Reiz eines überraschend Neuen nur das russische Volksmärchen: „Der Feuervogel und der graue Wolf",

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Mondsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831. F. A. Brockhaus.

Soeben hat bei Georg Franz, Buchhändler in München, Perusagasse Nr. 78, die Presse verlassen:

Roth, Dr., Ueber die Schutzkraft des Kupferbleches beim Herannahen der Cholera. 12. Brosch. 2 Gr., oder 6 Kr.

Kurz aber klar bespricht hierin der Verfasser die Wichtigkeit dieses anscheinend unbedeutenden Präservativmittels, und Jeder, der diese kleine Schrift liest, wird sie beruhigt und überzeugt vom Werthe des Kupfers aus den Händen legen.

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

August Hermann Niemeyer.

Zur Erinnerung

an

Dessen Leben und Wirken.

Herausgegeben

von

A. Jacobs

und

nach Dessen Tode vollendet

von

J. G. Gruber.

Mit Niemeyer's Bildniß.

Gr. 8. Broschirt. 2 Thlr.

Ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaften, um die Kirche und um das Vaterland haben den Namen A. H. Niemeyer's zu einem der gefeiertsten Deutschlands gemacht. Nicht blos bei der gelehrten Welt, sondern bei allen Gebildeten unserer Nation haben sich seine Schriften der günstigsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Seinen zahlreichen Schülern, allen seinen Verehrern werden daher auch die Erinnerungen an sein Leben und Wirken erwünscht sein. Ein deutliches Bild von der ausgebreiteten Wirksamkeit des glücklichen Greises als Gelehrter und Geschäftsmann, von A. Jacobs' Meisterhand ausgeführt, wird in ihnen gegeben. Biographische Notizen, ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen, nach den Jahren geordnet, ist hinzugefügt, und die Uebersicht der Reisen Niemeyer's, welche von Jacobs angefangen, von Gruber vollendet ist, wird das lebhafte Verlangen nach der Fortsetzung seiner Beobachtungen auf Reisen (4 Bände mit Kupfern. 2te Ausgabe. 1822—26. 9 Thlr. 12 Gr. 1ster und 2ter Band: Reise nach England im Jahr 1819. 3ter Band: Reise durch einen Theil von Westfalen und Holland im Jahr 1806. 4ter Band. 1ste und 2te Abtheilung: Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807) wenigstens einigermaßen befriedigen.

Bei Ferdinand v. Ebner in Nürnberg ist erschienen:

Religiös-moralische Erzählungen. Ein Familiengemälde zur Erweckung eines frommen Sinnes, zur Belehrung und Unterhaltung für gute Kinder jeden Alters. Nach den Stunden der Andacht bearbeitet von Luise Hölder. 2ter Band.

Auch unter dem Titel, als eine für sich bestehende Schrift:

Frommer Sinn und häusliches Glück. Ein Familiengemälde in fortlaufenden Erzählungen zur Erweckung religiöser Gefühle, zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend jeden Alters. 25 Bogen in 8. Elegant gebunden mit 5 illum. Kupfern 1 Thlr. 8 Gr. Geh. ohne Kupfer 21 Gr.

Der 1ste Band, 2te Auflage, kostet ebensoviel.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blancardi, Steph., Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Car. Gottl. Kühn. Vol. I. A—L. 8 maj. 4 Thlr. 8 Gr.

Ein Buch, das zum neunten Male aufgelegt wird, bedarf keiner weitern Anpreisungen. Der jetzige Herr Herausgeber, welcher fand, dass bei dem jetzt so allgemein werdenden Hange, Kunstausdrücke aus der griechischen Sprache zu entlehnen, eine Menge solcher Wörter dem Medizin Studirenden dunkel bleiben mussten, wenn er nicht ein Buch zu Rathe ziehen könnte, welches ihn hierüber auf einem leichten Wege belehrt, entschloss sich diesem Mangel durch eine neue Ausgabe des Blancardischen Lexikons abzuhelfen, zu gleicher Zeit aber auch die häufigen Verstösse gegen die griechische Sprache zu verbessern, welche sich Blancard hat zu Schulden kommen lassen, und welche alle bisherigen Herausgeber ungerügt haben stehen lassen.

Ausser diesen Verbesserungen sind eine grosse Menge neuer Artikel (gegen 800) aus der Arzneimittellehre, der Chemie u. s. w. hinzugekommen, und die Verlagshandlung, welche dieses Werk auch von ihrer Seite rücksichtlich des Drucks und Papiers bestens auszustatten gesucht hat, glaubt daher ein nützliches Unternehmen durch diese neue Ausgabe ausgeführt zu haben. Der Druck des zweiten Theils geht ununterbrochen fort, sodass kommende Ostermesse das Werk beendigt sein wird.

Leipzig, im November 1831.

E. B. Schwickert.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von **Oken**. Jahrgang 1831. Zwölftes Heft. Mit 1 Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei Ch. E. Kollmann in Leipzig erschienen:

Supplementheft zum III. Jahrgang von Dr. C. F. Kleinert's Allgemeinem Repertorium der gesammten medizinisch-chirurg. Journalistik. Gr. 8. (22 Bogen.) Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Kleinert, Dr. C. F., Repert. V. Jahrgang. 7tes Heft.

Behrend, Dr. F. J., Repert. d. Journalistik des Auslandes. August, Juli, Dezember. 6 Hefte. à 8—9 Bogen. Gr. 8. 3 Thlr.

Tübingen, bei A. Laupp ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Vermischte philosophische Abhandlungen. 2tes Bändchen. Auch unter dem Titel: Kritik von Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. 2te Ausgabe. Gr. 8. 1 Fl. 4 Kr.

Bei Justus Perthes in Gotha ist soeben erschienen:

Chr. Ferd. Schulze's historischer Bildersaal, oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte. 5ten Bandes 3ter Theil mit 10 Kupfern nach Heideloff. Subscriptionspreis für die bessere Ausgabe auf Schreibpapier 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr., für die Ausg. auf Druckp. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

(Auch unter dem Titel: **Geschichte der neuen Zeiten.** Dr-tter Theil.)

Dr. K. G. Bretschneider's Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche. Vierte vermehrte Auflage. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1832. Herausgegeben von A. Schreiber. 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr. Prachtausgabe 5 Fl. 30 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Wir glauben unsern schönen Leserinnen versichern zu dürfen, daß auch dieser Jahrgang der Cornelia ihren Schwestern an künstlerischer Ausstattung und innerm Gehalte nicht nachsteht, denn die Erzählungen und Gedichte sind von W. Blumenhagen, G. Döring, A. Schoppe geb. Weise, den Herausgeber, Aledno, C. Geib, Reuffer, C. Stille u. s. w. — Zeichnung und Stich der Kupfer ist von Ferdy, Fleischmann, Geisler, Lips, Passini und Rohmäsler. — Wir machen besonders auf das trefflich Bild der hochherzigen Margarethe von Oestreich (nach einem Oelgemälde von Tizian) aufmerksam.

Die frühern Jahrgänge der Cornelia sind im herabgesetzten Preise zu haben.

Heidelberg, im November 1831.

Engelmann'sche Verlagshandlung.

Die
erste vollständige Ausgabe
von
Shakspeare's dramatischen Werken
übersetzt und erläutert
von
Joh. Wilh. Otto Benda,

19 Bände, Taschenausgabe. 5 Thlr. 12 Gr.
" " in kl. 8. Schreibp. 11 Thlr. 18 Gr.

ist bei mir erschienen. Viele Uebersetzungen von Shakspeare haben begonnen, aber noch keine ist vollendet; während die vorstehende bereits alle einzelnen Stücke des Shakspeare vollständig in getreuen höchst gelungenen Uebersetzungen liefert.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Um einem vielfältig geäußerten Wunsche zu entsprechen und mehrfachem Verlangen entgegenzukommen, erkläre ich mich bereit, den Subscriptionspreis von 3 Thlr. für den ersten Theil von **Olshausen's Commentar über das Neue Testament** noch bis zur Erscheinung des zweiten Theils zu verlängern.

Der zweite Theil dieses Commentars, welcher das **Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte** enthalten wird, dürfte wol zu Ostern 1832 erscheinen können, und soll der Preis bei einer nicht geringern Bogenzahl auch nur 3 Thlr. zu stehen kommen.

Königsberg, im November 1831.

A. W. Unzer.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. versandt:

Einige seit der Juliwoche 1830 in französischen Zeitschriften gewagte Behauptungen; freimüthig widerlegt von Dr. Jos. Schram, königlichem Bibliothekar zu Bonn. 8. Geh. 8 Gr.

Meigen, J. W., Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge; mit Abbildungen auf Steintafeln. III. Bandes 3tes Heft (des ganzen Werks 11tes Heft). Gr. 4. Mit 10 Steintafeln. Subscriptionspreis: mit schwarzen Abbildungen 1 Thlr. 8 Gr.; vom Verfasser sorgfältig illuminirt 5 Thlr. 8 Gr.

Münch, Dr. E. (königl. würtemb. Geheimer Hofrath und Bibliothekar Sr. Majestät des Königs), Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. Aus Urkunden und den besten Quellen. 3ter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis: auf weißem Druckpapier 2 Thlr., auf

Anzeige ausgezeichneter Werke
zu höchst billigen Preisen!

HISTOIRE DE NAPOLEON

PAR

M. DE NORVINS.

4 Vol. 16. 82 Feuilles, papier velin. 1240 pages. **1 Rthlr.!!!**

Egalement éloigné de la prolixité des mémoires, ou de la brèveté des précis, l'ouvrage de M. de Norvins, fruit de plusieurs années de méditations et de travail, comprend, dans un cadre d'une étendue convenable et proportionné au sujet, *la Vie militaire, civile et politique de Napoléon.* On trouvera tout entière, et tracée à grands traits, dans l'histoire que nous annonçons, l'image de cet homme antique et moderne, de cet homme, à part, qui réunissait en lui seul les élémens divers de la nature des Alexandre, des Annibal, des César et des Auguste, avec quelque chose du génie gigantesque des Tamerlan et des Gengis, sans cesse combattu et tempéré par les lumières du siècle et la résistance de la civilisation européenne.

Der umfassende Geist Napoleons, die reiche Erfahrung eines Lebens, welches vom Tiefsten bis zum Höchsten sich erhebt, das in dem weitesten Bereich einer menschlichen Laufbahn liegt, und dann vom Höchsten bis zum Tiefsten, in betäubendem Glückswechsel niederfällt, üben eine Gewalt über Seele, Gemüth und Einbildungskraft, der man sich nicht entziehen kann. Der unwiderstehliche Reiz, der in diesen Begebenheiten liegt, wird hier durch historische Treue und einen eben so eleganten als höchst correcten Styl noch gesteigert. Schon als Lesecübung in einer klassischen Sprache dürfte dieses geistreiche Werk zu einem so beispiellos geringen Preise eine willkommne Erscheinung seyn.

MEMOIRES ANECDOTIQUES SUR L'INTERIEUR DU PALAIS

et sur quelques evenemens de l'empire depuis 1805 jusqu' à 1e May 1814, pour servir à l'histoire de Napoleon.

PAR **M. DE BAUSSET.**

2 Vol. 16. 35 Feuilles, papier velin, 522 pages. **12 Gr.!!!**

Herr von Bausset, Palast-Präfect unter Napoleon, hatte die beste Gelegenheit, die inneren Vorgänge im Cabinet von St. Cloud zu beobachten und die genauesten Aufklärungen über so vieles bisher noch hinter dem Schleier des Geheimnisses Verborgene zu geben. Was er mit Feinheit und Scharfsinn aufgefasst, theilt er mit Freimüthigkeit mit, und sein Werk ist nicht nur von selbs'ständigem Interesse, sondern es dient auch wirklich als Ergänzung zur Geschichte Napoleons.

Contes merveilleux choisis des ouvrages de Mad. d'Aulnoy et M. de la Force.

17 Feuilles in 8. Avec fig. 1816. 9 Gr.

Table des Contes renfermés dans ce volume. I. Contes par Mad. d'Aulnoy. 1. La chatte blanche. 2. La bonne Fortunée. 3. La Princesse Rosette. 4. Gracieuse et Percinet. II. Contes par Mad. de la Force. 1. Plus belle que Fee. 2. Tourbillon et l'amitié. 3. La bonne femme.

Les Encouragemens de la jeunesse, par M. de Bouilly.

14 Feuilles in 8. Avec fig. 1816. 6 Gr.

Table: La maladie de Berquin. — Barthelemy sur les bordes de la loire. — La Chienne de Florian. — La fête de St. Lambert. — Le pelerinage de Lemiere. — Sedaine au parterre. — La sommeil de la Harpe. — Marmontel a Saint-Brice etc. etc.

Escamoteur habile, ou l'art d'amuser agréablement une société.

Contenant les tours de cartes et de passe-passe, les principes du jeu de gobelets etc. etc.; par *Fr. Gallien.* Avec 74 gravures en bois. 12. 1816. 6 Gr.

Vergleichende Darstellung
der
Grundmacht oder Staatskräfte
aller
europäischen Monarchien und Republiken.
Von
Professor J. C. Bisinger.

Zwei Abtheilungen, von denen die erste: das Land, die Urproduction, die industrielle und die commercielle Production (oder den Handel); die zweite: die Bewohner, ihre Geistescultur, die Finanzen und Vertheidigungskräfte der europäischen Staaten umfasst.

Gr. 4. **52 Bogen,** schönes Papier und guter Druck, statt 3 Rthlr. 18 Gr. um **1 Rthlr.!!!**

Die drei grossen Nationalgewerbe: Landescultur, Fabrication und Handel, nächst dem aber auch die Geistescultur der Bewohner, die Geldwirthschaft und der Vertheidigungszustand sind es, was man Grundmacht eines Staates oder Staatskräfte nennt, und von ihrem mehr oder minder vollkommenen Zustande hängt Staatswohl im Allgemeinen, wie Bürgerglück im Einzelnen ab. Den Zustand der Staaten in dieser Beziehung kennen zu lernen, ist die Angelegenheit jedes gebildeten Menschen. Die vergleichende Methode, welche der Herr Verfasser zur Grundlage seines Werkes wählte, ist noch nie auf diesen Gegenstand angewendet worden und behauptet vor jeder andern Methode den Vorzug des schnellern klaren Ueberblicks. Daher dürfte dieses Werk ausser dem gelehrten Stande auch allen Oekonomen, Fabrikanten und Kaufleuten zu empfehlen seyn, die nach dem Muster anderer Nationen in der Vervollkommnung ihrer Geschäfte fortschreiten wollen.

Dieses treffliche Werk wurde der Form und dem Inhalt nach von mehreren Schriftstellern benutzt und ausgeschrieben, ohne dem Verfasser die Ehre zu erweisen, ihn zu nennen. Daher hat sich der Verleger entschlossen, einen Preis festzustellen, mittelst welchem auch der Unbemittelte sich diese reiche statistische Fundgrube aneignen kann.

Neuestes Gemälde
von
Amerika und seinen Bewohnern.
Von Malte-Brün.

Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von Major von Greipel.

45 Medianbogen 819. reiner Druck und gutes Papier. **1 Thaler!!!**

Amerika hat durch seinen Bodenreichthum, durch die mannichfaltige Abhängigkeit unserer Bedürfnisse von demselben und durch seine geographische Bedeutendheit Ansprüche auf die Wißbegierde eines Jeden, der sich um die Welt kümmert; überhaupt ziehen aber auch die großen Ereignisse und Entdeckungen in diesem Welttheile die Blicke aller Gebildeten auf sich. Dem angezeigtes Werk muß daher um so willkommener seyn, da eine vollständige Geographie von Amerika fehlt, die zugleich die neuesten Zeiten reicht und die zwischen der Geschwätzigkeit der Reisebeschreibungen und der Trockenheit der Compendien die Mittelstraße hält, alles gut auffaßt, alles gut darstellt und aus guten Quellen schöpfte.

Kreil, Jos., Mnemosyne, ein Tagebuch, geführt auf
einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich, einen Theil von Illyrien, Tyrol und Salzburg, in den Jahren 1815 und 1816. 2 Bände, 39½ Bogen gr. 8. 1818. Statt 2 Rthlr. 16 Gr. um 21 Gr.

In den ersten Abschnitten begleiten wir den Verfasser von Wien über den Semmering durch das Murthal nach Grätz, von da über Marburg, Cilly, Laybach, durch das schöne Wippacherthal nach Görz, überschreiten mit ihm den Isonzo und begrüßen den italienischen Himmel. Endlich führt uns Hr. Kreil über Gradiska, Romanza, Udine, Camposormio, Pordenone, Treviso dem begeisternden Anblicke des Meeres entgegen, den er zu Mestre gewinnt, um hier die Segel nach der stolzen Inselstadt Venedig zu lichten. Was er nun zu schildern und zu erzählen hat, theilt der Verfasser selbst unter folgende Rubriken:

Fahrt von Mestre nach Venedig. — Der Markusplatz. — Der Empfang des Kaisers. — Das Arsenal. — Leben in Venedig. — Die Cucagna, ein Volksfest. — Die Kirchen in Venedig. — Der Palast des Doge und der Glockenthurm. — Wasserfeste der Venetianer. — Fahrt nach dem Lido. — Kunstschätze in Venedig. — Der Palast des Doge und der Glockenthurm. — Wasserfeste der Venetianer. — Mayland. Wanderung durch Mayland. — Der armenische Mönch. — Der Dom. — Die aus Paris zurückgekommenen Gemälde. — Monumente Napoleons. — Das italienische Theater. — Reise nach Pavia. — Anstalten für Künste und Wissenschaften. — Carneval's-Belustigung der Mayländer. — Abschied von Mayland. — Isola bella. — Der Comersee. — Verona. — Vicenza. — Padua. — Venedig. — Abschied von Italien. — Der Karst. — Triest. — Fiume. — Tersato bei Fiume. — Adelsberg. — Idria. — Laybach. — Villach. — Tyrol. — Das Pusterthal. — Innsbruck. — Salzburg.

Neal, A., Reise durch einige Theile von Deutschland, Polen, der Moldau und der Türkei.
Aus dem Englischen übersetzt. 2 Theile. 28 Bogen gr. 8. 1820. Statt 1 Rthlr. 8 Gr. um 12 Gr.

Deppings Gemälde von Großbritannien u. Irland.

Aus dem Französischen. 5 Bändchen mit 96 Kupfern. 12. 1827. In Umschlag geheftet.
Statt 3 Rthlr. 18 Gr. um 1 Rthlr. 18 Gr.

Brunn, Friederike, Sitten- u. Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen.

23 Bogen gr. 8. 1818. Statt 2 Rthlr. um 12 Gr.

Die rühmlich bekannte Reisende gibt uns hier ein Gemälde jener Zauberlande, für deren Localfarben die Phantasie und der Pinsel unserer Dichterin so einzig empfänglich sind. Ihre Schilderung des Panorama vom Golf von Neapel, die Ansichten von Castell a Mare, von Sorento, von Capo di Massa, und ihre Beschreibungen der dortigen Erd- und Felsenschichten, ihre Rechtfertigungen des so verschrieenen Charakters der Bewohner jener Gegenden, sind durch Treue und Lebendigkeit eben so neu, als die mitgetheilten Nachrichten von den Trümmern von Cicero's Villen und der neuerlich entdeckten Begräbnißgrotte wichtig und interessant sind.

Csaplovics, Joh. von, Slavonien u. zum Theil Croatien.

Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde nach eigner Ansicht und Erfahrung. (Mit einem vollständigen Gemälde der orientalischen griechischen nicht unirten Kirche.) Zwei Bände. 41 Bogen geh. 1819.
Statt 3 Rthlr. um 1 Rthlr.

Aeusserst wohlfeile Unterhaltungsschriften.

Adriane
oder
die Abentheuer einer Italienerin.

Aus dem Franz. von Durdent. 2 Theile mit 2 Kupf. 24 Bogen 8. 1817. Statt 2 Rthlr. um 12 Gr.

Therese von Artner's Gedichte.

Neue Ausgabe, gewählt, verbessert, vermehrt. 2 Bände. 25 Bogen 8. 1818. Statt 2 Rthlr. 8 Gr. um 9 Gr.

Die That, Trauerspiel in 5 Acten,

von Therese von Artner.

Die Schuld von Adolf Müllner erster Theil. 2te verbess. Aufl. 16 Bg. 8. 1820. Statt 1 Rthlr. um 6 Gr.

Mancherlei
Vernünftiges und Verrücktes

in einer Laterna Magica. 6 Erzählungen nach dem Französischen von Freiherrn v. Biedenfeld. 16 Bogen 8. 1820. Statt 1 Rthlr. um 6 Gr.

Gedichte von Christ. Kuffner.

Schöne Ausgabe auf engl. Druckp. 24 Bog. 8. 1818.
Statt 1 Rthlr. 12 Gr. um 6 Gr.

Die Gründung Prags.

Ein historisch-romantisches Drama
von
Clemens Brentano.
27 Bogen gr. 8. 1816. Mit einem prächt. Kupfer.
Statt 2 Rthlr. um 12 Gr.

Dramatische Dichtungen

von
Mathias von Collin.
4 Bände. 51 Bogen mit 4 sehr schön. Kupf. gr. 12. 1817.
Statt 4 Rthlr. um 1 Rthlr. 12 Gr.

Die drei Ostindienfahrer.

Abentheuerliche Reisegeschichten
von
Prof. Christ. Aug. Fischer.
21 Bogen mit Kupf. 8. 1817.
Statt 1 Rthlr. 12 Gr. um 9 Gr.

Lustspiele

von Marie von S**. 1. Die drolligen Wirthe. 2. Der Schooßhund. 3. Geheilte Eifersucht. 4. Das Bild. 5. Der unsichtbare Liebhaber. 21 Bogen 8. 1820.
Statt 1 Rthlr. 8 Gr. um 6 Gr.

Der Selbstmörder.

Mehr als Roman. Mit schönem Kupfer. 12 Bog. 8.
Statt 20 Gr. um 6 Gr.

Vivian
oder
der Mann ohne Charakter.

Aus dem Englischen der Miß Edgeworth. 2 Bände mit 2 schönen Kupfern, 33 Bogen 8. 1814.
Statt 2 Rthlr. 18 Gr. um 15

Kunst in zwei Stunden ein Dichter zu werden,

oder praktischer Hand-Apparat, bestehend in einer Anleitung zur Verskunst und einem Reimlexicon. Von Fergar. 12 Bogen 8. 1825. Geheftet. Statt 18 Gr. um 9 Gr.

Man kömmt häufig in den Fall, ein Gedicht zu verfertigen, besonders da man allmählich aufhört, in Verhältnissen der Liebe und Freundschaft oder sonst bei geselligen Veranlassungen seine Zuflucht zu bereits gedruckten Poesien zu nehmen; man will lieber sich selbst und seine eigene Geschicklichkeit zeigen. Vielen aber geht die Kenntniß der Regeln ab, und dennoch fehlt es ihnen an Gelegenheit oder Zeit, solche aus den größern Lehrbüchern zu schöpfen und einzustudiren.

Diese Erwägungen haben den Verfasser bestimmt, solchen Freunden der Dichtkunst mit einem einfachen, compendiösen und wohlfeilen Apparat an die Hand zu gehen. Die Anleitung zur Verskunst wird auch Geübteren zum schnellen Auffinden in zweifelhaften Fällen dienen, und das Reimlexicon zur Unterstützung des Gedächtnisses überhaupt jedem willkommen seyn.

Höchst billige Schriften für Aerzte und Leidende.

Blackal, John, über das Wesen und die Heilung der Wassersuchten, und vorzüglich die Gegenwart des gerinnbaren Theils des Blutes im Urin Wassersüchtiger. Aus d. Engl. von Dr. Justus Radius. gr. 8. 1821. 14 Bogen. Statt 1 Rthlr. um 12 Gr.

Brustkrankheiten, die, oder guter Rath und sichere Hülfe bei den Beschwerden und Krankheiten d. Brust, als Katarrh, Engbrüstigkeit, Schwindsucht, Blutspeien u. s. w. Nebst Angabe sich davor zu schützen. 8. 1822. 9 Gr.

Copeland, Thomas, Beobachtungen über die Symptome und die Behandlung des krankhaften Rückgrates, mit vorzüglicher Rücksicht auf dessen erste Stadien; nebst einigen Bemerkungen über darauf folgende Lähmung. Aus d. Englischen von Fr. Kilian. 4. Mit 3 Kupfertafeln in Folio. 1819. Statt 1 Rthlr. 12 Gr. um 15 Gr.

Cullerier, über das Queckſilber und seine Anwendung gegen syphilitische Krankheiten. Mit Zusätzen deutsch herausgegeben von Dr. Renard. 8. 1822. 10 Bogen. Statt 16 Gr. um 6 Gr.

Fieberlehre, die gesammte, oder die Erkenntniß und die Cur der Fieber. Aus d. Franz. der Herren Pinel, Fournier und Vaidy, deutsch bearbeitet von Dr. Renard und Dr. Wittmann. 8. 1820. 38 Bogen.
Statt 2 Rthlr. um 15 Gr.

Hooper, Rob., chirurgisches Hülfsbuch, oder faßliche Uebersicht der Symptome und Ursachen, des Ganges und der Behandlung aller chirurgischen Krankheiten. Mit 12 Kupfert., welche das neueste Verfahren der berühmtesten Wundärzte in den chirurgischen Operationen vorstellen. Aus dem Engl. von Dr. Ch. W. Becker. gr. 8. 1822. 18 Bogen.
Statt 1 Rthlr. 8 Gr. um 12 Gr.

Kilian, Dr. H.F., anatomische Un-tersuchungen über das neunte Nervenpaar, oder den Nervus glossopharyngeus, nebst angehängten Bemerkungen über das anatomische Museum der Universität zu Strassburg. Mit 2 Kupfert. gr. 4. 1822. 23 Bog. Statt 2 Rthlr. 16 Gr. um 21 Gr.

Mathias, A., über die Merkurialkrank-heit, oder genaue Darstellung der Geschichte und wesentlichen Beschaffenheit aller sich durch Queckſilbermißbrauch im menschlichen Körper erzeugenden Uebelseynsformen, nebst einigen Bemerkungen über die gegenwärtige Behandlungsart der Lustseuche. Nach der dritten engl. Originalausgabe übersetzt und mit praktischen Anmerkungen versehen von Dr. H. Robbi. gr. 8. 1822. 26 Bog. Statt 2 Rthlr. um 12 Gr.

Mondat, Fr., die Zeugungsunfähigkeit beider Geschlechter, und die sichersten Mittel sie zu heilen. Aus d. Franz. 8. 1821. 7 Bogen.
Statt 12 Gr. um 6 Gr.

Nemes-Bikk, M. Felicea, historico- critica Biosophiae disquisitio. gr. 8. 1818.
8½ Bogen. Statt 16 Gr. um 6 Gr.

Rathgeber, der, für alle die an Hart-leibigkeit und Verstopfung leiden. Nach Montegre u. a., für Nichtärzte bearbeitet. 8. 1822. 6 Gr.

Saint-Marie, über die Heilung ver-alteter venerischer Krankheiten ohne Queckſilber. Mit Zusätzen herausgegeben von Dr. Renard. gr. 8. 1822. 10 Bogen. Statt 20 Gr. um 6 Gr.

Southey, Dr. H. Herb., über die Lun-genschwindsucht, ihre Vermeidung, Entstehung und Heilung. A. d. Engl. gr. 8. 1820. 9 Gr.

Alle deutsche Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, diese Artikel zu den so geringen Preisen ohne Erhöhung liefern zu können, in so lange der Vorrath ausreicht.

Leipzig, den 30. September 1831.

Hartlebens Verlagsexpedition.

feinstem Velinpapier 3 Thlr. (1ster und 2ter Band kosten im Subscriptionspreise 4 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier und 6 Thlr. 12 Gr. auf Velinpapier.)

Soeben erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Offenes Sendschreiben zur Vertheidigung der Petition um Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach an den Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages. Erfodert sie die Oeffentlichkeit der Sitzungen?" 8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Franz, Buchhändler in München, sind zu haben:

Novellen von Phantasus. 2 Theile. 8. Brosch. in eleg. Umschlag. 1 Thlr.

Der erste Theil enthält:

Luise Babé, die schöne Sellerin. Novelle. — Die Jesus-Braut. Sage. — Siegmund, eine historische Novelle.

Der zweite Theil:

Maria Rosa, die schöne Neapolitanerin. Novelle. — Die Jüdinnen von Harburg. Romantisches Gemälde. — Antwerpens Archomed. Historische Novelle.

Wir bieten den Freunden einer unterhaltenden Lecture ein Werk, welches gewiß allgemeinen Beifall findet. Eine reine edle Sprache, Reichthum von Laune, schön geschlungene angenehme und glücklich gelöste Verwicklungen zeichnen diese Novellen aus, und die edle Tendenz des Herrn Verfassers, welche sich in allen einzelnen Stücken ausspricht, erhöht den Werth des Ganzen. Der Beifall, dessen sich diese Hefte zu erfreuen haben, veranlaßt uns, sie vorzüglich Lesecirkeln und Leihbibliotheken zu empfehlen.

Ein ebenso unterhaltendes als lehrreiches und zugleich sehr billiges Weihnachtsgeschenk.

T. F. M. Richter's

Reisen zu Wasser und zu Lande.

Für

die reifere Jugend zur Belehrung,

und zur Unterhaltung für Jedermann,

sind nun in der dritten verbesserten und wohlfeilen Taschenausgabe von 10 Theilen erschienen und in allen soliden Buchhandlungen, gebunden in 5 Bände, zu dem ungemein billigen Preise von 3 Thlr. 12 Gr. für 140 Bogen schönes Papier bis zur Ostermesse 1832 zu bekommen.

Der nachherige Ladenpreis beträgt 5 Thlr.

Schwerlich dürfte, nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Literaturzeitungen und kritischen Blätter, ein Buch gefunden werden, das seinem Zwecke vollständiger entspräche als diese Reisen durch fast alle Theile der Erde, abgefaßt in einer einfachen und klaren Sprache, die das jugendliche Gemüth ergreift und hundertfältige Frucht in ihm trägt.

Dresden und Leipzig, im November 1831.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach sind erschienen:

Kehr, L. C., Die Bibel im Auszuge. Kern und Geist der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes in Beziehung auf das Christenthum. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Blüten aus Bethanien. Zur Beförderung eines wahren evangelischen Christenthums und zum weitern Nachdenken. Gr. 8. 16 Gr.

Kehr, L. C., Das einzig wahre Christenthum, oder das reine Christenthum wie uns solches Jesus und seine Apostel selbst lehrten. Für Gelehrte und Nichtgelehrte, für Gebildete und Nichtgebildete, für Glaubende und Zweifler. 8. 12 Gr.

— —, Hundert Confirmationsscheine, oder Auswahl biblischer Denksprüche für evangelische Christen. Altes Testament. 4. 20 Gr.

— —, Hundert Confirmationsscheine, oder Auswahl biblischer Denksprüche für evangelische Christen. Neues Testament. 4. 20 Gr.

— —, Biblische Denksprüche für Kinder. Mit beigefügten Liederversen. 16. 2 Gr.

— —, Grabrede und Leichenpredigt bei der Beerdigung des Herrn Carl Eberts, Superintendenten der evangelischen Synode von Kreuznach. Nebst den am Grabe und in der Kirche ausgeführten Gesängen und einigen Bemerkungen über das Leben und den Charakter des Verewigten. Gr. 8. 4 Gr.

— —, Haustafel für christliche Familien. Median und Folio. 2 Gr.

— —, Jesus Sirach und der König Salomo. Ein Spiegel für alle Stände, für Christen, Juden und Heiden. Oder Stimmen aus dem Morgenlande für alle Zeiten und Völker. 8. 8 Gr.

— —, Kern und Geist des Alten Testamentes in Beziehung auf das Christenthum. 8. 12 Gr.

— —, Denkschrift bei der freudigen Heimkehr des Herrn Dr. Grimmel und des Herrn Notar Born. Gr. 8. 3 Gr.

— —, Die Feier der Wiedereinführung der Herren C. Eberts und W. Schwarzens, Superintendenten der evangelischen Synode von Kreuznach. Nebst den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden. Gr. 8. 4 Gr.

— —, Geschichte der evangelischen Kirchenvereinigung in Kreuznach bei Gelegenheit des dritten Secularfestes der Reformation. Mit Urkunden und Actenstücken. 8. 8 Gr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Jourdain, Forschungen über Alter und Ursprung der lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und über griechische und lateinische von den Scholastikern benutzte Commentare; eine von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt und einigen Zusätzen und Berichtigungen und einem Namenregister von *Dr. A. Stahr*.

A. u. d. T.

Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter. Eine gekrönte Preisschrift von *Jourdain* etc. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wir bieten dem deutschen Gelehrtenpublicum hier ein Werk dar, welches trotz der auszeichnenden Anerkennung der pariser Akademie der Inschriften, die es vor mehr als 10 Jahren mit dem Preise krönte, dennoch in Deutschland bisher so gut wie unbekannt geblieben war; und doch ist dies Werk eines staunenswürdigen Fleisses, tiefer Gelehrsamkeit und seltener Gründlichkeit sowol für den Philologen als für den Literaturhistoriker, Geschichtsforscher und Theologen von der höchsten Wichtigkeit, indem es nicht nur eine vollständige Geschichte der Schicksale der Aristotelischen Schriften im Mittelalter, sondern auch die wichtigsten Aufschlüsse über das Sprachstudium und die anderweitigen wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen von Jahrhunderten gibt, deren Dunkel nur durch Forschungen wie diese allmählig aufgehellt werden kann.

Die deutsche Bearbeitung, in welcher auch die Seitenzahlen des Originals angemerkt sind, hat zuförderst die durch Jourdain's Krankheit und Tod bei dem Drucke des Originals veranlassten fast zahllosen einzelnen Versehen, besonders in Schreibung von Eigennamen, Angabe von Büchertiteln und andern Citaten zu berichtigen versucht. Um aber auch solchen Lesern, deren Studien sie nicht eben vorzugsweise dem von Jourdain bearbeiteten Felde der Literatur zugeführt, das Lesen desselben zu erleichtern, sind für diesen Zweck berechnete Zusätze und Anmerkungen nicht nur dem Werke selbst an den verschiedenen Orten beigegeben, sondern demselben auch ein biographisch-literaturhistorischer Index der verkommenden Namen von Philosophen, Historikern u. s. f. angehängt worden.

Halle, im November 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Die antipietistische und antidemagogische Zeitschrift: „Salina die zweite", herausgegeben von Dr. Fr. Weidemann in Halle erscheint auch im künftigen Jahre. Wöchentlich werden zwei Nummern herausgegeben. Der ganze Jahrgang kostet 4 Thlr. pränumerando und nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands sowie die wohllöbl. königl. preuß. Postämter Bestellungen darauf an.

Merseburg.

Die Buch- und Kunsthandlung
von Fr. Weidemann.

Ein sehr empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk
für
Töchter gebildeter Familien.

Lehrbuch der Weltgeschichte
für
Töchterschulen und zum Privatunterricht
heranwachsender Mädchen
von
Friedrich Rösselt.
Dritte, verbesserte und stark vermehrte Auflage.
Mit drei Kupfern.

8 Bände. Gr. 8. Preis: ungeb. 8 Thlr. 25 Sgr., cartonirt 4 Thlr. 2½ Sgr.

Dieses Lehrbuch der Weltgeschichte, welches bereits in einer dritten, verbesserten und vermehrten Auflage erschienen ist, zeichnet sich durch gute Auswahl Dessen, was aus dem weiten Gebiete der Geschichte für das weibliche Geschlecht lehrreich, bildend und unterhaltend ist, sowie durch die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten vortheilhaft aus. Zu einem angenehmen Weihnachtsgeschenk dürfte es ganz besonders geeignet sein; es wird ebenso sehr wahre Bildung befördern, als zur angenehmen Unterhaltung dienen.

Buchhandlung Josef Max und Comp.
in Breslau.

Erholungsstunden. Fünfter Jahrgang 1832. Herausgegeben von G. Döring. 12 Monatshefte in 8. 5 Thlr., oder 8 Fl.

Durch die sorgfältige Auswahl des Herausgebers wird dem Publicum eine Zusammenstellung des Gediegensten geboten, wie es sich nicht leicht in einer andern Zeitschrift finden dürfte. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, G. von Deutrn, Hungari, Ph. von Mettingh, Nänny, Rückert, Schopenhauer, Starkloff, Zehner, Zschokke u. A. m. für die Tüchtigkeit dieser Zeitschrift.

Von den frühern drei Jahrgängen 1828—30 ist der Preis des Jahrgangs für kurze Zeit auf 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., herabgesetzt. Ausführliche Anzeigen hierüber sind in allen Buchhandlungen zu haben.

J. D. Sauerländer.

Anzeige für das musikliebende Publicum.

Mit dem 1sten Januar 1832 beginnt der dritte Jahrgang der musikalischen Zeitschrift Iris, welche von Herrn L. Rellstab redigirt, in meinem Verlage erscheint. Dieselbe berichtet in gedrängter Kritik über alle Erzeugnisse im Gebiete der musikalischen Composition, welche dem Publicum wichtig oder anziehend sein dürften. Die leichtern Productionen, die zu keiner tiefern Würdigung auffodern, geben oft Anlaß zu einer humoristischen Behandlung Dessen, was in der Kunst nur dem vergänglichen Geschmack der Mode huldigt. Die ganze Kritik ist so berechnet, daß sie den wissenschaftlichen Musiker interessiren soll, ohne dem Dilettanten und Laien unverständlich zu sein. — In kurzer Anzeige gibt die Iris auch eine Uebersicht der wichtigsten musikalischen Ereignisse sowol in Berlin, als auch außerhalb. Namentlich läßt sie Paris, London, Wien und andere Hauptstädte Europas nie aus dem Auge. Auf diese Weise vereint das Blatt das populaire Interesse mit dem künstlerischen. Von der Theilnahme, die es gefunden, zeigt der Umstand, daß der erste Jahrgang als elegante Broschüre versandt, auch in dieser Gestalt, in der er einen kritischen und historischen Katalog des Merkwürdigsten in der Musikwelt bildet, zahlreiche Abnehmer gefunden hat. Der zweite Jahrgang wird auf dieselbe Art versendet werden. Zur Pränumeration auf den dritten lade ich hiermit ein. Es erscheint an jedem Freitage eine Nummer, und der ganze Jahrgang ist für 1 Thlr. 12 Gr. durch jede Buch- oder Musikhandlung zu beziehen.

Berlin, im Dezember 1831.

T. Trautwein.

In der Engelhardt'schen Buchhandlung in Freiberg sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu haben:

Deutschlands Freiheit,
ein Gedicht von Moritz Schlegel.

8. Elegant brosch. 5 Gr.

Dem Werkchen, das wir hiermit dem unparteiischen Urtheile des Publicums vorlegen, ward in Sachsen das „Imprimatur" verweigert. Auch ward es bei weitern Versuchen, es in Sachsen zum Drucke zu befördern, unbilligerweise zu lang in fremder Hand zurückgehalten. Es ist demnach schon längst die Zeit vorüber, in welcher es eigentlich erscheinen sollte. Demungeachtet wagen wir damit ans Licht zu treten; aus Vorsicht theils, weil wir nicht wissen, was während der Zeit, daß sich das Manuscript desselben außer unserer Hand befunden, mit demselben vorgegangen, theils aber auch um der gerechten Frage willen, ob es in dieser aufgeklärten Zeit bereits nicht mehr erlaubt sei, Wahrheiten, die man schon lange von den Dächern predigt, auch öffentlich der Presse zu übergeben? — Unverändert liegt es sonach dem Richterspruch der öffentlichen Meinung vor. Ueberdem ist auch bei Weitem die größere Hälfte des Gedichts für alle Zeiten gültig, und gestehen wir auch aufrichtig, daß Vieles in demselben anderwärts schon weit kräftiger und gediegener gesagt ward:

So lang' es Zeit ist, fragt man weder Mühe,
Noch eines guten Wortes Wiederholung.
(Göthe's Iphigenie.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. Zwei Theile. Gr. 8. 58¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1831. F. A. Brockhaus.

von Dr. Anton Dietrich, eine Uebersetzung, welche außer dem gutgetroffenen Märchentone noch das Verdienst hat, uns mit mancherlei anziehenden russisch-nationalen Vorstellungen, aus der Sagenzeit herübergerettet, bekanntzumachen. Der Doctor Dietrich hat in Moskau selbst viele Märchen in der Ursprache gesammelt. „Sie wurden daselbst in Bilderbuden für das gemeine Volk verkauft, und sind fast alle nach Art der deutschen Volkssagen vom hörnernen Siegfried, der schönen Melusine u. s. w. (und zwar ohne Censur) theils in Octav, theils aber in Quart gedruckt. Die obere Hälfte jeder Seite nimmt ein Bild ein, welches eine der Hauptbegebenheiten darstellt, die auf der Seite erzählt werden; die untere Hälfte füllt die Erzählung. Das Papier ist blaugrau und schlecht, sodaß hie und da die Schrift durchdringt, und besteht fast immer nur aus einzelnen Blättern; die Schrift und Bilder sind in Kupfer gestochen. In den Eindrücken der Platte und der Schlechtigkeit des Papiers liegt wahrscheinlich der Grund, daß man immer nur die eine Seite des Blattes bedruckt findet. Die Buchstaben sind unregelmäßig und undeutlich, die Schreibung ist fehlerhaft, zwei Worte werden nicht selten in eins gezogen, die Sylben in der Mitte abgetheilt und zusammengehörige Buchstaben getrennt; die Interpunction fehlt ganz. Der Name des Buchdruckers ist nirgends angegeben, wie es auch sonst bei russischen Büchern der Fall ist, da es keine eigentlichen Verleger gibt. Außerdem hat man noch andere Volksbücher, welche mit gewöhnlicher Schrift ohne Bilder gedruckt sind, aber ebenfalls ohne Angabe des Druckorts und Jahres. Eine dritte Gattung bilden die, welche unter Aufsicht der Censurbehörde, mit Angabe des Orts und der Jahrzahl erscheinen. Bei den in Kupfer gestochenen befindet sich nie ein besonderes Titelblatt. Auch hat man Sammlungen von ihnen, ältere und neuere".

Das ganze Vorwort zu dem Märchen ist von dem höchsten Interesse. Wir bedauern aus Mangel an Raum hier nicht Alles mittheilen zu können, z. B. über die wahrscheinlichen Schicksale dieser Märchen in der Tradition, über stehende jetzt unerklärliche Redensarten und Vorstellungen in ihnen, z. B. vom todten und lebendigen Wasser, von der Reise „durch siebenundzwanzig Länder in das dreißigste Königreich" u. s. w. — Zu der Sammlung solcher russischen Märchen, „welche in einiger Zeit durch Vermittelung Jakob Grimm's ans Licht treten wird", wünschen wir dem Autor und dem Publicum Glück, da wir uns nach dieser Probe zu einem guten Vorurtheil berechtigt glauben.

Aus der allergewöhnlichsten Fabrik sind die Erzählungen: „Das Schloß L...", von A. Baron von Ungern-Sternberg, und „Die Braut", von Friederike Lohmann. Die längste und beste Novelle ist die von F. Kind: „Schottlands weiße Lilie". Sie würde bedeutend genannt werden müssen, wenn nicht der Boden der schottischen Romantik in neuerer Zeit von so berühmten Händen allenthalben angebaut und in Besitz genommen wäre. Man muß sich wundern, daß es unter diesen Umständen nur noch so weit zu interessiren gelingen konnte. Aus der wohlbekannten Zeit Karl Eduards, aus dem Hause eines schottischen Häuptlings, ja aus den Gemächern von Holyrood-House selbst werden die alten wohlbekannten Geister noch einmal citirt, um vor unsern Augen einen neuen scottisch-tragischen Reigen zu tanzen; und dennoch weiß der Verf. zu interessiren, besonders da der Geschichte bei allem Unerklärlichen und Verwickelten ganz der Stempel einer wirklichen Begebenheit aufgedrückt ist durch den unparteiisch untersuchenden Ton, womit der Verf. angeblich historische Thatsachen und Fingerzeige mit uns prüft.

Phantasiegemälde

von Georg Döring, Scenen aus Brüssels Vorzeit, eröffnen sich mit der Ausführung der Capitulation, welche dem Prinzen von Parma 1585 Brüssel überlieferte und den Niederländern freien Abzug gestattete. Ein theilweiser Bruch des Vertrags war es, daß die Pfaffen den lutherischen Geistlichen und seine Tochter Elisabeth zurückhielten, den Alten einsperrten und vor das Inquisitionsgericht stellten, die Tochter aber zu bekehren suchten. Die Bemühungen der verschiedenen Bewerber um die schöne Elisabeth und ihre Versuche, sie in ihre Gewalt zu bekommen, welche natürlich mit der Niederlage des katholischen und unechten Theils der Liebhaber und der Befreiung des Vaters und der Tochter endigen, veranlassen das geschickt gesponnene Gewebe dieser guterzählten Novelle. Der heitere ungekünstelte Ton, das Bestreben, die Eigenthümlichkeit der Handelnden durch keine verrathene Absichtlichkeit zu stören — dies sind Tugenden, welche wir auch in andern Novellen des Verf. anzuerkennen haben, hier aber ganz besonders wirksam finden. Wir überzeugen uns bald, daß die Darstellung des Geisteslebens in bestimmten, bedeutend individualisirten Personen und Zeiten das eigentliche würdige Augenmerk des Dichters war, und lassen uns darum in der Liebesgeschichte manches Gewöhnliche gern gefallen. Merkwürdig ist es, wie auch hier die hochländische Eigenthümlichkeit eine so wichtige Rolle spielt, und mit sichtbarer Vorliebe in dem anderswoher wohlbekannten Tone geschildert und in ihrer verbrecherischen Unschuld zur Ausführung toller Thaten verwendet wird. *) 220.

Der Polarschein, oder: Das Nordlicht. Nach einer neuen naturgemäßen Theorie erklärt von G. Dietmar. Mit vier lithographirten Zeichnungen. Berlin, Struve. 1831. 8. 9 Gr.

Die Erscheinung des Nordlichts hat durch ihre Schönheit und Eigenthümlichkeit wol von jeher die Neugier, bei fortschreitender Bildung aber immer mehr den poetischen und wissenschaftlichen Sinn der Anschauenden lebhaft erregt, woher es denn auch kommen mag, daß schon früh Naturforscher es versuchten, eine Theorie über dieses Phänomen zu begründen. Unter diesen Versuchen sind besonders die Bemühungen des Hrn. v. Mairan zu erwähnen, welcher, das sogenannte Zodiakallicht als die Sonnenatmosphäre betrachtend, die Entstehung des Nordlichts aus der Vermischung der Erd- und Sonnenatmosphäre herleitete, worüber er in dem „Traité physique et historique de l'aurore boréale" (Paris, 1731, abgedruckt in den „Mémoi-

*) Ein vierter Art., der sich mit einigen Nachzüglern beschäftigen wird, folgt später. D. Red.

res de Paris", 1731) und in den „Eclaircissemens sur le traité physique" (in den „Mémoires", 1748) sich näher erklärt hatte. Nachdem jedoch die Lehre von der Elektricität sich verbreitete und, selbst ein erhellendes Licht, vielfache unbegreifliche Erscheinungen aufklärte; indem sie der Physik eine ganz neue Gestalt gab, kamen alle Physiker so einstimmig überein, das Nordlicht als eine elektrische Erscheinung zu betrachten, daß schon Priestley bezweifelte, daß irgend Jemand noch an dieser Wahrheit zweifeln könne. Die Versuche von Canton („Philosophic. transact", Vol. XLVIII, P. 1, p. 356, und Vol. LI, P. 1, p. 405), Beccaria's Ansichten („Lettere del elettricismo", Bologna, 1758), die mehr ausgearbeiteten Theorien von Eberhardt („Vermischte Abhandlungen aus der Naturlehre", Halle, 1759), Bertholon de St.-Lazare (Rozier's „Journal de physique", 1778) und mehrer Andern beurkunden die sehr allgemeine Uebereinstimmung aller Naturforscher jener Zeit, sodaß es damals wie eine Wunderlichkeit betrachtet wurde, als Pater Hell in einer Abhandlung: „Aurorae borealis theoria nova" im „Appendix" der „Ephemerides" zum J. 1777, das Nordlicht als eine reinoptische Erscheinung betrachtet wissen wollte.

Sehr bemerkenswerth und überhaupt, aber vorzüglich für Physiker interessant ist es, daß bereits zu jener Zeit, wo noch gar kein Grund verhanden war, auf eine Analogie zwischen Elektricität und Magnetismus zu schließen, geistreiche und zwar keineswegs schwärmende Naturforscher, von einer, wie man fast meinen möchte, wissenschaftlichen Verahnung getrieben, eine Verbindung zwischen dem Nordlicht und der magnetischen Action vermutheten; so leitete Halley das Nordlicht vom Jahr 1716 von einem magnetischen Ausflusse aus dem Pol ab, und Lichtenberg stellte die Idee auf, daß die Erde sich wie ein großer Turmalin verhalte, aus dessen beiden mit den magnetischen Polen der Erde zusammenfallenden Polen die Elektricität ausströme.

Da demnach die alleinige Kenntniß von der Elektricität hinreichte, um das Nordlicht sogleich als eine elektrische Erscheinung erkennen zu lassen, so sollte man meinen, daß jetzt, wo die große Entdeckung von Oerstedt dargethan hat, wie die elektrische Action in eine magnetische überzugehen vermöge, wo mithin die bisher geahnete Identität beider Wirkungsarten der Natur durch directe Versuche nachgewiesen ist, wo überdies die schraubenförmige, von elektrischen Strömen durchflossene Spirale von Ampère gleich der Erde zwei magnetische Pole offenbart, auch der letzte Zweifel gehoben und jeder Physiker überzeugt sein müsse: daß ebenso wie die elektrische Action in eine magnetische überzugehen vermöge, auch umgekehrt der Magnetismus sich wieder als Elektricität darstellen könne, welchen letztern Proceß uns die Natur in dem Phänomen des Nordlichts darstelle, wie es denn überhaupt zu hoffen ist, daß ein ebenso glücklicher Entdecker als Oerstedt einen umgekehrten Versuch, wo Magnetismus mit elektrischer Action auftritt, ersinnen möge.

Wenn nun im vorigen Jahrhundert, wie bereits erwähnt ist, die Hartnäckigkeit des Pater Hell, in dem Nordlichte durchaus nur eine optische Erscheinung erblicken zu wollen, einige Verwunderung erregte, so muß man jetzt wirklich staunen, eine ähnliche Ansicht in dem obenangezeigten Werke aufstellen zu sehen, welche sich dennoch immer äußerst vortheilhaft vor der greulichen Mißgeburt einer Theorie auszeichnet, mit der unsere Naturphilosophen die Welt erfreuten, indem sie in dem Nordlicht eine Menstruation der Erde erblickten.

Der Verfasser sagt nämlich: „Die Erleuchtung des, vielleicht mit 1000 Quadratmeilen Eis überdeckten Nordpols, von den refractirten oder gebogenen Stralen der untergegangenen Sonne, durch eine westlich wolkenfreie Atmosphäre in der höhern Regien, bis zum Abplattungsrande des Erdkörpers auf die Eismassen, und durch Reflection jener Sonnenstralen von diesen in die obersten Luftgebiete, ist die Ursache der Entstehung des Nordscheins".

Inwiefern diese Erklärung, sowie die optischen Gründe, wodurch der Verf. sie unterstützt, dem Leser genügen dürften, muß ich diesem selbst überlassen, indem ein Eingehen in die einzelnen Details der Schrift zu weit führen würde, weshalb ich nur bemerke, daß es auffallend, ja unbegreiflich erscheinen muß, wenn der Verf. S. 10 und 11 die Afficirung der Magnetnadel durch das Nordlicht in Zweifel stellt. Es ist nämlich bekanntlich längst die Influenz des Nordlichts auf die Magnetnadel beobachtet worden, indem bereits Cassini sogar außer der gewöhnlich augenblicklichen Irritirung zuweilen dauernde Abweichung derselben beim Erscheinen dieses Phänomens wahrnahm. Es hat ferner Hansteen gefunden, daß die parallelen, geraden, zuweilen gefärbten Stralen des Nordlichts in ihrer Richtung immer dem magnetischen Meridian des Orts folgen, woraus man schließen kann, daß dieses Phänomen mit der magnetischen Polarität der Erde in naher Verbindung stehe. Auch hat Hansteen mit sehr lobenswerther Bemühung eine Reihe von Beobachtungen gesammelt und in dem „Edinburgh ph. journal", XII, 83, dargelegt, aus denen hervorgeht, daß der helle, das Nordlicht ausstralende Ring, welchen man die corona borealis nennt, seinen Mittelpunkt über dem magnetischen Pol der Erde hat, während nach Aussagen von Reisenden der sibirische oder nordöstliche magnetische Pol auch seine corona und sein daraus ausströmendes Nordlicht besitzt. Nicht minder beweisen Hansteen's Oscillationsversuche, wie kurz vor dem Entstehen des Nordlichts die magnetische Intensität bedeutend steigt, dann allmälig abnimmt, aber erst nach 24 Stunden in den gewöhnlichen Zustand zurückkehrt. Während des Nordlichts wird die horizontale Magnetnadel stets stark afficirt und schwankt in Abweichungen von 4—5 Graden hin und her, woraus Hansteen auf eine Entladung der Erde von überschüssiger magnetischer Kraft schließt. Zugleich berichtet Sternebock in seiner „Beschreibung des Königreichs Norwegen", daß alte Leute ihn versichert hätten, der Bogen des Nordlichts, d. h. der sichtbare Theil der corona, sei ehemals niedriger und mehr im Norden erschienen, in der letztern Zeit aber immer höher am Himmel und mehr nach Westen gegangen, welches mit dem Fortrücken nach dem nordwestlichen Pol übereinstimmt. Ich sollte glauben, diese wenigen Bemerkungen, verbunden mit den bekannten elektro-magnetischen Erscheinungen, wären hinreichend, um den Leser von dem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit zu überzeugen, womit das Nordlicht ein neues Licht auf die interessante Lehre des Elektro-Magnetismus zu werfen verspricht. 62.

Notizen.

Allgemeines Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegskunstsprache. Von F. Reinhold, Artilleriestaffier in königl. dänischen Diensten. (Kopenhagen, 1850.) Ein Wörterbuch der Art fehlte seit langer Zeit den Schriftstellern, die sich mit den Kriegswissenschaften beschäftigen. Es enthält in beiden Sprachen und zwar mit großer Genauigkeit alle Kunstwörter der Taktik, des Genies, der Artillerie und des Kriegswesens überhaupt, und ist daher für die Militairs beider Nationen ebenso nützlich als wichtig.

Unter dem Titel: „Le Giessbach, scènes de la vie", ist kürzlich eine Uebersetzung von sieben Novellen Zschokke's durch M. J. Lapierre in Paris erschienen. 217.

Ein merkwürdiges Schreiben Wellington's.

Nach der Schlacht bei Waterloo wollte Sir John Sinclair etwas darüber schreiben und ersuchte Lord Wellington um die Mittheilung einiger Thatsachen. Dieser schrieb ihm folgende Antwort: „Ich kann Ihnen nichts von Bedeutung für Sie mittheilen. Mein Geist war so sehr mit den großen Ereignissen der Schlacht beschäftigt, daß ich auf die kleinen Einzelnheiten derselben nicht achten konnte. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir den Feind getroffen, eine Schlacht geschlagen und einen Sieg errungen haben". („Correspondence of Sir John Sinclair", London, 1831, 2. Bd.) 181.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 355. — 21. Dezember 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Zweiter Artikel.*)

Schneller, als Ref. erwartete, ist das edle Glaubensbekenntniß, dessen politischen Theil vor wenigen Monaten ein erster Artikel in d. Bl. beleuchtet hat, durch Deutschland gedrungen, und von vielen Seiten her hat sich ein Wiederhall der Theilnahme und Beistimmung vernehmen lassen. Auch von der Person des Verf. ist der Schleier gefallen; die Zeitungen meldeten, daß der königl. würtembergische Oberjustizassessor Pfizer zu Tübingen, wegen seiner Schrift von dem Justizminister zur Rede gestellt, um Entlassung aus dem Staatsdienste gebeten und dieselbe unverzüglich erhalten habe. Inzwischen wird seine öffentliche Wirksamkeit nicht aufs Literarische beschränkt bleiben; nach denselben Tagesblättern haben die Wähler der Stadt Tübingen vorläufig beinahe einmüthig beschlossen, ihn als Volksvertreter auf den nächsten Landtag zu senden. Doch wir kehren uns von der Person des Verf. wieder zu seinem Werke, und zwar zu dessen philosophischem Theile. Nur auf den ersten flüchtigen Anblick könnte diese vordere Hälfte des Buches sowie der poetische Anhang als eine fremdartige Zugabe betrachtet werden, welche der Schrift zu 20 Bogen und somit zur Censurfreiheit verhelfen sollten; Jeder, der sie ernstlich liest, wird anerkennen müssen, daß alle Theile des Buches zusammen ein unzertrennliches Ganze bilden, ja daß der Verf. in dem ersten, theoretischen Abschnitte und in den Gedichten vielleicht noch mit vollerer Seele lebt als in dem praktischen Theile. Auch hat es uns nicht wenig erfreut, in d. Bl. selbst die Zuschrift eines Denkers an den Herausgeber gelesen zu haben (Nr. 258), der erklärt, daß er von der zweiten (politischen) Hälfte der Schrift bis jetzt nur im allgemeinen gesellschaftlichen Gespräche gehört und dieselbe absichtlich noch nicht gelesen habe, um von der Befangenheit frei zu bleiben, in die man so leicht zu Gunsten oder Ungunsten der Grundsätze geräth, von denen man die einzelnen Früchte vor sich sieht. Dies ist ein schönes Zeugniß für die Bedeutsamkeit und den selbständigen Werth des ersten Theiles der Schrift, mit welchem wir uns zunächst in diesem Artikel beschäftigen wollen.

*) Vgl. Nr. 175—178 u. Nr. 258 d. Bl. D. Red.

Das Verhältniß, in welchem die Betrachtungen des Verf. über die deutsche Philosophie zu dem praktischen Theile des Briefwechsels stehen, ist schon im ersten Artikel besprochen, und es bleibt uns jetzt noch übrig, diese Ansichten selbst, ihrem wesentlichen Inhalte nach, ins Auge zu fassen und über die philosophischen Grundgedanken des Verf. zu berichten. Die dialogische Form scheint uns in diesem theoretischen Theil eine andere Bedeutung zu haben als im praktischen. In dem letztern repräsentiren die beiden Briefsteller wirklich zwei mehr oder weniger in Gegensätzen begriffene Meinungen der Zeit, zwei in der Realität vorhandene Parteien; dagegen stellt der philosophische Theil des Werkes in den Controversen Friedrichs und Wilhelms mehr die Schwankungen im eignen Gemüthe des Verf. dar, welcher durch Abwägung der Gründe für und wider, durch Zweifel und absichtlich wiederholte Angriffe auf seine eigne Meinung zur Wahrheit und endlichen Ueberzeugung zu gelangen strebt.

So greift denn der Verf. in dem ersten Briefe als Friedrich in einer verworrenen und in mancher Hinsicht hoffnungslosen Zeit nach der deutschen Philosophie, als dem einzigen Rettungsanker:

> Die Philosophie ist der erste Titel unsers Stolzes, und keine Nation in der Welt besitzt ein solch organisches, gegliedertes Ganze philosophischer Heroen, die alle Richtungen der höchsten Wissenschaft umfassen, in dem engen Umkreis weniger Jahrzehende zusammengedrängt. Kant hat die Grundpfeiler alles Denkens und Erkennens für uns aufgerichtet, Fichte den Idealismus, Oken den Realismus in seiner reinsten und erhabensten Gestalt gezeigt, der göttliche Schelling aber die schwebende Identität in einer Fülle und Vollendung aufgefaßt, von der man vor ihm keine Ahnung hatte, und in Hegel ist nun die Wissenschaft sich selbst zum Object geworden, er repräsentirt das Selbstbewußtsein der Philosophie. Sie ist ohne Widerrede jetzt der geistige Lebenspuls der deutschen Nation, in ihr liegt der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um uns die Welt zum zweiten Male zu unterwerfen; sie kann gedeihen unabhängig von politischen Verhältnissen, ja, unsere Zerstückelung begünstigt sie, indem nicht alles Licht auf Einen Punkt gesammelt oder zum Bedarf des Lebens und politischen Treibens absorbirt wird; sie durchdringt allmälig jede Wissenschaft, das ganze Leben und die Politik; sie wird der deutschen Nation zuletzt auch das verlorene Vaterland wiederschenken. (S. 6.)

Aber bald läßt er als Wilhelm diesen Anker wieder sinken und erwartet die Wunder, womit er sich geschmeichelt, nicht von ihr, sondern vielmehr von einer neuen,

ethischen Poesie, die auf die auszeichnende Eigenschaft der Deutschen, welche nicht der reflectirende Verstand, sondern das Gemüth ist, gegründet sein soll. (S. 11.) Von der dürren Abstraction und den unfruchtbaren Theorien unserer Zeit findet er keinen Uebergang zur Wirklichkeit. Dort fließt ihm keine Quelle der Erquickung, und alle Philosophie ist am Ende nichts Anderes als eine trockene Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens, die statt der Welt und des Lebens das bloße Denken zu ihrem Gegenstand, und, um die Wirklichkeit des Seins so ziemlich unbekümmert, die Deduction ihrer Begriffe zur Hauptsache macht. Und selbst als Friedrich, d. h. als Vertheidiger der Philosophie, gibt er zu, daß eine Kritik der Vernunft, „dieser unverglichene und ungemessene Maßstab, der sich selber messen und zum Maßstab machen soll, ein Unding, ein Widerspruch und eine so hoffnungslose Aufgabe sei, daß es ihm unbegreiflich ist, wie ein Philosoph von Kant's durchdringendem Verstande den Inhalt eines Menschenlebens daransetzen konnte". (S. 15.) Der Verf. wird zwar von dem oben citirten Dritten hart über diese Aeußerung angelassen, und sein Friedrich „ein geistreicher Grübler" genannt, der „in der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Denkens eine bedeutende Stelle einnimmt" (vgl. Nr. 258 d. Bl.). Inzwischen wird durch diesen Vorwurf weder jener glücklich gewählte Ausdruck über den innern Widerspruch und die Anmaßung, welche in der beabsichtigten Reform der Philosophie durch den Kriticismus liegt, entkräftet, noch die weitern, durch populaire Klarheit ausgezeichneten Einwendungen des Verf. (S. 16): „Verkehrt und widersinnig ist es doch gewiß, wenn Kant, um nachzuweisen, daß die Kategorien bloße Formen des Verstandes ohne objective Gültigkeit seien, zur Ausführung seines Systems eben dieser Kategorien sich bedient und, um die Unfehlbarkeit des Causalitätsbegriffs verdächtig zu machen, mit „weil" und „so" argumentirt, mithin die Gültigkeit jenes Begriffs stillschweigend voraussetzt und anerkennt". Pfizer hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß alle Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens am Ende, wie das anspruchloseste und kritischunbefangenste Nachdenken des natürlichen Menschen über die Verhältnisse der Welt und des Lebens, doch keinen andern Halt und Stützpunkt hat als den Glauben an die Möglichkeit eines Erkennens. Gewiß geht auch die theoretische Vernunft so gut als die praktische von gewissen Postulaten aus, und das erste derselben, das sie stillschweigend voraussetzt, und auf das sie, als auf die Grundlage, ihr ganzes Gebäude aufführt, ist der Satz: „Es existirt Etwas, und dieses Etwas existirt nach den Gesetzen der menschlichen Vernunft". Mit diesem Grundsatz ist freilich Ich, Welt und Gott (Urvernunft) schon zum Voraus eingeräumt, und wir sind mit dem Verf. des Sendschreibens an Pfizer insoweit vollkommen einverstanden, daß auch uns auf diese Weise „die Philosophie, die Freundin des Sokrates, die stolze Höhe der Wissenschaft verlassen und forthin ihren wahren Namen, den der Kunst, zurückfodern müssen wird, daß sie zu jenem göttlichen Instinkte zurückkehren muß, der ursprünglich ihr das Dasein gab". Nur können wir, eben weil Kant, der rüstige Postulatenschöpfer für seine praktische Vernunft, jenes stillschweigende Postulat der theoretischen Vernunft an den frühern Systemen des Dogmatismus ohne Weiteres ignorirt oder verkannt hat, und sich dadurch verführen läßt, alles Streben der Philosophie vor ihm als eine lächerliche Usurpation nur relativ gültiger Normen zu behandeln, jenen Philosophen (selbst abgesehen von seinem Anaxagoras Hume) nicht für so einzig in seiner Art halten, wie Hr. Th. Ingatschow (vgl. Nr. 258 d. Bl.) thut, da ja auch Kant doch eigentlich von vorn herein jenen Grundsatz voraussetzt und sich wenigstens in der Ausführung seines Systems bald unwillkürlich von dessen Einflusse beschleichen läßt, bald denselben mit Bewußtsein nicht ganz redlicherweise zu Hülfe nimmt, sobald es gilt, sich gegen die gefürchteten Beschuldigungen des Skepticismus oder gar der Atheisterei zu verwahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinere deutsche politische Literatur.

1. Europas Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. Dresden, Arnold. 1831. 8. 4 Gr.
2. Europa. Eine monatliche Uebersicht der politischen Begebenheiten dieses Weltthrils. Drittes Heft. Die Begebenheiten des Monates Juni 1831 enthaltend. Stuttgart, Brodhag. 1831. 12. 4 Gr.
3. Deutschlands Einheit; oder: Worin kann und soll sie bestehen? Allen deutschen Patrioten gewidmet von Th. Frey. Dresden, Arnold. 1831. 8. 6 Gr.
4. Preußen, oder Andeutungen über die politische Richtung, welche Preußen nothwendig nehmen muß. Von einem Preußen. Nürnberg, Campe. 1831. 8. 4 Gr.
5. Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Zweite und dritte Lieferung. Darmstadt, Leske. 1831. 8. 1 Thlr.
6. Des Volkes Leben. Ein Versuch zur Befreundung der Regierenden und der Regierten von K. G. Bauer. Berlin, Reimer. 1831. 8. 12 Gr.
7. Was erwartet das constitutionnelle Leben von dem Juristen, und was hat der Juristenstand von dem constitutionnellen Leben zu erwarten? Oder: Stellung des Juristen in dem constitutionnellen Staate. Von J. Zentner. Freiburg, Groos. 1831. 8. 6 Gr.
8. Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Von C. von Wimpfen. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1831. 8. 8 Gr.
9. Paradoxen der Zeit. Wunderliche Dinge in Religion, Theologie und Kirchenthum. — Jesuiten-Spuke. — Politische Curiositäten. — Das Preß-Ungethüm. — Ungemeines im gemeinen Leben. — Abenteuer in der Schriftstellerei. — Frazen beim Erziehungs-, Unterrichts-, und Universitäts-Wesen. Frankfurt a. M., Wesché. 1831. 8. 20 Gr.

Und es will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären!

In der Kunst, die öffentliche Meinung kühn und wahr auszusprechen und sie eben dadurch zu kräftigen und zu leiten, übertreffen die Engländer und Franzosen uns Deutsche bei weitem. Und dies ist natürlich, denn wir entbehren dazu die nöthigste Vorbedingung, ein reges, vielbewegtes, öffentliches Leben, und das wichtigste Hülfsmittel, die freie periodische Presse. Wer daher die Organe der öffentlichen Meinung in jenen beiden Ländern mit den Zeitungen vergleicht, die auf dem Leichnam des

weiland heiligen römischen Reiches kärglich vegetiren, fühlt alsogleich, daß das dortige Volksleben sich mit der Grundgewalt des männlich kräftigen Basses ausspricht, das unserige dagegen nur wie die schüchterne Stimme eines am Gängelbande geführten Kindes tönt. Wenn der stolze Brite für das Volk zum Volke redet, so thut er dies im Bewußtsein, daß das Volk ihn hört; dem deutschen Zeitungsschreiber dagegen schließt entweder die Censur den Mund, oder die Furcht, irgendwo anzustoßen, verlegt ihm wie ein Alp die Stimme, oder er verzweifelt an der Unempfänglichkeit des Volkes und schweigt, um nicht fruchtlos zu predigen wie der Prophet in der Wüste. Eine andere Verschiedenheit zum Nachtheile des Deutschen ergibt sich aus dem Standpunkte, aus welchem er, und aus jenem, aus welchem der Brite oder Franzose das politische Leben betrachtet. Diesen gilt der Kampf der Parteien, die Reibung der Factionen als ein wesentliches Element desselben, das alle geistigen Kräfte aufregt, und für sein Tumultuarisches reichlich entschädigt durch die kräftigen, ernsten und großartigen politischen Charaktere, die es von jeher erzeugt hat: in Deutschland dagegen hängt man dem Princip der politischen Ruhe oder vielmehr Schlaffheit an, vor stürmischen, öffentlichen Erörterungen bangt es dem Fürsten, graut es dem Einzelnen; unsere Organe der Volksmeinung, wenn man ja die deutschen Zeitungen mit diesem ehrenvollen Namen belegen darf, kränkeln daher an der Farblosigkeit des eingewurzeltesten Siechthums und der unbeschreiblichsten Mattigkeit politischer Gesinnungen. Frei steht der Brite in die Welt hinaus, ihn schüchtert es nicht ein, daß es auf seiner Insel gährt, denn der Ozean umflutet sie, auf ihm bringen seine Schiffe fernen Welttheilen Gesetze, er sitzt in Europas hohem Rathe, und ob er sein Geld oder seinen Dreizack in die Wagschale der Welt wirft, er kann sie sinken, er kann sie steigen machen. Und der Franzose, noch immer berauscht vom Ruhme der Kaiserzeit, trunken im Bewußtsein der Volksallgewalt, die in drei Tagen einen tausendjährigen Thron zerbrochen und den Erben von hundert Königen zum länderlosen Flüchtling erniedrigt hat, hält keck in einer Hand das Schwert, in der andern die Pandorenbüchse der Revolutionen. Die Sprache in den öffentlichen Blättern beider Nationen ist daher frei, kühn, überwältigend, rücksichtslos. Anders ist es mit dem Deutschen. Er mag blicken nach dem Osten oder Westen, ihm kann der ereignißschwangere Schooß der Zukunft nichts Gutes bringen von beiden Seiten. Sein Land ist Europas großes Schlachtfeld, die Vorrathskammer fremder Heere, auf Deutschlands Boden wird sich auch diesmal das Schicksal Europas entscheiden, wie schon so viele Male; der Schwäche seines zerstückelten Vaterlandes bewußt, fühlt der Deutsche Herz und Sinn beklemmen in der Nähe jener finster dräuenden Medusenhäupter, die ihn von allen Seiten anstarren. Die Sprache in den öffentlichen Blättern Deutschlands ist daher scheu, unsicher, unfrei, voll furchtsamer Rücksichten. Man würde aber sehr irren, wenn man die innigsten Wünsche der Besten der deutschen Nation — denn Gott sei Dank! noch immer gibt es eine solche, wie es ewig eine polnische geben wird — nach den Zeitungsblättern beurtheilen wollte, denen ihre Sprache entweder soufflirt wird, oder die sich mit derselben nicht unumwunden herausgetrauen. Man muß sie vielmehr zerstreut in jenen politischen Schriften suchen, welche sich, ihrer geringern Verbreitung und minder allgemeiner Wirkung wegen, in manchem Staate des deutschen Bundes einer mildern Censur erfreuen als die Zeitungen, oder wie in Baiern ohne Censur erscheinen. Wenngleich ihr Einfluß auf das Volk fast null ist, denn dieses liest entweder gar nicht oder liest Romane, so geben sie doch einen Maßstab für die Gesinnungen einer beträchtlichen Fraction des aufgeklärten Theils der deutschen Nation ab und verdienen in dieser Rücksicht aufmerksame Beachtung.

1. Der Widerspruch zwischen der Bildungsstufe, auf welcher sich die mehrsten Völker Europas befinden, und den veralteten Formen der mehrsten seiner Regierungen ist Ursache an der gegenwärtigen politischen Weltentzweiung. Bisher haben die Cabinete sich für die einzigen Acteurs auf der großen Weltbühne und die Völker blos für Zuschauer oder höchstens Statisten gehalten. Das darf nicht länger so bleiben und kann es auch nicht, denn die rasch vorwärts schreitende Entwickelung Europas läßt sich durch nichts mehr aufhalten. Die Regierungen, welche nach dem Wahne handeln, die Welt sei noch die alte, und die Verbesserung „des Zustandes der Dinge" sei ihrem Interesse entgegen, werden sich nicht halten. Selbst die Völker des dunkeln Ostens mögen den Absolutismus und Despotismus nicht mehr erdulden. Das Zeitalter der stehenden Heere neigt sich seinem Ende zu; nicht mehr die Kanonen, sondern die öffentliche Meinung ist die ultima ratio. Der Adel gehört der Vorzeit an, factisch gibt es in den bessern europäischen Staaten nur mehr das Staatsbürgerthum. Orden sind eine Lächerlichkeit und überdies eine zweideutige Auszeichnung. Der Mißbrauch, der mit den kirchlichen Instituten getrieben wurde, nicht die Aufklärung durch die Wissenschaften, ist Schuld an dem Verfall der Religion. Der Preßzwang ist ebenso empörend als verächtlich. Der deutsche Bundestag ist weiter nichts als ein Generalbureau der deutschen Fürsten. Die Völker müssen Constitutionen bekommen, und die Abgaben durch Abschaffung der „stehenden und sitzenden Heere" bis unter die Hälfte herabgesetzt werden. Daher müssen auch die Höfe ihren asiatischen Pomp fahren lassen. Eine bessere Justizverfassung, das öffentliche und mündliche Verfahren, Friedensrichter, Geschwornengerichte, Revisionshöfe müssen eingeführt werden, dagegen alle Exemtionen und Privatgerichtsbarkeiten aufhören. Das „endlich aufgefundene Heilgesetz der Natur, die Homöopathie", muß sich frei und allgemein bewähren können. Die öffentliche und häusliche Erziehung muß verbessert, und eine harmonische Ausbildung der geistigen und Körperkräfte erzielt werden. Frei sei der Handel, die Gewerbe, das Eigenthum, die Person, das Gewissen, die Presse! — Dies ist im Grunde nicht sowol das besondere Glaubensbekenntniß des Verf. von „Europas Wiedergeburt", als vielmehr aller Liberalen Deutschlands, das heißt des größten Theiles der Nation. Was der Verf. daher in seiner Broschüre, die kaum so groß ist wie ein englischer Zeitungsartikel, den „Einzelnen und Gesammtheiten" predigt, ist mit Ausnahme seiner Vorliebe für die Homöopathie eigentlich nur eine Wiederholung, ein Echo ziemlich allgemeiner Wünsche. Wie sie aber realisirt, wie die mächtigsten Stände zuerst bei Seite geschoben und dann an Reactionen verhindert werden sollen, hat der Verf. nicht angegeben. Eine Wiedergeburt Europas im Sinne des Liberalismus in seiner höchsten Entfaltung und die Feuertaufe des Kugelregens scheinen uns zwei unzertrennliche Dinge zu sein.

2. Wenn wir der „monatlichen Uebersicht der politischen Begebenheiten dieses Welttheiles" gleich nach des Pseudonymen Dr. Theodor Frey „Worte der Zeit an die Einzelnen und Gesammtheiten" erwähnen, so geschieht es, weil es so nahe liegt, die Ideale mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Aus einer solchen Vergleichung ergibt sich die Ueberzeugung, daß in Europa die Fürsten und die bevorrechteten Classen das Schwert der Macht viel zu fest in der Faust halten, als daß man einen allgemeinen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse zu befürchten hätte. Mehre deutsche Länder sind in diesem Jahre in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, — Grund genug, die Doctrinairs unter den deutschen Liberalen zu befriedigen, die Hoffnungen der Excentrischen zu steigern und den Fürsten das Recht zu geben, zu sagen: Wir haben den Anforderungen der Zeit, soweit es nur immer anging, nachgegeben; mehr zu gewähren steht außer unserer Macht, die Heiligkeit der Regentenrechte, ja das eigne Interesse der Unterthanen verbietet, uns die Hände noch mehr, als es schon geschehen ist, zu binden!

3. Der Verf. versteht unter Deutschlands Einheit keineswegs, daß es ein einziges Reich unter einem Kaiser oder König werden solle, sondern daß eine wirkliche Einigung endlich einmal ins Leben trete. Der deutsche Bund soll kein Schreibund

sein, unter dessen Titel die Stärkern über die Schwächern herrschen, sondern ein wahrer Staatenbund, damit das gemeinsame deutsche Vaterland einig, stark und glücklich werde. Die Grundbedingungen, gleiche Abstammung, Sitte, Sprache und Cultur, sind vorhanden. Die übrigen Elemente zur Einigung Deutschlands zu einem wirklichen Staatenbunde sind: 1. Gleiche Verfassung aller Bundesstaaten, d. i. Repräsentativverfassung in allen. Nichts bringt, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, Nationen selbst verschiedener Abstammung einander so nahe als gleiche oder ähnliche Staatsverfassung, während Völker desselben Stammes, aber von verschiedenen Regierungssystemen, einander entfremdet bleiben. Wenn alle deutschen Staaten gleiche oder ähnliche Verfassungen hätten, so würde der Unterschied zwischen ihnen kein so großer, sie sich einander nicht so fremd sein, jedes deutsche Volk würde zugleich sein besonderes Vaterland lieben und sich von dem allgemeinen umschlungen fühlen. 2. Gleiche Rechte aller Bundesstaaten, denn wenn die größern das Recht der Stärke geltendmachen, so sind die kleinern ihre Vasallen, und der ganze Bund existirt nur dem Namen nach, ist nur eine Beschönigung factischer Uebermacht. 3. Gemeinsame Politik der Bundesstaaten, denn nur eine solche kann verhüten, daß es jemals die Beute übermächtiger Nachbarn werde. Jeder deutsche Staat, der sich von der gemeinsamen Politik — der Unabhängigkeit Deutschlands — lossagt, ist ein Verräther am deutschen Bunde und ein Feind desselben. 4. Aufhebung der Zwischengrenzen im Innern des Bundes in Bezug auf Waaren und Personen. 5. Parität der Religionen. Nur unter Beachtung dieser fünf Hauptmomente ist die Einheit Deutschlands oder dessen Formirung zu einem wirklichen Bundesstaate möglich. Nur dann wird der Bundestag das Hauptorgan Deutschlands werden, würde der Patriotismus, den die Deutschen jetzt in Bezug auf das Gesammtvaterland fast nur als Idee nähren können, im Leben Raum gewinnen. Dies ist sehr schön, ist der allgemeine Wunsch aller echten Deutschen; aber wer soll die zwei mächtigen Monarchien, denen ein so großer Theil Deutschlands einverleibt ist, ihre Sonderinteressen, die sie als europäische Großmächte haben, aufzugeben bewegen?

4. Während der Verf. der eben besprochenen Schrift die Macht nicht bezeichnet, durch welche Einigung und Kräftigung Deutschlands bewirkt werden soll, theilt der Verf. der „Andeutungen über die politische Richtung, welche Preußen nothwendigerweise nehmen muß", dem ebengenannten Staate diese wichtige und schöne Rolle zu. Preußen, sagt der Verf., hat bei weitem mehr als Oestreich den hohen Beruf, Deutschland zu einem Ganzen zu vereinigen. Es muß daher überall sein. Eine Constitution, Preßfreiheit und eine vernünftige Vertretung des Volkes, das sind die nothwendigsten ersten Schritte, die Preußen verfolgen muß, um sein großes, ihm einzig heilsames Ziel zu erreichen. Dadurch würde die verlorene Popularität mit raschen Schritten zurückkehren und steigen. Ist erst das Recht, das Maß und Gewicht in den deutschen Staaten gleich, haben sie sämmtlich Preßfreiheit und vernünftige Constitutionen, gehörige Vertretung der Unterthanen und freien Verkehr, so wird schon unendlich viel für die Einheit Deutschlands, für dessen Erhebung gethan sein und das Uebrige sich leicht finden. Es bedarf dann, der Meinung des Verf. zufolge, nur ausgezeichneter Diplomaten, an denen es, wie er sagt, Preußen seit langer Zeit gefehlt, damit die deutschen Staaten mit ihm gleichsam ein Ganzes bilden. Daß es für Preußen sehr ersprießlich wäre, wenn die deutschen Staaten mit ihm ein Ganzes bildeten, ist unleugbar, aber sehr in Frage ist zu stellen, ob es ebenso vortheilhaft für Deutschland wäre. Preußen ist eine Macht ersten Ranges, ist ein Militairstaat, seine Hegemonie wäre also drückend, weil es die europäischen Zwecke, die es jetzt im Bunde mit Rußland und Oestreich verfolgt, ohne die letztere Macht, folglich mit Hülfe der um dasselbe gruppirten deutschen Staaten erstreben müßte. Denn höchst wahrscheinlich würde die ausgesprochene oder errathene Absicht Preußens, in Deutschland die einzige präponderirende und tonangebende Macht zu werden, zu enge Allianz zwischen Oestreich und Frankreich befestigen. Wir glauben überhaupt, daß es für Deutschland nicht gerathen ist, sich einer der beiden großen Monarchien, die auf dem Bundestage Sitz und Stimme haben, unbedingt und gänzlich anzuschließen, weil es dadurch Gefahr liefe, auch die Unabhängigkeit, die es jetzt besitzt, zu verlieren. Da sich Oestreich und Preußen insofern die Wage halten, als jeder dieser beiden Staaten viel lieber einen Krieg auf Leben und Tod führen würde, als zugeben, daß der andere sich um das ganze Gewicht verstärkt, welches das übrige Deutschland in die politische Wagschale zu werfen fähig ist, hat es jetzt von beiden wenig zu befahren, aber auch wenig für Einigung und Kräftigung zu hoffen. Dies dürfte am besten von den Mittelstaaten ausgehen können, und ein enger Bund aller würde Deutschland eine Stimme im europäischen Völkerrath, und im Innern bürgerliche Freiheit in vollem Sinne dieses Wortes verschaffen. Auf welchem der kleinen deutschen Throne aber sitzt der Fürst, um einen solchen Bund zu bewerkstelligen, um ihn zusammenzuhalten, um ihn vor fremdem Einflusse zu bewahren?

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Zur Psychologie.

Daß Träume auch durch die Geschlechtsorgane hervorgebracht werden können, ist eine bekannte Sache. Der merkwürdigste Fall der Art trug sich mit einem Offizier in der Expedition gegen Louisburg (1758) zu. Dieser besaß eine so große Reizbarkeit der Seele zu solchen Träumen, daß seine Kameraden sich beständig auf seine Unkosten ergötzten. Wenn sie ihm nämlich in das Ohr flüsterten, so konnten sie in ihm jede Art von Traum hervorbringen, insbesondere wenn es eine ihm wohlbekannte Freundesstimme war. Einst machten sie ihn glauben, er sei in einem Wortwechsel begriffen, der in einen Zweikampf übergehe, und als die vorgeblichen Gegner sich gegenüberstanden, gab man ihm ein Pistol in die Hand, er feuerte auch wirklich los und erwachte durch den Knall. Ein anderes Mal fanden sie ihn auf einem Schiffsschrank in der Kajüte eingeschlafen, klagten ängstlich, daß er über Bord gefallen sei, und ermahnten ihn, sich durch Schwimmen zu retten. Augenblicklich ahmte er alle Bewegungen nach, die man beim Schwimmen zu machen pflegt. Sie flüsterten ihm hierauf in das Ohr, daß ein Haifisch ihn verfolge, er möge daher schleunigst untertauchen. Das versuchte er auch und zwar mit solcher Gewalt, daß er vom Schranke stürzte, sich sehr zerschlug und aufwachte. Nach der Landung der Armee zu Louisburg trafen sie ihn in seinem Zelte im Schlaf und durch die Kanonade öfters sehr belästigt. Sie machten ihn daher glauben, er befände sich im Treffen, worauf er große Furcht und eine mächtige Neigung zum Davonlaufen zeigte. Dies verwiesen sie ihm zwar, vermehrten aber zu gleicher Zeit seine Angst, indem sie das Gewinsel der Verwundeten und Sterbenden nachahmten, und wenn er fragte, wer gefallen sei, wie er dies in wirklichen Gefechten oft zu thun pflegte, so nannten sie ihm seine vertrautesten Freunde. Endlich flüsterten sie ihm ins Ohr, daß sein nächster Nebenmann gestürzt sei. Da sprang er vom Lager auf, lief zum Zelte hinaus und ward, indem er über die Zeltstricke fiel, zu gleicher Zeit von seiner Furcht und seinem Traume befreit. Merkwürdig war überdies, daß er nach solchen Anfällen durchaus keine bestimmte Erinnerung von seinen Träumen, sondern nur ein verworrenes Gefühl von Ermüdung oder Gemüthsbeängstigung hatte, und dann zu seinen Freunden zu sagen pflegte, sie müßten ihm wieder irgend einen Possen gespielt haben. (Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth. By John Abercrombie. Glasgow 1830.) 217.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 356. — 22. Dezember 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

Was unsern Verf. anbelangt, so hält er, absehend von den formellen Bestrebungen anderer Philosophen, welche das ganze System der Philosophie gleichsam nur als die Probe für die Richtigkeit der Methode behandelt haben, mit einem von ihm hochverehrten Genius (Oken) die Erkennbarkeit des Wahren als Axiom voraussetzend, ganz unbefangen an dem natürlichen Glauben fest: da der menschliche Geist unleugbar das Bedürfniß hat, zu philosophiren oder die Thatsachen der innern und äußern Erfahrung durch denkende Betrachtung nach ihren letzten Gründen und in ihrem innern Zusammenhange zu begreifen, so besitze er auch die Mittel hierzu in einer gesetzmäßigen Anwendung aller seiner Kräfte und Vermögen, deren Grundformen der Realität entsprechen und deren Gesetze zur Wahrheit und nicht zur Täuschung führen werden. (S. 17, 18.) Auf diese Grundlage wagt er nun (in Friedrichs Munde) den Versuch eines Systems, das freilich, was die Darstellung betrifft, nur allzu bald das Geleise der Popularität, in welchem diese und andere Voraussetzungen gehalten haben, verläßt und, in die Sprache des Schelling'schen Idealismus gekleidet, Denjenigen ängstlich machen muß, der als gewissenhafter Referent dasselbe in einen Auszug weniger bestimmter und treudarstellender Sätze bringen möchte. Inzwischen sei es gewagt!

Unser Philosoph beginnt (S. 22) seine Construction mit dem bekannten: Cogito ergo sum, als höchster und unmittelbar gewisser Thatsache der innern Erfahrung. Dieses Denken steht ihm in nothwendiger Beziehung zu einem Sein, es setzt ein Object voraus, ist mithin ein Wissen, und zwar ein Wissen von einem Sein, ein Bewußtsein. Das Sein, das Wissen, und das Wissen um das Sein, oder die nothwendige Verknüpfung des Denkens mit dem Sein, muß seinen zureichenden Grund haben. Der zureichende Grund des Seins überhaupt aber ist ein Sein, das seinen Grund in sich selbst hat, das Unbedingte, Absolute. Ebenso setzt auch alles Denken und Wissen ein absolutes Wissen, oder ein Wissen voraus, das seinen Grund und Ursprung in sich selbst hat. Der zureichende Grund der nothwendigen Beziehung des Wissens auf das Sein endlich ist der, daß das Wissen ein Sein des Seins (nicht blos an sich, sondern) für sich ist. Dieses Selbstbewußtsein des Absoluten drückt sich in der bekannten Formel A=A ab. Um aber nicht blos an und für sich zu sein, sondern sich selbst auch zu erscheinen, muß das Absolute sich selbst auch zu einem Andern werden und, nach dem logischen Gesetze, daß Alles unterscheidbar sei, sich setzen als A=−A. Ueber dieser Entgegensetzung darf indessen die Identität des A mit sich selbst nicht verloren gehen; es muß, indem es sich als ein Anderes setzt, sich zugleich auch als ein sich selbst Gleiches und im Gegensatze des −A als +A setzen. Aber auch dieser Gegensatz muß (nach dem Gesetze des zureichenden Grundes, der auch für den Widerspruch eine Erklärung und Lösung fodert) zur Einheit zurückgebracht werden, und dies geschieht, indem das A sein + und sein − einander wieder gleichsetzt, zum o indifferenzirt und sich selbst als o, als Indifferenz setzt, indeß jedoch der Gegensatz, nur als versöhnt und zur Einheit gebracht, fortbesteht. So gibt uns der Verf. als Ausdruck der Selbsterscheinung des Absoluten oder des Schöpfungsactes die Formel:

$$A = \overset{+}{\underset{-}{o}} A$$

In der Formel A=A bedeutet nun das eine A das Absolute, das Sein an sich, das andere A die Schöpfung oder das Sein in der Erscheinung; die Copula = hingegen ist der Geist, welcher die Welt Gott gleichsetzt, wodurch Gott sich der Welt als seiner Schöpfung und Offenbarung bewußt ist. Dieser absolutes Sein und absolutes Wissen vereinigende Geist ist die Totalität des Absoluten, und Gott als höchstes, allumfassendes Bewußtsein ist Geist. — Die verschiedenen Seiten des Schöpfungs-A, welches als Reflex des Absoluten nichts Anderes darstellen kann als was in dem Absoluten selbst enthalten ist, erklärt uns Pfizer so: Durch die Schöpfung tritt das Wesen des Absoluten, die Unendlichkeit, in die Erscheinung, d. h., es nimmt bestimmte Richtungen und Dimensionen oder Formen an. Solcher Formen sind nur drei denkbar: 1) die intensive, das + in der Schöpfung, dies ist die Einheit; in dieser Form wird das Unendliche zum Geist, zur Selbstbestimmung, zur Freiheit; 2) die extensive Form, das − in der Schöpfung, dies

ist der Raum; in dieser Form wird das Unendliche zur Materie; 3) die pretensive Form, das o in der Schöpfung; dies ist die Zeit, und in dieser Form wird das Unendliche zu Seele, Kraft, Leben. Sie vereinigt das Absolutintensive, Centrale (Einheit, Punkt) mit dem Absolutextensiven, Peripherischen (Allheit, Raum); in ihr durchdringt sich Geist und Materie, das Höchstlebendige und das Todte, ihr Wesen ist beständiges Entstehen und Vergehen, steter Uebergang von Sein und Nichtsein in einander.

So findet der Verf. in der oben ausgedrückten Formel das Geheimniß der Schöpfung und ihre Grundelemente, den Geist, die Seele und die Materie, und glaubt mit ihrer Hülfe das Universum construiren zu können. (S. 22—30.) Wer nicht die Anwendbarkeit der logischen Gesetze des Denkens auf das Absolute überhaupt leugnet, wird diesen Versuch nicht geradezu der Grübelei oder des Uebermuthes zeihen dürfen. Daß aber der Verf. selbst ihn nicht über Bedenklichkeiten erhaben glaubt, zeigt das zunächst Folgende. Denn jenem inhaltsschweren dritten Briefe setzt des Verf. Wilhelm in einer kurzen Erwiderung einige Erläuterungen bei und einige Zweifel entgegen. Zu den letztern gehört, daß er in diesem Systeme eine originelle Grundanschauung oder Grundidee vermißt; daß es ihn wenig befriedigt zu wissen, daß die Schöpfung die nothwendige Selbsterscheinung Gottes ist; daß diese Vorstellung ihm den einfachen Glauben nicht ersetzt, der die Weltschöpfung als eine freie That der göttlichen Liebe betrachtet und stillschweigend von der Voraussetzung ausgeht, daß ohne Liebe keine Freiheit und ohne Freiheit keine Liebe sei, beide aber, der Philosophie zum Trotz, in der Welt ebenso zur Einheit werden und sich durchdringen sollen, wie sie in Gott von Anbeginn Eins waren, sind und sein werden. Endlich hält er eine solche Deduction des Universums, wie Friedrich sie unternehmen will, geradezu für unmöglich, da es höchst wahrscheinlich sei, daß manche Ringe in der großen Schöpfungskette, manche Sphären der unermeßlichen Weltverwickelung völlig außer unserm Bereiche liegen, und es nie bewiesen werden könne, daß der Planet, den wir bewohnen, und der endliche Geist, der in uns denkt, alle Formen und Stufen des Erschaffenen umfasse, daß mithin hier und da fehlende Mittelglieder dem Schließen der Kette ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen müssen. Da jedoch ohne Zweifel Ein Grundgesetz durch die ganze Schöpfung gehe und die Welt nichts Anderes sei, als ein in Mikrokosmen auseinandergegangener, gegliederter Makrokosmus, so würde Wilhelm es lieber sehen, wenn sein Freund die aufgestellte grundgesetzliche Formel, „welche er in der Mathematik des Absoluten gefunden hat", auf einen einzelnen, positiv bekannten Mikrokosmus anwenden möchte. Und so fodert er ihn denn auf, seine Gedanken über das Wesen des Geistes, Freiheit und Unsterblichkeit, seine Entdeckungen über Natur, Kunst, Religion und Offenbarung, seine Ansicht von der Bestimmung des Menschen und der Menschheit mitzutheilen. (S. 31—36.)

Friedrichs Erwiderung (fünfter Brief) beginnt mit Widerlegung der einzelnen Einwendungen Wilhelms. Was dieser an Kant, Fichte, Schelling und Hegel als das Originelle herausgehoben (S. 31), erscheint ihm gerade als die sterbliche Seite ihres Systems, und Friedrich findet sich durch den Vorwurf, daß es ihm an einem originellen Grundgedanken fehle, eher geschmeichelt als gedemüthigt, dagegen findet er sein System nicht im Widerspruch mit der Liebe. Denn auf dem Punkte, wo Liebe und Freiheit zusammenfallen, ist mit Beiden auch die Nothwendigkeit (oder die Wahrheit) Eins geworden, und an die Vorstellung: Gott hat die Welt erschaffen, um seiner bewußt zu werden, schließen sich auch noch andere Betrachtungsweisen an, deren Resultat ist: Gott hat die Welt um der Freiheit willen erschaffen, und Gott hat die Welt um der Liebe willen erschaffen. Die Nothwendigkeit einer Weltschöpfung ist auch nicht, wie Wilhelm meint, eine Schranke des Absoluten, ein Fatum für die freie Gottheit. „Gott kann freilich, um ganz Gott zu sein, der Welt nicht entbehren, aber er ist darum nicht abhängiger von ihr als der Geist des Menschen von seinem Selbstbewußtsein oder von seinen Gedanken". Friedrich eilt sodann, das Verlangen des Freundes vor Allem in Beziehung auf die wichtigste Materie der Philosophie, die Freiheit, zu befriedigen. (S. 37—40.)

Weil Sein und Wissen — so ungefähr argumentirt er — nothwendig verbunden sind, muß auch die Schöpfung gleich ewig mit Gott und von Ewigkeit her ihm coexistent sein; der Schöpfungsact dauert unaufhörlich fort, er wiederholt sich in jedem Punkt des Raums wie in jedem Moment der Zeit, daher kann man nirgends auf eine absolut letzte empirische Ursache stoßen, nirgends in der Erfahrung einen Punkt aufzeigen, wo das Unendliche ins Endliche getreten wäre. Es liegt in der Bestimmung der Schöpfung als Selbsterscheinung des Absoluten, daß sie nie gänzlich ins Absolute zurückkehrt, weil eben damit das Selbstbewußtsein Gottes aufhören würde. Daraus erklärt sich die Existenz des Mangelhaften und des Bösen in der Schöpfung; es ist der nothwendige Grund (die Basis) des Vollkommenen und des Guten; wäre das Erschaffene ganz vollkommen, so hörte es auch auf, endlich zu sein, und wäre selbst zum Absoluten geworden. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Entwickelung des Guten aus dem Bösen in einer endlos fortschreitenden Annäherung bestände, und Gott also mit Dem, was er eigentlich wolle, niemals ganz fertig werden könne. Gott kommt vielmehr in jedem Moment zur vollständigen Erscheinung, er wird und ist zugleich ewig; die Gegensätze der Welt treten ewig auseinander und vereinigen sich ewig wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinere deutsche politische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 356.)

5. Wie aus dem nur eben Gesagten erhellt, theilt der Verf. der Schrift: „Andeutungen über die politische Richtung, welche Preußen nehmen muß", diesem Staate allein die wichtige Rolle

zu, Deutschland nach Außen zur politischen Einheit zu erheben, ohne nur daran zu denken, daß es auch ein Oestreich, einen Staat von beinahe 33 Millionen Menschen gibt, der im hohen Rathe der deutschen Fürsten ein gewichtiges Wort zu sprechen hat. Daran allerdings hat der Verf. des Artikels: „Deutschlands politisches und moralisches Interesse" in den „Beiträgen zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten" sehr wohl gedacht. Allein man höre, wie er die unvereinbaren Ansprüche Preußens und Oestreichs auf die Hegemonie in Deutschland, Ansprüche, die nur aus höhern europäischen Rücksichten scheinbar schweigen, zu vereinigen glaubt, wenn es nämlich nach — ihm ginge! Oestreich soll die Protection des Bundes haben. „Diese Protection bestehe: a) in Vereinigung der Handelsinteressen; b) in Vereinigung und wechselseitiger Freiheit der Fluß- und Meeresschifffahrt; c) in wechselseitigem Beistande bei Nationalkriegen zu See und Land; d) in wechselseitiger Sicherung der Privatinteressen der Unterthanen in Rechtsfällen, Auswanderung und Ansässigmachung". Alle diese Merkmale sind aber keine solchen, die ein Protectorat, wenn man die Geschichte fragt (und welche andere Lehrmeisterin gibt es in politischen Dingen?), constituiren. Was der Verf. von Oestreich fodert, damit es dieses undankbare Protectorat übernehme, sind größtentheils Dinge, die seinem Sonderinteresse (in Oestreich das Interesse aller Staatsbürger!) widerstreben. Handelsfreiheit, Freiheit der Fluß- und Meeresschifffahrt ist es nicht, was dem allgemeinen östreichischen Handelsinteresse, das seit der Continentalsperre ganz andern Grundsätzen huldigt als der Handelsfreiheit, auf irgend eine Weise jetzt zusagen kann. Was bedeutet ferner der so leicht ausgesprochene, aber so inhaltsschwere Ausdruck: „wechselseitiger Beistand bei Nationalkriegen"? Was ist dem Deutschen, was ist dem Oestreicher Nationalkrieg? Die Antwort ist so verschieden wie die Nationalität der Deutschen (Baiern, Würtemberger, Sachsen ꝛc.) einerseits, und der Oestreicher im strengen Sinne, der Böhmen, Gallizier, Ungarn, Italiener ꝛc. andererseits. Was gibt es in allen Punkten, die der Verf. dem Protectorate Oestreichs zuschreibt, das nicht ebenso gut ohne Protectorat, und nicht bei weitem besser durch einen Vertrag zwischen dem deutschen Bund und Oestreich zu erreichen wäre. Denn man muß entweder die Thatsachen leugnen, oder man muß zugeben, daß Preußen und Oestreich als europäische Großmächte dem deutschen Bunde nur insofern angehören, als es mit ihrer hohen Stellung oder ihren Sonderinteressen vereinbar ist. Man höre aber weiter, was der Verf. neben dieses seltsame Protectorat hinstellt, damit Deutschland eins und kräftig sei! Preußen soll nämlich, trotz des Protectorats Oestreichs, die „eigentliche Oberleitung des deutschen Bundes" haben. Das heißt, Deutschland soll preußisch werden, und Oestreich zusehen, wie es preußisch wird, — o sancta simplicitas! Und was versteht der Verf. Alles unter der Oberleitung Preußens? Es erhielte 1) die Befugniß, den Bundesstaat (doch wol Staatenbund!) Deutschland gegen Außen zu repräsentiren (d. h. Preußen soll im Rathe Europas Preußen + Deutschland sein?); 2) das Präsidium auf dem Bundestage (natürlich, Oestreich, das es rechtlich hat, das es kraft bindender Völkerverträge besitzt, dem man es als Entschädigung für die deutsche Kaiserwürde — gewiß kein geringes Ding! — nothgedrungen zuerkannt hat, soll hinauswandern vor die Thüre und zusehen, wie Andere die Oberleitung führen, die es hat, und sich begnügen mit dem erbärmlichsten nominellen Protectorat, das jemals ausgeheckt worden ist!); 3) die Inspection der Militairmacht (einen Inspector lasse ich gelten, der wie der Censor Cato nichts als seine Tugend besitzt, aber ein Inspector, der mit 200,000 Bajonetten im Rückhalt inspicirt, ist mindestens ein curioser Inspector); 4) die Verwaltung der Bundescasse (wo ist sie, die Bundescasse? will sie der Verf. vielleicht schaffen? Oder wer soll sie schaffen? die ohnehin schon überbelasteten Völker? Und wenn diese sie dennoch schaffen, warum soll Preußen sie verwalten? warum nicht ein Ausschuß sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes? Ach, vielleicht verstehen Die nichts von Finanzverwaltung!); 5) die Vollziehung der Bundesbeschlüsse (nichts kann logischer sein; nachdem Preußen als Repräsentant, als Präsident, als Inspicient, als Cassenverwalter des deutschen Bundes die Bundestagsbeschlüsse dictirt, soll es sie auch vollziehen!); 6) die Handhabung der Einrichtungen des deutschen Bundes, als: der Mauth, der Handelsconsulate, der Festungen, der Flotte, der gemeinschaftlichen Straßen und Canäle, der äußern Grenzen, der Handelsverträge (mit andern Worten: Alles, was sich als Nationalkraft und Macht darstellt, das soll Preußen in die Hände gespielt werden!); 7) Anführung der Heere (man merke wohl, der Heere, nicht des Bundesheeres, also eine militairische Suprematie im eigentlichsten, strengsten Sinne des Wortes!). Kurz sowie der Verf. die Oberleitung des deutschen Bundes durch Preußen verlangt, ist eine Dictatur statuirt, die sich von der des Imperator Augustus nur durch geringere, von der Napoleons nur durch dichtere Verschleierung unterscheiden würde. Daran denkt aber, die wünscht weder Preußen noch Deutschland. Seltsam genug, daß derselbe Verf., der Preußen diese überwältigende Stellung zutheilt, selbst sagt: „Kann man den öffentlichen Blättern und den Stimmen Einzelner glauben (und warum sollte man das nicht?), so ist Preußen lieber russisch und die Rheinlande lieber französisch als deutsch. Ja, es gibt sogar ein Preußenthum, wie es ein Deutschthum gibt. Gebt Acht, ihr Deutsche, sie erfinden auch noch eine preußische Sprache". Ferner: „Das Preußenthum ist eine mit Luft, Eigendünkel und Ueberhebung angefüllte Blase". Gott behüte uns vor Blasen, die gab es genug seit Law's Mississippicompagnie und gewissen Versprechungen! Wir gestehen, daß wir der Zusammensetzung des deutschen Bundes, wie sie der Verf. will, diejenige, welche jetzt besteht, bei weitem vorziehen. Wir wünschen weder, daß Preußen, noch, daß sich Oestreich in eine falsche Rolle hineinziehen lasse. Falsch wäre offenbar die Rolle jeder dieser Mächte, wenn sie, statt sich an den deutschen Bund anzulehnen, diesen sich, sei es als „Protector" oder als „oberleitende Macht des Bundes", unterwerfen wollte, denn die Harmonie Oestreichs, Preußens und des übrigen Deutschlands, welche allein den Weltfrieden aufrechtzuerhalten im Stande ist, wäre dadurch gestört. Es mag allerdings Leute geben, die den Weltfrieden für kein so hohes Gut halten, als wir es thun, genug, daß ihn die Männer, welche am Steuerruder der Ereignisse sitzen, als ein solches ehren und lieber einige verrostete Legitimitätsbegriffe zum Opfer bringen als einen Weltkrieg entzünden, dessen Ende Niemand abzusehen vermöchte, der mehr Throne stürzen als erhalten dürfte!

6. Ein redlich gemeintes, in frommem christlichem Sinne geschriebenes Büchelchen. Nein, hochwürdiger Herr: „die Freimüthigkeit, womit Sie sich ausgesprochen haben, wird Ihnen weder als Ultraliberalität noch als Aufregungssucht" gedeutet werden. So sehr wir hierin der Wahrheit huldigen, so sehr würden wir uns aber zugleich von derselben entfernen, wenn wir behaupten wollten, daß in dem Buche irgend eine neue Ansicht, irgend eine scharfsinnige Analyse der Gegenwart, irgend eine kühne Andeutung der Zukunft enthalten sei. Kurz, es ist ein Buch, das Demjenigen, der die Sybillenmahnung der Gegenwart zu deuten Lust und Kraft hat, keinen neuen Fingerzeig, wohl aber allen Predigern, die von der Kanzel herab über Welt, Volk und Staat zu sprechen Beruf fühlen, Stoff genug gibt, um es auf eine würdige, nicht in Schlaf lullende Weise zu thun.

7. Bevor wir diese akademische Schrift des Doctor Zentner, dem die Universität Freiburg wegen seiner Schrift: „Das Geschworenengericht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren", durch einstimmigen Beschluß die Doctorwürde zuerkannt hat, zur Hand nahmen, wäre es uns wol nie eingefallen, die Frage aufzuwerfen: Was erwartet das constitutionnelle Leben von dem Juristen? Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es von selbst einleuchtet, daß es von dem Juristen Dasselbe erheischt als von allen übrigen Staatsbürgern, nämlich rege, ungetheilte, herzlicht, feste, aufopfernde Anschlie-

sung, und im Nothfall die Vertheidigung, die in eines Jeden Kräften steht, es werden nach Gestalt der Sachen physische oder geistige erfodert. Ebenso wenig wären wir auf die Frage verfallen: was hat der Juristenstand von dem constitutionnellen Leben zu erwarten? weil sich die Beantwortung derselben auch dem schlichtesten Verstande von selbst aufdringt, nämlich, daß er von dem constitutionnellen Leben das ganz Gleiche zu hoffen hat wie alle übrigen Staatsbürger: Sicherung seiner Rechte, ungehemmte Ausübung seiner Pflichten, persönliche, bürgerliche, religiöse, politische Freiheit! Was sonst den Juristen, namentlich den Advokaten, schroff trennt von den übrigen Ständen, das wird nicht das constitutionnelle Leben, das muß er selbst einreißen. Auch unter einem Tyrannen wird der Advokat oder Richter allgemeine Achtung genießen, der das bedrängte Recht in Schutz nimmt, der sich weder durch Willkür übermeistern noch durch Habsucht bestechen läßt. Wo das Volk, gleichviel ob unter einer oder ob unter keiner Constitution, den Advokatenstand haßt, ist es dessen eigne Schuld, und wo es denselben ehrt und liebt, ist es dessen eignes Verdienst. Das constitutionnelle Leben an sich gibt dem Advokatenstande ebenso wenig mehr Achtung, als es die vermindert, die er bereits besitzt. Die Kunst wird nur durch die Künstler gehoben, geht nur durch die Künstler unter.

8. Indem wir diese Schrift den vorhergehenden Producten anreihen, steigen wir plötzlich aus dem Reiche der Träume, Wünsche, Hoffnungen, Selbsttäuschungen, in die nüchterne Wirklichkeit, in das Reich der Thatsachen herab. Der Verf. weist nach, daß das Herzogthum Schleswig, ehemals Südjütland genannt, von seiner ersten Entstehung an bis zum Jahre 1658 als ein Theil von Dänemark, nicht blos der Lehensherrlichkeit, sondern auch der Hoheit des dänischen Reiches unterworfen war. In dem gedachten Jahre verzichtete König Friedrich III. für sich, seine Nachfolger und die Stände der Krone Dänemark im roskilder Frieden und dem kopenhagener Vergleich auf alle Ansprüche an das Herzogthum Schleswig fürstlichen Antheils, so lange das herzogliche Geschlecht es regiere. Aber schon 1713 ließ Friedrich IV. die herzoglichen Lande occupiren, und im fredriksberger Frieden 1720 wurde ihm von den vermittelnden Mächten der ewige Besitz des ganzen Herzogthums Schleswig garantirt. Dadurch wurde Schleswig nicht blos in politischer Beziehung, sondern auch hinsichtlich der Rechtspflege und Verwaltung gänzlich von Holstein getrennt. Die in der lex regia dem Könige beigelegte Souverainetät arregirte derselbe sich nun auch über Schleswig. Die alte landständische Verfassung der Herzogthümer war zur Zeit, als Schleswig mit Dänemark vereinigt worden, bereits untergegangen. Nur die Prälaten und die Ritterschaft hatten ein gewisses Repräsentationsrecht bewahrt, für die Städte war es ganz verloren gegangen, und auch jenen nahm man das in den alten Privilegien enthaltene Steuerbewilligungsrecht. Nach Auflösung des deutschen Reiches vereinigte der König von Dänemark durch das Patent vom 9. November 1806 seine deutschen Reichslande (Holstein, Pinneberg, Ranzau, Altona) mit der dänischen Monarchie als einen völlig ungetrennten Bestandtheil derselben. Mit der Trennung vom deutschen Reichskörper wurden die deutschen Reichsgrundgesetze außer Kraft gesetzt, und an die Stelle der Reichsstaatsgewalt und der durch selbige beschränkten herzoglichen Landeshoheit, wie solche in den Reichsgrundgesetzen festgesetzt war, trat die unumschränkte Gewalt des Königs v. Dänemark. Diese Vereinigung Holsteins mit der dänischen Monarchie ist durch den späterhin erfolgten Beitritt des Königs zum deutschen Bunde wegen Holsteins nicht aufgehoben worden. Denn die Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Dänemark ist eine Realunion, sie sind durch die Grundverfassung unzertrennlich verbunden, in jenem sowie in diesem herrscht die lex regia. Daraus folgert der Verf.: 1) Die Organisation einer ständischen Verfassung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein mit dem Rechte der Mitaufsicht über den Staatshaushalt, der Steuerbewilligung und der Theilnahme an der Gesetzgebung ist mit der Einheit und Untheilbarkeit des (dänischen) Staates unverträglich. 2) Sollte die Einführung einer Repräsentativverfassung rathsam befunden werden, so können den Landständen nur solche Befugnisse beigelegt werden, welche nach allgemeinen Staatsrechtsprincipien Provinzialständen zukommen können, und wobei die Einheit des Staates stehen bleibt. — Allein die Gründe, auf welchen des Verf. Schlußfolgen hauptsächlich beruhen, sind nicht richtig. Nicht der König von Dänemark ist Mitglied des deutschen Bundes, sondern der Herzog von Holstein; ebenso wenig als der König von Ungarn ein Mitglied des deutschen Bundes ist, wiewol er zu gleicher Zeit König, Erzherzog, Herzog, Markgraf, gefürsteter Graf von Habern ist, die wesentlich zu Deutschland gehören. Das Herzogthum Holstein unterliegt daher dem allgemeinen deutschen Bundesrechte, und die Thatsache, daß der König von Dänemark im Jahre 1806 es als einen integrirenden Theil diesem Reich einzuverleiben beliebt hat, ändert daran nicht das Mindeste. Im Gegentheile ist der König von Dänemark als Herzog von Holstein und Mitglied des deutschen Bundes verpflichtet, die Bundesacte unverbrüchlich zu halten. Es ist folglich unmöglich, daß der 13. Artikel der Bundesacte auf Holstein völlige Anwendung nicht erleiden könne, denn die grundgesetzlichen Bestimmungen des deutschen Bundes hängen nicht im Mindesten von der staatsrechtlichen Verbindung Holsteins mit Dänemark ab.

9. Aus allen Schriften, die wir soeben angezeigt haben, läßt sich die Bestätigung entnehmen, daß die Wünsche des aufgeklärten Theils der Nation auf repräsentative Verfassungen, auf Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit gerichtet sind. Das darin etwas Großartiges und Tiefbewegtes liege, wird Jedermann glauben; allein da kommt der Geist, der verneint, der Verf. nämlich der „Paradoxen der Zeit", und spricht kalt und trotzig aus, unsere Zeit sei weder großartig noch tief bewegt, sondern vielmehr gar sehr gemein und oberflächlich; der denkende Geist finde sich bei keiner ihrer Entwickelungen erbaut, gehoben, in Bewunderung gesetzt; sie sei flau und bornirt, wetterwendig, charakterlos; sie lasse wenig Gutes, wenig Mannbares, wenig Selbstständiges blicken; von edler Selbstüberwindung, von großmüthiger Entsagung zeigt sie keine Spur; zuweilen gleiche sie einem ungebändigten Rosse, das zu seiner Leitung des Gebisses und der Zügel noch gar wohl bedarf. Dies sucht er durch einige aus ihr entnommene Sonderbarkeiten zu beweisen, die allerdings auffallend genug sind, um Paradoxen genannt zu werden, und im Lesen die Unterhaltung, die der Verf. wol auch hauptsächlich mitbeabsichtigt haben mag, in reichem Maße gewähren. Um die Darstellungsweise des Verf. unsern Lesern klar zu machen, heben wir Folgendes aus: „Das Selbstinteresse und Eifer für Geldersparung. — Bei den jüngsten Unruhen in den verschiedenen Städten Deutschlands wurden unter Andern auch üble Verwaltung des Communalvermögens und drückende, von Seite der magistratischen Behörden veranlaßte Auflagen als Grund angegeben, welche das Volk in die Nothwendigkeit versetzen, laute Klagen zu erheben und mit Gewalt sich Recht zu verschaffen. In diesem Handel nun, wo es vorzüglich um gewissenhafte Verwendung und Verrechnung der Einnahmen, um Verminderung der öffentlichen Auflagen und um Schonung des städtischen Aerars zu thun war, haben die für ihr Interesse Begeisterten (ach, Herr Paradoxen-Parforcejäger! für ihr Interesse waren die Leute nicht begeistert, sie waren nur entrüstet gegen Junkerthum, Patriciat und Polizeigrobheit) Polizei ihrer Fürsten verbrannt, Polizeigebäude niedergerissen, Rathhäuser zerstört, Laternen zerschmettert, Straßenpflaster aufgerissen, öffentliche Anlagen verwüstet und dadurch zur Wiederherstellung des Verdorbenen dem Lande ungeheure Kosten verursacht, sich somit selbst wieder neue Lasten aufgebürdet". Den fürstlichen Paradoxen schweigt der Verf., um so stärker spricht er dagegen dem „Eremit", dem „Canonischen Wächter", den Dr. Stephani ꝛc. mit.

W.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 357. — 23. Dezember 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Von diesen nothwendigen Gegensätzen der Schöpfung ist nun der bedeutendste und höchste der der Freiheit und Nothwendigkeit. Jene, das Vermögen, sich selbst Zwecke zu setzen und zwischen Gutem und Bösem (nothwendigen und allgemeinen, oder willkürlichen und selbstsüchtigen Zwecken) zu wählen, erscheint als Eigenthum des Geistes (der freien Einheit); ihr Begriff widerstrebt Anfangs der reinen Speculation, der die Nothwendigkeit homogener ist; aber durch Gefühl und Gewissen zu ihrer Anerkennung gezwungen, erhebt sich der Geist auf den ethischen Standpunkt und erkennt nun die Schöpfung als das freie und um der Freiheit willen erschaffene Werk der göttlichen Allmacht, deren Endzweck in die Realisirung der Freiheit und Sittlichkeit zu setzen ist.

Der unterscheidende Charakter der Freiheit ist Negation der Nothwendigkeit, woraus der Verf. folgert, daß das freie Handeln selbst nicht der Nothwendigkeit bestimmter Gesetze und Regeln unterworfen werden kann und es keine systematische Sittenlehre gibt. Da aber die ganze Schöpfung nichts Anderes ist als die unendliche Vermittelung aller Gegensätze, so müssen auch Freiheit und Nothwendigkeit in der Welt zur Einheit gebracht werden. Die Freiheit, absolut genommen, ist sowol Negation der Naturnothwendigkeit als auch fremder Freiheit. Der letztere Gegensatz wird äußerlich durch das Recht, innerlich durch die Tugend gelöst. Die Collision der Freiheit mit der Nothwendigkeit aber wird äußerlich gelöst durch Weltordnung und Schicksal, innerlich durch Sittlichkeit und Heiligung des Willens. Gegenüber von der Weltordnung ist nur die innere Absicht eigentlich frei, niemals die äußere That. Alle Störung der Weltordnung durch Menschenwillkür ist nur Schein; die Sünde aber lügt nur höhere Freiheit und liefert den Abtrünnigen um so sicherer der Nothwendigkeit aus. Die Nothwendigkeit siegt namentlich auch in der Geschichte immer auf dem einen oder dem andern Wege, was der Verf. an Beispielen deutlich macht. Der Wille Gottes ist der Bildungstrieb des Universums, und diese Nothwendigkeit erstreckt sich nicht blos auf die Menschheit, sondern auch auf die Natur. Jahrtausende brauchte die Erde zu ihrer Gestaltung, bis sie sich in ihrem geistigen Organ, der Menschheit, concentriren konnte. Ist auch auf dieser höchsten Stufe die, nicht in endloser Annäherung zur Vollkommenheit, sondern in ewigem Kreislauf an Völkern und Geschlechtern sich vollendende Entwickelung vollbracht, dann beginnt die zurücklaufende Zerstörung vom Menschen an durch alle Kreise der Natur hinab, bis aus der vollendeten Auflösung eine neue Welt hervorkeimt. Was den Einzelnen betrifft, so ist die echte und einzige Sittlichkeit, das Nothwendige mit Freiheit wollen und vollbringen. Zweck und Wille Gottes in der Weltschöpfung ist das intensivste Sein; daher sich denn auch als höchste Bestimmung des sittlichen Menschen aussprechen läßt: zu sein und thätig zu sein, nicht auf eine feindselige, verneinende Art, durch Beschränkung und Unterdrückung fremder Freiheit, sondern in Harmonie mit derselben, wie mit allem wahrhaft Existirenden, durch Anerkennung, Förderung und Belebung. (S. 40—50.)

Wilhelm (im sechsten Briefe) findet das Resultat von Friedrichs philosophischer Kosmogonie, daß die Welt um Gottes willen unvollkommen sein und ihre Seligkeit um der seinen willen jeden Augenblick vernichtet werden müsse, trostlos. Er glaubt die Annahme eines endlosen Fortschrittes der Welt zur Vollkommenheit vertheidigen zu müssen; er findet in der Ansicht, daß die Welt blos das Denken Gottes sei, keinen Raum für Religion und Liebe, und nach jener Vorstellung Gott selbst höchst arm. Erst der Gedanke gibt ihm eine lebendige, göttliche Vorstellung von Gott, daß er fodert, die Welt, der Mensch sollen selbst sich zu Gott machen, statt daß Er sie dazu macht. Auch Friedrichs Freiheit scheint ihm nichts Anderes als eine verkleidete Nothwendigkeit, eine Selbsttäuschung des Hochmuths, der aus der Noth eine Tugend macht, nicht jene Freiheit, die mit der Liebe eins und dasselbe ist. Wilhelm verlangt überhaupt eine Philosophie, die nicht nimmt, sondern gibt und sichert. Bis jetzt aber hat sie ihm Freiheit und Unsterblichkeit so gut wie ganz, und von Gott wenigstens die Persönlichkeit und Liebe genommen. Sie flößt weder Stärke noch Glauben ein, und er begreift es, wie mehr als ein berühmter Philosoph in Stunden der Trübsal den theilnahmlosen, heidnischen Götzen seines Systems vergessen kann, um in heißen Gebeten den erbarmenden Gott der Christen anzurufen. (S. 51—57.)

Friedrich verwahrt sich sofort (im siebenten Briefe) gegen die Misdeutung, als ob er eine Wiederauflösung der Welt in Gott auf dem jedesmaligen Punkte ihrer Vollendung annähme, und den Schöpfer der Welt als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer dargestellt hätte. Er erkennt ferner, trotz der Kluft, welche die Schöpfung von dem Schöpfer trennt, sowol das Schöpfungsganze als die einzelnen Geschöpfe nach ihrem Werth und ihrer Geltung an. Dem Menschen gehört Verstand und Wille, aber das Gemüth ist derjenige Theil der Seele, von wo er unmittelbar mit dem Universum und mit Gott zusammenhängt. Hier ist die Quelle aller Religion, welche nichts Anderes ist als die im Gemüth empfundene Einheit mit Gott, und hier begegnen wir der ewigen Natur des Geistes, dessen Unsterblichkeit nicht erst jenseits des Grabes beginnt, sondern schon in diesem Leben oder nirgends zu finden ist. Liebe von unserer Seite ist das Streben, jenes Gefühl der Einheit mit Gott bei sich zu erwecken und zu erhalten, das Aufgeben der engen Persönlichkeit um Gottes willen; die freudige Rückkehr aus der sündhaften Selbstsucht der Individualität zum Wesenall; Liebe von Gottes Seite thut sich daran kund, daß er die Annäherung des Unvollkommenen, der Welt an ihn duldet, und das ewig erneute Opfer ihrer Selbstheit annimmt und fodert, um sie theilhaftig werden zu lassen seiner unendlichen Fülle und Seligkeit. (S. 58—62.)

Im Verfolge des Briefes bekämpft nun Friedrich den gemeinen, von ihm S. 64—66 bitter aber geistvoll verspotteten Begriff der Unsterblichkeit, mit dem nach seiner Meinung allein philosophischen Begriffe der Ewigkeit. Für die Philosophie ist Unsterblichkeit im buchstäblichen Sinne nur da vorhanden, wo es unsterbliche Organisationen gibt, als deren Surrogat wir hier auf Erden die Fortpflanzung haben. Er schließt mit dem fast ironischen Troste, daß auf andern Weltkörpern ein anderes Gesetz des Lebens gelten, und die Partikel des Weltgeistes, die hienieden einen vergänglichen Leib beseelt, nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Allgeiste sich auch wieder von diesem trennen könne, um auf der Sonne oder einem glücklichern Planeten einen unsterblichen Leib zu bewohnen, bei welcher Gelegenheit ja auch die Rückerinnerung an die einst so geliebte, irdische Heimath wieder aufdämmern werde! (S. 62—68.)

Ernstlicher nimmt es der in Wilhelm verwandelte Verfasser mit der Unsterblichkeit im achten Briefe. Je vollkommener die Welt ist, desto mehr wird Gott in ihr verherrlicht, und darum schuf er, als freie Genossen seiner Seligkeit, Geister, denen er die Fortsetzung und Vollendung seiner Schöpfung anvertraut. Die Individualität dieser Geister hofft Wilhelm selbst auf dem speculativen Standpunkte zu retten. Die Einheit ist (selbst nach Friedrich) das unentäußerliche Wesen des Geistes. Hieraus folgert er, daß die zahllosen Geisterindividuen der Schöpfung, wenn auch sich unbewußt, in ihrer Vielheit doch nur Eins sind, indem der, von Gott als Abbild seiner intensiven Unendlichkeit erschaffene Geist bei aller scheinbaren Zersplitterung doch immer ein Ungetheiltes und Einfaches bleiben muß, wie sein Gegensatz, die Materie, bei aller Massenanhäufung, doch ihre wesentlichste Eigenschaft, die Theilbarkeit und Vielheit, nie verliert. Aber jener Geist geht, wo nur immer die Bedingungen seiner Sichtbarwerdung gegeben sind, jeden Augenblick besondere Vereinbungen mit der Materie ein. (So erklärt der Verf. die Zeugung auf geistigem und doch nicht übernatürlichem Wege.) Kommt es aber wieder zur Trennnng des Geistes vom Körper, so ist ihm sein individueller Fortbestand zunächst durch das mit ihm verbundene psychische Princip, die Seele, gesichert; aber selbst nach seiner in höchster Vollendung erfolgenden Vereinigung mit dem Allgeist und der Wiederaufnahme in das Centralbewußtsein bleibt das Individuum nach seinem ewigen Gehalte unverloren, und könnte selbst seinen ehemaligen Körper als seelische Erscheinungsform wieder erhalten (Auferstehung). Selbst eine wirkliche Seelenwanderung ließe sich denken, sodaß die Seele des Menschen, indem sie auf unserm Planeten zu wirken aufhört, z. B. in der Sonne wieder erschiene, und ein Geist, der dies seine Bestimmung erfüllt hat, bei uns in die irdische Laufbahn einträte. Wenigstens haben die Pantheisten doch einen gar zu ungöttlichen Begriff von Gott, die uns schon nach den Armseligkeiten dieses planetarischen Lebens mit Haut und Haar in Gott hinüberfahren lassen. (S. 69—73.)

(Der Beschluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

Schöne Literatur.

1. Jacqueline of Holland, a historical tale. By Thomas Colley Grattan. 3 Bände. London, 1831.

Schön und unglücklich, aber dem gestalten Schicksale vollendeten Heldenmuth entgegensetzend, ist Jacqueline von Holland ein Charakter, wie man ihn für einen Roman nur wünschen kann. Der Verf. war in der Wahl des Schauplatzes ebenso glücklich als in der seiner Heldin. Er ist in Holland vollkommen zu Hause und gibt seiner Schilderung eine Wahrscheinlichkeit, die hervorzubringen nur der wirklichen Kenntniß möglich ist. Sollte dieser Roman je in die deutsche Sprache übersetzt werden, so dürften die Benennungen Kabbliejaws und Hoeks den Liebhabern der Romanlecture bald ebenso bekannt sein wie die Namen der in Cooper's „Letztem Mohikan" vorkommenden indianischen Stämme. Wer waren aber die Kabbliejaws und Hoeks? Der Verf. möge selbst sprechen: „Während der Streitigkeiten zwischen Margarethe von Baiern, Gräfin von Holland, und ihrem Sohne Wilhelm, dem Großoheim Jacquelinens (1350), fanden sich verschiedene ihrer gegenseitigen Anhänger bei einem Mahle zusammen, und es entstand ein lächerlicher Streit über die Frage: ob man sagen könne, daß der Hoek (die Fischangel) den Kabbliejaw (den Stockfisch) fange, oder umgekehrt. Ein ernster Kampf war die Folge des Gezänkes, die beiden Parteien legten sich gegenseitig die Namen des ursprünglichen Gegenstandes des Wortwechsels bei, Abzeichen wurden getragen, und die ganze Bevölkerung zerfiel für ein Jahrhundert lang in zwei feindliche politische Secten". Zu tadeln ist an dem Roman, daß der Verf. den Fehler Walter Scott's, zu viel zu beschreiben, in einem riesigen Maßstabe begangen hat.

2. The club-book: being original tales etc. Edited by the author of „The Dominie's legacy". 3 Bände. London, 1831.

Eine Sammlung von Erzählungen von verschiedenem Werthe. Die seltsamste darunter ist „The sleepless woman".

Die Idee ist folgende. Der Baron Adolf von Launnaye vermählt sich mit der reizenden Clotilde von Surville. In der Brautnacht träumt er, daß die Sonne plötzlich in das Gemach scheine. Er erwacht von dem Schimmer, und siehe da, die strahlenden Augen seiner jungen Gattin ruhen auf ihm mit liebevoller Zärtlichkeit. Er wacht mit ihr bis zum Morgen. Die Nacht kam, und abermals ward Adolf durch die Sonnenaugen Clotildens aus dem Schlummer geweckt. So ging es auch die dritte Nacht, das war zu viel, und er fragte, ob sie denn niemals schliefe? „Schlafen", erwiderte Clotilde, „eine aus meinem edeln Stamme schlafen! Niemals!" — „Sie schläft niemals!" rief Adolf aus und begrub sein Haupt vor Schauder und Erschöpfung in den Kissen. Clotilde blieb schön, und ihre Augen strahlten fort wie die Sonne, er aber wurde von Tag zu Tag blässer und kränker. In einem Anfalle von Verzweiflung stürzte er sich endlich in das Wasser.

8. Unimore: a dream of the Highlands. By Professor *Wilson*.

„The isle of the palms" und „The city of the plague" haben bereits dem Verf. verdienten Ruhm erworben. Die schönen Verse in dem ersten Gedichte:

Oh many are the beauteous isles
Unknown to human eye,
That sleeping with the ocean-smiles
In happy silence lie.
The ship may pass them in the night,
Nor the sailors know what a lovely sight
Is resting on the main.

reichen fast allein schon hin, um eine Idee von dem lieblichen Dichtertalente zu bekommen, womit die Natur den Prof. Wilson begabt hat. „Unimore" ist den beiden eben genannten Gedichten in jeder Beziehung an Schönheit gleich. Wilson's vorzüglichste Stärke besteht darin, daß er die Schönheit der Natur mit menschlicher Liebe identificirt und sie durch menschlichen Schmerz heiligt. Folgende Schilderung des Grams einer Mutter um ihren abwesenden Sohn, über dessen Schicksal sie in Ungewißheit schwebt, ist von ergreifender Innigkeit:

Then came long years of hope, of dismal hope,
Dying one day, and on another bright
As madness; for imagination dreams
Of wild impossibilities, and love
Will borrow for a time the eagle's wings
To sweep the isles and rocks, and finding not
What she seeks there, the long-lost beautiful,
Goes down into the caverns of the sea,
Commanding them to render up their dead.
So fared it with this lady — and a ship
Sometime she saw come sailing up the loch,
And call'd on all the castle to behold
Her Unimore's return. Then with a smile
Pressing her pale head on her forehead wan,
Of God she asked forgiveness, and knelt down
Into a sobbing prayer.

Sommer: —

The woods have burst
Into their full effulgence: all the glens
With green light overflow; the heather-bloom,
Anticipating autumn, purples faint
The moors and mountains; in the forest-chase
Never in such deep herbage dipped their hoofs
The red-deer, nor the goats along the cliffs
On such profusion of wild flowerage browsed,
Fed by night-rain not heavier than the dew;
Enlivening all the river'd solitudes,
Steep waterfalls, for ever musical,
Keep dinning on; the hunter on the hill,
In some short pause of pastime underneath
The cliff, cheer'd as he listens unawares
Far off the hollow noise; the eagle's self
Along with his wild bark had ne'er been seen
Floating aloft so frequent, in wide rings
Seeking the sun as he would circle it;
For never in the memory of man
Had reign'd so many blue days without break,
O'er the still vastness of the unclouded sky.

Das ist Poesie!

5. The history of english dramatic poetry to the time of Shakspeare, and annals of the stage to the restauration. By *J. Payne Collier*. 3 Bände. London, 1831.

Der Verf. dieses reichhaltigen und für Jeden, der die ältere dramatische Poesie der Engländer genauer, als es bisher möglich war, kennen lernen will, unentbehrlichen Werkes gibt über das Entstehen desselben selbst folgende Nachricht: „Als ich vor ungefähr 20 Jahren meine Forschungen begann, wurde ich von allen Seiten durch Leute entmuthigt, die sich einbildeten, daß Malone, Stevens, Reed und Chalmers diesen Gegenstand bereits gänzlich erschöpft und folglich mir kaum eine Nachlese übriggelassen hätten. Da ich jedoch wußte, wie viele Lücken zu ergänzen seien, so fuhr ich in Sammlung der Materialien beharrlich fort. Ich erhielt Zutritt zu den geheimen Staatsarchiven, sowie in das Capitelhaus von Westminster, und fand gar bald viele werthvolle Documente, welche auf die dunkelsten Partien der Geschichte der englischen Bühne und dramatischen Poesie das hellste Licht warfen. Unter diesen Papieren befanden sich Patente für verschiedene Schauspielertruppen und Originalberichte über die Lustbarkeiten am Hofe, von den ersten Jahren der Regierung Heinrichs VIII. an; während die noch undurchforschten Bücher über die häuslichen Ausgaben der englischen Könige und des Adels, von der Regierung Eduards IV. an, eine Menge neuer und interessanter Thatsachen an die Hand gaben. Diese Quellen waren nie allgemein zugänglich gewesen, und ich wunderte mich daher keineswegs darüber, daß ein so großer Theil wichtiger Nachrichten den Forschungen entgangen war; allein als ich die Manuscripte in der großen Nationalsammlung, dem britischen Museum, prüfte, hatte ich Ursache, über die Menge wesentlicher Materialien zu staunen, die bis jetzt unentdeckt geblieben waren. Die „Burghley papers", aus denen man früher auch nicht eine einzige Thatsache geschöpft hatte, enthalten in jedem Bande eine Masse wichtiger Thatsachen, auch hatte man die Harleianischen, Cottonianischen und königlichen Manuscripte nur höchst flüchtig und oberflächlich geprüft. Ich fand in denselben Briefe von und über die berühmtesten Dichter, welche entweder vor oder mit Shakspeare gelebt hatten; in einem Journal, das ein Advokat, der zur Zeit der höchsten Popularität jenes großen Mannes lebte, geschrieben hatte, entdeckte ich authentische Originalanekdoten über ihn selbst, sowie über Spenser, Jonson, Marston und andere ausgezeichnete Schriftsteller jener Zeit. Ich brachte mehre Jahre mit Untersuchung der umfangreichen Sammlungen des britischen Museums zu, aber ich hatte nie Veranlassung, auch nur eine einzige Stunde zu bereuen, die ich dieser Beschäftigung widmete". Dies wird hinreichen, um Jeden, der künftig Shakspeare übersetzen oder neu herausgeben will, zu überzeugen, daß er das geistvolle und thatsachenreiche Werk Collier's durchaus zu Rathe ziehen muß. „Das Nationaldrama der Engländer", sagt der Verf., „ist weder durch einen einzigen Mann noch in einem einzigen Zeitalter entstanden, und welche Verbesserungen Shakspeare immer eingeführt haben mag, so ist es doch unleugbar, daß, als er für das Theater zu schreiben begann, das romantische Drama bereits vollkommen ausgebildet und fest begründet war". Minder wichtig, aber höchst unterhaltend sind:

6. The lives of the players. By *John Galt*. 2 Bände. London, 1831.

Uebersetzung.

The Orlando furioso. Translated into english verse,

from the Italian of *Ludovico Ariosto*; with notes. By *William Stewart Rose*. London, 1831.

Mit dem kürzlich erschienenen achten Bande ist dieses Unternehmen beendigt, und die Engländer erfreuen sich nun einer meisterhaften Uebersetzung des ewig jungen italienischen Sängers der Liebe und der Freude. Wir geben als eine Probe das Selbstgespräch Rinaldo's, der höchst weise den Zaubertrank von sich weist, durch welchen er sich über die Treue seiner Gattin vergewissern kann.

When finding what we seek
Displeases, this 'tis folly to explore.
My wife 's a woman; every woman 's weak.
Then let me hold the faith I held before.
Faith still has brought, and yet contentment brings.
From proof itself, what better profit springs?

From this small good, much evil I foresee:
For tempting God moves sometimes his disdain.
I know not if it wise or foolish be,
But to know more than needs, I am not fain.
Now put away the enchanted cup from me;
I neither will, nor would, the goblet drain;
Which is with heaven's command as much at strife,
As Adam's deed, who robbed the tree of life.

For as our sire who tasted of that tree,
And God's own word, by eating, disobeyed,
Fell into sorrow from felicity,
And was by misery evermore o'erlaid;
The husband so, that all would know and see,
Whatever by his wife is done and said,
Passes from happiness to grief and pain,
Nor ever can uplift his head again. 210.

Cholera.

Man hat oft behaupten gehört, es sei die Cholera identisch mit dem sogenannten schwarzen Tode, der schon seit frühen Jahrhunderten im russischen Reiche und zum Theil auch im übrigen Europa unermeßliches Unglück angerichtet hat. Daß aber diese Behauptung auf einem Irrthume beruhe, geht aus folgender Stelle der schätzbaren „Geschichte Rußlands nach Karamsin", von Dr. A. W. Tappe, Th. I (Dresden, 1828), hervor, welche wir schon wegen ihrer interessanten Beziehung zur Geschichte der Epidemien überhaupt auszuheben uns erlauben. „Die größte Pest des Alterthums (sagt das angeführte Werk S. 346), im Jahre 430 vor Christus, in Athen, hat Thucydides beschrieben. Eine zweite und spätere Pest wüthete im Jahre 544 unter Kaiser Justinian in Konstantinopel. Alle Jahrbücher der Geschichte enthalten aber kein Beispiel von einer so furchtbaren Seuche, als diejenige war, welche von 1346—52 alle drei damals bekannte Erdtheile entvölkerte. In Dänemark und Norwegen nannte man sie Storadœrden, d. i. das große Sterben, oder Swarta Dœden, d. i. der schwarze Tod, weil die Leichen gewöhnlich über und über kohlschwarz wurden. Mézeray in seinem „Abrégé chronologique de l'histoire de France", II, 107, berichtet, daß im J. 1346 in China, nach einem entsetzlich stinkenden, aus der Erde aufsteigenden und die Luft verpestenden Rauche, diese Seuche zu wüthen angefangen habe. Es ist noch unentschieden, ob diese Pest aus Asien oder von Europa aus nach Rußland kam; vielleicht wurde sie aus der kaptschakischen Horde dahin mitgebracht. Nach Sprengel („Beiträge zur Geschichte der Medizin", II, 55) soll diese Seuche im türkischen Reiche 28,800,000 Menschen fortgerissen haben. Nach Boccaccio starben in Florenz seit März bis Juli 1348 über 100,000 Menschen. Dasselbe Schicksal hatte auch Venedig. Die Insel Cypern starb ganz aus. In Deutschland verlor mehr als eine Million Menschen ihr Leben, und in Frankreich blieb kaum der vierte Theil der Einwohner übrig. Auch die Stadt Marseille ward ganz verödet. Auf gleiche Weise wüthete dieses Uebel in Spanien, in England und in den nordischen Reichen. Kaum der zehnte Mensch blieb am Leben. Andere Symptome dieser Krankheit zeigten sich in Asien, andere in Europa. Wenn das Blut aus der Nase strömte, so war das im Oriente ein unvermeidliches Zeichen des Todes; in den Abendländern dagegen entstanden an den Fingern und Zehen organen Beulen und schwarze Flecke, als gewisse Verkündiger des Todes. Selbst Thiere erlagen der Wuth dieses Uebels. Die Obrigkeit ward von Niemand mehr geachtet; Ordnung und Gesetze wurden mit Füßen getreten. Frauen, Jungfrauen und Männer stürzten sich vor einem unvermeidlichen Tode noch den wildesten Begierden in die Arme. Alle Gewerbe ruhten auf, und die Saaten reiften ungemäht. So schildert Boccaccio in seinem „Decamerone", Giornata I, als Augenzeuge die Wirkungen dieser entsetzlichen Krankheit. Die Astrologen suchten die Ursache dieses Unglücks in der Stellung der Gestirne; und ein Bigotterie und Fanatismus mordete der Pöbel die Juden, bis Papst Gregor XI. sich dieser Bedauernswürdigen endlich kräftig annahm. Viele Schiffe verloren, bevor sie die Küste erreichten, ihre Besatzung, und dienten den Stürmen und Wogen zum Spiel. Im J. 1349 trieb ein solches Schiff, mit Waaren beladet und aller Mannschaft beraubt, in den Hafen von Bergen in Norwegen. Die Ladung wurde herausgebracht, und die Pest verbreitete sich sogleich mit unerhörter Schnelligkeit über Stadt und Land. Ein sehr gebildeter norwegischer Reisender, Hr. Baron von Tank, welcher Norwegen, sowie fast ganz Europa, in allen Richtungen mit seinem, beobachtendem Geiste durchreiste, äußerte die Meinung: daß jene Pest damals in seinem Vaterlande nicht blos auf Menschen und Thiere, sondern auch auf das Vegetabilische einen tödtenden Einfluß gehabt zu haben scheine. Dürfte man, wenn solches Alles zusammengenommen wird, wol nicht annehmen: daß jene Seuche durch tellurisch-atmosphärische Ursachen entstanden sei? Denn wird der Erdleib partiell krank, so müssen es ja auch seine Kinder werden! Seit Noah's Zeiten, so sagte man damals, hat der Würgengel nicht so viele Menschen hingerafft. Auch Petrarca verlor in Avignon an eben dieser Krankheit seine geliebte und vielbesungene Laura. Viele Sterbende, um dadurch die göttliche Barmherzigkeit zu verdienen, schenkten damals alle ihr Hab und Gut den Kirchen und Klöstern. In neuern Zeiten halten mehre Aerzte diese Seuche für ein typhöses Faulfieber. Die damalige Pest aber hatte einen entzündlichen Charakter, begleitet mit Brustschmerz, einem übelriechenden Athem, Blutspeien und Drüsengeschwulst am Halse, unter den Achseln und in den Weichen (vgl. Richter's „Geschichte der Medizin in Rußland", 3 Bände, Moskau, 1813—17, I, 194—236). Der orientalische Typhus erzeugt sich gewöhnlich aus unverdaulicher und schlechter Nahrung. Das Einreiben des ganzen Körpers mit lauwarmem Baumöl wird jetzt als das beste Verhütungs- und Rettungsmittel empfohlen. Die Pest der Tropenländer ist das eigentliche endemische gelbe Fieber. Die Kriegspest, wie im J. 1813, soll hauptsächlich durch das Zusammenpferchen der Menschen und durch die Ausdünstungen der Todten erzeugt werden. Auch die sogenannte Cholera morbus, aus Indien und Persien stammend, sowie die Hirnentzündung, hat seit einigen Jahren oft schon Furcht und Schrecken erregt". Man sieht hieraus, daß die Cholera zwar viel Aehnliches von dem sogenannten schwarzen Tode hat, allein keineswegs identisch mit demselben ist, auch in ihren Verwüstungen das Maß der gewöhnlichen Sterblichkeit keineswegs so bedeutend überschreitet wie jener. 221.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 358. — 24. Dezember 1831.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Der Verf. (als Wilhelm) sucht nun noch weiter darzuthun, daß nicht die Materie, sondern der Geist das Princip der Besonderung ursprünglich in sich enthält, und somit nichts Anderes ist als der Inbegriff aller Geisterindividuen, daß sein Leben in einer ewigen Seelenwanderung besteht, außer Gott aber kein Geist existirt, der nicht Individuum wäre. Diese Vorstellung, wonach jeder Geist, dem einmal ein selbständiges Leben vom Schöpfer verliehen ward, dieses auch immer behält, scheint ihm der Gottheit ungleich würdiger, wonach ein allgemeiner Weltgeist, in unaufhörlichem Wechsel von Ebbe und Flut begriffen, sich zerstreut und sammelt, jetzt in lauter Tropfen auseinanderstäubt, jetzt wieder in einen Ozean zurückströmt, bald Millionen Funken von sich sprüht, bald wieder in eine Flamme zusammenlodert. Er kann sich eine Zusammenschmelzung der Geisterindividuen nur durch Freiheit und durch Liebe denken. Ihm erscheint auch die Fortpflanzung nicht als Surrogat der realen Unsterblichkeit, sondern vielmehr als bloße Folge davon, daß die Vereinigung der Individuen nie eine vollständige sein kann, so lange der Körper eine Scheidewand zwischen den sich suchenden Seelen bildet. Wenn die Schranke des irdischen Leibes weggefallen ist, alsdann steht der freien Vereinigung und Durchdringung derjenigen Geister, welche der Zug der Liebe zusammenführt, nichts mehr entgegen, und das gehoffte Wiedersehen Derer, die sich lieben, wird mehr als dies, es wird die innigste, unauflöslichste Einheit und Durchdringung sein. Auf diese Weise hat selbst die Annahme, daß immer neue Geisterindividuen entstehen, nichts, wovor man erschrecken dürfte; denn hier ist eine Aussicht auf die Möglichkeit eröffnet, diese schwellende Flut wieder zu vermindern. Wiewol auch das Wachsen der Welt ins Unendliche für den Briefsteller nichts Unphilosophisches hat. Er glaubt nicht an ein Gesetz des Zerfalls und Welkens in der Natur; sie will vielmehr, eben weil sie vor der Heiligkeit der Individualität eine Scheu hat, in jedem ihrer Erzeugnisse das Höchste auf eignem Wege erreichen; daraus erklärt der Verf. sehr sinnreich die anscheinenden Rückschritte in der Evolution der Weltschöpfung. Es scheint ihm, die Natur thue, um das jedesmal Höhere zu schaffen, jedesmal einen Rückschritt, lasse zunächst einen Vorzug weg, der Dem, was ihr eben noch das Höchste war, zukommt, bringe aber gleichwol noch ein Höheres hervor, indem sie ihr Werk aus dem noch tiefern Grunde, zuletzt gar aus dem Tode angreift. So steht die Pflanzenwelt in gewissen Hinsichten höher als der animalische Organismus; die Idee des Weibes läßt sich der Idee des Mannes keineswegs ganz unterordnen; auch die Menschheit stand in gewissen Beziehungen bei den Griechen höher als sie je stehen wird, und doch mußte das Heidenthum mit seinen Göttern, seinen unsterblichen Organisationen vom göttlichen Christenthum besiegt werden, welches dereinst auch den physischen Tod wieder besiegen wird. Denn auch hier, scheint es, hat die Natur selbst der Vernichtung die Pforten ihrer Schöpfung aufgeschlossen, um etwas noch Höheres als die materielle Unsterblichkeit hervorzubringen. (S. 74—80.)

Bis hierher haben wir unsern Lesern einen möglichst ausführlichen Auszug aus dem sich gestaltenden Systeme des Verf. gegeben (denn nur so können wir seine aus untereinander sich verklagenden Gedanken allmälig emporringende Ueberzeugung bezeichnen). Wir thaten es, weil wir diesem abstrusern Theile des Buches durch eine klare Zusammenfassung der Hauptideen, wobei selbst die Fülle der Darstellung und des Ausdrucks benutzt werden konnte, so am ehesten recht viele Leser gewinnen zu können glauben, während aus dem Zusammenhange herausgerissene Auszüge eher geeignet gewesen wären, irrezumachen, vielleicht gar manche Ueberzeugung zu ängstigen, und schwächere Gemüther von der Bekanntschaft mit dem tiefsten und originellsten Theile des Buches abzuschrecken.

Die zwei folgenden Briefe (der achte und neunte), in welchen Friedrich und Wilhelm ihre Ideen über geoffenbarte Religion und Christenthum austauschen, enthalten weniger eigenthümliche Ansichten und fodern deswegen nicht dieselbe Berücksichtigung. Der erstere Freund führt seine Meinung durch, daß der supranaturalistische Begriff der Offenbarung eine ganz rohe und unhaltbare Vorstellung sei, und daß alle positive Religion ihren Ursprung der menschlichen Trägheit verdanke, welche lieber aus äußerlichen Ueberlieferungen als aus der innerlichen Urquelle schöpft, lieber für eine Persönlichkeit als für eine Idee

sich begeistert, und für letztere überall eines Mittlers bedarf. Er will selbst in dem Christenthume nur eine Religion für Weiber und für Sklaven sehen, und in ihren Dogmen nichts mehr als mythische Vorstellungen einer frühern Bildungsstufe. (S. 81—87.) Aber diese harte Ansicht scheint nur hingestellt, um von Wilhelm widerlegt zu werden, der seinem Freunde vorwirft, daß er die höchste aller Offenbarungen, das Christenthum, als That und Weltbegebenheit vernichten und, wie so mancher Held des Tages, der sich einen christlichen Theologen nennt, zum kahlen Lehrsystem herabsetzen möchte. Wilhelm sieht in den Wundern das eigentlich Natürliche in einem höhern Sinne: die Macht des Geistes oder des Gedankens über die vernunftlose Natur; aus dieser Allmacht erklärt er selbst das Wunder der unbefleckten Empfängniß, als einen Sieg der Natur über die Schranke des Geschlechtsverhältnisses, einen Schritt zur Befreiung und Erlösung. Die Wunder sind ihm begreiflich, weil er von der Natur keinen ungöttlichen Begriff hat, weil Freiheit ihr Grund und das innerste Wesen der Schöpfung ist. Der Gedanke des Gesetzes ziemt der innersten Natur so wenig als Gott selbst; die Gesetze der Nothwendigkeit sind falsche Götter, und das Gebet wird vor ihnen zum Spott. Nur in den niedern Kreisen der Natur herrscht die Nothwendigkeit, an ihrer Blüte, dem Menschen, soll Alles That der freigewordenen Natur, der Liebe sein, und diese Natur steht mit dem Christenthum und seinen Wundern nicht im Widerspruch. Dieses geht von der echten Freiheit aus, von dem Gesetz der Liebe, das die Sünde besiegt. Zwar glaubt er, daß die Erlösung aus der innersten Tiefe der Menschheit selbst hervorgegangen sei, und nicht von außen oder obenher als ein Rettungsseil der Welt zugeworfen sei. Aber in Jesu, als des Menschen Sohn, ist die Gott inwohnende Heiligkeit zur freien, sittlichen That geworden, in ihm hat Gott den ganzen Kampf der Erde durchgekämpft und das Werk der Erlösung vollbracht, indem er durch die Pforten des Todes siegend bis zur höchsten Höhe der durch Liebe freien Sittlichkeit sich erhob. Aber Derjenige, der die Herrschaft der Sünde und des Todes vernichten, und doch die ganze Bürde der Menschheit tragen sollte, mußte, indem er den Tod erlitt, zugleich den Tod besiegen, und wie schon bei seinem Erscheinen die Natur im Vorgefühle der Erlösung über die erste Schranke des Irdischen, die Nothwendigkeit der Zeugung, sich erhoben hat, so ist an seinem Scheiden auch die zweite Schranke der Sterblichkeit, der Tod, gebrochen durch die Auferstehung und die Himmelfahrt des Erlösers. (S. 88—97.)

Im elften Briefe verläßt Friedrich den Boden der Theologie und kehrt zu seines Freundes Unsterblichkeitslehre zurück, indem er dessen Behauptung, daß das individualisirende Princip im Geiste liegen müsse, als eine dem Wesen des Geistes als absolute Freiheit widersprechende Hypothese verwirft. Er vielmehr erklärt sich die Entstehung des Individuums der Seele aus der ruck- oder stufenweisen Durchdringung des Geistes und der Materie, indem er auf seine beliebte Formel appellirt. Die ganze Schöpfung, von den ersten Individuen, den Weltkörpern an, ist ein immer fortschreitendes Individualisiren und Chemisiren; Organisiren, Beseelen, Bezeistigen sind bloße Arten dieser Besonderung, welche die ganze Weltmaterie bis ins Einzelnste durchdringt, bis sie, nachdem sich die verschiedenartigen Grundelemente erschöpft und abgearbeitet, in das dem Leben entgegengesetzte Extrem der Vernichtung umschlägt, in den Tod, der alles Beseelte trifft. (S. 98—101.)

Mit diesem ziemlich trostlosen Resultate verläßt der Verf. die Philosophie, um bei der Poesie eine Entschädigung und ein Erweckungsmittel seiner Nation zu suchen. In solcher Absicht handelt der Schluß des elften Briefs, und Wilhelm im ganzen zwölften von der deutschen Kunst und Literatur. Der Brief Hrn. Th. Ingatschew's in diesen Blättern, welcher den genannten Abschnitt näher beleuchtet hat, überhebt uns ausführlicher Auszüge. Allerdings hat jener dritte Briefsteller Recht, wenn er voraussetzt, daß Pfizer unter der Poesie, welche er als Volksretterin hinstellt, keine solche verstanden haben kann, die dem Thier im Menschen mit Faunenlust räuchert, an die Stelle der Tugend eine verbuhlte Schönheit als Götzen setzt, das Mark aus den Gebeinen der Nation saugt und mit satanischer Klugheit das Herz sucht, um den Körper zu tödten. Hr. Th. J. nennt die Schule nicht mit Namen, auf welche er hier mit Fingern deutet. Wenn aber jener Vorwurf gegen die poetische Kunstschule durch Pfizer's Bewunderung für Göthe's Genie (S. 118, 126, 127) hervorgerufen sein sollte, so beweist die edle Jungfräulichkeit des Geistes und Gemüthes, die aus unsers Verf. ganzem Werke in einer Reinheit leuchtet, wie sie wol selten gefunden werden mag, daß jene Begeisterung für den größten deutschen Dichter nicht eben das Herz, das für seine Poesie schlägt, vergiften muß, und die Aufopferung, mit welcher er seitdem eine vielversprechende Stellung im Staate seiner ihm heiligen Ueberzeugung zu lieb aufgegeben hat, redet laut dafür, daß man die Schönheit in der Poesie auf den Thron setzen kann, ohne dem heiligen Dienste der Wahrheit und der Freiheit im Leben das Geringste zu vergeben. Hr. J. scheint dies selbst nicht weniger lebhaft als wir empfunden zu haben, wenn er sich am Schlusse seines Sendschreibens Dem, welchem er sich in mancher Hinsicht als Widersacher entgegenstellen zu müssen geglaubt hat, dem Wesen nach innig verbunden erklärt und ihm brüderlich die Hand reicht. Diese Liebe zu dem Verf., welche er somit selbst Gegnern abzugewinnen weiß, muß nicht wenig bestärkt werden durch die als Anhang beigefügten Gedichte, welche uns bei einem so tiefen Forschergeiste, wie ihn der Verf. in dem philosophischen Theile beurkundet, durch ihre keineswegs reflexive Form, wie man sie dem Denker verzeihen kann, überraschen. Es sind die echtesten, unmittelbarsten Ausbrüche der Anschauung und des Gefühls, und sie haben mit den philosophischen Reflexionen des theoretischen und den politischen Betrachtungen des praktischen Theils in der That nichts gemein als die Weltansicht und den Ton der Gesinnung. Dadurch erscheinen sie als weitere Be-

leg für die Genialität des Verf. — Ueber sein philosophisches System hat Ref., seinem Namen getreu, nur berichtet. Es bedürfte, um eine nur einigermaßen erschöpfende Kritik zu liefern, eines eignen Werkes. Einen Wunsch indessen kann er nicht unterdrücken: daß es dem Verf. gefallen möchte, das Lehrgebäude, von welchem er uns in seinen Briefen gleichsam nur die Genesis gegeben hat, uns bald in wissenschaftlicher Vollständigkeit vorzuführen. In seinen Briefen springt der Verf., schon durch die Form dazu genöthigt, oft über eine ganze Kette von Schlüssen hinweg und erregt bei dem Leser dadurch zuweilen, vielleicht ganz mit Unrecht, die Empfindung, als ob uns Hypothesen statt bewiesener Sätze eingeschwärzt würden; auch scheint ihn sein platonischer, dichterischer Styl hier und da zu verführen, daß sich unter der Hand selbst ihm die Bilder in Realitäten verwandeln, und daß er im Eifer die Vergleichung für das Verglichene selbst hält. Wenn er z. B. die originelle und tiefgeschöpfte Behauptung durchführt, daß die Natur eine tiefere Stufe von Organismen immer zu solcher Vollendung bringe, daß die nächste höhere Stufe, welche sie beginnt, in ihrem Anfange doch viel niedriger stehe als das früher von ihr vollendete Niedrigere, kann er im Ernst uns glauben machen wollen, daß die Götter Griechenlands nichts Anderes waren als unsterbliche (?) Organisationen, die, zuletzt dem Untergang (??) verfallen, durch sterbliche Naturen verdrängt worden sind? — Doch der Raum erlaubt uns nicht, den Anfang mit Einwendungen zu machen. Die lebhaftesten Widersprüche hat der Verf. wol von Seiten theologischer Dogmatiker zu erwarten, und zwar nicht blos von Supranaturalisten. Doch selbst diese werden, ergriffen von der Frömmigkeit des Tones, der auch da herrscht, wo finstere Zweifel, als letzte Resultate, von des Verf. philosophischem Trübsinn aufgestellt worden, ihm das Zeugniß nicht verweigern können, das in der projectirten Grabschrift eines alten Theologen enthalten ist: Scepticum pie egit. 187.

Taubmanniana, oder des launigen wittemberger Professors Friedrich Taubmann, aus Wonsees, Leben, Einfälle und Schriftproben. Kritisch bearbeitet und den lieben Wonseesern gewidmet vom Professor Oertel in Ansbach. München, Fleischmann. 1831. Gr. 12. 12 Gr.

Man würde sehr irren, wenn man in diesem Büchlein eine Schilderung Taubmann's als Gelehrten zu finden glaubte. Was Taubmann als Mensch war, lernen wir aus ihm, und Referent gesteht, daß er von dem ehrlichen Professor eine andere und zwar günstigere Ansicht durch diese mit geschichtlicher Treue verfaßte Lebensbeschreibung gewonnen hat.

Der Hr. Prof. Oertel hat jedenfalls recht daran gethan, daß er die unter Taubmann's Namen gehenden Anekdoten einer kritischen Betrachtung unterwarf, eh er sich entschloß, sie für echt zu halten und mitzutheilen. Die Mittheilung der echten Anekdoten scheint mir jedoch bei der Lebensbeschreibung eines solchen Mannes, wie Taubmann war, wenn diese zumal uns den Menschen schildern soll, unerläßlich, und so wissen wir dem Hrn. Prof. Oertel herzlich Dank dafür. Die Kritik ist, wie billig, strenge gewesen, und auch bei den aufgenommenen ward, wenn ein Zweifel der Echtheit wegen noch obwaltete, dieser angegeben. Jedoch die unter Nr. 32 gegebene Anekdote erinnert sich Ref. auch von dem bekannten Kyaw gelesen zu haben, und er möchte sie diesem auch lieber zuschreiben.

Neu waren ihm Nr. 55 und 74, und da diese für heute auch noch einiges Interesse haben dürften, so erlaubt sich Ref. diese beiden Anekdoten hier mitzutheilen; vielleicht daß sie auch Andern noch unbekannt sind. Nr. 55 erzählt: „Taubmann sagte: Es wäre sehr gut, daß Christus gesprochen hätte, er sei ein Weinstock und ein Säemann. Denn hätte er gesagt: Ich bin ein Junker und ein Edelmann; o dann wehe uns Bürgern und Professoren in Wittenberg!" Nr. 74 theilt aber mit: „Außen vor dem wittenberger Eisterthor ist ein wunderschönes Echo, wohin einst Taubmann mit einigen Studenten lustwandelte. Hier zeigte er ihnen denn im Scherze (im Ernst that er es wol auf andere Weise): was ein alter und ein junger Jesuit sei, indem er dem Echo Folgendes zurief:

Taubm. Nonne nequam est Jesuita? Echo. Ita!
Taubm. Quid est Jesuitulus? Echo. Vitulus!" *)

Hierbei fällt dem Referenten ein anderer, nicht minder wahrer Ausspruch über die Jesuiten bei, welcher, beiläufig gesagt, dem seligen Taubmann gleichfalls zugeschrieben wird. Ob jedoch mit Recht oder mit Unrecht, das läßt Referent hier billig unentschieden. Der Spruch lautet aber:

Si cum Jesuitis, non cum Jesu itis;
Si cum Jesu itis, non cum Jesuitis! **)

Die vom Hrn. Prof. Oertel obiger Anekdote beigegebene Anmerkung will jedoch dem Referenten gar nicht gefallen. Man höre: „Ich für meine Person will den Herren Jesuiten nicht zu nahe treten. Relata refero". Sollte man doch fast meinen, als fürchte der Herr Professor Oertel der Jesuiten Gift und Dolch verahnend schon im Leibe, — wie einst König Heinrich IV. von Frankreich ein ähnliches Gefühl soll gehabt haben, — wenn er nur die Anekdote so und ohne Verwahrung seiner Unschuld erzählt. Uns scheint jedoch eine solche Furcht unmännlich. Oder sollte diese Verwahrung etwa einen andern Grund haben? Aber in Baiern gibt es ja weder Jesuiten noch Gönner derselben.

Zweck und Art des Büchleins sprachen wir oben aus, und diesen berücksichtigend können wir dasselbe Jedermann zur beliebigen Unterhaltung, wobei er auch noch manchen lehrreichen Blick in das Leben an Höfen verflossener Jahrhunderte thun kann, getrost empfehlen. 190.

Correspondenznachrichten.

München, 6. Dezember 1831.

Der Sturm ist vorüber und, wenn man trauen darf, glücklich. Die Kammer der Abgeordneten hat nach der Rückäußerung der Reichsräthe die Civilliste, freilich nur mit einer Majorität von zwei Stimmen, auf 8,000,000 erhöht, und somit ihrer Auflösung vorgebeugt, da der Ausfall von 200,000 Fl., die mehr begehrt waren, die Staatsregierung wol schwerlich zu einer Maßregel verleiten wird, die, wie viele Devotionsadressen auch noch einkommen, durchaus zu ihrem und in gewisser Beziehung zu des Landes Nachtheil ausfallen würde, indem der Geist der Opposition so lange der herrschende bleiben wird, als die gegentheiligen Maximen fortbestehen. Die Kammer wird somit ihre Arbeiten bald beendigt haben und trägt — trotz aller Schwankungen und Irrungen — den Ruhm davon, mehr wie alle frühern zur Entwickelung des constitutionnellen Lebens beigetragen zu haben, der einzelnen Thatsachen, Beseitigung eines unfähigen Ministers, Aufhebung der Censurordonnanzen, verbesserte Geschäftsordnung, Specialisirung des Budgets und vieles Andern nicht zu gedenken. Das Preßgesetz freilich hat durch die letzten frankfurter Beschlüsse seinen Tod vor der Geburt erlitten, und

*) Taubmann. Ist nicht der Jesuit ein Taugenichts? Echo. Dispricht's!
Taubmann. Was ist ein Jesuitlein? Echo. Kälbelein!

**) Wenn ihr mit den Jesuiten geht, geht ihr nicht mit Jesu;
Wenn ihr mit Jesu geht, geht ihr nicht mit den Jesuiten.

die Stände haben lieber den bisherigen schwankenden Zustand beibehalten als ein Gesetz angenommen, durch welches die Censur autorisirt wird, die alsdann unter der Firma und dem Drucke des Bundestages jeden freien Austausch im politischen Leben unmöglich machen würde. Es ist jetzt nicht uninteressant, die Zeitungen der Jahre 1809—12 durchzugehen und die Maßregeln zu verfolgen, die Napoleon gegen den deutschen Buchhandel und unsere Literatur ergriffen; gäb's einen Eleutheriameter, er würde heut auf demselben Grade stehen wie damals.

Aus Griechenland haben wir interessante Nachrichten durch den Hofrath Thiersch und dürfen einem sehr inhaltreichen Werke entgegensehen. Obschon die Hauptzwecke seiner Reise durch die neuesten politischen Ereignisse sehr verschoben werden, so ist es doch von großem Werth für uns, eines so scharfsinnigen, umsichtigen Mannes Urtheile über diese zu hören, wie für Griechenland selbst gewiß vom heilsamsten Erfolg. Die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten traf ihn bei archäologischen Nachgrabungen in der Nähe von Nauplia und zog ihn dahin zurück. Eine zweite Reise durch Arkadien nach Olympia und Korinth wurde durch eine Deputation der in Hydra versammelten Hellenen unterbrochen, die ihn zum Vermittler der dissentirenden Meinungen zu sich einluden, in der Hoffnung, ihm als einem ganz unparteiischen, die Lage und Bedürfnisse der Griechen genau würdigenden Manne werde die Einigung gelingen. Und so möchte vielleicht, wie einst deutsche Gelehrsamkeit an griechischer Bildung erwachte, wiederum griechisches Leben, das gegenwärtig sehr im Argen liegt, durch den Geist eines deutschen Gelehrten in die rechte Bahn gelenkt werden. Mit dem Volke selbst ist Thiersch außerordentlich zufrieden. Er schildert es als von großer Herzensgüte und vielen Fähigkeiten, und findet überall noch im lebenden Geschlecht, namentlich in den arkadischen Hochthälern, die unverkennbaren Züge der alten Welt, die uns Hr. Fallmerayer mit seinen Slawen ganz überschütten wollen. Des Präsidenten Tod, wie erschütternd er auch war, so hat er gewiß nur Wenige überrascht. Thiersch fand eine solche Stimmung vor, daß er die Katastrophe als eine ganz nahe vorausbezeichnete. Capodistrias, obschon vielleicht persönlich ein ganz ehrenwerther Mann, scheine keinen Begriff von seiner Bestimmung gehabt zu haben. Nicht nur, daß Wissenschaft und Kunst ihm völlig gleichgültige Erscheinungen waren (für die er sich nur interessirte, wenn sie ihn hinderten, sodaß er — hört! hört! — Platon's Werke in Griechenland verbot, „weil sie schwärmerische Ideen erweckten"), sondern er wußte auch durchaus den begeisterten und aufopferndsten Kampf um die heilige Freiheit nicht im mindesten zu würdigen, nahm den Städten noch obenein die Rechte, welche die Türken ihnen gelassen, beförderte nur Leute, die ihm dienten, und verfolgte mit Bitterkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Männer und Familien, die die Befreiung ihres Vaterlandes mit ihrem Blute erkauft hatten. Bei alledem wirft es ein schönes Licht auf den griechischen Nationalcharakter, daß man allgemein — selbst in Hydra — die Todesart des Präsidenten bedauert und bestimmt sich darüber ausspricht, daß sie nur das Werk einzelner aufs äußerste gebrachter Individuen sei.

Was die wissenschaftliche Ausbeute betrifft, welche Thiersch's Reise verspricht, so wird sie, wenn nicht ununterbrochen neue Störungen eintreten, von größerm Umfang sein als je eine; denn schwerlich möchte in neuerer Zeit ein anderer Gelehrter von so genauer Kenntniß des classischen Bodens diesen betreten haben, der schon im Voraus gewußt, wo Etwas zu finden, noch eh er gesucht, und aus den wenigen bisherigen Privatmittheilungen sieht man schon, daß die Quellen sehr ergiebig und das Land von Reisenden nicht — wie etwa Italien — bereits ausgesogen ist.

Vorige Woche sind wir durch Erinnerungen an einen uns näher liegenden Freiheitskampf innig bewegt worden; die Aufnahme, welche Romarino und seine Freunde in Regensburg und Augsburg gefunden, das erfreulichste Zeichen einer lebendigen Theilnahme im deutschen Volke an den benachbarten Polen, hat hier — freilich in sehr verschiedenem Sinne — Interesse erregt. Das Lied, welches unter Musikbegleitung die Helden in Regensburg begrüßte, theile ich Ihnen mit für diejenigen Ihrer Leser, die unsere Blätter nicht erhalten:

Seid gegrüßt im deutschen Lande,
Ihr, die Freiheitmuth
Nach dem fernen Norden sandte,
Kühnes Heldenblut!
Wie in froh und trüber Stunde
Unser Geist bei Euch verweilt,
So auch jetzt in trauter Runde
Seien Schmerz und Lust getheilt!

Tausend tapfre Kämpfer liegen
Schlummernd unterm Sand,
Träumen fort von ihren Siegen
Und vom Vaterland!
Aber ach! es ist gefallen,
Rachumstrahlt und hehr und rein,
Und mit ihren Schrecken allen
Brach die nord'sche Macht herein.

Alle Sterne sind versanken,
Und der Freundesblick,
Der Euch ferner wonnetrunken
Folgte, bebt zurück. —
Doch, wie auch vom Sturm beschweret
Manches Herz verzagt und bebt,
Polen ist doch nicht verloren,
Denn Ihr, Freiheitshelden! lebt.

Lebt und laßt es laut erschallen,
Daß in Wort und That
Recht und Freiheit noch bei allen
Völkern Freunde hat!
Und ist auch das Land gefallen,
Steht das alte Volk so noch,
Denn der Geist lebt ja in Allen;
Darum, Polen, lebe doch!

In Stuttgart haben Romarino und seine Freunde, so weit es die Staatsregierung nicht hat verhindern können (denn das Theater ließ sie schließen und treibt Zudringlichkeit), gleiche herzliche und herzerhebende Theilnahme gefunden. Dagegen möchte ein Besuch in München sehr abkühlen. Es ist wunderbar mit uns bestellt und scheint, als ob ein wahrlich großartiger Sinn hier nicht Wurzel fassen könne, weshalb auch der König gerade in seinen bedeutendsten Bestrebungen hin nur insoweit erkannt wird, als es etwa unumgänglich. Nicht nur, daß von Seite der Stadt oder einzelner Bürger man noch nicht selbstthätig die Bahn betreten, die er in Beziehung auf Kunst vorgezeichnet, nein, auch die Passivität ist kaum zu erreichen. So war vor mehren Jahren, zufolge königlichen Befehls und königl. Unterstützung, der „Messias" von Händel zu geben worden in — einem leeren Hause. Die musikalische Akademie ladet in diesem Jahre, „um nicht hinter Wien und Berlin zurückzubleiben, die kunstsinnigen Bewohner der Hauptstadt Baierns" ein, durch Subscription die Aufführung des Händel'schen „Alexanderfestes", der großen Symphonie in D-Dur von Beethoven und vieles Andern von Mozart, Cherubini u. s. w. (wofür 1 Fl. 36 Kr., also noch kein sächsischer Thaler — für zwei Musikabende — verlangt wurde) zu unterstützen, und hatte in dieser kunstsinnigen Hauptstadt im Verlauf von vier Wochen 124, sage Einhundertvierundzwanzig Subscribenten — also sich und diese 124 Wartenden getäuscht, indem so an keine Kostendeckung zu denken ist.

So kann „der Triumph der Musik" sich nicht eines über unsere böotischen Seelen rühmen, und doch ziehen Schaaren von Menschen täglich der Wachparade nach und drängen sich in die überfüllten Tanzböden, und bekunden somit hinlänglich musikalischen Sinn, die Flöten- und Clarinettenconcerte gar nicht gerechnet.

198.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 359. — 25. Dezember 1831.

Englische Geschichtschreiber.

Kein anderes Volk hat einen solchen Reichthum an ausgezeichneten Historikern, welche die einheimischen Geschichten beschrieben haben, als das englische; vielleicht, weil überhaupt kein anderes Volk einen solchen Reichthum an ausgezeichneten Schriftstellern hat. Denn was man immer über die hohe Stufe der Ausbildung sagen mag, welche die italienische Sprache bereits im 16. Jahrhundert, die spanische im 17., die französische im 18. und unsere deutsche in unserm 19. Jahrhundert erreicht hat: so wird man doch nicht in Abrede stellen, daß an durchgebildeter grammatischer und höherer stylistischer Vollendung keine mit der englischen Sprache sich vergleichen darf. Nur in dieser ist es dahin gekommen, daß man gewisse Ideen nicht anders als in bestimmten einmal acceptirten Wendungen des Ausdrucks wiedergeben kann; und ebendeshalb ist es nur in dieser möglich, auf den ersten Blick zu entscheiden, ob eine Schrift gut oder schlecht, ob sie gedankenvoll oder gedankenleer sei, ob die Form dem Inhalte, die Ausführung der Anlage entspreche. Nur in der englischen Sprache gilt es mit vollkommenen Rechte, was Buffon für die französische zu früh behauptete: le style c'est l'homme. Wie hat die französische Sprache sich seit der Revolution, die italienische seit den Tagen des regno d'Italia verändert, und in welchen großen fortschreitenden Veränderungen ist unsere Muttersprache noch in diesem Augenblicke begriffen? Wenn Pope, Swift, Hume zurückkehrten, würden sie gegenwärtig ungefähr auf dieselbe Weise schreiben wie vor 100 Jahren; aber selbst Göthe dürfte, wenn er seine Laufbahn noch einmal von vorn anfinge, von einem ganz andern Punkte ausgehen als bei seinem Beginn; und Pellico, Niccolini, Manzoni haben mit Tasso, Ariosto und Guarini, Béranger, Victor Hugo, Balzac mit den Classikern des siècle de Louis XIV in der That wenig zu theilen. Die Engländer werden Das, was wir hieraus folgern wollen, uns freilich ungern zugeben; aber unsern furchtsamen Staatsmännern muß es ein großer Trost sein, wenn sie hören, daß mit keiner andern Verfassung das Stabilitätsprincip sich so leicht und so dauerhaft vereinige als mit der constitutionnellen. Und hierin, in dem scheinbaren Stehenbleiben des Volksgeistes, was aber nur ein langsames stetiges und daher in kleinern Zeitabschnitten nicht bemerkbares Fortschreiten ist, liegt ebenso der Grund der Stabilität der englischen Literatur wie des Vorzuges ihrer Historiker. Natürlich ist es leichter die Grundideen einer Volksgeschichte zu fassen, wenn diese sich langsam, aber consequent entwickelt, als wenn dies in wilden, tollen Sprüngen geschieht, wie außer England fast in allen übrigen Ländern Europas.

Und dennoch ist die englische Geschichtschreibung in verhältnißmäßig später Zeit von den rohesten Anfängen ausgegangen.

Der älteste Versuch, die englische Sprache auf die Geschichtschreibung anzuwenden, ist vielleicht Trevisa's Uebersetzung des „Polychronikon" von Ranulph Higden, einem Mönche von Chester. Das Original ist eine Compilation aller geschichtlichen Ereignisse, von denen der Verf. gelesen hatte, von Erschaffung der Welt bis zum J. 1357, und der letzte Theil bezieht sich hauptsächlich auf die gleichzeitigen Begebenheiten von England. Diese Chronik hat entweder ihres mannichfaltigen, umfassenden Inhalts oder ihrer Verbreitung durch die englische Uebersetzung wegen, vor allen andern die allgemeinen Grundlinien der Universalgeschichte in England bekanntgemacht. Trevisa's Uebersetzung wurde im J. 1483 durch Caxton gedruckt, mit einer Fortsetzung von dem Herausgeber, von 1357—1460. Damals mußte dieser, in der Vorrede, klagen, daß es beinahe gänzlich an historischen Materialien fehle, und daß er sich deshalb genöthigt gesehen habe, seinen Stoff beinahe ausschließlich aus zwei in Deutschland erschienenen Geschichtswerken zu entlehnen. Drei Jahre früher, 1480, hatte er ein anderes Buch gedruckt, welches gegenwärtig unter dem Namen Caxton's Chroniken bekannt ist: eine britische Geschichte von Douglas, einem Mönche von Glastonbury, der in der ersten Hälfte seines Werkes Geoffrey von Monmouth übersetzte und in der letzten die Geschichte von England bis auf Eduard IV. fortführte. Dieses Werk, das seiner Zeit mehrmals gedruckt wurde, jetzt nur noch von Bibliographen erwähnt, ist das älteste englische Buch über die vaterländische Geschichte.

Mit mehr Recht kann indessen Robert Fabyan, Alderman von London, als der Vater der englischen Geschichtschreiber angesehen werden. Seine „New chronicles of England and France" wurden, vier Jahre nach seinem Tode, im J. 1516 zuerst publicirt und seitdem öfter

aufgelegt. Einen neuen Abdruck veranstaltete im J. 1811 Herr Ellis, von dem britischen Museum. Fabyan ist ein guter Katholik, weshalb in spätern Ausgaben, nach der Reformation, mehre Stellen unterdrückt wurden, und er zeigt sich außerdem als einen guten Bürger von London: wie in Livius' römischen Geschichten an der Spitze jedes Buches die Namen der Consuln stehen, so in der englischen Fabyan's jene der Lordmayors und Sheriffs von London. Der originellste Theil des Werkes sind kleine Particularitäten über die City; die übrigen Materiallen sind meist aus Higden entlehnt, doch nicht ohne Vergleichung und Benutzung mehrer lateinischer und französischer Autoren.

Während der langen Regierung Heinrichs VIII. erschien kein einziges neues Werk über die englische Geschichte, das hier einer Erwähnung verdiente, außer dem ärmlichen und nüchternen Auszuge in Rastell's „Pastime of people", welches so selten geworden ist, daß Dibdin sich dadurch veranlaßt gefunden hat, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Im J. 1548, dem zweiten Eduards VI., erhielt die bis jetzt so dürftige historische Literatur von England endlich eine wichtige Bereicherung in der Chronik von Thomas Hall oder, wie sie auf dem Titelblatte gravitätisch auftritt: „The union of the two noble and illustrious families of Lancaster and York". Diese begann mit der Thronbesteigung Heinrichs IV. im J. 1399 und endigte mit dem Tode Heinrichs VIII. Hall selbst war das Jahr vor der Herausgabe gestorben. Aber der Drucker, Robert Grafton, übernahm nicht blos das Amt des Herausgebers für das bereits vollendete Werk, sondern vermehrte dasselbe auch, indem er aus dem von dem Verf. hinterlassenen Manuskripte noch die Annalen von ungefähr 15 Jahren compilirte. Ein bedeutender Theil unserer Kenntniß der innern Geschichte von England während der Regierung Heinrichs VII. und Heinrichs VIII. ist dem ehrlichen Hall zu verdanken, der von seinen Nachfolgern lange Zeit nur ausgeschrieben wurde. Polidor Virgil, der einzige Geschichtschreiber jener Zeit, der original genannt werden kann, steht an Glaubwürdigkeit weit hinter Hall zurück. Der Charakter Hall's ist der aufrichtiger und furchtloser Simplicität, und hierin hat er, wenn wir die Veränderungen der Zeiten berücksichtigen, nie wieder, selbst in unsern Tagen nicht, seines Gleichen gefunden.

Einverleibt dieser Chronik und wahrscheinlich mit derselben zuerst gedruckt ist das berühmte Jugendwerk Thomas More's: „The pitiful life of King Edward the Fifth", das erste Geschichtswerk in englischer Sprache, welches unverkennbar den classischen Mustern des Alterthums nachgebildet wurde: ornata verbis, distincta sententiis, und in dieser Beziehung von außerordentlicher Wichtigkeit. Was man auch über den Inhalt dieses Buches sagen mag, das seiner Leichtgläubigkeit wegen oft mit unverdienter Härte getadelt worden ist: sein Styl macht Epoche; die Fülle und Harmonie der Sprache, die wir in unsern Tagen zur reichsten Blüthe entfaltet sehen, wurde hier, obwol in noch schwachen Keimen, zuerst gepflegt.

Im J. 1562 gab Grafton einen von ihm selbst verfaßten Auszug aus den britischen Chroniken heraus; 1565 Stow, ein gelehrter londoner Schneider, einen andern. Grafton und Stow sollen Nebenbuhler gewesen sein, doch bleibt über die Ueberlegenheit des Ersten kein Zweifel, obwol eine unglückliche Vorliebe für die ältere Kirche nicht blos während seines Lebens, sondern auch nach seinem Tode noch der Anerkennung seiner Verdienste entgegenstand. Im J. 1569 erschien von Grafton: „A large and new history of the affairs of England, and Kings of the same, deduced from the creation of the world unto the first habitation of this island, and so by continuance unto the first year of the reign of our most dear and sovereign Lady Queen Elizabeth". Diese Chronik kann in zwei Abschnitte getheilt werden, von denen der erste, bis zur Thronbesteigung Heinrichs IV., ungefähr ein Drittheil des Ganzen umfassend, dem Polychronikon Higden's und Fabyan's Chronik folgt, etwa mit gelegentlicher Beihülfe von Malmesbury, Hoveden und andern lateinischen Geschichtschreibern. Der Rest, mit Ausnahme der Regierungen Eduards VI. und der Königin Marie, ist nichts als ein neuer Abdruck von Hall, dessen Sprache nur stellenweise etwas gemildert wird. Merkwürdig ist die Servilität dieses Geschichtschreibers. Sollte man es für möglich halten, daß in einem britischen Geschichtswerke unter der Regierung Johanns der Magna charta mit keinem Worte erwähnt wird? Zu dem Jahre 1112 wird bemerkt: „Um diese Zeit wurde zuerst das Parlament in England eingerichtet und fortgeführt zu der Reformation und Regierung dieses Königreiches. Die Art, wie dies geschah, habe ich in einer alten Flugschrift gefunden und denke sie unter der Regierung Eduards III., wo die Parlamente jährlich und regelmäßig gehalten wurden, ausführlich auseinanderzusetzen". In der That werden wir aber erinnert, daß der Verf. bei reifer Ueberlegung für gut gefunden habe, diese Auseinandersetzung lieber zu unterlassen.

Ein fleißigerer und sorgfältigerer Compilator der englischen Angelegenheiten, als Grafton, war Rafael Holingshed, der nach 25jähriger Arbeit im J. 1577 seine Chroniken von England, Schottland und Irland an das Licht stellte. In einer zweiten Ausgabe, in 3 Bänden vom J. 1587, wurden auf Befehl des geheimen Rathes mehre Bogen unterdrückt; einige Exemplare entgingen indessen dieser Verstümmelung, und die ausgeschnittenen Stellen wurden später besonders gedruckt. Einen Grund für dieses Einschreiten des geheimen Rathes würde man in derselben kaum entdecken, wenn der bis zur Aengstlichkeit ängstliche Geist jener Tage nicht bekannt wäre. Holingshed wurde bei seinem großen Werke von mehren Mitarbeitern unterstützt. An Gelehrsamkeit kann keiner seiner Vorgänger sich mit ihm vergleichen; und in den ältern und dunklern Perioden der Geschichte ist selbst einiges kritische Urtheil angewandt. Mehre kleinere lateinische Werke sind in wörtlichen Uebersetzungen in den Text aufgenommen, und Hall ist beinahe ebenso fleißig als bei Grafton ausgeschrieben. Die interessantesten Theile sind gegenwär-

tig die Beschreibung von Großbritannien von Harrison, und die Annalen der Regierung der Königin Elisabeth, von Holingshed selbst, fortgesetzt von Thyn und Stow. Mehr als gewöhnliche Thatsachen darf man hier freilich nicht erwarten.

Die „Acts and monuments“ von John Fox, gewöhnlich das Buch der Märtyrer genannt, verdienen eine Stelle unter den vorzüglichsten historischen Werken des 16. Jahrhunderts. An Popularität und Einfluß kann kein anderes diesem Buche an die Seite gestellt werden. Vier Auflagen dieser gewaltigen Folianten wurden unter der Regierung der Königin Elisabeth gedruckt, die erste im J. 1563. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das Buch der Märtyrer die Reformation in England befestigt hat. Jedes Kirchspiel hatte, gemäß einer besondern Verordnung, ein Exemplar in der Kirche, und jeder Privatmann, der überhaupt irgend ein Buch außer der Bibel kaufte, wählte das, was an religiöser Achtung derselben zunächst stand. Zu wie vielen Irrthümern auch die gerade nicht seltene Gewohnheit, die Glaubwürdigkeit und Wahrheit von Thatsachen nach einem zum voraus gebildeten Urtheil über die handelnden Personen zu bemessen, den würdigen Martyrologisten verleitet haben mag, so sind wir ihm doch für den Fleiß, mit welchem er eine außerordentliche Menge der wichtigsten historischen Documente gesammelt hat, großen Dank schuldig.

Aus der langen und im Verhältniß zu frühern Zeiten hochgebildeten Regierungszeit der Königin Elisabeth finden wir nur noch ein unbedeutendes, mehr rhetorisches als historisches Werkchen von Sir John Hayward, vom J. 1599, zu erwähnen: „The first part of the life and reign of King Henry IV. extending to the end of the first year of his reign“. Merkwürdig ist dasselbe nur durch die Verfolgung, die es dem Verf. von Seiten einer argwöhnischen Regierung zuzog. Bacon erzählt in seinen „Apophthegmen“ den witzigen Ausfall, durch den er den unglücklichen Hayward vor der blutdürstigen Milde seiner jungfräulichen Herrscherin rettete. „Die Königin, sagt er, fragte Bacon, ob kein Hochverrath in dem Buche enthalten wäre. Nein, Madam, antwortete er, daß Hochverrath darin sei, möchte ich nicht behaupten, aber an Criminalverbrechen fehlt es deshalb nicht. Wie so? fragte die Königin freudig überrascht. Weil er eine Menge Sentenzen und Ideen aus Cornelius Tacitus gestohlen hat“. Ein andermal wollte die Königin Hayward auf die Folter legen lassen, damit er den wahren Verf. eingestehe, dem er, wie sie glaubte, nur den Namen geliehen habe. Bacon rieth, lieber seinen Styl zu foltern, indem man den Mann mit Feder, Papier und Dinte einsperrte und sähe, ob er noch einmal ein Werk gleicher Art zu Stande bringe. Nach Camdden bestand das ganze Verbrechen Hayward's darin, daß er sein Buch dem Earl von Esser dedicirt und diesen in der Dedication einen Mann „groß sowol in dem Urtheile der Gegenwart als in der Erwartung der Zukunft“ genannt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Zweites Heft. Die Ergebnisse der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen und die andern geheimen Verbindungen in Deutschland bis zur Errichtung der mainzer Commission. Herausgegeben von Dr. Rochholz. Drittes Heft. Die Centraluntersuchungscommissionen zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestagsbeschlusses vom 20. September 1819; von Rudolf Hug. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 21 Gr. *)

Man kann mit Recht behaupten, daß Hochverrathsprocesse ebenso mislich für die Regierungen als gefährlich für die Individuen sind, welche sich von einer so schweren Anklage zu reinigen haben. Nichts ist nämlich unpolitischer, als die Völker auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, die bestehende Ordnung der Dinge durch Verschwörungen zu stürzen. Hochverrathsprocesse haben aber diese Wirkung stets, sie sollten daher nur im Falle der äußersten Nothwendigkeit geführt und die Acten nie öffentlich bekanntgemacht werden, weil man dadurch gewissermaßen lehrt, wie Verschwörungen angezettelt und zur Reife gebracht werden können. Eine solche äußerste Nothwendigkeit scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, als die deutschen Regierungen an das Treiben deutscher Studenten das Maß ehrner und vieldeutiger Gesetze anzulegen für gut fanden und Das, was man als Spiel betrachten konnte, was im eigentlichen Sinne ein Nichts war, was Deutschland nie revolutionisirt hätte, zu einem Grade von Wichtigkeit erhoben, dessen es in keiner Beziehung werth war. Wie, — Studenten, Leute ohne Einfluß, ohne Halt im Volke, hätten den deutschen Regierungen in der That ernstliche Besorgnisse eingeflößt! Von einem Witt, einem Follenius hätte man wirklich für die Throne gefürchtet! Die genauesten Nachforschungen hatten nicht die mindeste Vermuthung begründen können, daß die That Sand's mehr war als die isolirte Handlung eines politischen Fanatikers. Meuchelmorde der Art haben zu allen Zeiten stattgefunden, durfte man daher die deutschen Studenten mit ihren Einheits- und Freiheitsdeclamationen, an die sie, sobald sie ins Leben traten, nicht mehr dachten, als Verschworene gegen Fürsten und Throne betrachten! Hätten nicht Untersuchungen von Seite der Universitätsgerichte und Disciplinarstrafen, mit der Drohung ernsterer Criminalprocesse im Hintergrunde, vollkommen hingereicht, um Jünglingen den ebenso thörichten als lächerlichen Wahn zu benehmen, daß sie die Regeneratoren Deutschlands seien! Bedurfte es, um das Ansehen der deutschen Regierungen aufrechtzuerhalten, jenes lärmerregenden Apparats von Untersuchungscommissionen, die gewissermaßen gezwungen waren, die Sache anders zu nehmen, als sie sich der Wesenheit nach verhielt! In den Untersuchungsacten, soweit sie in die obenerwähnten Hefte aufgenommen worden sind, befindet sich auch nicht eine einzige Thatsache, nicht eine einzige Aeußerung, die nicht einer milden Deutung fähig wäre. Vor Allem mußte man bedenken, daß es der Jugend in ihrer Unfähigkeit, die wirkliche Lage der Dinge scharf zu beurtheilen, eigen sei, sich für wichtiger zu halten als sie ist, und ihrem tollen Treiben jenen komischen Anstrich des Ernstes zu geben, der den Beobachter der Spiele der Kinder so sehr belustigt. Daß die überwiegende Mehrheit der deutschen Nation die sogenannten „demagogischen Studentenumtriebe“ als eine Lächerlichkeit betrachtete, ist eine Thatsache, die nicht leicht Jemand, der sich jene Zeit ins Gedächtniß ruft, ableugnen wird. Warum mußten gerade die Regierungen die Sache so ernst nehmen und dadurch gewissermaßen eingestehen, daß es ihnen sogar vor Studentenunsinn bange!

*) Vgl. Nr. 224 u. 225, wo ein anderer Mitarbeiter hauptsächlich über das vierte Heft berichtete. Das erste Heft ist noch nicht erschienen; über das fünfte berichten wir nächstens. D. Red.

Das Capitel des Hochverraths ist in allen Strafgesetzbüchern ein wunder Fleck, der Begriff dieses Verbrechens ist in allen so weit, daß man darunter, wenn man wollte und sich nur an den Buchstaben hielt, allerdings gewissermaßen auch das Treiben einiger damaligen Studenten subsumiren konnte. Allein war es nothwendig, dies zu wollen, war es weise, einige Schwärmer durchaus zu Hochverräthern zu stempeln? Wie sehr die Regierungen in jener Zeit allenthalben Hochverrath und Demagogie fürchteten, beweist besonders der Fall mit dem 23jährigen Dr. Ludwig.*) Dieser war zu Köln ansässig, wurde dort wegen Verdachts der Theilnahme an staatsgefährlichen Umtrieben und Verbindungen im Monat Juli 1819 verhaftet und nach Berlin transportirt, um dort vor die Immediatuntersuchungscommission gestellt zu werden. Er bestritt die Competenz dieser Behörde und verlangte vor seinen ordentlichen persönlichen Richter, nämlich die Gerichtsbehörde in Köln, gestellt zu werden. Da in dieser Stadt das französische Recht noch galt, so war daselbst offenbar größere Gewähr für seine Unschuld, was er denn vor der Immediatcommission auch ausführlich entwickelte. Allein sowol das königl. Justizministerium durch Rescript vom 28. Dezember 1819, als eine allerhöchste Cabinetsordre vom 27. Februar 1820, wiesen ihn mit dem Antrage, „die Sache an sein competentes Forum gelangen zu lassen", zurück. Dr. Ludwig verweigerte hierauf beharrlich jede Einlassung, und da alle Versuche, ihn hierzu zu bewegen, fruchtlos waren, so wurden gegen denselben die gesetzlichen Zwangsmaßregeln durch Entziehung der Lectüre und der Schreibematerialien angeordnet. Dies erschütterte jedoch die Standhaftigkeit des jungen Mannes nicht, und die Immediatcommission sah sich genöthigt, ihm ankündigen zu lassen, daß die Untersuchung wider ihn in contumaciam geführt und abgeschlossen werden solle. Auch gegen dieses Verfahren protestirte er, anführend, daß nur der ordentliche Richter seines Wohnortes gegen ihn competent erkennen dürfe. Am 26. August 1820 (der arme junge Mann schmachtete also bereits über ein Jahr im Gefängnisse!) berichtete die Immediatuntersuchungscommission an den Justizminister, daß sie die Entlassung des Inculpaten aus der Haft beschlossen habe, da „ihres Dafürhaltens denselben eine Strafe nicht treffen könne". Allein am 27. Oktober rescribirte das königl. Justizministerium, daß die Acten keineswegs als geschlossen angesehen werden könnten, mithin der Inculpat nicht in Freiheit zu setzen sei. Die Immediatuntersuchungscommission erhielt vielmehr den Auftrag, ihn über verschiedene Punkte nachträglich zu vernehmen und denselben, „falls er bei seiner Weigerung, sich vollständig und in gesetzlich vorgeschriebener Art einzulassen, beharren sollte, nach Vorschrift der Criminalordnung §. 292 fg. durch einsames Gefängniß, Entziehung der bessern Kost, oder eine andere der Gesundheit unschädliche (?) Maßregel zur Genügung dieser seiner Verpflichtung zu bewegen". Natürlich wurde dieser Befehl vollstreckt, allein nichts vermochte die Festigkeit des entschlossenen jungen Mannes zu erschüttern, ja zum Protokoll vom 21. November 1820 erklärte er sogar, „daß er sich nicht einlassen wolle, selbst wenn er in Riemen geschnitten oder auf die Folter gespannt würde". Hierauf erstattete die Immediatuntersuchungscommission am 9. Dezember 1820 dem königl. Justizministerium Bericht und trug darin zum zweiten Male auf Freilassung des Verhafteten an. Wer sollte nicht denken, daß das Ministerium dieselbe anbefehlen würde? Es geschah jedoch das Gegentheil, man ließ die Sache bis zum 2. Mai 1821 ruhen (der junge Mann schmachtete daher bereits, trotz zweimaligen Antrags auf Freilassung von Seite der Untersuchungscommission, ein Jahr und neun Monate im Gefängnisse!) und verfügte endlich durch eine allerhöchste Cabinetsordre, „daß die Acten zum Spruche vorgelegt und es dem richterlichen Ermessen anheimgegeben werden solle, ob selbige für spruchreif zu erachten, oder ob und welche sonstigen Verfügungen in der Sache zu erlassen seien, sowie daß der Inculpat einstweilen nach Glogau abgeführt und daselbst bis zur weitern Bestimmung, nach der Publication des Urtheils, unter die Aufsicht des Commandanten gestellt werden solle". Glücklicherweise entwich Dr. Ludwig in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1821 aus der Stadtvogtei zu Berlin und konnte nicht wieder zur Haft gebracht werden. Jede weitere Bemerkung über ein Verfahren der Art ist überflüssig, die Thatsachen sprechen zu laut für sich selbst und beweisen, daß es bei den Regierungen erdenklich zur fixen Idee geworden war, in überspannten jungen Leuten fürchterliche Demagogen und in abgeschmackten Vereinen gefährliche Verbindungen gegen Deutschlands Thron zu sehen. Diese Zeit ist, Gott sei Dank! vorüber, und selbst jetzt, wo doch manch seltsame Ereignisse, manche unverwandte Anstriche des Volksingrimmes auf eine geheime, böse Gährung schließen lassen, kommt man nicht wieder auf den Einfall gekommen, wie damals überall Demagogen, Verschwörungen und revolutionnaire Prospecte zu wittern. Dies ist weise, denn man würde am Ende keine andere revolutionnaire Propaganda finden, als die aus der Zerstückelung Deutschlands in so viele unabhängige kleine Staaten, die sich gegenseitig durch Zolllinien bekriegen, hervorgegangene Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge.

Man erschrecke nicht vor dem düstern Namen: Bund der Schwarzen! Die guten Leute wurden nur so genannt, weil sie in deutscher Tracht schwarz einhergingen. Und was war ihr entsetzlicher Zweck? „Vereint rastlos fortzustreben für Alles, was uns als Christen, Deutschen, Studenten zu wirken und zu werden obliegt, und Geist und Leib durch Mittheilung und Zusammenwirken aller Gefühle, aller Geistes- und Lebenskräfte in brüderlicher Vereinigung, für Glauben, Freiheit, Vaterland ungestört auszubilden, auf daß das heilige Jugendfeuer durch das ganze Leben verewigt werde durch ein Streben, wissenschaftliches und deutsches Streben, sowie durch das Bestreben eines sittlich feinen und ehrenfesten Betragens, auf der Universität einem wahrer Ehre und wissenschaftlicher Bildung entsprechenden, echt deutschen Ton und Sinn und Wesen zu gründen und zu befestigen, daß er von der Universität auch ins Leben übergehe, durch geistige und leibliche Bildung, welche letztere durch Fechten ꝛc., erstere durch Lesen und wechselseitiges Erläutern guter deutscher Schriften, durch Unterhaltung und gegenseitige Belehrung, sowie durch Vorträge über gemeinschaftliche Gegenstände erstrebt werden sollte". Schön, nur etwas schwülstig, und vor Allem sehr staatsgefährlich, sehr demagogisch! Das akademische Gericht zu Gießen sah diese Studentenverbindung mit scheelen Augen an, und der Verein löste sich auf, jedoch behielten die Mitglieder den Zweck desselben fortwährend im Auge und beschlossen, „ohne positive Gesetze Zusammenkünfte zu halten für den Zweck religiöser, wissenschaftlicher und politischer Unterhaltung". Horrid, most horrid! Im Sommer 1816 wurde zu Gießen eine allgemeine Versammlung aller Studenten gehalten, in welcher Karl Follenius Vorschläge über die förmliche Verbannung aller Studentenverbindungen, Aufhebung aller Ungleichheit unter den Studenten, Errichtung eines Ehrengerichtes und Vermeidung der Duelle" machte, welche mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Das Resultat war ein Zusammentritt aller Studenten, und in der Verfassungsurkunde — der Ehrenspiegel — hieß es: „Des Studenten Bestimmung ist, sich alle Zeit geistig und leiblich auszubilden zu einem tüchtigen Menschen, insbesondere zu einem echten Christen und deutschen Bürger". Freilich unverzeihlich, sehr unverzeihlich! Jedoch einem großen Theile der gießner Studenten gefiel das alte Leben doch besser, es dünkte ihnen später noch immer Zeit zu sein, sich zu echten Christen und deutschen Bürgern auszubilden, sie traten daher wieder in zwei Landsmannschaften zusammen, bekleideten die Mitglieder des Ehrenspiegels durch Verrufserklärung und denuncirten sie endlich um Ostern 1817 dem akademischen Senate, als politische Zwecke treibend.

(Der Beschluß folgt.)

*) Siehe das vierte Heft d. Werks.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 360. — 26. Dezember 1831.

Englische Geschichtschreiber.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Der Geist der Tudorregierung, wie er sich in dieser Härte gegen Sir John Hayward, wie in der Verstümmelung der zweiten Ausgabe von Holingshed zeigt, erklärt uns die auffallende Armuth des 16. Jahrhunderts an englischen Geschichtschreibern zur Genüge. An Materialien fehlte es nicht, und an Interesse für die Ueberlieferungen der Vergangenheit ebenso wenig. Leland, Bale, Pitts, Tanner, Erzbischof Parker und viele Andere von geringerer Bedeutung waren eifrig beschäftigt, die Antiquitäten, welche durch die Zerstörung der Klöster zwar nicht an innerm Werthe, aber an Seltenheit gewannen, zu sammeln und vor dem Untergange zu schützen; während alle Archive von den Advokaten und von den Parteien, die durch urkundliche Beweise ihre alten Privilegien wiederzuerhalten suchten, mit unermüdlicher Aemsigkeit durchsucht wurden.

Zwei Chronikenschreiber — denn Historiker können wir sie nicht nennen — gehören der Regierung Jakobs I. an: Stow und Speed, beide Schneider. Der Auszug der englischen Geschichte, in einem Octavbande, von dem Ersten, ist bereits angeführt worden; er wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth mehrmals aufgelegt, so auch eine Abkürzung des „Summary“. Eine Erweiterung unter dem Titel „Flores historiarum“ kam im J. 1600 heraus. Nach dem Tode Stow's fielen die Papiere, die sein Fleiß während eines langen Lebens gesammelt hatte, in die Hände eines Edmond Howes, der die ganze Masse, mit dem Seinigen vermehrt, unter dem Namen von „Stow's Chronik“ drucken ließ. Die erste Ausgabe ist vom J. 1615. Ein Jahr vorher hatte Speed seine „History of Great Britain, under the Romans, Saxons, Danes and Normans“ in einem Follobande herausgegeben. Ein Kritiker, der das Buch sonst lobt, fragt nach einigen tadelnden Bemerkungen: „Aber was war auch wol von einem Schneider zu erwarten?“ Eine unwürdige Herabsetzung einer für den civilisirten Menschen so unentbehrlichen und wichtigen Kunst; zumal da Speed an Fleiß und Gelehrsamkeit von keinem seiner Vorgänger, außer von Stow, einem andern Schneider, übertroffen wird. Er liest sich indessen weniger angenehm als Stow oder Holingshed.

Eine bei weitem gewandtere Feder führte Samuel Daniel, Kammerdiener der Königin Anna von Dänemark, ein eleganter Dichter, nicht unwerth der Gunst, die das Glück ihm lieh, den Kranz eines poëta laureatus von Spencer zu empfangen und Ben Jonson zu übergeben. Er publicirte in den Jahren 1613 und 1616 eine recht gut geschriebene Geschichte von England seit der normännischen Eroberung, mit einer Einleitung über die frühere Periode, bis zum Tode Eduards III. Er bezog sich in diesem Werke auf Urkunden, übte schärfere Kritik in Richtung der Thatsachen als seine Vorgänger und darf, wenn er auch als Historiker gegenwärtig veraltet ist, doch der Reinheit und Eleganz seiner Sprache wegen in einer Geschichte der englischen Literatur nicht vergessen werden.

Daniel's Geschichte wurde, einige Zeit später, von Nicholas Trussel bis zu dem Tode Edwards IV. fortgesetzt; diese Arbeit soll indessen von geringer Bedeutung sein, und sie ist in Kenneth's „Complete history“ nicht, mit Daniel, wiederabgedruckt worden. Lord Bacon's „Leben Heinrichs VII.“ erschien im J. 1622 und bewies, daß auch England auf einem damals kaum betretenen Pfade der Literatur nicht unfähig sei, selbst mit Italien, dem damals die Herrschaft auf diesem Gebiete zustand, zu wetteifern in der Schärfe und durchdringenden Tiefe des politischen Urtheils. Nach Bacon's genialem Werke dürfen die Lebensbeschreibungen der drei ersten Könige nach der Eroberung, die Sir John Hayward im J. 1613 herausgab, kaum genannt werden. Cambden hielt in seinen Annalen der Königin Elisabeth, es für zweckmäßig sich der lateinischen Sprache zu bedienen; so auch Bischof Godwin in den Annalen Heinrichs VIII., Eduards VI. und der Königin Marie. Alle diese Werke wurden indessen bald in das Englische übersetzt und dürfen daher hierwol den englischen Historikern angereiht werden.

Einzelne Perioden der britischen Geschichte wurden unter Karl I. versucht. Sir John Hayward schrieb das Leben Eduards VI., Thomas Habington das Eduards IV., und Georg Buck kam der Paradoxie Walpole's und Laing's zuvor, indem er die finstere Sache Richards III. vertheidigte. Das bei weitem werthvollere Leben Heinrichs VIII. von Lord Herbert von Cherbury erschien nicht eher als im J. 1649, ein Jahr nach dem Tode des Verfs. Weniger tief, aber nicht weniger scharfsinnig und bei dem Mangel anderer Autoritäten zuverlässiger als Bacon, steht

er weit über jedem dritten englischen Historiker, der bis dahin in die Schranken getreten war, und kann füglich dem berühmten lateinischen Annalisten der Königin Elisabeth an die Seite gesetzt werden. Unter der Regierung Karls I. kam auch das Leben von Sir Thomas More, geschrieben von seinem Schwiegersohne Roger, und jenes Wolsey's von Cavendish an das Licht; aber es würde uns zu weit führen, wenn wir in dieser flüchtigen Skizze der englischen Geschichtschreibung, in ihrer Beschränkung auf die Geschichte von England, die jetzt immer zahlreicher sich drängenden Biographien, oder auch selbst nur jene, die einiges Licht über öffentliche Ereignisse verbreiten, noch aufzählen wollten.

Der letzte und nicht der unberühmteste der englischen Chronikenschreiber war Sir Richard Baker, der seine ungelehrten Leser weislich mit der Anführung ihnen doch unbekannter Autoritäten, sowie mit der Erörterung antiquarischer Streitfragen verschonte: eine Sparsamkeit, die ihm um so leichter werden mußte, da seine Wohnung, in dem Fleetgefängnisse, ihn zu allen jenen Dingen eben nicht sehr geeignet machte. Baker's Chronik, die zuerst im J. 1641 erschien, genoß beinahe ein volles Jahrhundert hindurch eines ausgebreiteten Ansehens. Sie war die Lieblingsunterhaltung des Gutsbesitzers, des Pfarrers und der alten Edeldame; da lasen sie denn von dem tödlichen Becher, welcher der schönen Rosamunde in ihrer geheimen Laube von der rachsüchtigen Eleonore gereicht wurde, von der glorreichen Apotheose des Strumpfbandes der Gräfin von Salisbury, dem traurigen Ende der unglücklichen Jane Shore und von der Zurücksetzung, welche die Prinzessin Bona wegen der schönen Elisabeth Woodville erfahren mußte. Kalte Forschung hatte den erborgten Gürtel des Reizes diesen falschen Blüten der altenglischen Geschichte noch nicht entrissen. Da Holingshed ein gar zu dicker und kostspieliger, und Speed kein sehr interessanter Schriftsteller war, so durfte das Glück, welches Baker machte, nicht überraschen. Sein Buch ist voll der gröbsten und handgreiflichsten Irrthümer, aber es hat mehr wahres Vergnügen gewährt und mehr Kenntnisse verbreitet als irgend Etwas, was ein gelehrterer Mann mit gründlicherer Kritik geschrieben hätte. Für Sir Roger de Coverley war es gut genug; jetzt da die Sir Rogers ausgestorben sind, werden natürlich auch ihre Lehrer vergessen. Nach der Restauration wurde Baker's Chronik, die mit dem Tode der Königin Elisabeth endigte, eine Fortsetzung von Thomas Phillips angehängt, der in Bezug auf die gleichzeitigen Ereignisse von Sir Thomas Clarges, dem Schwager des Generals Monk, unterstützt worden sein soll. May's Geschichte des Parlaments, die im Jahre 1647 herauskam, ist nach einem regelmäßigern Plane angelegt und gleichmäßiger durchgeführt als irgend ein früheres Werk eines andern britischen Historikers. Hätte er das Ganze mit ebenso viel Mäßigung und Umsicht vollendet, als wir in dem Theile finden, der von ihm herausgekommen ist, was aber wol schwerlich der Fall gewesen wäre, so würde kein anderer Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts auf höhern Ruhm Anspruch haben.

Wir werden von jetzt Memoiren von Personen, die bei den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt waren, oder besondere Darstellungen einzelner Perioden nicht mehr mit anführen und wollen nur mit Milton's Geschichte von England bis zu der normännischen Eroberung eine Ausnahme machen, nicht allein wegen des großen Namens des Verfs., sondern zum Theil auch wegen des Werthes seines Werkes.

Der Kampf zwischen der Freiheit und dem königlichen Rechte, der um das Jahr 1680 mit noch größerer Verschiedenheit der Meinungen aufgenommen wurde als vorher, veranlaßte einen gelehrten Streit über das Alter der Gemeinen im Parlament und im Allgemeinen über die Quellen der Volksrechte. Brady, ein Arzt von Cambridge, dem Königthume mit allen seinen höchsten Ansprüchen eifrig ergeben, hatte bereits im J. 1684 eine Gegenschrift gegen Petyt und Atwood, die Vertheidiger der Rechte des Parlaments, unter dem Titel: „An introduction to the old english history" herausgegeben, der in dem nächsten Jahre darauf der 1. Band einer vollständigen Geschichte von England folgte. Der 2. Band, der nicht eher als im Jahre 1700 erschien, führte die Erzählung bis zu dem Schlusse der Regierung Richards II. herab. Dies Werk, wenig mehr als eine Reihe von Auszügen in Uebersetzungen aus Matthäus Paris, Walsingham u. A., in chronologischer Folge geordnet und hauptsächlich auf die Entwickelung der Verfassung beschränkt, kann kaum unter den allgemeinen Werken über die englische Geschichte genannt werden. Tyrrell, ein ebenso eifriger Whig, als Brady auf der Seite der Tories war, hielt es für nothwendig, die parteiischen Darstellungen des Letztern in 5 Folianten zu widerlegen: „A general history of England, both civil and ecclesiastical, from the earliest times", gedruckt von 1700—4. Seine Absicht soll gewesen sein, dies Werk bis zu der Revolution im Jahre 1688 fortzuführen; dabei mag aber wol die eigne Geduld oder die des Lesers nicht ganz richtig berechnet gewesen sein, denn der kleine Anfang, den wir eben erwähnt haben, bringt uns nur bis auf die Tage Richards II.

Wir sind jetzt bis zu der Regierung der Königin Anna und dem Anfange des 18. Jahrhunderts gekommen, und noch können wir nicht sagen, daß irgend eine Geschichte von England bestanden habe, die auch nur sich mäßigen Anfoderungen entsprochen hätte. Laurence Echard, ein Geistlicher, beschloß — wie jetzt ein Verleger sich ausdrücken würde — diesem fühlbaren Mangel durch seine „History of England from the time of Julius Caesar to the death of King James I." abzuhelfen, wovon der 1. Theil 1706, der 2. und 3., welche bis zu der Revolution von 1688 reichen, 1718 erschienen. In Bezug auf den Umfang war dies die vollständigste Geschichte, die man bis dahin besaß; aber Echard, obwol gerade kein schlechter Schriftsteller, entfernte sich doch beinahe gleich weit von der dem Historiker unentbehrlichen Unparteilichkeit und von dem gesunden Menschenverstande, sowie zu dem großen Kampfe des vorhergehenden Jahrhunderts

heröbstieg. Da er indessen mit den Vorurtheilen einer zahlreichen Körperschaft, der Tory- und Highchurchpartei, übereinstimmte und, obwol ohne eigne, besonders glaubwürdige Nachrichten, doch den Vortheil hatte, mehre einige Zeit vorher gedruckte Werke von der höchsten Wichtigkeit zu benutzen, die noch nicht in eine zusammenhängende Erzählung verarbeitet waren, so scheint er doch einige Jahre einer gewissen Popularität genossen zu haben.

Diese Popularität muß jedoch Echard nur im niedrigsten Sinne des Worts beigemessen werden, wenn wir sie mit Dem vergleichen, was ein anderer Historiker wenige Jahre darauf erreichte. So seltsam es auch Jedem, der den alten Nationalhaß zwischen Engländern und Franzosen kennt, erscheinen muß, die erste Geschichte von England, die einigen Einfluß auf die öffentliche Meinung übte oder eine dauernde Achtung gewann, sollte aus der Feder eines Franzosen kommen.

Quod minime reris, Graja pandetur ab urbe.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Zweites und drittes Heft.

(Beschluß aus Nr. 359.)

Allein weder der akademische Senat noch das großherzoglich hessische Ministerium erhoben vor diesen politischen Zwecken, ja sie fanden dieselben in dem Vereine gar nicht, und das Letztere verordnete nur, daß Landeskinder, welche sich zu dem Ehrenspiegel oder einer sonstigen Verbindung bekannt haben, nur dann zu dem Examen zugelassen werden sollten, wenn sie sich durch ein besonderes Zeugniß des Disciplinargerichts ausweisen könnten, sich von jetzt an keiner Handlung mehr schuldig gemacht zu haben, in welcher Spuren der noch fortdauernden Anhänglichkeit an irgend eine Vereinigung zu erkennen wären. Diese strenge Verfügung bewog die Stifter und einen Theil der Mitglieder des Ehrenspiegels, alle äußern Formen ganz bei Seite zu setzen. Es kamen etwa zehn zu unbestimmten Zeiten auf der Stube des Einen oder Andern zusammen, wo Aufsätze, wissenschaftliche Werke vorgelesen und besprochen wurden. „Kein Zwang zu erscheinen fand statt, kein geschriebenes Gesetz verband die Gesellschaft, kein letzter Zweck war bestimmt ausgesprochen, der Austritt stand Jedem zu allen Zeiten frei und geschah ipso facto durch Wegbleiben aus den Versammlungen". Aus diesen Zusammenkünften entwickelte sich ein wunderliches Ding, das den Untersuchungscommissionen gar viel zu schaffen machte, nämlich die Unbedingten. Das waren freilich heillose Leute, denn ein Unbedingter war ein Mann, der Alles an die Ausführung seiner Ueberzeugung zu setzen entschlossen war. Eine ganze Nation von solchen Unbedingten wäre allerdings jeder Regierung gefährlich, allein die tägliche Erfahrung beweist, daß es unter tausend Menschen kaum einen gibt, der an die Ausführung seiner Ueberzeugung Alles zu setzen im Stande ist, geschweige daß man vor ein Paar jungen Leuten, die sich einer solchen Charakterstärke rühmten, zu beben gebraucht hätte. Ein Unbedingter erkannte zu gleicher Zeit alle diejenigen Sätze an, über die man sich bei den oberwähnten wissenschaftlichen Besprechungen vereinigt hatte. Darunter waren zuverlässig Meinungen, die in jeder Beziehung Mißbilligung verdienten, wie z. B. daß der Zweck das Mittel heilige. Indessen stand es Jedem frei, einen solchen Satz anzuerkennen oder nicht, und nur Wenige, sehr Wenige gehörten zur Zahl der Unbedingten im vollsten Sinne des Wortes. Leider liegt jener Satz in der Selbstsucht des Menschen, wiewol sich Jeder sträubt, ihn zu bekennen, Viele sich aber nur der Strafgesetze wegen scheuen, ihn in seinem ganzen Umfange zu vollziehen. Das ist also eine dunkle Partie in der Geschichte der deutschen Studentenverbindungen, wenngleich sie keinen Hochverrathsproceß motiviren konnte, weil sie eigentlich mehr ein Irrthum des Verstandes gewesen und nirgends gegen den Staat in das Leben eingetreten war, denn Sand war ein Fanatiker und Unbedingter, bevor noch irgend Jemand diese Benennung kannte. Ein dem zu Gießen ähnlicher Verein hatte sich auch in Jena gebildet, der die Souverainetät als im Volke beruhend anerkannt, auch eine republikanische Verfassungsform und eine Einheit des deutschen Reiches und der deutschen Kirche im Sinne gehabt haben soll. Es ist aber nirgends streng bewiesen, daß dieser Verein als eigentliche Gesellschaft unter Obern bestanden habe, welche die Verwirklichung eines solchen abenteuerlichen Projectes ernstlich zu leiten bemüht waren. Studentengrille war das Ganze, war ein Nichts, ein Phantom. Allerdings wurden stürmische Freiheitslieder gedichtet, aber einerseits konnten sie als bloßes Spiel der Phantasie betrachtet werden, und andererseits ist das deutsche Volk nicht durch ein Paar Lieder verrückten Inhalts aufzuregen. Die Böhmen singen noch heutigen Tages am Wenzeslausfest in den Kirchen in ihrer Sprache: „O du lieber heiliger Wenzeslaus, jag' die Deutschen zum Land hinaus!" und doch wohnen und herrschen die Deutschen ganz geruhig in Böhmen. Allerdings kam man zusammen, bald auf dieser bald auf jener Burg, und schwätzte und schwärmte, aber was that man für Deutschlands Einheit? — Nichts. Doch halt, ein Paar Advokaten und der großherzoglich hessische Lieutenant Friedrich Wilhelm Schulz verfaßten einige populaire Schriften, die den Studenten gefielen und die sie verschenkten. Der Letztere war der Verf. des „Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was Bürgers- und Bauersmann Noth thut", und wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen, „weil bei der Möglichkeit einer günstigen Auslegung ein Verbrechen oder Vergehen doch nicht erwiesen sei". Ungeachtet man diesen halben Grundsatz auf Alles anwenden konnte, was August Adolf Ludwig Follenius gesagt, geschrieben und gethan hatte, so sprach der Gerichtshof, „welchem die Verurtheilung des Follenius aufgetragen war" (2. Heft, S. 81), ihn doch des Attentats des Hochverraths schuldig und verdammte ihn zu 10jähriger Freiheitsberaubung, bemerkend: „es gereiche der Gerechtigkeitsliebe des Gerichtshofes zur Ehre, daß derselbe keine härtere (id est, die Todesstrafe) gegen denselben erkannt hat. Denn es konnte nach der Ansicht eines der gelehrtesten Juristen eigentlich angenommen werden (ach ja, annehmen kann man Alles!), daß das Verbrechen des Hochverraths schon vollständig ausgeführt gewesen". Es ist eine traurige Wahrheit (und durch Nichts wird sie mehr bestätigt als durch den Proceß gegen Follenius), daß man bei der Unbestimmtheit und Auslegbarkeit der Gesetze einem Schwärmer und Schwätzer den Conat des Hochverraths gar leicht aufbürden kann. Nur die That, die unbezweifelbar erwiesene That, nicht aber der Wille und noch viel weniger der Wunsch darf bestraft werden. Was das obenerwähnte „Frag- und Antwortbüchlein" betrifft, so geriethen wegen Verbreitung desselben die Studenten der Rechte Karl Theodor Sichel und Colonius zu Bonn, sowie der ehemalige Turnlehrer Baumeister in Untersuchung. Letzterer gestand die Verbreitung ein, und es wurde ihm die erlittene anderthalbjährige Haft als Strafe angerechnet. Colonius wurde vorläufig freigesprochen. Sichel, vom Inquirenten aufmerksam gemacht, „daß durch das Buch schädliche Folgen hinsichts der bestehenden Staatseinrichtungen hätten erwachsen können, und daß darin der Wunsch des Umsturzes der Regierungsverfassungen in Deutschland ausgesprochen sei, welches Alles ihm doch nicht entgangen sein könne", gab die höchst treffende Antwort: „So wenig ich als Schulz können, ohne gänzlich verrückt zu sein, glauben, ein Büchlein von einem Bogen, welches einige Mängel und Gebrechen rügt, die in jeder Verfassung sein können, und zu deren Abhülfe er ein ganz constitutionelles Mittel, nämlich die wohlthätigen Landstände vorschlägt, würde eine Revolution befördern oder herbeiführen. Am

allerwenigsten konnte ich, der ich das Büchlein erst alsdann bekam, als es schon ungefähr ein halbes Jahr im Umlauf war, es öffentlich in einer Zeitung gelobt und Auszüge daraus erschienen waren, kein preuß. Amtsblatt oder specielles Gesetz es verboten hatte, glauben, die Verbreitung unter dem deutschen Volke, dessen Ruhm es von jeher war, das ruhigste und bescheidenste Volk zu sein, könne auch nur dergleichen Wunsch nach einer Revolution und noch weniger große Bewegungen und Unruhe hervorbringen". In der That hat das „Frag- und Antwortbüchlein" Nichts dergleichen hervorgebracht, auch ist das deutsche Volk zu ruhig, als daß eine bloße Broschüre es zum Aufruhr verleiten könnte. Ueberdies rieth das Büchlein nirgends offene Gewalt und Revolution an, und Dinge wie: „Es muß immer viel Zoll und Mauth bezahlt werden, wenn Etwas aus einem Ländchen ins andere soll, und drei Stunden von hier gilt wieder anderes Geld und wird mit anderm Maße gemessen", oder: „Viele vornehme und reiche Herren können, wie die Nachtvögel, das Licht nicht vertragen, und mögen's nicht leiden, daß die Wahrheit gesprochen und verstanden wird" ꝛc., sind so vielfach und so energisch gesagt und geschrieben worden, daß nicht einzusehen ist, warum gerade diese Schrift als so aufrührerisch betrachtet wurde. In der Ansicht des Gerichtshofes, „daß der Inhalt des Frag- und Antwortbüchleins wol geeignet sei, die Gemüther der Unterthanen gegen ihre Regierungen zu empören", erkennt man daher abermals jene verderbliche Sucht, Alles auf das Schlimmste zu deuten und Allem nur die schwärzeste Seite abzugewinnen. So präoccupirt mußte man freilich überall nur Verbrechen und Hochverrath wittern und den Bombast jugendlich übermüthiger Schwärmerei als Anzeichen tiefer, bösartiger Verschwörung ansehen. Aus dem auf dem Stammbuchblatt des Letzte sub Nr. 33 befindlichen Wahlspruche: „Wir werden uns wiedersehen, wenns von den Bergen flammt: Freiheit und Einheit!" und aus den Worten in dem Tagebuch eines andern Verbündeten (?!): „Wir werden uns wiedersehen, wenns von den Bergen raucht!" schloß man auf ein künftiges politisches Ereigniß, da doch nur ein Fest der Vergangenheit, nämlich das des 18. Oktobers, bei welchem Feuer auf den Bergen angezündet wurden, darunter verstanden war. Wollte man allen poetischen Schwulst, den Jünglinge in patriotischer Begeisterung niederschreiben oder nachsingen, als staatsgefährlich betrachten, bis! Himmel, wie viele Hochverräther fände man da! Wie viele jugendliche Träumer verehren nicht Harmodius und Aristogiton oder den jüngern Brutus, aber wie bald, wie gänzlich verschwinden solche Nebelansichten, sobald für sie die Zeit des Berufslebens eintritt? Kurz, der ganze Lärm wegen demagogischer Umtriebe war much ado about nothing oder so viel als nothing, und polizeiliche oder disciplinarische Maßregeln hätten vollkommen hingereicht, um den deutschen Studenten alle Lust zu geheimen Verbindungen mit irgend einer politischen Tendenz zu benehmen. Daß damals auf den Hochschulen Deutschlands „öffentlicher Sinn verbreitet war, welchen man lieber in der Verhandlung der Stadtverordneten, der Provinzialstände und Reichsräthe hätte suchen sollen als auf der Vorbereitungsschule angehender Staatsbürger", müssen wir Hrn. Rudolf Hug allerdings zugestehen, aber auch zugleich leugnen, daß dieser öffentliche Sinn hochverrätherisch, staatsgefährlich gewesen ist oder daß er, bei der stets wechselnden Bevölkerung deutscher Universitäten und bei dem unsteten Charakter der Jugend, auf irgend eine Weise ein bleibendes Attribut unserer mehr vergnügungssüchtigen als politisirenden Studenten hätte werden können. Unter der deutschen Jugend Catilina und Cromwell zu suchen, war eine unverzeihliche Lächerlichkeit, aber der Charakter unumschränkter Regierungen ist nun einmal eifersüchtig, und Eifersucht findet leicht Nahrung.

194.

Was spricht für und wider die Meinung, daß der Erdball und alles Gestirn auch durch ein eigenthümliches Weltkörperleben den Schöpfer verherrlicht? Rentsch a. d. O., Wagner. 1831. Gr. 8. 21 Gr.

Unter die zum Theil wunderlich-phantastischen Productionen, welche das wissenschaftliche Bestreben der deutschen Naturforscher dem erstaunten Auge des Auslandes als eine Zugabe an die Zeiten des durch Alchymie und Astrologie sich bekundenden Mysticismus neuerlich nur zu häufig darbot, zählt die Schrift des Superintendenten Wagener: „Das Leben des Erdballs und aller Welten" (Berlin, 1828), worin derselbe eine Hypothese aufstellt, „nach welcher alle Himmelskörper, welche eine regelmäßige Bahn beschreiben, ein organisches Weltkörperleben besitzen, indem sie auf eine dem Lebensorganismus analoge Art geboren werden, leben und sich fortpflanzen, auch dem Tode, d. h. einem immerwährenden Formenwechsel unterworfen sind". Zu andern Zeiten würde man einen Superintendenten, dessen Phantasie sich eine Brautnacht erdenken konnte, von welcher ein ganzer Weltkörper das gigantische Product wäre, nachdem vielleicht der Ring des Saturns an den Finger der lieblichen Braut gesteckt war, mit wundersamen Blicken betrachtet haben, aber gegenwärtig erstaunt man kaum über dergleichen Mißgeburten von Theorien. Der Verf. der Schrift: „Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin, kritisch beleuchtet" (Leipzig, 1830), begnügte sich, mit großer Milde jene Schrift in die Klasse ähnlicher Schwärmereien, z. B. der Prophezeiung des Superintendenten Ziehen (Frankfurt, 1786) zu setzen, aber dennoch findet der Autor der vorliegenden Schrift diesen Vergleich ungerecht und bestrebt sich, die Ansicht des Superintendenten Wagener zu unterstützen. Das vorliegende Werk enthält 27 Sätze als Widersprüche gegen die erwähnte Theorie, und eine Discussion über vielmehr Widerlegung dieser Einwürfe, wodurch die Unterredung den äußern Schein der Unparteilichkeit erlangen soll, aber noch überdies schwerfällig wird, denn die meisten Einwürfe sind wie die bekannten von einverstandenen Missionairs zu Paris gehaltenen Controvers-Disputationen, wo der zum Unterliegen bestimmte Theil durch die Richtigkeit seiner Widersprüche dem scheinbaren Gegner den Sieg erleichtert.

Uebrigens ist der Gedanke, die Erde als ein lebendes Wesen zu betrachten, nicht neu, denn, abgesehen von Schwärmern früherer Zeit, welche auf diese Art die Physik in das Gebiet der Zoologie zogen, hat Cheprel Dessaubrais in dem Werk: „La clef des phénomènes naturels", die Erde für ein durch seine Bewegungen und Ausdünstungen die Naturerscheinungen hervorbringendes Thier erklärt, und Hugi („Die Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft zu Solothurn", 1827—29) läßt die Erde athmen und die Erdbeben durch deren oberflächliches Schwanken entstehen. Nach der Ansicht des Superintendenten Wagener, welche das vorliegende Werk vertheidigt, steht der Mensch mit sämmtliche die Erde bewohnende Thiere zu dem organischen Erdwesen in dem nämlichen Verhältniß, in welchem die auf der menschlichen Körper mit und ohne Erlaubniß sich aufhaltenden Creaturen zu uns stehen; das Pflanzenreich ist das Erdhaar, die empfindliche Art von Knochenhaut, bewirkt durch die Zehen Springfluten, während die gewöhnliche Respiration die Ebbe und Fluth hervorbringt. Die Nahrung dieses Erdwesens ist das Polarlicht, das Erdblut die elektrischen Ströme, die Blutarten sind die Ausleerungscanäle u. s. w.

Indem ich glaubte, den Inhalt des in Rede stehenden Buchs zugleich mit der aufgestellten Wagener'schen Theorie, nicht dasselbe hervorrief, dem Leser andeuten zu müssen, kann ich das schmerzliche Gefühl nicht unterdrücken, daß in einer so wichtigen Umgestaltungsperiode als die jetzige gerade der Sinn der teutschen Schriftsteller so geneigt ist, sich in greifbare Phantasmen zu verlieren und leere Wortschälle an die Stelle nüchterner Belehrung und klarer Forschung treten zu lassen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 361. — 27. Dezember 1831.

Englische Geschichtschreiber.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Rapin de Thoyras, aus einer alten Familie in Languedoc, war einer jener Protestanten, welche die Tyrannei Ludwigs XIV. im J. 1685 nach England trieb. Er erhielt eine kleine Pension von Wilhelm III., und der Earl von Portland vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes. Er ließ sich später, aus ökonomischen Gründen, zu Wesel in dem Herzogthume Cleve nieder, wo er nach einer Arbeit von beinahe 20 Jahren seine wohlbekannte Geschichte von England zu Stande brachte. Diese wurde zuerst im Haag in 17 Bänden herausgegeben, der letzte 1725, und wenige Jahre darauf erschienen zwei englische Uebersetzungen von Tindal und von Kelly. Die erste ist die am meisten bekannte, wegen ihrer Fortsetzung bis zum J. 1760, die, obwol in den letzten Jahren von Dr. Birch geschrieben, immer unter dem Namen Tindal mit fortlief. Rapin hatte den großen Vortheil, die lockere und nachlässige Erzählung seiner Vorgänger besonders in Bezug auf Namen und Daten mit Hülfe der eben erschienenen Sammlung von Rymer's „Foedera" verbessern zu können, die er sehr fleißig studirte und aus der er vorher schon eine Auswahl von Tractaten und andern wichtigen Documenten unter dem Titel „Acta Regia" herausgegeben hatte. Der ganze frühere Theil seiner Geschichte ist jedoch nach dem gegenwärtigen Maß unserer Kenntnisse äußerst mangelhaft, und er ist bis zu der Regierung Heinrichs VIII. nur noch wenig lesenswerth. Von dieser Periode an machen ihn aber seine Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe nicht blos zu einem sehr achtbaren, sondern auch zu einem gründlichen und unterhaltenden Schriftsteller; er hat seinem Werke mehre wichtige Documente in extenso einverleibt: ein Verfahren, welches, wenn auch mit den Gesetzen der historischen Kunst nicht ganz vereinbar, doch in einer Geschichte wie jene von England sehr zweckmäßig ist, und hat bei der Vergleichung seiner Materialien, sowie in der Kritik parteiischer Aussagen vielen Fleiß und Scharfsinn bewiesen. Eine leichte Neigung auf die Seite des Parlaments ist in seiner Erzählung von der Regierung Karls I. zuweilen nicht zu verkennen. Aber die unglückliche Lage Rapin's, nicht blos als Fremder, sondern auch in einem fremden Lande wohnhaft, scheint ihn über Vieles, was für einen englischen Geschichtschreiber unentbehrlich war, in Unkenntniß gehalten zu haben. Das schlagendste Beispiel, welches wir anführen können, ist, daß er Whitelock's Denkwürdigkeiten, eine der wichtigsten Quellen für die bürgerlichen Kriege, nicht ein einziges Mal anführt und sichtlich auch nicht dem Namen nach gekannt hat.

Guthrie, einer der Ahnherren jener edeln Zunft, welche die Buchhändler mit Maculatur nach der Elle versieht, scheint in dem Umstande, daß Rapin ein Ausländer war, allein einen hinreichenden Grund gesehen zu haben, ihn aus der Achtung seiner Landsleute durch seine eignen vortrefflichen Producte zu verdrängen. Die 3 ungeheuern Folianten, die er im J. 1744 zum Vorschein brachte, erreichten aber bei ihrer völligen Werthlosigkeit diesen Zweck so wenig, daß gegenwärtig selten Jemand ihren Namen in den Mund nimmt, während man Rapin doch immer noch hie und da angeführt findet. Viel besser ging es Guthrie bei seinen Lebzeiten auch nicht. Horace Walpole sagte, als ein Kritiker seine Geschichte anführte: „er sei zwar mit den lebenden Werken todter Schriftsteller, aber nicht mit den todten lebender vertraut". Von unserm Plane, keine Geschichte zu erwähnen, die sich nur auf eine besondere Periode bezieht, wollen wir uns hier eine Abweichung erlauben, um den zwar sehr weitschweifigen, aber ungemein nützlichen und geschickten Ralph zu loben, der in den Jahren 1744 und 1746 2 unermeßliche Folianten herausgab, die den Zeitraum von 40 Jahren von der Restauration bis zum Tode Wilhelms III. umfassen. So achtungswerth indeß dieser Mann ist, so muß man sich doch hüten, sich allzu unbedingt auf sein Urtheil zu verlassen; in dem zweiten Theile namentlich scheint er gegen Wilhelm III. nicht immer gerecht zu sein und sich überhaupt mehr zu bemühen, den Tories seiner Zeit, wie sie nach ihrer langen Entfernung von der Macht gestimmt waren, zu gefallen, als den Whigs, die ebenso lange die Hofluft geathmet hatten.

Ein Schriftsteller, der nicht blos Guthrie, sondern selbst Rapin überlegen war, ist Thomas Carte, ein dissentirender Geistlicher, bekannt durch seine schöne Ausgabe des Thuanus, sein Leben des Herzogs von Ormond und mehre andere historische Arbeiten. Eine ausgedehnte Subscription setzte ihn in den Stand, eine Geschichte von Eng-

land zu unternehmen, die auf viel umfassendere und gründlichere Forschungen gestützt sein sollte als Alles, was bisher in diesem Fache geleistet worden war. Die allgemeine Verbreitung historischer Kenntnisse, der Fleiß, der in der topographischen und biographischen Erläuterung der Vergangenheit bewiesen wurde, die Streitigkeiten über politischen und persönlichen Charakter einzelner Helden, der vorherrschende Geist des Skepticismus, oft scharfsinnig, zuweilen übertrieben, aber immer nur durch eine gewisse Anstrengung zu widerlegen, hatten den Maßstab der Wahrheit sowol für die Erzählung als für die Discussion allgemeiner Thatsachen beträchtlich höher gesteigert. Irrthümer, die vor einem Jahrhunderte, wenn sie überhaupt bemerkt wurden, wenig beachtet worden wären, nahmen unter dem Mikroskop eines Alterthumsforschers oder disputirenden Politikers der gegenwärtigen Zeit eine neue Größe an. Carte schien durch seinen Fleiß und seine Kenntniß des Materials wohl geeignet, eine Stelle auszufüllen, die bisher durch einen Fremden nur sehr unvollkommen versehen ward. Im J. 1747 erschien der erste Band von einer „History of England, by *Thomas Carte*, an Englishman". Es mußte sogleich offenbar werden, daß er in ganz anderer Weise der Herr seines Grundes und Bodens war als irgend einer seiner Vorgänger. Nicht blos die Sammlung Rymer's, sondern auch die bisher nur durch einen sehr uncorrecten Auszug bekannten Rolls of Parliament und andere Archive wurden seinem Zwecke dienstbar gemacht. Aber zum Unglück schien in der Vorrede, die jakobitische Tendenz des Englishman etwas gar zu stark durch; die loyalen Unterthanen des Hauses Hanover geriethen in Unruhe, die City von London trat von der Subscription zurück, und Carte war genöthigt, sein mühevolles Werk unter beträchtlich verminderter Begünstigung des Publicums fortzusetzen. Er ließ sich indessen nicht entmuthigen: ein 2. Band erschien 1750, ein 3. 1752 und ein 4. 1755. Dieser bringt aber die Geschichte nur bis zum J. 1654, statt bis zu der Revolution, wie ursprünglich die Absicht war. Ein gedrängter Schriftsteller ist übrigens Carte nicht; bei einem oberflächlichen Ueberblicke finden wir, daß bis zu der Regierung Jakobs I. seine Darstellung sich an Umfang zu jener Rapin's wie 3 zu 2, zu Hume wie 9 zu 4, und zu Lingard ungefähr wie 2 zu 1 verhält. Diese Weitschweifigkeit und die Unbequemlichkeit des Formats in Folio, welches für eine weniger rührige Generation nicht mehr geeignet ist, haben Carte's Geschichte, selbst im Vergleich mit Rapin, zu einem beinahe vergessenen Werke gemacht, und doch ist dasselbe, bis zu der Regierung Jakobs I. einschließlich, Rapin sowol an Masse des Materials als an Genauigkeit seiner Benutzung weit überlegen. Daß man Carte in allen Dingen, die sich auf die constitutionellen Rechte des Volks beziehen, nur mit Vorsicht lesen muß, haben wir kaum nöthig zu sagen.

Der letzte Band von Carte war noch nicht von der Presse gekommen, als ein ausgezeichneter Schriftsteller, durch eine mannichfaltige und glänzende, obwol zuweilen zu excentrische Laufbahn in dem Gebiete der Literatur und Philosophie bereits vortheilhaft bekannt, eine Arbeit unternahm, die mit seiner bisherigen geistigen Thätigkeit, wie es schien, gerade nicht im genauesten Zusammenhang stand, indem er eine Geschichte des Hauses Stuart schrieb. Den 1. Band derselben gab Hume 1754, den 2. 1756 heraus. Die Geschichte des Hauses Tudor folgte in gleicher Ausdehnung 1759, und zwei andere Bände mit endeten 1761, durch einen sonderbarerweise retrograden Proceß, den gewöhnlichen Lauf von Julius Cäsar bis zu die Revolution. Lob ist bei einem Werke, welches als das größte Denkmal der historischen Literatur in seiner Sprache betrachtet wird, überflüssig. Viele haben Hume in Kenntniß des Geistes der alten Zeit, in Genauigkeit und Ständlichkeit der Erzählung, und was wichtiger ist, in strenger Beachtung der Gesetze sittlicher und historischer Wahrheit, bei der Beurtheilung politischer Verhandlungen und Charaktere übertroffen. Aber kaum können wir hoffen, in treffenden und oft tiefen Betrachtungen, ohne eine Spur von mystischer Pedanterei, in harmonischer Unterordnung erläuternder Abschweifungen unter den Hauptfaden der Geschichte, und besonders in einer für die Erzählung und für die Reflexion gleich geeigneten Schreibart je seines Gleichen zu sehen. Immer leicht, nie schwach, einfach, aber nicht trocken, und wenn nicht immer ohne einen Anflug von Affectation in der Sprache, doch ohne allen Schmuck oder in der gelehrtesten Abstraction nie seine Eleganz verlierend.

Man hat mehrfach behauptet, daß Hume, besonders in seinen beiden ersten Bänden, einen starken Gebrauch von Carte's Geschichte gemacht habe, und man hat ihn sogar des Plagiats beschuldigt. Leugnen läßt es sich nicht: Hume scheint nicht anders geschrieben zu haben, als seinen Carte aufgeschlagen vor sich auf dem Tische. Er folgt ihm häufig nicht blos in der Anordnung der Thatsachen, sondern oft auch in seiner Darstellung derselben, ja selbst im Ausdruck, aber immer gibt er dem Ganzen die Farbe seiner eignen Gedanken und seines eignen Stils und weicht außerdem, wo er es geeignet findet, sowol von den Angaben als von den Ansichten Carte's ab. *)

Der anspruchslose und elegante, obwol natürlich oberflächliche Abriß von Goldsmith verdient an dieser Stelle kaum eine Erwähnung; viel weniger ein Auszug aus diesem Auszuge unter dem Titel: „History of England, in letters from a Nobleman to his son", welcher lächerlich genug in den Anzeigen und Katalogen der Buchhänd-

*) Anders als ein Plagiat wissen wir übrigens eine Art der Benutzung kaum zu nennen, wie z. B. die folgende:

„Henry was hunting in the New Forest, when he heard the news of his brother William's death; and resolving to make a push for the throne, went immediately to the castle of Winchester, to demand the keys of the royal treasury, which the guards made some difficulty in delivering etc." (*Carte* I, p. 480.)

„Prince Henry was hunting with Rufus in the New Forest, when intelligence of that prince's death was brought him; and being sensible of the advantage attending the conjuncture, he immediately galloped to Winchester, in order to secure the royal treasury etc." (*Hume* I. p. 222.)

ler Lord Lyttleton zugeschrieben wird. Auch Smollet hat nicht im geringsten höhere Ansprüche auf die Autorität eines Historikers als Goldsmith, während er in stylistischer Hinsicht diesem weit nachsteht. Seine Fortsetzung Hume's hat inzwischen, da sie durch jene Nachahmer des Mezentius, die Buchhändler, welche die Todten mit den Lebenden verbinden und den adeligen Renner neben ihren eignen elenden Karrengaul spannen, mit dem Hauptwerke zusammengedruckt und zusammengebunden wird, zwar nicht einen Namen, aber doch einen Absatz gefunden, den sie nicht verdient. Die Geschichte derselben Periode, die wir von Sir James Mackintosh erwarten dürfen, wird Smollet zu den Käsekrämern senden. — Nicht mehr als wenige Jahre waren vergangen seit dem Erscheinen der letzten Bände Hume's, als Henry eine Geschichte von England nach einem neuen Plane ankündigte. Jeder Band, und er versprach deren 12, sollte in 7 Capitel zerfallen, in denen die bürgerliche und militairische, die geistliche, die rechtliche und constitutionnelle, die literarische Geschichte und die Geschichte der Künste, Gewerbe und Sitten der verschiedenen Perioden abgehandelt sein sollten. Es scheint, daß er die Absicht hatte, dies Werk bis zu seinen eignen Zeiten fortzuführen; aber der Tod unterbrach ihn im 6. Bande, bei dem Tode Heinrichs VIII. Der Beifall, den Henry's Geschichte viele Jahre nach ihrem ersten Erscheinen gefunden hat, kann weder besonderer Anmuth der Schreibart, die, obwol nicht gerade schlecht, doch von der niedern Gattung ist, noch tiefer Forschung zugeschrieben werden, denn er ist bei dem außerordentlichen Umfange seiner Untersuchungen nothwendig in jeder oberflächlich; das, was ihn erklärt, ist die zunehmende Begierde, über Kunst und Wissen und über das häusliche Leben der Vorzeit sich zu unterrichten, worüber er, bei dem eigenthümlichen Plane seines Werkes, sich bei weitem ausführlicher verbreiten konnte als seine Vorgänger. Dennoch verdient gerade dieser Plan kein besonderes Lob, da durch denselben Dinge, die untrennbar zusammengehören, von einander gerissen werden, und der Leser, der das ganze Werk liest, durch dieses beständige Ueberspringen von einem Gegenstande zu einem andern von völlig verschiedener Art nicht anders als zerstreut werden kann. Die wichtigen Entdeckungen, die seit Henry's Zeiten in Bezug auf die Gegenstände vieler seiner Capitel gemacht worden sind, haben überdies seine Brauchbarkeit sehr vermindert, wenn sie ihm auch seinen wohlverdienten Ruhm nicht schmälerten, manche zu seiner Zeit nicht allgemein verbreitete Kenntniß auch dem gewöhnlichen Leser zugänglich gemacht zu haben.

Was die jetzt noch lebenden Geschichtschreiber betrifft, wollen wir nur bemerken, daß Sharon Turner, so viele Blößen er auch einer schärfern Kritik gibt, doch durch unermüdlichen Fleiß, Wahrheitsliebe und wohlwollende Gesinnung sich einen ehrenwerthen Namen erworben hat; und daß der erste Band von Sir James Mackintosh's Geschichte von England, in Lardner's „Cabinet cyclopedia", zwar die Erwartungen des Publicums nicht vollkommen befriedigt, indessen durch seine ruhige und lichtvolle philosophische Ansicht für die folgenden Bände keineswegs abgestumpft hat.

Das einzige unter den bisher erschienenen ausführlichern Werken über die englische Geschichte, welches auf eine Vergleichung mit Hume Anspruch macht, und wenn nicht das gelesenste, doch das am allgemeinsten bekannte, ist das von Lingard, wovon seit dem J. 1819 8 Bände in 4. erschienen sind. Die hohen Verdienste dieses Geschichtschreibers werden selbst von seinen Gegnern nicht in Zweifel gezogen. Er untersucht streitige Thatsachen — nur diejenigen ausgenommen, welche sich auf den großen Kampf zwischen der katholischen und protestantischen Kirche beziehen — gewöhnlich mit Unpartellichkeit, Schärfe und Klarheit. Er wählt im Allgemeinen verständig, ordnet ungezwungen und erzählt ohne Weitschweifigkeit oder Verwirrung. Umfassende Uebersichten der Gesellschaft und tiefe Blicke in den Charakter des Menschen finden wir nicht, aber dagegen auch nicht jene wortreichen Declamationen, deren die geringern italienischen Historiker und selbst Guicciardini sich schuldig machen, und in denen auch Sismondi und noch mehr Godwin sich so oft ergehen. Sein Styl, in den ersten Bänden etwas gar zu auffallend Gibbon nachgebildet, ist in den folgenden freier und lebendiger geworden und kann, obwol nicht frei von kleinen Flecken und nirgend sich zu höherer Beredtsamkeit aufschwingend, seiner Präcision und Klarheit wegen gut genannt werden.

Wie lange werden wir noch warten, ehe wir eine deutsche Geschichte erhalten, die nicht mit Hume, nein nur mit Carte oder Lingard verglichen werden könnte? Und dieselbe Ueberlegenheit, die England durch diese Namen in Bezug auf die Darstellung seiner allgemeinen Geschichten besitzt, kann es durch andere ebenso rühmliche für die Schilderung einzelner Perioden oder Zweige mit gleichem Rechte ansprechen. Wie viele ausgezeichnete Werke zählt es z. B. seit dem Frieden nicht bereits über den spanischen Krieg? Wir Deutsche können, selbst nach des Engländers Lloyd Vorarbeiten und Tempelhoff's trefflicher Bearbeitung derselben, noch jetzt nicht einmal eine Geschichte unsers siebenjährigen Krieges aufweisen. Oder gehört der Ruhm Friedrichs des Großen nur dem slawisch-deutschen Preußen, nicht Deutschland an? 178.

Immanuel Kant's Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1790—91. Herausgegeben von Fr. Ch. Starke. Leipzig, Exped. des Europ. Aufsehers. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Kant erwähnt in der Vorrede seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (zweite Auflage 1800), er habe 30 Jahre hindurch populaire, auch von Nichtstudirenden besuchte Vorträge über Weltkenntniß gehalten, worunter er Menschenkenntniß und physische Geographie begriff; und sein Handbuch über die erste ist in der That so lehrreich, so faßlich und zugleich so unterhaltend, daß es von Gebildeten jedes Geschlechts, einzeln oder im geselligen Kreise, mit Theilnahme gelesen und wieder gelesen werden kann und die Meisterschaft des großen und tiefen Denkers, sich zu allgemeinen Volksbegriffen herabzulassen, ohne den Foderungen der strengen Wissenschaft etwas zu vergeben, die er

in einzelnen Abhandlungen, Vor- und Nachreden, oder angemessenen Aeußerungen seiner größern Werke oft bewiesen, auch in diesem Erzeugnisse von Neuem bewährt hat. Es ist in Jedermanns Händen, verdient dem Gedächtniß aufgefrischt zu werden und gleichfalls bei dem kommenden Geschlecht im Umlaufe zu bleiben, so lange Sittlichkeit, Verstand und Witz, oft epigrammatischer, ein Recht haben überall gekannt zu sein. Es beut nicht nur eine reiche Fundgrube der Welt- und Menschenkenntniß, sondern auch ein Musterbild der Auffassung und Schilderung besonderer Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Gebrechen des menschlichen Geistes und ihres Einflusses auf Gesinnungen und Handlungen; und Ref. zweifelt nicht, daß mancher glückliche Sittenmaler und mit Recht beliebte Schriftsteller aus dieser unversiegbaren Quelle geschöpft hat, was die dankbare Leserwelt auf Rechnung seines eignen Scharfblicks schreibt. Das ist die Bestimmung eines guten Buchs, eines reichbegabten Lehrers. Damit ist nicht zu rechten, und wer auch hie und da im nahen Schüler den entfernten Meister erräth, soll jenen nicht zur Ungebühr verrathen, ihm vielmehr Dank wissen, daß er so gut zu gebrauchen wußte, was er redlich erlernte. Nun läßt sich allerdings denken, ein besonnener Lehrer habe Zuhörern, die er unter Augen hatte, mündlich sagen wollen, was er Bedenken trug durch den Druck zu allgemeiner Kunde zu bringen, oder nöthig finden können, Aeußerungen seines vorhandenen Lehrbuchs theils zu berichtigen, theils vor Misverständnissen zu retten: und in dieser Erwartung nahm Ref. die vorliegenden Vorlesungen zur Hand. Schon der Anblick des Titels und des Buchs stimmte seine Hoffnungen herab. Sie sind acht Jahre früher nachgeschrieben als die erste, zehn Jahre früher, als die zweite verbesserte Auflage eines Lehrbuchs erschien, dessen Verf keines seiner Werke ohne bedächtige Prüfung entließ. Das Lehrbuch, welches nichts Ueberflüssiges, Ungehöriges, Unbedeutendes enthält, ist fast drei Mal stärker als diese sogenannten Vorlesungen, die es doch nicht verdrängen sollen und dürfen: was in aller Welt können sie enthalten? Nach theilnehmender und aufmerksamer Durchlesung hat Ref. nichts zu finden vermocht als die Abkürzung eines Buchs, von dem keine Zeile verloren gehen kann, die der wißbegirrige und empfängliche Leser eines großen Mannes vermissen möchte, die ihm nicht wenigstens zu denken gibt, wenn er sich auch getrauen sollte hie und da eine andere Meinung zu hegen. Kant's Vortrag in seinem Handbuche ist so schlicht und einfach, daß er keine gelehrten Vorkenntnisse erfodert, daß ihn Jedermann verstehen kann, der mit deutlichen Ausdrücken deutliche Begriffe zu verbinden weiß; so zusammenhängend und folgerichtig, daß er den Leser fast überredet, er würde aus eigner Wahl den nämlichen Weg der Betrachtung eingeschlagen, oder wenigstens nie gewünscht haben, einen andern geführt zu sein. Der Vortrag der hier mitgetheilten Vorlesungen ist aphoristisch; geht zuweilen schnell und unerwartet von einem Gegenstande zum andern; enthält oft nicht mehr als die Angabe der Bedeutung, welche Kant einem Ausdruck beilegen wollen, ohne unmittelbare Anwendung davon zu machen, die man wol dem Wörterbuche, nicht gern dem Lehrgebäude erläßt; wiederholt sogar an verschiedenen Stellen das nämliche Beispiel, den nämlichen witzigen Einfall; ist nicht selten nachlässig abgefaßt, und enthält Lücken und Verstöße, die, wie es scheint, nicht blos dem Setzer, sondern dem Schreiber zur Last fallen müssen. Das sind Unvollkommenheiten, die man dem mündlichen Vortrage nicht hoch anrechnet, die vielleicht der bewährteste Sprecher kaum in jeder Stimmung vermeiden kann, die aber bei Druckschriften nicht so leicht Entschuldigung finden, und von denen Kant's Handbuch völlig frei ist. Der Nachschreiber war befugt, für seinen Gebrauch mit flüchtiger Feder aufzufassen, was er seinem Gedächtnisse zurückrufen wollte, und selbst Wiederholungen des Sprechers nicht zu übergehen, wenn ihr augenblicklicher Eindruck ihm nicht Zeit ließ, die Belehrungen einer vorigen Stunde zu Rathe zu ziehen. Aber ehe er die Handschrift dem Druck übergab, hätte er erwägen sollen, was er dem Ruhme seines Lehrers und der Achtung für das Publicum schuldig war. Ob schärfere Blicke, geprüftere Augen Vorzüge entdecken können, die dem Ref. entgingen, muß er höhern Richtern überlassen, und gönnt dem Herausgeber gern, wenn ihr Beurtheilung günstiger ausfällt. Seine Wahrheitliebe räumt ihm nicht, diesem wohlgemeinten neuen Buche mehr als das untergeordnete Verdienst einzuräumen, an ein besseres und ältres zu erinnern; und trägt es dazu bei, dieses der allgemeinen Aufmerksamkeit zurückzurufen, so ist auch das nicht zu verachten und kann der guten Sache der Aufklärung und Belehrung nur zum Vortheile gereichen. Am Schlusse der Vorrede verspricht der Herausgeber eine neue Auflage der Kant'schen „Anthropologie", nach einer ausführlichern Handschrift. Sie soll willkommen sein, wenn sie wirklich von Kant, wirklich ausführlicher ist als die vorhandene: denn von einem solchen Schriftsteller ist Alles der Aufbewahrung, der Aufmerksamkeit und des oft erneuten Studiums werth, und Ref. ist weit entfernt die Möglichkeit anzunehmen und den Wunsch zu nähren: daß er jemals laß werden können, eins seiner Werke der Feile und Vollendung zu entziehen. Etwas zweifelhaft scheint ihm jedoch die Verheißung, sie werde zum ersten Mal einen Abschnitt über die intellectuelle Lust und Unlust enthalten, der auf der Post zwischen Königsberg und Jena, wo die verbesserte Ausgabe der „Anthropologie" gedruckt worden, verloren gegangen. Ueberdem ist das zweite Buch der „Anthropologie" ausdrücklich dem Gefühle der Lust und Unlust, und der zweite Abschnitt desselben dem Gefühle für das Schöne, d. i. der theils sinnlichen, theils intellectuellen Lust, in reflectirter Anschauung gewidmet, die Zahl der Paragraphen läuft ohne Unterbrechung fort, und es läßt sich schwer begreifen, daß der Verf, welcher diese verbesserte Ausgabe um vier Jahre überlebt, und so vollkommen auf Welt und Nachwelt überzugehen wünschte als ihm gelungen war zu wecken, einem seiner bekannten Vorzüge darkeit sicherlich empfindlichen Mangel nicht durch einen Nachtrag abgeholfen oder wenigstens in der Vorrede darauf hingedeutet haben sollte. Indessen wird die übergangene Bemerkung dieser Bedenklichkeit Niemanden willkommener sein als Dem, der sie bis dahin nicht zu unterdrücken weiß. 42.

Notiz.

Geschwornengerichte zu Sierra Leone.

Während viele deutsche praktische Juristen die Geschwornengerichte so sehr en horreur haben, daß sie von ihnen kaum ohne Aerger sprechen hören können, und geneigt sind, Jeden, der ihre Einführung in Deutschland wünscht, für einen unverbesserlichen Träumer zu halten, — erfreuen sich die Neger in der englischen Colonie Sierra Leone dieses ebenso weisen als humanen Instituts. „Das Institut der Jury", heißt es in dem Berichte der zur Untersuchung dieser Colonie abgesendeten Commissair, „wird hier seinem vollen Werthe nach erkannt und sehr wohl gehandhabt. Alle Neger, die wir während unsers Aufenthalts als Geschworne zu Gericht sitzen sahen, schienen uns sehr aufmerksam zuzuhören und den Stand der Thatsachen treu zu erforschen. Die Verdicts, die sie erließen, zeigten von hinlänglicher Einsicht, um für die Richtigkeit und Rechtmäßigkeit der Urtheile Gewähr zu leisten!" Gott erhalte die Macht der Engländer zum Besten der Civilisation in den übrigen Welttheilen! Daß sie das Panier der Freiheit in dem weiten Continent von Amerika, in der großen Inselwelt der südlichen Halbkugel aufgepflanzt haben, daß es durch sie selbst in Afrika und Ostindien tagt, ist der Engländer höchster Ruhm, und wie die Griechen die Väter der Künste und Wissenschaften heißen, so werden sie dereinst die Väter der Freiheit auf dem ganzen Erdboden genannt werden. 217.

Hierzu Beilage Nr. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 30. 27. Dezember 1831.

Geschichte der christlichen Religion für die Gebildeten unter ihren Bekennern, von Karl Friedrich Hempel. 2 Bände. Leipzig, Dürr. 1830. Gr. 8. 3 Thlr.

Wenn früher die Theologen, die es leider nur zu oft nach einem bekannten Naturgesetze ihren Antipoden, den Juristen, im Distinguiren und Begriffspalten nachthun wollen und damit natürlich sich lächerlich machen, darüber vielfach sich stritten, ob von einer Geschichte der christlichen Religion oder der christlichen Kirche die Rede sein solle, und in Rücksicht der letzten Bezeichnung wieder uneinig waren, ob es „Geschichte der christlichen Kirche" oder „Christliche Kirchengeschichte" heißen müsse: so muß der Kenner dabei sehr leicht an einen andern verwandten theologischen Streitpunkt, an die Frage über den Unterschied zwischen Religion und Theologie, erinnert werden, und Ref., der sich übrigens gar nicht für einen Kenner ausgeben will, jedoch von der letzten Frage einige Notiz genommen hat, bekennt, daß er in seiner naiven Lebensansicht sich immer sehr darüber gewundert habe, wie man doch auf eine so wunderliche Unterscheidung und Entgegensetzung auch nur zugekommen sei. Wie wir darum über den Werth jener zuerst berührten Distinction urtheilen möchten, kann nach dem zuletzt Bemerkten nicht ungewiß sein, und so ist der Verf. der vorliegenden Schrift von unserer Seite in Rücksicht der ersten vier Worte des Titels gewiß vor jedem Vorwurfe sicher, wenn er auch nachmals, z. B. S. XIII, dafür geradezu und ohne weitere Näherbestimmung die Bezeichnung „Kirchengeschichte" gebraucht. Jedenfalls aber erkennt es Ref. für seine Pflicht, vor allen Dingen seine Bemerkungen über den Werth und die Bedeutung einer christlichen — Kirchen- oder Religionsgeschichte für den Conversationskreis unserer Leser und Leserinnen niederzulegen und meint, gerade in der Ausführung derselben den Haupttheil seines gegenwärtigen Geschäfts abthun zu können und zu sollen. Indeß möchten wir wol den Gegenstand etwas höher nehmen, als dies in der ausführlichen Vorrede unsers Werks geschehen ist, was uns um so leichter fallen muß, da wir hier gewiß einen viel individuellern und bestimmtern Begriff von „den Gebildeten unter den Bekennern der christlichen Religion" haben, als er unserm Verf. beiwohnen konnte, der am Ende diesen Zusatz auf dem Titel blos in einer naheliegenden Reminiscenz, als Gegenstück der bekannten Reden über die Religion „an die Gebildeten unter ihren Verächtern" erwählt hat.

Wir wollen nicht eben ausführlich daran erinnern, daß wir Alle, die wir nicht gerade mit verschlossenen Ohren und Herzen über den literarischen Markt der Gegenwart hinschlendern, nachgerade anfangen, in allen Beziehungen das theoretische Bauen und spinnenartige Herauswickeln der Lebensansichten aus dem lieben idealen Ich in etwas überdrüssig zu werden, und aus der allgemeinen, speculativen Atmosphäre, in welcher es uns recht einsam und kalt zu werden anfängt, in das wärmere Klima einer besondern, auf realen Grundlagen basirten Reflexion uns zurückzuziehen. Die allgemeinen Theorien haben zur Zeit so gut wie die papiernen Constitutionen und Verfassungscharten, wie viele Kreise sie auch schon gezogen haben, um endlich den rechten Punkt zu ihrer Niederlassung zu finden, aus ihren luftigen Regionen den sichern Boden der Wirklichkeit noch gar nicht in der rechten Weise zu erreichen vermocht; und alles Idealisiren in der Wissenschaft hat uns zur Zeit höchstens nur gelehrt, was wir nicht wissen, und wie viel dessen ist; sowie alles Constitutionspapier bis jetzt fast nichts weiter als die Flintenpfropfe zu dem revolutionnairen Heckenfeuer geliefert hat, das allerdings mitunter schon zu einem Feuer auf der ganzen Linie und aus Geschütz von dem schwersten Caliber geworden ist. Es ist gewiß ein Zeichen von zurückkehrendem bessern Leben, daß man partiell wenigstens sich entschlossen hat, in dem Materiellen einen positivern Inhalt für das Wissen zu suchen und das geschichtliche Element wieder etwas genauer ins Auge zu fassen, das nun in dem hellblanken Sonnenstral unserer Theorien natürlich um Vieles anders sich darstellen muß, als in dem grauen lichen Dämmerlichte der vorigen Zeiten. Ist nun in den jüngsten Welttagen der Zusammenhang zwischen dem christlichen und bürgerlichen Leben der Völker, oder, um in der Sprachweise der Liberalen zu reden, zwischen Thron und Altar, zu einer ganz besondern Anerkennung gekommen, so wird natürlich jedes Mitglied einer gebildeten Conversation, das die angezogene positivere Richtung des Zeitgeistes selbst mit Freuden begrüßt, neben der Geschichte germanisch-europäischer Staaten- und Volksbildung, an welcher es uns bis jetzt freilich noch fehlt, auch eine Geschichte der christlichen Kirche oder Religion nicht anders als erwünscht finden, und, wenn sie wirklich erschienen ist, nur willkommen heißen können. Indeß, so wenig dies Alles in Abrede gestellt werden mag, wir glauben mit unserm Beweis, daß unser soeben ausgesprochenes Postulat dermalen gar nicht von der Hand gewiesen werden könne, auf einem andern Wege noch viel schneller zum Ziele zu gelangen. In einer Zeit, die eine Epoche in der Weltgeschichte bezeichnet, da ist die Geschichte der soeben beschlossenen und zu einem Ganzen abgerundeten Vergangenheit, einestheils nicht weniger Bedürfniß für den gebildeten Zeitgenossen, wie beim Tode eines ausgezeichneten Mannes die pragmatische Biographie desselben — Beide können auch an dieser Stelle weit sicherer als in einer frühern Zeit gegeben werden, wie denn die Erfahrung lehrt, daß es mit allen Biographien noch lebender Zeitgenossen ein mißliches Ding sei. Anderntheils, da die Richtung und der ganze Kern der neuen Weltperiode nur als das Product und erbende Kind der vergangenen und zu Grabe bestatteten betrachtet werden kann, macht sich offenbar kaum etwas Anderes so nothwendig als eine richtige Consignation des Nachlasses und eine probehaltige Werthschätzung desselben, welche beide nur von der Geschichte und zwar der echt pragmatischen geleistet werden können. Daß eine solche Epoche gegenwärtig in vollem Morgen — Roth oder Röthe? — angebrochen sei, darüber sind wir gewiß einverstanden, und wenn sie nun eben als solche die beiden Hauptträger alles Menschenlebens, Staat und Kirche, umfassen muß, wie sie dieselben factisch unverkennbar umfaßt, so ist auch handgreiflich das Bedürfniß einer würdigen Geschichte der letztern, der Kirche, für die verehrten Leser und Leserinnen über allen Zweifel erhoben.

Ich stelle mir aber freilich vor, daß an eine solche Kirchen- oder christliche Religionsgeschichte gar wichtige Anfoderungen gemacht werden müssen. Es ist um das Wort „Pragmatismus" eine eigne Sache. Leicht ausgesprochen, gibt's auch alsbald einen Begriff in die Seele, von dem man wol fühlt, daß er die Hauptsache, und zwar gerade bei unserm gegenwärtigen Aufbau, sei. Man sagt also, seines Fundes froh: die Geschichte muß pragmatisch sein; begnügt sich mit dem dunkeln Gefühl, das in der eignen Seele davon angeregt worden ist, hat aber doch zuletzt damit immer nicht mehr gewonnen, als daß man höchstens, gleichsam instinktmäßig, wenn die eine oder die andere Ausführung in specie vorliegt, sagen kann: das ist der rechte Pragmatismus nicht!

Eine christliche Kirchengeschichte für die Gebildeten unserer Zeit müßte, meine ich, vor Allem in der Form dem unleugbar jetzt mehr als jemals entwickelten Geschmack entsprechen und, ohne eine unendliche Ausdehnung, wie bei Neander, Gieseler u. A. sich nachzusehen, zuvörderst einen festbestimmten Umfang von höchstens 3 Bänden sich abstecken, sodann aber ohne Paragraphen, vielleicht sogar ohne Periodenabtheilung, in edler freier Rede, für welche sich am Ende die Form von Vorlesungen am besten eignen dürfte, jedoch ohne alle rhetorische Schnörkelei, sich vernehmen lassen. Ihr Kern und Wesen dagegen müßte durch und durch genetisch sein, d. h. indem mit dem Jahre 1830 oder 31 oder 32 ... ein Cyclus ihrer Evolution als vollendet und erfüllt angenommen wird, hätte der kirchliche Historiograph nicht blos synchronistisch, sondern auch zugleich die jedesmalige Raumausdehnung nach allen Seiten hin festhaltend, das Gewächs christlicher Religion in seinem Aufkeimen,

Wachsen und Blühen bis zu der gegenwärtigen Entwickelungsstufe fortschreitend zu enthüllen und darzulegen. Dazu würde freilich ein tiefer pragmatischer Blick erfodert, der das Wesentliche von dem Außerwesentlichen wohl zu unterscheiden weiß, und, indem er den großen Mittelpunkt christlichen Seins nach seinen beiden Richtungen, der Lehre und den kirchlichen Instituten, unter allen Zeitveränderungen und größern oder geringern Störungen als immer fortschreitend und nach Innen und Außen sich consolidirend im Auge behält, von den Einzelheiten und geschichtlichen Thatsachen nur so viel und nur Dasjenige mittheilt, was und wie viel mit jenem Fortschreiten in einer wesentlichen Wechselbeziehung steht; nichts mehr scheuend als jene Verworrenheit, die bisher mehr oder weniger noch alle deutsche Geschichtsforschung gedrückt hat, und die, alles Gewicht auf die besondern Facta legend und vielfach durch den Glanz der Einzelnen, die aber am Ende doch nur meteorischer Natur sind, geblendet, den Kern selbst mit einer solchen Masse von Besonderheiten und Einzelheiten zu überschütten pflegt, daß jener davor gar nicht mehr erkannt werden mag. Welch' eine Unzahl von Thatsachen grauenvoller Art namentlich würde auf diese Weise, z. B. aus der Geschichte des Mittelalters, beseitigt werden können, die so an einander und über einander gehäuft und die Schätzung des christlichen Geistes jener Zeit unmöglich machen, wie denn ein gerechtes und wahrhaft kunstwürdiges Gemälde nicht darin seine Treue sucht, daß es die Auswüchse und Deformitäten in aller Ausdehnung mittheilt, sondern sein Ziel dann am glücklichsten erreicht, wenn es des Gewächses Individualität und Eigenthümlichkeit in wenig großen und sichern Zügen abschattet, mehr nur die Möglichkeit aller Ausartungen, nach der einen wie nach der andern Seite hin, als die Wirklichkeit selbst an den geeigneten Stellen andeutend, um über Alles die freie Ansicht des Ganzen als solchen sich nicht zu trüben. Würde nun unser Geschichtschreiber zuletzt noch, wie es einem Geschichtsschreiber so wohl ansteht, die Geschichte selbst reden lassen und nicht seinen eignen Geist; würde er, wie es leider so Viele thun und eben damit die Dinge recht eigentlich auf den Kopf stellen, nicht die Geschichte selbst machen wollen, sondern bedenken, daß das Geschehene begreiflicherweise nur vernommen, aufgefaßt und, so aufgefaßt, wiedergegeben werden könne, sich aber standhaft und mit völlig unbesiegbarem Widerstande weigere, aus der productiven Kraft des Vernehmenden noch irgend Etwas in sich und seinen abgeschlossenen Kreis aufzunehmen; würde darum der kirchliche Historiograph mit der rechten Treue und Demuth nichts weiter suchen, als das große christliche Thema durchaus unentstellt und rein geschichtlich herauszusetzen und seine tiefe Harmonie, die so gewiß da ist, als ein solches Agens in der Weltgeschichte nicht ohne Centrum sein kann, gewissenhaft wiederzugeben, ohne von den eignen Tönen, um nur Etwas zu hören, beizumischen: so müßte dann von ihm die allergefährlichste Klippe in unsern Tagen, die Parteiansicht, die alles wahre Verhältniß verrückende Auffassung aus dem Gesichtspunkte der einen oder der andern theologischen Faction am glücklichsten vermieden werden, und — ich meines Orts hätte nun an ein solches Gebäude keine besondere Anfoderung weiter zu machen, sondern würde unbedenklich mein approbavi! wie jener Roßtäuscher an das Piedestal der antiken Rosse auf dem St.-Marcusplatze zu Venedig darüber schreiben.

Wir haben in möglichster Kürze unsern Bauriß gezeichnet und seine Maße angegeben und glauben, keineswegs die Anlage so idealisirt zu haben, daß die Ausführbarkeit zu bezweifeln stünde. Wir sehen uns um, ob bereits irgendwo etwas der Art zur Ausführung gekommen sei, kehren aber freilich wie die erste Taube Noah's zurück, die in der noch immer nicht verlaufenen Wasserflut nicht gefunden hatte, wo ihr Fuß ruhen konnte. Wenigstens haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß der würdige Verf., bei allem seinen Wohlmeinen, in der uns vorliegenden „Geschichte der christlichen Religion" wol um Vieles zu kurz hinter dem von uns aufgestellten Ziel gefallen ist.

Prüfen wir zunächst den Maßstab, nach welchem unser Baukünstler sein historisches Gebäude angelegt hat, so finden wir an ihm allerdings nichts auszusetzen. Die 2 bedeutenden Bände, welche er den Umfang eingeschlossen hat, dünken uns ein sehr entsprechendes Maß. Vor allen Dingen müssen wir nun bei dem auch würdigen Zusatze des Titels: „für die Gebildeten unter ihren Verächtern", verweilen. Diese Worte sind in Kürze ein Beweis, daß unser Verf. eine Ahnung gehabt hat von der allerdings großen Bedürftigkeit unserer Zeit und daß er die Stimme des jetzt mächtig einherschreitenden Weltgeistes vernommen hat. Dies erkennen wir an, aber wir haben die Vorrede des Buchs, die allerdings einen großen Raum einnimmt, gelesen, und zu gestehen offen, daß der Verf. unter den Gebildeten der Zeit am allerwenigsten Diejenigen versteht, welche darunter verstanden werden müssen. Er hat offenbar das Publicum vor Augen, das er in seinen Volksschulfreunden und in seiner Reformationsgeschichte von 1817 fixirt hat, das er auf gut Deutsch mit „Ihr, Freunde" haranguirt, und das wir wenigstens nicht als das Publicum wahrer Bildung anerkennen und somit anerkennen werden. Mag es in gewissen Vereinen seine Anerkennung finden, und die Begrüßung der Vorrede selbst höchst cordial und ansprechend erscheinen, wir stellen die wahre Cultur unserer Zeit höher und glauben am allerwenigsten, daß Diejenigen die rechten Christen sind, welche es aussprechen: „erst dann mit ihrer innern und mit der Außenwelt einig zu sein, wenn sie über Das gewiß sind, was ihr Lebenstraum für eine Bedeutung habe". S. III bemerke man, daß wir Alles so, wie es grammatisch gestellt ist, wiedergegeben haben. Für die Leser d. L. und die Gebildeten, wie wir sie eben im Sinne hatten, ist augenscheinlich die Hempel'sche Religionsgeschichte nicht geschrieben. Jedenfalls also hat der Verf. seiner Absicht nicht entsprechen, und er hat somit gewiß unsere obige Bemerkung, wo wir von Reminiscenz des Schleiermacher'schen: „Die Gebildeten unter ihren Verächtern", sprachen, gerechtfertigt. Nehmen wir nun hier zugleich Alles, was auf die Form sich bezieht, mit, so müssen wir allerdings überhaupt das Urtheil aussprechen, daß ein Mann, der in grammatischer, stylistischer und rhetorischer Hinsicht kein höheres Niveau, als das hier erreichte, anstrebte, seine Aufgabe sich wenigstens nicht in dem von uns aufgestellten Sinne gedacht haben kann. Die Belege für jene dreifache Anklage bieten sich überall dar, und haben wir für die Grammatik des Verf. nur eben erst ein Zeugniß beigebracht, das freilich eins der mildesten ist und beinahe auf jeder Seite des sehr ansehnlichen Werkes überboten wird, so können wir dem Styl nicht füglich etwas Anderes nachsagen, als daß er viel zu wenig glatt und behauen ist, um die Ansprüche, die an ihn gemacht werden müssen, zu befriedigen. Wir führen nichts weiter als den Anfang der Vorrede an, die, wie billig, offenbar mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitet ist, nichtsdestoweniger aber unsern Tadel rechtfertigt. Sie beginnt also: „Das Jahr 1830 ist nicht blos wegen des den 25. Juni (sic) zu feiernden (sic) dritten Jubelfestes der Augsburgischen Confession wichtig, es ist ein Zeitpunkt, in welchem sich mehr als je die verschiedenen Ansichten — aussprechen u. s. w." Und nun die rhetorische Ausführung, die man nach unsern obigen Aufstellung gewiß in einer Kirchengeschichte für die Gebildeten ungern vermissen wird, anlangend, so möchte es uns schwer fallen, in dem ganzen Werke auch nur einen Anflug von eigentlicher Beredtsamkeit zu finden, da es uns fast scheinen will, als habe der Verf. nicht blos, um ein recht treuer Referent zu sein, sondern auch noch aus mancher andern Scheu, prosentlich Alles vermieden, was durch Gemüthlichkeit, erhöhte Wärme und Lebendigkeit in der Darstellung und Auffassung die Zunge hätte lösen und die Lippen „rühren" können.

Wenden wir uns jedoch zur geschichtlichen Leistung selbst! Und da mögen wir dem wackern Verf. allerdings das Zeugniß nicht versagen, daß er, wenn er auch, seinem eignen Geständnisse nach, nicht aus den letzten Quellen selbst geschöpft hat, gleichwol einen Fleiß und eine Genauigkeit in der Forschung bewährt, die gewiß alle Anerkennung verdienen. Reich an Thatsachen, besonders in der Geschichte der letzten Jahrhunderte, ist seine Schrift, und mit Wahrheit können wir versichern, daß zu Wissen und Wollen kein Ereigniß entstellt worden ist, mehrere aber die aus der Subjectivität der Ansichten des Verf. hervorgehende Trübung mancher Partien uns billig reserviren. Wir müssen sie, um unserer Consequenz nichts zu vergeben, auf den eben seinen

Standpunkt treten und von ihm aus die geschichtliche Ausführung, zur Bestätigung unsers allgemeinen Urtheils, näher beleuchten.

Wir rügen hier vor allen Dingen das auffallend ungleiche Verhältniß, das zwischen der Behandlung der ältern und der neuern Kirchengeschichte stattfindet. Für die ersten 15 Jahrhunderte sind 270 Seiten des ganzen Werks verwendet worden, und somit blieben für die letzten 350 Jahre 931 Seiten übrig. Sehr nahe liegt hier die Bemerkung, daß somit das Hempel'sche Werk einer umgekehrten Pyramide allzu gut gleicht, die, auf die Spitze statt auf die Basis gestellt, dem Einsturz schwerlich entgehen kann; und wie man auch daran erinnern möge, daß die Entfaltung des Christenthums vom Centrum aus nach der Peripherie sich fortgesetzt habe, und daß es in der Natur der Perspective liege, die nahestehenden Gegenstände größer und geschiedener zu zeigen als die entferntern, so ist doch offenbar jenes Mißverhältniß nur allzu augenfällig, und die Darstellung der drei ältern Perioden konnte sich in dieser Weise kaum über den kurzen Umriß erheben, in welchem am allerwenigsten das rechte pragmatische Element, die Herausstellung des echten Kerns des Christenthums, der dem Wesen nach in seiner frühsten Erscheinung derselbe sein mußte wie in den jüngsten Offenbarungen, und nur in jener Periode, eben seiner Umhüllung wegen, einer eindringendern und umfassendern Darstellung bedurfte, in vollem Lichte hervortreten konnte.

Hiernächst ist es schwerlich zu übersehen, daß unser Geschichtschreiber seine Aufgabe gewiß nicht in dem Fokus einer Totalanschauung des Christenthums aufgefaßt und somit eine leitende Idee durch das Ganze seiner Forschung verfolgt habe. Wir können nicht anders, wir müssen es offen bekennen, daß uns die ganze Behandlung der Geschichte in dem vorliegenden Werke so chronikenartig und ohne allen Mittelpunkt, nur Facta referirend, vorgekommen ist, daß wir beinahe sagen möchten, die Geschichte zerfalle in ihm in ebenso viele Bruchstücke und Einzelheiten als Paragraphen sind, deren Zahl sich denn doch auf 91 beläuft. Somit konnte freilich an eine gegliederte Ordnung, an eine verhältnißmäßige Stellung der Thatsachen, an eine Scheidung derselben, nach ihrer größern oder geringern Wesentlichkeit oder Außerwesentlichkeit nicht gedacht werden, und es war eine natürliche Folge dieser Behandlung, daß eine Menge unwesentlicher Einzelheiten, die wol, wie die bunten Farben in den gewöhnlichen Volksgemälden, die Aufmerksamkeit des Nichtkenners festhalten mögen, aber nur den eigentlichen Geist des Kunstwerks noch mehr verhüllen, mitgetheilt wurde, und das Ganze sich fast nur als eine Sammlung kirchengeschichtlicher Curiosa darstellt, indeß ebendeshalb, zumal in der so unverhältnißmäßig zusammengezogenen ältern Geschichte, Hauptpartien, die aber wenig von jenem Interesse enthielten, fast übergangen oder doch unbefriedigend kurz abgethan wurden. So sind die Kreuzzüge sammt den Ritterorden (I, S. 260 fg.) fast nur erwähnt und in den Anhang verwiesen, und die großen Kämpfe der sächsischen und schwäbischen Kaiser mit der Hierarchie (I, S. 181 fg.) so ungenügend dargestellt, daß man aus dieser Darstellung kaum eine Ahnung des furchtbaren Geistes, in welchem sich hier das Mittelalter recht eigentlich auf seinem Culminationspunkte zeigte, schöpfen kann. Die Kämpfe mit den Irrlehrern im 4. und den folgenden Jahrhunderten sind im höchsten Grade rhapsodisch gegeben, und wir haben nicht einmal eine Andeutung der in dem Cyclus jener Streitigkeiten so wichtigen monotheletischen Controvers gefunden, zum deutlichen Beweise, daß unser Verf. unmöglich daran gedacht haben konnte, wie gerade der Krieg mit der Häresie die individuelle Form bestimmt, in welcher die christliche Geschichte in der zweiten Periode (von Konstantin d. Gr. bis zu Gregor VII.) sich fast und gleichsam concentrirt. Noch auffallender wird in der neuern Geschichte, bei der größern Ausführlichkeit derselben, die gerügte Zerstückelung und Zersplitterung, zumal hier jeder einzelne Faden, den ein oder mehre zusammengehörige Paragraphen abspinnen, jedesmal durch die ganze Zeitreihe bis zum Jahre 1830 abgesondert fortgeführt wird und somit das Ganze recht eigentlich in disjecta membra zerfällt. Hier zeigt sich in der That auch keine Spur von echtem Synchronismus, und man wird überall daran erinnert, daß die Seele der Geschichte, die den Kern und die Einheit derselben ausmacht, völlig außerhalb dieser Beschreibung geblieben ist, die sich damit unverkennbar blos als Leib, Leichnam ohne den belebenden Geist, darstellt. An der Spitze des 2. Theils steht eine Monographie dieser Art, in welcher auf 110 Seiten die Geschichte des Jesuitismus, aber ebenfalls ohne eine echt pragmatische Auffassung, bis zum Jahre 1830 gegeben wird. Diese Monographie, welcher der Verf. unstreitig besondern Fleiß und vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist überdies das schlagendste Zeugniß davon, daß unser Geschichtschreiber wirklich nichts anders kann als nur referiren, d. h. die äußern Thatsachen als solche wiedergeben, ohne in das innere Band, das sie verknüpft, oder in den Geist, in welchem sie erst ihre Bedeutung finden, einzudringen. Es lag dem Verf. gewiß daran, durch seine Arbeit die mit Recht von so vielen Seiten her behauptete Gemeinschädlichkeit und innere Schlechtigkeit des Jesuitismus in noch helleres Licht zu setzen, und somit vor diesem leider nur zu tief schon in das Mark der christlichen Völker gedrungenen Gifte auch an seinem Theil zu warnen. Allein es kann ihm dies bei seiner Weise der Behandlung um so weniger als gelungen zugestanden werden, da er, allerdings von echter Wahrheitsliebe und Sinn für Gerechtigkeit geleitet, keine der zahllosen Verleumdungen, die dem gefährlichen Orden gemacht worden sind, wiederholt, sondern nur die wirklichen Thatsachen mittheilt, diese aber freilich, wie sorgfältig er sie auch zusammengesucht hat, doch noch nicht in ihrer Isolirung von der Art erscheinen, daß sie die allgemeine Erbitterung rechtfertigen, geschweige steigern könnten. Da hätte eben der in sich überall nur negirende Geist des Jesuitismus aufgefaßt, in seiner Opposition gegen alles wahre Leben dargestellt werden sollen, und in ihm würden die einzelnen Thatsachen, die in der Hempel'schen Zerstückelung sehr unschuldig dastehen, erst ihre volle, wahrhaft schreckliche Bedeutung erhalten haben. Wo der Verf. zu allgemeinen Urtheilen sich erhebt, da sind es in seiner Darstellung nur Aussprüche ex tripode, denen die eigentliche Begründung fehlt, weil sie nicht in der innern Schlangennatur des Instituts nachgewiesen ist.

Noch fodern wir oben von einem Geschichtschreiber für die Gebildeten, daß er über Alles nicht seinen eignen Geist, sondern nur den der Geschichte selbst reden lassen solle, und deshalb durchaus von keiner Partei- oder Factionsansicht geleitet erscheinen dürfe: eine Fodrung, die in sich selbst so einleuchtend ist, daß man meinen sollte, ein Geschichtschreiber, der eben über den Factionen stehen muß, weil er sie schildern soll, könne nur vor sich selbst erschrecken, wenn sein Gewissen ihm sagt, daß er dennoch einer Partei geschworen habe, die aber jedenfalls unser Verf. sich nicht deutlich gemacht und darum auch nicht erfüllt hat. Es ist unverkennbar, daß unser neuester Kirchengeschichtschreiber der rationalistischen Ansicht des Christenthums nach ihrem ganzen Umfange huldigt, und wenn er sich auch Mühe zu geben scheint, der gegenüberstehenden Partei der Orthodoxen und Mystiker gerecht werden zu wollen, so merkt man nur zu deutlich, wie die Hand ihm wankt und unsicher wird, wenn er diesen seinen Gegnern Concessionen machen zu müssen glaubt. Wir führen als Beleg nur eine Stelle an (I, S. 24): „Jesus blieb noch 40 Tage unter seinen Schülern, da ein Erscheinen unter seinen Widersachern nur neuen Haß gegen ihn erwecken konnte; besprach sich mit seinen Jüngern über die Fortpflanzung des Reiches Gottes und schied dann von ihnen eben da, wo er schmerzlich im Innern gekämpft hatte, am Oelberge (?), und ging zu einer für uns unaussprechlichen Herrlichkeit, „er sitzet zur Rechten Gottes", wie es die Bibel ausdrückt. In ihm verehren die Christen (welche?) den Stifter ihrer Religion, das Oberhaupt ihrer Kirche, ihren Erlöser, und erwarten in ihm einst ihren Vergelter". Solcher Stellen, die unsere Ansicht rechtfertigen, enthält besonders die Vorrede sehr viele. Fassen wir nun als die Grundansicht des vollen Rationalismus jenen Scepticismus auf, der jeden realen Zusammenhang zwischen der übersinnlichen und sinnlichen Welt, zwischen Gott und dem Leben, mehr und mehr zu annihiliren, von Stufe zu Stufe zu verflüchtigen und zu verdünnen sucht, bis zuletzt, außer dem bloßen Denken, kaum noch Etwas für denselben übrigbleibt, weshalb er auch alle Religion am Ende nur auf Lehre und Speculation beschränkt, wogegen

der Supernaturalismus, besonders als Mysticismus, jenen Zusammenhang nicht real und handgreiflich genug haben kann, und in jedem Augenblick mit dem gesunden Verstande sich in den offenbarsten Widerspruch setzt; so bedarf es gewiß für Den, der die Hempel'sche Geschichte auch nur zu einem kleinen Theile durchgesehen hat, keines Beweises, daß die volle rationalistische Parteiansicht die Atmosphäre sei, von welcher das ganze Werk umfangen und umschlossen ist, und es kann kein Wort, das in dieser Schrift einer Anerkennung des positiven Charakters des Christenthums ähnlich sieht, seine apologetische Tendenz in Beziehung auf die unterscheidenden Grundsätze des Rationalismus verleugnen. Recht unverhohlen und unverhüllt tritt nun aber auch am Schlusse des Werks diese Ansicht in den beiden Schlußabhandlungen (§. 90: Ueber das Ansehen und die Gültigkeit der symbolischen Bücher. §. 91: Streitigkeiten der neuesten Zeit. Rationalisten. Supranaturalisten, Mystiker, rationale Supranaturalisten. S. 628—655 u. S. 655—679) hervor, und es sei uns noch vergönnt, bei ihrer Betrachtung einige Augenblicke zu verweilen. Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber rechten, wie eine rein polemische Abhandlung von der Natur der zuerst angeführten in einer Kirchengeschichte eine Stelle finden konnte, da wir sehr gern nach den Schlußworten der Vorrede in der ausführlichern Behandlung der ernsten Fragen unserer Tage den Wunsch, zeitgemäß zu schreiben, anerkennen und eine völlig unparteiische Beurtheilung der Controvers über die Symbole uns überall nur willkommen sein kann. Gewiß aber thun wir dem Verf. nicht Unrecht, wenn wir behaupten, in der ersten Abhandlung ist seine Tendenz keine andere als die des Rationalismus, nämlich Symbolomachie; und in der zweiten strebt er ebenfalls nichts Anderes an, als was die rationalistische Partei sucht, den Sieg einer übertriebenen Scheu vor vermeintlich allzu großer Beeinträchtigung des Vernunftgebrauchs über alles Positive. Wir hoffen mit einigen allgemeinen Bemerkungen unsere Ansicht am besten herausstellen und so unserer Pflicht am geeignetsten genügen zu können. Genau genommen, liegt es in der Natur eines jeden Kampfes und Streites, daß der Kämpfende die schwache Seite des Gegners heraussucht und angreift, sorgfältig aber die wohlbewehrten und geschützten Stellen des Lagers desselben umgeht und wo möglich ignorirt; und eben hierin zeigt sich das Beklagenswerthe des Streites überhaupt, daß, so lange er währt, die Streitenden sich gegenseitig nie Gerechtigkeit widerfahren lassen und nur in dem Ungerechtsein gegen einander ihre Stellung behaupten. Friede, der beglückende, segnende, ist deshalb auch nur dann möglich, wenn den Verblendeten endlich die Augen aufgehen und sie ihrem gegenseitigen Rechte die redliche Anerkennung nicht länger verweigern. Der Unbefangene, von der rechten, großartigen Liebe zum Frieden Durchdrungene kann diese Eigenthümlichkeit in dem dermaligen Kampfe der Rationalisten und Supranaturalisten, der Symbololatren und Symbolomachen gar nicht verkennen und bemerkt darum überall, wo ein Kämpfer der einen oder der andern Seite auftritt, mit Wehmuth jenes Bestreben, das Gute und Wahre in den Ansichten des Gegners zu ignoriren, durch übermüthiges Ausziehen von Consequenzen das Beste derselben zu verunglimpfen, das Schwache und Unhaltbare darin ins Unendliche zu exaggeriren. So offenbart sich dem unparteiischen Beobachter in eben dieser Controvers ein Babylonismus, eine Sprachverwirrung, wobei Jeder den Worten des Andern gleich im Voraus den größten Unsinn unterlegt, die nächste und billigste Deutung schlechthin desavouirt und seine ganze Kraft darauf verwendet, die Aeußerungen des Gegners durch Folgerungen zur völligen Caricatur zu verzerren. Wir haben es hier mit einem Rationalisten zu thun, der, nicht ohne enragirt zu sein, die Vertheidiger einer starren Symbolik und eines crassen Positivismus sich gegenüber erblickt und sie gern aus dem Felde schlagen möchte. Der unparteiische Kampfesrichter findet es eigentlich gar nicht schwer, den Punkt herauszufinden, auf welchen die Streitenden sich nur zu erheben brauchten, um Waffen und Rüstung alsbald abzulegen und einander versöhnt in die Arme zu fallen. So gewiß er den Protestantismus noch für ein lebendiges Agens in der allgemeinen christlichen Kirche achtet, so gewiß glaubt er auch noch daran, daß in den Symbolen, auf welche er gegründet ist, ein lebendiger Geist sich regt, der nicht untergehen kann, so lange der Protestantismus selbst nicht untergeht, weiß es jedoch zugleich mit derselben Gewißheit, daß die Form, der Buchstabe der Symbole sich nicht nur mehr als einmal schon verändert und erneuert habe, sondern auch eine fortgehende Veränderung und Erneuerung nie und zu keiner Zeit entwachsen könne. Nicht weniger klar steht es ihm fest vor der Seele, daß, so lange das Christenthum nicht aus der Reihe des Bestehenden und lebendig Wirkenden verschwunden ist, sein geschichtliches, positives Element nicht aufgegeben, durch wenig aber auch die freie, vernunftgemäße Offenbarung-Lehre den aufgehalten und nach Zeit und Verhältniß abgemessen werden könne. Er sieht sehr deutlich, wie in allen Productionen der ewigen Weltordnung, so auch im Christenthum und insonderheit im Protestantismus die beiden Parallelen neben einander sich hinziehen, gewiß daß ihr Zusammenfallen weder eine mögliche Aufgabe, ihre Auflösung aber eben im Unendlichen auch eine unbezweifelte sei. Wie anders urtheilen aber eben die Streitenden, die Kämpfenden! wie anders auch der wohlmeinende Verf. unserer Kirchengeschichte! Wir erlauben uns nur einige Fragen an den Letztern und überlassen die Beantwortung derselben getrost seinem Gewissen, das es mit der guten Sache so aufrichtig meint und nur irret, wenn es von der Parteisucht verblendet wird. Kann er wol im Ernste behaupten, daß seine Gegner als das unabweisliche Resultat ihrer Lehren folgende Voraussetzung anerkennen werden: die symbolischen Bücher enthalten in allen ihren Theilen und Erklärungen die vollkommene Heilslehre!? (II, S. 636.) Kann er es in Abrede stellen, daß seine Gegner ebenso gut wie er selbst das Schibboleth im Munde führen: der Geist ists, der da lebendig macht; der Buchstabe tödtet!? (S. 637.) Kann er im Ernst es meinen, daß die Vertheidiger der Symbole sich einbilden sollen, durch ihr Vertrauen zu menschlichen Bollwerken für die Stadt Gottes den Schutz des obersten Schirmherrn der Kirche entbehrlich machen zu können? (das.) Fehlt er nicht gewiß, bei ruhiger Erwägung, daß die Consequenzen, welche die Symbolvertheidiger aus den Behauptungen ihrer Gegner wegen zu besorgender Verpflanzung des Judenthums, des Mohammedanismus, des Pantheismus u. s. w. in die christliche Kirche ziehen, am Ende keine schlimmern Rhetoricationen sind als diejenigen, die er sich selbst unmittelbar nachher zur Widerlegung derselben erlaubt? (S. 639 f.) Vermag er nachzuweisen, daß auch nur Einer der bisherigen Mystiker den Menschen einen bewußtlosen Klotz genannt habe, ohne sich die geeignete Erklärung des allerdings ungeschickten Bildes zu reserviren? (S. 668.) Kann er wirklich glauben, daß die von ihm ebendaselbst aufgestellten Fragen: „Ob denn die Schwachheit und Hülfsbedürftigkeit des Menschen, wie sie die Bibel und die Erfahrung lehren, wirklich die Erbsünde sei, wie sie das System lehrt? Ob denn das Bekenntniß eines großen Ehebrechers und Mörders, Ps. 51, 7 u. Röm. 5, 12 wirklich eine allgemeine gänzliche Unfähigkeit zum Guten anzeige?" keine Parteifragen seien? — — —

Wir brechen ab, und glauben unsern Lesern keinen Zweifel darüber gelassen zu haben, daß der wackere Hempel zu unserm innigen Bedauern sich ganz gewiß der wesentlichsten Eigenschaft einer Kirchengeschichtschreibers für die Gebildeten, der Unparteilichkeit, bei Ausarbeitung des vorliegenden Werks begeben habe. Er hat Partei genommen, ist unter die Kämpfenden getreten, und hier mußte gerügt werden, so gewiß die Geschichte überall mit gleicher Wage wägen und über dem Kampfe der Meinungen und Secten, nicht in ihm stehen soll. Wie lange aber wird auf der wehmüthige Kampf unserer Tage überhaupt noch dauern! Wir hören von vielen Seiten her diese Frage, hören sie mit tiefer, lebendiger Theilnahme, mögen aber weder als Apokalyptiker noch als Höpfnerianer darauf antworten, und bitten nur den Ewigen, der die Loose in Staat und Kirche bewegt, daß er die Kraft zur Ausdauer und zum treuen Aushalten uns nicht versagen wolle.

225.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit acht lithographirten Tafeln. 44½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Franz, Buchhändler zu München, ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Sengler, J. (Herausgeber der Kirchenzeitung), Winke zur Anleitung im christ.-kathol. Unterricht über die Sünde, Erlösung und Heiligung, und deren Anstalten. Nebst einen Anhang homilet. Inhalts. 8 Brosch. 6 Gr., oder 24 Kr.

— —, Rede an die Mitglieder des theol. Vereins in München am Schlusse des Wintersemesters. Nebst Darstellung der Entstehung, Bestimmung und der bisherigen Bemühungen des Vereins, von mehren Mitgliedern des Ausschusses desselben. Gr. 8. Brosch. 4 Gr., oder 18 Kr.

Baader, Fr., Ueber die Zeitschrift Avenir und ihre Principien. Aus einem Sendschreiben an den Hrn. Grafen C. Montalembert in Paris. 8. Brosch. 3 Gr., oder 12 Kr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Gegen L. Börne

den

Wahrheit-, Recht- und Ehrvergeßnen Briefsteller aus Paris. Von Dr. E. Meyer. Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Gr.

Bei Fr. Hartmann in Rotterdam, früher Gebr. Hartmann im Haag, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münch, Dr. E., Karl von Rotteck, geschildert nach seinen Schriften und nach seiner politischen Wirksamkeit, nebst einem Umriß seiner vorzüglichsten Lebensmomente und Andeutungen zur Geschichte des öffentlichen Geistes in Süddeutschland. — Zugleich Supplementband zu Rotteck's Allgemeiner Geschichte und polit. Schriften. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

v. Schepeler, königl. preuss. Obristen, Ansichten des politischen Zustandes von Europa, nebst einer Geschichte der belgischen Revolution bis April 1831. Gr. 8.

Soeben ist erschienen:

Der Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Dritte und letzte Abtheilung.

Vom Tode des Feldmarschalls Diebitsch bis zu Polens Untergang.

8. Velinpapier. Elegant broschirt. 12 Gr.

Diese treue und freisinnige Darstellung des Heldenkampfes einer hochherzigen Nation, die in der Geschichte ewig fortleben wird, ist nun vollendet, und kostet complet in 3 Abtheilungen 1 Thlr. 12 Gr.

Die Cholera.

ein episch-lyrisches Gedicht

von

Ernst Ortlepp.

Motto:

„Die Völker
starben in Massen dahin; die Pfeile des tödtenden Gottes
Wütheten rings".

(Homer.)

2½ Bogen Royal-8. Velinpapier. Elegant broschirt. 6 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

der

neuesten Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Preis 3 Fl.

Mit den wohlgetroffenen Portraits von Karl X. Bourmont. Dey von Algier. Duperré. Marmont. Lafitte. Herzog und Herzogin von Angoulême. Ludwig Philipp, König der Franzosen. Peyronnet. Lafayette. de Potter. Wilhelm, Prinz von Oranien. Wilhelm, König der Niederlande. Friedrich, Prinz der Niederlande. Talleyrand.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1830, erster Theil.

I. Frankreich. 1) Zustand vor Eröffnung der Kammern. 2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März. 3) Die Expedition gegen Algier. 4) Die Eroberung von Al-

gier. 5) Die letzten Anstrengungen der Ultras. 6) Die Ordonnanzen. 7) Die drei Tage. 8) Der Herzog von Orleans, Generallieutenant des Königreichs. 9) Die Vertreibung der Bourbons. 10) Reform der Charte. 11) Louis Philipp, König der Franzosen. 12) Reformen. 13) Die Partei des Widerstandes. 14) Unruhen im Oktober. 15) Proceß der Exminister und Unruhen im Dezember.

II. Die Niederlande. 1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution. 2) Der Aufstand in Brüssel. 3) Täuschende Unterhandlungen. 4) Dreitägige Schlacht in Brüssel. 5) Die Trennung Belgiens von Holland. 6) Der Brand von Antwerpen. 7) Der Nationalkongreß und die Protokolle.

Der zweite Theil dieses Jahrgangs kann in kurzer Zeit gleichfalls aufgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reine Arzneimittellehre von Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* und Dr. *Karl Friedrich Trinks*. Dritter Band. Gr. 8. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band (1828—29) kosten auch jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.

Deutsche

Volksbibliothek.

Sie erscheint in unserm Verlage mit Anfang nächsten Jahres in wöchentlichen Lieferungen (deren 6 einen starken Octavband ausmachen), zu zwei und zwei drittel Groschen Sächsisch, = zwölf Kreuzer Rhein., oder drei und einen halben Silbergroschen preuß. Courant, — ein Preis der die allgemeinste Theilnahme zuläßt.

Der erste und der zweite Band enthalten:

Geschichte

des

badischen Landtags von 1831,

von

C. v. Rotteck.

Mit schönen Stahlstichen (Rotteck's und Welcker's Portraits).

☞ Alle Buchhandlungen (in Leipzig: Wienbrack und Weygand; — in Dresden: Arnold; — in Chemnitz: Starke und Kretschmar; — in Freiberg: Craz und Gerlach; — in Meißen: Gödsche) empfangen und besorgen auf dies höchst wichtige Unternehmen Subscription. — Wem nach Empfang der ersten Zwölf Lieferungen Tendenz und Darstellung zusagen, dem steht es frei, seine Subscription wieder aufzukündigen.

☞ ☞ Sammler bekommen von jeder Buchhandlung das siebente Exemplar unentgeldlich.

Hildburghausen und Neuyork, im Dezember 1831.

Das Bibliographische Institut.

Soeben ist versandt:

Bau- und Bruchstücke zu einer künftigen Lehre von den Epidemien und ihrer Verbreitung, vom Dr. S. L. Steinheim.

Erstes Fragment.

Noten zum Texte der Schrift: Geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg, von Dr. J. C. G. Fricke.

Zweites Fragment.

Betrachtungen über eine amtliche Bekanntmachung, emanirt aus der hamb. Rathsversammlung vom 14ten Oktober 1831.

Gr. 8. Altona, Hammerich. 8 Gr.

Für Aeltern, Erzieher und Jugendfreunde.

Empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte, seit 1829 die dritte wohlfeile Gesammtausgabe der letzten Hand.

Siebenunddreißig Theile (520 Bogen) mit 52 sorgfältig, theils colorirten, theils schwarzen Kupfern und Karten. 8. Feines Velinpapier. Subscriptionspreis für alle 37 Theile 11 Thlr. oder 19 Fl. 48 Kr. Rhein.

Die ungemein günstige Aufnahme, welche die wohlfeile Gesammtausgabe von Campe's Jugendschriften bei dem gebildeten deutschen Publicum gefunden, hat schon jetzt die vierte Auflage nöthig gemacht. Um die Anschaffung dieses classischen Werkes weniger bemittelten Familien noch mehr als früher zu erleichtern, wird diese neue Auflage in 4 Lieferungen, jede von 9 Bänden und zum Preise von 2 Thlr. 18 Gr. erscheinen. Die erste und zweite Lieferung ist bereits versandt; die dritte erscheint zu Neujahr, und die vierte zur Ostermesse 1832. Aeltern und Erzieher erhalten in dieser Sammlung eine Haus- und Familienbibliothek, die an Gehalt und Werth schwerlich durch andere Werke ersetzt werden konnte, ihren Kindern und Pflegebefohlenen eine unerschöpfliche Quelle von Freude und Belehrung verschafft, die in ihrer richtigen Stufenfolge für die allmälige Ausbildung, das Kind bis zum Jüngling und zur Jungfrau geleitet, und auch dem spätern Alter Unterhaltung und Belehrung in dem heiligsten und wichtigsten Geschäfte, der guten und richtigen Erziehung der Angehörigen, gewährt. — Die Verlagshandlung erfüllt den Wunsch des verewigten Verfassers, durch solchen Preis seinen Schriften die möglichste Verbreitung und Gemeinnützigkeit zu geben, und ihnen auch in ihrer Gesammtheit den Charakter eines Volksbuchs für alle

Classen der deutschen Jugend zu verschaffen, den sie einzeln längst besitzen. Sie fordert Alle, denen tüchtige und freudige Jugendbildung für Körper und Geist am Herzen liegt, namentlich alle Freunde und dankbare Verehrer Campe's, die aus eigner Erfahrung wissen, welchen Schatz seine Schriften enthalten, auf, das Unternehmen nach Kräften zu befördern, fest überzeugt, daß es nicht leicht ein nützlicheres und angenehmeres Geschenk für die Jugend geben kann. — Privatsammler, welche sich mit ihren Bestellungen direct an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare ein Freiexemplar.

Schulbuchhandlung in Braunschweig.

Stuttgart. In der Hallberger'schen, vormals Franckh'schen Verlagshandlung, ist erschienen:

Briefe eines Verstorbenen.

Ein

fragmentarisches Tagebuch

aus

England, Wales, Irland und Frankreich.

(Deutschland und Holland.)

Zweite Auflage.

Mit Stahlstichen und Lithographien.

Vier Bände.

15 Fl., oder 9 Thlr.

Mit königl. württemb. Privilegium.

Der Fall ist noch selten vorgekommen, wie bei diesen Briefen, daß man in Frankreich und England mit gleicher Spannung der Vollendung eines deutschen Werkes entgegen sah. Der Beifall, den die erste Auflage gefunden hat, wird bei dieser um 2 Bände vermehrten neuen auf das Glänzendste gerechtfertigt. Besitzer der ersten Auflage erhalten den 3ten und 4ten Band besonders.

Flora,

ein Unterhaltungsblatt.

Zwölfter Jahrgang 1832.

Herausgegeben von Dr. Birch.

Die neue Folge dieses Unterhaltungsblattes hat unter der gegenwärtigen Redaction und nach gänzlicher Umgestaltung des Planes und Inhaltes, nicht allein den Erwartungen entsprochen, sondern sie bei weitem übertroffen. Die allgemeine Theilnahme hat sich durch eine bedeutende Vermehrung der Abonnenten kundgethan, und da mit dem kommenden Jahre die Zahl sich ohne Zweifel noch höher stellen wird, so ersucht der Unterzeichnete die Abonnementsbestellungen baldmöglichst zu machen, um die neue Auflage bei Zeiten bestimmen zu können. Die Flora hat seit dem Aprilmonat eine ununterbrochene Reihe von Originalnovellen geliefert, unter denen wir besonders Anna Lamenit von Charlotte Birch-Pfeiffer erwähnen, die so viel Aufmerksamkeit erregte, daß auf den Wunsch der Abonnenten ein aparter Abdruck veranstaltet werden mußte, der bereits vergriffen ist; — ferner regelmäßige Mittheilungen aus der Literatur fremder Sprachen, aus denen Auszüge und Uebersetzungen geliefert wurden, noch ehe ein anderes deutsches Blatt sie gegeben. Da die Flora nur vorzügliche briefliche Mittheilungen gibt, so findet man eine kleinere aber gewählte Zahl von Correspondenznachrichten, unter denen die aus Paris besonders die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Das Neuigkeitsblatt gibt ein bewegtes Bild der Vorfallenheiten in der Fremde wie in der Heimath unter verschiedenen Rubriken, als Buntes aus der Theaterwelt, Musik, schöne Künste und münchener Kurier. Vom nächsten Jahre an werden von Zeit zu Zeit Beilagen größere Abhandlungen und Beurtheilungen über Kunst, Literatur und Musik aufnehmen. Insertionen werden gegen Bezahlung von 3 Kr. oder 1 Gr. für die Zeile aufgenommen. Da die Flora bereits einer bedeutenden Verbreitung sich erfreut, so ist sie besonders geeignet zu literarisch-artistischen Anzeigen. Sie wird auch im nächsten Jahre unter derselben Redaction fortgesetzt, und da die zweckmäßigsten Anstalten getroffen sind, den Kreis von Mitarbeitern und Correspondenten nach einer sorgsamen Wahl zu erweitern, so wird man um so mehr im Stande sein, den Foderungen der Lesewelt zu entsprechen. Da die Flora auch fernerhin lauter Originalnovellen und Aufsätze liefert, so eignet sie sich auch besonders für Leihbibliotheken und Lesecirkel, die hier nicht blos Tagesneuigkeiten, sondern Lectüre von bleibendem Werthe vorfinden.

Sie erscheint wöchentlich 4 Mal, und ist ihr Abonnementspreis in München 6 Fl. jährlich, oder 3 Fl. halbjährlich.

München, den 1sten Dezember 1831.

Georg Franz.

Anzeige für Militairs und Freunde der Geschichte, wie auch für Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, vom Anfang der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen für Leser aller Stände erzählt. Mit Napoleons Leben. Mit Karten, Planen und Kupfern. Aus dem Französischen. Mit zahlreichen Bemerkungen und Zusätzen.

Wohlfeile Taschenausgabe.

Von diesem mit vielem Beifalle aufgenommenen und in den geachtetsten Blättern rühmlichst erwähnten Werke hat soeben das 24ste Bändchen, das 8te und letzte der Geschichte des russischen Feldzugs, die Presse verlassen. In einer Zeit, wo abermals, wie in jenem verhängnißvollen Vierteljahrhundert, die Kriegsflamme in den Niederlanden, Frankreich, Italien, Polen, Rußland, ja selbst an den Küsten Afrikas ausbrach und das erschütterte Europa vom Ebro bis zur Düna nochmals zu durchzucken droht, glauben wir die Aufmerksamkeit der Lesewelt von Neuem auf dieses Werk leiten zu dürfen. Namentlich dürfte der soeben erschienene russische Feldzug im Augenblick wieder von besonderm Interesse sein. Auch von den übrigen Feldzügen, als: den Revolutionsfeldzügen, dem Vendeekrieg, den Feldzügen in Aegypten und Syrien, in Italien, in Deutschland, Preußen und Polen, in Frankreich und dem Leben Napoleons sind noch fortwährend Exemplare zum Preise à 9 Gr. oder 40 Kr. pr. Bändchen bei der Abnahme einzelner Feldzüge, und 6 Gr. oder 27 Kr. pr. Bändchen bei Unterzeichnung auf das ganze Werk zu erhalten. Demnach kosten die bis jetzt erschienenen 24 Bändchen 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Keepsake américain. 1832. Mit 12 Stahlstichen von Ellis, Neagle, Kelly, Durand und Andern. 12. Neuyork. (Leipzig, in Commission bei Joh. Ambr. Barth.) Geh. 2 Thlr. In Seide geb. 2 Thlr. 12 Gr. In gepresstem Lederbd. 3 Thlr. In Maroquinbd. 4 Thlr.

Werthvolle literarische Werke.

Soeben sind bei uns fertig geworden und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der Himmel auf Erden. Weihe der Andacht zur Tröstung im Leben und zum Frieden der Seele. Von J. F. Voß. Mit Vignetten. 20 Gr.

Wer dies neue, das Ausgezeichnetste vereinende Andachtsbuch zum Begleiter auf seiner Lebensbahn wählt, dem wird es an Stärkung und Freudigkeit auch im bittersten Ungemach nicht fehlen; wo man es aufschlägt: ein heiliger Trost tritt dem Gemüth entgegen.

Manzoni's Verlobte und die Fortsetzung: Rosini's Nonne von Monza. Wohlfeile Ausgabe. Fünf Theile (über 100 Bogen) 3 Thlr. Vom 1sten März 1832 4 Thlr.

Dies interessante Werk, das in Italien schon elf Auflagen nöthig machte, wurde von Göthe den Deutschen empfohlen, in Folge dessen es Dan. Leßmann vortrefflich übertrug. Seines tiefern Inhalts wegen, indem durch Religiosität, Poesie und Kunstansichten der höchst anziehende Stoff erhoben und belebt ist, eignet es sich für jede Bibliothek und zu einem bleibend werthvollen Geschenk, besonders auch für Damen.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Widerlegung einiger in neuerer Zeit verbreiteten falschen Nachrichten in Bezug auf den Ursprung des hochfürstl. Hauses Löwenstein-Wertheim und dessen Successionsrechtes Baierns. Gr. 8. 10 Gr., oder 45 Kr.

Die Nachfolge der Grafen von Hochberg im ungetheilten Großherzogthume Baden, — die Nachfolge des Prinzen von Carignan in der sardinischen Krone, haben dem Thema von der Ebenbürtigkeit von ungleichen Ehen und von Ehen zur linken Hand ein ganz besonderes Interesse gegeben. — Gelehrte von großem Ruf haben sich neuerdings an dieser Frage versucht, wie Heffter, Zachariä, Rotteck, Lang, Fink u. s. w. Um so begieriger liest man wol die gegenwärtige Streitschrift für das Haus Löwenstein, das aus der Ehe eines der größten Wittelsbacher Helden, des Kurfürsten Friedrichs des Sieghaften von der Pfalz, mit dem schönen und sangesreichen Edelfräulein Clara von Dettingen entsprossen ist.

In unserm Verlage erscheint auf Unterzeichnung bis Ostern 1832:

Hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Inhalt: Die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse, sowie der größern Bäche mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerei, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihre Wichtigkeit als militair. Punkte, ihrer Länge, Breite und Uebergänge auf Brücken und Fähren. Von dem Freiherrn L. v. Zedlitz. Mit einer Flußkarte. Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr. Rhein.

Für eine freundliche und zweckmäßige Ausstattung durch Druck und Papier in gr. 8. und für eine prompte Versendung der Exemplare an die verehrten Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden, werden wir vorzügliche Sorge tragen.

Alle Buchhandlungen, wo auch die ausführlichere Anzeige und Unterzeichnungslisten bereit liegen, nehmen Bestellungen an.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wankel, Chr. L. L., Nachgelassene Predigten. Herausgegeben vom k. pr. Reg.- und Schulrath Dr. Weiß. 8. Merseburg. (Leipzig, Rein'sche Buchhandlung in Commission.) Preis 20 Gr.

Sind zugleich als dritter Theil der früher erschienenen Sammlung von Predigten und Gelegenheitsreden desselben Verfassers zu betrachten.

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sinogowitz, Dr., Tractatus pathologico-therapeuticus de cholera Dantisci et Berolini observata. Gr. 8. Brosch. Preis 16 Gr., oder 20 Sgr.

Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. Dargestellt von Maximilian Joseph Herz, geistlichem Rath und Stadtpfarrer in Sigmaringen. Gewidmet dem Freiherrn von Wessenberg. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1831. Preis 48 Kr.

Unter dem voranstehenden Titel übergibt der ehrwürdige Verfasser der Oeffentlichkeit ein Buch, welches besonders für junge Geistliche von höchstem Interesse ist; indem es ihnen wie in einem treffend schönen Gemälde den Geistlichen in den verschiedensten Verhältnissen des Amtslebens als Lehrer seiner Gemeinde in der Schule, in der Christenlehre, auf der Kanzel, und beim seelsorglichen Privatunterrichte darstellt, und nach den bewährtesten Grundsätzen zeigt, wie er diese erste und höchste Aufgabe seines Berufes auf die möglichst fruchtbare Weise lösen könne. Darum die besondern Abhandlungen, worin die nöthige Wissenschaft, das unerläßliche Studium und das unumgängliche Meditationsgeschäft für den Geistlichen praktisch nachgewiesen werden. Jeder junge Geistliche, insbesondere aber Jene, die das Glück hatten, unter der Leitung des Herrn Verfassers das praktische Jahr im bischöflichen Seminar zu Meersburg zuzubringen, werden diese Schrift mit Vergnügen anschaffen und mit größtem Nutzen lesen. Aber auch für ältere Geistliche ist diese Schrift von vielseitigem Interesse, und gibt ihnen manchen schönen Fingerzeig, wie sie allseitig ihren Beruf als Lehrer ihrer Gemeinde mit Frucht und Segen ausfüllen können. Welch ein reiner, christlicher und aufgeklärter Geist in dieser Schrift wehen müsse, läßt sich schon aus ihrer Dedication erschließen, denn sie ist einem Manne gewidmet, der in der Kirchengeschichte Deutschlands stets einen der würdigsten Namen behaupten wird.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Hormayr, J. F. v., Herzog Luitpold. Gedächtnißrede zum 72sten Stiftungsf. der k. b. Akad. der Wissensch., gelesen am 28. März 1831. Gr. 4. 18 Bogen. 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Sowie bei der vorjährigen Gedächtnißfeier der Akademie der Wissenschaften des gelehrten Herrn Verfassers Rede über die Monumenta Boica und ihre Regeneration, die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, des ganzen südlichen und mittlern Deutschlands auf sich zog, ist dieses mit der diesjährigen Rede über den Ahnherrn des bairischen Königshauses, Herzog Luitpold noch weit mehr der Fall. — Die voluminösen Anmerkungen verbreiten unerwartetes Licht über die Epoche der Völkerwanderung und über die großentheils noch mythische Geschichte der Agilolfinger, aber auch eine Fülle wichtiger Entdeckungen aus der Vorzeit Baierns und aller östlichen und südlichen Grenzländer desselben, wie zur Geschichte Ungarns.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer (Friedrich von), Polens Untergang. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 362. — 28. Dezember 1831.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Erster Theil. Leipzig, Hartknoch. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Um einen Dichter recht zu genießen, wird erfodert, daß man ihn ganz verstehe. Wie schwer aber dies Verstehen, wenn es ein rechtes sein soll, zuweilen ist, davon kann man sich auf zweierlei Wegen sehr leicht selbst überzeugen. Man nehme z. B. irgend ein Gedicht her und suche zu ergründen, was der Dichter wol eigentlich sagen wollte, begnüge sich aber nicht mit dem Glauben, man verstehe das Gedicht, vielmehr zergliedere man dasselbe nach den Gesetzen der Grammatik und Logik, und man wird oft genug finden, daß das erste Verständniß, welches uns beim Lesen in die Seele kam, nicht das rechte war, und daß des Dichters Meinung eine ganz andere ist. Der andere Weg aber ist, daß man einen Freund über den Sinn irgend eines Gedichtes befragt, und da ist denn 10 gegen 1 zu wetten, daß die Auffassung des Ganzen, wie das Verständniß des Einzelnen, bei Beiden nicht selten sehr verschieden sein wird.

Jedem vernünftigen Manne aber muß daran gelegen sein, seines Volkes Dichter recht zu verstehen; und allen diesen wird Hrn. Götzinger's Werk über die deutschen Dichter als ein sehr zweckmäßiges Mittel für diesen Zweck gewiß sehr willkommen sein.

Es ist allerdings wahr, wie dies auch Hr. Götzinger in der Vorrede selbst bemerkt, daß ein Werk, wie wir es vor uns sehen, auf den ersten Anblick etwas Befremdendes, ja Abschreckendes hat. Bei den griechischen und römischen Dichtern sind wir einmal von den Schulen her gewohnt, mit dem Texte auch zugleich einen gelehrten Commentar in die Hand zu nehmen; bei deutschen Dichtern ist dies jedoch nicht der Fall. Daher mag es denn auch wol meistens nur kommen, daß wir uns eines beängstigenden Zweifels: „Ob auch der deutsche Dichter eine so scharfeindringende Zergliederung mit Ehren bestehen werde", nicht leicht entschlagen können. Wir können uns schon deshalb nicht wohl mit einer solchen Zerlegung eines unserer Lieblinge befreunden. Dann sind wir aber auch gewohnt, das ganze deutsche Gedicht auf ein Mal seinen Eindruck auf uns äußern zu lassen, und wir sehen nicht gern das Gedicht uns portionsweise zugeschnitten. Es kommt uns vor, als bringe man uns eine medicеische Venus, mit einer Unzahl von Strichen bezeichnet, recht nahe vor das Auge, um uns das richtige Verhältniß aller einzelnen Theile zu einander und zu dem Ganzen recht einleuchtend zu machen und uns dafür der Wonne des Gesammtüberblicks zu berauben.

Darin scheint nun auch allerdings etwas Wahres zu liegen; allein es scheint auch nur so. Der Commentar, welcher einem Gedichte beigegeben ist, hindert uns ja gar nicht, das Ganze erst zu lesen, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen; dann muß es uns aber auch immer angenehm sein, unsere Ansicht von der Sache mit der eines Andern zu vergleichen, weil dadurch ja noch gar nicht verlangt wird, daß wir unsere Meinung aufgeben und der fremden anhangen sollen. Das Unangenehme des ersten Anblicks einer mit Strichen bezeichneten Bildsäule wie eines mit Erklärungen versehenen deutschen Gedichts wird dann auch immer mit der Gewißheit vergolten: entweder wir kennen nun ein untadelhaftes Kunstwerk, oder wir haben uns durch den ersten Ueberblick täuschen lassen; in beiden Fällen aber hat unsere Erkenntniß- und Urtheilsfähigkeit gewonnen. Ein Gewinn, der uns wenigstens bedeutend genug scheint, etwas eingebildet Unangenehmes ohne Murren zu ertragen, da wir das Erkennen der Schönheit einem Glauben an dieselbe unbedingt vorziehen.

Viele freilich werden sich unangenehm berührt fühlen — wir wissen dies aus Erfahrung —, wenn man ihnen das eine oder das andere Gedicht, welches sie für schön halten, zergliedert, und ihnen so zeigt, daß es im Ganzen verfehlt oder im Einzelnen unschön sei; allein dies schadet nichts, vielmehr schärft es ihren Verstand und reinigt und erhöht ihr ästhetisches Gefühl. Und so glauben wir in der That, daß es Hrn. Götzinger nach Wunsch gelingen werde, der deutschen Dichtkunst durch sein Werk wahre und überzeugte Freunde zu gewinnen, sollte er auch manchem einzelnen Gedichte seine bisher blinden Verehrer rauben.

Seinen Erklärungen der Gedichte dieses Theiles, welcher ganz der deutschen Ballade gewidmet ist, geht eine ästhetisch-kritische Einleitung voraus, welche in drei Abtheilungen zerfällt, in der ersten die Kunst überhaupt, in der zweiten die Dichtkunst, und in der dritten die verschiedenen Dichtungsarten behandelt. Wir gestehen, selten Etwas über diese Gegenstände gelesen zu haben, was man gleich-

scharf gedacht, bestimmt ausgesprochen und anschaulich dargelegt nennen könnte; und wenn wir auch nichts Neues gesagt fanden, so fällt uns dies weiter nicht auf, da wir wissen, daß über einen so viel besprochenen Gegenstand etwas Neues von Bedeutung zu sagen unter die schwierigsten Dinge gerechnet werden muß.

Nur will es uns bedünken, als ob Hr. Götzinger der lieben Deutlichkeit zu Liebe hier und da fast zu weitschweifig werde und Einzelnes zwei bis drei Mal wiederhole, was ein Mal gesagt hinreichend wäre. Es ist uns dies um so auffälliger, da dies sein Werk nicht für Jünglinge und Mädchen in Schulen, sondern für Gebildete überhaupt und für Lehrer an höhern Schulen besonders geschrieben ist. Diese scheint er denn doch im Allgemeinen, wie uns bedünkt, für zu schwach und unerfahren anzunehmen. Wenn er aber in der Vorrede zu diesem Werke selbst sagt: „Selbst tüchtige Lehrer wissen oft nicht, wie sie sich bei Erklärung eines deutschen Dichters benehmen sollen, und seien oft in Verlegenheit, was sie mit dem Dichter anzufangen hätten, sobald sie ihn nicht als bloßen Stoff zur Einübung und Wiederholung der Grammatik ansähen und insofern herabwürdigen wollten", so scheint er sich darin in einen Widerspruch verwickelt zu haben. Rec. würde wenigstens einen solchen Lehrer nie einen tüchtigen nennen. Es ist an und für sich selbst einleuchtend, daß Der, welcher Etwas lehren will, dies selbst erst wissen müsse. Mag nun auch ein Lehrer in irgend einem Theile des menschlichen Wissens ausgezeichnet genannt werden: will er in einem Fache Unterricht geben, wo er nicht heimisch ist, so ist er offenbar für dieses Fach kein tüchtiger Lehrer, und hätte er sonst alle Weisheit der Welt. Wir leugnen jedoch nicht, daß ein solcher Lehrer, wie überhaupt jeder Andere, dem es mit der Sache Ernst ist und der wirklich Lehrgabe besitzt, auch in diesem Fache leicht sich Tüchtigkeit erwerben könne und werde; um so mehr aber sind die bemerkten Wiederholungen und die Weitschweifigkeit zu tadeln.

Die Ordnung, in welcher Hr. Götzinger seine Materie abhandelt, ist folgende. A. Kunst überhaupt. 1. Allgemeiner Begriff von Kunst; 2. Kunst und Natur; 3. Schaffende Kunst; 4. Schönheit und Güte; 5. Organismus und Mechanismus; 6. Organische Schönheit; 7. Das Kunstwerk; 8. Kunst und Wirklichkeit; 9. Stoff und Form; 10. Verschiedene Künste. B. Dichtkunst. 11. Redende Künste; 12., 13. Die Sprache; 14. Gedanken und Worte; 15. Rhythmus; 16. Dichtersprache. C. Die verschiedenen Dichtungsarten. 17. Epische, lyrische, dramatische Kunst; 18. Epos und Fabel; 19. Episches Gedicht; 20., 21. Ballade und Romanze; 22., 23. Geschichte der Ballade und Romanze; 24. Sammlungen von Balladen; 25. Die Erzählung und die Legende.

Kann es hier nun auch unmöglich unsere Absicht sein, jeden einzelnen Punkt dieser, wie man sieht, so reichhaltigen Einleitung näher zu besprechen, obgleich Manches schon über die beliebte Ordnung zu sagen wäre, so können wir uns doch nicht enthalten, Dasjenige, was Hr. Götzinger über die Dichtkunst sagt, etwas näher, wenn auch in größter Kürze, zu betrachten und anzuführen. Sie ist es ja, welcher das ganze Werk Hrn. Götzinger's gewidmet ist. Aus seinem Philosophiren über die Dichtkunst aber wird man am besten gewahren, was man sich von ihm als einem Erklärer von Gedichten zu versprechen habe.

Aber auch da wollen wir weder des Hrn. Verfassers Meinung über Dichtkunst als Kunst, d. h. als Ausbildung der Idee in Sprache ohne äußern Zweck, noch auch was er über Sprache, Gedanken, Worte, Rhythmus u. s. w. mittheilt, einer nähern Prüfung unterwerfen, so unterhaltend dies an sich auch sein möchte, und so Vorzügliches er auch theilweise gegeben haben mag; vielmehr wenden wir uns sogleich zu seinem dritten Abschnitte, gleichsam zu den Erzeugnissen der Dichtkunst, den verschiedenen Dichtungsarten.

Nachdem hier nun Hr. Götzinger den Unterschied zwischen lyrischer und epischer Dichtkunst, wie natürlich, dahin festgesetzt hat, daß der lyrische Dichter die innere Welt seines Gemüthes, der epische hingegen die äußere, ihn umgebende Welt als Gegenstand seiner Dichtung aufnimmt, oder, daß bei dem lyrischen Dichter das Gefühl, die eigenthümliche Ansicht von den Dingen den Kern des Gedichtes, die äußere Welt hingegen, die auf den Dichter einwirkenden Ereignisse, Vorfälle und Begebenheiten, wodurch sein Gefühl berührt und seine Ansicht bestimmt wird, mehr die Umgebung des Kernes, gleichsam den Rahmen zum Gemälde bilden; bei dem epischen Dichter aber gerade das Gegentheil stattfindet, und hier die Ereignisse selbst das Gemälde, des Dichters Gefühl und Ansicht jedoch die Folie des Gemäldes abgeben: nachdem er alles Dies schön und einleuchtend auseinandergesetzt hat, nimmt er jene bekannte Streitfrage auf, ob die lyrische oder die epische Dichtkunst die ältere sei?

Seine Entscheidung fällt für die epische Dichtkunst aus, und wir glauben hierin ihm ganz beistimmen zu müssen, indem wol Niemand eigentlich jedwede Darstellung der innern Empfindung eines Naturmenschen durch die Sprache ein Gedicht nennen wird, da diese Darstellung durchaus nicht der Kunst, sondern der Natur anheimfällt und nicht mit Bewußtsein und Besonnenheit, sondern unwillkürlich und unfreiwillig zu geschehen pflegt. Diese Ansicht von der Sache ist aber um so wahrer und um so wohlbegründeter, als man unter einem Gedicht immer ein Kunstwerk versteht oder doch verstehen sollte, zur künstlichen Darstellung aber, d. h. zur Darstellung in schöner Form, immer Besonnenheit und reifliche Ueberlegung gehört. Der Geist muß dabei immer das Gefühl beherrschen, das Gefühl muß gleichsam ein dagewesenes, die Vernunft über das im Gemüth Vorhandene sich bewußt geworden sein. Hieraus aber geht schon hervor, daß eine höhere geistige Bildung dazu gehöre, das im Gemüth Vorhandene als das in der Außenwelt uns Berührende in schöner Form auszusprechen, oder, daß die epische Dichtkunst älter sei als die lyrische. Aus beiden entwickelt sich nach des Hrn. Verf. Meinung, deren Richtigkeit gewiß auch Niemand bestreiten wird, die dramatische Dichtkunst. Der Unterschied ergibt sich hier leicht und von selbst. Die dramatische Kunst nämlich schildert nicht mehr die reine That, sondern die Leidenschaft, die

zur That treibt; nicht mehr das Geschick an und für sich, sondern die Bestrebungen und Neigungen, die unaufhaltsam zu diesem Geschick hinführen. Die Begebenheit, worin der Mensch verflochten ist, bleibt nicht mehr die Hauptsache, sondern der Mensch selbst tritt hervor mit seiner ganzen innern Welt. Kurz, in der epischen Dichtung erzählt der Dichter, daß der Mensch handle, und zeigt, wie er handelt; in der dramatischen aber sehen wir mit eignen Augen, wie der Mensch zum Handeln getrieben wird, und wie sein Handeln aus dem Innersten seiner Seele heraus und vor unsere Augen tritt. Daher ist auch des Hrn. Verf. Ansicht, daß man die dramatische Dichtkunst, soll sie, wie einige Aesthetiker wollen, einer von beiden Arten untergeordnet werden, besser der lyrischen als der epischen unterordnet, wohlbegründet; denn nicht die Handlung selbst, sondern die Beweggründe zur Handlung sind zunächst des dramatischen Dichters Aufgabe.

(Die Fortsezung folgt.)

Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen.*) Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 18 Gr.**)

Ungleich wichtiger als die sogenannten demagogischen Umtriebe in Deutschland waren die geheimen Verbindungen in Polen. Hier umfaßten sie die Blüte der Nation; Männer vom höchsten Rang und großen Reichthümern, kriegserfahrene Offiziere und berühmte Gelehrte gehörten ihnen ebenso gut an als Studenten und Jünglinge. Erhaltung des vaterländischen Gemeinsinnes, Herstellung der uralten polnischen Nationalunabhängigkeit war ihr bald mehr bald weniger scharf ausgesprochener Zweck, und nur das allgewaltige Schicksal hat die gänzliche Verwirklichung desselben gehindert. Aus der Untersuchung, die in Berlin mit dem Studenten der Medizin Köhler aus Warschau und dem 22jährigen Ludwig Friedrich N., Privatsecretair des geheimen Staatsministers von N., im Jahre 1822 gepflogen worden ist, ergeben sich folgende interessante Thatsachen. Es wurde in Warschau im Jahre 1817 eine geheime Verbindung gestiftet, welche den Namen der Gesellschaft der Freunde oder *ΠΚ — παντα κοινα*, Alles gemeinschaftlich — geführt, und gegenseitige Unterstützung, Freundschaft im ausgedehntesten Sinne und Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung zum Zwecke gehabt hat. Obschon die Untersuchungscommission sich alle Mühe gab, mit Gewißheit zu ermitteln, ob dieser Zweck nicht blos zum Schein aufgestellt worden sei, so konnte sie doch nicht mehr herausbringen als einige Anzeichen, daß noch ein anderweitiger, tieferer, wahrscheinlich politischer Zweck die Verbündeten vereint habe, und der in den Statuten angegebene nur fingirt gewesen sei, um die Gefährlichkeit der wahren Tendenz zu verbergen. Wenn man die Art der Organisation dieses Bundes, die Errichtung eines besonderen Clubs, um die aufzunehmenden Mitglieder genau zu prüfen, ob sie sich auch für die Verbindung qualificirten, die Absicht, eine ähnliche zu Paris zu errichten, das Versprechen unbedingten Gehorsams gegen die Obern, die durch die Gesetze der Verbindung anbefohlene strenge Geheimhaltung sowol der Existenz als des Zweckes des Bundes, das durch einen Beschluß der Gesellschaft angeordnete und bewirkte Verbrennen aller auf die Verbindung sich beziehenden Papiere, und endlich die mysteriösen Erkennungszeichen der Verbündeten gegen einander, genau erwägt, so ist man zu gestehen gezwungen, daß die Vermuthung der berliner Untersuchungscommission wohlgegründet war, ja daß die Verbündeten wol die Absicht gehabt haben mögen, die sich in verschiedenen großen Städten aufhaltenden Polen mit einem gemeinsamen Bande zu umschlingen. Dies wird dadurch bestätigt, daß Köhler erst kurz vor seinem Abgange zur Akademie in den Bund der Freunde aufgenommen worden war und nach seiner Ankunft in Berlin nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als dort ein Filiale desselben zu stiften. Ludwig Friedrich N., mit einer Polin verlobt, war Secretair des Töchterbundes zu Berlin und unterhielt namentlich die Communication desselben mit der Hauptverbindung in Warschau. Juden konnten, wahrscheinlich weil man ihren Hang zur Verrätherei fürchtete, nicht zu Mitgliedern aufgenommen werden. Neben der Verbindung bestand noch ein wissenschaftlicher Club zur geistigen Annäherung, um Individuen, die für jene geeignet waren, kennen zu lernen und anfichzuziehen. Aus dieser Bestimmung folgt, daß derselbe nicht geschlossen und geheim war. Geheim aber war die Verbindung Polonia zu Berlin, welcher Köhler gleichfalls angehörte. Der eigentliche Zweck der Polonia war, „dem Vaterlande Hülfe zu bringen und die Ketten zu zerbrechen, mit denen es gefesselt ist". Der scheinbare Zweck: die Ordnung auf der Universität zu erhalten und dem unnützen Renommiren vorzubeugen, — sollte die Mitglieder gegen allen Verdacht und gegen alle Nachforschungen schützen. Was die Mittel betrifft, die Selbständigkeit Polens zur Existenz zu bringen, so erklärte Köhler, daß man nie an ein anderes gedacht habe als an ein rein geistiges durch gegenseitige Ermunterung zum Streben nach Ausbildung in den Wissenschaften und Sitten. Nie sei in der Verbindung von wirklich schon vorhandenen Aussichten zur Wiederherstellung Polens, oder von der Art und Weise, wie diese auszuführen sei, gesprochen worden. Zur Geheimhaltung der Existenz, des Zweckes und der gepflogenen Verhandlungen mußten die Mitglieder sich sogar mit ihrem Leben verbürgen. Die beiden Inquisiten wurden zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, und das Gericht rühmt, die Schuldigen wären „mit aller Milde" bestraft worden. (S. 32.) In die wirklich politischen Verbindungen waren nur wenige polnische Studenten eingeweiht, allein es bestand dazu eine Vorbereitungsschule in der allgemeinen polnischen Burschenschaft, deren Constitution in dem angezeigten Werke sich (S. 33—38) abgedruckt findet. — Daß durch diese Einrichtung ein allgemeines nationelles Zusammenhalten der polnischen Studenten, die von nun an nur selten mehr im Auslande studirten, bewirkt wurde, und der Nationalcharakter auch bei der Jugend eine früher nie gekannte Stärke gewann, haben die Ereignisse der Jahre 1830 und 1831 bewiesen. Bekannt ist, daß diese Ereignisse nicht durch die Jugend allein herbeigeführt worden, sondern daß man sich ihrer nur zu den ersten Gewaltstreichen bediente, weil man sie ihrer Unerfahrenheit wegen leichter zu gefährlicher That entflammen konnte. Dombrowski hatte schon im Jahre 1818 auf seinem Schlosse Winagora zum Aufstande ermuntert, war aber bald darauf gestorben. Major Lukasinski stiftete 1819 eine politische Freimaurerloge in Warschau, und nach ihrer Auflösung entstand in Posen der Bund der „Sensenmänner", woraus der „National-patriotische Verein" hervorging, welcher sich bis nach Lithauen, Volhynien und die Ukraine verzweigte. Im Jahre 1822 war man von Seite der Regierung bereits zur Verhaftung verdächtiger Individuen geschritten, dies hinderte aber die Zusammenkünfte mit dem unzufriedenen russischen Adel zu Kiew 1823 nicht. — Die Verschwörung scheiterte an der kräftigen Haltung des Kaisers Nikolaus im Dezember 1825, wodurch auch die damaligen Umtriebe in Polen an den Tag kamen.

Der Verf. gibt eine gedrängte, sehr lesenswerthe Darstellung der Verschwörung in Rußland, und beginnt sie mit der Auseinandersetzung der damaligen Verhältnisse der russischen Thronfolge. Nach dem Tode Alexanders sollte dem Erbrechte nach der Großfürst Konstantin den Thron besteigen. Doch bereits 1815 sagten wohlunterrichtete Personen ganz laut, daß Kaiser Alexander dem Könige von Preußen versichert hätte, seine Tochter würde Kaiserin von Rußland werden, indem sein Bruder Konstantin schon damals auf die Thronfolge Verzicht geleistet habe.*) Nach der Vermählung

*) Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Fünftes Heft.

**) Vgl. Nr. 259 u. 260 d. Bl. D. Red.

*) Ein ähnliches Gerücht circulirte in demselben Jahre auch in den wiener Salons.

dieser Fürsten mit der Gräfin Grudzinska glaubten jedoch Viele, daß die Nachkommen Konstantins und dieser Polen die polnische Krone als eine Souveränetät Rußlands erhalten würden. Da sein die Ehe blieb kinderlos, und noch hatte dieselbe nicht zwei Jahre bestanden, so entsagte der Großfürst auf seine Rechte der Geburt durch ein Schreiben an den Kaiser Alexander, datirt Petersburg den 14. Januar 1822, was dieser Monarch durch ein Schreiben vom 2. Februar 1822 genehmigte. Ob die Entsagung so ganz freiwillig war, ob nicht gewisse Umstände und Besorgnisse auf den Großfürsten Einfluß gehabt haben mögen, könnte als unentschieden angenommen werden, wenn man in Alexanders Schreiben die Stelle: „Er (Konstantins Brief) hat mir einen neuen Beweis Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an den Staat und Ihrer Vorsorge für die Erhaltung seiner ungestörten Ruhe gegeben", so deuten wollte, als hätte die Besitznahme des Thrones der Czaren durch den Großfürsten Konstantin vielleicht zu innern Spaltungen Anlaß geben können. Der Kaiser Nikolaus benahm sich nach Alexanders Tode höchst edel. Obschon der Senat ihm das bei demselben niedergelegte Manifest des verschiedenen Monarchen, worin er in Folge der Entsagung Konstantins seinen jüngern Bruder Nikolaus zum Thronerben bestimmt hatte, verbrannte, so huldigte er doch sowie ganz Rußland dem Großfürsten Konstantin als Kaiser. Selbst als ein Schreiben, datirt Warschau den 26. November 1825, von diesem einlief, worin er erklärte, es sei sein unwiderruflicher Entschluß, seinem Bruder Nikolaus seine Successionsrechte auf den Thron der Kaiser aller Reußen abzutreten, betrachtete er sich noch immer nicht als den Selbstherrscher Rußlands. Denn da dem Großfürsten Konstantin bereits gehuldigt worden war, so konnte es zweifelhaft scheinen, ob der Kaiser Konstantin bei der Erklärung verharren würde, die er als Großfürst gegeben hatte. Erst als eine nochmalige Erklärung desselben erfolgt war, übernahm Nikolaus die Zügel des Reiches. Vielleicht wäre es für die Ruhe der Hauptstadt besser gewesen, wenn die Entsagung des Großfürsten Konstantin schon 1822 allgemein bekannt, und Nikolaus als Thronfolger proclamirt worden wäre. Warum dies nicht geschah, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt, gewichtige Gründe aber mußten die Geheimhaltung zuverlässig geboten haben. Ohne dieselbe wäre es den Verschworenen wol schwer geworden, einen Theil der petersburger Garnison unter dem Vorwande, dem Kaiser Konstantin geschehe Unrecht, zur Empörung zu verleiten. Aber diese vierwöchentliche Ungewißheit über die Person des Monarchen gab allen Unzufriedenen freien Spielraum, und so erfolgte denn der furchtbare Aufstand vom 26. Dezember 1825. Wie er endete, welches Schicksal die Verschworenen traf, ist allbekannt. Daß die Verschwörung 10 Jahre lang, von 1815—25, ein Geheimniß geblieben war, ist ein Beweis, wie wenig die geheime Polizei in Dingen der Art zu nützen vermag. Was Polen betrifft, so standen die Häupter der geheimen Verbindungen in diesem Lande mit den Verschworenen in Rußland in enger Verbindung. Als aber bei der Zusammenkunft zu Kiew 1823 die polnischen Abgeordneten Pestel fragten, wer die bedeutendsten Beförderer des Complotts seien, und dieser ausweichend antwortete, so wurden sie etwas kälter. In demselben Jahre war von dem Unterlieutenant Borissoff und dem volhynischen Edelmann Lubinski ein Bund „der vereinten Slawen" gestiftet worden. Dieser Bund wollte Rußland, Polen, Ungarn *), Böhmen, Mähren, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Serbien nebst der Moldau und Walachei in einen Föderativstaat verwandeln; aber niemals wurde an die Mittel gedacht, diesen ausschweifenden Plan zu verwirklichen. Durch die in Rußland stattgefundenen Untersuchungen hatte man die Verzweigungen des slawischen Bundes auch in Polen aufgefunden, und es wurde daher eine besondere Untersuchungscommission niedergesetzt. Es ergab sich im Wesentlichen Folgendes. Schon mit Ende des Jahres 1814 bestand eine geheime Gesellschaft unter dem Namen der „schwarzen Polen". Zweck war Befreiung eines nationalen Großen. Der Verein hatte aber wenig Fortgang und läßt sich einer nach einem Jahre von Lubinski gestifteten Nationalfreimaurerei nicht lange 1820 unter dem Namen der Ende. In Posen gründete sich aus ihm unter Prazmowski, Umiński und Szymanski der Bund der „Carbonari". Bei Umiński's Anwesenheit in Berlin (1821) wurde der „Nationalpatriotische Verein" gestiftet. Die Mitglieder verbanden sich durch Schwur, alle Kräfte zur Herstellung Polens aufzubieten, Niemanden die Geheimnisse des Bundes zu verrathen, lieber das Leben zu verlieren als sie von den bestehenden angeordneten, den Vereinigten zu thun und den bestehenden oder künftigen Gesetzen des Vereins pünktlich Gehorsam zu leisten. „Sollte ich mir", heißt es im Schlusse der Eidesformel, „einen Bruch dieser heiligen, vor dem höchsten Wesen eingegangenen Verpflichtung zu Schulden kommen lassen, so möge mich als Verbrecher der schrecklichste Tod treffen, mein Name von Mund zu Mund der Nachwelt überliefert und mein Körper meinen Thaten preisgegeben werden." Ein Centralcomité wurde errichtet, in jeder Provinz sollte ein Präsident mit einem von ihm gewählten Vereinsgehülfen an die Spitze des Vereins wirken. Zwar Radziwill erklärte sich gegen jede blinde Theilnahme; dem wilnaer Vereine nannte man die Ohren nicht, und so erkaltete derselbe. Im Jahre 1822 sollte für Podolien, Volhynien und Kiew ein Centralcomité gleich den andern gebildet werden, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Dem Vereine gehörten übrigens sehr viele der angesehensten Männer, selbst fürstlichen Ranges, an. Neben demselben bestand der Verein der „Tempelherren", gestiftet von Captain Majewski, und hatte in Klein- und Weißrußland viele Verzweigungen. Es gab vier Grade; der erste umfaßte Liebe des Nächsten und gegenseitigen Beistand, der zweite Erhaltung der Nationalität, der dritte in allgemeinen Ausdrücken Liebe seines Vaterlandes, in dem vierten übernahm der Tempelherr völlig die Verpflichtung, sich dem Vaterlande ganz zu opfern und bereit zu sein, Alles hinzugeben. Der Verein des patriotischen Vereins, den General Kniaziewicz an die Spitze zu stellen, schlenderte. Die Verhaftung mehrer Mitglieder, namentlich Lelewel's und Machnicki's, erregte Bestürzung, und der patriotische Verein hätte sich vielleicht aufgelöst, wenn nicht der 80jährige Senator und Kastellan Graf Soltyk dessen Leitung übernommen hätte. Die Zusammenkunft der polnischen Deputirten mit den russischen Verschworenen in Kiew ist schon Erwähnung gethan worden. Dies sind die Hauptergebnisse der Untersuchung, welche vorzüglich Nowosilzoff, der Erbfeind des polnischen Namens, geleitet hatte. Der Reichstag sprach jedoch die Angeklagten (Krzyzanowski, Soltyk, Majewski, Dembek, Zablocki, Grzymala, Plichta und Zaluski) durch das am 18. Mai 1829 bekanntgemachte Urtheil frei, wegegen Umiński und die in dem preuß. Polen wohnenden Verschworenen verurtheilt wurden.

Von den geheimen Verbindungen in Polen, welche später gestiftet worden sind und dem Ausbruche der Revolution unmittelbar vorangingen, schweigt dieses Heft der „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit". Dagegen gibt es zum Schlusse das berühmte Manifest des polnischen Reichstags vom 20. Dez. 1830, die Revolutionsmarsch und ein Freiheitslied der Polen, und Decret Napoleons vom 1. Jänner 1807, wodurch er befiehlt, daß den Generälen und Offizieren der großen Armee in Polen ein außerordentlicher Gehalt bezahlt werden solle (daraus schließt der Verf., daß sich die Franzosen in Polen schlecht befunden hätten, aber ebenso gut kann man sagen, daß Napoleon durch seine Armee mehr Geld ausgeben lassen wollte, um die gute Meinung der Polen von den Franzosen zu erhöhen), und endlich die Adresse des pariser Comités an die Polen vom 12. Februar 1831. Wozu dies in eine noch dazu mangelhafte Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen aufgenommen worden, ist durchaus nicht einzusehen. 194.

*) Bekanntlich ist Nordungarn von Slawen bevölkert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 363. — 29. Dezember 1831.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

Wenn aber der Hr. Verf. im §. 18 den Unterschied zwischen Epos und Fabel darin findet, daß ersteres eine Begebenheit darstelle, die nur um ihrer selbst willen dasei, d. h., das Gedicht ist nur ein künstlerisches Abbild der Außenwelt, letzterer aber die Begebenheit, die es schildere, nur als Hülle einer zu Grunde liegenden Wahrheit diene, so tragen wir doch einiges Bedenken, ihm beizustimmen. Wahrheit muß auch dem erstern zu Grunde liegen, wie der Außenwelt selbst, die es doch schildern soll, Wahrheit zu Grunde liegt. Damit wollen wir jedoch nicht sagen, daß jeder Gegenstand, den ein episches Gedicht schildert, ein geschichtlichwahrer sein solle, noch auch auf das sogenannte Romantische in den epischen Gedichten dieser Art wollen wir dies angewandt wissen, sondern nur, daß solch ein episches Gedicht gleichsam die Wahrheit der Natur und des menschlichen Lebens insichtragen müsse. Besser bestimmt wäre also jener Unterschied, wenn für Wahrheit im Allgemeinen „moralische Wahrheit" oder „moralische Lehre" gesagt worden wäre. Dies scheint jedoch auch der Hr. Verf. wirklich gefühlt zu haben, da er gleich darauf sagt: der Zweck der Belehrung mache die epische Erzählung zur Fabel.

Ueber das epische Gedicht theilt der Hr. Verf. im §. 19 noch Folgendes mit, was uns wol der Beachtung werth scheint. Die epische Dichtung, als Darstellung des Lebens, sagt er, kann auf zweierlei Weise bilden (d. h., zu Werke gehen). Sie ist entweder ruhige Darstellung der fortschreitenden Begebenheit, oder fortschreitende Darstellung der ruhigen Lage. Im erstern Falle nennen wir das Gedicht ein episches Gedicht überhaupt, im letztern Fall Idylle. Dies ist unleugbar wahr; nur hätte bemerkt werden sollen, daß ein vollkommenes Epos beiderlei Art der Darstellung insichbegreifen müsse, wenn auch die letztere untergeordnet und gleichsam nur zur bessern Hervorhebung der erstern angewandt wird. Die neuere Zeit aber ist nicht mehr wohl im Stande, ein Epos hervorzubringen, oder, wenn man lieber will, ihm nur Anerkennung so zu widmen, wie sie den Epopöen des Alterthums gezollt wird. Der Grund davon liegt aber darin, daß man jetzt Alles philosophisch aufzufassen pflegt, wie der Hr. Verf. ganz richtig bemerkt, d. h., die Handlung an sich genügt nicht mehr, wir wollen auch zugleich die Beweggründe zur Handlung vor Augen gelegt sehen. Das Schicksal eines Menschen nimmt erst durch den Charakter desselben unsere Beachtung in Anspruch; an sich rührt es uns wenig. Darum ist auch jetzt die Zeit des Dramas.

Wie es die Ordnung mitsichbringt, wendet der Hr. Verf. sich jetzt zur Ballade. Da diese eigentlich den Inhalt dieses Werkes ausmacht, so versteht sich auch von selbst, daß alles bisher Gesagte nur gesagt ward, um das nun Folgende desto schärfer zu bestimmen und auszuscheiden.

Die Ballade hat das Glück, daß sich nicht nur die vorzüglichsten deutschen Dichter insgesammt in ihr versucht haben, sondern sie ist auch die Dichtungsart, worin fast jeder Anfänger in der Dichtkunst nicht selten die ersten Flügelschläge wagt.

Wie die Idylle das Epos auf der einen Seite begrenzt, so die Ballade auf der andern. Wie das Epos das fortschreitende Leben ruhig und dabei verweilend darstellt, so schreitet gleichsam die Ballade mit dem fortschreitenden Leben selbst fort. Sie erlaubt sich die kühnsten Sprünge von einem zum andern, und wo das Epos verweilt, bei äußern, scheinbar unbedeutenden Dingen, da eilt die Ballade vorüber und drängt zur Entwickelung. Das Epos schildert die Begebenheit ruhig; die Ballade bedient sich der zu schildernden Handlung nur dazu, um das Innere des handelnden Menschen sehen zu lassen. Die Verwandtschaft mit dem Drama in dieser Hinsicht leuchtet ein.

So Hr. Götzinger; und wir glauben, daß das eigenthümliche Wesen der Ballade scharf und richtig von ihm aufgefaßt ward; ja, wir würden keines der charakteristischen Kennzeichen der Ballade vermissen, wenn Bürger's „volksmäßige Darstellung" in diese Schilderung mit eingeflochten wäre.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß von den meisten Menschen Ballade und Romanze nur für verschiedene, einen und denselben Gegenstand bezeichnende Wörter genommen werden. Andere wollen zwar einen Unterschied zwischen beiden feststellen und demzufolge diese Benennungen verschiedenartigen Gedichten beilegen. Allein wenn man auf ihre Unterscheidungsgründe genauer eingeht, so sieht man bald, daß sie nicht triftig sind; und hier gilt Herder's Ausspruch, „daß all' solches Fachwerk aufzurichten, immer doch vergeblich sei". Für Gegenstände des Nordens wollen die südlichen Maßstäbe nie recht pas-

sen, und man muß hier abkürzen, dort ausdehnen. Dadurch aber geht das Kunstwerk selbst zu Grunde. Nicht anders ist das Verhältniß zwischen alter und neuer Welt, und wer an Kunstwerke neuerer Zeit den Maßstab des Alterthums legt, wird diesen immer unpassend finden. Will er aber dem Maßstabe zu Gefallen an dem Kunstwerke gar rütteln und schneiden, so wird gewiß alle Mal dieses selbst aufhören, ein Kunstwerk zu sein. Wie natürlich, kommt auch Hr. Götzinger auf diese beiden verfänglichen Wörter, und wir gestehen ein, daß, wenn einmal geschieden werden soll, man wohl daran thut, so scharf und gänzlich zu scheiden wie Hr. Götzinger. Er legt nämlich die Benennung Romanze nur jener Art von Gedichten bei, welche besonders in der Oper diesen Namen führen. Den Charakter derselben gibt er demnach auch dem ganz angemessen also an: Die Romanze sei ein Lied, dem eine Thatsache zu Grunde liegt. Ihre Haupteigenschaft sei daher immer lyrischer Ausdruck der Empfindung. Bei der Ballade betreffe dagegen das Lyrische immer nur die Darstellung der Handlung. Man könne daher die Romanze ein lyrisch-episches, die Ballade hingegen ein episch-lyrisches Gedicht nennen.

Will man diesen Unterschied so annehmen, so haben wir nichts dagegen; nur kann man ihn nicht geschichtlich begründen, wie sich sogleich zeigen wird.

Die Geschichte der Ballade und Romanze möchte aber der schwächste Theil von Hrn. Götzinger's Werke sein. Wir erfahren nur, daß die Ballade in Deutschland ursprünglich eine andere Gestalt hatte und dem Liede ähnlich war. Er weist mehre Gedichte nach in „Des Knaben Wunderhorn" und in Görres' Meister- und Volksliedern, die er für Balladen angesehen wissen will. Freilich kommt Hr. Götzinger dabei wieder in dieselbe Verwickelung und Haltlosigkeit, worin er schon früher war, als er Schiller's Balladen zu Gefallen, die doch weder die verlangte raschfortschreitende Darstellung des bewegten Lebens, oder besser, eines Moments dieses Lebens, noch auch Bürger's volksmäßige Darstellung uns gewähren, behauptete: Es sei lächerlich, diesen Schiller'schen Gedichten den Namen Ballade zu verweigern, weil sie nicht nach der Norm der ältern, d. h., einfach mit rascher Bewegung — die doch Hr. Götzinger selbst gerade als unterscheidendes Merkmal feststellt — gedichtet seien. Aber das Gesetz einmal verletzt, ist auch für immer gebrochen. Wenn ich behaupte: Jeder Tisch ist rund, so darf ich auch einem viereckigen Tische nie den Namen „Tisch" zugestehen, ohne meine frühere Behauptung aufzuheben. Uebrigens begreife ich nicht, warum Schiller's Gedichte mit Gewalt Balladen sein sollen; sind sie denn minderschöne Gedichte, wenn man sie nicht unter die Balladen rechnet? Und hat dann nicht jeder Andere auch das Recht, wenn er gerade das Wort Ballade liebt, zu kommen und zu sagen: Es sei lächerlich, dies Gedicht, welches mir so sehr gefällt, nicht für eine Ballade zu halten, obgleich ich nicht leugnen will, daß dasselbe die unterscheidenden Merkmale der Ballade allerdings nicht anstichträgt. Das von Hrn. Götzinger zu mehrer Rechtfertigung angeführte Beispiel vom Trauerspiel paßt aber deshalb nicht, weil wir jetzt in der That mit dem Namen Tragödie eine ganz andere Vorstellung verbinden als die Alten damit verknüpften. Bürger's Bestimmung der Ballade: sie sei das Gedicht, welches die Thaten und den Glauben des Volkes volksmäßig darstelle, wird immer, da sie geschichtlich begründet ist, die beste und richtigste bleiben.

Da ich mich jedoch hier, indem ich Bürger's Bestimmung über die Ballade anführte, auf geschichtliche Begründung berief, so seien mir auch über diese Geschichte einige Worte zu sagen erlaubt.

Hr. Götzinger hat vollkommen Recht, wenn er die Ballade ursprünglich von den Volksdichtern ausgehen läßt. Offenbar griffen erst später Kunstdichter diese Dichtungsart auf und bildeten die Form derselben so aus, wie wir jetzt sie kennen. Allein welches Volk darf sich den Ruhm zuerst solche Gedichte gehabt zu haben, zuschreiben? Wir glauben keines, oder alle dürfen dies; nur daß jedes Volk nach seiner eigenthümlichsten Denk- und Darstellungsweise verschiedene, aber sehr charakteristische Unterscheidungszeichen an die Hand geben wird. Bei dem keltischen, germanischen, slawischen, finnischen Stamme, wie bei den Völkern, welche aus einer Verschmelzung dieser ursprünglich verschiedenen Stämme entsprossen, kann man leicht diese Dichtungsart und zwar sehr früh schon nachweisen. Bei den Griechen und Römern können wir dies zwar nicht, allein es läßt sich auch da nicht leugnen, daß einige Hymnen des Pindar, in welchen das lyrische Element mit dem dramatischen sehr innig verschmolzen ist, der Ballade ziemlich nahekommen. Und sollten nicht auch die römischen Volkslieder, welche, wie bekannt, die römischen Krieger bei Gelegenheit der Triumphzüge ihrer Feldherren zu singen pflegten, Aehnliches gezeigt haben?

Das ursprüngliche Volkslied nämlich, und dies ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung, ist es allein, woraus sich unsere heutige Ballade entwickelte; daher denn auch bei allen ältern die reine Form des Liedes klar und deutlich, ja auf das bestimmteste an den Tag tritt.

Aber wie kam die Ballade bei uns zu ihrem fremden, und wenn man diesen von dem italienischen Ballata herleitet, auch obendrein etwas unpassenden Namen? Je doch, muß man denn unumgänglich nothwendig das Wort Ballade mit dem italienischen Ballata zusammenstellen, und mit ihm für ein und dasselbe Wort halten? Alle italienischen Ballate behandeln als Tanzlieder, was auch ihre Benennung ausdrückt, insgesammt, so viel ich deren kenne, nichts als Liebe und Frauenschöne, und was sonst noch dahin einschlägt. Ich werde daher nicht eher glauben, daß das italienische Ballata unserm Ballade zu Grunde liege, bevor man mir nicht italienische Ballate nachweist, welche ungefähr dem Dietmarschen Tanzliede (Neocor., II, S. 562):

Dē koning wal tome hertogen sprak: ag bröder, hörtelēve bröder,
Ag bröder, hörtelēreste bröder mīn, wō wille-wi dit ū begānen,
Dat wi dat frige diedmarsco land ūn onsen schadn gewinnen

an Inhalt und Haltung gleichkommen, oder andern diesem ähnlichen Tanzliedern, die ich in altenglischer Sprache nachweisen könnte. Das wird aber um so weniger geschehen können, als man gewiß nicht im Stande ist, geschichtlich zu zeigen, daß die Politik bei den Völkern Italiens einst so allgemeinen Einfluß übte, daß sie sogar Stoff zu Tanzliedern hergab. So lange man jedoch dies nicht vermag, werde ich das Wort Ballade aus einer andern Sprache herleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Renea von Este und ihre Töchter: Anna von Guise, Lucretia von Urbino und Leonore von Este. Von Ernst Münch. Erster Band. Aachen, Mayer. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. liefert zuerst die Biographie der Renea von Este, zweiten Tochter des Königs Ludwig XII. von Frankreich, geboren 1510, welche, an Ercole II. von Este, Herzog von Ferrara und Modena, verheirathet, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnet, mit den Gelehrten jener Zeit in vielfachem Verkehr stand, die Ideen der Reformation, für welche ihre Umgebungen bereits gewonnen waren, mit großer Lebendigkeit auffaßte, hierdurch aber sich ein so trübes Schicksal bereitete, daß sie wahrhaft als Märtyrerin der Reformation betrachtet werden kann. Ihre dem Papste bewiesene Verachtung, der Schutz, den sie Calvin gewährte, die allgemeine Zuflucht, welche sie in Ferrara allen Denen darbot, die in Frankreich und Italien wegen Religionsansichten verfolgt wurden, alles Dieses brachte die Fürstin in directe Opposition mit der Kirche und ihren Verwandten in Frankreich, besonders seit der Regierung Heinrichs II., des Gemahls der bekannten Katharine von Medici. Ercole II., über alle Meinungsdifferenzen sehr gleichgültig, war äußerst unzufrieden, durch den Religionseifer seiner Gemahlin sich in gefährliche Zwistigkeiten verwickelt zu sehen, hielt sie daher in fast steter Gefangenschaft, bis sie im Jahr 1559 nach seinem Tode in ihr Vaterland zurückkehrte, wo ihr kräftiger Geist die Achtung Katharinens gewann und ihr sogar auf ihrem Witwensitze, dem Schlosse Montargis, freie Religionsübung gestattet ward. Während der furchtbaren Greuel der Religionsverfolgungen in Frankreich beschützte sie mit großer Aufopferung ihre unglücklichen Glaubensgenossen, zeigte bei allen Gelegenheiten einen edeln und muthigen Sinn und starb im J. 1575, von den Gelehrten gefeiert, von Freunden geliebt und von Feinden geachtet.

Hierauf geht der Verf. zu dem Leben ihrer ältesten Tochter, Anna, über, welche im J. 1531 geboren, von ausgezeichneten Meistern gebildet, schön und interessant, durch den Einfluß des französischen Hofes auf Ferrara an Franz von Guise, Herzog von Lothringen, genannt le Balafré, gegen die eignen und mütterlichen Wünsche vermählt wurde. Dennoch gewann ihr ritterlicher Gemahl, welcher edel und liebenswürdig war, wenn die Politik und der Ehrgeiz ihn nicht auf Abwege führten, ihr Herz, und ihre Schönheit wurde, obgleich ihr Maria Stuart zur Seite stand, allgemein bewundert. Gegen ihre von den seinigen abweichenden Religionsansichten war Franz von Guise ziemlich tolerant, und sie war glücklich als Gattin und Mutter, bis im J. 1566 ihr Gemahl durch Jean Poltrot meuchlerisch ermordet wurde. Ein gewiß ungegründeter, von der verwitweten Königin Katharine absichtlich verbreiteter Verdacht beschuldigte den Admiral Coligny, dieses Verbrechen veranlaßt zu haben, welchem die durch die Folter erpreßte Aussage des Mörders ein scheinbares Gewicht gab, und so führte die Rache den ursprünglich reinen Sinn Annas in das Gewebe der heimtückischen Politik jener Zeit. Ihre zweite Vermählung mit Jakob Herzog von Nemours-Aumale, dem Bruder ihres ermordeten Gatten, zog sie und ihre, Rache für den ermordeten Vater fodernden Kinder so sehr in den Strudel jener fürchterlichen Zeit, daß ihr ein thätiger Antheil an den Greueln der St.-Bartholomäusnacht zugeschrieben wird. Nach dem im J. 1585 erfolgten Tode ihres zweiten Gemahls blieb sie verflochten in das Geschick der Guise, welche ihre Söhne repräsentirten, und wie früher die Rache um einen gemordeten Gemahl sie aus ihrem stillen Leben aufgeschreckt hatte, so war es jetzt der an ihren Söhnen, Heinrich von Guise und Ludwig, Cardinal von Guise, durch Heinrich III. im J. 1588 verübte Mord, welcher sie und ihre Söhne, die Herzöge von Mayenne und Nemours, zur Rache trieb. Im Kampfe gegen Heinrich III., und nach dessen Ermordung gegen Heinrich IV. an der Spitze der Ligue sehen wir das sonst sanfte, fromm-schwärmende Wesen in eine Amazone des politisch-religiösen Fanatismus verwandelt. Später Heinrich IV. unterworfen, lebte sie als erste Palastdame der Königin an dessen Hofe bis zum J. 1607.

Diese beiden Lebensbeschreibungen der Mutter und Tochter, von denen ich hier einen kurzen Abriß gegeben habe, welche der Verf. mit Aufsuchung der darauf Bezug habenden Quellen, Benutzung der prosaischen und poetischen Stellen, welche über diese Frauen sprechen oder ihnen huldigen, mit einer nicht nur die Schicksale, sondern das ganze innere Wesen derselben darstellenden historischen Treue überliefert, sind in historischer, literarischer und politischer Hinsicht belehrend und als Seelengemälde ausgezeichneter Frauen interessant. Wir sehen die Mutter aus Frankreich nach Italien verpflanzt, daselbst die Kunst und Wissenschaft mit regem Geist umfassen, von Gelehrten und edeln Meistern umgeben, von Dichtern besungen, den Glanz Ferraras erhöhen, den Namen Este verherrlichen und herausgerissen aus diesem schönen, durch liebliche Töchter geschmückten Leben, durch Streitigkeiten über Glaubenssachen — heimkehren in ihr Geburtsland nach erduldeter Verfolgung und Gefangenschaft, daselbst wegen ihrer geistigen Kraft geachtet, aber von jeglicher Gemeinschaft mit ihren Verwandten wegen religiöser Meinungen geschieden, und sterben, nachdem sie die Greuel der Bartholomäusnacht erlebt hatte. Die Verbindung mit den Gelehrten jener Zeit, über welche der Verf. viel Interessantes berichtet, deren wesentliche, jene Zeit bezeichnende Werke allegirt, und von welchen viele, besonders bedeutende Stellen als literarische Documente und Beweisstücke im Anhange mitgetheilt sind, wie überhaupt das Verhältniß dieser Fürstin zu ihrer Zeit, woraus man den Einfluß der Reformation auf Italien wahrnimmt, macht diese Biographie für das Studium jener Zeit und der Geschichte der Reformation an und für sich, vorzüglich aber durch die vielfachen Citate der nähere Belehrung gebenden Werke wichtig.

Die Tochter, eine schöne, unter Italiens Himmel und auf Ferraras classischem Boden zur lieblichsten Blüte gereifte Rose, sehen wir an den französischen Hof verpflanzt zu der Zeit, wo Katharine von Medici, dieser weibliche Cäsar Borgia, wie sie der Verf. sehr treffend bezeichnet, ihr auf Bigoterie, Herrschsucht und Verworfenheiten aller Art gegründetes Regiment führte; ihr weiblich-frommer, mehr den protestantischen Lehrsätzen zugewandter Sinn wurde in dem schuldbeladenen Hause der Guise von den dunkeln Mächten ergriffen, das Verlangen nach Rache verband sie den Anstiftern der St.-Barthélemy, wo ihr Sohn, Heinrich von Guise, Prinz von Joinville, mordete, und als dieser durch Heinrich III. nebst seinem Bruder wieder gemordet war, erscheint die trostlose Mutter als ein ganz verändertes Wesen; nur Rache athmend stellte sie sich an die Spitze einer Faction, und als der Mörder ihrer Kinder unter dem Dolche Clement's gefallen war, setzte sie, von Herrschsucht getrieben, den durch spanische und päpstliche Intriguen unterhaltenen Bürgerkrieg fort, indem sie selbst den Fanatismus des Volks aufrief. So kann das Leben eines edeln Wesens durch unglückliche Einwirkungen umgestaltet werden. Die Verkettung dieser Fürstin mit den wichtigen Begebenheiten jener unheilsvollen Zeit, viele interessante Bemerkungen des Verf., sowie Allegirung der die einzelnen Momente jener Katastrophe näher discutirenden Autoren und merkwürdige Actenstücke, wie z. B. der Proceß gegen den der Ermordung des Herzogs von Guise

beschuldigten Admiral Coligny, geben dieser Biographie einen historischen Werth.

Bekanntere und vertrautere Gestalten sind uns der Renea von Este jüngere Töchter, Leonore von Este und ihre Schwester von Urbino, deren Leben mehr in das freundliche Gebiet der Kunst als der Politik fällt, und von denen besonders Leonore durch die Meisterhand unsers größten Dichters in ihrer ganzen Lieblichkeit, ihrem hohen und reinen Sinne und ihrer geistigen Anmuth uns vor Augen gestellt ist. Wenn wir es daher auch gewiß dem Verf. Dank wissen müssen, daß er uns das Leben der beiden Schwestern aus den besten Quellen, nicht nur mit kritischem, sondern auch freundlichem Sinne bearbeitet, als ein mit Liebe gefertigtes Bild schenkt, so ergreift doch Jeden, welcher die in den Gärten von Belriguardo wandelnden Schwestern nur aus Göthe's Dichtung kennt, ein schmerzliches Gefühl, wenn er sieht, wie rauh das Schicksal sie und ihren unglücklichen Freund oft ergriffen habe. Ein so inniges geistiges Verstehen, ein so zart getheiltes Gefühl, wie uns der Dichter in dem Verhältniß Tasso's zu Leonoren schildert, ist für uns ein Anklang aus dem der Phantasie vorschwebenden Zauberlande der Poesie, aber suchen müssen wir den Ort, wo solches Lieben dauernd möglich sei, ohne wie die Sensitive verletzt zu werden durch rauhe Berührung, nur in dem Gebiete der Poesie, in den ihr gehörenden himmlischen Garten der Hesperiden, nicht in einem irdischen Gefilde, und sei es auch so schön als Belriguardo. Wir sehen Tasso, welcher leichter in seiner Phantasie eine neue Welt zu schaffen als in die wirkliche sich einzugewöhnen vermochte, seinen fürstlichen Freundinnen viel Kummer bereiten, welches die kräftigere, dem Leben mehr zugewandte Lucretia natürlich weniger ergriff als ihre zartere Schwester, weshalb es eben Lucretia mehr gelang, seine Schwermuth aufzuheitern, besonders seit die liebenswürdige Leonore Sanvitale sich an den holden Kreis schloß. Interessant ist es, den in vielen Stellen des „Gerusalemme liberata" sich deutlich darstellenden Einfluß, welchen die Fürstinnen auf Tasso's Dichtung übten, näher aufzusuchen und zu erkennen, wie Lucretiens Bild ihm manchen Zug der reizenden Armida darbot, während Sophroniens Schilderung das hohe, liebliche Wesen Leonorens beschreibt, und die Gefühle des liebenden Olindo die des Dichters waren. Der Verf. bemerkt, daß die Akademien Italiens mit Recht die Frage über Tasso's Verhältniß zu der von ihm besungenen Leonore, in welcher Mehre die Leonore Sanvitale, Andere noch eine dritte Leonore sahen, beschäftigt habe, und insofern er sagt: „daß die Schicksale eines Tasso und einer Leonore in reinmenschlicher und psychologisch-historischer Beziehung wichtiger für den Freund der Cultur seien als die Stammbäume vieler Könige", stimme ich ihm vollkommen bei, aber auf der andern Seite haben eben diese Bemühungen der Akademien zu einer unleidlichen Pedanterie Anlaß gegeben, und einzelne Gedichte Tasso's, freundliche oder schmerzliche Ergüsse des Moments, flüchtig hingeworfene Ideen des leicht-bewegten Dichters sind von Vielen mit kaltem Sinn wie Actenstücke studirt, aus denen auf das Dasein oder Nichtdasein von Tasso's Liebe mit kritischem Ernst und logischer Folgerichtigkeit zu schließen wäre. Diese Discussion kommt mir allerdings unendlich prosaisch und gerade so vor, als wenn man den Flügelstaub des glänzenden Schmetterlings abwischen wollte, um zu ergründen, welches eigentlich die Grundfarbe des schillernden Farbenspiels sei.

Was nun das Schicksal Tasso's und das damit verwebte seiner Freundin betrifft, so trug Tasso's Reizbarkeit, sein angeborener, durch Zufälligkeiten noch mehr aufgeregter argwöhnischer Sinn nothwendig zu vielen Mißverständnissen bei, welche der Herzog Alfonso von Ferrara nicht in so mildem Lichte als seine Schwestern sah. Als aber Tasso's kränkelnde Phantasie, stets mit Bildern ihn verfolgender Feinde beschäftigt, in allen Zufälligkeiten planmäßige Verfolgung, in ganz unbedeutenden Vorfällen absichtliche Beleidigung sah, und diese fixe Idee, die wir öfter an ausgezeichneten Menschen, wie z. B. an Rousseau, auf ganz ähnliche Art finden, ihn nur zu oft aus den Schranken des Hergebrachten und Schicklichen treten und ihn seine Stellung zu dem Fürsten verkennen ließ, da griff Alfonso zu oft mit rauher Hand in das zarte, augenblicklich verstimmte Tonspiel des dichterischen Lebens. Sieben Jahre hielt man 1579—86, im Hospital zu St.-Anna, den Unglücklichen als Wahnsinnigen, sollte nach des Herzogs Meinung den Dichter vermuthlich nöthigen, zur Realität zurückzukehren. Bald darauf, am 10. Februar 1581, starb Leonore, oder vielmehr ihr Körper wurde der Erde zurückgegeben, während ihr schon früher entfesselter Geist, längst nicht mehr dem irdischen Leben gehörend, in die ewige Heimath der Poesie entschwebt war. Mehre Gedichte von Tasso und Briefe an die fürstlichen Freundinnen hat der Verf. beigefügt, um den Leser ganz in die Zeit zu versetzen, wo Tasso in Belriguardo lebte, liebte und dichtete. M.

Bemerkungen und Erinnerungen.

Begegnungen antiker und moderner Classiker.

Homer läßt den Hektor von seinem Sohne, im sechsten Buche der „Iliade", V. 475, sagen:

Καί ποτέ τις εἴπῃσι, πατρὸς δὲῖο πολὺ φέρτερον ἄμεινον.

(Sagen soll man dereinst, weit besser ist der als sein Vater)

Göthe in dessen „Hermann und Dorothea", im Gesange: „Der Bürger", läßt den Alten sagen:

— — — — Schwerlich
Wird mich des herrlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ihn besser.

Sophokles läßt die Elektra mit folgender Anrufung eintreten:

Ὦ φάος ἀγνὸν καὶ γῆς
ἰσόμοιρος ἀήρ!

(O heil'ges Licht und du der Erde
Gleichvertheilte Luft!)

Schiller im „Demetrius" gibt der Marfa, in dem herrlichen Monolog derselben, der seine letzte Arbeit war, die Worte:

Du ew'ge Sonne, — — — —
Du allverbreitet mütterlich Licht!

Gleiche Richtung und Größe der Geister muß ja zuweilen ähnliche Gedanken hervorbringen.

Erinnerungen aus Hobbes.

Der geistreiche Thomas Hobbes stellt in seinem Werke: „Elementa philosophica de cive", im Abschnitt über Imperium, Cap. 12, folgende Grundsätze auf, vertheidigt sie und führt sie mit schneidender Consequenz durch: „Es ist eine aufrührerische Ansicht im Staate, daß das Urtheil über Das, was gut und böse sei, den Einzelnen zustehe; was der Regent geboten hat, ist gut, was er verboten hat, ist böse, und das Urtheil steht also nur dem Regenten zu. Es ist eine aufrührerische Meinung, daß man sündigen könne, indem man dem Regenten gehorche. Es ist eine aufrührerische Meinung, daß auch der Monarch den Gesetzen unterworfen sei. Es ist eine aufrührerische Ansicht, daß die höchste Oberherrschaft theilbar sei. Es ist eine aufrührerische Meinung, daß den einzelnen Unterthanen ein vollkommenes Eigenthum oder die Freiheit an ihren Besitzungen zustehe; vielmehr gehört Alles dem Regenten, da ihm die Unterthanen gehören; denn wer selbst einem Herrn angehört, kann nicht wieder eine Herrschaft ausüben, sondern gehört dem Herrn zugleich mit seinen Besitzungen an" („nam qui dominum habet, dominium habere non potest"). Bl.

Notiz.

Zum ersten Mal kommt jetzt in London „The geographical annual for 1832", mit 100 Stahlstichen, heraus, welche Alles erschöpfen, was die Geographie in ihr Gebiet einschließt. Alljährlich soll eine neue Ausgabe davon erscheinen, in welcher die jedesmaligen Veränderungen auf der ganzen Erde und die neuen Entdeckungen aufgenommen werden. Bl.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 364. — 30. Dezember 1831.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Es ist bekannt, daß wir unsere neuere Ballade zugleich mit diesem Namen der Nachahmung altenglischer Gedichte, die diesen Namen führen, zunächst verdanken. In jener Zeit, als man die Ballade bei uns allgemeiner, und zwar mit großem Glücke einführte, kannte man ja noch gar nicht die Schätze unsers Alterthums. Anders wäre ihr gewiß, wenn sie ja dann Eingang und Beifall gefunden hätte, der ursprüngliche Name Volkslied geblieben. Warum will man aber den Namen einer Sache, die man aus England zu uns brachte, aus Italien herholen? Das englische Ballad stammt aber auf keinen Fall aus Italien, sondern es ist ein einheimisches, ursprünglich cambro-britannisches Wort, lautet in dieser Sprache: „gwael-awd“ (spr. wal-ad), und bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Volkslied. „Gwael“ nämlich ist ignobilis, rusticus, vernaculus, und „awd“, „awdl“, carmen. Erlaubte es der Raum, so ließe sich hier ein sehr interessanter Hinblick auf die Sitte des deutschen Mittelalters thun, wo wir gleichfalls die Scheidung in höfische Dichter und Volksdichter vorfinden.

Hierzu kommt noch, daß bei den romanischen Völkern Gedichte, welche unserer Ballade entsprechen, nie diesen Namen führen, sondern immer Romanze heißen, wobei man jedoch gar nicht an das, wenn auch verwandte romantisch zu denken hat. Vielmehr bekamen diese Gedichte ihren Namen von der lingua romanza, der romanischen Sprache.

Jedermann weiß, daß unter den romanischen Ländern Spanien die ältesten Gedichte dieser Art aufzuweisen hat. Sie feiern größtentheils die Siege der Christen über die Mauren und einzelne Heldenthaten der Erstern. Nun ist aber bekannt, daß es damals, wiewol in die Gebirge verdrängt, noch Reste der Gothen in Spanien gab, und daß man damals noch immer die lingua romanza, die Volkssprache, von der Sprache des gothischen Adels, die freilich ein trauriges Gemisch sein mochte, mit einer gewissen Geringschätzung unterschied. Da jedoch in den Kriegen gegen die Mauren das romanische Volk nicht weniger thätigen Antheil nahm als die Bewohner des nach und nach verfallenden gothischen Gebäudes, des Adels; da jenes wenigstens sich bei weitem reger und lebendiger zeigte, als diese gleichsam in dem Ernste eines ziemlich hohen Alters sich steifbewegenden Gothen dies vermochten, so können wir uns auch recht wohl erklären, wie es kam, daß die Sprache des Volkes zu Gedichten angewandt ward, und daß man demnach diese Lieder als wahre Volkslieder bezeichnend genug Romanze nannte.

Dieser Name ging späterhin mit der ganzen Dichtungsart nach Frankreich über, wo jedoch für diese kein recht gedeihlicher Boden zu finden war. Daher auch die schiefe, widerliche Behandlung der Ballade, oder hier besser, der Romanze, die wir bei den Franzosen wahrnehmen. In Italien scheint die Romanze gleichfalls nur wenig Beifall gefunden zu haben, zumal in der Blütezeit italienischer Dichtkunst. Die höhern gebildeten Stände hatten immer die Dichter der alten Roma vor Augen; nach diesen ward Alles geformt, und das romantische Epos vertrat so die Stelle der Romanze, welche hier noch mehr in den Hintergrund trat und unangetastet Eigenthum des niedern Volkes blieb. Die Romanze den Italienern aber ganz abstreiten zu wollen, wäre Thorheit, da jedwedes Volk, welches Helden aufzuweisen hat, aber solche, die das ganze Volk als Helden anerkennt, derselben nothwendig auch in seinen Liedern gedenken muß.

Hieraus, glaube ich, wird man sattsam einsehen, daß die Ballade wie die Romanze ursprünglich Volkslied ist. Dieses ist jedoch bei jedem Volke anders und eigenthümlich, wie man wohl begreifen wird. Demnach möchte es wol unthunlich sein, einen gelehrten Unterschied zwischen Ballade und Romanze festzustellen, wenn man diesen auf etwas Anderes als auf den Charakter der verschiedenen Völker gründet, es sei denn, daß man beide Namen als todte Laute zu brauchen gedenke.

Doch da ich keine ausführliche Geschichte dieser Volksdichtungen hier schreiben will, so lasse ich es bei diesem Wenigen mit Recht bewenden und kehre zu Hrn. Götzinger's Werke zurück.

Ausführlich und genau ist die neuere Geschichte der deutschen Ballade mitgetheilt. Die vorzüglichsten Dichter in dieser Dichtungsart sind angeführt. Mit Recht ist getadelt die fade witzelnde Art, in welcher die Ballade nach dem Muster des Franzosen Moncrif zuerst von Gleim bei uns als Kunstdichtung eingeführt ward.

Man hatte nicht beachtet, daß die Ballade, als ursprüngliches Volkslied, auch volksthümlich gehalten werden müsse, soll sie nicht zu einem widerlichen Auswuchse flacher Gemeinheit oder steifer, übelangebrachter Gelahrtheit hinabsinken. Den von Gleim betretenen falschen Weg wandelten jedoch wohlgemuth in ihrer Verblendung Löwen, Schiebeler, Geißler, Gotter u. A. m. Selbst Hölty, Michaelis, Pfeffel, und sogar auch anfänglich Bürger folgten dem betretenen Pfade.

Die fernere Geschichte dieser Dichtungsart seit Bürger's Tagen, nebst verschiedenen Sammlungen von Balladen werden §. 23—24 besprochen. Den Schluß der ganzen Einleitung machen einige Worte über die Legende und die sogenannte poetische Erzählung. Mit Recht tadelt Hr. Götzinger, daß man letztern Namen brauche, ohne eigentlich zu wissen, was man damit sagen wolle, da man die verschiedenartigsten Gedichte darunter begreife, nie aber charakteristische Merkmale angebe, welche die sogenannte poetische Erzählung von den epischen Gedichten, den Balladen, den Fabeln (fabliaux) u. s. w. ausschlösse.

Noch sei es uns erlaubt, Etwas über das Einzelne zu sagen, d. h. über die Behandlung und kritische Würdigung der einzelnen in diese Sammlung aufgenommenen Gedichte.

Hr. Götzinger ordnet die Balladen nach den Dichtern, und dann auch nach der Zeitfolge untereinander. Dies hat, wie wir meinen, manches Gute. Einmal ist es dann möglich, die Charakterisirung des Dichters als Dichter anschaulicher und gleichsam pragmatisch zu geben. Dann aber gibt auch die strenggehaltene Folge der Gedichte auf einander, wie sie gerade entstanden, uns wieder eine Geschichte der Bildung des Dichters, seiner jedesmaligen Ansichten über diese Dichtungsart und seiner auf diese selbst begründeten Behandlung. Keine Dichtungsart dient auch, nach unserer Meinung, mehr dazu als gerade die Ballade. Die Gründe sind einleuchtend und bedürfen daher keiner weitern Entwickelung. Den Beweis aber liefern nicht nur Göthe und Bürger, sondern auch Uhland, welche Drei wir allein für die Meister in dieser Gattung ansehen möchten, so Vortreffliches auch Schiller im Einzelnen geliefert haben mag. Sehr richtig verlangt Bürger, wie wir schon oben bemerkten, daß die Ballade volksmäßig sei. Hierdurch aber weist er zweierlei zurück: 1) das Fremde, Ausländische der Sprache und des Tones, was dies aber sei, kann uns am besten Voß lehren; 2) allen gelehrten Flitterstaat, denn die Ballade sei, sagt er, „das Gedicht, welches die Thaten und den Glauben des Volkes volksmäßig darstelle". Deshalb verlangt er auch einzig Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenhang der Gedanken und Bilder nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und trefflichsten, aus der lebendigen Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben. Pünktliche grammatische Richtigkeit des Ausdrucks, leichter, wohlklingender Vers und Reim versteht sich ohnehin.

Je richtiger nun dies Alles unleugbar ist, um so unangenehmer berührt es uns, daß Bürger selbst, wie allgemein bekannt ist, seine Regel nicht selten verletzt. Sehr oft wird er gemein, wo er volksthümlich, und platt, wo er einfach sein will. Allein, fehlte er auch manchmal selbst, so bleibt ihm doch das Verdienst, die richtige Art und Weise, wie man die neuere, kunstmäßige Ballade behandeln müsse, zuerst klar und deutlich bestimmt und ausgesprochen zu haben.

Der zweite, welchem Hr. Götzinger einen Platz in seiner Sammlung anweist, ist Schiller. Ich glaube kaum, daß man Schiller's ganze Eigenthümlichkeit kürzer und doch so treffend aussprechen könne, als dies Hr. Götzinger that.

In keinem Geiste hatte sich früher die Tiefe der philosophischen Anschauung so innig mit der Fülle des blühenden Dichtervermögens verbunden, wie in dem seinigen; in diesem war der trennende und Alles zerlegende Verstand mit der bildenden, Alles vereinenden Phantasie so zugleich thätig. Daher erscheint er freilich oft als Dichter in seinen Geschichtswerken und Abhandlungen, und läßt die Phantasie da herrschen, wo sie nur dienen soll; daher erscheint er umgekehrt als Philosoph in seinen Dichtungen und sucht das Wesen der Dinge da zu ergründen, wo nur ihr Leben abgeschildert werden kann. Allein, da in ihm das philosophische Suchen mit dem dichterischen Bilden so innig verschmilzt, daß ein schönes Ganzes daraus wird, so erscheint er eben dadurch ganz eigenthümlich und ist vielleicht deshalb der Liebling der Nation geworden, die in aller Form nicht nur Leben überhaupt, sondern gern ein bedeutsames höheres Leben sucht und findet.

Unstreitig hat Hr. Götzinger sowol Schiller's als auch der Deutschen Art richtig aufgefaßt. Es gar einzig aber erscheint uns Schiller doch nicht; wir müßten wohl diesem Polydeukes seinen Kastor noch zu finden, und zwar einen, dessen er sich gewiß nicht schämen dürfte, den Platen.

Sehr anziehend und belehrend ist die mit großer Schärfe des Verstandes durchgeführte Vergleichung Schiller's und Bürger's, inwiefern sie Beide Balladendichter sind, und als gerade mehre Balladen von diesen beiden Dichtern in der That Lieblingsstücke der Nation wurden. Auf den ersten Augenblick scheint dies fast wunderbar, da man diese beiden Dichter ziemlich für Antipoden ansehen kann. Dies anscheinende Räthsel löst jedoch Hr. Götzinger zur Genüge, indem er auf das Beider Gedichten innewohnende Leben hinzeigt und dabei ebenso bestimmt als wahr ausspricht, daß das Wohlgefallen an einer Dichtung nicht auf den äußern schönen Formen allein beruhe, sondern darauf, daß ein schönes Leben in ihnen webe und sich deutlich ausspreche.

Nun wird Niemand leugnen, daß wir in Beiden Dichtungen eben ein solches inwohnendes Leben in bewunderungswürdiger Regsamkeit wahrnehmen, wenn sich auch dies rege Leben selbst bei Jedem dieser Beiden ganz verschieden gestaltet. Doch auch hier müssen wir uns begnügen, nur Andeutungen von Dem zu geben, was Hr. Götzinger so schön ausführte. Das Charakteristische Beider Balladen bestimmt er kürzlich so, daß uns in denen Bürger's Frische und Gesundheit, Lebendigkeit und Feuer, Jünglingskraft und kühner Muth entgegenleuchte, aus Schiller's Dichtungen hingegen Seelengröße und Herzensreinheit, stiller Ernst und himmlische Ruhe, männliche Kraft und fester Wille anschaue.

Das Zweite, worauf Hr. Götzinger aufmerksam macht, ist die Art, wie beide Dichter bei der Dichtung ihrer Balladen verfuhren. Er zeigt uns, wie sehr verschiedene Gesinnung beide Dichter schon in der Wahl ihrer Gegenstände an den Tag legten. Wir sehen, daß Bürger stets sehr einfache wählte („Lenardo und Blandine" ausgenommen, welches Gedicht aber, wie Hr. Götzinger richtig bemerkt, eben kein Meisterwerk ist); Schiller dagegen suchte unleugbar stets nach Stoffen, denen eine vollständige Begebenheit, ein verwickeltes, an sich selbst schon poetisches Ereigniß zu Grunde liegt, dessen Auflösung denn der Gang der Ballade hervorbringt. Darum ist auch bei ihm, wie Hr. Götzinger richtig bemerkt, die Ballade am wenigsten anziehend und gelungen, welcher ein höchst einfacher Gegenstand zur Aufgabe dient, Hero und Leander.

(Der Beschluß folgt.)

August Hermann Niemeyer, zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Herausgegeben von A. Jacobs und nach dessen Tode vollendet von J. G. Gruber. Mit dem Bildnisse des Verewigten. Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

So hochbetagt auch der verdienstvolle und verehrte Greis von seinem Beruf und Werke unter dem Monde schied, so war doch sein Scheiden immer noch zu früh nach menschlichem Bedenken, wenn man die volle Kraft und rastlose Thätigkeit, die ihn bis in die letzten Stunden beinahe begleitet hatten, in Erwägung nimmt. Der Antheil nicht nur des gelehrten, sondern überhaupt des ganzen gebildeten Publicums in Deutschland und Vielen außer der deutschen Grenze mußte daher um so schmerzlicher sein, weil Niemeyer in einem langen Lebenslaufe nach so vielen Seiten hin unermüdet gewirkt hatte, und kaum irgendwer zu denken wäre, den nicht sein literarischer, akademischer oder pädagogischer Wirkungskreis mitumfaßt oder doch berührt hätte. Aus Veranlassung seiner akademischen Amtsjubelfeier im Jahre 1827 war in allen Blättern und in besondern Jubelschriften der jedem deutschen Herzen theure Name verherrlicht, die merkwürdigen Schicksale des Mannes auch für Diejenigen, die seine „Beobachtungen auf Reisen" nicht gelesen hatten, angedeutet, seine Verdienste um die Wissenschaft, namentlich im Gebiete der Psychologie und Pädagogik, um das deutsche Schulwesen, um die Franke'schen Stiftungen, die Universität und Stadt Halle, herausgehoben, und ihm in dem Gedächtniß und Beifall aller wohlgesinnten Geister ein Ehrenkranz geflochten worden, von dem jener kostbare silberne, den er am Jubelfeste von den Bürgern seiner Vaterstadt erhielt, nur das rührende Sinnbild war. Die Kunde von Niemeyer's Tode mußte natürlich die Erinnerung neu auffrischen an allen Orten in jeder befreundeten Seele. Daß aber Halle zu einer besondern Feier seines Hinganges sich vereinigen würde, ließ sich ebenso erwarten. Von Dem, was dabei gesungen und gesprochen wurde, gibt das vorliegende Buch Mittheilung und Rechenschaft. Es enthält: eine Elegie von Hesekiel: „Frankens Stiftungen am Begräbnißtage ihres zweiten Gründers, den 9. Juli 1828"; zwei Reden von Dr. Tiemann und Dr. Marks, die eine am Sarge — wahrscheinlich im Trauerhause —, die andere am Grabe Niemeyer's gesprochen; eine Gedächtnißpredigt, bei dem akademischen Gottesdienste am 6. Sonntag nach Trin. den 13. Juli 1828, gehalten von Dr. Marks; die Rede, welche der nunmehr auch verstorbene Prof. Jacobs zur Gedächtnißfeier des vollendeten Niemeyer in den Franke'schen Stiftungen am 1. Sept. 1828 gehalten, späterhin aber bedeutend erweitert hat; sodann biographische Notizen zur Rede; eine Uebersicht der Niemeyer'schen Reisen, von Jacobs und Gruber; ein Abschnitt über besondere Schicksale und merkwürdige Lebensereignisse; endlich ein Verzeichniß von Niemeyer's Schriften in chronologischer Ordnung.

Gruber hat sich der Vollendung und Herausgabe dieses Denkmals auf Niemeyer unterzogen, zu welchem der Anfang von seinem und Niemeyer's Freunde Jacobs gemacht worden war. Beiden Herausgebern ist man dafür zu großem Danke verpflichtet, weil dadurch den Verehrern Niemeyer's ein Bild von dessen Persönlichkeit und Leben geschenkt worden ist, wie sich in der That kein vollständigeres erwarten ließe. Der in dieser Hinsicht bedeutendste Theil der Sammlung ist die große Rede von Jacobs, welche schon in ihrer ursprünglichen Gestalt bei dem Vortrage 1½ Stunden einnahm, in der Ueberarbeitung aber zu dem Umfange von 230 Seiten anschwoll. Indem ihr Thema „Niemeyer als Gelehrter, als Geschäftsmann und Mensch ein glücklicher Greis" ist, umfaßt sie zugleich die ganze Erscheinung und Entwickelung seines frühern Lebens. Es hätte sich wol all' das Treffliche, was einer der ältesten und vertrautesten Freunde N.'s über ihn vorbringt, gedrungener, kräftiger und somit wol auch dem ernsten Styl einer Todtenfeier angemessener sagen lassen. Aber wir wollen den Mann darum nicht tadeln, weil in Allem sich zeigt, wie sein Herz in Wehmuth zerflossen war und sich im Schmerz eher ausreden als sammeln und concentriren konnte. Mit der gesprächigen Breite des Vortrags nehmen wir einen unbezahlbaren Reichthum psychologischer Schilderungen in den Kauf, und wenn auch nicht schon unmittelbar aus Ton und Inhalt der Rede der Geist strenger Beobachtung und Treue neben dem der persönlichen Zuneigung und Liebe uns entgegenwehete, so müßten wir das Zeugniß eines Gruber ehren, der S. IX der Vorrede sagt: „Seine (Jacobs') Schrift ist zu einer durchaus treffenden Charakteristik geworden, die bei Allem, was eine Lobrede interessant macht, sich nirgend von der strengsten Wahrheit entfernt".

Die wirklichen Vorzüge N.'s sind zu sehr bekannt und anerkannt, als daß es hier noch bedürfte, sie aus der lebendigen Darstellung der Rede seines Freundes trocken auszuziehen. Auch macht nicht die Angabe derselben überhaupt, sondern die biographische Schilderung und psychologische Entwickelung den großen Werth des Vortrages aus, der in seinem Verlaufe und Zusammenhange, kurz in seiner Totalität überschaut, durchdrungen und genossen sein will, und daher in dieser Beziehung keines Auszuges fähig ist. Wer aber eine ebenso nach Innen tief religiöse als nach Außen höchst würdevolle Individualität in vielseitiger Bildung unermüdlicher Thätigkeit und beinahe unglaublicher Gewandtheit des Geistes, wohlwollend, aufopfernd, standhaft und wehmüthig-heiter bis an die Schwelle des Grabes, kennen lernen will, der lese und lerne hier.

Es bleibt kein Mensch ohne irgend eine Einseitigkeit und Schwäche, keiner ohne gerechten oder ungerechten Tadel. Auch N. traf dieses Loos. In dieser Hinsicht ist aber der Ausspruch unbefangener Freunde das Schätzbarste. Der Vorwurf des Stolzes, der Eitelkeit und selbst der Achselträgerei gegen N. war dem Ref. kurz, ehe er dieses Buch in die Hand nahm, zu Ohren gekommen. Er hatte zwar ungern Glauben geschenkt, weil das Urtheil, wenngleich es auf persönliche Bekanntschaft sich berief, dennoch die Stimme einer unfreien Beobachtung war. Um so erwünschter war ihm denn die offene Stimme eines Marks und Jacobs, und er nimmt Dasjenige, was Beide über diesen Punkt sagen, einmal für das Geständniß, daß wirklich N. auf seine Umgebungen einen Eindruck hervorbringen konnte, der auf kleinliche Ruhmsucht und Stolz schließen ließ; sodann aber auch als die schönste Lösung einer an N. auffallenden und räthselhaften Seite seines Wesens — mag man sie Härte oder Schwachheit nennen; und wir glauben das ganze Werk nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir Einzelnes über die berührte Frage mittheilen.

So heißt es in der schönen, wohlgegliederten Predigt von Marks — der wir jedoch in Hinsicht der rednerischen Kraft und Wärme die voranstehende Rede noch vorziehen möchten —:

„Wie viel will es sagen, daß ein Mann, dem so Herrliches gelang, der es in so vielen Dingen so weit gebracht hatte, der in so vielen Verhältnissen und auf so vielfache Weise als geistreicher Denker, als vielseitiger Gelehrter, als gefühlvoller Dichter, als Schriftsteller in den verschiedensten Fächern, als umsichtiger Geschäftsmann, als Lehrer an einer der blühendsten hohen Schu-

len, als Verkündiger des göttlichen Worts, als Mitarbeiter so vieler Amtsgenossen, als Vorsteher so wichtiger Anstalten, als Vorgesetzter so vieler Untergebenen, als gastfreier Hausvater, einen so wohlthätigen Einfluß auszuüben sich bewußt sein durfte, und der in allen diesen Verhältnissen so viel Anerkennung fand: wie viel will es sagen, daß ein solcher Mann seine Vorzüge nicht zur Schau trägt, nicht ruhmredig wird, sich vor dem Stolze bewahrt? Es konnte wol nicht anders sein, als daß bei Einigen, die ihn nicht näher kannten, die Meinung entstand, er sei nicht frei von Eitelkeit und Hochmuth, weil sie es sich nicht zu denken vermochten, daß so große Ehre vor der Welt ohne nachtheilige Wirkungen auf sein Herz bleiben könnte; auch ist wol seine äußere würdevolle Haltung, die ihm natürlich war, als stolze Geberdung gedeutet. Wenn wir auch weit entfernt sind, ihn von menschlichen Schwachheiten freizusprechen — Er selbst fühlte die seinigen schmerzlich genug — wenn wir auch zugeben, daß er zuweilen Gefallen gefunden an den Erweisungen der Achtung und Ehre: so dürfen wir doch hier mit Allen, die ihn näher gekannt, und vertrauend auf ihr Zeugniß von ihm, behaupten, daß er darum nicht Gefallen gefunden habe an sich selber". (S. 49, 50.)

In der Rede von Jacobs handelt davon folgende Stelle:

„Sein Anstand war gezwungen und steif, so sprachen die Einen; man merkt ihm das Gesuchte sogleich an, und Affectation erscheint bei einem Manne doppelt unwürdig. Andere fügten hinzu: dieser Anstand verkündet uns seinen Hochmuth; warum ist er nicht einfach und natürlich? Er will nur vor Andern sich auszeichnen, über Alle hervorragen. Wiederum behaupteten Andere: sein ganzes Wesen sei Eitelkeit, die durch das strenge Aeußere nicht versteckt, sondern verrathen werde; er wolle gefallen, und Alles sei hierauf von ihm berechnet. — Ob sein Anstand in irgend einer Zeit gezwungen und steif gewesen, darauf kommt es hier nicht an, und mag ich dies nicht einmal in Abrede stellen. Denn ich bin weit davon entfernt, nur den Lobredner machen zu wollen; indeß dürfte die Folgerung sehr voreilig sein, daß er gefliſſentlich und aus Affectation ihn angenommen habe. Wie, wenn derselbe eine Folge seiner frühesten Erziehung gewesen wäre? Hierauf aber schreint uns sein eignes, oft wiederholtes Geständniß zu führen. Gerade in der Entwickelungsperiode, wo der Knabe zum Jüngling wird, fehlte ihm der bildende Umgang von seines Gleichen; und als er aus den Jünglingsjahren in das Mannesalter übertrat, war er viel zu sehr mit seinen dichterischen Planen und mit literarischen Unternehmen beschäftigt, als daß er auf das Aeußere, welches er keineswegs vernachlässigen wollte, gehörige Sorgfalt hätte wenden können. Er wußte, daß sein Ernst stets seinen Jahren zuvor war, und wie er dies bei Andern nicht liebte, so hätte er wol gern gesehen, wenn seine frühere Bildung, welcher er doch im Ganzen so sehr viel verdankte, nur in dieser Hinsicht eine andere Richtung genommen hätte. — Daß jene feierliche oder steife Haltung, welche besonders Fremden auffällig sein konnte, weder aus einem Fehler des Charakters noch aus einer fehlerhaften Geschmacksbildung hervorgegangen war, läßt sich unter Andern auch auf folgende Weise darthun. Es pflegen nämlich dergleichen Fehler mit den Jahren zuzunehmen; sie erscheinen am auffallendsten im Alter, und dieses erhält nicht selten dadurch einen komischen Anstrich. Bei Niemeyer sehen wir gerade das umgekehrte Verhältniß. Das Pedantisch-Strenge ging in milde Würde über; immer freier wurde der Anstand, bis zuletzt auch jede Spur von Gezwungenem sich verlor. Dies muß Jeder wissen, der ihm irgend nahestand; dies bezeugen am besten die unbefangenen Beobachter, besonders alle Diejenigen, welche früher durch seinen Ernst eingeschüchtert oder durch sein vornehmes Wesen von ihm entfernt gehalten waren: sie konnten in den letzten Jahren seine Leutseligkeit, seine freundliche Gesprächigkeit, seine Herzlichkeit nicht genug rühmen. Ja, bedürfte es hiefür noch eines weitern Beweises, so könnte man sich auf ihn selbst berufen, der in heitern Stunden oft das Ehemals mit dem Jetzt zum Gegenstand ernster und anziehender Vergleiche zu machen pflegte". (S. 254—256.)

Wenn N. auch früher in den vielen glänzenden Verhältnissen seines Lebens und bei den glücklichen Erfolgen seiner Wirksamkeit einen Anflug von Selbstgefallen gehabt hätte, so muß er dem alten Greis freigesprochen werden, wenn wir in dem Abschnitt über seine Reisen S. 512 lesen, daß der Verstorbene in seinem letzten Willen ausdrücklich verordnet habe, daß von seinen Papieren nach seinem Tode auch nicht das Geringste mehr bekannt gemacht werden solle, indem „er selbst, was er geeignet gefunden, zu seiner Zeit dem Publico mitgetheilt" habe. Wie leicht konnte er bei das Beispiel der großen Herren in der Literatur reizen, auch seine kleinen Billets und Privatgeschichten dem Staunen der gutwilligen Leserwelt preiszugeben! Daß ihn sein Verhältniß zu dem frommen Könige von Preußen geehrt, und daß er natürlich durch den so geistvollen Beitrag des Königs zu seiner Jubelfeier — die Declaration einer großen königlichen Summe zum Baue des von N. längsterschnten Universitätshauses in Halle — in den höchsten Jubel des Dankes und der Verehrung gerieth, wer wollte ihn nicht darum loben?

Gehört es auch zur Charakteristik Niemeyer's, daß er den freimüthigen Geist anerkennt, womit er unter der westfälischen Verwaltung die Tugenden und Verdienste des preußischen Königs laut rühmte, und später nach Vereinigung alles mit seiner frühern Regierung an Dasjenige erinnerte, was in Jeromes Zeit für die Universität und besonders auch für die Franke'schen Stiftungen geschehen war; zeigt er sich dadurch sowie namentlich auch in dem S. 397 Anmerk. der Universität von N. verfaßten Schreiben an Napoleon, über alle den Ehrgeiz und der Ruhmsucht so hohe vermeinte Fürsten vor den Hohen der Erde erhaben: so rechnete, als Kassel vandalischer Behandlung der Wissenschaft und ihrer Freiheit, das Benehmen Jeromes gegen Niemeyer entschuldigt zu werden. Bei seiner Durchreise durch Halle im Jahr 1813 machte der König von Westfalen Niemeyer'n harte Vorwürfe darüber, daß er bei dem Bombardement von Halle, welches der letztere Stadt vorherging, die Stadt verlassen und sich nach Leipzig geflüchtet habe. Auf Niemeyer's Erwiderung: „Sire, je suis peut-être faible, mais je ne suis pas coupable", entgegnete der Uebermüthige: „Ah! si vous aviez été coupable, je vous aurais fait pendre". Alles erstarrte darüber. Niemeyer, von allen Anwesenden vielleicht der Einzige, gewann bald seine Fassung wieder und sprach nun blos von Dem, wozu die Pflicht ihn aufforderte, von Hülfe, welche die Bedürfnisse der Institute dringend heischten. Auch hierauf erwiderte Jerome anfänglich noch barsch: „Vous me demandez toujours d'argent, mais vous ne conduisez toujours mal". Auch Napoleon, der am 13. Juli von Magdeburg kam, ließ seinem Zorne gegen Stadt und Universität Halle freien Lauf und erklärte: Umsonst habe sein Bruder die Universität wiederhergestellt, die er 1806 vernichtet habe. Sie sei der Sitz der Unruhe, voll Mitglieder eines geheimen Bundes. „Je les chasserai tous!"

Noch ist nachzuholen, daß die Elegie von Heftlich nicht ansprechend ist, und daß mehre Lieder, zum Theil aus Niemeyer's Dichtungen entlehnt und bei der gottesdienstlichen Feier seines Todes gesungen, durch das Buch verstreut sind. H.

Notiz.

Das Recht eines englischen Peers, im Oberhause zu sitzen, kann auch durch Verarmung desselben verloren gehen. So wurde unter der Regierung Eduards IV. Georg Neville, Herzog von Bedford, wegen Armuth dieser Würde entsetzt. Grose („Old Peerages", S. 80) führt an, daß der zweite Lord Say und Sele genöthigt war, den größten Theil seiner Besitzungen zu verpfänden, und daß dadurch seine Pairswürde erlosch. Lord Bacon (25. Elisabeth) erstattete dem Parlamente Bericht über einen ähnlichen Fall mit Lord Ogle zur Zeit Eduards VI., bei welcher Gelegenheit beschlossen worden war, daß, wenn ein Peer nicht genug besäße, um seine Würde als solcher zu behaupten, er kein Recht habe, in den König zu dringen, ein Einberufungsschreiben zum Parlamente an ihn auszufertigen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einladung zur Unterzeichnung

auf das neue

Hydrographische Lexikon

für die

Deutschen Staaten.

Inhalt:

Die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse, so wie der größern Bäche mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerei, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihre Wichtigkeit als militär. Punkte, ihrer Länge, Breite und Uebergänge auf Brücken und Fähren

von dem

Freiherrn L. v. Zedlitz,

der geographischen Gesellschaft zu Berlin Beamten und Mitgliede mehrerer andern gelehrten Gesellschaften.

Mit einer Flußkarte.

Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 8 Sgr.
oder 4 Fl. 12 Xr. Rheinl.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

In einigen Monaten erscheint in unserm Verlage das hier angezeigte, höchst nützliche und interessante hydrographische Werk. Mit

rhaltung.

31. Dezember 1831.

e schließt sich Uhland an. Ihn unter-) eine seltene Vereinigung von klarer Auf- ßern oder sinnlicher Anschauung und von hme an seinem Gegenstande oder warmer

Das Charakteristische seiner Dichtungen heit und Natürlichkeit sowol in Hinsicht des Stoffes als in Bezug auf die Sprache. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Es nicht ganz unrecht ist es, wenn Hr. Götzin-

neisten lyrischen Erzeugnissen kann man doch achtung unmöglich etwas Anderes finden als ar, eine kalte Flamme, die aber ungeheuer rasi und einen wahren Sturm auf die Festung, rgeben will.

ilhelm Schlegel ist es zunächst, der uns t. Von ihm sagt Hr. Götzinger:

ch in mancher Hinsicht der Unterschied zwischen rg sein mag, so kommen doch Beide darin ihnen die Lust und Liebe zur Poesie mit dem vermögen selbst verwechselt wird und Beide als rschätzt worden sind. Stolberg's Balladen ha- teises und Todtes, Schlegel's etwas Gekünstel- n sich. Stolberg hält erhabenklingende Worte e selbst; Schlegel sieht in der schönen äußern ige Schöne selbst; Stolberg verletzt das feinere) ein gewisses Stürmen und Toben, Schlegel durch eine süßliche Lüsternheit (z. B. in der der durch eine nichtssagende Spielerei. Nur den, daß Schlegel mehr Geschmack, mehr Ver- aße der Kraft und mehr Fertigkeit in der

ht sich jedoch von selbst, daß hier von ls Dichter die Rede ist.

te Stelle erhielt Johann Friedrich Kind. le beruht auf einer klaren Auffassung der Au- dem Talente, das Aufgefaßte treu darzustellen.) eine zarte und sanfte Empfindung und ein welches sich gegen alles Unsittliche und Rohe um des Gedankens hingegen, Tiefe der Ansicht, hs wird man nirgends bei ihm finden; doch Theil ein großer musikalischer Wohllaut der vorzüglichsten Leistungen sind Idyllen.

hter sind noch übrig, denen ein beson- rm. Götzinger eingeräumt ward: Hein- , und August Friedrich Ernst Lang- wenn Hr. Götzinger von dem Balladen das Beste seien, was

Ungedehrdigkeit des Erstern und keine Dunkelheit des Letztern auf.

len, als Verkündiger des göttlichen Wort
vieler Amtsgenossen, als Vorsteher so w
Vorgesetzter so vieler Untergebenen, als g
nen so wohlthätigen Einfluß auszuüben
und der in allen diesen Verhältnissen so
wie viel will es sagen, daß ein solcher
nicht zur Schau trägt, nicht ruhmredig
Stolze bewahrt? Es konnte wol nicht a
Einigen, die ihn nicht näher kannten, die
sei nicht frei von Eitelkeit und Hochmuth,
zu denken vermochten, daß so große Eh
nachtheilige Wirkungen auf sein Herz ble
wol seine äußere würdevolle Haltung, die
stolze Geberdung gedeutet. Wenn wir a
ihn von menschlichen Schwachheiten freiz
fühlte die seinigen schmerzlich genug — n
daß er zuweilen Gefallen gefunden an den E
und Ehre: so dürfen wir doch hier mit A
kannt, und vertrauend auf ihr Zeugniß vo
er darum nicht Gefallen gefunden habe an s

In der Rede von Jacobs handelt da
„Sein Anstand war gezwungen und
Einen; man merkt ihm das Gesuchte sog
tion erscheint bei einem Manne doppelt u
ten hinzu: dieser Anstand verkündet uns sei
ist er nicht einfach und natürlich? Er wi
auszeichnen, über Alle hervorragen. Wied
dere: sein ganzes Wesen sei Eitelkeit, die
ßere nicht versteckt, sondern verrathen wer
und Alles sei hierauf von ihm berechnet. –
irgend einer Zeit gezwungen und steif gew
hier nicht an, und mag ich dies nicht ein
Denn ich bin weit davon entfernt, nur
zu wollen; indeß dürfte die Folgerung seh
geflissentlich und aus Affectation ihn ang
wenn derselbe eine Folge seiner frühesten
wäre? Hierauf aber scheint uns sein ei
Geständniß zu führen. Gerade in der En
der Knabe zum Jüngling wird, fehlte ihm
von seines Gleichen; und als er aus d
das Mannesalter übertrat, war er viel z
terischen Planen und mit literarischen Un
als daß er auf das Aeußere, welches er kein
wollte, gehörige Sorgfalt hätte wenden könne
Ernst stets seinen Jahren zuvor war, und
nicht liebte, so hätte er wol gern gesehen
Bildung, welcher er doch im Ganzen so se
in dieser Hinsicht eine andere Richtung gen
jene feierliche oder steife Haltung, welche b
fällig sein konnte, weder aus einem Fehle
aus einer fehlerhaften Geschmacksbildung
läßt sich unter Andern auch auf folgend
pflegen nämlich dergleichen Fehler mit den
sie erscheinen am auffallendsten im Alter,
seiten dadurch einen komischen Anstrich.
gerade das umgekehrte Verhältniß. Das
in milde Würde über; immer freier wurde
lebt auch jede Spur von Gezwungenem
Jeder wissen, der ihm irgend nahestand;
sten die unbefangenen Beobachter, besonder
che früher durch seinen Ernst eingeschüchter
nehmes Wesen von ihm entfernt gehalten
den letzten Jahren seine Leutseligkeit, sein
chigkeit, seine Herzlichkeit nicht genug rüh
hiefür noch eines weitern Beweises,
selbst berufen, der in heitern Stunde
Jetzt zum Gegenstand ernster und a
chen pflegte". (S. 254—256.)

Wenn N. auch früher in den

Redigirt u

Umsicht, Sorgfalt und Mühe hat der durch seine geographischen und statistischen Schriften der gelehrten Welt wohlbekannte Herr Verfasser von jedem nur irgend der Anführung werthen Fluß oder Bache der Deutschen Staaten eine genügende und seiner Wichtigkeit angemessene Beschreibung gegeben. Es sind in derselben die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen größern und kleinern Zuflüsse von ihren Quellen bis zu ihren Mündungen, die Beschaffenheit ihrer Ufer, besonders auch in Hinsicht für militärische Operationen, der Anfang ihrer Schiffbarkeit und ihr anderweitiger Nutzen für den Handel und den Verkehr, ihre Verstärkung durch die verschiedenen namhaft gemachten Zuflüsse u. s. w. u. s. w., nach den besten, durch örtliche Bekanntschaft, Aufnahmen, geodätische Berechnungen, Correspondenz und gedruckten Beschreibungen gesammelten Quellen, mit genauer Berücksichtigung der die neueste Landeskunde betreffenden Schriften, so wie der besten Specialkarten dargestellt. In diese Darstellungen sind, auf die dem Herrn Verfasser eigenthümliche Weise, eine sehr große Menge historischer und statistischer Data verwebt, welche dem ernsten Studium dieses wichtigen Theiles der Staatenkunde eine heitere Seite abgewonnen haben und dasselbe vielfach beleben und diese in alphabetischer Ordnung aufgeführte lange Reihe von Beschreibungen, in Form von Conversations-Artikeln, zu einer eben so angenehmen als lehrreichen nicht minder in das praktische Leben als in die Wissenschaft selbst eingreifende Beschäftigung und Unterhaltung machen. Von allen Freunden der Lehre der Staatenkunde, den Militär's, ebenso von den Geschäftsmännern und Zeitungslesern, hat dieses Werk um so mehr auf eine freundliche Aufnahme zu rechnen, da ein solches bisher gänzlich der neuen deutschen Literatur fehlte und wir eine längst gefühlte Lücke dadurch auszufüllen glauben.

Für eine freundliche und zweckmäßige Ausstattung durch Druck und Papier in gr. 8vo und für eine prompte Versendung der Exemplare an die verehrten Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden, wird die umstehend genannte Verlagshandlung vorzügliche Sorge tragen.

Alle Buchhandlungen, wo auch Unterzeichnungslisten beiliegen, nehmen Bestellungen an.

Halle, September 1831.

---

zu ur-
ltnissen

mige genug besitze, um jemit zweifel zu erregen
er kein Recht habe, in den König zu dringen, es
fangsschreiben zum Parlamente an ihn abzufertigen.

der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 365. — 31. Dezember 1831.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Hierauf verbreitet sich Hr. Götzinger über die Art der Anordnung, deren sich beide Dichter bedienten. Da diese jedoch nicht wenig von der Wahl der Gegenstände mitabhängt, so leuchtet von selbst ein, daß es bei Bürger keiner großen künstlerischen Anordnung bedurfte, der einfache Stoff fügte sich von selbst in ein Ganzes. Bei Schiller jedoch macht die Anordnung und Vertheilung des Stoffes einen nicht unwichtigen Gegenstand seiner Sorgfalt aus. Ihm galt es, Mannichfaltiges in ein Bild zu bringen.

Beide Dichter unterscheiden sich aber auch sehr in Hinsicht des Styls und der Darstellung. Hier ist bei Bürger immer das Volksmäßige vorherrschend, und seine Balladen zeigen deshalb eine Einerleiheit, die ihnen zuweilen nachtheilig ist. Wie unendlich verschieden ist dies nicht Alles bei Schiller. Jedes Gedicht hat da andern Ton, andere Farbe; in ihnen selbst aber vermissen wir dagegen die Individualität der Helden, die bei Bürger streng berücksichtigt ist. Bei Bürger herrscht in allen Gedichten derselbe Ton, aber alle seine Helden haben einen besondern Charakter und sprechen dem gemäß; bei Schiller ist jedes Gedicht im Ton von dem andern verschieden, aber seine Helden haben keinen individuellen Charakter, und einer spricht demnach wie der andere.

Aber, wie schon gesagt, nur Andeutungen sind uns hier erlaubt, und so müssen wir abbrechen und uns zu andern Dichtern wenden, denen eine Stelle hier im Buche angewiesen ist.

Der nächste, der uns entgegenkommt, ist Göthe. Ueber diesen Dichter urtheilt Hr. Götzinger kürzlich so:

Die Wirkung von Göthe's Balladen ist eine reinpoetische, d. h., sie wirken auf die Phantasie, und die von lyrischer Natur auf die Empfindung; aber Eindruck auf Herz und Gemüth, sittlichpoetische Wirkung, wie die von Schiller und Bürger, bringt keine hervor und will keine hervorbringen. Aber eine unendliche Klarheit der Gegenstände, eine gleichsam spielende Leichtigkeit der Behandlung, eine milde Ruhe der Darstellung, eine reizende Durchsichtigkeit der Sprache charakterisirt alle; und wenn wir nicht Bürger's Feuer und Schiller's Tiefe finden, so stößt uns dagegen auch keine Ungebehrdigkeit des Erstern und keine Dunkelheit des Letztern auf.

An Göthe schließt sich Uhland an. Ihn unterscheidet rühmlich eine seltene Vereinigung von klarer Auffassung des Aeußern oder sinnlicher Anschauung und von inniger Theilnahme an seinem Gegenstande oder warmer Gemüthlichkeit. Das Charakteristische seiner Dichtungen ist edle Einfachheit und Natürlichkeit sowol in Hinsicht auf Anordnung des Stoffes als in Bezug auf die Sprache.

Ihm folgt Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Etwas stark, aber nicht ganz unrecht ist es, wenn Hr. Götzinger sagt:

In seinen meisten lyrischen Erzeugnissen kann man doch bei näherer Betrachtung unmöglich etwas Anderes finden als die größte Unnatur, eine kalte Flamme, die aber ungeheuer rasselt und prasselt, und einen wahren Sturm auf die Festung, die sich ihm nie ergeben will.

August Wilhelm Schlegel ist es zunächst, der uns jetzt zu sich ruft. Von ihm sagt Hr. Götzinger:

So groß auch in mancher Hinsicht der Unterschied zwischen ihm und Stolberg sein mag, so kommen doch Beide darin überein, daß bei ihnen die Lust und Liebe zur Poesie mit dem schaffenden Kunstvermögen selbst verwechselt wird und Beide als Dichter sehr überschätzt worden sind. Stolberg's Balladen haben oft etwas Steifes und Todtes, Schlegel's etwas Gekünsteltes und Kaltes an sich. Stolberg hält erhabenklingende Worte für das Erhabene selbst; Schlegel sieht in der schönen äußern Form das lebendige Schöne selbst; Stolberg verletzt das feinere Gefühl oft durch ein gewisses Stürmen und Toben, Schlegel den reinen Sinn durch eine süßliche Lüsternheit (z. B. in der „Kampaspe") oder durch eine nichtssagende Spielerei. Nur muß bemerkt werden, daß Schlegel mehr Geschmack, mehr Bewußtsein im Maße der Kraft und mehr Fertigkeit in der Form hat.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß hier von Schlegel nur als Dichter die Rede ist.

Die sechste Stelle erhielt Johann Friedrich Kind.

Kind's Poesie beruht auf einer klaren Auffassung der Außenwelt und auf dem Talente, das Aufgefaßte treu darzustellen. Dazu gesellt sich eine zarte und sanfte Empfindung und ein reines Gemüth, welches sich gegen alles Unsittliche und Rohe sträubt. Reichthum des Gedankens hingegen, Tiefe der Ansicht, Fülle des Gemüths wird man nirgends bei ihm finden; doch ersetzt dies zum Theil ein großer musikalischer Wohllaut der Sprache. Seine vorzüglichsten Leistungen sind Idyllen.

Zwei Dichter sind noch übrig, denen ein besonderer Platz von Hrn. Götzinger eingeräumt ward: Heinrich Joseph v. Collin, und August Friedrich Ernst Langbein. Richtig ist es, wenn Hr. Götzinger von dem Erstern anmerkt, daß die Balladen das Beste seien, was

er uns schenkte; für die Tragödie war seine Kraft zu gering, so viel Schönes im Einzelnen seine Leistungen darin auch haben mögen. Langbein's Vorzug wird aber sehr weislich in das Launige gelegt, was mehre seiner Gedichte auszeichnet, und nächstdem in seine erzählenden Gedichte; denn diejenigen, welche er Balladen nennt, scheinen völlig verfehlt, da ihnen gerade das Charakteristische dieser Gattung, das dramatische Leben, die sich selbst entwickelnde Handlung, abgeht. Allein er kennt auch recht wohl das Maß seiner Kräfte, und dies ist schon etwas sehr Lobenswerthes. Die Lust aber, die so Manche an seinen Schwänken u. s. w. finden, können wir diesen um so weniger verargen, als diese Lust auf wirklich Gefälligem und Ansprechendem beruht.

Die beigegebene „Nachlese" bringt uns Einzelnes von Herder, Rosegarten, Arndt (Moritz), Schwab, Kerner (Justinus), Ebert (Egon), Seidl, Salice-Contessa, Apel, Schütze (Stephan), Chamisso. Ueber die Art und Weise nun, wie Hr. Götzinger sämmtliche Gedichte als Erklärer behandelte, wollen wir nur einiges Wenige mittheilen. Das Hauptergebniß unserer Betrachtung dieser Erklärungen ist, daß Hr. Götzinger oft vergessen zu haben scheint, daß man gewöhnlich die sprachlichen Regeln auf den Sprachgebrauch der Dichter zu gründen pflegt, nie jedoch verlangen darf, daß sich der Dichter nach den Grillen der Grammatiker so gänzlich richte, wie etwa sächsische Juristen nach dem frühern musterhaften Kanzleistyl: „Sintemal und alldieweil — als haben wir u. s. w.", daß er jedoch allemal da eine Rüge anbrachte, und zwar freimüthig und ohne Ansehen der Person, wo der Dichter sich erhebliche Verstöße gegen den Geist und das eigenthümliche Wesen der deutschen Sprache zu Schulden kommen ließ, das können wir nur loben.

Um aber doch wenigstens ein Beispiel von seiner Art, die Dichter zu erklären, zu geben, so wählen wir Bürger's „Wilden Jäger", da wir gerade dies Gedicht als den Meisten bekannt ansehen dürfen.

Nachdem Hr. Götzinger zu Strophe 1 bemerkte, daß die Grafen des wilden Hundsrück Wild- und Rheingrafen hießen, greift er V. 5—6 der dritten Strophe auf; diese lauten:

Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein feuerfarbner trug den Linken.

„Was der Dichter mit diesem Silbersblinken sagen will", lautet seine Bemerkung, „ist ungefähr klar, die Form selbst aber unerhört; denn blinken ist ja gar kein Beiwort. Man ist wirklich in Verlegenheit über die Rechtschreibung dieses Wortes".

Sollte sich Hr. Götzinger hier (und sehr oft auch andern Orts) nicht Schwierigkeit ohne Noth gemacht haben. Blinken ist der substantiv gebrauchte Infinitiv, und man hat: Des Rechten Roß war Silbers Blinken, des Rechten Reiters Roß glich dem Blinken (Helle, Glanze) des Silbers. Die Schreibung des Hrn. Götzinger: „Silbersblinken", ist auch deshalb unstatthaft, weil Silber nie genitivisch componirt. Man erinnere sich an Silberblick, Silbererz u. a. m.

Bei der vierten Strophe, V. 3—6:

Lichtehr erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

hätte Hr. Götzinger merken können, daß „graß, dunkelgelb" den Gegensatz zu „lichtehr" bilden, demnach auf „Ritter", nicht aber auf „Blitz" zu beziehen sein. Noch wunderbarer jedoch dünkt es uns, daß er sagt, man könne auch „Ungewitter" auf „Blitze" beziehen. Wer wird aber jemals sagen: „Dies sind Blitze wie Ungewitter", da vielmehr das Ungewitter die Blitze selbst erst erzeugt. Ungewitter gehört deshalb nothwendig zu Ritter.

Zu Strophe 8, V. 4, bemerkt Hr. Götzinger richtig, daß der gemeine Mann nicht sagt: „Er scheer hin", sondern: „Er schere sich hin"; das „sich" fiel auch wahrscheinlich nur des Verses wegen aus; der Ausdruck bleibt aber deshalb immer tadelswerth.

Die Entstellung, die Strophe 17 im „Vega" erfahren, ist mit Recht getadelt.

Stroph. 21, V. 5—6: Tief birgt sich in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

scheint der Erklärer die rechte Erklärung gerade überhört zu haben, wenn er sagt: „Nach der Satzzeichnung ist Mitte der Accusativ: Es (das Wild) birgt sich in die Mitte des Waldes, in die Gotteshütte des Klausners. Man könnte die Stelle auch so erklären: Tief birgt sichs in der Mitte des Waldes in der Gotteshütte; denn dürfte aber das Komma (hinter Mitte) nicht stehen". Offenbar aber heißt es: Es birgt sich in der Mitte des Waldes in die Hütte des Klausners.

Wenn Hr. Götzinger, Strophe 25, V. 4, unter Fledermaus nicht das Thier, sondern die bekannte kleine schlesische Münze versteht, dem Adler des schlechten Gepräges wegen gewöhnlich eine Fledermaus genannt ward, so mag er vielleicht zwar Bürger's Meinung errathen haben, er hätte jedoch bemerken sollen, daß dies eigentlich doch ein Versehen sei, da der ritterliche Rheingraf diese Kleinigkeit doch schwerlich gekannt haben dürfte, demnach auch diesen Ausdruck nicht brauchen konnte. Allein es ist nicht nothwendig, daß Bürger an jene Münze gedacht habe. Die Fledermaus gilt in alten Fabeln für ein verachtetes Thier, und so kann man die Worte des Rheingrafen auch erklären: „So wenig ich mich um eine Fledermaus kümmere, ebenso wenig kümmere ich mich um gottgeweihte Oerter".

Strophe 28, V. 6, ist Urtheil mit Unrecht getadelt. Bürger gibt hier nur den Volksausdruck für das edlere: „Urtheil", und dachte hier weder an einen Schöppenstuhl noch an sonst eine juridische Anstalt. Auch sagt man ja ein Gottesurtheil, und dies ist hier auch gemeint.

Strophe 36, V. 4—6, fragt bei den Worten:

Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Hr. Götzinger an, was denn dies „sonst" hier bedeute, er verstehe dies nicht recht. Hierauf diene ihm zur Nachricht, daß man „sonst" für: „aus andern Gründe

braucht. Hier aber ist der Grund, weshalb der Jäger schweigt, seine Furcht, das wilde Heer würde ihm Schaden zufügen, wenn er davon spräche. Auf diese einzelnen Anmerkungen läßt Hr. Götzinger noch eine gutdurchgeführte Vergleichung dieser Ballade mit der „Lenore" folgen, die in der That manches Anziehende darbietet.

Schließlich erwähnen wir noch, daß jeder Ballade ein Anhang beigefügt, und in diesem, wo es anders möglich, nachgewiesen ward, von wem, wann und wie der hier behandelte Stoff etwa schon behandelt worden sei. Nicht selten sind diese frühern Behandlungen zur beliebigen Vergleichung wenigstens im Auszug mitgetheilt. So läßt auch in dieser Hinsicht Hrn. Götzinger's fleißige und sorgfältige Arbeit nichts zu wünschen übrig, und Rec. glaubt versichern zu dürfen, daß dies Werk in jeglicher Weise der größten Beachtung des Publicums würdig sei. 190.

Lord Edward Fitzgerald. *)

Die Biographie dieses Hauptes der irländischen Patrioten im Jahre 1798 ist vor Kurzem unter dem Titel: „The life and death of Lord Edward Fitzgerald" (2 Bände), und aus der Feder seines gleich patriotischen wie berühmten Landsmannes Thomas Moore, in London erschienen. Lord Edward Fitzgerald wurde, als fünfter Sohn des Herzogs von Leinster, 1763 geboren; seine Mutter war eine Tochter des Herzogs von Richmond. Zum Kriegsdienste bestimmt, trat er als Lieutenant in das 19. Regiment und ging mit ihm 1781 nach Amerika, wo er sich durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist auszeichnete. Zwei Jahre später kehrte er nach Irland zurück und wurde durch den Herzog von Leinster als Vertreter des Fleckens Athy ins irländische Parlament gebracht, wo er wenig Antheil an den politischen Angelegenheiten nahm. Er war damals nichts Anderes als ein Kriegsmann; sein patriotischer Enthusiasmus reifte erst in der Folge. Liebe zu einer Lady, deren Vater jedoch der Bewährung seiner Wünsche entgegen und selbst durch die Verwendung des Herzogs von Richmond nicht umzustimmen war, verleidete ihm den Aufenthalt im Vaterlande, und er begab sich 1787 wieder nach Amerika zu seinem Regimente, um dort die Beruhigung seines Herzens zu suchen. Von da nach England zurückgekommen, stellte ihn sein Oheim bei Pitt in der Absicht vor, das Commando über eine Expedition gegen Cadix ihm anvertraut zu sehen. Edward, der außerdem schon ein Feind von Allem war, was Nepotismus hieß, wurde durch seine Zurückberufung ins irländische Parlament bewogen, auf diese Pläne nicht einzugehen. Er überwarf sich mit dem Herzog von Richmond, reiste nach Irland, wo ihn jedoch die Parlamentsverhandlungen langweilten, und ging 1792 nach Paris. Was er hier sah, erschien ihm wie die Verwirklichung der dunkeln Traumgestalten, die ihn während seines Aufenthaltes in den amerikanischen Wildnissen zuweilen umgaukelt hatten. Er fühlte sich hingerissen, entzückt vom Glanze der aufgehenden neuen Freiheitssonne. „Auf den Kaffeehäusern, im Theater", schrieb er damals nach England, „begrüßen sich alle Anwesende als Brüder und Kameraden und versichern jeden Fremden: Wir alle sind Brüder, alle Menschen; unsere Siege kommen auch euch, der ganzen Welt zu Gute". — Bei einem öffentlichen Gastmahle, dem er beiwohnte, brachte er sogar revolutionnaire Toasts aus und entkleidete sich feierlichst seines Adels. Die englische Regierung, hiervon sehr bald unterrichtet, ertheilte ihm den Abschied. Während seiner Anwesenheit in Paris vermählte er sich mit der durch ihre Schönheit berühmten Pamela, Tochter der Frau von Genlis und natürlichem Kinde des Herzogs von Orleans. Beglückt durch ihre Liebe, begab er sich mit ihr in sein Vaterland, dessen Märtyrer er werden sollte.

Obgleich er jetzt immer wärmern Theil an den Bestrebungen der Patrioten nahm, trat er doch erst 1796, nachdem die Regierung alle Hoffnung auf parlamentarische Abhülfe vernichtet hatte, mit Emmet, Mac Neven und Arthur O'Connor dem irländischen Plot of patriots bei. Ueberhaupt, scheint es, schritten die Häupter der irländischen Verschwörung nur dann zum Aeußersten, als auf dem gesetzlichen Wege keine Hülfe mehr zu erwarten war. In dem der Regierung später eingehändigten Memorial wird ausdrücklich gesagt, daß im andern Falle die Verbindungen mit Frankreich sogleich abgebrochen worden wären. Fitzgerald wurde an die Spitze der Militaircommission der Verschworenen gestellt, wo er äußerst thätig war, sodaß nach den ihm 1798 im Februar eingereichten Berichten, 500,000 Bewaffnete und als Corps organisirte Männer den Führern der Bewegung aufs erste Signal zu Gebote standen.

Bisher war die Regierung noch nicht im Stande gewesen, sich durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel — und in der Wahl derselben war man eben nicht scrupulös — die Kenntniß der Personen zu verschaffen, welche an der Spitze der Unzufriedenen standen. Zwei ganze Jahre waren über den großen Vorbereitungen verstrichen; viele Tausende wußten darum, man könnte sagen, die ganze Nation war ins Geheimniß gezogen, und kaum so viel war den Machthabern zu Ohren gekommen, als nöthig war, ihnen nur einigen Verdacht einzuflößen. In wenig Wochen wären Heere vor ihren Augen aus dem Boden gewachsen, Irland wäre frei geworden: da machte ein an sich geringfügiger Umstand, die Verlegenheit um eine Geldsumme zur Deckung dringend gefoderter Schuldzahlungen, einen Unwürdigen zum Verräther. Mit einem Fingerzeig entdeckte er der Regierung den ganzen Plan und überantwortete ihr fast alle Häupter der Verschwörung. Es war um die Mitte des März, wo der Verhaftsbefehl in Dublin anlangte, auf welchem auch Lord Fitzgerald's Name stand. Ihm allein gelang es jedoch, den Häschern zu entgehen. Fest entschlossen, das Unternehmen dennoch auszuführen, fand er auf dem Boden des Hauses einer Witwe, dann bei einem Federhändler, Murphy, einen sichern Zufluchtsort. Am 11. Mai erließ die Regierung eine Proclamation, welche eine Belohnung von 1000 Pf. St. für Ueberlieferung seiner Person aussetzte. Längeres Zögern schien den Verschworenen nun verderblich, und der 23. Mai ward zur Entfaltung des Banners der Freiheit bestimmt. Wenig Tage vorher wurde aber Lord Edwards Aufenthaltsort, man weiß nicht wie, entdeckt. Es war schon spät, der Lord hatte sich entkleidet aufs Bett geworfen, und sein Beschirmer Murphy war eben noch einmal in sein Zimmer getreten, um zu fragen, ob ihm noch irgend Etwas gefällig sei, als er mehre Personen die Treppe heraufkommen hört. Indem er sich nach der Thür wendet, tritt schon der Major Swan ins Gemach. Ein Bekannter des Lords, Namens Neilson, war kurz vorher aus dem Hause gegangen und mußte die Thür offen gelassen haben. Noch ehe sich Swan über den Grund seiner Anwesenheit völlig erklären konnte, sprang Lord Edward wie rasend vom Bette auf und stürzte mit einem Dolche, den er in der Nähe verborgen gehalten, auf den Ankömmling los. Dieser feuerte ein Pistol auf ihn ab, fehlte aber. Ein Begleiter des Majors kam jetzt herbei, allein erst nachdem mehre Personen zu Hülfe geeilt und ein zweiter Pistolenschuß des Lords rechten Arm zerschmettert hatte, gelang es, ihn zu binden. Darauf transportirte man ihn mittelst einer offenen Sänfte aufs Schloß, wo ihm die gefundenen Papiere zur Anerkennung vorgelegt wurden, und führte ihn sodann nach Newgate, wo er am 4. Juni 1798 an der empfangenen Wunde starb.

Ihrer Führer auf diese Weise beraubt, ohne andere Talente und gleich fähige Köpfe an ihre Stelle setzen zu können,

*) Vgl. Nr. 322 d. Bl. D. Red.

bewiesen später die Erfolge des rohen, aufopfernden Muthes der irländischen Landleute nur, wie furchtbar ihr Aufstand unter der Leitung erfahrener Männer geworden wäre. 208.

Ueber den Freihafen von Venedig, mit Rücksicht auf den östreichischen Seehandel im Allgemeinen. Nebst einer vergleichenden Uebersicht der Industrieverhältnisse Großbritanniens, Frankreichs und Oestreichs. Von K. J. Czörnig. Wien, Gerold. 1831. 8. 16 Gr.

Es erregte in ganz Europa einen freundlichen Eindruck, als der Kaiser von Oestreich Venedig zu einem Freihafen erhob. Diese Maßregel erschien als eine Art Sühne für die Vernichtung der Unabhängigkeit der uralten Wunderstadt, und man überließ sich der Hoffnung, daß Venedig, dessen gänzlicher Ruin von Unterrichteten vorhergesagt wurde, durch die Freigebung des Handels sich der Wiederkehr des Wohlstandes erfreuen würde. Den Bezirk des Freihafens bildet jener Theil der Lagune, sammt den darin befindlichen Inseln, welcher durch einen, von dem Hafen von Malamocco bis zu jenem von S.-Erasmo gezogenen Halbkreis umschlossen wird, sodaß die beiden Häfen von Lido und Malamocco, die eigentliche Stadt Venedig, Murano, und die zwischen der Stadt und dem Lido di Malamocco befindlichen Inseln innerhalb desselben zu liegen kommen, die entferntern Inseln aber, als Burano, Torcello, Mazzorbo, S.-Erasmo und das Littorale von Palestrina von demselben ausgeschlossen sind; seine Grenze wird durch eine fortlaufende Reihe von Pfählen bezeichnet. Das durch diese Einrichtung begründete Privilegium bezieht sich auf die Freiheit des Handelsverkehrs innerhalb jenes Bezirkes und der völlig zollfreien Ein- und Ausführung aller Waaren. Hiervon sind blos jene Producte, welche sich die Regierung als ein Regal vorbehalten hat, nämlich Salz, Tabak, Salpeter und Schießpulver ausgenommen. Der Verf. widerlegt gründlich die Einwürfe, die man gegen das wahrscheinliche Gedeihen des Freihafens gemacht hat. Daß sich darunter auch der einen ungünstigen Lage befindet, muß uns billig höchst verwundern, denn unsers Wissens gibt es nur wenige Städte, deren Lage für den Handel so günstig ist wie die Venedigs, was auch die Geschichte dieser Stadt vollkommen bewiesen hat. Ohne die eigennützige Politik der venetianischen Regierung wäre Venedig schon seit einem Jahrhundert ein Freihafen. Denn als Karl VI. Triest zum Freihafen erklärte, entspannen sich im Senate zu Venedig lebhafte Debatten, ob nicht, zur Abwendung des durch jene Maßregel der Stadt drohenden Nachtheils, Venedig selbst als ein Freihafen erklärt werden sollte? Zwar fand der Vorschlag warme Vertheidiger, allein er wurde verworfen, weil die Mehrheit entschied, daß sich eine solche Einrichtung mit dem bestehenden Regierungssystem nicht vertrage. Sehr geschickt stellt der Verf. die Besorgniß, daß Triest durch Venedigs freien Handel verlieren müsse, als ungegründet dar. Beide Handelsplätze stehen sich nämlich nicht sowol rivalisirend entgegen, als sie sich vielmehr gegenseitig unterstützen, beide zusammen bilden einen [illegible] Marktplatz für östreichische Ein- und Ausfuhr, eine [illegible]lage für den Durchfuhr- und Zwischenhandel dieser [illegible] hat die Erfahrung der ersten 6 Monate des [illegible] Freihafens jene Besorgniß widerlegt: der [illegible] breitete sich nämlich allmälig aus, während [illegible]hfalls eher eine Zunahme als eine Vermin[illegible]rs bemerkbar macht. Höchst ausführlich schil[illegible]n Handel Venedigs an den Küsten des adria[illegible]tischen Me[illegible] nach der Levante und dem schwarzen Meer, nach Aegypten, nach England, nach Amerika, den übrigen Seehandel, sowie schließlich den Verkehr, der von Venedig aus zu Lande unterhalten wird. Wenn die projectirte Straße von Triest über das Friaul und Tirol in directe Verbindung mit dem südlichen Deutschland gesetzt soll, zu Stande kommen werden, weil die Straße den Venedig nahe liegenden Ort Cavanna berühren wird, auf diesem Wege die Producte Süddeutschlands nach Venedig geschafft und Waaren von hier bezogen werden können. Die Uebersicht der Industrieverhältnisse Großbritanniens, Frankreichs und Oestreichs ist zwar gründlich, bietet aber wenig Neues dar, und insbesondere ist der Industrie über Oestreich mit zu wenig Ausführlichkeit behandelt. Zum Schluß dürfte die Bemerkung sein, daß in dem Kaiserthum Oestreich ebensowol der compacteste ausgedehnteste Grundbesitz, als die möglichste Zerstückelung des unbeweglichen Eigenthums [illegible] den wird. Manche Besitzungen ungarischer Magnaten wetteifern an Größe mit deutschen Herzogthümern, während in Tirol und auf den quarnerischen Inseln die Theilung des Grundeigenthumes den höchsten Grad erreicht hat. Auf der Insel Krk z. B. sind fast alle Einwohner Grund- und Hausbesitzer. Der Verf. sah daselbst mehre Grundstücke, deren jedes seinem [illegible]dern Eigenthümer ¼ Barile (12—13 Mes) Wein als jährlichen Ertrag einbrachte, und auf der Insel Lussin wurde ihm ein Olivenbaum gezeigt, der das Gemeingut dreier Eigenthümer ausmachte. Wie wichtig die Fabrication in Wien ist, beweist unter Andern die Angabe des Verf., daß daselbst nicht als 10,000 Webstühle für Seide fast die ganze Bevölkerung einiger volkreichen Vorstädte in Anspruch nehmen. 184.

Dämmerstunden. Fünf Erzählungen und ein [illegible] Drama in Versen. Von Fr. Fleißmann. Leipzig, Sühring. 1831. Gr. 12. 21 Gr.

Fünf Geschichten von verschiedenem Verf., sämmtlich ohne Beruf geschrieben, als Bilder von Begebenheiten ohne originelle Kraft, als Gedankenwerke ohne Beredtsamkeit. „Das Haus im Thal, oder die wiedergefundene Ehre" vereinigt die gewöhnlichsten Elemente des Romans zu einer breiten, nichtssagenden Erzählung. Die „Baderreise", von Theodora, soll launig sein und ist ein wahres Schlafpulver. „Natalie, oder das schiefe Verhältniß" ist nicht minder langweilig, aber noch etwas ärgerer; ein Mädchen, die nicht liebt, liebt plötzlich, als sie [illegible] Liebhaber am Rande des Grabes erblickt. Die „Schimmelreiter" ist darin besser, daß sie kürzer ist. Die „Weihnachtsnacht" ist eine Kindergeschichte, ohne allen Werth, geschrieben, um das Papier füllen. Das Drama in Versen: „Der Bildhauer" macht schon als solches etwas mehr Ansprüche, ohne sie zu befriedigen. Probe: 1. Scene.

Mutter.

Alwine, komm, verscheuch aus meinem Herzen
Die Ahnung, die so lang mich schon gequält,
Von der ich dir bisher noch nichts erzählt.
Die Sorgen, die so nagen, die so schmerzen!

Man sieht, eine Ahnungsgeschichte, eine Variation auf „Neunundzwanzigsten Februar" und Consorten. Ein Nebenbuhler schießt nach Alwinen, fehlt sie, betrat das, und [illegible] Einsegnung schließt der Scene mit folgenden Worten:

Nichts mehr beseliget — folgt stets dem schönen Triebe —
Den Menschen — als die Menschenliebe.

Welche Vorstellung müssen Verf., Herausgeber und Leser [illegible] dem dermaligen Stande der deutschen Literatur haben, [illegible] geglaubt haben, dieser durch ein solches Machwerk [illegible] zu müssen!

Das Register zum Jahrgang 1831 ist unter der Presse und wird im Laufe des [illegible] Januar nachgeliefert werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nr. 351. Description du Tubet, traduite partiellement du chinois en russe par le père H. Bitschourin, et du russe en français par M***, soigneusement revue et corrigée sur l'original chinois, complétée et accompagnée de notes par M. Klaproth. — Correspondenznachrichten aus Berlin.

352. Description du Tubet, traduite partiellement du chinois en russe par le père H. Bitschourin etc. (Beschluß.) — Flugschriften, zunächst Baden betreffend. (1. Petition an die badische zweite Kammer der Landstände vom Jahr 1831 für Aufhebung des Cölibatgesetzes. 2. Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes zur bestmöglichsten Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit, von C. T. Welcker. 3. Die preußische Mauth und die badischen Kammern. 4. Kritik des badischen Gesetzentwurfes über Preßfreiheit. 5. Ueber die Principien der Preßfreiheitsgesetzgebung als Rechtsschutz für die Wahrheitsfreiheit. Zeitwägende Bemerkungen und Vorschläge praktischen und rechtlichen Inhalts von Paulus. 6. Auch ein Paar Worte über die Motion des Abgeordneten Welcker auf eine constitutionnellere, weniger kostspielige und mehr sichernde Wehrverfassung. Von einem badischen Offizier.) — Wegweiser zur Literatur der Waisenpflege, des Volkserziehungswesens, der Armenfürsorge, des Wetterwesens und der Gefängnißkunde. Von J. B. Ristelhüber. — Notizen.

353. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Dritter Artikel. (Holdrian, ein Sommermärchen in sechs Gesängen, und Die Wittschrift. Lies mich. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. Gedenke mein. Huldigung den Frauen. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Phantasiegemälde.) — Flugschriften, zunächst Baden betreffend. (Beschluß.) — Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Hollands. Ein Vortrag bei der Versammlung der deutschen Naturforscher im September 1830, von J. M. Lappenberg.

354. Taschenbücher auf das Jahr 1832. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Der Polarschrein, oder: Das Nordlicht. Nach einer neuen naturgemäßen Theorie erklärt von G. Dieterar. — Notizen.

[illegible], herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweiter Artikel. — Kleinere deutsche politische Literatur. (1. Europas Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. 2. Europa. Eine monatliche Uebersicht der politischen Begebenheiten dieses Welttheils. Drittes Heft. Die Begebenheiten des Monats Juni 1831 enthaltend. 3. Deutschlands Einheit; oder: Worin kann und soll sie bestehen? Allen deutschen Patrioten gewidmet von T. Frey. 4. Preußen, oder Andeutungen über die politische Richtung, welche Preußen nothwendig nehmen muß. Von einem Preußen. 5. Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Zweite und dritte Lieferung. 6. Des Volkes Leben. Ein Versuch zur Befreundung der Regierenden und der Regierten von K. G. Bauer. 7. Was erwartet das constitutionnelle Leben von dem Juristen, und was hat der Juristenstand von dem constitutionnellen Leben zu erwarten? Oder: Stellung des Juristen in dem constitutionnellen Staate. Von J. Zentner. 8. Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Von F. v. Wimpfen. 9. Paradoxen der Zeit. Wunderliche Dinge in Religion, Theologie und Kirchenthum. Jesuiten-Spuke. Politische Curiositäten. Das Preß-Unwesen. Ungemeines im gemeinen Leben. Abenteuer in der Schriftstellerei. Fragen beim Erziehungs-, Unterrichts- und Universitätswesen.) — Notiz.

356. Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Kleinere deutsche politische Literatur. (Beschluß.)

357. Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Neueste englische Literatur. (Schöne Literatur. 1. Jacqueline of Holland, a historical tale. By T. C. Grattan. 3 Bände. 2. The club-book: being original tales etc. Edited by the author of „The Dominie's legacy". 3 Bände. 3. Unimore: a dream of the Highlands. By Wilson. 4. The history of english dramatic poetry to the time of Shakspeare, and annals of the stage to the restauration. By J. P. Collier. 3 Bände. 5. The lives of the players. By J. Galt. 2 Bände. Uebersetzung. The Orlando furioso. Translated into english verse, from the Italian of L. Ariosto; with notes. By W. S. Rose.) — Cholera.

358. Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Taubmanniana, oder des launigen wittenberger Professors Friedrich Taubmann, aus Menschen, Leben, Einfälle und Schriftproben. Kritisch bearbeitet und den lieben Manfesern gewidmet vom Prof. Oertel in Ansbach. — Correspondenznachrichten aus München.

359. Englische Geschichtschreiber. — Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Zweites Heft. Die Ergebnisse der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen und die andern geheimen Verbindungen in Deutschland bis zur Errichtung der mainzer Commission. Herausgegeben von Dr. Rochholz. Drittes Heft. Die Generaluntersuchungscommission zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestagsbeschlusses vom 20. Sept. 1819; von R. Hug.

360. Englische Geschichtschreiber. (Fortsetzung.) — Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Zweites und drittes Heft. (Beschluß.) — Was spricht für und wider die Meinung, daß der Erdball und alles Geschirr auch durch ein eigenthümliches Weltkörperleben den Schöpfer verherrlicht.

361. Englische Geschichtschreiber. (Beschluß.) — Immanuel Kant's Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß. Nach [illegible] dessen Vorlesungen [illegible] herausgegeben von F. G. Starke. — Notiz.

Beilage Nr. 30. Geschichte der christlichen Religion für die Gebildeten unter ihren Bekennern, von K. J. Hommel. 2 Bände.

362. Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. Erster Theil. — Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen.

363. Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Abtheil. (Fortsetzung.) — Romeo von Este und ihre Töchter: Anna von Gulfe, Lucretia von Nobino und Leonore von Este. Von E. Münch. Erster Band. — Bemerkungen und Erinnerungen. — Notiz.

364. Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Theil. (Fortsetzung.) — August Hermann Niemeyer, zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Herausgegeben von A. Jacobs und nach dessen Tode vollendet von J. G. Gruber. — Notiz.

365. Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Erster Theil. (Beschluß.) — Lord Edward Fitzgerald. — Ueber den Freihafen von Venedig, mit Rücksicht auf den österreichischen Seehandel im Allgemeinen. Mehst einer vergleichenden Uebersicht der Zolltarifverhältnisse Großbritanniens, Frankreichs und Oesterreichs. Von K. J. Grünig. — Dämmerstunden. Fünf Erzählungen und ein vieraktiges Drama in Versen. Von J. Fleißmann.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Offenes Sendschreiben zur Vertheidigung der Petition um Presse- und Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach an den Verf. der Schrift: „Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages. Erfodert sie die Oeffentlichkeit der Sitzungen?" 8. Geh. 4 Gr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmalz (Theodor), Die Wissenschaft des natürlichen Rechts. Gr. 8. 14½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reine Arzneimittellehre von Dr. *Karl Georg Christian Hartlaub* und Dr. *Karl Friedrich Trinks*. Dritter Band. Gr. 8. 23 Bogen auf gutem Druckpapier. 2 Thlr.

Der erste und zweite Band (1828—29) kosten auch jetzt noch jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

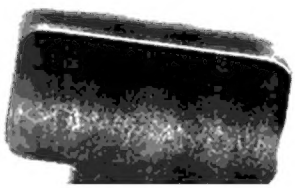
Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Gr., oder 18 Kr. Rhein.

Diese Schrift kann als eine Einleitung und Vorschule zu jeder andern Geographie benutzt werden. Der Preis ist so billig wie möglich gesetzt, um aber die Einführung in Schulen zu erleichtern, bewillige ich auf 25 Ex. bar auf 50 Ex. acht Freiex., welche Vortheile von jeder Buchhandlung in Anspruch genommen werden können.

Leipzig, im Dezember 1831.

F. A. Brockhaus.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3527

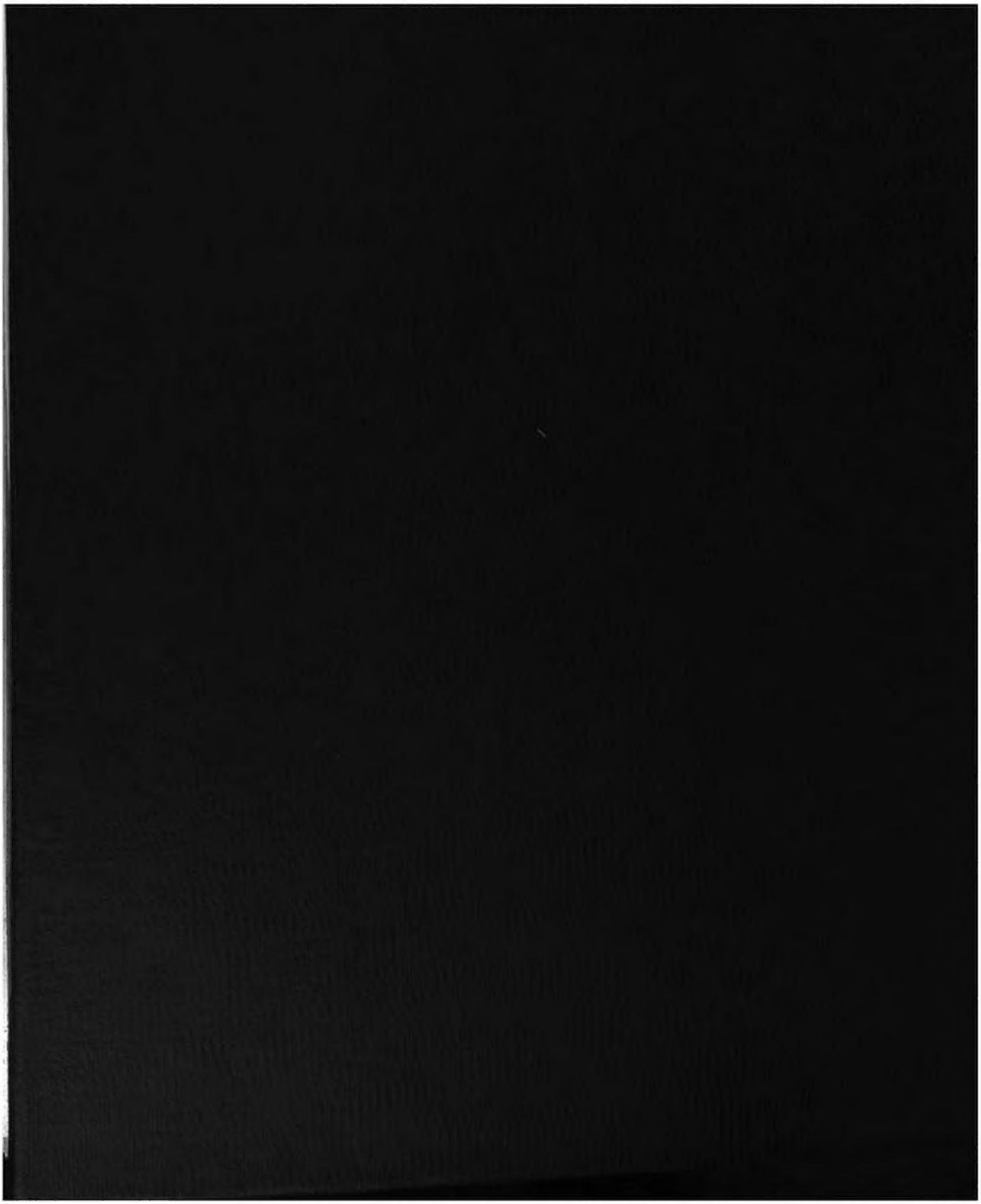


Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3527

Digitized by Google



Digitized by Google